Der

Geist des heiligen Paulus.

Gedanken dieses grossen Apostels
über
das christliche Leben.

Ein
Andachtsbuch für alle Christen,
auf
alle Tage des Monats.

Herausgegeben
von
Friedrich Bruckbräu.

Sulzbach,
in des Kommerzienraths J. E. v. Seidel Kunst- u. Buchh.
1825.

„Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus
„deinem ganzen Herzen aus deiner ganzen
„Seele, und aus deinem ganzen Gemuthe.“—

Dieſs ist das gröſste und erste Gebot.

Das andere aber ist diesem gleich:

„Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich
selbst.“ —

Ein grösseres Gebot, als dieses, giebt es nicht.

c Wied.

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1711 erhielt Anton Briasson, Buchhändler in Lyon, ein Privilegium gegen den Nachdruck des Andachtsbuches: „Der Geist des heiligen Paulus“ — und zwar bei Strafe der Konfiskation und einer Geldbuſse von tausend Livres, und im Jahre 1712 wurde bereits die vierte Auflage vergriffen, gewiſs ein sprechenderes Zeugniſs für den innern Werth dieses Büchleins, als die erkauften Lobhudeleien in den Literaturblättern unserer Zeit, die doch dem verdienstlosen Werke keinen Beifall verbürgen können. Die ewigen Grundwahrheiten der christlichen Religion, die uns der heilige Paulus in dem schmucklosen Kleide der Einfalt lehret, sind aber auch von so göttlicher Natur, daſs der mit Glauben, Liebe und Hoffnung betende Mensch, Besonnenheit im Glücke, Trost im Unglücke, und himmlischen Balsam für die Leiden des Gemüthes darin finden kann. Hier ist von keinem Glanze in den Ausdrücken die Rede, von keiner gewählten, kunstreichen Sprache, die durch mahlerische Worte täuschet, und die Sinne besticht, von keiner gelehrten Sprache, die man nur im Besitze der nöthigen Vorkenntnisse verstehen kann, von keinem Doppelsinne, den die Spitzfindigkeit nach Belieben auslegen würde, — sondern einleuchtend für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, erstreckt sich der wohlthätige Einfluſs dieser heiligen Wahrheiten auf alle vernünftigen Wesen, und auf alle Zeiten der Welt.

Der Herausgeber hat in seinem Leben schon so manche schwere Heimsuchung erduldet, und kein irdisches Mittel hat ihn getröstet, und die philosophischen Lehrsätze aller Sekten haben weder seine Thränen getrocknet, noch Balsam in die offenen Wunden geträufelt; ein gottvertrauender Blick in dieses fromme Büchlein aber war hinreichend, das vor Gram brechende Herz mit geistiger Kraft zu stärken, damit es lebe und trage nach den heiligen Rathschlüssen des ewigen Gottes! Darum wünschet der Herausgeber, daſs dieses Büchlein in den Händen eines jeden frommen Christen seyn möge, damit es ihn lehre, leite, tröste, und in den Bedrängnissen des Lebens nicht verlasse; darum hat er es in unsere liebe deutsche Muttersprache umgewandelt, daſs es dem Geringsten unserer deutschen Brüder ein tröstender, rathender Engel werden, ihn durch die Irrpfade des wechselnden Lebens geleiten, und gereiniget von sündhaften Schwächen durch die Pforten des Grabes in die Unsterblichkeit nach der Gnade und Barmherzigkeit Gottes einführen möge! —

München im December 1825.

Vorrede des Verfassers.

Da nach der Meinung des heil. Paulus nichts nützlicher und geeigneter ist, als die heilige Schrift, uns zu lehren, wie wir uns selbst überwinden, bessern, in den Pflichten der christlichen Gerechtigkeit unterrichten, und in der Uebung guter Werke benehmen sollen: und da wir nach dem Evangelium kein Buch haben, das uns die Lehre Jesu Christi so gut darstellet, als dieser Apostel, so konnte ich ohne Zweifel nichts bessers thun, als den Geist seiner Briefe zu sammeln, und ihn den heiligen Seelen mitzutheilen, die zum Selbstlesen nicht Muse haben, und in dieser kleinen Sammlung nicht nur das finden werden, was ihnen eine Sehnsucht einflöſset, an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, sondern auch, was sie in diesem glücklichen Stande erhalten kann, durch die Ausdauer: indem sie täglich 2 Tim. 3. 16.

bei sich selbst diesen Geist des heiligen Paulus erneuern, der von Eifer und Begierde brannte, für die Verherrlichung Jesu Christi und für sein eigenes Heil.

1 Cor. 11, 1. Er also ist es, nach Jesum Christum, den wir für das Muster unsers Lebens und Benehmens wählen sollen, weil er uns räth, Ihm nachzuahmen, 1 Cor. 7, 7. wie er Ihm nachahmte in dem seinigen: und der keine gröſsere Lust wuſste, als zu sehen, daſs alle Gläubigen Ihm glichen; Er soll unser Meister seyn im geistigen Leben, weil Gott diese Eigenschaft mit jener des Fürsten der Apostel in seiner Person ver- 2 Tim. 1, 11. bunden hat, und weil uns dieser grosse Mann in seinen Schriften so erhabene Vorschriften dazu giebt, indem er uns den wahren Weg zeigt, den wir wandeln sollen, ohne Furcht uns zu verirren.

2 Tim. 4, 3. Es scheint, daſs er die Zeit, in der wir leben, voraus sah, da er sich beklagt, daſs die meisten Christen die hei-

lige Lehre nicht mehr vertragen, sondern um in ihrem unchristlichen Leben fortzufahren, sich Lehrer und Leiter wählen, die ihren bösen Lüsten gefällig fröhnen, und durch ihre Reden, statt sie zu belehren, nur ihren Ohren schmeicheln.

Von ganz anderer Art ist der heilige Paulus; obgleich er nicht die Feinheit besitzt, die man ihm wünschen möchte, so darf ich doch eine gute Aufnahme für ihn hoffen, weil dieser, der uns lehret, derselbe ist, den Jesus Christus selbst unterrichten wollte, indem er ihn, nach einem Rufe besonderer Art, bis in den dritten Himmel erhob, und dessen Lehre um so mächtiger ist, weil sie schmucklos ist, und weder künstlicher Ueberredung, noch philosophischer Grübeleien bedarf, um Eingang zu finden in unsern Geist.

2 Cor. 10, 10.

2 Cor. 12, 4.

1 Cor. 2, 4.

Seine Erhabenheit und sein Scharfsinn dürfen dich nicht entmuthigen,

da ich dich in dieser kleinen Sammlung,
die man einen Abriſs der ganzen Moral
des heiligen Paulus nennen kann, da-
1 Cor. mit vertraut machte, und wie einst der
3, 2. göttliche Meister so viele Güte und
Willfährigkeit für seine Schüler hatte,
Thess. daſs Er mit ihnen in der weisesten
2, 7. Herablassung umgieng, so wirst du
auch hier es finden. Hier findest Du
auserlesene Gedanken, angemessen dem
Stande, wozu dich Gott berufen hat,
er sey nun was immer für einer. Ich
gebe dir nun seine Worte, ohne etwas
daran geändert zu haben, ausser eini-
gen sehr wenigen Stellen, die ich durch
eine Art von Umschreibung erklären
muſste, um sie verständlicher zu ma-
chen, und auſser einigen Worten, die
ich hinzufügte, um in den Vortrag eine
verbindende Gedankenfolge zu bringen.

Wähle dir täglich einen kleinen Augenblick, um dich von allen andern Dingen los zu machen. um die Lehren des göttlichen Meisters zu hören, und sie in deinem Herzen aufzunehmen mit der tiefſten Ehrfurcht. Denn wie Gott mit wenig Worten Grosses erschaffet, so sagt dir auch sein Nachfolger Paulus herrliche Dinge mit wenig Worten.

Verweile vorzüglich bei der Anwendung, die jeden Tag schlieſst, und die beinahe ganz aus diesem Apostel oder aus dem Evangelium genommen ist, um dir zum genauen Auszuge dessen zu dienen, was du gelesen hast, weil das Nachdenken über diese drei Betrachtungen gewiſs geeignet seyn wird, dich zur Vollkommenheit zu führen; deſswegen hab ich den Gegenstand so eingetheilt, daſs er dich über alle Stufen oder Wege des geistigen Lebens führt. Die ersten Stufen geleiten dich auf den reinigenden Weg, geeignet für die Seelen, welche erst beginnen, sich der Ausübung der Tugend zu weihen. Dann folget der erleuchtende Weg für jene, die hierin schon einige Fortschritte gemacht haben, endlich der mit Gott vereinigende Weg für Alle, die schon weit voran sind. Auch hab' ich sie so geordnet, daſs sie zur zehntägigen einsamen Andacht dienen: in diesem Falle wird der Vortrag von drei Tagen auf einen Tag genommen, (zwei Morgens, und einen Abends), hinreichenden Stoff zur Erbauung in diesen zehn Tagen geben, ohne nöthig zu haben, Tim. 4. 15. den Geist mit langem Lesen zu ermüden, das ihn öfter trübet als erhellet. Endlich, um mit unserm Apostel zu schlieſsen: Denke oft nach über diese Lehren, und mögen sie dich fortwährend beschäftigen, damit dein Fortschreiten in der Vollkommenheit jedermann offenbar werde!

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers . . III
Vorrede des Verfassers . . . V
Erstes Gebeth 1
Von der Bestimmung des Christen . 2
Von der Selbstkenntniſs . . . 5
Vom Glauben und von der Erkenntniſs
Gottes 8
Von der Furcht Gottes . . . 12
Vom jüngsten Gerichte . . . 15
Vom Paradiese 18
Von der Vermeidung der Sünde . . 21
Von der Standhaftigkeit . . . 25
Von dem Verlangen nach Vollkommenheit 28
Von der Reinheit des Gewissens . . 31
Von der Abtödtung 34
Von der Demuth 37
Von den guten Werken . . . 40
Von der Verachtung der Welt . . 43
Von der Sorge für dein Heil . . 46
Vom Umgange 49
Von der Geduld 52
Von der Beobachtung der Gebote Gottes 55
Vom guten Beispiele 58

Von den Versuchungen . . . 61
Von der Gegenwart Gottes . . . 64
Von der Nächstenliebe . . . 67
Von der Liebe Gottes . . . 70
Vom Gebethe 73
Von der Wohlthat der Gnade . . 76
Von der Andacht 79
Vom Vertrauen auf Gott . . . 82
Von der Reinheit der Absicht . . 85
Von der Liebe Jesu Christi für die Menschen 87
Von der Nachahmung Jesu Christi . 90
Von der Anwendung der Zeit . . 93
Schluſsgebeth 96

Erstes

Erstes Gebeth.

Mein Gott, ich bitte Dich, den Geist, welchem Dein hochbeglückter Apostel Paulus gedient hat, in mir zu entzünden, damit ich, — von diesem Geiste erfüllt, das zu lieben strebe, was Er geliebt, und das zu üben, was Er gelehrt hat, durch Unsern Herrn Jesum Christum, Amen! —

Von der Bestimmung des Christen.

1.

Nichts ist vermögender uns zu Gott zu
erheben, als die Betrachtung, daſs wir seine
Eph. Geschöpfe sind, neu geschaffen durch Je-
2, 10. sum Christum zu guten Werken, wozu uns
Gott vorbereitet hat, daſs wir darin wan-
deln sollen. Und Jesus Christus ist für uns
2 Cor. nur gestorben, damit wir nicht nur uns
5, 15. selbst, sondern dem leben, der für uns
gestorben und auferstanden ist.

2.

Eph. Gott hat uns vorherbestimmt, uns
1, 5. durch Jesum Christum, als seine Kinder an-
zunehmen, nach dem Wohlgefallen seines
v. 6. Willens, zum Preise seiner herrlichen
Gnade, womit Er uns begnadiget hat in
seinem geliebten Sohne, in welchem wir
v. 7. die Erlösung haben durch Sein Blut, und
die Vergebung unserer Sünden, nach dem

Reichthume Seiner Gnade, welche Er über
uns in Fülle ausgegossen hat.

3.

Er hat uns selig gemacht, nicht um Tit.
der Werke der Gerechtigkeit willen, die 3, 5.
wir gethan, sondern nach Seiner Barmherzigkeit
durch die Taufe, worin unsere Seelen
von ihren Sünden gereiniget und erneuert v. 6.
wurden durch den heiligen Geist,
den wir dort empfangen haben, und den
Er reichlich über uns ausgegossen durch v. 7.
Jesum Christum unsern Heiland, damit
wir gerechtfertiget durch Seine Gnade
Seine Erben werden und das ewige Leben
hoffen mögen.

Weil Jesus Christus der Weg ist, Joan.
der zum wahren Leben, unserm letzten 14, 6.
Ziele, führet, so schliefse dich Ihm an, Röm.
so fest als du die Versicherung wünschest, 8, 3.
dahin zu gelangen, indem Du Dich niemals
davon entfernest, welches Hindernifs sich
auch entgegensetzen möge. Denn so Du
auch noch so wenig von Ihm Dich trennest,
wirst Du niemals dahin gelangen.

Geboth.

Mein Gott, die Gnade, die Du mir erwiesen hast, mich von Ewigkeit an in der Absicht auszuersehen, mich zum Christenthume zu berufen, ist so groſs, daſs ich nicht im Stande bin, sie würdig zu erkennen; denn ohne sie bin ich im Grunde nichts. Deſswegen, mein Gott, da ich durch sie ganz Dir mich weihe, genehmige, daſs ich in ihr mich heilige, dergestalt, daſs ich Dir treu diene, daſs ich nichts als Dich denke, daſs ich nur für Dich handle, daſs ich von einer so erhabenen Bestimmung nicht abweiche; für Dich allein bin ich, Du allein wirst einst meine Belohnung seyn in dieser Welt und in der Ewigkeit. —

Von der Selbstkenntniſs.

1.

Räthselhafte Bestimmung des Menschen!
Denn, so ich mich selbst betrachte, hab' Rom.
ich nicht Ursache mich zu erniedrigen? 7, 21.
Indem ich, als innerer Mensch, an dem v. 23.
Gebote Jesu Christi Wohlgefallen habe,
fühle ich in mir ein anderes Gesetz, wel- v. 24.
ches dem Gesetze meines Geistes entgegen-
kämpft, und mich unter dem Gesetze der
Sünde gefangen hält. Wer wird mich nun
erlösen von dem Leibe dieses schimpflichen
Todes? Ach! ich bin so schwach, daſs mir v. Cor.
die Kraft dazu gebricht, nur die Gnade 15, 10.
Gottes allein kann es an mir vollbringen.

2.

Ich weiſs, daſs in mir, das heiſst in Rom.
meinem Fleische, das Gute nicht wohnet; 7, 18.
denn wahrlich, ich habe den Willen, das
Gute zu thun, aber ich finde in mir kein
Mittel, es zu vollbringen, und diese Sehn-
sucht vollkommen zu stillen. Und daher
kömmt es, daſs ich das Gute nicht thue,

Gal. das ich will, sondern das Böse, das ich
6, 3. nicht will. Derjenige ist also sehr unglücklich
und betrügt sich selbst, der nichts
ist, jedoch sich einbildet, er sey etwas.

3.

1 Cor. Was hast du wohl, das du nicht von
4, 7. Gott empfangen hättest? Hast du es aber
empfangen, warum rühmst du dich, als
2 Cor. wäre es dir nicht gegeben worden? Und
3, 5. wenn wir nicht fähig sind, einen guten
Gedanken aus uns selbst zu bilden, sondern
alle unsere Tüchtigkeit von Gott
kömmt: werden wir wagen zu glauben,
daſs wir etwas Grosses ausführen können,
da wir nicht fähig sind, die geringste
Sache zu vollbringen?

Da man sich selbst kennen muſs,
bevor man Gott kennt, so sey bemüht,
dich selbst zu kennen, und du wirst demüthiger
werden. Und wie Gott den Demüthigen
sich wohlgefällig mittheilt, wird
er auch von Dir sich erkennen lassen.
Lib. 1, Sprich also oft mit dem heiligen Augustin:
sol. c. 1. Mein Gott, erweise mir diese Gunst, daſs
ich Dich kenne, und daſs ich mich kenne! —

Gebeth.

Herr, ich kann die Fügung Deines göttlichen Willens in meiner Führung nicht besser erkennen, als an der Neigung, die ich habe, mich selbst zu lobpreisen; Du hast mir einen Leib gegeben, der mir grosse Ursache giebt, mich zu erniedrigen, da ich durch seine Natur so vielen Schwächen und Unordnungen unterworfen bin, und eine Seele, von so vielen Leidenschaften beherrscht, daſs sie Dein Bild, welches Du in sie eingegraben hast, zu vertilgen scheinen. Erweise mir demnach die Gnade, mich in dem Entschlusse zu stärken, den ich hiemit fasse, nicht mehr dem Fleische und Blute, sondern dem Geiste zu leben, um dir nur mehr im Geiste und in der Wahrheit zu leben. —

Vom Glauben
und
von der Erkenntniſs Gottes.

1.

Heb. 10, 38. Mein Gerechter lebt aus dem Glauben,
sagt Gott, und wenn er davon abweicht,
so werde ich keinen Gefallen an ihm haben.
Wahrlich, ohne Glauben ist es unmöglich,
Gott zu gefallen: Denn wer
sich ihm nähert, muſs glauben, daſs ein
v. 1. Gott ist, und daſs er diejenigen belohnt,
die ihn suchen. Was kannst Du hoffen,
Röm. 3, 22. ohne den Glauben, da er die Stütze der
Dinge ist, die wir hoffen, und die offenbare
Gewiſsheit derjenigen, die wir nicht
sehen, und durch ihn die Gerechtigkeit
Gottes sich ohne Unterschied über Alle ausbreitet,
und über alle diejenigen, so an
ihn glauben.

2.

Was man von Gott wissen kann,
Röm. 1, 19. ist dir bekannt, und Gott hat es dir ge-

offenbaret; denn seine unsichtbare Gröſse v. 20.
kennen die Menschen durch die sichtbaren
Dinge, die er auf der Welt als Zeugen seiner ewigen Kraft und Gottheit erschaffen
hat. Da aber unser Geist zu schwach ist,
sie begreifen zu können, so begnüge Dich
auszurufen: O Tiefe des Reichthums, der Röm.
Weisheit, und der Erkenntniſs Gottes! 11, 33.
Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie
unerforschlich seine Wege!

3.

Der fleischlichgesinnte Mensch, und wer
nur menschliche Empfindungen hat, findet 1 Cor.
an den Wirkungen des Geistes Gottes kein 2, 14.
Gefallen, denn sie scheinen ihm eine Thorheit, und er kann sie nicht verstehen, weil
man geistig darüber urtheilen muſs, und
weil sie sich nur durch den Geist Gottes 1 Tim.
unterscheiden; folge also diesem Geiste, 3, 15.
damit Du wissest, wie Du Dich im Hause
Gottes zu benehmen habest, das die Kirche
des lebendigen Gottes ist, die Säule und 1 Tim.
Stütze der Wahrheit, und vermeide die 2, 16.
leeren und nichtigen Neuerungen der Lehr-

sätze, die nur immer mehr und mehr die Gottlosigkeit verstärken.

Eph. 1, 17. Bitte den Vater der Herrlichkeit, daſs er dir seinen Geist und seine Weisheit verleihe, und seine Erkenntniſs Dir aufschliesse, indem er Dich je mehr und mehr im Glauben stärket. Und danke Ihm für die erwiesene Gnade, Dich zum Christenthume berufen zu haben, betheuernd, lieber tausendmal zu sterben, als die Lehre der christlichen Kirche nicht auf das genaueste zu befolgen.

Gebeth.

Mein Gott, der Du mich zum Christen machtest, um Dich zu erkennen und zu lieben, mach, wenn es Dir gefällt, durch Deine Güte, daſs ich nun, da ich die Wohlthat genieſse, Dich durch den Glauben zu kennen, die Lehren desselben so gut befolgen könne, daſs ich niemals mich von diesem Glauben trennen und ihn bis zum letzten

Augenblicke meines Lebens bewahre, damit ich ankommen dürfe in dem Orte Deiner Wohnung, um Dich dort zu schauen, nicht mehr unter dem Schleier des Glaubens, sondern von Angesicht zu Angesicht, und dort die Schönheiten Deiner Größe und Deiner Herrlichkeit zu bewundern!

Von der Furcht Gottes.

1.

Ist etwas in Dir, dessen Du versichert seyn
1 Cor. kannst? Denn ob Du Dir gleich keiner
4, 4. Schuld bewuſst bist, so bist du darum doch
nicht gerechtfertiget, denn der Dich rich-
2 Cor. tet, das ist der Herr. Reinige dich also
7, 1. von aller Befleckung des Fleisches und des
Geistes, und vollbringe das Werk Deiner
Heiligung in der Furcht Gottes.

2.

Ibid. Eine gottgefällige Traurigkeit bewirket
v. 10. Sinnesänderung zum Heile, aber die Trau-
rigkeit nach dem Sinne der Welt, bewir-
ket, als eine menschliche Leidenschaft, den
Tod, indem sie den Sünder zur Verzweif-
v. 11. lung bringt. Denn sieh, welch' eine grös-
sere Sorgfalt für dein Heil hat diese gott-
gefällige Traurigkeit in dir bewirket: und
wie sehr hat sie deinen Eifer, recht zu
handeln, und die Furcht vor dem Zorne
Gottes, erhöht? Wäre auch die Zahl der
Gläubigen, wie der Sand am Meere, so

werden deren doch nur sehr Wenige seelig werden.

3.

Ach, wie Viele gehen täglich zu Grunde, und stehst du aufrecht durch den Glauben, so sey nicht stolz, sondern fürchte Dich! Denn hat Gott der Israeliten, dieser natürlichen Zweige des geheimen Oelbaumes, nicht geschont, weil sie ihn nicht hören wollten, so möchte Er auch Deiner nicht schonen. So sieh denn die Güte und Strenge v. 22.
Gottes: seine Strenge gegen die Gefallenen, seine Güte gegen Dich, wenn anders Du des Standes, in welchen Er Dich gesetzt hat, Dich nicht unwürdig beweisest, sonst wirst Du eben so abgehauen, wie die Andern.

Hüte Dich, Dein Herz gegen die Stimme Heb.
Gottes, die in Deinem Innern spricht, gleich 3. 7.
den Israeliten in der Wüste, zu verhärten, und je sicherer Du Dich glaubest, desto mehr fürchte zu fallen, indem Du zu viel auf Dich bauest, und daſs Gott, der Deine Einbildung sieht, seine Gnade nicht von Dir abwende, ohne deren Beistand du unfehlbar verloren gehest.

Gebeth.

Mein Gott, verbreite in mir deinen Geist der Furcht, der mich abhalte, Dich zu beleidigen, und mich meine Sünden mehr als alle Uebel dieses Lebens fürchten mache. Diese einzige Betrachtung zerknirsche mein Herz, und lasse mich Deinen Beistand immer nachdrücklicher anrufen, so oft sich die mindeste Gelegenheit zeiget, irgend einen Fehler zu begehen: sie diene mir als ein Mittel gegen meine Schwächen, um zu überwinden, was meinem Heile sich könnte entgegenstellen!

Vom jüngsten Gericht.

1.

Gott hat sich einen Tag vorbehalten, wo 2 Cor.
wir alle vor dem Richterstuhle Jesu Christi 5, 10.
erscheinen müssen, damit jeder empfange,
je nachdem er gehandelt, der Lohn für Gutes,
die Strafe für Böses, da der Herr das 1 Cor.
im Finstern Verborgene ans Licht bringen, 4, 5.
und die Anschläge der Herzen offenbaren
wird, und dann wird einem jeden sein Lob
werden von Gott für die guten Werke,
die er gethan hat. Sey also ergriffen von 1 Cor.
diesem furchtbaren Tage, und bemühe dich, 5, 11.
ihn deinem Geiste einzuprägen.

2.

Jesus Christus wird vom Himmel herab, 1 Thes.
offenbar werden mit den Engeln seiner 1, 7.
Macht, in Feuerflammen Rache zu nehmen
an denen, die Gott nicht kennen, und dem
Evangelio unsers Herrn Jesu Christi nicht
gehorchen, welche dann mit dem ewigen

Verderben gestraft werden, vor dem Herrn,
v. 10. wenn Er kommt in der Glorie seiner
Macht, um sich zu verherrlichen in seinen
Heiligen, und bewundert zu werden von
allen Gläubigen.

3.

Röm. 2, 11. Bey Gott gilt kein Ansehen der Person,
Ibid. und er wird das ewige Leben denen geben,
v. 7. welche mit Beharrlichkeit in dem guten
Werke nach Herrlichkeit und Ehre und
v. 8. Unsterblichkeit trachten; denen aber, die
widerspenstig und der Wahrheit ungehorsam,
der Ungerechtigkeit aber ergeben sind,
v. 9. Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst
werden über diejenigen kommen, die Böses
v. 10. thun, Herrlichkeit aber, und Ehre und
Frieden werden jene belohnen, die Gutes
thun, und der Tugend folgen. Denke oft
an diesen schrecklichen Tag, der Dich überraschen
kann, da du seiner am wenigsten
1 Cor. 11, 31. gedenkest, und willst Du bei diesem Gerichte
nicht gerichtet werden, so muſst Du
ihm zuvorkommen, indem Du Dich zum
Voraus selbst richtest.

Gebeth.

O furchtbarer Richter, wenn die Himmel nicht rein sind vor Deinen Augen, und Du selbst an Deinen Engeln zu tadeln fandest: wie sehr muſs ich Dein Gericht fürchten, der ich so vielen Vergehen unterworfen bin? Erweise mir die Gnade, ihm zuvorzukommen, indem ich mich selbst richte in meinen Worten, Werken und Gedanken, ohne mir zu schmeicheln, und mich selbst strafe durch die Buſse, um den Leiden zuvorzukommen, die ich im andern Leben dulden müſste, und mich würdig zu machen, in die Zahl der Gebenedeiten von deinem himmlischen Vater berufen zu werden!

Vom Paradiese.

1.

1 Cor. Entfernt vom Aufenthalte der Seeligen,
15, 19. ohne andere Hoffnungen durch den Glauben
an Jesum Christum, als für dieses Leben
und die gegenwärtigen Güter, würden wir
die elendesten Wesen der Welt seyn.
2 Cor. Deſswegen seufzen wir ohne Aufhören
5, 2. nach dieser himmlischen Behausung, voll
Sehnsucht, mit Unsterblichkeit bekleidet
Ibid. zu werden. Denn wir wissen, daſs, wenn
v. 1. dieses irdische Haus, welches wir bewoh-
nen, zerstört wird, Gott uns ein anderes
bauen wird, das nicht von Menschenhänden
gemacht, sondern ewig ist, in dem Himmel.

2.

Hebr. Eilen wir also, in diese ewige Ruhe ein-
4, 11. zugehen, weil die Leiden und Trübsale
2 Cor. dieses Lebens, die augenblicklich und leicht
4, 17. sind, uns die ewige Dauer einer unermeſs-
lichen Herrlichkeit verschaffen. Denn jetzt

schauen wir die Dinge durch einen Spiegel 1 Cor. 13, 12. in dunkeln Bildern, einst aber, wie sie wirklich sind, und von Angesicht zu Angesicht. So wie wir die Dinge gegenwärtig nur unvollkommen kennen, werden wir sie dann kennen, wie Gott uns selbst gekannt hat.

5.

Und wenn bis diese Stunde alle Wesen Röm. 8, 22. die Zeit dieser Herrlichkeit erwarten, seufzend und leidend wie ein gebährendes Weib, v. 23. so sind sie nicht die Einzigen in der Erwartung; sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes haben, seufzen innerlich in uns nach der Erfüllung der Aufnahme der Kinder Gottes, nämlich nach der Unsterblichkeit, die uns von der Knechtschaft des Elends und des Todes befreien wird. Dann werden wir sehen, was 1 Cor. 2, 9. kein Auge gesehen, hören, was kein Ohr gehöret, und begreifen, was kein menschlicher Verstand begreifen konnte, im Genusse dessen, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben.

Eph. 1, 18. Bitte Gott, daſs er die Augen deines Herzens erleuchte, damit Du erkennest, welches die Hoffnung deiner Berufung sey, und von welch' überschwenglicher Herrlichkeit das Erbtheil seiner Heiligen, um dich aufzumuntern, desto mehr Gutes zu thun, damit Du sie einst besitzen mögest.

Gebeth.

O mein Gott, wann werde ich befreiet seyn aus diesem Kerker meines Leibes, um mich der Seligkeit zu erfreuen, Dich ewig zu besitzen? Zerbrich die Bande, welche meine Seele auf der Erde gefangen halten, um ihr die Freiheit deiner Kinder zu geben, damit sie die Lieder der Liebe singen am Orte deiner Herrlichkeit. Nein, Gott, meine Seele wird keine Ruhe haben: sie wird sich immer sehnen, bis sie mit Dir vereint ist, mit Dir ihrem Mittelpunkte, und höchstem Glücke für alle Ewigkeit!

Von der Vermeidung der Sünde.

1.

Bedenke, daſs derjenige, der das Ge- Heb.
setz Moses übertreten hatte, ohne alle 10, 28.
Gnade sterben muſste. Wie viel härtere v. 29.
Strafe, meinest du, wird der verdienen,
welcher den Sohn Gottes mit Füssen tritt,
das Blut des neuen Bundes, wodurch er ge- Heb.
heiliget ist, unrein achtet, und so Jesum 6, 6.
Christum durch seine Sünden von Neuem Heb.
kreuziget? Verdient ein Solcher nicht, 10, 30.
daſs Gott sich an ihm räche nach der
Strenge seiner Gerechtigkeit?

2.

Weiſst Du nicht, daſs unsere Leiber 1 Cor.
Glieder Jesu Christi sind? Sollst Du nun 6, 15.
die Glieder Christi nehmen, und sie zu
feilen Gliedern machen? Das sey ferne!

Weiſst Du auch nicht, daſs unser Leib v. 19.
ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in
uns ist, den wir von Gott empfangen ha-

ben, und daſs wir uns nicht selbst gehören?
v. 20. Denn wir sind um einen theuern Preis er-
kauft worden, durch das Blut Jesu Christi.
Verherrliche und trage also Gott in deinem
Leibe, indem Du die Sünde fliehest, welche
die Reinheit desselben, so wie auch jene
der Seele beflecket!

3.

Röm. 2, 2. Wir wissen, daſs Gottes Urtheil gerecht
ist über die, welche sich der Sünde hin-
v. 3. geben; und du selbst, der du jene, welche
solches thun, richtest, und es selbst thust:
meinst du denn, daſs du dem Gerichte
v. 4. Gottes entrinnen werdest? Oder verach-
test du den Reichthum seiner Güte, Ge-
v. 5. duld und Langmuth? Bedenkst du nicht,
daſs dich Gottes Güte zur Buſse leitet?
Und gleichwohl häufest du dir selbst durch
deinen verstockten Sinn und dein unbuſs-
fertiges Herz, eine Fülle von Zorn auf den
Tag des Zornes und der Offenbarung des
gerechten Gerichts Gottes?

Hebr. 6, 6. Da jene, welche sündigen, den Sohn
Gottes für sich selbst von neuem kreuzi-

gen, und ihm auch noch dem öffentlichen Spotte aussetzen, so fühle innige Reue, in dieses Unglück gestürzt zu seyn, und erinnere dich, daſs es schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, Hebr. 10, 31.
und dieser einzige Gedanke wird hinreichend seyn, Dich zu verhindern, künftighin irgend ein Verbrechen zu begehen.

Gebeth.

Mein Gott, indem ich meine Undankbarkeit gegen deine Güte betrachte, fühle ich die äusserste Beschämung, Dich so sehr beleidiget zu haben, nach so vielen von Dir empfangenen Wohlthaten! Ich habe Dich verlassen, ich bekenne es, meinen ungeregelten Begierden zu folgen, und diese beiden Fehltritte sind ohne die Beihülfe Deiner Gnade nicht wieder gut zu machen, um die ich mit wahrhaft zerknirschtem Herzen Dich wieder bitte. Möge diese einzige Betrachtung mir eben so sehr Haſs gegen die Sünde, als ich ihr zugethan war, und eine heilige Zuversicht auf Deine Verzeihung einflöſsen, auf daſs ich nach Deinem Willen Deiner göttlichen Gegenwart mich wieder erfreuen dürfe! —

Von der Standhaftigkeit.

1.

Nichts von dem, was man für Gott thut, 1 Cor.
bleibt unbelohnt, daher sey fest und un 15, 58.
beweglich in beständiger Uebung guter
Werke! Sey immer brünstig im Geiste, Röm.
erinnere dich, daſs du Gott dienest, und 12, 11.
wie du dem irdischen Menschen gleichest, 1 Cor.
so gleiche auch dem himmlischen Men- 15, 49.
schen; denn es ist gewiſs, daſs Fleisch v. 50.
und Blut das Reich Gottes und das Ver-
wesliche die Unverweslichkeit nicht erlan-
gen konne!

2.

Darum richte wieder auf die lassen Hebr. 12, 12.
Hände und die müden Kniee, fasse Muth, v. 13.
und wandle geraden Trittes mit deinen v. 14.
Füssen einher, damit du nicht hinkest und
ausgleitest, sondern vielmehr gesund wer-
dest! Strebe nach Frieden mit Jedermann,
und bewahre die Heiligkeit, ohne welche
Niemand den Herrn schauen wird!

3.

Heb. Schüttle demnach ab die Last, welche
12, 1. auf dir liegt, und die Sünde, die dich von
allen Seiten umgiebt; schreite mit Geduld
auf der angewiesenen Laufbahn fort, und
kämpfe treu nach deiner Bestimmung, indem
du aufblickest auf Jesum, den Anfänger
und Vollender des Glaubens! Du
muſst immer denselben Eifer bis zum Ende
Heb. deines Lebens beweisen, damit deine Hoffnung
6, 11. sich erfülle, und daſs du nicht träge,
sondern Nachfolger derer werdest, die
durch Glauben und Geduld die göttlichen
Verheissungen erben!

Prüfe die Festigkeit deines Entschlusses zur Uebersteigung aller Hindernisse, die sich der Tugend entgegenstellen, und ob du Kraft genug habest, sie unter allen Verhältnissen zu üben! Fasse Muth, und
Matth. wisse, daſs nur diejenigen selig werden,
24, 13. die bis ans Ende beharren!

Gebeth.

Mein Gott, ich weiſs, daſs mein Heil nur von der Ausdauer in Deiner Gnade abhängt, die ich nicht durch meine eigenen Verdienste erhalten kann, weil sie lediglich nur von Deiner Barmherzigkeit kömmt. Verleihe mir, mein Gott, so grosse Sorgfalt, daſs ich nicht nur dieses Glück genieſsen, sondern auch mein ganzes Leben hindurch erhalten, und in einer geprüften Tugend bis zum Ende ausdauern möge, um die Krone der Unsterblichkeit zu erlangen, die Du Deinen getreuen Dienern verheissen hast!

Von dem Verlangen nach Vollkommenheit.

1.

Hebr. 5. 12. Niemand kann in diesen Stand ohne grosse Mühe gelangen, und seitdem du den Glauben durch die Taufe empfingest, hättest du vollkommener Meister in der Tugend werden sollen, v. 13. indessen scheinest du selbst noch Unterricht in den Anfangsgründen zu bedürfen, womit man von Gott zu sprechen beginnt, und gleich einem Kinde, hast du Milch nöthiger als kräftige Speise. Wem man aber noch Milch geben muſs, der ist noch unempfänglich für die Lehre von der Gerechtigkeit, denn er ist noch ein Kind.

2.

1 Cor. 10, 25. Weiſst du nicht, daſs alle laufen, die in der Rennbahn laufen, daſs aber nur Einer den Preis des Laufes gewinnt? Laufe daher so, daſs du den Preis davon trägst:

und um dahin zu gelangen, vergiſs was hinter dir ist, und strecke dich nach dem aus, was vor dir liegt, und strenge deine Kräfte an, das Ziel deiner Laufbahn zu ergreifen, und den Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu zu empfangen! Phil. 3, 13. v. 14.

3.

Willst du vollkommen werden, so liebe! Denn wenn du alle Sprachen der Menschen und Engel redetest, wenn du weissagen könntest, und alle Geheimnisse wüſstest, und besäſsest alle Wissenschaft von den göttlichen Dingen, und wäre dein Glaube so groſs, daſs er Berge versetzen könnte: und wenn du all' dein Habe den Armen spendetest, und deinen Leib in Vertheidigung des Glaubens zum Verbrennen hingäbest, hättest aber die Liebe nicht, so nützte dir Alles nichts; nur sie ist der trefflichste Weg, um zu deiner Vollkommenheit zu gelangen! 1 Cor. 13, 1. v. 2. v. 3. 1 Cor. 12, 31.

Gott will, daſs du vollkommen seyest; weil Er dieſs will, so hoffe, daſs Er Seinen Willen an dir erfüllen wird. Lebe daher Matth. 5, 48.

1 Tim. 4. 1. so, daſs du täglich mehr und mehr an Gnade zunehmest, damit für diesen glücklichen Zustand in dir nichts mehr zu wünschen übrig bleibe!

Gebeth.

Gott, da nichts vortheilhafter ist, als durch die christliche Vollkommenheit uns Dir ähnlich zu machen, so zertheile gnädig in mir die Finsternisse, welche mich verhindern, die Lehrsätze des Evangeliums, die Reize der Tugend, die Häſslichkeit des Lasters, und die Unordnungen der Welt zu erkennen, damit ich künftighin nur mehr dasjenige liebe, was mich in diesen glücklichen Zustand bringen kann, nämlich die Uebung der Tugend und der Buſse!

Von der Reinheit des Gewissens.

1.

Alle Christen sind Gottes Tempel, und 1 Cor.
der Geist Gottes wohnet in ihnen, wenn 3, 16.
sie seine Gnade besitzen. Wenn nun Jemand v. 17.
Gottes Tempel verdirbt, den wird
Gott verderben; denn der Tempel Gottes
ist heilig, und kann nichts Unreines dulden.

2.

Denke darauf, vor Gott und den Menschen Act.
ein gutes Gewissen zu haben, und 14, 16.
erinnere dich, daſs in einem grossen Hause 2 Tit.
nicht bloſs goldene und silberne Gefäſse, 2, 20.
sondern auch hölzerne und irdene sind, und
zwar einige zur Ehre, andere zur Unehre, v. 21.
und daſs du ein Gefäſs zur Ehre, geheiliget
und brauchbar dem Herrn, zu allen guten
Werken tüchtig seyn wirst, wenn du
Sorge trägst, die Reinheit des Leibes und
der Seele zu bewahren!

3.

Röm. 8. 13. Wir sind weder Schuldner des Fleisches, noch ihm unterworfen, um nach dem Fleische zu leben. Denn wenn du nach dem Fleische lebest, so wirst du sterben, wenn du aber durch den Geist die Werke des Fleisches tödtest, so wirst du leben!

Eph. 3. 16. Lebe daher so, daſs nach dem Reichthume der Gnade Jesu Christi dein in-
v. 17. nerer Mensch gestärkt werde durch Seinen heiligen Geist, daſs Jesus Christus durch den Glauben wohne in deinem Herzen, und daſs du in der Liebe fest gewurzelt und gegründet seyn mögest, um die Unschuld zu bewahren!

Wie einem kranken Körper die Speisen keinen Nutzen bringen, so wird dir auch, was du immer thun mögest, nichts nützen, ohne die Reinheit des Gewissens, dessen geringster Flecken dir eben so grosse Uebel bringen, als grosse Güter entziehen kann; bedenke also, zur Erhaltung desselben, daſs
Matth. 5. 8. nur jene würdig sind, Gott zu schauen, die reines Herzens sind!

Gebeth.

Gott der Reinheit. der Du diese Tugend so sehr liebest, daſs Du nicht den mindesten Flecken in den Seelen dulden kannst, reinige dergestalt die meinige, daſs sie frei und rein von den Leidenschaften der Welt, nichts dulde, als dich; sie vergesse gänzlich die Freuden der Erde, und denke nur an die Wonnen des Himmels, damit sie diese einst, sich erhaltend in diesem glückseligen Zustande, ewiglich besitzen könne!

Von der Abtödtung.

1.

Col. Kreuzige deinen irdischen Leib, denn die
3, 5. Christo angehören, haben ihr Fleisch
sammt den Lüsten und Begierden gekreuziget.
Gal. Und wenn du im Geiste lebst, so wandle
5, 24. auch im Geiste, denn das Reich Gottes be-
v. 25. steht nicht im Essen und Trinken, sondern
Röm. in Gerechtigkeit und Friede und Freude
14, 17. im heiligen Geiste!

2.

Hebr. Um deine Begierde, dich zu kreuzigen,
12, 2. zu erhöhen, blicke auf Jesum, der auf
Erden ein glückliches und schmerzloses
Leben wählen konnte, und dennoch den
v. 3. Tod am Kreuze dulden wollte, und der
Schmach nicht achtete, nun aber zur Rechten
auf dem Throne Gottes sitzt, und denke
aufmerksam an Ihn, der so viel Wider-
spruch von Sündern gegen sich erduldete,
v. 4. damit du in der Geduld nicht ermüdest,
und dein Muth nicht sinke; denn noch

hast du im Kampfe gegen die Sünde nicht bis auf's Blut widerstanden!

3.

Alle, die sich auf dem Kampfplatze 1 Cor.
üben, enthalten sich von Allem, und sie 9, 25.
thun's, um eine vergängliche Krone zu empfangen, wir aber in der Hoffnung einer
unvergänglichen. Verlier also nicht den 2 Cor.
Muth; sondern, wenn auch dein äusserer 4, 16.
Mensch aufgerieben wird, so wird dein innerer von Tag zu Tag erneuert, und wenn du das Sterben Jesu immer an deinem Leibe umher trägst, so sey versichert, daſs Er es ist, der in dir lebt, und dir beisteht in deinen Mühen!

Willst du aber Jesu Christo ange- Gal.
hören, so kreuzige dein Fleisch sammt den 5, 24.
Lüsten und Begierden, indem du Alles entfernest, was im Stande ist, das Fleisch gegen den Geist zu empören! Kreuzige auch deine Neigungen und Wünsche, damit sie nur nach den Eingebungen der Vernunft und der Gnade wirken!

Gebeth.

Mein sanftmüthiger Jesus, ich bitte Dich, um der Verdienste Deines Leidens willen, um den muthigen Entschluſs, mich vollkommen mit Dir zu kreuzigen, indem ich strenge meine Lüste tödte, und daſs nichts in mir sey, was nicht zum Opfer diene, um alles Unrechte meines Lebens wieder gut zu machen, — und was nicht die Schmerzen tragen will, womit Du mich strafen möchtest, damit ich, wohl gereiniget durch diesen Weg, an deiner Herrlichkeit im Himmel, mit Dir mich erfreuen könne! —

Von der Demuth.

1.

Fliehe den eitlen Ruhm, und laſs dich Röm.
nicht von Gedanken der Eitelkeit hinreissen, 12, 16.
sondern deine Gedanken seyen demüthig,
und dünke dich nicht klug in deinen
eignen Augen! Erinnere dich, daſs Gott 1 Cor.
das Geringe vor der Welt, und das Verachtete, 1, 28.
und das da nichts ist, erwählt hat,
damit Er zu nichts mache, was etwas ist, v. 29.
damit sich kein Mensch vor Gott rühme! v. 31.

2.

Die Gnade Gottes, unsers Heilandes, Tit.
ist allen Menschen erschienen, und lehret 2, 11.
uns, daſs wir die Gottlosigkeit und die weltlichen v. 12.
Lüste verläugnen, und vielmehr enthaltsam
leben, und die Güter und Würden
der Welt mit Vorsicht gebrauchen sollen,
gerecht und gottselig!

3.

Thu Nichts aus Streitsucht und eitler Phil.
Ehre, sondern in Demuth! Achte die An- 2, 3.

dern höher als dich selbst, und sich mehr
v. 4. auf ihren Nutzen als auf den deinigen!
v. 5. Denn so sollst du gesinnet seyn, wie Jesus
v. 6. Christus gesinnet war, welcher, obwohl
v. 7. er göttlicher Natur war, es nicht wie eine
Beute zur Schau trug, daſs Er Gott gleich
war, sondern sich selbst entäusserte, Knechtsgestalt annahm, und den Menschen gleich
ward, und an Geberden wie ein Mensch
erfunden, und Er erniedrigte sich selbst,
und ward gehorsam bis zum Tod, ja bis
zum Tod am Kreuze. —

Uebe diese Tugend gegen Gott, gegen den Nächsten, und gegen dich selbst! Wenn man dich lobt, so gieb Gott die Ehre, und verlange keinen Ruf unter den Menschen!

In der Betrachtung deiner Niedrigkeit
dulde standhaft erniedrigendes Begegnen,
Matth. und wenn du wirst wie ein Kind, so kannst
18, 3. du in das Himmelreich eingehen!

Gebeth.

Mein Erlöser, da Du nur auf die Welt gekommen bist, Heilung unserer Wunden zu bringen, und da es nichts gefährlicheres giebt als den Hochmuth, so flehe ich Dich an, bei dem grossen Vorbilde, das Du mir gegeben hast, in mein Herz Liebe der erniedrigenden Begegnung zu legen, und den Wunsch, vor den Menschen gedemüthiget zu seyn, und daſs es mich erfreue, sie in deiner Nacheiferung und aus Liebe zu Dir zu dulden, damit ich in dieser Welt neue Gnaden erwerbe, die mich des Ruhmes in der Ewigkeit würdig machen! —

Von den guten Werken.

1.

Gal. 6, 8. Was der Mensch säet, das wird er auch
ärndten! Wer auf sein Fleisch säet, wird
vom Fleische Verderben ärndten, wer aber
auf den Geist säet, wird vom Geiste ewi-
v. 9. ges Leben ärndten. Lasset uns Gutes thun,
ohne müde zu werden, denn eine Zeit wird
kommen, in der uns Gott für unsere guten
Werke belohnen wird!

2.

1 Cor. Das Reich Gottes besteht nicht in Wor-
4, 20. ten, sondern in der Tugend, in der Wirk-
samkeit des Geistes Gottes, und in guten
1 Cor. Werken. Sey also fest und unerschütter-
15, 58. lich im Glauben und im Dienste Gottes,
Hebr. aber füge gute Werke hinzu, und wisse,
7, 10. daſs Er nicht so ungerecht ist, die Werke
der Barmherzigkeit zu vergessen, die du in
Seinem Namen gethan hast, und die du
noch täglich an deinem Nächsten übest!

5.

Wenn du irgend guten Willen für deine 2 Cor.
Brüder, die Armen, hast, so führe ihn aus 8, 12.
nach deinem Vermögen: ist nur der Wille
zu geben groſs, Gott nimmt ihn wohlgefällig
auf, und begnügt sich mit dem, was
du geben kannst, und verlangt nicht, was
du nicht hast: denn Er will nicht, daſs v. 13.
du nothleiden sollst, um andern Erleichterung
zu verschaffen, sondern es soll einige
Gleichheit unter den Armen und Reichen
seyn; für diese Zeit soll dein Ueberfluſs v. 14.
dem Mangel jener abhelfen, und der
geistige Ueberfluſs dieser soll deinen geistigen
Mangel ergänzen.

Züchtige deinen Leib durch die Strenge 1 Cor.
der Buſse, damit du nicht unter dem Vorwande, 10, 27.
andern Gutes zu thun, dich selbst
verdammest! —

Gebeth.

Allmächtiger Gott, der Du mich zu Deinem Ruhme erschaffen hast, leite gnädig alle meine Handlungen nach Deinem Gefallen: damit, wie Du mich erleuchtet hast mit dem Lichte des Glaubens, das Licht der Vernunft aus meinen Werken wiederscheine, und aus meinem Lebenswandel, und daſs meine Handlungen keinen andern Zweck, als Dir zu gehorchen, und zu gefallen, und keinen andern Lohn in diesem Leben haben mögen, als das innere Bewuſstseyn, sie zum Besten meines Nächsten und zu Deinem Ruhme gethan zu haben! —

Von der Verachtung der Welt.

1.

Die Welt ist so was Geringes, daſs sie 1 Tim.
nichts hat, was uns vollkommen befriedi- 6, 7.
gen könnte. Wir haben nichts in die Welt
hereingebracht, als wir in ihr ankamen,
und wir werden nichts mit uns nehmen,
wenn wir einst aus ihr hinausgehen: Wir
haben hier keine bleibende Stätte, sondern Hebr.
wir suchen die zukünftige, welche der 13. 14.
Himmel ist, indem wir auf dieser Welt 2 Cor.
Pilgern gleichen, die fortwandern bis sie 5, 6.
ankommen an dem Orte, wohin sie gehen.

2.

Um hier glücklich zu leben, begnüge 1 Tim.
Dich mit Dingen, die nur nothwendig sind, 6, 8.
um Dich zu nähren und zu kleiden. Denn
die reich werden wollen, fallen leicht in v. 9.
Versuchung und in die Fallstricke des Bösen, und in viele thörichte und schädliche
Begierden, welche sie in Elend und Verderben stürzen. Denn die Wurzel alles v. 10.

Bösen ist der Geiz, wodurch viele, die sich ihm ergaben, den Glauben verloren, und aufhörten, Christen zu seyn, sobald sie in der Welt groſs zu werden anfiengen.

3.

2 Tim. Kein Kämpfer für Gott mengt sich in
2, 4. Geschäfte dieses Lebens, damit er dem
gefalle, dem er sich ergeben hat. Wenn
Col. du also mit Jesu Christo durch die Taufe
2, 20. dem Treiben der Welt abgestorben bist,
warum wolltest du dich ihr unterwerfen,
und ihre Satzungen befolgen? Und wenn
Col. du nun mit Christo auferstanden bist,
3, 1. so suche was im Himmel ist, wo Christus
zur Rechten Gottes sitzt; — was droben
ist, hab' im Sinne, nicht was auf Erden ist,
weil wir den Geist nicht von der Welt,
sondern den Geist aus Gott empfangen haben.

1 Cor. Könntest du es wagen, Dich der Welt
7, 31. hinzugeben, nachdem Jesus Christus
Joan. sich hingegeben hat, dich von der Sünde
15, 19. der Welt zu erlösen, der dich den Haſs
kennen lehrte, den er gegen jene hat, die
ihr folgen, und die Gefahren, die in ihr

sind? Bitte Ihn also um die Gnade, sie zu vermeiden, um dich enger mit deinem göttlichen Erlöser zu vereinen!

Gebeth.

Mein Gott, in welcher Blindheit hab' ich bisher gelebt! Ich sehe ein, daſs ich mich, indem ich die Satzungen der Welt befolgte, vom Wege meines Heiles verirrt habe, um den Trugbildern der Eitelkeit nachzurennen! So will ich denn auf ewig den Herrlichkeiten und Ergötzungen der Welt entsagen, um ganz Dir anzugehören; — mein Geist, dem es klar wird, daſs nichts in der Welt ist, was vermögend wäre, ihn zu befriedigen, suche künftighin nur Dich, denn Du allein kannst ihm die wahren Freuden in diesem und im andern Leben verschaffen! —

Von der Sorge für dein Heil.

1.

Röm. Unfehlbar würdest du die wahre Gerech-
8, 4. tigkeit erfüllen, wenn du nicht mehr nach
dem Fleische, sondern nach dem Geiste
v. 5. wandeltest. Denn die nach dem Fleische
wandeln, sind fleischlich gesinnt, die aber
v. 8. nach dem Geiste wandeln, sind geistig ge-
sinnt, und denken nur an ihr Heil, und es
Hebr. ist unmöglich, daſs diejenigen selig werden,
2, 10. die nach dem Fleische wandeln, weil sie
Gott, dem Schöpfer ihres Heiles, nicht ge-
fallen können.

2.

Phil. Wirke also dein Heil mit Furcht und
2, 12. Zittern. Denn ich fürchte, daſs wie Eva,
die von der Arglist der Schlange betrogen
wurde, dein Geist verderben und die christ-
v. 14. liche Einfalt verlieren möge: weil der Sa-
tan oft als ein Engel des Lichtes erscheint.
Gal. Wandle also im Geiste, und du wirst die
5, 16. Lüste deines Fleisches nicht vollbringen.

Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, v. 17.
und den Geist wider das Fleisch, wodurch
es oft geschieht, daſs man das Gute nicht
mit der gewünschten Leichtigkeit thut.

3.

Wie alle Laster die Früchte des Fleisches Ibid.
sind, das uns verdirbt, sind die v. 22.
Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, v. 23.
Geduld, Freundlichkeit, Güte, Langmuth,
Sanftmuth, Glauben, Bescheidenheit,
Enthaltsamkeit, Keuschheit, die alle zu v. 24.
unserm Heile beitragen. Die aber Christo v. 25.
angehören, kreuzigen ihr Fleisch sammt
den Lüsten und Begierden. Wenn du also
durch den Geist lebst, so handle immer
durch den Geist, dieſs ist das einzige Mittel,
selig zu werden.

Was muſst du nicht alles thun, um selig Col.
zu werden, da Jesus Christus dafür gestorben 1, 22.
ist, um dich heilig zu machen, ohne
Mackel, ohne Vorwurf vor Gott? Denn
was nützte es dem Menschen, wenn er die Matth.
ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber 16, 16.
für eine ganze Ewigkeit Schaden litte?

1 Cor. 7, 31. Genieſse also die Güter dieser Welt, als genöſsest du sie nicht.

Gebeth.

Mein Gott, weil es unmöglich ist, mein Heil zu wirken, und zugleich die Satzungen der Welt zu befolgen, so laſs mich mein Gemüth, aus Liebe zu Dir, gänzlich von ihr abwenden, von Allem, was ich ausserdem auf der Erde liebe, wenn auch dieses Losmachen mir Blut und Leben kosten sollte; flöſse mir Muth genug ein, Dir das Opfer standhaft bringen zu können, damit ich nichts so sehr liebe als Dich und nur noch an meinem Heile festhalte, welches das einzig Nothwendige in diesem vergänglichen Leben ist, um das ewige Leben zu erlangen! —

Vom

Vom Umgange.

1.

Unterhalte dich immer mit guten Gesprächen, denn nichts verdirbt gute Sitten mehr, als böse Gespräche: sinne auf alles, was zur gemeinschaftlichen Erbauung dienen kann, indem du freundlich bist gegen Jedermann, um Zank und unnützen Streit zu vermeiden. Wenn man aber einander beiſst, so ist zu befürchten, daſs man sich zu Grunde richtet und aufreibt. 1 Cor. 15, 33. 2 Tim. 2, 24. Gal. 5, 15.

2.

Wenn du redest, so sprich nichts, was deinen Zuhörern nicht Wohlwollen mittheilt, die Bitterkeit des Gemüthes, alles Leidenschaftliche, jeden Unwillen, alles Geschrei, alle üble Nachrede, und alle Bosheit von dir verbannend. Eph. 4, 31.

Deine Rede sey allezeit lieblich und mit dem Salze der Klugheit gewürzt, damit du wissest, wie du jeden zu antworten habest; vermische sie mit Psalmen, Lobgesängen Coll. 4, 6. Eph. 5, 19.

Phil. und geistlichen Liedern, um zu zeigen,
3, 20. daſs deine Unterhaltung mehr dem Himmel
als der Erde angehöre.

3.

Röm. Liebet einander wie Brüder, und ehret
12, 10. einander: ertraget eure Fehler, und vergebet einander, wenn Jemand Klage hat
wider den andern, wie Gott euch vergeben
Eph. hat. In deinen Worten sey weder Un-
5, 4. züchtigkeit, noch Thorheit, noch Possenhaftes, was sich mit der Heiligkeit deiner
Berufung durchaus nicht verträgt. Freue
Phil. dich im Herrn, doch leuchte Sittsamkeit
4, 4. in deiner Freude vor den Andern.

2 Cor. Prüfe dein Herz, und sieh, ob du in
5, 16. deinen Gesprächen die Menschen mehr dem Fleische als dem Geiste nach betrachtest: so du welche kennest, die Jesum anders lieben als du, oder als Jesus dich liebt, so fliehe sie: denn die Einsamkeit wird dir immer nützlicher seyn, weil du versichert seyn darfst, Ihn dort zu besitzen.

Gebeth.

Mein Gott, zu Deinen Füssen erkenne ich, wie sehr ich von dem mich entfernt habe, was Du von mir erwartest! Du bist das Ziel meiner Seele, und nur in Dir soll sie all' ihre Freude suchen, und doch hab' ich sie nur im Kreise der Menschen gesucht. Erweise mir die Gnade, mich ganz davon loszumachen, oder daſs ich darin dich nie wieder beleidige, noch meinen Nächsten durch wenig sittsame oder wenig liebvolle Reden, sondern daſs vielmehr meine Worte nur zu Deiner Verherrlichung dienen, und dazu auch diejenigen zu vermögen, mit denen ich mich unterhalte!

52

Von der Geduld.

1.

2 Tim. 3, 12. Betrachte Jesum Christum in deinem Leiden, da es geschrieben steht, daſs alle, welche gottselig leben wollen, sich müssen gefaſst machen, viel zu dulden. 2 Tim. 2, 11. Es ist aber auch eine grosse Wahrheit, daſs, wenn wir mit Ihm dulden, wir auch mit Ihm herrschen werden, und sind wir mit Ihm gestorben, so werden wir auch mit Ihm in Seiner Herrlichkeit leben. Hebr. 11, 25. Moses, der diese Wahrheit kannte, wollte lieber mit dem Volke Gottes Ungemach leiden, als die zeitlichen Freuden der Sünde genieſsen, v. 26. indem er die Schmach Christi für grössern Reichthum als die Schätze Aegyptens, achtete, denn er sah auf die Belohnung hinaus.

2.

Hebr. 10, 36. Geduld ist dir noth, damit du den Willen Gottes erfüllest, und die Verheissung erlangest, mit seiner Hülfe in den Kampf gehest, der dich erwartet.

Darum räche dich nicht, sondern laſs Röm.
den Zorn vorübergehen; denn es steht ge- 12, 19.
schrieben: Mein ist die Rache, ich werde
vergelten, spricht der Herr. Laſs dich vom v. 21.
Bösen nicht überwinden, sondern überwinde
du das Böse durch das Gute.

3.

Wen der Herr lieb hat, den züchtiget Er; Hebr.
Er züchtiget jeden Sohn, den Er aufnimmt: 12, 6.
harre also aus unter seiner Züchtigung. Gott v. 7.
verfährt mit dir, wie mit seinem Kinde, denn
wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züch-
tiget? Wenn du aber ohne Züchtigung blie- v. 8.
best, welcher alle Kinder theilhaftig gewor-
den, so wärest du ja kein rechtmässiges Kind!

Und wenn du vor deinen leiblichen Va- v. 9.
ter Ehrfurcht gehabt hast, da er dich züch-
tigte, wie vielmehr sollen wir uns nicht
dem Vater der Geister unterwerfen, damit
wir leben? Unsere Väter züchtigten uns v. 10.
wenige Tage, nach ihrem Gutdünken, Gott
aber züchtigt uns zu unserm Besten, damit
wir seine Heiligung erlangen.

1 Cor. 1, 3. Lobpreise Gott, den Vater aller Tröstung, der den Trost in dem Maſse vermehrt, als unsere Leiden sich vergrössern. Röm. 6, 3. Rühme dich deiner Trübsale, weil sie Geduld wirken, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber 1 Cor. 15, 19. Hoffnung, ohne welche wir in den Mühseligkeiten dieses Lebens höchst elend wären.

Gebeth.

Mein anbetungswürdiger Jesus, weil Du willst, daſs ich mein Kreuz Dir nachtrage, so bitte ich Dich demüthig um die Gnade, die Glückseligkeit einzusehen, die darin liegt, mit Dir Trübsale zu dulden, daſs ich geduldig die Betrübnisse ertrage, die Du mir sendest nach Deinem Willen, daſs ich sie als ein kostbares Geschenk von Dir betrachte, und als eine sichere Bürgschaft, daſs ich für Deine Nachfolgung in den Leiden während dieses Lebens, Dich in Deiner Herrlichkeit, die ganze Ewigkeit hindurch, begleiten darf!

Von der Beobachtung der Gebote Gottes.

1.

Wohl giebt es Menschen, die ohne Gesetz gesündiget haben, sie werden auch ohne Gesetz verloren gehen, verurtheilt wegen Uebertretung des Gesetzes der Natur. Und die unter dem Gesetze gesündiget haben, und dieß zu ihrem Geschäfte machen, werden durch das Gesetz gerichtet, und seiner Uebertretung wegen gestraft werden. Denn nicht die Hörer des Gesetzes sind gerecht vor Gott; sondern die Thäter des Gesetzes werden gerechtfertiget werden. Röm. 2, 12. v. 13.

2.

Verschmähe also denjenigen nicht, der zu dir spricht. Denn so jene dem göttlichen Gerichte nicht entgiengen, die Moses verschmäheten, der auf Erden zu ihnen redete, wie viel weniger du, wenn du dich von dem abwendest, der zu dir vom Him- Hebr. 12, 25.

mel herab redet, wenn du Seine Gesetze empfängst, gedenkend dessen, was geschrieben steht: Verflucht sey Jeder, der nicht alles erfüllt, was im Buche des Gesetzes geschrieben steht, daſs er es thue. —

3.

Röm. Wer seinen Nächsten liebt, hat das Ge-
13, 8. setz erfüllt. Denn die Gebote: Du sollst
v. 9. nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten,
du sollst nicht stehlen, du sollst kein fal-
v. 10. sches Zeugniſs geben, laſs dich nicht gelüsten nach dem, was deines Nächsten ist, — und was es immer für Gebote giebt, die sind alle in diesem Worte zusammengefaſst: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!

Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe die Erfüllung des Gesetzes.

Bitte Gott um Verzeihung, daſs du ihm so wenig gehorsam warst, da es nur an dir lag, es zu thun, indem Er dir immer die Mittel dazu gab, und fasse einen festen

Entschluſs, seinen Anordnungen pünktlicher nachzukommen, und dieſs zu thun, lediglich der Liebe willen, welche der einzige Endzweck des Gebotes ist.

1 Tim. 1, 6.

Gebeth.

Mein Gott, ich bekenne es, Du bist mein Herr und Gebieter, und ich unterwerſe mich auf ewig Deiner glorreichen Herrschaft! Stehe mir mit Deiner Gnade bei in der Erfüllung Deiner Gebote, und sodann befehle mir nach Deinem Willen.

Flöſse in meine Seele jene geistige Wonne, welche Dein Gebot so süſs und liebenswürdig macht, damit ich es nicht bloſs mit Worten lobe, sondern auch in meinen Werken erfülle, indem ich Dir, so lang ich noch lebe, so treu diene, daſs ich einst den Lohn dafür in der Herrlichkeit empfangen möge!

Vom guten Beispiele.

1.

1 Cor. 10, 24. Wer die Liebe hat, sucht nicht seinen eigenen Vortheil, sondern was nützlich ist
2 Cor. 2, 15. dem Heile des Nächsten. Denn wir müssen Gott ein Wohlgeruch Christi seyn, sowohl unter denen, die selig werden, als
v. 16. unter denen, die verloren gehen; diesen sind wir oft ein Geruch des Todes durch das böse Beispiel, das wir ihnen geben, jenen aber ein Geruch des Lebens durch das Gute, welches wir in ihrer Gegenwart thun.

2.

1 Cor. 10, 23. Alles scheint uns erlaubt, aber nicht Alles erbauet; denn so wir uns auf solche Weise an den Brüdern versündigen, und durch böses Beispiel ihr schwaches Gewis-
2 Cor. 8, 20. sen verletzen, versündigen wir uns an Jesu Christo. Verhüte also, daſs dir Niemand
v. 21. übel nachrede; daher muſst du das Gute nicht bloſs vor Gott, sondern auch vor den Menschen thun.

5.

Heilloſe und leere Geſchwätze meide, 2 Tim. 2, 16.
denn es macht ſie nur immer noch gottloſer. Im Gegentheile, Brüder! was wahr iſt, was ehrbar, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, wenn irgend eine Tugend, wenn irgend eine löbliche That iſt, — dem ſtrebe nach, daſs deine Liebe und Erkenntniſs mehr und Phil. 1, 9.
mehr zunehme, ſo, daſs du prüfeſt, was v. 10.
das Beſte ſey, und alſo lauter und ohne Tadel ſeyeſt auf den Tag Chriſti.

Fühle Beſchämung, nicht nur über die Nichtbefolgung des guten Beiſpiels, welches die Heiligen dir gegeben haben, ſondern Röm. 14, 13.
auch über das Ueble, das du den Nächſten durch Aergerniſs zugefügt haſt, und nach Kräften zu vermeiden ſtreben muſst, verhütend, daſs nicht das Ueble, ſo du ihnen angethan, auf dich ſelbſt zurückfalle.

Gebeth.

Mein Gott, Du willſt, daſs meine guten Werke den Menſchen nur zur

Erbauung, Dir aber zum Ruhme erscheinen; verleihe mir also gnädig die vollkommene Kenntniſs meiner Natur und meines Gemüthes, die sich durch meine Handlungen äussern, um sie stets im Zügel zu halten! Ueberlaſs mich nicht der Vorliebe nach übertriebener Einfachheit, aber auch nicht unbedingt dem Strome der Welt, welcher, meinen Geist zerstreuend, mich auch nach Aussen zerstreuen könnte, damit mein in jeder Beziehung wohlgeordnetes Leben denjenigen zum Vorbilde diene, mit welchen ich lebe!

Von den Versuchungen.

1.

Zieh an die Waffenrüstung Gottes, damit Eph.
du bestehen könnest gegen die listigen An- 6, 11.
fälle des Bösen; denn so Jemand auch
kämpfet, so wird er doch nicht gekrönt,
wenn er nicht recht gekämpft hat. Von 2 Cor.
allen Seiten werden wir bedrängt, aber wir 4, 8.
ängstigen uns nicht. Wir werden in die
Enge getrieben, aber wir verzagen nicht;
wir werden verfolgt, aber doch nicht ver- v. 9.
lassen; wir werden zu Boden geworfen;
kommen aber doch nicht um; deſswegen v. 16.
dürfen wir den Muth nicht verlieren.

2.

Gott ist getreu; Er wird dich nicht 1 Cor.
über deine Kräfte versuchen, sondern aus 10, 13.
der Versuchung selbst noch Vortheil zie-
hen lassen, damit du sie ertragen könnest.
Denn wir haben keinen Hohenpriester, der Hebr.
mit unsern Schwachheiten nicht Mitleiden 4, 15.

haben könnte, sondern einen, der in allen Stücken, so wie wir, versucht worden, doch ohne Sünde.

3.

Röm. Wir wissen auch, daſs denen, die Gott
8, 28. lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die
nach dem Vorsatze zu Heiligen berufen sind;
2 Cor. wenn du also irgend eine Versuchung lei-
12, 9. dest, so laſs dir an Seiner Gnade genügen,
denn die Tugend erstarket in der Schwach-
v. 10. heit, und eben dann, wenn wir uns für
schwächer halten, sind wir stärker als je-
Röm. mals: Wenn Gott für uns ist, wer ist
8, 31. wider uns?

Röm. Bitte den Gott des Friedens, daſs Er
16, 20 den Satan unter deinen Füssen zertrete,
und daſs die Gnade Jesu Christi immer mit
dir sey; denn mit diesem Beistande wirst
du muthig gegen alle Feinde deines Hei-
Matth. les kämpfen. Sey jedoch auf deiner Huth,
26, 41. und bethe andächtig, daſs du nicht in Ver-
suchung fallest.

Gebeth.

Mein Gott, laſs mich Deine Macht gewahr werden, um mich von den Versuchungen meiner Feinde zu befreien! Zerstreue die Verirrungen meines Geistes! vertheidige mich durch Deine Gnade gegen die Flammen meiner unseligen Begierden, damit ich niemals von ihren gewaltigen Angriffen besiegt werde, und Dir besser dienen könne, mit dem Leibe und dem Geiste. Gieb nicht zu, daſs die bösen Geister mich überwinden, oder daſs sie gegen mein Heil mich überreden, damit Du immer der Meister meines Geistes und meines Herzens bleibest! —

Von der Gegenwart Gottes.

1.

Gal. Irre dich nicht, Gott läſst Seiner nicht
6, 7. spotten, weil er das Geheimste in unsern
Herzen kennt, und weil kein Wesen für
Hebr. Ihn unsichtbar ist. Kein Geschöpf ist vor
4, 13. Seinem Angesichte verborgen; Alles ist
nackt und offenbar vor den Augen dessen,
welchem wir Rechnung ablegen müssen
von unsern Handlungen.

2.

2 Cor. Versuche dich selbst, ob du im Glau-
13, 5. ben stehest, prüfe dich selbst; oder erkennst du nicht an dir selbst, daſs Jesus Christus in dir ist? Du müſstet nur ganz verwerflich seyn. Denn du bist der Tempel des lebendigen Gottes, wie Gott selbst
2 Cor. spricht: In ihnen will ich wohnen, in ih-
6, 16. nen will ich wandeln, ihr Gott will ich seyn, und sie sollen mein Volk seyn!

3.

Wenn nun Gott in allen Dingen ist, Eph.
und in uns allen, wenn Alles durch Ihn 4, 6.
ist, und Alles für Ihn ist, und Alles in Ihm Röm.
ist, und wenn daher das Verborgene deines 11, 36.
Herzens Ihm offenbar wird, so falle 1 Cor.
vor Ihm auf dein Angesicht nieder, und 5, 10.
bekenne, daſs Er in dir ist, und thu nichts, Eph.
was Seiner unwürdig wäre; denn alles tadelnswerthe 5, 13.
wird offenbar vor Seinem Lichte, wie vor dem Lichte des Tages Alles offenbar wird, was die Nacht verhüllt hatte.

Trage oft im Munde und im Herzen diese Worte: Ich muſs heilig seyn, und tadellos in der Gegenwart Gottes, der mich sieht, — und dieſs wird das wahre Mittel seyn, dich bei deiner Pflicht zu erhalten, entweder indem es deiner Trägheit abhilft, oder dich hindert, irgend ein Verbrechen zu begehen. —

Gebeth.

Mein Gott, ich bitte Dich um die Gnade, in Deiner Gegenwart so zu leben, daſs ich nie mich davon entferne, daſs ich stets mit Dir vereiniget bleibe, und Du mit mir durch das Band einer vollkommenen Liebe, welches mich fortwährend Deiner gedenken, mit Dir gehen und handeln läſst, und in Deiner göttlichen Gegenwart, indem ich mein einziges Vergnügen darin finde, Dir zu gefallen, damit ich dessen mich einst im Himmel erfreuen möge! —

Von der Nächstenliebe.

1.

Strebe nach Friede mit Jedermann und Heb.
nach der Heiligung, ohne welche Niemand 12, 14.
den Herrn schauen wird, und sich nicht Phil.
so fast auf das Deinige, als auf den Nutzen 2, 4.
der Andern; liebe sie mit herzlicher Bruderliebe,
und komme ihnen mit Beweisen Röm.
von Achtung zuvor, ertrage aus Liebe ihre 12, 10.
Fehler, und also wirst du das Gesetz Chri- Gal.
sti erfüllen. 6, 2.

2.

Gleichwie wir an Einem Leibe viele Glie- Röm.
der, alle Glieder aber nicht dieselbe Ver- 12, 4.
richtung haben, also sind wir, so viel unser
sind, Ein Leib in Christo; jeder Ein- v. 5.
zelne aber ist des Andern Mitglied, damit 1 Cor.
keine Spaltung im Leibe sey, sondern die 12, 25.
Glieder einträchtig für einander sorgen;
wenn daher Ein Glied leidet, so leiden alle v. 26.
Glieder mit, und wenn ein Glied verherrlichet
wird, so freuen sich alle Glieder mit.

3.

1 Cor. Du liebst deinen Nächsten wahrhaft,
9, 22. wenn du schwach bist mit dem Schwachen
und wenn du Allen Alles bist, um sie
Röm. Alle seelig zu machen, wenn du dich
12, 15. freuest mit den Fröhlichen und weinest
Eph. mit den Weinenden, wenn du mit aller
4, 2. Demuth und Sanftmuth und Langmuth sie
1 Th. ertragest in Liebe, wenn du nicht Böses
5, 15. mit Bösem vergeltest, sondern Allen Gutes
erweisest, um die Einigkeit des Geistes
durch das Band des Friedens zu bewahren,
Röm. weil keiner von uns so sehr für sich selbst,
14, 6. als für die Andern leben soll.

1 Cor. Fasse den festen Entschluſs, nach der
1, 14. Liebe zu streben, weil — insoferne dein
Herz eins ist mit den Herzen der Andern, —
du nun denselben Gedanken, dasselbe
Verlangen, und keinen Streit um Ehre und
Güter haben, sondern im Gegentheile ihnen
davon eben so viel, und mehr als dir
selbst, wünschen wirst.

Gebeth.

Mein Jesus, du mein Vorbild, wornach ich mein Leben richten soll, laſs mich Theil haben an der Liebe, womit Du uns geliebt hast, da Du noch auf der Erde lebtest, und wodurch ich über die Andern mich niemals erheben werde, damit ich an ihnen vielmehr alle die Pflichten einer vollkommenen Liebe erfülle, indem ich denselben in allen ihren geistigen und körperlichen Nöthen behülflich bin, und am Tage des Gerichtes das süſse Wort zu hören verdiene: Komm, von meinem Vater Gesegneter, denn was du dem Geringsten meiner Brüder gethan hast, das hast du mir gethan!

Von der Liebe Gottes.

1.

Röm. 5, 5. Gelobt sey Gott, dessen Liebe ausgegossen ist in unsern Herzen, durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist, und der 1 Th. 1, 5. gewollt hat, daſs die Bestimmung und Erfüllung seiner Gebote sey: Ihn zu lieben; diese Liebe muſs aber rein und frei von jeder Neigung seyn, welche das Gewissen, wenn auch noch so wenig, verletzen, und dem Glauben an anerkannte Wahrheiten, so wie an das gegebene Wort, ganz darnach zu leben, könnte entgegen wirken.

2.

Phil. 1, 23. Sehne dich immer nach Gott, und habe Lust abzuscheiden, und bey ihm zu seyn, das ist ein Zeichen, daſs du Ihn liebest. 1 Cor. 15, 31. Aber das ist ein grösseres Zeichen, wenn du täglich in der Sorge stirbst, Seinen 1 Cor. 1, 20. Ruhm zu vermehren, indem du nur für Ihn wirkest; und wenn du aus Liebe für Ihn die Ehren der Welt für Thorheiten,

die Reichthümer für Raub, und die Ach- Phil.
tung der Menschen nur für Täuschung hältst. 3, 8.

5.

Du liebst Gott wahrhaftig, wenn dir aus 1 Cor.
Liebe für Ihn wohlgefällig erscheinen, die 12, 20.
Gebrechen deines Leibes, Leiden, Vorwürfe,
Armuth, Verfolgungen, und Unterdrückungen, die Er über dich kommen läſst: wohl
wissend, daſs denen, die Gott lieben, alle Röm.
Dinge zum Besten dienen, die nach seinem 8, 28.
Vorsatze zur Heiligung berufen sind. Handle
daher so, daſs weder Leben noch Tod, weder Engel noch Fürsten, weder Tugenden,
weder Gegenwart, noch Zukunft, noch Stärke,
weder Höhe, noch Tiefe, noch irgend ein v. 38.
anderes Geschöpf dich zu scheiden vermag
von der Liebe Gottes, die da ist in Christo 1 Cor.
Jesu unserm Herrn. Was du immer thun 10, 31.
mögest, thu es zur grössern Ehre Gottes.
Dadurch wird deine vollkommene Liebe
an den Tag kommen, wozu du verbunden
bist, und die Vernunft, das Vorbild Jesu
Christi und der Heiligen, und die Gnade
möge dich zu diesem Ziele führen!

Gebeth.

Mein Gott, scheide mich gnädig von den übrigen Wesen, damit Du der einzige Gegenstand meiner Liebe bist, und daſs ich etwas Anderes ausser Dir, nur aus Liebe zu Dir liebe! Verleihe mir, mein Gott, das Feuer deines heiligen Geistes, welches mein Herz mit dieser vollkommenen Liebe entzünde, und meinen Eifer nur zu Deinem Ruhme entflamme, dessen Vermehrung auf dieser Erde mein Besitzthum werden möge in dem andern Leben! —

Vom Gebethe.

1.

Bethe ohne Unterlaſs, was dir auch wider- 1Thess.
fahre, sey Gott dankbar für Alles; denn 5. 17.
das ist Gottes Wille in Christo Jesu an v. 18.
euch alle; lösch nicht aus den Geist des
Glaubens und der Liebe, denn der Geist, Röm.
den du empfangen hast, ist nicht ein Geist 8. 15.
der Knechtschaft, daſs du dich fürchten
müſstest, sondern den Geist der Kindschaft
hast du empfangen, mit welchem wir rufen: Unser Vater!

2.

Es ist derselbe Geist, der in unserer Ibid.
Schwachheit uns zu Hülfe kommt, und der v. 26.
uns bethen lehrt; denn wir wissen nicht,
was wir bethen sollen, wie es sich gebührt;
der Geist aber fürbittet selbst für uns mit
unaussprechlichen Seufzern, und der die v. 27.
Herzen forschet, weiſs, was der Geist verlangt, der für uns bittet, und der eins ist
mit dem göttlichen Willen.

3.

Phil. 4, 6. Kümmere dich um nichts, sondern in
allen Dingen laſs dein Anliegen im Gebethe
und Flehen mit Danksagung vor Gott kund
1 Col. 1, 9. werden, indem du Ihn vor allen bittest,
daſs Er dich erfülle mit der Erkenntniſs
Seines Willens, in aller Weisheit und gei-
v. 10. stiger Einsicht, damit du Gottes würdig,
und Ihm in Allem wohlgefällig wandelst,
an allen guten Werken fruchtbar seyst,
Col. 4, 2. und in der Erkenntniſs Gottes wachsest,
und halte aus im Gebethe, ohne den Muth
zu verlieren.

Heb. 13, 15. Gott will, daſs du Ihm ein Lobopfer
bringest, das ist, die Frucht der Lippen,
welche seinen Namen preisen; sammle also
die höchste Aufmerksamkeit im Gebethe,
um jede Veranlassung zur Zerstreuung zu
vermeiden, dadurch wirst du im Gebethe
dich mit Ihm vereinigen.

Gebeth.

Mein Gott, ich weiſs aus Erfahrung, daſs der Geist stark ist und das

Fleisch schwach, und daſs Du mir das Bethen angeordnet hast, diesen Uebeln abzuhelfen: erweise mir die Gnade, ein so grosses Unternehmen würdig auszuführen, und lehre mich, wie man bethen muſs! Entzünde daher meine Seele mit Deiner göttlichen Liebe, damit mein Geist, voll Reinheit und Eifer, nicht Zerstreuungen anheimfallen, sondern desto leichter erringen möge, was Du für mich als nothwendig erachtest!

Von der Wohlthat der Gnade.

1.

Röm. 3, 23. Alle Menschen haben gesündiget, und ermangeln des Ruhmes vor Gott, und werden ohne Verdienst gerecht gemacht, durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die durch Phil. 2, 13. Christum Jesum geschehen ist. Durch diese Gnade hat Gott nach Seinem Willen in uns das hohe Verlangen nach guten Werken hervorgebracht, und die Stärke, sie Röm. 8, 15. vollkommen auszuüben: und diese Gnade ist es, die uns aus der Knechtschaft in die Kindschaft Gottes geführt hat, und die Macht uns giebt, Ihn unsern Vater zu nennen.

2.

Eph. 2, 1. Diese Gnade ist es, die auch dich wieder erwecket hat, der du todt warest durch deine Uebertretungen und Sünden, in wel- v. 3. chen du gelebt hast nach dem Sinne dieser Welt, nach den Eingebungen des Bösen, indem du den Willen deines Fleisches und

der Neigungen vollbrachtest. Gott aber, v. 4.
der reich ist an Barmherzigkeit, vermög
Seiner grossen Liebe, womit Er dich geliebt,
hat auch dich, da du todt warest in v. 5.
Sünden, mit Christo lebendig gemacht;
durch Seine Gnade bist du selig geworden. v. 8.

3.

Diese Vortheile kommen nicht von dir, v. 8.
Gottes Geschenk sind sie. Da du nun 1 Cor.
durch Gottes Gnade bist, was du bist, so 15, 10.
hüte dich, daſs sie an dir nicht vergeblich
ist, und unterstütze Seine Entwürfe in allen Röm.
Unternehmungen, indem du trachtest, 6, 1.
durch gute Werke dahin mitzuwirken.

Erinnere dich, daſs du diesen Schatz in 2 Cor.
einem sehr gebrechlichen Gefäſse trägst, 4, 7.
die grosse Gefahr, ihn zu verlieren, wenn
du nicht auf deiner Huth bist, weil deine
Feinde alles thun, um ihn dir zu entreissen:
bemühe dich also, in diesem glücklichen
Stande dich zu erhalten, indem du
einen nützlichen Gebrauch davon machest.

Gebeth.

Mein Gott, da ich die Wohlthat erkenne, Dich zu besitzen, so laſs die Sünde in mir so sterben, daſs ich kein anderes Leben, als das Leben der Gnade habe, und daſs ich es so gut bewahre, daſs ich niemals durch irgend ein Verbrechen von Dir mich trenne, sondern vielmehr so genau damit verbunden bleibe, daſs nicht so fast Ich lebe, als Du selbst in mir lebest, mit keinen andern Gesinnungen, als mit den Deinigen, damit ich, auf der Erde schon, durch die Gnade mit Dir vereint, es einst noch weit mehr im Himmel durch die Herrlichkeit seyn werde!

Von der Andacht.

1.

Uebe dich in der Gottseligkeit, und folge 1 Tim.
nicht den Gesinnungen derjenigen, welche 4, 7.
die Wahrheit nicht kennen, die da meynen,
Gottseligkeit sey ein Gewerbe. Ein gros- 1 Tim. 6, 5.
ser Gewinn ist freilich die Gottseligkeit v. 6.
mit Genügsamkeit.

2.

Halte fest an der Gnade, wodurch du Heb.
Gott mit Ehrerbietung und heiligem Schauer 12, 28.
auf eine wohlgefällige Weise dienen kannst.
Denn unser Gott ist ein verzehrendes Feuer;
das den gegen seine Gnade Undankbaren
vernichten wird, das aber auch das Weltliche in dir zerstören kann, wenn du dich
ihm wahrhaft hingiebst.

3.

Ich beschwöre dich also, um der Er- Röm.
barmungen Gottes willen, daſs du dich Ihm 12, 1.
als ein lebendiges, heiliges, Gott gefälliges

v. 1. Opfer darbringst, das ist der vernünftige
und geistige Gottesdienst, den du Ihm
schuldig bist; stelle dich dieser Welt nicht
gleich, sondern laſs dich umwandeln durch
die Erneuerung deines Sinnes, damit du
v. 2. prüfest, was Gottes Wille, was gut, wohlgefällig
und vollkommen sey. Vor Allem
aber erinnere dich in deinem Benehmen,
daſs du nicht weiser seyn wollest, als es
sich geziemt, und nicht zu tief in die Geheimnisse
der Religion dringest, sondern
sie mit Mäſsigung übest, damit deine Andacht
wohl geordnet sey.

Richte deine Andacht so ein, daſs du
nicht mehr thust, als Gott von dir verlanget,
aber auch, daſs du so viel thust,
als Er verlangt, und nicht weniger. Denn
1 Cor. 8, 11. es giebt Dinge, die Gott von uns nicht will,
und es giebt andere, die Er will und erwartet,
um zu erfüllen, was wir von ihm
bitten, so daſs deine Andacht deinen
Verhältnissen angemessen, und von der
Klugheit angeordnet sey.

Gebeth.

Mein Gott, nichts ist Dir wohlgefälliger, als die Neigung, Dir zu dienen, erweise mir also die Gnade, mich immer fester an Deinen Dienst zu binden, damit ich immer mehr mich über das irdische und vergängliche Leben zum himmlischen und geistigen Leben emporschwinge; verachtend alle menschlichen Rücksichten, um einzig und allein nur Dir anzugehören! Nimm aus meinem Herzen, was Dir darin miſsfällt, und besonders den Geist des Hochmuthes, der nur in den Augen der Welt glänzen will: damit mein ganzes künftiges Bestreben nur Dein Wohlgefallen sey!—

Vom Vertrauen auf Gott.

1.

Hebr. Tritt zu Gott mit aufrichtigem Herzen,
10, 22. in vollem Vertrauen, mit einem Herzen,
gereiniget von den Sünden, deren dein Gewissen
v. 23. sich schuldig fühlte, und halte unveränderlich
fest am Bekenntnisse deiner
Hoffnung; denn treu ist der, der uns die
Phil. Verheissung gegeben hat, und Alles vermagst
4, 13. du durch den, der dich stark macht.

2.

Eph. Lerne verstehen, was des Herrn Wille
5, 17. ist, und versuche Ihn nicht, wie die Juden
in der Wüste, die durch Schlangen umkamen:
1 Cor. murre nicht gegen Ihn, wie einige
10, 9. von ihnen murreten, und durch den Würgengel
Hebr. umkamen. Dein Wandel sey ohne
13, 5. Geiz; begnüge dich mit dem, was du hast,
denn Er hat gesagt: „Ich will dich nicht
verlassen, ich will dich nicht versäumen."
Du kannst also getrost sagen: „Der Herr

ist mein Helfer! Ich fürchte nichts. Was kann mir ein Mensch thun?“ —

3.

Sey daher muthig, und stärke dich durch Hebr.
Jesum Christum, und baue auf Seine Kraft, 6, 10.
und auf die Macht Seines Schutzes. Denn
wenn Er auch nach der Schwachheit des 2 Cor.
Fleisches, der Er sich unterwarf, gekreuzi- 13, 4.
get ward, so kam Er doch durch die Macht Phil.
Gottes, und obgleich auch wir schwach 4, 6.
sind, so werden wir doch leben wie Er, durch dieselbe Macht. Kümmere dich also um nichts, sondern in allen Nöthen laſs dein Anliegen im Gebethe und Flehen mit Danksagung für Alles, was dir begegnen mag, vor Gott kund werden.

Fühle Schmerz darüber, daſs du so oft, Hebr.
in Bezug auf dich, an der Güte Gottes ge- 13, 5.
zweifelt hast, und betrübt warest über ein erduldetes Uebel, oder über ein entzogenes Gut, das vielleicht die Ursache deines Verderbens geworden wäre, und vertraue auf Seine göttliche Vorsicht, welche weiſs, was zu deinem Besten ist.

Gebeth.

Herr, der Du so gnädig sorgest für die Geringsten Deiner Geschöpfe, ich werfe mich ganz in Deine Arme, und bitte nur, daſs Du mich ganz erfüllen mögest mit Deinem göttlichen Willen! Ich überlasse Alles Deiner göttlichen Weisheit, die nach meinen Nöthen, nicht nach meinen Wünschen verfahren möge. Um die einzige Gnade bitte ich Dich, daſs Du in keiner Lage mich verlassest, und mir die nöthige Kraft schenkest, um niemals zu unterliegen! —

Von

Von der Reinheit der Absicht.

1.

Hüte dich, denen zu gleichen, die in ihrem Antlitze einen gewissen Schein von Frömmigkeit tragen, und sie nicht im Herzen haben: und wenn du dich rühmest, so rühme dich des Herrn, indem du Ihm den Ruhm deiner Handlungen bringest. Denn nicht wer sich selbst lobt, ist bewährt, sondern der, den der Herr lobt, und seines Beifalles würdiget.

2 Cor. 5, 12.
2 Cor. 10, 17.
v. 18.

2.

Wenn du in fleischlichen Gesinnungen, und in der falschen Klugheit der Welt lebest, und in deinen Handlungen dich mehr um dich selbst, als um Gott bemühest, so kannst du Ihm unmöglich gefallen; wenn du Menschen zu gefallen suchest, so kannst du Christi Diener nicht seyn; wer vom Geiste Christi nicht beseelt ist, der gehört Ihm auch nicht an, und sucht weniger die Sache seines Erlösers, als seinen eignen Vortheil.

Röm. 8, 7.
v. 18.
Gal. 1, 10.
Phil. 2, 21.

3.

Das Einzige, dessen wir uns rühmen dürfen, ist das Zeugniſs unsers Gewissens: daſs wir in der Welt, in der Einfalt des Herzens und Aufrichtigkeit vor Gott, gelebt haben: daſs wir uns nicht der Klugheit des Fleisches bedienten, sondern den Eingebungen der Gnade Gottes folgten.
Röm. 8. 6. Denn die fleischliche Gesinnung führt zur Sünde und zum ewigen Tod, die geistige Gesinnung aber bringt Leben und Frieden.

1 Th. 2. 4. Laſs die Welt reden, und thu deine Pflicht; wenn du keine Rücksichten weder auf andere Menschen, noch auf dich selbst in deinen Handlungen zeigest, so werden sie Gott wohlgefälliger seyn. Wenn du wüſstest, was es darum sey, Gott zu gefallen, so würdest du kein anderes Vergnügen in diesem Leben mehr suchen.

Gebeth.

Herr, der Du willst, daſs ich mit aufrichtigem Herzen Dir diene, erfülle es gnädig mit einem Geiste, entfernt von Hochmuth, Prunkliebe und eitler Weltgrösse, voll Liebe und Neigung für meinen Nächsten; gieb, daſs ich Beleidigungen ohne ein Gefühl der Rache dulde, daſs ich der Abtödtung und Buſse mich weihe, als ein Feind aller Vergnügungen, auſser dem Vergnügen, Dir zu dienen. Meine Andacht sey den Menschen nur in so weit bekannt, als meine Pflicht, sie zu erbauen, es erfordert, mein Hauptbestreben aber — Dir zu gefallen! —

Von der Liebe Jesu Christi
für
die Menschen.

1.

Wahrlich, es giebt nichts Grösseres, als Röm.
die Liebe Jesu Christi, der für uns Gott- 5. 6.
lose zu einer Zeit gestorben ist, da wir v. 7.
noch in der Schwachheit und Unfähigkeit

lebten, das Gute zu thun. Dieſs aber ist
v. 8. wunderbar; denn es wird kaum Jemand
gefunden werden, der sterben möchte, um
einen Gerechten zu retten. Gott aber
beweiset die Gröſse seiner Liebe dadurch,
daſs Christus für uns gestorben ist, zur
Zeit, da wir noch Sünder waren. —

2.

Wenn Er nun für uns, da wir noch
v. 9. Sünder waren, gestorben ist, um so mehr
werden wir also jetzt, da wir durch sein
Blut gerecht gemacht sind, durch Ihn vom
v. 10. Zorne Gottes errettet werden. Denn wenn
wir, da wir noch Feinde waren, mit Gott
versöhnet wurden durch den Tod Seines
Sohnes, um so mehr werden wir, da wir
nun versöhnet sind, durch Sein Leben se-
2 Cor. lig werden, welches die Gnade ist; für uns
8, 9. ist Er ja arm geworden, um uns Alle mit
Seinen Schätzen zu bereichern.

3.

Hebr. Ihm genügte es nicht, uns einmal selig
7, 25. zu machen, noch täglich macht Er uns selig,

indem Er unaufhörlich für uns bittet.
Einen solchen Hohenpriester muſsten wir v. 26.
auch haben, der da heilig wäre, unschul-
dig, unbefleckt, nicht aus der Zahl der
Sünder, und höher als der Himmel: der
nicht, wie jene Hohenpriester, täglich nö- v. 27.
thig hätte, zuerst für seine eigenen, und
dann für des Volkes Sünden zu opfern.
Denn das hat Er ein für allemal gethan,
da Er Sich selbst opferte. Denn das Gesetz v. 28.
stellt Menschen zu Priestern auf, die mit
Schwachheiten behaftet sind; aber jenes
eidliche Wort, welches erst nach dem Ge-
setze ausgesprochen ward, sezt Jesum Chri-
stum zum ewig vollkommenen Priester ein.

Wie man nicht leben kann ohne Selbst- 1 Cor.
liebe, oder ohne die Liebe Jesu, so wähle 5. 15.
die eine oder die andere zu deinem Führer.
Aber vergiſs nicht, daſs du gegen Jesum
Christum lebest, wenn du nicht für Ihn
lebst. Verbanne also deine Selbstliebe, und 2 Cor.
nur die Liebe Jesu erfülle dich, damit du 3. 18.
Ihm gleich werdest.

Gebeth.

Mein liebenswürdigster Jesus, wie viel hast Du gethan, um mich zu erlösen, und zu Dir zu erheben! Vom Augenblicke Deiner Empfängniſs an hast Du an meinem Heile gewirkt, Du hast für mich gedacht, als wäre ich allein auf der Erde gewesen. Welche Güte! Du hast mich in Deinem Evangelium unterrichtet, und endlich Dein Blut für mich vergossen! Ach, mein Gott, da alle diese Wohlthaten eben so viele Gründe sind, die mich zu tausend Dankbezeugungen verpflichten, so laſs mich in ihrer Erkennung ohne Rückhalt Dir hingeben, wie Du Dich hingegeben hast für mich!

Von der Nachahmung Jesu Christi.

1.

Röm. 13. 14. Willst du Jesum Christum recht nachahmen, so ziehe Ihn so an, daſs du gleiche

Gesinnung mit Ihm hast, und trachte, deine 2 Cor.
Werke nach Seinem Vorbilde zu vervoll- 5, 18.
kommnen, und mit Ihm zu leben, damit
du ganz nach Seinem Bilde umgewandelt
werdest. Denn das unordentliche Leben ist 2 Cor.
eben so dem Leben Jesu Christi entgegen, 6, 14.
wie das Laster der Tugend, die Nacht dem
Tag, und der Tod dem Leben.

2.

Die Liebe Christi muſs dich so durch- 2 Cor.
dringen, daſs du nur Ein Herz mit ihm bist, 5, 14.
und daſs du niemals von Ihm dich trennest,
was dir auch begegnen möge. Gedenke, Röm.
daſs Er nur auf die Welt kam, uns zu 8, 6.
lehren, aller Gottlosigkeit zu entsagen, al-
len Lüsten der Welt, und nüchtern, ge- Tit.
recht und fromm zu leben, und obwohl Er 2, 12.
Gottes Sohn war, so hat Er doch durch Er-
duldung Seiner Leiden Gehorsam gelehret,
um uns ein Muster der Pflichterfüllung zu
hinterlassen.

3.

Täusche dich nicht, denn Gott will, daſs Röm.
Alle, die er auserſehen, und vorherbestimmt 8, 29.
hat, dem Bilde Seines Sohnes, dem Erst-

Eph. 5. 1. gebornen, in Erduldungen gleichen, wenn sie Ihm in den Himmel folgen wollen. So sey nun Gottes Nachfolger, als Sein liebes Kind, und liebe deinen Nächsten, wie dich Jesus Christus geliebt und für dich Sich hingegeben hat, zur Gabe und zum Opfer, Gott zum lieblichen Geruch. Wer Ihm also nicht folgen, wer unsern Herrn Jesum Christum nicht lieben will, der muſs die Folgen seiner Verirrungen tragen.

Erkenne deinen bisherigen Irrthum, als sey die Nachahmung Jesu Christi zu mühsam: indem du nicht verkennen kannst, daſs die Kraft und die Gnade, Ihm zu folgen, von Ihm dir verliehen ist, der alle Hindernisse der Tugend hinweggeräumt hat. So du es also nicht thust, wirst du auch kein wahrer Christ seyn.

Gebeth.

Mein süſser Erlöser, Du bist das Vorbild zur Richtung meines Lebens, verleihe mir die Gnade, es vollkommen darnach zu führen, und mir

Dein Bild so lebhaft einzuprägen, daſs ich Dir gänzlich gleiche in der Demuth, Liebe, Abtödtung, und im Gehorsame: daſs ich, wie Du, in den Willen Deines Vaters mich ergebe, in Trübsalen, und in dem Kreuze, das Er mir senden wird, damit ich, mir selbst und allen Wesen absterbend, wieder auferstehen kann mit Dir in Deiner Herrlichkeit!

Von der Anwendung der Zeit.

1.

Die Zeit ist kurz, daher müssen die, so 1 Cor.
diese Welt geniessen, thun, als genössen sie 7, 29.
dieselbe nicht, denn die Gestalt dieser Welt v. 31.
vergeht. Jeder Mitarbeiter mit Gott an 2 Cor.
deinem Heile, muſs sich also ermahnen, 6, 1.
daſs du die Gnade Gottes nicht vergeblich
mögest empfangen haben. Denn er sagt
durch Seinen Propheten, da Er von der
Zeit spricht, in der wir leben: „Zur Zeit

der Gnade erhöre ich dich, und am Tage des
v. 2. Heiles helfe ich dir.“ Sieh! jetzt ist die Zeit
der Gnade; sieh! jetzt ist der Tag des Heiles.

2.

Röm. Säume nicht, Gutes zu thun, denn die
13, 11. Stunde ist da, vom Schlafe aufzustehen,
denn unser Heil nähert sich von Tag zu Tag.
v. 12. Die Nacht ist vergangen, und der Tag ist
angebrochen. So lege nun ab die Werke
der Finsterniſs, und ziehe an die Waffen
v. 13. des Lichtes, wandle in der Ehrbarkeit, so
lang es noch Tag ist, und fliehe Alles, was
gegen die Tugend ist, ziehe vielmehr Unsern
Herrn Jesum Christum an, und treibe
die Pflege des Leibes nicht bis zur Erregung
böser Lüste.

3.

Gal. Thu also Jedermann Gutes, so lange du
6, 10. Zeit hast, wache, stehe fest im Glauben,
Eph. sey männlich und stark, handle mit Klugheit,
5. 15. nicht als Unweiser, sondern als Weiser,
v. 16. wuchere mit der Zeit, benütze sie so
viel als möglich, denn die Tage sind böse
und voll widriger Zufälle, welche dir oft die
Mittel rauben, an deinem Heile zu arbeiten.

Denke nach, wieviel Zeit du verloren, die du nicht für Gott und dein Heil verwendet hast. Betrachte dein Alter, und sieh, wie viele Jahre unnütz verflossen sind, bisweilen selbst mit Beleidigungen Gottes. Mache diesen Verlust wieder gut, indem du Col. künftighin nur mehr für Ihn lebest. — 5. 9.

Gebeth.

O grosser Gott, der Du mich erschaffen hast zu Deinem Ruhme zu leben, und an meinem Heile zu arbeiten: ich sehe nun ein, wie weit ich von Deiner Absicht mich entfernt habe. Deſswegen bitte ich Dich um Verzeihung, daſs ich so spät angefangen habe, Dich zu lieben, und für Deine Wohlthaten dankbar zu seyn. Gieb, mein Gott, daſs ich künftighin, bedauernd die unglücklicherweise im Spiel, im Aufwand, und in Ausschweifungen, in der Anhäufung vergänglicher Güter oder im Erstreben weltlicher, scheinbarer Würden verlorene Zeit, den Rest meines Lebens Deinem Dienste weihe!

Schluſsgebeth.

Gott des Erbarmens, dessen Wort alle Dinge erschaffen hat; ich bitte Dich in aller Demuth um einen Strahl der göttlichen Weisheit, die Du bei Dir hast im Himmel! Stosse mich nicht aus der Zahl Deiner Kinder, nimm mich auf als Deinen Diener und dein Geschöpf, als einen schwachen, sterblichen Menschen, unfähig, Deine heiligen Gebote aus mir selbst zu begreifen. Sende mir vom Himmel, von Deinem allerhöchsten Throne, Deine göttliche Weisheit, damit sie mir beistehe und beiwirke: und daſs ich durch ihre heiligen Eingebungen Deinen Willen erkenne, um ihn zu erfüllen, daſs sie mich leite in allen meinen Werken nach Deinen Anordnungen, daſs sie mich erhalte durch ihre Macht, und daſs ich so glücklich werde, in allen Handlungen meines Lebens Dir zu gefallen! Amen.

J. Thomsons

Jahreszeiten.

Aus dem Engliſchen neu überſetzt

von

Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Eine erſchöpfendere Würdigung der Thomſon'ſchen Muſe und der Jahreszeiten insbeſondere, als ſie in dem „Verſuch über die Schriften und den Genius Popens," enthalten iſt, dürfte wohl vergebens verſucht werden. „Es wäre, heißt es dort, unverzeihlich, bei den Bemerkungen über die ſchreibende Poeſie, des Dichters der Jahreszeiten zu vergeſſen, der für dieſe Art der Compoſition ſo wundervolle Talente beſitzt. Ausgeſtattet mit der kühnſten üppigſten Phantaſie, bereicherte er die Dichtkunſt mit einer Menge neuer, origineller Bilder, die er nach der Natur und ſeinen eigenen unmittelbaren Beobachtungen zeichnete. Seine Gemälde haben daher eine Wahrheit und eine Genauigkeit, die man umſonſt bei jenen Dichtern ſucht, die nur einer dem andern nachkopiren, ohne je um ſich her die Gegenſtände ſelbſt ſtudirt zu haben. Thomſon pflegte ganze Tage und Wochen unter den mancherlei Scenen der ländlichen Natur umher zu irren, aufmerkſam auf jeden Gegenſtand, jeden Laut; während hundert Poeten, die jahrelang am Strande wohnten, ſich in Bildern von Fluren und Rieſelbächen abarbeiteten, die denn freilich ſtrandartig genug ausfielen. Daher die eckelhafte Wiederholung derſelben Umſtände, die widerliche Unſchicklichkeit, ſeinen Vorrath angeerbter Bilder, ohne Rückſicht auf das Zeitalter, das Clima, die Umſtände, wo ſie eigentlich hingehören, auszuſchütten. Obgleich die Diktion in den Jahreszeiten bisweilen rauh und unharmoniſch, bisweilen ſchwülſtig und dunkel iſt, obgleich hie und da, um die Cadence des Verſes abwechſelnder zu machen, zu wenige Pauſen angebracht ſind, ſo iſt dieß Gedicht doch im Ganzen, ſchon wegen der zahlloſen Züge der Natur, die es enthält, eines der reizendſten und entzückendſten in unſerer Sprache, ein Werk, deſſen Schönheiten, da ſie nicht von flüchtig reizender Art ſind, und nicht auf conventionellen Gewohnheiten und Sitten beruhen, ewig gefallen werden, wie die Natur ſelbſt. Die Scenen ſind oft ſo wild und romantiſch, als die von Salvator Roſa, und wechſeln lieblich mit Jähen, Waldſtrömen, Caſtellklippen, Thaltiefen, Rieſengebirgen und nächtlichen Klüften. Unzählig ſind die kleinen Einzelheiten in ſeinen Mahlereien, die ſeine Vorgänger ſo ganz überſahen. Nicht weniger, wie ſeine Neuheit und Natur, verdient jene Kunſt unſer Lob, womit er, durch die Wirkungen einer dargeſtellten Scene, unſere Seele nicht minder lebhaft zu rühren weiß, als ob wir ſelbſt ſie ſähen oder hörten, u. ſ. w.“

Dieſes Urtheil werden die geehrten Leſer beſtätigen, und zugleich, dankbar dem gemüthvollen Dichter für manche ſchöne Genüſſe, die Ueberzeugung mit uns theilen, daß bei der Vorliebe unſerer Zeit für die Dichter des Auslandes, Thomſon mit Recht vorzugsweiſe verdienet, deutſchen Leſern aus allen Ständen wieder vorgeführt zu werden, deren Herzen der wahren Liebe zur mütterlichen Natur noch nicht entfremdet ſind. —

Leben
des
J. Thomson.

„Er liebte ſeine Freunde — (o! verzeiht
„Die roll'nde Thrän' — ich fühl' es, ach! ich bin
„Nicht Spieler mehr!) er liebte ſeine Freunde
„Mit ſolcher Großmuth, ſolcher Herzenswärme,
„So ſern von Kunſt, ſo wie von Eigennutz,
„So unerſchüttert, daß die Sprache ſelbſt
„An ihm verarmt, und nur die Thräne ſpricht.“ —

(Lord Lyttelton.)

In allen edlen Gemüthern, welche geiſtige Vorzüge zu würdigen wiſſen, entſtehet, ſo oft ſie von einem berühmten Manne hören, der auf irgend eine Weiſe über ſeine Zeitgenoſſen hervorraget, mit Recht der Wunſch, die Geſchichte ſeines Lebens zu kennen, in der Vorausſetzung, daß gewöhnlich außerordentliche Umſtände zuſammenwirken müſſen, um einen ungewöhnlichen Mann zu bilden. Wie es nun dem Biographen ſchwer fällt, auch die Schattenſeite ſeines Helden zu berühren, ſo feiert er auch in jenen ſeltenen Fällen einen wahren Triumph, wo er ein tadelloſes Leben ſchildern kann, und dieſer Vorzug erhebt den gemüthreichen Thomſon über die meiſten gefeierten Namen.

James (Jakob) Thomſon wurde den 22. September 1700 zu Ednam, in der Grafſchaft Roxburgh in Schottland geboren. Sein Vater war Geiſtlicher daſelbſt, und genoß wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Amtstreue allgemeine Achtung. So wie der Boden, dem eine Blume entkeimet, auf ihre Geſtaltung einwirket, ſo ſcheint auch Thomſon die geiſtigen Vorzüge ſeiner Mutter geerbt zu haben, welche ein Weib von ungewöhnlichen Naturtalenten, einer glühenden Phantaſie, wohlerzogen, geſchmückt mit jeder häuslichen und geſelligen Tugend, und eine Chriſtin bis zur Begeiſterung war. Dieſes reiche mütterliche Erbtheil Thomſon's wurde durch die ſorgfältigſte Erziehung entwickelt und ausgebildet. Auch hier bewährte ſich die Wahrheit der Behauptung, daß es keine beſſere Erziehung gebe, als die elterliche im Vaterhauſe, wenn Vater und Mutter mit Geiſt und Herz verſtändig zuſammenwirken. Früh ſchon wurde Thomſon mit den älteren Urkunden der Offenbarung vertraut, die jenen orientaliſchen Geiſt in ihm entzündeten, der alle ſeine Dichtungen, beſonders aber die Jahreszeiten, durchglüht, worin Kühnheit mit Gefühl, Originalität mit Natur, und Erhabenheit mit Anmuth ſo eigenthümlich verſchmolzen ſind. Unter den arkadiſchen Gefilden blühte ſeine Jugend auf, wo alle Elemente der Naturſchönheiten ſich ſo freundlich begegnen; Cheviot, das Land des Geſanges und hochherziger Thaten, umgrenzte ſeinen Horizont, und die alterthümlichen Ruinen von Jedburgh, Dryburgh u. ſ. w. goßen einen heiligen Schauer über das Ganze. Dieſe äußeren Umgebungen wirkten vortheilhaft auf die Ausbildung ſeines Dichtertalentes. Die erſte Aufmerkſamkeit bewies ihm die von mütterlicher Seite mit ihm verwandte Jerviswoodſche Familie. In der Nachbarſchaft lebte ein gewiſſer Geiſtlicher, Riccarton, der die Hauptleitung ſeiner Studien übernahm. Seine Studien auf der Univerſität zu Edinburgh wurden im zweiten Jahre durch den Tod ſeines Vaters unterbrochen. Die Strenge der gelehrten Herren, womit ſie Thomſon's erſte Verſuche beurtheilten, ohne Gefühl für das wahre Feuer, für die natürliche, warme, originelle Darſtellung des Dichters, konnte dieſen, im Gefühle ſeiner Kraft, nicht entmuthigen. Die Bearbeitung eines Pſalmes über die Größe der Gottheit erregte hohes Erſtaunen: er folgte der Einladung der Lady Grizel Baillie, einer damals in London lebenden Freundin ſeiner Mutter, und ſchiffte ſich im Herbſte 1725 zu Leith auf gut Glück dahin ein, wo er ohne Geld,

der ſcharfe Winter ſtieß ſeine Schneewüſte hervor, und der Sommer ſchoß ſeine Peſt-Gluthen. Der herrliche Frühling grünte zuvor das ganze Jahr hindurch, und Früchte und Blüthen rötheten ſich in geſelliger Anmuth auf Einem Zweige. Rein war die gemäßigte Luft; eine ſanfte Stille herrſchte beſtändig, nur die koſenden Zephire ſäuſelten durch die weite Himmelsbläue hin; denn damals hatten Stürme noch nicht toben, und Orkane noch nicht wüthen gelernt. Ruhig ſchlieſen die Fluthen; kein Schwefeldunkel ſchwellte ſich am Himmel, und entſendete Blitze. Keine frechen Dämpfe und kalte Herbſtnebel hingen lähmend an den Springfedern des Lebens. Aber nun, — der ſtürmiſchen Elemente Spiel, vom Hellen in Wolken, von Heiß zu Kalt, vom Trocknen zum Feuchten, mit innerlich nagendem Unbeſtand gejagt, zerſtieben unſere ſinkenden Tage in Nichts, und ihr Lauf iſt zu Ende, bevor er recht begann. Und jetzt ſtirbt ungepflückt das heilſame Kraut, obgleich es mit dem reinen, erheiternden Aethergeiſte der Nahrung und Geſundheit, und der Lebenskräfte, mehr als die Kunſt erforſchet, überflüſſig geſegnet iſt. Jetzt iſt, von Raubluſt entflammt, der blutgierige Menſch des Feldes Löwe geworden, wohl noch ärger. Der ohne Freund, ohne Gönner ankam. Sein großes Talent blieb nicht lange unbekannt. Der berühmte Lord Forbes empfahl ihn mehreren ſeiner Freunde, beſonders Herrn Aikmann, ausübendem Mahler, welcher mit Perſonen von hohem Range vertraut, und durch Seelenharmonie bald von Thomſon unzertrennlich war, der überall eine ehrenvolle Aufnahme fand. Thomſon vollendete nun ſeinen Winter, und fand auf Verwendung des Herrn Mallet, Hofmeiſters bei dem Herzoge von Melroſe, einen Verleger, Namens Millan, in Charing Croß, der mehr aus Freundſchaft gegen ihn, als in der Hoffnung einiger Ausbeute, den Winter im Jahre 1726 verlegte und drucken ließ. Ein angeſehener Mann, Whatley, machte auf die Herrlichkeit dieſes Gedichtes aufmerkſam; der Beifall wurde mit jedem Tage allgemeiner, und die Leſer fühlten ſich ſo bezaubert, daß ſie nicht wußten, ob ſie mehr den Dichter bewundern, oder den Menſchen lieben ſollten. Bald huldigte ihm Alles. Männer der erſten Größe wurden ſeine Gönner, und Damen vom Stande ſeine erklärten Beſchützerinen. Seine Dichtung machte ihn mit Dr. Rundle, nachherigem Lordbiſchof zu Derry, bekannt, der ihn ſeinem großen Freunde, dem Kanzler Talbot, empfahl, deſſen Sohn er ſpäterhin auf Reiſen begleitete. Zur Befriedigung der öffentlichen Wünſche vollendete Thomſon die übrigen Jahreszeiten, wovon der Sommer im Jahre 1728, der Frühling im Anfang des folgenden, und der Herbſt in der Quartausgabe ſeiner Werke 1730 erſchien. Leſſing findet unter den Jahreszeiten den Winter am vorzüglichſten. Im Jahre 1729 erſchien ſein Gedicht auf Newton, der ſo eben geſtorben war, voll hoher Begeiſterung, zwei Jahre darauf ſein erſtes tragiſches Werk: Sophonisbe, eine carthagiſche Geſchichte, das ſehr gefiel, vier Jahre ſpäter Agamemnon, und 1739 ſein Eduard und Eleonore, deſſen Aufführung aber verboten ward. Nach einem Beſuche faſt aller Höfe und Hauptſtädte Europens mit dem jungen liebenswürdigen Talbot, gab er ſein Gedicht über die Freiheit in mehreren Geſängen heraus, ein Meiſterwerk, woran er zwei Jahre lang arbeitete, und worauf er ſelbſt, mehr des erhabenen Stoffes, als der Bearbeitung wegen, einen vorzüglichen Werth legte.

Eben arbeitete Thomſon am zweiten Theile ſeines Gedichtes über die Freiheit, als der junge Talbot ſtarb, und bald darauf deſſen Vater. Dadurch verlor er die Stelle eines Privatſekretärs, wodurch ſein folgendes Leben ſehr abhängig ſich geſtaltete, bis auf die zwei letzten Jahre, in welchen er die Stelle eines Hauptkontrolleurs über die Lewards-Inſeln bekleidete, die er der großmüthigen Verwendung Lytteltons verdankte. Seine übrige Heiterkeit kehrte zurück, und ſeine Art zu leben, einfach, genialiſch und elegant. Seine Schriften wurden gut bezahlt. Friedrich Prinz von Wallis unterſtützte ihn mit einem jährlichen Gehalte auf Lytteltons Empfehlung, und Thomſon ſchrieb auf ſeinen Befehl, vereint mit M. Mallet, ſeine Maske des Alfred. Im Jahre 1745 kam ſein Trauerſpiel, Tancred und Sigismunde heraus, deſſen rührende Fabel aus dem Gil Blas entlehnt iſt, ſein vorzüglichſtes Stück, und bald darauf ſeine Burg der Trägheit, (Castle of Indolence), ein allegoriſches Gedicht, worin er jeden ſeiner Freunde, die ihm Indolenz zum Vorwurfe machten, eine dem eigentlichen Humor angemeſſene Rolle ſpielen läßt. Dieſen Gedanken führte er ſo ſinnreich, ſo genialiſch, und mit ſo feiner poetiſcher Beurtheilungskraft aus, daß Leſſing es in dieſer Hinſicht allen ſeinen übrigen Werken vorzog. Dieß war ſeine letzte Arbeit, die er herausgab, denn ſein Coriolan war noch nicht vollendet, als ein trauriger Zufall der Welt einen ihrer beſten Menſchen, einen ihrer erſten Dichter entzog.

An einem Sommerabende erhitzte er ſich auf dem Wege von London nach Hammerſmith, und beſtieg in dieſem Zuſtande ein Boot, um nach Kew zu ſegeln. In Folge einer Erkältung fühlte er am folgenden Tage ein heftiges Fieber, das jedoch durch ſchnell angewandte Mittel glücklich gehoben ward.

Er ſchien außer aller Gefahr; das ſchöne Wetter lockte ihn jedoch noch einmal in den Abendthau hinaus; das Fieber kehrte mit großer Heftigkeit und mit hoffnungsloſen Symptomen zurück. Erſt nach zwei Tagen wurde dieſer Rückfall in London bekannt. Nun eilten Mr. Mitchel und Mr. Reid mit dem Dichter Armſtrong um Mitternacht nach Richmond, und wurden dort betrübte Zeugen des Todeskampfes ihres theuren Freundes, der am 17. Auguſt 1748. ſtarb, und deſſen Ueberreſte in der Kirche zu Richmond beigeſetzt, und mit einem ſchlichten, namenloſen Steine bedeckt wurden.

Unter den Gräbern der Könige und großen Geiſter Englands, in der Weſtmünſterabtei, iſt ſein Denkmal zu ſehen.

Sein Aeußeres war nicht ſehr verſprechend. Die

Schönheit und Grazie ſeiner erſten Jugend verlor ſich nachher in der ungeſchmeidigen Hülle ſeines männlichen Körpers. In nachdenkender Stellung machte er einen ſehr ungünſtigen Eindruck, aber bei der Anrede eines Freundes wichen die finſtern Nebel ſeines Antlitzes der lieblichſten Anmuth, und aus ſeinen Augen ſtrahlte die ſchöne Seele. In gemiſchten Geſellſchaften ſchien er unbedeutend, bei Freunden war er offen, heiter und unterhaltend; ſein freier, treffender Witz verletzte Niemand. Seine Fühlbarkeit war ſo fein, und das Spiel ſeiner Organe mit den Empfindungen ſeiner Seele ſo harmoniſch, daß ſeine Blicke, oft bis zur Hälfte des Ausdruckes, ankündigten, was er ſagen wollte. Ueberall erſcheint er als ein Genie. Der Herbſt war Thomſons Lieblings-Jahreszeit, ſowohl wegen des ihm eigenen poetiſchen Stoffes, als der tiefen Stille ſeiner Nächte, die er ſo gern für ſeine Geiſtesarbeiten zu benützen pflegte. Er blieb unvermählt, wozu ihn nicht ſowohl ſeine Gefühlsweiſe, als ſeine Lebensart zu beſtimmen ſchien; er war ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Muſik, ohne jedoch ein Inſtrument zu ſpielen, und ein nicht minder geſchmackvoller Liebhaber der Mahlerei, der Baukunſt und der Bildnerei. Aus ſeinen

Schriften blickt überall ſeine Ehrfurcht für die Gottheit, ſein moraliſcher Sinn, ſeine Achtung für die Menſchheit, ſeine Sympathie mit jedem empfindenden Weſen in den ſchönſten Zügen hervor. Seine Muſe ſchmeichelte weder den Schlechten, noch den Schwächen ſeiner Zeit. Zu himmliſchedel, ſich zum Gemeinen herabzuwürdigen, —

„— hauchte ſeine keuſche Leier nur
Die edelſten Gefühle: nie entglitt
Ein üppiger, entweihender Gedanke
Dem Himmelsſänger; keine Zeile, die
Er ſterbend auszulöſchen wünſchen möchte!"
(Prolog zum Coriolan.)

Er liebte ſein Vaterland mit glühender Begeiſterung, was ſein Volkslied: „Rule Britania" — und ſein größeres Gedicht über die Freiheit bezeugen. Gegen ſeine Eltern war er unausſprechlich zärtlich, nahm ſich mit ächter brüderlicher Sorgfalt ſeiner Schweſtern an, liebte ſeine Freunde mit ſtandhafter Anhängigkeit, war dankbar gegen Wohlthäter, mitleidig gegen Elende, und nannte ein Leben ohne die Neigung ſich jedem zu verbinden,

„einen ärmlichen Winkelbiſſen.“ — Wir ſchließen mit dem ſchönſten und ſeltenſten Lobſpruche: „Nie, in ſeinem ganzen Leben, ſoll er irgend einem Menſchen einen trüben Augenblick gemacht haben.“ —

Der Frühling.

Inhalt.

Der Stoff wird vorgelegt. Der Gräfin von Hertford zugeeignet. Die Jahreszeit wird mit ihren Einflüſſen auf die verſchiedenen Theile der Natur geſchildert, vom Niedern zum Höhern aufſteigend, mit Uebergängen, vom Gegenſtande veranlaßt. Ihre Wirkung auf die unbelebte Materie, auf die Pflanzen, auf die Thiere, und zuletzt auf den Menſchen; und ſchließt mit einer Abmahnung von der wilden und unordentlichen Leidenſchaft der Liebe, im Gegenſatze mit der von einer reinern und edlern Art.

Komm, lieblicher Lenz, himmliſche Milde, komm, ſteige aus dem Buſen jenes Thaugewölkes, da rings umher Muſik erwacht, eingehüllt in einen Schauer ſchattiger Roſen, auf unſere Gefilde nieder!

O Hertford, gleich gewandt an Höfen zu glänzen mit ungezierter Anmuth, und im ſanften Geleite der Unſchuld, vereint mit der ſinnenden Betrachtung, durch die Fluren zu wandeln, — o lauſche meinem Geſange, das deine Jahreszeit mahlt, da die ganze Natur blühend und wohlwollend iſt, wie du!

Und ſchaue, wie der mürriſche Winter ſcheidet, fern gegen Norden, und ſeinen rauhen Stürmen ruft; die Stürme gehorchen, und verlaſſen den heulenden Hügel, den trümmervollen Wald, und das verwüſtete Thal; mildere Lüfte folgen ihnen, deren milder Hauch den Schnee in trüb fließende

Ströme auflöſet, und die Berge erheben ihre grünen Scheitel zum Himmel!

Noch iſt das ſchwankende Jahr unkräftig; der Winter ſendet noch oft den ſchneidenden Abendwind, durchſchauert den blaſſen Morgen, und entſtellt mit wild ſtiebenden Flocken den trüben Tag, ſo daß die Sumpfreiher kaum die Zeit erkennen, den hallenden Schilfteich mit eingeſenktem Schnabel zu durchdröhnen, noch die Waſſervögel, ſich vom Ufer auf die Heide zu zerſtreuen, und ihre wilden Lieder der horchenden Wüſte zu ſingen.

Endlich entrollet dem Widder die gütige Sonne, und der leuchtende Stier empfängt ſie. Nicht länger erſtarret der dehnbare Dunſtkreis in Froſtkrämpfen, ſondern ſie hebet voll Leben und belebender Seele die lichten Wolken empor, und breitet ſie dünn, wollicht und weiß über den alles umwölbenden Himmel aus.

München

Fort fliehen die lauen Lüfte, und unbegrenzt die Erde entfeſſelnd, ſchwebt etwas ſanft Wallendes umher. Freudig gewahret der ungeduldige Landmann die lindere Natur, und treibt die muntern Stiere aus ihren Ställen dahin, wo noch der oftgebrauchte Pflug in der vom Froſt entbundenen Furche liegt. Gutwillig beugen ſie dem angeſchirrten Joche ihren Nacken, und beginnen ihr Tagewerk, ergötzt durch einfachen Sang und die ſteigende Lerche, indeſſen ſich auf das blitzende Pflugeiſen der Treiber lehnt, die hindernden Klöſſe wegſtoßt, das ganze Werk lenket, und auf beiden Seiten in langen Reihen die Schollen ordnet.

Ueber die nachbarlichen Felder gehet der Sämann im weißen Hemde, mit gemeſſenem Schritte, und ſtreuet freigebig das Korn in den getreuen Schooß des Bodens; die rauhe Egge folgt, und ſchließt die Scene.

Sey gnädig, o Himmel! Denn jetzt hat der arbeitſame Mann ſeinen Theil gethan. Ihr pflegenden Lüfte, wehet! Ihr ſanften Thaue, ihr gelinden Regenſchauer, ſinket herab! Und mildere alles, du weltbelebende Sonne, zum vollkommenen Jahre! Auch ihr, die ihr in Ueppigkeit und gemächlicher Ruhe, in Pracht und Stolz lebet, achtet dieſe verſchmähten Dinge eures Ohres nicht unwerth! Solche Stoffe, wie dieſer, ſang einſt der ländliche Maro dem weltbeherrſchenden Rom, auf der vollen Höhe von Schönheit und Geſchmack, durch Griechenland verfeinert. In alten Zeiten beſchäftigte der Pflug die Könige, und der Menſchheit ehrwürdige Väter, und ſolche, mit welchen verglichen eure

Inſektenſchwärme nur Geſchöpfe eines Sommertages ſind, haben die Wage der Herrſchaft gehalten, den Sturm gewaltiger Kriege gelenkt, dann, mit ſiegreicher Hand, niederer Weichlichkeit abhold, den Pflug ergriffen, und unabhängig groß, all die ſchnöden Schätze, welche die Verderbtheit ſchencken kann, verachtet.

Ihr edlen Britten, ehret den Pflug, und über eure Hügel und weitgedehnten Thäler breite der Herbſt ſeine Schätze im Sonnenlichte, verſchwenderiſch und ungebunden; wie die See durch ihr azurnes, ſtürmiſches Gebiet eurer Herrſchaft huldiget, und von tauſend Küſten alle Pracht des Lebens in eure Häfen führet, ſo möge euer reicher Boden mit höheren Gaben, in vollem Maße, den beſſeren Segen der Natur über jedes Land ausgießen, die nackten Völker kleiden, und das unerſchöpfliche Kornhaus einer Welt ſeyn!

Nicht nur die lindere Luft wird von dieſem Wechſel ſüß durchhaucht; die durchdringende Sonne, deren Macht bis in die dunklen Gründe der Pflanzenbildung ſtrahlet, bringt Freiheit dem aufdünſtenden Keime, zu wandern über die grünende Erde in wechſelnden Farben, beſonders in deiner Farbe, o freundliches Grün, der lächelnden Natur allgemeines Gewand! Licht und Schatten vereint, worauf mit ſteigender Kraft das Auge ruht, und mit immer neuer Luſt! Von der feuchten Wieſe bis zum dürren Hügel läuft das lebendige Grün, vom Zephir geleitet, und ſchwillt und neigt ſich vor dem entzückten Auge. Der Hagedorn wird weiß, die ſaftreichen Haine treiben ihre Knoſpen, die wachſend ſich entfalten, bis der ganze Blätterwald in üppiger Fülle vor den ſeufzenden Weſten ausgebreitet ſteht, wo das Reh durch verſchlungenes Farrenkraut rauſchet, und die Vögel im Verborgenen ſingen. Auf einmal, gekleidet in alle Farben des jugendlichen Jahres, durch die raſche und geheim wirkende Hand der Natur, glühet der Garten, und füllet die freigebige Luft mit verſchwenderiſchen Düften, indeſſen die verheißene Frucht, noch ein kleiner Embryo, ungewahrt in röthlichen Hüllen liegt. Nun laßt mich oft aus der in Qualen und Schlaf und ſchädlichen Dämpfen begrabenen Stadt über die Thaugefilde wandeln, im kühlen Morgenhauche, und die zitternden Tropfen vom gebogenen Buſche ſchütteln, indem ich durch den grünenden Irrpfad ſüßer Brombeerhecken ſtreife, oder den Duft des Meyerhofes riechen, oder eine Anhöhe beſteigen, Auguſta! auf deinen Ebenen, und in die weit zerſtreute Gegend ſchauen, eine gränzenloſe Jugendröthe, ein weiß purpurner Schauer friſcher Blüthen, wo ſchnell das Auge von Wonne zu Wonne ſchwärmt, und den goldenen Herbſt, unter ſchönem Ueberfluſſe verſteckt, erſpähet. Wenn nur nicht, aus ruſſiſchen Wüſteneien, ein ſchneidender Wind hervorbricht, und von feuchten Schwingen den kleberigen Mehlthau ſchüttelt, oder, trocken blaſend, zur Unzeit Froſt wehet, vor deſſen verderblichem Hauche der vollblühende Frühling durch ſein ganzes Laubwerk zuſammenſchrumpft, freudenlos und erſtorben, eine weit zerſtörte Wüſte. Denn oft, erzeugt vom Reiſe des Nordens, ſchweben, Myriaden nach Myriaden, Inſektenſchwärme heran, ſcharf beißend im vergifteten Winde, und freſſen verheerend durch Knoſpen und Rinde bis zum geſchwärzten Kerne ſich ämſig ihren Weg. Eine ſchwache Brut, doch oft der Rache geweihte Söhne, deren Zuge der nagende Hunger, und der Tod des Jahres folgen. Dieſes Unheil abzuwehren, verbrennt der erfahrene Pächter Spreu und loderndes Stroh vor ſeiner Baumpflanzung, bis ganz in Rauch gehüllt, der verſteckte Feind aus jeder Spalte fällt, oder beſtreut die Blüthen mit ſtechendem

Pfefferkraute, tödtlich für das froſtige Geſchlecht, oder erſäuft ſie, wenn das vergiftete Laub ſich zu kräuſeln anfängt, mit ausgeſpritztem Waſſer in ihrem Neſte, und verſcheuchet nicht unklug die kleinen Schaaren der Vögel, welche ſie mit flinkem Schnabel wegpicken.

Seyd geduldig, ihr Hirten! die ſcheinbar grauſamen Winde wehen nicht vergebens. Sie drücken mit Gewalt die hängenden mit Regen überladenen Wolken auf Wolken von hier zurück, die ſonſt, über den weiten atlantiſchen Ocean im endloſen Zuge zu uns her ſegelnd, die Sommerflamme auslöſchen, und troſtlos das rohe, noch ungereifte Jahr erſäufen würden.

Der Nordoſt ſendet ſeine Wuth, und verſchließt ſich in ſeine eiſerne Höhle; der weichere Süd erwärmt die weitere Luft, und hauchet durch den Himmelsraum die ſchweren Wolken, von Frühlingsſchauern geſchwellt. Erſt ſcheinen ſie, — ein düſterer Kranz noch — kaum den Aether färbend; doch mit ſchnellen Schritten, ſchichtenweiſe, ſegelt der gedoppelte Dunſt den beladenen Himmel entlang, und lagert ſich in tiefer Miſchung rings um den Horizont, ein ruhendes Dunkel; nicht wie Winterſtürme, die das Leben erdrücken, auf

Sterbliche gegoſſen, ſondern lieblich, hold, gelinde, voll von jeder Hoffnung und Wonne, der Wunſch der Natur. Allmählig ſinket der Zephir in vollkommene Ruhe, daß kein einziger Hauch, durch die dichten Wälder hinzitternd, gehört wird, oder flüſternd der hochſtämmigen Eſpe vielfach blinkende Blätter reget. Die ſich entkräuſelnden Fluthen, in breiter Spiegelfläche ausgegoſſen, ſcheinen durch täuſchendes Verſehen ihren Lauf zu vergeſſen. Alles iſt hehre Stille und frohes Erwarten. Rinder und Schafe laſſen das dürre Reis, und ſchauen ſtumm flehend nach dem fallenden Grün. Verſenkt in kurzen Aufſchub, benetzt das Federvieh ſeine Schwingen mit Oel, um das gleißende Naß verkräuſelnd abzuſpritzen, des nahen Zeichens gewärtig, um in den Hauptchor einzuſtimmen. Selbſt Berge, Thäler und Wälder ſcheinen, ungeduldig, die verheißene Labung zu erflehen. Der erhabenere Menſch wandelt durch die frohe Schöpfung, ſinnet auf Lob, und blicket lebhaften Dank.

Die Wolken zuletzt auch erſchließen ihre Schätze den Feldern. Kaum haben ſie leiſe, wie zum Vorſpiele, durch Tropfen Grübchen in den Teich getüpfelt, ſo ſenden ſie ihre volle Fluth in reichem Erguſſe auf die erfriſchte Welt. Den leiſern Schauer vernehmen jene kaum, die durch des Waldes Gänge luſtwandeln, vom ſchattigen Blättergedränge beſchirmt. Doch wer kann im Schatten verweilen, wenn der Himmel niederſchwebt in allgemeiner Milde, und Kräuter und Früchte und Blumen in den weiten Schooß der Natur ſchüttet! Schnell eilet die lebhafte Phantaſie ihrem Wachsthume voraus, und ſieht, indeſſen der milchige Nährſtoff niederthaut, die Landſchaft rings in glühenden Farben leuchten. So ſpenden tagelang die vollgeſchwellten Wolken ihren zeugenden Vorrath, und der ſattberegnete Boden iſt tief hinein bereichert mit keimendem Leben, bis am weſtlichen Himmel die untergehende Sonne, mitten durch den Purpur gebrochener Wolken glänzend hervorſchaut, die ſich anmuthig vor ihrem Strahle ändern. Der raſche Schimmerglanz dringt blitzſchnell zum beleuchteten Berge, durchſtrömt den Wald, bebt auf den Fluthen, und glühet durch falben Nebeldunſt, die unbegränzte Fläche entlang, über blinkende Myriaden thauiger Edelſteine. Feucht, glänzend und grün lacht die Gegend umher. Die Wälder entſchwellen; ihre ganze Muſik erwacht, gemiſcht in wildem Einklang mit den rieſelnden Bächen, verſtärkt durch fernes Berggeblök, durch dumpfes Gebrüll, aus den

Thälern erwiedert, wo der ſüße, alles vermengende Zephir entſpringt. Inzwiſchen ſchießt, von jener öſtlichen Wolke zurückgeſtrahlt, über die Erde ſchreitend, der große Bogen des Aethers unermeßlich empor, und entfaltet jede Farbe, im zarten Ebenmaße vom Roth fortrinnend, bis wo am Himmel das Violett verbleichet.

Hier, erhabener Newton, bilden die zerfließenden Wolken, der Sonne gegenüber ſich ſpiegelnd, dein Regenprisma, und entfalten dem weiſe belehrten Auge die Wechſelwindungen des Lichtes, durch dich aufgelöſet aus dem weißen Fluthenlabyrinthe! Nicht ſo der Hirtenknabe; er ſieht erſtaunt das lichte Zaubergebilde, und rennt, die fallende Glorie zu haſchen; doch verwundert ſieht er, wie der täuſchende Bogen ihm entweichet, bis er gänzlich verſchwindet. Nachtſtille folgt, ein ſanfter Schatten, und die geſättigte Erde harret des Morgenſtrahles, dem Lichte zu erſchließen, durch tauſend mannigfaltige plaſtiſche Kanäle getrieben, die Balſamdüfte des vorigen Tages.

Dann ſprießen die friſchen Kräuter, verſchwenderiſch wild, über den ganzen tiefgrünen Boden; dem Pflanzenkenner iſt die Aufgabe zu ſchwierig, die Arten derſelben zu zählen, wenn er durch das einſame Thal ſtreicht, in ſchweigender Spähluſt, oder durch den Wald, der mit Allem, was blöder Stumpfſinn zum Unkraut zählet, verwachſen iſt, ſich planlos eine Bahn bricht, oder den Felſenberg erklimmet, verlocket vom nickenden Grün ſeiner Zinne. Mit ſo freigebiger Hand hat die Natur weithin ihre Samen verſtreuet, ſie in Winden umher gewehet, und zahllos vermengt mit der nährenden Scholle, dem befeuchtenden Bache, und dem befruchtenden Regen.

Doch wer kann ihre Kräfte enträthſeln? Wer bringt mit reinem Blicke in dieſe geheimen Schätze der Geſundheit, des Lebens und der Luſt? Die Nahrung des Menſchen ſind ſie geweſen, ſo lange er in Unſchuld lebte, und die Reihe goldener Jahre zählte, nicht lüſtern nach Blut, ein Fremdling noch in des Lebens wilden Künſten: Tod, Raub, Mord, Schlemmerei und Seuche, — der Herr, und nicht der Tyrann der Welt.

Die erſte friſche Dämmerung weckte damals das heitere Geſchlecht unverdorbener Menſchen; noch durfte ſie nicht erröthend den trägen Schläfer unter ihrem heiligen Strahle ſehen; denn ihre leichten Schlummer verflogen ſanft, und ſie ſtanden auf, munter wie die Sonne, entweder zum Anbau williger Felder, oder zur fröhlichen Pflege der Herde. Indeſſen erſchollen Rundgeſang und Tanz und Scherz; weiſe Lehre und freundliches Koſen ſtahlen ihnen wechſelnd die Stunden, während die Liebe im Roſenthale ihre kindlichen Seufzer hauchte, von Qualen frei, von Seligkeiten ganz erfüllt; die ſüße Pein nur blieb, die herzdurchbebend, nur noch mehr entzücket. Noch war keine beleidigende Handlung, kein hartes Begegnen unter dieſen glücklichen Söhnen des Himmels bekannt; nur Vernunft und Wohlwollen waren Geſetze. Lächelnd blickte die harmoniſche Natur nach ihnen. Die Himmel glänzten heiter, gekühlt mit ewigen Lüften, alles war Balſamhauch. Die junge Sonne ſchoß ihre beſten Strahlen; die huldreichen Wolken träufelten Fruchtbarkeit, als auf der ſchwellenden Wieſe Rinder und Schafe vertraulich und ſicher ſpielten. Wenn dieß, hervorſtürzend aus dem Dunkel des Waldes, der funkelnde Löwe ſah, ſo ward weicher ſein ſchreckliches Herz, und er paarte ſeine düſtere Freude mit der übrigen. Denn Muſik hielt das Ganze in vollkommenem Frieden; ſanft ſeufzte die Flöte, die zärtliche Stimme wurde gehört, wirbelnd das wechſelnde Herz; die rundum liegenden Wälder ſtimmten mit ein in den Chor, und Wind und Waſſer rauſchten im Einklange. So war dieſe Blüthe der Tage!

Nein, dieſe reinen und fleckenloſen Minuten, wovon die Fabeldichter ihr goldenes Zeitalter nehmen, ſind jetzt nicht mehr zu finden in dieſen eiſernen Zeiten, dieſen Hefen des Lebens! Nun hat das verſtimmte Gemüth den Gleichlaut harmoniſcher Kräfte verloren, welcher die Seele der Seligkeit bildet, und das innere Gleichgewicht iſt dahin; alle Leidenſchaften haben ihre Schranken durchbrochen, und Vernunſt, zur Hälfte ausgelöſcht, oder unfähig, oder auch billigend, ſieht der tollen Unordnung zu. Sinnlos und entſtellt ſtürmt der gichteriſche Zorn umher, oder ſetzt ſich, bleich und ſtumm, auf eine furchtbare Rache. Der kriechende Neid erbleichet bei der Freude anderer, und haßt die Größe, die er nicht erreichen kann. Die verzagende Furcht, voll leerer Hirngeſpinnſte, feige und unmännlich, erſchlaffet alle Kräfte. Die Liebe ſelbſt bringt Bitterkeit der Seele, eine tiefſinnende Angſt, und quälet das Herz. Oder, verſunken in ſchmutzigen Eigennutz, fühlt ſie nicht mehr jenen edlen Wunſch, die nie geſtillte Sehnſucht, die, ſelbſtſüchtige Freude verſchmähend, nur den theuren Gegenſtand ihrer Flamme zu beglücken ſucht. Hoffnung ſiechet an

Ausſchweifungen, und Gram, des Lebens überdrüſſig, entſchwellt zum Wahnſinn, oder verzehrt in Todesſtille die weinenden Stunden. Dieſe und tauſend andere gemiſchte Regungen, durch immer wechſelnde Anſichten von Gut und Bös unendlich verſchieden geſtaltet, bekämpfen das Gemüth in endloſem Sturme; daraus, tief eiternd, quillt hervor: Partheyiſches Denken, eine ſorgloſe Gleichgültigkeit, kalt, und abgewandt vom Wohle des Nebenmenſchen; dann finſterer Unmuth und Haß: umwindende Tücke, feiger Betrug, und wilde Gewaltthat; bis endlich, — wenn jedes geſellige Gefühl erloſchen, die grimmige und freudenloſe Unmenſchlichkeit durchbricht. Die geſtörte Natur ſcheint rächeriſch ihren Lauf geändert zu haben.

Daher entſtand in alter dunkler Zeit eine Sündfluth, als der tief aufgeriſſene, geſpaltene Erdball, die centraliſchen Gewäſſer ringsum überwölbend, mit allgemeinem Berſten donnernd in den Abgrund ſtürzte, und über die hochgepfeilerten Berge der zerſtückten Erde die Wogen rauſchten in endloſer Brandung, bis vom Mittelpunkte zu den ſtrömenden Wolken ein uferloſer Ocean den Erdball umtaumelte. Die Jahreszeiten haben ſeitdem mit ſtrengerem Scepter eine gebrochene Welt bedrücket;

Wolf, der von der nächtlichen Hürde grauſam die blökende Beute ſchleppt, trank nie ihre Milch, trug nie ihre erwärmende Wolle: nie hat der Stier für den mordenden Tiger, der ihn am kraftvollen Halſe packt, das Feld gepflügt. Auch ſind ſie dazu abgehärtet, vom Hunger geſpornt und wilder Noth, und Mitleid wohnet nicht in ihrer zottigen Bruſt. Aber der Menſch, den die Natur aus weicherem Stoffe ſchuf, mit jeder zarten Regung in ſeinem Herzen, und ihn nur weinen lehrte; während ſie aus ihrem Schooße viele tauſend Zartgenüſſe ſpendet, Kräuter und Früchte, ſo zahlreich wie die Regentropfen, oder die Strahlen, welche ſie erzeugten: ſoll er, ſo ſchön geſtaltet, ſüß lächelnd, und aufrecht zum Himmel ſchauend, zu den Raubthieren herabſinken, ſeine Zunge in Blut zu tauchen? Das Raubthier, das blutbefleckte, verdient zu bluten; aber ihr, ihr Schafe, was habt ihr gethan, den Tod zu verſchulden? Ihr, die ihr uns Milch in ſüßen Strömen gegeben, und euren eigenen Rock gegen die Kälte des Winters geliehen? Und der gute Ochſe, dieſes harmloſe, ſchlichte, trugloſe Thier, was hat dieſer verbrochen? Er, deſſen geduldige und immer bereitwillige Arbeit das Land kleidet mit all dem Gepränge der Ernte; ſoll er bluten, zuckend ächzen unter den grauſamen Händen des Bauers, den er genähret hat? Und das vielleicht, das Schwelgen beim Erntefeſte zu erhöhen, gewonnen durch ſeine Mühe? So würde das fühlende Herz es zärtlich einflüſtern; allein es iſt ſchon genug gewagt in dieſen ſpäten Tagen, die Saiten des weiſen Samiers leicht berühret zu haben. Der hohe Himmel verbietet den kühnen, vermeſſenen Geſang; ſein weiſeſter Wille hat uns auf einen Stand verwieſen, der ſich noch nicht zur reinen Vollendung erheben ſoll. Und wer weiß es übrigens, wie die Leiter beſeelter Weſen, von Stufe zu Stufe, zu höherem Leben emporſteigt?

Nun, wenn die erſte trübe Fluth der Bäche, geſchwellt von Frühlingsregen, abgefloſſen, und der weißliche Wellenſchaum auf dem moosgefärbten Strome hinabgleitet, nun iſt es Zeit, da noch das dunkelbraune Waſſer den Trug begünſtiget, die Forelle zu locken. Die gut täuſchende Fliege, die feingeründete, elaſtiſche Ruthe, die ſchwimmende, dem grauhaarigen Roſſe entrupfte Schnur, und all das übrige Waſſergeräthe bereite! Aber laß nicht an deiner Angel den gepeinigten Wurm gichteriſch zucken in Todeswindungen; wenn der raubgierige Hunger ihn tief verſchlungen hat, und ihr ihn aus der blutenden Bruſt des hülfloſen Thieres, das nicht klagen kann, reißet, fühlet herben Schmerz und Grauen die zarte Hand.

Wenn nun mit ihrem belebenden Strahle die mächtige Sonne die Ströme durchwärmet, und das befloſſete Geſchlecht gewecket hat, dann eile froh hinaus, dein Spiel zu erneuern; beſonders wenn Weſtlüftchen kräuſelnd ſpielen, und leicht über den Aether ſchattige Wolken tragen. An dem erſten Tage ſpüre zwiſchen Hügeln und ringsum fangreichen Waldungen den Bächen nach bis hoch zur Quelle; am nächſten Tage verfolge die Krümmungen des Felſenbettes, bis zum Fluſſe hinab, in deſſen weiter Woge ihre kleinen Najaden gerne bebehaglich ſpielen. Gerade an der zweifelhaften Stelle, wo mit dem Teiche ſich zitternd der Strom miſchet, oder wo er den Stein umſprudelt, oder, vom ausgehölten Ufer zurückgeſpült, im Wogenſpiele fließet, da wirf, genau prüfend, die trügende Fliege, und erſpähe, während du ſie in künſtlichen Bogen umher ziehest, mit aufmerkſamem Auge den ſpringenden Fang. Wenn ſie kaum auf die Oberfläche des Waſſers gaukeln, oder aus Hunger überſchlagen, dann ſenke mit leiſem Rucke die bärtige Angel, ſchnelle die Einen leicht an's graſige Ufer, die Andern ziehe ſanft an des Geſtades Abdachung empor, mit wechſelnder Hand ihre Kraft bemeſſend. Wenn eine gar zu junge, leicht zu täuſchende, geringe Beute, kaum die ſchlanke Ruthe krümmet, mach ſie, der Jugend ſchonend, und der kurzen Zeit, da ſie des himmliſchen Lebenslichtes ſich erfreuet, ſanft wieder los, und wirf den bunten Gefangenen wieder in den Strom. Doch ſollteſt du hervorlocken aus ſeinem dunklen Lager, und aus den verſchlungenen Wurzeln überhängender Geſträuche ſogar den Monarchen des Stromes, dann iſt es eure Pflicht, die feinſte Kunſt zu üben. Lange Zeit ſchon, vorſichtig folgend, riecht er die Fliege, und verſucht es auch oft, ſie zu haſchen, aber eben ſo oft zeigt das geringelte Waſſer ſeine argwöhniſche Furcht. Zuletzt, da erwünſcht an der überſchatteten Sonne eine Wolke vorüberſegelt, ſchluckt er verzweifelnd den Tod, mit ſchwarzer Angſt. Jetzt ſchießt er plötzlich, tief getroffen, die ganze Länge der Schnur dahin; dann ſucht er den fernſten Schlamm, das ſchirmende Geſträuch, den hohlen Bord, die alte ſichere Tiefe, ſchwingt ſich empor, und kreuzt im ganzen Waſſerbette umher, ergrimmt über den Betrug. Mit nachgebender Hand, die ihn noch immer fühlet, doch ſeinem wüthenden Laufe die Bahn läßt, jetzt zurückgezogen, dann quer ihm folgend durch den Strom, erſchöpfe ſein vergebliches Raſen, bis er flach auf die athemloſe Seite ſich legt, ſeinem Geſchicke nun überlaſſen, und du an's Geſtade freudig zieheſt die nicht widerſtehende Beute.

So gehen die kühleren Stunden vorüber. Aber wenn die Sonne von ihrem Mittagsthrone die Wolkenzüge verjaget, und ein träges Ermatten durch die Tiefen ſchleichet, dann ſuche das Ufer, wo blühend ſich der Holunder dränget, wo die wild zerſtreute Lilie des Thales ihren Balſamduft hauchet, wo die Schlüſſelblume ihr thauiges Haupt ſenket, wo Purpurveilchen ſich verbergen mit den beſcheidenen Kindern des Schattens; oder lieg hingeſtreckt unter der breitäſtigen Eſche, die über dem Abſturze hängt; von feuchten Schwingen gehoben, rauſcht von dort die Wildtaube nieder, oder der Falke baut hoch über ihr auf ſchroffem Felsgeſtein ſein luftiges Neſt. Führe da durch die klaſſiſchen Blätter deine Phantaſie in ländliche Scenen, wie einſt der Hirt von Mantua voll herrlichen Wohllautes des Geſanges ſie gemalet. Oder ſchöpfe dir ſelbſt eine Gegend, ſo wie ſie ſchnell an dem heitern Auge der Einbildungskraft vorüberſchlüpft, oder wiege hier, in Schlummer gelullt vom Getöne der Wälder und Gewäſſer, und verſenkt in ſtilles Sinnen, umgaukelt von Träumen ſorgenloſer Einſamkeit, wo tauſend Wandelbilder der Dinge ſich miſchen, jeden Hang zur Leidenſchaft in Ruhe, nur nicht das Ueberwallen des weicheren Herzens, das wecket, nicht zerrüttet, das ſtille Gemüth.

Sieh, jene duftreiche Ausſicht gebietet der Muſe, ihre ganze Schönheit zu enthüllen. Aber wer kann malen, wie die Natur? Kann die Einbildungskraft in ihren fröhlichſten Gebilden mit Farben prangen, wie jene? Kann ſie dieſelben mit ſo unerreichbarer Kunſt vermiſchen, und ineinander flößen, wie ſie es an jeder blühenden Knoſpe weiſet? Wenn ſo die Phantaſie der Frühlingsmühe erliegt, ach was ſoll die Sprache thun? Wo findet ſie Worte, in ſo mannigfaltige Farben getaucht? Und weſſen Kraft, dem Leben ſich nähernd, durchduftet mit dieſem feinen Oele meine Lieder, mit dem Balſamhauche, der unerſchöpflich in ewigen Kreiſen ſtrömet?

Doch, obgleich erfolglos, wird die Arbeit ſüß ſeyn. Kommet denn, ihr Jungfrauen und Jünglinge, deren Herzen die Wonnen höherer Liebe gefühlet haben! Und du, Amanda, komm, Stolz meines Liebes, von den Grazien geformt, die Liebenswürdigkeit ſelbſt! Komm mit dieſen geſenkten, ſittſamen und ſüßen Augen, mit dieſen beſcheidenen Blicken, die tief in die Seele dringen, woraus, mit dem Lichte gedankenreichen Geiſtes vermählet, eine lebhafte Phantaſie und ein fühlendes Herz ſtrahlen; o komm, und während der roſenfüßige Mai erröthend heranſchleicht, laß uns miteinander im Morgenthaue wandeln, und friſch blühende Blumen in ihrem Lenze pflücken, deine Locken, und den geliebten Buſen, der ihre Reize erhöhet, zu ſchmücken!

Sieh, wie das ſchlängelnde, ganz bewäſſerte Thal, ſeine Schätze verſchwenderiſch ſpendet! Sieh, wie die Lilie das verborgene Bächlein ſchlürft, das kaum durch den üppigen Wuchs des Graſes rieſelt, oder das feuchte Ufer im ſchwellenden Ueberrinnen decket! Laß uns hinſchreiten, wo Lüftchen wehen vom weithintragenden Felde blühender Bohnen! Arabien kann ſich keines lieblichern Duftes rühmen, als der dort die Sinne durchathmet, und die entzückte Seele berühret. Auch die Wieſe iſt deines Fußes nicht unwerth, voll friſchen Grüns, und zahlloſer Blumen, dem Hausgewande der Natur, weit und wild. Hier, unentſtellt durch trügende Kunſt, entfaltet ſie ihre unbegränzte Schönheit vor dem unſtäten Auge. Hier treiben ihr köſtliches Geſchäft die eifrigen Bienen, in ſchwärmenden Millionen; rings umher, durcheinander in der ſanften Luft, kreuzet das ämſige Völkchen, klebet an der Knoſpe, und ſauget mit eingeſenktem Röhrchen den reinen Saft, die ätheriſche Seele; und oft wagen ſie den kühnen Flug zur purpurnen Heide, oder wo der wilde Timian gedeiht, und kehren zurück, beladen mit der gelben ſüßen Beute.

Endlich enthüllet der aufgeblähte Garten dem Blicke ſeine reiche Einſchau, ſeine grünen Baumgänge. Bezaubert von der grünen Maſſe, ſtreifet das irrende Auge zerſtreuet umher, bald durch das dichte Laubgewölbe, wo kaum ein Lichtſtreif das langgedehnte Dunkel durchblitzt, bald begegnet es dem ſinkenden Himmelsdome, dem ringelnden Bache, dem ſanftgekräuſelten See, dem Waldesdunkel, der glänzenden Thurmkuppel, den blauen Bergſpitzen, dem fernen Meere. Doch wozu dieſe Ausflüge, wenn ſchon den im Thaue leuchtenden Blüthenbord entlang, und in jener wilden Blumenfülle, die zauberiſche Hand des Frühlinges jeden Reiz enthüllet? Zuerſt keimen die Schneeblume und der Crocus, dann Maaslieb, Tauſendſchen und das dunkelblaue Veilchen, und die Schlüſſelblume mit zahlloſen Farben, und gelbe Violen, eiſenbraun gefleckt, und das üppige Stämmchen, deſſen Duft den ganzen Garten durchwürzet; des Frühlingshauches zarten Schwingen entſtrömte Anemonen; Aurikeln, deren Sammetblätter ein ſchimmernder Staub bereichert; und gefüllte Ranunkeln von glühender Röthe. Dann kommt das Geſchlecht der Tulpen, wo die Schönheit in eitlen Launen ſpielt, wo von Art zu Art, je nachdem der Vaterſtaub weht, die wechſelnden Farben verrinnen, und indem ſie in das entzückte Auge ſich drängen, weiſet frohlockend der Blumenfreund mit geheimem Stolze dieſe Wunder ſeiner Hand. Im Stufengange fehlt keine Blume, von der Knoſpe an, der Erſtgebornen des Frühlinges, bis zu des Sommers Biſamdüften; nicht Hyacinthen, in reinſter jungfräulicher Weiße, niedergebogen und einwärts erröthend, nicht Jonquillen, mächtigen Duftes, nicht der holde Narciß, als beuge er ſich noch über die fabelhafte Quelle herab; nicht breit geſtreifte, nicht zierlich gefleckte Nelken, nicht, von jedem Buſche tropfend, die Damaſcenerroſe. Unendliche Köſtlichkeiten, Zartgerüche, die mit Farben an Farben kein Ausdruck malen kann, der Odem der Natur und ihr unendliches Blühen! Heil dir, o Quelle des

Daſeyns! Allſeele des Himmels und der Erde! Weſentliche Gegenwart, Heil dir! Vor dir beug' ich das Knie; zu dir ſteigen meine Gedanken beſtändig empor, deſſen Meiſterhand das große Ganze vollendend berührte! Durch dich ſchlürfen die mannigfaltigen Arten der Gewächſe, mit einem häutigen Netze umwunden, und mit Blättern bekleidet, den Lebensäther ein, und trinken den Thau; durch dich geordnet in verwandte Boden, ſteht jede Pflanze da, in anziehender Kraft, und ſaugt und ſchwellt die ſaftreiche Fluth, ein verſchlungenes Röhrgewinde. Du befiehlſt der Frühlingsſonne, den ſtockenden Saft zu wecken, von Winterſtürmen zur Wurzel zurückgedrängt, der, flüſſigen Tanzes und lebensvoller Gährung ſteigend, dieß zahllos-farbige Spiel der Dinge bildet.

Wie höher von der Pflanzenwelt mein Stoff ſich hebet, mit gleicher Schwinge ſteige auch du empor, meine entathmete Muſe! Vernimm, wie laut die Wälder dich laden, in ihrem ganzen Feſtgewande! Leiht mir euern Geſang, ihr Nachtigallen, und ſtrömet die Labyrinthenfluth der Seelenmelodie durch mein wechſelndes Lied, indeſſen ich von der erſten Note des heiſern Kukuksrufes die Symphonie des Frühlinges verfolge, und einen

Stoff berühre, unbekannt dem Gerüchte: Die Liebesleiden der Wälder.

Wenn zuerſt der Geiſt der Liebe, umhergeſandt, die Lebensluſt durchwärmet, und ſich harmoniſch an das Herz ſchmieget, ſo beginnen die frohen Schaaren, in Liebesgedanken, ihre farbigen Schwingen zu ordnen, und ihren lange vergeſſenen Sang wieder zu verſuchen, der anfangs matt wirbelt. Aber kaum wird die ſüße Einwirkung überwiegend und groß, dann, auf einmal, überfließt ihre Luſt in unbegränzte Muſik. Die Lerche ſteigt empor, hellſtimmend und laut, des Morgens Bote; bevor noch die Schatten ſchwinden, trillert ſie, hoch in den dämmernden Wolken, und ruft aus ihren Neſtern die tonreichen Völker.

Jedes dicht verſchlungene Gehäge, jeder regelloſe Baum, und jedes thauige Gebüſch, das ſich über die Häupter der ſcheuen Chorſänger niederbeuget, verſchwenden Harmonien. Die Droſſel und die Waldlerche, gellend durch den ſanften Wettgeſang der Schaar, durchlaufen die ganze Leiter der ſüßeſten Töne; denn die lauſchende Philomele gönnt ihnen freundlich dieſe Luſt, und beſchließt in hohen Gedanken, mit ihrer Nacht den Tag der Andern zu krönen. Die Amſel pfeift aus der Dornhecke, und aus dem Haine antwortet ihr der feuchte Buchfink. Auch Hänflinge, über blühende Diſteln in Schaaren hingeſtreut, ſchweigen hier nicht. Zahlloſe Singvögel haben ſich zu ihnen geſellt, die im labenden Schatten neuentfalteter Blätter ihre honigſüßen Melodien flöten. Die Dohle, der Häher, die Krähe, und jede ſchnarrende Pfeife, allein gehört mißtönend, ſtimmen in das volle Chor, indeſſen die Turteltaube ihr melancholiſches Gemurmel hin durch das Ganze haucht.

Liebe iſt's, die ihre Melodie erzeugt, und dieß ganze Meer ſüßer Geſänge iſt nur Hauch der Liebe, die in Thiere und Vögel die zarten Künſte des Gefallens flößet. Daher verſucht das prunkende Geſchlecht jedes ſchmeichelnde Mittel erfinderiſcher Liebe, und ſtrömet liebewerbend den Weibchen die kleinen Seelen hin. Erſt flattern ſie in weiten Ringen, in ſcheuer Ferne, durch tauſend Ränke bemüht, den ſchlauen, mitbewußten, halbabgewandten Blick der achtloſen Gebieterin zu erhaſchen. Doch, ſcheint ſie nur zur geringſten Gunſt erweicht, gleich ſchimmern ihre Farben, und von Hoffnung durchglüht hüpfen ſie näher heran; bei einem plötzlichen Blicke fahren ſie verwirrt zurück, und nähern dann ſich wieder, und ſpreiten die buntgefleckten

Schwingen in lüſternen Bogen, und jede Feder bebet in Sehnſucht. Nach geſchloſſenem Ehebunde eilen ſie den tiefen Waldungen zu, wohin ſie Laune, Luſt, oder Nahrung, oder heimliche Sicherheit leitet, um dem großen Gebote der Natur zu fröhnen, und den ſüßeſten Regungen, die ſie ſpüren, nicht hoffnungslos ſich hinzugeben. Einige ziehen niſtend zur Stechpalmhecke, andere in das dichte Gebüſch. Einige vertrauen die zarte Brut dem rauhen Schutze des Dornſtrauches; der geborſtene Baum öffnet Einzelnen gütig ſein heimliches Obdach, zur Nahrung ſeine Inſekten, ſein Moos zu Neſtern. Andere flechten, abgeſchieden im graſigen Thale, oder auf wüſter Heide, ihr niedliches Gewebe. Aber die meiſten locket des Waldes Einſamkeit, das unbelauſchte Dunkel, oder jähe, mooſige Ufer, durch den Gießbach getheilt, deſſen Murmeln ſie den ganzen langen Tag hindurch ergötzt, wenn ſüße Pflicht ſie feſſelt. Unter den Haſelwurzeln, hängend über dem klagenden Strome, bauen ſie den erſten Grund ihrer Wohnungen; dürre Baumreiſer, künſtlich geordnet, und mit Leim gefüget. Nun ſieht man nur ein raſtloſes Eilen durch die von unzähligen Schwingen durchrauſchte Luft. Die Schwalbe ſtreicht über den ſchleimigen Teich, ihr hängendes Haus zu bauen bedacht; oft rupfen vom Rücken unbeſorgter Rinder und Schafe tauſend diebiſche Schnäbel Haar und Wolle, und oft ſtehlen ſie, unbelauſcht, einen Strohhalm von der Scheune, bis ſanft und warm, rein und vollendet ihre Wohnung herauswächſt. Wenn ſo geduldig das ämſige Weibchen ſitzet, nicht hinweggelocket von der zärtlichen Pflege, weder durch mahnenden Hunger, noch durch ſchmeichelnde Luſt, womit der junge Frühling ſie rings umblühet, wählt ſich, voll Sympathie, das Männchen ſeinen Stand am jenſeitigen Borde, und ſinget ihr raſtlos die träge Zeit weg, oder füllt einen Augenblick ihre Stelle aus, während ſie hinſchwebt, ihr karges Mahl zu picken. Iſt nun die Zeit der frommen Wartung erfüllet, und die federkahle Brut zum völligen Leben erwärmt und reif, dann bricht ſie den dünnſchaligen Kerker, und kommt ans Licht, hülfloſe Kleinen, die unaufhörlich nach Aetzung ſchreien! O was für Leidenſchaften, welche ſchmelzende Gefühle freundlicher Sorge, regen ſich in den neuen Eltern! Zärtlich fliegen ſie fort, und bringen ungelüſtig den beſten Biſſen ihren Jungen. Kaum iſt er gleich vertheilt, beginnt das Suchen wieder. Eben ſo ein edles Paar, vom Schickſale gebeugt, aber aus beſſerem Stoffe gebildet, von

Sorgen beſeliget, die niederm Pöbel fremd ſind, in öder Hütte unter fernen Wäldern, nur von der Vorſehung des Himmels erhalten, bezwinget oft, wenn es auf die Reihe der Kinderchen hinſchaut, den eigenen Hunger, und giebt ihnen Alles.

Nicht die Mühe allein ſcheuen ſie nicht; begeiſternde Liebe, vom großen Vater des Frühlings eingehaucht, giebt ſchnell dem furchtſamen Geſchlechte Muth, der Einfalt Liſt. Mit heimlicher Schwinge ſenken ſie ſich, wenn ein rauher Fuß ihre belaubten Neſter ſtören will, in den nachbarlichen Buſch hinab, und täuſchen im ſchwirrenden Fluge, wie aufgejagt, den rohen Schulknaben. Daher kreiſet auch das weißbeflügelte Waſſerhuhn, mit rauſchendem Flügelſchlage, um das Haupt des wandernden Landmannes, und ſtreiſet dann, in langer Fahrt, auf der weiten Fläche hin, vom Neſte ihn wegzulocken. Darum flattert auch die Wildente über das rauhe Moos, und durch die unbetretene Wüſte das Birkhuhn, (fromme Täuſchung!) den heiß verfolgenden Spürhund irre zu leiten.

Die Muſe erröthe nicht, ihre Brüder des Haines zu beklagen, die vom tyranniſchen Menſchen unmenſchlich gefangen, und im engen Käfige von Freiheit und weiter Luft geſchieden ſind. Düſter iſt der niedliche Sclave, ſein Geſieder ſtruppig und verwirrt, und all ſein glänzender Schimmer verloſchen; nicht mehr die fröhliche Wildheit in den Tönen, die hell und kräftig von der Buche wirbelten. O ſo ſchonet denn, ihr Freunde der Liebe, und lieb'entſtrömten Geſanges, des ſanften Völkchens; verbannet dieſe barbariſche Kunſt, wenn euer Herz Unſchuld noch gewinnen, Muſik feſſeln, oder Erbarmen ſchmelzen kann!

Vor allen laßt die Nachtigall nicht ihre zerſtörte Mutterſorge bejammern; ſie iſt zu zart gebaut, die herbe Umgränzung des Käfiges zu ertragen. Oft wenn, rückkehrend mit dem gefüllten Schnabel, die erſtaunte Mutter ein leeres Neſt findet, durch die harte Hand des gefühlloſen Landmannes geplündert, fällt der unnöthige Vorrath zu Boden. Ihre Federn verwirren ſich; herabhängend können ſie die Klagende kaum zum Pappelſchatten tragen, wo ſie, ganz der Verzweiflung überlaſſen, die Nacht durch ihre Leiden ſinget; und auf dem Aſte einſam ſitzend, hebt ſie bei jedem ſterbenden Tonfall das Lied der Wehklage wieder von neuem an, voll verzehrenden Jammers, bis rings umher die Wälder in ihren Geſang ſeufzen, und von ihrem Geſtöhne wiederhallen. Aber nun verſchmähen die befiederten Jungen ungeduldig ihre alte Begränzung, und fordern, oft ſich wiegend auf ihren Schwingen, den freien Beſitz der Luft. Nur dieſen einzigen Dienſt noch, und dann vergeht die elterliche Liebe auf einmal, nun entbehrlich geworden. Unvergeubende Weisheit arbeitet niemals vergebens. An einem ſonnigen, lieblichen und milden Abende, wenn Balſamdüfte durch die in Goldſchimmer leuchtenden Wälder athmen, dann beſuchen die neuen Geſchlechter die Himmelsräume, und ſchauen weit umher über das große Geſilde der Natur, ſo weit ſie ſehen oder fliegen können, ihr Tummelplatz und ihre Weide. Sie hüpfen auf den Zweigen umher; doch am ſchwindelerregenden Rande gebricht immer der Entſchluß; ihre kleinen Flügel in ſchaukelnder Wiegung ausgeſpannt, weigern ſich zitternd, dem Haltloſen zu vertrauen, bis die Eltern leitend vor ihnen herunter fliegen, und ſchelten, mahnen, befehlen, oder gar ſie herabſtoßen. Die geſchwellte Luft nimmt die Pflaumenbürde auf, und ſelbſtbelehrt durchſegeln ihre Schwingen das wallende Element. Auf die Erde geſunken, ſteigen ſie wieder kühner empor, und immer weiter den verlängerten Flug verſuchend, bis jede Furcht verſchwunden, bis, wenn jede Kraft zu Leben und Thätigkeit geweckt iſt, die beruhigten

Eltern leicht in den Lüftchen ihre ſteigenden Kinder ſehen, die ſie nach der Abſchiedsluſt niemals wieder erkennen.

Hoch von der Zinne einer ſchroffen, ober der Tiefe hangenden Klippe, wie ſie auf der Küſte Kilda's drohend emporſtarret, deſſen einſames Volk die untergehende Sonne den indiſchen Welten überläßt, führet der königliche Adler ſeine muthigen Jungen, die ſtarkbeklauet von väterlichem Feuer glühen. Fähig geworden, ein eigenes Königreich zu gründen, vertreibt er ſie aus ſeiner Zwingveſte, dem hochgethürmten Sitze ſeiner Herrſchaft ſeit Jahrhunderten. Er beſaß ihn im Frieden, unbeflecket, weil er ſeinen Flug oft meilenweit in die See lenket, und auf fernen Inſeln Beute holet.

Sollt' ich meine Schritte zur ländlichen Hütte wenden, deren hohe Ulmen und ehrwürdige Eichen die Elſter locken, daß ſie hoch zwiſchen dem Gezweige im frühen Lenze ihr luſtiges Neſt bauet, und unaufhörlich mit Plappern ſich vergnüget, ſo würde ich da ſehr erfreut die mannigfaltige Wirthſchaft des vermiſchten Hausgeflügels betrachten. Die ſorgenvolle Henne ruft ihr zirpendes Geſchlecht um ſich her, ernährt und vertheidiget vom furchtloſen Hahne, deſſen Bruſt in Flammen glühet, ſo wie er würdevoll einher ſchreitet und herausfordernd krähet. Im Telche, ihrem Gefolge voran, rudert geſchwätzig die fein-geſprenkelte Ente. Der ſtattlich-ſegelnde Schwan ſträubet ſein Schneegefieder dem Weſtwinde entgegen. Stolz-wölbend den Hals, fährt er mit ruderndem Fuße trotzig heran, und beſchirmet die Weideninſel, ſeinen Jungen zum Schutze. Der welſche Hahn, laut-drohend, röthet ſich, während der Pfau ſeine allfarbige Glorie der Sonne entgegenbreitet, in ſtrahlenvoller Majeſtät einherſchwimmend. Ueber die ganze häusliche Scene flieget die girrende Taube, geſchaart, in buhleriſcher Jagd, und kreiſet muthwillig ihr blitzendes Auge, und drehet den wechſelvollen Nacken.

Indeſſen nun die holden Kinder des Schattens ihrer reinern Liebe ſich weihen, lodert unten die rohere Thierwelt in raſenden Flammen und wilder Brunſt. In allen ſeinen kräftigen Adern fühlet der Stier, tief durchglühet, die Wuth der Leidenſchaft. Der Weide ſatt, und das kaum gewahrte Futter verſchmähend, watet er durch das gelbe Pfriemenkraut, während ſeine breiten Lenden ſchweiſendes Gezweig üppig umranket; oder er irret trauernd im Labyrinthe des Waldes, und pflücket die lockende Knoſpe nicht, die ſeinem achtloſen Sinne entgegenſchwillt.

Und oft, von tollem Eiferſuchts-Wahne dahingeriſſen, ſuchet er Kampf, und vermeint, im eitlen Streite ſeinen Nebenbuhler in jedem knotigen Baum-Stamme durchbohret zu haben. Begegnet er ihm, dann beginnt brüllend der Kampf; ihre Augen flammen Wuth; ſie brummen in den hohlen Boden, von welchem Sand aufſtäubet, blutige Thaten. Tief ächzend miſcht ſich der ſtürmiſche Kampf, indeſſen die ſchöne junge Kuh, balſamiſch duftend, in der Nähe hält, ihre Wuth anfachend.

Das zitternde Roß, vom Gluttriebe in jeder Nerve durchzuckt, achtet des Zügels nicht, und nicht der knallenden Peitſche, fühlet Schläge nicht; hoch empor wirft es ſein Haupt, und durch die wohlbekannte Luſt zu fernen Ebenen mächtig gezogen, ſprengt es wild dahin; über Felſen und Wälder und ſchroffe Berge fliegt es, und athmet wiehernd auf der Aetherhöhe erquickende Lüfte, dann jäh herabſtürzend ſetzt es über die hügelentſchäumenden Waldbäche, ſelbſt wo das Toben des verengten Strombettes in ſchwarzen Wirbeln ſtrubelt; ſo iſt die Gewalt, wovon ſein raſendes Herz und ſeine Nerven ſchwellen.

Nicht unergötzt vom unbegränzten Frühlinge, bleiben die breiten Ungeheuer des ſchäumenden Abgrundes. Aus ihrer Schlammtiefe und Eishöhle gewecket, tauchen ſie auf, und taumeln in unbehülflicher Luſt. Rauh wäre der Geſang und mißtönend, das grauſame Entzücken der wilden Beſtien zu ſingen, wie ſie, wenn dieſe Flamme ihren angebornen Grimm erhöhet, durch die fern wiederhallenden Räume in tobenden Banden ſchwärmen, und in gräßlicher Liebeswuth brüllen. Aber der Stoff, den ich begeiſtert den brittiſchen Schönen ſinge, verbietet dieß, und führt mich auf des Berges Zinne, wo der Hirt auf grasreichem Raſen ſitzet, lebensfroh die untergehende Sonne einathmend. Um ihn her weidet die vielfach blökende Herde im wechſelnden Tonfalle, und ſeine ſcherzenden Lämmer, hin und her überſtürzend, treiben in hüpfender Fröhlichkeit ihr Gaukelſpiel. Und nun locket der muntere Wettlauf ſie fort, und ſchnell, nach gegebenem Zeichen, eilen ſie dahin, und ſtreifen an den breiten Wall, der den Hügel umgiebt, vormals die Bruſtwehre des wilden Krieges, in alten barbariſchen Zeiten, als das uneinige Britannien immer blutete, in ewigen Aufruhr verſunken, bevor es noch zu dieſem tiefgelegten, unauflösbaren Staate ſich hob, wo Reichthum und Handel das goldene Haupt erheben, und über unſere Arbeit Freiheit und Geſetz unpartheiiſch wachen, das Wunder der Welt.

Was iſt dieſer mächtige Hauch, ihr Forſcher, ſagt es, welcher in kraftvoller, gefühlter, nicht gehörter Sprache, die Vögel des Himmels unterrichtet, und in ihr Herz dieſe Liebeskünſte ſtrömet? Was ſonſt als Gott? Der begeiſternde Gott, deſſen ſchrankenloſer Geiſt mit nie geſchwächter Kraft das Ganze durchwandelt, ordnet, ſtützet und beweget. Endlos wirkt er allein, und ſcheinet doch nicht allein zu wirken; mit ſolcher Vollkommenheit iſt das wundervolle Weltſyſtem gebaut. Aber doch ſtrahlet, obgleich verhüllt, der belehrende Urheber jedem reinern Auge aus ſeinen Werken. Vorzüglich, lieblicher Frühling, in dir und deinen ſanften Scenen, iſt der lächelnde Gott zu ſehen; Waſſer, Erde und Luft bezeugen ſeine Huld, welche die Thierſchöpfung zu dieſem feineren Denken erhebet, und jährlich ihre unbefangenen Herzen überfließend in Zärtlichkeit und Luſt ſchmelzet.

Immer laſſet mein Lied zu höheren Tönen ſich erheben, und ſingen die einwirkende Kraft des Frühlinzes auf den Menſchen, wenn Himmel und Erde, wetteifern, ſein Weſen zu erhöhen, und ſeine Seele zu läutern. Kann er es ſich verſagen, in das allgemeine Lächeln der Natur einzuſtimmen? Kann wilde Leidenſaft ſeine Ruhe ſtören, wenn jedes Lüftchen Friede athmet, jeder Hain Melodie? Hinweg von ſegenreichen Pfaden des überſtrömenden Lenzes, ihr kargen Söhne der Erde, hart und gefühllos bei fremden Leiden, und verſchwenderiſch an euch ſelbſt, hinweg! Aber kommet, ihr edelmüthigen Seelen, in deren weiten Betrachtung die Schöpfermilde mit heißerem Strahle, als in keinem ihrer Werke glühet; an deren offenen Stirne, in deren ſanftem Auge ſie ſitzet, aus dunkler Behauſung die beſcheidene Dürftigkeit labend. Nicht das Flehen kann ruheloſe Güte erwarten. Euer thätiges Suchen läßt keinen kalten Winterwinkel undurchſtöbert; ähnlich dem ſchweigendwirkenden Himmel überraſcht ihr oft das einſame Herz mit unverhoffter Segnung. Für euch athmet der wehende Geiſt des Windes Frühling umher; für euch ſteigen trächtige Wolken in reicher Fluth über die Welt herab; und die Sonne entſendet ihre lieblichſten Strahlen für euch, die Blüte der Menſchheit. In dieſen grünen Tagen erhebt die wieder auflebende Krankheit ihr mattes Haupt; friſcher ſtrömet das Leben, und der Geſundheit Jugendblick begeiſtert die ganze Schöpfung umher. Zufriedenheit wallet auf dem ſonnigen Waldplatz, und fühlet eine innerliche Seligkeit, welche den Geiſt durchbebt, und die keines Königs Macht erkaufen kann. Reine Heiterkeit führet allmählig Gedankenfülle und Betrachtung herbei. In raſchen Stufen wirkt die Liebe der Natur, und erwärmet den Buſen, bis wir zuletzt, zu hinreißender, begeiſternder Flamme erhöhet, die Gegenwart der Gottheit fühlen, und die Schöpferwonne genießen, eine frohe Welt zu ſchauen?

Dieß ſind die geheiligten Empfindungen deines Herzens, o Lyttelton, du Freund! So wechſeln deine Gefühle und Gedanken, wenn du, der Muſe huldigend, durch Hagley-Park, dein brittiſches Tempe, wandelſt. Dort das Thal entlang, von Waldungen überwölbt, und Moosklippen umſtarret, wo auf allen Seiten die Sprudelfluthen ſpielen, und vom ſchroffen Waſſerfalle weiß ſchäumend herabſtürzen, oder in langer Ausſicht durch die Bäume ſchimmern, ſchleicheſt du ſchweigend, oder du ſitzeſt im Schatten ehrwürdiger Eichen, die von der ſorgloſen Hand der Natur ſo anmuthig hingeſtreut, die ſchwellenden Berge umkränzen, und lauſcheſt ſinnend den Wechſeltönen des ländlichen Friedens: den Rindern, Schafen, Vögeln, den hohlflüſternden Lüftchen, den Klagelauten der Bäche, welche zwiſchen den verſtrickenden Schlingwurzeln niederrieſeln, und ihr thauiges Gemurmel in das geſchmeichelte Ohr flößen. Von dieſen oft hinweggewandt, durchwanderſt du die philoſophiſche Welt, wo im ſchimmernden Zuge ununterbrochene Wunder dem forſchenden oder frommen Auge ſich enthüllen. Und oft, von geſchichtlicher Wahrheit geleitet, betrittſt du die weiten Räume vergangener Zeiten, Pläne entwerfend mit warmer Seelengüte und redlichem Eifer, ungebeugt von Parteiſucht, für Britanniens Heil, wie aus dem feilen Schlunde ihre Tugend zu reißen, und die Künſte wieder zu beleben ſeyen. Oder, wendeſt du den Blick davon weg, erheitern die Muſen dieſe ernſten Gedanken, indem du mit ſicherem, geläutertem Geſchmacke den Begeiſterungshauch des Geſanges der Alten einſaugeſt, bis edel und nacheifernd dein eigener ſich emporſchwinget. Vielleicht wandelt mit dir deine geliebte Lucinde, mit gleichgeſtimmter Seele. Die ganze Natur athmet dann den Liebenden nur Liebe, und der ganze Lärm der ſchuldvollen, von niedern Leidenſchaften gequälten Welt, entſchwindet. Das zärtliche Herz iſt beſeligender Friede, und wie es nun, in Wechſelreden, von großen Schätzen überfließt, und jeden Stoff verſüßet, neigeſt du dich, in häufigen Pauſen, zur Geliebten, und ſaugeſt aus ihren Augen, wo Zartgefühl und liebenswürdige Huld, und heitere Anmuth thronen, den unnennbaren Geiſt der Himmelswonne, unnachahmliche Glückſeligkeit, welche nur die Liebe einzelnen Lieblingen ſchenket. Indeß gewinnt ihr die

Höhe, von deren ſchönen Stirne die offene Ausſicht in unermeßlicher Runde ſich aufthut. Fernhin ſchweifet das Auge nun über Hügel und Thal, und Wälder und Fluren, und grünende Felder, von düſterer Heide durchflochten, und über ſanft in Wälder eingebuſchte Dörfer, und über gethürmte Städte, von den aufſteigenden Rauchſäulen der Häuſer bezeichnet, weit weg von der Halle, in deſſen wohlwollenden Räumen der Genius der Gaſtfreiheit weilet, bis fern hinaus zur gebrochenen Landſchaft, die terraſſenförmig aufſteigend, zu ſtarrenden Hügeln ſich verwildert, über welche die kambriſchen Berge düſter hervorragen, gleich fernen Wolken, die den blauen Horizont umgürten.

Vom Geiſte des jungen Jahres geröthet, glüht nun auf der Jungfrau Wange eine friſchere Blüthe, zart verfließend in die lebhafte Roſenhaut; höhere Liebesreize ſchmücken die Lippen; ſie athmet Jugend; der feuchte Schimmer ſchwillt in ihren Augen in hellerer Fluth; ein ungeſtümes Pochen regt ſich im wünſchenden Buſen; ein ſüßer Aufruhr ſtrömt durch ihre Adern, und ihre hinſchmelzende Seele iſt Liebe. Von ihrem Strahlenblicke wendet der Geliebte ſich hinweg, voll der theuern, berauſchenden Gewalt, und krank von ſeufzendem Schmachten. Ach dann, ihr

Schönen, hütet ſorgſam eure leichtberückten Herzen; trauet nicht dem verführeriſchen Seufzen, noch dem beredten Blicke, der, ſittſam und demüthig, in ſanfte Huldigung gehüllet, doch voll des Truges iſt! Laßt nicht die glühende Zunge, zur Täuſchung fertig, mit glatter Schmeichelei, euren entſchloſſenen Willen beſiegen! Vertraut nicht in dichter Geisblatt-Laube, wo Roſen zum Lager geſtreut ſind, wenn der Abend ſeinen Purpurſchleier rings umher webet, eure ſüßen Augenblicke dem verrätheriſchen Manne! Auch möge der ſehnende Jüngling vor der Liebe ſich bewahren, vor dem ſchmeichelnden Blicke, bevor es zu ſpät iſt, wenn in ſein Herz der Strom der ſüßen Wonnen ſich ergießt; dann liegt die Weisheit ſchon im Staube, und der welkende Ruhm löſet ſich auf in Luft, indeß die liebende Seele von frohen Traumgeſichten weſenloſer Wonnen entzücket, immer die täuſchende Geſtalt ihm malet, die durchglühende Anmuth, das zauberiſche Lächeln, das beſcheiden lächelnde Auge, unter deſſen liebevollen Strahlen, die einen Himmel lügen, unerforſchbare Schlauheit, Grauſamkeit und Tod lauern. Ihre treulos wirbelnde Sirenenſtimme in ſeinem getäuſchten Ohre, locket ihn bezaubernd ſich nach an ſchlingenvolle Ufer, und auf Wieſen tödtlicher Freude.

Selbſt gegenwärtig, da er im Schooße ihrer Liebe unrühmlich liegt, von Geſang, Düften, und Salben, und Wein, und gaukelnden Stunden rings umſtrömt, hebt die wilde Reue zwiſchen den Roſen ihr Schlangenhaupt empor; ein ſchnell wiederkehrendes Weh zuckt durch das ſchuldbewußte Herz, worin noch immer die Ehre und ein edler Vorſatz zuweilen wider die erdrückende Bürde der Schwelgerei ſich ungeduldig ſtemmen.

Iſt er aber entfernt, was für Wehen empörter Phantaſie wüthen in jedem Gedanken, durch ruheloſes Staunen genähret, tödten die Glut der Wangen, und verſengen des Lebens Blüthe! Das verſchmähete Glück flieht, und raſch entſchlüpfend, zum Einſturz eilend, zertrümmern die verworfenen Lebenspläne. Nur Nacht umdämmert ihn; das Licht der verdunkelten Sonne verlöſcht; der roſenduftige Frühling verwelket vor ſeiner Thränenphantaſie, und jener ſchimmernde Bogen ſchrumpfet zum düſtern Gewölbe zuſammen. Die ganze verloſchene Natur welket; nur Sie allein, gehört, gefühlt und geſehen, beherrſchet jeden Gedanken, füllt jeden Sinn, und bebt in jeder Ader. Bücher ſind ihm baarer Unſinn, aneckelnde Freunde; im geſelligen Zirkel ſitzt er einſam und achtlos; von der Zunge gleiten nur abgebrochene Worte, während er von ſchwelgenden Gedanken fortgezogen, zum holden Buſen des fernen Liebchens eilet, und nur noch das Scheinbild des Geliebten zurückläßt, in ſchwermuthvolle Haltung verſunken, das Haupt geſenkt, mit liebegebrochenen Augen. Raſch zuſammenfahrend, vom Liebeswahne durchbebt, eilet er ruhlos zu lockenden Schatten, zu gleichgeſtimmtem Dunkel, wo die braune Umlaubung romantiſch ober dem fallenden Strome hängt; durch die ſtumme Dämmerung irret er, in herzdurchbohrendes Sinnen verloren, ganz der Liebe ſich hingebend; oder ſchwellet, am Ufer liegend, unter welkenden Lilien, mit endloſen Seufzern die Luft, und den Bach mit Thränen.

So verlebt er in ſüßer Qual den Tag, und verläßt den tief verborgenen Ort nicht eher, als bis der Mond aus den flockichten Kammern des Oſtens hervorſchauet, hell werdend im Steigen, und in ſeinem Gefolge die trauteren Stunden heraufführt; dann erſt wandelt er weiter in ſeinem matten Zitterſtrahle mit ſchmelzender Seele, und klaget den Abendvögeln, damit ſie ihre Klage in ſeine miſchen, oder, wenn die Welt, und alle Söhne der Sorge in Schlaf gewieget liegen, geſellet ſich zu den Schrecken der mitternächtlichen Schatten, und ſeufzet bei der ſtillen Lampe, und ſtrömet ſein gequältes Herz auf das Blatt hin, beſtimmt zum rührenden Boten der Liebe; da glüht Wonne in Wonne, und jede Zeile ſprühet ſteigenden Unſinn. Wenn er auf das Lager ſich wahnwitzig wirft, ſo flieht der Schlaf von ſeinem Kiſſen. Er wälzt ſich die ganze Nacht umher, und findet die balſamiſche Stärkung in keiner Lage, bis der dämmernde Morgen ſein blaßes Licht auf den Bleichen, Armen, Liebentſeelten, ſtrahlet; und dann vielleicht ſinket die erſchöpfte Natur in kurzen Schlummer, ſtets unterbrochen von verworrenen Träumen, die ſeine kranke Einbildungskraft überflügeln, und mit ſchwarzen Farben die gaukelnden Scenen malen. Oft ſchwätzet er mit der Zauberin ſeiner Seele, zuweilen betrübt in großem Gedränge, oder wenn er zurückgezogen in die Irrgewinde blütendurchwebter Lauben von der läſtigen Zudringlichkeit der Menſchen, eben jetzt ſeine endloſen Sorgen leichtgläubig in blind- vergeſſender Liebe zu übertäuben verſucht, wird er von der willigen Hand weggeriſſen, er weiß nicht wie, und irret durch ungeheure Wälder, durch lang nicht betretene, öde, braune Heiden, in Nacht und Gewitter gehüllet, oder ſchaudert zurück vom ſchroffen Abgrunde, oder durchwatet den trüben Strom, bemüht, das Gegen-

Ufer zu erklimmen, wo ſie hülflos und erſtarret mit ausgeſtreckten Armen ihn um Rettung flehet; aber umſonſt iſt ſein Beſtreben. Von den tobenden Fluthen zurückgeworfen, ſchwebet er auf hochgethürmter Woge, oder ſinket unter, verſchlungen von der ſchäumenden Brandung.

Dieß ſind die reizenden Seelenkämpfe der Liebe, deren Jammer entzücket. Sollte aber auch noch die Eiferſucht ihr Gift in das Herz flößen, dann iſt ſie nicht mehr entzückender Jammer, ſondern ungemiſchte Qual, dauernde Galle, zernagend jeden Gedanken, und das ganze Paradies der Liebe zerſtörend. Ihr ſchönen Ausſichten, ihr Roſenlager, und Wonnelauben, fahret wohl! Ihr Schimmer dahingeſchiedenen Friedens, werft den letzten Strahl! Die gelbfärbende Seuche malt das innere Geſicht, und hüllt die Phantaſie in eine Nacht des bleichen Dunkels. Ach dann erſcheinen ſtatt liebeglühender Wangen und ſonniger Züge, ſtatt flammender Augen, mit feuchten Strahlen des Entzückens, nur düſtere Blicke, unterronnen und von wilder Glut ſtarrend; ein umwölktes Ausſehen, eine heiß entbrannte Wange, aus der die giftgeſchwollene Seele bösartig brütet, und die Liebe wegſcheuchet. Zehntauſend wild erſonnene Schreckenbilder, zehntauſend Wahngeſichte furchtbarer Nebenbuhler, an den Reizen hangend, wofür er in Zärtlichkeit zerſchmilzt, nagen an ihm mit glühender Angſt und verzehrender Wuth. Vergebens leihen Vorwürfe ihre ſchwarze Hülfe; trügeriſcher Stolz, und unkräftiger Entſchluß ſchaffen einen falſchen Frieden auf einen Augenblick nur. Phantaſie zaubert aufs neue ihre Schönheiten den geſchäftigen Gedanken vor, ihre erſten die Seele umwindenden Lockungen mit dem ganzen Zauber bethörender Liebe. Schnell verſchlingt wieder der tobende Sturm ſein Gemüth, flammet durch die Nerven, und ſiedet in den Adern; des Zweifels Angſt zerreißt das gefolterte Herz. Selbſt die traurige Gewißheit deſſen, was er fürchtet, wäre Ruhe, mit dem verglichen, was er jetzt fühlet. So lebt der feurige Jüngling, von der Liebe über Blumenauen auf Dornenwüſten gelocket, im Fieberrauſche, in qualvollen Sorgen; erloſchen ſind alle ſeine glänzenden Entwürfe, und zerſtoben alle ſeine lieblichen Momente.

Aber ſelig ſind jene, die Seligſten ihres Geſchlechtes, von holderen Sternen vereinet, deren Herzen, die Gaben des Glückes, ja ihr ganzes Weſen in Eins zerſchmolzen. Nicht das rauhe Band menſchlicher Geſetze, unnatürlich oft, und fremd dem Gemüthe, knüpft ihren Frieden, ſondern die Harmonie ſelbſt, die alle ihre Neigungen in Liebe wandelt; wo Freundſchaft ihre ſüßeſte Gewalt entfaltet, wo die vollkommenſte Achtung durch unnennbare Sehnſucht und Sympathie der Seelen belebt iſt. Gedanke begegnet dem Gedanken, und Wille kommt dem Willen zuvor mit unbegrenztem Vertrauen; nur Liebe kann Liebe erwiedern, und ihr Glück verbürgen. Wer unedel nur an ſein eigenes Glück denkt, mag von kargen Eltern die neigungloſe Jungfrau kaufen, in ewiger Sorge, wohl verſchuldet, ſeine Tage und Nächte verleben. Laß barbariſche Völker, deren unmenſchliche Liebe nur eine wilde Gier iſt, die heiß wie ihre Sonne lodert; laß die Tyrannen des Morgenlandes vom Himmelslichte ihre Buſen-Sclavinen trennen, von leerer, lebloſer und entehrter Mädchenform bezaubert ſeyn, weil dieſe, welche Liebe in heiliger Treue vereinet, und in gleicher Entzückung, frei leben, wie die Natur, jedes Mißtrauen verſchmähend. Was iſt für ſie die Welt, ihr Prunk, ihre Luſt, und all ihr Unſinn? Wo jedes im Andern umarmet, was nur die Phantaſie Schönes geſtaltet, und volle Herzen wünſchen können; etwas Köſtlicheres, als Schönheit, ſtrahlet aus der Seele, oder aus dem beſeelten Antlitze, Wahrheit, Güte, Ehre, Eintracht und Liebe, die reicheſte Huld des ſegnenden Himmels. Bald lächelt ein holder Sprößling um ſie her, der die Reize beider in ſich vereint. Stufenweiſe blüht die menſchliche Knoſpe empor, und jeder Tag, ſo wie er ſanft entſchwebt, entfaltet einen neuen Reiz, des Vaters Glanz, der Mutter Blüte. Allmählig gedeiht die Vernunft des Kindes, und bedarf der gütigen Hand ſorgfältiger Pflege. Wonnevolle Mühe, den zarten Gedanken auszubilden, die jugendlichen Begriffe entkeimen zu lehren, die Seele mit friſcher Lehre zu bethauen, den belebenden Geiſt einzuhauchen, und den heiligen Verſatz in der glühenden Bruſt zu befeſtigen! O ſprecht ſie aus, dieſe Wonne, ihr, welche die plötzlichen Thränen oft überraſchen, wenn ihr umherſchauet, und euer Auge nur ſelige Blicke gewahret, die wechſelnde Natur, die ſich an euer Herz ſchmieget, anſtändige Genüglichkeit, Zufriedenheit, Stille, ländlichen Frieden, Bücher, Ruhe mit Arbeit wechſelnd, ein nützliches Leben, zunehmende Tugend, des Himmels Beifall! Dieß ſind die höhern Wonnen tugendhafter Liebe, und ſo fliehen ihre Augenblicke. So finden die Jahreszeiten, die ſonder Raſt die mißhellige Welt umkreiſen, immer die Glücklichen, und beifällig lächelnd kränzet der Frühling ihre Schläfen mit ſeinem eignen Roſengehänge, bis zuletzt der Abend kommt, heiter und mild, wo ſie nach dem langen Frühlingstage des Lebens, in glühender Liebe, wenn die Erinnerung ſo manchen Beweis vereinter Liebe bewahret, miteinander niederſinken zum letzten Schlummer; dann ſchweben, zugleich entfeſſelt, ihre ſanften Seelen zu Gefilden empor, wo Liebe und Seligkeit unſterblich herrſchen.

Anmerkungen.

Der Frühling.

Embryo.) Eigentlich: die unvollendete Frucht im Mutterleibe.

Auguſta.) Die Hauptſtadt London.

Der ländliche Maro.) Publius Virgilius Maro, einer der größten Dichter Roms zur Zeit, da Kaiſer Auguſt regierte; **ländlich** heißt er, weil er Hirtengedichte und vier vortreffliche Geſänge über den Landbau geſchrieben hat.

Mehlthau.) Ein weißes Mehl, wie Wolle und Puder, das von einer Art Plattläuſe auf den Blättern, wo ſie ſitzen, ausgeſchwitzet wird. Unter Mehlthau verſteht man auch eine Krankheit der

Gewächſe, die durch plötzliche Erkältung entſteht, und eine Stockung in den Säften bewirkt, die hier eigentlich gemeint iſt.

Benetzt — mit Oel.) Die Vögel haben am Ende des Rückens gewiſſe fette Drüſen, nach welchen ſie, ſobald ſie Regen wittern, mit dem Schnabel hinfahren, und ſich das Fett über die Flügel wiſchen.

Regenprisma.) Gleichwie ein Sonnenſtrahl, der auf ein geſchliffenes, längliches Glas von drei Seitenflächen (Prisma) fällt, ſich bricht, und in ſeine ſieben einfachen Farben auflöſet, ſo bewirkt er, wenn er durch die Regentropfen geht, und von ihnen gebrochen und zurückgeworfen wird, eine ähnliche farbige Erſcheinung in der Luft, die wir Regenbogen nennen.

Newton.) Einer der originellſten und ſcharfſinnigſten Phyſiker und Mathematiker, die jemals gelebt haben, Englands Stolz, vorzüglich berühmt durch ſeine Entdeckungen über die Natur des Lichtes, der Farbe und der Schwere; er wurde geboren den 25. December 1642 zu Walſtrope im Linkolnſhire, und ſtarb den 20. März 1727.

Plaſtiſch.) Bildend, formend, treibend.

Des weiſen Samiers.) Des Pythagoras, eines Philoſophen aus der Inſel Samos, welcher ſeinen Schülern das Fleiſcheſſen verboten haben ſoll.

Die gut täuſchende Fliege.) In England fängt man die Forellen mit einem aus Seide und Pferdehaar künſtlich nachgebildeten Inſekte, das man an der Angel über dem Waſſer hin und herhüpfen läßt.

Najaden.) Quell-Nymphen.

Der Hirt von Mantua.) Virgil, — geboren zu Andes, jetzt Piktola, einem Dorfe im mantuaniſchen Gebiete, 70 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, wo ſein Vater die Landwirthſchaft trieb.

Hyacinth.) Ein ſchöner Spartaner und Liebling Apollo's. Dieſer warf einſt, mit jenem ſpielend, eine Wurfſcheibe ſo heftig auf die Erde, daß ſie zurückprallend die Stirne Hyacinthens traf, und ihn tödtete. Apollo ließ aus dem Stirnblute ſeines Lieblings die Hyacinthe hervorblühen.

Narciß.) Ein ſchöner Jüngling, der Sohn des Flußgottes Cephiſus und der Nymphe Liriope, beſpiegelte ſich einſt in einer Quelle, verliebte ſich in ſeine eigene Geſtalt, und verzehrte ſich dergeſtalt vor Liebe, daß ihn die Götter aus Mitleid in die Blume ſeines Namens verwandelten.

Philomele.) Die Nachtigall.

Kilda.) Die entlegenſte von den weſtlichen Inſeln Schottlands.

Der breite Wall.) In den alten Fehdezeiten baute man auf den Berghöhen Caſtelle und Thürme, mit Wällen und Gräben umzogen, als Zufluchtsörter bei plötzlichen Ueberfällen.

Hagleypark.) Sommerſitz Lytteltons. Unter mehrern Denkmählern befindet ſich hier in einem dunkeln Hain ein Pavillon mit der Inſchrift:

Dem unſterblichen Genius
Jakob Thomſons
des erhabenen Dichters,
des guten Mannes,

weihet nach ſeinem Tode dieſen Sitz,
erbauet in dem ſtillen Winkel,
den er lebend liebte,
Georg Lyttelton.

Syrenenſtimme.) Syrenen waren, nach der homeriſchen Dichtung, Bewohnerinen einer Inſel, an der Ulyſſes auf ſeiner Irrfahrt vorüberſegelte. Am grünen Geſtade ſitzend, lockten ſie mit ihrem hellen Geſange die Fremden herbei. Wer ſich von ihnen bethören ließ, vergaß Eltern, Weib und Kind, und das Vaterland. Ulyſſes, vor ihnen gewarnt, verklebte ſeinen Schiffsgenoſſen die Ohren mit Wachs, ſich ſelbſt band er an den Schiffmaſt, und entging dadurch ſamt den Seinigen, dem gefährlichen Zauber.

Laß die Tyrannen des Morgenlandes ꝛc.) Ein Mädchen im Harem des Gebieters, darf außer ihm kein männliches Geſicht ſehen. Weiber oder häßliche, entmannte Neger beſorgen die nöthigen Verrichtungen. Die Gemächer ſind häufig ohne Fenſter, und werden Tag und Nacht durch Lampen erleuchtet. Todesſtrafe träfe denjenigen, der den Harem ohne Beruf betreten würde.

Von leerer, lebloſer und entehrter

Mädchenform.) Bei dem kindiſchen Alter, in welchem hier Mädchen verheirathet und Frauen geliebt werden, bei ihrem Mangel an Bildung, bei der Leerheit an allen angenehmen und nützlichen Arbeiten, und bei der Unbekanntſchaft mit der Welt und den Angelegenheiten des Lebens, ſind ſie nur ſeelenloſe Kinder, oder halbbeſeelte Geſchöpfe, die nur zum Genuſſe, zum Empfangen und Gebären brauchbar und beſtimmt ſind, aber ihren Männern weder wahre Liebe, noch Freundſchaft oder Achtung einflößen können.

J. Thomsons

Jahreszeiten.

Aus dem Engliſchen neu überſetzt

von

Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Zweites Bändchen.

Mit erläuternden Anmerkungen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. L. F. Sauer.)

Univ. Bibl.
München

Der Sommer.

Inhalt.

Vorlage des Stoffes. Anrufung. Zueignung an Herrn **Dodington**. Eine einleitende Betrachtung über die Bewegung der Himmelskörper, wodurch die Reihenfolge der Jahreszeiten entſteht. Da das Antlitz der Natur in dieſer Jahreszeit meiſtens einförmig iſt, ſo bringt der Gang des Gedichtes die Schilderung eines Sommertages. Die Dämmerung. Die aufgehende Sonne. Lobgeſang auf die Sonne. Vormittag. Beſchreibung von Sommerinſekten. Das Heuen. Die Schafſchur. Mittag. Eine einſame Waldung. Gruppe von Heerden. Ein feierlicher Hain. Deſſen Wirkungen auf ein betrachtendes Gemüth. Ein Waſſerfall, und eine wilde Scene. Blick auf den Sommer in heißer Zone. Sturm mit Donner und Blitz. Eine Erzählung. Nach dem Sturme ein heiterer Nachmittag. Das Baden. Die Stunde des Luſtwandelns. Uebergang zu der Anſicht einer reichen, wohlbebauten Landſchaft, die zu einem Lobgedichte auf Großbritannien begeiſtert. Sonnenuntergang. Abend. Nacht. Sommer-Lufterſcheinungen. Ein Komet. Das Ganze ſchließt mit dem Lobe der Lebensweisheit.

Von den leuchtenden Geſilden des ſanft enthüllten Aethers ſchwebt das Kind der Sonne, der ſtrahlende Sommer herab, in jugendlichem Stolze, und gefühlt in der Tiefe der Natur; er kommt, von ſchwülen Stunden und immer fächelnden Zephyren auf ſeinem Pfade geleitet, während von ſeinem glühenden Blicke der ſcheidende Frühling ſein erröthendes Antlitz wendet, und Erde und Himmel, überall lächelnd, ſeiner heißen Herrſchaft überläßt.

Laß mich hineilen in die Mitte des ſchattigen Waldes, wo kaum ein Strahl der Sonne durch das Dunkel bricht; und auf dem dunkelgrünen Raſen, am Ufer des oftbeſuchten Stromes, der an den Wurzeln der Eichen über das Felſenbett rieſelt, gegemächlich ruhend, die Herrlichkeiten des kreiſenden Jahres beſingen!

Thomſon II.

Komm, **Begeiſterung**, aus deiner Eremitenklauſe, vom Sterblichen ſelten gefunden; die Phantaſie wagt es, von deinem feſten, ernſten Auge, das mit höherer Glut des Himmels Wölbung überblitzt, einen Strahl zu rauben, ſchöpferiſch für den Dichter, und jede Kraft zum Seelenentüzcken ſteigernd.

Und du, meiner jugendlichen Muſe früher Freund, in dem der Menſchheit Grazien alle vereint ſind: reines Licht des Geiſtes, und Zärtlichkeit des Herzens; Genie und Weisheit; das fröhliche, geſellige Weſen, durch Sittſamkeit gemildert; Güte und Witz, in ſeltener Harmonie; unbefleckte Ehre, und ein thätiger Eifer für Britanniens Ruhe, Freiheit und Bürger: o **Dobington**! horche meinem ländlichen Liede, neige dich zu meinem Stoffe, begeiſtere jede Zeile, und lehre mich deinen gerechten Beifall verdienen! Mit welcher erſtaunlichen, weltumwälzenden Gewalt wurden zuerſt die läſtigen Planeten in die unbegrenzbare Leere hinabgeſchleudert, um ſo im Laufe vieler Jahrtauſende, die oft das harmvolle Menſchengeſchlecht mit allen ihren mühſamen Denkmählern weggeſpült haben, ſtark, ausdauernd, unerreichbar in ihrer Bahn zu bleiben, dem ſanften Wechſel von Nacht und Tag, und der Jahreszeiten immer regem Umſchwunge auf Minuten getreu! Die allervollkommenſte Hand iſt's, die das feſte Ganze wog, treibt und lenket!

Nun, da die wechſelnden Zwillinge nicht mehr entflammt ſind, und ſich der Krebs im Sonnenglanze röthet, iſt kurz und ungewiß die Herrſchaft der Nacht; bald gewahret die Morgendämmerung den herannahenden Tag, und erſcheint ſanftäugig, die Mutter des Thaues, erſt matt glimmernd am überflockten Oſt, bis fernhin über den Aether ſich die erweiterte Glut dehnet, und vor ihrem Strahlenantlitze die weißen Wolken vergehen. Mit raſchem Schritte weichet die braune Nacht; plötzlich flammt der junge Tag empor, und öffnet überall die Ausſicht in die weiten Ebenen. Der thauige Fels, des Berges Nebelzinne, ſchwellen dem Blicke entgegen, im Morgenlichte ſchimmernd. Blau durch das Düſtere glänzen die dampfenden Bäche; aus dem Aehrenfeld hinket tölpiſch der furchtſame Haſe, indeß über den Waldpfad hin der Damhirſch trippelt, und oft rückſchauend den frühen Wanderer angafft.

Muſik erwacht, die angeborne Stimme unverſtellter Luſt, und rings herum ertönen die Wälder-Hymnen. Geweckt vom Hahne, verläßt der ſchnell gekleidete Hirt ſeine Mooshütte, worin der Friede mit ihm wohnet, und treibet aus der ätervollen Hütte, in Ordnung, ſeine Heerde fort, das Morgengrün zu koſten.

Will denn der getäuſchte Weichling nicht erwachen, und von der Trägheit Lager aufſpringend, die kühle, duftende, ſchweigende Stunde genießen, die er der Betrachtung und dem heiligen Geſange ſchuldig iſt? Welche Reize hat der Schlaf für den Weiſen? Zu liegen in todter Vergeſſenheit, die Hälfte der flüchtigen Minuten des kurzen Lebens zu verlieren? Gänzliches Verlöſchen der denkenden Seele! Oder nur im Fieberwahne regſam, verwildert, in krankhaften Träumen ſchwärmend! Wer möchte in einem ſo düſteren Zuſtande länger verweilen, als die Natur es fordert, während jede Muſe und jede blühende Luſt im Freien harret, den pfadloſen Morgengang zu verſchönern?

Aber dort kommt die mächtige Königin des Tages, im Oſten frohlockend. Die ſchwindenden Wolken, der glühende Azur, und die vom Flammengolde beleuchteten Bergesſcheitel, verkünden freudig ihr Nahen. Sieh, nun iſt ſie völlig erſchienen, und ſchauet auf die thauhelle Erde, und durch die farbenreiche Luft in unbegränzter Majeſtät; ſie ſtrömet den leuchtenden Tag hin, der auf Felſen und Hügeln, und Thürmen, und gleitenden Bächen ſo glühend ſpielet! O Licht, der Freuden Urquelle, aller Körperweſen erſtes und beſtes, Ausfluß der Gottheit, Strahlengewand der Natur, ohne deſſen umwallende Schönheit Alles in weſenloſem Dunkel läge, und du, o Sonne! Seele der dich umkreiſenden Welten, woraus dein Schöpfer am lieblichſten entgegenſtrahlet, darf ich es wagen, von dir zu ſingen?

Durch deine geheime, ſtarke Anziehungskraft, wie mit einer unauflöslichen Kette gebunden, rollt dein Weltſyſtem, von den äußerſten Schranken des fernen Saturns, der in dreißig Jahren ſeine Laufbahn vollendet, bis zum Merkur, deſſen Scheibe kaum das Auge des Weiſen zu erſpähen vermag, verloren in der nahen Blendung deines Glanzes.

Anordnerin des Planetenzuges, ohne deren belebenden Blick die unbehülflichen Bälle nur rohe, widrige Maſſen wären, träg und todt, und nicht, wie jetzt, grüne Wohnungen des Lebens; wie mannigfaltige Formen des Daſeyns huldigen dir, deinen Geiſt einathmend, vom feſſelloſen, durch dich erhöhten Geiſte bis zum Geſchlechte Eines Tages, das ſich myriadenweiſe in deinem verlöſchenden Strahle vermiſchet!

Auch die Pflanzenwelt iſt dein, Mutter der

Jahreszeiten! Sie zieht dem Prunke voran, der deinen Thron umgiebt, wenn er durch dein weites Reich jährlich auf ſtrahlender Bahn, in welterfreuender Herrlichkeit, ſich erhaben beweget. Die harrenden Völker, von Wonnen umringt, von allen den verſchiedenen Erzeugniſſen der nahrungsreichen Erde, flehen deine Milde an, oder ſenden dankerfüllt eine allgemeine Hymne zu dir empor, indeſſen, rings um deinen Strahlenwagen her, die Jahreszeiten, in den Höhen, im leichten Tanze harmoniſch gereiht, die roſenfingrigen Stunden führen, die loſe flatternden Zephyre, die Regen der beſten Zeit, die leichtflüſſigen Thaue der ätheriſchen Blüthe, und zur Freude gemildert die rauhen Stürme. Dieſe, in wechſelnder Folge, entſchütten mit verſchwenderiſcher Hand, jede Schönheit, Wohlgerüche, Kräuter, Blumen und Früchte, bis, von deinem Hauche entzündet, von Land zu Land die Frühlingsmilde wallet. Nicht bloß auf die Oberfläche der belebten Erde, geſchmückt mit Hügeln und Thälern und belaubten Wäldern, in reichen Locken, iſt deine Kraft beſchränkt, ſondern ſie ſtrahlet tief in die hohlen Klüfte, daß die Erzarten deinen mächtigen Einfluß bezeugen. Daher glänzet der äderige Marmor; hier findet die Arbeit ihre Werkzeuge;

hier glimmt der entbrannte Krieg an den Tag hervor; die edleren Werke des Friedens beſeligen hier den Menſchen, und edelmüthige Handelſchaft umſchlinget alle Völker mit einer goldnen Kette.

Der unfruchtbare Felſen ſogar bildet durch deine Zeugung in dunkler Abgeſchiedenheit das helle Geſtein. Der lebhafte Diamant trinkt die reinſten Strahlen, geſammeltes, gedrängtes Licht; hell geſchliffen, und von all ſeinem angebornen Feuer durchblitzt, erkühnt er ſich, funkelnd an dem Buſen einer Schönen, eitlen Stolzes mit ihren Augen zu wetteifern. Durch dich leuchtet der Rubin in tiefer Glut, und flammet von innen mit wallendem Schimmer. Von dir nimmt der Saphir, ein dichter Aether, ſein Himmelblau, und in Abendroth getaucht, iſt dein der purpurſtrömende Amethyſt. Von deinem eigenen Lächeln brennt der gelbe Topas. Nicht mit tieferem Grün pranget des Lenzes Gewand, wenn es zuerſt dem Zephyr ſich enthüllt, als der Smaragd es zeiget. Doch allverſchmolzen ſpielen deine Strahlen durch den weißlichen Opal, oder bilden, einzeln von der Oberfläche ſchwindend, ein zitterndes Gemiſch verfließender Farben, nach der verſchiedenen Richtung in des Beſchauers Hand.

Die wahrhaft todte Schöpfung, von dir berührt, gewinnt Aehnlichkeiten des Lebens. Durch dich geläutert, ſpielet in leuchtenden Windungen der kriſtallene Strom über die Wieſe. Die abgeriſſene Jähe, Schrecken werfend auf die geſchwärzte Fluth, wird ſanfter bei deiner Rückkehr. Wild freut ſich die Wüſte durch ihr ganzes ſchwermüthiges Gebiet. Schauerliche Ruinen ſchimmern, und die ſalzige Tiefe, von des Vorgebirges gezacktem Scheitel bis zum äußerſten Rande des blauen Horizontes überſchaut, wirft ruhelos einen fluthenden Strahl zurück. Doch dieß und alles, was die entzückteſte Muſe ſingen kann, reicht nicht hinan zu deiner Schönheit, Würde, zu deinem Nutzen, große, entſendete Quelle des Lichtes und Lebens, der Anmuth und Freude hienieden!

Wie dürft' ich es wagen, von Ihm zu ſingen, welcher, ſelbſt das Licht, von unerſchaffenem Lichte dicht umkleidet, furchtbar vor den Augen der Sterblichen, oder des Engels reinerem Blicke, verborgen wohnet; deſſen Lächeln allein, von Anbeginn der Zeit her, alle jene Himmelsleuchten überfließend gefüllt hat, die auf ewig die grenzenloſen Räume durchſtrahlen! Wollte Er ſein Antlitz verbergen, ſo würde die aufgeſchreckte Sonne mit allen den ausgelöſchten Geſtirnen, weit aus ihren Sphären im wilden Sturze taumeln, und das Chaos zurückkehren.

Und wenn jede flammelnde Menſchenzunge, allmächtiger Vater, von deinem Lobe ſchwiege, ſo würden deine Werke ſelbſt eine allgemeine Stimme wecken, ſogar in öden Waldestiefen, von menſchlichem Fuße nie betreten, deine Macht verkünden, und in himmliſchen Chören dich erſchallen laſſen, du ewige Urſache, Stütze und Ende von Allem!

Das groſe Buch der Natur ſey mir nun aufgeſchloſſen, und ihre belehrenden Blätter zu durchleſen, oder in glücklich daraus empfangener Begeiſterung irgend eine leichte Stelle entzückt zu übertragen, ſey meine einzige Luſt, während ich durch die niederſchwebende Dämmerung ſinnend wandle, oder mit dem Erglühen des Tages auf dem Adlerfittige der Phantaſie mich emporſchwinge.

Nun, über die Himmel flammend, ſchmilzt die mächtige Sonne die höher ſchwebenden Wolken und die Morgennebel, die um die Hügel her in buntgefärbten Zügen wallen, bis weit entſchleiert das Antlitz der Natur leuchtet, von der äußerſten Gränze, wo mit dem ſinkenden Himmelskreiſe die Erde zuſammenſchwimmet.

Halb in die Röthe der Roſengebüſche verloren, ziehet die thautröpfelnde Kühle in den Schatten ſich zurück, zu ſchwärmen dort auf grünem Raſen oder Blumenbeeten, bei friſchen Quellen und ſorgloſen Bächen, während die quälende Hitze, weithin durch die Luft, mit gewaltigem Drucke ihre glühenden Pfeile ſchießt, auf Menſch und Thier, und Kraut und laue Fluth.

Wer kann ungerührt die Geſchlechter der Blumen, ausgegoſſen vom Morgen, ihre friſchglühenden Blüten dem ſengenden Strahle hinopfern ſehen? So welket die Schöne auch, wenn Fieberhitze durch die blauen Adern tobet. Nur Eine Blume, die hohe Gefährtin des Phöbus, betrübt bei ſeinem Scheiden, ſchließt die gelben Blätter, niederhängend in der Nacht, und enthüllet, wenn er wärmend wiederkehret, den liebentglühten Buſen ſeinem Strahle.

Von ſeinem Morgenwerke kehrt nun der Hirt nach Hauſe; ſeine Heerde wandert vor ihm her zur Hürde, indeß die Mutter, mit milchgeſchwelltem Euter, die fröhliche Hütte umblöket, und Futter erwartet, das Futter der Unſchuld und Geſundheit. Die Dohle, der Häher und die Elſter ſtreifen matten Fluges den graubemooſten Eichen zu, die das ſtille Dörfchen mit ihren grünenden Armen ſchirmend umſchatten.

Dort ſitzen ſie auf den verſchlungenen Aeſten eingelaubt, während der ſchwülen Mittagsglut, bis kühlere Stunden heraufziehen. Kraftlos verſammelt ſich darunter das Hausgeflügel, und in einer Ecke des umſummeten Schattens, liegen der Haushund und das müßige Windſpiel, träg ausgeſtreckt; jener packet träumend den mächtigen Dieb, und dieſer jagt über Hügel und Thal; von einer Weſpe gewecket, fahren ſie ſchnappend auf. Nicht unwürdig ſey es der Muſe, die kleine ſchwärmende Sommerbrut in ihrem Liede leben, und ihren Geſang durchflattern zu laſſen. Niedrig iſt es nicht, doch einfach; mit der Sonne verwandt, ziehet es aus ihr das beſeelende Feuer.

Geweckt von ihrem wärmenden Strahle, ſchlüpft das junge Inſekt beflügelt heraus, von der leichten Luft getragen, und leichter ſelbſt, und voll Seele. Aus jedem Spalte, und verborgenem Winkel, wo ſie die Winterſtürme hindurch ſchlummerten, oder aus ihren Gräbern zu höherem Leben emporſteigend, ſchwärmen ſie in Myriaden auf einmal hervorgegoſſen, in allen den wechſelnden Farben, die ihre anmuthſtrahlende Mutter zu miſchen weiß. Zehntauſend Bildungen, zehntauſend verſchiedene Arten gaukeln im Lichtſtrahle. Aus verderblichem Antriebe fliegen einige beſonnten Gewäſſern zu, wo ſie ſpielend auf dem Teiche taumeln, oder werden, ſtromabwärts ſegelnd, ſchnell von der ſcharfäugigen Forelle, oder dem raſchen Salme erhaſcht. Andere durchſtreifen lieber grüne Wäldespfade, daſelbſt beherbergt, ergötzt und genährt im friſchen Laub. Lüſtern wählen andere die Wieſen, und ſchwärmen um jede Blume, um jedes verborgene Kraut; denn die ſüße Mühe, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, und in die ſanfteſten Betten ihre noch unausgeheckten Jungen einzuwickeln, beſchäftiget ihre zärtliche Sorge. Einige richten zum Hauſe, zur Hürde und zum Milchkeller hungernd ihren Flug, nippen rings am Milchgeſchirre, und koſten geronnenen Käſe. Oft finden ſie, unvermuthet, im Milchſtrome ihren Tod, oder zappeln, im Gefäße ſchwimmend, mit erſchlafften Flügeln ſich umhüllend, und ſterben.

Aber beſonders droht den unachtſamen Fliegen am Fenſter beſtändig der Tod, wo im Dunkel verſteckt die heimtückiſche Spinne lauret, argliſtig und grauſam, ein abſcheuliches Gemiſch! Mitten in einem zerriſſenen Haufen von Flügenhülſen ſitzt ſie, mit gieriger Huth, überſchauend alle ihre ringsumher ſchwebenden Fäden. Nahe an der furchtbaren Zelle ſtreifet oft der ſorgloſe Wanderer vorüber, und immer bietet die Räuberin ihm die Stirne. Iſt die Beute zuletzt umſtrickt, dann gleitet ſie im raſchen Schuß den hängenden Faden hinab, bohrt in die Unglückſelige die grauſen Fänge, und eilet zurück mit grimmiger Freude. Der flatternde Fittig, und der ſchrillende Laut verkünden die äußerſte Noth, und flehen um Hülfe zur gaſtfreien Hand.

Die lebendige Oberfläche des Bodens ertönet; nicht unergötzlich iſt das raſtloſe Geſumſe jenem, der Mittags ſinnend durch die Wälder wandelt, oder dem ſchlaftrunkenen Schäfer, der hingeſtreckt liegt mit halbgeſchloſſenen Augen, im wallenden Schatten grauer Weidenäſte, über den Bach dicht ſich verſchränkend.

Was für zahlreiche Geſchlechter entſpringen ſtufenweiſe von dieſen, entrinnend ſogar dem Auge des Mikroskopes! In Lebensfülle ſchwärmt die Natur; eine bewundernswürdige Maſſe von Thieren und organiſchen Atomen, des belebenden Hauches gewärtig, wenn der väterliche Himmel ſeinem Geiſte zu wehen gebeut. Der ſchimmlige Sumpf entſendet in faulen Dünſten ſein reges Peſtgewölk. Durch unterirdiſche Zellen, wo ſpähende Sonnenſtrahlen keinen Pfad finden können, wallet die beſeelete Erde. Dem Blumenblatte fehlt es an zarten Gäſten nicht.

Schirmend umſchlieſt der Stein in ſeinen tiefgewundenen Gängen, eine Menge derſelben. Vorzüglich ernähren des Waldes Gezweige, zahllos im Spiele der Lüftchen ſäuſelnd, der laubgekräuſelte Baumhof, das weiche Fleiſch reifer Früchte, die unnennbaren Geſchlechter entſchwindender Inſekten. Wo der Weiher grün überſchäumt iſt, ſtreifen unſehbar Millionen mitten im wallenden Grün. Selbſt jedes Naß, das den Geſchmack anwidert, oder ihm ſchmeichelt, das entzündet, oder erfriſchet, oder erhöhet, wimmelt von verſchiedenen Bildungen. Selbſt der Strom vom reinſten Kriſtalle, ſelbſt die heitere Luft, ſcheint ſie gleich nur ein durchſichtiges Leer, ſind unſichtbar bewohnt. Sie alle verbarg die huldvolle Kunſt des bildenden Himmels, damit ſie dem gröberen Auge des Menſchen entgehen; denn brächen die in Welten eingeſchloſſenen Welten auf ſeine Sinne hervor, ſo würde er von Ambroſia-Leckerbiſſen und Nekarbechern ſchaudernd ſich abwenden, und in der todten Nacht, wenn Schweigen auf Allem ſchläft, durch das Toſen betäubt ſeyn.

Der ruchloſe Läſterer höre auf, die ſchöpferiſche Weisheit verwegen anzuklagen, als habe ſie irgend etwas umſonſt gebildet, oder nicht zu wundervollen Zwecken. Soll die kleine, hochmüthige Unwiſſenheit ſeine Werke unweiſe ſchelten, da doch der geringſte Theil davon die beſchränkte Einſicht ihres Geiſtes überraget? Wie wenn auf einem wohlgebauten Dome, auf ſchwellenden Säulen erhöht, dem Stolze der Baukunſt, eine kritiſche Mücke, deren blöder Blick kaum einen Zoll breit in die Runde ſtrahlet, mit blindem Dünkel den Bau des Ganzen frech tadeln wollte! Lebt ein Menſch, der mit allumfaſſendem Auge den unermeßlichen Grundriß der Dinge ſo durchſchauet, der ihre Abhängigkeit, ihre feſte Verſchlingung ſo bemeſſen habe, daß er, ohne zu ſtammeln, abſprechen dürfte: Das taugt zu nichts? Hat irgend Einer die mächtige Kette der Weſen geſehen, oben, von der unendlichen Vollkommenheit bis hinab zum Rande des furchtbaren Nichts, dem öden Abgrunde, an dem der Gedanke entſetzt zurückſtarret, und ſich abwendet? Bis dahin laſſet nur inniges Lob und Hymnen heiliger Verwunderung zu jenem Weſen emporſteigen, deſſen Weisheit ſo holdſelig in unſere Seelen leuchtet, wie in unſere lächelnden Augen ſeine dienende Sonne.

Dicht in jenem Lichtſtrome, in tauſend Richtungen, hinauf und hinab, durchkreuzend und überwälzend, gaukeln die zitternden Wölkchen, bis ſturmbeflügelt, der grimmige Winter ſie vom Antlitze des Tages ſtreifet. Eben ſo verbringen üppige Menſchen unbedacht ein kindiſches Sommerleben im Lächeln des Glückes, im Schimmer der Jahreszeit! So flattern ſie von Tand zu Tand, von Eitelkeit zum Laſter, bis, weggehaucht vom Tode, Vergeſſenheit ihnen auf der Ferſe folget, und ſie aus dem Buche des Lebens tilget.

Nun ſchwärmet das Dorf über die fröhliche Wieſe; der junge Landmann, vom Mittagsfleiße gebräunt, geſund und kräftig; voll, wie die Sommerroſe, von mächtigern Sonnen aufgehaucht, das rothe Mädchen, halbentblößt dem Auge entgegenſchwellend, mit all ihren wallenden, auf der Wange glühenden Reizen. Selbſt das gebeugte Alter verweilet da, und Kinderhände ſchleppen den langen Rechen, oder taumeln dahin, von der duftenden Laſt überwältiget, unter der milden Bürde. Weit umher fliegt das gewendete Heu; bald ſchreiten ſie in breiter Reihe vor, bald umringen ſie das Feld, und ſtreuen an der Sonne das duftende Heu, daß es ländlich und erfriſchend die Flur umher mit Wohlgerüchen erfüllet; oder ſie rechen den grün ſich zeigenden Boden rein, und treiben die falbe Woge die Wieſe entlang, dann ſteigt der braune Heuſchober dicht hinter ihnen in gefälliger Ordnung empor, während von Thal zu Thal gehört, und die Lüfte weckend, die gemiſchten Stimmen glücklicher Arbeit, der Liebe, und des geſelligen Scherzes erſchallen.

Bald rennen ſie in zerſtreuten Haufen von da weg, und treiben die zerſtörte, von manchem Hunde gejagte Heerde dorthin, wo der ſchlängelnde Bach einen tiefen Teich bildet; jäh und hoch iſt dieß Ufer, ſchön neiget ſich das andere zum Kiesgeſtade. Sind ſie an den ſchwindelerregenden Rand gedrängt, dann iſt die Mühe groß, und groß das Gelärm der Männer, Knaben und Hunde, bevor das ſanfte, furchtſame Volk ſeine wollichten Hüften der Fluth anvertraut. Oft haſchet der ungeduldige Hirt eines, und ſchleudert's hinunter; Muth gewinnend zaudern ſie nicht länger; haſtig, haſtig ſtürzen ſie in die zuſammenſchlagenden Wellen, und ſtreben keuchend zum jenſeitigen Geſtade. Dieß wird ſo lange wiederholt, bis die Fluth die wohlgewaſchene Wolle tief durchdringt, und aus ihrem klaren Lager die Forelle vom getrübten Strome gejagt iſt. Schwer und triefend ſchleppt ſich das harmloſe Völkchen die luftige Höhe hinan, wo ſie ihr ſchwellendes Vlies dem Sonnenſtrahle hinbreiten, ganz beſtürzt und erſtaunt, was dieſer wilde, ungeſtüme Tumult bedeute; ſie füllen die Flur umher mit ihren Klagen, und von Felſen zu Felſen prallend, läuft unabläßiges Geblök um die Hügel herum. Endlich, rein wie Schnee, werden die geſammelten Heerden unzählbar in die verzäunte Hürde hineingepreßt, Kopf über Kopf, und geordnet in fröhliche Reihen, ſitzen ſchon die Schäfer, und wetzen die klingenden Scheeren. Die Hausfrau wartet, den Wollenſchatz zu rollen, mit allen ihren reinlich gekleideten Mägden. Eine beſonders, in anmuthvoller Würde thronend, leuchtet über die andern hervor, die Hirtenkönigin, und wirft lächelnde Strahlen, ſüß ſchimmernd, auf ihren Hirtenkönig, während im fröhlichen Kreiſe rund um ſie her die Seelen feſtlichen Freuden und galloſem Witze ſich hingeben. Indeſſen geht ihr freudiges Tagwerk von ſtatten; die einen rühren geſchmolzenes Theer um, ein anderer iſt bereit, auf des friſch geſchorenen Flüchtlings wallende Hüfte den Stempel des Meiſters tief zu drücken. Ein anderer ſchleppt den ſtörrigen Bock herbei, und mit ſeiner Kraft prahlend, hält der kecke Junge den erbos'ten Widder bei den gewundenen Hörnern. Sieh, wie er gebunden liegt, und ſeines Rockes beraubet, vom bedürftigen Menſchen, dem überall abhängigen Herrn; wie ſtill, wie duldend liegt das milde Thier! Welche Sanftmuth in ſeinen ſchwermüthigen Geberden, wie ſchüchtern er-

München

ſcheint die klagende Unſchuld! Fürchtet nichts, ihr holden Schaaren, es iſt nicht der ſchreckliche Mordſtahl über euch gezückt; nein, die wohlgeführte Scheere des zärtlichen Hirten, der nun zur Belohnung ſeiner Jahresmühe die Wolle, euch eine beſchwerliche Laſt, von euch borget, und der euch hüpfend wieder zu euern Hügeln ſenden wird!

Einfache Scene! dennoch ſieht Britannien ſeine ächte Größe daraus emporſteigen; durch ſie beherrſcht es die geprieſenen Reichthümer jedes hellern Himmelſtriches, die Schätze der Sonne, ohne ihre Glut. Durch ſie entglüht überall von Ackerbau, Arbeit und Künſten das blühende Land; ſein furchtbarer Donner brauſet erhaben über die Wogen hin, und nun, eben nun, hänget er ſchwebend über Galliens gedemüthigter Küſte, beherrſchet die wallende Tiefe, und ſchrecket die Welt.

Der Mittag raſet, und ſenkrecht ſchießt die Sonne gerade über die Scheitel ihre mächtigen Strahlen. Ueber Himmel und Erde, ſo weit das irrende Auge ſchweifen kann, wallet eine ſchimmernde Ueberſtrömung, und von Pol zu Pol eine allverſchmolzene Flamme. Vergebens ſehnet ſich das Antlitz, zur Erde geſenkt, nach Labung, wo heiße Dämpfe und greller Wiederſchein peinigen. Bis tief zu den Wurzeln des Wachsthumes herabgedörrt, zeigen die geborſtenen Felder und die glatte Heide nur eine graue Farbe, verſengen die Blüten der Phantaſie, und machen ſelbſt die Seele welken. Das Echo erwiedert nicht mehr den heitern Klang gewetzter Senſen. Der faſt zuſammenſinkende Mäher häufet über ſich das feuchte Heu, von Blumen durchduftet. Kaum hört man noch die zirpende Heuſchrecke auf der verſtummten Wieſe. Die entmuthete Natur lechzet. Ströme ſcheinen ſogar von ferne zu verſchmachten, oder durch den unbeſchirmten Waldplatz ungeduldig unter die Umhüllung des Haines zu eilen.

Alles beſiegende Hitze, o laß ab von deinem Grimme! Strahle nicht ſo gewaltig, nicht ſo wild auf meine klopfende Schläfe! Unaufhörlich ſtrömeſt du fort, und jeder ſiedenden Fluth folgt eine andere, und zerrinnt entſchüttet auf meinem Haupte. Umſonſt ſeufze ich, und wende mich raſtlos, und ſpähe der Nacht entgegen. Die Nacht iſt ferne noch, und heißere Stunden nahen. Dreimal glückſelig iſt, wer ſonnelos auf einem romantiſchen, waldgekrönten Berge ruht, im dichtgedrängten Schatten hingegoſſen, oder in kalten von Geisblatt überflochtenen Grotten, friſch bethaut von immer ſprudelnden Bächen, kühl und ruhig ſitzt, während außerhalb die übrige Welt, krank und ungelabet, mit dem Mittage ringet. Belehrendes Bild des tugendhaften Mannes, der ſein gemäßigtes Gemüth heiter und rein, und jede Leidenſchaft in harmoniſchem Einklange bewahret, mitten in einer uneinigen, von Laſtern entflammten Welt!

Willkommen, ihr Schatten! Heil euch, ihr Laubengänge! Ihr luftigen Pinien! Ihr ehrwürdigen Eichen! Ihr wilden Eſchen, über dem Abgrunde rauſchend! Lieblich iſt eure Schirmung der Seele, wie dem gejagten Hirſche die ſprudelnde Quelle, oder der voll fluthende Strom, der ſeine ſchwellenden Hüften badet, wenn er längs dem kräuterreichen Geſtade hinabſchwimmt. Kühl durch die Nerven gleitet eure liebliche Labung; froher ſchlägt das Herz; neugeſtärkt wachen wieder Auge und Ohr; die Sehnen ſpannen ſich, und raſch ſtrömet Leben durch all die leichteren Glieder.

Rings um den anſchmiegenden Bach, der durch den tonreichen Hain rieſelt, nun einen Felſen überſpühlet, nun mühſam durch einen Schilfteich ſich bewegt, nun im Sturze plötzlich zum Strome wird, und nun anmuthig in eine Spiegelfläche verrinnt, bilden Rinder und Schafe wechſelnde Gruppen, ein ländliches Gewirr! Auf dem Ufergraſe liegen einige wiederkäuend, während andere mitten im Waſſer ſtehen, oft ſich niederbeugen, und die wallende Oberfläche ſchlürfen; in ihrer Mitte der ſtarke, arbeitſame Ochs, mit ehrlicher Stirne, die er unmuthig ſchüttelt, während er die läſtigen, ſtets wiederkehrenden Inſekten mit dem Schweife von ſeinen Lenden wedelt. Mitten unter ſeinen Unterthanen ſchläft ſicher der Hirtenkönig, ſeinen ſorgloſen Arm um das Haupt geſchlungen, aufs weiche Moos geſtützt. Hier liegt ſeine Taſche, mit geſunder Koſt gefüllt; dort, auf jedes Geräuſch horchend, ſein wachſamer Hund. Leicht flieht ſein Schlummer, wenn ſich ein Schwarm erboster Bremſen auf die Heerde wirft, die aufgeſtört ſchnell dem feuchten Bache enteilt, und den tiefern Strom ſucht. Den Schaum durchtoſend, achtet ſie nicht des Hüters Ruf, und durchrennt die Ebene, durch die ganze Strenge der Mittagsglut. Aus ihrer keuchenden Bruſt dringt ein hohles Geſtöhne, und dumpf brüllend ſtürmt ſie die Hügel entlang.

Oft auch ſetzet in dieſer Jahreszeit das gereizte Roß, wenn die Lebensgeiſter ihm die ſtarken Sehnen ſchwellen, vor Kraft zitternd, in der Glut des Blutes, über den hohen Zaun, und über das Feld fliegend, ſtürzt es in die dunkle Fluth, mit ſtarrem

Auge, und einem der Furcht entfremdeten Herzen; ſeine nervige Bruſt, üppig gehoben, der Sitz der Stärke, dränget des Stromes Widerſtand zurück; unlöſchbar iſt ſein Durſt; es ſchöpfet das Waſſer in verdoppelten Zügen, und mit weiten Nüſtern durchſchäumt es ſchnarchend die Wogen.

Jetzt laß mich in die mitternächtliche Tiefe jenes Haines dringen, von ſtark verwildertem Wuchſe, der hoch in der Luft einen Waldchor birgt, und über den Berg herabnickt. Nach jedem feierlichen Schritte fallen dunklere Schatten, und ernſte Dämmerung lauſchet rings umher. Dieß ſind die Stätten der Betrachtung, die Scenen, wo alte Barden entzückt den Hauch der Begeiſterung fühlten, und von der Welt geſchieden, geſellig lebten mit Engeln und unſterblichen Weſen, die gnadenvolle Botſchaften brachten, den Fall einer am Rande des Laſters ſchwindelnden Tugend zu verhüten, in weckendem Geliſpel und wiederholten Träumen reine Gedanken einzuflößen, und die begünſtigte Seele auf künftige Schickſalsprüfungen warnend vorzubereiten, den Dichter anzufeuern, der ſeiner Muſe höhere Geſänge zu weihen gelobt hat, die Qualen ſterbender Edlen zu lindern, von der Bruſt des Vaterlandsfreundes, (der ungern in den verabſcheuten Krieg ſich miſcht, doch im Treffen unter den Erſten kämpft,) den Tod zu wenden, und ſolche zahlloſe Liebesdienſte, bei Tag und Nacht eifrig zu vollbringen.

Plötzlich, dem Buſen des Himmels entſchwebend, gleiten tauſend Geſtalten durch die Dämmerung, oder ziehen majeſtätiſch heran. Im Innerſten gewecket, fühl' ich einen heiligen Schauer, eine hehre Wonne durch mein ſterbliches Gebilde wallen, und es dünkt mich, als ob eine mehr als menſchliche Stimme in das Ohr meiner Phantaſie töne: „Fürchte dich nicht vor uns, armer, verwandter Menſch! Wir, deine Mitgeſchöpfe, empfingen von derſelben Vatermacht unſer Daſeyn, wir haben denſelben Herrn, die gleichen Geſetze, Ein hohes Ziel. Einige von uns haben, wie du, ein ſtürmiſches Leben umtoſet von Ungewittern, durchkämpfen müſſen, ehe wir dieſe heilige Stille, den Einklang des Gemüthes erreichen konnten, wo Reinheit und Friede ſich vereinen. Darum fürchte dich nicht vor uns, ſondern erwiedere unſer Lied in dieſem einſamen Dunkel, ungeſtört von lärmender Thorheit, und mißtönendem Laſter; ſinge mit uns von der Natur, und vom Schöpfer der Natur. Oft hört man hier, in der Geiſterſtunde, wenn ſtaunend Mitternacht, oder ſchweigend Mittag herrſcht, Engelsharfen im harmoniſchen, waldbekrönten Hügel aus Thales-Tieſen, oder den innerſten Waldgründen. Ein Vorrecht, verliehen von uns allein der Betrachtung, oder dem geweihten Ohre des Dichters, der zu ſeraphiſchem Geſange entſchwebet.“ —

Und biſt auch du, o Stanley, von dieſer heiligen Schaar? Ach zu früh für uns! Du biſt zwar emporgeſtiegen, wohin menſchlicher Schmerz nicht reichet, und über den Flug menſchlicher Freude, dennoch mußt du im Doppelſtrahle wehmüthig ſüßer Erinnerung, einer Mutter Liebe empfinden, einer Mutter zärtliches Weh, die immer noch dich in ſo manchen frühern Scenen ſucht, deine ſchöne Geſtalt, deine liebeſtrahlenden Augen, deinen angenehmen Umgang, den munterer, lebhafter Verſtand beſeelte, aus dem Sittenweisheit milde leuchtete, ohne Nachhülfe der Kunſt, und Tugend lächelte, in allen ihren Reizen, ohne abſtoßenden Stolz. Doch, o Beſte der Mütter! trockne deine Thränen, oder bezahle vielmehr der mütterlichen Natur die Zähren dankbarer Freude, die auf kurze Zeit dein jüngeres Selbſt dir lieh, dieſe offene Blüte deines erleuchteten Gemüthes und deiner edlen Würde. Glaube der Muſe: der Winterrauch des Todes tödtet die Knospen der Tugend nicht; nein, ſie verbreiten ſich in dem Himmelsſtrahle hellerer Sonnen durch endloſe Zeiten, in höhere Kräfte.

Den Berg hinauf, von Luftgeſichten entrücket, ſtreif' ich ſo, achtlos wohin, bis das Rauſchen eines nahen Waſſerfalles jeden Sinn aus bezaubernden Träumereien wecket; raſch zurückfahrend, hemme ich meine Schritte, und überſchaue die gebrochene Scene.

Sanft bis zu des Randes Abdachung gleitet die waſſerreiche Fluth ſchön und ruhig, wo ſie, dicht gedrängt, ein ungeſtümer Strom, die Höhe donnernd hinunterſtürzt, und die Gegend umher erſchüttert. Anfangs ſtrömt ſie breit, ein azurnes Band, dann wird ſie im Sinken weiß, je abſchüſſiger ſie fällt, und an den laut wiederhallenden Felſen unten in Schaumgewölk zerſtiebend, ſendet ſie einen grauen Nebel empor, und löſet ſich auf in einen unaufhörlichen Regenſchauer; auch hier kann die gequälte Woge keine Ruhe finden, ſondern, toſend zwiſchen den ſchroffen Felſen, fluthet ſie nun über die zerſtreuten Steintrümmer, durchrauſchet reißend den hohlen Pfad, ſtürzt in Abſätzen von Hang zu Hang, gewinnt im wild gebrochenen Laufe, mit ſchwächerem Toſen ein ſicheres Bett, und gleitet zuletzt des ruhigen Thales Krümmungen entlang.

Der Klippe entlockt, an deren dunkler Stirne er hing, ſchwingt ſich der ſteil aufſteigende Adler, von den Schwingen gehoben, durch die Fluth des Tages empor, und ſtrebet, ſeine Bruſt ganz dem Schimmer hingebend, der Sonne entgegen, während das tonreiche Volk, vom ſchwülen Mittage gebeugt, verwirrt, ins tiefe Dickicht ſinket, oder von Gebüſch zu Gebüſch antwortend ein unterbrochenes Lied erzwinget. Nur die Holztaube girrt trauernd durch den Wald; oft läßt ſie ab von ihrer Klage; eine kurze Pauſe des müden Jammers. Die ſchmerzliche Erinnerung an ihren gemordeten Gatten, den von ihrer Seite der Trug des rohen Vogelſtellers riß, durchfährt wieder ihre Phantaſie, und lauter dann erſchallet ihr Klaggeſang durch den Hain.

An des thauigen Geſtades Seite laß mich ſitzen, ganz in der Kühle der feuchten Luft, dort auf jenem hohlen, grotesken und wilden Felſen, ein weiter, moosgefütterter Stuhl, das Haupt von blühendem Laubwerk überſchattet, wo die Biene ämſig ſchwärmet, und mit dem aus duftendem Geisblatte geſogenen Balſame ihre kleinen Schenkel beladet.

Nun, da ich die Süßigkeit des Schattens koſte, da die Natur rings umher in Mittagsſchlummer gehüllt liegt, nun komm, holde Phantaſie, beſchwinge dich zu kühnem Fluge, und ſchau die Wunder der heißen Zone, einen unwandelbaren Himmelsſtrich, mit deſſen Wuth verglichen jener Sonnenglanz ſchwach iſt, und jene Lüfte kühl ſind.

Sieh, wie plötzlich die hell leuchtende Sonne gerade emporſteigt, und ſchnell vom Himmel die kurz lebende Dämmerung verjaget, und in lichter Flammenlohe mit wilder Freude den blendenden Aether überſchaut! Sie beſteigt ihren Thron, doch erbarmend ſendet ſie vor ſich her, aus den Pforten des Morgens ſchreitend, ein allgemeines Wehen, die Glut zu kühlen, und Erfriſchung auf eine ſchmachtende Welt zu fächeln. Groß ſind die Scenen, mit furchtbarer Schönheit gekrönt, und mit roher Segensfülle, die in jedem kreiſenden Jahre wiederkehrende Sonnen und doppelte Jahreszeiten kommen ſehen, Felſen, an Edelſteinen, und Berge, an Minen reich, die am hohen Aequator reihenweiſe emporſteigen, wo mancher goldträchtige Strom ſpielend hervorbricht; majeſtätiſche Wälder, von jedem kräftigen Grün, Bühnen über Bühnen, hoch wallend über die Hügel; oder bis zum fernen Horizont verbreitet, eine grenzenlos unermeßliche Schattentiefe. Hohe Bäume, dem alten Sange unbekannt, die edlen Söhne der gewaltigen Glut und der wolkenentſtürzten

Fluthen, ſtrecken zum Himmel ihre Dornenſtämme, und breiten um ſich her Mittagsdunkel aus. Hier, im ewigen Lenze, trinken unzählbare Früchte, von ſcharfem, lieblichen Geſchmacke, voll Lebensgeiſt, mitten zwiſchen Klippen und brennendem Sande, der die buſchigen Thäler umbordet, den gedoppelten Tag, in ihren rauhen Hülſen jedoch einen milden Saft, ſeine Glut zu kühlen, bewahrend.

Führe mich, Pomona! in deine Citronenhaine, wo die Limonie und die ſcharfe Lumie mit der tief aus dem Grün hervorglühenden Orange, ihren lichten Schimmer vermiſchen! Laß mich ruhen, wo weithingebreitete Tamarinden, vom Weſte umfächelt, ihre fieberkühlende Frucht abſchütteln! Tief in der Nacht, welche der dichtere Akazienwipfel ſtreuet, erquicke meine heißen Glieder, oder leite mich durch den endlos umlaubten Irrgang der indiſchen Feige; oder laß mich, gemächlicher froh, auf lieblicher Höhe ausgeſtreckt, von ſäuſelnder Luft gekühlt, ſchauen, wie das Grün der Ceder über meinem Haupte wallet, und hohe Palmen ihren köſtlichen Schatten entſenden! O laß mich, hingegoſſen mitten unter dieſe Baumpflanzungen der Sonne, die milchreiche Schale des Cocus ſchlürfen, und aus der Palme den erfriſchenden Wein ſaugen, weit milder, als der tobende Saft, den Bachus reichet. Auch ſey der Granatapfel, an ſchlanken Zweigen niederhängend, nicht verſchmähet, auch nicht, durch die Wälder kriechend, der Beeren kühles Geſchlecht. Oft wohnet auf niederer Stätte unprahleriſcher Werth, ferne von anwidernder Prunkſucht. Sey du mein Zeuge, köſtliche Ananas! du, der Pflanzenwelt Stolz, lieblicher als alles, was die Dichter im goldenen Zeitalter träumten! Schnell laß mich von dir das Schuppengewand ſtreifen, deine Ambroſiaſchätze hinbreiten, und mit Jupiter ſchwelgen! Die Ausſicht wird nun mannigfaltiger. Unermeßliche Ebenen liegen unten hingeſtreckt, gränzenloſe Wieſen, und unabſehbare Savannahs, wo ſich das wandernde Auge, ruhlos, wie in einem grünen Ocean verliert. Eine andere Flora, mit kühnern Farben und reichern Düften, beſchämend den Stolz unſerer Gärten, ſpielet über die Gefilde, und ſtreuet mit raſcher Hand die Fülle des Lenzes: denn oft vertauſchen dieſe Thäler ihr grüngeſticktes Gewand mit feurigem Braun, und ſchnell mit Grün wieder, je nachdem ſengende Sonnen, oder ſtrömende Thaue und Regenſchauer vorherrſchen.

Dieſe öden Gebiete entlang, wo zurückgezogen von den kleinen Scenen der Kunſt, die große Natur in erhabener Stille thronet, wo wilde Heerden nur zu ſehen ſind, die keines Meiſters Hürde erkennen, rollen wunderſame Flüſſe ihre fetten Seen dahin; auf ihren üppigen Gräſern, halbverborgen, gleich einer gefällten Ceder, mit langgeſtrecktem Schweiſe, dehnt ſich in grüngeſchuppter Umhüllung das Krokodil aus. Die Fluth vertheilt ſich, ſieh! im Faltenpanzer ſtreckt Behemoth ſein Haupt empor. Abprallend von ſeinen Lenden zerſchellt der geſchleuderte Stahl in kraftloſe Splitter; furchtlos wandelt er über die Ebnen, oder beſucht die Hügel, wo die Heerden, wenn er ſein verändertes Futter mähet, um ihn her im weiten Kreiſe der Weide vergeſſen, und den unſchädlichen Fremdling verwundert anſtarren.

Friedlich unter uralten Bäumen, die über des Nigers gelben Strom ihren weiten Schatten ſtreuen, und wo der Ganges ſeine heilige Woge wälzet, oder in der Mitte tiefdunkler, zu feierlicher Rundbühne hoch emporſteigender Wälder, lehnet der ungeheure Elephant, der Thiere weiſeſtes, wahrhaftig weiſe, mit ſchonender Macht gerüſtet, mit kraftvoller, nicht zerſtörender. Hier ſieht er Menſchenalter von der wechſelvollen Erde ſchwinden, und Reiche ſteigen und fallen, unbekümmert um des nie ruhenden Menſchengeſchlechtes Entwürfe. Dreimal glückſelig, entginge er nur ihrem Truge, wenn ſie mit grauſamem Geize ſeine Schritte unterhöhlen, oder mit ſeiner Riſengröße, dem Stolze der Könige, ihren Hofſtaat ſchmücken, oder ſonſt ſeine Kraft verkehren, und ihn, den Erſtaunten über die Tollheit der Menſchen, im Kampfe mit dieſen zu wüthen zwingen.

Weit über die Schattenwindungen der Fluthen, von ferne lebendig glühenden Blüten vergleichbar, ſchwärmen die gleißenden Vögelſchaaren. Die Hand der Natur, die mit launiger Eitelkeit die beſiederten Luftvölker geſchmückt hat, gießt hier ihre heiterſten Farben verſchwenderiſch aus. Doch wenn ſie ihnen zu glänzen gebietet, in alle Reize der Strahlen des Tages gekleidet, ſo erniedriget ſie dieſelben, immer kargend im Geſange. Auch beneiden wir die bunten Gewänder nicht, die Montezuma's Reich von ihnen borget, deſſen Legionen von einem gränzenlos wogenden Sonnenſchimmer wiederſtrahlen, da Philomele unſer iſt, und durch unſere Schatten, durch das ſanfte Schweigen der lauſchenden Nacht die ſittſam geſchmückte Sängerin ihre Lieder hauchet. Doch komm, meine Muſe! durchbrich der Wüſte Schranken, ein wilder Raum von unbelebtem Sande und

Gewölk, und ſchneller als die ſchleppende Caravane, durchblitze das Thal von Sennar; feurig erklimme Nubiens Berge, und durchdringe kühn die geheimen Gränzen des eiferſüchtigen Abyſſiniens. Du biſt ja keine Räuberin, die unter der Maske des geſelligen Handels ihren Reichthum rauben will, keine heilige Furie, den Himmel läſternd, mit geweihtem Stahle ihren Frieden zu morden, und durch das Land, noch roth von Bürgerwunden, Roms purpurne Tyranney zu verbreiten. Frei magſt du, einer harmloſen Biene gleich, umherſchweifen, von Flur zu Flur, durchglänzt von herrlichen Blumen, von einem Jasminhaine zum andern, durch die Schatten der Palmen und aromatiſchen Wälder, welche die Ebenen ſchmücken, und bevölkerte Hügel umziehen, und auf mehr als alpenhohen Bergen wallen. Dort auf der luftigen, manche Meile weit ſchön gedehnten Höhe, oder auf jenen rieſigen Felſen, die aus dem die Sonne verdoppelnden Thale kühl in die Mittelluft ihre ſchleierumhüllten Zinnen erheben, wo Palläſte, Tempel und Villa's emporſteigen, und Gärten umher lächeln, und bebaute Gefilde, und Quellen ſprudeln, und ſorglos Kinder und Schafe ſicher wandeln, eine Welt für ſich, keinen Anfall ſcheuend: — da laß mich den Aethergeiſt ſaugen, die belebenden Lüfte trinken, verſchwenderiſch wehend aus gewürzreichen Hainen und Wohlgerüchen der Thäler, von ferne brauſende Fluthen und Waſſerſtürze hören, die aus dem Bauche der Erde jungfräuliches Gold ſpühlen, und die wechſelvolle Landſchaft ruhlos durchrauſchen, glühend vom Leben jeder ſchönern Art, — ein Wunderland, worauf die Sonne immer mit ſenkrechtem Strahle niederſchauet, als ſey ſie in das liebliche Reich verliebt, und voll Luſt, hier zu wohnen.

Wie verändert die Sonne! In hoher Mittagsglut iſt die Sonne unterdrückt in's tiefſte Dunkel geſunken. Stummes Grauen herrſchet, und rings umher eine furchtbare Dämmerung, in bösartiger Miſchung des Kampfes von Nacht und Tag. Denn zur heißen Linie dicht gedrängt, rollen ewige Dünſte, wo, auf's höchſte verdünnt, die weichende Luft ihren Strom duldet, immer ungeheuere Wolken auf Wolken gethürmet, oder ſtürmiſch aufgewirbelt vom plötzlichen Windſtoß, bald wieder ſchweigend, ſchwer und langſam fortgetragen, und beladen mit den reichen Schätzen dampfender Meere. Auf dieſen obern, ſchwebenden Seen, an der kalten, luſtigen Stirne der Berge verdichtet, von kämpfenden Winden zuſammengetrieben, behauptet der Donner ſeinen ſchwarzen, furchtbaren Thron; die ſpaltenden Blitze wüthen von Wolke zu Wolke, bis aufgelöst im wilden Kampfe der Elemente, die ganze hochgethürmte Maſſe in ungebrochenen Fluthen und dichten Strömen niederrauſchet.

Dieß ſind die Schätze, verborgen vor dem beſchränkten Forſcherblicke der Einſicht des Alterthumes, woraus mit jährlichem Gepränge der König der Fluthen, der ſchwellende Nil, überfließt. Aus ſeinen zwei Quellen, in Gojams ſonnigem Reiche, rein ſprudelnd, rollt er durch den leuchtenden See des ſchönen Dambea ſeine jugendliche Wogen. Da, von den Najaden gepflegt, ſcherzet er ſeine ſpielreiche Jugend fort, mitten unter düftevollen Inſeln, die mit nie welkendem Grün rings umher lächeln. Ehrſüchtig entſchwellt dann der männliche Fluß, ſammelt manche Fluth, und rauſchet überflüßig genährt von all den gereiſten Schätzen des Himmels, in wachſender Majeſtät dahin. Durch prächtige Königreiche wälzet er ſeine Irrpfade, wandert nun wild durch öde Striche lebloſen Sandes, bis er, froh die traurige Wüſte zu verlaſſen, von den nubiſchen Bergen herunter, von Sturz zu Sturz, donnernd ſeine Urne ausſchüttet, und Egypten zuletzt der breitenden Woge ſich freuet.

So auch ſein Bruder Niger, und all die Ströme, in welchen die üppig geformten Mädchen Afrika's ihre glänzend ſchwarzen Glieder baden, und alle, die vom Waldgebirge, welches das prachtvolle Indien durchzieht, auf Coromandel's Küſte, oder Malabar fallen; von Menam's öſtlichem Strome, der nächtlich von Inſektenlampen ſchimmert, bis wo Aurora auf des Indu's lächelnde Geſtade Roſenſchauer gießt: alle öffnen in dieſer lieblichen Jahreszeit ihre Urnen, und ſchütten müheloſe Ernten über das Land.

Deine Welt auch, Columbus, trinket, erfriſcht, das reiche Naß des ſchmelzenden Jahres. Weit über ſeine Inſeln rollt der vielarmige Oronoko eine braune Ueberſchwemmung, und treibt die Eingeborenen hoch hinauf auf ihre für das Leben genügende Bäume, die ihnen zugleich Wohnung, Bekleidung, Nahrung und Waffen geben. Von tauſend Strömen geſchwellt, ungeſtüm ſtürzend von den brauſenden Andes, fällt hoch der gewaltige Orellan herab. Die Muſe darf es kaum wagen, ihre Schwingen über dieſe ungeheure Maſſe rauſchender Gewäſſer zu breiten; kaum getraut ſie ſich, dem ſeegleichen Plata zu nahen, gegen deſſen furchtbare Breite, bodenloſe Tiefe, und wunderſame

Laufeslänge, unſere Ströme nur Bäche ſind. Mit unbezähmter Gewalt, in ſchweigender Würde, ſtrömen ſie dahin, und durchziehen unbekannte Reiche, und blühende Wildniſſe, und fruchtbare Einöden, Welten der Einſamkeit, wo ungeſehen und unerfreuend die Sonne leuchtet, und die Jahreszeiten vergebens gebären. Dann eilen ſie weiter über bevölkerte Ebenen in ſchönem Ergießen, ernähren manches Volk, und umarmen ſicher in ihrem ſanften Buſen manche glückliche Inſel, den Sitz des tadelloſen Pan, noch ungeſtört von Chriſten-Verbrechen und von Europa's grauſamen Söhnen. So ſtrömend ſehnen ſie ſtolz ſich nach der Tiefe, deren beſiegte Fluth, zurückprallend von dem Stoſſe, dieſem flüſſigen Gewichte der halben Erdkugel weichet, und der Ocean zittert für ſein grünes Gebiet.

Aber wozu nützet dieſe wunderſame Wüſte des Reichthums? Dieſes frohe Ueberſtrömen üppigen Segens? Dieſer Aufwand der Natur? Was ihre balſamiſchen Wieſen, ihre kraftvollen Kräuter, und Ceres, der Mühe überhoben? Was ihre ungepflanzten Früchte, von ſtreifenden Vögeln umhergeſtreuet, und von entführenden Winden? Wozu die kühlen Getränke, die Ambroſia-Speiſe, reiche Harze, und geſunde Gewürze aus ihren Wäldern? Wozu ihre ämſigen Inſekten, ihr Seidenprunk, und Pflanzengewand? Wozu die unheilvollen Schätze, tief in den Eingeweiden der mitleidigen Erde verborgen, Golkonda's Edelſteine, und die Minen des traurigen Potoſi, wo einſt die holdeſten Kinder der Sonne wohnten? Wozu alles das, was Afrika's Goldbäche rollen, ihre duftſüßen Wälder und glänzenden Elfenbeinſchätze? Unglückliches Volk! die ſanften Künſte des Friedens, und was immer die Menſchenbildenden Muſen lehren; die göttliche Weisheit der gemäßigten Bruſt; fortſchreitende Wahrheit, geduldige Kraft der Gedanken; ruhiges Forſchen, deſſen ſchweigende Macht die Welt beherrſcht; das Licht, welches zum Himmel leitet; ſanfte, gleichförmige Regierung; die Herrſchaft der Geſetze, und die allbeſchirmende Freiheit: die einzig nur den Namen und die Würde des Mannes aufrechthält, — dieß alles entbehren ſie. Selbſt die mütterliche Sonne ſcheint über dieſe Sclavenwelt tyranniſch zu herrſchen, und bildet, mit unterdrückendem Strahle die Roſenblüte der Schönheit verſengend, die düſtere Farbe und grobe Züge; oder ſchlimmer noch, zu ruchloſen Thaten toller Eiferſucht, blinder Wuth, und grimmiger Rache, entflammt ſie die ſchäumenden Geiſter. Dort wohnet die Liebe nicht, dort wohnen nicht die ſanften Blicke, die Zärtlichkeit des Lebens, die dem Herzen entthaute Thräne, die unnennbare ſüße Luſt ſüßer Menſchlichkeit; dieſe reifen nur im Strahle milderer Länder; in ſelbſtſüchtigem, wildem Gelüſte, in roher Wuth wohllüſtiger Triebe ſind ſie dort verloren. Die Thiergeſchöpfe ſogar theilen dort dieſe Wuth, und glühen von furchtbarem Feuer. Sieh, wie die grüne Schlange aus ihrer dunklen Kluft, die ſelbſt die Phantaſie zu betreten erbebt, am Mittage hervorkriechend, ihren Schweif in ungeheuern Ringen zuſammenrafft, dann, von neuem fortſchießend, den erfriſchenden Born ſucht; bei dieſem ausgedehnt, legt ſie die Falten ab, und während mit drohender Zunge und aufgähnendem Todesrachen das Ungeheuer ſeinen Flammenkamm kräuſelt, flieht jeder andere Durſt, erbleichend oder ſchauernd, oder ſtarrt in langer Ferne, und wagt es nicht zu nahen. Doch weit grauſenvoller iſt jener kleine, geſchmiegt lauernde Diener des Verhängniſſes, deſſen hochgekochtes Gift durch die Adern wie ein reiſſender Blitz ſchießt, ſchnell den Lauf des Lebens hemmend, geſchaffen, den Menſchen zu demüthigen, dieß Kind der rächenden Natur. Dort, gereizt von furchtloſem Blutdurſt, ſchwärmt das wilde Geſchlecht, begünſtiget von der Schatten-

Stunde des Verbrechens und ſchändlicher Mißhandlung, wenn der reine Tag ſein heiliges Auge ſchließt. Der Tieger, mit wildem Ungeſtüme auf die Beute ſtürzend, die ſein Flammenblick verdammte: der lebhaft glänzende Leopard, mit mancherlei Flecken geſprenkelt, die Schönheit der Wüſte, und, alle Zähmungskünſte des Menſchen verhöhnend, die gefräßige Hyäne, der Grimmigen Grimmigſte. Dieſe, hervorſtürzend aus den unwirthbaren Wäldern Mauritaniens, oder aus den buſchigen Inſeln, die mitten im wilden Lybien ſich grünend erheben, funkeln unzählbar um ihren bewährten König, der majeſtätiſch über den Sandboden ſchreitet, und fordern mit herriſchem und wiederholten Gebrülle ihren verhängten Raub. Die furchtſamen Schafe drängen ſich nahe an den hütenden Hirt; die edleren Heerden, rund um ihren gebietenden Stier in ländlicher Ruhe wiederkäuend gelagert, vernehmen mit Schrecken die kommende Wuth. Das erwachte Dorf ſtarret, und an die bebende Bruſt drückt die Mutter ihr gedankenloſes Kind. Den Höhlen der Seeräuber, oder des rohen Marokko Tyrannenfängen entronnen, wünſcht beinahe der Elende ſeine Feſſeln wieder, indeß ganz in Aufruhr, die Wüſte wiederhallet, vom Atlas bis zum erſchrockenen Nil.

Unglückſelig iſt, wer von der erſten aller Freuden, — Geſellſchaft, — getrennt, allein mitten in dieſer Welt des Todes lebt. Tag für Tag ſitzt er betrübt auf einem Felſenvorſprung, und ſchauet in das Meer, das unten immer toſet. Stets erſchafft er ſich ſehnſüchtig am fernſten Rande, wo des Aethers Gewölbe mit der Woge ſich miſcht, Schiffe, düſter auftauchend, den Wolken entſchwebend; Abends wendet er zur ſcheidenden Sonne einen gramvollen Blick, und hilflos ſinkt ſein ſterbendes Herz, während das gewohnte Gebrüll und beſtändige Ziſchen die träge Nacht hindurch dauert. Und doch hierher, eben hierher, in dieſe dunklen Behauſungen der Ungeheuer, flüchtete, unerblaßt, vor dem geſunkenen Rom und dem ſchuldbeladenen Cäſar, die Freiheit, ihrem Cato folgend durch die numidiſchen Wüſten, verſchmähend die holden Ebenen Campaniens, Auſonia's reizendes Grün; ſobald ſie vor ihnen ſclaviſch die Knie beugen, und ſchmeichelnd des prächtigen Räubers milde Gabe annehmen ſollte.

Doch hier enden noch nicht die Schrecken dieſer Länder. Abgeſandte Dämonen, Engel des Zornes, entfeſſeln oft die raſenden Elemente. Heiß ausgedampft aus dem ganzen, gränzenloſen Himmelsofen, und der weithin ſchimmernden Wüſte brennenden

Sandes, bringt ein erſtickender Wind dem Pilger augenblicklich Tod. Bei Durſt und Arbeit geduldig, ein Sohn der Wüſte, das Kameel ſelbſt, fühlt durch ſein welkes Herz das Strömen der verſengenden Glut. Oder es bricht aus dem dunkelrothen Aether, breit berſtend, die jähe Windsbraut hervor. Der Sand ſpielet, rund umher bewegt, in gehaſchten Wirbeln; näher und immer näher wälzen ſie ſich verdunkelnd heran, bis von dem allgemeinen, alles aufrollenden Sturme aufgerafft, die ganze Wüſte endlos emporſteigt, und bei ihrer Mittagsquelle erſchöpft gelagert, oder Nachts in unheilvollen Schlaf verſunken, tief unter herabfallenden Hügeln die Caravane begraben wird. In Cairo's gedrängvollen Straſſen harret der ungeduldige Kaufmann, ſich wundernd, vergebens, und Mekka trauert ob des langen Zögerns.

Aber vorzüglich zur See, wo jede beugſame Welle dem Windhauche gehorcht, ſchwillt der Lufttumult. In dem ſchrecklichen weitwogenden Ocean, unter der ſtrahlenden Linie, die den Erdkreis umgürtet, herrſchet der kreiſende Typhon, gewirbelt von Strich zu Strich, erſchöpfend die ganze Wuth des Himmels, und die gräuliche Ecnephia. Mitten in der Luft trügeriſch-heiter, tief in einen

Wolkenflecken gepreßt, wohnet brütend das mächtige Gewitter. Unbemerkt, bekannt nur dem kundigen Auge, ſchlimm und feurig, hängt das kleine Vorbedeutungszeichen hoch oben, und muſtert oft an des Vorgebirges Stirne ſeine Macht. Eine matte trugvolle Stille, ein flatterndes Lüftchen, ſendet der Dämon voraus, das ſchwellende Segel zu locken. Dann ſtürzet auf einmal ein ſchreckliches Gemiſch von brüllenden Winden, Flammen und rauſchenden Fluthen herab. In wildem Entſetzen ſtehet der Schiffer erſtarret. Kunſt iſt zu langſam. Vom reißenden Verhängniſſe hinuntergedrückt, trinkt das breitbeſchwingte Schiff das überſchäumende Gewäſſer, im Schooße des ſchwarzen Abgrundes begraben. Mit ſolchen raſenden Seen focht der verwegene Gama manchen Tag und manche Nacht, unaufhörlich um das ſtürmiſche Cap kreuzend, von kühner Ehrſucht geleitet, und von noch kühnerem Goldburſte. Denn damals ſtieg aus ihrem alten Dunkel die Welt der Handelſchaft empor. Der Genius der Schiffahrt, der in hoffnungsloſer Erſchlaffung, in der weiten atlantiſchen Tiefe, müßige Jahrhunderte hindurch, geſchlummert hatte, fuhr jetzt auf, vernahm endlich den luſitaniſchen Prinzen, der, Himmel- begeiſtert, zur Liebe nützlichen Ruhmes das Menſchengeſchlecht weckte, und in grenzenloſem Verkehre die Welt vereinte.

Die Schreckniſſe dieſer Stürme immer vermehrend, hauſet hier auch, den grauſenvollen Rachen mit dreifachem Tode bewaffnet, der fürchterliche Hay. Gelockt von dem Geruche dünſtender Haufen, eckelhafter Krankheit und des Todes, durchrauſchet er, ſieh! die ſalzige Fluth, ſchnell wie der Wind das Schiff davon treiben kann, und fordert von den Genoſſen jenes grauſamen Handels, welcher das unglückſelige Guinea ſeiner Söhne beraubt, ſeinen Theil an der Beute, fordert ſie ſelbſt. Das ſtürmiſche Verhängniß ſteigt herab; der nämliche Tod verſchlinget Tyrannen und Sclaven, da jener plötzlich ihre zerſtückten Glieder zermalmt die Purpurſee mit Blut färbt, und bei dem rächeriſchen Mahle ſchwelget.

Wenn über dieſe Welt, von äquinoctiſchen Regen maßlos überfluthet, die Sonne freudenlos ſchauet, und häufige Dünſte zieht, aus Sumpfmoräſten, wo die Fäulung zum Leben aufgähret, und verheerende Myriaden brütet; oder aus Wäldern, undurchdringlichen Schatten, ſcheußlichen Klüften, die in faule Dämpfe und blaue Verweſung gehüllt ſind, in deren nächtliches Grauen noch nie ein verwegener Fuß zu bringen gewagt hat, dann ſchreitet verheerend die entſetzliche Macht der peſtilenziſchen Seuche einher; tauſend ſcheußliche Feinde begleiten ihren Lauf, die ſieche Natur verſengend, in muthloſes Weh und bange Troſtloſigkeit die Fülle von Hoffnungen, und des Menſchen ganzen Stolz niederſchlagend. So wurde vor Kurzem zu Charthagena das Feuer der Britten ausgelöſcht. Du, ritterlicher Vernon, ſahſt die Scene des Elendes; mitleidvoll ſahſt du zur Kindesſchwäche des Kriegers Arm herabgeſunken, ſahſt die tief wühlende Qual, die Geiſtergeſtalt, die blaßbebende Lippe, und das ſtrahlenloſe Auge, von keinem Feuer mehr durchglüht; du hörteſt das Aechzen mit dem Tode ringender Schiffe, von Strand zu Strand, hörteſt nächtlich hinab in die ſchwarzen Wogen häufig Leichen fallen, indeß, einander anſtarrend, in banger Ahndung die bleichen Nebenſtehenden ſchweigend zu fragen ſchienen, welchen nun das Schickſal zunächſt fordern würde.

Was hab' ich nöthig jenes harten Himmels zu erwähnen, wo oft die ſiechende Stadt das ſchauervollſte Kind der göttlichen Nemeſis, die Peſt, herabſteigt. Aus Aethiopiens giftigen Wäldern, aus Cairo's erſticktem Schlamme, von den durchfaulten Feldern, von verweſenden Heuſchreckenſchwärmen angehäuft, entſprang dieſe große Würgerin. Ihrer ſchrecklichen Wuth entgehen die Thiere. Der Menſch iſt ihre beſtimmte Beute, der unmäßige Menſch, und über ſeine ſündigen Behauſungen zieht ſie, eine verſchloſſene brütende Todeswolke, unzertheilet durch kräftige Winde, die kein geſundes Lüftchen wehen dürfen, und gefleckt vom Sonnenſtrahle und unterronnen in mannigfaltiger Miſchung, entſetzlich anzuſchauen. Fürſtenweisheit ſenkt dann ihr wachſames Auge, und der Hand der gelähmten Gerechtigkeit entfallen dann wirkungslos Schwert und Wage; verſtummt iſt die Stimme der Freude, und erſtickt das Lärmen der geſchäftigen Welt. Leer ſind die Straſſen, mit ungewohntem Grün überkleidet. In die ödeſte Wüſte iſt plötzlich umgewandelt der heitere Aufenthalt der Menſchen, außer wenn entronnen dem bannbelegten Hauſe, wo ſcheuſliches Grauen herrſchet, von mitleidsloſer Furcht verſchloſſen, in wildem Wahnſinn, ein angeſteckter Elender losbricht, und laut zum Himmel ſchreiend, die furchtbaren Vorſichtsgebote als unmenſchlich und unweiſe anklagt. Die ſtörrige Thüre, noch unverpeſtet, die ihre behutſamen Angeln zu drehen ſich ſcheuet, entſetzt ſich vor Gäſten. Angehörige, Freunde, Verwandte, die Liebe ſelbſt, durch Jammer verwildert, vergeſſen die zarten Bande, die ſüße Verpflichtung des fühlenden Herzens. Aber vergebens iſt ihre ſelbſtſüchtige Sorge; der kreiſende Himmel, die weite belebende Luft, iſt des Todes voll, und wechſelweiſe getroffen, in einſamen Qualen, fallen ſie ungeſegnet, unberührt, und unbeweint. Ueber die geſchlagene Stadt dehnet ſchwarze Verzweiflung ihre Rabenſchwingen aus, indeß, um die Scene der Troſtloſigkeit zu vollenden, ringsum aufgeſtellt, die grimmigen Wachen ſtehen, alles Entweichen verhindern, und dem unglückſeligen Flüchtling einen beſſern Tod geben.

Vieles noch bleibt unbeſungen: das innere Toben des erzumwölbten Himmels, und eiſerner Felder, wo in Durſt und Hunger das verwüſtete Jahr hinſiecht: entzündet von der Mittagsfackel zu zehnfachem Wüthen der raſende Berg, der Flammenpfeile emporſchießt, und, weithin durch die Unterwelt donnernd, das dehnende Erdbeben, das widerſtandlos thürmende Städte aus ihrer feſten Grundlage rüttelt, und Berge im Flammenſchlunde begräbt. Doch genug; kehre zurück, irrende Muſe, eine nähere Schreckensſcene ruft dich hier nach Hauſe.

Sieh, langſam ſinkend über den ſchwarzgelben

Wald, brütet ungewöhnliches Dunkel, und gewinnt wachſend den vollen Beſitz des Himmels, mit grimmigen Dünſten überladen, aus den geheimen Betten, wo die Erzgeſchlechter ſchlummern, gezogen. Salpeter, Schwefel, und der Feuerſchaum des fetten Harzes, aufdampfend am Tage mit vielfach gefärbten Streifen verborgener Flamme, beflecken die Luft, und gähren in jener unheilvollen Wolke, ein röthliches Dunkel, ein Arſenal des Todes; bis ſie von ätheriſcher Berührung, von Wolkenſtößen und dem aufreizenden Kampfe ergrimmter Winde empört, während unten noch alles ſtill iſt, wüthend zerſpringt. Ein banges Schweigen herrſchet grauenvoll durch den düſtern Luftkreis, außer dem dumpfen Laute, der vom Gebirge, als Vorläufer des Sturmes, über die dröhnende Erde rollt, die Fluthen durchwühlet, und die Blätter des Waldes, ohne zu blaſen, ſchüttelt. In das tiefeſte Thal ſtürzen ſich die Geſchlechter der Luft hinab; der ſturmliebende Rabe wagt es kaum, ſich durch das ungewiße Dunkel zu ſchwingen. Jammervoll ſtaunend ſteht das Vieh, und richtet zum zürnenden Himmel das klagende Auge, vom Menſchen verlaſſen, der in die vollgedrängte Hütte eilet, oder den Schirm der abwärts liegenden Höhle ſucht.

Lauſchende Furcht iſt alles, und ſtummes Entſetzen, wenn dem beſtürzten Auge das jähe Blitzen fern im Süden ſich zeiget, durch die Wolken brechend, und langſamer folgend, mit erſchütterndem Geſchmetter, der Donner ſeine ſchreckliche Stimme erhebt. Anfangs hört man das Gewitter am Rande des Himmels feierlich murmeln; aber wenn es näher kommt, und ſeine grauenvolle Bürde auf dem Winde heranwälzt, ſchießen die Blitze in weitern Bogen, und das Getöſe wird betäubender, bis ſich über dem Haupte ein Gemiſch ſchwarzgelber Flammen weit entfaltet, ſich ſchließt und wieder öffnet, gedehnter ſtets ſich ſchließt und öffnet, den Aether in eine Lohe hüllend. Das entfeſſelte, wachſende Gebrülle folget nun, ausbreitend, vertiefend, vermiſchend, Schlag auf Schlag, entſetzlich ſchmetternd, erſchütternd Himmel und Erde.

Hernieder ſtürzt nun eine Fluth tönenden Hagels, oder des ſenkrecht herabſchießenden Regens. Weitzeriſſen ſtrömen die Wolken eine ganze Fluth aus, und dennoch, mit unerſtickter Glut, kämpfet ſich hindurch der unbezwingbare Blitz, gezackt und trotzig, oder in rothen wirbelnden Ballen, und ſchleudert ſeine Flammen mit verdoppelter Wuth gegen die Berge. Schwarz vom Streiche aus der

Höhe, ſtehet die erſtickte Fichte da, ein trauriger, zerſplitterter Rumpf; und, unten hingeſtreckt, liegt eine lebloſe Gruppe erſchlagenen Viehes; hier die ſanften Schafe, mit demſelben harmloſen Blicke, den ſie lebend hatten, und ſtets noch wiederkäuend vor dem innern Auge, und dort der finſtere Stier, und der halbaufgerichtete Ochſe. Getroffen auf dem Felſenſchloſſe entſagen der ehrwürdige Thurm und ſeine ſpitzige Windfahne dem alten Stolze. Die dunkeln Wälder erſtarren im Wetterſtrahle, und aus den tiefen Gründen ſtoßen ſie, weit um ſich flammend, ihre zitternden Bewohner. Durch Carnarvons Gebirge raſet laut das zurückſchallende Gebrüll; mit mächtigem Getöſe, hinab zur flammenden Tiefe; von den rauhen Felſen in Penmanmaur, gräulich gegen den Himmel gethürmt, taumeln die zerſchmetterten Klippen, und Snowden's Pic, zerſchmelzend, ſtreifet plötzlich ſeine Winterbürde ab. Von weitem geſehen, flammen die Höhen des heißen Cheviot, und Thule heulet durch ihre fernſten Inſeln.

Erbleichend hört es die Schuld, mit tief zerſtörtem Sinne. Doch nicht immer fällt auf das ſchuldige Haupt der Schlag des Verhängniſſes. Der junge Celadon und ſeine Amelin waren ein tadelloſes

Paar, an Tugend und Anmuth gleich gebildet, in Eins zerfloſſen, nur durch das Geſchlecht unterſchieden; ſie der milde Schimmer des blühenden Morgens, er der Glanz des hohen Tages.

Sie liebten; aber ihre ſchuldloſe Liebe war ſo, wie ſie in der Morgendämmerung der Zeit Unſchuld und unverſtellte Wahrheit das Herz lehrten: Freundſchaft war ſie, erhöht durch wechſelſeitige Wünſche, durch bezaubernde Hoffnung, und Glut der Sympathie, aus beider Blicken ſtrahlend. Ganz der Liebe geweiht, war eines des andern theures Selbſt, namenlos ſelig in der erwachten Kraft, Wonne zu gewähren. Allein, mitten unter Schatten, immer in harmoniſcher Wechſelbegegnung, durchlebten ſie den ländlichen Tag; das überfließende Herz ſprach ſich aus, oder ſeufzte, und ihre Blicke drückten unausſprechliche Empfindungen aus.

So floß ihr Leben dahin, ein vereinter klarer Strom, von keiner Sorge durchfurchet, bis zur böſen Stunde das Ungewitter im trauten Gange ſie überfiel, da ſie achtlos auf die Ferne und des Weges Krümmungen, eines durch das andere beglückt, ſchweiften, und ſchöpferiſche Liebe um ſie her ein unvergängliches Eden lächeln ließ. Beklommen vom drohenden Geſchicke hoben ihren Buſen ungewohnte

Seufzer, und peinlich oft auf das trächtige Dunkel ſchauend, fiel ihr thränenvolles Auge auf Celadon, ihr verſtörtes Antlitz benetzend. Vergebens drängten ſchützende Liebe und Vertrauen auf den Himmel ihre Furcht zurück: ſie wuchs, und durchzuckte vernichtend ihr ganzes Weſen.

Er gewahrte den ungleichen Kampf, und wie Engel auf ſterbende Heilige blicken, ſo floſſen ſeine liebeſchimmernden Augen von Mitleid über. „Fürchte nichts, ſprach er, ſüße Unſchuld, du Unbekannte mit Verbrechen und innerm Sturme! Er, welcher den Himmel in zürnendes Dunkel hüllet, lächelt dir ſtets mit freundlichem Blicke. Der geheime Pfeil, der mitternächtlich verderbende, oder zur ungefürchteten Mittagsſtunde, fährt unverletzend über dich hin, und die nämliche Stimme, welche Entſetzen donnert durch das ſchuldige Herz, liſpelt dem reinen mit Seraphszungen Friede zu. Sicherheit iſt es, dir nahe zu ſeyn, und ſo die Vollkommenheit zu umarmen. — Aus ſeiner luftigen Umarmung — geheimnißvoller Himmel! ſinket augenblicklich, eine ſchwarze Leiche, vom Blitze zu Boden geſchlagen, das ſchöne Mädchen. Aber wer kann den Liebenden mahlen, wie er da ſtand, durchbohrt vom ernſten Entſetzen, das Leben haſſend, ſprachlos und in jeden Todesſchmerz verſenkt! So ſteht, — mattes Gleichniß! am Marmorgrabe, der wohl nachgeformte Trauernde niedergebeuget, auf ewig ſchweigend, und auf ewig klagend!

Sobald von dem Antlitze des Himmels die zerriſſenen Wolken ſtürmiſch eilen, ſchwillt höher der unbegränzte Himmel, und dehnet über die Welt ein reines Blau aus. Die Natur glänzet, vom Sturme erfriſcht, hervor, und durch die leichtere Luft wallen ſanft ergoſſen ein höherer Schimmer und eine mildere Stille; indeß, wie zum Zeichen überſtandener Noth, ein ſchimmerndes Luftgewand, in reicher Pracht des goldnen Strahles, die Fluren kleidet, die noch von Bedrängung träufeln.

Ueberall iſt Schönheit, und Dankgeſang rings umher, vereint mit dem Brüllen der Kühe, und dem wechſelnden Geblöke der im kleereichen Thale dicht weidenden Schafe. Und ſoll den Lobgeſang der Menſch, der am meiſten Begünſtigte, undankbar ſtören, der mit wortebildender Stimme den Chor der niedern Schöpfung leiten ſollte? Soll er ſo ſchnell die Hand vergeſſen, die den Donner verſtummen, die Luft heiter werden hieß? Ausgelöſcht fühlen den vom Gewitter geweckten Funken, das Walten der Kräfte, den ſeinigen überlegen, ehe noch ſein banges Herz die Furcht überwand? Von dem milderen Strahle gelockt, eilet der feurige Jüngling zu dem wohlbekannten Teiche, deſſen kriſtallne Tiefe einen Sandboden ſpiegelt. Eine Weile ſteht er, die umgekehrte Landſchaft anſtarrend, halb furchtſam, der blauen Tiefe unten nachzuſinnen; dann ſtürzt er ſich der Länge nach hinab in die ringelnde Fluth. Seine blonden Locken und ſeine Roſenwangen tauchen ſchnell wieder auf, und durch die gehorchende Welle, die jedem Hauche ſeiner Lippe weichet, macht er mit übereinſtimmenden Armen und Schenkeln, von ſeiner Laune geführt, den leicht gewundenen Pfad, indeß von ſeinen glatten Hüften ein thauiges Licht ſich rings umher ergießt über die frohen Zuſchauer.

Dieß iſt die reinſte Pflege der Geſundheit, die holde Kühlung in der Sonnenhitze; ſelbſt wenn der kalte Winter die ſchimmernde Fluth ſchärfet, möcht' ich nicht weichlich ſchaudernd am Ufer zögern. Dadurch verdoppelt ſich das Leben, und wird oft auch gerettet durch den kühnen Schwimmer bei dem plötzlichen Eintreten eines gefährlichen Ereigniſſes. Dadurch werden die Lenden geſtärkt, und derſelbe Römerarm, der ſiegreich über die eroberte Erde ſich erhob, lernte früher, im zarten Alter, die

Woge bezwingen. Selbſt der Geiſt empfängt von des Körpers Reinheit eine geheime, ſympathetiſche Hülfe.

Verſchloſſen unter der Ueberhüllung eines Haſelgeſträuches, wo das Thalgewinde in angenehme Einſiedeleyen ſich verliert, ſaß der junge Damon, ſinnend, von vergänglichen Liebesqualen durchdrungen. Dem Strome dort, der über die fernen Felſen heiſer murmelnd hinabfiel, und klagenden Lüften, die um überhängende Weiden ſpielten, ſeufzte er oft in ſeinem Wachen über Muſidorens Grauſamkeit. Sie fühlte ſeine Flamme, aber tief in ihrer Bruſt, aus ſchamhafter Sprödigkeit, oder Mädchenſtolz, verbarg ſie die ſüße Gegengluth, außer wenn ſie in Seitenblicken aus dem geſenkten Auge, oder aus der von erſtickten Seufzern ſchwellenden Bruſt ſich ſtahl. Von der Scene gerührt, vertraut mit ſeinen Gelübden, ſann er hier ein ſchmelzendes Lied, ihr Herz zu prüfen, und wenn eine jugendliche Leidenſchaft darinn ſich regte, ſie hervor zu locken. Dreimal ſeliger Hirte! Ein glücklicher Zufall, der oft das Geſchick mächtiger Monarchen entſcheidet, entſchied auch deines. Denn ſieh! von lächelnden Liebesgöttern geführt, ſuchte Muſidora ſelbſt dieſen kühlen Ort; heiß auf ihrer Wange glühte die ſchwüle

Jahreszeit, und gekleidet in ein leichtes Gewand, kam ſie, ihre heißen Glieder im erfriſchenden Strome zu baden. Was ſoll er thun? In ſüßer Verwirrung verloren, und in zweifelhaftem Wanken, blieb er eine Weile. Eine reine angeborene Schönheit der Seele, das reinſte Zartgefühl, das Wenige kennen, durchzuckte ſeine Bruſt, und trieb ihn an zu fliehen; aber Liebe verbot es. Ihr Spröden in der Tugend, ſagt, ſagt, ihr Strengſten, was hättet ihr gethan?

Die Nymphe indeſſen, ſchöner als je eine den arkadiſchen Strom beglückte, und mit ſchüchternem Auge rund umher die Ufer überſchauend, enthüllte die ſchönen Glieder, die klare Kühle der Fluth zu verſuchen. O damals pochte auf Ida's Fichtengipfel dem Paris das Herz nicht heftiger, da die wetteifernden Göttinnen den himmliſchen Schleier von ſich warfen, und alle ihre Reize unbegränzt enthüllten, als nun dir, Damon, da ſie von ihrer ſchneeweißen Hüfte und von ihrem zarten Fuße die umgekehrte Seide zog, und die ſanfte Berührung den jungfräulichen Gürtel löste, und durch das entfaltete Gewand die Doppelbruſt, in wilder Jugendwallung, vor deinen irren Blicken in üppiger Fülle ſtieg. Aber, verwegener Jüngling, wie durfteſt du den Seele zerrüttenden Blick wagen, da von ihren nackten, glühend weißen Gliedern, harmoniſch geſchwellt von der zarteſten Hand der Natur, in loſe hinflatternde Falten das matte Leinen fiel, und nun ſo lieblich ausgeſtellt die Holde ſtand, erſchrocken vor ſich ſelbſt, vor der Phantaſie erröthend, von jedem ungewißen Hauche beunruhiget, und ſtützend gleich dem ſcheuen Rehe? Nun huſchte ſie in die Fluth; die getheilte Fluth empfing den liebenswürdgen Gaſt mit umwallenden Wogen. Jede Schönheit wurde da milder, jede Anmuth blühte neu, und goß einen weichen Schimmer aus; wie die Lilie mild durch den Kriſtall leuchtet, oder wie die Roſe im Morgenthau, friſch aus Aurorens Hand, weit ſüßer glühet. Während ſie ſo tändelte, bald unter der Welle, aber übel verſteckt, und bald mit fließenden Locken, nur halb umſchlungen vom naſſen Schleier, wieder auftauchte, ſog der verborgene Damon ſo verrückende Züge aus ihrer Schönheit in ſeine Seele, daß ſein Geiſt eine Weile in allzuſchwelgeriſche Wünſche ſich wiegte. Doch der Liebe ehrfurchtvolle Beſcheidenheit hielt ihn zurück; er hielt den Raub für entweihend, wenn irgend etwas der Liebe entweihend ſcheinen kann, und, dem Schatten ſich entringend, floh er mit

Windesſchnelle davon; doch warf er zuvor dieſe Zeilen, mit ſeinem fertigen Stifte geſchrieben, mit zitternder Hand an das Ufer hinüber: „Bade fort, meine Schöne, noch ungeſehen, außer dem geheiligten Auge treuer Liebe. Ich gehe, deinen Aufenthalt zu bewahren, von deiner Einſamkeit jeden wandelnden Fuß, und jeden zügelloſen Blick entfernt zu halten.“ —

In wildem Erſtaunen, und wie in Marmor verwandelt, der Sinne beraubt, regungslos ſtand ſie im betäubenden Momente; ſo ſteht die Bildſäule, welche die Welt bezaubert; ſo hingeneigt ſtrebt ſie, die unvergleichliche Schönſte, die vereinten Reize des freudenvollen Griechenlands zu verhüllen. Sich erholend, flog ſie ſchnell davon, ihre Gewänder zu finden, welche das ſelige Eden nicht kannte, und in ſorgloſer Haſt ſich ankleidend, haſchte ſie nach dem erſchreckenden Blatte. Aber ſobald ſie Damon's wohlbekannte Hand ſah, verſchwand ihre Furcht, und ein ſanftes Gefolge vermiſchter Regungen, ſchwer zu ſchildern, durchzuckte ſchnell ihren Buſen; ſchuldloſe Scham, das reizende Erröthen der Unſchuld, Achtung und Bewunderung der Flamme ihres Geliebten, durch Beſcheidenheit erhöht; ſogar ein Gefühl ſelbſtgefälliger Schönheit ſtahl ſich heimlich in ihr thätiges Denken. Allmählig ſank der Aufruhr der Seele in zärtliche Stille; und in die breite Buche, die über den Bach hing, grub ſie mit der Waldfeder ländlich Liebender dieß Geſtändniß, das bald darauf ihr Damon mit weinendem Entzücken küßte: „Theurer Jüngling, einziger Richter vom Sinne dieſer Schrift, vom Glücke zu zu ſehr, und ach! von der Liebe nicht minder begünſtiget, ſey immer, wie jezt, beſcheiden; die Zeit wird kommen, wo du nicht mehr nöthig haſt, zu fliehen.“ —

Die Sonne hat ihre Wuth verloren; ihre ſinkende Scheibe verſtrömet nur noch beſeelende Wärme und erquickendes Licht, das mit wechſelnden Strahlen die Wolken beleuchtet, dieſe Prachtgewänder des Himmels, unaufhörlich in romantiſchen Geſtalten umhergerollt, der Traum der nahen Phantaſie! Breit unten, bedeckt mit reifenden Früchten, und raſch ſchwellend zum vollkommenen Jahre, freut ſich die trächtige Flur mit allen ihren Kindern. Nun kommt die ſanfte Wanderſtunde, für den, der die Einſamkeit liebt, und ferne Hügel ſucht, und dort mit der Natur verkehret, dort ſein Herz harmoniſch zu ſtimmen, und in erhabenen Liedern die Harmonie weit umher auch andern einzuhauchen.

Geſellige Freunde, zu glücklichem Seelenvereine geſchaffen, deren höherem Blicke eine ſchönere Welt, wovon der Pöbel nie einen Schimmer ſah, ihre Reize enthüllt, deren Seelen mit reichen Schätzen der Lebensweisheit, mit höherem Lichte geſchmückt ſind, und in deren Buſen die Begeiſterung der Tugend glühet, die dem Sohne des Eigennutzes ein Märchen ſcheint. Der ſinkende Tag ladet ſie zum Genuße; nun wandeln ſie durch die grünende Säulenhalle der Wälder, das weite Lyceum der Natur, in dieſer ſanften Schule, wo keine ſtolzen Lehrer herrſchen, im vollen und freien Verkehre freundſchaftlicher Herzen, belehrend und belehret. Jetzt ſtehlen ſich aus der Welt Liebende, der ſüßen Einſamkeit geweiht, hinweg, ergießen ihre Seelen in Entzückungen, welche der Vater der Liebe billigend hört, und gut nennt. „Welchen Weg, Amanda, ſollen wir nehmen? Die Nacht verwirrt.“ Wozu ſollten wir wählen? Mit dir iſt jeder gleich. Sprich, ſollen wir den Krümmungen des Stromes folgen, oder auf der lächelnden Wieſe wandeln? Oder die lichten Waldplätze beſuchen, oder durch die wallenden Ernten planlos ſchlendern? oder, weil der ſtrahlende Sommer ſeinen ganzen Stolz enthüllt, deinen Hügel erklimmen, du liebliches Shene? Hier laß uns die gränzenloſe Landſchaft überſchauen; nun den eilenden Blick, ſüß entzücket, zur prächtigen Königsſtadt ſenden, nun zu den Schweſterhügeln, die ihre Fläche gürten, zu dem hochliegenden Harrow, und jezt dahin, wo das majeſtätiſche Windſor ſeine Fürſtenſtirne erhebet. Zum lieblichen Abſtande von der erhabenen Stille dieſer herrlichen Ausſicht, wollen wir uns dahin wenden, wo die ſilberne Themſe ländlich wird. Dort laß dein raſtloſes Auge ungeſättiget ſich weiden, üppig durch die niederhängenden Wälder ſchweifen, die Harringtons Einſiedelei überwölben, von da in Hams umlaubte Gänge ſinken, unter deren Schatten, in tadelloſer Ruhe abgeſchieden, mit ihr, der holden Freundin ſeines Herzens, der würdige Queensbury noch immer ſeinen Gay beweint, und der feine Cornbury um die willige Muſe wirbt. Langſam laß uns das unvergleichliche Themſethal durchwandeln, ſanft empor ſich dehnend zum Sitze der Muſen in Twitnam's Lauben, wo ſie für ihren Pope den heilenden Gott anflehen, zur königlichen Hamptons-Burg, zu Clermonts Terraſſenhöhe und Eshers Hainen, wo in der ſüßeſten Einſamkeit, umſchlungen von den ſanften Krümmungen des ſtillen Mole, vor Höfen und Senaten Pelham

Ruhe ſindet. Bezauberndes Thal! über alles, was die Muſe von Achaja und Heſperien ſang! O Thal des Segens! O lieblich ſchwellende Hügel, wo die Göttin des Landbaues hingeſtreckt ſich freuet, die Wunder ihrer Arbeit zu ſchauen!

O Himmel, welch' eine herrliche Ausſicht dehnt ſich ringsum aus, auf Hügel und Thäler, und Wälder, und Geſilde, und Thürme, und ſchirmende Städte und vergoldete Ströme, bis die weit geſtreckte Landſchaft in Nebeldunſt verſinkt! Glückſeliges Britannien, wo muthbeſeelend rings der Künſte Königin, die Freiheit, uneingeſchränkt ſelbſt bis zu den fernſten Hütten wandelt, und Ueberfluß mit freigebiger Hand ausſtreuet!

Reich iſt dein Boden, und wohlthätig dein Himmelsſtrich; deine Ströme verſiegen nicht in der Sonnendürre; herrlich ſind deine ſchirmenden Eichen; in deinen Thälern fluthen goldene Wogen; an deinen Bergen blöken zahlloſe Schafe, indeß umher an ihren Seiten brüllend die ſchwärzlichen Rinder in muntern Schaaren ſtreifen! In den Gründen glühen deine Wieſen, und heben ſich ungehemmt der Senſe des Mähers entgegen! Auf allen Seiten glänzen deine Landhäuſer! Segenträchtig ſind deine Fluren, und der Landmann, ſeines

Eigenthumes ſicher, iſt froh und unermüdlich bei ſeiner beſchützten Arbeit!

Voll ſind deine Städte von Söhnen der Künſte, und Verkehr und Frohſinn vernimmt man durcheinander in jeder geſchäftigen Straße; ſelbſt der Miethknecht, der am Karren ſchwitzet oder mit Staub bedeckt die Steine zum Pallaſte behauet, blicket fröhlich. Deine vollen Häfen, worin emporſteigende Maſten eine endloſe Ausſicht bieten, erglühen von Aemſigkeit, und hallen des eiligen Seefahrers Hurrah wieder, ſobald er ſein letztes Lebewohl zurückſchwenkt, und alle Segel löſend, das wallende Schiff dem Winde überläßt.

Kühn, ſtark, und anmuthig iſt deine edle Jugend, durch Ungemach beſehnet, und durch Gefahr entflammet, zertrümmernd die Völker, wohin ſie geht; die Erſten auf dem Schlachtfelde, und auf der ſtürmiſchen See. Mild ſtrahlet dein Ruhm, wenn über Plänen bereichernden Friedens deine Väter ſinnend ſitzen, an Geiſt und ächter Wiſſenſchaft groß, durch jede Tugend, jeden Werth berühmt; aufrichtig, offenherzig, gaſtfrei, freundlich; doch aufgereizt, gleich dem rächenden Donner, der Tod der Tyrannen, und die einzige Zuflucht derjenigen, welche unter rohem Drucke ächzen!

Deiner Söhne des Ruhmes ſind viele! Alfred iſt dein, in welchem der Glanz heroiſchen Krieges, und noch mehr heroiſchen Friedens, wenn er gut verwaltet wird, ſich vereinte; deſſen geweihten Namen jede Tugend feiert, und jede Muſe liebt, — der Beſte der Könige! Mit ihm ſtrahlen deine Eduarde und deine Heinriche, ruhmwürdige Namen, die Erſten, welche dem ſtolzen Gallier den Schrecken deiner Waffen tief eindrückten, wovon ihr Genius noch immer ſchaudert. An Staatsmännern und Vaterlandsfreunden biſt du fruchtbar. Dein iſt ein ſtandhafter Morus, der mit edlem, obgleich verkanntem Eifer, der Wuth eines rohen Tyrannen ſich widerſetzte, wie Cato feſt, wie Ariſtides gerecht, wie der ſtrenge Cincinnatus edel arm, eine furchtlos hohe Seele, die dem Tode entgegenlächelte. Auch Walſingham, der Mäßige und Weiſe, iſt dein; ein Drake, der dich zur Meiſterin der Tiefe machte, und deinen Namen donnernd um die Erde trug. Da flammte hoch dein Geiſt; aber wer kann alle die zahlreichen Vorzüge der jungfräulichen Regierung nennen? In Raleigh erkenne eines Jeden Ruhm vereint, Raleigh, Spaniens Geißel, in deſſen Bruſt die Flamme des Weiſen, des Patrioten und des Helden brannte. Sein Muth ſank nicht, als eine Memmen-Regierung den Krieger feſſelte, und zulezt aufgab, die Rache eines bezwungenen Feindes zu kühlen. Immer thätig und unaufhaltſam, durchforſchte ſein Geiſt den weiten Raum entſchwundener Weltalter, und bereicherte mit ſeinen Kerkerſtunden die Welt; doch fand er keine Zeiten in der ganzen, langen Ueberſicht, ſo glorreich und verworfen, wie jene, worin er gelebt, geſiegt und geblutet hatte. Nicht kann die Muſe den ritterlichen Sidney übergehen, die Blume des Krieges, mit frühen Lorbeeren gekrönt, mit der Liebesmyrthe und dem Dichterkranze. Ein Hampden auch iſt dein, erlauchtes Land! weiſe, muthig, ſtandhaft, von unbeugſamer Seele, der dem Strome der zur feigen Sklaverei herabſinkenden Zeit ſich entgegenwarf, und dich wieder in all deinem angeborenen Pompe kühner Freiheit ſteigen hieß. Hell, auf ſeinen Ruf, leuchtete die Zeit der Männer, zu denen die Nachwelt einſt ihr entzücktes Auge wenden wird, indeß Tyrannen beben, die es leſen. Bringet jede ſüßeſte Blume, und laßt ſie mich auf das Grab ſtreuen, wo Ruſſel ſchlummert, deſſen ruhiges Blut, ſtill-freudig für dich hingegeben, die traurigen Annalen einer Schwindelherrſchaft befleckte, die nach geſezloſer Macht ſtrebte, ſo niedrig ſie auch zu ungebundener, ruhmloſer Ueppigkeit geſunken war. Mit ihm blutete furchtlos ſein Freund, der brittiſche Caſſius, von hohem, entſchloſſenem Geiſte, rauh und tapfer, durch Kunde des Alterthums zu aufgeklärter Liebe alter Freiheit entflammt. Schönen Ruhm brachten ehrwürdige Weiſe und edle Barden dir, ſobald das Licht der tagenden Wiſſenſchaft ſeinen Morgenſtrahl ergoß, und den Geſang der Muſen weckte.

Dein iſt ein Baco, unglücklich in ſeiner Wahl, unfähig, dem Bürgerſturme des Staates zu ſtehen, und durch die glatte Barbarei der Höfe mit feſter, doch beugſamer Tugend, auf ſeinem Pfade immer vorzubringen; ihn bildete die gütige Natur für der Betrachtung Schattendunkel, tief, weitumfaſſend, klar, genau und ſein; in Einer reichen Seele Plato, der Stagyrit, und Tullius vereint. Der große Befreier war er, welcher aus dem Dunkel der Kloſtermönche und Unſinn lehrender Schulen die wahre Lebensweisheit führte, die dort ſo lang in einer magiſchen Kette von Wörtern, und Formen, und leeren Auslegungen gefangen lag; er führte ſie hervor, die Tochter des Himmels, die, immer leiſe ſich erhebend, ſicher der Kette der Dinge nachſpähet, und mit ihrem Strahlenfinger wieder auf den Himmel deutet. Auch der edle Ashley iſt dein, der Menſchenfreund, der mit Bruderauge die Natur durchmaß, ſo willig, ihre Schwächen zu umſchatten, ſeinen Zweck zu erhöhen, die feinern Regungen des Gemüthes zu rühren, und mit dem Sittlichſchönen das Herz zu bezaubern. Was hab ich nöthig, deinen Boyle zu nennen, deſſen frommes Forſchen den großen Schöpfer in den dunkeln Gründen ſeiner Werke ſucht? Und deinen Locke, der die ganze innere Welt zu ſeiner eigenen machte? Laß Newton, die reine Intelligenz, die Gott den Sterblichen verlieh, aus einfach hohen Geſetzen ſeine unbeſchränkten Werke zu deuten, deinen Ruhm in der ganzen Weltweisheit verkünden. Iſt nicht durch erhabenen Geiſt, ſchöpferiſche Phantaſie, und Kennerblick in die tiefen Windungen des menſchlichen Herzens, der wilde Shakespeare, dein Stolz, und auch der Natur? Iſt nicht jede große, jede liebenswürdige Muſe der klaſſiſchen Vorzeit in deinem Milton? Ein Genius, ſo allumfaſſend wie ſein Lied, ſo erſtaunlich wie das Chaos, ſchön wie die Blume des blühenden Edens, erhaben wie der Himmel! Nicht ſoll mein Lied des ältern Barden vergeſſen, des ſanften Spencer, des holden Sohnes der Phantaſie, deſſen Sang wie ein reicher Strom durch alle Krümmungen des bezauberten Landes ſich ergoß; auch nicht ſeines alten Meiſters, des lachenden Weiſen, Chaucer, deſſen natürliche, ſittenmahlende Dichtung, voll moraliſcher Lehren, aus der gothiſchen Wolke ſchimmert, womit Zeit und Sprache deinen Genius umhüllten.

Möge mein Lied ſanfter tönen, da ich deine Töchter, Britannia, begrüße! Denn Schönheit iſt ihnen eigen, das fühlende Herz, und Einfalt des Lebens, Feinheit und Geſchmack; die fehlerloſeſte Form, von der Hand der Harmonie gebildet; die Wange, auf welcher lebendiges Roth, in die angeborene Weiße ſanft zerrinnend, über das Antlitz Blumen ſtreuet, und jede unnennbare Anmuth; die Lippen getheilt, wie die rothe Roſenknoſpe feucht vom Morgenthau, Wonne hauchend, und, unter fließendem Schwarz, Sonnenlocken, oder mit anſchmiegendem Braun ein leicht beſchatteter Nacken, und die ſchwellende Bruſt, die unwiderſtehlichen Blicke, durch die Seele dringend, und von der Seele belehret, wenn ſie liebeſtrahlend, hochlächelnd, im einverſtandenen Auge thronet.

O Inſel des Segens, aus der Mitte gehorchender Meere, die rings um deine Felſenküſten donnern, hervorragend, zugleich das Wunder, der Schrecken und die Wonne entlegener Nationen, deren fernſtes Ufer bald von deiner Seemacht erſchüttert werden kann, indeß du ſelbſt unerſchütterlich bleibſt, und alle Unfälle zurückprelleſt, wie deine grauen Klippen die laute Meereswoge!

O du, auf deſſen allmächtigen Wink die Schale des Reiches ſteigt, oder wechſelnd fällt, ſende die wachenden Tugenden rings durch das Land im ſchimmernden Zuge; den lichten Frieden und geſellige Liebe; die zärtlich blickende Mildthätigkeit, die edle Thaten ſinnet, und lächelnd Thränen vergießet; furchtloſe Wahrheit und Seelenwürde; feſten, kräftigen Muth; weiſe Mäßigkeit, heilſam für Herz und Auge; reine Keuſchheit, die ſanft erröthet im Vorüberwandeln, verwirrt bei dem ſtarren Blicke, der ſie reizte; ſtrengen Fleiß, unermüdliche Geſchäftigkeit, von Lebensüberfluß beſeelt, und immer wachſam; indeß an ihrer ſtrahlenden Spitze mit hohem Vorzuge die erſte väterliche Tugend: Eifer für das öffentliche Wohl — leuchtet, der alles mit gleich weitem Blicke überſchaut, und beſtändig nur der gemeinen Wohlfahrt nachſinnend, immer mit großen Plänen ſich ruhmvoll beſchäftiget!

Niedrig wandelt Phöbus, und wird allmählig breiter, ſo wie der Tag ſich neiget. Die wandelbaren Wolken, in frohem Vereine, ein herrlich-prangender Zug, huldigen mit ihrem ganzen Pompe ſeinem untergehenden Throne. Luft, Erde und Meere lächeln unabſehlich. Und nun, als ſuchte ſein müder Wagen die Lauben Amphitritens, und ihre dienenden Nymphen, (wie die griechiſche Fabel ſang,) taucht er die Scheibe, nun halb eingeſenkt, und nun ſchießt ein goldener Bogen noch einen Schimmerſtrahl, dann verſchwindet er ganz.

So rollt in ſeinem ewigen Zauberkreiſe der Tag dahin, betrüglich, eitel und leer; wie ein Traumgeſicht über dem bilderreichen Gehirne ſchwebt, und in dieſem Augenblicke wild die Leidenſchaften der Seele wecket, im nächſten in Nichts verloren. Für den Träumer auf dieſer Erde iſt er ein eitles Schattenwerk, ein Blick des Entſetzens dem grauſamen Böſewichte, der den ganzen langen Tag hindurch in ſchnöden Lüſten taumelt, ſich ſelbſt eine unnütze Laſt, und ſchändlich verſchleudert an die nichtswürdige Genoſſenſchaft, was den Kummer einer edel darbenden Familie hätte lindern können. Doch dem edelgeſinnten, ſich ſtets verbeſſernden Gemüthe, das hoffnungsloſe Herzen vor Freude ſingen macht, und rund umher liebreiche Segnungen prunklos ſpendet, wie jetzt der Thau, der ſchweigend fällt, wird der lange Rückblick auf das geordnete Leben, zum innerlichen, nur gefühlten Entzücken.

Verkündet von jenen langſam nur erlöſchenden Wolken, und den ganzen Aether mildernd, nimmt der laue Abend ſeinen gewohnten Stand in der mittlern Luft, mit tauſend Schatten hinter ſich. Erſt ſendet er dieſen zur Erde, ihm ſchleicht ein anderer von tieferer Farbe, leiſe nach; dann folgen tiefere noch, und ſammeln ſich rings in wallenden Kreiſen, das Antlitz der Dinge zu überziehen. Ein friſcheres Wehen beginnt durch den Wald zu ſäuſeln, den Fluß zu durchregen, und ſchwebet dann mit beſchattendem Hauche über die Kornfelder, indeß die Wachtel den ſchwärmenden Gatten ruft. Weit über die Diſtelheide, wenn der Weſt ſich hebt, flattert ein weißes Geſtöber von Pflanzenflaum gaukelnd dahin. Der unparteiiſch-gütigen Sorgfalt der Natur iſt nichts zu gering: beſorgt, ihre geringſten Kinder zu nähren, und das kommende Jahr zu kleiden, beſchwingt ſie von Flur zu Flur die beſiederten Saamen.

Fröhlich treibt der Schäfer ſeine ſorgloſe Heerde nach Hauſe, und nimmt an mancher Stelle der braunen Melkerin den vollen Eimer ab, der Schönen, die vielleicht ſein ſchlichtes Herz, nicht wiſſend, was die mit Angſt vermiſchte Luſt bedeute, aufrichtig liebt, wie es die beſte der Sprachen zeigt: herzliche Blicke und verbindliche Handreichungen. Sie gehen miteinander, keuchend über manche Höhe, und durch manches eingeſunkene, unbeſuchte Thal, wo in des Abends Dämmerſcheine die Elfenſchaar herbeihuſcht, mit mancherlei Spielen und Gaukeleien die Sommernacht zu durchſchwärmen, wie Dorfſagen melden. Aber weit umwandeln ſie das Grab deſſen, den ſein ungünſtiges Geſchick zwang, wider ſeinen eigenen bangen Buſen die Hand zu führen zu frevelhafter Gewaltthat. Der einſame Thurm wird eben ſo gemieden, in deſſen düſtern Kammern, (ſo träumt die nachtbeſangene Phantaſie,) das heulende Geſpenſt hauſet.

Längs dem krummen Zaungewinde, auf jeder Hecke, ſtrahlet des Glühwurms Demantlicht, und flimmert durch das Dunkel mit beweglichem Strahle. Der Abend übergiebt die Welt der Nacht, nicht in ihrem Wintergewande von dichtem, ſtygiſchen Gewebe, ſondern leicht gekleidet in einen dünnen Mantel. Ein matter, irrender Strahl, entglimmend den unvollkommenen Oberflächen der Dinge, täuſchet das angeſtrengte Auge mit halben Bildern, indeß wallende Wälder und Dörfer, und Flüſſe, und Felſen und Bergeszinnen, die lange noch im ſteigenden Dämmerlichte glühten, zu einer ſchwimmenden, unkennbaren Scene ſich vermiſchen. Plötzlich zum Himmel wendet ſich von da das müde Auge, wo, ſanft heraufführend die ſchweigenden Stunden der Liebe, im reinſten Strahle die ſüße Venus glänzet, und von ihrem lieblichen Entſteigen, wenn das Licht des Tages erbleichet, bis es von neuem erglüht, unbeſieget herrſchet, als die ſchönſte Leuchte der Nacht. Indem ich ſo den zitternden Schimmer mit ſüßem Erſtaunen trinke, zucket quer durch den Horizont das ſchweifende Wetterleuchten, oder ſenkrecht, in wunderſamen Geſtalten, die das furchtſam murmelnde Volk voll Verhängniß wähnet. In Mitte der Strahlenkugeln, die den Himmel nicht nur ſchmücken, ſondern auch beſeelen, dieſer andern Welten Leben einflößenden Sonnen, kehrt auch, ſieh! aus dem todten, unermeßlichen Raume, im beſchleunigten Laufe, der raſche Komet zurück, und ſteigt zur Sonne hinab, und wenn er unter den Erdeſchatten ſinkt, mit prächtigem, über den Himmel hingeſtreckten Schweife, ſo beben die ſündigen Völker. Doch weit erhaben über dieſe abergläubiſchen Schrecken des ſclaviſch folgenden, thörichten Haufens, zu myſtiſchem Glauben und blindem Entſetzen geneigt, ſegnen die aufgeklärten Wenigen, deren göttliche Seelen Philoſophie erhöhet, dieſen glorreichen Fremdling. Sie fühlen eine große Himmelswonne, und jubeln in ihren höhern Kräften, in der Wunderkraft des Denkens, die ſteigend dieſen düſtern Fleck verſchmäht, und alle Himmel ermißt, indem ſie nun von ſeinem Ausfluge durch die Wüſten des öden Aethers, ſeiner Zeit getreu, das Strahlenwunder wiederkehren ſehen, ſcheinbar in Schrecken gehüllt, doch gütig bereit, den Willen der alles erhaltenden Liebe zu vollziehen; vielleicht aus ſeinem ungeheuren Nebelſchweife wiederbelebendes Naß auf zahlreiche Welten zu ſchütten, um welche ſeine lange elliptiſche Bahn ſchweifet, vielleicht erlöſchenden Sonnen neuen Brennſtoff zu leihen, Welten zu beleuchten, und das ewige Feuer zu nähren.

Mit dir, heitere Philoſophie! mit dir und deinem Strahlenkranze, laß mich meinen Geſang krönen, reiche Quelle der Ueberzeugung und Wahrheit! Den edeln Geiſt umſtrömeſt du mit einem Glanze, der mächtiger iſt, als der Strahl des Sommermittags, und rein wie jener, deſſen milde Schwingungen die abgeſchiedene Seele verkläret, wenn ihr der neue Morgen des himmliſchen Tages anbricht. Mit den von dir genährten, und von dir erweiterten Kräften, entſchwebt ſie, voll erhabenen

Stelzes, weit über die verſtrickende Menge gemeiner Begierden, die den unſtäten Pöbel feſſeln, und Engelbeſchwingt erreicht ſie die Höhen der Wiſſenſchaft und Tugend, wo alles ſtill iſt und hell, wo umher die Natur in Sterngeſilden bald, bald in dem Abgrunde, dem Auge der Vernunft und der Phantaſie ſich enthüllet; jene ſpüret die Kette von Urſachen und Wirkungen auf, vom todten Nichts an bis zu ihm, dem Welterſchaffenden Weſen, das allein ſein eigenthümliches Daſeyn beſitzt; dieſe faßt die ganze Herrlichkeit des Himmels und der Erde, und jede Schönheit, zart oder kühn, nahe oder ferne, und mahlet ſie ausführlich mit lebhaftem Gefühle dem entzückten Geiſte.

Beſchirmt von dir, ertönt der Dichtkunſt Stimme für Jahrhunderte, und beſeelet die Blätter mit Wohllaut, Bild, Empfindung und Gedankenfülle, die nie ſterben. Sie iſt der Menſchheit Schatz, ihre höchſte Ehre und ihre ächteſte Freude! Was wäre ohne dich der unerleuchtete Menſch? Ein Wilder, durch Wälder und Wüſten ſchweifend, um Beute aufzuſpüren; mit dem unzubereiteten Felle rauh bekleidet; jede feinere Kunſt und jede Zierde des Lebens entbehrend. Weder häusliche Glückſeligkeit, der Einklang von Zärtlichkeit und Sorge, noch ſittliche

Vortrefflichkeit, weder geſelliger Segen, noch ſchützende Geſetze wären für ihn da; nicht die wechſelnde Fertigkeit, die Furchen aufzubrechen, oder mechaniſches Geräth zu führen, nicht der himmelan geführten kühnen Schiffahrt kundig, der brennenden Linie furchtlos zu trotzen, oder zum Winterpole ſich zu wagen. O ernſte Mutter unzähliger Wonnen! Nichts als Raub, Trägheit, und Trug, und Weh auf Weh, ein ſtets wiederkehrendes Gefolge, deſſen ſchrecklicher Kreislauf das menſchliche Leben ſchlimmer als das Nichtſeyn gemacht hätte; aber von dir belehret, beſitzen wir Entwürfe der Staatskunſt und des Friedens, leben wie Brüder, und haben uns alle vereiniget, das Leben zu verſchönern. Indeß arbeitſame Haufen das ſchwere Ruder führen, lenket die Philoſophie das Steuer der Herrſchaft, oder ſchwellt, wie der milde Hauch des mächtigen Himmels, unſichtbar, die Segel, und führet die untere Welt mit ſich davon.

Aber auch nicht auf dieſen vergänglichen Punkt der Erde armſelig beſchränkt, läuft ihre Bahn in des Himmels ſtrahlende Gebiete; ſie iſt bemüht, die Schöpfung zu durchſchauen, und, aus dem vollen Vereine niemals endender Wunder, das einzige Weſen zu begreifen, welches das Wort ſprach, worauf die Natur in reger Fülle entſprang. Mit reinerem Blicke wendet ſie auf das Reich der Gedanken ihr Auge, und ſogleich müſſen auf ihren kräftigen Anblick die gehorchenden Phantome verſchwinden, oder erſcheinen, dann ſich verbinden, trennen, ſich ordnen, jedes in ſeiner Reihe, vom einfachen Bewußtſeyn bis zu den ſchönen Formen, die im Gefolge der Phantaſie ſchweben, zur Vernunft dann, die Wahrheit aus Wahrheit ableitet, bis zum ſtreng abgezogenen Begriffe, wo zuerſt die Geiſterwelt beginnt, wo alles wirket und lebet, ungefeſſelt und unvermiſcht. Hier aber, ſo will es die ewige Vorſicht, ſind tiefe Wolken. Uns iſt es genug, zu wiſſen, in dieſem dunkeln Stande, in widerſtrebenden Leidenſchaften und eitlen Bemühungen verloren, in dieſer Kindheit unſers Seyns, könne unmöglich der letzte Zweck der Werke Gottes liegen, die von gränzenloſer Liebe und vollkommener Weisheit gebildet ſind, und immer ſteigen, je mehr der Geiſt ſich aufwärts ſchwinget.

Anmerkungen.

Der Sommer.

Salm.) Lachs.

Atom.) Was ſo klein iſt, daß es ſich nicht mehr theilen läßt.

Organiſche Atome.) Thiere, die ſo klein wie Atome ſind, und doch Organe haben.

Pole der Erde.) Sind diejenigen Punkte der Erdoberfläche, die bei ihrem Schwunge um ſich ſelbſt, ihren Ort nicht verändern, und keinen Zirkel beſchreiben: es giebt einen Süd- und einen Nord-Pol.

Barden.) Dichter der alten Deutſchen und celtiſchen Völker überhaupt, die bei Feierlichkeiten, Hochzeiten, beſonders aber im Kriege, ihre Lieder abſangen, und in großer Achtung ſtanden.

S.anley.) Eine junge Freundin des Dichters, die in ihrem achtzehnten Jahre ſtarb.

Zonen.) Himmelsſtriche, gewiſſe Eintheilungen der Erde, in ſo ferne ſie, in Folge ihrer Lage gegen die Sonnenſtrahlen, ein kaltes, oder gemäßigtes, oder heißes Klima haben.

Ein allgemeines Wehen.) Welches beſtändig zwiſchen den Wendekreiſen von Oſten oder deſſen nebenſeitigen Strichen, Nord- und Südoſt, herbläſt, und von dem Drucke der verdünnten Luft auf die vor ihr liegende, der täglichen Bewegung der Sonne von Oſten nach Weſten gemäß, entſteht.

Doppelte Jahreszeiten kommen ſezen.) Die Sonne ſteht überall zwiſchen den Wenbekreiſen, indem ſie nach ihrer jährlichen Bewegung hin und herrückt, des Jahres zweimal ſenkrecht, wodurch dieſe Wirkung hervorgebracht wird.

Pomona.) Göttin der Baumfrüchte.

Lumie.) Eine Art pomeranzenähnlicher Citronen.

Der indiſchen Feige.) Der indiſche Feigenbaum ſenkt ſich von ſelbſt mit ſeinen Zweigen auf den Boden, und bildet, indem er in neuen Zweigen aufſchießt, einen Wall um ſich her.

Flora.) Göttin der Blumen und Blüthen.

Wo der Ganges ſeine heilige Woge wälzt.) Ganges, ein Strom in Aſien, von deſſen Waſſer man in Indien ſehr hohe Begriffe hat; man hält es für ein Reinigungsmittel der Seele, und für ein Schutzmittel gegen alles Uebel.

Behemot.) Hippopotamus, oder das Nil-Pferd.

Immer kargend im Geſange.) Man

hat die Bemerkung gemacht, daß in allen Ländern des heißen Erdſtriches das Gefieder der Vögel zwar ſchöner iſt, als bei uns, daß ſie aber nicht ſo melodiſch ſingen.

Montezuma's Reich.) Letzter Kaiſer von Mexiko in Nordamerika, das von Ferdinand Cortez in den Jahren 1519 bis 1521 erobert ward. Mexikaner und Peruaner ſchmückten Haupt und Gürtel mit Federn.

Sennar.) Das eigentliche Nubien in Aegypten, deſſen Hauptſtadt auch Sennar heißt.

Des eiferſüchtigen Abyſſiniens.) Weil es den Europäern nicht erlaubt, ſich hier niederzulaſſen.

Die geheimen Gränzen.) Weil ſie zur Zeit noch wenig bekannt ſind.

Menam.) Der Strom, welcher durch Siam läuft, an deſſen Ufern eine ungeheure Menge von Inſekten, **Feuerfliegen** genannt, zur Nachtzeit prächtig ſchimmern.

Von den brauſenden Andes.) Eine Gebirgkette in Südamerika, auf deren Höhe die Stürme ſo heftig ſind, daß ſie lebendige Körper tödten, und ihnen eine Härte geben, die ſie unverweslich macht.

Orellan.) Der Amazonenfluß.

Den ſeegleichen Plata.) Strom in Südamerika, deſſen Mündung 37 bis 38 deutſche Meilen breit ſeyn ſoll.

Pan.) Gott der Wälder, Schutzgott der Hirten und Jäger.

Ceres.) Göttin des Ackerbaues.

Golkonda.) Königreich in Oſtindien, berühmt wegen ſeiner vorzüglichen Demantgruben.

Potoſi.) Ein berühmter, ſilberreicher Berg in Peru.

Die holdeſten Kinder der Sonne.) Die ehemaligen Beherrſcher der Peruaner, die Incas.

Atlas.) Gebirge in Afrika.

Hierher flüchtete die Freiheit.) Cato, der nach Pompejus Ermordung deſſen übrig gebliebenes Heer durch die fürchterliche Wüſten Afrika's gegen Cäſar führte, erſtach ſich, da die Schlacht durch Uneinigkeit und Ungehorſam der Unterbefehlshaber verloren ging, im acht und vierzigſten Jahre ſeines Lebens, um den Tod der römiſchen Freiheit nicht zu überleben.

Die holden Ebenen Campaniens.) „Campanien, — ſagt Florus — iſt der ſchönſte Fleck nicht nur Italiens, ſondern der ganzen Welt. Nichts iſt weicher als ſein Himmel, nichts ergiebiger als ſein Boden; zweimal treibt der Lenz hier Blumen: hier, heißt es, wetteifern Bachus und Ceres. —"

Auſonia's reizendes Grün.) Ein an Campanien, längs dem Meere hin, gränzender Strich Landes von ähnlicher Schönheit.

Typhon und Ecnephia.) Namen beſonderer Stürme, die nur unter den Wendekreiſen bekannt ſind.

Von Strich zu Strich.) Strich, Point, unter andern auch der Kunſtausdruck für die Grade auf dem Kompaß.

Wolkenfleck.) Von den Seefahrern Ochſenauge genannt, weil er anfangs nicht größer erſcheint.

Gama.) Vaſco de Gama, der Erſte, der um Afrika herum, bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei, nach Oſtindien ſegelte.

Den luſitaniſchen Prinzen.) Don Heinrich, dritter Sohn Königs Johann I. von Portugal. Seine große Neigung, neue Länder zu entdecken, war die Hauptquelle aller neuen Schiffahrtsverbeſſerungen.

Hay.) Ein fürchterlicher Raubfiſch.

Mit dreifachem Tode bewaffnet.) Mit einer dreifachen Reihe von Zähnen.

Aequinoctiſcher Regen.) Der anhaltende Regen, der um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche fällt.

Carthagena.) Stadt in Südamerika, im Gebiete gleichen Namens, mit einem ſehr beſuchten Hafen. Der engliſche Admiral Vernon belagerte ſie ohne Erfolg, im Jahre 1741.

Nemeſis.) Göttin der Strafgerechtigkeit.

Cairo.) Die Hauptſtadt Aegyptens.

Erſticktem Schlamme, ꝛc.) Dieß ſind die Urſachen, die Dr. Maad für den erſten Urſprung der Peſt angiebt, in ſeinem vortrefflichen Werke über dieſen Gegenſtand.

Carnarvon und Penmanmaur.) Gebirgige Landſchaften daſelbſt.

Snowden.) Ein 3348 Fuß hoher Berg in Nordwallis.

Cheviot.) Gränzgebirge zwiſchen England und Schottland.

Thule.) Die nördlichſte, den Alten bekannte Gegend der Welt.

O damals pochte auf Ida's Felſengipfel ꝛc.) Paris, Prinz von Troja, ſeines Vaters Heerden auf dem Berge Ida weidend, entſchied für Venus, als er zwiſchen Juno, Minerva und Venus den Schiedsrichter der Schönheit machen ſollte.

Die Bildſäule.) Die medicäiſche Venus.

Lyceum.) Jede höhere Schule.

Shene.) Der alte Name von Richmond, der im Angelſächſiſchen Schein oder Glanz bezeichnet.

Schweſterhügeln.) Highgate und Hampſtead.

Harrow, Harrington, Ham, Twicknam, u. ſ. w. berühmte engliſche Gartenſitze.

Pope.) In ſeiner letzten Krankheit.

Hygea.) Göttin der Geſundheit.

Alfred, u. ſ. w.) Eine Gallerie großer Menſchen.

Der brittiſche Caſſius.) Algernon Sydney.

Aſhley.) Anton Aſhley Cooper, Graf von Schaftesbury.

Des lachenden Weiſen.) Chaucer.

Phöbus.) Phöbus, (die Sonne) mußte hier anſtatt Sonne, wegen Amphitritens Erwähnung, geſagt werden.

Amphitrite.) Gemahlin des Meergottes Neptun.

Elfenſchaar.) „Ein geiſtiges Völklein, lichtſcheu und luftig, auch unkörperlich, feiner genaturt, als die aus fettem Thon geformte Menſchheit, und darum unempfindbar dem gröbern Gefühlſinn; aber dem verfeinerten halb ſichtbar beim Mondenlichte, u. ſ. w. — (Muſäus.)“

Von ſtygiſchem Gewebe.) Stygiſch, ſo viel als düſter, ſchwarz, von: Styx, dem Höllenfluße.

Zum myſtiſchen Star´en.) Myſtiſch, d. h. geheimſinnig, alles aufs Aengſtliche und Wunderbare deutend.

J. Thomsons

Jahreszeiten.

Aus dem Engliſchen neu überſetzt

von

Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Drittes Bändchen.

Mit erläuternden Anmerkungen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

Univ. Bibl.
München

Der Herbſt.

Inhalt.

Der Gegenſtand wird vorgetragen. Zuſchrift an Herrn Onslow. Ein Hinblick auf die zur Ernte reifen Felder. Betrachtungen zum Lobe des Fleiſſes, dadurch veranlaßt. Das Ernten. Eine hierauf bezügliche Erzählung. Ein Ernteſturm. Schießen und Jagen. Das Barbariſche deſſelben. Komiſche Erzählung der Erholung eines Landjunkers nach der Anſtrengung eines Jagdtages. Blick auf einen Obſtgarten. Geländerfrüchte. Ein Weinberg. Beſchreibung der im Spätherbſte gewöhnlichen Nebel, mit einem Uebergange zur Unterſuchung des Urſprunges der Quellen und Flüſſe. Die Vögel dieſer Jahreszeit, die nun ihren Aufenthalt verändern. Die ungeheure Menge derſelben, welche die Nord- und Weſtinſeln von Schottland bedecken. Ein Blick auf dieſes Land. Schauſpiel von welkenden, entfärbten Waldungen. Nach einem angenehmen, düſtern Tage Mondlicht. Lufterſcheinungen im Herbſte. Der Morgen, auf den ein ruhiger, reiner, ſonniger Tag folgt, wie er gewöhnlich dieſe Jahreszeit beſchließt. Ländlicher Jubel nach eingeſammelter Ernte. Das Ganze ſchließt mit einem Lobe des philoſophiſchen Landlebens.

Da der Herbſt, gekrönt mit der Sichel und der Weizengarbe, über die gelben Felder ſchwankend, freudig daherkommt, ertöne noch einmal recht fröhlich das doriſche Rohr! Was immer der Winterfroſt ſalpeterreich bereitete, der buntblumige Frühling zur weißen Verheißung knoſpen ließ, und Sommerſonnen kräftig kochten, das breitet ſchrankenlos ſich vor dem Blicke aus, voll, vollkommen, und ſchwellt meinen glorreichen Geſang.

Onslow! die Muſe, ſtolz auf deinen Namen, wünſchte, um mit Anmuth, Geiſt und Würde ihr Lied zu ſchmücken, der öffentlichen Stimme dein edles Ohr ein Weilchen zu entziehen. Sie kennet deine edlen Sorgen, die Patriotentugenden, die dein Gemüth ſchwellen, deine Stirne umſtrahlen, und in deinem Buſen glühen, indeß horchende Senate an deinen Lippen hängen, wenn durch das Labyrinth der

Beredſamkeit ein Strom von Perioden rollt, ſüßer als ihr Geſang. Aber auch ſie ſtrebet nach vaterländiſcher Tugend, ſchwach an Kraft, doch ſtark an feurigem Willen; auch ſie, wenn das Vaterland ihr Herz begeiſtert, nimmt einen kühneren Ton an, und verſucht es ſehnend, die Flamme des Patrioten mit jener des Dichters zu vermählen.

Wenn die Strahlenjungfrau die ſchönſten Tage ſpendet, und die Wage das Jahr in gleichen Schalen wieget, und von dem hohen Himmelsdome der ſcheidende Sommer den wilden Glanz ſchüttelt, bekleidet weithin ein heiteres Blau, mit goldenem Lichte belebet, die glückliche Welt. Gelindere Sonnen ſteigen ſüßſtrahlend auf, und thauen oft aus lichtem Gewölke eine wohlthuende Stille; indeß unten breit und braun, die ſich dehnenden Ernten ihr ſchweres Haupt ſenken. Reich, ſchweigſam, tief, ſtehen ſie da; kein Lüftchen rollet ſeine leichten Wellen über die wallende Fläche. Eine üppige Stille, bis der gekräuſelte Aether aus ſeinem Gleichgewichte ſinkt, und den Lüftchen zu weben vergönnt. Zerriſſen iſt des Himmels Flockenmantel; die Wolken fliehen auseinander; plötzlich ſtrahlet die Sonne hervor, und vergoldet das leuchtende Gefild, und bald ſtreifen ſchwarze Schatten darüber hin. Ein heiter-farbiger, herzerweiternder

Anblick, ſo weit das Auge ringsum ſchauen kann, unbegränzt auf einer Fluth von Korn wogend!

Dieß ſind deine Segen, o Fleiß! rauhe Kraft! Von Arbeit, Schweiß und Mühe umrungen, biſt du doch die liebliche Quelle jeder holden Kunſt, und aller ſanften Geſittung des Lebens! Du erhebeſt das Menſchengeſchlecht, das die Natur nackt und hülflos, zwiſchen Wälder und Wüſten, und rauhe ſchonungsloſe Elemente warf; mit mannigfaltigen Samen der Kunſt, tief in das Gemüth gepflanzet; unendliche Stoffe ringsum ausgegoſſen; doch alles vergeblich. Immer unausgeübet ſchlummerten im unbewußten Buſen ſchlafgefeſſelte Kräfte; immer verſchlang die Fäulniß gefräßig, was die freigebige Hand der Güte über das wilde Jahr hinſtreute. Und immer geſellte ſich noch der rauhe Naturmenſch umherſchweifend zu den Raubthieren, oder ſchlug ſich um ſein Eichelmahl mit dem wilden, hauerbewehrten Eber, ein ſchauernder Elender, beſtürzt und troſtlos, wenn der bleiche Nord, winterbeladen, ſein Sturmgemiſch ſchleuderte, Hagel, Regen und Schnee, mit ſcharf-ſchneidendem Froſte! Dann flüchtete er unter den Schirm ſeiner Hütte, und durchächzte im Schmutze derſelben die wilde Jahreszeit. Er hatte keine Heimath; denn Heimath iſt der Sammelplatz der Liebe und Freude, des Friedens und Ueberfluſſes, wo, ertragend und ertragen, geſittete Freunde und theure Anverwandte ſich zur Wohlfahrt vereinen. Doch dieß fühlte der rauhe Wilde nie, einſam ſelbſt im Getümmel; und ſo ſchwanden ihm ſeine Tage ſchwer, düſter und ungenoſſen hin, eine Zeitenwüſte! bis der Fleiß ſich nahte, und ihn aus ſeiner bedauernswerthen Trägheit weckte; er entfaltete ſeine Fähigkeiten, er zeigte ihm, wo die verſchwenderiſche Natur die leitende Hand der Kunſt bedurfte; er lehrte ihn, ſeine ſchwachen Kräfte durch die mechaniſchen zu erhöhen, und Erze aus gewölbter Erde zu graben, auch wohin die durchdringende Wuth des Feuers, wohin der Strom und der angehäufte Wind zu lenken ſey; er gab ſeiner Axt den ſtämmig-alten Wald; lehrte ihn Balken zimmern und Steine behauen, bis allmählig der Bau vollendet emporſtieg; er riß von ſeinen Lenden ihm das blutbefleckte Fell, und hüllte ihn in warmes, wolliges Gewand, oder in ſchimmervolle Seide und fließendes Leinen; füllte mit geſunden Speiſen ſeine Tafel, kredenzte oft den edlen Becher, durch Begeiſterung den Leben-verfeinernden Geiſt des beſcheidenen Witzes zu entzünden! Auch blieb er nicht bei dürrer, nackter Nothdurft ſtehen, ſondern führte ihn immer kühner voran, zu Pomp, Ergötzung, Zierlichkeit und Anmuth, hauchte hohen Ehrgeiz in ſeine Seele, ſtellte Wiſſenſchaft, Weisheit und Ruhm ihm vor Augen, und hieß ihn Herr von Allem hienieden ſeyn.

Dann traten die Menſchen zuſammen, und vereinten ihre angebornen Kräfte, und bildeten einen Staat, der zum allgemeinen Beſten Alles unterordnete, leitete und führte. Hiefür wirkte der Patriotenrath, dieß volle, freie, herrlich dargeſtellte Ganze; hiefür ſannen ſie auf heilige Schutzgeſetze, unterſchieden Stände, belebten Künſte, feſſelten mit vereinter Macht die Unterdrückung, ſtellten die Herrſchaft der Gerechtigkeit an das Steuer; doch auch dieſe blieb ihnen immer verantwortlich; nicht ſclaviſch träumend, daß arbeitende Millionen ihrem Wohle, und allem Honig ihres Fleißes entſagen, und jenen überlaſſen müßten, die für ſich allein ſich ſelbſt erhoben hätten.

So wurde jede Form eines veredelten Lebens geordnet, beſchirmt und beſeelet, bis zur Vollkommenheit hinauf. Alles vereinend, wurde die Geſellſchaft zahlreich, anſehnlich, geſittet und glücklich. Der Künſte Pflegerin, die Stadt, erhob in ſtolzer Pracht ihr thurmumringtes Haupt, und lockte, Straße an Straße ſtreckend, bei Tauſenden von ihren höher ſtrebenden Söhnen, nicht länger Waldhütten zu flechten, oder nur zähe Eibenbäume in ſtraffe Bogen zu krümmen. Der Handel führte dann den thätigen Kaufmann auf die öffentliche Bahn, baute und füllte das Waarenhaus; erhob den ſtarken Krahn, bedeckte die beladene Straße mit fremdem Ueberfluße, und wählte dein Gewäſſer, o Themſe! breite, anmuthige, tiefe Königin der Fluthen, zu ihrem großen Sammelplatze. An beiden Seiten, gleich einem langen Winterwalde, ragten die Spitzen der Maſtenhaine empor, das bauchige Segel dazwiſchen blähte ſich im Luftraume; das ſchwarze Laſtſchiff ſteuerte ſchwerfällig; die glänzende Barke glitt im abgemeſſenen Ruderſchlage dahin; ringsum ſtreckte das Boot, leiſe ſchäumend, ſeine Ruderſchwingen, indeß tief der mannigfaltige Laut der heißen Arbeit von Bord zu Bord erſcholl, von wo Eichen-beribbet, den britiſchen Donner tragend, ſchwarz und kühn, das brüllende Kriegsſchiff ins Meer hinausſchoß.

Dann hob der ſäulenreiche Dom, prächtig, ſein weites Dachgewölb, und Ueppigkeit goß weithin ihre ſchimmernden Schätze; die glatte Leinwand ſchwellte mit glühendem Leben hervor, und zeigte ſich verkörpert dem Blicke; die Bildſäule ſchien zu athmen, und zu Fleiſch gemildert, unter der Berührung der bildenden, phantaſiebeflügelten Kunſt.

Alles iſt die Gabe des Fleißes, was immer das Leben erhöhet, verſchönert und angenehm macht. Der ſinnende Winter, durch ihn erheitert, ſitzt am geſelligen Kamine, und hört beglückt die ausgeſchloſſenen Stürme draußen vergebens toben; ſeine abgehärteten Finger ſchmücken den lieblichen Frühling; ohne ihn wäre der Sommer eine dürre Wüſte, und könnte auch nicht der Herbſtmonat jene vollen, reifen, unermeßlichen Schätze überliefern, die, ringsum wallend, mein irrend Lied zurückrufen.

Früh, ſobald der Morgen am Himmel zittert, und unmerklich den jungen Tag entfaltet, ſtehen vor dem reifen Felde die Schnitter in ſchöner Reihe, jeder bei dem Mädchen, das er liebt, die rauhere Arbeit ihr abzunehmen, und durch namenlos holde Gefälligkeiten ihre Mühe zu mildern. Auf einmal bücken ſich alle, und ſchwellen die heiteren Garben, indeß durch die fröhlichen Reihen das ländliche Plaudern, Muthwille und Scherz harmlos läuft, die anwidernde Zeit zu vertreiben, und die ſchwülen Stunden ungefühlt zu verſcheuchen. Hinterher ſchreitet der Meiſter, und häuft die Garben auf, und, ſich viel bewußt, gleitet auf jede Seite hinaus ſein geſättigter Blick, und fühlet Freude in ſeinem Herzen. Die Aehrenleſer breiten ringsum ſich aus, und hier und dort, Halm bei Halm, ſammeln ſie ihre ſpärliche Ernte. Seyd nicht zu karg, ihr Landbeſitzer ! ſondern ſpendet von der vollen Garbe, edelheimlich, die freigebige Handvoll. Denket, o dankvoll denket, wie gut der Gott der Ernte euch iſt, wie er Ueberfluß auf eure wallende Gefilde gießt, indeß dieſe unglücklichen Genoſſen eures Geſchlechtes, euch rings umflattern, gleich den Vögeln des Himmels, und ihren demüthigen Theil erflehen! Erwäget den vielfältigen Wechſel des Glückes, daß euren Söhnen vielleicht einſt mangeln möchte, was ihr jetzt mit ſo hartem Widerſtreben unwillig gebet!

Die liebenswürdige, junge Lavinia hatte einſt Freunde; das Glück lächelte trügeriſch bei ihrer Geburt; doch ſchon in ihren hülfloſen Jahren von Allem beraubt, von jeder Stütze, außer Unſchuld und Himmel, lebte ſie mit ihrer gattenloſen, ſchwachen, alten und armen Mutter in einer engen Hütte, fern in eines Waldthales Krümmungen, tief in der Einſamkeit Schattenhülle, doch mehr noch durch ſchamhafte Beſcheidenheit verborgen. Miteinander mieden ſie ſo den grauſamen Hohn, womit der verarmten Tugend Schwindelleichtſinn, und niedrig-geſinnter

Stolz begegnen; ſie lebten beinahe von der allgemeinen Güte der Natur, den frohen Vögeln gleich, die ſie in Schlummer ſangen, zufrieden und unbeſorgt um Nahrung am kommenden Morgen. Ihr Reiz war friſcher, als die Morgenroſe, wenn der Thau auf ihren Blättern funkelt, fleckenlos und rein wie die Lilie, oder der Bergſchnee. Jede ſittliche Tugend lag in ihren Augen, die ſtets zur Erde geſenkt, ihre feuchten Strahlen auf blühende Blumen goßen, oder bei der traurigen Erzählung ihrer Mutter von dem, was ihr das trügeriſche Glück einſt verheißen, wehmuthvoll ſinnend, in Thränen ſchimmerten, dem Thaugeſtirne des Abends gleiche. Natürliche Anmuth umgoß im ſchönen Ebenmaße ihre liebliche Geſtalt, die ein einfaches Gewand, ihr höchſter Putz, umhüllte, alle Kleiderpracht beſchämend; denn Liebenswürdigkeit bedarf der fremden Hülfe des Schmuckes nicht, ſondern iſt vielmehr ungeſchmückt am meiſten geſchmückt. Ohne an Schönheit zu denken, war ſie die Schönheit ſelbſt, umſchloſſen von dichtbelaubten Wäldern. Wie in der hohlen Bruſt der Appenninen, unter dem Schutze umgürtender Hügel die Myrthe ſproßt, fern von Menſchenaugen, und ihre Balſamdüfte durch die Wildniß hauchet, ſo blühte reizend, von Niemand geſehen, die ſüße

Lavinia, bis ſie zuletzt vom höchſten Gebote der ſtrengen Nothwendigkeit gezwungen, mit lächelnder Geduld in ihren Blicken, Palemons Felder beſuchte, die Aehren zu leſen. Palemon war der Stolz der Landleute, der Großmüthige, der Reiche, der das ländliche Leben in ſeiner ganzen Freude und Auserleſenheit führte, wie es arkadiſche Lieder aus alten, unverderbten Zeiten überliefern, da noch kein Tyrannenbrauch den Menſchen feſſelte, und frei der Natur zu folgen Sitte war. Als er, ſeine Phantaſie mit herbſtlichen Bildern ergötzend, die Reihen ſeiner Schnitter durchwandelte, traf es ſich, daß die arme Lavinia gleich ſeinen Blick feſſelte; ſie kannte ihre Gewalt nicht, und entzog ſich ſchnell, mit ungekünſteltem Erröthen, ſeinem Blicke; er ſah die Holde, doch nicht die Hälfte ihrer Reize, welche ſanftgeſenkte Beſcheidenheit verbarg. In dieſem Augenblicke entſprangen Liebe und keuſches Verlangen in ſeinem Buſen, ihm ſelbſt unbekannt; denn immer noch überwog die Welt, und die Furcht ihres Verlachens, über welche kaum der wahre Weiſe ſich erheben kann, wollte ſein Herz eine Aehrenleſerin wählen, und ſo ſeufzte er heimlich zu ſeiner Seele:

„O Schade, daß eine ſo zarte Geſtalt, von Schönheit entzündet, worin belebendes Gefühl, und mehr als Pöbelgüte zu wohnen ſcheint, der rohen Umarmung irgend eines ungeſitteten Bauers ſollte geopfert werden! Sie ſieht, wie mich dünkt, in des alten Akaſto Stamm, und ruft mir den Schutzherrn meines glücklichen Lebens wieder in die Seele, dem ich meine glücklichen Verhältniſſe verdanke, der nun bereits im Grabe ſchlummert, deſſen Häuſer, Ländereien und einſt ſchön verzweigte Familie nicht mehr ſind. In einem öden, dunkeln Winkel, von trüber Rückerinnerung und edlem Stolze gedrängt, fern von jenen Scenen, die ihre beſſeren Tage kannten, leben, wie es heißt, ſeine alte Wittwe und ihre Tochter, die doch mein fruchtloſes Forſchen nimmer finden konnte. Romantiſcher Wunſch, daß dieſe die Tochter ſeyn möchte?" — Als er nun, nach genauem Befragen, von ihr ſelbſt vernahm, ſie ſey dieſelbe, die Tochter ſeines Freundes, des gütigen Akaſto, wer vermöchte die Miſchung von Gefühlen auszuſprechen, die ſein Herz überraſchten, und ſchauernde Wonne durch ſeine Nerven ſtrömten? Seine unterdrückte Flamme loderte empor, offen und kühn, und wie er ſie anblickte, über und über glühend, floßen der Liebe, des Dankes, und des Mitleids Thränen. Verwirrt und bange ob ſeiner plötzlichen Thränen, überflammte eine höhere Blüthe ihre verſchönerten Reize, als Palemon voll gerechter Leidenſchaft, das fromme Entzücken ſeiner Seele hinſtrömte:

„Und biſt du denn Akaſto's theure Tochter, du, die mein raſtloſes Dankgefühl ſo lange vergebens geſucht hat? O ja, ganz dieſelbe, das ſanftere Bild meines edlen Freundes, leibhaftig jeder ſeiner Züge, jeder Blick, nur feiner gezeichnet! Du, ſüßer als der Frühling, du einzig überlebende Blüthe der Wurzel, die meinen Wohlſtand nährte, ſag, ach wo, in welcher einſamen Wüſte, haſt du den gütigſten Anblick des entzückten Himmels geſogen? Zu ſolcher Schönheit, zu ſolcher Blüthe gediehen, obgleich der kalte Wind und der Hagelſturz der Armuth ſcharf und ſchwer deine zarten Jahre ſchlugen? O laß mich nun in einen reichern Boden dich verpflanzen, wo Frühlingsſonnen und laue Regen ihren wärmſten und mildeſten Einfluß ausſtrömen, und ſey meines Gartens Stolz und Wonne! Uebel geziemt es dir, es geziemt der Tochter Akaſto's übel, deſſen immer offene Schätze, obgleich groß, zu klein waren für ſein größeres Herz, des Vaters der Gegend, den bloßen Abfall dieſer Erntefelder zu leſen, die ich von ſeiner gütevollen Freundſchaft beſitze. Wirf alſo die beſchämende Halmenleſe aus der Hand, der ſolche rauhe Arbeit übel ſteht. Die Felder und ihr Herr, alles, meine Schöne, iſt dein, wenn du zu allen den Segnungen, die dein Haus an mich verſchwendet hat, noch den Segen fügen willſt, das theuerſte Glück, die Wonne, dich zu beglücken.“

Hier ſchwieg der Jüngling, doch ſein ſprechendes Auge ſtrahlte den heiligen Triumph ſeiner Seele, die im Bewußtſeyn der Tugend, Dankbarkeit und Liebe, über gemeine Luſt ſich göttlich emporhob. Die Antwort ſäumte nicht. Gewonnen vom Reize unwiderſtehlicher Güte, und in ſanfter Verwirrung völlig verloren, willigte ſie erröthend ein. Unverzüglich brachte ſie ihrer Mutter die fröhliche Botſchaft, die indeß von bangen Sorgen über Lavinias Schickſal ergriffen, die einſamen Augenblicke verſeufzte. Staunend glaubte ſie kaum, was ſie hörte; Freude durchdrang ihre welkenden Adern, und ein glänzender Strahl des untergehenden Lebens beleuchtete den Abend ihrer Tage; ſie war nicht minder entzückt, als das glückliche Paar, das in zarter Liebe lange blühte, und zahlloſe Sprößlinge zog, liebenswürdig wie ſie ſelbſt, und gut, die Zierde der ganzen Gegend weit umher.

Vernichtend die Mühen des Jahres, ſammelt der ſchwüle Südwind oft einen gewaltigen Sturm.

Anfangs regen die Haine, kaum merkbar, ihre zitternden Wipfel, und ein ſtilles Murmeln durchwallt die ſanftgebeugten Kornfelder. Doch wenn das Luftgetöſe voller anſchwellt, und wie ein mächtiger, unſichtbarer, unermeßlicher Strom das ganze Luftgebiet, und im Sturme die hallende Welt durchrauſchet, dann ſchüttelt der ſchwankende Wald, bis zur Wurzel erſchüttert, einen raſſelnden Schauer noch unreifer Blätter hin. Hoch umſchmettert fangen die ringsum liegende Berge, aus der öden Wüſte den verſtreuten Sturm auf, und ſenden ihn in Strömen hinunter in das Thal. Bloßgeſtellt und offen ſeiner höchſten Wuth, die durch die ganze Ernteſee rollet, wegt weit hinaus die wellengleiche Ebene; durch Schmiegen entgeht ſie nicht des Windes raſſender Gewalt, wodurch ſie in die Luft gewirbelt, oder zu leerer Spreu zerſtäubet wird. Zuweilen ſtrömt ein Regenſturz, vom ſchwarzen Horizonte losgeriſſen, in breiter, ungebrochener Fluth. Immer webet ober dem Haupte das miſchende Gewitter ſein Dunkel, und immer höher ſteiget die Ueberſchwemmung, bis die Felder ringsumher, wie eingeſunken, platt im Wogenſchlamme liegen. Plötzlich ſchwellen die Gräben, die Wieſen ſchwimmen; röthlich, von den Hügeln, brauſen ſtürmiſch zahlloſe Ströme, und ſtauchen das Flußbett hoch über ſein Geſtad empor, und vor ſeinem reißenden Gefälle her, rollen durcheinander Schafe, Rinder, Garben, Hütten und Hirten hinunter; was die Stürme verſchonten, zerſtört ein einziger wilder Augenblick, die reichen Hoffnungen, die glücklich eingeernteten Schäze des mühevollen Jahres. Auf eine Anhöhe geflüchtet, ſieht der Landmann ſeine Habe unrettbar in jämmerlichen Trümmern vorübertreiben, ſieht einen ertrinkenden Ochſen mit einemal mit dem ruhk um ihn zerſtörten Fleißertrag entſchwinden, und ſchnell fährt durch ſeinen ſchaudernden Sinn der kommende vorrathloſe Winter, und das Klaggeſchrei theurer Kinder. Ihr Landeseigne, gedenket dann der rauhen, arbeitſamen Hand, die euch ſanft Bequemlichkeit und Ruhe bereitet: gedenket der zwilchbekleideten Glieder, deren Arbeit euch Wärme und anſtandreiche Pracht verleiht, und o ſeyd eingedenk des kargen Tiſches, welcher den euren mit verſchwenderiſcher Ueppigkeit ſchwellet, eure Becher blinken macht, und euren Geiſt erheitert; fordert nicht grauſam, was Wolkenbrüche und alles verſchlingende Winde weggeſchwemmt haben! Hier möchten der wilde Lärm, des Jägers Luſt, das donnernde Gewehr, und das gewundene Waldhorn, die Muſe verleiten, die ländliche Jagdluſt zu beſingen; wie mitten im Laufe der Hühnerhund ſtutzet, und ſtarr, der Luftſpur nach, mit offener Naſe und feiner Witterung, ausgeſtreckt, ängſtlich und vorſichtig zum verborgenen Fange heranſchleicht, wie in der Sonne das bunte Gefieder der Rebhühner runder Trupp ſpiegelt, und wachſam nach allen Seiten durch die rauhen Stoppeln das ſcheue Auge wirft. Gefangen in dem Maſchengarne, ſchlagen ſie vergebens die matten Flügel, immer mehr und mehr verſtrickt; ſelbſt auf den Wellen des ſchrankenloſen Luftraumes triumphirend getragen, ſind ſie nicht ſicher; das Feuerrohr, richtig und raſch nach dem Augenmerke des Vogelſtellers abgeſchnellet, überholet ihre ſauſenden Schwingen, und ſtürzet ſie blitzſchnell herab von ihrem ſteigenden Fluge, todt auf die Erde, oder ſie treiben weit zerſtreuet, verwundet, in vielfachen Kreiſen, dem Winde nach.

Dieß iſt kein Stoff für die friedliche Muſe, auch will ſie ihr reines Lied nicht damit beflecken, die Hocherfreute, wenn ſie geſellig die ganze Thierſchöpfung in bunter Miſchung, lebendig und glücklich ſieht. Für ſie iſt dieſes wahnfreudige, barbariſche Todesſpiel keine Luſt, dieſes leidenſchaftlich-wilde Vergnügen, das den raſtloſen, ungeduldigen Jüngling mit dem grauenden Morgen wecket, wenn Raubthiere ſich zurückziehen, welche die Nacht hindurch, von Noth gedrängt, durch's Dunkel ſtreiften, als ſcheuten ſie im beſchämenden Bewußtſeyn ihrer Raubbegier das Licht des Tages. Nicht ſo der ſtarre tyranniſche Mann, der von ſinnloſer Rechtanmaſſung bis über den wüthendſten Grimm des raſendſten Ungeheuers hinaus entflammt, das die Wüſte durchbrüllet, zum Spaße nur dem grauſamen Jagdzuge folget, mitten unter den Strahlen der holden Tage. Rüget, ihr Raubgeſchöpfe, unſere ungebundene Wuth, euch treibet Heißhunger und geſetzloſe Noth; aber ſchwelgeriſch gepfleget, von der Natur mit Güte überhäuft, an der Angſt ſich zu ergötzen, Wonne in Blut zu finden, das hat euere furchtbare Bruſt nie gekannt!

Armſelig iſt der Triumph über einen furchtſamen Haſen, der aus der Saat aufgejagt, an einen einſamen Ort ſich flüchtet, zum Binſenſumpf, zum Stachelginſt, über der ſteinigen Heide zerſtreuet, in Stoppelfurchen, auf die Diſtelebene, in den dichtverſchlungenen Brombeerſtrauch, ins welke Farrenkraut, mit ihm von gleicher Farbe, ins offen liegende, von der Sonne durchkochte Brachfeld, zum winkenden Sandbord, der über den Krümmungen des Bergbaches hängt. Vergebens iſt ſeine beſte Vorſicht; obgleich er verſteckt ſitzt, mit eingelegten

Ohren, mit Augen ohne Schlaf, welche die Natur, den ganzen Geſichtskreis zu überſchauen, wölbte, mit dem zwiſchen die haarigen Läufe hineingeſchmiegten Haupte, zum Sprunge fertig; der Duft des Thaues verräth den frühen Lauf, und durch zerſtreute ſchnelle Oeffnungen, hört er aus der Ferne mit jedem Lüftchen den nahenden Sturm. Kommt aber dieſer näher und häufiger auf ſeufzenden Winden daher, fährt er ſcheu auf, dann iſt jeder wilde Jagdgeiſt auf einmal losgelaſſen: die vielſtimmig klaffende Kuppel, das Jagdhorn, von den Hügeln ſchallend, das wiehernde, jagdluſtige Roß, und der laute Jägerruf, über ein ſchwaches, harmloſes, fliehendes Geſchöpf, alles in tollem Tumulte und widerſtreitendem Freudentaumel.

München

Auch der Hirſch, getrennt von der Heerde, womit er lange als der äſtige Monarch der Schatten zog, flieht vor dem Getöſe. Erſt vertraut er luſtig ſeiner Schnelligkeit; von Furcht aufgeſtört, wählet er die luftgeſchwinde Flucht, ſchießt dem Winde entgegen, dem immer leiſern Mordgeſchrei von hinten zu entrinnen. Kurze Täuſchung, obgleich er ſchneller als die Winde, womit der Nord über ſcharfumlüftete Gebirge hinſauſet, durch das Dickicht bricht, durch lichte Blößen blitzt, und in die wildeſten Tiefen des

Waldes ſtürzt! Wenn auch langſam, doch ſicher, getreu der heißdünſtenden Fährte, kommt hinter ihm der unmenſchliche Troß, und treibt ihn aus der ſchattigen Tiefe heraus, und windet ſich durch jeden ſeiner Pfade. Oft durchſtreift er den Wald, und ſieht keuchend die dem goldenen Tage wild geöffneten Plätze, wo er im ſcherzenden Zwiſte mit ſeinen ſtößigen Geſpielen zu ringen pflegte, oder der Liebe ſich erfreute. Oft verſucht er es, in dem vollen Fluthenſtrome die Witterung zu verlieren, und ſeine heißen Schenkel zu kühlen; oft ſucht er die Heerde; die wachſame Heerde, aufgejagt, entzieht ſich mit ſelbſtſüchtiger Sorge des Bruders Weh. Was ſoll er thun? Seine einſt ſo ſtraffen Nerven, von Lebensgeiſtern geſchwellt, beflügeln ſeinen Lauf nicht mehr, ſondern ermattende, athemraubende Abhetzung, befällt ſein trauerndes Herz; unſchlüſſig ſteht er da, und ſucht ſeine letzte, ſchwächeſte Zuflucht in der Verzweiflung. Die vollen runden Zähren rinnen über ſein geſprenkeltes Geſicht herab; er ſtöhnt vor Angſt, indeß die klaffenden, blutdürſtenden Hunde an ſeiner ſchön gewölbten Bruſt hängen, und ſeine ſchöne, fleckige Hüfte mit Blut färben.

Genug davon! Doch wenn der Jüngling des Waldes, deſſen ſiedendes Blut zur Gewaltthat aufkocht, die Jagd haben muß, ſo ſchau' er, die Flucht verachtend, den aufgeſtörten Löwen, der entſchloſſen und gemach dem vorgehaltenen Speere entgegenſchreitet, und der Memmenbande, die ihn von weitem umkreiſet. Aus der Höhle geſchlichen, und aus dem düſtern Walde, ſchau' er den Wolf; auf ihn richte er rächeriſch ſeinen Pfeil, und tödte den Räuber; oder wenn furchtbar brüllend der bräunliche Bär grimmige Vernichtung knirſcht, ſo ſchleudre er in das Herz des Ungeheuers mit nervigem Arme den Speer.

Dieſe kennt Britannien nicht; ſo wendet denn, ihr Britten, eure wilde Jagdluſt, mitleidlos, gegen den nächtlichen Räuber eurer Hürden; grabet ihn aus ſeinem ſchroffen Kluftgewinde hervor, und verfolget ihn mit dem ganzen Donner der Jagd. Setzet über den breiten Graben, und unaufhaltſam über das hochgewundene Gehäge; ſcheuet nicht den tiefen Moraſt, durchflieget den ſchmalen Pfad der hallenden Wüſte; ſtürzt euch furchtlos in die gefährliche Fluth, voll des raſenden Inſtinktes, und indem ihr den Strom durchrauſchet, laßt euern Siegesruf von Fels zu Fels, hin ans Geſtade, rund umher in kreiſendem Wiederhalle ſchlagen!

Erklimmt dann den Berg bis zum Waldesgipfel, ſtürzt hinab in die gefahrvolle Tiefe, und führet über die Wildbahn hin, indeß die Phantaſie den Zwiſchenraum begierig überfliegt, den lauten Jagdzug mit reißender Schnelle. Glücklich derjenige, der die wechſelnde Jagd trefflich beſteht, der jeden Hinterhalt entdecket, jeden Schlupfort ausſpähet, die Verdienſte des Spürhundes kennt, welcher mitleidlos den Böſewicht gepackt, und zerfleiſcht von hundert Mäulern eines ſchweren Todes ſterben ſah! Wie glorreich überraget er ſeine Waidgeſellen, wenn das Abzugshorn zur grauberühmten Geiſterhalle ruft, wo mit Waldtrophäen geſchmückt der Fuchsbalg unter dem beſcheidenen Dache hängt, und von der unheimlichen, mit alten grimmigen Geſtalten gezierten Wand, die breiten Hirſchgeweihe drohen; luſtig iſt es dann, wenn die Nacht ihre dichtern Schleier webet, von Thaten zu hören, die ſelbſt den Theſſaliſchen Centauren nicht bekannt waren, und deren wiederholte Wunder den Saal erſchüttern.

Doch zuerſt lodert angeſchürt die Kaminflamme, die Trinkkannen ſchäumen, und die ſtarke Tafel, die unermeßlich ſich von einem Ende zum andern ſtrecket, ächzet unter dem dampfenden Lendenſtücke, in welches das Meſſer verzweifelt den tiefen Einſchnitt macht, während ſie von Englands Ruhme ſprechen, woran ſie keinen Makel dulden, und von dort die

Kraft entlehnen, oder ſich munter in die Paſtete ſtürzen, und in der Zwiſchenzeit, wenn anders gierige Mägen Zwiſchenzeiten dulden können, alle die Herrlichkeiten der Jagd erzählen. Den geſättigten Hunger mahnt ſein Bruder Durſt, den mächtigen Humpen zu ergreifen; der mächtige Humpen, hochgeſchwellt mit feurigem Safte, ſtrömet ringsumher einen kräftigen Duft, köſtlich wie der Hauch der Maja, der liebekranken Schäferin, die, auf Veilchen hingeſtreckt, zärtlich des Schäfers harret, welcher leiſe in ihre Arme ſchlüpfet. Auch fehlet nicht der braune Oktober, reif und vollkommen aus der dunkeln Haft von dreißig Jahren gezogen; und nun ſtrahlet ſeine blanke Stirne im Wiederſcheine des Lichtes, und ſcheuet ſich nicht, mit des Weinbergs feinſtem Safte zu wetteifern. Die durſtigen Momente zu hintergehen, wandelt ein Weilchen ein Whiſt durch die träge Runde, unter einer Wolke von Rauchtabak, wohlriechend aus der Pfeife ſich emporkräuſelnd; oder der ſchnelle Würfel ſpringt donnernd aus der Büchſe, und weckt das klappernde Trictrac, indeß die verbliebende Miß mit wilder Artigkeit umhergezauſet wird. Zuletzt werden dieſe tollen Albernheiten abgelegt, gedrängt und voll ſchließet der durſtige Divan einen dichten Kreis, und fängt eifrig an, ernſthaft zu trinken.

Keine ſchlaue Ausflucht, kein nüchternes Hinüberſchieben wird dem armen Erbrechenden geſtattet, ſondern ſchäumende, gefüllte Becher laben die Seele; der Tiſch ſteht überfluthet, und auf dem Steinpflaſter glitſchet treulos der berauſchte Fuß. So ſchwimmt alles verwildert durcheinander; ſie ſprechen ſchreiend und zugleich mit zwanzig Zungen, ſchnell von Gegenſtand zu Gegenſtand ſpringend; von Pferden, Hunden, auf Kirchen oder Mädchen, von Politik auf Geiſter, im endlos verſchlungenen Wirrwarr. Unterdeſſen, nach kurzer Pauſe, bricht der laute Rundgeſang ungeduldig aus der frohen Bruſt; dieſer Augenblick ergreift jede gleichgeſtimmte Seele, und mit vollen Backen in ein Freudengeſchrei ausbrechend, lachen ſie, klappſen ſie; die Fröhlichkeit bemächtiget ſich aller, während, aus ihrem Schlummer aufgeſtört, die Kuppelhunde die Muſik des Tages wiederholen. Wie wenn ein Gewitter, das den Ocean die lange ſchwarze Nacht hindurch durchwühlte, mit ſchwächerm Murmeln ſinkt, ſo ſinket ſtufenweiſe ihre Luſt. Die matte Zunge, unfähig, die Laſt des Wortes zu tragen, liegt wie gelähmt. Vor ihren berauſchten Augen ſehen ſie trüb und blau die Kerzen doppelt tanzen, wie die Sonne durch Nebeldunſt blinket; jetzt gleiten ſie zuſammen, und ſchließen ſich ſanft. In wilder Miſchung liegen auf dem Tiſche, als wär er ſelbſt betrunken, Gläſer und Flaſchen, Pfeifen und Zeitungen, eine naſſe Trümmerſcene, und weit unten häufet ſich das Schlachtgefild der Trinkgenoſſen, wo mit auseinander geſperrten Beinen der Hylas im ſchmutzigen Triumphe ſitzt, ſchlummertrunken, immer von einer Seite zur andern nickend, und die Schnarcher benetzt, die im kräftigen Schlafe bis zum Morgen ruhen. Vielleicht überlebt irgend ein Doctor von umfangreichem Wanſte, furchtbar und tief, ein ſchwarzer Abgrund des Getränkes, ſie alle, und beklaget, ſeiner begrabenen Heerde entſchleichend, und des ſchwermüthigen Grübelns ſatt, die Schwächlichkeit dieſer letzten Zeiten.

Doch wenn das rauhere Geſchlecht von dieſem grauſen Spiele wild hingeriſſen wird, ſo möge eine ſolche gräßliche Luſt den Buſen einer brittiſchen Schönen nie beflecken. Ferne von ihnen ſey der Geiſt der Jagd! Ungeziemender Muth, unanſtändige Fertigkeit, über den Zaun zu ſetzen, das bäumende Roß zu bändigen, ſamt dem Hute, der Peitſche, und männlichen Kleidung, wodurch die Empfindung verwildert, und die einnehmende Milde der Weiblichkeit verloren wird! An ihnen iſt es anmuthvoll, wenn ſie von fremdem Weh gerühret werden, bei jeder Regung, jedem Worte ein leicht erregtes Roth über ihre entzündeten Wangen wallet, wenn ſie vor der mindeſten Gewaltthat zuſammenſchauern, keiner fähig, am liebenswürdigſten in ihrer Furcht, und durch ſchweigende Schmeichelei den Mann zu ihrer Beſchirmung enger und ſanfter verbinden. O mögen ihre Augen kein Elend ſehen, als weinende Liebende; ein edleres Spiel, durch der Liebe bezaubernde Tücken verfolgt, und dennoch entflohen in zweifelhafter Jagd. Ihre zarten Glieder umwalle nur ein einfach ſchöner Anzug; alles fließe in Harmonie zuſammen, und ihr Wiſſen ſey nur, die gefangene, von Liebe hauchenden Lippen in Entzücken gewirbelte Seele feſt zu halten; die Laute ſchmachten zu lehren; mit ſanftem Tritte, der in jeder Bewegung Reize entfaltet, dahin zu gleiten, und den verſchlungenen Tanz zu ſchwellen; mit Laubwerk die ſchneeweiße Leinwand zu überziehen; den Pinſel zu führen, das Muſikblatt zu wenden; das fruchtbare Jahr durch neuen Reiz zu beben; die zärtern Gaben der Natur zu erhöhen; in ihren Töchtern ihre Anmuth zum zweitenmale in das Leben zu rufen; der Geſellſchaft den höchſten Geſchmack zu geben; ein wohlgeordnetes Haus zum größten Vergnügen des Gatten zu machen, und mit unterwürfiger

Weisheit, beſcheidener Geſchicklichkeit, mit jeder edlen, ſorgenvorbeugenden Kunſt, die Tugenden und ihre Regungen zu erhöhen, und all die Mühen des menſchlichen Lebens zu verſüßen: dieß ſey des Weibes Würde und Ruhm!

Ihr Hirten, eilet nun zum Haſelhügel, von wo in's Thal hinab der Bach in wilden Krümmungen heiſer von Hang zu Hang toſet! Kommt, ihr Mädchen, im enganſchließenden Gewande, wie es für die Dickichte und das verwickelnde Geſträuch ſich ſchicket! Für euch ſtimmen die Wälder ihr letztes Lied an; die traubenförmigen Nüße ſindet für euch der Liebende im geheimen Schatten, und wo ſie auf dem äußerſten Zweige glänzen, beugt er ihn mit raſcher Kraft herab, oder ſchüttelt ſie reif aus der weichenden Hülſe, ein blanker Schauer von glühender Bräune, Melinda's Locken gleich, Melinda's, die in der Fülle aller Reize prangend, dieſe doch wenig achtet, und viel weiſer als ſchön, und über ein ſo gemeines Lob weit erhaben iſt. Dann laßt uns von dieſen ämſigen, luſttönenden Fluren, im lieblichen Verirren, das Labyrinth des Herbſtes unbeſchränkt betreten, und neubelebt den Duft des Obſtgartens athmen, wo die niederhängende Frucht ſich üppig drängt. Weichend dem Zephyre und dem löſenden Sonnenſtrahle, fällt vom tief beladenen Aſte unaufhörlich ein reifer Schauer herab. Die ſaftigen Birnen liegen in ſchöner Fülle umhergeſtreuet. Dieſe edle Gattung wird von Süße mancher Art geſchwellt, von der Hand der allverfeinernden Natur bereitet, gemildert von Sonne, Waſſer, Erde und Luft, in immer wechſelndem Gemiſche. Auch fallen häufig in der kühlen Nacht die duftenden Schätze weit umhergeſtreuter Aepfelſchaaren nieder, von der muntern Hand des Jahres zahllos über den glühenden Baumhof geſchüttelt. Ein verſchiedener Geiſt, friſch, köſtlich, herb, ſchwellt ihre kalten Boren, und bereitet thätig den ſcharfen Cyder für die durſtige Zunge; dein angeborner Stoff war er, deine ächte Begeiſterung, o Philipps! du Barde Pomona's, du der zweite, der edel ſich erkühnte, in reimentfeſſelten Verſen mit brittiſcher Freiheit das brittiſche Lied zu ſingen, wie aus Siluriens Fäſſern hochfunkelnde Weine in durchſichtigen Fluthen ſchäumen, einige ſtark, den Winterſchmaus des mühbeladenen Landmannes aufzuheitern, wohlſchmeckend andere, die Sommerſtunden zu kühlen.

In dieſer fröhlichen Jahreszeit, wo die Sonne ihre ſüßeſten Strahlen gleichmäßig über den ſanften Tag ausgießt, laß mich, o Dodington! in den grünen Luſtgängen deines heitern und offenen Landſitzes wandeln, wo die Natur in Einfalt herrſchet, und jedem Blicke, weithintragend, die reinen Auen Dorſets in unbegränzter Ausſicht entfaltet liegen, rauh von Wäldern dort, hier reich an Ernten, weiß von Heerden dort, indeß die Größe deines hohen Pallaſtes das entzückte Auge, fern entgegenſchimmernd, überraſcht. Neue Reize entſteigen mit jedem kommenden Tage, neue Säulen ſchwellen empor, und immer findet der friſche Frühling neue Pflanzen zu laben, neue Haine zu umlauben. Voll iſt Alles von deinem Geiſte! Der Sitz der Muſen, die in heimlicher Laube und in Irrgängen für den tugendhaften Young und für dich den Lorbeer winden! Hier wall' ich oft, entflammt von ruheloſem Durſte nach deinem Beifalle, harre einſam des Odems der Begeiſterung, und forſche in dem immer offenen Buche der Natur, und ſinne dann mit entzündetem Herzen auf ſittliche Lieder. Hier, am ſonnigen Geländer hinſtreifend, wo der Herbſt ſich wärmet mit tief bepurpurter Frucht, und mein holder Stoff mich immer zu neuen Bildern führt, beut er mir die weichhaarige Pfirſiche, die ſchimmernde Pflaume, die rothe, duftende Nektarine, im Dunkel ihres breiten Blattes die ſüße Feige.

Der Weinſtock ſchießt hier auch ſeine kräuſelnden Ranken, hängt ſeine Trauben aus, dem Süden entgegenglühend, und ſehnt ſich kaum nach einem wärmern Himmel.

Wenden wir einen Augenblick den raſchen Flug der Phantaſie nach triebvollen Böden und ſchön gedehnten Himmelsſtrichen, wo durch die mächtige Sonne hochgezogen, der Weinberg funkelnd dem Tag entgegenſchwillt, das Thal durchranket, oder üppig den Berg hinanklimmt, und zwiſchen ſonnige Geſteine, von Klippe zu Klippe wachſend, die erhöhte Lohe trinkt. Tief beugen ſich die ſchweren Schöſſe nieder. Die hellen Trauben, halb durch das Laub geſehen, flammen entweder glühend, oder glänzen durchſichtig; indeß die Reife über das geblähte Häutchen den lebhaften Thau haucht. Wenn ſie nun ſo mit hochgekochtem Safte glänzen, vom eingemiſchten Strahle übergoldet, dann ſchwärmt die männliche und weibliche Jugend über das Feld, wetteifernd die Erſtlinge des Herbſtes zu brechen, und verkündiget frohlockend, daß die Weinleſe ſich nahe. Dann kommt der kelternde Winzer; es fließt das Land und dampfet überall von aufgeſchütteter Beerenfluth; iſt ſie, nach und nach gährend, geläutert, dann füllen ſich die frohen Völker rings umher den Freudenbecher mit mildem Claret, roth wie die Lippe, die wir im Spiele der Phantaſie drücken. wenn wir den Becher ausſchlürfen, mit lieblichem Burgunder, und mit dem erheiternden Champagner, der ſo ſchnell iſt wie der Witz, wozu er entflammt.

Nun, von dem kühl abnehmenden Jahre verdickt, ſteigen die häufigen Dünſte herab, gehemmt, wenn ſie ungeſehen in die mittlere Luft ſich hinaufſchleichen, und wallen in verdoppelten Nebeln rings um die Hügel. Nicht mehr ergötzt das grauenhafte, große, hohe Gebirg, das eine Reihe von Bächen aus ſeinen Seiten gießt, und hoch zwiſchen ſtreitenden Königreichen die lange felſige Scheidewand aufthürmet, das Auge auf vielfach verſchiedene Weiſe; ſondern es verſinkt in eine Nacht geſammelter Dünſte, vor dem getäuſchten Blicke, dunkel und grauenvoll. Das weit hingedehnte mächtige Dunkel verſchlingt die Ebene; die Wälder verſchwinden; der Strom, düſter anzuſchauen, ſcheint ſchwer und langſam ſeine trübe Woge dahin zu wälzen. Am hohen Mittag ſchießt ſelbſt die Sonne ſchwach und ſtumpf ihre weit zurückgeworfenen Strahlen, daher ſie oft funkelnd mit mancher hellen Scheibe die Völker ſchrecket. Auf der Erde erſcheinen die Gegenſtände, nicht unterſcheidbar, durch die trübe Luft geſehen, in mehr als Lebensgröße; verwildert ſchreitet rieſenhaft der Schäfer über die Wieſe, bis endlich trüb umhergewunden, und in immer dichtere Kreiſe ſich verengend, ein allgemeiner Nebel unbegränzt die Welt umhüllet, und tiefge[illegible]et, eine geſtaltloſe, graue Verwirrung Alles bedeckt, ſo wie vor Alters (ſo ſang der hebräiſche Barde), als das junge Licht, noch ungeſammelt, durch das Chaos brach, und die Ordnung ihr holdes Gefolge aus dem zweifelhaften Dunkel noch nicht gezogen hatte.

Dieſe ſchweifenden Nebel, die nun erſt beginnen, die Hügelgefilde entlang unabläſſig zu rauchen, dieſe ſind's, die mit ſchweren Regen, mit geſchmolzenem Alpenſchnee die Bergciſternen füllen, jene geräumigen Waſſerbehälter, zwiſchen hohlen Klüften herabgewölbt, woraus die Ströme rauſchen, die ewigen Quellen rieſeln, und die Flüſſe den nie verſiegenden Reichthum holen. Einige Weiſe ſagen, daß, wo die zahlloſen Wellen ſtets das wiederhallende Ufer peitſchen, das Waſſer durch des Sandes Schichten ſich bohret, mit ihnen dann jeden Pfad emporſteigt, und in dieſen vielgewundenen Gängen, unendlich durchgeſeihet, gerne ſein zackiges Salz zurückläßt, und im Fortrinnen klar wird und ſüß. Nicht verweilet das raſtloſe Naß, immer ſteigend, obgleich es oft mitten im waſſerreichen Thale aufquillt; ſondern zum Berge wird es vom Sande dunkelnd durch verläßige Labyrinthe gelocket, ferne von dem väterlichen Meere, bis es wieder friſch an das Licht hervorkocht, und der ganze ſchimmernde Hügel von Sprudelbächen glänzet. Doch weg mit dieſem eitlen, unterhaltenden Traume! Wie ſollte es die Waſſer gelüſten, eine ſo ferne Hügelreiſe zu machen, da ihnen die lieblichen Thäler nach ihrer Arbeit lockende Ruhe und ein näheres Bett anbieten? Oder wenn ſie auch, von blinder Ehrſucht irregeleitet, emporſteigen müſſen, warum ſtocken ſie ſo plötzlich in den Schilftiefen des abgebrochenen Berges, und verlaſſen, bevor ſie noch den höchſten Gipfel erreichen, den anziehenden Sand, der ſie in ihrem Laufe ſo lange ergötzte? Die harten, zuſammengeballten Salze, die Beute von Jahrhunderten, würden auch ihre geheimen Kanäle undurchdringlich ſtopfen, oder allmählig hoch zu den Hügeln die ſchwellenden Thäler hinauftreiben; ſelbſt der alte Ocean, von des Erdballes Poren eingeſaugt, hätte nun längſt ſchon ſein grauſes Bett verlaſſen, und Deukalions Fluthenzeiten wieder zurückgebracht.

Sag doch, wo liegen denn die großen, ewigen Quellen verſteckt, die, gleich der ſchaffenden Natur, dem ſterblichen Auge entrückt, doch mit ihren verſchwenderiſchen Schätzen die Erde erfriſchen, mit allen ihren frohen Bewohnern? O du durchdringender Geiſt, dem Menſchen verliehen, die Geheimniſſe des dunkeln Abgrundes zu erforſchen, o entblöße die Berge, und enthülle weithin ihr verborgenes Gefüge dem erſtaunten Auge! Streife von den verzweigten Alpen ihre Fichtenlaſt, die unermeßliche Bürde furchtbarer Wälder vom aſiatiſchen Taurus, vom Imaus, quer an der ſtreifenden Tataren trüben Gränzen hingeſtreckt; öffne den Hämus meinem prüfenden Auge, und den hohen Olymp, dem mancher Strom entrauſchet! Von den hallenden Kuppen des Nordens, von Dofrins Felſen, die durch Scandinavien zum fernſten Lappland, und bis zum Eismeere ziehen; vom hohen Caucaſus, fernher geſehen von jenen, die im kaspiſchen Meere und im ſchwarzen Euxin ſchiffen; von den kalten riphäiſchen Felſen, welche der wilde Ruſſe für den Steingürtel der Welt hält, und von allen den ſchrecklichen, ſturmumheulten Bergen, woraus das weite Siberien ſeine öden Fluthen zieht, — ſtreife den ewigen Schnee weg! Laß Atlas, den Himmelträger, wie die Dichter ſagen, der über der Meerestiefe hänget, das immer unter ſeiner hallenden Grundlage brandet, ſeine unterirdiſchen Wunder zeigen! Enthülle die Minenklüfte, zu Tage ſchimmernd, von Abyſſiniens wolkenbezwingenden Klippen, und von den gezackten Mondesbergen! Laß die alle dieſe Rieſenſohne der Erde überragenden, gräulichen Andes, von der ſtrahlenden Linie bis zu den ſtürmiſchen Seen, die den Südpol umdonnern, hingeſtreckt, ihre ſcheußlichen Tiefen öffnen! Entſetzliche Scene! Siehe, das Dunkel ſchließt ſich auf; ich ſehe die Ströme in ihrer Kinderwiege! Tief, tief höre ich ſie, wie ſie nach Freiheit ringen! Ich ſehe die ſchrägen Schichten, kunſtvoll geordnet; die gähnenden Schlünde den Regen niederſchlürfen, den ſchmelzenden Schnee, und die immer träufenden Nebel. Ich ſehe ſie, zuerſt mit durſtigem Sande beſtreuet, mit feſtem Kies zunächſt, dann die Lagen gemiſchten Fettgrundes, von mehr behältlicher Erde, die ausgerinnten Felſen, vub labyrinthiſch gewundenen Spalten, die, indem ſie die ſchleichende Fluth durchlaſſen, ihre Bewegung hindern, und ihrer Fäulniß wehren. Unter dieſen unabläßig weinenden Kanälen, ſeh' ich die Felſenröhren unermeßlich hingeſtreckt, die mächtigen Behälter, von Kalkgeſtein oder dicht verbundenem Thone geräumig geformt. Die geſammelten Vorräthe, die kriſtallenen Schätze der flüſſigen Welt, brechen ſich dann überſchäumend durch den aufgewühlten Sand einen ſprudelnden Pfad, und fließen dann rund um die mittlere Jähe, oder aus dem Grunde des Buſens der Hügel, in klarem Erguße wallend hervor. So vereinigen ſich die ausdünſtende Sonne, die dampfträchtige Luft, die eiſigen Höhen, welche dieſe zu Regen verdichteten Dünſte in ſtete Ströme ziehen, und über ſchön durchſchnittene Fluren in wohlthätigen Bächen wieder in das Meer ſenden, in geſelligem Wechſelverkehre, und zur feſten Stütze der wohlgeordneten Harmonie der Dinge.

Wenn nun der Herbſt ſeine Scheideſtrahlen ſtreuet, ſo ſpielet, vom nahenden Winter gewarnet, das verſammelte Schwalbenvolk, und weit umher geſtoßen, durchkreuzet die ſtille Luft in ſchnellen Wirbeln die beſiederte Schaar; ſie freuen ſich noch einmal, bevor ſie zum Winterſchlummer ziehen; traubenförmig hängen ſie unter verwittertem Geſtade, und wo, vom Froſte undurchdrungen, die Höhle ſchwitzt; oder ſtreichen lieber nach mildern Himmelsſtrichen fort, mit andern verwandten Vögeln der Jahreszeit, und zwitſchern dort freudig, bis die Frühlingsmonde ſie wieder bewillkommend einladen, wo dann, ſich drängend, zahlloſe Schwingen in voller Bewegung ſind.

Wo der Rhein ſeine majeſtätiſche Gewalt verliert, in den belgiſchen Ebenen, der wilden Tiefe durch erſtaunlichen Fleiß, und durch die mächtige, unbezwingliche Hand der Freiheit abgerungen, verſammeln ſich die Störche, manchen Tag ſich tief und viel berathend, ehe ſie ihren hehren Zug durch die flüſſigen Himmelsräume beginnen. Und nun iſt ihr Pfad beſtimmt; die Führer ſind gewählt, ihre Zünfte geordnet, die raſchen Schwingen geputzt, mancher Zirkelſchwung, mancher kurze Verſuch radförmig gewagt; dann ſteigt die ganze Verſammlung im maleriſchen Fluge empor, und zerfließet, hoch auf den Aetherwellen ſchwebend, in den Wolken.

Oder wo das Nordmeer in mächtigen Wirbeln rund um die nackten, melancholiſchen Inſeln des fernſten Thule ſiedet, und wo die atlantiſche Woge an den ſtürmiſchen Hebriden zerſchellt, wer kann die Wanderungen zählen, die jährlich dort geſchehen? Welche Völker kommen und gehen, und wie die lebendigen Wolken auf Wolken ſich thürmen? Endloſe Schwingen, bis die ganze gefiederumdüſterte Luft und der rauhdurchhallte Strand von Einem wilden Geſchrei ertönet!

Hier treibt der ſchlichte, harmloſe Eingeborne ſeine wenigen Schafe, die kleine, vielfarbige Heerde, auf das ſchwellende Grün des kleinen Eilandes, des Schäfers meerumgürtetes Reich, oder ſammelt, die dräuenden Felſen erklimmend, ſein Eiermahl, oder ſtreifet am fiſchreichen Ufer, oder häufet Schätze weicher Flaumfedern zum üppigen Bette. Hier ſieht die Muſe, hochſchwebend über der breiten, himmelblauen Scene, Caledonien in romantiſcher Fernſicht, ſeine ätheriſchen Berge, vom wallenden Meer an mit einem ſcharf weitgedehnten Himmel umkleidet, der durch die Seele dringet; die gewaltigen Wälder, ungepfleget, ſtark und hoch, vor Alters von der Hand der Natur gepflanzt; die azurnen Seen dazwiſchen, ausdehnend hingegoſſen, der Waſſerſchätze voll; tief gewunden und grün die fruchtbaren Thäler, von mancher kühlen, durchſichtigen Fluth ſanft benetzet, von dem Tweed an, dem mütterlichen Strome, an deſſen ländlichen Geſtaden zuerſt mein doriſches Rohr erſcholl, nebſt dem waldreichen Jed, dem ihr zinsbaren Bache, bis wo das nordgeblähte Ungewitter über Orka's und Betubium's höchſte Zinnen ſchäumt; Ernährerin eines Volkes, das in des Unglückes Schule zu kühnen Thaten reifte, zu welchen früh ſchon die Wiſſenſchaften zogen, als ſie vor der Gothen Wuth nach Weſten flüchteten. Ein männliches Geſchlecht, von unbeugſamem Geiſte, weiſe und tapfer, das ſtets durch blutige Zeiten ſich hart hindurchrang, was wohl der unglückliche Wallace bezeugen kann, der große Patriotenheld, aber ſchlecht belohnte Feldherr, um einen edlen, ungeſchwächten Staat zu erhalten, doch nur allzu vergeblich. Daher, der ungleichen Gränzen überdrüſſig, und vom lockenden Ehrgeize in manches Land geführt, floß in jedem verſchwenderiſch ihr Blut, leuchtete ihr durchdringender Geiſt, und ihr treuer Fleiß erhob den Pomp des Friedens; ſo überſchimmert aus ihrem hellen Norden, in ſtrahlenden Strömen, das nördliche Morgenroth Europa.

O iſt denn hier kein Patriot, der dieſe beſte, dieſe göttlichſte Wonne in ſeinem Buſen trägt, Tauſende zu beglücken, tauſend noch Ungeborene, bis in die ſpäteſte Nachwelt? Eine große Seele, den erſchlafften Fleiß zu ermuntern? Eine doppelte Ernte dem darbenden Landmanne zu geben? Die arbeitſame Hand das Süße der Mühe zu lehren? Wie man, durch die feinſte Kunſt, das vaterländiſche Gewand webe, wie man, weiß wie hyberboräiſcher Schnee, klare Leinwand bereite, wie man mit kühnem

Ruder die fernen Wogen ſchlage, nicht länger ſchimpflich duldend zuſehe, daß uns bataviſche Flotten die ſchimmernden, befloßten Schaaren rauben, die ſich in unſern Buchten blähen, und an unſere Küſten drängen; wie man den alles beſeelenden Handel emporbringe, und das glückliche Segel beſchwinge, aus jedem blühenden Porte unverletzt, rings um den meerumrauſchten Erdball, damit ſo dem Geiſte wie dem Namen nach vereint, Britannien als Gebieterin des Meeres herrſche?

Noch giebt es deren. Und ganz auf dich, Argyle, dich, ſeine Hoffnung, ſeine Stütze, ſeinen Liebling und ſeinen Ruhm, der von ſeinen früheſten Patrioten und Helden ſtammet, richtet dein brünſtig flehendes Vaterland ſein Auge. In dir ſieht es, mit dem ganzen Triumphe einer Mutter, jede ſeiner Tugenden, jede Anmuth vereint, ſeinen Geiſt, ſeine Weisheit, ſein einnehmendes Weſen, ſeine Ruhmbegier, ſeinen ſtillen, furchtloſen Muth, bewährt im Feuerſchlunde des Krieges, auf Teniers furchtbarem Felde. Nicht minder kränzet die Friedenspalme deine Schläfe; denn gewaltig, wie dein Schwert, ſtrömt Ueberredung von deiner reichen Zunge, und ſiegt im hohen Rathe. In dir vereinen ſich der Jugend Reiz, des Mannes Stärke, und des Alters

Reiſe. Auch dich, Forbes, geſchmückt mit jedem Verdienſte, rein wie die Wahrheit, ſanft, wie Thränen der Freundſchaft, dich, wahrhaft edelgeſinnt, und groß im Stillen, fühlet dein Vaterland in ſeinen wiederauflebenden Künſten, wozu deine Weisheit den Plan entwarf, von deinem Geiſte beſeelet, und ſelten hat es einen Freund gefunden, wie dich.

Doch ſieh, die welkenden, buntfarbigen Wälder, Schatten in Schatten vertiefend, bräunen die Gefilde rings umher; eine gedrängte Beſchattung, düſter und ſchwarzbraun, von jeder Farbe, vom mattverbleichenden Grün zur Kohlenſchwärze. Dieſe laden nun die einſame Muſe, leiſe flüſternd, in ihre laubbeſtreuten Gänge, und zeigen ihr des Herbſtes letzte Scene. Leicht überſchattend ſtrömet indeß eine milde Stille durch den unbegränzten Aether, deſſen kleinſte Welle zitternd ſteht, unſchlüſſig, wohin ſie ihr holdes Fließen leiten will, während fernhin beleuchtet die thauumſäumten Wolken die Sonne ſchlürfen, und durch ihren lichten Schleier die gemilderte Kraft auf die friedſame Welt gießen. Das iſt die Zeit für jene, welche Weisheit und Natur lieben, dem entarteten Gedränge ſich zu entziehen, und über den kleinlichen Schauplatz der Dinge ſich emporzuſchwingen, das niedrig denkende Laſter unter die Füße zu treten, die wilden Leidenſchaften einzuwiegen, und um ſtille Ruhe in ihren ſchweigenden Gängen zu werben.

So laß mich einſam oft, in ſinnender Betrachtung, über die röthliche Wieſe wandeln, durch den düſtern Hain, wo kaum ein dumpfer Sterbelaut ertönt, des Waldmannes Arbeit zu erheitern; nur daß zu Zeiten ein verwaiſeter Sänger ſeine Klagen fernhin in matten Wirbeln durch ſchwarzgelbe Gebüſche hauchet, während das Heer der Droſſeln, Hänflinge! und Lerchen, und jede wilde Kehle, deren ungekünſtelte Lieder noch jüngſt die ganze Muſik der ſchwärmenden Schatten ſchwellten, ihrer melodiſchen Seelen beraubt, nun ſchaudernd auf dem erſterbenden Baume ſitzen, ein mattes, verzagtes Häufchen; kein Schimmer wallet mehr über ihr Gefieder, und ihre Töne ſind nur noch ein zwitſchernder Mißlaut. O laßt nicht, vom unmenſchlichen Auge gezielt, das Gewehr die Muſik des künftigen Jahres vernichten, und harmlos, keinen Trug argwohnend, dieß ſchwache Volk tödten, eine armſelige Beute, im blutigen Gemiſche auf den Boden flatternd!

Das bleich ſcheidende Jahr, das immer noch gefällt, flößt ſanftere Gefühle ein; denn unaufhörlich raſſelt jetzt das Laub vom traurigen Haine nieder, macht oft den ſinnenden Waller ſtutzen, und kreiſet langſam durch die wogende Luft. Doch ächzt ein ſchwellendes Lüftchen durch die Zweige, dann ſtrömet eine Blätterfluth am Himmel hin, bis, verſtopft und überdeckt vom wilden Schauer, bei jedem Windſtoße die Waldgänge ſind, und die verdorrte Verödung falb und pfeifend ſich fortwälzt. Entflohen iſt der Gefilde verwirrtes Grün, und in ihr Bett hinabgeſchrumpft, ſtreifen die Blumen ihr ſonniges Gewand ab. Ja, was noch von den ſtärkern Früchten zurückblieb, fällt vom nackten Baume, und Wälder, Fluren, Gärten, Baumhöfe, und der ganze troſtloſe Anblick rings umher, durchbeben die Seele.

Sie kommt, ſie kommt, in jedem Lufthauche kommt ſie, die Göttin der ſinnenden Melancholie! Ihr Nahen verkünden die ſchnellentſtürzende Thräne, die glühende Wange, der ſanftgeſenkte Blick, die mildere Miene, das pochende Herz, von manchem edlern Schmerze durchzuckt. Ueber die ganze Seele haucht ihr heiliger Einfluß, entflammt die Phantaſie, gießt in die Bruſt jedes Zartgefühl, und hebt weit über die düſtere Erde hinweg den ſchwellenden Gedanken. Zu Tauſend und Tauſend drängen ſich raſche Ideen, die nichts gemein haben mit des Pöbels Träumen, ſchnell dem ſchöpferiſchen Auge des Geiſtes vorüber.

Und eben ſo ſchnell ſteigen die verwandten Leidenſchaften auf, eben ſo mannigfaltig, und eben ſo hoch: Andacht, bis zum Entzücken emporgehoben, und zu göttlichem Erſtaunen; gränzenloſe Liebe für die Natur, beſonders für die Menſchheit; der große, ehrgeizige Wunſch, ſie glücklich zu machen; der Seufzer um leidendes Verdienſt, in Dunkel verloren; die edle Verachtung des Tyrannenſtolzes; der furchtloſe, große Entſchluß; die Bewunderung des ſterbenden Patrioten, den noch die ſpäteſte Zeit zu Ruhm begeiſtert; das erwachte Schlagen des Herzens für Tugend und Nachruhm; die Sympathien der Liebe und der theuern Freundſchaft, und alle die geſelligen Regungen des Herzens.

O ſo geleitet mich denn zu den weit umlaubenden Schatten, zu dämmernden Hainen und träumeriſchen Thälern, zu Thränengrotten, in prophetiſches Dunkel, wo Engelgeſtalten quer durch die feierliche Nacht ſchrecklich ſchweben, oder vorüberzugleiten ſcheinen, und mehr als menſchliche Stimmen, durch die Leere tief tönend, des begeiſterten Ohres ſich bemächtigen! Oder iſt dieſes Dunkel zu dicht, dann führet mich, ihr Mächte, ihr Schützer jener Land- und Gartenſitze, welche durch das fröhliche Land in zahlloſer Menge das geſegnete Britannien ſchimmern ſieht;

oder führet mich zu den weit geſtreckten Gängen, zum ſchönen majeſtätiſchen Paradieſe von Stowe! Der Perſer Cyrus ſah an Joniens Geſtaden ſo ländliche Scenen nie, nie ſo mannigfaltige Kunſt, vom Geiſte beſeelt, nie ſo glühenden Geiſt, bezähmt von kühlender, verſtändiger Kunſt, daß im Wettſtreite ſelbſt die allſchöne Natur zu unterliegen fürchtet. Und dort, o Pitt! du, deines Vaterlandes früher Stolz, laß mich unter den beſchirmten Anhöhen ruhen, oder in jenem Tempel, wo du in künftigen Zeiten wohl einen vorzüglichen Namen verdienen wirſt, und durch deinen Umgang beſeliget, das letzte Lächeln des Herbſtes hinnehmen, das über die falben Wälder ſtrahlet. Während ich dort mit dir das Zauberrund durchwalle, dieſe geregelte Wildniß, wird die frohe Phantaſie in Gedanken die Haine der Attiſchen Gefilde betreten, nach deinem bewährten Geſchmacke ihren eigenen verfeinern, und ihre Pinſel nach der reinſten Wahrheit der Natur berichtigen, oder, die leidenſchaftlichen Schatten verlaſſend, ihn zur Menſchenſeele erheben. Oder wenn ſie einſt, mit geübterer Hand, eine tragiſche Scene ſchildern wollte, dann belehre du ſie, die verſchiedenen Regungen des Herzens zu zeichnen, was jeder Charakter ſchicklich fordert, und jede Leidenſchaft ſpricht. O hauche durch ihre Lieder deine rührende Beredſamkeit, die den aufmerkſamen Senat erweichet, entzündet, überredet, hinreißt, des redlichen Eifers entrüſtete Blitze wirft, und die Beſtechung auf ihrem feilen Throne erſchüttert. Während wir ſo ſprechen, und durch Elyſiſche Thäler freudvoll ſtreifen, entſchlüpft mir vielleicht ein Seufzer: Wie Schade, Cobham! daß du deine grünen Zeilen geordneter Bäume hier ruhmlos reihen ſollteſt, ſtatt auf dem Felde die flammenden Geſchwader, und das lange, ſchlagfertige Heer! Zu einer Zeit, da der ſtolze Feind, der treuloſe, eitle Ruheſtörer der Menſchheit, der beſchimpfende Gallier die Welt zum Kriege entflammt, da, noch einmal ernſt in ihre Grenzen zu treiben, dieſe geglätteten Räuber, dieſe ehrſüchtigen Sclaven, die brittiſche Jugend deinen weiſen Oberbefehl, deine gemäßigte Glut, und deine Veteranen-Erfahrung ſegnen würde.

Die weſtliche Sonne entführt den abgekürzten Tag, und der feuchte Abend, über den Himmel gleitend, drängt auf ſeinem freſtigen Zuge die verdichteten Dünſte auf die Erde herab. Wo kriechende Gewäſſer ablaufen, wo Moräſte ſtocken, wo Flüſſe ſich krümmen, ballen ſich rollende Nebel, und ſchwimmen längs der düſter umhüllten Heide. Unterdeſſen bricht der vollſcheibige Mond durch die zerſtreuten Wolken hervor, und zeigt ſein breites Antlitz im carmoſinrothen Oſten. Seine fleckige Scheibe, wo Berge emporſteigen, Schattenthäler und tiefe Höhlen ſich ſenken, wie es optiſche Sehrohre entdecken, eine kleinere Erde, der Sonne gerade zugewandt, aber leer von ihrer Flamme, giebt ihr Licht zurück, und ſtrömet einen ſanften Tag. Bald ſcheint ſie durch wanderndes Gewölk ſich zu bücken, bald hoch in reiner Himmelsbläue zu wiegen. Weit umher woget eine blaſſe Ueberſchwemmung, und ſtrömet über die luftigen Berge in das ſchattige Thal hinab; indeß Felſen und Fluthen den zitternden Strahl zurückwerfen, und die ganze Luft weiß vom grenzenloſen Strome der Silberſtrahlung rings die Welt umwoget. Aber wenn ihr halbverglimmendes Licht, am Himmel erbleichend, dem Feuer der Sterne mit ſchärferem Glanze durch die Tiefe des Himmels zu brennen vergönnet, oder die erſtorbene Scheibe ganz ausgelöſcht und kaum mehr ſichtbar erſcheint, ein kränklich ſtrahlenloſes Weiß, ſchießet oft in dieſer Jahreszeit ſchweigend aus Norden eine Lohe von Meteoren auf; zuerſt die niedern Lüfte durchſchweifend, dann wenden ſie alle mit einemmale hoch zur Krone des Himmels ſich hinauf; ſchnell ſallen ſie alle zugleich, und ſteigen eben ſo ſchnell, miſchen und durchkreuzen, erlöſchen und erneuern ſich, den ganzen Aether im Flammenlabyrinthe durchjagend.

Von Blick zu Blick läuft anſteckend durch den Haufen die paniſche Furcht, und bildet die Erſcheinung zu wunderſamen Geſtalten aus: Kriegsheere in völliger Schlachtordnung, ſtarrend von ätheriſchen Lanzen und feurigen Roſſen, bis die langen Reihen des ausgedehnten Treffens in blutiger Schlacht ſich vermiſchen, und die Blutwogen in grauſer Metzelei durch die Himmelsräume ſtrömen. Indem ſie ſo das Luftgeſicht deuten, läuft durch ihre Reihen ein endloſes abergläubiſches Flüſtern, und geſchäftiger Aberwitz ſchwätzt von Blut und Schlacht, von zerſtörten Städten, die unlängſt nächtlich in verſchlingenden Erdbeben verſanken, oder gräßlich von wildauflodernder Flamme umhüllet wurden; von bleichem Hunger, Ueberſchwemmung, Sturm, Peſt und jedem großen Unheile; von umgeſtürzten Reichen, wenn des herrſchenden Schickſales unabwendbare Stunde geſchlagen; ſelbſt die Natur, in ihrem Wahne, ſchwindelt am Rande der Zeit. Nicht ſo der Mann von philoſophiſchem Auge und weiſer Einſicht, der den wogenden Schimmer ſorgfältig überſchauer, prüfend die noch unerforſchten Urſachen und Stoffe einer ſo ſchönen und neuen Erſcheinung zu ergründen.

Tief und düſter beginnt nun die Nacht herabzuſinken, ein unermeßlicher Schatten. In verlöſchendes Dunkel ſind hehr und herrlich Himmel und Erde eingehüllt. Die Ordnung liegt verworren, alle Schönheit leer, aller Unterſchied aufgehoben; die heitere Mannigfaltigkeit ein allgemeiner Fleck; ſo hold iſt die Kraft des Lichtes, das Ganze zu entzünden und zu erſchaffen. Schrecklich iſt die Lage des nachtereilten Armen, der ſcheu durch die Finſterniß wandelt, voll bleicher Phantaſien und ungeheurer Chimären, von keinem einzigen leitenden Strahle beſucht, aus der Hütte oder dem hohen Saale glimmend. Indem er ungeduldig fortſtolpert, mag vielleicht, aus den Wurzeln ſchlammiger Binſen entſprungen, das Irrlicht ſich blau umher zerſtreuen, oder geſammelt einen Feuerſchweif über das Moos ſchleppen; verlockt von der gaukelnden Flamme, die bald erliſcht, bald wieder auffährt, ſinken Roß und Reiter mitten in des Sumpfes Schlund hinab, indeß immer, von Tag zu Tag, ſein gramvolles Weib, die jammernden Kinder, ſeiner Rückkunft harren, in wilde Ahndungen verloren.

Zuweilen, vom beſſern Genius der Nacht geſendet, ſitzt das Meteor, unſchädlich glimmend, auf des Roſſes Mähne, und weiſet den ſchmalen Pfad, der zwiſchen Todesklüften ſich hindurchwindet, oder lehret ihn, wie er die gefährliche Furth durchziehen müſſe.

Iſt die verlängerte Nacht zerronnen, ſo bricht heiter der Morgen an, in ſeiner ganzen Thauverklärung leuchtend, ſchön entfaltend den letzten Herbſttag. Die entſteigende Sonne treibet jetzt die Nebel fort; der ſtarre Reif ſchmilzt an ihrem Strahle, und an jedem Reischen, an jedem Grashalme, funkeln rund umher Myriaden von Thautropfen.

O ſchau dorthin, wo beraubt und gemordet, in jenem Graben immer ſchwellend noch, der Bienenſtock liegt. Entwendet ward er im Abenddunkel der ſchuldverhehlenden Nacht, und über Schwefeldampf geſtellt, während, nicht träumend dieß, das glückliche Volk in ſeinen Wachszellen für das Wohl des Staates ſorget, und Erſparungspläne für den armen Winter berathet, erfreuet, von reichen Schätzen rings umfloſſen ſich zu ſehen. Plötzlich ſteigt ein ſchwarzer Qualm erſtickend auf, und an mildern Duft gewohnt, taumelt das zarte Geſchlecht bei Tauſenden aus ſeinen Honigzellen, überwälzend und im Staube mit dem Tode ringend. War es darum, daß ihr im Frühlinge ſo ämſig von Blume zu Blume ſummtet? Habt ihr deßwegen ſo raſtlos in brennender Sonnenhitze gearbeitet? Habt ihr darum nur im Herbſte die Blumenheiden durchſchwärmt, und keinen Sonnenblick verſäumt? Um ſo trauriges Geſchick? O Menſch! du tyranniſcher Herr! wie lange, wie lange ſoll die mißhandelte Natur unter deiner Wuth ächzen, der Befreiung harrend? Mußt du Verbindlichkeit mit Zerſtörung löſen? Kannſt du ihre ambroſiſche Speiſe nicht borgen, und in gerechter Vergeltung ihnen Schirm gegen Winterſtürme gewähren? Oder wenn die Strenge des Jahres drücket, an einem heitern Tage mit ihrem Eigenthume ſie bewirthen? Sieh, wie der ſteinige Grund ihrer Stadt ſo wild und öde liegt; wie hie und da ein hülfloſes Häufchen, das den zerſtörten Staat überlebet, matt wimmelt, dem Tode überliefert! So wird eine ſtolze, volkreiche und wohlhabende Stadt, voll von Friedenswerken, mitten im Taumel eines Feſtes, bei dem Schauſpiele oder in Schlummer verſunken (was kürzlich dein Verhängniß war, Palermo!) von einer ſchrecklichen Erderſchütterung ergriffen, und taumelt krampfhaft ſchwankend, in Dampf gehüllt, aus dem ſchwarzen Fundament gerüttelt, in einen Abgrund blauer Schwefelflamme.

Doch weg mit jedem widrigen Bilde, denn nun wird der Tag, über Himmel und Erde ausgegoſſen, warm und hoch, ein unendlicher Schimmer, weithin alles umhüllend! Wie ſtill der Zephyr, nur daß er noch die häutigen Fäden des verdünſteten Thaues von der Ebene ſtreifet! Wie klar der wolkenloſe Himmel, wie tief gefärbt mit ſeinem eigenen Blau! Wie unermeßlich ausgeſpannt der ätheriſche Bogen! Wie ſo fröhlich mitten im Azur deſſelben thronet die ſtrahlende Sonne! Wie ruhig unten die vergoldete Erde! Die Ernteſchätze ſind nun alle eingeſammelt, der Wuth der Stürme entzogen, dem Landmanne geſichert; der umſchließende Zaun iſt verſperret, und des nahen Winters höchſter Wuth Trotz geboten. Feſtlicher Wonne hingegeben, lacht die Dorfſchaft ringsum mit der lauten Herzlichkeit der Freude, und überläßt dem Winde ihre Sorgen. Der mühgeſtählte Jüngling, einzig nur vom lebendigen Gefühle für Muſik belehrt, ſpringt wild=anmuthig ſeinen heitern Tanz. Die geprieſene Schöne des Dorfes, voll Liebreiz, jung, muthwillig, warm, an angeborener Schönheit reich, ſtrahlet inhaltvolle Blicke um ſich her, und wo ihr Auge ein beifälliges

Lächeln weiſet, klappert der Stock, und die Ringer umſchlingen ſich mit verdoppelter Kraft. Auch das Alter drängt ſich hervor, und erzählt geſchwätzig ſeine Jugendthaten. So freuen ſie ſich, und denken nicht, daß mit der Morgenſonne die jährliche Arbeit wieder den unaufhörlichen Kreislauf beginne.

O kennte er nur ſein Glück, der Seligſte der Menſchen, der fern vom Weltgetümmel, tief im Thale, mit wenigen Erleſenen zurückgezogen, die reinen Wonnen des Landlebens trinket! Wie wenig vermißt er den Pallaſt, deſſen ſtolzes Portal an jedem Morgen einen kriechenden Haufen betrügender und abwechſelnd betrogener Schmeichler ausſpeit!

Schnödes Gewerke! Was kümmert's ihn, daß kein ſchimmerndes Gewand von jeder Farbe, die der Widerſchein geben kann, leicht flatternd, oder von dichtem Gold ſtarrend, der Thoren Stolz und Staunen, ihn drücket? Daß, von fernen Ländern und Meeren herbeigeſchafft, für ihn nicht jedes ſeltene Leben dienſtbar blutet, und ſeine unerſättliche Tafel mit Ueppigkeit und Tod überſtrömet? Daß kein köſtlicher Saft in ſeinem Becher blinket, und daß er nicht, auf das Lager hingeſunken, oft mit frohſcheinender Unruhe, die Nacht hindurch ſich umherwälzt, oder die gedankenloſen Stunden in eitlem

Gepränge verbringet? Daß er die eingebildeten Freuden nicht kennt, die den Gecken immer ergößen, immer täuſchen, im Antlitze Wonne, im Herzen Pein, deren müßige Augenblicke alle wonneleer ſind? Ein ſicherer Friede iſt ſein, ein wahres Leben, der Vereitlung entfrembet, und trügeriſcher Hoffnung, an Zufriedenheit reich, und reich durch die Güte der Natur an Kräutern und Früchten; was immer der Frühling begrünet, wenn der Himmel in Regenſchauern niederthauet, was die Aeſte beuget, wenn ſie der Sommer röthet, der Herbſt umſtrahlet, oder in des Winters Scholle verborgen liegt, und vom reicheſten Safte triefet, — dieß alles gebricht ihm nicht; nicht milbreiche Heerden, üppig hingeſtreuet im ganzen brüllenden Thale; nicht umblökte Berge, nicht das Rieſeln der Bäche, und das Summen der Bienen, das den ruhigen Schlaf in die ſchuldloſe Bruſt locket, im Schatten, oder frei gelagert zwiſchen duftenden Hecken, noch ſonſt irgend etwas von Ausſicht, Waldung, oder Geſang, von dunklen Grotten, blinkenden Seen und klaren Quellen. Hier auch wohnet einfache Wahrheit, offene Unſchuld, unbefleckte Schönheit, geſunde unverdorbene Jugend, geduldig zur Arbeit, mit Wenigem zufrieden, immer blühende Geſundheit, unehrſüchtige Geſchäftigkeit, ſtille Betrachtung, und dichteriſche Ruhe.

Laß andere der Fluth gewinnſuchend Trotz bieten, und freudenloſe Monden lang die dunklen Wogen peitſchen. Laß jene, nach deren Meinung Zerſtörung Ruhm, ins Blut ſich ſtürzen, Städte zu verheeren ſuchen, ungerührt, jauchzend bei dem Wehklagen der Wittwe, bei dem Angſtſchrei der Jungfrauen, und bei des Säuglings zitterndem Wimmern. Laß Einige ferne vom heimathlichen Lande, von Mangel oder hartem Geize geſpornt, andere Länder unter andern Sonnen entdecken. Laß dieſe durch Städte den mühſamen Pfad ſich bahnen, dem bei geſetzlicher Schädigung und eingeführtem Betruge das geſellige Gefühl erliſcht; und jener bringe toll aufrühreriſche Horden in Gährung, oder ſchmelze ſie in Sclaverei hinab. Laß andere den Unglücklichen in die Schlingen des Geſetzes verſtricken, Zwietracht nährend, das Recht verwirrend, ein eiſernes Gezücht, und jene von ſchönerer Stirne, doch von gleicher Unmenſchlichkeit, an Höfen, an bethörendem Prunke und finſtern Kabalen ſich ergötzen, tief bückend ſich winden, ein lügendes Lächeln erkünſtelnd, und durch des Staates ermüdende Krümmungen drehen, indeß er frei von allen den ſtürmiſchen Leidenſchaften, die den raſtloſen Menſchen verwickeln, in ſicherer Ferne, das menſchliche Gewitter toſen hört, aber nur hört, dicht eingehüllt in das Bewußtſeyn des innern Friedens. Der Fall der Könige, das Raſen der Völker, und der Umſturz der Staaten, erreichen den Mann nicht, welcher, der Welt entronnen, in ſtiller Zurückgezogenheit, in blumenreicher Einöde, dem Rufe der Natur lauſchet, von Mond zu Mond, von Tag zu Tag, im Kreislaufe ſeiner Jahre, bewundernd ſie in jeglicher Geſtalt erblickt, alle ihre ſüßen Regungen in ſeinem Herzen fühlet, der empfängt, was ſie freigebig ſpendet, und an mehr nicht denkt. Wenn der junge Lenz die ſchwellenden Keime dehnet, bemerket er das erſte Knospen, ſauget er den heilſamen Lebensodem in ſein friſches Herz; ihre frohen Stunden gewähren ihm vollen Genuß; keine Schönheit blüht, keine aufgehende Blume duftet für ihn vergebens. Im Sommer, im lebendigen Schatten, ſo wie er das kalte Tempe oder den kühlen Hämus zu umwehen pflegte, lieſt er, was die Muſe von dieſen vielleicht in unſterblichen Verſen ſang, oder er ſchreibt, was ſie eingiebt, und erfreuet ſich, oft umher blickend, des kräftigen Jahres. Wenn des Herbſtes falber Schimmer die Welt vergoldet, und den Landmann mit der

Sichel auf die Fluren locket, dehnt ſich ſein Herz, voll der allgemeinen Luſt, in ſüßen Schlägen, und ſinget, durch die lauen Strahlen tief ſinnend, ſein beſtes Lied. Selbſt der wilde Winter iſt für ihn ſegensvoll. Der gewaltige Sturm, und die graue Verödung, plötzlich über die tiefbegrabene Erde verbreitet, wecken zu feierlichen Gedanken. Der Himmel, zur Nachtzeit aufgeſchloſſen, und leuchtend von hellem Froſte, ſtrahlet jeglichen Schimmer in ſein entzücktes Auge. Ein Freund, ein Buch, bemeiſtern ſich der fliehenden Stunden, und wenden ſie der Weisheit zu.

Auf raſchen Schwingen trägt die Phantaſie ihn über Land und Meer, oder die Wahrheit, die in ſeinem Gemüthe göttlich taget, erhöht ſein ganzes Weſen, und entfaltet ſeine Kräfte, oder Heldentugend entglüht in ſeiner Bruſt. Auch das Rührende der Verwandtſchaft und Liebe fühlet er; das beſcheidene Auge, deſſen Strahl ihm allein ſo entzückend lächelt; das holde, gierige Umſchlingen plaudernder Kinder, die ſeinen Nacken umklammern, und wetteifernd ihm zu gefallen, das zärtliche Vaterherz hervorlocken. Keinen frohen Einfall, Erheiterung, Tanz oder Geſang verſchmähet er ſtörriſch; denn Glückſeligkeit und ächte Lebensweisheit ſind immer geſelliger und frohmüthiger Art. Dieß iſt das Leben, das der ſchuldumſtrickte verirrte Städter niemals kennt; das Leben, das im Frühlinge unverderbter Zeiten geführet wurde, da Engel noch, und Gott ſelbſt, unter den Menſchen wohnten!

O Natur, Allgenügende, über Alles! Bereichere mich mit der Kenntniß deiner Werke! Trage mich zum Himmel empor! Zeige mir deine vollendeten Wunder, Welten über Welten, in unendlicher Ausdehnung verſchwenderiſch hingeſtreuet über die unermeßliche Bläue; ihre Bewegungen, Umläufe und Geſetze laß mich erſpähen; durch die aufgeſchloſſenen Tiefen leite meinen blinden Pfad, zu den Erzſchichten dort, dann zur blühenden Pflanzenwelt, von hier zum ſteigenden, mehr verwickelten Thierſyſtem, und höher immer zum Geiſte empor, zum mannigfaltigen Scenenſpiel ſchnell gebildeter Gedanken, und wo der Leidenſchaften Gemiſch ſich endlos verändert! Oeffne du dieß für immer meinem entzückten Auge, ein Forſchen, das die Flucht der Zeit niemals erſchöpfen kann! Doch wenn mir dieß zu hoch iſt, und das träge ſtürmende Blut meines Herzens mir dieſen beſten Ehrgeiz verſaget, o dann laß mich unter umſchließenden Schatten ruhmlos hingelagert, am niedern Bache ruhen, und lisple in meine Träume! Von dir beginne, bei dir verweile, mit dir ſchließe mein Geſang, und laß nie, nie von dir mich ſcheiden!

Anmerkungen.

Der Herbſt.

Das doriſche Rohr.) Die Muſik der Alten hatte verſchiedene charakteriſche Tonarten: die Lydiſche, Joniſche, Phrygiſche, Doriſche u. ſ. w. Die Doriſche Tonart bezeichnete das Ernſte, Männliche.

Gegen den Räuber eurer Hürden.) Den Fuchs.

Trophäen.) Siegeszeichen, bei den alten Griechen aus erbeuteten Waffen errichtet.

Centauren.) Ein theſſaliſches kriegeriſches Volk, ſtets zu Pferde, daher die Fabel, daß ſie halb Menſchen halb Pferde geweſen.

Der braune Oktober.) Wahrſcheinlich eine Art Bier.

Divan.) Eigentlich: der türkiſche geheime Staatsrath, der alle Sonntage und Mittwochen im Innern des Serails unter dem Vorſitze des Großveziers gehalten wird, wobei dieſer die Sache vorträgt, die Stimmen ſammelt, und dem Großherrn zur Entſcheidung Bericht erſtattet.

Poren.) Die kleinen Oeffnungen und Zwiſchenräume, die an allen körperlichen Dingen, ſo auch am Obſte bemerkt werden.

Cyder.) Obſtwein.

Philipps.) Verfaſſer eines ökonomiſchen Lehrgedichtes über den Cyder.

Der zweite, der in reimentfeſſelten Verſen ꝛc.) Man hält Milton für den erſten, der reimlos dichtete, obgleich ſchon Shakespeare vor ihm in ſeinen Trauerſpielen reimloſe Jamben anwendet.

Siluriens Fäſſern.) Silurien, ein Gebiet in der Gegend des jetzigen Herfords.

Dorſet.) Dieſe Landſchaft iſt vorzüglich wegen der Maſtbäume und der vortrefflichen Wolle berühmt, die ſie liefert.

Deukalions Fluthenzeiten.) Eine Fluth, wodurch Jupiter das erſte Menſchengeſchlecht vertilgte, ließ nur zwei Menſchen am Leben: Deukalion und Pyrrha.

Taurus.) Gebirg, das Aſien durchſchneidet.

Imaus.) Ein Theil des tauriſchen Gebirgs.

Olymp.) Ein Berg in Theſſalien.

Hämus.) Gebirg in Thrazien.

Dofrins Hügeln.) Eigentlich: Dovrefield, eine Bergkette zwiſchen dem Amte Dronthein und dem Stifte Aggerhuus.

Scandinavien.) Dänemark, Norwegen und Schweden.

Caucaſus.) Gebirg in Aſien.

Euxin.) Das ſchwarze Meer.

Im kaspiſchen Meere.) In Aſien.

Riphäiſchen Felſen.) Die Ruſſen nennen das Riphäiſche Gebirge: Weliki Camenypoys, d. i. den groſſen Steingürtel, in der Vorausſetzung, daß es die ganze Erde umfaſſe.

Mondesbergen.) Eine Gebirgskette in Afrika, welche beinahe ganz Monomotapa umzieht.

Andes.) Gebirgskette in Südamerika.

Hebriden.) Eine Inſelgruppe an der Weſtſeite von Schottland.

Caledonien.) Schottlands nördlicher Theil.

Tweed.) Trennt England von Schottland.

Orka und Betubium.) Berge daſelbſt.

Wallace.) Ein junger Edelmann, trieb als Volksanführer die Engländer aus Schottland, wurde bei der Wiedereroberung Eduard I. verrätheriſch ausgeliefert, und im Jahre 1303 mit den ausgeſuchteſten Martern hingerichtet. Der franzöſiſche Ueberſetzer heißt ihn in einer Note: Un des généraux des Ecossois rebelles sous Charles II.

Die ſchimmernden, beſloßten Schaaren.) Heringe.

Stowe.) Voll von reizenden Naturanlagen, vom engliſchen Kunſtgärtner Kent zu einem der prächtigſten Gärten Englands erhoben; der Sitz des Lords Viscount, Cobham.

Jonien.) Ein Strich Landes an der Küſte von Kleinaſien.

In jenem Tempel ꝛc.) Der Tempel der Tugend in Stowe-Garten.

Meteore.) Lufterſcheinungen.

Die paniſche Furcht.) Irgend ein verdächtiger Laut in nächtlicher Stille, oder vom einſamen Ufer her, wurde dem Waldgotte Pan zugeſchrieben.

Palermo.) Durch das furchtbare Erdbeben im Jahre 1726.

Der Pallaſt, deſſen ſtolzes Portal ꝛc.) Dieſe hungrigen Hofmacher ſind ſchon aus Virgils Zeiten bekannt.

Tempe.) Ein reizendes Thal in Theſſalien, gebildet von den Gebirgen Olympus und Oſſe.

J. Thomsons

Jahreszeiten.

Aus dem Engliſchen neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Viertes Bändchen.

Mit erläuternden Anmerkungen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

Univ. Bibl.
München

Der Winter.

Inhalt.

Der Stoff wird vorgelegt. Zueignung an den Grafen von **Wilmington**. Erſtes Annähern des Winters. Verſchiedene Stürme, dem natürlichen Laufe der Jahreszeit gemäß, werden geſchildert. Regen. Wind. Schnee. Schneeanhäufungen. Ein Mann, der darin umkommt. Betrachtungen über die Gebrechen und Trübſale des menſchlichen Lebens. Die von den Alpen und Apenninen herabſteigenden Wölfe. Schilderung eines Winterabends, verlebt von Philoſophen, vom Landvolke, in der Stadt. Der Froſt. Ein Blick auf den Winter des Polarkreiſes. Thauwetter. Das Ganze ſchließt mit moraliſchen Betrachtungen über einen künftigen Zuſtand.

Sieh, der Winter kommt, das veränderte Jahr zu beherrſchen, düſter und ſchwermüthig, mit ſeinem ſchwellenden Gefolge von Dünſten, Wolken und Stürmen. Dieſe ſeyen mein Stoff, dieſe, welche die Seele zu feierlichen Gedanken und himmliſchem Sinnen erheben. Willkommen, verwandtes Dunkel, verwandte Schrecken, Heil euch! Mit oft wiederkehrendem Fuße hab' ich vergnügt, am heitern Morgen meines Lebens, da ich in ſorgenloſer Einſamkeit erzogen lebte, und von der Natur mit unaufhörlicher Luſt ſang, dein rauhes Gebiet entzückt durchwallet, den jungfräulich reinen Schnee, rein, wie ich ſelbſt, habe das Brauſen der Winde gehört, und den Sturz der Ströme, oder das tief gährende Ungewitter geſehen, am grauſen Abendhimmel gebrauet! So entſchwand die Zeit, bis der fröhliche Lenz aus den lichten Hallen des Südens lächelnd hervorſchaute.

Thomſon IV.

Dir nun, dem Beſchützer ihres erſten Verſuches, o Wilmington! erneuert die Muſe ihr Lied! Seitdem umflog ſie das rollende Jahr, berührte den heitern Frühling; von Adlerſchwingen getragen, wagte ſie über des Sommers Lohe emporzuſchweben, dann über den Herbſt mit ſchattigen Lüftchen zu ſchweifen, und nun verſucht ſie wieder unter den Wolken des Winters, im doppelten Sturme dahergerollt, aufwarts zu ſteigen, ihre Töne mit rauſchenden Winden zu ſchwellen, und ihren hallenden Tonfall nach den Fluthen zu ſtimmen, ihre Verſe, großartig-wild, wie ihr Stoff. Dreimal glücklich, könnte ſie dein prüfend Ohr mit kühnen Bildern, und männlichen Gedanken füllen! Du biſt nicht bloß in hohen Entwürfen erfahren, und wie ein mächtiges Volk gedeihe, ſondern von eben ſo großer Güte, vollkommener Rechtſchaffenheit, eine feſte, unerſchütterliche, unverdorbene Seele, mitten in ſchlüpferiger Zeit, ein ſtark glühender, für des Vaterlandes Wohl nicht eitel aufblitzender, ſtandhafter, edel-freier Geiſt; dieſe, eines das andere verſchönernd, erheben den Staatsmann zum Patrioten; ſie lenken die Hoffnung und das Auge des Volkes zu dir empor, und gebieten der Muſe zu melden, was ſelbſt der Neid nicht Schmeichelei zu nennen wagt.

Wenn nun das freudenleere Luftreich der Centaurſchütze dem Steinbocke überläßt, und der wilde Waſſermann das umgewälzte Jahr entſtellt, hängt die Sonne über des Himmels fernſtem Rande, und ſtrömet den unmuthigen Tag nur ſpärlich durch den Aether. Schwach iſt ihr Schimmer, und wirkungslos ſchießen ihre ringenden Strahlen in wagerechten Streifen durch die dicke Luft: in Sturmwolken gehüllt, matt, bleich und breit, umgürtet ſie den ſüdlichen Himmel, entſinkt bald, und überläßt der langen dunkeln, alles weit umſchattenden Nacht, die hingeſtreckte Welt. Nicht unerwünſcht iſt die Nacht, weil beſeelende Wärme, Licht, Leben und Luſt den zweifelhaften Tag verlaſſen. Indeß in ſchwarzer Umgürtung, verhüllen weite Schatten, tiefgefärbt und dumpſig, und aufgehäufte Wolken, und das ganze trübe Gedünſt des Himmels, das Antlitz der Dinge. So ſinket der Winter, ein ſchweres, beklemmendes Dunkel, auf die Welt herab, ſtrömet bösartigen Einfluß durch die Natur, und ſtört die Keime ſchwarzer Krankheit auf. Die Seele des Menſchen erliegt ihm, des Lebens überdrüßig, von mehr als melancholiſchen Bildern finſter durchzogen. Das Vieh ermattet, und über das befurchete Land, noch friſch vom Pfluge, ſtreifen ungehütet die dunkeln entfärbten

Schafe hin, und rupfen ſtärkende Wurzeln ab. Die Wälder und ſumpfigen Moore entlang, ſeufzet der bleiche Geiſt des nahenden Sturmes, und aufwärts zwiſchen abgeriſſenen Klippen, und wildgebrochenen Bergen, ſenden die toſenden Ströme und Geklüfte, deutungsvoll, ein hohles Geächze, lang wiederhallend im horchenden Ohre der Phantaſie. Dann kommt der Vater des Ungewitters hervor, in ſchwarzes Dunkel gehüllt. Zuerſt treiben freudenleere trübe Regen andere mit faulen Dünſten gemiſchten Himmel hin, ſtürzen auf der Berge Stirne, und erſchüttern die Wälder, die murrend unten ſchwanken. Die entſtellte Flur liegt in brauner Ueberſchwemmung; die tief ſinkenden Wolken gießen Fluthen auf Fluthen, unerſchöpft ſich immer wieder vereinend, und überziehen, zu einer Nacht ſich vertiefend, des Tages ſchönes Antlitz. Die Wanderer des Himmels flüchten, jeder in ſeine Heimath, außer jenen, die in der trüben Luft ihren Zeitvertreib zu wählen lieben, oder über den grübchenvollen Teich flatternd ſtreifen. Das Vieh kehret zurück von der unberührten Trift, und verlangt mit verſtändigem Gebrüll nach dem gewohnten Stalle, oder wiederkäuet im nahen Schatten. Dahin drängt ſich das Hausgeflügel, der kammgeſchmückte Hahn mit ſeinem ganzen Weibergefolge, ſinnend und triefend, indeß der Knecht der wohlthuenden Flamme näher rückt, und märchenreich ſeine ſchlichten Streiche erzählt; er plaudert und lacht viel, und achtet den Sturm nicht, der drauſſen tobt, und auf ſeinem niedern Dache raſſelt.

Hoch über dem Rande, von manchem Sturme geſchwellt, und über die gemiſchten Trümmer ſeiner Geſtade gebreitet, ergießt ſich endlich der empörte Bach; unwiderſtehlich, brüllend, grauenvoll, ſtürzt er vom ſchroffen Gebirge herab, und aus der mooſigen Wüſte, taumelnd durch abgeriſſene Felſenſtücke, und fernhin ſchallend; dann breitet er ſich über das ſandige Thal fließend aus, geruhig, träg und ſtill, bricht, zwiſchen zwei ſich begegnenden Hügeln eingezwängt, ſich einen Weg, wo Felſen und Wälder über den trüben Strom hängen; dort dreifache Stärke ſammelnd, reißend und tief auch, kocht er und wälzt ſich, und ſchäumet, und donnert hindurch.

Natur! große Mutter! deren nie ermüdende Hand die Zeiten des wechſelreichen Jahres rollt, wie gewaltig, wie majeſtätiſch ſind deine Werke! Mit welchem Wonneſchauer ſchwellen ſie die Seele, die erſtaunet ſieht, und erſtaunet ſingt! Doch auch zu euch, ihr Winde, die ihr nun zu wehen beginnet, im ungeſtümen Zuge, zu euch erheb' ich meine Stimme.

Wo ſind eure Vorrathkammern, ihr gewaltigen Weſen? Sagt, wo ſind eure Luftbehälter aufbewahret, die brütenden Schrecken des Sturmes zu vergrößern? In welcher fern entlegenen Himmelsgegend, gewiegt in tiefes Schweigen, ſchimmert ihr, wenn es ſtill iſt?

Wenn vom bleichen Horizonte die Sonne ſinket, von manchem Flecken gefärbt, der über ihre glänzende Scheibe unſtät irret; dann beginnen rothe Flammenſtreifen ringsumher zu fluthen. Die taumelnden Wolken ſchwanken mit ihrer Schwindellaſt, als zweifelten ſie noch, welchem Meiſter ſie gehorchen ſollten, indeß langſam ſich der blaſſe Mond erhebt, blank, im bleifarbenen Oſten, mit einem trüben Ringe um ſeine ſtumpfen Hörner. Durch die trübwogende Luft ſieht man den dumpfigen Sternen ein zitterndes Licht entglimmen; oft auch ſcheinen ſie quer durch das Dunkel zu ſchießen, und lange hinterher die weißliche Lohe zu ſchleppen. In kurzen Wirbeln gehaſcht, ſpielt das verwelkte Laub, und tanzend woget die Feder auf der Fluth. Mit weit geöffneten, zur Höhe gekehrten Nüſtern, ſchnaubet die junge Kuh vorahnend die Sturmluft ein. So auch, wenn das Mütterchen bei der nächtlichen Arbeit ämſig ſtill den Flachsfaden ſpinnet, ſagen die träufelnde Kerze und die kniſternde Flamme das Wetter voraus. Beſonders das Federvolk, die Bewohner der Luft, verkünden ſeine Veränderungen. Den Dünen entweichend, wo ſie den Tag hindurch ihr ſpärliches Futter pickten, ſucht ein ſchwärzlicher Zug lärmender Krähen dicht gedrängt im trägen Fluge, den verbergenden Schirm des Haines; ämſig in ſeinem Dickicht müht ſich der heulende Uhu ab, mit ſeinen ſchauerlichen Tönen. Der Waſſerrabe rädelt aus dem Meere ſich hoch empor, und kreiſchet durch das Land. Laut ſchreiet der ſteigende Reiher, und mit wilden Schwingen theilet die kreiſende Mewe das flockichte Gewölk. Der Ocean, ungleich gedrückt, woget mit gebrochener Fluth und regelloſer Wallung, indeß vom Ufer, zu Höhlen durchklüftet vom ewigen Gewoge, und von den waldumrauſchten Bergen eine Stimme kommt, welche feierlich tönend der Welt gebeut, ſich zu bereiten. Dann bricht der Sturm hervor mit ſchnellem Berſten, und wirft die ganze hingeſtürzte Luft in Einem Strom herab. Auf das weichende Gewäſſer fährt die Gewalt des Aethers, und wühlet mit heftigem Stoſſe die entfärbte Tiefe vom Grunde aus um-Hin durch die ſchwarze, unermeßlich ringsumher gelagerte Nacht, zu Schaum gepeitſcht, ſcheint die wildkämpfende Salzfluth über tauſend ergrimmte Wogen leuchtend hinzulodern, während die Wellen-

Berge bis zu den Wolken im ſchrecklichen Tumult emporgeſchleudert, Woge über Woge, mit entſetzlichem Gebrülle in das Chaos ſtürzen, geankerte Flotten aus ihren Stellen treiben, wild wie die Winde, quer über die heulende Wüſte mächtiger Gewäſſer; nun ſteigen ſie mühſam die gethürmte Woge hinan, und nun ſchießen ſie ungeſtüm in die heimlichen Kammern des Abgrundes hinab, den winterlichen Welt donnernd ober ihrem Haupte. Wieder auftauchend dann, beſchwinget der volle Hauch des Himmels ihren Lauf, und wirft ſie an entlegene Küſten, wenn nur keine Felſenklippe oder eine tückiſche Sandbank ihre Eile bricht, und ſie weit umher in wildfluthende Trümmer ſchleudert.

Nicht minder herrſchet zu Land der entfeſſelte Sturm. Die Berge donnern, und ihre ſtarren Söhne beugen ſich zum Grunde der Felſen, die ſie beſchatten, hinunter. Einſam, am mitternächtlich düſtern Abhange, und angſtdurchbebt, keuchet der wandernde Fremdling, und klimmet, oft fallend, dem Sturme entgegen. Tief herab neigt ſich der wurzeldurchflochtene Forſt, gezwängt, und ſtreut umher, was von ſeiner verblichenen Pracht ihm übrig blieb: herabgeſchmettert und umhergeſtreuet vom unaufhörlichen Toben zerreißender Wiede liegen ſeine gigantiſchen Glieder. So kämpfend durch den wüſten Hain, raſet des Ungewitters Wirbel die Ebene entlang, und ſchüttelt, ſcharfgreifend, das Dach der Strohhütte wie des Herrnhauſes, bis auf den feſten Grund hinab. Hinweggeſchreckt fliehet der Schlaf und einlaßgierig umheult den Felſenpallaſt der wilde Sturm. Dann hört man auch, wie es heißt, durch die ſchwerbeladene Luft, ein gedehntes Stöhnen, gellende Töne, ferne Seufzer, die vom Dämon der, Nacht ausgeſtoſſen, den verfehmten Elenden vor Jammer und Tod warnen. Ungeheurer Aufruhr wüthet weithin. Zuſammengeraffte Wolken ſchießen mit ſchnellentgleitenden Sternen am Himmel hin. Die ganze Natur wanket, bis der König der Natur, der oft einſam mitten im Gewitterdunkel thronet, und auf des Sturmes Flügeln ſchrecklich heiter daher rauſcht, Ruhe winkt; dann verſtummen plötzlich Meer, Erde und Luft.

Noch immer brütet tiefe Mitternacht. Die müden, langſam wallenden Wolken, vereinen ſich zu dichtem Dunkel. Nun da die träge Welt noch ſchlummertrunken liegt, laßt zur ernſten Nacht mich geſellen, und zur Betrachtung, ihrer ſtillen Gefährtin. Laßt mich die läſtigen Sorgen des Tages abſchütteln, und jedes ſtörende Gefühl entfernen. Wo ſeyd ihr nun, ihr lügenden Eitelkeiten des Lebens, mit dem ſtets verlockenden, ſtets täuſchenden Gefolge? Wo ſeyd ihr nun? Und was iſt euer Ziel? Plage, Fehlſchlagen und Nachreue. Trauriger, ſiecher Gedanke! Und doch erhebt ſich der geäffte Menſch, iſt nur erſt eine Scene roher, ungefügter Träumerei und des zerſtörten Schlummers vorüber, immer wieder entſchloſſen, mit neu blühenden Hoffnungen den ſchwindeligen Kreislauf des Lebens zu durchrennen. Vater des Lichtes und Lebens! Du höchſter Gott! O lehre mich, was gut iſt! Dich ſelbſt lehre mich! Bewahre mich vor Thorheit, Eitelkeit und Laſter, vor jedem niedrigen Streben, und nähre meine Seele mit Weisheit, innerem Frieden und reiner Tugend, mit dieſen heiligen, weſentlichen, nimmer welkenden Segnungen!

Die ſchärfern Stürme kommen, und dunkel rauchend ſteigen aus dem ſchwarzgelben Oſten oder dem ſchneidenden Norden dicke Wolken empor, in deren geräumigem Schooße eine Fluth von Dünſten liegt, zu Schnee erſtarrt. Schwer rollen ſie ihre Flockenwelt dahin, und der ſturmgehäufte Himmel trübet ſich. Durch die ruhige Luft ſinkt der weiße Schauer herab, zuerſt dünne wirbelnd, bis zuletzt die Flocken breit und weit und ſchnell fallen, den Tag verdüſternd mit fortdauernder Fluth. Die theuren Gefilde hüllen ſich in ihr Wintergewand vom reinſten Weiß. Alles iſt Schimmer, außer wo der junge Schnee am ſchlängelnden Geſtade ſchmilzt. Die Wälder beugen ihr bereiftes Haupt, und ehe die matte Sonne aus Weſten ihren bleichen Abendſtrahl ſendet, liegt ſchon der Erde weites Antlitz, tief verhüllt und kalt, eine wild blendende Wüſte, die weithin die Werke der Menſchen begräbt. Kopfhängend ſteht der Pflugochſe, mit Schnee überdecket, und fordert die Frucht ſeiner Arbeit. Die Vögel des Himmels, gezähmet von der harten Jahreszeit, drängen ſich um den geworfelten Vorrathshaufen her, und heiſchen die kleine Gabe, worauf die Vorſehung ſie anweiſet. Einer nur, das Rothkehlchen, den Hausgöttern heilig, den wüſten Luftkreis klüglich beachtend, läßt auf freudenleerer Flur, in Dornenhecken, ſeine ſchaudernden Geſpielen, und macht vertraulich dem Menſchen ſeinen jährlichen Beſuch. Halb ſchüchtern klopft es zuerſt an das Fenſter; dann kommt es fröhlich an den warmen Heerd herunter, hüpft über die Vordiele, guckt ſchief nach der lächelnden Familie, und pickt und ſtutzt, und wundert ſich, wo es ſey, bis, wenn es heimlicher wird, die Krümmchen vom Tiſche ſeine zarten Füßchen näher locken. Die futterloſen Wildniſſe ſenden ihre braunen Bewohner fort. Der Haſe, furchtſamen Herzens, umſtellt vom Tode in mancherlei Geſtalten, von dunklen Schlingen und Hunden, und noch mitleidloſern Menſchen, ſucht den Garten, von furchtbeſiegendem Mangel getrieben. Die blökende Heerde ſchaut zum bleichen Himmel empor, dann wieder zum blinkenden Felde, mit Blicken ſtummer Verzweiflung; dann, traurig verſtreut, gräbt ſie nach verwelktem Kraute durch Schneehaufen.

Nun, ihr Schäfer, ſeyd gütig für eure hülfloſen Pfleglinge, betrüget das rauhe Jahr, und füllet ihre Krippen mit Futter zur Genüge; behauſet ſie unter dem Sturme, und hütet ſie genau; denn von dem brüllenden Oſt her rafft oft des Wirbelwindes Schwinge in dieſer Schreckenszeit die Bürde ganzer Winterflächen, plötzlich weit daher webend, fort, und wälzt über die unglücklichen Heerden, in der Höhlung von zwei nachbarlichen Hügeln verſteckt, das wogende Geſtöber, bis aufwärts getrieben das Thal zu einem glänzenden Berge anſchwillt, mit einem Kranze geziert, der hoch zum Himmel ſich kräuſelt.

Wenn ſo der Schnee ſich erhebt, und wild und ungeſtüm der volle Winter durch die verdunkelte Luft herantreibt, dann ſteht auf ſeinen eigenen, loſe überworfenen Feldern, der Landmann betrübt, ſieht andere Hügel emporſteigen, mit unbekannter, freudenloſer Stirne, und andere Gruppen, ſchrecklich anzuſchauen, umſtarren die pfadloſe Ebene. Er findet weder den Bach, noch den Wald, verborgen unter der formloſen Wüſte; fort wandert er vom Hügel in das Thal, und verirrt ſich immer mehr und mehr, ungeduldig watend durch die zuſammengetriebenen Schneehaufen, angeſpornt von Heimathgedanken; die Gedanken an die Heimath zucken durch ſeine Nerven, und fordern ihre Kraft zu manchem vergeblichen Verſuche auf. Wie ſinkt ſeine Seele, welche ſchwarze Verzweiflung, welches Entſetzen ergreift ſein Herz! Wenn er ſtatt des düſtern Fleckens, den Phantaſie ihm als ſeine umbüſchte, ſchneeentſtiegene Hütte mahlte, nur die Mitte der rauhen Wüſte findet, fern von der Bahn, und von dem glücklichen Aufenthalte der Menſchen, indeß unwiderſtehlich um ihn her die Nacht ſich ſchließt, und jeder Sturm, ober ſeinem Haupte heulend, die wilde Wüſte nur noch wilder macht, dann drängen ſich unruhige Bilder in ſeine Seele, von überdeckten Gräben, unergründlichen Tiefen, eine gräßliche Jähe! von betrüglichen Sümpfen, der Gewalt des Froſtes widerſtehend, von ungeheuern, ſchneegeebneten Abgründen, von Land und Waſſer, ihm unerkennbar, von der niemals gefrierenden Quelle im lockern Moraſte, oder im einſamen Teiche, wo der friſche Brunnen aus dem Grunde hervorſprudelt. Dieſe hemmen ſeine furchtſamen Tritte, und er ſinkt unter die Wölbung eines geſtaltloſen Geſtöbers hin, die ganze Bitterkeit des Todes überdenkend, gemiſcht mit dem zärtlichen Angſtgefühl, das die Natur im qualvollen Buſen des ſterbenden Mannes wecket, der ſein Weib, ſeine Kinder, und ſeine Freunde nicht mehr ſehen wird. Umſonſt bereitet ihm ſein ämſiges Weib das hellodernde Feuer, und das warme Kleid; umſonſt gucken ſeine kleinen Kinder in's ſtürmiſche Wetter hinaus, und rufen mit den Thränen kunſtloſer Unſchuld nach ihrem Vater. Ach, weder Weib noch Kinder wird er wieder ſehen, weder Freunde, noch die heilige Heimath! Jede Nerve faßt der tödtliche Winter, ſchließt ſeine Sinne, und kalt rieſelnd durch ſein innerſtes Leben, legt er ihn dann auf den Schnee hin, eine ſtarre Leiche, die, ausgedehnt, im Hauche des Nordens bleichet.

Ach wenig bedenkt der zügellos frohe Stolze, von Vergnügen, Macht und Ueberfluß umgeben, die gedankenlos die Stunden in Schwindelluſt, in unwilliger, oft grauſamer Ueppigkeit verſchleudert, ach wenig bedenket er, in des Tanzes Reihen, wie Mancher in dieſem Augenblicke den Tod, und den ganzen betrübenden Wechſel der Leiden fühlet; wie Mancher in die verſchlingende Fluth, oder in die noch mehr verſchlingende Flamme ſtürzt: wie Mancher blutet, im ſchändlichen Zwiſte zwiſchen Mann und Mann; wie Mancher im Mangel und Kerkerdunkel ſchmachtet, der allgemeinen Himmelsluſt und des allgemeinen Gebrauches der eigenen Glieder beraubt; wie Mancher den Kelch des ſchweren Grames leert, oder das bittere Brod des Jammers iſt; wie Mancher, ſchmerzlich vom Winterdrucke erſtarrt, in die ſchmutzige Hütte der freudenloſen Armuth ſchlüpft; wie Mancher, von allen den grauſen Foltern der Seele erſchüttert, von unbezähmter Leidenſchaft, Wahnſinn, Verſchuldung, Reue, ſchnell von der Höhe des Lebens taumelt, und Stoff der tragiſchen Muſe leiht; wie Mancher im Thale ſelbſt, wo die Weisheit gerne wohnt, mit Freundſchaft, Friede und Betrachtung vereint, von edlern Leidenſchaften gequält, in tieferm heimlichen Kummer ſchmachtet! Wie Manche ſtehen am Todtenbette ihrer theuerſten Freunde, und ſehen die Angſt des Scheidens! Dächte der unbeſonnene Menſch an dieſe, und an alle die tauſend namenloſen Uebel, die das Leben zu einem unaufhörlichen Kampfe machen, nur an Eine Scene von Mühe, von Dulden und Verhängniß, das Laſter würde in ſeinem hohen Fluge entſetzt ſtarren, und achtlos ſchwärmender Naturtrieb denken lernen; Mitleid würde das ſchuldbewußte Herz durchglühen, und des Wohlwollens großen Wunſch noch weiter dehnen; die geſellige Thräne würde vordringen und der geſellige Seufzer, und zu klarer, immer reinern Vollkommenheit, von Stufe zu Stufe des Glückes, würden die geſelligen Neigungen ſich läutern!

Und kann ich hier des edelmüthigen Vereines vergeſſen, der, vom menſchlichen Elende gerührt, in die Schrecken des Kerkerdunkels lindernd drang? Wo unbedauert und ungehört das Elend ruhet, wo Siechheit ſtöhnet, wo Durſt und Hunger brennen, und das Mißgeſchick der Armuth die Geißel des Laſters fühlt; indeß im Lande der Freiheit, im Lande, wo jede Straſſe, jede öffentliche Verſammlung in voller Freiheit glühet, kleine Tyrannen wütheten, dem hungernden Munde den magern Biſſen raubten, vom winterlich = kalten Leibe das zerlumpte Gewand riſſen, ſelbſt den letzten Troſt entzogen, den Schlaf, den freigebornen Britten in Kerkerfeſſel ſchlugen, oder wie die Luſt zur Grauſamkeit vorherrſchte, ſie mit ſchmachvollen Striemen zeichneten, und auf geheimen, barbariſchen Wegen manches Leben vertilgten, die für Vaterland gerungen und geblutet hätten. O großer Entwurf, wenn er gut ausgeführt wird, mit geduldiger Sorgfalt, und weiſe gemäßigtem Eifer! Ihr Söhne des Erbarmens, beginnt von neuem die Unterſuchung! Schleppet jene geſetzlichen Ungeheuer an das Licht hervor, entwindet ihrer Hand die eiſerne Ruthe der Unterdrückung, und laßt die Grauſamen die Qualen fühlen, die ſie andern verurſachen. Vieles bleibt noch immer ungerüget zurück; in dieſer Zeit des Unkrautes iſt die ausjätende Hand des Vaterlandsfreundes ſehr nöthig. Die Schlingen der Geſetze, welche finſtere, argliſtige Menſchen überladend hinzugefügt haben, die Wahrheit zu verwirren, und das einfache Recht zu einem Gewerbe zu verlängern, wie glorreich wäre der Tag, der alle dieſe zerriſſen, und Jedermann zu ſeinem Recht gelangen ſähe!

Vom Winterhunger aufgeſtört, von der ganzen Strecke der ſchaudervollen Gebirge, welche die glän=

zenden Alpen und wellengleichen Appeninen und Pyrenäen in erſtaunlich ferne Länder verzweigen, traben jetzt, grauſam wie der Tod, und hungrig wie das Grab, blutlechzend, beinig, und hager, und grimmig, die geſchaarten Wölfe in wüthenden Haufen herab, die Landſchaft überſchwemmend, alles wegraffend, wie der ſcharfe Nordwind den glänzenden Schnee. Alles iſt ihre Beute. Sie ſtürzen auf das Roß, reißen es zu Boden, und brechen ſein mächtiges Herz. Der Stier kann ſeine hehre Stirne nicht vertheidigen, noch die mörderiſchen Beſtien abſchütteln. Raubgierig ſpringen ſie an den Hals der Mutter, und reißen das wimmernde Kind von ihrer Bruſt. Das gottähnliche Antlitz des Menſchen ſchützt ihn nicht. Die Schönheit ſelbſt, eine göttliche Macht, von deren Glanze umſtrahlt der großmüthige Löwe erweichten Blickes weilt, blutet hier, eine jammervolle, ungeſchonte Beute. Wird aber, vom grauſen Ueberfall berichtet, das Dorf geſperrt, dann fallen — gräßlich zu erzählen — die getäuſchten Räuber, vom Geruche gelocket, den öden Kirchhof an, und wühlen den eingeſargten Leichnam aus dem Grabe, und heulen ober ihm, zu gräulichen Schatten und geſchreckten Geiſtern geſellet.

Zwiſchen jenen Hügellanden, wo umgränzt von

München

friedlichen Thälern der glückliche Graubündner wohnt, wälzen oft, ſchnell den überladenen Klippen entſauſend, Berge von Schnee gehäufte Schrecken nieder. Von Hang zu Hang ſtürzen ſie laut donnernd hinunter, eine Winterwüſte, in allgemeiner, ſchrecklicher Bewegung, und Rinder und Schafe, Reiſende und Hirten, und bisweilen ganze Brigaden ziehender Truppen, und Dörfer, in Todesnacht ſchlummernd, werden tief unter dem erſtickenden Ruine begraben. Nun, mitten in der vollen Strenge des Jahres, in der wilden Tiefe des Winters, wenn draußen ewige Eiswinde heulen, ſey meine Zuflucht zwiſchen dem ächzenden Walde, und dem vom unbeſchränkten Wogengewimmel gepeitſchten Geſtade, ein ländlicher, beſchirmter, einſamer Ruheſitz, wo rothes Heerdfeuer und Kerzenglanz ſich vereinen, das Dunkel aufzuheitern. Dort laßt mich ſinnend weilen, und hohen Umgang mit den großen Todten pflegen, den Weiſen der alten Zeit, Göttern gleich verehret, wie Götter wohlthätig, welche die Menſchen durch Künſte und Waffen beglückten, und eine Welt menſchlich machten. Vom begeiſternden Gedanken aufgereget, werf' ich das lang gebrauchte Buch von mir, und ſegne tief ſinnend, die heiligen Schatten, die langſam ſchwebend an meinem erſtaunten Auge vorüber wallen. Zuerſt Sokrates, der ſtandhaft-feſt in einem verderbten Staate allein gegen die Wuth der Tyrannen unüberwindlich ſtand, dem heiligen Geſetze ruhiger Vernunft, dieſer Stimme Gottes im aufmerkſamen Geiſte, furchtlos gehorchend, im Leben wie im Tode der große Lehrer der Sittlichkeit, der Weiſeſte der Menſchen! Solon dann, der ſeinen Staat auf die weite Grundlage der Billigkeit baute, durch milde Geſetze ein lebhaftes Volk zügelte, doch unerſtickt bewahrend das raſche, eigenthümliche Feuer, wodurch es auf dem ruhmvollen Felde der feinern Künſte und der kühnen Freiheit beiſpiellos glänzet, der Stolz des glücklichen Griechenlands, und des Menſchengeſchlechtes. Lykurgus dann, der ſtrenge Weiſe, der unter die Gewalt der ſchärfeſten Zucht alle menſchlichen Leidenſchaften bog. Ihm folgend ſah ich, wie er bei Thermopilä glorreich fiel, den kühn ſich opfernden Feldherrn, der durch Thaten die härteſte Lehre, die jener gab, bewährte. Auch Ariſtides erhebt ſein edles Haupt, ſo unbefleckten Herzens, daß ihm die ſchmeichelloſe Stimme der Freiheit den edelſten Namen des Gerechten gab, in reiner, würdevoller Armuth, der ſeinen Ruhm dem Wohle des Vaterlandes weihte, und den Ruhm des ſtolzen Nebenbuhlers hob. In ſolcher Pflege erzogen erſcheint im ſanftern Lichte der ſüß-beſeelte *Cimon*, deſſen Geiſt, mächtig emporſteigend, das Joch jugendlicher Schwelgerei abſchüttelte, außerhalb die Geißel des perſiſchen Stolzes, zu Hauſe der Freund eines jeden Verdienſtes und jeder glänzenden Kunſt, beſcheiden und einfach im Prunke des Reichthums. Nun erſcheinen die letzten Helden des ſinkenden Griechenlands, zum Ruhm ſpät berufen, in ungleichen Zeiten, mit ernſter Miene. Der hoch geprieſene Corinther *Timoleon*, glücklich, mild und feſt geartet, der den Bruder beweinte, während der Tyran blutete. Und, den Beſten gleich, das *Thebanerpaar*, deſſen Tugenden, in heldenmüthiger Eintracht vereint, das Reich zur Freiheit, Herrſchaft und zum Ruhme hoben.

Auch er, mit dem Athens Ehre ſank, und der nur einen Bodenſatz ſchmutziger Hefen zurückließ, *Phocion der Gute*, im öffentlichen Dienſte ſtreng, der Tugend immer unerbittlich treu; aber wenn unter ſeinem glorreich niedern Dache ſüßer Friede und heitere Weisheit ſeine Stirne entfalteten, war die Freundſchaft ſelbſt nicht ſanfter, und die Liebe ſelbſt nicht liebreicher. Und er, der Letzte von des alten Lykurgs Söhnen, das edelmüthige

Opfer des vergeblichen Verſuches, einen verdorbenen Staat zu retten, Agis, der Sparta ſelbſt zum Sclavengeiz: herabgeſunken ſah. Die beiden Achajer Helden ſchließen den Zug: Aratus, der einmal noch die Seele der matt hinſterbenden Freiheit Griechenlands auflodern ließ, und er, ihr Liebling und ihre letzte Hoffnung, der ritterliche Philopömen, der auf Waffen die üppige Pracht lenkte, die er nicht mehr heilen konnte, bald auf ſeinem Meyerhofe arbeitend, ein einfacher Landmann, bald kühn und erfahren auf dem Schlachtfelde donnernd.

Nun kommt ein mächtiges Volk von rauher Stirne, ein Heldengeſchlecht, in jenen tugendhaften Zeiten, das keinen Flecken kannte, außer daß es mit parteiiſcher Flamme ſein theuerſtes Vaterland zu zärtlich liebte. Ihr beſſerer Gründer zuerſt, die Sonne Roma's, Numa, der ihre räuberiſchen Söhne milder machte; Servius der König, der den feſten Grund legte, von dem die ungeheure Republik über die Erde ſich verbreitete. Ehrwürdig erheben ſich dann die großen Conſule. Der Vater des Staates, der, ſo wie er ernſt und trauernd auf dem fürchterlichen Richterſtuhle ſaß, den natürlichen in ſich bezwang. Er, den ſein undankbares Vaterland nicht verlieren konnte, Cammillus, nur rachedürſtend gegen deſſen Feinde. Fabricius, Verſchmäher des allbezwingenden Goldes, und Cincinnatus, vom Pfluge weg furchtbar. Dein williges Opfer, Carthago, von allem ſich loßreißend, was die flehende Natur einwenden konnte, von den Thränen einer ganzen Stadt, durch ſein ſtarres Wort gebieteriſch gerufen, und der Ehre grauenvolles Gebot. Scipio, der edle Feldherr, menſchlich tapfer, der früh die Bahn des fleckenloſen Ruhmes durchflog, und jugendlich glühend in den Schatten der Dichtkunſt mit Freundſchaft und Philoſophie Ruhe ſuchte. Tullius, deſſen kraftvolle Beredſamkeit das reißende Schickſal des ſtürzenden Roms noch einige Zeit zurückhielt. Cato, unbezwungen, überaus tugendhaft und du, unglücklicher Brutus, gutherzig, deſſen feſter Arm, durch hohe Tugend geſtählt, den Römerdolch gegen den Freund zuckte. Tauſenden noch gebührt die Weihe der Muſe, aber wer kann die Sterne des Himmels zählen, und ihren Einfluß auf dieſe Unterwelt beſingen?

Sieh, wer kommt dort in beſcheidener Würde, ſchön, mild und ſtark, gleich einer Frühlingsſonne? Phobus ſelbſt iſt es, oder Mantua's Hirt! Auch der göttliche Homer erſcheint, mit kühnem Flügelſchwunge, des Geſanges Vater, und ihm zur Seite, gleich groß, die brittiſche Muſe; vereint wandeln ſie Hand in Hand im Dunkeln, mitten auf der ſteilen Bahn zum Ruhme. Auch fehlen jene Schatten nicht, die mit ſchüchterner Kunſt die fühlenden Herzen voll Sympathie ergriffen, und die begeiſterten Athener durch ſittlich ſchöne Scenen entzückten, auch jene nicht, welche die tonreiche Lyra bezaubernd rührten. O Erſte eures Geſchlechtes, göttliche Schaar! Entſteiget immer zu meinen euch aufbewahrten Nächten, und ſtimmet den Flug meiner Seele zu Gedanken, den euern gleich! Schweigen, du einſame Nacht, dein ſey die Thüre; ſieh, daß Niemand eindringe in der Weiheſtunde, außer den wenigen erwählten Freunden, die zuweilen mein niedres Dach der Segnung würdigen, mit geläutertem Geiſte, gereifter Gelehrſamkeit, erhabener Treue, kunſtloſem Witze und immer heiterer Laune! Oder will vom Muſenhügel Pope niederſteigen, die geweihte Stunde zu erhöhen, mit Lächeln ſie zu verſchönern, und mit geſelligem Geiſte das Herz zu erwärmen? Denn obgleich ſein eigener Homer nicht ſüßer ſinget, iſt doch ſein Leben ein lobenswürdigerer Sang. Wo biſt du, Hammond, du, der Lieblingsſtolz, der Freund und Geliebte des tonreichen Chores? Ach warum, theurer Jüngling, wurdeſt du in deines Frühlingsgeiſtes vollen Morgenblüthe, worin, ſich ſchnell entfaltend, eben jedes thätige Verdienſt, jede männliche Tugend lag, ſo bald unſerer Hoffnung entriſſen? Was hilft nun jener edle Durſt nach Ruhm, der deine heiße Bruſt durchglühte? Die reichen Schätze der Wiſſenſchaft, früh gewonnen? Der Feuereifer, deinem Vaterlande zu dienen, hervorleuchtend im Vereine junger Patrioten, die deinen Namen erhalten? Was nun, ach! jener lebenſtrömende Reiz des muntern Witzes? jene Begeiſterung für die Muſen, das Herz voll Freundſchaft, die Seele voll Freude, die deine Tugenden im mildeſten Lichte uns lächeln ließ? Ach, nur erſchienen, um unſere zärtliche Sehnſucht zu täuſchen, und unſere gedemüthigten Hoffnungen zu lehren, daß das Leben eitel ſey!

So möcht' ich in irgend einer tiefen Einſamkeit des Winters Dunkel verleben, mit Freunden von weicher Seele, bald fröhlich, bald ernſt, wie der Stoff begeiſtert; mit ihnen wollte ich erforſchen, ob der Natur unermeßlicher Bau, ſpät entſtehend aus dem leeren Schooße der Nacht hervorgerufen, oder ewig aus dem ewigen Geiſte entſprungen ſey; ſein

Leben, ſeine Geſetze, ſeinen Gang und ſein Ende. Dann würde ſich eine weite Ausſicht auf das ſchöne Ganze, ſtufenweiſe unſern empfänglichen Gemüthern aufthun, und jede einzeln hingeſtreute Harmonie mit aller Vollkommenheit vor dem erſtaunten Blicke ſich vereinen. Dann verſuchten wir's, die ſittliche Welt zu ergründen, die, obgleich ſie zerrüttet ſcheint, in höherer Ordnung doch ſich fortbeweget, getrieben und gelenkt von der zarteſten Hand der Weisheit, bis das allgemeine Beſte daraus entſpringt. Die weiſe Muſe der Geſchichte führe uns dann durch die Tiefen der Zeit, zeige uns, wie Reiche blühten, ſanken und fielen, in Staatentrümmer, was die Völker glücklich macht, ihren Boden veredelt, und ihnen doppelte Sonnen giebt; warum ſie unter den glänzenden Zonen ſchmachten, im reicheſten Schooße der Natur. Unter ſolchen Geſprächen würden unſere Herzen entglühen, einathmen jenen Funken der Gottheit, jenen reinſten Himmelsſtrahl, welcher den Gemeingeiſt der Patrioten und Helden erleuchtet. Doch wären wir verurtheilt, in machtlos niederm Stande die glühenden Wallungen des entzündeten Geiſtes zurück zu preſſen, dann ſelbſt über die Ehrſucht erhaben, würden wir häusliche Tugenden lernen; den ſanften Strom des ländlichen Lebens durch Schatten und Fluren zu leiten, oder von der Hoffnung durch der Zukunft dämmernde Gefilde entrückt, mit ernſtem Sinne jene Scenen der Seligkeit und Wunder vorempfinden, wo die Seele in endloſer Fortbildung und unendlichem Aufſchwunge, von Stand zu Stand, von Welt zu Welt ſich erhebt. Doch wäre der Geiſt von ernſten Gedanken ermüdet, ſo ſpielten wir dann, zur Erhohlung wechſelnd, mit den Geſtalten der heitern Phantaſie, und formten unaufhörlich jene ſchnellen Gebilde, jene gedrängte Gruppe von flüchtigen Ideen, nie vereint bisher, womit der lebhafte Witz froh überraſcht, oder der Thorheit-mahlende Humor, ernſthaft ſelbſt, das Gelächter, jede Nerve tief erſchütternd, hervorruft.

Unterdeſſen ſchüret das Dorf ſeine Feuer auf, wobei wohl bezeugt, und eben ſo wohl geglaubt, feierlich gehört, das Geſpenſtermährchen die Runde macht, bis abergläubiger Schrecken alle überſchleicht. Oder ſie ordnen auf dröhnender Tenne den ländlichen Tanz. Bäueriſche Fröhlichkeit geht rings umher; der einfache Spaß, der des Schäfers leicht ergötztes Herz gewinnt; das lange, laute, herzliche Gelächter; der Kuß, ſchnell erhaſcht von dem ſeitwärts ſitzenden Mädchen, vorſätzlich achtlos, oder ſcheinbar ſchlafend; das Springen, Klappſen, Zupfen, und nach den

Tönen natürlicher Muſik der angemeſſene Tanz. So fließt ihnen fröhlich die Winternacht dahin.

Laut ſchwärmt die Stadt. Der öffentliche Sammelplatz, jeden Stoffes voll, und warm von mancherlei Geſprächen, ſummet unverſtändlich. Die Söhne der Schwelgerei gleiten auf dem weiten Strome täuſchend bezaubernder Freude in das ſchnelle Verderben hinunter. Spielwuth ergreift die angeſteckte Seele, und in einen Abgrund gänzlichen Ruines ſtürzen raſch Ehre, Tugend, Friede, Freundſchaft, Familie und Glück. Der Tanz ſpringet im beleuchteten Saale, verſchlingend und löſend, auf tauſend freudige Weiſen. Der ſchimmernde Hof ſtrömet jeden Prunk; tiefer wird der Kreis; entſchimmert feſtlichen Gewanden, Kerzen und funkelndem Geſchmeide, und ſtrahlenden Augen, durchwoget ein milder Glanz den Pallaſt, indeß der Geck, ein frohes Inſekt in ſeinem Sommerglanze, leicht flatternd ſeine Puderſchwingen hebt.

Furchtbar über den Schauplatz ſchreitet Hamlet's Geiſt; Othello raſet; die arme Monimia jammert, und Belvidera's Seele ſchmilzt in Liebe hin. Schrecken erſchüttert die Bruſt; die Thräne der Rührung rinnet über die Wange, oder die komiſche Muſe zeiget der Welt ein Bild von ihr ſelbſt, und wecket ſchlau das ſchöne, unbefangene Lächeln. Bisweilen ſteigert ſie ihren Ton, und mahlt die Scenen eines ſchönen Lebens; was nur immer die Menſchheit ſchmücken, und das Herz bezaubern kann, iſt im edlen Bevil gezeigt.

O du, deſſen Weisheit gründlich und doch fein iſt, vereint mit patriotiſchen Tugenden und mit dem vollendeten Geſchicke, die zarten Springfedern, welche die Welt bewegen, zu leiten, mit allem, was die Grazien gewähren können, und mit Apollos allbegeiſternder Flamme, dem es vergönnt iſt, in anmuthvoller Würde zu glänzen, zugleich der Schirmherr, die Zierde und Wonne des feinern Lebens zu ſeyn, erlaube der ländlichen Muſe, o Cheſterfield! mit dir ihr Lied zu ſchmücken, bevor ſie demüthig wieder zu ihren Schatten flüchtet, vergönne ihr den ſchönen Ehrgeiz, an deiner Seite, — denn jede Muſe weilet in deiner Nähe, — die reiche Fülle deines ganz vollendeten Gemüthes, jenen Geiſt zu zeichnen, der mit brittiſcher Verachtung die Lockungen verderbter Gewalt verwirft.; jene zierliche Gewandtheit, welche ſelbſt nach dem Urtheile des ſelbſtzufriedenen Frankreichs, die gerühmten Sitten ſeines glänzenden Hofes übertrifft; jenen Wiz, den lebhaften Schwung des Gefühles, die Wahrheit der Natur, die mit

Kritiſcher Schärfe, mit gütig wohl gemilderter Satyre, leicht verwundend, ſich zum Herzen ſchleicht, und ohne Schmerzen beſſert! Oder wenn du mit einer noch hellern Flamme emporſteigeſt, o ſo laß mich an einem glorreichen Tage dir huldigen, wenn zum lauſchenden Senate glühend Britanniens Söhne ſich drängen, die Vertheidigung ihrer Sache zu hören! Dann trägt, durch dich gekleidet, noch liebenswürdiger, ſchöner, die Wahrheit das ſanfte Gewand milder Ueberredung; du giebſt der einſtimmenden Vernunft ihre eigenen Lichtgedanken wieder; aus dem Herzen hervorgerufen, horchen die Leidenſchaften gehorſam deiner Stimme, und ſelbſt widerſtreitende Partheyen fühlen eine Zeitlang deine zauberiſche Macht, wenn du durch die verſchiedenen Wendungen der Beredſamkeit, bald ſanft, bald raſch, bald ſtark, und tief und klar, ihre reichen Fluthen rolleſt.

Zu deinem geliebten Sitze kehre zurück, meine glückliche Muſe, denn ſieh, ſchon nahen, voll Froſt, die fröhlichen Wintertage, und durch die lichte Bläue, zu fein für's Auge, fliegt der ätheriſche Salpeter, anſteckende Dünſte tödtend, und die ſchlaffe Luft von neuem mit elementariſchem Leben ſchwellend. Der glänzende Luftkreis drängt ſich näher an, und ſchließet unſere geſtärkten Körper zuſammenziehend in ſeine kalte Umarmung, nähret und belebet unſer Blut, verfeinert unſere Geiſter, durch die neu geſpannten Nerven im raſchern Schwunge zum Gehirn emporſchießend; dort thronet die Seele, angeſtrengt, geſammelt, friſch, heiter wie der Himmel, und ſcharf, wie die Jahreszeit. Die ganze Natur fühlt die verjüngende Gewalt des Winters, nur dem gedankenloſen Auge erſcheint ſie als Ruin. Die froſtdurchſtarrte Scholle ſauget des Wachsthumes volle Seele ein, und ſammelt Stärke für das kommende Jahr. Eine ſtrengere Glut ſitzt auf der lebhaften Wange des rothen Feuers, und klar wallen die reinen Flüſſe fort; ihre trüben Tiefen öffnen ſich durchſichtig dem Auge des Schäfers, und murmeln rauher, vom Froſte gedrückt.

Was biſt du, Froſt, und woher ſtammt dein ſchneidender Hauch, und deine geheime, allburchdringende Gewalt, der ſelbſt die täuſchende Flüſſigkeit nicht entfliehen kann? Beſteht nicht deine gewaltige Kraft aus ungeſehenen Myriaden kleiner Salze, zackig, oder wie doppelte Keile geſtaltet, und unermeßlich ausgegoſſen durch Waſſer, Erde, und Luft? Daher denn Abends, ſcharf ausgedampft vom rothen Horizont umher, von der wilden Wuth des Winters tief unterronnen, ein Eishauch, oft ſich wendend, über den Teich ein blaues Häutchen bläſt, und mitten in ſeinem Laufe den ſchlängelnden Strom lähmet. Das abgelöſte Eis, mit der Fluth hinabtreibend, und bald vom Tage geſchmolzen, kracht nicht mehr; doch am Binſengeſtade wächſt es feſt, oder ſammelt ſich um das eckige Geſtein, ein Kriſtallboden, vom Hauche des Himmels feſt gekittet, bis zuletzt von Bord zu Bord gefeſſelt, unter ihm der ganze eingekerkerte Fluß brüllet. Hell klingt im Froſte die Erde, und giebt einen doppelten Hall ſcharf zurück, wenn auf ſeiner Abendwache der Dorfhund den nächtlichen Dieb verſcheuchet, die junge Kuh brüllt, der ferne Waſſerfall im Windhauche ſchwillt, und vom haſtigen Tritte des Wanderers die hohltönende Ebene von weitem erſchüttert wird. Die ganze Wölbung des Aethers, unendliche Welten dem Auge aufſchließend, ſtrahlet mit höherer Schärfe, und eine einzige weite Decke von Sternenglanz glühet von Pol zu Pol. Von Pol zu Pol ſinket die ſcharfe Kraft durch die ſtille Nacht, unaufhörlich, ſchwer und ſtark, und feſſelt ſchnell die Natur; fort friert es, bis der ſpät anbrechende Morgen über die kraftloſe Welt ſein blaſſes, freudenloſes Auge aufſchließt. Dann erſcheint das vielfache Wirken der ſchweigenden Nacht: von der träufelnden Dachrinne, vom ſtummen Waſſerfalle, deſſen träge Bäche nur zu rauſchen ſcheinen, der abſchüſſig hängende Eiszapfen; das ſchöne Froſtwerk, wo vergängliche Farben, und Phantaſiegebilde entſtehen; weit verſpritzt am Hügel der froſterſtarrte Bach, ein ſchwarzgelber Strich, dem Morgen kühl entgegen ſchimmernd; der Wald, ſich beugend unter ſeinen Flaumenwogen, und der weißere Schnee, vom Froſte verfeinert, halbberindet, harſchend unter dem Tritte des frühen Schäfers, der bekümmert ſeine matten Schafe ſucht, oder vom Gipfel des Berges, der ſchlüpfrigen Oberfläche ſich erfreuend, ſchnell herabgleitet.

Auf fröhliche Späſſe bedacht, da jede Menſchenarbeit liegt und ruht, drängt ſich das junge Landvolk zum Bache, in mancherlei Scherz und Spiele aufgelöſt; zu ihnen geſellt ſich, der Glücklichſte der ganzen Schaar, ein munterer Junge, der ſeinen wirbelnden Kreiſel treibt. Wo der Rhein in manchen langen Canal ſich äſtig verbreitet, ſchwärmen aus jeder Gegend, ſorgenlos, die Bataver herbei; ſie ſauſen auf tönenden Schlittſchuhen auf tauſend verſchiedenen Wegen, im zirkelnden Gewichte, ſchnell wie die Winde, dahin, und das ganze Land iſt bis zur Tollheit fröhlich. Nicht minder breiten des Nordens Höfe über das weite Schneegefilde neuen Pomp umher.

Auf flüchtigen Schlitten flieget die muntere Jugend im kühnen Wettkampfe über die lang nachhallende Bahn. Zur Beſeelung der Wetteifernden, geröthet von der Jahreszeit, glühen indeß Scandinaviens oder Rußlands fröhliche Töchter rund umher. Rein, friſch und luſtig iſt der geſunde Tag, doch ſchnell entronnen. Die wagerechte Sonne hängt breit über'm Süd, im höchſten Mittelpunkte, und ſtrahlet wirkungslos auf die Eisklippen. Seinen Azurglanz behält der Berg noch immer, und fühlet die ſchwache Berührung nicht. Vielleicht wird das Thal eine Weile milder durch des Strahles Abglanz, oder der geballte Schnee fällt vom Walde, in Myriaden von Edelſteinen zerſtreuet, die im wallenden Schimmer luſtig funkeln. Dicht umher donnert die Freude derjenigen, die mit dem Feuerrohre, und dem ungeduldig nach dem Schuſſe aufſpringenden Hunde, ärger als die Jahreszeit, die Felder verheeren, und, die Zerſtörung des Jahres vergrößernd, das vierfüßige oder geflügelte Wild ängſtigen.

Doch was iſt dieß? Unſer kleinlicher Winter verſchwindet, ſeiner Macht entkleidet, wenn wir unſer erſtauntes Auge zur kalten Zone wenden, wo, beharrliche Monden hindurch, immerwährende Nacht über das ſchimmernde Eisfeld ihre Sternenherrſchaft behauptet.

Dort, durch den Kerker gränzenloſer Wüſten, wo die Hand der Natur die Flucht ihm ſperret, ſchweifet der ruſſiſche Verbannte. Rund umher erſpähet ſein Auge nichts, als in Schnee verlorene Einöden, und ſchwer beladene Wälder, und erſtarrte Fluthen, die quer durch die einſame Wüſte ihre Eisſchrecken bis an das froſtgehärtete Meer hindehnen; freudenloſe, weitentfernte Städte, die niemals, außer wenn die Karawane ihren jährlichen Zug zur goldenen Küſte des reichen Cathay wendet, von Neuigkeiten des menſchlichen Geſchlechtes entzückt werden. Und doch glüht Leben hier; doch wohnen hier unter der ſchimmernden Wüſte die wohlgepflegten Pelzgeſchlechter: azatgetüpfte, ſchöne Hermeline, fleckenlos wie der Schnee, auf den ſie treten; Zobel von glänzender Schwärze und dunkel gebräunt, und bunt gefleckt mit manchem Farbengemiſche, und tauſend andere, der koſtbare Prunk der Höfe. Dort, heerdenweiſe warm aneinander geſchmiegt, ſchlafen die Hirſche auf dem friſchgefallenen Schnee, und, das Haupt kaum über den gehäuften Flockenkranz erhoben, liegt das äſtige Elendthier dumpf ſchlummernd in überſchneiter Vertiefung. Der harte Jäger braucht weder Hunde noch Schlingen, und treibet auch nicht mit des Bogens tönendem Schrecken die furchtſam fliehenden Thiere; mit gewichtigen Keulen, wenn ſie ſchwach und vergebens mit ſchlagender Bruſt den aufgewölbten Hügeln jammervoll ſtöhnend ſich entgegen drängen, ſtreckt er ſie zuckend auf den blutbeträuften Schnee hin, und ſchleppt ſie mit lautem Jubel nach Hauſe. Dort durch den halbverſunkenen Fichtenwald, trabet einſam der rauhe Bewohner dieſer Schatten, der ungeſtalte Bär, ganz von eisbehangenem Haare ſtarrend. Trägfüßig, und mürriſcher, wenn die Stürme ſich verſtärken, wühlt er ſich ſein Lager unter dem rauhen Geſtöber, und härtet mit eiſerner Geduld, ſchwache Klagen verſchmähend, ſein Herz gegen den Druck des Mangels.

Fern über des Nordens weite Gegenden hinaus, die den Bootes ſeinen ſchweren Wagen treiben ſehen, ſchwärmt ein ungeſtümes, vom kalten Caurus durchſtürmtes Volk, das wenig Vergnügen kennt, und keinen Schmerz fürchtet, eine fruchtbare Menge. Einſt fachten ſie die Flamme des in verfeinerte Sclaverei verſunkenen, verlorenen, menſchlichen Geſchlechtes wieder an; kriegeriſch brachen Hord' auf Horde hervor, in furchtbarem Zuge unwiderſtehlich über den geſchwächten Süden ſtürzend, und gaben der bezwungenen Welt eine neue Geſtalt. Nicht ſo die Söhne Lapplands; weiſe verachten ſie das unſinnige barbariſche Gewerbe des Krieges; ſie begehren nicht mehr, als die einfache Natur giebt, lieben ihre Berge, und freuen ſich ihrer Stürme. Keine thörichten Wünſche, keine ſtolz erſonnenen Bedürfniſſe trüben den friedlichen Lauf ihrer Zeit, oder nöthigen ihn, durch den immer ruchlos quälenden Irrgang der Wolluſt oder Ehrſucht zu raſen. Die Rennthiere ſind ihr Reichthum. Dieſe geben ihnen ihre Zelte, ihr Gewand, ihre Betten, und alles Hausgeräthe, ihre geſunde Koſt und ihre fröhlichen Becher. Gehorſam ihrem Rufe beut dieſes gelehrige Thier dem Schlitten ſeinen Nacken dar, und rennt mit ihnen ſchnell über Berg und Thal, wo der gemarmelte, fernhin aufgehäufte Schnee, ſo weit das Auge reichen kann, mit einer blauen Eisrinde gränzenlos funkelt. Bei tanzenden Meteoren, die unaufhörlich dann mit einem wallenden Schimmer den ſtrahlengebrochenen Himmel überzittern, bei hellen Monden und Sternen, die blitzender in doppeltem Glanze aus ihrem Strahlendome ſpielen, ſelbſt in der Tiefe der Polarnacht, umdämmert ſie ein wunderſamer Tag, der ihre Jagd genügend erhellet, oder ihre kühnen Fahrten zu Finnlands Schönen leitet. Der erſehnte

Frühling kehret wieder, und vom bereiſten Süden, indeß Aurora düſter und langſam hervorwallet, dehnet die willkommene Sonne, die zuerſt nur den Rand beſäumet, allmählig ihren ſchwellenden Bogen aus, bis ſie zuletzt mehrere Wonnemonden lang ſichtbar, ihren Spiralpfad immer rund umher lenket, und wenn ſie die flammende Scheibe beinahe untergetaucht, ſich wieder herausdreht, und am Himmel emporſteigt. In dieſer frohen Jahreszeit, aus Seen und Flüſſen, wo des reinen Niemi's Zauberberge ſich erheben, und der mit Roſen beſäumte Tenglio ſeine Wellen rollet, ziehen ſie ihre reiche Fiſchbeute. Beladen mit dieſer, wandern ſie Abends wieder fröhlich zu ihren Zelten, wo, den ganzen Tag mit nützlicher Arbeit beſchäftiget, ihre ſanften, tadelloſen Weiber den Herd bereiten. Dreimal glückliches Volk, durch Dürftigkeit gegen geſetzliche Plünderung und räuberiſche Gewalt geſichert! Nie hat grauſamer Eigennutz die Saat des Laſters unter ſie geſtreuet; nie kannten dieſe unſträflichen Menſchen unredliche Handlungen, und, unverwelkt durch den Hauch treuloſer Liebe, ihre blühende Töchter keinen Gram des Herzens.

Immer weiter hinan, über den See von Tornea und den durch eine Schneewüſte flammenden

Hekla, über das fernſte Grönland, ſelbſt bis zum Pole, wo das ſtufenweiſe aufhörende Leben zuletzt ganz verglimmet, dehnet die Muſe ihren einſamen Flug, und ſieht, ſchwebend ober der wunderbar wilden Scene, neue Seen unter andern Himmeln. Thronend in ſeinem Pallaſte von himmelblauem Eiſe, ſchaut hier den Winter auf ſeinen freudenvollen Hof, und durch ſeine Wolkenhalle brüllet ewig der laute Aufruhr des treibenden Gewitters. Hier ſinnet der grimmige Tyrann auf ſeinen Zorn; bewaffnet hier ſeine Winde mit dem alles unterjochenden Froſte, formet ſeinen wilden Hagel, und thürmt die Schneemaſſen empor, womit er jetzt den halben Erdball unterdrückt.

Von da wendet ſie ſich oſtwärts zur Tartarenküſte, und ſtreifet an des Meeres heulendem Geſtade, wo ungelöſet vom Anbeginn der Zeit, Schnee über Schnee zum Himmel ſchrecklich aufgeſchwellt, und Eisberge hoch auf Eisberge gepfeilert, weiß und unförmlich, dem ſchaudernden Schiffer von ferne ein Luftkreis von Wolken ſcheinen. Ungeheuer und entſetzlich über die Wogen hinſtarrend, dröhnen Alpen an Alpen, oder ſtürzen donnernd hinunter, als ob das alte Chaos wiederkehrte, zerreißen den Abgrund, und erſchüttern den feſten Pol.

Selbſt der Ocean kann nicht länger der feſſelnden Gewalt widerſtehen; ſondern in ſeiner ganzen Sturmeswuth faßt ihn der gränzenloſe Froſt, und kettet ihn manche Klafter tief bis an den Grund, und gebeut ihm, nicht mehr zu brüllen: eine bleiche Fläche, mit Wogengeklippe weit überſtarret, freudenlos und leer von allem Leben, das in der Vorahndung dieſer fürchterlichen Monden, ſüdwärts flüchtet. Bejammernswerth ſind ſie, die hier im Eisgedränge verwickelt, zum letztenmale die untergehende Sonne erblicken, da voll von Tod, noch grimmiger in zehnfachem Froſte, die lange, lange Nacht, die ober ihrem Haupte hängt, ſchrecklich hernieder ſchwebt. Das war des Britten Schickſal, als er mit dem erſten Schiffe, (was haben Britten nicht gewagt?) den Durchgang ſuchte, ſo oft ſeitdem vergeblich erſpähet, der von der eiferſüchtigen Natur mit ewigen Riegeln verſchloſſen zu ſeyn ſcheint. In dieſen wilden Gegenden, wo bei Arzina ſein ſchwaches Schiff erhaſcht, und augenblicklich an die Felſentiefe gebannet wurde, erfroren er und ſeine hülfloſen Gefährten, jeder in voller Ausübung ſeiner zugetheilten Beſchäftigung, zu Bildſäulen, an's Tauwerk der Matroſe geleimt, der Steuermann an das Steuerruder.

Nahe an dieſen Geſtaden, wo der wilde Oby mit Mühe ſeinen Eisſtrom rollet, leben die Unterſten der Menſchen; nur halb belebt von der fernen Sonne, welche die Menſchen ſowohl wie die Pflanzen treibet und reifet, wandelt hier die menſchliche Natur in in ihrer roheſten Geſtalt. Vor dem Drucke der Jahreszeit tief eingewühlt in Höhlen, verbringen ſie bei trübem Feuer und freudenleerer Nahrung das verdrießliche Dunkel. In Pelz gewickelt brütet dieſes ſtumpfe Geſchlecht. Sie kennen den muntern Scherz nicht, nicht Rang noch Zärtlichkeiten, nichts vom Leben, als den verwandten Bären, der draußen trabet, bis endlich der Morgen mit allen ſeinen welken Roſen eine lange Dämmerung über ihre Geſilde gießt, und den köchergerüſteten Wilden zur Jagd ruft.

Was kann nicht eine thätige Regierung wirken, den Menſchen neu zu bilden? Ein Volk, das weit zerſtreut an ſolchen Ufern, und wild ſeit den früheſten Zeiten war, ein ſchrecklich verſäumtes Reich, hat eine große Seele, vom Himmel begeiſtert, aus gothiſcher Nacht hervorgerufen: der unſterbliche Peter, der Erſte der Monarchen! Er bändigte ſein widerſpenſtiges Land, ſeine Felſen, ſeine Moräſte, ſeine Fluthen, ſeine Seen, ſeine übelgehorchenden Söhne, und indem er die wilden Barbaren unter das Joch beugte, weckte er die Würde der Seele in den Menſchen. Ihr Schatten der alten Helden, die ihr eine Reihe von Jahrhunderten hindurch bemüht waret, einen durchdachten Herrſcherplan zu entwerfen, ſehet, wie auf einmal das Wunderwerk geſchehen iſt, ſehet den Fürſten ohne Gleichen, der den angebornen Thron verläßt, auf welchem bisher nur ein mächtiger Schatten unwirklicher Gewalt herrſchte, der hohen Sinnes den trägen Pomp der Höfe verſchmäht, und alle Länder durchſtreift, in jedem Hafen den Scepter von ſich legt, und mit glorreicher Hand unermüdlich mechaniſche Geräthe führt, die Keime der Handelſchaft, nützlicher Künſte, bürgerlicher Weisheit und kriegeriſcher Erfahrung ſammelt. Beladen mit Europa's Schätzen kehret er zur Heimath! Städte erheben ſich mitten in gelichteten Wüſten; auf freudenloſen Einöden lächelt das Reich der Cultur; ferne Fluthen werden mit Fluthen geſellig vereinet; der beſtürzte Euxin hört des Beltes Brauſen; ſtolze Schiffe wallen auf Meeren, die bisher kein kühner Kiel durchſchäumte; die Heere breiten nach allen Seiten ihre ſchimmernden Reihen aus, drängen hier den raſenden Alexander des Nordens zurück, und gebieten Ehrfurcht des ſtrengen Osmaniens bebenden Söhnen. Trägheit, und Unwiſſenheit, und Laſter, ſtolz auf alte Schmach, fliehen das Land; ringsum glühet, belehret von der königlichen Hand, der Schöpferin des Ganzen, ein Schauplatz der Künſte, der Waffen, des aufblühenden Handels; was ſeine Weisheit entwarf, ſeine Macht erzwang, zeigte ſein großes Beiſpiel nur noch mächtiger.

Murmelnd blaſen die Winde des Abends, mit abgeſtumpfter Spitze, hohl brauſend aus Süden. Bezwungen löſet der Froſt in ein tröpfelndes Thauen ſich auf, gefleckt glänzen die Berge; ſchlackiger Regen und Schnee fällt dann ein, und überſchwemmt die Gegend rings umher. Die Flüſſe ſchwellen, der Bande überdrüſſig. Plötzlich ſtürzen vom Gebirge, über Felſen und Wälder, in breiten, braunen Cataracten, tauſend ſchneegenährte Ströme nieder, und wohin ſie rauſchen, wird der weit wiederhallende Grund zu Einer überſchlammten Wüſte. Jene düſtern Seen, die den unfruchtbaren Pol beſpülen, wollen nicht länger unter den Feſſeln des mächtigen Nordens ruhen, ſondern ſtrömen, alle ihre Wogen auftreibend, unwiderſtehlich fort. Und horch, ein langes Brüllen läuft an dem quer aufgeriſſenen Meere hin; auf einmal bricht's, und pfeilert tauſend Berge zu den Wolken empor.

Uebel fahrt die mit zitternden Unglücklichen beladene Barke, die, mitten unter die fluthenden Trümmer geſchleudert, im Schutze einer Eisinſel Anker wirft, während die Nacht das Meer umlagert, und das Grauen noch gräulicher macht. Kann menſchliche Kraft das Heer von Unheil überdauern, das ſie umringt? Herznagenden Hunger, ohnmächtige Ermüdung, das Brauſen von Sturm und Wogen, das Krachen des Eiſes, bald nachlaſſend, bald mit lauter Wuth wiederkehrend, und im fürchterlichen Wiederhalle das Meer umheulend. Die Tiefe noch mehr aufzuwühlen, durchſtürmt Leviathan mit ſeinem ſchwerfälligen Gefolge, im ſchrecklichen Scherze, die entfeſſelte See, indeß durch die Nacht, fernher von dem bleichen, unwirthbaren Geſtade, auf Sturmesflügeln das fraßheiſchende Geheul ausgehungerter Ungeheuer ertönet, die auf Schiffbruch lauern. Doch der Vorſicht ewig wachendes Auge ſchaut erbarmend herab auf das ſchwache Ringen hoffnungsloſer Menſchen, und leitet ſie ſicher durch alle dieſe furchtbaren Labyrinthe des Verhängniſſes.

Es iſt vollbracht! Der ſchreckliche Winter ſtreuet ſein letztes Dunkel, und herrſchet fürchterlich über das eroberte Jahr. Wie liegt ſo todt das Pflanzenreich, wie ſtumm die Tonwelt! Weit dehnet der Schrecken ſein Gebiet aus. Sieh, thörichter Menſch!

ſieh hier das Bild deines Lebens! Nach wenig Jahren vergeht dein blühender Frühling, deines Sommers glutvolle Stärke; dein nüchterner Herbſt welket dem Alter zu, und zuletzt kommt eilend der bleiche Winter, und ſchließt die Scene. Ach, wohin ſind ſie nun geflohen, dieſe Träume von Hoheit? Die leeren Hoffnungen von Glückſeligkeit? Das Streben nach Ruhm? Jene raſtloſen Sorgen? Jene geſchäftigen, unruhigen Tage? Jene froh vergeudeten Feſtnächte? Jene ſchwankenden Gedanken, verloren zwiſchen Gut und Bös, die dein Leben theilten? Alles iſt nun verſchwunden. Die Tugend allein lebt noch, die unſterbliche, nie fehlende Freundin des Menſchen, ſeine Führerin zur höhern Seligkeit. Und ſieh, er kommt, der glorreiche Morgen, der Zweitgeborene des Himmels und der Erde! Die erwachende Natur hört das neue Schöpfungswort, und ſchwebet in jeder veredelten Form zum Leben empor, von Pein und Tod auf ewig frei. Der große, ewige Plan, alles umfaſſend, und zum vollkommenen Ganzen vereinend, klärt ſich, ſo wie die Ausſicht ſich erweitert, dem feinern Auge des Verſtandes auf. O eitle Weiſe, durch Einbildung Verblendete, nun betet beſchämt im Staube jene Macht an, jene oft angeklagte Weisheit! Seher nun die Urſache, warum das anmaßungsloſe Verdienſt im Verborgenen lebte, und vernachläßiget ſtarb; warum des redlichen Mannes Antheil im Leben Verdruß und Bitterkeit der Seele war; warum die verlaſſene Wittwe mit ihren Waiſen einſam darbend ſich grämte, während Ueppigkeit in Palläſten liegt, ihr niederes Sinnen anſtrengend, unwirkliche Bedürfniſſe ſich zu bilden; warum die himmelgeborene Wahrheit und die ſchöne Mäſſigung, die blutige Striemen der Geißel des Aberglaubens trugen: warum der freigegebene Schmerz, dieſer grauſame Räuber und Buſenfeind, all unſer Glück verbitterte. Ihr guten Betrübten! Ihr edlen Wenige! die ihr noch hier ſtehet, ungebeuget unter dem Drucke des Lebens, duldet noch eine Spanne Zeit, und was euer beſchränkter Blick, womit ihr nur einen geringen Theil ſahet, für Uebel hielt, iſt dann kein Uebel mehr: die Stürme der Winterzeit werden bald vorübergehen, und ein unbegränzter Frühling wird alles umblühen! —

Hymnus.

Allmächtiger Vater! die Jahreszeiten in ihrem Wechſel ſind nur der mannigfach enthüllte Gott! Das rollende Jahr iſt voll von Dir! Im lieblichen Frühlinge wandelt Deine Schönheit, Deine Zärtlichkeit und Liebe; weitumher röthen ſich die Gefilde; die ſanftere Luft haucht Balſam; Echo ruft von den Bergen; die Wälder lächeln, und jeder Sinn, und jedes Herz iſt Freude! Dann kommt Deine Glorie in den Sommermonden, in Licht und Glut glänzend. Dann durchflammet Deine Sonne vollendend das ſchwellende Jahr, und oft hallet Deine Stimme im ſchrecklichen Donner, und oft in der Dämmerung, am hohen Mittag oder am niederwallenden Abende, an Bächen und in Hainen, in hohlliſpelnden Lüftchen. Deine Milde ſtrahlet unbegränzt im Herbſte, und bereitet ein gemeinſames Feſtmahl für Alles, was lebt!

Hehr biſt du im Winter! Mit Wolken und Stürmen umgürteſt Du Deinen Thron, Wetter über Wetter gerollt, ein majeſtätiſches Dunkel! Hoch einherfahrend auf des Sturmwindes Schwingen, gebieteſt Du der Welt Anbetung, und demüthigeſt die Natur mit Deinem Nordgebrauſe!

Geheimnißvolles Rund! Welche Kunſt, welche göttliche Kraft, tiefgefühlt, erſcheint in dir! Ein einfacher Zug, doch ſo ergötzlich gemiſcht, mit ſo holdſeliger Kunſt, ſolcher Schönheit und Milde vereint; Schatten, ſo unbemerkt in Schatten überwallend, und alles ſo ein harmoniſches Ganzes bildend, daß, wie ſie immer einander folgen, ſie immer entzücken. Aber oft bemerket Dich nicht der mit thieriſch-bewußtlos-ſtarrem Blicke umherirrende Menſch, nicht Deine mächtige Hand, die, Sphären rollet, in geheimer Tiefe wirket, und aufdampfend den ſchönen Ueberfluß entkeimen läßt, der den Frühling überwallet; gerade aus der Sonne den flammenden Tag ſendet; jedes Geſchöpf nähret, die Ungewitter ſchleudert, und während ſie die Erde in anmuthigem Wechſel erneut, all Springfedern des Lebens mit Entzücken durchſtrömet!

Hör' es, Natur! vereine jede lebende Seele unter dem Tempel des Himmels, vereinige ſie in

Anbetung, und glühend ſteige ein allgemeines Loblied empor! Ihm ſäuſelt ſanft, ihr tonreichen Lüfte, deſſen Geiſt in eurer Friſche haucht! O ſprechet von Ihm in einſamen, dunklen Gründen, wo ober dem Felſen die kaum ſich regende Fichte den braunen Schatten mit heiligen Schauern füllt! Und ihr, deren kühneren, ferngehörten Töne, die erſtaunte Welt erſchüttern, erhebet hoch zum Himmel euer Sturmlied, und ſprecht, durch wen ihr ſo raſet! Seinen Preis, ihr Bäche, ſtimmt an, die ihr leiſe rieſelt, und laßt mich ihn vernehmen, wenn ich ſinnend luſtwandle! Ihr tiefentſtürzten, reißenden Gewäſſer, ihr ſanftern Fluthen, die ihr die ſchlängelnden Waſſer durch das Thal führet, und du, majeſtätiſches Weltmeer, eine Welt in dir ſelbſt verborgener Wunder, rauſchet Ihm, dem Wunderbaren, deſſen höhere Stimme bald euch zu brüllen, bald zu verſtummen gebeut! Sanft wirble ſich euer Weihrauch, ihr Kräuter, ihr Früchte und Blumen, in reichen Wolken zu Ihm empor, deſſen Sonne euch erhöht, deſſen Hauch euch würzet, und deſſen Pinſel euch malet! Neiget euch Ihm, ihr Wälder, wallet Ihm, ihr Ernten! Hauchet euren ſtillen Sang in das Herz des Schnitters, wenn er unter dem fröhlichen Monde nach Hauſe geht! Die ihr am Himmel wohnt, wenn die Erde bewußtlos im Schlafe liegt, o ſtrömet eure mildeſten Strahlen, ihr Geſtirne, indeß eure Engel in der Mitte des funkelnden Himmels die Silberharfe rühren! Große Quelle des Tages, deines Schöpfers beſtes Bild hienieden, die du immer weitumher von Welt zu Welt den Lebensocean ſtrömeſt, ſchreib mit jedem Strahle Sein Lob in die Natur! Der Donner rollt! Verſtumme, anbetende Welt, ſo lange die feyerliche Hymne von Wolke zu Wolke hallet! Blöket wieder, ihr Hügel! Ihr bemoosten Felſen, empfanget den Schall! Das tiefantwortende Gebrüll rauſchet empor, ihr Thäler, denn es herrſchet der große Hirt, und ſein leidenfreies Reich wird kommen! Ihr Wälder alle, erwachet! Ein unendlicher Lobgeſang breche aus den Hainen hervor, und wenn der ruheloſe Tag erlöſchend die wirbelnde Welt in Schlummer legt, ſüßeſter der Vögel, ſüße Philomele! dann bezaubere die lauſchenden Schatten, und lehre die Nacht Ihn lobpreiſen! Vor allen ihr, welchen die ganze Schöpfung lächelt, die ihr zugleich das Haupt, das Herz und die Zunge von allem ſeyd, krönet die große Hymne! In großen, wimmelnden Städten verſammelte Menſchen, vereinet mit der tiefen Orgel die wohl hintönende Stimme, die oft in feierlichen Pauſen durch den ſchwellenden Bau hell hervorbricht, und wenn jede Flamme mit jeder ſich miſchet und erhöht, ſo lodere ſie in Eine Glut vereint zum Himmel empor! Oder wenn ihr lieber den ländlichen Schatten wählet, und in jedem geweihten Haine einen Tempel findet, ſo laſſet dort die Hirtenflöte, der Jungfrauen Lied, den begeiſternden Seraph, und die Laute des Dichters, immer den Gott der Jahreszeiten in ihrem Gange beſingen! Doch ich, vergeß' ich je mein Lieblingslied, wenn die Blüthen prangen, wenn der Sommerſtrahl die Fluren röthet, der Herbſt begeiſternd glänzt, oder der Winter dem düſtern Oſt entſteigt, ſo werde meine Zunge ſtumm, die Phantaſie möge nicht mehr mahlen, und für die Freude todt, vergeſſe mein Herz zu ſchlagen!

Sollte mein Verhängniß an den äußerſten Rand der grünen Erde mich verbannen, in ferne Barbarenländer, an Ströme, dem Geſange unbekannt, wo zuerſt die Sonne indiſche Berge vergoldet, oder ihr untergehender Strahl die atlantiſchen Inſeln umflammt, — mir gilt es gleich; denn Gott iſt allgegenwärtig, immer gefühlt, in öder Wüſte wie in der vollen Stadt, und wo Er belebend waltet muß Wonne blühen! Wenn endlich die feierliche

Abendſtunde naht, und meinen räthſelhaften Flug zu künftigen Welten beſchwinget, will ich freudig gehorchen; will dort mit neuen Kräften neue Wunder beſingen: ich kann nirgend hingehen, wo rings umher nicht allgemein Liebe lächelte, alle jene Welten und alle ihre Kinder erhaltend; aus anſcheinendem Uebel ſtets Gutes leitend, und Beſſeres dann wieder, und immer Beſſeres, im unendlichen Fortgange! Doch, ich verliere mich ſelbſt in Ihm, im unnennbaren Lichte! Komm denn, beredtes Schweigen, und ſinne, wie du Ihn preiſeſt!

Anmerkungen.

Der Winter.

Dünen.) Sandhügel am Meeresufer.

Des edelmüthigen Vereines.) Die vom Parlamente beauftragte Gefängniß-Kommiſſion im Jahre 1729. Wer kennt nicht in neuern Zeiten Howard's Bemühungen um die Linderung des Zuſtandes der Gefangenen, der zu dieſem Zwecke ganz Europa durchreiſete?

Den kühn ſich opfernden Feldherrn.) Leonidas.

Des ſtolzen Nebenbuhlers.) Themiſtokles.

Das Thebanerpaar.) Pelopidas und Epaminondas.

Der Vater des Staates.) Markus Junius Brutus.

Dein williges Opfer.) Regulus.

Othello.) Der Held des Trauerſpieles gleiches Namens von Shakeſpeare.

Monimia.) Hauptcharakter in dem Waiſenkinde von Oway.

Belvidera.) Erſte Liebhaberin in dem Trauerſpiele: das gerettete Venedig, von Otway.

Des reichen Cathay.) Der alte Name von Sina.

Bevil.) Der Hauptcharakter in den „einverſtandenen Liebhabern“ von Steele.

Bootes.) Ein nördliches Sternbild, genannt der Bärenhüter, wegen der Nähe des ſogenannten großen Bären, der ſonſt auch der große Wagen heißt; dieſe letzte Benennung erklärt die Thomſonſche Vorſtellung, als treibe Bootes den Wagen.

Caurus.) Nordweſtwind.

Hord' auf Horde.) Die truppweiſe umherſchwärmenden Scythen.

Riemi.) Ein Berg in Lappland.

Tenglio.) Ein Strom in Lappland.

Tornea.) Ein See an den Gränzen des Däniſchen Lapplands.

Hekla.) Feuerſpeiender Berg auf Island.

Des Britten Schickſal.) Hugh Willoughby, von der Königin Eliſabeth auf Entdeckung der nordöſtlichen Durchfahrt ausgeſendet.

Oby.) oder Ob, ein großer Fluß im öſtlichen Theile von Rußland.

Leviathan.) Hier der allgemeine Name für Meerungeheuer.

In der Joſ. Lindauer'ſchen Buchhandlung in München ſind nachſtehende intereſſante Schriften erſchienen:

Francesco Petrarca's ſämmtliche italieniſche Gedichte. Neu überſetzt von F. W. Bruckbräu. Mit erläuternden Anmerkungen. 6 Bändchen. 12. geheftet in Umſchlag. 18 ggr.
oder 1 fl. 12 kr.

Wer kennt nicht den Namen Petrarca's des unſterblichen Sängers der Liebe, deſſen ſanfte Klagen noch nach Jahrhunderten jedes gefühlvolle Herz rühren, und wer, wenn er nur ein einziges ſeiner phantaſiereichen und von der zarteſten Empfindung überſtrömenden Gedichte geleſen hat, ſehnt ſich nicht, deſſen genauere Bekanntſchaft zu machen? Dieſe ſoll ihm gegenwärtige Ueberſetzung gewähren, da die Lectüre dieſes Dichters in der Urſprache eine gründliche Kenntniß des Italieniſchen erfordert, und der hohe Preis der bisher erſchienenen Ueberſetzungen den Ankauf erſchwerte. Die Uebertragung des Herrn Bruckbräu zeichnet ſich beſonders durch Treue aus, indem ſie den Leſer immer ſo viel als möglich die eigenen Worte des Dichters hören läßt, und deshalb auch denen, welche ſich dem Studium der italieniſchen Sprache widmen, ein willkommenes Erleichterungs-

Mittel ſeyn wird, wozu beſonders auch die erläuternden Anmerkungen beitragen. Das Ganze beſteht aus 6 Bändchen, und ſchließt ſich in Format, Druck u. ſ. w. genau der bereits früher erſchienenen Ueberſetzung von Taſſos befreitem Jeruſalem an. Findet, wie ſich kaum bezweifeln läßt, dieſe Uebertragung den Beifall des gebildeten Publikums, ſo werden derſelben bald die Ueberſetzungen der übrigen claſſiſchen Dichter Italiens nachfolgen, ſo daß man ſich in den Stand geſetzt ſehen wird, ſich für geringe Koſten die Werke der vorzüglichſten Meiſter jenes Landes zu verſchaffen.

Freyberg, M. Frhr. v., die Stauffer
auf Ehrenfels, ein hiſtoriſcher Roman. 3 Thle.
8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Der hiſtoriſche Roman hat in Frankreich und England groſes Glück gemacht; allein in beiden Ländern hat man die Geſchichte dem Romane aufgeopfert. Der Herr Verfaſſer, durch Geburt, Geiſt und Staatsberuf Einer von den Ausgezeichneten, hat, treu den geſchichtlichen Verhältniſſen des Landshuter-Erbfolgekrieges gegen das Ende des fünfzehnten, und mit dem Beginnen des ſechszehnten Jahrhunderts, den romantiſchen Theil ſeines Werkes nur wie einen lichten Goldfaden durch das Ganze geſponnen, wodurch der hiſtoriſche Theil an Intereſſe gewinnt, ohne an Wahrheit zu verlieren. Die meiſterhafte Zeichnung der Charaktere, die klare, kräftige Sprache, die lebhafte Darſtellung öffentlicher Ereigniſſe mit kluger Anfügung der diplomatiſchen Quellen, ſo wie die ganz neue und originelle Art eines hiſtoriſchen Romanes, verleihen dieſem herrlichen Werke die Bürgſchaft ſeines klaſſiſchen Werthes.

Gruber, F. J., Ulmenblätter. Romantiſche Gemälde aus alter und neuer Zeit. — Inhalt: I. Die Brieftaſche. II. Wunibald Herbenſtein und Klotilde Inſelin. III. Das Prieſter- und Frauengrab. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der Hr. Verfaſſer hat in jeder Erzählung das Eigenthümliche der Zeit und der Menſchen, die in ihr leben, genau ausgeſchieden. In dieſen Gemählden findet man jene dauernde Wahrheit, die ein Wiederſtrahl des wirklichen Lebens iſt, und dadurch dem höhern Zwecke genüget, den Geiſt zu erheben, und das Herz zu edleren Gefühlen zu begeiſtern. Strenge Sittlichkeit zeichnet den Vortrag aus, und gewiß wird oft das Auge der Leſer bei dieſen Gemählden mit ſtiller Befriedigung verweilen.

Harro Harrings Erzählungen aus den Papieren eines Reiſenden. 8. geh. 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

Die drei Novellen, die dieſes Buch enthält: Der Mönch, Das gebrochene Herz, und Der Flüchtling, gehören wohl mit zu dem Intereſſanteſten, was die Romanenliteratur unſerer Tage aufweiſt, und beurkunden die reiche Phantaſie und Darſtellungskunſt des Verfaſſers, der ſich bereits unter den Dichtern und Erzählern einen geachteten Namen erworben hat. Wenn die Geſchichte des Mönchs den Leſer von Anfang bis zu Ende in Spannung hält, ſo wird dieſer in der zweiten Novelle durch rührende Momente wunderſam ergriffen und doch gleich darauf wieder munter angeregt durch wahrhaft komiſche Charaktere und ergötzliche Situationen. Aber auch in der dritten Erzählung verſtand es der Verfaſſer, die Aufmerkſamkeit des Leſers feſtzuhalten, und die Abentheuer des Flüchtlings ſind eben ſo anziehend als überraſchend.

Harro Harrings Theokla, ein Trauerſpiel in vier Aufzügen, und: Der Armenier, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen in einem Bande. 8. 1 Thlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

Beide Tragödien, die ſich durch den Ausdruck eines tief fühlenden Gemüthes und durch eine blühende und kräftige Sprache auszeichnen, wurden früher im Manuſcripte von der k. Hoftheaterintendanz dahier zur Darſtellung angenommen, was in gegenwärtiger Zeit gewiß ein beſſeres Zeugniß für den Werth derſelben, als jede Lobpreiſung ſeyn dürfte.

Bug-Jargal, eine Erzählung aus den Zeiten der Neger-Empörung auf St. Domingo. Vom Verfaſſer des Han d'Islande. Aus dem Franz. 8. 1 Rthlr 12 ggr. oder 2 fl. 42 kr.

In der neueſten Zeit haben in Frankreich nur wenige Romane das glänzende Glück gemacht, das dieſer Novelle zu Theil geworden, von welcher unlängſt das Stuttgarter Morgenblatt einige Auszüge lieferte, ja man kann behaupten, daß Bug-Jargal mit der „Durika" und dem „Eduard" der geiſtreichen Herzogin von Duras das Dreiblatt bildet. Aber auch kein deutſcher Leſer wird das Buch unbefriedigt zur Seite legen, und die zahlreichen Verehrer des verewigten Van der Velde werden hier ihren Liebling wiederzufinden glauben. Der hiſtoriſche Stoff, ſchon an und für ſich überaus merkwürdig — die mancherlei Beziehungen aus einer Epoche (1791), die unſern Tagen ſo nahe liegt — der reiche Wechſel der Scenen, bald mächtig erſchütternd, bald ſanft rührend — und endlich die Schilderung der Charaktere, mit einer pſychiſchen Wahrheit und geſchichtlichen Treue gezeichnet, wie ſie nur in den Romanen des großen Unbekannten zu finden ſind, — erheben dieſe Novelle weit über die Fluth gewöhnlicher Ephemeren, und ſichern ihr unter den beſten Werken dieſer Art einen ehrenvollen Platz. — Die Uebertragung, aus der Feder eines geiſtreichen Mannes, iſt durchaus gelungen, ſo wie die Verlagshandlung keine Koſten geſpart hat, das Werk würdig auszuſtatten.

Freyberg, M. F. v., die Löwenritter,
ein hiſtoriſcher Roman, geſchöpft aus den Quellen. 8. geheftet. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

In dieſem anziehenden hiſtoriſchen Gemälde tritt die Poeſie zwiſchen und neben der Geſchichte beleuchtend und belebend auf. Die Zeit, die uns vor

Augen geſtellt wird, iſt einer der glänzendſten Lichtpunkte der bayeriſchen Geſchichte — die Zeit Albrechts IV. des Weiſen. Um nun das Liebliche mit dem Ernſten zu verbinden, erlaubte ſich der Verfaſſer eine Dichtung einzuſchalten, nämlich das Verhängniß zweier Liebenden, Wilhelm von Fraunberg und Agnes von Stauff, zweier rein menſchlichen Geſtalten, die an Max und Thekla erinnern. Ihre zarten und frommen Handlungen ſind eben ſo viel lichte Parthien, die uns überall in der von hohem und düſterem Geiſt umſchatteten Natur begegnen, und die ſich uns als eben ſo viele freundliche Ruheplätze anbieten, wo die Bruſt wieder freier athmen, und das Herz wärmer ſchlagen kann.

Francesco Petrarca's
ſämmtliche
italienische Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Erstes Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. A. F. Sauer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieſe Ueberſetzung, — nebſt erläuternden Anmerkungen, in ſo ferne ſie durchaus nöthig erſchienen, — iſt zunächſt für diejenigen Verehrer des göttlichen Petrarca, wie ihn ſeine Zeitgenoſſen nannten, beſtimmt, welche ſo viel als möglich die eigenen Worte des Dichters zu hören wünſchen. Darum wird ſie auch Studirenden und allen Freunden italieniſcher Literatur, welche der große Ruf von dem Zauber dieſer Gedichte zu einem vertraulichern Umgange mit Petrarca, und zum vergleichenden Genuſſe ſeiner phantaſiereichen Schönheiten einladet, als eine beſondere Erleichterung zum Verſtehen des Urtextes ſehr willkommen ſeyn.

Von dieſer Beſtimmung ausgehend, würde ſohin dieſe Ueberſetzung ihre *eigenthümliche* Brauchbarkeit auch dann noch ungetheilt behalten, wenn nach der verdienſtvollen Leiſtung des Herrn Profeſſors *Förſter*, ſelbſt der Ueberſetzer des befreiten Jeruſalem und des raſenden Roland — der hochgefeierte *Gries*, — in einer vollendeten Uebertragung Petrarca's Geiſt mit Petrarca's Geiſte auf die Oberwelt beſchwören wollte!

Leben
des
Franceſco Petrarca.

Francesco Petrarca wurde von verbannten florentiniſchen Edelleuten am 4. Juli 1304 zu Arezzo in Toscana geboren, und verlebte ſein Knabenalter zu Anciſa im Val d'Arno, Piſa, Carpentras und Avignon, der damaligen päbſtlichen Reſidenz. Er widmete ſich dem Studium der Rechte zu Montpellier im Jahre 1318, und zu Bologna im Jahre 1322, doch nur aus Achtung für den Willen ſeines Vaters; da er die Ausübung dieſer Wiſſenſchaft nicht vereinbar hielt mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit. Weit mehr Reiz hatten die alten Claſſiker für ihn obgleich ſein Vater manche davon den Flammen überlieferte. Durch den Tod ſeiner Eltern Herr ſeines Willens, wählte er, im Jahre 1326 nach Avignon zurückkehrend, den geiſtlichen Stand, worin eine durch ſtrengen Fleiß erworbene Gelehrſamkeit, die Macht der Beredſamkeit, und eine ſeltene Genialität bald ſeinen Namen berühmt machten. Einige Pfründen, ein Archidiaconat zu Parma, ein Priorat und Canonikat, geſtatteten ſeinem Genius, ein freies, den Wiſſenſchaften geweihtes Leben zu führen. Er liebte den Wechſel des Aufenthaltes; Avignon, Carpi, Parma, Selvapiana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluſe und Linterno, ein Landgut bei Mailand, begrüßten in ihrer Mitte den unſterblichen Sänger. Die Neigung zur Veränderung des Aufenthaltes führte ihn auch auf Reiſen; 1333 beſuchte er als Jüngling die Rheingegenden, mehrere franzöſiſche, flandriſche und deutſche Städte und beſchrieb dieſe Ausflüge in ſeinen freundſchaftlichen Briefen. Er ſah auch Spanien und England, und ſpäterhin brachten ihn ſeine Reiſen in Staatsgeſchäften nach Neapel, Venedig, Avignon, Paris und Prag, wo er überall Gönner und Freunde fand. Der deutſche Kaiſer Karl IV. verlieh ihm den Titel eines Pfalzgrafen, und ſtand in einem Briefwechſel mit Petrarca. Um die Wiederherſtellung der alten Literatur hat er ſich vorzügliche Verdienſte erworben, indem er andern die Quellen der eigenen Gelehrſamkeit, die Claſſiker, aufſchloß. Er ſuchte Cicero's Briefe an ſeine Freunde hervor, legte mit der größten Sorgfalt eine Manuſcripten-Sammlung an, (ſpäter auf der St. Marcusbibliothek in Vendig), und beförderte im Vereine mit Boccaccio das Studium der griechiſchen Sprache in Italien, die er ſelbſt erſt ſpäter lernen konnte. Als Kenner der Geſchichtſchreiber und Dichter übertraf Petrarca an philoſophiſchen Einſichten, an Umfang hiſtoriſcher Kenntniſſe, und an Feinheit des Geſchmackes alle ſeine Zeitgenoſſen. Die practiſche Philoſophie hatte für ihn einen ganz beſondern Werth. Für die Erhaltung der alten römiſchen Denkmäler erhob er eine kräftige Stimme, und begann deßhalb auch eine Sammlung von Kaiſermünzen. Poeſie aber war das Leben ſeines Lebens. Die Alten, dann Dante und die Provenzaldichter waren ſeine Vorbilder. Seine lateiniſchen Gedichte, obgleich nicht muſterhaft zu nennen, waren doch für jene Zeit vortrefflich und groſes Aufſehen erregend. Eines davon, ein Heldengedicht: „Afrika“, — ſeinen Lieblingshelden Scipio feiernd, das er jedoch unvollendet ließ, brachte ihm den poetiſchen Lorbeerkranz, den er am erſten Oſtertage 1341 unter glänzenden Feierlichkeiten zu Rom aus dem Capitole empfing. Die ganze Nation nannte ihn den göttlichen Petrarca, und ſein Ruhm erſcholl nicht nur durch Italien und alle Länder der civiliſirten Welt, ſondern auch durch die folgenden Jahrhunderte bis zu den Gränzen unſerer Zeit. Daß er in ſeiner Mutterſprache dichtete, — die ſchönen italieniſchen Gedichte, beſonders von 1327 bis 1354; dahin brachte ihn — ein ſchönes Weib, Laura. Von jugendlicher Glut durchdrungen, war Petrarca eben von der Univerſität Bologna nach Avignon zurückgekommen. Da traf es ſich, daß er an einem frühen Morgen der Charwoche 1327, wie gewöhnlich, in die Kirche der heiligen Clara ging, um andächtig zu beten. In anmuthiger, würdevoller Frühlingsblüte ſtrahlend, kam dahin auch ein Weib, Madonna Laura; ihr herrliches idealiſches Weſen entzückte ihn eben ſo ſehr, als ihres Geiſtes erhabener Flug ihn feſſelte.

Von der glühendſten Liebe verzehret, fand er Troſt in Laura's Gewogenheit, die den Werth ſeines Gemüthes, ſeine rührende Treue, ſeine zarten Huldigungen zu würdigen wußte. Doch vom Pfade der Ehre und der tadelloſen Reinheit wich ſie niemals ab. Ihr Ernſt bezähmte ſein Verlangen, und nur wenn Mitleid mit ſeiner Sehnſucht ſie überwältigte, gönnte ſie ihm ein freundliches Lächeln, oder beglückte ihn mit einem huldvollen Worte. Dieſe Schwärmerei lähmte ſeine geiſtige Thätigkeit, was er wohl ſelbſt einſah; daher wollte er oft mit Gewollt dieſes Verhältniß endigen. Alle'n ſehr wohl erkannte er auch, zu welch' hohem Streben dieſe Leidenſchaft ihn begeiſtere, daß er, nach ihrer Huld ringend, Verirrungen gemieden, und ſich himmliſcher denkend gefühlt habe. Weder Reiſen noch Einſamkeit ſchwächten in ſeinem Gedächtniſſe das Bild der Geliebten, und ſeine Sehnſuchtsflamme ſtrömte in Thränen und Seufzern aus, wovon die Haine und die Hügel von Vaucluſe wiederhallten, unweit Avignon, wo die geliebte Laura wohnte.

Am 8. April 1348 war Petrarca eben in Verona, als ihn die Nachricht von Laura's Tode, wie ein Blitzſtrahl traf. Mit ihrem Tode erloſch ſein Eifer nicht, ſie zu feiern. Erſt im Alter äußerte er Scham über dieſe jugendliche Schwärmerei, beſonders ihrer Heftigkeit wegen, und wünſchte jene Gedichte, die Zeugen ſeiner Liebe, nicht geſchrieben zu haben. In ſeinen lateiniſchen Briefen findet man den meiſten Aufſchluß über dieſe Leidenſchaft Petrarca's, und in ſeinem Gedichte: *Triumph des Todes*. In jenen entſchuldigte er ſeine große Leidenſchaft mit der himmliſchen Vortrefflichkeit der Laura, mit der Reinheit ſeiner Liebe, und mit dem Einfluſſe derſelben auf die Veredlung ſeines Gemüthes. Eine Viſion wählt er zum Gegenſtande des genannten Gedichtes; die vorausgegangene Laura erſcheint und reicht ihm mild= lächelnd die Hand, und geſteht: „mein Herz war nie von dir geſchieden; wie ſie durch Selbſtbeherrſchung ſeine Flamme gemäßiget, um Beider Ehre zu retten, aber durch freundliches Anſchauen ſeinen Schmerz gelindert habe.

Nach einem halben Jahrtauſend bringt uns dieſe Liebe noch Freude; denn ſie iſt die Quelle jener mit Recht bewunderten 310 Sonette, Canzonen und Seſtinen, in welcher er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnſucht und alle zarten Gedanken und Regungen einer poetiſchen, glühenden Liebe in den ſüßeſten Klängen einer reinen anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zarteſten Formen der Dichtkunſt verewiget hat. Er iſt der Meiſter aller erotiſchen Dichter. Wie in der Liebe glühend, war Petrarca auch in der Freundſchaft achtungswerth. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften und der öffentlichen Gottesverehrung, ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel, wovon ſein Teſtament Zeugniß gibt. Er faſtete pünktlich, vermachte den Kirchen einen Theil ſeines Vermögens, verehrte die Heiligen, beſonders die heilige Jungfrau, auf die er auch eine ſchöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete, und die Reliquien. Er war ferner dankbar gegen ſeine Lehrer, anhänglich an ſeine Gönner, und gefällig gegen jeden, dem er dienen konnte; dabei empfahl ihn ſein Aeußeres vortheilhaft. Er war wohlgebildet, ſehr gewandt, in ſeiner Jugend auch höchſt elegant in ſeiner Kleidung, und ſpielte die Laute. Er ſtarb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn Morgens entſchlafen, in ſeiner Bibliothek, mit dem Haupte auf ein Buch geſtützt. Seine Leiche wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigeſetzt, obwohl er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Einfach und rührend, wie der Schluß ſeiner Klagſonette, war ſein Tod, und ſein unſterblicher Geiſt ſchwebte, wie ein verklingender Ton ſeiner Laute, aus Nacht zum Lichte, zur ewigen Vereinigung mit ſeiner geliebten Laura, in die Heimath der Seligen hinüber. —

Des
Dichters Vorwort
an die Leſer.

Sonett.

Die ihr in hingeſtreuten Reimen den Laut jener Seufzer vernehmet, womit ich mein Herz nährte, in meinem erſten jugendlichen Wahne, da ich zum Theil noch ein anderer Menſch war, als ich jetzt bin; für den ungleichen Styl, womit ich weine und ſpreche unter vergeblichen Hoffnungen und unnützem Schmerze, hoffe ich bei dem, der die Liebe aus Erfahrung kennt, Mitleid zu finden, nicht bloß Vergebung. Wohl ſeh' ich nun, wie ich der großen Menge ein Mährchen war, lange Zeit, worüber ich oft vor mir ſelbſt erröthe, und von meiner Thorheit iſt Scham die Frucht, und die Reue, und das klare Erkennen, daß Weltluſt ein kurzer Traum ſey. —

Canzonen.

I.

In den ſchönen Tagen des erſten Alters, welche gleichſam noch im Keime, die wilde Gier entſtehen ſahen, die zu meinem Unheile gedieh, wie ich da in Freiheit lebte, als Amor noch in mir zu wohnen verſchmähte, will ich ſingen, weil durch Singen der Schmerz gelindert wird; dann will ich erzählen, wie ich darob entrüſtete, und was mir widerfuhr, wodurch ich vielen Menſchen zur Warnung diene; obgleich mein ſchweres Verhängniß ſchon anderswo geſchildert iſt, ſo daß ſchon tauſend Federn daran ermüdeten, und faſt jedes Thal vom Laute meiner tiefen Seufzer wiederhallet, die mein leidenvolles Leben verbürgen, und wenn hier das Gedächtniß mir nicht beiſteht, wie ſonſt, verſöhne mein Schmerz, und ein Gedanke, der mich ſo betrübet, daß jeder andere ihm den Rücken wendet, und ſo gewaltſam mich mir ſelbſt genommen, daß er mein Innerſtes behält, und ich die Schale nur.

2. Seit jenem Tage, da Amor den erſten Angriff auf mich machte, waren viele Jahre verfloſſen; das jugendliche Antlitz verblühte, und eiſerſtarrte Gedanken hielten mein ganzes Herz gleichſam mit einer Demantrinde umfangen, welche die wilde Leidenſchaft zügelte; noch badeten nicht Thränen meinen Buſen, und raubten mir den Schlaf, und was in mir nicht war, ſchien mir ein Wunder an Andern. Ach, was bin ich? was war ich? Das Ende lobet das Leben, und der Abend den Tag. Denn als der Grauſame, von dem ich ſpreche, wahrgenommen, daß mein Leib bis jetzt von ſeinem Pfeile noch nicht durchdrungen war, nahm er zur Führerin ein mächtiges Weib, vor der Verſtand, Stärke und Flehen um Vergebung mir niemals halfen und helfen; ſie beide verwandelten mich in den, der ich bin, indem ſie aus einem lebenden Menſchen einen grünen Lorbeerbaum machten, der ſelbſt in der kalten Jahrszeit die Blätter nicht verliert.

3. Wie ward mir, als ich zuerſt die Umgeſtaltung meiner ſelbſt, und die Locken aus jenem Laube gewahrte, aus dem ich eine Krone gehofft hatte, und die Füße, worauf ich ſtand, womit ich ging

und lief (weil nach dem Herzen ſich die Glieder richten) zwei Wurzeln auf dem Waſſerſpiegel, nicht des Peneus, ſondern eines weit ſtolzern Fluſſes, wurden, und in zwei Aeſte die beiden Arme ſich verwandelten! Nicht weniger ſchaudert' es mich, von weißen Federn bedeckt zu ſeyn; da erſtarb, wie vom Blitze erſchlagen, mein Hoffen, das allzuhoch geſtiegen war. Denn ich, nicht wiſſend, wo und wann ich ſie wieder finden würde, ging da, wo ſie mir entkam, einſam weinend Tag und Nacht, am Ufer ſuchend, und im Strome drinnen: und von da an verſchwieg die Zunge, ſo lange ſie es vermochte, niemals das böſe Ereigniß, wodurch ich mit der Farbe eines Schwans auch ſeine Töne angenommen habe.

4. So wandelte ich lange an den geliebten Ufern, und wollt' ich ſprechen, ſang ich immer, Gnade flehend mit fremder Stimme; doch in ſo ſüßen, in ſo ſanften Lauten erklangen nie der Liebe Seufzer, daß ſie das wilde, rauhe Herz erweichet hätten. Wie quälet mich die Erinnerung an jene Empfindung! Aber weit mehr noch muß ich künftig von meiner bitter-ſüßen Feindin ſprechen, obgleich es ſo iſt, daß es jeden Ausdruck überſteigt.

Sie, deren Anblick die Seelen raubt, öffnete mir die Bruſt, nahm mit der Hand das Herz, und ſprach zu mir: „Sprich kein Wort davon!“ Dann ſah ich ſie allein in einem andern Gewande, daß ich ſie nicht erkannte; (o menſchliches Gefühl!) bis ich ihr ſchüchtern die Wahrheit ſagte: und ſie, ſchnell ihre gewöhnliche Geſtalt wieder nehmend, verwandelte, weh mir Armen! mich vor Erſtaunen kaum Lebenden, in einen Stein.

5. Dann ſprach ſie mit ſo finſterm Antlitze, daß ich in meinem Steine erbebte, als ich vernahm: „Ich bin nicht, wofür du mich vielleicht hältſt.“ Und zu mir ſelbſt ſagte ich: „Wenn dieſe mich befreite, wär kein Leben mir beſchwerlich und traurig: laß mich wieder weinen, mein Gebieter!“ Wie, weiß ich nicht, doch ging ich fort, Niemand als mich ſelbſt anklagend, den ganzen Tag zwiſchen Leben und Tod ſchwebend. Da jedoch die Zeit kurz iſt, kann die Feder mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt halten, darum übergehe ich vieles, was ich in meinem Herzen niederſchrieb, und ſpreche nur von dem, was die Hörer in Erſtaunen ſetzt. Der Tod hatte mein ganzes Herz umſchlungen, nicht konnt' ich es ſchweigend ſeiner Hand entziehen, nicht den

bedrängten Kräften Hülfe leiſten; das lebendige Wort war mir verboten; ich ſchrie daher mit Papier und Dinte: „Nicht bin ich mein, nein: ſterb' ich, ſo iſt die Schuld euer!“

6. Wohl glaubt' ich vor ihren Augen aus einem Unwürdigen ſo des Lohnes mich werth zu machen, und dieſe Hoffnung gab mir Muth! Doch manchmal löſcht Demüthigung den Zorn aus, manchmal entflammt ſie ihn, und dieß erfuhr ich darauf, lange Zeit in Finſterniß gehüllt, als mir mein Licht bei meinen Bitten entſchwunden war: und da ich ringsumher weder ihren Schatten, noch die Spuren ihrer Füße erſpähte, ſank ich eines Tages, wie ein Menſch, der unterwegs ſchläft, ermüdet in das Gras. Dort, klagend über den flüchtigen Strahl, ließ ich den ſchmerzlichen Thränen ihren Lauf, und ließ ſie fallen, wie ſie wollten; am Strahl der Sonne verſchwand ſo nie der Schnee, wie ich mein ganzes Ich zerrinnen und zur Quelle werden fühlte, am Fuße einer Buche. Lange befeuchtete ich jene Stelle. Wer hat je gehört, daß aus einem Menſchen eine Quelle entſtehe? Und doch rede ich von offenkundigen, bekannten Dingen.

7. Die Seele, die Gott allein ſo ſehr erhöhet hat,

(ein Anderer kann ihr ſolche Gnade nicht verleihen) gleichet in ihrem Weſen ihrem Schöpfer; darum wird ſie niemals ſatt, dem zu verzeihen, der herzlich und mit demüthiger Miene nach irgend einer Kränkung um Gnade fleht, und wenn ſie, wider ihre Gewohnheit, ſich länger bitten läßt, und an ihm ein Beiſpiel giebt, geſchieht es, weil ſie die größere Sünde fürchtet; denn nicht ernſtlich bereuet ein Uebel, wer zu einem andern ſich bereitet. Dann, als die Herrin, von Mitleid ergriffen, mich eines Blickes würdigte, und mich erkannte, und ſah, daß mein Leiden gleich groß ſey, wie meine Sünde, führte ſie mich beglückend in meine vorige Lage zurück. Aber nichts iſt auf der Welt, dem der Weiſe vertraue: denn da ich wieder bat, verwandelte ſie meine Nerven und Gebeine in harte Kieſel, und von der alten Laſt blieb nur die bewegte Stimme, die nur die Namen des Todes und der Geliebten rief.

8. Ein Geiſt der Trübſal irrte ich, wohl weiß ich's noch, durch öde, unbekannte Klüfte, und weinte viele Jahre lang mein ungezähmtes Verlangen; doch endlich fand ich das Ziel meines Leidens, und kehrte heim in die irdiſchen Glieder, noch größern

Schmerz, glaub' ich, darin zu fühlen. Und ſo meinem Verlangen mich überlaſſend, ging ich eines Tages wie gewöhnlich, auf die Jagd, und dieſes ſchöne, ſcheue Wild ſtand nackt in einer Quelle, da eben die Sonne ungewöhnlich glühte. Ich, weil kein anderer Anblick mich ſo ſehr vergnüget, blieb ſtehen, ſie zu ſchauen, und ſie erröthete, und um ſich zu rächen, oder zu verſtecken, ſpritzte ſie mir mit der Hand Waſſer in's Geſicht. Wahr iſt es, möge es auch Lüge ſcheinen, ich fühlte mich aus meinem eigenen Leibe herausgehoben, und ward ein Hirſch, der einſam und irrend von Wald zu Wald flüchtet, und noch jetzt flieh' ich vor dem Schwarme meiner Hunde.

9. Canzone, ich war niemals jene goldne Wolke, die dann in einen koſtbaren Regen ſich auflöſete, der Jupiters Flamme zum Theil milderte, wohl aber war ich eine Flamme, die ein ſüßer Blick entzündet, ein Vogel, der hoch in den Aether ſteiget, mit ihr, deren Ruhme meine Worte gelten: doch bei allem Wechſel der Geſtalten, ließ ich den Lorbeer nicht, deſſen ſüßer Schatten mich jeder minder ſchönen Luſt entfremdet.

II.

1. O Himmelerſehnte, ſelige und ſchöne Seele, die du in menſchlicher Hülle wandelſt, nicht wie Andere ſchwer beladen, damit weniger beſchwerlich die Wege dir ſeyen, — von Gott geliebte, gehorſame Magd, — wo es von dieſer Welt hinüber gehet in ſein Reich! Sieh, von Neuem geleitet deinen Nachen, welcher der blinden Welt den Rücken ſchon gewendet, um in einen beſſern Hafen zu gelangen, ein günſtiger Weſtwind, der mitten durch dieſes dunkle Thal, wo wir eigenen und fremden Wahn beweinen, der alten Bande ledig, auf dem geradeſten Pfade zum wahren Oriente ihn führen wird, wohin er ſtrebet.

2. Sind auch vielleicht die demüthigen und liebereichen Gebete, und die frommen Thränen der Sterblichen, zum göttlichen Erbarmen gedrungen; ſo waren ihrer vielleicht doch weder ſo große, noch ſolche, die durch ihr Verdienſt allein die ewige Gerechtigkeit von ihrem Pfade zu wenden vermochten; doch der Fürſt der Gnade, der im Himmel herrſchet, ſenket vielleicht gnädig die Augen zur heiligen Stätte, wo er an das Kreuz geſchlagen wurde; darob im Buſen des neuen Karl die

Rache erwacht, deren ſchädlich langes Zögern viele Jahre hindurch Europa nicht zu athmen geſtattete. Seiner geliebten Braut eilt er nun zu Hülfe, ſo daß ſeiner Stimme ſchon das beſtürzte Babilon erbebet.

3. Jede Hütte zwiſchen der Garonne und dem Gebirge, zwiſchen der Rhone, dem Rhein und dem ſalz'gen Meere, folget den allerchriſtlichſten Panieren; und alle, die der wahren Ehre huldigen, von den Pirenäen bis zum Niedergang der Sonne, werden Aragonien und Spanien verlaſſen. England und die Inſeln, welche das Meer zwiſchen dem Wagen und den Säulen beſpület, endlich auch jene, denen die Lehre des heiligen Helikon ertönet, verſchieden an Sprachen, Waffen und Tracht, ſpornet fromme Liebe zu dem erhabenen Unternehmen. Wo gab es je eine ſo billige, ſo würdige Liebe, und wo ward getragen gerechterer Zorn um Söhne ſo als Frauen?

4. Es giebt einen Theil der Welt, wo feſt gefroren Eis und Schnee zu allen Zeiten liegt, fernab von der Bahn der Sonne. Dort, unter nebelvollen kurzen Tagen, lebt ein Volk, von Natur

aus dem Frieden abholt, das der Tod nicht ſchmerzet. Wenn dieſes, frömmer als gewöhnlich, mit deutſcher Wuth ſich mit dem Schwerte gürtet, wirſt du den Unwerth der Türken, Araber und Chaldäer, und all' derjenigen, ſo auf fremde Götter hoffen und dieſſeits des Meeres mit blutigrothen Wogen hauſen, kennen lernen: ein nacktes, ſcheues, träges Volk, das nie ein Schwert zieht und ſeine Schläge nur in die Lüfte richtet.

5. Darum iſt es nun Zeit, dem alten Joche den Nacken zu entziehen, den Schleier zu zerreißen, der ſo lange um unſere Augen geſchlungen war! Dein Geiſt, den dir der Himmel durch die Gnade des unſterblichen Apollo verlieh, zeige hier die Kraft der Beredſamkeit in Wort und Schrift. Können die Zaubertöne des Orpheus und Amphions dein Staunen nicht erregen, ſo geſchieht es um ſo weniger, wenn Italien mit ſeinen Söhnen bei dem Klange deiner deutlichen Rede erwacht, um für Jeſus die Lanze zu ergreifen; denn will das Wahre dieſe alte Mutter ſehen, nie boten ſich zum Streite ſo ſchöne, und willkommene Veranlaſſungen.

6. Du, der du mit einem edlen Schatze dich zu

bereichern, die alten und neuen Bücher durchforſchet haſt, zum Himmel dich ſchwingend mit irdiſchem Leibe, du weißt es, wie oft, ſeitdem der Sohn des Mars regieret bis zum großen Auguſt, der mit grünem Lorber dreimal triumphirend die Schläfe ſchmückte, Rom mit ſeinem eigenen Blute fremden Uebermuth bezwang. Wär' es nun weniger zu rühmen, ſo es, wenn auch nicht aus Gefälligkeit, doch dankbar und fromm, mit Maria's glorreichem Sohne die ſündhaften Beleidigungen rächen würde? Was hoffet denn der Feind von menſchlichem Widerſtande, wenn Chriſtus ihnen gegenüberſteht im Heere?

7. Denk' an die verwegene Kühnheit des Xerxes, der um unſere Küſten zu erobern, mit neuen Brücken Schmach bereitete dem Meere, und du wirſt ob des Falles ihrer Gatten, alle Perſerfrauen in Trauerkleidern ſehen, und rothgefärbt das Meer von Salamis; und nicht nur dieſes ſchmähliche Loos des unglücklichen Volkes im Oriente verheißet für den Sieg, auch Marathon und die Todbringenden Engpäſſe, welche Leonidas mit einer Handvoll Leute vertheidigte, und viel Anderes, was du gehört und geleſen. Darum beug vor

Gott die Knie und das Herz, daß er deine Jahre zu ſo hohem Zwecke erhaltet.

8. Du wirſt Italien ſehen, Canzone, und das ruhmgeſchmückte Ufer, welches meinen Augen nicht das Meer, nicht Bergeshöhen, nicht der Strom verhüllen; nur Amor, der mit ſeiner erhabenen Glut, je mehr er mich entzündet, mehr der Sehnſucht wecket; denn Natur kann gegen Gewohnheit nicht ſtehen. Auf denn, verfehle die Gefährten nicht! Amor, dem Lachen und Weinen gilt, wohnt nicht blos unter Binden.

III.

1. Mögen die Kleider grün ſeyn, roth, dunkel oder pfirſichblüthenfarben, ſo hat ſich keine noch gekleidet, noch das goldene Haar ſo kunſtreich geſchlungen, wie ſie, welche mein Herz befangen, und die dergeſtalt vom Wege der Freiheit mich ablenket, daß ich ein minder ſchweres Joch nicht trage.

2. Und wenn der Geiſt, rathentblößt, ſich rüſtet zu klagen, wozu die Qual ihn vielleicht treibt, bezähmet ſchnell den zügelloſen Willen ihr Auge, das aus meinem Herzen jeden wahnſinnigen Ent-

wurf tilget, und aller Zorn wird durch ihren Anblick beſänftiget.

3. Wie viel ich durch Amor jemals gelitten habe, und noch immer leide, bis ſie das Herz mir heilet, die es bezwang, und Huld verweigert, wie ſie es nur wünſcht, kömmt doch die Rache, wenn dem demüthigen Flehen nicht Hochmuth oder Zorn den Pfad, woher ich komme, verſchließet oder verſperret.

4. Aber der Tag und die Stunde, wo mein Auge das liebliche Leuchten ihres Auges ergötzte, das mich von Amors Stätte verdrängt, ſchufen das neue, qualenreiche Leben, und ſie, nach welcher Alle liebend ſchauen, bey deren Anblicke nur Bley oder Holz nicht erbeben.

5. Die Thräne, die ich für ſie vergieße, ob Wunden, die der erſte Blick dem Herzen ſchlug, ſchwächt meine Sehnſucht nicht, und wohl darf ich ſagen: Ihr ſeufzet meine Seele, und billig iſt es, daß ſie dieſe Wunden kühle!

6. Immer bin ich mit mir ſelbſt nicht einig: eine fiel ſchon vom theuern Schwerte durchbohret, bezwungen vom gleichen Schmerze. Auch will ich nicht Freie von ihr erhalten; denn nicht ſo gerade

führen alle andern Straßen zum Himmel und gewiß ſtrebet Niemand zum Reiche der Seligen auf einem feſteren Schiffe.

7. Günſtige Sterne, die als Gefährten den beglückten Leib umgaben, da er die ſchöne Frucht verſchloß, die ein Stern auf Erden iſt; wo grün, wie Lorbeer ſtets die Würde der Tugend bewahret bleibt, wo nicht Blitze, nicht die Schwüle böſen Windes ſich erheben.

8. Wohl weiß ich, daß, wer ihr Lob in Verſen ſagen wollte, ermüden müßte, wie würdig auch die Hand des Dichters wäre. Weſſen Gedächtniß iſt ſo groß, um ſo viel Tugend und Schönheit zu faſſen, wenn er die Augen, aller Tugend Zeichen, ſieht, den ſüßen Schlüſſel meines Herzens?
Wie weit die Sonne wandelt, hat Amor kein ſchöneres Pfand, als euch, Donna, zu vergeben.

IV.

1. So ſchwach iſt der Faden, woran mein qualvolles Leben hängt, daß es ohne fremde Hülfe bald ſeinen Lauf vollendet. Denn ſeit ich die ſchwere Schuld auf mich geladen, von ihr mich loßzureißen, von ihr, meinem ſüßen Leben, hat nur eine Hoffnung

mich getröſtet, ſprechend: weil dir der Anblick der Geliebten entzogen iſt, ermanne dich, trauerndes Herz; wer weiß, ob du nicht zu einer beſſern Zeit, zu freudigern Tagen zurückkehreſt, oder ob du das Verlorene dann nicht wieder findeſt? Dieſe Hoffnung erhielt mich lange Zeit, jetzt nimmt ſie ab, und ich veralte mit ihr.

2. Die Zeit vergeht, und die Stunden ſind ſo pünktlich, ihre Reiſe zu vollenden, daß ich nicht Zeit genug finde, nur zu bedenken, wie ich zum Tode eile. Kaum hat ein Sonnenſtrahl den Oſten geröthet, als ich ihn ſchon auf dem andern Berge des entgegengeſetzten Horizontes auf langen und verſchlungenen Pfaden angelanget ſehe. Das Leben iſt ſo kurz, ſo ſchwer und gebrechlich der Leib der Sterblichen, daß, wenn ich von ihrem ſchönen Antlitze mich ſo weit geſchieden ſehe, und mit der Sehnſucht keine Schwingen entfalten kann, der gewohnte Troſt mir gebricht, nicht wiſſend, wie ich in dieſem Zuſtande leben ſolle.

3. Jeder Ort betrübet mich, wo ich nicht dieſe ſchönen ſanften Augen ſehe, welche die Schlüſſel zu meinen ſüßen Gedanken bewahren, ſo wie es

Gott geſiel, und weil die harte Verbannung mich noch mehr peiniget, wenn ich ſchlafe, oder gehe, oder ſitze, ſinne ich Anderes nie; und alles mißfällt mir, was ich nach ihnen ſehe. Wie viele Berge und Gewäſſer, das Meer, Flüße, verhüllen mir dieſe zwey Sterne, die wie heitere Mittagsbläue durch meine Nächte leuchten, ſo, daß die Erinnerung daran mich ſchon verzehret. Wie freudenvoll damals mein Leben war, lehrt mich mein gegenwärtiges, herbes, beſchwerliches.

4. Weh! wenn durch Reden ſich neu entzündet jenes glühende Verlangen, das der Tag gebar, an dem ich den beſſern Theil von mir zurück ließ, und wenn Liebe durch langes Vergeſſen verſchwindet, wer verlockt mich dahin, wo mein Leiden gedeiht? Und warum verſtumm' ich nicht lieber zu Stein? Wohl zeiget Cryſtall oder Glas von außen nimmer eine andere verborgene Farbe, ſo ſtrahle auch die troſtloſe Seele klarer nicht meine Gedanken, und die ſüße Qual im Herzen, aus den Augen, die ſtets nach Thränen verlangend, Tag und Nacht nur Befriedigung ſuchen.

5. In den Neigungen der Menſchen gewahrt man oft die ſeltſame Luſt, zu lieben, um ſich in Seufzern aufzulöſen. Auch ich gehöre zu jenen, welche

Weinen erfreut, und wünſche, daß meine Augen von Thränen überfließen, wie mein Herz von Gram; und weil ich gerne von ſchönen Augen rede, (wie denn nichts ſo tief mich rühret und ergreift) kehr' ich oft und immer wieder dahin, wo der Schmerz lebendiger ausbricht, und wo mit dem Herzen die beiden Augen büßen, die auf dem Pfade zur Liebe meine Führer waren.

6. Die goldenen Flechten, welche ſelbſt den Neid der Sonne erregen, das ſchöne, heitere Auge, in dem die Strahlen der Liebe glühen, die vor der Zeit an meinem Leben zehren, und die klugen Worte, ſelten, vielleicht einzig auf der Welt, die einſt mir ſo liebevoll erklangen, ſind dahin; leichter trüg' ich jedes andere Weh, als dieſes Engelgrußes Milde mir benommen zu wiſſen, die mein Herz ſtets mit inniger Hinneigung zur Tugend erfüllte, ſo daß ich niemals etwas anderes zu hören denke, als was zu Klagen mich fortreißt.

7. Und daß ich weinend noch mehr der Luſt enthülle — die weißen niedlichen Hände, und die zierlichen Arme, und die hold erhabene Haltung und der ſüße Zorn, in dem Stolz und Demuth walten,

und der ſchöne jugendliche Buſen, erhabener Einſicht Hülle, verbergen dieſe rauhen Alpen mir: und nicht weiß ich, ob ich ſie noch ſehen werde, bevor ich ſterbe; zwar blüht von Zeit zu Zeit die Hoffnung, doch ohne Dauer, und ſo verkündet ſie mir im Untergehen, daß ich jene, die der Himmel ehret, nie mehr ſehe, wo Ehrbarkeit und holde Sitte walten, und wo ich von Gott meine Wohnung mir erbitte.

2. Canzone, wenn du am geliebten Orte meine Herrin ſiehſt, glaub' ich, was du glaubeſt, daß ſie die ſchöne Hand dir reichen werde, von der ich ferne bin. Berühre ſie nicht, aber demüthig ihr zu Füßen ſag', daß ich ſobald als möglich bei ihr ſeyn werde, ſey es als ein Geiſt, oder als ein Menſch von Fleiſch und Bein.

V.

1. Zur Zeit, wenn der Himmel ſchnell gegen Weſten ſich neiget, und wenn der Tag von uns zu Menſchen eilet, die dort vielleicht ihn erwarten,

wenn da, in fernem Lande allein ſich ſieht ein müdes, pilgerndes altes Mütterchen, ſo verdoppelt ſie ihre Schritte mit immer mehr hurtiger Eile, und iſt ſie dann ſo allein am Ziele ihrer Tagreiſe, tröſtet ſie kurze Ruhe, wo ſie die Mühe und das Uebel des zurückgelegten Weges vergißt. Doch weh mir, jeder Schmerz, den der Tag mir bringt, wächst, ſobald die ewige Leuchte beginnt, von uns zu ſcheiden!

2. Wenn die Sonne die Flammenräder wendet, um der Nacht Platz zu machen, und von den höchſten Bergen größere Schatten ſteigen, nimmt der karge Pflüger die Werkzeuge, und verſcheuchet mit Worten und Alpenliedern jeden Kummer aus ſeiner Bruſt, beſtellt dann den Tiſch mit geringer Speiſe, jenen Eicheln ähnlich, die Jedermann ehret und dennoch flieht. Wer mag, freue ſich alle Augenblicke, nur ich genoß noch keine frohe Stunde, werde ſie nie begrüßen, nicht eine ruhige Stunde, weder durch des Himmels noch der Sterne Zügung.

3. Auch der Hirt, wenn er die Strahlen des großen Geſtirnes zum heimathlichen Orte niederſinken ſieht, und dunkel werden im Oſten, ſteht auf, ver-

läßt das Gras, die Quellen und Buchen, und führt mit gewohntem Stabe ruhig ſeine Heerde fort: Dann, fern von den Menſchen, in einem Hüttchen oder in einer Höhle, mit grünem Laube bedeckt, legt er ſich nieder ohne Sorge und ſchläft. Ach, du aber, grauſamer Amor, lehreſt mich der Stimme, den Schritten und Spuren eines Wildes folgen, das mich vernichtet, und bindeſt es nicht, da es ſich verſtecket und flüchtet.

4. Auch die Schiffer ſtrecken in irgend einer ſichern Bucht ihre Glieder aus, wenn die Sonne ſich verbirgt, auf hartem Holze, und unter rauhen Matten. Aber ich — wohl taucht ſie nieder mitten im Meere, und läßt Spanien hinter ihrem Rücken, und Granada, Marrocco und die Säulen, und Männer und Frauen, Menſchen und Thiere, ruhen aus von ihren Beſchwerden; ich aber mache meiner beharrlichen Qual kein Ende, und es ſchmerzt mich, daß jeder Tag mein Unglück vergrößert; daß meine Sehnſucht beinahe ſchon ſeit zehn Jahren zunimmt, und ich nicht errathen kann, wer mich davon befreie.

5. Und — weil ich im Reden ein wenig mich erleichtere, — ich ſeh' am Abende die Ochſen entjocht

von den Feldern und bepflügten Hügeln heimkehren. Warum kann Niemand meine Seufzer von mir nehmen? Warum Niemand das ſchwere Joch? Warum ſind meine Augen Tag und Nacht thränenfeucht? Ich Armer, was wollte ich, als ich zuerſt ſo unbeweglich ihr in das ſchöne Antlitz ſchaute, um es zum Theil im Geiſte zu geſtalten, dem niemals weder Gewalt noch Liſt es entrücken wird, bis ich eine Beute deſſen bin, der Alles trennet! Auch dann weiß ich nicht, was ich von ihr halten ſoll.

6. Canzone, hat der Tag, da du bei mir warſt, dich an mich angeſchloſſen, wirſt du nicht an jedem Orte dich zeigen wollen: und um fremdes Lob wirſt du dich ſo wenig bekümmern, daß es dir genüge, von Hügel zu Hügel zu ſingen, wie die Glut dieſes lebendigen Felſens mich verzehre, worauf ich mich ſtütze.

VI.

1. Du edler Geiſt, der du die Glieder regiereſt, inner welchen pilgernd verweilet ein tapferer, kluger und weiſer Herr: nun dir der ehrenvolle Stab verliehen iſt, womit du Rom und ſeine Irrenden zum Beſſern lenkeſt, und ſie auf den alten Weg

zurückrufeſt, red' ich zu dir, weil ich ſonſt nirgend einen Strahl von Tugend ſehe, die für die Welt erloſchen iſt, und Niemand ſehe, der böſer Thaten ſich ſchäme. Ich weiß nicht, was Italien erwarte, was es verlange, das ſeine Wunder nicht zu kennen ſcheint, alt, träg und langſam. Wird es immer ſchlafen, und giebt es Niemand, der es wecke? Wären nur ſeine Locken um meine Hände gewunden!

2. Nicht hoffe ich, daß es aus dem trägen Schlafe jemals ſein Haupt erhebe, zu männlichen Thaten aufzufordern, von ſo ſchwerer Laſt iſt es gebeugt. Doch nun iſt, nicht ohne höhere Fügung, deinen Händen, die ſie erleichtern und vielleicht entfernen können, Rom, unſer Haupt, anvertraut. Ergreife mit ſicherer Hand dieſes ehrwürdige Haar und die zerſtreuten Flechten, auf daß die Träge aus dem Schlamme erſtehe. Ich, der ich Tag und Nacht dieſe Schmach beweine, ſetze meine größte Hoffnung auf dich, daß, wenn Mavors Volk nach eigener Ehre jemals die Augen aufſchlagen könnte, ſolch Heil, wie mir ſcheint, nur deinen Tagen gebühre.

3. Die alten Mauern, die noch immer zitternd fürchtet und liebt die Welt, der vergangenen Zeiten,

und der innern Umwandlung gedenkend, und die Felſen, ſo die Glieder von ſolchen umſchloſſen, deren Ruhm nicht verhallen wird, bevor nicht der Weltenbau zuſammenſtürzt, und alles das, was von gleicher Verderbniß ergriffen iſt, hoffet von dir die Heilung aller Uebel. O große Scipionen, o treuer Brutus, wie werdet ihr euch freuen, wenn von hier auch zu euch der Ruf des gut beſtellten Amtes gedrungen iſt! Wie freudig wird dann Fabricius, dieſe Kunde vernehmend, ausrufen: „Mein Rom, nun wirſt du das ſchöne heißen!

4. Und wenn der Himmel ſich um unſer Treiben bekümmert, werden die Seelen, ſo da droben wohnen, und auf Erden ihre Leiber abgeſtreift haben, dich um des langen Bürgerzwiſtes Ende flehen, wodurch dem Volk alle Sicherheit entzogen, und der Pfad zu den Tempeln verſchloſſen wird, die, einſt der Andacht geweiht, jetzt in Kriegsnoth zu Räuberhöhlen werden, nur jedem Beſſeren den Eingang wehren, und wo zwiſchen Altären und nackten Bildern jedes Verbrechen vollbracht wird. Weh, welch' ein Wechſel der Zeiten! Die Glocken rufen zum Kampfe, die Gott zu preiſen hoch einſt aufgehangen wurden!

5. Die jammernden Frauen, die unwehrbare zarte Jugend, und die ſchwachen Greiſe, die ihrer ſelbſt und der Welt überdrüſſig ſind: und die ſchwarzen Brüder, und die grauen und die weißen, und die andern angſterfüllten ſchwachen Schaaren rufen: O Herr, hilf uns, hilf! und die erſchreckten Armen, die zu Tauſenden ihre Wunden dir aufdecken, ſelbſt einen Hannibal zu Mitleid rührend: und blickeſt du nun auf Gottes Haus, das ganz in Flammen ſteht, ſo löſche nur einige Funken; dann wird die wilde Gier geſtillet, und dein Werk im Himmel geprieſen.

6. Die Bären, Wölfe, Löwen, Adler und Schlangen, ſind oft einer großen Marmorſäule zur Plage und ſchaden ſich ſelbſt: darüber klaget jene werthe Herrin, die dich gerufen hat, vom böſen Schlingkraut ſie zu befreien, das nicht blühen kann. Wohl mehr als tauſend Jahre ſind ſchon vorüber, daß ihr jene beſſeren Gemüther fehlen, die ſie aufgerichtet, da, wo ſie war: Ach, ein neues maßlos-ſtolzes Volk erblick' ich, unehrerbietig gegen eine ſo große Mutter! Gemahl und Vater, erwarten jede Hülfe von deiner Hand, der größere Vater ſinnet auf andere Werke.

7. Selten geſchah es, daß nicht erhabenem Unter-

nehmen das ungerechte Glück widerſtrebte, welches mit hochherzigen Thaten ungern ſich befreundet. Nun da es dir die Bahn gebrochen, ſey vieles andere Unrecht ihm verziehen, weil es, ſo viel die Welt ſich erinnert, wenigſtens hier mit ſich ſelbſt zerfällt. Nie wurde einem Sterblichen, wie dir, der Weg zu ewigem Ruhme geöffnet; du kannſt, täuſcht mich mein Urtheil nicht, eine weit ſchönere Monarchie errichten. Wie rühmlich wird es dann von dir heißen: die andern halfen der jungen, ſtarken, dieſer hat im Alter ſie dem Untergang entriſſen.

8. Auf den Tarpejſchen Felſen, Canzone, wirſt du einen Herrn ſehen, von ganz Italien geehret, mehr an Andere denkend, als an ſich. Sag ihm, einer, der in der Nähe noch nie dich ſah, der nur nach deinem Rufe dich liebt, ſpricht, daß Rom zu jeder Stunde, mit Augen, in Schmerz gebadet und thränenfeucht, von allen ſieben Hügeln um Huld dich flehet.

VII.

9. Weh mir, der ich nicht weiß, wohin die Hoffnung ſich neigen ſoll, die ſchon ſo oft euch getäuſcht

hat! Wenn Niemand iſt, der in Mitleid mich höret, warum ſo viele Bitten zum Himmel ſenden? Doch geſchäh' es, daß mir vergönnt, noch vor meinem Tode dieſe armſelige Klage zu enden, zürne mein Gebieter nicht, um was ich ihn bitte, ſprech ich einſt unter Gras und Blumen: Recht und ſein iſt es, zu ſingen von ſüßer Liebe!

10. Wohl iſt es recht, daß ich zuweilen ſinge, da ich ſo lange geſeufzet habe, und nimmer früh genug beginn' ich, um durch Scherz ſo große Qualen auszugleichen. Und könnte ich ihren heiligen Augen einiges Vergnügen bereiten durch mein ſüßes Lied, o wie ſelig wär' ich vor andern Liebenden! Noch mehr, wenn ich ohne zu lügen, ſagen könnte: Madonna, bittet mich, darum will ich reden!

11. Unſtäte Gedanken, die ihr unbemerkt mich verleitet habt, ſo Hohes zu beſchließen, ihr ſehet, daß der Madonna Herz ſo felſenhart iſt, daß ich mit eigner Kraft es nicht durchbringe; ſie würdiget ſich nicht, ſo tief herabzublicken, daß ſie um meine Worte ſich bekümmere, weil der Himmel es nicht will, dem ich ermüdet, länger nicht mehr

widerſtrebe; darum, wie mein Herz ſich verhärtet und erbittert, will ich auch in meinen Worten bitter ſeyn.

12, Was red' ich? Wo bin ich? Und wer ſonſt täuſchet mich, als ich ſelbſt und das übermäßige Verlangen? Ja, wenn ich alle Kreiſe des Himmels durchgehe, zum Leiden hat mich kein Planet verdammet. Welche Schuld tragen die Sterne oder andere ſchöne Dinge? In mir iſt es, was Tag und Nacht mich quälet, ſeitdem mit ſüßem Weh mich erfüllet, ihr holdes Bild, das ſchöne ſanfte Auge.

13. Alle Dinge, womit die Welt geſchmücket ſind, kommen gut aus den Händen des ewigen Meiſters, doch mich, dem ſich das innere Seyn verſchloſſen, blendet das Schöne, was ſich von allen Seiten mir zeiget, und kehr' ich je zum wahren Glanze zurück, kann ihn das Auge nicht ertragen, ſo geſchwächt hat es die eigene Schuld, und nicht der Tag, da ich es zu jener Engelſchönheit aufgeſchlagen, in der ſüßen Zeit des jugendlichen Alters.

VIII.

1. Weil das Leben kurz iſt, und der Geiſt hohes Unternehmen ſcheuet, trau' ich jenem, trau' ich dieſem wenig, aber ich hoffe, daß meine Sehnſucht da verſtanden werde, wo ich es wünſche, und da, wo ſie ſeyn ſoll, bey deren Schweigen ich rufe: Liebliche Augen, worin Amor ſein Neſt bauet, euch weihe ich meinen ſchwachen Griffel, träg an ſich, doch ſpornet ihn die große Wonne, und wer von euch ſpricht, wählt ſich zum Gegenſtande eine edle Kunſt, die auf Liebesſchwingen emportragend, jedem gemeinen Gedanken entreißt. Von ihnen beflügelt, will ich nun Dinge ſagen, die ich lange in meinem Herzen verborgen trug.

2. Nicht weil ich nicht bedenke, wie ſehr mein Lob euch widerſtrebe, ſondern das innige Verlangen kann ich nicht überwinden, das in mir lebt, ſeitdem ich ſah, was kein Gedanke ermißt, und weder fremde Sprache, noch die meinige, vergleichen kann. Quellen meines ſüßen und ſchuldvollen Seyns, wohl weiß ich, daß nur ihr mich ganz verſtehet! Wenn ich bei den brennenden Strahlen zu Schnee werde, vielleicht daß euern edlen Zorn dann meine

Unwürdigkeit reizet. O! wenn dieſe Beſorgniß nicht die Glut mildern würde, die mich entzündet, ſtürb' ich beglückt! Denn in ihrer Nähe zu ſterben, iſt mir lieber, als das Leben ohne ſie.

3. Und ſteh' ich unvernichtet, ein zerbrechlich Weſen, an ſo mächtiger Flamme, ſo iſt es nicht eigene Kraft, die mich bewahret; die Furcht nur, welche das wilde Blut in den Adern zu Eis erſtarren macht, hält noch ein wenig das Herz zuſammen, damit es noch länger brenne. O Hügel, Thäler, Flüſſe, Wälder, Fluren, o Zeugen meines kummervollen Lebens, wie oft habt ihr den Tod mich rufen hören! Ach, ſchmerzliches Geſchick! Verweilen vernichtet mich, und Fliehen hilft mir nicht! Doch, wenn nicht größere Furcht mich zügelte, brächt' ich auf kürzerem Wege ſchnell zu Ende dieß bittere, mühſame, ſchwere Leben, und die Schuld davon trüge dann die Unbekümmerte!

4. Schmerz, warum führeſt du mich vom Wege ab, zu ſagen, was ich nicht will? Laß mich gehen, wohin die Luſt mich locket. Schon klag' ich nicht mehr über euch, ihr überirdiſch milden Augen, noch über ihn, der mit ſolchem Netze mich umgab. Ihr

ſehet wohl, wie vielfarbig Amor oft meine Wangen malet, und könnet denken, was er in mir thut, wo er Tag und Nacht mit jener Gewalt beſtändig vor mir ſteht, die er aus euch geſchöpft hat, ihr ſeligen frohen Sterne; wär' erſt der eigne Anblick euch nicht benommen! Doch wie oft ihr euch zu mir wendet, erkennet ihr an Andern, was ihr ſeyd.

5. Wenn euch die göttliche, unglaubliche Schönheit ſo bekannt wäre, wovon ich ſpreche, wie einem, der ſie ſchauet, ſo hätte des Herzens Wonne kein Maß: deßwegen vielleicht iſt ſie der Naturkraft entzogen, die euch öffnet und wendet. Glückliche Seele, die für euch ſeufzet, Himmelsſterne, wegen denen ich für mein Leben danke, das keine andere Wonne für mich hat! Weh mir! Warum gebet ihr ſo ſelten, woran ich nimmer mich erſättige? Warum ſehet ihr nicht öfter, welche Qual Amor mir bereitet? Und warum beraubet ihr mich gleich des Glückes, das die Seele alle Augenblicke fühlet?

6. Ich ſage, daß ich alle Augenblicke (Dank ſey euch) tief im Herzen ungewohnte neue Wonne empfinde; dann entſchwindet jede andere Laſt ſchwermüthiger Gedanken, ſo daß kaum einer unter tau-

ſenden zurückbleibt: dieß nur, ſonſt nichts, hält mich am Leben. Und wenn nur dieſes Glück ein wenig dauernd wäre, kein Zuſtand könnte mit meinem ſich vergleichen; aber vielleicht würde ſo große Ehre Andere neidiſch, und mich hochmüthig machen, darum, ach, muß es geſchehen, daß die höchſte Luſt ſich in Thränen wandelt, und daß ich, die Glut der Gefühle unterdrückend, zurückkehre, und in mich ſelbſt gehe.

7. Das liebende Gemüth in meinem Innern enthüllt ſich mir in euch ſo, daß es alle andere Luſt mir aus dem Herzen zieht, daher entſtrömen mir ſolche Worte und Thaten dann, daß ich unſterblich zu werden hoffe, ob auch der Leib ſterbe. Erſcheinet ihr, ſo fliehen Angſt und Kummer, und ſcheidet ihr, ſo kehren ſie wieder, doch weil die lieberfüllte Erinnerung ihnen den Eingang verſchließt, bringen ſie von da nicht aus den letzten Schranken: darum kömmt von jeder ſchönen Frucht, die ich erzeuge, der Name zuerſt von euch. Ich ſelbſt bin gleichſam ein dürrer Boden, von euch bebauet, und der Preis iſt euer eigen.

8. Canzone, du beruhigeſt mich nicht, du

entflammeſt mich vielmehr, zu verkünden, was mich mir ſelbſt entwendet, darum ſey verſichert, nicht allein zu ſeyn.

IX.

1. Meine edle Herrin, ich ſeh' in Euern Augen ein ſüßes Licht ſchimmern, den Weg mir weiſend, der zum Himmel führt, und drinnen dort, wo ich allein mit Amor wohne, leuchtet aus langer Gewohnheit gleichſam ſichtbar das Herz hindurch. Dieß iſt der Anblick, der mich Tugend lehret, und zu ruhmvollem Ziele geleitet, er allein erhebet mich über die Menge. Nie wohl könnte die menſchliche Sprache erzählen, was die beiden Himmelslichter mich fühlen machen, und wie der Winter Froſt ſendet, und wenn das Jahr wieder friſche Keime treibt, ſo war die Zeit meiner erſten Liebe.

2. Ich denke: wenn da oben, von wo der ewige Lenker der Sterne, auf Erden, die Zeichen ſeiner Schöpfermacht gegeben, die andern Werke ſo ſchön ſind; ſo öffne ſich der Kerker, der mich umfängt,

und mir den Weg zu jenem Leben verſchließt. Dann wend' ich zum gewohnten Kampfe mich, der Natur dankend, und dem Tag, der mich gebar, die mich zu ſolchem Glücke aufbewahret, und ihr, die zu ſo großer Hoffnung mein Herz erhob, der ich bisher zur ſchweren Qual mir ſelbſt geweſen bin; ſeit jenem Tage bin ich mit mir ſelbſt zufrieden, da ich mit einem hohen und ſüßen Gedanken jenes Herz erfüllte, wozu die ſchönen Augen den Schlüſſel haben.

3. Nie ſpendeten ein freudenvolles Daſeyn Amor, oder das flüchtige Glück, Einem ihrer Günſtlinge auf Erden, das ich nicht für einen Blick ihrer Augen hingäbe, von welchen mein ganzes Heil kömmt, wie jeder Baum aus ſeinen Wurzeln ſproſſet. Holde Himmelsfunken, Beglückerinnen meines Lebens, an denen Wonne ſich entzündet, die ſanft mich verzehret und zerſchmelzet; wie verſchwindet und flieht jedes andere Licht, wo das eure leuchtet! So auch, wenn in mein Herz, ſo viel des Süßen ſtrömet, entſchwindet alles Andere, jeder Gedanke, und allein mit euch verweilet Amor dort.

4. Was Süßes jemals in den Herzen glücklich

Liebender an einem Orte ſich begegnete, iſt nichts gegen — das, was ich fühle, wenn einmal holdſelig zwiſchen Schwarz und Weiß eure Flammen ſtrahlen, worin ſich Amor ergötzet, und ſeit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege, hat gegen Unvollkommenheit und Mißgeſchick, der Himmel dieſes Mittel mir verliehen. Der Schleier nur kränket mich, und die Hand, die ſo oft in den Weg ſich ſtellt, zwiſchen meiner höchſten Wonne und den Augen, aus denen Tag und Nacht die Sehnſucht ſich ergießt, das Herz zu erleichtern, das vom veränderten Anblicke Geſtaltung empfängt.

5. Weil ich ſehe (und dieß mißfällt mir), daß meine natürlichen Gaben nicht genügen, und eines ſo holden Blickes mich nicht würdig machen, biet' ich alle Kräfte auf, ſo zu ſeyn, wie es zu ſo großer Hoffnung ſich geziemet, und zur edlen Glut, die mich entzündet. Wenn ich zum Guten ſchnell, zum Böſen langſam, ein Verächter deſſen, was die Welt wünſcht, durch ſorgfältigen Fleiß werden kann; könnte vielleicht ein ſolcher Ruf zu einem milden Urtheile mir verhelfen. Sicher kömmt das Ende meiner Thränen, das mein leidendes Herz nicht von einem andern Orte ruft,

von den ſchönen Augen, die zuletzt ſich freundlich neigen, der edlen Seelen letzte Hoffnung.

6. Canzone, die neue Schweſter iſt kurz vor dir, und die andere fühl' ich an gleicher Stätte ſich bereiten, darum ſchreib' ich noch mehr.

X.

1. Weil jene glühende Sehnſucht durch mein Geſchick zu reden mich zwinget, das ſonſt nur immer zum Seufzen mich gedränget, ſey Amor, der mich dazu ermuntert, mein Gefährte, und zeige mir den Weg, und beſeele mit Sehnſucht meine Verſe, aber nicht ſo, daß das Herz ſich [illegible] im Uebermaß der Wonne, was ich dort zu fühlen fürchte, wohin kein andres Auge dringet, weil das Reden mich entzündet und betrübet; auch nicht durch meinen Geiſt (weßhalb ich zag' und fürchte) wie es zuweilen geſchieht, des Herzens große Glut ſich mindert; ich ſchmelze hin bei dem Klange dieſer Worte, als wär' ich ein Mann von Eis an der Sonne.

2. Im Beginne glaubt' ich wohl, von meiner glühenden Sehnſucht ſprechend, eine kurze Ruh' und Frieden zu finden. Dieſe Hoffnung ließ mich's wagen, von dem zu reden, was ich fühle, nun aber verläßt ſie mich gerade jetzt und verſchwindet. Aber doch iſt es nöthig, daß ich das erhabene Unternehmen verfolge, und die Lieder der Liebe fortſetze, ſo mächtig iſt die Begierde, die mich fortreißt, und die Vernunft iſt todt, die ſonſt den Zügel hielt, und kann nicht widerſtehen. Lehre mich wenigſtens, was ich ſagen ſoll, Amor, ſo, daß wenn es je zu den Ohren meiner ſüßen Feindin dringet, ſie, wo nicht meine, doch des Mitleids Freundin werde.

3. Ich ſage, es gab eine Zeit, da für wahre Ehre die Gemüther noch erglühten, der Kunſtfleiß einiger Menſchen durch verſchiedene Länder zog Berge und Wellen überſchritt; und ehrenvolle Dinge ſuchte, und die ſchönſten Blüthen ſammelte; nun, da Gott, Natur und Liebe jede Tugend vollkommen in jene ſchönen Augen legten, durch die ich freudig lebe, brauch' ich weder über dieſen, noch über jenen Strom zu ſetzen: zu ihnen nur eil' ich, wie zur Quelle meines Heiles: und trei-

der die Sehnſucht mich in den Tod, ſo kann nur ihr Anblick meinem Zuſtande Hülfe bringen.

4. Wie der Winde wegen der müde Steuermann Nachts ſein Haupt erhebt zu jenen beiden Lichtern, die immer an unſerm Pole ſtehen; ſo im Sturme, den ich durch die Liebe dulde, ſind die leuchtenden Augen meine Feuerzeichen und meine einzige Hülſe. Ach, weit mehr iſt es, was ich bald da, bald dort entwende, — von Amor verleitet, als das, was ich als gnädiges Geſchenk erhalte: und wie wenig es auch iſt, ſo ſtellt ſie mir's doch als ein beſtändiges Vorbild hin; ſeitdem ich zuerſt ſie ſah, hab' ich ohne ſie zum Guten keinen Schritt gethan. So hoch geſtellet hab' ich ſie über mich, daß meine Kraft für ſich zu irren wähnet.

5. Nimmer vermöchte ich die Wirkungen zu denken, noch zu künden, die in meinem Herzen die ſüßen Augen erregen. Alle andern Freuden dieſes Lebens halt' ich für weit geringer, und alle andern Schönheiten ſtehen zurück. Stillen Frieden, ſonder Betrübniß, jenem gleich, der im ewigen Himmel iſt, ſpendet ihr liebeſeliges Lächeln. Darum möcht' ich unverwendet, wie Amor ſanft ſie lenket, nur einen Tag in der Nähe ſehen,

ohne daß das Sonnenrad ſich wende; nicht Anderer würd' ich, und meiner nicht gedenken, und die Augen nicht oft unterſchlagen.

6. Weh mir, daß ich wünſchend verlange, was nicht ſeyn kann, auf keine Weiſe, und hoffnungslos lebe ich vom Verlangen. Wäre nur jenes Band, womit Amor meine Zunge bindet, wenn zu großer Glanz den ſchwachen Blick beſieget, gelöſet; ich würde Muth faſſen, augenblicklich ſo neue Worte zu ſagen, daß ſie den Hörer zu Thränen rühren müßten. Aber die geſchlagenen Wunden geben dem Herzen gewaltſam eine andere Richtung; deßwegen werd' ich bleich, und das Blut verbirgt ſich, ich weiß nicht wohin; ich bleibe nicht, der ich war, und bin gewiß, daß dieß der Schlag iſt, womit Amor mich getödtet hat.

7. Canzone, ſchon fühl' ich die Feder ermüden, von der langen und ſüßen Rede mit ihr; doch nicht meine Gedanken, die mit mir ſprechen.

XI.

1. Nicht will ich mehr, wie ſonſt ich pflegte, ſin-

gen, weil man es nicht verſtand, mir zum Schimpfe; auch ein ſchöner Aufenthalt kann oft läſtig werden. Das ſtete Seufzen hilft nichts. Schon ſchneit es in den Alpen rings umher, und nah ſchon iſt der Tag, da ich erwache. Eine hold ehrbare Geberde iſt eine edle Sache, und an der geliebten Herrin muß ich es auch billigen, daß ſie dem Anſchein nach hehr und zürnend wandle, nicht hochfahrend und hartnäckig. Die Liebe beherrſchet ihr Reich ohne Schwert. Wer den Weg verfehlte, kehre um: wer keine Herberge hat, ſetze ſich in's Gras; wer kein goldenes Gefäß hat, oder es verliert, löſche den Durſt aus einem ſchönen Glaſe.

2. Ich begab mich in den Schutz des heiligen Petrus; nun nicht mehr, nein; verſtehe mich, wer kann, wie ich mich verſtehe. Eine ſchwere Laſt iſt es, ein verſchuldetes Uebel zu vertheidigen. So viel ich kann, mach' ich mich los, und ſteh' allein. Nicht ein Phaeton will ich ſeyn, der in den Po fiel und ſtarb. Schon iſt die Amſel über den Fluß geflogen: ei kommt und ſehet ſie: darum will ich nicht. Ein Fels mitten in den Fluthen iſt kein Scherz, und die Leimruthe zwiſchen dem Laube. Es ſchmerzt mich genug, daß ein über-

mäßiger Hochmuth viele Tugenden an der ſchönen Herrin verbirgt. Der Eine antwortet, dem man nicht ruft, ein Anderer, obgleich gebeten, entfernet ſich und flieht, der gerinnt zu Eis; der wünſcht Tag und Nacht den Tod.

3. Das Sprichwort: Liebe den, der dich liebet, iſt veraltet. Ich weiß wohl, was ich ſage. Nun geht's nicht mehr; was nöthig iſt, lerne jeder auf ſeine Koſten. Eine niedrige Herrin wünſcht einen ſüßen Freund. Man verſteht ſich ſchlecht auf den Handel. Mir ſcheint es klug, nicht allzuhohe Dinge zu unternehmen, und in jedem Lande iſt es gut wohnen. Unmäßige Hoffnung tödtet einen; auch ich hab' mich manchmal eingelaſſen. Das Wenige, was mir noch übrig iſt vom Leben, mag, wenn es ſeyn ſoll, auch vergehen. Ich baue auf den, der die Welt regiert, und der ſeine Treuen im Grünen bewirthet, und mit dem Stab der Gnade auch mich mit ſeinen Heerden zur Weide führet.

4. Vielleicht verſteht mich Jemand nicht, der dieß lieſt, und hält das Netz ſo, daß er nichts fängt und wer zu ſehr in einer Sache nachgrübelt, bringt

nichts heraus. Das Geſez muß gleich ſeyn für Alle. Um einen guten Stand zu finden, macht man tauſend Meilen. So ſcheint ein großes Wunder, was man ſpäter verachtet. Eine verhüllte Schönheit iſt noch ſchöner. Gebenedeiet ſey der Schlüſſel, der zum Herzen kam, und die Seele aufſchloß, und von ſchweren Feſſeln befreite und endloſe Seufzer mir aus dem Buſen nahm; da wo es mich ſchmerzte, leiden noch viele Andere; und im Leiden find' ich Linderung des Schmerzes: daher dank' ich dir Amor, daß ich ihn nicht mehr fühle, obwohl er nicht geringer iſt, wie ſonſt.

5. Im Schweigen kurze und weiſe Worte, und der Ton, ſo von jeder andern Sorge mich befreiet, und die dunkle Haft, worin das ſchöne Licht, die Nachtveilchen am Strande, des Waldes Wild innerhalb der Mauern, und die ſüße Scheu und die ſchöne Sitte, und aus zwei Quellen ein Fluß, ruhig fließend, wohin ich es wünſche, und einſam, wo es auch ſey, und Lieb' und Eiferſucht, — haben mein Herz umſponnen, und die Strahlen der ſchönen Augen, die auf dem ſanfteſten Pfade zu meiner Hoffnung mich führen, zur Grenze meiner Leiden: O mein verborgenes Glück, und was noch kom-

man wird, Friede, Krieg oder Waffenruhe, verlaßt mich nicht, bis dieſe Hülle ſinket!

6. Ob den vergangenen Leiden wein' ich und lach' ich, weil ich viel auf das vertraue, was ich höre. Die Gegenwart genieß' ich, und erwarte Beſſeres, und zähle die Jahre, und ſchweige und klage: in ſchönen Zweigen will ich ein Neſt mir machen, und auf ſolche Art die harte Weigerung dankend preiſen, welche die heftige Leidenſchaft, der Seele Abdruck, ſchnell beſieget hat; man wird mich hören und mit Fingern auf mich zeigen, ſoweit bin ich gebracht, auch dieß zu ſagen; doch „ſey nicht zu kühn," — ſpricht, die mir die Wunde ſchlug, und die ſie heilet, für die ich im Herzen mehr fühle, als ich niederſchreibe; die mir Leben und Tod gibt, die mich in einem Augenblicke zu Eis erſtarren macht, und neu belebet.

XII.

1. Ein Weib, weit ſchöner wohl als die Sonne, leuchtender und gleichen Alters, zog

mich, kaum aufgeblüht, in ihren Kreis: ſie war in meinen Gedanken, Werken und Worten als eines von den ſeltenen Dingen auf der Welt; auf tauſend Wegen war ſie ſtets vor mir, ſtolz und lieblich. Nur durch ſie blieb ich, der ich war, ſeit ihre Augen ich in der Nähe empfunden; aus Liebe zu ihr hab' ich früh genug mühſeligem Treiben mich ergeben, ſo, daß wenn ich im erſehnten Hafen ankomme, ich noch lange Zeit zu leben hoffe, wenn andere mich für todt halten.

2. Dieſe meine Herrin führte mich viele Jahre, von jugendlicher Sehnſucht glühend, wie ich's nun wohl empfunden, nur um auf die Probe mich zu ſtellen, nur Schatten zeigend, Schleier und Gewand manchmal von ſich, das Antlitz aber ſtets verhüllend: und ich, ermüdet, in der Meinung genug davon zu ſehen, verlebte meine Jugendzeit zufrieden, und die Erinnerung erfreut mich noch. Ich ſage, daß erſt vor Kurzem, wie ich bis dahin nimmer ſie geſehen, ſie mir ſich wies, wodurch mir Eis gekommen in's Herz, das da noch immer iſt, und immer ſeyn wird, bis ich ihr in den Armen liege.

3. Doch Furcht und Froſt hielten mich nicht ab,

und ich fühlte ſo viel Kühnheit in meinem Herzen, daß ich ihr zu Füßen fiel, mehr Süßigkeit aus ihren Augen zu ziehen, und ſie, die ſchon den Schleier gelüftet hatte, vor mir, ſprach: „Freund, nun ſieh, wie ſchön ich bin, und verlange, was für deine Jahre ſich geziemet.“ Madonna, ſagte ich, ſchon lange Zeit blicke ich mit Liebe auf euch, die ich nun ſo glühend fühle, daß alles andere Wollen oder Nichtwollen mir benommen iſt. Drauf antwortete ſie mit einer Stimme von ſo wunderbarem Klange, und mit einem Blicke, der ſtets mich fürchten laſſen wird, und hoffen:

4. „Selten war einer auf Erden unter der großen Menge, der, von meiner Macht ſprechen hörend, in ſeinem Herzen, wenigſtens auf kurze Zeit, nicht einige Funken gefühlet hätte: doch meine Feindin, die das Gute ſtöret, verlöſcht ſie bald, wodurch jede andere Tugend ſtirbt, und ein anderer Herr regieret, der ein ruhigeres Leben verſpricht. Amor, der dein Gemüth zuerſt ergründet, ſagt mir wahrlich Dinge, woraus ich ſeh', daß großes Sehnen eines ruhmvollen Endes dich würdig machen werde: und weil du ſchon zu meinen ſeltnen Freunden gehöreſt, ſollſt du zum Un-

terpfande eine Herrin ſehen, die deine Augen ungleich mehr beglücken wird.“ —

5. Ich wollte ſagen: „das iſt eine unmögliche Sache;“ — ſie aber ſprach: „Nun ſieh, und erhebe deine Augen, auf mehr verborgener Höhe, eine Herrin, die von jeher Wenigen ſich gezeigt.“ Schnell nun ſchlug' ich beſchämt die Augen nieder, eine neue, größere Glut in mir fühlend: ſie aber ſcherzte darüber, und fuhr fort: „Ich ſehe wohl, wohin dein Blick ſich neiget. So wie die Sonne mit ihren mächtigen Strahlen ſchnell jeden andern Stern verſchwinden macht, ſo ſcheint mein Antlitz nun minder ſchön, von größerm Licht' überſtrahlet. Allein doch trenn' ich dich nicht von den Meinigen, denn dieſe und mich, jene zuerſt, und dann mich, erſchuf aus einem Saamen eine Zeugung.“ —

6. Indeſſen riß des Schamgefühles Binde, die meine Zunge feſt umſtrickte, als ich zur Zeit der erſten Schande von ihr durchſchaut mich ſah, und ich begann: „Wenn es wahr iſt, was ich höre, ſey geſegnet der Vater, und gebenedeiet der Tag, der die Welt mit euch geſchmücket hat, die Zeit auch, die ich verwandte, euch zu ſehen: und wend' ich

je vom rechten Pfad mich ab, bereu' ich's mehr, als ich's von außen zeige; aber wenn ich würdig wäre, von eurem Weſen mehr zu hören, wünſcht, ich es wohl ſehr." Sinnend antwortete ſie mir, und ſo unverwandt hielt ſie den ſüßen Blick auf mich gerichtet, daß in das Herz ſie mit den Worten ihr Antlitz mir ſenkte:

7. „Wie es unſerm ewigen Vater gefiel, wurde jede von uns unſterblich geboren. Ihr Armen, was nützt es euch? Beſſer wär's für euch, wir müßten dieß entbehren. Geliebt, ſchön, jung und liebreizend waren wir einſt, und nun ſind wir dahin gekommen, daß dieſe die Schwingen hebt, zur alten Wohnung heimzukehren. Ich bin ein Schatten nur, und nun hab' ich dir geſagt, ſo viel du mit wenig Worten verſtehen kannſt." Dann als ſie ſcheiden wollte, ſprach ſie: „Fürchte nicht, daß ich mich entferne." Von grünem Lorbeer flecht ſie einen Kranz, den ſie mit ihren Händen um meine Schläfe wand.

8. Canzone, wer deine Sprache dunkel nennt, dem ſag: „Ich ſorge nicht, weil bald ein anderer Bote das Wahre mit klarern Worten wird ver-

künden. Ich kam nur, um einen Andern zu wecken, wenn, der mir dieß aufgetragen, mich nicht betrog, da ich von ihm geſchieden.“

XIII.

1. Wenn das Gefühl, das mich durchglühet, wie es ſtechend und ohne Ende iſt, ſo auch in ſeine Farbe mich kleiden wollte, vielleicht, daß, die mich flieht, einen Theil der Wärme empfände, und Amor erwachen würde, da, wo er ſchläft. Seltener würden die einſamen Tritte meiner müden Füße über Fluren und Hügel ſchreiten, ſeltener Thränen zu jeder Stunde aus den Augen bringen, erglühte ſie, die gleich dem Eiſe ſtarret, und in mir kein Quentchen läßt, das nicht Feuer und Flamme iſt.

2. Seit Amor mich bezwungen, und des Wiſſens mich beraubet, ſprech' ich in rauhen, anmuthloſen Verſen. Aber nicht immer an der Rinde zeigt der Zweig, noch an der Blüte, noch am Blatte von außen ſeine natürliche Eigenſchaft. Seht, was das

Herz verſchließt, Amor und dieſe ſchönen Augen, wo er im Schatten ruhet. Wenn ſich der Schmerz entfaltet, und in Weinen und Jammern wandelt, ſchmerzt jenes mich, und dieß Andere, weil ich es nicht klug mache.

3. Süße liebliche Reime, die ich im erſten Kampfe mit Amor gebrauchte, da ich keine andere Waffen hatte, wer wird den Stein von meinem Herzen nehmen, damit es wenigſtens, wie ſonſt, mich erleichtern könne? Mich dünkt, ich habe Jemand darin, der Madonna immer malet, und von ihr ſpricht; will ich ſie dann abmalen, ſo fehlt mir die Kraft, und dieß verzehret mich. Weh mir, ſo iſt meine ſüße Hülfe mir entzogen!

4. Wie ein Kind, das kaum die Zunge rührt und lallt, das nicht ſprechen kann, und Schweigen noch mehr verdrießlich macht; ſo treibt Sehnſucht mich zum Sprechen, und ich will, daß meine ſüße Freundin mich höre, bevor ich ſterbe. Wenn vielleicht ihre ganze Wonne nur in ihrem ſchönen Antlitze liegt, und alles Andre ihr zuwider iſt; ſo hör' es du, grünes Ufer, und verleihe meinen Seufzern ſo reiche Schwingen, daß man

immer wieder verkünde, wie freundlich du mir wareſt.

5. Wohl weiſt du, daß ein ſo ſchöner Fuß niemals die Erde berührt hat, als jener, von dem du ſchon betreten wurdeſt; daher kehret das unglückliche Herz mit qualerfülltem Leibe zurück, ſeine verborgenen Gedanken dir mitzutheilen. Hätteſt du die zerſtreuten ſchönen Fußſtapfen zwiſchen Blumen und Kräutern verborgen, damit dort mein Jammerleben weinend könnte Ruhe finden! Doch, wie ſie kann, begnüget ſich die zweiſelvolle, wandelbare Seele.

6. Wohin ich die Augen wende, find' ich einen milden Glanz, und denke: hier war ihr reizend Licht zu ſchauen! Was immer für eine Pflanze oder Blum' ich pflücke, glaub' ich, daß ſie in dem Boden Wurzel treibe, wo ſie gewohnt war, zwiſchen den Höhen und dem Fluße zu wandeln, und ſich dann einen friſchen grünen Siz, mit Blumen geziert, zu bereiten. So geht nichts davon verloren; und mehr Gewißheit darüber haben, würde vielleicht ſchlimm ſeyn. Glückſeliger Geiſt, der du biſt, weil du andere dazu macheſt!

7. O meine arme Kleine, wie biſt du rauh! Ich glaube, daß auch du dich ſo erkenneſt; darum bleib in dieſen Wäldern!

XIV.

1. Helle, friſche und ſüße Quellen, in welche die ſchönen Glieder jene tauchet, die allein mir Herrin ſcheinet! Ihr zarten Zweige, worauf (mit Seufzen gedenk' ich deſſen) ſie gerne ihren ſchönen Körper ſtützte, ihr Blumen und Blüten, die um das leichte Kleid, um den engelreinen Buſen ſpielten, du heilig reine Luft, wo Amor mit den ſchönen Augen das Herz mir aufſchloß, horchet alle meinen letzten ſchmerzenvollen Worten!

2. Wenn es denn einmal mein Loos iſt, und der Himmel ſich dahin bemühet, daß Amor dieſe weinenden Augen ſchließe, ſo finde Frieden bei euch der armſelige Leib, und nackt kehre der Geiſt in die eigene Wohnung. Der Tod iſt minder bitter, wenn ich dieſe Hoffnung auf dem räthſelhaften

Wege in mir trage, daß der müde Geiſt in keinem ruhigern Hafen, in keinem ſtillern Grabe, dem abgemühten Leibe, den Gebeinen, entfliehen könnte.

3. Vielleicht wird noch die Zeit kommen, daß zum gewohnten Aufenthalte das ſchöne zahme Wild zurückkehret, und da, wo ſie mich gewahrte am heiligen Tage, mit ſehnendem frohen Blicke mich ſuchet: und wird — o könnt' ich's erflehen! — wenn Staub ſie unter Steinen mich ſieht, von Liebe durchhaucht, ſo ſüß in Seufzern bangen, daß mir des Himmels Gnade muß erſcheinen, und ſie wird ihn zwingen, wenn ſie die Thränen mit dem ſchönen Schleier trocknet.

4. Von ſchönen Zweigen quoll — ſüß noch in der Erinnerung — ein Blütenregen auf ihren Schooß herab, und ſie ſaß demuthvoll in hoher Glorie, überdeckt ſchon von der lieblichen Fluth; einige Blumen fielen auf den Saum, einige auf die blonden Locken, daß ſie da wie reines Gold und Perlen anzuſchauen waren; einige fielen auf den Raſen, andere in das Waſſer, andere ſchienen, unſtät kreiſend, zu ſagen: hier herrſcht die Liebe!

5. Wie oft ſprach ich da voll bangen Erſtaunens: ſie ſtammt wahrhaftig aus dem Paradieſe! ſo hatten mit Vergeſſenheit mich befangen ihr göttliches Benehmen, und der Blick, und die Sprache, und das ſüße Lächeln, und ſo von dem wahren Bilde geſchieden, daß ich ſeufzend ſagte: wie kam ich hieher, oder wann? Im Himmel glaubte ich zu ſeyn, nicht da, wo ich war. Seitdem gefallen dieſe Blumengründe mir ſo wohl, daß ich ſonſt nirgend Ruhe finde.

6. Wärſt du geſchmückt, Canzone, wie du es wünſcheſt, könnteſt du wohlgemuth den Wald verlaſſen, und unter Menſchen gehen.

XV.

1. Dahin, wohin mich Liebe treibet, muß ich die ſchmerzenvollen Lieder wenden, die Gefährten meines betrübten Geiſtes. Womit ſoll ich beginnen, weh mir, und womit enden? Derjenige, der von meinen Leiden mit mir ſpricht, läßt mich in Zweifel, ſo verwirrt ſpricht er: Doch will ich,

ſo viel ich in meinem Herzen von ſeiner eigenen Hand geſchrieben habe, woran ich ſo oft mich erinnere, erzählen, weil ich durch Sprechen den Seufzern Waffenruhe, dem Schmerze Hülfe bringe. Ich ſage, daß, obgleich ich tauſend verſchiedene Dinge aufmerkſam und unverwandten Blickes betrachte, ich doch nur eine Donna ſehe, und ihr ſchönes Antlitz.

2. Jetzt, da mich mein grauſames, beſchwerliches, unerbittliches und hochfahrendes Verhängniß von meinem größten Gute getrennt hat, kann nur, Liebe durch Erinnerung mich aufrecht halten, drum wenn die Erde in jugendlicher Fülle in Grün beginnet ſich zu kleiden, ſeh' ich das ſchöne Mädchen, an dem ich einſt mich geweidet, nun als Frau; wenn glühend dann die Sonne ſich erhebet, ſcheint ſie mir eine Liebesflamme, die tief im Herzen waltet; doch wenn der Tag ſich über ſie beklaget, der immer kürzer wird, ſeh' ich ſie gelangt zu ihren reifen Tagen.

3. Zur Zeit, wenn am Zweige Laub, und Veilchen auf dem Boden zu ſehen ſind, wenn die Kälte ſich verliert, und beſſere Sterne Kraft gewin-

nen, hab' ich das Grün und die Veilchen nur im Auge, womit im Anfange meines Kampfes Amor mich bewehrte, und jetzt bezwinget; und jene ſüße, angenehme Rinde, welche die kindlichzarten Glieder bedeckte, wo der edle Geiſt ſeinen Sitz genommen, der jede andere Luſt mir gering erſcheinen läßt. So denk' ich immer wieder an ihren demuthsvollen Anſtand; an die Knospe, vor den Jahren aufgeblühet, als Quell und Ende meiner Leiden.

4. Seh' ich zarten Schnee fern auf den Bergen von der Sonne berührt, dann, wie die Sonne den Schnee, beherrſcht mich Amor, denk ich des mehr als menſchlichen Antlitzes, das ſo fernher meine Augen befeuchten kann, doch in der Nähe ſie blendet und das Herz beſiegt; wo zwiſchen weiß und goldner Farbe ſich immer jenes mir zeiget, was nie ein ſterbliches Auge ſah, wie ich glaube, als meines, und heiße Sehnſucht, wenn ſie ſeufzend lächelt, entflammt mich, die der Vergeſſenheit trotzt, und ewig dauert; die kein Sommer ändert, und kein Winter auslöſcht.

5. Nie ſah ich nach einem nächtlichen Regen am heitern Himmel die Wandelſterne ziehen, und ſchim-

wenn zwiſchen Thau und Reif, ohne die ſchönen Augen vor mir zu haben, worauf mein müdes Leben ſich ſtützt; wie ich ſie ſah im Schatten eines ſchönen Schleiers, — und wie von ihren Strahlen der Himmel damals erglänzte, ſeh' ich ſie noch in Thränen gebadet funkeln, darob ich immer glühe. Seh' ich die Sonne aufgehen, ſeh' ich das Licht erſcheinen, das Lieb' in mir entzündet; wenn ſpät ſie untergeht, ſeh' ich, wenn ſie zu anderm Orte ziehet, im Dunkel den, von wo ſie fortgezogen.

5. Wenn weiße Roſen mit rothen in goldenen Gefäßen meine Augen irgendwo ſehen, gepflegt von jungfräulichen Händen, mein' ich das Antlitz derjenigen zu ſehen, die alle andern Wunder überbietet, mit drei Herrlichkeiten, in ihr vereiniget, die *blonden Locken*, um den Hals geleget, mit dem die Milch ſich nicht vergleichen darf; und die *Wangen*, geſchmückt mit ſüßer Glut. Doch wenn ein leiſer Wind weiße und gelbe Blüthen über die Hügel wehet, gedenk' ich des Ortes wieder, und des erſten Tages, da ich Laura's goldne Locken flattern ſah, und darob ſo ſchnell entbrannte.

6. Als wollt' ich von den Sternen einen nach dem

andern zählen, und in ein kleines Glas alle Gewäſſer einſchließen, ſo möcht' es ſeyn vielleicht, wollt' ich auf wenigeren Blättern, was ich noch ferner denke, forterzählen, wie ſie, die Blume unter andern Blumen, ſelbſtſtändig, ihr Licht verbreitet hat, damit ich nie von ihr mich trenne; auch würd' ich es nie thun, und entflieh' ich, ſo ſind im Himmel und auf Erden die Wege mir verſchloſſen, weil ſie meinen müden Augen immer gegenwärtig iſt: darob ich ganz vergehe, und ſo iſt ſie in mir, daß ich nie eine andere weder ſehe, noch zu ſehen wünſche, und nie den Namen einer andern ſeufzend rufe.

7. Wohl weißt du Canzone, daß, was ich auch ſpreche, nichts iſt gegen die verborgenen Gedanken meiner Liebe, die ich Tag und Nacht in meiner Seele trage; durch deren Schutz allein ich in dem langen Kampfe nicht zu Grunde gehe. Längſt ſchon hätten ob der Ferne meines Herzens mich die Thränen getödtet, von dorther nur erhalte ich den Aufſchub des Todes.

XVI.

1. Mein Italien, obgleich Worte bei tödtlichen Wunden vergebens ſind, die ich an deinem ſchönen Leib ſo dicht gewahre; ſo gefällt es mir wenigſtens zu klagen, wie die Tiber, der Arno und der Po es hoffen, an dem ich nun ſchmerzenvoll und düſter weile. Lenker des Himmels, ich flehe, daß wie dich Mitleid auf die Erde führte, es jetzt zu deinem geliebten, ſchönen Lande dich geleite. Sieh, Herr der Gnade, aus welch' geringer Urſache ein grauſamer Krieg! Und die Herzen, welche verhärtet und verſchließt der ſtolze wilde Kriegsgott; öffne du ſie, Vater, und rühre und löſe ſie. Mach, daß man dort deine Wahrheit (wer ich auch ſeyn mag) von meiner Zunge höre.

2. Ihr, in deren Hand das Glück den Zügel der ſchönen Länder gelegt hat, für die ihr kein Erbarmen zu fühlen ſcheinet, was machen hier ſo viele fremde Schwerter? Warum färbt die grünen Fluren das Blut der Barbaren? Eitler Wahn ſchmeichelt euch; ihr ſehet wenig, und meinet viel zu ſehen, die ihr in feilem Herzen Treu' und Ehre ſuchet! Wer die meiſten Soldaten beſitzt, iſt am meiſten von ſeinen Feinden umrungen. O Fluth,

geſammelt auf fremden Wüſteneien, um unſre ſchönen Fluren zu überſchwemmen! Wenn von den eigenen Händen uns dieſes kömmt, wer ſoll uns davon befreien!

5. Wohl ſorgte die Natur für unſere Lage, indem ſie die Alpen als einen Schirm ſtellte zwiſchen uns und der deutſchen Wuth. Aber das blinde Streben, das hartnäckige, gegen das eigene Wohl, hat ſo lange alles angewendet, bis es den geſunden Körper mit Beulen überzogen hat. In einem Käfige niſten nun wilde Thiere, und zahme Herden ſo, daß der beſſere immer ſeufzet: und zwar von einem Stamme, was noch mehr zu beklagen, eines Volkes ohne Geſetze, dem, wie man lieſt, Marius ſo die Seite erſchloß, daß die Erinnerung der Thaten noch nicht erlöſcht, wie er, durſtig und ermüdet, nicht mehr Waſſer als Blut aus dem Fluſſe trank.

6. Von Cäſar ſchweig' ich, der an jedem Orte den Boden mit Blute beſpritzte, aus ihren Adern, in die unſer Schwert ſchlug. Nun ſcheint es, ich weiß nicht durch welche ungünſtige Geſtirne, daß der Himmel ſich zum Haſſe neige. Euer Lohn, dem ihr ſo vieles überlaſſen, euer getheilter Wille ver-

derben den ſchönſten Theil der Welt. Welche Schuld, welcher Ausſpruch, welches Verhängniß, den armen Nachbar zu quälen, der kleinen mühſeligen Habe nachzuſtellen, und überdieß Fremde werben, und billigen, daß ſie Blut vergießen und die Seele verdingen um Geld! Ich ſpreche, um Wahrheit zu ſagen, nicht aus Haß anderer, oder aus Verachtung.

5. Bemerket ihr nicht durch ſo viele Proben des Bayers Hinterliſt, der mit dem Tode ſcherzet, wenn er den Finger aufhebt? Schlimmer iſt die Schmach, wie mich dünket, als der Schaden. Aber euer Blut wird weit reichlicher fließen, wenn ein anderer Zorn euch reizet. Von Früh bis Mittag denket bei euch nach, und ihr werdet ſehen, wie einen andern achte, wer ſich ſelbſt für gering hält. Edles Blut der Lateiner, wirf dieſe verderblichen Laſten von dir, mach nicht einen eitlen, weſenloſen Namen zu deinem Götzen! Daß die Wuth des halsſtarrigen Volkes an Verſtand uns übertrifft, iſt unſre Schuld, nicht eine Fügung der Natur.

6. Iſt dieß das Land nicht, das ich zuerſt berührte? Iſt dieß mein Neſt nicht, wo ich ſo ſüß genähret

worden bin? Iſt's nicht das Vaterland, worauf ich baue, die gütige und fromme Mutter, die meine beiden Eltern bedeckt? Bei Gott, das rühre euer Herz, und mit Erbarmen ſehet die Thränen des jammerreichen Volkes, das, nach Gott, nur von euch Ruhe hofft, und gäbet ihr nur ein Zeichen des Mitleides, wird Tugend gegen Wuth die Waffen ergreifen, und der Kampf kurz ſeyn; iſt doch der alte Muth in italieniſchen Herzen noch nicht erſtorben.

7. Ihr Edeln ſehet, wie die Zeit entflieget, und wie das Leben entgleitet, und der Tod uns auf den Ferſen iſt. Noch ſeyd ihr da, denkt an den Tod, und daß die Seele entkleidet und allein an jenem räthſelhaften Orte ankömmt. Jenes Thal beſchreitend, gefall' es euch, Haß und Zorn hierunten abzulegen, als ungünſtige Winde jenes heitern Lebens. Die Zeit, zur Qual Anderer verbraucht, verwendet zu irgend einer würdigen That der Hand oder des Geiſtes, zu irgend einem ſchönen Ruhme, oder ehrenvollem Streben. Das wird euch hier unten Freude bringen, und ſchließt den Himmelspfad euch auf.

8. Canzone, ich ermahne dich, daß du deine

Meinung höflich ſageſt, weil du zu ſtolzen Menſchen gehen mußt, deren Geſinnungen voll ſind von ſchlimmſter, eingewurzelter Gewohnheit, der Wahrheit immer abhold. Du wirſt dein Glück verſuchen unter wenig Edlen, welche das Gute lieben. Sprich da: Wer wird mich ſicher ſtellen? Ich geh' und rufe: Friede, Friede, Friede!

XVII.

1. Von Gedanke zu Gedanke, von Berg zu Berg führet mich Amor; denn jede betretene Stelle find ich dem ruhigen Leben zuwider. Wo auf einſamem Pfade ein Bach oder eine Quelle, wo zwiſchen zwei Hügeln ein Schattenthal ſich birgt, dort findet Ruhe die bange Seele; und wie Amor ſie ſtimmet, lacht ſie bald, bald weint ſie, bald fürchtet ſie, bald faßt ſie Muth; und das Geſicht, das ihr folgt, wohin ſie es führet, trübet und erheitert ſich wieder: und immer dauert es nur kurze Zeit; daher würde, Jemand, erfahren in ſolchem Leben, nach dem

Scheine ſagen: dieſer glühet, und iſt über ſeine Lage ungewiß.

2. Auf hohen Bergen und in rauhen Wäldern find' ich einige Ruhe: jeder bewohnte Ort iſt ein Todfeind meiner Augen. Bei jedem Schritte entſteht ein neuer Gedanke an meine Herrin, der oft in Spiel die Qual mir wandelt, die ich für ſie trage: und kaum möchte ich dieß mein bitterſüßes Leben ändern; da ſprech' ich: vielleicht bewahret dir Amor Beſſeres für eine andre Zeit: vielleicht biſt du, dir ſelbſt gering, andern werth; und ſo geh' ich ſeufzend weiter, mich fragend: O könnt' es wahr ſeyn? und wie? und wann?

3. Wo eine hohe Pinie oder ein Hügel Schatten ſpendet, ruh' ich dann aus; und gleich auf dem nächſten Steine, entwerf' ich im Geiſte ihr ſchönes Bild, dann wend' ich mich zu mir, und finde die Bruſt von Thränen feucht, und rufe dann: ach, weh mir, wohin biſt du gerathen, und warum ſo abgeſondert? Aber während ich im unſtäten Gemüthe den erſten Gedanken feſthalten und mich ſelbſt vergeſſen kann, fühl' ich Amor ſo nahe, daß die Seele über ihren eigenen Irrthum ſich freuet; ſo oft und ſo ſchön erblick' ich ſie, daß, wenn die

Täuſchung Dauer hätte, ich anderes nicht begehren würde.

4. Ich ſah ſie oft, — wer glaubt, was ich verkünde? — im klaren Quell, auf grünen Matten, lebendig, und auf dem Stamme einer Buche; und in einer weißen Wolke, ſo geſtaltet, daß Leda bekennet hätte, ihre Tochter verliere wie ein Stern, den der Sonne Strahl verhüllet; und jemehr ich im dichteſten Walde, am ödeſten Ufer mich befinde, um ſo ſchöner zeichnet ſie mir mein Geiſt; verſcheuchet dann die Wahrheit dieſe ſüße Täuſchung, ſitz ich erſtarrend dort, ein todter Stein auf dem lebendigen Steine, wie ein Menſch, der denket, weint und ſchreibet.

5. Dahin, dem höchſten, freieſten Gipfel zu, den der Schatten anderer Berge nicht berührt, drängt mich oft ein inneres Verlangen; dann beginn' ich mit den Augen meine Leiden zu meſſen, dann erleichtere ich durch Thränen das von trüben Nebeln beklommene Herz, und ſinn' und denke, wie viel Luſt vom ſchönen Antlitz mich trennet, das immer ſo nah' mir iſt, und doch ſo ferne. Leiſe darauf önt es dann in mir: Was weißt du, Armer?

Vielleicht ſeufzt man jetzt auch dort über deine Entfernung, — und bei dieſem Gedanken erholet ſich die Seele.

6. Canzone, jenſeit dieſer Alpen, dort, wo der Himmel weit heller iſt und froher, wirſt du mich wiederſehen am fließenden Bache, wo die Luft den friſchen Wohlgeruch des Lorbeerwaldes athmet. Dort iſt mein Herz, und jene, die mir's nimmt, dort kannſt du mein Bild als einzig ſehen.

XVIII.

1. Je mehr ſeltſam und neu ein Ding jemals in einer fremden Zone war, deſto mehr, wenn man die richtige Anſicht hat, gleicht ſie mir; ſo weit bin ich gekommen, Amor! Dort, woher der Tag kömmt, fliegt ein Vogel, der allein ohne Genoſſen, aus freiwilligem Tode neu entſteht, und wieder vollkommen zu leben beginnt: eben ſo allein befindet ſich mein Wille, und ſchwingt ſich ſo auf der Höhe ſeiner erhabenen Gedanken zur

Sonne empor, und läßt ſich auf, und kehrt zurück in ſeinen frühern Zuſtand: er brennt und ſtirbt, regt wieder ſeine Sehnen, und lebt dann mit dem Phönix wetteifernd.

2. Ein Felſen, dort im indiſchen Meere, iſt ſo luſtentbrannt, daß er von Natur das Eiſen an ſich zieht, und ſo vom Holze trennt, daß er die Schiffe verſenket; dieß erprobe ich auf den Wellen bitterer Thränen; dieſer ſchöne Felſen hat mit ſeinem unerbittlichem Stolze mein Leben dahin geführt, wo es untergehen muß; ſo hat die Schöne räuberiſch das Herz entblößt, das mich, ſonſt feſt und ſtark, zuſammenhielt, daß ich nun getheilt bin und zerſtreuet; ein Fels, der weniger Fleiſch' als Eiſen zieht; o grauſames Geſchick! daß ich bereits in Fleiſcheshülle, zu ſo ſüßem Weh mich hingezogen ſehe!

3. Im äußerſten Weſten iſt ein ſo ſanftes und zahmes Wild, wie keines ſonſt; doch Weinen, Schmerz und Tod trägt es in den Augen drinnen. Es iſt ſehr nöthig, das Geſicht vorſichtig nie gegen daſſelbe zu wenden, um die Augen nicht zu ſehen, das Andere kann man mit Sicherheit ſchauen.

Aber ich Armer renne immer meinem Unglück zu, und weiß doch wohl, wie viel ich dadurch gelitten hab' und noch erwarte; aber der gierige Wille, der blind und taub iſt, reißt mich ſo dahin, daß das ſchöne heilige Antlitz und die reizenden Augen Urſache ſind, daß ich verderbe, durch dieſes engelgleiche ſchuldloſe Wild.

4. Gegen Mittag quillt ein Brunnen, der den Namen der Sonne trägt, und von Natur zur Nachtzeit ſiedet, und kalt bei Tage iſt, und um ſo kälter wird, je mehr die Sonne ſteigt und näher kömmt: ſo geht's auch mir, der ich der Thränen Quelle bin und Wohnung. Wenn das ſchöne, liebliche Licht, das meine Sonne iſt, ſich entfernet, und traurig und einſam meine Augen ſind, und Nacht ſie umdunkelt, dann glüh' ich, aber wenn ich das Gold und die Strahlen der lebendigen Sonne erſcheinen ſehe, fühl' ich Alles von innen und außen ſich verändern, und mich zu Eis erſtarren, ſo kalt werde ich wieder.

5. Eine andere Quelle hat Epirus. Von ihr ſchreibt man, daß, wenn ſie kalt iſt, ſie jede ausgelöſchte Fackel anzündet, und eine brennende aus-

löſcht. Meine Seele, die noch nicht von Liebesglut verletzet war, ein wenig jener Kalten ſich nähernd, immer ſeufzend, ſtand ganz in Flammen; eine ſolche Qual hat nie die Sonne, nie ein Stern geſehen, ein Herz von Marmor würde ſie zu Mitleid bewegt haben; kaum war ſie entzündet, da löſchte die kalte Vernunft ſie wieder aus. So hat ſie oft das Herz wieder angezündet und ausgelöſcht; ich weiß, daß ich es fühle, und oft darüber zürne.

6. Fern von unſern Ufern, auf Fortuna's berüchtigten Inſeln, gibt es zwei Quellen: wer aus der einen trinkt, ſtirbt lachend, und wer aus der andern trinkt, wird neu belebt. Gleiches Geſchick bezeichnet mein Leben; denn lachend könnt' ich ſterben, in Uebermaß der Freude, mäßigten ſie nicht ſchmerzvolle Klagetöne. Amor, der du mich noch zum Schatten eines verborgenen unbekannten Ruhmes führeſt, laß uns von dieſer Quelle, der immer vollen, ſchweigen, die wir noch reichlicher fließen ſehen, wenn die Sonne in den Stier tritt. So weinen meine Augen zu jeder Stunde, aber am meiſten zur Zeit, wo ich Laura ſchaute.

7. Forſcht Jemand, Canzone, was ich mache, kannſt

du ſagen: unter einem großen Steine, in einem verſchloſſenen Thale, wo die Sorge entſpringt, weilt er, wo Niemand iſt, der ihn entdecket, als Amor, der ihn keinen Schritt verlaſſe, und das Bild von einer, die ihn ſo vernichtet, daß er alle andern Menſchen fliehet.

Anmerkungen.

I.

Petrarca erzählt in dieſer Canzone in fortlaufenden Allegorien die Geſchichte ſeiner Freiheit und ſeiner Liebe.

Stanze 2. *Seit jenem Tage* ꝛc. (Laura war ſohin nicht des Dichters erſte Liebe.)

Ein mächtiges Weib ꝛc. (Laura)

Lorbeerbaum ꝛc. (Anſpielung auf Laura's Namen.)

St. 3. Nicht des *Peneus* ꝛc. (an deſſen Ufern Daphne, von Apoll verfolgt, in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde.)

Weit ſtolzern Fluſſes ꝛc. (der Rhone.)

Farbe eines Schwanes ꝛc. (Anſpielung auf die Verwandlung des Cygnus in einen Schwan.)

St. 4. *In einen Stein* ꝛc. (So verwandelte auch Merkur den Battus in einen Stein.)

Stanze 3. Zwiſchen dem Wagen und den Säulen ꝛc. (Der Himmelswagen für den Norden, die Säulen des Herkules für den Weſten.)

St. 4. (Schilderung der Bewohner des nördlichen Europa.)

St. 5. Dieſe alte Mutter ꝛc. (Italien.)

St. 6. Der Sohn des Mars ꝛc. (Romulus)

Schlußſtanze: Das ruhmgeſchmückte Ufer ꝛc. (der Tiber.)

III.

St. 6. Vom theuern Schwerte ꝛc. (das Schwert des Aeneas, womit Dido ſich daß Leben nahm.)

St. 7. Den beglückten Leib ꝛc. (von Laura's Mutter.) Wo nicht Blitze ꝛc. (die Glut der Begierde.) Die Schwüle böſen Windes ꝛc. (Der Sturm der Leidenſchaften.)

IV.

Klage des Dichters über ſeine Entfernung von der Geliebten.

V.

St. 1. Der Tag von uns zu Menſchen eilet (zu den Antipoden.)

Stanze 5. Mein Gebieter. (Amor.)

St. 6. Zur Quelle werden fühlte ꝛc. (Anſpielung auf Biblis, Tochter des Miletus, die, von vergeblicher Liebe gegen ihren Bruder entzündet, weinend zu einer Quelle zerfloß.)

St. 7. Nur die bewegte Stimme ꝛc. (Vergleiche die Mythe von der Verwandlung der Echo)

S. 8. Waſſer in's Geſicht. (Anſpielung auf den in einen Hirſch verwandelten Actäon.)

Schlußſtanze. (Enthält drei Anſpielungen auf die Ovidiſchen Erzählungen von Dena, Aſopis und Ganymed.)

II.

Vermuthlich an Jacob Colonna, Biſchof von Lombes, gerichtet, um ihn zur Theilnahme an dem von Papſt Johann XXII. um das Jahr 1333 beſchloſſenen Kreuzzug gegen die Ungläubigen aufzufordern.

St. 2. Im Buſen des neuen Karl ꝛc. (König Philipp von Frankreich, dem die Führung des Heeres anvertraut werden ſollte, der neue Karl genannt, weil er als Beſieger der Sarazenen in die Fußſtapfen Karls des Großen treten ſollte.)

St. 4 Und die Säulen ꝛc. (des Herkules.) Schon ſeit zehn Jahren ꝛc. (Dieſe Canzone ſcheint ſohin um das Jahr 4337 geſchrieben zu ſeyn.)

St. 5. Der Alles trennet. (der Tod.)

Schlußſtanze: Dieſes lebendigen Felſens ꝛc. (Laura, in Beziehung auf ihre Härte.)

VI.

Dieſe Canzone iſt an Stephan Colonna den Jüngern gerichtet, welchem der Pabſt im Jahre 1335 die erledigte Stelle eines Senators übertrug.

St. 6. Die Bären, Wölfe (die Wappenbilder der Orſini's und ihrer Freunde, der Conti's, Gaetani's und anderer.)

Der größere Vater ꝛc. (der Pabſt.)

Auf andere Werke. (Kreuzzug.)

VII.

Dieſe Canzone hat in der Urſprache das Eigene, daß jede der vier erſten Stanzen derſelben mit dem Anfangsverſe einer fremden Canzone, und nur die letzte mit dem einer der eigenen Canzonen des Dichters ſchließt. Arnaldo Daniello, Guido Cavalcanti, Dante Alighieri, Cino da Piſtoja, — haben Anfangsverſe zu dieſer Canzone geliefert.

VIII.

Madonna's Augen ſind der Gegenſtand dieſer Canzone, welche die erſte der drei Schweſter-Canzonen iſt, die zu den herrlichſten Dichtungen des Petrarca gehören. Die Italiener nennen ſie die drei Grazien, die Göttlichen, und Taſſoni, ſonſt kein milder Beurtheiler Petrarca's, preiſet ſie als die Königinnen aller Canzonen.

St. 5. Wenn euch die göttliche ꝛc (Sinn: könntet ihr euch ſelbſt ſehen, das Herz eurer Gebieterin müßte in Wonne vergehen.)

St. 7. Aus den letzten Schranken (nämlich des Kopfes, indem der Dichter das Gedächtniß in die dritte oder letzte Höhle des Hinterhauptes zu ſetzen ſcheint.)

IX.

Zweite Schweſter-Canzone.

St. 4. Schwarz und Weiß ꝛc. (die Augen der Geliebten.)

X.

Dritte Schweſter-Canzone.

St. 4. Zu jenen beiden Lichtern ꝛc. (dem großen und kleinen Bär.)

St. 6. Die geſchlagenen Wunden (von den Augen geſchlagen.)

Das Blut verbirgt ſich ꝛc. (verliert ſich aus den Wangen.)

XI.

Ausdruck der Unzufriedenheit des Dichters mit dem Hofe zu Avignon iſt der Inhalt dieſer Canzone.

St. 1. In den Alpen ꝛc. (das ergraute Haupt des Dichters, wie Einige glauben, vielleicht auch ſprichwörtlich.)

Herrin. (Die Kirche.)

St. 2. Die Amſel über den Fluß ꝛc. (d. h. er iſt frei und ſicher; ein in der Lombardei gewöhnliches Sprichwort.)

St. 3. Niedrige Herrin ꝛc. (Die Kirche in Bezug auf ihren Urſprung.

St. 4. Der Schlüſſel ꝛc. (der Unmuth, der ihn vom päbſtlichen Hofe trennte.)

St. 5. Die dunkle Haft ꝛc. (Laura's irdiſcher Leib.)

Des Waldes Wild ꝛc. (die Strenge der Geliebten.)

St. 6. In den ſchönen Zweigen ꝛc. (ſeines Lorbeers.)

XII.

Allegoriſches Geſpräch zwiſchen dem Dichter und der Göttin des Ruhmes. Andere verſtehen unter dem allegoriſchen Weſen, mit dem der Dichter ſich redend einführt, die Philoſophie und unter dem zweiten die Theologie.

St. 1. Mühſeligem Treiben ꝛc. (Er meint vielleicht ſein Gedicht „Afrika“, worin er ſich unſterblichen Ruhm verſprach.

St. 4. Meine Feindin, — anderer Herr ꝛc. (das Laſter und die ſinnliche Liebe.)

St. 5. Eine Herrin, die Weniges ꝛc. (die Tugend.)

St. 7. Von grünem Lorbeer ꝛc. (vielleicht Anſpielung auf ſeine Dichterkrönung zu Rom.)

Schlußſtanze. Ein anderer Bote ꝛc. (wahrſcheinlich meint Petrarca hier ſein Werk de vera sapientia.)

XIII.

In dieſer Canzone iſt, nach de Sade, von einem Badeort in der Nähe von Avignon die Rede, wahrſcheinlich die noch jetzt unter dem Namen der Triade bekannte Quelle, die von zweien bei Avignon befindlichen die ältere iſt, und deren Umgebungen mit der Schilderung Petrarca's vollkommen übereinſtimmen, vermuthlich die nämliche Quelle, wo dem Dichter das Abenteuer begegnete, das er in der erſten Canzone erzählt.

St. 1. Die mich liebet. (Laura.)

XIV.

St. 2. Am heiligen Tage. (Nach Velutello's Anſicht der Charfreitag des Jahrs 1327, an welchem Laura dem Dichter zum erſtenmale am Ufer der Sorge erſchienen war.)

XV.

St. 2. Hab' ich das Grün und die Veilchen nur im Auge. (Als Petrarca Lauren zum erſten Male ſah, trug ſie ein grünes Kleid mit Veilchen.)

XVI.

Petrarca dichtete dieſe Canzone, aufgefordert von ſeinen römiſchen, florentiniſchen und lombardiſchen Freunden, als Augenzeuge von den Ausſchweifungen der rohen zügelloſen Haufen, die von Ludwigs von Bayern und Johannes von Böhmen Schaaren in Italien zurückgeblieben, und von den Herren des Landes in Dienſte genommen, nur Raub und Mord übend, die Geiſel des Krieges zweifach empfinden ließen.

St. 5. Des Bayers Hinterliſt, — (Mit Hinſicht auf die eben erwähnten deutſchen Söldner.)

Von Früh bis Mittag (nämlich, wenn ihr noch nüchtern ſeyd.)

Weſenloſen Namen. (Der Pabſt hatte den Ludwig nicht als Kaiſer anerkannt.)

XVII.

Vermuthlich auf einer Reiſe nach Italien geſchrieben, etwa im Jahre 1345, wo Petrarca, mit dem päbſtlichen Hofe unzufrieden, Avignon verließ, um in Italien für immer zu leben.

St. 4. Leda. (Gemahlin des Tyndarus, Mutter der Helena.)

XVIII.

Der Sinn des ganzen Gedichtes iſt in den vier erſten Zeilen ausgeſprochen. Die Schilderung des Phönix iſt nach Plinius.

St. 2. Ein Felſen, dort ꝛc. (Albertus Magnus de mirabilibus mundi erzählt von dieſem Magnetfelſen.)

St. 3. Ein ſo ſänftes und zahmes Wild (Der Katoblepas des Plinius, eine äthiopiſche Stierart.)

St. 4. Ein Brunnen, der den Namen der Sonne trägt ꝛc. (iſt der Quell der Sonne, der, wie Plinius ſagt, im Lande der Troglodyten liegt.)

St. 5. Eine andere Quelle hat Epirus. (Nach Plinius im Dodoniſchen Walde.)

St. 6. Giebt es zwei Quellen, (nach Pomponius Mela auf den glückſeligen — jetzt canariſchen Inſeln.)

Wenn die Sonne in den Stier tritt, (nämlich im Frühlinge.)

Schlußſtanze: in einem verſchloſſenen Thale, (Vaucluſe, weil es, von Felſen verſchloſſen, keinen Ausgang zu haben ſcheint.)

Francesco Petrarca's
ſämmtliche
italienische Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Zweites Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

Canzonen.

1*

1.

XIX.

Wenn ich's jemals ſagte, komme ihr Haß über mich, von deren Lieb' ich lebe, ohne die ich ſtürbe; ſagt' ich's, ſey mein Leben elend und ſchuldbewußt, und die Seele einer niedern Knechtſchaft Magd; ſagt' ich's, bewaffne gegen mich ſich jeder Stern, und an meiner Seite ſtehe Furcht und Eiferſucht, und meine Feindin, immer grauſamer gegen mich, und immer ſchöner!

2. Sagt' ich's, drücke Amor alle ſeine goldenen Pfeile auf mich ab, und die bleiernen auf ſie; ſagt' ich's, ſeyen Himmel und Erde, Menſchen und Götter mir entgegen, und ſie ſelbſt am meiſten; ſagt' ich's, führe mich jener mit der düſtern Fackel geraden Weges zum Tode; auch ſie bleibe wie immer und zeige ſich niemals ſanfter oder mitleidiger gegen mich in That oder Rede.

3. Sagt' ich's jemals, ſo mög' ich von dem, was nimmer ich begehrte, voll finden dieſes bittere und kurze Leben; ſagt' ich's, ſo wachſe die wilde Glut, die mich vom Wege ablenket, in mir, wie das ſtarre Eis in ihr; ſagt' ich's, ſollen meine Augen nie mehr ſchauen die heitere Sonne, oder ihre Schweſter, weder Frau noch Mädchen, ſondern nur einen ſchrecklichen Sturm, wie Pharao im Verfolgen der Hebräer.

4. Sagt' ich's, ſey mit allen meinen Seufzern, ſey Mitleid mit mir und Huld erſtorben; ſagt' ich's, werde rauh das Wort, das ſonſt ſo ſüß erklang, und mich beſiegte; ſagt' ich's, will ich jener mißfallen, die ich, allein in dunkler Zelle eingeſchloſſen, vom Tag', da ich die Bruſt der Mutter ließ, bis daß die Seele von mir fliehet, anbeten möchte.

5. Doch ſagt' ich's nicht, dann ſoll, die ſo ſanft mein Herz der Hoffnung aufſchloß in der Jugend Tagen, fortan dieſen müden Kahn leiten, mit dem Steuer ihrer angebornen Milde; nicht anders werde ſie, wie ſonſt ſie war; weil ich mehr nicht konnte, als daß ich mich ſelbſt verlor, ſollte ich

mehr nicht verlieren. Unrecht handelt, wer ſolche Treue vergißt!

6. Nie hab' ich es geſagt, und könnt' es nicht um Gold, um Städte und Schlöſſer: die Wahrheit ſiege endlich, und behalte die Oberhand; und überwunden ſtürze die Lüge in den Staub. Du kennſt mich ganz Amor; wenn ſie darnach forſcht, ſag', was du ſagen ſollſt: Ich würde den dreimal ſelig preiſen, und viermal und ſechsmal, der verſchmachten müſſend, früher ſtürbe.

7. Für Rahel hab' ich gedient, nicht für Lea: mit keiner Andern könnt' ich leben, und gerne würde ich, wenn der Himmel uns abruft, mit ihr auf Elias Wagen entſchweben.

XX.

1. Wohl glaubte ich, mein Leben würde nun vorübergehen, wie ich zurückgelegt die

frühern Jahre, ohne andere Wiſſenſchaft, und ohne neue Neigungen; nun da ich von Madonna die gewohnte Hülfe nicht erhalte, kannſt, wohin du mich geführet, Amor, ſehen, der du ſolche Kunſt mich lehreſt. Ich weiß nicht, ob ich darüber zürnen ſoll, daß du in dieſem Alter mich zum Räuber des ſchönen anmuthigen Lichtes gemacht haſt, ohne das ich nicht ſo ſchmerzlich litte; hätt' ich doch in den erſten Jahren der Sitte gehuldiget, wozu ich jetzt mich beſtimmen muß, da Jugendfehler weniger beſchämen!

2. Die ſanften Augen, von denen ich Leben habe, unter ihren göttlich-höhern Reizen, waren mir im Beginne ſo hold, daß ich wie ein Menſch lebte, dem nicht eigener Reichthum, aber von außen heimlicher Beiſtand hilft, daß ich weder ſie noch andere verletzte. Nun, wie ich darob auch klage, werd' ich ungerecht und ungeſtüm, wie ein nüchterner Armer manchmal Dinge thut, die er in einer beſſern Lage an andern würde getadelt haben. Wenn Mißgunſt die Hand der Gnade mir verſchloß, müſſen Liebeshunger und Schwachheit mich entſchuldigen.

3. Ich habe ſchon mehr als tauſend Wege erſpäht, um zu verſuchen, ob ohne ſie etwas Irdiſches mich einen Tag nur an das Leben binden könnte; die Seele, die ſonſt nirgend findet Ruhe, folgt nur den engelſchönen Flammen; und ich, der ich von Wachs bin, wende mich dem Feuer zu und blicke rings umher, wo weniger bewacht ſich zeige, was ich wünſche; und wie ein Vogel auf dem Zweige, wo er weniger befürchtet, um ſo bälder gefangen wird, ſo ſtehl' ich von ihrem ſchönen Antlitze jetzt einen, und nun wieder einen Blick, die beide mir Nahrung geben und Glut.]

4. Von meinem Tode nähr' ich mich, und leb' in Flammen; befremdende Speiſe, und wunderbarer Salamander! Doch iſt's kein Wunder, es mußte ſo geſchehen! Ein glückliches Lamm in banger Herde, lag' ich kurze Zeit, nun treiben mich Schickſal und Liebe zum Aeußerſten. So hat Roſen und Veilchen der Frühling, der Winter hat Schnee und Eis; drum wenn ich mir hie und da Speiſen für's kurze Leben ſammle, und du willſt Raub dieß nennen, ſo ſollte eine ſo reiche Donna es zufrieden ſeyn, daß ein Andrer von ihr lebet, ohne daß ſie's fühlet.

5. Wer weiß nicht, wovon ich lebe, und daß ich immer von dem Tage lebte, da ich zuerſt dieſe ſchonen Augen ſah, die Herz und Sinn in mir umwandelten? Wer kann, wenn er auch die Erde und das Meer an allen Ufern durchſpähet, die Eigenſchaften aller Menſchen wiſſen? Der Eine lebet, ſieh! vom Geruche, hier am großen Strome, ich ſtille hier mit Feuer und Licht meine ſchwachen und hungrigen Geiſter. Amor, (wohl will ich dir's ſagen) es geziemet dem Meiſter nicht, ſo karg zu ſeyn. Du haſt ja Pfeile und Bogen; laß mich, — es iſt nicht bloß ein Wunſch, — von deiner Hand ſterben, da ein ſchönes Sterben das ganze Leben ehret.

6. Verſchloſſenes Feuer iſt noch glühender, und wie es wächſt, kann ſich's auf keine Weiſe mehr verbergen. Von deinen Händen, Amor, ich weiß es, kam die Lehre: Du ſaheſt wohl, wie ich ſo ſchweigend glühte: mein Jammer iſt mir ſelber nun zuwider, womit ich Nahen und Fernen beſchwerlich falle. O Welt, o eitles Sinnen! o mein grauſames Geſchick, wohin führeſt du mich? Ihr Augen; deren Licht im Herzen die feſte Hoffnung mir gebar, mit der es jene bindet und drückt,

die mit deiner Kraft zum Tode mich führet: die Schuld iſt euer, das Unheil mein, und die Qual!

7. So trag' ich Qual aus ächter Liebe, und fleh' ich, daß Andern die Schuld vergeben ſey, um ſo mehr noch mir, der ich die Augen vom allzuhellen Lichte abwenden, und den Sirenenlauten die Ohren verſchließen ſollte; doch fühl' ich keine Reue, daß von ſüßem Gifte das Herz überfließet. Ich harre nur, bis der letzte Pfeil abgeſchoſſen, der mir den erſten ſendete; da es, wenn ich's recht erkenne, eine Art von Mitleid iſt, ſchnell zu tödten, und er nicht geneigt ſcheint, anders mit mir zu verfahren, als er ſonſt pflegte. Schön ſtirbt, wer ſterbend ſeinem Leid entrinnet.

8. Meine Canzone, auf dieſer Stelle werd' ich feſt ſtehen, da es Schande iſt, fliehend zu ſterben. Ich muß mich ſelbſt tadeln, ob dieſen Klagen, ſo ſüß iſt mein Loos: Thränen, Seufzer und Tod. Sclave der Liebe, der du dieſe Verſe lieſeſt, kein Gut hat die Welt, das meiner Qual gleiche!

XXI.

1. Sinnend wandle ich, und im Sinnen befällt mich ein ſo heftiges Mitleid mit mir ſelbſt, daß es mich oft zu andern, als gewohnten Thränen führet. Denn täglich ſeh' ich meinen Tod immer näher, und tauſendmal wohl fleht' ich zu Gott um Schwingen, womit aus dem ſterblichen Körper unſer Geiſt ſich zum Himmel erhebt; aber am Ende will es doch nichts frommen, ob ich flehe oder ſeufze oder weine, oder thue, was immer; und mit Recht muß es ſo ſeyn; wer fällt, wenn er ſtehen kann, verdient, daß er wider ſeinen Willen auf dem Boden liege. Dieſe frommen Arme, auf die ich traue, ſeh' ich noch geöffnet. Aber Furcht betrübt mich, wegen den Beiſpielen Anderer, und ich zittre über meine Lage, daß Anderes mich treibet, und daß ich vielleicht am Aeußerſten ſtehe.

2. Zum Geiſte ſpricht und ſaget ein Gedanke: was ſchwärmeſt du denn? Woher erwarteſt du Hülſe? Armer, ſiehſt du nicht ein, wie ſehr zu deiner Schande die Zeit vorübergeht? Faſſe einen klugen

Entſchluß, faſſe ihn; und aus deinem Herzen reiß jede Wurzel der Luſt, die niemals glücklich machen kann, und nicht ruhig athmen läßt! Wenn du, — ſchon iſt's geraume Zeit, — überdrüſſig und müde des falſchen, flüchtigen Glückes biſt, das die trügeriſche Welt Andern geben kann, warum ſetzeſt du noch die Hoffnung auf daſſelbe, das ohne Frieden iſt, und ohne Dauer? So lange der Körper lebet, haſt du den Zügel deiner Gedanken in deiner Gewalt. O halt ihn feſt, wie du kannſt; gefährlich iſt das Zögern, wie du weißt, und an der Zeit wär's, nun zu beginnen.

3. Wohl weißt du ſchon, welche Luſt deinen Augen der Anblick jener brachte, die erſt noch geboren ſollte werden, wie ich wünſchte, zu unſerm größern Frieden. Erinnere dich wohl (und erinnern mußt du dich daran,) ihres Bildes; wie es in dein Herz drang, wohin keine Flamme von einer andern Fackel gelangen konnte. Sie hat's entzündet; und wenn die trügeriſche Glut viele Jahre in Erwartung eines Tages gedauert hat, der zu unſerm Heile niemals kömmt, ſo erhebe dich zu einer ſeligeren Hoffnung, den Himmel anſchauend, der ſich rings über dich wölbet, unſterblich und glanzvoll! Wenn

hier unten, ſo froh im Schmerze, dein Sehnen ſchon ein Augenwink ſtillet, ein Wort, ein Lied, wie groß wird jene Luſt ſeyn, wenn dieſe ſchon ſo groß iſt?

4. Noch lebt ein bitter-ſüßer Gedanke wie eine ermüdende und doch angenehme Bürde in meiner Seele, preßt das Herz mit Sehnſucht und nährt es mit Hoffnung, der allein, des ruhmvollen und hohen Rufes wegen, nicht merket, wie ich zu Eis erſtarre, wie ich erglühe, ob ich bleich bin oder verfallen; und tödt' ich ihn, noch kräftiger erſtehet; dieſer wuchs ſeit meinem Wiegenſchlummer von Tag zu Tag mit mir, und ich fürchte, daß ein Grab uns beide einſt verſchließe. Dann, wenn die Seele vom Körper getrennt iſt, kann dieſes Sehnen ſie nicht mehr begleiten, und was lateiniſch oder griechiſch nach meinem Tode von mir geſprochen wird, iſt leerer Wahn; darum weil ich immer fürchte, an etwas mich anzuſchließen, was ein Augenblick vernichtet, möchte ich Wahres umfaſſen, die Schatten meiden.

5. Doch dieſer andere Gedanke, von dem ich voll bin, ſcheint von einem neu entſtehenden verdrängt,

und die Zeit vergeht indeſſen, da ich von ihr ſchreibe, meiner nicht gedenkend. Der Glanz der ſchönen Augen iſt's, der mich vernichtet, und an ihres Lichtes Strahlen mit ſüßem Zügel mich gefangen hält, gegen den nicht Geiſteskraft, und nicht Gewalt etwas vermag. Was hilft es nun, daß mein ganzer Nachen feſt gefüget iſt, da er doch zwiſchen den Klippen von zwei ſolchen Schlingen gefeſſelt bleibt? Du, der du von andern, die vielgeſtaltig die Welt befangen, mich ganz erlöſet haſt, mein Gebieter! warum nimmſt du nicht von meinen Wangen dieſe Schmach? Wie ein Menſch, der träumet, dünkt es mich, den Tod vor Augen zu haben, möchte mich vertheidigen, und habe keine Waffen.

6. Ich ſehe, was ich thu', und mißkannte Wahrheit täuſcht mich nicht; nur Amor hat mich in ſeiner Gewalt, der dem Pfad der Ehre Niemand folgen läßt, der ihm zuviel glaubt; und oft empfand' ich im Herzen ein freundliches, bitteres und ſtrenges Zürnen, das jeden verborgenen Gedanken mitten auf die Stirne ſchreibt, wo Andere ihn ſehen; etwas Sterbliches mit ſolcher Treue lieben, wie ſie nur Gott allein gebühret, geziemt nicht jenem, der Höheres ſich wünſchet.

So ruft es mit lauter Stimme in mir, vom Pfad der Sinne die irrende Vernunft zurückzuführen. Allein obgleich ſie's hört, und umzukehren denkt, treibt ſie doch die böſe Gewohnheit weiter, und malt den Augen jene, die nur mich zu tödten geboren ward, weil ſie mir zu ſehr, und nur ſich ſelbſt gefälle.

7. Ich weiß nicht, wie viel Zeit der Himmel mir geben würde, wenn ich wieder auf die Welt käme, den wilden Kampf zu beſtehen, den ich gegen mich ſelbſt angeſponnen habe, und kann den Tag, der das Leben ſchließt, nicht vorausſehen durch des Körpers Hülle, aber ich ſehe das Haar alt werden, und in mir jede Sehnſucht erbleichen. Nun da ich der Zeit des Todes nah zu ſeyn glaube, oder nicht weit davon, denk ich nach, wie einer, der durch Verluſt behutſam und klug geworden, wo ich den Weg zur Rechten gelaſſen habe, der zum guten Hafen führet. Von der einen Seite betrübet mich Scham, und erneuert den Schmerz in meinem Innern; auf der andern Seite läßt eine Luſt mich nicht los, ſo durch Gewohnheit ſtark in mir, daß ſie, — um es zu vergleichen — mit dem Tode nicht verglühet.

8. Canzone, ſo bin ich, und mein Herz iſt aus Furcht weit kälter, als gefrorner Schnee, ich fühl' mich zweifellos zu Grunde gehen, der ich erwägend um den Webbaum einen großen Theil meines kurzen Gewebes nun gewunden habe: nie war eine Laſt ſo groß, wie jene, die ich in ſolchem Zuſtande ertrage, während ich, den Tod zur Seite, einen neuen Lebensplan ſuche, das Beſſere ſehe, und dem Schlimmern mich hingebe.

XXII.

1. Was ſoll ich thun? was ratheſt du mir, Amor? Wohl iſt es Zeit, zu ſterben, und ich habe länger gezögert, als ich wollte. Madonna iſt todt; und nahm mein Herz mit ſich, und wollt' ich ihr folgen, müßt' ich ſchuldbewußt die Jahre abkürzen, da ich ſie hier zu ſehen, nimmer hoffe, und Harren bringt mir Leiden. Seit jede meiner Freuden durch ihren Tod in Weinen iſt verwandelt, iſt jeder Reiz des Lebens mir genommen.

2. Amor, du fühleſt es, worüber ich dir klage, wie bitter und hart mein Verluſt iſt, und ich

weiß, daß mein Unglück dir ſchwer und ſchmerzlich fällt, unſeres vielmehr, weil wir an einer Klippe unſer Schiff zertrümmert haben, und in einem Augenblicke die Sonne ſich uns verfinſtert hat. Wer könnte mit Worten ſchildern meinen ſchmerzlichen Zuſtand? Ach, blinde, undankbare Welt, großen Anlaß haſt du, mit mir weinen zu müſſen, daß du jenen Schmuck, der in dir war, mit ihr verloren haſt!

3. Dein Ruhm iſt hin, und du ſiehſt es nicht; du warſt weder werth, während ſie hier unten lebte, ſie gekannt zu haben, noch von ihren heiligen Füßen berührt zu werden, denn etwas ſo Schönes mußte den Himmel mit ſeinem Antlitze ſchmücken. Aber ich, weh mir, der ich ohne ſie weder das vergängliche Leben, noch mich ſelbſt liebe, rufe ſie weinend zurück; dieß blieb mir noch von ſo großer Hoffnung, und dieß allein hält mich noch zurück.

4. Weh, zu Staub wurde das ſchöne Antlitz, das von dem Himmel und von der Wonne da oben, Zeugniß uns gegeben! Ihr unſichtbares Weſen iſt im Paradieſe, gelöſet von jenem Schleier, der hier ihre

Blüthenjahre umſchattete, um wieder ſich damit zu bekleiden, dereinſt, und nie ihn abzulegen, wann wir um ſo herrlicher und ſchöner ſie ſehen werden, als ewige Schönheit mehr gilt, als ſterbliche.

5. Schöner als jemals, und liebreizender, tritt die Donna vor mich hin, denn da weiß ſie, daß ihr Anblick am meiſten willkommen iſt. Das iſt die eine Säule meines Lebens, die andre iſt ihr ſchöner Name, der in meinem Herzen ſo ſüß tönet. Doch wenn mir in den Sinn kömmt, daß doch meine lebendige Hoffnung nun geſtorben, gerade da ſie blühte, dann weißt du, Amor, was ich werde, und ich hoffe, ſie auch mög' es ſehen, die nun ſo nahe iſt der Wahrheit.

6. Frauen, die ihr einſt ihre Schönheit ſahet, und das engelgleiche Leben, mit dem himmliſchen Anſtande, mir weiht euern Schmerz, und Mitleid rühre euch, nicht ihr, die zu ſolchem Frieden einging, und mich ſo dem Kampfe überließ, daß, wenn jener droben auf lang den Weg verſchließet, ihr zu folgen, nur was Amor mit mir ſpricht, zurück mich hält, daß ich das Band nicht abſchneide; doch dieſer ſpricht zu mir auf ſolche Art:

7. „Bezähme deinen groſsen Schmerz, der dich dahin reiſst, denn durch übermäſsiges Wollen verliert man den Himmel, den dein Herz begehret, wo jene lebet, die andern todt ſcheint und ihrer ſchönen Hülle lächelt, und nur nach dir ſeufzet; ihr Ruhm auch, der durch viele Länder noch in deinen Liedern ertönet, bittet, daſs er nicht verlöſche; vielmehr werde die Stimme hell bei ihrem Namen, wenn ihre Augen dir jemals ſüſs und theuer waren.

8. Flieh' den freien Himmel, und das Grüne, nahe dich nicht, wo Lachen iſt und Singen, meine Canzone! nein, ſondern wo geweinet wird; verweile nicht unter frohen Menſchen, troſtloſe Wittwe du im Trauerkleide!

XXIII.

1. Amor, wenn du willſt, daſs ich in das alte Joch zurückkehre, wie es ſcheint, muſst du eine andere wunderbare und neue Probe, mich zu zähmen, beſtehen; meinen geliebten Schatz ſuch' zu-

vor, den die Erde mir verbarg, wodurch ich ein Bettler bin; und das edle, reine Herz, wo mein Leben Wohnung ſich erſehen; und iſt es wahr, daß deine Macht im Himmel ſo groß iſt, wie man ſagt, und in der Hölle, (denn bei uns mögen, was du vermagſt und kannſt, die edlen Gemüther alle empfinden) ſo nimm dem Tod wieder, was er uns genommen, und lege dein Panier auf ihr holdes Antlitz!

2. Gieb ihrem ſchönen Angeſichte das lebendige Licht zurück, das mein Leitſtern war, und die ſüße Flamme, die, weh mir! ob erloſchen auch, mich noch entzündet; was würde ſie erſt leuchtend thun? Wohl ſah man niemals einen Hirſch oder eine Gemſe mit ſolchem Sehnen eine Quelle oder einen Fluß aufſuchen, als ich das ſüße Leben, von dem ich ſchon viel Bitteres habe, und noch mehr erwarte, wenn ich mich ſelbſt und mein Wollen recht verſtehe, das mich wahnwitzig macht, ſchon ob des Gedankens, und dahin führt, wo der Weg ſich endiget, und mit müden Sinnen nach dem mich treibt, was ich nie zu erreichen hoffe. Noch bin ich, auf deinen Ruf zu kommen, nicht wür-

dig, da du außer deinem Reiche keine Herrſchaft übeſt.

3. Laß jenen ſanften Hauch mich wieder fühlen von außen, wie ich drinnen ihn noch fühle, der die Macht hatte, mit Singen, Unwillen und Zorn zu beſänftigen, die ſtürmiſche Seele aufzuheitern, und von finſtern, böſen Nebeln zu befreien; und meinen Gang über ſich ſelbſt erhob, wohin er nun nicht mehr gelangen kann. Laß die Hoffnung dem Verlangen gleichen, und iſt dann die Seele wieder kräftiger, ſo gieb den Augen und den Ohren ihr Ziel zurück, ohne welches ihr Wirken unvollkommen, und todt mein Leben erſcheint. Umſonſt müht deine Macht ſich an mir ab, ſo lang die Erde meine erſte Liebe bedeckt!

4. Laß mich den ſchönen Blick wieder ſehen, der eine Sonne ſchien über dem Eiſe, womit ich umgeben war, laß mich im Port dich finden, wohin mein Herz ſich wandelt, und nimmer kehret. Nimm die goldenen Pfeile, und nimm den Bogen, daß ich, wie ſonſt es war, den Klang der Worte höre, die mich lehrten, was Liebe ſey, erreg' die Zunge, wo ſtündlich die Angeln lagen, die mich

fingen und die Lockſpeiſe, die ich noch immer wünſche; und deine Netze verbirg zwiſchen den blonden Locken, denn anderswo nicht bleibt mein Wille hangen. Zerſtreu mit deinen Händen ihr Haar im Winde, dran binde mich, und du kannſt mich zufrieden machen.

5. Dem Goldnetze ſoll dann keiner mich entziehen, dem kunſtlos — kraus verworrenen, noch dem glühenden Hauche ihres bitterſüßen Blickes, der Tag und Nacht mehr als Lorbeer oder Myrthe, mein Liebeſehnen grünen läßt in mir, wenn entzieht und abſtreift, der Buſch, das Laub und die Flur, die Blumen. Doch nun, da der Tod das Netz zerriß, dem ich zu entgehen fürchtete, wirſt du nichts finden, wie lang auch die Welt ſtehe, woraus du ein zweites bildeſt. Was hilft es, Amor, dein Wiſſen wieder zu verſuchen? Vorüber iſt die Zeit, verloren haſt du die Waffen, die ich gefürchtet; was kannſt du noch machen?

6. Deine Waffen waren die Augen, aus welchen Flammenpfeile eines unſichtbaren Feuers hervorſprühten, welche die Vernunft nicht fürchteten, weil gegen den Himmel menſchliche Vertheidigung nichts fruchtet; denken und ſchweigen,

lachen und ſpielen, das ehrbare Benehmen, das freundliche Reden, die Worte, welche, — verſtanden — ſelbſt die gemeine Seele veredelt hätten, das himmliſche Antlitz voll Demuth und Milde, das ſich bald da, bald dort ſo ſehr rühmen hörte, das Sitzen und das Stehen, ſo, daß mancher Zweifel hegte, wem größeres Lob gebühren möchte. Mit dieſen Waffen haſt du jedes harte Herz überwunden, nun biſt du entwaffnet, und ich bin ſicher.

7. Die Gemüther, welche deiner Herrſchaft der Himmel unterwirfſt, binde bald auf dieſe, bald auf eine andere Weiſe, doch mich konnte nur eine mit einem Bande binden, mehr wollte der Himmel nicht. Dieß eine iſt zerriſſen, und Freiheit giebt mir keine Luſt; doch ich weine und rufe: O edle Pilgerin, welcher göttliche Machtſpruch band mich zuerſt, und löſete zuerſt deine Bande? Gott, der ſo früh der Erde dich enthob, Gott hat eine ſo groſe und ſo hohe Tugend nur gezeigt, um mein Verlangen zu entzünden. Gewiß fürcht' ich nun nimmer, Amor, von deiner Hand neue Wunden. Umſonſt ſpannſt du den Bogen, du ſchießeſt fehl, ſeine Kraft ſchwand, da die ſchönen Augen ſich ſchloſſen.

8. Der Tod hat mich befreiet, Amor, von jedem

deiner Geſetze; jene, die meine Herrin war, iſt in den Himmel gegangen, und ließ mein Leben betrübt und frei zurück. —

XXIV.

1. Als ich eines Tages allein am Fenſter ſtand, ſah ich ſo viele und ſo neue Dinge, daß ich vom bloßen Sehen ſchon ermüdet wurde; ein Wild erſchien mir zur rechten Seite, mit Menſchenantlitz, das Jupiter entzünden könnte, von zwei Windhunden gejagt, einem ſchwarzen und einem weißen, welche die eine und die andere Seite des edlen Wildes ſo heftig biſſen, daß ſie es in kurzer Zeit dahin führten, wo in einen Stein eingeſchloſſen, ſo viele Schönheit der grauſame Tod überwand; ſein hartes Loos muß ich ſeufzend beklagen.

2. Darnach ſah ich auf hohem Meer ein Schiff mit ſeidenen Tauen und goldenen Segeln, ganz von Elfenbein und Ebenholz gezimmert; das Meer war ruhig, und die Luft ſanft, und der Himmel mit keinem Wölkchen bedeckt; es war beladen mit

reicher guter Waare. Plötzlich brauſet ein Sturm aus Oſten ſo durch Luft und Wogen, daß das Schiff an einem Felſen ſcheiterte. O, welch' ſchweres Herzleid! Ein Augenblick unterdrückt, und ein kleiner Raum verbirgt die hohen Reichthümer, denen nichts gleichet.

3. In einem neuen Wäldchen blühten die heiligen Zweige von jugendlichem und reinem Lorbeer, der ein Baum aus dem Paradieſe ſchien. Und aus ſeinem Schatten kamen ſo ſüße Lieder, von verſchiedenen Vögeln, und ſo viel andre Luſt, daß ich der Welt ganz entrücket war. Doch wie ich feſt nach ihm ſah, verändert ſich der Himmel rings, und vom Blitze berührt, ſank der glückliche Baum hin, von der Wurzel aus plötzlich zerſchmettert; darum iſt mein Leben betrübt, weil ich einen ſolchen Schatten nie wieder finde.

4. Eine klare Quelle, in demſelben Walde, ſprudelte aus einem Felſen, deren friſche und ſüße Fluthen lieblich murmelnd vorwärts drangen. Dieſer ſchönen, ſtill verſteckten dunkeln Schattenſtelle, nahten ſich weder Hirten noch Ackersleute; nur Nymphen und Muſen ſangen dort. Da ſaß ich,

und während ich Wonne ſog aus dieſer Harmonie, und aus dieſem Anblicke, ſah ich eine Höhle ſich öffnen, und die Quelle verſchlingen, und den Ort; das ſchmerzt mich noch immer, und ſchon ob der Erinnerung entſetz' ich mich.

5. Einen fremden Phönix, beide Flügel in Purpur gekleidet, und das Haupt von Gold, ſah ich im Walde, ſtolz und einſam; ein himmliſches und unſterbliches Weſen dachte ich zuerſt zu ſehen, bis er zum geborſtenen Lorbeer gelangte, und zur Quelle, welche die Erde verſchlang. Jedes Ding eilt zu Ende; denn wie er die auf dem Boden zerſtreuten Blätter erblickte, und den zerſplitterten Stamm, und den trocknen Grund im Borne, wandt' er gegen ſich ſelbſt den Schnabel, gleichſam zornig, und verſchwand in einem Augenblicke; darob das Herz in Mitleid mir, und in Liebe entbrannte.

6. Endlich ſah ich unter Blumen und Kräutern ſinnend wandeln, eine ſo liebreizende und ſchöne Frau, daß ich an ſie nur mit Glut und Beben denke, demüthig an ſich, doch gegen Amor ſtolz; ihren Leib umwallte ein ſo weißes Kleid, daß Gold und Schnee ſich zu durchweben ſchienen; aber die

obern Theile waren von einem dunkeln Nebel verhüllt. Drauf in die Ferſe von einer kleinen Schlange geſtochen, ſank ſie hin, wie eine gebrochene Blume; da ſchied ſie in froher und ſicherer Eile. Ach nur die Klage dauert auf der Welt!

7. Canzone; du kannſt wohl ſagen: dieſe ſechs Erſcheinungen haben meinem Herrn ein ſüßes Verlangen zu ſterben eingeflößt!

XXV.

1. Schweigen kann ich nicht, und doch fürchte ich, die Zunge möge dem Herzen widerſtreben, das ſeiner Herrin zu huldigen wünſchet, die vom Himmel herab es höret. Wie kann ich, wenn du mich nicht unterrichteſt, Amor, mit irdiſchen Worten die göttlichen Werke preiſen, und das, was hohe Demuth hüllte? In dem ſchönen Kerker, aus dem ſie nun erlöſet iſt, war kurze Zeit die edle Seele, als ich zuerſt ſie wahrgenommen; da eilte ich ſchnell fort, (es war im April des Jahrs und meines Alters) Blumen auf jenen Wieſen

rings umher zu pflücken, in der Hoffnung, ſo geſchmücket ihren Augen zu gefallen.

2. Die Mauer war von Alabaſter, und das Dach von Gold, von Elfenbein die Thüre, und die Fenſter von Saphir; von dorther kam der erſte Seufzer in mein Herz, und wird der letzte kommen; von dort gingen Amors Boten aus, mit Pfeilen und Glut bewaffnet; wiedergedenkend dieſer Lorbeerbekränzten, bebe ich, als ob es jetzt noch wäre. Dort ſah man in der Mitte eines ſchönen, viereckigen, nie verminderten Diamantes, einen hohen Thron; die ſchöne Herrin allein ſaß vor einer kryſtallenen Säule, in welche jeder Gedanke geſchrieben war, der ſo hell nach außen leuchtete, daß ich froh wurde, und oft ſeufzte.

3. Bei den ſtechenden, glühenden und leuchtenden Waffen, bei dem grünen Siegespaniere, gegen welches im Kampfe Jupiter und Apollo, und Polyphem und Mars verlieren, wo die Klage immer friſch bleibt, und wieder grünet, ſah ich mich erlangt, und da ich mir nicht helfen konnte, gab ich mich gefangen, und nun weiß ich weder Weg noch Liſt, herauszukommen. Doch wie manchmal ein Menſch, der weinet, etwas ſieht, was Aug'

und Herz ihm erfreuet, ſo jene, für welche ich im Kerker bin, auf einem Balkone ſtehend, die einzig Vollkommne ihrer Zeit, begann' ich mit ſolchem Verlangen anzuſchauen, daß ich mich ſelbſt und mein Unheil vergaß.

4. Ich war auf Erden, und das Herz im Paradieſe, ſüß vergeſſend jede andere Sorge, und mein Weſen fühlt' ich Marmor werden, und von Bewunderung durchdrungen, als eine ziemlich raſche und muthige Frau, an Jahren alt, doch jugendlichen Antlitzes, ſehend, wie ich mein Auge unverwandt nach Stirn und Brauen richte, mir zurief: „Mir, mir vertraue dich, da ich eine andere Gewalt habe, als du glaubeſt, und Frohe und Traurige in einem Augenblicke machen kann, leichter ſchwebe als der Wind, und herrſche und lenke, was du auf der Welt ſiehſt. Sieh nur in jene Sonne, gleich dem Adler, das Ohr jedoch bewahr' für meine Worte.

5. „Am Tag, der ſie gebar, ſtanden die Geſtirne, die unter euch glückliche Wirkungen erzeugen, in hohen auserleſenen Kreiſen, einer dem andern mit Liebe zugewendet, Venus und Jupiter, mit glück-

bringenden Verheißungen, hielten in königlicher, ſchöner Ferne, und die böſen und trügeriſchen waren gleichſam vom Himmel weggethan. Die Sonne hat nie einen ſo ſchönen Tag gebracht, Luſt und Erde freuten ſich; die Fluthen im Meer und in den Flüſſen waren friedlich ſtille. Unter ſo vielen freundlichen Sternen mißfiel mir eine entfernte Wolke, die, fürcht' ich, einſt in Thränen ſich auflöſet, wenn nicht Mitleid den Himmel noch bekehret.

6. „Als ſie in dieſes mindere Leben trat, das wahrlich nicht werth war, ſie zu beſitzen, ſtaunten alle, die ſie ſahen, wie ſie, noch zart, ſo hochheilig und milde; eine weiße Perle ſchien ſie, von feinem Gold umſchloſſen; und kriechend nun, nun mit zitterndem Schritte, machte ſie Holz, Waſſer, Erde oder Stein grünen, hell, lieblich; den Boden mit Händen und Füßen friſch und herrlich, die Fluren blühen mit ihren Augen, gebot den Winden und Stürmen, mit Worten einer noch nicht geläufigen Zunge, die der Milch ſich entwöhnt, klar der tauben und blinden Welt zeigend, welches Himmelslicht ſchon in ihr ſey.“

7. „Dann, an Jahren wie an Tugend zuneh-

mend, erreichte ſie ihr drittes blühendes Alter; ſo viel Anmuth und Schönheit, glaub' ich, hat die Sonne nie geſehen, die Augen voll Frohſinn und Ehrbarkeit, die Sprache lieblich und heilbringend. Alle Zungen ſind ſtumm, das von ihr zu ſagen, was du allein von ihr weißt. So glänzt ihr Antlitz von himmliſchen Strahlen, daß euer Blick nicht auf ihm verweilen kann, und von ihrem ſchönen Erdenkörper iſt von ſolchem Feuer das Herz dir voll, daß ſüßer nie ein Anderer erglühte. Aber es dünkt mich, daß ihr ſchnelles Scheiden, dir bald ein Grund wird von bitterm Leben." —

8. Sie ſprach's, und drehte ſich auf dem flüchtigen Rade, auf dem ſie unſern Faden ſpinnet, eine traurige und wahre Verkünderin meiner Wehen; denn nach wenig Jahren, hat jene, um die ich gerne ſtürbe, mir, o Canzone, der bittere und unbarmherzige Tod ausgelöſcht, weil er einen ſchönern Leib nicht tödten konnte. —

XXVI.

1. Ich pflegte von der Quelle meines Lebens mich oft zu entfernen, Länder und Meere aufzu-

ſuchen, meiner Neigung nicht, nur meinem Sterne folgend, und immer ging ich (ſo half mir Amor) zu der Verbannung bittern Stellen, mit Erinnerung und Hoffnung mein Herz nährend; nun aber, ermüdet, erheb' ich die Hand, die Waffen zurück zu geben dem grauſamen und gewaltthätigen Geſchicke, das ſo ſüßer Hoffnung mich beraubet hat. Nur die Erinnerung hält mich noch aufrecht, und ich nähre das innige Verlangen nur mit dieſer einen, daher wird die Seele ſchwach, gebrechlich, und verzehret ſich.

2. Wie der Läufer, dem unterwegs die Nahrung gebricht, im Laufe nachzulaſſen gezwungen iſt, da die Kraft zum ſchnellen Laufe abgenommen, ſo fehlt auch meinem müden Leben jene köſtliche Speiſe, die jener verſchlungen hat, der die Welt entvölkert, und mein Herz betrübet; das Süße macht er mir alle Augenblicke bitter, und die ſchöne Luſt zur Laſt, daß ich hoffe und fürchte, den kurzen Pfad nicht zu vollenden. Wie Wolk' und Staub vor Winden flieh' ich, um kein Pilger mehr zu bleiben, und muß es ſeyn, ſo iſt es nur meine Beſtimmung.

3. Dieſes vergängliche Leben gefiel mir immer nur durch ſie, (Amor weiß es, mit dem ich oft davon ſpreche) die uns beiden ein Stern war. Da nun auf Erden ſtarb, und im Himmel neugeboren ward jener Geiſt, der mir Leben gab, iſt, ihm zu folgen, wär' es erlaubt, mein höchſter Wunſch. Doch immer muß ich es beklagen, daß ich unvorſichtig mein Verderben nicht vorherſah, das Amor unter jenen lieblichen Brauen mir wies, um einen andern Rath mir zu geben; nun ſterb' ich traurig und troſtlos, der ich kurz zuvor ſelig geſtorben wäre.

4. In die Augen, wo mein Herz zu leben gewohnt war, bis mein hartes Schickſal mich darum beneidete, und aus der reichen Wohnung es vertrieb, hatte Amor mit ſeiner eigenen Hand mit Jammerzeichen geſchrieben, was bald darauf ſich bewährte von meinen langen Leiden. Damals war das Scheiden mir noch ſo ſchön und ſüß, als wenn ich ſtarb, mein Leben nicht mit mir ſtarb, mein beſter Theil vielmehr noch hienieden lebte. Nun hat meine Hoffnungen der Tod zerſtreuet, und ein wenig Erde verhüllt mein Alles, und ich lebe und denke nie daran, ohne zu beben.

5. Wäre mein bischen Verſtand bey mir geweſen, da ich ſeiner bedurfte, und hätte nicht andere Sehnſucht vom Wege mich abgelenket zu anderm Orte, hätt' ich wohl auf Madonnas Stirn geleſen: „Am Ziele biſt du angekommen von allen deinen Wonnen, und an dem Urſprung deines langen Jammers." Dieſes vernehmend, hätte ich in ihrer Gegenwart die ſterbliche Hülle und das ſchwere, mühvolle Fleiſch freudig ablegen, und ihr voraus gehen können, ihren Sitz im Himmel ihr bereiten zu ſehen, wohin ich ihr nun mit anderm Haare folgen werde.

6. Canzone, findeſt du einen glücklich Liebenden, ſo ſprich: Stirb, da du noch fröhlich biſt! Der Tod zu ſeiner Zeit iſt nicht Schmerz, ſondern Zuflucht, und wer gut ſterben kann, ſuche keinen Aufſchub. —

XXVII.

1. Als mein ſanfter treuer Gefährte, ihr Geiſt, um meinem müden Leben Ruhe zu bringen, an

meines Bettes linkem Rande erſchien, mit dem ihr eigenen ſüßen, klugen Flüſtern, ſprach ich, bleich vor Liebe und vor Furcht: Woher kamſt du denn, o ſeliger Geiſt? Einen kleinern Palmzweig und einen vom Lorbeer zog ſie aus ihrem ſchönen Buſen, und ſprach: „Aus dem heitern höchſten Himmel, und aus jenen heiligen Höhen ſteig ich herab, und komme nur, um dich zu tröſten.“ —

2. In Blick und Wort dank' ich ihr demüthig, und frage dann: „Woher weißt du denn mein Schickſal?“ Und ſie: „Die traurigen Thränenfluthen, deren du niemals ſatt biſt, bringen mit dem Wehe der Seufzer durch ſo weiten Raum zum Himmel, und ſtören meinen Frieden. Dich ſchmerzt es ſo ſehr, daß ich von dieſem Elende ſchied, und in ein beſſeres Leben einging, da es dich doch freuen ſollte, wenn du mich liebteſt, wie du es im Blick' und deinen Worten mir gezeiget haſt!“

3. Ich antwortete: „Ueber Niemand weine ich, als über mich ſelbſt, der ich in Finſterniß und Leid zurückgeblieben, immer gewiß, daß du zum Himmel emporgeſchwebet, wie einer Sache, die ein Menſch in der Nähe ſieht. Wie hätten Gott

und die Natur in ein jugendliches Herz ſo hohe Tugend gelegt, wäre das ewige Heil ſeinem frommen Wandel nicht beſtimmt? O du aus den ſeltenen Seelen, die du erhaben lebteſt unter uns, und plötzlich drauf zum Himmel emporgeſtiegen biſt!

4. „Doch ich, was ſoll ich ſonſt, als immer weinen, elend und allein? der ich nichts bin ohne dich? Wär' ich doch ausgelöſcht bei Milch und Wiege, um die Gewalt der Liebe nicht zu fühlen! — Und ſie: „Warum weinſt du, und verzehreſt dich denn? Wie weit beſſer wär's, die Schwingen von der Erde zu erheben, und die vergänglichen Dinge, und dieſe deine ſüßen, trügeriſchen Aermlichkeiten mit genauer Wage zu wägen, und mir zu folgen, wenn es wahr iſt, daß du mich ſo ſehr liebſt, erfaſſend einen nur von dieſen Zweigen!"

5. „Ich wollte fragen, antwort' ich hierauf, was dieſe beiden Zweige verkünden? Und ſie: ‚Antworte dir ſelbſt, du, deſſen Feder den einen ſo ſehr ehret; die Palme iſt Sieg; und ich habe jung ſchon die Welt und mich ſelbſt bezwungen; der Lorbeer bedeutet Triumph, deſſen ich würdig

bin, Dank ſey dem Herrn, der mir die Kraft verliehen! Wenn Feinde ſich erheben, wende dich nur an ihn und fleh' ihn um Hülfe an, damit wir beyſammen ſeyen am Ende deines Lebens!"

6. „Sind dieß die blonden Haare, und das goldene Band, (ſag' ich) das noch jetzt mich bindet, und dieſe ſchönen Augen, die meine Sonne waren?" — „Irre nicht mit den Blinden, ſagt ſie, ſprich und glaube nicht nach ihrer Weiſe. Ich bin ein hülleloſer Geiſt, und freue mich im Himmel; das, was du begehreſt, iſt Staub ſchon ſeit vielen Jahren: doch um deine Leiden zu lindern, iſt's mir vergönnet, ſo zu erſcheinen; ſo geſtaltet werde ich ſchöner als jemals, dir theurer und frömmer ſeyn, bewahrend dein Heil zugleich, und meines." —

7. Ich weine, und ſie trocknet mir die Augen mit ihren Händen, und dann ſeufzet ſie leiſe, und Worte tönen, Felſen zu zermalmen; hierauf ſcheidet ſie, und auch der Traum.

XXVIII.

1. Meinen alten lieben, böſen Herrn ließ ich

vor die Königin laden, welche in dem göttlichen Theile unſerer Natur thronet, und auf die Spitze ſitzt; dort, wie Gold im Feuer geläutert, ſtell' ich mich dar, gebeugt von Schmerz, von Furcht und Schrecken, wie ein Menſch, der den Tod fürchtet, und Rechenſchaft fordert) und beginne ſo: „Madonna, den Fuß ſetzt' ich in meiner Jugend in ſein Reich, wovon ich nichts als Zorn und Aerger hatte, und ſo große und ſo verſchiedene Qualen hab' ich dort erduldet, daß zuletzt meine unendliche Geduld überwunden wurde, und ich das Leben haßte.

2. „So ging die Zeit mir endlich vorüber in Glut und Qualen; und wie viele nützliche und ehrbare Wege hab' ich gemieden, um dieſem grauſamen Schmeichler zu dienen! Und welcher Verſtand hat ſo ſchnelle Worte, daß er mein unglückliches Schickſal, und meine ſo großen, bittern und gerechten Klagen über dieſen Undankbaren, zuſammenfaſſen könnte? Wenig Honig, viel Aloe mit Galle! An wie viel Bitteres hat mein Leben ſich gewöhnt, bei ſeiner trügeriſchen Milde, die mich zur verliebten Menge hingezogen. Wo ich, wenn ich nicht irre, entſchloſſen war, mich hoch von der

Erde zu erheben, nahm er mir den Frieden, und brachte mir Krieg.

3. Er ließ mich Gott minder lieben, als ich ſollte, und minder für mich ſelbſt beſorgt ſeyn; ſo auch hab' ich einer Frau wegen alles Nachdenken nicht geachtet; hierin war er allein Rathgeber mir, und ſchärfte immer das jugendliche Verlangen am harten Wetzſteine, wovon ich Ruhe hoffte in ſeinem ſtrengen und grauſamen Joche. Ich Armer, wozu hat jene klare und hohe Einſicht, und andere Gaben der Himmel mir verliehen, da ſich das Haar mir färbet, und nichts den ſtarren Sinn kann umgeſtalten! So gänzlich hat der Freiheit mich beraubt dieſer Grauſame, den ich anklage, daß er ein bitteres Leben in ſüße Gewohnheit mir verwandelte.

4. Oede Lande zwang er mich aufzuſuchen, wilde Thiere, und beuteſüchtige Räuber, ſtachlichte Dornſträuche, rauhe Völker und Sitten, und alles Irrſal, das Wanderer umſtricket; Berge, Thäler, Sümpfe und Meere und Flüſſe, tauſend Schlingen, überall gelegt, und den Winter zur ungewöhnlichen Zeit, mit augenblicklicher Gefahr

und Mühe. Weder er, noch jene andere, meine Feindin, die ich fliehe, ließen mich auch nur einen Augenblick allein, ſo daß, wenn ich nicht vor der Zeit einen frühen und herben Tod gefunden, nur des Himmels Erbarmen mit meinem Heile Sorge trug, nicht dieſer Tyrann, der an meinem Schmerz ſich weidet, und an meinem Ungemach.

5. Seitdem ich ſein bin, hab' ich keine ruhige Stunde gehabt, noch hoff' ich ſie zu haben, und meine Nächte verbannen den Schlaf, und Kräuter oder Zauberei können ihn nicht mehr zurückbringen. Durch Liſt und Gewalt iſt er Herr meines Geiſtes geworden, und kein Glöcklein ſchlug, ich mochte mich wo immer befinden, ohne daß ich es hörte; er weiß, daß ich die Wahrheit ſage, daß altes Holz kein Holzwurm ſo benaget, wie dieſer mein Herz, in das er ſich einniſtet, und das er mit dem Tode ſchrecket. Daraus entſtehen die Thränen und Qualen, die Klagen und Seufzer, die mich ermüden, und vielleicht auch andere; urtheile du, der du *mich* kenneſt, und *ihn*!" —

6. Mein Gegner beginnt mit harten Schmähungen: „O Donna, höre die andere Partei, welche

das Wahre, wovon dieſer Undankbare ſich entfernt, ohne Falſch ſagen wird. Dieſer ergab ſich in ſeiner frühen Jugend der Kunſt, Worte zu verkaufen, auch Lügen, und will auch jetzt täuſchen. Jener Schmach entrückt zu meiner Luſt, beklagt er ſich über mich, der ich ihn rein und unbefleckt von der Begierde erhalten, die oft ſein eigenes Uebel will, worüber er nun klaget im ſüßen Leben, das er Elend heißet; hat er einigen Ruhm erlangt, geſchah's durch mich allein, der ich ſeinen Geiſt erhob, wohin er ohne mich nie ſich erhoben hätte.

7. „Er weiß, daß ich den großen Atriden und den hohen Achill, und Hannibal, den Feind eurer Lande, und einen Andern, von allen den berühmteſten, durch Tapferkeit und Glück, wie jedem ſeine Sterne es beſchieden, in niederer Mägde Liebe hingegeben; und dieſem von tauſend auserleſenen herrlichen Frauen erwählte ich eine, dergleichen man nie unter dem Monde ſehen wird, ob auch Lukretia nach Rom zurückkehrte; und eine ſo ſüße Sprache gab' ich ihr, und ein ſo liebliches Singen, daß ein gemeiner oder düſterer Gedanke niemals vor ihr dauern konnte. Das waren nun meine Liſten mit dieſem da!

8. „Das war die Erbitterung, der Unwille und

der Zorn, ſüßer als Alles, was die Andern bringen! Aus gutem Samen wird böſe Frucht geerntet, und einen ſolchen Lohn hat, wer einem Undankbaren dienet. Ich hatte ihn ſo unter meinem Schwingen geführet, daß Damen und Herren ſeine Worte gefallen, und ließ ſo hoch ihn ſteigen, daß unter großen Geiſtern ſeine Name glänzt, und ſeine Worte überall mit Vergnügen bewahrt werden. Der jetzt ein heiſerer Flüſterer an Höfen wär', ein Mann des Pöbels, den erheb' ich, und mach' ihn berühmt, durch das, was er in meiner Schule lernte, und von ihr, die einzig war auf der Welt.

9. „Und um den größten Dienſt zu nennen, von tauſend unehrbaren Handlungen hab' ich ihn zurückgehalten, daß durch keine Vertraulichkeit Gemeines ihm gefallen konnte; ein beſcheidener und ſchamhafter junger Menſch in That und Gedanken, ſeitdem er jener ſich gab zu eigen, die tiefe Spuren ſeinem Herzen eindrückte, und ſo ihr gleich ihn machte. Was er Treffliches und Edles hat, iſt von ihr, und von mir, über den er ſich beklaget. Nie war eine nächtliche Erſcheinung ſo voll des Wahnes, als er vor euch, der, ſeit er uns

kennet, bei Gott und Welt in Gnaden ſteht, darüber klagt bereuend nun der Stolze.

10. „Auch (und dieß iſt, was Allem vorgeht) um über vergängliche Dinge empor zum Himmel zu fliegen, hatt' ich ihm Schwingen gegeben, welche die Leiter zum Schöpfer für jenen ſind, der ſie recht ſchätzet. Denn als er feſten Blickes ſchaute, wie viele und welche Tugenden an ſeiner Hoffnung wären, konnte er durch Aehnlichkeiten, zum erſten hohen Urgrund ſich erheben, auch hat er's oft in Verſen verkündet. Nun hat er mich vergeſſen mit jener Donna, die ich ihm zur Stütze ſeines ſchwachen Lebens gab. — Da erheb ich ein jammervolles Geſchrei, und rufe: „Wohl gab er ſie mir, doch bald nahm er ſie wieder." — Er antwortet: „Ich nicht, aber jener, der ſie für ſich genommen." —

11. Zuletzt ſtanden wir Beide vor dem Richterſtuhle, ich mit zitternder, er mit hoher und rauher Stimme; jeder ſchließt ſo: „Edle Donna, ich erwarte dein Urtheil"; — ſie aber lächelnd: „Es freut mich, eure Frage gehört zu haben; doch mehr Zeit iſt nöthig zu ſo großem Streite." —

XXIX.

1. O ſchöne Jungfrau, du im Lichtgewande, im Sternenkranz, der höchſten Sonne gefielſt du ſo, daß ſie ihr Licht auf dich herabgoß; Liebe drängt mich, von dir zu reden, aber ich weiß nicht anzufangen ohne deine Hülfe, und deſſen, der ſich in Lieb' zu dir geneiget. Sie fleh' ich an, die wohl immer Jedem Antwort gab, der mit Vertrauen zu ihr rief. O Jungfrau, wenn zu Mitleid das äußerſte Elend menſchlicher Verhältniſſe dich jemals bewegte, ſo neige dich meiner Bitte: ſtehe mir bey in meinem Kampfe, obwohl ich Erde bin, und du des Himmels Königin!

2. O weiſe Jungfrau, aus der ſchönen Zahl der ſeligen, klugen Jungfrauen eine, ja die Erſte, und mit der helleſten Lampe, o feſter Schild betrübter Menſchen, gegen die Schläge des Todes und des Schickſales, unter dem wir Triumph, nicht blos Vertheidigung finden; o Kühlung gegen blinde Glut, welche hier die thörichten Sterblichen entzündet; o Jungfrau, wende jene ſchönen Augen, die trauernd einſt die grauſam bittern Wunden in den ſüßen Gliedern deines lieben Soh-

nes eingedrücket ſahen, zu meiner zweifelhaften Lage, rathlos komm' ich zu dir um Rath!

3. O reine Jungfrau, durch und durch vollkommen, du Tochter und Mutter deiner edlen Frucht, Licht dieſes Lebens, und Zierde des andern, durch dich kam dein Sohn, und jener des himmliſchen Vaters, o leuchtendes, erhabenes Himmelsfenſter, uns zu erlöſen in den letzten Tagen; und unter allen Wohnungen der Erde, warſt du allein auserleſen, gebenedeite Jungfrau, daß Eva's Schmerz in Freude ſich wandle; mache mich, du kannſt es, ſeiner Gnade würdig, endlos Selige, ſchon Gekrönte im Himmelreiche!

4. O heilige Jungfrau, gnadenreiche, die du durch wahre und höchſte Demuth zum Himmel dich erhobeſt, wo du mein Flehen vernimmſt, du haſt die Quelle der Gnade geboren, und die Sonne der Gerechtigkeit, welche die Welt, ganz voll von finſtern Irrthümern, erhellet. Drei ſüße und theure Namen ſind in dir vereinet; Mutter, Tochter und Braut; ruhmvolle Jungfrau, Mutter des Königes, der unſere Bande gelöſet, und die Welt frei und glücklich gemacht hat, in deſſen heiligen Wunden die wahre Beglückerin das Herz befriedigen möge!

5. O einzige Jungfrau, auf der Welt ohne Beyſpiel, die du den Himmel mit Liebe zu deinen Schönheiten erfüllet haſt, dergleichen keine Erſte iſt, und keine Zweite, deine heiligen Gedanken, dein frommes und keuſches Leben haben einen dem wahren Gotte geweihten und lebendigen Tempel in deiner fruchtbaren Jungfräulichkeit gegründet. Durch dich kann mein Leben freudig ſeyn; auf dein Gebet o Maria, ſüße und fromme Jungfrau, iſt bei dem Uebermaaß der Sünde überſchwängliche Gnade. Mit zerknirſchtem Herzen fleh' ich zu dir, ſey du meine Führerin, und leite mein ſündhaftes Leben zu einem ſeligen Ende!

6. O lichte Jungfrau, ewig Unwandelbare, Stern auf dem ſtürmiſchen Meere, der treuen Schiffer treue Führerin, ſieh, in welchem furchtbaren Sturme ich allein ohne Steuer mich befinde, und wie nahe ich ſchon dem letzten Angſtſchrei bin! Doch nur auf dich vertraut meine ſündige Seele, ich läugne es nicht, Jungfrau! aber dich bitte ich, daß dein Feind meines Unheiles nicht ſpotte; gedenke, daß unſerer Sünden wegen, Gott uns davon zu erlöſen, Fleiſch geworden iſt in deinem jungfräulichen Schooße!

7. O Jungfrau, wie ſo viel der Thränen hab' ich ſchon verloren, wie viele Schmeichelworte und Bitten, nur zu meiner Qual, zu meinem ſchwerem Leide! Seit ich am Strande des Arno geboren wurde, bald da, bald dorthin ziehend, war mein Leben nichts anders als Beſchwerde. Sterbliche Reize und Geberden haben meine ganze Seele eingenommen. O heilige und hohe Jungfrau, zögere nicht, der ich vielleicht am Ziele ſtehe! Meine Tage ſind flüchtiger als Pfeile, unter Elend und Sünden dahingegangen, und nur der Tod harret ihrer!

8. O Jungfrau, ſie iſt Staub, und hat mit Betrübniß mein Herz erfüllt, dem ſie lebend Thränen entlockte; von meinen tauſend Leiden wußte ſie nicht, und wußte ſie es auch, was daraus entſtanden, es wäre doch geſchehen. Hegt' Anderes ſie im Herzen, es hätte mir den Tod, und ihr einen befleckten Ruf gebracht. Du nun, Himmelskönigin, du unſere Göttin, und wenn's erlaubt und ſchicklich iſt, zu ſagen: Jungfrau von hohen Gaben, du ſiehſt Alles, und was ſie nicht thun konnte, iſt nichts für deine große Tugend: ſetze

meinem Schmerze ein Ziel, daß dir Ehre und mir Rettung werde.

9. O Jungfrau, auf die ich meine ganze Hoffnung baue, die du kannſt und willſt in meiner großen Noth mir helfen, verlaß mich nicht auf meinem letzten Gange! Nicht auf mich blicke, ſondern auf den, der ſich würdigte, mich zu erſchaffen; nicht mein Werth, ſondern ſein hohes Ebenbild, das in mir iſt, bewege dich zur Sorge für einen geringen Menſchen. Meduſe und mein Wahn haben aus mir einen Stein gemacht, von eitler Fluth träufelnd; o Jungfrau, erfülle mit heiligen und frommen Thränen mein müdes Herz, daß wenigſtens die letzte Thräne gottergeben ſey, ohne Erdenſchlamm, nicht, wie die erſte, ein Gelächter des Wahnſinnes!

10. O milde Jungfrau, und Feindin des Hochmuthes, gedenke des gemeinſchaftlichen Urſprunges, erbarme dich eines zerknirſchten, demüthigen Herzens; wenn ich eine Hand voll hinfälligen, ſterblichen Staubes mit ſo wunderbarer Treue lieben konnte, was ſoll ich gegen dich, ſo hehre Sache? Wenn ich aus meinem ſo elenden und verächtlichen

Zuſtande durch deinen Beiſtand auferſtehe, o Jungfrau, ſo weihe ich deinem Namen die Gedanken, Verſtand und Sprache, die Zunge, und das Herz, die Thränen und die Seufzer. Führe mich auf eine beſſere Bahn, und nimm zu Gnaden auf meine verwandelten Wünſche!

11. Der Tag nähert ſich, und kann nicht weit mehr ſeyn, ſo eilet die Zeit und flieget. O einzige Jungfrau, und allein, bald beunruhiget mich das Gewiſſen, bald der Tod. Empfehl mich deinem Sohne, dem wahrhaftigen Menſchen und wahren Gotte, daß er zuletzt meine Seele einführe zum Frieden!

Sonette.

1.

Um eine herrliche Rache zu üben, und an einem Tage wohl tauſend Frevel zu beſtrafen, nahm Amor heimlich den Bogen, wie ein Menſch, der Ort und Zeit erſpäht, zu ſchaden. Meine Tugend zog ſich zum Herzen zurück, um dort und in den Augen ſich zu vertheidigen; da ſendete er den Todespfeil dahin, wo jeder Pfeil ſonſt ſtumpf zu werden pflegte. Daher, beſtürzt bei dem erſten Angriffe, hatte ſie weder ſo viel Kraft noch Raum, die Waffen, wie es Noth that, zu ergreifen, oder auf den ermüdend-ſteilen Berg behutſam aus der Niederlage mich zurückzuziehen; wohl möchte ſie's jetzt, doch kann ſie mir nicht helfen.

2.

Es geſchah an dem Tage, da aus Trauer um ihren Schöpfer die Strahlen der Sonne ſich trübten, daß ich umgarnet wurde, ohne es zu merken, daß eure ſchönen Augen, Donna mich feſſelten. Es ſchien mir nicht an der Zeit, gegen Amors Pfeile Widerſtand zu leiſten; daher ging ich unbeſorgt und ohne Argwohn; ſo haben meine Leiden im allgemeinen Trauern begonnen. Amor fand mich ganz wehrlos, und den Weg zum Herzen durch die Augen offen, welche Thür und Thor für die Thränen wurden. Darum dünkt mich, bracht es ihm auch keine Ehre, mit dem Pfeile mich Unbewehrten zu verwunden, und euch, der Bewaffneten, kaum den Bogen zu zeigen.

3.

Jener, der unendliche Vorſicht und Kunſt in ſeinem wundervollen Meiſterwerke gezeiget, der dieſe und die andere Hemiſphäre, und milder Jupiter als Mars ſchuf, da er auf die Erde kam, die Schriften zu erklären, die viele Jahre ſchon die Wahrheit verborgen hatten, rief Johannes vom Netze weg, und Petrus, und ließ ſie am Himmelreiche Theil nehmen. Nicht Rom hat er mit ſeiner Geburt begnadiget, Judäa war's; ſo ſehr gefiel es ihm, über jeden Stand die Demuth immer zu erheben; ſo hat auch ein kleiner Ort meine Sonne geſendet, wofür Natur und Ort in Dank erglühen, wo eine ſo ſchöne Donna der Welt geboren wurde.

5.

Wenn meine Seufzer ſich erheben, euch zu nennen, bei dem Namen, den Amor in das Herz mir ſchrieb, beginnt laut preiſend weithin zu tönen, der Klang der erſten ſeiner ſüßen Laute. Eure Würde, als Regentin mir gegenüber, verdoppelt zum hohen Werke meine Kraft, doch tadelnd ruft's zuletzt: „Schweig! Ehr' ihr zu erzeigen, iſt eine Schwierigkeit für andre Schultern, als die deinigen.“ So muß loben und huldigen lehren, das Wort allein, ſobald Euch einer nennet, o aller Huldigung und Ehre Würdige! Wenn nur nicht vielleicht Apollo zürnet, daß von ſeinen immer grünen Zweigen Menſchenwort zu ſprechen ſich erkühnet!

6.

So irret vom Wege ab mein thörichtes Streben, Ihr nachzubringen, die zur Flucht ſich gewendet, und leicht und frei von Amors Nachſtellungen, vor meinem trägen Laufe her dahinſchwebet, daß es, je mehr ich es zurufend auf den ſichern Weg leite, um ſo weniger mich hört; nichts hilft es mir, ihm den Sporn zu geben, oder den Zügel, da es Amor, ſeiner Gewohnheit nach, widerſpenſtig macht. Und wenn es den Zügel mit Gewalt ergreifet, ſo bleib' ich unter ſeiner Herrſchaft, die wider meinen Willen zum Tode mich führet, bloß um zum Lorbeer zu kommen, von dem man nur bittere Frucht ſammelt, ſo denjenigen verwundet, der ſie koſtet, und mehr betrübet als tröſtet.

6.

Der Gaumen, der Schlaf und das träge Bett haben von der Welt jede Tugend verbannt, drum iſt von ihrem Laufe gleichſam verirret unſere Natur, durch die Gewohnheit beſieget, und ſo erloſchen iſt jedes freundliche Himmelslicht, wodurch das menſchliche Leben geſtaltet iſt, daß man wie auf ein Wunder mit den Fingern auf den weiſet, der vom Helikon den Sangesſtrom will ertönen laſſen. Welches Haſchen nach dem Lorbeer und der Myrthe! „Arm und nackt gehe hin, Philoſophie!" ruft der Pöbel, niederm Gewinn ergeben. Wenige Gefährten für das andere Leben wirſt du haben, um ſo mehr muß ich, o edler Geiſt, dich bitten, nicht abzuſtehen von deinem muthigen Unternehmen!

7.

Am Fuß der Hügel, wo zuerſt das ſchöne Gewand der irdiſchen Glieder die Donna empfieng, die den, ſo zu dir uns ſendet, oft vom Schlafe zu Thränen wecket; da zogen wir frei und friedlich durch dieſes ſterbliche Leben, das jedes Thier begehret, ohne Beſorgniß unter Weges etwas zu finden, was uns beſchwerlich wäre. Doch haben wir in dieſem traurigen Zuſtande, wohin wir aus einem andern heitern Leben geführt wurden, und für den Tod einen einzigen Troſt gefunden: daß es Rache gibt an dem, der uns dahin geführt, der in fremder Gewalt, nach dem Ende, mit einer ſtärkern Kette gefeſſelt bleibt.

8.

Wenn der Planet, der die Stunden abtheilet, zur Herberg in das Zeichen des Stieres rücket, ſtrömt die Kraft vom erglühenden Horne herab, welche die Welt mit neuer Farbe bekleidet, und nicht bloß das, was ſich uns von Außen zeiget, die Ufer und Hügel, mit Blumen ſchmücket, ſondern auch drinnen, wo es niemals taget, befruchtet ſie den Samen der Erde, woraus man dieſe und andere Früchte ſammelt. Auch ſie, welche unter den Frauen eine Sonne iſt, mit den Strahlen ihrer ſchönen Augen mich berührend, erzeugt Liebesgedanken, Liebesweiſe und Worte; doch wie ſie auch ſie lenken mag und wenden, für mich giebt es doch keinen Frühling mehr.

9.

Ruhmvolle Säule, worauf ſich ſtützet unſere Hoffnung und der große Römer-Name, welcher vom wahren Wege noch nicht getrieben hat, Jupiters Zorn durch Sturm und Wind; nicht Paläſte, nicht Theater oder Logenſitze, doch ſtatt ihrer eine Tanne, eine Buche oder Pinie auf grüner Flur, und ein naher ſchöner Berg, auf den man dichtend ſteigt und klimmet, erhoben von der Erde zum Himmel unſern Geiſt, und die Nachtigall, wenn ſie im Dunkel ſüß klagt und weinet allmählich, ſchwellt uns das Herz mit liebevollen Gedanken. Aber ſo viel des Guten verkümmerſt nur du, Herr, und machſt es unvollkommen, der du von uns geſchieden.

10.

Wenn mein Leben gegen wilde Qual ſo ſehr ſich ſchützen kann, und gegen Leiden, daß ich kraft der letzten Jahre, Donna, das Licht eurer ſchönen Augen erlöſchen ſehe, und die Goldhaare zuletzt ſilbern werden, und Kränze und grüne Kleider ablegen, und das Antlitz erbleichen, das meine Schmerzen zu klagen mich furchtſam zögern ließ: dann wird mir Amor ſo viel Muth wohl geben, euch zu entdecken, wie viel Jahre, Tag' und Stunden, mir unter Schmerzen einſt dahingegangen, und iſt die Zeit entgegen dieſen ſchönen Wünſchen, ſo wird mindeſtens zu meinem Grame einiger Troſt aus ſpäten Seufzern ſich fügen.

11.

Wenn unter andern Frauen manchmal Amor auf ihrem ſchönen Antlitze erſchien, ſo wuchs, je minder ſchön jede war, als ſie, um ſo mehr das Sehnen, das mich mit Liebe erfüllt. Ich ſage den Ort und die Zeit und die Stunde, wo meine Augen ſo Hohes ſchauten, und ſpreche: o Herz, wohl ſollſt du danken, daß du ſo groſer Ehre gewürdiget wurdeſt. Von ihr iſt gekommen dir ein Liebesſehnen, das, folgſt du ihm, zum höchſten Gut dich leitet, gering achtend, was andre Menſchen wünſchen; von ihr kömmt die muthige

Leichtigkeit, die dich zum rechten Himmelspfade führet; darum zieh ich ſtolz dahin, weil Hoffnung mich geleitet.

12.

Ich wende mich zurück bei jedem Schritte mit müdem Leib, den ich kaum trage, und ſchöpfe dann aus eurer Luft Erleichterung, und gehe weiter, rufend: Ach ich Elender! Dann denk' ich wieder an das ſüße Gut, das ich laſſe, an den langen Weg, und an mein kurzes Leben; ich bleibe ſtehen, beſtürzt und leichenblaß, und ſchlage weinend die Augen nieder. Dann erfaßt, mitten unter dieſen Schmerzensthränen, ein Zweifel mich, wie dieſe Glieder, fern von ihrem Geiſte, noch leben können; doch Amor antwortet mir: Erinnerſt du dich nicht, daß dieß ein Vorrecht iſt der Liebenden, die aller menſchlichen Beſchaffenheit entbunden ſind?

13.

Es zieht dahin ein armer alter Mann, grau und weiß, vom ſüßen Orte weg, wo er alt geworden iſt, und von der bekümmerten Familie, die den theuern Vater wandern ſieht. Er ſchleppt dann den alten Leib durch die letzten Tage ſeines

Lebens fort, ſo gut er kann, und hilft ſich mit gutem Willen, gebeugt von Jahren und vom Weg ermüdet, und kömmt nach Rom, ſeinem Wunſche folgend, das Angeſicht deſſen zu ſehen, den er da oben im Himmel noch zu ſchauen hofft. So will ich Armer manchmal auch erſpähen, Donna, ſo weit es möglich iſt, in andern eure erſehnte wahre Geſtalt.

14.

Mir rinnen bittere Thränen von dem Angeſichte, mit einem Sturm' angſtvoller Seufzer, geſchieht es, daß nach euch die Augen ſehen, durch die ich allein von der Welt geſondert bin. Wahr iſt's, daß das ſüße, ſanfte Lächeln meine glühenden Wünſche beruhiget, und der Flamme meiner Qualen mich entzieht, wenn ich euch aufmerkſam und feſt anblicke. Doch meine Gedanken erſtarren dann zu Eis; ſeh ich beim Scheiden, wie ihr mit holder Sitte die Schickſalsſterne von mir wendet. Wenn dann die Schlüſſel der Liebe aufſchließen, tritt die Seele aus dem Herzen heraus, um euch zu folgen, und zieht gedankenvoll dahin.

15.

Wenn ich ganz nach jener Seite mich gewendet habe, wo das ſchöne Antlitz der Madonna leuchtet, bleibt in Gedanken nur die Glut, die mich entzündet und zerſchmilzt, von innen, von Theil zu Theil; ich, der ich befürchte, daß mein Herz von mir ſcheidet, und nahe ſchon des Lichtes Ende ſehe, ziehe dahin, wie ein Blinder ohne Licht, der nicht weiß, wohin er gehet, aber doch fortſchreitet. So, vor den Streichen des Todes, flieh' auch ich; doch nicht ſo ſchnell, daß nicht das Sehnen mit mir komme, wie es immer zu folgen pflegt. Schweigend geh' ich; denn ich weiß, es würden den todten Worten Thränen fließen, und ich wünſche, daß meine Thränen allein rinnen.

16.

Es giebt Thiere auf der Welt von ſo ſcharfem Blicke, daß er auch der Sonne gegenüber ſich behauptet, andere, weil die große Helle ſie ſchmerzt, gehen erſt gegen Abend hervor; und andere mit thörichtem Verlangen, welches im Feuer Luſt zu finden hofft, weil es glänzet, erfahren deſſen andere Eigenſchaft, „daß es brennt.“ Weh mir, auch ich gehöre zu dieſer Zahl, da ich nicht ſtark genug bin, im Lichte dieſer Donna auszuharren, und mich nicht zu ſchirmen weiß durch dunkle Orte oder

Nachtzeit. Und doch, mit thränenvollen und ſchwachen Augen, treibt mich mein Geſchick, ſie zu ſehen, und wohl weiß ich, daß ich jener folge, die mich verſenget.

17.

Mich ſchämend dann, daß noch immer, Donna, von eurer Schönheit meine Lieder ſchweigen, gedenk' ich der Zeit, da ich zuerſt euch ſah, ſo daß nie eine Andere mir gefallen werde. Aber ich finde eine Laſt, zu ſchwer für mich, ein Werk, nicht für meine Feile, daher der Geiſt, der ſeine Kräfte kennt, an der Ausführung erlahmet. Oft ſchon hab' ich zum Sprechen die Lippen geöffnet, dann blieb die Stimme mitten in der Bruſt; aber welcher Ton könnte auch jemals ſo hoch ſteigen? Wohl oft begann ich Verſe zu ſchreiben, aber Feder, Hand und Geiſt wurden bei dem erſten Anlaufe überwunden.

18.

Tauſendmal, o meine ſüße Kriegerin, um mit euern ſchönen Augen Friede zu ſchließen, bot' ich mein Herz euch an; doch euch gefällt es nicht, ſo tief herab mit ſtolzem Sinn zu ſchauen; und wenn auf dieſes Herz vielleicht eine andere Donna hofft, ſo lebet ſie in ſchwacher und trügeriſcher Hoffnung; mein altes Seyn, — weil widrig mir, was euch mißfällt, — wird niemals wieder, wie es war. Vertreib' ich's nun, und findet es bei euch, in unglückſeliger Verbannung keine Gnade, kann es nicht einſam bleiben, noch zu Andern gehen; verirren könnt' es ſich von ſeinem natürlichen Pfade; welche ſchwere Schuld drückte dann uns beide, und um ſo mehr euch, je mehr es euch liebet.

19.

Hätte das geprieſene Laub, welches den Zorn des Himmels beſänftiget, wenn der große Jupiter donnert, mir nicht den Kranz verweigert, der den zu ſchmücken pflegt, der dichtend ſchreibet, wär' ich geneigt auch euren Göttinen, welche ſchmählich die Welt Preis giebt; aber dieſes Unrecht reizt mich ſchon lange gegen die Erfinderin der erſten Oelbäume. Denn ſo glühet nicht der Staub Aethiopiens im ſtärkſten Sonnenbrande, wie ich glühe, daß ich ein ſo ſehr geliebtes Eigenthum verloren habe. Suchet alſo eine ruhigere Quelle; die meinige leidet an aller Feuchtigkeit Mangel, außer jener, ſo ich in Thränen ſprühe.

20.

Amor weinte, und ich mit ihm bisweilen, von dem meine Schritte nie ferne waren, ſehend durch fremde und grauſame Gewalten, euern Geiſt von ſeinen Feſſeln befreiet. Da ihn auf den rechten Pfad nun Gott gewendet, dank' ich, beide Hände zum Himmel faltend, herzlich ihm, der die gerechten Bitten der Menſchen gütig, durch ſeine Gnade, höret. Und wenn, zurückkehrend zum Liebeleben, euch abzuwenden von der ſüßen Neigung, ihr auf dem Wege Ströme fandet, oder Berge, war's, um zu zeigen, wie dornenvoll der Weg, und wie ſo ſteil und rauh das Aufwärtsſteigen ſey, und wie es dem Menſchen gezieme, zur wahren Kraft emporzuklimmen.

21.

Fröhlicher als ich, ſteht kein Schiff ſich am Lande, von den Wellen bekämpfet und bezwungen, wenn das Volk, andachtvoll am Ufer ſich dankend niederwirft; fröhlicher iſt Keiner, der den Kerker verläßt, und dem ſchon der Strang um den Nacken lag, als ich, da ich das Schwert entrungen ſah, das meinen Herrn ſo lang bekriegte. Und ihr Alle, die ihr Amor in Verſen lobet, dem guten Meiſter der Liebesſprüche erweiſet Ehre, der früher verirret war. Denn mehr Freude iſt im Reich der Auserwählten, über eine bekehrte Seele, und höher wird ſie geachtet, als neun und neunzig andere vollkommene.

22.

Karls Nachfolger, der die Locken mit der Krone ſeiner Vorfahren ſchmücket, hat ſchon die Waffen ergriffen, um Babilon die Hörner zu zerbrechen, und wer nach ihm ſich nennet, und der Stellvertreter Chriſti kehret heim mit der Würde der Schlüſſel und des Mantels, ſo daß er, wenn kein anderer Zufall ihn verhindert, Bologna ſehen wird, und dann das edle Rom. Euer ſanfmüthiges, zartes Lamm, wirft zu Boden die ſtolzen Wölfe und ſo ergehe es jedem, der rechtmäßiger Liebe entſaget. Darum tröſtet es, daß die Hülfe noch zögert, und Rom, das über ſeinen Bräutigam ſich beklaget, und gürtet euch für Jeſus mit dem Schwerte.

23.

Dieſe edle Seele, die vor der Zeit ſcheidet, gerufen zu dem andern Leben, wenn ſie da oben, wie es ſeyn ſoll, willkommen iſt, wird des Himmels beſten Theil gewinnen. Wenn ſie zwiſchen dem dritten Lichte und Mars verweilet, wird ſich der Sonne Angeſicht verdunkeln; dann werden, um ihre unendliche Schönheit zu ſehen, ſelige Geiſter ſie umſchweben. Säße ſie unter dem vierten Kreiſe, ſo würde jeder von den andern minder ſchön ſeyn, und ſie allein hätte Ruhm und Ruf. Zum fünften Kreiſe würde ſie nicht ſteigen, doch wenn ſie höher fliegt, das weiß ich gewiß, würden mit Jupiter alle andern Sterne erbleichen.

24.

Je mehr ich dem letzten Tage mich nahe, der menſchliches Elend abzukürzen pflegt, deſto ſchneller und flüchtiger ſeh' ich die Zeit entrinnen, und mein Hoffen auf ſie iſt trügeriſch und geſchwächt. Ich ſpreche in meinen Gedanken: „Nicht Vieles werden wir mehr von Liebe ſprechen, da die harte und ſchwere Erdenbürde wie friſcher Schnee zerrinnen will; dadurch werden wir Frieden bekommen. Mit ihr wird auch ſinken jene Hoffnung, die uns ſo lang in leeren Träumen ließ, und das Lachen und das Weinen, und die Furcht und der Zorn. Klar werden wir dann ſehen, wie durch ſchwere Ereigniſſe ein Menſch ſich erhebt, und wie er oft vergebens ſeufzet.

25.

Schön flammte der Stern der Liebe im Oſten, und der andere, der Juno eiferſüchtig machte, ließ gegen Mitternacht hell und ſchön ſeine Strahlen leuchten; vom Lager hatte ſich zum Spinnen das alte Mütterchen erhoben, gürtellos und barfuß, und die Kohle angefacht; und die Liebenden betrübte dieſe Zeit, die, aus Gewohnheit, zum Weinen ihnen rief, als meine Hoffnung, ſchon dem Ende nahe, zum Herzen kam, — nicht auf dem gewohnten Wege, den der Schlaf geſchloſſen hielt, und Gram befeuchtete, — wie ſo verändert, weh mir! gegen ſonſt, und ſchien zu ſprechen: „Warum verlierſt du deinen Muth? Sieh dieſe Augen, noch ſind ſie dir nicht entzogen!

26.

Apollo, wenn noch lebet das ſchöne Verlangen, das dich in den theſſaliſchen Wogen entzündete, und wenn du die geliebten blonden Haare im Lauf' der Zeit nicht vergeſſen haſt, beſchütze vor träger Kälte und vor rauhem, ſchlimmen Wetter, das dauert, ſo lang dein Antlitz ſich verbirgt, das geehrte und heilige Laub, das dich zuerſt, und dann mich gefangen; und im Namen der Liebeshoffnung, die dich erhielt im herben Leben, reinige die Luft von dieſen Einflüſſen. Wir werden dann voll Bewunderung miteinander unſere Donna im Graſe ſitzen, und ſelbſt mit ihren Armen ſich Schatten machen ſehen.

27.

Allein und ſinnend durchzieh' ich die ödeſten Gefilde mit trägen und langſamen Schritten, und die Augen ſtets zur Flucht bereit, wenn Menſchenſpur im Sand ſich zeigen würde. Einen andern Schutz finde ich nicht, der mich dem Späherblick entzöge, weil man bei meinem freudenloſen Wandel von außen lieſt, wie ich von innen brenne, ſo, daß ich nun glaube, daß Berge und Hügel, und Flüſſe und Wälder wiſſen, von welcher Natur mein Leben ſey, was andern verborgen iſt. Aber ſo rauhe und wilde Pfade weiß ich nicht zu ſuchen, daß Amor nicht mir folge, immer mit mir ſprechend, und ich mit ihm.

28.

Glaubt' ich, durch den Tod entbürdet zu werden der Liebespein, die mich zu Boden drückt, mit meinen Händen hätte ich ſchon in die Erde gelegt dieſe gramgebeugten Glieder, und dieſe Laſt; aber weil ich fürchte, daß es ein Uebergang ſeyn möchte vom Weinen zum Weinen, vom Krieg zum andern Krieg, bleib' ich im Furth, der keinen Ausgang hat, müd in der Mitte, halb jenem zugewendet. Wohl wär' es Zeit, daß endlich der letzte Pfeil dem ſchonungsloſen Bogen entrönne, in Andrer Blut ſchon gebadet und gefärbt. Darum bitte ich Amor und jenen Tauben, der mich mit ſeiner Farbe ſchon gemalet, und mich hinweg zu rufen nicht gedenket.

29.

Orſo, nie gab es Flüſſe, See'n, Meere, in welche jeder Bach ſich ergießt, nie Schatten ſo von Mauer, Berg' oder Zweigen, nie Nebel, der den Himmel verhüllt, und die Erde tränket, noch ein anderes Hinderniß, oder was ſonſt den Blick der Menſchen hemmet, worüber ich mich ſo beklage, als über einen Schleier, der zwei ſchöne Augen verdunkelt, und darum ſpricht: Nun verzehre dich, und weine; und ihr Neigen, das mir jede Luſt auslöſcht aus Demuth oder Stolz, wird Urſache ſeyn, daß ich vor der Zeit ſterbe; auch noch über eine weiße Hand beklag' ich mich, die ſtets gewandt iſt, Leid mir zu bereiten, und meinen Augen eine Felſenmauer ſcheint.

30.

Ich fürchte ſo der ſchönen Augen Angriff, in welchen Amor lebet und mein Tod, daß ich ſie fliehe, wie ein Kind die Ruthe, und lang ſchon iſt's, daß ich den erſten Sprung gethan. Von nun an giebt es keinen ſo ermüdenden oder hohen Ort mehr, wohin mein Wille nicht empor ſich hebe, zu meiden, was meine Sinne vernichte, und Steines Kälte mir ertheile. Drum, wenn ich euch zu ſehen ſpät mich wandte, um nicht zu nahen dem, was mich verzehret, wär's ein Fehler wohl, der Entſchuldigung nicht unwerth. Weiter ſpreche ich: daß mein Umkehren zu dem, was Jemand flieht, und das Herz, das ich von ſo großer Furcht erlöſete, keine geringen Unterpfänder meiner Treue waren.

31.

Wenn Amor oder der Tod nicht hinderlich ſind dem neuen Gewebe, das ich nun anfange, und wenn ich dem zähen Vogelleim entrinne, während ich das eine Wahre mit dem andern verknüpfe, werde ich vielleicht ein Doppelwerk vollbringen, zwiſchen dem modernen und antiken Style, daß (furchtſam wag' ich es zu ſagen) ſein Brauſen du bis nach Rom hören wirſt. Nun aber, da mir das Werk zu vollenden, etwas von den gebenedeiten Fäden fehlet, die meinem geliebten Vater halfen, warum iſt deine Hand ſo karg gegen mich, wider deine Gewohnheit? Ich bitte dich, gebrauche ſie, und du wirſt anmuthige Reden gelingen ſehen.

32.

Wenn von ſeinem Heimathlande der Baum ſich entfernet, den ſchon Phöbus liebte in menſchlicher Hülle, ſeufzet und ſchwitzet Vulkan bei der Arbeit, um die herben Pfeile Jupiters zu ſchärfen, der bald donnert, bald ſchneit, bald regnet, ohne Cäſar mehr noch Janus zu ehren. Die Erde weint, Sol ſteht uns ferne, weil er ſeine Geliebte anderswo ſieht. Dann werden Saturn und Mars wieder kühn, grauſame Sterne, und der zürnende Orion bricht den bangen Schiffern Steuer und Taue. Der verderbliche Aeol läßt Neptun und Juno, und uns empfinden, daß von uns ſcheidet das ſchöne, von den Engeln erſehnte Antlitz.

33.

Doch ſeit das ſüße, demüthige und ſanfte Lächeln nicht mehr ihre ſeltenen Reize verbirgt, hebt die Arme an der Eſſe vergebens Siciliens älteſter

Schmied; denn ſchon ſind den Händen Jupiters die Waffen entwunden, die zu Mongibello probhaltig gehärtet wurden, und auch ſeine Schweſter wird nach und nach wieder hell vor dem ſchönen Blicke Apollos. Vom Abendlande erhebt ſich ein lauer Wind, der das Schiffen kunſtlos ſicher macht, und Blumen und Gras auf allen Fluren wecket. Die böſen Sterne weichen von allen Seiten, von den ſchönen, liebevollen Augen zerſtreuet, für welche ſchon viele Thränen gefloſſen ſind.

34.

Latona's Sohn hatte ſchon neunmal vom hohen Söller nach ihr geſchaut, die ihn einſt zu vergeblichen Seufzern bewegte, und nun andere durchglüht; durch Spähen ermüdet, wußte er nicht, ob nah ſie wohnte oder ferne; nun zeigt' er ſich uns wie ein vom Schmerz Berückter, der etwas ſehr Geliebtes nicht mehr findet; und ſo, traurig ſeitwärts ſtehend, ſah er das Antlitz nicht zurückkehren, das ich rühmen werde, leb' ich — in mehr als tauſend Blättern. Der Gram hatte ihn ſo verändert, daß, während die ſchönen Augen weinten, die Luft doch ihren frühern Ton behielt.

35.

Der einſt ſo geſchäftig war, Theſſalien mit Bürgerblut zu färben, beweinte den Tod ſeines Tochtermannes, den ihm die wohlbekannten Züge künden; und jener Hirt, der dem Goliath die Stirne zerſchmetterte, die Empörung ſeines Hauſes und das Loos des guten Saul; darob der ſtolze Berg ſich wohl beklagen mag. Doch ihr, die Mitleid niemals rühret, und ſtets bereit die Waffen haltet gegen Amors Bogen, der vergebens zielet, ihr ſeht vom Tod mich tauſendfach bedroht, und nie eine Thräne noch leuchtete aus euern ſchönen Augen, wohl aber Unwille und Zorn.

36.

Mein Feind, in dem ihr eure Augen ſehet, die Amor und der Himmel ehret, hat nicht durch ſeine Reize euch, vielmehr durch überirdiſch-ſanfte, heiter entzücket. Auf ſeinen Rath, Donna, habt ihr aus meiner ſüßen Herberg mich vertrieben. Unglückliche Verbannung! Obwahl ich nimmer würdig wäre, da zu wohnen, wo ſich's für euch nur geziemt. Doch war ich dort mit ſtarken Nägeln angenietet, ſollte euch der Spiegel, zu meinem Leide, euch ſelbſt gefallend, nicht hart und ſtolz machen.

Gewiß gedenket ihr des Narziſſus; zu einem Ziele gehen beide Wege, obgleich das Gras einer ſo ſchönen Blume unwürdig iſt.

37.

Gold, Perlen, rothe und weiße Blumen, die der Winter welk und trocken machen ſollte, ſind für mich ſtarre vnd giftige Dornen, die ich in der Bruſt, im ganzen Leibe fühle. Darum werden meine Tage weniger thränenvoll ſeyn, weil großer Schmerz ſelten altert; doch mehr klag' ich an die böſen Spiegel, die ihr ſelbſt durch Liebäugeln ermüdet habt. Sie geboten Schweigen meinem Herrn, der für euch auch hat; er ſchwieg, da er eure Luſt in euch ſich enden ſah. Gefertiget wurden ſie über den Gewäſſern des Abgrundes, und in ewige Vergeſſenheit getaucht, von wannen meines Todes Anfang gekommen iſt.

38.

Ich fühl' im Herzen ſchon die Kräfte ſchwinden, die von Euch Leben empfangen, und weil aus angebornem Triebe jedes Thier der Erde gegen den Tod ringet, ließ ich das Sehnen, das ich ſehr am Zügel halte, den faſt verlornen Weg betreten, daher es Tag und Nacht mich von dannen locket, und wider ſeinen Willen führ' ich es an einen andern Ort; es leitete mich ſchamhaft und zögernd, die holden Augen wieder zu ſehen; daher hüt' ich mich, ihnen beſchwerlich zu fallen. Nun werd' ich wohl noch eine Zeit lang leben, ſo viel Kraft kann meinem Daſeyn ein einziger Blick von euch verleihen, ich ſterbe dann, wenn ich nicht mehr meinem Sehnen glaube.

39.

Ward Feuer nie durch Feuer ausgelöſcht, und nie ein Fluß durch Regen trocken, ſondern wächſt immer gleich das eine mit dem andern, und entzündete oft ein Gegentheil das andere, warum, Amor der unſere Gedanken entband, dem eine Seele in zwei Körpern ſich neiget, machſt du in ihr auf ungewohnte Weiſe, um viel zu wollen, den Willen minder groß? Dem Nil gleich, der, von der Höhe mit lautem Getoſe ſtürzend, die Nahen rings umher betäubet, und wie die Sonne, die den blendet, der ſtarren Blickes ſie ſchauet, ſo muß die Sehnſucht, die mit ſich ſelbſt nicht einig, in dem unmäßigen Gegenſtande verloren gehen, und durch zu viel Spornen wird die Flucht langſam.

40.

Obwohl ich vor Lüge dich bewahret habe, nach meinem Vermögen, und hoch geehret, ſo haſt du doch, undankbare Zunge, mir niemals Ehre erwiedert, ſondern nur Zorn gemacht, und Schande. Je mehr ich deiner Hülfe bedarf, zu flehen um Gnade, um ſo kälter biſt du dann, und wenn du Worte macheſt, ſo ſind es unvollkommene, und wie von einem Menſchen, der träumt. Ihr betrübten Thränen, ihr verweilet alle Nächte bei mir, wenn ich gern allein zu bleiben wünſche, und entfliehet dann vor meinem Frieden. Und ihr, ſo bereit, mir Angſt und Schmerz zu geben, o Seufzer! ziehet dann langſam und gebrochen; nur mein Antlitz ſchweigt nicht von meinem Herzen.

41.

Nicht viel mehr durfte meinen Augen das Licht nahen, das ſie von ferne ſchon verblendet; denn wie einſt Theſſalien ſie verwandelt ſah, ſo hätte ich mich verändert; und kann ich nicht ihre Geſtalt annehmen, mehr daß ich's thu', als daß es Huld mir bringe, würd' ich noch heute zu rauheſtem Stein, Ernſt im Blicke, oder zu Demant, oder zu ſchönem weißen Marmor, vielleicht aus Furcht, oder zu Jaspis werden, geachtet dann vom habſüchtigen und thörichten Pöbel; frei wär' ich dann vom ſchweren, bittern Joche; darum beneid' ich jenen Altersmüden, der mit ſeinen Schultern Marocco beſchattet.

42.

Wenn ich mit blindem Sehnen, ſo das Herz vernichtet, die Stunden zählend, nicht ſelbſt mich täuſche, ſo flieht die Zeit, während ich ſpreche, die mir zum Lohne verheißen war. Welcher Schatten iſt ſo grauſam, daß er den Samen verzehret, der ſo nahe der erſehnten Frucht war? Und welches wilde Thier brüllt im Innern meiner Hürde? Welche Mauer iſt zwiſchen Aehre und Hand gezogen? Ach, ich weiß es nicht! Wohl aber ſeh' ich ein, daß, um mein Leben noch ſchmerzlicher zu machen, Amor zu ſo freudiger Hoffnung mich führte; und nun gedenk' ich deſſen, was ich las: „daß vor dem Tage des letzten Scheidens, kein Menſch glücklich zu preiſen ſey.“

43.

Mein Glück kömmt langſam und träge; die Hoffnung ungewiß; das Verlangen ſteigt und wächst, das Laſſen und Harren verdrießt mich; zum Fliehen aber iſt es ſchneller als ein Tiger-

Ach, eher wird der Schnee lau und ſchwarz, das Meer wellenlos, der Fiſch auf Alpen hangen und die Sonne da untergehen, wo einer Quelle der Euphrat und Tiger entſpringen, bevor ich hierin Frieden und Waffenruhe finde, und Amor und Madonna andere Sitte erwerben, die gegen mich zu meinem Unheil ſich verſchworen haben, und hab' ich etwas Süßes, iſt's noch ſo viel des Bittern, daß aus Unwille der Geſchmack entſchwindet. Sonſt widerfährt mir nichts von ihren Gnaden.

44.

Die Wange, vom Weinen ſchon ermüdet, laſt, mein lieber Herr, ſich auf das Eine neigen, und ſeyd nun karger mit euch ſelbſt jenem Grauſamen, der, was ihm folget, bleichet; in linker Hand das Zweite ſchließt ſeinen Boten den Weg, die daher kommen, die gleich im Jenner und Auguſt Euch zeigen, weil langem Wege die Zeit nicht will genügen; und mit dem Dritten trinket Kräuterſaft, der jeden Gedanken entfernet, welcher das Herz betrübt, am Ende ſüß, und im Anfange bitter. Mich ſtellt dahin, wo Freude wohnet, daß ich den Steuermann des Styx nicht fürchte, wenn meine Bitte nicht zu ſtolz iſt.

45.

Der edle Baum, den ich viele Jahre ſehr liebte, ſo lang ſeine ſchönen Aeſte mir nicht zürnten, ließ blühen mein ſchwaches Gemüth in ſeinem Schatten, und wachſen ſein bitteres Weh. Drauf, als ich vor ſolchen Täuſchungen mich ſicher wähnte, und ihm ſtatt Süße, Herbe zu Theil wurde, trieb' ich die Gedanken alle auf ein Zeichen, zu ſprechen immer von ihrem Leid und Bangen. Was ſoll nun ſagen, wer für Amor ſeufzt, wenn andere Hoffnung meine neue Lieder ihm gegeben hätten, und er durch dieſes ſie verlieret? Kein Dichter pflücke je von ihm, und Jupiter geb' ihm kein Vorrecht, und ſo feind ſei ihm die Sonne, daß alle ſeine grünen Blätter verdorren!

46.

Geſegnet ſei der Tag, das Monat und das Jahr und die Jahrszeit, und die Zeit, und die Stunde, und die Minute, und das ſchöne Land, und der Ort, wo mich zwei ſchöne Augen fanden, die mich gefeſſelt haben; und geſegnet das erſte ſüße Bangen, mit dem ich einſt mit Amor mich vereinte; und der Bogen und die Pfeile, die mich trafen, und die Wunden, da ſie zuletzt zum Herzen drangen!

Geſegnet alle Worte, die ich, den Namen meiner Donna rufend, ausgeſtreuet habe, und die Seufzer, und die Thränen, und die Wünſche, und geſegnet ſeyen alle Blätter, durch die ich ihr Ruhm erwarb, und all' mein Sehnen, das ihr allein und keiner Andern angehöret!

47.

Vater des Himmels, nach den verlornen Tagen, nach den thöricht verwendeten Nächten, mit dieſer wilden Gier, die im Herzen ſich entzündete, da ich ſo liebliche Reize zu meinem Unheil ſah; gieb nun, daß ich mit deinem Licht zu anderm Leben mich wende, und zu ſchönerm Unternehmen, damit, der vergebens die Netze ausbreitete, mein harter Feind, darob ſich ſchäme. Es iſt nun das eilfte Jahr, mein Gott! daß ich dem unbarmherzigen Joche unterworfen wurde, das gegen die Ergebenſten am grauſamſten iſt. Erbarme Dich meines nicht verſchuldeten Leidens; führe den irrenden Geiſt zu einer beſſern Stätte, erinnere ihn, wie du heute am Kreuze wareſt!

48.

Könntet ihr durch beſtürzte Winke, durch Augen niederſchlagen, durch Neigen des Hauptes, oder durch ſchnelleres Fliehen als eine andere, oder durch Wegwenden des Antlitzes von ehrbaren, würdigen Bitten, oder durch andere Liſt, jemals aus dem Herzen kommen, in welches Amor vom erſten Lorbeer immer mehr Zweige ſenket, wohl würd' ich ſagen, dieß ſey eine gerechte Urſache eures Zornes; denn eine zarte Pflanze iſt in einem heißen Boden nicht wohl geborgen, daher ſie gerne von demſelben ſcheidet. Doch, weil euer Schickſal es euch verbietet, anderswo zu ſeyn, ſo ſeht euch wenigſtens vor, daß ihr nicht immer an verhaßtem Orte weilet.

49.

Weh mir, der ich einſt ſo unvorſichtig war, am Tag, da Amor mich verwundete, der dann Schritt für Schritt zum Herrn meines Lebens ſich machte, und oben an ſich ſtellte! Ich glaubte nicht, daß gegen die Stärke ſeiner Feile Kraft oder Muth dem geſtählten Herzen jemals fehlen könnte; allein ſo geht es dem, der ſich überſchätzet. Von nun an kömmt jede andere Vertheidigung zu ſpät, zu verſuchen, ob mehr oder minder dieſe ſterblichen Gebete Amor beachte. Ich bitte jetzt nicht, es kann auch nicht mehr ſeyn, daß mäßig ſich mein Herz entzünde, doch daß auch ſie einen Theil der Glut empfinde.

Anmerkungen
zu den Canzonen.

XIX.

Dem heftigen, leidenſchaftlichen Charakter dieſer Canzone entſpricht die provenzaliſche Form vollkommen. Petrarca betheuert ſeine Unſchuld gegen ein Gerücht, als habe er irgendwo geäußert, nicht Sie, ſondern eine andere ſey ſeine wahre Geliebte und der Gegenſtand ſeiner Liebe.

Stanze 2. *Drücke Amor alle ſeine goldenen Pfeile* ꝛc. (Nach der Meinung einiger Dichter waren in Amors Köcher goldene und bleierne Pfeile; die goldenen brachten glückliche, die bleiernen unglückliche Liebe und Haß.)

XX.

Petrarca klagt hier über Laura's Härte, womit ſie ſeinen Blicken ſich abſichtlich entzog.

St. 4. **Ein glückliches Lamm** ꝛc. (vielleicht in Bezug auf den Liebeshof in Avignon.)

Der Eine lebet, ſich vom Geruche ꝛc. (Nach Plinius waren an der Quelle des großen Stromes — Ganges — mundloſe Ungeheuer, **Aſtomi** genannt, die vom Geruche lebten.

XXI.

Der Dichter ſchildert den innern Kampf, der in drei entgegengeſetzten Beſtrebungen hervortritt: als Streben nach wahrer Tugend, nach eitlem Weltruhm, und nach dem Glücke einer begünſtigten Liebe.

XXII.

Laura ſtarb den 6. April 1348 zu Avignon an den Folgen einer furchtbaren Peſt; dieſe Canzone iſt die erſte nach Laura's Tode, geſchrieben 1349, durchgeſehen und verbeſſert 1356.

XXIII.

Entſtanden im Jahre 1350; am 28. März 1351 verbeſſerte ſie Petrarca.

XXIV.

Laura's Leben und Tod ſchildert der Dichter in ſechs Erſcheinungen.

St. 1. Von zwei Windhunden ꝛc. (Nacht und Tag.)

St. 2. Ein Sturm aus Oſten ꝛc. (Die Peſt, woran Laura ſtarb, kam aus Aſien.)

St. 3. Einen fremden Phönix ꝛc. (Petrarca vergleicht ſeine Laura öfter mit einem Phönix, dem man zu jener Zeit Federn von Purpur und einen blauen, mit Roſen beſäeten Schweif andichtete.

St. 6. Von einer kleinen Schlange, (wie Eurydike, die Gemahlin des Orpheus.)

XXV.

St. 1. Das was hohe Demuth hüllte ꝛc. (Laura's Körper.)

Es war im April ꝛc. (Am 6. April 1327 ſah Petrarca die Geliebte zum erſten Male in der Nonnenkirche zu St. Clara. Er ſelbſt war damals 23 Jahre alt.)

St. 2. Allegoriſche Aufzählung der körperlichen Reize Laura's.

Die Mauer von Alabaſter (ihr weißer, zarter Leib.)

Das Dach von Gold (das blond gelockte Haupt.)

Die Thüre von Elfenbein (die Zähne.)

Einen hohen Thron (ihr Herz.)

Von einer kryſtallenen Säule (Die Stirne.)

St. 3. Polyphem. (Seine Liebe zur Nymphe Galatea iſt bekannt.)

Eine raſche muthige Frau (Fortuna.)

St. 5. Fortuna berichtet die Conſtellation, unter welcher Laura geboren wurde.

Die Geſtirne, die glückliche Wirkungen ꝛc. (Jupiter und Venus, nach der Meinung der Sterndeuter.)

Die böſen und trügeriſchen ꝛc. (hauptſächlich Mars und Saturn.)

Waren vom Himmel ꝛc. (hielten in unſchädlicher Ferne.)

XXVI.

Der Dichter klagt um Madonna's Tod.

St. 1. Quelle meines Lebens. (Laura.)

XXVII.

Petrarca erzählt die Erſcheinung ſeiner verklärten Geliebten im Traume.

XXVIII.

Der Dichter ladet den Gott der Liebe vor den Richterſtuhl der Vernunſt, ſeiner Königin.

St. 4. Oede Lande. (Anſpielung auf Deutſchland.)

St. 6. Dieſer ergab ſich der Kunſt ꝛc. (Er ſtudirte die Rechte zu Bologna.)

St. 7. Den hohen Achill. (Briſeis, die Geliebte des Achilles, Chryſeis, jene des Atriden Agamemnon, waren Sclavinen; Hannibal liebte ein gemeines Weib zu Salapia, einer Stadt in Apulien.)

Und einen andern ꝛc. (Wahrſcheinlich Scipio der Afrikaner, der eine ſeiner Sclavinen zärtlich liebte.)

XXIX.

Vielleicht das Herrlichſte, was die chriſtliche Welt in dieſer Art kennt, iſt dieſer prächtige Hymnus an die Jungfrau Maria.

St. 3. Erhabenes Himmelsfenſter. (Im alten kirchlichen Hymnus heiſt es: „Coeli fenestra facta es.“)

St. 7. Seit ich am Strande des Arno (Petrarca's Geburtsort war Arezzo im Toskaniſchen.)

St. 9. Meduſa (Laura.)

Anmerkungen
zu den Sonetten.

1.

Den 6. April 1327 ſah Petrarca Lauren zum erſten Male. Es ſcheint, der Dichter ſey der jüdiſchen Zeitrechnung gefolgt, nach welcher im Jahre 1327 der Kreuzigungstag Chriſti auf den 6. April oder den Montag vor Oſtern fiel.

3.

Die Schriften ꝛc. (die Bücher des alten Teſtamentes.)

4.

Wortſpiel mit dem Namen der Geliebten: **Lauretta** oder **Laureta**. Der Dichter wählte dazu drei inhaltvolle Worte: **Laudando** (lobend), **real** (königlich) und taci (ſchweige.) Der Ueberſetzer hielt ſich an die gelungene Uebertragung des Herrn Profeſſors Förſter.

5.

Vielleicht dachte Petrarca bei dieſem Sonett an Platons zwei Roſſe, die den Wagen des menſchlichen Geiſtes ziehen, Vernunft und Begierde.

6.

An einen Freund, oder an eine Freundin, welche der Dichtkunſt entſagen wollte.

7.

Vielleicht an den Biſchof von Lombes bei Ueberſendung von Tauben oder Rebhühnern, die der jagdliebende Dichter am Fuße des Berges gefangen hatte, auf welchem der alte Theil der Stadt Avignon lag.

8.

Wenn der Planet ꝛc. (Bei dem Eintritte des Frühlings. Petrarca irrt ſich, indem er den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers auf den 6. April ſetzt.)

9.

Vermuthlich an Stephan Colonna den Aeltern, als er im J. 1331 von Avignon nach Rom zurückkehrte. *Ruhmvolle Säule* ꝛc. (gloriosa colonna, ein Wortſpiel, das wegen ſeiner Spracheigenthümlichkeit im Deutſchen nicht wiedergegeben werden kann.) *Jupiters Zorn* ꝛc. (Pabſt Bonifaz VIII. Feind der Colonna's.)

13.

Petrarca vergleicht ſich mit einem Pilger, der am Ende ſeiner Tage nach Rom wallfahrtet, um das Schweißtuch der H. Veronika zu ſehen, in welchem der Gläubige das Antlitz des Heilandes abgedrückt ſindet.

14.

Die Schlüſſel der Liebe ꝛc. (die Gewalt der Liebe.)

19.

An Stramazzo da Perugia, der ihn um die Mittheilung ſeiner Gedichte gebeten hatte.

Das geprieſene Laub ꝛc. (der Lorbeer, dem die Kraft zugeſchrieben wurde, Gewitter unſchädlich zu machen.) *Erfinderin* ꝛc. (Athene.)

20.

An einen Freund, der früherer Liebe untreu geworden, nun aber zu ihr zurückgekehrt iſt, jedoch neuerdings muthlos zu werden ſcheint.

21.

An denſelben, der auf Petrarca's Rath zu Lied und Liebesluſt zurückgekehrt war.

Das Schwert ꝛc. (des Haſſes.)

22.

An alle Herren Italiens iſt dieſes Sonett gerichtet, zur Zeit, da Pabſt Johann XXII. am Ende des Jahres 1333 ganz Europa zu einem Kreuzzuge aufrief.

Karls Nachfolger ꝛc. (Philipp von Valois, als Nachfolger Karls des Schönen oder Karls des Großen.) *Stellvertreter Chriſti* ꝛc. (Pabſt Joh. XXII.) *Euer ſanftmüthiges Lamm* ꝛc. (vielleicht die *Kirche* ſelbſt.) *Die ſtolzen Wölfe* ꝛc. (die Tyrannen der Lombardei oder von Romagna.)

Bräutigam. (Der Pabſt.)

23.

Geſchrieben während einer lebensgefährlichen Krankheit der Geliebten. Der Dichter denkt ſich, nach Plato's Idee, ihren Geiſt als übergehend in einen Stern.

25.

Auf die Geneſung der Geliebten. Und der andere, der ꝛc. (Der große Bär, in welchem Juno die Kalliſto verwandelte, weil ſie ihre Tugend nicht bewahrt hatte.)

26.

Der Dichter bittet Apollo, einen Baum freundlich zu ſchützen, den er ſeiner Geliebten zu Ehren gepflanzt habe.

28.

Jenen Tauben ꝛc. (den Tod.)

29.

An Orſo, Grafen von Anguillara, römiſchen Senator, einen Freund des Dichters, aus deſſen Händen er am Oſtertage, den 8. April 1341 auf dem Capitol den Dichterlorbeer empfing.

31.

Dem neuen Gewebe ꝛc. (ein neues Werk des Dichters) Meinem geliebten Vater

(der hl. Auguſtin; denn Petrarca bittet hier einen Freund entweder um gewiſſe literariſche Hilfsmittel, deren der heil. Kirchenvater Auguſtinus ſich bedient hatte, oder um deſſen Werke ſelbſt.)

32.

Der Baum, den ſchon Phöbus liebte ꝛc. (der Lorbeer mit doppelter Anſpielung auf Laura's Namen und die Daphne der griechiſchen Mythe) Ohne Cäſar mehr noch Janus ꝛc. (ohne die Jahreszeit zu beachten; nämlich der Monat Julius — nach Julius Cäſar —; der Monat Auguſt — nach Octavianus Cäſar Auguſtus; — Janus — hier der Januar.

Sol ſteht ꝛc. (Anſpielung auf Phöbus und Daphne) Saturn und Mars ꝛc. (unheilbringende Geſtirne.) Orion (bringt Sturm und Regen.) Juno (Luſt.) Neptun (Meer.)

33.

Siciliens älteſter Schmied ꝛc. (Vulkan)

Auch ſeine Schweſter ꝛc. (Juno als Luſt.)

35.

Der geſchäftig war, Theſſalien ꝛc. (Cäſar) Und jener Hirt (David.)

36.

Mein Feind ꝛc. (Laura's Spiegel.)

41.

Wie einſt Theſſalien ſie ꝛc. (Anſpielung auf Daphne-Laura, und deren Verwandlung in Theſſalien.) Und kann ich nicht ihre Geſtalt ꝛc. (Kann ich nicht in einen Lorbeerbaum verwandelt werden.)

Jenen Altersmüden ꝛc. (Der in ein Gebirg verwandelte Titan, auf welchem das Himmelsgewölbe ruhen ſoll.) Darum beneid' ich ꝛc. (Er trägt geringere Laſt als ich.)

43.

Wo einer Quelle ꝛc. (nach einer alten Vorſtellung.)

44.

An Agapito, Biſchof von Luna, Bruder des Cardinals Colonna, der vermuthlich über den Tod der Söhne des ältern Stephan Colonna betrübt war. Mich ſtellt dahin ꝛc. (Mich nehmt freundlich in euer Herz auf.)

47.

Gedichtet am 6. April 1336, am 11. Jahrestage ſeines erſten Zuſammentreffens mit Laura. Erinnere ihn ꝛc. (Auch im J. 1338 fiel nach der jüdiſchen Zeitrechnung der Kreuzigungstag auf den 6. April.)

Nachricht.

Gegenwärtige Ueberſetzung des Petrarca wird aus 5 bis 6 Bändchen beſtehen und ſchließt ſich in Format, Druck u. ſ. w. genau der bereits hier erſchienenen Ueberſetzung von Taſſos befreitem Jeruſalem an. Findet, wie ſich kaum bezweifeln läßt, dieſe Uebertragung den Beifall des gebildeten Publikums, ſo werden derſelben bald die Ueberſetzungen der übrigen claſſiſchen Dichter Italiens nachfolgen, ſo daß man ſich in den Stand geſetzt ſehen wird, ſich für geringe Koſten dieſe Werke der vorzüglichſten Geiſter jenes Landes zu verſchaffen.

Francesco Petrarca's ſämmtliche italieniſche Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Drittes Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

Sonette.

50.

Am linken Strande des Tyrrhenermeeres, wo vom Sturm gepeitſcht die Wogen brauſen, ſah ich plötzlich jenen hohen Zweig, von dem ich' ſchon ſo viele Blätter voll geſchrieben. Amor, der drin im Herzen tobte, trieb mich, der Locken zu gedenken, ſo daß ich in einen Bach fiel, den das Gras verhüllte, keinem Lebenden mehr ähnlich. Allein mitten unter Gebüſchen und Höhen, ſchämt' ich vor mir ſelbſt mich, was dem edlen Herzen genüget, und eines andern Antriebs braucht es nicht. Es freut mich wenigſtens, die Beſtimmung von Augen und Füßen verändert zu haben; da, weil dieſe feucht ſind, jene ein milderer April trocknet.

51.

Der heilige Anblick eures Landes erregt ob vergangenen Uebels meine Wehen, indem ich rufe:

Auf, Armer! Was beginnſt Du? Und zeigt den Weg mir zu des Himmels Höhen. Doch mit dieſem Gedanken ſtreitet ein Anderer, und ſpricht zu mir: „Warum flieheſt du? Erinnere dich, die Zeit eilt nun vorüber, heimzukehren, um unſere Donna zu ſehen. Ich, der ich denn ſein Reden wohl verſtehe, erſtarre im Innern, wie ein Menſch, der plötzlich eine Kunde vernimmt, die ihn betrübet. Dann kehrt der erſte um, es wendet ſich der zweite; welcher ſiegen werde, weiß ich nicht; doch bis zur Stunde haben ſie, und nicht nur einmal, geſtritten.

52.

Wohl weiß ich, daß Menſchenſinn gegen dich, Amor, niemals etwas vermöge, ſo viel Schlingen, ſo viel falſche Verheißungen, hab' ich erfahren, ſo viel arge Liſt. Doch wieder, was mich wundert (ich ſpreche wie Jemand, dem daran gelegen iſt, und hab's bemerkt dort auf den ſalz'gen Fluthen an den Küſten Toskana's, Elba's und Giglios,) entfloh ich deinen Händen, und auf dem Wege von Stürmen, vom Himmel und von Wellen bedroht, zog ich unbekannt und pilgernd, als deine Diener (ich weiß nicht woher) erſchienen, und mir zu erkennen gaben, gleich übel ſey daran, wer ſeinem Schickſale widerſtrebe, und wer vor ihm ſich verberge.

53.

Ich bin ſchon müde zu denken, wie meine Gedanken an Euch nicht müde ſind, und wie ich das Leben noch nicht verlaſſe, der ſchweren Laſt der Seufzer zu entfliehen. Und wie — um von dem Antlitz und den Locken zu ſprechen, und von den ſchönen Augen, wovon ich oft rede, — mir die Sprache und der Ton niemals noch gefehlet, Tag und Nacht Euern Namen nennend, und daß meine Füße noch nicht kraftlos und müde ſind, überall hin Eurer Spur zu folgen, da ich vergebens ſo viel Schritte machte, und woher die Dinte kömmt, woher das Papier, das ich mit Euch erfülle. Hab' ich darin mich geirret, iſt Amor Schuld, nicht Mangel an Kunſt.

54.

Die ſchönen Augen, die mich ſo durchdrangen, daß ſie nur ſelbſt die Wunde heilen können, nicht aber Kraft der Kräuter oder Zauberkunſt, nicht Steine, aus unſerm Meere geholt; haben mir den Weg zu anderer Liebe ſo verſchloſſen, daß nur ein ſüßes Bild die Seele befriediget, und iſt die Zunge begierig ihm zu folgen, ſo kann der Begleiter nur, nicht ſie verſpottet werden. Die ſchönen Augen ſind es, welche die Unternehmungen meines Herrn überall ſiegreich machen, vor allem gegen meinen Leib. Die ſchönen Augen ſind es, die immer in meinem Herzen mit lichten Funken ſtehen, daß ich von ihnen zu ſprechen nicht ermüde.

55.

Amor, mit ſeinen Verſprechen ſchmeichelnd, führte mich zum alten Kerker zurück, und gab die Schlüſſel meiner Feindin, die aus mir ſelbſt heraus mich zwingen will. Ich merkt' es nicht, ach! bis ich in ihrer Gewalt war; und nun mit großer Mühe (wer würde es glauben, wollt' ich's auch beſchwören?) kehr' ich ſeufzend zur Freiheit zurück. Und wie ein wahrer betrübter Gefangener, trag' ich in Schmerzen zu großem Theil meine Ketten, und das Herz ſteht mir in den Augen und auf der Stirne geſchrieben. Und wenn du meine Farbe würdeſt kennen, du ſagteſt: Wenn ich recht ſehe und urtheile, der hat nicht weit zum Tode mehr zu gehen.

56.

Poliklet, in aufmerkſamem Spähen wetteifernd, und die andern, die berühmt in dieſer Kunſt waren, hätten in tauſend Jahren nicht den kleinſten Theil der Schönheit wahrgenommen, die mein Herz erfüllt hat mit Betrübniß. Aber gewiß war mein Simon im Paradieſe, von wo die hohe Donna zu uns kam; da ſah er ſie, und entwarf ihre Züge, den Glauben hier unten an ihr ſchönes Antlitz zu begründen. Das Werk war eines von jenen, die man im Himmel erſinnen kann, nicht hier bei uns, wo die Glieder den Schleier der Seele bilden. Was er da machte, nicht konnt' er es mehr machen, da er herabſtieg, und Wärme und Kälte empfand, und Sterbliches ſeine Augen ſahen.

57.

Hätte Simon, als er das hohe Werk unternahm, das ihm für mich den Griffel in die Hände gab, dem ſchönen Bilde mit der Geſtalt auch Rede und Verſtand verliehen, von vielen Seufzern würde er den Buſen mir befreien, durch die, was Andern theuer iſt, mir gering erſcheint. Wie ſo demüthig ſich das Antlitz zeiget, als wollt' es Frieden mir verſprechen! Doch wenn ich mit ihr zu ſprechen beginne, ſcheint es wohl, daß ſie mich freundlich höre, könnte ſie nur auf meine Reden antworten. Pygmalion, wie mußteſt du deines Bildes dich freuen, der du tauſendmal hatteſt, was ich nur einmal wünſche!

58.

Wenn dem Anfange das Ende und die Mitte des vierzehnten Jahres entſpricht, ſeitdem ich ſeufze, kann mir kein Schatten Kühlung mehr gewähren, ſo fühl' ich meine glühende Sehnſucht wachſen. Amor, mit dem die Gedanken niemals die Mittelſtraſſe halten, unter deſſen Joche mir der Athem ſchon vergeht, beherrſcht mich ſo, daß ich nur mehr halb bin, durch die Augen nur, die mir ſchmerzlich aufgegangen. So zehr' ich ab von Tag zu Tag, ſo heimlich, daß ich es nur allein gewahre, und jene, die ſehend mir das Herz zerſchmelzt. Kaum daß ich noch die Seele drin entdecke, noch weiß, wie lang ſie bei mir Wohnung finde; denn der Tod nahet, und das Leben flieht. —

59.

Ich bin ſo müde unter der alten Laſt meiner Verirrungen und der ſchlimmen Gewohnheit, daß ich ſehr fürchte, vom Wege abzukommen, und in die Hände meines Feindes zu fallen. Wohl kam, mich zu befreien, ein großer Freund, aus höchſter, unausſprechlicher Huld; drauf flog er ſchnell aus meinem Geſichtskreiſe, ſo, daß ich — ihn zu ſehen, vergebens mich anſtrenge. Doch ſeine Stimme wiederhallet noch hier unten: O ihr, die ihr euch abmühet, hier iſt der Weg! Kommet zu mir, wenn euch kein anderer den Weg verſperret! Welche Huld, welche Liebe, welches Verhängniß, wird mir Taubenſchwingen geben, zur Ruh von der Erde mich emporzuheben!

60.

Nie war ich müde, Euch zu lieben, Madonna, noch werd' ich's ſeyn, ſo lang ich lebe, doch mich ſelbſt zu haſſen, dem Ende nahe, und immer zu weinen, bin ich müde. Lieber will ich ein ſchönes weißes Grab, als daß man Euern Namen mir zur Schmach auf Marmor ſchreibe, wenn frei der Geiſt vom Körper, der noch länger in ihm wohnen kann. Drum wenn ein Herz voll Liebestreue Euch genügen kann, ohne ihm Qual zu bereiten, ſo laſſet Gnade dieſem wiederfahren. Wenn auf andere Weiſe Euer Zorn ſich zu ſättigen ſucht, ſo irret er; und nicht geſchehen wird, was er glaubt, wofür ich Amor und mir ſelbſt ſehr danke.

61.

Bevor nicht beide Schläfe weiß ſind, welche die Zeit nach und nach bleichet, werd' ich nicht ſicher ſeyn, obſchon ich manchmal dahin mich wage, wo Amor den Bogen ſpannt und zielt. Doch fürcht' ich nicht, daß er mich quäle oder peinige, noch mich zurückhalte, wie ſehr er mich auch noch verſtricken möge, noch das Herz mir durchbohre, — wie er auch von außen mich verwunde, — mit ſeinen grauſam-giftigen Pfeilen. Die Zähren können nicht mehr aus den Augen quellen, doch bis dahin wiſſen ſie den Weg, ſo daß es kaum geſchehen kann, den Pfad ihnen zu verſperren. Wohl kann erwarmen mich der heiße Strahl, doch ſo nicht, daß ich brenne; es kann den Schlaf mir trüben, aber nicht brechen, ihr ſtrenges, grauſames Bild.

62.

Dichter.

Ihr Augen, weinet, ſeyd Gefährten des Herzens, das durch eure Täuſchung den Tod erleidet.

Augen.

Das werden wir immer thun, doch geziemt es uns nicht, fremden Wahn mehr als den eigenen zu beklagen.

Dichter.

Zuerſt durch euch fand Amor Eingang da, wohin er noch, wie in ſeine Wohnung, kömmt.

Augen.

Wir haben ihm den Weg durch jene Hoffnung geöffnet, die er im Herzen erregte, das nun ſtirbt.

Dichter.

Nicht ſind, wie es ſcheint, die Urſachen gleich, weil ihr gleich beim erſten Anblicke über ſein und euer Weh ſo karg geweſen.

Augen.

Das iſt's eben, was vor Andern uns betrübt, daß die vollkommnen Richter ſo ſelten ſind, und daß für andre Schuld ein Anderer getadelt wird.

63.

Ich liebte immer, und liebe noch ſehr, und werde lieben mehr von Tag zu Tag jenen ſüßen Ort, wohin ich oft weinend kehre, wenn Amor mich betrübet, und bin entſchloſſen, die Zeit und die Stunde zu lieben, die jeder finſtern Sorge mich enthoben, und mehr noch Sie, deren freundlichſchöne Miene, Gutes zu thun nach ihrem Vorbilde, die Luſt in mir erweckt. Doch wer dachte jemals alle vereint zu ſehen, mein Herz bald da, bald dort anzufallen, jene ſüßen Feinde, die ich ſo ſehr liebe? Amor, mit welcher Gewalt beſiegſt du mich? Und ſtiege mit dem Sehnen nicht die Hoffnung, ich ſtürbe, wo ich länger leben möchte.

64.

Ich werde immer das Fenſter haſſen, durch welches Amor ſchon tauſend Pfeile auf mich ſchoß, obgleich einige davon nicht tödtlich waren; denn ſchön iſt es zu ſterben, weil das Leben noch glücklich iſt. Aber das längere Verweilen in dem Erdenkerker wird, ach, zur Quelle mir endloſer Leiden, um ſo ſchmerzlicher, da ſie unſterblich ſind, wie ich, weil die Seele nicht vom Herzen laſſen will. Die Arme, die aus langer Erfahrung wiſſen ſollte, daß Niemand die Zeit zurückwenden oder aufhalten kann! Oft ſchon hab' ich mit ſolchen Worten zu ihr geſprochen: „Geh traurig fort, denn nicht zur rechten Zeit geht, wer ſeine ſchönern Tage zurückläßt.“

65.

So wie ein guter Schütz, der den Bogen abſchießt, von weitem bald unterſcheidet, welcher Schuß zu verſchmähen, und welchem zu trauen ſey, daß er das beſtimmte Ziel berühre, ſo fühltet auch ihr, Donna, den Pfeil eurer Augen gerade in mein Innerſtes dringen, woher es kömmt, daß dieſer Wunde wegen mein Herz in ewigen Thränen überfließt, und ich bin gewiß, daß ihr damals ſprachet: „Unglücklich Liebender! Zu welcher Sehnſucht führt es ihn! Sieh da den Pfeil, womit Amor ihm den Tod geben will! “— Nun ſeh' ich, wie der Schmerz mich zügelt, und was auch meine Feinde noch mir thun mögen, zum Tod' iſt's nicht, doch wohl zu größerer Qual.

66.

Da meine Hoffnung nicht ſo bald in Erfüllung geht, und das Leben ſo ſchnell vorüber eilt, wünſcht' ich eine beſſere Zeit mir erſpähet zu haben, um ſchneller als im Galoppe zu entfliehen. Nun flieh' ich ſo ſchwach und lahm vom Orte, wohin Sehnſucht mich geführt, wohl ſicher nun, doch im Geſichte trag' ich noch die Zeichen, die ich empfing in liebender Begegnung. Darum rath' ich euch, die ihr noch auf dem Wege ſeyd, lenket ein, und ihr, welche Liebe entzündet, wartet nicht bis zur höchſten Glut; denn, wenn auch ich lebe, entgeht von tauſenden doch nicht einer der Gefahr. Wohl war auch meine Feindin ſtark, doch ſah' ich ſie tief im Herzen verwundet.

67.

Aus der Haft fliehend, wo Amor mich viele Jahre hielt, um mit mir zu machen, was ihn dünkte, o Frauen, lang würde es dauern, euch zu erzählen, wie ſehr die neue Freiheit mich betrübte. Mein Herz ſagt zu mir, daß es für ſich nicht einen Tag lang leben könne, und drauf erſchien mir auf dem Wege dieſer Verräther in ſo lügenhafter Verlarvung, daß er einen Klügern wohl als mich betrogen hätte. Drum oft zurück ſeufzend, ſagte ich: Ach, das Joch und die Feſſeln und die Fußblöcke waren ſüßer, als das Wandeln ungebunden! Weh mir, daß ich ſo ſpät mein Weh erkannte! Und mit welcher Mühe mach' ich nun mich von dem Wahn los, womit ich ſelbſt mich umſtricket habe.

68.

Die goldenen Locken waren im Winde zerſtreuet, zu tauſend ſüße Knoten aufgewunden, und das milde Licht glühte ohne Maß aus den ſchönen Augen, die jetzt ſo karg damit ſind, im Blick ſchien Mitleid ſich zu künden, ich weiß nicht, ob es wahr iſt oder falſch. Ich, der ich Liebeszunder im Buſen hatte, war's zu verwundern, daß ich ſchnell mich entzündete? Ihr Gang war nicht, wie eine andere Erdenſache, ſondern von Engelart, und die Worte klangen anders, nicht wie Menſchenſtimme; ein himmliſcher Geiſt, eine lebendige Sonne war's, was ich ſah, und wenn's auch nun nicht ſo wäre, die Wunde heilet durch das Entfernen des Bogens nicht.

69.

Die ſchöne Donna, die du ſo ſehr liebteſt, iſt ſchnell von uns geſchieden, und, wie ich hoffe, aufgeſtiegen zum Himmel; ſo ſüß und ſanft war ihr Benehmen. Zeit iſt's, die beiden Schlüſſel deines Herzens wieder zu erlangen, die ſie im Leben beſaß, und ihr zu folgen auf geradem ungehinderten Pfade. Irdiſche Laſt beſchwere dich nicht mehr. Biſt du dann der größern Bürde ledig, kannſt du die andern leicht abwerfen, aufwärts ſteigend als ein freier Pilger. Nun ſiehſt du wohl, wie dem Tode entgegen eilet jedes erſchaffene Weſen, und wie ſehr es der Seele Noth thut, zum räthſelhaften Thore leicht zu wandern.

70.

Weinet, Frauen, und mit euch weine Amor, weinet, Liebende, in allen Ländern, weil derjenige geſtorben iſt, der es ſo ganz verſtanden, euch, ſo lang er auf der Welt lebte, zu ehren. Ich für meinen Theil bitte meinen herben Schmerz, daß meine Thränen nicht von ihm verhindert werden, und daß er mit Seufzern mir ſo viel gefällig ſey, als nöthig iſt, das Herz zu erleichtern. Die Reime auch mögen klagen, und die Geſänge, weil unſer verliebter Meſſer Cino kürzlich von uns geſchieden iſt. Piſtoja weine, und die verkehrten Bewohner, welche ſo ſüßen Nachbar verloren haben, und der Himmel freue ſich, wohin er gegangen iſt.

71.

Oft hatte Amor mir ſchon geſagt: Schreib, ſchreib, was du geſehen haſt, in goldenen Buchſtaben, wie ich meine Jünger bleich werden laſſe, und in einem Augenblicke ſie lebendig oder todt mache. Es gab eine Zeit, wo du es in dir ſelbſt gefühlt haſt, ein gemeines Vorbild dem verliebten Herzen; drauf entzog dich eine andere Arbeit meiner Hand, aber ſchon erreichte ich dich, indeſſen du floheſt. Und wenn die ſchönen Augen wo ich dir mich gezeiget, und wo meine ſüße Wohnung war, als ich deines Herzens große Härte brach, mir den Bogen zurückgeben, der jedes Ding bezwingt, wird vielleicht dein Blick nicht immer trocken ſeyn; denn nur von Thränen nähr' ich mich, du weißt es. —

72.

Wenn durch die Augen in des Herzens Grund das Bild der Herrin ſteiget, dann ſcheidet jedes andere, und alle Kräfte, welche die Seele austheilet, laſſen die Glieder wie eine unbewegliche Laſt. Aus dem erſten Wunder entſteht dann ein zweites: wenn der vertriebene Theil aus ſich ſelbſt fliehet, kömmt er an einem Plätzchen an, wo ihm

Rache wird und eine fröhliche Verbannung. Dann erſcheint in zwei Geſichtern eine Todtenfarbe, weil die Kraft, die ſie lebendig zeigte, auf keiner Seite mehr da iſt, wo ſie ſtand. Und deſſen gedachte ich an jenem Tage, da ich zwei Liebende ſich verwandeln und zu meines Gleichen werden ſah.

73.

Könnt' ich ſo gut in Verſe einſchließen mein Denken, wie ich es im Herzen trage, es gäb' kein ſo grauſames Gemüth auf der Welt, daß es nicht aus Mitleid mich beklagen ſollte. Aber ihr, o ſelige Augen, von welchen ich dieſe Wunde erhielt, wogegen Helm und Schild nichts helfen, ihr ſeht mich nackt von außen und innen, wenn auch in Klagen nicht der Schmerz ſich ergießet, ſeitdem Euer Sehen auf mich niederſtrahlet wie der Strahl der Sonne durch das Glas leuchtet, weßhalb die Sehnſucht ohne Wort genüget; weh, nicht Marien ſchadete, nicht Petrus, der Glaube, der nur mir allein ſo feindlich iſt, und ich weiß, daß von Andern außer Euch Niemand mich verſtehe.

74.

Ich bin des Harrens nun ſo müde, und des langen Kampfes der Seufzer, daß ich die Hoffnung haſſe und die Wünſche, und jede Feſſel, wovon mein Herz umſchlungen iſt. Doch das anmuthige Antlitz, das ich gemalt im Herzen trage, und ſehe, wohin ich ſchaue, beſieget mich; daher bin ich in meine erſten ſchweren Leiden wider meinen Willen zurückgeſtoſſen. Da irrt' ich, als der alte Weg der Freiheit mir abgeſchnitten und entrücket war; denn Böſes folgt dem, was ſich das Aug' erwählet. Da rannt' in ihr Unglück frei und ungebunden die Seele, die nun, nach fremdem Gebote wandeln muß, die nur einmal geſündiget hat.

75.

Ach ſchöne Freiheit, du haſt ſcheidend mir gewieſen, wie mein Leben war, als der erſte Pfeil mir die Wunde ſchlug, von der ich nie mehr geneſen werde! Die Augen waren damals ſo ſelig in ihrem Weh: der Zügel der Vernunft vermag da nichts, weil ſie jedes irdiſche Beginnen verachten. Weh mir, ſo gewöhnt' ich ſie gleich anfangs. Ich darf Niemand hören, der nicht von meinem Tode ſpricht, und nur mit ihrem Namen erfülle ich die Lüfte, der ſo ſüß tönet. Nach einer andern Seite lenket Amor mich immer, auch die Füſſe kennen keinen andern Weg, noch weiß die Hand, wie ſie in Schriften eine Andere preiſen könne.

76.

Orſo, eurem trefflichen Roſſe kann man wohl einen Zügel anlegen, der es von ſeinem Laufe zurückwende: aber wer kann das Herz binden, daß es nicht los ſich mache, wenn es Ehre wünſchet, und das Gegentheil verabſcheut? Klaget nicht! Niemand kann ihm ſeinen Werth entziehen, weil das Gehen Euch verwehret iſt, denn, wie der öffentliche Ruf verbreitet, iſt's bereits da, und kömmt anderen zuvor. Genug, wenn es ſich ſtellt mitten auf dem Kampfplatze, am beſtimmten Tage, mit jenen Waffen, die Alter, Liebe und Tugend und Blut ihm geben, rufend: Von einem edlen Verlangen glüh' ich, nebſt meinem Herrn, der mir nicht folgen kann, der ſich betrübet und verzehret, weil er nicht hier iſt.

77.

Da Ihr und ich, wir Beide, oft erfahren haben, wie unſer Hoffen immer täuſchet, erhebt zum höchſten Gut, das nie mißfällt, das Herz zu einem frohern Daſeyn. Dieſes irdiſche Leben iſt gleichſam eine Wieſe, wo die Schlange unter Gras und Blumen liegt, und wenn ihr Anblick die Augen ergötzt, iſt's, um den Geiſt noch feſter zu umſtricken. Ihr alſo, die ihr jemals ein ruhiges Gemüth vor dem letzten Tage wünſchet, folgt Wenigen, und nicht dem großen Haufen. Wohl kann man zu mir ſagen: Bruder, du weiſeſt Andern den Weg, von dem du ſelbſt vielleicht oft abgeirret biſt, und jetzt mehr als jemals.

78.

Jenes Fenſter, welches die eine Sonne ſieht, ſo oft es ihr behagt, und die andere um Mittag, und jenes, das in kalter Luft bei kurzen Tagen klirret, wenn Boreas an daſſelbe ſchlägt, und der Stein, wo bei langen Tagen ſinnend ſitzet Madonna, und mit ſich ſelbſt ſpricht, und all' die Orte, die je ihre ſchöne Geſtalt beſchattete, oder ihr Fuß berührte, und der wilde Pfad, wo Amor mich gefunden, und der Frühling, der alljährlich an dieſem Tag die alten Wunden mir wieder erneuert, und der Blick, und die Worte, die mir tief eingepräget ſtehen in des Herzens Mitte, laſſen meine Augen Luſt an Thränen finden.

79.

Weh mir, wohl weiß ich, daß wir eine ſchmerzliche Beute deſſen ſind, der keinen Menſchen verſchonet, daß raſch die Welt uns verläßt, und nur wenige Zeit uns treu ergeben iſt. Ich ſehe für langes Schmachten kleinen Lohn, und ſchon dröhnt mir der letzte Tag in meinem Herzen. Und doch entläßt Amor meiner Haft mich nicht, der den gewohnten Tribut von den Augen fordert. Ich weiß, wie die Tage, die Augenblicke und die Stunden uns die Jahre entführen; und ich erfahre keine Täuſchung, aber weit größere Kraft, als von Zauber-Künſten. Leidenſchaft und Vernunft haben zweimal ſieben Jahre ſich bekämpft, und das Beſſere wird ſiegen, wenn die Geiſter hier unten die Weiſſager des Guten ſind.

80.

Cäſar, als der Verräther in Aegypten ein Geſchenk ihm machte mit dem geehrten Haupte, verbergend die öffentliche Freude, weinte äußerlich, wie geſchrieben ſteht, und Hannibal, als er dem betrübten Reiche das Schickſal ſo läſtig werden ſah, lachte unter dem weinenden traurigen Volke, ſeinen herben Unmuth zu verhehlen. So kommt es, daß

daß der Geiſt jede Leidenſchaft mit dem Entgegengeſetzten verhüllt, mit einem heitern oder betrübten Geſichte. Drum wenn ich einmal lache oder ſinge, thu' ich's, weil ich nur dieſen einen Weg habe, meinen angſtvollen Jammer zu verbergen.

81.

Hannibal ſiegte, und wußte dann ſein ſiegreiches Geſchick nicht gut zu benützen; darum mein lieber Herr, traget Sorge, daß Gleiches euch nicht begegne. Die wüthende Bärin für ihre Jungen, die rauhe Mayatzung fanden, nagt an ihrem Innern, und härtet die Zähne und die Klauen, um ihr Leid an uns zu rächen. Weil nun der neue Schmerz ſie anreizet, ſo legt das geehrte Schwert nicht ab; folget vielmehr dahin, wohin euch euer Schickſal ruft, auf dem geraden Wege, der euch nach dem Tode noch tauſend und tauſend Jahre auf Erden Ehre und Ruhm geben kann.

82.

Die erſehnte Tugend, welche in euch blühte, da Amor euch zu bekriegen begann, bringt nun Frucht, die jener Blüthe gleicht, und meine Hoffnung ſich erfüllen läßt. Darum ſagt mir das

Herz, daß ich Dinge niederſchreibe, wodurch euer Name im Werthe ſteige, der auf keine Weiſe ſo feſt ſich eingräbt, um durch den Marmor Jemand Leben zu verleihen. Glaubet ihr, daß Cäſar oder Marcellus, oder Paulus, oder Scipio Afrikanus, durch den Amboß oder Hammer jemals die wären, die ſie ſind? O mein Pandolfo, dieſe Werke vergehen mit der Zeit, aber unſer Streben iſt ein ſolches, welches durch den Ruhm die Menſchen unſterblich macht!

83.

Ich ſehe nicht, wie ich jemals mich zu retten vermag, ſo lang' iſt der Krieg, den die ſchönen Augen gegen mich führen, denn ich Armer fürchte, daß der übermäßige Schmerz das Herz zerſtöre, das niemals Waffenruhe genießt. Ich möchte fliehen, doch die Liebesſtrahlen, die ich Tag und Nacht in meinem Innern trage, leuchten ſo, daß ſie im fünfzehnten Jahre mich mehr blenden, als ſelbſt am erſten Tage; und ihre Bilder ſind ſo zerſtreut, daß ich mich nicht umwenden kann, ohne ſie zu ſehen, oder eine ihr gleiche Lichtflamme. Von einem Lorbeer grünt ein ſolcher Wald, daß mein Feind mit wunderbarer Kunſt, durch die Zweige gaukelnd, wohin er will, mich führet.

84.

Glücklichſte von allen Erdenſtellen, wo ich Amor ſtille ſtehen ſah, gegen mich jene heiligen Lichter wendend, die rings umher den Himmel heiter machen! Eher könnte durch die Zeit zergehen, ein Bildniß ganz von Diamant, als daß die ſüße Miene nicht vor mir ſtände, wovon Erinnerung und Herz mir überſtrömen. Auch werd' ich niemals dich ſehen, ohne mich nach jenen Spuren zu bücken, die der ſchöne Fuß im holden Kreiſe zurückließ. Doch wenn im muthigen Herzen Amor nicht ſchläft, ſo bitte meinen Sennuccio, im Falle du ihn ſiehſt, um ein Thränchen oder einen Seufzer.

85.

Weh mir, ſo oft Amor mich bekrieget, was zwiſchen Nacht und Tag mehr als tauſendmal geſchieht, kehr' ich dahin, wo ich die Funken ſich entzünden ſah, die das Feuer meines Herzens unſterblich machen. Dort ſind' ich Ruhe; und ich hab' es dahin gebracht, daß ich ſie Morgens, Mittags und Abends im Gemüthe ſo mild ſinde, und nichts anderes denke oder beachte. Der ſanfte Hauch, der vom lichten Antlitze mit dem Laute verſtändiger Worte wehet, um ſüße Heiterkeit zu bereiten, wohin er ſtreift, wie ein reiner Geiſt aus dem Paradieſe, ſcheint immer in dieſer Luſt mich zu ſtärken, ſo daß das müde Herz ſonſt nirgend athmet.

86.

Verfolgt von Amor am gewöhnlichen Orte, ſinnend wie ein Menſch, der Krieg erwartet, der ſich vorſieht, und die Pfade ringsum ſperret, ſtand ich da, mit meinen alten Gedanken bewaffnet. Ich wendete mich um, und ſah einen Schatten, den zur Seite die Sonne warf, und erkannte auf der Erde ſie, welche, wenn mein Urtheil nicht irret, die Würdigſte der Unſterblichkeit war. Ich ſprach zu meinem Herzen: „Warum fürchteſt du dich?“ Aber kaum war der Gedanke gekommen, als die Strahlen, an denen ich zerſchmelze, da waren. Wie es blitzt und donnert zu gleicher Zeit, ſo wurde ich von zwei ſchönen leuchtenden Augen, und von einem ſüßen Gruße zugleich überraſcht.

87.

Die Donna, welche mein Herz im Antlitz trägt, erſchien mir dort, wo ich allein unter ſchönen Gedanken an Amor ſaß, und ich, um meine Ehrfurcht auszudrücken, verbeugte mich mit ehrerbietiger, bleicher Miene. Sobald ſie meinen Zuſtand gewahrte, wendete ſie ſich zu mir ſo ganz anders, daß ſie dem Jupiter in ſeiner größten Wuth die Waffen aus der Hand genommen, und den Zorn geſtillet hätte. Ich erbebte, und ſie ſprach, vorüberſchreitend, daß ich ihr Wort nicht ertrug, nicht das ſüße Leuchten ihrer Augen. Nun fühl' ich mich ſo voll mannigfaltiger Luſt, dieſes Grußes gedenkend, daß ich keinen Schmerz fühle, noch ihn jemals fühlen würde.

88.

Sennuccio, du ſollſt wiſſen, wie ich behandelt werde, und welches mein Leben iſt. Noch glüh' ich und vergehe wie ſonſt; Laura lenket mich, und doch bin ich, der ich war. Hier ſah ich die Demüthige, und hier die Stolze; bald rauh, bald mild, bald bös, bald fromm, bald ehrbar, bald liebreich, bald ſanft, bald unwillig und wild. Hier ſang ſie ſüß, und dort ſetzte ſie ſich nieder; hier wandt' ſie um, hier hielt ſie ſtill, hier durchbohrte ſie mit den ſchönen Augen mein Herz; hier ſprach ſie ein Wort, und hier lächelte ſie; hier veränderte ſie die Farbe. In ſolchen Gedanken, weh mir! hält Amor, unſer Herr, mich feſt.

89.

Hieher, wo ich zur Hälfte bin, mein Sennuccio, (o wär ich ganz da, und ihr vergnügt!) bin ich vor Ungewitter und vor Winden, die plötzlich tobten, geflohen. Hier bin ich ſicher, und ſage euch, warum ich nicht wie ſonſt das Blitzen fürchte, warum ich nicht beſänftiget, viel minder ausgelöſcht, mein glühendes Verlangen finde. Kaum angelangt an der Liebe Königsſitze, wo die ſüße und reine Laura geboren ward, welche die Luft beſänftiget und den Donner feſſelt, hat Amor im Herzen, wo ſie waltet, die Glut entzündet, und die Furcht ausgelöſcht; was thät ich nun, wenn ich ihre Augen ſähe?

90.

Aus dem ruchloſen Babylon, aus dem alle Scham geflohen iſt, und alles Gute, Heimath der Schmerzen, Mutter der Irrthümer, bin ich geflohen, um das Leben zu verlängern. Hier ſteh' ich einſam, und, wie Amor mich locket, ſammle ich Reime und

Verſe, oder Kräuter und Blumen, mit mir ſprechend, und immer an beſſere Zeiten denkend, und nur dieß hilft mir. Nichts iſt mir am Pöbel gelegen, nichts am Glücke, nichts an der Welt, nichts an eiteln Dingen; nicht drin, nicht draußen, empfinde ich große Wärme. Nur Zweie ſuch' ich, und wünſchte die Eine mit verſöhntem duldſamen Herzen für mich, den Andern, wie er ſonſt war, auf feſtem Fuße ſtehend.

91.

In der Mitte von zwei Liebenden ſah' ich eine ehrbare hohe Frau, und jenen Herrn bei ihr, der unter den Menſchen herrſchet, wie unter den Göttern; auf der einen Seite war die Sonne, ich auf der andern. Da ſie ſich nun von der Sphäre ihres ſchönern Freundes umſchloſſen gewahrte, wandte ſie ſich froh nach meinen Augen, und wohl wünſchte ich, daß ſie niemals ſtolzer gegen mich ſeyn möchte. Plötzlich wandelte ſich in Freude die Eiferſucht, die bei dem erſten Blicke auf den ſo hohen Gegner in meinem Herzen ſich regte. Dem aber umhüllte das thränenfeuchte trübe Antlitz ein Wölkchen, ſo ſehr mißfiel es ihm, beſiegt zu ſeyn.

92.

Voll von jener unausſprechlichen Süße, die vom ſchönen Antlitze in meine Augen überging, am Tage, da ich ſie gerne geſchloſſen hätte, um nie wieder eine mindere Schönheit zu erblicken, ließ ich, was ich am Meiſten wünſche, und ſo gewöhnt hatt' ich den Geiſt, ſie allein zu ſehen, daß er nichts anderes ſieht, und, was nicht in ihr iſt, ſchon aus alter Gewohnheit haßt und verachtet. In ein Thal, rings umher verſchloſſen, welches meinen müden Seufzern Kühlung giebt, kam ich allein mit Amor, ſinnend und zögernd. Da ſah ich Frauen nicht, aber Quellen und Felſen, und das Bild jenes Tages, das mein Gedanke malet, wohin ich ſchaue.

93.

Wenn der Fels, von dem dieſes Thal am Meiſten verſchloſſen iſt, wovon ſein eigener Name herrührt, ſtarrſinnig das Geſicht gegen Rom, und die Schultern gegen Babel wenden wollte, ſo hätten meine Seufzer günſtigere Wege, dahin zu ziehen, wo ihre Hoffnung lebet; jetzt wandern ſie zerſtreut und doch kömmt jeder da an, wohin ich ihn ſende; nicht einer fehlet, und ſind dort ſo freundlich aufgenommen, wie ich bemerke, daß keiner jemals wiederkehret, mit ſolcher Freude verweilen ſie daſelbſt. Von den Augen kömmt der Schmerz, ſobald es taget, vor großer Sehnſucht nach den ſchönen Orten, die ihnen verwehret ſind, geben ſie mir Thränen, und den müden Füſſen Pein.

94.

Vorüber iſt das ſechzehnte Jahr meiner Seufzer, und ich gehe dem letzten entgegen, und mich dünkt, daß nur vor Kurzem der Anfang ſolchen Leides geweſen ſey. Das Lieben iſt mir ſüß, und nützlich mein Schaden, und das Leben ſchwer; und ich bitte, daß es das grauſame Geſchick überwinde, und fürchte, daß der Tod nicht eher die ſchönen Augen ſchließe, die mich ſprechen machen. Hier bin ich müde nun, und will anderswo ſeyn, und weil ich mehr nicht kann, thu' ich, ſo viel ich kann. Und alter Sehnſucht neue Thränen zeigen, daß ich noch immer bin, wie ſonſt, durch tauſend Wendungen noch unbewegt.

95.

Jene mitleidvollen Verſe, worin ich eure Kunſt und eure freundliche Zuneigung gewahrte, hatten ſo viel Gewalt über mich, daß ich ſchnell die Feder ergriff, um euch zu verſichern, daß ich den letzten Zahn deſſen, den ich mit der ganzen Welt erwarte, noch nicht gefühlet habe, obgleich ich ohne Argwohn bis zu ſeiner Wohnung kam; dann kehrte ich zurück, weil ich über der Schwelle geſchrieben ſah, daß die meinem Leben vorgeſchriebene Zeit noch nicht erfüllet ſey, obwohl ich dort den Tag und die Stunde nicht las. Darum beruhige ſich nun euer betrübtes Herz, und ſuche einen ſolcher Ehre würdigeren Mann.

96.

Siebzehn Jahre hat der Himmel ſchon vorübergeführt, ſeit ich zuerſt erglühte, und niemals löſchte ich aus; aber ſo oft es geſchieht, daß ich an meinen Zuſtand denke, fühl' ich in der Flammen Mitte Froſt. Wahr iſt das Sprichwort: daß man die Haare früher ändert, als die Gewohnheit, und wie die Sinne auch nachlaſſen, die menſchlichen Leidenſchaften ſind nicht weniger heftig; das macht der böſe Schatten des grauſamen Schleiers. O weh mir! wann wird der Tag kommen, wo ich, der ich meine Jahre fliehen ſehe, der Glut entrinne und ſo langen Leiden? Werd' ich jemals den Tag ſehen, wo nur, ſo oft ich's wollte, dieſe angenehme Geſtalt mit dem ſchönen Antlitze dieſen Augen gefiele, und ſo weit es gut wäre?

97.

Dieſes anmuthige Blaßwerden, welches das ſüße Lächeln mit einem Liebeswölkchen umhüllet, drang mit ſolcher Majeſtät mir in das Herz, daß dieſes ihr zur Hälfte im Aug' entgegen kam. Da erkannt' ich nun, wie im Paradieſe eines das andere ſieht; ſo trat der mitleidvolle Gedanke hervor, den kein anderer bemerkte, doch ich ſah ihn, der ich nirgend ſonſt wohin ſchaue. Jeder engliſche Blick, jede demüthige Geberde, die je in einer Frau, wo Amor wohnt, erſcheinet, wäre Uebermuth dem zur Seite, was ich ſpreche. Zur Erde ſenkte ſie den ſchönen edlen Blick, und ſprach ſchweigend: (wie's mich dünkte,) Wer will von meinem treuen Freunde mich entfernen?

98.

Amor, Schickſal, und mein ſtarres Gemüth, nach dem, was es ſieht, und nach dem Vergangenen gewendet, betrüben mich ſo, daß ich bisweilen diejenigen beneide, die auf dem andern

Ufer ſind. Amor zerreiß mir das Herz; das Schickſal raubt ihm allen Troſt, worüber das thörichte Gemüth zürnet und weinet; und ſo, bei vielem Wehe, muß ich immer kämpfend leben. Nicht hoff' ich, daß die ſüßen Tage wiederkehren, ſondern vom Schlimmen nur zum Schlimmern ſchreitet's vor, und von meiner Bahn hab' ich ſchon die Hälfte zurückgelegt. Ach, nicht von Diamant, ſondern von Glas ſeh' ich aus der Hand mir jede Hoffnung fallen, und alle meine Gedanken entzweibrechen!

99.

Nun, da der Weg der Gnaden mir verſchloſſen iſt, bin ich auf unglückſeligem Wege von den Augen entfernt, denen (ich weiß nicht durch welches Geſchick) der Lohn meiner Treue anvertraut war. Ich nähre mein Herz mit Seufzern, das nichts anderes begehrt, und lebe von Thränen, zum Weinen geboren: und klage nicht darüber, weil in ſolcher Stimmung das Weinen ſüßer iſt, als Manche glauben, und nur an ein Bild will ich mich halten, das nicht Zeuxis macht, oder Praxiteles, oder Phidias, ſondern ein beſſerer Meiſter, und von höherem Geiſte. Welch' Scythien ſchützt mich, oder welch' Numidien, wenn meine unwürdige Verbannung ihn noch nicht geſättiget hat, daß mich alſo Verborgenen der Neid nicht finde?

100.

Ich wollte von Amor ſingen, ſo neuer Art, daß ich aus der harten Bruſt täglich tauſend Seufzer gewaltſam zöge, und tauſend hohe Wünſche im kalten Herzen wieder entzünden würde. Und das ſchöne Antlitz ſäh' ich oft ſich ändern, die Augen feucht und die Blicke mitleidvoller, wie Solche pflegen, die über fremde Leiden und eigene Verirrung vergebens Reue fühlen; ſäh' rothe Roſen zwiſchen Schnee, vom Hauch bewegt das Elfenbein enthüllen, das den zu Marmor macht, der's in der Nähe ſieht, und alles das, wegen dem ich im kurzen Leben nicht verzweifle; ja vielmehr für die letzte Zeit aufbewahrt zu ſeyn, mich rühme.

101.

Wenn's Liebe nicht iſt, was iſt's denn, was ich fühle? Aber wenn es Liebe iſt, um Gott! was iſt denn eben dieſe? Iſt's gut, warum iſt die Wirkung ſo hart und tödtlich? Iſt's bös, warum iſt jede Qual ſo ſüß? Glüh' ich freiwillig, warum dann weinen und klagen? Iſt's wider meinen Willen, was frommt dann Klagen? O Tod voll Leben, o freudenreiches Weh, wie vermagſt du ſo viel über mich, wenn ich nicht einwillige? Und wenn ich einwillige, ſo beklag' ich mich mit großem Unrechte. Bei ſo widrigen Winden treib' ich in einem zerbrechlichen Nachen auf hohem Meere ohne Steuer, ſo leicht an Wiſſen, ſo wahnbeladen, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich gerne möchte, und mitten im Sommer bebe, im Winter glühe.

102.

Amor hat mich als Ziel für ſeine Pfeile hingeſtellt, wie Schnee in die Sonne, wie Wachs in das Feuer, und wie Nebel in den Wind, und ſchon bin ich heiſer, Donna, vom Gnadeflehen, doch Euch bekümmert's nicht. Aus Euern Augen kam der Todespfeil, wogegen weder Zeit noch Ort mir helfen, von Euch nur kommt (Euch ſcheint's ein Spiel) die Sonne und das Feuer, und der Wind, daher muß ich ſo mich zeigen. Die Gedanken ſind die Pfeile, das Antlitz iſt die Sonne, die Sehnſucht Glut, und mit allen dieſen Waffen zugleich ritzet mich Amor, blendet und vernichtet mich, und der engliſche Geſang, und die Worte mit dem ſüßen

Hauche, gegen die ich mir nicht helfen kann, ſind die Luſt, vor der mein Leben fliehet.

103.

Frieden finde ich nicht, und habe nichts zu kämpfen, und fürchte und hoffe, und glühe und gerinne zu Eis, und fliege himmelwärts, und liege auf der Erde, umfange nichts, und umarme die ganze Welt. So hält Amor mich in Haft, der weder öffnet, noch ſchließt, der mich weder durch ſeine Schlinge zurückhält, noch ſie löſet, der mich nicht tödet und nicht entfeſſelt, der mich nicht leben läßt, und nicht dem Grame entzieht. Ich ſehe ohne Augen, und habe keine Zunge, und rufe doch; und wünſche zu ſterben, und ſuche Hülfe, und haſſe mich ſelbſt, und liebe Andere; ich nähre mich vom Schmerze, und weinend lach' ich; gleich mißbehagt mir Tod und Leben; in ſolcher Stimmung, Donna, bin ich um Euch.

104.

Feuer vom Himmel möcht' es auf deine Locken regnen, Gottloſe! die du von Fluth und Eicheln durch die Verarmung Anderer reich und groß biſt, weil Böſes thun ſo ſehr dich freuet; Reſt des

Verrathes, wo alles Unheil brütet, das über die Welt ſich ausſchüttet, Sclavin des Weines, des Bettes und der Speiſen, worin Schlemmerei den äußerſten Verſuch macht! Durch deine Kammern taumeln Mädchen und Greiſe, und Beelzebub in der Mitte mit Blasbälgen, Flammen und Spiegeln. Einſt warſt du nicht erzogen zu Flammen und Schatten, ſondern nackt im Winde, und baarfuß über Dornen zu gehen, nun ſteigt zu Gott der Stank von deinem Leben!

105.

Das geizige Babel hat übervoll das Maß von Gottes Zorn, und von ruchloſen ſchweren Laſtern, daß es berſtet, und zu ſeinen Göttern nicht Jupiter und Pallas gewählt, ſondern Venus und Bachus. Recht erwartend, vergeh' ich und ermüde; doch einen neuen Sultan ſeh' ich für daſſelbe, dem wird, nicht wann ich's wollte, ein eigener Sitz gemacht, und der ſey im Baldacco. Seine Götzen werden in die Welt zerſtreuet, die ſtolzen, gottverhaßten Thürme und ihre Bewohner, von innen und von außen verbrannt. Schöne Seelen, der Tugend hold, werden die Welt beſitzen, und golden wird dann Alles werden, und von alten Tugenden.

106.

Quelle des Schmerzes, Wohnung des Zornes! Schule des Irrthums, und Tempel der Ketzerei! Einſt Rom, nun das falſche, ſchuldvolle Babel, wofür ſo viel geweint wird und geſeufzt! O Schmiede des Truges, o grauſamer Kerker, wo das Gute ſtirbt, und das Böſe ſich nähret und wächſt, der Lebendigen Hölle; ein großes Wunder geſchähe, würde Chriſtus nicht zuletzt zum Zorne gegen dich gereizt! Gegründet in keuſcher und demüthiger Armuth, erhebeſt du gegen deine Gründer die Hörner, ſchamloſe Metze! Und worauf hoffeſt du? Auf deine Ehebrecher, auf ſo viele ſchändlich erworbene Schätze? Conſtantin kehret nicht wieder, aber die trauernde Welt nehme ſie, die darunter leidet.

107.

Je mehr ich die ſehnſuchtsvollen Flügel nach euch, o ſüße, freundliche Schaar, ausbreite, deſto mehr verwickelt das Geſchick in Vogelleim meinen Flug, und treibt mich auf Irrwege. Das Herz, das ich wider ſeinen Willen hin und her ſende, will nur euch in dieſem Thale ſich aufſchließen, wo unſere Fluthen mehr das Land umſchlingen; vorgeſtern ſchied es weinend von mir. Ich ging links, und das Herz rechts; ich der Stärke folgend, das Herz von Amor geleitet nach Jeruſalem, ich nach Aegypten: doch Geduld iſt Troſt im Schmerze, denn durch lange Gewohnheit iſt es unter uns ſchon vorgeſchrieben, daß unſer Beiſammenſeyn ſelten iſt und kurz.

108.

Amor, der in meinen Gedanken lebt und herrſchet, und ſeinen höhern Thron in meinem Herzen hat, kömmt oft gerüſtet in mein Angeſicht; dort ſetzt er ſich, und pflanzt ſein Panier auf. Sie, die lieben und dulden mich lehret, und will, daß ich große Sehnſucht und glühende Hoffnung, durch Vernunft, Scham und Ehrfurcht zügle, zürnet bei ſich ſelbſt über unſere Glut. Dann fliehet Amor furchtſam zum Herzen, und giebt jedes Unternehmen auf, und weint und zittert, verbirgt ſich dort und kömmt nicht mehr heraus. Was kann ich thun, fürchtend meinen Herrn, als mit ihm zu ſtehen bis zur letzten Stunde? Ein ſchönes Ende nimmt, wer ſchön in Liebe ſtirbt.

109.

Wie zuweilen in warmer Zeit ein unverſtändiger

Schmetterling, an das Licht gewöhnt', Andern in die Augen fliegt aus Begierde, ſo daß er ſterben muß, und andre klagen; ſo renn' ich immer dem feindlichen Lichte der Augen entgegen, von denen mir ſo viel des Süßen kömmt, daß Amor den Zügel der Vernunſt nicht achtet, und der Verſtand von dem Willen beſieget wird. Und wohl zwar ſeh' ich, wie ſie mich verſchmähen, und weiß, daß ich wahrhaftig daran ſterben werde, weil meine Kraft nichts vermag gegen Schmerz; aber ſo ſüß blendet mich Amor, daß ich über fremdes Leid weine, nicht über mein eigenes, und daß die Seele blind einwilliget zu ſterben.

110.

Wenn ich Euch ſo ſüß ſprechen höre, wie Amor es nur den Seinen einflößet, ſprühet ganz mein glühendes Verlangen, ſo daß es erloſchene Seelen entzünden müßte. Dann finde ich die ſchöne Herrin gegenwärtig, wo immer ſie mir ſüß und mild geweſen, in Art und Weiſe, die ſtatt anderer Glocke mit dem Schalle ihrer Seufzer oft mich wecket. Ihr Haar ſeh' ich im Winde zerſtreuet, und ſie ſelbſt rückwärts gekehret, und ſo ſchön gehet ſie in das Herz zurück, wie jene, die den

Schlüſſel hat. Aber die übermäßige Freude, die meiner Zunge wehret, hat den Muth nicht, wie ſie drinnen regiere, öffentlich zu zeigen.

111.

So ſchön ſah ich nie die Sonne aufgehen, wenn der Himmel nicht mehr mit Nebel bedeckt war, noch nach dem Regen den Himmelsbogen in der Luft in ſo vielen Farben ſpielen, als ich flammend ſich umgeſtalten ſah an dem Tage, da ich die Liebesbürde auf mich lud, das Geſicht, dem (und ich ſpreche wenig) kein Ding auf Erden ſich vergleichen kann. Ich ſah Amor, der die ſchönen Augen ſo hold wandte, daß jedes andere Geſicht mir von da an bis jetzt trüb zu ſcheinen begann. Sennuccio, ich ſah ihn, und den Bogen, den er ſpannte, ſo, daß ſeitdem mein Leben nicht mehr ſicher, aber doch begierig iſt, es wieder zu ſehen.

112.

Stelle mich hin, wo die Sonne Blumen und Kräuter verſenget, oder wo ſie Eis und Schnee überwindet, oder wo ihr Wagen kühl und leicht iſt, wo ſie uns gegeben oder entzogen wird, in ein niedriges Loos, oder in ein hohes, in ſüße heitere, oder in neblige ſchwere Luft, in die Nacht, in den langen und kurzen Tag, in reifes oder jugendliches Alter, in den Himmel, auf die Erde, in die Hölle, auf hohen Hügel, in ein tiefes, ſumpfiges Thal, als freien Geiſt, oder an ſeine Glieder gekettet, mit dunkelm Namen oder mit berühmtem; ich werde ſeyn, der ich war, ich werde leben, wie ich gelebt habe, fortſetzend mein fünfzehnjähriges Seufzen.

113.

O edle Seele, in Tugend prangend und entzündet, für die ich ſo viel Blätter verbrauche, o einzige vollkommene Wohnung der Sittſamkeit, Thurm, in hoher Stärke feſt begründet, o Flamme, o Roſen, geſtreut auf zarten Schnee, worin ich mich beſchau' und reinige, o Luſt, durch die ich die Schwingen zum ſchönen Antlitz erhebe, ſo hell, wie die Sonne keines beleuchtet! Mit Euerm Namen, wenn meine Verſe ſo weit verſtanden würden, würde ich erfüllen Tule, Bactriana, Don, Nil, Atlas, Olymp und Calpe. Da ich ihn aber nicht in die vier Theile der Welt tragen kann, höre ihn das ſchöne Land, das die

Apenninen trennt, und das Meer und die Alpen umgiebt.

114.

Wenn der Wille, der mit zwei feurigen Sporen und mit einem harten Zügel mich lenket und regieret, alle Augenblicke das gewohnte Geſetz übertritt, um zum Theil mein Gemüth zu erfreuen, ſindet er Eine, welche die Furcht und die Kühnheit tief in des Herzens Grunde auf der Stirne lieſt, und ſieht Amor, der ſeine Unternehmungen rüget, mit rollenden, ſtechenden Augen blitzen, dann, wie einer, der den Strahl des zürnenden Jupiters fürchtet, zieht er ſich zurück, weil große Furcht groſſes Verlangen zügelt; doch die kühle Glut und das bange Hoffen der Seele, welche wie durch Glas leuchten, erheitern dann wieder ihr ſchönes Antlitz.

115.

Nicht Teſſin, Po, Varo, Arno, Var und Tiber, Euphrat, Tiger, Nil, Hermus, Indus und Ganges, Don, Iſter, Alpheus, Garonne und das Meer, das Wellen bricht, Rhon, Iber, Rhein, Seine, Elbe, Eu'r, Hebrus, nicht Epheu, Tanne, Pinie, Buche oder Wachholderſtrauch, könnten das

Feuer kühlen, welches das traurige Herz quälet, wie ein ſchönes Bächlein, das zu jeder Stunde mit mir weinet, und das Bäumchen, das ich in Liedern ehre und rühme. Dieſe eine Zuflucht ſind' ich bei den Stürmen Amors; daher ich gerüſtet mein Leben leben muß, das ſo ſchnellen Laufes vorübereilet. Darum wachſe der ſchöne Lorbeer am friſchen Ufer, und der ihn gepflanzt hat, ſchreibe anmuthige und hohe Gedanken im ſüßen Schatten, bei dem Murmeln des Baches.

116.

Was machſt du, Seele? Was denkſt du? Werden wir jemals Friede haben? Werden wir jemals Waffenruhe haben? Oder ewigen Krieg? Was aus uns werden wird, weiß ich nicht, aber ſo viel ich merke, gefällt ihren ſchönen Augen unſer Unglück nicht; was hilft's, wenn ſie mit dieſen Augen uns im Sommer Eis, und Glut im Winter bereitet? „O ſie will's nicht; aber der, der ſie regieret!" Was geht das uns an, wenn ſie's ſieht und ſchweigt? Dann ſchweigt die Zunge, und das Herz wehklaget laut, und bei thränenloſen frohen Blicken weint es immer, wo kein Anderer es ſchauet. Durch dieß Alles wird das Gemüth nicht beruhiget, den Schmerz brechend, der ihn ihm ſich ſammelt und anſchwillt, weil großer Hoffnung ein unglücklicher Menſch nicht vertrauet.

117.

Aus wildem Meeresſturme flüchtet nie ein müder Schiffer ſo zum Hafen, wie ich aus trüben, finſtern Gedanken, wohin das große Verlangen mich ſpornet und lenket; nie ward ein ſterbliches Antlitz vom göttlichen Lichte ſo beſieget, wie meines von jenem erhabenen Strahle aus ſchönem, ſüßen, milden Schwarz und Weiß, worin Amor ſeine Pfeile vergoldet und ſchärfet. Nicht mit der Binde, mit dem Köcher ſeh' ich ihn, nackt, außer was Scham verhüllet, ein Kind mit Flügeln, nicht gemalt, ſondern lebendig. Dann zeigt er mir, was er Vielen verbirgt, daß ich Theil für Theil in den ſchönen Augen leſe, was ich von Liebe ſpreche, und was ich ſchreibe.

118.

Dieſes demüthige Wild, ein Tiger = oder Bärenherz, mit Menſchenantlitz und Engelsgeſtalt, dreht zwiſchen Lachen und Weinen, zwiſchen Furcht und Hoffnung mich ſo herum, daß mein ganzer

Zuſtand zweifelhaft iſt. Wenn er nicht bald mich beruhiget, und der Trenſe entlediget, ſondern wie ſonſt in der Ungewißheit läßt, iſt es durch das ſüße Gift, Amor, das ich durch die Adern zum Herzen dringen fühle, um mein Leben gethan. Die hinfällige, ſchwache Kraft kann ſolchen Wechſel nicht mehr tragen, in einem Nu glühend, zu Eis erſtarrend, erröthend und erbleichend. Fliehend hofft ſie ihre Leiden zu enden, von Stunde zu Stunde ſchwächer werdend; denn nichts kann, wer nicht zu ſterben vermag.

119.

Geht, heiße Seufzer, zum kalten Herzen, brechet das Eis, das Mitleid nicht beweget, und wenn ſterbliches Flehen der Himmel höret, ſey Tod oder Lohn das Ende meines Schmerzes. Geht, ſüße Gedanken, dort von dem zu reden, wohin der ſchöne Blick nicht dringet, iſt nur ihr Stolz oder mein Stern nicht entgegen, wie Hoffnung oder Wahn mir bald entſchwinden. Wohl könnt ihr ſagen, wenn auch nicht vollkommen, daß unſer Zuſtand unruhig und düſter iſt, wie der ihrige friedlich und heiter. Geht ſicher nun, Amor geleite euch; mein böſes Geſchick kann wohl ſich mindern, kenn' ich die Luft an den Zeichen meiner Sonne.

120.

Die Sterne und der Himmel, und die Elemente legten wetteifernd alle ihre Künſte und die höchſte Sorgfalt in jenes lebendige Licht, in welchem die Natur ſich ſpiegelt und die Sonne, die ſonſt nichts Gleiches haben. Das Werk iſt ſo erhaben, ſo anmuthig und neu, daß ein irdiſcher Blick ſich zu ihm nicht waget; ſo viel Anmuth und Grazie ſcheint Amor aus den ſchönen Augen maßlos zu thauen. Die Luft, berührt von ihren ſüßen Strahlen, wird ſo von Sittſamkeit entzündet, daß ich's nicht ſagen und nicht denken kann. Gemeines Sehnen wird dort nicht empfunden, nur das der Ehre und Tugend. Wann hat jemals die höchſte Schönheit niedere Gier ſo ausgelöſcht?

121.

Nie waren Jupiter und Cäſar ſo gereizt, zu blitzen jener, dieſer zu verwunden, daß Mitleid ihren Zorn nicht beſänftiget, und beiden die gewohnten Waffen entrungen hätte Madonna weinte, und mein Herr wollte, daß ich ſie ſäh', ihre Klagen hörte, mit Schmerz und Sehnſucht mich zu überhäufen, und Mark und Bein mir zu durchdringen. Jenes ſüße Weinen malte mir Amor, ja grub es ein, und ſchrieb mir dieſe ſanften Worte in einen Diamant mitten im Herzen, wohin er mit feſten und kunſtvollen Schlüſſeln noch oft kehret, um ſeltene Thränen heraufzuholen, und lange und ſchwere Seufzer.

122.

Ich ſah auf Erden Engelſitte und himmliſche Schönheiten, einzig auf der Welt, ſo daß die Erinnerung mich freut und ſchmerzet, denn was ich ſehe, ſind Träume, Schatten und Rauch, und ſah zwei ſchöne Lichter weinen, die tauſendmal mit Neid die Sonne erfüllten, und hörte ſeufzend Worte ſprechen, welche machen könnten, daß Berge wandeln und Ströme ſtehen bleiben. Liebe, Verſtand, Muth, Mitleiden und Schmerz, machten weinend einen ſüßern Einklang, als jeder andere, den man auf der Welt zu hören pflegt; und der Himmel war ſo aufmerkſam auf die Harmonie, daß man kein Blatt am Zweige ſich bewegen ſah, ſo voll des Süßen war die Luft und der Wind.

123.

Jener immer bittere und geehrte Tag grub ſein lebendiges Bild mir ſo in's Herz, daß kein Verſtand, kein Griffel iſt, der es beſchreibe, doch oft kehr' ich in der Erinnerung zu ihm zurück. Ihr Thun, mit jeder adelichen Anmuth geziert, und das bitterſüße Klagen, das ich hörte, ließen mich zweifeln, ob ſie ein ſterbliches Weib, oder eine Göttin ſey, die der Himmel verkläret. Das Haupt reines Gold, und warmer Schnee das Geſicht; Ebenholz die Brauen, und die Augen zwei Sterne, wo Amor den Bogen nicht umſonſt ſpannte; Perlen und weiße Roſen, wo aufgenommen der Schmerz glühende und ſchöne Worte ſchuf; Flammen die Seufzer, die Thränen Kriſtall.

124.

Wohin ich die müden Augen richte oder wende, das Verlangen zu beſänftigen, das ſie antreibet, find' ich ihn, der ſchöne Herrin dort vorbildet, um meine Wünſche immer grünend zu machen. Mit leichtem Schmerze ſcheint ſie tiefes Mitleid zu äußern, was ein edles Herz rühret. Den Ohren auch erdichtet er und zieret lebendigen Wortes, frommer Seufzer Spende. Amor und Wahrheit mußten ſelbſt bekennen, daß jene, die ich geſehen, die einzigen Schönheiten auf der Welt waren, nie ſonſt geſchauet unter den Sternen. So mitleidvolle und ſo ſüße Worte wird man niemals hören, und ſo ſchöne Thränen aus ſo ſchönen Augen ſah die Sonne niemals fließen.

125.

In welchem Raume des Himmels, in welcher Idee war das Muſter, wornach Natur dieſes ſchöne, anmuthvolle Antlitz bildete, worin ſie hier unten zeigen wollte, was ſie dort oben könne? Welche Quell-Nymphe, welche Waldgöttin, ließ jemals Haare von ſo feinem Golde in den Lüften flattern? Wann vereinigte ein Herz ſo viel der Tugenden? Gleichwohl iſt das Ganze an meinem Tode Schuld. Nach himmliſcher Schönheit blickt umſonſt umher, wer die Augen von dieſer noch niemals ſah, wie ſie ſo ſanft ſie wendet. Nicht weiß, wie Amor heilet und wie er tödtet, der nicht weiß, wie ſüß ſie ſeufzet, und wie ſüß ſie ſpricht, und wie ſüß ſie lächelt.

126.

Amor und ich, ſo voll von Verwunderung, wie einer, der etwas Unglaubliches ſieht, ſehen ſie, wenn ſie ſpricht oder lacht, die ſich nur gleicht, und keiner Andern. Vom heitern Himmel der ruhigen Brauen funkeln meine zwei getreuen Sterne ſo, daß anderes Licht den nicht durchglühet oder leitet, der hoher Liebe ſich vertrauen will. Welch' ein Wunder iſt es, wenn ſie im Graſe wie eine Blume ſitzt? Oder wenn ſie mit ihrem weißen Buſen einen grünen Raſen drückt? Wie ſüß iſt es, im Lenze ſie zu ſehen, allein mit ihren Gedanken, flechtend einen Kranz von glänzend krauſem Golde!

127.

O irre Schritte, o unſtäte und ſchnelle Gedanken, o treues Gedächtniß, o wilde Glut, o mächtige Sehnſucht, o ſchwaches Herz, o meine Augen, Augen nicht, nein Quellen, o Zweig, du Zierde ruhmvoller Schläfe, o einziger Preis zweifacher Kraft, o mühevolles Leben, o ſüßer Wahn, die ihr mich an die Ufer treibet und über Berge, o ſchönes Auge, in welches Amor Sporen und Zügel legte, womit er mich treibet und lenket, wie es ihm gefällt, ſo daß Widerſtand nichts hilft; o edle, liebevolle Seelen, wenn's deren giebt auf der Welt, und ihr, o nackte Schatten und Staub, ach, verweilet, und ſehet meine Qual!

128.

Frohe und glückliche Blumen, und zarte Gräſer, die Madonna ſinnend drückt, o Hügel, der du ihre ſüßen Worte höreſt, und des ſchönen Fußes Spur bewahreſt, ihr ſchlanken Bäume und jungen grünen Blätter, ihr lieblichen und bleichen Veilchen, ihr Schattenwälder, in welche die Sonne dringet, die euch hehr und ſtolz mit ihren Strahlen macht; o freundliche Gegend, o reiner Strom, der du ihr ſchönes Antlitz und die klaren Augen badeſt, und die Natur dieſes lebendigen Lichtes annimmſt, wie ſehr' beneid' ich euch um ihre ſittſame, theure Nähe! Kein Felſen iſt unter euch, der nicht aus Gewohnheit mit meiner Flamme glühen lerne.

129.

Amor, der du jeden Gedanken offen ſiehſt, und die ſchweren Pfade, worauf du allein mich leiteſt, ſenke in die Tiefe meines Herzens deine Augen, dir offen, allen andern verhüllet! Du weißt, was ich, um dir zu folgen, ſchon geduldet habe, und doch klimmſt du von Hügel zu Hügel täglich, und bemerkeſt mich nicht, der ich ſo müde bin, und der Pfad iſt mir zu ſteil. Wohl ſey' ich von Ferne das ſüße Licht, wohin du auf rauhen Wegen mich ſporneſt und treibeſt; aber ich habe nicht, wie du, zum Fliegen Schwingen. Genug befriedigeſt du meine ſchlaffen Wünſche, wenn ich nur ſehnend mich verzehre, und es ihr nicht mißfällt, daß ich für ſie ſeufze.

130.

Nun, da der Himmel und die Erde und der Wind ſchweigen, und das Wild und die Vögel die Zügel des Schlafes tragen, die Nacht den Sternenwagen im Kreiſe führet, und das Meer wellenlos in ſeinem Bette liegt, wach' ich, denk' ich, glüh' ich, wein' ich, und der mich vernichtet, ſteht immer vor mir durch meine ſüße Qual. Krieg iſt mein Zuſtand, voll von Zorn und Klagen, und nur an ſie denkend hab' ich einigen Frieden. So fließt allein aus einer hellen lebendigen Quelle das Süße und Bittere, womit ich mich nähre, eine einzige Hand heilet und verwundet mich, und weil mein Jammer nie zu Ende geht, ſterb' ich tauſendmal des Tages, und erſtehe tauſendmal, ſo ferne bin ich noch von meiner Heilung.

131.

So oft ihr weißer Fuß durch die friſchen Wieſen die ſüßen Schritte ehrbar lenket, ſcheint die Kraft, welche rings die Blumen öffnet und von Neuem hervorbringt, aus ihren zarten Füſſen zu kommen. Amor, der nur liebenswürdige Herzen erkieſet, und nicht anderswo ſeine Macht verſuchen will, thaut aus ſchönen Augen eine ſo innige Luſt, daß ich um kein anderes Gut mich bekümmere, und kein anderes Mahl wünſche. Und mit dem Gehen, und mit dem holden Blicke, verbinden ſich die ſüßeſten Worte, und das ſanfte, demüthig=zögernde Benehmen. Von dieſen vier Funken, und nicht von ihnen allein, entſtand dieſe große Flamme, wodurch ich lebe und glühe, und ein Nachtvogel an der Sonne wurde.

132.

Wenn ich ſtandhaft in der Höhle ſtehen geblieben wäre, wo Apollo zum Propheten wurde, hätte auch Florenz jetzt ſeinen Dichter, nicht bloß Verona und Mantua, und Aurunca, doch weil mein Boden ſich nicht vom Waſſer jenes Felſens labet, muß ich einem andern Planeten folgen, und von meinem Felde Kletten und Dornen mit krummer Sichel mähen. Der Oelbaum iſt dürr, und anderswo das Waſſer hingeleitet, das vom

Parnaß entſpringet, durch den er einige Zeit blühte. Unglück alſo oder Schuld beraubt mich aller Frucht, wenn der ewige Jupiter nicht einen Theil ſeiner Gnade auf mich regnet.

133.

Wenn Amor die ſchönen Augen zur Erde neiget, und der Sehnſucht Hauche mit den Händen in einen Seufzer ſammelt, und dann in Worte ſie auflöſet, in klare, ſanfte, engliſche, göttliche, fühl' ich mein Herz zu ſüßem Staube werden, und ſo in mir Gedanken und Wollen ſich ändern, daß ich ſage: „Nun möcht' es mit mir enden; wenn mir der Himmel einen ſo ehrenvollen Tod beſtimmt;“ aber der Klang, der ſo ſüß die Sinne bindet, zügelt den Geiſt, der ſchon bereit iſt zu ſcheiden, durch die große Luſt, hörend, ſelig zu ſeyn. So leb' ich, und ſo breitet und windet der Faden des Lebens ſich auf, das mir, des Himmels Sirene, die einzige unter uns, gegeben hat.

134.

Amor ſendet mir einen ſüßen Gedanken, der ein alter Vertrauter zwiſchen uns iſt, und mich tröſtet und ſagt: „Daß er nie geweſen, wie jetzt, ſo bereit zu dem, was ich wünſche und hoffe. Ich, der ich bisweilen Lüge, bisweilen Wahrheit in ſeinen Worten gefunden habe, glaube nur halb, und leb' in Zweifeln, und weder ja noch nein tönt's im Herzen drin. So vergeht die Zeit, und im Spiegel ſeh' ich dem Alter mich nahen, das ſeinen Verſprechungen und meiner Hoffnung entgegen iſt. Mag ſeyn, was kann; werd' ich doch nicht allein alt; und mit der Zeit wechſelt nicht mein Sehnen; wohl aber fürchte ich das kurze Leben, das mir noch übrig iſt.

135.

Voll von einem ſüßen Gedanken, der mich von allen andern entfernet, und einſam durch die Welt gehen läßt, hab' ich oft ſelbſt mich aufgegeben, um ſie zu ſuchen, die ich fliehen ſollte, und ſehe ſie ſo ſüß und trübe vorbeigehen, daß die Seele banget, im Flug' ſich zu erheben, eine ſolche Schaar von Seufzern führet mit ſich dieſe ſchöne Feindin Amors, und meine. Wohl, wenn ich nicht irre, gewahr' ich einen Mitleidsſtrahl zwiſchen den umwölkten hohen Brauen, der mir das betrübte Herz zum Theil wieder aufhellet. Dann faß' ich mich, und will ihr nun meinen übel gewählten Entſchluß entdecken, hab' ich ihr ſo viel zu ſagen, daß ich nicht anzufangen wage.

136.

Schon oft hab' ich mit meinen treuen Genoſſen aus den menſchlich holden Zügen den Muth genommen, mit ehrbaren, verſtändigen Worten, mit einem demüthigen, ſanften Benehmen, meine Feindin anzugreifen; ihre Augen vereitelten dann mein Vorhaben, weil mein ganzes Glück, mein ganzes Schickſal, mein Wohl, mein Weh, und mein Leben und meinen Tod, jener, der es allein vermag, in ihre Hände gelegt hat; daher konnte ich niemals Worte finden, die ein Anderer als ich ſelbſt verſtanden hätte, ſo ſchwach und zitternd hat mich Amor gemacht. Und nun ſeh' ich wohl, wie entbrannte Liebe andern die Zunge bindet, und die Lebensgeiſter entführet. Wer ſagen kann, wie er glühet, iſt in einer geringen Glut.

137.

Amor hat mich ſchönen und grauſamen Armen übergeben, die mich unverſchuldet tödten. Darum, wie ich es ſtets gehalten, iſt's das Beſte, daß ich liebend ſterbe, und ſchweige. Sie könnte den Rhein, wie ſehr er auch zu Eis erſtarrt, mit den Augen entzünden, und jede harte Rinde brechen, und ſo gleich iſt ihrer Schönheit der Stolz, daß, andern zu gefallen, ihr mißfällt. Nichts kann ich wegnehmen, mit aller Einſicht, von dem ſchönen Diamante wodurch ſie ein ſo hartes Herz hat; das Andre iſt von Marmor, reget ſich und athmet; doch wird ſie nie mit allem ihren Widerſtreben mir verwehren, auch nicht durch ein finſteres Antlitz, meine Hoffnungen, und meine ſüßen Seufzer.

138.

O Neid, Feind der Tugend, der du ſchöne Grundſätze gerne beſtreiteſt, auf welchem Pfade biſt du ſo ſchweigend in jenen ſchönen Buſen gekommen, und mit welchen Künſten haſt du's bethöret? Mein Heil haſt du mit der Wurzel ausgeriſſen, zu glücklich liebend zeigteſt du mich jener, die meine demüthigen und keuſchen Bitten einige Zeit billigte, und nun zu haſſen und zu verſagen ſcheint. Und wie ſie auch mit bitter-rauhem Benehmen über mein Glück weine, und über mein Weinen lache, kann ſie doch nicht einen einzigen meiner Gedanken umwandeln; ob ſie auch tauſendmal des Tages mich tödte, das wird nicht geſchehen, daß ich ſie nicht liebe, und nicht auf ſie hoffe: denn, wenn ſie mir bange macht, tröſtet mich Amor.

139.

Seh' ich die heitere Sonne der ſchönen Augen, wo jener verweilet, der oft die meinigen malet und benetzet, ſcheidet die müde Seele aus dem Herzen, um in ihr irdiſches Paradies zu wandeln. Wenn ſie nun, dieſes ſo voll des Süßen und Bittern findend, ſieht, wie man auf der Welt nur Spinnengewebe wirket, klagt ſie mit ſich und Amor, der ſo heiße Sporen, ſo harten Zügel führt. In dieſen beiden entgegengeſetzten und vermiſchten äußerſten Fällen, bald mit eiſigen Wünſchen, bald mit glühenden, ſteh' ich ſo zwiſchen Elend und Glück; aber froher Gedanken giebt es wenige, der trüben viele, und meiſtens gereuen kühne Unternehmungen; ſolche Frucht entſteht aus ſolchem Keime.

140.

Ein böſer Stern (wenn der Himmel Gewalt über uns hat, wie mancher glaubt,) war's, unter dem ich geboren wurde, und eine ſtrenge Wiege, in der ich geboren lag; und ein ſtrenger Boden, auf den ich die Füße ſetzte, und ſtreng die Frau, die mit ihren Augen, und mit dem Bogen, dem ich als Ziel allein gefiel, die Wunde ſchlug, worüber ich, Amor, bei dir nicht ſchwieg, der du mit dieſen Waffen ſie wieder heilen kannſt. Doch du haſt Vergnügen an meinen Schmerzen, nicht ſie, weil ſie nicht größer ſind, und die Wunde von einem Pfeile kömmt, und nicht von einem Spieße. Doch mich tröſtet, daß ſchmachten nach ihr beſſer iſt, als eine andere beſitzen; und du ſchwöreſt mir's bei deinem goldenen Pfeile, und ich glaube dir's.

141.

So oft ich der Zeit und des Ortes gedenke, wo ich mich ſelbſt verlor, und der theuern Schlinge, womit Amors Hand mich ſo umſing, daß es Bitteres mir ſüß, und Weinen zum Spiele machte, bin ich ganz Schwefel und Zunder, und das Herz eine von jenen ſanften Hauchen, die ich immer höre, innerlich ſo angefachte Glut, daß ich glühend mich freue, und davon lebe, und anderes wenig achte. Jene Sonne, die allein meinen Augen leuchtet, erwärmt mit ihren lieblichen Strahlen auch noch am Abend mich, wie ſie früh es gethan, und leuchtet ſo aus der Ferne, und glühet, daß das Gedächtniß, immer friſch und treu, nur die Schlinge mir zeiget, und den Ort, und die Zeit.

142.

Mitten durch unwirthbare und unzugängliche Wälder, durch welche Menſchen und Waffen mit großer Gefahr ziehen, wandle ich ſicher, weil nur die Sonne mir Furcht einflößen kann, die vom lebendigen Amor die Strahlen hat. Ich geh' und ſinge (o meine thörichten Gedanken!) und meine Sie zu ſchauen, die kein Himmel von mir entfernen könnte, und bei ihr glaub' ich zu erblicken, Frauen und Fräulein, was Tannen und Buchen ſind. Mir iſt's, als hör' ich ſie, wenn ich Zweige und Lüſtchen und Blätter höre, und Vögel klagen, und die Wellen murmelnd durch die grünen Wieſen ziehen. Schweigen und Schauer der Einſamkeit in Waldes Schatten gefielen mir nie ſo ſehr, nur meine Sonne darf ſich nicht verdüſtern.

143.

Tauſend Höhen an einem Tage, und tauſend Bäche hat in den berüchtigten Ardennen Amor mir gezeigt, der den Füßen und Herzen der Seinigen Flügel leiht, damit lebendig ſie in den dritten Himmel ſliegen können. Süß iſt mir's, allein urbewehrt dort geweſen zu ſeyn, wo ohne Warnen der wilde Mars bewaffnet ſteht, wie ohne Steuer und Segel ein Schiff im Meere, voll von unruhigen und verdrießlichen Gedanken. Doch nun gelanget an das Ende der finſtern Reiſe, denkend, woher ich kam, und mit dieſen Schwingen, fühl' ich aus zu großer Wagniß Furcht entſtehen. Doch das ſchöne Land, und der anmuthige Strom, tröſten wieder durch freundlichen Empfang das Herz, das ſchon dahin ſich wandte, wo ihr Licht wohnet.

144.

Amor ſpornt und zügelt mich zu gleicher Zeit, macht kühn mich und verzaget, zu Glut und Eis, lächelt und zürnet, ruft und vertreibet mich, und hält jetzt in Hoffnung und jetzt in Betrübniß, führt bald durch Höhen, bald durch Tiefen mein müdes Herz, daß alle Spur die irre Luſt verliert, und die höchſte Freude ihr zu mißfallen ſcheint, ſo voll von neuem Wahne iſt mein Geiſt. Ein freundlicher Gedanke zeigt ihm die Fuhrt durch Waſſer nicht, das durch die Augen bringet, ſchnell dahin zu kommen, wo er zufrieden zu ſeyn hofft. Dann führt ihn gleichſam eine höhere Macht hinweg; er muß einen andern Weg betreten, und wider ſeinen Willen in ſeinen und meinen langſamen Tod ſich fügen.

145.

Geri, wenn bisweilen meine ſüße ſtolze Freundin mir zürnet, iſt mir ein Troſt gegeben, daß ich nicht zu Grunde gehe, durch deſſen Kraft allein die Seele ſich erholet. Wohin ſie auch die Augen zürnend wende, indem ſie hoffet, mein Leben ſeines Lichtes zu berauben, erheb' ich zu ihr die meinigen, voll von ſo wahrer Demuth, daß ſie wie gezwungen all' ihren Unmuth zurückzieht. Wenn dieß nicht wäre, würde ich nur ſchüchtern nach ihr, wie nach Meduſens Haupte blicken, welches die Menſchen zu Stein machte. So mach' es auch du; ausgeſchloſſen ſeh' ich jede andere Hülfe, denn das Fliehen hilft nichts vor Schwingen, deren unſer Gebieter ſich bedient.

146.

Po, wohl kannſt du die Hülle von mir forttragen, auf deinen reißenden und gewaltigen Wogen, aber der Geiſt, der darin ſich verbirgt, kümmert ſich weder um deine, noch um eine andere Macht. Ohne rechts oder links auszubeugen, gerade durch die ſeinem Wunſche günſtigen Lüfte, hinflatternd nach dem goldenen Laube, zwinget er Fluth und Wind, und Segel und Ruder. König der Andern, ſtolzer, erhabener Strom, der du der Sonne begegneſt, wenn ſie uns den Tag bringt, und gegen Weſten ein ſchöneres Licht läſſeſt, du gehſt dahin mit meinem Irdiſchen beladen, das Andre, von Liebesſchwingen getragen, kehrt im Fluge zurück in ſeine ſüße Heimath.

147.

Amor ſpannte in's Gras ein zartes Netz von Gold und Perlen, unter des immer grünen Baumes Zweigen, den ich ſo ſehr liebe, obgleich ich davon mehr traurige als frohe Schatten habe. Köder war der Same, den er ausſtreuet und mähet, ſüß und bitter, daß ich fürchte und wünſche; die Laute waren niemals, ſeit dem Tage, da Adam die Augen öffnete, ſo ſanft und friedlich; und das klare Licht, vor dem die Sonne verſchwindet, ſchimmerte rings umher, und das Seil war um die Hand geſchlungen, die Elfenbein und Schnee übertrifft. So fiel ich in das Netz, und dort fingen mich die anmuthigen Geberden, und die engliſchen Worte, und das Wohlgefallen, und die Sehnſucht und die Hoffnung.

148.

Amor, der im Herzen eine glühende Begierde entzündet, hält es zugleich mit eiſiger Furcht umſchloſſen, und was größer ſey: die Hoffnung oder die Furcht, die Flamme oder das Eis, iſt dunkel dem Verſtande. Ich bebe in der größten Hitze, ich glühe unter dem kälteſten Himmel, immer voll Verlangen und Argwohn, ganz wie ein Weib, das unter einem Florkleide einen lebendigen Mann verbirgt, oder unter einem kleinen Schleier. Von dieſen Qualen iſt die erſte mir eigen, zu glühen Tag und Nacht, und wie ſo ſüß dieſes Wehe iſt, faßt kein Gedanke, kein Vers, kein Reim! Die andre iſt's nicht; vor meinem Feuer zeigen ſich gleich die Menſchen, und wer zur Höhe ſeines Lichtes zu fliegen denkt, breitet vergebens die Flügel aus.

149.

Wenn ihr ſüßer Blick, und ihre ſanften verſtändigen Worte mich tödten, und wenn Amor ihr ſo viel Gewalt über mich vertraut, nur wenn ſie ſpricht, oder lächelt, weh mir! was würde geſchehen, wenn ſie vielleicht, durch meine Schuld, oder durch ein unglückliches Verhängniß, ihre Augen von der Huld abwendete, ſo daß der Tod, da wo ich ſicher ſcheine, mich dann ergriffe? Darum, wenn ich zittere, und mit eiserſtarrtem Herzen wandle, ſobald ich ihre Geſtalt umgewandelt ſchaue, iſt dieſe Furcht aus alten Erfahrungen entſtanden. Das Weib iſt von Natur ein bewegliches Ding, und ich weiß wohl, daß der Liebe Leben im Frauenherzen kurze Zeit nur dauert.

150.

Amor, Natur, und die ſchöne demüthige Seele, worin jede hohe Tugend wohnt und regieret, ſind gegen mich verſchworen: Amor giebt ſich alle Mühe, daß ich gänzlich ſterbe, und folgt ſo ſeiner Art; Natur hält ſie mit ſo zartem Bande, daß keine Kraft vermag, es zu erhalten; ſie iſt ſo feſten Sinnes, daß ſie nicht mehr in dem ermüdenden, gemeinen Leben wohnen will. So wird der Geiſt nach und nach ſchwächer in den ſchönen, lieben, ſittſamen Gliedern, welche der Spiegel wahrer Anmuth waren. Und wenn Mitleid nicht dem Tode den Zügel entziehet, ach, dann ſeh' ich wohl, in welchem Zuſtande die leeren Hoffnungen ſind, wovon ich zu leben pflegte!

151.

Dieſer Phönix leget von goldenem Gefieder um ſeinen ſchönen, weißen, hohen Nacken kunſtlos ein ſo theures Halsband, daß es jedes Herz verſüßet und meines verzehret; er bildet ein natürliches Diadem, welches die Luft rings umher erleuchtet, und der verſchwiegene Stahl Amors lockt eine flüſſige, zarte Glut heraus, die mich im ſtrengſten Winter entzündet. Ein Purpurkleid mit himmelblauem Saume, beſtreuet mit Roſen, hüllet die ſchönen Schultern; ein neues Kleid, die Schönheit einzig und ohne Gleichen. Den das Gerücht in dem wohlriechenden und reichen Schooße der arabiſchen Berge verwahret und verſteckt, der fliegt ſtolz durch unſern Himmel.

152.

Wenn Virgil und Homer dieſe Sonne geſehen hätten, welche ich mit meinen Augen ſehe, ſie würden alle ihre Kräfte, ihr Ruhm zu bereiten, daran geſetzt, und die eine Schreibart mit der andern vermiſcht haben; Aeneas wäre darüber unruhig und traurig geworden, Achill, Uliſſes, und die andern Halbgötter, und jener, der ſechs und fünfzig Jahre ſo gut die Welt regierte, und jener, der den Argiſth tödtete. Jene alte Blume des Muthes und der Waffen hatte wie gleichen Stern mit dieſer neuen Blume der Ehrbarkeit und Schönheit. Ennius ſang von jener ein rauhes Lied; von dieſer andern ich; möge ihr nur mein Talent nicht läſtig ſeyn, möge ſie mein Loben nicht verachten!

153.

Alexander, angekommen am berühmten Grabe des kühnen Achilles, ſagte ſeufzend: „O Glücklicher, der du eine ſo klangvolle Tuba fandeſt, und einen, der ſo erhaben von dir ſchrieb!“ — Doch dieſe reine und weiße Taube, von der ich nicht weiß, ob ihres Gleichen jemals auf der Welt lebte, tönet nur matt aus meinem ſchwachen Liede: ſo ſind ſeine Looſe einem Jeden beſtimmt. Die Würdigſte, daß Homer und Orpheus, oder der Hirt, den Mantua noch ehret, ſie immer allein beſängen, vertraute ein feindſeliger Stern, und das allein ſchuldige Geſchick, — dem, der ihren ſchönen

Namen anbetet; aber vielleicht vermindert er ihr Lob durch Sprechen.

154.

Liebliche Sonne, dieſen Zweig, den ich allein liebe, liebteſt du vorher, nun grünet er allein am ſchönen Orte, und ohne Gleichen, ſeitdem ſein reizendes Wehe und unſeres, Adam zuerſt erblickte. „Bleiben wir ſtehen, ſie zu betrachten,“ — bitte ich dich und rufe, o Sonne; doch du flieheſt und hülleſt die Hügel rings um in Schatten, und entführeſt den Tag, und nimmſt mir fliehend, was ich am meiſten wünſche. Der Schatten, der von jenem niedern Hügel fällt, wo mein ſanftes Feuer leuchtet, wo der große Lorbeer ein ganz kleiner Zweig war, wächſt, während ich ſpreche, und nimmt den Augen den ſüßen Anblick der ſeligen Stätte, wo mein Herz mit ſeiner Herrin wohnet.

155.

Mein Schiff ſegelt, beladen mit Vergeſſenheit, auf rauhem Meere, zu Mitternacht im Winter, zwiſchen Scylla und Charybdis; und am Steuer ſitzt der Herr, auch mein Feind, an jedem Ruder ein ſchneller und kühner Gedanke, der Sturm und

Untergang zu verhöhnen ſcheint; das Segel zerreißt ein feuchtes, ewiges Wehen von Seufzern, von Hoffnungen und Wünſchen. Ein Regen von Thränen, des Unmuthes Nebel, tränket und erweichet die ſchon ſchlaffen Taue, die von Irrthum und Unwiſſenheit geflochten ſind; meine zwei ſüßen gewohnten Sterne verbergen ſich; todt in den Wellen iſt die Vernunft, und die Kunſt, ſo daß ich beginne am Hafen zu verzweifeln.

156.

Ein weißes Reh auf grünem Raſen erſchien mir mit doppeltem Goldgeweihe, zwiſchen zwei Bächen im Schatten eines Lorbeerbaumes, bei Sonnenaufgang zur Frühlingszeit. Sein Blick war ſo ſüß und ſtolz, daß ich, ihm zu folgen, jede Arbeit ließ, wie der Geizige, der durch das Vergnügen im Suchen des Schatzes die Mühe verſüßet. „Niemand berühre mich, ſtand um den ſchönen Hals mit Diamanten und Topaſen geſchrieben, — mein Cäſar hat mich befreiet!“ — und die Sonne hatte zum Mittag ſich gewendet; meine Augen waren müde, aber nicht ſatt des Sehens, da ſank in Fluthen ich, und es verſchwand.

157.

Wie Gott anſchauen das ewige Leben iſt, und Niemand mehr wünſcht, noch wünſchen darf; ſo, Herrin, euch zu ſehen, macht mich glücklich in dieſem kurzen, vergänglichen Leben. Auch euch ſelbſt, wie nun, ſah ich nie ſo ſchön, wenn das Auge mein Herz nicht täuſchet; ſüße Stunde meines beſeligenden Wahnes, der jede Hoffnung beſieget, jeden Wunſch! Und wäre ſein Fliehen nicht ſo raſch, ich würde mehr nicht begehren; wenn Mancher nur vom Geruche lebet, und ſolches Gerücht findet Glauben; andere mit Waſſer oder Feuer den Geſchmack und das Gefühl befriedigen, Dinge, aller Lieblichkeit beraubt, warum nicht ich von euerm ſchönen Antlitze?

158.

Laß uns ſtille ſtehen, Amor, unſere Herrlichkeit zu ſehen, Dinge, über die Natur erhaben und neu; ſieh nur, welche Anmuth auf ſie niederthauet, ſieh das Licht, welches den Himmel auf Erden zeigt! Sieh, welche Kunſt mit Gold, Perlen und Purpur das auserleſene Kleid ſchmücket, anderswo nie geſehen; wie hold ſie die Füſſe und Augen durch dieſer ſchönen Höhen Schattengänge beweget! Das grüne Gras, und die Blumen von tauſend Farben, ausgeſtreuet um jene alte, ſchwarze Eiche, flehen nur, daß der ſchöne Fuß ſie drücke oder berühre; und der Himmel erſtrahlet ringsum von liebeſeligem lichten Schimmer, und ſcheinet ſich zu freuen, aufgeheitert zu ſeyn von ſo ſchönen Augen.

159.

Ich nähre den Geiſt mit ſo edler Speiſe, daß ich um Ambroſia und Nektar Jupiter nicht beneide; wenn ich nur ſehe, vergeſſe ich alles andere Süße, und leere den Lethe von Grund aus. Bisweilen höre ich Dinge, und ſchreibe ſie in's Herz, daß ich zum Seufzen ſie immer wiederfinde. Entführt von Amors Hand, weiß nicht wohin, genieße ich dappelte Süßigkeit in einem Blicke. Denn jene Stimme, ſelbſt dem Himmel angenehm, tönt in ſo anmuthigen und lieben Worten, die Keiner ſich denken könnte, der ſie nicht gehört hat. Dann zeigt es ſich in weniger als einer Spanne ſichtbar, wie viel in dieſem Leben Kunſt, Geiſt, Natur und der Himmel vermögen.

160.

Die holde Luft, die ringsum erhellt die Höhen, die Blumen in dieſem Schattenwalde weckend, erkenn' ich an ihrem ſanften Hauche, durch den empor ich klimme zu Pein und Ruhm. Um etwas zu finden, worauf das müde Herz ſich ſtützen könne, fleh' ich meiner Heimath ſüße Toskaniſche Luſt; um Licht dem trüben, finſtern Sinn zu geben, ſuche ich meine Sonne, und hoffe ſie heute noch zu ſehen, in der ich ſo viele und ſolche Wonnen erlebe, daß Amor mit Gewalt zu ihr mich wieder führet; dann blendet ſie mich ſo, daß es zu ſpät iſt, zu fliehen. Ich wünſchte zur Rettung nicht Waffen, nur Flügel; doch Verderben giebt mir der Himmel durch dieſes Licht, denn von Weitem verſchmachte ich, und in der Nähe glühe ich.

161.

Von Tag zu Tag verändere ich Geſicht und Haar, und doch bring ich die ſüßen Lockangeln nicht weg, und mache mich nicht los von den grünen, mit Vogelleim beſtrichenen Zweigen des Baumes, wo Sonn' und Kälte nichts verfangen. Ohne Waſſer wird eher das Meer, und ohne Sterne der Himmel ſeyn, als daß ich nicht fürchte und wünſche ſeinen ſchönen Schatten, eh' ich nicht haſſe und liebe die tiefe Liebeswunde, die ich ſchlecht verberge. Nicht hoff' ich von meinen Leiden jemals Ruhe, bevor ich los mich löſe von Knochen, Nerven und Fleiſch, oder meine Feindin Mitleid mit mir fühlet. Eher kann jede unmögliche Sache geſchehen, als daß etwas Anderes, als der Tod oder Sie, die Wunde heile, die Liebe mit ihren ſchönen Augen meinem Herzen ſchlug.

162.

Die heitere Luft, die durch grünes Laub flüſternd zu meinen Wangen kommt, erinnert mich der Zeit, da Amor mir die erſten ſo ſüßen und tiefen Wunden ſchlug, und läßt das ſchöne Antlitz mich ſehen, das man mir verbirgt, das Unwille und Eiferſucht mir entzogen halten; und die Haare, nun in Perlen und Steinen verſchlungen, dann aufgelöſet, und hell blonder als Gold, die ſie ſo anmuthig flattern ließ, und wieder ſammelte auf ſo liebliche Weiſe, daß der Erinnerung ſchon die Seele erbebet. Die Zeit legte ſie dann in feſtere Bande, und warf um das Herz eine ſo mächtige Schlinge, die nur der Tod zu löſen vermag.

163.

Die Himmelsluft, die in jenem grünen Lorbeer wehet, wo Amor in die Seite ſchlug Apollo, und mir ein ſüßes Joch um den Nacken legte, ſo daß ich meine Freiheit ſpät wieder erhalte, vermag an mir, was altem Mauern Meduſa, da ſie in Stein ihn verwandelte: auch dem ſchönen Knoten kann ich nicht entſagen, vor dem die Sonne verliert, nicht Ambra nur und Gold; ich ſpreche von den blonden Haaren, und von der krauſen Schlinge, die ſo lieblich die Seele bindet und anzieht, die ich mit Demuth waffne nur, und mit nichts Anderm. Ihr Schatten allein wandelt mein Herz zu Eis, und färbt mit bleicher Furcht mein Antlitz; aber die Augen haben die Kraft, Marmor aus ihm zu machen.

164.

Die milde Luft, welche ſonnenwärts breitet und ſchwinget das Gold, ſo Amor ſpinnt und wicket, bindet mit ſchönen Augen und ſelbſt mit den Haaren das müde Herz, und beweget die flüchtigen Geiſter. Ich habe kein Mark im Gebeine, kein Blut in den Adern, das ich nicht beben fühle, wenn ich mich ihr nur nahe, die Tod und Leben oft zugleich in wandelbarer Schale hält und wiegt, ſeh' ich die Strahlen brennen, die mich zünden, und die Knoten blitzen, welche mich gefangen, bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter. Ich kann nicht wieder erzählen, was ich nicht begreife, von zwei ſolchen Lichtern iſt mein Geiſt eingenommen, und von ſo großer Süßigkeit gedrückt und matt.

165.

O ſchöne Hand, die du um mein Herz dich legeſt, und in kleinem Raume mein Leben verſchließeſt, o Hand, in welche allen Fleiß und alle ihre Künſte Natur und Himmel, ſich zum Ruhme gelegt haben! Fünf Perlen von orientaliſcher Farbe und nur für meine Wunden hart und grauſam, die zarten, ſanften Finger, die Amor, gerade recht, mich reich zu machen, ohne Hülle läßt! Weißer, lieblicher, theurer Handſchuh, der blankes Elfenbein bedeckt, und friſche Roſen, wer ſah auf Erden jemals ſo ſchöne Hülle? Hätt' ich doch eben ſo viel von dem ſchönen Schleier! O Unbeſtand der menſchlichen Dinge! Ein Raub iſt's, und der kommt, der mich deſſen beraubt.

166.

Nicht nur jene eine ſchöne nackte Hand, die mit meinem ſchweren Weh ſich wieder bekleidet, die andre auch, und die beiden Arme, ſind klug und raſch, zu zwingen das furchtſam friedliche Herz. Tauſend Schlingen legt Amor, und keine umſonſt, zwiſchen jene lieblichen, ſeltenen und ſittſamen Reize, die ſo ſchmücken den himmliſch hehren Leib, daß Sprache nichts hinzufügen kann, und menſchlicher Verſtand. Die heitern Augen, und die leuchtenden Brauen, der ſchöne engliſche Mund, von Perlen voll und von Roſen, und von ſüßen Worten, die Jeden zittern machen vor Bewunderung, und die Stirne und die Haare, die am Sommermittag ſelbſt die Sonne beſiegen.

161.

Mein Glück und Amor hatten mich ſo geſchmückt mit einer ſchönen Spitzenzier von Gold und Silber, daß ich gleichſam auf dem Gipfel meines Heiles angekommen war, bei mir ſelbſt hin und her denkend, wem ſie angehöre. Und in's Gedächtniß kehrt mir nicht der Tag, der mich reich machte und arm in einem Augenblicke, ohne Zorn und Schmerz und Reue zu fühlen, voll von Scham und Liebesſchmach, weil ich meinen edlen Raub nicht feſter hielt zur rechten Zeit, und nicht ſtandhafter war gegen die einzelne Gewalt eines Engeleins, oder fliehend Flügel nicht den Füßen gab, um wenigſtens an jener Hand Rache zu üben, die ſo viele Thränen aus meinen Augen lockte.

168.

Aus ſchönem, hellen, blanken und lebendigen Eiſe ſteigt die Flamme, die mich entzündet und vernichtet, und ſo die Adern und das Herz mir austrocknet und ausſauget, daß ich unmerkbar vergehe. Der Tod, ſchon den Arm zum Schlag erhoben, wie der zürnende Himmel donnert oder der Löwe brüllt, verfolgt mein Leben, das vor ihm fliehet, und ich voll Furcht bebe und ſchweige. Wohl könnte noch Mitleid mit Liebe verbunden zu meiner Rettung eine doppelte Säule zwiſchen die müde Seele und den Todesſchlag ſtellen; aber ich glaub' es nicht und erkenne es nicht im Antlitze meiner lieben Feindin, und klage darüber nicht ſie an, ſondern mein Glück.

169.

Weh, daß ich glühe, und daß man es mir nicht glaubt! Jedermann glaubt es, nur ſie allein nicht, die über alle erhaben iſt, und die ich allein wünſchte; es ſcheint nicht, daß ſie es glaube, obwohl ſie es ſieht. Unendliche Schönheit und wenig Glauben, ſeht ihr das Herz nicht in meinen Augen? Wär's nicht mein Geſtirn, ſollte ich doch an der Quelle des Mitleids Erbarmen finden. Dieſes mein Glühen, woran euch ſo wenig liegt, und euer Ruhm, in meine Verſe ergoſſen, könnten vielleicht noch Tauſende entflammen; ich ſehe ſchon im Geiſte mein ſüßes Feuer wie eine kalte Zunge, und zwei ſchöne Augen geſchloſſen verbleiben nach uns, voll von Glut.

Anmerkungen.

50.

Geſchrieben im Jahre 1336 auf einer Reiſe von Avignon nach Rom. Das Schiff landete an der toscaniſchen Küſte. Beim Ausſteigen erblickte Petrarca einen Lorbeerbaum. Ohne auf den Weg zu achten, eilte er demſelben zu, und fiel in einen Bach.

51.

Wahrſcheinlich an den Biſchof von Lombes.

52.

Elba's, Giglios ꝛc. (das Schiff, worauf der Dichter war, wurde zwiſchen den Inſeln **Elba** und **Giglio** an die Küſte von Toskana geworfen. **Unbekannt und pilgernd** ꝛc. (Er reiſete unter einem angenommenen Namen als Pilger.) Als deine Diener ꝛc. (die Gedanken an die entfernte Geliebte.)

54.

Nicht Steine, die aus unſerm Meere geholt ꝛc. (vielleicht der phrygiſche Stein des Plinius, der nach Discorides Wunden heilet.)

56.

Mein Simon ꝛc. (Simon von Siena, ein Schüler des Giotto Romano, geb. 1280, malte dem Dichter das Bild ſeiner Geliebten um 1339, und brachte ſie in der Folge auch in mehrern andern ſeiner Gemälde an. Sie iſt allemal grün gekleidet, und ſchlägt die Augen nieder.)

59.

Ein großer Freund ꝛc. (Chriſtus.)

60.

Im Jahr 1341 gedichtet, als Petrarca von Avignon nach Rom zur Krönung reiſete.

67.

An Laura's Freundinnen.

69.

Wahrſcheinlich an den Bruder des Dichters, Gerardo, dem die Geliebte geſtorben war.

70.

Auf den Tod des Cino von Piſtoja, aus dem Hauſe Simbaldi, ein eben ſo geachteter Rechtsgelehrter, als beliebter Dichter jener Zeit.

72.

Doppeltes Wunder, wenn zwei Liebende ſich treffen und erkennen. — Der vertriebene Theil ꝛc. (Die Seele des liebenden Mannes.) An einem Plätzchen ꝛc. (im Herzen des liebenden Weibes.)

73.

Nicht Marien ꝛc. (Marien Magdalenen.)

76.

An Orſo, Grafen von Anguillara.

78.

Jenes Fenſter ꝛc. (das eine Fenſter in Laura's Wohnung, das gegen Mittag lag.) Die eine Sonne ꝛc. (Laura.) Und jenes, das ꝛc.

(das andere Fenſter gegen Mitternacht, das in den kurzen Wintertagen dem Nordwind ausgeſetzt war.) Der Stein, wo ꝛc. (vermuthlich eine ſteinerne Bank vor dem Hauſe.)

80.

Der Verräther ꝛc. (Ptolomäus, König von Aegypten.) Mit dem geehrten Haupt ꝛc. (des Pompejus.)

81.

An den gegen die Orſini ſiegreichen Stephan Colonna. —

Die wüthende Bärin (Wortſpiel mit dem Namen der Orſini.) Mayatzung ꝛc. (die Schlacht zwiſchen den Orſini und Colonna's wurde im May des Jahres 1333 geſchlagen.)

84.

Meinen Sennuccio ꝛc. (Sennuccio di Senno del Bene aus Florenz, Geheimſchreiber des jüngern Stephan Colonna, Freund unſers Dichters und Vertrauter ſeiner Liebe.)

85.

Petrarca giebt ſeinem Freunde Sennuccio Rechenſchaft von ſeiner Liebe und von ſeinem Leben zu Avignon.

89.

Gedichtet i. J. 1344, nach der Rückkehr des Dichters aus Italien nach Avignon. — Vor Ungewitter und vor Winden ꝛc. (er meint die italieniſchen Unruhen) An der Liebe Königsſitze ꝛc. (Avignon.) Welche die Luft beſänftiget ꝛc. (Anſpielung auf die vermeintliche Kraft des Lorbeers, Blitze unſchädlich zu machen.) Was thät' ich ꝛc. (vermuthlich hatte er Lauren ſeit ſeiner Rückkehr nicht geſehen.)

90.

Babylon, (der Hof Clemens VI.) Die Eine ꝛc. (Laura) Den Andern ꝛc.) Stephan Colonna, den Jüngern, welcher damals, von den Orſini aus Rom vertrieben, keinen bleibenden Aufenthalt hatte.)

91.

Als Laura einſt, von der Sonne umſtrahlt, ſich nach dem Dichter wandte. Von zwei Liebenden ꝛc. (er und die Sonne.) Jenen Herrn ꝛc. (Amor). Ihres ſchönern Freundes ꝛc. (der Sonne.)

92.

In ein Thal ꝛc. (Vaucluſe, val clusa, das verſchloſſene Thal.)

93.

In Vaucluſe gedichtet. Babel ꝛc. (Avignon.)

95.

Wahrſcheinlich eine Antwort an Antonio del Beccari, einen Arzt zu Ferrara, auf deſſen Canzone, welche derſelbe bei dem im J. 1344 fälſchlich verbreiteten Gerüchte von unſers Dichters Tode ſchrieb.

96.

Schleiers ꝛc. (der Körper.)

97.

Vermuthlich im J. 1345 geſchrieben, als Petrarca Avignon verließ, um ſich in Parma niederzulaſſen, nach der letzten Zuſammenkunft mit Laura, kurz vor Antritt der Reiſe.

98.

Die auf dem andern Ufer ſind ꝛc. (welche geſtorben ſind.)

99.

Nur an ein Bild ꝛc. (Laura's.)

100.

Für die letzte Zeit ꝛc. (Nach der damaligen Vorſtellung das laufende ſechste oder letzte Zeitalter der Welt, in welchem folglich Laura geboren war.)

104.

Dieſes und die beiden folgenden Sonette ſind gegen den päbſtlichen Hof gerichtet.

Mit Blasbälgen, Flammen ꝛc. (Die erſtorbene Luſt wieder anzufachen.)

105.

Baldacco, ein berüchtigter Ort in Florenz, wo die öffentlichen Dienerinnen der Wolluſt ihr Gewerbe trieben; der Dichter bezeichnet damit, wie mit dem Worte *Babel*, das ausſchweifende Leben am damaligen päbſtlichen Hofe. — *Und golden wird dann* ꝛc. (ein goldnes Zeitalter wird anbrechen, wenn der neue Sultan der Welt gekommen, unter dem Einige Benedikt XII. Andere Urban V. verſtehen.)

107.

Wo unſere Fluthen ꝛc. (das Mittelmeer.) Ich nach Aegyptens (gleichſam in die freiwillige Sclaverei nach Avignon.)

110.

Vermuthlich an eine Freundin der Geliebten, die zwiſchen dieſer und dem Dichter die Vermittlerin machte.

114.

Mit zwei feurigen Sporen ꝛc. (Liebe und Hoffnung.) Einem harten Zügel ꝛc. (der Furcht.) Welche wie durch Glas leuchten ꝛc. (die auf meinem Antlitze ſich zeigen.)

119.

Kenn' ich die Luſt ꝛc. (Sinn: erkenn' ich in ihren Augen ihr Gemüth.)

122.

Laura hatte irgend ein groſſes Unglück zu betrauern, vielleicht den Tod ihrer Mutter Ermeſſenda. Hierauf beziehen ſich die Sonette 122, 123, 124, 125.

125.

Jener Tag ꝛc. (den Petrarca im vorhergehenden Sonette geſchildert hatte.)

127.

O Zweig ꝛc. (der Lorbeer, als Helden- und Dichterſchmuck.)

128.

O reiner Strom ꝛc. (Rhone, wo ſich noch jetzt die angeſehenſten Frauen von Avignon in den Sommermonaten zu baden pflegen.)

132.

In der Höhle ꝛc. (die Höhle am Parnaß, die dem delphiſchen Orakel den Urſprung gab.) Jenes Felſens ꝛc. (der Berge, die das Thal Vaucluſe bilden) Der Oelbaum ꝛc. (als Minervens heiliger Baum.)

136.

Mit meinen treuen Genoſſen ꝛc. (Seufzern und Thränen.)

140.

Bei deinem goldenen Pfeile ꝛc. (Die

goldenen Pfeile Amors gaben Liebe, die bleiernen Haß.)

141.

Petrarca ſpricht hier vom Ardennerwalde, durch den er auf der Rückreiſe aus Deutſchland nach Avignon ſeinen Weg nahm, und der damals durch Raubgeſindel ſehr unſicher gemacht wurde.

143.

In den dritten Himmel rc. (wo Venus herrſcht.)

145.

Unſer Gebieter rc. (Amor.)

146.

Wenn ſie uns den Tag bringt rc. (der Po fließt bekanntlich von Weſten nach Oſten.) Und gegen Weſten rc. (Avignon liegt von Parma weſtlich.)

147.

Köder war der Same, den er ausſtreuet und mähet rc. (die Blicke der Geliebten.)

148.

Von dieſen Qualen iſt die erſte ꝛc. (das Glühen.) Mir eigen ꝛc. (mir allein eigenthümlich.) Das andre iſt's nicht ꝛc. (die eiſige Furcht iſt mir nicht allein eigen, alle Menſchen beben beim Gedanken an die Hoheit Madonna's.)

150.

Petrarca fürchtet für Laura's Leben.

151.

Bei Gelegenheit eines neuen Kleides, in welchem der Dichter die Geliebte ſah.

152.

Jener, der ſo gut ꝛc. (der römiſche Kaiſer Octavian Auguſtus.) Den Aegiſth tödtete. (Agamemnon.) Jene alte Blume des Muthes ꝛc. (Scipio der Afrikaner.)

153.

Der Hirt ꝛc. (Virgil, als bukoliſcher Dichter.)

154.

An die Sonne, die ihm beim Untergehen die Ausſicht nach dem Wohnorte der Geliebten benahm.

Am ſchönen Orte. (Vielleicht Vaucluſe.) Sein reizendes Wehe und unſeres ꝛc. (Eva.)

155.

Schilderung der Unruhe ſeines Gemüthes. Der Herr, auch mein Feind ꝛc. (die Begierde.) Meine Sterne ꝛc. (Laura's Augen.)

156.

Geſchichte der Liebe des Dichters vom Anfange bis zum Tode der Geliebten. — Ein weißes Reh ꝛc. (Laura) Niemand berühre mich ꝛc. (Anſpielung auf die Hirſche, die Cäſar mit einem Halsbande in Freiheit ließ, auf welchem die Worte ſtanden: Noli me tangere, quia Caesaris sum. — Mein Cäſar hat ꝛc. (hier in Beziehung auf Laura: Gott hat mich frei gemacht von den Schlingen der Erde. — Mit Diamanten. (Sinnbild der Feſtigkeit.) Topaſen (denen die geheime Kraft zugeſchrieben wurde, böſe Begierden zu unterdrücken.) Die Sonne hatte ꝛc. (Laura war 33 Jahre alt, als ſie ſtarb.) Da ſank in Fluthen ꝛc. (da begann mein Weinen.

157.

„Wenn Mancher nur ꝛc. (S. Anmerkung zur Canz. 20.) Mit Feuer befriedigen ꝛc. (Anſpielung auf die Pyralis des Plinius, ein geflügeltes Thierchen von der Größe einer Fliege, das vom Feuer leben und namentlich auf der Inſel Cypern in den Schmelzöfen gefunden werden ſoll, wo es nur ſo lange lebt, als die Flamme in dem Ofen dauert.)

159.

In weniger als einer Spanne ꝛc. (in dem Antlitze Laura's.)

160.

Die holde Luft ꝛc. (l'aura, mit Anſpielung auf Laura's Namen.) Die Höhen. (der Provence.) Flieh' ich meiner Heimath ſüße Luft. (Er hatte kurz zuvor in Toskana ſich befunden.)

162.

Die Eiferſucht des Gatten beraubte den Dichter oft der Freude, die Geliebte zu ſehen.

163.

Wo Amor in die ꝛc. (Anſpielung auf die

Fabel von Apoll und Daphne.) Altem Mauern (Atlas, der von Perſeus vermittelſt des Hauptes der Meduſa in das Gebirg gleiches Namens verwandelt wurde.)

168.

Laura hatte zufällig einen ihrer Handſchuhe fallen laſſen. Petrarca hob ihn auf, und gab ihn der Eigenthümerin auf ihr Verlangen zurück, wie gern er ihn auch behalten hätte. Dadurch entſtanden dieſes und die drei folgenden Sonette.

169.

Sinn: Ich ſehe voraus, daß auch nach unſerm Tode meine Zunge und eure Augen unſterblich fortdauern werden.

Francesco Petrarca's
ſämmtliche
italienische Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Viertes Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. F. Sauer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sonette.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

170.

Seele, die du ſo viele verſchiedene Dinge ſiehſt, und ſprichſt, und ſchreibſt und denkeſt, ihr, meine unſtäten Augen, und du vor andern Sinnen, der du zum Herzen führeſt die hohen, heiligen Worte, wie ungern hättet ihr, zuvor oder darnach, den Weg betreten, der ſich ſo ſchlimm bewährt, konntet ihr die zwei ſchönen, feurigen Lichter nicht finden, noch die Spuren, eingedrückt von geliebten Füßen? Nun mit ſo hellem Lichte, und mit ſolchen Zeichen, ſoll man auf dieſer Reiſe ſich nicht verirren, die uns der ewigen Heimath würdig machen kann. Raffe dich auf zum Himmel, o mein ſchwacher Muth, durch den Nebel ihres ſüßen Zornes, folgend den frommen Tritten und dem göttlichen Strahle!

171.

Süß iſt der Zorn, ſüß der Unmuth, und ſüß der Friede, ſüß das Uebel, ſüß der Kummer, und ſüß die Bürde, ſüß jedes Wort, das ſüß vernommen, bald von ſüßem Hauche, bald voll von ſüßer Glut. Seele, beklage dich nicht, ſondern dulde und ſchweige, und mildere das Bitter-Süße, das uns mit ſüßer Ehre befangen hat, aus Liebe zu ihr entſtanden, zu der ich ſprach: „Du allein gefällſt mir!“ Vielleicht kömmt noch Einer, der ſeufzend ſagt, entfärbt von ſüßem Neide: „Genug geduldet hat für ſchönſte Liebe dieſer zu ſeiner Zeit;“ — ein Anderer: „O Geſchick, meinen Augen feindſeliges! Warum hab' ich ſie nicht geſehen? Warum kam ſie nicht ſpäter, oder ich nicht früher?

172.

Reißender Strom, der du aus Alpenquelle rauh von dannen zieheſt, und daher Rhodan heißeſt, Tag und Nacht mit mir verlangend abwärts ſteigeſt, wohin mich Liebe, dich allein die Natur führet, geh du voraus; deinen Lauf zügelt weder Ermattung noch Schlaf, und bevor du ſein Recht dem Meere giebſt, bringſt du dem Graſe, wo du dich zeigeſt, friſcheres Grün, der Luft mehr Helle. Dort iſt unſere lebendige und ſüße Sonne, welche dein linkes Ufer zieret und mit Blumen ſchmücket; vielleicht (o was hoff' ich!) ſchmerzt ſie mein Zögern. Küß ihr den Fuß, oder die ſchöne und weiße Hand; ſag ihr, das Küſſen ſey ſtatt der Worte; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

173.

Die ſüßen Höhen, wo ich mich ſelbſt zurück ließ von denen ich ſcheidend doch nie ſcheiden kann, ziehen mir voran, und beſtändig auf dem Nacken iſt mir jene theure Bürde, die Amor mir aufgeladen hat. Bei mir ſelbſt wundre ich mich oft, daß fort ich wandle, und noch nicht vom ſüßen Joche frei bin, das ich oft vergebens abzuſchütteln ſuchte; allein je mehr ich davon mich entferne, deſto mehr nah' ich mich ihm. Und wie der Hirſch, vom Pfeile verwundet, mit dem vergifteten Eiſen in der Weiche, fliehet und ſtärkern Schmerz, fühlt, je mehr er eilet, ſo ich mit jenem Stahle in der linken Seite, der mich vernichtet zum Theil, und erfreuet; vor Schmerz vergeh' ich, und ermatt' im Fliehen.

174.

Durchſpähend alle Ufer des Meeres, vom ſpaniſchen Ebro bis zum indiſchen Hydaspes, vom röthen bis zum caspiſchen Meere, im Himmel und auf Erden, giebt es nur einen einzigen Phönix. Rechts welcher Rabe, oder links welche Krähe ſang mein Geſchick? Oder welche Parze ſpann es? Ich allein finde das Mitleid taub, wie eine Schlange, ich Armer, wodurch ich glücklich zu ſeyn hoffte. Von ihr nicht will ich ſprechen, aber der ſie lenket, füllte ihr ganzes Herz mit Süße und Liebe; ſie hat deſſen ſo viel, ſo viel ſie Andern reicht, und um meine Süßigkeiten grauſam zu verbittern, nicht merkt ſie, oder ſcheint's, oder nicht bedenket, wie vor der Zeit meine Schläfen ſich färben.

175.

Luſt ſpornet mich; Amor führet und lenket mich; Vergnügen zieht mich an; Gewohnheit reißt mich hin; Hoffnung ſchmeichelt und tröſtet, und reicht die rechte Hand dem ſchon matten Herzen; das arme Herz ergreifet ſie, und bemerket nicht unſere blinde und treuloſe Führerin; die Sinne herrſchen, und die Vernunft iſt todt; aus einem irren Sehnen entſpringt anderes. Tugend, Ehre, Schönheit, holdſeliges Benehmen, ſüße Worte, haben an ſchöne Zweige mich gebunden, worin das Herz ſich ſtill verwickelt. Tauſend dreihundert ſieben und zwanzig eben, in der erſten Stunde des ſechsten Aprils, trat ich in das Labyrinth, und ich ſehe nicht, wodurch ich herauskomme.

176.

Selig im Traume, und im Schmachten zufrieden, Schatten zu umarmen, und Sommerlüſtchen folgen, durchſchwimm' ich ein Meer, das nicht Grund, nicht Ufer hat, pflüge Aether, bau' auf Sand, und ſchreib' in Wind, und ſchau' in die Sonne ſo, daß ſie ſchon ausgelöſcht hat mit ihrem Glanze meine Sehkraft; und nach einem irrenden und flüchtigen Rehe, jag' ich mit einem hinkenden, ſchwachen und langſamen Rinde. Blind und matt für alles Andre, als für mein Leiden, wornach ich Tag und Nacht mit Herzklopfen ſpähe, ruf ich nur Amor, Herrin und Tod. So zwanzig Jahre (o ſchwerer und langer Kummer!) nur Thränen und Seufzer, und Schmerz erhandl' ich mir; in ſolchem Sterne nahm ich Köder und Angel.

177.

Huld, die Wenigen der reiche Himmel giebt, ſeltene Tugend, nicht aus Menſchenkreiſe, unter blonden Haaren Verſtand des Alters, in einer demüthigen Donna hohe, göttliche Schönheit; eine beſondere, ungemeine Anmuth, und das Singen, das man in der Seele fühlet; der himmliſche Gang und der lebhafte, glühende Geiſt, der alle Härte bricht, und allen Hochmuth beuget; und jene ſchönen Augen, die das Herz verſteinen, mächtig, Abgrund und Nächte zu erhellen, Seelen den Körpern zu entführen, und andern zu geben; ſüße Worte voll hohen Verſtandes, ſanft von Seufzern unterbrochen; — von dieſen Zauberern bin ich verwandelt.

178.

Bei edlem Blute ein einfaches, ruhiges Leben, bei hohen Einſichten ein reines Herz; die Frucht des Alters bei jugendlichem Blute, und bei ernſtem Antlitze eine heitere Seele, hat in dieſer Herrin ihr Planet, ja aller Sterne König, vereinet, und die wahre Ehre, das würdige Lob, den großen Werth, und eine Kraft des Gemüthes, die den göttlichſten Dichter zu ermüden vermöchte. Mit der Liebe verbindet ſie Sittſamkeit, mit der Schönheit der Natur den Schmuck des Gewandes und ein Benehmen, das ſchweigend ſpricht, und ein Etwas iſt in ihren Augen, das in einem Momente die Nacht erleuchten und den Tag verwandeln, den Honig verbittern, und den Wermuth verſüßen kann.

179.

Den ganzen Tag weine ich, und dann Nachts, wenn die armen Sterblichen zur Ruhe gehen, ſind' ich mich in Thränen, und die Leiden verdoppeln ſich; ſo verwend' ich weinend meine Zeit; im bittern Naß vergehen meine Augen, das Herz in Leid, und ich bin unter den Weſen das Aermſte, denn die Pfeile der Liebe verbieten mir immer den Frieden. Weh! daß ich von einer zur andern Sonne, von einem Schatten zum andern ſchon den größten Theil jenes Todes durchſchritt, den man Leben heißt! Anderes Vergehen ſchmerzt mich mehr, als mein Weh; daß lebendiges Mitleid und mein treuer Schutz mich im Feuer glühen ſehen, und mir nicht helfen.

180.

Wohl möchte ich ſo gerechte Klage in ſo glühenden Reimen anſtimmen, daß ein Funke des Mitleids in dem harten Herzen gefühlet würde, das mitten im Sommer Eis iſt, und ein böſes Gewölk, das erkältend es umhüllet, ſollte in dem Hauch meines heißen Wortes zergehen; verhaßt dacht' ich bei

Andern die zu machen, welche die ſchönen Augen, die mich verzehren, mir verhüllet. Nicht Haß für ſie, nicht Mitleid für mich, ſuch' ich nun; denn jenes will ich nicht, dieſes kann ich nicht. Dieß iſt mein Stern, und dieß mein böſes Geſchick; doch ich beſinge ihre göttliche Schönheit, daß wenn ich abgeſchüttelt dieſe Hülle, die Welt wiſſe, wie ſüß mein Tod geweſen.

161.

Wenn unter anmuthigen und ſchönen Frauen jene ſteht, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, macht ſie mit ihrem ſchönen Antlitze aus den Andern, was der Tag mit kleinen Sternen macht. Amor ſcheint mir dann in's Ohr zu flüſtern, ſprechend: So lange dieſe auf Erden ſich zeiget, iſt das Leben ſchön, doch dann werden wir es trübe ſehen, die Tugenden, und mit ihnen mein Reich verſchwinden. Wie wenn Natur dem Himmel Mond und Sonne, der Luft die Winde, der Erde Gras und Laub, dem Menſchen Verſtand und Worte, und dem Meere Wogen und Fiſche wieder nähme, ſo und mehr noch, würde Alles dunkel und öde werden, wenn der Tod ihre Augen ſchlöße und verbärge.

182.

Der neue Sang, das Klagen der Vögel, ſchallet in erſter Frühe durch die Thäler, und das Plätſchern flüßiger Kryſtalle herab in klare, friſche, ſchnelle Bäche. Die Schneeige mit Goldlocken, deren Liebe nie getäuſchet, nie betrogen hat, weckt mich bei dem Klange der Liebestänze, ihrem Alten die weißen Haare kämmend. So erwach' ich, Aurora zu begrüßen, und die Sonne, die bei ihr iſt, und mehr noch die Andere, von der ich in den erſten Jahren geblendet wurde, und es noch bin. Einſt ſah ich Beide miteinander erſtehen, und in einem Augenblicke, in einer Stunde ließ die die Sterne, und jene die verſchwinden.

183.

Woher nahm Amor das Gold, und von welcher Ader, um zwei blonde Flechten zu machen? Und in welchen Dornen pflückte er die Roſen, auf welchem Hügel den zarten und friſchen Reif, und gab ihnen Puls und Odem? Woher die Perlen, worin er lenket und leitet, ſüße, züchtige und nie gehörte Worte? Woher die großen und göttlichen Reize jener Stirne, die heiterer als der Himmel iſt? Von welchen Engeln ſtieg, und aus welcher Sphäre, dieſes himmliſche Singen, das mich ſo zerſchmilzt, daß mir nur wenig noch zu zerſchmelzen bleibt? Aus welcher Sonne entſprang das zarte hohe Licht jener ſchönen Augen, die mir Krieg und Frieden bringen, die mir das Herz in Eis und Feuer ſieden?

184.

Welches Geſchick, welche Gewalt oder Liſt führet mich entwaffnet auf das Schlachtfeld zurück, wo ich immer überwunden wurde? Wenn ich entrinne, wird's ein Wunder ſeyn, ſterb' ich, mein Weh. Nicht Weh, nein, nur Gewinn; ſo freundlich walten in meinem Herzen die Funken, und die helle Leuchte, die es blendet und vernichtet, und an der ich in Glut vergehe; und ſo glüh' ich ſchon im zwanzigſten Jahre; ich fühle die Todesboten, wo ich ihre ſchönen Augen erſcheinen, und fernher blitzen ſehe; dann, wenn ſie nahend gegen mich ſie wendet, neckt und ritzt mich Amor ſo ſüß, daß ich's nicht denken kann, und nicht ſagen; Geiſt und Wort erreichen das Wahre nicht.

185.

Frohe und ſinnende Frauen, geſellet und einſam, die ihr koſend dahin ziehet, wo iſt das Leben, wo iſt mein Tod? Warum iſt ſie nicht unter euch, wie ſonſt? — „Froh ſind wir in der Erinnerung an dieſe Sonne, leidvoll wegen ihrer ſüßen Geſellſchaft, welche Eiferſucht und Neid uns entzogen, den fremdes Glück, wie eigenes Weh, verletzet.“ — Wer zügelt Liebende, oder giebt ihnen Geſetze? „Der Seele Niemand, dem Leibe Zorn und Strenge; dieß erweiſet ſich nun an ihr, manchmal an uns. Aber oft lieſt man das Herz an der Stirne, ſo ſahen wir die hohe Schönheit ſich verdunkeln, und ihre Augen ganz voll Thau.“

186.

Wenn die Sonne den goldenen Wagen in das Meer taucht, und die Luft und mein Gemüth dunkel wird, durchleb' ich mit dem Himmel und mit den Sternen, und mit dem Monde eine angſtvolle und ſchwere Nacht. Dann, ach! erzähl' ich jenem, der mich nicht hört, alle meine Mühen, eine nach der andern, und ſchwätze mit der Welt, und mit meinem blinden Geſchicke, mit Amor, mit Madonna und mit mir. Der Schlaf iſt verbannt; keine Ruhe, nur Seufzer und Klagen bis zur Morgenröthe, und Thränen, welche die Seele den Augen ſendet. Dann kommt Aurora, und erhellet die finſtere Nacht, mich nicht; aber die Sonne, die mir das Herz durchglühet und labet, kann allein meinen Schmerz verſüßen.

187.

Wenn Liebestreue, ein unverſtelltes Herz, ein ſüßes Schmachten, ein höfliches Verlangen, wenn ehrbare Wünſche, zu edler Glut entzündet, wenn langes Irren in dunkelm Labyrinthe, wenn auf der Stirne jeder Gedanke abgemalet iſt, oder in gebrochenen Worten kaum verſtanden, von Furcht und Scham befangen, wenn Veilchenbläße von Liebe durchglüht, wenn — Andere mehr lieben als ſich ſelbſt, wenn Weinen nur und Seufzen immer, von Schmerz und Zorn, und Kummer ſich nähren, wenn fern erglühen, in der Nähe zu Eis gerinnen, die Gründe ſind, daß liebend ich vergehe, dann iſt euer, Herrin, die Schuld, und mein das Leiden.

188.

Zwölf Frauen, ehrbar müde, zwölf Sterne vielmehr, und in der Mitte eine Sonne, ſah ich in einem Schiffchen, froh und allein, wie keines wohl die Wogen jemals pflügte. Ich glaube nicht, daß ein Aehnliches Jaſon zum Vließe trug, in welches heut zu Tag ſich Jeder kleiden will; noch den Hirten, über welchen Troja noch klaget, von denen beiden durch die Welt der Ruf ſich breitet. Dann ſah ich ſie in einem Triumphwagen, und meine Laura mit ihrem zarten, frommen Weſen ſeitwärts ſitzen, und ſüß ſingen; nicht Menſchendinge oder irdiſche Erſcheinung, glücklicher Autumedon! glücklicher Typhis! die ihr ſo holde Frauenſchaar geführet!

189.

Nie war ein Sperling ſo einſam auf ſeinem Dache wie ich, noch ein Wild in einem Walde, ſeit ich ihr ſchönes Antlitz nicht ſehe, der ich keine andere Sonne kenne; auch haben dieſe Augen keine andere Luſt. Immer weinen iſt mein höchſtes Vergnügen, das Lachen Schmerz, Speiſe — Wermuth und Gift; die Nacht iſt Plage mir, der heitere Himmel dunkel, und ein hartes Schlachtfeld das Bett. Der Schlaf iſt in Wahrheit, wie der Menſch ihn nennt, Vater des Todes, der das Herz dem ſüßen Gedanken entzieht, der es am Leben hält. Du ſchönes, einzig glückliches Land auf Erden, ihr grünen Ufer, blumengeſchmückte Hügel, ihr beſitzet mein Glück, ich beweine es!

190.

O Luft, die du jene blonden und krauſen Locken umfächelſt und regeſt, und ſanft bewegt von ihnen, jenes ſüße Gold zerſtreueſt, und dann wieder ſammelſt, und in ſchöne Knoten fügeſt; du webſt in Augen, aus denen Liebespfeile mich ſo verwunden, daß ich noch es fühle und weine; und wankend ſuch' ich meinen Schatz, wie ein Thier, das oft ſich fürchtet und ſtrauchelt. Denn bald ſcheint es mir, daß ich ihn finde, und nun gewahr' ich, daß ich ferne davon bin; bald erheb' ich mich, bald fall' ich; bald ſeh' ich, was ich wünſche, bald das Wahre. Glückliche Luft! verweile mit deinem ſchönen, lebendigen Strahle, und du flüchtige, klare Welle, warum kann ich nicht die Reiſe mit dir tauſchen?

191.

Amor öffnete mir mit der rechten Hand die linke Seite, und pflanzte in die Mitte des Herzens einen ſo grünen Lorbeer, daß er an Farbe jeden Smaragd beſieget und übertroffen hätte.

Der Feder Pflügen ſchmückt ihn ſo mit Seufzern, und das Sprühen des ſüßen Naſſes aus den Augen, daß himmelwärts der Duft davon geſtiegen, wie niemals wohl von andern Zweigen. Ruhm, Ehre und Tugend, und Anmuth, züchtige Schönheit bei engelreinen Sitten, ſind die Wurzeln dieſer edlen Pflanze. So find' ich ſie in meinem Buſen, wo ich auch ſey, eine ſelige Bürde, und mit frommen Bitten bet' ich ſie an, und beuge die Knie, wie vor einer Heiligen.

192.

Ich ſang, nun weine ich, und nicht weniger Vergnügen find' ich am Weinen, als ſonſt am Singen; denn nur der Urſache, nicht der Wirkung eingedenk, ſchweifen meine irren Sinne zur Höhe. Daher trag' ich gleichmäßig Sanfmuth und Härte, Zorn, Demuth und Huld; mich drücken keine Laſten, und die höchſte Verachtung zerbricht meine Waffen nicht. Mögen immerhin nach gewohnter Weiſe gegen mich verfahren, Amor, Madonna, die Welt und mein Geſchick, doch denk' ich ſtets nur glücklich zu ſeyn. Ob ich glühe, oder ſterbe, oder verſchmachte, ein herrlicheres Daſeyn, als meines, iſt nicht unter dem Monde; ſo ſüß iſt die Wurzel des Herben.

193.

Ich weinte, nun ſing' ich, da das himmliſche Licht die lebendige Sonne meinen Augen nicht mehr verbirgt, in der Amor ehrbar ſeine ſüße Kraft mir klar verkündet, und ſeine heilige Sitte, woraus er einen ſolchen Strom von Thränen zu ziehen pflegte, um den Faden meines Lebens abzukürzen, daß mich nicht Brücke oder Furth, oder Ruder, oder Segel, ja ſelbſt nicht Flügel oder Schwingen retten können. So tief war und ſo reich die Quelle meiner Thränen, und ſo ferne das Ufer, daß ich es kaum mit den Gedanken erreichte. Nicht Lorbeer oder Palme, ſondern der friedliche Oelbaum ſendet mir Mitleid, und erhellet die Luft, und trocknet die Thräne, und will, daß ich noch lebe.

194.

Ich lebte mit meinem Looſe zufrieden, ohne Thränen, ohne Neid, und wenn ein anderer Liebender ein glücklicheres Geſchick hat, ſo wiegen doch tauſend Freuden eine Qual nicht auf. Nun hüllt die ſchönen Augen, wegen denen ich meine Leiden nicht bereue, und wovon ich nicht eines weniger möchte, eine ſo ſchwere und trübe Wolke, daß ſie gleichſam die Sonne meines Lebens ausgelöſcht hat. O Natur, milde und ſtrenge Mutter, woher dieſe Kraft und ſo wiederſtreitendes Wollen, ſo anmuthige Dinge zu ſchaffen, und dann ſie zu zerſtören? Aus lebendiger Quelle entſpringet jede Kraft, aber du, wie kannſt du zugeben, höchſter Vater, daß man deine theure Gabe uns raube?

195.

Den Helden Alexander beſiegte der Zorn, und machte ihn zum Theil kleiner, als Philipp; was half es ihm, daß Pirgoteles, und Lyſipp ihn aus Marmor darſtellten, und Apelles ihn malte? Der Zorn reizte den Tydeus zu ſolcher Wuth, daß ſterbend er an Menalippen nagte; der Zorn hatte ganz blind gemacht, nicht bloß kurzſichtig, den Sulla, und tödtete ihn zuletzt. Das weiß auch Valentinian, den zu gleichem Wehe der Zorn führte, und der daran geſtorben, Ajax, gegen Viele, und am Ende gegen ſich ſelbſt ſtark. Der Zorn iſt kurze Wuth, und für den, der ihn nicht zügelt, eine lange Wuth, die ihr Opfer zur Schande oft, und zuweilen zum Tode führet.

196.

Welches Glück ward mir, als einem der ſchönſten Augen, die jemals waren, da ich es von Schmerz getrübet und umdunkelt ſah, die Kraft entſtieg, welche meines ſchwach und finſter machte! Nach langem Faſten ſah ich ſie, um die ich allein im Leben Sorge trage; der Himmel und Amor waren mir weniger hart als jemals, und alle meine andern Gnaden vereinet, denn aus dem rechten Auge, nein, aus der rechten Sonne meiner Herrin, ſtieg zu meinem rechten Auge das Uebel, das mich erfreut und nicht ſchmerzt, und kam ſo, als hätte es Verſtand und Flügel, wie ein Stern, der durch den Himmel fliegt, und Natur und Mitleid lenkten den Lauf.

197.

O Kämmerlein, ein Port mir ſonſt in meinen ſchweren täglichen Stürmen, du biſt nun die Quelle meiner nächtlichen Thränen, die ich am Tage aus Scham verborgen trage! O kleines Bett, das mir zur Ruhe war, zum Troſte in ſo vielen Leiden, aus welchen Schmerzensurnen netzet dich Amor mit jenen Händen von Elfenbein, nur gegen mich grauſam mit ſo großem Unrechte? Nicht nur mein Hei-

Eigthum und meine Ruheſtätte flieh' ich, ſondern mehr noch mich ſelbſt, und mein Sinnen, dem folgend ich zuweilen zum Fluge mich erhob. Den Pöbel, mir feindlich und verhaßt, (wer hat es je gedacht?) ſuche ich als meine Zuflucht, ſo ſehr fürchte ich, mich allein zu finden.

198.

Weh, Amor trägt mich, wohin ich nicht will, und wohl gewahr' ich's, auf verbotenem Wege, deßwegen werd' ich ihr, die in meinem Herzen als Monarchin ſitzet, läſtiger, als ich ſonſt pflege. Niemals bewahrte ein kluger Schiffer vor Klippen das mit reichen Waaren beladene Schiff, wie ich immer mein ſchwaches Boot vor den Schlägen ihres unbeugſamen Stolzes. Aber eine Thränenfluth, und Stürme endloſer Seufzer, denn auf meinem Meere iſt furchtbare Nacht und Winter, haben es hingetrieben, wo es Andern Leid, ſich Schmerz und Qualen bringt, und Andres nicht, bezwungen ſchon von Wogen, der Segel beraubt, und des Steuers.

199.

Amor, ich irre, und ſehe, daß ich irre, aber ich mache es wie ein Menſch, der brennt, und das

Feuer im Buſen hat; denn nur der Schmerz wächſt, und die Vernunft nimmt ab, und iſt vom Weh ſchon faſt bezwungen. Zu zügeln pflegte ſie mein heißes Verlangen, um nicht den ſchönen, heitern Blick zu trüben. Ich kann nicht mehr, aus der Hand haſt du den Zügel mir genommen, verzweifelnd hat die Seele Muth gefaßt. Darum, wenn wider ihre Gewohnheit ſie ſtürmet, mach'ſt du's, der du ſie ſo entzündeſt und ſo ſporneſt, daß ſie jeden rauhen Weg zu ihrem Heile ſucht; und mehr noch machen es die himmliſchen und ſeltenen Gaben, die Madonna in ſich vereinet. Mache wenigſtens, daß ſie's fühle, und meine Schuld ſich ſelbſt verzeihe.

200.

Königliche Geburt, Verſtand der Engel, heller Geiſt, ſchneller Blick, Luchsaugen, raſche Vorſicht, hohe Gedanken, und wahrhaft würdig dieſes Herzens, ſah eine ſchöne, auserleſene Zahl von Frauen, um den feſtlichen und hohen Tag zu ſchmücken, und das wahre vollkommene Urtheil entdeckte ſogleich unter ſo vielen und ſo ſchönen Geſtalten die vollkommenſte. Andern, die über ihr an Zeit und Glücke, befahl er mit der Hand, ſeitwärts zu gehen, und näherte ſich liebreich der Einen, und küßte ihr die Augen und die Stirne ſo, daß jede ſich freute; mich erfüllte mit Neid das ſüße, fremde Thun.

201.

Ich habe Amor gebeten, und bitte ihn wieder, daß er bei euch mich entſchuldige, mein ſüßes Weh, meine bittere Luſt! wenn ich mit voller Treue vom rechten Pfade abweiche. Ich kann es nicht läugnen, Donna, und läugne es nicht, daß die Vernunft, die jedes gute Gemüth zügelt, von der Begierde überwunden werde, die mich bisweilen dahin führt, wohin ich gezwungen folge. Ihr mit dieſem Herzen, das mit ſo hoher Tugend der Himmel kläret, als je von einem gewogenen Sterne herabthaute, ſollet mitleidvoll, und ohne zu zürnen, ſagen: „Was kann er ſonſt? Mein Antlitz verzehret ihn, warum iſt er begierig, und ich ſo ſchön?“

202.

Der hohe Herr, vor dem Verbergen, Fliehen und Vertheidigen nichts hilft, hatte zu ſchöner Luſt mein Herz entzündet, mit einem glühenden Liebespfeile. Und obwohl der erſte Schuß an ſich ſchon tief und tödtlich war, ſo nahm er, ſein Beginnen zu vollenden, noch einen Pfeil des Mitleids, und ſticht das Herz, und fällt es an, bald da, bald dort. Die eine Wunde brennt, und ergießet Feuer und Flamme, Thränen die andere, die der Schmerz um euer Leid durch meine Augen träufelt, doch ſelbſt durch zwei Quellen nicht einen einzigen Funken des Brandes löſchet, der mich entzündet, vielmehr wächst durch Mitleid das Verlangen.

203.

Sieh jene Höhen, o mein müdes liebes Herz, dort ließ er wie geſtern jene, die eine Zeit lang uns ein wenig hold war, und es bereute, und aus unſern Augen einen See nun locken möchte. Kehr du dahin, denn gerne will ich allein ſeyn; verſuche es, ob es vielleicht noch Zeit wäre, unſern Schmerz zu vermindern, der bis jetzt wuchs. „O meines Leides Genoſſe und Weiſſager, der du dich ſelbſt vergeſſen haſt, und zum Herzen ſprichſt, als wär' es noch bei dir, Armer, voll von eitlen und thörichten Gedanken! Denn da du von deinem höchſten Verlangen ſchiedeſt, blieb' es bei ihr zurück, und verbarg ſich in den ſchönen Augen." —

204.

Friſcher, ſchattiger, blumiger und grüner

Hügel, wo bald ſinnend, bald ſingend ſitzt, und von himmliſchen Geiſtern Zeugniß giebt Jene, welche der ganzen Welt den Ruhm entzog; mein Herz, das wegen ihr mich laſſen wollte, und weislich thut, und mehr, wenn es nie zurrückkehrt, wandelt nun ſingend, wo von jenem ſchönen Fuße das Gras betreten, und feucht von dieſen Augen iſt. Es ſeufzt und ſpricht bei jedem Tritte: Ach, wär' doch jener Arme ein wenig hier, der müde ſchon iſt vom Weinen und vom Leben. Sie lacht, und das Spiel iſt ungleich; du ein Paradies, ich ohne Herz ein Stein. O heiliger, glücklicher und ſüſſer Ort!

205.

Schlimmes bedrängt mich, und ich fürchte Schlimmeres, und ſehe einen ſo breiten und ebenen Pfad zu ihm, daß ich gleichem Wahnſinn mich ergeben habe, und mit ſchwerem Sinnen bin ich aberwitzig mit dir. Ich weiß nicht, ob ich Krieg oder Frieden von Gott verlange, denn der Schaden iſt groß, und die Schande bös. Doch warum noch mehr ſich betrüben? Mit uns geſchehe nur, was im ewigen Rathſchluſſe angeordnet iſt, zwar bin ich der großen Ehre nicht würdig, die du mir anthuſt, denn dich täuſchet Amor, der oft ein gutes Auge falſch ſehen läßt; doch die Seele zu jenem himmliſchen Reiche zu erheben, iſt mein Entſchluß, und das Herz zu ſpornen, weil der Weg lang iſt, und die Zeit kurz.

206.

Zwei friſche Roſen, gepflückt im Paradieſe, vorgeſtern, am erſten Maitage, ein ſchönes Geſchenk, und von einem alten und weiſen Liebhaber unter zwei Jüngere gleich getheilt, mit ſo ſüßem Reden, und mit einem Lächeln, einen wilden Menſchen verliebt zu machen, mit ſchimmerndem Liebesſtrahle, verändern das Angeſicht von Jedem. „Nicht ſieht ein gleiches Liebespaar die Sonne“, ſprach er lächelnd und ſeufzend zugleich, und beide umarmend wandt' er ſich herum. So theilte er die Roſen und die Worte, worüber das müde Herz ſich noch freut und fürchtet. O glückliche Rednergabe! O froher Tag!“

207.

Die Luft, die den grünen Lorbeer und das goldene Gelock ſanft hauchend beweget, tragt mit dieſem holdſeligen neuen Anblicke die Seelen hinweg aus ihren Leibern. O weiße Roſe, in rauhen Dornen geboren, wann kommt, der deines Gleichen auf der Welt finde, Stolz unſerer Zeit? O ewiger Jupiter, ſende, ich bitte dich, meinen Tod früher, als den ihrigen, damit ich nicht das große, allgemeine Unglück ſehe, und die Welt ohne ihre einzige Sonne zurückbleiben, und meine Augen, die kein anderes Licht haben, und die Seele, die nichts anders denken will, und die Ohren, die nichts anderes zu hören wiſſen, als ihre frommen ſüßen Worte!

208.

Es mag vielleicht Manchem ſcheinen, daß im Lobe derjenigen, die ich auf Erden anbete, meine Feder ſich verſteige, indem ich ſie über jede andere als edel, fromm, weiſe, holdſelig, ehrbar und ſchön erhebe. Mir ſcheint es anders, und ich fürchte, daß ſie meine Worte als zu gering verſchmähe, wohl würdig, viel höherer und feinerer, und wer es nicht glaubt, komme und ſehe ſie. Wohl wird man ſagen: „Wornach er ſtrebet, iſt, was Athen, Arpinum, Mantua und Smyrna, und die eine und andere Leier ermüden könnte. Irdiſche Sprache konnte er nicht zu ſeinem göttlichen

Zuſtande fügen; Amor bewegt und zwinget ſie nicht durch Wahl, ſondern durch Schickung.

209.

Wer ſehen will, wie viel Natur und Himmel unter uns vermögen, komme, jene zu ſehen, die allein eine Sonne iſt, und nicht nur meinen Augen, auch der blinden Welt, die keine Tugend ehret, und komme bald; denn der Tod raubt zuerſt die Beſſeren, und läßt die Schuldigen ſtehen; ſie, die Erſehnte im Reiche der Götter, ein ſchönes, ſterbliches Weſen, geht vorüber, und dauert nicht. Sehen wird er, kommt die Zeit, jede Tugend, jede Schönheit, jede königliche Sitte, vereint in meinem Leibe auf wunderbare Weiſe. Dann wird er ſagen, daß meine Gedichte ſtumm ſeyen, der Geiſt, geblendet vom übermäßigen Lichte; doch wenn er länger zögert, wird er immer weinen.

210.

Wie fürcht' ich mich, wenn vor die Seele jener Tag mir tritt, da ich betrübet und gedankenvoll die Herrin ließ, und mein Herz bei ihr! Es giebt nichts, woran ich ſo gerne denke, und ſo oft. Ich ſehe ſie dann wieder unter ſchönen Frauen demüthig ſtehen, wie eine Roſe unter geringern Blumen, nicht froh, nicht traurig, wie wer fürchtet, und kein anderes Weh fühlet. Abgelegt hatte ſie den gewöhnlichen Schmuck, die Perlen und die Kränze, und die ſchönen Kleider, Lachen, Geſang, und die ſüße Rede. So in Ungewißheit ließ ich mein Leben. Nun überfallen mich traurige Ahnungen, und Träum , und finſtere Gedanken, und gebe Gott, daß alles nichtig!

211.

Die ferne Herrin pflegte ſonſt mit ihrem ſüßen Engelantlitze im Traume mich zu tröſten; nun erſchrecket und betrübt ſie mich, und weder von Schmerz noch Furcht kann ich mich retten. Oft ſeh' ich auf ihrem Antlitze den Ausdruck des Mitleides mit bitterm Schmerze verbunden, und höre Dinge, wodurch das Herz den Glauben gewinnt, daß Freude und Hoffnung von ihm weichen. „Erinnerſt du dich noch des letzten Abendes," ſpricht ſie, als ich von deinen thränenfeuchten Augen ſchied, von der Zeit gedränget? Damals konnte und wollte ich dir nicht verkünden, was ich dir jetzt als entſchieden und wahr ſage: „Hoffe nicht auf Erden, mich jemals wieder zu ſehen?" —

212.

O jammervolle und ſchreckliche Erſcheinung! So iſt's denn wahr, daß vor der Zeit das hohe Licht erloſchen ſey, das mein Leben unter Leiden zufrieden machte, und unter guten Hoffnungen? Wie kommt es aber, daß ich ein ſo großes Gerücht nicht durch andere Boten oder durch ſie ſelbſt vernehme? Nein; Gott und die Natur können es nicht zugeben, und falſch iſt meine traurige Vermuthung! Freut mich's doch, den ſüßen Anblick des ſchönen Antlitzes zu hoffen, das mich aufrecht hält, und unſer Jahrhundert zieret. Doch wenn ſie zur ewigen Wohnung aus der ſchönen Herberge herausgegangen iſt, bitt' ich, daß mein letzter Tag nicht ſäume.

213.

In Zweifel über meinen Zuſtand wein' ich bald, bald ſing' ich, und fürchte und hoffe, und durch Seufzer und Verſe erleichtere ich meine Laſt; Amor übet alle ſeine Tüken an meinem ſo tief betrübten Herzen. Wird's je geſchehen, daß dieſes ſchöne, fromme Angeſicht dieſen Augen ihr voriges Licht wieder gebe? Ach, ich weiß nicht, was ich von mir ſelbſt halten ſoll, oder hat er ſie zu ewigem Weinen verurtheilt? Um den Himmel zu empfangen, der ihm gebühret, dachte es nicht, daß es wegen ihnen auf Erden ſeyn ſolle, deren Sonne es iſt, und die ſonſt nichts ſehen. In ſolcher Furcht, und in ſo beſtändigem Kampfe leb' ich; nicht mehr bin ich, der ich einſt war, ſondern wie einer, der durch ein zweifelvolles Leben fürchtend irret.

214.

O ſüße Blicke, o kluge Wörtchen, kommt wohl jemals der Tag, wo ich euch wiederſehe und höre? O blonde Locken, womit Amor das Herz mir umſchlinget, und ſo gefangen zum Tode führet! O ſchönes Antlitz, zum Unheil mir gegeben, worüber ich immer nur weine, und nie mich freue; o ſüßer Irrthum, und Trug der Liebe, mir Luſt zu ſpenden, die nur Leid mir bringet! Und wenn bisweilen aus den ſchönen ſanften Augen, worin mein Leben und mein Gedanke wohnet, vielleicht ein ſittig holder Blick mir ſtrahlet, dann ſchnell, damit mein ganzes Glück vergehe, entfernet mich, oder bringt Roſſe und Schiffe das Geſchick, das zu meinem Unheil immer ſo behend iſt.

215.

Ich lauſche, und vernehme keine Kunde, von meiner ſüßen und geliebten Feindin, und weiß nicht, was ich darob denken oder ſagen ſoll, ſo fürchtet das Herz, und Hoffnung erhält mich. So ſchön ſeyn, ſchadete ſchon Mancher; dieſe iſt ſchöner als Andere, und keuſcher. Vielleicht will Gott eine ſo Tugendliebende von der Erde nehmen, und im Himmel einen Stern aus ihr machen, ja eine Sonne, und iſt es ſo, dann muß mein Leben mit kleinen Raſten und langen Leiden zu Ende gehen. O ſchweres, Scheiden, warum haſt du mich ſo entfernt von meinen Wehen? Mein kurzes Schauſpiel iſt ſchon geendet, und vorüber die Hälfte meines Lebens.

216.

Den Abend zu wünſchen, die Morgenröthe zu haſſen, pflegen die ruhigen, frohen Liebenden; mir verdoppelt der Abend Schmerz und Thränen; der Morgen iſt für mich die glücklichſte Stunde; dann öffnet ſich oft in einem Augenblicke die eine Sonne und die andere, gleichſam zwei Aufgehende, an Schönheit und Glanz ſich Gleichende, daß ſelbſt der Himmel in die Erde ſich verliebet; wie es ſchon geſchah, als die erſten Zweige grünten, die in meinem Herzen Wurzel faßten, wegen denen ich immer andere mehr als mich ſelbſt liebe. So verfahren mit mir zwei verſchiedene Stunden; die mich beruhiget, wünſche ich mit Recht, und fürcht' und haſſe, die mir Weh bereitet.

217.

Könnt' ich an ihr mich rächen, die durch Blick' und Worte mich vernichtet, und dann zu größerem Schmerze ſich verſteckt und flieht, verbergend die mir ſo ſüßen und böſen Augen; ſo meine betrübten und müden Geiſter, ſauget mir nach und nach verzehrend aus, und an das Herz, wie ein wilder Löwe, brüllt die Nacht, wenn ich ruhen ſollte. Die Seele, die nur der Tod aus ihrer Wohnung jaget, ſcheidet von mir, und von dieſer Schlinge befreiet, ſchwebt ſie zu ihr, die drohend ſie umpfängt. Wohl wunderts' mich, daß manchmal, wenn ſie ſpricht, und weint, und ſie dann umfaßt, ihr Schlaf nicht flieht, wenn ſie es höret.

218.

An jenem ſchönen Antlitz, wornach ich ſeufze und ſtrebe, hingen die Augen ſehnend und aufmerkſam, als Amor, wie zu fragen: „Was denkeſt du? die theure Hand mir reichte, mein anderes Vergnügen. Das Herz war da gefangen, wie der Fiſch an der Angel, woraus durch lebendiges Beiſpiel gute Werke kommen, (die beſchäftigten Sinne merkten es nicht;) oder wie ein junger Vogel im Leim am Zweige; aber der Blick, ſeines Gegenſtandes beraubt, wie träumend, wollte ſich den Weg bahnen, ohne den ſein Glück unvollkommen iſt. Die Seele, zwiſchen meinen zwei Herrlichkeiten, fühlte, ich weiß nicht welche, neue Himmelsluſt, und welche nie gekannte Wonne.

219.

Lebendige Funken bringen aus zwei ſchönen Lichtern hervor, gegen mich heran, ſo ſüß leuchtend, und ſeufzend rinnet aus klugem Herzen von hoher Beredſamkeit eine ſo ſanfte Fluth, daß ſchon die Erinnerung mich zu verzehren ſcheint, wenn ich bisweilen an dieſen Tag zurückdenke, wie ich von Sinnen kam, als ſie ihre gewohnte Härte ablegte. Die Seele, ſtets genährt von Schmerz und Leiden, (ſo viel vermag eine vorgezeichnete Gewohnheit:) war für die doppelte Luſt ſo unempfänglich, daß ſie ſchon bei dem Vorgeſchmacke des ungewöhnlichen Glückes, bebend bald aus Furcht, bald aus Hoffnung, mich zu verlaſſen oft in Zweifel ſtand.

220.

Immer hab' ich ein einſames Leben geſucht, (die Ströme wiſſen es, und die Fluren, und die Wälder,) um jene tauben und blinden Gemüther zu fliehen, die den Pfad des Himmels verloren haben; und wäre mein Wunſch hierin erfüllet worden, außerhalb der ſüßen Luft des Toskanerlandes, hielte mich noch zwiſchen ſeinen ſchönen, dunkeln Hügeln, die Sorga, die mir weinen hilft und ſingen. Aber mein mir immer feindliches Schickſal ſtößt mich von neuem an den Ort zurück, wo ich unwillig im Schlamme meinen ſchönen Schatz erblicke. Der Hand, womit ich ſchreibe, ward es freundlich dießmal, und vielleicht iſt ſie's nicht unwerth; Amor ſieht es, und Madonna weiß es, und ich.

221.

In ſolchem Sterne hab' ich zwei ſchöne Augen geſehen, voll von Ehrbarkeit und Huld, daß nahe jenen reizenden Liebesſtern, mein reines Herz jeden andern Anblick verſchmähet. Nicht vergleiche ſich ihr, was man am meiſten ſchätzet zu irgend einer Zeit, an irgend fremden Ufern, nicht, die mit ihrer reizenden Schönheit Griechenland

Leiden, Troja den letzten Angſtſchrei brachte; nicht die ſchöne Römerin, die mit dem Eiſen ihre keuſche und zornige Bruſt durchſtach, nicht Polyxene, Hypſipyle und Argia. Dieſe Herrlichkeit iſt Ruhm (wenn ich nicht irre) groß für die Natur, für mich das höchſte Vergnügen. Doch was? Sie kommt ſpät, und geht ſchnell fort.

222.

Jede Frau, die nach ruhmvollem Rufe des Geiſtes, der Kraft, der Holdſeligkeit ſtrebet, blicke feſt auf meine Feindin, welche die Welt meine Donna nennt. Wie man Ehre erwirbt, wie man Gott liebt, wie Ehrbarkeit zu Anmuth ſich geſelle, da lernt man es, und welcher der gerade Weg zum Himmel iſt, der ſie erwartet und wünſcht; die Rede auch, von keinem Griffel erreicht, und das ſchöne Schweigen, und jenes fromme Benehmen, das kein menſchlicher Verſtand beſchreiben kann. Die unendliche Schönheit, die andere blendet, lernt man da nicht; denn ſo ſüße Lichter erwirbt man durch Glück, und nicht durch Kunſt.

223.

Werth iſt das Leben, und nach dieſem, ſo ſcheint es mir, wahre Ehrbarkeit einer ſchönen Frau. Umgekehrt, meine Mutter, nie gab es Schönheit und Werth ohne Ehrbarkeit, und die ſich ihrer Ehre berauben läßt, iſt weder Frau mehr, noch lebendig; und ſcheint ſie's auch, ſo iſt es ein herbes und ſchuldvolles Leben, ſchlimmer als der Tod, und von der bitterſten Pein. Ueber Lukretia hab' ich mich nicht gewundert, als weil ſie zum Sterben des Stahles bedurfte, und nicht der Schmerz allein ihr ſchon genügte. Mögen die Philoſophen, ſo viel ihrer jemals waren, kommen, und hierüber ſprechen, alle ihre Wege liegen tief, nur jene Eine werden wir aufwärts ſchweben ſehen.

224.

O Baum zu Siegen und Triumphen, Schmuck der Feldherren und Dichter, wie viel Leiden und Freuden haſt du in dieſem kurzen Erdenleben mir bereitet! Wahrhafte Herrin, die du der Ehre nur gewogen biſt, welche du vor Andern ernteſt, nicht Amors Lockung fürchteſt du, nicht ſeine Schlingen oder Netze, keine Liſt ſiegt über deinen Verſtand. Adel des Blutes, und was von werthen Dingen unter uns; Perlen und Rubine, und Gold verachteſt du wie eine gemeine Bürde. Die hohe

Schönheit, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, fällt dir beſchwerlich, außer in ſo weit ſie der ſchöne Schatz der Keuſchheit iſt, welcher ſie ſchmücket und zieret.

225.

Das rauhe und wilde Herz, das ſtrenge Wollen, in ſüß= demüthig= engliſcher Geſtalt, werden, wenn dieſe angenommene Härte lange dauert, wenig ehrenvolle Beute an mir haben. Ob Blumen, Kräuter und Blätter leben oder ſterben, ob's heller Tag iſt, oder dunkle Nacht, ich weine zu jeder Stunde. Wohl darf ich über mein Geſchick, über Madonna und Amor mich beklagen. Ich lebe nur von Hoffnung, gedenkend, daß ich wenig Tropfen ſchon durch beſtändigen Verſuch Marmor durchdringen ſah, und feſte Steine. Es giebt kein ſo hartes Herz, das nicht durch Thränen, Flehen, Lieben zuweilen gerühret werde, noch ſo kalten Sinn, daß er nicht erwarme.

226.

Mein theurer Herr, jeder Gedanke treibt mich Ergebenen, euch zu ſehen, den ich immer ſehe; mein Geſchick (was kann es Schlimmeres mir thun?)

hält mich am Zügel, und dreht und wendet mich. Dann führt jenes ſüße Verlangen, das Amor mir einhaucht, mich zum Tode, eh' ich es mir verſehe, und während ich nach meinen zwei Lichtern vergebens forſche, ſeufzet es, wo ich auch ſey, bei Tag und Nacht in mir. Die Huld des Herrn, die Liebe der Donna ſind die Ketten, woran ich mit vielen Schmerzen liege, obwohl ich ſelbſt mich gefeſſelt habe. Einen grünen Lorbeer, eine adeliche Säule, achtzehn jenen, fünfzehn Jahre dieſe, trug ich im Herzen, und hab' Erlöſung nie gefunden.

227.

Ach, das ſchöne Antlitz! Ach, der ſanfte Blick! Ach die anmuthige, hohe Haltung, ach das Wort, das jeden rauhen und wilden Sinn demüthig machte, und jeden feigen Mann tapfer! Und ach das ſüße Lächeln, woraus der Pfeil flog, von dem ich Tod, ein anderes Gut nie hoffe; königliche Seele, Würdigſte der Herrſchaft, wärſt du nicht ſo ſpät zu uns herabgeſtiegen! Für euch nur muß ich brennen, muß ich athmen; ganz bin ich euer, und wenn ich eurer beraubt bin, ſchmerzt mich jedes andre Unglück minder. Mit Hoffnung habt ihr mich erfüllt, und mit Verlangen, da ich von meinem höchſten lebendigen Gute ſchied; doch der Wind trug die Worte davon.

228.

Gebrochen iſt die hohe Säule, und der grüne Lorbeer, die Schatten gaben meinem müden Geiſte; verloren hab' ich, was ich nicht wieder zu ſinden hoſſe vom Nord bis zum Süd, vom indiſchen Meere bis zum Morgenland. Genommen haſt du mir, o Tod, meinen Doppelſchatz, der froh mich leben, ſtolz mich wandeln hieß, was weder Land noch Herrſchaft, weder der Reichthum des Orientes, noch die Macht des Goldes zurückgeben kann. Doch wenn es des Schickſals Wille iſt, was kann ich mehr, als die Seele betrübt, die Augen immer feucht, den Blick geſenkt haben? O unſer Leben, das dem Anſcheine nach ſo ſchön iſt, wie leicht verliert es an einem Tage, was es in vielen Jahren mit großer Mühe erſtrebet!

229.

Das glühende Band, das ſeit ein und zwanzig Jahren mich ganz gebunden, hat der Tod gelöſet, nie empfand ich eine ſolche Laſt, auch glaub' ich nicht, daß der Menſch vor Schmerz ſterbe. Amor, der mich noch nicht verlieren wollte, hatte eine andere Schlinge unter dem Graſe gedrehet, und mit neuem Zunder eine andere Glut entzündet, ſo daß ich nur mit großer Mühe ihr entrann. Und ohne die lange Erfahrung meiner erſten Leiden, war ich gefangen, und um ſo mehr entzündet, je weniger ich grünes Holz bin. Der Tod hat mich zum zweitenmale befreiet, und das Netz zerriſſen, und die Flamme ausgelöſcht und zertheilet, gegen welche Kraft und Klugheit nichts vermögen.

230.

Das Leben flieht, und weilt nicht eine Stunde, und der Tod kommt hinten nach in großen Tagreiſen, und die gegenwärtigen Dinge, und die vergangenen bringen mir Kampf, und ſelbſt die künftigen; und das Erinnern und Erwarten betrübet mich bald hier bald dort ſo, daß ich in Wahrheit, hätt' ich nicht ſelbſt Mitleid mit mir, dieſes Kummers ſchon ledig wäre. Da ſchwebt mir vor, was mein trauriges Herz jemals Süßes genoß, und dann ſeh' ich auf der andern Seite mein Schiffen von Stürmen bedroht. Ich ſeh' das Glück im Hafen, und meinen Steuermann ſchon ermüdet, und

Maſt und Taue zerbrochen, und die ſchönen Lichter, die ich zu ſchauen gewohnt bin, ausgelöſcht.

231.

Was machſt du? Was denkſt du, daß du zurückſchaueſt in die Zeit, die niemals zurückkehren kann, troſtloſe Seele? Warum willſt du noch Holz zum Feuer tragen, da du glüheſt? Die ſanften Worte, und die ſüßen Blicke, die du bis auf's Kleinſte beſchrieben und gemalet haſt, ſind der Erde enthoben; und es iſt, (du weißt es), zur Unzeit und zu ſpät, ſie hier wieder zu ſuchen. Ach, erneuere nicht, was mich tödtet, folge nicht mehr dem irren trügeriſchen Gedanken, ſondern dem Feſten und Sichern, das zu einem guten Ende führet. Den Himmel wollen wir ſuchen, wenn hier uns nichts gefällt. Zum Unheil uns ſieht man ſolche Schönheit, wenn ſie todt und lebend uns den Frieden raubt.

232.

Gebet mir Frieden, o meine harten Gedanken! Nicht genug, daß Amor, Schickſal und Tod an der Pforte mich ringsum bekriegen, ſoll ich noch andere Streiter drin gewahren? Und du, mein Herz, noch biſt du, wie du wareſt, treulos an mir nur, da du wilde Horden beherbergeſt und der Genoſſe meiner ſo gewandten und leichten Feinde biſt.“ In dir hegt Amor alle ſeine Boten, entfaltet das Schickſal alle ſeine Ehren, und der Tod die Erinnerung an jenen Schlag, der noch den Reſt von mir vernichten muß; in dir waffnen ſich die irren Gedanken mit Wahn, darum klage ich dich allein an um all' mein Weh.

233.

O meine Augen, verdunkelt iſt unſere Sonne, ja zum Himmel iſt ſie erhöhet, und glänzet dort! Da werden wir ſie einſt wieder ſehen, dort erwartet ſie uns, und klaget vielleicht über unſer Zögern. O meine Ohren, die Engelsworte tönen nun an einem Orte, wo ſie beſſer vernommen werden! O meine Füße, euer Recht reicht nicht ſo weit, wo ſie iſt, die euch Bewegung gab! Warum denn bereitet ihr mir dieſen Kampf? Ich bin nicht Urſache, daß ihr ſie nicht mehr ſehet, höret, und nicht mehr wiederfindet auf Erden. Tadelt den Tod, doch preiſet ihn vielmehr, der bindet und löſet, in einem Augenblicke öffnet und ſchließt, und der nach Thränen auch froh zu machen weiß.

234.

Seit das heitere Engelsantlitz durch ſchnelles Scheiden in großem Schmerze die Seele zurück ließ, und in ſchaurigem Dunkel, ſuch' ich durch Sprechen meine Pein zu entfernen. Gerechter Schmerz treibt mich zu Klagen; wohl weiß, wer Schuld daran iſt, und Amor weiß es, daß ein anderes Mittel mein Herz nicht hatte gegen die Kümmerniſſe, wovon mein Leben voll iſt. Dieß Eine, Tod, hat deine Hand mir entwunden, und die du bedeckeſt und ſiehſt, und bei dir haſt, glückliche Erde, dieſes ſchöne, menſchliche Antlitz, warum läßt du mich troſtlos und blind, ſeit das ſüße, liebevolle, zarte Licht meiner Augen nicht mehr mit mir iſt?

235.

Wenn Amor nicht neuen Rath uns ſpendet, muß ich mit Gewalt dem Leben entſagen, ſo ſehr quälen Furcht und Schmerz die betrübte Seele, denn die Sehnſucht lebet, und die Hoffnung iſt todt, darum entſetzt und entmuthiget ſich mein ganzes Leben, und weinet Tag und Nacht, matt, ohne Steuer, auf ſtürmiſchem Meere, und auf zweifelhaftem Wege, ohne treues Geleite. Eine erdichtete Führerin ſteht ihm zur Seite, denn die Wahre iſt unter der

Erde, nein, im Himmel, von woher ſie heller als jemals in das Herz ſtrahlet, in die Augen nicht, da ein grauenvoller Schleier ihnen das erſehnte Licht verbirgt, und ſo vor der Zeit meine Haare bleichet.

236.

In ihrem ſchönſten und blühendſten Alter, da Amor die meiſte Kraft in uns zu haben pflegt, die irdiſche Hülle auf der Erde laſſend, iſt Laura, die mir Leben gab, geſchieden, und lebendig, und ſchön und bürdelos zum Himmel geſchwebet, von wo ſie mich beherrſchet und bezwinget. Ach, warum ſtreift nicht mir das Sterbliche ab der letzte Tag, welcher der erſte iſt des anderen Lebens? Daß, wie meine Gedanken ihr nachziehen, ſo auch leicht und behende und fröhlich die Seele ihr folge, von jedem Kummer mich zu erlöſen. Verzögern iſt zu meinem eigenen Nachtheile, mich ſelbſt mir zur ſchwerſten Laſt zu machen. O wie ſchön war Sterben heute vor drei Jahren!

237.

Wenn die Vögel klagen, oder grüne Blätter ſanft in der Sonnenluft ſäuſeln, oder wenn man das dumpfe Murmeln leuchtender Wellen am blumigen und friſchen Ufer höret, ſitz' ich liebeſinnend und ſchreibe, und, die der Himmel uns gezeigt hat, und die Erde verhüllt, ſeh' ich und hör' ich, und vernehm' ich; die noch lebend ſo fernher meinen Seufzern antwortet. „Ach, warum verzehreſt du dich vor der Zeit? ſpricht ſie voll Mitleid zu mir; „warum doch vergießeſt du aus trüben Augen des Schmerzes Fluth? Ueber mich weine nicht, denn meine Tage werden durch Sterben ewig, und in ewiger Glut, da ich ſie zu ſchließen ſchien, öffnete ich die Augen.“

280.

Nie bin ich an einem Orte geweſen, wo ſo klar zu ſehen, was ich immer ſehen möchte, ſeit ich ſie nicht mehr ſehe, noch wo ich in ſolcher Freiheit war, noch wo der Himmel mit ſolchen Liebesklagen ſich erfüllte; nie ſah ich ein Thal mit ſo vielen heimlichen und vertrauten Plätzen, um zu ſeufzen, und glaube nicht, daß Amor in Cypern, oder an einem andern Strande ſo holde Neſter hatte. Die Quellen ſprechen von Liebe, und die Luft, und die Zweige und die Vögelchen, und die Fiſche, und die Blumen, und das Gras, alle miteinander bittend, daß ich immer liebe. Aber du, Hohe, die du vom Himmel mich rufeſt, bei dem Gedächtniſſe deines herben Todes flehe, daß ich die Welt verachte, und ihre ſüßen Lockungen.

239.

Wie oft in meiner ſüßen Einſamkeit, die Welt fliehend, und, wenn's ſeyn könnte, mich ſelbſt, hab' ich mit den Augen das Gras und die Bruſt, mit Seufzern die Luft erfüllend! Wie oft irrte ich allein, des Wahnes voll, durch dunkle Schattenorte, in Gedanken die hohe Luſt ſuchend, die der Tod genommen hat, daher ruf' ich ſie oft. Bald ſah ich ſie in Geſtalt einer Nymphe oder einer andern Göttin, die aus dem klareſten Grunde der Sorga auftauchet und am Strande ſich niederſetzet, bald auf friſchem Raſen über Blumen wandeln, wie eine lebendige Frau, im Blicke zeigend, daß ſie Mitleid mit mir habe.

240.

Glückli[illegible] Geiſt, der du oft zurückkehreſt, meine ſchmerzvollen Nächte zu tröſten, mit deinen Augen, die der Tod nicht ausgelöſcht hat, geſchmückt vielmehr auf überirdiſche Weiſe, wie freu' ich mich, daß du meine traurigen Tage durch deinen Anblick erheitern willſt! So beginn' ich deine Reize an den gewohnten Stellen wieder gegenwärtig zu finden. Da, wo ich viele Jahre dich beſingend wandelte, muß ich nun, wie du ſiehſt, dich beweinen, nicht *dich* beweinen, ſondern meine Leiden. Nur *einen* Troſt find' ich in vielen Qualen, daß ich, wenn du kommſt, dich erkenne und verſtehe, am Gehen, an der Stimme, am Antlitz und am Gewande.

241.

Entfärbt haſt du, o Tod, das ſchönſte Antlitz, das man jemals ſah, und die ſchönſten Augen ausgelöſcht; den Geiſt, von Tugendglut entzündet, haſt du vom angenehmſten und ſchönſten Bande befreiet. In einem Augenblicke haſt du mir all' mein Glück genommen, haſt Schweigen den ſanfteſten Lauten aufgelegt, die man jemals hören wird, und mir der Klagen Fülle. Was ich ſehe, verdrießt mich, und was ich höre. Wohl kehrt zurück, zu tröſten in ſo großem Schmerze, Madonna, wohin Mitleid ſie führet, auch finde ich in dieſem Leben keine andere Hülfe; und wenn ich, wie ſie ſpricht, und wie ſie glänzet, wiederſagen könnte, würde ich in Liebe entzünden, nicht Menſchen, nein Tiger-ſelbſt und Bärenherzen.

242.

So kurz iſt die Zeit, und der Gedanke ſo flüchtig, die beide mir die todte Herrin zurückgeben, daß für den großen Schmerz die Arznei nicht hinreicht; nur ſo lang ich ſie ſehe, ſchadet mir nichts. Amor, der nicht gefeſſelt und in Ungewißheit hält, bebt, wenn er ſie an der Schwelle des Herzens ſieht, wo ſie noch mit ſüßem Blicke, mit ſo ſanfter Stimme mich tödtet. Wie in ihre Wohnung, als Herrin, eingegangen, treibt ſie aus dem dunkeln und ſchweren Herzen mit heiterer Stirne die trüben Gedanken. Die Seele, welche ſo großes Licht nicht erträgt, ſeufzet, und ſpricht: „O geſegnet ſey die Stunde des Tages, wo du dieſen Weg mit den Augen geöffnet haſt!“

243.

Nie gab eine fromme Mutter dem theuern Sohne, nie die liebeglühende Herrin ihrem geliebten Bräutigam mit ſo viel Seufzern, mit ſolcher Scheue, in zweifelvoller Lage ſo treuen Rath, wie mir jene, die meine harte Verbannung von ihrer hohen ewigen Wohnung erblickend, oft mit alter Huld zu mir zurückkehret, mit doppeltem Mitleid das Antlitz geſchmücket, als Mutter und als Liebende, die bald fürchtet, bald glühet in ehrbarer Glut, und im Sprechen mir zeiget, was ich auf dieſer Lebensreiſe fliehen oder erſtreben ſoll, Unfälle unſers Lebens aufzählet, flehend, daß die Seele ſich emporzuſchwingen nicht zögere, und nur wenn ſie ſpricht, hab' ich Frieden oder Ruhe. —

244.

Wenn ich dieſes ſanfte Wehen der Seufzer, das ich von ihr vernehme, die hier meine Herrin war, nun im Himmel iſt, und noch hier zu ſeyn und zu leben, und zu fühlen und zu gehen und zu lieben und zu athmen ſcheint, malen könnte, o welche heiße Sehnſucht würd ich ſprechend wecken! So kehrt ſie eiferſüchtig und liebend, wo ich bin, fürchtend, mich unterweges ermüden, oder zurück-, oder zur Linken abirren zu ſehen. Den geraden, beſchwerlichen Weg zeigt ſie mir, und ich, der ich ihre keuſchen Lockungen wohl verſtehe, und die frommen Bitten, mit ſüßem, mitleidvollen, demüthigen Belehren muß nach ihr mich richten, und bezwungen von der Anmuth, die aus ihren Worten quillt, welche die Kraft hätte, einen Felſen weinen zu machen.

245.

Mein Sennuccio, obwohl du mich ſchmerzgebeugt und allein gelaſſen haſt, tröſt' ich mich doch, weil aus dem Leib, worin du gefangen warſt und todt, du hoch emporgeſchwebet biſt. Nun ſiehſt du den einen und den andere Pol zugleich, die Irrſterne und ihre krumme Bahn, und ſiehſt, wie kurz unſer Sehen iſt; ſo mildere ich mit deiner Freude meinen Schmerz. Wohl aber fleh' ich dich, daß du in der dritten Sphäre Guitton grüßeſt, und Cino und Dante, unſern Franceſchin und jene ganze Schaar. Meiner Herrin magſt du wohl ſagen, wie ich von Thränen lebe, und ein Wild geworden bin, gedenkend ihres ſchönen Antlitzes, und ihrer frommen Werke.

246.

Mit Seufzern füll' ich die ganze Luft, von rauhen Hügeln auf die ſanfte Fläche ſchauend, wo jene geboren ward, die mein Herz beſaß, da es blühte, und da es Früchte trug. Sie ſtieg zum Himmel, und brachte mich durch ihr plötzliches

Scheiden ſo weit, daß, weil die matten Augen fernhin ſie vergebens ſuchen, in der Nähe kein Plätzchen trocken bleibt. Kein Strauch iſt, kein Stein an dieſen Bergen, kein Aſt, kein grüner Zweig auf dieſen Höhen, keine Blume in dieſen Thälern, kein Grashalm, kein Waſſertropfen kommt aus dieſen Quellen, kein Wild iſt zu ſehen in dieſen Gebüſchen und Wäldern, die nicht wiſſen, wie groß meine bittere Qual ſey.

247.

Sie, meine theure Flamme, ſchön vor allen, welcher der Himmel hier ſo freundlich und hold war, iſt zu früh für mich in ihr Vaterland zurückgekehrt, zu ihrem gleichen Sterne. Nun beginn' ich zu erwachen, und ſehe, daß ſie zu meinem Beſten meiner Sehnſucht widerſtrebte, und jene jugendlich-glühenden Wünſche mit ſüßem und ſtrengen Blicke milderte. Ihr dank' ich es, und ihrem hohen Rathe, daß ſie mit holden Augen und mit ſanftem Zürnen, mich Glühenden mein Heil bedenken ließ. O holde Künſte, o würdiges Ergebniß, daß mit der Zunge das eine, das andere mit den Brauen bewirket wurde, daß ich Ruhm auf ſie, und ſie Tugend in mich brachte.

248.

O Weltlauf! Nun erfreut und vergnüget mich, was ſonſt mir mißfiel, nun ſeh' ich und fühle, wie ich ſtatt Heil Qual erworben, und kurzen Kampf ſtatt ewigen Frieden. O Hoffnung, o immer trügeriſcher Wunſch, beſonders der Liebenden wohl von hundert! O wie ſchlimmer wär's, erhörte ſie mein Flehen, die nun im Himmel thront und in der Erde liegt! Allein die blinde Liebe und mein tauber Sinn verführten mich ſo, daß ich, ihrer gewaltigen Macht folgend, dem Tode entgegen ging. Gebenedeiet ſey ſie, die auf eine beſſere Bahn meinen Lauf gewendet, und den böſen, glühenden Trieb ſchmeichelnd gezügelt hat, damit ich nicht zu Grunde gehe!

249.

Seh' ich vom Himmel Auroren ſchweben, mit der Roſenſtirne und dem Goldhaare, bekriegt mich Amor, ſo, daß ich erbleiche, und ſeufzend ſpreche: „Dort iſt nun Laura." O glücklicher Titon, du kennſt wohl die Stunde, die deinen theuern Schatz dir wieder bringt, doch ich, was ſoll ich mit dem ſüßen Lorbeer thun, der ich, ihn zu ſehen, vom Leben ſcheiden muß? Euer Scheiden iſt nicht ſo hart, da ſie mindeſtens bei Nacht zu kehren pfleget, ohne deine grauen Haare zu ſcheuen; nie trübt die Nächte, und verdunkelt die Tage, ſie, die mein ganzes Denken mit ſich genommen, und von ſich mir nichts gelaſſen hat, als den Namen.

250.

Die Augen, wovon ich ſo innig ſpreche, und die Arme, und die Hände, und die Füße und das Antlitz, die ſo mich von mir ſelbſt getrennet, und abgeſondert hatten von der Welt, die krauſen Locken von reinem Golde ſtrahlend, und das Leuchten des Engellächelns, das einſt die Erde zum Paradieſe ſchuf, ſind wenig Staub nun, der nichts fühlet; ich aber bebe, worüber ich klage und zürne, blieb zurück ohne das Licht, das ich ſo ſehr geliebt, in großem Sturme, auf ſteuerloſem Schiffe. Hier ende nun mein Liebesgeſang, vertrocknet iſt des gewohnten Geiſtes Ader, und meine Laute den Thränen zugewendet.

251.

Hätt' ich gedacht, daß die Töne meiner Seufzer in Reimen ſo geehret würden, würd' ich ſeit meinem erſten Seufzen wohl mehr an Zahl gemacht haben, im Styl von ſeltnerem Werthe. Da ſie nun todt iſt, die mich ſprechen machte, und die auf der Zinne meines Denkens ſtand, kann ich nicht und habe keine ſo ſüße Feile mehr, rauhe und dunkle Reime ſanft und klar zu machen. Und ſicher war damals mein ganzes Streben, nur mein leidendes Herz zu erleichtern, nicht Ruhm zu erwerben; zu weinen ſuchte ich, doch durch Thränen keine Ehre. Jetzt möcht' ich wohl gefallen, doch jene Hohe rufet mich nach, der ich ſtumm und müde bin.

252.

Sie pflegte in meinem Herzen ſchön zu leben, wie eine hohe Frau an niedrer und geringer Stätte; nun bin ich durch ihr letztes Scheiden nicht ſterblich nur, nein, todt zu achten; ſie aber iſt ſelig. Die Seele, all' ihres Glückes beraubt, Amor, von ſeinem Lichte entblößt, könnten durch Mitleid einen Felſen ſpalten. Aber Niemand iſt, der ihren Schmerz erzähle oder beſchreibe; denn drinnen weinen ſie, wo jedes Ohr taub iſt, nur nicht meines, dem ſolcher Gram beſchieden, daß mir nichts mehr hilft als Seufzen. Wahrhaftig ſind wir Staub und Schatten, wahrhaftig iſt der Wille blind und gierig, wahrhaftig trügeriſch iſt die Hoffnung.

253.

Meine Gedanken pflegten ſonſt heimlich von ihrem Gegenſtande miteinander zu ſprechen: „Mitleid nahet ſich, und ſie bereut ihr Zögern; vielleicht ſpricht ſie von uns, oder hofft oder fürchtet.“ Seit der letzte Tag und die letzte Stunde dieſes gegenwärtige Leben ihr entzogen, ſieht ſie vom Himmel unſere Lage, hört und fühlet. Andere Hoffnung iſt von ihr mir nicht geblieben. O hohes Wunder! O glückliche Seele! O Schönheit, ohne Beiſpiel erhaben und ſelten, die früh dahin zurückgekehrt, von wo ſie ausgegangen! Dort findet für ihr ſchönes Leben Krone und Palme jene, deren große Tugend und meine Glut, auf der Welt ſo berühmt und leuchtend ſie gemacht haben.

254.

Ich klagte mich an, und nun entſchuldige ich mich, ja, ich ſchätze mich, und bin mir noch theurer, ob der werthen Haſt, ob des bitter-ſüßen Schlages, den ich ſchon viele Jahre in mir verſchloſſen trug. Neidiſche Parzen, ſo ſchnell ſchnittet ihr die Spille ab, die einen zarten und leichten Faden in mein Netz wand, und jenen goldenen und ſeltenen Pfeil, von dem ſelbſt der Tod, gegen unſere Gewohnheit behagt! Denn keine Seele ſehnte ſo ſich jemals nach Freiheit und Luſt und Leben, daß ſie nicht gerne ſolchem Sehnen entſaget, bereit, für Sie vielmehr zu ſeufzen immer, als Andere zu beſingen und froh zu ſterben an ſolcher Wunde, und in ſolchem Bande zu leben.

255.

Zwei große Feindinnen waren miteinander verbunden, Tugend und Schönheit, in ſolchem Frieden, daß niemals Aufruhr die fromme Seele fühlte, ſeitdem ſie beiſammen ſtanden. Und nun ſind ſie durch den Tod zerſtreut und aufgelöſet. Die Eine iſt im Himmel, die er rühmet und preiſet, die Andere unter der Erde, welche die ſchönen Augen verhüllet, wovon ſo viele Liebeswunden ſchon gekommen. Die holde Geberde, und das demüthig-kluge Sprechen, hohem Orte entſtiegen, und der ſüße Blick, der mir das Herz verwundet, und noch bedrohet, ſind dahin, und wenn ich zögere zu folgen geſchieht's vielleicht, daß ich den ſchönen, adelichen Namen, mit dieſer matten Feder, preiſen werde.

256.

Seh' ich zurückgewendet nach den Jahren, die

die meine Gedanken zerſtreuet haben, und die Flamme ausgelöſcht, wovon ich zu Eis gerinnend glühte, und die qualenvolle Ruhezeit geendet, den Glauben an Liebestäuſchung gebrochen, und all' mein Glück in zwei Hälften getheilet, die eine im Himmel und die andere auf der Erde, und verloren die Frucht meiner Leiden, — erbebe ich, und fühle mich ſo entblößt, daß ich das ſchlimmſte Loos beneide, ſo hab' ich Herzleid und Furcht vor mir ſelbſt. O mein Stern, o Glück, o Schickſal, o Tod, o Tag, für mich immer ſüß und herb, wie niedern Stand hab' ich von euch empfangen!

257.

Wo iſt die Stirne, die mit leiſem Winke mein Herz nach dieſer und jener Seite wandte? Wo ſind die ſchönen Brauen, und der eine und der andere Stern, die dem Laufe meines Lebens Licht gaben? Wo iſt die Kraft, die Kenntniß, und der Verſtand, die kluge, fromme, demüthige und ſüße Sprache? Wo ſind alle ihre Reize, die lange Zeit ihren Willen an mir übten? Wo iſt der holde Schatten ihres Antlitzes, der Kühlung und Ruhe der müden Seele gab, und wo alle meine Gedanken geſchrieben ſtanden? Wo iſt jene, die mein Leben hielt in ihrer

Hand? Wie viel entgehet der armen Welt, und wie viel meinen Augen, die niemals wieder trocken werden!

258.

Wie beneid' ich dich, geiziges Land, weil du jene umarmeſt, deren Anblick mir genommen iſt, und mir den Hauch des ſchönen Angeſichtes verwehreſt, wo ich Frieden fand nach jedem Kampfe! Wie beneid' ich den Himmel, der ſchließet und ſperrt, und ſo begierig den Geiſt, der ſchönen Glieder entbunden, an ſich gezogen hat, und der andern ſo ſelten ſich erſchließet! Wie beneid' ich jene Seelen, die an ihrer frommen und ſüßen Seite ſchweben, die ich mit ſolcher Sehnſucht immer ſuchte! Wie ſehr den liebeleeren und harten Tod, der, nachdem er in ihr mein Leben ausgelöſcht, in ihren ſchönen Augen wohnet, und mich nicht ruft!

259.

O Thal, voll von meinen Klagen, o Strom, den oft meine Thränen ſchwellen, o Thiere des Waldes, o gaukelnde Vögel und Fiſche, um welche grüne Ufer ſich dehnen! O Luft, warm und heiter von meinen Seufzern! O ſüßer Pfad, und nun ſo bitter! O Hügel, der du mir gefieleſt und jetzt mißfalleſt, wohin mich Amor noch aus Gewohnheit führet; wohl erkenn' ich an euch die alten Formen, nicht, ach! an mir, der ich aus ſo frohem Leben zur Wohnung endloſen Schmerzes wurde! Von hier ſah ich mein Glück, und auf dieſen Spuren kehr' ich, zu ſehen, von wo ſie bürdelos zum Himmel ſtieg, auf Erden ihre ſchöne Hülle laſſend.

260.

Mich hob der Geiſt dahin, wo jene war, die ich ſuche, und auf Erden nicht wieder finde. Dort unter jenen, welche der dritte Himmel umſchließt, ſah ich ſie wieder, viel ſchöner und minder ſtolz. Sie nahm mich bei der Hand und ſprach: „Auf dieſer Sphäre, täuſcht nicht die Sehnſucht, wirſt du einſt mit mir ſeyn. Ich bin diejenige, die dir ſo manchen Kampf bereitet, und ihren Tag vor dem Abende geendet hat. Meine Wonne begreift kein menſchlicher Verſtand. Dich nur erwarte ich und jenen, den du ſo ſehr liebteſt, und der da unten iſt zurückgeblieben, meinen ſchönen Schleier.“ — Ach, warum ſchwieg ſie, und ließ meine Hand? Wenig fehlte bei dem Klange ſo milder und reiner Worte, daß ich im Himmel geblieben wäre. —

261.

Amor, der du in glücklichen Zeiten an dieſen Ufern, die freundlich unſerm Sinnen, mit mir gezogen, und, unſere alten Händel zu ſchlichten, mit mir und mit dem Fluße ſpracheſt; Blumen, Laub, Gras, Schatten, Höhlen, Wogen, ſanfte Lüfte, umſchloſſene Thäler, hohe Hügel und offene Fluren, Port meiner Liebesmühen, und meiner vielen und harten Begegniſſe, o gaukelnde Bewohner grüner Gebüſche, o Nymphen, und ihr, die der friſche mooſige Grund flüſſiger Kryſtalle beherbergt und nähret! Meine Tage waren ſo hell, nun ſind ſie düſter, wie, der es ſchafft, der Tod. So hat auf der Welt Jeder ſein Loos am Tage, da er geboren wird.

262.

Da mein Herz von Liebeswürmern verzehrt wurde, und in Liebesflammen glühte, ſuchte ich des flüchtigen Wildes zerſtreute Spuren in einſamen und öden Gründen, und wagt' es ſingend, Amor anzuklagen, und Sie, die ſo hart mir begegnete; aber der Verſtand und die Reime fehlten mir zu jener Zeit zu neuer kranker Weiſe. Dieſe Glut iſt todt, ein kleiner Stein decket ſie;

wäre ſie mit der Zeit fortgeſchritten, wie ſchon in Andern, bis zum Alter, mit Reimen bewaffnet, die ich jetzt ablege, mit greiſem Worte hätte ich Felſen zertrümmert, und vor Entzücken weinen laſſen.

263.

O ſchöne Seele, von dieſen Feſſeln erlöſet, die ſchöner die Natur nie ſchuf, ſchau vom Himmel auf mein düſteres Leben, wende von frohen Bildern dich zu Thränen! Der falſche Wahn iſt vom Herzen genommen, der mir einſt deinen ſüßen Anblick hart und bitter machte; nun kannſt du ſicher nach mir die Augen heben, und meine Seufzer hören. Schau den großen Felſen an, dem die Sorga entquillet, und ſehen wirſt du Einen, der bei Gras und Wellen von deinem Gedächtniſſe und von Schmerz ſich nähret. Dein heimathliches Land, und den Ort, wo unſere Liebe erwuchs, verlaß und meide, um nicht zu ſehen, was dir mißfällt.

264.

Jene Sonne, die mir den rechten Pfad wies, zum Himmel zu wandeln mit ruhmvollen Schritten, kehrend zur höchſten Sonne, verſchloß unter einem ſteinernen Grabmale mein Licht, und ihren Erdenkerker. Darum bin ich zu einem Thiere des Waldes geworden, der ich mit irren, einſamen und müden Füßen, mit ſchwerem Herzen und feuchten geſenkten Augen durch die Welt wanke, die für mich eine rauhe Wüſte iſt. So ſuch ich jede Gegend auf, wo ich ſie ſah, und nur du, Amor, der du mich betrübeſt, ziehſt mit mir, und zeigeſt mir, wohin ich gehen ſoll. Sie find' ich nicht aber ihre heiligen Spuren, alle nach dem Pfade der Höhe gewendet, ſeh' ich, ferne von den Gewäſſern des Avernus und Styxes.

265.

Ich dünkte mich geſchickt genug, auf Schwingen, nicht durch die Kraft derſelben, ſondern deſſen, der ſie entfaltet, ſinnend emporzuſchweben zu jenem gleichen ſchönen Bande, von dem der Tod mich ſchied, womit Amor mich bindet; ich fand mich bei der That unbehülflicher und ſchwächer als ein kleiner Zweig, den eine groſſe Laſt bieget, und ſprach: „Es fällt, wer zu hoch ſteigt, und der Menſch kann nicht wohl thun, was der Himmel verweigert. Niemals können des Geiſtes Schwingen ſtiegen, wie ſchwere Schreibart oder Sprache, wohin einſt die Natur, webend mein ſüßes Band, entſchwebte. Ihr folgte Amor nach mit ſo wunderbarer Sorge, es zu ſchmücken, daß ich nicht würdig war, auch nur des Anblickes doch es war meine Schickung.

266.

Sie, für die ich den Arno mit der Sorga vertauſchte, mit freier Armuth knechtiſche Reichthümer, kehrte in bitteres Weh ihre heiligen Wonnen, durch die ich lebte, und nun in Qualen vergehe. Seitdem hab' ich es oft vergebens verſucht, dem kommenden Jahrhunderte, die hohen Schönheiten ſingend zu ſchildern, damit man ſie liebe, und ihr huldige, doch mit meiner Feder male ich ihr ſchönes Antlitz nicht. Von den Reizen, die andern niemals, ihr nur eigen waren, wie Sterne am Himmel ausgeſäet, wag' ich nur einen abzuſchatten oder zwei, doch wenn ich zu der göttlichen Hälfte gelange, die eine klare und kurze Sonne der Welt war, dann fehlen mir Kühnheit, Verſtand und Kunſt.

267.

Das hohe und ſeltene Wunder, das in unſern

Tagen der Welt erſchien, und nicht in ihr bleiben wollte, das uns der Himmel nur zeigte und dann nahm, um damit ſeine Sternenhallen zu ſchmücken, ſoll ich jenen malen und zeigen, die es noch nicht geſehen haben, nach Amors Willen, der zuerſt meine Zunge löſete, dann tauſendmal vergebens zum Werke ordnete, Verſtand, Zeit, Federn, Papier und Tinte. Noch haben meine Lieder das Höchſte nicht erreicht, ich kenn's in mir, und Jeder wird es beſtätigen, der bis jetzt von Liebe ſprach oder ſchrieb. Wer das Wahre denken kann, erwäge ſchweigend, was jedes Wort beſiegt, und ſeufze dann: „Glückſelig die Augen, die ſie lebend ſahen.“

268.

Zephyr kehrt zurück, und bringt die ſchöne Zeit wieder, und die Blumen und die Gräſer, ſeine ſüßen Kleinen, und Progne ſchwatzt und Nachtigallen weinen, und der Frühling erſcheint weiß und roth. Die Wieſen lachen, und der Himmel wird heiter; Jupiter freut ſich, ſeine Tochter zu ſchauen; die Luft und das Waſſer, und die Erde iſt von Liebe voll, und jedes Geſchöpf fühlt wieder Liebesregung. Doch mir, ach, kehren die ſchwerſten Seufzer, die tief aus dem Herzen Jene ſteigen läßt, die ſeine Schlüſſel zum Himmel trug; und das Singen der Vögelchen, und die blühenden Fluren, und ſchöner Frauen ehrbar ſüße Geberden, ſind eine Wüſte, und wilde, reißende Thiere.

269.

Jene Nachtigall, die ſo zärtlich weinet, vielleicht über ihre Söhne, oder über den theuren Gatten, erfüllt in ſüßer Luſt den Himmel und die Fluren, mit ſinnig mitleidvollen Tönen, und ſcheint die ganze Nacht mich zu begleiten, und an mein hartes Schickſal zu erinnern, denn einen Andern als mich, hab' ich nicht, über den ich mich beklage, weil ich nicht glaubte, daß der Tod über Göttinnen herrſche. O wie leicht iſt's, zu täuſchen, wer vertrauet! Dieſe zwei ſchönen Lichter, weit heller wohl als die Sonne, wer dachte je die Erde ſie verdunkeln zu ſehen? Nun ſeh' ich wohl, daß mein böſes Geſchick will, daß ich lebend und weinend lerne, wie nichts hier unten ergötzt und dauert.

270.

Nicht irre Sterne am heitern Himmel, noch auf ruhigem Meere getheerte Schiffe, noch auf Fluren bewaffnete Ritter, noch in ſchönen Wäldern munteres und flüchtiges Wild, noch von erſehntem Glücke neue Kunde, noch Liebesreden in hohen, geſchmückten Worten, noch an klaren Quellen und auf grünen Wieſen ehrbarer und ſchöner Frauen ſüßes Singen, noch ſonſt etwas wird jemals zu meinem Herzen bringen, da es mit ſich jene begraben wußte, die allein meinen Augen Licht und Spiegel war. Verdrießlich iſt mir ein ſo beſchwerliches und langes Leben, darum rufe ich nach dem Ende aus großer Sehnſucht, wieder zu ſehen, was ich beſſer nie geſehen hätte.

271.

Dahin iſt nun die Zeit, ach! daß ich mit ſo groſſer Kühle mitten in der Glut lebte; dahin iſt jene, wegen der ich weinte und ſchrieb, wohl aber ließ ſie mir die Qual und die Thränen. Dahin iſt das ſo reizende und fromme Angeſicht; doch ging's, die ſüßen Augen nach meinem Herzen gerichtet, in mein Herz, das ihr folgend ſchied, die es in ihren ſchönen Mantel gehüllt hatte. Sie trug's mit fort, unter die Erde, und in den Himmel, wo ſie nun triumphirt, mit dem Lorbeer geſchmücket, den ihre unbeſiegte Tugend verdiente! O wär' ich von meiner Erdenhülle befreiet, die mit Gewalt mich hier noch hält, mit ihnen, vor Seufzern frei, bei den ſeligen Geiſtern!

272.

Mein Geiſt, der du vorahnend deine Leiden, in froher Zeit ſchon ſinnend und traurig ſo andächtig in dem geliebten Tatlitze Ruhe ſuchteſt für die künftigen Qualen, nach den Geberden, nach den Worten, nach dem Geſichte, nach den Kleidern, nach ſeltenem Mitleid mit Schmerz vermiſcht, konnteſt du wohl ſprechen, wenn du alles wußteſt: „Dieß iſt der letzte Tag von meinen ſüßen Jahren." — Welch' Entzücken war es, o beklagenswerthe Seele, als wir in dem Augenblicke glühten, da ich die Augen ſah, die ich niemals wieder ſehen ſollte, als ich ihnen, wie zwei treuen Freunden, ſcheidend die edelſte Bürde, meine theuern Gedanken und das Herz, in Verwahrung ließ.

273.

Mein ganzes friſches Blüthenalter ſchied dahin, und ſchon fühlte ich die Flamme ſchwächer werden, woron mein Herz glühte, und an den

Punkt war ich gelangt, wo das Leben ſinket, und zu Ende geht; ſchon begann meine liebe Feindin nach und nach ſtatt Argwohnes Vertrauen zu faſſen, und in Spiel wandelte meine bittern Leiden ihre ſüße Tugend. Nah war die Zeit, wo Lieb' und Keuſchheit ſich verbinden, wo es Liebenden gewähret wird, beiſammen zu ſitzen, und zu erzählen, was ihnen begegnet. Der Tod beneidete mein glückliches Loos, die Hoffnung ſelbſt, und ſtellte ſich mir entgegen auf halbem Wege, wie ein bewaffneter Feind.

274.

Zeit war es nun, Frieden oder Ruhe nach ſolchem Kampfe zu finden, auch war ich vielleicht auf dem Wege dazu; da wandte die frohen Schritte zurück, der unſere Ungleichheiten ausgleicht; denn wie der Nebel vor dem Winde fliehet, ſo ſchnell durchlief auch ihr Leben Sie, die mit ihren ſchönen Augen mich geführet hat, und nun muß ich in Gedanken ihr folgen. Ein wenig Aufſchub noch, und Zeit und Haare änderten den Sinn; dann konnt' ich ohne Argwohn von meinem Weh mit ihr ſprechen. Mit welchen frommen Seufzern hätt' ich ihr meine langen Leiden geſchildert, auf die ſie nun vom Himmel ſchaut, und, — ich bin's gewiß, — mit mir beklaget.

275.

Einen ruhigen Hafen hatte mir Amor gezeigt, nach meinem langen und wilden Sturme, in den Jahren des reifen, ehrbaren Alters, das die Laſter auszieht und mit Tugend ſich bekleidet und ſchmücket. Schon ſtrahlte aus ſchönen Augen mein Herz, denen hohe Treue nicht mehr läſtig war. Ach, grimmiger Tod, wie eileſt du, die Frucht vieler Jahre in ſo wenig Stunden zu verheeren! Lebte ſie noch, ſie käme, und ſprechend hätte ich in ihre keuſchen Ohren meiner ſüßen Gedanken alte Bürde gelegt; vielleicht würde ſie mir dann ein frommes Wort ſeufzend erwiedert haben, da Wang' und Haar verwandelt an uns Beiden.

276.

Bei dem Sturze einer Pflanze, die ſich loßriß, gleich einer, die Eiſen oder Sturm ausrottet, ſtreuend ihr hohes Laub auf den Boden umher, zur Sonne kehrend ihre dürren Wurzeln, ſah ich eine Andere, die Amor zum Gegenſtande wählte, zum Stoff in mir Calliope und Euterpe, die mir um's Herz, ihre eigene Wohnung, ſich ſchlang, wie ſich um Stamm und Mauer Epheu windet. Der lebendige Lorbeer, worin die hohen Gedanken ein Neſt erbauten, und meine glühenden Seufzer, die niemals die Zweige ſchöner Aeſte bogen, in den Himmel verſetzt, ließ ſeine Wurzeln in dem treuen Hauſe, von wo mit bangen Tönen Einer noch ruft, dem Niemand antwortet.

277.

Meine Tage, flüchtiger als Hirſche, fliehen wie Schatten, und ſahen mehr nicht vom Glücke, als einen Augenblick und wenig heitere Stunden, die ich bitter=ſüß in meinem Herzen bewahre. Elende Welt, unbeſtändige, und muthwillige, ganz blind iſt, wer auf dich ſeine Hoffnung baut; denn in dir ward mir das Herz entwendet, und nun hält ſie's zurück, die ſchon Staub iſt, nicht Bein und Nerv lebendig! Allein die beſſere Form, die noch lebet, und immer leben wird oben im hohen Himmel, macht mich mit ihren Reizen immer mehr verliebt. Ich wandle ſinnend nur, während die Haare bleich werden, wie ſie jetzt iſt, an welchem Orte ſie verweilet, und wie ihr holder Schleier anzuſchauen iſt.

278.

Ich fühle altes Wehen, und die ſanften Hügel ſeh' ich erſcheinen, wo das ſchöne Licht geboren ward, das meine Augen, weil es dem Himmel gefiel, mit Freud' und Luſt erfüllte, und nun mit Trauer und Thränen. O hinfällige Hoffnungen, o thörichte Gedanken, verwaiſet ſind die Fluren, und trübe die Quellen, und leer und kalt das Neſt, worin ſie lag, wo ich lebe, und todt liegen wollte, hoffend endlich von ihren holden Füßen, und von ihren ſchönen Augen, die mir das Herz entzündet, einige Ruhe nach ſo großen Mühen! Ich habe einem grauſamen und geizigen Herren gedient, und brannte ſo lang' ich Glut hatte, nun weih' ich ihrer Aſche meine Thränen.

279.

Iſt dieß das Neſt, in welches mein Phönix die goldenen Purpurfedern legte, der unter ſeinen Flügeln mein Herz trug, und Worte noch und Seufzer aus ihm locket? O erſte Wurzel meines ſüßen Wehes, wo iſt das ſchöne Antlitz, woraus das Licht ſchimmert, das lebendig und froh glühend mich beherrſchet? Einzig warſt du auf Erden, nun biſt du glücklich im Himmel, und haſt mich hier gelaſſen elend und allein, ſo daß ich ſchmerzvoll immer zum Orte zurückkehre, den ich, durch dich geheiliget, achte und ehre, auf den Hügeln dunkle Nacht ringsumher gewahrend, wo du den letzten Flug zum Himmel nahmſt, und denen deine Augen Tag einſt brachten.

280.

Nie werden thränenlos meine Blicke mit ruhigem Gemüthe jene Zeilen ſchauen, wo Amor zu leuchten ſcheint, und welche Mitleid wie mit eigener Hand gebildet hat; Geiſt, ſchon unbeſiegt in Erdenkämpfen, der du nun vom Himmel herab ſolche Süße träufeſt, daß du zum Griffel, dem der Tod mich entfremdet, die verirrten Verſe zurückgeführet haſt; von meinen zarten Zweigen glaubt' ich andre Frucht dir noch zu weiſen, und welch' wilder Stern hat uns darum beneidet? O mein edler Schatz, der du vor der Zeit dich mir verbirgſt und flieheſt, dich ſieht mein Herz, dich preiſet meine Zunge, und in dir, ſüßer Seufzer, beruhiget ſich die Seele!

281.

Nun haſt du das Höchſte gethan, was du

vermagſt, grauſamer Tod! Nun haſt du Amors Reich arm gemacht, nun haſt du der Schönheit Blüth' und Licht zerſtöret, und in kleine Gruft eingeſchloſſen. Nun haſt du unſer Leben genommen und jeden Schmuckes, und ſeiner höchſten Zierde beraubt. Aber der Ruhm und die Kraft, die niemals ſtirbt, ſind nicht in deiner Gewalt; du haſt die Gebeine nur, das Andere hat der Himmel, der ſich ihres Glanzes, wie einer ſchönern Sonne, erfreut und rühmet, und immer wird ſie der Welt der Guten im Andenken bleiben. Euer Herz beſiege in ſolcher Siegesfeyer, o neuer Engel, dort oben Mitleid mit mir, wie Eure Schönheit meines hier beſiegte.

282.

Den Hauch, und den Duft, und die Kühlung und den Schatten des ſüßen Lorbeers, und ſeine Blüthen, das Licht und die Ruhe meines müden Lebens, hat jener mir geraubt, der die ganze Welt verödet. Wie Sol uns, wenn ſeine Schweſter ihn verdunkelt, ſo iſt mein hoher Stern mir entſchwunden; vom Tod' begehr' ich Hülfe gegen den Tod, mit ſo düſtern Gedanken erfüllt mich Amor. Schöne Donna, du haſt einen kurzen Schlaf geſchlafen, nun biſt du erwacht unter den Erwählten, wo in ihren Schöpfer die Seele ſich verſenket, und wenn meine Reime etwas vermögen, ſey ewig hier hoch gefeiert unter edlen Geiſtern das Gedächtniß deines Namens.

283.

Der letzte, ach, meiner frohen Tage, (wie wenige hab' ich in dieſem kurzen Leben geſehen!) erſchien, und machte mein Herz zu lauem Schnee, vielleicht ein Vorzeichen trauriger und düſterer Tage. Wie Nerven, Pulſe und Gedanken leiden, wenn ein Fieber im Anzuge iſt, ſo fühlt' ich mich, nicht wiſſend, daß das Ende meines unvollkommenen Glückes ſo plötzlich käme. Die ſchönen Augen, nun im Himmel leuchtend, und glücklich in dem Lichte, woraus Heil und Leben thauet, laſſend die meinigen elend und bettelarm hienieden, ſprachen mit frommen und neuen Blicken zu ihnen: „Bleibet in Frieden, o liebe Freunde! hier wohl nicht mehr, aber dort werden wir uns wieder ſehen.“

284.

O Tag, o Stunde, o letzter Augenblick, o Sterne, verſchworen, mich bettelarm zu machen!

O treuer Blick, was wollteſt du mir ſagen, da ich ſchied, um nie mehr zufrieden zu ſeyn? Nun kenn' ich meinen Verluſt, nun komm' ich wieder zu mir ſelbſt, der ich glaubte, (o eitler, ſchwacher Wahn!) einen Theil zu verlieren, nicht Alles, da ich ſchied. Wie viele Hoffnungen verweht der Wind! Denn Anderes war ſchon im Himmel beſchloſſen, mein hohes Licht auszulöſchen, wovon ich lebte, im bitterſüßen Antlitz war's geſchrieben. Aber ein Schleier war um meine Augen gelegt, der mich nicht ſehen ließ, was ich ſah, um ſo mein Leben plötzlich trauriger zu machen.

285.

Dieſer ſchöne, ſüße, theure, fromme Blick ſchien zu ſagen: „Nimm von mir, was du kannſt, denn hernach wirſt du mich hier nicht mehr ſehen, wenn du mit trägem Fuße fortgegangen. Verſtand, ſchneller als ein Leoparde, träg im Vorausſehen deiner Leiden, warum ſahſt du nicht in ihren Augen, was du nun ſiehſt? worüber ich vergeh' und glühe. Sie, mit ſtillem ungewöhnlichem Funkeln, ſprachen: O freundliche Lichter, die ihr uns lange Zeit mit ſolcher Süße als Spiegel dientet, der Himmel erwartet uns, euch mag's früh dünken, doch der uns hier band, löſet den Knoten, und läßt den euren, zum Verdruß euch, alten.

286.

Gehet, betrübte Verſe, zum harten Steine, der meinen theuren Schatz in der Erde verbirgt, da rufet ſie, die Antwort giebt vom Himmel, obgleich der Leib an dunkler und tiefer Stätte ruht; ſaget ihr, daß ich ſchon müde ſey, zu leben, zu ſchiffen durch dieſe furchtbaren Wogen, doch ſammelnd ihr zerſtreutes Laub, zieh' ich hinter ihr, ſo Schritt für Schritt, nur redend von ihrem Leben und Tode, nein, Leben nur, die nun unſterblich iſt, damit die Welt ſie kenne und liebe. Möge ſie denn Acht geben auf mein Scheiden, das nah nun iſt! — und mir entgegen kommen, und wie ſie im Himmel iſt, zu ſich mich ziehen und rufen.

287.

Kann tugendhafte Liebe Lohn verdienen, und kann Mitleid noch!, was es ſonſt konnte, empfang' ich Lohn; denn heller als die Sonne iſt der Madonna und der Welt meine Treue. An mir verzagend ſchon, weiß ſie es jetzt, und glaubt's nicht bloß, daß ich der Nämliche, der ich nun bin, immer war, und wenn ſie ſonſt Worte hörte, oder die Mienen ſah, ſieht ſie nun den Geiſt und das Herz; daher ich hoffe, daß ſie zuletzt im Himmel mein langes Seufzen beklage, und ſo zu mir ſich wendend mitleidsvoll ſich zeige, und wenn ich abgelegt dieſe Hülle, mit unſerer Schaar zu mir komme, als wahrhafte Freundin Chriſti und der Tugend.

288.

Ich ſah unter tauſend Frauen eine Solche, die mit Liebeszagen mein Herz ergriff, als ich in wahrem Bilde ſie ſah, von Anſehen den himmliſchen Geiſtern ähnlich. Nichts war an ihr des Irdiſchen oder Sterblichen, wie wer nur um den Himmel, um nichts anderes ſich bekümmert. Der Geiſt, der wegen ihr oft Glut und Froſt empfand, entfaltete, um mit ihr zu gehen, beide Flügel, allein zu hoch meinem irdiſchen Gewichte, entſchwand ſie bald darnach mir aus den Augen, und denk' ich's, fühl' ich jetzt noch Froſt und Schauer. O ſchöne, und hohe, und leuchtende Fenſter, durch welche er, der Viele betrübet, den Eingang fand in alſo ſchönen Leib!

289.

Sie kehrt zum Herzen, ja ſie iſt drinnen, die der Lethe ſelbſt nicht daraus verbannen kann, wie ich ſie ſah in ihrem Blüthenalter, von ihres Sternes Strahlen ganz entzündet; ſo ehrbar und ſchön ſah ich ſie bei der erſten Begegnung, ſinnend und einſam; und rufen muß ich: „Sie iſt es ſelbſt, noch lebet ſie!“ — und zu ihr flehen, um ihre ſüße Rede. Bisweilen antwortet ſie, bisweilen ſpricht ſie kein Wort; ich, bald wie einer der irret, und dann richtiger urtheilet, ſpreche zu meinem Herzen: „Du haſt dich getäuſchet; wiſſe, daß tauſend drei hundert acht und vierzig, am ſechsten Tag des Aprils, in der erſten Stunde, dem Körper entſchwebte dieſer ſelige Geiſt.“ —

290.

Dieß unſer hinfälliges und zerbrechliches Gut, das Wind und Schatten iſt, und Schönheit heißt, war nie, als in dieſer Zeit, ſo ganz in einem Leibe, und zwar zu meiner Qual. Obwohl Natur nicht will, und es nicht geziemet, um Einen zu bereichern, die Andern arm zu machen, verſchwendete ſie nun an Eine ihre ganze Huld; verzeihe mir, wer ſchön iſt, oder ſich dafür hält.

Nie gab es ſolche Schönheit, früher oder jetzt, wird's nie geben, glaub' ich; aber ſie lebte ſo zurückgezogen, daß kaum die irre Welt ſie wahrgenommen. Bald entſchwand ſie; darum freu' ich des hellern Auges mich, vom Himmel mir angeboten, nur um ihren frommen Blicken zu gefallen.

291.

O Zeit, o flüchtiger Himmel, der du fliehend die blinden und elenden Sterblichen täuſcheſt, o Tage, flüchtiger als Wind und Pfeile, nun kenn' ich aus Erfahrung eure Tücken! Doch entſchuldige ich euch, und tadle mich ſelbſt; euch gab die Natur zum Fliegen Schwingen, mir gab ſie Augen, nur um meine Leiden zu ſehen, darob ich Scham und Schmerz empfinde. Und Zeit wär' es, ja vergangen iſt ſie ſchon, ſie nach ſicherm Orte hinzuwenden, und meinen endloſen Wehen ein Ziel zu ſetzen. Nicht von deinem Joche, Amor, ſcheidet die Seele, von ihrem Wehe nur, du weißt es, mit welchem Streben; nicht vom Zufall iſt die Tugend, nein, eine ſchöne Kunſt.

292.

Der einſt durch Duft und Farbe den Düfte athmenden und leuchtenden Orient, die Früchte, Blumen, Gräſer und Laub beſiegte, daher der Weſt von jeder ſeltenen Herrlichkeit den Preis empfing, mein ſüßer Lorbeerbaum, wo einſt alle Schönheit, alle Glut der Tugend zu wohnen pflegte, ſah in ſeinem Schatten meinen Herrn ſitzen und meine Göttin. Auch ich wob in jenem hohen Baume ein Neſt mir von auserleſenen Gedanken, und in Glut und Froſt, bebend, glühend, war ich glücklich genug. Die Welt war voll von ihrem vollkommenen Ruhme; da nahm ſie Gott, mit ihr den Himmel zu ſchmücken, und ſeiner würdig war ſie.

293.

Du ließeſt, o Tod! ohne Sonne die Welt, dunkel und kalt, Amor'n blind und unbewehrt, Anmuth entblößt, die Schönheit ohne Kraft, mich troſtlos und mir ſelbſt zur Laſt, Holdſeligkeit im Staube, und Ehrbarkeit zu Grunde gehen. Ich beklage mich allein, und hab' doch nicht allein zu klagen; ausgeriſſen haſt du den hellen Keim der Tugend, die erſte Kraft vertilgt, welche wird die zweite ſeyn? Weinen ſollten die Luft und die Erde und das Meer, das menſchliche Geſchlecht das ohne ſie gleichſam eine Wieſe ohne Blumen iſt, oder ein Ring ohne Edelſtein. Die Welt kannte ſie nicht, ſo lange ſie dieſelbe beſaß, ich kannte ſie, der ich zurückblieb, um zu weinen, und der Himmel, der nun mit meinen Thränen ſich ſchmücket.

294.

Ich ſah, ſo weit der Himmel die Augen mir öffnete, ſo weit Luſt und Liebe mir die Flügel hoben, neue und holde, aber vergängliche Dinge, die Einem Weſen jeder Stern verliehen. Andre gleichviel, ganz fremde und ganz verſchiedene, hohe, himmliſche und unſterbliche Geſtalten, weil ſie meinem Verſtande nicht anpaſſend waren, ertrug mein ſchwaches Auge nicht. Daher, wie viel ich von ihr ſprach und ſchrieb, die nun für Lob zu Gott für mich betet, war nur ein kleiner Tropfen aus unermeſſenen Tiefen; denn der Griffel ſchwingt ſich nicht über den Geiſt hinaus, und wer mit ſtarren Augen in die Sonne ſchaut, ſieht um ſo weniger, je mehr ſie glänzet.

Anmerkungen.

171.

Du vor andern Sinnen ꝛc. (das Gehör.)

172.

Petrarca gebietet dem Strome, der Herrin als Bote der Liebe ſeine Ankunft zu verkündigen. Rauh von dannen zieheſt. (Hier iſt Herrn Prof. Förſters Ueberſetzung wegen dem Wortſpiele rauh. und Rhodan beibehalten.) Dein linkes Ufer ꝛc (Avignon liegt am linken Rhone-Ufer.)

173.

Die ſüßen Höhen ꝛc. (an deren Abhang Avignon liegt.)

174.

Der Dichter vergleicht ſich ſelbſt mit dem Phönix.

wie dieſer nur einmal iſt auf Erden, ſo findet ſich auch unter den Menſchen Keiner, der ihm ſelbſt an Unglück gleiche. — Rechts welcher Rabe ꝛc. (das Geſchrei des Raben zur Rechten, das der Krähe zur Linken galt bei den Alten als gute Vorbedeutung.) Wie eine Schlange. (Nach dem Volksglauben birgt die Schlange, um die Beſchwörung nicht zu vernehmen, ein Ohr in die Erde, während ſie das andere mit dem Schweiſe zuſtopft.

177.

Der glühende Geiſt ꝛc (das Funkeln ihrer Augen.)

178.

Von der äußern und innern Schönheit Laura's.

182.

Als er eines Morgens beim Erwachen zu gleicher Zeit die Sterne vor der Sonne und die Sonne vor ſeiner Herrin ſich verbergen ſah. Die Schneeige. (Aurora.) Deren Liebe nie ꝛc. (die ihrem Titon immer treu blieb.) Bei dem Klange der Liebestänze, (der Geſang hüpfender Vögel. — Die Andere, (Sonne.) Beide erſtehe'n. (Beide Sonnen.)

183.

In Eis und Feuer. (In Furcht und Sehnſucht.)

185.

Geſpräch des Dichters mit den Freundinnen Laura's. — Eiferſucht (des Gatten.)

188.

Als Laura eines Tages mit zwölf andern Frauen eine Spazierfahrt auf dem Rhone gemacht hatte, und weil der reißende Lauf des Fluſſes die Rückfahrt ſtromaufwärts nicht verſtattete, mit ihren Begleiterinnen auf einem Wagen nach Avignon zurückkehrte. — Jaſon ꝛc. (das Schiff Argo.) Den Hirten, (Paris, als erſte Veranlaſſung zu Troja's Untergang.) Autumedon, (der Wagenlenker des Achilles.) Typhis, (Jaſons Steuermann.)

189.

Du einzig Land ꝛc. (Avignon und ſeine Umgebungen.)

190.

An die Lüfte, welche die Geliebte umwehen, und an die Welle, die nach ihr hinſtröme, beide für den liebenden Dichter beneidenswerthe Dinge. Bald das Wahre, (daß mein Reichthum, daß Laura fern iſt.)

192.

Zur Höhe, (ihrer Schönheit.)

193.

Als Laura mit dem Dichter ſich wieder verſöhnt hatte. — Und ſo fern das Ufer, (und ſo breit der Strom meiner Thränen.) Nicht Lorbeer oder Palme ꝛc. (als Sinnbilder des Sieges.) Der friedliche Oelbaum, (als Zeichen des Friedens.)

194.

Als Laura an einem Augenübel litt. — Lebendige Quelle, (der Gottheit.) Daß man ꝛc. (hier die Krankheit.) Deine theure Gabe ꝛc. (die ſchönen Augen Laura's.)

195.

Lyſipp und Pirgoteles. (Nur von dieſen Beiden wollte Alexander ſich in Marmor dargeſtellt, und nur von Apelles gemalt ſehen.)

Gegen ſich ſelbſt ſtark. (Ajax ſtürzte ſich, von Athene verwirrt, in ſein eigenes Schwert.)

196.

Durch eine Art von Sympathie war das Augenübel aus Laura's Augen in die Augen des Dichters, bei Gelegenheit eines Beſuches, übergegangen. Er fand hierin die höchſte Gunſt der Liebe. Die Kraft entſtieg ꝛc. (die Zauberkraft.)

197.

O Kämmerlein ꝛc. (ein kleines Zimmer im Hauſe ſeines Freundes Lelio als Abſteigquartier, ſo oft er von Vaucluſe nach Avignon kam.) Schmerzensurnen. (Seine Augen.) Mit jenen Händen von Elfenbein ꝛc. (Laura's.)

198.

Wo es Andern ꝛc. (Lauren.)

199.

Daß ich irre ꝛc. (indem ich troß Laura's Verbote, nicht von ihr laſſe.) Zu zügeln pflegte ſie ꝛc. (die Vernunft.) Aus der Hand ꝛc. (aus meiner Hand.)

200.

Was hier erzählt wird, geſchah auf einem

Balle, der dem Karl von Luxemburg, bald darauf Kaiſer Karl IV., zu Ehren in Avignon gegeben wurde. Andere glauben, es ſey Karl, Herzog von Anjou und Graf von Provence geweſen. Die erſten vier Zeilen entwerfen ein Gemälde dieſes Herren. — Die über ihr an Zeit und Glücke ꝛc. (die älter und reicher waren.)

202.

Während einer Krankheit der Geliebten.

206.

Als Petrarca und Laura von einem freundlichen Alten, — vielleicht Sennuccio del Bene, — mit Roſen beſchenkt worden war.

208.

Athen, als Vaterſtadt von Demoſthenes, Arpinum als der Geburtsort des Cicero, Mantua als jener des Virgil, Smyrna in Beziehung auf Homer. — Die eine und andere Leier ꝛc. (Horaz und Pindar.)

212.

Erſt am 19. May erhielt er zu Parma von ſeinem Freunde einen Brief mit der Trauerbotſchaft.

215.

Die Hälfte meines Lebens ꝛc. (Petrarca war damals 44 Jahre alt.)

218.

Seines Gegenſtandes ꝛc. (Laura's Augen.) Weg bahnen ꝛc. (zu den Augen der Geliebten durch Entfernung der wehrenden Hand.) Zwei Herrlichkeiten ꝛc. (Augen und Hand.)

220.

Jene tauben und blinden Gemüther ꝛc. (am päbſtlichen Hofe zu Avignon.) Im Schlamme ꝛc (unter den Tauben und Blinden in Avignon.)

221.

In ſolchem Sterne ꝛc. (unter einer ſolchen Conſtellation.) Die mit ihrer reizenden Schönheit ꝛc. (Helena.) Die ſchöne Römerin, (Lukretia.) Polixene, (Tochter des Priamus, Achills Geliebte, ſiel als Opfer am Grabe des Letztern) Hypſilype (Tochter des Thoas, Königinn, von Lemnos, die, als die Frauen ſich daſelbſt gegen ihre Männer bewaffneten, ihren Vater rettete.) Argia, (Tochter des Adraſtos, Königs von Argos, Gemahlinn des Polyneikes.) *Sie kommt ſo ſpät* ꝛc. (in einer Zeit, die ſie nicht zu würdigen verſteht.)

226.

An den Cardinal Giov. *Colonna* i. J. 1345. *Nach meinen zwei Lichtern,* (Laura und der Cardinal.) *Eine adeliche Säule,* (Colonna, ein unüberſetzbares Wortſpiel.) *Fünfzehn Jahre dieſe* ꝛc. (Petrarca lernte im Jahre 1330 den Cardinal kennen.)

227.

Erſtes Sonett nach Laura's Tode.

228.

Nach dem Tode ſeines Freundes und Gönners, des Cardinals Colonna.

232.

So gewandten und leichten Feinde, (Die Liebesgedanken und Liebeswünſche.) *An jenen Schlag* ꝛc. (der die Geliebte tödtete.)

233.

Preiſet ihn vielmehr ꝛc. (Gott.)

236

Heute vor drei Jahren. (Sohin gedichtet am 6. April 1351.)

238.

Vermuthlich 1352 in Vaucluſe gedichtet.

245.

Nach dem Tode ſeines Freundes Sennuccio. — Guitton, (einer der älteſten Dichter Italiens, 50 Jahre vor Dante.) Cino (da Piſtoja, Zeitgenoſſe und Lehrer unſers Dichters.) Dante (geſtorben 1321.) Franceschin (del Bene, ein Verwandter des Sennuccio.)

247.

Zu ihrem gleichen Stern, (Venus.) Daß mit der Zunge ꝛc. (durch den Dichter ſelbſt.) Mit den Brauen ꝛc. (durch ſie und ihren Rath.)

248.

Petrarca erkennt, wie unglücklich er jetzt ſeyn würde, wenn Laura ſeine Begierden nicht gezügelt hätte.

249.

Titon, (Gemahl Aurorens.)

252.

Denn drinnen weinen ſie ꝛc. (Amor und die Seele, drinnen, im Herzen.) Wo jedes Ohr taub iſt ꝛc. (Wo niemand es hört, außer mir.)

260.

Der dritte Himmel ꝛc. (der Aufenthaltsort frommer Liebenden.)

263.

Was dir mißfällt. (Laura's älteſte Tochter, geb. 1330, nöthigte durch ihre Aufführung die Familie, ſie in ein Kloſter zu thun, 1351. Laura's Gemahl vermählte ſich wieder ſieben Monate nach ihrem Tode.)

264.

Jene Sonne ꝛc. (Laura.) Mein Licht, (ihre Augen.) Erdenkerker, (ihren Körper.)

265.

Sondern deſſen ꝛc. (Amors.) Webend mein ſüßes Band ꝛc. (als ſie Lauren ſo ſchön erſchuf.)

266.

Zu der göttlichen Hälfte ꝛc. (zu den Vorzügen ihrer Seele.)

268.

Seine Tochter. (Venus, die zu Anfang des Frühlings im Weſten dem Jupiter gegenüber erſcheint.)

271.

O wär' ich mit ihnen, (mit Laura und meinem Herzen.)

276.

Bei dem Sturze einer Pflanze, (bei Laura's Tode.) Die Eiſen oder Sturm ꝛc. (ſie ſank, nicht vom Alter bezwungen, ſondern vor der Zeit, durch Sturm oder Axt.) Sah ich eine Andere, (Laura's Bild, das in meiner Phantaſie lebt.) Die Amor zum Gegenſtande wählte, (die der Gegenſtand meiner Liebe und der Stoff meiner Lieder iſt.) Einer noch ruft, (der Dichter ſelbſt.)

278.

Leer und kalt das Neſt, (Avignon und ſeine Umgegend.)

280.

An den Geiſt des verſtorbenen Jakob Colonna, Biſchof von Lombes. Dem der Tod, (Laura's) Von meinen zarten Zweigen ꝛc. (Anſpielung auf den zu Rom empfangenen Lorbeer.)

282.

Wenn ſeine Schweſter, (der Mond.)

284.

Einen Theil zu verlieren, nicht alles ꝛc. (nur ihre Gegenwart, nicht ſie ganz zu verlieren.)

287.

Mitleidsvoll ſich zeige ꝛc. (in Träumen und Geſichten.) Mit unſerer Schaar ꝛc. (der Liebenden im dritten Himmel.)

288.

Durch welche er, der ꝛc. (der Tod.)

289.

Von ihres Sternes, (Venus.)

290.

Des helleren Auges, (der Erkenntniß ihrer himmliſchen Schönheit.)

Francesco Petrarca's
ſämmtliche
# italieniſche Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Fünftes Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. L. F. Sauer.)

Sonette.

295.

Mein ſüßes, theures und koſtbares Pfand, das die Natur mir nahm, und der Himmel mir bewahret, ach, warum iſt dein Mitleid mit mir ſo zögernd, du meines Lebens gewohnte Stütze? Sonſt haſt du wenigſtens mich im Schlummer deines Anblickes gewürdiget, und jetzt läßt du mich ohne irgend eine Kühlung glühen, und wer hindert es? Dort oben wohnt ja kein Haß, kein Zürnen, daher hier unten wohl ein huldreiches Herz bisweilen ſich an fremden Qualen weidet, ſo, daß Amor in ſeinem Reiche beſieget wird. Du, der du mein Inneres ſiehſt, und mein Weh fühleſt, und allein ſo großen Schmerz enden kannſt, beſänftige mit deinem Schatten meine Klagen!

296.

Ach, war Mitleid, war ein Engel ſo ſchnell bereit, zum Himmel mein Herzeleid zu tragen, daß ich noch zurückkehren fühle, wie ſonſt, Madonna mit ihrer ehrbar-ſüßen Miene, das arme, betrübte Herz zu beruhigen, ſo voll von Demuth, ohne Stolz, kurz ſo, daß ich dem Tode mich entwand, und lebe, und daß mir Leben nicht mehr läſtig iſt? Selig biſt du, da du andere ſelig machen kannſt durch deinen Anblick, oder durch die Worte, uns Beiden nur verſtändlich. „Mein lieber Treuer, wohl beklag' ich dich, doch nur zu unſerm Heil war ich dir hart,“ — ſpricht ſie, und endre Dinge noch, die Sonne aufzuhalten.

297.

Mit der Speiſe, woran mein Herr immer Ueberfluß hat, mit Thränen und Klage, nähr' ich mein unglückliches Herz, und zittere oft, und erbleiche oft, denk' ich an eine bittere tiefe Wunde. Doch die nicht eine Gleiche, nicht eine Zweite hatte zu ihrer Zeit, kommt ſo zum Bette, worin ich ſchmachte, daß ich kaum ſie anzuſehen wage, und ſetzet mitleidvoll ſich an den Rand. Mit der Hand, die ich ſo ſehr gewünſcht, trocknet ſie mir die Augen, und bringt mir ſprechend Wonne, wie niemals ſie ein Sterblicher gefühlt. „Was hilft, ſpricht ſie, — das Wiſſen dem Muthloſen?

Weine nicht mehr; haſt du nicht genug über mich geweint? Wäreſt lebendig du, wie ich nicht todt bin?“ —

298.

Denk’ ich an ihn, den jetzt der Himmel ehret, an den holden Blick, an das Reizen des goldenen Hauptes, an das Antlitz, an jene engelſanfte Stimme, die mir Wonne gab, und jetzt mich betrübet, dann wundert’s mich, daß ich noch lebe, und würde nicht mehr leben, wäre ſie, die ſchön und tugendhaft, (was ſie ſonſt noch war, laß ich dahingeſtellt), zur Zeit der Morgenröthe ſo ſchnell zu meiner Rettung nicht gekehret. O ſüßer, keuſcher und frommer Empfang! Wie achtſam hört ſie und merket auf die lange Kunde meiner Leiden! Wenn dann der helle Tag ſie berührt, kehrt ſie zum Himmel, aller Wege kundig, Thränen in den Augen und auf beiden Wangen.

299.

Vielleicht war einſt Liebe eine ſüße Sache, nicht weiß ich wann, nun iſt ſie bitterer als Alles. Wohl kennt das Wahre, wer’s erfahrt, wie ich mit meinem ſchwerem Leiden. Sie, welche die

Zierde unſerer Zeit war, des Himmels nun, den ſie ganz ſchmücket und erhellet, gab kurze und ſeltne Ruhe mir in ihren Tagen, nun hat ſie aus aller Ruhe mich gezogen; all mein Gut hat der grauſame Tod genommen, und kein Glück, wie groß es ſey, kann meine traurige Lage über das Hinſcheiden dieſer ſchönen Seele tröſten. Ich weinte und ſang, und weiß nichts Neues mehr, aber Tag und Nacht laß ich der Seele Schmerz, von Aug' und Zunge überfließen und hinſtrömen.

300.

Liebe und Schmerz trieben, wohin ſie nicht gehen ſollte, meine Zunge, unterrichtet im Klagen, von ihr, für die ich ſang und glühte, zu ſprechen, das, wär' es wahr, Unrecht ſeyn würde. Wohl ſollte meinen traurigen Zuſtand die Selige lindern, und das Herz ſich tröſten, ſieht es ſie in der Wohnung desjenigen, den ſie lebend ſtets im Herzen trug. Und wohl werde ich ruhig und tröſte mich ſelbſt, und möchte ſie nicht wiederſehen in dieſer Hülle, vielmehr allein will ich leben und ſterben. Denn ſchöner als jemals, mit reinerm Auge, ſeh' ich mit Engeln ſie im Flug' entſchweben, zu den Füßen ihres und meines ewigen Herrn.

301.

Die erwählten Engel, und die ſeligen Geiſter, Bürgerinnen des Himmels, umgaben am erſten Tage der Ankunft Madonna, voll von Bewunderung und Ehrfurcht. „Welches Licht iſt dieß und welche neue Schönheit?“ ſagten ſie unter ſich, weil ein ſo reichbegabter Geiſt aus irrer Welt zu dieſer hohen Heimath nie emporſtieg in all' der Zeit! Sie, froh ihre Wohnung verändert zu haben, vergleicht ſich nur mit den Vollkommenſten, und wendet ſich von Zeit zu Zeit zurück, ſehend, ob ich ihr folge, und ſcheint zu harren; darum richte ich alle Wünſche und Gedanken zum Himmel, weil ich ſie nur bitten höre, daß ich eile.

302.

Herrin, die du in Wonne mit unſerm Urquell vereinet biſt, wie's deinem frommen Leben geziemet, erhöhet auf hohem und ruhmvollen Throne, und mit Anderem geziert, als mit Perlen oder Purpur, — o der Frauen hehres und ſeltenes Wunder, in ſeinem Blick, der alles ſieht, ſiehſt du nun meine Liebe, und jene reine Treue, wegen der ich ſo viel Thränen und ſo viel Tinte vergoß, und merkeſt, daß gegen dich mein Herz auf Erden ſo war, wie es nun im Himmel iſt, und nie wollte ich Anderes von dir, als die Sonne deiner Augen! Um alſo den langen Krieg zu enden, darob ich von der Welt zu dir allein mich kehrte, fleh' ich, daß ich bald zu dir komme.

303.

Von den ſchönſten Augen, und von dem klareſten Antlitze, das jemals leuchtete, und von den ſchönſten Haaren, die Gold und Sonne minder ſchön erſcheinen ließen, vom ſüßeſten Worte, vom ſüßen Lächeln, von der Hand, von den Armen, die ohne ſich zu regen, die ſtärkſten Feinde Amors überwunden hätten, von den ſchönſten, niedlichſten Füßen, von der Geſtalt, im Paradieſe geſchaffen, nahm Leben mein Geiſt: nun erfreut ſich deſſen der Himmelskönig mit ſeinen geflügelten Boten, und ich bin hier geblieben, nackt und blind. Nur Einen Troſt erharr' ich meinen Leiden, daß ſie, die alle meine Gedanken ſieht, mir die Gnade erwirke, bei ihr ſeyn zu können.

304.

Von Stunde zu Stunde mein' ich den Boten zu hören, den Madonna mir, mich zu rufen, ſendet, ſo bin ich von Innen und von Außen verwandelt, und in wenig Jahren ſo geſchwunden, daß ich ſelbſt mich kaum mehr kenne. Mein ganzes gewohntes Leben hab' ich abgelegt, zufrieden wär' ich, wüßte ich das Wann, doch ſollte nah wohl ſeyn die Zeit. O ſeliger Tag, wann ich, aus dem Erdenkerker ſteigend, dieß mein ſchweres und hinfälliges, und ſterbliches Gewand zerriſſen und zerſtreuet zurücklaſſe, und aus ſo dichtem Dunkel ſcheidend, ſo hoch empor zum heitern Lande fliege, daß ich meinen Herrn ſehe und meine Herrin!

305.

Meine heilige Luft weht ſo oft um meine Ruheſtätte, daß ich die Kühnheit habe, ihr das Weh zu nennen, das ich fühlte und fühle, was ich, da ſie noch lebte, nimmer mich erkühnet hätte. Ich beginne von jenem liebevollen Blicke, der Anfang war von ſo langer Qual, dann, wie mir, arm und froh, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, Amor nagt am Leben; ſie ſchweigt, und von Mitleid durchdrungen, ſchaut ſie nur feſt mich an, ſeufzet und ſchmücket mit frommen Thränen ihr Geſicht, und meine Seele dann, von Schmerz beſieget, während ſie weinend mit ſich zürnet, kehrt frei vom Schlafe zu ſich ſelbſt zurück.

306.

Jeder Tag dünkt mich mehr, als tauſend Jahre, ſeit ich meiner treuen, lieben Führerin folge, die mich zur Welt führte, und nun auf beſſerem Pfade zum Leben ohne Kummer geleitet. Und nicht können die Tücken der Welt mich zurückhalten, die ich kenne, und ſo viel Licht leuchtet vom Himmel mir in's Herz, daß ich die Zeit zu berechnen beginne, und die Wehen. Nicht darf ich des Todes Drohungen fürchten, den der Herr mit weit größerer Schmach erlitt, zum Folgen ſtandhaft und ſtark mich zu machen, und jüngſt iſt er in jede Ader von ihr gekommen, die mir vom Schickſal war gegeben, und trübte ihre heitere Stirne nicht.

307.

Der Tod konnte den ſüßen Blick nicht bitter machen, aber der ſüße Blick kann den Tod verſüßen. Welch' anderes Geleite bedarf ich zum Sterben? Sie führt mich, von der ich alles Gute lerne, und Er, der freudig ſein Blut hingab, und mit dem Fuße die Pforten der Hölle brach; durch ſeinen Tod tröſtet Er mich wieder; drum komm', o Tod! Dein Kommen iſt mir erwünſcht, zögere nicht, denn Zeit wohl iſt es eben, und wär' es nicht, war's Zeit in jenem Augenblicke, da meine Herrin von dieſem Leben ſchied. Seitdem hab' ich nicht einen Tag gelebt, mit ihr war ich auf einem Wege, und mit ihr endlich angekommen, und meine Tagreiſe hab' ich mit ihrem Fuße geendet.

308.

Oft ſagt mir mein treuer Spiegel, die müde Seele, und die verwandelte Hülle, und meine geſchwächte Gewandtheit und Kraft: „Verhehle dir's nicht mehr, du biſt doch alt." Der Natur in Allem gehorchen, iſt das Beſte, da mit ihr zu kämpfen, die Zeit uns die Kraft entzieht. Schnell dann, wie Waſſer die Flamme löſcht, erwach' ich aus langem und ſchwerem Schlafe, und ſehr wohl, daß unſer Leben fliegt, und daß man nur einmal leben kann, und mitten im Herzen tönt mir ein Wort von ihr, die ihrer ſchönen Bande nun entbunden iſt, doch in ihren Tagen ſo einzig war auf der Welt, daß ſie Allen, wenn ich nicht irre, den Ruhm entzogen hat.

309.

Ich fliege auf den Schwingen der Gedanken zum Himmel, ſo oft, daß ich gleichſam einer von ihnen zu ſeyn mich dünke, die da oben ihr Theuerſtes haben, auf der Erde den zerriſſenen Schleier laſſend. Bisweilen bebt mir das Herz vom ſüßem Schauer, hör' ich ſie, für welche ich erbleiche, zu mir ſagen: „Nun lieb' und acht' ich dich, weil du dein Sinnen und dein Haar gewandelt haſt.“ Sie führt mich zu ihrem Herrn; dann beug' ich die Knie, demüthig flehend, mir zu gewähren, daß ich ihr Antlitz ſchaue, und das ſeine. Er antwortet: „Wohl ſtehet feſt dein Schickſal, und ſollte es noch zwanzig oder dreißig Jahre dauern; ſcheint dir's zu viel, ſo iſt es doch nicht viel.“

310.

Der Tod hat jene Sonne ausgelöſcht, die mich geblendet, die reinen, geſunden Augen ſind von Nacht umhangen, Staub iſt ſie, die Kälte mir und Wärme gab, meine Lorbeeren ſind Eichen und Ulmen geworden; zu Glück und Schmerz mir hat ſichs' ſo geändert. Nicht iſt, der Muth und Bangen in das Herz mir ſenke, der es in Eis und Glut verwandle, nicht der mit Hoffnung es erfülle, und mit Schmerz belade. Der Hand entrücket, die kränket und liebkoſet, die mir gebracht ſo langen Jammer, ſeh' ich mich jetzt in bitter-ſüßer Freiheit, und zum Herrn, den ich anbete, dem ich danke, der mit den Brauen nur den Himmel regieret und erhält, kehr' ich, des Lebens müde, doch nicht ſatt.

311.

Amor ließ mich ein und zwanzig Jahre in Flammen freudig glühen, und im Schmerze voll Hoffnung, und als Madonna und mein Herz mit ihr zum Himmel ſchwebten, zehn andere Jahre weinen. Nun bin ich müde, und table mein Leben ob dieſer Täuſchung, die der Keim meiner Tugend gleichſam vernichtet hat, und weihe dir meine letzten Tage, erhabener Gott, andächtig-reuevoll, und trauernd über meine auf ſolche Weiſe vergeudeten Jahre, die ich zu beſſerem Streben verwenden ſollte, Frieden zu ſuchen, und Schmerz zu vermeiden. Herr, der du in dieſen Kerker mich eingeſchloſſen haſt, errette mich von den ewigen Qualen, der ich meinen Irrthum erkenne, und nicht entſchuldige!

312.

Ich beweine meine vergangenen Tage, die ich verbrachte, irdiſche Dinge liebend, ohne im Fluge mich zu erheben, obwohl ich Flügel hatte, um von mir vielleicht keine gemeinen Vorbilder zu geben. Du, der du meine unverſchuldeten und ſchweren Leiden ſiehſt, unſichtbarer, unſterblicher König des Himmels, hilf dem irren und ſchwachen Geiſte, und erfülle mit deiner Gnade ſeinen Fehler, daß wenn in Kampf und Sturm ich lebte, ich friedlich ſterb' im Porte, und wenn mein Daſeyn eitel war, wenigſtens der Heimgang ehrbar ſey! Den Reſt des Lebens, den ich noch vor mir habe, und meinem Tode, ſey deine Hand nahe; du weißt wohl, daß ich auf andere keine Hoffnung baue.

313.

Die ſüßen Härten und ſanften Weigerungen, voll keuſcher Liebe und Huld, der milde Zorn, die meine flammenden, thörichten Begierden (jetzt ſeh' ich's ein,) mäßigten; adeliche Rede, in welcher mit höchſter Anmuth höchſte Zucht hell erglühte; Blumen der Tugend, Quelle der Schönheit, die jeden gemeinen Gedanken mir aus dem Herzen wand, göttlicher Blick, um den Menſchen glücklich zu machen, jetzt ſtreng im Zügeln des Geiſtes, der kühn nach unbilligen Dingen ſtrebet, eilig nun, mein ſchwaches Leben zu ſtärken; dieſes ſchöne Wechſeln war die Wurzel meines Heiles, das mir ſonſt entgegangen wäre.

314.

Glücklicher Geiſt, der du ſo ſanft ihre Augen regeſt, klarer als die Sonne, und Seufzer ſchufeſt, und lebenvolle Worte, die mir noch immer im Gemüthe tönen; einſt ſah ich dich, von frommer Glut entzündet, durch Gras und Veilchen — nicht wie eine Frau, ſondern wie ein Engel pfleget, — die Füße derjenigen bewegen, die mir jetzt näher als jemals iſt, die du dann, zu deinem Schöpfer kehrend, auf Erden ließeſt nebſt dem ſchönen Schleier, den hohe Fügung dir verliehen; Mit deinem Scheiden ſchieden von der Welt Liebe und Huld, und die Sonne fiel vom Himmel, und der Tod begann ſüß zu werden.

315.

Ach, reiche die Hand dem gequälten Geiſte, Amor, und dem müden, gebrechlichen Style, um von jener zu ſprechen, die unſterblich geworden iſt, und Bürgerin des Himmelreiches. Gieb o Herr, daß mein Wort zum Ziele ſeines Lobes gelange, wohin es durch ſich ſelbſt nicht kommt, weil an Tugend und Schönheit die Welt nichts Gleiches hatte, die nicht werth war, ſie zu beſitzen; Er antwortet: „Was der Himmel und ich vermögen, und guter Rath und frommer Umgang, war alles in ihr, deſſen der Tod uns beraubt hat. Keine Geſtalt, ihr gleich, gab es jemals ſeit dem Tage, da Adam zuerſt die Augen öffnete; doch genug hievon! Weinend ſag' ich es, und du ſchreibſt es weinend.“ —

316.

Munteres Vögelchen, das du ſingend ziehest, oder beweinend deine vergangene Zeit, Nacht und Winter dir zur Seite ſtehend, den Tag im Rücken, und frohe Monden, wenn du, wie du deine ſchweren Leiden kenneſt, auch meinen gleichen Zuſtand wüßteſt, du ſänkeſt an den Buſen dieſes Troſtloſen, mit ihm zu theilen ſeine ſchmerzhaften Qualen. Ich weiß nicht, ob die Verhältniſſe gleich ſeyen; denn, die du beweineſt, iſt vielleicht noch am Leben, dagegen das Meine Tod und Himmel karg verſchließen. Doch die Zeit und die minder frohe Stunde laden mich ein, mit Erinnerung an ſüße und an bittere Jahre, leidvoll mit dir zu ſprechen.

Ballaten.

1.

Den Schleier lüften, der Sonne oder des Schattens wegen, o Donna, ſah ich euch nie, ſeit ihr die große Sehnſucht in mir erkanntet, die jeden andern Wunſch aus meinem Herzen verdränget. So lang' ich die ſchönen Gedanken verborgen trug, daß vor Sehnſucht meine Seele ſtarb, ſah' ich euch das Antlitz mit Mitleid ſchmücken; doch als Amor euch über mich aufklärte, wurden die blonden Haare bald verhüllet, und der liebevolle Blick in ſich gekehrt. Was ich am meiſten an euch liebte, iſt mir entzogen; ſo übel geht der Schleier mit mir um, [illegible] er, mir zum Tode, ob's warm iſt, oder kalt, das ſüße Licht von euern ſchönen Augen umſchattet.

2.

O meine müden Augen, weil ich euch nach dem ſchönen Antlitze derjenigen wende, die euch getödtet hatte, bitt' ich euch, ſeyd behutſam; denn ſchon fordert euch Amor heraus, worüber ich ſeufze. Der Tod allein kann den Liebespfad meiner Gedanken ſchließen, der ſie zum ſüßen Porte ihres Heiles geleitet; doch ein geringerer Gegenſtand kann euch euer Licht verbergen, weil ihr minder vollkommen gebildet ſeyd, und minder kräftig. Darum, Arme, eh' die Stunden der Thränen kommen, die ſchon nahe ſind, nehmt nun noch den kurzen Troſt für ſo lange Qual.

3.

Mehr nicht gefiel Diana ihrem Geliebten, da er durch ſeltnen Zufall ſie ganz nackt mitten im kühlen Waſſer ſah, als mir die rauhe, wilde Schäferin, im Begriffe einen zierlichen Schleier zu befeuchten, der Laura's ſchönes, blondes Haar umſchließe, ſo daß es mich, obgleich der Himmel glühte, vor Liebesfroſt ganz beben machte.

4.

Weil ſie im Geſichte Amor's Zeichen trug, bewegte eine Pilgerin mein eitles Herz; denn jede andere ſchien mir des Rufens minder würdig zu ſeyn. Und folgend ihr über grüne Gräſer, hörte ich eine hohe Stimme fernher ſprechen: „Ach, wie viel Schritte verlierſt du durch den Wald!“ — Dann hielt ich im Schatten einer ſchönen Buche, gedankenvoll, und ringsumher ſchauend, ſah ich, wie gefährlich mein Unternehmen, und kehrte faſt um Mittagszeit zurück.

5.

Jene Glut, von der ich dachte, daß ſie erloſchen ſey von kalter Zeit, und vom minder muntern Alter, erneuert Flamm' und Qual im Herzen. Nie waren ganz verloſchen, wie ich ſehe, nur ein wenig verdeckt, die Funken, und ich fürchte, der zweite Fehler ſey ſchlimmer. In Thränen, die ich zu Tauſenden vergieße, muß der Schmerz durch die Augen aus dem Herzen träufeln, worin die Funken und der Zunder ſind, nicht nur wie er war, ſondern es ſcheint mir, daß er wachſe. Welches Feuer hätten nicht ſchon die Fluthen ausgelöſcht und getödtet, die immer aus den trüben Augen dringen? Amor, (obwohl ich es zu ſpät gewahre), will, daß ich zwiſchen zwei Gegentheilen mich verzehre, und leget Schlingen in ſo verſchiedener Art, daß er, wenn ich die meiſte Hoffnung habe, das Herz entgehe ihnen, um ſo mehr mich dann im ſchönen Antlitz fängt.

6.

Obwohl das, was mich zuerſt zum Lieben führte, fremde Schuld mir nahm, kann meinen feſten Willen mir's doch nie verleiden. Zwiſchen goldene Locken barg Amor die Schlinge, womit er mich umſchlang, und ſendete aus ſchönen Augen das kalte Eis, das mir in's Herz gedrungen mit der Kraft eines plötzlichen Glanzes, der all' ihrer andern Wünſche blos durch Erinnerung die Seele beraubt. Entzogen ward mir dann, ach, der ſüße Anblick dieſer blonden Haare, und der beiden frommen und ſchönen Lichter ſchnelles Vergehen betrübet mich; doch weil, wer ſelig endet, Ruhm erwirbt, will ich, daß weder durch Tod noch Schmerz Amor von dieſem Bande mich befreie.

7.

Wendend die Augen nach einer neuen Farbe, welche die Menſchen an den Tod erinnert, rührte Mitleid euch, daher ihr milde grüßend das Herz am Leben hieltet. Das ſchwache Leben, ſo noch in mir wohnt, war eurer ſchönen Augen offne Gabe, und eurer engelſüßen Stimme. Durch ſie erkenn' ich, was ich bin. Denn wie ein träges Thier durch Streiche, ſo weckten ſie in mir die betrübte Seele. Von meinem Herzen, Donna, habt ihr beide Schlüſſel in der Hand, und damit bin ich zufrieden, bereit mit jedem Winde zu ſchiffen; denn von euch iſt mir Alles ſüßer Ruhm.

5.

Ein ſeltenes Engelein ſenkte ſich auf Schwingen behutſam vom Himmel herab zum kühlen Strande, wo mein Geſchick mich allein vorbeiführte. Da es ohne Geſellſchaft und ohne Geleit mich ſah, legte es eine Schlinge, aus Seide gedreht, in das Gras, zunächſt dem grünen Fußpfade. Da ward ich gefangen, und ich, klagte nicht darüber, ſo ſüßes Licht ſchimmerte aus ſeinen Augen.

6.

Nun ſieh, Amor, wie ein junges Mädchen dein Reich verſchmähet, und um mein Weh ſich nicht bekümmert, und zwiſchen zwei ſolchen Feinden iſt es ſicher! Du biſt bewehrt, und ſie ſitzt in Kleid und Haaren, und mit bloßem Fuße mitten unter Blumen und Gras, gegen mich grauſam, und gegen dich ſtolz. Ich bin Gefangener, allein wenn Mitleid noch bewahret dein ſtarker Bogen, und einen Pfeil noch, ſo übe Rache, Herr, für dich und mich;

20.

Von Zeit zu Zeit erweiſt ſich mir minder hart die engliſche Geſtalt, und das ſüße Lächeln, und die Milde des ſchönen Angeſichtes und der lieblichen Augen minder düſter. Was wollen noch die Seufzer bei mir, die, vom Schmerz geboren, von außen zeigten mein ängſtliches und verzweiflungsvolles Leben? Trifft's, daß der Blick dahin gleitet, um das Herz zu beruhigen, ſcheint Amor mein Recht zu vertreten, und Hülfe mir zu reichen, und doch ſind' ich den Kampf noch nicht geendet, noch nicht ganz ruhig mein Herz, denn um ſo heftiger glüht das Verlangen, je mehr die Hoffnung mir Muth verleiht.

21.

Amor, als meine Hoffnung blühte, und die Belohnung für all' meine Treue, ward ſie mir genommen, von der ich Lohn erwartete. Ach unbarmherziger Tod, ach grauſames Leben! Jener hat mir Leid beſchieden, und bitter meine Hoffnungen vernichtet; dieſes hält mich hier unten wider meinen Willen, und ihr, die davon gegangen iſt, kann ich nicht folgen, weil es nicht einwilliget; doch gegenwärtig immer, mitten in meinem Herzen, thront Madonna, und ſieht, wie mein Leben ſich geſtaltet.

Seſtinen.

1.

So viel auch Weſen auf Erden wohnen, außer einigen, welche die Sonne haſſen, gehen am Tage der Arbeit nach; doch wenn der Himmel ſeine Sterne leuchten läßt, kehrt dieß nach Hauſe, jenes zum Neſt im Walde, der Ruhe zu pflegen, wenigſtens bis zur Morgenröthe.

Und ich — ſo wie der ſchöne Morgen beginnt die Schatten rings zu treiben von der Erde, weckend die Thiere in jedem Walde, habe vor Seufzern keine Ruhe, ſo lang die Sonne ſteht am Himmel; dann, wenn ich die Sterne leuchten ſehe, ſehn' ich mich weinend wieder nach dem Tage.

Und wenn der Abend den lichten Tag verdrängt, und unſere Nacht Andern den Morgen giebt, betracht' ich gedankenvoll die grauſamen Sterne, die mich aus allzuweicher Erde ſchufen, und verwünſche den Tag, da ich die Sonne ſah, der mich gleich macht einem Menſchen, im Walde aufgezogen.

Nicht glaub' ich, daß jemals in Wäldern weidete ein ſo grauſames Wild, bei Nacht oder bei Tage, wie ſie, um die ich im Schatten, und in der Sonne weine, und nicht ermüde vom erſten Schlafe bis zum Morgen; denn obgleich ich ein vergänglicher Leib von Erde bin, kommt doch mein dauernd Sehnen von den Sternen.

Bevor ich zu euch kehre, leuchtende Sterne, oder hinab in den Wald der Liebenden, den Leib laſſend, der Staub und Erde ſeyn wird, ſäh' Mitleid ich in ihr, in einem Tage könnt' es viele Jahre erſetzen, und bis zur Morgenröthe mich bereichern vom Untergange der Sonne.

Wär' ich mit ihr von da, wo die Sonne ſinket, und Niemand Anderer ſäh' uns, als die Sterne nur eine Nacht, und es erſchien kein Morgen, und ſie verwandelte ſich nicht in einen grünen Wald, aus meinen Armen zu fliehen, wie an dem Tage, wo ſie Apollo verfolgte hier auf Erden!

Aber ich werde unter der Erde ſeyn, in trockenem Walde, und der Tag wird wandeln, voll von kleinen Sternen, bevor ſo ſüßen Morgen die Sonne bringt.

2.

Eine junge Frau unter grünem Lorbeer ſah ich, weißer und kälter, als Schnee, nicht durchdrungen von der Sonne durch viele, viele Jahre, und ihre Sprache, und das ſchöne Antlitz, und die Locken gefielen mir ſo, daß ich ſie vor Augen habe, und immer haben werde, wo ich auch ſey, auf Hügeln, wie am Ufer.

Dann werden meine Gedanken am Ziele ſeyn, wenn ſich kein grünes Blatt mehr am Lorbeer findet; iſt mein Herz ruhig, ſind die Augen trocken, werden wir das Feuer gefrieren, und den Schnee brennen ſehen. Nicht hab' ich ſo viele Haare in dieſen Locken, als ich Jahre harren wollte jenes Tages.

Doch weil die Zeit fliegt, und die Jahre ſo fliehen, daß man plötzlich bei dem Tode ankommt, entweder mit den braunen, oder mit den weißen Locken, will ich dem Schatten folgen dieſes ſüßen

Lorbeers, in glühender Sonne und im Schnee, bis der letzte Tag dieſe Augen ſchließt.

Nie wurden ſo ſchöne Augen geſehen, weder in unſerer Zeit, noch in frühern Jahren, die mich ſo verzehren, wie die Sonne den Schnee; daher entſteht der Thränenbach, den Amor zu den Füßen des harten Lorbeers leitet, der die Zweige von Diamant, und von Gold die Locken hat.

Ich fürchte früher Geſicht und Haare zu verändern, als daß mit wahrer Huld zu mir die Augen wende, mein Abgott, aus lebendigem Lorbeer geſchnitten; denn, irr' ich nicht im Zählen, ſind's heute ſieben Jahre, daß ich ſeufzend von Ufer zu Ufer gehe, bei Nacht und Tag, in Wärme und Schnee.

Innen nur Glut, und von außen weißer Schnee, allein mit dieſen Wünſchen, doch mit andern Locken, werd' ich weinen ſtets an jedem Ufer, um vielleicht Mitleid in die Augen wohl Manchem noch zu flößen, der nach tauſend Jahren geboren wird, wenn ſo lange ein gut gepflegter Lorbeer leben kann.

Das Gold und die Topaſen auf ſonnenhellem

Schnee werden von den blonden Locken, nahe den Augen überwunden, die meine Jahre ſo früh zum Ziele führen.

3.

Die ſchwüle Luft, und der unwillkommene Nebel, zuſammengedrückt ringsum von wüthenden Winden, müſſen ſich bald in Regen auflöſen, und ſchon ſind gleichſam von Kryſtall die Fluthen, und anſtatt der Gräſer in den Thälern ſieht man nichts anderes, als Reif und Eis.

Und ich, im Herzen viel kälter als Eis, habe von ſchweren Gedanken einen ſolchen Nebel, wie mancher ſich erhebt bisweilen aus dieſen Thälern, verſchloſſen links den liebesregen Winden, und umgeben von ſtehenden Fluthen, wann langſam vom Himmel Regen fällt.

In kurzer Zeit verrinnet jeder große Regen und die Wärme macht Schnee und Eis verſchwinden, dann gehen, ſtolzer dem Anſcheine nach, die Flüſſe; nie verhüllte den Himmel ſo dichter Nebel, daß er überfallen von der Wuth der Wind, nicht flöhe von den Bergen, und aus den Thälern.

Aber, ach, mir hilft das Blühen der Thäler nicht, ja ich weine bei heiterm Wetter, und bei Regen, und bei eiſigen, und bei ſanften Winden! Dann wird einſt Madonna ohne Eis ſeyn drinnen, und von außen ohne gewohnten Nebel: ich werde trocken ſehen das Meer, und die Seen und Flüſſe.

So lange die Ströme in das Meer herniederſteigen, und das Wild ſchattige Thäler liebt, wird vor den ſchönen Augen jener Schleier ſeyn, der aus den meinigen beſtändig Regen locket, und in der ſchönen Bruſt das harte Eis, das aus meiner ſo ſchmerzenvollen Laute zieht.

Wohl ſollt' ich allen Winden verzeihen, aus Liebe zu einem, der in Mitte von zwei Strömen mich zwiſchen das ſchöne Grüne und das ſüße Eis ſo ſchloß, daß ich darauf in tauſend Thälern den Schatten malte, wo ich war, und weder Hitze noch Regen, noch Donner ſcheute von zerborſtenem Nebel.

Aber niemals floh Nebel vor Winden, wie dieſer Tag, noch Fluthen je durch Regen, noch Eis, wenn die Sonne die Thäler öffnet.

4.

Wer beſtimmt iſt zu leben auf trügeriſchen

Wellen, und unter Klippen, geſondert vom Tode durch ein kleines Fahrzeug, kann nicht gar ferne von ſeinem Ende ſeyn, daher ſollte er ſich zurückziehen in den Hafen, ſo lange dem Steuer noch das Segel gehorcht.

Die ſanfte Luft, der ich Steuer und Segel vertraute, eintretend in das Leben der Liebe, und hoffend, in einen beſſern Hafen zu kommen, trieb mich dann unter mehr als tauſend Klippen, und die Urſache meines ſchmerzvollen Endes kam nicht von außen nur, ſondern war auch drinnen im Nachen.

Verſchloſſen lange Zeit in dieſem blinden Nachen, irrte ich ohne das Auge zum Segel zu erheben, das vor meinem Tage mich zum Ende führte; dann gefiel es ihm, der mich geführt in's Leben, mich ſo weit aus jenen Klippen zurückzurufen, daß mindeſtens von fernher der Hafen mir erſchien.

Wie ein Licht des Nachts in einem Hafen vom hohen Meere ſieht Schiff oder Nachen, wenn es ihm Sturm oder Klippen nicht raubten; ſo über dem geſchwellten Segel ſah' ich die Fahnen von jenem andern Leben, und ſeufzte dann um mein Ende.

Nicht daß ich ſchon ſicher wäre des Endes, der ich mit dem Tage im Hafen ſeyn möchte, und groß iſt die Reiſe für dieß kurze Leben. Auch fürcht' ich, daß ich in zerbrechlichem Nachen mich ſehe, und, das Segel voller, als ich wollte, vom Winde, der mich trieb in dieſe Klippen.

Entrinn' ich lebend den falſchen Klippen, und gelangt mein Elend zu einem ſchönen Ende, wie begierig wär' ich, die Segel zu wenden, und die Anker zu werfen in irgend einem Hafen, brenn' ich nicht, wie ein angezündeter Nachen, ſo ſchwer fällt mir's, das gewohnte Leben zu laſſen.

Herr meines Endes und Lebens, bevor ich den Nachen unter den Klippen zerſchelle, lenke zu gutem Hafen das abgemühete Segel!

5.

Zu dem ſüßen Schatten der ſchönen Zweige lief ich, fliehend ein grauſames Licht, das hier unten mich entzündete vom dritten Himmel, und ſchon reinigte vom Schnee die Hügel Liebesluſt, welche die Zeit erneuert, und auf den Höhen blühten Halme und Aeſte.

Nie ſah die Welt ſo liebliche Aeſte, nie bewegte der Wind ſo grüne Zweige, als ich ſie ſah in jener erſten Zeit; ſo daß ich, fürchtend die Glut des Lichtes, nicht den Schatten der Hügel zu meiner Zuflucht wollte, ſondern des im Himmel mehr geehrten Baumes.

Ein Lorbeer ſchützte mich dann vor dem Himmel. Wohl oft im Sinne die ſchönen Aeſte, durchirrt' ich Wälder dann und Hügel, und nimmer fand ich Stamm und Zweige, die, ſo ſehr geehret vom höhern Lichte, ihre Form nicht veränderten zur rechten Zeit.

Darum ſtandhafter, nach und nach, folgend, wohin ich mich vom Himmel rufen hörte, und geleitet von einem ſanften und hellen Lichte, kehrt' ich immer ergeben zu den frühern Aeſten, ſo wann am Boden zerſtreuet ſind die Zweige, als wann die Sonne grünen läßt die Hügel.

Wälder, Felſen, Fluren, Flüſſe und Hügel, was erſchaffen iſt, beſiegt und ändert die Zeit, darum fleh' ich um Verzeihung jene Hügel, wenn ich nach vielen Jahren, die der Himmel vorüberführte, die theuern Aeſte zu fliehen mich entſchloß, ſobald ich das Licht zu ſehen begann.

So ſehr gefiel mir anfangs das ſüße Licht, daß ich mit Luſt wohl große Hügel erſtieg, um den geliebten Aeſten mich zu nähern; doch das kurze Leben, und der Ort, und die Zeit, zeigen mir einen andern Weg, zum Himmel zu wandeln, und Früchte zu ernten, nicht Blüthen nur und Zweige.

Andere Liebe, andere Zweige, und anderes Licht, andern Pfad zum Himmel über andere Hügel ſuch' ich, (da es noch Zeit iſt), und andere Aeſte.

6.

Vor drei Tagen war mein Geiſt erſchaffen an anderer Stelle, um Sorge zu tragen für hohe und neue Dinge, und das zu verſchmähen, was Vielen werthvoll iſt, und im Zweifel noch über ſeinen verhängnißvollen Weg, allein und ſinnend, kindlich, und feſſellos, trat er zur Frühlingszeit in ein ſchönes Wäldchen.

Eine zarte Blume ward geboren in dieſem Walde, den Tag zuvor, der Wurzel Stelle konnte keine Seele ſich nähern ungebunden, denn ſo neue Formen von Schlingen waren dort, und ſolche Luſt beſchleunigte den Gang, daß Verluſt der Freiheit dort im Preiſe war.

Theuerer, ſüßer, hoher und mühevoller Preis, der du ſchnell mich lenkteſt zum grünen Wäldchen, gewohnt, mitten im Laufe vom Wege mich abzuleiten! Die Welt durchſpäht' ich dann von Stelle zu Stelle, ob Verſe, oder Reime, oder Saft ſeltener Kräuter, mir eines Tages das Gemüth entfeſſeln würden.

Doch ach, nun ſeh' ich, daß entbunden wird das Fleiſch des Knotens, woher ſein höherer Werth kommt, früher, als alte oder neue Arzneien die Wunden heilen, die ich in dieſem Walde, voll von Dornen, erhielt, wovon ich ſo viele habe, daß ich als ein Lahmer herausgehe, und doch ſo ſchnellen Laufes hineinging.

Voll von Schlingen und von Dornen, einen harten Weg muß ich vollenden, wo eine leichte, bürdeloſe Sohle nöthig wäre, und geſund von jeder Seite. Aber du, Herr, der du den Preis des Mitleides haſt, reich deine Rechte mir in dieſem Walde, deine Sonne beſiege meine neuen Finſterniſſe!

Sieb meinen Zuſtand bei den neuen Begierden, die, den Lauf meines Lebens unterbrechend, mich zum Bewohner des ſchattigen Waldes gemacht haben; gieb mir zurück, wenn es ſeyn kann, frei und ungebunden, meine irrende Genoſſin; und dein wird der Preis ſeyn, find' ich mit dir ſie einſt an beſſerer Stelle!

Sieh nun zum Theile meine neuen Fragen: Lebt, was ich preiſe, in mir? Oder iſt's auf dem Wege? Iſt die Seele frei, oder zurückgehalten im Walde?

7.

Nicht hat ſo viele Thiere das Meer in ſeinen Fluthen, nie ſah da oben über dem Kreiſe des Mondes jemals eine Nacht ſo viele Sterne, ſo viele Vögel wohnen nicht in den Wäldern, ſo viele Halme hatten Felder nie und Hügel, als mein Herz Gedanken jeden Abend.

Von Tag zu Tag hoff' ich nun den letzten Abend, der vom lebendigem Staube die Fluthen ſcheide, und mich ſchlafen laſſe an irgend einer

Stelle; denn ſo viele Leiden duldete nie ein Menſch unter dem Monde, wie ich, die Wälder wiſſen es, die einſam ich geſucht ſo Tag als Nacht.

Ich hatte niemals eine ruhige Nacht, ſondern ſeufzte am Morgen und am Abend, ſeitdem Amor mich zum Bürger der Wälder machte. Wohl wird, bevor ich ruhe, das Meer ohne Fluthen ſeyn, und die Sonne ihr Licht vom Monde haben, und die Blumen des Lenzes werden an jeder Stelle verwelken.

Verzehrend mich, wandle ich von Hügel zu Hügel, am Tage ſinnend, und weine dann des Nachts, und mein Beſtand iſt nur, wie der des Mondes. Schnell, ſobald ich den Abend dunkeln ſehe, ſteigen Seufzer aus der Bruſt, aus den Augen Fluthen, Gräſer zu baden, und Wälder zu erſchüttern.

Die Städte ſind feindlich, freundlich die Wälder meinen Gedanken, die ich an dieſem hohen Ufer ausſchütte, bei dem Murmeln der Wellen, im ſüßen Schweigen der Nächte, ſo daß ich jeden Tag den Abend erwarte, damit die Sonne ſcheide, und dem Monde weiche.

O wär' ich doch mit dem Geliebten der Göttin des Mondes entſchlummert in irgend einem grünen Walde, daß ſie, die vor der Abendzeit den Abend bringt, mit ihr und mit Amor an dieſe Stelle allein käme, eine Nacht da zu verbleiben, und der Tag und die Sonne immer in den Fluthen ſtänden!

An hohen Wellen, im Scheine des Mondes, Canzone, erzeugt in Nächten, mitten in Wäldern, wirſt reiche Stelle ſehen, morgen Abend.

8.

Wenn vor der Morgenröthe ſüße Luft zur Frühlingszeit durch Blumen wehet, und die Vögelchen ihre Lieder anſtimmen, dann fühl' ich, wie ſo ſüß die Gedanken in der Seele drin ſich regen, die ſie alle in ihrer Gewalt hat, daß ich zurückkehren muß zu meinen Tönen.

Könnt' ich in ſo ſüßen Lauten meine Seufzer hinhauchen, Lauren zu beſänftigen, Recht zu üben gegen ſie, die Gewalt gegen mich gebraucht! Doch eher wird der Winter die Jahreszeit der Blumen, als daß Liebe blühe in dieſer hohen Seele, die nie ſich kümmerte um Reim und Verſe.

Wie viele Thränen, ach, und wie viele Verſe, hab' ich verſchwendet ſchon in meinem Leben, und in welchen Tönen verſucht, dieſe Seele zu beugen! Doch ſie ſteht feſt wie ein rauher Alp in ſüßer Luft, die wohl Laub und Blüten ſtreuet, doch nichts vermag gegen größere Stärke.

Menſchen und Götter überwand durch Stärke Amor, wie man in Proſa und in Verſen lieſt, und ich erfuhr es bei dem erſten Erſchließen der Blumen. Nun zwinget weder mein Herr, noch ſeine Töne, noch meine Thränen und Bitten Lauren, des Lebens oder der Qual meine Seele zu entheben.

In der höchſten Noth, o unglückliche Seele, raffe allen deinen Verſtand zuſammen, deine ganze Stärke, weil noch bei uns die Luft des Lebens wohnet. Nichts iſt auf der Welt, was Verſe nicht vermögen. Die Schlangen können ſie durch ihre

Töne bezaubern, warum nicht das Eis mit jungen Blüten ſchmücken?

Jetzt lachen auf Hügeln Halme und Blumen; es kann nicht ſeyn, daß dieſe Engelſeele nicht den Klang der Liebetöne vernehme. Doch mein böſes Geſchick iſt von größerer Stärke; weinend will ich alſo, und meine Lieder ſingend, mit lahmem Roſſe die Lüfte jagen.

Im Netze ſammle ich Luft, Eis für Blüten, und in Verſen prüfe ich die taube und ſtolze Seele, die Amors Stärke ſchmäht, und Töne.

9.

Mein glücklicher Zuſtand, und das frohe Leben, die heitern Tage, und die ruhigen Nächte, und die leiſen Seufzer, und die ſüße Sprache, die durch meine Reim' und Lieder zu tönen pflegte, plötzlich verkehrt nun in Schmerz und Thränen, machen mich das Leben haſſen, und den Tod wünſchen.

Grauſamer, bitterer, unerbittlicher Tod, du giebſt mir Grund, niemals froh zu ſeyn, ſondern mein ganzes Leben durch Thränen zu führen, die Tage betrübt und ſchmerzvoll die Nächte. Meine ſchweren Seufzer gehen nicht in Lieder, und meine harte Qual beſiegt jede Feder.

Wohin gerieth die Sprache meiner Liebe, vom Zorn zu reden und vom Tode? Wo ſind die Lieder, wo die Reime hingekommen, die ein edles Herz ſinnend und froh vernahm? Wo iſt das ſüße Liebesgeſchwätz in den Nächten? Jetzt ſprech' und ſinn' ich nichts anders, als Thränen.

Wohl war in Sehnſucht mir ſo ſüß das Weinen, daß es mit Süße jede herbe Sprache würzte, und alle Nächte mich durchwachen ließ. Jetzt iſt mein Weinen bitterer als Sterben, nie mehr hoffend ihren keuſchen und frohen Blick, den hohen Gegenſtand meiner geringen Lieder.

Ein leuchtendes Ziel ſetzte Amor meinen Liedern in ihren ſchönen Augen drin, und nun in Thränen gedenk' ich mit Schmerz der frohen Zeit, darum ändere ich mit den Gedanken die Sprache, und bitte dich, bleicher Tod, daß du ſo leidenvollen Nächten mich entzieheſt.

Entflohen iſt der Schlaf meinen bangen Nächten, und der gewohnte Klang meinen rauhen Verſen, die von nichts zu ſprechen wiſſen, als vom Tode, ſo iſt mein Singen umgewandelt in Weinen; Amors Reich hat keine ſo wechſelnde Sprache, die nun ſo traurig iſt, als ſie jemals freudig war.

Nie lebte Einer, froher als ich, keiner lebt trauriger ſo Tag als Nächte; der Schmerz nimmt zu in mir, mit ihm die Sprache, und löſet vom Herzen ſo thränenvolle Lieder. Ich lebte von Hoffnung, nun leb' ich nur von Thränen, und gegen Tod hoff' ich nichts Anderes als Tod.

Der Tod hat mich getödtet, und nur der Tod kann machen, daß ich jenes heitere Antlitz wieder ſehen werde, das mich Gefallen finden ließ an Seufzern und Thränen, an ſüßer Luſt, am Regen meiner Nächte, wenn ich erleſene Gedanken in Reime wob, und Amor Schwung verlieh der matten Sprache.

O hätt' ich eine ſo jammervolle Sprache, daß ſie meine Laura dem Tode wieder entreißen könnte, wie Orpheus ſeine Euridice, ſonder Lieder, wie wollt' ich dann leben froher als jemals! Wenn es nicht ſeyn kann, verſchließe eine dieſer Nächte nun beide Thränenquellen.

Amor, ich habe viele und viele Jahre mein ſchweres Leiden beweint in ſchmerzenreicher Sprache, von dir auch hoff' ich nimmer minder bittere Nächte, darum muß ich den Tod bitten, daß er mich hinweg nehme, mich froh zu machen, dahin, wo ſie iſt, die ich beſinge und beweine in Liedern.

Wenn ſo hoch meine müden Lieder ſich erheben können, daß ſie zu ihr gelangen, die über Zorn und Thränen ſteht, und den Himmel mit ihren Reizen erfreut, wird ſie wohl die veränderte Sprache erkennen, die ihr vielleicht ſchon gefiel, bevor der Tod ihr hellen Tag, mir finſtere Nächte gab.

O ihr, die ihr um beſſere Nächte ſeufzet, die ihr von Liebesliedern höret oder ſprecht, bittet, daß der Tod mir nicht mehr taub ſey, meiner Leiden Port, und Ende der Thränen, daß er einmal die alte Sprache ändere, die jeden Menſchen betrübt, und mich ſo froh kann machen!

Mich kann er froh machen in einer oder in wenig Nächten, und in rauher Sprache, und in angſtvollen Liedern fleh' ich, daß mein Weinen endige der Tod.

Triumphe.

Triumph Amors.

Erſter Geſang.

Zur Zeit, die meine Seufzer erneuert, durch das ſüße Gedächtniß jenes Tages, welcher der Anfang war von ſo langen Qualen, gab Wärme ſchon die Sonne den beiden Hörnern des Stieres, und Titons Mädchen ſchritt, durchfroren, eilig in ihre alte Wohnung. Amor, der Zorn, die Thränen, und die Jahreszeit, hatten mich zum verſchloſſenen Orte geleitet, wo das müde Herz jede Bürde ablegt. Dort unter Gräſern, des Weinens ſchon müde, vom Schlaf beſiegt, ſah ich ein großes Licht, und Schmerz genug darin bei kurzer Freude. Sah einen ſiegreichen und erhabenen Feldherrn, wie einer von denen, die zum Kapitol der Triumphwagen zu hohem Ruhme führet. Ich, der ich eines ſolchen Anblickes in dieſer niedrigen Zeit, worin ich lebe, mich nicht erfreuen darf, die jeder Kraft beraubt, und voll von jedem Hochmuth iſt, ſchaute das hohe, ungewohnte und ſeltene Weſen an, die ſchweren und matten Augen erhebend, weil ich kein anderes Vergnügen, als zu lernen, kenne. Vier ſchöne Roße ſah ich, weißer als Schnee; auf einem Flammenwagen einen wilden Knaben, den Bogen in der Hand, und mit Pfeilen an der Seite, wogegen weder Helm noch Schild helfen; an den Schultern hatte er zwei große Flügel, tauſendfarbig, ſonſt ganz nackt; ringsum unzählige Sterbliche, zum Theil in der Schlacht gefangen, zum Theil getödtet, zum Theil verwundet von ſpitzen Pfeilen. Begierig, Neues zu hören, ſchritt ich ſo weit, daß ich einer von denen war, die Amor früh vom Leben ſchied. Dann drängt' ich mich zu ſehen, ob ich einen erkennen würde aus der dichten Schaar des Königs, nach Thronen immer dürſtend. Ich erkannte Keinen darunter, und gab es einen unter ihnen, den ich kannte, ſo war ihr Ausſehen durch den Tod verändert, oder durch harte und grauſame Gefangenſchaft. Ein Schatten, etwas minder traurig als die andern, trat mir entgegen, und rief mich beim Namen, und ſprach: „Dieß hat man von der Liebe.“ Drauf ich verwundert ſagte: „Wie kennſt du mich denn, da ich dich nicht kenne?“ Und er: „Das kommt von der ſchweren Laſt der Feſſeln, die ich trage, und die finſtere Luft umdüſtert deine Augen; aber ich bin dein wahrer Freund, und mit dir geboren auf toskaniſchem Boden.“ Seine Worte und die alte Sprechart enthüllten, was das Geſicht mir verbarg, und ſo nun ſtiegen wir zu ſonnigen Orten. Dort begann er: „Lange Zeit iſt es, daß ich unter uns dich zu ſehen dachte, denn ſeit den erſten Jahren gab dieſe Prophezeihung dein Ausſehen.“ So war es auch, doch Liebesleiden ſchreckten mich ſo, daß ich das Unternehmen ließ, aber die Bruſt und das Gewand trag' ich zerriſſen davon.“ — So ſprach ich, und er, als er meine Antwort vernommen, ſagte lächelnd: „O mein Sohn, welche Flamme iſt für dich entglommen!“ Nicht verſtand ich's da, aber ſo feſt bewahr' ich ſeine Worte im Gedächtniß, daß man feſter nie auf Marmor ſchrieb. Und weil die Jugend kühn und raſch den Geiſt und die Zunge macht, fragt' ich ihn: „Sag' mir doch gefälligſt, wer dieſe Leute ſind?“ — „In kurzer

Zeit wirſt du von ſelbſt es wiſſen, erwiederte er, und unter ihnen ſeyn; ſo wird das Band für dich gemacht, und du weißt es nicht. Und eher wirſt du Geſicht und Haare verändern, als das Band, wovon ich ſpreche, vom Nacken ſich löſe, und von deinen noch widerſtrebenden Füßen. Doch um dein jugendliches Streben zu erfüllen, will ich dir von uns erzählen, und zuerſt vom Größern, der ſo Leben und Freiheit uns raubt. Das iſt der, den die Welt Amor nennt, lieblos wie du ſiehſt, und es noch beſſer ſehen wirſt, wenn er dein wie unſer Herr ſeyn wird. Zahm iſt er als Kind, im Alter wild; wohl weiß es, der's verſucht, und klar wird es dir werden, eh' tauſend Jahre vergehen, ſey darum wachſam. Er iſt von der Muße erzeugt, und von menſchlicher Ueppigkeit, aufgenährt mit ſüßen und ſanften Gedanken, zum Herrn und Gott gemacht von thörichten Menſchen. Der ward von ihm getödtet, der, unter härteren Geboten, lebt ein ſchweres und bitteres Leben unter tauſend Ketten und Stricken. Jener, der ſo herriſch mit ſo ſtolzem Antlitz zuerſt kommt, iſt Cäſar, der in Egypten Kleopatra umſtrickte auf Blumenauen. Nun triumphirt er über ihn, und wohl iſt's recht, daß deſſen, der die Welt beſiegte, und von Andern überwunden ward, daß ſeines Beſiegers der Beſiegte ſpotte. Sein Sohn iſt der, (doch liebte dieſer beſſer), Cäſar Auguſt, der ſeine Livia von einem Anderen erflehte. Nero iſt der Dritte, grauſam und ungerecht; voll Zorn und Unmuth ſiehſt du ihn gehen; ein Weib überwand ihn, und ſcheint doch ſo kräftig. Den guten Marcus ſiehſt du, jedes Lobes würdig, Zunge und Herz voll Lebensweisheit, Fauſtine brachte ihn hieher. Dieſe zwei, voll Furcht und Argwohn, ſind Dionyſius und Alexander; der hat von ſeiner Furcht einen würdigen Erfolg. Der Andere iſt, der unter Antander den Tod der Creuſa beweinte, und jenem ſeine Liebe raubte, der ſeinen Sohn dem Evander nahm. Du haſt von einem ſprechen hören, welcher in die Raſerei der Stiefmutter nicht einwilligen wollte, und ihren Bitten durch Fliehen ſich entzog; doch dieſe keuſche und gute Abſicht tödtete ihn; ſo kehrte Liebe in Haß die liebende, furchtbare und verruchte Phädra; auch ſie ſtarb dadurch; ſo wurden gerächet Hippolyt, Theſeus und Ariadne, die liebend wie du ſiehſt, dem Tod entgegen eilte. So, wer andere ſchmähet, verdammet ſich ſelbſt, wer Vergnügen findet am Betruge, beklage ſich nicht, wenn ein Anderer ihn betrüget. Sieh ihn, der ſo viel Ruhm gewann, wie zwei entſeelte Schweſtern ihn leiten; die hat an ihm, an jener er Freude. Jener, der bei ihm iſt, iſt der mächtige und ſtarke Herkules, den Amor fing; und der andere iſt Achilles, dem Liebe ein ſchmerzliches Geſchick bereitete. Jener Andere iſt Demophoon, und jene Phillis, dort Jaſon, hier Medea, die Amor und ihm durch ſo viele Länder folgte; und wie ſehr ſie am Vater und am Bruder bös gehandelt, ſo war ſie gegen den Geliebten auch wild und grauſam; der ſeiner Liebe würdiger ſie hielt. Hypſipile kommt drauf, und klaget über den grauſamen Amor, der den Liebſten ihr geraubet, dann jene, welche den Ruf hat, ſchön zu ſeyn, mit ihr der Hirt, der, ſich zum Leid, ihr ſchönes Antlitz ſah, woraus große Stürme entſtanden, daß faſt die Welt umgeſtürzet wurde. Höre unter andern Betrübten klagen Oenone um Paris, und Menelaus um Helena, und Hermione den Oreſt rufen, und Laodamia ihren Proteſilaus, und Argia den Polynikes, viel treuer, als das geizige Weib des Amphiarus. Höre die Klagen und die Seufzer, höre das Geſchrei der armen Brennenden, die ihre Seelen jenem ſchenkten, der ſie auf ſolche Art nun führet. Nie könnte ich von Allen dir die Namen ſagen. Denn nicht nur Menſchen, auch viele Götter erfüllen den ſchattigen Myrthenwald. Sieh die ſchöne Venus und mit ihr Mars, gefeſſelt an den Füßen, Armen und am Halſe, und ſeitwärts Pluto und Proſerpina. Sieh die eiferſüchtige Juno und den blonden Apollo, der das Kind verachtete und den Bogen, der in Theſſalien den Reſt ihm gab. Was ſoll ich ſprechen? Alles in Eins zu drängen: alle Götter Varro's ſind hier Gefangene, und mit unzählbaren Schlingen beladen, geht Jupiter gefeſſelt vor dem Wagen.“ —

Zweiter Geſang.

Müde ſchon vom Schauen, doch ſatt noch nicht, ſah ich dahin und dorthin nach Dingen umher, die zu erzählen die Zeit zu kurz iſt. Das Herz ging von Gedanke zu Gedanke, bis es zwei ganz an ſich zogen, die Hand in Hand ſüß koſend vorübergingen. Ihre zierliche fremde Tracht fiel mir auf, und die fremde Sprache, die mir dunkel war, doch mein Erklärer gab mir darüber

Kunde. Da ich wußte, wer ſie waren, näherte ich mich ihnen muthiger, da der eine Geiſt hold unſerm Namen, der andere bös und hart war. Ich machte mich an den Erſten: „O alter Maſſniſſa, um deines Scipio, und dieſer willen, — begann' ich, — laß dich nicht verdrießen, was ich ſage.“ — Er ſah mich an und ſagte: „Gerne möcht' ich zuvor erfahren, wer du biſt, ſeitdem du meine beiden Neigungen ſo gut enthüllet haſt.“ „Mein Stern, antwortete ich ihm, erträgt ſo großen Kenner nicht, da aus kleiner Flamme großes Licht ſo weit nicht leuchtet. Doch dein hoher Ruhm dringt überall hin, und ſo, daß, wer nie dich ſehen wird, noch ſah, durch das ſchöne Band der Liebe mit dir ſich vereinet. Nun ſag' mir, ob dieſer in Frieden euch führet? (ich zeigte ihnen den Führer,) welches Paar iſt dieß, das mir ein ſeltenes und treues ſcheint? — „Deine Zunge war bei meinem Namen ſo ſchnell, verſuch' es, ſprach er, ihn durch dich ſelbſt zu wiſſen; doch will ich ſprechen, um mein Herz zu erleichtern. Ich hatte dieſem großen Manne mein ganzes Herz geweiht, ſo zwar, daß ich dem Lälius kaum den Vorzug gebe; wo ſeine Fahnen ſtanden, war ich ihnen nahe. Ihm war das Glück immer günſtig, doch nicht ſo ſehr, wie er es würdig war, ſein Muth, wovon ihm mehr als irgend Einem die Seele erfüllet war. Als denn die Waffen der Römer mit großem Ruhme bis zum äußerſten Weſten ſich zerſtreuten, nahte ſich uns Amor, und verband uns. Nie glühte eine ſüßere Flamme in zwei Herzen, noch wird ſie ſeyn, glaub' ich; doch ach, wenig Nächte nur, kurze und kärgliche, gab es für dieſe Liebe. Umſonſt ſchritten wir zum Joche der Ehe, nicht half Entſchuldigung der Liebeswuth, und die geſetzmäßigen Bande wurden zerriſſen. Er, der allein mehr als die ganze Welt galt, ſchied uns mit ſeinen heiligen Worten, an unſern Seufzern war ihm nichts gelegen. Und that er auch, worüber ich klagte und klage, ſah ich doch in ihm die ſtrahlende Tugend leuchten; denn ganz blind iſt, wer nicht die Sonne ſieht. Große Gerechtigkeit iſt Liebenden großes Unrecht, daher war von einem ſolchen Freunde ein ſolcher Rath gleichſam eine Klippe für unſer liebevolles Unternehmen. Vater war er mir in Würde, in Liebe Sohn, Bruder in Jahren, daher ich gehorchen mußte, aber mit betrübtem Herzen, und mit finſtern Brauen. So ſtarb meine Theure, die, in fremder Gewalt ſich ſehend, lieber ſtarb, als Knechtſchaft duldete.

Und ich war der Diener meines Schmerzes; denn ſo heiß und dringend war ihr Flehen, daß ich mir Leid that, um Leid von ihr zu wenden. Ich ſandte ihr das Gift; mit welchen ſchmerzlichen Gedanken, das weiß nur ich, und ſie glaubt es, und du; wenn du von Liebe weißt. Weinen war mein Erbtheil von ſolcher Braut; in ihr wollte ich all mein Glück, jede Hoffnung verlieren, nur um nicht Treue zu verlieren. Doch nun ſuche, ob du in dieſer Reihe etwas Wunderbares findeſt, denn die Zeit iſt flüchtig, und mehr vom Werke iſt übrig, als vom Tage." — Voll von Mitleid dachte ich an die kurze Zeit der großen Glut von zwei ſolchen Liebenden. Mich dünkte, ein Herz von Schnee an der Sonne zu haben, als ich ſie im Fortgehen ſprechen hörte: „Dieſer mißfällt mir an ſich gewiß nicht, doch feſt bin ich, ſie allzumal zu haſſen." — „Laß, ſagte ich, das Herz, o Sophonisbe, in Ruhe; dein Carthago fiel dreimal durch unſere Hand; beim drittenmale blieb es liegen." — Und ſie: „Ich will, daß du mir anderes zeigeſt; wenn Afrika weinte, lachte Italien nicht darüber; fragt darüber nur eure Geſchichten." — Indeſſen trat unſer und ſein Freund lächelnd mit ihr in das große Gedränge, und ſie wurden von meinen Augen getrennt. Wie ein Menſch, der durch wirre Gänge ſtreifet, bei jedem Schritte ruht und ſpäht, und das Denken vom Wege viel abkürzt, ſo machte die Verliebt mein zögerndes Gehen zweifelnd, von denen ich gerne gewußt hätte, wie ſehr Jedes, und in welcher Flamme glühe.

Ich ſah einen zur linken Hand, ſeitwärts von der Straſſe, wie einer, der etwas ſucht und findet, und darum dann froh und ſchambeklommen geht, einem Andern ſeine geliebte Braut geben; (o höchſte Liebe! O ſeltene Großmuth') ſo, daß ſie ſelbſt froh und ſchamhaft des Tauſches ſchien, und fortwandelnd ſprachen ſie mit einander von ihren ſüßen Neigungen, und ſeufzend von der Herrſchaft Syriens. Ich nahte mich jenen drei Geiſtern, die gehalten waren, auf einem andern Weg zu ziehen, und ſagte zum Erſten: „Ich bitte harre meiner.‘, Und er, bei dem Tone italieniſcher Sprache, beſtürzten Blickes, hielt ein wenig an, und ſprach dann, gleichſam meinen Wunſch errathend: „Ich bin Seleukus, und dieſer iſt Antiochus, mein Sohn, der großen Kampf mit euch beſtanden; doch Vernunft gegen Gewalt kann nicht beſtehen. Dieſe war zuerſt meine Gattin, dann ſeine, da ich, um ihn verliebtem Tode zu entreißen, ſie ihm gab, und ſolch ein Geben iſt erlaubt bei uns. Stratonice iſt ihr Name, und unſer Schickſal, wie du ſiehſt, iſt ungetrennt, und in dieſem Zeichen erſcheint unſere Liebe ſtark und feſt. Dieſe war zufrieden, mir das Reich zu laſſen, ich mein Liebſtes, jener ſein Leben, mehr Luſt dem Andern, als ſich ſelbſt zu bereiten. Und wäre nicht die kluge Hülfe des edlen Arztes geweſen, der's wohl bemerkte, war ſie in der Blüthe ihrer Jugend dem Tod verfallen. Schweigend, liebend, wie zum Tode, eilte er; Gewalt war Liebe, und Tugend ſein Schweigen, mein war das wahre Mitleid, ſo ihm Hülfe brachte."

So ſprach er, und wie ein Menſch, der ſeinen Sinn ändert, wandte er die Schritte mit dem Schluß der Worte, daß ich ihn kaum noch grüßen konnte. Dann, als meinen Augen der Schatten ſich enthob, blieb' ich gedankenſchwer zurück, und ſeufzte; denn mein Herz löſte ſich nicht los von ſeinen Worten, bis mir geſagt wurde: „Du verweileſt zu lange bei einem Gedanken unter ſo verſchiedenen Dingen, und weißt doch, wie äußerſt kurz die Zeit iſt."

Nicht führte Xerxes ſo viele Streiter nach

Griechenland, als da nackte und gefangene Liebende waren, ſo daß das Auge den Anblick nicht ertrug, von verſchiedenen Sprachen, und von verſchiedenen Ländern, daß ich unter Tauſenden nicht von einem den Namen wußte; Geſchichten gäben ſchon die Wenigen, die ich verſtand. Perſeus war Einer; gerne hätt' ich erfahren, wie Andromeda in Aethiopien ihm gefiel, die ſchwarze Jungfrau mit ſchönen Augen und Locken. Dort der eitle Liebende, der im Verlangen nach ſeiner eigenen Schönheit ſich verzehrte, arm nur, weil er zuviel davon beſaß, der eine ſchöne Blume wurde ohne Frucht, und jene, die, ihn liebend, in lebendigen Klagen zum harten, trockenen Felſen ward. Dort jener Andere, ſo ſchnell zu ſeinem Unheil, Iphis, der in fremder Liebe ſich ſelbſt haßte, mit vielen andern, zu gleicher Pein Verdammten, denen durch Liebe das Leben zum Eckel wurde. Auch einige Neuere bemerkte ich, die zu nennen verlorene Mühe wäre. Jene zwei, die Amor zu ewigen Gefährten machte, Alcyone und Ceyx, am Meeresſtrande ihre Neſter bauen, zur Milderung des Winters. Fern von ihnen ſtand ſinnend Aeſacus, Hesperia ſuchend, bald auf einem Felſen ſitzend, bald unterm Waſſer, bald in hohem Fluge;

ſeh die grauſame Tochter des Niſus im Fluge fliehen, und Atalanta laufen, von drei Goldkugeln beſiegt, und von einem ſchönen Antlitze, und mit ihr Hippomenes, welcher unter der ſo großen Schaar von Liebenden, die arm und elend laufen, allein des Sieges ſich erfreut und rühmet. Unter dieſen fabelhaften und eitlen Liebeshändeln ſah ich Acis, und Galathea, in ſeinem Schooße, und Poliphem darob großen Lärm erheben; Glaucus ſich unter dieſer Schaar auf Wellen wiegen, ohne ſie, um die allein er flehet, eine andere Geliebte wild und grauſam ſcheltend, Canens und Picus, einſt einer von unſern Königen, nun ein umherirrender Vogel; und der ſeinem Stande ihn entzog, ließ ihm den Namen, den königlichen Mantel und die Borten; ſah die Thränen Egeria's, und Scilla, ſtatt der Knochen, zu wildem und rauhen Felſen ſich verhärten, ein Schimpf zu ſeyn dem Sicilianiſchen Meere, und jene, ſo die Feder in der Rechten, wie ſie ſchmerz- und verzweiflungsvoll ſchrieb, und den nackten Stahl in ihrer Linken hielt. Pygmalion mit ſeiner lebendigen Frau, und tauſend, die ich bei Caſtalia und Aganippe ſingen ſah an ein und anderm Strande, und geneckt von einem Apfel zuletzt auch Cidippe.

Dritter Geſang.

So voll war mein Herz von Verwunderung, daß ich wie ein Menſch ſtand, der nicht ſprechen kann, und ſchweigt, und ſchaut, ob ihm kein Anderer rathe; da ſprach mein Freund: „Was machſt du? Was denkſt du? Weißt du nicht, daß ich zur Schaar gehöre, und ihr folgen muß?" — Bruder, erwiederte ich, du kenneſt meine Weiſe, die Wißbegierde, die mich ſo entzündet hat, daß vor Sehnſucht das Werk verzögert wird." — Und er: „Ich hatte dich ſchon ſchweigend verſtanden, du willſt noch wiſſen, wer die Andern ſeyen; ich will dir's ſagen, wenn ich am Sprechen nicht gehindert werde. Jenen Großen ſieh, den alle Menſchen ehren; Pompejus iſt es, bei ihm Cornelia, die ob des ſchändlichen Ptolomäus klagt und weinet. Der Andere weiter dort, iſt der große Grieche, der weder Aegiſth noch die verruchte Klitemneſtra ſieht; da kannſt du ſehen, wie blind die Liebe iſt. Dort andere Treue, andere Liebe; ſieh Hypermneſtra, ſieh Piramus und Thisbe, beiſammen im Schatten, Leander im Meere, und Hero am Fenſter. Ulyſſes ſinnend dort, ein ſprachſeliger Schatten, den die keuſche Gattin erwartet und wünſchet, doch Circe hält liebend und umſchlingend ihn zurück. Der Andere iſt Hamilcars Sohn, den nicht beſieget in ſo vielen Jahren Rom und ganz Italien; ein gemeines Weib in Apulien fängt und bindet ihn. Dieſe, welche ihrem Herrn mit kurzem Haare folgt, war Königin in Pontus; durch Selbſtbedienen nun gedemüthiget. Portia iſt die, ſo den Stahl der Glut vermählet; dort Julia, die um den Gatten ſich kränket, daß er zu einer zweiten Flamme mehr Neigung hat. Wende dorthin die Augen zum großen verhöhnten Vater, den's nicht gereuet und überdrüßig macht, zweimal ſieben Jahre für Rahel gedient zu haben. O lebendige Liebe, die in Leiden wächſt! Sieh ſeinen Vater und den Großvater, wie er aus ſeinem Hauſe allein mit Sara zieht. Dann ſchau, wie Liebe, grauſam und boshaft, David beſiegt, und ihn zu einer That zwingt, worüber er hernach an dunkelm abgelegenen Orte weinet. Ein gleicher Nebel ſcheint den hellen Ruhm des weiſeſten Sohnes zu trüben und zu verhüllen, und ganz vom Herrn des Himmels ihn zu trennen.

Sieh den Andern, der in einem Augenblicke liebt, und aufhört zu lieben; ſieh Tamar, die bei ihrem Bruder Abſalon zorn- und ſchmerzerfüllet ſich beklaget. Gleich vor ihr ſieh Simſon, weit ſtärker als weiſe, der im Scherze in den Schooß der Feindin ſein Haupt legt. Sieh hier, wie unter ſo viel Schwertern und Lanzen, Amor, und der Schlaf und eine Wittwe, mit ſchönen Worten und glatten Wangen, den Holofern beſieget, und ganz allein mit einer Magd, mit dem furchtbaren Haupte, Gott dankend, um Mitternacht eilig zurückkehret. Sieh Sichem und ſein Blut, das mit Beſchneidung und Tod gemiſcht iſt, Vater und Volk durch Einen Trug überliſtet; dieß hat das raſche, heftige Lieben gethan. Sieh Ahasver, der in ſeiner Liebe auf ſolche Art ein Mittel findet, daß er ſie in Ruhe trage. Vom erſten Knoten löſet er ſich los, und bindet ſich an den andern. Ein ſolches Mittel hat dieſe Krankheit ſelbſt, gleich wie man aus Brettern einen Nagel mit dem andern zieht. Willſt du ein fröhliches und verdrießliches Herz ſehen, ſüß und bitter? Sieh nur den wilden Herodes, den Lieb' und Grauſamkeit umringen. Sieh, wie er glühet erſt, und dann ſich verzehret, zu ſpät bereuend ſeine Wildheit, Mariamna rufend, die ihn nicht höret. Sieh drei ſchöne, verliebte Frauen, Procris, Artemiſia mit Deidamia, und eben ſo viele verwegene und laſterhafte, Semiramis und Biblis, und die böſe Myrrha, wie jede ſich ihres unerlaubten und unrechten Weges zu ſchämen ſcheint. Sieh jene, welche die Bücher mit Träumen füllen, Lancilot, Triſtan und die andern Irrenden, daher es kommt, daß das irre Volk ſtarr ſteht vor Entzücken. Sieh Ginevra, Iſotta und die andern Liebenden, und die beiden von Arimino, die miteinander ſchmerzhaft klagend gehen." — So ſprach's, und ich, wie ein Menſch, der künftiges Weh fürchtet, und vor der Poſaune bebet, vorahnend ſchon, bevor der Schlag geſchieht, glich an der Farbe einem aus dem Grabe gezogenen Menſchen, als ich ein Mädchen zur Seite hatte, viel reiner als weiße Taube. Sie fing mich, und ich, der ich ſchwüre, gegen einen in Waffen gehüllten Mann mich zu vertheidigen, ward mit Worten und mit Augenwinken gebunden. Wie Rückerinnerung an Wahrheit ſchien mir's; mein Freund trat mir näher, und mit einem Lächeln, um größern Schmerz zu ſchaffen, ſprach er mir in die Ohren: „Nun iſt's dir erlaubt, von ſelbſt zu reden, mit wem es dir gefällt, denn wir haben alle unſere Fehler. Ich war einer von jenen, welche mehr betrübet ein fremdes Glück als eigenes

Weh, ſehend, wer mich in Freiheit und in Frieden gefangen hatte, und wie ich zu ſpät nach dem Schaden einſehe, wie ihre Reize mir den Tod gebracht, von Liebe, Eiferſucht und Neid glühend. Die Augen wendete ich nicht von ihrem ſchönen Antlitze, wie ein Menſch, der kraftlos iſt, und doch begierig nach ſolchen Dingen, die für den Geſchmack ſüß, für die Geſundheit verderblich. Für jedes andere Vergnügen blind und taub, folgt' ich ihr nach auf ſo zweifelhaften Wegen, daß ich noch zittere, ſo oft ich mich daran erinnere.

Seit jener Zeit hatte ich die Augen feucht und geſenket, und das Herz gedankenvoll und wohne einſam bei Quellen, Strömen, Bergen, Wäldern und Felſen. So viel ich ſeitdem bis jetzt Papier beſpritzte mit Gedanken, mit Thränen und mit Tinte, ſo viel zerreiß ich davon, und ſo viel ich bereite und ſchreibe. Seitdem weiß ich, wie es in Amor's Schranken geht, und was man fürchtet, und was man hofft, zeig' ich, wer es leſen kann, an der Stirne, und ſehe jene holde Wilde, nicht kümmernd ſich um mich und meine Leiden, auf ihre Tugend ſtolz, und auf meine Wehen. Auf der andern Seite, wenn ich recht gewahre, der Herr, welcher die ganze Welt bezwingt, fürchtet ſie auch; deßwegen bin ich hoffnungslos; denn zu meiner Vertheidigung hab' ich weder Muth noch Kraft, und der, auf den ich hoffte, ſchmeichelt ihr, der mich und die Andern grauſam quälet. Sie iſt nicht von jenen, die dieß oder jenes bezwinget, ſo wild und aufrühreriſch pflegt ſie fernab von Amors Fahnen zu wallen. Und wahrhaft iſt ſie eine Sonne unter Sternen, und einzig ihr eigenthümliches Benehmen, ihr Lächeln, ihr Zürnen, und ihre Sprache; das Haar, das Gold umfaßt, oder im Winde zerſtreut, die Augen, die von einem himmliſchen Lichte entzündet, entflammen mich ſo, daß mich erfreut ſolch Brennen. Wer könnte jemals ihr ſanftes, hohes Walten, und ihre Tugend mit Worten erreichen, wo mein Wort wie ein kleiner Fluß zum Meere ſich verhält? So Neues, und noch nie Geſehenes, zu ſehen niemals wieder, als nur einmal, wo alle Zungen ſtumm wären!

So find' ich mich gefangen, ſie befreiet, und flehe Tag und Nacht, (o böſer Stern!) und ſie höret kaum Eines von Tauſenden. Hart iſt Amors Geſetz, allein obgleich ungerecht, muß man ihm doch gehorchen; denn es reicht vom Himmel zur Erde herab, unbeſchränket, alt. Nun weiß ich, wie das Herz ſich von ſich abſondert, und wie es Frieden, Krieg und Waffenruhe macht, und ſeinen Schmerz verhehlet, wenn es gekränket wird; und weiß, wie in einem Augenblicke das Blut verſchwindet, und dann hervortritt in die Wangen, wenn Furcht oder Scham vorausgeht. Ich weiß, wie unter Blumen verborgen die Schlange liegt, wie ſtets ſich's zwiſchen Schlaf und Wachen lebe wie man ohne Schmachten verſchmachte und ſterbe Weiß meiner Feindin Spur zu ſuchen, und bebe, ſie zu finden; und weiß, wie der Liebende in den Geliebten ſich verwandle. Weiß, zwiſchen langen Seufzern und kurzem Lächeln, zu wechſeln oft Zuſtand, Wunſch und Farbe, zu leben, wenn der Geiſt vom Herzen geſchieden. Weiß tauſendmal des Tages mich ſelbſt zu betrügen; weiß, folgend meiner Glut, wohin ſie flüchte, entfernt zu glühen, und in der Nähe zu erſtarren. Weiß, wie Amor gegen die Seele ſich brüllend erhebet, und die Vernunft aus ihr verjaget, und weiß, wie ſelber ſich das Herz vernichtet. Weiß, wie ein wenig Hanf eine edle Seele in Feſſeln ſchlage, wenn ſie allein iſt, und Niemand ſie vertheidiget, weißwie Amor mit Pfeilen ſchießt, und wie er flieget, und weiß, wie er nun dreht und nun ſchlägt, wie er mit Gewalt raubt, und wie er ſtiehlt, und wie ſo unſtet ſeine Räder kreiſen, zweifelhaft die Hoffnungen, und der Schmerz gewiß, wie nichtig ſeine Gelöbniſſe der Treue ſind. Wie in den Gebeinen ſeine Glut verſtecket, verborgene Wunde in den Adern lebet, wodurch der Tod kund wird, und Entzündung offen. Kurz ich weiß, wie unbeſtändig und begierig, furchtſam und kühn das Leben der Liebenden iſt, wie wenig Süßes für viel Bitteres entſchädiget, und weiß ihre Sitten, und ihre Seufzer, und ihr Singen, und die gebrochenen Worte und das plötzliche Schweigen, die allzu kurze Luſt, und die langen Klagen, und wie Honig iſt, vermiſcht mit Wermuth.

Vierter Geſang.

Da mein Schickſal in fremde Gewalt mich geſtoſſen, und alle Sehnen der Freiheit, in der ich kurze Zeit gelebt, durchſchnitten hatte, ward' ich, wilder ſonſt als Hirſche, ſchnell vertraut mit allen meinen armen Mitſclaven; und ſah ihre Mühen und ihre Leiden, auf welch' krummen Wegen und mit welcher Kunſt ſie zur Liebesherde geführet wurden. Während ich die Augen nach allen Seiten wandte, ob keinen ich von lichtem Ruhme ſähe, ob alter oder neuer Schriften, ſah ich jenen, der Eurydice allein liebt, und ihr zur Hölle folgt, und durch ſie getödtet, noch mit ſtarrer Zunge ſie zurückfordert. Alcäus erkannte ich, ſo bewundert in Liebesworten; Pindar, Anakreon, den ſeine Muſen allein in Amors Porte aufgehoben. Virgil ſah ich, und es ſchien mir, als hätte er ringsumher des hohen Geiſtes und der Luſt Genoſſen, wie gerne ſie die Welt ſich auserſähe; der Eine war Ovid, und der Andere Catull, dann Properz und Tibull. Eine junge Griechin, Hand in Hand mit edlen Dichtern ſingend, mit einem zarten und ſeltenen Griffel. So, hieher und dorthin ſchauend, ſah ich auf einem grünen Blumenhügel Andre, die von Liebe koſend gingen, Dante, Beatrice, Selvaggia, Cino von Piſtoja, Guitton von Arezzo, der zornig ſchien, daß er nicht der Erſte ſey. Die beiden Guido's, einſt hoch geprieſen; den wackern Bologneſer, und die Sicilianer, die einſt die Erſten waren, und nun die Letzten. Sennuccio und Franceschino, ſo menſchlich einſt, wie jeder ſieht, und dann ein Häuflein von fremder Tracht und Mundart. Unter allen der Erſte Arnaldo Daniello, der Liebe großer Meiſter; ſeinem Lande bringt noch Ruhm, was er neu und ſchön geſungen. Jene, die Amor leicht feſſelt, die beiden Pietro's und der minder berühmte Arnaldo, und die durch längern Kampf beſiegten: die beiden Raimbaldo's, die nur Beatrice in Montferrat beſangen, und den alten Pietro d'Alverina mit Giraldo. Folchette, der Marſeille einen Namen machte, den Genua verlor, und der zuletzt für ein beſſeres Vaterland Kleid und Stand verwechſelte. Gianfre Rudel, der Segel und Ruder brauchte, um ſeinen Tod zu ſuchen, und Guglielmo, der in der Blüthe ſtarb an Sangesluſt. Amerigo, Bernardo, Ugo und Anſelmo, und tauſend Andere ſah' ich noch, denen immer ſtatt Lanze und Schwert, ſtatt Schild und Helm, die Zunge war. Zu Unſern dann, daß klar mein Leiden werde, gewandt, ſah ich den guten Tomaſſo, der Bologna zierte, und nun Meſſina dünget. O flüchtige Süßigkeit! O armes Seyn! Wer trug dich mir ſo früh von hinnen, ohne den ich keinen Schritt gethan? Wo biſt du nun, der du kurz zuvor bei mir wareſt? Wohl iſt das Leben, deſſen man ſich freuet, vergänglich, ein Traum der Schwachen, und Romanenmährchen. Unweit der gemeinen Straſſe ſah ich zuerſt Sokrates und Lälius; mit ihnen ging ich eine weite Strecke. O welch' Freundespaar, das man weder in Geſang und Verſen, noch in ungebundener Rede genug preiſen könnte, wenn man reine Tugend, wie es ſeyn ſoll, ehret! Mit dieſen Beiden, an ein Joch gebunden, beſtieg ich manchen Berg; alle meine Wunden öffnete ich ihnen. Von ihnen kann nicht Zeit noch Ort mich jemals trennen, (wie ich hoffe und wünſche), bis zur Aſche des Leichen-Scheiterhaufens. Mit ihnen pflückte ich den ruhmvollen Kranz, womit ich vielleicht zu früh die Schläfen zierte, zum Gedächtniß jener, die ich ſo ſehr liebe. Doch nur von ihr, die mein Herz mit Gedanken erfüllt, konnt' ich nie pflücken Aſt und Zweige, ſo war die Wurzel bitter und ſtreng; darum, obwohl ich zuweilen mich beklage, wie einer, der beleidiget wird, iſt, was ich mit dieſen Augen ſah, ein Zügel mir, daß ich nie wieder klage. Stoff für den Kothurn, nicht für Soccus, den gefangen zu ſehen, der von trägen, ſtumpfen und albernen Geiſtern zum Gott erkoren ward! Doch erſt will ich erzählen, was er mit uns that, und dann, was er von

Andern erduldete. Ein Werk, nicht für mich, ſondern für Homer oder Orpheus. Wir folgten dem Klange purpurner Schwingen der Flügelroſſe über tauſend Gräben, bis er in das Reich ſeiner Mutter kam. Nicht ſchlaffer wurden die Ketten, nicht abgeſchüttelt, doch wir durch Wälder und Berge gepeiniget, daß Niemand wußte, in welcher Welt er wäre. Jenſeits liegt, wo Aegeus ſeufzt und weinet, ein Inſelchen, niedlicher und ſchöner, als andere, welche die Sonne erwärmet, oder das Meer beſpühlet. In der Mitte iſt ein ſchattiger und grüner Hügel, mit ſo milden Düften, mit ſo ſüßen Fluthen, daß jeder männliche Gedanke von der Seele weichet. Das iſt das Land; das Venus ſo ſehr gefiel, und heilig ihr zu jener Zeit geweſen, als die Wahrheit noch verborgen und ungekannt war; und noch iſt es an Kraft ſo arm und leer, es iſt in alter Schlechtheit ſo befangen, daß es ſüß ſcheint den Böſen, und den Guten rauh.

Dort nun hat der edle Herr Triumph gefeiert, über uns und die andern alle, die er mit einer Schlinge fing vom indiſchen Meere bis Tule. Gedanken im Schooße, und Eitelkeit im Arme, flüchtige Freuden und dauernde Unluſt, Roſen im Winter, mitten im Sommer Eis; voraus zweifelhafte Hoffnung, und kurze Wonne, Reue und Schmerz im Rücken, wie im Reiche von Rom, oder in jenem von Troja. Und das ganze Thal wiederhallte von Gewäſſern und Vögeln, und die Ufer waren weiß, grün, roth, dunkelpurpurfarben und gelb; rinnende Bäche aus lebendigen Quellen in warmer Zeit, auf friſchem Graſe, und dichter Schatten, und ſüße Sommerlüfte; und wann der Winter die Luft kühlet, dann laue Sonnen und Spiele und Speiſen und träge Ruhe, was die bethörten Herzen umſtricket.

Es war in der Jahreszeit, da die Tages- und Nachtgleiche den Tag zum Sieger macht, und Progne wiederkehret mit der Schweſter zu ihrem ſüßen Geſchäfte. O unſers Schickſals wandelbare Treue! An dieſem Ort, in dieſer Zeit und Stunde, die reichlichern Tribut von den Augen fordert, wollte jener triumphiren, den der Pöbel anbetet, und ſah, zu welcher Knechtſchaft und zu welchem Tode, und zu welcher Pein ziehet, wer ſich verliebt. Irrthümer, Träume und bleiche Bilder umrangen den Triumphbogen, und falſche Meinungen ſtanden an des Eingangs Thoren, und ſchlüpfriges Hoffen oben auf den Treppen, und ſchaudervoller Gewinn, und behaglicher Schaden;

und Stufen, wo mehr fällt, wer mehr ſteigt, müde Ruhe, und ruhevolle Plage; helle Schande, und dunkler, trübſeliger Ruhm; treuloſe Treue, und Trug in Treue, eilfertige Wuth und träge Vernunft; Kerker, wohin man auf offenen Straßen kommt, woher man durch Engen mit vieler Mühe wandert; Stege, zum Eingang leicht, zum Ausgang ſteil; drinnen eine ſtürmiſche Verwirrung, und vermiſcht mit gewiſſen Wehen und mit ungewiſſen Freuden. Nie brauſete Vulkan, Lipari oder Iſchia, Stromboli oder Mongibello in ſolcher Wuth; wenig liebt ſich, wer in ſolches Spiel ſich waget. In ſo finſterm und engen Käfige waren wir eingeſchloſſen, wo ich vor der Zeit die alten Federn änderte, und mein erſtes Geſicht. Und die Seele, die ſo ſehr nur von Freiheit träumte, daß ſie durch großes Verlangen kühn und raſch wurde, tröſtete ich durch das Sehen entſchwundener Dinge. Schnee ward in Glut ich, als ich nach ſo vielen und hehren Geiſtern im finſtern Kerker ſchaute, gleichſam ein langes Gemälde in kurzer Zeit; denn der Fuß geht vorwärts, und das Auge kehrt zurück. —

Anmerkungen
zu den Sonetten.

300.

In der Wohnung desjenigen, (Gottes.) In dieſer Hölle, (in dieſem Leben.) Vielmehr allein will ich ꝛc. (Lieber will ich allein leben und ſterben, als ſie in dieſer Hölle wiederſehen.)

302.

Unſerm Urquell, (Gott.)

306.

Und jüngſt iſt er, (der Tod.)

307.

Mit ihrem Fuße, (als Laura ſtarb.)

310.

Der Hand entrücket, (Amors.)

311.

Ein und zwanzig Jahre, (ſo lange Laura lebte.)

314.

Glücklicher Geiſt ꝛc. (der Dichter trennt in dieſem Sonette den Geiſt und Körper der Herrin als zwei verſchiedene Perſonen.) Die Füße derjenigen ꝛc. (der ſichtbaren Laura.)

Anmerkungen

zu den Ballaten.

1.

Klage des Dichters über den Schleier der Geliebten.

2.

Als er endlich Laura's Antlitz enthüllt ſah.

3.

Da er am Ufer des Rhone ein Weib den Schleier Laura's waſchen ſah.

4.

Die Pilgerin iſt Laura.

6.

Das kalte Eis, (ſchreckhaftes Erſtaunen.)

7.

Petrarca fühlt ſich durch einen freundlichen

Gruß der Geliebten glücklich. Beide Schlüſſel, (des Lebens und des Todes.)

10.

Petrarca erzählt den Anfang ſeiner Liebe allegoriſch. Ohne Geſellſchaft und ohne Geleit, — (verlaſſen von Klugheit und Stärke.)

11.

Der Dichter klagt, daß Laura ſtarb, und er noch lebe. — Weil es nicht einwilliget, — (es, — das Leben.)

Anmerkungen

zu den Seſtinen.

1.

Stanze 3. Andern den Morgen giebt, (den Bewohnern der andern Halbkugel.)

St. 5. Bevor ich zu euch kehre ꝛc. (Nach platoniſchen Anſichten kommen die Seelen der Menſchen von den Sternen herab, und kehren dahin zurück.)

In den Wald der Liebenden ꝛc. (Anſpielung auf die Dichtung Virgils im 6. Buche der Aneide.)

St. 6. Nicht in einen grünen Wald, (nicht in einen Lorbeer.)

Schlußſtanze. In trockenem Walde, (im Sorge, oder im Walde der Verliebten.)

2.

Im Jahre 1334 am Gedächtnißtage ſeiner Liebe gedichtet.

St. 4. Die Zweige von Diamant, (bildlich für Laura's Arme, ſowohl in Bezug auf ihre Schönheit als auf ihre Grauſamkeit.)

St. 6. Von außen weißer Schnee, (bleich vor Furcht.)

3.

St. 4. Ohne gewohnten Nebel, (Wolken des Unmuthes und Zornes.) Von zwei Strömen, (Sorgue und Dúrance.)

Schlußſtanze. Wie dieſer Tag, (an welchem er Laura ſah.)

4

St. 1. So lange dem Steuer ꝛc. (ſo lange die Begierde noch durch Vernunft geleitet wird.) Auch drinnen im Rachen, (im Herzen.)

5.

St. 1. Vom dritten Himmel, (aus dem

Stern der Venus, unter deſſen Einfluße er ſich geboren hielt.)

St. 3. Vor dem Himmel, (vor den Strahlen des verderblichen Geſtirnes, wie der Lorbeer, nach altem Glauben, ſelbſt auch als Schutzmittel gegen den Blitzſtrahl galt.)

6.

St. 1. Vor drei Tagen ꝛc. (der Dichter theilt mit Ariſtoteles das Leben in 10 Abſchnitte ein, die er Tage nennt, und begreift unter einem jeden derſelben einen Zeitraum von 7 Jahren.) — An anderer Stelle ꝛc. (im Himmel.)

St. 2. Den Tag zuvor. (Laura ſtand im dritten Abſchnitte ihres Lebens, als der Dichter ſie kennen lernte; ſie war damals ſchon vermählt und zählte ungefähr 18 Jahre.)

St. 4. Des Knotens, (des Bandes, welches Leib und Seele verknüpft.)

St. 5. Einen harten Weg ꝛc. (den Pfad des Lebens.) Aber du Herr ꝛc. (Er wendet ſich an Gott.)

St. 6. Meine irrende Genoſſin (die Seele.) Schlußſt. Lebt, was ich preiſe, in mir? (nämlich ein vernünftiger Wille.)

7.

St. 2. Der ſcheide ꝛc. (der meinen Körper von den Thränenfluthen befreie.) Mich ſchlafen laſſe, (mich Grabesruhe finden laſſe. St. 6. Mit dem Geliebten der Göttin des Mondes, (Endymion.) Mit ihr, (mit Dianen.) Schlußſt. Reiche Stelle, (Avignon, reich durch Laura's Beſitz.)

8.

St. 1. Wenn vor der Morgenröthe ꝛc. (ſo oft die Zeit kehrt, wo ich die Geliebte zum erſten Male erblickte.)

St. 6. Mit lahmem Roße, (ſprichwörtliche Redensart.)

Schlußſt. Sinn: Alle meine Lieder fruchten bei ihr nichts.

9.

St. 12. Daß er einmal die alte Sprache ändere ꝛc. (daß er doch nicht immer nur zu denen komme, die ihn nicht begehren.)

Anmerkungen
zu den Triumphen.

Einleitung.

Die Schilderung der bedeutendſten Zuſtände des Menſchenlebens, die theils aus der Herrſchaft der **Sinnlichkeit**, theils aus der freien Thätigkeit der **Vernunft** entſpringen, iſt in den ſechs **Triumphen**, wie Petrarca dieſe ſechs allegoriſchen Geſichte nennt, enthalten. Die Sinnlichkeit feiert unter dem Namen **Amor's** den erſten Triumph. Dann folgt der Triumph der Vernunft über die Begierde, oder der **Keuſchheit** in Laura's Perſon über Amor dann der Triumph des **Todes** der die Wirkungen der Liebe und Vernunft aufhebt. Ihm ſchließen ſich die Triumphe des **Ruhmes** und der **Zeit** und der **Ewigkeit** oder **Gottheit** an. Die fünf erſten dieſer Triumphe werden auf der Erde gefeiert, der ſechste im Himmel. Der Dichter ſtellt uns ein Bild von ſeinem eigenen Zuſtande und deſſen Wechſel, und von dem Leben, dem Tode und der einſtigen Herrlichkeit der Geliebten hin, ſo daß alle Triumphe zuſammen nur einen einzigen, den Triumph Laura's zu bilden ſcheinen. Petrarca hat ſie in ſeinen ſpätern Jahren gedichtet, im J. 1357 begonnen, und noch im lezten Jahre ſeines Lebens (1374) den Triumph der Ewigkeit oder Gottheit vollendet.

Triumph Amors.

Inhalt.

Der zur Frühlingszeit in der Stille ſeines Vaucluſe ſchlummernde Dichter ſieht im Traume den Gott der Liebe, wie er als triumphirender Sieger an der Spitze eines langen Zuges Gefangener zum Tempel ſeiner Mutter fährt, um ihr ſeine Beute als Weihgeſchenk zu überbringen.

Erſter Geſang.

Titons Mädchen, (Aurora.)
Zum verſchloſſenen Orte, (Vaucluſe.)
Dein wahrer Freund, (wahrſcheinlich Cino da Piſtoja.)

Die alte Sprechart, (er ſprach lateiniſch.)

Von Andern überwunden, (von Amor und Kleopatra.)

Livia, (Gemahlin des Tiberius Nero, ward nach rechtlicher Eheſcheidung dem Auguſtus vermählt, obgleich ſie von ihrem erſten Gatten ſchwanger war.)

Ein Weib, (Sabina Poppäa.)

Marcus, (Aurelius.)

Dionyſius, (Tyrann von Syrakus.)

Alexander, (Tyrann von Pherä, Beide in der Liebe ſehr argwöhniſch. Dieſer ward deßwegen von ſeiner Gemahlin Thebe umgebracht.)

Der Andere, (Aeneas.)

Antander, (Antandros, eine phrygiſche Stadt an der Küſte des Aegeiſchen Meeres. — Aeneas erhielt, da er in Italien ankam, Lavinia, die Tochter des Königs Latinus, zur Gemahlin. Da dieſe früher ſchon dem **Turnus**, Könige der Rutuler, verſprochen war, ſo überzog dieſer die Trojaner und Latiner mit Krieg, tödtete in der erſten Schlacht den Latinus, und fand in der zweiten ſelbſt ſeinen Tod. Turnus tödtete Evanders Sohn, der dem Aeneas zu Hülfe gekommen war.)

Hippolyt, (Sohn des Theſeus, verſchmähte die unnatürliche Liebe ſeiner Stiefmutter Phädra, die ihn bei Theſeus verführeriſcher Anträge aus Rache anklagte, der den Flüchtling verfolgen und tödten ließ.)

Auch ſie ſtarb dadurch, (Gewiſſensbiſſe trieben ſie zum Selbſtmorde.)

Ariadne, (die durch Phädra den Gemahl verlor.)

Zwei Schweſtern, (Ariadne und Phädra.)

Achilles, dem Liebe ꝛc. (zu Polyxene, Priams Tochter, wodurch die Ermordung Achill's veranlaßt wurde.)

Demophoon, (Sohn des Theſeus, liebte **Phillis**, die Tochter eines thraziſchen Königs. Er verließ ſie, um den erledigten Thron von Athen zu beſteigen. Da er zur beſtimmten Zeit nicht zurückkehrte, ſo tödtete ſie ſich im Wahne ſeiner Untreue)

Hypſipile, (Königin von Lemnos, frühere Geliebte des Jaſon, aus ſeinem Herzen durch Medea verdrängt.)

Dann jene, welche ꝛc. (Helena.)

Der Hirt, (Paris.)

Hermione, (Tochter des Menelaus und der

Helena, Braut des Oreſtes, wurde von Pyrrhus, dem Sohne Achill's, entführt.)

Helena, (ihrem Gemahle Menelaus durch Paris geraubt.)

Oenone, (eine Nymphe vom Ida, dem untreuen Hirten bis zum Tode ergeben.)

Laodamia, Tochter des theſſaliſchen Königes Akaſtes; ihr Gemahl Proteſilaus verließ ſie bald nach der Hochzeit, um gegen Troja zu ziehen, wo er von Hektors Händen den Tod fand.)

Argia, (Tochter des Adraſtos, Königs von Argos. Ihr Gemahl Polynikes ſiel in dem Zweikampfe mit ſeinem Bruder Eteokles vor Theben.)

Das geizige Weib ꝛc. (Eriphyle verrieth ihren Gemahl, den Seher Amphiarus, um ein Halsband.)

Apollo, (ſtolz auf ſeinen Sieg über den Drachen Python, ſpottete der Jugend und der Waffen Amor's; aber dieſer rächte ſich dadurch, daß er ihn mit einem zur Liebe entzündenden, Daphnen aber mit einem Haß erregenden Pfeile traf.)

Zweiter Geſang.

Bis es zwei, (Maſſiniſſa und Sophonisbe.)

Hold unſerm Namen, (Maſſiniſſa, ſtets ein Freund der Römer.)

Bös und hart, (Sophonisbe als Karthagerin.)

Ob dieſer ꝛc. (Amor.)

Dieſem großen Manne, (Scipio dem Afrikaner.)

Lälius, (Scipio's vertrauteſter Freund.)

Weſten ꝛc. (durch Spanien und Afrika.)

Seleukus, (Nicanor, König von Syrien, trat ſeinem liebekranken Sohne Antiochus Soter ſeine Gemahlin Stratonice ab.)

Des edlen Arztes, (Eroſiſtratus.)

Gewalt war Liebe, (gewaltſamer Ausbruch eines nicht zu überwindenden Triebes der Natur.)

Iphis, (liebte Anaxarete, ward von ihr verſchmäht, und tödtete ſich ſelbſt.)

Ceyx (ertrank in den Wellen auf einer Fahrt zum Orakel Apollo's.)

Alcyone, (ſeine Gattin, im Traume dieſes Loos erfahrend, ſtürzte ſich verzweifelnd in's Meer, und Beide wurden von den Göttern in Eisvögel verwandelt.)

Aeſacus, (ſtürzte ſich aus Verzweiflung über den Tod der Geliebten von einem Felſen in's Meer, und ward von Thetis in einen Taucher verwandelt.)

Die grauſame Tochter des Niſus, (**Scylla**, welche ihrem Vater das goldene Haupthaar raubte, woran die Fortdauer ſeiner Herrſchaft hing, und es ihrem Geliebten, dem Feinde ihres Vaters, dem Könige Minos brachte, der die Verbrecherin von ſich jagte, die dann in einen Meervogel, der Vater aber in einen Fiſchaar verwandelt wurde.)

Acis, (liebte Galathea, die auch der Cyclope Polyphem liebte, der ihn mit einem Felsſtücke tödtete, als er denſelben auf dem Schooße Galathea's überraſchte.)

Glaucus, (ſah gefangene Fiſche, die von einem gewißen Kraute aßen, mit neuer Kraft in die Fluthen zurückſpringen; als er davon koſtete, ſprang er den Fiſchen nach, und ward ein Merrgott. Er liebte Scylla, die von ihrer Nebenbuhlerin Circe in ein Seeungeheuer verwandelt wurde.)

Canens, (eine Tochter des Faunus, Geliebte des Picus, eines uralten italieniſchen Königes, der von Circe aus Eiferſucht in einen Specht verwandelt wurde.)

Egeria, (weinte nach Numa's Tode ſo viele Thränen, daß ſie in eine Quelle verwandelt wurde.)

Und jene, ſo die Feder ꝛc. (Canace, eine Tochter des Aeolus, lebte mit ihrem Bruder Macarenus in unzüchtiger Liebe. Als ſie einen Sohn zur Welt gebracht hatte, ſandte ihr Vater ihr ein Meſſer mit dem Befehle, ſich damit umzubringen. In der Linken den Stahl haltend, ſchrieb ſie mit der Rechten dem Geliebten ein Lebewohl.)

Cidippe, (ward von Acontius geliebt, ohne ſeine Liebe zu erwiedern. Da grub jener in einen goldenen Apfel einen Schwur, wodurch Cidippe ſich ihm zur Gattin gelobte. Cidippe las ihn laut, und glaubte ſich nun verbunden, den laut ausgeſprochenen Schwur zu halten.)

Dritter Geſang.

Ptolomäus, (auf deſſen Befehl Pompejus erſchlagen wurde.)

Hypermneſtra, (die einzige von den fünfzig Danaiden, die ihren jungen Gemahl, Linus, verſchonte.)

Welche mit kurzem Haare ꝛc. (die Gemahlin des Mithridates, Königs von Pontus, die ihn in allen Feldzügen in männlicher Kleidung mit kurz verſchnittenem Haare als treue Dienerin begleitete.)

Zum großen Vater, (Jakob.)

Eine Wittwe, (Judith.)

Herodes, (Antipater, König von Judäa, der ſeine Gemahlin Mariamna und ſeinen Schwäher Joſephus aus falſchem Verdachte der Untreue ermorden ließ.)

Deidamia, (Achill's Geliebte.)

Semiramis, (ließ ihren Gemahl umbringen, und trieb mit ihrem Sohne Blutſchande.)

Biblis, (liebte ihren Bruder.)

Myrrha (ähnlichen Verbrechens ſchuldig.)

Triſtan und Lancilot, (von Beiden erzählet der Roman von König Artus und der Tafelrunde.)

Die Beiden von Arimnio, (Franceska und Paolo von Malateſta. Jene, eine Tochter des Guido von Polenta, Herrn von Ravenna, war mit dem häßlichen Lancilotto von Malateſta, Paolo's Bruder, vermählt. Franceska und Paolo liebten einander, und wurden von Lancilotto, der ſie beiſammen überraſchte, ermordet.)

Als ich ein Mädchen, (Laura.)

Vierter Geſang.

Arnaldo Danillo, (einer der berühmteſten provenzaliſchen Dichter.)

Die beiden Pietro's, (Pietro Vidal, hielt aus Eitelkeit alle Frauen in ſich verliebt. — Pietro Ruggieri d'Avernia, Canonicus von Clairmont, gab ſeine Pfründe auf, und zog als Reimſprecher von Hofe zu Hofe.)

Der minder berühmte Arnaldo. (Arnault de Marvoil, ein Landsmann des Arn. Daniel, aber arm und von niederer Herkunft. Eine Canzone verrieth der Gräfin, die er liebte, ſeine Leidenſchaft, und erwarb ihm Gegenliebe, Ehre und Reichthümer.)

Die beiden Rambaldo's, (der eine, Herr von Arvenge, ein reicher Ritter, der vielen Frauen diente, der andere der Sohn eines armen provenzaliſchen Ritters, der ſich in Donna Beatrice, Schweſter ſeines Herrn, des Marcheſe Bonifacio von Montferrato verliebte.)

Pietro d'Alvernia, (ein Bauer von Geburt, aber einer der trefflichſten provenzaliſchen Sänger.)

Giraldo, (Gerault de Berneil, arm von Geburt, gewann den Beinamen eines Meiſters in der Kunſt der Troubadouren. Was er erwarb, ſchenkte er ſeinen Eltern und der Kirche ſeines Geburtsortes.)

Folchetto, (Sohn eines reichen Genueſer-Kaufmannes, der mit ſeinem Gelde den Großen diente, und ſich nach ſeinem ſpätern Wohnorte Marſeille benannte.)

Gianfre Rudel, (verliebte ſich in die der Sage nach ſchöne Gräfin von Tripolis, ſchiffte ſich dahin ein, kam krank an, und ſtarb in ihren Armen; die Gräfin ging in ein Kloſter.)

Guglielmo, (ein tapferer Ritter, ward auf Befehl des Herrn Raimund von Caſtel Roſiglion, deſſen Gattin Sorismunda er liebte, umgebracht, und ſein Herz der Dame aufgetragen. Sie verzehrte es, ſtürzte ſich aber, als ſie die Wahrheit erfuhr, von einem Balkone herab, und ſtarb.)

Lälius und **Sokrates**, (beide bekannte Freunde des Petrarca.)

Was ich mit dieſen Augen ſah ꝛc. (daß Laura's Keuſchheit über Amor den Sieg davon trug.)

Ein Inſelchen ꝛc. (Cythere.)

Als die Wahrheit ꝛc. (Die Lehre Chriſti.)

Tribut von den Augen ꝛc. (Thränen.)

Francesco Petrarca's
ſämmtliche
italienische Gedichte.

Neu überſetzt
von
Friedr. Wilhelm Bruckbräu.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Sechstes Bändchen.

München, 1827.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. L. F. Sauer.)

Triumphe.

Triumph
der
Keuſchheit.

Da ich in einem Joche und zu einer Zeit den Hochmuth der Götter, und der Erdengötter hier gedemüthiget ſah, nahm ich ein Beiſpiel an ihrem Mißgeſchicke, und Vortheil ziehend von der Andern Wehe, ward ich getröſte tüber meine Zuſtände und Leiden: denn wenn ich von einem Bogen und von einem Pfeile Phöbus durchſchoſſen ſehe, und den Jüngling von Abydos, der Eine ein Gott genannt, der Andere bloß ein ſterblicher Menſch, und ſehe an gleicher Schlinge Juno und Dido, die fromme Liebe ihres Gatten in den Tod trieb, nicht jene des Aeneas, wie's allgemein geſagt wird; darf auch ich nicht klagen, wenn ein Anderer mich beſiegte, einen unvorſichtigen, wehrloſen und einſamen Jüngling; und wenn meine Feindinn Amor nicht umſtrickte, iſt's noch kein gerechter Grund, mich zu beklagen; denn in einer Geſtalt ſah ich ihn wieder, daß ich darüber weinte, ſo waren die Flügel ihm genommen, und das Fliegen. Nicht mit anderer Wuth begegnen ſich zwei wilde Leuen, oder zwei glühende Blitze, die Himmel, Erd' und Meer durchkreuzen, als ich Amor mit allen ſeinen Gründen gegen ſie ziehen ſah, von der ich ſpreche, und ſie viel raſcher wohl, als Flamme oder Winde. Nicht erregen jemals ſo großes und ſchreckliches Getöſe Aetna, wie auch Enceladus ihn erſchüttere, Scylla und Charybdis, wenn ſie erzürnet ſind, daß nicht weit größer des erſten Kampfes zweifelhaftes Wogen wäre, das ich nicht zu erzählen wüßte, oder es könnte. Jeder zog von ſelbſt zur Höhe ſich, um beſſer zu ſehen, und der Schrecken des Kampfes hatte die Herzen und die Augen wie verſteint. Jener Sieger, welcher zuerſt angriff, in der Rechten den Pfeil, in der Linken den Bogen, hatte den Strang ſchon zum Ohre geſpannt. Kein Leoparde verfolgte jemals ein flüchtiges Reh ſo ſchnell durch Wälder, frei und der Ketten entlediget, daß er dort nicht langſam und träge geworden wäre; ſo hurtig war Amor, ſie zu verwunden, die Wangen in Feuer, wovon ich ganz glühe. Es kämpfte in mir mit dem Mitleid das Verlangen, denn ſüß erſchien mir die Genoſſin ſo; hart war's, ſie ſolchen Tod empfangen zu ſehen. Die Kraft, die von Guten ſich nicht trennet, wies aber da, wie ungerechter Weiſe, wer ſie verläßt, um Andres Klage führet. Denn nie war ein Fechtmeiſter ſo vorſichtig, den Stoß abzuwenden, noch ein Steuermann ſo gewandt, das Schiff aus Klippen in den Hafen zu leiten, wie unverzagt und werth ein Schirm ſchnell das ſchöne Antlitz gegen den grauſamen und tödtlichen Streich barg, der ſie erwartet. Mit Aug' und Herz ſah ich dem End' entgegen, den Sieg hoffend, wo er zu ſeyn pflegt, und um nicht mehr von ihr getrennt zu ſeyn; wie einer, der ohne Maß und Ziel begehrt, und dem, bevor er zu ſprechen beginnet, in den Augen und an der Stirne die Worte geſchrieben ſtehen, wollt' ich ſagen: „Herr, wenn du ſiegeſt, verbinde mich mit ihr, wenn ich deſſen würdig bin, und fürchte nicht, daß ich jemals von ihr laſſe,“ als ich ihn voll Zorn und Unwillen ſah, ſo, daß es wieder zu erzählen alle Größern nicht vermöchten, minder noch mein geringer Verſtand; denn ſchon an kalter Sittſamkeit waren ausgelöſcht ſeine goldenen, in Flammen liebvoller Schönheit geglüheten, und in Luſt getauchten

Pfeile. Keine Drachme wahrer Kraft hatte jemals Camilla, und keine von jenen, die gewohnt ſind, mit einer Bruſt nur in den Kampf zu ziehen; nicht glühte Cäſar ſo in Pharſalus gegen ſeinen Eidam, wie ſie gegen ihn war, der jeden Panzer zerhauet. Bewaffnet waren mit ihr alle ihre hohen Tugenden; (o ruhmvolle Schaar!) und hielten ſich bei der Hand, je zwei und zwei. Ehrbarkeit und Scham waren an der Spitze, ein edles Paar göttlicher Tugenden, die ſie über andere Frauen erhaben machen; Verſtand und Beſcheidenheit zu beiden Seiten, mit Luſt Gewohnheit in des Herzens Mitte; Beharrlichkeit und Ruhm am Schluſſe. Schönes Benehmen und Klugheit, Anmuth ringsum und Reinheit, Furcht vor Schande und Ehrbegier, Greiſengedanken in jugendlichem Alter, und in Eintracht (die ſo ſelten iſt auf Erden,) waren Keuſchheit und höchſte Schönheit. So ging ſie Amor entgegen, und ſo begünſtiget vom Himmel und allen guten Seelen, daß er die Laſt des Anblickes nicht ertrug. Tauſend und tauſend ruhmvolle und werthe Beuten ſah ich ſie ihm rauben, und ſeiner Hand tauſend helle Siegespalmen entreißen. Nicht war der ſchnelle Sturz nach ſo vielen Siegen dem Hannibal ſo fremd, beſiegt zuletzt von einem jungen Römer, nicht lag ſo bleich im Thale von Therebinthus jener große Philiſtäer, vor dem ganz Iſrael floh beim erſten Steine des Hebräiſchen Knabens, nicht Cyrus in Scythien, wo die Wittwe die große und denkwürdige Rache übte. Wie ein Menſch, der geſund iſt, und in einem Augenblicke erkranket; wie wer erſchrickt und klagt, oder auf der That ertappt, die Scham mit der Hand vom Auge ſtreichet; ſo ging's ihm, und wohl auch ſchlimmer noch, denn Furcht und Schmerz, Scham und Zorn, waren vereint in einem Zuge auf ſeinen Wangen. So brauſet nicht das Meer, wenn es zürnet, Inarime nicht, klaget Typhöus drinnen, nicht Mongibello, wenn Enceladus ſeufzet. Hier ſah ich glorwürdige und große Dinge geſchehen, und wage nicht zu ſprechen; zu meiner Herrin komme ich, und zu ihren anderen, kleineren Begleiterinnen. Sie trug ein weißes Kleid an dieſem Tage, den Schild in der Hand, den zum Unheil ſah Medäa; von ſchönem Jaspis war dort eine Säule, daran, mitten in den Lethe getaucht, eine Kette von Diamanten und Topaſen, wie jetzt auf Erden unter Frauen ſie nicht mehr gebräuchlich iſt, an welche ſich, zu ſeiner Qual, ihn binden ſah, hinlänglich wohl für tauſendfältige andere Rache;

ich wenigſtens war damit zufrieden und geſättiget. Nicht konnte ich die heiligen, gebenedeiten Jungfrauen, die dort waren, im Liede nennen, nicht Calliope und Clio mit den andern ſieben. Nur von einigen will ich ſprechen, die auf dem Gipfel wahrer Ehrbarkeit ſtehen, worunter Lukretia zur Rechten die Erſte war; die andere Penelope, welche die Pfeile, und den Köcher und den Bogen jenem wilden Knaben zerbrochen hatten, und ſeine Flügel entfiedert; Virginia mit dem ſtolzen Vater, gerüſtet mit Zorn, Stahl und Mitleid, der das Schickſal ſeiner Tochter und Roms änderte, Beide in Freiheit ſetzend; dann die Deutſchen, die durch rauhen Tod ihre Barbaren Ehre bewahrten; die hebräiſche Judith, die weiſe, keuſche und tapfere, und jene Griechin, die in's Meer ſprang, um rein zu ſterben, und ein hartes Loos zu fliehen. Dieſe und andere lichte Seelen ſah ich über jenen triumphiren, der früher über die Welt triumphiret hatte. Unter andern die fromme Jungfrau und Veſtalin, die kühn zur Tiber lief, und um von jeder Schande ſich zu reinigen, vom Strome zum Tempel Waſſer trug im Siebe; dann Herſilia mit ihren Sabinerinnen, eine Schaar, die mit ihrem Namen alle Bücher füllet. Drauf ſah ich unter fremden Frauen jene, die für ihren geliebten und treuen Gatten, nicht für Aeneas, in den Tod geben wollte; — der unwiſſende Pöbel ſchweige, — ich meine Dido, welche Streben nach Tugend zum Tode trieb, nicht eitle Liebe, wie Alle ſchreien. Eine zuletzt, die ſich eingeſchloſſen und umbaut am Arno, um ſich zu bewahren, jedoch vergebens, weil fremde Macht ihren ſchönen Entſchluß beſiegte. Der Siegeszug war zu den ſalzigen Fluthen gelangt, die Baja beſpülen, das zur Rechten an den lauen Winter grenzt, und beſtieg das feſte Land. Von da durch Barbaro's und Averno's Pfade vorüber an der uralten Wohnung der Sibylla, zogen ſie gerade nach Linterno. In dieſem engen und einſamen Orte, war der große Mann, der von Afrika den Namen hat, weil er zuerſt deſſen Pforte geöffnet. Die alte Kunde des feindlichen Ruhmes, durch den Anblick nicht vermindert, gefiel Allen, und die Keuſcheſte war dort die Schönſte. Fremdem Triumphe zu folgen, mißfiel dem nicht, der, — wenn es kein leerer Wahn iſt, — nur für Triumph und Herrſchaft ward geboren. So gelangten wir zur Hauptſtadt, zum Tempel, den Sulpicia gründete, auszulöſchen ihres Herzens Wahnſinnflamme; dann zum Tempelder Keuſchheit, der in edlem Herzen edle Wünſche entzündet, nicht aus dem Volke, ſondern von Vornehmen. Dort legte ihre ruhmvolle Beute die ſchöne Siegerin nieder; dort hob ſie ihre heiligen Siegeszeichen auf; und der junge Toskaner, der die ſchönen Wunden nicht verbarg, die den Argwohn nahmen, ſtellte ſie zur Wache dem gemeinen Feinde, mit andern Solchen; auch ward mir der Name von Einigen aus ihnen geſagt, die, wie mein Führer wußte, Amorn laute Weigerung gemacht, worunter ich Hippolyt und Joſeph ſah. —

Triumph des Todes.

Erſter Geſang.

Dieſe anmuthige und ruhmvolle Frau, die jetzt ein nackter Geiſt iſt, eine Hand voll Staub, und einſt eine hohe Säule der Kraft war, kehrte ſiegesfroh aus ihrem Kampfe, nachdem ſie den großen Feind bezwungen, der mit ſeinen Liſten die ganze Welt erbeutet, mit keinen andern Waffen, als mit einem reinen Herzen und ſchönen Antlitze, und mit züchtigen Gedanken, mit weiſer Rede, hold der Ehrbarkeit. Ein neues Wunder war da zu ſehen, Amors Waffen zerbrochen, Bogen und Pfeile, und die von ihm Getödteten, und die Lebenden gefangen. Die ſchöne Frau und die auserleſenen Gefährtinnen, kehrten von dem hohen Siege unter einem ſchönen Fähnlein enggeſchloſſen. Nur wenige waren ihrer, weil wahrer Ruhm ſelten iſt; aber jede von ihnen ſchien wohl würdig, daß die Geſchichte ſie, und das ſchönſte Lied verkläre. Ihr ſieggekröntes Panier war in grünem Felde ein weißer Hermelin, deſſen Hals feines Gold und Topaſen ſchmückten. Fürwahr nicht menſchlich, göttlich war ihr Gehen, und ihr frommes Sprechen; glückſelig iſt wohl, wer zu ſolcher Beſtimmung geboren wird! Lichte Sterne ſchienen ſie, und in der Mitte eine Sonne, die alle zierte, und nicht zu nahe trat, bekränzt mit Roſen und mit Veilchen. Und wie ein edles Herz, das Rühmliches erſtrebt, ſo kam heran der frohe Haufe, als ich eine düſtere Trauerſchaar erblickte, und ein Weib, gehüllt in ſchwarzes Gewand, mit einer Wuth, wie ſie vielleicht zur Zeit der Giganten in Phlegra nicht gefunden wurde; ſie trat heran, und ſprach: „o Weib, warum wandelſt du, ſtolz ob deiner Jugend, deiner Reize, und kenneſt nicht das Ziel von deinem Leben? Ich bin jene, die ſo ungeſtüm und wild und taub und blind von euch genannt wird, denen vor dem Abend die Nacht beginnet. Ich habe das griechiſche Volk vernichtet, und Troja, zuletzt die Römer, mit meinem Schwerte, das ſchneidet und trennet, und andere barbariſche und fremde Völker, und kam ich, wo mich Niemand noch vermuthet, hab' ich tauſend eitle Gedanken zerſtört. Nun zu euch, die das Leben noch erfreuet, bevor das Schickſal in euer Süßes etwas Bitteres miſchet, lenk' ich meine Schritte. „Du haſt kein Recht auf dieſen hier, und wenig auf mich, nur auf dieſe Erdenhülle," antwortete jene, die auf der Welt einzig war. „Einen wird es wohl mehr ſchmerzen, als mich, deſſen Heil an meinem Leben hänget; mir erweiſet Gnade, wer mich davon befreiet." — Wie wer nach Neuem ſeine Augen wendet, und ſieht, was er zuerſt nicht bemerkte, ſo daß er bald ſich verwundert, bald ſich tadelt, ſo machte es jene Wilde. Kurze Zeit in Zweifel befangen, ſprach ſie dann: „Wohl erkenn' ich ſie, und weiß, wann ſie unter meinem Zahne fielen." Dann mit minder trüben und finſtern Brauen ſprach ſie: „Du, die du führeſt die ſchöne Schaar, nur du fühlteſt niemals mein wildes Gift. Wenn du meinem Rathe folgen willſt, — ich könnte auch zwingen — iſt's doch das Beſte, das Alter zu fliehen, und ſeine vielen Mühen. Ich bin geneigt, dir dieſe Ehre zu erweiſen, die ich einem Andern nicht zu ſchenken pflege, und daß du ſcheideſt ohne Furcht und ohne Schmerz.“ — „Wie es dem Herrn gefällt, der im Himmel iſt, und dort thronet, und den Weltkreis trägt, thu mit mir, was du mit Anderen gethan.“ — So antwortete ſie, und voll von Todten war das Feld von allen Seiten, daß weder Proſa noch Vers es ſagen kann. Von Indien Catai, Marokko und Spanien hatte ſchon die Mitte und die Enden auf viele Zeiten dieſe große Schaar erfüllt. Hier waren, die einſt glücklich geprieſen wurden, Päbſte, Könige und Kaiſer, nun ſind ſie nackt, arm und Bettler. Wo ſind nun die Reichthümer? Wo ſind die Ehren und die Steine, und die Scepter, und die Kronen, die Hüte in des Purpurs Farben? Weh, wer ſein Heil auf Vergängliches ſetzet! (Und wer ſetzt es nicht darauf?) und ſieht er ſich zuletzt getäuſcht, geſchieht ihm Recht. O ihr Blinden, was frommt euch all' euer Plagen? Alle kehret ihr zur großen, alten Mutter zurück, und kaum ſindet man noch euern Namen. Nur eine nützliche von tauſend Mühen, damit nicht alle eitel zu erkennen, ſage mir, wer ſich verſteht auf euer Streben. Was hilft es, ſo viele Länder zu unterjochen, und fremde Völker zinsbar zu machen, mit Seelen, die zu eigenem Unheil ſtets entzündet? Nach gefahrvollen und eitlen Unternehmungen, und nach Land und Schätzen, mit Blut gewonnen, ſindet man Waſſer und Brod weit ſüßer, und Glas und Holz, als Edelſteine und Gold. Doch um nicht länger dieſen reichen Stoff zu beſprechen, iſt es Zeit, daß ich zu meinem erſten Gegenſtande zurückkehre. Ich ſagte, daß die letzte Stunde dieſes kurzen, ruhmvollen Lebens gekommen war, und der räthſelhafte Schritt, vor dem die Welt bebet. Es war da ein anderer muthiger Hauſe von Frauen, vom Körper noch nicht geſchieden, zu ſehen, ob der Tod nicht mitleidig ſeyn könne. Dieſer ſchöne Verein hatte ſich dort verſammelt, nur um das Ende zu ſehen und zu betrachten, das man nehmen muß, und zwar nicht mehr als einmal. Alle waren Freundinnen und Nachbarinnen.

Drauf riß von jenem blonden Haupte der Tod mit ſeiner Hand ein goldnes Haar. So raubte er der Welt die ſchönſte Blume, nicht aus Haß, nur um ſich mächtiger zu zeigen an hohen Dingen. Wie viele thränenvolle Klagen wurden dort vernommen, da die ſchönen Augen vertrocknet waren, für die ich lange ſang und glühte! Und unter ſo vielen Seufzern und Klagen ſaß ſie allein, ſchweigend und freudig, von ihrem ſchönen Leben ſchon die Früchte erntend. „Geh in Frieden, o wahre irdiſche Göttin,“ — ſprachen ſie, — und wohl war ſie es, doch half's ihr nichts gegen das grauſame Recht des Todes. Was ſoll Anderen geſchehen, wenn dieſe Glut und Froſt in wenig Nächten fühlte, und die Farbe wechſelte? O blinde und falſche Menſchenhoffnungen! Ob viele Thränen die Erde tränkten aus Mitleid mit dieſer edlen Seele, das weiß, wer es ſah, — du, der es höret, denkſt es. Die erſte Stunde war es am ſechsten Tage im April, die einſt mich band, und jetzt, ach, mich entbunden, wie das Schickſal ſeinen Gang ändert. Niemand hat noch über Knechtſchaft und Tod ſich beklaget, wie ich über Freiheit und Leben, die Keiner mir noch nahm. Schuldig war ſie's der Welt, und ſchuldig der Zeit, mich zuvor zu verjagen, der ich zuerſt gekommen war, und ihr nach nicht ihre Herrlichkeit zu rauben. Wie groß mein Schmerz war, bemißt Niemand. Kaum wag' ich es, daran zu denken, wo nähm' ich Kühnheit her, davon in Verſen oder in Reimen zu ſprechen! Tugend iſt todt, Schönheit und Huld; die ſchönen Frauen rings am keuſchen Bette ſagten traurig: „Was wird nun mit uns geſchehen?“ Wer wird je eine ſo vollendete Frau ſchauen? Wer wird ſo weiſe Rede jemals hören, und Sang voll Engelluſt?“ — Der Geiſt, da er von dieſem ſchönen Leibe ſchied, von allen Tugenden umſchwebet, hatte den ganzen Himmel dort aufgekläret. Keiner von den Feinden war ſo verwegen, daß er mit finſterem Geſichte erſchienen wäre, bis der Tod ſein Werk vollendet hatte. Als die Thräne nun ſchwieg und die Furcht, ſah Jede nur nach dem ſchönen Antlitze, und aus Verzweiflung Alles klar. Nicht wie Flamme, die gewaltſam ausgelöſchet wird, ſondern ſich durch ſich ſelbſt verzehrt, ſo ſchied in Frieden die friedliche Seele, wie ein mildes und helles Licht, dem Nahrung nach und nach entgeht, bis zum Ende ihrer Gewohnheit ergeben; nicht bleich, aber weißer als Schnee, wie Flocken bei ſtiller Luſt auf ſchönem Hügel, ſchien ſie, einer Müden gleich, zu ruhen. Wie ſüßer Schlummer in ihren ſchönen Augen, da der Geiſt ſchon von ihr hinweggegangen, war, was die Thoren Sterben nennen. Schön erſchien der Tod auf ihrem ſchönen Antlitze. —

Zweiter Geſang.

Die Nacht, welche dem furchtbaren Falle folgte, der meine Sonne auslöſchte, vielmehr dem Himmel zurückgab, darob ich wie ein blinder Menſch auf Erden geblieben, durchwehte die Luft mit ſüßer Sommerkühlung, die mit Aurorens allmählichem Erbleichen den Schleier der wirren Träume zu heben pflegt; als ſich ein Weib, der Jahreszeit gleichend, gekrönt mit orientaliſchen Edelſteinen, aus tauſend andern Kronen gegen mich bewegte, und jene ſchon ſo heiß erſehnte Hand, ſeufzend und alſo ſprechend nach mir ſandte, darob ewige Luſt im Herzen mir erzeuget ward: „Erkenne ſie, die zuerſt deine Schritte vom gemeinen Wege ablenkte, als dein jugendliches Herz ſie gewahrte.“ So ließ ſie ſinnend ſich in demüthiger und kluger Weiſe nieder, und hieß mich am Ufer ſitzen, das ein ſchöner Lorbeer und eine Buche beſchatteten.“ „Wie ſollte ich meine hohe Göttin nicht kennen? verſetzte ich, wie ein Menſch der ſpricht und weint. „Sag' mir nur, ob du todt biſt, oder lebendig?“ „Ich lebe, und du biſt noch todt, — ſprach ſie, — und wirſt es immer ſeyn, bis die letzte Stunde ſchlägt, dich von der Erde zu tragen. Doch die

Zeit iſt kurz, und unſer Wille iſt lang. Daher mache dich bereit, dränge und zügle das Sprechen eh' uns der nahe Tag erreicht.“ Und ich: „Iſt das Scheiden von jenem andern Holden, was man Leben heißt, (du weißt es aus Erfahrung), o ſprich, iſt Sterben denn ſo großes Weh?“ Sie antwortete: „So lange du dem Pöbel folgeſt, und ſeinem blinden und harten Wahne, kannſt du niemals glücklich ſeyn. Der Tod iſt das Ende eines finſtern Kerkers für edle Seelen, Trübſal für Andere, die jede ihrer Sorgen auf Schlamm geſtellt haben. Und mein Tod, der dich ſo betrübt, würde dich freuen, wenn du den tauſendſten Theil meiner Wonne fühlteſt.“ — So ſprach ſie, die Augen andächtig zum Himmel gerichtet, drauf ſchloß ſie ſchweigend die Roſenlippen, bis ich ſagte: Sylla, Marius, Nero, Gajus und Mezenzius, Herzweh, des Leibes Schmerz und Fieberglühen, machen den Tod bitterer als Wermuth ſcheinen. „Nicht läugnen, ſprach ſie, kann ich, daß die Angſt, welche dem Sterben vorausgeht, ſehr ſchmerze, und mehr noch die Furcht vor der ewigen Strafe; doch wenn nur die Seele in Gott Troſt findet, und das Herz, wenn es auch in ſich ſelbſt zuſammenſinkt, was iſt dann der Tod anders, als ein kurzer

Seufzer? Ich war ſchon dem letzten Schritte nahe, das Fleiſch ſchwach, und der Geiſt noch ſtark, als ich in traurigem und tiefen Tone ſagen hörte: „O weh dem Armen, der die Tage zählt, der ein Jahr für tauſend hält, und vergebens lebet, und auf Erden nie mit ſich in's Reine kommt, und das Meer durchſpäht, und alle ſeine Ufer, und immer am Alten hängt, wo er auch ſey, nur für ſie denkt, oder von ihr ſpricht, oder ſchreibt." — Zur Seite dann, woher der Ton kam, wend' ich die müden Augen, und erblicke jene, die mich ermuthiget und dich zurückgehalten. Ich erkannte ſie am Antlitze, und an der Sprache; denn oft ſchon hat ſie mein Herz getröſtet, jetzt ernſt und weiſe, einſt fromm und ſchön. Und als ich lebte noch mein ſchöneres Leben, in der Blüthe meiner Jahre, die werther da, und Vielen zu denken und zu ſagen gab, war mir das Leben doch faſt bitter, verglichen mit jenem milden und ſüßen Tode, der Sterblichen ſo ſelten iſt. Denn auf meiner ganzen Reiſe war ich froher, als einer, der aus Verbannung zur ſüßen Heimath kehret, Mitleiden nur mit dir umſchlang mich." —

„O Herrin, — ſprach ich, — bei meiner Treue für euch, der Zeit offenkundig, nun mehr noch dem Blicke deſſen, der Alles ſieht, ſchuf Amor euch den Gedanken jemals in der Seele, Mitleid mit meiner langen Qual zu haben, ohne euer tugendſam erhabenes Sinnen zu verletzen? Denn euer ſüßer Unwille und das ſüße Zürnen, der ſüße Friede in den ſchönen Augen, hielten viele Jahre mein Denken in Zweifel." — Kaum hatte ich dieſe Worte geſagt, als ich jenes ſüße Lächeln leuchten ſah, das einſt eine Sonne war meinem betrübten Geiſte, und ſie ſeufzend ſprach: „Nie war geſchieden von dir mein Herz, und wird es nie ſeyn; aber ich mäßigte deine Glut mit meinem Blicke. Denn um dich und mich zu retten, gab es keinen andern Weg für unſern zarten Ruf, und eine Mutter, ob auch ungern, minder gut, bleibt doch Mutter. Wie oft ſagte ich: der liebt nicht, er glüht; um ſo vorſichtiger muß ich ſeyn, und ſchwer iſt's, vorſichtig zu ſeyn, wenn man fürchtet oder wünſcht. Das Aeußere ſeh' er, das Innere nicht. Das war's, was oft dich erregte und bezähmte, wie die Zügel das muthwillige Roß. Mehr als tauſendmal malte Zorn mein Antlitz, wenn Amor im Herzen glühte, doch nie beſiegte Sehnen die Vernunft in mir. Sanft wandt' ich dann die Augen gegen dich, dein Leben rettend und meine Ehre. Und war die Leidenſchaft zu gewaltig, grüßte ich mit Haupt und Stimme dich, bald ſchüchtern, bald ſchmerzlich. Das waren meine Liſten, und meine Künſte gegen dich, bald holdſeliges Begegnen und bald Zürnen, du weißt's, der du vielfach davon geſungen haſt. Sah ich deine Augen zuweilen ſo voll Thränen, daß ich ſprach: Er iſt zum Tode reif, wenn ihm nicht geholfen wird; ich ſeh' die Zeichen. Dann ſorgte ich für ehrbare Hülfe. Sah ich zuweilen die Sporen dir in der Seite, ſprach ich: Hier iſt ein härterer Zügel nöthig. So heiß und roth, kalt und bleich, nun traurig, nun froh, hab' ich bis hieher dich, zwar matt, doch ſicher geführt, worüber ich mich freue." Und: Madonna, wohl groß wäre die Frucht von all' meiner Treue, könnt' ich's nur glauben," — ſprach ich bebend, und nicht mit trocknen Augen.

„Kleingläubiger, wenn ich's nicht wüßte, wenn es nicht wahr wäre, warum ſollte ich es ſagen? antwortete ſie, und ſchien von Zorn bewegt. Ob in der Welt du meinen Augen gefieleſt, verſchwieg ich; das ſüße Band nur war meine Luſt, das ſich um das Herz mir ſchlang, und der ſchöne Name gefällt mir, (wenn ich recht höre,) den nah und ferne deine Worte mir erwarben; von deiner Liebe begehrte ich nie etwas Anderes, als Maß. Dieß fehlte allein, und während du in trübem Weſen mir das zeigen wollteſt, was ich immer ſah, öffneteſt du dein verſchloſſenes Herz der ganzen Welt. Daher meine Kälte, die noch immer dich kränket, obwohl wir in andern Dingen jene Eintracht theilten, die Amor zuläßt, wenn nur Ehrbarkeit ſie mäßiget. Faſt gleich waren in uns die Liebesflammen, wenigſtens ſeit ich deine Glut bemerkte; du aber haſt ſie geoffenbaret, ich verbarg ſie. Du wareſt heiſer faſt vor Flehen um Mitleid, während ich ſchwieg, weil Scham und Furcht großes Sehnen gering erſcheinen ließen. Nicht geringer iſt der Schmerz, weil man ihn unterdrückt, nicht größer durch lautes Klagen. Durch Dichtung wächst das Wahre nicht, und nimmt nicht ab. Doch mußte nicht jeder Schleier reißen, wenn ich allein in deiner Gegenwart deine Worte ſang: „Mehr zu ſagen, wagt unſre Liebe nicht!“ Bei dir war das Herz, die Augen in mich gekehret; das iſt's, worüber du mit Unrecht dich beklagteſt, da ich das Beſte, und mehr dir gab, und wenig dir genommen. Denk, wurden ſie auch tauſendmal dir entzogen, wurden ſie doch mehr als tauſend und tauſendmal dir zurückgegeben, und in Erbarmen dir zugewendet. Und ruhig wäre ihr Licht immer bei dir geblieben, hätte ich nicht deine gefahrvollen Funken gefürchtet. Weiter will ich dir ſagen, um nicht ohne Schluß des Ganzen dich zu laſſen, den du vielleicht bei deinem Scheiden mit Vergnügen vernehmen wirſt: In allen andern Dingen glücklich, mißfiel ich nur in Einem mir ſelbſt, daß ich in einem allzukleinen Lande geboren wurde. Auch ſchmerzt es mich wahrhaftig, daß ich nicht wenigſtens näher deiner Blütenwohnung das Licht der Welt erblickte, doch ſchön wohl war das Land, wo ich dir gefiel. Das Herz, dem ganz ich traue, konnte ſich ja nach Anderer wenden, und ich wäre dir fremd geblieben, und minder leuchtend, und von minderm Rufe."

„Das nicht, erwiederte ich, weil das Rad des dritten Himmels mich zu ſolcher Liebe erheben hätte, wo es auch wäre, feſt und unbeweglich."— „Wie dem auch ſey, ſagte ſie, ich hatte Ehre davon, die mir nachfolgt; doch in deinem Vergnügen gewahreſt du nicht, wie die Stunden fliehen. Sieh Auroren aus dem goldenen Bette den Sterblichen den Tag zurückführen, und die Sonne ſchon bis zur Bruſt dem Ocean entſteigen. Sie kommt, uns zu ſcheiden, was mich ſchmerzt. Haſt du Anderes noch zu ſagen, ſo faſſe dich kurz, und richte die Worte nach der Zeit."

„Was ich jemals erduldete, ſprach ich, hat deine ſüße und fromme Rede ſanft und leicht gemacht, doch ohne dich iſt hart und ſchwer das Leben. Darum möchte ich wiſſen, Madonna, ob ich ſpät, ob früh dir folgen werde?" — Sie ſprach, ſchon im Weitergehen: „Wie ich glaube, wirſt du lange auf Erden ohne mich verweilen."—

Triumph des Ruhmes.

Erſter Geſang.

Da nun der Tod über jenes Antlitz triumphirte, das über mich ſelbſt zu triumphiren pflegte, und unſerer Welt ihre Sonne genommen war, ſchied jene Grauſame und Verruchte, bleichen, entſetzlichen und ſtolzen Blickes, die das Licht der Schönheit ausgelöſcht hatte, als ich, umher durch's Gras die Augen wendend, von der andern Seite jene nahen ſah, die den Menſchen aus dem Grabe zieht, und Leben giebt. Daher ſie kam; wie der Stern der Liebe bei Tagesanbruch aus Oſten, vor der Sonne, die ſich gern zu ihm geſellet. Und ich: „Aus welcher Schule wird der Meiſter kommen, der das würdig beſchreibe, was ich in einfachen Worten ſagen will? — Rings umher war der Himmel ſo heiter, daß troß der Sehnſucht, die in meinem Herzen glühte, mein Auge wie mit Blindheit geſchlagen war. Die Stirnen der Ehrenwerthen waren von Muth umſtrahlet, worunter ich viele gewahrte, die ich von Amor feſſeln ſah. Rechts, wohin ich zuerſt die Blicke wandte, hatte die ſchöne Frau Cäſar und Scipio, doch wer noch näher ihr, bemerkte ich kaum. Der Eine ein Knecht der Tugend, nicht der Liebe, der Andere von beiden; dann wurden mir gezeigt, nach ſo ruhmvollem und ſchönem Beginnen, Männer mit Eiſen und Muth bewaffnet, dahin ſchreitend, wie zuweilen zur alten Zeit zum Kapitolium über die heilige Straſſe, oder über die breite Straſſe. Sie kamen alle in der Ordnung, wie ich ſage, und rings war an der Stirne eines Jeden der Name des dem Ruhme auf der Welt am meiſten Ergebenen zu leſen. Ich war aufmerkſam auf ihr edles Reden, auf Blick und Geberden, und Einem der zwei erſten folgte der Enkel, dem Andern der Sohn, der einzig ohne Gleichen auf der

Welt war, und jene, die den Feinden bewaffnet den Weg mit ihren Leibern verſchloſſen, zwei Väter von drei Söhnen umgeben; der Eine ging voraus, und zwei kamen nach, und der Letzte war der Erſte unter den Geprieſenen. Dann glänzte wie Karfunkel jener, der mit Rath und That ganz Italien zum größten Nutzen war. Von Claudius red' ich, der nächtlich und leiſe, wie der Metaurus ſah, von böſer Saat Rom's gutes Feld gereiniget hat. Er hatte Augen zum Sehen, zum Fliegen Schwingen, und ein großer Alter folgte ihm ganz nahe, der mit Liſt Hannibal aufhielt. Ein anderer Fabius, und zwei Catonen mit ihm, zwei Paulus, zwei Brutus und zwei Marcellus, ein Regulus, der Rom liebte, und nicht ſich ſelbſt; ein Curius und ein Fabricius, weit ſchöner in ihrer Armuth, als Midas, Craſſus mit ihrem Golde, daher ſie gegen das Recht Rebellen waren. Cincinnatus und Serran, keinen Schritt allein gehend ohne jene, und der große Camillus, eher müde zu leben als edel zu handeln. Zu ſolcher Höhe erhob ihn der Himmel, damit ſeine lichte Tugend ihn zurückführe, von der ihn blinde Wuth getrieben Dann jener Torquat, der den Sohn erſchlug, und aus Liebe zum Heere verwaiſet leben wollte, damit nur dieſes nicht verwaiſet wäre. Der eine Decius und der andere, der mit eigner Bruſt die Haufen der Feinde durchbrach; o ſchreckliches Gelübde, das Vater und Sohn Einem Tode weihte! Curtius kam mit ihnen, nicht minder fromm, der mit ſich und den Waffen den furchtbar gähnenden Abgrund mitten auf dem Forum füllte. Mumius, Levinus, Attilius und mit ihnen Titus Flaminius, der Griechen Volk beſiegte. Auch jener war dort, der den König von Syrien umſchlungen mit ſtolzem Kreiſe, und mit der Stirne, und mit der Zunge zu ſeinem Willen zwang, und jener, der bewaffnet allein den Berg vertheidigte, von dem er hernach geſtürzt ward, und der allein gegen Tuſcien die Brücke hielt, und jener, der mitten im feindlichen Heere vergebens die Hand erhob, und ſie dann verbrannte, ſo erzürnet gegen ſich, daß er den Schmerz nicht fühlte; und der zuerſt auf dem Meere als Sieger gegen die Karthaginenſer erſchien, und ihre Schiffe zwiſchen Sicilien und Sardinien zerſtörte und zerſtreuete. Appius erkannte ich an den Augen, und die Seinen, die immer hart und drückend dem gemeinen Volk geweſen; dann ſah ich einen Groſſen mit ſanften Zügen, der, ſchimmerte nicht matt zuletzt ſein Licht, vielleicht der Erſte wäre, und uns war er gewiß, was Bachus, Alcides und Epaminondas Theben. Aber das ſchlimmſte iſt — zu lange leben! —

Drauf ſah ich jenen, der von ſeinem gewandten und leichten Weſen den Namen erhielt, die Zierde ſeiner Zeit, und wie der in den Waffen rauh und ſtreng, war jener, der ihm folgte, gütig, ich weiß nicht, ob beſſerer Heerführer oder Ritter. Dann kam jener, der die böſe, ſchwarzblaue Blutgeſchwulſt verſtändig ſie behandelnd unterdrückte, der edle Volumnius, hohen Lobes würdig. Caſſus, Philo, Rutilius, und drei, fern von den andern Lichtern, ſah ich allein gehen, mit zerſtückten Gliedern und zerbrochenen und geſpaltenen Waffen, Lucius Dentatus und Marcus Sergius, und Scäva, dieſe drei Blitze und Felſen im Kriege, doch dem Einen entzieht ein böſer Nachfolger den Ruhm. Dann Marius, der den Jugurtha und die Cimber, und die deutſche Wuth beſieget, und Fulvius Flaccus, der willig irrend ſchlägt die Undankbaren; und den ſehr edlen Fulvius; von jenem großen geſchwätzigen und unruhigen Neſte nur ein Grachus, der das römiſche Volk oft hart bedrängte, und der, ſo Andern glücklich und froh ſchien, nur ſchien, ſag' ich, da man ein verſchloſſenes Herz nicht klar ſieht in ſeinem tiefen Geheimniſſe. Metellus und ſein Vater und ſein Erbe, die einſt aus Macedonien, und aus Numidien, und aus Creta, und aus Spanien Beute ſchleppten. Dann ſah ich Veſpaſian mit ſeinem Sohne, dem guten und ſchönen, nicht dem böſen; und den guten Nerva und Trajan, redliche Fürſten; dann Hadrian und ſeinen Antonin den Frommen, eine ſchöne Nachfolge bis zu Marcus, der das Gute wenigſtens ſich vergenommen. Während ich die Augen umherirren ließ, ſah ich den großen Gründer, und die fünf Könige; jener war auf Erden mit ſchwerer Laſt beladen, wie es dem ergeht, der die Tugend verläßt.

Zweiter Geſang

Mit hoher und unendlicher Verwunderung, beſchaute ich das gute Volk des Mars; denn niemals war auf Erden ſeines Gleichen. Als ich die alten Bücher eingeſehen, worin die hohen und ruhmeswerthen Namen ſind, fühlte ich die Ohnmacht meiner Worte. Doch hohe Fremde ſtörten mich, Hannibal zuerſt, und der den Achilles in Verſen beſang, welcher vom Ruhme große Ehre genoß; zwei werthe Trojaner, und zwei große

Perſer: Philipp und ſein Sohn, der bis zum Indus im ſchnellen Laufe viele Länder bezwang. Ich ſah einen andern Alexander, nicht ſo flüchtig, weil ihn anderes verhinderte, ſo ſehr von der wahren Ehre trenneſt du ihn, Schickſal! Die drei Thebaner, wovon ich ſprach, in einer ſchönen Gruppe, in einer andern Ajax, Diomedes und Ulyſſes, der von der Welt zu viel zu ſehen verlangte; Neſtor, der ſo viel wußte und ſo lange lebte; Agamemnon und Menelaus, die, wenig glücklich in ihren Bräuten, großen Zwiſt erhoben; Leonidas, der froh den Seinen ein hartes Mittagmahl, eine furchtbare Abendſpeiſe vorſetzt, und auf kleinem Raume Wunderdinge verrichtet; Alcibiades, der ſo oft Athen, wie es ihm gefiel, wendete und wieder wendete mit ſüßer Rede und mit heiterer Stirne. Miltiades, der von Griechenland das große Joch nahm, und den guten Sohn, der mit vollkommner Liebe den Vater löſete, und ſich den Banden weihte; Themiſtokles und Theſeus, Ariſtides, der ein Fabricius für Griechenland war; Allen war grauſam ein heimathliches Grab verweigert, die doch fremdes Vergehen verkläret; denn nichts enthüllet beſſer zwei Gegenſätze, als ein kurzer Raum zwiſchen beiden. Phocion kam zugleich mit dieſen Dreien, der aus ſeinem Vaterlande verbannt wurde, und ſtarb; ein großer Unterſchied zwiſchen That und Lohn! Wie ich mich wandte, bemerkte ich Pyrrhus und den guten König Maſſiniſſa, dem es Unrecht ſchien, ohne die Römer zu ſeyn. Bei ihm, umherſpähend, erkannte ich Hiero den Syrakuſaner, und den wilden Hamilcar, weit von ihnen getrennt. Ich ſah den König Lydiens, der einſt der wilden Glut entrann, ein klares Beiſpiel, wie wenig gegen das Schickſal ein Schild vermöge. Sah Syphar, erliegend der gleichen Strafe; Brennus, der wilde Völker bezwang, und dann unter dem berüchtigten Tempel fiel. An Tracht verſchieden, doch dicht gedrängt war jener Haufe, und indem ich die Blicke erhebe, ſah ich eine Schaar, ganz in ſich gekehrt, und der Gott eine große Wohnung bereiten wollte, um unter den Menſchen zu wohnen, war der Erſte; doch der das Werk vollbrachte, kam hinter ihm; dieſem war's beſtimmt, daher vollendete er den heiligen Bau von unten bis oben; ein gleich guter Baumeiſter von innen nicht, wie ich glaube. Dann der, den Gott ſo hoch begnadiget, daß er traulich mit ihm von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen, deſſen Niemand

Anderer ſich rühmen kann; und der, wie man um ein Thier die Schlinge legt, mit mächtiger Zunge die Sonne band, um die Spur ſeiner Feinde zu erreichen. O hohes Vertrauen deſſen, der Gott verehret, mächtig zu binden, was Gott erſchaffen hat, und den Himmel mit einfachen Worten feſt zu halten!

Dann ſah ich unſern Vater, der ſeine Heimath verlaſſen, und an den Ort gehen mußte, der zum Heile des Menſchengeſchlechtes einſt auserſehen war. Mit ihm der Sohn, und der Enkel, zweien Bräuten ein Spott, und etwas entfernt vom Vater der weiſe und keuſche Joſeph. Dann den Blick ausdehnend, ſo weit es ging, und ſpähend ſo weit das Auge reicht, ſah ich den gerechten Hiskias und den verheerenden Simſon, dieſſeits von jenem, der die Arche baute, und jenen, der den großen Thurm angefangen, der mit Sünde und Irrthum belaſtet war; dann den guten Juda, dem, frei und unüberwindlich, Niemand die Geſetze ſeiner Väter nehmen konnte, wie einen Mann, der für das Recht in den Tod ging. Faſt war mein Behagen bereits ermattet, als mir ein holder Anblick mehr Luſt zu ſehen gab, als ich bisher gefühlet. Ich ſah einige Frauen in einer Reihe: Anthiope und Orithya, bewaffnet und ſchön, Hippolyta, des Sohnes wegen betrübt und traurig, und Menalippe, beide ſo ſchnell, daß es für den großen Alciden ruhmvoll war, ſie zu beſiegen, der die eine freite, und Theſeus die andere Schweſter. Die Wittwe, die ruhig ihren Sohn todt ſah, und ſolche Rache übte, daß ſie den Cyrus tödtete, und nun ſeinen Ruhm tödtet. Denn da er ſein ſchmähliches Ende noch ſah, ſchien er durch großen Schimpf von neuem zu ſterben, ſo viel verdarb jener Tag an ſeinem Ruhme. Dann ſah ich jene, die Troja ſah zu ſeinem Unheil, und eine lateiniſche Jungfrau unter ihnen, die in Italien den Trojanern ſo viel des Herben brachte. Dann jene hochſinnige Königin, die halb mit gebundenen halb mit aufgelößten Haaren zur Rettung Babylons eilte; ſah dann Cleopatra, und Jede brannte in unwürdiger Glut, und Zenobia unter ihnen, weit ſorgſamer für ihren Ruf. Schön war ſie, und im friſchen Blüthenalter. Je mehr ſie Jugend und Schönheit zierten, deſto mehr ſchien Ehrbarkeit ihr Lob zu heben. Im Frauenherzen war ſolche Feſtigkeit, daß ſie mit ſchönem Antlitze und mit bewaffnerem Haupte, die ſonſt nur Höhnenden zittern machte. Ich ſpreche vom hohen Römerreiche, das ſie mit Waffen bekämpfte, bis zuletzt in ihr eine reiche Würde unſerm Triumphe ward. Unter den Namen, die ich um kurz zu ſeyn, verſchweige und nicht nenne, iſt Judith nicht, die kühne Wittwe, die dem thöricht Verliebten das Haupt vom Körper trennte. Doch wo laſſe ich Ninus, der die Menſchengeſchichte beginnt? Und ſeinen großen Nachfolger, den Hochmuth zum Thierleben führte? Wo bleibt Belus, des Irrthums Quelle, nicht durch ſeine Schuld? Wo iſt Zoroaſter, der magiſchen Kunſt Erfinder? Und der, welcher mit unſern Feldherren, die mit böſem Geſtirne am Euphrat erſchienen, ſo übel verfuhr, für Italiens Wunden ein ſchlimmer Verband? Wo iſt der große Mithridat, dieſer ewige Feind der Römer, der ſo unſtät vor ihnen floh, im Sommer und im Winter? Viele große Dinge dräng' ich in ein kleines Bündel zuſammen. Wo der König Artus und die drei Cäſaren, von Afrika, Spanien und Lothringen? Dieſen umgaben ſeine zwölf Recken; dann kam allein der gute Feldherr Gottfried, der den heiligen Zug auf gerechten Wegen machte. Dieſer, worüber ich umſonſt zürne und weine, baute in Jeruſalem mit ſeinen Händen das ſchlecht bewahrte und ſchon vergeſſene Grab. Geht, ihr ſtolzen, elenden Chriſten, mordet einander, nichts liege euch daran, daß Chriſti Grab in den Händen von Hunden iſt! Wenige, oder Keinen, der zu hohem Ruhme ſtieg, ſah ich nach ihm, wenn ich mich nicht täuſche, ſey es durch Friedenskunſt, oder durch Schlachten. Nur, wie auserleſene Menſchen am Ende kommen, trat mir zuletzt der Sarazene entgegen, der den Unſeren viel Schmach und Unheil gebracht. Dem von Luria folgte Saladin, dann der Herzog von Lancaſter, erſt kürzlich für Frankreich ein böſer Nachbar. Ich ſchaute umher, wie einer, der gerne vordringt, um einen zu ſehen, den meine Augen einſt ſchon anderswo erblickten, und ſah zwei, die jüngſt aus dieſer Zeit und dieſem Lande geſchieden waren; ſie ſchloſſen dieſe ehrenwerthe Schaar: den guten König Siciliens, der in die Höhe blickt und in die Ferne, in Wahrheit ein Argus, auf der andern Seite meinen großen Colonna, hochherzig, edel, beſtändig und freigebig.

Dritter Geſang.

Nicht konnt' ich ſolchem Anblicke mich entziehen, da hörte ich: „Sieh auf die andere Seite, denn ändern Ruhm wohl erlangt man, als den von Waffen." — Ich wandte mich zur Linken, und ſah Plato, der in dieſer Schaar zunnächſt dem Ziele ging, wohin nur der kommt, dem es vom Himmel gegeben iſt; Ariſtoteles dann, voll hohen Geiſtes, Pythagoras, der zuerſt beſcheiden der Philoſophie einen würdigen Namen gab; Sokrates und Xenophon, und jenen glühenden Alten, dem die Muſen ſo hold waren, wie Argos und Mycen und Troja beweiſen. Er ſang die Irrfahrten und Mühen von Laertes Sohne, und von der Göttin, der erſte Maler aller Erinnerungen: Hand in Hand zog ſingend mit ihm der Mantuaner, ihm faſt gleich geehret, und einer, unter deſſen Fuße Gräſer blühen, jener Marcus Tullius, in dem es klar ſich zeiget, wie viel Beredſamkeit Früchte und Blüthen habe; ſie ſind die Augen unſerer Sprache. Dann kam Demoſthenes, der nun keine Hoffnung heget auf den erſten Platz, nicht wohl zufrieden mit dem zweiten Range, ein großer Blitz ſcheint er, in Glut entzündet, Aeſchines ſagt es, der es empfinden konnte, als er einſt vor ſeiner Stimme ſchwieg. Nach der Ordnung vermag ich es nicht vorzutragen, wann oder wo ich dieſen oder jenen geſehen, und wer voranging oder folgte; denn unzählige Dinge ſinnend, und ſchauend das ſo große Gedränge, entführte das Auge mir die Gedanken. Ich ſah Solon von dem die nützliche Pflanze, die, ſchlecht gepflegt, ſchlechte Frucht bringt, mit ſechs Anderen, deren Griechenland ſich rühmet. Hier ſah ich unſers Volkes Führer, Varro, das dritte große Licht der Römer, das, jemehr man's ſieht, deſto mehr leuchtet; Crispus Saluſtius, und mit ihm Hand in Hand Einer, der ihn beneidete und verkleinerte, nämlich, Titus Livius der Paduaner. Während ich umher ſah, bemerkte ich plötzlich ſeinen Landesverwandten, Plinius den Veroneſer, zum Schreiben wohl, zum Sterben nicht geſchickt. Dann ſah ich den großen Platoniker Plotin, der glaubte, daß er in Muſſe glücklich leben könne, dem aber ſein hartes Schickſal zuvorkam, das er ſchon aus dem Schooße der Mutter brachte, daher Vorſicht hier nichts half. Dann Craſſus, Antonius, Hortenſius, Galba und Calvus mit Pollio, beide ſo ſtolz, daß ſie, gegen Cicero die Zungen zu waffnen, unwürdige und falſche Gerüchte benützten. Thucidides ſah ich, der wohl erwäget Zeit und Ort, und hohe Werke, und mit welchem Blute ein Feld ſich dünget. Herodet, den Vater der griechiſchen Geſchichte, ſah ich, den edlen Meßkünſtler, bemalt mit Dreyecken, Zirkeln und Quadraten; und jenen, der gegen uns ein Felſen ward, Porphyrus, der mit ſcharfen Syllogiſmen den dialektiſchen

Köcher füllte, gegen die Wahrheit mit Sophiſmen bewaffnet, und den von Cos, der weit Beſſeres zu Stande brachte, würden nur ſeine Aphoriſmen gut verſtanden. Apoll und Aeſkulap, ſo verborgen, daß kaum das Auge ſie erblickt; ſo geht's, wenn die Zeit Namen tilgt und decket! Der Pergamener folget, der begründet die Kunſt, verderbt jetzt unter uns, damals nicht geringe, doch kurz und dunkel; er kläret ſie auf und verbreitet ſie. Dann Anaxarch, furchtlos und männlich, und Xenokrates, feſter als ein Felſen, den keine Macht zu niederer That gezwungen. Archimedes ſah ich mit geſenktem Blicke, und Demokrit ganz in Gedanken wandeln, auf eigenes Wollen des Lichtes und Goldes beraubt; den alten Hippias, der einſt zu ſagen wagte: „Ich weiß Alles," — und dann, der nichts wußte, aber in jeder Sache zweifelte, Arceſilaus. Sah Heraklit dunkle Worte hegen, und Diogenes den Cyniker in ſeinen Thaten weit offener, als die Scham erlaubt; und den, der freudig ſeine Felder zerſtört ſah und wüſt, beladen mit anderm Reichthume, fürchtend, wegen jenem beneidet zu werden. Auch der neugierige Dicäarch, und in ihren Lehrſätzen ſehr verſchieden, Quintilian und Seneca und Plutarch. Ich ſah dort

Einige, welche die Meere mit widrigen Winden und verkehrten Begriffen getrübet haben, durch Wiſſen nicht, durch Streiten nur berühmt. Sie ſtreiten wie Löwen, und umſchlingen ſich wie Drachen mit den Schweifen; was iſt es nun, daß Jeder mit ſeinem Wiſſen ſich begnüget? Carneades ſah ich, in ſeinen Studien ſo gewandt, daß man, wenn er ſprach, das Wahre und das Falſche kaum unterſchied; ſo ſchnell war er im Sprechen. Mit langem Leben und mit ſeiner reichen Geiſtesader ſuchte er die Partheien zu verſöhnen, welche literariſche Wuth zum Kampfe führet. Doch konnt' er's nicht! Denn wie die Künſte wachſen, wächst der Neid, und mit dem Wiſſen wachſen den Herzen zugleich die giftgeſchwollenen Gefäße. Gegen den guten Herrn, der menſchliche Hoffnung erhob durch die Lehre ewiger Fortdauer, rüſtete ſich Epikur, worüber ſein Ruhm trauert, kühn behauptend, daß es nicht ſo ſey; ſo berüchtigt und kurzſichtig im Lichte-war er, mit ihm die ihrem Meiſter gleiche Schaar; von Metrodor ſprech' ich, und von Ariſtipp. Dann mit großem Weberbaume, und mit wunderſamer Spille, ſah ich Chryſipp ein feines Zeug weben. Den Vater der Stoiker ſah ich, Zeno, geſtreckt nach oben, wie er, um ſeine Worte verſtändlich zu machen, die offene Hand und die geſchloſſene Fauſt zeigte, und, zu befeſtigen ſeinen ſchönen Zweck, ſah ich ſein zartes Gewebe Kleanth weben, der zum Wahren führet die irre Meynung. Doch genug! Mehr will ich nicht von ihnen ſagen.

Triumph der Zeit.

Aus goldenem Lager, Aurora voraus, ſtieg Sol ſo ſchnell, von Strahlen umwoben, als wäre er nur ſo eben untergegangen. Ein wenig erhoben, wie es die Weiſen machen, ſchaute er umher, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was denkſt du? Mehr Vorſicht geziemte ſich wohl für dich. Sieh, wenn ein berühmter Mann auf Erden lebet, und durch den Tod ſeinen Ruhm nicht verliert, was wird da aus den Geſetzen des Himmels? Und wenn der Menſch ſterbend größern Ruhm erwirbt, der ſchwinden ſollte, ſeh' ich unſere Herrlichkeit zu Ende gehen, was mir Leid bringet. Was erwartet man noch mehr? Oder was kann ſchlimmer ſeyn? Was hab' ich mehr im Himmel, als auf Erden ein Menſch, dem ich aus Gnaden gleich ſeyn möchte? Mit welcher Sorgfalt ſchmücke ich vier Roſſe, und tränke ſie im Ocean, und ſporne und geißle ſie: Und nur den Menſchenruhm bezähm' ich nicht. Zornwürdiges Unrecht wär's, nicht zum Scherze, geſchäh' mir dieß, wär' ich im Himmel nicht der Erſte, ſondern der Zweite oder Dritte. Nun aber entzünde ſich mein ganzer Eifer ſo, daß der Zorn zu meinem Fluge die Schwingen verdopple, die Menſchen haß' ich alle, und verhehl' es nicht, von welchen ich Manche nach tauſend und tauſend Jahren lichter als im Leben ſehe, und Ich ſchreite nur in beſtändigen Qualen voran; noch bin ſo, wie ich geweſen, bevor die Welt gegründet war, Tag und Nacht die endlos runde Straſſe kreiſend."

Als er dieß geſprochen hatte, nahm er zornentbrannt ſchneller ſeinen Lauf, als ein Falke aus der Höhe auf ſeine Beute ſtürzt. Noch mehr: kein Gedanke könnte jemals ſeinem Fluge folgen, viel weniger die Zunge oder das Wort, ſo daß ich es mit großer Furcht ſah. Damals hielt ich das Leben ſehr geringe, wegen ſeiner wunderbaren Flüchtigkeit, der ich es früher hochgeſchäzet. Es ſchien mir eine wunderbare Eitelkeit, das Herz an Dinge zu hängen, welche die Zeit zerſtört, die, während du ſie feſt ergreifeſt, vorübergehen. Darum, wer in ſeiner Lage ſorgt oder fürchtet, ſehe wohl vor, ſo lange der Wille noch frei iſt, auf feſten Ort ſeine Hoffnung zu gründen. Denn wie ich die Zeit behend ziehen ſah, dem Führer nach, der niemals ruhet, werd' ich nicht ſagen, weil ich es nicht zu können hoffe. Ich ſah das Eis und nahe ihm die Roſe, gleichſam auf einer Stelle große Kälte und große Wärme; was ſchon dem Hörer eine wunderbare Sache ſcheint. Doch wer wohl aufmerkt mit geſunder Urtheilskraft, wird ſehen, daß es ſo ſey; ich ſah es nicht, worüber ich gegen mich ſelbſt in Zorn gerathe. Ich folgte einſt den Hoffnungen und eitlem Verlangen; nun hab' ich vor den Augen einen hellen Spiegel, nun ſeh' ich mich ſelbſt und meine Täuſchung, und wie ich kann, bereit' ich mich zum Tode, denkend an mein kurzes Leben, indem ich am Morgen noch ein Knabe war, und nun bin ich ein Greis. Iſt denn mehr als ein Tag das Menſchenleben, umnebelt, kurz, kalt und voll Leiden? Schön kann es ſcheinen, aber werthlos iſt's. Hier der Menſchen Hoffnung, und hier die Freude; hier erheben die

Sterblichen ihr Haupt, und Niemand weiß, wann er lebe oder ſterbe. Ich ſehe die raſche Flucht meines Lebens, ja von allen, und durch das Fliehen der Sonne wird der Untergang der Welt offenbar. Nun tröſtet euch in eurem Wahne, Jünglinge, die ihr die Zeit nach breitem Maaße meſſet; denn weit weniger ſchmerzet eine vorhergeſehene Wunde. Vielleicht daß ich vergebens meine Worte vergeude, aber ich kündige euch an, daß ihr in einer ſchweren und tödtlichen Starrſucht gebunden lieget. Es fliehen die Stunden, die Tage und die Jahre, und die Monate, und wir alle zuſammen, nach ſehr kurzem Zwiſchenraume, haben ein anderes Land zu ſuchen. Stählet euer Herz nicht gegen die Wahrheit, wie ihr gewohnt ſeyd, ja wendet eure Blicke, ſo lang ihr euern Irrthum noch verbeſſern könnet. Wartet nicht, bis der Tod ſeinen Pfeil entſendet, wie es die Meiſten machen, denn wahrlich die Zahl der Thoren iſt unendlich. Als ich geſehen, (ich kann es noch gewahren das Fliegen und das Fliehen des großen Planeten, wovon ich Schmach und Täuſchung genug erlitten, ſah ich eine Schaar ganz froh einherwandeln, ohne Furcht vor der Zeit, oder ihrer Wuth, im Schutze der Geſchichte oder der Dichter.

Dieſe ſchien er noch mehr, als Andere zu beneiden, die durch ſich ſelbſt zur Höhe ſich geſchwungen, den allgemeinen Käfig verlaſſend. Gegen dieſe rüſtete ſich jener, der allein glänzet, mit ſtärkerer Kraft, und von neuem einen ſchnellern Flug begann. Seinen Roſſen wurde das Futter verdoppelt, und die Königin, von der ich oben ſprach, wollte ſchon von Einigen der Gefährten ſcheiden. Ich hörte ſprechen, ich weiß nicht zu wem, doch ſchrieb ich die Worte nieder, auf dieſe, um recht zu ſagen, vergänglichen Blätter, blinder Vergeſſenheit dunkle Abgründe. „Sol wird ſich nicht Jahre nur, nein Luſtren drehen, und Jahrhunderte, ein Sieger über alle, und wird das thörichte Treiben dieſer Gerühmten ſchauen. Wie viele waren zwiſchen dem Peneus und Hebrus, die geſtorben ſind, oder bald ſterben werden! Wie viele am Xanthus, und in Tibro's Thale! Ein unſtäter Winter, ein unbeſtändig heiterer, iſt euer Ruhm; ein wenig Nebel zertheilt ihn, und Zeitgröße iſt großen Namen ein großes Gift. Eure Triumphe, eure Pracht ſchwinden, Herrſchaften ſinken, Königreiche ſinken, alle vergänglichen Dinge zerſtöret die Zeit; Guten nimmt ſie, doch giebt ſie es nicht Würdigeren, und nicht bloß Aeußeres löſet ſie auf, auch eure beredten Worte, euren Geiſt. So wälzt ſie fliehend die Welt mit ſich fort; ruhet nie, hält nicht an, und kehret nicht zurück, bis ſie Alles in wenig Staub verwandelt hat. Da nun menſchlicher Ruhm ſolche Hörner hat, iſt's kein großes Wunder, daß ſie, um ſie zu zerbrechen, manchmal ungewöhnlich lang verweilet. Doch was der Pöbel denkt oder ſpricht, wäre euer Leben nicht ſo kurz, ihr ſähet ſie wohl bald in Staub zurückkehren." — Ich hörte es; (weil man der Wahrheit nicht widerſtreben ſoll, ſondern vollkommen vertrauen,) und ſah all' unſern Ruhm wie Schnee in der Sonne zerſchmelzen, und die ſolche Beute von euern Namen tragen, daß ich keinen konnte ſchätzen, obwohl das Volk dieß nicht weiß, nicht glaubt, das immer blind am Winde ſich vergnüget, und nur von falſchen Meynungen ſich nähret, und mehr den Tod im Alter lobet, als in der Wiege. Wie viele Glückliche ſind ſchon in Windeln geſtorben! Wie viele Unglückliche im hohen Alter! Es heißt: „Glücklich, der nicht geboren ward!" Doch um des Volkes wegen, das an große Irrthümer gewöhnt iſt, geſetzt, nach langer Zeit leuchte hell ein Name, was iſt es denn, was man ſo preiſet? So viel beſiegt und nimmt die geizige Zeit; was man Ruhm nennet, iſt nur zweiter Tod, gegen den, wie gegen den erſten, keine Hilfe iſt. So triumphirt die Zeit über die Namen und über die Welt.

Triumph der Gottheit.

Seit ich unter dem Himmel nichts Stetiges und Feſtes mehr ſah, ſprach ich erſchrocken zu mir: „Sieh nun, wem willſt du trauen?“ Ich antwortete: „Dem Herrn, der nie mit Verſprechungen jene getäuſcht hat, die auf ihn vertrauen. Doch ſeh' ich wohl, daß die Welt mich verhöhnet hat, und fühle, wer ich war, und wer ich bin, und ſehe die Zeit gehen, ja fliegen, und möchte mich beklagen, und weiß nicht über wen. Mein nur iſt die Schuld, der ich früher die Augen öffnen und nicht bis an's Ende zögern ſollte; nun bin ich zu alt, um die Wahrheit zu ſagen; doch die göttlichen Gnaden zögern nie; auf dieſe hoff' ich, daß ſie in mir hohe und ſeltene Wirkungen hervorbringen werden.“ So geſprochen und geantwortet.

Wenn dieſe Dinge nicht beſtehen, die der Himmel wälzet und lenket, was für ein Ende werden ſie, nach langem Kreiſen nehmen?" Dieß dacht' ich, und während mein Geiſt ſich mehr vertiefte, glaubt' ich eine neue Welt zu ſehen, von unbeweglicher und ewiger Dauer, und die Sonne und den ganzen Himmel mit ſeinen Sternen in Stücke zerbrechen; auch die Erde und das Meer, und eine ſchönere und angenehmere Welt daraus entſtehen. Wie ſtaunte ich, als ich jene verweilen ſah, die niemals ſtand, ſondern im Laufe Alles zu verändern pflegt; und ihre drei Theile ſah ich auf Einen beſchränkt, und dieſen Einen feſt, ſo daß ſie nicht mehr, wie ſie pflegte, eilet Und wie in ödem Lande ohne Gräſer, waren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hier verſchwunden, die das Leben bitter, wandelbar und gebrechlich machen. Der Gedanke zieht, wie die Sonne durch Glas, ja freier noch, weil ihn nichts hält. O welches Heil für mich, wenn ich es ererlange, daß ich das höchſte Gut dort gegenwärtig ſehe, kein Uebel mehr, das nur die Zeit erzeugt, und mit ihr kommt, und mit ihr verſchwindet! Die Sonne wird nicht mehr in den Stier oder in den Fiſch treten, durch deren Wechſel unſer Bemühen entſteht und ſtirbt, und wächſt und in Staub zerfällt. Selig die Geiſter, die im höchſten Chore wandeln werden, ſo erhoben, daß ihre Namen in ewigem Gedächtniſſe leben! O glücklich derjenige, der den Weg aus dieſem reißenden Alpenſtrome findet, der Leben heißt, und Vielen ſo angenehm iſt! Weh dem gemeinen und blinden Volke, das ſeine Hoffnungen auf ſolche Dinge bauet, welche ihm die Zeit ſo ſchnell entführt! O wahrhaft taube, nackte und hinfällige Weſen, arm an Gründen und rathentblößt, ganz krank und elend! Er, der die Welt mit ſeinen Brauen lenket, der die Elemente erregt und beſänftiget, deſſen Wiſſen nicht nur ich nicht durchſehe, wovon die Engel ſelbſt, von tauſend Theilen einen zu ſehen, froh und zufrieden ſind, und aufmerkſam verlangend ihn betrachten! O irrer, zuletzt nimmerſatter Geiſt, wozu ſo viele Gedanken? Eine Stunde nimmt, was man kaum in vielen Jahren ſammelt. Was unſere Seele drückt und bindet, zuvor, jetzt, geſtern, morgen, früh und Abends, Alles verſchwindet in einem Augenblicke wie Schatten. Da wird es kein: „geweſen", „wird ſeyn", „war", — geben, ſondern nur ein „Jetzt" und „Nun," und „Heute," und nur eine ganze und ungetrennte Ewigkeit. Vor und zurück geebnet die Höhen, die den Blick beſchränkten, und nichts, worauf ſich unſer Hoffen und Erinnern ſtützen könnte; dieſe Verſchiedenheit bethöret oft ſo, daß das Leben ſein Joch ſcheinet, ſinnend nur: was werd' ich ſeyn? Was bin ich geweſen? Nichts wird mehr bis auf's Kleinſte herab getheilt ſeyn, ſondern Alles Eins, und nicht mehr Sommer oder Winter, ſondern die Zeit geſtorben, und der Ort verändert; die Jahre werden nicht mehr das Steuer des menſchlichen Ruhmes führen, und wer einmal berühmt iſt, wird es ewig bleiben.

O glücklich jene Seelen, die auf dem Wege zum Ende ſind, oder ſeyn werden, von dem ich ſpreche, wie es auch ſey! Und unter den andern holden und ſeltenen Seelen höchſt glücklich jene, die dem Tode fiel weit vor den Grenzen der Natur! Dann werden ſich die engelreinen Sitten, die frommen Worte und die keuſchen Gedanken zeigen, welche die Natur in das jugendliche Herz legte. So viele Wangen, welche Zeit und Tod zerſtörten, werden in ſchönſter Blüte wieder aufleben; dann ſiehſt du, Amor, wie du mich gebunden, und auf mich weiſend wird man ſagen: „Sieh, der immer weinte, war weinend ob dem Lachen der Andern ſelig, und ſie, von der ich weinend jetzt noch ſinge, wird über ſich ſelbſt dann ſich hoch verwundern, wie ich ſie vor allen preiſe.“ Wann dieß geſchehen wird, weiß ich nicht, nur ſie allein weiß es; denn ſolches Wiſſen wird nur dem zu Theil, der den treueſten Genoſſen ſo hohen Geheimniſſes ſich nahet. Wohl kommt es, glaub' ich, bald, und über die wahren und falſchen Gewinne wird Gericht gehalten, die alle dann Spinngewebe ſeyn werden. Sehen wird man, wie viel man auf eitle Sorge verwendet, wie ſehr man vergebens ſich bemüht und Schweiß vergießet, wie Alle getäuſcht ſind. Kein Geheimniß wird mehr ſeyn, das verhülle oder verſchließe, und jedes Innere, hell oder dunkel, vor aller Welt offen und nackt, und einer, der da richte und Urtheil ſpreche, und Jeglicher wird ſeine Richtung nehmen, wie gejagtes Wild ſich verſtecket; und ſehen wird man nach kurzer Vergleichung, daß, was euch ſtolz macht, Gold und Gut, zum Unheil war, und nicht zum Vortheil; und von den Andern ferne ſtehen, die unter dem Zügel beſcheidener Glücksgaben ohne andern Prunk in ſich ſelbſt zufrieden waren.

Dieſe fünf Triumphe haben wir auf Erden

unten geſehen, und werden zuletzt den ſechsten ſchauen, ſo Gott will, da oben, und die Zeit, ſo raſch, Alles zu zerſtören, und der Tod, auf ſein Recht ſo eifrig, werden mit einander ſterben. Und jene, die einen lichten Ruhm verdienen, den die Zeit verlöſcht, und die ſchönen, holdſeligen Wangen, welche die Zeit und der bittere Tod erbleichen machen, werden die Vergeſſenheit und die düſtern und betrübten Antlitze, ſchöner als jemals ſich entfaltend, dem ungeſtümen Tode und den räuberiſchen Tagen überlaſſen. In grüner Blütezeit werden ſie mit unſterblicher Schönheit ewigen Ruhm genießen; aber vor Allen, die ſich umwandeln, geht Jene, welche weinend die Welt ruft, mit meiner Zunge, und mit meiner müden Feder; doch der Himmel nur wünſcht ſie ganz zu ſehen. Am Ufer des Stromes, der in den Alpen entſpringet, gab Amor mir für ſie ſo langen Kampf, daß ihr Gedächtniß noch mein Herz durchglühet. Glücklicher Felſen, der das ſchöne Angeſicht bedecket! Wenn ſie wieder von ihrer ſchönen Hülle umwoben iſt, wenn glücklich war, der ſie auf Erden ſah, wie dann wenn er im Himmel ſie wieder ſehen wird?

Nachleſe.

1.

Canzone.

Was unſere Natur Wertheſtes außer dem Guten in ſich hat, wodurch das menſchliche Geſchlecht ſich von den Thieren unterſcheidet, nämlich die verſtändige Einſicht, ſcheint mir ein ſchöner, muthiger Zorn, wenn er die große Flamme der Boſheit verlöſcht; denn ſelbſt tauſend diamantene Zungen, mit zermalmend= ſtark klingenden Worten, vermöchten das nicht genug zu rühmen, wovon ich ſpreche. Auch will ich es nie erheben, doch einiges davon den klugen Gemüthern ſagen. Ich behaupte, daß tauſend Todte ein kleiner Preis für ſo ſeltenes Juwel ſeyen; ſo wenige findet man deren heut zu Tage, daß ich glaubte, der Same ſey erſtorben, und doch lag er ungetrennt beiſammen. Ein adelicher Geiſt, tief in Gedanken, voll Zorn, den ich überall ſuchte, ſtand ſo heimlich verborgen, daß ich bei mir ſelbſt ſagte: „O wann wird jemals dieſe wilde, böſe Zeit enden? Sind ſo der Tugend Funken ausgelöſcht?“ Ich ſah das Volk unterdrückt und elend, auf's Aeußerſte gebracht, und ſah keine Hülfe, weder von dieſer noch von jener Seite, erſcheinen. So hatten Saturn und Mars den Weg verſperret, darum kam langſamer gegangen, was den grauſamen Biß des tyranniſchen, verruchten und wilden Zahnes, der mehr ſticht und brennt, als Tod oder anderes Uebel, zügelte, und die ſchöne, heitere Zeit zurückführte.

Freiheit, ſüßes und erſehntes Gut, ſchlecht gekannt von dem, der es nie verlor, wie erwünſcht mußt du den guten Menſchen ſeyn! Durch dich wird das Leben grün und blühend, durch dich genieße ich ein freudiges Daſeyn, das mich gleich hohen Göttern wallen läßt, ohne dich möcht' ich nicht Reichthümer, nicht Ehre, nicht was der Menſch am meiſten wünſcht; doch mit dir fühlet die Seele in jedem Hüttchen ſich glücklich! Ach ſchwere und grauſame Laſt, uns Müden für ſo langen

Weg aufgebürdet, warum gelangt' ich nicht eher dahin, dich von den Schultern zu laden? So mühſam iſt der Pfad, zum hohen Ruhm der Tugend zu gelangen, daß ſchon ſein Anblick allein mit Schrecken erfüllt.

Correggio war es, wie ſein Namen tönet, der muthvoll kam zum hohen Unternehmen durch Meer und Land, durch Berg und Thal, und kam von uns zu nehmen die beſchwerlichen Laſten, wo am meiſten ſteil und hindernd die Straſſe war, großmüthig, mit gefühlvoller Theilnahme, uns zum Schutze, und nahm mit ſeinen Händen, voll Mitleid mit den Guten, von den Feinden unbeſieget, jede Laſt von unſern Schultern, und rief die Zerſtreuten und Betrübten ſanft zuſammen, welchen die väterlichen Satzungen mit Gewalt unterſagt waren, die Stück für Stück der unerſättliche Hunger der Hunde verzehret hatte, die ſich zur Beut' erküren Stall und Hürde. Sicilien, der Tyrannen altes Neſt, ſah betrübt den wilden und grauſamen Agathokles, ſah die verruchten Dionyſe, und den, der den böſen Schmidt, nackt, den erſten Schrei des Schmerzes thun, und zuerſt ſeine Erfindung verſuchen ließ; und die ſchöne Gegend von Trevigi fühlt noch die friſchen Wunden

Ezzelins; Rom ſeufzt ob Cajus, und Nero, Romagna über Viele; Mantua klaget noch über Paſſerino; aber kein anderes Loos oder Joch war jemals ſo hart, als das unſere; und die Wahrheit hierüber zu ſagen, würden Papier und Tinte nicht genügen; daher es beſſer iſt, zu ſchweigen, als wenig davon zu ſprechen.

Nicht Cato, dieſer ſo große Freund der Freiheit, daß er ſie nicht überleben mochte, nicht der den ſtolzen König einſt entthronte, nicht die Fabier oder Dezier, von welchen Alle ſchrieben, (wenn Ehrfurcht vor der guten alten Zeit mir nicht zu ſagen verbietet, was ich im Herzen habe,) kein anderer auf Erden glühte als ein größerer Freund ſeines Vaterlandes zu irgend einer Zeit; denn nicht ſowohl der Tod, als ein edles Wagen iſt eine lobeswürdige That, nicht weniger in dem, der ſein Land zu retten ſich ſelbſt vertheidiget, als in dem, der ſein eigenes Blut vergoſſen hat; ſo bald die Adern nicht karg waren, wo es Noth that, und der Tod die Gemüther vom Rechten nicht abwendig machte.

Und damit dem höchſten Muthe nichts fehle, beherrſchet ſich nun, dem Klauen der Tyrannen entriſſen, frei in Frieden das Vaterland, und die alten Wunden heilend, den ermüdeten Gliedern Ruhe gebend, und der Huld des Himmels dankend, und flehend, daß ſeine Gnade ewig dauere; und dieß darf man wohl hoffen, wenn ich nicht irre, weil Eine Seele in vier Herzen wohnet, und Ein Stab und daſſelbe Schwert in vier Händen iſt, und jemehr ich den Geiſt auf die gewohnten Bilder beſchränke, deſto mehr ſchein' ich zu erkennen, daß durch Eintracht ein niederer Zuſtand gedeiht, Hohes beſteht; und dieß iſt meine Hoffnung.

Ferne von den Büchern, mitten unter den Waffen geboren, Canzone, von den vier Beſten, die ich kenne, wirſt du allorts zu reden gehen; wohl kannſt du ſprechen, weil du es weißt, wie ihren Ruhm kein Nebel verdunkelt; und gehſt du nach Toskana, das muthige und ſchöne Thaten ſchätzet, ſo erzähle dort von ihnen wahre Mährchen.

2.

Oft kommt mir Eine in's Gemüth; die andere Donna iſt immer drinnen; darum fürcht' ich, daß mein glühendes Herz vergehe. Während es jene in Liebesflamme nähret, mit ſüßer, ſehnſuchtvoller Qual, vernichtet und entzündet es dieſe über alles Maß, ſo, daß doppelte Gewalt es zwingt, zu ſtöhnen. Nichts hilft's, daß ich zürne, oder das

Herz bewaffne, da ich nicht weiß, ob Amor (über den ich ſehr unwillig bin,) es bewillige.

3.

Neue Schönheit in zierlichem Kleide, wandte mein Herz zur Liebesſchaar, wo man Uebel duldet, und Gutes hofft. Ich muß gehen und ſtehen, wie ein Anderes will, ſeit dem irren Gedanken ein Zügel angelegt wurde von ſüßem Zorne und von mitleidvollen Blicken; und der lichte Name, und der Klang der Worte meiner Donna, und das ſchöne heitere Antlitz ſind die Funken, Amor, wegen denen mein Herz glüht. Doch hoff' ich, wie ſpät es auch ſey; mag ſie auch kommen, und ſtreng und wild ſich zeigen, ein demüthiger Liebhaber beſieget ſtolze Frauen.

4.

Seele, wo biſt du, die du von Stunde zu Stunde, von Gedanke zu Gedanke, vom Böſen zum Schlimmern uns verfolgeſt, und doch deines Sitzes Höhe noch nicht zu ſinden weißt? Doch du biſt bei mir, und kannſt nicht außer mir ſeyn, bis nicht der Tod thut, was ich thun ſoll. Aber wo biſt du, da ich dich nicht fühle oder ſehe, wo iſt das Gut, das unſer Leben ſchmücket? Erhebe dich, Troſtloſe, da für unſer Uebel keine Hülfe mehr iſt, kein Maß, und ſuche nicht den Weg zu größern Schmerzen. Wenn Amor dich dränget und bindet mit ſeinem Bande, denke, daß eine weit ſchönere und beſſere Zeit einſt deinen Willen befriedigen könne.

5.

Wär' ich, als ich ſie zum erſtenmale ſah, wie ich's jetzt drinnen bin, von Außen blind, oder mein Herz ſo hart geweſen, wie Diamant, auf den keine Feile wirket, oder ſpräch' ich ſo in Verſen, um genügend meine Schmerzen auszudrücken, und ſie zu Amor's Freundin, oder von der Welt gehaßt und verachtet zu machen, oder wäre Amor gegen mich hold und gütig, oder, wie er gerecht und mächtig iſt, Richter, zu entſcheiden unſern Streit, oder wendete der Tod ſeine Ohren ſo aufmerkſam gegen mich, daß der letzte Athemzug mein ſchmerzvolles Leben ſchlöße!

6.

Himmel, Welt, Menſchen, Abgrund, Erde, und Thiere mögen dir zürnen, Urſache ſo vieler

Leiden, Verruchter, Boshafter, Harter und Undankbarer! Mögeſt du dann eine große glühende Flamme auf deine Flügel vom Himmel herabfallen ſehen, daß ſie deinen Bogen verbrenne, die Sehne und die Pfeile, und alle deine Lügen erſticken, da du ſo oft mich zu deiner Schlinge lockeſt, und mit falſchen Freuden bindeſt und fängſt, und mit viel Bitterem mein Herz köderſt! Mit Liebesblicken zeigſt du dich mir oft, dann ſcheint es, daß es dich gereue, und wohl weiß ich, daß nur du mich verſteheſt.

7.

Wenn unter dem Geſetze, Amor, jene lebte, die mir in der Liebe Geſetze und Zügel nahm, würd' ich dich bitten, da ich nicht minder liebe, daß, ohne zu zünden, deine Fackel mich erwärme. Doch dieſe falſche und ſchöne Grauſame freut ſich, daß ich ihrer wegen mich peinige, und ihre Schönheit heget ſolches Gift, daß ich, jemehr ich mich quäle, deſto verliebter in ſie bin. Ach, mein ſüßer Herr, ſieh zuvor, ob du es vermagſt, daß ſie deine Flamme fühle, und löſche in mir, daß ihre Flamme nicht länger mich verbrenne. Wenn ſie durch ihre Schuld mich ſterben ſehen wird, kommt

Mitleid ihr, ob auch ſpät, doch ihre Betrübniß wird meine Rache ſeyn.

8.

Ach, wie ſchlecht hatt' ich mich vorgeſehen, als ich meinen Augen traute, die mit ihren Augen den Liebestrug verhandelten, der mich ſo getäuſcht hat! Ein Sclave bin ich geworden, und muß ihr jeden Tag Tribut von meinen tieſen Seufzern reichen, bis der Tod den böſen Tagen ein Ende macht, oder du, ſüßer Herr, mir Hülfe ſendeſt. Du weißt, daß ſolcher Jammer dich entehret, und klag' ich darüber, ſo werde ich verlacht von dieſer Verächterin deiner Kraft. Herr, mache ſie verliebt in ihr ſchönes Geſicht, da ſie außer ſich keine Glut fühlet; erneuere in ihr Narciſſens Beiſpiel!

9.

Sie, die mein jugendliches Herz umſchlang in erſter Zeit, da ich die Liebe kennen lernte, hat aus ihrer holden Wohnung heraustretend, zu meinem großen Schmerze von einem ſchönen Bande mich geſondert. Keine neue Schönheit beſiegte drauf mein Herz, kein Licht umſtrahlte es mehr, das Glut ihm gäbe, nur die Erinnerung der Kraft, die es mit ſüßer Strenge durchdrungen. Zwar wollte ſie, die mit ſchönen Augen es verſchloſſen, mit andern Schlüſſeln ihre Kunſt verſuchen, doch neues Netz fängt den alten Vogel nicht. Zwiſchen Charibdis und Scylla ſtand ich zweifelnd, und fuhr taub an den Sirenen vorüber, wie ein Menſch, der es zu hören ſcheinet, und nichts verſteht.

10.

Jener Kranz, der die ſchöne Stirne umfing, Perlen- und Scharlachfarben, ſcheint er dir, mein Sennuccio, ein menſchliches Ding, oder von Engelformen in die Welt ausgegangen? Sahſt du die Miene und jene Locken, die ſo oft mein Herz verwunden und wieder heilen? Sahſt du die Luſt, die mich von jedem gemeinen Gedanken entfernet, und in das Herz mir bringt? Hörteſt du den Klang der ſüßen Worte? Sahſt du jenes holde und hehre Schweben, dem meine Gedanken pfadlos folgten? Ertrugeſt du den Blick, beneidenswerth der Sonne? Nun weißt du, warum ich lebend glüh' und hoffe, doch darf ich, was ich möchte, nicht verlangen.

11.

Als ich, Herrin, zuerſt die holden Augen achtſam meiner Leiden erblickte, und die Harmonie eurer Laute vernahm, entbrannte ich, von liebevoller Schönheit gefangen. Ob ich brannte und brenne, Amor, du weißt es, der du ſüßen Zunder ausgelöſchten Strahlen reichteſt, und wohl beweiſen es meine ſchmerzvollen Seufzer, und das Antlitz, worauf du dein Bild gemalet haſt. Doch wenn von edlem Herzen Lohn zu hoffen, gieb den gewohnten Anblick und die helle Leuchte der Seele zurück, die zu ſcheiden eilet. Und wenn Mitleid mit mir dich nicht beweget, ſo entnimm mindeſtens durch den Tod mich dieſem Boden, bei ſo vielen Qualen weit ſüßer wohl als Leben.

12.

Eure Schönheit, die der Welt eine Sonne erſcheint, und das ſüße Leuchten des klaren Auges, haben ſo von meinem Pfade mich abgewendet, daß es mich freuet, dem zu folgen, was mich ſchmerzt. Eure Augen, und der Mund, und die Worte, die alle Kraft der Welt in ſich vereinen, banden mich einſt; nun werde ich nicht feſſellos mehr wandeln, und wollen muß ich, was ein anderer will. Darum, Amor, nicht heißere Sporen ſetze in die Weichen mir; nöthig iſt es, ſie zu verwunden, denn ihr gehör' ich, und ſie denkt oder glaubt es nicht. Wohl bin ich müde längſt von dem Geleite, doch hoff' ich endlich durch ein treues Dienen einigen Lohn bei ihr zu ſinden.

13.

Muzio Stramazzo da Perugia an Petrarca.

Ich bin ſo abgeirret vom Gedanken, der mein Leben nach dem vollkommenen Gute lenkte, und habe auf einen ſolchen Gegenſtand zurück zu ſchauen, daß dein Zuruf nun zu ſpät kommt. Doch ſo lange vom Schnee das Grüne und Schwarze zu unterſcheiden mir noch nicht verwehret iſt, antworte ich, und mein Antworten iſt unvollkommen. Beſſere es, der näher der Wahrheit die Augen hat. Um ſo mehr ſcheint die Liebe Luſt mir zu bereiten, je mehr das Gemüth aus Gewohnheit und Erfahrung Liebe entdecken kann, was nicht mit voller Sicherheit auf neuen Wegen geſchieht, vielmehr mit tüchtigen Waffen, regend die Füße auf betretenen Pfaden.

14.

Petrarca's Antwort.

Weil mein Schiff der böſe Steuermann auf

Amors Wogen ſo eng im Zügel hält, daß die Hand, Wangen und Bruſt zu trocknen bemüht, nun um kein anderes Geſchäft ſich bekümmert, ſchwieg ich gerne; doch damit ich nicht ſtolz eure Behauptung vernachläßiget zu haben ſcheine, erhebe ich den müden Kiel wieder zum Werke, um ohne Anmaßung die Wahrheit euch zu ſagen. Ich ſage, daß unter den geſtirnten Sphären Dinge ſind von ſo gebrechlicher Beſchaffenheit, daß ihre Erfüllung jede Luſt zerſtöret; andere unvollkommen und andere wirklich vollendete ſüßer dem Beſitzer. Jene Liebe iſt wahrhaftig, die nie abnimmt.

15.

Geri Gianfigliazzi an Petrarca.

Wer, Herr Franzesko, aus Liebe zu einer Frau ſeufzet, die nur kriegeriſch ſeyn will, je mehr er Gnade ruft, ſo wilder iſt ſie, die beiden Sonnen ihm verbergend, die er am meiſten liebt; ſagt, was euch Natur oder Wiſſenſchaft lehren: was ſoll derjenige thun, der auf ſolche Weiſe ſich behandelt ſieht? Oder ob er aus der Schaar treten ſoll, obwohl ſein Zorn noch nicht geendet? Ihr redet oft mit Amor, und keine ſeiner Bedingungen iſt euch verheimlichet, durch den hohen

Verſtand eures Geiſtes. Meiner, der ſtets an ihn gewöhnt iſt, doch weniger als je die Gegenwart erkennt, rathet, und dieß wird ſeine wahre Entſchuldigung ſeyn.

16.

Giovanni de' Dondi an Petrarca.

Ich weiß nicht recht, ob ich das ſehe, was ich ſehe, ob ich berühre, was ich beſtändig antaſte, und ob ich das höre, was ich höre, und ob Lüge ſey oder Wahrheit, was ich ſpreche, und was ich leſe. So abgemühet bin ich, daß ich kaum aufrecht ſtehe, finde keinen Platz; weiß nicht, ob ich lebe, und je mehr ich die Phantaſie erreze, deſto mehr blendet's mich, und ich beſſere mich nicht. Hoffnung, Rath, Stütze, biſt du mir allein in dieſem ſtarren Sinnen, in dir iſt mein Heil und mein Troſt. Du haſt Wiſſen, Können und Verſtand. Hilf mir, damit, dem Irrthume enthoben, mein ſchwankes Boot den Hafen gewinne.

17.

Sennuccio del Bene an Petrarca.

Auf ungewöhnliche Weiſe reget ſich der grüne Lorbeer hier, wo ich nun ſitze, und aufmerkſamer, je öfter ich ſie anſehe, ſpäht ſie umher mit unverwandten Augen; und es ſcheint mir, daß ein zorngemiſchter Schmerz ſie nun ſo betrübet, daß ich nicht ſchweigen darf; da ich an ihrem Weſen wohl verſtehe, wie es mir ſagt, daß ſie zu viel leide. Und unſer Herr ſehnt ſich immer, euch auf ſeinen Bänken ſitzen zu ſehen, und zeiget dieß in That und Wort. Du könnteſt keine Säule finden, feſt, wie die, bei andern St. Johannes-Kerzen, deſſen Vorfeſt zum Schreiben mich antrieb.

18.

Giacomo Colonna an Petrarca.

Wenn die zerſtörten Theile meines Körpers, zurückgeführet zu Staub und Aſche, zur unendlichen Zahl von tauſend Zungen würden, und ſprächen, und wenn die Worte der Lebenden und aller Todten, die mehr als das Schwert Hektors und Achill's ſchnitten, daß ob ihres Klanges die Hörer ſchreien würden wie gepeitſchte Weiber; wie der Körper und meine Glieder ſich glücklich preiſen und mein Gemüth ſich freuet, hörend, daß auf dem römiſchen Forum die Schläfen des ſeltenen, würdigen Florentiner Dichters der Lorbeer umgrünte, könnt' ich weder erzählen, noch zu Ende führen.

19.

Jacopo Notajo an Petrarca.

Mein Herr Franceſko, ihr ſprechet oft mit Amor von euren Wünſchen; gebt meinen heißen Seufzern einen Rath, ſie zu entzünden, die nichts von Liebe fühlt. Daher ſag' ich und ſchwör' ich euch wahrhaftig, daß wenn ich meine Augen nach ihr lenke, ſie zürnet, und zum Lohn mir Qualen giebt, und ſchnell mir feindlicher wird; und geſchieht es, daß bei meinen Seufzern zuletzt ihr Antlitz ſich trübet, ſeh' ich aus Rubinen und Elfenbein jenes hervorgehen, deſſen Zögern mir mißfällt. Was thatet ihr in ſo trübſeligem Leben? Und wiſſet, daß das, was ich ſchreibe, Thatſache iſt, und wahr und nichts daran erlogen iſt. —

20.

Gerne wollte ich meine Feder dahin richten, o Herr, wohin die Sehnſucht mich locket, um nach dem Tode noch durch lichtberühmten Tugendſtrahl zu leben. Aber das träge Volk, das, von böſer Gewohnheit beſiegt, zu all' ſeinem Helle den rechten Weg verlor, zeigt mit den Fingern auf mich als jedes Tadels würdig, daß ich nach des Helikon heiligem Strome zu wandeln verſuche. Zur Nadel, zur Spille, mehr als zum Lorbeer oder zur Myrthe, als zieme ſolcher Ruhm mir nicht, will man, daß ich mein Gemüth wende. Sag du mir nun, der du auf dem geradeſten Wege zum Parnaſſus wandelſt, o edler Geiſt, ſoll ich denn ein würdiges Unternehmen laſſen?

21.

Graf Ricciardo, je mehr ich euer Reden überdenke, deſto mehr ſeh' ich die Freunde der Tugend vernichtet, und uns ſo mitgeſpielt, daß mein Herz in Zorn und Scham entbrennet, und ich weiß hier keinen andern Rath zu finden, als daß kurz die Zeit iſt, und die Tage ſchnell ſind. Kommen wird derjenige, der die Bündniſſe zu trennen weiß, uns davon zu befreien, und gerne ſtimm' ich ihm bei. Tauſend Jahre ſcheint mir's, ich will nicht ſagen, daß ich ſtarb, doch daß ich lebe; aber früh oder ſpät hoff' ich zu ſteigen, wohin ich nun ſinnend fliege. Eurer bin ich gewiß, daher acht' ich von Tag zu Tag die Welt weniger, und tröſte mich um ſo mehr, daß ich von ſolchem Schmerze ſcheiden ſoll.

22.

Oefter des Tages erröth' ich, und es wird mir dunkel vor den Augen, denk' ich an die läſtigen harten Ketten, womit die Welt mich umwindet und zurückhält, daß ich nicht kommen kann, bei euch zu ſeyn. Hatt' ich doch für mein gebrechliches und kurzſichtiges Auge einige Hoffnung in euren Händen, und dann, ſprach ich, wenn ich am Leben bleibe, wird es Zeit ſeyn, nach Toskana zurückzukehren. Von beiden Grenzen bin ich nun verbannt, und jedes geringe Flüßchen kann mich hindern, und hier bin ich ein Sclave, von Freiheit träumend. Kein Kranz von Lorbeer, ſondern von Sperberbeeren, laſtet mir auf der Stirne, und nun frag' ich euch: ob eure Krankheit der meinigen nicht wohl ähnlich ſey?

23.

Da es dem Schöpfer des Weltalls gefiel, unſer ganzes Jahrhundert mit euch zu zieren, iſt noch nicht, wie man glaubt, jene goldene Zeit dahin, ob Jahre ſchon verfloſſen; denn ein Baum ſchoß auf aus eurem Samen, der ſchon wunderbare Frucht der Welt gezeigt, nicht wie Holz auf trockenem Boden, ſondern wie an Quellen hingepflanzt; und wenn ihr von ſo viel Gutem die Wurzel, und zwiſchen wilden und fremden Wäldern an Aeſten reich ſeyd, wie ſonſt nichts, ſo ſteh, feſte Säule, bis zum Ende, wie Jener ſagt und beſtätiget, auf Italiens verderblichen Ruinen.

24.

Ottava.

(Unſerm Dichter zugeſchrieben.)

Ich gründe meine Hoffnungen auf zerbrechliches Glas, und meine eitlen Gedanken mal' ich in die Luft, denke nur vorwärts zu gehen, und kehre zurück; Fortuna iſt immer meinem Willen entgegen. Frieden fleh' ich, und erlange grauſamen Kampf; nach kann man Anderes nicht hoffen vom wankelmüthigen Weibe, weil es leichter iſt als Laub im Winde, und tauſendmal des Tages den Willen ändert.

25.

Als Amor, ſein Mitleiden und mein Geſchick, durch die Schuld eurer Augen das Herz mir aufſchloſſen, ward ich ſogleich in einen Andern verwandelt, ganz außer den Geſetzen der Natur. Seitdem ſorg' ich nicht für Speiſe, und mich nähren nicht verſchiedene Dinge; nur durch die Augen, wodurch früher die Seele verloren ging, ſtahl ich Leben aus euren Blicken. Mit dieſen weide ich das hungerkranke Herz, und von der hohen Süßigkeit, die ich dort koſte, nähr' ich mich ſo, daß ich nicht ſterbe, damit ich nicht aus dieſem Leben ſcheide. Sucht alſo keine andere Speiſe, da dieſe hinreicht, mich am Leben zu erhalten.

26.

O blinde Hoffnung, die du vergebens dich betrübeſt, je mehr du auf Dinge ſinneſt, die eher die erhabene Tugend der höchſten Höhen vollbringen könnte; ach, du gewahrſt es nicht, wie deine Jahre auf dem Wege zum Tode, ſchon halb zu Ende gingen, und du nur einem falſchen Sehnen folgen willſt, der künftigen Wehen nicht gedenkend! Wende dich um, Elende! Was treibſt du? Schade dir nicht immer ſelbſt, kehre zu deinem frühern Beginnen zurück. Du kannſt es, ſo lange du noch lebeſt. Biſt du nicht ſo hinfällig, daß du weißt, daß du in kurzer Zeit des Lebens beraubt biſt?

27.

Verloren iſt nun die Angel, das Netz und der Köder, womit Amor mich von Fels zu Fels führte, verloren hab' ich das Glück, worüber ich ſelbſt mich beklage, weil noch die alte Sehnſucht mich hält. Verloren hab' ich den grünen Lorbeer und jene friſchen Schatten der Zweige, worin ich zu ruhen pflegte; verloren hab' ich, was, wenn ich es wieder finden will, nöthig macht, daß ich ſterbe, wie ſchmerzlich es auch ſey. Nun aber brenn' ich, und fürchte zu ſterben, und fleh' zu Amor, daß er von der Schlinge mich befreie, die er mit ſchlauen Künſten um mich wand. Amor entſchuldiget ſich, daß er nicht folgen kann, und ſpricht: „Nun trag' ich nicht mehr Sorge um ſie, doch rufe den Tod zu Hülfe.“ —

Anmerkungen.

Triumph der Keuſchheit.

Inhalt.

Die Keuſchheit in Laura's Perſon triumphirt über Amor. Jene legt zu Rom im Tempel der Scham die Zeichen ihres Sieges nieder.

Der Jüngling von Abydos, (Leander.)

Enceladus, (ein Gigant, der nach der Fabel unter dem Aetna begraben liegt.)

Camilla, (Königin der Rutuler, ſtand dem Turnus gegen Aeneas bei.)

Von jenen, die gewohnt ſind ꝛc. (die Amazonen.)

Gegen ſeinen Eidam, (Pompejus.)

Jungen Römer, (Scipio.)

Die Wittwe, (Tomyris, Königin der Scythen.)

Inarime, (alter Name der Inſel Iſchia.)

Typhöus, (ein Gigant, unter der Inſel Iſchia begraben.)

Dann die Deutſchen, (die Cimbriſchen Frauen.)

Jene Griechin, (Hippe.)

Die fromme Jungfrau, (Tucia.)

Herſilia, (Gemahlin des Romulus.)

Eine zuletzt, (Picarda, eine junge ſchöne Florentinerin, die ſich wider den Willen ihrer Verwandten im Kloſter St. Clara aufnehmen ließ, von ihnen aber daraus geraubt und mit Gewalt verheirathet wurde.)

Das feſte Land, (Italien.)

Barbaro, (ein Berg im Neapolitaniſchen.)

Averno, (ein See in derſelben Gegend.)

Der Sibilla, (die Grotte der Cumäiſchen Sibylle.)

Linterno, (Verbannungsort des afrikaniſchen Scipio.)

Sulpicia, (Tochter des Servius Sulpicius Paterculus.)

Nicht aus dem Volke, (es gab zu Rom zwei Tempel der Göttin Pudicitia geweiht, einen für die patriziſchen Frauen, einen andern für die Plebejerinnen.)

Der junge Toskaner, (Spurina, der ſein Geſicht entſtellte, um nicht länger durch ſeine Schönheit den Verdacht der Gatten und Väter zu erregen.)

Mein Führer, (wahrſcheinlich Laura.)

Triumph des Todes.

Inhalt.

Der Siegerin Heimkehr und Tod.

Erſter Geſang.

'Auf grünem Felde, (das jugendliche Alter der Siegerin bezeichnend.)

Ein weißer Hermelin, (Sinnbild der Unſchuld.)

Gold, (Zeichen der Reinheit.)

Topaſen, (Sinnbild der Enthaltſamkeit.)

Und ein Weib, (die Todesgöttin.)

Denen vor dem Abend ꝛc. (die vor dem Eintritte des Alters ſterben.)

Einem wird es ꝛc. (Petrarca.)

Bald ſich tadelt, (daß er es nicht früher bemerkt.)

Zu meinem erſten Gegenſtande zurückkehre, (zu erzählen, wann und wie Laura ſtarb.)

Zweiter Geſang.

Inhalt.

Laura erſcheint dem Dichter im Traume, und tröſtet ihn über ihren frühen Tod. —

Der Jahreszeit gleichend, (Laura, dem Frühlinge zu vergleichen.)

Mehr zu ſagen ꝛc. (Worte, die einſt Laura in Petrarca's Gegenwart geſungen hatte.)

Des dritten Himmels, (der jedem ſein Liebe beſtimmt.)

Triumph des Ruhmes.

Erſter Geſang.

Inhalt.

Die Göttin des Ruhmes hält den Triumphzug. Drei Schaaren folgen der Siegerin, nicht als Gefangene, ſondern als ſiegreiche Heereshaufen: 1.) Römer, durch Kriegsthaten berühmt; 2.) Fremde, Nicht-Römer (von gleichem Ruhme; 3.) Römer und Fremde, im Felde der Wiſſenſchaften preiswürdig.

Der Eine, (Scipio.)

Der Andere, (Cäſar.)

Zwei Catonen, (Cenſor und Uticenſis.)

Zwei Marcellus, (Vater und Sohn.)

Camillus, (der Eroberer von Veji und Befreier Roms von den Galliern.)

Der eine Decius und ꝛc. (Vater und Sohn, erwarben ihrem Heere den Sieg, indem ſie ſich ſelbſt den unterirdiſchen Göttern weihten.)

Mumius, (der Zerſtörer Korinths.)

Auch war jener dort, (Cn. Popilius, der als Geſandter an den Hof des Königs von Syrien, Antiochus, kam, mit einem Stabe einen Kreis um ihn zog, und erklärte, daß er nicht eher den Kreis verlaſſen dürfe, als bis er ſich geäußert habe, ob er Freund oder Feind der Römer ſeyn wolle.)

Blutgeſchwulſt, (entweder der Uebermuth der Freunde des Appius Claudius, oder die Seuche, von der, nach Livius Erzählung, Rom durch Volumnius befreiet ward.)

Die deutſche Wuth, (die Teutonen.)

Fulvius Flaccus. (verurtheilte nach der Eroberung Capua's, welches ſich für Karthago erklärt hatte, einen Theil der Senatoren dieſer Stadt zum Tode. Als die Strafe vollzogen werden ſollte, empfing er ein Schreiben des römiſchen Senates; aus Furcht aber, es möchte die Begnadigung der Verurtheilten enthalten, las er es nicht eher, als bis die Strafe an Allen vollzogen war.)

Dem guten und ſchönen, (Titus, nicht dem böſen, Domitianus.)

Jener war ꝛc. (Tarquinius Superbus.)

Mit ſchwerer Laſt, (mit Schande.)

Zweiter Geſang.

Zwei werthe Trojaner, (Hektor und Aeneas)

Zwei große Perſer, (vermuthlich Cyrus und Darius.)

Und ſein Sohn, (Alexander der Große.)

Einen andern Alexander, (König von Epirus, der mitten im Laufe glücklicher Unternehmungen ſeinen Tod fand.)

Der gute Sohn, (Simon.)

War der Erſte, (David.)

Doch der das Werk ꝛc. (Salomo.)

Dann der ꝛc. (Moſes.)

Und der ꝛc. (Joſua.)

Unſern Vater, (Abraham.)

Zweien Bräuten, (Rahel und Lea.)

Dieſſeits von jenem, (Noah.)

Und jenen, (Nimrod.)

Juda, (Judas, der Makkabäer.)

Antiope und Orithya, (Königin der Amazonen.)

Die Wittwe, (Tomiris, Königin der Scythen.)

Jene hochſinnige Königin, (Semiramis, die mit halbgeordnetem, halb loſem Haare einen in Babel ausgebrochenen Aufruhr ſtillte.)

Zenobia, (Königin von Palmyra, lange den Römern furchtbar, zuletzt vom Kaiſer Aurelian beſiegt und gefangen.)

Seinen großen Nachfolger, (Nebukadnezar.)

Belus, (nach deſſen Tode ſein Sohn Ninus von ihm eine Bildſäule verfertigen ließ, die nachher göttlich verehrt wurde.)

Und der, welcher ꝛc. (Surenas, Feldherr des Orodes, Königs der Parther.)

Zwölf Recken, (die zwölf Paladine.)

Gottfried, (von Bouillon.)

Der Sarazene, (Saladin.)

Dem von Luria, (Herr von Damask, der den Fürſten von Antiochien, Rinald von Chatillon, ſchlug und zum Gefangenen machte.)

Saladin, (Sultan von Babylon.)

Lancaſter, (Johann, Herzog von Lancaſter, bekriegte v. 1340 bis 1350 den König von Frankreich, Philipp IV. von Valois, und nahm ihn zuletzt gefangen.)

Den guten König Siciliens, (Robert, Freund Petrarc'as.)

Großen Colonna, (der ältere Stephan Colonna.

Dritter Geſang.

Inhalt.

Der Dichter feiert hier Griechen und Römer, die im Gebiete der Wiſſenſchaften ſich Ruhm erworben —

Zunächſt dem Ziele, (der Wahrheit, namentlich des Chriſtenthumes.)

Jenen glühenden Alten, (Homer.)

Unſerer Sprache, (der römiſchen.)

Der nun keine Hoffnung ꝛc. (ſeit Cicero ihm den Rang ſtreitig gemacht.)

Aeſchines ſag' es, (Dieſer hatte eine Rede gegen den Argiphon gehalten, den **Demoſthenes** ſiegreich vertheidigte.)

Die nützliche Pflanze, (die nach Rom verpflanzte ſoloniſche Geſetzgebung.)

Mit ſechs Andern ꝛc. (die andern ſechs Weiſen Griechenlands: Thales, Chilon, Pittakus, Bias, Kleobul und Periander.

Unſers Volkes, (der Römer.)

Varro, (der Dritte nach Virgil und Cicero.)

Plinius, (der Aeltere, der bei einem Ausbruche des Veſuvs das Leben verlor.)

Porphyrius, (ein Schüler Plotins, ſchrieb gegen die Chriſten.)

Aphorismen; (unter dieſem Titel iſt noch ein ärztliches Werk vorhanden, das man zu den wenigen ächten Schriften des berühmten Aſklepiaden zählt.)

Der Pergamener, (**Claud. Galenus**, berühmter ärztlicher Schriftſteller des zweiten Jahrhunderts nach Chr. aus Pergamus in Aſien.)

Anaxarch, (griechiſcher Philoſoph.)

Xenokrates, (Platons Schüler, bekannt durch die Strenge ſeiner Sitten.)

Archimedes, (berühmten Mathematiker aus Syrakus.)

Demokrit, (ſoll ſich ſelbſt geblendet haben, um ſich ungeſtörter den Gedanken hingeben zu können, und ſchenkte den größten Theil ſeines Vermögens ſeinem Vaterlande.)

Hippias, (ein Sophiſt.)

Arcesilaus, (läugnete die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß.)

Heraklit, (ſchrieb ein theilweiſe unverſtändliches Werk **über die Natur**.)

Und der freudig ſeine Felder ꝛc. (Anaxagoras aus Klazomene, verſchenkte ſeine Güter, und ließ ſeine Felder unbebaut liegen, um ungeſtört der Wiſſenſchaft ſich zu weihen.)

Karneades, (aus Cyrene, durch ſeine Beredſamkeit berühmt.)

Chryſippos, (ein Stoiker, Schüler des Kleanthes, erfand neue Künſte der Dialektik.)

Die offene Hand, (die Rhetorik bezeichnend.)

Die geſchloſſene Fauſt, (die Dialektik.)

Kleanthes, (Schüler des Zeno, durch ſeinen Hymnus auf den höchſten Gott rühmlich bekannt.)

Triumph der Zeit.

Inhalt.

Der Ruhm unterliegt der Gewalt der Zeit, die hier unter der Perſon des Sonnengottes vorgeſtellt wird.

Dem Führer nach, (der Sonne.)

Den allgemeinen Käfig, (die gemeine Weiſe der Menſchen.)

Und die Königin, (der Ruhm, Fama.)

Triumph der Gottheit.

Als ich jene, (die Zeit.)

Ihre drei Theile, (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.)

Höchſt glücklich jene, (Laura.,

Und einer, der da richte, (Chriſtus als Weltrichter.)

Wird ſeine Richtung nehmen, (wird gehen, wohin das Urtheil ihn weiſet.)

Am Ufer des Stromes, (des Rhone.)

Nachleſe.

Dieſe enthält theils *eigene Worte* Petrarca's, die er nicht für würdig hielt, in die Sammlung der übrigen aufgenommen zu werden, theils *fremde Arbeiten*, beſtehend theils in Zuſchriften und theils in Antworten an den Dichter, und beziehen ſich meiſtens auf eigene Gedichte deſſelben. Mehrere waren wegen Spracheigenthümlichkeiten nicht überſetzbar, andere der Ueberſetzung und Mittheilung nicht werth.

1. Canzone.

Der glücklichen Stimmung Petrarca's, der mit Azone von Correggio, welcher die verhaßten Gewalthaber, die Herrn von Eſcala, aus Parma vertrieb, im Mai 1345 dort einzog, verdankt dieſe Canzone ihre Entſtehung. Da jedoch die geprieſene Eintracht zwiſchen Azone und ſeinen Brüdern nicht lange dauerte, ſo nahm Petrarca dieſe Canzone nicht in die Sammlung ſeiner Gedichte auf, weil er den Zeugen ſeines Irrthums nicht abſichtlich verewigen wollte.

Stanze 1. *Für ſo ſeltenes Juwel*, (für ſolch heiligen, muthigen Zorn.)

St. 2. *Ich ſah das Volk*, (von Parma.)

Saturn und Mars, (die böſen, Zwietracht nährenden Geſtirne.)

St. 4. *Correggio*, (Azone von Correggio.)

St. 5. *Agathokles*, (Tyrann v. Sicilien.)

Dionyſe, (mehrere Dionyſe waren Tyrannen von Syrakus.)

Und den, der ꝛc. (Phalaris, Tyrann von Agrigent in Sicilien, ließ den Perillus, einen athenienſiſchen Künſtler, zuerſt in jenen hohlen Stier von Erz werfen, den er ihm als Marterkammer der Tyrannei verfertiget hatte.)

Ezzelins, (Ezzelino, geboren [illegible] der Mark von Trevigi im 13ten Jahrhunderte, eine Zeitlang Haupt der Gibellinen, ward vor Mailand gefangen und ſtarb vor Verzweiflung i. J. 1259, nachdem er 40 Jahre lang einem groſsen Theile Italiens alle Schrecken der Tyrannei hatte fühlen laſſen.)

Ob Cajus, (Cajus Calligula.)

Paſſerino, (die Familie Paſſerini und Gonzaga ſtritten ſich um Mantua bis nach dem Tode des Paſſerino von Bonacoſſa.)

Nicht der den ſtolzen König einſt entthronte, (Brutus, der die Vertreibung des Tarquinius Superbus bewerkſtelligte.)

6 — 8 An Amor. 10. An Sennuccio del Bene, als er Lauren zum erſten Male geſehen hatte.)

11 u. 12. dem Petrarca zugeſchrieben.

15. Die Antwort auf dieſes Sonett im Theil 3. Son, 145.

16. Antwort: Sonett 265.
17. „ „ 226.
18. „ „ 280.
19. „ „ 100.

20 Soll von einer Sgra. **Guſtina Levi Perrotti** aus dem Hauſe **Saſſoferratto** verfaſst, und Petrarcas Antwort im Son. 6 gegeben ſeyn.

21. Angeblich von Petrarca ſelbſt.

22. Petrarcas Antwort an mehrere Freunde, auf eine Einladung nach Paris i. J. 1340.

25 — 27. Dieſe drei, ſo viel uns bekannt iſt, noch in keine Ausgabe genommenen Sonette, tragen ganz das Gepräge der Aechtheit, und möchten daher für manches minder bedeutende und darum nicht mitgetheilte Stück ſchadlos halten.

Geheime Liebſchaften

von

Pariſer Hofdamen.

Geheime Liebſchaften

von

Pariſer Hofdamen.

◆

Von

Roger, Grafen v. Bussy-Rabutin,

General-Major der franzöſiſchen leichten Cavallerie, und
Mitglied der Akademie.

Rabutin, Roger de [illegible]

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

Friederich Wilhelm Bruckbräu

Stuttgart.
Gebrüder Franckh.
1828.

[illegible] 5

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorwort.

Dieſes Werk des Grafen von Buſſy Rabutin, welches unter dem Titel: ***Histoire amoureuse des Gaules***, — die Galanterien zweier am Pariſer Hofe unter Ludwig XVI. ſehr angeſehener Damen der Welt bekannt machte, und einen europäiſchen Ruf erhielt, erſcheint hier zum erſtenmale in einer beinahe worſſenen Uebertragung, weil es als ein geſchichtliches Aktenſtück über den Sittenverfall der damaligen Zeit zu betrachten iſt, ſohin nach dieſer Anſicht keine ſinnentſtellenden Abweichungen von den eigenen Worten des Verfaſſers zuläßt, der das Urtheil der Nachwelt tragen muß.

Ich habe zwar vom Grafen Buſſy ſchon in einem Werke ausführliche Erwähnung gethan, das unter dem Titel: das Orakel der Liebe, — ein Toilettengeſchenk für Liebende, nach dem franzöſiſchen des Roger, Grafen von Buſſy Rabutin (Maximes d'Amour: Questions, sentimens et Preceptes), im Laufe des gegenwärtigen Jahres in der von Jeniſch und Stageſchen Buchhandlung in Augsburg erſchien, und welches ich liebenden Herren und Damen als ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein der

Liebe empfehlen kann; um jedoch meinen verehrten Leſern und Leſerinnen, welche hier mit dem witzigen aber etwas bosbaften Herrn Grafen zuſammentreffen, die nöthige Nachweiſung über ſein Leben und Treiben nicht vorzuenthalten, glaubte ich eine gedrängte Schilderung deſſelben hier anfügen zu müſſen.

Roger, Graf von Buſſy Rabutin wurde den 3. April 1618 zu Epiry geboren, und erſchien, ſchon bei der Geburt zum Militärdienſte beſtimmt, bereits im zwölften Jahre bei der Armee. Dem achtzehnjährigen Sohne trat der Vater das Regiment ab, deſſen Eigenthümer er war, und bald darauf durch ſeinen Tod die Statthalterſchaft von Nevers.

Kurz zuvor wurde der junge Buſſy fünf Monate lang in die Baſtille geſperrt, weil er die gute Ordnung in ſeinem Regimente nicht zu handhaben wußte. Dagegen bezeichnet er als wahren Grund dieſer Einkerkerung den Haß des Staatsſekretärs Desnoyers gegen ſeinen Vater. Während ſeiner Haft faßte er den Entſchluß, Memoiren zu ſchreiben, den er auch ſpäterhin ausführte. Schon in einem Alter von 21 Jahren war er mit Fräulein von Toulongeon vermählt. Zur Zeit der Unruhen während der Regentſchaft hielt er es anfangs mit dem großen Condé, der damals den berüchtigten Mazarin gegen das Parlament vertheidigte; nach der Verhaftung der Prinzen verließ er dieſe, um mit dem Hofe Frieden zu ſchließen. Dieſer Abfall brachte ihm den Grad eines Oberſten, das Commando von Nevers, und hernach die

Stelle eines General-Majors der leichten Kavallerie. Der Hochmuth, womit er die Rechte dieſer Stelle ausüben wollte, machte Türenne unwillig. Dieſer große Mann ſpottete über einen kleinen Unglücksfall, den die Anmaßung des Buſſy dieſem zugezogen hatte. Buſſy rächte ſich durch ein boshaftes Gedicht, und Türenne gebrauchte Repreſſalien, indem er dem Könige ſchrieb: „Herr von Buſſy ſey, in Bezug auf Lieder, der beſte Offizier in ſeiner Armee. Buſſy, der ſich ſchon bei der Armee genug Feinde gemacht hatte, kam an den Hof zurück, um ſich deren noch mehr zu machen. Im Jahre 1665 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Damals begann er die Laſtergeſchichte zu ſchreiben, bekannt unter dem Titel: „Histoire amoureuse des Gaules.“ Eine Abſchrift des Werkes fiel in untreue Hände, und wurde bald zum

Drucke befördert. Es erhob ſich ein allgemeiner Klagſchrei gegen den Verfaſſer. Der König, von dem man von allen Seiten ſeine Beſtrafung verlangte, widerſtand einige Zeit dieſem Zuſammenfluſſe von Klagen, aber er fand ſich nur allzu geneigt, nachzugeben, als er erfuhr, daß Buſſy die Unverſchämtheit hatte, auch ſeiner nicht zu ſchonen. Er verlor ſeine Stelle, wurde ein Jahr lang in die Baſtille geſperrt, und dann auf ſeine Güter verbannt, wo er nicht weniger als ſechszehn Jahre blieb. Von der Baſtille aus ſchrieb er an den Herzog von St. Aignon einen langen Rechtfertigungsbrief, worin er ſagte: „daß ihn der Müßiggang eines fünfjährigen Landlebens verleitet habe, einen ſatyriſchen Roman, ohne Abſicht eines böſen Gebrauches wider die Betheiligten, zu ſchreiben, nur um ſich zu beſchäftigen, höchſtens um ihn einigen guten Freunden zu zeigen; als er nach Paris zurückkam, habe er dieſe Geſchichte fünf Freundinnen vorgeleſen, und einer davon die Bitte nicht verſagen können, ſie ihr auf zweimal vier und zwanzig Stunden zu leihen. Etliche Tage darauf, als er gehört, ſeine Schrift ſey im Umlaufe, habe er ſie zur Rede geſtellt, aber die Dame auf eine unverſchämte Weiſe geläugnet, von dieſer Geſchichte eine Abſchrift genommen zu haben.“ Kurz Buſſy lud die ganze Schuld auf dieſe Dame, welche durch beliebige Zuſätze oder Weglaſſungen in dieſer Geſchichte den Haß der Meiſten gegen ihn gerichtet, und, nicht zufrieden, die Geſchichte an vielen Stellen zu vergiften, auch ganz andere über beſondere Verhältniſſe, die ſie aus den Tagen ihrer freundſchaftlichen Verbindung kannte, entworfen, und mit dem ganzen Gifte ihrer Phantaſie gewürzt habe.

Zur Zeit der königlichen Ungnade verließ ihn auch ſeine ehemalige Geliebte Frau von Montalas. Nach dieſer vieljährigen Verbannung, erlaubte ihm der König endlich, von ſeinen zahlloſen flehenden Zuſchriften mehr ermüdet als gerührt, vor ihm wieder zu erſcheinen. Er ſah bald ein, daß bei der Kälte, die ihm der Monarch bewies, an eine Wiedererlangung ſeiner Gunſt nicht mehr zu denken ſey, und der Hof, welcher ſeit ſeiner Verbannung ſich erneuert hatte, ihm für die verlorene Gnade ſeines Gebieters nicht entſchädigen könne. Er war klug genug, unter ſolchen Umſtänden wieder nach Chazen in ſeine Einſamkeit zurückzugehen. Verdrießlichkeiten mancherlei Art vergifteten das Ende ſeiner Tage. Er ſtarb zu Autun den 9. April 1693 in einem Alter von 75 Jahren.

Buſſy ſchrieb Briefe, Memoiren, eine Abhandlung über den guten Gebrauch der Widerwärtigkeiten, einen Abriß der Geſchichte Ludwigs des Großen, und vorliegendes Werk, das einzige von ihm, das ſowohl des zierlichen Styles als des Witzes wegen noch geleſen wird. Sein einziges verdientes Lob iſt in den Worten Voltaire's enthalten:

„Er ſchrieb mit Reinheit.“

Er hinterließ zwei Kinder, einen Sohn, Micheal, welcher Biſchof von Lucon wurde, und ſeiner Zeit: „der Gott der guten Geſellſchaft,“ genannt, und eine Tochter, Louiſe Franziska, die zuerſt mit Gilbert de Langeanc, Marquis von Coligny, und in zweiter Ehe mit Heinrich Franz von la Riviere ſich vermählte. Als Ludwig XIV. gegen zwanzig von ihr verfaßte Briefe bei Frau von Montesplan geleſen hatte, ſagte er zu la Riviere, indem er ſie ihm zurückgab: „Ihre Frau hat mehr Geiſt, als ihr Vater.“

Geheime Liebſchaften.

Unter der Regierung Ludwigs XIV. hinderte nicht der Krieg, der ſeit zwanzig Jahren dauerte, daß man bisweilen der Liebe pflegte. Da jedoch der Hof mit alten unempfindlichen Cavalieren angefüllet war, oder mit jungen Leuten, geboren unter dem Geräuſche der Waffen, und welche dieß Handwerk roh gemacht hatte, ſo wurden dadurch die meiſten Damen etwas weniger züchtig, und da ſie ſahen, daß ſie in Unthätigkeit verſchmachtet wären, wenn ſie nicht die erſten Schritte gethan, oder wenigſtens nicht ihre Grauſamkeit gemildert hätten, gab es unter ihnen viele Barmherzige und einige Freche.

Frau von Olonne war eine von den letztern. Sie hatte ein rundes Geſicht, eine wohlgeformte

Naſe, einen kleinen Mund, glänzende und ſeine Augen, und zarte Züge. Das Lachen, welches Jedermann verſchönert, brachte bei ihr eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Sie hatte kaſtanienhellbraune Haare, einen wunderſchönen Buſen, Hals, Hände und Arme wohl gebildet. Ihr Wuchs war plump, und ohne ihr Geſicht hätte man ihr die Geſtalt des Körpers nicht verziehen; dieß veranlaßte ihre Schmeichler, wenn ſie ſich ſehen ließ, zu ſagen, daß ſie ganz gewiß einen gut gebauten Leib habe, was gewöhnlich jene ſagen, welche die Frauen entſchuldigen wollen, die zu viel Wohlbeleibtheit haben; ſie war jedoch zu aufrichtig in dieſer Hinſicht, um die Leute im Irrthume zu laſſen; vom Gegentheile überzeugte ſich, wer wollte, und es lag nicht an ihr, daß ſie nicht Jedermann den Irrthum benahm. Frau von Olonne hatte einen lebhaften und muntern Geiſt, wenn ſie frei war. Sie war wenig aufrichtig, ungleich, unbeſonnen, nicht böſe. Sie liebte die Vergnügungen bis zur Schwelgerei, und ihr Ungeſtüm erſtreckte ſich ſelbſt auf ihre kleinern Ergötzlichkeiten. Ihre Schönheit eben ſo ſehr als ihr Vermögen, obwohl es nur mittelmäßig war, bewogen den Herrn von Olonne, um ihre Hand zu werben; dieſe Werbung dauerte nicht lange; Herr von Olonne, ein Mann von Anſehen und großen Glücksgütern, wurde von der Mutter der Frau von Olonne freundlich aufgenommen, und er durfte ſeine Muße nicht um Reize verſeufzen, welche zwei Jahre lang die Wünſche des ganzen Hofes geweſen waren. Nach vollzogener Ehe zogen ſich die Liebhaber, die geheirathet ſeyn wollten, zurück, und andere kamen, die nur lieben wollten. Einer der Erſten, der ſich einfand, war der Marquis von Beuvron, dem die Nachbarſchaft der Frau von Olonne mehr Bequemlichkeit gab, ſie zu ſehen, und dieſer Umſtand war Urſache, daß er ſie ſehr lange Zeit liebte, ohne daß man es bemerkte, und ich glaube, daß dieſe Liebe immer verborgen geblieben wäre, wenn der Marquis von Beuvron niemals Nebenbuhler gehabt hätte; aber der Herzog von Candale, verliebt geworden in Frau von Olonne, entdeckte bald, was verborgen war aus Mangel an betheiligten Perſonen. Nicht als ob Herr von Olonne ſeine

Frau nicht liebte; ſondern die Ehemänner werden zahm, aber nie die Liebhaber, und die Eiferſucht dieſer iſt tauſendmal ſcharfſichtiger, als jene der Andern. Daher kam es, daß der Herzog von Candale Dinge ſah, die Herr von Olonne nicht ſah, und die er niemals geſehen hat; denn man muß noch wiſſen, daß der Marquis von Beuvron ſeine Frau liebte. Der Marquis von Beuvron hatte ſchwarze Augen und eine wohlgeformte Naſe, einen kleinen Mund, ein langes Geſicht, und ſehr ſchwarze, lange und dichte Haare, einen ſchönen Wuchs. Sein Geiſt war hinlänglich. Er gehörte nicht zu den Männern, die in Geſellſchaften glänzen, aber er war ein Mann von geſundem Verſtande und von Ehre, obgleich er eine natürliche Abneigung vor dem Kriege hatte.

In Frau von Olonne ſohin verliebt geworden, ſuchte er Mittel, ihr ſeine Liebe zu entdecken. Die Nachbarſchaft von Paris bot ihm dazu Gelegenheiten genug, aber die Flüchtigkeit, welche ſie in allen Dingen an den Tag legte, ließ ihn fürchten, ſich mit ihr einzulaſſen. Als er endlich eines Tages ſich ihr allein gegenüber befand, ſprach er: „Wollte ich Ihnen, gnädige Frau, nur zu wiſſen machen, daß ich Sie liebe, ſo hätten Ihnen meine Bemühungen und meine Blicke ſchon genug geſagt, was ich für Sie fühle, aber da es nöthig iſt, gnädige Frau, daß Sie einſt meine glühende Liebe erwiedern, ſo iſt es auch nöthig, daß ich ſie entdecke, und daß ich Ihnen zugleich verſichere, daß ich, Sie mögen mich nun lieben, oder nicht, entſchloſſen bin, Sie mein ganzes Leben hindurch zu lieben.“ —

Der Marquis hatte aufgehört zu ſprechen. „Ich geſtehe Ihnen, mein Herr, erwiederte Frau von Olonne, daß ich nicht erſt ſeit heute weiß, daß Sie mich lieben, und obwohl Sie mir früher nie davon ſprachen, ſo unterließ ich doch nicht, Ihnen Rechenſchaft von Allem zu geben, was Sie für mich gethan haben, von dem erſten Tage an, da Sie mich ſahen, und dieß möge mir zur Entſchuldigung dienen, indem ich Ihnen bekenne, daß ich Sie liebe. Achten Sie mich deßwegen nicht minder, weil es ſchon ſehr lange iſt, daß ich Sie ſeufzen höre, und wenn man ſelbſt an meinem geringen Widerſtande etwas zu tadeln finden könnte, ſo wäre dieß mehr ein Beweis von der Macht Ihres Verdienſtes, als von meinem Flatterſinne.“

Nach dieſem Vorgange kann man wohl ſchließen, daß die Dame nicht lange zögerte, dem Cavalier die höchſten Gunſtbezeigungen zu gewähren, und dieß dauerte vier bis fünf Monate von beiden Seiten ohne irgend eine Störung. Doch zuletzt machte die Schönheit der Frau von Olonne zu viel Aufſehen, und dieſe Eroberung verhieß dem, der ſie machen würde, zu viel Ruhm, um den Marquis in Frieden zu laſſen, und der Herzog von Candale, der gewandteſte Hofmann, glaubte, daß ſeinem Rufe nichts mehr fehle, als dieß. Er entſchloß ſich alſo, drei Monate nach dem Ende des Feldzuges, ſich in ſie zu verlieben, ſobald er ſie ſehen würde, und zeigte durch eine große Leidenſchaft, die er hernach für ſie hatte, daß die Liebe nicht immer eine Fügung des Himmels oder des Glückes ſey.

Dieſer Herzog hatte blaue, wohlgeſtaltete Augen, unregelmäßige Züge, einen großen unangenehmen Mund, aber ſehr ſchöne Zähne, goldgelbe Haare in größter Menge. Sein Wuchs war vortrefflich. Er kleidete ſich gut, und die Eleganteſten ahmten ihm nach. Er hatte das Anſehen eines vornehmen Mannes, und war einer der Erſten am Range in Frankreich, als Herzog und Pair des Königreiches. Außerdem war er Generalgouverneur von Auvergne, und von Burgund gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater Bernhard von England, und General der franzöſiſchen Infanterie. Sein Genie war mittelmäßig, aber in ſeinen erſten Liebſchaften war er einer Dame in die Hände gefallen, die unendlich viel Geiſt beſaß, und, da beide ſich ſehr liebten, hatte ſie ſich ſo viel Mühe gegeben, ihn zu bilden, und er, dieſer Schönen zu gefallen, daß die Kunſt die Natur übertraf, und er ein weit feinerer Mann wurde, als Tauſende, die mehr Geiſt hatten, als er. Nach ſeiner Rückkehr von der ſpaniſchen Gränze, wo er das Heer unter der Obergewalt des Prinzen, als nächſten Verwandten des Königes, befehliget hatte, begann er der Frau von Olonne durch tauſend eifrige Bemühungen, die Liebe zu bezeigen, die er für ſie fühlte, in der Meinung, daß ſie noch nie geliebt habe, und als er ſah, daß ſie ſeine Neigung nicht erwiederte, entſchloß er ſich, ſie davon auf eine ſolche Weiſe zu verſtändigen, daß ſie nicht mehr ſich ſtellen konnte, nichts davon zu wiſſen. Weil er jedoch gegen alle Frauen eine Achtung hatte, die ein wenig an Scham gränzte, wollte er lieber an Frau von Clonne ſchreiben, als mit ihr ſprechen; hier folgt, was er ihr ſchrieb:

„Ich bin in Verzweiflung, gnädige Frau, daß alle Liebeserklärungen ſich gleichen, und daß es einen ſo großen Unterſchied unter den Gefühlen giebt. Ich fühle wohl, daß ich Sie mehr liebe, als die ganze Welt gewohnt iſt zu lieben, und wüßte es Ihnen nicht anders zu ſagen, als es Ihnen Jedermann ſagt. Merken Sie alſo nicht auf meine Worte, die ſchwach ſind, und trügeriſch ſeyn können, ſondern erwägen Sie mein Benehmen Ihnen gegenüber, und wenn es Ihnen bezeuget, daß man, um es immer mit derſelben Stärke fortzuſetzen, lebhaft ergriffen ſeyn müſſe, ſo vertrauen Sie dieſen Zeugniſſen, und glauben Sie, daß ich, da ich Sie ſo ſehr liebe, ohne von Ihnen geliebt zu ſeyn, Sie anbeten werde, wenn Sie mich zur Dankbarkeit werden verbunden haben.“

Frau von Olonne gab nach Empfang dieſes Briefes ſogleich dieſe Antwort:

„Wenn es etwas giebt, was Sie verhindert Glauben zu finden, wenn Sie von Ihrer Liebe ſprechen, ſo iſt's nicht, daß Sie mir beſchwerlich fallen, ſondern daß Sie allzu wohl davon ſprechen. Gewöhnlich drücken ſich große Leidenſchaften verworrener aus, und es ſcheint, daß Sie wie ein Mann ſchreiben, der viel Geiſt hat und nicht verliebt iſt, aber der es glauben machen will, und weil es mir nicht ſo ſcheint, die ich doch vor Sehnſucht vergehe, daß Sie wahr ſprechen möchten, urtheilen Sie, wie es Andern ſcheinen möchte, welchen Ihre Leidenſchaft gleichgültig wäre. Sie würden nicht anſtehen zu glauben, daß Sie ſcherzen wollen. Was mich betrifft, die ich niemals verwegene Schlüſſe machen will, ich nehme Ihren Antrag an, und werde aus Ihrem Benehmen auf die Gefühle ſchließen, die Sie für mich haben.“

Dieſer Brief, welchen die Kenner ſehr zärtlich gefunden hätten, ſchien's nicht zu ſehr dem Herzoge von Candale. Da er viel Eitelkeit beſaß, hatte er minder verhüllte Zärtlichkeiten erwartet, dieß hinderte ihn, ſo ſehr in Frau von Olonne zu dringen, als ſie es wohl wünſchen mochte. Er vernachläßigte ſein gutes Glück zu ihrem eigenen Aerger, und dieß wäre noch lange Zeit ſo geblieben, wenn dieſe Schöne es nicht über ihre Sittſamkeit gewonnen hätte, ihm ſo ſehr zuvorkommend zu ſeyn, daß er einſah, er könne bei ihr alles unternehmen, ohne zu viel zu wagen. Da ſein Anliegen abgethan war, gewahrte er bald den Handel mit dem Marquis von Beuvron. Ein gewöhnlicher Bewerber ſchaut nur vor ſich hin, aber ein begünſtigter Liebhaber bleibt rechts und links, und braucht nicht viel Zeit, ſeinen Nebenbuhler zu entdecken. Der Herzog von Candale beklagt ſich hierüber, ſeine Geliebte behandelt ihn als einen Wunderlichen, und einen Tyrann, und nimmt einen ſo hohen Ton gegen ihn an, daß er ſie um Verzeihung bittet, und ſich überglücklich ſchätzt, ſie beſänftiget zu haben. Dieſe Stille dauerte nicht lange. Der Marquis von Beuvron ſeinerſeits macht eben ſo unnütze Vorwürfe, wie jene des Herzogs von Candale, und da er ſieht, daß er ſeinen Nebenbuhler nicht ſtürzen könne, läßt er unter der Hand dem Herrn von Olonne Nachricht geben, das heißt, er verdoppelt die Liebe dieſer beiden Liebenden, die ſeit dem Verbote mehr Luſt bekamen ſich zu ſehen, und tauſend bequemere Mittel erſannen, als jene, die ſie zuvor hatten. Da inzwiſchen der Marquis Herr des Schlachtfeldes geblieben war, erneuerte der Herzog ſeine Klagen gegen ihn. Er macht neue Anſtrengungen, ihn zu verdrängen, aber vergebens.

Frau von Olonne ſagt ihm, daß er nur ſein Intereſſe berückſichtige, und daß es ihn nicht kümmere, ſie zu verlieren, da, wenn ſie dem Marquis verböte, ſie zu ſehen, ihr Gatte und Jedermann an dem Opfer nicht mehr zweifeln würden. Frau von Olonne, die den Marquis nicht ſo ſehr liebte, wie den Herzog, will ihn doch nicht verlieren, ſowohl weil eins und eins zwei machen, als weil die Koketten ihre Liebhaber beſſer durch eine kleine Eiferſucht, als durch eine große Ruhe zu feſſeln glauben.

Mittlerweile verliebte ſich Herr Paget, ein ziemlich bejahrter Mann, von geringer Herkunft, aber ſehr reich, in Frau von Olonne, und da er entdeckte, daß ſie das Spiel liebe, glaubte er, daß ſein Geld ihm ſtatt des Verdienſtes dienen würde, und baute ſeine ſchönſten Hoffnungen auf die Summe, die er ihr anzubieten beſchloß. Er hatte hinreichend Zutritt zu ihr, um ſie perſönlich zu ſprechen, wenn er's gewagt hätte, beſaß jedoch nicht die Kühnheit, ein Geſpräch anzufangen, das verdrießliche Folgen nach ſich ziehen konnte, wenn es nicht gut aufgenommen würde, er nahm ſich daher vor, ihr zu ſchreiben, und ſchrieb ihr dieſen Brief.

„Ich habe wohl ſchon öfter geliebt in meinem Leben, gnädige Frau, aber ich habe nie etwas ſo ſehr geliebt, wie Sie. Was in mir den Glauben daran erhält, iſt, daß ich niemals einer von meinen Geliebten mehr als hundert Piſtolen gegeben habe, um ihre Gunſt zu erlangen, und für die Ihrige ſtieg ich bis auf zweitauſend. Denken Sie, ich bitte Sie, hierüber nach, und erwägen Sie, daß das Geld ſeltener iſt, als es jemals war.“

Quinette, Kammerfrau der Frau von Olonne und deren Vertraute, überbrachte ihr dieſen Brief des Herrn Paget. Unverzüglich gab ihm dieſe Schöne folgende Antwort:

„Ich habe allerdings bemerkt, daß Sie Geiſt beſitzen, in den Unterredungen mit Ihnen, aber ich wußte noch nicht, daß Sie ſo gut ſchreiben, wie es der Fall iſt; nie ſah ich etwas ſo Angenehmes, als Ihren Brief, und ich wäre entzückt, wenn ich oft dieſem ähnliche empfinge. Inzwiſchen würde es mich ſehr freuen, mich dieſen Abend um ſechs Uhr mit Ihnen zu unterhalten."

von Olonne.

Herr Paget fehlte bei dem Rendezvous nicht, und erſchien in ſchicklicher Tracht, das heißt, mit ſeinem Bündel. Quinette führte ihn in das Kabinet ihrer Gebieterin, und ließ ſie allein. „Hier, gnädige Frau, ſagte er zu ihr, indem er ihr zeigte, was er trug, bring' ich, was ſich nicht alle Tage findet; wollen Sie es nehmen?" — „Ich bin es zufrieden, erwiederte Frau von Olonne, und dieß ſoll uns unterhalten." Als ſie nun die zweitauſend

Piſtolen gezählt hatte, worüber ſie übereingekommen waren, ſchloß ſie dieſelben in eine Schatulle, und ſprach, indem ſie ſich auf ein kleines Ruhebett neben ihn ſetzte: „Niemand, mein Herr, ſchreibt in Frankreich wie Sie; ich ſage dieß nicht, um den ſchönen Geiſt zu ſpielen, aber es iſt gewiß, daß ich wenige Leute kenne, die deſſen haben. Die Meiſten ſagen Ihnen nur Dummheiten, und wollen ſie zärtliche Briefe ſchreiben, ſo denken ſie es recht wohl getroffen zu haben, indem ſie Ihnen ſagen, daß ſie Sie anbeten, und daß ſie für Sie ſterben wollen, wenn Sie ſie nicht lieben, daß ſie, wenn Sie ihnen dieſe Gunſt bewilligen, Ihnen ihr ganzes Leben hindurch dienen würden, als bedürfe man ſehr ihrer Dienſte.“

„Es freut mich herzlich, antwortete Herr Paget, daß meine Briefe Ihnen gefallen, gnädige Frau. Ich werde nicht viel Weſens damit machen; meine Briefe koſten mir nichts.“

„Das iſt aber ſchwer zu glauben, unterbrach ſie ihn, es ſey denn, daß Sie ein ſehr großes Vermögen beſitzen.“ —

Nach einigen andern Wechſelreden, welche die

Liebe zwei oder dreimal unterbrach, kamen ſie über eine andere Zuſammenkunſt überein, und nach dieſe noch über eine, ſo, daß dem Herrn Paget drei Zuſammenkünſte zweitauſend Piſtolen koſteten. Aber Frau von Olonne, welche ſich die Liebe dieſes Bürgerlichen, und ſein Vermögen zu Nutze machen wollte, bat ihn bei dem vierten Beſuche, wieder anzufangen ihr ſolche artige Briefe zu ſchreiben, wie jener, den ſie von ihm empfangen hatte.

Herr Paget, da er ſah, daß dieß zu Folgerungen führe, machte ihr Vorwürfe, die zu nichts dienten, und alles, was er davon erhalten konnte, war, daß er nicht aus dem Hauſe vertrieben wurde, und zum Spiele Zutritt hatte, wenn ſie es verlangte. Frau von Olonne glaubte, daß, indem ſie ſich ſehen ließe, ſie ſeine Wünſche nähren, und er vielleicht Thor genug ſeyn würde, dieſelben befriedigen zu wollen, um welchen Preis es auch ſey. Indeß war er verliebt genug, ſich nicht enthalten zu können, ſie zu ſehen, aber er war es nicht genug, um alle Tage ihre Gunſtbezeigungen ſo theuer zu erkaufen.

So ſtanden die Sachen, ſey's, daß der Aerger den Herrn Paget ſprechen machte, ſey's, daß die häufigen Beſuche, oder das Geld, um welches Frau von Olonne ſpielte, den Herzog von Candale zu Erwägungen geführt hatten, als dieſer ſeine Geliebte bat, da er an die Gränzen von Spanien reiſete, den Herrn Paget nicht mehr zu ſehen, deſſen Umgang ihrem Rufe ſchadete. Sie verſprach es ihm, und that nichts in dieſer Sache, ſo, daß der Herzog von Candale, erfahrend von jenen, die Neuigkeiten von Paris meldeten, daß Herr Paget öfter zu Frau von Olonne gehe, als er es jemals gethan, ihr dieſen Brief ſchrieb:

„Indem ich von Ihnen Abſchied nahm, gnädige Frau, bat ich Sie, den Schurken Paget nicht mehr zu ſehen. Sie verſprachen mir's, inzwiſchen iſt er beſtändig in Ihrem Hauſe. Schämen Sie ſich nicht, mich in die Lage zu verſetzen, einen elenden Bürgerlichen bei Ihnen zu fürchten, der nie gefürchtet werden kann, als wegen der Kühnheit, die Sie ihm geben? Wenn Sie darüber nicht erröthen, gnädige Frau, ſo erröthe ich darüber für Sie und für mich, und aus Furcht die Schande zu verdienen, womit Sie mich überhäuſen wollen, will ich es durch Bemühung über meine Liebe gewinnen, Sie nur mehr als eine Ehrloſe zu betrachten.“

Frau von Olonne war ſehr beſtürzt, einen ſo rauhen Brief zu erhalten; da ihr aber ihr Bewußtſeyn weit herbere Vorwürfe machte, als ihr Geliebter, ſo ſuchte ſie keine Gründe ſich zu vertheidigen, und begnügte ſich in dieſen Ausdrücken zu antworten:

„Mein voriges Betragen iſt ſo lächerlich, mein Theurer, daß ich verzweifeln würde, jemals von Ihnen geliebt werden zu können, könnte ich nicht die Zukunft durch die Verſicherungen eines ehrbaren Verhaltens retten, die ich Ihnen gebe. Aber ich ſchwöre Ihnen bei Ihnen ſelbſt, der mir mein Liebſtes auf der Welt iſt, daß Herr Paget nie wieder mein Haus betreten, und der Marquis von Beuvron, den zu ſehen mein Gatte mich zwingt, mich ſo ſelten ſehen ſoll, daß Sie wohl einſehen werden, daß Sie allein mir alles erſetzen.“

Der Herzog von Candale wurde durch dieſen Brief wieder völlig beruhiget. Er faßte ſogleich Entſchlüſſe, ſeine Geliebte nicht des Scheines wegen zu verdammen, den er vielleicht für trügeriſch hielt. Er warf ſich nun auf das andere Aeußerſte des Vertrauens, und nahm alles zum Beſten auf, was ſie während ſechs Monaten der Gefallſucht und Untreue that; denn ſie fuhr fort, Herrn Paget zu ſehen und dem Marquis Gunſtbezeugungen zu geben, und obgleich man darüber von mehr als hundert Seiten dem Herzoge ſchrieb, glaubte er, dieß komme von ſeinem Vater und von ſeinen Freunden, die ihn von ſeiner Liebe für ſie abwenden wollten, in der Meinung, daß dieſe Leidenſchaft ihn abhalten möchte, an eine Heirath zu denken. Er kam alſo von dem Heere verliebter zurück, als er jemals war. Auch Frau von Olonne, bei welcher eine ziemlich lange Abweſenheit den Herzog von Candale für einen neuen Liebhaber gelten ließ, verdoppelte ihre Bemühungen für ihn, ſelbſt vor den Augen des ganzen Hofes. Dieſer Liebhaber nahm alle Unbeſonnenheiten, die ſie beging ihn zu ſehen, für Zeichen einer Leidenſchaft, welche ſie nicht mehr zu beherrſchen vermöge, obwohl ſie nur Beweiſe einer natürlichen Verwirrung des Verſtandes waren. Bei jedem Ausbruche irgend einer Aufwallung für ihn, glaubte er ſie lebhaft ergriffen, indeß ſie nur närriſch war. Er war von ihrer Leidenſchaft für ihn ſo ſehr überzeugt, daß er, wenn er aus Liebe für ſie ſtürbe, noch undankbar zu ſeyn fürchtete. Man kann wohl denken, daß das Betragen dieſer Liebenden großes Aufſehen machte. Beide hatten Feinde, und das Glück des einen, und die Schönheit der andern ihnen viele Neider erregt. Wenn ihnen Jedermann hätte dienen wollen, ſo hätten ſie Jedermann durch ihre Unklugheit zu Grunde gerichtet, und Jedermann wollte ihnen ſchaden. Sie gaben ſich überall Rendezvous, ohne mit irgend Jemand ſich benommen zu haben. Sie ſahen ſich bisweilen in einem Hauſe, welches der Herzog von Candale unter dem Namen einer Dame vom Lande beſaß, welche Frau von Olonne zu beſuchen vorgab, am öfterſten Nachts bei ihr ſelbſt. Alle dieſe Zuſammenkünfte nahmen nicht die ganze Zeit dieſer Treuloſen in Anſpruch.

Wenn der Herzog von Candale ſie verließ, ging ſie auf die Eroberung irgend eines neuen Liebhabers aus, oder beruhigte wenigſtens den Marquis von Beuvron durch tauſend Zärtlichkeiten, aus Furcht, daß der Herzog von Candale ihr entrönne.

So ging der Winter vorüber, ohne daß der Herzog von Candale die argen Stückchen argwöhnte, die ſie ihm ſpielte. Er verließ ſie, um zum Heere zurückzukehren, befriedigter von ihr, als er es jemals geweſen war. Er war nicht zwei Monate dort, als er Nachrichten erhielt, die ſeine Freude trübten. Seine vertrauten Freunde, die das Betragen ſeiner Geliebten bewachten, hatten ihm nichts davon zu ſagen gewagt, ſo ſehr fanden ſie ihn von dieſer Ungetreuen eingenommen. Da jedoch ſeit ſeiner Abreiſe etwas Außerordentliches ſich ereignet hatte, und ſie die Eindrücke vernichten wollten, die ſie auf ihn gemacht hatte, wagten es alle einmüthig miteinander, ohne daß ſie dieſe Verabredung merken ließen, ihn von ihrer Aufführung in Kenntniß zu ſetzen. Sie meldeten ihm alſo, Jeder einzeln, daß Jeannin von Caſtilien eine ſehr große Neigung für Frau von Olonne habe, daß ſeine fleißigen Beſuche nicht blos auf einen Plan, ſondern auch auf einen glücklichen Erfolg ſchließen laſſen, und daß endlich, wenn ſie auch nicht ſchuldig wäre, er mit ihr nicht zufrieden ſeyn ſollte, indem er ſehe, daß ſie bei Jedermann in Verdacht ſtehe. Aber während dieſe Nachrichten das Gemüth des Herzogs von Candale mit Wuth erfüllen, iſt es zu rechter Zeit, von dem Entſtehen, dem Zunehmen und Ende der Leidenſchaft des Jeannin von Caſtilien zu ſprechen. Jeannin von Caſtilien hatte einen ſchönen Wuchs, ein angenehmes Geſicht, viel Zierlichkeit, ſehr wenig Verſtand, gleiche Geburt und gleichen Stand, wie Herr Paget, viel Vermögen wie er. Er war hinreichend wohlgeſtaltet, um glauben zu machen, daß er, mit dem Degen an der Seite, nur durch ſein Verdienſt gutes Glück gehabt hätte; aber ſein Stand und ſeine Reichthümer ließen argwöhnen, daß alle Frauen, die er geliebt, eigennützig waren, eben ſo wohl, als, da man in Frau von Olonne ihn verliebt ſah; Niemand zweifelte, daß er ſeines Geldes wegen geliebt würde.

Der König, wenn er die Sommermonate an den Gränzen zugebracht hatte, kam gewöhnlich im Winter nach Paris, wo alle Ergötzlichkeiten von der Welt ſeinen Geiſt nach der Reihe beſchäftigten; das Billard, das Ballſpiel, die Jagd, das Theater und der Tanz, nahmen ihn, jedes zu ſeiner Zeit, in Anſpruch; damals waren die Lotterien im Gange, und ſo in der Mode, daß Jedermann deren veranſtaltete, die Einen mit Geld, die Andern mit Juwelen und Meublen. Frau von Olonne wollte eine von dieſer letzten Gattung errichten, aber anſtatt, daß man in den meiſten die ganze Geldeinlage dazu verwendete, und das Glück hernach die Theilung machte, waren in dieſer Lotterie, die aus zehntauſend Thalern beſtand, nicht fünf dazu verwendet, und dieſe fünf wurden nach der Wahl der Frau von Olonne vertheilt. Als ſie die erſten Vorſchläge zur Lotterie machte, war Jeannin von Caſtilien gegenwärtig, und da ſie von Jedem eine Summe nach ſeinen Kräften verlangte, und ihm ſagte, daß er tauſend Franken geben müßte, antwortete er ihr, daß er es thun wolle, und daß er ihr ferner verſpreche, unter ſeinen Freunden ihr noch gegen neun tauſend Livres aufzubringen. Einige Zeit darauf, da Alles fortgegangen war, außer Jeannin von Caſtilien, ſagte er: „Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Ihnen meine Liebe ſchon bekannt iſt; denn es iſt ſehr lange, daß ich Sie liebe, und meine Sorgen vermehren ſich ſchon ſehr; da ich nun mich Ihnen völlig ergeben habe, ſo muß ich Sie um die Beſtätigung meines Pachtes bitten; gewähren Sie ſie mir, ich bitte Sie, und bemerken Sie, daß ich Ihnen zu den tauſend Franken, auf welche Sie mich geſchätzt haben, noch neun tauſend gebe, um bei Ihnen etwas zu gelten; denn was ich Ihnen von meinen Freunden geſagt habe, ſagte ich nur, um jene zu täuſchen, die da waren.“

„Ich bekenne Ihnen, mein Herr,“ antwortete ſie, „daß ich Sie bis auf den heutigen Tag nicht für verliebt hielt. Nicht als hätte ich gewiſſe Blicke an Ihnen nicht bemerket, die mich etwas vermuthen ließen, aber dieſe Zierereien ſind mir ſo eckelhaft, und das Seufzen und Schmachten ſind nach meiner Anſicht eine ſo armſelige Waare, und ſo ſchwache Beweiſe von Liebe, daß wenn Sie nicht gegen mich ein ehrlicheres Verhalten angenommen hätten, Ihre Bemühungen Ihr ganzes Leben hindurch verloren geweſen wären. In Bezug auf das, was jetzt Erkenntlichkeit gebietet, dürfen Sie glauben, daß man nahe daran iſt, zu lieben, wenn man verſichert iſt, geliebt zu ſeyn."

Mehr bedurfte es für Jeannin von Caſtilien nicht, um ihm glauben zu machen, daß für ihn die Schäferſtunde ſchlage. Er warf ſich der Frau von Olonne zu Füßen, und da er ſich dieſes Aktes der Unterwürfigkeit als eines Vorwandes zu höhern Unternehmungen bedienen wollte, ſagte ſie:

„Nein, nein, dieß geht nicht, wie Sie denken. In welchem Lande haben Sie ſagen hören, daß die Frauen die erſten Schritte thun? Wenn Sie mir wahrhafte Zeichen einer großen Liebe werden gegeben haben, werde ich dafür nicht undankbar ſeyn."

Jeannin von Caſtilien, der wohl ſah, daß bei ihr das Geld vor der Waare eingehändigt werden müſſe, ſagte, daß er zwei hundert Piſtolen habe, und ſie ihr geben würde, wenn ſie wollte; als ſie dieſelben empfangen hatte, fuhr er fort: „Wenn

Sie mir einige Gunſtbezeigungen auf Abſchlag dieſes Geldes bewilligen wollten, ſo wär' ich Ihnen ſehr verbunden, oder wenn Sie die ganze Summe wollen, ſo ſtellen Sie mir einen Schein über das aus, was ich Ihnen geben werde, als für Empfang des Werthes.“ Sie wollte lieber küſſen als ſchreiben, und einen Augenblick darauf ging Jeannin von Caſtilien fort; mit der Verſicherung, daß er ihr den Reſt am folgenden Tage bringen würde. Er kam richtig, auch war das Geld kaum gezählt, als man ihm mit der vollen Ehre Wort hielt, die man bei einem ſolchen Vertrage haben kann. Obwohl Jeannin von Caſtilien durch die nämliche Pforte eingegangen war, wie Herr Paget, ſo ging ſie doch beſſer mit ihm um, ſey's, daß ſie hoffte größere Vortheile davon zu ziehen, ſey's, daß er irgend ein großes verborgenes Verdienſt hatte, das ihr die Stelle der Freigebigkeit vertrat; ſie verlangte von ihm keine neuen Proben der Liebe, um ihm neue Gunſtbezeigungen zu geben; für ſeine ſechs tauſend Livres wurde er drei Monate lang geliebt, das heißt, behandelt, als wäre er geliebt worden. Da inzwiſchen der Herzog von Candale die Briefe empfangen hatte, in welchen man ihm die neuen Händel ſeiner Geliebten meldete, ſchrieb er ihr Folgendes:

„Könnten Sie ſich vor mir gegen alle Dinge rechtfertigen, deren man Sie beſchuldiget, ich dürfte Sie nicht mehr lieben. Wären Sie unglücklich, ſo haben Sie zu viel dazu beigetragen, um mich nicht, indem ich Sie liebe, zu verläugnen. Alle Liebhaber ſind gewöhnlich ſehr erfreut, ihre Geliebten nennen zu hören, ich aber zittere, wenn ich Ihren Namen leſe oder höre. Es dünkt mich immer, als ſollte ich ein Hiſtörchen von Ihnen vernehmen, ſchlimmer als das erſte; inzwiſchen brauch' ich, Sie zu verachten, mehr nicht zu wiſſen. Sie können Ihrer Schande nichts mehr beifügen. Erwarten Sie nun auch alle Begegnungen, die eine ehrloſe Frau von einem rechtſchaffenen Manne verdient, der ſie innig liebte. Ich gehe auf keine Einzelnheit mit Ihnen ein, weil ich Ihre Rechtfertigung nicht verlange, und Sie vor meinen Augen nicht nur überwieſen ſind, ſondern weil ich für Sie nie mehr zurückkommen kann.“

Der Herzog von Candale ſchrieb dieſen

Brief zur Zeit, da er im Begriffe war, an den Hof zurückzukehren. Er hatte eben ein Treffen verloren, was zur Bitterkeit ſeines Briefes nicht wenig beitrug. Er konnte es nicht ertragen, überall geſchlagen zu ſeyn, und er hätte Troſt im Mißgeſchicke des Krieges gefunden, wäre er in der Liebe glücklicher geweſen. Er trat ſeine Reiſe mit entſetzlichem Verdruße an. Zu einer andern Zeit wäre er auf der Poſt gekommen; aber als hätte er ein Vorgefühl ſeines traurigen Geſchickes gehabt, reiſete er ſehr langſam. Unterwegs begann er einige Unpäßlichkeit zu fühlen; in Vienne befand er ſich ſehr übel, da er aber nur noch eine Tagereiſe von Lyon entfernt war, wollte er dahin, in der Ueberzeugung, dort eine beſſere Pflege zu finden. Die Beſchwerlichkeiten des Feldzuges hatten ihn jedoch ſehr entkräftet, der Mißmuth beugte ihn gänzlich nieder, und ſeine Jugend und die Kunſt der Aerzte konnten ihm das Leben nicht retten; da aber die größten Leiden, das Andenken an die Untreue der Frau von Olonne ihm nicht konnten vergeſſen machen, ſchrieb er ihr dieſen Brief am Vorabende ſeines Todes:

„Wenn ich ſterbend Achtung für Sie bewahren könnte, würde es mir leid thun zu ſterben, da ich Sie aber nicht mehr achten kann, fühle ich keine Sehnſucht mehr nach dem Leben. Ich liebte es nur, um es mit Ihnen ruhig zu genießen. Weil das geringe Verdienſt, das ich beſaß, und die größte Liebe von der Welt mich nicht zum Ziele führen konnten, hab' ich keine Neigung mehr, und ich ſehe wohl, daß der Tod mich von vielen Leiden befreien wird. Wären Sie auch nur einiger Zärtlichkeit fähig, Sie könnten mich in dem Zuſtande, worin ich bin, nicht ſehen, ohne vor Schmerz zu vergehen. Aber, Gott ſei Dank! Die Natur hat es weiſe geordnet, und weil Sie den Mann, der auf der Welt Sie am meiſten liebte, täglich zur Verzweiflung bringen konnten, ſo könnten Sie mich wohl auch ſterben ſehen, ohne davon gerührt zu werden."

Der erſte Brief, den der Herzog an Frau von Olonne in Bezug auf Jeannin von Caſtilien geſchrieben hatte, machte ihr ſo viel Beſorgniß vor ſeiner Rückkehr, daß ſie dieſe wie den Tod fürchtete, und ich glaube, daß ſie ihn nie wieder zu ſehen wünſchte. Indeß brachte das Gerücht, daß er am Rande des Todes ſchwebe, ſie zur Verzweiflung, und die Nachricht ſeines Todes, die ihr die Gräfin von Fiesque, ihre Freundin, gab, hätte ſie faſt ſelbſt getödtet. Sie war eine Zeitlang ohne Bewußtſeyn, und kam nur bei dem Namen Amiot zu ſich, der, um ſie zu ſprechen, ihr gemeldet wurde. Amiot war der Hauptvertraute des Herzogs von Candale, welcher der Frau von Olonne von Seite ſeines Herrn den Brief überbrachte, den er ihr ſterbend geſchrieben hatte, und das Käſtchen, worin er die Briefe und alle übrigen Gunſtzeichen aufbewahrte, die er von ihr erhalten. Die Gräfin von Fiesque, die ſie in einem ſo beklagenswerthen Zuſtande nicht verließ, ſchlug ihr vor, zur Zerſtreuung in ihrem Schmerze, dieß Käſtchen zu öffnen, worin ſie ſogleich ein Taſchentuch fanden, au mehreren Stellen mit Blut befleckt. „Ach mein Gott! iſt es möglich, rief Frau von Olonne aus, daß ich dieß ſehe ohne zu ſterben! Wie, der arme Mann, der ſo viel andere Sachen von größerer Wichtigkeit beſaß, hatte bis jetzt dieß Taſchentuch aufbewahrt! Giebt es etwas Rührenderes auf der Welt?“ Und nun erzählte ſie der Gräfin von Fiesque, daß, als ſie eines Tages an ſeiner Seite arbeitend ſich geſchnitten, er ſie um dieß Taſchentuch gebeten, womit ſie ihre Hand getrocknet, und immer ſeitdem bewahrt habe. Nach dieſem fanden ſie Armbänder, Börſen, Haare, und Portraite der Frau von Olonne, und als ſie auf die Briefe kamen, bat die Gräfin von Fiesque ihre Freundin, einige davon leſen zu dürfen, und öffnete nach erhaltener Einwilligung dieſen erſten:

„Man erzählt ſich hier, Sie wären geſchlagen worden, vielleicht ein falſches Gerücht Ihrer Neider, vielleicht auch Wahrheit. Ach, mein Gott! in dieſer Ungewißheit bitte ich Sie um das Leben meines Geliebten, und überlaſſe Ihnen das Heer. Ja, mein Gott! und nicht blos das Heer, ſondern auch den Staat und die ganze Welt mit einander. Seitdem man mir dieſe Neuigkeit geſagt hat, ohne mir etwas umſtändliches von Ihnen zu erzählen, mach' ich des Tages zwanzig Beſuche. Ich lenke das Geſpräch auf den Krieg, um zu ſehen, ob ich nichts vernehmen werde, was mich tröſten könne. Ueberall ſagt man mir, Sie ſeyen geſchlagen worden, aber man ſagt mir nichts von Ihnen insbeſondere. Ich wagte es nicht zu fragen, was denn aus Ihnen geworden ſey, nicht als fürchte ich dadurch merken zu laſſen, daß ich Sie liebe; ich bin in zu großer Angſt, um irgend etwas zu berückſichtigen, aber ich fürchte mehr zu erfahren, als ich wiſſen wollte. Dieß iſt die Lage, worin ich bin, und bis zum nächſten Poſttage bleiben werde, wenn ich die Kraft habe, ihn zu erwarten. Was meine Sorgen vermehrt, iſt, daß Sie mir ſo oft verſprochen haben, in allen außerordentlichen Fällen, mir eigene Kouriere zu ſchicken, und ich nehme es übel auf, in dieſem Falle keinen erhalten zu haben."

Während die Gräfin von Fiesque dieſen Brief mit Mühe las, denn ſie war davon gerührt, zerfloß Frau von Olonne in Thränen. Beide konnten lange Zeit nicht ſprechen, als ſie ihn geleſen hatten. „Ich werde heute keinen mehr leſen," ſagte die Gräfin von Fiesque, „denn weil dieß mir ſchon Mühe macht, muß es Ihnen noch mehr verurſachen." „Nein, nein," erwiederte Frau von

Olonne, „fahren Sie fort, ich bitte Sie, ich muß zwar weinen, aber es erinnert mich an ihn.“ Die **Gräfin von Fiesque** öffnete alſo einen andern Brief, und fand darin folgendes:

„Ach! werden Sie mich nie in Frieden laſſen? Werde ich immer in Angſt ſeyn, Sie zu verlieren, entweder durch den Tod, oder durch Ihre Veränderlichkeit? So lange der Feldzug dauert, werd ich in grauſamer Angſt ſchweben; die Feinde thun keinen Schuß, den ich nicht nach Ihnen gezielt mir vorſtelle. Hernach erfahr ich, daß Sie ein Treffen verlieren, ohne zu wiſſen, was aus Ihnen geworden iſt, und weiß ich endlich nach tauſend tödtlichen Sorgen, daß mein gutes Glück Sie gerettet hat, denn Sie wußten wohl, daß Sie dem Ihrigen keinen Dank ſchuldig ſeyen, erzählt man ſich, daß Sie in Avignon in den Armen der **Armida** über Ihre Unfälle ſich tröſten. Wenn dieß wahr iſt, ſo bin ich ſehr unglücklich, daß Sie nicht das Leben mit der Schlacht verloren haben. Ja, mein Theurer, ich möchte Sie lieber todt als unbeſtändig ſehen, denn ich hätte das Vergnügen zu glauben, daß Sie, wenn Sie länger geliebt, mich immer geliebt hätten, während ich nur noch die Raſerei im Herzen trage, mich wegen einer andern verlaſſen zu ſehen, der Sie nicht ſo ſehr liebt, wie ich.“

„Was erfahre ich,“ ſagte die Gräfin von Fiesque zu Amiot, „der Herzog von Candale liebte Armide?“

„Nein, gnädige Frau, erwiederte dieſer, er war zwei Tage in Avignon auf ſeiner Rückkehr vom Heere, um ſich zu erholen, und ſah dort zweimal Armide; urtheilen Sie, ob man dieß Liebe nennen kann; aber gnädige Frau, fügte er hinzu, an Frau von Olonne ſich wendend, wer hat Sie von dem, was er that, ſo wohl unterrichtet?“

„Ach! erwiederte ſie, ich weiß hierüber nichts, als was das öffentliche Gerücht ſagte, aber es iſt über dieſe Liebe ſo allgemein, und ſelbſt, daß ſie zum Theil Urſache ſeines Todes ſei, daß hier Niemand iſt, der es nicht kennt,“ und da ſie heftiger zu weinen anfieng, als zuvor, fragte ſie die Gräfin von Fiesque, die nur immer ihren Schmerz zu zerſtreuen ſuchte, ob ſie nicht die Hand der Ueberſchrift eines Briefes kenne, den ſie ihr zeigte. „Ja, verſetzte Frau von Olonne, das iſt ein Brief meines Haushofmeiſters, der muß ſonderbar ſein; ſehen Sie doch, was er ſchreibt;“ worauf ſie den Brief erbrach:

„Obgleich die gnädige Frau es Ihnen berichtet, ſo wird das Haus doch nicht von den Normännern geräumt. Dieſe Teufel wären beſſer in ihrem Lande, als hier. Ich werde raſend darüber, gnädiger Herr, und über tauſend andere Dinge, die ich ſehe, wovon ich Ihnen die beſondern Umſtände nicht melde, weil ich hoffe, daß Sie bald hier ſein werden, wo Sie dann ſelbſt alles in Ordnung bringen werden.“

Unter dieſen Normännern verſtand der Haushofmeiſter den Marquis von Beuvron und ſeine Brüder, Herrn von Thüry, den Chevalier von St. Evremont, und den Abbé von Villerceau, welche Frau von Olonne fleißig beſuchten. Die Treuherzigkeit, womit der gute Menſch dieſe Neuigkeiten dem Herzog von Candale meldete, ergriff dieſe Närrin ſo ſtark, daß nachdem ſie beobachtet hatte, welche Mienen die Gräfin von Fiesque machte, die nicht ſo viel Urſache hatte, ſich zu betrüben, wie ſie, plötzlich aus vollem Halſe zu lachen anfieng. Die Gräfin von Fiesque, welche ſie ſo lachen ſah, fieng nun auch an zu lachen. Nur der arme Amiot, der eine Freude zur Unzeit nicht dulden konnte, verdoppelte ſeine Thränen, und verließ haſtig das Kabinete: zwei oder drei Tage darauf, da Frau von Olonne getröſtet war, riethen ihr die Gräfin von Fiesque und ihre andern Freunde, ihrer Ehre wegen zu weinen, indem ſie ihr ſagten, ihr Verhältniß mit dem Herzoge von Candale ſei zu bekannt geweſen, um ein Geheimniß daraus zu machen. Sie that ſich alſo noch drei oder vier Tage Gewalt an, wornach ſie wieder zu ihrer Gemüthsart zurückkehrte, und was dieſe Rückkehr beſchleunigte, war das Carneval, das, indem es ihr Gelegenheit gab, ihrer Neigung zu genügen, ihr auch noch ihren Gatten beruhigen half, der großen Verdacht über ihr Einverſtändniß mit dem Herzoge von Candale hegte, und ſich ſehr glücklich ſchätzte, von ihm befreit zu ſein. Damit er glauben ſollte, daß ſie nichts mehr im Herzen habe, vermummte ſie ſich vier oder fünfmal mit ihm, und da ſie ſein Vertrauen durch eine große

Aufrichtigkeit wieder völlig gewinnen wollte, geſtand ſie ihm nicht nur ihre Liebe für den Herzog von Candale, nicht nur, daß ſie ihm die höchſten Gunſtbezeigungen gewähret habe, ſondern ſelbſt die nähern Umſtände ihrer Genüſſe. Und da ſie ihm die Zahl derſelben beſonders angab, ſagt er: „Er liebte Sie wenig, meine Theure, — indem er der Schwäche des armen Verſtorbenen ſpotten wollte, — da er ſo wenig that für eine ſo ſchöne Frau, wie Sie ſind.“ Es waren noch nicht acht Tage verfloſſen, daß ſie das Bett verlaſſen hatte, welches ſie ſeit vier Monaten wegen einem großen Uebel am Schenkel hütete, als ſie ſich entſchloß, ſich zu maskiren, und dieß Verlangen beförderte ihre Geneſung mehr, als alle Mittel, die ſie ſeit ſo langer Zeit gebraucht hat. Sie maskirte ſich alſo vier oder fünfmal mit ihrem Gatten, weil aber dieß nur kleine, unbekannte Mummereien waren, wollte ſie eine große, auffallende veranſtalten, wovon geſprochen würde, und verkleidete ſich deßwegen als Kapuziner mit noch drei andern, und zwei andere von ihren Freunden mußten ſich als Nonnen verkleiden.

Die Kapuziner waren: ſie, ihr Gatte, Herr von Thüry, und der Abbé von Villerceau. Die Nonnen waren: Graſſard, ein Engländer, und Reſilly. Dieſer Trupp lief nun die ganze Nacht des Faſching-Dienſtages in alle Geſellſchaften. Der König und die Königin Mutter, die dieſe Maskerade erfahren hatten, wurden gegen Frau von Olonne ſehr aufgebracht, und ſagten öffentlich, daß ſie die Verachtung rächen würden, die man gegen die Religion bei dieſer Gelegenheit gezeigt habe. Man beſänftigte einige Zeit darauf Ihre Majeſtäten und alle dieſe Drohungen endigten damit, daß man keine Achtung mehr für Frau von Olonne hatte.

Während dieſe Vorfälle ſich ereigneten, genoß Jeannin von Caſtilien in Ruhe ſeiner Geliebten, als ſie die Lotterie ziehen ließ. Ich habe ſchon geſagt, daß ſie von zehntauſend Thalern, die ſie empfangen, höchſtens nur die Hälfte dazu verwendet, und den größten Theil dieſer Lotterie den Kapuzinern, den Nonnen, und den übrigen von der geheimen Rotte zugetheilt hatte. Der Prinz von Marſillac, der die erſte Rolle auf dieſer Bühne ſpielte, erhielt das erſte große Loos, das eine große ſilberne Glutpfanne war. Jeannin von Caſtilien, bei allen Gunſtbezeigungen, die er empfing, bekam nur ein Geſchmeide von ſehr geringem Werthe. Das große Gerede, das von der Unredlichkeit dieſer Lotterie umlief, ärgerte ihn, nicht beſſer behandelt zu werden, als die Gleichgültigſten; er beklagte ſich darüber gegen Frau von Olonne. Sie, die ihm ihren argliſtigen Betrug nicht anvertrauen wollte, nahm ſeine Klagen mit der größten Bitterkeit von der Welt auf, ſo zwar, daß es, bevor ſie ſchieden, von beiden Seiten zu Vorwürfen kam, er ſeines Geldes wegen ſie wegen ihrer Gunſtbezeigungen. Zum Schluße verbot Frau von Olonne ihm ihr Haus, und Jeannin von Caſtilien antwortete, daß er ihr niemals ſo gerne gehorcht habe, als bei dieſer Gelegenheit, da dieſer Befehl ihn der Mühe und der Verſchwendung überhebe. Inzwiſchen dauerte der Umgang mit dem Marquis von Beuvron noch immer, ſey's, daß er nicht wenig verliebt war, ſey's, daß er ſich für überglücklich hielt, ihre Gunſtbezeigungen um was immer für einen Preis zu erhalten. Er quälte ſie wenig ihres Betragens wegen, auch ſie behandelte ihn auf das Aergſte, und liebte ihn immer beſſer als nichts. Kurze Zeit nach der Trennung des Jeannin von Caſtilien, erhielt der Prinz von Marſillac, welcher klügere Freunde als jener hatte, den Rath, ſich an Frau von Olonne zu machen, da er nun in dem Alter ſei, wo man von ihm reden müſſe, daß die Frauen eben ſowohl Achtung bringen, wie die Waffen, daß Frau von Olonne, eine der ſchönſten Frauen des Hofes, außer großen Wonnen auch wohl jenem Ehre machen könnte, der von ihr geliebt würde, und daß übrigens die Stelle des Herzogs von Candale eine ſehr erhebliche Sache ſei. Mit allen dieſen Gründen drangen ſie in den Prinzen von Marſillac, der Frau von Olonne fleißig den Hof zu machen; aber weil er von Natur ſich ſelbſt ſehr mißtraute, urtheilte ſeinen Anhang, der ihm gleichfalls mißtraute, daß man ihn nicht ſeiner Einfalt bei ihr überlaſſen dürfte, und es ward beſchloſſen ihm Reſillo zu geben, um ihn zu begleiten, und in den Begegnungen zu unterſtützen. Der Prinz von Marſillac hatte ihr zwei Monate lang fleißig den

Hof gemacht, ohne mit ihr von Liebe geſprochen zu haben, außer in allgemeinen Ausdrücken. Dennoch hatte er zu Reſilly geſagt, es ſeyen ſchon mehr als ſechs Wochen, daß er ihr ſein Geſtändniß gemacht, und dichtete ihr ſelbſt eine etwas harte Erwiederung an, damit er es nicht übel aufnehme, daß es ſo lange Zeit bedürfe, um Gunſtbezeigungen zu erhalten, als dieſer Hofmeiſter, um ſeinem Zöglinge zu dienen, auch mit Frau von Olonne ſprach, und ihr ſagte: „Ich weiß wohl, gnädige Frau, daß es nichts freieres giebt, als die Liebe, und daß, wenn das Herz nicht von Neigung ergriffen iſt, man mit Worten nicht viel überredet, aber ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen zu ſagen, daß, wenn man jung iſt, und ſich vereinigen kann, wie Sie, ich nicht begreife, warum man einen jungen und verliebten Edelmann ausſchlägt, und der, wenn ich mich nicht ſehr täuſche, reich iſt, ſo ſehr als Jemand am Hofe; der arme Prinz von Marſillac iſt es, von dem ich ſpreche, gnädige Frau; da er Sie ſo heftig liebt, warum ſind Sie undankbar, oder wenn Sie fühlen, daß Sie ihn nicht lieben können, warum halten Sie ihn hier? Lieben Sie ihn, oder machen Sie ſich davon los.“

„Ich weiß nicht, unterbrach ihn Frau von Olonne, ſeit wann die Männer verlangen, daß wir ſie lieben ſollen, ohne daß ſie uns darum gebeten haben; denn ich habe ſagen hören, daß ſie es ſonſt waren, welche die erſten Schritte machten. Ich wußte wohl, daß ſie in den jüngſten Zeiten, die Artigkeit auf eine ſeltſame Weiſe behandelten, aber ich wußte nicht, daß ſie bis auf den Punkt gebracht wurde, zu wollen, daß die Frauen die erſten Schritte machen ſollten.“

„Was, gnädige Frau, der Prinz von Marſillac hat Ihnen nicht geſagt, daß er Sie liebe?“

„Nein, mein Herr, erwiederte ſie, Sie ſind's, von dem ich's erfuhr; nicht, als ob die häufigen Beſuche, die er mir machte, nicht irgend eine Abſicht mich hätten vermuthen laſſen, doch bis auf das, was man uns ſagte, verſtehen wir das Uebrige nicht.“

„Ach, gnädige Frau, verſetzte Reſilly, Sie haben nicht ſo Unrecht, als ich dachte. Die Jugend des Prinzen von Marſillac macht ihn furchtſam, das war ſein Fehler, aber dieſe Jugend entſchuldiget wohl auch ſeine Fehler mit den Frauen. In ſeinem Alter hat man nicht viel Unrecht, und für Leute von zwei und zwanzig Jahren giebt es wohl eine Rückkehr zum Mitleiden.“

„Ich ſtimme hierin bei, ſagte ſie; ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren erregt Mitleiden, und niemals Zorn, aber ich will auch, daß er Achtung habe.“

„Kennen Sie Achtung, gnädige Frau, erwiederte Neſſli, das Geſtändniß nicht zu wagen, daß man verliebt iſt? Das iſt eine vollendete Thorheit, ich behaupte es ſelbſt in den Augen einer Frau, die nicht lieben will, und in dieſem Falle würde man ſeine Zeit nicht verlieren, und wiſſen, woran man ſich zu halten habe. Aber dieſe Achtung nützt Ihnen, gnädige Frau, nur bei jenen, für welche Sie keine Neigung haben; denn hätte jener, den Sie lieben möchten, deren ein wenig zu viel, ſo wären Sie ſehr in Verlegenheit.“ Als er zu ſprechen aufhörte, kamen Beſuche; einige Zeit darauf ging er fort, und ſuchte den Prinzen von Marſillac auf, dem er nach tauſend Vorwürfen über ſeine Blödigkeit das Verſprechen abnahm, daß er noch vor Ende des Tages ſeiner Geliebten eine Erklärung machen würde. Er ſagte ihm ſogar eine Menge Sachen, die er ihr ſagen ſollte, deren ſich der Prinz von Marſillac einen Augenblick nachher nicht mehr erinnerte, und nachdem er ihn beſtens, wie er nur konnte, ermuthigt hatte, ſah er ihn zu dieſem großen Unternehmen von dannen ziehen. Inzwiſchen befand ſich der Prinz von Marſillac in ſeltſamer Unruhe; bald fand er, daß ſein Wagen zu ſchnell rolle, bald wünſchte er, Frau von Olonne nicht zu Hauſe zu finden, oder Jemand bei ihr. Kurz, er fürchtete gerade das, was ein wackerer Mann von ganzem Herzen gewünſcht hätte. Indeß war er unglücklich genug, ſeine Geliebte zu treffen, und ſie allein zu finden. Er redete ſie mit einem ſo verlegenen Geſichte an, daß, hätte ſie ſeine Liebe nicht ſchon durch Meſillo gewußt, ſie dieſelbe bei ſeinem Anblicke dieß einzige Mal erkannt hätte. Dieſe Verlegenheit nützte ihm, ſie mehr zu überzeugen, als alles, was er ihr ſagen konnte; daran liegt's, warum die Albernen in der Liebe glücklicher ſind, als die Klugen. Das erſte, was der Prinz von Marſillac that, als er Platz genommen hatte, war — ſich zu bedecken, ſo ſehr war er auſſer ſich. Einen Augenblick darnach bemerkte er ſeine Albernheit; er legte ſeinen Hut und ſeine Handſchuhe ab, und zog dann wieder einen an, und dieß alles ohne ein Wort zu ſprechen.

„Was iſt Ihnen? fragte Frau von Olonne, Sie ſcheinen etwas im Kopfe zu haben.“

„Errathen Sie es nicht, gnädige Frau,“ erwiederte der Prinz von Marſillac?

„Nein, ſagte ſie, ich begreife nichts davon. Wie ſollte ich das verſtehen, was man mir nicht ſagt, ich, die ich Mühe habe, das zu begreifen, was man mir ſagt?“

„Es iſt, ich will es Ihnen ſagen, verſetzte der Prinz von Marſillac, indem er einfältig den Liebhaber machte, es iſt — daß ich Sie liebe.

„In der That viele Umſtände, ſagte ſie, für etwas Geringes. Ich ſehe nicht, daß es ſo viele Schwierigkeit habe, zu ſagen, daß man liebe; es ſcheint mir darin weit mehr zu ſein, recht zu lieben.“

„Ach, gnädige Frau, erwiederte er, ſie unterbrechend, es koſtet mich weit mehr Mühe es zu ſagen, als zu thun. Ich habe gar keine, Sie zu lieben, aber ich hätte ſie dergeſtalt, Sie nicht zu lieben, daß ich dabei nie zum Ziele kommen könnte, wenn Sie mir's tauſendmal befehlen würden.“

„Ich, mein Herr, antwortete Frau von Olonne erröthend, habe Ihnen nichts zu befehlen.“

Jeder Andere als der Prinz von Marſillac hätte die feine Art verſtanden, deren ſich Frau von Olonne bediente, um ihm zu erlauben, ſie zu lieben; aber er hatte einen zu ſchweren Kopf; es war eine verlorene Zartheit, die man für ihn hatte.

„Wie, gnädige Frau, ſagte er, Sie achten mich nicht genug, um mich mit Ihren Befehlen zu beehren?“

„Nun wohl, ſagte ſie, wären Sie wohl erfreut, wenn ich Ihnen befehlen würde, mich nicht mehr zu lieben?“

„Nein, gnädige Frau,“ unterbrach er ſie haſtig.

„Was wollen Sie denn?“ verſetzte Frau von Olonne.

„Sie lieben, ſo lang' ich lebe, antwortete der

Prinz von Marſillac, und machen, daß Sie mich lieben.“

„Wohlan, lieben Sie, ſo lang' es Ihnen gefällt, ſagte ſie, und hoffen Sie.“

Das war genug für einen andringlichern Liebhaber, als der Prinz von Marſillac, um dadurch zu den höchſten Gunſtbezeigungen zu kommen; indeß was auch Frau von Olonne machen konnte, er ließ ſie noch zwei Monate harren, und als ſie ſich endlich ergab, machte ſie alle erſten Schritte. Die Einführung dieſes neuen Verhältniſſes bewog ſie nicht jenes zu brechen, welches ſie mit dem Marquis von Beuvron hatte.

Der letzte Liebhaber war immer der am nächſten geliebte, aber er war es nicht genug, um den Marquis zu verdrängen, der ein zweiter Gatte für ſie war.

Kurze Zeit vor dem Bruche des Jeannin von Caſtilien mit Frau von Olonne, war der Chevalier von Grammont in ſie verliebt geworden, und weil dieſer eine ſehr außerordentliche Perſon iſt, ſo dürfte eine Schilderung von ihm hier am rechten Orte ſein. Der Chevalier hatte freundliche Augen, eine wohlgeformte Naſe, einen ſchönen Mund, ein kleines Grübchen am Kinne, das eine angenehme Wirkung auf ſein Geſicht machte, ich weiß nicht was — feines in den Zügen, etwas — einen ziemlich ſchönen Wuchs, wenn er ſich nicht gekrümmt hätte, einen galanten und feinen Geiſt, während ſeine Mienen und ſein Ton geltend machten, was er ſprach, was aus dem Munde eines Andern nichts gegolten hätte. Ein Beweis hievon iſt, daß Niemand auf der Welt ſo ſchlecht ſchrieb, wie er, und er ſchrieb wie er ſprach. Obgleich es überflüſſig ſein mag, zu ſagen, daß ein Nebenbuhler läſtig iſt, ſo war's doch der Chevalier in ſolchem Grade, daß es für eine arme Frau beſſer geweſen wäre, deren vier auf dem Halſe zu haben, als ihn allein; er war freigebig bis zur Verſchwendung, und deßwegen konnten weder ſeine Geliebte noch ſeine Nebenbuhler treue Diener haben, übrigens der beſte Menſch von der Welt. Seit zwölf Jahren liebte er die Gräfin von Fiesque, eine Frau, eben ſo außerordentlich, wie er, das heißt eben ſo einzig an Verdienſt, als er an ſchlimmen Eigenſchaften. Da ſie aber unter dieſen zwölf Jahren fünf Jahre lang bei der Prinzeſſin Leonore in der Verbannung lebte, eine Prinzeſſin, welche das Schickſal verfolgte, weil ſie tugendhaft war, und ihr großes Herz nicht zu den Niederträchtigkeiten herabwürdigen wollte, die der Hof verlangt, war während ihrer Abweſenheit der Chevalier ſeiner ſehr ſtrengen Beſtändigkeit zugethan, und obgleich die Gräfin von Fiesque liebenswürdig war, ſo verdiente ſeine Flüchtigkeit doch einige Entſchuldigung, weil er von ihr niemals Gunſtbezeigungen erhalten hatte. Es gab doch Männer, welche er zur Eiferſucht gereizt. Unter dieſe gehörte der Graf von Vorel. Als dieſer eines Tages der Gräfin von Fiesque Vorwürfe machte, daß ſie den Chevalier liebe, antwortete ihm dieſe Schöne, er ſei ein Thor, zu glauben, daß ſie den größten Betrüger von der Welt lieben könne. „Das iſt ein poßierlicher Grund, gnädige Frau, ſagte er, den Sie mir zu ihrer Rechtfertigung anführen; ich weiß, daß Sie noch mehr Betrügerin ſind, als er, und ich kann doch nicht unterlaſſen, Sie zu lieben.“ Obwohl der Chevalier überall liebte, ſo hatte er doch eine ſo große Schwachheit für die Gräfin von Fiesque, daß er, was er auch immer für ein Verhältniß anderswo hatte, ſobald jemand ſie etwas häufiger beſuchte als gewöhnlich, alles verließ, um zu ihr zu kommen. Er hatte aber auch Urſache, denn die Gräfin von Fiesque war eine zum Bewundern ſchöne Frau. Sie hatte braune und glänzende Augen, eine wohlgeformte Naſe, einen lieblichen Mund, und von ſchöner Farbe, einen weißen und gleichen Teint, ein langes Geſicht, keine auf der Welt außer ihr gab es, die durch ein ſpitziges Kinn ſich verſchönerte. Sie hatte aſchfarbige Haare, war immer ſehr reinlich und ſehr artig gekleidet, aber ihr Prunk kam mehr von ihrer Geſtalt, als von der Pracht ihrer Kleider. Ihr Geiſt war lebhaft und natürlich, ihre Gemüthsart läßt ſich nicht beſchreiben; denn mit der Beſcheidenheit ihres Geſchlechtes fugte ſie ſich in die Launen der ganzen Welt. Durch vieles Denken an das, was man thun ſoll, denkt jeder gewöhnlich mehr an das Ende, als an den Anfang; gerade das Gegentheil widerfuhr der Gräfin von Fiesque. Ihre Ueberlegungen verdarben ihre Regungen; ich weiß nicht, ob das Vertrauen auf ihre Vorzüge ſie der Sorge überhob, ſich Liebhaber zu ſuchen, ſie gab ſich wenigſtens keine Mühe, deren zu bekommen. In der That, wenn ihr einer von ſelbſt in den Weg kam, hatte ſie weder Strenge, ſich von ihm los zu machen, noch Milde ihn zu feſſeln. Er ging wieder fort, wenn er wollte, und wenn er wollte, blieb er, und was er auch that, es geſchah nicht zu ihrem Nachtheile. Es waren alſo, wie ich geſagt habe, fünf Jahre, daß der Chèvalier ſie nicht mehr ſah, und während dieſer Abweſenheit um die Zeit nicht zu verlieren, hatte er tauſend Liebſchaften gehabt, unter andern die Herzogin von Victoire, und drei Tage darauf Lariſſe.

Einige Zeit nach dieſem angelegten Handel, da die Gräfin von Fiesque nach Paris zurückgekehrt war, verließ der Chevalier die Lariſſe, an die ihn keine Gunſtbezeigung band, um ſich wieder an die Gräfin von Fiesque zu wenden. Weil er aber nicht lange in ein und demſelben Verhältniſſe blieb, und bei ihr lange Weile hatte, machte er ſich an Frau von Olonne eben zu jener Zeit, da der Prinz von Marſillac ſich mit ihr einließ. Und obwohl er weniger bei Damen glücklich war, als dieſer, war er doch nicht andringlicher, im Gegentheile, wenn er nur ſchwätzen konnte, der Welt den Glauben beibringen, daß er verliebt ſey, einige leichtgläubige Leute finden, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten, einem Nebenbuhler Sorgen verurſachen, beſſer gekleidet ſeyn als er, kümmerte er ſich wenig um das Uebrige. Ein Umſtand, der es ihm ſchwerer machte zu überreden, als einem Andern, war, daß er niemals im Ernſte ſprach, ſo daß eine Frau ſehr von ſich eingenommen ſeyn mußte, um zu glauben, daß er in ſie verliebt ſey.

Ich habe ſchon erwähnt, daß nie ein ungeliebter Anbeter läſtiger war, als er. Er hatte immer zwei oder drei Lackayen ohne Livree, die er ſeine Grauen nannte, und ſeinen Nebenbuhlern und Geliebten auf dem Fuße nachſchickte. Eines Tages entſchloß ſich Frau von Olonne, in Verlegenheit, wie ſie zu einem Rendezvous gehen ſollte, das ſie mit dem Prinzen von Marſillac hatte, ohne daß es der Chevalier von Grammont entdecke, um ihn zu täuſchen, in einem Mantel mit einer Kappe auszugeben, mit einer Kammerfrau, und in einem Fahrzeuge über die Seine zu ſetzen, nachdem ſie ihrer Dienerſchaft den Auftrag gegeben hatte, ſie in der Vorſtadt St. Germain zu holen. Der erſte Menſch, den ſie traf, die Hand ihr reichend, um in das Fahrzeug zu ſteigen, war einer von den Grauen des Chevalier von Grammont; als ſie vor ihm mit ihrer Kammerfrau ſich darüber luſtig machte, den Chevalier betrogen zu haben, und von dem ſprach, was ſie an dieſem Tage thun wolle, ſetzte dieſer Graue ſogleich ſeinen Herrn in Kenntniß, der am andern Tage Frau von Olonne auf eine ungewöhnliche Weiſe überraſchte, als er ihr die einzelnen Umſtände ihres Rendezvous vom vorigen Abende erzählte. Ein rechtſchaffener Mann, der ſeine Geliebte überweiſet, daß ſie einen andern liebt, als ihn, zieht ſich ſchnell und ohne Aufſehen zurück, beſonders wenn ſie ihm nichts verſprochen hat; aber der Chevalier gehörte nicht zu dieſen; wenn er ſich nicht beliebt machen konnte, hätte er ſich lieber umbringen laſſen, als ſeinen Nebenbuhler und ſeiner Geliebte Ruhe vergönnt. Frau von Olonne hatte ſohin alle Beſuche, welche der

Chevalier ihr drei Monate lang gemacht, für nichts gerechnet, und alles, in Scherz gekehrt, was er ihr von ſeiner Liebe geſprochen, und um ſo mehr, weil ſie überzeugt war, daß er eine größere für die Gräfin von Fiesque fühle, als für ſie; aber ſie haßte ihn auch noch wie den Teufel, als dieſer Liebhaber glaubte, daß ein Brief mehr Wirkung machen würde, als alles, was er bisher gethan und geſagt habe. In dieſer Meinung ſchrieb er ihr dieſen:

„Iſt es möglich, meine Göttin, daß Sie keine Kenntniſſe von der Liebe hätten, die Ihre ſchönen Augen, meine Sonnen, in meinem Herzen entzündet haben? Ob wohl es unnütz ſeyn mag, Zuflucht zu Ihnen zu nehmen, mit gewöhnlichen Erklärungen bei ſo unvergleichlichen Schönheiten und ſtille Gebete Ihnen genügen ſollen, ſo ſagte ich Ihnen doch tauſendmal, daß ich Sie liebe, während Sie lachen und mir nichts antworten. Iſt dieß ein gutes oder böſes Zeichen, meine Königin? Ich beſchwöre Sie, ſich hierüber zu erklären, damit der Verliebteſte aller Menſchen fortfahre Sie anzubeten, oder daß er aufhöre, Ihnen zu mißfallen.“

Als Frau von Olonne dieſen Brief empfangen hatte, trug ſie ihn ſogleich zur Gräfin von Fiesque, mit der ſie ihn verabredet glaubte, aber ſie ließ ihr nicht merken, was ſie anfänglich davon hielt. Da ſie gut mit einander lebten, that ſie ſcherzend auf den Korb ſich etwas zu gute, den ſie ihrem Liebhaber gegeben, und auf die mitgetheilte Nachricht von der Untreue, die er an ihr begeben wollte. Obgleich die Gräfin von Fiesque den Chevalier nicht liebte, ſo ärgerte ſie ſich doch darüber; die meiſten Frauen wollen eben ſo wenig jene von ihren Liebhabern verlieren die ſie nicht lieben wollen, als jene, die ſie begünſtigen, und ihr Aerger kommt nicht ſo faſt von dem Verluſte, den ſie erleiden, als von den Vorzuge ihrer Nebenbuhlerinnen; ſo dachte auch die Gräfin von Fiesque bei dieſem Vorfalle.

Inzwiſchen dankte ſie der Frau von Olonne für die Abſicht, die ſie hatte, ſie zu verpflichten, aber verſicherte ihr zugleich, daß ſie keinen Theil an dem Chevalier nehme, und daß man im Gegentheile ihr eine Gefälligkeit erweiſen würde, ſie davon zu befreien. Frau von Olonne begnügte ſich nicht, dieſen Brief der Gräfin von Fiesque gezeigt zu haben; ſie brüſtete ſich auch noch damit vor dem Prinzen von Marſillac, und ſey's, daß die Gräfin von Fiesque noch mit andern davon ſprach, ſey's, daß ſie's ſelbſt ſagte, zwei Tage herhernach wußte Jedermann, daß der arme Chevalier geopfert worden, und bald erfuhr er ſelbſt die Spöttereien über ſeinen Brief. Verachtung beleidiget alle Liebhaber, aber wenn man auch noch Spott hinzufüget, treibt man ſie zur Verzweiflung.

Als der Chevalier ſich abgewieſen und verhöhnt ſah, gab er alle Mäßigung auf. Es gibt nichts, was er nicht gegen Frau von Olonne ſagte, und man ſah wohl bei dieſem Vorfalle, daß dieſe Närrin das Geheimniß gefunden hatte, ihren Ruf zu verlieren, indem ſie ihre Ehre bewahrte.

Unter allen ſeinen Nebenbuhlern haßte der Chevalier keinen ſo ſehr, als den Prinzen von Marſillac, ſowohl weil er glaubte, er ſey am beſten daran, als weil es ſchien, daß er es am wenigſten verdiene. Er nannte die Liebhaber der Frau von Olonne Philiſter, und ſagte, daß der Prinz von Marſillac, mit Anſpielung auf ſeinen geringen Verſtand, ſie alle mit einem Eſelskienbacken erſchlagen habe.

Zur nämlichen Zeit glaubte der Herzog von Guiche, jung und ſchön wie ein Engel, und voll Eigenliebe, daß die Eroberung der Frau von Olonne für ihn leicht und angenehm wäre, ſo, daß er ſich entſchloß, aus Antreiben des Ruhmes, ſich an ſie zu machen. Er ſprach darüber mit Manicamp, ſeinem guten Freunde, der ſein Vorhaben billigte, und ſich erbot, ihm zu dienen. Der Herzog von Guiche und Manicamp haben zu viel Antheil an dieſer Geſchichte, um nicht von beiden im Vorübergehen zu ſprechen. Man muß ſie gründlich kennen, und zu dieſem Zwecke mit der Schilderung des erſtern beginnen. Der Herzog von Guiche hatte große ſchwarze Augen, ein wohlgeformte Naſe, einen etwas großen Mund, ein rundes flaches Geſicht, einen wunderſchönen Teint, eine große Stirne und einen ſchönen Wuchs. Er beſaß Geiſt. Er war Spötter, leicht, ſtolz, brav, unbeſonnen, und ohne Freundſchaft.

Er war Oberſter eines Cavallerieregimentes der franzöſiſchen Garde, gemeinſchaftlich mit dem Marſchalle ſeinem Vater.

Manicamp hatte blaue und ſanfte Augen, eine Adlernaſe, einen großen Mund, ſehr rothe, aufgeworfene Lippen, einen etwas gelben Teint, ein flaches Geſicht, blonde Haare, und einen ſchönen Kopf, einen wohlgebildeten Wuchs, wenn er ſich nicht ein wenig zu ſehr vernachläßiget hätte. Was den Verſtand betrifft, ſo hatte er deſſen genug, und von der Art des Grafen von Guiche, ausgenommen, daß er nicht ſo viel eigenen beſaß, wie er, aber ſein Genie war wenigſtens eben ſo groß. Seine Glücksumſtände waren bei weitem nicht ſo wohl geordnet, als jene des andern, und nöthigten ihn, etwas mehr Rückſicht zu haben, aber ſie hatten beinahe die nämlichen Hinneigungen zur Härte und zum Spotte, auch liebten ſie ſich ſo ſehr, als wären ſie von verſchiedenem Geſchlechte geweſen.

Zur ſelben Zeit, da Frau von Olonne den Brief des Chevalier von Grammont Jedermann zeigte, entdeckte dieſer die Liebe ſeines Neffen für die Gräfin von Fiesque; dieß diente nicht wenig dazu, ihn gegen Frau von Olonne aufzubringen, da er eine Verſöhnung mit der Gräfin von Fiesque, um ſo leichter hielt, je weniger Mäßigung er gegen die andern bezeige; indeß er verſucht ſich mit ihr zu verſöhnen, wollen wir ſehen, was der Graf von Guiche that, um ſich angenehm zu machen.

Vor allen Dingen muß man wiſſen, daß der Graf von Guiche eine große Liebe für Frau von Beauvais hatte, eine Frau von geringer Herkunft, aber von vielem Verſtande. Auch muß man noch wiſſen, daß er von ſeinen Eltern, wegen dieſer Liebe, dergeſtalt war gequält worden, welche fürchteten, daß ſie ihn zur nämlichen Thorheit verleiten würde, wozu ihre Schweſter den Armand gebracht, daß eben ſowohl dieſer Beweggrund, als die Härte der Schönen ihn ſehr abſchreckte, und ihn auf den Vorſatz führten, die Gräfin von Fiesque zu lieben, aber er hatte für dieſe nicht die volle Neigung, die ſie verdiente, und dieſe Liebe war weniger eine neue, als ein Mittel gegen die vorige. Er gab ſich nicht viele Mühe;

alles was er thun konnte, war, die Gräfin von Fiesque aufzuregen, und den Chevalier in Verzweiflung zu ſetzen und hiezu genügten ihm Blicke und Beſuche, ohne ſich um einen raſchern Gang zu bekümmern. Die Gräfin von Fiesque, deren Herz, wie man glaubt, nie war gerührt worden, als vom Verdienſte des Herrn von Hiern, den ſie ſeit vier oder fünf Jahren nicht mehr ſehen konnte, und mit dem ſie ein Verhältniß durch Briefe unterhielt, für ihr Selbſtvertrauen durch jene Schritte erſchüttert, welche der Graf von Guiche für ſie that, und was auch Zerige, ein Freund des Herrn von Hiere, ihm ſagen konnte, um ihn zu bewegen, den Grafen von Guiche zu verdrängen, ſie willigte anfangs nicht darein, und indem ſie ſich ſtellte, ſeine Bewerbungen lächerlich zu ſchelten, ſtudirte ſie lange ſeine Art zu handeln; da ſie aber zuletzt ſah, daß der Graf von Guiche ſich nicht half, entſchloß ſie ſich, eine Ehre aus der Nothwendigkeit zu machen, ihn zu verlieren, worin ſie ſich ſah, und damit dieß dem Chevalier kein Opfer ſcheine, der ſich geſchmeichelt hatte, ſeinen Neffen zu verdrängen, entſernte ſie alle zwei: damals dem Rathe des Zerige willfahrend, wie ſie dieſem ſagte, und hierüber wurde ſcherzend bemerkt: daß die **Gräfin von Fiesque** ihre Abſchiede mit ihren beſten Liebhabern ſiegle; aber der **Chevalier** ließ durch ſeine beſten Freunde ſo ſehr in ſie dringen, daß er endlich die Erlaubniß erhielt, ſie nach Verfluß von vierzehn Tagen wieder zu ſehen. Ueber dieſen Vorfall machte er eine Strophe nach der Melodie der Sarabande*).

Fünf oder ſechs Monate waren vorübergegangen, während welcher der **Chevalier**, überglücklich ſeinen Neffen nicht mehr auf dem Halſe zu haben, bei **Filis** das Vergnügen gekoſtet hatte, allein zu lieben, einige Freunde des **Grafen von Guiche** ſtellten ihm vor, daß es ihm, dem ſchönſten Manne am Hofe, beſchämend ſey, eine Dame grauſam zu finden, und daß der üble Erfolg, den er bei der **Gräfin von Fiesque** gehabt, ihm vor der Welt geſchadet habe. Dieſe Gründe bewogen ihn, ſich auf's neue einzulaſſen. Er kam verwundet aus dem Felde;

---

*) So hieß ein damals beliebter ſpaniſcher Tanz.

ſeine Wunde war an der rechten Hand, aber da es ſchon einige Zeit war, hinderte ihn ſeine Wunde nicht, obwohl groß, ſpazieren zu gehen. Da er der Gräfin von Fiesque im Garten des Königes begegnete, war der Abbé Fouquet bei ihm, ein beſonderer Freund dieſer Dame, der in dem Glauben ihnen Vergnügen zu machen, ſie zu einer vertraulichen Unterredung einlud, und ſie dort ziemlich lange allein ließ. Der Herzog von Guiche ſprach nicht von Liebe, aber er machte Mienen und warf Blicke, die der Gräfin von Fiesque nur zu viel ſagten, die noch mehr hörte, als er ſagen wollte. Dieſe Unterhaltung endete mit einer Ohnmacht, die den Grafen von Guiche befiel, woraus ihn die Hülſe der Gräfin von Fiesque und des Abbe Fouquet rettete. Ihre Meinungen über die Urſache dieſer Ohnmacht waren getheilt. Der Abbe Fouquet ſchrieb ſie der Wunde des Grafen von Guiche bei, und die Gräfin von Fiesque ſeiner Leidenſchaft. Es gibt nichts, was eine Frau leichter glaubt, als geliebt zu ſeyn, weil die Eigenliebe ſie zu glauben verleitet, man müſſe ſie lieben, und weil man ſich nicht weniger ſchnell deſſen überredet was man wünſcht. Dieſe Gründe machten, daß die Gräſin von Fiesque an der Liebe des Grafen von Guiche ganz und gar nicht zweifelte. Um dieſe Zeit bat Frau von Olonne, die nicht wollte, daß ein junger wohlgewachſener Mann ihr entſchlüpfe, Grenouville, ihr den Grafen von Guiche zu bringen, was er auch that; aber die Stunde des Chevalier war noch nicht gekommen; er ging eben ſo frey, als er eingetreten war, und fuhr in ſeinem Plane auf die Gräſin von Fiesque fort. Seine häufigen Beſuche hatten die Eiferſucht des Chevalier von Grammont erneuert, der ſich über das Verhältniß aufklären wollte, in welchem ſeine Neffe mit der Gräſin von Fiesque, ſeiner Geliebten, ſtehe, und um ihm beſſer nachzuahmen, ſchrieb er mit der linken Hand an dieſe Schöne nachſtehendes Briefchen:

„Man iſt ſehr verlegen, wenn man nur eine arme linke Hand hat; ich bitte Sie, gnädige Frau, Sie heute zu was immer für einer Stunde des Tages ſprechen zu dürfen, aber daß mein theurer Onkel nichts davon weiß, denn mein Leben würde Gefahr laufen, und vielleicht würden Sie ſelbſt nicht beſſer wegkommen.“

Als die Gräfin von Fiesque dieſen Brief geleſen hatte, befahl ſie ihrem Thürſteher, demjenigen, der Antwort holen würde, zu wiſſen zu machen, daß er ſeinem Herrn ſage, er möge ihr Manicamp um drei Uhr Nachmittags ſchicken. Da der Chevalier dieſe Antwort erhielt, glaubte er das Mittel zu haben, die Gräfin von Fiesque des höchſten Einverſtändniſſes mit dem Grafen von Guiche zu überweiſen, und auf dieſe Antwort hin ging er zu ihr. Die Wuth im Herzen hatte ſein Geſicht ſo entſtellt, daß die Gräfin von Fiesque, als ſie nur ein wenig Acht gab, bei ſeinem Eintritt alles entdeckte. „Iſt es lange, gnädige Frau, ſagte er, daß Sie den Grafen von Guiche nicht geſehen haben?“

„Fünf oder ſechs Tage,“ antwortete ſie.

„Aber es iſt nicht ſo lange,“ erwiederte der Chevalier von Grammont, „daß Sie von ihm Briefe empfangen haben.“

„Ich — Briefe vom Grafen von Guiche! Warum ſollte er mir ſchreiben? Iſt er im Stande, an Jemand zu ſchreiben?“

„Geben Sie Acht was Sie ſprechen, antwortete der Chevalier, denn dieß zieht Folgen nach ſich.“

„Die Wahrheit iſt, ſagte die Gräfin von Fiesque, daß Manicamp mich fragen ließ, ob der Graf von Guiche mich heute ſehen könnte, und ich meldete ihm, daß er ohne ſeinen Freund komme.“

„Es iſt wahr, verſetzte auffahrend der Chevalier, daß Sie dem Manicamp zu wiſſen machten, daß er ohne den Grafen von Guiche komme, aber es geſchah auf einen Brief von dieſem, daß Sie ihm dieß ſagen ließen, und ich weiß es nur, gnädige Frau, weil ich es bin, der ihn geſchrieben hat, und dem man die Antwort hinterbrachte. Iſt es nicht genug die Liebe nicht zu erkennen, die ich ſeit zwölf Jahren für Sie habe, auch ohne mir einen jungen Menſchen vorzuziehen, der erſt ſeit vierzehn Tagen Sie zu lieben ſcheint, und der Sie ganz und gar nicht liebt?“ Nach dieſer Rede geberdete er ſich eine Viertelſtunde lang wie ein raſender Menſch.

Die Gräfin von Fiesque, welche ſich überwieſen ſah, wollte einen Scherz aus der Sache machen; „aber, ſagte ſie, weil Sie an dieſem Einverſtändniſſe zwiſchen Ihrem Neffen und mir nicht zweifeln, warum fragen Sie mich nicht wegen Dingen von größerer Wichtigkeit, als eine Viertelſtunde mich zu ſehen?“

„Ach, gnädige Frau, rief er aus, ich weiß genug davon, um Sie für die Undankbarſte aller Frauen zu halten, und mich für den Unglücklichſten aller Männer.“

Als er dieſe Worte endete, trat Manicamp ein, und er ging fort, um die Verwirrung zu verbergen, worin er war.

„Was gibt es gnädige Frau, fragte Manicamp. Ich finde ſie ganz beſtürzt?“

Die Gräfin von Fiesque erzählte ihm den Betrug des Chevalier und ihre Unterredung, und nach einigen Erörterungen über dieſen Gegenſtand ging er, und brachte ihr noch in derſelben Stunde dieſes Briefchen von Seite des Grafen von Guiche:

„Aus Furcht, daß die Verfälſcher mir ſchaden können, und damit Sie in der Schriſt- und in der Schreibart ſich nicht irren, wollte ich Sie beide kennen lernen. Der letztere iſt ſchwerer nachzuahmen, da er von etwas eingegeben iſt, was über ihre Gefühle geht."

Nachdem die Gräfin von Fiesque dieſes Briefchen geleſen hatte, ſagte ſie: „Mein Gott, wie närriſch iſt Ihr Freund! Ich fürchte nun, daß er ſich und mir Verdrießlichkeiten zuziehe, deren wir beide nicht bedürfen."

„Wenn nur, gnädige Frau, „erwiederte Manicamp," Sie beide ſich wohl verſtehen, ſo werden Sie keine ſchlimmen Händel bekommen;" „aber," — verſetzte die Gräfin von Fiesque, „kann er denn keine andere Stellung zu mir annehmen, als die eines Liebhabers?"

„Nein," erwiederte jener, — es iſt ihm unmöglich, und was Sie davon überzeugen muß, iſt, daß er den Kampf wieder beginnt, nachdem er geſchlagen wurde. Dieſe Bewerbung zeigt eine raſende Nothwendigkeit in ihm, Sie zu lieben." Als er dieſe Unterredung fortſetzen wollte, kamen Beſuche, die ſie unterbrachen, und Manicamp ging, und erzählte einen Augenblick darauf ſeinem Freunde, was zwiſchen ihm und der Gräfin von Fiesque vorgegangen war. Der Graf von Guiche, der nicht glaubte, daß das Briefchen, welches er an die Gräfin von Fiesque geſchrieben, genügte, um ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen, ſchrieb ihr ein anderes, das deutlicher ſprach. Er ließ es durch Manicamp beſorgen, der es, indem er's am andern Tage zu jener Schönen trug, unterwegs verlor, ſo daß er ſogleich umkehrte, um dem Grafen von Guiche den Unfall zu melden, der ihm begegnete; dieſer ſchrieb folgenden Brief an die Gräfin von Fiesque:

„Wären Sie von meinen Gefühlen überzeugt, ſo würden Sie leicht begreifen, daß man mit einem Menſchen, der ſo nachläſſig, wie Manicamp, ſchlecht zufriedengeſtellt iſt. Sie werden den größten Streit von der Welt ſehen, wenn Sie nicht die Hand zur Vermittlung reichen. Urtheilen Sie, wie ich für Sie fühle, da ich mit meinem beſten Freunde breche, ohne Verſöhnung von meiner Seite. Aber da ihm noch Ihr Beiſtand bleibt, und Sie nicht ſo erzürnt ſind, wie ich, ſo fürcht' ich, daß er mich zwingt, ihm Ihrer Verwendung wegen zu verzeihen."

Manicamp ſuchte die Gräfin von Fiesque, die nicht zu Hauſe war, überall, und als er ſie am Spieltiſche der Nobelle fand, ſagte er: „Ich bringe den Perſonen Glück, welchen ich mich nahe, gnädige Frau." — ſetzte ſich an ihre Seite, ſteckte ihr den Brief ſeines Freundes geſchickt in das Täſchchen, und ging einige Zeit darauf fort. Als die Gräfin von Fiesque nach beendigtem Spiele nach Hauſe gekommen war, fand ſie, indem ſie ihr Taſchentuch herauszog, den verſiegelten Brief des Grafen von Guiche, und zwar ohne Aufſchrift, und hätte ſie nachgedacht, was er enthalten konnte, ſo würde ſie ihn nicht erbrochen haben; aber aus Furcht dann genöthiget zu ſeyn, ihn nicht zu öffnen, wollte ſie nicht darüber nachdenken, und entſiegelte ihn haſtig ohne die mindeſte Ueberlegung. Der ganze Scharfſinn der Gräfin von Fiesque ließ ſie nicht enträthſeln, was der Graf von Guiche in Bezug auf die Unzufriedenheit ſagen wollte, die er gegen Mani-camp bezeigte, ſo, daß ſie einem ihrer Leute befahl, ihm zu ſagen, er möge am andern Tage zu ihr kommen, entſchloſſen, ihn des Brieſes wegen auszuzanken, den er ihr vom Grafen von Guiche gegeben, und ihm zu verbieten, ſich künftig damit zu befaſſen. Wie er nun am folgenden Tage in ihr Zimmer trat, ließ die Neugierde ſie ihren Zorn vergeſſen.“ — Nun denn, — ſagte ſie, — erklären Sie mir doch Ihren Zwiſt mit Ihrem Freunde.“

„Der beſteht darin, gnädige Frau,“ erwiederte er, — „daß ich den Brief, den ich Ihnen vorgeſtern brachte, unterwegs verlor. Er iſt ſehr wider mich aufgebracht; ich weiß nicht, was ich ihm ſagen ſoll, denn ich habe Unrecht.“ Die Gräfin von Fiesque, in der Furcht, dieſer verlorene Brief möchte von Jemand gefunden werden, der ein Hiſtörchen daraus machte, um das Publikum zu ergötzen, ſagte: „Gehen Sie, ſuchen Sie ihn überall, und kommen Sie nicht zurück, ohne ihn mitzubringen.“ Manicamp ging ſogleich fort, und kam Abends zurück, um ihr zu ſagen, daß er nichts gefunden habe, daß der Graf von Guiche ihn nicht mehr ſehen wolle, und daß er ſie bitte, ſie wieder mit einander auszuſöhnen. „Ich will es wohl thun, ſagte ſie, obwohl ſie es nicht verdienen; ich werde morgen zu Frau von Cornwal gehen; wenn ich ihn dort antreffe, werde ich verſuchen Sie auszuſöhnen.“

„Ach, gnädige Frau, verſetzte Manicamp, Sie ſind ſo gütig, daß ich nicht zweifle, daß es Ihnen leid thut auch nur den Gedanken gehabt zu haben, mich bis morgen ſchmachten zu laſſen. Ich bitte Sie meinen Kummer zu enden, und mir ein Briefchen zu geben, das ich von Ihrer Seite dem Grafen von Guiche zuſtellen werde, überzeugt, daß er ſo viele Liebe für Sie fühlet, daß — —

„Ich an den Grafen von Guiche ſchreiben? unterbrach ihn die Gräfin von Fiesque, — Sie ſind ſehr ſpaßhaft, mir davon zu ſprechen.“

„Obwohl wir entzweit ſind, gnädige Frau, erwiederte Manicamp, kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu ſagen, daß er dieſe Huld wohl verdient; doch betrachten Sie es nicht von dieſer Seite; gewähren Sie dieſes Briefchen der Gewogenheit, die Sie für mich haben; ich verſpreche, daß ich es, wenn es ſeine Wirkung gemacht hat, wieder in ihre Hände zurückſtellen werde.“ Nachdem ihm die Gräfin von Fiesque das Wort abgenommen, daß er ihr Brieſchen am folgenden Tage wieder bringen wolle, ſchrieb ſie an den Grafen von Guiche ſo:

„Ich ſchreibe Ihnen nur, um Sie für den armen Manicamp um Gnade zu bitten: muß ich Ihnen aber noch mehr ſagen, um Sie zur Gewährung zu beſtimmen, ſo glauben Sie, was er Ihnen in meinem Namen ſagen wird; er iſt zu ſehr mein Freund, um ihm irgend etwas zu verweigern, was ihm nützlich ſeyn kann.“

Der Graf von Guiche fand dieß Brieſchen allzu ſüß um es zurückzugeben; er glaubte deſſen überhoben zu ſeyn, indem er das Verſprechen des Manicamp nicht genehmigte, und gab ihm indeß dieſe Antwort mit:

„Ich wünſchte von ganzem Herzen, daß Sie eben ſo viele Neigung haben möchten, mir zu gewähren, was ich von Ihnen wünſche, als es mir leicht war, dieſen Verbrecher zu begnadigen; ich verſichere Ihnen, daß es bei einer ſolchen Empfehlung unmöglich war, ihm etwas zu verſagen. Wäre ich glücklich genug, Ihnen durch etwas Schwierigeres Beweiſe davon zu geben, ſo würden Sie einſehen, daß Sie mir Unrecht gethan haben, als ſie an der Wahrheit meiner Gefühle zweifelten; ſie ſind, ich betheure es Ihnen, ſo zärtlich, wie ſie nur immer eine ſo liebenswürdige Dame wie Sie einflößen kann, und werden immer ſo beſcheiden ſeyn, als Sie ſie wünſchen, was auch unſere Hofmeiſter davon ſagen mögen. Ich beſchwöre Sie, immer den Warnungen des Verbrechers wohl zu folgen; denn obgleich er ein ziemlich unſorgfältiger Menſch iſt, ſo verdient er doch, daß man ihn wegen ſeines Eifers, uns zu dienen, lobe."

Unter dieſer Warnung verſtand er, daß ſie dem Chevalier von Grammont ſehr mißtrauen ſollte, der alles that, ſeinem Neffen Hinderniſſe in den Weg zu legen, und ihn der Fiesque unbeſonnen und untreu erſcheinen zu laſſen. Hierauf ſagte ihr Manicamp, daß der Graf von Guiche ſo außer ſich vor Freude war, des Briefchens wegen, das ſie ihm geſchrieben habe, daß es ihm unmöglich geweſen, es wieder zu ſich zu nehmen, daß ſie ſich aber nicht zu kümmern brauche, da es in den Händen ihres Geliebten eben ſo ſicher wie im Feuer ſey, und endlich, daß er keinen verliebteren Mann geſehen habe, als den Grafen von Guiche, und daß er ſie gewiß ſein ganzes Leben hindurch lieben würde.

„Aber unterbrach ihn die Gräſin von Fiesque, was bedeuten denn die vielen Beſuche Ihres Freundes bei der Gräſin von Olonne? bittet er Sie bei mir nützlich zu ſeyn?“ „Er geht nicht hin, gnädige Frau, antwortete Manicamp, das heißt, er war ein oder zweimal dort; doch ich ſehe ſchon den Geiſt des Chevalier in dem was Sie mir ſagen, und ich bin verſichert, daß der Graf von Guiche ſeinen Onkel an dieſem Gaunerzuge erkennen wird. Aber, gnädige Frau, hören Sie meinen Freund, bevor Sie ihn verdammen.

„Ich bin's zufrieden,“ ſagte ſie. Manicamp hatte ſehr richtig geſchloſſen, daß der Chevalier, um ſeinen Neffen zu ſtürzen, der Frau von Fiesque geſagt, daß er in die Gräſin von Olonne verliebt ſey, daß ſie nur zum Vorwande diene, und tauſend andere Dinge dieſer Art, die ihr ſo wahrſcheinlich ſchienen, daß ſo ſehr ſie auch dem Chevalier in Bezug auf den Grafen von Guiche mißtraute, ſie ſich doch nicht enthalten konnte, in dieſer Hinſicht ihm Glauben zu ſchenken, da am andern Tage eine ihrer Freundinnen kam, und in ſie drang auf das Land zu gehen, ließ ſie ſich bereden. Die Gewißheit. welche ſie von dem Betruge des Grafen von Guiche hatte, machte, daß ſie keine Aufklärung von ihm wollte, und um nicht alles zu verlieren, wollte ſie dem Herrn von Hiere durch ein falſches Vertrauen zuvorkommen, aus Furcht, er möchte auf andern Wegen die Wahrheit vor Allem erfahren. Sie ſchickte ihm alſo die Abſchrift des letzten Briefes des Grafen von Guiche, und reiſete darauf mit ihrer Freundin ab. Der Chevalier, der auf alle Handlungen der Gräfin von Fiesque Acht und alle ihre Leute gewonnen hatte, beſaß das Packet, das ſie an den Herrn von Hiere ſendete, zwei Stunden darauf, nachdem ſie es geſchloſſen hatte. Er machte eine Abſchrift vom Briefe des Grafen von Guiche, und warf das Packet ins Feuer, und zwei Tage darnach, als er erfahren hatte, daß die Gräfin von Fiesque verreiſet war, ſchrieb er ihr dieſen Brief.

„Wenn Sie eben ſo viele Luſt gehabt hätten, ſich über Dinge aufzuklären, woran Sie zu zweifeln vorgeben, als ich aus tauſend Gründen hatte, Ihnen alle Arten von Zweifeln zu benehmen, ſo hätten Sie keine ſo weite Reiſe unternommen, oder wenigſtens Verdruß gezeigt, eine ſo gute Freundin zu ſcheinen; ich möchte Ihnen nicht verbieten, Zärtlichkeit zu äuſſern, aber ich wünſchte einigen Antheil an der Anwendung zu haben, und ich geſtehe Ihnen, daß, wenn ich glücklich genug wäre, durch die meinige dahin zu gelangen, ich verſuchen würde, derſelben durch mein Betragen nicht unwürdig zu ſeyn.“

Zur Zeit, da man dieſen Brief zur Gräfin von Fiesaue trug, ging der Chevalier zu ſeinem Neffen, bei dem er den Manicamp traf. Nach einem kleinen ſcherzhaften Vorſpiele über das gute Glück des Graſen von Guiche bei den Damen im Allgemeinen, ſagte er: „Bei meiner Treue, meine armen Freunde, ihr ſeyd jünger und artiger als ich, und ich werde euch nie eine Geliebte ſtreitig machen, die ich nicht ſeit längerer Zeit kenne als ihr, daher müßt ihr mir ebenfalls ohne ſie ſtreitig zu machen, jene überlaſſen, die in irgend einer Verbindung mit mir ſtehen. Die Eitelkeit, welche in ihnen die große Anzahl von Liebhabern erregt, kann ſie dahin bringen, euch einige Hoffnung ſchöpfen zu laſſen; es gibt deren wenige, welche anfangs die Gelübde der Seufzenden zurückweiſen, aber früh oder ſpät kehren ſie zur Vernunft zurück, und dann trifft es ſich, daß der neue Ankömmling die Zeit übel zubringt, und daß der Liebhaber mit ſeiner Geliebten ſogleich ſagt: Meine Herren, mit der Nachtmuſik iſt's aus.“ Sie haben mir verſprochen, Graf von Guiche, mich bei der Gräfin von Fiesque nicht mehr zu beunruhigen; Sie haben mir nicht Wort gehalten, und eine Untreue begangen, die Ihnen zu nichts genützet; denn dieſe Gräfin hat mir alle Briefe gegeben, die Sie ihr geſchrieben haben, ich werde Ihnen die Urſchriften davon zeigen, wenn Sie wollen. Inzwiſchen ſehen Sie hier die Abſchrift des letzten, die ich Ihnen mitgebracht habe.“ Indem er dieß ſagte, zog er einen Brief des Grafen von Guiche hervor, und ſprach, nachdem er ihn geleſen hatte: „Wohlan, meine Lieben, werden Sie ein andersmal

Ihr Geſpötte mit mir treiben?“ Während der Chevalier redete, ſahen ſich der Graf von Guiche und Manicamp mit Erſtaunen an, und konnten nicht begreifen, daß die Gräfin von Fiesque ſie ſo boshaft betrogen habe. Endlich nahm Manicamp das Wort, und indem er es an den Grafen von Guiche richtete, ſagte er: „Sie wurden behandelt, wie Sie es verdienten, doch da die Gräfin von Fiesque keine Rückſicht für uns gehabt hat, fügte er hinzu, ſich gegen den Chevalier wendend, ſind wir nicht verbunden, deren für ſie zu haben; wir ſehen wohl, daß ſie uns geopfert hat; aber es gab eine Zeit, wo auch Sie es waren, wir haben große Urſache, uns über ſie zu beklagen, aber Sie haben ganz und gar keine, mit ihr zufrieden zu ſeyn; wenn wir uns auf Ihre Koſten luſtig machten, ſo war ſie wenigſtens zur Hälfte dabei betheiligt.“

„Es iſt wahr, verſetzte der Graf von Guiche, daß Sie nicht Urſache hätten, mit dem Vorzuge der Gräfin von Fiesque zu Ihren Gunſten zufrieden zu ſeyn, wenn Sie wüßten, welche Achtung ſie vor Ihnen hat, und dieß führt zu untrüglichen Schlüſſen, daß ſie unter Ihren Händen erfahren wird, da ſie nach den Dingen, die ſie mir ſagte, mich nur verräth, um Sie zu befriedigen. Nun wohl, Chevalier, genießen Sie dieſer Treuloſen in Ruhe; wenn Niemand Sie beunruhiget, als ich, ſo werden ſie ſehr zufrieden mit ihr leben.“ Nachdem ſie ſich alle hierüber aufrichtig verſöhnt, und tauſend Verſicherungen der Freundſchaft für die Zukunft gegeben hatten, trennten ſie ſich. Der Graf von Guiche und Manicamp ſchloßen ſich ein, um einen Brief mit Vorwürfen an dieſe Gräfin im Namen des Manicamp zu entwerfen; aber ſie, die unſchuldig war, antwortete ihm, daß ſein Freund und er überliſtet worden ſeyen, und daß der Chevalier mehr davon wiſſe, als ſie; daß ſie ihnen nicht erklären könne, wie er den Brief bekommen, den er ihnen gezeigt, ſie aber einſt klar würde ſehen laſſen, daß Sie ſie nicht aufgeopfert habe. Dieſer Brief traf den Manicamp nicht mehr in Paris, der am Abende vorher mit dem Grafen von Guiche abgereiſet war, um Ludwig XIV. auf ſeiner Reiſe nach Lyon zu folgen; er erhielt ihn erſt, als er am Hofe ankam, und dachte nicht mehr weiter an die Gräfin von Fiesque. Während ſich dieß alles ereignete, ſetzte der Prinz von Marſillac immer ſeinen Umgang mit der Gräfin von Olonne fort. Dieſer Liebhaber ſah ſie auf die bequemſte Weiſe von der Welt Nachts bei ihr, und bei Tag bei Frau von Cornwal, eine liebenswürdige Dame und von vielem Verſtande. Die Gräfin von Olonne hatte in dem Gange zwiſchen ihrem Bette und der Wand ein Cabinete, an deſſen Eck ſie eine Fallthüre hatte machen laſſen, welche in ein anderes Cabinet unterhalb führte, in welches der Prinz von Marſillac trat, wenn es Nacht war; ein Fußteppich verbarg die Fallthüre, und ein Tiſch bedeckte ſie. Dieſer Prinz brachte alſo die Nächte bei ſeiner Geliebten zu, und nach dem allgemeinen Gerüchte, ſchlief er dabei nicht ein. Dieß dauerte bis ſie in die Bäder ging, und während ſie dort war, ſchrieb ſie ihm tauſend Briefchen, die man hier nicht mittheilt, weil ſie die Mühe nicht werth ſind; er ſchrieb ihr eines Tages dieſen Brief, bevor er von ihr Abſchied nahm:

„Ich habe nie einen ſo lebhaften Schmerz empfunden, als jener, den ich heute fühle, meine Liebe, weil ich Sie noch niemals verlaſſen habe, ſeitdem wir uns lieben. Nur die Abweſenheit, und eine erſte Abweſenheit wie dieſe, kann mich in den beklagenswerthen Zuſtand bringen, worin ich bin. Wenn etwas meinen Gram lindern könnte, meine Liebe, ſo wäre es der Glaube, den ich habe, daß Sie eben ſo viel leiden, wie ich. Mißdeuten Sie es nicht, daß ich Ihnen Kummer wünſche, weil dieß ein Zeichen meiner Liebe iſt. Leben Sie wohl, glauben Sie nur, daß ich Sie liebe, und daß ich Sie immer lieben werde; denn wenn Sie einmal davon wohl überzeugt wären, ſo wäre es nicht möglich, daß Sie mich nicht Ihr ganzes Leben hindurch liebten."

Antwort.

„Tröſten Sie ſich, mein Lieber, wenn mein Schmerz Sie tröſtet, er iſt auf dem Punkte, wo Sie ihn wünſchen können. Ich könnte Ihnen nicht beſſer ihn ſehen laſſen, als, indem ich Ihnen ſage, daß ich wünſche, daß Sie mich ſo ſehr lieben, wie ich Sie liebe. Zweifeln Sie daran, mein Lieber? Kommen Sie zu mir, aber kommen Sie bei Zeiten, damit ich länger mit Ihnen ſeyn kann, und mich auf irgend eine Weiſe für die Abweſenheit bezahlt mache, die ich ertragen muß. Leben Sie wohl, mein Lieber, ſeyen Sie ruhig in Betreff meiner Liebe; ſie wird wenigſtens eben ſo groß ſeyn, als die Ihrige.“

Der Prinz von Marſillac verfehlte nicht, ſich bei dem Rendezvous früher als gewöhnlich einzufinden, und als er zu ſeiner Geliebten kam, warf er ſich auf ihr Bett, wo er lange blieb in Thränen zerfließend, ohne ſprechen zu können. Die Gräfin von Olonne ihrerſeits ſchien nicht minder gerührt, da ſie aber von ihrem Geliebten wohl noch andere Zeichen der Liebe als die des Schmerzes gewünſcht hatte, ſagte ſie: „ach, mein Lieber, Sie äußerten mir ſo oft, daß meine Leiden die Ihrigen erleichtern würden, indeß macht Sie die Betrübniß, worin Sie mich ſehen, nicht weniger troſtlos.“ Auf dieſe Worte verdoppelte der Prinz von Marſillac ſeine Seufzer, ohne ihr zu antworten; die Niedergeſchlagenheit der Seele hatte jene des Leibes verurſacht, und ich glaube, daß dieſer Liebhaber eher die Abweſenheit ſeiner Kraft, als jene ſeiner Geliebten beweinte;

da jedoch die jungen Leute von einer Krankheit geneſen, und er von guter Leibesbeſchaffenheit war, ſo fing er an ſich wieder zu erholen, und beſſerte ſich in ſehr kurzer Zeit ſo, daß die Gräfin von Olonne alle Urſache hatte, damit zufrieden zu ſeyn. Nachdem er ihr tauſend Beweiſe guter Geſundheit gegeben; empfahl ſie ihm, vor allen Dingen dafür Sorge zu tragen, und ſagte ihm, daß ſie hienach auf die Liebe ſchließen würde, die er für ſie fühle; hierauf machten ſie ſich tauſend Betheuerungen ſich lebenslang zu lieben. Sie verſtändigten ſich über die Mittel ſich zu ſchreiben, und nahmen Abſchied, er, um nach Hof zu gehen, und ſie, um den Weg nach Bourbon einzuſchlagen.

Als am folgenden Tage der Prinz von Marſillac von Frau von Cornwal Abſchied nahm, bat er ſie, ſeine Geliebte zu bereden, auf ihr Betragen wohl Acht zu haben, als ſie es bisher gethan. „Verlaſſen ſie ſich auf mich, ſagte ſie, ſie wird wohl unverbeſſerlich ſeyn, wenn ich ſie nicht auf den rechten Weg bringe. Zwei Tage darauf ging Frau von Cornwal zur Gräfin von Olonne, wo ſie den ganzen Tag blieb, den ſie dazu anwendete, ihr Vorſchriſten zu geben, um ihr Betragen zu ordnen, und beſonders ihr die Treue empfahl, die ſie ihrem Geliebten ſchuldig ſey.

Als ſie aufgehört hatte zu ſprechen, ſagte Frau von Olonne: „Guter Gott, was ſind das für ſchöne Dinge, die Sie mir ſagen, aber wie ſchwer ſind ſie zu üben; ich finde ſelbſt ein wenig Ungerechtigkeit daran; denn im Grunde, da wir doch ſelbſt unſere Gatten betrügen, die das Geſetz doch zu unſern Herrn gemacht, warum ſollten unſere Liebhaber dabei ſo leichten Kaufes wegkommen, ſie, die zu lieben uns nichts verbindet, als die Werthſchätzung, die wir uns davon machen, und die wir halten, um uns ihrer ſo viel und ſo wenig zu bedienen, als es uns gefällt?"

„Ich habe Ihnen nicht geſagt, erwiederte Frau von Cornwal, daß wir unſere Liebhaber nicht aufgeben ſollen, wenn ſie uns durch ihre Schuld oder durch Widerwillen mißfallen, aber ich ließ Ihnen die zarte Weiſe ſehen, womit wir uns losmachen müſſen, um nicht Veranlaſſung zu geben, uns in der Welt auszuſchreien; denn gnädige Frau, da man die Ehre der Damen ſo tyranniſch beſchränkt hat, nicht zu lieben was ſie liebenswürdig finden, muß man ſich mit dem Gebrauche befreunden, und ſich wenigſtens verbergen, wenn man lieben muß.“

„Nun wohl, meine Liebe, verſetzte die Gräfin von Olonne, ich will mich dabei trefflich halten, und bin völlig entſchloſſen, aber damit gründe ich die größten Hoffnungen meines Betragens auf die Frucht der Gelegenheiten.“

„Was es auch ſey, Flucht oder Widerſtand, erwiederte Frau von Cornwal, es liegt nichts daran, wenn nur Ihr Liebhaber zufrieden iſt.“ — und nachdem ſie ſie hierüber ermahnt hatte, feſt zu verharren in dieſen guten Vorſätzen, ging ſie fort.

Während der Abweſenheit der Gräfin von Olonne und des Prinzen von Marſillac ſchrieben ſie ſich ſehr oft; aber da ſich nichts Merkwürdiges zutrug, werde ich von ihren Briefen nicht ſprechen, die nur von ihrer Liebe handeln, und von der Ungeduld, die ſie hatten, ſich wieder zu ſehen. Die Gräfin von Olonne kam zuerſt wieder nach Paris zurück. Der Graf von Guiche, der auch wieder vom

Hofe angekommen war, fieng an, dieſer Schönen ziemlich häufige Beſuche zu machen. Dieſer Graf hatte während ſeiner Lyonerreiſe, den Herzog von Anjou, Bruder von Ludwig XIV., bei dem er ſehr gut ſtand, beredet, nach ſeiner Rückkehr nach Paris mit der Gräfin von Olonne einen Liebeshandel anzuſpinnen, und ſich erbeten, ihm dabei behülflich zu ſeyn, ihm bald die Zuſtimmung zu bewirken. Der Prinz hatte verſprochen, die nöthigen Schritte zu thun, ſo daß bei allen Unterredungen, die der Graf von Guiche mit der Gräfin von Olonne hatte, er nur von der Liebe des Herzogs von Anjou für ſie ſprach. Er ſagte ihr, daß er ſie mehr als hundertmal während der Reiſe zu erkennen gegeben habe und daß ſie ihn gewiß würde ſeufzen ſehen, ſobald er zurückgekommen. Eine Frau, welche bürgerliche und Edelleute geliebt hatte, die Einen ſehr ſchön, und die Andern ſehr häßlich, konnte wohl einen ſchönen Prinzen lieben. Die Gräfin von Olonne empfieng den Vorſchlag des Grafen von Guiche mit einer Freude, die man nicht ausdrücken kann, und mit einer ſo großen, daß ſie nicht einmal die Zierereyen machte, welche die Koketten gewöhnlich machen. Eine Andere hätte geſagt, daß ſie niemand lieben wolle, aber noch weniger einen Prinzen, wer er auch ſey, weil er keine Anhänglichkeit haben könne.

Die Gräfin von Olonne, welche die natürlichſte von allen Frauen war, und die leidenſchaftlichſte, beobachtete den Wohlſtand nicht, und erwiederte dem Grafen von Guiche, daß ſie ſich glücklicher als jemals ſchätzte, einem ſo großen und artigen Prinzen zu gefallen. Als der Hof nach Paris zurückgekommen war, entſprach der Herzog von Anjou den Bemühungen nicht, worauf die Gräfin von Olonne vom Grafen von Guiche war vorbereitet worden; ſie dienten ihr nur einzuſehen, daß dieſer Prinz für ſie blos Gleichgültigkeit habe.

Da der Graf von Guiche ſah, daß der Herzog von Anjou nicht ins Netz gieng, änderte er ſein Vorhaben, und wünſchte wenigſtens, daß die Dienſte, welche er der Gräfin von Olonne hatte leiſten wollen, ihm bei ihr zu etwas nützten, beſchloß ſich in ſie zu verlieben, und weil der Verkehr, den er wegen der vermeintlichen Liebe des Herzogs von Anjou unterhalten, ihm eine ſehr genaue Gemeinſchaft und Vertraulichkeit verſchafft hatte, zögerte er nicht, ihr dieſen Brief zu ſchreiben:

„Wir haben bisher vergebens gearbeitet, gnädige Frau! die Königin haßt Sie, und der Herzog von Anjou fürchtet, ſie zu betrüben. Ich bin Ihrer Intereſſen wegen hierüber in Verzweiflung. Sie könnten mich wohl tröſten, gnädige Frau, wenn Sie wollten, und ich beſchwöre Sie es zu wollen; weil die natürliche Erbitterung der eigenſinnigen Mutter, und die Schwachheit des Sohnes, alle meine Pläne vernichtet haben, muß man andere Maßregeln ergreifen. Lieben wir uns, gnädige Frau, dieß iſt von meiner Seite ſchon geſchehen; und wenn der Herzog von Anjou Sie geliebt hätte, ſo ſeh' ich wohl, daß ich mit ihm mich würde zerſchlagen haben, weil ich der Liebe nicht hätte widerſtehen können, die ich für Sie fühle. Ich zweifle nicht, gnädige Frau, daß der Unterſchied Ihnen anfangs mißfällt, aber machen Sie ſich von Ihrer Ehrſucht los, und Sie werden ſich nicht ſo unglücklich fühlen, als Sie denken, und ich bin verſichert, gnädige Frau, daß wenn der Aerger Sie in meine Arme geführt hat, die Liebe Sie darin zurückhalten wird."

Was man auch gegen die Frauen ſagen mag, es iſt oft mehr Unklugheit als Argliſt in ihrem Betragen! die Meiſten denken nicht, wenn man mit ihnen von Liebe ſpricht, daß ſie jemals lieben ſollen. Sie geben indeß weiter, als ſie denken; ſie benehmen ſich, als müßten ſie immer grauſam ſeyn, und bereuen es ſehr, wenn ſie leutſeliger geworden ſind. Das Nämliche widerfuhr der Gräfin von Olonne, ſie fühlte einen unerträglichen Aerger ein Herz verfehlt zu haben, nachdem ſie es unter ihre Eroberungen gezählt hatte, und da ſie einen fand, an den ſie ſich halten konnte, um ihren Schmerz zu vergeſſen, fand ſie es ſehr wahrſcheinlich zu glauben, daß der Graf von Guiche, ſeines eigenen Vortheils wegen, den Herzog von Anjou verhindert habe, ſie zu lieben, ſo daß, um ſich darüber zu rächen, und des Prinzen von Marſillac ſich zu verſichern, den dieſe ganze Intrique auſſerordentlich beunruhigt hatte, ſie ihm den Brief des Grafen von Guiche opferte, ohne zu überlegen, daß die Liebe vielleicht ſie zu demſelben

Verfahren mit den Briefen des Prinzen von Marſillac verbinden könnte. Dieſer, dem die Gräfin von Olonne ſo viele Gunſtbezeugungen erwies, gebrauchte ſie wie ein Mann, der mit ſeiner Geliebten ſehr zufrieden iſt. Er dankte ihr tauſendmal für ihre Aufrichtigkeit, und begnügte ſich über ſeinen Nebenbuhler zu triumphiren, ohne daraus einen unbeſcheidenen Ruhm ziehen zu wollen.

Inzwiſchen ging der Graf von Guiche, der das Loos ſeines Briefes nicht wußte, am Sonntage zur Gräfin von Olonne; aber an dieſem Tage kamen ſo viele Beſuche hin, daß er mit ihr von der Sache nicht ſprechen konnte. Er bemerkte nur, daß ſie ihn feſt angeſchaut hatte, und von ihr weg, vertraute er alles der Gräfin von Fiesque, welcher er ſeit ſeiner Rückkehr von Lyon nichts verhehlte. Auch dem Herrn von Vineuil theilte er ſeine Angelegenheit mit, und beide urtheilten beſonders über die Hinfälligkeit der Dame, und die Artigkeit des Chevalier, daß eine Bewerbung weder zu lang, noch vergeblich ſeyn würde, und in der That Frau von Olonne hatte den Grafen von Guiche ſo wohlgeſtaltet gefunden, daß ſie das dem Prinzen von Marſillac gebrachte Opfer bereute. Am andern Tage kam der Graf von Guiche wieder zu ihr, und ſprach von ſeiner Liebe, da er ſie allein fand. Die Schöne war ſehr erfreut darüber, und empfing dieſe Erklärung auf die gefälligſte Weiſe von der Welt, aber nachdem ſie überein gekommen ſich zu lieben, wie ſie es über gewiſſe Bedingungen waren, kamen Beſuche, die den Grafen von Guiche bewogen, einen Augenblick darauf fortzugehen.

Die Gräfin von Olonne, welche ſich gleichfalls von ihrer Geſellſchaft losgemacht hatte, ſo bald ſie konnte, ſtieg in den Wagen, und fuhr bei der Gräfin von Fiesque vor; um zu erfahren, ob ſie kein Intereſſe mehr an dem Grafen von Guiche nehme. Nach einigen Wechſelreden über andere Gegenſtände, fragte ſie ſie um Rath wegen der Abſicht, welche, wie ſie ihr ſagte, der Graf von Guiche auf ſie habe. Die Gräfin von Fiesque antwortete ihr, daß ſie in einem ſolchen Falle nur ihr Herz um Rath fragen müſſe. „Mein Herz ſagt mir nicht viele Gründe zu Gunſten des

Grafen von Guiche, erwiederte die Gräfin von Olonne. und meine Vernunft ſagt mir tauſend gegen ihn, er iſt ein Unbeſonnener, ich werde ihn niemals lieben.“ — und indem ſie dieß ſagte, nahm ſie von ihr Abſchied, ohne eine Antwort zu erwarten.

Von einer andern Seite war der Graf von Guiche nach Hauſe gekehrt, wo er Herrn von Vineuil traf, der ihn mit äußerſter Ungeduld erwartete, um den Stand ſeiner Angelegenheiten zu erfahren. Der Graf von Guiche ſagte ihm ziemlich kalt, daß durch die Art, wie die Gräfin von Olonne ihn behandelte, alles abgebrochen ſey, und da Herr von Vineuil die näheren Umſtände der Unterredung wiſſen wollte, ſprach der Graf von Guiche, aus Furcht ſich zu verrathen, alle Augenblicke von etwas Anderem, was bei Herrn von Vineuil einigen Verdacht erregte, der ſein und in die Gräfin von Olonne verliebt war, und der ſich in die Angelegenheiten des Grafen von Guiche nur miſchte, um ſich bei ſeiner Geliebten durch die Sache in Gunſt zu ſetzen, die er erfahren hätte. Er gieng fort, da er ſah, daß er ihn zu keinem Geſtändniß bringen könne, und war drei Tage lang in tödtlicher Unruhe, daß er nicht erfahren konnte was er wünſchte. Mit dem Geſichte eines in Ungnade Gefallenen begab er ſich zur Gräfin von Fiesque, ſeitdem er ſah, daß der Graf von Guiche ihm keinen Theil mehr gab an der Ehre ſeines Vertrauens; er ſagte dieſer Schönen nichts davon, um ſich um ſein Anſehen nicht zu bringen, indem er ſein Mißgeſchick merken ließ. Endlich nach drei Tagen gieng er zum Grafen von Guiche, und ſagte: „Was habe ich gethan, mein Herr, was Sie veranlaßt, mich ſo zu behandeln? Ich ſehe wohl, daß Sie ſich wegen der Angelegenheit der Gräfin von Olonne vor mir verbergen; ſagen Sie mir den Grund davon, oder wenn Sie keinen haben, fahren Sie fort, mir zu ſagen was Sie wiſſen, wie Sie es ſonſt gewohnt waren.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein armer Herr von Vineuil, ſagte der Graf von Guiche, aber die Gräfin von Olonne, indem ſie mir die höchſten Gunſtbezeugungen gewährte, hatte von mir verlangt, daß ich Ihnen nichts davon ſagen ſollte, und der Gräfin von Fiesque noch weniger, als andern Leuten, weil Sie, ſagte ſie, ein ſchlimmer Mann ſind, und die Gräfin von Fiesque eiferſüchtig. Wie unbeſcheiden man auch ſey, ſo giebt es doch keinen Liebeshandel, den man anfangs nicht geheim hielt, wenn man des Vertrauten entrathen kann, um zum Ziele zu kommen. Ich beweiſe es heute; denn natürlich erzähle ich gerne ein Liebesabentheuer, indeß ließ ich drei Tage vorübergehen, ohne Ihnen dieſes zu erzählen, Ihnen, dem ich alles ſagte. Aber gedulden Sie ſich, mein Lieber, ich will Ihnen alles erzählen, was zwiſchen der Gräfin von Olonne und mir vorgegangen iſt, und zwar mit den genaueſten Umſtänden von der Welt, um einigermaßen die Kränkung wieder gut zu machen, die ich der Freundſchaft zugefügt, die ich für Sie habe. Wiſſen Sie denn, daß bei dem erſten Beſuche, den ich ihr machte, nachdem ich ihr den Brief geſchrieben, den Sie ſahen, in ihrer Miene mir weder Härte noch Milde erſchien, und die Geſellſchaft, die bei ihr war, hinderte mich, darüber näher mich aufzuklären. Alles was ich an ihr bemerken konnte, iſt, daß ſie mich von Zeit zu Zeit von Kopf bis an die Füße betrachtete. Da ich ſie am andern Tage allein fand, ſchilderte ich ihr meine Liebe ſowohl, und drang ſo ſtark in ſie, ſie zu erwiedern, daß ſie mir geſtand, ſie liebe mich, mir verſprach, daß ſie mir Beweiſe davon unter der Bedingung geben würde, die ich Ihnen geſagt habe. Sie wiſſen wohl, was ich ihr verſprechen mußte, und in dieſem Augenblicke hieß mich die Gräfin von Olonne am andern Tage ein wenig vor Anbruch der Nacht, als Mädchen verkleidet, kommen, welches ihr Spitzen zum Kauſe brächte. Nach Hauſe gekommen, fand ich Sie da, wie Sie wiſſen, und Sie konnten aus der Kälte, womit ich Sie empfing, wohl ſehen, daß Jedermann mir läſtig war, und vorzüglich Sie, mein Lieber, dem zu mißtrauen ich mehr Urſache hatte, als allen andern. Sie bemerkten es auch, und dieß ließ Sie argwohnen, daß ich Ihnen nicht Alles ſagte. Als Sie fort waren, gab ich den Auftrag an meiner Thüre zu ſagen, ich ſey nicht zu Hauſe, und bereitete mich auf meine Maskerade für den andern Tag vor. Alles, was die Einbildungskraft an Wonne vorausgeben kann, genoß ich vierundzwanzig Stunden lang. Die vier oder fünf letzten dauerten nur länger als alle andern. Endlich war jene gekommen, die ich mit ſo viel Ungeduld erwartet hatte; ich ließ mich zur Gräfin von Olonne tragen. Ich fand Sie im Nachthäubchen auf ihrem Bette, in einem roſenfarbenen Hauskleide. Ich vermag es nicht auszudrücken, mein Lieber, wie ſchön ſie an dieſem Tage war. Alles, was man davon ſagen könnte, wäre unter ihren Reizen; ihr Buſen war halb entblößt; ihre Haare waren mehr entfeſſelt als gewöhnlich, und in lauter Locken, ihre Augen glänzender als Sterne, und die Liebe belebte ihren Teint mit dem ſchönſten Roth der Welt. „„Nun wohlan, mein Lieber,““ ſagte ſie, „„werden Sie mir Dank wiſſen, daß ich Ihnen die Mühe erſpare, lange zu ſeufzen? finden Sie, daß ich Ihnen die Gunſt zu theuer erkaufen laſſen, die ich Ihnen erweiſe? Doch wie! Sie ſcheinen mir beſtürzt.““

„Ach, gnädige Frau,“ unterbrach ich ſie, „ich wäre ſehr gefühllos, wenn ich bei kaltem Blute bleiben könnte, in der Lage, worin Sie mich ſehen.“

„„Aber darf ich verſichert ſeyn,““ ſagte ſie, „„daß Sie das Andenken an Frau von Beuvais und an die Gräſin von Fiesque verloren haben.““ „Ja, ſagte ich, Sie ſehen wohl, daß ich beinahe mich ſelbſt vergeſſen habe.“ „„Ich fürchte nur die Zukunft, ſagte ſie, denn für jetzt betrüg' ich mich ſehr, mein Lieber, wenn ich Sie an andere denken laſſe, als an mich,““ und als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, fiel ſie mir um den Hals, und zog mich auf ihr Bett. Wir küßten uns tauſendmal; ſie wollte aber nicht dabei bleiben. Doch vergebens! Man muß ſich kennen, Herr von Vineuil, und wiſſen, wozu man geeignet iſt, was mich betrifft, ſeh' ich wohl, daß Damen nicht meine Sache ſind; es war mir unmöglich mit Ehren mir aus der Sache zu helfen, welche Anſtrengung auch meine Einbildungskraft machte, und die Gegenwart des ſchönſten Gegenſtandes von der Welt.

„„Was iſt es denn mein Herr, ſagte ſie, was Sie in einen ſo traurigen Zuſtand verſetzt? Iſt's meine Perſon, die Ihnen Widerwillen erregt? Oder bringen Sie mir den Nachlaß einer andern?““ Dieſe Aeußerung beſchämte mich ſo, daß ſie mir vollends die Kräfte entzog, die mir blieben. „Ich bitte Sie, ſagte ich, einen Elenden nicht mit Vorwürfen zu überhäufen, da ich ſicher behext bin.“ Anſtatt mir zu antworten, rief ſie ihrer Kammerfrau, und ſagte ihr: „„Aber Guinette, ſag mir die Wahrheit, wie ſeh' ich heute aus? Bin ich nicht unreinlich? Betrüge deine Gebieterin nicht, es iſt etwas an meinem Anzuge, das nicht gut läßt.““ Da Guinette nicht zu antworten wagte in dem Zorn, worin ſie ſie ſah, entriß ihr die Gräfin von Olonne einen Spiegel, den ſie hielt, und nachdem ſie alle Zierungen gemacht hatte, die ſie gewohnt war zu machen, wenn ſie Jemand gefallen wollte, warf ſie, um zu beurtheilen, ob mein Unvermögen ihre Schuld ſey oder meine, ihren Rock ab, der ein wenig zerknittert war, und ging haſtig in ein Cabinett, das ſich in dem Gange zwiſchen ihrem Bette und der Mauer befand. Was mich betrifft, der ich wie ein Verdammter war, ſo fragte ich mich ſelbſt, ob alles was geſchehen nicht ein Traum wäre, mit allen den Betrachtungen, die man in dergleichen Lagen machen kann. Ich ging in die Wohnung des Manicamp, der, als ich ihm mein Abentheuer erzählt hatte, zu mir ſagte: „Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Lieber, denn es geſchah aus Liebe zu mir, daß Sie bei einer ſo ſchönen Frau gefühllos waren.“ „Obgleich Sie vielleicht Urſache davon ſind, erwiederte ich ihm, ſo hab' ich es doch nicht gethan, um Sie zu verbinden.“

„Ich liebe Sie ſehr, fügte ich hinzu, aber ich geſtehe Ihnen, daß ich Sie in dieſem Falle vergeſſen hatte. Ich begreiſe eine ſo außerordentliche Schwäche nicht; ich glaube, indem ich die Kleidung eines Mannes ablegte, hab' ich auch die Kraft deſſelben ausgezogen.“ Als ich zu ſprechen aufhörte, brachte mir einer von meinen Leuten einen Brief von der Gräfin von Olonne, den ihm einer von ihren Dienern gegeben hatte; hier iſt er in meiner Taſche; ich will Ihnen denſelben vorleſen,“ und der Graf von Guiche, nachdem er ihn hervorgezogen hatte, las ihn dem Herrn von Vineuil:

„Wenn ich die Lüſte des Fleiſches ſehr liebte, würde ich mich beklagen, getäuſcht worden zu ſeyn: aber weit entfernt, mich darüber zu beklagen, bin ich Ihrer Schwäche Verbindlichkeit ſchuldig: ſie iſt Urſache, daß ich in der Abweſenheit der Vergnügungen, welche Sie mir nicht verſchaffen konnten, deren andere durch die Einbildungskraft genoß, die länger gedauert, als jene, die Sie mir bereitet hätten, wenn Sie ſich, wie ein anderer Mann würden benommen haben. Ich ſchicke jetzt, um zu erfahren, was Sie machen, ob Sie Ihre Wohnung erreichen konnten, denn ich habe Sie niemals in einem ſo ſchlimmen Zuſtande geſehen, als jener, worin ich Sie gelaſſen habe. Ich rathe Ihnen, Ihre Sachen in Ordnung zu bringen; mit ſo wenig natürlicher Wärme, wie ich ſie an Ihnen ſah, können Sie nicht lange leben. In der That, mein Herr, Sie bewegen mich zum Mitleiden, und welche Beſchimpfung ich auch von Ihnen erlitt, ſo unterlaſſe ich doch nicht, Ihnen meinen guten Rath zu geben. Fliehen Sie **Manicamp**, wenn Sie klug ſind; Sie könnten Ihre Geſundheit wieder erlangen, wenn Sie ihn eine Zeitlang nicht ſähen; ſicher kommt Ihre Schwäche von ihm; denn was mich betrifft, da mein Spiegel und mein Ruf nicht lügen, ſo fürcht' ich nicht, daß man mich hierin beſchuldigen könne."

„Kaum hatte ich dieſen Brief ganz geleſen, fuhr der Graf von Guiche fort, als ich dieſe Antwort gab:

„Ich geſtehe Ihnen, gnädige Frau, daß ich wohl ſchon Fehler gemacht habe, denn ich bin Menſch, und noch jung, aber ich habe nie einen größern gemacht, als jenen in der vergangenen Nacht; er iſt nicht zu entſchuldigen, und Sie können mich nicht verurtheilen, zu was es auch ſey, was ich nicht wohl verdient habe. Ich habe gemordet, ich habe verrathen, ich habe Entheiligungen begangen, und für alle dieſe Verbrechen da haben Sie nur Strafen zu erſinnen. Wenn Sie meinen Tod wollen, will ich Ihnen meinen Degen bringen, wenn Sie mich nur zur Geißel verdammen, werde ich ganz nackt im Hemde zu Ihnen gehen. Erinnern Sie ſich immer gnädige Frau, daß es mir an Kraft gebrach, nicht an Willen. Ich war wie ein braver Soldat ohne Waffen, wenn er in die Schlacht gehen muß. Ihnen zu ſagen, gnädige Frau, woher dieß gekommen, bin ich ſehr in

Verlegenheit; vielleicht ging's mir, wie jenen, welchen die Eßluſt vergeht, wenn ſie zu viel zu eſſen haben; vielleicht, daß die Einbildungskraft die natürliche Kraft verzehrt hat. Sehen Sie, gnädige Frau, was es heißt, ſo große Liebe einzuflößen; eine mittelmäßige Schönheit würde die Ordnung der Natur nicht geſtöret haben und befriedigter geweſen ſeyn. Leben Sie wohl gnädige Frau, ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, außer daß Sie mir vielleicht das Vergangene verzeihen werden, wenn Sie mir Gelegenheit geben, es künftig beſſer zu machen. Ich bitte hiezu nicht um mehr Zeit, als bis morgen zur nämlichen Stunde wie geſtern."

Nachdem ich durch einen meiner Lakayen dieſe ſchönen Verſprechungen, jenem der Gräfin von Olonne, welcher auf die Antwort wartete, geſchickt hatte, ging ich zur nämlichen Stunde hin, nicht zweifelnd, daß meine Anträge gut aufgenommen werden. Aber zuvor wollte ich für meine Perſon beſondere Sorge tragen. Ich badete mich, ließ mich reiben mit Eſſenzen und wohlriechenden Waſſern, aß friſche Eier und Untertheile der Artiſchocken, trank ein wenig Wein, dann ging ich fünf oder ſechsmal im Zimmer auf und ab, und legte mich auf's Bett. Ich hatte im Sinne, meinen Fehler gut zu machen, und da ich endlich friſch an Körper und Geiſt aufgeſtanden war, aß ich ſehr frühzeitig zu Mittag, eben ſo leicht, als ich zu Nacht geſpeiſet, und nachdem ich den Nachmittag damit zugebracht hatte, meinem kleinen Liebesboten Aufträge zu geben, begab ich mich zur Gräfin von Olonne zur nämlichen Stunde wie das letztemal. Ich fand ſie wieder auf ihrem nämlichen Bette, was mir einige Furcht einjagte, daß es mir Unglück bringen möchte; doch da ich mich endlich ſo gut als möglich ermannt hatte, warf ich mich ihr zu Füßen. Sie war halb entkleidet, und hielt einen Fächer, womit ſie ſpielte. Sobald ſie mich ſah, erröthete ſie ein wenig, ſicher in der Erinnerung an den Schimpf, den ſie am vorigen Abende erlitten. Das Erſte, was ſie that, war, den Fächer vor ihre Augen zu halten, und dieß hatte ſie eben ſo kühn gemacht, als wäre eine Mauer zwiſchen uns beiden geweſen. „Nun denn, ſagte ſie, armer Gelähmter, ſind Sie heute ganz vollſtändig gekommen?““ „Ach, gnädige Frau, ſagte ich, ſprechen wir nicht mehr von dem Vergangenen,“ — und warf mich hierauf mit Ungeſtüm in ihre Arme; ich küßte ſie tauſendmal, und bat ſie, ſich ganz ohne Hülle ſehen zu laſſen. Nach geringerem Widerſtande, den ſie leiſtete, um meine Begierden zu ſteigern und mehr um die Sittſamkeit zu heucheln, welche den Frauen ſo gut läßt, als aus irgend einem Mißtrauen auf ſich ſelbſt, erfüllte ſie dieſe Bitte. Ich ſah einen geſunden Körper im ſchönſten Ebenmaße von der Welt, und ganz ſtrahlend von Weiße; hierauf fing ich wieder an ſie zu umarmen; ſchon rauſchten unſere Küſſe, ſchon drückten unſere ineinander geſchlungenen Arme die letzten Zärtlichkeiten der Liebe aus, ſchon bewirkte die Verſchmelzung unſerer Seelen die Vereinigung unſerer Körper, als ſie den armſeligen Zuſtand gewahrte, worin ich war. Als ſie nun ſah, daß ich fortfuhr ſie zu beſchimpfen, dachte ſie nur mehr auf Rache. Es gibt keine Schimpfreden, die ſie nicht gegen mich ausſtieß; ſie machte mir die heftigſten Drohungen von der Welt. Was mich betrifft, ohne mich auf Bitten oder Klagen einzulaſſen, weil ich wußte, was ich verdient hatte, ging ich haſtig von ihr weg, und nach Hauſe, wo ich mich auf das Bett warf, und meinen Zorn gegen die Urſache meines Mißgeſchickes wendete, das mir in dem Alter von zwei und zwanzig Jahren die Gebrechlichkeiten des Greiſenalters aufbürdete. Aber vergebens ließ mein Zorn mich ſo ſprechen.

Ich brachte den Reſt der Nacht in tödtlicher Unruhe zu; ich wußte nicht, ſollte ich der Gräfin von Olonne ſchreiben, oder durch einen unvorhergeſehenen Beſuch überraſchen. Nach langer Unſchlüſſigkeit, wählte ich endlich Letzteres, auf die Gefahr hin, einige Hinderniſſe meiner Freuden zu finden; aber ich war glücklich genug, ſie bei Anbruch der Nacht allein zu treffen. Sie hatte ſich in's Bett gelegt, als ich von ihr ging, und in das Zimmer tretend, ſagte ich: „Gnädige Frau, ich will zu Ihren Füßen ſterben, oder Sie verſöhnen; zürnen Sie nicht, ich bitte Sie, als wüßten Sie nicht, daß ich es verdiene.“ Die Gräfin von Olonne, welche eben ſo ſehr, wie ich, ein ähnliches Mißgeſchick fürchtete, wie die vorausgegangenen, hütete ſich, durch

Vorwürfe mit Schrecken einzujagen, im Gegentheile, ſie ſagte mir alles was ſie konnte, um das Vertrauen auf mich ſelbſt wieder herzuſtellen, das ich beinahe verloren hatte, und in der That, wenn ich zwei Tage früher behext war, wie ich's geſagt hatte, ſo brach ich den Zauber das dritte Mal. Sie können ſich denken, mein Lieber, fügte der Graf von Guiche hinzu, daß ſie mir keine Schimpfworte ſagte, indem ich ſie verließ, wie ſie es an den andern Tagen gemacht hatte. Dieß iſt der Stand meiner Angelegenheiten, und ich bitte Sie, ſich zu ſtellen, als wüßten Sie nichts davon.“ —

Der Graf von Guiche ging zur Gräfin von Fiesque, der er unter andern Dingen ſagte, daß er ſich mit der Gräfin von Olonne nicht mehr einlaſſen werde.

Dieſer Anbeter war nicht lange bei ſeiner neuen Geliebten, als der Prinz von Marſillac es bemerkte. Welche Mühe er ſich auch gab, dieſen zu täuſchen, und ſo wenig Verſtand er auch hatte, die Eiferſucht, welche gewöhnlich die Schlauheit erſetzt, ließ ihn an ihr weniger Zuthulichkeit für ihn entdecken, als ſie gewohnt war, ſo daß, nachdem er ſich anfangs gegen ſie ſanft und dann ein wenig bitterer beklagt hatte, zuletzt aber ſah, daß ſie es deßwegen nicht weniger thät, er ſich entſchloß an ſeinem Nebenbuhler und ſeiner Geliebten auf einmal ſich zu rächen. Er gab alſo allen ſeinen Freunden die Briefe der Gräfin von Olonne und bat Sie, ſie überall zu zeigen, und da er wußte, daß die Prinzeſſin Leonore den Grafen von Guiche ſehr haſſe, gab er ihr den Brief, den er ſeiner Geliebten geſchrieben, worin er von der Königin und dem Herzoge von Anjou ſehr übel ſprach. Das Erſte, was die Prinzeſſin that, war, dieſen Brief dem Prinzen zu zeigen, indem ſie glaubte, ihn um ſo mehr gegen jenen aufzureizen, da ſie wußte, daß der Prinz ihn ſehr liebe. Inzwiſchen war er nicht ſo erzürnt, wie die Prinzeſſin gehofft hatte; er begnügte ſich, Eſtebar zu ſagen, daß ſein Vetter ein Undankbarer ſey, und daß er ihm niemals Veranlaſſung gegeben habe, auf ſolche Weiſe von ihm zu ſprechen; daß ſeine ganze Rache ſich darauf beſchränken würde, für ihn nicht mehr dieſelbe Achtung zu haben, wie früherhin, die Königin aber, wenn ſie die Art wüßte, auf welche er von ihr ſpreche, nicht ſo viele Rückſicht hätte, wie er.

Die Prinzeſſin, nicht zufrieden, am Prinzen ſo viele Güte für den Graf von Guiche zu ſehen, entſchloß ſich, mit der Königin davon zu ſprechen, und da ſie ihr Vorhaben Jemand eröffnete, hat ſie der Marſchall von Grammont, davon in Kenntniß geſetzt, ſeinem Sohne nicht zu nahe zu treten. Sie verſprach es ihm, und hielt auch Wort. Dieſe große Prinzeſſin war ſtolz und verzieh nicht leicht Leuten, welche die, ihrer hohen Geburt und ihrem außerordentlichem Verdienſte ſchuldige Achtung nicht für Sie hatten; war Sie aber einmal überzeugt, daß man Sie liebe, ſo war Niemand ſo gut, wie Sie. Während der Marſchall von Grammont und ſeine Freunde und das Aufſehen zu dämpfen trachteten, welches der Prinz von Marſillac mit dem Briefe des Grafen von Guiche gemacht hatte, vernahm man, daß die Gräfin von Olonne nachſtehenden zeigte, um eine Heirath zu hintertreiben, welche das Glück des Prinzen von Marſillac machte.

„Denken Sie nicht an den Zwang, gnädige Frau, worin ich mich befinde? Zwei oder dreimal in der Woche muß ich dem Fräulein von la Roche einen Beſuch machen, damit ich ihr ſage, wie ſehr ich ſie liebe, und ihr Stunden gebe, die ich nur benützen ſollte, Sie zu ſehen, Ihnen zu ſchreiben, und an Sie zu denken. In welcher Lage ich auch ſeyn möge, wäre es mir eine große Pein, ein Kind unterhalten zu müſſen, aber jetzt, da ich nur für Sie lebe, können Sie ſich wohl denken, daß dieß der Tod für mich iſt. Was mich einigermaßen zur Geduld beſtimmt, iſt, daß ich hoffe, mich an ihr zu rächen, indem ich ſie heirathe, ohne ſie zu lieben, und hernach, wenn ich den Unterſchied zwiſchen Ihnen und ihr näher ſehe, Sie Lebenslang lieben werde, mehr noch, wenn es möglich iſt, als ich Sie bisher geliebt habe.“

Dieß überraſchte anfangs Jedermann; bisher hatte man unbeſcheidene Liebhaber geſehen, und noch keine ſolche Liebhaberinnen; man konnte ſich nicht vorſtellen, daß eine Frau, um ſich an einem Manne zu rächen, den ſie nicht liebte, ſich ſelbſt überweiſen half. Dieſe Unbeſonnenheit machte doch nicht jene Wirkung, welche die Gräfin von Olonne ſich verſprochen hatte; der Herr von Linancourt, Großvater des Fräuleins von la Roche, wohl wiſſend, daß die Gräfin von Olonne ihn gegen den Prinzen von Marſillac erbittern wollte, antwortete jenen, die mit ihm von dieſem Briefe ſprachen, „daß, außer der Sünde gegen Gott, der Prinz von Marſillac nichts Beſſers thun könne, jung wie er ſey, als ſich darauf zu legen, das Herz einer ſo ſchönen Dame zu gewinnen, wie die Gräfin von Olonne; daß man nicht erſt jetzt anfange, die Frauen in den Schlafgemächern der Geliebten herabzuſetzen, daß aber, weil die Leidenſchaft für ſie weit heftiger ſey, als für jene, ſie gewöhnlich nicht ſo lange dauere, wie zum Beiſpiel jene des Prinzen von Marſillac, für die Gräfin von Olonne, die nun erloſchen ſey;" dieß hintertrieb alſo nicht die Angelegenheiten des Prinzen von Marſillac, wie ſie gehofft hatte, es beſtätigte nur, was man von ihr ſagen konnte, und benahm ihren Freunden die Mittel, ſie zu vertheidigen.

So ſtanden die Sachen, und der Graf von Guiche war zum Scheine Meiſter geblieben, als er eines Tages die Gräfin von Fiesque beſuchte, die nach einigen allgemeinen Aeußerungen ihn bat, dem Abbé Fouquet in ihrem Namen für einen Dienſt zu danken, den ſie von ihm erhalten zu haben vorgab, aber die Verbindlichkeit ſehr zu vergrößern, die ſie ihm ſchuldig ſey. Da er eine von den vornehmſten Perſonen dieſer Geſchichte iſt, ſo möchte es zu rechter Zeit ſeyn, ihn zu ſchildern.

Der Abbé Fouquet, Bruder der Prokurators des Königes, Großſchatzmeiſter von Frankreich, war ſeiner Abkunft nach aus einer Richterſtands-Familie vor ſeiner Erhebung, aber ſeitdem Edelmann. Wie der König hatte er blaue und lebhafte Augen, eine große Stirne, ein etwas vorgeſchobenes Kinn, ein flaches Geſicht, kaſtanienhellbraune Haare, einen mittelmäßigen Wuchs, und ſah gemein aus. Er hatte Verſtand und wußte nicht zu leben, eine blöde und verlegene Miene, und das von ſeinem Berufe entfernteſte Betragen von der Welt. Er war thätig, ehrgeizig und hochmüthig mit Leuten, die er nicht kannte, aber der wärmſte und beſte Freund, den es auf der Welt gab; er hatte ſich darauf eingelaſſen zu lieben, mehr des Ruhmes als der Liebe wegen; ſpäter aber war die Liebe Meiſterin geblieben. Die erſte Frau, die er geliebt hatte, war Bellamire, aus dem Hauſe Lothringen, von der er ſehr geliebt wurde. Die andere war Frau von Chaſtillon, die bei den Gunſtbezeigungen, die ſie ihm erwieſen, weit mehr ihren Vortheil als ihr Vergnügen berückſichtiget hatte. Da ſie die außerordentlichſte Frau in Frankreich war, müſſen wir den Verlauf ihres Lebens ſehen.

Ende der Geſchichte der Gräfin von Olonne.

Geſchichte

des Herrn und der Frau von Chaſtillon.

Frau von Chaſtillon, Tochter des Herrn von Bouteville, der enthauptet wurde, weil er ſich im Zweikampfe geſchlagen gegen das Verbot des Vaters von Ludwig XIV., Frau des Herrn von Chaſtillon, hatte ſchwarze und lebhafte Augen, eine kleine Stirne, eine wohlgeformte Naſe, einen rothen, kleinen und aufgeworfenen Mund, einen Teint, wie er ihr gefiel, aber gewöhnlich wollte ſie ihn weiß und roth; ſie hatte ein bezauberndes Lächeln, welches die Zärtlichkeit bis auf den Grund der Herzen aufregte. Sie hatte ſehr ſchwarze Haare, einen großen Wuchs, ein ſchönes Aeußere, lange, magere und ſchwarze Hände, Arme von der nämlichen Farbe und viereckig, was zu argen Folgerungen auf das führte, was man nicht ſah; ſie hatte einen ſanften, übereinſtimmenden, einſchmeichelnden und erfinderiſchen Geiſt; ſie war untreu, eigennützig und ohne Freundſchaft. Inzwiſchen, wie ſehr ſie auch von ihren ſchlimmen Eigenſchaften eingenommen war, ſo war es doch, wenn ſie gefallen wollte, nicht möglich ſich zu enthalten, ſie zu lieben; ſie hatte Eigenthümlichkeiten, welche bezauberten, und wieder andere, welche Jedermanns Verachtung auf ſich zogen. Für Geld und Ehrenbezeugungen hätte ſie ſich entehrt, und Vater, Mutter und Liebhaber aufgeopfert. Herr von Chaſtillon wurde nach dem Tode ſeines Vaters Jrondat und ſeines älteſten Bruders in Frau von Chaſtillon verliebt, und weil der Prinz von Conde ſich auch in ſie verliebte, bat ihn Herr von Chaſtillon, von ſeiner Liebe abzuſtehen, weil er nur Galanterie zum Zwecke habe, und er auf eine Heirath denke. Der Prinz von Condé, Verwandter und Freund des Herrn von Chaſtillon, konnte ſeine Bitte ſchicklicherweiſe nicht ablehnen, und weil ſeine Liebe erſt im Entſtehen war, hatte er nicht viele Mühe, ſich davon loszumachen, und verſprach dem Herrn von Chaſtillon nicht nur, daß er nicht mehr daran denken, ſondern auch, daß er ihm in dieſer Sache gegen den Marſchall ſeinen Vater und gegen ſeine Verwandten nützlich ſeyn werde, die ſich dagegen erklärten. Und in der That, trotz den Rathſchlüſſen und allen Hinderniſſen, die der Marſchall, ſein Vater dagegen aufbringen konnte, ſtand der Prinz von Condé dem Herrn von Chaſtillon ſo gut bei, den man damals Herr von Chaſtillon nannte, durch den Tod ſeines Bruders, daß er ihm Frau von Chaſtillon entführen half, und ihm zwanzigtauſend Livres zu ſeinem Lebensunterhalte lieh. Herr von Chaſtillon führte ſeine Geliebte nach Château-Thierry, wo er die Ehe vollzog. Von da gingen ſie nach Stenai, einem Sicherheitsorte, das der Prinz von Condé, dem es gehörte, ihnen zum Aufenthalt gegeben hatte. Aber ſey's, daß Herr von Chaſtillon ſeine Frau nicht ſo wohl geſtaltet fand, als er ſie ſich vorgeſtellt hatte, ſey's, daß die Liebe, von der er befriedigt war, ihm Muße gab, über den ſchlimmen Stand ſeiner Angelegenheiten Betrachtungen zu machen, ſey's, daß er fürchtete, ſeiner Frau das Uebel mitgetheilt zu haben, woran er litt, am folgenden Tage nach ſeiner Vermählung erfaßte ihn ein entſetzlicher Unwille, der, während er in Stenai war, dergeſtalt fortwährte, daß er nicht mehr aus den Wäldern herausging, wie ein Wilder. Zwei oder drei Tage darnach ging er zum Heere, und ſeine Gattin in ein Nonnenkloſter gegen zwei Meilen von Paris. Da war es, wo Baſcovin, der ſeine Noth kannte, ihm tauſend Piſtolen ſchickte, und Herr von Vineuil zweitauſend Thaler, die man ihnen noch ſchuldig iſt, obwohl Frau von Chaſtillon reich iſt, und dieß Geld zu ihrem Nutzen verwendet wurde.

Da der Mangel des Alters des Herrn von Chaſtillon, als er die Frau von Chaſtillon heirathete, ſeine Ehe ungültig machte, und er bei ſeiner Rückkehr volljährig war, fertigte man einen Heiraths-Vertrag im Pallaſte, den der Prinz von Condé in Paris hatte, vor allen Verwandten der Frau von Chaſtillon, und endlich wurden ſie zu Nôtre-Dame vom Herrn Coadjutor getraut. Wenige Tage darnach fühlte ſich Frau von Chaſtillon unpäßlich, und reiſete in's Bad, wo der Herzog von Nemours ſie traf, und in ſie verliebt wurde.

Dieſer Herzog hatte ſehr blonde Haare, eine wohlgeformte Naſe, einen kleinen Mund und von ſchöner Farbe, den hübſcheſten Wuchs von der Welt, und in ſeinen geringſten Geberden eine Anmuth, die man nicht genug bewundern konnte, einen ſehr muntern und ſcherzhaften Geiſt. Die Freiheit ſich zu jeder Stunde zu ſehen, welche die Gewohnheit in Badeorten eingeführt hat, gab dem Herzoge von Nemours tauſend Gelegenheiten, ſeine Liebe ſeiner Geliebten zu erkennen zu geben; da er wußte, daß man niemals einen Liebeshandel geordnet hat, ohne eine mündliche oder ſchriftliche Erklärung zu machen, entſchloß er ſich, davon zu ſprechen. Eines Tages, da er allein bei ihr war, ſagte er: „Es iſt länger als eine Woche, gnädige Frau, daß ich unſchlüſſig damit umgehe, Ihnen zu ſagen, was ich für Sie fühle, und wenn ich zuletzt mich entſchließe, mit Ihnen davon zu ſprechen, dann geſchieht es, nachdem ich alle jene Schwierigkeiten eingeſehen, die ich bei dieſem Vorhaben finden kann. Ich gebe mir Unrecht, gnädige Frau, und aus dieſem Grunde ſollte ich nicht hoffen; überdieß heirathen Sie einen geliebten Anbeter; es iſt ein ſchwieriges Unternehmen, ihn aus Ihrem Herzen zu verdrängen, und ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Indeß, ich liebe Sie, gnädige Frau, und ſollten Sie, um nicht undankbar zu ſeyn, ſich des nämlichen Grundes gegen mich bedienen, ſo geſteh' ich Ihnen, daß dieß mein Geſtirn und nicht meine Wahl iſt, was mich verpflichtet, Sie zu lieben.“

Frau von Chaſtillon hatte nie ſo viele Freude gefühlt, als dieſe Rede ihr machte; auch ſchien ihr dieſer Herzog ſo liebenswürdig, daß wenn es Sitte geweſen wäre, daß die Frauen zuerſt von ihrer Liebe ſprechen, dieſe nicht ſo lange gewartet hätte, wie ihr Liebhaber; aber die Furcht, nicht geziert genug zu ſcheinen, machte ſie ſo ſehr verlegen, daß ſie eine Zeitlang nicht zu antworten wußte. Zuletzt ſich anſtrengend, um zu ſprechen, und die Verwirrung zu verhehlen, welche ihr Schweigen bezeugte, ſagte ſie: „Sie haben recht, mein Herr, mit allen erdenklichen Umſtänden, zu glauben, daß ich meinen Gatten ſehr liebe, aber Sie verlangen wohl, daß man ſich die Freiheit nehme, Ihnen zu ſagen, daß Sie Unrecht haben in Bezug auf Ihren Punkt, ſo viele Beſcheidenheit zu beobachten und wäre man in der Lage, die Güte zu erkennen, die Sie für die Leute haben, ſo würden Sie ſehen, daß ſie Sie mehr ſchätzen, als Sie glauben.“ „Gnädige Frau, verſetzte der Herzog von Nemours, es liegt nur an Ihnen, daß ich der rechtſchaffenſte Mann von Frankreich bin.“ Kaum hatte er geendet, als die Gräfin von Mora in das Zimmer trat, vor welcher er das Geſpräch ändern mußte. Obgleich dieſe beiden Liebenden ihre Faſſung nicht verloren, ließ ihre Zerſtreuung, ihre Verlegenheit, dieſe Dame ſchließen, daß ihre Angelegenheit weiter vorgerückt als ſie war, und dieß war Urſache, daß ſie ſich anſchickte, ihren Beſuch abzukürzen, als ihr der Herzog von Nemours zuvorkam. Dieſer verliebte und beſcheidene Prinz, wohl wiſſend, daß er vor einer ſo hellſehenden Frau, wie die Gräfin von Mora war, eine üble Rolle ſpiele, ging fort, und nach Hauſe, wo er ihr dieſen Brief ſchrieb:

„Ich gehe von Ihnen, gnädige Frau, um mehr bei Ihnen zu ſeyn, als ich es war. Die Gräfin von Mora beobachtete mich, und ich wagte es nicht, Sie anzublicken, ich fürchtete ſelbſt, da ſie gewandt iſt, daß dieſe Ziererei mich entdecken möchte. Denn, gnädige Frau, man weiß ſo wohl, daß man Sie anſchauen muß, wenn man bei Ihnen iſt, daß man glaubt, wer Sie nicht anſchaut, gehe dabei mit Argliſt um. Wenn ich Sie jetzt nicht ſehe, gnädige Frau, ſo bemerkt man wenigſtens nicht, daß ich liebe, und ich habe die Freiheit, meine Liebe niemand wiſſen zu laſſen, als Ihnen; aber wie glücklich wär' ich, könnt' ich Sie überzeugen, auf welchem Punkte ſie iſt! Und wie ungerecht würden Sie in dieſem Falle ſeyn, gnädige Frau, wenn Sie nicht einige Güte für mich hätten!"

Frau von Chaſtillon fühlte ſich ſehr erſchüttert, als ſie dieſen Brief geleſen hatte. Sie wußte nicht, welche Partie ſie ergreifen ſollte, die der Milde oder der Strenge; dieſe konnte ſie das Herz ihres Geliebten verlieren machen, jene ſeine Achtung, und beide ihn verſcheuchen. Endlich entſchloß ſie ſich zum Schwerſten, als dem Ehrbarſten, und was auch ihr Herz ihr ſagte, ſie wollte lieber thun, was ihre Vernunft ihr rieth. Sie gab dem Herzoge von Nemours keine Antwort, und als er am andern Tage in ihr Zimmer trat, ſagte ſie: „Wollen Sie eine neue Beleidigung zufügen, mein Herr, weil die Laune ſo ſanft iſt, wie das Geſicht? Glauben Sie, daß es nichts braucht, als den Leuten nachzuſtellen? Wenn man nur hart ſeyn muß, um Ihre Achtung zu erhalten, ſo ſchätzt man Sie hoch genug, um ſich einige Zeit Gewalt anzuthun. Ja, mein Herr, man wird grauſam ſeyn, und ich ſehe wohl, daß man es mit Ihnen ſeyn muß.“ Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag, gefallen auf dieſen armen Liebhaber. Die Thränen kamen ihm in die Augen, und ſeine Thränen ſagten ihr beſſer als alles, das, was er ſagen konnte. Nachdem er einen Augenblick verweilte, ohne zu ſprechen, erwiederte er: „Ich bin in Verzweiflung, gnädige Frau, Sie in Zorn zu ſehen, und ich möchte todt ſeyn, weil ich Ihnen mißfallen habe; Sie ſehen in der Rache, gnädige Frau, die ich der Kränkung wegen, die Sie empfingen, zu nehmen beſchloſſen habe, daß Ihre Intereſſen mir theurer ſind, als meine eigenen; ich gehe ſo weit von Ihnen, gnädige Frau, daß meine Liebe ſie nicht mehr beläſtigen wird.“ „Das iſt's nicht, um was ich Sie bitte, unterbrach ihn dieſe Schöne; Sie können wohl, ohne mich zu betrüben, noch hier bleiben; kennen Sie mich denn nicht ſehen ohne mir zu ſagen, daß Sie mich lieben, oder wenigſtens ohne mir's zu ſchreiben?“ „Nein, gnädige Frau, erwiederte er, das iſt mir durchaus unmöglich. „Wohlan, mein Herr, ſehen Sie mich alſo, verſetzte Frau von Chaſtillon, ich bin damit zufrieden, aber bemerken Sie alles, was man für Sie thut.“ „Ach, gnädige Frau, unterbrach ſie der Herzog von Nemours, indem er ſich ihr zu Füßen warf, wenn ich Sie anbetete als eine ganz Grauſame, die Sie waren, urtheilen Sie, was ich thun werde, wenn Sie ſanft ſeyn werden; ja, gnädige Frau, urtheilen Sie darüber, wenn es Ihnen gefällt, denn ich kann Ihnen nicht ausdrücken, was ich fühle.“ Dieſe Unterhaltung endigte nicht, wie ſie angefangen hatte, Frau von Chaſtillon enthielt ſich, die ganze Strenge zu bewahren, die ſie ſich gelobt hatte, und erhielt dieſer Herzog keine großen Gunſtbezeugungen, ſo hatte er doch Urſache zu hoffen, nicht gehaßt zu werden. In dieſer Zuverſicht, ſo wie er zu Hauſe ankam, ſchrieb er an ſeine Geliebte:

„Da Sie mir geſagt haben, Sie ſeyen es zufrieden, daß ich Sie beſuche, weil es mir unmöglich war, Sie zu ſehen, ohne Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, oder wenigſtens ohne es Ihnen zu ſchreiben, muß ich Ihnen ſchreiben, mit dem Vertrauen, daß mein Brief nicht übel aufgenommen werde. Inzwiſchen zittere ich, gnädige Frau, und die Liebe, die niemals ohne Furcht iſt, zu mißfallen, erregt in mir die Einbildung, daß Sie Ihre Empfindung ſeit drei Stunden geändert haben könnten. Erweiſen Sie mir die Huld, gnädige Frau, mich darüber durch zwei Zeilen aufzuklären. Wenn Sie wüßten, mit welcher Inbrunſt ich ſie wünſche, und mit welchem Entzücken ich ſie empfangen werde, würden Sie mich dieſer Huld nicht unwürdig erachten.“

Univ.-Bibl.
München

Frau von Chaſtillon hatte kaum dieſen Brief empfangen, als ſie ihm dieſe Antwort gab:

„Warum ſoll man verändert ſeyn, mein Herr? Aber, mein Gott, wie ſind Sie andringlich! Sind Sie nicht zufrieden, Ihre Kräfte zu kennen, ohne auch noch über fremde Schwäche triumphiren zu wollen?“

Der Herzog von Nemours empfing dieſes Briefchen mit einer Freude, die ihn faſt außer ſich brachte; er küßte es hundertmal und konnte nicht aufhören, es wieder zu leſen. Indeß ſtieg die Liebe dieſer Liebenden mit jedem Tage, und Frau von Chaſtillon, die ihr Herz ſchon übergeben hatte, vertheidigte das Uebrige nur, um es durch Erſchwerung erheblicher zu machen. Da endlich die Zeit der Brunnencur vorüber war, mußten ſie ſich trennen, und obwohl Beide nach Paris zurückkehrten, ſo urtheilten doch beide richtig, daß Sie ſich nicht mehr mit ſo vieler Bequemlichkeit ſehen würden, wie ſie in Bourbon hatten. Bei dem Anblicke dieſer Schwierigkeiten war ihr Abſchied ſchmerzlich; der Herzog von Nemours gab ſeiner Geliebten mehr durch die Thränen, die er vergoß, Verſicherungen, als durch das, was er ihr ſagte, und die Gewalt, welche Frau von Chaſtillon ſich anzuthun ſchien, um nicht zu weinen, machte die nämliche Wirkung auf den Geiſt ihres Liebhabers. Sie ſchieden ſehr traurig, aber ſehr überzeugt, daß ſie ſich innig liebten, und immer lieben würden. Den übrigen Herbſt hindurch ſahen ſie ſich wenig, weil ſie beobachtet wurden, aber ſie ſchrieben ſich ſehr oft.

Zu Anfang des Winters nöthigte der Bürgerkrieg, der ſich zu entzünden begann, Ludwig XIV. Paris ziemlich ſchnell zu verlaſſen, und ſich in das Schloß Pec zu begeben. Zu dieſer Zeit ſtarb der Marſchall, Vater des Herrn von Chaſtillon, und der Prinz von Condé damals der Arm des Cardinals, erhielt das Patent als Herzog und Pair für ſeinen Vetter, den Herrn von Chaſtillen. Die Truppen rückten von allen Seiten an, man ſchloß die Stadt ein, der Hof ſchien nicht ſo traurig, und die Höflinge und Kriegsleute waren entzückt über den ſchlechten Stand der Dinge; der Cardinal allein, der ſie zu Grunde richten konnte, verhehlte einen Theil davon der Königin, und das Ganze dem jungen Ludwig XIV., mit dem man vom Kriege nur ſprach, um ihm die Fehler der Rebellen zu ſagen, und den man die übrige Zeit hindurch mit Kurzweile ergötzte, wie ſie ſeinem Alter angemeſſen war. Unter den Perſonen, mit welchen er gerne ſpielte, nahm

Frau von Chaſtillon den erſten Platz ein, weßwegen Proſpere die Liedesſtrophe unter dem Namen ihres Gatten machte.

„Chaſtillon, hüte deine Reize“ ꝛc.

Bei dieſen kleinen Spielen verlor der Herzog von Nemours ſeine Zeit nicht, und ſelten war es dabei der Fall, daß nicht Frau von Chaſtillon und er Beweiſe ihrer Liebe gaben, aber in dem Maße, als dieſe Leidenſchaft wuchs, machte es ihre Klugheit nicht eben ſo; man bemerkte, daß ſie ſich immer einander gegenüber ſetzten, und ſo, daß ſie heimlich miteinander reden konnten, im Blindekuhſpiele, wenn eine Perſon die Augen verbunden hatte, eine andere ſich überlieferte, damit man diejenige zu erkennen ſuche, die man ergriffen, hatte er einen Vorwand, ſie uberall zu befühlen; kurz es gab keine Art von Spiel, wo die Liebe ſich nicht Mittel finden ließ, ſich Zärtlichkeiten zu erweiſen.

Herr von Chaſtillon, den die Gemüthsart ſeiner Frau nöthigte, ſie zu beobachten, merkte etwas von dem Einverſtändniſſe des Herzogs von Nemours mit ihr; die Ehre mehr als die Liebe ließ ihn dieſe Beleidigung mit äußerſter Ungeduld aufnehmen, er ſprach davon mit einem ſeiner Freunde, der ſeinen Unwillen vollkommen theilend, wie er ihn theilen mußte, mit Frau von Chaſtillon darüber ſprach: der Dienſt, ſagte er zu ihr, den ich dem Hauſe ihres Herrn Gemahls gewidmet habe, verpflichtet mich, Ihnen eine Nachricht zu geben, die für Sie von Folge iſt. Schön wie Sie ſind, gnädige Frau, iſt es nicht möglich, daß Sie nicht ſollten geliebt werden, und da Ihre Abſichten ſicher gut ſind, geben Sie nicht genug Achtung auf Ihre Handlungen: die meiſten Frauen, die Sie beneiden, und die Männer, welche auf den Ruhm Ihres Herrn Gemahls eiferſüchtig ſind, finden ſich veranlaßt, alles was Sie thun, zu mißdeuten. Ihr Herr Gemahl ſelbſt hat bemerkt, daß Ihr Betragen, obwohl mehr unklug als verbrecheriſch, ſo beſchaffen iſt, daß es Ihnen vor der Welt ſchadet, und ihm Kummer verurſacht. Sie wiſſen, wie eiferſüchtig er auf ſeine Ehre iſt, und wie ſehr er in dieſer Hinſicht das Geſpötte fürchten würde, ich gebe Ihnen davon Nachricht, und bitte Sie unterthänigſt, darauf Rückſicht zu nehmen; denn wenn Sie ſich auf die Reinheit Ihres Bewußtſeyns verlaſſen, und zu ſehr Ihren Ruf vernachläßigen, könnte Ihr Herr Gemahl zu Gewaltthätigkeiten gegen Sie ſich anſchicken, welche Sie nicht mehr in der Lage ließen, ihm Ihre Unſchuld darzuthun.

„Was Sie ſagen, mein Herr,“ erwiederte Frau von Chaſtillon, „darf mich nicht überraſchen: der Herr Herzog hat mich frühzeitig an ſeine Launen gewöhnt; von dem Tage nach meiner Verehelichung an, ergriff ihn eine ſo wüthende Eiferſucht wegen Vaſceven, der zu meiner Entführung behülflich war, daß er ſie nicht verhehlen konnte, und doch kann man ihm keinen geringern Anlaß dazu geben; heute, ſehen Sie, fängt er an, Verdacht zu ſchöpfen, ich wüßte nicht zu errathen wegen weſſen; ich kann nur ſagen, daß ich zweifle, ob ſein Geiſt hierüber Ruhe hätte, wenn ich auf dem Lande wäre, und niemand ſähe, als meine Diener.

„Ich laſſe mich, gnädige Frau, verſetzte dieſer Freund, auf kein weiteres Detail mit Ihnen ein; ich weiß ſelbſt nicht, ob Ihr Herr Gemahl darauf

Rückſicht nimmt, wenn er mir bezeugt, daß er mit Ihnen nicht zufrieden iſt; Sie können aber nach dem, was ich Ihnen ſage, Maßregeln für Ihr Betragen ergreifen." — und als er hierauf ſich empfohlen hatte, ließ er ſie in einer entſetzlichen Unruhe. Sogleich ſetzte ſie den Herzog von Nemours davon in Kenntniß, mit dem ſie beſchloß, daß ſie ſich mehr als früherhin Gewalt anthun wollten.

Inzwiſchen glaubte der Prinz von Condé, der an nichts dachte, als das Volk von Paris durch eine Hungersnoth zu bändigen, und den Senat Preis zu geben, der auf den Kopf des Cardinals einen Preis geſetzt hatte, daß eines von den Mitteln, welche den Erfolg ſoweit fördern könnten, die Wegnahme von Bouchemat wäre, das Clanleu mit ſechs oder ſieben hundert Menſchen bewachte, an deren Spitze Monſieur, Oheim des Königes, Generallieutenant ſeiner Regentſchaft, ſich ſtellen wollte, und griff Bouchemat von drei Seiten an. Da bei den Zugängen nur ziemlich ſchlechte Verſchanzungen waren, hielt es für die Truppen Ludwig XIV. nicht ſehr ſchwer, ſie zu erſtürmen. Aber Herr von Chaſtillon, derben Angriff unter dem Prinzen von Condé befehligte, die Feinde tapfer zurücktreibend, wurde im Unterleibe von einem Musketenſchuße verwundet, woran er in der folgenden Nacht ſtarb. Der Prinz bedauerte ihn ſehr, und der Schmerz war ſo heftig, daß er nicht lange dauern konnte. Nach dem Vorausgegangenen kann man wohl ſchließen, daß der Herzog von Nemours ſehr mittelmäßig gerührt wurde, und man wird es noch beſſer aus dem ſchließen, was daraus folgte. Inzwiſchen weinte Frau von Chaſtillon, riß ſich die Haare aus, und gab den Schein der größten Verzweiflung von der Welt. Das Publikum wurde ſo getäuſcht, daß es ein Sonett darüber machte.

Der Herzog von Nemours, der beſſer unterrichtet war, als die übrige Welt, erſtaunte nicht über die Betrübniß der Frau von Chaſtillon, und wählte ſo gut die Zeit, da das Uebermaß des Schmerzes dieſe arme Verzweifelte beſtürzt gemacht hatte, und drang ſo nachdrücklich in ſie, ihm Gunſtbezeugungen zu gewähren, welche die Furcht vor ihrem Gatten ihm während ſeines Lebens zu bewilligen ſie verhindert hatte, daß ſie ihm am Abende ſeines

Begräbniſſes ein Rendezvous gab. Die Bourdeaux eines von ihren Kammermädchen, die glaubte, daß der Tod des Herrn von Chaſtillon das Glück des Riconnet zerſtöre, der ſie heirathen wollte, war in einer wahren Betrübniß, ſo daß ſie, als ſie den Herzog von Nemours auf dem Punkte ſah, die höchſten Gunſtbezeugungen ſeiner Geliebten zu empfangen, das Entſetzen vor dieſer Handlung ihren Schmerz verdoppelte, und ohne aus dem Zimmer zu gehen, das Vergnügen dieſer Liebenden durch ihre Seufzer und durch ihre Thränen trübte. Der Herzog von Nemours, der wohl ſah, daß wenn er dieſes Mädchen nicht beſänftigte, er künftighin in ſeiner Liebe nicht die ganze Süßigkeit finden würde, die er ſich verſprach, trug Sorge ſie zu tröſten, und ſagte zu ihr im Fortgehen, daß er ihren Verluſt an dem ſeligen Herrn von Chaſtillon wohl kenne, und ihr Freund ſeyn, und eben ſo wie der Verſtorbene für ihr Glück ſorgen wolle, daß er eben ſo viel guten Willen habe, wie jener, und vielleicht noch mehr Macht, und daß, bis er für ſie etwas Anſehnliches thun könne, er ſie bitte vier tauſend Thaler anzunehmen, die er ihr am folgenden Tage ſchicken würde. Dieſe Worte hatten ſo viel Kraft, daß die Bourdeaux ihre Thränen trocknete, und dem Herzoge von Nemours verſprach, lebenslang auf ſeiner Seite zu ſeyn, und ihm ſagte, daß ſeine Geliebte alle Gründe von der Welt habe, nichts zu unterlaſſen, um ihm Beweiſe ihrer Liebe zu geben. Am andern Tage bekam die Bourdeaux die viertauſend Thaler, die dieſer Herzog ihr verſprochen hatte; auch diente ſie ihm von da an vorzugsweiſe vor allen jenen, die ihr nicht ſo viel gaben.

Zu Anfang des Frühlings, da der Frieden zu Paris geſchloſſen war, kam der Hof dahin zurück. Der Prinz von Condé, welcher den Herrn Cardinal aus einem ſchlimmen Handel zog, verkaufte ihm theuer die Dienſte, die er ihm in dieſem Kriege geleiſtet hatte; der Cardinal konnte die Gnaden nicht beſtreiten, um die er ihn bat; Pont de l'Arche, das ihm der Prinz für ſeinen Schwager den Herzog von Longueville entriß; die Heirath des Erlachie, die er kühn mit Jrite gemacht, wider die Abſicht des Hofes, und die Kühnheit, womit er von der Königin verlangt hatte, daß ſie Sienge ſah, nach der Verwegenheit deſſelben an Ihre Majeſtät einen Liebesbrief zu ſchreiben, brachten zuletzt den Herrn Cardinal zu dem Entſchluſſe, ſich von der Tyrannei zu befreien, worin er war, unter dem Vorwande die Verachtung zu ahnden, die man dem königlichen Anſehen bezeigte und eröffnete dieſes Vorhaben dem Goruan, der ſich an den gebrochenen Stock ſeines Gefreiten erinnerte, durch den Prinzen von Condé, und der deßwegen und aus Eiferſucht auf ſein Verdienſt, Gründe hatte ihn zu haſſen, und weil der Cardinal ihm zu erkennen gab, daß der Herr von Petitbourg, der ihn beherrſchte, Penſionär des Prinzen ſey, nahm er ihm das Wort ab, daß er dieſe Angelegenheit ſeinem Günſtlinge verhehlen wolle. Man verhaftete im Palais-Royal, wo damals Ludwig XIV. wohnte, von Condé den Prinzen von Conti, und den Herzog von Longueville. Inzwiſchen begab ſich Herr von Türenne, der wegen der Verbindungen, die er mit dem Prinzen von Condé hatte, fürchten konnte, ergriffen zu werden, und die übrigens wegen des Fürſtenthumes von Stenai, das man ſeinem Hauſe entzogen hatte, wider den Hof erzürnt war, nach Stenai, wo Frau von Longueville bald darnach ankam. Die Offiziere des Prinzen warfen ſich in die Stadt Bellegarde, Frau von Chaſtillon begab ſich zur Mutter des Prinzen von Condé, und zog den Herzog von Nemours, ihren Liebhaber, in ihr Intereſſe. Wenige Tage hernach wurde die Prinzeſſin in das Gefängniß geſetzt, und die Mutter des Prinzen von Condé erhielt die Erlaubniß, ihre Baſe zu ſehen, Frau von Chaſtillon. Ein Prieſter Namens Cambiac, der ſich durch die Vermittlung des Herrn von Luxembourg bei dem Fräulein von Belitobulin eingeführt hatte, wurde zu Frau von Chaſtillon von ihrer Mutter geſendet; er befand ſich nicht lange dort, als er ſich zum Meiſter ihres Gemüthes machte, dergeſtalt, daß er ſich zwiſchen ſie und den Herzog von Nemours ſtellte. Dieſer Umgang gab ihm Anlaß zu großen Vertraulichkeiten mit Frau von Chaſtillon; er wurde in ſie bis auf den Punkt verliebt, während des Meſſeleſens ohnmächtig zu werden. Da die Mutter des Prinzen von Condé an jenem Uebel erkrankt war, woran ſie ſtarb, benützte der Pater Combiac, der großen Einfluß auf ihr Gemüth hatte, denſelben zu Gunſten der Frau von Chaſtillon, und beſtimmte ſie, ihr für hundert tauſend Thaler Edelgeſteine, und den lebenslänglichen Genuß der Herrſchaft von Marlou zu geben, die eine Rente von 20,000 Livres eintrug. Der Herzog von Nemours war indeß ein wenig beunruhiget, als er aber das Teſtament der Prinzeſſin geſehen hatte, wurde er völlig eiferſüchtig, er glaubte nicht, daß es leicht ſey, ſo anſehnlichen Dienſten zu widerſtehen, und ob wohl er ſeine Geliebte nicht tadeln konnte, ſie angenommen zu haben, war er doch erzürnt, daß ſie ſie aus der Hand eines Mannes erhielt, den er ſchon als ſeinen Nebenbuhler betrachtete, denn er hatte Urſache zu fürchten, daß ſie mit ihren Gunſtbezeugungen erkauft hatte, was der Prieſter Cambiac für ſie gethan. Obwohl ſie den Herzog von Nemours liebte, liebte ſie doch die Reichthümer noch mehr. Da ſie indeß nach dem Tode der Mutter des Prinzen von Condé mit dem Pater Cambiac nichts mehr zu thun hatte, fiel es ihr nicht ſchwer, das Gemüth ihres Liebhabers zu heilen, indem ſie den armen Prieſter entfernte.

Da der Coadjutor von Paris und Frau von Chevreuſe, Theilnehmer an dem Geheimverſtändniſſe zur Verhaftung des Prinzen, fanden, daß der Cardinal zu anmaßend wurde, zogen ſie den Herrn Herzog von Orleans in dieſe Erwägung, und ſtellten ihm vor, daß wenn er zur Freiheit des Prinzen beitrüge, er nicht nur mit ihnen ſich ausſöhnen, ſondern ſie auch noch völlig in ſein Intereſſe ziehen würde. Außer dem Plane die Parthie des Cardinals zu ſchwächen, die ſich bei jener verdächtig machte, welche man die Schleuder *) nannte, hatte noch jedes ſein beſonderes Intereſſe. Frau von Chevreuſe wollte, daß der Prinz von Conti, für welchen der Hof den Cardinalshut in Rom nachgeſucht hatte, ihre Tochter heirathe, und der Coadjutor in ſeine Ernennung eintrete, und dieſes Verſprechen gaben die Prinzen von Condé und Conti eigenhändig unterzeichnet der Frau von Chevreuſe, unter der Bedingung, daß ſie und der Coadjutor an der Befreiung von ihrer Haſt arbeiteten. Da die Sache gelungen war, wie

---

*) La fronde, eine Parthei, die damals dem franzöſiſchen Hofe zuwider war, und eine Schleuder zum Wahrzeichen hatte.

ſie dieſelbe entworfen hatten, und der Cardinal ſelbſt genöthiget, Frankreich zu verlaſſen, zeigte der Prinz von Condé keine Mäßigung in ſeinem neuen Wohlergehen, und dieß nöthigte den Hof, neue Anſchläge auf ſeine Perſon zu machen. Er begab ſich anfangs auf ſein Landgut zu St. Maur und wenige Tage darauf nach Monton, und von da in ſein Gouvernement von Aquitanien, der Herzog von Nemours folgte ihm, und Frau von Longueville, die bei ihrem Bruder war, eingenommen von den Vorzügen des Herrn von Nemours, erwies ihm ſo viele Gefälligkeiten, daß dieſer Prinz, obgleich anderwärts ſehr verliebt, ihr nicht widerſtehen konnte, aber er ergab ſich mehr aus Schwachheit des Fleiſches, als aus Zuneigung des Herzens. Der Herzog von la Rochefaucault, ſeit drei Jahren der geliebte Anbeter der Frau von Longueville, ſah die Untreue ſeiner Geliebten mit der ganzen Wuth, die man in einem ſolchen Falle haben kann. Sie, die von einer großen Liebe für den Herzog von Nemours erfüllt war, gab ſich wenig Mühe, ihren erſten Liebhaber zu ſchonen. Das erſtemal, als ſie den Herzog von Nemours allein ſah, im zärtlichſten Augenblicke des Rendezvous, fragte ſie ihn, wie er mit der Frau von Chaſtillon geſtanden. Da der Herzog von Nemours ihr antwortete, daß er niemals von ihr eine Gunſtbezeigung erhalten habe, ſagte ſie: „Ach ich bin verloren und Sie lieben mich nicht, weil Sie in der Lage, worin wir uns jetzt befinden, im Stande ſind, mir die Wahrheit zu verhehlen.“ Dieſes Verhältniß dauerte nicht lange, denn der Herzog konnte ſich nicht zwingen, eine Neigung zu bezeigen, die er nicht fühlte, und man kann wohl glauben, daß die Prinzeſſin, die unreinlich war und übel roch, ihre widrigen Eigenſchaften einem Manne nicht verbergen konnte, der anderwärts innig liebte. Dieſe Widrigkeiten verzögerten auch die Reiſe nicht, welche der Herzog von Nemours nach Flandern machen mußte, um der Parthei des Prinzen von Condé ein Hülfscorps von Fremden zu bringen; aber die wahre Urſache ſeiner Ungeduld war die Sehnſucht, Frau von Chaſtillon wieder zu ſehen, die er noch immer mehr als ſein Leben liebte. Er ging alſo nach Paris, wo er ſie wieder ſah, und brachte ſie in die unglückliche

Lage, die man die Klippe der Wittwen nennen kann. Als ſie ihr Uebel bemerkte, ſuchte ſie Hülfe, um ſich davon zu befreien. Des Fougerais, ein berühmter Arzt, unternahm dieſe Cur, und es war zu jener Zeit, daß er ſie in dieſer Krankheit behandelte, als der Prinz von Condé von Guienne nach Paris zurückkam, und den Herzog von la Rochefoucault mit ſich brachte.

Der Prinz von Condé hatte lebhafte Augen, eine zuſammengedrückte Habichtsnaſe, hohle und magere Wangen, ein langes Geſicht, die Geſichtsbildung eines Adlers, gekräuſelte Haare, übel gereihte und unreine Zähne, einen ſchönen Wuchs, er hatte Feuer in ſeinem Geiſte, aber keinen richtigen Geiſt, er lachte viel und ſehr unangenehm, er beſaß ein wunderbares Genie für den Krieg, und beſonders für die Schlachten. Am Tage der Schlacht war er gegen Freunde ſanft, gegen die Feinde kühn; er hatte eine Zierlichkeit des Geiſtes, eine Stärke der Beurtheilung und eine Leichtigkeit ohne Gleichen; er war ein geborner Betrüger, aber beſaß Treue und Redlichkeit in großen Gelegenheiten, er war anmaßend und rückſichtslos geboren, aber Widerwärtigkeit hatte ihn leben gelehrt. Als dieſer Prinz einige Neigung fühlte, Frau von Chaſtillon zu lieben, feuerte ihn der Herzog von la Rochefaucault noch mehr an, aus großem Verlangen, das er hatte, ſich an dem Herzoge von Nemour zu rächen, und da der Widerſtand dieſer Schönen die Liebe dieſes Prinzen vermehrte, beredete ihn der Herzog von la Rochefaucault, ihr das Eigenthum der Herrſchaft von Marlou zu geben, wovon ſie nur die Nutzung hatte, indem er ihm ſagte, daß die Frau von Chaſtillon jünger ſey als er, dieſes Geſchenk nur ſeiner Nachkommenſchaft ſchade, und daß ein Strich Landes von 20,000 Livres Renten mehr oder weniger, ihn weder ärmer noch reicher machen würde.

Als der Prinz in Frau von Chaſtillon verliebt wurde, befand ſie ſich unter den Händen des Des Fougerais, der Brechmittel anwendete, um ſie zu heilen. Der Prinz von Condé, der immer zu Füßen ihres Bettes war, fragte ſie unaufhörlich, was ſie für eine Krankheit habe. Dieſer Liebhaber, in Verzweiflung, ſeine Geliebte in Lebensgefahr zu ſehen, ſagte zu ihrem Apotheker, daß er ihn würde hängen laſſen. Dieſer, der ſich nicht rechtfertigen durfte, ſagte zur Bourdeaux, welche Ricoux*) geheirathet hatte, daß, wenn man noch weiter in ihn dränge, er alles entdecken würde. Endlich machten die Mittel die Wirkung, die man ſich verſprochen hatte. Es war kurz nach dieſer Geneſung, daß der Prinz von Conde die Schenkung von Marlou machte; die Frau von Chaſtillon war dafür nicht undankbar, aber ſie gab ihm nur die Nutzung von dem, wovon der Herzog von Nemours das Eigenthumsrecht beſaß. Indeß rächte ſich der Herzog von la Rochefaucault vollſtändig an dem Herzoge von Nemours, und verurſachte ihm ein um ſo ſchmerzlicheres Mißvergnügen, als er nicht die Kraft hatte, ſich von ſeiner Leidenſchaft zu heilen, wie es der Herzog von la Rochefaucault mit jener gemacht hatte, die er für Frau von Longueville gefühlt. Außerdem hatte der Prinz von Conde noch Herrn von Vineuil, ſeinen Vertrauten, der, indem er ihm bei ſeiner Geliebten diente, gleichfalls von ihr geliebt zu werden ſich bemühte.

---

*) Früher nennt der Verfaſſer den Bräutigam der Bourdeaux nicht Ricoux, ſondern Riconnet.

D. Ueberſ.

Herr von Vineuil war ein Bruder des Präſidenten Hardier, von ziemlich guter Familie von Paris, von angenehmem Geſichte, ziemlich wohlgeſtaltet von Perſon; er war geſchickt und ein rechtſchaffener Mann, hatte einen muntern und ſatyriſchen Geiſt, obwohl er alles fürchtete, und dieß hatte ihm oft ſchlimme Händel zugezogen; er war bei Frauen unternehmend, und dieß machte, daß es ihm ſtets gelang; er ſtand gut mit Frau von Montbazon, gut mit Frau von Mouy, und gut mit der Prinzeſſin von Würtemberg; und dieſer letztere Liebeshandel hatte ihn mit dem ſeligen Chaſtillon dergeſtalt entzweit, daß er ohne die Beſchützung des Herrn Prinzen einige Gewaltthätigkeiten erlitten hätte; auch hatte der Haß des Chaſtillon gegen ihn ſeine Frau ziemlich geneigt gemacht, ihn zu lieben. Aber laſſen wir Herrn von Vineuil hier einige Zeit, und kommen wir auf den Herzog von Nemours zurück.

Die Eiferſucht brachte ihn ſo ſehr außer ſich, daß er, da er eines Tages bei Frau von Chaſtillon den Herrn Prinzen ganz leiſe mit ihr ſprechend fand, ſich vor Wuth und Aerger die Hände wund riß, ohne es gewahr zu werden, bis einer von ſeinen Dienern ihn auf den Zuſtand aufmerkſam machte, in den er ſich verſetzt hatte. Zuletzt, da er die Beſuche des Prinzen nicht mehr dulden konnte, bat er ſie, auf einige Zeit nach Hauſe zu gehen. Sie, die ihn ſehr liebte, und nicht glaubte, daß dieſe kleine Abweſenheit die Leidenſchaft des Prinzen ſchwächen würde, ließ ſich nicht drängen, und verſprach ihm ſogar, die Bourdeaux zu entfernen, welche ſein Intereſſe für das ſeines Nebenbuhlers aufgegeben hatte. Frau von Chaſtillon blieb nicht lange auf dem Lande, und bei ihrer Rückkehr ergriff die Eiferſucht den Herzog von Nemours ſo heftig, daß er mehr als zwanzigmal auf dem Punkte ſtand, den Prinzen von Condé auf den Degen zu fordern, und er wäre zuletzt der Verſuchung unterlegen, ohne das Duell mit ſeinem Schwager, worin er das Leben verlor. Frau von Chaſtillon, die unter zwanzig Liebhabern, die ſie in ihrem Leben begünſtigte, niemals einen davon geliebt hatte, als den Herzog von Nemours, war ſeines Todes wegen in einer wahrhaftigen Verzweiflung. Einer ihrer Freunde, der ihr die Nachricht davon brachte, ſagte ihr zugleich, daß ſie aus den Händen eines Kammerdieners des ſeligen Herzogs von Nemours ein Käſtchen voll Briefe von ihr wieder zu ſich nehmen ſolle. Sie ließ es holen, und erhielt dies Käſtchen gegen das Verſprechen, das ſie ihm machte, ihm fünfhundert Thaler zu geben, aber der arme Menſch konnte nie etwas davon erhalten.

Was den Prinzen von Condé betrifft, welche Verbindlichkeit er auch gegen den Herzog von Nemours hatte, ſo waren ſie durch Eiferſucht dermaßen entzweiet, daß er über ſeinen Tod ſehr erfreut war; der Ruhm ſowohl als die Liebe hatten einen ſo großen Wetteifer zwiſchen beide geſtellt, daß ſie ſich nicht mehr einander ausſtehen konnten, und dieß war ſo gewiß, daß wenn der Prinz von Condé die nöthige Vorſicht hätte nehmen wollen, um den Herzog von Nemours zu hindern, ſich zu ſchlagen, dieſes Unglück nicht geſchehen wäre. Ein Beweis mehr, der ſehen ließ, daß in dem Herzen des Prinzen von Condé eben ſo viel Ruhmſucht als Liebe war, zeigte ſich, da er einen Augenblick nach dem Tode ſeines Nebenbuhlers, die Frau von Chaſtillon faſt nicht mehr liebte, und ſich begnügte, das Benehmen des Wohlſtandes gegen ſie zu bewahren, um ſich ihrer in Fällen zu bedienen, die er paſſend erachten würde. In der That ſendete ihr zu dieſer Zeit der Cardinal, welcher den Prinzen von Condé zu beherrſchen glaubte, den Großprofoß von Frankreich, bot ihm von ſeiner Seite hunderttauſend Thaler baar, und die Oberverwaltung des Hauſes der Königin, im Falle ſie den Prinzen bewöge, die Punkte einzugehen, die er wünſchte; und den Grafen von Dignon, den Herzog von la Rochefaucault, und den Präſidenten Viole aufzugeben.

Während der Unterhandlung des Großprofoſen, unterhandelte auch einer von der königlichen Hauskompagnie*) Namens Bouchette, im Namen der

---

*) Chevaux-legers, leichte Reiter, die damals die k. franzöſiſche Hauskompagnie von gewöhnlich 200 Mann bildeten, deren Kapitän der König ſelbſt war.
D. Ueberſ.

Königin bei der Frau von Chaſtillon; da aber dieſe ſah, daß ſie den Prinzen nicht dahin bringen könne zu thun, was der Hof wünſchte, meldete ſie der Königin, daß ſie ihr rathe, dem Prinzen alles zu bewilligen, um was er ſie bitten würde, und daß Ihre Majeſtät übrigens wüßte, wie man hierin gegen einen Unterthan verfahren müſſe, welcher, die Verwirrung der Angelegenheiten ſeines Herrn benützend, ihm ſchimpfliche und ſeinem Anſehen nachtheilige Bedingungen abgepreßt habe. Zu dieſer Zeit wurde der Abbé Fouquet, den die Fronde ergriffen, in das Hôtel von Condé gebracht, wo er anfangs eine etwas verdrießliche Unterredung mit dem Prinzen hatte; doch am folgenden Tage nahm die Sache eine mildere Wendung, und wenige Tage darnach, fing man an, den Frieden mit ihm zu unterhandeln. Da er Gefangener auf ſein Ehrenwort war, und er überall hinging, wie es ihm gefiel, machte er der Frau von Chaſtillon einige Beſuche, indem er glaubte, daß man bei dem Prinzen von Condé nichts durchſetze, außer durch ihre Vermittlung; und wurde bei Gelegenheit dieſer Beſuche in ſie verliebt. Vineuil ging damals ziemlich im Frieden mit der Gräfin von Chaſtillon um. Campiac hatte ſich zurückgezogen, ſeitdem der Herr Prinz verliebt und der Herzog von Nemours geſtorben war, und dieß hatte die Leidenſchaft des Prinzen ſehr vermindert, ſo daß er kurz darauf, als er in Flandern geweſen war, vermittelſt der Ausſöhnung, von Paris, mit dem Hofe, auf dem Punkte ſtand von Paris abzureiſen, ohne von Frau von Chaſtillon Abſchied zu nehmen, und als er ſie beſuchte, nur einen Augenblick bei ihr blieb.

Da der König nach Paris zurückgekommen war, glaubte der Abbé Fouquet, daß, wenn Frau von Chaſtillon dort bliebe, er Nebenbuhler auf den Hals bekäme, die ihm könnten vorgezogen werden, ſo daß er den Cardinal beredete, ſie zu entfernen, indem er ſagte, daß ſie in Paris täglich tauſend Intriguen gegen den Hof machen würde, die ſie anderswo nicht machen könnte, und dieß bewog den Cardinal, ſie nach Marlou zu ſchicken. Der Abbé Fouquet beſuchte ſie dort, ſo oft er konnte; aber es gab in ihrer Nachbarſchaft noch zwei Männer, die ihr weit blußftere Beſuche machten; der eine war Mylord Gray, der ein Landgut bei Merlou gemiethet hatte, wo er gewöhnlich Wagen und Pferde einſtellte, und auch bisweilen wohnte, und der andere war der Graf Digby, Gouverneur von Mantes. Dieſe beiden Chevaliers wurden in Frau von Chaſtillon verliebt. Mylord Gray war ein ſtiller, gefälliger Mann, der Graf Digby brav, kühn und voll Ehrgeiz.

Als der Pater Cambiac den Prinzen von Condé den franzöſiſchen Hof verlaſſen ſah, hing er noch dergeſtalt an Frau von Chaſtillon, daß er bei ihr in Merlou wohnte, und da er weder den Abbé Fouquet noch Digby ſo ſehr fürchtete, wie den Prinzen von Condé, ſagte er der Frau von Chaſtillon ſeine Meinung über ihr Benehmen mit allen ihren Liebhabern frei heraus. Sie, welche in ihren neuen Anſchlägen nicht gehindert ſeyn wollte, und beſonders durch einen Betheiligten, nahm ſeine Vorſtellungen ſehr übel auf, ſo daß, als die Sache täglich je mehr und mehr ſchlimmer wurden, der Pater Cambiac ſich wegbegab, ſchmähend, und wie ein Menſch, den man fürchten muß. Wenige Tage darnach ſchrieb er ihr einen Brief ohne Namen, und von einer andern Handſchrift als der ſeinigen, wodurch er ihr Nachrichten von dem gab, was man in der Welt von ihr ſagte. Sie vermuthete wohl deßwegen, daß dieſer Brief von ihm kam, weil er ihr Dinge meldete, die ein anderer als er nicht wiſſen konnte. Da endlich Frau von Chaſtillon von allen Seiten vernahm, daß der Pr. Cambiac gegen ſie losziehe, bat ſie Frau von Piſieux, die ihn gut kannte, und Gewalt über ſein Gemüth hatte, einige Briefe von Wichtigkeit wieder zu ſich zu nehmen, die er von ihr hatte. Frau von Piſieux verſprach es ihr, und lud zu gleicher Zeit den Prieſter Cambiac ein, nach Marine zu ihr zu kommen, nahe bei Pontoiſe. Man muß bemerken, daß ſeitdem der Pr. Cambiac ihr Haus verlaſſen, ſie bei Digby ſich gar ſehr über ihn beklagt hatte. Dieſer Liebhaber, der an nichts dachte, als ſeiner Geliebten zu gefallen, und ſich im Aufwande für ſie erſchöpfte, zögerte nicht, ihr eine Rache zu verheißen, die ihr nichts koſten, und worin ſie ihr beſonderes Intereſſe finden würde. Er wählte die Zeit, da Cambiac, der zu Marine war, eines

Tages zu Pferde ſtieg um ſpazieren zu reiten, entführte ihn mit fünf oder ſechs Cavalieren und ſchickte ihn nach Marlou. Frau von Chaſtillon, die wußte, daß man Liebhaber zur Hälfte niemals beleidigen ſollte, war über die Art ſehr beſtürzt, womit man den Pr. Cambiac behandelte, der, wie ſie wohl ſah, Niemand Andern deßwegen in Verdacht haben konnte, als ſie, und ſie hätte wohl eher dem Digby den Tod des Pr. Cambiac, als ſeine Entführung verziehen; aber da ſie nun doch nichts anders machen konnte, als was geſchehen war, ſagte ſie zu ihm: „Ich bin in Verzweiflung über das, was Ihnen begegnet iſt; ich ſehe wohl, daß der unverſchämte Menſch, der Ihnen dieſen Schimpf zugefügt, mich bei Ihnen verdächtig machen will, aber Sie werden wohl an meinem Unwillen darüber erkennen, daß ich keinen Theil an dieſen Gewaltthätigkeiten habe. Inzwiſchen, mein Herr, wenn Sie hier bleiben wollen, ſo werden Sie zu befehlen haben; wollen Sie nach Marine zurückkehren, ſo werde ich Ihnen meinen Wagen geben.“ „Ich weiß,“ antwortete der Pr. Cambiac kalt, „was ich von allem dieſem ſoll; ich danke

Ihnen für die Anerbietungen, die Sie mir machen; ich werde auf meinem Pferde zurückkehren, wenn Sie es für gut befinden. Gott, der mich vor den Unternehmungen der Boshaften ſchützen will, wird für mich ſorgen“ — und nach dieſen Worten verließ er haſtig das Zimmer der Frau von Chaſtillon, und kehrte allein nach Marin zurück. Kaum war er angekommen, als er und Frau von Piſeux dieſe zwei Briefe an einen ihrer Freunde in Paris ſchrieben:

Cambiac an Herrn von Brienne.

„Sie werden wohl überraſcht ſeyn, wenn Sie das Abentheuer erfahren, das mir begegnet iſt, aber um es Ihnen zu berichten, ſo wie es iſt, muß ich ein wenig weit ausholen, und Ihnen ſagen, daß Frau von Chaſtillon hieher kam, um Frau von Piſieux zu vermögen, von mir gewiſſe Dinge ſich zu verſchaffen, die ſie wünſchte. Frau von Piſieux ſchrieb mir, und Sie wiſſen auch, daß ich die Reiſe gemacht habe. Am nämlichen Tage, da ich ankam, ſchickte Frau von Chaſtillon la Fleur, zu erfahren, ob ich dort wäre, und am folgenden Morgen fragte ein unbekannter Menſch unter falſchen Anweiſungen nach mir, und wollte wiſſen, ob ich bald nach Paris zurückkehren würde. Geſtern früh um vier Uhr reiſete ich von hier ab, und wie ich gegen hundert Schritte von Pontoiſe war, nachdem ich über den Fluß geſetzt hatte, wurde ich von ſechs Cavalieren, das Piſtol in der Hand, umrungen, an deren Spitze der Graf von Digby war, der mir anfangs ſagte, daß wenn Frau von Chaſtillon mich geſtraft hätte, ſie mir hundert Dolchſtiche hätte geben laſſen, ich aber nichts fürchten ſollte. Ich muß Ihnen ſagen, daß er in dieſem Falle aufrichtig war, und in dieſem Handel nicht die mindeſte Gemeinheit mich begehen ließ; er behandelte mich ſehr artig unterwegs, brachte mich nach dem Mittagseſſen ſelbſt nach Marlou, und ſchickte mich mit vier Cavalieren, um dieſer würdigen Perſon Genugthuung zu verſchaffen. Sie ſtellte ſich hierüber entrüſtet, und war es wirklich. Der Muth, womit ich mit ihr ſprach, ließ ſie wohl begreifen, daß dieß der böſeſte Handel ſey, den ſie jemals geſtiftet. Ich kehrte nach Marine zurück, um der Frau von Piſieux zu ſagen, was

Frau von Chaſtillon ihr ebenſo wohl wie mir gethan habe. Sie fühlte darüber den Unwillen, den eine Perſon von ihrem Stande, von ihrer Ehre und von ihrem Muthe fühlen muß. Das iſt der ziemlich außerordentliche Vorfall; ich beſchwöre Sie, mir zu eröffnen, welche Anſicht Sie hierüber haben, und was Sie glauben, daß ich thun ſolle; Sie ſehen wohl, dünkt mich, daß ich es nicht dabei kann bewenden laſſen. Seitdem hat dieſe niederträchtige Perſon der Frau von Piſieux geſchrieben, um ſie zu beſchwören, es ſo einzuleiten, daß ich meinen Unwillen beſänftige, ihr verſichernd, daß ſie von allem dieſem nichts gewußt habe. Die Antwort, welche ihr gegeben wurde, iſt des Edelmuthes der Frau von Piſieux würdig. Ich habe beſchloſſen, drei oder vier Tage hier zu bleiben, um mit Muße darüber nachzudenken, was ich thun ſoll, und um mich zu verhindern, zu irgend etwas mich hinreißen zu laſſen, was ich bereuen könnte, außerdem daß durch Klagen ſich Luft machen, ſich allzuſchwach rächen heißt, und ich geſonnen bin, auf eine andere Weiſe davon Gebrauch zu machen, wenn ich kann. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld, und bin ganz der Ihrige. Ein Brief erlaubt mir nicht umſtändlich zu berichten, was ſehr lang iſt; ich werde es thun, wenn ich Sie ſehe. Leben Sie wohl.

Den 18. July 1655.

Frau von Piſieux an Herrn von Brienne.

Ich habe zu viel Antheil an dem Abentheuer des Herrn von Cambiac, um nicht der Schilderung, die er Ihnen davon gemacht hat, ein Wort von meiner Hand beizufügen; es gibt dabei keinen Umſtand, der nicht überraſchend wäre, und das Beſte, was man von mir in dieſer Sache denken kann, iſt, daß man mich wenig berückſichtiget hat, denn der ganze Schein geht dahin, daß ich die Mitſchuldige einer ſo unwürdigen Handlung ſeyn ſoll. Es iſt wahr, daß der Beleidigte mich hinlänglich rechtfertiget, weil er ſich an denſelben Ort begab, wo man ihm die Falle geſtellt hatte. Mein ganzes Dichten und Trachten iſt jetzt, mich ſo zu benehmen, daß ich, ohne mich von einem gerechten Zorne hinreißen zu laſſen, von meinem ganzen vergangenen Leben genügend abweiche, um zu zeigen, daß ich der Frau von Chaſtillon eine nützliche Freundin war. Sie kennen meinen Namen und meinen Muth, ich habe mit Ihnen davon immer mit Aufrichtigkeit geſprochen, ich geſtehe Ihnen ferner, daß ich mir ein Geſchäft daraus mache, eine Chriſtin zu ſeyn, und eine ziemlich pünktliche, und willens bin, Gott meinem Schöpfer ohne Kunſt und ohne Betrug zu dienen; außer dieſem gelegten Grunde werde ich es hinſichtlich alles deſſen, was Entrüſtung und Gerechtigkeit mir erlauben können, an nichts fehlen laſſen. Thun Sie mir den Gefallen, Frau von Aubigny hievon in Kenntniß zu ſetzen, und geben Sie nicht weiter; dieſer Schmaus wird der Prinzeſſin von der Pfalz nicht unangenehm ſeyn; ich erlaube Ihnen, mit ihr davon zu ſprechen. Ich glaube nicht, daß das Verbrechen des Cambiac ſo groß war, dem Rufe ſeiner Pflicht gefolgt zu ſeyn, durch Vermittlung des Herrn Erzbiſchofes von Amiens, noch das meinige des gegebenen Rathes wegen, um ſich einen ſo ſchlimmen Handel zugezogen zu haben. Ich werde eigens nach Paris zurückkehren, um meine Freunde mit den nähern Umſtänden zu unterhalten, und Sie vor Allem am erſten. Dieß kleine Wort der Rache muß mir entſchlüpfen: Frau von Chaſtillon wird nicht vergeſſen, wenn die Gelegenheit von ihr zu ſprechen ſich darbietet; ich wünſche Ihnen einen guten Morgen, ich bin zu ſehr im Zorn, um heute einen zu erwarten.“

Kurz nach dieſen zwei Briefen, kehrte Cambiac nach Paris zurück, kein Maß mehr haltend wegen Frau von Chaſtillon; er machte ſie herunter überall wo er ſich befand, und um ſeine Rache vollkommen zu ſättigen, zeigte er der Königin die heftigſten Briefe der Frau von Chaſtillon. Die Beſcheidenheit der Geſchichte erlaubt nicht, ſie anzuführen, aber aus den ehrbarſten Bruchſtücken, die hier folgen, wird man auf das Uebrige ſchließen:

Sie meldete an vielen Stellen dem Prieſter Cambiac, er könne verſichert ſeyn, daß ſie ihm niemals Anlaß geben würde, ſich über ſie zu beklagen, daß er davon ſprechen könne, wie es ihm gefalle, daß es aber für ihn edelmüthiger ſey, gut davon zu ſprechen, als auf eine andere Art, daß wenn man ſich den Leuten in die Hände gegeben, wie ſie ſich in die ſeinige, ſie es mißbrauchen können, und daß die Parthie, welche eine arme Frau in dieſem Falle ergreifen könne, wäre zu hören und zu ſchweigen. An einer andern Stelle meldete ſie ihm, er habe gut reden, daß ſie ihn immer lieben ſollte, und auch, daß ſie ſich vorbereite zur öſterlichen Zeit eine Generalbeicht abzulegen; es ſey ja Niemand da, der darauf Acht habe.

Die Königin war ſehr erſtaunt über die Entrüſtung der Frau von Chaſtillon in ihren Briefen, ſie war daher über die Verachtung nicht unwillig, welche ihr dieß zuzog, und nachdem ſie die Beſchimpfung erfahren hatte, die man dem Pr. Cambiac angethan, ſchlug ſie hierüber ſehr großen Lärm, und ſagte öffentlich, daß da man die Leute mißhandle, die zu ihrer Pflicht zurückkehren, der König ſie wohl zu ſtrafen wiſſen würde.

Als der Graf von Digby nach der Entführung des Pr. Cambiac die Herzogin ſah, war er ſehr erſtaunt, nur Vorwürfe zu erhalten, anſtatt Dankſagungen, die er erwartete. Wenn man Ihnen zu erkennen gab, ſagte ſie, Aerger gegen den Pr. Cambiac zu haben, ſo wollte dieß nicht ſagen, daß man ihn entführen müſſe, es iſt ſehr leicht zu ſehen, daß Sie bei dieſer ſchönen Handlung ſich mehr berückſichtiget haben, als mich ſelbſt; aber ich werde für mein Intereſſe Sorge tragen, wenn es an mich kömmt, und das Ihrige vergeſſen.“ Digby wollte ſich über ſeine Abſichten entſchuldigen, die gut geweſen wären, und da er ſah, daß er ſie durch alles dieß nicht beſänftigte, wurde er auch ſeinerſeits böſe, und da Frau von Chaſtillon fürchtete, indem ſie ihn verliere, einen Beſchützer und einen freigebigen Liebhaber zu verlieren, beruhigte ſie ihn, und bat ihn ein andersmal zu bedenken, daß man mit Leuten wie der Pr. Cambiac thun müſſe, als ob man die Beleidigungen nicht merke, oder daß man ſie verderben müſſe. Damals, als Digby anfieng in Frau von Chaſtillon verliebt zu werden, hatte Milord Grai, der zur Zeit der Verwirrung in England Karl nach Frankreich gefolgt war, ein Haus in der Nachbarſchaft vor Marlou gemiethet; der Müßiggang, die Bequemlichkeit und das einnehmende Weſen der Frau von Chaſtillon, hatten in dem Herzen des Milords Liebe erregt. Da er aber ſanfter war als der

Graf von Digby, ſo hatte es ſeine Liebe nicht ſo weit gebracht, wie jene des Grafen.

So ſtanden die Sachen, als der Abbe Fouquet, da er ſah, daß ſeine Angelegenheiten bei Frau von Chaſtillon nicht vorwärts giengen, ſich der folgenden Kriegsliſt bediente, um ſie zu beſchleunigen; da er erfahren, daß Ricoux, Schwager einer von den Fräulein der Frau von Chaſtillon in Paris verborgen war, wo er mit ihr Unterhandlungen für das Intereſſe des Herrn Prinzen hatte, ließ er durch ſo viele Leute den Ricoux aufſuchen, daß er gefangen in die Baſtille gebracht wurde. Als der Abbe Fouquet ihn verhören ließ, klagte er Frau von Chaſtillon mehrere Dinge an, und unter andern ihm zehntauſend Thaler verſprochen zu haben, um den Cardinal zu ermorden, und ſagte, daß ſie ihm davon bereits zwei Tauſend voraus gegeben habe. Der Abbe Fouquet unterdrückte dieſe gerichtlichen Unterſuchungen, und ließ deren andere machen, durch welche Ricoux immer bekannte, daß er in Paris war mit dem Vorhaben, den Cardinal zu ermorden; aber er klagte die Herzogin nicht an, Theil an dieſer Verſchwörung zu haben, und alles was er gegen ſie ſagte, war, daß ſie Einverſtändniß mit dem Prinzen habe, und viertauſend Thaler Penſion von den Spaniern bekomme.

Er zeigte dieſe letztern gerichtlichen Unterſuchungen dem Cardinale, und die erſtern der Frau von Chaſtillon, und als er ſie durch dieſelben bis zu einem Grad in Schrecken geſetzt hatte, den man ſich vorſtellen kann, ſagte er zu ihr, daß er ſie retten würde, wenn ſie, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, ihm die höchſten Beweiſe ihrer Liebe geben wolle. Frau von Chaſtillon, die den Tod mehr als alles fürchtete, zauderte nur ſo lange Zeit, den Abbe Fouquet zu befriedigen, als ſie für nöthig hielt, ihm dieſe höchſte Gunſt geltend zu machen. Der Abbe Fouquet dachte an nichts mehr, als ſeine Geliebte zu retten; zu dieſem Zwecke ließ er ſie eine Nacht von Marlou abreiſen, und brachte ſie in die Normandie, wo ſie alle acht Tage ihren Aufenthalt verändern mußte, verkleidet bald als Cavalier, bald als Nonne, und bald als Barfüßermönch. Dieß dauerte ſechs Wochen, während welcher der Abbe

Fouquet vom Hofe an den Ort kam und ging, wo ſich Frau von Chaſtillon befand; zuletzt bewirkte er ihr Vergebung und Vergeſſung, nachdem Ricour war gerädert worden, und ließ ſie nach Marlou zurückkommen, wo ſie nicht lange in Ruhe blieb; denn ſie warf ihre Augen auf den Marſchall von Hocquincourt, ſowohl der Vortheile wegen, die ſie von ihm ziehen konnte, durch die Poſten, die er auf der Somme hielt, als um ſich von der Tyrannei des Abbe Fouquet zu befreien, der ihr unerträglich zu werden begann.

Karl, Marſchall von Hocquincourt, hatte ſchwarze und glänzende Augen, eine wohlgebildete Naſe, eine etwas gedrückte Stirne, ein langes Geſicht, ſchwarze und krauſe Haare, und einen ſchönen Wuchs; er hatte ſehr wenig Verſtand, indeß war er fein aus Mißtrauen, brav und immer verliebt, und ſeine Tapferkeit bei den Damen diente ihm ſtatt der Artigkeit. Frau von Chaſtillon, die ihn durch den Ruf kannte, glaubte, daß er ganz geneigt ſey, Thorheiten zu begehen, deren ſie nöthig hatte. Von Bignacourt, ein Picarden-Edelmann, ſein

Vetter, war derjenige, den ſie bei ihm verwendete. Der Marſchall kam alſo mit Vignacourt überein, daß er auf ſeiner Reiſe zur Uebernahme des Oberbefehles der Armee von Catalonien, ſie zu Marlou ſehen würde, als hätte der Zufall dieſe Zuſammenkunft herbeigeführt. Die Sache ging ſo, wie ſie ſie angelegt hatte, und Frau von Chaſtillon ſtieg zu Pferde, um den Marſchall bis auf zwei Meilen von Marlou zu begleiten. Unterwegs ſchilderte ſie ihm die traurige Lage ihrer Glücksumſtände, bat ihn, ihr Beſchützer werden zu wollen, ſchmeichelte ihm mit dem Namen der Zuflucht der Betrübten und der Hülfsquelle der Unglücklichen; kurz, ſie rühmte dermaßen ſeinen Edelmuth, daß er ihr verſprach, ihr wider und gegen Alle zu dienen, und ihr ſelbſt ſeine Schreibtafel gab, worin er den Befehlshabern ſeiner Feſtungen den Auftrag ertheilte, ſie und die ihrigen jedesmal aufzunehmen, wenn ſie es nöthig hätte. Dieſe Zuſammenkunft wurde vom Abbe Fouquet entdeckt, der, als er den Marſchall von Hocquincourt auf dem Punkte ſah, an den Hof zurückzukehren, und die Nachbarſchaft von der Frau von Chaſtillon und ihm den Intereſſen des Hofes und ſeinen eigenen für gefährlich erachtete, den Cardinal beredete, ſie vor der Gränze der Picardie zu entfernen, und ihr aufzutragen, in ihr Herzogthum zu gehen. Frau von Chaſtillon, die ſich auf den Weg gemacht hatte, traf den Marſchall von Hocquincourt zu Montargis, mit dem ſie die Maßregeln erneuerte, die ſie ſechs Monate früher verabredet hatte, und nachdem ſie wechſelſeitig, er beſtimmte Zuſage ſie gegen den Hof zu ſchützen, und ſie Hoffnungen ihm einſt Beweiſe ihrer Liebe zu gewähren, gegeben, trennten ſie ſich; der Marſchall ging zum Könige, und ſie in ihr Herzogthum, wo ſie den Winter zubrachte, im Verlaufe deſſen der Marſchall von Hocquincourt ihr ſchrieb, und der Abbe Fouquet, der als Gönner am ſchwerſten zu befriedigen war, mit Verdruß die Zuſammenkünfte ertrug, die zwiſchen dem Marſchall von Hocquincourt und der Frau von Chaſtillon Statt fanden, und den Umgang, den ſie mit ihm fortſetzte. Um ſich zu entſchuldigen, ſagte ſie ihm, daß der Marſchall ſich bei dem Cardinal für die

Rückkehr der Bourdeaux verwende, die man ihr weggenommen und um ihr ſelbſt die Erlaubniß zu bewirken, an den Hof zurückzukommen, ſie fügte hinzu, daß ſie ſehr gewünſcht hätte, dieſe Gnaden nur ihm zu verdanken, jedoch ſein Anſehen für wichtigere Angelegenheiten verſparen wollte. Was den Abbé Fouquet, überzeugte, daß die Intrigue zwiſchen dem Marſchalle und ihr nur den Hof betreffen könne, war, daß ſie im Frühlinge durch ſeine Vermittlung zuerſt nach Paris zurückkam, und Bourdeaux mit ihr. Während des Feldzuges des Marſchalls in Catalonien, ſah der König von England, welchen das Mißgeſchick ſeines Hauſes nöthigte, in Frankreich zu bleiben, und der die Herzogin ſehr nach ſeinem Geſchmacke gefunden, ſie zu Marlou auf kleinen Reiſen wieder, die er zu Graf machte, und dieſer Verkehr hatte ihr ſo viele Liebe für dieſen Prinzen eingeflößt, daß ſie entſchloſſen war, ihn zu heirathen; Graf beredete ſeinen Herrn, ſie um was immer für einen Preis zu befriedigen, auf die Verſprechungen, welche Frau von Chaſtillon dieſem Mylord gemacht hatte, ihm die höchſten Gunſtbezeugungen zu bewilligen, wenn er beitrüge, ſie zur Königin zu machen; und ſie wäre es wirklich geworden, hätte nicht Gott, der für den guten Ruf des Königes ſorgte, Frau von Chaſtillon mit einer thörichten Hoffnung hingehalten, wodurch ſie eine ſo ſchöne Gelegenheit verfehlte.

Karl, König von England, hatte große, ſchwarze Augen, ſehr dichte Augenbraunen, die ſich vereinten, einen braunen Teint, eine wohlgebildete Naſe, ein langes Geſicht, ſchwarze, geordnete Haare. Er war groß und hatte einen ſchönen Wuchs, war kalt bei der erſten Begegnung, indeß ſanft und höflich, im Glücke mehr als im Unglücke; er war brav, das heißt, er hatte den Muth eines Soldaten, und das Gemüth eines Prinzen; er beſaß Verſtand, er liebte ſeine Vergnügungen, aber er liebte mehr noch ſeine Pflicht; kurz, er war einer der größten Könige der Welt; aber ſo glücklich auch ſeine Geburt war, ſo war doch die Widerwärtigkeit, die ihm zur Führerin gedient hatte, die Haupturſache ſeines außerordentlichen Verdienſtes.

Als der Herr Prinz Frankreich verließ, hatte er, wie ich erwähnte, ſehr wenig Rückſicht für Frau von Chaſtillon bewieſen, da er aber gewußt, wie viel die Spanier auf ſie halten, vermög der Penſion, die ſie ihr gegeben, und das Anſehen, welches ſie am franzöſiſchen Hofe durch die Vermittlung des Abbé Fouquet genoß, ſo war er wieder für ſie warm geworden. Und dieß geſchah ſo heftig, daß er ihr die zärtlichſten Briefe von der Welt ſchrieb, und unter andern fing man dieſen auf, mit verborgenen Zeichen geſchrieben:

„Wenn auch alle Ihre Reize mich nicht verbänden, Sie zu lieben, meine liebe Baſe, die Mühe, die Sie ſich für mich geben, die Verfolgungen, welche Sie erdulden, weil Sie es mit mir halten, und die Gefahren, denen Sie dieß ausſetzt, würden mich verpflichten, Sie immer zu lieben. Das Beiſpiel von Ricoux macht mich zittern, und wenn ich bedenke, daß mein Theuerſtes, was ich auf der Welt habe, in den Händen meiner Feinde iſt, bin ich in Aengſten, die mir keine Ruhe gönnen. Um Gottes willen, meine arme Liebe, ſetzen Sie ſich nicht mehr Verlegenheiten aus, wie ſie es thun; lieber will ich niemals mehr nach Frankreich zurückkehren, als die Urſache ſeyn, daß Sie die mindeſte Beſorgniß haben; an mir iſt's, mich Gefahren auszuſetzen, und durch den Krieg meine Angelegenheiten in den Stand zu ſetzen, daß man mit mir unterhandle, und dann, meine liebe Baſe, werden Sie durch Ihre Vermittlung mir helfen können; da indeß die Ereigniſſe im Kriege zweifelhaft ſind, ſo hab' ich etwas unfehlbares um mein Leben mit Ihnen zuzubringen, und unſere Intereſſen noch näher zu verbinden, als wir es bisher gethan haben. Glauben Sie nicht, daß die Prinzeſſin ein unüberwindliches Hinderniß hierein ſey; man beſiegt wichtigere, wenn man ſo ſehr liebt, wie ich. Ich ſetze in dieſer Hinſicht, meine liebe Baſe, meiner Einbildungskraft keine Schranken, noch Ihren Hoffnungen; Sie können ſie ſo hoch ſteigern, als es Ihnen gefällt. Leben Sie wohl!"

Die Hoffnung, welche Frau von Chaſtillon auf dieſen Brief hatte, den Herrn Prinzen heirathen zu können, machte ſie zögern, die Anerbietungen des Königs von England abzulehnen; ſie fragte einen ſeiner Freunde in Gegenwart der Bourdeaux um

Rath. Dieſe, deren Gatte bei dem Herrn Prinzen war, ſagte zu ihrer Gebieterin, daß ſie eine Träumerin ſey, einen Augenblick daran zu denken, einen Schattenkönig zu heirathen, einen Armſeligen, der nichts zu leben habe, und der, indem er ihrer ſpotte, ſie in kurzer Zeit zu Grunde richten würde; daß wenn es gegen allen Anſchein von der Welt möglich wäre, daß er einſt wieder den Thron beſtiege, ſie wohl glauben könne, er würde ſie, ihrer überdrüßig, unter dem Vorwande der Ungleichheit des Standes verſtoßen. „Sein Freund ſagte ihr dagegen, daß es eine Träumerei von ihr wäre, den Herrn Prinzen zu heirathen, der vermählet ſey, und deſſen Frau ſich wohl befinde; daß die Leute vom Dienſte des Königes von England bisweilen in übeln Umſtänden, aber niemals in jener äußerſten Noth ſich befinden könnten, die bei Privatperſonen ſo gewöhnlich eintrete; daß es für eine Dame ſchön ſey, als Königin zu leben, ſelbſt wenn ſie unglücklich leben würde, und niemals einen ehrenvollen Titel ablehnen ſollte, dürfte ſie ihn auch nur auf ihrem Grabmale tragen. Was Sie betrifft, Mademoiſelle, — ſich gegen Bourdeaux wendend, — ſo haben Sie recht, zur gnädigen Frau ſo zu ſprechen, da Sie nur Ihre Intereſſen berückſichtigen; allein ich, der ich nur die Seinigen im Auge habe, ich ſage ihr, was ich ihr ſagen muß. Frau von Chaſtillon dankte ihnen für die Freundſchaft, die ſie ihr bewieſen, und ſagte ihnen, daß ſie über ihre Gründe noch nachdenken wolle, bevor ſie einen Entſchluß faſſe. Sie wollte vor ſeinem Freunde nicht beſtimmter über eine Angelegenheit antworten, wobei ſie ſich ſchämte, die Partie gegen ſeinen Rath zu nehmen; inzwiſchen kam das Leben der Frau von Chaſtillon, und ihr gegenwärtiges Verhältniß mit dem Abbé Fouquet von mehreren Seiten zur Kenntniß des Königes von England. Es gibt keinen, auch nur ein wenig ehrliebenden Mann, der im Anfange ſeiner Liebe den Verſtand ſo ſehr verlieren könnte, um eine Frau ohne Ehre zu heirathen.

Der König von England verließ die Nachbarſchaft von Marlou, ſobald er alle dieſe Nachrichten erfahren hatte, und wollte, indem er Frau von Chaſtillon ſehe, keinen Kampf wagen, der zwiſchen ſeinen Sinnen und ſeinem Verſtande zweifelhaft ſeyn konnte. Frau von Chaſtillon fühlte damals den Verluſt nicht, den ſie erlitt, der Wunſch und die Hoffnung, die ſie hatte, den Herrn Prinzen zu heirathen, machten ihr alle andere Dinge gleichgültig. Da Frau von Chaſtillon zu Anfang des Frühlinges durch Vermittlung des Marſchalls von Hocquincourt von ihrem Herzogthume nach Marlou, und wenig Tage darauf nach Paris zurückgekommen war, war ſie dafür nicht undankbar. Dieſer kleine Dienſt, und die Verſprechungen, die er ihr gab, den Cardinal zu tödten. und ſeine feſten Plätze in die Hände des Herrn Prinzen zu legen, rührten das Herz der Frau von Chaſtillon auf den Punkt, dem Marſchall die höchſten Gunſtbezeigungen zu gewähren. So war der Sommer vorüber gegangen, während deſſen der Abbé Fouquet, der dieſen Verkehr merkte, oft böſe Stunden verlebte, und er hätte damals gethan, was er ſpäterhin that, wenn die Liebhaber ſich nicht lieber ſelbſt betrögen, wenn es ſich darum handelt, ihre Liebchen zu verlaſſen oder zu verdammen.

Den Winter darauf machte der Herzog von Candale nach ſeiner Rückkehr aus Catalonien Miene, in Frau von Chaſtillon verliebt zu ſeyn; der Abbé Fouquet, beunruhiget von einem ſo gefährlichen Nebenbuhler, ließ ihn durch Boligneux bitten, es nicht zu ſeyn. Herr von Candale, der damals in der That in Frau von Olonne verliebt war, und an Frau von Chaſtillon ſich nur gemacht hatte, um ſie als Vorwand zu benützen, gewährte dem Abbé Fouquet leicht, um was er ihn bitten ließ. Aber da bei dieſer Geliebten die Liebhaber wie eine Hyder waren, der man den Kopf nicht abſchlug, ohne einen andern nachwachſen zu machen, nahm la Feuillade den Platz des Herzogs von Candale ein. Der Abbé Fouquet, der ihn ſogleich verſtand, ſprach ſelbſt ziemlich trotzig mit la Feuillade, der, ſei's, daß er glaubte, ſein Nebenbuhler würde geliebt, und er deßhalb in ſeinem Unternehmen ſcheitern, ſei's, daß ſeine werdende Liebe ihm ſeine ganze Klugheit ließ, es für paſſend hielt, ſich keinen ſo gewaltthätigen Mann auf den Hals zu laden, er beſtand alſo nicht auf dieſer Liebe. Der

Marquis von Coeuvres hatte nicht ſo viele Gefälligkeit in der ſeinigen, wie la Feuillade; er fuhr fort, die Frau von Chaſtillon zu ſehen, trotz dem Abbe Fouquet; da er aber weder genug Vermögen noch genug Verdienſt hatte, um ihr Herz zu rühren, ſo eroberte ſie ihn nur, und behielt ihn nur bei, um dem Abbe Fouquet warm zu machen, und ihn zu bewegen, ſeine Geſchenke zu erneuern, und ihm zu erkennen zu geben, daß ſie vornehme Leute in ihrem Intereſſe habe, die nicht dulden würden, daß man ſie mißhandle. Der Abbé Fouquet mußte alſo dieſen Nebenbuhler ertragen, aber er entlud ſeinen Zorn auf den armen Vineuil; dieſer war einer von den erſten Liebhabern der Frau von Chaſtillon, gut behandelt, ein Mann von geſundem Verſtande, und deſſen Geiſt zu fürchten war. Der Abbé Fouquet gab dem Cardinal zu verſtehen, daß es gefährlich wäre, ihn in Paris zu laſſen, ſo daß der Cardinal, der damals nur durch die Augen des Abbé ſah, dem Vineuil einen geheimen Kanzleibefehl*) zuſtellen ließ, bis auf weitern Befehl nach Tours zu gehen. Da er von Frau von Chaſtillon nicht Abſchied nehmen konnte, ſchrieb er ihr dieſen Brief vom letzten Oktober 1651:

---

*) Lettre de cachet, — geheimer Gewaltsbrief oder Verhaftsbefehl, ehemals willkürlicher, mit des fran-

„Welches Verlangen Sie mir auch bezeigt haben, daß ich Sie beſuche, ſo glaubte ich wegen des geringen Vergnügens, das Sie bei meinem letzten hatten, daß ich beſſer thun würde, mich deſſen zu enthalten, weil ohnedem Ihre Kälte mir alle Freude entzieht, die ich ſonſt fühlte, wenn ich Sie ſah; denn ich bin in Wahrheit überzeugt, daß ich um keinen Antheil, weder an Ihrer Gunſt, noch an Ihrem Vertrauen mich bewerben darf; das Verhältniß, worin Sie ſtehen, iſt ſo, daß es nicht duldet, daß Sie etwas außer ihm berückſichtigen, und Sie nöthiget, es an dem mangeln zu laſſen, was Sie durch weſentliche Verpflichtungen ſchuldig ſind. Ich glaube ſelbſt, Sie würden mir beſſern Dank wiſſen, Sie völlig zu vergeſſen, als mich in dieſem Falle daran zu erinnern, und

---

ößlichen Königes kleinerem Siegel ausgefertigter Befehl, wodurch mancher unverhört ſeiner Freiheit beraubt wurde. D. Ueb.

meine Abſonderung von Ihrer Perſon und von Ihren Intereſſen von Herzen gerne billigen. Bei allem dem gnädige Frau, will ich nicht, daß Sie mich verlieren, weil ich wohl verſichert bin, daß Sie froh ſeyn werden, einſt jenen wiederzufinden, den Sie jetzt geringſchätzen. Ich werde mich ganz ſo ſehr erhalten, als es das Bewußtſeyn Ihrer gegenwärtigen Lage zulaſſen kann, und die Freundſchaft, die ich Ihnen verſprochen habe, die es nicht zu verhehlen vermag, daß das ganze menſchliche Geſchlecht wüthende Eingriffe in Ihr Betragen macht, und Sie der beſtändige Gegenſtand aller Tagesgeſpräche geworden ſind. Man ſchildert Ihr Verhältniß als das niederträchtigſte und verworfendſte, in welches ſich jemals eine Perſon von Ihrem Anſehen eingelaſſen habe, und man ſagt, daß Ihr Freund über Sie eine tyranniſche Herrſchaft ausübe, und über alles, was ſich Ihnen nähert; daß er alles davonjagt, was Ihnen gefällt, und daß er ſelbſt jene bedrohet, von denen er fürchtet, ſie ſeyen ſeine Nebenbuhler, wie er es dem la Feuillade machte, und ich übergehe mit Stillſchweigen die nähern Umſtände ſeiner geheimen Beſuche, die hinlänglich bekannt ſind. Denken Sie, gnädige Frau, an dem Nachtheil, der Ihrem Rufe durch dieſen Umgang zugeht, und überlegen Sie, wer Sie ſind, und wer der iſt, der Ihnen die Ehre raubt; denn das Anſehen und die Achtung, die er Ihnen bewirkt, ſind für Sie ſehr ehrenvoll, und falſche Lichter, die auf Sie zurückſtrahlen, vielmehr um Sie zu beſchädigen, als um Sie zu beleuchten. Ach gnädige Frau, wenn die armen Verſtorbenen nur ein wenig Empfindung hätten, ſie würden ihre Gräber durchkratzen, um herauszuſteigen, und Ihnen Vorwürfe machen über eine ſo ſchimpfliche Abhängigkeit, aber ich glaube nicht, daß Sie von der Erinnerung an ſie gerührt werden; fürchten Sie die Lebenden, die früh oder ſpät über Ihr Betragen aufgeklärt ſeyn, und darin ohne Zweifel den nöthigen Unterſchied machen werden. Ich ſtelle Ihnen alle dieſe Dinge nicht aus einem Beweggrunde der Eiferſucht vor; denn ich verſichere Ihnen, daß ich über eine ſo betrübende und unnütze Leidenſchaft, wie dieſe, nicht betroffen bin. Liebte ich Sie mit Innigkeit, ſo bräche ich in Schmähungen aus, die Ihnen unerſetzlichen Schaden machen würden, und rächte mich wegen jenem, den Sie mir machen, mit eben ſo großer Undankbarkeit. Liebte ich Sie gar nicht, ſo würde ich Scherz treiben, wie die andern; aber ich erhalte mich in Hinſicht Ihrer in einem Mittelſtande, der mir einen ſtummen Schmerz über die Verblendung Ihres Betragens verurſacht, das Sie zuletzt in die tiefſten Abgründe führen wird, wenn Sie nicht an ſich denken, und ſich durch Ihre Klugheit zurückhalten, ohne die Ereigniſſe zu erwarten. Ich nehme morgen den Weg von Tourraine, und ſage Ihnen ein Lebewohl, gnädige Frau. Wenn Sie die Warnungen gut aufnehmen, die ich Ihnen gebe, werde ich fortfahren, Sie zu lieben; wenn übel, — ſo werde ich ſuchen, mich von dem Grundſatze loszumachen, der die Urſache davon iſt; inzwiſchen bitte ich um keinen guten Dienſt für meine Verhältniſſe, ſondern nur, daß Sie verhindern, daß man mir nicht ſchlechte erweiſe, wofür ich Ihnen verbunden ſeyn werde."

Die Verbannung des Vineuil verſchaffte dem Abbé Fouquet wenig mehr Ruhe, als er zuvor hatte; Frau von Chaſtillon machte ihn alle Angenblicke raſend, aber was ihn am meiſten beunruhigte, war der Umgang des Marſchalls von Hocquincourt mit ihr. Dieß hatte ſie ſo ſtolz gemacht, daß ſie den Abbé Fouquet oft behandelte, als hätte ſie ihn nicht gekannt; dieſer ſah wohl, woher ihr Hochmuth kam.

Unterdeſſen, da ſich der Marſchall von Hocquincourt durch Frau von Chaſtillon gedrängt fand, ihr die Verſprechen zu halten, die er ihr gegeben hatte, und es nicht thun wollte, ließ er den Cardinal von allem, was er der Frau von Chaſtillon verſprochen, durch einen Edelmann von ihm, der ihn zu verrathen ſchien, in Kenntniß ſetzen, und zu gleicher Zeit die nämliche Nachricht dem Abbé Fouquet durch Frau von Calvoiſin, Gattin des Hofmeiſters des Königes geben; dieſe Liſt hatte ganz die Wirkung, welche der Marſchall davon erwartet hatte; der Cardinal wurde davon erſchreckt, und ließ, um eine ſo gefährliche Intrigue zu vereitlen, mit dem Marſchall von Hocquincourt unterhandeln. Der Abbé Fouquet ſeinerſeits, den die Calvoiſin benachrichtigt hatte, bat den Cardinal, zu billigen, daß er Frau von

Chaſtillon verhaften ließe, und ſie an einen Ort brächte, wo ſie mit Niemand Verkehr haben könnte, bis er es für zeitgemäß hielt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen. Da der Cardinal dazu eingewilligt hatte, ließ Abbe Fouquet die Herzogin von Chaſtillon zu Marlou ergreifen, und mit einem Fräulein nach Paris führen, wo ſie Nachts ankamen und bei einem Namens von Vaux wohnten, in der Straße von Poitou. Am folgenden Tage nach ihrer Ankunft drang ihr der Abbe Fouquet aus Auftrag des Cardinals eine Schrift an den Marſchall von Hocquincourt ab, worin ſie ihn bat, ſein Abkommen mit dem Könige zu treffen und nicht mehr weder an den Herrn Prinzen zu denken, noch an ſie, weil dieß ſie in Lebensgefahr bringe, und weil ſie wenige Tage zuvor, ehe ſie verhaftet wurde, mit dem Marſchalle übereingekommen war, daß wenn ſie verhaftet würde und man von ihnen Briefe verlangte, gegen die gemeinſchaftlich genommenen Maßregeln, ſie denſelben keinen Glauben beimeſſen wollten, wenn ſie nicht mit einem doppelten C. unterzeichnet wären, ſetzte ſie es nicht in dieſen Brief, aber wohl in einen andern, den ſie zu gleicher Zeit dem Marſchalle ſchrieb, worin ſie ihn aufforderte, ſtandhaft auf ſeinem erſten Entſchluſſe zu beharren, den er genommen hatte, dem Herrn Prinzen zu dienen, und ihm ſeine Feſtungen zu übergeben. Der Marſchall, der die Abſicht dazu gar nicht gehabt, und es nur der Frau von Chaſtillon verſprochen hatte, um dafür Gunſtbezeigungen zu erhalten, und um dem Cardinale Gnaden zu entreißen, die er nicht davon erhalten konnte, ohne gefürchtet zu werden, unterdrückte den Brief des Einverſtändniſſes, und ſchickte dem Herrn Prinzen jenen, welchen Abbe Fouquet von Frau von Chaſtillon hatte ſchreiben laſſen, aus welchem erkennend, daß ſie in Lebensgefahr ſey, er ihr rieth, mit dem Hofe ihren Vergleich zu treffen, damit er Frau von Chaſtillon aus der Haft befreie. Der Cardinal, welcher den Marſchall dermaßen in Frau von Chaſtillon verliebt glaubte, daß er alles geben würde, was man von ihm verlangte, um ſie in Freiheit zu ſetzen, wollte ſie ihm für hundert tauſend Livres rechnen, auf die hundert tauſend Thaler, worüber er mit ihm eins geworden war, aber der Marſchall wollte nichts damit machen, und um dennoch bei ihr nicht für einen Betruger zu gelten, und immer mit ihr in Beziehungen zu ſtehen, wollte er ſeine Zeitungen nicht in die Hände des Cardinals legen, ohne zu wiſſen, daß die Herzogin in Freiheit wäre, ſo daß man ihn, um ihn hierüber zufrieden zu ſtellen, betrog. und die Herzogin zu den hochwürdigen Vätern ins Kloſter ſchickte, ſich einem Edelmanne ſehen zu laſſen, den er eigends hiezu geſendet hatte, mit dem ſie frei war, hernach aber in ihre Haft zurückkehrte, wo ſie noch acht Tage blieb. Während der drei Wochen ihrer Gefangenſchaft in der Straße von Poitou, war der Abbe nicht ſo frei, wie ſie; er warb ſich wieder täglich je mehr und mehr an, denn weil er mit der Freiheit zu gehen und zu kommen ihr jene nahm, zu betrügen, ſie verhindernd Jemand zu ſehen, fand er ſie tauſendmal liebenswürdiger als früher Uebrigens lebte die Herzogin, die ſich wieder ſeine Achtung verſchaffen wollte, um ſich in Freiheit zu ſetzen, auf eine Weiſe mit ihm. fähig, einen Barbaren zu erweichen, nebſt tauſend Gefälligkeiten und tauſend Süßigkeiten, die ſie für ihn hatte, bezeigte ſie ihm ein ſo völliges Vertrauen, daß er ſich nicht enthalten konnte zu glauben, daß ſie immer nur von ihm abhängen wolle.

So ſtanden die Sachen, als der Abbe einen ſehr zärtlichen Brief auffieng, den die Herzogin dem Prinzen von Condé geſchrieben hatte. Dieß verurſachte ihm einen ſo großen Schmerz, daß er, indem er ihr Vorwürfe machte, ſich mit Queckſilber von der Rückſeite eines Spiegelglaſes vergiften wollte, als er aber anfieng, ſich übel zu befinden, verlor er die Luſt, für eine Ungetreue zu ſterben, und nahm Theriac, das er gewöhnlich bei ſich trug, um ſich gegen ſeine Feinde zu ſchützen, die ihm der Dienſt, den er bei dem Cardinale übernommen hatte, ihm täglich machte. Außer der Freiheit dahin zu gehen, wohin es ihr gefiel, brachte die Herzogin die Zeit in ihrer Haft ſehr angenehm zu; der Abbe verſchaffte ihr das beſte Leben von der Welt, und gab ihr täglich ſehr anſehnliche Geſchenke an Bijouterien und Edelſteinen, um zwei Uhr nach Mitternacht ging er von ihr weg, und kehrte um acht Uhr Morgens zu ihr zurück; er war alſo achtzehn Stunden unter vier und zwanzig bei ihr.

Es war unmöglich, daß der Cardinal nicht wußte, wo die Herzogin ſich befand, und es iſt poſſierlich, daß dieſer große Mann, welcher das Schickſal von Europa beſtimmte, ein Liebesgeheimniß mit dem Abbe Fouquet theilte, woran er kein Intereſſe hatte. Ich glaube, daß der Grund, den er hatte, dieſen Verkehr zu billigen, war, weil er, die Herzogin als ränkevoll kennend, ſie lieber in den Händen des Abbe wußte, deſſen er verſichert war, als in eines Andern, und übrigens, da der Abbe ſie im Zimmer hütete und dadurch ziemlich verunehrte, ſehr froh war, daß der Prinz von Condé, ihr Vetter und Liebhaber, dadurch eine außerordentliche Züchtigung erhielt. Da endlich der Vergleich des Mariſchalls von Hocquincourt auf die Bedingung abgeſchloſſen war, daß die Herzogin ihrer Haft ſollte entlaſſen werden, mußte man ſie in Freiheit ſetzen. Man ſchickte ſie nach Marlou, wo ihr wenige Tage darnach der verdrießlichſte Vorfall von der Welt begegnete.

Der Abbe Fouquet war mit ihr übereingekommen, daß ſie ſich alle Samſtage wechſelſeitig die Briefe zurückſenden wollten, die ſie ſich im Laufe der

Woche geſchrieben, und daß er ſie durch einen Menſchen würde holen laſſen, der vorgeben ſollte an Fräulein von Vertus. Eines Tages, da dieſer Menſch in Marlou war, kam ein Lackey des Marſchalls von Hocquincourt mit einem Briefe für die Herzogin an, welche die Antwort ſchrieb, und ſie einer Kammerfrau gab, um ſie dem Ueberbringer einzuhändigen; dieſe irrte ſich und gab dem Boten des Abbe die Antwort, welche ihre Gebieterin dem Marſchalle ſchrieb, und dem Lackey des Marſchalles, das für den Abbe beſtimmte Packet. Man kann ſich denken, in welcher Unruhe die Herzogin war, ſobald ſie die Verwechslung erfuhr, und beſonders, wenn man wiſſen wird, daß in dem Briefe, den ſie dem Abbe ſchrieb, außer tauſend Süßigkeiten, auch noch ein großes Kapitel gegen Frau von Bregy war, die ſie haßte, weil ſie von der Natur die körperlichen und geiſtigen Züge hatte, welche die Herzogin nur durch Erkünſtelung beſaß. Es iſt gewiß, daß ſie dieſe immer beneidet hatte, und ihr niemals ihre Vorzüge verzeihen konnte. An einer andern Stelle ließ ſie kein gutes Haar an dem Mylord Montaigu, und brachte faſt überall die beißendſte Spottereien von der Welt gegen den Marſchall an. Wenn ſie ferner wieder an die Briefe des Abbe dachte, die ſie ihm ſchickte, worin Zärtlichkeit und Aufwallung der Liebe waren, die für eine Geliebte gut ſeyn konnten, aber gleichgültigen Perſonen gewöhnlich ſehr lächerlich ſchienen, und daß ſie in den Händen eines ruhmſüchtigen und verhöhnten Nebenbuhlers ſich befanden, war ſie in Verzweiflung; der Abbe ſeinerſeits brachte ſeine Zeit auch nicht beſſer zu. Was den Marſchall betrifft, ſo urtheilte er, ſobald er alle Briefe des Abbe und jenen geſehen hatte, den ihm die Herzogin ſchrieb, daß er einſt bewogen werden könnte, ſie ihr zurückzugeben, durch ſeine Schwachheit ihr gegenüber, oder durch die Bitte ihrer Freunde, ſo daß er, um ſich in den Stand zu ſetzen, ſich an ihr zu rächen, wann es ihm gefiele, ſie alle abſchreiben ließ, und dann die Orginalien dem Herzoge von la Rocheſaucault, und der Frau von Piſieux zeigte, die er als Feindin der Herzogin kannte. Nachdem der Abbe eine Nacht in Marlou geweſen war, kam er nach Paris zum Marſchall zurück, von dem er ſeine Briefe verlangte. Der Marſchall begnügte ſich nicht, ſie ihm zu verweigern, ſondern fügte auch noch allen Spott nach ſeiner Art bei, der ihm nur einfallen konnte. Während der Marſchall ſich luſtig machte, hielt er den Brief der Herzogin an den Abbe offen in der Hand; dieſer, der ſich faſt lieber hätte können tödten, als ſeine Geliebte in der Willkür ſeines Nebenbuhlers laſſen, in welcher ſie durch dieſen Brief ſtand, fiel darüber her, und riß die Hälfte davon ab, die er die Herzogin ſehen ließ, indem er ihr ſagte, daß der Marſchall die andere verbrannt habe. Indeß bedeutete der Marſchall dem Abbe, im Zorn über ſein Unterfangen, daß er ſogleich ſich entfernen, und daß er, wenn nicht einige Rückſicht ihn abhielte, ihn zum Fenſter würde hinaus werfen laſſen.

Wenige Tage darnach glaubte die Herzogin, nach Paris zurückgekommen, um das Publikum über tauſend nähere Umſtände, die der Marſchall von ihr geſagt hatte, eines beſſern zu belehren, ſie müſſe Leuten von Verdienſt und Tugend zeigen, auf welche Art ſie ihn behandeln würde. Sie wählte hiezu das Haus des Marquis von Sourches, Großprofoßen von Frankreich, bei dem und ſeiner Gattin ſie ſich vorzüglich rechtfertigen wollte. Als das Rendezvous mit dem Marſchalle genommen war, merkte dieſer ihr Vorhaben. „Gott behüte Dich, mein armes Kind, ſagte er zu ihr, indem er ſich ihr näherte, wie befinden ſich meine kleine Hinte[illegible]en, ſind ſie immer recht mager?“ Man kann ſich die Lage nicht denken, in welche die Herzogin durch dieſe Anrede kam; es war ein Kolbenſchlag auf das Haupt; dennoch dachte ſie daran, den Marſchall als unſinnig und unverſchämt zu behandeln, allein ſie glaubte, daß er, weil er nun einmal ſo angefangen, in das für ſie ſchimpflichſte Detail von der Welt eingehen würde, wenn ſie ihn auch nur ein klein wenig erzürnte. Der Großproſoß und ſeine Gattin ſahen ſich einander an, und, gegen die Herzogin ſich wendend, dieſe mit geſenkten Blicken; in der That ſie änderte die Farbe nicht, aber die ſie kannten, hielten ſie nicht für minder beſtürzt; endlich nahm der Großproſoß das Wort, und ſagte. „Sie haben Unrecht, Herr Marſchall, die braven Männer ſollen den Damen nie ins Geſicht widerſtehen; man muß ihnen Dank wiſſen für das Geſchenk, das ſie mit ihrem Herzen machen, und ſie nicht beleidigen, wenn ſie es verſchmähen.“ Ich ſtimme Ihnen bei, ſagte der Marſchall, aber wenn ihr Herz einmal verſchenkt iſt, und ſie hernach wechſeln, müſſen ſie große Schonung für jene bezeigen, die ſie geliebt haben, und wenn ſie über ſie ſpotten, ſetzen ſie ſich großen Unannehmlichkeiten aus. Sie verſtehen mich wohl, gnädige Frau, fügte er hinzu, ſich gegen die Herzogin wendend, ich bin verſichert, daß ſie wohl glauben, daß ich recht habe, aber ſie überraſchen mich durch Ihre Verlegenheit; Sie ſollten der Beſchwerlichkeiten gewohnt ſeyn, ſeitdem ſie ſchlimme Streiche den Leuten ſpielen, die ſich dafür rächen; ich geſtehe Ihnen, ich hätte nicht geglaubt, daß ſie noch ſo viel Schamgefühl beſäßen, als ſie zeigen,“ — und indem er dieſe Rede endete, ging er, und ließ die Herzogin mehr todt als lebendig zurück. Der Großprofoß und ſeine Gattin ſuchten ſie wieder zurecht zu bringen, indem ſie ſagten, daß das, was der Marſchall geſprochen, keinen Eindruck auf ihre Geſinnungen gemacht hätte; inzwiſchen pflegte ſie von dieſem Tage an keinen großen Umgang mit ihr.

Vierzehn Tage darnach mußte der Abbe nach Hof gehen, der in Compiegne war; die Herzogin, welche die Rückkehr des Prinzen von Condé nach Frankreich vorherſah, durch den allgemeinen Frieden, von dem ſtark geſprochen wurde, und die nicht wollte, daß er ſie in einem für ſie ſo ſchimpflichen Verhältniſſe träfe, das ihr übrigens ſehr zur Laſt war, beſchloß es auf eine Art zu brechen, daß keine Spur mehr davon blieb. Mit dieſem Vorſatze ging ſie in die Wohnung des Abbe, wo ſie von demjenigen ſeiner Diener, auf den er das größte Vertrauen ſetzte, die Schlüſſel zum Kabinette ſeines Gebieters verlangte, indem ſie ſagte, daß ſie ihm ſchreiben wolle, dieſer Menſch, ohne weiter nachzuforſchen, und nur die Liebe des Abbe für die Herzogin im Auge, gab ihr ſogleich alles, was ſie verlangte. Als ſie ſich allein ſah, brach ſie das Schloß des Käſtchens auf, wo ſie wußte, daß der Abbe ihre Briefe aufbewahrte, und nahm nicht nur alle dieſe, ſondern auch andere vom Prinzen von Condé, die ſie ihm geopfert hatte, und verbrannte ſie bei Frau von Sourches. Als der Abbe nach ſeiner Rückkehr die Zerſchmetterung in ſeiner Wohnung fand, ging er zur Herzogin, und fing mit der Drohung an, ihr die Naſe abzuſchneiden, dann zerſchlug er einen Cryſtallleuchter, und einen großen Spiegel, den er ihr gegeben, und ging fort, nachdem er ihr tauſend Schmähungen geſagt hatte. Während dieſes Lärmes bemächtigte ſich eine Kammerfrau der Herzogin, welche glaubte, daß der Abbe alles das wieder nehmen würde, was er ihr geſchenkt, des Käſtchens mit den Edelſteinen ihrer Gebieterin, und trug es zur Frau von Sourches, wo es am nämlichen Abende die Herzogin holen ließ, um es einer Andächtigen, Verwandtin ihrer Mutter, in Verwahr zu geben. Der Abbe, am andern Tage davon benachrichtiget, ging zu dieſer Andächtigen, und nahm das Käſtchen mit Gewalt mit ſich fort. Als die Herzogin ihren Verluſt erfuhr, war ſie in Verzweiflung, aber ſie verlor die Beſinnung nicht, und ſchickte Leute über den Abbe, die ſo viel Einfluß auf ihn hatten, daß er das Käſtchen zurück gab, und bei dieſer Rückgabe ſöhnten ſie ſich ſo gut aus, als ſie jemals waren, und dieſe Ausſöhnung ging ſo ſchnell, daß als Frau von Bouteville am folgenden Tage gekommen war, die Herzogin, ihre Tochter über den Unfall zu tröſten, der ſie getroffen, der Abbe ſchon bei ihr war, der ſich während dieſes Beſuches in einem Kabinette verſteckte, wo er die ganze Komödie anhörte.

Wenige Tage darnach, da ſich die Herzogin ſich nicht immer die Mühe geben wollte, es zu verhehlen, daß ſie den Abbe wieder ſah, und glaubte, weil ihr Streit Aufſehen gemacht, mußte ihre Verſöhnung offenkundig werden, ließ ſie ſich von ihren Freunden auf Anſtiften des Abbe drängen, ihm verzeihen zu wollen, und nachdem ſie zuletzt eine Gewiſſensſache daraus gemacht hatte, ließ ſie die Frau Oberin des Kloſters von der Barmherzigkeit, eine ſeligen Anſchauungen unterworfene Frau, mit einander ſprechen, und ſich umarmen. Dieſe Vermittlung brachte die ehrwürdige Mutter bei der Königin und dem Cardinale ein wenig in Mißkredit. Sie glaubte nicht, daß ſie einen ſo beſondern Verkehr mit Gott habe; da ſie ſich ſo leicht von Menſchen betrügen laſſe.

Inzwiſchen dauerte dieſe Verſöhnung nur ſechs Monate; die Rückkehr des Prinzen von Condé nach Frankreich, die ſich von Tag zu Tag näherte, ließ die Herzogin fürchten, daß er ſie noch unter der Herrſchaft des Abbe fände, und die Frauen von St. Chaumond und von Feuquieres, ihre Baſen und guten Freundinnen, beſchämten ſie ſo, daß ſie mit ihm unter dem Vorwande der Frömmigkeit brach. Es fiel dem Abbe ſehr ſchwer, in das Vorhaben der Herzogin einzuwilligen; zu einer andern Zeit hätte er es nicht gethan; aber da er ſeinen Einfluß bei dem Cardinale ſehr vermindert ſah, und fürchtete, daß der Prinz von Condé, der ihn außerdem haßte, und Bouteville, welche den Schimpf rächen wollte, den er ihrem Hauſe angethan, ihn möchten tödten laſſen, wenn er der Herzogin den mindeſten neuen Anlaß zu Beſchwerden gäbe, hörte er auf, ſie zu ſehen, aber nicht ſie zu lieben.

Um dieſe Zeit hatte Frau von Olonne, wie ich erwähnte, die Gräfin von Fiesque gebeten, in ihrem Namen dem Abbe Fouquet über eine angebliche Verbindlichkeit, zu danken, die eigentlich nichts war, aber ſie wollte bei dem Abbe Fouquet Betrachtungen über dieſe Artigkeit erregen, und ihm begreiflich machen, daß wenn man den Leuten für etwas ſo Geringes danke, man ihnen größere Verbindlichkeiten ſchuldig ſeyn wolle. Am nämlichen Tage, da Frau von Olonne die Gräfin ſah, ſand ſie den Abbe bei Frau von Bonnelle, und machte ihm hier ſelbſt ihr Compliment; der Abbe, der ſehr erfreut war, ſich der Frau von Olonne nähern zu können, um ſeine Heilung von der Leidenſchaft zu verſuchen, die ihm noch für Frau von Chaſtillon blieb, erwiederte ihre Artigkeiten, ſo verbindlich er nur konnte, und da am folgenden Tage die Gräfin ihn hatte holen laſſen, und ihm ſagte, was Frau von Olonne ſie gebeten, ihm zu ſagen, verſetzte er: „Ich weiß mehr davon als Sie, gnädige Frau, und erhielt geſtern Abends von ihr ſelbſt Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit; aber ſie möchte von Ihnen gerne etwas erfahren, fügte er bei, ob der Graf von Guiche nicht in Frau von Olonne verliebt iſt; iſt dieß der Fall, ſo will ich die Gelegenheit vermeiden, es zu werden; er hat in Allem ſo viel

Rückſicht für mich gehabt, daß es lächerlich von mir wäre, ihn übel zu behandeln.“ „Nein, erwiederte die Gräfin, wenigſtens haben Frau von Olonne und er, jedes beſonders, mir geſagt, daß ſie nicht an einander denken.“ „Wenn's ſo iſt, verſetzte der Abbe, ſo bitte ich Sie, gnädige Frau, der Frau von Olonne zu melden, daß Sie mich geſehen und ich über das, was Sie mir in ihrem Namen geſagt haben, ſo von Freude entzückt geſchienen, zu ſehen, wie ſie aufgenommen, was ich für ſie that, daß ſie nicht zweifeln, daß ich raſend in ſie mich verlieben würde. Und hierüber, gnädige Frau, fragen Sie ſie, ich bitte Sie, was ich thun würde, wenn es ſo wäre.“ Da die Gräfin ihm dieß verſprach, ging der Abbe fort, und am folgenden Tage, als Frau von Olonne dieſes Briefchen von der Gräfin erhalten hatte, gab ſie dieſe Antwort: „Sie fragen mich, was ich thun würde, wenn der Abbe Fouquet ſehr in mich verliebt wäre? Ich werde mich wohl hüten, es Ihnen ſagen, aber er gefällt mir ſo ſehr, als er mir vorgeſtern gefiel. Leben Sie wohl. Die Caſtilianerin.“

Der Chevalier von Gramont war bei der Gräſin einen Augenblick darnach angekommen, als ſie dieß Briefchen erhalten hatte, und fand ſie im Bette; und da er ein Papier ſah, das nur zur Hälfte unter ihrem Kopfkiſſen war, nahm er es. Als die Gräſin dieß Papier von ihm wieder forderte, gab ihr der Chevalier ein anderes zurück, ungefähr von derſelben Größe. Die Perſonen, welche gerade bei der Gräſin waren, beſchäftigten ſie ſo ſehr, daß ſie den Betrug des Chevalier nicht bemerkte, der beinahe gleich darauf, da er ihn verübt hatte, fort ging. Als er ſah was es war, darf man nicht fragen, ob er Freude fühlte etwas in Händen zu haben, was der Frau von Olonne ſchaden, und den Grafen von Guiche raſend machen konnte. Er erinnerte ſich, dem Marſillac geopfert worden zu ſeyn, und der Unruhe, die ſein Neffe ihm in Bezug auf die Gräſin veranlaßt hatte, und er war ſehr froh, daß der Abbe ihn auch wieder quälte. Der Lärmen, den er von dieſem Briefe machte, hatte ganz die Wirkung, die er wünſchen konnte; der Graf von Guiche erſchrack, und fragte Vineuil um Rath;

ſie beſchloſſen mit einander, daß er ſelbſt hierüber mit dem Abbe ſprechen ſollte, und ſchrieb indeſſen dieſen Brief an Frau von Olonne:

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, gnädige Frau, aber ich liebe Sie zu ſehr, um mich gegen Sie heftig zu erzürnen; vielleicht daß dieſes Verfahren mehr Ihr Herz rühren wird, als die Vorwürfe. Inzwiſchen muß meine Entrüſtung auf Jemand fallen, und ich weiß Niemand, der ſie ſich mehr zugezogen hätte, als die Gräfin. Sie iſt es gewiß, die den Abbe Fouquet veranlaßt hat, an Sie zu denken; ſie iſt in Verzweiflung; daß ich ſie verlaſſen habe. Um zu machen, daß ich zu ihr zurückkehre, oder um ſich meiner Veränderung wegen zu rächen, will ſie mir einen Nebenbuhler geben, der mich verdränge, oder es mir verleide, Sie zu lieben. Ich glaube nicht, daß ſie in dem einen oder andern Falle ihren Zweck erreichen werde, gnädige Frau, aber ich kann nicht umhin, ihr den nämlichen Dank zu wiſſen; als ob das eine oder das andere geſchehen wäre, auch darf ſie erwarten, daß ich keine Rückſicht mehr für ſie haben werde, und daß es nichts auf der Welt gebe, was ich nicht thäte, um mich dafür zu rächen.“

Frau von Olonne, die des Grafen von Guiche nicht ſo verſichert war, daß ſie nicht fürchten ſollte, die Gräfin könnte ihn wieder nehmen, wollte ſie auf den Punkt entzweien, daß wahrſcheinlicher Weiſe keine Verſöhnung mehr zwiſchen ihnen Statt haben konnte, und hatte daher kaum dieſen Brief erhalten, als ſie ihn zu dieſem Zwecke der Gräfin ſchickte. Dieſe, ganz raſend gegen den Grafen von Guiche, ließ dem Vineuil ſagen, er möchte zu ihr kommen. „Ich habe Sie holen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß Ihr Freund ein Narr und ein Unverſchämter iſt, mit dem ich keinen Umgang mehr haben will. Sehen Sie den Brief, den er der Frau von Olonne geſchrieben hat, er beklagt ſich, daß ich den Abbe Fouquet dränge, ſich mit ſeiner Geliebten einzulaſſen, und erinnert ſich nicht, daß er mir geſagt hat, daß er nicht mehr an ſie denke.“ „Ich bitte Sie um Verzeihung für ihn, antwortete Vineuil; entſchuldigen Sie einen armen Liebhaber, der, weil man ihm ſeine Geliebte nehmen will, nicht mehr weiß, was er that, noch an wen er ſich halten ſoll; ſobald ich ihn werde zu ſich gebracht haben, wird er ſich zu Ihren Füßen werfen.“ Nach einigen andern Geſprächen ging Vineuil fort, und kam eine Stunde darnach mit dem Grafen von Guiche wieder zurück, welcher der Gräfin ſo viele Sachen ſagte, daß ſie ihm verſprach, nicht mehr an ſeine Ungeſchliffenheit zu denken. Am folgenden Tage beſuchte der Graf, der beſchloſſen hatte, mit dem Abbe zu ſprechen, denſelben, und ihn auf die Seite ziehend, ſagte er: wenn wir alle Zwei zu gleicher Zeit angefangen hätten, in Frau von Olonne verliebt zu ſeyn, wäre es lächerlich, befremdend zu finden, daß Sie ſie mir beſtritten, auch ich würde es nicht thun, und ließe ſie ſelbſt durch ihre Gunſtbezeugungen über das Glück des Einen oder Andern entſcheiden; aber da Sie mich in einem Verhältniſſe beunruhigen, worin ich lange Zeit vor Ihnen ſtehe, wünſchen Sie wohl, daß ich Ihnen ſage, daß dieß nicht redlich iſt, und ich bitte Sie, mich bei meiner Geliebten in Ruhe zu laſſen, ohne mir einen andern Aerger zu machen, als jenen, den mir Ihre Härte verurſacht.“ „Ich bin ein Freund der Frau von Olonne, antwortete der Abbe, und weiter nichts; Sie haben alſo nicht Urſache, ſich über mich zu beklagen, wenn ich jedoch glaubte, daß die Rede, die Sie mir da halten, von Leuten wäre gerathen worden, die mich in Verhältniſſe bringen wollten, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich Ihr Nebenbuhler ſeit heute werden ſollte. Ich weiß wohl, warum ich ſo mit Ihnen ſpreche, und Sie können mich wohl verſtehen.“ Der Abbe wollte von Bardes, ſeinem Todfeinde, und Freunde des Grafen ſprechen. „Nein“, antwortete der Graf, „ich verſtehe Sie nicht, aber was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt, daß die Eiferſucht mir rieth, Sie zu bitten, mir keine mehr zu erregen.“ Der Abbe verſprach es ihm, und ſie trennten ſich als die beſten Freunde von der Welt. Wenige Tage darnach traf dieſer Frau von Olonne bei einem Beſuche, ſie nahm ihn zur Seite, um ihm geringfügige Dinge anzuvertrauen; da auch der Abbe nicht wußte, was er ihr ſagen ſollte, erzählte er ihr die Aufklärung zwiſchen dem Grafen und ihm. „Ich bin ſehr erfreut, ſagte ſie zu ihm, daß ihr Herren über mich wie über euer Gut verfüget; ich gehöre alſo nun dem Graſen von Guiche, weil Sie ihm Ihre Erklärung gemacht haben, daß Sie keinen Anſpruch auf mich machen.“ „Ach, gnädige Frau, antwortete der Abbe, ich gebe Sie Niemand; wär' ich im Stande es zu thun, ſo würde ich, da ich mich mehr liebe als wen immer, Sie für mich behalten; aber auf den Verdacht, den der Graf von Guiche hat, daß ich für Sie Liebe fühle, erklär ich ihm, daß ich nicht daran denke, und dieß zwiſchen Ihnen und mir, gnädige Frau, weil ich meinem Glücke nicht traue.“ Denn — — — — „Nein, nein, unterbrach ihn Frau von Olonne, fahren Sie nicht fort, Herr Abbe, mit mir gegen Ihre Geſinnung zu ſprechen; Sie wiſſen wohl, daß Sie nicht ſo unglücklich ſind, als Sie ſagen.“ Da der Abbe ſich ſo gedrängt ſah, konnte er ſich nicht enthalten, ihr zu antworten, daß ſie es beſſer wiſſe, als er, daß, vermögend das Glück von Königen ſelbſt zu machen, er das ſeinige für gemacht hielte, wenn ſie ihn deſſen verſicherte, und daß übrigens die Zuſage, die er dem Graſen gegeben, ihn nicht verhindern würde, ſie zu lieben, wenn er einigen Anſchein ſähe, geliebt zu werden. Dieſe Unterredung endete mit ſo vieler Süßigkeit von Seite der Frau von Olonne, daß der Abbe vergaß, daß er noch Frau von Chaſtillon liebe, ſo daß er ſich entſchloß, ſich ohne Neigung an Frau von Olonne zu machen; er glaubte, indem er den Körper durch die Vergnügungen anziehe, den Geiſt losmachen zu können, deſſen Intereſſen ſo vermiſcht ſind. In der That, Frau von Olonne, welcher die Zeit ſehr koſtbar war, ließ den Abbe nicht ſchmachten; aber da ihr Einverſtändniß nicht lange dauern konnte, ohne daß der Graf es bemerkte, ging dieſer zu ihr, um ihr Beſchwerden darüber zu machen. Als er an der Thüre ihres Zimmers war, hörte er, daß man einiges Geräuſch machte; dieß bewog ihn, zu horchen, was es ſey; er hörte Frau von Olonne, die Jemand tauſend Süßigkeiten ſagte; ſeine Neugierde verdoppelnd, blickte er durch's Schlüſſelloch, und ſah ſeine Geliebte ihrem Gatten eben ſo zärtliche Liebkoſungen machen, wie ihrem Liebhaber; dieß flößte ihm nicht weniger Unwillen als Verachtung gegen ſie ein; er ging haſtig fort nach Hauſe, wo er Tinte und Papier nahm, und dieß an Vineuil ſchrieb:

„Sie wiſſen nicht, einen neuen Liebhaber der Frau von Olonne hab ich entdeckt, aber welchen neuen Liebhaber, guter Gott! einen gut behandelten Liebhaber, einen zum Hauſe gehörigen Nebenbuhler. Es iſt nicht auszuhalten, von Olonne iſt's, den ich ſo eben auf dem Schooße ſeiner Gattin überraſcht habe, der tauſend Liebkoſungen von dieſer Ungetreuen erhielt. Denn kurz, mein Lieber, er iſt nicht Ehegemahl, er empfängt alle Süßigkeiten der Liebhaber, andere Liebkoſungen, als jene, welche die Pflicht giebt, und empfängt ſie bei Tage, die ſtets nur die Zeit der Liebhaber geweſen iſt."

Als der Graf von Guiche am folgenden Tage zu Frau von Olonne zurückkehrte, verſparte er die Vorwürfe, welche er ihres Gatten wegen ihr zu machen hatte, auf ein anderesmal, und wollte über dieſen Streich nur mit dem Abbe Fouquet ſprechen. Frau von Olonne, die voll Rückſicht war, wenn ſie einen Liebhaber verlieren mußte, nicht ſo ſehr aus Furcht ſeines Verdruſſes, als weil ſich die Zahl derſelben verminderte, ſagte zum Grafen von Guiche, daß er Herr ihres Betragens ſey, daß er ihr eine ſolche Lebensweiſe vorſchreiben könne, wie ſie ihm gefiele; daß wenn der Abbe ihm verdächtig ſcheine, ſo würde ſie ihn nicht nur nicht mehr ſehen, ſondern er ſollte ſelbſt Zeuge ſeyn, in welchem Tone ſie mit ihm ſpräche. Der Graf, der es nie gewagt hatte, ein ſo großes Opfer von ihr zu verlangen, nahm die Anerbietungen an, die ſie ihm hiewegen machte; die Zuſammenkunft hatte am folgenden Tage bei dem Graf Statt, wo Frau von Olonne allein mit dem Grafen und dem Abbe, ſo mit dieſem ſprach, nachdem ſie am Abende vorher alles verabredet hatten: „Ich habe Sie gebeten, Herr Abbe, hieher zu kommen, um Ihnen in Gegenwart des Herrn Grafen von Guiche zu ſagen, daß ich Niemand als ihn liebe, und jemals lieben kann; wir waren beide ſehr froh, daß Sie es wußten, damit Sie nicht den Grund der Unwiſſenheit vorſchützen möchten. Nicht als ob Sie, ich bekenne es, bisher auf einem andern Fuße mit mir geſtanden, als auf dem eines Freundes, aber da Sie dabei ohne Argliſt verfahren, ſo haben

Sie vielleicht nicht wahrgenommen, daß Ihre Beſuche ein wenig zu häufig waren, und Sie wiſſen, daß dieß gewöhnlich einem ſo verliebten Mann, wie der Graf iſt, nicht gefällt, welches Vertrauen er auch auf ſeine Geliebte haben möge. Was mich betrifft, ſo will ich, ſo lang' ich lebe, nur darauf denken, ihm zu gefallen; ich wollte Ihnen dieſe Erklärung machen, damit Sie nicht, ohne daran zu denken, böſe Händel anfingen. Bleiben Sie mein Freund, es wird mich ſehr freuen, aber je weniger wir miteinander Umgang halten können, deſto beſſer wird es ſeyn." „Ja, gnädige Frau, ich verſpreche Ihnen, ſagte der Abbe, ich trete ganz der Meinung des Herrn Grafen von Guiche bei und habe alle Grade der Eiferſucht durchgangen, und es iſt nicht erſt ſeit heute, daß wir dieſes Kapitel mit einander beſprochen haben. Ich weiß wohl, was ich ihm verſprochen habe, und ich verſichere ihm, daß ich nicht dagegen gehandelt habe." „Es iſt wahr," unterbrach ihn der Graf, „daß ich mich nicht über Sie beklagen kann; aber die gnädige Frau hat ſehr wohl bemerkt, daß, da Sie keine Abſicht haben, Sie vielleicht glaubten, nichts gegen das zu thun, was Sie mir verſprachen und nur der Schein war gegen Sie.“ „Nun wohl,“ verſetzte der Abbe, „daran ſoll es nicht liegen, daß Sie glücklich ſind; ich gebe Ihnen mein Wort, die gnädige Frau nur einmal des Monates abſichtlich zu ſehen; für zufälliges Zuſammentreffen kann ich nicht gut ſtehen, es iſt jedoch Ihre Sache, hiewegen Ihre Sicherheitsmaßregeln zu nehmen.“ Nach tauſend Höflichkeiten von beiden Seiten trennten ſie ſich.

Man wird vielleicht erſtaunen, daß der Abbe ſeine Nebenbuhler bei der Herzogin von Chaſtillon ſo ungern litt und mit Frau von Olonne ſo fügſam war; aber die Urſache iſt, weil an jene ihn Liebe, an dieſe Schwelgerei feſſelte, und weil zwar der Leib Mitgenoſſen dulden kann, aber niemals das Herz.

Einige Zeit darnach beſchloß von Olonne, von der ſchlechten Aufführung ſeiner Frau unterrichtet, ſie auf das Land zu ſchicken, ſowohl um ſie zu verhindern, neue dumme Streiche zu machen, als um das Aufſehen zu beſchwichtigen, das ihre Gegenwart täglich erneuerte; in der That, kaum war ſie abgereiſet, ſo dachte man ihrer nicht mehr, und tauſend andere Nachbilder der Frau von Olonne, wovon Paris voll iſt, machten in kurzer Zeit das große Urbild vergeſſen.

Es ereignete ſich ein Vorfall, der ohne von der Beſchaffenheit jener der Frau von Olonne zu ſeyn, nicht unterließ, dieſe eine Zeitlang zu dämpfen. Der Graf von Vivonne, erſter königlicher Kammerjunker, und für welchen Seine Majeſtät von Natur Neigung fühlten, hatte ſich auf ein Landgut zurückgezogen, das er nahe bei Paris beſaß, um das Oſterfeſt mit zweien von ſeinen Freunden zu feiern, dem Abbe le Camus und Manchini, dieſer ein Neffe des Cardinals, und der andere einer von den Almoſenieren des Königes; als ſie dort drei oder vier Tage zugebracht hatten, wenn nicht in einer großen Andacht wenigſtens in ſehr unſchuldigen Vergnügungen, beſuchten ſie der Graf von Guiche und Manicamp, die ſich in-Paris langweilten. Sobald der Abbe Calmus ſie ſah, der ſie als ſehr aufbrauſend kannte, beredete er Manchini, nach Paris zurückzukehren, da man vom folgendem Tage an in der Welt ſage würde, daß unter ihnen befremdende Dinge vorgegangen ſeyen, und als Manchini an demſelben Abende dieſe Abſicht zeigte, ſchlugen Manicamp und der Graf von Guiche dem Vivonne vor, Büſſy zu bitten, zwei oder drei Tage mit ihnen zu verleben, mit der Verſicherung, daß dieſer die beiden Andern wohl erſetzen könnte. Vivonne, damit einverſtanden, ſchrieb an Büſſy im Namen von Allen, daß er gebeten würde, das Weltgetümmel auf einige Zeit zu verlaſſen, um bei ihnen mit weniger Zerſtreuung den Gedanken an die Ewigkeit nachzuhängen. Bevor ich fortfahre, iſt es paſſend, zu zeigen, wer Vivonne und Büßy waren.

Der erſtere hatte dicke blaue hervorſtehende Augen, wovon die Augäpfel, die oft zur Hälfte unter den Augenwimpern verſteckt waren, ihm wider ſeine Abſicht ſchmachtende Blicke machten; er hatte eine wohl geformte Naſe, einen kleinen und aufgeworfenen Mund, einen ſchönen Teint, goldgelbe Haare in Menge; in der That beſaß er ein wenig zu viel Wohlbeleibtheit, einen lebhaften Geiſt und eine gute Einbildungskraft, aber er dachte zuſehr darauf, kurzweilig zu ſeyn; er ſagte gerne Zweideutigkeiten und doppelſinnige Worte, und um mehr bewundert zu werden, machte er ſie oft zu Hauſe, und brachte ſie in Geſellſchaften, die er beſuchte, als Stegreifseinfälle vor; er ſchloß mit Perſonen ohne Unterſchied ſehr ſchnell Freundſchaft, und ob er nun an ihnen einen Vorzug fand oder nicht, er wurde ihrer noch ſchneller überdrüſſig. Was ſeiner Neigung ein wenig mehr Dauer verlieh, war die Schmeichelei, doch wer ihn nicht bewunderte, hätte gut bewundernswerth ſeyn können, er würde nicht viel auf ihn gehalten haben. Da er glaubte, daß ein Beweis des guten Verſtandes das Zartgefühl für alle Werke ſey, fand er nichts nach ſeinem Geſchmack von allem, was er ſah, und urtheilte gewöhnlich darüber ohne Kenntniß und ohne Gründlichkeit; kurz er war von ſeinem eigenen Verdienſte ſo verblendet, daß er an Andern keines ſah; und um, wie er, als Witzling zu ſprechen, er hatte viel Selbſtgenügſamkeit *) und viel Unfähigkeit zugleich; er war kühn im Kriege, und furchtſam in der Liebe, indeß wenn man ihm glauben wollte, hätte er allen Frauen übel mitgeſpielt, mit denen er ſich eingelaſſen, und die Wahrheit iſt, daß er bei gewiſſen

---

*) Suffisance und Insuffisance D. Ueberſ.

Damen ſcheiterte, die bisher Niemand abgelehnt hatten.

Roger von Rabûtin, Graf von Büſſy, Oberſt der leichten Cavallerie, hatte große ſanfte Augen, einen wohlgeformten Mund, eine große Adlernaſe, eine vorragende Stirne, ein offenes Geſicht, eine glückliche Geſichtsbildung, blonde, feine und glänzende Haare; ſein Geiſt paarte Zartheit mit Kraft, Frohſinn mit Munterkeit; er ſprach gut, ſchrieb richtig und angenehm; er war von Natur ſanft, aber die Neider, welche ihm ſeine Verdienſte zuzogen, hatten ihn bitter gemacht, ſo daß er ſich mit ſeinen Freunden auf Koſten der Leute, die er nicht liebte, gerne luſtig machte; er war brav ohne Prahlerei, liebte die Vergnügungen mehr als das Glück, aber die Ehre mehr als das Vergnügen; er war galant mit allen Damen, und ſehr höflich und bei der Vertraulichkeit, welche er mit ſeinen beſten Freundinnen hatte, ließ er es niemals an der Ehrerbietung fehlen, die er ihnen ſchuldig war. Dieſe Art zu handeln läßt ſchließen, daß er Liebe für ſie fühlte; gewiß iſt es, daß ſich immer ein wenig davon in ſeine großen Freundſchaftsbezeigungen miſchte; er hatte gut und lange im Kriege gedient, aber da es zu ſeiner Zeit nicht genug war, Geburt, Geiſt, Dienſte und Muth aufzuweiſen, um zu großen Würden zu gelangen, war er mit allen dieſen Eigenſchaften auf der halben Bahn ſeines Glückes geblieben, weil ihm die Niederträchtigkeit fehlte, Leuten zu ſchmeicheln, in welche Mazarin, der höchſte Gnadenſpender, ſein Vertrauen ſetzte, oder weil er nicht im Stande war, ſie ihm durch Furchterregung zu entreißen, wie es die meiſten Marſchälle ſeiner Zeit gemacht hatten.

Als nun Büſſy dieſes Briefchen von Vivonne empfing, ſtieg er ſogleich zu Pferde, und begab ſich zu ihm, er traf ſeine Freunde ſehr geſtimmt ſich zu ergötzen, und gewohnt keine Freude zu ſtören, machte er die Luſt noch völlig vollſtändig. Eintretend ſagte er: „ich bin ſehr erfreut, meine Freunde, Sie von der Welt ſo abgeſondert zu finden; man bedarf beſonderer Gnade von Gott, um ſein Heil zu gründen; in den Verwirrungen des Hofes treiben Ehrgeiz, Neid, Schmähſucht, Liebe und tauſend andere Leidenſchaften, gewöhnlich die beſtgeartetſten Leute zu Laſtern, deren ſie in ihren Einſiedeleien wie dieſe hier, unfähig ſind; laßt uns denn mit einander ſelig werden, meine Freunde und weil, um Gott angenehm zu ſeyn, nicht nöthig iſt zu weinen oder vor Hunger zu ſterben, ſo laßt uns lachen, meine Lieben, und wohlleben.“ Dieſe Meinung wurde allgemein gebilliget; man ſchickte ſich nach Tiſch zur Jagd an, und ließ auf den folgenden Tag Harmoniemuſik beſtellen. Nachdem dieſe Herren vier oder fünf Stunden gelaufen waren, kamen ſie ausgehungert zurück, um das größte Mahl von der Welt einzunehmen. Nach dem Abendeſſen, das drei Stunden gedauert hatte, während deſſen die Geſellſchaft jener Munterkeit genoß, die immer das gute Gewiſſen begleitet, ließ man Pferde zum Spazierritte im Parke vorführen. Hier war es, wo dieſe vier Freunde, ſich in Freiheit fühlend, um ſich zu ermuthigen, die Welt mehr zu verachten, den Vorſchlag machten, das ganze menſchliche Geſchlecht zu läſtern; aber einen Augenblick darauf ließ die Erwägung den Büſſy äußern, daß man ihre gute Freunde von dieſer allgemeinen Achtserklärung ausnehmen müſſe. Dieſer Rath wurde gebilliget, jedoch baten die übrigen von der Geſellſchaft um Schonung für das, was er liebe; dieß war geſchehen, das Zeichen der Verachtung der irdiſchen Dinge gegeben, und dieſe guten Freunde begannen ihr Schmählied.

Man kann denken, daß nach einem ſolchen Anfange alles in das Lied eingeſchloſſen wurde, mit Ausnahme der Freunde dieſer vier Herren, aber da die Zahl derſelben klein war, wurde das Lied groß, ſo daß man für daſſelbe allein um nichts davon zu vergeſſen, einen Band ſchreiben müßte. Ein Theil der Nacht war unter dieſen ländlichen Vergnügungen vergangen, man beſchloß ſich zur Ruhe zu begeben; jeder trennte ſich alſo ſehr zufrieden, die Fortſchritte zu ſehen, die man in der Andacht zu machen begann. Da Vivonne und Büſſy früher als die andern aufgeſtanden waren, gingen ſie in das Zimmer des Manicamp, da ſie ihn aber nicht fanden, und glaubten, er ſey in den Park ſpatzieren gegangen, gingen ſie in das Zimmer des Grafen von Guiche, bei welchem er im Bette lag. „Sie ſehen, meine Freunde, ſagte er zu ihnen, „daß ich Ihre geſtrigen Aeußerungen in Bezug auf die Verachtung der Welt zu benützen trachte; ich hab' es ſchon über mich gewonnen, die Hälfte davon zu verachten, und ich hoffe, daß ich in kurzer Zeit, mit Ausnahme meiner vertrauten Freunde, auch von der andern nicht viel Aufhebens machen werde.“ Oft kommt man am nämlichen Ziele auf verſchiedenen Wegen an, verſetzte Büſſy; was mich betrifft, ſo verdamme ich Ihre Weiſe nicht; jeder wird auf ſeine Weiſe ſelig, aber ich will nicht auf jenen Wegen zur Seligkeit eingehen, die ſie einſchlagen.“ „Ich bin erſtaunt, ſagte Manicamp, daß ſie ſprechen, wie ſie handeln, und daß Frau von Sevigny ihnen nicht verleidet hat, die Frauen zu lieben.“ „Doch eben recht von der Frau von Sevigny, ſagte Vivonne, ich bitte Sie, uns zu ſagen, warum Sie mit ihr brechen; denn man ſpricht verſchieden davon; Einige ſagen, Sie wären auf den Grafen dü Lüde eiferſüchtig geweſen, und Andere, daß Sie ſie der Frau von Montglas opferten, und Niemand hat geglaubt, wie ſie beide es geſagt haben, daß es ein Grund des Vortheiles war.“ „Wenn ich Ihnen zeigen werde, erwiederte Büſſy, daß es ſechs Jahre ſind, daß ich Frau von Montglas liebe, werden Sie wohl glauben, daß keine Liebe ſich in den Bruch miſchte, der im vorigen Jahre zwiſchen Frau von Sevigny und mir ſich ereignete.“ „Ach, mein Lieber,“ unterbrach ihn Bivonne, „wir wären Ihnen ſehr verbunden, wenn Sie ſich die Mühe geben wollten, uns eine Liebesgeſchichte zu erzählen. Aber zuvor ſagen Sie uns gefälligſt, wer dieſe Frau von Sevigny iſt; denn ich habe nie zwei Perſonen über ſie eins werden ſehen.“ Das heißt, in wenigen Worten ſie genau zu beſchreiben, wünſchen Sie, antwortete Büſſy; man wird nicht eins in Bezug auf ſie, weil ſie ungleich iſt, und weil eine einige Perſon nicht lange genug bei ihr iſt, um den Wechſel ihrer Gemüthsart zu bemerken; aber ich, der ich ſie ſeit ihrer Kindheit immer geſehen habe, ich will Ihnen einen getreuen Bericht über ſie erſtatten.

Geſchichte der Frau von Sevigny.

„Frau von Sevigny, fuhr er fort, hat gewöhnlich den ſchönſten Teint von der Welt, kleine und glänzende Augen, einen flachen Mund, aber von ſchöner Farbe, eine vorragende Stirne, eine Naſe nur mit ſich ſelbſt vergleichbar, nicht lang, nicht klein, viereckig an der Spitze, eine Kinnlade wie die Naſenſpitze, und dieß alles, was einzeln nicht ſchön, iſt im Ganzen genommen ziemlich anmuthig; ſie hat ein ſchönes Ausſehen, ohne eine gute Haltung zu haben, einen wohl geformten Fuß, Hals, Arme und Hände ſind ſchlecht gewachſen; blonde, feine und dichte Haare; ſie hat gut getanzt, und noch ein richtiges Gehör, eine angenehme Stimme; ſie kann ein wenig ſingen; ſo beiläufig iſt ſie von Außen beſchaffen. Es giebt keine Frau, die mehr Verſtand beſäße, als ſie, und ſehr wenige, die ebenſo viel haben; ihr Benehmen iſt unterhaltend; es giebt welche, die ſagen, daß ihr Charakter für eine Frau von Anſehen zu muthwillig ſey. Zur Zeit, da ich ſie ſah, fand ich dieß Urtheil abgeſchmackt, und rechtfertigte ihr Kurzweiliges unter dem Namen des Frohſinnes; jetzt, da ich ſie nicht mehr ſehe, blendet mich ihr großer Glanz nicht; ich bleibe dabei ſtehen, daß ſie zu unterhaltend ſeyn will; wenn man Geiſt hat, und beſonders jene Art von Geiſt, der fröhlich iſt, braucht man ſie nur zu ſehen, man verliert nichts damit; ſie verſteht Sie, ſie geht genau auf das ein, was Sie ſagen, ſie erräth Sie, und führt Sie wohl gewöhnlich viel weiter, als Sie zu geben dachten; manchmal macht man ihr wohl auch zu ſchaffen, das Feuer des Scherzes reißt ſie hin, und in dieſem Zuſtande nimmt ſie mit Freude alles auf, was man ihr Freies ſagen kann, wenn es nur verſchleiert iſt; ſie antwortet ſelbſt mit Wucher darauf, und glaubt, daß ſie dabei verlieren würde, wenn ſie nicht über das hinausginge, was man ihr ſagte; bei ſo vielem Feuer iſt es nicht befremdend, daß die Beurtheilungskraft mittelmäßig iſt. Da dieſe beiden Sachen gewöhnlich unvereinbarlich ſind, kann die Natur kein Wunder zu ihren Gunſten thun; ein aufgeweckter Dummkopf wird ſie bei ihr immer über einen wackern ernſthaften Mann davontragen. Die Munterkeit der Leute nimmt ſie vorweg ein; ſie wird nicht beurtheilen, ob man das verſteht, was ſie ſpricht; den größten Beweis von Verſtand, den man ihr geben kann, iſt — Bewunderung für ſie zu haben; ſie liebt den Weihrauch, iſt gerne geliebt, und deßwegen ſäet ſie, um zu ernten, ſie ſpendet Lob, um deſſen zu empfangen; ſie liebt überhaupt alle Männer, welches Alter, welche Geburt, und welches Verdienſt ſie haben, und von welchem Berufe ſie ſeyn mögen, ihr iſt alles gut, vom Königsmantel bis zum Prieſterrocke, vom Scepter bis zum Schreibzeuge. Unter den Männern hat ſie einen Anbeter lieber als einen Freund, und unter den Anbetern die Luſtigen als die Traurigen; die Melancholiſchen ſchmeicheln ihrer Eitelkeit, die Aufgeweckten ihrer Neigung; ſie unterhält ſich mit dieſen, und ſchmeichelt ſich mit der Meinung, daß es wohl ein Verdienſt von ihr ſey, jenen Sehnſucht erregen gekonnt zu haben. Sie war von kalter Körperſtimmung, wenigſtens wenn man diewegen ihrem ſeligen Gatten glaubt, auch war ſie ihm die Verbindlichkeit ihrer Tugend ſchuldig, wie er ſagte; ihre ganze Wärme iſt im Geiſte. In der That vergütet ſie wohl die Kälte ihrer Körperſtimmung; wenn man ſie auf ihre Handlungen bezieht, glaub' ich, daß die ehliche Treue nicht verletzt wurde; wenn man die Geſinnung beſieht, iſt's eine andere Sache. Um davon frei heraus zu ſprechen, ſo glaub ich, daß ihr Gatte ſich vor den Menſchen aus dem Handel gezogen hat, aber ich halte ihn für einen Hahnrey vor Gott; dieſe Schöne, die bei allen Vergnügungen ſeyn will, hat ein ſicheres Mittel gefunden, wie es ihr ſcheinet, ſich zu ergötzen, ohne daß es ihrem Rufe etwas koſte, ſie hat Freundſchaft geſchloſſen mit vier oder fünf Scheinſpröden, mit welchen ſie an alle Orte von der Welt geht; ſie betrachtet nicht ſo ſehr was ſie thut, als bei wem ſie iſt; indem ſie dieß thut, überredet ſie ſich, daß die ehrbare Geſellſchaft alle ihre Handlungen rechtfertiget, und was mich betrifft, ſo glaub' ich, daß die Schäferſtunde, die gewöhnlich nur unter vier Augen mit allen Frauen ſchlägt, mit dieſer da eher in der Mitte ihrer Familie ſchlüge. Manchmal verweigert ſie trozzig einen öffentlichen Spatziergang, um ſich vor den Augen der Welt in der Meinung einer großen Regelmäßigkeit, feſtzuſetzen, und einige Zeit darauf, wenn ſie auf die Verweigerung, welche ſie laut werden ließ, ſicher zu gehen glaubt, wird ſie vier oder fünf geheime Spatziergänge machen. Sie liebt von Natur aus die Vergnügungen, zwei Dinge nöthigen ſie bisweilen, ihnen zu entſagen: die Politik und die Ungleichheit, und aus dem einen oder dem andern dieſer Gründe geſchieht es, daß ſie ſehr oft am Tage nach einer Verſammlung in die Predigt geht. Mit einigen Zierereyen, die ſie von Zeit zu Zeit dem Publikum giebt, glaubt ſie die ganze Welt vorweg einzunehmen, und bildet ſich ein, daß wenn ſie ein wenig Gutes, und ein wenig Böſes thue, alles was man davon ſagen könne, wäre, daß ſie eins in's andere gerechnet eine rechtſchaffene Frau ſey. Die Schmeichler, wovon ihr kleiner Hof voll iſt, ſprechen mit ihr davon wohl auf eine andere Art, ſie verfehlen nie, ihr zu ſagen, daß man nicht beſſer als ſie, die Weisheit mit der Welt, und das Vergnügen mit der Tugend vereinen könne. Um Geiſt und Anſehen zu haben, läßt ſie ſich von den Herrlichkeiten des Hofes etwas zu viel blenden; an dem Tage, wo die Königin mit ihr wird geſprochen, und vielleicht nur gefragt haben, mit wem ſie gekommen iſt, wird ſie vor Freude außer ſich ſeyn, und lange hernach noch Mittel finden, allen jenen, deren Ehrerbietung ſie ſich verſchaffen will, die verbindliche

Art zu berichten, womit die Königin mit ihr geſprochen. Eines Abends, da der König ſie zum Tanze aufzog, und ſie ſich wieder auf ihren Platz begeben hatte, der neben mir war, ſagte ſie: „Man muß geſtehen, daß der König große Eigenſchaften hat; ich glaube, daß er den Ruhm von allen ſeinen Vorgängern verdunkeln wird.“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihr in's Geſicht zu lachen, indem ich ſah, auf welchen Anlaß ſie ihm dieſe Lobeserhebung gab, und ihr zu antworten: „Man kann nicht daran zweifeln, gnädige Frau, nach dem was er eben für Sie gethan hat.“ Sie war damals ſo zufrieden mit ſeiner Majeſtät, daß ich Sie auf dem Punkte ſah, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, zu rufen:

Es lebe der König!

Es giebt Leute, die ihrer Freundſchaft nur heilige Dinge als Gränzen ſetzen, und für ihre Freunde alles thun würden, nur nicht Gott beleidigen. Dieſe Leute nennen ſich Freunde in Allem, ſo weit es das Gewiſſen erlaubt; die Freundſchaft der Frau von Sevigny hat andere Gränzen, dieſe Schöne iſt nur Freundin, ſo weit es die Börſe erlaubt; ſie iſt die einzige hübſche Frau auf der Welt, die ſich durch Undankbarkeit entehret hat; die Noth muß ihr große Furcht machen, weil ſie, um den Schatten davon zu vermeiden, die Schande nicht fürchtet. Jene, die ſie entſchuldigen wollen, ſagen, daß ſie hierin dem Rathe der Leute folgt, die wiſſen was der Hunger iſt, und noch ihrer Armuth ſich erinnern. Sie mag's nun von Andern haben, oder nur ſich ſelbſt verdanken, es giebt nichts ſo Natürliches, als was in ihrer Haushaltung erſcheint.

Die größte Achtſamkeit, welche Frau von Sevigny hat, iſt: alles zu ſcheinen, was ſie nicht iſt; ſeitdem ſie darauf ſinnet, hat ſie ſchon jene betrügen gelernt, die ſie wenig gekannt haben, oder die ſich keine Mühe geben, ſie zu kennen; da es aber Leute giebt, die mehr Intereſſe an ihr genommen haben, als andere, ſo haben ſie ſie durchſchaut, und unglücklicher Weiſe für ſie wahrgenommen, daß nicht alles, was glänzet, Gold iſt.

Frau von Sevigny iſt ungleich bis zu den Augäpfeln, und bis zu den Augenwimpern; ſie hat Augen von verſchiedener Farbe, und da die Augen der Spiegel der Seele, ſo ſind dieſe Ungleichheiten wie eine Warnung, welche die Natur denjenigen giebt, die ſich ihr nähern, nicht viel auf ihre Freundſchaft zu bauen. Ich weiß nicht, iſt's, weil ihre Arme nicht ſchön ſind, daß ſie keinen Werth darauf legt, oder ſich einbildet keine Gunſtbezeigung damit zu erweiſen, da ſie eine ſo allgemeine Sache ſind, kurz, wer will, ergreift und küßt ſie; ich glaube, das ſey genug, ſie zu überreden, es liege nichts Böſes darin, daß ſie meint, man finde kein Vergnügen dabei. Nur der Gebrauch könnte ihr noch einen Zwang anlegen, aber ſie iſt nicht unſchlüſſig mehr als die Männer dagegen anzuſtoßen, wohl wiſſend, daß, da ſie die Moden mitmachte, wann es ihr gefiel, die Wohlanſtändigkeit nicht mehr in ſo enge Gränzen eingeſchloſſen ſeyn wird.

Hier haben Sie, meine Lieben, das Portrait der Frau von Sevigny; ihr Gut, das ſehr zu dem meinigen paßte, weil es ein Theil meines Landgutes war, veranlaßte meinen Vater zu wünſchen, daß ich ſie heirathe; allein obgleich ich ſie damals nicht ſo gut kannte, wie jetzt, ging ich doch nicht auf den Plan meines Vaters ein; eine gewiſſe unbeſonnene Art, wornach ich ſie handeln ſah, machte, daß ich ſie fürchtete, und mir ſchien ſie das artigſte Mädchen von der Welt, um die Frau eines andern zu werden. Dieſe Anſicht half mir ſehr, ſie nicht zu heirathen; aber da ſie kurze Zeit nach mir vermählt ward, wurde ich verliebt in ſie, und der ſtärkſte Grund, der mich bewog, ſie zu meiner Geliebten zu machen, war jener, der mich verhindert hatte, zu wünſchen, ihr Gatte zu werden.

Da ich ihr nächſter Verwandter war, hatte ich ſehr großen Zutritt zu ihr, und ſah den Kummer, den ihr Gatte ihr alle Tage machte; oft beklagte ſie ſich bei mir darüber, und bat mich, ihn wegen der tauſend lächerlichen Anhänglichkeiten zu beſchämen, die er hatte; ich diente ihr hierin eine Zeitlang ſehr glücklich; da aber zuletzt die natürliche Gemüthsart ihres Gatten ihn über meine Rathſchläge hinausriß, ſetzte ich mir mit Fleiß in den Kopf, in ſie verliebt zu werden; mehr aus Bequemlichkeit der Umſtände, als aus Gewalt der Neigung. Eines Tages alſo, da Sevigny mir geſagt, daß er am vorigen Abende die angenehmſte Nacht von der Welt verlebt habe, nicht nur für ihn, ſondern auch für die Damen, womit er ſie verlebte, fügte er bei: „Sie können glauben, daß dieß nicht mit ihrer Baſe geſchah; bei Ninon war's." „Deſto ſchlimmer für Sie, ſagte ich, meine Baſe iſt tauſendmal mehr werth, und ich bin verſichert, wenn ſie nicht Ihre Frau wäre, ſo würde ſie Ihre Geliebte ſeyn." „Dieß könnte wohl ſeyn," antwortete er. „Kaum hatte ich ihn verlaſſen, als ich alles der Frau von Sevigny erzählte." Da iſt wohl auch was zu prahlen, ſagte ſie, vor Aerger erröthend. „Laſſen Sie ſich nichts merken, antwortete ich, denn Sie ſehen die Folgen davon." „Ich glaube, daß Sie närriſch ſind, erwiederte ſie, mir dieſe Warnung zu geben, oder daß Sie meinen, ich ſey närriſch." „Sie wären es wohl mehr, gnädige Frau, verſetzte ich, wenn Sie ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, als wenn Sie ihm wieder ſagen würden, was ich Ihnen eröffnet habe; rächen Sie ſich, meine ſchöne Baſe, ich will die Hälfte der Rache übernehmen, denn Ihr Intereſſe iſt mir eben ſo theuer, wie das meinige." „Sachte, Herr Graf," erwiedert ſie, „ich bin nicht ſo aufgebracht, als Sie glauben.“ Da ich am folgenden Tage Sevigny auf dem Spaziergange traf, warf er ſich in meinen Wagen. Sobald er darin war, ſagte er: „Ich glaube, daß Sie Ihrer Baſe das mitgetheilt haben, was ich Ihnen geſtern von Ninon erzählte, weil ſie mir heute etwas davon erwähnte.“ „Ich, war meine Antwort, „ich habe nichts mit ihr geſprochen, mein Herr. Weil Sie aber Verſtand haben, ſo ſagte ſie mir ſo Vieles über das Kapitel der Eiferſucht, daß Sie bisweilen die Wahrheit trifft.“ Sevigny ergab ſich einem ſo guten Grunde, und brachte mich wieder auf das Kapitel von ſeinem Glücke bei Damen; und nachdem er mir tauſend Vortheile ſagte, die im Verliebtſeyn liegen, ſchloß er mit der Eröffnung, daß er es lebenslang ſeyn wolle, und dann ſelbſt, daß er es in Ninon ſo ſehr ſey, als man es nur ſeyn könne, daß er die Nacht zu St. Cloud mit ihr und mit Baſſó zubringen werde, der Ihnen ein Feſt gebe, und über den ſie ſich beide luſtig machten. Ich ſagte ihm wieder, was ich ihm tauſendmal geſagt habe, „daß, obgleich ſeine Frau verſtändig ſey, er es ſo weit treiben könne, daß er ſie zuletzt zur Verzweiflung brächte, und ſie, wenn irgend ein wackerer Mann ſich in ſie verliebte, zur Zeit, da er ihr böſe Streiche ſpiele, vielleicht in der Liebe und in der Rache Süßigkeiten ſuchen könne, die ſie in der Liebe allein nicht gefunden hätte.“ Da wir uns hierauf trennten, ging ich nach Hauſe, und ſchrieb dieſen Brief an ſeine Gattin:

„Ich hatte geſtern nicht Unrecht, Ihrer Unklugheit zu mißtrauen; Sie ſagten Ihrem Gemahle, was ich Ihnen mittheilte; Sie ſehen wohl, daß ich Ihnen nicht meiner Vortheile wegen dieſen Vorwurf mache, denn alles, was mir deßhalb begegnen kann. iſt. ſeine Freundſchaft zu verlieren, und für Sie gnädige Frau iſt wohl mehr zu fürchten. Dennoch war ich glücklich genug, ihn eines beſſern zu belehren; übrigens, gnädige Frau, iſt er ſo überzeugt, daß man kein wackerer Mann ſeyn könne, ohne immer verliebt zu ſeyn, daß ich verzweiſle, Sie jemals zufrieden zu ſehen, wenn Sie nun darnach ſtreben, von ihm geliebt zu werden; doch dieß beunruhige Sie nicht, gnädige Frau; da ich angefangen habe, Ihnen zu dienen, ſo werde ich Sie in der Lage nicht verlaſſen, worin Sie ſind. Sie wiſſen, daß Eiferſucht manchmal mehr Kraft hat, ein Herz zu feſſeln, als Reize und Verdienſt. Ich rathe Ihnen, gegen Ihren Gemahl davon Gebrauch zu machen, meine ſchöne Baſe, und hiezu biet' ich mich Ihnen an. Wenn Sie Ihn dadurch zurückbringen, ſo lieb' ich Sie hinreichend, um meine vorige Rolle als Ihr Geſchäftsführer bei ihm wieder anzufangen, und ſelbſt mich opfern zu laſſen, um Sie glücklich zu machen; ſollte er Ihnen aber entgehen, dann lieben Sie mich, meine Baſe, und ich werde Ihnen beiſtehen, ſich an ihm zu rächen, indem ich Sie liebe, ſo lang' ich lebe."

Der Page, dem ich dieſen Brief gab, trug ihn zu Frau von Sevigny und fand ſie eingeſchlafen, und indem er erwartete, daß man ſie weckte, kam Sevigny vom Lande an. Als dieſer von meinem Pagen erfuhr, den ich für dieſen Fall nicht unterrichtete, da ich nicht vorausſah, daß der Gemahl ſo bald ankäme, als er erfuhr, ſage ich, daß er einen Brief in meinem Namen ſeiner Gattin zu übergeben habe, forderte er ihn demſelben ab, ohne etwas zu argwöhnen, und nachdem er ihn zur ſelben Stunde geleſen hatte, hieß er ihn zurückkehren, da keine Antwort darauf zu geben ſey. Sie können ſich denken, wie ich ihn empfing; ich war auf dem Punkte, ihn zu tödten, die Gefahr einſehend, welcher er meine Baſe ausgeſetzt hatte, und ich ſchlief keine Stunde in dieſer Nacht. Sevigny ſeinerſeits brachte ſie auch nicht beſſer zu, und am folgenden Tage, nach großen Vorwürfen, die er ſeiner Gattin machte, verbot er ihr mich zu ſehen; ſie meldete mir's und daß mit ein wenig Geduld alles ſich einſt ausgleichen würde.

Sechs Monate darauf wurde Sevigny vom Chevalier von Albret im Duelle getödtet, ſeine Gattin ſchien untröſtlich über ſeinen Tod, die Gründe, welche ſie hatte, ihn zu haſſen, kannte Jedermann, man glaubte, daß ihr Schmerz nur Verſtellung ſey. Was mich betrifft, der ich mehr Vertraulichkeit mit ihr hatte, als die Andern, ich wartete nicht ſo lange wie ſie, mit ihr von angenehmen Dingen zu reden, und bald hernach ſprach ich mit ihr von Liebe, und ſo, als hätte ich nie etwas anderes gethan. Sie gab mir eine von jenen Antworten des Orakels, welche die Frauen gewöhnlich im Anfange geben, daß meine Leidenſchaft, die ziemlich ruhig wäre, mich wenig vortheilhaft erſcheinen ließe, vielleicht war ſie's auch, ich weiß nichts davon. Wenn nun Frau von Sevigny nicht Willens war, mich zu lieben, ſo kann man nicht mehr Gefälligkeit für ſie haben, als ich deren in dieſer Hinſicht für ſie hatte. Da ich inzwiſchen ihr nächſter Verwandter von der ehrenvollſten Seite war, machte ſie tauſend Vorſchritte, mich zu ihrem Freunde zu gewinnen, und mir, der ich an ihr eine Art von Geiſt fand, welcher mich ergötzte, war es nicht unlieb, auf dieſem Fuße bei ihr zu bleiben. Ich ſah ſie faſt alle Tage, ich ſchrieb ihr, und ſprach lachend von Liebe mit ihr; ich entzweite mich mit meinen nächſten Verwandten, um mit meinem Einfluſſe und Vermögen jenen zu dienen, die ſie mir empfahl, kurz, wenn ſie alles deſſen benöthigt geweſen wäre, was ich auf der Welt beſitze, ſo würde ich ihr ſehr verbunden geweſen ſeyn, mir Gelegenheit gegeben zu haben, hierin ihr beizuſtehen Frau von Sevigny war damit ſehr zufrieden, ſo ſehr, daß ich anderswo nicht liebte, da mich aber der Zufall, wie ich Ihnen ſpäter ſagen werde, veranlaßte, Frau von Precy zu lieben, bewies mir meine Baſe nicht mehr ſo große Zärtlichkeit, wie ſie ſonſt pflegte, als ſie glaubte, ich liebe nur ſie. Von Zeit zu Zeit hatten wir kleine Zwiſtigkeiten, die ſich zwar ausglichen, aber in meinem Herzen, und ich glaube auch in dem ihrigen den Saamen der Uneinigkeit bei der erſten Veranlaſſung zurückließen, die wir hiewegen miteinander haben würden, und die ſelbſt fähig waren, gleichgültige Dinge zu verſchlimmern. Da ſich endlich eine Gelegenheit zeigte, wo ich der Frau von Sevigny bedurfte, und wo ich in Gefahr war, ohne ihren Beiſtand mein Glück zu verlieren, gab mich dieſe Undankbare auf, und beging in der Freundſchaft zu mir die größte Untreue. Dieß war's, meine Lieben, was mich bewog, mit ihr zu brechen, und weit entfernt, ſie der Frau von Montglas zu opfern, wie man geſagt hat, hielt mich vielmehr dieſe ab, die ich ſchon lange liebte, jenes volle Aufſehen zu machen, das eine ſolche Undankbarkeit verdiente." Als Büſſy zu ſprechen aufgehört hatte, ſprach Vivonne: „Was iſt denn an dem, was man vom Grafen dû Lüde und von Frau von Sevigny ſpricht? Stand er gut mit ihr?“ Bevor ich Ihnen hierauf antworte, verſetzt Büſſy, müſſen Sie erfahren, was an dieſem Grafen dû Lüde iſt.

Er hat ein kleines und häßliches Geſicht, viele Haare, einen ſchönen Wuchs; er war geboren, um ſehr fett zu werden, aber die Furcht beläſtiget und angenehm zu werden, ließ ihn ſo außerordentliche Sorgen tragen, ſich mager zu machen, daß er endlich ſeinen Zweck erreichte, in der That hat ihm ſein ſchöner Wuchs einen Theil ſeiner Geſundheit gekoſtet; er hat ſich den Magen durch Diät und den Eſſig verdorben; wovon er Gebrauch machte. Er iſt gewandt zu Pferde, tanzt gut, ficht gut, iſt brav, hat ſich ſehr gut mit Bardes geſchlagen, und man hat ihm Unrecht gethan, wenn man an ſeinem Muthe zweifelte; der Grund dieſer Läſterung iſt, daß, während die ganze Jugend ſeines Standes in Kriegsdienſte trat, er ſich begnügte, einen Feldzug als Freiwilliger mitzumachen; aber dieß kommt daher, weil er faul iſt, und ſeine Vergnügungen liebt;

mit einem Worte, er hat Muth, und hat keinen Ehrgeiz, er hat einen ſanften Geiſt, iſt angenehm mit den Frauen; er wurde immer gut von ihnen behandelt, und liebt ſie nicht lange. Die Gründe, die man für ſein Glück bei den Damen ſieht, ſind, außer dem Rufe beſcheiden zu ſeyn, das gute Anſehen und große Eigenſchaften für die Liebe, aber was ihm überall ganz gewiß das Gelingen verbürgt, iſt, daß er weint, wann er will, und daß die Frauen nichts ſo ſehr überzeugt, daß man liebe, als die Thränen Frau won Sevigny iſt eine von jenen, für welche er Liebe gefühlt hat, aber ſeine Leidenſchaft hörte auf, als dieſe Schöne anfing, ſie zu erwiedern; dieſer widrige Zufall hat ihn gerettet, ſie konnten ſich nicht wieder zuſamenfinden; und weil er ſie ſeitdem immer ſah, obgleich ohne Neigung, unterließ man nicht zu ſagen, daß ſie ihn geliebt habe, und obwohl dieß nicht wahr iſt, ſo war es doch immer das wahrſcheinlichſte Gerücht. Er iſt doch die ſchwache Seite der Frau von Sevigny geweſen, und derjenige, für welchen ſie die meiſte Neigung hatte, welchen Scherz ſie auch daraus machen wollte. Dieß erinnerte mich an die Strophe eines Liedes, das ſie machte, worin ſie Frau von Sourdy, die ſchwanger war, ſprechen ließ.

Niemand auf der Welt hat mehr Munterkeit, mehr Feuer, noch einen anmuthigeren Geiſt, als ſie. Menage war in ſie verliebt geworden, und ſeine Geburt, ſein Alter, und ſeine Geſtalt zwangen ihn, ſeine Liebe, ſo ſehr er konnte, zu verbergen; er befand ſich eines Tages bei ihr, zur Zeit, da ſie ausgehen wollte, um Einiges einzukaufen. Da ihr Kammermädchen nicht im Stande war, ſie zu begleiten, ſagte ſie zu Menage, er ſoll mit ihr in ihren Wagen ſteigen, und daß ſie nicht fürchte, daß Jemand davon ſpräche. Dieſer dem Anſcheine nach ſcherzend, aber in der That geärgert, erwiederte, daß es ihm ſehr ſchwer falle, zu ſehen, daß ſie mit der Härte nicht zufrieden ſey, die ſie ſeit ſo langer Zeit gegen ihn übe, ſondern ihn auch noch bis auf den Punkt verachte, zu glauben, daß man von ihm und ihr nichts ſagen könne. „Setzen Sie ſich," ſagte ſie, „ſetzen Sie ſich in meinen Wagen; wenn Sie mich ärgern, ſo beſuch' ich Sie in Ihrer Wohnung." Als Büſſy dieſe letztern Worte geſprochen hatte, meldete man dieſen Herrn, daß man aufgetragen habe; ſie gingen zum Mittagstiſche, und als das Mahl mit gewöhnlicher Fröhlichkeit vorüber war, in den Park, wo ſie kaum waren, als ſie Büſſy baten, ihnen die Geſchichte von der Frau von Montglas und von ihm zu erzählen; nachdem er eingewilliget hatte, begann er auf dieſe Weiſe:

Geſchichte der Frau von Montglas und von Büſſy.

Fünf Jahre vor der Uneinigkeit zwiſchen Frau Sevigny und mir, da ich mich zu Anfang des Winters in Paris befand, Herzensfreund von la Feuillade und von Darcy, ſetzten wir uns alle drei in den Kopf, verliebt zu werden, und weil wir nicht wollten, daß unſere Liebſchaften uns von einander trennten, warfen wir unſere Augen auf alles, was es an hübſchen Frauen gab, um zu ſehen, ob wir deren nicht drei finden könnten, die eben ſo Freundinnen wären wie wir, oder die es werden könnten.

Wir ſuchten nicht lange, ohne zu treffen, was uns Noth that. Die Damen von Montglas, von Precy, und von Iſle, waren einige Freundinnen und ſehr liebenswürdig; aber da wir vielleicht Mühe gehabt hätten, uns über die Wahl zu vereinigen, und die Vorzüge dieſer Damen nicht ſo gleich waren, daß unſere Neigungen uns dahin gebracht hätten, ſie auf gleiche Art zu lieben, kamen wir überein, drei Looſe mit ihren drei Namen zu machen, ſie in eine Börſe zu werfen, und indem wir ſie zogen, uns an jene zu halten, die das Schickſal dazu beſtimmen würde. Frau von Montglas fiel dem la Feuillade zu, Frau von Iſle dem Darcy, und Frau von Precy mir. Das Glück zeigte bei dieſer Gelegenheit wohl, daß es blind ſey, denn es erwies dem la Feuillade eine Gunſt, wovon er den Werth nicht ſo gut kannte, als ich ihn gekannt hätte, aber ich mußte mich mit dem begnügen, was es mir gegeben hatte, und da ich Frau von Montglas nur fünf- oder ſechsmal geſehen hätte, glaubte ich, daß die Sorgfalt, welche ich der Frau von Precy erwies, aus meinem Herzen den erſten Keim der Leidenſchaft tilgen würde. Wir machten uns alſo an unſere Liebchen. la Feuillade, welcher der Frau von Montglas vierzehn Tage oder drei Wochen durch fleißige Beſuche Liebe bewieſen hatte, entſchloß ſich, endlich davon mit ihr zu ſprechen. Anfangs fand er eine Frau, die, ohne allzuſehr die Strenge zu ſpielen, ihm von Natur eine ſolche Feindin von Liebeshändeln ſchien, daß er am Gelingen bei ihr beinahe verzweifelt hätte, oder wenigſtens am ſchnellen Gelingen; er ließ ſich nicht abſchrecken, und einige Zeit darauf fand er ſie unſchlüſſiger, und zuletzt drängte er ſie ſo ſehr, und ſchien ihr ſo verliebt, daß ſie ihm erlaubte zu hoffen, einſt geliebt zu werden. Aber bevor ich weiter gehe, iſt es paſſend, eine Schilderung der Frau von Montglas und des la Feuillade zu entwerfen.

Frau von Montglas hat kleine, ſchwarze und feurige Augen, einen anmuthigen Mund, ſchöne und reine Zähne, einen allzu lebhaften Teint, feine und liebliche Züge, und eine angenehme, runde, volle Geſichtsbildung, ſchwarze, lange und dichte Haare; ſie iſt reinlich im höchſten Grade, und die Luft, die ſie hauchet, iſt reiner, als jene, die ſie einathmet;

ſie hat den am beſten gewachſenen Hals von der Welt, Arme und Hände wie gedrechſelt; ſie iſt weder groß noch klein, doch von einem ſehr reizenden Wuchſe, der immer angenehm bleiben wird, wenn ſie ihn von dem Unbequemen der Wohlbeliebtheit bewahren kann. Frau von Montglas hat einen lebhaften und durchdringenden Geiſt, wie ihr Teint, bis zum Uebermaße; ſie ſpricht und ſchreibt mit einer überraſchenden Leichtigkeit und auf das Natürlichſte von der Welt; im Umgange iſt ſie oft zerſtreut, und man kann ihr wenige Dinge von genügend großer Wichtigkeit ſagen, um ihre ganze Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen; ſie bittet Sie zuweilen, ihr eine Neuigkeit zu erzählen, und wenn Sie die Erzählung anfangen, vergißt ſie ihre Neugierde, und das Feuer, wovon ſie voll iſt, macht, daß ſie Sie unterbricht, um mit Ihnen von einer andern Sache zu ſprechen.

Frau von Montglas liebt Muſik und Verſe, und macht deren ziemlich hübſche, ſie ſingt beſſer als eine Dame in Frankreich von ihrem Stande; Niemand tanzt beſſer als ſie; ſie fürchtet die Einſamkeit, ſie iſt eine gute Freundin, ſelbſt bis zu dem Grade, daß ſie mit Ungeſtüm die Parthei derjenigen nimmt, die ſie liebt, wenn man von ihnen übel vor ihr ſprechen will, und daß ſie ihnen ihr ganzes Vermögen giebt, wenn ſie es bedürfen; ſie bewahret gewiſſenhaft ihre Geheimniſſe, ſie weiß mit Jedermann ſehr gut umzugeben; ſie iſt höflich, wie man es ſeyn muß, und wie es eine Frau ihres Standes ſeyn ſoll, und obwohl ſie genügend liebt, um Niemand zu kränken, ſo enthält doch ihre Höflichkeit mehr Ehre als Schmeichelei, dieß macht, daß ſie die Herzen nicht ſo bald wie viele andere Einnehmendere gewinnt, aber wenn man ihre Feſtigkeit kennt, ſchließt man ſich wohl um ſo feſter an ſie an.

La Feuillade iſt als Mann nicht völlig das, was Frau von Montglas als Weib iſt, ſie haben verſchiedene Verdienſte; dieſer hat nichts deſto weniger einige glänzende Fehler, die anfangs die Unbeſonnenen blenden, aber Leute nicht täuſchen können, die nachdenken. Er hat blaue und lebhafte Augen, einen großen Mund, eine kurze Naſe, geordnete ein wenig rothe Haare, einen ziemlich ſchönen Wuchs, einwärts gebogene Knie, er hat zu viel Lebhaftigkeit, ſpricht viel, und will immer unterhaltend ſeyn, aber er thut nicht immer, was er will, das heißt, mit anſtändigen Leuten, denn unter dem Volke und den mittelmäßigen Geiſtern, bei welchen man nur immer den Mund offen halten muß, um zu lachen oder zu ſprechen, iſt er bewundernswürdig; er hat einen leichten Geiſt, und ein bis zur Undankbarkeit hartes Herz, er iſt neidiſch, und nimmt es als eine grobe Beleidigung auf, wenn man ſich im Wohlſtande befindet, er iſt eitel und großſprecheriſch, und hat uns bei ſeinem erſten Auftreten in der Welt ſo oft geſagt, daß er tapfer ſey, daß man ſich ein Gewiſſen daraus machte, daran zu zweifeln; indeß macht man ſich jetzt ein Gewiſſen daraus, es zu glauben.

Ich habe Ihnen geſagt, daß Frau von Montglas, überzeugt, daß er eine heftige Liebe für ſie fühle, ihn habe glauben laſſen, daß er hoffen könne, geliebt zu werden. Jeder andere als la Feuillade hätte aus dieſem Handel das angenehmſte Verhältniß von der Welt gemacht, aber er war leicht, wie ich Ihnen ſagte, und liebte nur, wenn es ihm eben einfiel; er that dabei genug, ſeine Geliebte zu entflammen, und zu wenig, um ſie zu einem Entſchluſſe zu bringen. Wenn ich zu dieſer Schönen ſagte, daß er ſie ſehr liebe, weil la Feuillade mich gebeten hatte, in ſeiner Abweſenheit bei ihr für ihn zu ſprechen, ſo ſpottete ſie meiner, und ſchilderte mir einige Seiten ſeines Betragens, welche die guten Dienſte zerſtörten, die ſie ihm leiſten wollte. Ich unterließ nicht, ihn zu entſchuldigen, und da ich ſein Betragen nicht immer retten konnte, ſo rechtfertigte ich wenigſtens ſeine Abſichten. Wir befanden uns ungefähr in derſelben Lage, Darcy und ich, mit den Frauen von Precy und von Jsle, das heißt, daß ſie wohl wünſchten, daß wir ſie liebten, aber in der That erfüllten wir unſere Pflicht bei ihnen beſſer, als la Feuillade bei Frau von Montglas. Als ſo drei Monate verfloſſen waren, während welcher dieſe Schöne mehr von den Dingen ſich angezogen fühlte, die ich ihr zu Gunſten des la Feuillade geſagt hatte, als von der Liebe, die er ihr zeigte, mußte dieſer Anbeter als Inhaber eines Infanterieregimentes zur Armee abreiſen. Dieſer Abſchied ließ ſie fühlen, daß ſie im Herzen für la Feuillade ein wenig mehr Güte habe, als ſie bisher glaubte; ſie ließ ihn etwas davon ſehen, allein obgleich dieß nicht genug war, einen wackern Mann glücklich zu machen, ſo konnte es doch die ſtrengſte Tugend nicht verletzen. Scheidend gab ihr la Feuillade tauſend Verſicherungen, ſie zu lieben, ſo lange er lebe, ſelbſt wenn ſie immer hartnäckig darauf beſtände, ſeine Liebe nicht zu erwiedern, und wir beide drangen ſo ſehr in ſie, ihm die Erlaubniß zu gewähren, ihr zu ſchreiben, daß ſie einwilligte.

Einige Zeit vor dieſer Abreiſe, bemerkend, daß der Verkehr, den ich für meinen Freund mit ſeiner Geliebten hatte, mein Herz mehr für ſie eingenommen, indem ich ſie näher kennen lernte, und daß die Mühe, die ich mir gab, Frau von Brecy zu lieben, mich hinſichtlich der Frau von Montglas nicht geheilet, beſchloß ich, ſie nicht mehr ſo oft zu ſehen, um nicht immer unaufhörlich zwiſchen Ehre und Eigenliebe getheilt zu ſeyn. So lange la Feuillade in Paris war, achtete ſeine Geliebte nicht darauf, daß ich ſie weniger als gewöhnlich ſah, aber nach ſeiner Abreiſe bemerkte ſie die Veränderung an meiner

Lebensweiſe, und dieß bekümmerte ſie, in der Meinung, daß mein Zurückziehen ein Zeichen der Erkaltung des la Feuillade ſey, von dem ſie ſelbſt nach ſeiner Abreiſe keine Nachricht erhalten hatte. Einige Tage darauf ließ ſie mich bitten, ſie zu beſuchen. „Was hab' ich Ihnen gethan, mein Herr, ſagte ſie, daß ich Sie nicht ſehe? Hat Ihr Freund Theil an Ihrem Wegbleiben?“ „Nein, gnädige Frau, ſagte ich; das geht nur mich an.“ „Wie, verſetzte ſie, hab' ich Ihnen irgend eine Veranlaſſung gegeben, ſich zu beklagen?“ „Nein, gnädige Frau, erwiederte ich, ich kann mich nur über das Schickſal beklagen.“ Die Verlegenheit, womit ich dieß ſagte, nöthigte ſie, mich zu drängen, ihr noch mehr zu ſagen. „Ach, fügte ſie hinzu, Sie wollen mir Ihre Angelegenheiten verhehlen, da ich Ihnen alles ſehen laſſe, was ich im Herzen trage? Wenn das wäre, ſo würde ich über Sie mich beklagen.“ „Ha, wie Sie andringlich ſind! erwiederte ich; „heißt dies Schonung haben, dem Freunde das Geheimniß zu entreißen? Und ſollten Sie nicht glauben, da ich Ihnen das meinige nicht ſagen darf, da ich es Ihnen in der Lage, in welcher ich mit Ihnen bin, nicht enthülle? Oder vielmehr ſollten Sie es nicht ſelbſt rathen, gnädige Frau, da“ — — — — „Ach, enden Sie nicht, unterbrach ſie mich, ich fürchte Sie zu verſtehen, ich fürchte Urſache zu bekommen, mich zu betrüben, und die Achtung zu verlieren, die ich für Sie fühle.“ „Nein, nein, gnädige Frau, ſagte ich, fürchten Sie nichts, ich bin in der Lage, die Sie nicht verſtehen wollen, und ich unterlaſſe nicht meine Pflicht zu thun, aber da wir hierin nun ſo weit gekommen ſind, ſo will ich Ihnen auch das übrige ſagen. Sobald ich Sie ſah, gnädige Frau, fand ich Sie ſehr liebenswürdig, ud jedesmal, da ich Sie ſpäter erblickte, ſchienen Sie mir immer ſchöner als zuvor; doch fühlte ich noch nichts hinreichend Drängendes in dieſen Anfängen, mich zu bewegen, Sie aufzuſuchen, aber ich war immer ſehr froh, wenn ich Sie traf. Das erſte, woran ich merkte, daß ich Sie liebe, gnädige Frau, war der Kummer, den mir Ihre Abweſenheit verurſachte, und da ich auf dem Punkte war, mich meiner Leidenſchaft zu überlaſſen, und auf Mittel zu denken, Sie damit bekannt zu machen, ſoſeten

Darcy, la Feuillade und ich, an welche, an Sie, an Frau von Precy und an Frau von Isle, Jeder von uns ſich anſchließen ſollte. Obgleich das, was ich für Sie, gnädige Frau, im Herzen fühlte, noch ſehr ſchwach war, ſo würde ich doch eine Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht gewagt haben, wär ich nicht bisher immer ſo glücklich geweſen, doch endlich änderte ſich mein Glück für dieſen Fall, denn Sie fielen dem la Feuillade zu, und ich hätte wohl mehr gewonnen, mein ganzes Leben zu verlieren, als in dieſem Augenblicke; mein ganzer Troſt war, daß die Anhänglichkeit, die ich für Frau von Precy haben wollte, die ich früherhin geliebt hatte, mir aus dem Herzen den Keim der Liebe für Sie reißen würde, aber vergebens, gnädige Frau. Sie ſehen wohl ein, daß der Umgang, den das Intereſſe meines Freundes mit Ihnen zu haben mich verpflichtete, indem er mir Gelegenheit gab, Sie weit genauer zu kennen, und in Ihnen bewundernswerthe Grundſätze für die Liebe zu bemerken, es mir unmöglich machte, von einer Leidenſchaft abzuſtehen, die nur Ihre Schönheit erzeuget hat. Als la Feuillade mich bat ihm zu dienen, fühlte ich etwas über jene Freude hinaus, die man gewöhnlich hat, ſeinem Freunde zu dienen, und ich bemerkte bald hernach, daß ich, ohne ihn betrügen zu wollen, entzückt war, mich in ſeine Angelegenheiten zu miſchen, nur um das Vergnügen zu haben, Sie mehr in der Nähe zu ſehen. Allein erwägend, daß es mir zuletzt ſchrecklich Leiden verurſachen könnte, fühlte ich mich gezwungen, Sie, gnädige Frau, ſeltener zu ſehen, und ob wohl Sie nur erſt ſeit der Abreiſe de la Feuillade darauf geachtet haben, ſo ſind es doch ſchon vierzehn Tage, daß ich meine Beſuche eingeſchränkt habe. Nicht als ob Sie, gnädige Frau, bisher nicht hätten bemerken können, daß ich meinem Freunde gedient habe, wie ich mir ſelbſt gedient hätte, ich hab' ihn ſelbſt einigemale gerechtfertiget, da er dem Anſcheine nach ſchuldig war und konnte ihn, wenn ich wollte, bei Ihnen verderben, ohne untreu zu ſcheinen, der Entrüſtung ihren Lauf laſſend über tauſend Fehler, von welchen Sie meinten, daß er Sie gegen die Ihnen bezeigten Liebe begehe. Aber ich bekenne Ihnen, daß meine Pflicht, indem ich Sie ſehe, mir zuviel koſtet, um nicht, indem ich Sie nicht mehr ſehe, alle die Anſtrengungen zu erſparen, die ich bei Ihnen machen muß. Uebrigens, gnädige Frau, würde ich Ihnen die Gründe meines Zurückziehens nie geſagt haben, wenn Sie ſie niemals verlangt hätten.“ „Es gibt nichts Rechtſchaffeneres mein Herr, erwiederte Frau von Montglas, als Ihr gegenwärtiges Benehmen; aber Sie müſſen die Erfüllung Ihrer Pflicht vollenden, Sie ſollen Ihrem Freunde den ganzen Stand der Dinge melden, damit er nicht überraſcht werde, wenn er vielleicht auf andern Wegen vernehmen wird, daß Sie mich faſt nicht mehr ſehen, und damit er nicht vergeblich guter Dienſte von Ihnen bei mir ſich verſehe.“ Als hierauf Frau von Montglas mich Dinte und Papier bringen hieß, ſchrieb ich dieſen Brief:

Büſſy an la Feuillade.

„Da die Art, deren ich mich bediene, die Liebe, welche ich für Ihre Geliebte fühle, weder meine Ehre beleidiget, noch die Freundſchaft, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſo kann ich Sie wohl ohne Schaamgefühl davon in Kenntniß ſetzen; und im Gegentheile, ich würde mich entehren, wenn ich ſie Ihnen verhehlte. Erfahren Sie, daß ich Frau von Montglas nicht lange ſehen konnte, ohne ſie zu lieben, daß ich aber, als ich es bemerkte, aufhörte ſie zu ſehen, und daß, als ſie mich heute holen ließ, um von mir zu erfahren, woher der Grund eines ſo ſchnellen Zurückziehens kommen könne, ich ihr geſagt habe, daß ich ſie liebe, um aber nichts gegen meine Pflicht zu thun, ſie nicht mehr ſehen würde. Ich glaubte Ihnen davon Nachricht geben zu müſſen, damit Sie andere Maßregeln bei ihr ergreifen, und aus dem Unglücke, das mich getroffen hat, ihr Nebenbuhler zu werden, erſehen, daß ich weder Ihrer Freundſchaft noch Ihrer Achtung unwürdig bin."

Als ich der Frau von Montglas dieſen Brief geleſen hatte, ſagte ich: „Nun denn, gnädige Frau, iſt dies Verfahren klar?" „Ach mein Herr, erwiederte ſie, es giebt nichts Schöners; aber obgleich ich glaube, daß Sie das ſchönſte Gemüth von der Welt haben, wäre es ſehr ſchwer, daß Sie, indem Sie ſich in die Angelegenheiten Ihres Nebenbuhlers miſchen, tauſend Gründe finden, einander ſchlimme Dienſte zu erweiſen, und aus unſern Zwiſtigkeiten Nutzen zu ziehen, bei der Liebe, die Sie für mich fühlen, der Verſuchung widerſtänden, uns miteinander zu entzweien, und da Sie Geiſt haben, wär' es nicht ſchwer, es ſo zu machen, daß das Eine oder das Andere Unrecht habe, und auf eines von uns zweien, oder auf das Schickſal, das Unglück zu werfen, wovon Sie allein die Urſache ſeyn würden. Wenn ſelbſt Ihr Freund in Folge ſeiner eigenen Unbeſtändigkeit aufhören würde, mich zu lieben, nach dem was ich von Ihnen weiß, würde ich immer glauben, wenn Sie ſich in unſere Angelegenheiten mengten, daß dieß durch ihre Kunſtgriffe geſchähe; Sie haben alſo ganz recht, mein Herr, mich nicht mehr zu ſehen, und obwohl ich dadurch unendlich verliere, ſo kann ich mich nicht enthalten, dieſes Verfahren zu loben. Nach einigen andern Geſprächen über dieſen Gegenſtand, ging ich, um den Brief abzuſenden, den ich an la Feuillade geſchrieben, und zehn Tage darauf erhielt ich nachſtehenden Brief von ihm.

La Feuillade an Büſſy.

„Sie haben Ihre Pflicht gethan, mein Lieber, und ich will die meinige thun; ich habe mehr Vertrauen auf Sie, als Sie ſelbſt; ich bitte Sie alſo, Frau von Montglas immer zu ſehen, und mir bei ihr zu dienen. Wenn man über das Intereſſe ſo zartfühlend iſt, wie Sie es mir ſcheinen, iſt man gewiß unfähig, ſeine Freunde zu verrathen; aber wenn die Vorzüge der Frau von Montglas Sie ſo verblendet hätten, daß Sie nicht mehr im Stande wären, ſich davon zurückziehen, würde ich Sie gerne hinſichtlich der beſtehenden Nothwendigkeit entſchuldigen, ſie zu lieben, wenn man ſie vollkommen kennt.“

Mit dieſem Briefe kam noch einer für Frau von Montglas; hier iſt er:

La Feuillade an Frau von Montglas.

„Ich bin nicht überraſcht, gnädige Frau, zu vernehmen, daß mein Freund Sie liebt; ich würde weit mehr erſtaunen, wenn ein wackerer Mann, der Sie ſieht, und der Sie alle Tage ſpricht, ſein Herz bei ſo vielen Vorzügen bewahrte. Er meldet mir, daß er Sie nicht mehr ſehen will, aus Furcht, der Neigung zu unterliegen, die er für Sie hat; und ich bitte ihn, ſich nicht zurückzuziehen, auf die Gewißheit hin, die ich beſitze, daß er mehr Kraft haben wird, als er glaubt, und daß, wenn ſelbſt er nicht mehr widerſtehen könnte, Sie Ihr Herz nicht einem Verräther geben würden, nachdem Sie es dem treueſten Liebhaber von der Welt verſagt haben."

Sobald ich dieſe beiden Briefe empfangen hatte, trug ich ſie zu Frau von Montglas. Aber um meinem Freunde nicht zu ſchaden, deſſen Geliebte ſehr empfindlich war, vertilgte ich den ganzen Schluß des Briefes, den er mir ſchrieb, von der Stelle, wo er mir meldete, daß wenn die Vorzüge der Frau von Montglas mich ſo verblendet hätten, daß ich nicht im Stande wäre, mich zurückzuziehen, er mich hinſichtlich der beſtehenden Nothwendigkeit entſchuldigen würde, ſie zu lieben, wenn man ſie gut kenne. Ich fürchtete, ſie möchte urtheilen wie ich, daß dieſe Stelle nicht ſehr galant, aber wenig zärtlich ſey." „Sie haben recht, antwortete der Graf von Guiche, und nicht nur dieſe Stelle, ſondern die beiden Briefe ſcheinen mir gut geſchrieben, aber gleichgültig. „Die Folge, erwiederte Büſſy," wird Sie keines Beſſern belehren."

„Wiſſen Sie denn," fuhr er fort, „daß Frau von Montglas, als ſie dieſe ausgekratzte Stelle ſah, mich fragte, was dieß wäre; ich erwiederte, daß la Feuillade mir über eine Sache von Wichtigkeit ſchrieb, die mich betreffe." „Weil er wünſcht, ſagte ſie, daß Sie fortfahren, mich zu ſehen, ſo willige ich ein; aber, mein Herr, mit der Bedingung, daß Sie mir niemals von Ihren Gefühlen für mich ſprechen." Ich werde es thun, da Sie es wollen, verſetzte ich; nicht als dürfte ich nicht mit Ihnen davon, ſprechen, ohne Ihnen verdächtig ſein zu müſſen; denn obgleich ich Sie mehr liebe als mein Leben, wenn Sie aber um meine Liebe zu vergelten, jene meines Freundes verſchmähten, würde ich, indem ich aufhörte Sie zu achten, aufhören Sie zu lieben; denn gewiß nicht, weil Sie ſchön ſind, gnädige Frau, ſondern weil Sie auch keine Kokette ſind, lieb' ich Sie." „Ich glaub' es, mein Herr, ſagte ſie, aber da Sie nichts wünſchen und nichts verlangen, ſo lieben Sie mich nicht mehr; denn was iſt eine Liebe ohne Wünſche und ohne Hoffnungen?“ „Ich verlange nichts, erwiederte ich, aber ich hoffe und wünſche.“ „Und was könnten Sie wünſchen,“ verſetzte ſie. „Ich wünſchte, antwortete ich, daß la Feuillade Sie nicht mehr liebe, und daß dieß Ihnen gleichgültig ſey.“ „Und wenn's ſo wäre, ſagte ſie, glaubten Sie deßwegen glücklicher zu ſeyn?“ „Ich weiß nicht, ob ich es wäre, gnädige Frau, verſetzte ich, aber wenigſtens wär' ich näher daran, als ich es bin.“ — Was mich bei dem Anblicke aller Leiden, die mir eine Liebe ohne Hoffnungen gab, ein wenig tröſtete, iſt, daß ich auf dem Punkte ſtand, die Stelle eines Generalmajors der leichten Cavallerie zu erhalten, und daß, da dieſe Stelle mich verpflichtete, bald zur Armee abzureiſen, die Ehre mich von einer Liebe heilen würde, die nicht glücklich war. Einige Tage vor meiner Abreiſe wollte ich den Kummer beſchwichtigen, den mir die Gewalt verurſachte, die ich anwendete, meine Leidenſchaft zu verhehlen, und zu dieſem Zwecke gab ich der Frau von Sevigny ein ſo ſchönes und ſo außerordentliches Feſt, daß Sie gewiß ſehr vergnügt ſeyn werden, die Schilderung davon zu vernehmen.

Stellen Sie ſich zuerſt in dem Tempelgarten, den Sie kennen, einen Wald vor, den zwei Alleen durchkreuzen; an der Stelle, wo Sie zuſammentreffen, war ein ziemlich großes Rondel von Bäumen, an deren Aeſten hundert Cryſtallleuchter hängen, auf einer von den Seiten dieſes Rondels hatte man ein prächtiges Theater errichtet, deſſen Ausſchmückung wohl beleuchtet zu werden verdiente, wie ſie es war, und der Glanz von tauſend Wachskerzen, den die Blätter der Bäume zu entrinnen hinderten, ſtrahlte an dieſer Stelle ein ſo lebhaftes Licht, daß die Sonne ſie nicht reicher beleuchtet hätte; auch waren aus demſelben Grunde die Umgebungen ſo dunkel, daß die Augen zu nichts dienten; die Nacht war die ruhigſte von der Welt; zuerſt begann das Theater, das ſehr unterhaltend gefunden wurde; nach dieſer Beluſtigung kamen vier Violinen, die, nachdem ſie Ritornelle geſpielt hatten, Rundtänze und kleine Lauftänze ſpielten. Die Geſellſchaft war nicht ſo groß, als wohl gewählt; einige tanzten, andere ſahen zu, und andere, deren Angelegenbeiten weiter vorgerückt waren, gingen mit ihren Liebchen in den Alleen, wo man aufeinander ſtieß, ohne ſich zu ſehen; dieß dauerte bis es Tag ward, und als hätte der Himmel mit uns im Einverſtändniſſe gehandelt, brach die Morgenröthe an, als die Wachskerzen zu leuchten aufhörten. Dieß Feſt gelang ſo gut, daß man überall die näheren Umſtände davon erzählte, und noch jetzt ſpricht man mit Bewunderung davon; es gab welche, die glaubten, Frau von Sevigny ſei hiebei nur der Vorwand für Frau von Precy geweſen, aber die Wahrheit war, daß ich dieß Feſt der Frau von Montglas gab, ohne es ihr ſagen zu dürfen, und ich glaubte, daß Sie daran zweifelte, ohne mir etwas darüber zu äußern. Indeß ſcherzte ich mit ihr vor der Geſellſchaft, ich ſagte ihr immer lächelnd einige Schmeicheleien, und machte ihr eine Sarabande-Strophe, wovon Sie gewiß ſchon gehört haben.

Sie können wohl denken, daß bei meinen Gefühlen für Frau von Montglas meine Bemühungen für Frau von Precy ſehr mittelmäßig waren, ich lebte jedoch auf's beſte von der Welt mit ihr, und meine geringe Bewerbung ſtimmte ſehr gut mit ihrer Launigkeit überein. Als ſie jedoch zu argwöhnen anfing, daß ich Frau von Montglas liebe, wurde ſie warm für mich, und ärgerte ſich, da ſie ſah, daß ich es für ſie nicht eben ſo machte. Ich bewunderte dabei die Laune der Damen; ſie ärgern ſich, einen Liebhaber zu verlieren, den ſie nicht lieben wollen; aber deſſen ungeachtet war das, was Frau von Brecy that, nicht ſo überraſchend, als das, was Frau von Iſle that; ich hatte mit jener von Liebe geſprochen, und es war nicht ſehr befremdend, daß er einiges Intereſſe daran nahm: aber was Frau von Iſle betrifft, der ich nur immer Freundſchaft bezeugt hatte, ſo konnte ich nicht genug über die Art erſtaunen, womit ſie ſich, wie Sie hören werden, benahm. Sobald ſie meine Liebe für Frau von Montglas argwöhnte, gab es keine Ränke, deren ſie ſich nicht bediente, um ſich hierüber vollkommen aufzuklären, ſie ſagte mir manchmal lachend, daß ich in ſie verliebt ſey; bald ſagte ſie mir Gutes davon, und weil ich fürchtete, daß ſie dadurch zu entdecken wünſchte, was ich im Herzen trug, war ich über ihre Lobſprüche ſehr zurückhaltend; ein anderesmal ſprach ſie übel von mir, und ich, der ich ſehr froh war, Frau von Montglas in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie ſich täuſche, wenn ſie auf die Freundſchaft der Frau von Isle ſich Rechnung mache, nachdem ich dieſe in tauſend andern Fällen die Frau von Montglas verrathend gefunden hatte, gab ihr ein ſehr günſtiges Gehör, um ſie in dem Glauben zu beſtärken, daß ich Vergnügen daran fände; da ich endlich eines Abends die Gehäſſigkeit, welche ſie gegen Frau von Montglas äußerte, nicht mehr ertragen konnte, verſtändigte ich dieſe davon, wodurch veranlaßt wurde, daß ſie miteinander brachen, und dieſe Schöne in der Folge alle Gründe von der Welt hatte, zu glauben, ich hätte wirklich Liebe für ſie gefühlt.

Das
Orakel der Liebe.

Ein
Toilettengeschenk für Liebende.

Nach dem Franzöſiſchen
des
Roger, Grafen von Bussy Rabutin
von
Friedr. Wilh. Bruckbräu.

◆

Augsburg und **Leipzig**,
in der von Jeniſch und Stageſchen Buchhandlung.
1828.

Vorwort.

Liebende können in verwickelten Verhältniſſen keinen beſſeren Rathgeber finden, als den Grafen Buſſy Rabutin, der am Hofe Ludwig XIV. den Don Juan ſpielte. Er hinterließ „Maximen," — die ſein feiner Geiſt aus ſüßen und bittern Erfahrungen zahlloſer Liebſchaften ſchöpfte, und die ſo tief in der Natur liebender Herzen gegründet ſind, daß ſie niemals veraltern, ſondern vielmehr zu allen Zeiten durch ihre Wahrheit gefallen und nützen werden. Damit die galanten Herren und Damen dieſen ſchon vor 134 Jahren entſchlafenen Rathgeber näher kennen lernen, theilen wir noch einige Notizen aus ſeinem Leben, und verſchiedene Urtheile über ſeinen Charakter mit.

Roger, Graf von Buſſy Rabutin wurde 1618 zu Epiry geboren. Er war ein Enkel des Grafen François von Buſſi = Rabutin, der ſich durch ſeinen Commentaire sur les faits des guerres en la Gaule belgique entre Henri II. et l'Empereur Charles V. bekannt machte. Frühzeitig diente Rabutin im Regimente ſeines Vaters mit Ruhm, und erhielt anſehnliche militäriſche Stellen. 1666 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und bald erſchien nun ſeine Histoire amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe ſehr angeſehener Damen der Welt bekannt machte.

So großen Beifall dieſe Schrift im Publikum durch ihren zierlichen Styl ſowohl als durch ihren Witz fand, ſo verderblich ward ſie ihrem Verfaſſer.

Ludwig XIV., der ohnedies Rabutin abgeneigt war, ließ ihn zuerſt in die Baſtille ſetzen, dann auf ſeine Güter verweiſen. Aus dieſem ihm langweiligen Exil ſchrieb Rabutin eine Menge Briefe an den König, in denen er eben keine erhabene Seele darlegt. Sie blieben aber ohne Wirkung. Aus Verdruß, und um nicht in der Welt vergeſſen zu werden, machte Rabutin nun auf Boileau's Epiſtel über den Rheinübergang Ludwig XIV. ſatyriſche Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wieder um Verzeihung, als dieſer ſich anſchickte, ihn dafür zu züchtigen. Nach 17jähriger Verweiſung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß, in die Hauptſtadt zurückkehren zu dürfen; da aber Ludwig ihn fortwährend geringſchätzig behandelte, ſo ging er bald wieder nach Chazen, in ſeine Einſamkeit zurück, wo er fortan lebte; beſchäftigt mit Ausführung oft höchſt ſeltſamer Einfälle, worunter die Einrichtung einer Gemähldegallerie gehörte, beſtehend aus Zeitgenoſſinnen, deren Bildniſſe er mit oft nicht ſonderlich glücklichen ſatyriſchen Inſchriften verſah.*)

---

*) Millin, in ſeiner 1807 in 2 Bänden erſchienenen Reiſe in die mittäglichen Departements von Frankreich, giebt über dieſe ſonderbare Sammlung Aufſchluß. —

Beſonders verfolgte er mit beißendem und hämiſchem Spott Mad. Montiglat, ſeine ehemalige Geliebte, die ihn verlaſſen hatte. Er ſtarb 1693 zu Autun, in einem Alter von 75 Jahren. Iſt auch ſeinen Schriften, beſonders ſeinen Memoiren, Geiſt, Witz und eleganter Styl nicht abzuſprechen: ſo war doch als Menſch Rabutin nicht achtungswerth, da er von ſeinen Talenten durchaus keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit die Triebfeder aller ſeiner Handlungen war. —

Auch der Niemand ſchonende Kotzebue ſpricht von dieſem Buſſy im erſten Bande von: Clio's Blumenkörbchen. Darmſtadt 1812. S. 83 u. 84.

„Von der Satyre kann man wohl ſagen, was Malherbe vom Tode:

> que la garde, qui veille aux barrières du Louvre, n'en defend pas les rois. *)

„Das beweiſet das berühmte Buch: Histoire amoureuse des Gaules, und les amours du palais royal. Es iſt bekanntlich von dem Grafen Buſſy Rabutin, wenigſtens das zuerſt genannte. Er wurde deßwegen in die Baſtille, und, wie andere wollen, ſogar in's Narrenhaus geſetzt.

Er ſtarb vom Hofe verbannt, aber ruhig, auf einem Landgute, wo er aus Verzweiflung eine Abhandlung über den Nutzen der Widerwärtigkeiten ſchrieb und ein Frömmling wurde.

---

*) „Daß die Wache an den Barrieren deß Louvre die Könige nicht dagegen ſchütze." —

Ganz Ernſt mochte es ihm wohl nicht damit ſeyn; er ſah lange noch hinter ſich, wie Loths Weib, verſuchte alles Mögliche, um aus ſeinem kleinen Hafen wieder auf das ſtürmiſche Meer des Hofes geworfen zu werden, und benahm ſich ganz wie Ovid, deſſen Schickſal dem Seinigen glich. Erſt als alles vergebens war, ſchrieb er: Ich habe meinem Beichtvater lange nicht glauben wollen, daß die Vorſehung zu meinem Beſten dieſes Unglück über mich verhängt; erſt ſeit drei Jahren bin ich überzeugt, daß nicht bloß meine ewige, ſondern auch meine zeitliche Ruhe davon abhing. Gott belohnt mich ſchon jetzt für meine Leiden durch meine Ergebung, und ich ſage nun von dieſem guten Herrn, was ich in meiner thörichten Jugend von der Liebe ſagte:

„Je paye en un moment un siècle de travaux
Et tous les autres biens ne valent pas ses maux. *)

Buſſy Rabutin war auch Mitglied der Pariſer-Akademie. Als er ſtarb, wurde der Abbe' Bignon an ſeiner Statt erwählt, der (nach einer drolligen Gewohnheit, von der ſich ſchwerlich ein vernünftiger Grund angeben läßt) eine Lobrede auf den Verſtorbenen halten mußte, zu deren faſt einzigem Stoffe ihm die Reue diente, welche ſein Vorgänger als Verfaſſer der histoire amoureuse empfunden, die doch bei weitem nicht ſo boshaft aus ſeiner Feder gefloſſen war,

---

**) „Im einem Augenblicke vergilt ſie (die Liebe) ein Jahrhundert von Mühen, und alle andern Güter ſind nicht ſo viel werth, wie ihre Leiden.“ —

ſie nachher durch die Zuſätze einer Dame wurde, der er die Handſchrift geliehen hatte.“ —

Nun hören Sie auch das Urtheil von Kosmeli über unſern Helden in ſeinem Werke: Harmloſe Bemerkungen auf einer Reiſe über Petersburg, Moskau, Kiew nach Jaſſy, Berlin 1822. In der Schüppelſchen Buchhandlung. Hier heißt es Seite 41:

„Buſſy Rabutin, bey dem ſchwer zu entſcheiden iſt, ob ſein Verſtand oder ſeine Niederträchtigkeit (bassesse) den Kranz verdient, war bey Hofe in Gnaden. Aus Dankbarkeit ſchreibt er ſeine histoire amoureuse des Gaules, worin er ſeinen gegen ihn gnädigen König nach allen Dimenſionen lächerlich macht. Man denke nur an die Anekdote, von der Entbindung der de la Valière. Er wird für ſeinen unzeitigen Witz in die Baſtille geſperrt, wie es auch recht war. Nun fängt er an zu wimmern, zu betteln, zu ſchmeicheln, daß man ſich nach hundert fünfzig Jahren noch jetzt ſchämt, zu einer Klaſſe von Weſen zu gehören, die ſolche verachtungswürdige elende Kreaturen unter ſich aufzuweiſen hat, wie dieſer Graf Buſſy. Ein impertinenter, inſolenter, aufgeblaſener Hofkavalier im Glück, und der allerkriechendſte fußleckende Hund im ſelbſtverſchuldeten Unglück, welches noch lange ſo groß nicht war, als es ſeine Undankbarkeit verdiente. Als er ſich aus dem Gefängniß losgewinſelt hatte, mußte er auf ſein Gut gehen, von wo aus er den König unaufhörlich mit Bettelbriefen behelligte.

Dieſer Buſſy ſchrieb unter das Portrait Ludwigs:

Louis quatorzième
roi de France
les delices et la terreur
du genre humain.

Er bettelte vergebens um Anſtellung bey der Armee. Als er endlich wieder zu ſeinem Paradieſe, zu Hofe kriechen durfte, fehlte es ihm nach ſeiner Idee an hinlänglichen Mitteln, ſich für ſeine Stelle gehörig zu putzen. Er bettelte auf's Neue um Unterſtützung, nennt den König: les plus grand roi, qui fut jamais, *) — in der histoire amoureuse des Gaules ſtand 's nicht ſo. — Gab es wohl jemals irgendwo einen verächtlichern Menſchen?"

---

*) „Den größten König, der jemals lebte."

Wir ſchlieſſen nun die Schilderung des Grafen Buſſy mit jenem Briefe, den er ſelbſt in der Baſtille an den damals ſo mächtigen Herzog von St. Aignan, zu ſeiner Entſchuldigung, wegen dem Erſcheinen der eben genannten histoire amoureuse des Gaules, geſchrieben hat.

Brief
des
Grafen von Buſſy, an den Herzog von St. Aignan.

Mein Herr!

Rückſichten, die Männer von Ehre der Wahrheit, ihren Freunden und ihrem Rufe ſchuldig ſind, fordern mich nun auf, Ihnen, mein Herr! Aufſchluß zu geben über mein ganzes Verhalten, und über die Urſache meines ungünſtigen Geſchickes.

Erwarten Sie keine Rechtfertigung; ich bin zu aufrichtig, um mich zu entſchuldigen, wenn ich unrecht habe. Alles, was ich über das ſchmerzliche Bewußtſeyn meiner Verirrung, und über die feindliche Stimmung wider mich ſelbſt werde gewinnen können, iſt — mich vor Ihnen nicht ſchuldiger zu machen, als ich es bin.

Fünf Jahre lebte ich ohne Beſchäftigung auf dem Lande, und fand das Sprichwort bewährt, daß der Müßiggang der Vater aller Laſter ſey; denn ich entwarf eine Geſchichte, oder vielmehr einen ſatyriſchen Roman, in der That ohne Abſicht eines böſen Gebrauches wider die Betheiligten, nur um mich zu beſchäftigen, höchſtens um ihn einigen guten Freunden zu zeigen, ihnen Vergnügen zu machen, und einiges Lob über den guten Styl zu gewinnen.

So unſchuldig meine Abſichten waren, ſo hab' ich dennoch Perſonen tief beleidiget, die mir niemals feindlich entgegen ſtanden, wie Sie in der Folge ſehen werden.

Wirkliche Ereigniſſe ſind niemals außerordentlich genug, um ein vorzügliches Vergnügen zu verſchaffen; ich nahm daher meine Zuflucht zur Erfindung, indem ich glaubte, ſie würde weit mehr gefallen, ohne die leiſeſte Ahndung einer Beleidigung der handelnden Perſonen, weil ich ja Alles, ſo zu ſagen, nur für mich machte, und ſchon tauſend Sachen ſchrieb, wovon ich niemals ſprechen hörte. Ich ſchuf glückliche Menſchen, von denen man niemals gehört hatte, und wieder andere, die nie dachten, es zu ſeyn: und da es mir lächerlich ſchien, zwei Frauen ohne Geburt und Verdienſt zu den Hauptheldinnen meines Romanes zu wählen, wählte ich zwei, denen keine gute Eigenſchaft fehlte, ja die ſelbſt deren ſo viele beſaßen, daß nur die Hülfe der Mißgunſt den Glauben an Alles Nachtheilige meiner Dichtung erzeugen konnte.

Als ich nach Paris zurück kam, las ich dieſe Geſchichte fünf Freundinnen vor; eine von ihnen drang in mich, ſie ihr zweimal vier und zwanzig Stunden zu leihen; ich konnte ihr dieſe Bitte nicht verſagen. Es iſt wahr, daß man mir etliche Tage darauf ſagte, meine Schrift ſey im Umlaufe. Ich war in Verzweiflung, und bin überzeugt, daß die Dame, der ich ſie geliehen, und die eine Abſchrift hatte machen laſſen, es aus einer alltäglichen Neugierde, ohne Abſicht mir zu ſchaden, gethan habe; allein ſie fiel gegen andere in die nemliche, nachgiebige Schwäche, wozu ſie mich verleitet hatte.

Augenblicklich ſuchte ich ſie auf, und beklagte mich über ihr Benehmen: anſtatt mir ihre Unvorſichtigkeit aufrichtig zu geſtehen, und die Mittel zu verabreden, womit der Sache könnte abgeholfen werden, läugnete ſie auf eine unverſchämte Weiſe, von dieſer Geſchichte eine Abſchrift genommen zu haben, und behauptete, ſie könnte nicht bekannt ſeyn, es müßte denn ſeyn, daß ich ſie, außer ihr, auch noch andern geliehen hätte.

Die Sicherheit, womit ſie ſprach, und mein gewöhnlicher Wunſch, daß meine Freunde, in ihren Verhältniſſen zu mir, niemals Unrecht haben möchten, entfernten meinen Verdacht.

Ich weiß nicht, wie ſie es machte, genug, das Gerede von dieſer Schrift verſtummte einige Zeit. Bald darauf wies mir eine ihrer Freundinnen, die mit ihr zerfallen war, eine Abſchrift des Manuſcriptes, welche ſie von der ihrigen gemacht hatte.

Der Aerger, ſo oft von einer Freundin betrogen zu werden, deren Verrätherei mich verleitet hatte, zwei Damen vom Stande zu läſtern, erregte meinen Zorn. Und ſo wie man es nie über ſich gewinnen kann, die gereizte Empfindlichkeit beleidigter Perſonen ohne Rache zu dulden, ſuchte ſie durch beliebige Zuſätze oder Weglaſſungen in dieſer Geſchichte den Haß der Meiſten auf mich zu laden, von denen ich ſprach; dieſe Angabe wird durch die erſten Abſchriften, die unverfälſcht erſchienen, beſtätiget; ſo wie aber die andern an's Licht traten, fand man das Original fad, und unterdrückte es, aus Vorliebe für die Satire, je ärger, je lieber, als unächt.

Durch dieſen Umſtand will ich mich nicht entſchuldigen; denn obwohl ich von den Perſonen, mit welchen dieſe gütige Freundin ſo übel umging, nur Gutes geſagt habe, ſo bin ich doch die Urſache des Böſen, ſo ſie von ihnen ſprach. Nicht zufrieden, die Geſchichte an vielen Stellen vergiftet zu haben, entwarf ſie auch ganz andere über beſondere Verhältniſſe, die ſie aus den Tagen unſerer freundſchaftlichen Verbindung kannte, und würzte ſie mit allem Gifte ihrer Phantaſie. Sobald ich wußte, eine Geſchichte ſey unter meinem Namen im Umlaufe, und ſogar durch meine Feinde dem König in die Hände geſpielt, wählte ich nicht das Mittel des Läugnens, ſondern wollte lieber Seiner Majeſtät das Original vorlegen, und lieber mein wirkliches Vergehn, als ein nie begangenes, tragen. Sie wiſſen, mein Herr! daß ich bei meiner Rückkehr von der Reiſe nach Chartres, während welcher der König dieſe Geſchichte geleſen hatte, Sie bat, mein Original, eigenhändig geſchrieben und gebunden, Seiner Majeſtät zu überreichen. Der König nahm ſich die Mühe es zu leſen, und obwohl er einen großen Unterſchied zwiſchen dem

Originale und der Abſchrift fand, ſo urtheilte er doch, daß die Beleidigung der beiden Damen vom Stande, und jene, die ich gegen andere veranlaßt hatte, Strafe verdiene. Er befahl, mich zu verhaften, und gab durch dieſes öffentliche Beiſpiel den beleidigten Perſonen, und der eigenen Gerechtigkeit, zu gleicher Zeit Genugthuung.

Da mich meine Feinde in der Baſtille wußten, glaubten Sie, ich ſey außer Stand, mich zu vertheidigen, und ſie könnten mich nun ungeſtraft anklagen. Sie ſagten alſo dem Könige, ich hätte gegen ihn geſchrieben; aber Seine Majeſtät, weit entfernt, jemand ungehört zu verdammen, überraſchten ſie ſehr, indem Sie dem Richter in peinlichen Sachen auftrugen, mich zu vernehmen. Ohne einen Augenblick unſchlüßig zu ſeyn, ſchickte ich mich an, ihm zu antworten, ohne die mindeſte Einwendung zu machen, indem ich deßwegen nicht weniger ein Edelmann zu ſeyn, dem Könige aber meine tiefe Ehrfurcht zu bezeugen, glaubte.

Nachdem er mir mein eigenhändig geſchriebenes Original der bekannten Geſchichte vorgelegt hatte, frug er mich, ob ich nichts gegen den König geſchrieben habe.

Ich antwortete: ich ſey überraſcht, daß er eine ſolche Frage an einen Mann ſtellen könne, wie ich ſey.

Er ſagte mir, er ſey beauftragt, mich hierüber zu befragen.

Ich erwiederte alſo: Nein. Auch ſey es nicht wahrſcheinlich, daß ich nach einer Dienſtzeit von ſieben und zwanzig Jahren, ohne die mindeſte Gnade als General-Major der leichten Kavallerie ſeit zwölf Jahren, täglich einer Belohnung Seiner Majeſtät entgegenſehend, die ſchuldige Ehrfurcht vergeſſen wolle; daß dieſe Wahrſcheinlichkeit nur durch meine Schrift, oder durch unverwerfliche Zeugen zu widerlegen ſey, daß ich der Todesſtrafe mich unterziehe, wenn man auch nur des mindeſten Vergehens wider die ſchuldige Ehrfurcht gegen Seine Majeſtät und die ganze königliche Familie auf die eine oder andere Art mich überführen könne, daß ich aber auch Seine Majeſtät bitte, die nämliche Strafe gegen meine Ankläger auszuſprechen, wenn ſie ihre Anklagen nicht zu beweiſen vermögen."—

Ich unterzeichnete das Protokoll, welches der Richter zum Könige tragen wollte, und erſuchte ihn, Seiner Majeſtät zu ſagen: „ich ließe unterthänig um Verzeihung bitten, daß ich ſo unglücklich geweſen ſey, Allerhöchſtderſelben zu mißfallen.“—

Von dieſer Zeit an ſah ich weder dieſen noch einen andern Richter; ich glaubte wohl, daß eine eben ſo ſchwarze als lächerliche Verleumdung, auf den hellſehenden, ſchwer zu hintergehenden Geiſt des Königs nicht den mindeſten Eindruck gemacht habe.

Aber Niemand, mein Herr! kennt ſo gut die Falſchheit dieſer Anklage, als Sie; Sie theilen nicht blos die Ueberzeugung der Unwahrſcheinlichkeit mit aller Welt, Sie waren auch oft Zeuge der Zärtlichkeit, wenn ich ſo ſagen darf, der ergebenen Ehrerbietung, der außerordentlichen Hochachtung, und ſelbſt der Bewunderung für den König.

Ich habe Ihnen oft geſagt, daß ich ihn täglich ſah, daß ich ihn ſtudirte, und daß er täglich durch neue vortrefliche Eigenſchaften, die ich an ihm entdeckte, mich überraſchte.

Sie werden ſich erinnern, mein Herr! daß ich eines Tages, vom Eifer hingeriſſen, Ihnen ſagte, daß ich — weil der Friede mir nicht mehr erlaube, mein Leben in ſeinem Dienſte zu wagen, Ihm auf eine andere Weiſe dienen wolle, indem es mich eines der erſten Offiziere der Armee des Königs würdig dünke, gleich jenem Feldherrn Alexanders, der die Geſchichte ſeines Meiſters ſchrieb, ein eben ſo ſchönes Leben zu ſchildern. Ich bat Sie, mein Herr! es Seiner Majeſtät zu ſagen; nach einiger Zeit brachten Sie mir die Antwort des Königs, deren Beſcheidenheit ich bewundern mußte.

Kann man, mein Herr! nach ſolchen Vorgängen; mich des Mangels an Ehrerbietung gegen meinen Herrn beſchuldigen? und glauben Sie nicht, daß meine Feinde, hätten ſie alle die einzelnen Beweiſe gekannt, welche ich Ihnen ſo oft von meiner außerordentlichen Anhänglichkeit an die Perſon Seiner Majeſtät, Allerhöchſtwelche Sie durch ihre Güte erfuhren, gegeben habe: glauben Sie nicht, ſage ich, daß Sie andere Schwächen, als dieſe, an mir aufgeſucht hätten? Ich zweifle nicht daran, mein Herr! aber Gott hat ihre Bosheit beſchämt; Sie werden ſehen, daß ſie nichts anders gethan haben, als mir die ſchöne Gelegenheit bereitet, durch dieſen Brief den König an jene Geſinnungen zu erinnern, die ich, wie Sie wiſſen, für Seine Majeſtät in meinem Herzen pflege.

Indeſſen, mein Herr! erwarte ich, mit der äußerſten Ergebung in Seinen Willen, die Gnade meiner Freiheit, und fühle zugleich ein ſo lebhaftes Mißvergnügen über die Beleidigung von Perſonen, die mir nie eine Veranlaſſung gaben, daß ich— im Falle ihnen mein Kerker keine genügende Strafe ſchiene, alles zu thun, was ſie zu ihrer vollſtändigen Genugthuung von mir verlangen, jederzeit bereit und ihnen unendlich verbunden wäre, wenn ſie mir verzeihen möchten, doch auch ihre Unverſöhnlichkeit eben ſo geduldig ertragen würde. Ich weiß wohl, daß mein Verfahren mehr unklug als böſe war, aber die unſchuldige Abſicht tröſtet die tief Gekränkten nicht, weil ſie eben ſo beleidigt ſind, als wäre es abſichtlich geſchehen.

Was man von Allem dieſen in zwei Worten ſagen kann, iſt — daß die öffentliche Meinung, ſtatt mich zu verdammen, mich beklagen ſoll, die Beleidigten aber mit vollem Grunde mich haſſen können. Dieſe Darſtellung meiner Verhältniſſe, glaubte ich Ihnen, mein Herr! ſchuldig zu ſeyn, um Ihnen durch das aufrichtige Bekenntniß meines Vergehns, und meiner groſſen Reue zu beweiſen, wie weit entfernt ich ſey, jemals ähnliche zu begehen, oder irgend Jemand zur Unzeit zu betrüben.

Aber noch beſſer werden Sie aus meinen Gründen, die ich Ihnen jetzt ſagen will, erkennen, wie ſehr ich überzeugt bin, daß man gegen Niemand ſchreiben ſoll; denn ſchreibt man nur für ſich, ſo iſt es ja eben ſo viel, als ob man es dächte; dabei muß es bleiben, und das iſt wohl das ſicherſte.

Geſchieht es, um es Jemand zu zeigen, ſo wird man es unfehlbar früh oder ſpät wiſſen: iſt die Sache beiſſend geſchrieben, ſo macht man ſich Feinde;

wenigſtens iſt es unnütz, wenn es geheim bleiben ſoll, und gefährlich, wenn es bekannt wird; vor allen aber verdient der Zorn Gottes und des Königs Erwägung, dem Anklagen, Kerker und andere Unfälle folgen. Kennte ich Sie nicht ſo gut, mein Herr, ſo müßte ich befürchten, durch den Schein der Schuld — Ihre Achtung, Ihre Freundſchaft verloren zu haben, aber es bangt mir nicht, denn Sie wiſſen ja ſo gut, wie ich, daß es Leute giebt, die weit länger jung bleiben, als andere, und — wenn ich zu dieſen gehöre — werden üble Folgen und Züchtigungen, die ich dulden mußte, Ihnen jeden Zweifel über meine vollkommene Sinnes-Aenderung benehmen.“ —

Geh den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort;
Und wer raſch iſt, und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig d'ran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Goethe.

Das Orakel der Liebe.

Liebe und Hoffnung.

Fragen.	Löſung
1. Was iſt die Liebe?	1.
2. Wie müßen ſich die Damen benehmen, um in der Liebe ihren Ruf zu bewahren?	2.
3. Giebt es geheime Mittel, geliebt zu werden?	3.
4. Kann man jemals hoffen, von einer Koquette geliebt zu werden?	4.
5. Was bewirken Thränen in der Liebe?	5. 6.

Fragen.	Löſung.
6. Iſt der falſche vom aufrichtigen Liebhaber zu unterſcheiden?	7.
7. Sind die großen Freuden der Liebe geiſtig oder ſinnlich?	8.
8. Welche ſind die wahren Zeichen einer großen Neigung?	9.
9. Muß man ſich lange ſehen, um ſich zu lieben?	10. 11.
10. Iſt die Erinnerung an den Geliebten oder das Liebchen auch in der Ferne lebendig?	12.
11. Was iſt ſchwerer, von der Freundſchaft zur Liebe, oder von der Liebe zur Freundſchaft überzugehen?	13.

Fragen.	Löſung.
12. Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen Männer- und Frauenliebe?	14.
13. Iſt es wahr, daß die Liebe närriſch macht?	15. 16.
14. Kann ein zärtlich Liebender für einen Dritten innige Freundſchaft fühlen?	17.
15. Wird die Liebe nach Regeln erlernet?	18.
16. Wo liebt man inniger, in der Stadt oder auf dem Lande?	19.
17. Warum ſieht man oft ehrbare Damen — Männer von gemeinen Sitten, und rechtſchaffene Männer — Damen lieben, die	

Fragen.	Löſung.
keine guten Eigenſchaften beſitzen?	20.
18. Iſt die Sittſame oder die Gefallſüchtige liebenswürdiger?	21.
19. Gelten die Ausdrücke der Verliebten buchſtäblich?	22.
20. Kann eine große Liebe mit der Fröhlichkeit ſich befreunden?	23. 24.
21. Welche Temperamente ſind am geeignetſten zur Liebe?	25.
22. Iſt es wahr, daß ein Liebender niemals zufrieden iſt?	26
23. Iſt der Wunſch zu gefallen, nicht eine Folge des Planes, zu lieben?	27.

Fragen.	Löſung.
24. Was iſt räthlicher für eine Dame, um recht zärtlich geliebt zu werden, den Sieg zu erleichtern oder zu erſchweren?	28.
25. Was iſt von dem Zürnen einer Liebenden zu halten?	29.
26. Sind größere Verdienſte einer größern Liebe vorzuziehen?	30.
27. Gibt es eine hoffnungsloſe Liebe?	31.
28. Was ſoll eine Dame thun, wenn ihr ein Mann ſchreibt, den ſie nicht lieben will?	32.
29. Darf ein Mann launig ſeyn eh' er geliebt wird?	33.

Fragen.	Löſung.
30. Iſt es nothwendig, Ein Mal in ſeinem Leben zu lieben?	34.
31. Kann man eine große Neigung für zwei Perſonen zugleich haben?	35.
32. Woraus beſteht die nöthige Rüſtung eines Liebhabers?	36.

Liebe und Genuß.

Fragen.	Löſung.
1. Worin beſteht die Stärke der Sympathie?	1.
2. Was beweiſet einen höhern Grad von Liebe, die höchſte Eiferſucht, oder das höchſte Vertrauen?	2. 3.

Fragen.	Löſung.
3. Wie müſſen Gebildete eiferſüchtig ſeyn, und wann brechen?	4.
4. Iſt es ein großes Uebel für einen Liebhaber, wenn der Gatte ſeiner Geliebten ein wenig eiferſüchtig iſt?	5. 6. 7.
5. Iſt die Eiferſucht unentbehrlich?	8.
6. Wodurch hört die Neigung gewöhnlich auf, und welches iſt das beſte Mittel ſich immer zu lieben?	9.
7. Aus welchem Grunde muß man mit der Geliebten brechen?	10.
8. Wie muß man ſich benehmen, wenn man merkt, daß man	

Fragen.	Löſung.
nicht mehr ſo warm, wie ſonſt, geliebt wird?	11.
9. Soll in der Liebe nichts verziehen werden?	12.
10. Auf welche Art endet die Liebe?	13.
11. Wie muß eine Dame mit ihrem Liebhaber brechen, der ſie noch liebt?	14.
12. Wie ſoll man es mit den wechſelſeitigen Geſchenken halten, wenn ein Verhältniß mit Härte endet?	15.
13. Wie ſoll man ſich gegen eine Geliebte von zweideutigem Rufe, wenn ſie ſchuldlos iſt, benehmen?	16.

Fragen	Löſung.
14. Soll eine Dame, nachdem man mit ihr gebrochen hat, ihre Briefe zurückfordern?	17.
15. Kann eine Dame ihrem Geliebten, dem ſie Alles iſt, mit Grund — Briefchen verſagen?	18.
16. Sind Briefe in der Liebe wichtig?	19.
17. Soll eine Dame von ihrem Geliebten verlangen, daß er ihre Briefe zurückſende oder verbrenne?	20.
18. Welchen Gebrauch ſoll ein Liebhaber von den Briefen ſeiner Geliebten machen?	21.
19. Soll eine Dame die Briefe	

Fragen.	Löſung.
ihres Geliebten aufbewahren oder verbrennen?	22.
20. Soll eine Dame ihrem Geliebten zärtliche Briefe ſchreiben, wenn er ſie wünſcht?	23.
21. Kann die Liebe in einem Herzen ohne Urſache abnehmen?	24.
22. Darf ein Geliebter bei gerechten Urſachen zu Beſchwerden, einem übermäßigen Zorne ſich überlaſſen, wenn er mit der Dame ſeines Herzens ſpricht?	25.
23. Wie muß man ſich gegen die Geliebte benehmen, wenn man ſie gekränkt hat?	26.
24. Wie müſſen ſich begünſtigte	

Fragen.	Löſung.
Liebhaber gegen ihre Liebchen benehmen, wenn dieſe zur Entfernung der Nebenbuhler nicht Entſchloſſenheit genug haben?	27.
25. Warum liebt man inniger nach einer Verſöhnung?	28.
26. Soll nach einer Verſöhnung noch Groll im Herzen zurückbleiben?	29.
27. Wie pflegt es bei Zwiſtigkeiten gewöhnlich zu gehen?	30.
28. Hören Liebende, die ſich mit einer gewißen Heftigkeit beklagen, zu lieben auf?	31.
29. Iſt eine gewiße Gleichförmigkeit des Verhaltens für Liebende drückend?	32.

Fragen.	Löſung.
30. Iſt es räthlich, daß eine Dame ihren Geliebten verbindet, einer andern zum Scheine den Hof zu machen?	33.
31. Woraus kann eine Dame vorzüglich erſehen, daß ihr Geliebter immer verliebt iſt?	34.
32. Welches untrügliche Kennzeichen gibt es, daß man geliebt wird?	35.
33. Was beweiſet wohl, daß ein begünſtigter Liebhaber liebe?	36.
34. Wer gibt größere Beweiſe von Liebe, der Liebhaber oder die Geliebte?	37.
35. Wie iſt es mit Vergnügungen zwiſchen Liebenden zu halten?	38.
36. Wenn man eine Dame liebt	

Fragen.	Löſung.
kann man wohl im Ernſte zu einer andern ſagen: „Warum kann ich nicht zwei Damen Alles ſeyn, ohne untreu zu werden?“ oder: „Warum gehör' ich nicht mir, um mich dir zu geben?“—	39.
37. Welche Dame ſoll man mehr lieben, die mittelmäßig zärtlich, iſt, aber ſich gleich bleibt, oder eine ungleiche, die zuweilen zärtlicher iſt?	40.
38. Warum können zwei Liebende ſich nicht gleich zärtlich lieben?	41.
39. Könnte es ein Liebesverhältniß von ewiger Dauer geben?	42.

Fragen.	Löſung.
40. Kann eine Dame in Abweſenheit ihres Geliebten fröhlich ſeyn?	43.
41. Iſt Abweſenheit für die Liebe Leben- oder Todbringend?	44.
42. Was bewirkt in der Liebe Abweſenheit?	45. 46. 47.
43. Was ſollen Liebende in der Entfernung thun, wenn ſie Urſache zu wechſelſeitigen Klagen haben?	48.
44. Sollen Liebende ſcheidend ihrem Schmerze ſich überlaſſen, oder ohne Abſchied ſich trennen?	49.
45. Muß nicht der Liebhaber ſeiner Geliebten, wie dieſe ihm,	

Fragen.	Löſung.
den Körper eben ſowohl, wie das Herz bewahren?	50. 51.
46. Soll eine Dame ſich von einem Verliebten los machen?	52.
47. Kann man ſich in der Liebe Unterricht geben?	53.
48. Soll man bei Aufſchlüſſen in der Liebe in Kleinigkeiten eingehen?	54.
49. Iſt Aufrichtigkeit in der Liebe nothwendig?	55.
50. Gibt es wahre Liebe ohne Aufrichtigkeit?	56. 57.
51. Kann eine Geliebte Urſache haben, ihrem Geliebten zu verhehlen, daß man ihr von Liebe geſprochen oder geſchrieben habe?	58.

Fragen.	Lösung.
52. Iſt Haß oder Gleichgültigkeit der größte Widerſacher der Liebe?	59.
53. Gibt es Fehler in der Liebe, die man als Kleinigkeiten behandeln kann?	60.
54. Sollen Liebende „Du“ ſagen, oder nicht?	61.
55. Gibt es Fälle, in welchen ein Geliebter ſeinen Ruf für die Geliebte wagen ſoll?	62.
56. Gibt es Fälle, in welchen eine Dame ihren Ruf für den Geliebten wagen ſoll?	63.
57. Kann man ſterben wollen, um die Geliebte zu retten?	64.
58. Was iſt vorzuziehen, der Tod	

Fragen.	Löſung
oder die Untreue des Geliebten?	65.
59. Müſſen Liebende trachten, ſich ſo oft und ſo bequem als möglich zu ſehen?	66.
60. Sollen Liebende, die ſich bequem geheim ſehen können, auch noch ſuchen, ſich oft in Geſellſchaften zu ſehen?	67.
61. Soll man die Geliebte öffentlich, heimlich, oder gar nicht heirathen?	68.
62. Iſt es möglich, daß Liebende, die ſich durch die Ehe verbinden, noch lange hernach ſich lieben?	69. 70. 71. 72.
63. Wird der Wechſel in der	

Fragen.	Löſung.
Liebe durch die Mißgunſt des Glückes, oder durch den Verluſt der Schönheit entſchuldiget?	73.
64. Wie ſoll ſich eine Geliebte benehmen, wenn ihre Liebe durch ein Mißgeſchick des Geliebten Aufſehen erreget?	74.
65. Was vermag das Unglück über den Geiſt eines ſehr verliebten und ſehr geliebten Liebhabers?	75.
66. Kann man eine Dame immer lieben, auch ohne die letzte Gunſt zu erhalten?	76.
67. Kann die Liebe ohne Genuß, oder bei deſſen Uebermaße beſtehen?	77.

Fragen.	Löſung.
68. Wird die Liebe durch den Genuß zerſtört?	78.
69. Was iſt für eine Dame ſchicklicher, ſich zurückzuziehen, oder ſich der Leidenſchaft hinzugeben	79. 80. 81.
70. Muß man Alles, was man thut, der Geliebten ſagen, oder ihr etwas verhehlen?	82.
71. Wie ſoll eine Dame Schaam und Hingebung gebrauchen?	83.
72. Wie ſollen ſich Liebende ſprechen?	84.
73. Wie kann man der Neigung Dauer geben?	85.

Fragen.	Löſung.
74. Woher kömmt es, daß Liebſchaften gewöhnlich nicht lange dauern?	86.
75. Wie müßen ſich Damen, die Geliebte haben, gegen Männer benehmen, die ihnen Liebe geſtehen, und die welche ſie nicht lieben wollen?	87.
76. Aendert Liebe die Temperamente?	88.
77. Findet ein Verliebter irgend eine Dame ſchöner, als ſein Liebchen?	89.
78. Iſt es gut, in der Liebe einen Vertrauten zu haben?	90.

Fragen.	Löſung.
79. Iſt die erſte Liebe feuriger, oder die zweite?	91.
80. Iſt Ruhe möglich, wenn man über ſein Verhältniß zur Geliebten ungewiß iſt?	92.
81. Denkt man im Anfang der Liebe an ihr Ende?	93.
82. Wer trägt die Schuld an der Untreue der Geliebten, der Nebenbuhler oder die Geliebte?	94.
83. Kann man eine Koquette lange lieben?	95.
84. Wie ſollen ſich begünſtigte Liebhaber gegen die Gatten ihrer Geliebten benehmen?	96.

Fragen.	Löſung.
85. Kann eine Dame zweimal in ihrem Leben in der Liebe glücklich ſeyn?	97.
86. Kann eine Dame von ihrem Geliebten Opfer verlangen, die ſie für ihn nicht bringen würde?	98.
87. Iſt es wahr, daß die Liebe das Herz, wie ein unabwendbarer Blitzſtrahl treffe?	99.
88. Kann man lieben ohne zu achten?	100.
89. Kennt Liebe Eigennutz?	101.
90. Soll das Zartgefühl des Liebenden und der Geliebten gleich ſeyn?	102. 103.

Fragen.	Löſung.
91. Sind Damen des erſten Schrittes wegen, zu entſchuldigen?	104.
92. Gilt Rang in der Liebe?	105.
93. Hat unter zwei Liebenden der mehr oder minder Liebende mehr Vergnügen?	106.
94. Iſt der Verliebteſte immer der Zufriedenſte?	107.
95. Kann man eine Geliebte durch ein anderes Mittel binden, als durch ſich ſelbſt?	108.
96. Ueberzeuget eine Dame ihren Geliebten von der Größe ihrer Liebe, wenn ſie auf ihre Gunſt-	

Fragen. Löſung.

bezeugungen einen hohen Werth legt? 109.

97. Welches iſt das ſicherſte Mittel, ſich lange und herzlich zu lieben? 110.

98. Kann man zweimal im Leben herzlich lieben? 111.

99. Was fühlt ein Liebhaber, deſſen Geliebte von ihrem Gatten mit Liebkoſungen überhäuft wird? 112.

100. Wie ſoll ein Gatte die Liebe ſeiner ſchönen Frau gewinnen, wenn er ſie geheirathet hat, ohne ſie gekannt zu haben? 113.

Fragen.	Löſung.
101. Genügen *häuſige* Beweiſe von Liebe?	114.
102. Was möchte für ein Mädchen, das ſich ohne Neigung vermählt, beſſer ſeyn, daß der Gatte für ſie *große* Liebe oder *gar keine* fühle?	115.
103. Soll ein *häßlicher* Mann wünſchen, daß ſeine Frau ihn *anſieht*?	116.
104. Was iſt am ſchönen Liebchen vorzuziehen, das *Herz* oder der *Körper*?	117.
105. Kann eine Frau ihren Gatten lieben, obwohl er gut mit ihr	

Fragen.	Löſung.
lebt, wenn ſie ihren Liebhaber liebt?	118.
106. Welche Wirkung erzeugt die Gegenwart oder Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes?	119.

Liebe und Hoffnung.

1.

Die Liebe iſt ein Sehnen, geliebt zu werden von dem was man liebt.

2.

Schöne Damen! ſo überreich an jeder Anmuth des Geiſtes und der körperlichen Formen, liebet, aber mit geheimer Liebe, die nie ohne Geheimniß ſeyn möge; denn eine überaus zarte Blume iſt der Ruf, leicht verletzt vom leiſeſten

Hauche. Nicht im Schooße der Liebe welket dieſe köſtliche Blume, die Art nur zu lieben, kann ihr zum zerſtörenden Hauche werden.

3.

Zu erweichen iſt jedes Herz, doch *nur zur rechten Stunde.* Ein freies Herz, das dich mit der Liebe Götterſtrahl entzündet, wird durch Liebe gewonnen. *Liebe findet Gegenliebe.*

4.

Verzage nicht, wenn du eine Coquette liebeſt, die Deiner Liebesklagen ſpottet, jetzt Dir ſchmeichelt, jetzt mit Launen ſpielt, jetzt mit Nebenbuhlern Dich necket; verzage nicht, ſie wird ſich ändern; *harre* nur der rechten Stunde, denn in der Liebe führt die Geduld zum Siege!

5.

Wer ein Herz in Weichheit auflöſen will, tauche ſeine Worte in Thränen. Denn wer nur befehlen darf: „Augen weinet!“ und die Augen weinen, iſt in der Liebe aller Herzen Meiſter.

6.

Liebende ohne Schönheit, ohne die köſtliche Gabe, durch Anmuth des Ausdruckes, durch Begeiſterung zu überreden, mögen die Kunſt lernen, künſtlich zu weinen.

Dem kühnſten Redner widerſteht oft ein ſprödes Herz, während es ein Dummer zur rechten Zeit ſich erweinet.

7.

Der Unbefangene prüfet leicht, ob ein Liebender aufrichtig ſey, oder falſch. Nicht ſo der Liebende ſelbſt, der gebunden liegt in grenzenlos blinder Verliebtheit. Wie oft heucheln da künſtliche Seufzer und Thränen ein redlich liebendes Herz! Man wünſcht ja, geliebt zu werden, und glaubt ſo leicht, was man wünſcht!

8.

Nicht auf Wünſche beſchränket ſich die glühende Liebe; aber ihre größten Genüſſe ſind doch immer geiſtiger Natur.

9.

Zartes Umgeben ſeine Aufmerkſamkeit, und eine — ſelbſt den verborgenen Wunſch errathende Sorgfalt, ſind einer großen Liebe untrügliche Zeichen.

10.

Das erſte Begegnen der Augen muß entſcheiden; geht dieſer Moment ſpurlos vorüber, ſo liebt man ſich ſelten mehr.

11.

Du behaupteſt mit dem Tone eines Meiſters: um zu lieben, müße man ſich kennen!"—

Und doch lehret die Erfahrung: „die Liebe iſt des blinden Augenblickes Kind, die Freundſchaft eine Frucht des langen und genauen Umganges"—

12.

Die wahre Liebe fühlt Sehnſucht in

der Ferne, und ſchwelget in ſüßen Träumereien mit dem geliebten Herzen.

Denkt ſie auch bisweilen an fremde Dinge, ſo eilt ſie doch wieder froh zurück zum innern Heiligthum, wie die Pförtnerin im Nonnenkloſter nach einer wohlthätigen Spende.

13.

Es iſt ſchwer und ſelten, die lange und zärtliche Liebe mit der Freundſchaft zu vertauſchen; aber noch ſchwerer und ſeltner iſt der Uebergang von lang dauernder Freundſchaft zur Liebe.

14.

Frauenliebe hat eine Gewalt, mit der nichts zu vergleichen iſt; ob ſie auch Beſtändigkeit habe, will ich nicht entſcheiden; aber Du wirſt nicht läugnen können, daß ein Liebender Beſtändigkeit liebe.

15.

„Liebende ſind Narren!“ ſagen die Hageſtolzen. Gefehlt! Die Wirkungen der Liebe äußern ſich närriſch nur in Narrenherzen, und klug in edlen Seelen.

16.

Man kann lieben und doch den Verſtand behalten; aber nicht immer und nicht überall iſt die Klugheit überwiegend.

17.

Von Liebe ganz durchdrungen, fühleſt Du nichts als Liebe. Liebſt du den Freund mit treuer Zärtlichkeit, ſo bleibt dem Liebchen nur halbe Liebe; auf dieſe Weiſe verliert die Geliebte, was der Freund gewinnt.

18.

Die Liebe läßt ſich nicht nach Regeln erlernen. Liebe, und die Liebe wird Dich bilden. Nur liebend lerneſt Du lieben.

19.

Am Hofe niſtet ein Heer von Leidenſchaften quälend in allen Herzen; in der Stadt iſt unter viel ſchönen Augen die Wahl getheilt und ſchwankend, und ſchwer wird es dort immer treu zu bleiben; nur auf dem Lande iſt die Heimath der Liebe; da lebt ſie ohne Verſuchung. Wer liebt aber ungeprüftes Gold, wer liebt unverſuchte Liebe?

20.

Um zu gefallen, zeigt man nur die liebenswürdige Seite. Glaubt man nun, ſich gefunden zu haben, dann treten die Kehrſeiten hervor, und ſelbſt der Anſtand wird verletzt. Die täuſchende Binde weicht vom Auge; man mißfällt ſich, und nur aus Abneigung, den erſten Schritt zum Bruche zu thun, trägt jedes geduldig die ſtrafende Bürde übereilter Wahl.

21.

Die Eroberung einer Sittſamen bringt Ruhm, einer Gefallſüchtigen — mehr Vergnügen.

22.

Liebende gefallen ſich in Uebertreibungen. Es wäre ein verdienſtliches Werk, eigene Kalender und eigene Uhren für ſie zu erſinnen; denn ihren Launen ſind Augenblicke — Jahrhunderte, und Viertelſtunden — eine Ewigkeit.

23.

Wer verliebt ſpricht, ſpricht ernſt. So ſey auch Deine Miene. Die Liebe leuchte aus deinen Augen; denn lächelſt Du, ſo glaubt Dein Liebchen, Du ſeyſt zufrieden und wünſcheſt nichts.

Und dann möchte es zürnen, weil der nicht liebet, der nichts wünſchet.

24.

Die ſchmachtende Miene iſt die ſtumme Sprache zärtlich liebender Herzen.

25.

Jedes Temperament iſt zur Liebe geeignet, das eine mehr, das andere weniger; aber der Ton der Sehnſucht, die ſchmachtende Miene und ein zärtliches Benehmen darf Keinem fehlen.

26.

Im Anfange der Liebe wird geſeufzet, und zwar viel, oft und lang.

Iſt das Herz des Liebchens gewonnen, dann quält die Furcht, es zu verlieren.

So iſt ein Verliebter nie zufrieden, aber noch weniger, wer nicht liebt.

27.

Du willſt, man ſollte Dich ſchön finden, und doch ſpielſt Du die Spröde, und rühmeſt Dich, kein Jüngling vermöge Dich zur Liebe zu verlocken?

Kleiner Schelm! mich betrügeſt Du nicht! Wer gefallen will, wünſcht geliebt zu werden!

28.

Wollt ihr, holde Frauen! unſere Herzen bis zur Ewigkeit feſſeln, ohne das Schwinden zärtlicher Stunden beklagen zu dürfen, ſo erſchweret den Sieg; dieß ſteigert euern Werth.

Der Liebchen Gefälligkeit und Treue, und der Aufwand von Mühe und Zeit, ſie zu gewinnen, feſſeln die Lebensglut an eine ſeltene Dauer.

29.

Der Schwur des zürnenden Liebchens: „den Treuloſen zu verlaſſen“— wird auf den ſchönen Lippen zum neuen Schwure der Treue.

30.

Du frägſt: „ob das größte Verdienſt der größten Liebe vorzuziehen ſey?“

Die Löſung dieſer Frage iſt klar: „in der Liebe empfehlen Verdienſte, aber nothwendig iſt nur die Liebe.“

31.

Liebe ohne Hoffnung iſt nicht denkbar.

32.

Gibſt Du ſchriftlich einen Korb, ſo gieb ihn, ohne Hoffnungen zu erlauben.

Schonung unter ſolchen Verhältniſſen dünkt mich ſchonungslos.

33.

Wer Hahn im Korbe iſt, handelt unklug, wenn er Launen hat; der Erfolg iſt ſelten gut. Aber vor dem Ziele den Bizarren ſpielen, wäre noch toller.

34.

Ein Mal muß man der Liebe huldigen, entweder als einem wünſchenswerthen Gut, oder als einem unabwendbaren Uebel.

35.

Es iſt unmöglich, zwei Herzen zugleich zu lieben; wer die Liebe theilet, zerſtöret ſie.

36.

Wer ſich der Liebe ganz hingeben will, verſorge ſich mit Feder, Dinte, Papier, Seide und Siegellack; denn ein Liebender, deſſen Schreibzeug nicht immer im beſten Stande iſt, gleichet einem ruhmſüchtigen Manne, der ohne Waffen in die Schlacht geht.

Liebe und Genuss.

1.

Auch das Herz ſpricht.

Wenn zwei Herzen ſich begegnen, die ſich verſtehen, ſo ſpricht das Eine: „Ich liebe Dich" und das Andere glaubt ſchon dem erſten Worte.

2.

Ob das höchſte Vertrauen, ob die höchſte Eiferſucht die vollendete Liebe beweiſe, frägſt Du?

Ich antworte mit Fragen.

Biſt Du immer zufrieden, wenn Du liebeſt? Ohne Klagen? Ohne Qual? Und grenzet das höchſte Vertrauen nicht an Gleichgültigkeit?

3.

Ich fürchte ein blind-eiferſüchtiges Liebchen; denn ein großer Henker aller Lebensfreuden iſt die übermäßige Eiferſucht; aber ein gleich großer die übermäßige **Ruhe.**

4.

Der Liebende vertraue dem Liebchen, wenn auch oft die Eiferſucht ihn necket. Doch findet er es **gefallſüchtig,** und zwar außer allem Zweifel, dann rathe ich ihm, es zu **verlaſſen.**

5.

Zürne nicht dem eiferſüchtigen Gatten, liebe ihn vielmehr als den Gründer Deiner Freuden!

Denn vergrößert nicht ſeine Eiferſucht das Feuer Deiner Wünſche?

6.

Des Gatten eiferſüchtiger Geiſt wecket die ſchlummernde Sorgfalt der Liebenden; ſie ſehen ſich nun weniger, und lieben ſich mehr.

7.

Die Glut Deiner Liebe ſchien zu erlöſchen, die Glut des eiferſüchtigen Gatten hat ſie neu entzündet; er verbat ſich Deine Beſuche, und die heimliche Laube iſt jetzt der ſtumme Zeuge heimlicher Liebe.

Vergiß nicht, dem Gatten heimlich zu danken.

8.

Eiferſucht bindet kein Herz! Liebe mit inniger Liebe Dein Liebchen, das iſt ein bewährtes Mittel; jedes Herz muß ſich ſelbſt bewachen.

9.

Der ruhige, bequeme Beſitz iſt immer und überall der Sarg der Liebe.

Ein wenig Eiferſucht, kleine Reiſen, Schwierigkeiten, — erhalten die Liebe immer neu, und verſüßen jeden Genuß.

10.

Manche Unbeſonnenheit wird verziehen, ja ſelbſt manche Koquetterie — die Todſünde in der Liebe — vergeſſen; doch nie die Untreue.

An dieſer Klippe ſcheitert die Liebe.

11.

Man pflegt nicht weniger zärtlich zu ſeyn, wenn die Liebe des Liebchens ſchwächer wird.

So denke ich nicht.

Ich rathe vielmehr, das ganze Verhältniß aufzugeben; denn es gibt keinen Unterſchied zwiſchen weniger und nicht mehr lieben.

12.

Seltene Verirrungen mag die Liebe verzeihen, wiederholte nicht; denn ſie ſind die Vorzeichen erlöſchender Liebe.

13.

Kleine Fehler verwunden die Liebe, Untreue tödtet ſie.

14.

Verhältniſſe in der Liebe müßen mit feiner Schonung aufgehoben werden, wenn ſie nicht mehr beſtehen ſollen.

Wechſelſeitiges Verſtändniß führt leicht zum Zwecke; da iſt weder Schmerz zu geben, noch zu dulden. Willſt Du aber aus Laune oder Ueberdruß untreu werden, dann verſuche den langſamen Uebergang in Geſinnungen, die gewöhnlich, doch dem Liebenden ungewohnt ſind; nie laß Dich aber zu Fehltritten verleiten, und ſcheue den Verdacht, daß Du ihn einer neuen Liebe zum Opfer bringen wollteſt.

15.

Endet ein Verhältniß mit Härte, ſo darf der Liebende die Geſchenke, womit er in ſeligen Stunden ſein Liebchen überraſchte, nicht zurückfordern, und das Liebchen ſie nicht behalten.

16.

Ein feinfühlender Mann wird mit dem treuloſen Liebchen brechen, ohne Aufſehen zu erregen; liebt er eine Dame von zweideutigem Rufe, ſo wird er ſie aus Zartgefühl aufgeben, ſelbſt wenn er von ihrer Schuldloſigkeit vollkommen überzeugt wäre.

17.

Eine Dame von Welt begehret nach dem Bruche des Verhältnißes ihre Briefe nicht zurück; dieſes Verlangen iſt unnütz, denn niemals werden Alle zurückgegeben.

Sie wird vielmehr durch ein vollkommenes, unbedingtes Zutrauen zum Schweigen verbinden.

18.

Eine Dame, die ihrem Geliebten Alles iſt, und ihm doch aus übergroßem Argwohn zärtliche Brieſchen verſagt, verräth die Abſicht, ihn früh oder ſpät einer Laune zu opfern.

Sie verdient einen Geliebten, der fremden Augen Gelegenheit gibt, der Närrin bewachtes Geheimniß aufzudecken.

19.

Geliebte Liebende, die Ihr Euer Leben liebend leben wollet, ſchreibet früh und ſpät!

Schreibet, eh' ihr zum Liebchen geht, und obwohl Ihr es umarmet, und küßt, und ſaget: „Ach, wie lieb' ich Dich!“ ſo ſchreibt es doch auch, und überreicht Eure Brieſchen ſelbſt!

Schreibet Tag und Nacht, denn die Briefe geben der Liebe Leben! —

20.

Verlange nie von Deinem Geliebten, daß er Deine Briefe zurückſende oder verbrenne! Man muß achten, wenn man liebt, und nie mit einem Herzen voll Mißtrauen ein Verhältniß beginnen, ja nicht einmal mit dem Gedanken der Möglichkeit, daß der Geliebte jemals brechen könne.

21.

Die zärtlichen Brieſchen Deiner Geliebten bewahre wie ein Heiligthum, als holde Kinder glücklicher Stunden. Hüte Dich, ein gebietender Sieger zu ſcheinen, der mehr durch Furcht als Liebe gewinnen will; bei der geringſten Entfernung übergib ihr dieſe Briefchen, dieſe ſtummen Ausdrücke ihrer Gunſt, bis zu Deiner Rückkehr. Ein ſolches Benehmen wird ſie über jeden Zweifel beruhigen.

22.

Großer Gott! liebetrunkene Briefe des Geliebten könnteſt Du verbrennen?

Lieber wollte ich ſie an meine Bruſt nähen, wüßte ich keinen Ort ſie zu verbergen!

23.

Nicht verſage dem Geliebten liebevolle Briefe, wenn er ſie verdient; verdient er ſie nicht, ſo entſage ihm, nur um ihm nichts verſagen zu dürfen.

24.

Ohne Grund nimmt kein Verhältniß an Liebe ab.

Betheuert der Geliebte, er wiſſe keinen Grund der erlöſchenden Flamme, ſo will er im mindeſten Falle, ſich ſelbſt überreden.

Allein es ſcheint vielmehr, die Urſache ſeines veränderten Sinnes dünke ihm ſelbſt zu ſchnöde, um ſie ohne Schamröthe freimüthig zu geſtehen.

Er fürchtet mit dem Geſtändniſſe der Unbeſtändigkeit des eigenen Willens Dich zu beleidigen, ſo zwar, daß er mit dem Vorwande einer unbekannten Nothwendigkeit weniger zu mißfallen glaubt.

Jeder weiß aber ſehr wohl, warum er liebt, und ohne Urſache wird kein Verhältniß aufhören.

25.

Zürne mit dem koquettirenden Liebchen, aber zürne mit Achtung im Ausdrucke! In ſolchen Fällen benehmen nur gemeine Menſchen ſich gemein!

26.

Haſt Du dein Liebchen gekränkt, ſo biete die äuſſerſte Sorge auf, es zu verſöhnen!

Verdopple deine Liebkoſungen, Bemühungen, und jene tauſend Zärtlichkeiten und ſüß ſchmeichelnden Worte der Liebe, die ſich ſo heimlich in die Herzen ſchleichen!

Ein verlezzes Liebchen gleichet einer Wiedergeneſenden, deren ſchwache Geſundheit die zarteſte Schonung verdienet!

27.

Bitte Dein ſchönes Liebchen, den Nebenbuhler zu entfernen, der Dich beunruhiget, und weine; den Thränen der Liebe wird nichts verſagt!

Zögert die Geliebte, ſo äußere: „Du würdeſt Dich lieber zurückziehen, als ihr mißfallen.“ —

Liebt ſie Dich nun allein, ſo wird ſie den Nebenbuhler zu entfernen wiſſen, will ſie aber untreu werden, dann gieb die eitle Mühe auf, ſie zu bewachen!

28.

Verſöhnungen geben der Liebe ein

neues, nie gekanntes Feuer. Es iſt das ſelige Gefühl, nach ſchmerzlicher Entbehrung wiedergefunden zu haben, was man ſo herzlich liebt, und ſchon lange verloren wähnte!

29.

Im Momente der Verſöhnung in der Liebe, wird Alles Vergangene vergeſſen.

Doch wenn die alten Fehler wiederkommen, ſo wecken ſie die Erinnerung!

30.

In der Liebe muß der Beleidigte um Verzeihung bitten, der Geſchlagene das Schmerzengeld bezahlen.

31.

Der Liebende, welcher über ein undankbares Herz klaget, und nie mehr zu lieben ſchwört, bekennt eben dadurch, daß er noch immer weit inniger liebe, als er ſelbſt glaubt; denn aus dem Aerger leuchtet die Liebe hervor; die Gleichgültigkeit allein erdrückt ihre Flamme.

32.

Eine Dame kömmt voll Zärtlichkeit zur Schäferſtunde, weniger um ihr Verſprechen zu erfüllen, als um ihrer Liebe zu genügen.

33.

Um die heimliche Liebe in ein Geheimniß zu hüllen, muß oft ein Liebender, nach dem Rathe ſeiner Dame, fremde Blumen pflücken.

Ein Scheinmittel! —

Denn iſt die Fremde dem Liebchen an Schönheit gleich, ſo ſteht viel auf dem Spiele, iſt ſie weniger ſchön, ſo glaubt Niemand des Liebenden maskirten Tauſch.

34.

So lange ein geliebter Liebender ſeiner Dame mit großer Achtung begegnet, darf ſie gewiß ſeyn, daß ſeine Liebe an Innigkeit noch nichts verloren habe.

35.

Wenn die Dame Deines Herzens auch in weiter Ferne liebevoll Deiner gedenket, und mit unverſtellter, tief gefühlter Freude, die ſich nie erheucheln läßt, Dich wiederſieht, dann baue auf ihre Treue!

36.

Ein Liebender, der zum Liebchen — von gleichem Feuer durchglüht — immer nur von ſeiner Liebe ſpricht, — muß ſehr verliebt ſeyn.

37.

Damen, für und mit uns von gleicher Liebe entzündet — ſind uns wohlthätiger, als wir ihnen; was ſollten wir z. B. für dieſe Schönen thun, was nur Einem ihrer ſüßen Briefchen gleich käme?

38.

Dem geliebten Liebenden geben, um was er bittet, iſt keine große Gunſt, doch ihm zuvorkommen, das wird ihn entzücken!

Denn in der Liebe wie im Kriege genügt es nicht, nur die Pflicht zu erfüllen!

39.

Entweder man ſcherzt mit einer Schönen, der man den ſüßen Vortrag hält:

> „Warum kann ich nicht für zwei leben, ohne untreu zu werden?“—
> „Warum gehör' ich nicht mir, um mich Dir zu geben?“—

Oder man ſpricht ohne Verſtellung, man will die Freiheit zurücknehmen, und irgend einen böſen Streich ſpielen; denn ſobald man das erwählte Herz zu theilen oder zu verlaſſen wünſcht, ſo iſt der Wunſch auch ſchon zur That reif geworden.

40.

Ich würde eine weniger zärtliche Dame,

die ſich gleich bleibt, mehr lieben, als eine, die mich heute mit Zärtlichkeiten überhäuſt, und morgen mit Launen.

41.

Du frägſt, woher es komme, daß es wie unmöglich iſt, ſich jemals mit gleicher Glut lieben zu können? Weil der Grad der Empfänglichkeit für Liebe durch die Verſchiedenheit der Temperamente beſtimmt wird.

42.

Ewige Liebe iſt ſelten; doch die Liebe von zwei gleich geſchaffenen Geiſtern könnte ewig dauern.

43.

Eine Dame, die in Geſellſchaften mit verdrießlicher Miene den Geliebten vermißt, oder gar von Verzweiflung spricht, macht ſich lächerlich; aber eben ſo ſehr iſt es gegen den Anſtand, in einem ſolchen Falle zur Fröhlichkeit ſich hinzuneigen.

44.

Ueber die Wirkungen der Abweſenheit denkt man ſehr verſchieden. Der Eine hält ſie für eine Feindin der Ausdauer, ein anderer glaubt das Gegentheil. Höre meine Meinung:

„Die Abweſenheit iſt der Liebe, was dem Feuer der Wind iſt; er löſcht das Kleine aus, und facht das Groſſe zu Flammen an.“

45.

Eine lange Trennung in der Liebe taugt nichts. Wer die Liebe verewigen will, benütze kleine Reiſen, wiederholte Entfernungen von kurzer Dauer; die Wiederkehr iſt dann immer ein wahrer Feſttag der Liebe.

46.

Wenn Dein Geliebter, nach langer Abweſenheit freudig in Deine Arme fliegt, ſo halte dieſes Feuer nicht immer für den Beweis inniger Liebe; denn er kann ja in dieſem Augenblick tauſend Mal froher ſeyn, als wenn er Dich alle Tage ſähe.

47.

Das Wiederſehen nach einer unbedeutenden Reiſe, in der Liebe, wie in der Ehe, erzeugt öfter eine Steigerung der Sinne, als Rührung des Herzens.

48.

In der Zeit der Trennung zaudert nicht mit den nöthigen Erklärungen, wenn Ihr Euch zu Klagen veranlaßt fühlet. Aber wenn Ihr nicht Alles frei zu ſchreiben waget, ſo iſt es beſſer, lieber Alles bis zur Wiedervereinigung beruhen zu laſſen, als nicht Alles zu ſagen, und ſo fortwährend den Kummer im Herzen zu nähren.

49.

Die Liebe verliere nichts an ihren Rechten. Man iſt ihr bei Trennungen Seufzer und Thränen ſchuldig, verhehlen zuweilen zwei Liebende ſcheidend ihre Thränen, ſo empfängt ſie, ihre innere Qual verdoppelnd, einen herbern Tribut, als Thränen und Seufzer.

50.

Unfehlbar entehret Schwelgen ſowohl ihn als ſie, die Geliebte mehr als den Liebenden. Es iſt in der Liebe für Beide ein gleich großes Verbrechen, und der ſinnliche Genuß, von keinem Verhältniſſe geheiliget, verletzet den Zartſinn des Liebenden wie der Geliebten.

51.

Einem unbilligen Geliebten, der überreden will: „ihm ſey es erlaubt ſchwach zu ſeyn“ — würde das Liebchen mit Recht antworten: „Auch ich bin ſchwach!“ —

52.

Eine Dame, die nicht leichtſinnig iſt, kann nichts Klügeres thun, als mit einem Manne, dem ſie gefällt, nicht zärtlich zu ſprechen; doch wenn dieſer liebevoll ausdauert, willige ſie ein.

53.

Obwohl die Liebe allein recht lieben lehret, ſo mögen doch Liebende den ſüßen Dienſt des Unterrichts üben, und in traulichen Stunden von den Steigerungen ihrer Seligkeiten ſprechen! *) —

54.

Nach dem Zanke muß die Urſache gründlich erklärt werden; eine allgemeine Erläuterung heilet das Uebel nicht.

---

*) In der Liebe führten ſchon das erſte Männlein und das erſte Fräulein die Lancaſter'ſche Methode des wechſelſeitigen Unterrichts ein.

Anmerkung des Druckers.

55.

Im redlichen Liebesbunde wird Aufrichtigkeit immer feierlich gelobet. Daher verzeihe ich lieber ein Verbrechen, das man bekennet, als eine Kleinigkeit, die man läugnet.

56.

Eine redliche Geliebte, die zu gefallen wünſcht, iſt vor allem aufrichtig; denn ſie fürchtet mehr, da ſie lüget, ihre eigene Widerſacherin zu werden, als dem Geliebten zu mißfallen, wenn er ſie als Lügnerin fände.

57.

Ein ehrliches Liebchen liebt die Wahrheit und Aufrichtigkeit. Weicht es zuweilen, wegen einer Entſchuldigung vor dem Liebhaber, ein wenig von der Wahrheit ab, ſo fürchtet es in dieſem Augenblicke mehr das Geſagte, als die Antwort des Geliebten auf die Wahrheit.

58.

Es iſt beleidigend zu verhehlen, daß ein Anderer für uns fühle. Es iſt ein Vergehen in der Liebe, mit Herzen nicht immer aufrichtig zu ſeyn, die wir im Herzen tragen, und ein Verbrechen zu verſchweigen, was nicht verborgen bleiben darf.

59.

Haſſen, nachdem man geliebt hat, gibt Hoffnung, daß man einſt wieder werde lieben können. Weiter iſt der Weg von der Liebe zur Gleichgültigkeit, als vom Haſſe zur Liebe.

60.

Alles, was die Beſtändigkeit nähret, vergrößert, vermindert, oder zerſtöret, iſt äußerſt wichtig. In der Liebe gibt es keine Kleinigkeit.

61.

Im Beginnen des Verhältniſſes gilt das „Sie", ſpäter haben wir freie Wahl des Wortes, das im Grunde gleichgültig iſt.

Das „Sie" iſt galant, das „Du" zärtlicher.

62.

Will eine eigenſinnige Geliebte, aus Laune oder Eitelkeit Dich verbinden, gegen Deine Ehre und Rechtſchaffenheit, etwas Gemeines zu begehen, ſo hüte

Dich, ihr zu folgen! Brich lieber ganz, noch iſt es Zeit! In dem Herzen eines braven Mannes ſey die Ehre über die Liebe geſtellt! Bedarf aber eine liebenswürdige Dame Deines Lebens zu ihrer Rettung, dann ſchone nichts!

63.

Zaudere nicht, den Ruf zu wagen, um im Gemüthe des Geliebten einen eiferſüchtigen Eindruck auszulöſchen! In dieſem Falle iſt es ſehr ehrbar, keine ſogenannte Ehrbarkeit zu haben.

64.

Wenn Du nicht liebeſt, holdes Kind! ſo glaube den Worten nicht: „Für Dich ging ich in den Tod;“— das ſind Uebertreibungen! Fühlt aber dein Herz eben ſo, dann begreif' ich an mir ſelbſt, daß man freudig für Dich ſterben könnte!

65.

Du frägſt, was leichter zu ertragen ſey, der Tod oder die Unbeſtändigkeit des Geliebten? Ich könnte ſterben, Freundin! damit Er lebe; aber ich ſähe ihn lieber ohne Leben als ohne Liebe.

66.

Schwache Männer, die Ihr nicht oft genug Euer Liebchen zu ſehen glaubet, Ihr bemüht Euch ja das Ende Eurer Zärtlichkeiten zu finden!

Laßt doch Schwierigkeiten beſtehen, entfernt nicht alle Hinderniſſe, ſonſt können nur große Wunder Euch vor Ueberdruß ſchützen!

67.

Man muß die Geliebte oft ſehen, fern von Zeugen, fern von jedem Zwange, aber öffentlich ſehr ſelten!

Hat ihre Flamme zu viel Schimmer, ſo wird ſie für den Ehemann oder die Mutter zu hell, und dies kann üble Folgen haben. Iſt aber ihre Miene gleichgültig, ſo möchte der Liebende verſucht werden, ihre Gleichgültigkeit für Natur zu halten.

68.

Wer ſeine Geliebte einſt will haſſen können, der heirathe ſie!

Die Sünde iſt das Leben der Liebe, und die Ehe das Grab der Zärtlichkeit. Aber wenn man auch die Sünde fürchtet, ſo ſey doch wenigſtens die Ehe heimlich.

69.

Die Liebe iſt gewoben aus Achtung, Schwierigkeiten, Geheimniſſen; die Ehe iſt voll Macht, kann Alles, und weiß das Schweigen nicht zu ſchätzen.

Amor und Hymen — Licht und Schatten!

70.

In der Ehe erliſcht die Glut der Liebe.

Ein Ehemann ſeufzet nur aus verſtellter Verliebtheit, aus Scham ſein Wort gebrochen zu haben; er liebt nur mehr aus Ehrgefühl.

71.

Deine höchſte Lebensglut drängt mich unaufhörlich zum Torus. Tadle mein Zaudern nicht! Denn Heirathen und nicht mehr lieben iſt in der Liebe gleichbedeutend.

72.

Haſt Du Luſt, Dein Liebchen immer zu lieben, ſo meide die Ehe! Die Geliebte heirathen, heißt mit ihr brechen wollen, nur ein wenig ſchicklicher, als durch einen förmlichen Bruch.

73.

Zwei wahrhaft Liebende kann keine Form des menſchlichen Elendes trennen.

74.

Wenn ein böſes Verhängniß den Liebenden ereilet, und ein widriges Aufſehen entſteht, ſind zwar die verzweiflungsvollen Thränen der Geliebten eine unnüze Selbſtqual, aber eben ſo ſehr würde ihre Gleichgültigkeit ſelbſt den Wohlſtand beleidigen.

75.

Den wahrhaft und glücklich Liebenden kann ſelbſt das größte Unglück nicht überwinden. Seine Beſtändigkeit kann kein Kerker erſchüttern, und ſelbſt ſeine Verbannung würde ihn nur ein Uebel dünken, weil ſie ihn von der Geliebten trennet.

76.

Ich dränge Dich, mir die lezte Gunſt zu gewähren, und Du verweigerſt mir ſie lieblos, rathend: „ich ſollte auf Wünſche meine Zärtlichkeit beſchränken, wie viele Tauſende, die auf gleiche Weiſe lieben.“ —

Jeder, meine Holde! liebt, wie er es verſteht. Ich aber bin keiner von den Genügſamen, und wenn die Liebe ohne Genuß eine gleiche Dauer hat, ſo kann dies nur ein Fehler des Geliebten ſeyn.

77.

Jeder liebt nach ſeiner Weiſe, der Eine *platoniſch*, der Andere ungebunden. So manche geben der Liebe eine ganz falſche Richtung. Es iſt zuletzt ermüdend, Tag und Nacht *ungehört* zu hoffen; aber noch mehr, maaßlos zu genießen; wer *recht* liebet, wird Liebe und *Genuß weiſe verbinden!*

35.

Wenn der Genuß *unerwartete* Gebrechen aufdeckt, ſo wird der Liebende oft der Arzt ſeiner Liebe.

Schlägt aber ein liebevolles Herz in der ſchönen Form, und wird dieſe durch Gefälligkeit gehoben, dann verbindet ſich Dankbarkeit mit Neigung und Beſtändigkeit wird die Pflegetochter des Genuſſes.

79.

Liebe mittelmäßig, und die Welt nennt es übermäßig; liebe unnennbar, und ſie verſtummt. In der Liebe rechtfertigen nur Extreme.

80.

Um liebenswürdig zu lieben darf die Liebe keine Pauſe haben; und das — ſonſt verdammliche Uebermaaß — iſt der Liebe rechtes Maaß!

81.

In der Liebe iſt „genug" — „zu

wenig“, — und wer nicht zu viel liebt, liebt nicht genug.

82.

Der Geliebte darf, wie der Liebende kein vorbehaltenes Geheimniß haben. Doch verräth ſie ſein Geheimniß, ſo darf er ſich rächen; wer ſich ganz hingibt, hat nichts mehr zu ſchonen.

83.

Ein ehrbares Liebchen glühe liebetrunken — Aug in Aug —, ſonſt überall aus Scham, damit es den Schein bewahre, wornach die Welt ihr Urtheil richtet!

84.

In den Umtauſch neuer Gefühle miſche ſich kein hartes, in die Stimme kein harter Laut; denn die Liebe iſt eine ſüße zarte Pflanze, die einer guten Pflege bedarf!

85.

Ueberlaß Dich nicht ſorglos dem gleichförmigen, ſcheinbar günſtigen Gange Deiner Liebe! Die Natur gefällt ſich in der Neuheit. Wiederhole alſo Deine ſüßen Sorgen bis zu Kleinigkeiten, denn in der Liebe erſetzen Wiederholungen die Neuheit.

86.

In den erſten Tagen eines Verhältniſſes wetteifern Gefälligkeit, Zärtlichkeit und Bemühung. Später ſpricht man ſich von dieſer Bürde los, nicht bedenlend, daß man im langen Genuſſe ihrer noch weit mehr bedürfe.

87.

Eine ehrbare Dame muß jene, die ihr Wünſche geſtanden, weit ernſter behandeln, als ſolche, die nichts für ſie fühlen. Denn Freundlichkeiten gegen Gleichgültige, gelten Liebenden als Gunſtbezeugungen.

88.

Ein Liebender kann ſein Temperament nicht in ſolchem Grade umgeſtalten, daß es dem Temperamente ſeiner Dame gleiche. Aber die Strenge des ernſten Sinnes vermag die Liebe freundlich zu mildern.

89.

Ich bekenne es, Du überglänzeſt meine Geliebte! Weichere Locken umſpielen

Deine Schläfe, unwiderſtehlich iſt der Zauber Deiner Augen; aber, obwohl Du weit ſchöner biſt, ſo gefällſt Du mir doch nicht ſo, wie ſie! —

90.

In der Liebe iſt ein Vertrauter nicht immer nöthig. Im Falle des Bedürfens wähle einen, der Dir in keiner Hinſicht gleichet, ſonſt ſpielt der Vertraute nur zu bald die Rolle des Nebenbuhlers!

91.

Die erſte Liebe iſt grenzenlos, aber ohne Dauer; die zweite Liebe hat Grenzen, aber auch Dauer.

92.

Ungewißheit iſt das größte Uebel.

Quält Dich ein Zweifel in Deiner Liebe, ſo ruhe nicht vor ſeiner Löſung!

93.

Der ewigen Liebſchaften gibt es ſehr wenige; doch wird keine ehrbare Dame, wenn ſie ein Verhältniß ſchließt, an das Ende ihrer Zärtlichkeiten denken. Man träumt da ſo ſüß von einer endloſen Liebe!

94.

Wird Dir ein Nebenbuhler gefährlich, ſo zürne gegen die Dame, nicht gegen ihn!

95.

Im Herzen meiner Geliebten herrſche die höchſte Delikateſſe. In dieſem Punkte bin ich mit Cäſar gleicher Meinung.

Es iſt mir nicht genug, daß ſie für ſich ſchon unſchuldig iſt, ſelbſt der Verdacht oder die Verläumdung muß ſie nicht erreichen können.

96.

Es gibt Ehemänner, die man zahm machen kann, und andere, die nicht ſo gelehrig ſind. Liebende von Takt wiſſen ſich dann ſchon zu benehmen. Mögen nun aber die armen Hahnreihe ſo oder ſo gemacht werden, auf freundliche oder unfreundliche Weiſe, ſo dürft ihr euch in Geſellſchaften oder öffentlich nie zu ihnen geſellen!

97.

Wer glücklich liebt, und zärtlich geliebt wird, iſt immer glücklich.

98.

So lange wir, ohne geliebt zu werden, nur Liebende ſind, iſt es an uns allein, Qualen zu dulden. Sobald aber die Geliebte uns wieder liebt, ſo iſt Alles gemeinſchaftlich, die Freude, wie der Schmerz, und Gutes und Böſes iſt in Hälften getheilt, deren Bürde man wechſelſeitig ſich verſüßen muß.

99.

Die Schwachheit entſchuldiget ſich: „die Liebe verwunde unausweichbar, weil ihr Angriff immer unerwartet ſey.“ —

Gerne geſtehe ich, daß eine liebenswürdige Dame den Unvorbereiteten unabwendbar entzücken könne; aber niemals werden wir lieben, ohne lieben zu wollen.

100.

Wer die Dame ſeiner Wahl verachtet, liebt nur angezogen durch die Sinne. Eine ſolche Liebe, wäre ſie auch außerordentlich, kann nie von Dauer ſeyn.

101.

Eine Dame, die ihre lezte Gunſt verkauft, wird nie ein Herz beſitzen. Hab' ich aber durch meine perſönliche Verdienſte die höchſte Freude errungen, die ſie geben kann, ſo gehör' ich ihr mit Gut und Leben.

Die Güter der Erde ſollen unter Liebenden, wie unter den barmherzigen Brüdern, gemeinſchaftlich ſeyn. *)

102.

Ich kann meine Geliebte über den Verdacht, daß ich eine andere liebe, dadurch beruhigen, daß ich ſie nicht mehr ſehe. Geht aber das Gerücht, ſie habe ihr Herz einem Andern zugewendet, dann wird ſie mir vergebens ihre Unſchuld beweiſen, weil in dieſem Punkte ſelbſt die

---

*) Les Amans sur le bien, sont comme les Chartreux, tout doit être commun entre eux.

Ueberzeugung mich nicht beruhigen kann, wenn die Welt ſie nicht mit mir theilt.

103.

Darin, Theure! liegt der Unterſchied unſerer Pflichten, daß ich Dich nur durch die That, Du aber ſchon durch den Schein mich beleidigen kannſt.

104.

Verächtlich iſt eine Dame, deren liebentbranntes Herz zuvorkömmt; die erſte Liebe nur könnte ſie entſchuldigen!

105.

Das Geſetz der Liebe kennet keinen

Rang. Hier gilt die Schäferin ſo viel wie der König. Sobald ſie ihn feſſelt, und er ſie liebt, wird die Schäferin—Prinzeſſin, und der Prinz wird Schäfer.

106.

Nicht dem weniger Verliebten lächelt ein ſüſſeres Leben; der Liebende, deſſen liebeglühendes Herz heftiger begehret, duldet zwar oft die Qual gröſſerer Leiden, aber oft auch beglücket ihn eine Seligkeit, wie ſie nur Wenige fühlen!

107.

Der Verliebtere iſt nicht immer der Glücklichere. Die mindeſte Vernachläſſigung verletzet ſein feines Zartgefühl. Das Erſtreben ſeiner Zufriedenheit wieget nach ſeinem überſpannten Urtheile nicht das leiſeſte Verſehen auf.

Die Ueberzeugung, wie ſo innig er geliebt wird, muß ſein Vergnügen ungemein erhöhen; darum kann er auch, um weniger zu leiden, nicht weniger leidenſchaftlich lieben wollen.

108.

Wie nur ein Liebhaber durch überſpannte Eiferſucht die Geliebte kann hindern wollen, die Welt frei zu ſehen!

Das iſt doch eine wahre Schwachheit! Ich wenigſtens würde in dieſem

Falle glauben, die Geliebte ſey treu aus Nothwendigkeit, um Niemand zu ſehen, als mich.

109.

Holde Dame, um die Glut des Liebenden immer lebendiger zu erhalten, willſt Du einen hohen Werth auf Deine Gunſtbezeugungen legen?

Fürchteſt Du nicht, Deine herzarme Liebe zu verrathen, wenn Deine Liebloſung mehr einem Opfer, als einem Geſchenke gleichet?

110.

Damit ein Verhältniß ewig jung bleibe, muß die Dame mit Männern, die überall den Verliebten ſpielen, entſchieden ernſt ſeyn, und der Geliebte mit allen Damen nur höflich.

111.

Selten wird Jemand gefunden, der zum zweiten Male in ſeinem Leben heftig liebet, weil man ſelten Jemand ſehr zärtlich lieben ſieht.

Aber ein zärtliches Herz kann ohne Liebe nicht leben; ihm wird es leicht, wieder zu lieben, und zwar oft inniger als das erſte Mal.

112.

So lange Dein Gemahl, ſüße Frau! Tag und Nacht den Liebhaber bei Dir ſpielt, was ohnehin ſchon der Mode wiverſpricht, leide ich Tag und Nacht. Denn ſeine Liebe beglückt oder beläſtiget Dich!

113.

Du klageſt, mein lieber Freund! daß Deine Frau nicht das Echo Deiner Liebe ſey? Du ſpotteſt ſogar der Männer, welche dieſes ſüße Glück ſich träumen?

Allein ſie kennt Dich ja nur als ihren Gebieter, und mit dieſem Titel gewinnt man Herzen nicht.

Spiele die Rolle eines Liebhabers, dieſe Lockung wird Dich zum Ziele führen! Man kann wohl den Körper mit Gewalt nehmen, doch dem Herzen wirſt Du nie gebieten!

114.

Wenn ich Dich dränge, ſchönes Liebchen! mir in jedem Augenblick Proben Deiner Zärtlichkeit zu geben, antworteſt Du mir trotzig: „Biſt Du noch nicht zufrieden mit Allem, was ich zu allen Minuten des Tages von meiner Liebe Dir ſagen und ſchreiben konnte?“ —

„Nein, mein liebes Kind! Das Vergangene in der Liebe wird für nichts gerechnet; die Liebe will, daß man ſich zu jeder Stunde ſage, was man ſchon recht gut weiß.“ —

115.

Gott bewahre Dich vor großer Zärtlichkeit Deines Gemahls! Es wäre ſchlimm wenn er Dir untreu, aber noch ſchlimmer, wenn er aus Liebe zu Dir eiferſüchtig würde!

116.

Du beklageſt Dich immer, die Blicke Deiner Gattin nicht auf Dich zu ziehen? Laß ſie, armer Mann! eher die ganze Welt, als Dich betrachten! Ihre Pflicht ſoll ſie anſchauen, dadurch wirſt Du Dich vor der Hahnreiſchaft retten können.

Daß ſie aber Dich anſehe, begehre ja nicht; dieſe Forderung könnte Dir gefährlich werden.

117.

Ein ſinnlicher Menſch würde mehr

Deinen Körper lieben, als um Dein Herz ſich bewerben.

Aber ich liebe Deinen Körper nur, inſoferne Dein Herz ihn mir gibt.

118.

Eine Freundin kömmt zur andern.

„Liebſt Du deinen Mann nicht? Er iſt gefällig, ſanft!“

„Nein!“

„Und was begründet Deine Abneigung? Du haſt doch ein vortrefliches Herz, Nachſicht, Sanftmuth, Dankbarkeit.“ —

„Es iſt wahr, und er würde mein Freund ſeyn, wäre er nicht mein Gatte. Aber ſo hab ich für ihn nur Gefälligkeit; ich lebe mit ihm auf eine ehrbare Weiſe, liebe ihn aber nur zum Scheine, und haſſe ihn aus der Tiefe meines Herzens, als den Nebenbuhler meines Geliebten!

119.

Aller Seligkeiten höchſte Seligkeit iſt die Vereinigung mit dem geliebten Weſen. Alles Uebrige — iſt nichts!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Verſchwörung in München.

Eine Gallerie
der
intereſſanteſten Liebſchaften
galanter Herren und lüſterner Damen,
den
Liebenden aus allen Ständen geöffnet
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Die

Verſchwörung in München.

Eine Gallerie
der
intereſſanteſten Liebſchaften
galanter Herren und lüſterner Damen,
den
Liebenden aus allen Ständen geöffnet

von

Friedrich Wilh. Bruckbräu.

Erſter Theil.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1829.

[illegible]

Die
Verſchwörung in München.

Erſter Theil.

In demſelben Verlage erſchienen folgende intereſſante

erotiſche Schriften.

Aus dem Leben und den Memoiren einer weiblichen Caſanova, wie ſie es ſelbſt in Paris im J. 1827 niedergeſchrieben, oder Bekenntniſſe einer ſchönen Frau, Erinnerungen, Anekdoten u. geheime Liebesgeſchichten von den ausgezeichnetſten Perſonen, welche zur Zeit der franz. Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs in Europa geglänzt haben. 8 Bde. gr. 8. ſauber geh.

Baſtard, der kaiſerliche. Aus den Memoiren des Oberſten Duvar, natürlichem Sohne des Kaiſers Napoleon. 3 Bändchn. gr. 12. geh.

Bruckbräu, F. W. Geheime Liebſchaften Pariſer Hofdamen. gr. 8. eleg. broſch.

Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilſon, Englands Ninon. A. d. Engl. 3 Bdch. gr. 12. broſch.

Der Hof eines regierenden Fürſten, oder die zwei Maitreſſen. A. d. Franzöſ. des Lamothe-Langon. 4 Thle. 8.

Geheime Papiere des Teufels. 2 Bde. Enthalten: Napoleon in der andern Welt. Eine Erzählung, von ihm ſelbſt geſchrieben und bei ſeinem Grabhügel gefunden auf der Inſel St. Helena. Von Xongo-Tee-Foh-Tchio, Mandarin der 5ten Claſſe. A. d. Engl. 1827. 8.

Leibpage, der, von Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Ein Beitrag z. Chronique scandaleuse des Hofes Ludwigs XVI. 3 Bde. gr. 12. geheftet.

Memoiren der Madame Du Hauſſet, Kammerfrau der Frau v. Pompadour. gr. 8. broſch.

Octavia, oder Leben und Abenteuer einer fürſtlichen Maitreſſe. Aus den Papieren eines verſtorbenen Diplomaten. 8. 2 Thle. br.

Theatraliſche Kreuz- und Querzüge, oder Abenteuer, Liebſchaften und Bekenntniſſe einer reiſenden Comödiantenbande. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman von L. Gallois. 3 Thle.

Vorwort.

Nicht bloß die eigenen reichen Erfahrungen auf der hohen Schule der Liebe habe ich bei dieſem Werke benützt, ſondern auch, und zwar vorzugsweiſe, die geheimen Papiere des vor vielen Jahren von den Damen ſo gefürchteten Sittengerichtes dahier, deſſen Präſident ich war, und das ich durch eine eben ſo weit als kühn verzweigte Verſchwörung damals begründete, die ich im Laufe meiner Liebes-Novellen noch näher, in der ganzen Zuſammenfügung des innerſten Getriebes, bezeichnet habe.

Ferne ſey es von mir, Perſonen in dieſem Werke auf irgend eine Weiſe in

Verlegenheit zu bringen; die Mühe, etwa einen von mir gewählten Namen zu deuten, würde vergeblich ſeyn. Es handelt ſich hier nur um intereſſante Thatſachen, welche den freundlichen Leſer, die ſchelmiſch lächelnde Leſerin, die wohl gerade über ähnlichen Plänchen brüten mag, ergötzen ſollen.

Gelingt es mir, Geliebten oder Getäuſchten die trügende Binde von den verliebten Augen zu ziehen, ſo iſt der Hauptzweck des Werkes erreicht.

München, im September 1828.

Der Verfaſſer.

Die Enttäuſchung.

Die Enttäuschung.

> Ach! Wer bringt die ſchönen Tage,
> Jene Tage der erſten Liebe,
> Ach! wer bringt nur eine Stunde
> Jener holden Zeit zurück!
>
> Göthe.

1.

Vom Thurme der St. Peterskirche dröhnte eben die eilfte Stunde vor Mitternacht, als ich aus der Thüre des Michel'ſchen Weinhauſes in der Roſengaſſe trat, mein einſames Schlafkämmerlein aufzuſuchen. Ungerne verließ ich früher als gewöhnlich die fröhliche Geſellſchaft, die von ächtem Rebengeiſte beſeelet, mit ſprühenden Witzfunken ſpielte, obgleich ich ſelbſt der Stoff ihrer Unterhaltung war. Dieſe Herren nämlich, Freunde und Bekannte von mir, welche die Liebe nur von der praktiſchen Seite zu ſchätzen wußten, fanden ihr Vergnügen in gutmüthigen Neckereien, womit ſie den Enthuſiaſten, wie ſie mich nannten, täglich zu bekehren verſuchten. Mein Verhältniß zu

Marien, der reizenden Tochter eines wohlhabenden Handelsherrn, war ihnen um ſo weniger verborgen geblieben, als meine Huldigungsgedichte in den öffentlichen Blättern das übel verhehlte Geheimniß verriethen. Während nun ein Artikel der allgemeinen Zeitung dem Geſpräche eine politiſche Wendung zu geben ſchien, ergriff ich unbemerkt meinen Hut, und ſchlich zur Thüre hinaus, um noch vor Mitternacht ein Gedicht zur Geburtsfeier meiner geliebten Marie zu vollenden, womit ich ſie mit den Frühſtrahlen des kommenden Morgens überraſchen wollte. Da keuchte mir das Schickſal in Geſtalt eines ſteinreichen Papierſpeculanten, Namens R***, auf den oberſten Stufen der Treppe entgegen, der die halbgeöffnete Flügelthüre ſo hermetiſch ausfüllte, daß ich jede Hoffnung des Entrinnens aufgab.

Der wohlbeleibte Herr ſchöpfte in langen Zügen Luſt, einem gewaltigen Raubfiſche nicht unähnlich, den die Grönlandsfahrer aus dem flüſſigen Elemente, von Harpunen durchbohrt, an das Ufer ſchleppen; dann ſtreckte er das ſpaniſche Rohr mit dem goldbeſchlagenen Knopfe bajonettartig mir entgegen.

„Halt, Freundchen, halt! Wenn ich komme, geht man nicht fort! Man trinkt noch ein Gläschen mit mir!“

„Unmöglich, ich muß nach Hauſe!“

So, ſo, nach Hauſe! Man will wahrſcheinlich Zeuge des Mitternachtſtändchens ſeyn, das der Herr Rittmeiſter von F** der liebenswürdigen Marie in der D***ſtraße bringen will!

Alles Blut trat mir zum Herzen zurück.

„Nun, nun, dazu iſt es noch immer früh genug; die Notenpulte ſind zwar ſchon aufgeſtellt, aber die Lampen brennen noch nicht; ſo viel ich vom Reitknechte des Herrn Rittmeiſters vernahm, der auf der Straße die hölzernen Pulte hütet, damit ſie nicht davon laufen, wird dort der Vorabend eines Familienfeſtes gefeiert; zwölf Perſonen ſind zu dem kleinen Hausballe geladen, um deſſen Anordnung der Rittmeiſter gebeten hat.“

„Woher haben Sie dieſe genauen Nachrichten?“

Aus dem Frankenſtübchen im Schröffl'ſchen Kaffeehauſe, woher ich ſo eben komme. — Hier iſt ja ein verfluchter Zugwind; wir wollen zu den Übrigen.“

Unwillkürlich folgte ich ihm, ich fühlte mich willenlos und wie vernichtet.

„Gretchen, eine Flaſche Bordeaux-Hautbrion!“

„Gleich, Herr von R***,“ erwiederte das muntere Gretchen, und flog zur Thüre hinaus, und kaum hatte der dicke Herr ſich's bequem gemacht, die drei unterſten mit Goldfäden überſponnenen Knöpfe ſeines ſchwarzen Frackes vom feinſten Niederländertuche ihrer Haſt entledigt, und das Jabot zur Schau ausgeſtellt, als auch ſchon die tiefdunkle Rebenglut in den gothiſchgeformten Cryſtallgläſern funkelte.

„Was wir lieben, lebe!“ rief der Dicke, und ſtieß mit mir an, ſein volles, von irdiſcher Sehnſucht verklärtes Antlitz auf Gretchen richtend, einer Meerkatze, die in das Sonnenlicht ſchaut, auffallend ähnlich.

„Sie ſcheinen heute in roſenrother Laune zu ſeyn,“ rief ihm von der andern Ecke des Tiſches der junge Baron S***** zu; wahrſcheinlich ſind die Staatspapiere wieder einige Treppen höher geſtiegen.“

„Errathen, Freundchen, der Wiener Cours von heute hat mich um eine Tonne Goldes reicher gemacht.“

„Gratulire!“

„Danke beſtens! — Meine Herren, morgen iſt ein recht artiges Feſt im königlichen Luſtſchloſſe Berg am Starnbergerſee; Beleuchtung, Feuerwerk, Ball; ein alter Freund von mir feiert dort ſeine Verlobung. Wenn Sie mir die Ehre erweiſen wollten meine Gäſte zu ſeyn, ſo würde ich mit hohem Vergnügen für Ihre treffliche Bedienung Sorge tragen.“

„Angenommen! Herzlich gerne! Mit Vergnügen!“ tönte es von allen Seiten, und die Geladenen brachten ſogleich Toaſte aus auf die wahrhaft liberalen Ideen, die der Dicke mit öſtreichiſchen Staatspapieren zu verwirklichen verſprochen hatte.

Der papierne Nabob zog eine Rolle Dukaten aus der Taſche, und überreichte ſie mir mit der Bitte, bei dieſem Ausfluge den Seneſchall zu machen, und nach meinem bekannten Geſchmacke in der Arrangirung glänzender Landpartbien ja keine

Ausgabe zu ſcheuen, damit er von Niemand an Verherrlichung dieſes Feſtes übertroffen werden möge. Die Zahl der Geladenen wurde auf ſechszehn, die Stunde der Abfahrt auf ſieben Uhr Morgens feſtgeſetzt. Vier Wägen ſollten um dieſe Zeit an dem Michel'ſchen Weinhauſe vorfahren.

Während nun die Gäſte den Papierſpekulanten in ihre Mitte gezogen, und um Mittheilung des Kunſtſtückes baten, gleichſam im Schlafe eine Tonne Goldes zu gewinnen, flog ich die Treppe hinab, und eilte an die verhängnißvolle Stelle des Mitternachtſtändchens.

2.

Mitten auf dem Marktplatze in München befindet ſich die Statue der heiligen Maria, nach einer Zeichnung von Candid, ausgeführt von Peter König, aus Erz gegoſſen und ſtark vergoldet, auf einer 20 Fuß hohen, nach corinthiſcher Ordnung gebauten Säule von rothem Marmor, das Jeſuskind auf dem Arme und den Scepter in der Hand, zwiſchen den Hörnern eines Halbmondes, von Maximilian I. im Jahre 1638 zum Andenken an ſeinen Sieg im Jahre 1620 in der berühmten Pragerſchlacht, errichtet. Die Säule ruhet unmittelbar auf ihrem ſchönen Kapitale. Auf dem Piedeſtale aus doppelten gevierten Aufſätzen nach aufſteigender Größe, und zwar auf deſſen unterer und breiterer Unterlage, erblickt man an den vier Ecken vier mit Helmen, Schildern und Schwertern bewaffnete Genien von Metall, woven ein Jeder ein Ungeheuer in unförmlicher Geſtalt erlegt, welche die allegoriſchen Sinnbilder von Peſt, Krieg, Hungersnoth und großer Sterblichkeit ſind. Das Ganze iſt auf einer breiten Plattform mit einem ſchönen Gitter von Stein umgeben, worauf vier Laternen angebracht ſind, welche zur Nachtzeit erleuchtet werden.

In den heitern Tagen meiner Kindheit kniete ich oft vor dieſem Marienbilde, und klagte der Mutter des Heilandes meine kleinen Leiden, oder betete für das Wohlergehen meiner lieben Eltern und Geſchwiſter. Eines Tages ſpielten wir Kinder Tempelherren und Türken; ich war der Großmeiſter, und wollte mich recht ſtattlich putzen. Da nahm ich denn heimlich aus dem Schranke meiner Mutter ein goldenes Kreuz, mit koſtbaren Steinen und edlen Perlen reich beſetzt, und hing es, weil ich die goldene Kette nicht fand, an einem Bindfaden um den Hals, und ſchmückte ſo die mit einem Cüraß aus Pappe und Silberpapier bedeckte Bruſt. Plötzlich vermißte ich dies Kreuz; Tempelherren und Türken ſchloßen einen Waffenſtillſtand, und vereinten ihr Bemühen, das verlorne Kreuz zu ſuchen, doch vergebens. In Thränen aufgelöſet kniete ich vor dem hehren Standbilde, und bat die Heilige, mein Kreuz zu ſuchen.

„Warum weinſt Du Kleiner?“ fragte mich eine gar ehrbare Bürgersfrau. Ich klagte ihr mein Unglück, und geſtand, daß ich mein ganzes Vertrauen auf die Hülfe der heiligen Maria ſetze; wenn ſie mir nicht helfe, würde ich wohl das Kreuz nicht wieder bekommen.

„Sie hat Dein Gebet erhört,“ erwiederte lächelnd die würdige Frau; „ſieh, ich habe das Kreuz neben dem Fiſchbrunnen gefunden!“

Die thränenfeuchten Augen dankbar zum Bilde der Himmelsmutter emporrichtend, nahm ich das Kreuz mit lautem Jubel, küßte der Finderin Hand und Kleid, und rannte heimwärts, von der jauchzenden Schaar der kleinen Gläubigen und Ungläubigen geleitet. Seitdem blieb die Himmliſche meine Führerin durch das Leben der Kindheit. Kein milder Strahl des bleichen Mondes oder irgend eines einſamen Sternes brach durch die dunkle Nacht; im matten Wiederſcheine der vier Laternen flimmerte das Erz der Genien und Ungeheuer, als ich an einem der vier gewaltigen Eckſteine lehnte. Von der Nacht der Höhe umfloret, ſchien die Heilige ihrer Säule entrückt; mein Auge konnte ſie nicht ſchauen.

Die reiche Welt meiner Jugendträume that ſich vor mir auf; eine unnennbare Sehnſucht nach den ſeligen Tagen meiner Kindheit ſtimmte mich zur bitterſten Wehmuth. Damals ſchien mir der Verluſt des goldenen Kreuzes das Schmerzlichſte, was dem Menſchen auf Erden begegnen könne, und jetzt ſtand ich an der Schwelle eines Verluſtes, deſſen Möglichkeit ich nie zu träumen wagte.

Da vernahm ich durch die öde Nacht das Stimmen von Geigen, Flöten und Guitarren; bald bog ich um die Ecke, und erblickte die farbigen Lampen an den Notenpulten, und einzelne Figuren in matter Beleuchtung, die ſich zum Spiele anſchickten. Mit unterdrücktem Athem ſchlich ich auf den Zehen die Häuſerreihe zur linken Hand entlang, bis zur einzelnen Verkaufsbude einer alten Gemüſehändlerin, welche den Häuſern meines Vaters und der Eltern meiner Marie, die dicht nebeneinander ſtanden, gerade gegenüber ſich befand. In dieſem bequemen Aſyle nahm ich Platz, ein unbemerkter Beobachter.

Die Stunde der Mitternacht ſchlug; mit dem letzten Schlage begann das Ständchen. Ein vierſtimmiges Lied drückte die ſeligen Empfindungen eines glücklich Liebenden am Geburtstage der Geliebten aus; dieß Lied, in einer Liederſammlung erſchienen, hatte ich vor einem Jahre gedichtet, zwar nicht unter meinem Namen, aber Marie wußte wohl, daß es aus meinem Herzen geſtrömt war. Damals ſank ſie liebend an meine Bruſt, und gelobte feierlich, daß nur der Tod ſie von mir trennen ſolle. Zwiſchen jeder Strophe ſpielte der berühmte R*** Phantaſien auf der Violine. Nach und nach öffneten ſich die meiſten Fenſter der benachbarten Häuſer, und ein lautes Bravo lohnte die Tonkünſtler.

Durch die offenen Fenſter der Wohnung Mariens drang das Licht einer reichen Beleuchtung des Hintergrundes, die von einem Transparente auszugehen ſchien. Vielleicht die im Brillantfeuer verſchlungenen Namenszüge der beiden Glücklichen, dachte ich, und heiße Thränen des getäuſchten Vertrauens brannten auf meinen Wangen.

Am Eckfenſter, dicht am Fenſter meines Kabinets im anſtoßenden Hauſe, lagen Marie und der Rittmeiſter. Er ſchien lebhaft mit ihr beſchäftiget; Mariens Eltern und die geladenen Gäſte hielten die übrigen Fenſter beſetzt.

Nach einer halben Stunde ſchloß das Ständchen mit einer muntern Polonaiſe; die Muſiker traten in das Haus, die Lampen an den Notenpulten wurden ausgelöſcht. Plötzlich ſprang Marie mit einem halblauten Schrei vom Fenſter zurück, welches der Rittmeiſter eilig ſchloß. Verwundert nach der Veranlaſſung dieſes Benehmens forſchend, gewahre ich mit Erſtaunen an dem offenen Fenſter meines Kabinets — mich ſelbſt, in meinem alten polniſchen Rocke, die bunte Seidenmütze auf dem Kopfe, aus der wohlbekannten Meerſchaumpfeife mit dem langen Weichſelrohre rauchend; die Studirlampe brannte wie gewöhnlich auf einem nahen Spiegeltiſche.

3.

Der erſte Anblick meines Ich's überraſchte mich, doch löſte ſein lautes, herzliches Lachen ſogleich alle Täuſchung. Mein Freund D*** war's, der, wie er mir hernach erzählte, mich überall aufgeſucht, und zuletzt in mein Quartier gegangen war, wo er ſich den Spaß machte, meine Perſon vorzuſtellen, und mit aller Bequemlichkeit meine Heimkehr erwartete.

Ganz verſtimmt warf ich mich auf das Sopha.

„Was fehlt Dir denn, Freund?“ fragte D***.

„Wie kannſt Du fragen? Marie, der Rittmeiſter, das Ständchen, dieſe Heimlichkeit, — gibt es da nicht Stoff genug, um raſend zu werden?“

„Du biſt doch ein wunderlicher Kopf! Was geht denn Dich Marie an? Du biſt ja ihr Liebhaber in partibus infidelium; du kommſt ſo wenig in ihr Haus, als die Namenträger von Bisthümern im gelobten Lande an Ort und Stelle. Wie ſtehſt Du denn mit ihr?“

„Sie hat mir ewige Treue gelobt; unſere Eltern ſind unſerer Liebe, unſerer Verbindung entgegen; unſer Verhältniß muß geheim bleiben.“

„Höre, lieber Freund, bleibe mir mit der ewigen Liebe und Treue vom Halſe; dieſe Ewigkeit gleicht auf ein Haar dem erſten Artikel aller Friedensſchlüſſe, welcher einen ewigen Frieden zwiſchen den kriegführenden Theilen feſtſetzt, der vom nächſten Kriege mit militäriſcher Pünktlichkeit abgelöſet wird. Wenn mir ein Liebchen auf ein Jahr Treue gelobt, und Wort hält, ſo bin ich ruhiger, als bei der hochtrabenden Zuſage einer Ewigkeit. Vom Geheimniſſe Deiner Liebe ſchweig aber lieber ganz; ein verliebter Dichter, der ſeine Schöne in allen Zeitſchriften beſingt, kann doch im Ernſte nicht glauben, daß ſein Verhältniß geheim bleibe.“

Wohl weiß ich, daß Deine Anſichten von der Liebe die Schattenſeite Deines ſonſt ſo edlen Charakters bilden; wie aber läßt ſich dieß heimtückiſche Benehmen entſchuldigen, einen häuslichen Feſtball zu geben, und ein Ständchen am Vorabende des Geburtstages anzunehmen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen?“

„Der Rittmeiſter iſt ein Hausfreund; ſehr möglich, daß er dieſe Doppelfeier veranſtaltete, ohne daß Marie etwas davon wußte. An ein näheres Verhältniß dieſer Beiden glaub' ich nicht; bedenke nur den Unterſchied der Jahre; ſie zählt achtzehn, und er zwei und vierzig. Nein, lieber Freund, ſey getroſten Muthes, und bleibe bei Deiner ewigen Liebe, ſo kann Dir Dein Himmelreich nicht entgehen.“

Während mein Freund mich auf dieſe Art tröſtete, brachte er die Theemaſchine durch die Spiritusflamme in dienſtbaren Stand, goß Rum in die Taſſen, bot mir eine glimmende ächte Havannah-Cigarre, und lehnte ſich bequem in die andere Ecke des Sopha, den zarten Rauch der feinen Blätter in zierlichen Ringen über die Florkappe der Lampe entſendend.

Ich war zu aufgeregt, um zu ſchlafen, und ließ mir's gerne gefallen, den nahen Morgen in traulichen Geſprächen zu erwarten. Eine einzige Mauer trennte mich von meiner Marie; die luſtigen Ländler klangen mir wie Poſaunentöne am Grabe meines Glückes, meiner Liebe. Der Gedanke, daß

Marie, vom Rittmeiſter umſchlungen, fröhlich durch den Saal ſchwebe, ergriff mich mit entſetzlicher Gewalt; die Phantaſie malte mir ihre Empfindungen. Ich brach das Schweigen mit dem Ausrufe: „Ein Gran Eiferſucht iſt hinreichend, die ſtärkſte Seele zu vergiften.“

„Schreibe dieſen brillanten Gedanken ja gleich nieder,“ erwiederte mein Freund, „Du kannſt ihn gelegenheitlich in einem modernen Trauerſpiele brauchen, im wirklichen Leben aber hat er keinen praktiſchen Werth. Ich nehme den Fall an, Du liebeſt ein weibliches Weſen, das die Vorzüge der Tugend und des Geiſtes mit körperlicher Anmuth verbindet. Eine ſolche Liebe muß vollkommen ſeyn; Eiferſucht würde als ein beleidigender Zweifel erſcheinen. Seit dem Sturze der Engel ſind zwar ſchon manche Tugendſpiegel zerbrochen worden, allein ungeprüftes Gold genüget nicht. Bricht die Tugend unter dem Gewichte der Prüfung, ſo wird zwar der Sieg des Böſen über das Gute eine ſchmerzliche Empfindung erregen, doch auch die Ueberzeugung begründen, daß Eiferſucht dieſen Fall weder verhüten, noch ungeſchehen machen könne. Daher bin ich der Meinung, daß die Tugend für ſich zwar noch unerſchütterlich ſey, jedoch im Bunde mit vollkommener Liebe ſelbſt den Pforten der Hölle widerſtehe. Die Treue eines wahrhaft liebenden Weibes oder Mädchens iſt ſo unüberwindlich, daß ſelbſt feile Dirnen, welche den gemeinſten Lüſten roher Feldlager fröhnten, plötzlich durch einen Strahl der Liebe zu Lukretien wurden, unzugänglich jeder Form der Verſuchung, eben weil ſie jede kannten, und durch eine unerwartete, ja wohl gar ſtörriſche Keuſchheit ſo lange den Zweiflern zum Spotte, bis dieſe von der Wirklichkeit ſich überzeugten, oder jene aus irgend einer bewegenden Veranlaſſung dem Glücke der Liebe entſagten, und wieder den Verirrungen der Sinne, oder dem ſchnöden Erwerbe ſich hingaben.

„Und was ſchließeſt Du aus dieſen Beobachtungen?“

„Daß ein Mann, der wahrhaft geliebt werde, keine Untreue zu befürchten habe, ſohin der Selbſtqual der Eiferſucht nicht bedürfe; wird er nicht wahrhaft geliebt, ſo ſchützt ihn auch keine Eiferſucht vor der befürchteten Untreue.“

„Und doch iſt der Glaube allgemein: Keine Liebe ohne Eiferſucht!“

„Das iſt ein fortgeerbter Köhlerglaube, mein Freund, der für Denkende keine Bedeutung hat. Treue iſt eine Vollkommenheit des geliebten Weſens, Eiferſucht ein Zweifel daran, der ein edles Herz nur kränken kann; der wahrhaft Liebende ſoll eher am Lichte der Sonne, als an der Treue des Liebchens zweifeln.“

Schöne Anſichten, womit Du aber in der Welt, wie ſie nun einmal iſt, nicht viel Glück machen wirſt.“

„Wohl möglich, doch darum nicht minder wahr!“

In dieſem Sinne verplauderten wir den Reſt der Nacht, und ziemlich beruhiget ſchied ich von meinem Freunde, nachdem er mir verſprochen hatte, an der Luſtfahrt nach Berg Theil zu nehmen, um vier Uhr Morgens, um die Poſtpferde zu beſtellen.

4.

Für den Mann von Bildung bleibt es immer etwas Beklemmendes, mitten unter geputzten Herren und Damen in nachläßiger Kleidung zu erſcheinen. Nur zufälliges Zuſammentreffen könnte entſchuldigen, vorbereitetes nicht. Ich kleidete mich daher mit ſeltener Eleganz ganz ſchwarz, und ſchloß die beiden Enden der weißen Halsbänder mit einer prächtigen Agraffe von ſchwarzen Perlen, in einem Kranze köſtlicher Diamanten, das Geſchenk einer vornehmen Dame, mit der ich ſeit vielen Jahren durch die Bande der ſeltenſten Freundſchaft verbunden war. Die Pferde waren beſtellt; zwei Stunden blieben mir noch. Ich wollte das für Marie zu ihrem Geburtsfeſte beſtimmte Gedicht vollenden, zierlich auf das feinſte Papier ſchreiben, und durch die Gemüſehändlerin gegenüber, die ein eigenes Händchen im Briefhandel erworben hatte, überreichen laſſen. Dieſe Frau beſorgte immer meinen Blumentiſch, ſah täglich nach den Blumen, und brachte oder empfing bei dieſer Gelegenheit Briefe. Sie lieferte in die Küche der Eltern Mariens den täglichen Bedarf an Gemüſe, und — meine Briefe, und nahm Mariens Briefe an mich als Rückfracht. Meinen ausdrücklichen Befehl, von Marie ja nie Geld für die Ueberbringung meiner Briefe anzunehmen, vollzog ſie zwar pünktlich, berief ſich jedoch niemals darauf, wenn das gutmüthige Mädchen ihr ein Geſchenk aufdringen wollte, ſondern machte ſich aus dem Scheine der Uneigennützigkeit ein Verdienſt. „Gott bewahre mich," ſagte ſie dann immer, indem ſie ihre Augen andächtig verdrehte, „daß ich Liebesbriefchen heimlich um Geld beſtellen ſollte, ich würde es für eine Sünde halten; aber aus reiner Theilnahme kann ich es wohl thun, ohne mein Gewiſſen zu beſchweren." Eine halbe Stunde ſpäter ſteckte ſie dann immer einen blanken Thaler von meiner Hand mit tiefen Bücklingen in ihre lederne Schließtaſche.

Die Schwingen des Flügelroſſes ſchienen jedoch gelähmt; nicht raſch trugen ſie mich empor in die Zauberräume der Phantaſie, wie in den glücklichen Tagen meiner Liebe. Die Uebung, nicht die Liebe ſchuf das Gedicht, wovon manche Stelle die düſtere Farbe des Argwohnes verrieth. In tiefem Nachſinnen über mein Verhältniß ging ich durch das Pfaffengäßchen, an deſſen Ende ich Marie erblickte, die ſo eben, das Gebetbuch in der Hand, aus der St. Peterskirche trat. Sie war über dieſes unvermuthete Begegnen ſo beſtürzt, daß ſie bald er, röthete, bald erbleichte; ich ſelbſt konnte eine gewiſſe Verlegenheit nicht verbergen, doch faßte ich mich ſchnell.

„So früh ſchon biſt Du heute andächtig, liebe Marie? Ich hätte Dich noch im weichen Bettchen vermuthet, von heitern Träumen umgaukelt."

Da ſchaute ſie mir mit den wunderſchönen großen blauen Augen im Gefühle der Wehmuth ſo kindlich-offen in's Geſicht, daß ich meine leiſe Andeutung bereute.

„Zürne nicht, lieber Fritz," ſprach ſie, „was geſchah, war der Wille meiner Eltern, nicht der meinige."

„Und die Huldigung des Rittmeiſters?"

„Iſt mir ganz gleichgültig. Mein Gott, Du wirſt doch nicht wähnen —"

„Nie hab' ich an Deiner Liebe gezweifelt, aber ich fürchte Deinen kindlichen Gehorſam."

„Sey unbeſorgt, ich ſpiele nicht mit Eiden, keine Macht der Welt kann mich von Dir trennen!"

„Gott gebe es! — Marie, Du kennſt mein Herz; die heiligſten Wünſche deſſelben beſchränken ſich nicht auf herkömmliche Feſttage des Lebens, und ſo wirſt Du auch in dieſem Gedichte, das vor wenig Stunden aus meinem tief verletzten Herzen wie die Leiche meiner ſchönſten Hoffnung auftauchte, nur den Wiederhall der Gefühle meiner treuen Liebe finden.“

Der zarte Thau der Rührung leuchtete in ihren ſeelenvollen Augen, in dem klaren Spiegel ihres reinen Gemüthes. Sie drückte das Gedicht ſchweigend an ihre Roſenlippen, und verbarg es dann in ihrem Buſen. „Ewig wie heute!“ liſpelte ſie.

Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort: „Meine Mutter fühlt ſich ziemlich unwohl; ſie ſchläft jetzt. Dieſen Augenblick benützte ich, die heilige Meſſe zur ungewohnten Stunde zu hören. Ich werde heute wohl nicht von ihrem Lager weichen dürfen, auch den Garten nicht beſuchen können, und ſohin auf die Wonne verzichten müſſen, hinter dem Chiosk an der Fliederlaube Dir einen flüchtigen Kuß zu ſchenken. — Doch warum biſt Du ſo feſtlich gekleidet? Doch nicht meiner wegen, Du konnteſt ja nicht hoffen, mich zu ſprechen?“

Ich hatte den Muth nicht, ihr die Wahrheit zu ſagen, da ich ihre Geſinnungen in ſolchen Fällen aus früherer Zeit ſehr wohl kannte. Sie ſah es ungerne, wenn ich an Ausflügen dieſer Art Theil nahm; wie ſollte ich ſie gerade jetzt mit dem Bekenntniſſe der Wahrheit betrüben, wo kindliche Liebe ſie an das Bett der kranken Mutter bannte? Konnte ich ein Vergnügen aufſuchen, während ſie die Sorge der Pflege trug?

„Ich habe um ſieben Uhr Audienz bei dem Miniſter," erwiederte ich, und beruhigte damit die Fragende.

Wir gaben uns wechſelſeitig von Neuem die heiligſten Verſicherungen der innigſten Liebe, und ſchieden ſo ſchwer, als umſchließe der Raum von vier und zwanzig Stunden eine Ewigkeit.

5.

Im Schweiße ſeines Angeſichtes traf ich den Papierſpekulanten auf der Hausflur, mit Einpacken von kalter Küche und Weinen beſchäftiget, mitten unter kleinen Kiſten und Körben. Gänſeleberpaſteten, Faſanen, gefüllte Truthühner und dergleichen feinere Gerichte für Wohlſchmecker, die man nur in den beſten Gaſthöfen einer Hauptſtadt zu finden pflegt, die beliebteſten Sorten Eis, Confituren aller Art, wurden von der regen Dienerſchaft herbeigetragen, und von unſerem Feſtgeber nach einem bogenlangen Verzeichniſſe gemuſtert, das er mit einem Ernſte in ſeiner Hand hielt, wie ein großer Feldherr die Karte, wenn er den Plan zu einer großen Schlacht entwirft. Er war ganz in gelben Nanking gekleidet, und trug auf dem Kopfe eine gelbſeidene oſtindiſche Haube; ſeine ganze Figur glich einem Canarienvogel unter dem Mikroſkope.

„Wie ſteht's, Freundchen?" rief er mir entgegen, „iſt Alles in Ordnung?"

„Alles!"

„Ein Hauptſtück hätten Sie doch vergeſſen, die Militärmuſik!"

„Sie haben mir keinen Auftrag dazu gegeben."

„Ey, wozu einen Auftrag! Im Golde, das ich Ihnen gab, lag die unbeſchränkte Vollmacht. Doch dafür iſt nun ſchon geſorgt. Ich bin aber recht geplagt, finden Sie das nicht?"

„Sie ſcheinen ſelbſt daran den herzlichſten Antheil zu nehmen; warum ſammeln Sie Vorräthe, als wollten Sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umſegeln?"

„O mein Theurer! zu wenig hat man gleich, aber nie zu viel! Für einen Feſtgeber iſt es ein unangenehmes Gefühl, die Gäſte aus Rückſicht für den unzureichenden Vorrath enthaltſam zu ſehen; wenn nun gar der Zufall ungebetene, aber doch angenehme Gäſte in den frohen Kreis führt, die man kaum mit einem Glaſe Wein zu bewirthen vermag, ohne zu fürchten, die Uebrigen zu verkürzen, ſo entſteht aus einer ſolchen Verlegenheit nicht nur eine quälende Empfindung, ſondern auch noch die Beſorgniß, in Familienzirkeln, an öffentlichen Orten oder in Volksblättern durch die Hechel gezogen zu werden. Ja, Freundchen, die Reichen haben auch ihre Sorgen!"

„Daran zweifle ich nicht, weil meine eigenen Augen mich davon überzeugen. Indeſſen muß ich geſtehen, daß Ihr Geiſt alle dieſe drohenden Unfälle mit Geſchick und Geſchmack zu verhüten weiß."

Selbſtgefällig lächelnd dankte der Papierne mit einem leichten Blinzeln der Augen, ohne ſich verneigen zu können, da er eben mit rückwärts gebogenem Haupte ein derbes Stück Caviar, von einem Teller auf einer neben ihm ſtehenden leeren Weinkiſte, in den weiten Mund ſteckte, und ein großes Glas Cap Conſtantia darauf ſetzte.

Glücklicher! — dachte ich, an das Zahlbrett der Kellerthüre gelehnt, und die Thätigkeit des Gelben bewundernd, womit er Alles ſelbſt ordnete, ohne den angebotenen Beiſtand anzunehmen, — Glücklicher! im Schlafe gewinnſt Du Hunderttauſende, während der Landmann im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod verdienen muß, und kummervoll dem Tage der Steuerentrichtung entgegenſieht, während die Geſellen der ſchweren Gewerke in bewußten Zeiträumen die gewaltigen Hämmer ſchwingen, oder halbnackt vor der ewigen Glut der Glasöfen zu Gerippen zuſammenſchwinden, oder Sträflinge in den tiefen Bergſchachten des eiſigen Nordens, welchen nie ein freundlicher Strahl der Sonne leuchtet, nach Erzen wühlen! Hat derſelbe Gott, ohne deſſen Willen kein Haar vom Haupte des Menſchen, kein Sperling vom Dache fällt, die Looſe ſo geordnet?

Dieſe Pauſe unterbrach ein alter Bettler, ein ſchreiendes Bild des menſchlichen Elendes, der mühſam auf ſeinen Stab geſtützt, an dem Eckſteine des Hausthores erſchien, und ſchweigend auf uns ſchaute. Ich ging auf ihn zu, und reichte ihm ein Almoſen. Der Papierſpekulant ließ ihn näher kommen, nöthigte ihn, auf einer Kiſte Platz zu nehmen, bewirthete ihn mit Wein und Speiſe, und drückte ihm einen Thaler in die dürre Hand, was ſelbſt meiner Beobachtung entgangen wäre, hätte nicht der Bettler mit einem lauten Schrei des Dankes, indem er den Thaler zitternd empor hielt, und heiße Thränen vergoß, die Gabe verrathen. Er wollte ſeine Knie umklammern, doch die Freude ſchien ſeine Glieder gelähmt zu haben; der edelmüthige Mann hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

„Nun, nun, laß es nur gut ſeyn,“ ſagte er, „und komm in der nächſten Woche in meine Wohnung, — die er ihm mit aller Genauigkeit bezeichnete, — ich will deine Aufnahe in eine öffentliche Verpflegungsanſtalt beſorgen.

Der Bettler ſchien den Gedanken einer ſo glücklichen Zukunft kaum ertragen zu können; er fand weder Thränen noch Worte, die Gefühle ſeines Herzens auszudrücken, und ſchied endlich unter tauſend Segnungen.

Ich konnte nicht umhin, die edle Sinnesart des Papierſpekulanten mit vollem Herzen zu lobpreiſen.

„Laſſen Sie das,“ erwiederte er, „ich habe wohl nicht vielmehr gethan, als meine Pflicht. Wie kann ich denn Gott würdiger für ſeinen reichen Segen danken, als wenn ich gegen Unglückliche wohlthätig bin? Glauben Sie, Freundchen, daß meine Gabe Gott nicht ſo wohlgefällig iſt, als der Pfennig, den der Dürftige dem Armen gibt! — Was wir lieben, lebe!“ rief er, die Gläſer füllend. Ich ſtieß mit einer ganz andern Achtung an, als in der vergangenen Nacht, und leerte das Glas auf das Wohl des Verkannten, und mit dem Wunſche, daß jeder Reiche ſo denken möge.

Nach und nach fanden ſich die Gäſte ein, die zur Fahrt geladen waren. Vier Wägen, jeder mit vier Poſtpferden und einem Vorreiter, fuhren vor, und den Schluß machte eine lange Jagdwurſt, auf welcher die Militärmuſiker ſaßen, und auf deren Rückſeite die Speiſekörbe und Flaſchenfutter gepackt wurden, eine tüchtige Ladung, als gelte es, eine kleine Reiſe um die Welt zu machen.

Der Feſtgeber hatte ſich's ausbedungen, daß Gretchen mit ihm fahren müſſe; als Seneſchall machte ich von dem Rechte Gebrauch, ſtets an der Seite des Feſtgebers zu ſeyn, ja, ſtellte dieß Recht ſogar als Pflicht hin, um jeden Einſpruch zu entkräften, und da man mir die Wahl eines Gehülfen bei einem ſo ſchwierigen Amte nicht wohl verargen konnte, ſo wurde mein Freund die vierte Perſon im Wagen, und auf ein von mir gegebenes Zeichen, ſetzte ſich der ganze Argonautenzug, von dem papiernen Jaſon unternommen, umdrängt von Gaſſern aus allen Ständen, raſch in Bewegung.

6.

Wir fuhren durch das Sendlingerthor und die ſchöne doppelte Baumreihe, die in gerader Richtung nach dem nahen, geſchichtlich denkwürdigen Dorfe Sendling führt, das viel älter als München iſt, und einſt dem adelichen Geſchlechte der Sendlinger gehörte. Mit tiefer Wehmuth gedachte ich der braven Bauern, die in der Chriſtnacht des Jahres 1705 in Sendling, und rings umher auf den Wieſen, als blutige Opfer der Vaterlandsliebe fielen.

Dieß geſchah im ſpaniſchen Succeſſionskriege. Churfürſt Maximilian Emanuel, der für Oeſtreich im Türkenkriege an der Spitze ſeiner Baiern mit dem Säbel in der Fauſt gekämpft, Belgrad erſtürmt, und dreizehn Millionen geopfert hatte, war auf der Flucht in den Niederlanden, das ganze Land von den Oeſtreichern beſetzt und verwaltet. Ihre eiſerne Hand lag ſchwer auf Baiern. Nicht zufrieden mit ungeheuern Erpreſſungen und unerhörten Mißhandlungen, erließen ſie auch noch ein allgemeines Aufgebot, vermöge deſſen alle junge Mannſchaft von 18 — 35 Jahren an einem gewiſſen Tage und Orte ſich einfinden ſollte, um ausgehoben und ſodann auſſer Landes geführt zu werden. Überall ſtanden die Bauern auf, um in einer allgemeinen Landesvertheidigung das ſchmähliche Joch zu zerbrechen. Kraus, ein vermöglicher Metzger der Stadt Kelheim an der Donau, nahm mit gleichgeſinnten Mitbürgern die kleine Beſatzung gefangen; doch bald eroberte der kaiſerliche Oberſt Truchſeß die Stadt wieder; was auf den Straßen lebte, fiel unter dem ſeindlichen Schwerte; Weiber und Kinder wurden nicht verſchont, ſelbſt an den Altaren floß Blut. **Kraus** wurde gefangen, in Ketten nach Ingolſtadt geſchleppt, dort geviertheilt, und ſtückweiſe in allen vier Rentämtern aufgehangen. Die Uebrigen mußten um ihr Leben looſen; den fünfzehnten Mann traf der Tod, von dieſen den zehnten oder fünften. Ein muthiger Jüngling, voll Begeiſterung für Fürſt und Vaterland, ſtand an der Spitze der allgemeinen Landesvertheidigung, **Sebaſtian Plinganſer**, zu Pfarrkirchen geboren, damals Juriſt in Ingolſtadt. Des Aufſtandes Wahlſpruch war: „**Wir wollen lieber baieriſch ſterben, als in des Kaiſers Unfug verderben!**“ Die ganze Macht der Landesvertheidigung, vierzigtauſend Mann, ſollte am Chriſttage vor München ſtehen. Die Bürger Münchens waren im Einverſtändniſſe, gegen ſechshundert Jünglinge von den Schulen, und die Hofbedienten; mit dem erſten Kanonenſchuſſe erwarteten die Ankommenden ihre tapfere Mitwirkung, um die Hauptſtadt zu befreien, und die jungen Fürſten von Baiern aus der feindlichen Haft zu erlöſen. Allein fünftauſend von ihnen, unter der Anführung des franzöſiſchen Hauptmannes Gauthier, kamen ſchon den Tag vorher, von Kampfesluſt hingeriſſen; unter ihnen fünfhundert Schützen, die andern mit Senſen, Keulen, Stangen und ländlichen Waffen aller Art gerüſtet. Und ſelbſt dieſen wäre das große Werk gelungen, hätte nicht der Pfarrer Erlinger zu Starenberg dem Grafen Löwenſtein-Wertheim ihre Anſchläge verrathen. Die Bürgerſchaft wurde entwaffnet. Bald nach Mitternacht eroberten die Landesvertheidiger den Thurm an der Brücke. Doch als der Morgen anbrach, erſchien der Feldherr Kriechbaum aus der Gegend von Anzing; umzingelt, zogen ſich die Bauern nach Sendling, eine halbe Stunde von der Stadt; der hochgelegene Kirchhof wurde von ihnen tapfer vertheidiget, bis Gauthier kämpfend fiel. Des Hauptes Fall lähmte die Glieder; Uebermacht und Kriegskunſt vollendeten das Uebrige. Fechtend ſanken gegen zweitauſend, theils todt, theils verwundet; gegen ſechshundert Verſtümmelte wurden in die Stadt geſchleppt, und ohne Verband und Labung auf das Pflaſter hingeworfen, den Bürgern Münchens zum warnenden Beiſpiele, die Ueberlebenden aber, erſt als die Nacht einbrach, in die Spitäler geführt.

Dieſe Tage des Gräuels ſind nicht nur mit ehernen Griffeln in die Geſchichtstafeln Bayerns, ſondern auch mit Flammenzügen in Millionen Herzen eingegraben; als die Oeſtreicher im öſtreichiſchen Erbfolgekriege von 1742 mit Feuer und Schwert in Bayern wütheten, wurden die Nachkommen jener Gefallenen zur gedoppelten Rache verpflichtet; doch erſt nach einem Jahrhunderte ſeit der Blutſaat auf den Gefilden von Sendling, reiſten die Früchte dem Erntefeſte der Vergeltung entgegen, auf den Schlachtfeldern von Abensberg, Eckmühl, Wagram u. ſ. w.

Die Geſchichte verkündet der Nachwelt das heilige Opfer von 1705 für Fürſt und Vaterland; einhundert und drei und zwanzig Jahre ſind ſeitdem entſchwunden, und noch erinnert kein öffentliches Denkmal an die braven Bauern. Die Abgeordneten zur erſten Ständeverſammlung im Jahre 1819 ergriffen mit Begeiſterung dieſe Idee: freiwillige Beiträge brachten die Summe von viertauſend Gulden; aber bis zur Stunde fragt der Vaterlandsfreund vergebens nach der Summe, vergebens nach dem Denkmale.

7.

In dem großen Hirſchparke, eine Stunde auſſerhalb Sendling, und für Fahrende eben ſo lang, zwiſchen der dritten und vierten Stundenſäule, erblickt man links eine Tafel mit der Aufſchrift: „Römerſtraße von Salzburg nach Augsburg.“ In der Nähe findet man noch römiſche Grabhügel. Dieſe Römerſtraße, deren gewaltige Breite wohl einſt die römiſchen Legionen und ihre Trophäen getragen, iſt jetzt ein unſcheinbarer Waldfahrweg für Abfallholz- und Laubſammler.

Am Ende des Parkes, zur Linken, ladet ein freundliches Jägerhäuschen den Wanderer ein, zu ruhen, und ſich zu laben. Ein paar Schritte ſeitwärts vom Gatterthore, das den Park ſchließt, ſteht ein einfacher Pavillon von Holz; eine ſteile Treppe von einigen Stufen führt in einen engen Raum, wo kaum ſechs Perſonen bequem an einem Tiſche ſitzen können. Von hier aus überſieht man eine lange Strecke der Parkſtraße, und Wägen und Fußgänger nach Starenberg und noch weiter entfernten Gegenden des Oberlandes, nach den romantiſchen Hochalpen Bayerns, müſſen an dieſer Stelle vorüber, wo ſie gewöhnlich Halt machen.

Schon von Weitem erblickte ich im Erdgeſchoße des Pavillons den alten Marly, einen ausgewanderten franzöſiſchen Grafen, und ſeine Tochter Helmine, ein goldlockiges wunderſchönes Mädchen von achtzehn Jahren. Er ſpielte die Violine mit ſeltener Bravour, Helmine die Harfe, wozu ſie mit ihrer glockenhellen Sopranſtimme ſang. Die Revolution hatte ihm Alles geraubt; ein treuer Diener rettete Beiden das Leben. Kein Tag in der Woche verging, an dem ſie nicht in irgend eine auserleſene Geſellſchaft geladen waren, mit ihrem trefflichen Spiele die Gäſte zu unterhalten. Doch überall wurden ſie mit jener zarten Schonung behandelt, die ein ſo ſchmerzlicher Wechſel des Geſchickes verdient. Sie ſaßen an der Tafel wie die übrigen Gäſte, und fanden zu Hauſe, von einem verbindlichen Briefchen der Hausfrau begleitet, eine genügende Vergutung ihrer Mühe in blankem Golde.

Sie kamen eben von dem Schloſſe Leutſtetten, wo man eine herrliche Überſicht des ganzen Starenbergerſee's genießt; dort war einen Tag vorher die Vermählung eines ſchönen und reichen Fräuleins mit einem fremden Geſandtſchafts-Cavalier gefeiert worden, wozu man den alten Marly und ſeine Tochter geladen hatte. Es war eine ſonderbare Grille des Alten, bei ſolchen Gelegenheiten immer zu Fuß zu gehen, und ſeine Haut ſelbſt zu tragen," wenn ein Feſtgeber ihm auch den eigenen Wagen mit aller Artigkeit anbot. „Die Zeit des Fahrens," pflegte er dann immer zu erwiedern, „iſt vorüber; ich mag mich nicht ſelbſt an jene Vergangenheit erinnern."

Die ungemein verbindliche Einladung des Papierſpekulanten, das von ihm veranſtaltete Feſt in Berg verſchönern zu wollen, konnte aber als etwas ganz Zufälliges wohl eine Ausnahme von der Regel rechtfertigen, um ſo mehr, als Marly zu Fuße gar zu ſpät, und auch ſehr ermüdet ankommen müßte.

Da er nun einmal die Einladung angenommen hatte, blieb ihm keine andere Wahl mehr, als ſich dem Zuge anzuſchließen. Mein Freund nahm in einem andern Wagen Platz, ich neben dem Poſtillon; luſtig klangen die Hörner; als dieſe ſchwiegen, ſtimmten die Muſiker auf ihrem Wagen Lützow's wilde Jagd an.

8.

„Welche Luſt gewährt das Reiſen, ꝛc.“ ſang einſt unſere unvergeßliche Clara Vespermann ſo oft als Prinzeſſin von Navarra, und trug auf den Strahlenſchwingen ihrer Wundertöne das entzückte Herz in die ſchönſten Regionen der Phantaſie. Dieſe Klänge beben noch immer in meiner Seele fort, ſo oft ich den Markſtein der Heimath überſchreite, um die herrlichen Gegenden des Oberlandes zu beſuchen.

Wie könnte ich hoffen, den zauberiſchen Reizen der Geſtade des Starenbergerſee's durch den Verſuch einer Schilderung eine neue Seite abzugewinnen! Naturſchönheiten wollen gefühlt werden, nicht bloß angeſchaut, und Jeder fühlt ſie auf eine eigenthümliche Weiſe, die aus dem Grade ſeiner Bildung, und aus der Stimmung ſeines Gemüthes hervorgeht. Für eine ſehr rege Einbildungskraft hat übrigens der Aufenthalt an einem See immer etwas Unheimliches und Beklemmendes. Das Geheimnißvolle unter dem weiten Waſſerſpiegel lockt die Phantaſie, die unbekannte Tiefe mit ſelbſtgeſchaffenen Gebilden zu bevölkern. Wie nahe und natürlich liegt der Gedanke eines zärtlichen Vaters: „Wenn ich jetzt über den ruhigen See führe, und mein liebes Kind ſtürzte aus dem Kahne, und ſänke mit einem kurzen Angſtſchrei, mit einem flehenden Hülfsblicke in den dunklen Schooß der Gewäſſer hinab, und ich ſäh' es nie wieder? —

Wie eine ſtahlblaue Fläche lag der See vor uns; das Gebirge glich in den Frühſtrahlen der Sonne der den Fluthen entſteigenden Meeresgöttin, die ihre lebenathmenden Glieder in zarte Schleier hüllet.

Der Starenbergerſee, von dem Fluſſe Würm, der unter der Brücke bei Starenberg aus ihm abläuft, auch Würmſee genannt, hat fünf und eine halbe Stunden in der Länge, ein und eine halbe Stunden in ſeiner größten Breite, und über zwölf Stunden im Umkreiſe. Seine größte Tiefe bei Almannshauſen beträgt 69 Klafter. Ein Smaragdgrünſel von ſanft aufſteigenden, mit luſtigen Wäldchen und üppigen Wieſen geſchmückten Anhöhen umſchließt ihn, an deren Fuße alte ſtattliche Schlöſſer, deren Thürme und Mauern an die Unſicherheit früherer Zeiten erinnern, mit einfachen Fiſcherhütten abwechſeln.

Vor mehr als hundert Jahren war dieſer See ein Lieblingsaufenthalt der Fürſten von Bayern; Hirſch-Seejagden, große Schwimmübungen bei den feſtlichen Fahrten des Hofes, und andere Ergötzungen waren damals den ſchönen Sommermonaten vorbehalten. Churfürſt Ferdinand Maria, geboren 1636, geſtorben 1679, war ſelbſt ein Meiſter im Schwimmen, und ſchwamm oft während ſolcher Seefahrten mit einem Fiſcher, Namens Nikolaus Doll, weit umher, unter den Schiffen durch, und rettete ihm einſt, da er ohnmächtig wurde, das Leben.

Dieſer Fürſt ließ ſich im Jahre 1662 ein großes Leibſchiff, Bucentaur genannt, von italieniſchen Baumeiſtern nach der Form desjenigen bauen, mit welchem der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrtstage auf das Meer fuhr, um ſich durch das Hineinwerfen eines Ringes in's Meer gleichſam mit demſelben zu vermählen. Es hielt in der Länge 100, in der Breite 25, und in der Höhe, mit Ausnahme der oberſten Gallerie, 17 Schuhe, und beſtand aus drei Etagen und Verdecken, wovon das erſte für die Schiffleute, das zweite für die hohe Herrſchaft, das dritte für die Muſiker und Bedienten beſtimmt war. Dann hatte es ein großes und kleines Segel mit Strickleitern und Tauwerk verſehen; der hohe Maſtbaum führte eine blaue und weiße Fahne; die Hauptfarben daran waren blau und roth, und die Verzierung beſtand aus ſtark vergoldetem Schnitzwerke. An den äußern Theilen des Schiffes herum erblickte man einen Tanz von Syrenen, Najaden und Tritonen gemalt, auf der vordern Spitze einen vergoldeten Neptun, in ſeiner Hand ſtatt des Dreizackes eine Flagge von blauer und weißer Farbe haltend, und am hintern Theile eine vergoldete Pallas. Eine Gallerie von durcheinandergeflochtenen Fiſchen und gedrehten Säulen von Schnitzwerk umgürtete das ganze Schiff. In der mittlern Etage, gleich bei dem Eintritte in das Zimmer, waren oben das bayeriſche und herzoglich ſavoyiſche Wappen zu ſehen, wegen der Gemahlin des Churfürſten **Ferdinand Maria**, einer gebornen Prinzeſſin von Savoyen. Zwiſchen den Fenſtern dieſer Zimmer prangten von Außen 31 geſchnitzte Termesbilder. Eine Herkules-Figur bewachte den Eingang in den Saal, in deſſen Mitte Neptun auf einem Delphine in einer großen Muſchel thronte. An dieſer Stelle pflegte der Churfürſt zum Scherze diejenigen zu taufen, welche zum erſten Male das Schiff beſtiegen. Mit Früchten und Blumen auf rothem Grunde war die Decke des mit rothem goldbordirten Sammet ausgeſchlagenen, und mit vier großen Spiegeln geſchmückten Saales bemalt. Die beiden Nebenkabinete waren blau in blau auf Federitt gemalt und die Decken mit Göttergeſchichten geziert. Im Vordertheile des Schiffes führten zwei Treppen nach der oberſten Gallerie, auf welcher 24 Trompeter mit 2 Paukern und andern Muſikern ſich befanden. Das Schiff war mit 16 Kanonen beſetzt. An den großen Rudern arbeiteten paarweiſe 68 Mann, und an den kleinen 32. Zwei Mann waren zum Auspumpen, und acht Mann zum Anker beſtellt, folglich hatten im unterſten Verdecke 110 Mann ihre angewieſene

Stelle; oft befanden ſich 500 Perſonen auf dem Schiffe. Es ging nie tiefer als drei Schuhe im Waſſer, obgleich es Sand genug als Ballaſt mit ſich führte. Daher blieb es immer gefährlich, bei heftigem Winde zu fahren, oder ſich der Segel zu bedienen. Wenn der Buccentaur in den See ſtach, umgab ihn ſtets eine Flottille, was einen herrlichen Anblick gewährte, beſtehend aus 17 ausgezeichneten Schiffen, — ohne die kleinen zu zählen, — welche bei 2000 Perſonen faßten, die alle auf dem See feſtlich bewirthet wurden. Unter dieſen Schiffen waren 4 große platte, wovon 2 zur Küche, 1 zum Keller, und 1 dem Dienſtperſonale der Kellerverwaltung gehörten, dann die rothe Gallerie, mit 20 Arbeitern beſetzt, ein Kammerherrenſchiff und andere mehr. Die Baukoſten des Buccentaur beliefen ſich auf 30,000 Gulden. Im Jahre 1759 zog man, des großen Aufwandes wegen, die Abtakelung des Schiffes der Herſtellung eines neuen Schiffbodens vor.

Es hat ſich ſchon öfter ereignet, daß mit dem Fiſchzeuge Todtenköpfe, uralte Schwerter, und anderes Geräthe, einer verſchollenen Urzeit angehörend.

aus der Tiefe des See's gezogen wurden, was durch eine ſeltſame Begebenheit beſtätiget wird.

Karl Albrecht, Churfürſt von Baiern, und ſpäterhin römiſcher Kaiſer, geboren 1697, geſtorben 1745, befand ſich nämlich eines Tages auf dieſem See, als in der Verwirrung eines plötzlichen und gewaltigen Sturmes, eine ſilberne mit Wein gefüllte Flaſche in die Tiefe ſank. Da viele Jahre nachher dieſer Fürſt wieder mit einer Seefahrt ſich ergötzte, wurde auf der nämlichen Stelle Anker geworfen, und als man ihn lichtete, die verlorene Flaſche, an einem Zacken deſſelben hängend, an das Licht des Tages gezogen. Der Wein hatte ſich vollkommen gut erhalten, und jeder Anweſende auf dem Schiffe bekam einen Antheil davon zum Andenken.

9.

Unter den neun Schlöſſern, welche die anmuthigen Geſtade des Würmſee's ſchmücken, iſt das königl. Luſtſchloß **Berg** das beſuchteſte, weil es das wirthlichſte iſt, indem der königl. Hofgärtner daſelbſt für die Wünſche und Bedürfniſſe der Gäſte aus der Stadt trefflich zu ſorgen weiß. Die Lage des Schloſſes gewährt eine entzückende Ausſicht nach dem ganzen weſtlichen Ufer des See's, und ſind auch manche Verzierungen, die dem baroken Geſchmacke des ſiebzehnten Jahrhunderts angehörten, z. B. ein ſehr großer und kunſtreicher Rohrbrunnen, der das Waſſer in allerlei Formen ausſpritzte, verſchwunden, ſo entſchädigen doch dafür die überaus lieblichen engliſchen Anlagen, welche die frühere Wildniß der Bergabdachung verdrängt haben.

Wir trafen im Hofraume bereits drei Wagen, und im Garten war's lebendig von Geſang und Gelächter. Die Muſiker an der Spitze zogen wir paarweiſe ein; der Papierne führte Helminen am Arme, und trug galant ihre Harfe; er kam mir vor wie ein ausgeſtopfter König David. Ich ſchloß mit Gretchen den Zug, doch in unſere Herzen wollte keine rechte Heiterkeit einkehren. Sie liebte einen meiner Freunde, den Maler Wilhelm, den ſeit vielen Wochen eine Rheinreiſe von ihr trennte; ich ſelbſt war durch den Auftritt von geſtern, vielleicht auch durch die ſchlafloſe Nacht ſo verſtimmt, daß der allgemeine Jubel mich nicht berührte.

Sinnend blieb ich an einem Baſſine ſtehen, worin Goldfiſchchen ihr munteres Spiel trieben.

Plötzlich riß ſich der Papierne vom Zuge los, und ſtürzte keuchend auf mich los. „Was treiben Sie denn, Herr Seneſchall? Vergeſſen Sie die Küche ganz? Es ſcheint wohl, daß die Dichter mit den Göttern ſpeiſen, weil ſie für den Leib ihrer Freunde keine Sorge tragen. Auf, auf! Laſſen Sie das kleine Zeug immerhin im Waſſer gaukeln, und beſtellen Sie dafür ſolide Forellen, bevor Andere ſie uns aus den Töpfen fiſchen!“

Der Feuereifer dieſes merkwürdigen Repräſentanten der körperlichen Exiſtenz entlockte mir ein leiſes Lächeln, und mit dem Verſprechen der pünktlichſten Erfüllung ſeiner Wünſche ihn beruhigend, nahm ich Gretchen bei der Hand, und ſchritt mit ihr der Küche zu, wo ſie mit ihrer hauswirthſchaftlichen Einſicht die Lücken meiner Seneſchallsweisheit verſtändig ergänzte.

Bald war alles geordnet, und ich konnte frei meiner Laune folgen.

Eben wollte ich den freundlichen Weg ſeeaufwarts gegen Buchenhaus, ein ſtilles Fiſcher-

Häuschen zwiſchen Berg und Allmanshauſen antreten, als ich den luſtigen Klang eines Poſthornes, und das Rollen eines Wagens, dann aber plötzlich ein ſtürmiſches Lebehoch aus allen Kehlen der Gäſte im Garten vernahm. Nach aller Wahrſcheinlichkeit galt dieß dem verlobten Paare, das ſo eben angekommen war.

Indem ich einen Augenblik ſtehen blieb und zurückſchaute, kam ſchon mein Freund, der treue Gefährte in der jüngſten Nacht, auf mich zu, und erſuchte mich im Namen des Feſtgebers, als Seneſchall mein Amt zu verwalten, und die Verlobte, welche ich eigentlich ſchon am Wagenſchlage hätte empfangen ſollen, wo die ganze Geſellſchaft mich vertrat, aus dem Gaſtzimmer an meinem Arme, an die mit Blumen reich geſchmückte Tafel im Garten, zu führen.

Ich verwünſchte mein Seneſchallamt, das meine Freiheit, zu thun was mir beliebte, beſchränkte, konnte jedoch die Frage nicht unterdrücken: ob die Verlobte ſchön ſey?

Ich ſah ſie nicht, erwiederte mein Freund, denn kaum erblickte der Papierne den Wagen, ſo bat er mich dringend, dich ſogleich aufzuſuchen, und an deine Obliegenheit zu erinnern.“

Die Muſiker ſtanden neben dem Bogen, der aus der Wohnung des Hofgärtners in den Garten führt, und ſtimmten einen fröhlichen Marſch an; die Gäſte bildeten eine Doppelreihe durch die offenen Thüren der zwei erſten Gaſtzimmer; im dritten ſollte ich die Verlobte im Namen der ganzen Geſellſchaft auf eine ſinnige Weiſe begrüßen.

Ich war nicht vorbereitet, ſohin entſchloſſen, mich den Eingebungen des Augenblickes zu überlaſſen.

„Der Herr Seneſchall kommt! Der Herr Seneſchall kommt!“ tönte es mir entgegen, als ich mit der Würde und Haltung eines Oberſtceremonienmeiſters durch die Reihen ſchritt.

Die Schwelle des dritten Zimmers betretend, ſteh' ich vor dem verlobten Paare: der Rittmeiſter war's, und meine Marie!

10.

Haben Sie, meine lieben Leſer und Leſerinnen, niemals in Ihrem Leben die unerwartete Kunde von dem plötzlichen Tode Ihres geliebteſten Weſens, von dem Einſturze Ihres irdiſchen Himmels empfangen? Ein ſolcher Todesſchmerz durchbebte meine Seele, als ich die Verrätherin mir gegenüber ſah. Leichenbläſſe entfärbte ihre Wangen und Lippen, und unfähig meinen Anblick zu ertragen, ſchloſſen ſich unwillkürlich ihre Augen, die mit geſenkten Wimpern den Boden anſtarrten. Mit der prüfenden Miene des Argwohnes ſtand der Rittmeiſter zur Seite. Im weißen Atlaskleide, weiße Roſen durch die blonden Locken geflochten, glich ſie einer wunderſchönen Braut, die an den Stufen des Traualtares vom Hauche des Todes berührt wurde.

Die lange Pauſe erregte Aufſehen. Thomas Paine, der: „die Rechte der Menſchen," zur Zeit der franzöſiſchen Revolution in einem eigenen Werke als Pathengeſchenk in die Wiege der neugeborenen Freiheit legte, ſagt im zweiten Theile ſeines Werkes: „das Zeitalter der Vernunft," Seite 56. in einer Note:

Das Erhabene und das Lächerliche ſind oft ſo nahe verwandt, daß es ſchwer iſt, Beides von einander zu ſcheiden. Einen Schritt über das Erhabene hinaus, und es wird lächerlich; eben ſo gibt das erhöhte Lächerliche wieder Erhabenheit."

Wer ſieht hier nicht die Quelle, aus welcher *Napoleon* nach dem ruſſiſchen Feldzuge die bekannten Worte ſchöpfte, die er in Warſchau zum Erzbiſchofe de Pradt ſprach: „Du sublime au ridicul il n'y a qu'un pas!" *)

So hat auch die *Verzweiflung* einen Grad, der vom *Troſte* nur durch *einen* Schritt getrennt iſt, und an den *höchſten Schmerz* gränzet der Markſtein des *Lächerlichen*.

Mich ſelbſt verhöhnend wollte ich laut auflachen; doch die Eitelkeit der Selbſtbeherrſchung ſiegte, und mit der Kälte eines gemietheten Sprechers nahm ich alſo das Wort:

„Der Freund des verehrlichen Herrn Rittmeiſters hat mich im Namen der ganzen Geſellſchaft mit dem beneidenswerthen Auftrage beehret, Ihnen mein theures Fräulein! die innigſte Theilnahme aller Anweſenden an Ihrem künftigen Wohle anzudrücken, wozu Sie heute durch Ihre Verlobung den Grundſtein legen. Bei dem gefühlvollen Herzen und feinem Takte, der den Damen im Allgemeinen, und Ihnen, mein Fräulein, ganz beſonders eigen iſt, darf ich der leichten Mühe mich überhoben erachten, Sie auf die reichen Vorzüge Ihres Erwählten aufmerkſam zu machen, oder dem Herrn Rittmeiſter die Tugenden zu ſchildern, womit Sie, wie mit einer hellſtrahlenden Krone, ſeine Zukunft ſchmücken werden. Nicht ohne tiefe Rührung gedenk' ich der frohen Tage unſerer Kindheit; ſie liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor meinem Geiſte, wovon jedes Blatt die ſchönſten Züge Ihres edlen Gemüthes erzählt. Mit ſeltener Zuverſicht darf ich Ihrer Wahl, mein theures Fräulein! des Glückes Fülle weiſſagen, weil der Zauber der erſten Liebe alles Entzweiende aus ihrem magiſchen Kreiſe verbannet. So möge denn der Himmel daß Band der Liebe ſegnen, mein theures Fräulein! ſo wie Ihre Treue ihm eine ewige Dauer verbürget! In dieſen wenigen Worten hab' ich meine innerſten Gefühle ausgeſprochen, und, wie ich mir ſchmeichle, auch die Geſinnungen der verehrlichen Gäſte, die mich der Auszeichnung gewürdiget haben, in dieſem mir ewig unvergeßlichen Augenblicke das holdeſte Liebespaar der Hauptſtadt feſtlich begrüßen zu dürfen!“

---

*) Vom Erhabenen zum Lächerlichen, iſt nur ein Schritt."

Ich verneigte mich, und trat ſchweigend einen Schritt zurück, während die feuchten Perlen der Reue ihren wogenden Buſen bethauten. Da brachte der Papierne eine ſilberne Terrine, auf welcher die mit Champagner mousseux rose gefüllten Spitzgläſer ſtanden.

Ein dreimaliges Lebehoch wurde jubelnd ausgebracht, vom Trompetenſchalle der Muſiker accompagnirt; als der Rittmeiſter das dritte Glas an die Lippen führte, brach es klirrend mitten entzwei, worüber Marie und ihre Eltern ſich entſetzten, bis ſie von den ſcherzhaften Deutungen dieſes Umſtandes, welche einige Gäſte mit ſchwer verhaltener Befangenheit verſuchten, einigermaßen beruhiget wurden.

Nach der Melodie eines bekannten Hochzeitliedes begann vor der Thüre ein fröhlicher Feſtmarſch; der Zug in’s Freie ſetzte ſich in Bewegung. Mit dem feinen Anſtande des Seneſchalls in der Oper:

„Johann von Paris," führte ich Marie, die ihre linke Hand auf meine rechte legte; unmittelbar hinter uns gingen der Rittmeiſter und Mariens Mutter, hinter dieſen ihr Vater und Helmine, dann die Uebrigen. Marie bebte; ich fühlte deutlich die Fieberſchläge ihres Pulſes.

Leiſe flüſterte ſie mir vor der Thüre zu: „Verdamme mich nicht, Geliebter! bevor Du mich bereſt! Ich bin ein beklagenswerthes Opfer des unerbittlichen Willens meiner Eltern!"

„Warum konnteſt Du mich noch vor wenigen Stunden ſo grauſam täuſchen? Warum mir verhehlen, was nicht verborgen bleiben konnte?"

„Es war mir unmöglich, Dir das Schreckliche ſelbſt zu verkünden. Noch heute hätteſt Du einen Brief von mir erhalten, mit meiner vollkommenen Rechtfertigung."

„O Marie! ſo treulos konnteſt Du an mir handeln, mich ſo unendlich elend machen! Du haſt mich nie, nie geliebt!"

„Du zweifelſt an meiner Liebe? Fordere jeden Beweis! Fliehe mit mir in ein fremdes Land, heute noch, noch in dieſer Nacht, ich folge Dir!"

„Soll ich an Pflichten der Ehre eidbrüchig werden?“

„So ſtirb mit mir! Laß uns, wenn es dunkelt, in der Tiefe des See's vereint unſern Tod ſuchen! In Deinen Armen ſterbe ich gerne!

„Still, Marie! Du ſprichſt zu laut! Man hört uns! Leben wollen wir, wenn es Dir ernſt iſt mit Deiner Liebe; wer ſich ſelbſt verloren gibt, hat Alles verloren!“

Wir erreichten die im Freien gedeckte Tafel, und das Feſtmahl begann.

11.

O ihr ſchwachen Männer, die ihr im lächerlichen Eigendünkel euch die Herren der Schöpfung nennt, wie leicht lenken euch die Frauen am ſeidenen Zügel ſüß-ſchmeichelnder Worte nach ihrem Sinn, und beherrſchen euch, wenn ihr zu gebieten glaubt! Im eitlen Wahne eurer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit träumt ihr nicht einmal von der Möglichkeit, getäuſcht zu werden, vielleicht auch im Vertrauen auf die Bemerkung berühmter Anatomen, daß der Raum der Hirnſchale der Männer drei bis vier Unzen mehr Gehirn, als die Schädelhöhle des Weibes enthalte, und daß die ſogenannten Weisheitszähne bei vielen Frauen nicht zum Durchbruch kommen, gleich als ob die Natur den Verſtand nach dem Apothekergewicht vertheilt, und mit zwei beſonderen Zähnen am Throne der Seele angenagelt habe.

Wie ein Gewitterſturm nach einem ſchwülen Sommerabende der Natur ein friſches Leben verleiht, ſo wonnig, als wär' ich neugeboren, war mir wieder zu Muthe. In Mariens Benehmen, das ich vor wenig Augenblicken als eine ſchändliche Täuſchung verdammte, erblickte ich nur die zarte Schonung eines liebenden Herzens; der Gedanke, daß ſie dem Starrſinne ihrer Eltern die ganze Zukunft ihres Lebens zum Opfer bringen ſolle, hatte für mich als ein äußerer Widerſtand meines eigenen Glückes etwas Aufreizendes; denn bekanntlich gewinnt die Liebe durch Hinderniſſe an erhöhter Thätigkeit, wie der Stahlbogen einer Armbruſt durch den Druck des Schützen an Schnellkraft.

Tauſend Rettungspläne durchkreuzten mein Gehirn, die ich in den früheſten Zeiten meiner Leſewuth in eben ſo vielen Romanen gefunden hatte. Endlich glaubte ich das rechte Mittel erſonnen zu haben, entfernte mich unbemerkt aus dem Kreiſe der frohen Tafelgäſte, und ſchrieb an Marie auf ein Blättchen Papier mit Blei:

Angebetete!

„Ich nehme Deinen Antrag an, mit mir zu fliehen. Erwarte mich morgen früh um 4 Uhr außerhalb des Kirchhofes an der Kapelle der ſchmerzhaften Mutter. Wähle andere Kleider, als ſonſt; Shawl und Hut, die Du täglich trägſt, ſo wie mein Käppchen und meinen grünen Oberrock legen wir an das Geſtade des nahen Canals; in die Seitentaſche meines Oberrockes ſtecken wir Abſchiedsbriefe an unſere Eltern, worin wir des verzweiflungsvollen Schrittes der Selbſttödtung wegen um ihre Verzeihung bitten, indem wir eine Trennung nicht zu ertragen vermöchten. Was Du ſonſt noch an Kleidern unter Deinem Sommermantel verbergen kannſt, bring mit. Hinter der weſtlichen Mauer des Kirchhofes ſtehen Poſtpferde bereit, uns über Augsburg nach Lindau zu führen. Dort ſchiffen wir unter dem Vorwande eines flüchtigen Beſuches über den Bodenſee nach

Rorſchach, während wir unſer Gepäck dem Eilwagen nach Zürich übergeben. Dort laſſen wir uns trauen, und leben von dem Gelde, das ich zum Ankaufe eines kleinen Landgütchens ſeit Jahren geſammelt habe. Ich gebe Unterricht in den alten und neuen Sprachen, in der Mathematik, im Zeichnen ꝛc., Du im Singen und Clavierſpielen, im Sticken und Feinnähen; auf dieſe Art ſorgen wir genügſam für unſern Unterhalt; erſt wenn wir durch die Fürſprache meiner Freunde der Verzeihung unſerer Eltern gewiß ſind, und die Umſtände ſich für uns günſtig geſtalten, denken wir an die Rückkehr in die Heimath; gelingt uns dieſer Schritt zur Verſöhnung nicht, ſo bleiben wir in der Schweiz; die mindeſte Spur einer Verfolgung von dieſer Seite wird uns beſtimmen, rheinabwärts zu ziehen, und endlich auf Amerika's freiem Boden ungeſtört zu leben. Die erſten Schritte des Rittmeiſters werden durch den Schein des freiwilligen Todes gelähmt, den unſere Kleider am Geſtade beſtärken. Die Entſcheidung naht, geliebte Marie! Muth gefaßt! Wenn die tauſend Schwüre ewiger Liebe, die Du ſo oft an meiner Bruſt mir geſchworen, nicht eben ſo viele

Lügen waren, ſo fliehe mit mir! Ich ſende Dir durch Gretchen dieſe Bitte, nebſt Blei und Papier; verkünde mir, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe, in einigen Zeilen! Ewig Dein Treuer!“

Der Hirſch, ein geräumiges Schiff mit einem kleinen Pavillon, und der Löwe, ein anderes von ähnlicher Bauart, lagen am Ende des lieblichen grünen Bogenganges, der vom Schloßgarten an das Geſtade des See's führt, bildlich zu ſprechen, vor Anker. In einer Gondel ſollten die Muſiker den beiden größern Schiffen voranfahren, welche ich eben von der Dienerſchaft, unter dem Beiſtande des Feſtgebers, mit Wein und Speiſen zu einer Fahrt nach der Inſel Wörth befrachten ließ, wo ein glänzendes Feuerwerk, das Feſt des Tages zu beſchließen, angeordnet wurde.

Mit der Sehnſucht eines Liebenden, der aus einem fernen Welttheile zurückſchiffet, und auf dem Verdecke regungslos nach der Küſte ſchauet, die wie ein bläulicher Saum das Meer vom Himmel ſcheidet, wie das Meer ihn von ſeinem Himmel, ſeiner Geliebten, ſo blickte ich das grüne, von Sonnenſtrahlen durchblitzte, von koſenden Zephyren durchfächelte Laubgewölbe entlang, Gretchens Botſchaft erwartend.

Schritt für Schritt, doch mit dem Lächeln der frohen Verheißung, kam das böſe Gretchen, meine Ungeduld auf die Folter ſpannend. Unter einer Torte lag das Briefchen Mariens, deſſen vier Worte: „Ich fliehe mit Dir!“ mich mit ſüßer Wonne berauſchten.

„Die ganze Geſellſchaft iſt zur Abfahrt bereit,“ meldete Gretchen,“ und erwartet nur das Zeichen zum Aufbruche.“

Ich ließ, der Verabredung gemäß, drei Raketen ſteigen, und begab mich unter dem Voraustritte der Muſiker, die einen luſtigen Marſch blieſen, zur Tafelrunde zurück, um als Seneſchall der Verlobten wieder die Hand zu reichen, die ich ihr mit ſtillem Danke und leuchtenden Augen drückte. Unter dem Donner von vier Böllern ſegelten wir der romantiſchen Inſel Wörth zu, und Muſik, Lieder Wein und Scherz wechſelten nach Luſt und Laune. Die Hälfte des Weges hatten wir zurückgelegt, als Marie, neben mir und dem Rittmeiſter am Steuerborde ſtehend, über Schwüle klagte. Sie nahm ihren ſchönen großen Florentiner Strohhut ab, und fächelte ſich Kühlung zu. Der galante Rittmeiſter entwand ihr ſchnell den Hut, ſie dieſer Muhe zu überheben. Marie bemerkte meinen Blick des Unmuthes, und wollte ſich raſch des Hutes wieder bemächtigen, faßte ihn aber in der Eile zu leicht mit den roſigen Fingerſpitzen, und ſchlenderte ihn ſo über ihre rechte Schulter in den See hinaus, deſſen ſchaukelnde Wellen ihn geſchäftig wegtrugen.

„Ach Gott, mein Hut!" rief Marie.

„Nur ruhig, Marie, ich kaufe Ihnen morgen einen ſchönern," tröſtete ſie der Rittmeiſter.

„Ein ſchönerer Hut entſchadigt mich nicht für dieſen," erwiederte Marie, ängſtlich und ſichtbar gereizt von der vielleicht wohlgemeinten, aber doch immer unzarten Troſtung des Rittmeiſters, „da er ein Geſchenk meiner lieben Schweſter iſt."

Meinen Rock hatte ich auf dem Schiffe mit einem Linnen-Leibchen vertauſcht; ich ſtreifte alſo nur die Schuhe ab, und ſprang über Bord in den See, bevor es Jemand verhindern konnte. Mariens

Angſtſchrei vernahm ich noch, ehe die getheilte Fluth über meinem Haupte zuſammenſchlug.

Ich brachte den Hut zurück; Marie konnte ihr Entzücken kaum verhehlen; der Rittmeiſter ärgerte ſich; Mariens Eltern fanden es unchriſtlich, eines Hutes wegen das Leben zu wagen; der Papierne ſchickte mir aus der Cajüte ein derbes Stück Straßburger Gansleberpaſtete und eine Flaſche Champagner zur Stärkung, und ließ ſich meiner Rettung empfehlen, im Falle er gelegenheitlich in's Waſſer fallen ſollte, die Uebrigen tranken auf mein Wohlſeyn, und die Muſiker mußten durch eine rauſchende Fanfare dem Lebensretter eines Florentiner Hutes die gebührende Achtung erweiſen.

12.

Die anmuthige Inſel Wörth liegt ungefähr 500 Schritte vom weſtlichen Geſtade zwiſchen den Schlöſſern Garazhauſen und Poſſenhofen, und bildet ein Viereck von beinahe ganz gleichen Seiten, deſſen ganzer Umfang 8 bis 900 Schritte mißt.

Ohne Zweifel hing ſie vor einigen tauſend Jahren mit dem feſten Lande zuſammen, und wurde durch irgend ein Naturereigniß von ihm getrennt, ſpäterhin aber durch zwei Brücken auf Pfeilern wieder damit verbunden, wovon aber nur noch wenige Spuren vorhanden ſind.

Südlich ſteht ein geräumiges Bauernhaus zwiſchen ſchattigen Obſtbäumen, an welche ſich ein Acker, eine Wieſe und ein kleiner Garten vertraulich ſchmiegen.

„Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar,“ —

ſagt ein gefühlvoller Dichter, und wohl mag ſchon manch' ein liebendes Paar auf dieſer friedlichen Stätte die Wahrheit dieſer Worte mit dem heimlichen Wunſche gefühlt haben, fern von der argen Welt auf dieſer Inſel die Seligkeit der Liebe ungeſtört zu genießen.

Am andern Ende des kleinen Eilandes, von einer gutmüthigen Fiſcherfamilie bewohnt, mahnet, von hoch emporwuchernden Geſträuchen dicht umranket, ein uraltes, verfallenes Kirchlein an die zerſtörende Macht der Zeit. In grauer Vorwelt ſoll hier ein Götzentempel geſtanden haben, der ſpäterhin in chriſtlichen Zeiten in eine berühmte Wallfahrt umgewandelt wurde. Kirchlein und Brücken, ſagt man, haben die Schweden zerſtöret. Jenes war aus dicken Quadern und Tofſteinen erbaut, und nach der urälteſten Form, in die Gemeinkirche und in einen Chor eingetheilt. Durch ein einziges kleines Fenſter gegen Norden brach eine milde Dämmerung in das Bethaus, und flößte eine wehmüthige Rührung in die andächtigen Herzen der Gläubigen.

Wild brauſet nun oft der entfeſſelte Sturm vom Gebirge her über die ſchäumenden Wogen des See's durch die Lücken des öden Baues, in deſſen Schooße Unkraut auf dem Bauſchutte gedeiht.

Warum hat noch keine fromme Seele dieſes ehrwürdige Kirchlein ſtill und einfach wieder hergeſtellt, zur Tröſtung der Landenden, zur Zierde des Eilandes?

Während eine lange Tafel gedeckt, und mit Weinen und Speiſen reichlich beſetzt wurde, luden zwei Abgeordnete der Geſellſchaft den Fiſcher und ſeine Familie zum Mahle ein, und wieſen ihm ganz oben neben Marie den Ehrenplatz an; die Freude über dieſe Auszeichnung war ſo groß, daß er faſt nicht ſprechen konnte. Der Papierne trieb im Uebermuthe ſeiner heitern Laune allerlei Unfug.

Auf einem alten, dicht am Ufer ſtehenden Baume iſt ein Sitz angebracht, zu welchem einige ſchmale hölzerne Stufen führen. Unbemerkt erklomm der dicke Herr dieſe Baumlaube, und ſetzte ſich ſo gemächlich auf die kleine Bank, daß die gabelförmig getheilten Hauptſtämme krachten, und er ſo feſt eingeklemmt ſaß, wie ein Marder in eine Klappfalle.

Als daher mit den Trompeten das Zeichen zum Beginnen des Mahles gegeben wurde, verſuchte er vergebens, ſich vom Sitze zu erheben. Sein durchdringendes Geſchrei erregte ein anhaltendes, ſchallendes Gelächter, und Alle eilten zu ſeiner Hülfe. Um den Spaß ſo weit als möglich fortzuſpinnen, holten einige Spaßvögel Stricke, Stangen und Aexte, als wären ſie Grönlandsfahrer, die einen mit Harpunen erlegten Wallfiſch an's Land ziehen wollten. Der Papierne nahm den Spaß nicht übel, ſondern lachte gleichfalls herzlich mit den Uebrigen, die nicht ohne große Mühe die papierne Majeſtät aus der Klemme befreiten.

Kaum ſtand er auf dem grünen Boden, als ihn ſein reger Muthwille verleitete, ſich auf eine Bretſchaukel, die in der Mitte auf einem Querbalken ruhte, zu ſetzen.

Flugs warfen ſich die Stärkſten auf den andern Theil der Bretſchaukel, und zogen ihn hoch empor, daß er wie ein künſtlich gekrümmter Säulenknauf anzuſchauen war. Da war nun vollends des Lachens gar kein Ende; in mäßiger Ferne hätte man ihn für einen Ballen Nanking gehalten, in einem oſtindiſchen Hafen am Krahnenſeile emporgezogen; die luſtigen Freunde ſchlugen ihm eine förmliche Kapitulation vor, deren Hauptartikel das Detail eines feſtlichen Abendſchmauſes an einem der nächſten Tage enthielt. Gerne gelobte er, dieſen ihm ſelbſt ſehr angenehmen Vorſchlag zu allgemeiner Zufriedenheit in Vollzug zu bringen, und wurde nun von ſeiner ungeſuchten Höhe gemächlich zur gemeinen Erde herab geſenket.

„Das iſt ein verfluchter Einfall unſers Seneſchalls,“ rief er aus, indem er ſich den Angſtſchweiß von der Stirne trocknete.

„Aber wo iſt denn der Seneſchall?“

Seit der Landung wollte ihn Niemand geſehen haben.

„Auf, meine Freunde,“ rief er, „ſuchen wir ihn!“

Die Geſellſchaft theilte ſich, und durchſtöberte alle Ecken der Inſel.

Plötzlich ſchrie der Papierne durch ein Dachfenſter des Hauſes: „Hierher, meine Freunde, nur herauf zu mir! Das iſt mir ein ſauberer Seneſchall, der ſitzt in der Nebenkammer, und auf ſeinem Schooße ein ſchönes Tyrolermädchen; ſie ſchnäbelten wie ein Paar Tauben. Nur herauf, Alle, Alle!“

Der Rittmeiſter ſtand mit Marien in der Nähe; faſt ſchadenfroh blickte er auf Marie, die mit düſterem Blicke die Worte des Seneſchallſängers vernahm. Gretchen neben ihr ſchüttelte ungläubig das Köpfchen. Alle polterten die Treppe hinauf, wo der Papierne mit triumphirendem Antlitze auf ein Glasfenſter an der Thüre wies, durch welches man bequem die ganze Nebenkammer überſah.

„Der Seneſchall! Der Seneſchall!“ riefen ſie laut, und forderten ungeſtümm Einlaß.

Doch der Seneſchall ließ ſich nicht irre führen, ſondern fuhr fort, den Rücken gegen die Thüre gewendet, die ſchöne Tyrolerin nach Herzensluſt zu küſſen. Auch der Rittmeiſter hatte ſich hinauf bemüht, und dabei einige ſatyriſche Anmerkungen über den zarten Liebesſinn der Dichter zum Beſten gegeben.

Marie und Gretchen gingen im Geſpräche auf und nieder.

„Ich kann's kaum glauben,“ ſagte Marie, daß er den Anſtand ſo ſehr verletzen konnte.“

„Und die Pflicht der Liebe und Treue, nicht wahr?“ erwiederte ſchalkhaft lächelnd Gretchen.

Marie ſchwieg und ſeufzte.

„Sie dürfen überzeugt ſeyn,“ fuhr Gretchen fort, „daß es nur ein angelegter Spaß iſt, vielleicht vom Herrn Rittmeiſter ſelbſt veranlaßt, um Ihr perſönliches Benehmen bei dieſer Gelegenheit beobachten zu können.“

„Eine glaubwürdige Vermuthung," entgegnete Marie; „ich kenne ſein treues Herz zu gut, um auch nur einen Augenblick Verdacht zu ſchöpfen!"

„Dein Glaube hat Dir geholfen, liebe Marie," tönte halblaut eine Stimme hinter ihr; überraſcht drehten ſich die beiden Mädchen um und ein junger ſchlanker Tyroler trat freundlich aus dem Gebüſche auf ſie zu.

Dieſer Tyroler — war ich.

Der Sohn des alten Fiſchers hatte vor acht Tagen ein recht hübſches Mädchen aus der Gegend von Miesbach an der bayeriſchen Grenze von Tyrol geheirathet, und der alte Vater ihm das beſchwerliche Geſchäft eines Fiſchers übergeben, um ſeine übrigen Tage mühelos unter ſeinen Kindern zu beſchließen. Nach einem ehrenvollen Abſchiede als Soldat, geſchmückt mit dem goldenen Verdienſtehrenzeichen, kam der Sohn auf des Vaters Ruf aus ſeinem Fiſcherdienſte am Wallerſee zurück, mit beſonderer Vorliebe für die dort übliche Tyrolertracht.

Ich hatte den Spaß vor, ihn als Seneſchall zur Tafel zu ſchicken, und gab ihm zu dieſem Zwecke meine durchnäßten Kleider.

Während ich, ihm gleich an körperlicher Größe, ſeine Tyrolerkleidung anzog, trocknete er die meinige auf der Rückſeite des Hauſes an den Strahlen der Sonne.

Auch er wollte ſeine Verkleidung zu einem Scherze mit ſeinem Weibchen benutzen, und da die Liebe ſich in's Spiel miſchte, vergaß er das ihm übertragene Amt eines Seneſchalls, und vereitelte zwar dadurch meinen erſten Plan; allein der Zufall ſchmiedete einen weit künſtlicheren, der die ganze Geſellſchaft dahin brachte, ſich ſelbſt zu foppen. Die beiden Mädchen lachten herzlich, als ſie mich erkannten.

Da trat das vermeintlich ſchlaue Beobachtungskorps mit lautem Gelächter die Treppe herab; ich ſtand zwiſchen den beiden Mädchen der Hausthüre gegenüber; ſo wie die Herren im Freien ſtanden, rief ich ihnen zu: „Nicht wahr, Bewegung macht Appetit?"

Als ſie den Seneſchall in Tyrolertracht und ſich geäfft ſahen, brach der Sturm los. Mit einem ſchallenden Gelächter fielen ſie über den Papiernen her, und überhäuften ihn mit Spottreden über ſeinen ſchlecht gelungenen Ueberfall. „An der Tafel, meinten ſie, ſey er am rechten Orte; Angriffspläne auf Trüffelpaſteten und Flaſchenentkorkungsvorſchläge ſeyen ſeine Sache; wenn er ſich aber in den Kopf ſetzte, Verliebte zu überraſchen, ſo komme ihnen dieß gerade ſo vor, als wolle er Sperlinge mit einem Mückenwedel erlegen u. ſ. w."

Und ſomit zerrten ſie den gelben Rieſenkanarienvogel, der vor Lachen ganz in's Blaue ſpielte, getröſtet über die Selbſttäuſchung durch die vielen Theilnehmer, zur wohlbeſetzten Tafel hin.

Der Rittmeiſter ſchien ſich gewaltig zu ärgern, daß er ein Mitglied des Beobachtungskorps war, und fand dieſen Scherz etwas geſucht, worauf ich erwiederte: „daß ich über ſeine Theilnahme an dieſem Ueberfalle gar nicht genug ſtaunen könne, indem er ja ſelbſt wiſſen müſſe, daß ein glücklich liebendes Herz unmöglich ſo leichtſinnig handeln könne."

Der belehrende Ton dieſer Antwort, und die unverkennbare Anſpielung auf mein Verhältniß zu Marien, die mein Blick voll Liebe traf, erregten ſeinen Grimm.

Schweigend, doch raſch, ſtand er auf.

„Komm, Marie!

Marie folgte ihm, einige Schritte hinter ihr Mariens Mutter.

Dieſes befehlende „Komm!“ drang wie ein Dolchſtoß in mein Herz, und ſchmerzte mich tiefer, als die auffallende Beleidigung durch die barſche Entfernung.

Allmählich ſanken die Schatten der Nacht in farbigen Nebelſchleiern herab, doch ohne die Fernſchau zu ſchmälern, vom Dämmerlichte des Neumondes umgaukelt.

Das Feuerwerk begann, und fand allgemeinen Beifall.

Wenige Schritte vor dem verfallenen Kirchlein ſtand das Gerüſt, und die ſprühenden Flammenräder beleuchteten auf eine unheimliche Weiſe die ſchauerliche Ruine.

Ein Flammenrad mit bengaliſchem Feuer und wechſelndem Farbenſpiele: grün, roth und blau, — Hoffnung, Liebe, Beſtändigkeit, — zeigte die verſchlungenen Namenszüge der Verlobten.

Durch einen ſonderbaren Zufall erſchien der Namenszug des Rittmeiſters bleichgrün, während jener Mariens, durch die Verſchlingung ungehindert, den Wechſel der drei Farben vollendete.

„Ein böſes Zeichen!“ murmelte Jemand hinter mir.

Ein dreifacher Erdwurf ſchloß donnernd das Ganze.

Während ich meine Umkleidung beſorgte, wurde durch Trompetenſchall verkündet, daß in einer Stunde zur Abfahrt geblaſen werde.

Aufgeregt, und wohl auch etwas ermüdet von dem Treiben dieſes Tages, lag ich am Ufer der Inſel, dem Schloſſe Allmanshauſen gegenüber, im weichen Graſe neben meinem Freunde. Den Arm ſtüzte ich auf einen alten nicht allzugroßen Felsblock, der dort zwiſchen Brombeerſtauden liegt.

Vielleicht haben noch wenige Beſucher der Inſel dieſen Stein, und noch Wenigere die in denſelben gegrabenen Worte bemerkt: „Euch Helvetius, Rouſſeau, Franklin!“ Wer hat wohl dieſe Worte in den Stein gegraben?

Dieſer Stein, der einzige ſeiner Art auf der Inſel, gehört zum Geſchlechte jener mitunter ungeheuern Felsblocke, deren Wiege das Herz von Tyrol iſt, und die von dort weithin, und auch in die ganze Umgegend von Starenberg gekommen ſind, ohne ihre ſcharfen Kanten im mindeſten abzuſtoßen, wie es doch mit den übrigen kleinen Rollſteinen geſchah.

Der tiefe Denker Dr. Gruithuiſen behauptet, da ſie alle auf der Oberfläche von da bis in die Schweiz zerſtreut liegen, könnten ſie nicht anders, als bei einer Fluth mit Gletſchern, welche hier geſchmolzen ſind, in dieſe Gegend getragen worden ſeyn.

Mein Freund ſuchte alle Troſtungen der wahren Lebensweisheit hervor, mich über mein Mißgeſchick in der Liebe zu beruhigen, und konnte ſich über meinen Gleichmuth nicht genug wundern, den ich durch die Aeußerung zu begründen ſchien: „daß man von Mädchenherzen keine beſondere Treue erwarten dürfe.“ Die verabredete Flucht verſchwieg ich. In meinem Innern aber glühte es, wie in einem Vulkane vor dem verheerenden Ausbruche, und ſchneller als ich es ahnen konnte, fiel der zündende Funke.

Die ganze Reiſegeſellſchaft hatte ſich nach und nach, da es immer dunkler wurde, an der Tafel verſammelt, um die Heimfahrt zu beſprechen; die Muſiker, Feuerwerker und Schiffer verzehrten in der Nähe die Reſte des Mahles, und ſtachen manche Flaſche guten Weines aus; das Luſtwandeln ſchien eingeſtellt.

Da vernahm ich ganz nahe ein heftiges, aber leiſes Sprechen. Ich erkannte des Rittmeiſters und Mariens Stimme; ſie kamen langſam heran; wir wagten kaum zu athmen.

Rittmeiſter. Es beliebt Dir, wie ich wohl merke, mich zu betrügen, wie Du ihn betrogen haſt.

Marie. Du biſt ungerecht, lieber Carl! Haſt Du die Beweiſe meiner innigſten Liebe ſchon vergeſſen, die ich mit vertrauender Hingebung —

Rittmeiſter. Solche Beweiſe verbürgen weder Liebe noch Treue; ſie gehören zu den Schwachheiten der weiblichen Laune.

Marie. Heiliger Gott! Welche Sprache! Wie wirſt Du als Gatte wider mich verfahren, wenn Du ſchon jetzt mich ſo mißhandelſt!

Rittmeiſter. Davon iſt nicht die Rede. Kannſt Du bei Deiner Seligkeit betheuern, daß Du unſern ſaubern Reiſe-Seneſchall nicht liebeſt?

Marie. Gott ſey mein Zeuge, daß ich nie für ihn Liebe fühlte, daß er ſich keines Kuſſes, minder noch einer höhern Gunſt von mir rühmen kann. Du aber, Du Glücklicher und dennoch Undankbarer —

Rittmeiſter. Für *getheilte* Gefälligkeiten würde auch wohl ein *halber* Dank genügen.

Marie. Du eiferſüchtiges Närrchen, ich will Dir den loſen Mund ſchon ſchließen.

Sie küßte ihn.

Rittmeiſter. So will ich denn noch einmal mich beruhigen laſſen, und Dir einen *Waffenſtillſtand* bewilligen, der *Friedensſchluß* aber hängt nur von Deinem künftigen Benehmen ab.

Marie. Sey ganz unbeſorgt, ich bleibe Dein liebes treues Weibchen.

Da hing ſie wieder an ſeinem Halſe. Wäre mein Freund nicht als Schutzengel an meiner Seite geweſen, ich hätte ſie, ſo wahr Gott im Himmel iſt, vor des Rittmeiſters Augen mit dem Dolche durchbohrt, den ich ſtets bei mir trug.

„Sey ſtandhaft,“ flüſterte er mir zu, „und danke Gott, daß er Dich die Schlange kennen lehrte, die Du an Deinem Herzen nährteſt.“

„Eine herrliche Nacht,“ ſprach er nun laut.

„Ja wohl,“ erwiederte ich, „für den Teufel, um die Meineidigen zu holen!“

Marie ſank mit einem dumpfen Schrei zu Boden.

„Freund, melde der Geſellſchaft, ich ſey heimgegangen. Morgen ſeh' ich Dich wieder.“

Sprach's, und ſtürzte mich, eh' er's verhindern konnte, in den See, um nach Poſſenhofen, einem nahen Schloſſe, zu ſchwimmen.

13.

Die Sonne glühte ſchon lange am Himmel, als ich neugeſtärkt in einer freundlichen Kammer des niedlichen Fiſchmeiſterhäuschens erwachte. Bald lag ich im Freien unter dem erquickenden Schatten eines Hollunderſtrauches, und dachte über mein Schickſal nach, während ein munteres hübſches Fiſchermädchen, — Suschen, — Brod, Butter, gebackene Renken und Wein vor mich hinſtellte.

Das Gefühl der Rache hatte in meinem Herzen jeden heitern Scherz ſo ganz vernichtet, daß ich kaum ihren Morgengruß erwiedern konnte.

„Ihr kommt mir vor,“ fing das Mädchen lachend an, „wie ein großer Hecht, weil Ihr zu uns geſchwommen ſeyd.“

„Weißt Du dieß auch?“

„Freilich; als ich mit dem Fiſchzeug ſpät in der Nacht am Strande nach Hauſe ging, fuhren ſechs oder ſieben Einbäume *) mit Fackeln nach allen Richtungen, ſchoßen und ſchrieen. Auf dem nächſten am Ufer ſtand ein Herr, der mich fragte, ob ich Euch nicht geſehen habe.“

---

*) Leichte Fahrzeuge, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumſtamme gezimmert.

„So! — Haſt Du einen Liebhaber?“

„Das will ich meinen; einen Bauersſohn von Pöking da drüben. Der Vater übergibt ihm den Hof, und auf Weihnachten heirathen wir.“

„Glück zu! Iſt er eiferſüchtig?“

„Nur gar zu ſehr! Er ſchreibt alle Klagen auf, die er gegen mich hat, und nennt dieß mein Sündenbuch. Ihr müßt wiſſen, daß er gut ſchreiben kann, denn er hat lange als Unteroffizier gedient. Auf dieſe Art, ſagt er, lernt man die Mädchen kennen, wird dabei ſelbſt immer geſcheiter, und kann auch gute Freunde warnen!“

Wie Blitze trafen dieſe Worte meine gepreßte Seele: „das Kind der Rache war geboren!“

Die Verſchwörung.

Die Verschwörung.

„Was Damenliſt auch noch ſo fein mag ſpinnen,
Ihr Thun wird den Verſchwornen nicht entrinnen.“

V.

Wenige Tage nach der ſchmerzlichen Enttäuſchung, die ich auf der Inſel Wörth erfahren mußte, ſaß ich in dem leeren geräumigen Tanzſaale eines benachbarten Dorfwirthshauſes, umgeben von zwölf meiner vertrauteſten Freunde, die ich zu einer geheimen Sitzung geladen hatte, an einer langen Tafel, deren uralte Form mit gedrechſelten Säulenfüßen die willfährige Trägerin ländlicher Magenfreuden verrieth. Keiner wußte den Zweck unſerer

Zuſammenkunſt, doch war jeder höchſt geſpannt, ihn zu erfahren.

Ich erzählte ihnen nun das Verhältniß meiner Liebe zu Marien, vom Beginnen voll der ſchönſten Hoffnungen bis zum unerwarteten Ende. Alle waren in gleichem Maße über ihre ſchändliche Treuloſigkeit entrüſtet. Nur mein Freund D***, der perſönliche Zeuge des Verrathes, gewohnt jede Angelegenheit nach allen Seiten zu erwägen, und dem Grundſatze eines alten Rechtslehrers zugethan: daß man ſelbſt den Teufel hören müſſe, bevor man ihn verurtheile, war der Meinung, es gezieme uns nicht, über das Mädchen den Stab zu brechen, ohne zuvor die Vertheidigung deſſelben zu hören. „Glaubt mir, liebe Freunde," fuhr er fort, „die Verhältniſſe geſtalten ſich oft ſo ſeltſam, daß der ſcheinbar Schuldigſte geradezu unſchuldig iſt."

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Lacht nur, Euer Lachen ändert meine Anſicht um kein Haar. Erſt heute erhielt ich von Marie dieſes Briefchen."

Er zog es hervor, und las:

„Werther Freund meines Geliebten!

„Zwei Briefe wurden mir von ihm, den ich ſo herzlich liebe, unerbrochen zurückgeſchickt; ſie enthielten meine vollkommene Rechtfertigung. Welche Kränkung! Möchte es doch Ihnen wenigſtens gefällig ſeyn, an einem ſichern Orte mich zu hören, im Falle mein Geliebter es wünſcht, ohne mich ſelbſt perſönlich ſprechen zu wollen. Vorläufig kann ich Ihnen betheuern, daß er in den Worten, die ich zur Beſänftigung des im höchſten Grade aufgebrachten Rittmeiſters ſprechen mußte, ja nicht das Bekenntniß irgend einer Schuld ſuchen möge, und daß ich die wenigen Küſſe aus wahrer Todesangſt gab, weil er, vom Geiſte des Weines überwältiget, mir und ihm den Tod geſchworen hatte, ja ſogar ihn auf der ganzen Inſel aufſuchte, um ſich entweder auf der Stelle mit ihm zu ſchlagen, oder im Weigerungsfalle unter irgend einem künſtlich herbeigeführten beſchönigenden Anlaſſe ihn niederzuſtoßen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich auf eine andere Weiſe ein für mich ſo ſchreckliches Ereigniß hätte abwenden können! Beruhigen Sie mich doch bald durch einige Zeilen! Mit aller Achtung

Ihre ergebene

Marie.“

„Weiberkünſte,“ nahm ich das Wort; „ſie hätte mit ſanften, aber ernſten Worten ihn beruhigen, unbemerkt der Geſellſchaft näher bringen, und dann, wenn es noch nöthig geweſen wäre, ſich unter den Schutz ihrer Eltern und der übrigen Gäſte ſtellen ſollen. Die Lüſternheit des Herrn Rittmeiſters nach einem Ehrengange mit mir wäre nicht unbefriediget geblieben; in dieſem Punkte kennt Ihr mich, ſo albern mir auch dieſe aus der finſtern Vorzeit auf uns fortgeerbte Sitte ſcheinen mag. Laßt Euch von ſolcher Glattzüngigkeit nicht täuſchen! Ihr kennt die Weiber und ihre Ränke nicht, doch ſollt Ihr ſie bald wie in einem klaren Spiegel ſchauen. Sie aber hat ſich ſelbſt gerichtet, und wie ich dieſes Haargeflecht, ein Unterpfand ihrer Liebe und Treue, vor Euern Augen zerreiße, ſo ſey auch das Band zerriſſen, das bisher um unſere Herzen ſich geſchlungen hat!“

„Amen!“ riefen die Uebrigen, während mein Freund D*** ungläubig lächelnd den Kopf ſchüttelte, und das Vermittlungsbriefchen zu ſich ſteckte.

Ich aber begann folgende Anrede:

„Vielleicht iſt Mancher unter Euch, meine lieben Freunde! der ſchon irgend eine bittere Täuſchung von einem Mädchenherzen erfahren hat; mein eigenes Loos iſt Euch bekannt, und möge denjenigen zur Warnung dienen, welche bisher im roſigen Lichte vertrauender Liebe wandeln. Wie aber der Menſch weder den Tag noch die Stunde weiß, da er vom Leben ſcheiden wird, ſo weiß auch der Liebende weder den Tag noch die Stunde, da er vom Liebchen betrogen wird. Und dieſem Schickſale kann er nur durch ein ganz beſonderes *Glück* entgehen, inſoferne kein *Verſucher* naht, oder nicht der *rechte*, oder nicht *zur rechten Stunde*. Ich könnte Euch zahlloſe Beiſpiele weiblicher Untreue aus der Geſchichte aller Zeiten und Völker anführen; allein es ſcheint, als ob der Menſch durch fremde Erfahrung nicht klug werden *dürfe*, ſonſt müßte er durch das Vorbild der Vergangenheit ſchon lange gegen alle Täuſchungen, in allen Verhältniſſen des Lebens, gerüſtet ſeyn. Unermeßlich iſt die Zahl der einzelnen Fälle weiblicher Untreue, die wir mit allen ihren Verzweigungen kennen; die alten Novelliſten Italiens weiſen die feinſten Fäden nach, womit die lüſternen Damen des heißen Himmels ihre Liebesintriguen ſpinnen. Wir leſen dieſe Novellen, und belächeln die Getäuſchten als ſchwachſinnige Menſchen, weit entfernt von dem Glauben, daß uns Aehnliches begegnen könne, ſo ſehr ſind wir von der Eitelkeit verblendet. Wir halten uns nämlich nicht bloß für die liebenswürdigſten Jünglinge, denen kein weibliches Herz widerſtehen kann, ſondern wohl gar für Halbgötter, die ſich herablaſſen, Sterbliche zu lieben, und ſohin die Treue der Geliebten für ein unantaſtbares Recht; wie ſehr wir uns täuſchen, wie glücklich wir in dem Wahne dieſer Treue auch dann noch leben, wenn wir längſt ſchon die Betrogenen ſind, davon wird Euch doch mein eigenes Beiſpiel hinlänglich überzeugen. Der große Aeneas Sylvius, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpſtlichen Thron beſtieg, einer der gelehrteſten Päpſte und ein glücklicher lateiniſcher

Dichter, ſagt irgendwo: „Mulier est animal rapax, vanum, crudele, absque fide, plenum dolis.“ *) Ohne Zweifel iſt dieſer Ausſpruch auf die Erfahrungen im Beichtſtuhle gegründet, da man nicht wohl annehmen kann, daß er ſie, als ein geiſtlicher Herr, aus dem eigenen Leben geſchöpft habe, und dieſer Umſtand iſt ein wichtiger Bürge der Wahrhaftigkeit derſelben. Da nun das Streben eines ächten Lebensphiloſophen dahin zielen ſoll, alle Uebel ſo ſehr als möglich von ſich entfernt zu halten, die weibliche Untreue aber eines der größten iſt, ſo hab' ich eine Treuverſicherungsanſtalt entworfen, in welche ſich jeder Gutgeſinnte aufnehmen laſſen kann.“

Ein allgemeines Gelächter unterbrach mich.

„Die Sache iſt viel zu ernſt, fuhr ich weiter fort, „um darüber lachen zu können; wenn es Verſicherungsanſtalten gegen alle Arten elementariſcher Beſchädigungen gibt, wohin auch das Ertrinken

---

*) „Das Weib iſt ein räuberiſches, eitles, grauſames, treuloſes, ränkevolles Thier.“

auf weiten Meerfahrten gehört, ſo ſeh' ich wahrlich keinen Grund ein, warum der Menſch ſich nicht gerne auch gegen weibliche Untreue geſchützt wiſſen ſollte? Zwar kann meine Treueverſicherungsanſtalt vor der Hand nur eine Mutteranſtalt ſeyn, welche die Hauptſtadt umfaßt; doch hoffe ich mit großer Zuverſicht, daß ſich bald Töchteranſtalten, die Euch ohnehin lieber als eine Mutteranſtalt wären, in allen größern und kleinern Städten des civiliſirten Europa bilden werden; denn wahrlich ich ſage Euch, unſere Verſchwörung ſoll, gleich der franzöſiſchen Revolution, den Gang um die Welt machen!"

„„Eine Verſchwörung? Was? Eine Verſchwörung?""

„Ja, das furchtbare Wort iſt nun ausgeſprochen! Ich ſtelle mich aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze einer geheimen Verſchwörung gegen die Damen in München.

„„Bravo, bravo, das iſt charmant! Nur weiter!""

„Dieſe Verſchwörung hat die Bildung eines Sittengerichtes zum Zwecke, als deſſen Präſident ich Euch hiermit einlade, die Grundzüge der Geſtaltung deſſelben zu vernehmen.“

„„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!““

„Dieſes Sittengericht ſoll uns in den Stand ſetzen, alle Verhältniſſe der hieſigen Frauen und Mädchen, welche dieſer Erforſchung würdig erachtet werden, ja ſelbſt ihre geheimſten Geſinnungen genau kennen zu lernen.“

„„Das iſt göttlich!““

„Daraus wird nothwendig hervorgehen, daß wir bei einiger Behutſamkeit niemals in den Fall kommen können, unſer Herz an eine Treuloſe zu verſchenken. Welcher Vortheil! Um aber dieß Alles zu erforſchen, muß Schlauheit und Ausdauer ſich verbinden. Jeder von Euch werbe vertraute, unternehmende Jünglinge an, bis die Zahl der Verſchworenen für den Dienſt der guten Sache vollkommen genüget. Dieſer Dienſt zerfällt in den innern, äußern und Felddienſt.

Der innere Dienſt hat es mit der eigentlichen Hauptſtadt und mit den Vorſtädten zu thun; der äußere mit den Spaziergängen und Beluſtigungsorten innerhalb des Burgfriedens, der Felddienſt mit allen Beluſtigungsorten, die außerhalb des Burgfriedens liegen.

Zu dem etwas beſchwerlichen Felddienſte werden die rüſtigen Fußgänger vorzugsweiſe auserleſen.

In jeder Straße der Hauptſtadt und Vorſtädte muß wenigſtens ein Verſchworener thätig ſeyn.

Jeder Verſchworene erhält einen Vorrath lithographirter Tabellen, mit folgenden Rubriken: „Tauf- und Zuname, Geburtsort, Alter, Religion, Stand der Eltern, Perſonalbeſchreibung, Charakter, Lieblingsneigungen, Bildung, Umgang: wo und mit wem, Beſchäftigung, Liebſchaft, Bälle- und Theaterbeſuch, Spaziergänge, Kirchenbeſuch: wo und wann, Vermögen, beſondere Bemerkungen.“

Für die Frauen wird eine eigene Tabelle angelegt, welche außer den obigen Rubriken noch eine möglichſt genaue Schilderung ihrer Gatten, und die Zahl der Kinder enthalten muß.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in der Tabelle für die Mädchen die Kinder der Liebe als etwas Beſonderes in die allgemeine Rubrik der beſondern Bemerkungen aufgenommen werden.

Die vorzüglichſten Hülfstruppen der Verſchworenen werden unſtreitig die unmittelbaren Hausgenoſſen der Familien ſeyn: Zimmerherren, die in beſonders ſchwierigen Fällen Verſchworene ſeyn ſollen, Kammerdiener, Jäger, Köche, Bediente, Kutſcher, Kammermädchen, Köchinnen u. ſ. w., welche auf irgend eine ſchickliche Weiſe ausgeholt werden müſſen; ſollten die Kammermädchen und Köchinnen auf keinem andern Wege, als auf dem Felde der Liebe zu bearbeiten ſeyn, ſo erwarte ich mit Recht von der Hingebung der Verſchworenen, daß ſie durch Auknüpfung von Liebſchaften zum Beſten der Anſtalt entweder zwei Mücken mit *einem* Schlage treffen, oder gleichwohl mitunter ein kleines Opfer perſönlicher Abtödtung bringen. Zur Beſtreitung der nöthigen Ausgaben wird vorläufig ein monatlicher Beitrag von *drei* Gulden von jedem Verſchworenen feſtgeſetzt.

An jedem *Sonnabend* verſammelt ſich das Sittengericht vollzählig an dieſem Orte, und die Verſchworenen erſtatten Bericht über die wöchentlichen Erfolge ihrer Forſchungen. Ueber jede Tabelle wird abgeſtimmt, und dieſe dann in das *große Sündenbuch* des *Sittengerichtes* eingetragen.

Als *Präſident* hätte ich zwar ohne andere Mühe lediglich die Leitung des Ganzen zu beſorgen; allein ich wünſche mir beſondere Verdienſte um dieſe von mir gegründete Anſtalt zu erwerben, daher ich mich bereit erkläre, den *ſchwierigſten* Theil, die Erforſchung der *fremden Frauen* und *Mädchen* zu übernehmen, die ſich einige Zeit hier aufhalten, wobei ich meine Fertigkeit in fremden Sprachen benützen kann.

Indem ich mir vorbehalte, Ihnen, meine werthen Freunde, über die Ausführung des ganzen

Planes nach den ſo eben mitgetheilten Grundzügen, eine förmliche Inſtruktion zur nähern Prüfung und Annahme vorzulegen, ſeh' ich Ihrem Urtheile über die von mir vorgeſchlagene Verſchwörung ruhig entgegen!" —

Mein Vorſchlag wurde mit lautem Jubel angenommen. Während ſich der Eine erbot, die Tabellen ſelbſt zu lithographiren, machte ſich ein Anderer verbindlich, Papier und ſämmtliche Schreibmaterialien ohne Vergütung zu liefern; Einige verſprachen zur Gründung des Archives des Sittengerichtes eine Menge parfümirter Liebesbriefchen aus den höhern Ständen, in deren Beſitz ſie auf abentheuerlichen Wegen gekommen ſeyen, und ſo trug Jeder zur Förderung der guten Sache nach Kräften bei.

„Zwei Flügel-Adjutanten bedarf ich zur unmittelbaren Beihülfe, — nahm ich das Wort, — und dazu wähle ich meine Freunde Ferdinand und Aldoph.

Ferdinand iſt ein Schwärmer in der Liebe, jedoch ein Schwärmer von der Sorte der Guten und Sentimentalen, und kennt kein ſchöneres Ziel auf Erden, als den Hafen des häuslichen Glückes, am liebenden Buſen eines treuen, ſchönen Weibchens, umgaukelt von lieblichen Kindern. Er wird ſich alle Mühe geben, unter der Menge unächter Perlen die ächten aufzufinden, und ſie zur Auswahl der Verſchworenen und aller redlich denkenden Jünglinge in einen Kranz zu reihen.

Dagegen iſt Adolph ein arger Zweifler an der Stätigkeit der vielgerühmten weiblichen Vorzüge, und ſcheint die Anſicht des Aeneas Sylvius zu theilen. Ihn werden keine Aufwallungen des Herzens täuſchen, keine ſüßen Schmeichelworte die Strenge ſeiner Forſchung ſchwächen.

Indem jener zu mild, und dieſer zu ſtreng iſt, entſteht eine Miſchung, welche gerade den goldenen Mittelweg bildet, und die Erkenntniß der Wahrheit mir erleichtert.

Adolph iſt auch ein entſchiedener Gegner der Ehe, Ferdinand aber enthuſiaſtiſch dafür eingenommen. Wie wär's, wenn Beide ihre Anſichten hierüber vertheidigten, da es zum Aufbrechen noch zu früh ſcheint, und eine Bowle Punſch beerdert würde, ſich als Geſchmack-ſache mit dem köſtlichen Dufte unſerer Havannah-Cigarren zu vermählen? —"

Die ganze Verſammlung war damit einverſtanden, und die Meiſten drangen in mich, durch das Loos beſtimmen zu laſſen, wer zuerſt ſprechen ſolle.

„Nein, meine Freunde," — entgegnete ich, — „die Entſcheidung durch das Loos wäre nicht blos unbillig, ſondern auch unnatürlich; es gibt keinen Schatten ohne Licht; das Licht hat ſohin einen angeborenen Vorrang; die Regel iſt früher als die Ausnahme. Da nun nach der Meinung der Gutgeſinnten die Ehe das heiligſte Band der Menſchheit, ihre Lichtſeite und Regel, die Eheloſigkeit aber ihre Schattenſeite und eine Ausnahme von der Regel iſt, ſo gebührt dem Sprecher für die Ehe unſtreitig zuerſt das Wort."

Dieſe Gründe wurden einleuchtend gefunden, und Ferdinand beſtieg mit der vollen Zuverſicht der guten Sache, anſtatt des Cathederꝭ, das im

Hintergrunde des Saales angebrachte ländliche Orcheſtergerüſt, und ſprach:

„Gering bleibt mein Verdienſt, ſelbſt wenn es mir gelingt, Euch Alle zu überzeugen, weil ich ein Verhältniß vertheidige, deſſen beſeligender Einfluß auf das Wohl der Menſchheit ſchon ſeit Jahrtauſenden ſich bewähret hat. Der Zauber der Ehe iſt ſo groß, daß ſelbſt die entſchiedenen Feinde derſelben, die Hageſtolzen, nach einem freudeleeren Jünglings- und Mannsleben, oft noch am Wendepunkte zum Grabe, dieſes ſüße Joch auf ihre ſpröden Nacken legen. Solche Wunder wirkt die Gewalt der Liebe; ſie iſt es, aus deren Schooße die Welten hervorgingen, und durch welche die Schöpfung beſteht. Es iſt ein Schauſpiel für Götter, Liebende zu ſehen, ſagt ein großer Dichter, aber ihre heilige Beſtimmung für das Daſeyn wird erſt durch die Ehe erfüllt, durch dieſes goldene Band, das zwei treuliebende Herzen auf ewig verbindet. Von der Myrthe, welche die zarte Schläfe der holden Braut ſchmücket, wenn der Bräutigam ſie auf dem Jubel- und Thränengange zum Traualtare geleitet, bis zum ſpäten Grabe, iſt ihr ganzes Leben ein ewiger Frühling wechſelſeitiger Liebe; gute Kinder ſtreuen wie Engel des Himmels Roſen auf ihren Pfad; ſie altern nicht, indem ſie in ihren Kindern ſich verjüngen; ſie theilen die unzähligen Freuden des häuslichen Glückes, und vorübergehende Leiden, von welchen kein Weſen der Erde frei iſt, tragen ſie gemeinſchaftlich um ſo leichter. Andere Wonnen der Ehe, von der Löſung des Gürtels bis zur Belebung der Wiege, male Euch die eigene glühende Phantaſie mit ihren ſchönſten Farben aus; auch des großen Staatszweckes der Ehe will ich nicht erwähnen, um nicht dieſes heilige Verhältniß durch politiſche Erwägungen zu entweihen. Und nahet ſich der Engel des Todes, und ſcheidet er mit einem Hauche ſeiner bleichen Lippen Gatte und Gattin, welche wie die Lilien auf einem Stengel entſpringen, ſo gehorchen ſie in frommer Ergebung dem Rufe der formwechſelnden Natur, vom innern Troſte eines ewigen Wiederſehens geſtärket; eine Spanne Zeit, — und die Heimath der Liebe vereiniget ſie da, wo es keine Trennung gibt; denn was ſich liebt, das muß ſich wieder finden! Darum ſchließe ich mit Göthe's Worten: „Wer mir den Eheſtand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ſeiner nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun! — “

Ferdinand hatte zu dem Herzen geſprochen, und die gewünſchte Wirkung nicht verfehlt; denn die Meiſten meiner guten Freunde waren heirathsluſtige Jünglinge, in der Blüthe des Lebens, die ſtündlich geneigt ſchienen, eine Angebetete über die Stufen des Traualtares in das einſame Gemach zu führen; leider fehlte ihnen aber noch die ſtaatsbürgerliche Selbſtſtändigkeit.

Der gewaltige Ehefeind, Adolph, vergönnte dem Redner vor ihm eine kleine Pauſe des vermeinten Triumphes, dann beſtieg er die Tribune, und ſprach, wie folgt:

„Wie lange noch werden die Menſchen durch den Mißbrauch der Phantaſie des wahren Lebensgenuſſes ſich berauben! Nur dieſer Mißbrauch der Phantaſie konnte den ehrenwerthen Redner vor mir verleiten, mit den üppigen Farben der Selbſttäuſchung die Schmach eines ehelichen Joches zu vergolden. Iſt denn die Freiheit unter den Gütern des Lebens nicht das Höchſte? Gibt es denn einen Stand; der dieſes himmliſchen Geſchenkes ſo ganz und gar beraubet, als der Eheſtand? Ich will nicht von den Schwierigkeiten ſprechen, welche faſt jeder ehelichen Verbindung vorausgehen, und gewöhnlich von der Habſucht der Schwiegereltern aufgethürmt werden, ein wahres Jammergebirg, das die Liebenden mühſam überklettern müſſen, um in das gelobte Land zu kommen, ſondern mich nur auf die Betrachtung des Ehepaares beſchränken, inſoferne es am erſehnten Ziele ſteht.

Was der Menſch auch immer ſeyn möge, das ſey er ganz; ein Gatte erfülle die Pflichten der Ehe ganz, ſo auch die Gattin. Beide ſind nun auf ihre wechſelſeitige Liebe hingewieſen, und in Bezug auf Geſchlechtsliebe für die übrige Welt ſo viel wie todt. Aller Wechſel hat alſo in dieſem Stande ein Ende, und doch zeigt die ganze Natur, daß ſie nur durch den Wechſel beſtehe. Es wechſeln die Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre; Frühling, Sommer, Herbſt und Winter ergötzen durch ihren zeitgemäßen Wechſel, und bringen verſchiedene Genüſſe; ein ewiger Frühling würde ermüden. Selbſt die körperliche und geiſtige Natur des Menſchen unterliegt der Veränderung; wir kennen die Stufen des Menſchenalters vom Kinde bis zum Greiſe, und unſere Anſichten ändern ſich mit den Jahren des reifenden Verſtandes. So iſt denn überall Veränderung, überall Wechſel, nur die *Ehe* macht eine Ausnahme von der Natur, und wird dadurch ein *unnatürlicher Stand*.

Die weiſe Schöpfung hat es ſo gefüget, daß kein Mädchen *alle* Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes in ſich vereinige. Was iſt alſo natürlicher, als daß der Mann die zerſtreuten Vorzüge bei den einzelnen Mädchen aufſuche und liebe, die ſie beſitzen? Ein Herz, das nicht eine *Welt* mit Liebe zu umfaſſen vermag, iſt in meinen Augen ein armes Herz!“

Wählet man eine Frau, die mit den eigenen Geſinnungen vollkommen übereinſtimmt, ſo iſt ein langweiliges eintöniges Leben zu erwarten; hat ſie ihre eigenen Anſichten, auf welchen ſie beſteht, ſo erzeugt Widerſpruch Zank und Unfrieden.

Ein Jüngling, der ſonſt die Seele aller Damenzirkel war, der einer Jeden etwas Schönes zu ſagen wußte, und mit einer Jeden koſete, muß nun als ſteifer Ehegemahl dieſen geſelligen Scherzen entſagen, will er nicht die Furie der Eiferſucht aus der Hölle rufen.

Und was iſt die Eiferſucht? Eine thörichte, vergebliche Selbſtqual! denn ſie kommt entweder zu früh oder zu ſpät. Zu früh — beleidiget ſie, zu ſpät — hilft ſie nicht; zur rechten Zeit hört ſie auf Eiferſucht zu heißen, und wird Gewißheit. Aber wie ſelten tritt dieſer rettende Fall ein!

Unglücklich iſt ein Jüngling, den Familienverhältniſſe zwingen, eine Frau zu nehmen, die er nicht liebt.

Allein ich ſage Euch: bei weitem unglücklicher iſt derjenige, der ſeine Frau liebt. Ihr ſtaunet über dieſe Behauptung? Ihr lacht? Vernehmet meine Gründe!

Liebt der Mann die Frau nicht, ſo wird ihm, was ihr auch begegnen möge, ziemlich gleichgültig ſeyn. Liebt er ſie aber zärtlich, ſo iſt ſein Leben von dem Augenblicke an, wo ſie hulderröthend an ſeinem Herzen flüſtert: „daß ſie ein Pfand ſeiner Liebe unter dem ihrigen fühle," bis in die fernſte Zukunft hinaus den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen vervehmet.

Die Gefahren der Entbindung werden ihn für das Leben der Mutter und des Kindes mit bangen Sorgen erfüllen; ſtirbt die geliebte Gattin, ſo reißt das Paradies ſeines Lebens mitten entzwei, und ein ewiger Scorpion nagt an ſeinem Herzen, deſſen Stachel nur mit den Augen des Leidenden in der Todesſtunde bricht. Stirbt auch das Kind, ſo hat er nichts mehr, worauf er ſeine Liebe für die Verlorene übertragen kann; ſtirbt es nicht, ſo mahnet es täglich an den ſchrecklichen Verluſt, den ſein Eintritt in die Welt veranlaßte. Auch werden ſolche Kinder oft, freilich mit Unrecht, von ihren Vätern gehaßt. Stirbt das Kind allein, ſo beweinen die Eltern den Verluſt des erſten

Pfandes ihrer Liebe, und ſehen bekümmert ähnlichen Fällen entgegen. Bleiben Mutter und Kind am Leben, ſo beginnen die häuslichen Sorgen der erſten Pflege, der Erziehung, ſpäterhin der Verſorgung, und dieſe Sorgen ſpinnen ſich in's Unendliche fort, auf alle nacherzeugten Kinder, und oft noch auf Kindeskinder.

Nicht alle Ehen ſind durch Vermögen gegen Nahrungsſorgen geſichert; der Staatsdiener im untern Range hat höchſtens ſo viel Gehalt, daß er allein anſtändig leben kann. Die Liebe lockt ihn zum Traualtare. Die Familie wird immer größer; Krankheiten fordern auſſerordentliche Ausgaben, die durch Nebenerwerb oder Schulden gedeckt werden; jener iſt ungewiß, ungenügend, und verzehret die Kräfte eines Mannes, der ſchon ſeine Berufspflichten mit Anſtrengung leiſtet; dieſe führen den häuslichen Ruin unfehlbar herbei. Frei vom Joche der Ehe kann ich manches Bittere tragen, ſelbſt bisweilen den Mangel; aber ein geliebtes Kind, theure Kinder Noth leiden ſehen, ohne helfen zu können, müßte mich bei dem Gedanken, daß ich ſelbſt die Quelle dieſer Leiden ſey, zur Verzweiflung treiben. Und wenn nun vollends ein ſolcher Gatte ſtirbt, wie gränzenlos iſt das Elend der Hinterlaſſenen, die bei einer unbedeutenden Penſion darben müſſen, wenn ſie zu rechtſchaffen ſind, um auf der Bahn des Laſters einen vergänglichen Gewinn zu ſuchen. Sagt mir nichts von dem Glücke, Kinder zu haben; gute, dankbare Kinder ſind ſo ſelten, daß ihr Beſitz durch das Wagniß der Ehe viel zu theuer erkauft iſt; ſagt mir auch nichts von der Stimme der Natur zwiſchen Eltern und Kindern; ſie iſt nur die Stimme der Gewohnheit. Verwechſelt nach der Geburt ein Kind, ohne daß die Mutter es gewahre; ſie wird das fremde wie ein eigenes lieben, und das eigene, nach einer Reihe von Jahren als ein fremdes gleichgültig anſehen.

Dieſe aus dem Leben genommenen Gründe mögen Euch, meine theuern Freunde, überzeugen, daß ein Jüngling oder Mann, der eine Frau nimmt, ſich dem Wohle des Staates, der auf

Ehen gegründet iſt, perſönlich zum Opfer bringt. Dieſe Größe der Seele glaube ich nicht erreichen zu können; ich muß ſohin einen andern Weg betreten, den Dank des Vaterlandes zu verdienen; als Soldat ſchenk' ich ihm gerne mein Leben, doch mag ich nicht, der Freiheit beraubt, in den Feſſeln der Ehe eines langſamen Sorgentodes ſterben. Darum ſchließe auch ich, wie der ehrenwerthe Redner vor mir, mit Göthe's Worten:

„Heirathen iſt ein — wunderlich Wort;
„Ich meint', da müßt ich gleich wieder fort."

Adolphs Rede hatte Manchen aus der Verſammlung aus ſeinen arkadiſchen Träumen aufgeſchreckt; ſelbſt Ferdinand mußte ihm das Zeugniß geben, daß er zwar Wahrheit geſprochen, jedoch die Farben zu grell aufgetragen, ſohin nur die Schattenſeite des Eheſtandes gezeigt habe.

„Und Ferdinand gab uns nur die Lichtſeite davon," — nahm ich das Wort; — „jeder ſprach nach ſeinen eigenthümlichen Anſichten von der Ehe, und bekümmerte ſich in arger Befangenheit nicht um die Meinungen anderer Menſchen. Die Ehe, merkt Euch dieß, liebe Freunde, kann ein Himmel oder eine Hölle auf Erden ſeyn; vermiſcht Ihr dieſe beiden, ſo kommt, ſtatt des erſehnten goldenen Mittelweges, doch nur immer ein Fegefeuer zum Vorſchein. Das Heirathen bleibt ſohin immer ein ſehr bedenklicher Schritt, der nur nach reifer Erwägung aller Umſtände gethan werden ſollte. Erinnert Euch an die Lehre des unſterblichen Schiller in ſeinem Liede von der Glocke:

„Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
„Ob ſich das Herz zum Herzen findet,
„Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang!"

In dieſem Sinne wurde noch manche verwickelte Frage aufgeſtellt, und nach der Reihe gelöſet, wobei denn faſt immer das Gefühl ſich die Entſcheidung anmaßte, welches über jugendlich glühende Herzen eine unbedingte Herrſchaft übet. Das Geheimnißvolle einer an ſich unſchuldigen Verſchwörung hatte übrigens alle Gemüther aufgeregt; die Meiſten brannten vor Begierde, ihr Amt anzutreten, und als thätige Sittenrichter ſich zu bewähren.

Erſt um Mitternacht brachen wir auf. Die ewigen Lichtträger des Himmels funkelten freundlich am tiefdunkeln Dome, während viele tauſend Frauen und Mädchen in der Stadt längſt ſchon auf weichen Pfühlen ſchlummerten, ohne die mindeſte Ahnung des furchtbaren Bundes, der mit dem kommenden Tage ſein Richteramt beginnen ſollte.

Die Zeit jener Verſchwörung liegt nun ſchon um mehr als die Hälfte meines Lebens hinter mir; die aufbewahrten, verhängnißvollen Tabellen liegen noch vor mir, aus welchen ich das Intereſſanteſte meinen lieben Leſern und Leſerinnen zur Ergötzung mittheile.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich die höchſte Schonung der Perſonen beobachten werde; die Thatſachen mögen genügen.

Sollte irgend eine Frau aus der damaligen Zeit, nun wohl ſelbſt ſchon ein Großmütterchen, — oder ein Mädchen, nun ſchon glücklich in den Armen eines geliebten Gatten, und Mutter guter Kinder, in den folgenden Erzählungen von der genaueſten Darſtellung geheimer Jugendſtreiche ſich überraſcht finden, die ſie vor aller Welt Augen verborgen wähnte, ſo möge ſie bedenken, daß ſie durch die Warnung anderer den guten Sitten nützen, und dadurch die ſtillen Mahnungen des Gewiſſens am beſten verſöhnen könne.

Bekanntlich iſt die Liebe ſo liſtig, daß ſelbſt Salomons Weisheit dagegen vergebens Sicherheitsmaßregeln erſinnen würde. Die alten Novelliſten Italiens, beſonders Boccaccio, wiſſen davon Wunderdinge zu erzählen, und die geiſtvolle Margaretha von Valois, Königin von Navarra, welche den Namen der zehnten Muſe und der vierten Grazie trug, hat in ihren Novellen die feinſten Intriguen der Liebe benützt. Ich werde bemüht ſeyn, an die Darſtellungsgabe dieſer Vorbilder mich anzuſchließen, ohne ihrer allzuüppigen Freiheit gleichzukommen, die nur von der damaligen Sitte gerechtfertiget wurde.

Von meiner Marie werde ich nicht mehr ſprechen. Bald nach ihrer Verlobung brach ein

Krieg aus, in welchem der Rittmeiſter fiel. Viele erinnerten ſich bei dieſer Nachricht an das zerbrochene Champagnerglas im Schloſſe Berg, und an den verunglückten Namenszug bei dem Feuerwerke auf der Inſel Wörth. Sie hing ſich ſpäter an einen Claviermeiſter, der auf dem Hausklaviere ihres Herzens ein kleines Kind komponirte, das bald darauf ſtarb. Sie iſt noch gegenwärtig eine alte Titular-Jungfrau.

Gretchens Schickſal iſt jedoch ſo anziehend, daß ich die Erzählung deſſelben den übrigen Novellen als Vorläuferin voranſende.

Johann von Nepomuk.

und

das ſchöne Gold-Gretchen
von München.

Johann von Nepomuk, und das ſchöne Gold-Gretchen von München.

Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt!

Göthe.

1.

Am 15. May des Jahres 18 —, am Vorabende des heiligen Johannes von Nepomuk, lag vor dem Altare deſſelben in der Frauenkirche zu München, andächtig betend, Gold-Gretchen, das ſchönſte Bürgermädchen der Hauptſtadt.

Sie war erſt 18 Jahre alt, eine doppelte Waiſe, und diente in dem erſten Gaſthofe, deſſen Beſitzer ein Stiefbruder ihrer verſtorbenen Mutter war, wo ſie ſeit ihrem neunten Jahre alle Vortheile des ſorgfältigen Unterrichtes genoſſen hatte, den der eitle Vater ſeinen zwei Töchtern geben ließ. Dieſe beiden, übrigens gutmüthigen Weſen, waren beſtimmt, dereinſt das große Vermögen ihres Vaters mit vornehmen Gatten zu theilen.

Das beſte Mädchen verzeiht der beſten Freundin Alles, nur nicht den Vorrang äuſſerlicher Reize.

So ging's auch hier.

Gretchen blühte zur holden Jungfrau empor. Glänzend ſchwarze Locken umſchatteten das regelmäßige Oval ihres Antlitzes; Roſen und Lilien trugen auf ihren unentweihten Wangen die Hausfarbe der Unſchuld zur Schau, und ein Paradies leuchtete aus ihren wunderſchönen Augen, welche die Begeiſterung des unſterblichen Petrarca erklärten, womit er zwanzig Jahre lang die ſchönen Augen ſeiner geliebten Laura beſang.

Ein hellblaues Miederchen mit Silberſpangen ſchmiegte ſich, von einer quergeſchlungenen Silberkette gehalten, vertraulich an den zarten Buſen, den ein goldgeränderter, regenbogenartiges Seidentüchlein züchtig verhüllte.

Um den blendend weißen Hals ſchlangen ſich in vier Reihen tiefdunkle Korallen, wie glühende Himmelsſtreifen der erſten Frühlingsmorgenſonne, und an einer feingezackten Stahlkette hing ein zierlich geformtes Malteſerkreuz, deſſen Mitte ein doppeltes Engelsköpfchen ſchmückte.

Tief unter des Buſens Umhüllung, an einem grün- und roth-ſeidenen Bande, Hoffnung und Liebe verkündend, hing ſtill verborgen eine kleine goldene Scheinuhr, deren bewegungsloſe Zeiger nur die Stunde bezeichneten, in welcher ſie jene Locke von ihrem geliebten Wilhelm zum Unterpfande ewiger Liebe erhalten hatte, die eine geheime Springfeder dem uneingeweihten Auge verbarg.

Von ihrem Haupte ſtrahlte ein goldenes Ringelhäubchen, gleich einer Glorie, daher ſie die Gäſte nur immer ihr Gold-Gretchen nannten; Andere aber betheuerten, daß ſie dieſen Namen vielmehr ihres Herzens wegen verdiene, das rein wie Gold war.

2.

Wilhelm war mein beſter Freund, ein hübſcher junger Mann mit dunkelblonden Haaren und blauen Augen. Seine gerade, anſtandvolle Haltung trug eher das Gepräge eines kühnen Soldaten, als eines gemüthlichen Künſtlers; denn er lebte damals als Porträtmaler in München, und hatte immer vollauf zu thun.

Damen vertrauten ihm vorzugsweiſe ihre Geſichtchen an, obgleich nie eine ſich rühmen durfte, auf ihn einen beſondern Eindruck gemacht, oder Schmeicheleien, als Vorläuferinnen der Liebe, von ſeinen Lippen vernommen zu haben, die bei ſeiner Schwermuth ſelten dem Anfluge eines leiſen Lächelns ſich erſchloßen.

Die verborgenen Keime dieſes Ernſtes in der Blüthe des Lebens, die Verhältniſſe ſeines väterlichen Hauſes, ſeine Herkunft, — aus Norddeutſchland, ſo viel wußte ich, — ſeine Vermögensumſtände, ſeine Ausſichten in die Zukunft u. ſ. w. waren mir gänzlich unbekannt, auch hielt ich es nie für weſentlich nothwendig, in ſein Inneres mit zudringlicher Neugierde zu ſchauen.

Vertrauen iſt eine zarte Pflanze, die nur an den milden Strahlen redlicher Herzen gedeihet; wie die uberreiſe Frucht vom Baume fallt, ſo loſen ſich Geheimniſſe vom Herzen los, ſobald ſie reif zur Mittheilung ſind. Warum mit vorlauter Ungeduld den Fall der unreifen Frucht beſchleunigen? Iſt doch das Herz des Menſchen einziges Aſyl, wohin er ſich aus dem ſturmbewegten Leben, wie in eine friedliche Klauſe, flüchtet, wo er wachet und träumet, wo er denket und fühlet, wo er lebend ſtirbt, oder ſterbend lebt, wo ſein Richter iſt, und ſein Himmel und ſeine Hölle.

3.

Gleiche Neigung für Poeſie hatte uns zuerſt einander genähert. Die Akademie der bildenden Künſte hatte eine Kunſtausſtellung veranſtaltet, bei welcher ein Miniaturbild, eine junge uberaus ſchöne Dame, mit hinreißender Kunſt gemalt, die Blicke aller Beſchauer feſſelte.

Ergriffen von dieſem herrlichen Gemälde, dichtete ich ein Sonett, in die Glut der Liebe getaucht, das in einer öffentlichen Zeitſchrift unter meinem Namen erſchien. Er beſuchte mich, und dankte mir herzlich für die gütige Anerkennung ſeines, wie er ſich ausdrückte, noch unausgebildeten Talentes. Bald erwiederte ich dieſen Beſuch, und ſtaunte über die Menge trefflicher Gemälde. Mitten unter den übrigen, hing eines, von einem grünſeidenen Schleier verhüllt.

Ich bat ihn, mir dieß geheime Bild zu zeigen. „Noch ſah es Niemand," antwortete Wilhelm, „doch Sie werden mich gewiß nicht verkennen."

Der Schleier fiel, und mit einem lauten Freudenrufe begrüßte ich — das hochgefeierte Gold-Gretchen, mit einer Wahrheit und mit einem Farbenſchmelze hingehaucht, daß man vermeinte, ſie werde jetzt gleich die ſüßen Lippen zum freundlichen Willkommen öffnen, oder aus dem Rahmen lebendig in unſere Mitte ſchweben.

Am untern Ende des Rahmens ſtanden mit Goldbuchſtaben auf dem leuchtendſchwarzen Grunde des Ebenholzes, Göthe's liebevolle Worte:

„Sie zog mir mein Leben in's ihre hinein,
„Ich habe nichts mehr, um lebendig zu ſeyn."

4.

Ich pries mit Begeiſterung dieſe Meiſterſchöpfung des Pinſels, die Zartheit des Gedankens, und vor Allem das holde Mädchen ſelbſt, während die heißen Thränen verzehrender Liebe über ſeine Wangen floßen.

Ich beſtätigte ihm die Wahrheit des allgemeinen guten Rufes, den ſie genoß, ihre Frömmigkeit, ihre Bildung, ihre Häuslichkeit, und den Verein von allen jenen ſichtbaren Vorzügen dieſes ſeltenen Engels, welchen kein fühlendes Herz zu widerſtehen vermochte.

Wilhelm geſtand mir ſeine Liebe, ſein Glück, und daß er entſchloſſen ſey, ſie zu heirathen, ſobald er die Einwilligung ſeiner geliebten Eltern habe, die er ſtündlich erwarte.

Von nun an waren wir unzertrennlich; meine Freiſtunden verlebte ich bei ihm; er malte, ich dichtete. Bisweilen las er mir Briefe von ſeinem lieben Gretchen vor, treue Urkunden eines natürlichen Verſtandes, eines ſchuldloſen Herzens. Unſere Abende brachten wir im Gaſthofe zu, wo Wilhelm ſein Gold-Gretchen immer ſehen, aber auch nur ſehen konnte; denn ſelten war es ihr vergönnt, etwa im Augenblicke, wo ſie Wein oder Speiſe brachte, ein Paar freundliche Worte zu flüſtern; denn die galanten Herren von München, alt und jung, waren feſt überzeugt, daß Niemand in der Stadt ſo trefflich bewirthe, und hielten daher alle Tiſche fleißig beſetzt. Wohl Mancher möchte zur Eiferſucht gereizt worden ſeyn, Wilhelm nicht.

Er dachte ſo: entweder liebt ſie mich, oder nicht. Liebt ſie mich, ſo iſt ihr Herz unfähig, mich zu täuſchen; liebt ſie mich nicht, warum dann mit vergeblicher Eiferſucht mich quälen? Von Gretchens Seite drohte ihm auch nicht das Mindeſte, was ihn hätte beunruhigen können; dagegen zog am Himmel ſeiner Liebe ein ganz anderes Gewitter auf, wovon ihm nichts träumte.

5.

Schon ſeit mehreren Wochen wohnte im Hauſe des Alten ein reicher Wechsler aus Oeſtreich, deſſen Bekanntſchaft meine lieben Leſer und Leſerinnen bereits gemacht haben, der oft Tagelang mit jenem ſich einſchloß, und rechnete, und wieder rechnete, und mit der Kreide die ſchwarze Marmortiſchplatte aus Tegernſee mit Ziffern überſäete.

So oft die beiden Herren ihre mathematiſchen Sitzungen endigten, brachte der **Alte**, — ſo nannten wir immer den Beſitzer des Gaſthofes, — eine verdrießliche Miene in das Gaſtzimmer, und beſonders verweilten ſeine Augen bei dem ſchmucken **Gretchen**, die unabläßig einnehmend artig, jedoch ohne zweideutige Freundlichkeit, alle Gäſte ohne Auszeichnung eines Einzelnen bediente.

Der **Wechsler**, ein runder Sechziger, durch den reifbedürfenden Umfang ſeines Leibes ſchon von der Natur zur Ruhe verwieſen, lagerte ſich dann ſchwerfällig am Spiegeltiſche, über welchem ein ziemlich wohl erhaltenes Gemälde, vorſtellend den Tod des heiligen Johannes von Nepomuk in den Wogen der Moldau, als Märtyrer des treubewahrten Beichtgeheimniſſes, noch heut zu Tage hängt.

Gretchen brachte ihm dann immer eine Flaſche Johannesberger vom preiswürdigen Jahrgange 1783, und einen Teller Ulmerbrod. Das holde Mädchen mußte dann jederzeit den perlenden Göttertrank in das künſtlich geſchliffene Kryſtallkelchglas gießen, und dem alten Weinſchlauche, zuvor nippend, kredenzen. Ein inneres Behagen blies dann ſein Scheibengeſicht auf, wie die beginnende Füllung einen Luftball, und die beiden Mundwinkel näherten ſich geſellig den Ohren. Jeden Zeigefinger wohlbedächtig um die Axe des andern drehend, ließ die reiche Carrikatur zwei koſtbare Brillant-Solitäre funkeln, mit welchen die nußgroße Buſennadel an werthvoller Schönheit wetteiferte.

Oft ſaß ich ihm gegenüber, bei einem Quart demüthigen Deidesheimer, und rächte mich durch Witzpfeile an ſeiner unerträglichen Geringſchätzung aller übrigen Talente, außer der Kunſt, ſich Geld zu verſchaffen.

Wilhelm bat mich oft, ſchonender zu verfahren; allein gegen dummen Geldſtolz, der es waget, mit beleidigendem Hochmuthe ſich breit zu machen, iſt Schonung nie an der rechten Stelle.

6.

In der ſiebenten Morgenſtunde des 15. May hatte ich bereits mein gewohntes Plätzchen eingenommen. Ich ſah kein Gretchen. Wilhelm war am vorigen Abende, ohne mich zu ſehen, mit Extrapoſt plötzlich nach Augsburg gereiſet, was er mir mit einigen Zeilen meldete. Der Alte kam herein, grüßte mich ſcheu und flüchtig, legte die Zeitungen hin, und ging wieder. Bald darauf erſchien die Frau des Alten, eine wackere Münchnerbürgerin vom alten Schrot und Korn, tief betrübt, was ſie nicht verbergen konnte.

Ein banges Gefühl verſchloß mir den Mund; ich war nicht im Stande, nach der Urſache ihres Kummers zu fragen.

Endlich trat Gretchen in's Zimmer, ſichtbar bleich, Thränenſpuren auf den Wangen. Es gibt ſtumme Fragen, die beredter ſind, als geſprochene. In Gegenwart der Alten blieb auch mir keine andere Frage.

Ein ſchmerzlicher Blick zum Himmel belehrte mich, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen ſeyn müſſe. Meine Neugierde war auf's Höchſte geſpannt.

„Wilhelm?“ fragte ich leiſe, als Gretchen an mir vorüberging, mir Wein zu holen.

Ihr Köpfchen verneinte es.

Meine Unruhe nahm zu von Sekunde zu Sekunde; nur zwei Gäſte waren da, ein Advokat, der Burgunderwein ſchlürfte, welcher wie Klientenblut ausſah, und eine ſteinalte gräfliche Beſchließerin, ein wahrer Drache an den Gartenthoren der Heſperiden.

Dieſe ſaß gerade jetzt auf dem gewöhnlichen Platze des Wechslers, mir gegenüber, und neben ihr ſtand, vom Kalbfleiſchſatze plaudernd, die Frau Gaſtwirthin.

Gretchen brachte mir Wein; ſie gab mir ſchon an der Thüre einen Wink, den ich nicht verſtand; ſie nähert ſich, ſtellt die Halbflaſche auf den Tiſch, und flüſtert: „unter dem Teller!“

Bekanntlich gibt es Augenblicke im Menſchenleben, wo der Klügſte entſetzlich albern wird; zu den Klügſten zähl' ich mich nun eben nicht, aber albern war ich gewiß. Denn mit der größten Artigkeit nehme ich den Teller an ſeinem äuſſerſten Rande; Gretchen läßt ihn los, und — ein Briefchen fällt auf den Boden.

„Sie haben da einen Brief oder ſonſt etwas fallen laſſen," ſchnob der Drache gegenüber, und ſchwang bereits die Rauſchflügel ſeines ſteifen Corſettes, um ſich auf den Köder der Neugierde zu ſtürzen, während ich Gretchen wie eine Purpurroſe erröthen ſah.

O Verhängniß, warum durfte ich mir in dieſem Augenblicke nicht einige Maulſchellen appliciren! Ich gelobte jedoch meinen Wangen dieſe wohlverdiente Züchtigung zu einer ſchicklichern Zeit, allenfalls unter zwei Augen, dem Drachen aber entgegnete ich ſchnell gefaßt:

„Danke ſchönſtens, es ſind nur Lotteriezettel!"—

Das war gerade Oel in die Flamme gegoſſen.

„O laſſen Sie doch ſehen, ich habe auch geſetzt," — bat mich die Gaſtwirthin. Lotteriezettel hatte ich nicht bei mir, aber einige Staatspapiere, um deren Umſetzung in Baares mein Hausherr mich erſucht hatte.

Ich bückte mich alſo, in der Form eines halben Rades, griff mit der linken Hand in die rechte Weſtentaſche, wo die Staatspapiere lagen, und während ich das Brieſchen des wieder Muth faſſenden Gretchens in den weiten Aermel des rechten Armes ſchlüpfen ließ, überreichte ich der Gaſtwirthin die Staatspapiere mit der Aeuſſerung, daß dieß Frankfurter-Lotteriezettel ſeyen, die für ſie kein Intereſſe haben könnten.

Damit war die Verlegenheit abgethan.

7.

Ich hatte die Vollmacht von Wilhelm, in Fällen ſeiner Abweſenheit an ihn gerichtete Briefe zu öffnen. Ungeleert ließ ich das Glas ſtehen, und eilte, mit theilnehmendem Blicke auf das arme Gretchen, fort.

In dem einſamen Gäßchen, das vom Gaſthofe zum goldenen Kreuze nach der Frauenkirche führt, erbrach ich das Brieſchen, und las:

Lieber Wilhelm!

„Die Zeit der Prüfung iſt gekommen. Der Alte dringt mit Bitten und Drohungen in mich, den Wechsler zu heirathen, dem er 20000 Gulden ſchuldet, und der geſchworen hat, ſein ganzes Anweſen auf die Gant zu bringen, wenn ich ihm nicht die Hand reiche. Tief ergriff mich die Frage des Alten: „ob meine *Dankbarkeit* nicht groß genug ſey, ſeine Ehre, ſeinen guten Namen zu retten.“ Er beſchwor mich bei meiner Liebe zur ſeligen Mutter. Hier galt es, *wahr* zu ſeyn.

Ich antwortete mit Thränen und gebrochener Stimme, daß ich Dir ewige Liebe gelobet habe, und zu feſt auf ſeine väterliche Liebe vertraue, um glauben zu können, daß er mein ganzes Lebensglück dieſem alten Wucherer opfern könne.

Die Bäſe weinte bittere Thränen.

Da trat der Wechsler ein, der wahrſcheinlich an der Thüre gehorcht hatte, und nannte Dich einen verdächtigen Landſtreicher, gegen den er alſogleich die Polizei in Bewegung ſetzen wolle.

„„Hier ſind die Beweiſe,““ ſchrie er heftig, und ſchlug mit der flachen Hand auf ſeine linke Rocktaſche; „„in vier und zwanzig Stunden laſſ' ich ihn aus der Stadt bringen.““ O Gott, ich bin in einer ſchrecklichen Lage! Eile zu meiner und Deiner Rettung, wenn es möglich iſt! Heute Abends um ſechs Uhr findeſt Du mich in der Frauenkirche am Altare des heiligen Johannes von Nepomuk, meines Schutzpatrones; dort will ich beten und in einer kindlichen Beichte den Prieſter um Rath fragen; mag es gehen wie immer, den Schwur meiner Liebe kann ſelbſt der Tod nicht löſen!

Auf immer

Dein treues Gretchen.“

P. S.

„So eben kündigt mir die Baſe an, daß morgen meine Verlobung mit dem alten böſen Wechsler in Großheſellohe gefeiert werden ſoll.“

8.

Im ganzen Briefe, von ſo mancher Leidensperle aus den ſchönen Augen befeuchtet, war mir nur ein Wort auffallend: Landſtreicher!

Ich kannte den edlen Charakter meines Freundes zu gut, um einem gemeinen Verdachte Raum zu geben. Konnte aber Wilhelm nicht Mitglied irgend eines geheimen politiſchen Bundes, und dieſes Verhältniß dem alten Wechsler verrathen ſeyn? Mir bangte vor den möglichen ſchweren Folgen dieſes Umſtandes. Alſo ſchnell den Freund geſucht!

Ich eile in ſeine Wohnung, und finde ihn ganz ruhig vor dem Spiegel, mit ungewöhnlicher Sorgfalt ſich ankleidend. „Eben ließ ich Dich bitten, mich zu beſuchen," rief er mir heiter entgegen. „Vor einer halben Stunde kam ich von Augsburg an, wo ich gute Geſchäfte gemacht habe." Ich gab ihm den Brief, und beobachtete ſcharfen Blickes ſeine Mienen. Er las halb laut. Bei der Stelle, wo der Landſtreicher paradirte, lachte er herzlich. Dieſer Gleichmuth ärgerte mich; ich hätte gar zu gerne einen zweiten Wilſon gemacht, um ihn als einen zweiten Lavalette wo nicht dem Tode, wenigſtens dem Neuthurme zu entreiſſen. „Freund," bat er mich, — „geh nur jetzt gleich zu Gretchen, tröſte ſie in meinem Namen, und ſag' ihr, daß ich am bezeichneten Altare, und morgen bei dem Verlobungsfeſte erſcheinen werde. Den Wechsler laſſe ich erſuchen, mein Gretchen ja für keinen Wechſel zu halten, der ſich giriren laſſe."

„Er umarmte mich, und ich flog freudig in den Gaſthof.

9.

Dort ſchritt mit gravitätiſchem Anſtande der wohlbeleibte Wechsler im großen Zimmer auf und ab, und murmelte etwas vom „Einſperren, verdächtigen Menſchen, demagogiſchen Umtrieben u. ſ. w." — An der Thürſchwelle flüſterte ich Gretchen Wilhelms Botſchaft zu. Ihr Geſichtchen wurde heiterer, wie oft durch Nachtgewölke ein milder Strahl des Mondes bricht.

Der Wechsler war entrüſtet, als er die Girobemerkung hören mußte.

„Einſperren laſſe ich ihn," — ſchrie er mit Heftigkeit.

„Da fährt Wilhelm," — rief Gretchen, am Fenſter ſtehend.

Raſch war ich am Fenſter, der **Wechsler** auch.

„Wahrhaftig, und im Wagen bei ihm der *** **Geſandte**,“ platzte ich heraus. „Da müſſen Sie mit dem Einſperren noch warten,“ bemerkte ich dem **Wechsler**, „bis **Wilhelm** aufgeſtiegen iſt.“

Darüber ward ſein Geſicht vor Aerger kirſchbraun.

Wilhelm grüßte **Gretchen** freundlich, der Geſandte ebenfalls; beide ſteckten dann die Köpfe zuſammen, und ſchienen von **Gretchen** zu ſprechen.

„So oder ſo,“ brummte nun der **Wechsler**; „morgen iſt Verlobung, oder“ —, und damit ging er auf ſein Zimmer.

Gretchen und ich ſahen einander verwundert an.

Was hat **Wilhelm** mit dem *** Geſandten zu thun?

Dieſe Frage zu löſen, war freilich ſchwer. Wir beſchloſſen alſo, das Klügſte zu thun, nämlich geduldig zu harren, bis der Abend in der Kirche, oder morgen der Verlobungstag die Entſcheidung bringen werde.

10.

Ich gehöre zwar nicht zu den täglichen Kirchenbeſuchern, die oft von ganz andern Zwecken als von der Andacht dahingeführt werden; allein es gibt Tage und Stunden, wo der Tempel Gottes von eitel Schauluſtigen nicht betreten wird.

In ſolcher Zeit wandle ich gerne durch die heiligen Hallen der Kirche zu Unſer Lieben Frau, und ein wortloſes, aber inniges Gebet ſteigt aus der Tieſe meines Herzens zu Gott empor. Wenn an dunklen Spätherbſtabenden an den hohen Eiſengittern der Seitenaltäre hin und wieder ein einzelnes Lichtlein ſchimmert, kaum die bleichen Schriftzüge an Bandſchleifen hängender Gebete, oder die oft unleſerlich geſchriebenen Bitten bedrängter Wittwen und Waiſen um ein andächtiges Vater Unſer oder Ave erbettend, und die hohen Schatten der aufgezogenen Altarlampen ſich um die ſchlanken Hüften der kühnen Säulen wie Rieſenmäntel winden, mag oft manches alte Mütterchen an den Stu ſen des Altares, wo es vor einem halben Jahrhunderte dem blühenden, nun längſt vorausgegangenen Geliebten angetraut wurde, mit gedankenlos ſummenden Lippen beten, oder manch' ein liebekrankes Mädchen mit heißen Sehnſuchtsthränen in den Augen, ihren Schutzheiligen anflehen, daß er den innig Geliebten über die heilige Schwelle des Traualtares bald in ihre Arme führen möge. Da fühlet das beſſere Herz eine räthſelhafte Schwermuth; die Brandung der Leidenſchaften verflächet ſich zum klaren ruhigen Spiegel, und das Herz wird von andächtigen Regungen geſchwellet.

Ueber dem ſüdlichen Thore der Frauenkirche erblickt man eine große Sonnenuhr mit der bibliſchen Mahnung in lateiniſcher Sprache: „*Wachet und betet, denn ihr wiſſet weder den Tag noch die Stunde!*“

Trittſt Du, freundlicher Leſer oder fromme Leſerinn, durch dieſes Thor, ſo überraſchet Dich am dritten Altare rechts das gemalte Bildniß des heiligen *Johannes von Nepomuk* in einem breiten, faſt runden Silberrahmen, auf dem eine Krone von fünf Sternen ruht.

Wie ein ſanft tröſtender Himmelsbote lächelt Dir das heilige Antlitz aus den ältlich-blonden Locken entgegen; eine unnennbare Milde dringet aus dieſen verklärten Augen in Dein Herz, und ladet es ein zu rückhaltloſem Vertrauen. In ſeinem rechten Arme ruhen Kreuz und Palme, andeutend, daß man durch Leiden zum Siege, durch Nacht zum Lichte wandeln müſſe.

An den Stufen dieſes Altares fandeſt Du am Eingange dieſer Erzählung das leidende Gretchen. Dem Altare gegenüber iſt ein kleines, gothiſches Thürmchen, das über eine Wendeltreppe zum Oratorium führet. Auf dieſer Treppe ſtand ich unbemerkt, ein harrender Zeuge des nächſten Augenblickes.

Der Prieſter ſaß im Beichtſtuhle. Nur Wenige traten hinzu in dieſer ungewöhnlichen Zeit. Gretchen war das letzte Beichtkind. Ich hörte ſie leiſe ſchluchzen. Der Geiſtliche ſprach den Segen der Losſprechung über ſie; andächtig trat ſie heraus; ein Blick in die Vertiefung zur rechten Seite, und ſie ſank mit einem dumpfen Schrei auf das Steinpflaſter hin.

11.

Das Unerwartete hatte mich ſo überraſcht, daß ich unfähig war, einen augenblicklichen Entſchluß zu faſſen. Es ſchwirrte mir ganz dunkel vor den Augen; mir war zu Muthe, als ſinke der Boden unter meinen Füßen. Mein erſter Gedanke war: Gift; — doch ſchnell glitt dieſer Einfall der Angſt vorüber, da ich Gretchens religiöſes Gemüth kannte. Eben gewahrte ich noch, wie der Prieſter dem Sakriſtan auftrug, ſie in die Sakriſtei zu geleiten; ein ſtattlicher Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, führte ſie am Arme.

Ein fataler Unfall war mir begegnet; das Pförtchen des Thürmchens mußte in's Schloß gefallen ſeyn; ich konnte nicht mehr hinaus. Laut rufen wollte ich nicht; es blieb mir alſo nichts übrig, als einen Vorübergehenden zu erwarten, der endlich den Küſter holte.

Zum Glücke kannte mich dieſer, ſonſt würde eine ſcharfe Prüfung meines unbefugten Verweilens an dieſem Orte erfolgt ſeyn.

Gretchen hatte ſich bald erholt, wie ich vernahm, und wurde von dem dunklen Mantel nach Hauſe geführt.

In den Gaſthof führte mich mein erſter Weg; ich wollte erfahren, wie die Sachen ſtehen; bisher wußte ich ja ſo viel als nichts. Gretchen, hieß es, ſey unwohl, und liege im Bette. Uebrigens habe der Wechsler Küche und Keller aufgeboten, das Feſt ſeiner Verlobung mit Gretchen am nächſten Tage in Großheſellohe glänzend zu feiern.

Wilhelm ſey von dem *** Geſandten zu einer Theegeſellſchaft eingeladen worden. Niemand im Hauſe wolle ihn geſehen haben. Unwillig über meine fehlgeſchlagenen Erwartungen beſchloß ich, in's Theater zu gehen, und die zwei Säulen der deutſchen Tragödie — Eßlair und Madame Fries — als Theſeus und Phädra zu bewundern.

Ganz begeiſtert von der herrlichen Darſtellung verließ ich in hoher Befriedigung das Schauſpielhaus. Im Gaſthofe war Alles wie zuvor. Gretchen hatte Fliederthee getrunken, und ſchlief ſanft. Der Alte rechnete wieder auf ſeinem Zimmer. So eben habe ihn Wilhelm verlaſſen, ſagte man mir;

in meiner Wohnung würde ich das Weitere vernehmen.

Mißmuthig, den Freund nirgend zu treffen, ging ich nach Hauſe. Auf einem Bogen Papier ſtanden, von Wilhelms Hand, die Worte: „Der Glaube macht ſelig, aber das Wiſſen noch ſeliger. Ich glaubte, daß Gretchen ein Engel ſey, doch ſeit geſtern weiß ich es; Johann von Nepomuk hat es mir geſagt. Du verſtehſt mich! — Morgen früh um 9 Uhr in Großheſellohe!“ —

Ich verſtand ihn, und kannte nun den Mann im dunkeln Mantel, der aus der rechten Seite des Beichtſtuhles getreten war.

12.

Um vier Uhr Morgens, wie gewöhnlich, ſchlürfte ich ſchon meinen ruſſiſchen Thee mit Rhum, eine köſtliche Havanna-Cigarre im Munde. Um 6 Uhr trat ich die kleine Fußreiſe nach Großheſellohe an, der freundlichen Mahnung Reichards eingedenk:

„Sucht ihr vollen Genuß,
Nehmt euer Ränzel, und wandelt zu Fuß!
Das Wirbeln der Lerche, der Finken Geſang,
Die duftenden Blumen die Straßen entlang,

Des Quelles Gemurmel im kühlen Moos,
Das trauliche Plätzchen in Waldes-Schooß,
Zephyr's ſchmeichelnder Kuß —
Alles verſchönert die Reiſen zu Fuß."

Ueber des Friedhofes ruhige Stätte, an der maleriſchen Rotunde der ſchmerzhaften Kapelle vorüber, durch das romantiſche Dörfchen Thalkirchen nach Maria-Einſiedel, hier rechts um die Mühle herum, ein ſtill fließendes Bächlein entlang, kam ich, immer die Iſar zur Linken, durch den lieblichen Buchengrund zum Brunnhauſe, wählte ich den einſamen Pfad; von dort führt ein ſanft anſchwellender Hügel zu dem uralten Beluſtigungsorte der Münchner, nach Großheſſleohe empor (Hasilowe, Hesinloch), welches ſchon um das Jahr 776 als eine mit einer Kirche begabte Villa, die aus kultivirten und unkultivirten Feldgründen beſtand, Wieſen, Wald und Fiſchwaſſer (die Iſar) hatte, bekannt war. Sein Name iſt zuſammengeſetzt von Hesus, dem Namen des Kriegsgottes der Kelten, und loch, ein Wald oder Hain, daher der Wald, nach des Geſchichtforſchers Pallhauſen Meinung, daſelbſt ehemals dieſem Kriegsgotte geweiht war.

13.

Mitten in den wohlthätigen Schatten dieſes freundlichen Luſtortes, das durch ſeinen gegenwärtigen edlen Beſitzer, den franzöſiſchen Generallieutenant Herrn Grafen Drouet, mit ſo manchem Reize, mit ſo mancher Bequemlichkeit bereichert wurde, ſtand eine Tafel mit zehn Gedecken, und hinter ihr — der Wechsler, im häuslichen Nankingleibchen, ein Saffiankäppchen auf dem Kopfe, vollauf beſchäftiget mit der Zurichtung der Verlobungstafel.

Große Terrinen mit Spargel, — ſein Lieblingsgericht, — bildeten einen förmlichen Wall um die verſchiedenen Sorten von zahmem und wildem Geflügel, das als ein blutiges Opfer ſeiner Verlobungswuth gefallen war. Die feinſten Weine, in Flaſchen mit kurzen und langen Hälſen, paradirten zwiſchen den Schüſſeln, der entpfropfenden Erlöſung entgegen blinkend.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief er mir zu, indem er ſich mit einem gelbſeidenen oſtindiſchen Taſchentuche den Tafeldeckerſchweiß von der Stirne trockneke, während er, gleichſam zur Vorübung, an einem Indianſchenkelchen nagte, — „ſitzt er ſchon?“

„Wer?“

„Nun ja, der ſaubere Herr Wilhelm.“

„Ob er ſitzt oder liegt, darüber kann ich Ihnen keinen Aufſchluß geben; aber da er ohnehin bald hier ſeyn wird, ſo können Sie ihn nach Bequemlichkeit ſelbſt fragen.“

„So hab' ich es nicht gemeint, ſondern ob er ſchon ſitzt, ob ihn das Gericht ſchon eingeſperrt hat, den Mörder!

„Herr, überlegen Sie Ihre Worte!“

„Hat ſich nichts zu überlegen! Heute früh übergab ich dem Gerichte einen Steckbrief, der ihn als Mörder verfolgt.“

„Das wäre!“

„Ja, ja, das ſag' ich Ihnen, und eher fällt der Himmel ein, als daß der ſogenannte Herr Wilhelm heute unſer Feſt ſtört!“

„„Geben Sie Acht, der Himmel fällt ein,““ rief eine Stimme, und eine Hand klopfte ihm leiſe auf die Schulter.

Wilhelm war's.

Die Indianskeule entfiel den Lippen des erſchreckten Wechslers, wie der Käſe dem Schnabel des Raben in der Fabel, als der Fuchs ſeinen herrlichen Geſang rühmte.

„Sie noch frei?" ſtammelte der Beſtürzte.

„„Freier als jemals, mein dicker Herr,"" erwiederte Wilhelm.

Ein Poſthorn ſchmetterte in luſtigen Tönen.

„„Sie kommen, ſie kommen!"" ſchrie Wilhelm freudig, und wir Beide ſprangen dem Wagen entgegen, und hoben den Alten, ſeine Frau, und Gretchen heraus.

14.

Der Wechsler ſtand da, wie Herkules am Scheidewege. Er ſchwankte zwiſchen den Reizen der Tafel und der Geliebten; doch Gewohnheit wird zur zweiten Natur, — die Tafel triumphirte. Durch Wilhelms ernſten Blick wurde der Wechsler ſo eingeſchüchtert, daß er keine Anzüglichkeit mehr wagte. Inzwiſchen kam noch ein Wagen mit vier Gäſten an, die der Wechsler eingeladen hatte. Man aß und trank. Gretchen und ihre Pflegeältern ſchienen betrübt. Mir war Alles ein Räthſel. Nach und nach wurde es auch in unſerer Umgebung luſtig. Der Wechsler leerte eine Flaſche nach der andern, und ward gegen Gretchen immer zudringlicher.

„Was gibt es denn Neues in der Stadt?“ fragte er mit einem höhniſchen Seitenblicke auf Wilhelm.

Dieſer antwortete ganz gelaſſen: „„Das Neueſte iſt, daß heute Abend das Gold=Gretchen von München Hochzeit hält in Augsburg mit einem engliſchen Rittmeiſter aus einer der vornehmſten Familien in Hannover.““

Der Wechsler lachte, daß er faſt erſtickt wäre.

„Das iſt eine Capitallüge,“ rief er.

Gretchen ſah Wilhelm mit dem Blicke tiefer Kränkung ob dieſes Scherzes an.

„„Was Lüge? Hier ſind 2000 Louisd'or in guten Wechſeln auf Frankfurt. Wetten Sie, wenn Sie Muth haben!““

Ich fiel aus den Wolken, als ich Wilhelm ſo ſprechen hörte.

Die Geſellſchaft ſchien verſteinert zu ſeyn, im Wahne, daß Wilhelm toll geworden.

Wilhelm zog ein himmelblaues, ſilbergeſticktes Souvenir, ein Andenken von Gretchen hervor, deſſen beide innere Deckelflächen ſich mit den Bildniſſen der zwei Apoſtel Peter und Paul, eine Art Muſivarbeit von farbiger Seide, mit kunſtreicher Arbeit geſchmückt hatte, und breitete die angebotene Wette in guten Wechſeln auf den Tiſch hin.

Der Wechsler entfärbte ſich, und nippte verlegen an einem vollen Champagnerglaſe.

„„Ihre Zuverſicht ſcheint nicht mehr al pari zu ſtehen,““ ſprach Wilhelm.

Dieß reizte den Geldſtolz des Schmeerbauches.

„Wohlan, — entgegnete er, — „ich ſetze Ihnen meine Forderung an den Herrn Gaſtwirth dagegen, wenn Sie es gut finden.“

Dieſe Schonungsloſigkeit erbitterte die ganze Geſellſchaft.

„„Es gilt!““ — rief Wilhelm, „„Sie alle ſind meine Zeugen.““

Und raſch den Oberrock abwerfend, ſtand der ſchöne junge Mann in der prächtigen Galla-Uniform eines engliſchen Rittmeiſters vor uns; drei Orden funkelten an der linken Bruſt. In demſelben Augenblicke fuhr von der Seite des Waſſerthurmes ein eleganter Reiſewagen die kleine Anhöhe herauf, von vier muthigen Engländern gezogen; zwei reich gekleidete Diener nahten ſich, meldend, daß Alles zur Abfahrt bereit ſey.

Wilhelm drückte ſein trautes Gretchen, das in Wonnethränen ſchwamm, an das liebende Herz. „Johann von Nepomuk,“ rief er, — hat Dich in meine Arme geführt; Dein Vertrauen auf ſeine Hülfe hat Dich nicht getäuſcht. Auf, nach Augsburg!“

Wilhelm und Gretchen, der Alte und ſeine Frau und ich ſtiegen in den Wagen, und als hätten wir Fauſt's Zaubermantel unter die Räder gebreitet, ſo flogen wir den Abhang hinunter, der altberühmten Stadt Augsburg zu, wo noch an demſelben Abende die Trauung in der St. Ulrichskirche vollzogen, und durch ein glänzendes Mahl von achtzig Gedecken in dem trefflichen Gaſthofe zu den drei Mohren, durch die Blüthe der Augsburger Damenwelt verſchönert, gefeiert wurde.

15.

Während der Fahrt gab uns Wilhelm die nöthigen Aufſchlüſſe.

Eines Duelles wegen, worin er den Oberſten ſeines Regimentes tödtlich verwundet hatte, mußte er fliehen, und hielt ſich bis zum Ausgange ſeines Prozeſſes in München auf. Dieſer wurde für ihn günſtig entſchieden. Der Oberſt genas von ſeiner Wunde. Wilhelm war nach Augsburg geeilt, wo ein großes Wechſelhaus ihm die Papiere der brittiſchen Regierung und ſeiner Familie aushändigte, wobei auch Empfehlungsbriefe des Lords L*** an den Geſandten waren. Mit dem Steckbriefe, den der Wechsler, ich weiß nicht wie, erhielt, und dem Gerichte vorlegte, hatte es allerdings ſeine Richtigkeit; gleich nach Wilhelms Flucht hatte ihn die Familie des Oberſten ausgewirkt, doch wurde er bald darauf durch höhern Einfluß wirkungslos erklärt.

So endete eines der ſeltſamſten Ereigniſſe meines Lebens, das lange Zeit das Tagsgeſpräch der

Münchener war, auf eine befriedigende, erfreuliche Weiſe *).

---

*) Auf der Inſel Wörth im Starenbergerſee erfuhr ich am 26 Juli 1824 von der liebenswürdigen Madame Cl**, königl. großbritanniſchen Hofſchauſpielerin in Hannover, daß Wilhelm als Major à la suite den Dienſt in der Linie verlaſſen, und ſein Erbſchloß in den ſchottiſchen Hochgebirgen bezogen habe, wo er mit ſeinem Gold-Gretchen als Gatte und Vater ein glückliches, zufriedenes Leben führe.

B.

Die
Dame mit dem Eberkopfe.

Die Dame mit dem Eberkopfe.

Nicht Küſſen, aber, wo möglich, — Lieben!
Göthe.

1.

Ein ganzes Volk für die Freiheit des Vaterlandes begeiſtert zu ſehen, iſt ein eben ſo großer als ſeltſamer Anblick.

Die Hauptſtadt eines ſiegtrunkenen Volkes, wo ſich die Gefühle der Geſammtheit zuſammendrängen, wie das Blut im Herzen, bietet dann immer Scenen, die der Verewigung durch irgend einen Meiſterpinſel würdig wären.

Es war am 12ten October 1805, am Namensfeſte unſeres unvergeßlichen, höchſtſeligen Königes Maximilian Joſeph, der zwanzig Jahre ſpäter die Feier dieſes Tages mit dem letzten Tage ſeines ſegenvollen Lebens bezahlte, als früh um halb acht Uhr der franzöſiſche Oberſtlieutenant Ameil mit 60 Reitern von der Armee des Marſchalls Bernadotte, der jetzt die Krone von Schweden auf ſeinem Haupte trägt, durch das Schwabingerthor ſprengte, und mit verhängtem Zügel den fliehenden Oeſtreichern über die Iſarbrücke nacheilte.

General Wrede, der gefeierte Held, traf bald darauf mit baieriſchen Dragonern auf dem Marktplatze ein; die übrigen Regimenter folgten.

Die Stadt war in freudigem Aufruhre. Alle Straßen waren mit Tauſenden aus allen Ständen bedeckt, die ſich im Hochgefühle der Befreiung vom feindlichen Joche herzlich umarmten.

General Wrede leerte das erſte ihm zur Labung überreichte Glas Wein auf das Wohl unſeres geliebten Churfürſten, und zur Feier ſeines Namensfeſtes.

Wie ein brauſender Donner rauſchte das Lebehoch des jubelnden Volkes zum Himmel empor.

Getränke und Speiſen aller Art wurden aus Privathäuſern und Gaſthöfen in Maſſen eiligſt herbeigeſchleppt, und unter die Soldaten vertheilt; ſelbſt die gefangenen Feinde wurden bewirthet. Ein ſolches allgemeines Volksgabelfrühſtück kann nur in Zeiten einer ſeltenen Aufregung Statt finden.

Kaum war der Leib der ermüdeten Krieger geſtärkt, als auch die Liebe ihr ewiges Recht behauptete.

Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern, Liebchen, Freunde, Bekannte, Hausgenoſſen u. dgl. drängten ſich durch die Reihen der Krieger, herzten und küßten die Angekommenen.

Viele hundert verliebte Köchinnen hingen am Halſe ihrer militäriſchen Lieblinge, während die Cameraden ihre vollen Marktkörbe bewachten.

Natürlicherweiſe wurden dieſe Mädchen auch gefragt, ob ſie inzwiſchen treu geblieben, was ſie denn auch mit den feierlichſten Eiden betheuerten. Solcher Liebesſchwüre gab es an jenem denkwürdigen Tage in einer Viertelſtunde mehr, als der ganze Marktplatz Steine zählt.

Manche wurde durch Briefe von guten Freunden, die zur Armee kamen, der Untreue beſchuldiget;

Thränen und Schwüre, und Verwünſchungen der Verläumder mußten helfen. Die Zeit zu nähern Unterſuchungen war zu kurz, das Wiederſehen ungewiß; was blieb ihnen alſo übrig, als Verſöhnung?

Dieß Alles geſchah in wenig Minuten, da ſie den fliehenden Feind verfolgen mußten. Von den Baiern blieben nur zwei Regimenter über Nacht in München, das Leibregiment und das Regiment Churprinz.

Daß dieſen wackern Kriegern, wenn ſie das Unglück hatten, *geliebt* zu werden, in dieſer Nacht ſchwerlich Ruhe vergönnt wurde, werden meine lieben Leſerinnen ſich wohl ſelbſt denken können.

2.

In der früheſten Morgenſtunde des nächſten Tages zogen dieſe braven Regimenter zu neuen Siegen aus; die weiblichen Freudenthränen vom vorigen Tage hatten ſich in bittere Thränen des Abſchiedes verwandelt. Aber auch Väter und Mütter fühlten ihre Herzen von ſchwerem Grame gepreßt; wie Manche ſahen recht wohl ein, daß der Krieg noch nicht am Ende ſey, und daß in Treffen und Schlachten noch Tauſende der beſten Sohne die Freiheit des Vaterlandes mit ihrem Tode würden erkaufen müſſen. Hier aber, wo es für die gute Sache galt, für den eigenen Herd, konnten ſie leichter ſich tröſten, als in ſpätern Kriegen, wo baieriſches Blut für fremde Zwecke in Strömen vergoſſen wurde.

Ganze Schaaren von Weibern und Mädchen kehrten nach ein Paar Stunden von der Begleitung der militäriſchen Lieblinge in die Stadt zurück. Es war ein halb rührender und halb komiſcher Anblick, wie ſie ſchluchzten und heulten, und durch den gemeinſamen Schmerz befreundet einander ihre Liebſchaften vom Anfange bis bis zum Schluſſe überaus redſelig mittheilten.

Wie Manche unter ihnen mag wohl noch am nämlichen Abende einen franzöſiſchen Tröſter gefunden haben!

General Mack, der berüchtigte öſtreichiſche Feſtungskommandant in Ulm, ſagte in einem Generalbefehle: „Wir haben, wenn es uns etwa an Lebensmitteln fehlen ſollte, mehr als 3000 Pferde, um uns zu nähren. Ich ſelbſt will der erſte ſeyn, Pferdefleiſch zu eſſen, und ich hoffe, daß jedermann gerne mit mir gemeinſame Sache machen werde," — und zwei Tage darauf übergab er die Feſtung den Franzoſen.

Marſchall Bernadotte verkündete dieſen wohlfeilen Sieg feierlich einem 10000 Mann ſtarken franzöſiſchen Armeecorps, über welches er auf dem Max-Joſeph-Platze eine glänzende Heerſchau hielt.

Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer Napoleon werde in wenigen Tagen ſelbſt nach München kommen.

Endlich ſollte die Stunde ſchlagen, wo der Befreier Baierns in der Hauptſtadt dieſes Reiches feierlich empfangen würde; der erſte Feldherr in der Geſchichte von Jahrtauſenden, deſſen romantiſche, ja beinahe fabelhafte Siege in Egypten und Italien in Millionen Bildern die Wände in den Palläſten und Hütten aller civiliſirten Welttheile ſchmückten.

3.

Der 24ſte Oktober brach an, der Tag ſeiner Ankunft. Ganz München war in Bewegung; Niemand wollte bei ſeiner Arbeit bleiben. Die öffentlichen Büreaus ſtanden leer, oder waren mit Einzelnen abwechslungsweiſe beſetzt, um allenfallſige Anfragen zu beantworten. Zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, ſtrömte eine unermeßliche Volksmenge auf die Straße nach Dachau hinaus, und lagerte ſich zum Theile auf den weithinreichenden Feldern zu beiden Seiten. Tauſende zogen es vor, die Anſtalten zu einer prachtvollen Beleuchtung in der Stadt zu beſchauen, und ſchon den Tag hindurch die ſehenswürdigſten Punkte zu bezeichnen, um des Nachts nicht vergebliche Gänge durch eine faſt undurchdringliche Volksmaſſe zu machen.

Die kaiſerlichen Garden paradirten in Doppelreihen auf den Straßen vom Karlsthore bis zur Reſidenz, in der Neuhauſer- und Kaufingergaſſe, auf dem Marktplatze, und in der Dieners- und Reſidenz-Schwabingergaſſe, Krieger von auserleſener

Schönheit, Officiere wie Halbgötter des griechiſchen Fabelhimmels. Dieſe Herren haben nicht blos in Baiern, ſondern wohl in allen deutſchen Staaten um die Veredlung der Menſchenrace ſich bleibende Verdienſte erworben. Ihre Nachkömmlinge aus jenen flüchtigen Tagen franzöſiſcher Liebe, Jünglinge und Mädchen von 22 bis 23 Jahren, unterſcheiden ſich unverkennbar von den Sprößlingen des Urſtammes, durch feinere Züge, durch den ausſchließlich den Franzoſen eigenthümlichen Teint, und durch lebhafte Manieren.

Ein ſchwarzes Sündenbuch der *ſanften Dulderinnen* jener Zeit liegt vor mir aufgeſchlagen, ein wichtiges Aktenſtück des Sittengerichtes, ein treuer Spiegel weiblicher Verworfenheit, die das Meiſterſtück der Schöpfung, ja die geheimnißvolle Schöpfungsſtätte ſelbſt, den weiblichen Leib, den rohen Lüſten wie eine Waare vermiethet, verächtliche Geſchöpfe, die man mit Recht *Fiaker der Wolluſt* nennen könnte.

Sie trugen Alle beſondere Namen, die ihnen der verhöhnende Spott zulegte: „Die Schmerzenskönigin, die türkiſche Sultanin, der Adjutant, die Nachtwandlerin, die Bewegung, das alte Teſtament, die Fahne der vierzehnten Brigade, die Schmachtende, die goldene Gans, die Doppelcarolin, die Steife, die franzöſiſche Kloſterfrau, der Kehrbeſen, die Extraſpeiſe, u. ſ. w.

Der Anſtand verbietet mir, aus dieſer Chronique scandaleuse noch ganz andere Bezeichnungen auszuheben, grelle Proben von der Erfindungskraft des Kaſernengeiſtes.

Möge doch jede Frau, jedes Mädchen ſich vor dem erſten Fehltritte hüten, der ein Ring an der unendlichen Kette des Laſters iſt, die zuletzt ſelbſt noch den Sarg umſchlingt! Schnöden, ſegenlos vergänglichen Gewinn erkaufen ſie mit Ehre, Geſundheit und frühem Tode, und die Verachtung errichtet ihnen in dem Andenken der Hinterlaſſenen eine ewige Schandſäule. —

4.

Bevor es noch an dieſem Spätherbſtabende zu dunkeln begann, wurden die zahlloſen Lampen angezündet; bald glich die ganze Stadt einem Flammentempel.

Von fünf zu fünf Minuten ſprengte ein Gallopin durch das Thor, und brachte die ſtationsweiſe mitgetheilte Meldung von dem Nahen des Kaiſers.

In der churfürſtlichen Reſidenz war alles in der lebendigſten Bewegung. Alle oberſten Hof- und Staatswürdeträger, und die ganze Generalität ſtand in reicher Galla bereit, den Helden des Tages feierlich zu empfangen.

Plötzlich fiel ein Kanonenſchuß, das Zeichen der Ankunft des Kaiſers, und alle Glocken der Stadt begannen zu tönen.

Ein allgemeiner donnernder Schrei des Entzückens: „der Kaiſer kommt!“ wogte durch die zahlloſen Schaaren, und kaum vermochten die Grenadiere, obgleich ſie wie Granitſäulen ſtanden, die ungeſtümme Maſſe in Schranken zu halten.

Ein pauſenloſes, ungeheures Jubelgeſchrei ließ ſich wie ein ferner Donner vernehmen, und wälzte ſich gleichſam auf den Rädern des kaiſerlichen Reiſewagens heran.

Um ſieben Uhr Abends kam Napoleon von Augsburg her in München an.

Im Geleite ſeiner prächtigen Leibgarde fuhr er in einem ſechsſpännigen Reiſewagen; in ſeinem Gefolge befanden ſich der Reichsmarſchall Bernadotte und noch einige Marſchälle. Die Bürgercavallerie war ihm entgegen geritten.

Auf jeder Seite des Hauptthores der Reſidenz ſteht auf einem hohen Stein-Piedeſtale ein eherner Löwe mit den Wappen Bayerns.

Es gelang mir, zu dem Löwen linker Hand mich empor zu ſchwingen, wo der Wagen im Halbbogen fahrend einlenken mußte.

Unſtreitig war dieß der beſte Standpunkt, den Kaiſer ſo nahe und ſo lange als möglich zu ſehen.

Als endlich der Wagen die Straße erreichte, die ich mit meinen Blicken meſſen konnte, preßte ein unnennbares Gefühl mein Herz zuſammen.

In wenig Minuten alſo, ſollte ich den weltberühmten Kaiſer ſehen! Der enge Raum eines Wagens umſchloß jetzt den Helden, dem die Welt zu enge war!

Der Parademarſch der Trommeln, die Siegestöne der Muſikchöre auf allen Straßen, das gleichtaktige Klirren der präſentirten Gewehre, das unbeſchreibliche Jubelgeſchrei des Volkes und der Garden, ſowie aus den geöffneten Fenſtern und von den Dächern herab, der vom Schimmer der reichen Beleuchtung umfloſſene Prachtzug, die in Gold und Silber ſtrahlenden Mamelucken, dieß Alles betäubte die Sinne bis zur Berauſchung.

Jetzt — jetzt trafen ihn meine Augen! Er verneigte ſich zu beiden Seiten mit der ganzen Huld jener ihm eigenen unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, alle Herzen gewann.

Doch war dieß nicht das Lächeln eines Menſchen, ſondern der antiken Büſte eines altrömiſchen Triumphators! Alle Theile ſeines Antlitzes, einzeln betrachtet, trugen auch andere Menſchen, aber in dieſer Zuſammenſetzung waren ſie wohl nirgend zu treffen.

Kaum hatte der Wagen den Kaiſer meinen Augen entrückt, als ein Officier der Mameluckeu ein unheimliches Erſtaunen in mir erregte.

Sein Antlitz von europäiſcher Form war leichenblaß; in den großen ſchwarzen Augen ſpiegelte ſich kein Strahl der vielen tauſend Lampen, welche den ganzen Zug beleuchteten, und die Nacht in Tag verwandelten.

Während die andern Mamelucken ihre glutſprühenden arabiſchen Roſſe gewandt, doch nicht ohne Mühe bändigten, legte er nur die rechte Hand auf den Nacken des ſeinigen, ohne es zu ſtreicheln, und augenblicklich kehrte es von der kühnſten Bewegung, ſichtbar zuſammenſchauernd, zur Ruhe eines Ackerpferdes zurück.

Als der Wagen des Kaiſers in den Thorweg einlenkte, hielt dieſer Officier, ob des großen Gedränges, wenige Schritte vor dem Standbilde des Löwen, auf dem ich mich befand, einen Augenblick ſtill, und ſah zu mir empor. Ich raffte meinen ganzen Muth zuſammen, dieſe Bewegung ertragen zu können.

Es gibt eine Art von Schlangen, in deren offenen Rachen die Vögel von den Zweigen der Bäume ſtürzen, durch das Anſtarren jener gräulichen Thiere an allen Gliedern gelähmet.

Dieſelbe Empfindung durchbebte mich. Der Zug verlor ſich in den weiten Höfen der Reſidenz; das Volk ſtrömte fort durch die Straßen der Stadt, die Beleuchtung zu ſchauen, und ich ſtieg herab von meiner Höhe, um im italieniſchen Kaffeehauſe im nahen Hofgarten einige Erfriſchungen zu mir zu nehmen.

5.

Officiere von allen Graden ſpielten dort an der grünen Tafel mit Würfeln oder Karten. Gold wurde nicht geſpart; wußte ja Keiner, wie lang er es noch beſitzen werde.

Ich traf den Kapitain Carrère, der im Hauſe meines Vaters einquartirt war, vom Spielglücke überaus begünſtiget. Er gewann an dieſem Abend gegen fünf und zwanzigtauſend Franken.

Seine Geliebte, eine ſehr ſchöne junge Polin, Namens Ramorśky, ſtand in der Uniform eines polniſchen Lanzenreiters hinter ihm, unter ihrem linken Arme den Tſchako, in welchen er mit beiden Händen das gewonnene Gold ſchüttete. Sie war nicht groß, ſchlank, aber kräftig gebaut; ihr Brutusköpſchen umſchattete eine dichte kaſtanienbraune, ſeidenweiche Lockenlaube, und unter der feingebogenen Naſe lud das Incarnat der zarteſten Lippen zu beſeligenden Küſſen ein. Der Schnitt ihrer großen Augen war von ſeltener Schönheit, ihr Blick ein wunderbar wechſelndes Gemiſch von Zartheit und kriegeriſchem Troze. Die freigebige Natur erſezte bei ihr die künſtliche Wölbung durch Watte, womit die Offiziere der breiten Männerbruſt eine gefällige Form zu geben wiſſen.

Sie diente als Volontär bei der franzöſiſchen Armee, und hatte ſich bei Lodi den Orden der Ehrenlegion rühmlich erfochten; denn alle Waffen verſtand ſie zu führen, wie der beſte Soldat, und im Reiten glichen ihr Wenige, da bekanntlich die Franzoſen hierin keine großen Meiſter ſind.

Ich nahm neben ihr Plaz.

„Wie kommt es,“ begann ich, „daß Sie dem Einzuge Ihres großen Kaiſers nicht beiwohnten?“

„Für uns," erwiederte ſie, „iſt das Schlachtfeld der Ort, wo wir ihn am liebſten ſehen. Dort nimmt er ſich auch am beſten aus."

„Dieſe Sprache aus dem Munde einer reizenden Dame macht mich in Bezug auf die Antwort verlegen."

„Amazone," — wollen Sie ſagen, „dem Kreiſe der Damen habe ich für immer entſagt, und bedaure nur, daß die unläugbare Wirklichkeit mich noch an dieß Geſchlecht bindet."

„Wenn's zu ändern wäre, würde wohl Sarrere ſich am meiſten zu beklagen haben!"

„Wie ſo?"

„Die Geliebte —

„Ah, Sie meinen, er verlöre mich dann! Der Verluſt läge mehr in der Form, als in der Weſenheit. Ich würde ſein Freund werden!"

„Freundſchaft erſetzt die Liebe nicht!

„Die Wonne der Liebe iſt aber durch ihre Qualen oft zu theuer erkauft!"

„Sie ſcheinen doch in Ihrer Liebe recht glücklich zu ſeyn!"

„Ich bin's auch, weil ich kleine Fehltritte überſehe. Wenn mich nur keine von dem erſten Platze in ſeinem Herzen verdrängt!“

„Das iſt ſehr liberal! Denken Sie für ihre Perſon auch ſo?“

„Das verſteht ſich, Rechte und Pflichten zwiſchen Liebenden ſind wechſelſeitig. Was er thut, darf auch ich thun!“

„In dieſem Falle kann ich es nur beklagen, daß ich nicht liebenswürdig bin, um Ihnen zu gefallen, die Hoffnung würde mich ſonſt nicht täuſchen!“ Sie ſchwieg, und ſah mich mit halb abgewandtem Köpfchen ſchalkhaft lächelnd an. Schon wütheten die Flammen in meinem Innern.

„Darf ich hoffen?“ flüſterte ich leiſe.

„Wie alle Menſchen,“ erwiederte ſie ſchelmiſch, „was wäre der Menſch ohne Hoffnung?“

„Polniſche Amazone, zweites Mädchen von Frankreich, Du machſt mich raſend!“

„Still! wer wird denn ſo ſchreien!“

„O ſprich nur ein Wort des Troſtes, laß mich nicht verzweifeln!“

„Ja" liſpelte ſie, „folgen Sie mir, wenn ich nach Hauſe gehe."

Wortlos vor Entzücken ſtürzte ich ein Glas glühenden Champagnerpunſch hinab.

6.

„So ſind die Männer alle," werden diejenigen unter meinen lieben Leſerinnen ſagen, die ſich auf eigene Erfahrung berufen können, und ich muß ihnen vollkommen Recht geben. Man iſt gewohnt, das weibliche Geſchlecht das ſchwache zu nennen, und das männliche Geſchlecht das ſtarke; allein in der Wirklichkeit iſt es gerade umgekehrt.

Jedem weiblichen Weſen, das nicht zu den Käuflichen, Verworfenen gehört, ſcheint das Entgegenkommen widrig, unnatürlich, durch eine Menge von Rückſichten unterſagt, eben dieſe Rückſichten ſind den Damen eine Stütze der angeborenen Schwäche, und machen ſie ſtark, während wir Männer mit einer angeblichen Stärke prahlen, die vor einem einzigen Blicke ſchöner Augen zuſammenſchmilzt. Da die Leidenſchaft der Liebe ſelbſt nur eine Art von Rauſch iſt, in Folge erhöhter Nerventhätigkeit, ſo iſt es kein Wunder, wenn verliebte Männer, gleich den vom Weine Betrunkenen ſich ſtark fühlen, und es nicht ſind.

Die Herzen der Damen ſind übrigens von Natur zum Verzeihen geneigt, wenn nur die Schwäche der Männer ſich bloß auf den Wankelmuth der Geſinnungen beſchränkt. —

Wir Männer haben alſo das Recht, die erſten Schritte zu thun, und zugleich die Pflicht, denn wie wäre ſonſt an ein Zuſammenkommen zu denken, wenn das Entgegenkommen nicht voranginge?

Dieſes ſüße Amt vollziehen wir Männer gerne, als Großwürdeträger der Schöpfung, und daher kommt es, daß, mit Wieland zu ſprechen, noch jeder Topf ſeinen Deckel gefunden hat.

Die Männer im Allgemeinen glaube ich ſomit hinlänglich gerechtfertiget zu haben. Was ſoll ich aber zu meiner perſönlichen Vertheidigung ſagen, da ich als Präſident des Sittengerichtes doch eine Ausnahme von der Regel machen ſollte?

Erinnern Sie ſich, meine ſchönen Damen, daß ich gerade auf dieſem wichtigen Poſten die umfaſſendſte Menſchenkenntniß nöthig hatte, und ſo wie derjenige nie ein braver Soldat wird, der nicht ins Feuer kommt, ſo lernt auch Keiner ſchwimmen, der nicht in's Waſſer geht.

Ueberdieß waren ja die fremden Damen mein zugewieſenes Fach, ich mußte ſohin ſchon von Amtswegen die möglichſte Annäherung ſuchen, wollte ich mein übertragenes oder vorbehaltenes Geſchäft mit ſchuldigem Dienſteifer beſorgen.

Brechen Sie auch nicht vorſchnell über Ramorcky den Stab, etwa weil ſie nicht lange genug die Spröde ſpielte; ihr Lebensberuf war ein getheilter: ſie war Weib und Soldat. Alle Rückſichten anderer Damen, Rückſichten, welche ſich in eine ferne Zukunft verzweigen, fielen bei ihr weg. Der Soldat hat im Kriege eigentlich gar keine Zukunft; beſonders war dieß in den endloſen Kriegen Napoleons der Fall. Sie war alſo, wie alle ihre

Kameraden auf die Gegenwart angewieſen, mit der ſie natürlich wuchern mußte, um die köſtlichſten Augenblicke des Lebens nicht auf immer zu verlieren. Wer bürgte für ihr Leben in der nächſten Schlacht?

Ramorsky muß alſo zunächſt als **Soldat** beurtheilt werden, und in dieſem Falle werden Sie, meine ſchönen Damen ihrem Benehmen alle Gerechtigkeit um ſo unbefangener wiederfahren laſſen, als Sie ſelbſt davon keinen genügenden Vortheil hätten ziehen können. —

Wunderſame Gefühle beſtürmten an jenem Abende mein Herz; das bevorſtehende Abentheuer regte mich in einem nie geahneten Grade auf. In der That war das Verhältniß auch ſo einzig in ſeiner Art, daß ich mit vollem Grunde erwarten konnte, es werde ſich in meinem ganzen Leben nie mehr wiederholen.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, bemerkte ich nicht, daß plötzlich die Spiele an allen Tiſchen aufhörten, und eine Grabesſtille eintrat.

7.

Dieſer ſchnelle Uebergang von lautem Tumulte zu lautloſer Stille riß mich aus meinen Träumereien; ich meinte anfangs, ich ſey eingeſchlafen.

Eben wollte ich Ramorsky fragen, woher dieſe plötzliche Ruhe komme, als ich aufblickend den furchtbaren Anführer der Mamelucken durch das Zimmer ſchreiten ſah.

Das war kein Fußtritt eines Mannes, der im Gefühle ſeiner Kraft dahin wandelt, ſondern ein Schweben, ſo ruhig, ſo geräuſchlos, daß es ſchien, als gehe der Geiſt von Hamlets Vater durch die Verſammlung.

Mit leichtem Neigen des Hauptes zu beiden Seiten begab er ſich an ein unbeſetztes Ecktiſchchen; der Kellner folgte, er flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, da brachte jener kopfſchüttelnd eine Flaſche, und ſtellte ſie vor den ſonderbaren Gaſt hin.

Dieſer zog einen hohen aber ſehr ſchmalen ſilbernen Becher aus dem reichgeſtickten Faltengewande, goß ihn voll, wendete ſich rechts gegen die Mauer und augenblicklich loderte eine Flamme im Becher, den er nur leicht an die Lippen ſetzte, und auf einen Zug leerte.

Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Hierauf lehnte er ſich im Stuhle bequem zurück, verſchränkte die Arme, und ſchien in einen tiefen Schlaf zu ſinken, doch ohne die Augen zu ſchließen, ohne durch einen Athemzug zu verkünden, daß er noch lebe.

Viele Offiziere entfernten ſich, auch Sarrere „Ich kann dieſen entſetzlichen Menſchen nicht in meiner Nähe wiſſen,“ ſagte er leiſe zu uns, „gute Nacht, Ramorsky; ich gehe mit den übrigen in den Gaſthof zum goldenen Hirſche, wo wir bis morgen früh unſer Spiel fortſetzen. Erwarte mich zum Frühſtücke.„ Herzlich drückte er uns Beiden die Hände und ging.

„Sage mir doch, liebenswürdige Ramorsky, begann ich, — „wenn deine Huld mich zu dieſer vertraulichen Sprache berechtiget, wer dieſer unheimliche Mann iſt, und warum ſein Erſcheinen alle Spiele unterbrach? Ich ſah ihn heute am Wagen des Kaiſers, und ein ſonderbares Grauen rieſelte bei ſeinem Anblicke durch meine Gebeine.“

„Dieſelbe Empfindung hat noch Jeden ergriffen,“ erwiederte Ramorsky, der dieſen Mann zum erſtenmale ſah. „Es geht über ihn eine ſeltſame Sage welche von der ganzen Armee als eine ausgemachte Wahrheit angenommen wird. Selbſt der Kaiſer kennt ſie, hält aber zu viel auf ihn, um ihr Gehör zu ſchenken.“

„O erzähle mir doch, was du von ihm weißt!“

Ramorsky begann:

„Zur Zeit der Schreckensregierung in Paris, eine hölliſche Frucht der Revolution, deren verderbenſprühenden Krater Napoleon auf ewig ſchloß, lebte auf einem reizenden Landgute im ſüdlichen Frankreich der Marquis von Crepard, ein Mann von unermeßlichen Schätzen, und Vater einer einzigen Tochter, deren Schönheit alle Vorſtellung übertraf.

Der Ruf ihrer Schönheit und ihres Reichthums drang bis nach Paris, und ein Neffe des Robespierre bekam Luſt, der Eidam des Marquis zu werden.

Mit Empfehlungsbriefen des furchtbaren Onkels verſehen, nahm der junge Derton, ſo hieß der Neffe, ſeinen Weg nach dem Landgute.

Er war einer der verworfenſten Wüſtlinge von Paris, ein Blutmenſch, ſeines Onkels würdig, und trug auf ſeinem Antlitze die ganze Hülle ſeines Gemüthes.

Die Empfehlungsbriefe waren nur eine Verhüllung der Klauen, womit er ſeine Opfer zu zerreißen gedachte; denn ihm wurde auch eine Vollmacht ausgeſtellt, die Mordgeſellen der Jakobiner aus einer der nächſten Städte an ſich zu ziehen, den Marquis und alle Bewohner des Schloßes als Royaliſten zu ermorden, und dieſes den Flammen zu übergeben.

Julie, die Tochter des Marquis, liebte Anton, den Sohn eines dürftigen Weinbergbeſitzers in der Nähe des Schloßes. Natürlich durfte der ahnenſtolze Vater von einer ſolchen Verirrung ſeiner Tochter nichts erfahren, die er dem Sohne eines alten Jugendfreundes zur Gattin beſtimmt hatte.

Ihr Verhältniß mit Anton mußte alſo jedem

Dritten verborgen bleiben. Da nun wahre Liebe bekanntlich nichts ſcheuet, und keine Furcht kennet, ſo hielten die Liebenden ihre Zuſammenkünfte um Mitternacht in einem Seitengewölbe der Ahnengruft. Stroh, Weinlaub und einige Polſter, ein kleiner Vorrath guten Weins und feinen Zwiebackes, eine Oellampe und dergleichen nöthige Bedürfniſſe waren von den beiden Liebenden an dieſe verborgene Stätte ihrer bisher unſchuldigen Liebe gebracht worden.

In jeder Nacht kam Anton, nicht ohne Lebensgefahr, dahin, wo Julie ihn bereits erwartete, die durch eine geheime Tapetenthüre ihres Schlafgemachs unbemerkt in den Schooß der Erde hinabſtieg.

Eines Tages eröffnete ihr der Vater, daß ſie ſich bereit halten ſolle, eine kleine Reiſe mit ihm anzutreten; er habe bereits für ihr künftiges Glück geſorgt, ſie ſolle nämlich die Gattin eines eben ſo reichen als ſchönen jungen Mannes aus einem altadelichen Hauſe werden.

Der nächſte Sonntag wurde zur Abreiſe beſtimmt

Obwohl Julie längſt ſchon auf einen ſolchen Antrag gefaßt war, ſo erſchrack ſie doch ſo ſehr, daß ſie leichenblaß wurde. Eben wollte der Vater, wie es ſein ſtrenger Blick ihr verrieth, nach der Urſache dieſes auffallenden Benehmens fragen, als das kluge Mädchen ihm zuvorkam, und weinend ſprach:

„Wie ſchmerzlich hat mich Dein Antrag überraſcht, lieber Vater! Wie werde ich es ertragen, fern von Dir und Deiner väterlichen Liebe zu leben!

Zugleich ſchlang ſie die ſchönen Arme um ſeinen Nacken und lehnte ihr Köpfchen an ſeinen Buſen.

Mehr für ſeinen Plan beruhiget als von dieſem Zeichen kindlicher Liebe erfreut, tröſtete ſie der Marquis mit der Ausſicht auf ihr großes künftiges Glück. Allein in dieſem Augenblicke war ihr Geiſt ſchon mit dem Vorhaben der eiligſten Flucht beſchäftiget, und noch in dieſer Nacht wurde Anton damit bekannt gemacht, dem ſie unter tauſend zärtlichen Küſſen den Schwur ewiger Liebe und Treue wiederholte.

Am andern Morgen fuhr Derton in einem prächtigen ſechsſpännigen Reiſewagen in den Schloßhof, und wurde von dem Marquis mit franzöſiſcher Artigkeit empfangen.

Bei der Mittagstafel eröffnete Derton dem Marquis ſein Anliegen, und übergab ihm zugleich die Empfehlungsbriefe Robespierre's.

Er war wie vom Blitze getroffen; doch da er wohl wußte, wie ſchnell die geringſte Weigerung dieſe Empfehlungsbriefe in ein Todesurtheil verwandeln würde, ſo faßte er ſich ſchnell, und ſagte: daß, obwohl ſeine Tochter bereits verlobt ſey, ſeine unbedingte Ergebenheit für den großen Chef der Regierung dennoch einen Widerruf dieſer Verlobung entſchuldigen werde, der ſo ganz mit den Gefühlen der ausgezeichneten Hochſchätzung für ſeinen werthen Gaſt übereinſtimme, wovon er ſich ſeit wenigen Stunden ſchon beſeelet fühle; er zweifle übrigens nicht, daß auch ſeine gute Tochter dieſe Geſinnungen mit ihm theile.

Julie war klug genug, in demſelben Geiſte zu ſprechen, obwohl ſie dieſes Benehmen ihres Vaters ſich noch nicht erklären konnte. So viel aber wurde ihr klar, daß es nun die höchſte Zeit ſey, mit Anton zu fliehen.

Als nun der Marquis nach der Tafel dem Gaſte das ganze Schloß, die Oekonomiegebäude und den ſchönen Park zeigte, blieb Julie unter dem Vorwande von Kopfſchmerzen zurück, ſchlich in das Kabinet ihres Vaters, und nahm aus einem Wandſchranke, den eine verborgene, höchſt ſinnreich angebrachte Feder aufſchloß, nicht blos den Brautſchmuck ihrer ſeligen Mutter, von einer halben Million im Werthe, ſondern auch koſtbare Brillantringe und Halsgeſchmeide, die ihr Vater ſeit vielen Jahren angekauft hatte, und ſo viel Goldſtücke als ſie nur immer ſchleppen konnte. Ehe eine halbe Stunde verging, war dieſer Schatz, ſo wie ein Vorrath der nöthigſten Reiſekleider in das bekannte unterirdiſche Gewölbe gebracht. Schnell kehrte ſie zurück, und legte ſich mit verbundenem Haupte auf ihr Bett.

Nach der Rückkehr vom Spaziergange beſuchte der Marquis, von Derton begleitet, die kranke Tochter. Julie äußerte, daß ſie ſich bereits wieder ziemlich wohl fühle, und daß ſie hoffe, bis am andern Morgen ſich beſſer als jemals zu befinden.

Sie ſchlug die Augen nieder, aus banger Sorge, Dertons geübter Jakobinerblick möchte in denſelben ihre nahe Flucht leſen.

Ihre Schönheit und Freundlichkeit hatten ihn ganz verblendet, daß er ſich ſchon in den Vorahnungen ſeines geträumten Glückes behaglich wiegte.

Ganz anders dachte der Marquis. So wie die Verhältniſſe ſtanden, durfte Derton das Schloß nicht lebendig verlaſſen. Allein dieſer hatte einen Kammerdiener und einen Kutſcher bei ſich, die natürlich das Schickſal ihres Herrn theilen mußten, um der Möglichkeit eines Verraths vorzubeugen.

Der Marquis ſchloß ſich alſo vor dem Nachtiſche mit einem alten treuen Diener, Namens Franz, einem ergrauten Böſewichte, unter dem Vorwande ein, zur feierlichen Verlobung, die noch an demſelben Abend Statt finden ſollte, die nöthigen Anordnungen zu verabreden.

Der Marquis und Julie erſchienen bei

dem Nachttiſche feſtlich gekleidet, und mit Entzücken willigte Derton in die Verlobung in der Schloßkirche.

„Die Eile," nahm der Marquis das Wort, „womit ich die mir ſo angenehme Verbindung zu beſchleunigen ſuche, macht es unmöglich, eine Auswahl der Zeugen bei dieſer feierlichen Handlung treffen zu können. Da übrigens die erhabene Idee von Freiheit und Gleichheit aller Stände ſo engherzige Rückſichten verſchmähet, ſo wird mein werther Gaſt, und bis morgen, ſo Gott will, mein geliebter Eidam, ſeinen Kammerdiener und Kutſcher gerne zu dieſem Zwecke verwendet ſehen."

Mit Freuden willigte Derton in dieſen Vorſchlag, ſowohl wegen der republikaniſchen Grundſätze, zu denen er ſich bekannte, als auch, weil es ihm angenehm war, ſeine eigene Diener um ſich zu haben.

Sie wurden gerufen.

Der alte Franz füllte die Gläſer, um auf das Wohl des jungen Brautpaares zu trinken.

Derton und ſeine Diener hatten zum leztenmal in ihrem Leben getrunken. Ein ſtarker Schlaftrunk ſicherte den Marquis und ſeinen Mordgehülfen gegen jeden Widerſtand bei der ſchwarzen That, die nun verübt werden ſollte.

Gleich nach dem verhängnißvollen Trunke befahl der Marquis ſeiner Tochter, auf ihr Zimmer zu gehen, unter dem Vorwande, ſie ſey noch nicht feſtlich genug gekleidet. Franz aber, von ſeinem Herrn ſchon früher hiezu beauftragt, folgte ihr ohne Aufſehen, um ihr im Namen des Vaters zu ſagen: ſie ſolle ſich wie gewöhnlich zur Ruhe begeben; die Verlobung würde wegen beſonderer Umſtände erſt am andern Morgen vor ſich gehen.

Wie froh war Julie, als ſie dieß hörte; denn nun konnte ſie gewiß ſeyn, daß ihren mitternächtlichen Gang nichts ſtören, und ihre Flucht mit Anton gelingen werde. Um Mitternacht ſchlich ſie an den Ort ihrer gewöhnlichen Zuſammenkünfte; in die Seitentaſchen eines Reitermantels, den ſie umwarf, ſteckten vier geladene Piſtolen, die ſie aus der Gewehrkammer ihres Vaters genommen hatte, und unterm Arme trug ſie zwei Säbel.

Anton erwartete ſie ſchon, und meldete, es ſey ihm glücklich gelungen, die zwei beſten Renner des Marquis, deren Hufe er mit Stroh umwickelt habe, um jedes Geräuſch zu verhüten, aus dem Stalle zu bringen, und durch ein Hinterpförtchen mitten durch Juliens Tulpenflur und durch das nahe Parkgitter in den eigentlichen Wald zu bringen, wo ſie nun angebunden ſeyen.

Da keine Zeit zu verlieren war, ſo überlegten ſie, welchen Weg ſie einſchlagen wollten.

Julie beſtand darauf, vorerſt in das Hauptquartier der Royaliſten in der Vendé zu fliehen, und von da mit guten Päſſen ſich nach dem nächſten Hafen zur Einſchiffung nach England zu begeben.

„Woher nehmen wir die Geldmittel,“ entgegnete Anton, — „die Koſten einer ſo weiten Reiſe beſtreiten zu können? Fliehen wir zu meiner Tante, die drei Tagereiſen von hier, mitten im Gebirge, uns vor jeder Entdeckung ſchützen kann. Mit meiner Hände Arbeit will ich dich nähren.“

„Ich danke dir, guter Anton, für dieſe Geſinnungen deiner Liebe, erwiederte Julie, doch für unſre Zukunft iſt bereits geſorgt. Sieh hier!"

Und nun zeigte ſie ihm ihr Gold, den reichen Schmuck, und erklärte ihm den Werth dieſer Schätze.

Doch anſtatt ſich darüber zu freuen, brach Anton in die bitterſten Thränen aus. „Weh mir„ jammerte er, jetzt biſt du verloren für mich! Die arme Julie hätte ihre hohe Geburt zu vergeſſen geſucht, um mit mir ein beſcheidenes Loos zu theilen; die reiche Julie wird nun im Lager der Royaliſten bald auch die Anſichten derſelben von dem Unterſchiede der Stände annehmen, und irgend einem jungen vornehmen Manne ihre Hand und ihre Liebe ſchenken; ja wollteſt du mir auch treu bleiben, und mich durch die prieſterliche Einſegnung glücklich machen, ſo würden dieß doch die Royaliſten nicht zugeben.

Sie werden mich mit Gewalt von dir trennen, unter die Soldaten ſtecken; vielleicht gar unter irgend einem Vorwande erſchießen! O meine Julie, deine Schätze ſind mein Verderben! Julie küßte dieſe rührenden Thränen der innigſten Liebe aus ſeinen Augen, von ſeinen Wangen.

„Wie kannſt du an meiner Liebe zweifeln, Kleinmüthiger! ſprach ſie, wie kannſt du glauben, daß ich jemals die zahlloſen Schwüre brechen würde, womit ich hier und am Sarge meiner Mutter Dir ewige Treue gelobte!

Um dir aber ein heiliges Unterpfand der Wahrheit meiner Liebe zu geben, ſo folge mir!“

Vorſichtig ſchritt ſie mit Anton in ein enges Pförtlein in die Gruft der Ahnen hinaus, kniete mit ihm an dem Sarge der Mutter nieder, und ſprach mit Andacht und Wehmuth:

„Geiſt meiner geliebten Mutter, ſieh auf mich liebevoll herab, und höre meine Worte! Du weißt, wie ſehr ich meinen Anton liebe, du weißt, daß ich fliehen muß! Umſtände, die ich nicht vorherſehen, die ich nicht zu beherrſchen vermag, könnten uns auf dieſer Flucht trennen, oder unſere Verbindung hindern. Kein Prieſter iſt vorhanden, der unſere Hände zum Bunde der heiligen Ehe ineinander fügte; ſo möge denn dein Geiſt dieſes Amt verwalten, und ſegnend auf mich niederſchauen, indem ich dem Geliebten hier im Angeſichte Gottes vor deinem Sarge die Hand als ſeine rechtmäßige Gattin reiche, und das, „Ja“ der Kirche dreimal andächtig ausſpreche!“

Der entzückte Anton ſprach mit ſeiner theuern Julie das bindende „Ja“ dreimal andächtig aus, und ein ſchauerlich leiſes „Amen“, das ſie aufſtehend zu vernehmen erwähnten, wehte wie ein Äolsharfenton durch die öde Halle.

Sie kehrten zum traulichen Sitze ihrer Liebe zurück, wo das bleiche Licht der Lampe mit zweifelhaftem Dämmerſcheine leuchtete.

Julie legte ſich auf die weichen Polſter hin, und hüllte ihr ſchönes Antlitz leiſe weinend in einen Reiſeſchleier.

Anton, der vor Wonne nicht ſprechen konnte, kniete zu ihren Füßen, und ſtammelte: „Himmliſche Julie, willſt du nun ganz mein geliebtes Weib ſeyn?“ Aus Juliens bebender Bruſt wand ſich ein leiſes, wie vom Echo gehauchtes „Ja“; während ſie das Haupt noch dichter zu verhüllen ſtrebte, um die jungfräuliche

Schamröthe nicht blos den Augen ihres Anton, ſondern ſelbſt ſeiner Ahnung zu verbergen, wich der Gürtel des Amazonenkleides, das ſie zur Flucht zu Pferde gewählt hatte, und der zarteſte Buſen, ähnlich zwei in Morgenröthe getauchten Lilienkelchen, quoll üppig hervor, den Anton mit tauſend Küſſen überſtrömte, welche Julie in der Verwicklung ihrer engen Umhüllung des Hauptes allzuſpät zu verhindern verſuchte. Die ſchönen Arme, die ſie nur langſam von dem umgarnenden Schleier losmachen konnte, verſagten die Hülfe gegen den geliebten Feind, und ſchlugen ſich ſogar verrätheriſch auf ſeine Seite, indem ſie ſich zärtlich um ſeinen Nacken ſchlangen, und die glühendſte Vereinigung begünſtigten.

Eine volle Stunde ſchwamm das junge Ehepaar auf dem Wonnemeer des neunten Himmels, als mehrere Schüſſe ſie unſanft aus ihren Göttergenüſſen aufſchreckten.

Schnell raſften ſie ſich auf; Julie ſteckte die Schätze in ihren Mantel; ſie theilten Säbel und Piſtolen, und eilten auf dem beſtimmten Pfade dem Walde zu.

Unterdeſſen vollendeten der Marquis und der alte Franz den dreifachen Mord. Dieſer ſpannte Dertons ſechs Pferde vor deſſen Reiſewagen, in welchen die drei tiefen Schläfer gelegt wurden.

Eine halbe Stunde ſeitwärts vom Schloſſe des Marquis rauſchte zwiſchen Abgründen in einer furchtbaren Tiefe ein wilder Bergſtrom vorüber. Dahin lenkte Franz auf einem Waldwege die Fahrt, und als der Wagen nur mehr kaum hundert Schritte vom Rande des Abgrundes entfernt war, ſtiegen der Marquis und er ab, und beide trieben die raſchen, muthigen Roſſe mit Peitſchenhieben ſo kräftig an, daß ſie, durch dieſe ungewohnte Behandlung raſend gemacht, gerade vor ſich hin rannten, und nebſt dem Wagen und den drei Opfern zerſchmettert in den Abgrund ſtürzten.

Der Marquis hatte beſchloſſen, dieſen Mord Dertons und ſeiner Diener durch das Vorgeben zu verhüllen, daß ſie an demſelben Abende, nach dem Verlobungsfeſte, wobei ſie ſich mit köſtlichen Weinen gütlich gethan, angeblich eines unverſchieblichen Geſchäftes wegen und mit dem Verſprechen der Rückkehr am andern Tage, plötzlich abgereiſet ſeyen, und daß er ſeit jenem Abende ſeinen werthen Gaſt und lieben Eidam vergebens erwartete.

Sollte nun das Loos derſelben durch Zufall oder Nachſuchungen an den Tag kommen, ſo könnte es als eine beklagenswerthe Folge nächtlicher Verirrung gedeutet werden.

Allein das Verhängniß hatte es anders geordnet.

Im Umkreiſe von einer Stunde waren einige hundert Mann von den Truppen der vollziehenden revolutionären Gewalt auf Dertons Befehle aufgeſtellt, mit der Weiſung, ſobald ein Schuß falle, ſogleich an den Ort deſſelben zu eilen.

Nun befand ſich unweit dieſer Stelle, wo die ſchreckliche That geſchah, eine kleine Hütte auf vier Pfählen mit einem Strohdache, in welcher Reiſig und Waldlaub aufbewahret wurde. Dorthin hatte in jener Nacht der als Poſten aufgeſtellte Soldat ein hübſches Landmädchen aus einem nahe gelegenen Dörſchen beſchieden.

Bekanntlich ſind die Liebſchaften der Soldaten ganz einfach, aber gewöhnlich auch ſehr kurz. Bei ihnen heißt es: ſehen, begehren, ſiegen, vergeſſen. Das Mädchen kam in finſterer Nacht auf wohl bekannten Wegen, und brachte in einem Korbe Wein, Kuchen und Käſe, und fütterte damit ihren neueſten Liebhaber, der auf der traulichen Streu ſie mit wiederholten feurigen Umarmungen bezahlte, bis ſie, ganz ermüdet, nach dem Schlafe im gewohnten Kämmerlein des väterlichen Hauſes ſich ſehnte.

Der doppelt geſättigte Liebhaber entließ ſie gegen das Verſprechen, in der nächſten Nacht ihm wieder Speiſen und Weine zu bringen, und den Nachtiſch der Liebe aufzudecken.

Sie war jedoch kaum fünfzig Schritte vom einſamen Hüttchen entfernt; als ſie ganz nahe einen Wagen fahren hörte.

Zu gleicher Zeit brach der Mond durch das zerriſſene Gewölke, und beleuchtete mit ſeinem friedlichen Lichte die feindliche That. Leiſe ſchlich das Mädchen von Baum zu Baum, hinter die Stämme ſich verbergend, um unbemerkt Zeugin deſſen ſeyn zu können, was nun hier geſchehen würde.

Der ſechsſpännige Wagen mit fünf Perſonen, die Zeit zu dieſer Fahrt, und der verdächtige Weg, der, wie ſie wohl wußte, nur an einen Abgrund führte, mußten ihre ganze Aufmerkſamkeit anregen.

Entſetzen ſträubte ihre Haare, als ſie den Sturz des Wagens in die Tiefe ſah, und die Stimme des Märquis erkannte, der zu Franz vernehmlich ſprach: „Der heirathet meine Tochter nicht mehr!“

Schrecken hatte ihre Glieder gelähmt. Indem ſie den Fuß zur Flucht zurück zur Hütte wenden wollte, knitterte das Reiſig, worauf ſie trat, ſo laut, daß der Marquis ſie erblickte.

Wir ſind verrathen, Franz! Siehſt du das Mädchen? Auf, ihr nach, ſtoß ſie mit dem Dolche nieder, oder erwürg ſie, ſonſt ſind wir verloren! Franz ſprang, als ein alter rüſtiger Jäger, der Fliehenden nach; doch dieſer lieh die Angſt Flügel, ſie erreichte vor ihm die Hütte, wo der Liebhaber aus Erſchöpfung behaglich ſchlummerte.

Schnell ergriff ſie das Gewehr deſſelben, ſpannte den Hahn, und als Franz, der ſie allein wähnte, in die Hütte drang, ſtreckte ſie ihn mit einem Schuße todt zu Boden.

Der Soldat fuhr auf, und vernahm was geſchehen war. Sogleich lud er wieder das Gewehr, und trat aus der Hütte.

Da eilten ſeine Kameraden, an ihrer Spitze der kommandirende Offizier, von allen Seiten herbei, und bald war der Marquis in ihrer Gewalt.

In dem Augenblicke, als ſie mit ihm auf die Hauptſtraße kamen, ſprengten Julie und Anton mit verhängten Zügeln jenſeits des Straßengrabens an ihnen vorüber. Ein donnerndes „Halt!“ ſchienen die Fliehenden nicht hören zu wollen; mehr als dreißig Kugeln wurden ihnen nachgeſendet, wovon nur eine den linken Schenkel Antons traf. Die Wunde war an ſich eben nicht gefährlich, aber der heftige Ritt die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch verſchlimmerte ſie bedeutend. Ein Wundfieber ſchlug ſich dazu, und am fünften

Tage, da beide ſchon in Sicherheit waren, verſchied der Arme nach ſo kurzem Erdenglücke am Buſen ſeines vor Gott anvertrauten Weibes, das die bitterſten Thränen weinte.

„Weine nicht," ſagte Anton tröſtend, „ich ſterbe glücklich, weil ich nach dem Genuße des größten Glückes ſterbe. Wer weiß, was mir die Zukunft gebracht hätte. Sorge für meine armen Eltern! Julie gelobte ihm, ſeine Eltern glücklich zu machen, und ihr eigenes Leben in einem Kloſter zu beſchließen.

So getröſtet ſchloß Anton auf ewig die Augen und Julie küßte die ſcheidende Seele von ſeinen bleichen Lippen. Sie nahm im Hauptquartiere der Royaliſten einen Paß nach London, und trat dort in enge Verbindung mit der Sache der Bourbons.

In einem Alter von vierzehn Jahren vergaß ſie bald den vom Schmerze des Augenblickes erzeugten Vorſatz, in's Kloſter zu gehen, noch ehe ſie die überraſchende Bemerkung machte, daß ſie ſchwanger ſey.

Der Familie ihres Anton ſchickte ſie, mit der Nachricht ſeines Schickſales, dreißigtauſend Franken, und bat um Nachricht über die Ereigniſſe im väterlichen Schloße nach ihrer Flucht, die auch bald darauf in der Art eintrafen, wie ich ſie zu erzählen begonnen, und nun ſchließen werde.

Natürlich erzählte der Soldat den Vorfall ganz anders, als er ſich wirklich ereignet hatte. Er durfte nicht ſagen, daß er geſchlafen, und das Mädchen den Franz erſchoſſen habe, ſonſt wäre ihm das gleiche Loos zu Theil geworden. Das Mädchen, ſagte er, habe noch ſpät in der Nacht einen Landarzt zu einem ſchwer Erkrankten auf einem benachbarten Dorfe holen müſſen, und ſey ſo zufällig an den Ort des Verbrechens gekommen. Von den Mördern erblickt, habe ſie die Flucht ergriffen, und im Vorübereilen ihn im Mondſcheine auf ſeinem Poſten vor dem Hüttchen, um Hülfe angerufen. Raſch entſchloſſen habe er nun durch einen Schuß den verfolgenden Mörder zu Boden geſtreckt.

Weil nun der Offizier einen Aufſtand des noch immer ſehr königlich geſinnten Landvolkes der Gegend befürchtete, beſchloß er mit dem Marquis einen kurzen Prozeß zu machen, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, ihn an den Abgrund führen, und nachdem ein Soldat ihm das Bajonet in den Leib geſtoßen hatte, rückwärts hinunterſtürzen, hierauf von ſeinen Leuten das Schloß rein ausplündern, und an vier Ecken anzünden.

Der Soldat gab dem Mädchen von ſeinem Antheile an der überaus reichen Beute eine bedeutende Summe in Gold, womit ſie den ſchönſten Bauernhof in der ganzen Gegend kaufen konnte, und ſchied noch in derſelben Nacht auf ewig von ihr, um mit ſeinen Kameraden eiligſt die Gegend zu verlaſſen.

Nach der berühmten Schlacht bei den Pyramiden wurde dem damaligen General Bonaparte ein Anführer der Mamelucken vorgeſtellt, der in ſeine Dienſte zu treten wünſchte. Er ſprach trefflich franzöſiſch.

Zufällig befand ſich in der Umgebung des Generals ein Ordonnanzoffizier, der bei dem Anblicke des Mameluken laut aufſchrie: „Ha das iſt der Marquis von Grepard!“

Im Zelte des Generals berichtete der Ordonnanzoffizier den ganzen Vorfall mit Dertons Ermordung, und des Marquis kurzgefaßte Todesſtrafe; denn er war es, der damals dieß Urtheil fällte, und ſogleich in ſeiner Gegenwart vollziehen ließ.

Der Gefangene wurde entkleidet, und unterſucht, und die Narbe von dem Bajonetſtoße an der nämlichen Stelle gefunden, wo er ihn empfangen hatte. Niemand zweifelte mehr, daß dieſer Anführer der Mamelucken und der Marquis ein und dieſelbe Perſon ſeyen.

Allein die zum Verhör gezogenen vornehmen Gefangenen unter den Mamelucken ſagten einſtimmig aus, daß ſchon ſein Vater ihr Anführer geweſen ſey, und er nur darum in Sprache und Benehmen ein Franzoſe zu ſeyn ſcheine, weil er in einem Erziehungsinſtitut zu Marſeille viele Jahre lang ſich aufgehalten habe.

Sie erboten ſich zugleich, ihre Ausſage auf den Koran zu beſchwören.

Die ausgezeichnete Tapferkeit des vermeintlichen Marquis, die er zur Bewunderung der Franzoſen in der furchtbaren Schlacht gezeigt hatte, ſo wie ſein feines, gewandtes Benehmen, gefielen dem General Bonaparte ſo wohl, daß er ihn ſogleich in ſeine Dienſte nahm, und zum Anführer eines Mameluckencorps ernannte; das er zu ſeiner berittenen Leibgarde beſtimmte.

Da die Mamelucken dieſen ihren Anführer ganz beſonders liebten und ehrten, ſo war das Verfahren des Generals auch in politiſcher Beziehung ſehr klug; er konnte ihrer Treue und Ergebenheit um ſo gewiſſer ſeyn.

Bonaparte und ſeine Umgebung nahmen das Ganze für ein Spiel des Zufalls; bei der Armee verbreitete ſich die Sage: der Marquis ſey mit dem Teufel im Bunde geſtanden, da er aber vor der feſtgeſetzten Zeit ſterben mußte, ſo habe jener nur auf den Leib, aber nicht auf die Seele des Marquis Anſpruch gehabt. Der Teufel ſey ſohin in den Leib des getödteten

Marquis gefahren: denn nur der Teufel könne ſo in der Schlacht wüthen, wie dieſer Anführer der Mamelucken.

Jeder Offizier, jeder Soldat achtet und bewundert ſeinen außerordentlichen Muth; da er jedoch nie verwundet wurde, ſo hält ihn die Mehrzahl für kugelfeſt, und vermuthet, er habe die geheime Kunſt, ſich feſt zu machen, auch den General Bonaparte ſchon in Aegypten gelehret, und genieße daher in ſo hohem Grade die Gunſt deſſelben, daß dieſer ſogar in Folge eines unbedingten Vertrauens auf ſeine Empfehlung dem bekannten Ruſtan die Bewachung ſeiner Perſon übertragen habe. Im Karten- und Würfelſpiele verlor er nie, gewinnt aber immer, und ſelbſt die Gaunerkniffe der abgefeimteſten Betrüger ſcheitern an ſeinem Glücke.

Aus dieſem Grunde wird an jedem Orte ſogleich aufgehört zu ſpielen, ſobald er in's Zimmer tritt. Anfangs nahm er dieß Verfahren als eine Beleidigung auf; allein die Offiziere ſagten ihm geradezu, daß ſie es für kränkend hielten, zu ſpielen und ihn vom Spiele auszuſchließen, dagegen auch keine

Luſt hätten, ihr Geld jederzeit an ihn zu verlieren, ohne Hoffnung, es jemals wieder zu gewinnen; ſie ſeyen daher der Meinung, durch Aufhören des Spieles den ſchicklichſten Mittelweg gefunden zu haben. Auf ſeine Verſicherung, ſie ſollten nur immer ungeſtört fortſpielen, er wolle keinen Theil daran nehmen, erklärten dieſe, ihr Zartgefühl könne nicht zugeben, in ſeiner Gegenwart ohne ihn zu ſpielen, da ſie dadurch den Verdacht des Eigennutzes auf ſich lüden.

Ich leſe die Frage in Deinen Augen, fuhr Ramorsky nach einer kleinen Pauſe fort, woher ich denn dieſe Geſchichte ſo ganz genau, mit allen Nebenumſtänden wiſſe?

Von Julie ſelbſt, die ich in Warſchau kennen lernte, und die lange Zeit meine vertraute Freundin war, bis ein unſeliges Ereigniß uns trennte, welches mein gegenwärtiges Loos veranlaßte.

Da ich nun auf den Punkt gekommen bin, wo meine eigene Geſchichte beginnt, ſo will ich jetzt ſchließen, und Deine Neugierde in meiner Wohnung befriedigen.“

Die meiſten Offiziere, bis auf drei oder vier, die ſich mit zwei hübſchen Aufwärterinnen beſchäftigten, hatten ſich bereits entfernt, nur die unheimliche Geſtalt des Mameluckenanführers ſaß noch regungslos auf dem Erkerſtuhle.

8.

Eine Dame, deren Buſen mit dem Orden der Ehrenlegion, den ſie in einer blutigen Schlacht ſich verdient hat, anſtatt mit der Lilie, als Sinnbild der Unſchuld geſchmückt iſt, um Mitternacht zu den ſüßen Wonnen der Liebe zu geleiten, iſt gewiß ein Abentheuer der ſeltenſten Art, und für jeden jungen Mann ſo anlockend, daß mich in dieſem Augenblicke noch ohne Zweifel viele meiner verehrten Leſer darum beneiden werden.

Und dennoch muß ich geſtehen, daß ich eine ſonderbare, beklemmende Empfindung nicht unterdrücken konnte. Es bleibt doch immer etwas Widriges, wenn ein Weib den angebornen Beruf des ſchmiegſamen Wirkens überſchreitet, und in äußerer Thatkraft mit Männern wetteifert. Daraus geſtaltet ſich ein Zwitterweſen, das weder ganz Mann noch ganz Weib, ſondern vielmehr ein geiſtiger Hermaphrodit iſt.

Daß auch dieſe Anſicht, wie ſo manche andere, die wir Männer im eitlen Wahn unſers Wiſſens für unfehlbar halten, unglaubliche Ausnahmen leidet, wurde mir in dieſer ſchönen Nacht klarer, als jemals.

Die ſchauluſtige Menge wogte noch durch alle Straßen, und ergötzte ſich an den zum Theil ſinnloſen transparenten Inſchriften der beleuchteten Paläſte und Häuſer, als ich mit Ramorsky in ihre Wohnung ging. Sie hielt endlich vor dem prächtigen Hotel des alten reichen Grafen von ***, der vor zwei Monaten die liebenswürdige aber vermögenloſe Baroneſſe Sophie von *** geheirathet hatte, eine wunderſchöne Dame von 18 Jahren, die ich ein Jahr früher auf einem Feſtballe kennen lernte, wo ich mich bis zur Narrheit in ſie verliebte. Da ſie jedoch allgemein für einen Tugendſpiegel galt, ſo wagte ich nur mit den zarteſten und gewählteſten Worten das Bekenntniß meiner unbegränzten Liebe. Ich wurde jedoch auf eine Art abgewieſen, die mir einen zweiten Verſuch erſparte. Sophie war groß und ſchlank gewachſen. Eine ſeltene Fülle ſchattenblonden Haares ſchmückte in zierlichen Gewinden und Lockengeflechten ihr Haupt. Ihr Geſicht war länglich-oval, über den großen lebhaften braunen Augen wölbten ſich die Brauen in zierlichen Bogen, die Naſe war wohlgebildet und von angenehmer Form, ohne griechiſch oder römiſch zu ſeyn, der zum Küſſen gebaute Mund glich einer am Sonnenlichte geſpaltenen Pfirſiche in ihrer Blüthezeit, und verhüllte eine Doppelreihe blendend weißer Zahlperlen. Der Buſen, wie aus carariſchem Marmor gemeißelt, erinnerte an die goldenen Aepfel in den Gärten der Heſperiden. Wie aber überhaupt unter dem Monde nichts vollkommen iſt, ſo mußte auch an dieſem Prachtexemplar einer Frau der kritiſche Blick einige Blößen entdecken: zu große Hände, ſo ſchön ſie auch geformt waren und für eine Dame von hohem Range — zu große Füße, mit welchen jedoch die feingedrechſelten Waden verſöhnten, deren Reize durch weißſeidene Strümpfe noch gehoben wurden.

9.

Im Hauſe des Grafen war an dieſem Abende ein feſtlicher Hausball, wozu die Vornehmſten vom

Münchener-Adel, bayeriſche und franzoſiſche Offiziere von jedem Range geladen waren. Die fröhliche Muſik ſchallte aus dem Ballſaale zu uns herüber; *Ramorsky* hatte die Einladung abgelehnt, weil ſie an der Gräfin eine ſchwer verhaltene Gewogenheit zu bemerken glaubte, die ſie zu erwiedern *von Natur* aus nicht im Stande war.

Ramorsky entkleidete ſich ohne viele Umſtände, doch ohne die Sittlichkeit zu verletzen, und zog einen ſeidenen mit Pelz verbrämten Kaftan an; hierauf ſtellte ſie ein Nachttiſchchen mit delikaten Weinen und Speiſen beſetzt, vor ihr Bett, auf welchem ſie Platz nahm. Sie gab nicht nach, bis ich mirs gleichfalls bequem machte. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß *Ramorsky* an dem vollen Kryſtallbecher nicht damenartig *nippte*, ſondern bei jedem Toaſte den wir ausbrachten, denſelben bis auf den letzten Tropfen leerte.

Dieſes Gemiſch des weiblichen oder männlichen Benehmens machte auf mich eine ganz eigenthümliche Wirkung.

Wenn ich die Holde vor mir liegen ſah, mit aller Anmuth eines ſchönen Mädchens, und dann die Lanze dort im Winkel, den Säbel an einen Stuhl gelehnt, ſo hätte ich ſie gerne für einen Pallas gehalten; allein die Piſtolen an der Wand wieſen mich auf eine andere Zeitrechnung hin.

Wir zechten vertraulich mit einander. Da ich über einen leichten Froſt, eine Folge des kühlen Herbſtabends klagte, drang ſie darauf, ich ſollte an ihrer Seite im warmen Bettchen die kurze Geſchichte ihres abentheuerlichen Lebens anhören.

Wer von Ihnen, meine geneigten Leſer, an meiner Stelle dieſe Einladung abgelehnt hätte, der möge mich tadeln, bei dem beſten Willen lag es ſchicklicherweiſe nicht mehr in meiner Wahl, den Schüchternen zu ſpielen, da ich kurz vorher im italieniſchen Kaffeehauſe durch meine Liebeserklärung dieſen nächtlichen Beſuch ſelbſt herbeigeführt hatte.

Den keuſchen Joſeph konnte ich gleichfalls nicht ſpielen, denn es fehlten mir nicht nur Luſt und Talent dazu, ſondern ſelbſt ein Mantel, den ich hätte zurücklaſſen müſſen. Zu Joſephs Zeiten mögen die Mäntel wohlfeiler geweſen ſeyn, um ſie ſo leicht aufzugeben, ich aber fühlte mehr Neigung, den prächtigen Reitermantel der Ramorsky mit mir zu nehmen, als ihr meinen eigenen im Falle des Beſitzes zurückzulaſſen. Auch war ja dieſe Holde in ihrem Benehmen keine Potiphar, ſondern machte mir ganz unbefangen Platz, wie ein guter Freund, und legte den Kaftan nur ab, weil er in dem ſchmalen Bettchen zu viel Raum einnahm. Hierauf begann ſie ihre Erzählung:

„Ich bin das einzige Kind eines reichen polniſchen Grafen. Meine Eltern ſind noch am Leben. Der größte Wunſch meines Vaters war, einen Sohn zu beſitzen, der den Ruhm ſeines Namens fortpflanzen ſollte. Er vermählte ſich mit einem armen, aber ſehr ſchönen Fräulein, und kaufte ſich alle biſher erſchienenen Werke berühmter Aerzte über die Kunſt, das Geſchlecht eines Kindes gleich bei ſeiner Erzeugung zu beſtimmen. Nachdem er die weiſen Vorſchriften dieſer geheimen Spione der Natur ſo gründlich ſtudiert hatte, daß er ſich gelehrt genug dünkte, nicht blos einen Sohn, ſondern wohl gar Zwillingsknaben zu erzeugen, ging er von der Theorie zur Praxis über, und meine

Mutter wurde glücklich von einer Tochter entbunden. Dieſes Werk der raffinirten Kunſt — bin ich.

Die freudige Ueberraſchung meines Vaters kannſt du leicht ermeſſen, wenn ich Dir ſage, daß er meinen erſten Geburtstag mit einem Feuerwerk feſtlich begieng, welches er im Schloßhofe mit dem Brande der kunſtlehrenden Bücher anordnete. Um aber dem eigenſinnigen Schickſale ein Schnippchen zu ſchagen, nahm er von meinem Geſchlechte keine Notiz, ſondern ließ mich als einen Knaben kleiden, unterrichten und erziehen. Beſtändig in der Geſellſchaft von Knaben nahm ich auch bald ihr ungeſtümmes Weſen an. Ich lief, ſprang, kletterte wie ſie, und balgte mich mit ihnen weidlich herum. Mein Vater war von ſeinem Theodor, wie er mich nannte, ganz entzückt, und betheuerte, daß der ſchöpferiſche Zufall nur in der Form ſich müſſe vergriffen haben, denn mein Geiſt ſey ganz männlich. Wenn man im Schloſſe von mir ſprach, ſo nannte man mich nur immer den jungen Herrn.

Die Mutter war freilich mit dieſer gewaltſamen Verläugnung der Natur nicht zufrieden, und hätte mich lieber zur ſittſamen Jungfrau ausgebildet, beſonders, weil ſie die Spuren einer künftigen Schönheit an mir zu bemerken glaubte; allein um den Hausfrieden zu erhalten, ſchwieg ſie zu allem, nachdem ſie dem Vater vergeblich großes Unheil prophezeiht hatte, das aus dieſem verkehrten Verfahren nothwendig hervorgehen müſſe.

So wuchs ich auf. Ich konnte ſchwimmen, reiten, fechten, ſchießen, trotz dem ritterlichſten Edelmann von ganz Polen. Um aber auch meine wiſſenſchaftliche Ausbildung nicht zu vernachläßigen, ſchickte mich mein Vater nach Warſchau zu ſeinem Bruder, der dort hohe Würden bekleidete. Jede Stunde des Tages brachte mir einen andern Lehrer, und da ich Luſt und Liebe zum Studieren hatte, ſo machte ich in kurzer Zeit erſtaunliche Fortſchritte. Mit dem Unterrichte in ernſten Wiſſenſchaften wechſelte der heitere im Tanzen, Zeichnen, in der Muſik, im Singen, u. ſ. w., doch ſtets für einen Jüngling berechnet. Ich galt auch überall dafür, und der Onkel hatte meinem Vater ſein Ehrenwort verpfänden müſſen, Niemand mein Geſchlecht zu entdecken.

Ich kleidete mich elegant, beſuchte alle Bälle und Geſellſchaften, und übertraf an feiner Lebensart die Söhne aus den erſten Familien. Daher kam es, daß ich bei den Damen bald alles galt, und von Ihnen für den liebenswürdigſten Jüngling von ganz Warſchau gehalten wurde. Es fehlte eben ſo wenig an girrenden Liebesbriefchen verliebter Weiber und Mädchen, die mir oft auf den abentheuerlichſten Wegen geſendet, als an förmlichen Heirathsanträgen, die von reichen Vätern und Müttern meinem Onkel für mich gemacht wurden.

Um nun dieſe mächtigen Familien durch Körbe, die bekanntlich immer etwas Widriges haben, nicht zu beleidigen, wurde ein für allemal als Ablehnungsgrund der Umſtand angegeben, daß ich in Folge eines Familienvertrages ſchon in der Wiege verlobt worden ſey, und daß die Verbindung in meinem 21. Jahre würde vollzogen werden.

Dieſe Nachricht verbreitete ſich bald in ganz Warſchau, und die Heirathsanträge blieben aus, dagegen wurde ich allgemein als das Opfer einer Convenienzheirath bedauert, und die galanten Damen ſuchten mehr als jemals wahrſcheinlich aus einem angebornen Gefühle des Mitleidens, die kurze Zeit meiner Freiheit durch häufige Einladungen zu kleinen Liebesintriguen mir zu verſüßen, ich erſchöpfte mich an ſinnreichen Ausflüchten, um einem Glücke zu entgehen, nach welchem die Blüthe der jungen Männer oft vergebens ſeufzte.

Endlich ſchlug auch meine Stunde.

Julie, deren Geſchichte ich Dir erzählte, kam von London als die Gattin des Fürſten W*** zurück, der ein Mann von dreißig Jahren, ſchön, ſehr reich, aber höchſt eiferſüchtig war. Du erinnerſt Dich noch, daß ſie ſich bald nach der ewigen Trennung von ihrem Anton ſchwanger fühlte.

Ihren Stand als Wittwe hätte ſie auf keine geſetzliche Weiſe darthun können, es blieb ihr alſo nichts übrig, als für das Kind der Liebe in ihrem Schooße einen Vater ſobald als möglich zu ſuchen. Dieß gelang ihr auch in den erſten vierzehn Tagen. Der Fürſt ſah ſie auf einem Balle im Hotel des ruſſiſchen Geſandten, ſie kleidete ihre Flucht aus dem väterlichen Hauſe in einen Roman, wie er zu ihrem Zweck paßte. Acht Tage darauf war ſie ſeine Gattin, eine Eile, die ſich von Seite des Fürſten durch einen ruhigen Hinblick auf eine halbe Million in Edelſteinen ſehr wohl rechtfertigen läßt. Zwei Monate nach ihrer Ankunft in Warſchau wurde ſie von einem holden Knaben, das wahre Ebenbild des Fürſten, wie alle Welt verſicherte, entbunden, der auch in der Freude ſeines Herzens glänzende Feſte zur Feier der Geburt eines Sohnes anordnete, und mit einer Pracht vollziehen ließ, die ſeines Standes und Reichthums, ſo wie der prunkliebenden Stadt vollkommen würdig war.

Am Morgen dieſes Feſttages kam der jüngere Bruder des Fürſten, Heinrich, Major à la Suite der Armee aus Petersburg in Warſchau an. Ich ſah und liebte ihn, und ſchnell fühlte er ſein ganzes Herz zu mir hingezogen. Er trug mir ſeine innigſte Freundſchaft an. Ein Bruderkuß beſiegelte dieſen Bund, der mir Gelegenheit gab, faſt immer im Pallaſte des Fürſten zu ſeyn.

Eines Morgens lag ich nach einer durchſchwärmten Ballnacht länger als gewöhnlich im Bette. Ich muß mein Kabinet zu ſchließen vergeſſen haben, denn plötzlich fühlte ich von glühenden Küſſen, die meinen Buſen überſtrömten, mich aus dem leiſen Morgenſchlummer aufgeſchreckt.

Der Major ſtand vor mir. Der Zufall, oder vielmehr meine Unvorſichtigkeit hatte das Geheimniß verrathen.

Er machte mein Verſehen wieder gut, indem er das Kabinet, und nach tauſend Schwüren ewiger Treue, auch die Pforten des Tempels meiner Jungfräulichkeit auf ewig ſchloß.

Wir lebten lange Zeit ſehr glücklich miteinander. Niemand entdeckte mein Geſchlecht, und ſomit konnten wir am hellen Tage zuſammenkommen, ohne Aufſehen zu erregen. Bei ſchönem Wetter ritten wir täglich auf die Jagd, oder auf ein reizendes Landgut in der Nähe der Stadt, das meinem Heinrich gehörte. Dort verlebte ich in ſeinen Armen die glücklichſten Stunden.

Er war früher in Warſchau als ein gewaltiger Damenfreund, jedoch von flatterhaftem Sinne allgemein bekannt. Nun wurde er durch ſeine gänzliche Umwandlung das Tagesgeſpräch aller Salons. Man zerbrach ſich den Kopf darüber, wie es denn möglich ſey, daß im Herzen des Majors die Freundſchaft über die Liebe geſiegt haben könne, und weil man den Knoten nicht löſen konnte, half man ſich mit der verläumderiſchen Aeußerung, der Major habe der Liebe keineswegs entſagt, ſondern nur die polniſche mit der griechiſchen vertauſcht.

Der Sprecher dieſes Schmähwitzes, ein junges parfümirtes Edelmännchen, erſt aus Paris zurückgekommen, ein markloſer Toilettenheld wurde mir genannt; es kam zu einer Ehrenſache, wobei ich ſeine rechte Wange mit einem Denkzeichen zierte, das kein Schminktopf mehr zu maskiren vermochte.

Die Herren ſchwiegen nun, aber die Damen wurden deſto erbitterter gegen mich. Sie wählten nun ein anderes Mittel, ſich zu rächen, indem ſie die Eiferſucht des Fürſten gegen mich entflammten.

Heinrich hatte mich nämlich zu dem Scherze verleitet, die Treue Juliens in Verſuchung zu führen, und ich bemerkte wirklich, daß ſie wankte. Ich ehrte und liebte ſie aber zu aufrichtig, um ſie in die Falle der Beſchämung zu locken, wodurch ſie nothwendig in der Achtung des Majors hätte verlieren müſſen.

In einer frohen Stunde, da ſie eben zärtlich zu werden begann, entdeckte ich ihr mein Geſchlecht und mein Verhältniß mit Heinrich. Mein Vertrauen entzückte ſie, und mit unbedingter Offenheit erzählte ſie mir die Geſchichte ihres Lebens, ohne den mindeſten Umſtand zu verſchweigen, wobei ſie ſich bitter über die Untreue und Vernachläßigung ihres Gatten beſchwerte.

Eines Tages kam ſie auf Heinrichs Zimmer auf dem Landgute deſſelben, wo ich dieſen erwartete, und klagte über einen ganz neuen, erwieſenen Fall der Untreue des Fürſten, wobei er überdieß eine bedeutende Summe verſchwendet hatte. Sie äußerte den Wunſch einer Scheidung, wenn das Betragen ihres Gatten nicht in kurzer Zeit ſich ändern würde.

Ich tröſtete ſie, und bat ſo ſehr als möglich alles Aufſehen zu vermeiden, und rieth ihr den Fürſten durch geeignete Mittel zu bewegen, auf ſeine herrlichen Güter zu ziehen, wo er fern von den Verſuchungen der Hauptſtadt bald wieder das häusliche Glück liebgewinnen würde. Wir entwarfen einen Plan, bei deſſen Ausführung der Major eine große Rolle ſpielen ſollte, und deſſen Gelingen gar nicht zu bezweifeln ſchien.

Julie dankte mir mit gerührtem Herzen. Mit Augen voll Thränen fiel ſie mir um den Hals, und küßte mich mit der ganzen Heftigkeit ihrer gereizten Stimmung.

„Verfluchte Buhlerinn!“ donnerte eine Stimme im Audienzzimmer des Majors, das durch ſechs oder ſieben offene Thüren von dem Kabinete getrennt war, wo wir auf einem Divan bei ganz geöffneter Thüre in vertraulicher Umſchlingung ruhten, zugleich fiel ein Schuß, und die Kugel ſchlug kaum eine Spanne hoch ober unſern Köpfen in die koſtbare Tapete von Lyonerſeide. Raſch fuhr ich auf, ergriff auf einem Seitentiſche eine Piſtole des Majors, und jagte dem Fürſten, — denn er war's, der unſer Leben bedrohte, — in dem Augenblicke eine Kugel durch den Leib, als er zum zweitenmale den Hahn ſeiner zweiten Piſtole zum tödtlichen Schuße ſpannen wollte.

Julie war in Ohnmacht gefallen. Die Zeit drängte, ich konnte ihr nicht helfen. Ohne die Beſinnung zu verlieren, trat ich zum Fürſten hin, öffnete meine Bruſt, und ſprach: *Ich bin ein Weib, Ihre Gattin iſt unſchuldig.*" Er ſchlug die Augen auf, ſtarrte mich an, nickte mit dem Kopfe, und ſchloß ſie dann wieder.

Ich ſprengte nach Warſchau zurück, von wo ſogleich Wundärzte zum Fürſten eilten. Der *Major* war vermuthlich auf der Jagd, denn nirgend fanden ihn die Diener. All mein Gold und meine Juwelen von großem Werthe, die ich beſaß, raffte ich zuſammen, nahm Poſtpferde, und eilte durch Deutſchland über den Rhein in's Hauptquartier der Republikaner, in deren Reihen ich, nach einem wohlerſonnenen Mährchen als Volontär trat.

Bald brach der zweite Feldzug nach Italien unter Bonaparte aus, ich kam zu ſeinen ſiegreichen Legionen, zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus, erhielt den Orden der Ehrenlegion, und wäre längſt ſchon wenigſtens Hauptmann, hätte ich nicht ſtandhaft jedes Vorrücken abgelehnt, da ich als *Weib* den *Männern* jene Offiziersſtellen nicht ſchmälern will, welche die erſehnten Früchte ihrer blutigen Saat ſink. Eine tiefe Bruſtwunde verrieth einem geſchwätzigen Arzte das Geheimniß meines Geſchlechtes.

Bonaparte ließ mich nach meiner Geneſung zu ſich rufen. Ihm erzählte ich ohne Rückhalt die Wahrheit. Er lobte meinen Muth, gab mir die Erlaubniß, auch ferner als Volontär zu dienen, und zugleich Offiziersrang. Beſonders rühmte er mein früheres beſcheidenes Ablehnen angebotener Offiziersſtellen; wodurch ich das Regiment vor einer Compromittirung bewahret hätte. Als er mich freundlich entließ, klopfte er mir auf die Schulter, und ſprach: „Kamerad, du haſt zwar deinen Beruf verfehlt, mir Soldaten zu bringen; wenn du mir aber andere, die mir im Wege ſtehen, vom Halſe ſchaffſt, ſo kannſt du mir für den Augenblick noch nützlicher werden; es iſt ja doch nur der Augenblick, der die Welt beherrſchet.“

Von da an blieb ich Soldat mit Leib und Leben bis zur Stunde. Mein Vater iſt ſtolz auf meinen Ruhm und auf das Bewußtſeyn, der Natur zum Trone, aus einem Mädchen einen Mann gemacht zu haben; die gute Mutter, die mich wohl oft in der Küche vermiſſen mag, hat ſich ſpäter auch darein gefügt. Die letzten Briefe von ihnen empfing ich vor einem Jahre, worin mir mein Vater ſchrieb, daß der Fürſt von ſeiner Wunde, mit Hülfe der ſorgfältigſten Pflege, und nach wiederholtem Gebrauche von Mineralbädern, vollkommen geneſen ſey, indem die Kugel in der Höhle des Unterleibes kein lebenbedingendes Organ verletzt habe.

In einer Nachſchrift meldete er mir, es verbreite ſich ſo eben das Gerücht, der Fürſt habe alle ſeine Beſitzungen, mit Ausnahme des Stammſchloſſes, verkauft, und habe mit ſeiner Gattin und ſeinem einzigen Kinde Polen verlaſſen. Man wiſſe nicht, wohin er gereiſet ſey.

Von Heinrich hab' ich noch immer keine Nachricht; er ſcheint von der Erde ganz verſchwunden zu ſeyn. Um einen Freund unter meinen Waffenbrüdern zu haben, ſchloß ich an Sarrere mich an, zum Theil auch, um das Band der Natur nicht gänzlich zu zerreißen.—

Dieſes Verhältniß beruht jedoch nur auf einer natürlichen, nicht auf einer ausſchließenden Neigung, und ich bin vollkommen berechtiget, jezt mein Wort zu halten, und zugleich für die Geduld, womit du meine Erzählung anhörteſt, dich zu belohnen und zu beglücken, wenn du noch der Meinung biſt, daß an dem Buſen einer kriegeriſchen Amazone irgend ein belohnendes Glück zu finden ſey.

Ramorsky ſchloß hier die Geſchichte ihres Lebens, und ich mit feurigen Küſſen ihren Mund. Schon hatte ich die Schwelle in den Tempel meines Glückes überſchritten,. als es an der Thüre dreimal leiſe pochte.

10.

„Geduld, lieber Freund“ ſagte ſie, „laß mich zuvor ſehen, wer unſere nächtliche Ruhe ſtört.“ Raſch warf ſie ihren Mantel um, blies das Lich aus, empfahl mir Schweigen, und öffnete die Thüre des Kabinetes.

„Wer da?“ fragte ſie, als ſtehe ſie auf Vorpoſten.

„Ich bin's“, antwortete eine weibliche Stimme,

„Suschen heiß' ich, Kammermädchen der Frau Gräfin. Die gnädige Frau hat auf dem Balle Kopfſchmerzen bekommen, und als ſie ſich in ihr Schlafgemach begab, noch Licht in Ihrem Kabinet bemerkt. Da nun dieſer Umſtand die Vermuthung in ihr erregte, daß ſie vielleicht, gleich ihr, eine ſchlafloſe Nacht haben möchten, ſo wär' es ihr recht angenehm, wenn Sie an ihrem Bette noch ein Paar Stündchen verplaudern wollten. Des Anſtandes wegen müßten Sie mir aber erlauben, an der Unterhaltung Theil zu nehmen."

Dieſer Antrag überraſchte mich in hohem Grade, und ich war ſehr begierig auf **Ramorsky's** Antwort.

„Liebes Kind", ſprach dieſe, „ich würde von der ſchmeichelhaften Einladung mit dem größten Vergnügen Gebrauch machen, wenn nicht zwei Rückſichten mich daran hindern würden. Erſtens ſchläft im Nebenzimmer ein Kamerad von mir, der ſein entferntliegendes Quartier in der Vorſtadt nicht mehr aufſuchen wollte, und zweitens ſcheint mir das Kabinet der Frau Gräfin zu einem ſolchen Beſuche nicht ſo ſicher, wie mein eigenes;

wie leicht könnte es dem Herrn Grafen gelüſten, nach dem Balle, vom Weingotte begeiſtert, oder vom Argwohne geleitet, das Bettchen der Frau Gräfin zu ſuchen, wobei die Verlegenheit für uns drei gleich groß wäre. Dieß melde der Frau Gräfin mit der Bitte, ſie möge mir das Vertrauen ſchenken, mich hier in meinem eigenen Kabinete zu beſuchen, wo wir uns ungeſtört ſprechen können. Dir aber, liebes Suschen, rathe ich wohlmeinend, wenn du als ein kluges Kammermädchen handeln willſt, dich inzwiſchen zur Vorſorge in das Bett der Gräfin zu legen, damit der Graf im ſchlimmſten Falle das Neſtchen nicht leer finde.“

Suschen dankte für den guten Rath, den ſie pünktlich zu befolgen verſprach, und eilte zu ihrer Gebieterin, die Antwort Ramorsky's zu hinterbringen.

„Jetzt gilt's,“ rief mir dieſe zu, als ſie die Thüre wieder verriegelt hatte, „jetzt geht's an den Mann! Wenn du wahrhaft mein Freund biſt, ſo hilf mir doch aus dieſer Verlegenheit. Stelle dich hinter dieſen Schrank; ſobald die Gräfin kommt, nehme ich mit ihr auf dieſem Divan Platz. Finde ich ſie geneigt, das Bettchen mit mir zu theilen, woran ich nicht zweifle, da ſie ja alle Schicklichkeit und Scham ſo weit verletzen kann, mich in finſterer Nacht in meinem Kabinete zu beſuchen, ſo wechſeln wir in dem Augenblicke die Rolle und den Platz, wo ſie mein Lager beſteigt. Sey dann glücklich; und mach dich meines Vertrauens durch Stellvertretung würdig; bedenke übrigens, daß ich mein eigenes Glück, euch Beiden aufgeopfert habe."

Huſch ſprang ich aus dem Bette, und poſtirte mich in den angewieſenen Winkel.

Es war mir unmöglich, auch nur des Anſtandes wegen, gegen dieſen Wechſel zu proteſtiren; dieſe Überraſchung des Zufalles hatte alle meine Glieder auf eine bedenkliche Weiſe gelähmt, und ich war durchaus unfähig, irgend einen Entſchluß aus eigener Überlegung zu faſſen, ſondern mußte geradezu thun, was Ramorsky mir auftrug. Denn eher hätte ich den Einſturz des Himmels erwartet, als dieſes Ereigniß.

Dieſe ſtolze Frau, der Tugendſpiegel aller Damenzirkel, die Spröde, deren Unerbittlichkeit die galanteſten Herren und berühmteſten Liebeshelden Münchens zur Verzweiflung brachte, greift zuvorkommend zum äußerſten Mittel, und läßt ſich durch ihr Kammermädchen einem fremden Krieger förmlich antragen, den ſie kaum ſeit vierundzwanzig Stunden kannte. So ſchwer es auch ſcheinen mag, dieſes auffallende Benehmen zu enträthſeln, ſo wird doch einem gewandten Kenner die Löſung nicht unmöglich, im Gegentheile ſehr einfach ſcheinen: ſie war ſchwach, wie alle, die von einer Mutter geboren werden, doch wünſchte ſie, den Schein der Stärke zu bewahren; ein fremder Zeuge ihrer Schwäche, den vielleicht ſchon die nächſte Stunde auf immer ihren Augen entrückte, konnte ihrem Rufe nicht gefährlich werden, während die Begünſtigung eines Anbeters aus ihrer Umgebung ſie mit der Gefahr des Verrathes, oder mit einer despotiſchen Behandlung von Seite des Begünſtigten bedrohte. Daher kommt es, daß man auf den Liſten der Lohnlackeyen in den erſten Gaſthöfen großer Hauptſtädte ſehr oft die Namen von Weibern und Mädchen findet, als Hülfstruppen Amors für Fremde, welche zum heimathlichen Gebrauche durch keine Subſidien zu gewinnen ſind. — Und gerade mir ſollte die rührende Vergeltung ſie nun in die Arme werfen, mir, den ſie früher auf eine ſo kränkende Weiſe an den Abſtand der Geburt, und an überſpannte Hoffnungen erinnerte. Dieſe Rache war zu ſüß, dieſer Triumph zu groß, und wahrſcheinlich niemals wiederkehrend, als daß ich dieſen Augenblick um irgend einen Preis der Welt hätte hingeben mögen, und im wilden Aufruhre aller Sinne ſchlugen meine Pulſe laut wie Jubelglocken.

Da pochte es ganz leiſe an die Thüre des Kabinetes; Ramorsky öffnete die Thüre, und im zweifelhaften Dämmerlichte trat Sophie herein.

Ramorsky bat ſie, ja recht ſtill zu ſprechen, damit ſein Kamerad im Nebenzimmer nicht verſucht werde, zu lauſchen. Er zog ſie ſanft zu ſich auf den Divan, und drückte mit den gewählteſten Worten ſein Entzücken über ihre vertrauenvolle Liebe aus.

„Wie ſoll ich die Kühnheit meines Schrittes rechtfertigen,“ flüſterte Sophie ganz leiſe mit ihrer

Silberſtimme, „um in deiner Achtung, lieber Ramorsky, nicht zu verlieren! Ich bin unglücklich vermählt, und doch — ein Weib! In dieſen wenigen Worten liegt meine ganze Entſchuldigung; möge ſie dir genügen, möge deine Dankbarkeit durch ewiges Schweigen mein Vertrauen und meine innige Liebe belohnen!“

Mit den heiligſten Betheurungen küßte Ramorsky die Roſenlippen der holden Nachtwandlerin, und bat ſie, da die herbſtlichkalte Zimmerluft ihrer zarten Geſundheit ſchaden möchte, ſein weiches Lager mit ihm zu theilen, bevor die freundlichen Boten der Morgenröthe, die roſigen Frühlichtſtrahlen, durch die grünſeidenen Vorhänge ſchielten.

Und in ſanfter Umſchlingung führte Ramorsky die kaum mehr ſich Sträubende zum Bettchen, und in dem Momente, da ſie es beſtieg, trat ich durch eine ganz einfache Wendung an die Stelle, die ich ohne Zweifel würdiger zu behaupten hoffen konnte, als Ramorsky, welche nun mein ſchirmendes Eckplätzchen einnahm. Ein phantaſiereicher Dichter hätte nun hier die ſchönſte Gelegenheit, ein lüſternes Gemälde zu entwerfen, das kaum ein Leſer, kaum eine liebenswürdige Leſerin unbeſchauet ließe. Da es aber bekanntlich eine Hauptregel der Schriftſteller iſt: nicht Alles zu ſagen, ſondern das Meiſte errathen zu laſſen, um die Einbildungskraft der Leſenden auf eine angenehme Weiſe zu beſchäftigen, — ſo will ich blos als Leitfaden der Phantaſie, dieß Blatt nicht mit den Federn, ſondern mit dem Prachtgefieder eines großen Dichters der Liebe, — Göthe, — ſchmücken, der in der „Braut von Corinth," eine der herrlichſten Balladen, die ich kenne, einen ähnlichen Moment irdiſcher Seligkeit mit unübertrefflicher Meiſterſchaft und Wahrheit malte."

„Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
— — — — — — — — — —

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt:

Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im andern ſich bewußt.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Klag und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeſtammelns Raſerei.

Mit dem letzten Kuſſe, deſſen Glut ihn nicht vom erſten unterſchied, ſteckte ſie mir einen Ring an den Finger, zärtlich ſtöhnend: „Zur ewigen Erinnerung an dieſe ſüße Stunde!“ Sanft hob ich Sie aus dem Bettchen, und ihre erſte Wendung gegen den Divan benützte Ramorsky, ſein Vermittleramt wieder anzutreten. Dort ruhte die ruhebedürfende Sophie am Buſen ihres vermeinten Geliebten unter leiſem Gekoſe noch ein halbes Stündchen, dann ſchlüpfte ſie zur Thüre des Kabinetes hinaus, durch die zärtlichſten Verſicherungen Ramorsky's beruhiget, mit der ich dann den lang vermißten Schlaf ſuchte, an Wallenſteins letzte Worte in Schillers Trauerſpiel mich erinnernd:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Sorgt, daß man nicht zu zeitig mich erwecke.“

11.

Zu Begleitung des Kapitän Sarrere machten wir Morgens 7 Uhr einen Spazierritt in den Hirſchgarten, eine kleine Stunde von München. Ein elegantes Jägerhaus ſteht am Ende dieſes anmuthigen Parkes, wo zahme Hirſche unter den Gäſten vertraulich wandeln, und Brod oder in Milch getauchte Stückchen Kuchen aus ihren Händen nehmen.

Zur Zeit der Fütterung wird mit einer Glocke das Zeichen gegeben, worauf alle Hirſche, die im Parke ſind, von allen Seiten herbei eilen. Bisweilen ſpaziert auch ein Hirſch durch die offene Thüre des Salons, wenn nur wenige Gäſte darinn ſind, und ſteht unvermuthet am Frühſtücktiſche. Die dichten Schatten von Linden und Buchen gewähren im Hochſommer eine labende Kühlung, und tiefer im Parke laden maleriſche Gruppen melancholiſcher Tannen zum ernſten Nachſinnen ein.

Die Entblätterung der Bäume hatte ſchon begonnen. Die fahlen Blätter, durch den leiſeſten Lufthauch von den Zweigen gelöſet, ſäuſelten in gaukelnder Bewegung auf Tiſche und Bänke herab. Die Natur ſchien ſich eine Decke zum nahenden Winterſchlafe bereiten zu wollen.

Nach dem Frühſtücke beſuchten wir das kaum eine Viertelſtunde entfernte Luſtſchloß Nimphenburg. In frühern Zeiten war hier eine Hofmark, die Ober- und Unterkemnat hieß, woraus ſpäter eine churfürſtliche Schweizerey wurde. Churfürſt Ferdinand Maria machte mit dieſem Orte ſeiner Gemahlin Adelheid ein Wochenbettgeſchenk, die dann im Jahre 1663 das Schloß bauen ließ, und Nimphenburg nannte. Ihr bald darauf erfolgter Tod unterbrach den Bau, den Maximilian II. vollendete, der zugleich den ſchönen groſen Garten dazu anlegte. Der Plan iſt im Kleinen nach dem Schloße zu Verſailles genommen. Die innere Einrichtung des Schloſſes, ſo wie der altfranzöſiſche Styl des Gartens, der mit ungeheuren Koſten angelegt wurde, erhielten durch den Modegeſchmack des Einfachen beinahe eine gänzliche Veränderung. In der Mitte des Parterre dieſes Gartens, deſſen ganze Länge 2442 Schritte, die Breite 970, und der Umfang zwei Stunden beträgt, in einem Birkenwalde angelegt, welcher auſſerhalb der Gartenmauer fünf Stunden weit bis zum Luſtſchloſſe Starrenberg ſich hindehnet, ſtand einſt das große Florabaſſin, von Maximilian Emanuel im Jahre 1722 errichtet, und im Jahre 1758 neu vergoldet. Dieſes Baſſin, von 172 Schritten im Umfange, trug in der Mitte eine zwölf Schuh hohe Göttin Flora, bei welcher ein großer Korb mit Blumen ſtand, aus dem ein 8 Klafter hoher mannsdicker Waſſerſtrahl in Garbengeſtalt ſprang, von 8 Bogenſprüngen aus vergoldeten Fröſchen begleitet. Die Göttin ſelbſt, an der Seite des Korbes, hatte auf ihrem Haupte einen Kranz von Blumen, hielt mit der einen Hand ihre Kleider, und richtete ihre Augen auf dieſes ergözliche Waſſerwerk. Neben ihr war ein Zephyr in Geſtalt eines Kindes, der in der einen Hand einen großen Kranz von Blumen hielt, und mit der andern ſeine Verwunderung über einen Affen ausdrückte, dem das Waſſer aus einem Korbe trieb. Auf dem vergoldeten Berge, worauf dieſe Göttin ſaß, ſtanden ein Löwe, ein zotiger Hund, drei große Schwäne, zwei Störche; und dichtes Seeblumenkraut.

Ferner waren in dieſem Baſſin noch 8 kleine vergoldete Berge; auf vier derſelben ſaßen vier vergoldete Liebesgötter mit Kocher, Bogen und Pfeilen, und auf den übrigen vier befanden ſich Tritonen, welche Korallen, Perlen und dgl. in den Händen hielten.

Dieſe prächtige Fontaine koſtete damals 60000 Gulden.

Die übrigen Fontainen hatten vier vergoldete Gruppen auf Wallfiſchen, dann zwei davon, gleich vor dem Schloſſe, vergoldete Drachen mit Schlangen.

Dieſer barocke Geſchmack war auch bei den Verzierungen der Gemächer des Hauptſchloſſes, ſo wie der drei kleinen Luſtſchlößchen im Innern des Gartens: Amalienburg, Badenburg, an einem niedlichen See, und Pagodenburg, wieder zu finden, und damit zur Harmonie des Ganzen ja nichts fehle, äfften den Beſchauer auch Verirwäſſer auf einem runden Plane, auf deſſen Aus- und Eingange 16 Verirröhre verſteckt lagen. Das runde Vaſenparterre war mit einem Kreiſe von gefärbten Kieſelſteinen umgeben, aus welchen 96 kleine Waſſerröhre unbemerkt hervorragten, jede mit 7 Öffnungen, ſo daß 198 Waſſerſtrahle den argloſen Luſtwandler umſpielen konnten.

Während **Sarrere** in die Orangerie trat, um einige ſeltene tropiſche Gewächſe in der Nähe zu beſchauen, fragte mich **Ramorsky**, warum ich den Ring, **Sophiens** zärtliches Geſchenk, nicht am Finger trage.

Nun fiel es mir erſt ein, daß ich ihn im Dunkeln, als **Sophie** ſich entfernt hatte, in meine Börſe legte, ohne mich bisher daran zu erinnern.

Wir beſahen ihn, und ſchätzten ihn, — es war ein Brillant-Solitär, — mindeſtens auf hundert Dukaten im Werthe.

„Dir war er zugedacht, liebe **Ramorsky**, nimm ihn,“ ſprach ich.

„Nein, mein theurer Freund,“ — erwiederte ſie lächelnd, — behalt ihn nur: dem Verdienſte ſeine Kronen!“

Da nun 10 Uhr Morgens (den 25ten Oktober) große Aufwartung bei dem Kaiſer Napoleon ſeyn ſollte, wobey Sarrere nicht fehlen durfte, ſo ſprengten wir raſch durch die herrliche Allee, das Dörfchen Neuhauſen zur Rechten, in die Stadt zurück, jedoch zum Karlsthore hinein, um das Volksgedränge am Schwabingerthore, nahe an der Reſidenz, zu vermeiden.

Vor dem Gaſthofe zum ſchwarzen Adler war die Straße mit zahlloſen Neugierigen bedeckt, und faſt verſperrt. Man hatte das Thor des Gaſthofes geſchloſſen, um den ungeſtümen Andrang abzuwehren. Auf meine Frage nach der Urſache erhielt ich zur Antwort: ſo eben ſey mit einem Gefolge von drei Wägen die Dame mit dem Eberkopfe angekommen. —

12.

Ich folgte Ramorſky in ihre Wohnung wo wir Sarrere erwarten wollten, um mit einander an der Wirthstafel im goldenen Hirſche zu ſpeiſen. Schon von Weitem bemerkte ich den Wagen der Gräfin Sophie; „vielleicht begegnet ſie uns auf der Treppe,“ ſagte ich zu meiner Freundin, „ſtecke doch den verhängnißvollen Ring an Deine Hand.“

Sie that's. Ich fand meine Vorſicht gerechtfertiget; denn kaum ſtiegen wir von den Pferden, als ſie, prächtig gekleidet, aus dem Thorwege trat, um in die Kirche zu fahren.

Mit zärtlichen Blicken, vom ſüßen Nachgefühle ſeliger Wonnen verklärt, empfing ſie Ramorſky, und ſenkte erröthend die Seidenwimpern, als ihr der Ring entgegenblitzte. Meine Begrüßung nahm ſie ziemlich ſpröde hin.

Sie wechſelten nur wenige Worte, dann rollte der Wagen mit ihr die Straße hinab.

„Mach' Dich gefaßt, Geliebter!“ begann Ramorſky, als wir auf ihrem Zimmer waren, „die

Gräſin wird heute Nacht von mir Abſchied nehmen. Du haſt geſtern Deine Rolle ſo gut geſpielt, daß ich Dir eine Wiederholung heute wohl anvertrauen darf. Ich kenne Dein edles Herz zu gut, — fügte ſie ſchelmiſch-lächelnd bei, — als daß ich an Deiner Bereitwilligkeit zweifeln ſollte, mir dieſes kleine Opfer als einen Beweis Deiner Liebe und Freundſchaft zu bringen."

„Bei Deinen ganz eigenen Anſichten von Liebe, theure Ramorsky!" — erwiederte ich, „darf ich Dir wohl geſtehen, daß ich dieſe Stellvertretung auch heute wieder gerne übernehme, doch verſichere ich Dir, daß ob der früherhin verſchmähten Liebe mein Herz keinen Theil an dieſem Abenteuer nehme, ſondern nur das Verlangen, mich zu rächen, welches ich in der kommenden Nacht durch ein äußeres Merkmal dauernd zu bezeichnen hoffe."

Ramorsky wollte wiſſen, was für ein Zeichen ich meine, ich bat ſie jedoch, ſich bis morgen zu gedulden.

„Morgen," — nahm ſie das Wort, — „hoffe ich dem Regimente vorausgeſendet zu werden, um für Quartier und Verpflegung deſſelben zu ſorgen. Du begleiteſt mich, und ſo bleibt uns noch ein Tag und eine Nacht vor der Trennung, die vielleicht eine ewige ſeyn kann; denn je tiefer wir in das Herz von Oeſtreich dringen, deſto blutiger dürften wohl die Schlachten werden."

Ich beruhigte ſie, indem ich auf das bisherige Glück mich berief, das ſie unverſehrt aus allen Schlachten geführt habe; zugleich ſuchte ich ſie zu bereden, dieſem mit der edleren Beſtimmung eines Weibes unvereinbarem Stande doch einmal zu entſagen, bevor die Blüthe ihrer Jugend und Schönheit unter den Anſtrengungen beſchwerlicher Feldzüge verwelke.

Sie verſprach, nach dem Friedensſchluſſe an dieſe Aenderung ihres Lebens ernſthaft zu denken, um ſo mehr, als ſie ihre Neigung für Sarrere täglich ſchwächer werden fühle, der ſein höchſtes Glück nur an der grünen Spieltafel finde.

13.

Der große Speiſeſaal im Gaſthofe zum goldenen Hirſche war bereits mit Officieren von jedem

Range und allen Waſſengattungen angefüllt, als wir eintraten. Ueberall erblickte man Gruppen, welche die Ereigniſſe des Tages beſprachen. Einige würfelten auf Seitentiſchen ganz heimlich, nur wie im Vorbeigehen; andere ſtanden vor Landkarten, welche die Kameraden an den vier Ecken hielten, berechneten die bevorſtehenden Märſche, trafen Dispoſitionen zu Schlachten, oder theilten wohl gar das Haus Oeſtreich noch vor der Eroberung. Die Lebhafteſten ſuchten die Stellungen der Heere in frühern Schlachten zu verſinnlichen, oder gaben durch die Richtung ihrer eigenen Körper verbeſſerte Methoden des Bajonettgebrauches an. Dadurch entſtand in der Maſſe der Anweſenden eine wunderſame Beweglichkeit, welche man in dieſer Art nur bei den Franzoſen finden kann, die bei den Italienern jedoch ſchnell in Grimaſſe ausartet. Damals bot die franzöſiſche Armee ein Schauſpiel, das vielleicht in keinem Jahrtauſend ſich wiederholen wird.

An der Spitze derſelben, deren Siege die Welt erſchütterten, ſtand ein Held, der alle überragte, von welchen die Geſchichte aus irgend einer Zeit erzählet hat, ein Kaiſer von 35 Jahren, der aus dem Nichts durch eigene Kraft auf den glänzendſten Thron der Chriſtenheit geſtiegen war. Am Bande ſeiner Feder hing das Schickſal der älteſten Monarchien. Sein Name ſchon ſchlug die Feinde. Die Soldaten wußten, daß er ſie nur zum Siege führen konnte; ſie gingen daher mit der größten Zuverſicht in's Feuer, als ob Schlachten nur des Herkommens wegen geſchlagen würden, um doch nicht im Schlafe Königreiche zu erobern.

Jeder gemeine Soldat trug den Marſchallſtab in ſeiner Patrontaſche; Kenntniſſe und Muth gaben Anſpruch auf Beförderung, wofür Hunderttauſende ſchon bei dem Fahneneide ihr Leben für Ruhm oder Tod verpfändeten. Darum hatte auch jeder Einzelne das höchſte perſönliche Intereſſe am Gelingen des Ganzen, während bei Heeren mit ausſchließlicher Vorrückung bevorzugter Stände, der gemeine Soldat mit dem entmuthigenden Bewußtſeyn kämpfet, durch den Sieg nichts zu gewinnen, durch den Tod aber mit ſeinem Leben alles zu verlieren.

Hierin liegt der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe der unbegreiflichen Siege Napoleons, die durch die Genialität der Schlachtenpläne allein, ohne dieſe unbedingte Hingebung der Krieger, nicht ſo vielfältig wären gewonnen worden; denn der Geiſt gibt Leben, der Buchſtabe tödtet. Und doch verkannte Napoleon, vom Glücke verwöhnt und vom Eigendünkel verblendet, das Bedürfniß ſeiner Zeit. Die Völker der civiliſirten Erde waren reif zur Emancipation, und doch war es ihm unmöglich, auch nur ein Schattenbild öffentlicher Freiheiten zu dulden; hätte er ſeine unermeßliche Macht dazu benützt, einer durch zweckmäßige Konſtitutionen begründeten geſetzlichen Freiheit auf der ganzen Welt einen ewigen Tempel zu bauen, und ſo der Menſchheit ihre angeborenen Rechte zurückzugeben, ſo würden ihn ſeine Zeitgenoſſen, ſo wie die dankbare Nachwelt, vergöttert haben, anſtatt nun ſein Prometheusende auf St. Helena als eine ſchmerzliche Folge ſeiner ſchrankenloſen Herrſchſucht beweinen zu müſſen.

14.

Der Oberſt des Regimentes, in welchem Namorſky diente, war gegenwärtig; ſie benutzte dieß, um den Auftrag zur Sorge für Einquartirung und Verpflegung mit leichter Mühe zu erhalten.

Die Tafel begann, ohne die Redſeligkeit zu ſtören, eine Eigenthümlichkeit der Franzoſen, während an deutſchen Gaſttafeln eine plötzliche Stille eintritt, die nur in den Zwiſchenräumen der Gerichte durch einige hingeworfene Worte unterbrochen wird. Zugleich wiſſen ſie durch allerlei kleine Kunſtſtücke und Tafelſpäße die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich zu lenken, die ſie dann zu kleinen Wetten um Wein benützen. Durch eine ſolche Wette wurde neben mir die Frage entſchieden, wie viele Thaler, wie viele Dukaten auf einander gelegt werden müßten, um die Höhe des Pfropfes einer Champagnerflaſche zu erreichen.

Andere formten aus der Krume friſchgebackener Semmeln Adam und Eva, den Baum der Erkenntniß mit der verbotenen Frucht nebſt der Schlange, und ſtülpten ein Glas darüber, wornach das niedliche Kunſtwerk von Hand zu Hand ging, und Jeder ſeinen Beifall oder Tadel ausſprach, — oder eine

Redoute mit Kanonen, ohne auch nur das Mindeſte zu vergeſſen.

Ich rügte an der Scene aus dem Paradieſe die Begleitung mit Feigenblättern als einen Verſtoß gegen die Zeitrechnung, indem Adam und Eva erſt nach dem Genuſſe der verbotenen Frucht, und auf der Rückkehr in ihre Laube jene Blößen wahrgenommen hätten, die ſie mit Feigenblättern verhüllen zu müſſen glaubten.

Dieſe Anſicht fand, als geſchichtlich-begründet, allgemeinen Beifall.

Plötzlich entſtand ein ſchallendes Gelächter.

Ein Artillerieofficier hatte aus demſelben Stoffe fünf Soldaten von einem öſtreichiſchen Grenzregimente auf der Flucht vorgeſtellt, die im Laufen, oder vielmehr in ihrem ſchwerfälligen Trabe, an Speckſchwarten nagten, wozu er Stückchen Schinken benutzte.

Dieſe Gruppe war mit einer ſo in's Detail gehenden Wahrheit geordnet, daß dem Meiſter einſtimmig der erſte Preis zuerkannt wurde. Alle Gäſte erhoben ſich, und tranken auf ſein Wohl.

Da trat ein Officier von den Jägern zu Pferd in den Saal, ein ſchöner junger Mann, und ſetzte ſich auf den leeren Stuhl zu meiner Rechten.

Der Kellner Georg hatte ihn im ſchwarzen Adler aufgeſucht, wo er im Feuer des Spieles die Tafelſtunde verſäumte.

Die bereits vorbeigegangenen Gerichte wurden ihm nachträglich gereicht; er ſchlug ſie alle aus, im lebhafteſten Geſpräche mit ſeinem Nachbar begriffen.

Ich konnte anfangs kein Wort verſtehen, theils wegen des allgemeinen Getöſes, theils weil er ſehr leiſe und ſeitwärts gewendet ſprach; endlich ſchloß er mit erhöhter Stimme:

»Tout ce que je pourrais t'en dire, serait au dessous de la réalité. Il faut voir cette taille svelte, ces formes rondes et moëlleuses, ce pied mignon, ces grâces enchanteresses, cette démarche noble et légère.« *)

---

*) „Alles, was ich Dir davon ſagen könnte, wäre noch unter der Wirklichkeit. Man muß den ſchlanken Wuchs ſehen, dieſe runden und weichen Formen, den niedlichen kleinen Fuß, dieſe bezaubernde Anmuth, den edlen und leichten Gang."

Bei dieſer Schilderung ſtand mir nur der »pied mignon« im Wege, um Sophie für den Gegenſtand ſeiner Bewunderung zu halten, und doch hätte ich gar zu gerne gewußt, wer ihn denn ſo ſehr begeiſtert habe.

Auf einen Wink von mir nahte ſich Georg meinem Stuhle, der mir dann ſagte, die Dame mit dem Eberkopfe ſey eben ſpazierengefahren, als er mit dem Officiere aus dem Gaſthofe zum ſchwarzen Adler trat.

„Sehen Sie,“ fügte er bei, „an der letzten Stufe der Treppe verlor ſie dieſen geſtickten Handſchuh, den ich aufhob, aber nicht um ihn zurückzugeben, ſondern um ihn als ein Andenken an dieſe wunderbare Dame zu behalten.“

„Georg,“ ſprach ich, anſcheinend ganz gleichgültig, ‚ich gebe Dir zwei Thaler dafür; für Dich hat er ja doch keinen Werth!“

„Wenn ich ihn um Geld verkaufen wollte,“ erwiederte Georg, „ſo würde mir Ihr Herr Nachbar bezahlen, was ich nur immer verlangte; denn er iſt in die fremde Gräfin raſend verliebt. Ich habe ihm jedoch dieſen Fund gänzlich verſchwiegen. Sie werden mir's nicht übel nehmen, wenn ich dieſe günſtige Gelegenheit benütze, etwas zu bekommen, was ich ſchon längſt wünſchte, und was Sie mir gewiß gerne für dieſen Handſchuh geben werden, der Ihnen, ſo viel ich merke und vermuthe, nicht ſo ganz gleichgültig iſt. Geben Sie mir Ihren Meerſchaumkopf, und der Handſchuh gehört Ihnen."

„Du ſollſt ihn haben, laß ihn nur in meinem Namen bei meinem Bedienten holen."

Im Vorgefühle einer wonnigen und wichtigen nahen Zukunft, ſteckte ich den Handſchuh unbemerkt in meinen Buſen. Wer war glücklicher als ich? Ich hatte nun eine ſchickliche Veranlaſſung, der unbekannten Dame einen Beſuch zu machen, und vielleicht ein Geheimniß zu erforſchen, das ſo Vielen bisher unerklärbar blieb.

Das Geſpräch fiel auf den *** Geſandten, bei welchem Abends ein glänzender Ball ſeyn ſollte, wozu die ſchönſten Damen der Stadt, und ſämmtliche Officiere der Garniſon geladen waren.

„Hätte ich Gewißheit, die Dame mit dem

Eberkopfe dort zu treffen, ſo ging' ich auch hin," — äußerte ich, als ich um meinen Entſchluß gefragt wurde.

„Dieſe Worte ſprachen Sie mir aus der Seele," ſagte mein Nachbar zur Rechten, der von ihr Begeiſterte.

Das Geſpräch wurde bald allgemein; Jeder wollte wiſſen, was denn an dem Gerüchte von dieſer Dame ſey.

Von allen Seiten um Aufſchluß befragt, nahm ich das Wort, und ſprach, wie folgt:

„Vor ungefähr einem Jahre kam im erſten Gaſthofe in Straßburg eine Dame unter dem Namen einer Gräfin von Fürſtenberg an. Ihr Antlitz, hieß es, ſey mit einem ſiebenfachen Schleier verhüllt, weil die Laune der Natur ihr einen Eberkopf gegeben habe. Die übrigen Theile des Körpers ſeyen von bezaubernder Schönheit; die jährlichen Renten ihres Vermögens betrügen 200000 fl. Jünglinge und Männer von hoher Geburt, von ausgezeichnetem Range und Stande hätten ſich um ihre Hand beworben; nur den Geprüfteſten und

Entſchloſſenſten habe ſie ſich entſchleiert gezeigt, aber die Beſchauer mit einem Entſetzen erfüllt, das jede Annäherung unmöglich machte. Seitdem vermöge kein Mann mehr, und ſey er auch ein Adonis, ihren Schleier zu lüften; ihr einziger Lebensgenuß beſtehe in Reiſen durch ganz Europa.“

Ich berief mich auf eine am Rhein erſcheinende Zeitung, die dieſen Aufſchluß über die unbekannte Dame enthielt, ja ſelbſt auf die Nummer derſelben.

„Ich würde ſie heirathen, — nahm der begeiſterte Officier das Wort, — und wenn auch eine Teufelslarve ein Venusantlitz im Vergleiche zu dem ihrigen wäre, wenn ich ihr gefiele, denn eine ſo vollendet anmuthige Geſtalt hat das Weltall nicht aufzuweiſen.“

Natürlich wurde er für ſeine Reſignation tüchtig aufgezogen.

Während der Champagner die Köpfe der Gäſte immer mehr entflammte, entfernte ich mich unbemerkt mit Ramorsky und Sarrère.

Dieſer nahm einen ziemlich kühlen Abſchied von ſeiner Freundin, da er verſprochen hatte, nach Da-

chau zu fahren, mit dem Wunſche, bald wieder mit ihr auf dem Marſche nach Oeſtreich zuſammen zu treffen.

In *Ramorsky's* Wohnung kam uns *Suschen* mit der Nachricht entgegen, ihre Herrſchaft habe eine Spazierfahrt nach *Fürſtenried* gemacht, und würde ſehr erfreut ſeyn, auch *Ramorsky* dort zu ſehen.

Dieſe zeigte wenig Neigung, die Einladung anzunehmen, doch gab ſie meiner dringenden Bitte nach, indem ich jede paſſende Gelegenheit benützen wollte; mich *Sophien* zu nähern, und durch fortgeſetzte Aufmerkſamkeit endlich ihr Herz zu gewinnen.

Während die Pferde geſattelt wurden, half ich ihr den Mantelſack ordnen. Indem ich meinen eleganten polniſchen Oberrock, mit weißer Seide gefuttert, an der Bruſt aufknüpfte, fiel der geſtickte Handſchuh der *Dame mit dem Eberkopfe* auf den Boden.

„Sieh doch, *Ramorsky*, zu welchem Kaufe mein Hang nach galanten Abenteuern mich verleitet hat! Für dieſen Handſchuh, den die *Dame* mit dem Eberkopfe vor einigen Stunden auf der Treppe des Gaſthofes zum ſchwarzen Adler verlor, und der Kellner Georg unbemerkt aufhob und einſteckte, gab ich dieſem meinen ſchönen Meerſchaumkopf im Werthe von 3 Louisd'or. Solche Handſchuhe geziemen Dir, Amazonen-Königin Pentheſilea! nicht die rauhen feſten, womit Du die Lanze ſchwingeſt, anſtatt Amors Pfeil!“

So ſprach ich, während ſie ihre Adreſſe zur größern Sicherheit auf den Mantelſack heftete.

Sie erblickte kaum den Handſchuh, als ſie ihn mir haſtig aus der Hand nahm, und den Namenszug an der Wurzel des Daumens: ein J und W verſchlungen in der Mitte fürſtlicher Inſignien, aufmerkſam betrachtete.

„Mein lieber Freund,“ — verſetzte ſie ſodann, indem ſie den Handſchuh mir zurückgab, „Du haſt einen wichtigen Handel geſchloſſen, und ich wünſche Dir Glück, der Retter eines Menſchenlebens zu werden; an Geiſt und Gewandtheit zu dieſem gefährlichen Werke wird es Dir nicht fehlen.“

Beſtürzt über dieſe räthſelhaften Worte wollte ich ſie eben um nähern Aufſchluß bitten, als gemeldet wurde, die Pferde wären bereits geſattelt.

15.

Fürſtenried iſt ein kleines, freundliches Jagd- und Luſtſchloß des Hofes, kaum eine Meile von München entfernt, mit dem es durch eine ſchöne Allee in Verbindung ſteht. Zu frühern Zeiten, und zuletzt noch unter dem Churfürſten Maximilian Joſeph III., wurde es von den höchſten Perſonen, beſonders zum Mittagsmahle bei Jagden im nahen großen Parke, häufig beſucht, als der vermehrte Glanz des Hofes des geräumigeren Luſtſchloſſes Nymphenburg noch nicht bedurfte, das faſt um die Hälfte des Weges näher bei der Stadt liegt, und ſchon dieſer Urſache wegen größere Bequemlichkeit gewährt.

Für Fußgeher führet ein romantiſcher Weg durch das Dorf Sendling, und durch ein anmuthiges Birkenwäldchen, rechts von der Fahrſtraße, nach Fürſtenried.

Fern vom Geräuſche der großen Welt ſucht irgend ein gekränktes Herz dieſe ſtillen, einſamen Pfade, und findet Troſt am Buſen der mütterlichen Natur. Auch liebende Pärchen wandeln oft dahin, die ihr verborgenes Glück und eine eigene Welt in ſich ſelbſt tragen, durch die Seligkeit der Liebe ein Herz und eine Seele! Viele von dieſen ziehen ſchon in den früheſten Morgenſtunden rechts von Fürſtenried vorüber, um im nahen Wallfahrt-Kirchlein zu Maria-Eich das wunderthätige Gnadenbild um rettende Fürſprache bei ihrem himmliſchen Sohne anzuflehen.

In den Hofraum des Gebäudes, das nur zwei Stockwerke hoch iſt, führet ein prächtiges Thor von durchbrochenem Eiſen, das zur Zeit, da es noch ganz vergoldet war, in den Strahlen der Sonne dem leuchtenden Thore einer Zauberburg glich. Ich erinnere mich noch aus den Tagen meiner Kindheit das Innere des Schloſſes geſehen zu haben; ſeitdem hab' ich es nicht mehr betreten. Im untern Saale wurde beinahe täglich geſpeiſet. Er war weiß und vergoldet, und hatte an den Wänden zwei große Gemälde von Rubens, eine Löwen- und eine Auerochſenjagd; der Fußboden mit rothem und weißem Marmor eingelegt.

Der obere Saal war gleichfalls weiß und vergoldet; an den Wänden hingen fünf außerordentlich ſchöne Gemälde, worunter ein täuſchend wahres Fruchtſtück Melonen und Weintrauben hinzauberte, die ich damals mit großer Eßluſt betrachtete.

Der unvergleichlichen Ausſicht aus dieſem Saale erinnere ich noch jetzt mich mit Vergnügen. Ich ſah vom mittlern Fenſter aus durch die große Allee München, und in gerader Richtung die beiden Frauenthürme; in einem andern Zimmer auf einem großen Gemälde die verſtorbene Churfürſtin von Sachſen, eine bayeriſche Prinzeſſin, als Malerin mit einer Farbenpalette und einem Pinſel in der Hand; der verſtorbene Churfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph III., deſſen Gemahlin, die Markgräfin von Baden und Herzog Clemens ſtanden als Zuſchauer dabei.

Im Schlafzimmer war auf einem großen Gemälde eben dieſer Churfürſt zu Pferde vorgeſtellt; wie er von der Fama mit einem Lorbeerkranze gekrönt wird.

Wenige Fürſten auf Erden mögen in ihrem Leben ſo geliebt, und im Tode ſo beweint worden ſeyn, als dieſer Churfürſt Maximilian Joſeph III. von Baiern, der am 30. Dezember 1777, in Folge einer ungeſchickten Behandlung, an den Pocken ſtarb. Das ganze Land ſchwamm darüber in Thränen.

Hinter dem Schloſſe iſt ein kleiner niedlicher Garten, in der Schloßkapelle ein ſchönes Gemälde, die ſterbende Maria von Wink. Bei dem Schloſſe befand ſich ehemals auch ein Theater.

Die Oekonomie iſt als eine Filialmuſterwirthſchaft der Staatsgüter-Adminiſtration Schleißheim für Kenner oder Freunde dieſes Faches ſehenswürdig.

Sowohl der Schloßdiener in einem Seitengebäude als auch die Beſchließerin bey der Oekonomie, bewirthet Gäſte.

16.

Nachdenkend, und ohne ein Wort zu ſprechen, ritt Ramorsky neben mir, bis wir außerhalb Sendling in die ſchöne breite Allee einlenkten.

„Zürneſt Du, Liebchen,“ — begann ich das lange Schweigen zu brechen, — „oder welche Gedanken beſchäftigen Deinen Geiſt ſo ausſchließlich, daß Du kein freundliches Wort mehr mir vergönneſt?“

Wie aus einem tiefen Traume erwachend, erwiederte ſie: „Ich wüßte keinen Grund, Dir zu zürnen; der geſtickte Handſchuh hat mich mit der heftigſten Unruhe erfüllt. Wenn dieſes Zeichen mich nicht trüget, ſo kann dieſe Dame mit dem Eberkopfe Niemand anders ſeyn, als meine Freundin, die Fürſtin Julie W***, Tochter des Marquis von Grepard, deren Schickſal ich Dir ausführlich erzählt habe.“

„Wenn dieß der Fall iſt,“ — erwiederte ich, — „ſo ſollteſt Du Dich vielmehr freuen, eine ſo theure Freundin nach langer Trennung wieder zu finden, und Nachricht von Deinem Heinrich erhalten zu können, als bekümmert zu ſeyn!“

„So ſcheint es,“ — ſeufzte Ramorsky, „aber der Zweck ihres Hierſeyns, der Grund, warum ſie eine ſo geheimnißvolle Maſke wählt, die beſtimmt iſt, die Entdeckung ihrer Perſon zu erſchweren, oder vielmehr unmöglich zu machen, muß ganz andere Gefühle in mir erregen, als Du wähneſt. Ich kenne die Fürſtin; ſie iſt geiſtvoll, unternehmend, intrikant. Ihre Verbindung mit der Sache der Bourbons, ſchon in London angeſponnen, wie Du Dich noch aus meiner Erzählung erinnern wirſt, hat ſie gewiß bis zur Stunde nicht aufgegeben, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ſie eben jetzt mit einer geheimen Sendung beauftragt ſey, die ſchon an und für ſich ſehr gefährlich iſt, und durch die Kühnheit, ſelbſt in das Hauptquartier des Kaiſers ſich zu wagen, wo die feinſten und gewandteſten Späher der furchtbaren geheimen Polizei ihr Weſen treiben, ihre Freiheit und ihr Leben bedroht."

„So eile, Ramorsky, Deine Freundin zu warnen und zu retten!"

„Dieſe Rettung meiner Julie ſey Dein Werk, geliebter Freund! Du kannſt ſie mit minderem Aufſehen beſuchen, als ich: denn der erſte Schritt, den ich in ihre Wohnung wagen wollte, würde mir unvorzüglich die ſtrengſte Haft und eine bedenkliche Unterſuchung zuziehen, die mich verderben könnte, ohne ſie zu retten. Der Eberkopf, der die Leichtglaubigen zurückſchreckt, gilt jenen Spähern nicht viel mehr als ein Mährchen; ſicher iſt ſie in dieſem Augenblicke ſchon ſo bewacht, daß es ihr unmöglich ſeyn wird, den Vollzug ihres geheimen Auftrages auch nur zu beginnen. Als wir eben vorhin am Gaſthofe des ſchwarzen Adlers vorüberritten, bemerkte ich im Eckgäßchen, an der Hinterpforte des Hauſes den furchtbaren Anführer der Mameluken, der, in Civilkleidern, in einen dunkelblauen Mantel gehüllt, mit einem Küchenmädchen ſprach. Wohin dieſe Schlange ſich krümmet, da zögert das Verderben nicht!"

„Wie ſoll ich es aber anfangen, liebe Ramorsky, Deine Freundin aus dieſer Schlinge zu ziehen? Kann ich nicht ſelbſt das Opfer dieſes Verſuches werden, und noch überdieß mit hoffnungsloſem Erfolge?"

„Spiele den Verliebten; ſende ihr ein Gedicht, worin Du Liebe für ſie athmeſt; doch ſuche auf irgend eine geheime Beziehung ihres frühern Lebens zu zielen, die nur ſie allein verſtehen kann. Ihre Neugierde wird dadurch rege; ſie wird Dich ſehen und ſprechen wollen. Mach' dann nach Umſtänden von der ganzen Geſchichte ihres Lebens Gebrauch; ſag' ihr, ich ſey's, die durch den rettenden Zufall des verlorenen Handſchuhs von Gott berufen ſey, ſie dem gewiſſen Verderben zu entreißen. Die Grundzüge des Rettungsplanes hab' ich Dir angegeben; im Gange der Ausführung werden jedoch Zwiſchenfälle ſich ereignen, die ſich zum Voraus nicht berechnen laſſen; hier tritt dann die Feinheit des Geſandten in Wirkung, und ich zähle hierin ganz auf Deine Umſicht. So wie ich dieſe geheime Polizei kenne, wird man ihr die Gelegenheit zur Flucht nicht erſchweren, aber nur um ſie eben ſo ſchnell einzuholen, und die Unterſuchung auf den Grund des ſchweren Verdachtes einer verfänglichen Flucht mit aller Strenge ſogleich beginnen zu können. Dann bringt ihr nicht die Schuld Verderben, ſondern ſelbſt ſchon der Schein der Schuld. Geliebter! rette meine Freundin, und ſey ihres ewigen Dankes, ſo wie eines glänzenden Lohnes verſichert!“

„Nicht des Lohnes wegen, liebe Ramorsky,“ fiel ich ihr raſch in's Wort, „wage ich für eine fremde Dame meine Freiheit, mein Leben, es ſey denn, daß das Herz der Dame dieſen Lohn mir ſpende; aber Du wünſcheſt es, und Deine Wünſche ſind mir heilig! Ich rette ſie!“

„Ungetreuer,“ verſetzte Ramorsky lächelnd, „wie kannſt Du ſo überaus aufrichtig ſeyn, Deiner Geliebten ohne Weiteres zu eröffnen, daß Du ſchon wieder auf eine neue Eroberung ſinneſt? Wie kannſt Du denn gar ſo ungenügſam ſeyn?“

„Wundere Dich nicht, mein Liebchen,“ gab ich ihr zur Antwort, „über die ſchnell gereiften Früchte Deiner eigenen Philoſophie der Liebe, mit der Du innerhalb vier und zwanzig Stunden mich ſo vertraut gemacht haſt, als ſey ich ſelbſt der Erfinder dieſes Syſtems.“

Heiter und ſcherzend, beſonders über den bevorſtehenden Abſchied Sophiens von Ramorsky in dieſer Nacht, ritten wir unſers Weges, dem Luſtſchloſſe Fürſtenried zu.

17.

Unmittelbar vor dem eiſernen Gitterthore des Schloſſes, liegt zwiſchen zwei ſchattenreichen Doppelalleen eine große, anmuthige Wieſe, auf welcher wir ſchon von ferne Damen und Herren luſtwandeln ſahen.

Mein ſcharfes, auf Jagden geübtes Auge, erkannte Sophien an dem Gange und der Haltung; am Arme einer mir unbekannten Dame ging ſie etwa hundert Schritte vor der Geſellſchaft.

Ohne Zweifel hatte ſie dieſen Spaziergang vorgeſchlagen, um ihrem vermeintlichen Geliebten entgegen zu gehen.

Meine Reitereitelkeit hätte keine bequemere Gelegenheit finden können, ſich zu zeigen, als dieſe; ich ſuchte in allen Kunſtreiterſtückchen zu glänzen, die ſich in aller Eile nur immer anbringen ließen, und als wir etwa nur mehr fünfzig Schritte entfernt waren, trieb ich das Roß, wie einen angehenden Zögling des Pegaſus, ſo kühn zu Luftſprüngen, daß Ramorsky mir auf engliſch zurief: ich möchte mich in Acht nehmen, daß der Rappe nicht rückwärts überſchlage. Die Damen erhoben bei dieſem Anblicke ein Zettergeſchrei, und zerſtoben nach allen Richtungen.

Mit einer leichten Wendung links ritten wir im kurzen Galoppe bis zum Gatterthore, wo Sophiens Kutſcher unſere Pferde zur weitern Verſorgung übernahm.

Inzwiſchen hatten ſich die Verſprengten wieder geſammelt, und folgten uns nach, während wir eben ihnen wieder entgegen gingen.

„Es iſt recht abſcheulich von Ihnen,“ — war Sophiens Antwort auf meine Begrüßung, — „uns eine ſolche Angſt einzujagen.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ — erwiederte ich, — „die Schuld liegt ganz allein an Ihnen; die Blendung des vereinten Glanzes war zu ſtark, um ſie zu ertragen.“

Wir beſuchten den Schloßgarten. Ramorsky bot Sophien den Arm, was er als Hausgenoß nicht nur ohne Aufſehen thun konnte, ſondern ſchicklicherweiſe thun mußte. So gerne ich eine von den reizenden Damen der Geſellſchaft geführt hätte, ſo hielt ich es doch für klüger, mich an den alten Grafen, Sophiens Gatten, anzuſchließen, um mir auf eine gute Art Zutritt in ſeinem Hauſe zu verſchaffen. Ich kannte ihn durch die Antiquare als einen großen Freund und eifrigen Sammler ſeltener Ausgaben alter Klaſſiker, und machte ihm alſo in Bezug auf dieſe edle Lieblingsneigung die ſchmeichelhafteſten Komplimente. Zugleich vertraute ich ihm, daß ich gleichfalls von dieſer Neigung durchdrungen ſey, und zählte ihm meinen nicht ganz unbedeutenden Schatz von ſolchen Ausgaben vor, deren Doubletten, obgleich nur wenige, ich mit der größten Bereitwilligkeit ihm anbot.

Der Graf war ganz entzückt von mir, und umarmte mich mitten im Garten, worüber Sophie, die eben umblickte, ſehr erſtaunt ſchien. Er bat mich, ihn wo möglich heute noch, längſtens aber morgen zu beſuchen, ſeine Sammlung zu ſehen, zu prüfen und zu ordnen, und wenn ich irgendwo dazu Paſſendes fände, es für jeden Preis ihm zu verſchaffen. Uebrigens ſollte ich ſein Haus wie das meinige betrachten, und von einem eigenen Couverte an ſeiner Tafel, das von nun an täglich für mich beſtimmt ſey, ſo oft als es mir gefiele, Gebrauch machen.

In meinem Feldzuge gegen Sophiens Sprödigkeit hatte ich nun mindeſtens eine Hauptfeſtung bereits eingenommen, und großes Terrain, wo nicht gar einen förmlichen Sieg gewonnen. Ich triumphirte innerlich, nahm mich aber tüchtig zuſammen, um äußerlich meine Empfindung nicht zu verrathen, wobei ich ganz leiſe die Beſorgniß berührte, daß wohl meine Beſuche in ſeinem Hauſe, wie ſelten ich ſie auch wagen würde, ſeiner gnädigen Frau Gemahlin nicht angenehm ſeyn dürften.

„Da ſind ſie im größten Irrthume,“ — verſetzte der Graf lächelnd; — „meine Frau kümmert ſich wenig um meine Freunde, und gar nicht um meine Bücher.“

„Nicht wahr, Sophie!“ — rief er dieſer zu, als wir der Geſellſchaft näher kamen, — „Du haſt gegen meinen neuen Freund, den ich Dir hiermit vorſtelle, nichts einzuwenden. Er iſt ein großer Bücherkenner, und darum mir vorzüglich werth.“

„Ich habe nie gezweifelt, daß Deine Freunde meine Achtung verdienen,“ antwortete Sophie.

„Sehen Sie, daß ich Herr im Hauſe bin,“ ſcherzte der Graf.

„Die gute Meinung der gnädigen Frau zu rechtfertigen, wird ſtets meine heiligſte Sorge ſeyn, und mit Vergnügen zähle ich mich zu den Verehrern Ihrer Schönheit und Tugend.“ Mit dieſen Worten erwiederte ich Sophiens Aeußerung.

In des Schloßdieners großem Gaſtzimmer im erſten Stockwerke ſtand eine Tafel gedeckt; der Graf lud ſeine Gäſte zu einem kleinen, aber eleganten Mahle, wo die feinen Weine ſeines Kellers, die er aus dem Rückbehältniſſe des Wagens holen ließ, eine würdige Rolle ſpielten.

Noch ehe die Geſellſchaft Platz nahm, ging ich in ein Seitengemach, zog meine Brieftaſche hervor, und dichtete ein Acroſtichon (ein Namensgedicht), wo die Anfangsbuchſtaben der Zeilen den Namen des Grafen ausdrückten, deſſen hohe Sprachenkunde und claſſiſche Bildung durch den Geiſt der Alten der Inhalt war. Bei meiner durch vieljährige Uebung erworbenen Gewandtheit in dieſer Künſtelei war ich bald fertig, ſchloß es in einen Umſchlag ein, und gab es verſiegelt dem Bedienten des Grafen, mit der Weiſung, es in einer halben Stunde dieſem in das Gaſtzimmer zu bringen.

Wir ſchmauſeten in Gott vergnügt, und erzählten allerlei luſtige Tiſchſchwänke, als der Bediente den Brief brachte, und ſich ſchnell entfernte, ehe noch der Graf fragen konnte, von wem er ſey.

Natürlich waren alle Gäſte ſehr geſpannt auf den Inhalt eines Briefes, der zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit, und an dieſem einſamen Orte erſchien. Sophie ſchien etwas beſtürzt zu ſeyn. Man denke ſich nun die Freude des Grafen, als er den Inhalt las.

„Vortrefflich gedichtet, meiſterhaft, aber zu viel Lob, zu viel Ehre,“ rief er ganz verklärt aus, und wendete kein Auge vom Briefe. Man errieth gleich den Verfaſſer, und der Graf wurde mit Bitten beſtürmt, das Gedicht vorzuleſen..

Dieſer lehnte es ab, unter dem Vorwande, daß der Dichter in der Regel ſein Werk immer am beſten vortrage. Ich verſtand dieſen Wink, und las es mit allem Fleiße vor, was mir auch um ſo lieber war, weil das beſte Gedicht durch einen ſchlechten Vortrag verliert, während manche Blößen eines minder guten durch einen geübten Leſer maskirt werden können. Es verſteht ſich, daß mir von allen Seiten Lob geſpendet wurde, als eine mittelbare Huldigung des Grafen. So nahm ich's auch hin.

Um aber nicht allein der Gelobte zu ſcheinen, machte mich der Graf zum Opfer ſeiner Galanterie, indem er mich aufforderte, auf ähnliche Weiſe in derſelben künſtlichen Form, jeder der anweſenden Damen etwas Verbindliches zu ſagen.

Oft ſchon habe ich Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der Geiſt, wenn er gleichſam muß, in ſeiner Wirkſamkeit plötzlich einen ungewöhnlichen Schwung ſich aneigne, der in kurzer Zeit vollendet, was man erſt nach mühſamem Denken erwartet hätte.

So ging's mir auch dießmal. Meine Dichterehre ſtand auf dem Spiele, und ich fühlte mich von der Nothwendigkeit, meinen Ruf zu retten, ſo begeiſtert, daß ich mich glänzend aus dieſem Handel zog.

Der Graf flüſterte mir in flüchtiger Eile allerlei kleine Geheimniſſe von den fünf anweſenden Damen zu, die ich treulich benützte, und noch mit mancher pikanten Wendung zu würzen ſuchte.

So oft ein ſolches ſinngedichtliches Acroſtichon fertig war, las ich es vor, und während die Damen von den Herren geneckt wurden, wobei es an ſatyriſchen Anmerkungen und nähern Erläuterungen nicht fehlte, entwarf ich wieder ein neues.

Mit Sophiens Namen ſchloß ich.

Um ihr einen Vorzug zu geben, dichtete ich in zwei Formen: einmal wie die Buchſtaben des Namens auf einander folgen, von oben herab, und dann verkehrt, von unten hinauf.

Zu jenem Gedichte wählte ich den Gedanken! „Sie ſey ein ſeltener Spiegel, für deſſen Unzerbrechlichkeit ich Bürgſchaft leiſte — ein Tugendſpiegel.“

Zum zweiten wählte ich als Stoff das bekannte lateiniſche Sprichwort:

„Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe
cadendo.“ *).

Die Pointe des Ganzen war: „daß dieſes Sprichwort an einem gewöhnlichen Steine ſich wohl bewähren möge, doch an dem Diamante ihrer Tugend ſcheitern müſſe.“ Einſtimmig wurde dieſes unter beiden für das beſſere erkannt, und beſonders waren die Herren der Meinung: die Form von unten hinauf ſey bei Weitem intereſſanter, als jene von oben herab. Holde Sophie! Du hatteſt damals noch keine Ahnung davon, daß ich wußte, Dein Tugendſpiegel liege bereits in Trümmern, und wer ihn zerbrochen habe, und daß jenes alte lateiniſche Sprichwort dem Diamante keine Ausnahme von der Wahrheit ſeiner Regel geſtatte! Es wurde noch viel gelacht und geſcherzt, geſungen und getanzt, mit Räthſeln geſpielt, und dabei wacker getrunken, bis die feuchten

---

*) „Der Tropfen hölet den Stein nicht durch Gewalt aus, ſondern durch oftmaliges Fallen.“

Herbſtnebel wie rieſige Jagdgarne die weite Ebene umſtellten, und zum Heimzuge mahnten.

18.

Bevor die Geſellſchaft das Gaſtzimmer verließ, mußten alle Damen und Herren dem Grafen verſprechen, an dieſem Abende einem kleinen Familienballe beizuwohnen, den ſeine Frau zum Abſchiede von Ramorśky veranſtalte. Dieſe ſpielte die Ueberraſchte und Gerührte von ſo großem Wohlwollen nach ſo kurzer Bekanntſchaft, obgleich ſie, wie ich ſpäter von ihr erfuhr, längſt ſchon von Sophien von dieſem Feſte in Kenntniß geſetzt war. Da Alle in der beſten Stimmung waren, ſo gab jede Dame und jeder Herr das feierliche Verſprechen, gewiß zu erſcheinen.

Ramorśky und ich halfen den Damen in die Wagen; während die Herren mit aller Vorſicht einſtiegen, wurden unſere Pferde vorgeführt, und ich ſprang, da ich eben von Sophien mich bemerkt ſah, von rückwärts in den Sattel.

Der Graf hatte dem Kutſcher aufgetragen zu eilen; das Viergeſpann der muthigen Neapolitaner brauſete alſo wie im Fluge dahin; jeder von uns beiden ritt an einem Schlage des Wagens im geſtreckten Trabe. In fünf und dreißig Minuten waren wir ſchon am Sendlingerthore, und hielten bald auch vor dem Hotel des Grafen.

Ich eilte in meine Wohnung, ließ durch den Bedienten mein ganzes Ballcoſtüm, das ich damals in meinem eigens hiefür beſtimmten Ballſchranke verwahrte, aufpacken, und zu Namorsky bringen, wo ich mich umkleidete. Zugleich ſteckte ich ein kleines Etui zu einem beſondern Zwecke in die Taſche.

„Das iſt ein guter Gedanke," rief mir meine geliebte Amazone entgegen, „daß Du bei mir Deine Toilette macheſt; ich muß Dir noch ein intereſſantes Abenteuer mittheilen, das mir im Schloßgarten zu Fürſtenried begegnete, wovon Du Dir gewiß nichts träumen ließeſt.

Als ich an Sophiens Arme durch den Garten wandelte, war ihre erſte Frage: „„warum trägſt Du den Ring nicht, den ich Dir gab?"" Ich antwortete: „aus Vorſicht, weil ich nicht wußte, ob

Dein Mann den Ring nicht ſchon kenne, oder ob Du ihn erſt für mich beſtellet habeſt.“

„„Er kennt ihn nicht, und hat ihn nie geſehen,““ erwiederte ſie. „„Verhielte ſich's anders, ſo würde ich Dich ſelbſt hierauf aufmerkſam gemacht haben, um Dich in keine Verlegenheit zu bringen. Nun aber vernimm einen Spaß, fuhr ſie fort, der uns heute an der Mittagstafel köſtlich ergözte.

„„Unter den Geladenen war ein junger lebensfroher Offizier, der mir ſchon vor der Tafel förmlich die Cour machte. Als er alle ſeine Bemühungen an meiner Sprödigkeit ſcheitern ſah, äußerte er mit ſchwer verhaltenem Aerger, daß er fürchten würde, der einquartirte reizende Ramorsky ſey ſchon im Beſitze meines Herzens, wäre er keine Dame, keine tapfere Amazone, die bei all ihrer oft erprobten Tapferkeit dennoch nie im Stande ſey, einen rechten Liebhaber zu beunruhigen.

„„Ganz erſtaunt über dieſe Aeußerung erſuche ich ihn um nähern Aufſchluß, und nun erzählte er mir einen ganzen Roman von Deiner Lebensgeſchichte, und verſicherte mir hoch und theuer, Du ſeyeſt eine Dame, und die ganze Armee wiſſe dieß ſchon längſt.

„„Ich konnte ihn freilich durch keine Gegenerklärung widerlegen, welche mir die Erfahrung an die Hand gab; allein dennoch mußte ich ihm laut in's Geſicht lachen. Kann man ſich etwas Verrückteres denken? Ich wendete ihm ſcherzend den Rücken, und ließ ihn ſtehen. Was ſagſt Du dazu, Ramorsky?""

„Im Allgemeinen hat er recht," erwiederte ich, „es gibt allerdings eine ritterliche Dame bei der Armee, die den Spinnrocken mit dem Schwerte vertauſcht hat, aber daß jener dieſe Amazone nicht iſt, den Du in der verfloſſenen Nacht umarmteſt, möchte wohl auch keinem Zweifel unterliegen."

„„Das iſt's ja eben,"" fuhr die Gräfin fort, welche die Jeſuitenſtellung meiner zweizüngigen Antwort nicht faßte, — „„was mir ſo viel Unterhaltung verſchaffte; je heftiger er die Wahrheit ſeiner Behauptung betheuerte, deſto mehr mußte ich lachen, ſo daß ich zuletzt kaum mehr athmen konnte.""

Ich lachte nun über Sophiens Lachen nicht minder herzlich, als ſie über den vermeintlichen Irrthum des Officiers gelacht hatte.

„„Heute Abend iſt ein kleiner Abſchiedsball in unſerem Hauſe,““ ſchloß ſie lächelnd ihre Neuigkeit, „„den ich Dir zu Ehren angeordnet habe, eigentlich aber mir zu Liebe, um das Vergnügen zu haben, mit Dir auch noch tanzen zu können. Er ſoll aber pünktlich um Mitternacht enden. Die Urſache kannſt Du leicht errathen!““

Ramorsky hatte die Erzählung ihres Abenteuers geendet.

„Ich geſtehe Dir,“ ſagte ſie, „daß mir dieſes Ausplaudern des Officiers ſehr unangenehm war, und mich in manche Verlegenheit bringen könnte, wenn ich länger hier bliebe. Ohne Zweifel wird er, um für ſeine Behauptung Beweiſe zu ſammeln, alle Officiere, die mein Geſchlecht und meine Geſchichte kennen, oder vielmehr das Mährchen, das ich ſtatt der ächten Geſchichte Preis gab, als Zeugen bei Serbien aufführen, und es wäre mir ſehr leid, dieſer bedenklichen Täuſchung noch während meines Hierſeyns überführt zu werden, und ehe Du in ein beſtimmtes Verhältniß zu ihr getreten ſeyn wirſt, was denn doch früh oder ſpät geſchehen muß. Verſäume daher nach meiner Abreiſe in dieſer Beziehung ja nichts; zögere keinen Augenblick, ſonſt könnteſt Du die Lücke durch einen Andern ausgefüllet finden, den ihr vielleicht nur der Zufall in die Arme würfe, während ſie doch Deiner innigſten Liebe in jeder Hinſicht würdig iſt.“

19.

Der Ball war klein, aber elegant; eine feſtliche Heiterkeit beſeelte alle Gäſte. Sophie war ganz einfach, aber höchſt geſchmackvoll und reizend gekleidet; unter den Männern übertraf mich Keiner an der Sorgfalt des Putzes; meine Locken dufteten von einer Roſenölſalbe, gleich einem Weichlinge des alten Griechenlands, und an den Füßen trug ich Glanz-Schuhe vom feinſten Pariſer Lackleder, mit zierlichen kleinen goldenen Schnallen, wovon jede mit acht linſengroßen Brillanten beſetzt war. Meinen umgeſtülpten Hemdkragen von Brüſſeler Spitzen zierte eine Schließe von dunkelgrünem Stahle mit zwei blitzenden Diamanten, und Jabot und Manſchetten waren Meiſterwerke der Fadenſtickerei. Auf dem dunklen Grunde des ſchwarzen Frackes, nach dem Schnitte des neueſten Journals, nahmen ſich die Knöpfe aus geſponnenen Goldfäden trefflich aus. Wäre es nöthig geweſen, ich glaube, ich hätte mich ſogar geſchminkt, ſo ſehr hatte mich der Teufel der Gefallſucht mit ſeinen Klauen gefaßt. Der gehoffte Triumph wurde mir auch zu Theil, von allen Damen, ſelbſt von Sophie, meines geſchmackvollen Anzuges wegen geprieſen zu werden.

Gewöhnlich pflegt man zu ſagen, wer zu gefallen ſuche, gefalle am wenigſten. Wenn auch manches Wahre in dieſem Ausſpruche liegen mag, ſo bewährt er ſich doch nicht immer. Wer zum Gecken wird, indem er gefallen will, vereitelt ſich ſelbſt den Sieg; das Benehmen entſcheidet.

Ich führte alle Hülfstruppen der Galanterie mit der ganzen Reſerve auf einmal ins Feuer, um entweder zu ſiegen oder alles zu verlieren, und — ich ſiegte.

Während ich mit Sophien tanzte, umgarnte ich ſie mit den feinſten Schmeichelworten, indem ich ihr das allgemeine Urtheil von ihrem Charakter und von ihrer Schönheit mit den lockendſten Farben ſchilderte. Auf dieſe Art vermied ich den Schein perſonlicher und ſelbſtſüchtiger Schmeichelei, und konnte durch dieſen klaren Beweis meiner innigſten Theilnahme an allem, was ſie betreffe, mit Recht ihre Anerkennung erwerben. Vor der Tafel, die um 10 Uhr begann, wurde der letzte Walzer getanzt. Ich ſchlug einen Tourwalzer vor, wo jeder Herr mit jeder Dame tanzt, ein Vorſchlag, der mit dem größten Beifalle angenommen ward.

Ramorsky und noch einige Gäſte unterhielten den Kreis der Damen, während ein Officier mich in ein Seitengemach zog, wo ein kleines Würfelſpielchen gemacht wurde.

Das Glück, deſſen Gunſt ich in ſo mancher Unternehmung vergebens erflehte, drang mir heute ſeine Huld auf; in weniger als einer halben Stunde gewann ich mehr als hundert Dukaten. Da am nächſten Morgen das Regiment ausbrechen mußte, konnte von keiner Revange mehr die Rede ſeyn, daher ich, als wir zur Tafel gerufen wurden, den Spielern eröffnete: „daß ich geſonnen ſey, von dieſer gewonnenen Summe einen Gebrauch zu machen, den ihre eigenen Herzen ohne Zweifel billigen würden.“

In einer Porzellanvaſe überreichte ich Sophien meinen Gewinn mit den Worten: „Holde Königin des Balles, Sie ſind eine wahre Mutter der Armen; Ihre menſchenfreundliche Huld trocknet täglich die bittern Thränen der Armuth. Genehmigen Sie meine Bitte, zu gleichem Zwecke dieſes Gold zu verwenden, das ich der blinden Laune des Glückes verdanke.“

Sie ſchien durch dieſe Anrede ſich ganz beſonders geſchmeichelt zu fühlen, denn mit einem unbeſchreiblich huldvollen Blicke nahm ſie die Vaſe, und erwiederte: „Wenn Sie auch mein mitleidiges Herz durch eine zu hohe Meinung von meiner Mildthätigkeit überſchätzen mögen, ſo muß ich Ihnen doch offen geſtehen, daß es mir zum Bedürfniß geworden iſt, den Armen zu geben, und daß ich Ihnen für dieſe Summe, womit ich ſo manche Leiden zu mildern hoffe, nicht herzlicher danken kann, als durch die aufrichtige Verſicherung meiner unwandelbaren Hochſchätzung Ihres edelmüthigen Charakters.“

Mit dem letzten Worte reichte ſie mir ihre Hand, die ich küßte, während ſie die meinige leiſe drückte.

Das letzte Stündchen nach dem Mahle wurde auf vielfältige Wünſche der Herren für Geſellſchaftſpiele beſtimmt.

Da hiermit gewöhnlich Pfänderauslöſungen mit Küſſen verbunden ſind, und ich bemerkte, daß Sophie ſich ungern an dieſe Unterhaltung anſchließen würde, ſo flüſterte ich ihr zu: ich wolle einen Verſuch machen, das läſtige Küſſen ganz aus dem Spiele zu laſſen, obgleich ich ſelbſt dabei offenbar den größten Verluſt leiden müßte.

Mit dieſer Neuerung wollten die Herren durchaus nicht zufrieden ſeyn, und ſo liberal ſie auch in allen übrigen Stücken dachten, ſo hätten ſie es doch in dieſer Beziehung gar zu gerne beim Alten gelaſſen.

„Wozu Küſſe in dieſem Spiele?" fragte ich die Widerſpenſtigen. „Gibt es Damen in der Mitte eines ſolchen Geſellſchaftſpielvereines, die gerne küſſen oder von hübſchen Männern ſich küſſen laſſen, ſo bedürfen ſie zu ihrem wechſelſeitigen Glücke keiner Zeugen; küſſen ſie aber nicht gerne, und laſſen ſie ſich auch nicht gerne küſſen, ſo iſt es ungalant, ſie in dieſe Lage zu bringen, und ſolche Spielküſſe verhalten ſich zu den ächten, die privatisme rauſchen, wie Spielmarken zu Doppeldukaten."

Die Damen waren auf meiner Seite, und ſo gewann mein Vorſchlag die Oberhand. Während Sophie heimlich bei ſich meine Entſagung, und jenes große Opfer, das ich zu bringen ſchien, bewunderte, dachte ſie wohl nicht daran, daß ich auf das ſüße Glück, von ihr geküßt zu werden, nur deßwegen verzichtete, weil ich es mit keinem Andern theilen wollte, und von der nahen Ausſicht getröſtet wurde, nach einer kleinen Pauſe mit einem Goldregen der herzlichſten Küſſe überſchüttet zu werden. Freilich hätte mich das Bewußtſeyn quälen ſollen, daß dieſe Küſſe dann auch nicht mir gelten, nicht mir gegeben werden; wer möchte ſich aber durch ſolche feinfindige Grübeleien den ſchönſten Genuß verbittern?

Da mir die Leitung dieſe Geſellſchaftſpiele überlaſſen war, ſo fand ich manche Gelegenheit, mit meinem Witze zu glänzen, und die Herren und Damen auf vielfältige Weiſe zu ergötzen.

Nach und nach verſchwand ein Gaſt nach dem andern, nach franzöſiſcher Sitte, nämlich ohne Abſchiedscompliment, und bald befand ich mit Ramorsky mich in ihrem traulichen Kabinete.

20.

Ramorsky's Nachtiſch war wieder mit dem Auserleſenſten der Küche und des Kellers der Gräfin beſetzt. Ich griff tüchtig zu, da ich aus unermüdlicher Galanterie ſowohl in Fürſtenried als auf dem Balle die Tafel vernachläſſiget hatte.

Wir mochten etwa ein Stündchen verplaudert haben, als wir die Thüre des Vorgemaches öffnen hörten. Schnell löſchte ich das Licht aus.

Suschen war's, die Kabinetsbotin der Gräfin, deren nahe Ankunft ſie meldete.

„Wie ging's Dir denn geſtern mit dem Grafen?“ fragte ſie Ramorsky.

„„Gut,““ — erwiederte **Suschen**; — „„als er in das Bett ſtieg, wollte er mit mir ſprechen, allein ich that, als ob ich feſt ſchliefe, und ſomit ließ er's gut ſeyn.““

Kaum war **Suschen** fort, als die **Gräfin** eintrat; ich vermuthete nicht ohne Grund, daß ſie gehorcht haben müſſe.

Der **Abſchied** in **Worten** wurde auf dem Divan, beinahe rührend, gefeiert. **Sophie** weinte: **Ramorsky** tröſtete ſie durch das heilige Verſprechen eines ununterbrochenen Briefwechſels.

„Durch wen ſoll ich aber Deine Briefe empfangen,“ fragte **Sophie** ängſtlich.

„„Durch meinen Freund,““ antwortete **Ramorsky**, meinen Namen nennend.

„Dem kann ich dieß Geheimniß am wenigſten anvertrauen,“ — verſetzte die **Gräfin**; — „denn erſtens iſt er ganz gewiß ſelbſt in mich verliebt, wovon ich die klareſten Beweiſe habe, und zweitens ſoll er an der Spitze eines Vereines von jungen Männern ſtehen, die ſich damit beſchäftigen, die Herzensangelegenheiten der hieſigen Damen durch alle möglichen Mittel auszukundſchaften, und ſich wechſelſeitig mitzutheilen, wodurch mein guter Ruf in Gefahr käme. Noch heute gab er mir, wovon Du ſelbſt Zeuge wareſt, die ehrenvollſten Proben ſeiner hohen Meinung von meiner Tugend; ich müßte vor Scham in die Erde verſinken, wenn er ſich plötzlich enttäuſcht ſähe. Meine Heuchelei entzöge mir überdieß jeden Anſpruch auf ſeine Nachſicht mit der Schwäche meines Herzens."

„„Du verkennſt den Charakter meines Freundes, liebe Sophie! Komm Du ihm mit Deinem Vertrauen entgegen, er verdient es, und anſtatt es zu mißbrauchen, wird er vielmehr Dein beſter Freund, der treue Bewahrer Deiner Geheimniſſe, der Schirmvogt Deines Kabinetes werden.""

„Gut, ich folge Deinem Rathe, und gleich morgen will ich ihn freimüthig in das Geheimniß ziehen; ich lege mein ganzes Schickſal in ſeine Hand, aus Liebe zu Dir!"

Die Scene von geſtern wurde nun genau wiederholt, nur mit dem Unterſchiede, daß der ſchmerzliche Gedanke an die Trennung den Glutgefühlen

Sophiens eine ungemein erhöhte Thätigkeit verlieh.

Scheinbar tändelnd berührte ich mit dem Inhalte des früher erwähnten Etui dreimal die bei den Hälften ihres ſchönen Buſens in der Nähe des Schlußpunktes der Wölbung, und tief innerhalb der Hüfte, des Erfolges gewiß. Vor dem Scheiden hing ſie faſt wahnſinnig an Ramorsky's Halſe. Eine volle Goldbörſe lehnte dieſe mit dem Bemerken ab, daß ſie mit allem Nöthigen verſehen ſey, mußte jedoch verſprechen, ein lebendiges Andenken nicht auszuſchlagen, das am Ende der Vorſtadt Haidhauſen ſie erwarte.

Ueber dieſes „lebendige Andenken“ zerbrach ich mir den Kopf.

Noch einen Kuß, und noch einen, dann ſchied ſie.

Leider iſt mein Plan geſcheitert,“ begann Ramorsky, „den nahenden Tag mit Dir ungeſtört zu verleben. Du darfſt mich nur eine Stunde weit begleiten; Deine Gegenwart in München iſt meiner Freundin Julie wegen ſo dringend nöthig, daß ich um den Preis ihres Lebens gerne auf das erſehnte Glück verzichte. Auf dem Balle, noch vor einigen Stunden, erzählte mir ein Gensd'armerie-Offizier, der etwas zu tief in das Glas geſchaut hatte, daß die Dame mit dem Eberkopfe wie ein natürlicher Eber bereits umgarnt ſey, und den Schützen nicht entgehen werde. Der Doppelſinn dieſes Ausdruckes machte mich ſehr beſtürzt, und ich hatte Mühe, meine theilnehmende Beſorgniß zu verhehlen. Ich zähle ganz auf Deine Klugheit; hier kann nur ein Genieſtreich retten."

Ich gelobte meiner Freundin, mein eigenes Leben für Julien zu wagen; dann theilten wir den kurzen Reſt der Nacht redlich zwiſchen Schlaf und Liebe.

21.

Mit den erſten Morgenſtrahlen ſchlichen wir uns unbemerkt durch ein Hinterpförtchen, um im italieniſchen Kaffeehauſe zu frühſtücken, wohin die Pferde und Ramorsky's Gepäcke beſtellt waren. Dann ging's fort, zum Iſarthore hinaus, über die beiden Brücken nach Haidhauſen, an deſſen Ende ein Pferdehändler mit einem prächtigen Araber hielt.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte er,

„„Ramorsky.““,

„Ergebenſter Diener! — Aus Auftrag der gnädigen Frau Gräfin ***, Ihrer wertheſten Couſine, hab’ ich die Ehre, Ihnen hier einen ächten Araber zu übergeben, deſſen ſich der Kaiſer nicht ſchämen dürfte; die gnädige Frau Gräfin haben mir baar 500 Dukaten dafür bezahlt.“

In der That war dieſes Pferd von ausnehmender Schönheit, und der zarte Bau der Glieder verhieß eine ungewöhnliche Flüchtigkeit.

„Mein Ehrenwort,“ fuhr der Händler fort, — „das Pferd iſt ganz fehlerfrei, ſteht im Kugelregen wie im Stalle lammfromm, und ſetzt wie ein Vogel über Gräben und Zäune. Es würde wohl noch einmal ſo viel koſten, wäre es nicht aus Geldnoth verkauft werden. Ich gratulire zu dieſem ſchönen Andenken.“

Ramorsky gab dem Sprecher einen Dukaten für ſeine Mühe, der mit tauſend Bücklingen ſich empfahl; dann prüfte ſie das Pferd, und fand es wirklich ausgezeichnet. Wie der Vogel Strauß ſtrich es über die Ebene hin. Da es ein Schimmel war, ſo hätte man es für Napoleons Schimmel halten können, ſo ähnlich waren ſich beide, und nur durch ein Sternchen an der Stirne unterſchieden.

Endlich mußten wir uns trennen.

Wir umarmten uns wie Liebende; mir ſtanden Thränen in den Augen, auch Namorsky war gerührt, doch faßte ſie ſich leichter mit Hülfe ihrer Soldatennatur, verſprach mir, ſo oft als möglich zu ſchreiben, gab dem Flügelroſſe aus Arabiens Sandwüſten die Sporen, und verſchwand bald aus meinen Augen.

Langſam und ſinnend kehrte ich in die Stadt zurück. Wie holde Träume lagen die abenteuerlichen Ereigniſſe, in die ich durch Namorsky's Bekanntſchaft in weniger als zwei Tagen verflochten wurde, hinter mir, und mahnten mich an die Nähe ihrer wichtigen Entſcheidung, wobei wohl größtentheils der Zufall ſeine Herrſchermacht zu üben verhieß.

22.

Eben hatte ich das Gedicht an die Dame

mit dem Eberkopfe vollendet, das beſtimmt war, mir Zutritt zu verſchaffen, und worin ich ſagte: daß ich nicht ſo treulos ſey, wie die Wellen zwiſchen den Küſten von Frankreich und England; daß es meinem Herzen eben ſo unmöglich ſey, einen Eberkopf zu ſcheuen, als einen Mann zu lieben, der im Damengewande vor mir ſtünde; daß ich, wär' ich ein Graf, mit der Tochter eines Weinbergarbeiters in den unterſten Grabgewölben des Schloſſes durch wahre Liebe eben ſo beglückt leben würde, als im fürſtlichen Pallaſte, u. ſ. w., — Anſpielungen auf ihre Lebensgeſchichte, — als es an meiner Thüre pochte.

„Herein!“

Suschen war's, mit bleichem Geſichte.

„Was bringt denn Dich zu mir, ſchönes Kind?“

Das Mädchen war ſo bewegt, daß es nicht ſprechen konnte, ſondern ganz erſchöpft auf einen Stuhl ſank.

„Mein Gott! was fehlt Dir denn? Iſt ein Unglück geſchehen?“

Suschen holte tief Athem, und ſprach:

„„Das Leben meiner Gebieterin ſteht auf dem Spiele, ich darf nicht länger ſchweigen. Sie ſind Ramorsky's Freund, Sie können Aufſchluß geben, rathen, helfen. Wiſſen Sie alſo, meine Gräfin ſtand in einem Liebesverhältniſſe mit ihm, und beſuchte ihn zwei Nächte nach einander auf ſeinem Zimmer. Als ſie heute Morgens wie gewöhnlich aus dem Bade ſtieg, und ich ſie abtrocknen wollte, bemerkte ſie mit Entſetzen ſechs ſchwarze Punkte an ihrem Buſen, und drei innerhalb der Hüfte, die den koſtbarſten Pariſer Waſchmitteln nicht weichen wollen. In ihrem Schrecken hält ſie dieſe Punkte für Zeichen eines peſtartigen Uebels, von dem ſie angeſteckt zu ſeyn fürchtet. Sollte der Graf ſie gewahren, ſo würde er alle Aerzte der Stadt zuſammenrufen; ein Fall, der ſie in die größte Verlegenheit ſtürzen müßte. Was ſagen Sie dazu, was rathen Sie?““

„Hat die Gräfin Dir aufgetragen, mit mir hierüber zu ſprechen?“

„„Nicht ausdrücklich, doch halb und halb, für den äußerſten Fall; da nun die Wahl zwiſchen einem Bekenntniſſe vor den Aerzten oder vor Ihnen nicht zweifelhaft bleiben kann, und kein dritter Weg übrig iſt, ſo mußte ich wohl zu Ihnen gehen.“

„So empfehle mich denn der Gräfin, und ſag' ihr, ſie möge nur ganz ruhig ſeyn, und ſich Niemand anvertrauen; ich habe nur noch einen unverſchieblichen Gang zu machen, und würde dann ſogleich mir die Freiheit nehmen, ſie zu beſuchen, und ihr, woran ich nicht zweifle, vollkommen helfen, da ich ein unfehlbares Heilmittel gegen ſolche ſchwarze Punkte beſitze.“

Suschen wurde nun wieder ganz heiter, trank Thee mit mir, und um ſie vorläufig in mein Intereſſe zu ziehen, ſchenkte ich ihr nach einigen kleinen Tändeleien, gegen welche ſie ſich gar nicht ſträubte, einen Dukaten für die Mühe ihres Ganges; dann eilte ſie zur Gebieterin.

Unſtreitig iſt das Gold einer der beſten Stimmſchlüſſel menſchlicher Geſinnungen, und gibt es welche, die dem Zauber deſſelben widerſtehen, ſo wird der Menſchenkenner andere Blößen entdecken, deren Benützung ihn zum erſehnten Ziele führet.

Im Gaſthofe zum ſchwarzen Adler ließ ich bei der Dame mit dem Eberkopfe mich melden.

Die Antwort war: ſie nehme keine Beſuche an. Lächelnd erwiederte ich der Kammerfrau, daß ihre Gebieterin vielleicht andern Sinnes würde, wenn ſie die Güte haben möchte, ihr dieſes verſiegelte Schreiben zu überreichen.

Sie betrachtete mich mit ernſtem, forſchenden Blicke, und trug das Schreiben mit leichtem Kopfſchütteln, zweimal nach mir umſehend, in das innerſte Gemach der Fremden.

Daß ich im gewählteſten Anzuge erſchienen war, läßt ſich ohnehin vorausſetzen.

Erſt nach einer Viertelſtunde wurde ich vorgelaſſen, und nur die Ueberlegung, daß die Fremde alle Vorſicht anwenden müſſe, bei ihrer gefährlichen Sendung in keine Fallſtricke zu gerathen, konnte mich vor dem Unmuthe dieſer Kränkung bewahren, deſſen Anſtrich mein ganzes Benehmen nicht hätte verläugnen können.

„Darf ich um den Namen und Stand ihrer verehrten Gebieterin Sie erſuchen?“ fragte ich die

Kammerfrau, welche mir den Eintritt verkündete, und mit Erſtaunen mich anſah, noch im Vorzimmer.

„Amalie, Gräfin van Duylen aus Holland.““

Ich verneigte mich, und trat ein.

23.

Wie ſehr ſtieg meine Verwunderung, als ich in ein reich beleuchtetes Kabinet, bei hellem Tage, trat; die Läden waren geſchloſſen, und mit grünen Vorhängen von dichtem Zeuge das Eindringen der Tageshelle unmöglich gemacht.

Die Dame, — ich will ſie Amalie nennen, damit ſie als Gräfin nicht mit Sophien verwechſelt werde, — ſaß, oder lag vielmehr auf einer Ottomane; ſie trug ein ſchwarzſammtenes Kleid, vom Gürtel bis über die Schultern und den Rücken hinab mit den köſtlichſten weißen Kanten ausgeſchlagen, und ein weißes Barett mit langen zarten Federn von himmelblauer Farbe, die aus einer goldenen, kelchförmigen, mit Brillanten garnirten Agraffe ſich emporſchwangen; der Gürtel war durchaus mit großen, glutrothen Rubinen auf ſilberhellem Grunde beſetzt; an einem breiten, weißſeidenen Bande, das ihren Hals umſchlang, hing ein ganz einfaches goldenes Kreuz, wie es die Aebtiſſinnen zu tragen pflegen, auf ihre Bruſt herab; die goldgeſtickten weißen Atlasſchuhe verriethen die niedlichſten Füßchen, welche je den Leib einer ſchönen Dame geſchmückt haben.

Im Wiederſtrahle ſo vieler Lichter lag ſie wie eine Feenkönigin vor mir, in der Hand ein in Silbermoor mit Goldſchnitt gebundenes Buch haltend.

Bei meinem Eintritte erhob ſie ſich langſam, und indem der erſte Tritt des rechten Fußes das Kleid zurückdrängte, erblickte ich das Modell eines weiblichen Fußes, bis zum Kniegelenke, das ein rothſammtenes, ſilbergeſticktes Strumpfband von der zierlichen Wade trennte.

Eine ſolche wahrhaftige Junogeſtalt hatte ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Die Sprache verſagte mir den Dienſt. Aber leider war ihr Antlitz mit einem ſo dichten ſchwarzen Schleier verhüllt, daß ich auch nicht das Mindeſte davon ſehen konnte.

„Was verſchafft mir das Vergnügen Ihres Beſuches?“ fragte ſie mit einer ſanften, wohltönenden Stimme.

„„Der romantiſche, faſt abenteuerliche Ruf, der Ihnen, gnädige Gräfin! ſeit vielen Monden in öffentlichen Zeitſchriften, und im Munde des Volkes vorangegangen iſt. Ich bin ein Dichter, wenigſtens ein Zögling der Muſen, und fühle einen ganz beſondern Hang zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren. Da ich mir wohl denken konnte, daß Sie nicht geneigt ſeyn möchten, der Neugierde allein den Anblick Ihrer himmliſchen Geſtalt zu vergönnen, ſo nahm ich meine Zuflucht zu der nicht alltäglichen Art, die Gnade einer Audienz zu erhalten, — zu einem Gedichte, das aus der Tiefe meines Herzens gequollen iſt.““

„Ich las es mit Aufmerkſamkeit, doch muß ich geſtehen, daß die Wahl Ihrer Bilder mich etwas betreten machte.“

„„Wie ſo? gnädige Frau!““

„Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen!“

Sie ſetzte ſich wieder auf die Ottomane, und ich mich auf einen Stuhl, ihr gegenüber.

„Ich fand Aehnlichkeiten mit frühern Ereigniſſen aus dem Leben einer mir theuern Freundin, ja ich möchte ſogar ſagen: Anſpielungen, und dieſe waren es, die mich bewogen, Ihnen den Zutritt zu geſtatten, den Niemand erhält. Darf ich Sie wohl um eine Erklärung dieſer Stellen Ihres Gedichtes bitten?“

Ich erzählte ihr nun einen förmlichen Roman meines Lebens, in welchen ich ihre eigenen, oder vielmehr die Abenteuer ihrer angeblichen Freundin verwebte, jedoch mit Veränderung der Perſonen und Orte.

Sie konnte ihr Erſtaunen nicht unterdrücken.

„Fürwahr, dieſe Aehnlichkei. Ihres Schickſales mit jenem meiner geliebten Freundin befremdet mich ungemein, und ich weiß gar nicht, was ich darauf antworten ſoll.“

„„Möchten Sie doch, ſey's auch nur dieſer Aehnlichkeit wegen, einen Theil Ihrer Neigung für die geliebte Freundin auf mich übertragen, auf mich, der ich Sie liebe, anbete!““

Und ihr zu Füßen ſtürzend, ſtrömte ich alle meine innigſten Empfindungen in einer glühenden Liebeserklärung aus, bei allem, was heilig ſey, betheuernd, daß ich nicht aufſtehen würde, bis ſie mir ihr Antlitz gezeigt und ich es geküßt habe.

„Dichtern muß man Ueberwallungen der Gefühle verzeihen,“ erwiederte Amalie im freundlichen Tone, und ich zweiſle bei Ihrer Stimmung gar nicht an Ihrer Entſchloſſenheit, Wort zu halten. Wir wollen daher friedlich kapituliren; Sie ſollen mein Antlitz ſehen, doch entbinde ich Sie zum Voraus Ihres zur Bedingung erhobenen Wunſches, es auch zu küſſen; die Empfindung, welche ein ſolches Berühren in Ihnen erregen müßte, würde mit ihrer ganzen Widrigkeit auf mich ſelbſt zurückwirken. Stehen Sie auf, aber verlaſſen Sie Ihren Platz nicht; ich trete hinter jenes Tiſchchen.“

Wie geſagt, ſo gethan.

Auf dem Tiſchchen ſtanden zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen. Sie trat hinter uns zwiſchen dieſelben, und ſchlug den Schleier zurück.

Das Blut erſtarrte mir in den Adern: ein naturlicher Eberkopf ſtarrte mit kleinen, wildblizenden Augen mir entgegen; zwiſchen den beiden Hauern ſchnaubte der Rüſſel, und bewegte die borſtigen Ränder des Rachens.

Unmöglich konnte ich dieſen Eberkopf für eine künſtliche Maske halten; in ſolcher Nähe war mein ſcharfes Auge, deſſen Sehkraft die Neugierde noch geſteigert hatte, nicht zu täuſchen.

Wie ein Bliz fuhr der Gedanke mir durch den Kopf: ſollte vielleicht Ramorsky ſich geirrt haben? Das geſtickte Wappen auf einem Handſchuhe iſt noch bei Weitem kein Siegelring, und ſelbſt dieſer noch kein Beweis, daß er die Abkunft der Hand bezeuge, die ihn trägt.

„Nicht küſſen, aber, wo möglich, — lieben,“ — dachte ich, und indem Amalie den Schleier fallen ließ, raffte ich meine ganze Faſſung zuſammen, und ſprach:

„Wenn dieß Wahrheit iſt, was mein Auge ſah, ſo blieb der Natur, wollte ſie gerecht ſeyn, kein anderes Mittel übrig, das Uebermaß unnennbar körperlicher Reize Ihres Leibes, womit ſie ſo verſchwenderiſch ihn ſchmückte, durch die Mißform eines einzelnen Theiles auszugleichen. Konnte auch der überraſchende Anblick mich einen Moment verblüffen, ſo hat doch die innigſte Liebe, die ich für Sie fühle, nichts an ihrer Glut verloren. Ihre wunderſchöne Geſtalt hat mich bezaubert, der ſüße Ton Ihrer zarten Stimme meine ganze Seele durchklungen; nicht Ihre Schätze begehre ich, nur Ihr Herz! Schenken Sie mir Ihre Liebe, und ich werde der Glücklichſte unter den Sterblichen ſeyn!"

„„Der große Zweck meiner Reiſen, einen Mann zu finden, der mich meiner ſelbſt wegen liebt, und in ſolchem Grade liebt, daß er ſein eigenes Leben freudig für mich hingäbe, iſt noch nicht erreicht, obgleich durch Ihre Begeiſterung, wenn dieſe eine ächte iſt, der Erfüllung ſcheinbar ſehr nahe; ſollte dieſer Fall eintreten, ſollte ein ſolcher Mann auf dem geheimnißvollen Wege meines räthſelhaften Lebens mir entgegen kommen, dann gewähre ich ihm Alles, was er begehrt, dann bin ich ganz ſein mit Leib und Seele; dieß ſchwöre ich Ihnen bei dem Kreuze des Erlöſers, deſſen Abbild ich auf meinem Herzen trage!""

Dieſe an ſich dunklen Worte beſtärkten mich in dem Glauben an Ramorsky's Aeußerung: daß ſie mit einer politiſchen Miſſion zu Gunſten der Bourbons beauftragt ſey. Aber ob der Eberkopf doch nur ein Spiel der Natur, oder ein Werk der berechnenden Kunſt ſey, darüber war ich noch im Zweifel.

„Ihr Schwur iſt mir ein genügender Troſt, gnädige Gräfin!“ gab ich zur Antwort; wenn mich meine Ahnungen nicht täuſchen, ſo darf ich hoffen, in Ihren Armen Götterluſt zu fühlen, noch ehe Sie die Mauern dieſer Stadt verlaſſen.

Scheidend küßte ich ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und ſprach: „Die ganze Stadt zerbricht ſich den Kopf über Ihre Erſcheinung; die franzöſiſche Gensd'armerie, — bei dieſem Worte bebte ſie ſichtbar, — bewacht Ihr Thun und Laſſen; ich rathe Ihnen aus guten Gründen die größte Vorſicht. Nehmen Sie ja keine verdächtigen Beſuche an; Verrath lauert im Hinterhalte. Sollte Gefahr drohen, ſo zählen Sie auf mich; ich würde dann den köſtlichen Preis Ihres feierlichen Schwures zu verdienen ſuchen. Wenn an Ihr Vorgemach fünfmal geklopft wird, es ſey bei Tag oder Nacht, zu was immer für einer Stunde, ſo vergönnen Sie mir den Eintritt; denn in dieſem Falle wird die Gefahr am nächſten ſeyn."

Sie wünſchte Aufſchluß über dieſe befremdende Sprache; ich ſchützte jedoch dringende Geſchäfte vor, und ſie entließ mich voll Huld und Vertrauen, und mit der aufrichtigen Verſicherung, meine Vorſchläge genau zu befolgen.

24.

Sophie lag im leichten Morgenkleide auf ihrem Bette, als mich Suschen in ihr Kabinet führte. Das Mädchen entfernte ſich.

„Sie wünſchen mich zu ſprechen, ſchöne Gräfin," begann ich; — „womit kann ich Ihnen meine unbedingte Ergebenheit beweiſen?"

„„Es iſt zu ſpät,‘" — antwortete dieſe, — „Ihnen ein Geheimniß zu verhehlen, von welchem mein Kammermädchen bereits den Schleier gezogen hat. Sie kennen die Zeichen des Uebels, an dem ich zu leiden fürchte, und haben Hülfe verſprochen. Helfen Sie nun!""

„Recht gerne,"— erwiederte ich, — „doch muß ich Sie bitten, mir jene ſchwarzen Punkte zu zeigen, die Ihnen ſo viel Furcht einflößen."

„„Das iſt unmöglich, das kann nicht ſeyn! Wie können Sie fordern, daß ich vor Ihnen mich entblöße?""

„Jeder Arzt würde die Beſichtigung Ihres Uebels nöthig finden. Wie ſoll ich helfen können, wenn mir der gegenwärtige Zuſtand deſſelben fremd bleibt?"

„„Genug, daß ich in der Verirrung meiner Leidenſchaft bei jenem alle Scham vergaß, dem ich dieſes Uebel verdanke; ich will, da ich nüchtern bin, lieber leiden und bereuen, als noch einmal das Schamgefühl verletzen. Was werden Sie ſich von mir denken, Sie, dem ich ſtets für ein Vorbild der reinſten Tugend galt, und der nun weiß, wie tief ich geſunken bin!""

Sie weinte laut, und hüllte ihr Haupt in die ſeidene Dunendecke.

„Tröſten Sie ſich, gnädige Gräfin! Liebe iſt kein Verbrechen. Wohl fühle ich es jetzt doppelt ſchmerzlich, wie ſehr mich Ihre Liebe beglückt hätte, die ich vergebens zu verdienen ſtrebte. Mein treues, offenes, liebevolles Herz wurde verkannt und zurückgewieſen, um einen Fremdling ſelig zu machen, der vielleicht ferne von Ihnen, in den Armen anderer Weiber und Mädchen, Ihrer Schwäche ſpottet; zwar iſt es auch möglich, daß Sie Ihre Liebe keinem Unwürdigen ſchenkten, und inſoweit ich ſeinen Charakter während der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft zu beurtheilen im Stande bin, dürſte er eines ſolchen Verrathes, einer ſolchen Untreue nicht fähig ſeyn, aber dieß Bewußtſeyn lindert nicht den eigenen Gram ob meiner glühenden, und dennoch hoffnungsloſen Leidenſchaft, womit ich für Sie ſeit dem erſten Augenblicke, da ich Sie ſah, angebetete Gräfin! durchdrungen bin."

„„Ich geſtehe Ihnen nun offen, daß ich Neigung für Sie fühlte, und ſie mit Gewalt bekämpfte, aus Furcht, Sie möchten den Genoſſen jener Verſchwörung gegen die Damen, an deren Spitze Sie ſtehen, von unſerm geheimen Verhältniſſe, vielleicht aus beſchworener Bundespflicht, in Kenntniß ſetzen. Ich fühlte das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden; außer Ihnen fühlte ich zu Keinem durch Vertrauen mich hingezogen; da erſchien Ramorsky, und errang den Preis, den mein Herz Ihnen zudachte, und meine Scheu verſagte.““

Vor ihrem Bette auf die Knie ſtürzend, faßte ich ihre Hand, und bedeckte ſie mit tauſend Küſſen.

„Heil mir,“ — rief ich entzückt, — „wenn Sie wahr ſprachen, Engel meines Lebens! wo nicht, — wehe Ihnen! Denn wiſſe, Sophie, göttliche Sophie! nicht Ramorsky umſchlang Dich in zwei Götternächten, ich war's; ich; Ramorsky iſt ein Mädchen!“

Erbleichend, lang und langſam, erhob ſie ſich von ihrem Lager, drückte krampfhaft meine Hand, und ſtarrte mich regungslos an. Ihre Lippen bebten; ſie wollte ſprechen und konnte nicht. Dann ſank ſie auf die Kiſſen zurück, und brach in einen Strom von Thränen aus, die ihr Herz erleichterten.

Ich ließ ſie weinen; als ſie ruhiger wurde, bot ich meine ganze Beredtſamkeit zu meiner Vertheidigung auf; ich ſchilderte ihr das Glück der wahren Liebe, und meine vollkommene Ueberzeugung, daß ſie dieſes Glück in meinen Armen finden würde; ich malte ihr meine Leiden ob ihrer unempfindlichen Härte, und Ramorsky's herzliches Anerbieten, zur Gründung unſerer Liebe durch die Hülfe der Liſt mitzuwirken, mit den rührendſten Farben.

Endlich gab ſie nach, und fügte ſich in das Unabwendbare; ſie ſchwur mir unveränderliche Liebe und Treue, ſo lange ich ihrer würdig mich bewähren würde, denn wahre Liebe ſchließe alles Unwürdige aus; auch meine Liebe zu ihr wünſchte ſie auf dieſelbe Bedingung gebaut. Ramorsky hatte mir den Brillantring als mein Eigenthum zurückgelaſſen, den ihr Sophie zum Andenken gegeben. Mit einem herzlichen Kuſſe weihte ſie ihn von Neuem zum Unterpfande der Liebe ein, und ſteckte ihn an meinen Finger.

Der Graf war mit einigen guten Freunden auf ſein nächſtes Landgut, vier Meilen von München, gefahren; wir waren allein. Das Feſt des neuen Bundes unſerer Liebe wurde gefeiert, und meine Phantaſie zauberte einen ſonnigen, grünen Buchenhain, und auf jeden zarten Zweig eine liebegirrende Nachtigall, damit aus vielen tauſend tonreichen Kehlen der Siegesjubel dieſer ſeligen Stunde erſchallen möge!

Dann, dann erſt — durfte ich die ſchwarzen Punkte ſehen, lächelnd erklären, tändelnd heilen.

Viele Jahre lang war dieſe Liebe das höchſte Glück meines Lebens, doch nicht mein einziges. —

25.

Im Geſellſchaftszimmer meiner Wohnung ſtand vor dem Bücherſchranke von Mahagonyholz mit Spiegelſcheiben und halb zurückgeſchlagenen grünſeidenen Vorhängen — der Anführer der Mamelucken in Civilkleidern.

Ich mußte meine ganze Verſtellungskunſt zuſammennehmen, um mein heimliches Grauen zu verbergen.

Langſam ging er auf mich zu, verneigte ſich kaum merkbar, und ſprach mit dumpfer metalloſer

Stimme, ohne nur einen Zug ſeines Geſichtes zu verändern:

„Der Reichsmarſchall *** wünſcht Sie ſogleich zu ſprechen; ich werde die Ehre haben, Sie in meinem Wagen zu begleiten, der vor dem Hauſe hält.“

Dieſe Einladung glich wohl auffallend einer artigen Arretirung. Was wollte ich machen? Ich erklärte mich bereit, dem Wunſche des Herrn Reichsmarſchalls unverzüglich zu entſprechen.

An einem runden Tiſche in der Mitte des Audienzſalons im Hotel des Marſchalles, ſtand derſelbe in Uniform; am offenen Schreibpulte, in ſchräger Richtung, ſo daß ich nur das Profil des Geſichtes erblicken konnte, ſaß in ſeinem gewöhnlichen grünen Anzuge — Kaiſer Napoleon ſelbſt. Ich erkannte ihn gleich beim Eintritte, mit dem Vorſatze, von ſeiner Gegenwart keine Notiz zu nehmen, wenn er ſich nicht umwenden, oder in die Unterredung miſchen ſollte. Er ſchien Depeſchen zu leſen, auf deren Rand er bisweilen Bemerkungen ſchrieb.

Der Marſchall blickte mich durchdringend, doch nicht unfreundlich an, und begann alſo die Unterredung:

„Wie heißen Sie? und wer ſind Sie?“

Ich nannte meinen Namen und Stand.

„Man hat mir geſagt, daß Ihnen beſondere Mittel zu Gebote ſtehen, von dem häuslichen Leben und Treiben der Familien der Stadt, und auch der Fremden, die hier ankommen, in kurzer Zeit die genaueſte Kenntniß zu erhalten.“

„„Zum Theil iſt dieſe Nachricht, welche Eure Excellenz erhalten haben, gegründet; allein in der Hauptſache beſchränkt ſich dieſes Wiſſen und Erforſchen nur auf Liebſchaften und galante Abenteuer der Damen; ein Verein junger lebens-froher Männer hat ſich zu dieſem Zwecke verbunden.““

„Waren Sie heute im Gaſthofe zum ſchwarzen Adler?“

„„Ja, Eure Excellenz!““

„Wem galt Ihr Beſuch?“

„„Der unbekannten Dame mit dem Eberkopfe.““

„Kennen Sie dieſe Dame?“

„„O ja! Sie iſt die Gräfin Amalie —

„— van Duylen aus Holland, wollen Sie ſagen; dieß weiß ich ſelbſt, weil ich ihren Paß ſah; allein dieſer Name und Stand iſt nicht ihr wahrer; bisweilen nennt ſie ſich auch eine Gräfin von Fürſtenberg.“

„„So nannte Sie ſich mir.““

„Was hat Sie bewogen, dieſe Dame zu beſuchen?“

„„Der abenteuerliche Ruf, der ihr voranging. Ich wollte mich perſönlich überzeugen, ob die Sage mit dem Eberkopfe gegründet ſey, oder nicht?““

„Hat ſie ſich vor Ihnen entſchleiert?“

„„Ja, und wenn meine nüchternen Sinne mich nicht täuſchten, ſo hat ſie wirklich einen Eberkopf!““.

„Maske! — Hat ſich die Dame nicht geäußert, welchen Zweck ſie mit ihrem Hierſeyn verbinde?“

„„Nein, Eure Excellenz!““

„Es liegen Anzeigen vor, welche dieſe Dame in hohem Grade kompromittiren, und allerdings geeignet wären, ſogleich ſtandrechtlich gegen ſie einzuſchreiten. Mein Herr und Kaiſer will jedoch aus angeborener Großmuth zuvor Gewißheit ihres hochverrätheriſchen Planes. Sie ſind ein Dichter; Sie haben ſich dieſer Dame unter Beweggründen genähert, die jeden Verdacht von Ihnen entfernt halten; dieſe Umſtände rechtfertigen die Vorſicht meiner Wahl, indem ich Ihnen den Antrag mache, die geheimen politiſchen Pläne dieſer Dame zu erforſchen, und mir mit allen Belegen, die Sie möglicherweiſe auftreiben können, mitzutheilen. Im Namen des Kaiſers verheiße ich Ihnen eine glänzende Belohnung für die glückliche Löſung dieſer Aufgabe. Wollen Sie nun meinen Antrag annehmen?“

„„Von dem Vertrauen Eurer Excellenz fühl' ich mich hochgeehret, nur muß ich noch bitten, mir eine Bedingung zu bewilligen.““

Das Wort: „Bedingung“ ſchien dem Marſchalle zu kühn gewählt; er hielt einen Augenblick inne, gleichſam auf eine Rüge dieſes Ausdruckes ſinnend, dann fragte er:

„Welche?“

„„Daß Eure Excellenz mir eine ſchriftliche Vollmacht geben, im Verfahren bei dieſer Angelegenheit weder durch die Genſd'armerie, noch durch irgend eine andere Waffengattung der franzöſiſchen Armee geſtört werden zu dürfen.““

„Zugeſtanden.“

Er klingelte, und ſprach halblaut mit ſeinem eintretenden Sekretär, worauf ſich dieſer wieder entfernte.

„„Das Gelingen meines ſchweren Unternehmens möchte vielleicht minder zweifelhaft ſeyn, wenn es Eurer Excellenz gefiele, mir von den bereits vorliegenden Anzeigen nur ſo viel anzuvertrauen, als nöthig iſt, um daraus Fäden zum Fanggarne ſpinnen zu können.““

Durch dieſe Wendung wollte ich erfahren, ob er denn wirklich ſchon im Beſitze ſolcher Anzeigen ſey, oder nur damit prahle. Allein ich hatte mich bei meiner vermeintlichen Feinheit gewaltig verrechnet, denn er verſetzte noch weit feiner:

Wenn mehrere Perſonen irgend etwas Gehei:

mes erforſchen wollen, ſo muß jede ihren eigenen Weg einſchlagen; die verſchiedenen Arten des Erfolges dienen dann zur Controle. Eine Mittheilung des bereits Vorliegenden zur Benützung wäre nicht nur überflüſſig, ſondern ſelbſt das Gelingen vereitelnd; wie leicht könnte die Dame die Spur einer frühern Spähe daran erkennen, und ohne Benützung würde eine ſolche Mittheilung nur die ſelbſtthätige Erfindungsſpannkraft lähmen.“

Das heißt doch, ſich aus der Schlinge ziehen!

„„Befehlen Eure Excellenz ſonſt nichts mehr?““

„Nein! Benehmen Sie ſich klug; erwägen Sie wohl, daß es der Kaiſer Napoleon iſt, für den Sie wirken.“

„„Eure Excellenz dürfen überzeugt ſeyn, daß ich auch nur für ein einziges Haar von dem geſalbten Heldenhaupte des Kaiſers mit Freuden mein eigenes Leben hingeben würde.““

Da erhob ſich der Kaiſer, und ſprach: „Ich zähle auf Ihre gute Geſinnung!“

Ich ließ mich ſogleich auf das linke Knie nieder und neigte mein Haupt in ehrfurchtsvoller Begrüßung.

„Stehen Sie auf, ſagte der Kaiſer, und eilen Sie an Ihr Werk!“

Da trat der Sekretär mit der Vollmacht ein; der Marſchall unterzeichnete und gab ſie mir, und ich ſchied unter den Formen der Huldigungen, die dem Kaiſer gebühren.

Sogleich ging ich zu Amalien, entſchloſſen, den Schleier des Geheimniſſes zu zerreißen. Sie empfing mich freundlich. Ich erzählte ihr die ganze Unterredung mit dem Marſchalle, und merkte, daß ſie ein heftiges Zittern befiel.

„Julie, ich bin Deiner Liebe werth!“ rief ich, und kniete vor ſie hin. „Sieh, dieſer geſtickte Handſchuh hat Dich verrathen, deſſen fürſtliche Inſignien Deine Freundin — Ramorsky erkannte.“

Sie war wie vom Donner gerührt, eine Pauſe des tiefen Stöhnens!

„So fahr hin, treue Maske! Du retteſt mich nicht mehr; ich bin verloren!“

So rief ſie klagend aus, drückte an einer Stahlfeder im Nacken, und der täuſchend künſtliche [illegible]kopf lag auf der Ottomane, und die thränenfeuchten Augen eines Seraph-Antlitzes ſtrahlten mir hülfeflehend entgegen.

„Nein, Julie!“ — betheuerte ich, — „Du biſt nicht verloren; ich rette Dich, und müßte ich für Dich ſterben!“

Kühn umſchlang ich ſie mit meinen Armen, und drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen.

Nach und nach gewann ſie wieder ihre Faſſung. Nachdem ich ihr erzählt hatte, wie ich durch Ramorsky ihre ganze Geſchichte erfuhr, bat ich ſie, alle verdächtigen Papiere ſogleich den Flammen zu übergeben. Ich durchlas ſie zuvor, und überzeugte mich, daß die Wegnahme derſelben von Seite der franzöſiſchen Regierung Julien und ſehr viele, im höchſten Grade dabei kompromittirte Perſonen, in ein unabwendbares Verderben geſtürzt hätte.

Die Flammen verlöſchten jede Spur dieſer Umtriebe, deren Zweck war, den Operationsplan des Kaiſers zu erfahren, und die Aſche vermengte ich, um allen Verdacht zu entfernen, mit der Erde in den Blumentöpfen, die im Zimmer ſtanden.

Kaum war dieſe Arbeit gethan, als die Thüre ſich öffnete, und — der Anführer der Mamelucken eintrat.

„Heiliger Gott, der Geiſt meines Vaters!“ ſchrie Julie, und glitt ohnmächtig an einem Armſtuhle zu Boden.

26.

„Sie ſind alſo der Marquis von Grepard?“ fragte ich ihn, während es mir gelang, die ohnmächtige Julie wieder in's Leben zu rufen.

„„Ich bin, oder war vielmehr der Marquis von Grepard, doch nicht der Vater dieſer Dame.““

„Wie ſoll ich mir aber den Schmerzruf der Dame erklären?“

„„Wenn die Stimme der Natur aus ihr ſprach, und nicht ein Verſuch der Verſtellung, ſo muß ſie meine Nichte, die Tochter meines unglücklichen Bruders ſeyn.““

„Wie? Der Marquis von Grepard, der ein ſo trauriges Ende nahm, war Ihr Bruder?“

Julie ſchlug die Augen auf, und konnte an dem Geſpräche Theil nehmen.

„„Ja, er war mein Bruder, und zwar mein Zwillingsbruder. Die Natur hatte uns eine ſo ſeltene Aehnlichkeit verliehen, daß wir von der Geburt an nur durch goldene Halsbänder von verſchiedener Form zu unterſcheiden waren; ſelbſt eine Narbe am Leibe, ein Spiel des Zufalles, trugen wir Beide ganz gleich. Als Knaben kamen wir in ein Erziehungsinſtitut in Marſeille.

Nun trug es ſich zu, daß der Anführer der Mamelucken in Cairo ſeinen einzigen Sohn und künftigen Nachfolger durch den Tod verlor. Um ſein Commando nicht an einen fremden Stamm abtreten zu müſſen, erklärte er den verſammelten Mamelucken, daß er noch einen Sohn beſitze, den ſein Weib auf einer Reiſe durch Frankreich geboren, und dem Erziehungsinſtitute in Marſeille übergeben habe; dieſen wolle er nun nach Hauſe rufen. Zugleich gab er zweien ſeiner vertrauteſten Diener den geheimen Auftrag, einen Knaben, deſſen Alter zur Beſtätigung des Vorwandes paßte, aus dem genannten Erziehungsinſtitute in Marſeille zu entführen, den er dann für ſeinen Sohn ausgeben wolle!

Viele Wochen lang ſpäheten die Geſendeten, welcher unter den zahlreichen Zöglingen des Inſtitutes ſich am beſten zum Sohne ihres Gebieters ſchicke; die Wahl traf mich oder meinen Bruder, denn einen Unterſchied zwiſchen uns hätte ſelbſt kein Adlerauge finden können. Ein Arbeiter in einem Weinberge, nahe an der Küſte, wurde von ihnen beſtochen, und ich zur Zeit der Weinleſe auf ihr Schiff gelockt, und nach Cairo entführt. Der Verräther gab ihnen auch den vollſtändigen Aufſchluß über meine Familienverhältniſſe.

Mein Pflegvater ließ mir die Wahl zwiſchen Tod oder Kindesliebe: ich entſchloß mich zu letzterer, und zwar um ſo lieber, als der Alte mich wirklich auf eine recht wohlwollende Weiſe behandelte. Als Jüngling erkrankte ich an der Peſt, deren Raub ich beinahe geworden wäre. Daher kommt es, daß mein Leib einer Leiche ähnlich iſt. Nach ſeinem Tode erbte ich ſeine Reichthümer und ſeine Stelle als Anführer der Mameluken. In der Schlacht bei den Pyramiden ward ich von den Franzoſen gefangen, und erfuhr zugleich das Schickſal meines armen Bruders, deſſen außerordentliche Aehnlichkeit mit mir die Urſache war, daß ich die Veranlaſſung zu einem Mährchen für die franzöſiſche Armee wurde, welche mich noch in dieſem Augenblicke für die vom Teufel wiederbelebte Leiche des ermordeten Bruders hält.“

„„O mein theurer Oheim, müſſen wir ſo uns wiederfinden!““ ſeufzte Julie, indem ſie ihn umarmte, und mit wenigen Worten von den Ereigniſſen ihres abenteuerlichen Lebens ſeit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe inſoweit in Kenntniß ſetzte, als ſie es für räthlich fand, ohne ihn zum Vertrauten der Verirrungen ihres Herzens oder ihrer Politik zu machen.

Er umarmte ſie mit großer Theilnahme, ohne eben jene zärtliche Liebe der Blutsverwandtſchaft zu äußern, die unter ſo ganz beſondern Verhältniſſen nicht innig genug ſich hätte zeigen können.

„Ich verhehle es Ihnen nicht,“ — ſprach er, zu mir gewendet, — „daß ich vom Marſchalle den

Auftrag habe, Sie zu bewachen, und jeden Ihrer Schritte mit den von Ihnen gegebenen Verſicherungen zu kontroliren. Darum wollte ich die angebliche Gräfin unter dem Vorwande beſuchen, ihr den ganzen Beiſtand des Marſchalls anzubieten, im Falle ſie dem Hauptquartier des Kaiſers zu folgen wünſche. Zufällig war Niemand im Vorzimmer; ſo kam es, daß ich unangemeldet eintrat. Noch iſt die Gefahr nicht ganz von Ihnen abgewendet, liebe Nichte, — fuhr er fort, — doch rechnen Sie auf meine Hülfe; Ihrer Vorſicht und dem klugen Rathe Ihres Freundes vertrau' ich das Uebrige.

Nach einer leichten Umarmung entfernte ſich der unheimliche Beſuch.

„Sey Du meine Zuflucht in der höchſten Noth," — ſeufzte mit bangem Herzen Julie, indem ſie das goldene Kreuz an ihre Lippen andächtig preßte. „Dieſes Kreuz," — ſprach ſie, — „gab mir der Prior des Auguſtiner-Kloſters in Warſchau, das Haupt des Bundes, dem ich diene, zur Stärkung meines Gemüthes, als ich mit ſeinem heiligen Segen ſchied, das ſchwierige Werk meiner Sendung zu beginnen."

Wir trafen noch die nöthigſten Verabredungen für die möglichſten Fälle, die ſich ereignen könnten, dann verließ ich ſie, um einige dringend nöthige Gänge zu machen.

27

Erſchöpft von den Mühen dieſes Tages wollte ich gegen 11 Uhr Nachts mich eben zu Bette legen, als an der Glocke, die vor meinem Fenſter angebracht war, heftig geriſſen wurde.

Ich öffnete das Fenſter, und rief auf die Straße hinab: was dieſer Lärm zu bedeuten habe?

Ungeachtet der ſchwachen Beleuchtung durch die Hauslaterne erkannte ich doch ſogleich den Anführer der Mamelucken.

„Öffnen Sie ſchnell!“ rief er mir mit ſeinen ganz eigenen dumpfen Grabestönen zu.

Im Hemde eilte ich hinab, und führte ihn, ohne das mindeſte Geräuſch auf mein Zimmer.

„Kleiden Sie ſich ſchnell an, — ſprach er, — und fliehen Sie, Ihr Leben iſt in Gefahr!“

„„Warum?“

„So eben iſt ein Kourier mit geheimen Depeſchen an den Marſchall angekommen, worin die Anzeige enthalten iſt, „daß die angebliche holländiſche Gräfin eine polniſche Fürſtin, und mit einer hochverrätheriſchen Miſſion beauftragt ſey. Da es ihm, — nämlich dem Schreiber der Anzeige, — unmöglich geweſen ſey, dieſen verbrecheriſchen Plan zu verhindern, ſo habe er ſich ſelbſt an die Spitze der Verſchwörung geſtellt, und das Original des mit geheimen Zeichen geſchriebenen, und von der Fürſtin als Empfangs-Beſtätigung eigenhändig unterzeichneten Planes, „ohne Wiſſen dieſer Dame in ein goldenes Kreuz verſchloſſen, das er bei dem Abſchiede derſelben zum Andenken, eigentlich aber als ein unfehlbares Mittel, ſie ihrer Mitſchuld überführen zu können, gegeben habe. Er rechne übrigens vollkommen auf die großmüthige Anerkennung des Kaiſers, der mit dem konfiscirten Vermögen der Fürſtin ihn und ſein armes Kloſter reichlich belohnen könne."

„„Schändlicher Verrath!““

Noch einmal, retten Sie ſich, ſonſt ſind Sie verloren; denn niemand wird ihre Theilnahme bezweifeln. Schon haben die Gensd'armen alle Zugänge zum Gaſthofe beſetzt; um Mitternacht werden Sie und Julie arretirt. Für meine Nichte ſeh' ich leider keine Rettung mehr!"

„„Julie muß gerettet werden, und ſollte ich mein eigenes Leben für ſie opfern. Ich will mein eidliches Wort nicht brechen. Der Plan liegt klar vor mir; wie er zu ihrer Flucht geführt hätte, ſoll er nun den Beweis ihrer Unſchuld begünſtigen""

„Der Himmel verleihe Ihnen Glück und Segen!"

Während wir ſprachen, hatte ich mich angekleidet. Ich bat ihn, nichts für Julie zu unternehmen, um die Ausführung meines Planes nicht zu ſtören. Sollten die Gensd'armen ſie auch verhaften, ſo möge er ja nicht thun, als ob er ſie kenne.

Er hüllte ſich in ſeinen Mantel, und ging. Durch ein Hinterpförtchen des Hofraumes ſchlüpfte ich auf die Straße.

18

Von der Vollmacht des Marſchalls konnte ich nun keinen Gebrauch mehr machen; denn nach der jüngſten Anzeige war mit gutem Grunde von der Umſicht dieſes gewandten Geiſtes zu erwarten, daß er gegen den Mißbrauch dieſer Vollmacht ſeine Maßregeln getroffen habe.

Es blieb alſo kein anderes Mittel übrig, als die Liſt!

Wer den Geiſt der franzöſiſchen Gensd'armerie, unter Napoleon kannte, wird eingeſtehen müſſen, daß viel dazu gehört, ſie zu überliſten; jedes Haar ihres Hauptes war ein Auge oder ein Ohr. Dadurch will ich aber meiner eigenen Schlauheit kein ſelbſtgefälliges Compliment machen, denn man wird bald ſehen, daß mein Plan ſehr einfach war, und auf das Verdienſt einer geiſtreichen Zuſammenſetzung keinen Anſpruch machte.

Margareth, eine Verwandte des Sacriſtans der Frauenkirche, ein hübſches junges Mädchen, war ein Hülfskind der harmloſen Verſchwörung in München. Zu ihr eilte ich, und gab am Fenſter unſer bekanntes Zeichen, worauf ſie ſogleich die Thüre leiſe öffnete. Sie bewohnte ein Eckſtübchen gleich links neben der Hausthüre, und ſchien eben mit einem Liebesbriefchen beſchäftiget, als ich ſie ſtörte; denn eilig raffte ſie einige Bogen Papiere zuſammen, und ſchob ſie unter das Bett.

„Was wünſchen denn Sie noch ſo ſpät?“

„„Du mußt mir beiſtehen, ein geheimes Verhältniß zu erforſchen, wobei du ſelbſt betheiliget biſt. So eben ſoll der Verwalter L* in das Haus der Handelsfrau S* geſchlichen ſeyn. Mein Plan iſt ſchon fertig. Gieb mir nur den ſchwarzen Chorrock deines Herrn, worinn er gewöhnlich den Prieſter zur letzten Ölung begleitet, und die Laterne mit brennendem Lichte, die er bei einer ſolchen Gelegenheit zu tragen pflegt. Inzwiſchen erwarte mich wieder hinter der zugelehnten Hausthüre; in einer halben Stunde bin ich wieder da!““

„Der ſchlechte Menſch, der Betrüger! Während ich eben zwei Bogen mit Zärtlichkeiten für ihn vollſchreibe, ſchleicht er zu einer andern. Das iſt niederträchtig! Aber nur Geduld, du ſollſt mir dieſe Untreue theuer genug büſſen!“

„So benützte ich den Umſtand, daß ich ihre Eiferſucht mit dieſer Handelsfrau aus andern Mittheilungen kannte, um ſchneller an das Ziel zu kommen.

Gleich hinter der Hausthüre hing der große Schlüſſel zum Thore des Pfarrgebäudes, das nur durch eine Mauer, die einen Hofraum umſchließt, vom Gaſthofe zum ſchwarzen Adler getrennt iſt. Dieſen Schlüſſel ſteckte ich raſch zu mir, während ſie eilig Stock und Laterne holte.

„Kommen Sie aber ja bald zurück; wenn mein Vetter zufällig gerufen würde, ſo ging's mir ſehr übel!“

„„Gewiß, verlaß dich nur auf mein Wort!““ Um ihren nachfolgenden Blick zu täuſchen, eilte ich auf einem kurzen Umwege dem Pfarrhauſe zu.

29.

Schon von weitem hörte ich die leiſen Worte und Tritte der auf- und abgehenden Gensd'armen „Wer da?“ donnerte mir ein Elſaſſer entgegen.

„„Ich bin's, der Sacriſtan der Frauenkirche. Die Frau Gemahlin des Herrn Generals * * ich nannte einen franzöſiſchen General, deſſen Frau ſchon ſchwer krank nach München gekommen war, wird wohl noch in dieſer Nacht ſterben. Sie hat den Beiſtand des Herrn Stadtpfarrers verlangt.‘“

„Haben Sie einen Vorweis vom General?“

„Nein, doch der Schlüſſel hier mag wohl der beſte Vorweis ſeyn, daß ich ein Recht und die Pflicht habe, hier einzutreten. Halten Sie mich etwa für einen Dieb, der ſich in das Pfarrhaus ſchleichen, und den Herr Pfarrer beſtehlen will?‘“

Zugleich ſteckte ich lachend den Schlüſſel an, obgleich mir die Angſt faſt die Kehle zuſchnürte, um ihn recht ſicher zu machen, bat ich den Schlüſſel ſtecken laſſen zu dürfen, indem die Thüre ſich dann von innen weit leichter aufziehen laſſe. Er verſprach mir, darauf Acht zu haben, allein leiſe ſchob ich von innen den Riegel vor, um mir den Rücken zu ſichern.

Der Vorfahr des gegenwärtigen Pfarrers war ein leidenſchaftlicher Schachſpieler geweſen; außer den Theatertagen beſuchte ich ihn faſt an jedem Abende, ſpielte und ſpeiſete mit ihm. Daher kannte ich jeden Winkel des Gebäudes.

Die Laterne ſtellte ich in ein kleines Gewölbe, worin alte Fäſſer, Rumpelkäſten, zerbrochenes Geſchirr u. dgl. aufbewahret wurden; dort legte ich auch meine Vermummung, meinen Rock und die Stiefel ab.

Ich durfte keinen Augenblick verlieren.

Ohne Säumen ſtieg ich durch ein Fenſter, das neben dem Hinterthore in den Garten führet. Von da aus auf dem Rebengeländer die Mauer zu überſteigen, war nicht rathſam, weil der Sprung auf der andern Seite hinab Lärm erregen, und ſomit das ganze Unternehmen vereiteln konnte.

Ich wußte, daß da, wo die Gartenmauer mit dem Hauſe ein Dreieck bildet, ſich ehemals ein Schieber befunden habe, durch welchen Steine, Unkraut, verfaultes Gemüſe, u. ſ. w. auf kleinen Schiebkarren zur Weiterfuhr auf einem eigenen Wagen hinausgeſchafft werden konnten. Damals gehörte aber jener Hofraum, der jetzt Eigenthum des Gaſthofes zum ſchwarzen Adler war, noch dem Pfarrgebäude. Konnte nun dieſer Schieber ſeitdem nicht mit Mauerwerk ausgefüllt worden ſeyn?

Ich ſuchte und fand den Schieber, überzeugte mich aber durch Betaſtung, daß er vernagelt ſey. In einem der nächſten Blumentöpfe ſtack zufällig ein tüchtiges Gartenmeſſer, das ich umhertappend ergriff. Mit dieſem bog ich vorſichtig die durch Verwitterung locker gewordenen Nägel um, und der Schieber wich.

Nur mit großer Anſtrengung gelang es mir, durch die Oeffnung zu kommen. Als ich ſchon an der Möglichkeit verzweifelte, dieſe enge Pforte zu paſſiren, ſchlug es auf der Uhr der kaum 20 Schritte entfernten Frauenthürme halb zwölf Uhr. Die Angſt ß mich durch; denn kaum eine halbe Stunde lag mehr zwiſchen Leben und Tod.

30.

Nun war ich, um mich genau auszudrücken, am Fuße des Gaſthofes; denn das Thor, welches in den zur Aufbewahrung der Wägen beſtimmten Hofraum führt, war verſchloſſen, und nur eine frei ſtehende Mauer trennte mich von den Gensdarmen.

Dieſer Hofraum war wegen Menge der Fremden mit Reiſewägen ſo angefüllt, daß ich im Dunkeln alle Augenblicke fürchten mußte, an eine Deichſel oder an ein Wagenrad anzurennen. Dieſe verrathenden Zufälle zu vermeiden, kroch ich auf Händen und Füßen unter den Wägen durch, bis ich merkte, daß ich am verſchloſſenen Thore ſey.

Nun ſtieg ich auf die Decke des nächſten Wagens hinauf, und tappte nach einem Fenſter, das ich glücklich traf.

Allein wie ſollte ich es nun von Außen öffnen, um alles Geräuſch zu vermeiden?

Ich ſchnitt mit Sophiens Brillantringe, den ich an einem Bande auf der Bruſt trug, ſo oft ich Umſtänden mich überließ, in welchen er an der Hand mich hinderte, eine halbe Fenſterſcheibe aus, aber unglücklicherweiſe glitt mir das Stück aus der Hand, und klirrte auf das Steinpflaſter hinunter.

Das Entſetzen über dieſen Unfall lähmte mir alle Glieder, doch ſchnell kehrte meine Geiſtesgegenwart zurück.

Schon hörte ich, wie die Gensd'armen ſich zuſeits der Mauer zuſammenzogen, und halblaut einander fragten, was ſich Verdachtiges hier rege.

Ihrer Frage zuvorzukommen, fing ich in franzöſiſcher Sprache den Hausknecht zu ſchimpfen an, daß er in ſeiner Beſoffenheit das Wagenfenſter eingeſtoßen habe, und überſchüttete ihn mit einem Strome der derbſten Kaſernenflüche, zugleich unterbrach ich bisweilen mich ſelbſt, indem ich die mit ſchwerer Zunge geſtammelte Entſchuldigung des betrunkenen Hausknechtes in der ihnen unverſtändlichen Lokalſprache einlegte.

Die Gensd'armen lachten, und entfernten ſich wieder von der Mauer.

Nun drehte ich die beiden Riegel des Fenſterſtockes, und ſtieg hinein. Glücklich hatte ich das Fenſter des Corridors errathen; wäre ich in ein bewohntes oder verſchloſſenes Zimmer gekommen, ſo würde nach ſo großer Anſtrengung der Plan dennoch geſcheitert haben.

Fünfmal klopfte ich an Juliens Thüre; es brannte noch Licht, das ich durch das Schlüſſelloch bemerkte. Die Thüre ging auf; Julie war in einem ſo reizenden Nachtkleide, daß ich bald den Zweck meines Kommens vergeſſen, oder mindeſtens verwechſelt hätte.

„Sie hier, um Mitternacht, und halb entkleidet?“ fragte ſie ganz erſtaunt.

„„Nicht mehr dieß fremde „Sie“; der Retter Deines Lebens ſteht vor Dir!““

Und nun erzählte ich ſchnell, was ſich ereignet hatte. Ich fand die geheime Feder, welche das goldene Kreuz aufſchloß; das verderbliche Papier ſtack in dem hohlen Raume; ich ſah die geheimen Zeichen, mit Tuſch mittelſt einer Rabenfeder auf Seidenpapier geſchrieben. Es wurde ſogleich verbrannt, und die Aſche wieder mit der Blumenerde vermiſcht.

Sie drückte einen feurigen Kuß des herzlichſten Dankes auf meine Lippen. Ich rieth ihr, das Licht auszulöſchen, und augenblicklich ſich zur Ruhe zu begeben, um die Späher deſto ſicherer zu machen, und deſto beſſer zu täuſchen.

Dreiviertel auf 12 Uhr ſchlug es, als ich über den Reiſewagen wieder hinunterſtieg. Ich preßte mich wieder durch die enge Pforte des Schiebers, kleidete mich an, warf den Ueberrock über, nahm die Laterne, und trat durch das Thor des Pfarrhauſes auf die Straße hinaus.

31.

„Wo bleibt der Prieſter?“ fragte der Gensd'arme, als ich den Schlüſſel abzog.

„„Im Bette; er fürchtet, ſich zu erkälten!““

„Iſt's auch wahr?“

„„Ey freilich; ich hole jetzt den Beneficiaten.““

„Das ſcheint mir verdächtig. Ich begleite Sie ſelbſt dahin!“

„„Sehr viel Ehre!““

„Mir liegt daran,“ — fuhr er fort, — „daß die Generalin durch die Bequemlichkeit dieſer Herren des prieſterlichen Beiſtandes nicht ganz entbehre. Ich werde mit Ihnen in das Zimmer des Beneficiaten treten; vielleicht gibt meine Begleitung Ihren Worten mehr Gewicht!“

„„Das will ich meinen!““

Man kann ſich denken, wie mir bei dieſem Anerbieten zu Muth war, da das Haus des Beneficiaten keine zweihundert Schritte von dem Pfarrhauſe lag.

Welchen Empfang durfte ich von dieſem Prieſter erwarten, der mich gar nicht kannte, wenn ich als Sacriſtan ſeiner Kirche vor ihm erſchien!

„Haben Sie in Paris auch ſo große Thürme?“ fragte ich den Begleiter, indem ich die Laterne, gleichſam auf jene weiſend, ſo raſch emporhob, daß der Luftſtrom das Licht auslöſchte. Zugleich ließ ich den Schlüſſel auf das Straßenpflaſter fallen, hob ihn jedoch ſchnell wieder auf, ohne daß er's merkte, und bedauerte unter tauſend Entſchuldigungen den Unfall, ohne Licht den Schlüſſel ſuchen zu müſſen. Während er mir auftrug, zu eilen, ſchlug die Mitternachtsſtunde.

„Gensd'armen!“ rief der kommandirende Officier. Mein Begleiter mußte mich verlaſſen, worüber ich ſehr froh war.

Schnell ging ich nun zu Margareth, und während ich ihr Ueberrock und Laterne mit dem Troſte zurückgab, daß ihr Liebhaber unſchuldig an

Verdacht gekommen ſey, ſtellte ich mich, als trete ich eben auf einen Schlüſſel.

„Ah, der Pfarrhausſchlüſſel! Den hat die taube Gertraud wieder nicht fallen hören!“

Sie hing ihn an den Nagel. Ich gab ihr ein Stück Geld, nebſt meinem Danke für ihre Bereitwilligkeit, die mein Vorhaben ſo trefflich begünſtiget habe, und eilte auf den Marktplatz.

Bald ſah ich einen Wagen mit zwei leuchtenden Laternen die Kaufingerſtraße im Schritte herabfahren, von einem Commando der Gensd'armerie zu Fuß, und von vier Gensd'armen zu Pferd begleitet.

Im Wagen ſaß Julie mit ihrer Kammerfrau.

Endlich wurde vor dem Hotel des Reichsmarſchalls gehalten; ſeine Bedienten öffneten den Schlag, und ſein Generaladjutant führte ſie am Arme vor die Inquiſitionsſchranken der Excellenz.

32.

Eine volle Stunde harrte ich ihrer Rückkunft; ich ſtand dem Hotel gegenüber, im Schatten eines

Hausthorbogens, wo mich die Wachen des Marſchalls nicht bemerken konnten.

Endlich gewahrte ich eine lebhafte Bewegung in den obern Gemächern; eine Menge Lichter ſchritten anſcheinend der Treppenthüre zu; Bediente mit Armleuchtern ſtellten ſich an die unterſte Stufe; der Wagen fuhr vor, und der Reichsmarſchall ſelbſt nahm Platz an Juliens Seite, vermuthlich zur Genugthuung für das fruchtloſe inquiſitoriſche Verfahren.

Im Augenblicke des Einſteigens eilte ich auf Seitenwegen zum Gaſthofe voran; miſchte mich unter die durch Verhaftung Juliens aus dem Schlafe aufgeſtörten Gäſte, die mit ihren Dienern neugierig innerhalb der Thorſchwelle ſtanden, welche ſie nicht überſchreiten durften.

Alle bezeigten die lebhafteſte Theilnahme an meiner Nachricht, daß die fremde Dame mit dem Eberkopfe in wenig Augenblicken, vom Marſchalle ſelbſt begleitet, in den Gaſthof zurückkehren werde. Eben drangen ſie in mich um nähern Aufſchluß über die Urſache ihrer gewaltſamen mitternächtlichen Verhaftung, als der Wagen hielt, und Julie, dicht verſchleiert, vom Marſchalle aus dem Wagen gehoben, und bis an die Treppe geführt wurde, wo er mit den verbindlichſten Worten von ihr ſchied.

Unbemerkt ſchlich ich die Treppe hinauf, während ſich die Gäſte an den Wagen drängten, um die Ausſteigenden zu ſehen. Julie bewirthete mich mit einem auserleſenen Abendmahle, und erzählte mir, wie es ihr ergangen war. Auf die Frage, warum ſie unter einer ſo abenteuerlichen Maske reiſe, gab ſie ſchlau zur Antwort: „Der Prior des Auguſtinerkloſters zu Warſchau habe ihren Gatten ſo zu umſtricken gewußt, daß er aus einem zärtlichen Gatten ein Despot geworden ſey. Dem Prior habe ſie, als ihrem Beichtvater, ihre Lage mit der Bitte um Rath und Hülfe anvertraut, der ſie beredete, zu fliehen, und ihr am Tage der Flucht ein goldenes Kreuz zum Andenken, ſo wie zur Stärkung des Gemüthes in ſchweren Leiden gegeben habe. Die Wahl eines ungewöhnlichen Mittels, vor den Verfolgungen des Gemahles gänzlich ſicher zu bleiben, ſey unerläßlich geweſen, und der Maske, nämlich dem Eberkopfe, verdanke ſie bis jetzt die Nichtentdeckung ihres Standes. Uebrigens ſey ſie der Meinung, daß der habſüchtige Prior ihren Mann von ihr nur deßwegen getrennt habe, um ſie beide einzeln deſto ſicherer verderben zu können. Hierauf habe der Marſchall ſich ihr goldenes Kreuz auf wenige Augenblicke erbeten, und es in ein Nebenzimmer getragen, wo ein bürgerlich gekleideter Mann, den ſie für einen Juwelier hielt, zur Unterſuchung des Kreuzes beſtimmt, an einem Tiſche ſtand, und bei dem Eintritte des Marſchalls äußerſt demüthig ſich verneigte.

Der Marſchall ſey bald zurückgekommen, und habe ihr das Kreuz mit dem Bemerken zurückgeſtellt, wie leid es ihm thue, daß eine weitverzweigte, verläumderiſche Anklage ſie einem zwar geſetzlichen, aber dennoch höchſt widrigen Verfahren Preis gegeben habe; er würde ſich übrigens beeilen, mit Anbruch des Morgens Seiner Majeſtät dem Kaiſer Napoleon ihre vollkommene Unſchuld anzuzeigen; übrigens bitte er vorläufig um die Ehre, ſie nach Hauſe geleiten zu dürfen.“

„Und da bin ich nun, und verdanke die Rettung meines Lebens nur Ihnen?"

„„Dir! willſt Du ſagen.""

„Nun ja, Dir!"

Ein altes, deutſches, gutes Sprichwort ſagt: „Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es warm iſt." Dieß Sprichwort fiel mir ein, und machte mich ſelig.

Als Julie fragte: „Wie kann ich Dir für meine Rettung danken?" erwiederte ich: „Durch Löſung Deines heiligen Verſprechens!"

Und ſiehe da! Amor ſtieg lächelnd aus einem Roſenkelche, und krönte das Mahl mit dem köſtlichſten Deſſert der Liebe, das je einem Sterblichen gereicht wurde!

33.

Am folgenden Tage, den 27ſten Oktober, ging der Kaiſer Napoleon zur Armee ab, unter dem gränzenloſen Jubel des Volkes, das ihn als ſeinen Befreier faſt abgöttiſch verehrte. Der Anführer der Mameluken nahm von mir Abſchied, und dankte mir herzlich für die Rettung ſeiner Nichte. Zuvor ertheilte **Napoleon** noch große Audienz, bei welcher ihm auf ſeinen ausdrücklichen Befehl, auch **Julie** als polniſche Fürſtin vorgeſtellt wurde. Er nahm ſie mit außerordentlicher Huld auf, verſicherte ſie ſeines beſondern Schutzes, und ſendete ihr durch einen Adjutanten ſein mit koſtbaren Edelſteinen reich geſchmücktes Bildniß in den Gaſthof.

Von da an theilte ich **Zeit** und **Liebe** zwiſchen **Julien** und **Sophien**, und wußte zwiſchen Beiden die innigſte Freundſchaft zu gründen, ohne daß eine das Verhältniß der andern zu mir erfuhr. Auf dieſe Weiſe verlebte ich die ſeligſten Stunden meines Lebens.

Julie beſchloß, nachdem ſie durch einen Kourier an ihren Gatten einen ausführlichen Brief geſchickt hatte, der ihm die neueſten Vorfälle mit der Warnung meldete, von einem ſo gefährlichen Bunde zurückzutreten, der vielleicht nicht einmal das **Mitwiſſen**, viel minder noch die **Billigung** der Bourbons für ſich haben durfte, bis zum Frühlinge in München zu verweilen, dann aber, wenn ihr letztes Grundeigenthum in Polen verkauft ſeyn würde, in den Hochalpen Baierns ein friedliches, den politiſchen Umtrieben unzugängliches Aſyl zu ſuchen, und dort mit ihrem Gatten nur dem Genuſſe der ſchönen Natur, der Liebe und Freundſchaft, und der Erziehung ihrer Kinder zu leben.

34.

„Auf dem Grabe des berühmten Fürſten von Kaunitz wurde die Rieſenſchlacht von Auſterlitz am 2. December 1805 geſchlagen; Nachmittags 4 Uhr war der Sieg für Napoleon entſchieden. Zwei Colonnen, jede zu 4000 Mann, ſtreckten das Gewehr; die ganze Artillerie, die aus 150 Kanonen beſtand, wurde nebſt 45 Fahnen erobert; 20 Generale, unter denen die Fürſten Reppnin und Gallizin ſich befanden, 30,000 Gemeine, 4 bis 500 Officiere, und der größte Theil der Garde-Noble wurde gefangen. Bei 20,000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, oder fanden ihr Grab in den Moräſten. Auf der Eisdecke eines See's waren 20,000 Ruſſen zerſtreut. Ein Oberſt der Artillerie, den wir den Kugelpapa heißen, ließ

Bomben auf die Eisdecke werfen, welche mit donnerndem Getöſe einſtürzte, und die Feinde in dem tödtlichen Schlammgrunde begrub. Aus der Mitte des See's hörte man noch lange nach der Schlacht das Winſeln von Tauſenden, welche man nicht retten konnte.

So viel bis jetzt bekannt iſt, beſteht unſer Verluſt in 909 Todten und 3000 Verwundeten. Unter den Todten befinden ſich der Brigadegeneral Valhubert, der Oberſt der Jäger zu Pferd von der kaiſerlichen Garde, Morland, der Oberſt des 14ten Linien-Regimentes, Mazas, der Escadronschef und Adjutant des Marſchalls Bernadotte, Chalopin. Verwundet wurden: die Diviſionsgenerale St. Hilaire, Kellermann, Walther, die Brigadegenerale Thiebaut, Sebaſtiani, Compans, Mariſy, Dümont, Lacour, Digion, Beſſieres, Gerad und Mares.

Des Kaiſers Schimmel ausgenommen, reitet bei der ganzen Armee Niemand einen ſo flüchtigen Renner, wie ich. Dieſem Umſtande hab' ich die Auszeichnung zu verdanken, daß ich mit dem Säbel in der Fauſt einen ruſſiſchen Oberſten von der Garde gefangen nahm, deſſen Pferd bei einem Grabenſprunge zuſammenſtürzte. Der Kaiſer hat mir dieſen Oberſten auf ewig als einen Sclaven geſchenkt. Das war aber auch ein heißer Tag! Mit Recht ſagte Napoleon am Schluſſe ſeiner Proclamation: „„Soldaten! Ihr ſeyd der Unſterblichkeit werth! Was wird Frankreich, was werden die Eurigen ſagen? Sie können nur ſtaunen, und wenn ihr nach vollbrachtem Tagewerke in eure Heimath zurückkehrt, ſo wird ganz Frankreich euch zujauchzen: da kommen unſere Brüder, die Helden von Auſterlitz, welche von einer ruſſiſchen Armee von 70,000 Mann 30,000 gefangen, 120 Kanonen erobert, und 20,000 Mann vernichtet haben. Soldaten! ihr ſeyd meine Kinder; der heutige Tag war eures Kaiſers würdig!“"

Der Friede ſcheint nahe, dann hoff' ich Dich bald in meine Arme zu ſchließen."

So lautete ein Brief von Ramorsky, den der Kourier, welchen Napoleon auf dem Schlachtſelbe an ſeine Gemahlin Joſephine und an den Churfürſten in München mit eigenhändigem Schreiben abfertigte, mitgebracht hatte.

35.

Am 26. December unterzeichneten Fürſt Johann von Lichtenſtein und Graf Ignaz Giulay als Bevollmächtigte des Kaiſers von Deutſchland und Oeſtreich, und Karl Moriz Talleyrand-Perigord als Bevollmächtigter des Kaiſers der Franzoſen und Königs von Italien, zu Preßburg nach einer ſechstägigen Conferenz das aus 24 Artikeln beſtehende Friedens-Inſtrument, welches Kaiſer Napoleon am 27ſten zu Schönbrunn, und Kaiſer Franz am 30ſten zu Hollitſch ratifizirte, an welchem Tage in der Nacht um 1 Uhr Kaiſer Napoleon mit dem Prinzen Mürat in München eintraf.

Der Reichsherold, Joſeph Stürzer, begleitet von einer Abtheilung der Bürgercavallerie, ritt am 1ſten Januar des Jahres 1806 früh um 10 Uhr im alterthümlichen, prächtigen Coſtüm durch die Straßen der Stadt, und rief unter Trompeten- und

Paukenſchall, und unter dem Jubeldonner des wonnetrunkenen Volkes, unſern unſterblichen und unvergeßlichen Fürſten, Maximilian Joſeph, als König von Baiern feierlich aus.

Abends ſchwamm die ganze Stadt in einem Feuermeere; die Wohlhabenden wetteiferten in der Pracht der Beleuchtung, und ſelbſt die Dürftigen trugen gerne ihr Scherflein zum Ganzen bei.

Juliens Gemahl war vor zwei Tagen angekommen. Er hatte alles nach dem Wunſche ſeiner Gattin geordnet; nichts band ihn mehr an Peſen. Auch von dem geheimen Bunde hatte er ſich ausdrücklich losgeſagt, und die Verrätherei und Habſucht des Priors als bewegende Urſache angegeben.

Zur Feier des großen Nationalfeſtes gab Juliens Gemahl in dem von ihm gemietheten prächtigen Hotel an dieſem freudigen Abende einen glänzenden Maskenball, bei welchem nach dem großen Concerte am Hofe, dem der Kaiſer Napoleon und die Kaiſerin Joſephine beiwohnten, Perſonen vom höchſten und hohen Range erſchienen.

Ich tanzte eben mit Sophie, die im orientaliſchen Coſtüm alle Augen auf ſich zog, als plötzlich in der Mitte der wogenden Menge von Gäſten zwei elegant gekleidete Zigeuner ihr Weſen trieben, die aus der Hand weiſſagten. Sie mochten es wohl ganz beſonders auf Julie und Sophie gemünzt haben, denn was die Linien in der hohlen Hand verriethen, flüſterten ſie ihnen ganz leiſe in die Ohren, und beide Damen konnten ihre Beſtürzung nicht verbergen. Zuletzt fielen ſie ihnen um den Hals, und küßten ſie nach Herzensluſt. Das auffallende Benehmen der beiden Zigeuner hatte den Fürſten, Juliens Gemahl, und den Grafen, Sophiens Gatten, ſchon früher in ihre Nähe gelockt; bei dieſer, alle Maskenfreiheit überſchreitenden Kühnheit, konnten ſie ihren vollen Unwillen nicht mehr zurückhalten, und verlangten, daß ſie ſich auf der Stelle demaskiren ſollten, um Rechenſchaft von ihrem dreiſten Benehmen zu geben. Die Zigeuner nahmen ihre Masken ab, und —

36.

Ramorsky ſtand mit ihrem Heinrich,

Bruder des Fürſten, dem ruſſiſchen Oberſten, den ſie bei Auſterlitz gefangen und vom Kaiſer Napoleon auf ewig als einen Sclaven geſchenkt erhalten hatte, vor den Zürnenden; es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß die zärtlichſten Umarmungen nun erſt recht das glückliche Wiederfinden krönten.

Ramorsky hatte nach dem Frieden von Preßburg einen ehrenvollen Abſchied genommen, und war nun Heinrichs Gattin. Ihre Eltern kamen am 13ten Januar, am Vorabende des Vermählungsfeſtes Seiner Kaiſerlichen Hoheit, des Vicekönigs von Italien, Eugen, mit der liebenswürdigen Kronprinzeſſin von Baiern, Auguſte, gleichfalls in München an.

Ramorsky hatte von Sophie Vorwürfe erwartet; allein dieſe geſtand mir in einer vertrauten Stunde, daß ſie ihr nicht bloß jene kühne Täuſchung verziehen, ſondern ſelbſt dafür gedankt habe.

Heinrichs räthſelhaftes Verſchwinden aus Warſchau zur Zeit von Ramorsky's Flucht, war die Folge eines Auftrages aus Petersburg, ſich augenblicklich an den Hof von Stockholm zu begeben, um dort eine wichtige Unterhandlung zu beendigen, jedoch von ſeiner Reiſe Niemand, bei Verluſt ſeines Kopfes, etwas zu ſagen. Nur das Verhängniß hatte ſie wieder vereiniget. Zwiſchen dem Staffel- und Wallerſee in den Hochalpen Baierns bezogen der Fürſt und ſein Bruder Heinrich ein reizendes Landgut, wo ich manche glückliche Ferien verlebte, bis ſie zur Zeit der Reſtauration nach Frankreich zogen, wo auch der Anführer der Mamelucken, ihr Onkel, ſein Leben in Ruhe beſchließen wollte. Von dort empfange ich noch regelmäßig alle drei Monate einen Brief.

Sophie aber lebt noch in der Hauptſtadt; ſie iſt mir treu geblieben, und wenn auch die Zeit die Reize ihres ſchönen Körpers nicht verſchont hat, ſo ſind ihr doch jene unvergänglichen Schätze einer edlen Seele in voller Herrlichkeit geblieben, die als ſegenvolle Sterne meines Lebens mir zum Grabe leuchten werden.

Ende des erſten Bandes.

* * *

MEMOIREN,
hiſtoriſche, politiſche
und andere
WERKE,
welche bei
Gebrüder Franckh
in Stuttgart
erſchienen, und allen Bibliotheken, ſo wie jedem gebildeten Leſer zu empfehlen ſind.

* * *

Aus dem
Leben und den Memoiren
einer
weiblichen Caſanova,
wie ſie es ſelbſt in Paris im Jahr 1827 niedergeſchrieben,
oder
Bekenntniſſe einer ſchönen Frau,
Erinnerungen, Anekdoten und geheime Liebesgeſchichten von den ausgezeichnetſten Perſonen, welche zur Zeit der franzöſiſchen Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs in Europa geglänzt haben.
8 Bde.

Nicht leicht hat in Deutſchland ein Werk in neueſter Zeit mehr Aufſehen gemacht, als die „Memoiren des Caſanova.“ Wir bieten den Freunden ſolcher Lecture in dieſem Werk ein Seitenſtück zu dieſen Memoiren dar, indem die

Verfaſſerin, aus einer der vornehmſten und reichſten Familien des niederländiſchen Adels entſproſſen, nicht minder intereſſante Bekenntniſſe und Begebenheiten erzählt, als jener berühmte Abenteurer: dieſe Begebenheiten ſind aber um ſo intereſſanter, da ſolche in unſerer Zeit durchlebt, und namentlich die Helden der Revolution und des franzöſiſchen Kaiſerreichs keine unbedeutende Rolle darin ſpielen. Männer, wie Moreau, Ney, Grouchy, Talma, Talleyrand, und viele Fürſten und Diplomatiker, deren Namen man aus dieſem Werke ſelbſt kennen lernen mag, ſchmachteten in den Feſſeln dieſer weiblichen Caſanova, welche mit Anmuth und voll Zauber ihre Verirrungen der Welt erzählt. Neben einer unterhaltenden Lectüre hat das Werk noch das Empfehlenswerthe, daß es manche neue Anekdoten und Begebenheiten aus den letzten dreißig Jahren mittheilt, und deßwegen auch als geſchichtlicher Beitrag nicht ohne Intereſſe iſt.

Aus dem Leben und den Memoiren
eines
ehemaligen Galeerenſclaven
(Vidocq),

welcher,
nachdem er Komediant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler, Galeerenſclave war
endlich
Chef der Pariſer Geheimen-Polizei
unter Napoleon ſowohl als unter den Bourbonen
bis zum Jahre 1827 wurde.

Aus dem Franzöſiſchen. Acht Bände.
gr. 8. broſchirt.

Dieſe Memoiren ſind eine beiſpielloſe Erſcheinung in den litterariſchen Jahrbüchern Europa's, ein wahrer Schatz von Menſchenkunde, woraus Staatsmänner wie Philoſophen ihre Erfahrungen bereichern können. Man kann ſie mit Recht über alle ſeit zehen Jahren in Europa erſchienenen Memoiren ſtellen.

Dritter Theil
der
Mittheilungen
aus den
Memoiren des Satan.
Enthält:
der Teufel in München und der gefallene Engel.
Phantaſie und Erzählung,
begründet
im Leben der neueſten Zeit.
Fortgeſetzt und herausgegeben
von
Wit, genannt von Dörring.

Die zwei erſten Theile dieſes Werkes haben ein ſo unerwartetes, aber nicht unverdientes Glück in der literariſchen Welt gemacht, daß kaum ein Jahr verfloß, als ſchon eine neue Auflage davon nöthig wurde. Da der Tod inzwiſchen den erſten Herausgeber von ſeinem thätigen Leben abrief, ſo iſt einiger Stillſtand bei dem Erſcheinen dieſes Bandes eingetreten, doch konnte dieß dem Werke nur von großem Gewinn ſeyn, indem wir in Herrn Wit genannt von Dörring einen ſo genialen Fortſetzer erhielten, daß wir verſichern können, man werde dieſen Band mit demſelben bekannten Witz und Geiſt, der die frühern Bände ſchon auszeichnete, geſchrieben finden, und verweiſen daher auf das Werk ſelbſt, das zu ſeiner Empfehlung nichts weiter bedarf, als daß man ſolches lieſt.

Der Legationsſekretär,
oder
# die Kabalen geheimer Katholiken
und
Jeſuiten in Deutſchland.

Eine höchſt merkwürdige
fürſtliche Bekehrungsgeſchichte
des Jahres 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und
der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche,
die ruſſiſche Verſchwörung u. ſ. w. von einem Jeſuiten
prophezeiht worden.
Aus den Papieren
des
in Paris vergifteten geheimen Legationsſekretär R***
und aus mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen.
Herausgegeben
von
Dr. Eichmann.
8. elegant broſchirt.

Während wir in einem Nachbarlande die hierarchiſche Verbindung, die zwei Jahrhunderte lang in der Stille die Höfe beherrſchte, die Wiſſenſchaft leitete und der Abſcheu aller Gutdenkenden war, wieder neu aufleben ſehen, iſt es da wohl nicht an der Zeit, auch auf unſer Vaterland einige forſchende Blicke zu werfen? Wir finden bei dieſer Betrachtung dann leider, daß dieſes Gift von unſern Nachbarn auch uns mitgetheilt worden iſt: wie wichtig muß daher eine Schrift, wie dieſe, ſeyn, welche den innern Zuſammenhang vieler politiſchen Begebenheiten mit religiöſem Fanatismus, die Fäden, womit viele Feinde des Wahren und Rechten in verſchiedenen Ländern und Wirkungskreiſen ſich verknüpfen, welche die Grundſätze und Maximen einer alles, was ſie berührt, vergiftenden Macht nachweiſt und in ein helles Licht ſetzt. Jedem dem Licht und Recht am Herzen liegt, wird es vom höchſten Intereſſe ſeyn, eine Darſtellung zu finden, wo nicht mehr wie bisher die Macht der Finſterniß gar nicht bemerkt und nur für ein Hirngeſpinſt gehalten worden iſt. In der von uns angezeigten Schrift hat Wahrheit und Begeiſterung für edle Geiſtesfreiheit die Feder geführt, ſo daß wir hoffen, dieſelbe werde keinen kleinen Beitrag zur Aufklärung unſerer jetzigen vielbewegten Zeit abgeben.

Der Jeſuit.

Sitten- und Charakter-Gemälde
aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

C. Spindler.

Drei Bände. 12. eleg. broſchirt.

„Was Schiller in der dramatiſchen Poeſie uns Teutſchen iſt, das ſoll — nach dem Urtheile eines geiſtreichen Rezenſenten in den Blättern für litterariſche Unterhaltung — uns Spindler in der Romanenliteratur werden! —“ Wie ſehr dieſer ausgezeichnet originelle Dichter den hohen Ruf, den er ſich in ſo kurzer Zeit errungen, verdient, davon wird das oben angezeigte Werk einen neuen Beweis liefern. — In einer ſo vielbewegten Zeit, wo der Jeſuitenorden eine ſo traurig berühmte Rolle ſpielt, mag es doppelt anziehend ſeyn, ein mit Meiſterhand entworfenes Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert vor unſern Augen aufgerollt zu ſehen, in welchem Charaktere, Sitten und Örtlichkeit mit derſelben Virtuoſität, ja wir möchten ſagen, noch vollkommener geſchildert ſind, als es der Dichter in ſeinem früheren Sittengemälde „der Jude“ gethan hat.

Druck und Papier des Werks ſind von der Art, daß es ſich mit dem ſchönſten typographiſchen Product des Auslandes meſſen darf.

Der Jude.

Deutſches Sittengemälde
aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von

C. Spindler.

5 Bände. 12. elegant broſchirt.

Wir übergeben mit großem Vergnügen der deutſchen Leſewelt das vortreffliche Werk des Herrn Verfaſſers, der durch ſeine früheren Romane ſchon die Liebe des Publikums ſich erworben hat. Hohes Intereſſe einer weit verzweigten Handlung, Originalität in der Ausführung — eine umfaſſende treue Schilderung des mittelalterlichen Lebens und Seyns, wie des Judenthums jener Zeit, überraſchende Situationen und Charaktere, Sprache und Zugehör ſind ſo wahr und lebendig geſchildert, daß wir mit Recht dieſen Roman den beſten unſeres Volkes an die Seite ſetzen zu dürfen glauben.

Kettenlieder.

Von C. Spindler.

Drei Theile. gr. 12. eleg. broſch.

Der Verfaſſer des „Baſtards", des „Juden," des „Jeſuiten" u. ſ. w. gibt hier eine Sammlung ſeiner zerſtreuten Erzählungen. Wer ihn aus ſeinen größern Dichtungen kennt und liebgewonnen hat, wird in dieſen theils ernſten, theils heitern Zeichnungen, jenes reiche Leben, jene treffliche Charakterzeichnung der Zeit und der Perſonen, welche ſeine größern Werke zu den trefflichſten Erzeugniſſen unſerer ſchöngeiſtigen Literatur ſtempeln, wieder finden, und ihn auch in dieſer neuen Sphäre ſeines Talents, als einen Liebling der Leſewelt, begrüßen.

Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der würtemberg'ſchen Geſchichte.

Von

Wilhelm Hauff.

3 Thle. gr. 12. elegant broſch.

Es möchte für das deutſche Publikum von nicht geringem Intereſſe ſeyn, zu ſehen, wie der Herausgeber der ſo großes Aufſehen erregenden „Memoiren des Satan", der Verfaſſer des witzigen „Mannes im Monde", einen hiſtoriſchen Stoff zu einem Roman benützte. Wir glauben ſagen zu dürfen, daß dieſer Roman, indem er ſich in der vaterländiſchen Geſchichte, auf vaterländiſchem Boden bewegt, indem er geſchichtliche Charaktere auf die anziehendſte Weiſe ſchildert, mit Recht den hiſtoriſchen Romanen der neueſten Lieblingsdichter an die Seite geſetzt werden kann und ſich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

Novellen

von

Wilhelm Hauff.

Drei Bände.

gr. Duodez. elegant broſchirt.

Inhalt:

1r Thl.: Die Bettlerin von Pont des Arts. — Othello.
2r Thl.: Jud Süß. — Die Sängerin.
3r Thl.: Die letzten Ritter von Marienburg. — Das Bild des Kaiſers.

Wir bieten hier der gebildeten Leſewelt in einen Novellenkranz geflochten, die Erzeugniſſe eines liebenswürdigen Geiſtes, der leider zu frühe für die Poeſie und das Leben durch den Tod entriſſen wurde. — Wer die geſellſchaftlichen Sitten in eleganter, anziehender Form, verbunden mit höherer pſychologiſcher Wahrheit und Tiefe geſchildert zu ſehen wünſcht, der wird durch dieſe Lecture aufs Anziehendſte befriedigt werden und nicht ohne hohen Genuß von dem Werke ſcheiden. Ein ſatyriſcher Brief über die Kunſt, Novellen zu dichten, dient dem erſten Bande zur Einleitung.

Der Mann im Monde,

oder

der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von

H. Clauren.

2 Theile.

Phantaſien im Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk für Freunde des Weins.

Von Wilhelm Hauff.

8. geheftet.

So merkwürdig dieſes Büchlein nach Form und Inhalt iſt, ſo ſcheint doch ſein Schickſal beinahe noch glänzender und merkwürdiger zu ſeyn. Selten oder nie geſchah es, daß kritiſche Zeitſchriften ihre Blicke auf Dichtungen warfen, die in Tageblättern geleſen werden; aber kaum las man im Berliner Converſationsblatte dieſe Phantaſien, als ſie auch ſogleich in mehreren Journalen als etwas Außergewöhnliches geſchildert wurden, und es genügt uns anzuführen, was die gediegenen Blätter für literariſche Unterhaltung darüber ausſprechen: „der Verfaſſer habe ſich in dieſen Phantaſien als ächten deutſchen Dichter bewährt.“ Für Freunde des Weins möchten ſie noch eine beſonders angenehme Gabe ſeyn, indem ſie gleich einem ſchönen Geſang, den Genuß eines vollen Bechers erhöhen.

Phantaſien und Skizzen.

Von

Wilhelm Hauff.

gr. 12. elegant broſchirt.

Dieſe kleine Sammlung, welche aus einem Theile von Wilhelm Hauff's poetiſchem Nachlaſſe und aus einigen in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen von ſeiner Hand zuſammengetragen iſt, ſoll denjenigen, die den jungen Dichter liebgewonnen, ſo lange er unter uns lebte, und denen nach ſeinem zu frühen Tod: die frühreifen Früchte ſeines Talents noch theurer geworden ſind, freundlich ſein Andenken zurückrufen. Mögen ſie alle, welchen Hauff als Menſch und Dichter etwas war, bei dieſer Gabe ſeiner in Liebe gedenken!

Controvers-Predigt

über

H. Clauren und den Mann im Monde.

Gehalten von

Wilhelm Hauff.

8. broſchirt.

Der Mann im Monde ꝛc. hat zu einem berühmten Prozeſſe Anlaß gegeben, deſſen Erfolg der geheime Hofrath Heun dem Publicum bekannt gemacht hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jener Urtheilsſpruch nur der Art, wie jenes Buch ins Leben trat, gelten konnte, daher ſich der Herr Verfaſſer die Freiheit genommen, zu beleuchten, auf weſſen Seite das innere, das literariſche Recht ſey, zu betrachten, welchen Zweck der Mann im Monde gehabt, und wie er ihn verfolgt habe. Wir empfehlen dieſe Predigt zur Erbauung jedem andächtigen Leſer, und wünſchen, daß ſie in recht vielen Herzen eine geſegnete Rührung hervorbringen möchte.

Die Nordamerikaner,

geſchildert
von
einem reiſenden Junggeſellen.
Aus dem Engliſchen
des
Amerikaner Cooper.

4 Bändchen. gr. 8. elegant broſchirt.

Wohl hat Amerika ſchon eine lange Reihe von Jahren die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich geſenkt, und dieſe namentlich in den jüngſten Jahrzehenden zur Bewunderung geſteigert. Allein vielleicht eben daher, daß die letztere mehr der Phantaſie angehört, mag es kommen, daß wir uns bisher mit allgemeinen Vorſtellungen begnügt haben, und dieſer weſtliche Theil der Erdkugel uns bisher, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, im Grunde noch ein ziemlich unbekanntes Land geblieben iſt.

Wenn ſich nun aber ein Alcides aufgemacht und die goldenen Aepfel der Erkenntniß aus dieſem Garten der Heſperiden geholt hat, wen ſollte nicht gelüſten, von dieſer geſunden, wenn auch nicht den Gaumen kitzelnden Frucht zu koſten? Und ſetzen wir noch hinzu, daß Cooper, deſſen gewaltiger Geiſt aus allen ſeinen Dichtungen weht, und über deſſen ruhige, beſonnene Beobachtungsgabe und Gewandtheit in der Darſtellung nur Eine Stimme herrſcht, daß Cooper es iſt, der, wie ſonſt der Phantaſie, ſo dießmal dem Verſtande, friſche, kräftige Nahrung reicht, ſo glauben wir Alles geſagt zu haben, was dieſem Werke, dem intereſſanteſten ſeit Amerika's Befreiung, zur Empfehlung dienen kann.

Canning und die Liberalen.

Ein Gegenſtück
zu
Villele und der Despotismus.

2 Bde. gr. 12. broſchirt.

Der große Streit zwiſchen Liberalismus und

Servilismus beſchäftigt im jetzigen Zeitpunkt die ganze civiliſirte Welt. Ob der Thron Alles ſey und das Volk neben ihm zu nichte werden ſoll, das iſt die Frage, über die die Stimmführer der Nationen in Wort und Schrift ſich vernehmen laſſen, und wegen der wir an manchen Orten die Waffen ergreifen ſahen und noch ſehen. An den Stufen des Thrones ſelbſt ſprach ſich ein Mann für die, die Vorrechte des Thrones beſchränkende Anſicht aus. Canning war es, der Europa damit überraſchte. Wie Europa dem neuen Vertheidiger einer edleren politiſchen Denkart zujauchzte, der die Macht beſaß, dieſer Denkart Einfluß zu verſchaffen, wie um den großen Mann ſich alle Gleichdenkenden ſammelten und wie ihn plötzlich, begriffen, in den ſchnellſten Schritten die ſchwere, verwickelte Frage zu löſen, ohne weder den Thron noch das Volk tödtlich zu verwunden, der Tod wegraffte, — darüber wird ſich Jeder zur Genüge in dieſem Werke belehrt finden. Es braucht daher keiner weiteren Empfehlung deſſelben, da der große Gegenſtand, würdig behandelt, ſich ſelbſt empfiehlt.

Villele und der Despotismus.

Ein Gegenſtück
zu
Canning und die Liberalen.
2 Bde. gr. 12. broſchirt.

Die Macht hat von jeher Talente gefunden, die ſie ſtützten; die Geſchichte zeigt uns in deren Folge bald große und weiſe, bald nur kluge und verſchlagene Staatsmänner. Unter den letztern nimmt der berühmte Villele, als die höchſte Stütze der abſoluten Macht, einen bedeutenden Rang ein. An Klugheit, aber auch an unbekümmerter Gleichgültigkeit in der Wahl ſeiner Mittel ſteht er einem Richelieu, einem Louvois in der Geſchichte ſeines Vaterlandes würdig zur Seite. Wir ſehen in dieſem Werke den verzweifelten Kampf des Despotismus gegen die öffentliche Meinung und die Volksmacht: wir ſehen das gefährlichſte und ſchleichendſte aller Werkzeuge, die Jeſuiten, in ſeiner ganzen Furchtbarkeit, ſobald es ſeine Macht mit der Staatsgewalt verbindet; wir ſehen, was Hofränke, Verläumdungen, Weiber und Alles, womit die Willkühr auf heimlichen Wegen ſchleichend wirkt, in der Hand eines Mannes vermögen, der ſeinen Zweck ſo gut kennt und die Triebfedern, die zu demſelben zuſammenſpielen, ſo liſtig zu verdecken weiß. Es konnte demnach die ganze Darſtellung der ſogenannten reagirenden Kräfte unſerer Zeit von keinem andern Mittelpunkte aus als von dieſem, mit ſchärferen und vollſtändigeren Zügen gezeichnet werden; und jeder Leſer, der dieſe Kräfte genau kennen zu lernen wünſcht, wird durch dieſe Schrift ſeine Hoffnungen nicht betrogen finden.

Chriſtliches und Türkiſches

von

Ernſt Moritz Arndt.

gr. 8. ſauber geheftet.

Deutſchland entbehrte ſeit mehreren Jahren das Glück, die bewährten Vorkämpfer der Wahrheit und des Lichts in den Reihen der Schriftſteller zu erblicken, die ſich über die hochwichtigen Gegenſtände der Tagespolitik ausſprechen. Endlich hat der geiſtvolle Mann ſein Schweigen gebrochen und ſich auf die Erörterung einer Frage eingelaſſen, welche gegenwärtig das Intereſſe der ganzen civiliſirten Welt in Anſpruch nimmt. Auch in dieſem Werke zeigt ſich der Verfaſſer ſo, wie er Europa längſt bekannt iſt, als kräftiger ächtdeutſcher Mann, den die Sophismen einer engherzigen Tagespolitik in dem, was er für wahr und recht erkannt, nicht irre machen können. Um ſo mehr möchte Jedem, dem es in dem Labyrinth der Widerſprüche um ein beſonderes Vorbild zu thun iſt, das Büchlein eine willkommene Gabe ſeyn.

Geheime Liebſchaften
von
Pariſer Hofdamen.
Herausgegeben
von
Friedr. Wilh. Bruckbräu.
gr. 8. elegant broſchirt.

Ohne durch nackte Darſtellung üppiger Scenen die Sinnlichkeit reizen zu wollen, gibt die vorliegende Schrift eine treue Schilderung des franzöſiſchen Hoflebens in den frivolen Zeiten Ludwigs XV., und läßt, indem ſie das künſtliche Gewebe der an jenem Hofe geſpielten Intriguen offen darlegt, zugleich auch Blicke in die Urſachen thun, welche für die franzöſiſche Staatsumwälzung vorbereitet wurden.

Die
Jeſuiten und die Revolution.
Auch unter dem Titel:
Memoiren eines jungen Jeſuiten, oder die Verſchwörung von Montrouge.
Durch Thatſachen enthüllt vom Abbé Marcet de la Roche-Arnaud.
Aus dem Franzöſiſchen. 8.

Was auch bisher in öffentlichen Blättern, oder durch Werke über dieſe gefährliche Geſellſchaft bekannt wurde, ſo zeigt uns nichts den Abgrund, an dem wir ſtehen, deutlicher, als das hier angezeigte Werk.

Von einem jungen Jeſuiten, der in die geheimſten Intriguen eingeweiht und der aus

Abſcheu vor der furchtbaren Heuchelei und dem Mord, die ihm gepredigt wurden, aus der Geſellſchaft trat, erfahren wir Dinge, wovor einem die Haut ſchaudern muß: nicht allein Miniſter, hohe Militars und die hohe Geiſtlichkeit, nein bis zu den Thronen ſelbſt greift dieſes Gift um ſich, und mehr als Einen Fürſtenmord neueſter Zeit gibt der Verfaſſer dieſer Geſellſchaft Schuld, kurz man muß das Abſcheuliche durch das Werk ſelbſt kennen lernen, um einzuſehen, daß es an der Zeit iſt, den Kopf dieſer Hyder zu zertreten.

Der Kaiſerliche Baſtard.

Aus den Memoiren
des
Oberſten Duvar,
natürlichem Sohne des Kaiſers Napoleon.
Aus dem Franzöſiſchen.

Aus der ganzen Art, wie dieſe Schrift durchaus gehalten iſt, wird mehr als wahrſcheinlich, daß die Data, die der hiſtoriſchen Expoſition zu Grunde liegen, nicht erfunden, ſondern der Geſchichte entnommen ſind, und wem es nicht blos um glanzende Darſtellung, ſondern auch um hiſtoriſche Wahrheit zu thun iſt, der wird ſich gewiß durch obiges Werk angeſprochen fühlen, indem er den größten Mann unſers Jahrhunderts in demſelben von einer neuen Seite kennen lernt.

Die Verſchwörung in München.

Eine Gallerie

der

intereſſanteſten Liebſchaften

galanter Herren und lüſterner Damen,

den

Liebenden aus allen Ständen geöffnet

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Die

Verſchwörung in München.

In unſerem Verlage erſchienen folgende
ſchöngeiſtige Schriften
von
C. Spindler:

Der Jude.

Deutſches Sittengemälde aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.
3 Bände. gr. 12. elegant broſch.

Der Jeſuit.

Charaktergemälde aus dem erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.
3 Bde. gr. 12. eleg. broſch.

Kettenglieder.

Geſammelte Erzählungen.
3 Bände.

Der Unbekannte.

Eine hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.
3 Theile.

Ferner haben die Preſſe verlaſſen:

Hauff, Wilhelm, Novellen 1r Bd. Enthalt: I. Die Bettlerin von Pont des arts. II. Othello. gr. 12.

— — Novellen 2r Band. Enthalt: I. Jud Süß. II. Die Sängerin.

— — Novellen 3r Band. Enthalt: I. Die letzten Ritter von Marienburg. II. Das Bild des Kaiſers.

— — Lichtenſtein. Romantiſche Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte. 3 Bände. gr. 12.

— — Der Mann im Mond. 2 Thle.

— — Phantaſien und Skizzen. gr. 12. broſchirt 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Die

Verſchwörung in München.

Eine Gallerie
der
intereſſanteſten Liebſchaften
galanter Herren und lüſterner Damen,
den
Liebenden aus allen Ständen geöffnet

von

Friedrich Wilh. Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1829.

Piſtolen = Manſchetten.

Piſtolen-Manſchetten.

„Seyn oder Nichtſeyn, — das iſt die Frage."

Hamlet.

1.

Die gelehrten Herren Profeſſoren auf den deutſchen Hochſchulen, welche die allgemeine Weltgeſchichte vortragen, haben ſich zu allen Zeiten die Köpfe darüber zerbrochen: welches Volk auf Erden wohl das Glücklichſte ſeyn möge?

Jeder wußte ſeine Behauptung mit den lockendſten Gründen zu unterſtützen.

Der Eine pries die Engländer als das glücklichſte Volk, da ihre Verfaſſung ihnen die möglichſt-größte perſönliche Freiheit geſtatte; ein

Anderer die Franzoſen, wegen der Heiterkeit ihres Gemüthes, welche die Grundlage eines angenehmen Lebens ſey; ein Dritter die Italiener, weil ihr geſegnetes Land einem großen allgemeinen Gaſthofe mit den ſchönſten und fruchtbarſten Luſtgärten gleiche, wo den Müßiggängern, die im hohen Graſe auf den Rücken liegen, und in das Blau des Himmels ſchauen, zwar keine gebratenen Tauben, aber doch Goldorangen, die „im dunkeln Laube glüh'n," in den offenen Mund fallen. So ging es fort, und das vermeintliche Glück machte in ihren Köpfen die Runde um die ganze Welt, eine Wanderung, wie ſie einſt Mirabeau der franzöſiſchen Revolution prophezeihet hatte.

Einige waren geradezu der Meinung, daß Völker in Staatenvereinen am wenigſten geeignet ſeyen, als Mitbewerber bei der Entſcheidung dieſer großen Frage aufzutreten, ſondern daß vielmehr das wahrhaft glücklichſte Volk im Naturſtande geſucht werden müſſe, allenfalls in der Nähe des Nordpoles, bei den Samojeden und Esquimaux, welche die Thiere des Waldes und die Fiſche des Meeres fangen, eſſen, trinken, ſchlafen, und ſich fortpflanzen, und kein beſſeres Daſeyn wünſchen, weil ſie kein beſſeres kennen; denn das größte Glück beſtehe wohl nur darin, mit keinen Wünſchen nach unerreichbaren Dingen ſich unter dem ſchweren Drucke der Wirklichkeit quälen zu müſſen. Das eben ſey der Fluch des Lebens und die Quelle des Mißvergnügens in geordneten Staaten, daß die verſchiedenen Stufen der geiſtigen Bildung, ferner: Glück, Zufall, Betriebſamkeit, einen Unterſchied der Stände von ſelbſt hervorbringen, welcher Palläſte für die Reichen, und Hütten für die Armuth baut, an deſſen unabſehbarer Kette viele Tauſende, mehr oder minder mit Entbehrungen kämpfend, vergebens aufwärts nach einem beſſern Looſe ſeufzen.

So viel Praktiſches auch dieſe Anſicht für ſich haben mag, ſo erſchöpft ſie doch weder die Frage ſelbſt, noch die Grundbedingungen des größten Glückes: Die Erde iſt ein Geſchenk Gottes, eine Gabe ſeines Segens, reich genug um alle lebendigen Weſen zu beglücken. Daß nicht alle Menſchen, ja daß ſelbſt die Meiſten unter ihnen nicht glücklich ſind, iſt eine Folge jener beſtehenden Einrichtungen, welche als ein Damm gegen ihre Leidenſchaften und Thorheiten nothwendig beſtehen müſſen, und nur vom Mißbrauche ihres freien Willens veranlaßt wurden. Die Unbeſtändigkeit des Gemüthes, und die Ungenügſamkeit ſind die beiden Jammerpole, um welche ſich das Leben von Millionen dreht. Der Arme möchte reich ſeyn, der Reiche noch reicher; jeder Stand ſtrebt nach dem vermeintlichen Glücke des höher ſtehenden; der Krieger freut ſich heute ſeines Ruhmes, und möchte morgen mit der Ruhe des Privatmannes tauſchen, während dieſen der militäriſche Glanz locket; der Bürger ſehnt ſich oft aus dem Geräuſche ſeiner Werkſtätte auf das romantiſche Schloß eines Landedelmannes, der gerne ſeinen Frieden für das läſtige Gepränge eines Hofmannes hingäbe, ſeiner Eitelkeit zu genügen, und mancher König, vor deſſen Throne eben die Abgeordneten ſeiner Provinzen die Huldigungen der Treue und Ergebenheit niederlegten, fühlt das Drückende einer Krone, und beneidet den geringſten Arbeiter in ſeinen Prachtgärten, der ſingend die Morgenſonne begrüßt.

Aus dieſem Wechſel der Geſinnungen und Wünſche geht ſohin klar hervor, daß nicht einmal ein einzelner Menſch, viel weniger noch ein ganzes Volk vollkommen glücklich ſeyn könne, in dem Sinne nämlich, daß nicht gar oft der Wunſch nach einem andern Looſe entſtehen ſollte. Hätten die gelehrten Herren die Frage umgekehrt, und als Thema aufgeworfen: *welches Volk iſt am wenigſten unglücklich?* ſo wären ſie zugleich der Löſung am nächſten geweſen.

Iſt nun jenes Volk als das glücklichſte zu preiſen, deſſen Gliedern es vorzugsweiſe vergönnt iſt, abwechſelnd zu ſeyn, und ſeyn zu können, was die Glieder aller andern Völker ſich vergebens wünſchen, nämlich heute Bauer oder König, morgen Bettler oder Banquier, übermorgen ein Deſerteur oder Erzbiſchoff, u. ſ. w., ſo iſt unſtreitig das glücklichſte Volk auf Erden — das *Theatervolk*.

2.

Auf dieſes Volk ſcheinen die gelehrten Herren gänzlich vergeſſen zu haben, wenn ſie mit der größten Zuverſicht, als wären ſie abonnirte Logenbeſitzer bei dem großen Schauſpiele der Schöpfung der Welt geweſen, von Adam erzählen, daß er aus rother Erde gemacht wurde, und die Marſchroute der Völkerwanderung nach der Zahl der Poſtſtationen mit der Genauigkeit eines Verpflegungskommiſſärs angeben. Und doch findet man gerade bei dem Theatervolke die Idee einer ewigen Völkerwanderung realiſirt.

Ein hübſcher, kräftiger Jüngling, ein blühendes, ſchönes, artiges und pfiffiges Mädchen, führen als Mitglieder einer Bühne, und wäre ſie auch nur eine wandernde, ein ſehr angenehmes Leben, wenn ſie nur nicht die Thorheit begehen, zu heirathen, und die Ernährung von Kindern ſich aufzubürden, die bei einem Erwerbszweige, wobei ſo oft Ebbe eintritt, ganz beſonders läſtig iſt, und oft die bitterſten Sorgen in ihrem Gefolge hat.

Dieſe Leutchen durchlaufen im Gange eines Jahres wohl alle Stände; ſie lernen ſich in alle Charaktere fügen, und wenn man dem alten Sprichworte glaubt: semper aliquid haeret, d. h. „es bleibt immer etwas hangen,“ ſo darf man ohne Selbſttäuſchung annehmen, daß ihr eigener Charakter eine Art Moſaikboden geworden iſt, deſſen künſtliche Zuſammenſetzung, trotz der anſcheinenden Einheit, dem geübten Auge nicht entgehet. Je wahrer ihr Spiel iſt, deſto bleibender der Eindruck; ſie werden ſtolz, wie Mächtige, verſchwenderiſch, wie Millionäre, intriguant, wie Marinelli, verliebt, wie Ferdinand Walter, und Louiſe Miller, und ſohin Chamäleone in ihrem ganzen Benehmen. Aber gerade in dieſer Wandelbarkeit ihres Seyns liegt ein wunderſamer Reiz, der jede phantaſievolle Seele unwiderſtehlich zu ihnen hinzieht, um ſich an den wechſelnden Formen ihres Benehmens zu ergötzen.

3.

Lucinde war eine recht brauchbare Schauſpielerin, wie man deren wenige findet, und verband mit einer heroiſchen Geſtalt eine kräftige, wohltönende Stimme, die aber in Stellen, wo ſie weich und ſchmelzend werden ſollte, häufig in eine widrige Dehnung ausartete. Ihr Geſicht war ungewöhnlich groß, wie der ganze Kopf, und ſo auch der Mund, den überdieß keine ſchönen Zähne ſchmückten, eine Zierde, welche Schauſpielerinnen am wenigſten fehlen ſollte. Dagegen waren ihre Arme muſterhaft, was ſie ſehr wohl zu wiſſen ſchien, weil ſie dieſelben ſo oft als möglich in ihren Rollen unverhüllt trug, wie z. B. in der Jungfrau von Orleans. Bruſt, Nacken, Schenkel und Waden waren üppig gebaut und voll, und wenn auch die etwas dicken Knie als Johanna von Monfaucon in der Rettungsſcene am Schluße dem Kenner anſtößig waren, ſo beſaß ſie ja andere Reize genug, um für die ungenügende Form eines einzelnen Theiles zu entſchädigen.

Um ihre geiſtige Bildung nachzuweiſen, ſchrieb ſie acht Bändchen recht artige Erzählungen, die ein ſüddeutſcher Buchhändler in einer ſplendiden Ausgabe erſcheinen ließ.

Ihr lebhaftes, ſanguiniſches Temperament veranlaßte ſie ſchon früh, mit dem Männergeſchlechte vertraut zu werden, und ſie ſchien dieſes Verhältniß ſo lieb zu gewinnen, daß in ihrem weiblichen Körper ein männlicher Geiſt ſich entfaltete. Ob, wann, und wie ihre Jungfräulichkeit ſcheiterte, darüber kann ich keinen Aufſchluß geben, und möchte auch meine koſtbare Zeit um ſo weniger auf dieſe nutzloſe Nachforſchung verwenden, als eine allgemein verbreitete Sage ihr dieſe angeborene Eigenthümlichkeit des weiblichen Geſchlechtes gänzlich abſprach. Den beſten Aufſchluß hierüber könnte freilich ihr Gatte geben; denn ſie heirathete, um einen Mann zu haben; nicht er ſie, um ein Weib in ſeine Arme zu ſchließen, allein erſtens fällt ihm das Sprechen ſchwer, weil ihm die Natur eine dicke Zunge gab, und zweitens iſt mit Recht zu bezweifeln, ob er das Seyn vom Nichtſeyn zu unterſcheiden wußte; da ſein Verſtand nicht zu den glänzenden gehört, und uns ſowohl Gelegenheit, als Luſt gebricht, ihn mit einer ſolchen Gewiſſens- und Gardinenfrage in Verlegenheit zu ſetzen.

In Berlin erblickte dieſes abentheuerliche Weſen das Licht der Welt, und verrieth ſchon in der zarteſten Jugend ſo viel Anlage und Neigung zum Comödieſpielen, daß man vermuthen mußte, ſie habe ſchon in der Wiege deklamirt. Den Gang ihrer Erziehung und Bildung zu beleuchten, würde mich zu weit vom Zwecke abführen; ich beſchränke mich daher auf die Bemerkung, daß ſie in Gott vergnügt heranwuchs, und endlich die Bühne betrat. Da aber bekanntlich der Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gilt, und auch die Prophetin von dieſer Regel keine Ausnahme macht, ſo beſchloß Lucinde, in der weiten Welt ihr Glück zu ſuchen, und vor der Hand einen dramatiſchen Kreuz- und Querzug durch ganz Deutſchland zu machen. Um aber auf der großen Reiſe die Unannehmlichkeiten nicht machen zu müſſen, welchen reiſende Damen überall, beſonders von Seite der männlichen Stoßvögel, gewöhnlich ausgeſetzt ſind, wollte ſie einen Mann nehmen, und weil ſich gerade ſo ein gutmüthiges Subjekt fand, das eine Frau brauchte, die ſeine Fütterung übernähme, ſo war der Handel bald im Reinen.

Kurz vor der Trauung gab ſie ihm — einen Korb. „Einen Korb?“ werden meine ſchönen Leſerinnen fragen, „und dennoch ihre Hand?“

Allerdings; nur war dieſer Korb keiner von jener Sorte, von welcher Sie, Verehrteſte! für uns arme Männer ſtets ganze Magazine im Vorrathe haben, ſondern ein wirklicher, großer Waſchkorb, den ſie ihm mit tragiſcher Würde hinſtellte, alſo ſprechend:

„Nimm hin dieſen Korb, geliebter Bräutigam, um darin jene Lorbeerkränze, Blumen und andere Gewächſe der Natur, die mir auf, hinter und außer der Bühne von der huldigenden Männerwelt gebracht werden, als Trophäe meiner Kunſt zu bewahren. Zeige dich meines Vertrauens und deines Amtes würdig!“

Lucinde ſchnürte nun ihren Bündel, nachdem ſie, des Reiſegeldes wegen, zuvor noch einige Juden geſchnürt hatte, nahm ihren Mops und ihren Mann unter den Arm, beſtieg den Eilwagen, und flog zum Thore hinaus.

4.

Wer über das Verhältniß zwiſchen Saat und Ernte des Einkommens von vielen Tauſenden nachdenket, die ohne Vermögensrenten auf den Ertrag ihres Geiſtes, oder der körperlichen Dienſtleiſtung angewieſen ſind; wer Zeit, Mühe und Koſten erwäget, bis ein Mann es dahin bringt, dem Staate gegen Bezug eines geringen Gehalts nützen zu können, wird die Überzeugung mit mir theilen, daß es weit vortheilhafter ſey, ein chineſiſcher

Seiltänzer, oder indiſcher Gabelfreſſer, oder wenigſtens ein Schauſpieler zu werden, als dem Staate für kargen Lohn mit dem Kopfe zu dienen.

Für eine einzige gut vorgetragene Stelle lohnt den Schauſpieler, oder die Schauſpielerin der ſtürmiſche Beifall der Zuſchauer, während die jahrelangen Anſtrengungen im geheimen Gange des Staatsdienſtes von Niemand beachtet werden.

Vorzüglich von berühmten Sängern und Sängerinnen tritt der Erfolg einer Vergleichung grell hervor. Wenn ein ſolches Weſen den Kopf verbindet, und ſich zu Bett legt, ſo harret die Stadt, worin dieſe Halbgötter hauſen, mit Ängſtlichkeit auf die ärztlichen Bülletins. Freilich kann der Fürſt täglich zehn Miniſter, aber keine einzige tonreiche Kehle machen.

Als ein kluger Zugvogel nahm Lucinde ihren Weg nach der Seeſtadt H**, weil ſie wohl wußte, daß an jenen Orten überhaupt, und beſonders für reiſende Künſtlerinnen, am meiſten zu gewinnen ſey, wo das Geld am leichteſten erworben werde.

Natürlich wurde ſogleich der erſte, und vornehmſie Gaſthof bezogen, um ſich eine Art von Anſehen zu verſchaffen. Hätte ſie ganz demüthig eine Herberge vom Mittelſchlage gewählt, und die nöthigen Beſuche hübſch beſcheiden zu Fuße gemacht, ſo würden die geldſtolzen Seeſtädter ſie über die Schulter angeſehen haben; allein ſie miethete einen förmlichen Staatswagen, ſteckte zwei dienſtloſe Matroſen in eine glänzende, vom Kleidertrödler gegen Bezahlung entlehnte Livrée, und fuhr damit durch alle Straßen der Stadt, beſuchte die Direktoren der Bühne, und die Handlungshäuſer vom erſten Range. Die flotten Söhnchen der alten Knaſterbärte wurden mit ſchmachtenden Augen zu einem vertraulichen Piknik nach dem Theater eingeladen, zu welchem Zwecke ihr ein Verzeichniß lebensluſtiger Kaufmannsſöhne, das der dienſtwillige Lohnlackey des Gaſthofes zum Gebrauche für reiſenden Künſtlerinnen ſtets bei ſich trug, weſentliche Dienſte leiſtete.

Während Lucinde in der Garderobe des Theaters, wohin ſie ſchon im Coſtüm ihrer Rolle gefahren war, die gallanten Beſuche empfing, ein Unfug, der in ſolchen Orten leider geduldet werden muß, wo die Subſiſtenz eines ſogenannten Stadttheaters größtentheils von der Theilnahme und Unterſtützung der tonangebenden Klaſſe der Einwohner abhängt, die meiſtens ſelbſt auch als Aktienbeſitzer dabei betheiliget ſind, war ihr gehorſamſter Gatte, den ich Lindor nennen will, im Gaſthofe beſchäftiget, Lorbeerkränze für die große Künſtlerin zu winden, und erleichterte ſich die Mühe durch Singen, wozu er das Liedchen wählte:

Wir winden dir
Den Jungfernkranz, u. ſ. w. *

Wie dieſes Liedchen auf die Gattin paſſen ſollte, möchte unbegreiflich ſcheinen; allein es galt der Jungfrau — von Orleans, ihrer Paraderolle, in der ſie an dieſem Abende auftrat.

In hirtlicher Anmuth ſtand Lucinde im Vorſpiele als Schäferin vor dem gaffenden Publikum, und ſchob ihre Dragonergeſtalt wie einen Operngucker zuſammen, um die Heldin nicht zu früh zu verrathen. Als ſie aber den ſchon ſo oft mißhandelten Monolog begann:

„Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,“ —

da hob ſie ſanft ihr auf die rechte Schulter geſenktes Scheibengeſichtchen empor, die Geſtalt dehnte ſich in die Höhe und Breite, und bei der letzten Zeile:

„Das Schlachtroß ſteigt, und die Trompeten klingen!“

rieß ſie ihr geräumiges Hayfiſchmäulchen ſo angelweit auf, daß man im Geiſte ſchon das Schlachtroß in dieſe Trompetenmündung ſprengen ſah.

Der Beifall war ungeheuer; denn dieſe Seeſtädter liebten auch in dramatiſchen Heldenrollen die Derbheit der Matroſenkoſt.

Lindor, der ſich unerkannt an die Brüſtung des Orcheſters poſtirt, und die nächſten Zuſchauer mit den Lorbeerkränzen aus eigener Fabrik verſehen hatte, ſchrie ein donnerndes Bravo, und warf den erſten Kranz vor Lucindens Füße hin; die Übrigen ſtimmten in dieſen Jubelruf ein, und die große Künſtlerin wurde mit allen Kränzen überſchüttet, die ihr fleißiger Gatte an dieſem Tage zuſammengeflickt hatte. Der Beifallſturm legte ſich nicht eher, bis ſie erſchien, mit melonengroßen Thränen der Rührung einen Kranz vom

Boden aufhob, ihn an ihren vollen Schweizerbuſen drückte, mit Küſſen bedeckte, und von Wonne erſchöpft, abwankte.

Der Vorhang fiel. Während der Zwiſchenmuſik ſchlich Lindor auf die Bühne, und nahm die von Lucinden geſammelten Kränze unter ſeinen Mantel, um ſie im Gange des Trauerſpieles wieder verwenden zu können.

Die Gelegenheit dazu ergab ſich bald in einer der nächſten Scenen, wo nämlich die Jungfrau dem engliſchen Herolde die bekannten Grobheiten ſagt. Sie trug dieſe Stelle mit einer Wahrheit vor, wo die Kunſt der innerſten Natur weichen mußte.

Die Kränze flogen wieder, und kehrten nach dem Schluſſe des Aktes unter Lindors Mantel zurück.

Lucinde hatte biſher nur allein ſich für die erſte Jungfrau von Orleans ihrer Zeit gehalten; nun aber erſchien der Augenblick, wo ſie auch die ganze Welt davon überzeugte.

Die Scene mit Lionel, wie ſie, von Liebe plötzlich ergriffen, ſich außer Stand fühlet, ihn zu tödten, obgleich er bereits, des letzten Stoßes gewärtig, vor ihr im Staube liegt, blieb zu ihrem größten Erſtaunen ohne alle Wirkung, und je mehr ſie ſich anſtrengte, deſto weniger krönte ein glücklicher Erfolg ihr Bemühen. Die Urſache lag aber nicht an ihr, ſondern an der ungenügenden Perſönlichkeit des Lionel, den ein kleiner dürrer Kerl ſpielte, eine zuſammengepappte Tragantfigur, wie man ſie an den Spiegelſchränken der Berliner Zuckerbäcker häufig ſehen kann.

Jede andere Schauſpielerin hätte durch dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung allen Muth verloren; Lucinde nicht. Sie war zu vertraut mit Bühnenunfällen dieſer Art, um an ſpätern Erfolgen ihrer Rolle zu verzweifeln.

Die Gelegenheit kam, die ihr Vertrauen rechtfertigte: die Scene im Kerker, wo die Jungfrau mit von Gott verliehener Stärke die Ketten ſprengt, einem Soldaten das Schwerdt entreißt und die Franzoſen noch einmal zum glorreichen Siege führt.

Königin Iſabeau, durch die Hauptprobe gewarnt, hatte ſich die Ohren mit Baumwolle verſtopſt; allein dieß half wenig; ſie hätte ſie hinein leimen ſollen, denn Lucinde, entſchloſſen um jeden Preis Furor zu machen, ſchrie dergeſtalt, daß nicht bloß der Königin die Baumwolle aus den Ohren fiel, ſondern daß ſelbſt die Thurmmauercouliſſe an ihrer Seite wahrſcheinlich aus Mangel hinlänglicher Lattenbefeſtigung, ſichtbar erbebte.

Die Ketten zerriß ſie ſo kräftig, daß die Ringe derſelben über den Boden klirrend hinkollerten, und ſtürzte auf einen Soldaten zu, ihm das Schwert zu entreißen.

Dieſer Statiſtenneuling, der ſeinen ſeit der Hauptprobe erkrankten Kameraden aus Gefälligkeit erſetzte, wollte ſich das Schwerdt nicht nehmen laſſen.

Lucinde aber, ohne die Faſſung im mindeſten zu verlieren, ſtülpt mit gewaltigen Armen den dummen Schöps halb um, und trägt ihn mitten durch ſeine erſtaunten Kameraden, in Grenadierſturmſchritten in das franzöſiſche Lager.

Erlaſſen Sie mir gefälligſt die vergebliche Mühe, meine geneigten Leſer, und ſchönen Leſerinnen,“ den Beifall zu ſchildern, der dieſes Meiſterſtück der Statiſtenreißerei belohnte!

Lucinde wurde gerufen, und die vorräthigen Kränze flogen auf die Bühne, noch ehe ſie erſchien, um gleichſam ihren Schritten eine Triumphbahn zu bereiten. Sie kam — den zappelnden Statiſten unterm Arme! Jetzt brach vollends der Teufel los! Da keine Kränze mehr vorhanden waren, ſo fielen Alle über den armen Lindor her, den ſie einer Intrigue beſchuldigten, um der göttlichen Jungfrau von Orleans durch den Mangel an Kränzen die gebührenden Siegeszeichen zu ſchmälern, und wollten zuletzt ihn ſelbſt auf die Bühne werfen, gleichſam zum Sühnopfer der gekränkten Künſtlerin, was jedoch die Gemäßigten glücklich verhinderten.

Lindor holte noch einmal die Kränze, welche ſchon ſo oft die Luſtreiſe aus dem Parterre auf die Bühne gemacht hatten, und beruhigte dadurch ſeine Gegner.

Am Schluſſe des Stückes wurde Lucinde noch einmal gerufen, und weil die Claqueurs ihre Hände ſchon wund geſchlagen hatten, ſo ergriffen ſie die beweglichen Sperrſitze, und polterten, bis die Gefeierte erſchien.

Erſt nach ſechs Minuten gelang es ihr, ſprechen zu können.

„Ihr höchſt ſchmeichelhafter Beifall macht mich beinahe ſprachlos, denn ich bin wahrlich nicht eitel; und dennoch wäre es eine verzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich die zahlloſen Kränze, die Sie mir mit unverdienter Güte warfen, als eine ſinnbildliche Einladung deuten wollte, einen Kranzhandel anzulegen, und ſo künftig als die freie Bürgerin einer freien Stadt in der Mitte eben ſo kunſtſinniger, als huldvoller und liebenswürdiger Männer zu leben, und zu ſterben.“

Nun brachen die Begeiſterten los. Ein Dutzend der Stämmigſten, die Blüthe der reichſten Handelshäuſer, ſchwang ſich über die Brüſtung des Orcheſters, in welchem altgediente Brummbäſſe, Violinen, Flöten u. ſ. w. in Stücke getreten wurden, auf die Bühne; hier legten ſie die Jungfrau auf die Fahnen, und trugen ſie unter dem Schimmer der Beleuchtungsgerüſte, welche ihre Freunde inzwiſchen hinter den Couliſſen zu dieſem Zwecke als Stellvertreter von Fackeln ausgehoben hatten, im Triumphe durch die Hauptſtraßen der Stadt in den Gaſthof, wo zu einem glänzenden Abendſchmauß in reich verziertem, von hundert Wachskerzen wiederſtrahlendem Speiſeſaale ſchon alles bereitet war.

7.

Ein Piknik iſt bekanntlich ein Zuſchußmahl, bei welchem jeder Geladene mit einer Speiſe erſcheint. Lucinde ſaß auf einem eleganten Armſtuhle ganz oben an der Tafel; die galanten Herren ſtellten ihre verdeckten Schüſſeln der Reihe nach vor ſie hin. Nun hob ſie von jedem dieſer räthſelhaften Gerichte den Deckel, und erblickte zu ihrem größten Vergnügen koſtbare Geſchenke, anſtatt der erwarteten Speiſen, für welche die Eleganten bereits auf andere Art reichlich geſorgt hatten.

Da gab es Brillantringe, Amathyſt-Ohrringe Gürtelſchnallen, Armbänder, Diademkämme, Seidenzeuge, Nähkiſſen von Perlmutter mit Gold eingelegt, u. ſ. w eine reiche Ernte für die Saat eines einzigen Abendes.

Sie dankte im Allgemeinen in den gewählteſten Ausdrücken für dieſe zarte Güte, und wußte noch jedem Einzelnen ſo viel Schmeichelhaftes zu ſagen, daß Jeder glaubte, er allein ſey der Hahn im Korbe.

„Sieben und zwanzig Herren hatten ſich zum Piknik gemeldet und unterzeichnet. Die Übrigen mußten auf einen andern Abend vertröſtet werden, wegen Mangel an Raum, und weil denn doch eine Geſellſchaft, die zu zahlreich iſt, immer an wahrer Geſelligkeit verliert.

Lucinde aß mit einem Appetit, als wäre ſie eben erſt vom Schlachtroſſe abgeſtiegen, und trank wie ein Huſarenwachtmeiſter.

Sobald einmal die Köpfe erſt vom Weine durchglüht waren, kam Feuer und Leben in die ganze frohe Geſellſchaft. Auf jeden Theil von Lucindens Leibe brachten ſie einen beſondern Toaſt aus, und die geniale Künſtlerin blieb keine Erwiederung ſchuldig.

„Sie konnen heute in der That auf Ihren Lorbeeren ausruhen,“ begann der junge Kaufmann

Helmer, — denn Sie haben gewiß gegen fünfzig Lorbeerkränze erhalten."

„„Ich weiß wohl, — erwiederte Lucinde, — und erkenne es mit dankbarer Rührung, daß mir Ihre huldvolle Nachſicht heute zahlloſe Kränze warf, allein nur zwei davon ſind mir geblieben, ein großer und ein kleiner, die ich zur ewigen Erinnerung unter meinen Souvenirs aufbewahren werde. Die Übrigen ſind mir alle auf der Buhne geſtohlen worden.""

„Nein, nein, — verſetzte Helmer, — das geht nicht an; den großen dürfen Sie behalten, weil Sie ſo viel Vorliebe dafür bewieſen, ihn ſogar an Ihr ſchönes Herz drückten, und küßten; aber Ihr kleines Kränzchen müſſen Sie zum Andenken unter uns, Ihre treueſten Freunde, vertheilen! Wenn Jeder auch nur ein paar Blätter davon erhält, ſo kann er ſich ſchon begnügen; denn ſo groß iſt es doch, um ſiebenundzwanzig Anbeter zu befriedigen."

„„Nicht vertheilen, nicht vertheilen, — rieſen die Andern; — Einer allein ſoll der Glückliche ſeyn, das Kränzchen zur ſüßen Erinnerung an die große Künſtlerin zu erhalten, und das Loos entſcheide!""

„„Dagegen muß ich feierlich proteſtiren, — nahm Helmer wieder das Wort; — der Beſitz einer ſo wünſchenswerthen Sache ſoll nicht durch das blinde Glück entſchieden werden; nein, dieſe Entweihung kann ich nicht zugeben. Das Kränzchen ſoll verſteigert werden!“ “

„„Bravo, verſteigert, das iſt recht, das iſt klug, dem Verdienſte ſeine Kronen!“ “ riefen ſämmtliche Gäſte.

„Ich ſehe wohl,“ ſprach Lucinde lächelnd, „daß ich Ihren Beſchluß weder ablehnen, noch umſtoßen kann; auch ſcheinen Sie es darauf angelegt zu haben, mich mit allen Zeichen Ihrer Güte zu überhäufen. Was bleibt mir übrig, als in Ihren Vorſchlag einzuwilligen?“

„„So legen Sie Ihr ſchönes Kränzchen auf die Tafel, holde Jungfrau von Orleans, damit die Verſteigerung beginne!“ “

„Verzeihen Sie, es liegt auf meinem Zimmer. Doch hier iſt zum Unterpfande der Schlüſſel zu meinem Schlafgemache; wem es zugeſchlagen wird, der kann es zur beliebigen Stunde daſelbſt in Empfang nehmen.“

„„Einverſtanden, ſchöne Jungfrau! vollkommen einverſtanden!““

Die Verſteigerung begann; da man Lucinden das Recht übertragen hatte, mitzuſteigern, indem ſie ſelbſt doch am beſten den innern oder eingebildeten Werth ihres Eigenthums kennen mußte, ſo trieb ſie den Preis bisweilen hinauf, wenn die Luſt am bieten nachließ, und bereits ein Steigernder den Zuſchlag erwartete.

Es war auf dem Punkte, daß ſie zur wohlverdienten Strafe der Ungenügſamkeit ihr Kränzchen gar nicht an den Mann gebracht hätte, als ſie das Anbot Helmers von 18 Louisd'or durch den Ruf: „Neunzehn!“ aus dem Sattel der Hoffnung warf. Schon tönten die fürchterlichen Worte des Ausrufers: „Neunzehn Louisd'or zum erſtenmale, neunzehn Louisd'or zum zweitenmale, neunzehn Louisd'or, Niemand mehr? zum —

„Zwanzig!“ rief nun ein junger ruſſiſcher Fürſt, mehr um die Ehre der Geſellſchaft zu retten, als aus beſonderer Vorliebe für das Kränzchen, das ihm nun auch wirklich zugeſchlagen wurde.

Lucinde fühlte ſich neugeboren; die Angſt hätte ihr ſicher die Roſenglut von den Wangen getrieben, wäre die ächte Pariſerſchminke nicht gewohnt, über alle feindlichen Anfälle der Gemüthsſtimmungen zu triumphiren.

8.

Auf einer vergoldeten Taſſe überreichte ſie nun dem Fürſten den Schlüſſel zu ihrem Schlafgemache, wie ein Feſtungskommandant am Tage der Übergabe, aber mit ſo liebeglühenden Blicken, daß die Strahlen derſelben den Schlüſſel zerſchmelzen hätten, wäre der Fürſt nicht ſo vorſichtig geweſen, ihn ſchnell in ſeine Taſche zu ſtecken. Zugleich zählte er zwanzig Louisd'or in blankem Golde auf die Tafel hin.

„Um welche Stunde iſt Ihnen das Kränzchen gefällig?“ flüſterte ihm Lucinde leiſe zu.

„Um ein Uhr, wenn Sie damit zufrieden ſind, ſchöne Lucinde!

„Gut; dann werde ich Schlag 12 Uhr zu Bette gehen.“

Nun wurde wieder gegeſſen, getrunken, gelacht, geſchäckert, geſpielt, und Alle ſchienen wieder in der beſten Laune.“

„Helmer,“ — ſagte Lucinde leiſe zu ihm, — „es thut mir wahrlich leid, daß Sie mein Kränzchen nicht erhielten; allein der fatale Vorſchlag des Verſteigerns kam von Ihnen. Sie müſſen ſich die Schuld ſelbſt beimeſſen. Doch beruhigen Sie ſich nur; für Sie hab' ich ſchon noch ein Kränzchen verſteckt, das Sie morgen früh vor 9 Uhr auf meinem Zimmer abholen können. Sagen Sie aber ja Ihren Freunden nichts davon, es wäre mir unlieb, wenn dieſe ſich zurückgeſetzt ſähen.“

Wer war froher, als Helmer, und wie gerne unterwarf er ſich dem Gebote des Schweigens, deſto weniger aber ſchwieg Lucinde, die einem jeden von den Übrigen auf dieſelbe heimliche Weiſe ein Kränzchen verſprach, wie dem Helmer, jedem zu einer andern Stunde.

Nun hielt ſich jeder allein für den Bekränzten, und lachte die übrigen Gäſte mit ſchelmiſchen

Blicken aus, und weil dieß Jeder von ihnen that, ſo entſtand eine ſo komiſche Gleichförmigkeit in den heimlich frohen Geſichtern, daß Lucinde, die allein Urſache und Wirkung zugleich war, kaum das Lachen unterdrücken konnte.

Freilich ſagt das Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Allein wie ſollte Lucinde nicht zur Freude geſtimmt worden ſeyn, da ſie den ſchönen Einfall mit dem Kranzhandel, womit ſie vor wenig Stunden auf der Bühne ſo geiſtvoll gedankt hatte, in ſo kurzer Zeit ſchon verwirklicht ſah, ohne noch das Bürgerrecht erhalten zu haben. Und welch' ein vortheilhafter Handel! Sie bekam ja ſchon für ihr einziges Kränzchen 20 Louisd'or, wofür man gewiß an irgend einem andern Orte kaum ſo viele Kreuzer bezahlt hätte.

Schlag zwölf Uhr ließ ſich Lucinde von einer Hauszofe in ihr Kabinet Nr. 17 im zweiten Stockwerke führen, wo es ihr erſtes Geſchäft war, das durch mehrmaligen Gebrauch etwas zerrauſte Kränzchen wieder in einen annehmbaren Stand zu verſetzen.

9.

Erſtaunt werden meine verehrten Leſer fragen, was denn Lindor, ihr Gatte, zu allem ſagte, was da vorgieng?

Nichts, Verehrteſte! nichts, ſagte er; denn er wußte von allem nichts.

Nach dem Theater eilte er ſogleich auf ſein Zimmer, das am entgegengeſetzten Ende des Gaſthofes das letzte war, erquickte ſich mit Speiſe und Trank, und ſchrieb dann eine Kritik über das Spiel ſeiner geliebten Gattin, für die erſte Zeitſchrift der Stadt beſtimmt, an deren Redacteur ſie noch in derſelben Nacht mit ſechs Flaſchen Rheinwein, und einem zehnpfündigen weſtphäliſchen Schinken abgeſendet wurde, der natürlich dieſe Sendungen, ſowohl die litterariſche, als die eßbare, ganz vortrefflich fand, und beide ſogleich, jene in die Zeitung, dieſe in den Speiſeſchrank, einrücken ließ.

Hierauf legte er ſich auf ſeine etwas langen Ohren, und ſchlief ſanft ein; denn nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen.

Dieß war die unabänderliche Lebensweiſe Lindors, nach den Beſtimmungen Lucindens, die er pünktlich zu befolgen pflegte.

„Aber,“ werden nun zärtliche Ehehälften fragend ihr kußgeübtes Mäulchen ſpitzen, — aber durfte denn der arme Mann gar nie an die Pflichten ſeines Standes denken?

„„O ja, denken ſo oft er wollte, aber der Gedanke wurde ſelten zur That. Lucinde war ſtrenger, als der Geſetzgeber Solon mit den Athenienſern, der ihnen, wie Plutarch erzählt, ausdrücklich befohlen hatte: daß kein Ehemann den Monat über mehr als drei Nächte bei ſeiner Frau ſchlafen durfte. Bei Lindor war's umgekehrt; er mußte oft drei Monate auf eine Nacht warten.“

Da er nun als Gatte in einem Verhältniſſe zu ſeiner Frau ſtand, wie ein blindes Fenſter zu einem Hauſe, ſo durfte man ihm hie und da eine kleine Untreue eben nicht verargen.

So hatte er z. B. an dieſem Morgen, während Lucinde die Viſiten bei den Notabilitäten der Stadt machte, ein Auge auf die Hauszofe geworfen, und von ihr die Erlaubniß erhalten, gegen eine leidliche Vergütung Nachts 1 Uhr ſie in dem Garderobezimmer Nro 16 im zweiten Stockwerke beſuchen zu dürfen. Allein das ſchelmiſche Zöfchen wußte auch Johann, des Fürſten wohlgebauten Jäger, anzuködern, der Nachts 2 Uhr beſtellt wurde.

Nun fügte es ſich gerade, daß nach Lucindens Entfernung die jungen Herren noch einige Stündchen mit dem vernünftigen Faro zubringen wollten, nachdem ſie bis nach drei Viertel auf 1 Uhr geknöchert, (gewürfelt) hatten.

Die Spielfreunde unter meinen verehrten Leſern werden wohl das Faroſpiel dem Namen nach, manche unter ihnen vielleicht aus eigener Erfahrung kennen; der Damen wegen, die vielleicht dieſe Benennung ſchon oft mögen gehört, oder geleſen haben, ohne ihre Bedeutung zu wiſſen, muß ich jedoch dieſes Spieles ganz kurz erwähnen.

Faro iſt der italieniſche Name eines Hazard- oder Wagſpieles, das eine große Spielgeſellſchaft um einen hufeiſenförmigen und grünbetuchten Tiſch vereinigt, in deſſen Mitte der Bankirer iſt, der die Bank, d. h. einen großen Geldhaufen vor ſich liegen hat. Jeder Pointeur, oder Mitſpieler legt ein Kartenblatt vor ſich hin, und ſetzt Geld darauf.

Der Bankirer hält eine vollſtändige Karte in der Hand, und ſchlägt je auf einmal zwei Blätter um, wovon er das erſte auf einen Haufen zur rechten Hand, das zweite auf einen zur linken wirft.

Iſt das erſte Blatt eines von jenen, worauf die Mitſpielenden geſetzt haben, ſo gewinnt er das darauf ſtehende Geld; iſt es das zweite, auf die linke Seite fallende, ſo muß er den Satz an die Spielenden bezahlen, die nicht ſelten ihren Gewinn ſtehen, und auf das Doppelte, Drei- und Sechsfache ſteigen laſſen.

In den meiſten Staaten iſt es ein verbotenes Hazardſpiel, doch wird es in großen Bädern, beſonders aber in Paris getrieben, wo die Verpachtung der Spielhäuſer der Regierung ungeheure Summen einträgt. —

Woher aber der Name Faro komme, mag nicht ſo verbreitet ſeyn, als die Kenntniß des Spieles ſelbſt. Die vier Kartenkönige hatten nämlich ehedem bibliſche Namen; Farao, der trotzige Ägypter, wurde wegen ſeines Übermuthes in Wagespielen am liebſten und ſtärkſten beſetzt.

Als aber nun die Herren nach der Karte greifen wollten, fehlte die Hauptſache. — Die Karte. Der Kellner, dem wahrſcheinlich die große Sitzung ſchon zu lange währte, bedauerte, daß keine neue mehr vorräthig ſey.

Der ruſſiſche Fürſt erinnerte ſich, daß er in Nro. 7 ſeiner Zimmer, die er im Gaſthofe bewohnte, ein ganzes Kiſtchen voll neue Spielkarten habe; er ließ daher Johann rufen, und gab ihm den Schlüſſel zum Zimmer Nro. 7, um einige neue Karten zu bringen.

10.

Johann war von dem Einfluſſe des allgemeinen Vergnügens der muntern Gäſte nicht frei geblieben, ſondern vielmehr mit verſchiedenen Weinſorten des Gaſthofes ſehr vertraut geworden.

Eben hatte er die letzte Flaſche geleert, und wollte nun die Treppe, die ihn zum nächtlichen Abentheuer führen ſollte, wie eine Himmelsleiter beſteigen, als der Befehl des fürſtlichen Herrn zu ſeinen Ohren drang.

Am Scheidewege zwiſchen Pflicht und Liebe, ohne gerade ein Herkules zu ſeyn, entſchied er ſich ſchnell für die Pflicht, die ihn nährte, und dann erſt für die Liebe, die ihn verzehrte, nach dem alten Spruche: Herrendienſt geht vor Gottesdienſt.

Den Auftrag ſeines Gebieters zu vollziehen, eilte Johann um ſo ſchneller, um mit dem Schlage 1 Uhr bei dem Zöſchen zu ſeyn, das ihm die größte Pünktlichkeit empfohlen hatte. Mit einem kräftigen Schlage verkündete die große Hausuhr des Gaſthofes die erſte Stunde nach Mitternacht, als Johann den Corridor des zweiten Stockwerkes betrat, welchen die Zimmer, Nre. 16 und 17 ſchloßen.

Mitten im Gange hing an einer dünnen Zugkette eine verlöſchende Oellampe, welche ihr bleiches Licht durch den öden Raum der breiten Thürſchwellen den dicht an einanderliegenden Gaſtzimmer ſpendete.

Plötzlich hörte er leiſe Fußtritte aus dem anſtoßenden Corridor nahen; neugierig, was da wohl kommen möge, trat er, ſich verbergend, in die Vertiefung der nächſten Thürſchwelle, und ſah einen Mann im Mantel durch die vorletzte, oder letzte Thüre, was er nicht beſtimmt unterſcheiden konnte, vorſichtig umherſchauend eintreten.

Johann kannte die Lokalität des Hauſes genau, und da er wußte, daß die vorletzte Thüre zum Garderobezimmer Nro. 16 führe, wo ſein Idchen um ein Uhr ihn erwartete, ſo zweifelte er keinen Augenblick, der Mann im Mantel müſſe in das andere Zimmer Nro. 17 gegangen ſeyn.

Das Zimmer, Nro. 16 fand er jedoch verſchloſſen und Niemand gab auf ſein leiſes Pochen Antwort.

Hm! dachte er ſich, ſollte ich vielleicht doch im Irrthume, und das letzte Zimmer das Garderobezimmer ſeyn, weil ich nicht von der verabredeten Seite mich nahte?

Unſchlüſſig, was nun zu thun ſey, ſchlich er zur nächſten Thüre, und legte ſein lauſchend Ohr an das Schlüſſelloch, als die Thüre aufgieng, und eine weibliche Stimme flüſterte: „Biſt Du's Geliebter?“

„Ja!“ antwortete Johann kaum hörbar, und fühlte ſich ſogleich von zwei weichen Armen umſchlungen.

Die Verwechslung war geſchehen. Lindor war um eine Stunde früher als verabredet wurde, in des Zöfchens Armen, und Lucinde gab ihr verſteigerndes Kränzchen dem Bedienten Johann, in der Meinung, es dem Fürſten zu reichen.

Der Fürſt hatte das Kartenſpiel nur vorgeſchlagen, um die übrigen Herren ſo zu beſchäftigen, daß ſie ſeine Entfernung nicht merken ſollten.

Als daher eine halbe Stunde verſtrich, ohne daß Johann, der ſonſt immer ſo flink im Dienſte ſich bewies, mit der Karte erſchien, und die bezeichnete Stunde zum Rendezvous ſchon um die Hälfte vorüber war, benützte der Fürſt das Ausbleiben ſeines Bedienten als einen Vorwand, den Säumigen perſönlich aufzuſuchen.

Er ergriff ſohin einen Armleuchter, eilte haſtig die Treppe hinauf nach Nro. 7, wo er den Kartenholer nicht traf, und gieng dann zum Zimmer Nro. 17, um Lucinde die Urſache ſeines Zögerns mit der Bitte zu melden, ſich nur noch einige Augenblicke zu gedulden.

11.

Eben wollte er den erſteigerten Schlüſſel anſtecken, als er im Zimmer einen gellenden Schrei vernahm. Raſch trat er einige Schritte zurück; da ſprang die Thüre auf, und Johann, von der Jungfrau von Orleans hinausgeworfen, flog gerade vor die Füße ſeines erſtaunten Gebieters hin.

Und gleich einer raſenden Medea trat Lucinde dem Fürſten näher, und ſprach: „Die Schmach, die Sie mir angethan, kann nur auf Sie ſelbſt zurückfallen. Eine ſo ſchändliche Täuſchung hätte ich nicht von dem niedrigſten Menſchen, am wenigſten von einem Edelmann Ihres Ranges erwartet. Sie hab' ich erwartet, nicht Ihren Jäger, Ihnen gab ich den Schlüſſel, nicht dieſem elenden Buben! Von Ihnen erwarte ich Genugthuung, wie ſie der Mann dem Manne giebt, obgleich mein Äußeres einem Weibe gleicht! Degen oder Piſtolen — Sie haben die Wahl!"

„„Sind Sie von Sinnen, holde Lucinde! oder ſtudiren Sie eben eine neue Rolle? Was fällt Ihnen ein? Mir gaben Sie den Schlüſſel zu Ihrem Zimmer; hier iſt er! Wozu gaben Sie mir denn Ihren Schlüſſel, wenn für einen Andern die Thüre offen ſteht? Oder beſitzen Sie mehr als einen Schlüſſel? Johann, wie kannſt du in dieß Zimmer?""

„Sie ſelbſt machte die Thüre auf," und ſagte: biſt du's, Geliebter?" und da ich: „Ja," antwortete, zog ſie mich hinein!"

„Elender!" — ſchrie Lucinde, dir galt meine Frage nicht, ſondern dem Fürſten! dein „Ja" hat mich getäuſcht, ich hielt dich für den Fürſten!"

„„Ja, dann iſt's ein beklagenswerther Unfall.""

„Hat Dir die Jungfrau von Orleans ihr Kränzchen gegeben?"

„Nichts gab ſie mir, die undankbare Jungfrau;

ich konnte auch in ihrem finſtern Neſte da drinn nichts ſehen, was ich zum Andenken hätte mitnehmen können."

„„Aber warum bliebſt du ſo lange in ihrem Zimmer?""

„Weil," — ſtotterte Johann, — „weil — ſagen Sie es, Jungfrau von Orleans, warum ich ſo lange in Ihrem Zimmer blieb?"

„Weil ich im Dunkeln die Thüre lange Zeit nicht finden konnte," erwiederte Lucinde, „um, ihn herauszuwerfen, wie ſich's gebührte, und wie es geſchah."

„„Woran erkannten Sie aber, ſchöne Lucinde den Unterſchied zwiſchen dem Fürſten, und ſeinem Jäger im lichtloſen Gemache?""

Am Backenbart, der ihm fehlte, und der Sie ſo ſehr ziert; eine zufällige Bewegung der Hand überzeugte mich davon."

„„Kerl, wie konnteſt Du dich erfrechen, den Zuruf gleich zu benützen, als habe er dir gegolten?""

„Weil ich im Irrthum das Zimmer, Nro. 17

für das Zimmer, Nro. 16 hielt, wohin ich um 1 Uhr von der Hauszofe beſtellt war. Ich ſah nämlich in das Zimmer Nro. 17, wie mich däuchte, einen Herrn, oder ſonſt ein Weſen, in einen Mantel gehüllt, in dem Augenblicke eintreten, als ich gleichfalls dieſes Zimmer ſuchte. Dieß fand ich aber verſchloſſen, und während ich mir dachte, ich müßte mich wohl doch geirrt, und die beiden Zimmer, weil ich von einer ganz andern Richtung darauf hingieng, unrichtig gemerkt haben, als dieſe Thüre ſich aufthat, und eine weibliche Stimme mich fragte: „biſt Du's, Geliebter?"

Natürlich glaubte ich jezt meinen Zweifel beſtätiget und gelöſet, und antwortete: „Ja!" Obgleich, ich nun der Meinung war, bei meinem Zöfchen zu ſeyn, mit dem ich nicht viel Federleſens zu machen brauchte, ſo war mein Verhalten dennoch von ſolcher Art, daß die Jungfrau da, wie Euer Durchlaucht ſie zu nennen belieben, gewiß keine Urſache hat, mit mir unzufrieden zu ſeyn, am wenigſten hätte ich aber das Hinauswerfen erwartet."

„Schweig, unverſchämte Kreatur!“ ſchrie Lucinde.

„„Deine Rechtfertigung läßt ſich hören, — nahm der Fürſt das Wort, — jetzt kommt es noch auf Beweiſe an.““

„Deiner Ausſage zu Folge iſt ein Mantel in das Zimmer Nr. 16. geſchlichen. Da nun dieſes Zimmer das Garderobezimmer iſt, worin die Hauszofe wohnt, ſo brauchen wir nur hineinzugehen, um uns von der Perſon, die im Mantel ſtack, und dich von der Untreue deines Zöfchens zu überzeugen.“

„Die Thüre iſt ja verſchloſſen, wir können nicht hinein,“ entgegnete Johann.

„Die Zofe leuchtete mir auf mein Zimmer, — verſetzte Lucinde, und trat durch eine Tapetenthüre in die Garderobe. Folgen Sie mir; wir wollen bald ſehen, wie ſich die Sache verhält!“

Der Fürſt und ſein Jäger Johann folgten Lucinden in ihr Schlafgemach; die Tapetenthüre wurde geöffnet, und alle drei traten, mit den Armleuchter, welchen Johann vorantrug, in die Garderobe.

12.

„Da liegt ſie ja, die falſche Kröte, in eines andern Mannes Armen, — ſchrie Johann; — o Gott! du haſt ja einen Jäger aus mir gemacht, warum ſtieße ich denn die Treuloſe nicht auf der Stelle todt?“

Sie näherten ſich dem Bette; vom Getöſe des Streites auf dem Gange, von Johanns Schmerzensrufe betrogener Liebe, und vom blendenden Lichte der raſch Eintretenden aus dem tiefen Schlummer geweckt, machten ſich die heimlich Liebenden aus der verſtrickenden Umſchlingung los, rieben ſich die Augen, und ſtarrten noch halb ſchlaftrunken die unerwarteten nächtlichen Zeugen ihres ſtillen Glückes an.

Mit einem Schrei des ungeheuern Entſetzens, ungefähr ſo, wie ſie als Iſabelle, Königin von Sicilien in der Braut von Meſſina zu ſchreien pflegte, wenn ſie den Mantel von Don Manuels Leiche zog, erkannte ſie ihren treuloſen Gatten

Lindor in den Armen einer Gaſthofbuhlerin. Ohnmächtig ſank ſie in die Arme des Fürſten, der ſie in einen Lehnſtuhl legte. Allein dieſer Transport gefiel ihr nicht; ſie wäre gar zu gerne eine halbe Stunde lang am Buſen des Fürſten liegen geblieben.

Ueber ſein unzartes Weglegen der ſüßen Laſt höchſt aufgebracht, warf ſie ihm einen zornigen Blick zu. Dann wandte ſie ihr empörtes Antlitz gegen den Verräther, gegen Lindor, überflutete ihn mit dem ganzen Reichthume der deutſchen Sprache an den kräftigſten Schmähworten, dann riß ſie die Thüre auf, vor welcher bereits die durch die lange Abweſenheit des Fürſten und durch den gräulichen Lärm herbeigelockten übrigen 26 Genoſſen des Pikniks erwartungsvoll ſtanden, und warf den im Hemde um Gnade flehenden Lindor ohne Erbarmen hinaus, und ihm nach ſeine Kleider und noch einige Stühle.

„An der ſchändlichen Zofe überlaſſe ich Dir die Rache,“ ſchäumte ſie dem Jäger zu, der auch ſogleich wie ein Soloſänger auf das Bett hinſtürzte, unter deſſen Decke nur ihr Nachthäubchen hervorblinkte.

Die Verbrecherin kniete im Bette auf, in der Hoffnung, Verzeihung zu erflehen; gerade als Johann vor dem alten, dürren Runzelgeſichte der ſechzigjährigen Küchenmagd, Barbara, zurückprallte, das ihm ſtatt des Zoſchens lieblichem Antlitze entgegengrinzte, trat das Zoſchen ſelbſt eiligen Schrittes in das Zimmer.

Kaum erblickte Lucinde das gräuliche Ungethüm, in deſſen Armen ihr Gatte Lindor ſo eben geruht hatte, als ſie neuerdings, aber dießmal in vollem Ernſte, der Länge nach auf den Boden ohnmächtig hinſtürzte.

Wars nun eheliche Sympathie oder Eckel, wovon Lindor, der zur Thür herein ſchielte, plötzlich ergriffen wurde, genug, er fiel gleichfalls in Ohnmacht, worüber die 26 Lauſcher vor der Thüre ein ſchallendes Gelächter erhoben.

Dieſes Spektakel benützte der Fürſt, um Lucinden durch die Tapetenthür in ihr Zimmer zu bringen, und für ihre Wiederbelebung Sorge zu tragen. Es ſcheint jedoch, daß nur die grelle Blendung der Lichter in der Garderobe ſie ihrer Lebenskraft beraubt habe; denn kaum war ſie in ihrem dunklen Schlafgemache, als ſie mit einem Seufzer dem Fürſten verkündete, daß ſie noch lebe.

Der Fürſt, welcher auf der hohen Schule zu Wien früher auch mehrere Vorleſungen über die Heilkunde beſucht hatte, verſtand dieſen Seufzer, der nichts anders war, als ein Wink der Natur, daß die geſunkene Nerventhätigkeit wieder im Steigen ſey, und nur einige Nachhülfe bedürfe, um den Stand des vollkommenen Wohlſeyns zu erreichen, er that ſein Möglichſtes, ohne im Zeitraume einer Stunde durch das Zeichen eines merkbaren Eindruckes auf Lucinden beruhiget und erfreuet zu werden.

Inzwiſchen wurde Lindor auf ſein Zimmer gebracht, wo ſich ſeine derbe Natur bald wieder erholte.

Die Küchenmagd beichtete in Gegenwart Johanns und der Hauszofe, war jedoch ſo klug, um dieſe nicht in Verdrießlichkeiten zu verwickeln, von Lindor's Beſtellung keine Meldung zu machen.

„Ich war eben mit der Küchenarbeit fertig,“ — begann ſie ihre Beichte, — und wollte vor 1 Uhr nach Mitternacht mich zur Ruhe begeben, als die Hauszofe in die Küche trat, und mich erſuchte, ſogleich ins Garderobezimmer zu gehen, und ſie dort zu erwarten, indem ſie für eine ſo eben erkrankte Tochter des Gaſthofbeſitzers den Arzt in einem entfernt liegenden Stadtviertel ſuchen müſſe. Sollte inzwiſchen ihr lieber Johann kommen, ſo möchte ich nur die Urſache ſagen, warum ſie ausgegangen ſey und ihm ein wenig Geduld empfehlen. Nach der Entfernung der Hauszofe habe ich mich entkleidet, um ſpäter weniger Mühe zu haben, und in das Bett gelegt, weil es außer demſelben zu kalt war.

Kaum lag ich eine Viertelſtunde, als ein Mann in einem Mantel eintrat, der mich leiſe fragte: „Biſt Du da?“

Mit gutem Gewiſſen konnte ich antworten:

„Ja!“ denn erſtens war ich wirklich da, und zweitens merkte ich gleich an ſeiner Stimme, daß es Johann nicht ſey, folglich ein Anderer, den mir der Zufall ins Gehege trieb.

Weil ich von ſolchen Verhältniſſen nur noch jenen dunklen Begriff hatte, ſo wird es mir Niemand verargen, daß ich dieſe ſeltene, vielleicht lezte Gelegenheit meines Lebens, zum Abſchiedsfeſte von den ſchönſten Freuden deſſelben benüzte.

Bald darauf ſchliefen wir ein.

Was weiter geſchah, kann Dir Johann am beſten ſagen; gute Nacht!

Die Küchenmagd ging in ihre Kammer, und ließ die Liebenden allein.

Da jene ſchon den eigentlichen Umſtand verblümt hatte, ſo fiel es dieſer mit ihrem gewandten Zünglein um ſo weniger ſchwer, vor ihrem Johann, dem ſie zugleich die ſchönſten Ausſichten in die Zukunft öffnete, in der Glorie der reinſten Unſchuld zu erſcheinen.

13.

Man kann ſich wohl denken, daß ein ſolches

Gaſthofabentheuer unter ſo vielen Betheiligten, keineswegs auf Verſchwiegenheit rechnen durfte, am wenigſten in einer Stadt, wie H**, wo förmliche Klatſchblätter erſcheinen, die alle intereſſanten Tagsgeſchichten augenblicklich mittheilen, gewöhnlich ſchon am Abende, wenn ſie am Morgen vorfielen.

Galante Abentheuer von Frauen und Mädchen, verheiratheten und ledigen Männern aufzuſpüren, und mit der äußerſten Genauigkeit mitzutheilen, welche nur den Namen ausſchloß, aber Geſtalt und Kleidung, ſo wie die Meublen des Ortes der Geſchichten mit der Pünktlichkeit einer Perſonalbeſchreibung oder Auspfändungs-Commiſſion ſchilderte, war die Hauptaufgabe dieſer Blätter, ihrer Redaktionen und Mitarbeiter.

Lindors Wein- und Schinkenreviſion, erſchien Mittags 2 Uhr, während er in ſeinem Zimmer ſpeiſte, und die theure Gattin, Lucinde, an der Wirthstafel ſaß, in einer Zeitſchrift, die man gewöhnlich das Schmierblatt nannte, weil ſie dem Lobe nur gegen angemeſſene Geſchenke zugänglich war.

An Lob hatte es aber Lindor auch nicht fehlen laſſen, und der Jungfrau von Orleans das Weihrauchfaß der Lobhudelei förmlich um den Kopf geſchlagen.

Unter andern kam folgende Stelle darin vor: „Wenn Schillers Gedanken in der Jungfrau von Orleans ächte Brillanten ſind, und Lucindens Spiel, nach dem ungeheuren Beifalle zu urtheilen, womit ſie ausgezeichnet wurde, gleichfalls brillant war, ſo darf man wohl geſtehen, daß die unſterbliche Künſtlerin Lucinde an dieſem Abende in der That mit ächten Brillanten ſpielte.“

Der Fürſt, welcher ihr gegenüber ſaß, machte ihr geiſtvolle Complimente über ihr geiſtiges Spiel und äußerte die Meinung, daß dieſe Recenſion ſich allzuängſtlich innerhalb der Schranken der pflichtſchuldigen Wahrheit bewege.

Lucinde, obgleich etwas bleich von dem Aerger und den übrigen Gemüthsſtimmungen der verfloſſenen Nacht, und noch ein wenig angegriffen von der Mühe, dem Helmer gegen die von ihm ausgeſprochene Steigerungsgebühr das verſprochene

Kränzchen aus dem großen Koffer hervorzuſuchen, wozu ſie die feſtgeſetzte Stunde, Morgens 9 Uhr, verwendete, weidete ſich an dieſen Lobſprüchen von allen Seiten, wie ein Schäflein auf einer kräuterreichen Wieſe, ohne zu ahnen, daß der Wolf ſchon im Hinterhalte lauere.

Zwei Stunden von H**, dicht am Ufer des großen herrlichen Stromes, lag ein ſchönes Wirthshaus, wohin die Städter nach der Tafel gewöhnlich zu fahren pflegen, um dort Kaffee zu trinken, und an der prächtigen Ausſicht ſich zu ergötzen.

Der Fürſt hatte die ganze Piknikgeſellſchaft vom vorigen Abende eingeladen, dieſe Parthie zu machen, in acht Wagen wurde ſohin an jenen Ort gefahren.

Kaum war Lucinde ausgeſtiegen, als ihr eine an einen Laternenpfahl geklebte Carikatur in die Augen fiel.

Ein Jäger zog aus einer Weidtaſche einen großen, nicht ganz rund geformten Kranz, der anſtatt aus Blättern, aus Pariſerſeidenlocken beſtand. Mitten im Kranze ſtand die Jungfrau von Orleans mit der Lanze und der Fahne, und auf der Fahne war zu leſen: „Für 20 Louisd'or!" Der Jäger ſchien eben einen Handel geſchloſſen zu haben; denn an einem Tiſche ſtand ein vornehmer Herr in einem ruſſiſchen Pelzrocke mit zwei Ordensſternen, und zählte 20 Louisd'or auf einen Tiſch hin.

Unverkennbar mußte jedem Eingeweihten der Sinn dieſer Satyre ſeyn: daß der Fürſt den Kranz aus der zweiten Hand, aus der Hand ſeines Jägers erhielt.

Lucinde hütete ſich wohl, den Fürſten auf dieſes Bild aufmerkſam zu machen, ſondern hing ſich gleich an ſeinen Arm, und trat in ein Zimmer des Wirthshauſes, wo die ganze Geſellſchaft Platz nahm, und bald die Kaffeekanne dampfte.

14.

Schon oft hab' ich darüber nachgedacht, woher es wohl kommen möge, daß Klatſchweſtern und Kaffeeſchweſtern gleichbedeutende Benennungen ſind. Ob man auch Theeſchweſtern in dieſe Klaſſe ſtelle, kann ich aus eigener Erfahrung nicht angeben, da in Süddeutſchland der

Thee jene einſchmeichelnde Manier, ſich beliebt zu machen, wie der Kaffee entweder noch nie verſucht hat, oder vergebens anwendet.

Hierüber können die Norddeutſchen den beſten Aufſchluß geben, und da wir dieſe ungefähr vor zwanzig Jahren als Orakel beriefen, welche mit der Fackel ihrer Allweisheit die Nacht unſerer vermeintlichen Unwiſſenheit beleuchten ſollten, ſo ſcheint es, daß ſie dieſe Frage ſo wenig, als weit wichtigere gelöſet haben.

Der Kaffee iſt ein liebliches Getränk, das Morgens die ganze Familie an einem großen runden Tiſche zuſammenbringt.

Der Zauber der Geſelligkeit, welcher dem Kaffee eigen iſt, äußert ſich ſohin ſchon im unmittelbaren Familienleben, aus welchem alle übrigen Verbindungen des Lebens entſpringen.

Nun iſt aber der Kaffee auch ein die Verdauung ganz beſonders begünſtigendes Mittel, welches darum der Mittagstafel mit den Gäſten oder ein Paar Stunden ſpäter mit dazu eingeladenen

Freunden oder Freundinnen, oder mit beiden zugleich genommen wird.

Nach der Mittagstafel ſind die meiſten Geſchäfte des Tages gewöhnlich ſchon abgethan; die öffentlichen Bureaux ſind geſchloſſen, die Beſorgung der Küche iſt vorüber; man ſehnt ſich, eine Stunde in der Umgebung vertrauter Freunde oder Freundinnen zu verleben, und welche Stunde wäre hiezu paſſender, als die ſchwarze Stunde des Kaffee?

Gute Freunde und Bekannte trinken ſelten ihren Kaffee nach Tiſche zu Hauſe, ſondern gewöhnlich an öffentlichen Orten, wo ſie die Zeitſchriften leſen, politiſiren, Regierungsverfügungen, Dienſtbeſtellungen ꝛc. kritiſiren, und die Neuigkeiten des Tages hören können.

Freundinnen aber, welche an ſolchen Unterhaltungen kein Vergnügen finden, verſammeln ſich im Kaffeegemache einer Mitſchweſter, wo ſie unter ſich dem ſüßen Genuſſe des Kaffee ſich hingeben, und ausnahmsweiſe einen Damengecken oder Schürzenritter dazu laden, um ihn als geheimen Kundſchafter in Verhältniſſen zu gebrauchen, die ihnen noch nicht recht klar geworden ſind.

Nach den Erfahrungen der berühmteſten Aerzte, worunter ich jedoch die neuerungsſüchtigen Damenfeinde keineswegs zählen will, erregt der Kaffée nicht nur eine angenehme Wärme in dem Magen und erleichtert die Verdauung, wie ich bereits erwähnte, ſondern weckt zugleich die Thätigkeit aller andern Organe, beſonders des Herzens und des Gehirns.

Denken Sie ſich nun, meine liebenswürdigen Leſerinnen! die ſelige Wonne von einem Dutzend alternder und alter Damen, die mit halbzugedrückten Augen, wie eingetaucht in Himmelsluſt, den Kaffée mit dem tröſtenden Bewußtſeyn hinunterſchlürfen, daß außer ihren Mägen auch alle ihre anderen Organe eine erhöhte Thätigkeit bekommen, „beſonders das Herz und das Gehirn.“

Ein Damenherz mit erhöhter Thätigkeit iſt im Grunde ein verliebtes Herz.

Der Kaffée weckt nun zwar die Thätigkeit des Herzens, kann aber die Jahreszahl des Alters nicht umkehren, und nicht aus 61 etwa 16 machen;

das verliebte Herz wird alſo keine Erwiederung finden.

Ein unbefriedigtes, verliebtes Damenherz wird gar bald unwillig, mürriſch, hart, ungerecht gegen glückliche, von ihm beneidete Herzen, und die natürlichen Launen des Alters verſchlimmern noch dieſe Empfindungen.

Ferner erhöht der Kaffée auch noch die Thätigkeit des Gehirnes, weckt und entzündet ſohin die Einbildungskraft und Erfindungsgabe, und erzeugt jene Mißgeburt, welche aus einer ſündhaften Vermiſchung dieſer beiden Seelenkräfte hervorgeht, — die Schmähſucht.

Kaum iſt alſo die erſte Taſſe hinuntergeſchlürft, ſo gibt eine von den Damen das Schlagwort mit der Frage: „Nun, meine Lieben! was gibt's denn Neues?“

Gleichwie das Stampfwerk einer Gypsmühle, wenn das Zugbrett des Waſſereinlaſſes in die Höhe fährt, ſein raſtloſes Geklapper beginnt, ſo fangen jetzt die Kafféeſchweſtern an, mit redſeligen Züngeſein den guten Ruf der übrigen Stadtdamen in tauſend Fetzen zu zerreißen, und, wie man zu ſagen pflegt, kein gutes Haar daran zu laſſen.

Jede ſucht die andere zu überbieten, und jede lügt ärger als die andere, um eingeweihter in ſolche Geheimniſſe zu ſcheinen.

Eine ſolche Damenredaktion der chronique scandaleuse ladet bisweilen ein junges Herrchen zur Sitzung, entweder um es der Reihe nach zu ködern, oder als vertrauten Emiſſär zu verwenden.

Iſt's ein kluger Kopf, der ſich albern ſtellt, ſo kann er auf irgend eine beliebige Weiſe ſein Glück machen. Wie manche Miniſter ſind ſchon von Kafféeſchweſtern gemacht worden, ehe der Monarch ſie gewählt hatte!

Aus dieſer kleinen Abhandlung geht alſo hervor, daß vertraute Freundinnen den Namen Schweſtern verdienen; daß Freundinnen, die ſich zum Kaffée verſammeln, Kafféeſchweſtern, und zugleich Klatſchſchweſtern ſind, weil ihre eigene ſchmähſüchtige Neigung, und die jede Thätigkeit der Organe erhöhende Natur des Kaffé's ſich ſchweſterlich zu ehrenrührigen *Klatſchereien* verbinden.

Nun wollen wir ſehen, wie es unſerem *Lucindchen* geht, und ob ihr des glückſeligen Arabiens dunkle, aromatiſche Quelle, — der Kaffée, — auch heute ſo gut, wie ſonſt gemundet habe

15.

Lucinde mußte ihre ganze Verſtellungskunſt zu Hülfe nehmen, um ihre innere Unruhe zu verbergen.

Viele mögen glauben, dieß könne ihr nicht ſchwer geworden ſeyn, da die Verſtellung auf dem Theater regiere. Aber dem iſt nicht ſo.

Schauſpieler und Schauſpielerinnen werden zwar ſehr leicht auf der Bühne in Rollen auftreten, worin ihnen Verſtellung vorgeſchrieben iſt. Da jedoch in dieſem Falle den Mitſpielenden bekannt iſt, daß ſich jene verſtellen müſſen, ſo bleibt dieſen ihre volle Unbefangenheit.

Allein Verſtellung *im wirklichen Leben* erfordert vor Allem die ſchwere Kunſt der *Selbſt-*

beherrſchung, die ſich auf die Haltung, den Blick, die Farbe des Geſichtes und den Ton der Stimme erſtreckt.

Im wirklichen Leben tritt auch noch Befangenheit hinzu, jene innere Beſorgniß, von denjenigen durchſchaut zu werden, vor welchen die Verſtellung ausgeübt wird, wodurch ein beklemmendes Gefühl entſteht, das unterdrückt werden muß, oder ſonſt das Truggewebe verräth und zerreißt.

Zur glückenden Verſtellung gehört ſohin hauptſächlich eine ſogenannte edle Frechheit, welche die Lüge mit dem harmloſen Blicke der Wahrheit ausſpricht. Dieſer Schmuck des weltlichen Gemüthes muß ſohin eben ſo gut durch vielmalige Uebung im wirklichen Leben, wie der wahre Muth im Kartätſchenhagel, erworben werden; Bühnenverſtellung und Bühnenmuth verhalten ſich alſo zur Wirklichkeit wie Birkenſaftchampagner zur Götterrebe von Epernay; der erſte Trunk verräth den Trug! So verhält es ſich auch mit der ſogenannten höhern Bildung des Theatervolkes; Bildung, die nur aus den geſpielten Rollen gezogen iſt, bleibt ewig eine zuſammengeſtoppelte, geiſtloſe Bildung, deren Leerheit nur den noch weniger Gebildeten, nicht aber den durch Studien Gebildeten täuſchen kann; die dünne Decke des oberflächlichen Geſellſchaftswitzes iſt bei jenen nur ein Moſaikboden geſtohlener Redensarten aus allerlei Theaterſtücken, die ſie in ungeſchickter Wortſtellung wie eine bunte Harlekinsjacke zuſammenflicken.

Lucinde war aber an natürlicher Verſtellung wie an guter Bildung andern Schauſpielerinnen gewaltig überlegen.

Sie wußte daher gar bald den Schein der Ruhe zu retten, wenn es gleich in ihrem Innern ſtürmte.

Die anweſenden Herren ſind uns ſchon als lockere Vögel bekannt; unter ihnen war Helmer einer der pfiffigſten. Die Ausgabe von 18 Louisd'or für einen oft gebrauchten ſtruppigen Lorbeerkranz fiel ihm ganz beſonders ſchwer auf's Herz, ſeitdem er nach dem Kaufe, der, wie die Juriſten ſagen würden, als eine laesio enormis, eine laesio ultra dimidium, (d. h. eine übergroße Vervortheilung, eine Vervortheilung über die Hälfte), welche den Handel von Rechtswegen rückgängig macht, betrachtet werden kann, die Ereigniſſe der verfloſſenen Nacht erfahren hatte.

Wie er nun ſeine verirrten Schäflein mit dem goldenen Vließe — die hingeopferten 18 Louisd'or — wieder auf den rechten Weg, nämlich in ſeine Börſe, zu bringen vermöge, war eine würdige Aufgabe für ſein ränkeſchmiedendes Talent.

Er zeichnete daher die oben erwähnte Caricatur mit chemiſcher Dinte, und machte auf einer Handpreſſe einige hundert Abdrücke.

Dieſe Abdrücke gab er ſeinem Bedienten mit dem Auftrage, während der Mittagstafel im Gaſthofe zu verweilen, und ſeine weiteren Befehle zu erwarten.

Sobald nun der Fürſt ſeine Einladung gemacht hatte, trug Helmer ſeinem Bedienten auf, unverzüglich auf einem Miethpferde nach dem Wirthshauſe, wohin die Geſellſchaft wollte, voraus zu reiten, dem Wirthe einen Brief einzuhändigen, und ſodann einen Abdruck am Laternenpfahle des Ausſteigeplatzes anzukleben, übrigens aber das Wirthshaus nicht zu verlaſſen.

Dieß geſchah.

Der Wirth war ein Vertrauter des Helmer, der jenem die luſtigen Herren zuführte, die wacker bei ihm zechten; Helmer konnte alſo ganz auf des Wirthes Verſchwiegenheit rechnen.

Helmer war aber zu klug, um dem Wirthe den eigentlichen Zweck ſeines Verfahrens zu geſtehen. Er ſagte ihm bloß, daß er es als ein Mittel benütze, mit Lucinden in nähere Berührung zu kommen; vom Gelde durfte er nichts äußern, ohne eine fatale Theilung oder wenigſtens Verzollung beantragen zu hören.

„Was gibt's Neues, Herr Wirth?" fragte Helmer, indem er anſcheinend gleichgültig eine Cigarre an der Spiritusflamme der Kafféemaſchine anzündete.

„„Nichts von Bedeutung, Herr Helmer! Ein Schiff aus Batavia ſoll heute Nacht im Angeſicht des Hafens geſtrandet ſeyn."" —

„Erſonnenes Zeug! Ich war um ſieben Uhr ſelbſt im Hafen, wo ein Schiff nach Südamerika unter Segel ging, bei deſſen Ladung ich ſelbſt betheiliget bin. Da ſah und hörte ich nichts von einem geſtrandeten Schiffe."

„„Vielleicht war's nur eine Spekulation von den Hafenwirthen, um Gäſte hinauszulocken, weil es dort des flauen Handels wegen zur Zeit immer ſehr menſchenleer iſt.""

„Mein Gott," — fiel wieder ein Anderer unter den Gäſten in's Wort, — „Sie wiſſen doch gar nichts Neues, Herr Wirth! Hat ſich kein ehrenveſter Kauf- und Handelsherr die Haare ſeiner Perücke über ein fettes Wechſelchen des Herrn Sohnes ausgeriſſen, das ihm zur Zahlung präſentirt wurde, oder iſt kein empfindſames Muttertöchterchen auf dem Zimmer eines Huſarenoffiziers überraſcht worden?"

„„Potz tauſend, weil Sie vom Ueberraſchen ſprechen, fällt mir eben ein ſauberes Stückchen ein, das ſich geſtern Abend in einem vornehmen Gaſthofe der Stadt ereignet haben ſoll,"" — verſetzte der Wirth.

„Nun, was denn? was denn?“ fragten ſogleich Alle, den Fürſten und Lucinde ausgenommen.

„„Haben Sie kein Bild am Laternenpfahle bei dem Ausſteigeplatze bemerkt?““

„Nein!“ riefen Alle.

„„Dieſes Bild ſoll ein Abdruck von der ſinnbildlichen Darſtellung der ganzen Geſchichte ſeyn, welche im heutigen Abendblatte nebſt der ausführlichen Beſchreibung erſcheinen wird. Wie mir ein Herr erzählte, der die Abdrücke des Bildes, wenigſtens 500 an der Zahl, im Redaktionsbüreau liegen ſah, ſoll die Schilderung mit der beißendſten Satyre verfaßt ſeyn. Auch traf dieſer Herr eine hieſige Schauſpielerin dort, deren Fach gegenwärtig eine Fremde mit ſo ausgezeichnetem Beifalle ſpielt; dieſe Schauſpielerin beſtellte auf ihre eigenen Koſten eine Auflage von 300 Exemplaren der Caricatur nebſt eben ſo vielen Abendblättern, um ſie noch mit der heutigen Poſt an alle deutſchen Bühnen und an ihre Freunde und Freundinnen in der Nähe und Ferne verſenden zu können.““

Lucinde war in keiner kleinen Verlegenheit; denn der Wirth war eben im beſten Zuge, ihre Abentheuer der vorigen Nacht, die ſie mit einem ewigen Schleier bedeckt zu wiſſen wünſchte, ohne weiteres vor der ganzen Geſellſchaft zu erzählen, und außerdem drohte ihr noch die furchtbare Oeffentlichkeit im ſchrecklichſten Klatſchblatte der Stadt, das überdieß auf den Schwingen der Poſt nach allen Gegenden der Welt zu fliegen bereit war.

„Bringen Sie das Blatt vom Laternenpfahle,“ befahl der Fürſt dem Wirthe.

„Es iſt bereits weggeriſſen,“ erwiederte ein Caffeebruder, der ſich eiligſt dahin begeben hatte, und nun mit langer Naſe eben zurückkehrte.

„„Nur Geduld,““ — fuhr der Wirth fort, — „„in einigen Stunden iſt Bild und Blatt in Jedermanns Händen; doch gereicht es mir zum beſondern Vergnügen, die verehrliche Geſellſchaft mit dieſer luſtigen Geſchichte, wie ich ſie gehört habe, unterhalten zu dürfen, wenn — ““

„Nein, nein, — verſetzte Helmer, — wir danken für den guten Willen, denn dadurch geht der Reiz der Neuheit verloren. Wir wollen uns den Appetit nach dieſem luſternen Gerichte auf den Abend verſparen.“

Jeder an der Tafel hatte ſo viel Schicklichkeitsgefühl, um zu wünſchen, daß Lucinden eine ſo öffentliche Kränkung nicht widerfahre, und erkannten Helmers Ablehnung mit nicht minderem ſtillen Danke, als Lucinde ſelbſt.

Nun wurde ein Spaziergang im nahen Gehölze vorgeſchlagen, der vorzüglich den Fürſten und Lucinden aus einer peinlichen Lage befreite.

16.

„Helmer, was iſt hier zu machen, um dieſen Sturm zu beſchwören?“ fragte Lucinde, — während der Fürſt die Faſanerie beſuchte. „Im Grunde iſt's freilich nur Verläumdung, aber dieß unterſuchen die vielen tauſend Leſer nicht, welchen das Blatt in die Hände fällt; ſie lachen und ſpotten auf meine Koſten, und auch der Fürſt iſt dabei compromittirt. Eine Widerlegung kommt zuletzt zu ſpät, und wird vielleicht auch nicht geglaubt.“

„„Ihre Anſicht iſt ganz richtig, liebe Lucinde! beſonders wird es ſchwer halten, die Gaſtrollen fortzuſetzen; ich ſtehe Ihnen nach einem ſolchen Zeitungsartikel für nichts.““

„Nun ſo geben Sie mir einen guten Rath, was ich denn unter dieſen Umſtänden beginnen soll!“

„„Das einzige Mittel iſt: der Redaktion die ganze Auflage neben einem beſondern Geſchenke abzukaufen; das Blatt von morgen iſt heute ſchon geſetzt; es darf alſo nur Tag und Datum ausgehoben und verändert werden, ſo kann der Druck in einer Stunde vollendet, und ein anderes Blatt als das erwartete, am Abende in den Händen der Neugierigen ſeyn.““

„O lieber Helmer, bewirken Sie dieß, Sie machen mich dadurch ganz glücklich!“

„„Mit wahrem Vergnügen, ſchöne Lucinde, würde ich Ihrem Wunſche entſprechen, aber, ich geſtehe es offen, die Mittel dazu fehlen mir. Der Preis, den ich Ihnen heute für das Kränzchen gab, iſt der Reſt meiner ganzen Baarſchaft geweſen, die ich auf die Ladung eines nach Südamerika befrachteten Schiffes, wie Sie vorhin ſelbſt vernahmen, verwendet habe, und von Andern erborgen, würde meinem Credite nachtheilig ſeyn.““

„Sagen Sie nur, wie viel Sie brauchen, an Geld ſoll's nicht fehlen!“

„„Fünfzig Louisd'or werden nur hinreichen, wenn durch Ueberredung zugleich auf die Denkart des Redakteurs gewirkt wird.““

„Hier nehmen Sie, lieber Helmer, und beſorgen Sie ſo ſchnell als möglich das Nöthige!“

Lucinde, die all' ihr Geld ſtets in einer Börſe bei ſich trug, gab ihm die verlangte Summe. Kaum hatte er ſie in die Taſche geſteckt, als der Fürſt in einiger Entfernung ſich nahte.

„„Was ſoll ich dem Fürſten antworten,““ fragte Helmer Lucinden, „„im Falle er wiſſen wollte, was wir miteinander ſprachen?““

„Antworten Sie ihm nur, ich hätte Sie um einen ausführlichen Aufſchluß über den Stand des hieſigen Theaters, und über die Privatverhältniſſe der Mitglieder erſucht, und Sie hätten meine Neugierde in ihrer vollen Ausdehnung befriediget.“

„„Alſo von Ihrer Angelegenheit darf ich ihm nichts ſagen.““

„Keine Sylbe!“

Der Fürſt kam nun auf ſie zu, und lud Lucinden ein, die Faſanerie zu beſehen, worin ſie viel Vergnügen finden würde. Sie ſchloß ſich auch ſogleich an Einige an, die ebenfalls hingingen; Helmer aber bat den Fürſten, ihm einen Augenblick Gehör zu geben.

„Was ſteht Ihnen zu Dienſten?“ fragte dieſer.

„„Vor Allem muß ich Sie bitten, mich nicht zu verrathen. Ich habe Ihnen etwas zu melden, was eben ſo dringend als wichtig iſt.““

„Nur heraus damit!“

„„Lucinden's lange Unterredung mit mir muß Ihnen auffallend geweſen, wenigſtens nicht entgangen ſeyn. Euer Durchlaucht waren der Gegenſtand derſelben.““

„In wie ferne?“

„„In dem heutigen Abendblatte erſcheint eine Caricatur, Euer Durchlaucht als Lionel zu Lucinden's Füßen vorſtellend; im Hintergrunde ſteht die engliſche Armee, und auf der Fahne derſelben: „Lionel's bezahlte Claqueurs!“ Die beigefügte Beſchreibung ſoll reich an Anzüglichkeiten gegen Euer Durchlaucht und gegen Lucinde ſeyn, jedoch auf eine Weiſe, die jede gerichtliche Beſchwerdeführung ausſchließt.

Lucinde, hierüber eben ſo aufgebracht als bekümmert, bat mich um Rath und Hülfe.

Ich erwiederte offen, daß man mit 50 Louisd'or dem Redakteur die Auflage abkaufen, und überdieß mit einem Geſchenke Stillſchweigen auflegen könnte, daß aber ich ſelbſt gegenwärtig außer Stand ſey, dieſen Betrag hiezu zu verwenden, indem das heute nach Südamerika abgeſegelte Schiff, bei deſſen Ladung ich Miteigenthümer ſey, den ganzen Vorrath meiner Baarſchaft in Anſpruch genommen habe.

Obgleich ſie nun in äußerſter Verlegenheit zu ſeyn ſchien, ſo bat ſie doch ausdrücklich, Euer

Durchlaucht ja nichts davon zu ſagen, um Sie nicht zu kränken, und auf jede andere Weiſe, wovon ſie gelegentlich gerne die Koſten tragen wolle, ein Hülfsmittel aufzuſuchen. Allein leider weiß ich kein anderes, als dennoch Eure Durchlaucht von dieſen Verhältniſſen mit der Bitte um ſtrenges Schweigen in Kenntniß zu ſetzen.""

„So ſehr ich Lucinden's zarte Schonung achte, ſo muß ich Ihnen doch für Ihre Offenheit danken, die meinen guten Ruf rettet. Iſt es noch Zeit, das Erſcheinen des Blattes zu hindern?"

„„O ja! Ein reitender Bote kann die Redaktion beſtimmen, das für Morgen geſetzte Blatt heute noch drucken und ausgeben zu laſſen, das verfängliche von heute aber ſogleich zu vernichten.""

„So folgen Sie mir in jenes Gebüſch, um die 50 Louisd'or in Empfang zu nehmen."

Helmer nahm das Geld, und ſchickte ſeinen berittenen Bedienten, der bald darauf mit verhängten Zügeln davon ſprengte, eiligſt — nach Hauſe.

17.

Der pfiffige **Helmer** hatte nun nicht nur ſeine 18 Louisd'or für das Kränzchen **Lucinden's** wieder in der Taſche, ſondern noch überdieß durch dieſe fein geſponnene Intrigue 82 Louisd'or baaren Gewinn.

Die Geſellſchaft fuhr bei Zeiten heiteren Sinnes wieder in die Stadt zurück, weil **Lucinde** Abends als Gräfin Orſina in **Emilie Galotti** ſpielen mußte.

Lindor hatte indeß zu Hauſe wieder durch Anfertigung von Lorbeerkränzen für den Ruhm ſeiner liebenswürdigen Gattin geſorgt, obgleich ſie ihn in der vergangenen Nacht zur Thüre des Garderobezimmers hinausgeworfen hatte. Solche vorübergehende Stürme am Horizonte ſeines häuslichen Lebens war er jedoch ſchon gewohnt, und tröſtete ſich immer mit dem alten, bewährten Spruche: „Nach Regen folget Sonnenſchein.“

Lindor ließ ſich bei ſeiner Gattin Lucinde gleich nach ihrer Rückkunft melden, und wurde auch wirklich vorgelaſſen.

Ein Schreiben des Stadtgerichtes an Lucinden war angekommen, welches derſelben auftrug: über die anliegende Schuldklage innerhalb 24 Stunden bei Vermeidung der Paßſperre ihre Erklärung abzugeben.

Die Klage ſelbſt lautete ſo:

„Höchſtpreisliches Stadtgericht!

„Die Schauſpielerin Lucinde hat ihre Geburtsſtadt Berlin mit Hülfe aufgenommener Capitalien verlaſſen, um eine Kunſtreiſe durch Deutſchland anzutreten.

Unter denjenigen, welche ihr baare Vorſchüſſe gemacht haben, befindet ſich auch eine Modehändlerin, der ſie außer einer bedeutenden Summe für herausgenommene Modewaaren auch ein baares Darlehen von 500 fl. in Staatsobligationen ſchuldet.

Dieſe Modehändlerin hat mir die anliegende Vollmacht gegeben, um in hieſiger Stadt für ihren Vortheil in Bezug auf obengenannte Schauſpielerin Lucinde zu ſorgen.

Da nun in einem Artikel des heutigen Morgenblattes zu leſen iſt, daß dieſe Schauſpielerin Lucinde geſtern Abends mit ächten Brillanten ſpielte, ſo ſcheint es, daß ſie ſich in ſehr glänzenden Verhältniſſen befinden müſſe.

Ich bitte daher das höchſtpreisliche Stadtgericht, die Schuldnerin zur Tilgung der oben genannten Summe alles Ernſtes, und bei Vermeidung der Auspfändung und Paßſperre gnädigſt anzuhalten ꝛc."

Lucinde lachte über dieſes Mißverſtändniß laut auf, und befahl ihrem Gatten, dem höchſtpreislichen Stadtgerichte zu erwiedern: „daß jene Stelle in der Theaterrecenſion wegen der ächten Brillanten nur eine poetiſche Redensart ſey, die ſich nach keinem Münzfuße richte; übrigens würde ſie nach Beendigung ihrer Kunſtreiſe die unbedeutende Forderung der Modehändlerin unverzüglich berichtigen."

18.

Alle Bühnendirektionen, die nur einigen Werth auf die Beurtheilung ihrer Verwaltung und der Talente ihrer ausübenden Künſtler in Lokal- und auswärtigen Zeitſchriften legen, bewilligen den Critikern, Correſpondenten und Redaktionen den freien Eintritt.

Dieſe Verfügung hat den Beifall eines jeden Unbefangenen für ſich, obgleich ein bekannter witziger Kopf einſt ſagte: „der Schlüſſel, welcher den unentgeldlichen Sperrſitz eines Kritikers aufſchließe, ſchließe auch ſeinen Mund zu.“

Vernünftigerweiſe kann man aber doch wohl einem Kritiker nicht zumuthen, den Eintrittspreis wie jeder andere Zuſchauer, welcher der Bühne und ihren Mitgliedern keinen Vortheil bringt, zu bezahlen, ſeine Zeit zum Opfer zu bringen, und neben der Mühe der Kritik ſich auch noch die derbe Ungunſt der Darſteller auf den Nacken zu laden.

Dagegen kann die übergroße Zahl von Freibilletten auf bedeutenden ſtehenden Bühnen nur durch die damit verbundenen Zwecke erklärt und gebilligt werden.

Die Bühnenverwaltung in H*** kannte dieſe Zwecke ſehr wohl, und benutzte die Freibillete als Mittel dazu.

Wollte ſie ein neues Stück, deſſen Ankauf oder Ausſtattung ihr bedeutende Koſten veranlaßt hatte, ungeachtet der Werthloſigkeit deſſelben wiederholt auf die Bühne bringen, ſo ſchickte ſie ihre Patſchergarde in das Parterre, die nach einer förmlichen Anweiſung und Bezeichnung der geeigneten Stellen des Stückes den Beifall des Publikums ausdrücken mußte.

So wie nun in eine wirkliche Garde nur Soldaten von einer beſondern Größe des Leibes aufgenommen werden, ſo fand die Bühnenverwaltung für nöthig zu verfügen: „daß nur diejenigen in die Patſchergarde treten dürften, welche zwei Hände vorzeigen könnten, die über Einen Schuh breit wären.“

Dieſe ſo weiſe und leicht ausführbare Maßregel ſchloß alle Kleinhändigen, ſohin alle Unbehülflichen, Unwürdigen aus, und ſicherte zugleich den günſtigen Erfolg.

Der Theaterdichter wurde zum Chef der Patſchergarde ernannt, und bezog zur Vergütung von jeder zweiten und folgenden Darſtellung eines ſchlechten Stückes 1 Procent der reinen Einnahme, weil das Honorar für die ſelbſtverfertigten Bühnenſtücke kaum die Ausgaben für das tägliche Brod zu decken vermochte.

Im Vorbeigehen ſey's geſagt, daß man es den Bühnenverwaltungen nicht wohl verargen kann, wenn ſie Manuſcripte von Theaterdichtern, die nicht ſchon einen ausgebreiteten Ruf beſitzen, ablehnen oder nur gegen ein äußerſt geringes Honorar ankaufen, weil Niemand gerne die Katze im Sacke kauft. In einer Periode, worin die Manuſcriptenpeſt alle handſchriftlichen Erſcheinungen auf der Bühne nach wenigen Stunden eines erbärmlichen Lebens auf ewig hinrafft, iſt die Scheu vor Anſteckung eine natürliche Folge.

Buchhändlern iſt der Verlag von Theaterſtücken vollends ein wahrer Gräuel in den Angen; ſie bekommen ein förmliches Fieber, wenn ſie ihnen auch nur angeboten werden, und ſeitdem eine ſolche Papiermachéfigur einen wackern Dichter für ein dreiaktiges Trauerſpiel 15 fl. rh. geboten hat, womit die Abſchreibkoſten kaum zu beſtreiten waren, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es für Theaterdichter einträglicher ſey, den Buchhändlern die Kleider auszuklopfen und die Stiefel zu wichſen, als Bühnenſtücke für ihren Verlag zu dichten. —

Wer alſo in H*** ein Freibillet wünſchte, meldete ſich nur bei dem Chef der Patſchergarde, neben deſſen Schreibtiſche ein Handmaß ſtand, wie ein Längemaß für die Rekruten in den Caſernen befindlich iſt, und legte ſeine Hände in daſſelbe. Füllten ſeine Hände das Maß aus, ſo ward er aufgenommen, und erhielt die Freikarte, wo nicht, — abgewieſen.

Um ſich das Widrige einer ſolchen Abweiſung zu erſparen, meldeten ſich gewöhnlich nur ſolche, die ihrer Aufnahme ſchon zum voraus gewiß waren: Matroſen, mit Fingern wie Schiffstaue, Güterlader in der Stadt, Haſenpacker u. ſ. w.)

Lucinden's Honorar für jede Gaſtrolle war nicht unbedeutend, und für zehn Rollen eine namhafte Summe. Die Patſchergarde mußte daher an jedem Abende, an dem ſie ſpielte, vollzählig im Parterre erſcheinen, und war daher auch an dieſem Abende, wo Lucinde als Gräfin Orſina gaſtirte, zum pompöſen Empfange derſelben muthig aufmarſchirt.

19.

Während des erſten Aktes, worin Lucinde nicht beſchäftiget war, machten ihr die Redakteure der Lokalblätter im Ankleidezimmer Viſite. Es waren ihrer nicht weniger als dreizehn.

Der Redakteur des ſogenannten Schmierblattes ſtattete ſeinen verbindlichſten Dank für die liberale Manier ab, womit ihm die Recenſion zur Aufnahme zugeſendet wurde; er verſtand darunter den Wein und die Schinken.

Die übrigen Redakteure überreichten ihr voll Artigkeit ihre heute erſchienenen, von Lucinden's Lobe überfüllten Blätter, worunter auch einige zärtliche Gedichte ertönten, auf Velinpapier mit grünſeidenen Schleifen umwunden.

Wie eine Königin nahm ſie alle dieſe Huldigungen hin, und drückte Jedem von dieſen Herren einen blanken Dukaten in die Hand, worüber dieſelben ganz entzückt bei allen Redaktionsgöttern gelobten, ihre künftigen Rollen mit dem Heiligenſcheine des Ruhmes zu verklären, und jede Recenſion zuvor ihrer Prüfung und beliebigen Aenderung zu unterziehen.

„Iſt nicht auch der Herr Redakteur des Abendblattes unter Ihnen, meine Herren?“ — fragte Lucinde.

„Ich bin's, gehorſamſt aufzuwarten,“ antwortete ein kleines grämliches Männchen, und drängte ſich mit den devoteſten Bücklingen aus dem Schock ſeiner Kollegen hervor.

„Auf ein Wort unter vier Augen, wenn ich bitten darf,“ rief ihm Lucinde mit wildem Blicke zu, und zog ihn raſch in eine Ecke.

„Wie konnten Sie Ihr geſchätztes Blatt durch die Aufnahme einer famöſen Verläumdung meiner

Perſon, und ſelbſt noch durch die Beilage eines Caricaturbildes in ſo hohem Grade herabwürdigen?"

„„Das ſind für mich räthſelhafte Worte,"" erwiederte der erſtaunte Redakteur; „„ich habe bisher mein Blatt unter allen hieſigen Blättern am gewiſſenhafteſten vor aller Gemeinheit und Schmähſucht bewahret, und kann mir daher keinen Vorwurf machen.""

„Warum haben Sie aber die heutige Auflage Ihres Blattes eilig umgedruckt und die erſte vernichtet?"

„„Das iſt mir wahrhaftig etwas ganz Neues; ich kann Ihnen beweiſen — ""

Eben ging der Theaterdirektor durch das Zimmer.

„„Auf ein Wort, wenn ich bitten darf, Herr Direktor,"" rief der Angeſchuldigte.

„Was ſteht zu Dienſten?"

„„Sagen Sie mir doch gefälligſt, wann, um welche Stunde haben Sie die heutige Nummer des Abendblattes erhalten?""

„Um neun Uhr Morgens! Ich bin Ihnen für dieſe frühzeitige Mittheilung ſehr verbunden, und danke Ihnen noch beſonders für die vortreffliche und ehrenvolle Recenſion über die erſte Rolle meines verehrten Gaſtes, der Dame Lucinde. Guten Abend!"

Der Theaterdirektor entfernte ſich wieder.

„„Hier haben Sie meine vollgültige Rechtfertigung, ſchöne Frau! und ich kann nur bedauern, daß Sie mich auch nur einen Augenblick einer ſolchen Handlung fähig erachten konnten."" —

„Verzeihen Sie, wertheſter Herr Redakteur! die Quelle der Nachricht war zu glaubwürdig, um nicht wenigſtens am Gegentheile zweifeln zu müſſen; auch hatte ich noch nicht die Ehre, Sie perſönlich zu kennen. Ich bitte daher um Vergebung. Erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit!"

„„Hohe Frau, dieſe Bitte geziemt mir!""

„Ich ſehe wohl, daß mir eine Intrigue geſponnen wurde. Vor meiner Abreiſe werde ich ſie aber in Ihrem Blatte zur Warnung für künftige Gäſte der hieſigen Bühne öffentlich aufdecken. Ich zähle auf Ihren Beiſtand, auf Ihre Verſchwiegenheit!"

Mit dieſen Worten drückte ſie ihm noch einen Dukaten Schmerzens- oder Sottiſengeld in die Hand, den er eiligſt in die Taſche ſteckte, indem er ſie ſeiner kräftigſten Mitwirkung verſicherte.

20.

Nachdem ſich dieſe gefürchteten Herren entfernt hatten, trat der Fürſt ein.

„Lucinde, wodurch habe ich das Mißtrauen verſchuldet," begann er, „das Sie in mich zu ſetzen ſcheinen? Steht Helmer Ihnen näher, als ich? Warum haben Sie ſich zuerſt an ihn um Rath und Hülfe gewendet, und nicht an mich?"

„„Ich errathe, was Sie meinen, mein lieber Fürſt!" erwiederte Lucinde; „hätte der Angriff mir allein gegolten, ſo würde ich Sie um Ihren gütigen Beiſtand gebeten haben; allein da die Verläumdung Ihrem Rufe zu ſchaden verſuchte, ſo fiel es mir zu ſchmerzlich, Sie perſönlich davon in Kenntniß zu ſetzen, und ich wußte in der Eile kein beſſeres Mittel, als mich an Herrn Helmer zu wenden, dem alle Verhältniſſe der Stadt in dieſer Beziehung ſehr wohl bekannt ſind.“ “

„Helmer, Ihr Vertrauter alſo, wie ich ſehe, wird Ihnen ohne Zweifel auch geſagt haben, daß ich ihm 50 Louisd'or gab, um die ganze Geſchichte zu unterdrücken. Dieſes Umſtandes würde ich natürlich Ihnen gegenüber gar keine Erwähnung thun, wüßte ich nicht, wie geneigt Sie ſind, unbedeutende Gefälligkeiten dieſer Art auf irgend eine unmerkliche, galante Art wieder zu vergüten. Es würde mich aber ſehr kränken, wenn Sie mir dadurch das Bewußtſeyn entziehen wollten, Ihnen einen unangenehmen Abend erſpart zu haben.“

Helmers Doppelbetrug lag nun klar vor ihren Augen, und ſie beſchloß, dieſe liſtige Prellerei im vollen Maße zu beſtrafen.

Sie dankte dem Fürſten für die große Gefälligkeit, die er ihr erwieſen, und betrat die Bühne, vom Inſpizienten an die Nähe ihres Schlagwortes erinnert.

21.

Lucinden's Zorn über Helmer's Gaunerſtreich brachte ihr ohnehin leicht reizbares Blut in ſolche Wallung, daß dadurch ihre Rolle als wuthentbrannte italieniſche Gräfin an Wahrheit des Colorits gewann.

Niemand war an dieſem Abende thätiger, der gefeierten Lucinde Kränze auf die Bühne zu werfen, als Helmer, entweder aus unverläugbarer Dankbarkeit für das Empfangene, oder um durch das Aufſehen ſeiner huldigenden Theilnahme jeden Verdacht bei Lucinden zu entfernen, oder um etwa auch ferner noch nach Umſtänden einen Fiſchzug Petri zu machen.

An der Abendtafel dankte Lucinde dem Helmer vor der ganzen Geſellſchaft für die außerordentliche Güte, womit er an der Spitze ſeiner ihr unvergeßlich theuern Freunde für ihren Ruhm beſorgt geweſen.

Wie ſehr erfreut war Helmer in ſeinem Innern, da er keine Spur einer Entdeckung an Lucinden bemerkte!

Es würde mich zu weit führen, die übrigen acht Gaſtrollen unſerer Heldin näher zu beleuchten, und die mancherlei Abentheuer zu erzählen, welche ſie noch mit ihrer bekannten Geübtheit in ſolchen Verhältniſſen beſtand.

Im Cyclus dieſer Rollen ſammelte ſie noch Kränze genug, um Jedem der Genoſſen des erſten Picknicks einen Kranz um den Steigerungspreis zum Andenken überlaſſen zu können. —

Inzwiſchen hatte ſie Briefe von ihren Freunden aus München empfangen, die ihr riethen, auch dieſe kunſtſinnige Stadt mit ihrer großen — weit und breit bewährten — Kunſt zu entzücken, und als ein ſeltenes Geſtirn am dramatiſchen Himmel auch auf der erſten Bühne von Süddeutſchland zu leuchten.

Mit Vergnügen las ſie dieſe Einladung, und beſchloß, am Abende nach der letzten Gaſtrolle unmittelbar nach München abzureiſen.

Ungern ſahen ihre Freunde ſie von H*** ſcheiden, wo ſie ihnen Genüſſe bereitet hatte, die von einem weiblichen Gaſte nach ihr kaum zu erwarten ſeyn durften.

M

Die letzte Rolle war ausgeſpielt, der Vorhang fiel.

Der Beifall, womit ſie gerufen wurde, glich dem Sturme des nahen Meeres, wenn es brauſend die ſtarken Dämme zu durchbrechen ſucht.

Sie erſchien, und dankte gerührt in wohlgeſtellten Worten.

Da ſtieg der Hintergrund in die Höhe, und der Theaterdirektor, welchen das ganze Perſonal im Halbkreiſe umſtand, die Herren ſchwarz, die Damen weiß gekleidet, nahte ſich der Erſtaunten, und ſprach ein Huldigungsgedicht im Namen aller Kunſtfreunde der Stadt.

Der Halbkreis trennte ſich, und der Tempel der Melpomene funkelte im Brillantfeuer.

Die zwei erſten Heldinnen des Theaters, im Gewande von Prieſterinnen der Muſe des Trauerſpieles, führten ſie, während ein feierliches Lied aus unſichtbaren Kehlen ertönte, an die Stufen des Altares, wo die ernſte Muſe ſelbſt, nach altgriechiſcher Mythe in der einen Hand einen Cypreſſenzweig, in der andern einen Dolch haltend, mit ihrem eigenen zarten Lorbeerkranze von feinen ächten Goldblättern, — ein prächtiges Geſchenk des Fürſten für die gefeierte Künſtlerin, — die Schläfe krönte, unter Trompeten- und Paukenſchall hinter den Couliſſen, wobei Lindor, um auch nach Kräften zur Verherrlichung ſeiner Gebieterin und Gattin beizutragen, — die Pauken hielt.

In der Umſtrahlung von mehr als fünfzig Fackeln wurde Lucinde im Wagen des Fürſten nach Hauſe geleitet; er ſelbſt und Helmer, dieſer auf Lucindens ausdrücklichen Wunſch, nahmen darin Platz.

Bei dem Einſteigen flüſterte Lindor ſeiner Gattin zu: „Lucindchen, darf ich nicht auch mitfahren?“

„„Warum nicht gar!““ fuhr ſie ihn an, „„das wäre wieder recht unſchicklich! Wenn du nicht gehen willſt, ſo ſetze dich neben den Kutſcher, und lege meine ſieben Schachteln auf deinen Schoß!““

Und Lindor that, was die hohe Frau befahl.

22.

Das Abſchiedsmahl, vom Fürſten veranſtaltet, war prächtig. Ein Toaſt folgte dem andern. Lucinde ſaß zwiſchen dem Fürſten und Helmer; es verſteht ſich, daß Lindor, der bei dem Packen des Reiſewagens behülflich war, wieder auf ſeinem Zimmer ſpeiſen mußte.

Endlich meldete der Poſtillon, daß der Wagen in Bereitſchaft ſtehe.

„Iſt die Chatouille ſchon im Wagen?“ fragte Lucinde ihren Gatten, der reiſefertig vor der Thürſchwelle ſtand.

„„Nein, ſie ſteht noch oben im Zimmer auf dem Tiſche,““ antwortete Lindor.

„Da ſieht man's, wenn man ſich auf ſeine Dienerſchaft verläßt, wie's ginge,“ verſetzte Lucinde, welche ihren Gatten, was ich früher zu bemerken vergaß, für ihren Kammerdiener ausgegeben hatte.

„Meine Herren, wollen Sie mich gefälligſt hinausbegleiten?“ fragte ſie den Fürſten und Helmer.

Beide folgten. –

Lucinde ſchloß die Chatouille auf, zählte die Goldrollen, und bat Helmer, ihr beizuſtehen, auch die nur hineingeſchütteten in Rollen zu bringen.

„Aber mein Gott,“ fieng ſie auf einmal an,“ wie viel würde ich wieder Unannehmlichkeiten bei der Auswechslung dieſes Goldes zu ertragen haben! O lieber Helmer, geben Sie mir doch zwei Wechſel nach D***, jeden zu 100 Louisd'or, in Conventionsthalern zahlbar. Bis dahin habe ich Münze genug, und bei größeren Zahlungen auf den Poſtſtationen wird das Gold in ſeinem vollen Werthe angenommen.“

Mit Vergnügen ſtellte Helmer die verlangten zwei Wechſel aus.

Das Haus Helmer und Söhne war eines der angeſehenſten in ganz H***, und ſeine Wechſel wurden auf allen Börſenplätzen geſucht.

Unterdeſſen zählte ſie am Tiſche, vor Helmers Augen, während er die beiden Wechſel ſchrieb, die zweihundert Louisd'or auf, bat ihn, ſich von der Richtigkeit der Zählung ſelbſt zu überzeugen, und brachte dann das Gold wieder in zwei Rollen, jede zu 100 Louisd'or, welche Helmer zu ſich ſteckte.

Dieſer hatte als ein ächter Kaufmann längſt ſchon berechnet, daß er ſchon an Ort und Stelle 20 fl. an Aufgeld bei dieſem Handel gewinne, was er jedoch Lucinden klüglich verſchwieg.

Reichlich beſchenkte ſie das Dienſtperſonal des Gaſthofes, übergab noch dem Lohnlakei ein Schreiben an die Redaktion des Abendblattes, ließ ſich von mehr als dreißig Männern den Abſchiedskuß geben, und auf den Armen in den Wagen tragen; der Fürſt nahm neben ihr Platz, weil er ſie bis nach B***, zwei Tagereiſen von H***, begleiten wollte, in deſſen Nähe ſeine ſchönſten Güter lagen, die er in Norddeutſchland beſaß; auf dem Rückſitze ſaßen der Mops und Linder.

Am Kutſchenſchlage drückte ſie den Helmer noch einmal an ihre Bruſt, und verſicherte ihm laut vor allen ſeinen Freunden: „ſie ſey ſo lebhaft von ſeiner Freundſchaft für ſie überzeugt, daß ſie ihn mit vollem Vertrauen zum Schirmvogte ihres guten Rufes in H*** ernenne; übrigens bedaure ſie nur, ihm für ſeine ſorgfältige Theilnahme nicht nach dem Wunſche ihres Herzens danken zu können, jedoch ſchmeichle ſie ſich, daß ihre Anweſenheit in H*** genüge, ihm ewig unvergeßlich zu bleiben.“

Helmer erſchöpfte ſich in Artigkeiten für dieſes auszeichnende Benehmen.

Der Wagen rollte fort; Helmer trat triumphirend in das Gaſtzimmer zurück, und lud alle Theilnehmer des Abſchiedsmahles zum Mittageſſen am folgenden Tage, wozu er das Wirthshaus wählte, worin ihm der Doppelgenieſtreich ſo glücklich gelungen war.

Von allen Seiten wurde er als der öffentlich erklärte Liebhaber Lucindens begrüßt, was ſeiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte.

Kaum hatte der Reiſewagen das Stadtthor im Rücken, als Lucinde ihren Gatten wieder auf den Kutſchenſitz poſtirte, das Rollleder aufzog, das Gitterfenſter niederließ, um gegen die rauhe norddeutſche Nachtluft geſchützt zu ſeyn, und mit dem

Fürſten eine Unterhaltung anknüpfte, über deren Stoff ich meinen verehrten Leſern und Leſerinnen keinen nähern Aufſchluß geben kann, weil mir alle verläſſigen Nachrichten hierüber fehlen, und ich zu beſcheiden bin, um ihrer eigenen Phantaſie eine beſtimmte Richtung vorzuzeichnen. —

23.

Helmer ſaß am Abende des nächſten Tages nach einer köſtlichen Mittagstafel, bei welcher er Toaſte auf Lucindens Wohl in allen möglichen Formen ausgebracht hatte, noch recht fröhlichen Sinnes in der Mitte ſeiner geladenen Gäſte, mit einer großen Weinpunſchterrine beſchäftiget, als das Abendblatt auf den Tiſch gelegt wurde.

Niemand hatte für heute etwas Beſonderes in dieſem Blatte erwartet, daher blieb es auch lange Zeit ungeleſen liegen, bis es ein der Geſellſchaft unbekannter Mann, der auf einem Seitentiſche ganz beſcheiden ein Glas Doppelbier trank, ſich erbat.

Der Fremde las einige Zeit, ſchüttelte den Kopf, rieb ſich die Augen, las wieder, murmelte einige unverſtändliche Worte, und legte endlich das Blatt mit der halblauten Aeußerung wieder auf den Tiſch der Geſellſchaft: „Nun, da hab' ich Reſpekt!“ –

„Was hat Sie denn im Abendblatte ſo ſehr intereſſirt?“ — fragte einer von **Helmers** Gäſten.

„„Eine wahre Seltenheit, eine wohlthätige Handlung von Bedeutung,““ — erwiederte der Fremde, — „„die von Tag zu Tag abnehmen, und bald zu den Wunderwerken gehören werden.““

„Ey ſo leſen Sie uns doch gefälligſt dieſen Artikel,“ — verſetzte jener, — „meine Augen hat der Punſch ſchon geſchleiert.“

Der Fremde nahm die Zeitung, ſteckte eine grüne Brille auf, rückte ſich das Licht näher, und las, wie folgt:

Oeffentlicher Dank.

„Die Redaction des Abendblattes beſtätiget hiermit den baaren Empfang des großmüthigen

Geſchenkes des hieſigen Kaufmannes, Herrn Adalbert Helmer, von einhundert und fünfzig Louisd'or in blankem Golde, wovon derſelbe 50 Louisd'or für das Waiſenhaus, 50 Louisd'or für das Findelhaus, und 50 Louisd'or zur nothwendigen Erweiterung des Narrenhauſes dahier ausdrücklich beſtimmt hat.

Indem die unterzeichnete Redaction, obgleich ohne Erlaubniß des hochherzigen Gebers, dieſes ſeltene Beiſpiel des Wohlthätigkeitsſinnes zur gottgefälligen Nacheiferung öffentlich bekannt macht, ergreift ſie dieſe Gelegenheit, im Namen der durch dieſe bedeutenden Unterſtützungen beglückten Anſtalten, an welche ſie ſogleich abgegeben wurden, den innigſten Dank auszudrücken. Gott ſegne den ſegenswerthen Menſchenfreund!

Die Redaction des Abendblattes."

24.

Helmer war wie aus den Wolken gefallen. Er wußte nur zu gut, wie wenig die Wohlthätigkeit zu ſeinen ſchwachen Seiten gehörte, und daß er wirklich verdienen würde, in's Narrenhaus zu kommen, wenn es ihm jemals einfallen könnte, eine ſo große Summe und zu ſolchen Zwecken zu verſchenken.

„Das hat Lucinde gethan, — dachte er bei ſich, — um mich vor allen meinen Mitbürgern zu verherrlichen; denn klar iſt es mir, daß ſie mich gränzenlos liebt. Aber warum vertheilte ſie das Geſchenk auf eine ſo ſonderbare Weiſe? Warum mußte ſogar das Narrenhaus einen Antheil erhalten, und zugleich mit meinem Namen genannt werden? Je nun, Künſtlerinnen haben ihre Eigenheiten, und unter ihnen hat Lucinde wohl die meiſten.“

Lobpreiſungen ertönten nun aus jedem Munde, obgleich ſeine Freunde, die ihn genau kannten, ſeine plötzliche, zu Wohlthätigkeitszwecken beſtimmte Freigebigkeit ſo wenig begriffen, als er ſelbſt.

Beſcheiden lehnte er alles Lob ab, unter dem Vorwande eines Mißverſtändniſſes oder wenigſtens einer indiskreten Ueberſchreitung der Befugniſſe einer Redaction in einem ſolchen Falle, wo Verſchwiegenheit vielleicht bedungen ſeyn mochte, jedoch mit einer zweideutig lächelnden Miene, um dem wankenden Glauben ſeiner Freunde noch eine Stütze zu laſſen.

Spät in der Nacht fuhr die Geſellſchaft in die Stadt zurück, und ſchon am frühen Morgen wurde dieſe Neuigkeit, — ein Wunder für Alle, welche Helmer kannten, — in allen Familien beſprochen.

Das Abendblatt dieſes Tages enthielt eine genaue Erzählung der Prellerei, welche ſich Helmer in der ſelbſt erſonnenen Caricaturgeſchichte wegen Lucinden erlaubt hatte, jedoch ohne Perſonen oder den Ort zu nennen. Auch war die Kränzchen-Verſteigerung wohlweislich gänzlich umgangen.

Helmer erkannte ſich in dieſem Gemälde ſogleich, nur wußte er nicht, im Falle er's Lucinden zuſchriebe, die doch nur ausſchließlich alle dieſe Einzelnheiten ſo genau wiſſen konnte, wie er es mit dem wohlthätigen Geſchenke zuſammenreimen ſollte.

Darüber zerbrach er ſich alſo gewaltig das ſonſt ſo pfiffige Köpflein; aber es iſt nun ſchon einmal ſo im Menſchenleben, daß man dasjenige am letzten bemerkt, was zunächſt vor den Augen liegt.

Das Klügſte ſchien ihm ein Beſuch des Redacteurs des Abendblattes zu ſeyn, der ihm wohl den befriedigendſten Aufſchluß geben konnte.

Dieſer ſagte jedoch, daß zwar beide Zuſendungen ohne Namensunterſchrift an ihn gekommen ſeyen, jedoch andere Umſtände ihn auf die Meinung geführt hätten, Lucinde müſſe die Quelle von beiden ſeyn.

Ha! jetzt durchſchau' ich ſie! — rief Helmer, als er wieder auf der Straße war: — ſie wollte mich zuerſt beſchämen und dann züchtigen. Mir recht, hab' ich doch die Gelegenheit mit Vortheil benützt, ſo lang es möglich war!“

25.

Mehrere Wochen verſtrichen ſo, ohne daß ſich etwas Erhebliches zugetragen hätte.

Die Theater-Vorſtellungen nahmen wieder ihren ledernen Gang an, wie vor Lucinden's Ankunft.

Gewohnheit und lange Weile füllten das Haus; ſehen und geſehen werden war der Hauptzweck der Kommenden. Verkäufliche Reize wurde zur Schau geboten, und in dieſem Artikel war der Handel in H** am wenigſten flau zu nennen.

Die Kaufmannsjugend dieſer Stadt, reich und ohne feine Erziehung, ſohin brutale Tonangeber, hatte eine Verbruderung der Rohheit geſchloſſen, welche das koſtbare Jünglingsalter in wilden Genüſſen verſchwelgte, dann mit gebrochener Lebenskraft an den Traualtar trat, um einem blühenden reichen Mädchen die Hand zum ewigen Bunde zu reichen, und dieſe ſchuldloſen Opfer elterlicher Habſucht höchſt unglücklich machte, oder gewaltſam auf den Ausweg unerlaubter Schadloshaltung hindrängte.

Helmer war keiner von den Aergſten dieſes ſaubern Gelichters, und doch war er nahe daran, mit Thekla, Prinzeſſin von Wallenſtein, jedoch in minder edlem Sinne, ſagen zu können:

„Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
„Hab' ich nicht geliebet und gelebt?“

In Helmers väterlichem Hauſe waren in jüngſter Zeit über die Aufführung unſers Helden, beſonders über ſein Verhältniß zu Lucinden, allerlei nachtheilige Gerüchte zur Sprache gekommen, welche viel dazu beitrugen, die Pläne von Helmers Mutter zu begünſtigen.

Dieſe liebte ihren zweiten Sohn August, einen guten ſanften Jüngling von den beſten Sitten, weit mehr, als den ältern Sohn Adalbert, und wünſchte, ihn dereinſt im Beſitze der väterlichen Handlung zu ſehen, um dann mit ihrem alten Gatten die letzten Tage ihres Lebens bei ihrem geliebten Sohne, vielleicht im Genuſſe großmütterlicher Freuden, zu beſchließen.

Sie hatte daher ſchon ſeit längerer Zeit eine Verbindung ihres Sohnes Adalbert mit der einzigen Tochter des reichen Banquier R* vorgeſchlagen, welche ihn zugleich in den Stand ſetzen könnte, ein eigenes Geſchäft zu übernehmen.

Der alte Helmer wollte lange nicht daran, indem er fürchtete, der hochmüthige Banquier möchte dieſen Antrag mit einem Korbe abweiſen; die kluge Mutter wußte jedoch dieſe Beſorgniß durch den Weg einer ausforſchenden Vermittlung zu heben, und ſo gelang es, die kaum gehoffte Einwilligung des R* und ſeiner Tochter Emilie zu erhalten, ohne durch unmittelbare Verhandlung der Sache eine kränkende Ablehnung zu wagen, die zwiſchen beiden Häuſern wahrſcheinlich eine ewige Feindſchaft begründet hätte.

26.

Emilie war in der ganzen Stadt als ein Mädchen von tadelloſen Sitten und ſeltenen körperlichen Reizen bekannt.

Der ſchöne Helmer gefiel ihr, und ſie zeigte ſich geneigt, ihm ihre Hand und ihr Herz zu reichen.

Die Schönheit übt über die Menſchen eine unwiderſtehliche Gewalt aus, und die Macht ihres Zaubers empfinden Liebende am meiſten.

Mögen Weiſe noch ſo eifrig von der Vergänglichkeit ſchöner Formen, von der ewigen Dauer der Tugend predigen, ſo wird durch alle ihre Rednerkünſte, ja ſelbſt durch die unläugbare Wahrheit ihrer Behauptung, das Richterurtheil des Auges nicht beſtochen.

Ich wette 1000 gegen 1, daß unter tauſend Mädchen, die zwiſchen einem ſchönen und nicht ſchönen, — ich will nicht einmal ſagen: häßlichen, — Bräutigam wählen ſollen; nicht ein einziges zögern wird, ſich vom ſchönen heimführen zu laſſen, es müßte denn allgemein bekannt ſeyn, daß ſein Charakter zu den unheilbar-verworfenen gehöre.

Dieß war nun bei Helmer, ungeachtet ſeiner großen Lebensluſt, gewiß nicht der Fall; eine hübſche ſanfte Frau durfte immer darauf rechnen, ihn als ein ſolides Ehemännchen auf der Philiſterbahn des häuslichen Stilllebens und des ehelichen Glückes zu erhalten.

Emilie war ferner äußerſt mildthätig, und vertheilte ihr ganzes, nicht unbeträchtliches Nadelgeld, monatlich unter die Armen, in deren Mitte ſie ſich, wie einſt Eliſabeth Landgräfin von Thüringen, ſelig fühlte.

Der öffentliche Dank im Abendblatte für die große Spende Helmers zu wohlthätigen Zwecken, hatte ihr Herz gerührt.

Ein gerührtes Damenherz iſt verloren, und gehört dem Manne, der es gerührt hat, eben ſo gewiß, als der Menſch dem Teufel, wenn dieſer ihn auch nur an einem einzigem Haare ſeines Scheitels gefaßt hat.

Thränen der Armuth und des Elendes, welche Emilie mit tiefgefühltem Erbarmen trocknete, bildeten unter den reichen Geſchenken ihrer Eltern und Verwandten den koſtbarſten Schmuck, einen Strahlenkranz himmliſcher Perlen und Juwelen, womit ſie einſt vor dem Throne des Ewigen ihr Engelhaupt zieren konnte.

Die Hoffnung, in den Armen eines ſo edlen, menſchenfreundlichen Mannes ungeſtört und ohne Scheu ihrem Wohlthätigkeitsſinne ſich überlaſſen zu dürfen, entſchied ganz beſonders ihre Einwilligung.

Helmer erfuhr dieſen Umſtand durch einen Freund, der im Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters Buchhalter war, und beſchloß, durch eine Handlung der Wohlthätigkeit ihr Herz auf immer an ſich zu feſſeln.

Er ſchrieb ihr daher folgenden Brief, bei welchem 100 Louisd'or in zwei verſiegelten Rollen lagen:

„Verehrungswürdigſte Emilie!

Heute Abend wird mir die längſt erſehnte Stunde ſchlagen, welche durch ein feierliches Eheverlöbniß mich dem ſchönen Ziele meines irdiſchen Glückes nähern ſoll.

Ich weiß dieſen Feſttag meines Lebens nicht würdiger zu feyern, nicht angenehmer Ihrem edelmüthigen Herzen, als durch die herzliche Bitte, den anliegenden kleinen Betrag unter die Armen zu vertheilen, die Sie als ihren rettenden Engel verehren.

Mit unwandelbarer Verehrung
Ihr
ganz ergebener
Adalbert Helmer.

H** den 17. April 18—

Nach Tiſche erhielt Helmer, der einem freundlich-dankenden Briefe Emiliens entgegenſah, folgende Antwort:

Mein Herr!

Unter gewiſſen Umſtänden, zwiſchen dem Geber und Armen, iſt auch die geringſte Gabe dankeswerth. Allein daß Sie meiner Tochter zur Feier des Eheverlöbniſſes zwei verſiegelte, mit Ihrer eigenen Hand überſchriebene Rollen, jede angeblich zu 50 Louisd'or, als eine Spende für die Armen überſendeten, worin ſich nur Kupferzweier befanden, würde ich einem Andern als Ihnen, der Sie Ihren Wohlthätigkeitsſinn erſt kürzlich ſo glänzend bewährten, als eine Verhöhnung anrechnen müſſen.

„Im gelindeſten Falle jedoch geht ein klarer Beweis von Geſchäftsunordnung daraus hervor, und Sie werden es einem ſorgſamen Vater nicht verargen, wenn er ein großes, mühſam erworbenes Vermögen, deſſen einzige Erbin ſeine Tochter iſt, nicht in unzuverläßige Hände legen will.

„Sie dürfen ſich daher von nun an jeder Mühe der Bewerbung um meine Tochter für enthoben erachten, wobei ich Ihnen zugleich die Beruhigung nicht verſagen kann, daß auch kein Anderer aus den Mauern von H** die Hand meiner theuern Emilie erhalten ſoll, die ich als einen würdigen Preis dem Manne beſtimme, der am Schluſſe des beginnenden Befreiungskrieges von Deutſchland und halb Europa, mit den Siegeslorbeern des Heldenmuthes meine Schwelle betritt, und ſollte er auch nichts beſitzen, als ſein gutes Schwert, womit er unſere Freiheit erkämpfen half.

Genehmigen Sie übrigens die Verſicherung der Fortdauer meiner Hochſchätzung Ihres perſönlichen

Charakters, womit ich die Ehre habe, zu unterzeichnen, als

Ihr
ergebener
N*

H** den 17. April 18—

27.

Jetzt fiel der Schleier von Helmers Augen; er ſah in dieſem Streiche, den ihm Lucinde durch die Verwechslung der zuerſt aufgezählten, und dann in Rollen gebrachten ächten Louisd'or, während er ihr einen Wechſel ausſtellte, mit vier andern Rollen, die nur Kupferzweier enthielten, geſpielt hatte, eine gerechte Beſtrafung jenes förmlichen Betruges, wodurch er Lucinden und den Fürſten um eine namhafte Summe prellte.

Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als zum böſen Spiel eine gute Miene zu machen, und die gerügte Geſchäftsverwirrung auf eine feine und vollkommen genügende Weiſe zu entſchuldigen. Deßwegen gab er vor, dieſe vier Rollen Kupferzweier, jede zu 50 Stücken, abſichtlich gemacht, verſiegelt, und mit der Bezeichnung: Louisd'or, überſchrieben zu haben, um ſie bei dem nächſten Kranzſchieben auf der Kegelbahn im Caſſinogarten zu verwenden. Nur ein Zufall müſſe ſie unter die Goldrollen in ſeiner Caſſe gebracht haben.

Dieſes ſogenannte Kranzſchieben beſteht darin, daß eine Geſellſchaft von Kegelſchiebern ſich verſammelt.

Jeder bringt etwas, deſſen geringſter Werth feſtgeſetzt iſt, in einer großen oder kleinen Schachtel oder in einem Packete mit: Taſſen, Börſen, Tabakspfeifen, Taſchentücher, Weſtenzeuge, Cryſtallgläſer, u. dgl.

Wer die meiſten Kegel ſchiebt, hat zuerſt die Auswahl unter den Schachteln oder Packeten, jedoch ohne ſie vor getroffener Wahl öffnen zu dürfen, und ſo wird die Nachfolge der Wähler durch die Kegelzahl beſtimmt.

Dieſes ſehr unterhaltende Spiel gibt zu manchem Spaſſe Anlaß, zu mancher Neckerei, wenn bisweilen einem ehrſamen alten Herrn, der vielleicht erſt kürzlich ein junges ſchönes Weibchen heimführte, nach mühſamem Entfalten zwanzig- und dreißigfacher Papierhülſen ein Kinderhäubchen oder eine feingedrechſelte Wiege von Elfenbein in die Hand fällt, die er heimlich in die Taſche ſtecken möchte, wenn nicht der Bringer dieſer Sache ein lautes Geſchrei erhübe, das die Entdeckung, und ein allgemeines Gelächter und Gratuliren veranlaßt, während vielleicht eben ein junger Herr ein Buch mit herrlichem Einbande, auf deſſen Rückſeite die Worte: Amors Ränke, in Goldbuchſtaben zu leſen ſind, neugierig öffnet, und den Titel des uralten Gebetbuches findet: Chriſtliche Hauspiſtole wider den böſen Feind.

Unſtreitig konnte Helmer durch keine glaubwürdigere Entſchuldigung ſich aus dieſer argen Verlegenheit ziehen; unter der Hand erfuhr ſie auch der Banquier R*; denn der Stolz von Helmers Vater hätte eine unmittelbare, die Sache ausgleichende Zuſchrift ſeines Sohnes an jenen um keinen Preis zugegeben.

Gewiß mag der alte R* die Haſt ſeines Abſagebriefes, wenn auch nur aus Liebe für ſeine Tochter Emilie, bald genug bereuet haben; allein auch ihn hielt eine Art falſcher Scham von dem freien Geſtändniſſe ſeiner Uebereilung ab.

Als daher Helmer, was er ſchicklicherweiſe nicht umgehen konnte, an Emilie ſchrieb, und den ſcheinbar ganz natürlichen Grund dieſer Irrung erklärte, zugleich auch um Aufſchluß über ihre gegenwärtige Geſinnung, und über ſeine Hoffnung für die Zukunft bat, antwortete ſie ihm, mit ausdrücklicher Bewilligung ihres Vaters, wie er ſpäterhin erfuhr: daß ihre Achtung und Neigung für ihn unverändert ſey, und ſie ihm, wenn er als Mitkämpfer zur Befreiung Deutſchlands das Wort ihres Vaters löſen würde, am Altare ihre Hand und ihr Herz mit wahrer Liebe und Treue reichen wolle."

Nach Empfang dieſes Briefes blieb ſeiner Ehre keine andere Wahl mehr, als die Waffen zu ergreifen. Mit dem Segen ſeiner Eltern, mit den Lobſprüchen des alten R*, von dem er Abſchied nahm, und geleitet von den Strahlen der Thränen, die

Emilie in der Trennungsſtunde vergoß, ſchied er von H** und ſeinen Freunden, die ihn ſeit der Geſchichte mit den kupfernen Louisd'ors nur immer den verliebten Kupferſchmied nannten, und hatte ſchon wenige Wochen darnach den preußiſchen Fahnen als Freiwilliger den Eid der Treue geſchworen.

28.

Alle meine Zeitgenoſſen kennen die ewig denkwürdige Geſchichte des ſogenannten Befreiungskrieges von Deutſchland, alle glänzende Verheißungen, die damals begeiſterten und zum Ruhme führten, und wiſſen nun, wie viele von ihnen in Erfüllung gingen.

Wenn Carl Moor ſagt: „Ich trage eine Armee in meiner Fauſt!" ſo durfte wohl Napoleon von ſich behaupten: daß jeder ſeiner Gedanken ein Armeekorps ſey." Er ſtand und fiel wie ein Löwe!

In allen Bülletins des preußiſchen Heeres über die mörderiſchen Schlachten, die es ſchlug, pranget der Name Helmer vor allen andern. Ueberall, wo es Sieg oder Tod galt, ſtand er an der Spitze der Freiwilligen.

In der Schlacht bei Waterloo, wo das unwandelbare Verhängniß den Untergang Napoleons vollendete, den es auf Rußlands Eisgeſilden im Jahre 1812 durch die Empörung der Elemente vorbereitet hatte, erſtürmte Helmer eine das Schickſal des Tages entſcheidende Redoute der franzöſiſchen Garde-Artillerie, und wurde, mit ſieben Wunden und drei Orden geſchmückt, vom Feldmarſchalle Blücher im Namen des Königs auf dem Schlachtfelde zum Major eines Jäger-Regimentes ernannt.

Der Friede führte ihn nach einem ehrenvollen Abſchiede, der ihm die Erlaubniß ertheilte, die Uniform eines Oberſt-Lieutenants der Armee zu tragen, nach H** zurück.

Die große Zahl ſeiner Freunde, an ihrer Spitze eine Deputation des Senates der Stadt, zog ihm eine Meile von derſelben feierlich entgegen, und geleitete ihn gleichſam im Triumphe in ſein väterliches Haus.

An der Seite ſeines hocherfreuten Vaters fuhr er zum alten Banquier R*, der ihn an der Schwelle des Hauſes mit Thränen in den Augen als ſeinen geliebten, würdigen Schwiegerſohn umarmte, während Emilie ſchon die Arme öffnete, um ihren Adalbert, der des Vaters Verheißung ſo glänzend in Erfüllung brachte, an ihr von inniger Liebe überſtrömendes Herz zu drücken.

Noch jetzt leben ſie froh und glücklich auf einer reizenden Villa am Geſtade des ſchiffreichen Stromes, aus deſſen Wogen die Handelsherren der Stadt ſchon ſeit Jahrhunderten ihre unermeßlichen Reichthümer geſchöpft haben. Schöne muntere Kinder umgaukeln ſie; die Armen finden dort noch immer ihre hülfreiche Mutter, und im Genuſſe aller Annehmlichkeiten des Lebens ſehen ſie die Wahrheit beſtätiget: daß doch des Lebens höchſtes Gut — die Liebe ſey.

29.

Die Ereigniſſe jener verhängnißvollen Zeit liegen noch zu nahe, um ein unbefangenes Urtheil über Napoleon zu begünſtigen. Tauſend Federn waren ſeit ſeinem erſten Auftreten vor Toulon in Bewegung, über ihn zu ſchreiben, aber noch keine wurde ſo tief eingetaucht, daß ſie den Grund, die Tiefe ſeines gewaltigen Gemüthes erreicht hätte.

Freunde der Freiheit und liberaler Inſtitutionen können ſeinen Untergang niemals aufrichtig beklagen; ihre Hoffnungen wären zu keiner Zeit in Erfüllung gegangen, denn ihm war nichts groß und heilig, als ſein Wille. Aber mit tiefer Bekümmerniß ſieht der unbefangene Denker in Napoleon den großartigſten Charakter untergehen, den je die Welt getragen hat, den Mann, dem es unter 45 Millionen Menſchen gelang, der Erſte, der Einzige, der Gefeierte zu ſeyn, aus dem Staube auf den Thron zu ſteigen, und einer ganzen Welt Geſetze vorzuſchreiben. Mit Napoleon brach die Spindel im Uhrwerke der politiſchen Welt; jedes Rad hat ſeinen eigenen Gang gewählt, und greift nicht mehr zu einem gemeinſamen Zwecke in die Fugen der andern. Daher kommt es, daß wir nicht mehr wiſſen, wie wir an der Zeit ſind.

Die Völker ſind mündig geworden; ſie ſehnen ſich nach der Erfüllung jener lockenden Verheißungen, womit man in den Tagen der Noth ſo freigebig war.

Nach dem freien England waren alle Augen, alle Hoffnungen gerichtet, als der unſterbliche und unvergeßliche Canning das Staatsruder ergriff.

Kurz vor ſeinem Tode legte er noch durch die Convention vom 6. Juli 1827[*] den Grund zu Griechenlands Freiheit, dieſer Wiege der Civiliſation, der würdigen Nachkömmlinge Homeriſcher Helden, die nun ſeit ſo vielen Jahren gegen das Mordbeil der Barbaren von Aſien und Afrika ſiegreich gekämpft haben, bis der kühne Aar des eiſigen Nordens ſeine Donner entfeſſelte, und der Sohn des heiligen Ludwig das Schwert für das Kreuz zog.

Wohl konnte man, als Canning am 8. Auguſt 1827 Morgens um 3 Uhr 50 Minuten zu Chiswick, angeblich an einer Gebärm-Entzündung, ſtarb, mit J. Thomſon fragen:

„Why wert thou ravish'd from our hope so soon?" *)

Tief bewegt von dem großen, beweinenswerthen Verluſte dieſes unerſetzlichen, und bisher unerſetzten Staatsmannes, ſprach ich damals — am 15. Auguſt 1827 — in einer deutſchen Zeitſchrift in folgenden Worten laut meine Klage aus:

„O weine, Albion **), die blut'gen Zähren
Des Jammers, Deine Säule iſt gefallen, —
Dein Canning, ja, Dein herrlichſter von Allen,
Du ſahſt den großen Geiſt ſich groß bewähren!

Wer dämmet nun das ſchwerverhalt'ne Gähren?
Verödend wird bald durch des Friedens Hallen,

---

*) „Warum wurdeſt du ſo bald unſerer Hoffnung entriſſen?"

**) England.

Der Schlachtenruf empörter Völker ſchallen,
Jn Blut zu baden beide Hemiſphären.*)

Verzaget nicht, die ihr auf Gott vertrauet,
Jn der verhängnißvollen Prüfungsſtunde:
Die wahre Freiheit kann nie untergehen!

Sein Leib erlag; doch was Er kühn erbauet,
Mit ewiger Gerechtigkeit im Bunde,
Wird ſchirmend ſtets ſein Rieſengeiſt umwehen!

30.

Zu derſelben Zeit, da Lucinde mit ihrem Morſe und ihrem Gatten nach München eilte, um in einer Reihe von Gaſtrollen den ganzen Umfang ihres dramatiſchen Darſtellungsvermögens zu entwickeln, lebte ſeit einigen Monaten in dieſer Stadt ein alter Jude, Namens David, angeblich aus Amſterdam, ein kleiner dürrer Mann, doch von gravitätiſcher Haltung. Seine Geſichtsfarbe war eine Miſchung von Olivengrün und Orangengelb, gegen welche das glänzend ſchwarze Haar einen grellen Gegenſatz bildete.

---

*) Iſt dieſe Prophezeihung ſeitdem nicht buchſtäblich in Erfüllung gegangen; und wo wird ſie ihre Gränzen finden?

Der Verf.

David war unvermählt, ohne Kinder, und beſaß, wie man allgemein verſicherte, ein ungeheures Vermögen, das er ſich durch den Juwelenhandel in Oſtindien erworben hatte; man ſprach ſogar von mehreren Millionen, woraus es beſtehen ſollte.

Jedermann beneidete ihn um ſeine herrliche Equipage, aus einem Landauerwagen im neueſten Geſchmacke und vier Schimmeln von blendender Weiße beſtehend.

Allein er bediente ſich ihrer ſelten, und zog es vor, zu Fuße zu gehen.

Immer ſah man ihn ganz ſchwarz gekleidet; die einzige Auszeichnung vor andern ſchwarz gekleideten Herren, die wenig oder kein Vermögen beſaßen, war ſeine Bruſtnadel, ein Brillant, deſſen innern Werth Kenner auf 3000 Louisd'or ſchätzten.

Dieſer Solitär war der leuchtende Stern, welcher die weiblichen Spekulanten nicht zur Krippe, ſondern zum Hauſe des reichen David leitete, und ein wahrer Köder für dieſe luſtigen Fiſchlein, die ihn auf allen Schritten und Tritten umgaukelten.

David theilte ganz die Neigung ſeines namen- und ſtammverwandten Königs David — für ſchöne Frauen und Mädchen. Nach ſeiner Verſicherung in vertrauten Zirkeln hatte er in keiner andern Stadt liebenswürdigere und gefälligere Geſchöpfe gefunden, als in München, ein Umſtand, der, wie er zu ſagen pflegte, ſein langes Hierbleiben erkläre, obgleich er auf einer Reiſe durch ganz Europa begriffen ſey, die kein ungewöhnliches Verweilen an einem und demſelben Orte geſtatte, ohne den ganzen Reiſeplan zu verrücken, und die hiezu beſtimmte Zeit zu verlängern.

31.

„Geld iſt Macht!“ — ſagt Hobbes, und zwar mit Recht, und weil bekanntlich die Juden in Folge ihrer nie ſchlummernden Betriebſamkeit das meiſte Geld beſitzen, ſo bilden ſie allerdings eine Macht im Staate.

Man konnte zwar einwenden, daß dieß auch bei reichen Chriſten der Fall ſey.

Ich antworte: Nein!

In allen Staaten, in welchen den Juden nicht alle Rechte der übrigen Staatsbürger, ſondern nur nach gewiſſen Beſtimmungen beſchränkte Rechte bewilligt ſind, müſſen ſich dieſelben nothwendig als Fremdlinge betrachten, und für dieſen Bannfluch in der Geldmacht Entſchädigung ſuchen, die ſie im Handel mit den Chriſten erwerben.

Weil aber die Juden auch da, wo ſie alle Rechte der übrigen Staatsbürger genießen, das Geld dennoch durch die Ueberlegenheit ihres Handelsgeiſtes an ſich ziehen, ſo betrachten Regierungen, welche ihnen nur beſchränkte Rechte geſtatten, dieſe gerade deßwegen noch als den einzigen Damm gegen einen noch ärgern Mißbrauch ihrer Geldmacht zum größten Nachtheile der chriſtlichen Staatsbürger.

Allein damit iſt's noch nicht gethan; die Geld-

Kiſten der Juden bleiben doch immer Abgründe, in welche die Capitalien der Chriſtenheit ſtürzen, ohne je wieder in die Hände der Chriſten, zum Vortheile derſelben, zu kommen.

Und darin liegt der wahre Grund zur gerechten Klage gegen die Juden, den meines Wiſſens noch keiner von den vielen Schriftſtellern aufgefaßt hat, die für oder gegen die Emancipation des auserkorenen Volkes Israel geſchrieben haben.

Es genügt ſohin keineswegs, den Mißbrauch der jüdiſchen Geldmacht zu verhindern, oder zu erſchweren, ſondern dieſe Geldmacht muß als eine faktiſch beſtehende fremde Macht im Staate als ſolche aufhören.

Dieß kann nur dadurch geſchehen, wenn Ehen zwiſchen Söhnen und Töchtern chriſtlicher und jüdiſcher Familien, ohne Glaubensänderung, geſchloſſen werden dürfen.

Nur auf dieſem Wege kehren die durch Juden den Chriſten abgewonnenen Summen wieder zu dieſen, ſohin zurück in den allgemeinen Verkehr, welcher die Seele des Handels iſt.

Dieſe Bedingung würde ich für die Bewilligung aller ſtaatsbürgerlichen Rechte aufſtellen; der Talmud mit allen ſeinen Alfanzereien dürfte wohl kein weſentliches Hinderniß in den Weg legen, wäre nur einmal die *politiſche* Frage wegen der jüdiſchen Geldmacht gelöſet.

32.

Verblendet von den Huldigungen der Bewohner von H**, glaubte *Lucinde*, daß die K. Hof-Theater-Intendanz in München ſich beeilen würde, alle ihre Forderungen mit der größten Bereitwilligkeit zu genehmigen.

Allein die Ueberſpanntheit derſelben, und der anmaßende Ton, womit ſie geſtellt wurden, machten jede Annäherung unmöglich, und die Kunſtkenner und Kunſtfreunde Münchens mußten dem Wunſche entſagen, eine in den öffentlichen Zeitſchriften von ihrem Gatten ſo hochgeprieſene Schauſpielerin auf der Bühne zu ſehen und bewundern zu können.

Lucinde war früher niemals in München geweſen; ſie kannte weder die Neigungen und Gewohnheiten der Einwohner, noch den Geiſt der Verwaltung der K. Hofbühne. An dieſen Klippen ſcheiterte ihr Unternehmen.

Dagegen gefiel ihr das Leben und Treiben in München ſehr wohl, und ſie beſchloß, ihren Aufenthalt daſelbſt vor der Hand zu verlängern, und die Vergnügungen einer Hauptſtadt nach Herzensluſt zu genießen.

Daß München ein ſchlechtes Pflaſter habe, iſt für die Einwohner und fremden Beſucher eine ausgemachte Sache, und zugleich ein unterſcheidender Vorzug dieſer Hauptſtadt vor den meiſten andern; daß es aber auch ein theures Pflaſter ſey, wie man zu ſagen pflegt, nicht bloß im wörtlichen Sinne für die Verwaltungs-Behörde, welche das ſchlechte Pflaſter wie ein gutes bezahlen muß, ſondern auch im figürlichen Sinne für die Börſen der Fremden, mußte Lucinde in kurzer Zeit erfahren.

Ihr Stolz ließ es nicht zu, den erſten Gaſthof, den ſie bei ihrer Ankunft noch mit den ſchönſten Hoffnungen bezog, nach Zerſchlagung ihrer Unterhandlungen mit der K. Hof-Theater-Intendanz zu verlaſſen, und eine beſcheidene Privat-Wohnung zu miethen; freilich mochte ſie auch die Ausſicht auf kleine Liebes-Abentheuer, die in großen Gaſthöfen der vielen Fremden wegen ſich leichter als an irgend einem andern Orte anſpinnen laſſen, zum Dortbleiben bewogen haben.

Die Ortskritiker, Kunſtkenner und Kunſtfreunde Münchens machten ihr ſchon in den erſten Tagen den Hof, und boten, entzückt von ihrem überaus artigen Benehmen, mit dem größten Vergnügen ihre Dienſte an.

Viele unter dieſen Herren waren einſtimmig der Meinung, daß von den lobenswerthen Eigenſchaften Lucinden's die lobenswertheſte ſey: „ihre Courmacher zur Abendtafel zu ziehen."

Allein hier bewährte ſich der moraliſche Satz: „daß irdiſche Eigenſchaften vergänglich ſind, und nur die geiſtigen ewig dauern," in ſeiner vollen Wahrheit. Mit der Dickleibigkeit von Lucinden's Börſe ſchwand auch die entbehrliche Neigung, aufdringliche Lobpreiſer zu füttern.

Um dieſe Zeit erhielt David einen Kourier aus Wien mit der Nachricht, daß er am Morgen des Börſentages, an welchem der Kourier Wien verlaſſen, im Staatspapierhandel 700,000 fl. gewonnen habe.

David ſaß eben an der Tafel eines vornehmen Diplomaten, als ihm dieſe Depeſche überreicht wurde, die ihm wohl nicht minder erfreulich ſeyn konnte, als einem Monarchen die Nachricht von einem Hauptſiege über die feindliche Heeresmacht.

David aber blieb ſo gleichmäßig, daß auch kein Zug ſeines Antlitzes die innere Stimmung verrieth; er hielt das Papier einige Zeit tiefſinnend in der Hand.

„Haben Sie vielleicht eine unangenehme Nachricht erhalten?“ — fragte der Herr des Hauſes.

„„Nein; im Gegentheile eine gute: nur wundert es mich, daß ich gerade ſo viel gewonnen habe, als ich zu verlieren glaubte. Sonderbar, daß ich gerade dießmal mich täuſchen mußte.““

Er reichte die Depeſche hin, die nun von Hand zu Hand gieng, und eben ſo großes Erſtaunen als lebhafte Glückwünſche veranlaßte.

„Unbegreiflich, Herr Banquier,“ — nahm einer von den Gäſten das Wort, — „bleibt mir bei einem ſo erfreulichen Ereigniſſe Ihre Kälte, Ihre Gemüthsruhe.“

„„Das gibt die Uebung,““ — erwiederte David; — „„Ruhe iſt die nothwendigſte Eigenſchaft in einem großen Spiele. Uebrigens iſt es mir unangenehm, daß mein Geſchäftsführer in Wien, dem ich ausdrücklich das Spiel unterſagte, aus welchem dieſer Gewinn hervorging, weil es mit einer ſoliden Combination nicht vereinbar ſich zeigte, dennoch meinem Befehle entgegen handelte, und ich bedaure, ihn nun aus meinen Dienſten entlaſſen zu müſſen, um meine Fonds einem verläßigeren Manne anzuvertrauen, obgleich ich gegen ſeine Kenntniſſe und Treue nichts einzuwenden habe.““

Dieſes Verfahren wurde von allen Anweſenden allzuhart gefunden: beſonders eiferten die Damen ſehr dagegen, und baten um Nachſicht für den Geſchäftsführer.

„„Ein Feldherr, der wider den Befehl ſeines Gebieters einen glänzenden Sieg davon trägt, iſt des Todes ſchuldig;““ — verſezte David. — „„Unter einem ähnlichen Geſichtspunkte muß ich den Ungehorſam meines Geſchäftsführers beurtheilen, da ein eben ſo großer Verluſt als Gewinn daraus hätte entſtehen können; das blinde Glück allein hat entſchieden. Bei der Entlaſſung deſſelben muß es alſo ſein Verbleiben haben, doch werde ich ſie ihm, um weder unbillig noch undankbar zu handeln, durch ein Geſchenk von 100,000 Thalern zu erleichtern ſuchen, womit er ſein weiteres Glück auf eigene Rechnung verſuchen mag.““

Dieſer großmüthige Ausweg fand den lauteſten Beifall, und ſämmtliche Damen leerten ein Glas Wein auf Davids Wohl.

Bald darauf erſchien einer der erſten Juweliere von München, deſſen prächtiges Waarenlager allgemein berühmt war, mit einem Käſtchen, das auserleſene Kleinodien enthielt. David hatte ihn gleich nach Empfang der frohen Botſchaft, in das Hotel des Diplomaten durch ſeinen Bedienten beſchieden, und bat nun jede Dame, zum Andenken an dieſen Tag, an welchem er die Ehre genieße, die Blüthe der ſchönſten Damen der Hauptſtadt verſammelt zu ſehen, ſich ein Andenken zu wählen.

Dieſe Galanterie entzückte die Damen, welche bei der Auswahl keineswegs ſchüchtern waren.

Da in wenigen Tagen das Geburtsfeſt des unſterblichen und für Baiern unvergeßlichen Königes Maximilian Joſeph fiel, und von den Feſtbällen geſprochen wurde, die wahrſcheinlich in den erſten Familien des hohen Adels gegeben würden, äußerte David, daß er aus perſönlicher innigſter Verehrung dieſes angebeteten Königes, zur Feier des erhabenen Feſtes recht gerne in ſeinem Hauſe einen Feſtball veranſtalten würde, wenn er auf die hohe Ehre der Theilnahme ſämmtlicher anweſender Gäſte rechnen dürfte.

Natürlich wurde ihm dieſe ſogleich in den verbindlichſten Ausdrücken zugeſagt; denn welche Dame ſchlüge die Einladung zu einem Feſtballe aus, wenn ihn auch kein Mann von ſechzehn Ahnen, ſondern, wie es hier der Fall war, nur ein ganz ordinärer Millionär veranſtalten will?

Nach aufgehobener Tafel befahl David ſeinem Kammerdiener, am Abende des 27. Mai eine Abendtafel auf 100 Gedecken, und einen Feſtball zu veranſtalten, jedoch mit derſelben Pracht, als ob der König ſelbſt daran Theil nähme.

33.

Wie alle Flüſſe dem Meere, ſo ſtrömen alle Lebensgenüſſe dem Golde zu; wie die Magnetnadel dem Nordpole, ſo wendet die Welt ſich dieſem edlen Metalle zu; ſeinem Zauber huldigen alle Talente; die Künſte und Wiſſenſchaften gedeihen im Lichte der Strahlen, und alle Zonen der Erde legen ihre Erzeugniſſe vor dem Throne des Goldes nieder. Selbſt der Weiſe darf es nicht verſchmähen, wenn er auch von jenem Troſſe gemeiner Naturen ſich feierlich losſagt, die gleich den Israeliten in der Wüſte, dem goldenen Kalbe abgöttiſch dienen, und nichts Edleres und Höheres kennen, als das Gold.

Ein bekannter Tonſetzer wurde von David eingeladen, eine Feſthymne in Muſik zu ſetzen, die ihm ein rühmlich bekannter Dichter, von den Voranſtalten dieſes glänzenden Balles unterrichtet, als Weihe des Abendes vorgeſchlagen und überreicht hatte.

Ein anderer Muſenſohn, einer von Lucinden's Tiſchgenoſſen, kam auf den Einfall, einen Prolog zu dieſem Feſte zu dichten, worin er die tiefe Verehrung Davids für den hochherzigen König ausdrückte, deſſen erhabene Tugenden als Menſch, Gatte, Vater und Monarch in allen Theilen der Welt geprieſen würden, daher es auch einem Fremden vergönnt ſeyn möge, den innigſten Gefühlen der unbegrenzten Ehrfurcht Worte zu leihen, und durch die ſchwachen Zeichen äußerlicher Huldigungen zu bethätigen.

Dieſer Prolog erhielt den größten Beifall Davids, denn er war ganz dazu geeignet, den wahren Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus ſeine Veranſtaltung eines Feſtballes beurtheilt werden mußte, deſſen Glanz Alles zu überſtrahlen verhieß, was der hohe Adel und der Verein fremder Diplomaten bisher verſucht hatten; David war zu fein, um ſeine Geldmacht den großen Verdienſten und einer hohen Geburt ſchroff gegenüber zu ſtellen, als fordere er ſie zum Wettkampfe auf, oder als wolle er ſie beſchämen. Indem der Prolog die Verehrung des Königes als einzigen Zweck des Feſtballes hinſtellte, wurde der höchſte Glanz deſſelben zugleich zur erſten Pflicht des Feſtgebers, weil Jeder, der dem Könige ſeine Huldigung bringt, ſein Beſtes ſpenden ſoll.

Auf des Dichters Empfehlung ſollte Lucinde gebeten werden, den Prolog zu ſprechen, und David fuhr mit ſeinem Viergeſpanne bei ihr vor, um ſie perſönlich um dieſe Gefälligkeit zu erſuchen.

34.

Lucinde war auf dieſen Beſuch vorbereitet. Längſt ſchon hatte ſie ſeine Bekanntſchaft zu machen gewünſcht, und pries nun den Zufall, der zur

Erfüllung ihres Wunſches eine ſo ſchickliche Gelegenheit zu wählen wußte.

Obgleich Linder in München als Lucinden's Bruder auftrat, ſo hielt ihn dieſe doch immer von ſich entfernt, weil ſie bisweilen in eine Lage kommen konnte, die nicht einmal ein Bruder, viel weniger ein Gatte gleichgültig betrachten würde.

Im reizendſten idealiſchen Gewande ſaß Lucinde am Claviere, und ſang eben aus Körners Banditenbraut Hedwigs Lied im dritten Akte; ſie hatte den erwarteten David in ſeiner prächtigen Equipage ſchon von Weitem erkannt, und eben als ihr Kammermädchen, — eine arme Waiſe, die ſie in München erſt zu ſich genommen, — den Herrn Banquier David meldete, der bereits im Vorzimmer, und von Lucinden nur noch durch die halb geöffnete Thüre getrennt war, nickte ſie mit dem großen Köpfchen ein: „Ja,“ — und ſchloß das Lied mit den zwei letzten Zeilen:

„Der allein kann mich verſtehen,
Der mein Glück im Herzen trägt!“

Sie ſchien ihre ganze Seele mit dieſen Worten zu verſchmelzen, in ſanfte Accorde ihre wehmüthige Erinnerung aufzulöſen; die linke Hand ſank in ihren Schooß, mit der rechten entlockte ſie dem Inſtrumente noch einige leiſe Klänge, das Haupt ſchwärmeriſch auf die linke Schulter neigend.

Schweigend ſtand David einige Sekunden im Gemache, im Anblicke der ſüßen Träumerin verſunken.

Mit einem tiefen Seufzer, wie aus dem Schlafe erwachend, ſchlug ſie die Augen auf, erblickte David, und ſtand raſch vom Stuhle auf, mit dem unwillkürlichen Ausrufe: „Bei Gott, er iſt's!“

Wir wollen ihr intereſſantes Geſpräch belauſchen, deſſen Folge den Knoten der Geſchichte löſen wird.

David. Wie ſoll ich mir dieſe Worte deuten, ſchöne Lucinde? Hat mein Anblick eine unangenehme Empfindung in Ihnen erregt?

Lucinde. Im Gegentheile, gerade die angenehmſte. Seit meinem Aufenthalte dahier hörte ich in allen Geſellſchaften von Ihrem edlen Herzen, von Ihren großmüthigen Geſinnungen ſprechen, und der Wunſch, Sie perſönlich kennen zu lernen, wurde täglich lebendiger in mir. Niemals fügte dieß der Zufall. Aus den Schilderungen Ihrer Perſon entwarf meine Phantaſie ſich ein eigenes Bild.

David. Ihre Theilnahme an meiner Perſon entzückt mich, und ich beklage es aufrichtig, ſo lange in derſelben Stadt mit Ihnen und doch ohne Sie gelebt zu haben. Dieſe Tage muß ich zu den verlorenen meines Lebens zählen.

Lucinde bat ihn, neben ihr auf einer Ottomane Platz zu nehmen.

Lucinde. Schon als Kind verlor ich meine Eltern, und wandle, mir ſelbſt überlaſſen, ohne Eltern, ohne einen Gatten oder Freund, dem ich Alles ſeyn möchte und konnte, durch das Leben. Die Kunſt iſt meine Führerin; ihr verdanke ich ein anſtändiges Daſeyn.

David. Verzeihen Sie, holde Lucinde! wenn ich den Umſtand, daß Sie ohne Gatten und ohne Freund leben, nur durch einige Launen mir zu erklären weiß, von welchen die Wahl der Damen in Bezug auf ein liebendes Herz gewöhnlich geleitet wird, denn unglaublich iſt es, daß ſo viel Liebenswürdigkeit ohne Anbeter bleiben ſollte.

Lucinde. Anbeter, o ja, Anbeter fehlen mir nicht, doch dieſen fehlen alle Eigenſchaften, die in meinen Augen Erwiederung verdienen. Schmetterlinge ſind ſie, die von einer Blume zur andern fliegen, den Honig aus ihren Kelchen ſaugen, und dann verſchwinden. Dieſe ſogenannten Anbeter ſollten nach Japan ziehen: dort ſind die Schmetterlinge Sinnbilder der ehelichen Treue, indem man ſagt, daß dieſe Inſekten immer in Paaren fliegen. Auf deutſchem Grunde muß eine deutſche Jungfrau keinen Sinn für ſolche Huldigungen haben.

David. Wahrhaftig, Lucinde! Sie äußern edle Geſinnungen! Wenn ich den Sinn Ihrer Worte richtig aufgefaßt habe, als Sie von einer deutſchen Jungfrau ſprachen, ſo iſt es Ihnen gelungen, biſher unverlezt durch die gefahrvollen Klippen des Theaters zu ſchiffen?

Lucinde. Gott Lob, ja! den Schatz meiner Jungfräulichkeit hab' ich biſher rein bewahrt, ſo wahr die Sonne über uns leuchtet!

Dieß konnte **Lucinde** mit gutem Gewiſſen betheuern, da es gerade regnete, und kein Strahl der Sonne aus dem finſtern Gewölke brach.

David. Ihre Unterhaltung bezaubert mich ſo ſehr, daß ich den ganzen Zweck meines Beſuches vergeſſe.

Am 27. Mai iſt ein großer Feſtball in meinem Hauſe, den ein Prolog eröffnen ſoll. Dürfte ich Sie wohl, ſchöne **Lucinde**! um die Gefälligkeit erſuchen, ihn zu ſprechen? Ihre Kunſt und perſönliche Liebenswürdigkeit würden den feſtlichen Abend ganz beſonders verherrlichen.

Lucinde. Ich fühle mich durch Ihren Antrag geehrt, und werde mein Möglichſtes thun, Ihrer Erwartung zu entſprechen. Muß ich den Prolog in einem paſſenden Coſtüm, allenfalls als

Bavaria, oder nur in feſtlicher Kleidung ſprechen?

David. Keines von beiden, ſondern in der jüdiſchen Tracht einer Fürſtin aus dem alten Teſtamente; es gibt auf der Welt nichts, was Damenreize in ihrer zaubervollen Wirkung ſo außerordentlich unterſtützt, als eine ſolche Kleidung, nur muß ſie die Pracht des Urſprunges zeigen.

Lucinde. Ein herrlicher Gedanke! Doch wer ſoll dieß Coſtüm anfertigen, nach welcher Zeichnung?

David. Ich ſende Ihnen den Coſtümier; das nöthige Geſchmeide, beſorge ich ſelbſt. Um jedoch Alles gemeinſchaftlich verabreden zu können, und zugleich auch die Störung und das Aufſehen wiederholter Beſuche zu vermeiden, wär' es recht gut, wenn Sie, liebe Lucinde, das erſte Stockwerk in einem Hauſe neben dem meinigen beziehen möchten; es ſteht eben leer, und wenn Sie mit meinem Vorſchlage einverſtanden ſind, ſoll es bis heute Abend zu Ihrer Aufnahme vollſtändig meublirt ſeyn.

Lucinde. Mit dem größten Danke würde ich Ihr gütiges Anerbieten annehmen; allein ich ſtehe mit dem Gaſthofinhaber noch in Rechnung, und muß das Eintreffen meines rückſtändigen Honorars aus H** erwarten, bevor ich das Haus verlaſſen kann. Entſchuldigen Sie meine Offenheit durch das Vertrauen, welches ich in Ihren Charakter ſetze!

David. Dieſer Umſtand ſoll den Wechſel der Wohnung nicht verzögern. Berichtigen Sie gefälligſt dieſe Kleinigkeit; heute Abends erſcheine ich als Gaſt zum Nachtiſche in Ihrer Wohnung.

Indem er eine Banknote von tauſend Gulden auf den Camin legte, küßte er zärtlich Lucinden's Hände, die er mit aller Innigkeit drückte, und empfahl ſich.

35.

„David, Sohn Davids,“ rief Lucinde, die Banknote in der Hand, und fröhlich durch's Zimmer tanzend, „Du biſt gefangen, doch ſoll es Dir beſſer bei mir gehen, als Deinen Ahnen in der ägyptiſchen Sclaverei!

Sie klingelte.

Eine Aufwärterin trat ein.

„Der Herr Wirth möchte ſich einen Augenblick herauf bemühen!“

Der Wirth kam.

Lucinde. Ich verlaſſe heute nach Tiſch Ihr Haus.

Wirth. So?

Lucinde. Mittags wünſche ich noch einmal in Geſellſchaft auf meinem Zimmer zu ſpeiſen.

Wirth. So?

Lucinde. Laſſen Sie alſo zwölf Gedecke legen, und ſchicken Sie mir den Lohnlackey, damit er die Einladungskarten beſorge.

Wirth. Gut!

Lucinde. Vergeſſen Sie nicht, einen Korb von Ihrem beſten Champagner-Sillery zu beſorgen, auch friſche Auſtern und Seefiſche, und was Sie ſonſt noch Auserleſenes in der Küche haben.

Wirth. Gut!

Lucinde. Nun ſo eilen Sie doch, ſonſt rückt die Mittagszeit heran, und es iſt nichts geſchehen.

Wirth. Es ſoll und wird auch nichts geſchehen, ſo lange die alte Forderung nicht getilgt iſt. Hier iſt ſie. Ich habe gewiß lange genug Nachſicht gehabt, Madame Lucinde, das müſſen Sie ſelbſt geſtehen; doch Alles hat ſeine Grenzen.

Lucinde. Ey, wenn Sie ſonſt keine Einwendung zu machen haben, bin ich ſehr zufrieden; dieſe läßt ſich gleich heben. Sehen Sie hier dieſe Banknote! Und nun rufen Sie mir gefälligſt einen Commis aus einem der nächſten Wechſelhäuſer, der mir das Geld für dieſe Banknote ſogleich mitbringt.

Wirth. Ganz zu Dero Befehl, gnädige Frau! Sie haben über Dero unterthänigſten Diener zu befehlen! Ich bedaure nur, daß Sie mein Haus verlaſſen wollen! Ganz zu Dero Befehl! Will ſogleich die Tafel rufen, und den Commis decken laſſen; ich Eſel bin doch ganz verwirrt, und ſpreche Alles verkehrt: unterthänigſter Diener, gnädige Frau! gehorſamſter Diener!

„Erbärmliche Menſchen,“ dachte ſich Lucinde, „die für nichts Sinn haben, als für Geld, und ihr ganzes Benehmen nach dem Klange dieſes Metalles richten!“

Die Banknote wurde in Gold umgeſetzt, der Wirth bezahlt, das köſtliche Mittagsmahl eingenommen, wobei ſie aus einem Gefühle von Dankbarkeit beſonders den Dichter des Prologes auszeichnete, Lindor mit Reiſegeld verſehen, um einen Ausflug in die reizende Gegend von Salzburg zu machen, und dann das neue Quartier bezogen, das der erſte Tapezier von München im neueſten Pariſer Geſchmacke meublirt hatte.

36.

Noch an demſelben Abende nahm Lucinde eine Muſterung aller Schönheiten vor, die theils frei in den Gemächern, theils in Schränken aufbewahrt ſich vorfanden. Wäſche und Kleider nach der letzten Mode, vom feinſten Stoffe, und für alle Jahreszeiten ausgeſchieden, traf ſie im Uebermaße; die Schatulle war mit Gold und allen gewöhnlichen Münzſorten im öffentlichen Verkehre Münchens, in eigenen Abtheilungen, gefüllt; kurz es fehlte nichts, um dieſe Wohnung mit Anſtand einer Fürſtin anbieten zu können. Theaterdamen wiſſen ſich bekanntlich bald in alle Lagen zu ſchicken, weil es wenige gibt, die ſie nicht ſchon von der Bühne aus kennen, und welche von dieſen Damen lernt nicht lieber die Rolle einer reichen Frau ſpielen, als die Kunſt, in einem engen Dachſtübchen, in den Armen der Liebe von Kartoffeln zu leben?

Der Coſtümier erſchien mit der Zeichnung der jüdiſchen Tracht aus dem alten Teſtamente, welche ganz Lucinden's Beifall erhielt.

Die Zeit der Abendtafel rückte heran; Lucinde wählte ein bezauberndes Nachtgewand, um ihrem David zu gefallen.

Dieſer erſchien um 8 Uhr Abends.

Lucinde empfing ihn äußerſt freundlich, und bat um Vergebung, daß ſie ſich bereits benommen habe, als befinde ſie ſich in ihrem Eigenthum.

„Dieß hängt auch nur von Ihnen ab, ſchöne Lucinde!“ erwiederte David, „und nicht bloß dieß, ſondern mein ganzes Vermögen ſteht Ihnen zu Dienſten.“

„„Wie kann ich Ihnen Ihre Güte jemals vergelten?““

„Durch aufrichtige Freundſchaft, durch — doch nein, ich will weder der Zeit, noch der Stimmung Ihres Herzens vorgreifen; Sie errathen das Gefuhl, das ich meine, ohne es zu nennen; die Zukunft ſoll mein Glück oder mein Unglück entſcheiden!“

„„Herrlicher Mann, ich verſtehe Sie ganz; doch auch ich weiß meine Empfindungen in einem Augenblicke zu beherrſchen, wo das Feuer derſelben von der Glut der Dankbarkeit kaum zu unterſcheiden wäre.““

Als ein feiner Kenner der Weiberherzen ſchien es ihm eine ausgemachte Sache, daß Lucinde in wenig Tagen ſich ergeben werde; die Betheurung der unverletzten Jungfräulichkeit hatte er natürlich nur für eine Theaterphraſe genommen, denn ſeinem geübten Auge entging es nicht, daß jenes durchſchimmernde, lichte Email eines wahrhaft jungfräulichen Antlitzes, gleich dem Blüthenſtaub in Lilienkelchen oder dem Farbenſchmelze auf Schmetterlingsflügeln, längſt ſchon verwiſcht ſey.

Lucinde widmete ihrer neuen Eroberung während des Nachtiſches alle Aufmerkſamkeit einer zärtlichen Wirthin; er fragte ſie wegen des Feſtballes um ihre Meinung, und bat ſie, Anordnungen nach ihrem Geſchmack vorzuſchlagen, die ihm auch ganz beſonders gefielen.

Sie erzählte ihm allerlei Abenteuer aus ihrem dramatiſchen Leben und Treiben, erwähnte der liſtig gelegten Fallſtricke, denen ſie glücklich entgangen, die großen Summen und glänzenden Verheißungen, die ſie ausgeſchlagen, und ſchilderte das Glück der Tugend, nach der ſie ſtets geſtrebt habe, mit ſo begeiſterten Worten, daß **David** beinahe ſelbſt an der Richtigkeit ſeiner praktiſchen Beobachtungsgabe gezweifelt hätte.

Schon nahte ſich die Mitternacht; **David** guckte aus innerem Frohſinne tiefer als gewöhnlich in das Glas, und der alte Haudegen aus Ungarn, der **Tokayer**, gab ſeinen alten Nerven einen jugendlichen Schwung.

Lucinde aber war zu klug, um jetzt ſchon das warme, ja ſelbſt glühende Eiſen, zu ſchmieden, mit jungfräulicher Schüchternheit lehnte ſie ſein vertrauliches Anſchmiegen ab, und ſtatt des erbetenen Kuſſes, als er ſchied, erhielt er ein Tugendſprüchlein, das ſie pathetiſch deklamirte, dann ließ ſie ſich auf das linke Knie nieder, küßte ihm dankbar die Hand, und nannte ihn ihren geliebten Freund. Er fühlte ſich ſo ſelig, als ſäße er ſchon in Abrahams Schooße.

37.

Lucinde konnte ſich Glück wünſchen, eine ſo koſtbare Goldforelle aus dem Jordan gefiſcht zu haben; aber bis jezt lag das Fiſchlein nur erſt im Neze, es war noch nicht ans Land gebracht.

Wie oft hatte ſie das alte Geſellſchaftslied geſungen und ſingen gehört, welches der ſelige Herr von Kozebue dichtete, — der leider das Dramatiſiren mit dem Politiſiren verwechſelte, — und Zumſteeg in Muſik ſezte:

„Es kann ſchon nicht alles ſo bleiben.
Hier unter dem wechſelnden Mond,“ u. ſ. w.

und wie oft dachte ſie nun an die Möglichkeit eines baldigen Wechſels ihrer jezt ſo günſtigen Lage!

Ferner fiel ihr ein alter goldener Spruch ein: „Man müſſe ſich Pfeifen ſchneiden, ſo lange man im Rohre ſitze" — und die goldene Lehre: „Was heut geſchehen kann, verſchiebe nicht auf morgen!"

Die guten Deutſchen ſind beſonders reich an ſolchen Kern- und Troſtſprüchen, und wiſſen ſich in gar vielen Fällen ihres Lebens derſelben beſtens zu bedienen; und weil ſie ſich ſo wohlfeil tröſten können, gelangen ſie nie zur Verzweiflung.

Darüber war Lucinde mit ſich ſelbſt vorläufig volkommen einig, daß ſie den alten David gar nicht, deſto mehr aber ſein Gold liebe. Nicht minder klar ſtand die Ueberzeugung vor ihren Augen, daß er raſend in ſie verliebt ſey, und ihren Beſitz um jeden Preis ſich zu verſchaffen wünſche.

Die Hand auf's Herz legend, mußte ſie ſich auch ſelbſt geſtehen, daß wenn er ſeine Freigebigkeit an Bedingungen geknüpft hätte, alle ſeine Wünſche ſchon erfüllt waren.

„Sollte er vielleicht einen ſo hohen Werth auf meine Jungfraulichkeit legen," dachte ſie im Stillen, „deren Daſeyn ich ihm ſo heilig betheuert habe? Wenn er nun im entſcheidenden Augenblicke ſeine Erwartung getäuſcht fände? Dann wär's wohl aus, und ich dürfte auf einer fremden Bühne, wo man meine Herzensgeheimniſſe noch nicht kennt, meinen Kranzhandel wieder verſuchen? Nein, ſo weit darf es nicht kommen; ich will Wort halten. Wofür er mich hält, das will ich ſeyn, — eine Jungfrau!"

Ich habe gewiß eine große Idee von der Macht des menſchlichen Willens, die oft, wie die Geſchichte lehret, Unglaubliches erzielte; aber Geſchehenes ungeſchehen zu machen, iſt bekanntlich eine Aufgabe, die bisher ſelbſt den Göttern nicht gelungen iſt. Lucinde unternahm es, die ſchwachen Götter zu beſchämen.

38.

Wilhelmine, das Kammermädchen, entkleidete ihre Gebieterin, und überhäufte ſie mit Lobſprüchen über die großen Reize, womit die Natur ſie ſo verſchwenderiſch geſchmückt habe.

„Kennſt Du ſo genau den Unterſchied zwiſchen dem, was ſchön und nicht ſchön iſt?“ fragte Lucinde.

„„Das kann ja offenen Augen kein Geheimniß bleiben,“ antwortete Wilhelmine, „wenn man Ihre Geſtalt, gnädige Frau, mit ſo vielen andern vergleicht, die man täglich zu ſehen Gelegenheit hat.““

„Du biſt eine Schmeichlerin, und dabei gegen Dich ſelbſt ungerecht; denn Du biſt ja ſelbſt ein recht hübſches Mädchen, und Deine Liebhaber werden auch Deine Reize ſchon oft genug gelobt haben.“

„„Ich habe keine Liebhaber, auch nicht einmal einen einzigen. Doch ja, einen doch; allein dieſer hält ſich immer in ſchüchterner Entfernung. Zwar erklärte er mir ſchon ſchriftlich ſeine Liebe, und daß er mich gar zu gerne heirathen möchte; allein er iſt ohne Vermögen, und braucht mindeſtens vierhundert Gulden, um ſich die nöthigen Vorrichtungen zur Ausübung ſeiner erlernten Kunſt anzuſchaffen. Weil ich nun kein Geld habe, ſo kann ich ihn nicht heirathen, und ohne Ausſicht auf Verſorgung eine Bekanntſchaft anfangen, macht einen ſchlechten Ruf, ſtürzt oft in's Unglück, und zuletzt wird doch nichts daraus.""

„Aber ich dächte, ein hübſches Mädchen, wie Du, könnte doch wohl bald zu vierhundert Gulden kommen?"

„„Ich wüßte wahrhaftig nicht, wie. Auf ordentlichem Wege gewiß nicht, und auf andern verlange ich keine Verſorgung. Meine unbefleckte Ehre iſt mein einziger Brautſchatz, den will ich denjenigen in das Haus bringen, den Gott mir zum Gatten auserleſen hat.""

„Wie, Mädchen! Du biſt alſo noch eine Jungfrau?"

„„Ey freilich, und Sie wundern ſich darüber, gnädige Frau?""

„Natürlich; ſchöne Mädchen ſind in einer Hauptſtadt tauſend Verſuchungen ausgeſetzt, und nicht immer ſtark genug, zu widerſtehen."

„„Ich ſcheue Verſuchungen nicht; ein ordentliches Mädchen darf nur immer Gott und ihre Ehre vor Augen haben, ſo ſchaden ihr alle Verſuchungen des böſen Feindes nicht, und ſie wird gewiß nicht zu Falle kommen.""

„Du haſt eine gute Erziehung genoſſen, liebe Wilhelmine! und ich billige ganz Deine edlen Grundſätze. Aber ſage mir doch, wenn ich Dir Gelegenheit verſchaffen würde, ein paar tauſend Gulden zu verdienen, und dann Deinen Geliebten heirathen zu können, würdeſt Du nicht ein Auge zudrücken, und nicht ſo wild ſeyn?"

„„Ich verſtehe nicht recht, was Sie damit meinen; ſo viel aber kann ich Ihnen ſagen, gnädige Frau, daß ich lieber mein Leben als meine Ehre opfern, und meinen geliebten Konrad betrugen wollte.""

„Du biſt ein junger Wildfang, Minchen! In meinen Dienſten ſollſt Du ſchon noch zahmer werden. Du biſt doch gerne bei mir?"

„„Das will ich meinen; ich betrat voll des innigſten Vertrauens auf Ihr edles Gemüth dieſes Haus, und mein Herz ſagt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe.""

„Du ſollſt Dich auch nicht getäuſcht haben, liebes Kind! Bleibe nur immer bei mir, und ſey offen, wahr, treu. Entkleide Dich jezt, trink doch ein Glas Wein! Stoß an auf Deines Konrads Wohl! Du ſchläfſt heute Nacht bei mir; das Bett wäre wohl für drei nicht zu ſchmal. Wir wollen dann noch eines zuſammen plaudern, und Du ſollſt mir über Manches Aufſchluß geben, was mir in Deinen Worten dunkel oder unglaublich geſchienen hat.“

Bald ſteckten ſie Beide unter einer Decke, und eine milchweiße Aſtrallampe ober ihnen goß ihre milden Strahlen auf die ſchönen Formen der umſchlungenen Arme herab.

Wilhelmine hatte nicht gelogen, und Lucinde müßte ein Ungeheuer geweſen ſeyn, hätte ſie mit dem Erwachen am nächſten Morgen nicht gerne dem Wunſche entſagt, dieſes reine Mädchen zu ihrem Plane auf Davids Gold zu mißbrauchen. Ihrem erfinderiſchen Kopfe mußten wohl auch noch andere Mittel zu Gebot ſtehen.

Davids Bewerbungen wurden von Tag zu Tag glühender. Inzwiſchen zerſtreuten ihn die Vorbereitungen zum Feſtballe, die Tag und Nacht von den erſten Meiſtern ihres Faches betrieben wurden; in allen Salons wurde von dieſem Feſte geſprochen, und mit einer Art von Aengſtlichkeit nach einer Einladung geſtrebt, welche ganz ungewöhnliche Genüſſe zu gewähren verhieß.

39.

Der 27. Mai erſchien.

Vor Davids Hauſe ſtand ein großes, mit Tüchern verhülltes Gerüſt, zur abendlichen Beleuchtung beſtimmt; die ganze Straße war mit Menſchen bedeckt.

Als es dunkel wurde, ward durch eine leichte Vorrichtung die Decke weggezogen, und vermittelſt durchlaufender Schwefelfäden ſtand plötzlich ein hellbeleuchteter Säulentempel vor dem erſtaunten Volke, das laut jubelnd ſeinen Beifall ausdrückte.

Zu gleicher Zeit öffneten ſich die Thore des Hauſes; tief im Hintergrunde, an der Schloßmauer des großen Gartens, ruhte die Büſte des geliebten Königes aus blendend weißem Marmor, mit einer Lorbeerkrone geſchmückt, auf einem wie gediegenes

Gold ſchimmernden Piedeſtale, hinter dem auf einer Erhöhung die Bavaria mit der reich geſtickten Fahne, im älteſten Nationalcoſtüm, von den Attributen des ſegenvollen Friedens umgeben, während vor demſelben die neun Muſen eine charakteriſtiſche Gruppe bildeten.

Der Widerſtral unſichtbarer Flammen beleuchtete wunderſam das Ganze.

Die koſtbarſten und ſeltenſten Gewächſe aus den tropiſchen Ländern in mehr als 2000 Töpfen ſtanden dicht gedrängt in einer Doppelreihe auf dem mit den feinſten perſiſchen Teppichen bedeckten Boden, vom Thore bis über die Treppe hinauf in den Feſtſaal, und bis zur Büſte im Garten; kleine Genien im lichtgewobenen Flügelkleide wandelten, gleich dienenden Geiſtern, darüber hin, und beſorgten die Opferaltäre, in altjudiſchem Style geformt, aus welchen die köſtlichſten Wohlgerüche des Morgenlandes emporſtiegen.

David empfing die Gäſte an der Schwelle des Thores; zwei Genien geleiteten jederzeit die Ausſteigenden über die Treppe, deren Teppichſtufen Roſenölduft hauchten, in den Feſtſaal hinauf.

Dieſer beſtand aus vier Spiegelwänden: in der Mitte hing ein einziger, ungeheurer Kronleuchter von geſchliffenem Bergcryſtall mit 500 brennenden Wachskerzen: in Hufeiſenform, mit einer Oeffnung der Mittellinie zum Eintritte, lud eine an den Rändern mit ſchwarzen Perlen und Corallen reichgeſtickte Ottomane von weißem und blauem Sammt die Gäſte zum Ausruhen. Die ganze Tiefe des Saales nahm ein prächtiges Königszelt, in der Nationalfarbe, ein, das oben ein aufrecht ſtehender gekrönter Löwe mit der linken Klaue zu halten ſchien, während er in ſeiner rechten das vereinte Hauswappen von Baiern und Baden trug. Von hundert unſichtbaren Sängern wurde die Feſthymne geſungen, während leiſe Harfen- und Flötentöne erklangen. Plötzlich rauſchten die Flügel des Zeltes aus einander, und aus dem dunklen Grunde deſſelben, von vier und zwanzig fackeltragenden Genien umgeben, trat eine majeſtätiſche Fürſtin in der alten Tracht des Stammes Iſrael hervor, mit Juwelen im Werthe von mehr als einer halben Million bedeckt. Die Verſammlung gerieth in die freudigſte Bewegung; ein Ausruf des allgemeinen Erſtaunens rauſchte durch den Saal.

Mit fürſtlichem Anſtande ſprach dieſe herrliche Erſcheinung aus der Geſchichte des alten Teſtamentes den Prolog, deſſen zartſinniger, höchſt verſtändiger Zweck, dem Urtheile der Gäſte über dieſes Feſt die gewünſchte Richtung zu geben, im einſtimmigen Beifalle erreicht wurde.

Dieſe Fürſtin Iſraels, — Lucinde, — hatte alle Herzen bezaubert; David war ganz beſonders von ihrem Anblicke ergriffen; die geſchichtlichen Erinnerungen an die große Vorzeit ſeines Volkes verſchmolzen ſo innig mit dieſer bezaubernden Erſcheinung, daß er in dieſem Augenblicke, fern von allen Zeugen, wohl ſelbſt dem Judenthum entſagt und ſein Herz und ſeine Millionen zu Lucinden's Füßen um den Preis ihres ewigen Beſitzes gelegt hätte.

40.

Mit einer würdevollen Verneigung trat Lucinde nebſt den Genien in das Zelt zurück, das ſich dicht hinter ihr ſchloß.

David wurde von allen Gäſten mit Lob überhäuft, ſowohl über die Pracht, als den ſinnigen Geſchmack ſeiner Anordnungen, und doch hatten ſie erſt das Vorſpiel des großen Feſtes geſehen.

Vier- und achtſtimmige Lieder ertönten, abwechſelnd mit Violin- und Flötenſoloſpielen, aus dem Zelte, während Erfriſchungen aller Art auf den feinſten chineſiſchen Taſſen gereicht wurden. Durch die Spiegelwände ſchien die Zahl der frohen Gäſte vertauſendfacht. Sechs Trompeten gaben das Zeichen zur Tafel.

Die Zeltflügel öffneten ſich, und die Gäſte ſahen durch das dunkle Zelt in einen endloſen Saal mit einer großen reich beſetzten Tafel, und ganz unten ein buntes Gewühl von Menſchen. Doch dieſe unabſehbare Tiefe, und dieſe zweite Zahl von Gäſten, waren nur Gebilde der Sinnentäuſchung — einer Spiegelwand.

Am Eingange des Speiſeſaales ſtand die Göttin des Glückes auf einer leuchtenden Kugel, in der Hand ein Füllhorn, worin hundert Looſe lagen. David lud die Eintretenden ein, aus dieſem Füllhorne ein Loos zu ziehen, und den Platz an der Tafel zu wählen, welchen die Nummer des Looſes bezeichne.

Auf jedem Platze lag zugleich in einem Käſtchen von Maroquin ein Bijou, zum Andenken jenem Gaſte beſtimmt, den ſeine Nummer dahin wies.

Dieſe Galanterie wurde, wie ſich's von ſelbſt verſteht, von allen Anweſenden, beſonders aber von den Damen, außerordentlich gerühmt.

Weibliche Genien bedienten die Gäſte. Dreimal wurde aufgetragen, jederzeit unter Trompeten- und Paukenſchall; bei jedem der drei Gänge wurden 33 Speiſen, ſohin in allem 99 Speiſen auf die Tafel geſtellt, alle von auserleſener Güte und Seltenheit. Teller, Löffel, Meſſer und Gabeln waren von Gold; bei jeder erſten Speiſe eines Ganges wurden ſie mit anders geformten, gleichfalls von Gold, gewechſelt, die Zwiſchengerichte aber auf Tellern von chineſiſchem Porzellan mit prächtigen Gemälden aus der deutſchen, italieniſchen und niederländiſchen Schule, angeboten.

Die Becher waren vom reinſten Cryſtalle mit goldenen Henkeln und goldenen Boden, worin italieniſche, ſpaniſche, griechiſche und Capweine in zitternder Stralenbrechung lieblich duftend perlten.

Lucinde ſaß als Königin des Feſtes, in ihrem Prachtgewande, gleichſam als Repräſentantin von Davids Stamme, an der Tafel, jedoch an der unterſten Ecke in beſcheidener Ferne von den durch Geburt und Rang hochgeſtellten übrigen Gäſten, und doch von Allen bewundert; David, nur für die Gäſte ſorgend, nahm keinen Platz: ſein Auge hing oft, wie an einer Erſcheinung des Himmels, an ſeiner geliebten Lucinde. Toaſte auf das Wohl des geliebten Königes und ſeiner erhabenen Familie wurden mit Begeiſterung ausgebracht, und endlich um 11 Uhr vor Mitternacht das Zeichen zur Eröffnung des Feſtballes gegeben, der mit einer Polonaiſe in einem dritten Spiegelſaale begann.

Lucinde erhielt an dieſem Abende Liebeserklärungen und Anträge aller Art in Fülle, die ſie bei dem Ueberfluſſe, worin ſie ſchwamm, mit Hoffnungen hinhielt, um ihre Zukunft zu ſichern, weil die ſorgenloſe Gegenwart keine beſtimmte Zuſage nöthig machte.

Freudenvoll, wie er begonnen hatte, endete dieſer Feſtball mit dem anbrechenden Morgen, und reichlich beſchenkt wurden die Tonkünſtler, die der Verſammlung ſo ſchöne Genüſſe bereitet hatten.

Vierzehn Tage lang ſprach man nur immer von dieſem wahrhaft kaiſerlichen Feſte, und David erhielt nicht weniger zärtliche Briefchen von ſchönen Damen, die nach ſeinem Golde und nach ſeinen Juwelen lüſtern waren, als Lucinde von hübſchen Herren; doch während jener in gutmüthiger Treue ſeiner Lucinde alle empfangenen Einladungen und Verſicherungen zuſtellte, war dieſe ſo klug, die übrigen für ſich zu behalten.

41.

Schon war Lucinde von ihrer Dienerin Wilhelmine halb entkleidet, als eine, ihr ganz unbekannte Tapetenthüre aufging, und David in ihr Schlafzimmer trat.

Ueberraſcht ſchrie Lucinde laut auf, mehr aus Ziererei als aus Schrecken über ſeinen unverhofften Eintritt. Zugleich riß ſie haſtig die ſeidene Sommerdecke vom Bette, um ſie ſtatt eines Shawls zu gebrauchen, jedoch mit einer Wendung, die dem verliebten David den vollen Anblick des ſchönen Buſens gewährte. Das hieß Oel in's Feuer gießen.

Wilhelmine entfernte ſich.

„Geliebte Lucinde,“ begann David, „eine Liebeserklärung aus meinem Munde kann Dir keine Gefühle meines Herzens enthüllen, die Dir nicht längſt ſchon bekannt wären. Was ich bisher für Dich gethan habe, weißt Du, und ich zweiſle nicht an Deiner Dankbarkeit, obgleich ich ſehr wohl einſehe, daß weder mein Alter noch mein Aeußeres auf Liebe Anſpruch machen können. Mir genügt eine zärtliche Freundſchaft, und nicht ſelten dauert eine ſolche länger, als die ſcheinbar glühendſte Liebe. Werde meine geliebte Freundin; theile Dein Herz mit mir, und gebiete über meine Schätze, ſo lang es Dir gefällt.

Auf Deinem Zuge durch Deutſchland wirſt Du wohl, verzeihe meiner Kenntniß der menſchlichen

Schwächen dieſen Ausdruck, den Verirrungen des Lebens nicht fremd geblieben ſeyn, die auf der Bühne, und beſonders hinter den Couliſſen derſelben, eine größere Rolle ſpielen, als der gewöhnliche Zuſchauer vermuthet. Deine Kunſt ſelbſt wird Dich nicht immer vor Mangel ſchützen; ſchon auf den meiſten Bühnen haſt Du mit dem größten Beifalle geſpielt, und doch bisher keine feſte Anſtellung gefunden. Je mehr ich in meinem kinderloſen Alter vorrücke, deſto mehr fühle ich das Bedürfniß, mein Herz an ein liebendes Weſen anzuſchließen; groß ſind die Vortheile, die ich Dir anbiete, und es ſoll Dir in meinen Armen nichts fehlen, um meine Gattin zu ſeyn, als der Name; da ich jedoch dem Glauben meiner Väter nicht entſagen will, ſo bleibt mir die Möglichkeit einer ſolchen Hoffnung, und der höchſte Wunſch, Dir dieſen Antrag machen zu können, für immer entzogen. Nenne mir daher Deine Bedingungen; ſie ſollen augenblicklich erfüllt werden, wenn ſie im Reiche der Möglichkeit liegen; dann aber finde ſchon die nächſte Stunde mich an Deinem Buſen, als den Glücklichſten aller Sterblichen!"

Künſtliche Theaterthränen rollten über Lucindens Wangen bei dieſer Anrede. David glaubte anfangs, ſein großmüthiger Antrag habe ſie zu heißen Dankesthränen gerührt.

Wie ſehr erſtaunte er ſohin, als ſie mit tiefer Entrüſtung erwiederte:

Die Art Ihres Kommens, Ort und Zeit Ihres Beſuches, haben mich ſo überraſcht, daß ich nichts zu antworten wüßte, wenn nicht mein tiefgekränktes Ehrgefühl meinem Schmerze Worte liehe.

Als Sie mich, mein Herr! im Gaſthofe beſuchten, und zur Mitwirkung bei dem Feſtballe einluden, ja ſogar durch eine großmüthige Gabe in den Stand ſetzten, noch an demſelben Abende dieſe Wohnung zu beziehen, die ich gleichfalls Ihrer Güte verdanke, glaubte ich Sie von den Gefühlen eines enthuſiaſtiſchen Kunſtfreundes geleitet. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, daß eine Neigung ganz anderer Art Sie zu mir hinzöge, indem einem Manne von Ihren Reichthümern eine ſchönere Wahl offen ſtünde.

Darum nahm ich auch keinen Anſtand, Ihnen ſchon im Gaſthofe zu betheuern, daß ich den Schatz meiner Jungfräulichkeit bisher rein bewahret habe; ich wollte ſelbſt die Möglichkeit eines Gedankens an ein vertrautes Verhältniß dadurch verhindern oder aufheben, indem ich gerade auf den Beſitz meiner Unſchuld, die wirklich in meinem Berufe ſelten iſt, die Hoffnung meines künftigen Lebensglückes baue. Wäre dieß nicht der Fall, ſo könnte mich die Dankbarkeit in Ihren Armen finden. Allein was bliebe mir, wenn die Perle aus der Schale genommen wäre? Das Bewußtſeyn, höchſtens ein einziges Jahr die Genüſſe des Reichthumes gekoſtet zu haben, würde durch die bitterſte Reue getrübt werden.“ “

„In jedem Falle dürfteſt Du auf eine angenehme Zukunft rechnen, theure Lucinde, wenn auch unſere Herzen den frühern Einklang verlören.“

„Sollte indeß der Schatz Deiner Jungfräulichkeit wirklich noch unverletzt ſeyn, ſo beſtimme Du ſelbſt den Preis; dann wirſt Du einſt, unabhängig von den Launen eines deſpotiſchen Gatten, oder von den Theatercabalen, ein ſchönes, glänzendes Leben führen. Doch eine Bedingung muß ich voranſtellen: Deine Angabe muß von einer geprüften und verpflichteten Kennerin zuvor beſtätiget werden.“

„Es ſey,“ verſetzte Lucinde, „ich fühle, daß ich Ihnen nicht widerſtehen kann. Doch wenn meine Betheurung dann in voller Wahrheit anerkannt wird, dann werden Sie auch den Preis von 50,000 Gulden nicht überſpannt finden.““

„Keineswegs, Geliebte! und zum Unterpfande unſers Vertrages nimm hier dieſen Brillantſchmuck. In wenig Augenblicken bin ich mit jener Perſon wieder bei Dir, welche entſcheiden ſoll, ob Du wahr geſprochen, und meine Damenkenntniß mich getäuſcht habe.“

Indem er Lucinden den Brillantſchmuck überreichte, und dagegen die Juwelen zu ſich ſteckte, womit ſie als altjüdiſche Fürſtin auf dem Feſtballe geſchmückt war, entfernte er ſich eilig, und ließ Lucinde gewiß in der peinlichſten Verlegenheit ihres Lebens zurück.

42.

Was werden Sie, meine verehrten Leſerinnen, zu dem kühnen Wagſtücke Lucindens ſagen, und was hätten Sie an ihrer Stelle gethan, um eine ſo verwegene Behauptung nicht mit Schimpf und Spott widerrufen zu müſſen?

Vergebens durchſpähen Sie alle Bücher der franzöſiſchen Toilettenmeiſter, die doch ſo manche Gebrechen der Damenkörper künſtlich zu behandeln, und ſelbſt in Lucinden's Falle einen Laien zu täuſchen wiſſen, — Sie werden nirgend ein zureichendes Mittel finden, die Beurtheilung eines Kenners oder einer Kennerin hierin auch nur im Zweifel zu laſſen.

In einer ſolchen Lage hätten ſich tauſend Andere für überführt und verloren gehalten; Lucinde nicht. Schnell war ihr Plan gefaßt: Wilhelmine, die wirklich reine Wilhelmine, ſollte ihr zum Siege verhelfen. Es war keine Zeit zu verlieren, da David in jeder Minute zurückkehren konnte: ſie erklärte ihr alſo ſchnell das ganze Verhältniß, und fragte ſie, ob ſie um die Summe von 2000 Gulden, wodurch ſie in den Stand geſetzt werde, ihren Konrad ſchon in einigen Wochen zu heirathen und glücklich zu machen, zur Mitwirkung bereit und entſchloſſen ſey?

Wilhelmine machte anfangs eine Menge Schwierigkeiten, die aber Lucindens Ueberredungskunſt glücklich auszugleichen wußte, und da die angebotene Summe gar zu lockend war, um ihr widerſtehen zu können, ſo willigte ſie endlich ein, und Beide verabredeten in aller Eile das dringend Nöthige. Das Mädchen entfernte ſich, und opferte dem Liebesgotte Amor zwei Turteltäubchen, deren Blut als Sühnopfer der Täuſchung fließen mußte.

43.

Kaum war Alles in Ordnung, als Lucinde die Tritte des alten David vernahm, der auch gleich darauf eintrat.

„Verſchleiere Dich, Lucinde!“ ſagte er, „die Kennerin ſteht vor der Thüre. Sie iſt zwar verſchwiegen wie das Grab, weil ſie meinem Geſchlechte angehört, aber es iſt doch nicht nöthig, daß ſie Dein Antlitz ſehe.“

Lucinde warf ſich ſchnell einen ſchwarzen

Schleier doppelt über, und David hieß die Kennerin eintreten. Dieſe ſchien eine Abkömmlingin der alten Hexe von Endor zu ſeyn, eine hagere, ſchwarzgelbe Zigeunergeſtalt, die ſich vor Lucinden tief verbeugte.

„Wo iſt's Dir gefällig?“ fragte David dieſe. Lucinde deutete auf ein offenes Kabinet zur Rechten, ohne ein Wort zu ſprechen, winkte der Alten, und ging mit ihr hinein, ohne ein Licht zu nehmen. David folgte, und blieb in der Mitte des Kabinetes ſtehen.

Lucinde legte ſich auf ein Bett, und zog die ſeidene Decke über ihren Leib.

Die Kennerin nahte ſich, und verwaltete ihr Amt nach des Herrn Befehl. Nach einer Minute trat ſie auf dieſen zu, bückte ſich faſt bis zur Erde, und ſprach in einem widerlich kreiſchenden Tone: „Herr! es iſt ſo, wie ſie geſagt hat!“ Und David drückte ihr ein Geſchenk in die Hand, und entließ ſie.

Inzwiſchen hatte Lucinde das Bett verlaſſen, und wankte verſchämt auf David zu, der ſie mit dem freudigen Ausrufe: „Unbefleckte Jungfrau! Dein auf ewig!“ in ſeine Arme ſchloß.

Sie ſehen, meine ſchönen Damen! Lucinde hat das Unglaubliche, ja wohl ein Wunder vollbracht, und was noch unglaublicher, aber nichts weniger als ein Wunder iſt, auf eine ganz natürliche Weiſe.

In dem Bette jenes Kabinetes, welches Lucinde klüglich ohne Licht betrat, lag bereits Wilhelmine; die Alte konnte mit großer Mühe nur dadurch das Bett finden, daß ſie Lucinden auf dem Fuße nachfolgte, und als dieſe das Bett beſtieg, nahm ſie gleich eine ſolche, mit Wilhelmine bereits verabredete Lage an, daß der Unterleib von dieſer ſich an den Oberleib Lucinden's beinahe anſchloß. Dieſer Ausweg machte die Täuſchung unvermeidlich und unbemerkbar. David konnte nicht wohl ſo unbeſcheiden ſeyn, Licht in dieß Kabinet zu tragen, ohne das weibliche Schamgefühl zu verletzen, und die Kennerin hatte keines nöthig; auch ſah er ja Lucinden vor ſeinen Augen eintreten, und die Alte ihr auf dem Fuße nachfolgen; wie hätte alſo in ihm auch nur eine Ahnung von Lucinden's argem Betruge entſtehen können?

Es iſt ſonderbar, aber durch die Erfahrung beſtätiget, daß ein Mann, dem etwas außerordentlich Freudiges begegnet, eine erhöhte Neigung zu berauſchenden Getränken in ſich ſpüret, gleichſam ein eigenthümliches, geheimes Streben der ſinnlichen Natur, das beſeligende, aber flüchtige Gefühl der Wonnetrunkenheit durch den Reiz der geiſtigen Rebe verlängernd feſtzuhalten.

Auch David empfand die Gewalt dieſer Neigung, obgleich er gewöhnlich ſehr mäßig war, und einige Tropfen einer dunkeln Flüſſigkeit, die Lucinde aus einer Phiole unbemerkt in Davids Becher goß, vollendeten raſch jenen Zuſtand, jene Abſpannung geiſtiger Selbſtthätigkeit, wodurch ſchließlich das Gelingen von Lucinden's ſchlau angelegtem Plane bedungen ward.

Um 3 Uhr Morgens ſchlug Davids vermeintliche Siegesſtunde; um 1 Uhr Mittags erſt erwachte er aus einem tiefen Schlafe, und alles Vorausgegangene ſchien ihm ein ſchmeichelnder und dennoch täuſchender Traum, bis die von Lucinden vorbereiteten ſichtbaren Spuren ſeines Glückes ihm jeden Zweifel benahmen.

Mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner zärtlichſten Liebe verließ er ſie, um ſogleich die verheißene Summe, den Ehrenſold für eine neue Auflage ihrer Jungfräulichkeit, in blankem Golde zu überbringen.

44.

In München lebte damals ein Mann von 28 bis 30 Jahren, von geringer Herkunft; ſein Vater nährte ſich mit Handarbeiten, mit Verfertigung allerlei hölzerner Thiere, die man in katholiſchen Ländern zur Zeit des Weihnachtfeſtes in ſogenannte Krippen ſtellt, welche die Geburt des Heilandes Jeſus Chriſtus verſinnlichen, von den Chriſten am 25ſten December gefeiert: ſeine Mutter wand Blumenſträuße aus Frühlingsveilchen und Sommerblumen, und verkaufte ſie an öffentlichen Wirthstafeln.

Dieſer karge Erwerb reichte kaum zur Beſtreitung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe hin, und der kleine Johann, ſo hieß das Söhnlein, mußte oft mit einem leeren Suppentopfe an den Thürſchwellen gutherziger Menſchen anklopfen, die ihm bei ſeinem einſchmeichelnden Weſen gerne die Reſte ihres Mahles ſchenkten, um den nagenden Hunger zu ſtillen.

Weil aber allen ſchlechten Herzen die Dankbarkeit eine Laſt iſt, ſo wird es wohl Niemand auffallend finden, wenn ich im Vorbeigehen erwähne, daß der große Johann alle jene Wohlthäter gar nicht mehr kannte, die den kleinen Bettler unterſtützt hatten.

Ohne Erziehung und Bildung wuchs der Knabe heran, der früh ſchon bedenkliche Anlagen zu einem ränkeſüchtigen und ſchadenfrohen Gemüthe an den Tag legte. Nicht ohne Grund ſagt die heilige Schrift: „Hütet euch vor den Gezeichneten!“ Auch ihm hatte die gütige Natur ein Warnungszeichen — rothe Haare — an den langen Kopf mit einer ſpitzigen Affenſtirne geheftet.

Wegen Ränkeſucht, Unfleiß, Unverträglichkeit und nicht tadelfreier Aufführung wurde der kleine Johann ſchon aus der deutſchen Schule verwieſen, bevor er es noch auch nur ſo weit gebracht hatte, ſeine Mutterſprache richtig zu ſchreiben.

Nun mußte er zu Hauſe ſeinem Vater Krippenthiere machen helfen, und erlangte hierin, beſonders aber in der Anfertigung von Eſeln und Ochſen, eine ſolche Gewandtheit, daß man ihn zur Bezeichnung ſeiner Kunſtfertigkeit gewöhnlich nur den Eſel-Johann zu nennen pflegte.

So nützlich nun auch das Söhnlein dem Vater geworden war, ſo hatte es doch keine beſondere Luſt, dieſes Vieherzeugen lange fortzuſetzen, oder gar zum Broderwerbe zu machen. Der Hochmuth, welcher ſchon damals in dem dummen Jungen ſich regte, blies ihn mit den ſcheinbar leeren Wünſchen eines höhern Wirkungskreiſes auf.

Ungerne vernahm der Vater den feſten Entſchluß Johanns, mit der Feder ſein Glück zu verſuchen, und nur die Vorſpiegelungen eines ſorgenloſen Lebens, das er ſeinem Alter mit kindlicher

Liebe zu bereiten wünſche, bewogen ihn zur Einwilligung.

Er kam anfangs in das Haus eines öffentlichen Notars, der ihm die Anfertigung eines Verzeichniſſes ſeiner Akten, und eines ausführlichen Kataloges ſeiner äußerſt großen Privatbibliothek auftrug.

Kleinigkeiten beſtimmen oft den Charakter eines Menſchen.

Indem Johann hier die Titel von vielen tauſend Büchern abſchreiben mußte, befiel ihn eine Titelſucht, welche ſpäterhin ſelbſt durch die erſchlichene Sättigung derſelben nicht ganz geheilet wurde.

So vergingen mehrere Jahre, und Johann hatte das Jünglingsalter erreicht, das ſich bei ihm ſchon frühzeitig durch eine ungeregelte Vorliebe für das weibliche Geſchlecht ankündigte.

Nach manchen Abenteuern mit lebensluſtigen Küchen-Damen und Kammerzöfchen, lernte er ein Mädchen, Namens Roſalie, kennen, der es gelang, ſein flüchtiges Herz zu feſſeln.

Roſalie war ein Kind der Liebe, ihr Vater, dem allgemeinen Gerüchte glaubend, ein einäugiger Invalide; nach einer andern Nachricht ſoll's ein Graf oder deſſen Verwalter geweſen ſeyn. Gutmüthige, kinderloſe Eheleute wurden ihre Pflegeeltern, die ſie wie ihr eigenes Kind mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen.

Ariſtophanes, der einzige Luſtſpieldichter der Griechen, trat in dem vierten Jahre des peloponneſiſchen Krieges auf, und wurde, da er ſich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Cleon erlaubt hatte, von dieſem angeklagt, den Titel eines athenienſiſchen Bürgers uſurpirt zu haben. Er vertheidigte ſich vor Gericht bloß mit den bekannten Verſen Homers:

> Meine Mutter die ſagt's, er ſey mein Vater; doch ſelber
> Weiß ich's nicht: denn von ſelbſt weiß niemand, wer ihn gezeuget"

Da nun Roſalie auch ihre Mutter nicht kannte, ſo laſſen ſich ſelbſt dieſe Verſe nicht auf ſie anwenden, und wir müſſen gleichwohl auf die Ehre verzichten, ihren Vater mit Gewißheit zu erfahren, was auch im Grunde zur Vollſtändigkeit der Erzählung nicht weſentlich nothwendig iſt.

45.

Roſalie war ein hübſches, und man könnte hinzufügen: ein wohlgebautes Mädchen, wären ihre Glieder zarter, weiblicher geweſen. Früh ſchon verlor ſie eine Hauptſchönheit der Mädchen: ſchöne Zähne, und dieſe Nachläſſigkeit der Natur ſuchte ſie ſpäterhin durch eine künſtliche Reihe blendend weißer Zähne wieder gut zu machen.

Doch ſchon lange vor dieſem Eingriffe der Kunſt in das Gebiet der Natur, hatte ſich Roſalie durch allerlei heimlich und feingeſponnene Liebeleien von dem Unterſchiede und dem Zwecke der Geſchlechter überzeugt. So große Fortſchritte ſie auch in der edlen Kochkunſt machte, ſo ſchien ſie doch bei Weitem mehr Vorliebe für das diplomatiſche Fach zu haben, was man aus dem Umſtande ſchloß, daß ſie gar oft in traulicher Abenddämmerung über gewiſſe Thürſchwellen ſchlüpfte, welche ſolche Vermuthungen zu veranlaſſen und zu rechtfertigen vollkommen geeignet waren.

Johann und Roſalie wurden Mann und Frau. Johann hatte ſich nach und nach, nicht ohne Roſaliens Beihülfe, ein angenehmes Daſeyn halb erſchmeichelt, halb erkrochen.

Eine Lichtſeite in ſeinem ſchattenvollen Charakter war ſeine aufrichtige Liebe zu ſeinen Eltern. Er hielt treulich ſein jugendliches Verſprechen, und ließ ſie an den ſorgenloſen Genüſſen ſeines Lebens Theil nehmen.

Um dieſe Zeit lernte einer von meinen vertrauteſten Freunden, Namens Karl, den Johann in einem öffentlichen Gaſthofe kennen, und fand bald Anlaß, ihm eine ſehr bedeutende Gefälligkeit zu erweiſen.

Da Karl eine ſehr liebenswürdige Schweſter — Adelheid hieß dieſes reizende Weſen — in Johanns Familie einführte, ſo ſchloßen die beiden Männer und die beiden Damen bald eine ſehr genaue Freundſchaft, und verlebten mit einander manchen frohen Tag im häuslichen Zirkel, oder am Buſen der ſchönen Natur.

Jedermann hielt Johanns Ehe für eine ſehr glückliche; denn Beide hingen ſich einander faſt immer am Halſe, herzten und küßten ſich, und doch war dieß Alles nur Schein, wovon Karl ſich bald überzeugte, nur fade Heuchelei, und ein Theil betrog den andern.

Karl merkte bald durch manche zarte Aufmerkſamkeit Roſaliens für ihn, daß er ihr gar nicht gleichgültig ſey, hatte jedoch, ſo ſehr er auch gleich ſeinem Urvater Adam die verbotenen Früchte liebte, zu viel Achtung für das häusliche Glück ſeines Freundes, um die Gunſt des Augenblickes zu benützen. Gleichgültig nahm er ihre Bemühungen hin, ihm zu gefallen.

Als ihm jedoch Adelheid eines Tages über die Zudringlichkeit Johanns klagte, dem ſie ſeit einiger Zeit vergebens die ernſtlichſte Warnung entgegenſetze, glaubte er ſich durch eine ſolche Treuloſigkeit jeder Rückſicht und Schonung enthoben, und ſchon an einem der nächſten Abende, da Johann zu einem Feſte geladen war, umſchlang meinen Freund Karl und Roſalien das geheime, unſichtbare Band einer glühenden Liebe.

Wie oft traf ich dieſe glücklich Liebenden in winterlichen Dämmerſtunden auf einſamen Pfaden vor den Thoren der Stadt, Arm in Arm luſtwandelnd, ſo ſelig, als habe der Himmel ihnen friſch aufblühende Roſen ſtatt der ſternförmigen Schneeflocken auf die trauliche Bahn geſtreuet! Gewöhnlich trug dann Roſalie einen ſchwarzen Sammthut mit einem phantaſtiſchen Reiherbuſche, der aus dem Schooße einer großen ſchwarzen Roſe von Seidenplüſch emporwallte, und einen Tigermantel von auserleſener Schönheit, unter welchem jedoch das ſündhaft-liebende Herz eines girrenden Täubchens ſchlug.

46.

Verſchmähte Liebe führt edle Seelen zur Entſagung; verſchmähte Sinnlichkeit reizt gemeine Menſchen zur Rache. Wie konnte von Johann etwas anders als Rache erwartet werden? Daß ſie aber in einen ſolchen Abgrund von Niederträchtigkeit ihre Höllenſchwingen ſenken könne, dieß hatte Karl nicht erwartet.

Johann äußerte irgendwo ein zweideutiges Urtheil über Adelheids Charakter; Karl erfuhr's und ſtellte ihn vor Zeugen zur Rede; er läugnete Alles. Um nun ſeine Gattin zur Gehülfin ſeiner Rache zu gewinnen, log er ihr vor, Karl habe ihren Ruf verläumdet, und ſie eines vertrauten Verhältniſſes mit einem Officier vor mehreren Herren verdächtig gemacht; er habe in Gegenwart dieſer ihn zur Verantwortung gezogen, allein vor Schrecken bleich ſey ihm ſeine Entſchuldigung gänzlich mißlungen.

Weil nun Karl gerade am Abende vorher Roſalien wegen ihres auffallenden Verkehres mit dieſem Officiere unter heftigen, aber wohlverdienten Vorwürfen verlaſſen hatte, ſo glaubte ſie um ſo leichter Johanns Worten, und um ſo lieber, als ihre Veränderlichkeit in einer Trennung von Karl kein unerſetzliches Unglück ſah.

Sie eröffnete ihm alſo mündlich, daß Karl, nach dem Wunſche ihres Gatten, ſeine Beſuche gänzlich einſtellen möge, und wies ihn auf alle ſeine Bitten um nähern Aufſchluß mit einer kränkenden Kälte an ihren Gatten, der ſich dagegen, mit verſtelltem Mißfallen über das ganze Verhältniß, auf ein ausdrückliches Verlangen ſeiner Roſalie berief.

Natürlich brachen Karl und Adelheid das freundſchaftliche Verhältniß mit Johanns Familie ab.

Wenige Tage darnach kam Karl in das Haus eines vornehmen Staatsbeamten vom erſten Range, der ihn ſeit einer langen Reihe von Jahren mit ſeiner Gewogenheit auf eine ſchmeichelhafte Weiſe beehrte.

Mit ſeiner gewöhnlichen, bezaubernd freundlichen Miene trat er auf Karln zu, und ſagte: „Ich habe geſtern einen anonymen Brief erhalten, der Abends zwiſchen 5 und 5½ Uhr an der Klinke meiner Hausthüre gefunden wurde. Er betrifft Sie, und mich.“

Ich war erſtaunt, ohne beſtürzt zu ſeyn, und bat ihn um gütige Mittheilung deſſelben.

„Sie ſollen ihn leſen,“ erwiederte der hohe Staatsbeamte, Herr von E*; „ich habe ihn jedoch zu Hauſe. Morgen will ich ihn zu mir ſtecken.“

Nachdem ſie noch Verſchiedenes über die Neuigkeiten des Tages mit einander geſprochen hatten, entfernte ſich Karl. Auf dem Wege zu ſeinen Berufsgeſchäften ſann Karl vergebens über die Quelle dieſes anonymen Briefes nach; er konnte ſich dieſes Räthſel nicht löſen.

Gewohnt, ein Tagebuch zu halten, worin er die Erfahrungen ſeines Verkehres mit den Menſchen täglich Abends niederſchrieb, nahm er dieſe geheimen Blätter zur Hand, und durchſpähte ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Plötzlich brach der Lichtſtral der Erkenntniß in ſeine Seele; er fand Johanns verläumderiſche Ausfälle gegen eben dieſen hochverehrten Staatsmann in einem langen Vortrage aufgezeichnet, die er vor einigen Monaten mit überlegender Bosheit, und mit jenem Ingrimme zu äußern ſich erfrecht hatte, den er gegen Alles hegte, was in irgend einer Beziehung höher ſtand, oder beſſer war, als er.

Karl zweifelte nun, beſonders nach der vorausgegangenen Trennung, keinen Augenblick mehr, daß dieſer anonyme Brief aus Johanns Hauſe komme, und wahrſcheinlich alle jene ſchändlichen

Ausfälle deſſelben auf Karls Zunge legen werde, um dieſem mit einer ſolchen Anklage zuvorzukommen, und ihn dadurch in der unſchätzbaren Gunſt des edelmüthigen Herrn von E* zu ſtürzen.

47.

Am andern Morgen ſteckte Karl ſein Tagebuch in die Taſche, und erſchien bei Herrn von E*.

„Leſen Sie gefälligſt!“ ſprach dieſer, und reichte ihm den Brief hin, indem er ihn ſcharf in's Auge faßte.

„„Erlauben Sie mir vorher, mein hochgefeierter Gönner!““ verſetzte Karl, „„von einem Mittel Gebrauch zu machen, das mich vollkommen zu rechtfertigen vermag, wenn der anonyme Brief etwa die Redlichkeit meiner Geſinnungen und meine unbegrenzte Ergebenheit für die Perſon meines hohen Gönners verdächtigen ſollte. In dieſem Falle kann der Brief nur jene Verläumdungen enthalten, die durch den Beweis meines Tagebuches auf die Seele des elenden Verläumders zurückfallen.““

Und ſomit überreichte Karl dem Herrn von

C* das Tagebuch, der die bezügliche Stelle mit Aufmerkſamkeit und gerechtem Unwillen las.

„Sie haben Recht,“ ſprach er ſodann mit dem ihm eigenthümlichen ſanften Tone des gütigſten Wohlwollens, „der anonyme Brief enthält faſt wörtlich, was Sie hier niederſchrieben; Sie aber ſtehen rein von jedem Verdachte vor mir. Bleiben Sie auch fernerhin mein Freund; Sie ſind würdig, es zu ſeyn! Nun aber leſen Sie den famöſen Brief!“

Kaum hatte Karl ihn entfaltet, als er ſogleich ausrief: „Bei Gott, das iſt die Hand von Johanns Frau; ſo ſchrieb Roſalie ihr Küchenbuch, und ihre Schriftzüge finden ſich in dieſem Liebesbrieſchen wieder!“

Herr von C* las dieſe Brieſchen des treuen Weibchens, die ihn eben ſo ergötzten, als über den Urſprung des anonymen Briefes vollkommen beruhigten.

Eine Schonung der Schonungsloſen, des willigen Werkzeuges der Verläumdung, wäre unter dieſen Verhältniſſen mehr als thöricht geweſen.

Auf dieſes offene Benehmen des Herrn von C* hatte Johanns ſchlechtes Herz nicht gerechnet; indem er wähnte, durch ſein Verfahren die hohe Gunſt dieſes edlen Mannes, womit er Karln beglückte, heimlich und auf immer zu untergraben, diente es gerade dazu, ſie auf immer zu befeſtigen, dagegen aber die dauernde Verachtung deſſelben auf den Verläumder zu laden.

48.

Unter den vielen Anbetern Lucinden's, die ſie mit den zärtlichſten Liebesbriefchen beſtürmten, war auch dieſer Johann; da ihn aber weder Perſonlichkeit noch Rang, Vermögen oder Geburt empfahlen, ſo wurden ſeine Anträge nicht bloß vertaget, ſondern ſogleich gänzlich abgewieſen.

Natürlich reizte dieſe Verſchmähung ſeiner Gefühle den ihm angeborenen Hang zur Rache, die nun ſtündlich über Lucinden's Verderben brütete.

Einer von Johanns Jugendgenoſſen war Schauſpieler in H**, wo er das Fach der Intriguanten mit täuſchender Wahrheit ſpielte; es lag in ſeiner Seele, und machte ihn der Freundſchaft Johanns in jeder Beziehung würdig.

Da nun Johann in den öffentlichen Blättern den Erfolg von Lucinden's Gaſtſpiele in H** geleſen hatte, ſchrieb er an dieſen würdigen Freund, und bat ihn um unverzügliche Mittheilung ihrer kleinen Abenteuer daſelbſt, die man mitunter von reiſenden Künſtlerinnen zu erfahren pflegt.

Dieſer Wicht, von Lucinden zur Zeit ihrer Anweſenheit in H** bei den Einladungen zur Tafel vernachläſſiget, ergriff dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, eine förmliche Chronik ihrer tollen Streiche dem Johann zu überſenden, der ſich ſogleich bei dem Banquier David melden ließ, und nach einer wohldurchdachten Einleitung, welche ſeine ganz beſondere Anhänglichkeit an die Perſon und an das Intereſſe des alten Herrn darzuthun beſtimmt war, den verhängnißvollen Brief ihm überreichte.

Man kann ſich leicht denken, welche Gefühle den alten Herrn beſtürmten, als er dieſe furchtbare Anklage gegen ein geliebtes Weſen las, aus deſſen jungfräulichen Armen er ſo eben kam. Indeß war er zu ſehr Weltmann, und ſeiner innern Empfindungen Meiſter, um auch nur die mindeſte Blöße zu geben. Er dankte ſohin in ſehr verbindlichen Ausdrücken für Johanns Theilnahme, und bat ihn um irgend eine Veranlaſſung, durch eine Gegengefälligkeit ſeine Erkenntlichkeit beweiſen zu können.

Wahrſcheinlich hatte Johann ein Geſchenk, mindeſtens einen Brillantring von hohem Werthe, erwartet, und ſchied daher ziemlich kleinlaut von David, da er mit leeren Händen abziehen mußte, wie er gekommen war.

David las mehr als einmal dieſen Brief mit aller Aufmerkſamkeit, und die Täuſchung, in welche er verſtrickt war, klärte ſich immer mehr auf. Gewißheit fand er nicht, doch hielt er es für jeden Fall rathſam, die Auszahlung der vertragsmäßigen Summe von 50,000 fl. vorläufig zu unterlaſſen.

Niemand wird aber dieß Zögern durch einen gültigen Grund rechtfertigen können. Der Handel war einmal geſchloſſen, die Waare geprüft und als ächt erkannt, die Summe dafür feſtgeſetzt; ſchriftliche Einflüſterungen dieſer Art, die noch dazu ganz und gar nicht erwieſen waren, verdienten wohl keine Berückſichtigung, am wenigſten konnten ſie einen Rückſchritt rechtfertigen, doch waren ſie genügend, David auf's Aeußerſte zu beunruhigen.

Ein Diener Davids, der Liebhaber einer von ihrem Gatten geſchiedenen Frau, belauſchte die Unterredung Davids mit Johann, und ſetzte auch ſeine Geliebte von dem Inhalte derſelben ſogleich in Kenntniß.

Dieſe Frau — Agathe — erfuhr auch einige Stunden ſpäter, daß Herr David dem *** Geſandten ſeine eigene und die Lucinden bisher überlaſſene Wohnung gegen eine ſehr billige Ablöſungsſumme, mit vollſtändiger Einrichtung, angeboten habe, indem er eines äußerſt wichtigen Geſchäftes wegen ſchon am nächſten Tage abreiſen müſſe, und die Zeit ſeiner Rückkehr nicht beſtimmen könne.

Agathens Liebſchaft mit dem Diener Davids war aus einer politiſchen Nothwendigkeit entſtanden, die wir bald näher werden kennen lernen. Ihr war vorzüglich darum zu thun, Alles zu erfahren, was in Davids Hauſe vorging, und dieſen Zweck erreichte ſie auf dem gewählten Wege vollſtändig.

Als ſie nun Davids Abſicht, München und Lucinden zugleich zu verlaſſen, vollkommen durchſchaute, zog ſie ihr beſſeres Kleid an, nahm ihren ſiebenjährigen Knaben bei der Hand, und ließ ſich bei Lucinden melden.

49.

Lucinde ſaß eben am Clavier, und ſuchte vergebens zu phantaſiren, da ihr Gemüth zu ſehr zerſtreut, und zu ſehr mit der Erwartung der verheißenen Summe beſchäftigt war, während Wilhelmine auf einem Seitentiſchchen die Chocolade für ihre Gebieterin bereitete, als ihr gemeldet wurde, eine Bürgersfrau mit einem Knaben an der Hand bitte um die Gnade, vorgelaſſen zu werden, indem ſie etwas ſehr Wichtiges und höchſt Dringendes zu melden habe.

So ungelegen Lucinden in dieſem Augenblicke jeder Beſuch kam, der ſie im Geldempfangen ſtören konnte, ſo ſchienen doch alle Umſtände dieſes ſeltſamen Audienzgeſuches anzurathen, die Angemeldete unverzüglich zu hören.

Agathe trat ein, und kaum erblickte Lucinde den Knaben, als ſie laut ausrief: „Um Gotteswillen, welche Aehnlichkeit! Das iſt Davids Sohn!“

„„Sie haben es errathen, gnädige Frau! Die Natur ſpricht im Geſichte meines Kindes den Namen ſeines gefühlloſen Vaters aus!““

„Was führt Sie zu mir?“

„„Der Wunſch, Ihnen und mir nützlich zu ſeyn!““

Und nun erzählte ſie Lucinden die Verrätherei Johanns, den Inhalt des aus H** angekommenen Briefes, und den raſchen Reiſeentſchluß Davids, woraus hervorgehe, daß er ſich von Lucinden, wie früherhin von Agathe losreißen wolle.

Lucinde wechſelte mehr als einmal die Farbe, als ſie dieſe unangenehmen Neuigkeiten hörte, und fürchtete mit Recht den Entgang der verſprochenen Summe. Sie war zu klug, um zu glauben, daß Läugnen, Bitten und Thränen für Beweiſe ihrer Unſchuld in Davids Augen gelten würden; es war keine Wahrſcheinlichkeit mehr vorhanden, auf dieſem Wege das ganze Verhältniß wieder in das alte Geleiſe zurückzuführen; im glücklichſten Falle mußte ſie wenigſtens den 50,000 fl. entſagen. Wozu alſo eine reumüthige Magdalena ſpielen, und doch dabei nichts gewinnen?

Dieſe Summe öffnete Lucinden die Ausſicht auf eine heitere Zukunft, und ein geringer Theil derſelben begründete Wilhelminens Glück, die es für das Wageſtück, Lucindens untere Hälfte des Leibes gebildet zu haben, wohl verdiente.

Sollte ſie alſo dieſe Hoffnung vereitelt ſehen, ſo mußte ſich der Horizont ihres Lebens mehr als jemals trüben.

Indem ſie Davids Haus verließ, ſtieg ſie von der Höhe beneidenswerther Genüſſe herab; ihre Baarſchaft war zuſammengeſchmolzen; denn mit dem Beſitze war bei ihr das Bedürfniß verbunden, zu geben; ſie war großmüthig aus Leichtſinn, und leichtſinnig, um großmüthig ſeyn zu können. Wie ſollte ſie ohne Geld den abgeriſſenen Faden ihrer Kunſtreiſe wieder anknüpfen? Welche Aufnahme konnte ſie von den Direktionen fremder Bühnen, und von dem Publikum derſelben erwarten, im Falle moraliſche Steckbriefe ſolcher Art, wie David erhalten hatte, auch bis dahin kämen?

Alle dieſe Rückſichten beſtimmten ſie, das Aeußerſte zu thun, um die verheißene Summe zu erhalten. Da nun vielleicht die genauere Kenntniß von Agathens früherem Verhältniſſe mit David Punkte darbieten mochte, welche ſich bei dem Entwurfe ihres eigenen Rettungsplanes benützen ließen, ſo erſuchte ſie Agathen, die Geſchichte jenes Verhältniſſes kurz, treu und wahr zu erzählen, mit der Zuſage, ihr wo möglich Hülfe zu verſchaffen.

50.

Agathe begann:

„Als mein Mann mich vor neun Jahren heirathete, war ich ein ſchönes, blühendes, unſchuldiges Landmädchen, die Tochter eines Webermeiſters in einem gewerbſamen Marktflecken. Ich bezog mit ihm ein Wirthshaus an der Hauptſtraße von R* nach N*, kaum eine Stunde von N* entfernt, einer ſehr bevölkerten, lebensluſtigen Stadt, deren Bewohner uns fleißig beſuchten, immer wacker zechten, und richtig bezahlten.

Unter den zahlreichen Gäſten, die uns vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende beſuchten, war auch Herr David, der täglich in einem prächtigen Wagen mit zwei Bedienten angefahren kam.

Er trank jederzeit eine Taſſe ſchwarzen Caffee, die ich ihm beſonders zubereiten mußte, und gab mir immer einen blanken Thaler dafür.

Anfänglich wollte ich dieſe Zahlung nicht annehmen, allein er drang darauf, und da auch mein Mann nichts dagegen einwendete, weil David ſich immer voll Achtung gegen mich benahm, ſo ließ ich ihm den Willen, und ſteckte die Thaler ein, beſonders als ich erfuhr, wie ungeheuer reich dieſer Herr ſey.

Die Fortdauer eines blutigen Krieges bewog meinen Mann, ſich an eine Haberhandel-Geſellſchaft anzuſchlieſſen. Das Haupt dieſes vortheilhaften Vereines vieler Landwirthe war ein gewiſſer Jude, Namens Frey, deſſen Sprachkenntniſſe und längſt bewährte Verſchlagenheit ihn vollkommen zum Anführer der Lieferanten eigneten.

Eines Tages ſchickte dieſer Frey durch einen heimkehrenden Bauern meinem Mann einen Brief, worin er ihm ſchrieb, er möchte ſogleich allen im ganzen Bezirksgerichte vorräthigen Haber um jeden Preis aufkaufen; ſollte er nicht mit Geld verſehen ſeyn, ſo dürfe er nur nach N* zum Juden David kommen, bei dem er ſo viel als ihm nöthig ſcheine, erheben könne.

Der Brief kam gerade an, als mein Mann bereits auf dem Pferde ſaß, um einen Nebencontrakt wegen Viehlieferung zur angeſagten Stunde bei dem Gerichte in einer vier Stunden entfernten Stadt abzuſchließen, und trug mir auf, ſtatt ſeiner zum Juden David zu gehen.

Ich fuhr ſogleich nach N*, und fragte nach Davids Wohnung. Man wies mir einen prächtigen Pallaſt, worüber ich ſehr erſtaunt war. Der Portier meldete mich ſeinem Herrn, und ich trat in ein koſtbar meublirtes Zimmer, wo ich zu meiner größten Beſtürzung — den Herrn David traf, welcher die Taſſe Caffee mir ſtets mit einem Thaler zu bezahlen pflegte.

Er war ſehr erfreut, mich zu ſehen, hieß mich Platz nehmen, ſtellte mir Wein und Zuckerwaaren und auserleſene Früchte vor, und fragte, welcher glückliche Zufall mich zu ihm geführt habe?

Ich brachte mein Anliegen vor. Lächelnd antwortete er: „Ich heiße wohl David, mein liebes Kind, aber ich habe in meinem Leben keine Haberlieferung gemacht. Wahrſcheinlich biſt Du zum Lieferanten David geſchickt, der am andern Ende der Stadt wohnt; ich werde Dich durch meinen Kammerdiener hinführen laſſen, wenn Du willſt; indeſſen ſehe ich nicht ein, wozu, da Dir meine Caſſe zu Dienſten ſteht, ſo oft es Dir gefällt.“

„„Wenn ich in der Perſon mich getäuſcht habe,““ antwortete ich, ſogleich aufſtehend, „„ſo verzeihen Sie; meine Zeit iſt kurz zugemeſſen, und das Geſchäft dringend.““

Somit wollte ich mich entfernen.

Allein David ließ mich nicht fort, ſondern pries vielmehr die Gunſt des Zufalls, die mich zu ihm geführt, und dadurch ſeinen längſt genährten Wunſch endlich einmal erfüllt habe. Hierauf zeigte er mir alle Koſtbarkeiten ſeiner Gemächer, und öffnete die Schränke, worin goldene Doſen, Ketten, Gehänge, Ringe, Perlen, Brillanten, und noch ungefaßte Edelſteine in erſtaunlicher Menge lagen.

Unbemerkt ſchob er mir eine Rolle Geld, — Dukaten, wie ich ſpäter fand, — mit der Aeußerung in den Buſen, ich ſolle ein Glas Wein auf ſein Wohl trinken. Ich wollte dieſes verdächtige Geſchenk zurückgeben, was er jedoch auf eine galante Weiſe zu verhindern ſuchte, unter dem Vorwande: „Dieſe Kleinigkeit ſey nur eine ſchwache Vergütung meiner Mühe, die Treppe ſeines Hauſes zu erſteigen, und eine unbedeutende Erinnerung an ſeine Freude über meinen Beſuch."

Davids ganzes Benehmen brachte mich in ſolche Verlegenheit, daß ich kaum meiner Worte mächtig war. In dieſem Zuſtande führte er mich ans Fenſter, und zeigte mir auf einem Taubenſchlage gegenüber ein Paar Tauben, die eben ſchnäbelten und girrten, und ſuchte mir, indem er zärtlich meine Hände drückte, ähnliche Gefühle einzuflößen, mit dem Wunſche: „in dem herzlichen Verhältniſſe dieſer Tauben mit mir zu leben.“

Bald darauf zog er mich auf eine an der Wand ſtehende Ottomane mit elaſtiſchen Federn, und löſete mir meine ſilberne Halskette mit den Worten vom Halſe: „Was haſt Du denn gethan, mein Herzchen, daß Du geſchloſſen biſt? Eine ſolche Sperrkette paßt nicht für einen ſo ſchönen, zarten Hals; ſie drückt ihn ja wund durch ihre Schwere!“

Zu gleicher Zeit hing ſchon eine feine goldene Kette von 18 Gängen an meinem Halſe, deren Schließe mit einem aus blitzenden Brillanten zuſammengeſetzten Fruchtkörbchen geziert war. Bevor ich ging — und ich hatte Mühe, von ihm loszukommen — erſuchte ich ihn um Zurückgabe der ſilbernen Halskette, um bei meinem Manne keinen Verdacht zu erregen.

Dieſen Rückhalt vor meinem Manne ſchien er ſich für ſeine unlautern Abſichten günſtig zu deuten. Die Zeit iſt zu koſtbar, gnädige Frau, um Sie mit dem Vortrage der einzelnen Verſuche von Davids Verführungskunſt zu ermüden; ich will mich kurz faſſen. Er nahm an dem Haberhandel Theil, den er durch ſeine großen Zuſchüſſe außerordentlich ausdehnte, nur um mit meinem Manne genauer bekannt zu werden, und eine ſchickliche Gelegenheit zu haben, ſo oft es ihm gefiel, in unſer Haus zu kommen.

Eitelkeit war die Falle meiner Tugend. Er that Alles, um dieſer verderblichen Leidenſchaft in mir zu fröhnen. Mein Mann, von dem anfänglichen Gewinne des Haberhandels verleitet, überließ ſich ſeinem Hange zum Trunke und Spiele, und kam oft ſpät nach Mitternacht, oft gar nicht, von ſeinen Gelagen nach Hauſe. Ohne die großen, fortdauernden Unterſtützungen Davids wäre unſer Ruin in kurzer Zeit unvermeidlich geweſen.

Lange ſchon hatten wir uns vorgenommen, unſere Wirthſchaftgebäude zu erweitern, allein die Koſten hielten uns immer von der Ausführung dieſes Planes ab. David hörte mich davon ſprechen, und ſchickte einen Maurer- und Zimmermeiſter, die auf ſeine Rechnung den Bau nach unſerm Wunſche führen ſollten.

Als dieſer Bau vollendet war, ſendete er durch einen Bedienten auf einem kleinen Schweizerwagen, um das Feſt der Einweihung zu begehen, wie er uns ſagen ließ, zwanzig Flaſchen weißen und rothen Wein, ſechs Schinken, gebratene Hühner, delikates Confekt, Zucker, Caffee, Reis, Gerſte u. ſ. w., und kam bald darauf ſelbſt, um in unſerer Mitte, wie er vorgab, wieder einmal recht heiter zu ſeyn.

Wir waren eben mit der Einrichtung beſchäftiget, als David an unſerem Hauſe vorfuhr, und ſich gleich voll Geſchäftigkeit zeigte; er zog ſeinen Rock aus, um in Hemdärmeln bequemer arbeiten zu können; dann ſchlug er Nägel in die Wand, und befeſtigte daran allerlei Landſchaften; kurz er ordnete Alles nach ſeinem Geſchmacke. Um von den Gäſten, die nach und nach erſchienen, nicht geſehen zu werden, ruhte er nach der Arbeit in einem Seitenkämmerchen auf einer Hühnerſteige aus, und nahm dort ſein Frühſtück zu ſich; ein Milionär auf einer Hühnerſteige war freilich ein ſeltener Anblick, und er äußerte auch: „ſo weit habe ihn noch keine andere gebracht!“

Von meinem Manne ſeit langer Zeit vernachläſſiget, ging ich eines Morgens nach N*, und beſuchte David in ſeinem herrlichen Garten vor der Stadt, um ihn zu bitten, ſein freundſchaftliches Verhältniß mit unſerm Hauſe ganz aufzugeben, indem ſeit dem Beſtande deſſelben unſer häusliches Glück und aller Segen Gottes von uns gewichen ſey.

Mit allen erdenkbaren Einwendungen ſuchte nun David meine Beſorgniſſe zu entkräften, geſtand mir unverholen ſeine Liebe, ſeine Abſicht, und verlangte, ich ſolle ihm das gewähren, was ihm, als einem ſo reichen Manne, jede Dame, die er ſich nur immer wünſchen würde, und welch' hohen Standes ſie auch ſeyn möge, gerne gewähre; er verſprach mich in jeder Hinſicht glücklich zu machen, und auf immer für mich zu ſorgen.

Die ernſte Hinweiſung auf meine Pflicht, auf die Heiligkeit der Ehe, auf den Schwur der Treue vor dem Altare, fertigte er mit ſpöttiſchem Lächeln und mit der Frage ab: ob ich etwa in dem thörichten Wahne lebe, dadurch eine Sünde zu begehen?

Und als ich dieß bejahte, ſagte er, ich ſolle dieſe Einfalt ablegen; die Pfaffen ſeyen ſelbſt die größten Sünder, ihre Mätreſſen und Kinder in allen Winkeln zu finden, ja ſelbſt ein Sohn des Papſtes ſpeiſe täglich bei ihm an der Tafel. Kurz, er machte die Religion mit ihren Begriffen von Sünde, ſo wie die eheliche Treue lächerlich, welche nur bei gemeinen Leuten gelte, die man nur durch das Schreckbild des Teufels und der Hölle bezähmen könne.

Zureden, Verheißungen einer glücklichen, die höchſte Eitelkeit befriedigenden Zukunft, verführeriſche Gemälde, die er mir zeigte, feurige Weine, in welche er etwas goß, was ich nicht kannte, bewirkten meinen Fall; dieſes Kind iſt die Frucht jenes unſeligen Augenblickes.

Anfangs zeigte David die größte Freude, als ich ihm unter heiſſen Thränen der Reue geſtand, daß ich Mutter zu werden fühle; er ſorgte reichlich für alles zur Entbindung Nöthige. Die Stunde des Gebärens ſchlug; die Hebamme flüſterte mir, als es vorüber war, leiſe in's Ohr: „der leibhaftige Jude!" Dieſe Kränkung hätte mir beinahe das Leben gekoſtet; denn tief mußte mich die Ueberzeugung ſchmerzen, daß mein Verbrechen kein Geheimniß mehr ſey.

Von dieſer Zeit an entfernte ſich meines Mannes Herz immer mehr von dem meinigen; Liebe, Eintracht und Vertrauen wichen gänzlich von uns; die Wirthſchaft litt darunter ſo ſehr, daß wir in kurzer Zeit Alles den Gläubigern überlaſſen, und das ganze Anweſen räumen mußten.

Wenn der Himmel die Höllenqualen meiner Reue gezählt hat, ſo iſt mein Verbrechen mir gewiß ſchon verziehen. In einer regneriſchen Nacht packten wir unſere beſten Habſeligkeiten, worunter ſich die koſtbaren, aber dennoch verfluchten Unterpfänder des Ehebruches, welche mir David geſchenkt hatte, befanden, in einen großen Teppich; mein Mann hüllte das Kind der Sünde in ſeinen Mantel, und ſo wanderten wir der Stadt N* zu.

Als ich am folgenden Morgen meinen Verführer, der erſt kürzlich aus Karlsbad heimgekehrt war, beſuchen wollte, um von ihm eine hinlängliche Summe als Vorſchuß zum Beginnen eines neuen Erwerbszweiges zu erhalten, ließ er mir durch den Portier ſagen: er hätte bereits genug an mir gethan, und ich ſolle mich nur an meinen Mann halten, ihn aber künftig mit allen Beſuchen verſchonen.“

Ich war über dieſe Behandlung ganz außer mir, und ich hätte ihn ſicher mit meinen Händen erwürgt, wäre er nicht ſo klug geweſen, mir ſeinen Anblick zu entziehen.

In meiner Verzweiflung, und um meinem ſtets nagenden Gewiſſen Ruhe zu verſchaffen, geſtand ich meinem Manne ausführlich mein ganzes Verbrechen.

Er mißhandelte mich nicht, er zürnte nicht, er machte mir keine Vorwürfe; doch merkte ich, wie er mühſam die bittern Thränen des Schmerzes unterdrückte. Das gemeinſame Unglück hatte ihn mir wieder näher gebracht; er ſah es ein, daß ihn größtentheils das Spiel in dieſe traurige Lage gebracht habe; er gelobte, demſelben auf ewig zu entſagen, und mit ſeiner Hände Arbeit für mich und den Kleinen redlich zu ſorgen; in einem ſolchen Augenblicke fühlte ich von dem Uebermaße ſeiner Herzensgüte mich überwältiget, und zur Beichte meiner Sünden hingeriſſen.

„Ich fluche Dir nicht, Agathe!“ ſprach er, „denn wir Alle ſind ſündige Menſchen, und die Schrift ſagt: Richte nicht, damit Du nicht gerichtet werdeſt! Aber fernerhin kann das Band der Ehe uns nicht mehr umſchlingen, da jener Theil deſſelben, der Dir zur Bewahrung anvertraut war, von Deinen eigenen Händen zerriſſen wurde; wir müſſen uns ſcheiden!“

Die Scheidung ward auch bald ausgeſprochen, und mein Mann zog nach Preßburg, wo er in dem Hauſe eines reichen Weinhändlers als Kellerverwalter angeſtellt wurde.

Als nach und nach meine Koſtbarkeiten verſilbert, und für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ausgegeben hatte, wandt' ich mich an David vergebens um Unterſtützung, er reiſte bald darauf nach Amſterdam ab.

Mein tiefgekränkter und betrogener Gatte fühlte Mitleid mit meiner traurigen Lage, und unterſtützte mich bisher, ſo gut er konnte, um nicht betteln zu müſſen; als ich erfuhr, David ſey auf deutſchem Boden in S** angekommen, wollte ich ihn vor Gericht belangen; allein die meiſten Advokaten wollten ein armes, von ihrem Gatten verſtoßenes Weib nicht gegen einen Millionär vertreten, und die redlichſten unter ihnen mißriethen mir einen Prozeß, deſſen glücklicher Erfolg höchſt zweifelhaft ſey. Ich folgte dem Verführer nach München, und ſchloß mich an einen Diener deſſelben an, der meine Liebe ſuchte, ohne etwas anderes als Vertröſtungen auf die Zukunft bisher von mir erhalten zu haben, nur um ſtets von Allem in Kenntniß geſetzt zu werden, was David beginne, und den herrlichen Augenblick der Rache nicht zu verſäumen, der nun gekommen zu ſeyn ſcheint. David will auch Sie betrügen, gnädige Frau, wie er mich betrog; handeln Sie nun raſch, um ihm zuvorzukommen, und zählen Sie ganz auf meine

Mitwirkung; ich lege mein Schickſal getroſt in Ihre Hände!‘“

51.

Während **Agathens** Erzählung durchkreuzten tauſend abenteuerliche Pläne **Lucindens** Köpfchen, wovon ſie einen nach dem andern verwarf. Die Entſcheidung war dringend. Hier durfte keine Intrigue angeſponnen werden, deren Fäden auch nur die Gränze eines einzigen Tages überſchritten; tauſend andere an **Lucindens** Stelle hätten an der Hoffnung verzweifelt, ſich aus dieſer höchſt ſchwierigen Lage zu retten, ſie nicht. Gerade dieſer Schein der Unmöglichkeit, hier noch einen Ausweg finden zu können, war eine Aufforderung mehr, die ganze Fülle ihrer Verſchlagenheit in Bewegung zu ſetzen, und hierin ihres alten Ruhmes ſich würdig zu zeigen.

Mit raſchen Schritten ging ſie einige Mal auf und ab, nachſinnend, wie es ſchien, dann rief ſie plötzlich mit freudetrunkenen Blicken aus: „Ich hab's, ich hab's! Jetzt oder nie! So oder Alles verloren!“

„Gehen Sie in jenes Kabinet, Madame!“ ſagte ſie zu Agathen, „mit Ihrem Kinde, und verlaſſen Sie es nicht früher, bis ich Ihnen rufe, es mag auch hier im Zimmer geſchehen, was da wolle! Laſſen Sie nur mich ſorgen; ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſeyn!“

Agathe ging mit ihrem Kinde in das Kabinet, und Lucinde ſchrieb ſogleich an David folgendes Billet:

„Mein ewig geliebter David!

„Morgen iſt mein Geburtstag. Ich möchte ihn ganz im Stillen an Deiner Seite, in Deinen Armen feiern. Ein kleines häusliches Feſt habe ich zu dieſem Zwecke vorbereitet, womit ich Dich zwar überraſchen könnte; allein ich ziehe das Vergnügen vor, die Ausführung vorher von Dir geprüft und gebilliget zu ſehen. Eile daher heute um 5 Uhr Nachmittags, um das Nöthige zu verabreden, in die Arme

Deiner Dich treu liebenden
Lucinde.“

Wilhelmine übergab dieſen Brief ſogleich, und brachte ihrer Gebieterin nachſtehende Antwort zurück:

„Mein Engel!

Wie angenehm hat mich Dein liebes Briefchen überraſcht! Meine heiligſte Sorge ſey es, daß Du Deinen Geburtstag morgen auf eine Art feiern ſollſt, welche Dir ewig unvergeßlich bleiben wird!

Dein treu liebender David.“

Lucindens Briefchen kam dem Herrn David ſehr erwünſcht; einen beſſern Einfall hätte er nicht zu träumen gewagt. Er dachte nämlich: indem ich dieſes Feſt zu billigen, und theilnehmend vorzubereiten mich erkläre, wiege ich Lucinden in die größte Sicherheit ein. In der Nacht reiſe ich fort, und hört ſie morgen von meiner bereits erfolgten Abreiſe, ſo wird ſie die Zuſage meines Briefes erfüllt ſehen: „daß ſie ihren Geburtstag auf enie Art feiern ſolle, welche ihr ewig unvergeßlich bleiben werde.“

Gerade dieſer Wunſch des Einwiegens in Sicherheit war es, der auch Lucindens Brief diktirt hatte; ſie rechnete ganz ſicher darauf, daß er benützen werde, was ſie erfand, und dadurch in ſeiner eigenen Schlinge ſich fangen müſſe; daher lachte ſie laut auf, als ſie die Antwort des pfiffigen David las.

In dieſem Augenblicke erhielt ſie einen Brief von unbekannter Hand; ſie öffnete ihn, und las:

„Himmliſches Weib!

Ich liebe Sie, ich bete Sie an! Zu arm an Worten, um Ihnen die Gefühle meines Herzens auszudrücken, muß ich auf die dringende Bitte mich beſchränken, daß Sie mir einen Ort zu beſtimmen belieben mögen, wo ich Ihnen, unbelauſcht von der Welt, mein Inneres öffnen kann. Als einen Beweis meiner Ergebenheit melde ich Ihnen zugleich, daß ich heute in einer vornehmen Geſellſchaft Ihre Ehre vertheidigt habe, als die Herren von K*, D*, S*, M*, W*, F* und T*, in Gegenwart ihrer Frauen von Ihnen auf eine ſehr herabwürdigende Weiſe ſprachen. Obgleich meine frühere Bewerbung von Ihnen mit allzugroßer Strenge abgewieſen wurde, ſo kann ich doch dieſen Anlaß nicht umgehen, Sie wiederholt um Ihre Liebe zu bitten; Ihrem feinen Lebenstakte kann die Ueberzeugung nicht entgehen, daß ich durch die rückſichtloſe Vertretung Ihres Rufes gegen ſieben Männer von hohem Range wenigſtens die Anerkennung meines eifrigen Beſtrebens, Ihnen zu gefallen, verdient habe.

Um eine gütige Rückäußerung bittet, mit der höchſten Liebe und Verehrung unterzeichnend

Ihr

treu ergebener Johann.

„Alſo dieſen Herrn hat mein erſter Korb noch nicht geheilt? Warte, verrätheriſcher Schuft, Du ſollſt für Deine Verläumdung beſtraft werden!“

Wer brachte dieſen Brief?

„„Kaſpar, der Bediente der Baroneſſe W*; — verſetzte Wilhelmine; — er ſagte, ein Herr mit rothen Haaren, der mit mehreren andern vornehmen Herren, die ihn als ihren Spion immer um ſich dulden, heute bei ſeiner gnädigen Frau zu einem Gabelfrühſtücke ſich einfand, habe ihm einen Thaler gegeben, mit dem Auftrage, dieſen Brief Lucinden zu überbringen; er müſſe ein recht abſcheulicher Menſch ſeyn, da er die ſchändlichſten Sachen von Lucinden erzählte, und dabei von ſieben andern Herren kräftig unterſtützt wurde.““

„Schon recht, — ſagte dieſe; — melde durch Kaſpar dem Herrn Johann meine ergebenſte Empfehlung; die ſchriftliche Antwort könne er bis 2 Uhr Nachmittags bei meiner Wilhelmine abholen laſſen."

„Welcher niederträchtigen Doppelzüngigkeit, — rief Lucinde aus, — iſt dieſes rothe Ungeheuer fähig! Seinen Feinden verzeihen, mag edelmüthig ſeyn, aber einen ſolchen — wäre ein durch nichts zu entſchuldigendes Verbrechen, da er nur immer begehrender, verſchlagener und verwegener würde. Ich hoffe, in ſeinem Andenken noch lange zu bleiben, ſey's auch weniger durch die Gewalt der Erinnerung, als durch das ſeltene Vergißmeinnicht, welches ich ihm zurückzulaſſen gedenke."

Nun ſchrieb ſie an jeden der ſieben Herren, die ihren Ruf verläumdet hatten, Folgendes:

„Mein Lieber!

„Ich bedarf dringend 30 Dukaten, und weiß Niemand, an den ich mich wenden kann. Dem Herrn Banquier David will ich mich nicht verbindlich machen, und werde es auch nie thun. Iſt Ihre Theilnahme an meiner Perſon, mein Lieber!

ſo groß, als Sie mir ſchon mündlich und ſchriftlich verſicherten, ſo glaube ich die Erfüllung meines Geſuches, die ich innerhalb einer Viertelſtunde nebſt einigen Wiederholungen Ihrer guten Geſinnungen erwarte, hoffen zu dürfen. Erwarten ſie mich Schlag drei Uhr im Glockenhauſe der Frauenkirche; ich werde verſchleiert hinkommen, und der angemeſſene Dank für Ihre Gefälligkeit ſoll Ihnen gewiß nicht entgehen.

Lucinde.“

Bei jedem der ſieben Herren wurde die Zeit des Rendezvous um eine halbe Stunde weiter hinausgerückt.

In kurzer Zeit trafen von dieſen ſieben vornehmen Ehemännern die galanteſten Briefchen ein, und einem jeden waren die verlangten 30 Dukaten beigefügt.

Nach Empfang dieſer Sendungen ſchrieb ſie an die Frauen dieſer Herren, wie folgt:

„Gnädige Frau!

Sie werden ſich noch wohl erinnern, was Ihr Herr Gemahl heute früh bei der Frau Baroneſſe W**, über meinen Charakter geäußert hat. Aus mitfolgender Zuſchrift deſſelben nebſt 30 Dukaten, belieben Sie zu erſehen, daß die Geſinnungen der Männer innerhalb weniger Stunden ſich ändern können. Um jedoch mit Maria Stuart zu ſprechen:

> „Das Aergſte weiß die Welt von mir,
> doch ich kann ſagen, ich bin beſſer als
> mein Ruf," —

bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als Ihren Herrn Gemahl zu beſchämen. Bemühen Sie ſich um *) Uhr in das Glockenhaus der Frauenkirche; dort werden Sie denſelben finden, der mich in dem thörichten Wahne erwartet, meine Liebe mit ſeinem Golde erkaufen zu können.

Da dieſer Brief keinen andern Zweck hat, als die Beruhigung, in Ihren Augen gerechtfertiget zu erſcheinen, ſo hab' ich die Ehre, mit der größten Verehrung zu unterzeichnen, als

Ihre ergebene Dienerin
Lucinde.

Wilhelmine beſorgte auch dieſe Brieſchen ſchnell und pünktlich.

---

*) Hier ſtand in jedem Brieſchen die gegebene Stunde des Rendezvous. W.

Die große Correſpondenz dieſes Tages ſchloß der Brief an Johann, der ſo lautete:

„Mein einziger treuer Anbeter!

Ihre muthige Theilnahme an meinem Schickſale, Ihre edle Vertheidigung meiner Ehre, hat mein Herz beſiegt. Sie verdienen meine Liebe! Allein ganz München bietet mir keinen Ort, der ſicher genug wäre, das Geheimniß unſers Glückes zu bewahren. Erwarten Sie mich heute zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags eine halbe Stunde außerhalb Haidhauſen, auf dem Wege nach Trudering. Dann ſteigen Sie in meinen Wagen, und in dem von den Bewohnern der Hauptſtadt ſelten beſuchten Wirthshauſe dieſes Ortes werde ich dankbar Ihre kühnſten Wünſche krönen.

Lucinde.“

An Johanns Gattin ſchrieb ſie:

„Madame!

Hier folgen einige Briefe Ihres Gatten, von welchen ich keinen andern Gebrauch zu machen wußte, als die Verbeſſerung der vielen Sprachfehler vorzunehmen. In dieſem Augenblicke liegt er an der Landſtraße außerhalb Haidhauſen, um von den Krämpfen auszuruhen, welche ihm die Sprechfreiheit in der Verläumdung meines Charakters zugezogen hat. Sorgen Sie, daß er nach Hauſe gebracht, und gut verpflegt werde.

Lucinde."

Dieſen Brief mußte Wilhelmine durch Kaſpar erſt um 6 Uhr Abends beſtellen laſſen, und dieſem zu einem beſondern Zwecke, den ſie ihm mündlich zu eröffnen angewieſen wurde, 6 Dukaten zuſtellen.

52.

Schlag 5 Uhr trat David in Lucindens Gemach; ſogleich fiel hinter ihm die Thüre in's Schloß, wozu Wilhelmine bereits beauftragt war. Dieß überraſchte ihn ungemein, aber mehr noch der Anblick Lucindens, die ganz in männlicher Tracht, in einem polniſchen Oberrocke, ihm entgegen kam.

„Was fällt Dir ein, — welche Grille! — nahm er verlegen das Wort, — wie kommſt Du auf den ſonderbaren Gedanken, mich als Mann zu empfangen, da ich mich eben Deiner Weiblichkeit zu erfreuen hoffte?"

„„Herr Banquier, — verſetzte Lucinde mit ernſtem Blicke, — dort finden Sie Papier, Feder und Tinte; wenn Sie nach etwas für dieſe Welt zu beſtellen haben, ſo eilen Sie; die nächſte Stunde trifft Sie oder mich nicht mehr unter den Lebenden an!""

„Spielſt Du Comödie mit mir, mein Liebchen?" antwortete David beſtürzt und erbleichend.

„„O nein, alles Spiel iſt aus, und der Ernſt will ſich geltend machen. Sie haben durch einen ſchlechten Menſchen aus H** Verläumdungen gegen mich aus den Händen Ihres eigentlichen Urhebers, eines gewiſſen Johann, erhalten, den heute noch ſein Schickſal ereilen wird. Sie haben dieſer niederträchtigen Intrigue Ihren vollen Glauben geſchenkt, und wollen mich in dieſer Nacht noch verlaſſen, ohne den Preis für meine verlorne Unſchuld, das einzige Gut meines Lebens, zu bezahlen. Sie haben Ihre Falſchheit ſo weit getrieben, daß Sie mich heute noch durch Ihre Mitwirkung zu den Voranſtalten meines morgigen Geburtsfeſtes täuſchen wollen. Alle dieſe Umſtände zuſammen werfen ein höchſt widriges Licht auf

Ihren Charakter. Nach meinen Anſichten von Leben und Ehre iſt eine ſolche Schmach nur auf dieſem Wege auszulöſchen.““

Mit dieſen Worten zog ſie einen ſchwarzen Shawl von einem runden Tiſche, und zwei Sattelpiſtolen funkelten dem Herrn David entgegen, der ſich ob dieſes unerwarteten Anblickes genug entſetzte.

„„Wählen Sie nun, Herr David! eine von dieſen Piſtolen iſt geladen, die andere nicht. Wir ſetzen die Mündungen dieſer Todesloose einander auf das Herz, und drücken los; das Schickſal wird entſcheiden, wer von uns Beiden ſterben ſoll. Noch einmal gönne ich Ihnen einige Minuten Zeit, um Ihre Geſchäfte mit der Welt, und Ihre Rechnung mit dem Gotte Ihrer Väter abzuſchließen, dann wird die nächſte Viertelſtunde mich in die Arme meines Erlöſers, oder Sie in den Schoß Abrahams führen. Wählen Sie!““

Da ſank das reiche Jüdlein jammernd auf die Knie nieder, und ſprach mit beweglicher Stimme: „Ich kann das Schießen nicht leiden, und mag auch nicht ſterben. Sprich, mein Schätzchen, was ſoll ich thun, um Dir Genugthuung zu geben?“

„„Schreiben Sie:

„Ich erkläre hiemit, daß ich Lucindens jungfräuliche Blüthe gepflückt, und ihr zur Entſchädigung 50,000 fl. gegeben habe.“ — Dieſe Erklärung unterzeichnen Sie eigenhändig!““

David ſchrieb, was Lucinde verlangte, mit zitternder Hand.

„„Und nun ſtellen Sie mir einen Wechſel auf jene Summe aus, augenblicklich in Dukaten zahlbar!““

David ſchrieb ſeufzend dieſe Anweiſung.

„Darf ich mich nun entfernen?“

„„Noch nicht!““

Lucinde öffnete die Thüre des Kabinetes, und rief: „„Treten Sie heraus, unglückliche Agathe, mit dem verſtoßenen Kinde dieſes unnatürlichen Vaters!““

Agathe trat heraus, und ihr Knabe umklammerte Davids Knie mit dem lauten Schrei: „Vater! mein Vater!“

David riß ſich los, und rief: „Weg von mir, ich kenne Dich nicht!“

„„Nun ſo ſchießen Sie, — ſchrie Lucinde

heftig, — oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf, feiger Barbar!““

Raſch ergriff ſie eine Piſtole, und ſpannte den Hahn, deſſen Knacken ihn plötzlich ſo zahm wie ein Lämmchen machte.

„Nun, was ſoll ich denn für dieſe Leute thun?“ fragte er kleinlaut.

„„Sie haben das häusliche Glück und den Wohlſtand dieſer Familie untergraben, und ſie an den Bettelſtab gebracht. Dieſer Knabe iſt Ihr zweites Ich; die Natur ſelbſt legt Zeugniß für ihn ab gegen Sie. Schreiben Sie einen Wechſel auf 30,000 fl. augenblicklich in Dukaten zahlbar!““

„Das kann ich nicht! Man betrügt, man ruinirt mich!“

„„Schreiben Sie, oder —““

Die Piſtole funkelte vor David's Augen, und er ſchrieb.

„„Sie bleiben hier, bis beide Summen von Ihrem Caſſier ausbezahlt ſind.““

Wilhelmine trug die beiden Anweiſungen in Davids Haus, und gleich darauf brachte ſein Bedienter, Agathens Liebhaber, beide Summen in Geld. David mußte Agathens Entſchädigung mit einer Schenkungsurkunde verſehen. Wilhelmine erhielt von Lucinden die verſprochenen 2000 fl. Dann wurde Herr David ſeiner Piſtolenmanſchetten in Gnaden überhoben, und durfte ſich empfehlen.

53.

Wie die ſieben vornehmen Herren von ihren Gemahlinnen begrüßt wurden, läßt ſich denken. Johann erwartete Lucinden an der bezeichneten Stelle. Aus einem verſchloſſenen Wagen ſtiegen vier handfeſte Vermummte, die ihn windelweich prügelten und dann zurückfuhren. In dieſem ganz neuen Zuſtande von Verſchlagenheit traf ihn ſeine Gattin Roſalie, deren Vorwürfe ſchwerlich ſeine Schmerzen linderten.

Noch an demſelben Abende fuhr Lucinde mit Extrapoſt über Salzburg, wo ſie ihr Pantoffelmännchen, gleich einem Reiſekoffer wieder aufpackte, nach Wien, um als eine fahrende Dame in dieſer weltberühmten Kaiſerſtadt neue Käufer ihrer Jungfräulichkeit aufzuſuchen. —

Die

Liebesgeheimnisse

der

Inſel Sankt Helena.

Die Liebesgeheimniſſe der Inſel Sankt Helena.

„Ende gut, Alles gut!“
— x —

1.

Von den kahlen Scheiteln, den waldbekränzten Höhen und kuppelformigen Abhängen der höchſten Berge, die das anmuthige Tegernſee mit dem ſmaragdnen Waſſerſpiegel umgürten, leuchteten in einer klaren, ruhigen, weichen Nacht in der letzten Hälfte des Septembers, wie flammende Kronen, die Namenschiffern erhabener Gäſte, aus coloſſalen Holzmaſſen geformt, bis zur vierzehn Poſtſtunden entfernten Hauptſtadt München, wo die gefeierten Zeichen vollkommen ſichtbar waren, da jedes Licht einer gewöhnlichen Beleuchtung hier aus einem Holzſtoße beſtand.

Die königliche Villa Tegernſee, eine der ſchonſten Anlagen, die Europa's Höfe beſitzen, glich damals einer weitberühmten Wallfahrtskirche, wohin lebensluſtige Karavanen aus der Hauptſtadt, aus den Märkten und Dörfern der Umgebung und Einzelne von den einſamen Sennhütten der Berge herab , fröhlichen Muthes zogen.

Schon lagerten ſich des Abends rieſige Schlagſchatten die Berge entlang, da begab ſich der Hof mit den erlauchten Gäſten in Wagen nach der königlichen Maierei Kaltenbrunn am untern Ende des See's, um zu Schiffe die Heimfahrt zu wählen.

Reich und geſchmackvoll verziert, glitten die königlichen Schiffe und jene des königlichen Gefolges die Spiegelbahn hinab; ihnen folgten die Muſiker der Garde. Unzählige kleine Nachen, leicht bewegliche Schnellſegler, trugen die Schauluſtigen demſelben Hafen entgegen.

Das wahrhaft Grandioſe einer Beleuchtung der Berge und des See's zu ſchauen, war nun die nächſte Erwartung Aller, eine Leuchtkugel ſollte das Signal geben, als es bereits zu dunkeln begonnen hatte.

Aber gleich als wollten die unſterblichen Götter zuvorkommend das ſchwache Treiben der Menſchen überbieten, ſendeten ſie ihre Donner von den ewigen Höhen, zur feierlichen Weihe dieſes Feſtes.

Inzwiſchen ſangen, von Muſik begleitet, einige Sänger der königlichen Kapelle vierſtimmige Lieder, und die Hautboiſten der Garde ſpielten.

Die Leuchtkugel ſtieg, und in wenigen Minuten flammten ſchon die in wechſelnden Formen geſchichteten Holzſtöße auf den Bergen und am linken Ufer des See's in einer endloſen geraden Linie, die durch Täuſchung der Nacht immer noch an Länge gewann. Hell beleuchtet zeigten die Gräten der Berge ihre mahleriſche Geſtaltung, und hoch oben auf der Kuppe des dunkeln Wallberges entflammte ein freundliches, frohes, verheißendes, Alles bezeichnendes Sternbild, zu dem die Herzen jubelnd emporſchauten, während durch die fernen Klüfte noch der Donner rollte, die Blitze darüber hin zuckten, und über die Nachtſcheitel der hohen Alpen verſöhnend der leuchtende Mond heraufſtieg.

Am rechten Ufer des See's war ein großer

Tempel errichtet, deſſen Beleuchtung durch 60,000 Lampen, ausgeſchmückt mit Inſchriften von Brillantfeuer, einen prächtigen Anblick bot.

Und als nun die lieben Sternlein wieder klar am tiefblauen Weltendome funkelten, unzählige Nachen mit Holzfackeln auf der Fluth ſchwammen, Raketen leuchteten und die Kanonen durch die hohen, gleichſam zum Feſte geladenen Berge donnerten, und der König mit der Königin und der königlichen Familie nebſt den erhabenen Gäſten von der Maierei zurückfuhr, vom brauſenden Jubelrufe der im Halbkreiſe Schiffenden und des aus vielen tauſend Zuſchauern ineinander geſchlungenen, lebendigen Seegürtels geleitet, da fragte ich die Tiefe meiner Seele: „was denn Volkesliebe, ſo recht aus des Herzens Grunde geſchöpft, für ein väterliches Herrſcherpaar ſey?“ Und ſiehe! die nächtlich-grüne Fluth überſpülte meine Ferſe, und begann zu wogen und zu rauſchen, und ein altrömiſches, ſalbenduftendes Sängerhaupt, den freundlichen Lebenskenner Horaz kündend, tauchte auf, und über die edlen Lippen, von Hermes ſchon an der Wiege gelöſet, glitten die Worte wie Lyratöne, antwortend:

— monumentum aere perennius,
— — — — — — — —
Quod non imper edax, non Aquilo impotens
Possit diruere, aut innumerabilis
Annorum series, et fuga temporum.*)

„Möge die Macht und die Herrlichkeit Gottes ſchirmend walten über dem geliebten Königshauſe!“

So bat ich, zum Azurgewölbe des Himmels aufblickend, den ewigen Vater, und landete in der Nähe der königlichen Villa mit dem Wunſche, für mein müdes Haupt ein ruhiges Nachtlager zu finden.

2.

Dieſe Aufgabe war indeß nicht ſo leicht, als man wohl glauben möchte. Es fehlt in Tegern-

---

*) Dauerhafter als Erz ein Denkmal,
— — — — — — — —
Das kein Regen zernagt, Boreas Allgewalt
Nie zu ſtürzen vermag, nie der Jahrhunderte
Lange Reihe, die Flucht ewiger Zeiten nie.
Ramler.

ſee an wirthlichen Behauſungen für ungewöhnlich zahlreiche Beſuche, und an jenen Bequemlichkeiten, welche die Gaſthöfe einer Hauptſtadt bieten und von den Städtern bei ihren Ausflügen in die Ferne hart vermißt werden. In ſolchen Fällen ſind dann die Herren, mit Ausnahme Einzelner, die durch Feldzüge oder weite Reiſen mit Ungemach aller Art vertraut wurden, meiſtens übler daran, als die Damen, weil dieſen, wie ſich's von ſelbſt verſteht, das Beſte, was vorhanden iſt, eingeräumt werden muß, und weil ſie theils des Spaßes wegen, theils aus Selbſtbeherrſchung, das Fatale mit Gleichmuth, wohl auch ſcherzend, zu ertragen wiſſen.

Vergebens pochte ich an ſo manche wohlbekannte Thüre, die auf meinen Wanderungen nach Tegernſee ſonſt gaſtfreundlich mir aufgeſchloſſen wurde; heute aber waren alle Winkel, vom Heuboden bis zur Scheune, von zudringlichen Gäſten beſetzt; vergebens verſicherte ich die jungen Hausfrauen und hübſchen Töchter, daß ich recht gerne mit der Hälfte ihrer eigenen Bettchen mich begnügen würde, — ſie lachten, wünſchten mir eine gute Nacht, und verriegelten ſorgfältig die Hausthüren.

Da ſtand ich nun wie ein Geächteter im Freien, und hätte die Millionen Sterne, die über mir funkelten, gerne für ein trautes Hüttchen hingegeben.

Geſang, Muſik, Gelächter, Toaſte, ſchallten aus allen ländlichen Häuſern und Hütten, welche ſich durch die Gewalt der Umſtände in eben ſo viele Herbergen verwandelt hatten. Innerhalb der Waldſäume, hinter dichten Gebüſchen, brannten Wachfeuer, und neben denſelben ſaßen und lagen, in Mäntel, Teppiche und Pferddecken gehüllt, Herren und Damen auf Ottomanen von zuſammengerechetem Laube, und beſchäftigten ſich mit gebratenen Hühnern, Gänſen, Kalbskeulen, und ließen fleißig die Weinflaſchen im Kreiſe herumgehen. Manche hübſche Dame kniete aufgeſchürzt vor dem Feuer und kochte Kaffee. Mehr waldeinwärts hielten die Wagen dieſer Geſellſchaften, um nach dem romantiſchen Nachtmahle in der entfernten Umgegend ein bequemes Wirthshaus aufzuſuchen.

Bl

Es ereignet ſich nicht ſelten, daß man zu einer Zeit und an Orten, wo man ungeſehen zu bleiben wünſcht, Freunde und Bekannte nach der Reihe findet, dagegen aber ſehr oft dort nicht, wo man ſie ſucht; die ganze Feuerlinie entlang traf ich auch nicht einen Einzigen, zu dem ich hätte ſagen können: Gib mir ein Stück Braten, ich habe Hunger! oder: laß mich trinken, mich dürſtet!

Was eine ſorgſame Freundin vor meinem Abmarſche von München in mein Ränzchen gedeckt hatte, wurde Mittags verzehrt; denn ein Fußmarſch von dort nach Tegernſee, ohne Ruhezeit, macht keine geringe Eßluſt; es war zu ſpät und ungewiß, um auf ehrlichem Wege etwas zu bekommen; ich konnte alſo mit voller Befugniß das Naturrecht in Anſpruch nehmen, und gleich den Thieren des Waldes den Forderungen der Natur genügen.

3.

Lauernd wie ein hungeriger, beuteluſtiger Wolf, trabte ich hinter den Schmauſenden die ganze Reihe hinab; die meiſten hatten ihre Speiſen, ihre Wein-

und Bierflaſchen in der Mitte, als befürchteten ſie einen Ueberfall, oder doch ſo geſtellt, daß ſie von den Pfeilen ihrer Blicke konnten beſtrichen werden. Schon gab ich alle Hoffnung auf, meinen Leib noch bewirthen zu können, als ich um eine Ecke bog, die mit zwei dicht nebeneinander ſtehenden Buchen ſchloß.

Ich ſah ſchon von weitem eine tüchtige Flamme auflodern, und näher heranſchleichend vermeinte ich bekannte Stimmen zu hören.

Mit einer witzigen Begrüßung wollte ich der Geſellſchaft mich vorſtellen, und ſo ſpaßhaft als möglich nach den Körben und Flaſchen greifen.

Wie ſehr wurde jedoch meine Hoffnung herabgeſtimmt, als ich den alten Baron P***, ſeine zweite, noch ſehr junge und lebensluſtige Frau, ſeine ſehr ſchöne Tochter Thereſe und den jungen, aber ſittenloſen Grafen N**, ihren beſtimmten Bräutigam erblickte!

Mit dem alten Herrn und ſeiner Tochter erſter Ehe, Thereſe, ſtand ich auf ſehr gutem Fuße, die Frau aber, und ihr Galan, der Graf, waren mir ſpinnefeind, warum? — werde ich ſpäterhin zu erklären die Ehre haben; vorläufig bitte ich, ein kleines Geſpräch dieſer vier Weſen geduldig anzuhören, wobei meine ſtumme Rolle die einträglichſte war.

Die Baronin. Nun ſo eſſen und trinken Sie doch, Herr Graf! Behagt Ihnen denn meine Küche gar nicht?

Der Graf. Im Gegentheile, ich finde alles charmant; aber Sie können wohl nur im Scherze verlangen, daß ich in ſchöner Umgebung noch an das Eſſen und Trinken denken ſoll.

Der Baron. Ich ſchon! Sey doch ſo gut, liebes Weibchen! und reiche mir den mit Trüffeln gefüllten Faſan, und noch eine Flaſche von dem alten Rierenſteiner; ich will mir heute einmal recht gütlich thun! Thereſe hilft mir ſchon!

Die Baronin. Warum nicht gar! Du haſt ohnehin ſchon ſo viel gegeſſen und getrunken, als wir übrigen drei mit einander, und Thereſe braucht nichts; die lebt von den Strahlen des Mondes, dem ſie wie verrückt in das bleiche Geſicht ſchaut.

Der Baron. Vergönne mir doch meinen guten Appetit, lieber Schaz!

Die Baronin. Nein, nein! Wenn Du durchaus noch etwas genießen willſt, dort ſteht kalter Braten und eine Flaſche Wachenheimer; der Faſan und der Nierenſteiner gehört für unſern Gaſt, den Herrn Grafen, wenn wir im Nachtquartier ankommen; die Nachtluft zehrt, und da wird der Herr Graf mir für meine Sorgfalt wohl danken.

Mit dieſen Worten ſtellte ſie den Faſan und die Flaſche Nierenſteiner in einem Körbchen hinter ſich, und in demſelben Augenblicke war es auch ſchon in meiner Gewalt.

Der Graf. Nun, wenn der wertheſte Herr Baron ein Gelüſten ſpüret, ſo nehm ich es ihm ſo übel nicht, und ich könnte mich wohl dazu einladen.

Die Baronin. Ja in dieſem Falle hat es keinen Anſtand, und ich fürchte auch, es möchte Ihnen die Luſt zum Speiſen vergehen, bis wir nach Tölz in's Nachtquartier kommen. Hier, mein

Lieber, laſſen Sie ſich's ja recht ſchmecken — nun, wo iſt denn das Körbchen hingerathen? Ich hab's ja ſo eben hinter mich geſtellt! Ich ſeh's nirgends! Es iſt verſchwunden oder geſtohlen!

„Geſtohlen!“ rief ich aus einem entfernten Gebüſche mit dumpfer Stimme, und ſchlug ein laut ſchallendes höhniſches Gelächter auf, eiligen Schrittes den hohen Kreuzberg antretend, der Tegernſee von Schlierſee ſcheidet.

4.

Sicher war ich nun einer der glücklichſten Menſchen in ganz Tegernſee, und weit in der Runde, da ich zwei Leckerbiſſen beſaß, wornach ich ſchon längſt mich geſehnt hatte.

Mein Gewiſſen, welches den Fall des Naturrechts keineswegs als eingetreten zugeben wollte, beruhigte ich mit der Moral des Rinaldini und ſeiner zahlloſen Nachfolger in Räuberromanen, der es für keine Sünde hielt, den Reichen etwas abzunehmen, um den Armen davon mitzutheilen.

Ich mochte etwa drei Viertelſtunden auf den mir wohlbekannten Pfaden dahingeſchritten ſeyn, als der Mond ſich hinter den Wolken verbarg, und die Nacht ihren ſchwarzen Mantel über die Erde legte.

Plötzlich ward es ſo finſter, daß ich meine eigene Hand vor den Augen nicht mehr erkannte; auch erhob ſich ein lauwarmer Weſtwind, der unheimlich durch das Laub der Bäume rauſchte, und einen Regen fürchten ließ.

Nach meiner Meinung war ich keine fünf hundert Schritte mehr von einer ſogenannten Einöde — ein einzelnes Bauerhäuschen, — entfernt, das mir ſeit vielen Jahren ſehr wohl bekannt war. Ich öffnete daher mein Ränzchen und machte Licht, wozu mir meine kleine Blendlaterne treffliche Dienſte leiſtete; dann ſchritt ich munter dahin.

Ein durchdringender Pfiff in meiner Nähe ſtörte mich gar nicht; die jungen Burſche verabreden oft Zuſammenkünfte mit ihren Kameraden oder Herzchen in nächtlichen Stunden, und wenn ſie dann Fußtritte vernehmen, ſo geben ſie ein verabredetes Zeichen, woran ſie ſich erkennen.

Allein kaum gingen einige Minuten vorüber, als mich eine kräftige Fauſt rückwärts am Kragen meines Reiſerocks packte. Raſch riß ich meine ſchmale, ächte Damascenerklinge aus der Scheide, die ich an einer dicken ſeidenen Schnur, von der rechten Schulter zur linken Hüfte reichend, trug; diese kurze, gebogene Klinge, welche ich einige Jahre vorher von dem Kammerdiener des durch München nach Paris reiſenden Geſandten Perſiens gekauft hatte, war von ſo vorzüglicher Güte, daß ich vollſäftige Aeſte von hartem Holze, z. B. von Buchen, in der Dicke eines Mannsarmes, wie Kohlſtrünke durchhieb.

Schon war die Hand zum Hiebe geſchwungen, der wahrſcheinlich keinen Nachfolger nöthig gehabt hätte, als die fremde Hand meinen Kragen fahren ließ, und meine eigene faßte, und freundlich drückte.

„Kennſt Du mich denn gar nicht mehr?“ — fragte mich eine weibliche Stimme, die ich ſchon bisweilen gehört zu haben glaubte.

„„Wer biſt Du denn?““

„Ey, Trudchen bin ich, die Tochter vom Kreuzbauer auf dem Einödhofe; Du kennſt mich ja!

Wie oft hab' ich Dich nach Schlierſee mitten in der Nacht hinübergeführt, manchmal unter Donner und Bliz, als Du noch in das ſchöne Fiſcherlieschen ſo ſchrecklich verliebt warſt!“

„Dich hätte ich hier nicht vermuthet, liebes Trudchen! Freilich kenne ich Dich recht gut, und weiß noch ſehr wohl, wie ich mit Dir durch die Berge ſtieg; aber das iſt nicht wahr, was Du wegen Fiſcherlieschen ſagſt, als wär ich in ſie verliebt geweſen. Gott bewahre! Nur weil ſie immer ſo gar luſtig war, und den Kahn auf dem See ſo trefflich zu führen, und ſo gar liebliche Alpenlieder zu ſingen und zu jodeln wußte, bin ich gerne nach Schlierſee gegangen.“

„„Du kannſt mir leicht etwas verplaudern, ich glaub's aber nicht. Schau, das Lügen iſt eine Sünde; ich weiß gewiß, daß Du ſie geliebt haſt, und daß ſie Dein Schatz war; ſie hat mir's ja ſelber ſchon geſagt. Du brauchſt Dich ja nicht zu ſchämen, ſie iſt ja ein ſchönes und ehrliches Mädel. Aber ſag mir nur, ſeit wann iſt denn eure Liebſchaft aus, und warum? So oft ich ſie auch ſchon gefragt habe, niemals gibt ſie mir eine rechte Antwort, ſondern antwortet höchſtens: „Verläumdung iſt daran Urſache, liebes Trudchen, weiter nichts!“ und dabei ſchwimmen ihre vergißmeinnichtblauen Augen in hellem Waſſer.““

„Laß's gut ſeyn, liebes Trudchen, ich ſpreche nicht gerne von vergangenen Dingen, die nicht mehr zu ändern ſind. Ich hab' das Mädchen ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr geſehen. Wie geht's ihr denn?“

„„Je nun, wie man's eben nimmt. Am Sonntage über acht Tage heirathet ſie.““

„So?“

Dieſe unvermuthete Nachricht ließ mich nicht gleichgültig. Wenn auch ein Verhältniß aufhört, ſo dauert doch die Erinnerung fort.

„„Haſt Du dieß gar nicht gewußt?““

„Nein! Wen heirathet ſie denn?“

„„Den Wirth von Schlierſee: er iſt zwar nicht mehr ſo ganz jung, aber doch ein fleißiger, wackerer Mann, und ein vermöglicher Hauswirth; Lieschen kann mit ihm ſchon ihr Glück machen;

ſchwerlich würde ſie's mit einem andern beſſer treffen!""

„Glück auf! Ich will auch bei ihrer Hochzeit erſcheinen; wenn du mit mir hingehen magſt, ſo hol' ich dich ab."

„„Ich danke ſchönſtens, ich bin zwar eingeladen und könnte ſchon mit Dir gehen; aber der Andre hat geſagt, er wolle mich hinführen.""

„Wer iſt denn der Andre?"

„„Nur Geduld, Du lernſt ihn heute ſchon noch kennen, da Du wahrſcheinlich über Nacht bei mir bleiben wirſt.""

„Bei Dir? Ich nehme Dich bei Deinem Worte!"

„„Nun ja, bei mir; mein Vater, die Mutter und mein Bruder ſind bei dem Müller in Gmund, und kommen erſt morgen Mittags nach Hauſe.""

„Deſto beſſer, liebes Trudchen!"

Das laute Bellen der zwei verwünſchten Spitze, die mich während meines Verweilens an dieſem Orte, bei früheren Ausflügen, ſchon oft geärgert hatten, verkündete unſere Ankunft am erſehnten

Ziele. Auf das bekannte Zurufen Trudchens ſchwiegen ſie bald.

Wir traten in das Häuschen. Die gewöhnliche Stube und die Schlafkammer der Alten und des Bruders waren verſchloſſen; wir mußten alſo beide in Trudchens einſamem Kämmerlein Schutz gegen den Regen ſuchen, der bereits in einzelnen ſchweren Tropfen an die kleinen Fenſter ſchlug.

Trudchens reinliches, blankes, jungfräuliches Bettchen ſtand in der Ecke des kleinen Kämmerleins; neben dem Bettchen ein Kleiderkaſten nach der Sitte jener Alpengegenden, mit einem brennenden Herze, oder mit den Anfangsbuchſtaben der Namen der heiligen Familie, J. M. J., mit den grellſten Farben gemalet; auf der andern Seite zwiſchen beiden Fenſtern unter einem kleinen Spiegel, auf deſſen Fläche ein aus Papier geſchnittener Chriſtus am Kreuze geklebt war, ein Tiſchchen mit zwei hölzernen Stühlen; Täfelchen mit Heiligenbildern aller Art bedeckten faſt die Wand, und des frommen Mädchen Namens- und Schutzpatronin, die heilige Gertrud, hing unmittelbar über ihrem Bette.

Ich machte mir's ſogleich bequem, rückte den Tiſch mehr ſeitwärts an die Bank, die an die Mauer befeſtigt war; dann ſtellte ich die Laterne auf den Tiſch, zerlegte mit innerlichem Wohlbehagen den mit Trüffeln gefüllten Faſan, goß den Nierenſteiner in den großen Deckelbecher von Zinn, woraus Trudchens Vater an Feſttagen ſein Abendbier trinket, ſtellte mein Ränzchen in die Ecke als Kopfkiſſen, und legte mich darauf hin, indem ich mit Trudchen, die ich zum Mahle lud, nach Herzensluſt ſchmauſete.

Für mich hat das Liegen einen ganz eigenen Reiz, gleichviel ob auf einem grünen Raſen auf ſchwellendem Mooſe, auf einer weichen Ottomane, allenfalls mit elaſtiſchen Federn, im Bette oder auf einer harten Ofenbank in irgend einer Dorfſchenke, wenn ich nur liegen kann, und ſicher ergreife ich jede Gelegenheit, dieſe Lieblingsneigung zu befriedigen, wenn nicht die Art der eben nothwendigen Beſchäftigung eine andere Stellung erfordert.

Wär' ich ein Advokat geworden, ich hätte alle meine Streitſchriften liegend meinem Schreiber in die Feder geſagt, ohne deßwegen ein Unterliegen zu befürchten; ich fühle, daß ich liegend weit leichter denke, beſſere Einfälle, eine kühnere Phantaſie habe; alles Gewicht, was gleichſam die Schwere des irdiſchen Daſeyns bezeichnet, iſt dann wie abgeſtreift, und weil ich fürchte, dereinſt liegend ungleich ſchwerer vom Leben zu ſcheiden, als ſitzend oder ſtehend, weil ich dann meine liebſte Stellung auf Erden verlaſſen müßte, ſo werde ich die Anordnung treffen, daß ich bei Zeiten in meinen Schlafſtuhl, der ohnehin den Umfang eines einſpännigen Wagens hat, gebracht werde, um ſo unmerklich aus dem zeitlichen Schlafe in den ewigen hinüberzuſchlummern.

„„Das iſt ja Leder, — fing Trudchen an, — indem ſie eine Trüffel an den Rand ihres hölzernen Tellers legte; „ihr Leute in der Stadt ſeyd doch recht kurioſe Leute, ihr könnt Alles eſſen!“““

Ich erklärte Trudchen, was Trüffeln ſeyen, ſie meinte aber, ihre Waldſchwämme ließen ſich weit appetitlicher ſpeiſen. Am Weine tadelte ſie, daß er ihr in die Naſe ſteige; ein Glas ſaure Milch ſchmecke ihr weit beſſer.

„Trudchen, — ſagte ich, indem ich ſie traulich bei der Hand faßte, und ihr unbefangen in die ſchönen Augen blickte, — Trudchen, ich fühle Froſt in mir; mein Marſch war zu angeſtrengt. Darf ich mich nicht eine Stunde lang in Dein Bett legen, bis ich mich wieder erwärmt habe; ich mache Dir dann ſchon Platz und lege mich auf dieſe Bank bis zum Anbruche des Tages, wenn Du nichts dagegen haſt, oder ich gehe auf den Heuboden.“

„„Auf den Heuboden? warum nicht gar in den Stall? Leg Dich nur in mein Bett, indeß will ich den Tiſch vor daſſelbe hinſtellen, damit Du auch bequem eſſen und trinken kannſt.““

„Was willſt denn Du hernach machen, liebes Trudchen?“

„„Ich bete mein Abendgebet, und dann leg' ich mich zu Dir ins Bett; o wir haben alle beide Platz!““

Trudchen zählte kaum achtzehn Jahre und war die liebe Unſchuld ſelbſt.

„Wenn aber Dein Liebhaber kommt, was wird der dazu ſagen?“

„„Der Andre?““

„Ja was für einen andern meinſt Du denn?“

„„Als ob Du nicht wüßteſt, wer der Andre ſey!““

„Liebes Kind, es giebt gar viele Andre, als mich, aber welcher unter ihnen gerade der rechte Andre, dein Liebhaber iſt, das kann ich ja nicht wiſſen; iſt mir doch ſelbſt ſein Name nicht bekannt!“

„„Sagt' ich Dir denn nicht gerade, daß er Andre heißt?““

„Ja ſo, der Andrä wollteſt Du ſagen! Alſo Andreas heißt dein Liebhaber?“

„Ja freilich; der nämliche flinke Burſche iſt's, der Dir am Pfingſtmontage vorigen Jahres Dein Käppchen aus einer Schlucht mit großer Gefahr heraufholte, in welche es der Wind gejagt hatte.““

„Ey den braven Jungen kenn' ich ja recht gut. Nun, Trudchen, wenn Dein Andrä käme, während wir im Bette liegen, wie würde Dir's ergehen?“

„„Gut! Glaubſt Du, mein Andrä hält mich

für ein ſchlechtes Mädchen? Er weiß ja, daß Du nicht mein Mann biſt, und daß ich nicht Deine Frau bin? Warum ſollte er alſo böſe werden, wenn er Dich bei mir im Bette fände? —

Was ſagen meine lieben ſchönen Damen zu dieſer Anſicht von einem der zarteſten Verhältniſſe des Lebens? Soll ich nicht jeder von Ihnen, die keine Urſache hat, ihren Gatten zu lieben, von Herzen wünſchen, daß der eiferſüchtige Gemahl mit dieſer Philoſophie ſich befreunde?

Trudchen hatte ſich während dieſer Unterredung bis auf das kurze Unterröckchen entkleidet, und den Tiſch vor das Bett gerückt; dann ſtieg ſie auf dieſen hinauf, um den Wecker einer kleinen hölzernen Uhr auf 4 Uhr zu ſtellen, die dicht neben dem Bette an der Hohlkehle der Wand befeſtigt war, und hernach über meinen Kopf, um an meiner rechten Seite Platz zu nehmen.

Die Natürlichkeit im Benehmen des Mädchens war ſo natürlich, daß ich des Lachens mich nicht enthalten konnte.

„„Warum lachſt Du?““ fragte Trudchen.

„Weil ich bei einem ſchönen Mädchen liege, das ich liebe, und thun ſoll, als liege ich nicht bei ihr.“

„„Du liebſt mich? Warum haſt Du mir das nicht früher geſagt, als der Andrä? Ich war Dir gleich recht herzlich gut, wie ich Dich das erſte Mal ſah, und ich habe oft geweint, als ich erfuhr, Du hielteſt es mit Fiſcherlieschens in Schlierſee.““

„Liebſt Du mich nicht mehr, Trudchen?“

„„O ja!““

„Mehr, als den Andrä?“

„„O nein, das nicht!““

„Warum heiratheſt Du ihn nicht?“

„„Es fehlen uns noch 100 Gulden, dann übergibt ihm ſein Vater das Gütchen, er bezahlt ſeinen zwei Schweſtern hinaus, was ſie anſprechen können und unſerer Hochzeit ſteht hernach nichts mehr im Wege.““

„Haſt Du Dich nie an unſern guten König Max gewendet, und ihn um dieſe 100 Gulden gebeten?“

„„Nein!““

„Verſuche Dein Glück! Sein Herz iſt das beſte auf der Welt, und Menſchen glücklich machen iſt ſein höchſtes Glück!“

„„Ach der gute König hat meinen Eltern ſchon ſo viele Wohlthaten erwieſen, daß ich mir nicht mehr getraue, ihm mit einer Bitte in den Weg zu treten! Drei Pferde und zwei Kühe fielen uns in Zeit von einem halben Jahre, und er hat uns andere dafür gegeben, die zehnmal mehr werth waren. Gott ſegne ihn, wie ich ihn täglich in mein Morgen- und Abendgebet einſchließe!““

Thränen der Dankbarkeit floſſen über ihre Wangen.

Nun ſo will ich Dir eine Bittſchrift aufſetzen an einen gar vornehmen Herrn, der auf Beſuch in Tegernſee iſt. Der gibt Dir gewiß dieſe 100 Gulden, wenn Du Dich hübſch in Deinen Sonntagſtaat wirfſt, und ihm die Schrift ſelbſt überreichſt. Haſt Du Muth dazu?“

„„O Gott ja, es iſt ja nichts Böſes, was ich unternehme, und ich kann hernach meinen lieben

Andrä heirathen. Gleich morgen will ich in's Schloß hinab. Aber jetzt laß mich beten und ſchlafen, ſonſt ſeh' ich morgen nicht friſch und geſund aus.''''

Nun faltete Trudchen die Hände, betete halb laut und entſchlummerte ſanft, mitten im Gebete.

Wie ein Engel der Unſchuld lag ſie an meiner Seite; indem ſie ſchlafend ihr Köpfchen gegen mich wendete, verſchob ſich das leicht umgeworfene Buſentuch, und die milchweiße Bruſt wetteiferte mit dem blanken Linnen ihres Bettchens.

Kein unerlaubter Wunſch regte ſich in meinem Innern. Wie ein unentweihtes Kind betrachtete ich die reine Jungfrau, und hab' es von jeher für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten, die Heiligkeit einer unentfalteten Knoſpe mit roher Luſt zu verletzen; denn dieſen Raub kann nur des Prieſters Hand am Traualtare vergüten.

Schnell entwarf ich die verſprochene Bittſchrift, leerte den Becher, löſchte das Licht aus, und ſank in die Arme — des Schlafes.

5.

Vom lebensfriſchen Hauche des ſchlummernden Trudchens erwärmt, mochte ich wohl drei Stunden lang traumlos geſchlafen haben, als mich ein ſtarkes und immer ſtärkeres Pochen am Fenſter weckte.

„Wer klopft am Fenſter?“ rief ich laut, und in demſelben Augenblicke ſprang Trudchen mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem ſie freudig ſchrie: „„Der Andrä iſt's! Der Andrä iſt's!““ und zum Fenſter rannte, den kleinen Schieber öffnete, und ihn ſchmeichelnd tröſtete: „„Lieber Andrä, Du kommſt ſehr ſpät, ich habe Dich nicht mehr erwartet; komm doch herein, leg Dich zu mir in's Bett, und wärme Dich, ruhe aus; es liegt zwar ſchon ein Stadtherr bei mir; der hat aber nun lang genug bei mir gelegen, und wird Dir jetzt wohl Platz machen. So komm doch!““

Wie der Blitz huſchte ſie zur Thüre hinaus, um den Riegel an der äußern Thüre zurückzuſchieben und ihn einzulaſſen.

Inzwiſchen machte ich mit meinem chemiſchen Feuerzeuge Licht in das Laternchen; auf der Hausflur hörte ich den Andrä fragen: „Liebes Trudchen, wie kannſt Du es wagen, einen fremden Herrn bei Dir ſchlafen zu laſſen? Wenn Dir nun etwas Böſes geſchehen wäre?"

„Sey unbeſorgt, — antwortete das Mädchen leiſe, — auf den Stuhl neben dem Bette leg' ich allemal, wenn ſich's gerade trifft, daß ich einen bekannten Herrn bei mir ſchlafen laſſe, der ſonſt nirgends ein Unterkommen findet, meines Vaters ſcharfgeſchliffenes Gartenmeſſer, womit ich Jedem ohne weiters den Hals abſchneiden würde, der mir mit Gewalt etwas Unrechtes zumuthen wollte.""

Dieſe vertrauliche Eröffnung klang nicht beſonders luſtig. Welches Loos hätte mich treffen können, wenn mir nach dem Genuſſe des geiſtigen Weines, von der Gelegenheit verblendet, etwas Menſchliches begegnet wäre!

Trudchen mußte dem Andrä meinen Namen ſchon genannt haben, denn er grüßte mich eintretend recht freundlich.

„Was haſt Du denn getrieben, fragte ich ihn, daß Du ſo lange nicht kamſt?“

„Herr, erwiederte Andrä, ich habe mir viel Geld verdient mit dem Seefahren; eine Menge Leute habe ich nach allen Richtungen an's Land geſezt; viele Herren führte ich auf nahe Dörfer, die nicht Jedermann weiß, wo ſie ein Nachtlager fanden. Kurz, wo es etwas zu verdienen gab, war ich zu finden, und wußte zu rathen und zu helfen. Meine erſte Fahrt war von Kaltenbrunn nach Tegernſee, wohin ich ganz allein einen vornehmen Herrn aus dem Gefolge des Kaiſers, ſeine Frau und einen ſiebenjährigen Sohn auf dem See führte; dieſer Herr war wegen Geſchäfte in München zu ſpät angekommen, um mit dem Hauptſchiffe fahren zu können; ich hatte daher das Glück, dieſe Familie zu führen. Wie wir ſo recht mitten im See waren, will der Knabe an der Seite der Mutter aufſtehen, um dem gegenüber ſizenden Vater das Händchen zu reichen, macht einen Fehltritt, und ſtürzt in den See. Die Mutter fällt mit einem lauten Schrei in Ohnmacht; ich aber laſſe die beiden Ruder, ſpring dem Kna den nach, der ſchon untertaucht, und bring ihn glücklich in den Kahn. Mit Branntwein aus meinem Fläſchchen waſch' ich ihm die Schläfen; er ſchlägt bald die Augen auf, und erholt ſich vollkommen, noch ehe wir Tegernſee erreichen. Die Mutter kommt auch wieder zu ſich, und ich glaube, ſie und ihr Herr wären mir auf der Stelle um den Hals gefallen, hätten ſie nicht das Umſtürzen des Kahnes gefürchtet. Sie boten mir einen ganzen Beutel voll Geld, eine goldene Uhr, Ringe, und andere ſchöne Dinge; ich aber ſagte: „ich danke ſchönſtens, es iſt ja nichts Beſonders, was ich gethan habe!“

Der Herr ſchrieb meinen Namen in ſeine Schreibtafel; natürlich konnte ich ihm meinen ehrlichen Namen nicht verſchweigen, als er darnach fragte. Als wir vor dem Gaſthofe in Tegernſee landeten, fiel er mir um den Hals und ſprach: Deine edle That wird nicht unbelohnt bleiben! Drauf gab er mir dieſen blanken Dukaten für das Fahren. Da nimm ihn, Trudchen! und hier noch zwei Hände voll Silbergeld, alles redlich verdient; da kann es uns an Gottes Segen nicht fehlen!“

Der redſelige Andrä ſchwieg nun, oder vielmehr Trudchen gab ihm aus Freude über ſeine That und gute Einnahme ſo viele Küſſe, daß er nicht wohl zum Sprechen kommen konnte.

„Andrä, Du biſt ganz durchnäßt,“ begann ich, denn ich merkte wohl, daß Trudchen etwas auf dem Herzen hatte, aber nicht den Muth, es zu ſagen; „zieh Dich aus, und leg Dich ins Bett; da kannſt Du nach Herzensluſt noch ein Stündchen mit Trudchen verplaudern. Unterdeſſen will ich Trudchens Bittſchrift in's Reine ſchreiben. Doch halt! haſt Du keinen Kaffee im Hauſe! Trudchen?“

„„O ja, willſt Du welchen?“

„Freilich; bring ſo viel Du haſt; ob ihn wir drei oder andere Gäſte trinken, die nach mir kommen, wie dieß an ſchönen Tagen hier faſt täglich der Fall iſt, das wird Deiner Mutter wohl ganz gleich ſeyn, wenn ich ihn nur richtig bezahle. Ich weiß, Trudchen, Du biſt ſo ein Kaffeemäulchen, und auch deinem Andrä werden ein Paar Taſſen recht wohl munden. Legt euch nur zu Bette; ich koche ihn gleich auf dem Tiſche in meiner Thermaſchine, die ich auf meinen Ausflügen in's Gebirg nie vergeſſe, und bewirthe euch. Flugs ſtellte Trudchen Milch auf den Tiſch nebſt drei Taſſen und einige Semmeln, die ſeit dem letzten Morgen im Brodkaſten lagen, und ſchlüpfte dann zu Andrä in's Bett.

An der Flamme brennenden Weingeiſtes war das ſchwarze Gebräu bald fertig, woran ich die warme Milch goß. Trudchen und Andrä ließen ſich's wohl ſchmecken, ſchwätzten noch ein wenig von ihrem künftigen Lebensplan, und entſchliefen dann friedlich. Ich hemmte den Lauf des Perpendikels an der hölzernen Uhr, um ihren ſüßen Schlaf nicht zu ſtören; denn es war eben drei Uhr nach Mitternacht, und nach einer Stunde ſchon hatte der Wecker ſeinen Höllenlärm begonnen.

Verdrießlich ſchielte der Mond durch die zerriſſenen Wolken hervor, während ich in gleichförmigen Schrittchen Trudchens Bitte niederſchrieb; dann zündete ich mein Morgenpfeifchen, ächten Varinas, an, löſchte zum zweitenmale das Licht aus, und ſtreckte mich behaglich auf die Ofenbank die Königin des Lichtes aus den roſigen Pforten des Morgens treten, und den ewigglühenden Flammenthron beſteigen zu ſehen.

5.

In dieſer ſo ſpät vorgerückten Jahreszeit hat zwar der Aufgang der Sonne jene zauberiſchen Reize nicht mehr, wie im Hochſommer, wo noch alles grünt, blüht, lebt, athmet und leuchtet, während nun ein leiſes Lüftchen ſchon die fahlen Blätter von den Bäumen weht; aber dieſer Aufgang verkündiget doch, daß die Natur deswegen nicht ſtirbt, weil ſie ihre Prunkgewänder mit einfacheren Farben vertauſcht, und daß nach wenig Monden ſie im reicheren Schmucke als jemals, in der Glorie ihrer bräutlichen Herrlichkeit, vor lautaufjubelnden Menſchenherzen erſcheinen werde.

Der Spätherbſt hat etwas Melancholiſches; ein zart fühlendes Gemüth wird ſchwermüthig, und zur Wehmuth geſtimmt, die ihm oft heimlich Thränen entlockt, ohne daß man weiß, woher ſie

Oft wandere ich zu dieſer Zeit durch einſame Buchenwälder, umgaukelt von bleichgelben Blättern, die den Boden, wie mit einem Teppiche decken, und gegen den Froſt des kommenden Winters ſchützen.

Dann gedenke ich des ſinkenden Lebens, und aller meiner Lieben, mit welchen ich einſt des ſchönen Daſeyns mich erfreute, und die längſt ſchon im mütterlichen Schooße der Erde ſchlummern. In ſolchen Augenblicken fühl' ich dann mehr als jemals: es ſey nicht gut, daß der Menſch allein auf Erden wandle, ohne einen Freund zu wechſelſeitigem Troſte, ohne ein liebendes Herz, worin er die Welt der Gefühle in ewiger Jugend findet.

Neu geſtärkt ſaßen wir drei auf der Bank vor dem Häuschen, von der Sonne nun ſchon kräftigeren Strahlen erwärmet, und blickten mit heiterem Auge über Berg und Thal.

Wie waren die zwei Liebenden ſo glücklich Wie verklärte die Hoffnung, durch meine für Trudchen entworfene Bittſchrift die fehlenden 100 Gulden zu bekommen, ihr frommes Geſichtchen!

Wahrhaft komiſch war ihr Streit: ob ihr erſtes Kind ein Knabe oder ein Mädchen ſeyn ſollte. Andrä wünſchte einen Knaben, um ihn bald zu ſeinem Gehülfen heranzubilden, Trudchen ein Mädchen, das ihr in der Wirthſchaft an die Hand gehen könne. Beide behaupteten, die Erfüllung ihres Wunſches ſey dringender, und als ſie nicht einig werden konnten, wählten ſie mich zum Schiedsrichter.

„Hilf, Salomo!" — dachte ich bei mir, weil das bekannte: „Hilf, Samiel!" mir für einen ſolchen Fall doch gar zu unchriſtlich ſchien.

„Das Beſte wird wohl ſeyn," begann ich mit einem ſteifen Amtsgeſichte, wie ein vier und fünfzigjähriger Landgerichts-Aſſeſſor, wenn er Arreſt bei Waſſer und Brod diktirt, oder wie ein ſtrohköpfiger Titularrath, der hochmüthig dahinſchreitet, wie ein aufgeblähter Pfau über Eierſchalen, — das Beſte wird wohl ſeyn, ihr leget allen Streit ab, vereiniget euch in Güte, und gebt euch alle erdenkliche und undenkliche Mühe, die beiderſeitigen Wünſche zu erfüllen, und mit Gottes Hülfe ein Männlein und ein Fräulein, beide wohlgerathen, auf einmal, in die Welt zu ſetzen.“

Sprach's, und ſchlürfte meinen eben abgegoſſenen Thee, deſſen feines Arom mich lieblich umduftete, in kurzen Zügen hinab, wobei ich in eine Wolke des köſtlichen Varinas mein ſchadenfroh lächelndes Angeſicht hüllte. Trudchen riß ſich halb lachend, halb ärgerlich los, und wollte um die Ecke des Hauſes ſchnell durch die Hausthüre treten, als ſie an Jemand mit ſolcher Heftigkeit anrannte, daß ſie wie hingeblaſen auf der Erde ſaß.

Dieſer Jemand war ein Gensd'arm aus Tegernſee, der vor Trudchen ruhig ſtehen blieb, ohne ſie aufzuheben, und die Frage ſtellte:

„Hält ſich ein junger Burſche bei dir auf, der Andrä heißt?“

„„Bei mir hält ſich kein junger Burſche auf, ſondern in meiner Eltern Hauſe, wenn er uns Beſuch macht; Andrä heißt er, das iſt wahr, und daß er mein Bräutigam iſt, das iſt auch wahr!““

So antwortete Trudchen, ohne vom Boden aufzuſehen.

Andrä trat vor.

„Hier bin ich," ſprach er, „ich heiße Andrä. Was verlangt der Herr Gensd'arm?

„Ihr ſollt ſogleich zum Herrn Landrichter nach Tegernſee kommen."

„Gut; ich werde ſogleich hinabgehen."

Andrä und Trudchen, welche die ſchriftliche Bitte überreichen wollte, folgten ihm bald hernach. Trudchen bat mich, unterdeſſen das Haus zu hüten, bis ſie wieder kommen würde.

6.

Schon mein älteſter Freund, der wahre Lebens-Philoſoph Horaz, deſſen Werke, in einer niedlichen Elzevir-Ausgabe, mit Thomſons Jahreszeiten mich abwechſelnd auf meinen Fußwanderungen begleiten, liebte das Landleben, die Einſamkeit in ſeinem Sabinum, und wünſchte nichts anderes, als auf ſeine Weiſe glücklich zu ſeyn. Dieſes

Glück beſtand in ruhiger Zurückgezogenheit auf dem Lande, im Genuſſe der Natur, und in der Freiheit, über Zeit und meine Laune ſelbſt zu ſchalten, und ſich ſelbſt zu leben.

Wie Wenige aber haben Selbſtſtändigkeit des Charakters genug, das eitle Treiben der Städte zu verlaſſen, den Lockungen der Rangſucht und des Ehrgeizes zu entſagen, um in der Natur ſo einfach zu leben, wie die Natur ſelbſt!

Ich hätte Kraft und Muth dazu, aber was mich liebt, müßte bei mir ſeyn.

Nach meiner Anſicht hat die Natur noch keinen Jünger geboren, der mit ſo heiliger Weihe in ihrem geheimnißvollen Tempel diente, als den engliſchen Dichter Thomſon, den unſterblichen Verfaſſer der Jahreszeiten *), welcher in ſeinem „Herbſte" — von „dem Seligſten der Menſchen, der fern vom Weltgetümmel, tief im Thale, mit

---

*) S. meine worttreue Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen. München, 1827. Joſ. Lindauer'ſche Buchhandlung.

B.

wenigen Erleſenen zurückgezogen, die reinen Wonnen des Landlebens trinkt," — ſo wahr und treffend ſagt:

„Ein ſicherer Friede iſt ſein, ein wahres Leben, der Vereitlung entfremdet, und trügeriſcher Hoffnung, an Zufriedenheit reich, und reich durch die Güte der Natur an Kräutern und Früchten; was immer der Frühling begrünet, wenn der Himmel in Regenſchauern niederthauet, was die Aeſte beuget, wenn ſie der Sommer röthet, der Herbſt umſtrahlet, oder in des Winters Scholle verborgen liegt, und vom reicheſten Safte triefet, — dieß alles gebricht ihm nicht; nicht milchreiche Heerden, üppig hingeſtreuet im ganzen brüllenden Thale; nicht umblöckte Berge, nicht das Rieſeln der Bäche, und das Summen der Bienen, das den ruhigen Schlaf in die ſchuldloſe Bruſt locket, im Schatten oder frei gelagert zwiſchen duftenden Hecken, noch ſonſt irgend etwas von Ausſicht, Waldung oder Geſang, von dunklen Grotten, blinkenden Seen und klaren Quellen. Hier auch wohnet einfache Wahrheit, offene Unſchuld, unbefleckte Schönheit, geſunde unverdorbene Jugend, geduldig zur Arbeit, mit Wenigem zufrieden, immer blühende Geſundheit, unehrſüchtige Geſchäftigkeit, ſtille Betrachtung und dichteriſche Ruhe.“

„Wenn der junge Lenz die ſchwellenden Keime dehnet, bemerket er das erſte Knospen, ſauget er den heilſamen Lebensodem in ſein friſches Herz; ihre frohen Stunden gewähren ihm vollen Genuß; keine Schönheit blüht, keine aufgehende Blume duftet für ihn vergebens.“

„Im Sommer, im lebendigen Schatten, lieſt er, was die Muſe in unſterblichen Verſen ſang, oder er ſchreibt, was ſie eingiebt, und erfreut ſich oft umherblickend, des kräftigen Jahres.“

„Wenn des Herbſtes falber Schimmer die Welt vergoldet, und den Landmann mit der Sichel auf die Fluren locket, dehnt ſich ſein Herz, voll der allgemeinen Luſt, in ſüßen Schlägen, und ſinget, durch die lauen Strahlen tief ſinnend, ſein beſtes Lied.“

„Selbſt der milde Winter iſt für ihn ſegensvoll. Der gewaltige Sturm und die graue Verödung, plötzlich über die tiefbegrabene Erde verbreitet, wecken zu feierlichen Gedanken. Der Himmel, zur Nachtzeit aufgeſchloſſen, und leuchtend von hellem Froſte, ſtrahlet jeglichen Schimmer in ſein entzücktes Auge. Ein Freund, ein Buch, bemeiſtern ſich der fliehenden Stunden, und wenden ſie der Weisheit zu.“

„Auf raſchen Schwingen trägt die Phantaſie ihn über Land und Meer, oder die Wahrheit, die in ſeinem Gemüthe göttlich taget, erhöht ſein ganzes Weſen, und entfaltet ſeine Kräfte, oder Heldentugend entglüht in ſeiner Bruſt. Auch das Rührende der Verwandtſchaft und Liebe fühlet er; das beſcheidene Auge, deſſen Strahl ihm allein ſo entzückend lächelt; das holde, gierige Umſchlingen plaudernder Kinder, die ſeinen Nacken umklammern, und, wetteifernd ihm zu gefallen, das zärtliche Vaterherz hervorlocken. Keinen frohen Einfall, Erheiterung, Tanz oder Geſang, verſchmähet er ſtörrig; denn Glückſeligkeit und ächte Lebensweisheit ſind immer geſelliger und frohmüthiger Art.

„Dieß iſt das Leben, das der ſchuldumſtrickte verirrte Städter niemals kennt; das Leben, das im Frühlinge unverderbter Zeiten geführet wurde, da Engel noch, und Gott ſelbſt, unter den Menſchen wohnten!“

7.

Nachſinnend über den Geiſt dieſer Worte, ſchloß ich das Buch zu, und ſtarrte in die Weite hinaus. Da hörte ich ein mühſames Keuchen hinter dem Häuschen, und plötzlich ſtand der alte Geheimerath von J** vor mir, wie ein zu Fuße reiſender Stutzer gekleidet; er trug weite Beinkleider mit Schuhen und Kamaſchen, eine Bonaparte-Weſte mit einer Doppelreihe von Knöpfen, und ein Gehrock mit erbſengrünem Halbtuche, ein Roßhaarkäppchen mit einem ungeheuren Schirme von Glanzleder, und in der Hand einen tüchtigen Gebirgsſtock. Hinter ihm kam ſein Bedienter Benno, gleichfalls ſehr leicht in ungebleichten Drillich gekleidet, auf dem Rücken eine in Fächer abgetheilt, mit Wachstaffet gegen die Näſſe wohlverwahrte Butte tragend, worin das nöthige Weißzeug, Kleider zum Wechſeln, Speiſe und Trank in erfreuender Auswahl, Kaffee, Zucker, Chokolate, Eſſig und Oel von der feinſten Sorte, u. ſ. w. zu finden war. Dieß wußte ich aus frühern Jahren, denn ich kannte dieſen alten Herrn, einen ſechzigjährigen Hageſtolzen, ſchon ſehr lange und ſehr genau.

Der Herr Geheimerath von J** war ein äußerſt jovialer, lebensluſtiger Mann, der Heiterkeit in jede Geſellſchaft brachte, und ſich eben ſo willig einen Spaß gefallen ließ, als er gerne die Leute neckte. In ſeinen Jünglingsjahren hatte ihn eine angebetete Geliebte, die er für einen Engel hielt, mit der weiblichen Welt für immer entzweit; das heißt: er war artig mit den Damen, und ſagte ihnen allerlei Schönes, aber vom Heirathen wollte er durchaus nichts mehr hören. Die Urſache dieſer Abneigung vertraute er mir einſt, als wir eines Abends unter einer Fliederſtaude bei dem Fiſchmeiſter zu Ambach, am Starenbergerſee, delikate Renken ſpeiſeten. Eben jene Angebetete war

Schuld an ſeiner Abneigung vor der Ehe, und vor allem Anketten in der Liebe.

„Suſanna hieß dieſes liebenswürdige Weſen,“ — erzählte er. „Ich kam von Stuttgart, wo ich mich einige Zeit hindurch aufgehalten hatte, nach Ulm, wohin mich ein Univerſitätsfreund, der dort angeſtellt war, zum Feſte ſeiner Vermählung geladen. Dort traf ich Suſanna mit ihren Eltern, verliebte mich in ſie, und machte ihr auch gleich meine zärtliche Liebeserklärung, die mit einem Heirathsantrage ſchloß, dem ich durch die aufrichtige Angabe meines bedeutenden Vermögens den wahren Schwung gab. Die Eltern waren ganz vergnügt, einen ſo reichen Schwiegerſohn gefunden zu haben, der gar nicht einmal nach dem Vermögen der Auserwählten fragte, und die Verlobung geſchah ſchon, nach der Abendtafel, noch ehe wir den erſten Walzer tanzten.

Ich glaubte ein Paradiesvögelchen gefunden zu haben; denn gleich den zahlreichen Farben deſſelben prangte ſie mit allen ſchönen Eigenſchaften.

Dieß war am 3. September. Wir nahmen

den zärtlichſten Abſchied von der Welt. Halb ohnmächtig mußte man meine Geliebte in den Wagen ſchleppen, die mich vor 15 Stunden zum erſtenmale in ihrem Leben geſehen hatte.

Durch den Tod einer ſehr reichen Tante fielen mir erbſchaftsweiſe zwei prächtige Rittergüter in der Gegend von Straßburg zu. Ich mußte ſelbſt hinreiſen, um die Uebernahme perſönlich zu beſorgen, und die nöthigen Anordnungen in Bezug auf die Verwaltung derſelben zu treffen.

Theils die Verlaſſenſchaftsſache meiner Tante, theils kleinere und größere Ausflüge nach dem ſüdlichen und weſtlichen Frankreich, ſelbſt bis nach Paris, deſſen Auſtern und Mädchen mich ſechs Wochen lang feſſelten, nahmen mir ſo viel Zeit weg, daß ich erſt in den letzten Tagen im erſten Monat des neuen Jahres nach Stuttgart zurückkam.

Briefe wurden inzwiſchen poſttäglich gewechſelt. Die Heirath hatte Suſanna, aus einer Lieblingsgrille, wie ſie vorgab, auf ihren Geburtstag, den 27. April, feſtgeſetzt.

In den drei Carnevalstagen wollte ich mein Suschen in München überraſchen.

Ungeachtet der grimmigſten Kälte fahr' ich im Februar mit Extrapoſt Tag und Nacht dahin; der Wagen hält im Gaſthofe zum goldenen Hahnen, meinem gewöhnlichen Abſteigquartiere, Morgens 5 Uhr.

Ich trete in mein Zimmer, das ſogleich erwärmt wurde, laß mir Kaffee bringen, und beſtelle den Barbier, weil ich eben nicht Luſt hatte, nach der ermüdenden Fahrt mich ſelbſt zu raſiren, wie ich es ſonſt zu thun gewohnt bin.

Der Barbier, der wohlbekannte kleine Teufelskerl mit ſeinem Kürbiskopfe und krummen Beinen, mein alter, wohlbekannter Bartſcheerer Joſeph, der mir früherhin, als ich noch das Lycäum in München beſuchte, immer die Meſſer ſchneidfertig erhielt, flog zur Thüre herein, und war vor Freuden außer ſich, mich wieder zu ſehen.

„Wie geht's, Joſeph? Haſt du viele Kunden?“

Bei dieſen Worten ſtellte ich ihm eine Taſſe Kaffee hin, woron er ein überaus großer Freund war.

„„Fehlt nichts, Euer Gnaden, fehlt nichts. Iſt erſt heute wieder ein Fräulein, — den Namen darf ich nicht nennen, — von zwei Knaben glücklich entbunden worden. Wenn ſie nur auch ſchon wieder einen Bart hätten. Aber das leidige Selbſtraſiren verbittert uns ſelbſt die kleinſte Hoffnung, und ſchmälert die ohnehin ſchmale Einnahme noch mehr!““

„Närriſcher Kerl, warum ſollſt du mir denn nicht des Fräuleins Namen nennen, da ich kaum ein einziges Mädchen in der ganzen Stadt kenne?“ Zugleich klingelte ich, und beſtellte kalten Braten und eine Flaſche Wein für meinen Gaſt.

Dieß half.

„„Da haben Euer Gnaden vollkommen recht; ich ſehe wohl gar nicht ein, warum ich es Ihnen verhehlen ſoll. Fräulein Suſanna von H** iſt's, aus einem guten Hauſe. Der Geliebte und Vater der beiden jungen Herrn iſt ein junger Hofgerichtsacceſſiſt. Suſanna's Eltern geben die Heirath der beiden jungen Leute nicht zu, weil Suſanna ſchon mit einem ſehr reichen Herrn im Auslande verlobt iſt, den ſie auch an ihrem nächſten Geburtstage heirathen wird.““

„So? Weiß oder erfährt denn dieſer nichts davon?“

„„Nein, der dumme Kerl wird geprellt!““

„Dem geſchieht gerade recht!“

„„Freilich, das mein' ich auch!““

„Joſeph, jetzt trink' und iß; du brauchſt mich nicht zu raſiren, denn ich fahre in der nächſten Viertelſtunde wieder dahin, woher ich gekommen bin. Dieſen Thaler nimm als Botenlohn für dieſe Karte, welche du der Mutter des Fräuleins Suſanna unter vier Augen zuſtellen mußt.“

Ich gab dem Joſeph die Karte mit p. p. c. (pour prendre congé *) bezeichnet, und war in der nächſten Stunde ſchon weit von München und

---

*) „Um Abſchied zu nehmen.“

meiner entbundenen Verlobten, und von allen Heirathsgedanken auf ewig geheilt.“

8.

Mit einem Freudengeſchrei begrüßte mich der alte Herr, und konnte über den Zufall unſeres Zuſammentreffens ſeine Verwunderung nicht oft genug ausdrücken.

„Sie waren alſo geſtern auch in Tegernſee und ſahen die prächtige Bergbeleuchtung? Haben Sie ſich recht gut unterhalten, Herr Geheimerath?“

„„Eine ſaubere Unterhaltung! Mein für mich beſtelltes Zimmer haben mir ein Paar bekannte Damen abgejagt, und ich durfte mich glücklich ſchätzen, nachdem ich überall vergebens um ein Nachtquartier angepocht hatte, in einer elenden Bauerhütte bei einer Kuh zu ſchlafen.““

Ich mußte laut auflachen.

„„Lachen Sie nur, da hat ſich was zu lachen, wenn man nicht bei ſeinesgleichen ſchlafen kann.““

„Warum giengen Sie nicht hierher, wo ich eine herrliche Nacht erlebte?“

„„Es war ſchon zu ſpät, und ich alter Mann bin etwas ängſtlich, wenn ich nicht bei hellem Tage marſchire; wie leicht könnte ich dann durch einen wohlmöglichen Zufall mich beſchädigen!“ “

„Da haben Sie vollkommen recht!“

Nun erzählte ich ihm meine Abentheuer bei dieſem Ausfluge nach Tegernſee. Die Geſchichte mit dem Trüffelfaſane und dem Nierenſteiner machte ihn ſo heftig lachen, daß ich fürchtete, er möchte etwa gar erſticken. Ueber die unſchuldige, Vertheilung dieſer Nacht ſchüttelte er ungläubig den Kopf.

„„Und was denken Sie jetzt zu thun?“ “ fragte er mich dann.

„Ich erwarte die Rückkunft der jungen Leute, dann geh' ich nach Tölz, ſetze mich dort auf ein Floß, fahre nach Wolfrathshauſen, und wandere dann anderthalb Stündchen zu Fuß nach Ebenhauſen, meinem Lieblingsorte, wo ich einige Wochen, abwechſelnd mit andern Orten in der Nähe, mich aufzuhalten gedenke."

„„Freundchen, das iſt auch mein Plan für heute und die folgenden Tage, nur mit einigem Unterſchiede. Zuerſt will ich hier ein Gabelfrühſtück einnehmen, wozu Sie freundſchaftlich geladen ſind.""

„Wird dankbar angenommen!"

„„Dann begebe ich mich auf die Inſel St. Helena, wohin ich in dreiviertel Stunden recht bequem kommen werde.""

„Sie ſcherzen! Oder haben Sie etwa Doktor Fauſt's Zaubermantel hierzu gemiethet oder gekauft?"

„„Keines von Beiden. Ich beſitze nämlich nicht weit von hier eine kleine Inſel mitten in einem ganz kleinen See eigenthümlich, die ich St. Helena genannt habe, dem Kaiſer Napoleon zu Ehren, auf den ich, wie Sie wiſſen, immer große Stücke gehalten habe. Dort will ich mein Mittagsmahl einnehmen. Jenſeits, dicht am Ufer, ſteht ein Jägerhäuschen, in deſſen Kaſtanienſchatten mein Wagen mich erwartet. Bevor die Sonne untergeht, bin ich dann in Ebenhauſen. Sie dürfen mich von jetzt an nicht mehr verlaſſen, und müſſen die ganze Partie mit mir vollenden. Es verſteht ſich, daß Sie von dieſem Augenblicke an, bis zu unſerer Rückkehr nach München, als meinen Gaſt ſich betrachten.“ “

„Wird gleichfalls mit Vergnügen angenommen!“

Benno ſtellte nun gebratenes Wildgeflügel, einen delikaten Rehbraten, eine geräucherte Zunge, gefüllte Törtchen, und dgl. nebſt weißem und rothem Weine, und ein Fläſchchen Maraschino di Zara, auf ein Tiſchchen, das unter einer vieläſtigen, ſchattenſpendenden Buche gleich in der Nähe, und mit hölzernen Bänken umgürtet war.

9.

Eſſend, trinkend und plaudernd gingen zwei Stündchen vorüber. Benno brachte ſeines Herrn ausgezeichnet ſchönen Meerſchaumkopf und eine blecherne Büchſe, worin ächter Varinas von der erſten Sorte war, das Pfund zu 22 fl. —

Da ich ihm zuvorkommend die Pfeife ſtopfte und Feuer machte, ſo bot er mir von ſeinem Tabake, eine Auszeichnung, womit er ſelten Jemand beehrte; denn mit größerem Vergnügen gab er ſeinen beſten Wein in Korben hin, als eine Pfeife voll von dieſem köſtlichen Tabacke, wovon er nur wenige Büchſen aus der Verlaſſenſchaft eines verſtorbenen Reichsfürſten an ſich gebracht hatte.

Was auch die Gegner des Tabackrauchens ſagen mögen, es gibt doch nächſt dem Weine keinen beſſern Sorgenbrecher.

Am frühen Morgen, auf Bergen oder in Wäldern, auf einſamen ländlichen Pfaden durch hochwogende Kornfelder, oder ſelbſt zu Hauſe, im Bette, wenn der nervenſtärkende Bloomthee dampfet, verſcheuchet der blaue Rauch in gaukelnden Kreiſen Unmuth, Sorgen und Grillen aller Art; die Phantaſie wird lebhafter, der Humor ſtellt ſich in heitern Farben ein, und aus den leichten Wölkchen, die vor den Augen des Schriftſtellers vorübertanzen, ſteigen die Gebilde der Erfindung hervor, wie aus einer vollendeten Anſchauung.

„„Wie gefällt Ihnen Thereſe, die Tochter des Barons P***?““ fragte mich der Geheimerath..

„Ein herrliches Mädchen! Ich will verſuchen, dieß liebliche Geſchöpf mit Worten zu malen.

„Sie iſt von gewöhnlicher Damengröße, nicht ſtark, aber äußerſt regelmäßig und zierlich gebaut. Ihr Lockenhaupt iſt von der ſchönſten Zeichnung; ſie trägt die Haare à l'enfant, wie man es nennt, nämlich in zwei Hälften des Scheitels getheilt; dieſe zahlloſen Locken haben einen wunderſamen Glanz, wie aus einer Miſchung von Sonnenſtralen und Goldwölkchen. Die Stirne deutet auf Gelehrigkeit, Sanftmuth und zarte Schaam; das Leuchten der dunkelbraunen, bezaubernden Augen gleicht dem milden Lichte des Abendſternes am tiefdunkeln Himmels-dome; die etwas gebogene Naſe, welche auf einem lieblichen Munde ruht, verkündet

Charakterfeſtigkeit. Die Hände ſind von ſeltener Schönheit, ihre Füßchen aber unſtreitig Modelle, die jeden Schuhmacher zur Verzweiflung bringen müſſen; ihre Taille würde dem erſten Kunſtdrechsler von Paris Ehre machen. Sie iſt übrigens ein redliches, wahres, verſtändiges, gefühlvolles Mädchen, in allen häuslichen Arbeiten, von der Bereitung einer guten Suppe bis zu den Kunſtwerken des Stickrahmens und des Pinſels, Meiſterin, ſpricht fünf Sprachen, ſingt wie eine Nachtigall, ſpielt Harfe, Guitarre und Clavier, und verrückt den Männern, vom Knaben bis zum Greiſe, ohne Gnade und Barmherzigkeit die Köpfe.

Iſt dieß Bild getroffen?"

„„Zum Sprechen, mein Freund, zum Sprechen, und dabei ſo appetitlich, daß ich ſie gar zu gerne heirathen möchte."

„Warum nicht? Nicht alle Mädchen ſind, wie Ihre Suſanne war!"

„„Gut, daß Sie dieſen Namen nannten; der Heirathsſchwindel iſt ſchon wieder vorbei.""

„Thereſens Stiefmutter iſt der Schatten zum Lichte: buhleriſch, falſch, böſe, neidiſch, habſüchtig, intriguant, aber doch ein hübſches Weib.

Der Graf, Hausfreund und Liebhaber der ſaubern Baronin iſt ein dürrer Windbeutel, ein ausgemergelter, boshafter Wicht, ein Schmarotzer, ein Kerl, der auf eine Doppelbrille noch einen armsdicken Operngucker ſetzen muß, um zu erkennen, ob das Huhn in der Schüſſel geſotten oden gebraten iſt, ein — “

„„Halt, mein Freundchen, Sie malen ihn ſo treu, daß mir iſt, als ſtehe er vor uns, und als müſſe ich ihn ſogleich vom Kopfe bis zum Fuße durchprügeln. Der Alte iſt aber ein Ehrenmann, über dieſen laſſe ich nichts kommen!““

„Allerdings iſt er ein Ehrenmann, aber ſchwach, ſehr ſchwach; viel zu nachgiebig; er ſteht nicht bloß unter dem Pantoffel ſeiner Frau, ſondern iſt vielmehr die Sohle ihres Pantoffels, und wird von dieſer Xantippe nach Herzensluſt getreten. Wie kam er aber auf den Einfall, in ſeinem Alter nachdem ſeine würdige Gattin kaum ein Jahr im Grabe lag, eine zweite zu nehmen, die verhältnißmäßig für ihn viel zu jung iſt?"

„„Dieſes Räthſel kann ich Ihnen löſen. Seine gegenwärtige Frau, welche wußte, daß die vorige an der Abzehrung litt, und ihren nahen Tod vorausſah, wußte durch die ſcheinbar innigſte Theilnahme, durch die ſorgfältigſte Pflege, ihr ganzes Vertrauen und ihre Freundſchaft zu gewinnen.

„„„Kurz vor ihrem Tode bat ſie ihren Mann, ja er mußte ihr einen heiligen Eid darauf ſchwören, ihre Freundin nach dem Trauerjahre zu heirathen, auch dürfe ihre Tochter Thereſe keinen andern Mann nehmen, als den ſie billige, außerdem würde ſie nicht nur keine Ruhe im Grabe finden, ſondern es ſolle auch von ihrem großen Vermögen der Tochter mehr nicht, als was ihr von Rechtswegen gebühre, das Uebrige aber ihrer treuen Freundin verabfolgt werden; denn dieſe, welche in ihrer langen Krankheit ſie mit der edelſten Selbſtaufopferung, gleich einer barmherzigen Schweſter, ohne allen Eigennutz gepflegt, und, wie man ſagt, auf ihren Händen getragen, gegen ihren Gatten aber mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit ſich benommen habe, könne mit gleicher Liebe für ihr einziges Kind, für ihre geliebte Thereſe, keine andere als eine höchſt verſtändige Wahl treffen, zur Begründung ihres irdiſchen Glückes.“““

„„„In dieſer Verblendung, welcher ſie ihren Gatten und ihre Tochter Thereſe opferte, ſtarb die Mutter, und die Heuchlerin ſah ſich bald am Ziele ihrer Wünſche; dann legte ſie die Maske ab. Der Alte ergab ſich in ſein Schickſal, die Tochter ſieht mit Sehnſucht der Befreiungsſtunde entgegen. Mancher wackere Jüngling warb ſchon um ſie, mancher mit Rang und Vermögen, der zugleich der bedingungsweiſe ausgeſprochenen Erbſchaft mütterlicher Seits gerne zu entſagen ſich erklärte; vergebens! Sie gibt ihre Einwilligung nicht! Auch iſt's nicht die Furcht, dieſen Erbtheil zu verlieren, welche Thereſen beſtimmt, nicht ihrer eigenen Wahl zu folgen, ſondern ein Gewiſſenszweifel; ſie fürchtet nämlich, wenn ſie der Mutter letzten Willen nicht erfüllt, daß dieſe wirklich im Grabe keine Ruhe finden würde, was ſie in ihrer letzten Stunde ausdrücklich geſagt hatte.""

„„Dieſe bis zur innern Qual geſteigerte Liebe zu ihrer verſtorbenen Mutter macht ſie höchſt unglücklich, und alle meine Verſuche ſcheiterten, ihre Anſichten in dieſer Beziehung zu berichtigen.""

„Sonderbar! Wenn aber die Stiefmutter habſüchtig iſt, warum willigt ſie nicht in eine Vermählung Thereſens nach dem Geſchmacke derſelben, gegen Verzichtleiſtung auf den mütterlichen Erbtheil, oder warum ſucht ſie nicht ſelbſt durch Zwiſchenperſonen die Thereſe zu bewegen, daß ſie feſt auf einer eigenen Wahl beſtehe? Dadurch käme ſie ja in den Beſitz dieſes Erbtheiles!"

„„Die liſtige Frau ſcheint auf den Gewiſſenszweifel Thereſen's zu ſpekuliren! Vielleicht hofft ſie, durch die beſtändige Verſagung ihrer Einwilligung die arme Thereſe einem ſtillen Grame zu überliefern, der das zarte Weſen früh in das Grab ſtürzt, und ſie nach wenigen Jahren zur einzigen Erbin des großen Vermögens macht. Dann würde ſie wahrſcheinlich dem gräßlichen Skelette ihre Hand am Altare reichen.""

„Das wolle Gott verhüten, ich wenigſtens will mein Möglichſtes verſuchen, dieſen Plan ihr zu vereiteln!“

„„Bravo, Freundchen, Bravo! Hier meine Hand darauf, ich bin Ihr Alliirter!““

Wir ſtießen an und tranken auf unſern neuen Bund, als in der Nähe, etwa zwei bis drei hundert Schritte unter uns, luſtig gejodelt wurde, daß es an allen Bergen ringsum laut wiederhallte.

10.

Trudchen und Andrä waren es, die von Tegernſee zurückkamen.

Trudchen's Bittſchrift, da die Rettung des gräflichen Kindes durch Andrä ſchon bekannt war, hatte den beſten Erfolg; ſie erhielt 20 Dukaten, und König Max verſprach ihr zwei ſchöne Pferde und zwei ſtattliche Kühe als Beitrag zur neuen Wirthſchaft; Andrä empfing aus den Händen des Herrn Landrichters 100 holländiſche Dukaten, ein Geſchenk der Dankbarkeit jenes vornehmen Herrn, des Vaters von dem geretteten Knaben; zugleich eröffnete ihm der Herr Landrichter: „Seine Majeſtät der König habe ihm, dem Andrä, das ſilberne Verdienſtehrenzeichen mit dem Befehle bewilliget, daß der Landgerichtsvorſtand es ihm am Hochzeittage perſönlich, mit einer paſſenden Anrede, an die Bruſt heften ſolle; er möge alſo nur dieſen Tag bei dem k. Landgerichte recht zeitig melden."

Die beiden Leutchen waren überſelig, und beſonders verſtand es Trudchen, mit geläufigem Zünglein ihre ganze häusliche Zukunft auszumalen. Sie mußten ſich an unſern Tiſch ſetzen; die Freude ſcheint auf den Magen zu wirken, denn ſie aßen mit dem größten Appetite. Wir weideten uns an ihrem Glücke.

Endlich kamen auch Trudchen's Eltern auf einem ganz andern Wege, hatten alſo von Allem, was ſich ſeit dem vorigen Abende ereignet hatte, nicht das Mindeſte gehört.

Mit einem plötzlichen, durchdringenden Freudenſchrei, der mich ſo überraſchte, daß mir die Pfeife aus dem Munde fiel, ſprang Trudchen.

welche zuerſt ihre Eltern kommen ſah, auf dieß hin, umarmte ſie, daß die Mutter in den kraftvollen Armen der Tochter ächzte, und der Vater den Athem verlor, daß er faſt dunkelblau wurde, erzählte ſo ſchnell als möglich, was alles vorgefallen, und führte ſie an unſer Tiſchchen, wo die beiden Alten ſtatt der Jungen Platz nahmen, und auf unſer Zureden ſich's weidlich ſchmecken ließen.

Der alte Thomas faltete andächtig die Hände, und dankte mit thränenfeuchten, zum Himmel gerichteten Blicken für das große Glück ſeiner Tochter, dann legte er Andrä's und Trudchen's Hände ineinander und ſegnete ſie, und ſprach: „die heilige Jungfrau Maria nehme euch in ihren Schutz!“ Die alte Mutter weinte vor Freuden; kein Auge blieb trocken; auch Benno wiſchte ſich heimlich Thränen der Rührung aus den Augen.

„Die Sonne ſteht ſchon ziemlich hoch,“ bemerkte der Geheimerath;“ es iſt Zeit, daß wir aufbrechen!“

Die Glücklichen wollten uns nicht fortlaſſen, bis wir verſprachen, an ihrem Hochzeitfeſte gewiß zu erſcheinen.

Die beiden Liebenden gaben uns eine halbe Stunde weit das Geleit, und riefen und jubelten uns noch ſo lange nach, als ſie die Antwort meiner kräftigen Stimme vernehmen konnten.

11.

Vor wenig Augenblicken noch war ich ſo heiter, ſo glücklich im Glücke der Liebenden, und als nun der letzte Ton ihres freudigen Nachrufes verklungen war, ſank ich in eine düſtere Schwermuth.

Dieſe Eigenheit meines Charakters begann mit der erſten Blüthe eines tiefen Gefühles.

An Königskronen, an allen Schätzen der Welt, an den Vorzügen der Geburt, des Standes, an dem eitlen Schimmer von Ordenskreuzen, an allen glänzenden Gütern des Lebens, wornach die Genußſucht der Menſchen mit ſelbſtverzehrender Tollheit jaget, finde ich nichts in ſo hohem Grade Wünſchenswerthes, daß ich darob den Gleichmuth meiner frohen Laune mißgönnend verlieren könnte; denn wer durchſchaut die Schattenſeite des öffentlichen Scheinglückes?

Aber wenn ich einſam durch die herrlichen Alpen des Hochlandes von Baiern wandere, wenn ich auf grünem Raſen im Freien die Dorfjugend, — kräftige Jünglinge und blühende Mädchen, — nach dem leichten Takte jener hinreißenden Walzer tanzen ſehe, die unter dem Namen der Ländler in den Ballſälen von ganz Europa bekannt und beliebt ſind, oder wenn ich auf einer Alpe mit einer weithinkragenden Fernſchau ein Paar glücklich Liebende oder Neuvermählte vor ihrer Hütte treffe, die im Glücke ihrer wechſelſeitigen Liebe ein Paradies auf Erden finden, und ſich ſo innig umſchlungen halten, als wollten ſie mit dem letzten Strahle der untergehenden Sonne verſchmelzen, dann iſt es mir unmöglich, heiter zu ſcheinen, und zu meinen Thränen zu ſagen: „fließet nicht!" und der Stimme des Herzens das Schweigen des Grabes zu gebieten.

In ſolchen Minuten erkenne ich, daß des Lebens reinſtes Glück nur in einem reinen Herzen blühe, und nur am Buſen der allgütigen Natur; daß all' das Treiben der großen Welt ein unnatürlicher Zuſtand ſey, eine verfluchte Frucht tiefgewurzelter Verderbniß, und daß der Menſch in dieſem Strudel aller Leidenſchaften rettungslos zu Grunde gehe. Dann möchte ich die bindenden Verhältniſſe wie läſtige Gewänder abſtreifen, möchte in dieſe Berge flüchten, um in einer ſtillen Hütte, im Arme der Liebe und Freundſchaft die Wonne und den Frieden des Lebens zu finden. Dann klage ich oft mit Körner's Rudolph in ſeiner Banditenbraut:

„Könnt' ich jetzt
Ein neugeborner Menſch in's Leben treten,
Könnt' ich der Jugend ſanfte Heiterkeit
Mit dieſem Strahl der Frühlingsliebe kränzen,
Brächt' ich dem reinen heiligen Gefühl
Ein reines Herz voll heil'ger Unſchuld zu!
Wo biſt du hin, du Friede meiner Kindheit,
Der mich in lichte Träume eingewiegt?"

Schweigend und ſinnend gingen wir unſeres Weges, als plötzlich der Geheimerath ausrief: „Land! Land!" und mit dem Wanderſtocke durch die Lücke einer freundlichen Buchengruppe auf ein Inſelchen mitten in einem niedlichen See mit den Worten wies: „Sehen Sie, mein Freund, das iſt St. Helena!"

12.

Dieſer See liegt zwiſchen der ſüdlichen Abdachung des Kreuzberges und dem Schlierſee, iſt aber in keiner Karte angemerkt. Ich hatte ihn früher nie geſehen, obgleich ich das ganze Gebirge ſchon ſeit vielen Jahren nach allen Seiten, und gewöhnlich in pfadloſen Richtungen durchkreuzte.

„Das glaub' ich gerne," erwiederte der Geheimerath lächelnd, als ich ihm meine Verwunderung darüber äußerte, indem er ein ſilbernes Pfeifchen an einer ſeidenen Schnur aus dem Buſen zog, und dreimal einen gellenden Pfiff that, „denn der See beſteht erſt ſeit zwei Jahren. Früher war dieſe Inſel eine waldige Anhöhe mitten in einem Thale, oder vielmehr in einem engen Keſſel. Mein Freund Ferdinand, der Architekt, der nächſtens von Rom zurückkehren wird, machte mich auf die Leichtigkeit aufmerkſam, dieſen Keſſel mit Waſſer zu füllen, aus der waldigen Anhöhe eine Inſel zu machen, und auf dieſe Weiſe einen einſamen, überaus angenehmen Sommeraufenthalt zu ſchaffen, der zugleich durch die Tiefe des Waſſers vor räuberiſchen oder muthwilligen Beſchädigungen geſchützt wäre.

Dieſer Vorſchlag gefiel mir, und mit der Genehmigung deſſelben verband ich zugleich die Ausführung einer Lieblingsidee in Bezug auf Napoleon, die Ihnen nach unſerer Landung klar werden wird. Ferdinand entwarf mir einen vollſtändigen genauen Plan; ich kaufte den ganzen Keſſel mit allen Waldungen weit umher, ſo viel deren nur immer käuflich waren; mein Architekt dem ich die Beſorgung des Ganzen übertrug, war ſo glücklich, ſeine raſtloſen Bemühungen mit einem guten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er fand eine reichhaltige Bergquelle, die er in den Keſſel durch unterirdiſche Röhren von rother gebrannter Erde leitete; bald war der Keſſel gefüllt, und nun verſchaffte er dem Waſſer einen Abzug in das Kiesbett eines ſeit Menſchengedenken ausgetrockneten Bergbaches, wodurch ich in den Stand geſetzt wurde, eine halbe Stunde von hier einem wackern Burſchen, der lange keinen Nahrungsſtand finden konnte, um ein Weib zu nehmen, eine Holzſägemühle zu übergeben, die ſehr einträglich iſt. Seine Schweſter hat meinen vorigen Jäger geheirathet, der von mir zum Gouverneur der Inſel St. Helena ernannt wurde, die der Tauſendkünſtler Ferdinand aus der Mitte des weſtlichen Oceans hierher gezaubert hat. Sehen Sie, da kommt ſchon der Herr Gouverneur mit ſeiner Frau Gemahlin!"

Wirklich ſtieß eben eine Gondel vom Eilande ab, von einem Manne und einem Weibe geführt. Schiffend ſangen ſie ein fröhliches Alpenlied, und freuten ſich ſehr, ihren lieben Herrn wieder friſch und geſund zu ſehen.

Bald landeten wir, und wie ſehr mußte ich lachen, als bei'm Ausſteigen, etwas ſeitwärts, ein — engliſcher Poſten ſtand, nach einer richtigen Zeichnung in Lebensgröße aus Holz geſchnitzt und mit waſſerdichten Farben colorirt.

Ich ſtieß noch auf mehrere ſolche Poſten, bis wir auf einen freien Platz mitten in dem kleinen Walde kamen, auf welchem ein Gebäude ſtand, genau nach der bekannten Zeichnung von jenem, welches Napoleon auf der Inſel St. Helena bewohnte.

Dieſes nachgebildete Longwood glich in der innern Einrichtung vollkommen dem wirklichen, ganz nach der Beſchreibung, die davon nach Europa gekommen iſt.

Der Geheimerath führte mich mit ehrerbietiger, faſt andächtiger Stimmung durch die verſchiedenen Gemächer.

Ich ſah den General Bertrand in voller Uniform am Schreibtiſche, die Feder in der Hand. Vor ihm lag ein halb vollendeter Brief an den engliſchen Gouverneur Sir Hudſon Lowe, mit Klagen des Kaiſers Napoleon über ſeine Quälereien, Wort für Wort, wie ein ſolcher wirklich geſchrieben wurde. An einem Eckfenſter ſaß die Gräfin Bertrand am Stickrahmen, umgeben von ihren Kindern, die ſich mit verſchiedenen Spielſachen ergötzten. Die Gräfin ſtickte einen Lichtſchirm für Napoleon, ein N. in der Mitte einer Lorbeerkrone vorſtellend.

Im Audienzſaale ſtand General Gourgaud, im Geſpräche mit einem engliſchen Offizier, einem Adjutanten des Gouverneurs.

Endlich traten wir in Napoleon's Kabinet.

Ueber ein einfaches Ruhebett war der berühmte Mantel ausgebreitet, den der Held in der Schlacht von Marengo getragen hatte; er ſelbſt lag ausgeſtreckt auf demſelben, den Kopf auf die rechte Hand geſtützt; an einer langen Tafel neben ihm ſaß Graf Las Caſas, dem er ſeine bekannten Memoiren in die Feder diktirte. Zu ſeinen Füßen ſtand eine Büſte ſeines Sohnes Die übrigen Perſonen ſeines Gefolges traf ich an den zu ihren Verrichtungen beſtimmten Plätzen, auf eine paſſende Weiſe beſchäftiget.

Während wir in Napoleon's Kabinete ſtanden, bemerkte ich in einem Ankleideſpiegel, daß hinter mir eine große Erdkugel, die in einer Niſche ſtand, ſich plötzlich in ein ſchönes, weibliches, blondhaariges Köpfchen verwandelte.

Ich ſchien mit der größten Aufmerkſamkeit auf die Erklärung des Geheimenrathes zu horchen, wendete aber kein Auge vom Spiegel, worin ich immer noch das ſchöne Köpfchen erblickte, das mich freundlich anlächelte.

Mancher an meiner Stelle hätte ſich wohl mit dieſem Spiegelbilde nicht begnüget, ſondern raſch den Kopf umgedreht, um das Wunder der Verwandlung jener Erdkugel, und zugleich das holde Geſichtchen in der Nähe zu beſchauen; dann aber würde auch der Geheimerath, welchem die Sache gewiß kein Räthſel war, umgeblickt haben.

Allein ich habe gelernt, mich vom Augenblicke nicht überraſchen zu laſſen. Daß hier eine mechaniſche Vorrichtung, ein Drehwerk, angebracht ſey, war mir auf der Stelle klar; der zweite Gedanke traf das Verhältniß dieſes Erdkugelköpfchens zum Geheimenrathe — eine geheime Liebſchaft, ohne Zweifel!

Nun dachte ich ſo: Will dir der Geheimerath von dieſer Heimlichkeit etwas anvertrauen, ſo wird er es thun, ohne daß du ihn aufmerkſam macheſt; will er es nicht, warum ſollſt du ihn ohne allen Nutzen in Verlegenheit bringen? Ohne allen Nutzen, denn er würde dich mit einer Lüge abfertigen und von Longwood entfernen, während dein Schweigen dich bis in das Leibgehäge des Herrn Geheimenrathes bringen kann.

Nach dieſer blitzſchnellen Ueberlegung und Berechnung war ich ſchon mit meinem Plänchen im Reinen, ſpielte ſohin den erſtaunten Beſchauer fort, und verließ das Gebäude mit den aufrichtigſten Verſicherungen meiner Bewunderung.

Daß alle Perſonen in dieſem künſtlichen Longwood nur Wachsfiguren waren, werden ſich meine verehrten Leſer und ſchönen Leſerinnen wohl ſelbſt ſchon gedacht haben; allein daß dieſe Wachsmasken von dem erſten Wachsformer in Paris nach den beſten Gemälden mit unendlichem Fleiße und ſprechender Aehnlichkeit ausgearbeitet, daß alle Uniformen und Coſtüme nach der Natur, mit ächtem Golde und Silber, verfertiget wurden, füg' ich erläuternd bei, um anzudeuten, daß hier von keiner kleinlichen Spielerei, ſondern von einer originellen, großartigen Idee die Rede war, welche der Geheimerath ohne Rückſicht auf die außerordentlichen Koſten ausführte.

13.

„Sehen Sie, liebes Freundchen! das iſt nun mein einziges Steckenpferd!“ ſagte der Geheimerath, nachdem wir Longwood verlaſſen hatten, und auf ſein eigentliches Wohnhaus zuſchritten, das etwa zweihundert Schritte ſeitwärts liegt.

Die Frage: „Iſt nicht das Studium der Erdkugel auch ein Steckenpferd von Ihnen?“ brannte mir ſchon auf der Zunge; allein ich drückte die Augen zu, und ſchluckte ſie hinunter.

„Dieß Steckenpferd,“ fuhr er fort,“ hat nur einmal viel Geld gekoſtet, und macht mir immer Freude. Im Sommer, wenn ich kein ausländiſches Bad gebrauche, wohne ich oft zwei bis drei Monate auf dieſer Inſel, fiſche, fange Vögel, oder beſchäftige mich mit Lektüre, fahre auf dem kleinen See etliche Male um die Inſel herum, wobei ich ſelbſt rudere, um mir eine körperliche Bewegung zu verſchaffen, oder laſſe mich an ein Geſtade überſeyen, und begehe meine Waldungen, oder beſuche meine Sägmühle; auch bisweilen meine Bekannten in Schlierſee, den Pfarrer, den Förſter oder das Wirthshaus, und unterhalte mich köſtlich.

Alle Sonn- und Feiertage ſpeiſe ich an Napoleon's Tafel. Dann ſitzt der Kaiſer ganz oben an, zu ſeiner Rechten die Gräfin Bertrand, links ich, neben mir die Gemahlin des Gouverneurs, welche Sie bereits kennen, nämlich jene, die uns auf dieſe Inſel überführte; dann reihen ſich zu beiden Seiten die Uebrigen.

Der Gouverneur Sir Hudſon Lowe, — mein Jäger — den Sie auch ſeit der Ueberfahrt bereits perſönlich kennen, muß dann in voller Staatsuniform, mit allen ſeinen Orden geſchmückt, uns eſſende Gäſte, die Serviette am Arme, förmlich bedienen, die Teller wechſeln, den Wein einſchenken, die Speiſen zerlegen u. ſ. w., und ſo oft er in das Zimmer tritt, ſich vor Napoleon auf ein Knie niederlaſſen. Dieſe kleine Rache bringt mich in die beſte Stimmung von der Welt.

Ein wahrer Spaß iſt es, die Jägerfrau im eleganteſten Kleide nach engliſchem Geſchmacke, als

Gattin des Gouverneurs, an der Tafel ſpeiſen zu ſehen, und die ſtattlich geputzte Figur im gemeinſten Gebirgsdialekte ſprechen zu hören.

Heute iſt Sonntag, und ich würde Ihnen gerne die Ehre gönnen, an Napoleon's Tafel zu ſpeiſen, wenn nicht der herrſchaftliche Verwalter eines angrenzenden Gutes mich dringend hätte erſuchen laſſen, nach Tiſche am Mühlſteig mit ihm zuſammenzutreffen. Wir müſſen alſo mit unſerer Tafel ſo kurz als möglich verfahren. Während ich das Geſchäft mit dem Verwalter in Ordnung bringe, beſehen Sie die Inſel und meine Anlagen auf derſelben; dann kehre ich zurück, und meine Siebenbürger werden ſich wohl tüchtig zuſammennehmen, uns vor Einbruch der eitlen Nacht nach Ebenhauſen zu bringen.

Am Schluße dieſer redſeligen Mittheilung traten wir in das einfach aber geſchmackvoll gebaute Wohnhaus, in deſſen Salon ein runder Tiſch mit vier Gedecken ſtand.

Ich erwartete Gäſte, und wunderte mich ſehr, als ſich ſtatt derſelben der Jäger und ſeine Frau zu uns ſetzten. Dieſe hatte ihre Mutter bei ſich, welche die Speiſen auf- und abtrug.

Eine franzöſiſche Suppe, Ragout, Rindfleiſch, Schinken mit friſchem Sauerkraut, ein köſtlicher Kalbsbraten, wie man ihn nur im Gebirge finden kann, gebratene Hühner, Krebſe und Fiſche, dann ein Reispudding und einige Flaſchen Wein erquickten uns trefflich.

Auffallend war es mir, daß der Geheimerath von jeder Speiſe, bevor er davon für ſich etwas nahm, einen derben Theil auf einen beſondern Teller legte, den die Jägerin hinaustrug.

Sollte der alte Herr etwa ſeinen weiblichen Daniel damit ätzen wollen? Dieſe Frage ſtieg ganz natürlich in mir auf, aber ich that, als merkte ich nichts von Allem, was hierauf Bezug hatte.

„Jetzt entſchuldigen Sie mich auf eine kurze Zeit,“ begann der Geheimerath, „ich muß zum Rendezvous, das ich mit dem Verwalter verabredete. Mein Reitpferd wird eingeſchifft, damit ich auf dem Hin- und Herwege nicht zu viel Zeit verliere. Unterhalten Sie ſich, ſo gut Sie es vermögen; in kurzer Zeit bin ich wieder bei Ihnen."

Der alte Herr beſtieg die Gondel, mit welcher auch ſein Leibgant abſegelte; ich begleitete ihn bis zum Hafen, der mit viereckigen Tufſteinen baſſinförmig ausgelegt war.

Kaum hatte der Geheimerath das jenſeitige Ufer betreten, als ich auf einem abſichtlich gewählten Umwege nach Longwood eilte, um den Mechaniſmus der Erdkugel in Napoleons Schlafgemache näher zu unterſuchen, und gründlich zu ſtudiren.

14.

Mein Herz pochte, als ich im Rücken des Gebäudes aus dem Gebüſche trat, und Longwood vor mir ſtand.

Das Herzpochen behauptet ſeine Rechte auf dem Bette der Liebe, wie auf dem Bette der Ehre.

Mögen die Lorbeeren von dreißig blutigen Siegen das Haupt eines Helden ſchmücken, mehr oder weniger wird ihm doch immer das Herz pochen, wenn die Schlacht beginnt. Sein kriegeriſcher Muth kann ihn den Mündungen der feindlichen Kanonen entgegen treiben, obgleich ein Kartätſchenhagel ſeine Kameraden um ihn her, wie Spreu im Winde, ſtreuet; aber der Körper gehorcht in ſolchen Todesmomenten nicht der Gewalt des Geiſtes; denn ein ewiges Geſetz der Natur, der Selbſterhaltungstrieb, ohne welchen Hunderttauſende ihr elendes Daſeyn freiwillig ſchließen würden, bindet ihn unwiderſtehlich an das Leben. Die Natur gebietet ihm, zu leben, und die Ehre, den Tod nicht zu fürchten, und ein braver Soldat kann beiden gehorchen. Aber Prahlerei iſt es, zu ſagen, dieſer oder jener ſtehe auf dem Schlachtfelde im Kugelregen ſo ruhig, wie auf einem Tanzplatze; verſucht's, prüfet ſeinen Puls, dieſen Verräther der innigſten Bewegungen, und dann urtheilet.

Die neuere Kriegsgeſchichte kann keinen Helden von perſönlicher Bravour aufweiſen, der an Unerſchrockenheit den hochberühmten Ney, le brave des braves, wie ihn Napoleon nannte, übertraf; welchen Werth der Kaiſer auf ihn legte, geht aus ſeiner von Segür mitgetheilten Erklärung hervor, als er im ruſſiſchen Feldzuge ſchon für abgeſchnitten und verloren gehalten wurde, dann aber plötzlich wieder bei der Hauptarmee erſchien: „Ich hätte dreihundert Millionen aus meinem Schatze gegeben, um mir einen ſolchen Mann zu erhalten!“ Und dennoch wollte ich mein Leben an einen Strohhalm ſetzen, auch ihm habe das Herz gepocht, und wenn auch nur ob der bangen Erwartung des Gelingens.

Auf dem Bette der Liebe iſt nun die Todesgefahr nicht immer ſo nahe, allein mit eiferſüchtigen Gatten und Liebhabern iſt denn doch nicht viel Spaß zu machen.

Das Herzklopfen, welches ich in dieſem Augenblicke fühlte, war eine Spielart von Beklemmung, die gewöhnlich auf dem Gange zu einem Abenteuer ſelbſt den kühnſten Waghals begleitet. Sie entſteht aus der heimlichen Frage: „Wie wird's Dir gehen?“ Dazu geſellte ſich bei mir eine innere Mißbilligung dieſes Schrittes. War es nicht undankbar, unrecht von mir, in die Geheimniſſe eines edlen Mannes zu bringen, der mich gaſtfreundlich aufnahm, und wohlwollend mancherlei Schönes mir wies?

Auf dieſen Vorwurf meines zarten Gewiſſens war ich ſchon gefaßt, und entſchuldigte mich vor dieſem ſtrengen Richter mit dem Bemerken: daß es von Seiten des Geheimenrathes Mangel an Vertrauen verrathe, mir dieſes Geheimniß nicht mitzutheilen, und Mangel an Vertrauen irgend einer ungünſtigen Meinung von meinem Charakter, Mißtrauen, Argwohn vorausſetze, wodurch ich jeder Rückſicht oder Schonung von ſelbſt entbunden ſey.

Mit ſolchen Gedanken und Selbſttröſtungen ſchloß ich leiſe die Glasthüre zu Napoleons Schlafgemach auf, und eben ſo vorſichtig zu. Da hörte ich, wie die äußere Treppenthüre geöffnet wurde, das Nahen einer ſingenden weiblichen Perſon.

Jeder Andere an meiner Stelle wäre entweder ganz unbefangen der Kommenden entgegengegangen, oder hätte ungeſtört das Kabinet beſehen; es war mir ja nicht verboten, hierher zu kommen.

Allein plötzlich erinnerte ich mich an das Zurücklegen von Speiſen während des Mittageſſens, und zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß die ſingende Perſon der abgeſendete Küchenrabe ſeyn müſſe, das geheimnißvolle Blondköpfchen zu füttern. In dieſem Falle wäre es fatal geweſen, von der Kommenden geſehen zu werden. Hier hätte ſie mich ſicher nicht erwartet. Sollte ſie umkehren, auf meine Fragen nach der Beſtimmung der Speiſen Antwort geben?

Vermuthlich würde ſie ſich entfernt, und dem Gouverneur meinen ſtörenden Beſuch in Napoleons Schlafgemache gemeldet, der treue Diener aber dem Geheimenrathe darüber Bericht erſtattet haben. Dieß Alles wollte ich verhüten. Schnell war ich zur rechten That entſchloſſen. Kein Schrank, keine Vertiefung im Gemache konnte mich vor den Blicken der Eintretenden verbergen.

Der alte Herr hatte mir bei Tiſche geſagt, daß ſämmtliche Perſonen in Longwood nicht gewöhnliche, mit Heu und Lumpen ausgeſtopfte, ſondern künſtlich gedrechſelte und zu allen Stellungen gegliederte Figuren ſeyen, die alle körperlichen Theile im reinſten Ebenmaße enthielten.

Dieſe Eröffnung benützend, bat ich die Frau Gräfin Bertrand ſchweigend und handgreiflich, ſich auf einige Minuten von ihrem Stuhle zu erheben, und ſtellte ſie an den Stickrahmen, mit der rechten Hand auf dieſen geſtützt, mit der linken auf die Lehne des Stuhles, um mich von dieſer Seite vollkommen zu decken.

Dann nahm ich mir die Freiheit, ihr die niedlichen Füßchen mit den weißen, goldgeſtickten Atlasſchuhen ſo weit als möglich aus einander zu ſpreizen, die Spitzenſchleppe des koſtbaren Kleides, und das feine Unterröckchen von oſtindiſchem Zeuge mit eingewirkten Phantaſieblumen von hinten aufzuheben, und unter dem zarten Händchen von Fadenbattiſt, welches den in ein ſtraff anliegendes, fleiſchfarbenes Seidentricot gekleideten Leib unmittelbar verhüllte, knieend emporzuſchlüpfen; dann ließ ich die Gewänder fallen, und die lange Schleppe verbarg meine rückwärts hinausragenden Füße.

Pariſerparfüm umduftete mich, eine Laune des Künſtlers, um ja der Wirklichkeit nichts zu vergeben, die in ſolcher Treue ſich gefiel, daß ich immer mich ein wenig vorwärts neigen mußte, um von der Wahrheit der Natur an meiner empfindlichen Wange nicht geſtreift, und ſo zu einer unwillkürlichen, mich verrathenden Bewegung gereizt zu werden.

15.

Wer mir vor wenig Stunden geſagt hätte: „Du wirſt, ehe die Sonne untergeht, Dich unter dem Unterröckchen der Gräfin Bertrand auf der Inſel St. Helena verſtecken, — den hätte ich für wahnſinnig gehalten. Wußte ich doch, daß Napoleons irdiſche Hülle auf jenem Eilande längſt ſchon ein einfacher Stein decke, daß ſeine liebevolle Freundin, die Gräfin Bertrand, mit ihrem Gemahle nach Europa zurückgekehrt ſey, und Zeit, Raum und Verhältniſſe die Erfüllung einer ſolchen Prophezeihung ſchlechterdings unmöglich machten. Und doch wäre nun Alles worttreu geſchehen, wie man es mir verkündet hätte.

Wäre meine Lage natürlich geweſen, ſo würde ich jetzt von tauſend Leſern beneidet werden;

leider war ſie nur eine künſtliche, und überdieß eine peinliche; denn das Knieen war mir von jeher eine höchſt widerwärtige Stellung.

Die Gemahlin des Herrn Gouverneurs, die Jägerfrau, war die Kommende; ich konnte ſie zwar nicht ſehen, weil eine Unterrocks-Finſterniß meine Augen umflorte, aber ich erkannte ſie an der Stimme.

Sie klatſchte dreimal in die Hände; eine Pauſe, — dann hörte ich ein weiches Stimmchen rufen: „Guten Tag, Walburg! Bringſt Du mir das Eſſen?"

„„Ja, liebe Agathe!""

„Iſt der Onkel ſchon wieder fort?"

„„Nein; doch wird er bald mit dem Fremden wieder abreiſen, den er heute auf die Inſel brachte. Ich ſoll Dir ſagen, daß er Dich zuvor noch ein wenig beſuchen wird.""

„Das freut mich! — Sage mir doch, Walburg, wie ſieht denn der Fremde aus? Iſt er hübſch?"

An dieſer Frage erkannte ich die Schlauheit des Mädchens, die mich vom Kopfe bis zum Fuße recht genau geſehen hatte, und jezt nur fragte, um allen Verdacht zu entfernen, oder, wie ſich meine Eitelkeit ſchmeichelte, um aus Walburgs Munde die Beſtätigung ihres eigenen günſtigen Urtheiles über mich zu vernehmen.

„„Der Fremde iſt ein hübſcher junger Mann, groß, ſchlank, mit großen blauen Augen und dunkelblonden Haaren. Doch was kann Dich der Fremde kümmern! Lebe wohl, ich muß wieder in die Küche, der alte Herr muß bald zurückkommen.““

Sie ging.

Sogleich ſchlüpfte ich unter dem gräflichen Unterröckchen hervor, brachte die Dame wieder in ihre frühere Stellung, und klatſchte dreimal in die Hände; die Erdkugel, welche zur Hälfte genau in die Wand paßte, drehte ſich, und bevor noch Agathen's Köpfchen zum Vorſchein kam, hörte ich ſchon ihre fragenden Worte: „Was willſt Du denn noch, Walburg?“

Sie erblickte mich; ein leiſer Schrei der Ueberraſchung ſchwebte über ihre Lippen.

„Schönes Kind," begann ich, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich ſah Dich im Spiegel, als ich mit dem Geheimenrathe hier war, und verliebte mich ſogleich in Dein himmliſches Köpfchen. Ich weiß nicht, wer Du biſt, was Du hinter jener Erdkugel thuſt, warum man Dich hier einſperrt, und wie eine Gefangene behandelt; ich weiß gar nichts von Deinen Verhältniſſen, als daß Du Agathe heißeſt, weil die Walburg Dich ſo nannte, und doch möchte ich ſo gerne mit Dir näher bekannt werden; vielleicht könnte ich manche Deiner ſtillen Wünſche erfüllen."

„„O wenn Du zu mir willſt, ſo kann ich Dir gleich ſagen, wie Du es machen mußt. Siehſt Du am Fuße des Ruhebettes, worauf Napoleon liegt, die Büſte ſeines Sohnes?""

„Ja!"

„„Nun, dieſem kleinen Napoleon drehe dreimal den Hals um!""

Ich that's, — knack, knack, knack! — und Agathe rief mir zu: „Da ſieh einmal, das Pförtchen iſt offen!"

Eine kleine Tapetenthüre, die nicht unterſcheidbar in die Wand unter der Erdkugel eingefügt war, ſprang auf, und flugs war ich bei Agathen, die lachend das Pförtchen wieder ſchloß.

16.

Mit einem einzigen Blicke überſah ich den Ort meines abenteuerlichen Aufenthaltes, und die ganze Umgebung.

Ich befand mich in einem ganz runden Zimmer. Rings um daſſelbe liefen Ruheſitze, über welchen Gemälde, bibliſche Geſchichten darſtellend, in goldenen Rahmen hingen; in der Mitte ſtand ein großer runder Tiſch, auf welchem Bücher, Papiere, Zeichnungen, Notenblätter und eine Guitarre lagen. Das Licht fiel von der Decke in das Zimmer.

„Du bewohneſt ja ein ſehr angenehmes Zimmer, liebe Agathe!" begann ich das Geſpräch.

„„Ey freilich,"" erwiederte ſie, „„mein Bräutigam ſucht's mir ſo angenehm als möglich zu machen.""

„Wer iſt denn Dein Bräutigam, liebes Kind?"

„„Wie Sie nur ſo fragen können! Der Geheimerath iſt ja mein Bräutigam; ihm verdanke ich alles Gute, was ich genieße, hübſche Kleider, ſchöne Zimmer, einen niedlichen Garten, Unterricht in Allem, was ich zu wiſſen brauche, und die Freuden der Muſik. Betrachten Sie nur einmal mein ſchönes Schlafkabinet, meinen niedlichen Garten!““

Sie öffnete eine Tapetenthüre, und führte mich in ein Kabinet, das einfach, aber geſchmackvoll meublirt war. Ein weiches, üppiges Bettchen ſtand in einer Ecke mit grünſeidener Gardine, die ganz oben ein geflügelter Amor mit einem goldenen Doppelpfeile zuſammenhielt.

„Wie lange wohneſt Du ſchon an dieſem ſchönen Orte, holde Agathe?“

„„Es mögen nun beinahe zwei Jahre ſeyn. Ich bin eine Verwandte des Geheimenrathes, von armen Eltern geboren, die ich ſchon als Kind verlor. Er hat mich zu ſeiner Gattin beſtimmt, und erzieht mich ganz nach ſeinem Wunſche.““

„Biſt Du denn immer ſo eingeſperrt, oder darfſt

Du auch auf der Inſel nach Belieben umher wandeln?“

„„Wenn kein Fremder auf der Inſel iſt, darf ich ungehindert gehen, wohin ich will; wird aber ein Beſuch erwartet, ſo darf ich meinen Aufenthalt nicht verlaſſen, bis der Fremde ſich wieder entfernt hat.““

„Wie lange dauert denn noch dieſe Heimlichkeit?“

„„Bis zum erſten Tage des künftigen Jahres, der zu meiner Vermählung mit dem Geheimenrathe beſtimmt iſt.““

„Erwarteſt Du mit Sehnſucht jenen Tag?“

„„O nein; Dich würde ich ſchon lieber heirathen; Du gefällſt mir, biſt jung und freundlich, und der Geheimerath iſt ſchon gar ſo alt! Magſt Du mich nicht heirathen?““

„Wo denkſt Du hin, wie könnte ich die Braut eines Andern heirathen?“

„„Ja, da haſt Du freilich recht; aber lieben kannſt Du mich doch?““

„Waß würde es mir nützen, Dich zu lieben, wenn Du mich nicht liebteſt?"

„„O ich liebe Dich gewiß recht herzlich! Komm', ſetze Dich zu mir auf mein Bettchen!""

Mit dieſen Worten ſchlang ſie ihren Arm um meinen Nacken, tauchte ihre Blicke mit verzehrender Sehnſucht in meine Augen, und zog mich ſanft auf ihr Bettchen hin, wo ſie mich mit der glühenden Liebe einer Neuvermählten umarmte.

Ein einziger Moment war hinreichend, mich zu überzeugen, daß Agathe die Vorſchule des Frauenſtandes mit Auszeichnung beſucht habe. Dieſer Umſtand flößte einſchläfernden Mohnſaft in mein mahnendes Gewiſſen, und, aufgeregt in hohem Grade von dem Spiele der träumenden Phantaſie unter dem Unterröckchen der Frau Gräfin Bertrand, entfiel auf dem ſtürmiſchen Meere der Leidenſchaften das Steuerruder meinen Händen, und mir war's, als hörte ich den Gardinenhalter Amor herzlich lachen, während ein heiliger Schauer der höchſten Wonne irdiſcher Liebe das Mark meines Lebens durchrieſelte. —

Wie aus einem tiefen, ſeligen Traume erwachend, trat ich mit Agathen in ihr kleines Gärtchen, in welchem ein auserleſener Blumenflor bereits in die farbigen Töpfe zur Ueberwinterung ſich geflüchtet hatte.

Aus der ganzen Anlage des Aufenthaltes der liebenswürdigen Agathe ſchloß ich, daß ſie die Mitte von Longwood bilde, und nirgend von Außen zugänglich ſey, eine kluge Vorſicht des alten Herrn, der ſeinen Schatz wie ein Drache zu hüten wußte.

Ich theilte dieſe Bemerkung Agathen mit.

„„O das thut nichts zur Sache,““ antwortete ſie, „„mein Jörge kommt deßwegen doch täglich zu mir!““

„Dein Jörge?“ fragte ich erſtaunt. „Wer iſt denn Dein Jörge?“

„„Ey, mein Liebhaber iſt er! Ich muß doch auch einen Liebhaber beſitzen, wenn ich einen Bräutigam habe!““

„So, ſo! Sage mir doch wenigſtens, wer dieſer Jörge iſt!“

„„Jörge iſt der einzige Sohn des Müllers von Schlierſee, ein recht wackerer Junge. Denke Dir nur, er kömmt faſt in jeder Nacht zu mir, wenn das Wetter nur ein wenig günſtig iſt, und ſchläft dann in meinem Bettchen, und liebt mich.““

„Wie ſtellt es denn Jörge an, daß er zu Dir kommen kann?“

„„Er ſchwimmt auf die Inſel herüber, und kömmt durch den Abfluß meines Gartenbaſſins, deſſen Gitter ich aufziehe, zu mir; dann trockne ich ihn recht gut ab, denn ſeine Kleider verſteckt er am jenſeitigen Ufer, und laß ihn an meinem Herzchen, in meinem Bette ſich erwärmen. Wenn der Morgen anbricht, ſcheidet er auf demſelben Wege.““

„Wie kannſt Du Deinem Bräutigam, dem Geheimenrathe, untreu werden?“

„„Ich habe ihm noch niemals Treue gelobt!““

„Wenn Du aber Jörge ſo ſehr liebeſt, wie konnteſt Du auch mir Deine Liebe ſchenken?“

„„Wenn ich meine Feinde lieben ſoll, die mir wehthun, wie mich der Geheimerath ſchon oft verſichert hat, warum ſollte ich jene nicht lieben, die mir wohlthun?""

Dieſer Grund war zu praktiſch, zu ſehr aus dem Leben gegriffen, um etwas dagegen einzuwenden.

„Möchteſt Du wohl die Frau des Jörge, möchteſt Du wohl Frau Müllerin werden?"

„„O weit lieber, als Frau Geheimeräthin! Sieh' nur, wie gedeihlich Jörge's Liebe iſt; ich werde täglich fetter!""

Und ohne Arges zu denken, lüftete Agathe ihr leichtes Röckchen, und zeigte mir ihren Leib, den ich kaum leiſe betaſtet hatte, als ich auch ſchon von den Folgen von Jörge's Liebe überzeugt war.

Ich hielt es für nöthig, Agathen von der Lage, worin ſie ſich befand, in Kenntniß zu ſetzen, ſie zum Schweigen gegen Jedermann, außer ihrem Jörge, zu ermahnen, und mit der Zuſage meiner kräftigſten Verwendung bei dem Geheimenrathe zu beruhigen, um ihr ſeine Einwilligung zur Heirath des Jörge zu verſchaffen.

Das Mädchen war hierüber vor Freude außer ſich, und bedeckte mir Mund, Wangen und Hände mit Küſſen, und gewiß hätte ſie in der Begeiſterung ihrer Dankbarkeit die erſte ſelige Begrüßung wiederholt, wäre nicht in dieſem Augenblicke der dreimalige Gondelpfiff des Geheimenrathes ertönt, der gerade zur rechten Zeit zurückkehrte, um mich von der Verſuchung zu befreien, wider meine feſten Grundſätze wiſſentlich den durch die Liebe eines Andern geſegneten Leib eines weiblichen Weſens genußſüchtig zu berühren.

Mit der wiederholten heiligen Zuſicherung, Alles für ſie zu thun, eilte ich ſchnell von dannen, und empfing den Ankommenden ruhig im Hafen.

17.

Alles iſt glücklich beendiget, — rief mir der Geheimerath fröhlich entgegen, als er an's Ufer trat; — auch mein Wagen erwartet uns ſchon an der bezeichneten Stelle. Erlauben Sie nur, daß ich noch eiligſt von Napoleon Abſchied nehme, und die Gemächer verſchließe; indeſſen belieben Sie hinter jenen Birken die kleine Kapelle zu beſehen, die ich gleichfalls nach Ferdinands Plane bauen ließ, und welche am nächſten Weihnachtfeſte vom Biſchofe eingeweiht wird, wornach ich darin kann Meſſen leſen, trauen und taufen laſſen."

„„Und wahrſcheinlich wollen Sie von dieſer dreyfachen Befugniß Gebrauch machen?""

„Von der erſten gewiß, von der zweiten vielleicht, die dritte ſteht in Gottes Hand!"

„„Nun, weil der Hageſtolze nur einmal ein Vielleicht zugibt, ſo wird das Gewiß ſchon nachfolgen; wenn nur, was ſonſt ſo häufig geſchicht, das Taufen nicht vor dem Trauen ſich ereignet!""

„O nein, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!"

„„Gut, ich nehme es an, und bitte Sie ausdrücklich, dieſe hohe Verſicherung ja nicht zu vergeſſen.""

Der Geheimerath ſah mich ganz erſtaunt an; da ich jedoch im Scherze zu ſprechen ſchien, ſo hielt er meinen Ernſt für Spaß.

„Etwa zwanzig Schritte hinter der Kapelle,“ fuhr er fort, „werden Sie an einer klaren Bergquelle Napoleon's Grabmal finden, ebenfalls ganz der offiziellen Mittheilung nachgebildet, die wir in öffentlichen Blättern darüber erhalten haben. Halten Sie ſich aber nicht zu lange auf, ich werde gleich wieder bei Ihnen ſeyn. Im Hafen treffen wir uns!“

Die Kapelle iſt eine Rotunde im italieniſchen Style, die Beleuchtung durch buntbemalte Gläſer auf mattgelbem Grunde, Geſchichten aus dem neuen Teſtamente darſtellend, von oben angebracht, wodurch im Innern ein myſtiſches Halbdunkel den andächtigen Beter umdüſtert, die Verzierung nach dem Ritus der römiſch-katholiſchen Kirche, jedoch einfach, und die Kanzel aus einem einzigen Eichklotze geſchnitzt, auf deren Außenſeite die zwölf Apoſtel in ganz erhabener Arbeit die Kunſt des Meiſels verkünden.

In der Mitte vor dem Choraltare liegt eine große Platte von Tegernſeer-Marmor, auf welchem das Familienwappen des Geheimenrathes, ſchwarz, das adelige Geſchlecht bezeichnet, deſſen irdiſche Reſte in der Gruſt unter dieſem Steine dereinſt ruhen ſollen.

Napoleon's Grab in einem Miniaturthale iſt der Schlußſtein zu dieſer originellen Liebhaberei des Geheimenrathes, und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich zwei engliſche Schildwachen von der ſchon geſchilderten Façon das nachgeahmte Grab des Löwen von Frankreich bewachen ſah.

Obgleich ich lange an beiden Orten verweilte, und alles Merkwürdige in meinem Reiſetagebuche notirte, ſo mußte ich doch im ſogenannten Hafen eine geraume Zeit auf meinen Reiſegefährten warten, der endlich mit der Entſchuldigung kam: „ſein Hauptſchlüſſel habe nicht mehr recht in das Hauptſchloß gepaßt, ſo daß es ſcheine, als ſey kurz zuvor ein Anderer damit beſchäftigt geweſen.“ —

Bald darauf fuhren wir, daß Kies und Funken ſtoben, über Tölz und Wolfrathshauſen nach Ebenhauſen.

18.

Ebenhauſen iſt ein treffliches Landwirthshaus, ein Lieblingsaufenthalt der Bewohner Münchens, von welchem es etwas über fünf Poſtſtunden entfernt iſt, ſüdlich von da, in der Richtung von Großheſſellohe, auf der linken Uferhöhe der Iſar. Ueber Sendling und Baierbrunn fährt man in zwei Stunden bequem hin; Fußgänger können aber einen ſehr angenehmen Weg wählen, wenn ſie über Großheſſellohe, Pullach, — ſeit Kurzem Neugriechenland, und das höchſtländliche Wirthshaus darin mit der Wirthin zur großen Naſe von Spaßvögeln Korinth genannt, weil hier vor unerdenklichen Zeiten eine griechiſche Colonie geweſen ſeyn ſoll, — und Baierbrunn gehen, und unmittelbar am Ende dieſes Dorfes, an der Zaunecke, den Fußpfad zur Linken betreten, der durch einen anmuthigen Buchen- und Tannenwald, mit der herrlichſten Ausſicht in das Mühlthal der Iſar und in die bläulich-verſchleierten Berge, nach Ebenhauſen führt.

Friedlich liegt dieß kleine Dörfchen faſt dicht an der ſanften Abdachung, die auf bequemen Stufen durch ein Schattengewölbe breitſtämmiger Buchen in weniger als zehn Minuten in die ſtillen Auen der wildſtrömenden Iſar hinabführt, wo in dem ehemaligen Prämonſtratenſerkloſter Schäftlarn hohe, geräumige Zimmer die Gäſte aufnehmen, welche in dieſer Abgeſchiedenheit von dem Geräuſche der großen Welt Erholung, oder durch den Gebrauch der Mineralquelle daſelbſt die Heilung körperlicher Uebel ſuchen.

Mitten unter Linden, Buchen und Obſtbäumen ſteht das einfachgebaute Wirthshaus in Ebenhauſen.

Eine ſchattige Jasminlaube, ein runder großer Tiſch, in welchen zahlloſe Namen geſchnitten ſind, mit einem alternden Strohdache, gegen Weſten durch eine Halbhecke von wucherndem Geſträuche wider die Strahlen der Sonne geſchützt, vor und hinter demſelben einzelne Tiſche mit hölzernen Dächern, auf Pfählen ruhend, mit Rollmatten gegen die Blendung und Wärme der Sonne, links eine große, mit Obſtbäumen gezierte Wieſe neben der Kegelbahn, zum Tummelplatze der fröhlichen Kinder, weſtlich ein wogendes Aehrenmeer bis zur nahen Landſtraße hin, — das iſt die ländliche Stätte, die an ſonnigen Sommertagen vom geſelligen Jubel lebensluſtiger Gäſte wiederhallet.

In Spätſtunden des Sonnabendes, oder mit dem erſten Gruße der Morgenröthe kommen Einzelne, oder befreundete Paare, oder kleine Geſellſchaften, von verſchiedenen Richtungen hierher, oft auch ganze Karavanen auf Leiterwägen, die mit großen Eichenlaubbögen und bunten Fähnlein geſchmückt ſind, und oft ſchon von weitem durch freudiges Jauchzen, durch das Reiterlied aus Wallenſteins Lager: „Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, aufs Pferd ꝛc.," oder durch das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne ꝛc.," oder durch die ſchreienden Töne einer mißhandelten Klarinette ihre Ankunft verkünden.

Nach dem Abendeſſen wird an ſolchen Vorabenden von Sonn- und Feſttagen allerlei erzählt, gelacht, geſcherzt, geſungen; ich war oft Mitſpieler, wenn wir, gleich am Tiſche, und ohne uns von den Stühlen zu erheben, Opern gaben, z. B. das Donauweibchen. Hampy, ein junger, talentvoller Volkskomiker, der ſpäterhin die Staberl-, Tinderl-, Springerl- und dergleichen Rollen mit ſeltener Originalität auf Bühnen des In- und Auslandes ſpielte, gegenwärtig auf dem Theater in Laibach angeſtellt, wenn ich nicht irre, dirigirte gewöhnlich dieſe Opern; bei unſern Landfahrten durfte er, wo möglich nie fehlen, denn er war durch den Reichthum ſeiner komiſchen Einfälle die Seele der Unterhaltung.

Mit gravitätiſchem Geſichte, das man gar nicht anſehen konnte, ohne zu lachen, und doch war das Lachen bei Strafe verpönt, übertrug er jedem eine Rolle. Das Ganze mußte extemporirt werden. Alles wurde durch Perſonen vorgeſtellt; dieſe Perſonifizirung erſtreckte ſich auf alle Sachen, ſelbſt auf Naturerſcheinungen.

Inſtrumente mußten von Perſonen im Tone nachgeahmt werden; der Vorhang, die Kouliſſen, Regen, Donner, Blitz, waren eben keine leichte Rollen für

Menſchen: ſelbſt eine Höhle im Walde fand im weit aufgeſperrten Munde die ſcenariſche Nachbildung.

Taktfeſt dirigirte Hampp die Ouvertüre, ließ ſie oft drei- und viermal, als nicht genügend, wieder von vorne beginnen, tadelte jedes einzelne Inſtrument, bis es entſprach, und wußte, indem er ſelbſt zugleich mehrere Rollen durchführte, das endloſe Gelächter der Zuſchauer an ſeine unerſchöpflichen Einfälle zu bannen.

Wenn er ſich dann hinter die lebendigen Kouliſſen ſtellte, bald einen Sänger kniefällig bat, trotz ſeines vorgeblichen Catarrhs zu ſingen, bald einer Künſtlerin das ganze Sündenregiſter ihres Lebens mit unendlich geläufiger Zunge vorhielt, ſo ſchien es, als könne er ſich im Charakter und in der Stimme verzehnfachen.

Jene Abende bleiben mir unvergeßlich; ſeit Hampp aus unſerer Mitte ſchied, habe ich in dieſer Art keinen ſo fröhlichen mehr erlebt.

Am nächſten Morgen trennten ſich gewöhnlich die Meiſten, welche nicht das Beiſammenbleiben ausdrücklich verabredet haben, und wählen fernere Ausflüge nach Luſt und Laune.

Einige gehen nach dem Luſtſchloſſe Berg am Starenbergerſee, wohin ein anmuthiger Weg in anderthalb Stunden führt: andere nach Schäftlarn hinab, ſpeiſen dort zu Mittag, holen dann die Bequemen in Ebenhauſen ab, die vom Frühſtück bis zum Mittageſſen ihren Siz im Garten nicht verlaſſen, und kehren gegen zwei Uhr über Großheſelloh, wo Tanzmuſik im Freien noch allerlei Spektakel begünſtiget, bis mit einbrechender Nacht das: „Fahren wir, Euer Gnaden?“ der Fiaker zum Aufbruche mahnet, nach München zurück.

Da übrigens Ebenhauſen ſo nahe bei München liegt, und von den verwöhnten Bewohnern dieſer Hauptſtadt ſo zahlreich beſucht wird, ſelbſt im Winter im Schlitten, der Wirth aber ein freundlicher und verſtändiger Mann iſt, der recht wohl weiß, welche Bedürfniſſe oder Launen die Städter zu befriedigen wünſchen, ſo iſt es überflüſſig, zu bemerken, daß man in Speiſen und Getränken keinen Gaſthof von München vermiſſen wird.

19.

Unten aber, in der Tiefe, auf den einſamen Auen der Iſar, und in den romantiſchen Waldgründen, welche das Kloſter Schäftlarn umſchließen, begrüßt den Wanderer eine heilige Stille, die das ſinnige Gemüth in eine wohlthätige Ruhe wiegt. Oben — Bewegung, unten — Ruhe! Das iſt dort der Gegenſatz zwiſchen Ebenhauſen und Schäftlarn, wie er es im Leben iſt.

Etwa hundert Schritte hinter der Heilquelle, die rechts in zwei Strahlen unter einem niedrigen Behälter von Holz aus dem Berge hervorbricht, überſchaut das Auge den Bau des Kloſters, — ein regelmäßiges Viereck, in deſſen Mitte die Kirche mit einem wohlgeformten Thurme ſteht.

Dieſes Kloſter wurde urſprünglich von einem Pfarrer und Dechant zu Deining, Namens Walker oder Walterik, im Jahre 750 oder 780 für Auguſtinermönche geſtiftet. Späterhin kam es an die Benediktiner, und von dieſen auf die Prämonſtratenſer. Das Kloſter war eine Probſtei bis auf das Jahr 1598, wo es Pabſt Clemens VIII. zu einer Abtei erhob, die nach der Vorſchrift Herzogs Wilhelm V. die Pontifikation erhielt. Im Jahre 1527 brannte das Kloſter gänzlich ab.

Vor der Aufhebung deſſelben konnte man hier neben andern Seltenheiten auch einige Haarlocken der Mutter Gottes ſehen.

Nach einer irrigen Meinung ſoll die Hauptſtadt München auf dem Grund und Boden dieſes Kloſters ihren erſten Anfang, Namen und Stadtwappen, (einen ſchwarz gekleideten Mönch) genommen haben. Allein das Kloſter beſaß auf dieſem Platze nichts als den Konradshof, deſſen Gründe und Felder gleich auf der Anhöhe um die Landsbergerſtraße, zum Theil noch auf der Münchener Feldmarkung lagen.

Die prächtige Kloſterkirche, die unter die ſchönſten Kirchen dieſer Gegend gehört, wurde anfänglich nach dem Riß des churfürſtlichen Baumeiſters Couvilliers zu bauen angefangen, und am 5. Juli 1733 an einem Sonntage von Herrn Benno von Unertl auf der Epiſtelſeite der erſte Stein gelegt, den deſſen Herr Bruder, **Anton Kajetan von Unertl**, Dechant zu St. Peter in München, vorher feierlich benedicirt hatte. Der Riß des **Couvilliers** ward zu umfaſſend, und von einem andern churfürſtlichen Baumeiſter, **Gunezreiner**, abgeändert, nach deſſen Angabe und Leitung der Bau fortgeführt und vollendet wurde.

Dieſe im Style der berühmten Michaelskirche in **München** erbaute Kirche hält, ohne das Glockenhaus, in der Länge 171, in der Breite 78, und in der Höhe von der größern Kuppel bis an das Kirchenpflaſter über 65 Schuh; das Glockenhaus iſt 21 Schuh lang, und 13 Schuh breit. Die Freskomalerei und Stuckaturarbeit iſt von dem berühmten **Zimmermann**, das Chorblatt, die Himmelfahrt der Maria, von **Balth. Auguſtin Albrecht**; die Statuen und Verzierungen des Choraltares ſind von **Johann Straub**.

Auf der Evangelienſeite befinden ſich: der heilige Norbert, eine vortreffliche Statue von **Joh. Straub**; der Roſenkranzbruderſchaftsaltar, im obern Aufzuge die heilige Maria, unten Papſt Pius V., von Albrecht gemalt; Joſeph, das Jeſus-kind haltend, gleichfalls eine gelungene Arbeit von Straub.

Auf der Epiſtelſeite: der heilige Auguſtin, ſchreibend, von Straub; Chriſtus am Kreuze, unten Maria mit einigen Jüngern, von B.-A. Albrecht; der heil. Johann von Nepomuk, von Straub.

Auf der einen Seite des Choraltares, rechts, iſt ein ſchönes Oratorium mit einer hübſchen Orgel von acht Regiſtern, links ein Oratorium mit einem orgelähnlichen Kaſten.

Auf dem Roſenkranzaltare iſt der ſchön gefaßte Leib des heiligen Vincenz des Großen, welchen Churfürſt Maximilian III. im Jahre 1777 aus ſeiner Reſidenzkapelle genommen, und dem Kloſter geſchenkt hat; auf dem zweiten oder Kreuzaltare der eben ſo ſchön gefaßte Leib des heiligen Adrians ausgeſetzt.

Denken ſich meine lieben Leſerinnen zwei Gerippe männlicher Leichname, mit einzelnen moderigen Zähnen, gräulichen Augenhöhlen, in alterthümlich geſtickte Gewänder gekleidet, Stirne und Finger mit farbigen Glasſteinen geſchmückt, jeden dieſer angeblichen Heiligen in einem länglich-viereckigen Glaskaſten liegend, der auf dem Altare zur Schau ausgeſtellt iſt, und urtheilen Sie dann, wie groß die Andacht ſeyn müſſe, damit der Eckel nicht die Verehrung überwiege!

Nach der Quere der Kirche ſteht der geräumige Muſikchor auf zwei grauen marmornen Säulen; die Orgel hat 22 Regiſter und 6 Bälge, und iſt von Beierer in München verfertiget.

Muſikdilettanten der Hauptſtadt, die an Sonn- und Feiertagen Morgens die Meſſe oder Predigt in dieſer Kirche von Ebenhauſen herab, wo ſie übernachteten, beſuchen, haben ſchon oft ein großes Hochamt mit Vocal- und Inſtrumentalmuſik unter der Leitung des dortigen wackern Schullehrers als Chorregenten ausgeführt, wobei dann das liebe Landvolk vor lauter Verwunderung nicht zum Beten kam.

Der nördliche Theil des Kloſtergebäudes, das gegenwärtig einer Wittwe angehört, benützt eine Fayence-Fabrik, an welche ſich die Communbadanſtalt ſchließt. Der Pächter des Bades hat eine ſehr große Zahl der geräumigſten Zimmer zu ſeiner Verfügung, die jedoch bei weitem nicht alle gebraucht werden.

Der frühere Beſitzer dieſes aufgelösten Kloſters, ein Militär-Sanitäts-Beamter vom höheren Range, ein bejahrter, äußerſt verehrungswürdiger Mann, iſt noch Inhaber des Bräuhauſes zu Schäftlarn, wo das Bier mit Mineralwaſſer gebraut wird, der dazu gehörigen Gebäude, und eines hübſchen, mit einer Mauer umgürteten Gartens, der bis unter die Fenſter des großen Speiſeſaales reicht, des ſogenannten Refektoriums der Mönche. Der Sohn des Beſitzers vom Bräuhauſe, ein gebildeter, liebenswürdiger junger Mann von edlem Charakter, führt die Aufſicht über dieſes Geſchäft.

Erſt ſeit 1825 führt eine Jochbrücke über die Iſar, wo ſonſt nur eine bewegliche Fähre die beiden Ufer miteinander verband. Jenſeits, dicht am Geſtade ſteht eine alte Fiſcherhütte mit einem kleinen Gärtchen, die bald eine Rolle in meiner Geſchichte übernehmen wird.

Wie von Ebenhauſen nach Schäftlarn abwärts, ſo geht es an dieſer Fiſcherhütte vorüber, faſt ſteil, wieder aufwärts, und führt links zu einem Sandſteinbruche, deſſen Steine auf der Iſar nach dem bauluſtigen München geführt werden.

Gegen das Ende der Anhöhe wird die Gruppirung der Steinmaſſen, die, überhängend, Vorüberwandernden ein ſchreckliches Ende dräuen, immer furchtbarer, bis ganz oben die waldbekränzte Anhöhe mit der reizenden Fernſchau nach dem belebten Marktflecken Wolfrathshauſen, die Gefahr und Mühe des Erſteigens vergeſſen macht.

20.

Der Geheimerath hatte in ſeinem bequemen Reiſewagen das gewöhnliche Mittagsſchläfchen glücklich überſtanden, während ich, von bläulichen Varinaswölkchen umgaukelt, die vorübereilenden Reiſebilder der Natur mit gemiſchten Empfindungen betrachtete.

„Nehmen Sie mir's ja nicht übel, — begann der alte Herr ſeine Entſchuldigung, — daß ich geſchlafen habe; das iſt ſo ein altes Herkommen bei mir, und ein kleines Mittagsſchläfchen behagt mir auf Reiſen im Wagen meiſtens am beſten."

„„Wer dem Rufe der Natur folgt, kann nicht fehlen!""

„Sie haben ganz recht; ich glaube, ſelbſt an der Seite meiner Braut würde ich des Schlafes mich nicht erwehren können."

„„Das hinge wohl nur von Ihnen ab!""

„Was?"

„„An der Seite Ihrer Braut zu fahren!""

„Wie ſo?"

„„Je nun, wählen Sie! In Ihren Verhältniſſen haben Sie die Wahl!""

„Ja, ja, Verhältniſſe, das iſt eben der verdammte Umſtand. Der *alte* Geheimerath fände wohl keine Braut mehr, die ihm aus *Liebe*, oder auch nur aus *Neigung* die Hand zum ewigen Bunde reichte, aber es gäbe deren genug, die ſich leicht entſchließen könnten, den reichen Geheimenrath zu heirathen und — zu krönen!“

„„Wenn Sie eine ſo üble Meinung von den Mädchen haben, ſo gäbe es wohl noch ein anderes Mittel, der gefürchteten Krönung zu entgehen.““

„Welches?“

„„Wählen Sie ein ganz unſchuldiges Mädchen, ſtellen Sie es unter die Aufſicht einer vertrauten Perſon, fern von der Verführung der böſen Welt allenfalls auf der Inſel St. Helena, erziehen Sie das gute Kind in aller Demuth und Gottesfurcht ganz nach Ihren Anſichten und Grundſätzen, und nehmen Sie es endlich, nach vollkommener Ueberzeugung von der Reinheit ſeines Charakters, zur Frau; bleiben Sie aber dann ja auf der einſamen Inſel, denn böſe Beiſpiele verderben gute Sitten, und ich wette darauf, Sie werden eine glückliche Ehe führen!““

„Einverſtanden, ganz einverſtanden, lieber Freund, auch habe ich ſelbſt ſchon einmal einen ſolchen Plan in Erwägung gezogen, aber —“

„„Nun, aber?““

„Aber es konnte denn doch der Teufel ſein Spiel treiben, und das Mädchen nach den erſten Tagen der Ehe das Mißverhältniß der Jahre fühlen, und für das Opfer der Freiheit wenigſtens eine Gleichheit wünſchen, die nirgend paſſender an ihrer Stelle iſt, als in der Ehe.“

„„Auch dieſe Anſicht verdient eine ſorgfältige Prüfung. Es hat ſogar ſchon Fälle gegeben, daß ſolch ein wohlverwahrtes unſchuldiges Mädchen auf eine unbegreifliche Weiſe einen Liebhaber gefunden, und nach neun Monaten den Erzieher und vermeintlichen Bräutigam unvermuthet um die Gefälligkeit gebeten hat, bei ihrem Kinde die Pathenſtelle zu vertreten.““

„Schöne Ausſichten!“

„Je nun, was wollten Sie in einem ſolchen Falle thun?““

„Eine gute Miene zum böſen Spiele machen, und den gefallenen Engel an ſeinen Verführer durch das Band der Ehe ſchmieden!“

„„Ich rechne darauf, daß es Ihnen Ernſt mit dieſem Entſchluße iſt!““

„So wahr Gott im Himmel lebt!“

„„Wohlan, ſo beweiſen Sie es durch die That! Ihre Braut Agathe iſt vom Müllerſohne von Schlierſee, Namens Jörg, ſeit vier Monaten geſegneten Leibes!““

Es iſt mir unmöglich, den Eindruck mit Worten zu ſchildern, den dieſe Schreckenskunde auf den Geheimenrath machte. Unvorſichtig war in jedem Falle dieſe Uebereilung von meiner Seite; ſie hätte den alten Mann auf der Stelle tödten können. Er wechſelte nicht einmal die Farbe, aber ſein ganzer Leib ſchien zu erſtarren und Thränen traten in ſeine Augen. Und dennoch konnte ich nur dieſen Moment der innern Aufregung benützen, um das Schickſal des liebenden Paares günſtig zu begründen. Ausführlich erzählte ich ihm alles, wobei ich natürlich meine perſönliche Nutznießung des Zufalles verſchwieg. Ohne nur ein Wort zu ſprechen, hörte er mir zu, dann ſagte er: „Ich bin nicht mächtiger als die Natur; Agathe ſoll ihren Liebhaber zum Manne bekommen, bald, ſobald als möglich, ohne den mindeſten Vorwurf von meiner Seite, aber ich will mich am Geſchicke rächen, und durch eine Wahl entſchädigen, um welche Sie ſelbſt mich beneiden ſollen; Thereſe muß meine Gattin werden; ihre Mutter hat es längſt ſchon gewünſcht, ihr Vater iſt mein alter Buſenfreund. Thereſe wird meine Gattin, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!"

Ich rühmte ſeine treffliche Wahl, verſchwieg aber die finſtere Ahnung, die bei dieſen Worten mein ganzes Herz zuſammenpreßte.

21.

Unter Donner und Blitz, denen ſich bald ein tüchtiger Platzregen zugeſellte, kamen wir in Ebenhauſen an. Die Pferde flogen mehr, als ſie liefen.

Wir traten durch die Küche in das gewöhnliche Gaſtzimmer zu ebener Erde, rechts, an welches links das Schlafzimmer des Wirthes und noch ein kleines Kabinet ſtoßen, das die Ausſicht in den Gemüſegarten hat.

Am erſten Tiſche, dem Eingange gegenüber, ſaß Thereſe, einfach gekleidet, in einem ſtaubfarbigen Hausmantel, den Kopf in beide Hände gelegt; vor ihr lag eine halbfertige Geldbörſe von bunter Seide.

Bei unſerm raſchen Eintritte ſchien ſie aus einem tiefen Traume zu erwachen, und erwiederte, indem ſie ſich erhob, unſere Begrüßung mit der größten Artigkeit.

„Wo ſind Ihre Eltern, holdes Fräulein?“ fragte der Geheimerath, indem er ihr ganz galant die Hand küßte.

„„Oben im Tanzſaale, — erwiederte ſie, — befindet ſich meine Mutter und der Herr Graf N**; der Vater iſt nicht recht wohl, und daher in Schäftlarn geblieben, wo wir auch wohnen.““

„Ei ſo muß ich der gnädigen Frau Mama ſogleich mein Compliment machen,“ erwiederte der Geheimerath, indem er in den allgemeinen Tanzſaal hinaufſtieg, wo eben eine Bauernhochzeit im wilden Getümmel ſich ergötzte.

„Sie ſcheinen nicht glücklich, Fräulein, — begann ich, — denn ich vermiſſe jene jugendliche Heiterkeit in Ihrem bezauberten Antlitze, die einſt Ihr ganzes Weſen verklärte!"

„„Ja wohl einſt, — da meine ſelige Mutter noch lebte! ſeitdem hat ſich Vieles ganz anders geſtaltet.""

„Damals haben Sie mich Ihres Vertrauens gewürdiget; ich war der Mitwiſſer von manchem Ihrer kleinen Geheimniſſe. Verdiene ich jetzt Ihr Vertrauen nicht mehr?"

„„Zu jener Zeit kamen Sie täglich in unſer Haus; Vater und Mutter waren Ihnen gewogen. Erinnern Sie ſich noch, wie wir den Petrarca miteinander laſen?""

„O jene herrlichen Tage werden mir ewig unvergeßlich bleiben!"

„„Da ſtarb meine gute Mutter, und mein Vater gab mir eine zweite, das Vermächtniß der Sterbenden."""

„Sie ſeufzen?"

„„Brechen wir ab! das Andenken an die verlorene iſt eine nie heilende Wunde, welche die Vorſehung mir ſchlug.“ “

„Wie wär's, wenn ſie den geheimen Leibarzt der Damen, Amor, um Rath fragten?“

„ „Sie können ſcherzen?“ “

„Warum nicht? Klagen ändert nichts! Im Ernſte, iſt Ihr Herzchen ſchon vergeben?“

„ „Ja!“ “

„Lieben Sie glücklich?“

„ „Ja!“ “

„Wer iſt der Glückliche?“

„ „Ein junger Architekt, ausgezeichnet in allen Fächern der bildenden Kunſt, liebenswürdig durch Geiſt und Charakter. Ach, in dieſem Augenblicke wandelt er vielleicht einſam an römiſchen Tempelruinen vorüber, und gedenket ſeiner geliebten Thereſe, die fern von ihm in ſtiller Sehnſucht ſich verzehret!“ “

„Tröſten Sie ſich, Ihr geliebter Ferdinand wird bald in Ihren Armen liegen!“

„ „Wie? Sie wiſſen ſeinen Namen, da doch unſere Liebe ein heiliges Geheimniß iſt, das bis jezt kein Dritter kannte?“ “

„Ich wußte den Namen nicht, ich hab' ihn nur errathen!" Und nun erzählte ich ihr, was der Geheimerath mir von Ferdinand geſagt habe, verhehlte ihr auch ſeine Abſicht nicht, ſie zu heirathen, was ſie als einen plötzlichen Einfall ſeiner Laune eben nicht viel beachtete.

„„Ich liebe meinen Ferdinand ſo innig, — betheuerte ſie, und ihr ſprechendes Auge ruhte mit dem Lichte himmliſcher Verklärung auf mir, daß keine Macht der Erde mich von ihm trennen kann!""

„Heil mir!" rief eine Stimme durch die halbgeöffnete Thüre, und mit dem Ausrufe: „„Heiliger Gott, mein Ferdinand!"" ſtürzte Thereſe in die Arme ihres Geliebten.

22.

Ferdinand war ſeit vielen Jahren mein beſter Freund, allein ich hatte ihn unter dem Namen Theodor gekannt, eine Namensänderung, wozu ihn Familiengründe beſtimmten. Die Verhältniſſe der jüngſten Zeit waren Schuld an unſerer Trennung. Als Bayern im Jahr 1813 die Waffen gegen Hanau trug, um den Rückzug des franzöſiſchen Kaiſers abzuſchneiden, oder wenigſtens zu verhindern, verließ Ferdinand die Akademie der bildenden Künſte in München und folgte dem Heereszuge des kühnen Feldherrn, Wrede.

Bei Hanau erhielt er, faſt gleichzeitig mit dem Feldherrn, und in deſſen Nähe, zwei nicht unbedeutende Wunden an der Bruſt. Nach wenigen Tagen ſtand er ſchon wieder den feindlichen Kugeln gegenüber. In Frankreich rettete er einem Flügeladjutanten des Kaiſers Alexander das Leben, und wurde dafür mit dem Wladimir-Orden dritter Klaſſe belohnt. Bald ſchmückte auch die goldene Militärverdienſtmedaille Bayerns ſeine Bruſt, und ſo trug er, mit Einſchluß des Armeedenkzeichens, welches den Mitkämpfern in den Jahren 1813, 1814 und 1815 verliehen wurde, drei Zeugen ſeines Muthes auf dem Herzen.

Nach dem Frieden von Paris, welcher durch die Schlacht von Belle-Alliance herbeigeführt wurde, quittirte er als Offizier, mit Beibehaltung ſeines Ranges, ſetzte in der Hauptſtadt Frankreichs in dem Attelier eines berühmten Architekten ſeine Studien fort, unterſtützt durch eine Penſion aus der Kabinetskaſſe des kunſtliebenden Koniges von Bayern, Maximilian Joſeph.

Von da gieng er zu gleichem Zwecke nach London, und kehrte durch die Niederlande rheinaufwärts nach München zuruck, wo er ſeine geſammelten Erfahrungen in einer meiſterhaften Denkſchrift der Akademie der bildenden Künſte vorlegte.

In Folge eines von dieſer hierüber an den König erſtatteten, ſehr günſtigen Berichtes, wurde Ferdinands Penſion vergrößert, um im Laufe von zwei Jahren in Rom, Neapel und Sicilien ſeine architektoniſchen Studien zu vollenden.

Um die Sehnſucht ſeiner frühern Jugend, Griechenlands altklaſſiſche Baudenkmahle an Ort und Stelle zu zeichnen, befriedigen zu können, beſchloß er ſeine Ausgaben in Italien auf das Nothwendigſte zu beſchränken, und das letzte halbe Jahr zu einer Reiſe nach Griechenland zu verwenden.

In den ſieben Monaten ſeines letzten Aufenthaltes in München machte er auf einem glänzenden Muſeumballe die Bekanntſchaft des Geheimenrathes von J**, und gewann durch den bereits erwähnten Bau der Inſel Sankt-Helena die Gewogenheit und innige Freundſchaft deſſelben.

Auf dieſem Balle war es auch, wo er die liebenswürdige Thereſe ſah und liebte. Ihre Herzen fanden ſich, und ſchloſſen einen geheimnißvollen Liebesbund. Unter den reich geſchmückten Damen war ſie die einfachſte in der Kleidung, aber durch den Zauber ihrer Reize dennoch die Königin des Balles.

Ich war beinahe täglich im Hauſe des alten Barons, der zwei Lieblingsneigungen hatte, einen Zimmerblumenflor, und ein Taubenhaus. Er wählte nur ſelten Blumen und ausländiſche Tauben. Ich verſtand mich auf Beides, und fröhlich gediehen unter meinen pflegenden Händen die koſtbarſten holländiſchen Zwiebeln, und das Ausbrüten der Taubeneyer.

Kurz zuvor, ehe der Baron ſein Blumen- und Tauben-inſtitut meiner Leitung übergab, hatte er, überdieß aus beſonderer Gefälligkeit, wie der ihm unbekannte Verkäufer zu verſichern beliebte, ein Paar columbiſche Perltauben um ſechs Dukaten gekauft, die ſich durch ungemein ſchöne Farben auszeichneten. Als aber dieſe lieben Thierchen ſich einigemal badeten, zerrann die künſtliche Färbung und dem geprellten Baron blieben zwei gemeine weiße Tauben, wie ſie auf dem Marktplatze in München zu Tauſenden gefunden, und um wenige Groſchen verkauft werden. Die Baronin erfuhr's; da gab's Feuer im Dache. Ohne meine Prüfung und Billigung durfte keine Taube mehr gekauft werden.

Die Baronin, Thereſens Stiefmutter, die des Ranges und Reichthums wegen den alten Baron geheirathet hatte, dem jene, wie ich früher erwähnte, die ſterbende Gattin gleichſam als ein Vermächtniß aufgedrungen hatte, war eine lüſterne Dame, die in der Wahl und Anlockung hübſcher Männer einen ganz eigenen Takt beſaß.

„Der iſt ein Narr, — ſagt ein altes Sprichwort, und der alte Friedrich hat gelegenheitlich einen armen Kriegskommiſſär daran erinnert, — der im Rohre ſitzt, und ſich keine Pfeifen ſchneidet!"

Weil ich nun damals, wenn nicht alle Spiegel logen, ohne meiner Beſcheidenheit zu nahe zu treten, mit Recht mich zu den hübſchen Männern zählen konnte, ſo wollte ich mir auch Pfeifen ſchneiden, ſo lange ich im Rohre ſaß, was oft Tagelang der Fall war.

Ich wußte lange nicht, warum denn alle meine Bemühungen bei der Baronin fehlſchlugen. Ich dichtete Sonette dutzendweiſe auf ſie, und wählte für jedes einen andern Theil ihres Körpers; ich ſchmachtete und ſeufzte; ich ſprach ſchüchtern und frivol, war gelaſſen und ungeſtüm, und durchging die ganze Belagerungsſcala weiblicher Herzen, die Göthe ſo wahr in drei Abſtufungen hinſtellt:

„Geh den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort,
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt!“

Alle Mühe war vergebens. Die Feſtung hielt ſich; ich konnte mich nicht einmal den Außenwerken nahen. Eine Mine zu graben, oder etwa gar Breſche zu ſchießen, daran war nicht zu denken.

Und doch ſchien ſie mir ſehr gewogen; ſie drückte mir ſanft die Hand, ſo oft ich die ihrige kommend oder ſcheidend küßte; ſie blickte mich oft ſo zärtlich an, daß ich ſchon den ſüßen Schlag der Schäferſtunde zu hören wähnte; allein dabei blieb's; es war Kokettenſpiel! Ich wußte, daß ihr Verhältniß zum Grafen N * * ſie keineswegs abhalte, nach Gefallen auch noch andere Liebesintriguen anzuſpinnen, und konnte mir daher ihr ſtandhaftes Schweigen auf meine Bitte um ihre offene Erklärung: „warum mein liebevolles Bewerben ſo ganz hoffnungslos bleibe?" durchaus nicht enträthſeln. Endlich gelang es dem Zufalle, das Siegel ihrer Zunge zu löſen, wie denn der Zufall überhaupt der erſte Schutzpatron der Welt iſt, die ſich in den meiſten Fällen ohne ihn nicht zu rathen und nicht zu helfen wüßten.

Eines Abendes zur Zeit, da, wie im Lande der Liebe, die Tage kurz und die Nächte lang ſind, trete ich in das Zimmer der Baronin, die eben am Clavier ſaß, und die ſchöne Arie aus der

„Müllerin" ſang: „Mich fliehen alle Freuden" u. ſ. w.

Ihre reine, klangvolle Stimme hatte mich ſchon oft entzückt; durch Zeichen bat ich ſie, fortzuſingen, und ſie lud mich durch eine Bewegung ihres Kopfes ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Noch ſteht der verhängnißvolle Armſtuhl vor meinen Augen, auf welchen ich, lauſchend den lieblichen Verzierungen des Liedes, mich niederließ. Er war von grünem Saffian mit gelben, dickköpfigen Nägeln; zwiſchen der Rücklehne und dem Sitzpolſter war ein ſpannhoher freier Raum.

Indem ich die beiden Hände auf die Adlerklauen von vergoldetem Schnitzwerke zu beiden Seiten ſtützte, ſchlüpfte Azor, das wohlgenährte Bologneſerhündchen der Baronin, durch den freien Raum des Armſtuhles rückwärts auf den Polſter; ich ſank in den Stuhl, und der vierfüßige, wie eine Schildkröte plattgequetſchte Liebling mit dem Schreilaute eines zerborſtenen Dudelſackes aus ſeinem irdiſchen Biscuitleben in die Arme des Todes.

Ohnmächtig ſtürzte die Baronin auf die Leiche des geliebten Weſens hin; über Beide goß ich

Waſſer aus einer auf dem Fenſtergeſimſe ſtehenden Caraffine.

Wüthend ſprang ſie auf, ſchalt mich einen Unmenſchen, einen Morder, der ihr die Wonne ihres Lebens gemordet habe, und befahl mir in den heftigſten Ausdrücken, ſogleich ihr Haus zu verlaſſen, und es nie wieder zu betreten.

Umſonſt ſuchte ich die Schuld dieſes unvorſätzlichen Mordes auf die breiten Schultern des Zufalles zu wälzen; ſie ließ ſich nicht beruhigen, und als ich fragte: „ob dieß die Anerkennung meiner unbegrenzten Liebe zu ihr ſey?“ brach ſie in ein gellendes Gelächter aus, mit der höhniſchen Erwiederung: „Sie wollen Anerkennung Ihrer Liebe zu mir? Sie träumen von Gegenliebe? thörichter Einfall! Eine Baronin und ein Bürgerlicher!“

„Ah ſo!“ verſetzte ich, wie der Kanzler in den drei Wahrzeichen, verneigte mich, und gieng, mit dem feſten Vorſatze, die Frau Baronin gelegenheitlich den Bürgerlichen fühlen zu laſſen; die Wuth hatte alſo das Geſtändniß der Urſache meiner erfolgloſen Bewerbung um ihre Liebe abgepreßt.

23.

Es mochte bereits ein voller Monat vorüber ſeyn, daß ich das Haus der Baronin nicht mehr betreten hatte, als ich in der Geſellſchaft des Frohſinnes, die vor dem Muſeum und der Harmonie durch den reichen Wechſel der Unterhaltungen ſich auszeichnet, indem ſie Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, Operetten, ſehr gelungene Pantomimen, plaſtiſche Darſtellungen nach Originalgemälden großer Meiſter, große und kleine Koncerte, große und kleine Bälle, kleine Abendunterhaltungen, u. ſ. w. giebt — die Neuigkeit vernahm, daß ein gewiſſer Vicomte St. Fen gegenwärtig der erklärte Liebhaber der Baronin ſey, und beinahe den ganzen Tag bei ihr verlebe. Als Präſident der Verſchwörung in München wußte ich dieß ſchon in dem Augenblicke, als ihn der Graf ſelbſt, der bisherige Vertraute der Baronin, an welchen der Vicomte empfohlen war, bei dieſer einführte.

Um dem Grafen keinen Verdacht einzuflößen, hielten ſie ihre heimlichen Zuſammenkünfte in einem Gartenhauſe in der Vorſtadt Schönfeld, das ſie von der Beſitzerin des Hauptgebäudes, welches an die Fahrſtraße ſtieß, gemiethet hatten.

Eines Morgens, — es war eben Sonntag, — ſaß ich in der Fliederlaube eines niedlichen Gartens, den ich vor dem Karlsthore gepachtet hatte, und frühſtückte, als ich vom Sekretär des Sittengerichtes eine Zuſchrift erhielt, in folgenden Worten:

„Dem Herrn Präſidenten wird gemeldet, daß der Vicomte St. Feu mit der Baronin in dieſem Augenblicke in dem bewußten Gartenhauſe ſich befinde.“

„Morgens 9 Uhr.“

Sogleich ſchrieb ich folgendes Billet an den Grafen, den Liebhaber der Baronin:

„Herr Baron!“

„Wenn Sie gewiſſe Leute genau kennen zu lernen wünſchen, welchen Sie Ihre beſondere Gunſt ſchenken, ſo erwarten Sie mich mit Ihrem Wagen Schlag 10 Uhr vor dem Karlsthore.“

Der Bote des Sittengerichtes wurde von mir angewieſen, dem Baron nöthigenfalls überall aufzuſuchen, um ihm das Billet unverzüglich zu übergeben.

Der Graf hielt mit ſeinem Wagen zur beſtimmten Stunde an der bezeichneten Stelle; wir fuhren nach Schönfeld, ſtiegen jedoch ſchon am Eingange der Vorſtadt aus, und ließen den Wagen langſam folgen. Vergebens fragte mich der Graf, was es denn eigentlich gebe, ich erſuchte ihn, die Entwickelung der Geſchichte ruhig zu erwarten.

Die Gartenthüre war nur angelehnt; ein ſchmaler, von grünem Geſträuche überwölbter Pfad führte zum Gartenhauſe.

Leiſe ſteckte ich den Schlüſſel an, drehte um, und — wir ſtanden vor dem Liebespaare, deſſen Lage keine doppelte Auslegung geſtattete. Ob wir zu früh, eben recht, oder zu ſpät kamen, änderte am Zwecke des Kommens nichts. Der Vicomte hatte nur noch ſo viel Zeit, ſein ſeidenes Halstuch, das neben ihm auf dem Stuhle lag, auf das Köpfchen der Baronin zu werfen, als wir eintraten.

Im Tone der höchſten Entrüſtung begann ich: „Unverſchämter Menſch, wie hat er ſich unterſtehen können, länger als einen ganzen Monat die Rolle eines Vicomte St. Feu dahier zu ſpielen, und auf eine ſträfliche Weiſe angeſehene Familien zu täuſchen, anſtatt ſeine Dienſte bei mir anzutreten, die ich ihm in Folge der Empfehlung ſeines bisherigen Principals, des Barbiers Steiner in Frankfurt, übertragen habe? Glaubt er, weil er ein Barbier iſt, die Rolle des Barbiers von Sevilla ſpielen, und wie ein zweiter Figaro ſolche verwegene Abentheuer wagen zu dürfen? Er hat Empfehlungsbriefe an den Herrn Grafen hier erſchlichen, iſt ſogar im Hauſe der Frau Baronin von P * * eingeführt, und von dieſer tugendhaften Dame als Cavalier behandelt worden; ohne Zweifel würde ſie der Schrecken tödten, wenn ſie vernehmen müßte, daß ein Bürgerlicher, und überdieß aus der geringen dienenden Klaſſe, Zutritt in ihrem Hauſe hatte. Ferner iſt er ſo unverſchämt, ſich einen Nachſchlüſſel zu meinem Gartenhauſe machen zu laſſen, um mit einer feilen Dirne niedrigen Lüſten zu fröhnen. Ich ſehe nun wohl ein, daß ich ihn und ſeine Metze der Polizei übergeben muß.“

„„Um Gotteswillen, thun Sie doch das nicht, ich würde aus der Stadt gewieſen, und dadurch außer Stand geſetzt, Ihnen durch die unbedingteſte Ergebenheit meine innige Reue über dieſen leichtſinnigen Streich zu bezeugen. Gewiß, ich will mich beſſern, und Ihre Erwartungen in jeder Hinſicht übertreffen.““

„Wohlan, ich will dir dießmal verzeihen, Georg, aber du mußt heute noch den Herrn Grafen und in ſeiner Gegenwart die Frau Baronin dieſer groben Täuſchung wegen um Verzeihung bitten.“

„„Herzlich gerne!““

„Wer iſt die bürgerliche, unverſchämte Dirne, die dieß Bett mit dir theilt?“

„„Verzeihen Sie, ſie iſt keine Bürgerliche!, ſondern eine Dame von Stande; ſie iſt die —““

„Ich verlange in dieſem Falle den Namen nicht zu wiſſen; auch Adelige haben menſchliche Schwächen, wie Bürgerliche, und ich bin ſehr geneigt, gegen beide Schonung eintreten zu laſſen; ich verachte nur jene adeligen Damen, die mit Worten über die Bürgerlichen ſich erheben, aber das heimliche Vergehen nicht verabſcheuen. Wir wollen uns ein wenig entfernen; inzwiſchen laß deine ſogenannte Dame ſich ankleiden, und führe ſie in dem Wagen nach Hauſe, der vor der Thüre ſteht; dein künftiges Loos wird nur von deinem ferneren Benehmen beſtimmt werden."

Mit dieſen Worten verließen der Graf und ich das Gartenhaus.

In weniger als einer Viertelſtunde hörten wir das Pärchen davonfahren.

Meine verehrte Leſer und Leſerinnen werden wohl ſchon errathen haben, daß die ganze Comödie ein ſchlau angelegter Racheplan von mir war, wodurch ich die Baronin für ihre Geringſchätzung des Bürgerlichen züchtigen wollte, eine Strafe, deren volles Gewicht ſie empfinden mußte.

Man denke ſich nun ihre ſchreckliche Lage, an der Seite eines vermeinten Vicomte, der als ein Barbier entlarvt wurde, dem Grafen und mir gegenüber, mit einem dünnen Tuche bedeckt, in jeder Minute in Gefahr, genannt oder enthüllt zu werden!

Georg war der Sohn eines Friſeurs in München, kam frühzeitig nach Paris in die Lehre, und ſog mit der Sprache des Landes die leichten Grundſätze und das ganze noble Benehmen ſeiner vornehmen Kunden ein. Das letzte halbe Jahr verlebte er in Frankfurt, und ſehnte ſich endlich nach ſeiner Vaterſtadt, um ſich dort anſäßig zu machen. Sein Vater erſuchte mich, ihn vor der Hand in meine Dienſte zu nehmen, bis die Übergabe des väterlichen Gewerbes im Reinen wäre, Ich ſagte es zu. Als er ſich gleich nach ſeiner Ankunft in München bei mir meldete, war ich über ſeinen Anſtand, über ſein freies Benehmen ganz erſtaunt, und beſchloß ſogleich, ihn zum Werkzeuge meiner Rache zu machen.

Ich unterrichtete ihn förmlich, und fand einen gelehrigen Schüler. Er mußte als Vicomte St. Feu auftreten, und das Ludwigskreuz im

Knopfloche tragen; da die Finanzen keinen beſondern Aufwand litten, ſo war er angewieſen, ein unglückliches Duell mit einem Neffen des erſten Lords der Admiralität in London vorzuwenden, das ihn zur augenblicklichen Flucht aus dieſer Stadt gezwungen, und ihm die Vorſicht aufgelegt habe, durch die größte Zurückgezogenheit mächtigen Verfolgungen vorzubeugen.

Unter den vielen franzöſiſchen Emigranten, welche England fütterte, befand ſich auch eine alte Anverwandte des Grafen, von welcher er ſchon oft geſprochen hatte. Um nun Georg in das Haus der Baronin zu bringen, wo es ihm ſo bald gelang, durch eine angenehme Geſtalt und ein ſehr einſchmeichelndes Benehmen die Zuneigung dieſer lüſternen Dame zu gewinnen, und dadurch ſeinen Auftrag zu erfüllen, ſchrieb ich einen Empfehlungsbrief in franzöſiſcher Sprache für meinen ſelbſtfabrizirten Vicomte im Namen jener alten Dame, und ſtellte ihn perſönlich dem Grafen vor.

Mehrere Mitverſchworene waren bei dieſer Geſchichte in Thätigkeit; der Plan mußte gelingen.

Nun wird ſich Jedermann leicht erklären können, warum mir, wie ich am Eingange der Novelle erwähnte, die Baronin und der Graf ſpinnenfeind waren, jene wegen der Beſchämung, die übrigens doch ſehr ſchonend war, und dieſer, weil er im Vertrauen auf die Aechtheit des Empfehlungsbriefes ſeiner Tante, einen Bürgerlichen, und überdieß einen Friſeur, Barbier und Bedienten, in adeligen Häuſern aufgeführt hatte.

24.

Als hätten die unſterblichen Götter Ferdinanden und Thereſen in eine Marmordoppelſäule verwandelt, ſo ſtanden ſie vor mir in ſeliger Umarmung.

„Nehmt euch in Acht, — warnte ich, — der Tanz oben iſt aus; wie leicht könntet ihr überraſcht werden!"

Mit wenigen Worten verſtändigte ich meinen Freund von meinem Verhältniſſe zum Hauſe des Barons, und rieth ihm, ſeine Liebe zu Thereſen wie bisher zu verbergen, und ſich ſo zu benehmen, als habe er heute mich zum erſtenmale in ſeinem Leben geſehen, damit ich ohne Argwohn zu erregen für die Liebenden wirken könne.

Ferdinand war ein ſchöner, kräftiger Jüngling von hoher Geſtalt; er hatte braune Haare, dunkle, geiſtvolle Augen, gewöhnlich einen düſtern ſchwermüthigen Blick, aus welchem der Gram der Liebe ſprach; der ſüdliche Himmel gab ſeinen bleichen Wangen einen lebhaften Teint; ſeine Zähne waren blendend weiß, und in der Form von ſeltener Schönheit.

Er trug, nach phantaſtiſcher Künſtlerlaune, über ſein Kleid ein broncefarbenes, kornblau mit zarten gelben Rändern geſtreiftes Reiſehemd; die geſtickte Halskrauſe, welche den Nacken und die Schultern bedeckte, ſchloß unter dem Kinne ein leichtes, ſchwarzſeidenes, durch einen prachtvollen Brillantring, beſtehend aus einem großen Aquamarinſolitär mit ſechzig Brillanten in drei Reihen, gezogenes Tuch, ein Geſchenk des Kaiſers Alexander für den überſendeten Bauriß zu einem Sommerpallaſte. In einem breiten ledernen Gürtel, die man im italieniſchen Tyrol häufig findet, ſtacken zwei trefflich gearbeitete engliſche Doppelterzerole; ein Hirſchfänger mit einem Sphynx-Griffe von Elfenbein hieng an ſeiner Seite; den ſpitzigen Hut mit halbaufgeſchlagener Krempe zierte ein Gemsbart mit drei langen ſchwarzen Reiherfedern.

Der Geheimerath konnte ſeine Freude gar nicht mäßigen, als er ſeinen lieben Ferdinand, den Erbauer von Sankt Helena, wieder ſah. Er ſtellte ihn ſogleich der Baronin und Thereſen als ſeinen Herzensfreund vor, und drang in ihn, ſo lange in Schäftlarn ſein Gaſt zu ſeyn, als er ſich ſelbſt hier noch aufzuhalten gedenke, um einige wichtige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen, worunter er ohne Zweifel ſeine Vermählung mit Thereſen verſtand.

Ferdinand ſpielte ſeine Rolle ſehr gut, und gab unter vielerlei Vorwänden erſt den wiederholten Vorſtellungen des Geheimenrathes, aus beſonderer Ergebenheit, wie er ſich äußerte, nach. Die Baronin verwendete kein Auge von dem ſchönen Ferdinand, worüber der ſpindeldürre Graf ſehr unruhig wurde.

„Jetzt iſt's hohe Zeit, nach Schäftlarn zu wandern, —“ nahm der Geheimerath das Wort, — „der Herr Baron wird uns mit Ungeduld erwarten; ich an ſeiner Stelle würde zuvor ſpeiſen, um dann mit größerer Geduld warten zu können.“

Gegen acht Uhr war es heiter geworden; der Mond leuchtete uns den Berg hinab. Die Tafel war ſchon in dem großen Speiſeſaale gedeckt, der gleich neben der geräumigen Küche ſich befindet. Der Geheimerath, der Graf, und die Baronin mit ihrem Gemahle, welchem Ferdinand als ein neues Mitglied der Geſellſchaft vorgeſtellt wurde, verließen uns gleich nach dem Mahle, mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, blieben jedoch eine volle Stunde aus. Wir vermißten ſie nicht. Der Kellner ſagte, im Zimmer des Barons wären ſechs Wachslichter angezündet worden, und die drei Herren ſeyen über Hals und Kopf mit Schreiben beſchäftigt.

Endlich fanden ſie ſich nach und nach wieder ein: der Geheimerath führte die Baronin am Arme, und ſchien ſo glücklich, als ob ihn der

Monarch in den Fürſtenſtand erhoben hätte. Ich merkte wohl, daß der ungeduldige Geheimerath um die Hand Thereſens geworben, und die ſchriftlichen Heirathsverträge ſogleich ausgewechſelt habe. Ich glaubte meine Vermuthung weder meinem Freunde, noch Thereſen verhehlen zu dürfen. Ferdinand rechnete auf ſeine Macht über das Herz des alten Herrn, und Thereſe verließ ſich auf die Treue ihres Geliebten.

Duftender Champagnerpunſch wurde gebracht und Ferdinand beſtürmt, uns Scenen aus ſeinen Reiſen mitzutheilen.

Nach einiger Entſchuldigung wegen Ungeübtheit im mündlichen Vortrage, erzählte er klar, zuſammenhängend, mit der herrlichſten Farbengebung, die unglückliche Liebe einer reizenden adeligen Jungfrau in der Gegend von Palermo, die, von ihren Eltern zu einer Heirath gezwungen, in einer ſtürmiſchen Nacht in ein Nonnenkloſter floh, und dort den Schleier nahm, jedoch ein halbes Jahr darauf, nachdem der Gram ſie ſchon bis zum Skelette entſtellt hatte, im Wahnſinne ſtarb.

Ich bewunderte den Geiſt des Improviſirens, den ich heute an Ferdinand zum erſtenmale bemerkte; denn daß er dieſe Novelle aus dem Stegreiſe erzählte, und ganz auf ſeine Verhältniſſe berechnete, gieng zu deutlich aus der begeiſterten Schilderung der Seelen- und Körpervorzüge der Jungfrau hervor, deſſen Original Thereſe war.

Mit herzzerſchneidender Wahrheit malte er die Reue der Eltern dieſer Jungfrau, die zu ſpät die Härte ihres Benehmens und ihren thörichten Wahn verfluchten.

Dieſes Nachtſtück der Phantaſie wirkte auf die Herzen der Anweſenden mit unwiderſtehlicher Gewalt; außer dem Grafen, deſſen Gummigemüth keiner Rührung fähig war, ſah ich aus allen Augen Thränen thauen. Sogleich übernahm ich im Namen der verläugneten Natur, das Rächeramt an dieſer gefühlloſen Kreatur. „Schön, aber traurig iſt Ihre Novelle, —“ begann ich, — „und Traurigkeit paßt nicht zum Punſche. Wenn die verehrliche Geſellſchaft mir ein geneigtes Gehör ſchenken mag, ſo will ich Licht zum Schatten fügen.“ Die Zuſtimmung wurde gerne gegeben, um nur bald des peinlichen Eindruckes der erſten Novelle überhoben zu werden.

Ich erzählte nun die Geſchichte eines ehrlichen Schneiders, der das Hauptloos in der Amſterdamer Lotterie gewann, und nun einmal einen Grafen ſpielen wollte, nachdem er dieſe glückliche Spielart der Menſchen lange genug bedient, und ihres wonnigen Lebens wegen beneidet hatte. Unter andern Verkehrtheiten ſeines Benehmens, erwähnte ich auch, wie lächerlich er ſich oft durch gefühlvolle Äußerungen ſeiner Theilnahme an fremdem Unglücke machte, wie er es nie ſo weit brachte, die menſchliche Natur wie einen alten Oberrock ausziehen zu können, und daß er zuletzt zu ſeiner Nadel zur Überzeugung zurückkehrte: „ein ehrlicher Schneider bleibe doch immer achtungswerther, als ein ſchlechter Graf.“

Beluſtigend aber ſchneidend war dieſe Novelle; der Graf beherrſchte ſeinen Grimm, und ſtimmte in das allgemeine Gelächter ein.

„Morgen veranſtalte ich einen Ausflug auf den hohen Peiſſenberg, —“ nahm der Geheimerath das Wort, als die Baronin ſich nach dem Bette ſehnte, — und lade die verehrte Geſellſchaft hiermit feierlich dazu ein. Ich hoffe, wir werden uns recht gut unterhalten.“

So trennten wir uns kurz vor Mitternacht.

Ich und Ferdinand, der auf meinem Zimmer ſchlief, verplauderten noch ein Stündchen bei trefflichem Weine aus dem Reiſekeller des Geheimenrathes, und verabredeten Manches, was die nahe Loſung des Knotens zu erleichtern geeignet ſchien.

25.

Jeder auch noch ſo unbedeutenden Reiſe läßt ſich ein Standpunkt abgewinnen, von wo aus ſie Intereſſe erregt, und wen Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht verurtheilt haben, ohne Reiſewagen, Nachtmütze, Pelzſtiefel, Schlafmantel und Flaſchenkeller keine Reiſe antreten zu dürfen, der wird gerne an muntere Brüder ſich anſchließen, und frei unter Gottes blauem Dome wandelnd, die Natur umarmen, von der Iſabelle in der Braut von Meſſina ſo wahr ſpricht:

„Nur die Natur iſt redlich! ſie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde feſt,
Wenn alles Andere auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens unſtät treibt. —“

Um 6 Uhr Morgens waren wir ſchon alle

um ein auserleſenes, flüſſiges und dichtes Frühſtück verſammelt. Das herrlichſte Wetter begünſtigte unſere Reiſe.

Zwei Damen, zwei alte Herren, und ein invalider Graf, der kaum ſich ſelbſt auf ſeinen Storchenfüßen tragen konnte, machten es nothwendig, zu fahren, wie ſehr auch wir beide, Ferdinand und ich, die Wanderung zu Fuß vorgezogen hätten.

Ich ſtand an dem eleganten, mit vier Pferden beſpannten Geſellſchaftswagen, der uns alle aufzunehmen beſtimmt war, und ordnete allerlei an, was noch zur Bequemlichkeit der Reiſe beitragen konnte, beſonders war ich ſehr beſorgt, ſo viele Flaſchen Wein als möglich unterzubringen, als der Geheimerath vom offenen Fenſter ſeines Zimmers herab mich bat, ihn auf einen Augenblick zu beſuchen.

„Was ſagen Sie zu dieſer Depeſche, —“ rief er mir entgegen, einen Bogen Papier in der Hand haltend, — „die ich nun ſogleich durch eine Staffette an den Gouverneur von St. Helena ſchicken will?

Ich las Folgendes:

„Mein lieber Gouverneur!

Agathe in Longwood wünſcht Jörgen, den Müllerſohn aus Schlierſee zu heirathen. Sprich mit ſeinem Vater, und ſage ihm, an Gelde ſoll es ihr nicht fehlen, wenn er zur Übergabe ſeines Geſchäftes geneigt ſey; jedoch muß die Heirath in vier Wochen vollzogen ſeyn.“

„„Ein neuer Beweis Ihres Edelmuthes, an dem ich nie gezweifelt habe, —““ erwiederte ich, — und ſchöpfte neue Hoffnung, er werde auch das Glück der Liebenden, Ferdinands und Thereſens nicht ſtören.

Bis nach Perchting, einem hübſchen Dorfe war die Gegend ſehr eintönig, und die um dieſe Zeit ganz ungewöhnliche, drückende Hitze machte, daß kein Vogellaut ſchallte, und alles Lebendige ſchwieg.

Doch von Perchting aus, öffnet ſich links in täuſchender Nähe in bläulichen Schleiern die Vorhut der Hochalpen, von welchen noch viele Schneelagen blendend in die Ferne ſchimmerten. Im Hochſommer führt anfangs der Weg über goldene Aehrenfelder; dann aber durch eine üppige Au von dichtem und hohem Graſe und nahrhaften Futterkräutern ſchwellend, zuletzt durch ein luſtiges Birkenwäldchen, das mit ſüßen Schatten die müden Pilger labet. Nun aber hatte die rauhe Hand des Herbſtes den ſommerlichen Schmuck überall abgeſtreift.

An des Wäldchens Ende, rechts ausbeugend, überraſchte uns die Anſicht von Andechs, Ander, genannt der heilige Berg, in mäßiger Ferne vom Ammerſee.

Schon in uralten Zeiten ſtand hier bei der Burg Ander eine Kapelle, welche von den Grafen von Ander, als dem Burg- und Stammhauſe derſelben, erbauet wurde.

Als im Jahre 1438 die Kirche auf dieſem ſo genannten heiligen Berge vollendet war, hat Herzog Ernſt aus Bayern ein Collegium für einen Probſten und ſechs Chorherren geſtiftet, und ihnen den Unterhalt angewieſen. Dieſe Stiftung dauerte bis zur Regierung ſeines Sohnes, Herzog Albrechts III., nemlich von 1438 bis 1455, worauf an die Stelle der Probſtey Benediktiner kamen, indem die Stiftungen der Grafen von Ander allein auf ſie lauteten.

Eben dieſer Herzog **Albrecht III.**, der am 28. Februar 1460 ſtarb, liegt hier als Stifter und Wohlthäter mit ſeiner zweiten Gemahlin, **Anna von Braunſchweig** begraben. Seine erſte Gemahlin war die durch ihre Tugend und Liebenswürdigkeit, ſo wie durch ihr unglückliches Ende berühmte **Agnes Bernauer**, Tochter des **Kaſpar Bernauer**, Baders in Augsburg, die am Mittwoch den 12. Oktober 1435 zu Straubing in der Donau nach einem juſtizmörderiſchen Urtheile, welches Herzog **Ernſt** beſtätigte, durch den Henker erſäuft wurde.

Der Schmerz **Albrechts** über dieſen Verluſt war ſo groß, daß er an der Spitze eines Heeres, um ſich blutig zu rächen, in die Lande ſeines Vaters einbrach, und ſein eigenes Vaterland mit Krieg überzog, allein ſchon im nächſten Jahre die **Anna von Braunſchweig** heirathete, mit welcher er zehn Kinder erzeugte!!

Wer dieſe ſchnelle Selbſttröſtung **Albrechts** lieſt, wer ferner noch vernimmt, daß er, während der Ehe mit der Herzogin Anna in eine Kirſchnersfrau in München verliebt war, welche nach ſeinem Tode, in Folge eines mit Beiziehung der herzoglichen Räthe auf dem Landtage eingeleiteten Prozeſſes, der Stadtmagiſtrat nebſt ihrem Manne, nach abgeſchworener Urfehde, aus dem Burgfrieden weiſen ließ, wird Albrechts Jammer um ſeine gemordete Agnes wohl nur wohl für Sinnenrauſch halten, und das unglückliche Opfer glücklich preiſen, daß es im Wahne ſeiner Liebe und Treue ſtarb, für deren Dauer ſein Leben nach Agneſens Tode nicht die mindeſte Bürgſchaft gab. Wer weiß, ob nicht bald Albrechts Reue- über die Mißheirath, oder ſein Leichtſinn das Herz der Liebevollen mit Gram erfüllt, und auf dieſem Wege langſam getödtet hätte. Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich! —

Dieſer Berg heißt der heilige Berg, oder die allgemeine Grabſtätte der Heiligen, weil er mit den Gebeinen und Leibern von beinahe einer halben Million Heiligen angefüllt ſeyn ſoll. Viele davon liegen hier ſchon ſeit dem zehnten Jahrhunderte, in welchem die Hunnen faſt ganz Bayern verwüſteten, begraben.

Zur Zeit des Kloſters waren da beſondere Seltenheiten aus der Reliquienfabrik zu Rom zu ſehen: „Milchtropfen aus der Bruſt der Maria, Haarlocken von der heiligen Anna, einige von Iſchariots Silberlingen, Blutstropfen und Röcke(?) von dem Schweißtuche der Veronika, Dornſpitzen aus der Dornenkrone Jeſu ꝛc.

Die Kloſterkirche, auf ſechs Pfeilern ruhend, iſt ſehr ſchön. Der untere Theil der Gallerie, die rings herum läuft, iſt mit Gemälden von etwas mehr als Quadratſchuh Breite geziert, welche in zweizeiligen kornigen Reimen die mancherlei Schickſale des Kloſterſchatzes andeuten.

Ein alter Küſter, nach deſſen Ausſage an den jüngſten drei Oſtertagen gegen 5000 Menſchen von allen Orten und Enden am Tiſche des Herrn zuſammentrafen, führte uns über eine ſchmale Treppe in die eigentliche heilige Kapelle, wo das Gnadenbild wirket, wozu der Eingang durch eine äußerſt feſte, mit vielen Schlöſſern und Springfedern verwahrte Eiſenthüre verſchloſſen iſt.

Merkwürdig iſt noch ein halbheller Seitengang dem Kirchthore gegenüber, wo geopferte Wachskerzen in drei Gliedern zu beiden Seiten ſtehen, deren viele eine rieſenhafte Größe haben.

Der römiſch-katholiſche Ritus enthält noch ſehr viel Ähnliches mit den Religionsgebräuchen der alten Griechen.

Die Griechen brachten Gaben und Geſchenke in ihre Tempel, die ſie δῶρα nannten; Kränze womit ſie ihre Bildſäulen, Tempel und Altäre ſchmückten; — wir ſchmücken an feſtlichen Tagen die Altäre mit Blumentöpfen; Decken und Gewänder mit reicher Stickerei und künſtlich gewebt, die man um die Bildſäulen legte, oder in den Tempeln aufhing, Gefäße von Gold, Silber oder Erz; bei uns wurden oft von fürſtlichen Perſonen oder reichen Herren koſtbare Prieſter-Gewänder für den vollen Ornat, Kleidungen für ein Jeſus- oder Marienbild, Perlenſchnüre, Münzen-Gehänge, goldene und ſilberne Tabernakel, Kelche, Wein- und Waſſerkannen, ja ſogar Heilige in

Lebensgröße von Silber geopfert: auf jenen Gefäßen waren meiſtens die veranlaſſenden Umſtände angedeutet; ſolche Inſchriften hießen die Griechen: „ἀναθήματα.“

Die eigentlichen Gelübde — vota — haben wir von den Römern. Gewöhnlich ſchrieben ſie ein Gelübde auf eine Tafel, — tabella votiva — die im Tempel aufbewahrt wurde.

So geſchah und geſchieht es bei uns, nur daß wir die Veranlaſſungen durch Farben und Worte zugleich ausdrücken.

Außerhalb der Kirche unter vier Linden, welche den Vordergrund der Förſterwohnung umſchatten, genoſſen wir eine herrliche Ausſicht. In der Tiefe gegen Weſten lag der Ammerſee, mild und ſchweigſam der ſenkrecht funkelnden Sonne leuchtendes Bild in Millionen Brillanten wiederſtrahlend; weiterhin erblickten wir Wieſen, Äcker und Wälder bleichgrün und doch fröhlich anzuſchauen, dann gegen Süden den ſtattlichen hohen Peiſſenberg, von deſſen Scheitel das ſonnumblitzte Hoſpitium herüberblinkte; die Augen glitten zuletzt an den

Tyrolerbergen hinunter, die in muſchelblauer Ferne vor uns prangten.

Wir ſchickten den Wagen auf der Fahrſtraße voraus nach Unterpeiſſenberg, und wanderten nach einem einfachen Mahle im Freien unter den Linden, durch ſchattiges Buſchwerk den Berg hinunter, an die Ufer des Ammerſee's, und beſtiegen dort einen leichten Kahn.

Mir iſt immer gar ſonderbar zu Muthe, wenn ich auf einem See fahre; es deucht mir dann, als liege da unten ein verlorenes Gut, und ich möchte untertauchen, um es zu holen. Dann denke ich an die liebe, liebe Undine, wie ſie auf der Donaufahrt, von des Ritters Untreue tief gekränkt, langſam in die Wellen ſchied, und wie ſie endlich ihn todtweinte; dazu kam jetzt, daß leiſe Lüfte die verſchwimmenden Klänge der Glocken vom Kloſter Dießen herübertrugen.

Ein ſanfter Stoß zerriß meine Träume; wir landeten zu Dießen.

In den Zeiten der Römer ſtanden zwiſchen Dießen und Herſching die Pontes Thessenii, wovon der Markt Dießen ſeinen Namen hat.

Von hier trugen wir unſere Wanderſtäbe über Berg und Thal, nach dem romantiſchen Weſſobrunn. Die Veranlaſſung zur Stiftung dieſes ehemaligen Kloſters war die Auffindung von drei Quellen, die noch jezt in drei Steinbecken, geſchirmt durch ein tempelförmiges Gebäude mit einer Kuppel, gegen Norden des Kloſters liegen; Thaſſilo II. Herzog von Bayern, ſtiftete es um das Jahr 753, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts iſt es neu erbaut worden. Unter andern ſehenswürdigen Dingen zeigte man hier ein Glas, worin der H. Waltho, ein Abt daſelbſt, im Jahre 1129, bloß durch den Glauben und ein äußerlich darüber gemachtes Zeichen des Kreuzes, Waſſer in Wein verwandelt haben ſoll. In dieſem Kloſter lebte um das Jahr 1130 als Nonne die berühmte Diemode, welche viele geiſtliche Bücher abſchrieb, und wegen ihrer ſchönen Handſchrift bekannt war.

26.

Weſſobrunn liegt auf einer bedeutenden, jedoch ſanft aufſteigenden Höhe, im Buſen eines lieblichen Hügellandes, von einem freundlichen, reich von Obſtbäumen umſchatteten Dörfchen mit niedlichen gemauerten Häuſern, umgürtet. Die Oſtſeite des ehemaligen Kloſtergebäudes iſt königliches Eigenthum, die Südſeite, bei weitem die ſchönere, da ſie zur Zeit des Kloſters lediglich zur Aufnahme von Gäſten beſtimmt war, und aus zwei Stockwerken beſtehend, wovon jedes 58 Fenſter in gerader Linie zählt, gehört der Bierbrauerin daſelbſt, Frau Schelle, einer wackern verſtändigen Frau, die ihre Gäſte mit natürlicher Artigkeit und heiterer Laune empfängt, und den Ruf einer berühmten Küche zur vollſten Zufriedenheit rechtfertiget. Mit dieſen Vorzügen ſteht ihre Uneigennützigkeit im reinen Einklange; noch hat nie ein Gaſt über Unbilligkeit geklagt.

Vierzehn Zimmer reihen ſich aneinander, von ſeltener Höhe, mit Marmorböden, Plafondgemälden, Bildniſſen von Kaiſern, Königen und Fürſten ober den Thürgeſimſen, und köſtlicher Stuckaturarbeit in geflügelten Engelsköpfen, Früchten und Arabesken. Die Stuckaturarbeiter von Weſſobrunn waren einſt ſo berühmt, daß ſie in den fernſten

Ländern, vorzüglich in Italien geſucht wurden. Ein langer prachtvoller Corridor, mit Marmorboden und Deckengemälden, von ſinnigen Sprüchen erläutert, der zur Regenzeit recht füglich zum Spazierengehen ſich eignet, führt zu allen Zimmern vermittelſt eigener Eingänge. Die Ausſicht von den hohen Fenſtern dieſer Zimmer iſt bezaubernd ſchön, beſonders an Sommerabenden, wenn die untergehende Sonne die ſanfte Abdachung der nächſten Berge bis zur Schwaige am Zellſee hinab, dann über Weilheim hinaus bis zu den Bergen von Salzburg hinab, in ein wechſelndes, buntfarbiges bengaliſches Feuer und priesmatiſches Nebelſpiel hüllet.

Weſſobrunn iſt ferner berühmt wegen der vorzüglich heilſamen Luft, die aus den kräuterreichen Alpen und harzigen Tannenwäldern athmet, und ſchon nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden die Bruſt mit neu belebender Kraft ſchwellet. Es liegen in dieſer Beziehung Beiſpiele vor, die an das Wunderbare gränzen.

Wenn man in der Morgen- oder Abenddämmerung am Fenſter liegt, die Bruſt dem weichen

Fächeln des Südoſtes öffnend, — vor Nord und Weſtwinden hat der Baumeiſter des Kloſters, wie dieß bei den meiſten Klöſtern der Fall war, durch die Wahl der Lage weiſe geſchützt, — ſo fühlt man die ganze Seele zu behaglicher Ruhe geſtimmt, Leidenſchaften ſtreifen ſich wie Schlangenhäute ab, und der längſt vermißte Friede kehrt ſelbſt in ein tief verletztes Herz zurück.

Nach einem auserleſenen Mittagstiſche, wozu wir die nöthige Eßluſt von einem Beſuche der Umgebungen Weſſobrunns mitbrachten, beſonders der nördlichen Anhöhe, von wo aus der Peiſſenberg in ſeiner ganzen Glorie vor dem entzückten Auge liegt, dann der Schattengänge in der engliſchen Anlage neben dem Blumen- und Gemüſegarten, mit runden Tiſchen und chineſiſchen Brücken über einem natürlichem Sturzbache, der zu einer freundlichen Mühle führt, zeigte ich der Geſellſchaft das anſtoßende Zimmer, worin ich mich ſchon ſo oft, auf blankem, weichem Pfühle, in eine broncefarbene, ſpitzenbeſetzte Seidendecke gehüllt hatte, von den ſchönen Augen der beiden jungen Nonnen ſüß träumend, die auf dem Deckengemälde diees ſaalgleichen Zimmers an der Seite einer bleichen Schweſter theilnehmend ſtehen, welche in den Armen eines geflügelten Engels verſcheidet, während eine Taube gegen den Himmel ſchwebet.

In das Fremdenbuch ſchrieben die zwei alten Herren, die Baronin und der Graf nur ihre Namen. Thereſe ließ die herzlichen Worte eines zartfühlenden Weſens zurück:

„Ländliche Stille! Häusliches Glück! Mehr nicht!“

Ferdinands Erinnerungsworte lauteten:

Von leiden, meiden und ſcheiden
Iſt ſcheiden das bitterſte Leiden,
Drin quälen ſie alle drei;
Doch ach, von leiden und meiden
Wählt gern ein Liebender: leiden —
Weint doch die Geliebte dabei!

Das genußſüchtige weltliche Gemüth der Baronin fand dieß zu ſentimental; der Graf verſtand's nicht; der Baron gab einem gut gebratenen Huhn den Vorzug vor dem beſten Gedichte auf der ganzen Welt; der Geheimerath aber ſchien die wenigen Worte einer beſondern

Aufmerkſamkeit zu 'würdigen, und faßte ſeinen Freund Ferdinand und Thereſen feſt in's Auge, die am Fenſter klimperte, während ſie einige Thränen mit den langen Seidenwimpern zerdrückte. Allein beide wußten ihre Gefühle mit ſolcher Kunſt zu beherrſchen, daß nicht der leiſeſte Zug ſie verrieth.

Ich ſchloß mit dem Namen des Kloſters:

Willſt Du erlöſet ſeyn von düſterm Gram'
Erheb Dich nur zu dieſem trauten Ort',
So flüchtet er, viel raſcher als er kam,
Sogleich aus deiner kranken Seele fort.
Ob Glaube Dich getäuſcht, ob Hoffnung log. —
Beklagenswerth, — ob Dich der Liebe Glut
Recht in des Glückes höchſtem Wahn' betrog,
Und niederbeugte Deinen ganzen Muth:
Nen fühlſt Du Dich geboren hier, wo nicht, —
Nun dann glaub' nur, daß bald das Herz Dir bricht!“

27.

Von Weſſobrunn nach Peiſſenberg braucht man zu Fuße in gerader Linie 2 Stunden. Der Tag begann ſich zu neigen, und wir brachen auf, um das Schauſpiel der untergehenden Sonne nicht zu verſäumen: denn dieß und der Anbruch des Tages ſind die beiden Zauber, welche ſo viele Freunde und Freundinnen der Natur auf die Zinne dieſes baieriſchen Rigi locken.

Ein junges Mädchen, das mit geläufiger Zunge in ſchwäbiſcher Mundart uns beſtändig vorſchwätzte — Bärbchen hieß es, — geleitete uns durch das Dörfchen hinaus ſo weit, bis wir einen Weg trafen, der nicht wohl mehr zu verfehlen war, wornach wir das muntere Kind beſchenkt entließen.

Dieſer Weg führte über einen öden Kirchhof; hier und da hingen verwelkte Kränze auf den ſpärlichen Eiſenkreuzen; da ſtiegen mir im Gedächtniſſe die Reime eines alten Dichters auf:

„Ich leb' — weiß nit wie lang,
Ich ſterb' — und weiß nit wann,
Ich fahr' — weiß nit wohin,
Mich wundert, daß ich luſtig bin!"

Übrigens herrſcht in dieſer Gegend ein ſonderbarer Gebrauch. Die nächſten Verwandten von Verſtorbenen laſſen auf ein Brett von ungefähr zwei Schuh in der Länge und einen halben in der Breite, den Namen und Todestag ſchreiben; dieſes

Brett wird dann auf vielbeſuchte Wald, Wieſen- oder andere Pfade gelegt, damit der Wanderer ſich der Hingeſchiedenen mit einem andächtigen Vater-Unſer erinnern möge.

Der Küſter, welcher eben zum Abendgebete läutete, zeigte uns das Innere des Kirchleins, das in ſeinem ärmlich bunten Putze einer armen, züchtigen Jungfrau glich, und in einer Vertiefung vor dem Eingange das Beingewölbe, wo die Gebeine der Bewohner des Dörfchens ſeit hundert Jahren aufbewahrt werden. Auf jedem bleichen Schädel ſtand der Name, die Zeit der Geburt und des Todes. Als er an einen Schädel kam, neben dem ein ganz kleiner ſtand, fing er bitterlich zu weinen an. Seines Weibes Haupt war's, das vor achtzehn Jahren im Wochenbette ſtarb, und das Köpfchen ſeines lieben Kindes.

„Hat Dich die Zeit nicht getröſtet, lieber Alter?" fragte ich ihn.

„„O nein, mich tröſtet nur die Gewißheit des Wiederſehens, und die Hoffnung, daß es nicht lange mehr dauern wird. So oft ich unbemerkt in die Kirche trete, küſſe ich meine Lieben, und freue mich auf den Augenblick, wo Gott mich erlöſet.“ “

„Haſt du ſonſt keine Kinder?“

„„Eine verheirathete Tochter, bei der ich wohne. Sie und ihr Mann verſüßen mir mit kindlicher Liebe die letzten Tage.““

Er hatte in ſeiner Jugend, von den Umſtänden gezwungen, als Grenadier unter den Republikanern gedient, und alle Hauptperſonen bei der Darſtellung dieſes großen Blutdrama’s auf der Pariſerbühne perſönlich gekannt. Von ſeinen Abentheuern erzählte er uns manche ohne alle Ruhmredigkeit. Endlich wagte er eine gefahrvolle Flucht aus den Dienſten der Revolution, und ſchwebte drei Tage und drei Nächte ohne Speiſe und Trank in beſtändiger Todesangſt.

Nach einem theilnehmenden Geſchenke verließen wir dieſe Stätte der Schwermuth, und ſuchten durch heitere Geſpräche den düſtern Eindruck aus dem Gedächtniſſe zu verdrängen.

Schon war der Himmelsdom in ſchwarze Decken gehüllt, die, Gewitter kündend, ſich immer dichter zuſammenzogen, und einzelne Regentropfen fielen, als wir das Pfarrhaus auf dem Peiſſenberge glücklich erreichten, wo anſtändige Gäſte eine willkommene Aufnahme finden, weil das Wirthshaus daſelbſt die nöthige Bequemlichkeit nicht zu bieten vermag. Der würdige Herr Pfarrer, ein ſehr gebildeter, freundlicher Mann, der ſeit Kurzem einen eben ſo trefflichen Nachfolger erhalten hat, da er auf eine einträglichere Pfarre berufen wurde und ſeine alte Köchin, ihrer Kochkunſt wegen weit und breit berühmt, empfingen uns mit der größten Freundlichkeit, und prieſen uns glücklich, vor dem Ausbruche des nahen Sturmes das ſchützende Obdach erreicht zu haben.

Benno hatte inzwiſchen mit Beihülfe eines Trägers das Reiſegepäck, und Körbe mit Wein und feinen Speiſen, aus der Schenke zu Unterpeiſſenberg, wo die Pferde unter der Pflege des Kutſchers ſtanden, heraufgeſchleppt, und die Tafel war in dem großen Eckzimmer zur rechten Hand, wo man eine herrliche Ausſicht nach Norden, Süden und Oſten hat, ſelbſt bis zu den böhmiſchen Gebirgen genießt, bereits elegant gedeckt.

Zur Erholung beſahen wir noch das ganze Hoſpitium.

Der Peiſſenberg liegt zwiſchen Schongau, Polling und Rauchenlöſchberg, und trägt auf ſeinem Haupte eine ſtille, durch ein wunderthätiges Marienbild ſehr berühmte Wallfahrtkirche, die weit in der Gegend umher geſehen wird, denn dieſer Berg iſt unter den vordern Flözbergen in Oberbayern der höchſte, 3014 Fuß über dem Mittelmeere. Da er ſich alſo durch ſeine Höhe von ſeinen übrigen Brüdern, die wie Kinder ihn umgeben, auszeichnet, ſo ſcheint er, beſonders gegen Weſten, ganz iſolirt zu ſtehen. Von außen iſt er beinahe überall mit ſehr grobkörnigen Nagelfluh bedeckt. Unweit von dem Urſprunge des Eibaches werden Steinkohlen gebrochen. Der Peiſſenberg iſt übrigens waldig, und ſein Fuß hat einen ſehr ſchönen Graswuchs; auf den Feldern umher wird vieler und ſchöner Flachs gebaut, und an den Häuſern der umliegenden Ortſchaften erblickt man überall Bienenſtöcke.

Die Kirche ſelbſt iſt eigentlich in zwei Kirchen abgetheilt; die gegen Weſten iſt von der öſtlichen durch eine Mauer und die Orgel getrennt; unter dieſer lieſt man auf kleinen portalförmigen Tafeln von Eichenholz Folgendes:

Dis. Gots. HaVs. wardt. von. Grvnd. avs Nev. Gebaven. in. Namen. Vnser. Lieben Fraven. Got. zv. Ehr. Vnd. Seiner. Werdten. Mveter. Dvrch. Georgm. Siesmair. Probst. Vnd. Erz-Priester. Im Closter. Zv. Raitenbvech. ANNO. M. D. C. X. IX. Avf. Das Der. EvAE. Flvech. Schad. Nit.

Im Corridor des zweiten Stockwerkes der Pfarrerwohnung iſt eine Mittagslinie angebracht, und auf dem Dache eine Regen- und Schneewage, denn der jedesmalige Pfarrer auf dem Peiſſenberge iſt verbunden, aſtronomiſche und phyſikaliſche Beobachtungen zu machen, und ſein Tagebuch hierüber von Zeit zu Zeit der k. Akademie der Wiſſenſchaften zur Einſicht vorzulegen; im großen Gaſtzimmer, neben dem der Herr Pfarrer ſchläft, ſteht zu dieſem Zwecke ein trefflicher, Fraunhofer'ſcher Tubus, der am Tage von den Beſuchern fleißig zur Fernſchau in die Berge und Ebenen benützt wird.

28.

Mit einer reinlichen Schürze angethan, trippelte uns die alte Köchin entgegen, und bat um gütige Eile, indem die Suppe ſchon auf dem Tiſche ſtehe. Sie hatte die Eigenheit, bei jedem freundlichen Worte, das man ihr ſagte, einen tiefen Knix zu machen, eine Bewegung, wodurch ihre Kniegelenke nach und nach eine Fiſchbeinnatur annehmen mußten. Ich machte mir immer den Spaß, wenn ich auf meinen Ausflügen hier übernachtete, bei jeder Speiſe ihre Kochkunſt überaus zu rühmen, wobei dann die zahlloſen Knixe ſo tief wurden, daß ſie oft bis auf den Nabel in den Boden zu verſinken ſchien. Da ihre Richtung dennoch immer gerade blieb, ſo kam ich auch ſchon auf den Gedanken, ob ſie etwa durch ein Spiel der Natur nicht ſchon ſo gebaut ſey, daß ſie nach Willkühr ihre untern Glieder elaſtiſch ineinanderſchachteln könne, und würde zur Bereicherung meiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe eine nähere Unterſuchung angeſtellt haben, wenn die Zahl ihrer Lebensjahre umgekehrt geweſen wäre, nämlich 16 ſtatt 61.

„Wie wär's, dachte ich plötzlich, wenn du den Grafen dahin brächteſt, bei der alten Köchin eine Nachtviſite zu machen? Dieſe Aufgabe iſt ſchwer, aber deiner würdig; verſuch's!“

Die Intrigue war gleich fertig.

Der **Graf** hatte gleich bei unſerem Eintritte ein hübſches Bauermädchen, **Monika**, etwa 18 bis 19 Jahre alt, die bei der alten Köchin das Kochen lernte, um dann bei einer Herrſchaft auf dem Lande in Dienſte zu treten, mit großem Wohlbehagen betrachtet. Darauf baute ich meinen Plan, und kaum waren uns von dem Herrn Pfarrer, auf dem Rückwege aus der Kirche, die Schlafgemächer angewieſen, als ich auch ſchon des Erfolges gewiß war.

Ich gab nun der **Monika** einen halben Thaler mit den Worten: „Liebes Kind, dieß ſchenkt dir der Herr **Graf** durch mich für deine Bemühung in der Küche; er gibt dir's nicht ſelbſt, damit du nicht glaubeſt, er habe unredliche Abſichten auf Dich. Auch ſollſt du dich nicht bei ihm bedanken, weil es zu viel Aufſehen machen würde, ſondern nicke ihm nur mit dem Kopfe freundlich zu, wenn du die erſte Speiſe nach der Suppe auf die Tafel bringſt, damit er weiß, daß ich Dir das Geld richtig gegeben habe."

Monika nahm dankbar den halben Thaler, und verſprach es ſo zu machen, wie ich es ihr rieth.

Während die Andern Platz nahmen, zog ich den Grafen an ein Fenſter, und vertraute ihm Folgendes:

„Ihrer wegen hab' ich ſo eben eine tüchtige Naſe gefangen!“

„„Wie ſo?““

„Ich bat Monika, ſie heute Nacht beſuchen zu dürfen. Welche Antwort glauben Sie, daß ich erhalten habe?“

„„Eine günſtige ohne Zweifel?““

„O nein! wenn Sie der freundliche Herr Graf wären“, erwiederte ſie, — „dann wohl!“

„„Sie ſcherzen!““

„Ich kann Ihnen auf Ehre verſichern, daß ſie eine ſehr gute Meinung von Ihnen hat.“

Dieſe Verſicherung war auch keine Lüge, denn ſie hatte von ſeiner Freigebigkeit eine gute Meinung.

„Als ich ſie nun fragte, ob ſie alſo den Herrn Grafen gern bei ſich ſehen würde, und ob ich es ihm ſagen dürfte, erwiederte ſie: „Ja, ſagen dürfen

Sie es ihm ſchon, aber ich will nichts geſagt haben."

„Aber mein Kind, dann glaubt's ja der Herr Graf nicht, daß du einwilligeſt?" „Gut, — antwortete ſie, — ſo will ich dem Herrn Grafen freundlich zunicken, ſobald ich die erſte Speiſe nach der Suppe auf die Tafel trage, dann glaubt er's gewiß!"

„„In dieſem Falle würde ich's freilich glauben. Aber wo ſchläft denn das liebe Kind?""

„Gleich neben der Küche; weil es aber herkömmlich iſt, daß vor dem Schlafengehen alle Thüren von Zimmern im Pfarrhauſe, worin Dienſtleute oder die Studienzöglinge des Pfarrers ſchlafen, von innen verſchloſſen werden, ſo müſſen Sie durch die Küche zu ihr; von da führt links eine ſchmale Thüre in Monika's Kämmerlein. Sie ſehen, wie diskret ich handle; ich mache es wie alte Hetären, und verſchaffe gleichfalls andern, was ich ſelbſt nicht haben kann."

„„Wenn mich nur Niemand aus meinem Zimmer in ungewöhnlicher Nachtſtunde treten ſieht.""

„Für dieſen Fall wird es nicht an einer Entſchuldigung fehlen!“

„„Oder wenn man zufällig mein Zimmer leer fände!““

„Ey, verſperren Sie es, nach der Sitte dieſes Hauſes!“

„„Das kann ich nicht; ich bin immer gewohnt, bei unverſchloſſener Thüre zu ſchlafen, weil ich bisweilen an Krämpfen leide, und dann den Hülfebringenden die Thüre nicht mehr öffnen könnte.““

Ohne ein Arzt zu ſeyn, ohne des Grafen Puls zu fühlen, ohne auch nur nach der Natur dieſer Krämpfe zu fragen, kannte ich ſie ſogleich, und auch das Hülfsmittel dagegen.

„Wohlan, beiden Fällen iſt vorgebeugt, wenn wir unſere Schlafzimmer wechſeln. Sie brauchen dann das Ihrige nicht zu verſchließen, und findet man eines zufällig leer, ſo iſt's das meinige, und um meine Perſon kümmert ſich im ganzen Hauſe Niemand.“

Der Graf nahm dieſen Vorſchlag an, und der ſchwierigſte Theil meines Planes war bereits durchgeführt.

Bevor ich am Tiſche Platz nahm, flüſterte ich der **Baronin** ſchnell in's Ohr: „Geben Sie Acht, wer die nächſte Speiſe nach der Suppe bringt, auf den Blick der Bringerin, und auf den **Grafen**. Laſſen Sie ſich aber ja nichts merken; das Nähere erzähle ich Ihnen gleich nach Tiſche!“

Der **Graf** gewahrte dieß nicht, da er eben mit dem **Geheimenrathe** in einen freundſchaftlichen Tellerſtreit verwickelt war.

Monika brachte nach der Suppe gefüllte Törtchen und nickte mit zärtlichem Lächeln dem **Grafen** das erſehnte „**Ja**“ zu.

Die **Baronin** wurde ganz bleich aus Zorn und Eiferſucht; der Graf war überſelig im Bewußtſeyn ſeines nahen Triumphes, und ich ſaß wie **Mephiſtopheles** an der Tafel, des Gelingens meines hölliſchen Planes mich erfreuend.

29.

Nichts fehlte der wohlbeſetzten Tafel, als eine Tafelmuſik, für welche jetzt die Natur auf eine impoſante Weiſe zu ſorgen begann.

Grau in grau ſchienen die nächſten Wolkenmaſſen, die gegen Südweſten ſich immer ſchwärzer auf die Berge lagerten.

Die Berge gegen Süden ſtanden in einer himmliſchen Glorie, wie von geſchmolzenem Silber übergoſſen, unnachahmbar jeder künſtlichen Farbenmiſchung des Pinſels; gegen Norden fuhren einzelne Blitze ſenkrecht in die Tiefe; der ruhige Ammerſee wurde blaß und immer bläſſer, bis er einer Schneefläche glich; den heiligen Berg umdüſterte eine dünne Nebelkappe.

Die in weiten Zwiſchenräumen kreuzenden Blitze verkündeten fünf Gewitter, die miteinander in die Turnierſchranken traten. Schlag auf Schlag! Schlag auf Blitz, und aufwirbelnde Rauchſäulen von zerſchmetterten Bäumen! Das Wuthgeheul der Stürme überſchreiend, raſen Donnerkeile durch die obern Regionen, und ſtürzen vernichtend in die zackigen Abgründe der Felſen hinunter.

Die Berge gewinnen Doppelhöhe in der zuckenden Blendung der gedankenſchnellen Glut; ihre ſilberhelle Farbe verrinnt, von Rauchmänteln umwickelt; der ganze Gürtel des Geſichtskreiſes iſt eine rieſige Flammenwand, von Stürmen im tobenden Wirbel herumgepeitſcht, von Donnerjubelſchlägen krachend durchbrochen.

Der Ammerſee gähret, ſchäumet, brauſet und ſchleudert die Wogen zerſchellt an ſeine wankenden Ufer, während furchtbare Windsbräute auf Flammenrädern durch die erſchütterte Schöpfung jagen. So mag die Natur bei dem Sturze der Engel gezürnt haben, ſo zürne ſie fortan, wenn eine Rieſenſeele von dieſer geiſterarmen Erde ſcheidet!

Mitten in dieſem Kampfe der Elemente, deſſen Donner die Grundfeſte des Berges durchbebte, ließ der Geheimerath die Pfropfen ſeiner Champagnerflaſchen an die Decke ſpringen, und füllte die langen Spitzgläſer mit dieſem ſchäumenden Nektar.

Wir ſtanden zerſtreut an den verſchiedenen Fenſtervertiefungen umher, wie uns der Zufall oder Schauluſt hingeführt hatte.

„Um Gotteswillen, — fragte mich die Gräfin leiſe, — wie kommt denn der Graf in ein Verhältniß zu dieſem gemeinen Mädchen?“

„„Glauben Sie mir, gnädige Frau, er will von dieſem Mädchen nichts!““

„Aber warum nickte es denn ſo freundlich dem Grafen zu?"

„„Dieß Nicken war nur ein verabredetes Zeichen. Denken Sie ſich nur; — doch nein ich will ſchweigen, es iſt zu arg, Sie würden ihn oder mich für wahnſinnig halten.""

„Sagen Sie gerade heraus, was Ihnen bekannt iſt!"

„„Darf ich auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen?""

„Vollkommen!"

„„Nun ſo hören Sie! Als wir von der Kirche zurückkehrten, kam uns die alte Köchin des Herrn Pfarrers entgegen, wie Sie ſelbſt wiſſen, und meldete uns, daß die Suppe ſchon auf dem Tiſche ſtehe.

Wir gingen zur Tafel.

Sie werden bemerkt haben, gnädige Frau, daß mich der Herr Graf, während die verehrliche Geſellſchaft Platz nahm, an ein Fenſter zog, und eifrig mit mir ſprach?""

„Allerdings, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich dieſes Benehmen keineswegs artig fand."

„„Sie werden mich entſchuldigen, gnädige Frau, da mein Verhältniß zum Herrn Grafen nicht von ſo vertraulicher Art iſt, daß ich ihm die Unſchicklichkeit des Benehmens hätte bemerken können.““

„Meine Außerung hat Ihnen nicht gegolten, ſonſt würde ich dieſelbe Unart begehen, die Sie dem Grafen gegenüber vermieden haben.“

„„Der Herr Graf geſtand mir, daß er ſich den Grund nicht zu enträthſeln wiſſe, warum er plötzlich eine unerklärbare Neigung zu dieſer alten Köchin fühle, die ſo weit gehe, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, dieſe Nacht in ihren Armen zu verleben.““

„Nicht möglich! Nicht möglich! Das iſt Verſtellung oder Tollheit!“

„„Keines von beiden. Ich habe Mädchen und Frauen vom zarten Alter der Jungfrau bis zum Weibe in den beſten Jahren, wie man zu ſagen pflegt, — fuhr der Graf fort, — in meine Arme geſchloſſen, aber Keine in ſo hohem Alter, deren heitere Laune ſie verjünget. Vielleicht iſt ſie noch Jungfrau, oder hat ſich im Laufe vieler Jahre dieſem Stande wieder genähert; in jedem Falle hat ſie den Reiz der Neuheit für ſich. Ich will dieß Abentheuer wagen, ſey's auch nur pour la rarité du fait! *)""

„Nein, das iſt unerhört!"

„„Anfangs hielt ich es für Scherz, und glaubte, er wolle mich nur zum Beſten haben, und ſein Plan ziele auf Monika; eben jenes Mädchen, das die Speiſen aufträgt. Allein er verſicherte mich, es ſey ſein voller Ernſt, und er könne kaum die Schlafenszeit erwarten; Monika habe er durch ein kleines Geſchenk ſo weit gebracht, die alte Köchin bloß zu fragen, ob ſie ihm gewogen ſey, und ihm bei dem Auftragen der nächſten Speiſe nach der Suppe durch Nicken die bejahende, oder durch Kopfſchütteln die verneinende Antwort zu bringen.""

„Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich wache oder träume!"

„„Gnädige Frau, ich geſtehe Ihnen offenherzig, wenn ich die Herzensdame des Grafen wäre, und ſähe ſeinen Geſchmack ſo tief geſunken, daß er

---

*) Der Seltenheit der Sache wegen.

B.

eine ein und ſechzigjährige Alte vorzöge, ſo würde ich zwar über dieſe Geſchmacksverwirrung lächeln, aber den Verirrten auf ewige Zeiten mit dem Kirchbann der Liebe belegen.""

„Da haben Sie Recht, und ich würde es gerade ſo machen, wenn ich des Grafen Geliebte wäre, wofür die Welt mich hält, allein —"

„„Ach die böſe Welt lügt gar viel; doch daß Sie unbezwingbar ſind, meine Gnädige, hat mir der Vicomte St. Fen ſchon früher betheuert, den ich eines Morgens in meinem Gartenhauſe in Schönfeld in den Armen verbotener Liebe traf.""

Die Baronin überſprang dieß Kapitel, und fuhr fort:

„ — allein ich will mein Geſchlecht an ihm rächen, das er durch dieſe wahnſinnige Wahl beleidiget. Geben Sie mir Gelegenheit, mich von der Wirklichkeit zu überzeugen, und er ſoll ſogleich meine Nähe, und für immer mein Haus meiden."

„„Gut, Sie ſollen ſich überzeugen. Schlag 1 Uhr ſtehen Sie an Ihrer zugelehnten Thüre mit der verſchloſſenen Blendlaterne in Bereitſchaft, die ich ſpäter in Ihren Ridicül legen werde. Ich bleibe im Finſtern auf der Schwelle meines Zimmers und laſſe meine Uhr repetiren, ſobald der Graf im Zimmer der alten Köchin iſt. Dieß ſey für Sie das Zeichen, daß der Vogel im Käfig ſich befindet; dann gehen Sie nur durch die Küche links in das Schlafzimmer, drehen den Boden der Laterne um, und beleuchten ſo den erhabenen Freund von Alterthümern, den gräflichen Anbeter der alten Köchin.““

Bei dieſer Verabredung blieb’s.

Einer Schneelavine, die hoch oben auf den Bergen als ein kleiner Ball ſich vom Ganzen ablöſet, und im raſchen Sturze zur ungeheuern Maſſe anwächst, und Alles begräbt, was ſie erreicht, gleich nun meine Intrigue, die anfangs nur ein Kind des Scherzes war, doch im Gange der Sache an Bedeutung gewann, und zuletzt zu der wichtigen Beſtimmung erhoben wurde, auf das häusliche Glück des Barons und auf eine günſtige Geſtaltung des Verhältniſſes der beiden Liebenden, Ferdinand und Thereſe, einzuwirken.

So lange der Graf der Geliebte der Baranin blieb, war an keine Zuſtimmung derſelben zur Vermählung Thereſens mit Ferdinand zu denken. Dieſes Verhältniß zu trennen, ſollte alſo mein Verdienſt ſeyn; den Lohn hierfür wollte ich nicht bloß im Bewußtſeyn̄, wie andere edle Gemüther, ſondern auch in der Wirklichkeit ſuchen, und eine Miſchung von Zufall und Berechnung hat mich redlich honorirt, wie meine verehrten Leſer und Leſerinnen bald erfahren ſollen.

30.

Traulich ſaßen wir am Tiſche, der Herr Pfarrer, als geladener Gaſt, an unſerer Spitze, als der Geheimerath plötzlich ſich erhob, und die Geſellſchaft bat, zu einem Toaſte ſich bereit zu halten, den er nun ausbringen wolle.

„Unter Donner und Blitz, — begann der Geheimerath ſeine Anrede, — verkündete Moſes einſt auf dem Berge Sinai die Gebote des Herrn dem Volke Iſraels; ſo will auch ich unter Donner und Blitz auf dem Peiſſenberge der werthen Verſammlung mein großes Glück verkünden: „der Bräutigam des holden Fräuleins von

P * * * zu ſeyn, auf deſſen Wohl ich die Gläſer, nach meinem Vorbilde, zu leeren bitte!“

Die Gläſer wurden geleert, und einige Glückwünſche und verbindliche Worte gewechſelt.

Ich wußte nicht, obgleich ich durch eine Äußerung des Geheimenrathes vom vorigen Tage darauf vorbereitet war, ob es Ernſt oder Spaß ſey; allein Thereſe wurde immer bleicher, und ihre Augen ſchienen ſich mit Thränen zu füllen, und Ferdinand glich einem Marmorbilde.

„Schöne Ausſichten, — ſprach der Geheimerath, zur Baronin ſich wendend, — ſchöne Ausſichten ſcheinen mir zu blühen, da meine Braut lieber weinen, als ſich freuen möchte. Zwar kann ich ihr dieß eben nicht verargen, da ich mit den Eltern den Handel abgeſchloſſen habe, ohne ihr auch nur ein Wort davon zu ſagen. Was für eine Hoffnung geben Sie mir, ſchöne Thereſe?“

„„Der Wille meiner Eltern iſt mir heilig,““ verſetzte ſie mit bebender Stimme.

„Nun, da haben wir's,“ fuhr der Geheimerath lachend auf; „ſie willigt aus Gehorſam in die Heirath! Doch weg jetzt mit ſolchen Dingen, die den Frohmuth ſtören; mein gehört der liebe Engel ja doch, worüber ich durch Brief und Siegel mich ausweiſen kann. Nicht wahr, theuerſte Frau Schwiegermama?"

„Das verſteht ſich; ich habe mein ganzes mütterliches Recht an Sie feierlich abgetreten, Herr Geheimerrath! Thereſen betrachten Sie nun als Ihre Tochter, bis ſie Ihre Gattin wird: in Ihren Händen allein liegt Thereſens künftiges Schickſal; ich glaube nicht, daß ich's in würdigere Hände hätte legen können."

„Denke Dir nur, deine ſelige Mutter hat's ſo gewollt," ſagte der Baron gutmüthig tröſtend zu Thereſen, die kaum mehr ihre Thränen zurückhalten konnte. Sie küßte mit Liebe und Rührung des Vaters Hand, welche die ihrige ſo herzlich drückte."

Von da an war die Geſellſchaft verſtummt, und fand die verlorene, heitere Laune nicht wieder, ſo viele Mühe ſich auch der Geheimerath gab, das Rad der Unterhaltung wieder in Thätigkeit zu bringen. Ich merkte es wohl, wie tief ihn dieß betrübte; denn ſein Herz war zu edelmüthig, um den Gedanken ertragen zu können, irgend Jemand gekränkt zu haben.

Gegen Mitternacht brachen Alle auf, um nach den Mühen der Fußreiſe den erquickenden Schlaf zu ſuchen.

Drei darunter, die nicht mehr genannt zu werden brauchen, hatten zuvor noch etwas anderes zu thun.

31.

Meinem Vorſchlage gemäß vertauſchte der Graf ſein Zimmer mit dem meinigen, was ich der Baronin jedoch klüglich verſchwiegen hatte.

Um die Zeit zu verkürzen, oder eigentlich um ſie zu benützen, dichtete ich ein Acroſtichon für das Gedenkbuch des Pfarrhauſes, mit dem Vorſatze, bei dem Frühſtücke es für ein Gedicht aus dem Stegreife auszugeben. Dieſe unſchuldige Charlatanerie iſt gar vielen reiſenden Dichtern eigen, die ſich immer gebeten oder wie zufällig an den Tiſch ſetzen, und wie eine poetiſche Bruthenne geberden, bis ſie das gereimte Ei mit ungewöhnlicher Haſt auf das weiße Papier legen.

Ein Uhr ſchlug's und gleich einem Männlein auf den Schwarzwälderuhren, das mit jedem Stundenſchlage pünktlich aus ſeinem Gehäuſe hervortritt, ſchlüpfte der Graf im Hemde, nur in das Linnen wie in eine römiſche Toga gehüllt, aus dem Zimmer am Ende des Corridors, und ſchwebte an meiner Thüre vorüber.

Schnell war mein Licht ausgelöſcht.

In dem Augenblicke, da er in die Küche trat, und nach meiner Berechnung ſchon im Kämmerlein der alten Köchin ſeyn konnte, öffnete ich leiſe meine Thüre, neigte mich über die Schwelle hinaus, und ließ meine Uhr repetiren, jedoch mit der Sperrung, damit der Ton nicht weiter, als bis zu den Ohren der Baronin dringen konnte, die bereits auf den unterſten Stufen der Ecktreppe lauerte, welche in das zweite Stockwerk führt.

Gleich darauf hörte ich die Baronin langſam über den Steinboden ſchlarfen; ein matter Strahl des verborgenen Lichtes in meinem Blendlaternchen, das ich ihr zu dieſem Zwecke geliehen hatte, ſchwebte wie ein Irrlicht zur Küchenthüre hinein.

Da nun die Comödie gleich beginnen mußte, huſchte ich auf den Socken nach, um den Zuſchauer zu machen, damit bei dem Spiele das Publikum nicht fehlte.

Die Baronin ſchien in der Küche etwas zu ſuchen, und murmelte ſtill vor ſich hin: „Das iſt doch fatal, nicht einmal friſches Waſſer iſt da, ich muß wohl die Köchin wecken!“

Mit dieſen Worten trat ſie in das Kämmerlein und der Graf, welcher im Dunkeln keinen Helfer in der Noth, keinen Kleiderſchrank oder großen Waſchkorb, keinen Speiſebehälter und kein leeres Krautfaß finden konnte, kauerte ſich am Fußgeſtelle des Bettes wie ein Knäuel alter Wäſche zuſammen, indem er die Bettoga, wie der ſterbende Cäſar unter den Dolchſtichen ſeiner Mörder, über den Kopf wie eine Nachtmütze zog.

Der Baronin entging jedoch dieſe Bewegung nicht; ſie drehte den Boden der Laterne um, daß die volle Blendung den gräflichen Knäuel traf, zog das Linnen von ſeinem Geſichte, und ſprach mit zornerſtickter Stimme ſchonend leiſe:

„Elender Menſch, verdanken Sie es meiner Achtung vor der Ehre dieſes gaſtfreundlichen Hauſes, daß ich nicht Lärm ſchlage, und die ganze Geſellſchaft zum Zeugen Ihres unnatürlichen Gelüſtens mache! Da liegt Ihre Holde, die alte Pfarrerköchin, in ſüßen Träumen, vielleicht ohne die mindeſte Ahnung von der Nähe des gräflichen Liebhabers, der mich den unbegreiflichen Reizen dieſes ſteinalten Aſchenbrödels aufopfern kann.“

Der Graf warf einen Blick des Entſetzens auf die ſchnarchende Antike, und war aus Überraſchung kaum im Stande, auch nur einige Worte zu ſeiner Entſchuldigung zu ſtammeln.

„Schweigen Sie, Nichtswürdiger! — fuhr die Baronin fort, und entfernen Sie ſich augenblicklich. Unſer Verhältniß iſt nun aufgehoben, ſo wahr Gott im Himmel lebt!“

Ich zog mich unbemerkt langſam in mein Zimmer zurück, und ſeufzend wankte der Graf an mir vorüber.

Die Baronin ſchien ſich, nachdem ſie die Laterne wieder verſchloſſen hatte, über die Treppe in ihr Zimmer im zweiten Geſchoße zu begeben; doch nach einigen Minuten hörte ich ein leiſes Geräuſch in meiner Nähe; ich legte mich ſogleich in mein Bett, ohne nur ein Auge von der angelehnten Thüre zu verwenden.

32.

Langſam öffnete ſie die Thüre, wahrſcheinlich in der Meinung, es ſey das Zimmer des Grafen, wie es bei der erſten Anweiſung der Gemächer beſtimmt war.

Sie ſtellte die Laterne auf den Boden hinter der Thüre. Das Licht reichte eben hin, die Lage des Bettes zu erkennen. Sie nahte ſich dieſem und nahm am Fuße des Bettes Platz.

„Heuchle nur einen ruhigen Schlaf, Undankbarer — fing ſie ihre Vorwürfe an; in einem ſo ſchlechten Herzen kann die Ruhe des Schlafes nicht ſeyn. Das alſo iſt der Lohn meiner treuen Liebe! Wie viele Wonne hab' ich Dir um den Sündenſold meiner Ehre und meines Gewiſſens erkauft, und nun kannſt du mich einer unnatürlichen, wahnſinnigen Neigung ſchmachvoll aufopfern!“

Sie weinte und ſank auf das Bett hin.

Ich ſchlang meinen Arm um ihren Nacken, und flüſterte tröſtend:

„Das iſt das Aergſte nicht, was er gethan; der Schändliche hat Dich ſelbſt an mich verrathen!“

Ein dumpfer Schrei entfuhr ihren Lippen, als ſie meine Stimme erkannte.

„Ruhig, Eugenie, —“ fuhr ich fort, — „vermeide jedes Aufſehen, Du würdeſt dem Grafen dadurch nur neue Waffen gegen Dich in die Hände geben. Er iſt Deiner überdrüſſig; er geſtand es mir geſtern offen, und bat mich, die Zimmer zu vertauſchen, indem Du wahrſcheinlich Nachts zu ihm kommen, und durch das leere Bett zur Entdeckung ſeines angeſponnenen Abentheuers geführt würdeſt. „„Verſuchen Sie Ihr Glück, ſagte er zu mir, — ſie wird ſich leicht entſchädigen, und ich bleibe ungeſtört; da ich keine Liebe mehr für ſie fühle, ſo iſt mir auch die Eiferſucht ſchon fremd geworden, und zudem bleibt mir ja die verliebte Närrin doch immer gewiß!“ “

„„Er hat ſich getäuſcht, der Elende, der Verräther! Nie, nie ſoll er auch nur meines Blickes ſich rühmen können! Aber ach, in welchem Lichte ſteh' ich vor Ihnen! Ich habe Ihnen ein Bekenntniß gemacht, das ich nicht mehr widerrufen kann; Sie werden mich nun, vielleicht noch aus alter Abneigung, doppelt verachten! Mein ganzes Geheimniß liegt in Ihren Händen; ich ergebe mich auf Diskretion!"

„Ja, das thu, Eugenie, und räche Dich an dem Unwürdigen; ich ſtehe Dir bei, denn — ich liebe Dich!

Was nun weiter geſchah, hab' ich nicht geſehen, denn das Licht in dem Laternchen erloſch; aber erinnern kann ich mich noch recht wohl, daß ich die Baronin in anderthalb Stunden durch eindringliche Gründe von der Größe meiner Liebe, und von dem grellen Abſtande zwiſchen dem Grafen und mir vollkommen überzeugte. Um 3 Uhr ſchlich ſie in ihr Kabinet zurück.

Durch das Gelingen dieſer Intrigue traf ich wohl mehr als zwei Mücken auf einem Schlage.

Ich rächte mich an dem Grafen, der die Abneigung der Baronin gegen mich beſtändig zu nähren ſuchte;

Ich rächte mich an der Baronin ihrer zurückſtoßenden Kälte wegen, die ich für meine Schonung rückſichtlich ihres Abentheuers mit dem Vicomte St. Feu gewiß nicht verdiente;

Ich vermehrte die Zahl meiner Eroberungen in der ſchönen Damenwelt;

Ich reinigte das Haus des Barons durch die Verbannung des Grafen von einem bösartigen Scorpione, der an dem guten Rufe dieſer ehrenwerthen Familie nagte;

Ich gewann durch mein neues Verhältniß zur Baronin einen großen Einfluß auf ihren Willen, und hoffte dadurch auch für Ferdinand und Thereſe noch nützlich werden zu können, obgleich die Hand des liebenswürdigen Mädchens bereits dem Geheimenrathe urkundlich zugeſichert war; denn vermählt waren ſie noch nicht, und ich gebe nichts verloren als die Todten; endlich

Lohnte mich das Bewußtſeyn, an und für ſich etwas Gutes gethan, und die dankbare Anerkennung aller dabei Betheiligten, mit Ausnahme des Grafen, verdient zu haben.

33.

Um 4 Uhr Morgens öffnete ich mein Fenſter, das ſüdlich den Bergen gegenüber lag, und ſchmauchte behaglich mein Morgenpfeifchen, die künſtlichen Fäden, womit ich die Marionettencomödie meiner Intrigue geleitet hatte, noch einmal wohlgefällig überſchauend.

Da trat Ferdinand zur Hausthüre in's Freie hinaus. Ich folgte ihm.

Hand in Hand wanderten wir auf den nahen Kirchhof, und ſetzten uns auf die Stufen, die links bei dem Eintritte durch das kleine Pförtlein ſich befinden, und von wo aus die Beſchauer in heitern Frühſtunden eine herrliche Ausſicht über Weilheim, München, und rechts hinunter bis zu den Salzburgerbergen genießen.

Hier erzählte ich ihm die Vorfälle des geſtrigen Abendes, verſchwieg jedoch, wie ſich's von ſelbſt verſteht, den Beſuch der Baronin in meinem Zimmer, und unſere neue Verbindung.

Er mußte herzlich lachen; obgleich der Heirathstoaſt des Geheimenrathes ihm alle Hoffnung geraubt hatte, wie es ſchien; denn als ich ihn darauf aufmerkſam machte, daß die ganze Gegend einer Leiche ähnlich ſey, in grauen Nebelflor gehüllt, antwortete er: „es iſt das Sterbekleid meiner Liebe!“

Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte, und verwies ihm alles Zagende, als eines wahren Mannes unwürdig.

Benno rief uns um 7 Uhr zum Frühſtücke. Vergebens wünſchten wir, die Strahlen der Sonne möchten den dichten Schleier zerreißen; immer dunkelfarbiger wurden die Nebelmaſſen, die in abentheuerlichen Formen nach allen Richtungen zogen. Zuweilen öffnete ſich eine Gaſſe, und man erblickte die Stadt Schongau oder irgend ein Dorf; dann aber zerfloß das luſtige Gewölke, um uns auf einer andern Seite neue, phantasmagoriſche Bildungen vorzugaukeln.

Der warme ächte Kaffée ſchmeckte uns doppelt angenehm in der herbſtlichen Morgenkühle. Der Graf fehlte bei dem Frühſtücke; Manika brachte einen Brief von ihm an den Geheimenrath, der ihn ſogleich öffentlich vorlas:

„Mein lieber Herr Geheimerrath!

Wahrſcheinlich hab' ich mich geſtern erkaltet, denn ich konnte vor Schmerzen die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen. Meine Krämpfe ſtellten ſich wieder ein. Um das Vergnügen der Geſellſchaft nicht zu ſtören, gieng ich ſchon Morgens 3 Uhr nach Unterpeiſſenberg, ließ mich nach Weilheim und von da mit Extrapoſt nach München fahren. Meinen herzlichen Dank! Empfehlen Sie mich der ganzen Geſellſchaft. Mit aller Ergebenheit,

Ihr Graf von N * *

„Den haben wir Gottlob vom Halſe," brummte der Geheimerath vor ſich hin, und ſteckte den Brief in die Taſche. Ich vertraute ihm gleichfalls, jedoch die Baronin ſchonend, die eigentliche Veranlaſſung dieſer ſchnellen Abreiſe, wofür er mich dreimal umarmte.

Die Baronin blickte wie mit jungfräulicher Ziererei auf mich; ſie ſchien glücklich in meiner Nähe, und ſelig durch die freiwillige ſchnelle Entfernung des Grafen.

Thereſe dagegen war ſichtbar krank. Sie

klagte über Froſt mit abwechſelnder Hitze, über große Mattigkeit und Kraftloſigkeit, Mangel an Eßluſt und Traurigkeit; ihr Geſicht war blaß, das Innere der Hände brennend heiß, während Stirne und Wangen ganz kalt waren. Nach allen Zeichen hatte ſich ein Fieber bei ihr eingeſtellt.

Ferdinand zeigte ſich im höchſten Grade bekümmert und beſorgt um Thereſens Zuſtand. Zum Glücke lagen unter dem Gepäcke einige Reiſemäntel, wovon ſogleich einer für Thereſen gewählt wurde.

Bei günſtigerem Wetter würde die Fahrt noch in den Schooß der Berge fortgeſetzt werden ſeyn, nach Kloſter Ektal, in das reizende Thal von Garmiſch und Partenkirchen, an den Walchenſee, über den Kochelſee zurück nach Schäftlarn.

Allein ohne Hoffnung auf Sonnenſchein, und bei Thereſens Unpäßlichkeit wurde ſchnelle Heimkehr beſchloſſen.

Wer den Peißenberg beſteigt, hofft ſchönes Wetter, um den Auf- und Untergang der Sonne zu genießen; wird dem Wanderer dieſer Wunſch vereitelt, ſo darf er ſich gefaßt machen, von Bekannten oder Nachfolgern ausgelacht zu werden. Um nun dieſem Schickſale zu entgehen, und dem Eigenſinne der Natur zu trotzen, ſchrieb ich Folgendes in das Gedenkbuch, als hätte die ſonnenhellſte Witterung unſern Beſuch dieſes Berges begünſtiget. Wie oft müſſen wir im Leben die Wirklichkeit durch den Zauber der Phantaſie verherrlichen, um uns das proſaiſche Daſeyn nach Möglichkeit zu verſchönern!

Preis Dir, herrliche Natur! die Auen,
Eingehüllt in ein Gewand von Strahlen,
Jubelnd an des Lenzes Brautaltare,
Sind wie Zauberfluren anzuſchauen!
Schildern Eure Pracht, mit Farben mahlen, —
Eitle Mühe! Wer's verſucht, erfahre:
Nur die Form läßt ſich durch Kunſt geſtalten,
Binden; doch der Geiſt des wahren Lebens,
Einfach will er im Gemüthe walten,
Reichs Schätze Fühlenden entfalten,
Glücklich Liebenden als Preis des Strebens!

31.

Da nun gegen 10 Uhr Morgens jede Hoffnung auf eine ſonnenklare Luft verſchwunden war, marſchirten wir öſtlich bergab, wo wir uns öfter verirrten, und auf dieſe Art manche intereſſante Gruppirung von einzelnen Hütten, kleinen Waſſerfällen, weidendem Viehe und Waldpartien trafen. Beinahe am Fuße des Berges beſuchten wir eine Heilquelle, den ſogenannten Sulzerbrunnen. Damals war er ungefähr vierzig Schritte von einem ländlichen Gebäude entfernt, und lag in einem ſchmalen Becken von Stein, durch einige Bretter gegen Staub verwahrt. Eine hölzerne Röhre leitete das Waſſer in das Gebäude, wo aber aus Mangel an Platz nicht für gewöhnlich gebadet werden konnte.

Jetzt ſteht ein ſehr artiges Badehaus mit allen Bequemlichkeiten an dieſer Stätte, ein Plan, den ich im Beſitze der nöthigen Geldmittel ſchon damals ausgeführt hätte.

Wir koſteten den Brunnen. Außer der durchdringendſten Schwefelleberluft enthält das Waſſer dieſes Sulzerbrunnens Eiſen, Vitriolſäure, etwas Kochſalz und Kalkerde in einem ſolchen Verhältniſſe, daß es in gewiſſen Krankheiten, beſonders in rheumatiſchen und gichtiſchen Uebeln, die herrlichſten Wirkungen äußert. Wahrſcheinlich kommen in dem Innern des Berges einige Schwefelkieslagen vor, worüber dieſe Quelle fließt, und mit deſſen mineraliſchen Theilen ſie geſättiget wird.

Im Dorfe Unterpeißenberg beſtiegen wir unſern Reiſewagen, und kehrten über Weilheim, Seeshaupt, am Geſtade des Wurmſee's, und über Wolfrathshauſen nach Schäftlarn zurück. Dort fand ich Briefe, die meine Heimkehr nach München vor der Hand dringend nöthig machten. Ich nahm alſo nach dem Abendtiſche von der Geſellſchaft, und in der Nacht von der Baronin den zärtlichſten Abſchied, wobei es, wie ſich dieß bei dergleichen Gelegenheiten von ſelbſt verſteht, an Schwüren ewiger Treue nicht fehlte.

Bei dem erſten Hahnenſchrei war ich ſchon auf dem anmuthigen Waldpfade nach Großheſellohe.

35.

In der erſten Woche meiner Anweſenheit in München empfing ich drei herzliche Briefe von der Baronin, die ſich nach meiner Geſellſchaft ſehnte; in einer Nachſchrift des letzten Briefes zeigte ſie mir an, daß Thereſe ernſtlich krank ſey, und das Bett hüten müſſe.

Bald darauf ſchrieb mir Ferdinand:

„Geliebter Freund!

Meine geliebte Thereſe liegt ſeit einigen Tagen am hitzigen Nervenfieber darnieder. Dr. F* aus München iſt ſeit drei Tagen anweſend, und giebt ſich alle Mühe, den guten Engel zu retten; allein ich zweifle an der Möglichkeit. Nach ſeiner Aeußerung haben anhaltender Kummer und Sorgen, fehlgeſchlagene Hoffnungen, unglückliche Liebe, den Keim dieſes gefährlichen Uebels entwickelt. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Thereſe iſt für mich verloren, ſie mag nun geneſen oder ſterben. In jedem Falle geh' ich nach Griechenland, ich habe mich bereits um Empfehlungsbriefe an den hochherzigen Oberſten von Heidegger in Napoli di Romania beworben. Da ich auch gründliche Kenntniſſe in der Befeſtigungskunſt, in jedem Falle aber ein Paar geſunde Arme, rüſtigen Muth und Todesluſt beſitze, ſo wird man mich wohl brauchen können. Tag und Nacht arbeite ich an der Vollendung des Tagebuches meiner letzten Reiſe, um der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften von der Verwendung meiner Zeit im fernern Süden

Rechenſchaft zu geben; dieß ſoll auf deutſchem Grund und Boden meine letzte Arbeit ſeyn.

Meinem Vater hab' ich heute in einem ausführlichen Briefe mein Verhältniß zu Thereſen, und meinen künftigen Plan mitgetheilt; ich hoffe auf ſeine Unterſtützung.

Gegenwärtig wohne ich im Fiſcherhäuschen, das am Ufer jenſeits der Iſar ſteht. Den Tag über arbeite ich unaufhörlich, um bald mein eigener Herr zu ſeyn; Nachts liege ich wie ein treuer Hund an der Schwelle des Zimmers Nummero 18, das meine geliebte Thereſe bewohnt. Der Geheimerath fürchtet ſehr, ſeine Braut zu verlieren, und grämt ſich darüber, daß ihm oft die bitterſten Thränen über die Wangen fließen.

Wenn ich von meiner Fiſcherhütte aus das bleiche Licht der Lampe in Thereſens Zimmer erblicke, möchte mir oft das Herz im Leibe vor Wehmuth brechen, und bisweilen tragen mich kaum meine Füße, wenn ich vom Regen durchnäßt über die öſtliche Wieſe unter Thereſens Fenſter Nachts vorüberwanke, als vermöge das Ohr durch die Kraft der innigſten Liebe, durch dicke Mauern hindurch die Schläge des Fieberpulſes zu zählen.

Ich hoffe Dich, bevor ich reiſe, noch einmal zu umarmen. Lebe recht wohl, und gedenke

Deines treuen Freundes Ferdinand.
Schäftlarn den 6. Oktober 18 —."

Mein Briefwechſel mit der Baronin dauerte fort; ſie gab mitunter Hoffnung zur Rettung Thereſens. Endlich nach zehn Tagen ſchrieb mir Ferdinand:

Freund!

Thereſe iſt gerettet, aber für mich dennoch verloren. Geſtern war ihr Namensfeſt. Ich veranſtaltete mit Beihulfe des wackern Lehrers und einiger Fabrikarbeiter von Schäftlarn ein artiges Morgenſtändchen. Sie zerfloß in Thränen. Mittags hatte der Geheimerath eine glänzende Tafel veranſtaltet, wozu ich geladen war. Ich entfernte mich bei Zeiten, um den ſchmerzlichen Toaſten auszuweichen. Es wurde ein Spaziergang in den Steinbruch verabredet. Thereſe gieng mit ihrem Vater voraus, ſetzte auf der Fähre über die Iſar, und beſuchte mich in meinem einſamen Kämmerlein, während der Baron mit dem alten Fiſcher im Gartchen ſaß, da eben noch die Sonne gar freundlich ihre erwärmenden Strahlen auf die Erde ſenkte. Erlaß mir die Schilderung unſers Abſchiedes! fur ſolche Scenen hat die Sprache keine Worte. Das arme Mädchen ſchien ſich in Thränen aufzulöſen. In der Entſcheidungsnacht ihrer Krankheit träumte ſie, ihre verſtorbene Mutter ſey ihr erſchienen, und habe ſie gebeten, ſich ganz in den Willen des Geheimenrathes zu fügen; daran wollte ſie die Größe ihrer kindlichen Liebe erkennen. Du weißt, daß Thereſe auf Träume und Ahnungen einen hohen Werth legt; ihr Entſchluß, den Geheimenrath zu heirathen, iſt nun entſchiedener als jemals. Sie glaubt feſt, ihre Mutter ſey ihr wirklich erſchienen.

Iu vier bis fünf Tagen hoffe ich in München einzutreffen; von da geh' ich nach Ancona, wo mich das nächſte Schiff an den Ort meiner freien Wahl, und, wie ich auf Gott vertraue, an das erſehnte Ziel eines rühmlichen Todes bringen wird.

Auf Wiederſehen!

Dein Ferdinand.

Schäftlarn den 16. Oktober 18 —."

Nachſchrift.

Der Geheimerath hat mir ſo eben 100 Dukaten Reiſegeld gegeben. Ich nahm ſie als Vorſchuß, den mein guter Vater ihm bezahlen wird; es iſt wahrſcheinlich das Letzte, was ich von ihm bedarf.

Von der Baronin brachte mir der Bote ein kurzes Briefchen:

„Geliebter!

Mein Mann und ich begleiten morgen den Geheimenrath und ſeine Braut nach St. Helena, wie er ſein Gütchen nennt. Ich melde Dir dieß, damit Du nicht über meine Kälte klageſt, wenn der nächſte Bote Dir kein Brieſchen von mir bringt.

Herzlich küßt Dich Deine liebende Eugenie.“

Schäftlarn den 16. Oktober 18 —“

Fünf Tage ſpäter ſchrieb mir der Badmeiſter:

„Wohlgeborner Herr!

Vor vier Tagen ſind die Herrſchaften abgereiſet; ſeit drei Tagen wird der Herr Architekt vermißt. Es gehen hierüber allerlei Gerüchte, denen ich keinen Glauben ſchenken mag, da er ein verſtändiger und chriſtlicher Mann zu ſeyn ſcheint. Es wäre wirklich Schade um ihn. Aber auffallend iſt es doch, daß er von Niemand Abſchied genommen hat. Vielleicht befindet er ſich ſchon bei Ihnen; für jeden Fall hielt ich es für meine Pflicht, Euer Wohlgeboren unverzüglich davon in Kenntniß zu ſetzen.

Mit der größten Hochachtung unterzeichnet,

Der Badmeiſter.

Schäftlarn den 21. Okt. 18—“

Weit entfernt, an einen Selbſtmord meines Freundes zu glauben, war ich doch ſehr beſorgt um ihn. Vertrauend auf ſeine Zuſage, vor ſeiner Abreiſe mich noch einmal zu umarmen, ſah ich von Tag zu Tag ſeiner Ankunft vergebens entgegen.

36.

Am 26. Oktober, Morgens halb 10 Uhr erhielt ich vom Geheimenrathe mittelſt einer Staffette folgenden Brief:

„Wertheſter Freund!

Uebermorgen iſt mein Geburtstag, den ich zur Vermählung beſtimmt habe. Ich erlaube mir, Sie an Ihr Verſprechen zu erinnern, dieſes Feſt durch Ihre Gegenwart zu verſchönern. Kaiſer Napoleon und ſein hoffähiges Gefolge ſitzen bereits ſeit mehreren Tagen in großer Galla an der reich geſchmückten Hochzeittafel, an welcher Thereſens Eltern, Sie und noch einige Gäſte erſcheinen werden. Sir Hudſon Lowe, mein Inſel-Gouverneur und Leibjäger, klopft ſchon ſeine Uniform aus, und ſchickt ſich an, die Gäſte würdig zu bedienen. Das ſoll ein wahrer Jubeltag werden; Jörg muß die Böller abfeuern; der Teufelsjunge wird an demſelben Tage mit ſeiner Agathe getraut. Kommen Sie ja gewiß!

Ihr alter Freund J**

Longwood auf St. Helena, den 25. Oktober 18 —“

Eine Stunde nach Empfang dieſer Inſeldepereſche traf ich alle Vorkehrungen zu einer achttägigen Abweſenheit, und am 27. Oktober Nachts um 11 Uhr ſtanden ſchon die Poſtpferde vor meiner Thüre, um am Morgen des 28ſten frühzeitig auf St. Helena einzutreffen.

37.

Auf Napoleons Ruhebette, über welches wieder wie bei meiner erſten Anweſenheit, der Heldenmantel von Marengo gebreitet war, ſaßen der Geheimerath und Thereſe, beide im hochzeitlichen Gewande.

Thereſe trug ein Kleid von himmelblauem Seidenſtoffe, goldene Armbänder mit Amathiſten in gothiſcher Faſſung, einen ſchwarzen Gürtel mit einer Schnalle von gleicher Arbeit, eben ſolche Ohrringe, und an einer goldenen Kette, die in zwei weiten Gängen den zarten Hals umſchlang, ein alterthümlich geformtes Amathiſtenkreuz. Blendend weiße Perlen ſchwammen in einem Meere wunderſchöner Locken. Ihr Antlitz war bleich, doch durch das Siegel der Ergebung kindlicher Liebe in das Vermächtniß des mütterlichen Willens von der überirdiſchen Glorie ihrer Schutzheiligen umſtrahlt.

Nach der freundlichſten Begrüßung nahm der Geheimerath das Wort:

„Angebetete Braut! Der Prieſter erwartet uns. Durch eine Staffette bat ich meinen Freund, ſchleunig zu mir zu kommen, weil ich ihn zum Vertrauten eines Familiengeheimniſſes machen will, von welchem das Glück Ihres Lebens ausgeht. Ich weiß, daß Sie Ferdinanden lieben.— Eine leichte Röthe hauchte über Thereſens Wangen.

— Hab' es jedoch zu ſpät erfahren, ſonſt würde ich gerne den Lebenshimmel meines Freundes für ihn aufgeſchloſſen haben. Jetzt iſt es zu ſpät; denn ſchon ſind alle meine Verwandten von meiner beneidenswerthen Verbindung mit Ihnen in Kenntniß geſetzt, und ein Rückſchritt würde Ihre und meine Ehre in gleich hohem Grade verletzen. In wenig Augenblicken ſind Sie meine vor dem heiligen Altare des Herrn angetraute Gattin; doch ich verzichte auf alle Rechte eines Gatten feierlich. Ein Eilbote iſt auf dem Wege, meinen Freund Ferdinand aufzuſuchen, und ihm dieſe frohe Kunde zu überbringen. Hier in dieſen verborgenen Gemächern von Longwood ſoll er das Glück der Liebe in Ihren Armen finden, während die Welt vermuthet, er ſtreite in Griechenland für die ewigen Rechte der Menſchheit und für das Kreuz des Erlöſers. Ich bin alt; vielleicht ſchließt bald der Tod meine müden Augen, dann ſterb' ich in euern Armen, und Sie heiligen das innige Band der geheimnißvollen Liebe als meine

Wittwe und einzige Erbin meines Vermögens durch den Segen des Prieſters.“

„„Nimmermehr, —““ rief Thereſe aus, und die Glut des Zürnens eines keuſchen Gemüthes ſprühte aus ihren lebhaften Augen, — „„nimmermehr will ich das Glück meines Lebens mit Ihrer Entſagung, mit einer Täuſchung, mit einer ſträflichen Verletzung der göttlichen Gebote erkaufen. Ja, ich liebte Ferdinand, ich geſteh' es Ihnen offen, doch aus Liebe zu meiner ſeligen Mutter hab' ich ihm entſagt. Für dieſe Welt hab' ich die Hoffnung aufgegeben, in ſeinen Armen, durch ſeine Liebe glücklich zu werden. Ich folge Ihnen zum Altare. Sie werden mich als eine treue, tugendhafte Gattin ſchätzen lernen, und die redlichſte Anerkennung Ihres edlen Gemüthes wird ſtets die Richtung meiner Gefühle beſtimmen.““

Das Glöcklein der Kapelle rief nun mit ſilberhellen Klängen zum Traualtare.

Thereſe erhob ſich, und ſchritt an der Hand des Geheimenrathes unmerklich wankend der Thüre zu.

Ich wendete mich um, die heißen Thränen der Wehmuth zu verbergen.

36.

Plötzlich fiel der Geheimerath mit Ungeſtüm Thereſen um den Hals, und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen.

Da klopfte der Müller Jörge, im Brautſtaate einen großen Blumenſtrauß an der Bruſt, an das große Mittelfenſter und fragte: „Soll ich?“

„Brenn die Böller los, verdammter Mehlwurm!“ donnerte der Geheimerath ihm zu, ſtürzte auf den jungen Napoleon hin, und drehte ihm dreimal den Hals um.

Knack! knack! knack! die geheime Tapetenthüre ſprang auf, und feſtlich gekleidet traten Arm in Arm heraus: Der Baron und ſeine Frau, und Ferdinand an der Hand ſeines alten Vaters.

„Baumeiſter von St. Helena, da haſt Du Deine Braut; ſie hat die Feuerprobe ausgehalten wie Du!“ rief der Geheimerath mit hellen Freudenthränen in den Augen aus, und die beiden Liebenden ſanken in ſtummem Jubel einander in die Arme.

„Nun raſch fort zur Trauung, meine Kinder, es könnte mich ſonſt wahrhaftig der Spaß wieder gereuen. Der Kaiſer Napoleon ſitzt mit ſeinem ganzen Hofſtaate ſchon ſeit mehrern Tagen an der Hochzeittafel, an welcher wir Alle heute die Ehre haben, zu ſpeiſen. Gleich nach der Trauung werde ich euch Seiner Majeſtät vorſtellen. Und jetzt in Gottes Namen voran!“

Der Gouverneur, Sir Hudſon Lowe, des Geheimenrathes Leibjäger, eröffnete mit ſeiner, in die neueſte Londonermode gekleideten Frau Gemahlin, unter dem lauten Donner der Böller den feſtlichen Zug.

Ferdinands Vater war ein Jugendfreund des Geheimenrathes, und hatte ihm einſt auf der Hochſchule das Leben gerettet. Als ihm ſein Sohn Ferdinand ſein hoffnungsloſes Verhältniß ausführlich meldete, eilte er zum Geheimenrathe, deſſen edles Herz gerne das eigene Glück zum Opfer brachte. Doch die Prüfung wollte er vorausſenden, und Ferdinand unterlag der Verſuchung nicht.

Nach dem Mahle zerſtreuten ſich die Gäſte auf der Inſel. Die Baronin bat mich, ihr doch die Maſchinerie der geheimen Tapetenthüre zu erklären; Mit Vergnügen entſprach ich ihrem Wunſche: doch ſchien ſie für dieſes Fach kein dauerndes Gedächtniß zu haben; denn ſo oft ich ſie ſpäterhin in München beſuchte, pflegte ſie mich immer, oft im Scherze, oft im Ernſte, mit der Beantwortung ihrer alten Frage zu beſchäftigen.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK

Der

Halbmenſch

oder das

Modeleben.

Ein
claſſiſches moraliſches Werk,
aus dem Engliſchen
des
Dr. Eduard Young,
berühmten Verfaſſers der „Nachtgedanken,“
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu,
Königl. Bayer. Hauptzollamts-Verwalter zu
Burghauſen.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jeniſch und Stage'ſchen Verlagshandlung.
1835.

Vorrede.

Das vorliegende Werk gehört zu den vortrefflichſten, gemüthvollſten, und für alle Lebensalter vom Jünglinge bis zum Greiſe, von der Jungfrau bis zur betagten Matrone, welche jemals für die Moral geſchrieben wurden; es iſt am Lichte der Erfahrung im menſchlichen Leben gereift, denn der Herr Verfaſſer ſchrieb es in ſeinem achtzigſten Jahre mit dem bilderreichen Strome eines jugendlichen kräftigen, von ſeiner hohen Aufgabe völlig durchdrungenen Geiſtes.

Vorzugsweiſe iſt dieſes Werk gegen den damals immer üppiger wuchernden Deismus als Gegenſatz der geoffenbarten chriſtlichen Religion gerichtet.

Der Deismus iſt nämlich das Syſtem, nach welchem Gott als der oberſte und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Im engern Sinne aber, und namentlich wenn von engliſchen Deiſten die Rede iſt, welche die Offenbarung beſtreiten, verſteht man unter einem Deiſten denjenigen, welcher zwar an das Daſeyn und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft, und ſeinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut.

Das Haupt dieſer Sekte war zu Youngs Zeiten der berühmte Staatsmann Vicomte Bolingbroke, geboren 1672 zu Baterſea in der Grafſchaft Surry in einer ſehr alten Familie, deren ſämmtliche Mitglieder ſich theils im Kriege, theils im Staate auf eine glorreiche Weiſe ausgezeichnet hatten, und geſtorben 1751 unter den Martern einer langen und ſchrecklichen Krankheit, den übrigens ſeine vertrauteſten Freunde, Pope und Swift, zwar nicht gegen die Thatſache eines zügelloſen Jugendlebens, aber doch gegen die Beſchuldigung eines unmäßigen Ehrgeitzes, eines ungezügelten Zorns, einer gehäſſigen Nacheiferung und einer unverſöhnlichen Erbitterung in Schutz nahmen.

Während ſich Bolingbroke im Jahre 1735 in Frankreich aufhielt, um auf einige Zeit mächtigen Feinden in England zu entgehen, ſchrieb er ſeine „Briefe über das Studium der Geſchichte,“ worin die geoffenbarte Religion ohne alle Schonung angegriffen ward.

Vor ſeinem Tode hatte er die Handſchrift ſeiner ſämmtlichen Werke dem ſchottiſchen Dichter David Mallet übergeben, der ſie im Jahre 1753 drucken ließ. Da auch hierin das Chriſtenthum auf eine empörende Weiſe angegriffen war, ſo wurde die ganze Sammlung öffentlich von der großen Jury zu Weſtminſter als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich ſehr gefährlich einſtimmig verworfen.

Dr. Eduard Young, ein Mann von wahrer Religioſität, fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet und aufgefordert, gegen die antichriſtlichen Grundſätze des Bolingbroke und deſſen zahlreiche Anhänger den „Centaur,“. oder „das Modeleben“ zu ſchreiben.

Sehr bezeichnend für dieſe Gattung von Menſchen verglich er ſie mit Centauren, oder Halbmenſchen, wie ich ſie zum leichtern Verſtändniſſe überſetzte.

Die Centauren waren urſprünglich ein altes rohes Volk in Theſſalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß ſie halb Roſſe und halb Menſchen waren. Man erklärt übrigens dieſe Sage dadurch, daß die Centauren zuerſt die Kunſt verſtanden, das Roß zu bändigen und zu beſteigen.

Young, der Sohn eines Landpredigers, wurde im Jahre 1684 zu Hampſchire geboren, ſtudirte zu Oxford die Rechte, und erhielt 1719 daſelbſt die Doctorwürde. Früh ſchon zog ihn die Dichtkunſt an, und in kurzer Zeit vollendete er drei Trauerſpiele: Buſiris, die Rache, und die Brüder, welche Beifall fanden. Einige moraliſche und religiöſe Gedichte beförderten ſeine Neigung zur Theologie; er verließ daher die Rechtsgelehrſamkeit, trat in den geiſtlichen Stand, wurde 1728 Capellan des Königs Georg II., und heirathete zwei Jahre ſpäter im Beſitze einer ſehr einträglichen Pfarrſtelle.

Aeußere Unglücksfälle, die mit andauernder Gewalt auf den Geiſt wirken, bringen nicht ſelten großartige Erſcheinungen hervor. In kurzen Zwiſchenräumen raubte ihm der Tod ſeine Gattin und deren beide Kinder erſter Ehe; (1741.) In dieſer trauervollen Stimmung ſchrieb er ſein berühmtes, nicht bloß in England mit allgemeinem Beifalle aufgenommenes Gedicht: „Nachtgedanken“ über Leben, Tod und Unſterblichkeit, welche, ſo wie die „Satiren auf die Ruhmbegierde“ und einige kleinere Gedichte und Aufſätze, von J. A. Ebert, (Braunſchweig, 1760 — 1771) überſetzt wurden. Young ſtarb in ſeiner Pfarrei zu Wetwyn am 12. April 1769 in einem Alter von 85 Jahren, wegen ſeiner liebenswürdigen Sitten von Jedermann hochgeachtet.

* * *

Möge übrigens dieſes kleine, gediegene Werk von claſſiſchem Werthe zahlreichen Leſern einen ſo heiligen Troſt gewähren, wie dem Ueberſetzer!

B.

Erſter Brief.

Ueber den Unglauben.

Mein Herr!

Entſchuldigen Sie Ihre Bitte nicht; ihre Rechtfertigung übernimmt die Welt. Mehr als mein Freund es vermag, ermuthiget mich die Natur der Sache, und entzieht meiner Dienſtbereitwilligkeit den Vorzug, daß ſie blos eine Folge Ihrer Bitte ſey. Das allgemeine Jagen nach Vergnügungen erſchreckt Sie, und Sie drängen mich ſohin, über dieſen Stoff zu ſchreiben. Wie könnte ich ſchweigen? Wenn dieſer thieriſche Trieb immer noch ſtiege, wo wäre ein Narrenhaus zu finden, geräumig genug, um ein ganzes Volk zur erforderlichen Heilung aufzunehmen?

Sie übertrugen mir die Löſung einer doppelten Aufgabe, während Sie wähnten, mich nur mit einer einzigen zu beſchäftigen. Iſt die Herrſchaft des Unglaubens nicht eben ſo allgemein ausgebreitet, als jene der Wolluſt? Im Herrſchen oder Fallen werden dieſe Laſter ſtets in Wechſelwirkung ſtehen. Der Unglaube iſt bei Einigen der Erzeuger der Wolluſt: Eva aß erſt, nachdem ſie zuvor gezweifelt hatte; bei Andern iſt er ein Sohn der Wolluſt. Die meiſten Töchter Evas wandern von der Wolluſt zum Unglauben. Dieſe beiden Laſter erzeugen einander wechſelweiſe, und wer eines derſelben vertilgen will, muß beide bekämpfen. Dieſe beiden, wahrlich volksthümlich gewordenen Krankheiten, theilen die Menſchen redlich unter ſich; die eine faßt den Leib, die andere ergreift die Seele. Wo dieſe zwei Flammenpfeile einmal eingedrungen ſind, braucht der Verderber keinen dritten zu verſenden, denn ſein Tagwerk iſt vollendet. Worin beſteht alſo meine Aufgabe? Schwer iſt es, ſie herauszuziehen; denn ſie ſcheinen jetzt nicht nur in Gift getaucht, ſondern ſelbſt mit Widerhacken in den Herzen der Britten zu haften. Dennoch will ich es wagen, zuerſt den Ungläubigen, und dann den Wollüſtling von ſeiner Verirrung zu überzeugen. Glauben und Tugend will ich ſtatt des Zweifels und der Wolluſt rühmen, und durch vernünftig geregelte Gottesfurcht ihrer Reue, dieſem zunächſt erforderlichen Uebergange vom Glauben zur Tugend, an die Hand geben. Dieſe zum Drucke beſtimmten Briefe kommen zuerſt in Ihre Hände; deßwegen hielt ich es in Bezug auf Sie für paſſend, Ihnen den Charakter Ihres Freundes Euſebius recht ausführlich zu ſchildern, Ihre Schweſter aber will ich mit ihren lebensluſtigen Lieblingen anſtatt zu einem Balle auf ein Todtenfeſt einladen.

Die Seele iſt des Menſchen edelſter Theil, daher ich zuerſt vom Unglauben ſprechen, und dann zur Wolluſt übergehen werde. Dem Witze ſoll es leichter werden, als der Vernunft, mir zu antworten; was die Vernunft verſtummen macht, ſtachelt erſt recht den Witz auf, der es für eine Ehrenſache hält, das Meiſte da zu ſagen, wo das Wenigſte geſagt werden kann. Die Beweiskraft der Vernunft wird eben ſo vergeblich den Witz zum Schweigen bringen, als die Anſtrengung der Stimme das Echo. Um das letzte Wort zu behalten, werden beide nur um ſo lauter ſchreien. Nicht ſelten findet man Menſchen, welche den größten Scharfſinn an die Vertheidigung thörichter Behauptungen verſchwenden, und ſo durch Witz die Vernunft zu erniedrigen ſuchen, während ſie auf dieſe Art ihre Freuden mit dem koſtbaren Preiſe ihrer Glückſeligkeit erkaufen. Ihr Beſtreben iſt, Böſes aus dem Guten zu ſchöpfen, und von Natur befreundete Dinge in feindſelige zu verkehren. Wie Vernunft und Witz, ſo können auch Glückſeligkeit und Vergnügen in freundlicher Eintracht beſtehen; ſind ſie aber Feinde, dann ſind ſie die ſchlimmſten. Ein weiſe gewähltes Vergnügen iſt ein Beſtandtheil der Glückſeligkeit, und ein Witz, der richtig urtheilet, die Blüthe des Verſtandes; wollen aber dieſe Untergebenen die Alleinherrſchaft an ſich reißen, und die Nachäffer ihrer Gebieter werden, ſo erzeugen ſie entweder einen Böſewicht oder einen Thoren von gröberem Schlage, als derſelbe ohne ihre Mitwirkung geworden wäre.

Liegt nicht vor uns ein ganz neues und ungewöhnliches Vorbild, bis zu welchem Grade der Witz der Vernunft trotz bieten, und durch ſeinen erkünſtelten Schimmer gewöhnliche Menſchen zu blenden vermöge? Lord Bolingbroke, dieſer ehrenwerthe Schriftſteller, gießt ſeinen Spott über einen gewiſſen Text aus, den ich zu einem ernſten Vorhaben benützen will. „Da die Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchliefen, zeugten ſie Rieſen.“

So zeugen, ſowohl im Verſtande als in den Sitten, große Talente ungeheure Irrthümer, wenn ſie ſich zu böswilligen Abſichten verleiten laſſen. Wie bei weitem ungeheurer iſt es, ſelbſt noch zur Zeit, da unſer Daſeyn ſich zum Ende neiget, dem Unglauben das Zuſammenraffen ſo vieler Kräfte zu geſtatten, daß er die Schrecken des Todes überwinden, und den Zurückbleibenden ſein Gift als ein hochmüthiges Vermächtniß hinterlaſſen kann! Tragen wir nicht ſo unſern Trotz bis über den Tag der Prüfung, und den Krieg bis über die Grenzen — wenn es mir erlaubt iſt, ſo zu ſprechen — jenes furchtbaren Weſens hinaus, dem wir uns zu widerſetzen wagen? Sind wir nicht ſo raſend, die Vollendung desjenigen in unſerm Grabe zu hoffen, woran doch ein Julian von gleicher Geiſtesgröße, obwohl nicht von gleicher Verſtocktheit, auf dem mächtigſten Throne der Welt verzweifelte? Nur eine Weiſſagung wollte Julian als nichtig darthun; der Lord wünſcht aber alle zu Schanden zu machen; beide theilen gleiches Glück in ihren Vorhaben. Gehe ich nicht zu weit? Thorheit und Laſter müſſen ſich vereinigen, um gegen irgend einen Menſchen von feindſeligen Haße erfüllt zu ſeyn. Thöricht und laſterhaft wäre es aber auch, wenn man ſich da, wo es Noth thut, ſo benähme, daß der Irrthum unſerer vorurtheilsvollen Gegner unſer Benehmen für Haß halten könnte. Vermögen ſie das wohl Haß zu nennen, was ſie ſelbſt, unſerer Anſicht zugethan, das Beſte uns herzlich gönnend, in einem unheilbaren Irrthume uns zu erblicken wähnend, aus Liebe zu uns gewiß vollbringen würden? Sollten die Bewunderer des Lords durch den Eifer für ſeine Ehre ſich zum Unwillen hinreißen laſſen, ſo kann ich Sie verſichern, (ohne Aufklärung durch eine Erſcheinung) daß Seiner Gnaden, — nunmehr meiner Meinung — ihnen für dieſe zuvorkommende Bemühung nicht den mindeſten Dank zollen.

Daß die Wahrheit ſich in Dunkel hülle, der Irrthum täuſche, und die Anſichten unendlich ſeyen, und daß unter dieſen Verhältniſſen die Seele des Menſchen den innern Frieden entbehren müſſen, weil die Ungewißheit zu ſehr beängſtige, und jede Meinung faſt unausweichlich zu Irrthümern führe; darüber hat ſchon die heidniſche Welt die bedauernswerthe und gerechte Klage erhoben, ſie, welche, von Gott unberathen, den rechten Weg verloren hatte, und ihn bei der ſchwachen, von der Natur dargebotenen Leuchte, nicht mehr zu finden vermochte.

Doch welche Klage bleibt uns zu ſtellen übrig, die wir am hellen Mittag im Finſtern tappen, uns verirren und ſtraucheln? Nicht am Wiſſen fehlt es uns, ſondern unſer Geiſt nur iſt verkehrt. Der Führer gebricht uns nicht; allein wir haben ihm den Rücken gekehrt. Unſer ehrenwerther Schriftſteller, der in eben dem Grade angeſtaunt wird, als er irrt, nennt unſer Licht Finſterniß, und ertheilt uns mit der geprieſenen Schärfe ſeines hohen

Verſtandes den guten Rath, nicht etwa den Blinden den Staar zu ſtechen, nein, ſondern die Sehenden des Lichtes ihrer Augen zu berauben, ſie zu blenden. Auf dieſe Weiſe wird der höchſte Segen, den der Himmel in der heiligen Schrift über uns ausgegoſſen hat, durch unſere Verſtocktheit nicht nur wirkungslos gemacht, ſondern ſogar noch zum Verderben unſers Seelenheiles angewendet. Unſere Begnadigung iſt unſer Unglück, unſer Reichthum — unſer Verluſt.

Wie eine Geliebte, ſo herzinniglich, ſuchten die Heiden die Wahrheit, bereit, ihr aufrichtig zu huldigen; aber vergebens. Wir beſitzen ſie, und behandeln dieſelbe, wie bei dem allgemeinen Sittenverfalle Ehemänner ihre rechtmäßig angetrauten Frauen, mit überſättigtem Eckel, voll ungeſtümmer Gier nach neuen Genüſſen. Und worin beſteht unſer Genuß? Die gleißneriſchen Lehrſätze einer Zeit, die zu aufgeklärt ſich däucht, nun eines Unterrichtes zu bedürfen, und zu hochmüthig, um ihn ſelbſt vom Himmel zu empfangen, lauten wie folgt:

„Alle Pflichten gegen Gott oder die Menſchen, welche die Natur in uns gelegt hat, oder worauf die Vernunft uns hinweiſet, ſind bindend, und gelten für Alle als Gebote der natürlichen Religion; allein alle andern ausdrücklichen Gebote oder beſondern Arten von Religionen ſind Menſchen-Satzungen, geprägt auf den politiſchen Münzſtätten der Liſt, des Eigennutzes und der Ehrſucht, nur für den Pöbel gangbare Münzen? Klüglich ſcheint es, den Pöbel zu feſſeln, damit die Höhergeſtellten deſto ungehinderter handthieren können, ohne Furcht vor Nebenbuhlern, die aus jenem hervorgehen möchten. Und in der That, wenn der ſogenannte Pöbel mit vielen ſeiner Gebieter dieſelben Grundſätze und Anſichten theilte, ſo dürften dieſe eben ſo gewiß bei der erſten beſten Gelegenheit das Abſchneiden ihrer Köpfe erwarten, als der Mörder den Strang.

„In Anſehung Gottes, — fahren ſie weiter — gebietet uns die natürliche Religion, auf eine würdige Weiſe von ihm zu denken, und mit Ehrfurcht von ihm zu ſprechen. Gleichwie aber von Vielen die Kirchen dem Begriffe von einem allgegenwärtigen Gotte nachtheilig erachten, ſo ſind auch ceremonielle kirchliche Feierlichkeiten und beſtimmte Gebete für ein allwiſſendes Weſen völlig überflüſſig.“

Höchſtens widmen ſie ihm alſo eine Verehrung, die alle äußere Form ablegt, gleich der Gottheit unſichtbar iſt, und ſomit dem Pöbel, der von ſeiner Religion einen Leib und eine Seele verlangt, wenn ſie ſich für ihn nicht in Dunſt auflöſen ſoll, eben ſo unbegreiflich erſcheint, wie das höchſte Weſen ſelbſt. Unter dem Vorwande einer Huldigung, die ſie einer der göttlichen Eigenſchaften zu bringen ſcheinen, entziehen ſie ſohin allen die ſchuldige Verehrung. Indem ſie vorgeben, Gott auf eine erhabenere Weiſe zu dienen, gleichen ſie den alten Juden zur Zeit unſers heiligen Erlöſers, die ihn zur Verſpottung, nicht zur Anbetung in Purpur kleideten. Unſere Geringſchätzung, eigentlich zu ſagen Verachtung der Religion, die wir nicht einmal zu verhehlen trachten, und unſere entſchiedene, ſchamloſe Geübtheit, alles feil zu bieten, die ſogar die Seelen in ihren Handel zieht, muß uns hier nothwendigerweiſe in's Gedächtniß rufen, daß dieſe Zwillingslaſter, wie von einem Bande der Natur umſchlungen, ſich ſchon früherhin zum Verderben des römiſchen Reiches verbündeten.

Deos negligere, omnia venalia habere.
Salust.

Ueber die Geſetze der zweiten Tafel ſagen ſie:

„Die Gebote der Natur unterſagen unſtreitig alle Beleidigungen und Ungerechtigkeiten. Raub oder Mord dürfen wir auf keine Art verüben. Allein warum wollen wir uns irgend ein Vergnügen zum Genuße des Daſeyns verſagen? Warum wollen wir an der Göttertafel des Himmels verhungern? Gott iſt kein Tyrann. Wozu ſonſt hätte er uns ſo viele Begierden gegeben, als um ſie zu befriedigen? Würde er ſie uns wohl gegeben haben, wenn wir ihnen nicht genügen ſollten? Als Ausflüſſe der Beſchaffenheit unſers Blutes ſind Zorn und Wolluſt ſehr verzeihliche Sünden.“

Auf ſolche Art wird allen Sinnentrieben, der ſchamloſen Unkeuſchheit und allen Formen von Ausſchweifungen eine unbegrenzte Bahn geöffnet, und durch eine zweite Huldigung, welche der Lord der Gottheit bringt, eine eben ſo redliche, als ſeine vorgebliche Werthſchätzung des Chriſtenthums, wird eine zweite Verhöhnung aller ſeiner Gebote übertüncht. In einem chriſtlichen Zeitalter werden dem Bachus und der Venus neue Götzendienſte bereitet, und tägliche Opfer in dem Vermögen, in dem körperlichen Wohlſeyn, und in der angebornen Erhabenheit des menſchlichen Geſchlechtes gebracht. Nicht aus Tyrannei wurden Verlangen und Begierden in uns gelegt, ſordern aus der zweifachen wohlwollenden Abſicht, als ein Mittel, ſowohl zum Vergnügen als zur Tugend zu gelangen, wenn wir hnen nur nach den Geboten der Religion, mit beſchränkendem Maß und Ziel genügen. Ein Segen liegt in jeder dieſer Abſichten, obgleich ein Eſau ſtets der erſtern den Vorzug geben wird.

Sie ſehen daraus, mein Herr, daß beide Tafeln der göttlichen Gebote zertrümmert ſind, aber in einem furchtbarern Sinne, doch aus keinem andern Grunde, als Moſes ſie zertrümmerte, da er vom Berge herabgeſtiegen war. Das Genügende der menſchlichen Vernunft wird von dieſen Leuten als das goldene Kalb zur Anbetung aufgeſtellt, und im Wahnſinne der unbegrenzten Verehrung deſſelben, treten ſie die erhabenſte Beurkundung mit Füßen, und trachten eine Eiche mit einem Schilfrohre, oder die von Gott gegebene, durch das Gedeihen in vielen Jahrhunderten erſtarkte Lehre, mit den urplötzlichen zufälligen Blendwerken der Phantaſie, mit den unreifen Frühgeburten einer Stunde in Trümmer zu werfen. Wohl kann man dieſe menſchlichen Verbeſſerungen der göttlichen Offenbarung mit der Erläuterung der Bibel durch Bilder und Götzen des Heidenthums unter dem Antiochus Epiphanes, oder noch deutlicher mit dem ſtolzen römiſchen Kaiſer vergleichen, der das Haupt von Jupiters Statue riß, und ſein eigenes dafür hinſetzte. Wie frech auch dieſe Menſchen ſind, ſo wollen wir doch die Hoffnung auf die Bekehrung ſelbſt der Frechſten nicht aufgeben. Nicht an Kraft kann es dem Finger des Allmächtigen gebrechen, der zweimal die göttlichen Gebote in Stein geſchrieben hat, in jene verkehrten Gemüther neue Eindrücke zu machen.

Damit ſie aber für dieſe Eindrücke deſto empfänglicher ſeyn mögen, daß der Glaube ſchon ſeiner ſelbſt wegen unentbehrlich ſey, ohne Hinſchau auf die böſen moraliſchen Folgen, oder auf irgend etwas Anderes. Nicht blos ein Mittel zu gehorchen iſt der Glaube, ſondern ſelbſt das wichtigſte Werk, und des Gehorſams kräftigſter Beweis. Er iſt nicht blos ein unentbehrliches Fundament, nicht blos ein Opferaltar, ſondern das Opfer ſelbſt, und vielleicht das größte von allen. Er iſt eine Unterwerfung unſers Verſtandes, und verwandelt unſere vergötterte Vernunft in ein Opfer, das wir Gott bringen, und welches dieſer ſo unerläßlich verlangt, daß ohne daſſelbe, daß unſer ganzer Wille und unſere Neigungen, obgleich dem Anſcheine nach ein höheres Geſchenk, von ihm aus unſern Händen nicht angenommen würden.

Erhebt ſich kein Zweifel an dieſer Behauptung? Sicher werden die Jünger des Lords daran zweifeln; allein dadurch wird der Wahrheit nichts entzogen. Denn die heiligen Apoſtel wurden verfolgt, und die Martyrer vergoſſen ihr Blut nicht wegen der Vertheidigung ihrer Lehrſätze, ſondern ihres Glaubens. Dieſe Leiden würden ſie leicht verhütet haben, wenn ſie nur auf die moraliſchen Lehrſätze ihrer neuen Befreiung gedrungen hätten. Die Weiſeſten auf Erden gaben dieſen moraliſchen Lehrſätzen ihren Beifall, und nahmen ſie gerne an. Es ſcheint, daß ſogar die Ungläubigen ſie ſich aneignen, namentlich wenn ſie ihrer Empörung wider unſern Glauben ein Uebergewicht zuwenden wollen, dennoch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie die Annahme dieſes unſinnigen Glaubens der Verpflichtung vorziehen, die von ihnen doch ſo ſehr gerühmte Moral auszuüben.

Trachtet man nicht gotteslängneriſchen Genüſſen nachzuſchwärmen, oder ſich von der Furcht wegen vergangener Sünden loszumachen, ſo finde ich ſo wenig Lockendes zur Verläugnung oder zum Verderben des Glaubens, (wohin ganz oder theilweiſe die Abſicht des Lords gerichtet ſeyn mag) daß dieß, nach meiner Meinung, irgend Jemand nur aus Unkenntniß der Größe des Verbrechens wagen kann. Dieſe habe ich dargethan, und daraus geht hervor, daß die zur Mode gewordene Deiſterey, wie lobenswerth auch übrigens das bürgerliche Leben des Deiſten beſchaffen ſeyn möge, an und für ſich eine Sünde iſt. Ein tugendhaftes, aber mit einem abgefallenen Glauben vereintes Leben, gleicht einem Engel des Lichtes mit geſpaltetem Hufe.

Sehr viele giebt es, die hieran zweifeln, ſonſt würden ſie in der Tugend der Deiſten nicht die vollkommene Rechtfertigung dieſer Religionsſekte finden wollen; es heiſt aber ausdrücklich: „Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben“, nämlich ſelbſt der Gerechte ſoll nicht ohne ihn leben, oder ſelig zu werden hoffen.

Die Verbrechen eines verkehrten Glaubens überſteigen gewöhnlich noch die Grenzen ſeiner Sünde; oft iſt er die Quelle eines ungeregelten Lebenswandels; ein laſterhaftes Leben muß aber nothwendig einen verkehrten Glauben, oder deſſen völlige Verläugnung herbeiführen. Zu klar und tief iſt das Erkennen des Guten und Böſen unſerer Natur eingeprägt, und Hoffnung oder Furcht bewachen zu genau die Ausübung des Einen oder Andern, als daß irgend ein Gewiſſen ſo verrucht ſeyn könnte, ohne entſchuldigende Beſchönigung eine Sünde begehen zu können. Die Laſterhaften ſuchen ihr Gewiſſen durch folgende ſchmeichelnde Troſtgründe in den Schlummer zu wiegen: Entweder der Himmel beachtet unſere Thaten nicht ſo genau, oder ſeine Theilnahme daran iſt nicht ſo groß, als einige wähnen, oder er iſt barmherziger als gerecht, oder ſeine Gerechtigkeit iſt nicht ſo ſtrenge, daß er über irdiſche Verbrechen mit ewigen Qualen zürnen könnte, wie denn eben die ſelbſttäuſchenden Folgerungen eines verkehrten Glaubens lauten mögen. Wirken dieſe Einſchläferungen des rächenden Gewiſſens nicht, ſo greifen ſie zur Verlängerung des Glaubens. Sie beruhigen ſich durch einen berauſchenden Zug aus dem Becher des vollendeten Unglaubens. Die Gottheit iſt ihnen dann ein Traum, die Religion eine Täuſchung. So ſchütteln ſie ihre Furcht, ihren Gott, ihre geſunde Vernunft zugleich ab, und ſind bejammernswerth fröhlich, bis ſie hülflos verloren ſind. Wüßten doch dieſe Elenden, wie theuer ſie das Vergnügen mit ihrer Ruhe erkaufen, wie glücklich könnten ſie ſeyn! Das Vergnügen bleibt eine Kleinigkeit, auch wenn es unſchuldig iſt, aber es hört auf, eine Kleinigkeit zu ſeyn, wenn es nicht mehr unſchuldig iſt, und in einen Feind unſerer Ruhe ſich verwandelt.

Einen Text giebt es, worüber jene ſich verwundern müſſen, welche läugnen, daß ein laſterhaftes Leben entweder einen falſchen Glauben, oder wohl gar den Unglauben erzeuge. Er lautet: Es muß Ketzer, nämlich Leute von falſchem Glauben geben. Warum aber?

Nicht durch eine unausweichliche Nothwendigkeit in Folge göttlicher Vorherbeſtimmung; nein, ſondern durch eine moraliſche Nothwendigkeit, erzeugt aus der menſchlichen Verderbtheit. Ein von gewaltigen bösartigen Leidenſchaften bewegtes Herz muß natürlich bethörende Dünſte in das Gehirn ſenden, und wie groß auch die angebornen Talente eines Menſchen ſeyn mögen, ſo muß ihn doch eine alle Schranken durchbrechende Phantaſie in die ärgſten Verirrungen ſtürzen. Keine größere Anſtrengung koſtet es der von Gott verlaſſenen Böswilligkeit, den feinſten Verſtand, als der Delila, den Simſon zu blenden.

Wohl mag es bisher vielen von den Starken im Glauben entgangen ſeyn, daß er einen doppelten Werth beſitzt. Er iſt unſere Pflicht und unſere Zuflucht, und dieſe wieder in doppelter Beziehung. Er bewahrt die Flamme unſerer Leidenſchaft vor der Gefahr, in das Laſter auszuarten, und unſern Verſtand vor der Nacht der Irrthümer. Vor fremden Betruge ſo wie vor Selbſttäuſchung uns zu behüten, iſt jener Zuſtand uns gleichmäßig nothwendig, worin wir, um Gott zu gefallen, uns befinden müſſen. Stets bleibt dieſer Zuſtand das einzige Mittel, uns vor Selbſttäuſchungen des eigenen Verſtandes, und vor Verbrechen zu bewahren, die uns unſerer Seligkeit berauben müſſen.

Angehend die Geheimniſſe unſers Glaubens, fragen die Ungläubigen, welche mein Vergeſſen derſelben gewiß ungerne ſehen würden, wer ſie denn verdauen könne? Natürlich nur jene, die es ihrem Verſtande zur Ehre rechnen, ihrem Schöpfer zu vertrauen. Socinus litt auch, wie unſere Ungläubigen, an ſchwacher Verdauungskraft, und wollte in einem Anfalle großmüthigen Mitleidens die heilige Schrift, welche die Welt 1500 Jahre lang nicht recht begriffen haben mußte, von ihren Geheimniſſen reinigen, und ſie in der Fülle ſeiner unfehlbaren Vernunft erträglich, und ſie dem ganzen vernünftigen Theile des menſchlichen Geſchlechtes genießbar machen. Aus welchem Grunde wollten wir durch die Dreieinigkeit die guten Türken und Juden uns entfremden? Sein Bemühen ging dahin, der Religion einen gefälligen Anſtrich zu geben, damit ſie Niemand mehr beleidigen ſollte. Dieß geſchah, aber er ſtrich jedes Kennzeichen des Chriſtenthums weg. Dinge, die unſere Hände umſpannen, begreift unſer Verſtand nicht, und wir wollen Gott des Vorrechtes berauben, unter der Menge ſeiner Geheimniſſe ſelbſt ein Geheimniß zu ſeyn?

Hier muß ich, die heilige Dreieinigkeit betreffend, gegen welche ſich unſere Ungläubigen am Meiſten auflehnen, noch etwas bemerken, was Ihnen vielleicht entgangen iſt. Die Offenbarung derſelben iſt uns nicht blos unentbehrlich zum gründlichen Verſtehen des Chriſtenthumes, ſondern iſt auch, nach meiner Meinung, ein unwiderlegbarer Beweis ihrer Wahrhaftigkeit. Nicht leicht hätte von Natur der Einbildungskraft einen Menſchen auf dieſes Geheimniß führen können, was ſeine heftigſten Gegner durch ihr verſtocktes Läugnen deſſelben ſelbſt bekennen; denn warum läugnen ſie es, als eben aus dieſem Grunde? Unſere Gegner beſtärken uns alſo in gewißer Hinſicht in unſerer Ueberzeugung von dieſem wichtigen Artikel unſers Glaubens, den ſie am Meiſten verdammen, und ſie befeſtigen uns darin, (eine Merkwürdigkeit zur Verherrlichung unſers Glaubens) durch denſelben Grund, der ſie, ihn zu verdammen, verleitet.

In unſerer Religion ſind Geheimniſſe jene großen und verborgenen Dinge, von deren Wahrheit uns die göttliche Autorität überzeugt, deren Natur aber unſer Verſtand nicht begreift, nämlich: die Vielheit der Perſonen in einem einigen Gotte; Gott geoffenbaret im Fleiſche; die Wirkung des heiligen Geiſtes in den Herzen der Gläubigen; die geiſtige Gegenwart Chriſti im Abendmahle; die Wiedervereinigung der zerſtreuten körperlichen Theile aus dem Staube des Todes, lauter ausdrückliche Glaubensartikel der Schrift. Verſchiedene von dieſen Artikeln wurden von verſchiedenen Ketzern, und von den Socinianern ſo zu ſagen alle verworfen. Allein gerade der Glaube an dieſe iſt Gott weit wohlgefälliger, als an minder geheimnißvolle Artikel unſerer Religion; denn man erweiſet dadurch ſeinem Zeugniße die gebührende Ehre, und je unglaublicher ſcheinbar die Sache iſt, an die wir glauben, eine deſto größere Ehrerbietung bezeugen wir dadurch ihrem Verkündiger. Dieß nun könnte nach einer den Ungläubigen wider ihr herkömmliches Hohngelächter gegebenen Warnung, der heldenmüthige Glaube genannt werden, der mit der heldenmüthigen Tugend übereinſtimmt, und den ſie aus Klugheit zur Zielſcheibe ihres Spottes machen müſſen.

Wohl mögen Einige äußern: „Dieſer heldenmüthige Glaube kann Gott zwar wohlgefälliger ſeyn, aber gewiß dem Menſchen keinen größern Nutzen bringen. Einen guten Einfluß kann er auf ein künftiges Leben haben, aber mit welchen Vortheilen iſt er für das gegenwärtige verbunden? Wer vermag es, mir die moraliſchen Wirkungen davon nachzuweiſen?“ — Wer an dieſe Geheimniſſe glaubt, verehrt zweifellos, und aus tiefern Gründen, Gottes unbegreifliche Majeſtät. Sein Erkennen iſt richtig, und die Ueberzeugung lebt in ihm; wie klein er ſey, und wie unfähig ſeyn Denkvermögen, ſich zu den ſeinem Glauben mitgetheilten Wahrheiten emporzuſchwingen. Sein Herz giebt alſo Gott die gebührende Ehre für ſein Zeugniß, die pflichtmäßige Anerkennung der Sorgfalt für ſeine Kirche, und den ſchuldigen Dank für die Gnade ſeiner Offenbarung. Als Chriſt gehorcht er ſeiner vorgeſetzten Obrigkeit, das heißt, der Autorität der Kirche, und leiſtet der allgemeinen Ruhe, die nöthige Hülfe, jener Ruhe, welche nur auf die Harmonie der Urtheile mit Sicherheit gegründet werden kann; was jedoch ſeine bürgerlichen Tugenden betrifft, ſo bezähmt er den Hochmuth des Verſtandes zur gebührenden Demuth, jene böswilligſte Neigung unſerer Seele, welche, in zügelloſer Freiheit, im Geleite einer Menge von Uebeln erſcheinen würde, namentlich von ſolchen, die dieſen Brief veranlaßt haben. Sollte ſich uns aber auch keine Ausſicht auf dieſe irdiſchen Vortheile darbieten, ſo wäre es dennoch vernunftgemäß, zu glauben, wenn nicht wir, die wir es billigen, an jene blind zu glauben, die über unſer zeitliches Wohlergehen entſcheiden, es mißbilligen, an den Spender unſerer Seligkeit blind zu glauben.

Inzwiſchen, ich geſtehe es, ſind wir hinſichtlich der Geheimniſſe, doch ſelbſt in einen Irrthum gerathen. Indem wir bemüht waren, eine mehr fromme als kluge Erklärung derſelben zu geben, haben wir vielleicht die Verachtung unſerer Ungläubigen, womit ſie gegen jene erfüllt ſind, der Entſchuldigung genähert. Jedes Geheimniß hört durch eine Erklärung auf, ein Geheimniß zu ſeyn; denn was ſonſt iſt ein Geheimniß, als eine unbekannte Sache? Die Vernunft verbietet aber nicht, an unbekannte Sachen zu glauben, denn die ungewöhnlichſte Sache kann eine Wahrheit ſeyn, und die wahrſcheinlichſte nichts als eine Lüge.

Mit unſerm Verſtande verhält es ſich, wie mit unſern Augen, indem beide ihre eigenthümlichen Geheimniſſe und gewiſſe Dinge haben, die theils durch Zufall, theils durch ihre Beſchaffenheit den Wirkungskreis ihrer Kräfte überſteigen. Im Dunkel liegende Gegenſtände ſehen wir wegen des verhindernden Zwiſchendinges nicht, aber eben ſo wenig von allzu grellem Lichte beleuchtete, wegen Schwäche des Sehvermögens, welches ſo heftige Einwirkungen nicht ertragen kann. Das nämliche Verhältniß zeigt ſich bei unſerm Verſtande. Aus Mangel einer genügenden Belehrung faſſen wir viele Dinge nicht.

Den Heiden iſt die Seligmachung ein Geheimniß geweſen, aber es wurde enträthſelt durch die Offenbarung des Evangeliums. Andere Dinge, die in der That außer den Grenzen unſers Verſtandes ſich befinden, begreifen wir gerade deßwegen nicht. Unter unſern Glaubensartikeln treffen wir Geheimniſſe, deren Löſung wir von keiner Offenbarung erwarten dürfen. Es liegt in ihrer Beſtimmung, Geheimniſſe zu bleiben, ſo lange Menſchen Menſchen ſind, ſo lange ſie nicht mit höhern Kräften begnadiget werden, als jene ſind, welche dieſem ihren unvollkommenen Zuſtande anpaſſen. Kühnheit und Eigendünkel mögen verleiten, mit Hülfe der Vernunft, vielleicht gerade zum Nachtheile der Wahrheit, nach einer Enthüllung der heiligen Geheimniſſe zu ringen; um die göttliche Natur zu ergründen, bezeichnen die wagenden Forſcher ſie dann mit allerlei ſchädlichen Vorſtellungen, unſerer Kühnheit gleich, womit wir unverwandten Auges in die Sonne ſchauen, und ſie ſo lange betrachten, bis ſie uns eine Wolke zu ſeyn ſcheint.

Gott befahl keine Bilder von ihm zu entwerfen, weil ſinnliche Vorſtellungen ihn, den Unſichtbaren, nie erreichen können; ihm, dem unbegreiflichen Weſen, würden die verkleinernden Vorſtellungen unſerer Begriffe nicht minder nachtheilig ſeyn. Ich gedenke nicht, jene zu tadeln, welche von den Erklärungen zu gottesfürchtigen und paſſenden Abſichten einen Gebrauch machen, ſondern ſtelle nur die Behauptung auf, daß man nicht die ſo vielſeitig irrende Vernunft zum Grunde legen müſſe einen Glauben, der auf der feſten Säule eines unſichtbaren Zeugniſſes ruht. Das Beſtehen des Glaubens iſt an dieſe Säule gebunden; denn ſobald ich etwas nicht wegen der Offenbarung, ſondern wegen des Zeugniſſes meiner Vernunft für wahr halte, ſo glaube ich nicht meinem Gotte, ſondern nur mir ſelbſt; nicht einen Beweis des Gehorſams gebe ich dann, ſondern des Eigendünkels, und mehr des Stolzes als der Demüthigung meiner Vernunft, während gerade dieſe Demüthigung derſelben die vorzüglichſte Abſicht des ſtrengen göttlichen Gebotes iſt, daß wir glauben ſollen.

Alle Demuth, ja ſelbſt eine alltägliche Beſcheidenheit müßte jenen völlig fremd ſeyn, die es wagen könnten, jene Geheimniſſe beleuchten zu wollen, von denen der heilige Paulus, obgleich ausgerüſtet mit aller Gelehrſamkeit, Wohlredenheit und göttlicher Eingebung, bekannte, daß ſie den Juden ein Stein des Anſtoßes, und dem feinſten Volke auf der Welt, den Griechen, eine Thorheit wären; dafür hielten ſie nämlich den Glauben an jene Geheimniſſe, weil ſie unbegreiflich ſind, und weil ihnen die göttliche Autorität zur Begründung ihres Glaubens entging. Griechen von dieſem Schlage leben auch unter uns, Anhänger des Epikur, ſpitzfindige, gottesläugneriſche Griechen, deren geprieſene Werke mit dem

> Quicquid Graecia mendax audet in Historia.
> Juv.

auf gleicher Stufe ſtehen; Menſchen, die den Beiſtand Gottes, gleichſam als aufdringlich, mit einer gewißen Verachtung, und als eine Schmähung ihrer eigenen Fähigkeiten von ſich ſtoſſen, und deren verwegene Anſichten von Poſtträgern fleißig unter das Volk gebracht werden.

Die ſieche Erde ſtöhnt unter den furchtbaren Einflüſſen ſolcher Anſichten und ihrer Folgen. Die Grundfeſten der Monarchien erbeben unter ihnen, und ſelbſt in die Gerichtshöfe ſchleichet ihr Gift; kein Wunder! In wie vielen Privatfamilien giebt es nicht ſchändliche Geheimniſſe? Wie viele öffentliche Verhandlungen ſind nicht entehrt durch offenbare Ungerechtigkeit? Die oberſten Gerichtshöfe haben ihr dem Laſter zugeſprochenes Recht, indem ſie bei Uebertretung ihrer eigenen Geſetze ähnliche Beiſpiele vorwenden, und mit der allgemeinen Verderbtheit der Welt ihre eigene noch größere zu rechtfertigen ſuchen. Thürmen ſie auf dieſe Weiſe nicht Berge auf Berge wider den Himmel? Und ſind wir thöricht genug, zu wähnen, daß endlich die erſchöpfte Langmuth des Himmels nicht in Rache wegen unſerer Frevel ſich verwandeln werde?

Schon hat der Himmel einige einfache und gütige Mahnungen, deren wir uns noch immer erfreuen dürfen, vorausgeſendet. Natürlich genügen dieſe aber nicht einer Welt der Trugſchlüſſe und Vergnügungen der üppigen Genüſſe und der Widerwärtigkeiten, der unermeßlichen Schulden und der ungeheuern Verſchwendung, der allgemeinen Armuth und der von Privatperſonen geſammelten Schätze, und aller andern Dinge, welche der geſunden Vernunft Hohn ſprechen. Zwar bin ich, mein Herr, auf dem platten Lande, und habe kaum eine Vorſtellung von dem bodenloſen und ſcheußlichen Abgrunde der Schwelgerei, an deſſen Rande Sie leben, und dennoch kann ich ſchon hier Erfahrungen genug machen. Wo iſt ein Dorf, das nicht ſeine Selbſtmörder oder ſolche verruchte Böſewichte zählt, die einem noch raſchern Tode durch Henkershand ſich entgegenſtürzen? In jeder Hütte faſt lebt ein Verfälſcher ſeines Glaubens, ein Läugner deſſelben in jedem Pallaſte, ein Beweis von dem engen Bündniſſe und dem gemeinſchaftlich wuchernden Gedeihen des Laſters und des Unglaubens.

Ohne Zweifel werden Sie mir erwiedern, daß die Religion uns gebiete, ſolche Menſchen zu beweinen, daß wir beten ſollen zur Verhütung ihres weiten Umſichgreifens, und ſtreben, ſie eindringlicher durch das Vorbild unſers eigenen Lebens, als durch Worte zu einer beſſern Ueberzeugung zu bringen. Ganz recht; der Ungläubige und der Chriſt könnten der Verſchiedenheit ihrer Anſichten entſagen, fände ſich unſer Chriſtenthum nur in den Büchern. Tillotſon und Bolingbroke weichen in ihren Meinungen von einander ab; ſie ſtreiten nur um Worte; aber ihre Uebereinſtimmung iſt weſentlich, und ihre Vereinigung wird von ewiger Dauer ſeyn.

Allein, mein Herr, es iſt nicht minder unſere Pflicht, zu ſprechen wider die Feinde unſers chriſtlichen Glaubens, und, wenn wir es vermögen, zu ſchreiben, als ein ihnen entgegengeſetztes Leben zu führen. Ich ſchreite alſo zu der Bemerkung, daß die Gründe des Lords wider die Göttlichkeit der Schrift ſchon lange vor ihm ihre Beantwortung gefunden haben. Er kann ſich aber bei dieſem Verfahren auf Vorgänger berufen. Nur wenige unter den Deiſten können ſich von der ihnen eigenthümlichen Freiheit oder Raſerei losmachen, ſchon widerlegte Gründe noch einmal zu wiederholen. Da einer das Echo des andern iſt, ſo wird es klar, daß ſie nicht zur Enthüllung der Wahrheit ſchreiben, ſondern nur zur Ausbreitung der Seuche, wozu ein aufgetiſchtes altes Gift dieſelben Dienſte leiſtet, wie ein neues, ja es dringt vielleicht noch ätzender und unaustilgbarer in die Natur, wenn die nämliche Gabe erneuert wird; auch können ja neue Schriftſteller wieder neue Leſer finden. Vielleicht öffnen bisher noch unbefleckte Hände das Buch; vielleicht verſchlingen es ſchon etwas Angeſteckte in einer neuen Miſchung noch gieriger; vielleicht gefällt eine ſpätere Darſtellungsgabe jenen beſſer, die ein früherer aneckelte. Ich muß alſo um Vergebung bitten; nach reifem Nachdenken erkläre ich als ſcharfſinnigſte Klugheit, was ich zuvor Raſerei genannt habe, allein als eine ſolche Klugheit, welche einen chriſtlichen Schriftſteller durch die ſchmachvollſte Entwürdigung beſchimpfen würde.

Außer den bereits bezeichneten Beweggründen giebt es noch andere, die unſere Deiſten über ihre Selbſtzufriedenheit enttäuſchen könnten. Der Name „Ungläubige“ greift die Ehre an; denn der Deismus iſt einſt die wahre Religion geweſen, und jenes altergraue Anſehen ſuchen ſie noch immer aufrecht zu erhalten. Jeder Freund des Chriſtenthumes, oder ein Freund von ihnen, darf die Bemerkung nicht verſchweigen, daß ein rechtſchaffener, vor allen Dingen um die Gnade Gottes ſich bewerbender Mann, unmöglich eine angebotene Offenbarung verwerfen könne, ohne zuvor das Recht der Behauptung ihrer hohen Würde geprüft zu haben, und daß es einem vernünftigen Manne nicht minder unmöglich ſey, nach dieſer Prüfung die chriſtliche Offenbarung zu verwerfen. Einem verſtockten Deiſten, in einem durch das Licht des Evangeliums erleuchteten Lande, muß es alſo an Rechtſchaffenheit oder an Vernunft gebrechen; er muß von Gott verlaſſen oder blödſinnig ſeyn. In dem furchtbarſten Irrthume ſind diejenigen befangen, die dem Deismus wegen der Anrühmung eines hochgebildeten Verſtandes huldigen, oder wegen der

Ausübung einer reineren und vollkommneren Tugend. Und dennoch ſuchen ſie nur hiermit ihre beklagenswerthe Wahl zu entſchuldigen; ſie ſind die einzigen Beweggründe, welche ſie zu bekennen wagen. Muß alſo nicht ihr innerſter Beweggrund von ſolcher Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie nach dem Rathe der Klugheit ihn verſchweigen müſſen? Aber es iſt keine leichte Aufgabe, ihn zu verſchweigen. Denn unſere mangelhafte Vernunft bedarf in vielen, für den Menſchen höchſt wichtigen Beziehungen, einer Offenbarung, und ſehnet ſich immer nach ihr; ſie wird alſo auch das dargebotene Erſehnte annehmen; vernünftige Deiſten müſſen am Lichte des Evangeliums zu Chriſten reifen. Dieſer Gegenſtand läßt auch noch andere Schlüſſe zu, z. B. der Allmächtige würde keine Offenbarung ohne Abſicht ihrer Annahme gegeben haben. Und von wem ſoll ſie angenommen werden? Sicher von den Rechtſchaffenen und Vernünftigen. Und wenn Einige von dieſen ſie annehmen, warum ſollen dieß nicht Alle thun? Und wenn die Rechtſchaffenen und Vernünftigen ſie annehmen, welchen Namen verſchulden diejenigen, die ſie nicht annehmen? Die Nichtannahme der geoffenbarten Religion iſt Auflehnung wider die natürliche Religion. Ich habe früher einen Tadel über alle Deiſten ausgeſprochen, wie lobenswerth auch ihr übriges Leben ſeyn dürfte, jetzt aber iſt es entſchieden, daß ihr Leben nicht lobenswerth ſeyn könne. Mögen Andere aus chriſtlicher Liebe nicht ſo geradezu ihre Meinung ausgeſprochen haben, ich aber thu es, und gewiß von einer noch höheren Anſicht der chriſtlichen Liebe bewogen; denn eine wohlwollende Geſinnung für dieſelben darf nichts verſchweigen, was ſie aus ihrem Wahne zu reißen vermag.

Der Hauptmann Cornelius, ein ſehr guter Mann, hielt den Glauben an das Evangelium nicht für überflüſſig zu ſeiner Seligkeit, während die Deiſten unſerer Zeit, klüger, aber nicht beſſer, als jener, mit Einwürfen dagegen auftreten, deren wichtigſte die Geheimniſſe des Evangeſtums umfaſſen. Nur ſolche Dinge ſind darin verborgen oder dunkel, die wir nicht begreifen können, oder deren Begreifen uns entbehrlich iſt; die wir entweder wegen der Beſchränktheit des menſchlichen Verſtandes nicht begreifen, oder wegen anderer genügender Mittel und Beweggründe zu einem frommen Leben entbehren können. Worin beſteht alſo die ganze Wichtigkeit des vorzüglichſten Einwurfes? Lediglich in der Behauptung, daß das Chriſtenthum keine unmöglichen Dinge thut; denn ſeinem Urheber, dem allmächtigen Gotte, iſt es eben ſo unmöglich, etwas zu thun, was über ſeine huldvolle Abſicht hinausgeht, nämlich was zu einem frommen Leben des Menſchen nothwendig iſt, als etwas zu machen, was ſeiner Natur nach als ein Widerſpruch erſchiene.

Sämmtliche Einwürfe der Deiſten wider die chriſtliche Lehre erſcheinen nur als eine Anſtrengung, ihre Angelegenheit in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, nur als ein Aufwand der entſprechendſten Mittel ihrer Erfindungskraft, geehret zu bleiben, und die Welt im Dunkel zu laſſen; denn hierin muß man die eigentliche Triebfeder ihres Abfalles vom rechten Glauben ſuchen. Nicht als Bethätigung des Unglaubens, ſondern des Mißfallens, muß man die Einwürfe verſtändiger Deiſten betrachten. Sie ſind weit entfernt, die völlige Entfernung der Geheimniſſe zu wünſchen, denn dadurch würden ſie ja den Gegenſtand ihres Lieblings-Einwurfes verlieren. Sie ſind auch nicht geſonnen, den dunklen Schleier über jenen Geheimniſſen zu lüften, ſondern nur ihn von der Glaubenslehre herabzuziehen, und über die moraliſchen Sätze zu breiten. Dieſe ſind unverhüllt, und für ihre Zwecke zu klar, und die Annahme derſelben hat von jeher zur leichten Ueberzeugung von den Geheimniſſen des Evangeliums geführt. Das gereizte tyranniſirende Herz gebietet dem ſclaviſchen Verſtande, der Schirmvogt ſeiner ungerechten Sache zu ſeyn, und ſie als ſeine eigene zu vertreten, ſo zwar, daß Satan dieſe Deiſten der Heuchelei gegen ihn überführen könnte durch den Vorwurf, daß ihr Unglaube nur ein Vorwand ſey. Die Hoffnung gebe ich nicht auf, daß mindeſtens jene Deiſten, die bereits in ihren eigenen Grundſätzen zu wanken beginnen, einen heilbringenden Blick in dieſen Spiegel werfen, und die mit eines Deiſten Verläugnung des Chriſtenthums zweifellos verbundene Selbſtbeſchuldigung geſtehen werden, oder mich meines Irrthumes überweiſen werden; in dieſem Falle würde ich ihnen kein geringes Unrecht zugefügt haben. Wie ſehr zu ihrem Nachtheile erſcheinen jene Verächter des Chriſtenthums durch meine Darſtellung! Ihre Worte ſind deiſtiſch, ihr Gewiſſen chriſtlich, und ihr Herz heidniſch! Welch ein beklagenswerthes Dreiblatt! Dieſe Beſchuldigung iſt weit ſchwerer, als ich ſie in der Wirklichkeit begründet zu finden wünſche.

Aber dennoch ſtellt man billig die Frage: „Worin liegt der Grund, daß Perſonen von anerkannten Fähigkeiten von ſolchem Haße gegen die heilige Schrift erfüllt ſind, die immer um ſo vortrefflicher erſcheint, je gebildeter der Verſtand ihrer Leſer iſt?“

Wohl iſt es möglich, daß Unwiſſenheit dieſen Haß veranlaßt, wenn ihre Herzen verſchrobener ſind, als ihre Beurtheilungskräfte; denn manche Stellen in der heiligen Schrift ſchließen ihre Bedeutung nur frommen Gemüthern auf. „Freuet euch, ich wiederhole es, freuet euch!“ Den Laſterhaften muß dieß als Wahnſinn, und weil es ihnen nicht gelingt, als keine Eingebung erſcheinen. Sie haben weder Anlaß noch die Kraft, ſich in Trübſalen zu freuen. Ungläubige und Schriftläugner entſtehen unvermeidlich durch ſchlechte Sitten, während ein gottesfürchtiges Leben den Schlüſſel dazu reicht. Den Geiſt dieſes Ausſpruches erfaßt der Laſterhafte eben ſo wenig, als den weitern: „Das Geheimniß des Herrn iſt mit denjenigen, die ihn fürchten.“ Ohne Erfahrung davon fehlt ihm auch der mindeſte Begriff ſeiner Wahrheit, der in dem Frommen mit dem Gefühle derſelben ſich vereinet. Die Schrift gleicht ſohin der leuchtenden Heeresſäule, die den Iſraeliten Licht, den Egyptiern Finſterniß brachte, deßwegen gebricht den größten Denkern in Religionszwiſten die Schärfe des Verſtandes.

Iſt vielleicht Eitelkeit die Veranlaſſung? Catilina's Bezeichnung ließe ſich auf des Lords Schriften anwenden: „Satis eloquentiae, sapientiae parum." Mindere Beredſamkeit, der Mangel jener mit der Ausſicht ſchmeichelnden Talente, als ein neues, in der gelehrten Welt nie erſchautes Licht glänzen zu können, würden ihm eine Verſuchung erſpart haben, die offenbar ſeine Klugheit überwog, und ein alltäglicher Verſtand wäre ein ſturmſicherer Anker ſeines Herzens geweſen. Eine unſterbliche Feder, (wenn es die ſeinige iſt) bleibt immer ſchrecklich und gefahrdrohend, und tödtlicher als Cato's Schwert ihrem Beſitzer.

Oder ſollte etwa der Neid die Urſache ſeyn, wornach wir forſchen? Wie wäre es möglich, daß dieſe Leute die Chriſten beneiden könnten, von welchen ſie ſich ſelbſt, wegens des „kläglichen Irrthumes" derſelben losſagen? Das Ringen des Menſchen nach Glückſeligkeit geht nicht blos von ihrem Verlangen aus, ſondern auch von ihrem Ehrgeize. Nur mit Widerwillen ſieht er Glücklichere als ſich, weil ein höherer Grad von Glückſeligkeit das unläugbare Zeugniß eines geiſtigen Vorranges und eines gediegenern Charakters iſt. Ein Menſch ohne Religion ſieht den religiöſen Chriſten glücklicher als ſich; daher geht er von dem Wunſche zum Beſtreben über, ſie als irrig zu erklären. Der Himmel beſtraft das Haſchen nach Irrthümern mit den erfreulichſten Fortſchritten, geſtattet ihnen den Glauben an ihren eigenen lügenhaften Wahn, und ſomit ſtürzen ſie in das gegen die Wahrheit ſelbſt erhobene Schwert.

Non hos quaesitum munus in usus.

Virg.

Mehr aus ihrem Neide als aus ihrer Eitelkeit erkläre ich mir ihre Verſtocktheit; denn Eitelkeit allein kann als eine ſchuldlos unbedeutende Regung auch in einem nicht böſen Herzen wohnen. Allein der Neid iſt mit bitterm Haße erfüllt, und der Spott iſt der Aushängſchild eines verderbten Herzens, ein ſcheußlicher Baſtard, den ſie zu ihrem Lieblinge erwählen.

Obwohl in ernſten Zwiſten ein Hohngelächter höchſt unanſtändig iſt, ſo mag es ihnen dennoch nicht an einer Entſchuldigung fehlen. In der Vorempfindung handeln ſie vielleicht ſo, daß die Wuth ihrer von ſchlimmen Befürchtungen erdrückten Gewiſſen ſie in den Abgrund ſtürzen würde, wenn ſie nicht auf eine leichte Weiſe durch erkünſtelte Heiterkeit ſich zu helfen wüßten, um ſich, wie mit einem Schwimmgürtel auf den Wogen, vor dem Unterſinken zu bewahren. Es iſt kein Wahn, daß auch ſie bisweilen von Zweifeln, und ihre Herzen von ſchlimmen Weiſſagungen gepeiniget werden. Nur das Evangelium kann die Seele mit einer unerſchütterlichen Sicherheit beglücken.

Die aufgezählten Gründe beſtimmen mich, den Neid als eine Miturſache des Unglaubens zu erklären, welche, nach meiner Meinung den Bemerkungen Andern entgangen iſt, ja ich erachte ihn ſogar als die wahre Haupturſache des gelehrt ſeyn wollenden Unglaubens auf Erden. Ganz gewiß erweiſen ſich andere, aber nicht ſchwerere Laſten als die vorzüglichſten Pflanzſtätten dieſes Unglaubens unter der gemeinen und ungebildeten Klaſſe der Menſchen, bei denen die deſpotiſchen Sinne nicht vom Zügel der Gedanken gelenket werden.

Mögen nun aber Unwiſſenheit, Eitelkeit, Neid, oder was immer für andere Verkehrtheiten des menſchlichen Geiſtes jenen Unglauben veranlaßt haben, ſo können wir dennoch ſtets Nutzen daraus ſchöpfen, indem wir dadurch zu der Hoffnung berechtiget werden, auf die Bahn der Beſſerung zu gelangen. Durch ein laſterhaftes

Leben wenden wir ihnen den Vortheil über uns zu, und einen neuen Beweis gegen uns, wie ſchwach er auch ſeyn möge. Die Zahl ihrer unſtichhaltigen Beweiſe, von denen ſie ganz gewiß Gebrauch machen, dürfen wir ja nicht vergrößern; wir würden ihnen auf dieſe Weiſe durch Zuſtellung von Kriegsbedürfniſſen nur die Verlängerung des Krieges erleichtern, und obwohl dieß nur zu ihrem eigenen Nachtheile geſchehe, ſo müſſen wir es doch gerade deßwegen aus chriſtlicher Liebe unterlaſſen. Ferner hat die chriſtliche Religion ihren Gegnern bisweilen manchen neuen Lichtſtrahl hinſichtlich der Erhabenheit ihrer Natur, und zur Bezeugung ihrer Wahrheit zu verdanken, jenen Gegnern, die ihr, ſo zu ſagen, wohlgefälliger ſind, als ihre Anhänger, weil ſie ihr wider Willen, ſohin ohne Anſpruch auf Dankbarkeit für erwieſenes Gutes, ausgezeichnete Dienſte leiſten. Ihr Triumph nimmt zu mit der Macht ihrer Feinde, aus jedem Kampfe tritt ſie nur um ſo hellſtrahlender und ſiegreicher hervor. Mit welcher andächtigen Freude ſehen, gleich dem Pfeile des alten Priamus, die hervorragendſten Talente, welche ihre ganze Kraft an die Hoffnung ihres Umſturzes vergeudeten, machtlos hinſinken!

> Telum imbelle sine ictu
> Conjecit; rauco quod protenus aere repulsum
> Et summo clypei necquicquam umbone pependit.
> Virg.

Die ewige Säule des menſchlichen Heiles und der Ehre Gottes, das Chriſtenthum, wird nur um ſo unerſchütterlicher, gleich dem kühn geſpannten Bogengewölbe, mit je ſchwerern Laden des Widerſpruches und der Vorwürfe ſeine Gegner es beladen.

Auch durch ihre gegen das Chriſtenthum gerichteten Schriften werden ſie verrathen; denn inſoferne, wie ich früher dargethan habe, ein verfälſchter Glaube oder der Unglaube eines laſterhaften Treibens finſtere Ausgeburt iſt, enthüllen uns die Gegner noch weit mehr als ihre Meinungen, während ſie nur von dieſen zu ſprechen glauben. Vielleicht decken ſie uns auch noch ſelbſt die Blößen ihres moraliſchen Charakters in der Mittheilung ihres Glaubens auf, und tragen ſo, gleich dem Bellerophon, ihre eigene Verdammung in ihrem Buſen, indem ihr leutſeliger Hochmuth ſie mit dem Wahne verblendet, daß ſie die neuen Lichtträger und Verſtandbringer auf Erden ſeyen, ſo, daß ſie die bekannten Worte „Bellerophontis litterae“ als einen richtig bezeichnenden Sinnſpruch allen ihren gelehrten Abhandlungen voranſetzen dürften.

Freilich wird die Verdammung Anderer ſie wenig beſtürzt machen; als ihre eigene, wenn einmal die Stunde derſelben für ſie ſchlagen wird. Und wer wird dieſe Stunde nicht ſchlagen hören? Bekäme ein Menſch, von Natur aus blind, ohne irgend eine Vorſtellung von Sonne, Mond und Sternen, plötzlich das Licht ſeiner Augen, ſo könnte er bei dem überraſchenden Anſchauen dieſer himmliſchen Prachtgeſtirne kein ſo außerordentliches Erſtaunen äußern, als ein im Laſter für die Religion Erblindeter bei dem erſten Lichtſtrahle der göttlichen Wahrheiten, überirrdiſcher Erſcheinungen, altehrwürdiger Offenbarungen, erfüllter Weiſſagungen, und einer fortlaufenden Reihe wunderbarer Mittel zu unſerer Seligmachung, fortdauernd vom Beginne der Schöpfung bis zum gegenwärtigen Augenblicke. Sein Erſtaunen wäre ungleich größer, ſage ich, wenn er durch göttliche Erleuchtung ſeiner Augen dieſe geiſtigen Geſtirne, Sonne, Mond, und Sterne der moraliſchen Welt ſchauen könnte. Bis zu dieſem Zeitpunkte umnachtet ihn Finſterniß, und ſein blinder Irrthum verleitet ihn, Gefahr für Sicherheit, Schande für Ehre, und das Verderben für Heil zu betrachten. Mit ausgebreiteten Armen rennt er, gleich den Geblendeten zu Sodom, den Genüſſen nach; aber zum Tempel des wahren Genußes, der wahren Glückſeligkeit, kann er die Pforte nicht finden, was ich ſpäterhin darzuthun geſonnen bin. Man laſſe ſich durch den Schein allzugroßer Strenge nicht täuſchen; Niemand kann mit einer Feder Feuer ſchlagen. Ein elementariſches Feuer ſtrömt durch die ganze Natur, obgleich im dunklen Stoffe eingeſchloſſen, und in den meiſten Zonen der Erde nicht ſichtbar. So ruht nach meiner Vorſtellung auch die göttliche Gnade in allen Herzen, (außer ſie wurde gewaltſam ausgelöſcht) jedoch thatunkräftig. Eine leichte Mahnung belebt ſie nicht; ein mächtiger Schlag muß ſie aus einem Kieſelherzen locken. An ſolchen Herzen kann es in unſerer Zeit der Finſterniß nicht fehlen, wo ſo wenig Gnadenfunken ſprühen; unter der Herrſchaft des Unglaubens müſſen ſolche Herzen ſchlagen. Die moraliſche Welt beſteht aus Tag und Nacht, aus Glaube und Unglaube; jener öffnet unſerm Geiſte den Himmel, dieſer entzieht ihn unſern Blicken. Wohl mir, wann dieſer Brief in der allgemeinen Nacht des Geiſtes auch nur in einem einzigen Herzen einen Frühſtrahl der Morgendämmerung erzeugt! Sie, mein Herr, ſind aus dieſer Dämmerung ſchon zum Lichte hinübergeſchritten; wandeln Sie auf dieſer Bahn fort, bis nach dem Anklopfen des Glaubens, das allein wird vernommen werden, Sie in den ſonnenhellen Tag einführen wird, wo die unbefehdete, ſiegreiche Wahrheit und ein weiſe gewähltes Vergnügen den Gerechten mit der Krone des ewigen, unvergänglichen Ruhmes ſchmücken werden; dieß erfleht von Gott

Ihr

treuer ꝛc.

Zweiter Brief.

Von der Ueppigkeit.

Die Ueppigkeit iſt der Stoff dieſes Briefes, den Sie mir ſo dringend empfohlen haben. Ich weiß nicht, ob Sie die nöthige Selbſtüberwindung geprüft haben, die dazu gehört, bis Leute, die den Blicken der ganzen Welt Trotz bieten, vor ihren eigenen Geſtalten in ihren Gemächern erröthen lernen. Und wie kann man außerdem durch Schritten auf beſſere Sitten hoffen? Wie groß auch überdieß unſere Uebertretungen in Hinſicht auf die Ueppigkeit ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch nicht neu. Schon vor den Zeiten der Sündfluth, was man zur Schmach der Menſchen geſtehen muß, gab es brittiſche Laſter. Bei der völligen Erſchöpfung aller moraliſchen Stoffe wird ein Schriftſteller ſohin kaum die Wiederholungen vermeiden können, ſelbſt bei dem größten Reichthum an Materialien. Noch iſt es nicht entſchieden, ob wir mehr durch Unglauben verhärtet, oder durch Ueppigkeit verweichlicht ſind, ſoviel aber iſt gewiß, daß Genußſucht die Keime aller Laſter in ſich vereint; weder zu den geringſten noch zu den ſchlimmſten ihrer furchtbaren Folgen gehören Diebſtahl, Todtſchlag und Eidbruch; ohne allzutief in dieſe Folgen einzudringen, will ich doch nichts unterlaſſen den Namen eines Wollüſtlings, womit ſich einige wie mit einem Ehrentitel brüſten, nicht nur lächerlich zu machen, ſondern auch dem allgemeinen Abſcheu Preis zu geben.

Mit welcher tyranniſchen Gewalt beherrſcht uns nicht die Ueppigkeit! Nicht blos die im Dunkel ſchleichende Peſt iſt ſie, ſondern auch ein Pfeil, der am hellen Tage verheeret. Vor den Schreckgeburten unſerer mitternächtlichen Laſter verhüllt der Mond ſein bleiches Antlitz, und der anbrechende Morgen erröthet ob unſerer noch nicht beendigten Schwelgerei; die ganze Natur bebt zurück vor unſerer ſchamloſen Raſerei. Ueberflüßig iſt es, durch Schilderungen die Schrecken der Wirklichkeit zur Rieſenhöhe empor zu treiben; beiſpiellos iſt unſere Wolluſt, und findet den Markſtein ihrer Thätigkeit ſelbſt bei den Bettlern nicht, die von Almoſen kümmerlich ihr Daſeyn hinſchleppen.

Es giebt einen alten Vergleich zwiſchen Staaten und Menſchen hinſichtlich der Geburt, des Gedeihens, des Wohlſeyns, der Krankheit, des Verfalles und Endes. In lebenverheißender Geſundheit werden Menſchen oft urplötzlich von Schlagflüſſen, und Königreiche durch raſche Eroberungen hingerafft. Den Sturz mancher Staaten findet man in irgend einem Gebrechen ſeiner urſprünglichen Bildung, wie die Sterblichkeit der Menſchen in ihrer angebornen Erbſünde begründet; aber der Verein von Uebeln führt gewöhnlich den Untergang der Reiche wie der Menſchen herbei. Und welche eingebürgerte Krankheit iſt tödtlicher, als jene, woran wir leiden? Auf den Lotterbetten der Wolluſt haben die meiſten Königreiche ihr Leben ausgehaucht.

Nach dem Gange der Natur folgt jede entſprechende Wirkung der ſie veranlaſſenden Urſache auf der Ferſe nach; wenn nun unſere eingebürgerte Krankheit, die ganz gewiß nicht eine bloße Hautkrankheit iſt in die zum Leben unentbehrlichen edlen Organe unſers Reiches übertreten ſollte, wie treffend würde dann auf dieſe hochmüthige, gold- und laſterreiche Königsſtadt, die ſich mit dem Eigenthume des Meeres brüſtet, während ſie ſelbſt auf dem unermeßlicheren und uferloſen Meere ihrer Laſter mit vollen Segeln ſchifft, das geheiligte Klaglied des Propheten anwendbar ſeyn, jenes Klaglied über das alte Tyrus, deſſen meerentſtiegene Schätze und hölliſche Verruchtheit, — mit Widerwillen ſag' ich es, nur Schatten gegen die unſerigen geweſen ſind. Dieſer ſcheußliche Vorwurf muß nur allzugewiß zu Wahrheit werden, wenn wir auf dieſer Laſterbahn der Hölle freventlich fortwandeln.

Zu dieſer Zeit dem brittiſchen Ohre im Donner, lauten jene hehren, äußerſt denkwürdigen Worte alſo: Iſt dieß die frohſinnige Stadt, die mit ihrem Alter ſich brüſtet, deren Kaufleute Fürſten, deren Krämer die Vornehmſten in der Welt geweſen ſind? Sie haben ihre Früchte auf ungeheuern Meeren geerntet, und ihre Bank war ein Völkermarkt. Hat ſie nicht, wie eine Kronenträgerin, mit ihrer über die Meere ausgeſtreckten Hand Throne zum Wanken gebracht? Aber ſie iſt gefallen, ſie iſt gefallen! Denn der Wille des Herrn war es, alle Pracht der fröhlichen Stadt zu demüthigen!“

Muß nicht Britannien von dieſem Texte der Schrift tiefer erſchüttert werden, als das übrige Menſchengeſchlecht? Bisher hat noch die Gnade die Erfüllung der Weiſſagung verzögert; aber wenn Britannien, wie Tyrus, nicht aufhört, „gleich einer Metze zu ſingen, und der Harfe in mancherlei Liedern wollüſtige Klänge zu entlocken, den Schmachpreis ſeiner Feilbietung wieder zu empfangen, und in Buhlerei zu ſchwelgen mit allen Königreichen der Welt,“ ſo iſt ſein Sturz zu beſorgen, wenn nicht das Vorbild faſt aller frühern Reiche eine Lüge iſt, und wenn das Gift, welches ſtets die Staaten vernichtete, nicht jetzt ſeine verderbende Wirkung verloren hat.

Wenn das Geſchick der Staaten in der Wage parteiloſer Gerechtigkeit liegt, ſo kann nur eine unſelige Verblendung uns die gebührende Furcht entrücken. Die Verläugnung unſerer Schrecken wird durch die Gewißheit vereitelt, daß ſelbſt die Furchtloſigkeit ein Zeugniß der uns drohenden Gefahr iſt; denn der Himmel wiegt die Menſchen in Sicherheit, wenn er ihr Verderben beſchloſſen hat.

Verkündet aber der Untergang ſein Herannahen durch das herrliche Schaugepränge von Ueberfülle und Frohſinn? Ja, dieſe beiden ſind nicht blos Zeichen, ſondern ſelbſt Urſachen dieſes Unterganges. Babylon iſt nicht die einzige, die durch einen Ueberfall in den Armen von rauſchenden Feſtgenüſſen verſchied. Am Rande des Abgrundes taumelten die meiſten Staaten am heiterſten, und flackerten noch einmal in raſcher Glanzblendung auf vor ihrem völligen Verlöſchen, gleich einer bis auf den Boden eines Leuchtergehäuſes herabgebrannten Kerze. Könnten uns die Gräber unſere Väter zurückgeben, ſie müßten denken, ein glücklicher Zufall hätte ſie gerade zu einem öffentlichen Feſttage geleitet; denn ſie könnten ſich der Tagesordnung ſolcher Schwelgereien nicht einmal träumen laſſen. In unſerer Luſtigkeit ſcheinen wir raſtlos das tauſendjährige Triumphfeſt zu begehen, durch unſere Laſter es mit den vorſündfluthlichen Sitten in Einklang zu bringen, und durch die dabei anſchauliche Ruhe das Zeugniß eines feſten Vertrauens auf die göttliche Verheißung, daß keine zweite Sündfluth kommen werde, zu geben. Genößen wir doch im Schlamme unſerer Laſter das hohe Menſchenalter vor der Sündfluth, ſo käme uns einige Entſchuldigung zum Beſten; aber einen ſo kurzen Moment mit der Ewigkeit auf die Wage zu legen, beweiſet, daß dieſe von äußerſt ſchwachen Händen gehalten werden. Jene wegen unermeßlichen Laſterthaten durch Gottes Rache vertilgte Welt iſt einer ſo verruchten Bosheit unfähig geweſen.

Zählt aber eine ſo gemeinſame Sittenverderbtheit keine Jünger in ihrer Mitte mit einem bevorzugten Anſpruchsrechte auf eine noch größere Schande? Sind unſere großen und gewaltigen Förderer der Wolluſt nicht den edlen Geſinnungen des Curtius Entgegengeſetzte, die ſich für das Verderben ihres Vaterlandes in den Abgrund ſtürzen? Sie bedräuen ihr Vaterland durch das Gift ihres Beiſpieles mit dem Untergange, und bewirken bald ihren eigenen durch ihre grenzenloſe Vergeudung. Wenn dieſe Leute die rechte Anſicht haben, welche Schwachheit iſt dann die Selbſtbeherrſchung, welch' vergebliche Selbſtquäler ſind dann die

Reuigen zur Sühnung ihrer Sünden, was für blödſinnige Thoren und wahrhaftige Selbſtmörder die unzähligen Märtyrer? Zu welch' geringen Preiſen würden ſie ihre Genüſſe erkaufen, wenn ſie nur ihre Geſundheit, ihre Ehre, und ihr Vermögen dafür hingeben!

Das wirkliche Laſter iſt einigermaſſen weniger gefährlich, als das blinde Haſchen nach Genüſſen. Jenem hat die Natur ein furchtbares Mahngepräge aufgedrückt. Es erfüllt mit Schrecken, und erhält uns durch Aufſtachlung des Gewiſſens wachſam. Unter dem erborgten Scheine des Unverfänglichen bewirthet das Vergnügen uns mit Mohnſaft, und tödtet ſo alle Empfindung bis zur Fühlloſigkeit; im weichen Schooße der Wolluſt entſchlummert das Gewiſſen; durch Vertrautheit ſtreift das Laſter ſeine Schrecken ab, und ſein Emporwuchern macht uns ein Mittel zur Selbſtverſöhnung unerläßlich; wir greifen ängſtlich wenigſtens nach dem Schatten einer Entſchuldigung, verwirren uns dabei in bodenloſe Zweifel, und werfen uns, lediglich zur eigenen Vertheidigung und ſcheinbaren Selbſtberuhigung in die Arme des Unglaubens.

Wie Genußſucht durch Einſchläferung unſers Gewiſſens uns in Ungläubige verwandelt, ſo macht ſie uns auch zu untauglichen Freudenjägern, indem ſie durch die Verfinſterung unſers Verſtandes uns der Natur und der Benützung der ſehnſüchtig erſtrebten Sache entfremdet. Nur dieſe Umwölkung ihres Verſtandes hindert unſere Wollüſtlinge an dem Erkennen, daß ihre blinde, wahnſinnige Luſtſucht allen Segen in Fluch verwandelt. Wenn die Wolluſt die ſchätzenswerthen Glücksgüter des Lebens: Geburt, Erziehung und Unterricht, Reichthum zu Antrieben und Werkzeugen ihrer Willkürherrſchaft mißbraucht, ſo entwürdiget eine vornehme Geburt mehr als die Abſtammung aus der Hefe des Volkes, die Gelehrſamkeit wird ſchädlicher als die Unwiſſenheit, und der Reichthum macht unglücklicher, als die Armuth. Vornehme Leute, (und dieſen gelten meine Worte) können die Sünde nie auf ihre eigene Perſon beſchränken. Gleich einer verheerenden Seuche befällt ihr Beiſpiel die niederen Stände, welche, von der erſehnten Macht eines ſo hochgeſtellten Vorbildes verleitet, mehr wegen ihres Anſehens und Glückes, als aus eigener Neigung die Bahn des Laſters betretten, weil Hochmuth und Selbſtſucht ſodann den ohnehin ſchon allzu gottvergeſſenen Lüſten auch noch bereitwillige Hülfe bringen. So hat oft Tiburn die Saat glänzender Geſellſchaften eingeſcheuert. Laſterhafte Standesperſonen ſind des Verderbens furchtbare Werkzeuge; gleich zerplatzenden Bomben vernichten ſie ſich ſelbſt, und alles Lebende in ihrer Umgebung.

Gerade dieſe unſern Verſtand umdüſternde Wolke iſt Urſache, daß wir ſelbſt in jener Wiſſenſchaft, der wir uns weihen, ſo unbedeutende Meiſter ſind. Auch die Wiſſenſchaft von der Glückſeligkeit beſchäftiget uns, allein wie ſo völlig hat unſere Beſchränktheit alle Fortſchritte darin gehemmt! Daß alles *wahre* Vergnügen innerhalb des Wirkungskreiſes der göttlichen Geſetze, und zwar zum eigenen Schutze, nicht zur Schmälerung, ſich bewege, wiſſen wir nicht, oder wir thun als wüßten wir es nicht, ſo auch, daß, wenn wir den Freudenbecher bis auf die Hefe leeren, ein trüber und nachtheiliger Bodenſatz emporſteige; daß, wie ſonderbar es auch klingen mag, der Anbau und die ſorgfältige Pflege der geiſtigen Kräfte die beſte Grundlage der wahren Freuden des Körpers, und daß ein bewährter Verſtand im Menſchen die Quelle und Verbürgung des rein thieriſchen Genußes ſey. Ich bin weit entfernt, ein Gegner des Vergnügens zu ſeyn; ich liebe es nicht minder, als ſie; denn für ein freudenloſes Leben giebt es keinen Dank. Ein vernünftiger, durch Dankbarkeit gegen den gütigen Spender veredelter Genuß, wird uns vor jeder Ausſchweifung bewahren. Der *Genuß* iſt unſere Weisheit, und unſere *Pflicht*; er iſt die deutungsreicheſte Lehre des irdiſchen Daſeyns, in der nur Wenige, und am wenigſten die ſogenannten *Meiſter der Kunſt* erfahren ſind.

Die Umwölkung des Verſtandes, ein Werk der Wolluſt, entzieht uns die Erinnerung an die Wahrheit, daß die Tugend die Geſundheit der Seele iſt, daß Pracht und Fülle des Reichthums eben ſo wenig das Glück des Wollüſtlings als eines Siechen begründe; beide werden von den natürlichen Qualen ihrer Zuſtände gepeinigt; beide genießen mehr Arzeneien als Vergnügungen; daß glänzende Geſellſchaften, Feſtbälle, Maskeraden, u. ſ. w. nur prächtige Krankenhäuſer ſind, deren die Geſunden nicht bedürfen, während ſie die Kranken nur mit armſeligen Heilungshoffnungen täuſchen; ſie ſind die Verräther unſerer Krankheit, während ſie die Herolde unſerer Geſundheit ſcheinen wollen, ja ſie ſteigern in ihrem Verrathe die Krankheit noch zur gefährlichſten: zum Irrthume in der wichtigſten unſerer Angelegenheiten.

Wohl mögen auf dem unermeßlichen Boden der Ueppigkeit einige falſche Freuden emporſchießen, die in der Ferne wirklich durch die Form preiswürdiger Gewächſe täuſchen; allein ihre Blüthezeit iſt von kurzer Dauer. Nur jene Freuden ſind ewig ſüß und blühend, welche die Selbſtzufriedenheit unter dem Schirme des himmliſchen Segens gepflanzt hat. Nach Freuden ſtreben wir, die wurzellos im Boden haften, und weit hinaus getrieben ſind über unſern natürlichen Trieb, der als die einzige Wurzel aller ſinnlichen Genüſſe zu betrachten iſt; nach Freuden, die nicht nach der angebornen Gedeihkraft im Menſchen, ſondern durch die Treibhauskünſte der Wolluſt emporwuchern, gedüngt mit ungeheuerm Aufwande, Lebenswärme ſaugend nicht aus den Strahlen des himmliſchen Segens, ſondern aus der wilden Flamme einer zügelloſen Phantaſie, von der ſie ihres Geſchmackes dürftige Spende borgen, und ſomit, wie alle unreifen Früchte, Eckel erregen, und tödtliche Wirkungen. Kurz, wir ſtreben nach ſelbſtgeſchöpften Freuden, wozu der Himmel nie den Saamen in unſere Herzen ſtreute. Allein eben ſo leicht könnten wir ja auch nach einem andern Vorrechte des Himmels zu greifen wagen, und gleich dem Tyrannen von Elis verſuchen, Blitz und Donner, als wahre Freude zu erzeugen, wahre Freude; Freude, was man ſo im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt, mögen wir vielleicht zu Stande bringen, doch nicht den Frohſinn eines zufriedenen Herzens. Jene iſt ein gedankenloſer Genuß, dieſer iſt ein Kind des Nachdenkens. Jene kann nur augenblicklich ergötzen, dieſer allein verleiht dem Glücke des Menſchen die Weihe der Dauer. Ohne Zweifel giebt es glückliche Menſchen, die nie gelacht haben; in Verhältniſſen, wo es die Vernunft gebietet, kann ſelbſt die Freude im Gewande hoher Traurigkeit wandeln.

Die dem gemeinen Auge unſichtbare Verſtandeswolke, welche wie ein Nebel die rauſchenden Vereine unſerer moraliſchen Siechen umflort, ſtürzt uns nicht nur in Irrthümer, ſondern auch in entſchiedene Widerſprüche. Wie völlig überdrüßig ſind wir des vergangenen Tages, und wie herzlich ſehnen wir uns nach dem kommenden, der doch mit allen ſeinen Vorgängern die Beſtimmung der Selbſttäuſchung gemein hat? In gleichem Grade widerſprechen die Irrthümer, in welche ſie uns ſtürzt, unſerer Vernunft, wie unſern Sinnen. Wir halten Erſchöpfung nicht für Erſchöpfung, was auch die Urſache davon ſeyn mag. Uebermaß der Zerſtreuung und der Geſchäfte ermüdet gleich ſehr; jene verſchlingen wie haſtig, und an dieſem beſorgen wir zu erſticken. Wenigſtens der ſiebente Tag bringt dem Arbeitſamen Ruhe; allein unſer Thorheitsfieber ſetzt niemals aus; unſere Woche ſchließt kein Sabbath. Dadurch ſcheint der Herr, dem wir huldigen, ſtrenger, als der Herr der beſſern Menſchen, und dennoch, zu unſerer Schande muß ich es geſtehen, ſind wir thätigere Diener, als jene. Wie rennen, wirken, vergeuden wir nicht, ſcheulos Gefahren ſuchend; wie vielfältigen Nachtheil bringen wir nicht unſern Familien, taub gegen die unaufhörlichen und ewigen Ermahnungen zur Weisheit! Wie zuvorkommend legen wir nicht das ſchwere Opfer unſers Gewiſſens und Verſtandes auf ſeinem Altare nieder, wachen früh und ſpät, und ſind zu allem dienſtwillig, nur nicht zum Gebete! Betäubend ſummen die rauſchenden Vergnügungen endlos fort, wenn der Freude eilender Ton verklungen iſt, und lullen uns völlig in den Schlaf; wie der Bär in der Fabel tödten wir unſern Liebling durch täppiſche Umarmung. Wir kaſteien uns im Genuße, anſtatt Trübſale mit Freuden hinzunehmen, ein fremdes Wort für Viele unter uns; denn zum Zeugniße der Wahrheit, wie ungerne man ſie auch verbreitet ſehen mag, muß ich doch bekennen, daß wir dieſen ewigen Kreis der Eitelkeiten nicht ſo wohl wegen der von ihm geſpendeten Genüſſe, als vielmehr zur Einſchläferung des rächenden Gewiſſens durchrennen; er ſchirmt nur, ohne zu belohnen. Wirklichen Verbrechern gleich, die wir auch ſind, ergreifen wir die Flucht vor unſern ſchwer gereizten, unſühnbaren Gegnern, vor uns ſelbſt, die unſere Einſamkeit mit quälenden Vorwürfen ſtören. Im geſelligen Vereine aber ermuthiget einer den andern, wie auf einem unterſinkenden Fahrzeuge die Schiffer ſich aneinanderklammern. Wir ſuchen vor uns ſelbſt zu entfliehen, weil wir zuerſt vor unſerm Gotte fliehen. Beweinenswerthe Flucht! Die Hölle iſt nur eine völlige Scheidung von ihm, und eine nur zeitweiſe Entfernung hebt unſer Verhältniß zu ihr nicht auf.

Dieſe gewaltigen Züge aus dem Becher der ſinneräuberiſchen Genüſſe enträthſeln alle unſere Verkehrtheiten, und ſo auch unſere völlige Unbekanntſchaft mit der Welt, worin wir leben, mit ihren Eigenſchaften. Heiterkeit bei einer Beerdigung iſt kaum unſchicklicher und naturwidriger, als ein endloſer Freudenrauſch, oder lautes Frohlocken in einer ſolchen Welt, welche Thoren als ein Paradies preiſen mögen, die aber für den Weiſen nur ein Krankenhaus, in einer Welt, die kein höheres Glück als die raſche Flucht aus ihr bieten kann: „Effugere est Triumphus!“

Der Seele und des Leibes zahlloſe Qualen, die dunklen furchtbaren Räume und des Todes entſetzlichen Vorhöfe, ja ſelbſt aufgähnende Gräber, ſind ſo dicht über die ganze Oberfläche der Erde ausgeſäet, daß ein noch nicht ganz verſtocktes Herz ſie nicht ohne unverhehlbare Demüthigung, ohne entmuthigende Furcht, ohne Seufzen über alle Nachkommen Adams, und über das Geſchick aller Sterblichen ſchauen kann. Ein Damm gegen den Thränenſtrom iſt dann nur der feſte Glaube an Unſterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode. Thränen wären nicht überflüſſig, denn das Mitleid iſt im menſchlichen Leben eine heilige Pflicht.

Entſetzen würde uns ergreifen, vermöchten wir auch nur den zehnten Theil der Bosheit *ſehen*, die wir *fühlen*. Die Hälfte unſers Geſchlechtes ſoll nach Gottes Abſicht ein moraliſcher Spiegel für die andere ſeyn. Er umgiebt uns mit beklagenswerthen Dingen, nicht wegen dieſer Unglücklichen, ſondern uns zur Mahnung, damit durch unſer Mitleid unſer Verſtand bewogen werde, und uns durch die Hindeutung auf das zu *Fürchtende* über das zu *Vollbringende* belehren möge. Sollen die mit Glücksgütern Geſegneten ihren Ueberfluß in den Abgrund zweckloſer und thörichter Genüſſe ſchleudern, während rohe Schaaren aus Mangel an Belehrung ſündigen, und Heere von froſterſtarrten Dürftigen verhungern? *Solche* Erſparungen ſtürzen uns in Schulden; denn wie viel müſſen wir noch den Armen bezahlen! Dieſen verleiht die Vernunft einen eben ſo rechtmäßigen Anſpruch auf unſern Ueberfluß, als uns das Geſetz auf die Verwalter unſers Eigenthums. Allein da dieß keine *Spielſchuld* iſt, ſo befleckt ihre Nichtbezahlung unſere Ehre nicht.

Kann noch irgend Jemand meine Klage über den umwölkten Verſtand übertrieben finden? Möchte ſie es ſeyn? Doch ach, wie entfremdet ſind ihre Gedanken den allerwichtigſten Dingen, und den nächſten Angelegenheiten ihrer

Herzen! Von der Verſtandesumwölkung ſprechend, bin ich meiner eigenen eingedenk. Tadellos, ſelbſt vor ihnen, lebt kein Menſch auf Erden; doch was recht iſt, hat ſeine Grade; Mulatten ſind keine Aethiopier. Obgleich ſie Alle der Thorheit vorübergerauſchten Freuden zu erkennen vermögen, ſo muß ich doch zu ihrer Entſchuldigung beifügen, daß nur ein Weiſerer, als Salomo, jene Thorheit auch in künftigen Freuden zu erſchauen wähnen darf. Doch gerade hierin müſſen wir Salomos Weisheit übertreffen, oder ſogar in Bezug auf das gegenwärtige Leben blödſinnige Thoren bleiben; denn vorzugsweiſe auf den Rechtsanſpruch auf die Wonnen des künftigen, gründet ſich der Genuß des gegenwärtigen Lebens, wie die Erde die ſegenvolle Befruchtung von der Einwirkung der entfernten Sonne in ihren geheimnißvollen Schooß aufnimmt.

Nach Erſchöpfung aller Gründe zur Verdammung jener Jünger des Epikur, und zur Bekämpfung der Wolluſt, bleibt uns nichts mehr zu ſagen übrig, als daß ſie durch die Umwölkung unſers Verſtandes uns der gegenwärtigen Welt, und durch die Einſchläferung unſers Gewiſſens des künftigen Lebens beraubt. Sie ſtehen ihrer gerühmten Glückſeligkeit ſo ferne, daß ſie ſelbſt nach dem Ausſpruche eines Heiden (ich ſchweige von der Schrift, die für ſie von weit geringerem Werthe iſt) lebend todt ſind:

> Is demum vivere, atque anima frui videtur, qui alicui intentus negotio, aut artis boni aut praeclari facinoris famam quaerit.
>
> Salust.

Vom Epikur, ihrem Meiſter, ſagt man: Deus verbis reliquit, re sustulit. Ein gleiches Benehmen beobachten ſie gegen ihre Gottheit, die auch die ſeinige iſt. Aus Mangel an Beſcheidenheit prahlen ſie öffentlich damit, während ſie dieſelbe aus Mangel an Verſtand vernichten, blos zur Bewahrung des äußern Scheines bei innerer

Entmuthigung, daher ſie die Gebrechen des Verſtandes und Gefühles durch geringfügige Handreichungen der Eitelkeit zu ergänzen ſuchen. Doch nicht aus dieſer einzigen Urſache wandeln ſie auf der Bahn ihres Führers. Wie er aus gaukelnden Atomen eine Welt bilden wollte, ſuchen ſie aus einem ſinnloſen Gewirr zahlloſer Zeitvertreibe, dieſer eigentlichen Atome des Vergnügens das Ideal ihrer Glückſeligkeit zuſammenzukleben, das eben ſo philoſophiſch als ausführbar iſt. Ein Gott nur konnte die erſte erſchaffen, und nur Gottgleichen wird die zweite gelingen. Gehen wohl ſolche Weſen aus ſeiner hoffnungsvollen Schule hervor?

Das einzige, der gegenwärtigen und künftigen Welt unentbehrliche Ding, iſt beiden eigenthümlich. Weder die Zeit noch die Ewigkeit giebt uns dazu eine andere Vorſchrift. Außer der Tugend giebt es keine Führerin zur Glückſeligkeit. Wozu alſo das Brüſten mit zahlloſen Freuden, das mit einer Schilderung der tiefſten Erniedrigung die Glückſeligkeit zu beweiſen ſucht? Ein tugendhafter Mann trägt ſeine Zufriedenheit nur in ſeinem Herzen. Ein Böſewicht kann mit der Anbetung einer ganzen Welt dieſe wahre Zufriedenheit nicht erkaufen. Mit weit mehr Ehre und Nutzen hätten ſie in einem andern Umſtande ihrem Meiſter und Herrn folgen können. Die gnädige Vorſehung hat uns mit tadelloſen Ergötzungen überfüllt; warum ſtoſſen wir ſie undankbar von uns, und erſetzen ſie durch allerlei ſelbſt bereitete Spielarten tödtlichen Giftes? Epikur liebte ſeine Gärten; aber ihnen genügt eine ſo ſchuldloſe Liebe nicht. Zu allen Zeiten haben Weiſe die Gärten gelobt, und zu ihren Lieblingsneigungen gezählt. Sinnige Ruhe iſt hinreichend, einen Menſchen weiſe und glücklich zu machen, und beide Eigenſchafen geſellen ſich zu den natürlichen Früchten eines Gartens. Ein Garten befördert nicht nur die Glückſeligkeit eines tugendhaften Menſchen, ſondern iſt auch, als ein Abbild derſelben der Spiegel ſeiner ſelbſt. Sein Anbau, ſeine Eintheilung, Fruchtbarkeit und Trennung vom Geräuſche der Welt, ſind im Hinblicke auf das Unkraut und die Verwahrloſung eines ungezäunten Ackers, das paſſende Bild eines tugendhaften Mannes, der rohen Menge gegenüber. Ein Garten jätet die Seele, er reiniget ſie von irdiſchen Begierden, und ſäet dafür himmliſchen Samen. Alles, was er zur Schau trägt, erhöht unſern Dank gegen Gott. Dem Tugendhaften erſcheint ein Garten als ein immerwährendes, noch nicht verlorenes Paradies. Welch' reiche Spende ambroſiſcher Düfte wiegt jener Zephyr auf ſeinen Schwingen? Welche überraſchende Farbenpracht glüht dem entzückten Auge auf jenem Blumenflore entgegen, gleich als habe der himmliſche Friedensbogen alle ſeine ſchimmernden Farben auf ihn herabgethaut. Hier finden ſich keine feindlichen Kräfte, welche die Leidenſchaften anſchüren, und jede Ergötzung der Sinne belehret den Verſtand und beſſert das Herz; doch die Sinne dieſer Leute werden davon nicht gerührt. Die Tulpe iſt für ſie farbenlos, die Roſe ohne Geruch. Ihr Geſchmackſinn für das Vergnügen, abgeſtumpft durch die mächtigen Eindrücke der Natur abgetrotzten Genüſſe, iſt für mildere Regungen unempfänglich, um ſo minder für die philoſophiſchen und moraliſchen Gefühle, welche eine anmuthige Bogenlaube, der helle Bach, ſchattige Gänge, lockende Früchte oder kelcherſchoſſenen Blumen, dieſe ſtummen und doch ſo lauten Wortführer, die unaufhörlich ihren Schöpfer preiſen, einflößen, und am wenigſten für dieſer Naturgeſchöpfe religiöſe Begeiſterungen. Muß nicht der Anblick einer Blume den Ungläubigen mit Entſetzen ſeines Frevels überweiſen, und ihn bekehren? Die Religion iſt die natürliche Frucht der Werke Gottes, und der Unglaube eine eben ſo natürliche Frucht menſchlicher Erfindungen.

Geiſtesblind, taub und ſinnlos, erblicken ſie den großen Allgegenwärtigen nicht, der im Garten wandelt; ſie vernehmen ſeine Stimme nicht, und bemerken eben ſo wenig ihre eigene Blöße. Frei trotzend ſeinen Geſetzen, verſchmähen ſie es, zwiſchen den Bäumen ſich zu verbergen; in weiter Ferne von ihnen trauert die Religion.

Mit dem größten Rechte dürfte man bei Alternden Religion ſuchen. Haben denn auch unſere modernen Griechen ihre Hekuben? Hat das Vergnügen vom Tode die Eigenſchaft geborgt, alles gleich zu machen? Können uns glänzende Geſellſchaften allen Unterſchied auffallend, jedes Alter zur Schau ſtellen, wie Kirchhöfe? Dahin würden ſie ſchicklicher luſtwandeln. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, will ich meine Worte an dieſelben beflügeln; der Tod könnte ſie ja morgen ſchon wegraffen. An dieſem Abende ſind ſie noch die Sonnen jener Geſellſchaften, und dahin möge mich die Phantaſie zu kurzem Verweilen auf ihren Schwingen tragen.

„So verſchiedene und ſo dringende Urſachen, Ladies, können Sie in dieſen Feſtſaal geleiten, daß ich ungewiß bin, welcher ich für ihn den Preis des Dankes reichen ſoll. Erſcheinen Sie, um zu bewundern, oder Bewunderung zu ernten? Ihre Beſcheidenheit wird das Letztere ablehnen? Wollen Sie vielleicht aus Gefälligkeit den Ergötzungen, deren Zierden Sie nicht mehr ſeyn mögen, ein gewiſſes Recht oder Anſehen verleihen? Oder führt Sie nur das Mitleid hierher, durch einen noch größern und unverzeihlicheren Unverſtand vergleichungsweiſe dieſen jungen Sündern einen begreiflichern Schein der Unſchuld zu erleichtern? Oder kommen Sie aus Andacht, um in dieſen Tempel Gottes für den noch kaum beſiegten Tod zu danken? Wollen Sie vielleicht edelmüthig den Jubel der Nacht vermehren? Dieſer Plan iſt Ihnen gelungen. Welche geſuchte Schmückung! Wächst denn Ihre Eitelkeit noch immer ſo gedeihlich? Streut die Thorheit ihre reichen Blüthen noch im Winter des Lebens auf Kahlköpfe? Das Alter kann ſein Ehrwürdiges nur mit ſeinen Vorrechten aufgeben; es hat die Wahl zwiſchen Verſpottung und Verehrung, und über ſolche Schwellen tritt das Ehrwürdige nicht ein. Gleich einer vornehmen Geburt ehren wir das Alter in Folge eines Vorurtheiles, und bewährt ſich dieß falſch, ſo ſtirbt unſere Werthſchätzung.

Sie ſagen, „eine unſchuldige Ergötzlichkeit ſey naturgemäß.“ Welch’ ungeheure Verrückung der Jahreszeiten, welche Verſöhnung der Natur! Der Winter tanzt mit dem Frühlinge! Wo ſind die erſten Gefährten Ihrer jugendlichen Freuden, als dieſe noch für Sie paßten? Selbſt die Denkſteine ihrer Gräber ſind ſchon Ruinen. Können ihre Herzen, oder andere Verhältniſſe des Daſeyns Sie wirklich noch an die jetzt Lebenden feſſeln? Und wenn nicht, was kann ihr Verkehr Ihnen bieten? Sie ſind doch nicht geſonnen, des Mezentius Vereinigung der Lebendigen mit den Todten gut zu heißen?

„Sind ihre zugezählten, vielleicht nur noch wenigen Stunden ſo außerordentlich läſtig, daß Sie lieber Verachtung vorziehen? Schlägt der furchtbare Klang jener Todtenglocke nicht an Ihr Ohr, oder wird er von der heitern Violine übertäubt? Hat ihre Stimme, die Ihre Enkel in die Gräber ruft, nicht die Macht, Sie in Ihre Gemächer zu rufen? Erfüllen Sie ſo die Pflichten, die dem Alter auferlegt ſind, der blühenden Jugend gegenüber? Dieſe Eitelkeiten verwehen alle Samen der Klugheit, noch ehe ſie Wurzel faſſen können, die Sie etwa in ihre Herzen ſtreuen möchten, beſonders wenn Sie, gleich den Lappländerinnen, den Meeresſturm ſelbſt verſtärken.

„Meine werthen Ladies, wiſſen Sie nicht, was es heißt: die Zeit wiedererkaufen? Sie vertrödeln Ihre eigene Zeit um Nichts, und erziehen ſie zu weit höherm Preiſe von Ihnen ſelbſt. Vermögen nur ſo unbedeutende Dinge, ſolche Zeittödtungen Sie von ihrem Daſeyn zu überzeugen? Kann nur der Herzſtoß des Todes Sie von ſeiner Nothwendigkeit überführen? Den allzu großen Hang nach Vergnügungen verzeiht man ſelbſt der Jugend nur ihrer Schönheit wegen. Mit welcher Entſchuldigung werden alſo Sie mich verſtummen machen? Ich wüßte Ihnen keinen ſiegreichern Anwalt zu bezeichnen, als die Schönheit. Die Tugend verliert durch Wurzeln nichts an unſerer Hochachtung, und macht das Alter nach längſt verwelkter Blüthezeit liebenswürdig; allein aus der Umarmung von Laſter und Häßlichkeit wird eine Gorgone erzeugt, die das zärtlichſte Herz verſteinert. Sie werden vielleicht, Ladies, das Laſter mit einem minder grellen Namen taufen; verzeihen Sie mir, daß ich es nicht auch ſo mache. Was die Unſchuld der Jugend rechtfertigt, gilt vielleicht dem Alter zum Vorwurfe eines Laſters. Sie ſcheinen die Nachtheile völlig zu überſehen, welche Sie durch Ihre vermeintlich unſchuldigen Mittel, die Dornenbahn des Daſeyns auszuſchmücken, hervorbringen. Sie umgarnen dieſe Bahn zum Verderben ihrer Lieblinge. Durch ihr elterliches Anſehen, — der natürliche Schirm der Jugend, — verſuchen Sie dieſe zur Thorheit, und verwandeln den ſo liebenswürdigen kindlichen Gehorſam in eine beklagenswerthe Grundlage ihrer Verbrechen. Wenn Eltern durch ſo überthörichte Irrgänge ihre Kinder führen, ſo folgen dieſe vielleicht nur aus Gehorſam ihren Wegweiſern. Sollten aber die Kinder durch Gottes Gnade verſtändiger ſeyn, wie dann? Die Folge hievon werden Sie ungerne vernehmen: Eine Tochter, die ſich ihrer Eltern ſchämt, ein eben ſo denkwürdiger als betrübender Fall, der mich während meines Lebens oft in Erſtaunen ſetzte.

Gerne möchte ich hier ſchließen, und die Blöße unſers Geſchlechtes mit dem Mantel der chriſtlichen Barmherzigkeit bedecken; doch aus Unpartheilichkeit darf ich es nicht thun. Auch Adam fiel. Sie werden erlauben, mein Herr, daß ich nun auch zu ſeinen alternden Söhnen ſpreche, und zwar frei von der Bruſt weg, während ich mit ſeinen Töchtern mit ſchicklicher Schonung geſprochen habe.

„Ihr Erſten auf der Reiſeliſte in die Ewigkeit, warum vergeudet ihr eure Zeit, und löſcht das Andenken ihres Beginnens aus? Euer Stutzerkleid iſt eine nachgekünſtelte Urkunde; ſeyd ihr nicht eben ſo ſtrafwürdig, wie die Verfälſcher derſelben? Warum vertrödelt ihr Sünder auf dieſer Unterwelt eben ſo unnatürlich, als wenn der Maulwurf über der Erde ſich aufhielte? Warum ſtellt ihr euch unter eine fremde Fahne, ihr Ausreißer aus dem Heere des Todes, der ſein Andenken durch Schrecken um ſo erinnerlicher macht, je eifriger wir ihn zu vergeſſen ſuchen? Iſt es aber auch nur möglich, daß ihr den Würger von ſo vielen eurer Freunde vergeſſen könnt? Hat er an benachbarte Thüren ſo oft vergebens gepocht, ſeine Senſe ſo oft vergebens geſchwungen? Wollt ihr im Ballkleide in's Grab ſtürzen? Nach einem verſchollenen Menſchenalter durch eine unchriſtliche Wiedergeburt ein zweites Leben voll ſinnlichen Schwächen mit allen jugendlichen Muthwillen beginnen! Sehet hin, mit welch auszeichnender Werthſchätzung, mit welcher Ehrerbietung, vom Mitleide eingeflößt, Greiſen begegnet wird, die ohne Hehl die Schwäche ihres Alters bekennen und mit chriſtlichem Sinne erdulden. Aber Gebrechen des Körpers verläugnen, um nur noch den Schwächen des Geiſtes zu fröhnen, eine laſterhafte Seele, die das Geripp zur Schande aufſtachelt, verſchulden die Verachtung und den Abſcheu des menſchlichen Geſchlechtes.

„Denket darüber nach, ob ihr nicht in einem Irrthume befangen ſeyd. Deuten nicht eure Seelen in dem zerrütteten Gehäuſe, als träge Zeiger auf der Uhr eures Lebens, die Stunden des Tages irrig an? Wie könntet ihr denn ſonſt immer Knaben bleiben, ihr, ohne genügenden Raum zwiſchen euch und euren Gräbern, auch nur die bunten Hirngeſpinſte alltäglicher lockender Lebenstäuſchungen auszukramen, faſt ohne Hoffnung, auch nur morgen noch das nämliche Poſſenſpiel erneuern zu können? Das Entzücken an unerfühlbaren Träumen wird den Jungen verziehen, aber verſtändigen Alten ſollten *ſolche* Freudenträume unmöglich ſeyn. Welchen Genuß findet ihr an ſolchen Gaukeleien? Man ſollte billig glauben, die Demüthigung müſſe an einem Orte über die Ergötzlichkeit ſiegen, wo jedes Antlitz euer Alter wenigſtens um zwanzig Jahre vermehrt. An dieſer Stätte werdet ihr doch nicht Anſpruch auf Hochachtung oder Liebe machen? Hoffet nicht einmal für erträglich gehalten zu werden, außer die Jugend möchte auch etwa als chronologiſche Tafeln befragen, was wohl alles vor der Sündfluth geſchehen ſey. Unter Altersgleichen ſuchet Freunde, oder verzweifelt, deren jemals zu finden.

Zweifellos ſeyd ihr in einem *gewiſſen* Sinne Fremdlinge auf der Welt; warum trachtet ihr nicht, es im *beſten* zu ſeyn? Vermuthlich lebt ihr nur noch zu dieſem Zwecke. Greiſe und Prieſter ſind die natürlichen Säulen der Religion, welche zugleich das Heil des Staates tragen; der erſte iſt, unbefehdet von Vorurtheil, die mächtigſte, und beide haben höhere Verpflichtungen, weiſe zu ſeyn, als die übrigen Menſchen; und vermiſſen dieſe die unfehlbaren Erfolge jener Verpflichtungen, ſo beſchwichtigen ſie um ſo leichter, wegen Nichterfüllung der ihrigen, den innern Richter. Die Prieſter weichen ſich aus freier Wahl dem Dienſte der Weisheit, die Greiſe werden von der Natur dazu genöthiget. Geben Beide dieſen heiligen Dienſt auf, dann feiert das Laſter einen Sieg ohne Streit, und unbetrauert ſtürzt die Jugend in ihr Verderben.

Ihr Tonangeber der vornehmen Welt, von edler Geburt und erhabenen Talenten! Ein gemeiner Soldat (nach eurer Meinung kaum ein Menſch) ſoll euch eure Blöße weiſen. Er bat Carl V. um ſeine Entlaſſung, „weil zwiſchen dem Tagewerk des Lebens und der letzten Stunde ein gewiſſer Zeitraum liegen müſſe,“ wie vielmehr alſo zwiſchen den Wollüſten des Lebens und unſerer letzten Stunde! Wollt ihr mit verbundenen Augen in eure Gräber ſteigen, gleich den Spartanern, die, nach Plutarchs

Erzählung, ohne Licht zu Bette gingen? Während vernünftige Greiſe in ihre Gräber, wie in eine freundliche Herberge eintreten, wollt ihr auf den eurigen wie auf Klippen ſtranden? Ihr vererbet die eigene Gefahr auf das ganze Geſchlecht. Wenn jene der Weisheit am fernſten ſtehen, die ihr am meiſten huldigen ſollen, ſo entwürdiget dieß unſere gemeinſchaftliche Natur, beladet, über alle andern Verbrechen, die ganze Menſchheit mit einem Vorwurfe, und berechtiget jede einzelne Perſon, als Theilnehmer an dem allgemeinen Aergerniße, und dadurch leidend, nicht nur zu ſtrafendem Tadel, ſondern auch zur Rache.

Meinen abgedrungenen Unwillen gegen die beiden bekannten Sünder hab ich gerechtfertigt, und kein Bedenken, ſie zu nennen. Se[illegible]y und Torrismond heißen ſie, deren vom berühmten Seymour bereits theilweiſe entworfenen Bildniſſe ich zu vollenden verſuchen will. Sie ſind Muſterhelden in dieſem Verbrechen, ergraut in einer Miſſethat, die ſie vor ihrem Alter nicht beginnen konnten; ſie kitten die Ausſchweifungen des Paris an Neſtors Jahre, leſen einen Comödien- und Leichenzettel mit gleichem Gefühle, mit gleicher Miene; ſie amüſiren ſich bei einem hohen Amte, und geleiten die entſeelte Hülle eines Freundes zum Zeitvertreibe auf den Gottesacker.

Wie viele Freunde haben Sie verloren, wie oft nämlich iſt Ihr Glaube an die Welt bis in ſeine Grundfeſte hinunter erſchüttert worden? Und doch häufen Sie noch immer Beweiſe auf Beweiſe von Ihrer eben ſo innigen als verſtockten Bündniſſen mit ihr? Noch immer ſehnen Sie ſich nach ihrer Umarmung, obgleich ſie täglich zwiſchen Ihren Fingern in Staub zerfiel? Können die von der Verweſung durchnagten, erſchlafften Blaſen eitler Vergnügungen Ihre Herzen noch immer ſchwellen?

„Giebt es eine größere Thorheit, o vorſündfluthliche Jünglinge, als die Vermiſchung der Jahreszeiten, und den abgeſonderten Zeitperioden des Lebens die ihnen gebührenden Eigenſchaften zu entziehen? Außerhalb des Charakters kann nichts zur Ehre gereichen, und mehr als dieſe ſucht Keiner von euch. Wollt Ihr zur Erkenntniß kommen, ſo nehmet nach dieſen wohlwollenden Mahnungen, die leicht wie ein Zauberſtab berühren, die Larve der Frühlingsblüthe ab, und verwelkt mindeſtens bis zur Schicklichkeit eines achtzigjährigen Alters; denn einigermaßen will ich Euch immer noch durch die Finger ſehen.

„Iſt Euch nicht bekannt, daß jene vor Gott und den Menſchen entblödet ſtehen, die mit Mumienzügen an Thorheit noch die frecheſte Jugend überbieten, und nach einem doppelten Menſchenalter als unreife Früchte unter der Senſe des bleichen Mähers fallen? Iſt Euch nicht bekannt, daß ſolche Sünden ſiebzigjähriger Greiſe mit gleicher Strenge beurtheilt werden, in der gegenwärtigen wie in der künftigen Welt? Geboren zu werden gleich dem Fohlen eines Waldeſels, liegt in der Natur, aber nicht, ſo zu leben: und des Fohlenzahnes ſich zu erfreuen, wenn alle menſchlichen ausgefallen ſind. Zu einer andern Zeit wäret Ihr als Halbmenſchen weniger lächerlich geweſen, jetzt aber könnt ihr nur durch Ablegung des Nichtmenſchlichen dem verſchuldeten Geſpötte entgehen, nach der Verſicherung Eures Freundes Horaz.

Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus.

„Eingezogen ſollet Ihr leben, gleich dem Großmogul, anſtatt an öffentliche Orte den Eckel Eurer ruchloſen Gegenwart zu tragen. Eurer Eitelkeit ſchmeichelt Ihr am meiſten durch eine geringfügige Verläugnung Eures Stolzes. Unfehlbar erinnert nämlich Andere an das Alter unſer Vergeſſen deſſelben, und älter ſcheinen wir Allen außer uns ſelbſt, je mehr wir der Jugend uns anzuſchließen ſtreben.“

„Wie bei den Fürſten des Morgenlandes wird Zurückgezogenheit eine Stütze Eures Anſehens ſeyn. Auf den

Thronſtufen der Weisheit könnt Ihr noch glorreichere Fürſten ſeyn; dieß hängt nur von Eurem Willen ab: denn Weisheit iſt die Krone des Alters, und die Furcht des Herrn ſein Ruhm.“

Die zauberkundige Wolluſt verwandelt junge Leute in alte, und alte durch Ziererei und Irrſinn in junge; wir wollen daher die verkehrte Zuſammenſetzung eines Wollüſtlings, dieſes wunderſamen Geſchöpfes, nach Möglichkeit genauer unterſuchen.

Ich fürchte, der Wollüſtling habe nie an ſich ſelbſt die Frage geſtellt, welchen Rang er unter den Geſchlechtern in der Natur einnehme? Meint dieſes bisher unerklärte und unclaſſifizirte Geſchöpf, es ſey ein unſterbliches Weſen, oder nur ein vernünftiges, oder hält es ſich für weiter nichts als ein Thier? Als unſterblich vergeſſe es die Ewigkeit nicht, als vernünftig füge es ſich der Vernunft, als bloßes Thier überſchreite es nicht die Schranken des natürlichen Triebes. Mit dem Hunger ſchließt die Mahlzeit eines Thieres; als eine dreifache Zuſammenſetzung verhüte es aber, zur Bewahrung der hiezu nöthigen Ordnung, jede Verwirrung.

Doch in keine dieſer drei Bezeichnungen paßt der Wollüſtling, der unſterblich iſt, ohne es zu empfinden. Er iſt ein vernünftiges Weſen, das die Vernunft durch Rebellion enttrohnt, und ein Thier, das die Grenzen ſeines Inſtinktes überſchreitet, ein klägliches Gemiſch von allen ohne die Vorzüge eines einzigen; durch Mißbrauchung aller leidet er durch alle. Der Himmel hat ſie zu drei Schirmvögten ſeiner Glückſeligkeit auserſehen; ſie ſind aber drei Empörer, die er ſelbſt gegen ſeinen Frieden aufgehetzt hat.

Durchwandern Sie einmal dieſen unmoraliſchen Irrgang menſchlicher Verderbtheit. Begierden, Vernunft und Unſterblichkeit verletzen raſtlos ihre wechſelſeitigen Rechte. Mit heimtückiſchen Griffen und Scheingründen lockt die erfindungsreiche Vernunft die zügelloſen Begierden über ihre

Grenzen hinaus, welche mit ſchlafbringenden Sinnenreizen die Vernunft um ihre Herrſchaft betrügen. Dann ſtellt die blinde Unſterblichkeit ihre Nachfrage nach ewigen Dingen ein, nach deren Verachtung alle endloſen Kräfte und Hinneigungen der Unſterblichkeit ſich auf vergängliche Dinge beſchränken, und die entthronte Vernunft ſo wie die haltlos taumelnden Begierden zu unerhörten Ausſchweifungen treiben, deren unendliche Ueberlegenheit über ihr Verlangen und ihre Kräfte, außerdem, völlig verſchwindet.

Von ſolcher Natur iſt dieſe verwirrte, bisher unenträthſelte Sache: der Menſch verlockt den thieriſchen Theil, dieſer entthront den Menſchen, beide empören ſich wider den Unſterblichen, und dieſer, unterjocht, tritt den Rebellen alle ſeine unendlichen Kräfte und Verlangen ab, die ſie zur gänzlichen Selbſtvertilgung mißbrauchen.

Das Unſterbliche im Menſchen iſt die Bürgſchaft ſeiner unendlichen Kräfte und Verlangen; ohne Beimiſchung des Thieriſchen, würde er ſie niemals zu böswilligen und ſchändlichen Zwecken entwürdiget, oder nur auf vergängliche Dinge verwendet haben. Im Doppelbündniſſe mit beiden macht er die himmliſche Unſterblichkeit durch Verkehrtheit und Unſinn unrühmlich, und den irdiſchen Theil thieriſcher, und erzeugt dadurch ein elenderes Weſen, als vielleicht eines von ihnen aus eigener Triebkraft hätte werden können. Wohl dem wirklichen Thiere wegen des großen Vorzugs der Unfähigkeit, die Fähigkeit eines ſolchen Ungeheuers ermeſſen zu können! Ein nur etwas beſcheidener Wollüſtling wird künftig ſeinem Reitpferde den Vorrang einräumen. Gleich dem Codrus verhehlt er ſeine Hoheit, um ſich in Gefahren zu ſtürzen, und nichts Aergeres als der Tod bleibt für ihn immer noch ein Glück.

Vernunft und Unſterblichkeit, der Menſch und das Unſterbliche, ſind die einzigen Quellen des ganzen Unglücks, und das arme Thieriſche theilet mit ihnen als ein getäuſchter Bundesgenoſſe die Leiden.

Veranlaſſen Sie doch, daß die Herzensfreundinnen Ihrer Schweſter einmal in dieſen Spiegel der Wahrheit einen Blick werfen, wenn ſie ſich in einem andern als in ihrem eigenen Spiegel beſchauen können. Die Züge werden ſehr verzerrt ſeyn, doch da die Aenderung derſelben ihrem freien Willen überlaſſen iſt, ſo dulden Sie ihnen keine Verläugnung derſelben, und gerade die ſprechende Aehnlichkeit wird die Aenderung beſchleunigen. Die Welt nach der Sündfluth bot kein ſo entſetzliches Bild zerſtörter Menſchlichkeit! Solche furchtbare Spuren prägt die Sünde der lebendigen und lebloſen Natur ein. Vernunft und Tugend ſind allein ſchön, und allein im Stande, uns von beiden zu retten; ohne ſie ſeufzt die Schöpfung durch alle ihre Reiche. Die Gottheit iſt ganz Vernunft in ihrer Natur, in ihrer Weltordnung, und in ihren Geboten. Der gewaltige, ewig gleiche Wechſel in ihrer Schöpfung iſt entweder Vernunft oder Verderben. In wie vielen Ohren in dieſer prächtigen Königsſtadt werden dieſe Neuigkeiten furchtbar wiederhallen!

Ich wollte eben die Vernunft als den einzigen Grund der Glückſeligkeit angeben; allein ſie iſt es nicht. Es giebt drei Arten ſtufenweiſe abnehmender Glückſeligkeiten auf Erden. Die Glückſeligkeit eines Menſchen von Vernunft entſteht aus der Anwendung derſelben; Befriedigung der Sinne erzeugt eine geringere Art der Glückſeligkeit bei vernunftloſen Geſchöpfen; das iſt die Glückſeligkeit eines Thiers; die Glückſeligkeit eines Böſewichts aber iſt die verderbende Ausgeburt der Verläugnung oder des Miſſbrauches der Vernunft. Sie ſehen alſo, mit welcher Art von Glückſeligkeit unſere Leute von gutem Ton ſich werden begnügen müſſen.

Ohne Zweifel wird Ihre Schweſter meine Schilderung ein Gewebe von Trugſchlüßen ſchmähen. Ich will alſo den Charakter eines Wollüſtlings ſo einfach darſtellen, daß ſie mit der Rüge allzugroßer Deutlichkeit den Wunſch verbinden wird, eines Schlüßels zum Verſtändniſſe zu bedürfen.

Er wünſcht glücklicher zu ſeyn, als es einem Menſchen möglich iſt, und iſt minder glücklich, als die Meiſten wirklich ſind.

Er ſucht die Glückſeligkeit überall, nur nicht an jenem Orte, wo ſie zu finden iſt.

Er arbeitet fleißiger als ein Taglöhner, nicht nur ohne die Löhnung deſſelben, ſondern ſogar auf eigene ſchwere Koſten.

Er iſt ein unſterbliches Weſen, das nur durch ſeine aufrechte Haltung und die Fähigkeit zur Thorheit, wodurch er ſich von einem Affen unterſcheidet, einem Menſchen gleicht.

Er iſt ein unſterbliches Weſen, in der einzigen, beweinenswerthen, und überdieß täuſchenden Hoffnung triumphirend, daß er im gemeinſamen Tode das Glück eines Affen theilen werde, woran er lebend verzweifelte.

Er iſt ein unſterbliches Weſen, welches keine ſeiner Lieblingsfreuden verlöre, wenn man es in ein kriechendes Gewürm verwandelte, denen es aber allen als ein Engel im Himmel entſagen müßte. Daß er nicht wünſcht, da zu ſeyn, iſt zweifellos, und da er es jetzt nicht einmal wünſcht, wie kann er es zu hoffen wagen, wenn die Zeit ihn über ſeine Zerſtreuungen enttäuſcht hat? Und was iſt unſer Wollüſtling ohne Hoffnung? Morgen ein Unglücklicher, der Verzweiflung anheimfallend.

Wer möchte ein ſo kurzes ungewißes Heute ſo theuer erkaufen, wär's auch nur um dieſen Preis? Der wahre Wollüſtling beobachtet Ordnung in ſeiner Natur; er giebt jedem Theile, was ihm gebührt, dem thieriſchen, dem vernünftigen und dem unſterblichen; als unſterblich ſucht er im höchſten Weſen ſeine größte Wonne; er bewahrt ſich durch die Vernunft vor übertriebener Strenge, und beſchränkt die Anforderungen des thieriſchen in ihm, und genießt alle irdiſchen Freuden, die mit ſeiner höchſten ſich vereinbaren laſſen. Der wahre und falſche Wollüſtling ſind Zwillingsbrüder, von der unaufhörlichen Genußſucht erzeugt; aber ſo hoch iſt jener über dieſen geſtellt, daß, gleich den fabelhaften Brüdern, Caſtor u. Pollux, jener im Himmel und dieſer auf Erden zu wohnen ſcheint.

Zur größern Klarheit möchte ich drei verſchiedene Theile von dieſer einzigen Wurzel der Glückſeligkeit Ihrer Schweſter als eine Probe der übrigen ſenden.

Es giebt keinen Wollüſtling ohne ſeine Eva; keine Eva ohne ihre Schlange, und keine Schlange ohne Giftzünglein. Wenn die geheiligte Wonne und die traulich fortkeimende Zärtlichkeit keuſcher Liebe ein Geheimniß iſt, dem wird es auch die beſeligende Spende der Schönſten, das höchſte Glück, bleiben. Wer nicht das vertrauende Hingeben, die gleichmäßige Flamme uneigennütziger Freundſchaft kennt, wird ſtets den Hochgenuß eines feſten Männerbundes vermiſſen.

Wer nicht in ſteter Verbindung mit dem Himmel lebt durch die oft aufflammende Glut vernünftiger Gottesfurcht, kennt nicht eine Wonne, die erhabener iſt, als beide.

Was iſt nach einem Vergleiche mit dieſen von den Freuden des Laſters zu halten? Wofür halten die getäuſchten Anſtauner jener Freuden einen heldenmüthigen Triumph über eine gewaltige Verſuchung? Was denken ſie von dem innern Frieden und dem Schutze Gottes? Von einem unerſchütterlichen Rechte auf ein ewiges Leben? Iſt dieß keine weiſere Wahl, als Spiel- und Buhlhäuſer zu durchtoben, und ſich mit andern kleinen, gaukelnden, goldflimmernden, giftberauſchten Inſekten auf jeden Kehricht zu ſtürzen, des Genußes willen, Söhne des Beelzebub, des Mückengottes? An den Rechtsvertheidigern und Rechtsfreunden kann ich ſelbſt eine beſcheidene Feigherzigkeit nicht billigen. Welchen Muth das Chriſtenthum ſeinen Bekennern über alles andere bewundernswerthe der Welt zu verleihen vermöge, das zu zeigen, geziemt mit Recht dem Chriſten allein. Das Chriſtenthum, der Troſt unſerer Herzen, ſollte uns mit der ſtolzen Würde des Selbſtgefühles beſeelen. Bei der Unterſuchung des Wegweiſers in das Narrenparadies, wobei ich ſo lange verweilte, wird ſich's zeigen, daß ich in meinem Plane die *Ueppigkeit* mit dem *Unglauben* aus gutem Grunde verbunden habe.

Die heilige Schrift bezeugt durch zahlreiche Beiſpiele ihren Ausſpruch: daß der Sieg über die Wollüſte der Welt dem Glauben gebühre. Mit eben ſo ſtarkem Glauben könnten wir moraliſche Weltbezwinger werden. Niemand kann läugnen, daß wir eine reiche Auswahl von Vergnügen haben, und unſerer *Natur* nach ſind wir fähig, das *Beſte* zu wählen. Alle preiſen Gottes Verheiſſungen beſſer, als alle unſere eigenen Erzeugniſſe, und finden ſie unvereinbar mit der Sünde, ſo daß man die Genüſſe der künftigen Welt nur durch die Entbehrung in der gegenwärtigen ſich verbürgen kann. Nur aus Mangel an *Glauben* alſo, woraus ſich alles erklären läßt ſtreben wir wider *Natur* und *Vernunft* nicht nach dem *höchſten* *Gute*.

Zum Beiſpiel: Zweierlei Verſuchungen wirken auf uns, *Schmerzen* oder *Vergnügen* erregende; jene *verſcheuchen* von der Tugend, dieſe *locken* uns von ihr weg. Wir entfliehen der Dürftigkeit, der Qual und dem Mißgeſchicke, um ihren Widerwärtigkeiten zu entgehen, und ſuchen Hülfe bei Verſtellung und Trug. Doch dieſe Uebel ſind nicht ihre unmittelbare Quelle, ſondern der Mangel des *Glaubens* an die göttliche Verheiſſung: „*daß er uns zu Hülfe kommen wird in unſerer Noth, und uns erretten zur rechten Zeit, und alle Dinge zu unſerm beſten wenden.*“ Gelingt der lockenden Wolluſt ihr Zweck, ſo ſchätzen wir zwar alle ihre Genüſſe nicht für beſſer, als den Himmel, aber der Himmel liegt uns zu ferne, und die Seele iſt für ſinnliche Luſt entbrannt. Warum aber liegt uns der Himmel ferne? Weil uns der Glaube gebricht; „*denn der Glaube iſt die gewiſſe Zuverſicht deſſen, was man hofft, und nicht zweifelt an dem, was man nicht ſieht.*“ Er vergegenwärtiget das künftige Daſeyn, und *führt* uns im *Himmel* ein, obgleich wir im Leibe ſind; geſellet uns in der Einſamkeit Engel zu, und bereitet uns höhere Genüſſe im Geiſte, als die Welt ſie in der Wirklichkeit zu gewähren vermag. Dieß iſt eine Wahrheit, oder das Leben der Schrifthelden eine unmögliche Fabel, die doch, gleich uns, nur Menſchen geweſen ſind. So geleitet der Unglaube zur Ueppigkeit, die uns im Unglauben beſtärkt, und beide vollenden unſer Verderben. Dieſe Herren ſcheinen die Welt für einen Faſchingſpaß zu halten, ohne Wichtigkeit und Ernſt; doch beide fehlen ihr nicht. Selbſt der Bau und die Beſtimmung einer Mücke verkünden eine unendliche Weisheit. Soll alſo mit der Schöpfung des Menſchen allein kein höherer Zweck verbunden ſeyn, als daß er ſiegend herumflattere und ſterbe, ein Lückenbüſſer nur in dem Prachtwerke, unter des Allmächtigen wunderbaren Geſchöpfen? Iſt Freude ihre Bemühung Eine unverſiegbare Quelle von Freuden ſchließt jener in ſeinem Buſen auf, der mit aller Anſtrengung den letzten Hazard geborgen hat; die Zufriedenheit quillt aus ihm ſelbſt; die andern entlehnen alles von Außen. Eine trügeriſche, dauerloſe Bettlerſpende iſt eine völlig von Außen kommende Freude. Von Außen gepflückt muß ſie, gleich gepflückten Blumen, vergänglich an Schönheit und lieblichem Dufte, verwelkend mißfallen. Die innere Freude iſt eine ſüß duftende Stockroſe; herrlicher, duftender, dauernder, und, was ich nicht vergeſſen darf, unſterblich.

Den drei Mitteln zur Glückſeligkeit, welche ich oben dieſen Herren empfohlen habe, will ich noch, zur Erleichterung ihrer Annahme, drei kurze Denkſprüche beifügen, die mit der Zeit, wie ich hoffe, ohne ihr Gedächtniß zu ermüden, ihren Herzen Troſt bringen werden.

Wer den Zorn des Himmels nicht fürchtet, wird ihn fühlen.

Wer im Reiche der ſinnlichen Freuden gelebt hat, wird in das Reich der Qualen hinüberſterben.

Wer nie ſeiner letzten Stunde eingedenk iſt, wird der gegenwärtigen nie recht froh werden.

Mein Herr, bitten Sie Ihre Schweſter, ihren jugendlichen Greiſen, den Apoſteln dieſer Heiden, zu eröffnen, daß ich bereit ſey, ſobald ſie mir drei Denkſprüche von größerer Wahrheit, oder drei kräftigere Mittel zur Glückſeligkeit bezeichnen können, als ein Neubekehrter unter ihnen leben, den Bolingbroke ſtatt der Bibel leſen, und ein Ballkleid anziehen werde, denn wohlgemerkt, ich zähle erſt achtzig Jahre. Alles Heil und Wohlergehen wünſchend, Ihnen und Allen, die Sie lieben, ſohin allen Menſchen auf der ganzen Erde, bin ich, mein Herr ꝛc.

Dritter Brief.

Ueber die Ueppigkeit.

Mein Herr!

Der Inhalt Ihres Schreibens vermindert die Freude ſeines Empfanges. Nicht ohne Schrecken vernehmen wir immer die Kunde, daß der Tod bald einen tugendhaften Mann aus dem Leben abrufe. Der Stachel, den die Ueppigkeit im Herzen Ihres unglücklichen Freundes haften ließ, hat ihn zu meinem Bedauern ſchnell entmuthiget. Wenn die Welt mit den Säulen unſerer Hoffnungen unter uns zuſammenbricht, wie ängſtlich klammern wir uns dann an den Himmel an! Nächſtens ſende ich Ihnen das Andächtige, welches Sie von mir wünſchen. Ihres Freundes Unglück, und meine ſchmerzlichen Betrachtungen am Todeslager eines edlen Jünglings, ſind meinem Gedächtniſſe zu lebhaft eingeprägt als daß ich die weltverderbende Wolluſt nicht noch länger züchtigen ſollte.

Wenn körperliche Uebel und Entkräftung unſere Nachbaren und Freunde täglich auf das Siechbett werfen, und der Tod durch jene drohenden Herolde auch uns ſein baldiges Erſcheinen verkündet; —.

Wenn dieſes Erſcheinen des Todes die ungleichartigſten Geſinnungen aller Menſchen in Uebereinſtimmung der Anſichten und Wünſchen auflöſet; —

Wenn freigeiſteriſche Ausſchweifungen die Schritte und Schrecken des Todes, und die widrigen Folgen deſſelben verzehnfachen.

Wenn der Tod der einzige unausbleibliche Erfolg, die Tugend das ausſchließend dauerhafte Gut, das wir zu erringen vermögen, und die Gnade Gottes alles Uebrige an unbegrenzter Wichtigkeit übertrifft; —

Wenn dieſe Gnade mit dem Reſte von Zeit, Mühe und Aufwand zu unſern wirklichen Freuden ſo wohlfeil erkauft werden könnte; —

Wenn das Blut der Martyrer dieſen Kauf verbürgt, und jene mit den Wollüſtlingen niemals ein gleiches Loos theilen können; —

Wenn unſer künftiges Schickſal unendlich, dieſes Leben aber nicht einmal ein Moment gegen die Zeit, und dieſe nicht einmal ein Moment gegen die Ewigkeit, die Ewigkeit aber nicht minder, als die gegenwärtige Stunde, unſer Eigenthum iſt; —

Wenn blindes Anklammern an die gegenwärtige Stunde, oder überſpannte Erwartung von einer künftigen, das Erkennen dieſer Welt, und den Glauben an eine künftige vereitelt; —

Wenn dieß alles wahr und klar iſt, wie der Tag am hellen Mittage, wie glückſelig iſt dann Jeder, der mit Ihrem Freunde Euſebius frühzeitig den rechten Pfad betritt, während der Verſtand des edlen Jünglings, von dem ich

Ihnen erzählen will, der aus dem geiſtigen Schlafe einer verwöhnenden Nachſicht mit den eigenen Fehlern ſo lange nicht zu erwecken war, erſt an ſeinem Todestage geboren wurde!

Meinem Verſprechen gemäß will ich Ihnen den Charakter Ihres Freundes Euſebius ganz ausführlich darſtellen, nicht zu Ihrer **Belehrung**, wie Sie vielleicht vermuthen möchten, ſondern als Gegenſtück des **Wollüſtlings**, und ſo:

Facem proferre pudendis. Juv.

um die Verruchtheit greller zu beleuchten, zum Beſten blöder Augen, die ein Gebirg nicht ohne Fernrohr ſehen können, einen **Halbmenſchen** für einen ganzen halten, oder gar einen Wollüſtling als ein höchſt glückliches Geſchöpf beneiden, und mit den Sternkundigen der Heidenwelt den **Halbmenſchen** in den Himmel verſetzen, als Bogenſchützen und ewiger Jäger, der ewig auf die Freude zielt, und nie die Scheibe trifft. Wie weit er ſie verfehlt, wird der Charakter des Euſebius zweifellos darthun.

Die vielen Dornen auf der Blumenbahn der **Wollüſtlinge**, können dieſe nicht von dem Wahne heilen, daß alle Uebrigen ihnen nur aus Mangel an Geſchmack, Verſtand oder Geld nicht folgen. Euſebius beſitzt alle dieſe drei Güter. Er findet Geſchmack an Allem, was die Phantaſie oder die Sinne zu ergötzen, einen Modeſtutzer oder Schwelzer zu bilden vermag, ohne einer von beiden zu ſeyn. Er hat Geld und Sinn zu allen dieſen Freuden; ſein Reichthum iſt groß, aber noch größer ſein edles Herz, und unbefleckt von vornehmen Laſtern. Als ein heiterer, reicher Jüngling liebt er auch den Aufwand. Doch nur bis zu dieſem Punkte geleitet er ſie; er tritt aber bald aus ihrer Mitte hervor, wie die Sonne aus dunklen Wolken. **Seine** Reichthümer bereichern ſeine Tugenden, die **ihrigen** nur ihre Laſter. Der Aufwand hat zwei weſentlich verſchiedene Formen ſeines Fluges; in beiden trägt er den Reichthum auf ſeinen Schwingen fort; der Reichthum rauſcht als ein Sonnenadler zu lichtbegrenzten Höhen empor, und endet herrlich in ſeinem prächtigen Fluge; oder er huſcht wie eine Eule in Waldesnacht; ſein Flug iſt dann ſchmählich und von arger Verkündung, und erlahmet in der Wüſte des ſittlichen Verderbens. Freigebig gegen die Anſprüche der Natur, des Ranges, und der Pflicht, läßt er das Laſter und thörichten Eigenſinn verhungern. Dieſe Goldſauger jagt er als Bettler an ihre Thüren, und dieſe empfangen und umhalſen ſie als willkommene Gäſte und alte Herzensfreunde. Der dreifache Reichthum des Euſebius wird ſie kaum vor dem Bettelſtabe ſchützen. Während ſie die Hälfte ihrer Habe in üppigen Schwelgereien vergeuden, bereitet er durch Unglück Verarmten, nicht durch Thorheit, die bequemen Genüſſe eines mäßigen Lebens.

Deßwegen iſt er aber kein Mürriſcher, der die Ergötzungen flieht; er wählt jedoch belebende, nicht tödtende, ſolche, welche die erſchöpften Kräfte zu neuer Arbeit ſtärken, ruhige, die ein richtig urtheilender Fleiß als weſentlich nothwendig berechnet. Er bekreuzt ſich nicht vor einer Maskerade, und nennt Karten nicht Bücher des Satans; aber er vergleicht alle unſere Vergnügungen mit weitwendigen Büchern, wovon ſchon ein Auszug genügen würde, oder mit den Büchern der Sybille, deren Werth mit der Verminderung ihrer Zahl ſtieg.

Auch ihm fehlt es nicht, wie jenen, an Parken, Gärten, Grotten, Waſſerfällen, Statuen, Gemälden, u. ſ. w., er weiß ſie aber beſſer zu genießen; nicht weil er beſſere hätte, als ſie, ſondern weil er beſſer iſt, als ſie. Die Schönheiten ſeiner Gemählde ſind nicht bloße Zauberwerke des Pinſels, und ſeinen Augen leben ſeine Statuen, gleich Pygmalions Bildſäule, den ihrigen aber bleiben ſie ewig nur todter Marmor. Seine ſchöpferiſche herzinnige Luſt entlockt der Kunſt Annehmlichkeiten, und der Natur ein magiſches Lächeln, unſichtbar den gemeinen Augen. Phantaſie und Sinne verdanken die Steigerung ihrer erfreuenden Eindrücke nur der Begeiſterung ſeines edelmüthigen Herzens. Gleich der Sonne, dem prächtigſten Geſtirne, von dem die Planeten ihr Licht borgen, verdoppelt die Tugend, als höchſte Wonne, die Stärke aller andern.

Euſebius und die Andern lieben den Reichthum gleich ſehr, doch ihre Beurtheilung deſſelben iſt himmelweit verſchieden. Er betrachtet ſein großes Vermögen als eine Verleihung des ehrenvollen Amtes der gütigen Vorſehung, recht viele Wohlthaten zu ſpenden; ſie aber halten es für eine Frechheit, oder mindeſtens für die Entſchuldigung eines ganz entgegengeſetzten Verfahrens. Bei dem Anblicke ſeiner Prachtpalläſte und weiten Bogengänge entzückt ihn viel mehr das Bewußtſeyn, wie viel Gutes er dadurch zu üben vermag, als die eitle Hoheit eines hervorragenden Anſehens. Er zählt lieber die Menſchen, deren Hunger er geſtillt, als die Augen der Gaffer. Ihn begeiſtert der Gedanke an die göttliche Gnade, die ohne ein Wunderwerk ihm die Gabe verlieh, für eine ſo große Anzahl Dürftiger jene Steine in Brod zu verwandeln. Sie aber werden durch ihre Babylonsthürme von babyloniſchem Hochmuthe aufgetrieben, der ihre Herzen für alle Leidende verſteinert. Sie bauen wahrlich abwärts, und ihre unedle Höhe erniedrigt ſie nur um ſo tiefer.

Die reichen Spenden des Himmels hält er für Schuldbriefe gegen die Welt, ſie aber für allgemeine Huldigungsaddreſſen derſelben. Weit entfernt, ſeine höhere Stellung für einen natürlichen Anſpruch auf die Anbetung der Welt zu betrachten, hält er ſie vielmehr für eine rechtliche Forderung derſelben an ſeine Wohlthaten und an ſeinen Schutz. Er glaubt, daß ſohin ihre Reichthümer ſie nur in Schulden ſtürzen, — wie ſonderbar es auch lauten mag, — und daß die Unterlaſſung wohlthätiger Werke eine vollendete Unterſchlagung ſey.

Seine Demuth hält gleichen Schritt mit ſeiner Pracht, und da demüthige Herrlichkeit mehr Achtung für Andere, als für ſich ſelbſt verkündet, ſo entwaffnet ſie den Neid, und genießt allgemeinen Beifall. Ihr Hochmuth aber entzieht ihrer vernichteten Pracht jene Ehre, welche doch die einzige Frucht ihrer Hoffnung iſt. Von ſinnigem Werthe ſind die goldenen Worte: „daß der Stolz ein Baum iſt, der ſeine eigenen Früchte verzehrt.“

Er weiß, was ihnen entgeht, wie folgenreich glänzende Vorzüge ſind, und daß ſie den damit Begnadigten auf ihre Verantwortung verliehen ſind, denen ſie nur zur Erhöhung oder Erniedrigung dienen können; er weiß, daß der Himmel ohne Rückſicht auf Rangſtufen eine völlig gleiche Glückſeligkeit dem menſchlichen Geſchlechte verliehen und zum auserwählten Fluche der Mächtigen, wenn ſie es verſchulden, verhängt hat, daß ſie durch ihre Größe verkleinert, und durch ihren Rang entehrt werden; daß wenn Affen oder Krokodille, lächerliche oder verderbliche Perſonen in ſtolzen Palläſten ſich blähen, deßwegen doch keine Hoffnung auf Verehrung haben, obgleich der Bau derſelben ohne den eiteln und quälenden Durſt nach weltlichem Weihrauche gewiß unterblieben wäre.

Die Herren wollen tiefe Kenner der Vergnügen ſeyn, und müſſen die geringſten theurer bezahlen, als Euſebius; ferner fließt ſein Reichthum aus unterirdiſchen Kanälen, beglückt ohne Aufſehen, und erſpart den Unterſtützten Schamröthe und Dank. Dieſen Punkt ſollten ſich jene Herren am meiſten zu Gemüth führen. Sie haben nicht einen Kerker aufgeſchloſſen, nicht eine Thräne getrocknet, die einſt für ſie ſprechen könnte, wenn ihre Augen weinen. Das Bewußtſeyn der Linderung fremden Kummers iſt der ſüßeſte Troſt im eigenen. Das Beſte an ihrem Aufwande iſt deſſen Lobrede, wider Willen, auf den Aufwand Ihres Freundes.

Unter allen Vergnügungen ſind die ſinnlichen die armſeligſten. Eine himmliſche Seele kann ſie nur in einer

Pfütze holen! Und doch kennen unſere aufgedorrten Schwämme der Sinnlichkeit nichts Beſſeres, und ſaugen gierig jeden Tropfen davon ein, wo er auch liegen möge, ſey's auch im Schlamme. Vor allen andern in dieſem Punkte werden ſie ſich höher dünken, als er; doch auch hierin läßt er ſie augenſcheinlich weit unter den Ergötzungen ſeines Verſtandes und Geiſtes, und die moraliſchen ſind ſein ausſchließendes Eigenthum. Dieſe völlig zu überſehen, gehört zu ihren armſeligen, dürren Freuden, und doch ſind ſie die vorzüglichſten. Wie unvollkommen ſie auch ſeyn mögen, ſo öffnen ſie doch einen Schwachen aber wahrhaftigen Vorhimmel, während ſie zugleich den wirklichen verbürgen. Welch' ein köſtlicher Vorzug! Freudiger in Trübſalen lebt derjenige, den die Erinnerung an den Tod nicht beunruhiget,

Extremumque diem vitae inter munera ponit. Juv.

als ſie, mitten unter hundert armſeligen Flitterfreuden triumphirend, und die Thüre der Vernunft verrammelnd, damit ſie nicht mit ſchauerlicher Todesmahnung ihnen zurufe. Wie glücklich würden wir uns in ſo vielen ſchmerzlichen Ereigniſſen des Daſeyns preiſen, wenn eine Freiſtätte uns gaſtlich aufnähme! Wie würde ein Gedanke von unläugbarem, unausbleiblichen Troſte uns entzücken! Dieſer Gedanke kann nur ein einziger ſeyn, und dieſen einzigen Rettungsgedanken ſucht der Stolz dieſer Weiſen mit allem Aufwande von Sorgfalt planmäßig zu vereiteln.

Euſebius hat eben ſo viele Liebe zum Vergnügen, wie ſie; doch woher der weſentliche Unterſchied ihrer Glückſeligkeit? Er iſt der Herr ſeiner Vergnügungen; nach einigen ſtrebt er, andere läßt er nur mit kluger Auswahl zu ſich, und andern weiſet er mit Erröthen die Thüre. Sie aber ſind die Sclaven ihrer Vergnügungen, verrichten auf ihren Befehl die ſchändlichſten Dinge, ſchleudern ihr elterliches Erbgut in die Kloacke der Buhlerei oder des Schwelgens, kerkern ſich ſelbſt ein in die finſtern Höhlen des Betrugs und des Verderbens, werfen ihr Habe mit einer unglücklichen Karte von ſich weg, oder verwürfeln es mit einem Angſtblicke der Verzweiflung. Welch' furchtbare Schaffote ſind jene Würgtafeln, wo Augenblicke über das Verhängniß eines ganzen Daſeyns entſcheiden, und wahnſinnige Wuth den Abgrundsrachen des ewigen Verderbens aufreißt!

Dieſe ſchmähliche Unmacht ſclaviſcher Herzen wirft ſie unter die Fußtritte von eben ſo vielen Tyrannen, als die Welt Thorheiten und Laſter zählt, während über Euſebius nur ein einziger, gnadenvoller Herr waltet. Zehnmal in einem Tage knieen ſie vor einem neuen Pharao, weil ſeine Spenden ihnen zu ärmlich ſcheinen. Den Herrn zu wechſeln liegt in ihrer Macht, aber nicht das Zerbrechen ihrer Ketten.

Um den nach dem Wahne der Römer vom Himmel gefallenen Schild vor dem Frevel räuberiſcher Hände zu bewahren, umgaben ſie ihn mit eilf andern, aus Erz täuſchend nachgebildeten. Dieſe Weiſen hätten ihnen eine ſolche Vorſicht erübrigt. Klüglich wählend rennen ſie mit den eilf nachgebildeten, lauter trügeriſchen, weſenloſen Freuden davon, und vergönnen das Himmliſche, von anſcheinendem Unwerthe, verſtandloſen Menſchen. Die Tugend, des Euſebius Freude, iſt ein himmliſcher Schild gegen alle Widerwärtigkeiten des gegenwärtigen Lebens; die ihrigen aber ſind nur Schwerter, durchbohrend mit wechſelreichen Qualen.

Der Unterſchied iſt höchſt auffallend. Der Genuß iſt bei ihnen der Tod der Freuden, deren ſie nur mit Reue gedenken; die ſeinigen ſind Kinder des Genuſſes, und die Erinnerung an ſie iſt ſo lieblich wie ihr Daſeyn. Wiederholung vermindert die ihrigen, vermehrt die ſeinigen; jene erzeugen oder erſchweren Unglück, dieſe wenden das Meiſte ab, oder mildern das Gegenwärtige; jene beſchleunigen den Tod, und ſteigern ſeine Schrecken; dieſe bewahren in der letzten Stunde ihre Vollkommenheit, nachdem ſie für die Größe und Dauer der Glückſeligkeiten des Lebens alles gethan haben. Beweinenswerthe Glückſeligkeit, thörichte Weisheit, die in den Tagen der Finſterniß nicht leuchten, in den Stunden des Todes nicht tröſten können! Fürwahr, ihre ärmlichen Freuden blühen nur gleich düſtern Thränenweiden, von Sumpfgräben befeuchtet; in verkrüppelter Form wurzeln ſie kümmerlich in einem unhaltbaren Boden; doch ſeine Freuden blühen wie die Cedern des Libanons, von den Quellen des Himmels genährt, und tiefe Wurzeln ſchlagend in ſeiner Seligmachung unerſchütterlichem Felſen.

Auf dieſer Höhe der wahren Lebensanſicht ſchöpft er jene nicht zu erkünſtelnde freudige Ruhe in ſeiner Haltung und in ſeinen Zügen, und ſein leutſeliges Benehmen macht ihn zum Heiterſten unter den Heiterſten. Bei ihnen aber verbirgt, wie bei vergoldeten Dingen, ein reicher Außenſchein den finſtern Inhalt. Er iſt durchſichtig, wie ein Diamant, und leuchtet vom Herzen. Er iſt nach dem frommen Wunſche einiger Weiſen, die endlich ſichtbar gewordene Tugend, um perſönlich, nicht durch Unterricht, mit den Menſchen zu verkehren, die durch ſeinen Anblick beſſer werden.

Daraus mögen Sie erſehen, wie ſchwach die Leuchte des Verſtandes dieſer Menſchen iſt, mit deſſen Glanze ſie, alles überbietend, die Welt erhellen wollen. Womit brüſten ſie ſich am Meiſten? Damit, daß ſie dieſes Leben recht genießen, während ſie doch von Euſebius ſich weſentlich dadurch unterſcheiden, daß ſie gerade deßwegen von dieſem Leben nichts genießen, weil ſie es höher ſchätzen, als Alles. Er genießt die Welt viel, weil er ſie für Nichts achtet, und, des Todes ohne deſſen Schreckniſſe ſtets mit chriſtlicher Ergebung gedenkend, kein doppeltes, getrenntes Leben kennt, ſondern ſein ganzes Daſeyn, ſein gegenwärtiges und künftiges, als ein ununterbrochenes zu würdigen weiß.

Eines beſondern Umſtandes muß ich noch erwähnen, bevor ich von Ihrem Freunde zu ſprechen aufhöre, der die Dauer ſeines ziemlich langen Beſuches ſelbſt entſchuldigen mag. Dieſe Herren nehmen den Mund gewaltig voll, wenn ſie von ihrer Quinteſſenz aller Tugenden, von ihrer Menſchenliebe, ſprechen. Im Beſitze derſelben würden ſie zu ihrem Glücke die meiſten meiner Behauptungen widerlegen; denn unſtreitig richtet ſich das Glück der Menſchen nach dem Maße ihrer wohlwollenden Geſinnungen gegen ihre Mitmenſchen; auch iſt es ganz in der Ordnung, daß die größte Pflicht von der Natur auch den größten Lohn erhält. Den Anſpruch auf dieſe Tugend müſſen ſie aber erſt beweiſen; denn ſie ſchreien nur ſo viel und laut, weil dieſe Tugend ihnen fehlt; ſtets bedarf die ſchwächeſte Seite einer Feſtung der ſtärkſten Vertheidigung. Die Grundſätze des Euſebius verbürgen ſeine allgemeine Menſchenliebe, wozu ihn die Selbſtliebe verpflichtet, und ſein glücklicher Seelenzuſtand begeiſtert. Gemäß den Grundſätzen jener Herren aber, denen die Welt ihr Alles, oder wenigſtens der einzige Lohn ihrer Bemühungen iſt, gebietet ihnen ihre Selbſtſucht, gerade entgegengeſetzt zu handeln, wobei ſie von ihrer innern Unruhe unterſtützt werden, ſo, daß man unter den Wollüſtlingen mit gleichem Erfolge einen Engel, wie einen Freund ſuchen würde. Was berechtigt irgend einen Menſchen zu der Hoffnung, daß ſie ihn mehr als ihre eigene Seele lieben werden? Und dieß müßten ſie thun, wenn er auch nur die mindeſte Theilnahme bei ihnen erregen könnte. Indem ich auf die unnütze Mühe verzichte, eine Sache zu beweiſen, die keines Beweiſes bedarf, will ich Ihnen das Bild von einem dieſer großen Freunde des menſchlichen Geſchlechtes malen, unter dem Verſprechen, daß Sie ihn nicht tödten wollen, und dieſes Bild wird meine Behauptung beredter als ein Demoſthenes rechtfertigen.

Ich brauche Ihnen nur von einem leidenſchaftlichen, mit allen Lockungen und Geheimniſſen des Spieles völlig vertrauten Meiſter zu ſprechen, und Sie kennen ihn, ohne daß ich ſeinen Namen nenne. Er iſt auf Reichthum ſo erpicht, den, wie der reife Denker Saluſtius ſagt: nemo bonus unquam concupivit, ſo höchſt vernarrt in ihn, daß er ſich äußerſt elend fühlt, wenn einmal ein Tag ohne Ausſicht auf den Bettelſtab für ihn erſcheint. In Verſprechungen und Freundſchaftsbetheurungen übertrifft ihn Niemand, aber auch nicht in gegentheiligen Handlungen. Geſpendeten Wohlthaten, die ſeinen Zweck verfehlten, hat er immer einen Fluch nachgeſendet. Seine Gefälligkeiten ſind durchaus nur künſtliche Köder, die er wieder in die Taſche ſteckt wenn der Fang mißlingt. „Ungeprellt keine Freundſchaft!“ iſt ſein ſelbſtgeſchöpfter Lieblingsſinnſpruch. Mit eben ſo geſuchter Artigkeit lächelt er ſeinen zahlreichen ergebenen Freunden zu, die ihn mit Morgenbeſuchen beſtürmen, wie einer guten Karte, und mit derſelben Hoffnung, nämlich beide zum Gewinne ſeines Spieles zu benützen. Iſt der Zweck erreicht, oder gebieten es Eigenſinn oder Selbſtſucht, wirft er ſie weg, wie abgenützte Karten, und verlangt neue zu neuem Betruge, und zur Uebung ſeiner Schelmſtücke. Narren betrachtet er als unfehlbar gewinnende Trümpfe. Hat er Mangel an dieſen, ſo verbeſſert er ſein Spiel mit einem Buben von der rechten Farbe, und vermißt er unglücklicherweiſe beide, ſo hört er für dießmal zu ſpielen auf: denn ohne ein gutes Spiel iſt ein böſes Herz unerträglich. Das Glück lullt das Gewiſſen in Schlummer, und beruhiget die Qualen ſeiner Biſſe. So iſt ein Weltkenner beſchaffen, nämlich in der Regel ein Menſch, der Gott nicht kennt. Nie iſt ihm der große letzte Hazard in den Sinn gekommen, den jener, der ihn nur ehrlich wünſcht, gewinnen, der falſche und überaus meiſterhaft falſche Spieler aber verlieren muß. Ein ſolcher iſt Avidienus, ein ſolcher der tugendhafte Mann, der für ſeinen Freund mit derſelben Ruhe ſein Leben opfern könnte, womit er bei ſeinem einfachen Mahle ſitzt.

Um gerecht zu ſeyn, darf ich aber zur Entſchuldigung ſolcher Leute nicht verſchweigen, daß bloße Weltmenſchen keinen Schatten einer andern geſelligen Glückſeligkeit kennen, als die: Betrüger zu ſeyn, oder Betrogene, daß ſie als Betrüger die Früchte ihrer Bosheit, als Betrogene die Früchte ihrer Dummheit ernten; einer wahren Freundſchaft ſind ſolche Leute durchaus unfähig. Nur der Unſinnige kann einen Freund an einem Menſchen zu finden hoffen, der nicht ſein eigener Freund iſt; daraus geht zweifellos hervor, daß die Hauptquelle der Glückſeligkeit in ihren Herzen verſiegt iſt.

Von den reicheſten Mitteln der Glückſeligkeit faſt erdrückt, würde ein Böſewicht das lächerlichſte aller Geſchöpfe ſeyn, wäre er nicht zugleich das beklagenswertheſte. Als man Diognes fragte, warum er bei den Bildſäulen in Athen bettle, erwiederte er: damit er Abweiſungen verdauen lerne. Dieſe Herren ſollten hieraus ihre Belehrung ſchöpfen. Die meiſten Dinge, wornach ſie ſo gierig ſtreben, ſind taube Bildſäulen, wenn ſie wahres Vergnügen von ihnen begehren.

Dieſe Leute rennen blind in alle Verſuchungen, welche oft ſogar die Mühe ihrer Verführung verſchmähen, da die ewige Vorſehung die Zügel des freien Willens über ihren muthwilligen Nacken ſchießen läßt. Wenn aber die Vorſehung ihnen ihren Zügel über die Naſe, und ihre Querſtange in den Mund legen wird, wenn ſie dieſelben mit ſolchen Leiden heimſucht, wie Ihren unglücklichen Freund, oder noch ſchlimmer, wenn der ausgemergelte und von Todeszuckungen abgehetzte Leib eine verzweifelnde Seele, die ſich vor dem Eintauſche einer ärgern Behauſung ſträubet, ausſtoſſen wird, dann — — O entſetzlicher Wechſel, der mir die letzten Stunden des edlen Jünglings, von dem ich ſprach, lebendig vergegenwärtigt! Letzte Stunden unnennbarer Qualen! Wie dringend ſollen diejenigen eurer eingedenk ſeyn, die ſich nach ſüßer Ruhe der ihrigen ſehnen! Dieß iſt die Beerdigung, wozu ich in meinem erſten Briefe Ihre Schweſter Sempronia und deren lebensluſtige Anbeter einzuladen verſprach, Ihre Schweſter, deren Freude es iſt: Psallere, et cantare elegantius quam necesse est probae. Giebt es eine freundlichere Einladung, als dieſe, wofür ſie mir vielleicht ewig danken wird, wenn alle andere Ergötzungen längſt ſchon ausgeträumt ſind? Wenn es dieſen nicht an Wein mangelt, ſo wird die gegenwärtige Nektar reichen, den Becher der Seligkeit, von dem Weinſtocke gepreßt, deſſen Blätter völkerheilend ſind, und deſſen ſchwellende Trauben mit ewiger Glückſeligkeit laben! das Gepränge einer Beerdigung iſt beziehungsvoller für die Lebendigen, als für die Eingeſargten, deren Beehrung bei weitem durch die Ernte der andern auf dem Felde eines ſo herzerſchütternden Ereignißes aufgewogen wird.

O mein Freund, welche Rührung! Noch jetzt geht alles an meinem innern Auge vorüber. Der Tod des armen Jünglings dauert noch immer fort, und ſein Andenken gießt alle Schauer des Entſetzens wieder durchbohrend in mein Herz; welchen Eindruck machte erſt die Wirklichkeit ſelbſt? da verſtummen alle Worte, und keine Zeit kann ſie austilgen. Sie lebt fort in meinen Träumen, und wird einſt mit mir begraben.

Ich will Ihnen die letzten Stunden eines Mannes von vornehmen Stande, ſtolzem Muthe, hohen Geiſtesgaben und gewaltigen Leidenſchaften ſchildern. Er war nach allen Richtungen hin vollkommen, und auch im Laſter ein Held. Sein ſchroffes Benehmen brach das Herz des liebenswürdigſten Weibes, und durch ſeine Schwelgereien verarmte ſein einziges Kind.

Das Entſetzlichſte iſt, nächſt dem Abgrunde, wohin es die Brücke wölbt, das Sterbelager eines Laſterhaften. Was nur immer Hölliſches auf die Erde ſich heraufdrängen kann, das breitet es vor den Augen aus, und der Beſchauer fühlt ſich bei dieſem Anblick durch mehr, als Glauben, in ſeiner Religion befeſtiget. Unvergeßlich brütet es vor mir. Umtoben es nicht Flammen, nicht Furien? — — So kennen Sie nicht die Gewalt einer angſtgequälten Phantaſie, die innerſte Bewegung eines verruchten Herzens. Wie entſetzlich iſt es! Die mächtigen Erbfeinde des Leibes und der Seele, Krankheit und Sünde, demüthigen und verwirren ſeine Freunde, und bedecken mit Nacht die Gräuel des Ereignißes. Die Krankheit wirft die Pforte zu vor dem Lichte des Himmels, und die Sünde vor ſeiner ſegenvollen Hoffnung. O ſchmerzdurchbohrende, mehr als egyptiſche Doppelfinſterniß!

Welch ein Abſtand dieſer Finſterniß von den lichtumſtrahlten Feſtgelagen, deren alles belebende Seele er war! War's dieſe düſtere, bleiche, verlöſchende Maſſe, die im Prunkſaale der Wolluſt die Mode, den feinen Ton, und die Fröhlichſten den fröhlichſten Lebensgenuß lehrte? Nehmen die Trophäen ſeiner paphiſchen Siege, die mit dem Himmel erkauften Triumphe ein ſolches Ende? Iſt's derſelbe, deſſen Meiſterſchaft in der Bosheit alle ihre Herzen beneideten? Vom Eckel der Welt ausgeſpien, ſtöhnt er hier auf der ſchmalen Landzunge zwiſchen Zeit und Ewigkeit, wechſelweiſe gefoltert von der Erinnerung an ſeine Laſter, und von der angſtvollen Erwartung der Strafe, an irdiſcher und göttlicher Hülfe verzweifelnd!

Wie Vorgebirge der Hölle laſten auf ſeinem Gewiſſen ſein vergeudeter Reichthum, ſein bettelndes Kind, ſein getödtetes Weib. Raſtlos durchtobet ſein wahnſinniges Gehirn das Geſpenſt ſeiner erſchlagenen Zeit, (denn für ihn giebt es keine zweite mehr) durch Thorheit geſchändet, von Verbrechen ſcheußlich entſtellt. Aus dem Schlummer der Langmuth erwacht das Gewiſſen gleich einem weintrunkenen Rieſen, verwüſtet greulich ſeine frühern Gedanken und Wünſche, und ätzt nun ſeine eigenen in ſein zerfleiſchtes Herz, gleich einem längſt entthronten Könige, der mit dem Schwerte ſein Reich wieder erobert hat. Zu dröhnenden Donnern werden ſeine einſt gütlichen Mahnungen, und die von ihm verhöhnend mit Füßen getretenen Mittel der Gnade ein zerſchmetternder Blitz, der ihn ſelbſt für die Gedanken vom Tode tödtet. Die entſetzliche Fluth ſeiner Seelenangſt löſcht die Erinnerung an die Verzweiflung am Leben aus; gleich dem Wrak eines Menſchen ächzt er am Rande der Ewigkeit, und ſein nächſter Athemzug ſtürzt ihn in den Abgrund hinunter.

Ein ſolcher Anblick, welcher der Thorheit die Larve vom Antlitze reißt, und das im täuſchenden Weltlichte ſchimmernde Gewand bunten Mummerei abſtreift, damit ſie ſelbſt vor dem größten Thoren als Thorheit in ihrer Blöße ſtehe, bekehret ſelbſt den Laſterhafteſten, wenigſtens auf einen Augenblick, zu einem Heiligen.

Zu welchen Gedanken führt uns dieß? Iſt nicht das Sterbebett des Böſewichts das natürlichſte und wirkſamſte Gegengift gegen das Gift ſeines Beiſpiels? Heilt nicht der zertretene Scorpion die von ihm geſtochene Wunde? Will uns nicht der Himmel durch das Entſetzliche eines ſolchen Endes ermuthigen, ſorgfältig zu wachen für die Ruhe unſerer eigenen letzten Stunde? Wer von einer ſolchen Scene ungebeſſert zurückkäme, würde er nicht Adamant bleiben, wenn auch einer aus dem Grabe heraufſtiege? Denn eine ſolche Scene lüftet den Vorhang, der unſerer Zeit die Zukunft verſchleiert, und enthüllt unſere Augen einen Theil des Furchtbaren, wovon wir zuvor durch mündliche Ueberlieferung nur einen ſchwachen Begriff haben.

Giebt es alſo wohl eine beſſere Schule der Weisheit? Und verdient eine Einladung dazu nicht allen Dank? Denn was ſonſt ſoll uns bekehren? Die Kanzel? Vorurtheile verblenden uns wider ſie; und dann prediget auch ein Böſewicht im ſchweren Todeskampfe ſelbſt ſchweigend noch lauter und eindringender, als die berühmteſten Kanzelredner aller Zeiten. Iſt ihm aber die Gnade der Sprache noch vergönnt, ſo wird er durch ſeine Worte zum Meiſter der auserleſenſten Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes. Im Weltgetümmel denken wir mit Menſchen, ſterbend mit Gott.

Mit Flammenzügen von rieſenhafter Größe ſind zwei Lehren dieſer Schule aufgezeichnet; lesbar ſelbſt den eilig Vorüberrennenden. Erſtens: Wer in der Kriegsſchule und auf der Kampfbahn ſeiner Jugend, anſtatt in den Waffen zum Streite ſich zu üben, mit müßigen Händen Blumen pflückt, Schmetterlinge haſcht, und immer nur gehaltloſe Freuden ſucht, ladet eine große Schuld auf ſich. Wenn das Sterbebett von dem Hauptbuche ſeines Lebens das Siegel löſet, wird er ſich ſo arm finden, daß ein Bettler noch als ein Cröſus gegen ihn erſcheint, und ſeyn Daſeyn mit den übrigen Gütern verloren zu haben wünſchen.

Zweitens: Er wird einſehen, daß die göttliche Wahrheit nicht unterjochbar, triumphirend und unſterblich ſey, wie grimmig auch die Welt ſie zu ſchmähen, zu verletzen, und zu unterjochen ſuchen möge; daß ſie, ſelbſt von Felſen überthürmt, doch einmal, gleich dem Feuer des Aetna, als eine ſichtbare, hellſtrahlende, folternde, verzehrende Flamme hervorbrechen wird, was ich Ihnen jetzt, o mein Freund, mit unläugbarer Gewißheit zu ſchildern gedenke.

An dem ſchmerzlichen Vorabende des Hinſcheidens jenes edlen Jünglings, deſſen letzte Stunden dieſe Gedanken in mir erzeugten, befand ich mich bei ihm. Nur ſein Arzt war anweſend, und ein vertrauter, durch ihn unglücklich gewordener Freund. Als ich eintrat, ſprach er:

„Zu ſpät erſcheinen Sie und der Arzt. — Leben und Hoffnung gebrechen mir. Keine Wunder erwecken die Todten.“

Ich erinnerte ihn an Gottes Huld.

„Ach, einſt war ich einer ſolchen Bosheit nicht fähig! Er hat zu meinem Glücke, zu meiner Rettung alles erſchöpft. Allein ich habe dem Allmächtigen getrotzt, und meines Verderbens mit Gewalt mich bemächtigt!“

Ich erwiederte: Der gebenedeite Erlöſer —

„Still! ſtill! Sie zerreiſſen mir das Herz! — — An dieſer Klippe zerſchelle ich — — ich habe ſeinen Namen verläugnet!“

Ohne meine Tröſtungen hören, oder die vom Arzte dargebotenen Heilmittel gebrauchen zu wollen, lag er ſtumm vor mir in den ſchmerzloſen Pauſen plötzlicher Anfälle, bis der Seiger dröhnte; dann ſchrie er, wie von Wuth übermannt:

„O Zeit! Zeit! Mit Recht zerſchmetterſt du ſo deinem Mörder das Herz! — Du biſt hin, für immer hin! — Nur einen Monat! — Weh, nur eine einzige Woche! Nicht nur Jahre flehe ich, obgleich ich in einem Jahrhundert das Verſäumte nicht einholen könnte!“

Als ich bemerkte, wir könnten nicht zu viel thun; der Himmel wäre eine gnadenreiche Herberge — —

„Um ſo entſetzlicher alſo! Er iſt verloren, verloren! — Der Himmel iſt für mich das furchtbarſte Stück der Hölle!“

Ich empfahl ihm bald darauf, zu beten.

„Mögen jene beten, die beten können. Ich habe nie gebetet; ich kann nicht beten. Wozu auch beten? Iſt der Himmel nicht ſchon mein Verbündeter? Er hat die Rechnung abgeſchloſſen mit meinem Gewiſſen; ſeine gewaltigſten Schläge unterſtützen meine eigenen.“

Als er ſeinen Freund in Thränen zerfließen ſah, (denn weſſen Augen wären an dieſer Stätte thränenlos geblieben? Mir war es unmöglich!) ſagte er mit dem Ausdrucke der innigſten Zärtlichkeit:

„Spare deine Thränen für dich ſelbſt; ich bin dein Verderben! — Du beweineſt mein Loos? Das iſt grauſam! Welcher Schmerz könnte mich tiefer durchbohren?“

Von Rührung überwältiget, wollte ſein Freund ſich nun entfernen.

„Nein, geh nicht von mir! Du darfſt noch immer hoffen. — Vernimm alſo meine Worte! Wie raſend habe ich geſprochen, wie raſend haſt du mir zugehorcht, und geglaubt! Nun aber ſieh hin auf meinen gegenwärtigen Zuſtand, der uns beiden jede Frage löſet. Mein Leib iſt nur eine Qualkammer der Schwachheit und des Verfalles; doch meine Seele, wie durch Pein zu höherer Kraft und Fähigkeit aufgeſtachelt, fühlt ihr volles Bewußtſeyn für die Vernunft, und iſt völlig leidenskräftig. Was ſo im Rachen des Todes triumphirt, iſt zweifellos unſterblich. — — Und eine Gottheit! Nur ein Allmächtiger kann zürnend ſolche Qualen verhängen, wie ſie mein Inneres durchraſen.“

Eben wollte ich dem Leidenden, dem wider ſeinen Willen die Folter der Natur die Anerkennung der beiden wichtigen Glaubensſätze unſerer Religion abgezwungen hatte, zu ſeiner Bekehrung Glück wünſchen, als er auf die erſchütterndſte Weiſe fortſprach:

„Nein, nein, unterbrecht mich nicht! Meinen Worten iſt nur noch eine Spanne Zeit vergönnt! Meine Seele, ach mein tief gekränkter Freund, liegt, verwüſtet wie mein Leib, unter den hingeſtürzten Trümmern zerſchmetterter Gedanken. Die Gewiſſensbiſſe früher verübter Miſſethaten halten mir den Spiegel der Zukunft vor das Antlitz, welches ich mit geſteigertem Entſetzen wieder der Vergangenheit zuwende. Von keiner Seite ein tröſtender Strahl! — Die Hälfte der Laſt, die gleich einem Felſen auf mich drücket, würde dich anſpornen, dem Martyrer ſeine Qualen zu entreiſſen, und den Himmel für die Flammen zu lobpreiſen. Das iſt keine ewige, keine unauslöſchliche Flamme!“

Unſere Erſchütterung wurde noch vermehrt, als er mit Raſerei im verzweiflungsvollen Antlitze ausrief:

„Meine Grundſätze haben meinen Freund vergiftet, meine Thorheit meinen Sohn an den Bettelſtab gebracht, meine grauſame Härte mein Weib getödtet. Wo iſt noch eine ärgere Hölle? O Gott, du vielfach geläſterter und doch ſo huldvoller Richter, die Hölle ſelbſt iſt eine Freiſtätte für mich, wenn ſie mich gegen dein Zürnen ſchützt!“

Wenige Augenblicke darauf ſchwanden ihm die Sinne;

ſeine entſetzte Einbildungskraft ſtieß Verwünſchungen aus, die kein menſchlicher Mund wiederholen oder jemals vergeſſen könnte. Und bevor die Sonne, die, wie ich zuverſichtlich hoffe, wenige ſolche Scenen beleuchtet hat, wieder am Morgen auftauchte, war der junge, edle, heitere, witzige, mit allen Vorzügen geſchmückte Altamont des Todes beute.

Wenn dieß ein Mann des Vergnügens iſt, ſo möchte ich einen Mann der Schmerzen ſehen. Wie reißend und vernichtend iſt das Verderben dieſer Waghälſe! Welche ſchreckliche Nacht bedeckt ſie auf immer! Wie kurz iſt, leider, ihr Feſttag; Wo ſind ſie nach dem kurzen Momente ihres blendenden Schimmerns? Die Vergeſſenheit begräbt ihr Andenken. Doch nein, ſie vermag's nicht, denn die Schande entreißt ſie ihrer Bemühung. In der Schande ewigen Weltchronik ſind ihre Triumphe aufgezeichnet. Endlos bluten ihre Leiden, (o armer Altamont!) bis in die Herzen tief gerührter Freunde; Altamont beſaß einen Freund; nur an ihm lag's, deren viele zu haben, und das enteilende Leben als die Morgenröthe eines unſterblichen Tages begrüßen zu können; ſein Name hätte in goldenen Buchſtaben in den Büchern der Ewigkeit fortgelebt, der liebliche Duft ſeines Andenkens die zurückgelaſſenen Freunde ergötzt, und die Nachkommen geheilt. Welchen Vorzug verliehen ihm ſeine Fähigkeiten, durch eine großartige Tugend andere als ein Vorbild voranzuleuchten? Doch mit den Gaben eines Engels kann ein Menſch ſich nicht vor Thorheit bewahren. Wie richtig auch ſein Urtheil in gewöhnlichen Dingen ſeyn möge, ein falſches in den wichtigſten macht ſeine Thorheit nur um ſo unverzeihlicher, denn er beweiſet, daß er irrt ungeachtet der reicheſten Mittel, richtig zu denken.

So entnützet und tödtet der Mißbrauch die herrlichſten Spenden des Himmels. Gefiele es doch Gott, daß ſeine Todespein eine die Vergangenheit ſühnende Büſſung, und nicht eine Vorherkündung, ein ſchauervolles Abbild der Zukunft geweſen ſeyn möge! Um ſeine noch lebenden Mitgenoſſen und Bewunderer von gleicher Erduldung zu bewahren, erlauben Sie mir, meine Worte an jene zu richten, und dabei das erſchütternde Ereigniß zu benützen, das noch immer vor ihrem Geiſten ſchweben kann oder könnte.

„Ihr ſchußgeübten Jäger des Vergnügen, die ihr bei deſſen erſten heißen Spur mit lautem Rüdengeſchrei anſchlagt, die ihr euch aus Athem, Geſundheit, Credit, Vermögen und Leben nach einem unerreichbaren Weſen rennt, zähmet ein wenig die übergroße Haſt, und kühlet eure Jagdhitze ab; ein Freund ruft euch zu, und wer ſein eigener iſt, ſchenkt ihm ein williges Gehör.

„Kommt nicht, wenn ihr eine nützlichere Scene zu beſuchen wißt, als die, wozu ich euch eingeladen habe. Wißt ihr aber keine, ſo vernehmet von mir einige unvergeßliche Worte; wenigſtens werden ſie eure Gedanken und die Gefühle eurer Herzen wieder beſchäftigen, wenn am Ende der irdiſchen Freudenjagd eurem wilden Heere zum Abzuge geblaſen wird.

„Ihr waret immer bemüht, eurem entſelten Freunde gefällig zu ſeyn; es kann ihn daher nur erfreuen, wenn ihr bei ſeinen Vorzügen auch ſeiner Fehler gedenket; dann werdet ihr die eigenen nicht vergeſſen, und eine eindringliche Warnung dagegen in ſeinem namenloſen Unglücke leſen. Kann nicht der Felſen, woran ſein ewiges Seelenheil zerſchellte, ein unerſchütterliches Fundament eurer Sicherheit werden? Wie deutlich hat er die heimtückiſche, verderbliche Klippe gezeigt! Schwimmen nicht die Trümmer des kühnen Führers vor euern Augen? Oder hat ihn nicht vielmehr die Gnade Gottes als einen Leuchtthurm hingeſtellt, um euch durch die gefährliche Meeresbrandung des irdiſchen Daſeyns beſchirmend zu geleiten?

„Auch er wöhnte einſt, wie ihr noch jetzt, in dieſem Leben unſterblich zu ſeyn. War's kein Wahn? Wer kann ſagen, wohin er auf den Zeitſchwingen ſeiner letzten Flucht gerathen ſey? Wandelt irgend ein ſo blödſinniger auf eurer klippenvollen Lebensbahn, daß er den Grenzſtein der Thorheit nicht ſehen muß? Von der ſchwindelnden Höhe erträumter Sicherheit, ſchleuderte ihn ein ſpaltender Blitz plötzlich in den Abgrund des Elendes hinunter, den kein Sterblicher zu ergründen vermag. Wagt es nicht, im Uebermuthe eines jugendlich = kräftigen Herzſchlages die Gefahr herauszufordern! Birgt der nämliche Köcher keine Pfeile mehr? Und ſeyd ihr ein minder willkommenes, ein minder lockendes Ziel? Ihr ſeyd beides in noch höherem Grade, wenn ihr meine Warnung verſchmäht, und immer noch denn Geiſt des verlorenen Freundes aus der Vergeſſenheit ſeines Grabes heraufbeſchwöret. Und wer iſt's, den ihr verſuchet? Ein nie fehlender Schütze!

„Einen ungeſtörten Wohlſtand zu ertragen, ſchon dazu gehört eine ſeltene Gemüthsſtärke! Gemüthlich lebt ihr jetzt im Sonnenſcheine fort, und ſeyd ſehr vergnügt mit eurem Zuſtande. Dieß iſt die Gnadenzeit der Nachſicht. — Dieſe Zeit bleibt aber nicht immer ſo. Jetzt ſeyd ihr recht geſellige Herzensfreunde, ſchwärmet in Schaaren, wie Zugvögel nach einem mildern Himmelsſtriche, in luſtige Vereine, mit beflügelnden Schritten wechſelnden Freuden nachrennend. Was gedenkt ihr aber zu beginnen, wenn jeder von euch, durch folternde Schmerzen von den übrigen abgeſondert, auf dem Siechbette jammert, gleich einem erfahrungsloſen, überraſchten Einſiedler; wenn er in ſteigender Beſorgniß des noch immer Aergern nur von den zwei größten Fremdlingen ſich umgeben ſieht, von ſeinem eigenem Herzen und deſſen Schöpfer, die beide mit ihm unzufrieden ſind?

„Der Sorgen Unkundige, Freudetrunkene, ſagt an, was ſoll dann der Sieche beginnen, wenn die beſtändige Dauer ſeines Zuſtandes die mit dieſen unvereinbaren, gewohnten Vergnügungen, die ſein Alles auf Erden waren, von der Schwelle ſeines Jammergemaches weiſet? Wenn die Leidenſchaft im flüchtigen Pulſe, und die Gluth der Wangen, der Leichtſinn, womit er nach ſeinen Begriffen des guten Tones über Lehren, wie ich ſie hier verkünde, ſonſt nur vornehm lächeln konnte, eben ſo fremd geworden ſind, wie der von ewiger Nacht bedeckte Stoff im Mittelpunkte der Erde? Wenn er ſich an der weichen Hand der Wolluſt vor den entſetzlichen Pforten erblicken wird, die ihr ſelbſt ewig, ewig, ewig verſchloſſen bleiben?

„Denket einmal nach, meine Freunde! Noch traget ihr den Namen der Chriſten, und habt auch etwas von der heiligen Schrift vernommen. Wenn ich ihrer Worte mich bedienen will, ſo habt ihr, wenn die Chriſten Wettläufer ſind, euern Lauf noch nicht begonnen; ſind ſie Krieger, ſo habt ihr eure Waffen noch nicht angethan; ſind ſie Arbeiter im Weinberge, ſo reißt ihr die Weinſtöcke aus, und berauſcht euch in den Trauben; ſind ſie Wächter, ſo ſchlummert ihr noch. Es lebt kein Menſch auf Erden, der nicht zu irgend einer Zeit ſeines Lebens entweder durch die natürlichen Mahnungen ſeines Gewiſſens, oder durch Ereigniſſe, wodurch die ewige Vorſehung ihr göttliches Walten augenſcheinlich verkündet, wie aus einem langen thörichten Traume erwacht, und vor dem eigenen wiedergefundenen Verſtande zurückſchauet. Nach der Dauer des Traumes richtet ſich ſein Entſetzen, ſeine Qual, und der Schlummer, der nur mit dem Tode endet, erwacht, wie ich nur allzuklar erwieſen habe, zu namenloſen Schmerzen und Schrecken.

„Vermag dieſe furchtbare Wahrheit euch nicht aus eurem Schlummer aufzudonnern? Wahrlich, der ſchläft ſelbſt den Todesſchlaf, in deſſen Ohr nicht das Einſargungsgeläut eines Freundes dröhnet! Doch abgeſehen von aller Freundſchaft, und zugeſtanden, daß Menſchen von eurem Schlage ein geſtorbener Freund auch ein ewig verlorener iſt, ſo beantwortet mir nur um eurer Selbſtliebe willen dieſe einzige Frage: „Iſt euch dieſer Tod gleichgültig?

Iſt er für euch nichts?“ O viel, ſehr viel, gewiß nicht wirkungslos; er iſt glückbringend oder unheilträchtig; er muß eure Beſſerung beſchleunigen, oder euere Schuld vergrößern. Doch von nun an ſind eben dieſe Verbrechen ſiebenmal ſtrafbarer.

Habt ihr euch von den Wirkungen der Natur nie belehren laſſen, nie Schrecken gefühlt über eine ernſte Stimmung des Herzens? Wenn ich unbefreundet an dem Rande eines mir gleichgültigen Grabes betrachte, wie der Erde Schlund den menſchlichen Hochmuth verſchlingt; wenn die Donnerworte in mein Ohr dröhnen: „Aſche biſt du, und mußt zu Aſche werden!“

„Welche Regung des Herzens muß da nicht in Nichts verklingen? Begeiſtert er es nicht mit allen ſeligen Gedanken zugleich? Wenn dieſe Wirkung ſchon dem Grabe eines Unbekannten eigenthümlich iſt, der eines gewöhnlichen Todes nach den Geſetzen der Natur ſtarb, was ſollen wir am Grabe eines Freundes empfinden, der die gleichen Geſinnungen eines entarteten Karakters mit uns theilte, und durch jene Thorheiten welchen wir huldigen, dem Weſen nach ſein Selbſtmörder wurde, der mit warnenden Lehren auf den Lippen, und mit der Hölle im Buſen von dieſer Welt ſchied? Welches Herz trotzt unbeugſam einem ſolchen Sturme? Welcher Donner erreicht das Todesſtöhnen eines ſolchen Sterbenden, das in einem nicht von Taubheit gelähmten Ohre in alle Ewigkeit wiederhallen muß, und in einem nicht völlig in Stein verwandelten Herzen eine wunderbare Umſtimmung würde hervorgebracht haben?

„Seyd ihr denn blind, der Rieſenmacht dieſer Gnade gegenüber? Dem Himmel genügt es nicht, daß ihr eure Seligkeit nur auf euern Glauben bauet; er gewährt euch auch noch die ſinnliche Anſchauung jener Schrecken, womit die Zukunft euch bedroht. Verlangt ihr noch mehr? Würden ſelbſt Wunder euch bekehren? Die Gewährung ſpendet euch dieſe Gnade, die ihr ſo gering ſchätzt. Kann Gefahr euch über den Wahn eurer Sicherheit enttäuſchen, ſo iſt der Zweck jetzt erreicht. Wenn aber nichts euch zu beunruhigen vermag, ſo kann euch auch nichts retten.

„Eine Verſchwendung von Worte würde ich beklagen, und doch müßte ich mich dazu bekennen, wenn ich die Thorheit, welche meine Worte beſſern ſollen, gerade mit dieſen unverzeihlich gemacht hätte. Erkennet lieber die Gefahr, und ergreift das von mir euch in die Wogen zugeſchleuderte Brett, wenn es auch nicht von Cedernholz iſt, zu eurer Rettung.“ Unſere Sehnſucht nach dem Guten verſchließt unſere Augen vor dem Uebel, von deſſen Daſeyn uns erſt das Gefühl überzeugt. Doch vergeßt nicht, daß wir auf einer ſehr wechſelvollen Welt uns befinden, und vergeßt die Furcht vor dem morgigen Tage nicht! Der durchdringendſte Verſtand durchſchaut nicht eine Sekunde. Die höchſte Sorgfalt und das größte Glück des menſchlichen Daſeyns beſteht darin, nie der Gnade unwürdig zu werden. „Meine Bekehrten oder Verdammten lebt wohl!“

Dieß, mein Freund, iſt meine Sprache mit dieſen Herren. Mögen ſie mehr Reue als Witz zeigen, und im Spiegel meiner Worte das Abbild ihres eigenen Benehmens tadeln. Dadurch würden ſie wenigſtens die Nothwendigkeit derſelben, obgleich nur eine erfolgloſe, anerkennen.

Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Ueber die Ueppigkeit.

Mein Herr!

Ihr jüngſter Brief äußert Zweifel an der Möglichkeit einer Beſſerung unſerer verderbten Zeiten; das ſey ferne! Ariola, ein Conſul in den Tagen Gordians, kehrte auf dem Scheiterhaufen in's Leben zurück. Noch will ich an dem Glauben feſthalten, daß die brittiſche Tugend wie ein Phönix, der in ſeinen *wollüſtigen Spezereien* ſtirbt, aus ihrer Aſche zu ihrem alten Glanze wieder ſich emporheben werde.

Wohl mag auch der Wollüſtling wie der Tugendhafte ſeine Freude haben, doch beide von ſehr verſchiedener Art; die Freuden beider ſind ungleich durch Wahl und Geſchlecht, worüber *jene*, und vielleicht Sie ſelbſt, Aufſchluß verlangen. Eine vom Baume der Zeit gebrochene Freude iſt, wie jede irdiſche, durch den Bodenſatz getrübt. Die Prüfung Ihres eigenen Herzens wird Sie überzeugen, daß Freude an zeitlichen Dingen immer mit einer freudigen, aber unerklärbaren Unruhe, und mit einem aufgeregten unruhigen Vergnügen vermiſcht iſt, ſo wie es köſtliche Wäſſer giebt, die gerade in dem verwirrten Zuſtande der höchſten Gährung auf der Oberfläche lockend ſchimmern. Freude, die aus dem Borne der Ewigkeit geſchöpft iſt, und in der Seele erzeugt, das heißt: ein reines Bewußtſeyn, eine herzinnige Hoffnung auf die Unſterblichkeit, eine demüthige Ueberzeugung von der göttlichen Gnade ꝛc., *dieſe* Freude iſt ein Kind des Himmels, und ein vom Frieden Gottes hingehauchter, lieblicher, ſchweigender, klarer, endloſer Sommerabend des Gemüthes. Die erſte iſt im ſtrengſten Sinne eine *Leidenſchaft*, die uns eben ſo wohl *Leiden* als Vergnügen bereitet; viele ſind Todesopfer dieſer Leiden geworden; die letztere hat etwas begeiſterndes, wodurch der göttliche Schöpfer unſere menſchlichen Schwächen aufhebt oder unſchädlich macht, von unſerer Kirche mit Recht der Friede Gottes geprieſen. Die Halbmenſchen dürfen dieſen Frieden nicht für ein von ſchwacher Freude erzeugtes Weſen halten; nein, kein Verſtand kann ihn faſſen; er iſt ein wahrhaftiges Muſterſtück vom Himmel.

Die höchſte Glückſeligkeit oder das äußerſte Elend der Menſchen ſind unter den wechſelreicheſten Beziehungen, in allen Zeitabſchnitten ihres Daſeyns, gleichartig und aus einem Guſſe, wenn auch nicht in zwei Zeitabſchnitten gleichmäßig und von gleicher Höhe. Wie entfernt von einander auch Einige ſich Himmel und Hölle denken mögen, ſo ſind ſie doch wirklich, wenn auch nicht völlig, auf der Erde. Ihre Einflüſſe verhalten ſich genau nach der Größe ihrer Urſachen: Tugend und Laſter. Tugendhafte und Böſewichte ſind alſo die Glücklichen oder Unglücklichen. Deſſen Seele mit unbedingtem Vertrauen auf Gott erfüllt iſt, kann wie der Eisvogel, der auf Wogen baut, durch Stürme verſchlagen, aber nicht gefährdet werden; im ſchlimmſten Falle wiegen ihn die tobenden Fluthen, die Andere in ihrem Abgrunde begraben, in eine ewige Ruhe ein.

Feſt auf Gottes Schutz vertrauend, legt der Tugendhafte ſein müdes Haupt zur Ruhe, unbeſorgt vor den Gefahren der Nacht, und ſein erſtes Erwachen huldiget dem Himmel, der ihm den geſegneten Tag hindurch eine ſo gemüthlich-heitere wohlwollende Miene, und ſeiner Glückſeligkeit ſo viel Kraft und Dauer verleiht, daß ihn die Worte ſchildern: „Er geht hervor als ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, und freuet ſich, wie ein Held zu laufen ſeinen Weg.“

Immer verdüſtern einige Wolken des Wollüſtlings freudigſte Tage; ein Strohhalm hemmt die Schritte ſeiner Glückſeligkeit, und der unbedeutendſte Zufall kann ſie vernichten. Ihm genügen nicht das Nothwendige und Bequemliche, ſondern Pracht und Ueberfluß ſind die edlen Lebensorgane ſeiner kränkelnden Glückſeligkeit. Jedes derſelben kann tief oder tödtlich verwundet werden, und ihn untröſtlich machen, während ſie doch nur Auswüchſe der Glückſeligkeit eines tugendhaften Menſchen ſind, der Empfindung unfähig, wie ſeine Haare und Nägel. Die kräftige Glückſeligkeit des Tugendhaften überdauert ohne Nachtheil wirkliches Elend. Heiterkeit umlächelt ſie noch am Rande des dunkeln Grabes, die der Wollüſtling ſelbſt am hellen Mittage ſeines Daſeyns nur mühſam erkünſtelt.

Die Urſache iſt klar, warum eine dieſer Glückſeligkeiten im Verhältniſſe zur andern ſo elend iſt. Wie unerträglich wichtig, wie tyranniſch über unſere Leidenſchaften gebietend, erſcheint der enge Raum unſers Daſeyns, wenn er alle unſere Hoffnungen und Beſorgniſſe umgränzt! Die höher Geſtellten, welche uns ſpenden können, was wir für das Höchſte erachten, werden dadurch in Halbgötter verwandelt, vor denen wir ſclaviſch zittern, und kleine Dinge, freilich für uns die größten, in Berge. Wir erblaſſen bei ihrem Verluſte, wir ſterben ſogar. Wählen wir aber Gott zu unſerm Beſchützer, und ſeine huldvollen Verheißungen zu Bürgſchaften unſers ewigen Erbtheiles, dann ſinken ſelbſt Könige wieder zu Menſchen herab, und der Schimmer kaiſerlicher Diademe erbleichet; dann ſind uns kleine Dinge klein, und ſtören die Ruhe unſerer Herzen nicht. Wie eine Fackel zur Sonne, ſo verhält ſich dieſe zu jener Herrlichkeit, die uns wird geoffenbaret werden. Nach einem vernünftigen Blicke auf das Ende des Spieles, beſeelet uns wieder die angeborene Hoheit; an Staubgeborne, gleich uns, vergeuden wir dann nicht mehr ſo viele Bücklinge auf dem Schauplatze, an ſolche, die vielleicht hinter der Couliſſe tief unter uns ſtehen, nicht ſelten auch auf der Bühne; wenn die unwiderſtehliche Nothwendigkeit ſie zwingt, wie den armen Altamont, die äußern Rangzeichen ihres Hauptes mit der warmen Haube des Sichbettes zu vertauſchen, und den emporgeſchraubten Hochmuth abzulegen auf dem Schmerzenslager der Todesqualen.

Unausbleiblich iſt es, daß ſie nach der täuſchenden Erjagung peinlicher Freuden, deren Genuß einige Jahre hindurch ihren Untergang ſtrafend beſchleunigt, ohne Aufſehen, unbedauert, mit Schande belaſtet, einer noch härtern Strafe für die ſchon erlittene Strafe anheimfallen. Welches furchtbare Gemälde menſchlicher Glückſeligkeit! Und doch das einzig wahre! Prüfen wir nun, ob es nicht grauenvoller iſt, als ſie es verſchulden.

Als ſogenannte Leute von Ehre ſind unſere Wollüſtlinge eben ſo hochmüthig als ausſchweifend, das heißt: ſie ſind hinſichtlich der Laſter keine Krämer, ſondern Großhändler. Sie denken zu großartig, Taſchen zu plündern, aber in einem Morde liegt für ſie etwas Triumphirendes. Iſt ihre unbefleckte Ehre nur durch ein Wort, durch eine Miene, durch einen Gedanken angetaſtet worden, ſo tragen ſie kein Bedenken, alle Gebote der Religion, der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit mit Füßen zu treten. Meine Prüfung wird ſie mit einander verbinden. Doch wie ſoll ich dieſe beginnen, um das Herz dieſer Leute zu erforſchen? Und nur aus dieſer Quelle kann ich Belehrung ſchöpfen. Stellen wir uns einmal ihr Gebet vor, wenn ſie jemals fähig wären, zu beten; denn im Gebete vertrauen wir einem höhern Weſen die aufrichtigſten Wünſche unſerer Herzen an.

So wird es mir gelingen, Ihnen ein ſprechendes Bild ihrer Herzen zu malen. Ein Schüler des Giulio Romano hatte einen Schüler, der eines von ſeinen Gemälten mit ſo meiſterhafter Treue kopirte, daß jener mit einem Eide betheuerte, er ſelbſt habe es gemalt. Eben ſo treu will ich ihre Herzen kopiren, daß ſie meine Worte für ihre eigenen halten ſollen. Der Inhalt ihres Gebetes würde ohne Zweifel folgender ſeyn: — doch zuvor muß ich fromme-

Seelen noch bitten, an den verruchten Ergüſſen der Laſterhaften kein Aergerniß zu nehmen, da ich ſie nur um der Frömmigkeit willen mittheile, obgleich dieſe dadurch könnte beleidiget werden.

Das Gebet des Laſterhaften.

„O du, deſſen Allmacht nur eine untergeordnete Eigenſchaft und ein unvergleichliches Hülfsmittel deines Vergnügens iſt, ewiger Born der Wolluſt, in dieſem Lichte beuge ich andächtig vor dir meine Kniee! Nur das Streben nach Wolluſt erzeugt meine Frömmigkeit; laß ſie alſo zur Bereicherung meiner Wolluſt dienen; denn eben ſo beſcheiden als fromm, verzichte ich noch lange auf den Himmel, den ich lieber hier auf Erden nach meinem Wunſche beſitze. Laß zu meiner Seligkeit dieſſeits des Grabes die Pforten von Mahomets Paradieſe aufſchließen, meine Ehre vor dem Volke leuchten, aber geſtatte außer dir keinem Menſchen die Einſchau in mein Herz! Hülle nächtliche Sünden und Schwelgereien in eine Wolke! Verleihe meinen Lüſten eine beglückende Herrſchaft von ungeſtörter Dauer über mich, und halte ferne von mir die Religion, damit ſie meine Genüſſe nicht beunruhige! Führe mich in Verſuchung, und ſtärke mich, damit ich ihr erliege! Erlöſe mich von allem Böſem, das meinen Freuden nachtheilig ſeyn könnte! Erhalte mich in dem bisherigen Zuſtande eines Thieres, und nach meinem Tode ernenne mich zu einem Engel, wenn es deren giebt!“

Entſetzen ergreift den Tugendhaften und den Böſewicht in gleichem Grade vor dieſem Gebete. Wenige durchſchauen ihrer eigenen Herzen völlige Verruchtheit. Ein durch Alter Wahnſinniger, bekannt unter den Zeitgenoſſen, rief mitleidig vor einem Spiegel: „Der arme alte Mann!“ So wird auch der Laſterhafte vor dieſem Spiegel, den ich ihm wohlmeinend zeige, verwundernd ausrufen: „Welch ein abſcheulicher Böſewicht!« Auf die Frage alſo: »ob ihre Strafe nicht grauenvoller wäre, als ſie es verſchulden?« geb' ich die Antwort, daß Wollüſtlinge, als Selbſtrichter, die grauenvollſte verſchulden.

Als Gegenſtück füge ich Ihnen für Ihren Freund, dem es einigen Nutzen bringen möge, etwas Andächtiges bei.

Andächtige Gedanken des einſamen Reumüthigen.

»Ja gebenedeit, ewig gebenedeit ſey die göttliche Gnade, meine erſehnte, einzige Freiſtätte, meine Einſamkeit! Hier, wo die Erde ſchweigt, auf daß man die Stimme des Himmels vernehme, die in den horchenden Herzen unaufhörlich wiedertönet, hier will ich mit meinem gequälten Herzen ſprechen, das ſchon ſo oft mich, den zerſtreuten Weltling, gebeten hat, es anzuhören. Nicht ſelten unterbrach wohl auch das rauſchende Weltgetümmel unſer gegenſeitiges Anvertrauen, und vertagte es auf eine heilloſe Zukunft, obgleich die Strafe einer auf das Spiel geſetzten Ewigkeit oft meiner leichtſinnigen Zögerung auf der Ferſe folgte.«

»Wer kann unter dem betäubenden Weltgetöſe, im Getümmel ihrer ſtaubaufwirbelnden, augenblendenden Schwärmer, die leiſen Mahnungen des Gewiſſens verſtehen, und die ſtrengen Anſprüche der Vernunft, die mit Rieſenbuchſtaben in die friedlichen, enttäuſchten Herzen gezeichnet ſind? Jetzt leſe ich, höre, und zittere, zittere vor dem, worüber ich ſonſt triumphirend mich erhob; die frühere Eitelkeit iſt jetzt der Schamröthe gewichen. O Wolluſt, Wolluſt, was biſt du? Der Tod der Vernunft, mit der auch der ganze Himmel und die Würde des Menſchen zuſammenbrechen.«

»Schon beginnt die Wolke ſich zu zertheilen, die ſonſt dich in Nacht hüllte; wende alſo deine Blicke umher, meine freigewordene Seele, und ſprich, wo oder was ich bin!

Eine Unermeßlichkeit umgiebt mich, eine Ewigkeit liegt vor mir ausgebreitet! Meine Luſt ein Schatten! Meine Zeit ein Moment! Mein Leben ein Dunſt! Und verdient ein Moment, ein Schatten, ein Dunſt den ganzen Sold meiner Liebe? Den Tribut aller meiner Gedanken? Sollen ſie einen vom Himmel geſendeten Engel ihrer beliebigen Muße an der Schwelle harren laſſen, und dem glorreichen Vater der Engel befehlen, ſeinen Ruf auf morgen zu vertagen? Doch, meine Seele, wenn er nicht mehr riefe? Mein Gott, wenn er nicht mehr riefe, dich dir ſelbſt überlaſſend? Wo tröſtet dann noch eine Hoffnung? Wo iſt dann der Menſch?«

„Voll ungeduldiger Herrſchſucht reißt der tollkühne Menſch, zum Herrn ſeiner ſelbſt geworden, die Zügel mit raſenden Händen an ſich, und der Augenblick vermeintlicher Freiheit ladet das ſchwerſte Joch auf ſeinen Sclavennacken. Wir drücken den Abgehetzten, Ausgehungerten die Feſſel! Welch ein dürftiges Freudenmahl an ſchwelgeriſchen Tafeln! Thoren für die Ewigkeit ſind keine Weiſen für die Zeit. Furchtbare Freiheit! Der erſte Schritt, womit der Menſch ſich vom Schöpfer trennt, ſtürzt den Verlorenen in namenloſes Verderben.«

„Aus dieſer Tiefe rufe ich zu dir, o Herr, mein Gott! Höre mein Flehen! Löſe den Zauber, der mich in der Tiefe an eitle, vergängliche, ſataniſche Lüſte bindet, und verleihe mir Schwingen zum Emporfluge an das Licht des Tages, zum Ziele jener Dinge, die meinen Frieden begründen! Wo iſt dein Geſchöpf, wo das Herz, das du ihm gabſt? Dieſer Abgrund voll Scheußlichkeiten, dieſe Krambude aller Laſter? So haſt du mir es nicht geſpendet; nein, ich habe es deiner göttlichen Vaterhand entriſſen, und in den Schlamm fallen laſſen. Wozu nützt es mir, daß deine Gnade ſich über alle deine Werke ausbreitet, da ich mich nicht unter dieſelben zählen darf?«

„Schleudernd dicht an des Abgrundes Saume träumte ich, im Himmel zu ſeyn, obgleich die Rache über mir brütete, und in der Tiefe die Flammen ziſchten. Welches Entſetzen reißt mich aus meinem Schlummer auf, und zeigt mir den furchtbaren Abgrund? Welchem Erbarmen verdanke ich mein Leben? An welchem Orte befände ich mich jetzt, hätte der Tod mich geſtern hingerafft? O laß dieſe felſenſchwere Laſt auf meinem Herzen mich tiefer, immer tiefer in den Staub der Anbetung niederdrücken, auf daß ich leben möge! Dieſe Qual, früher empfunden, hätte meine Bekehrung ſchon längſt vollendet. Du, der Erdenſäulen allmächtiger Träger, unterſtütze meine Kräfte! Wäre geſtern mein jüngſter Tag geweſen, wo würde ich jetzt ſeyn? Wo? Ach, wo? Und ewig! — Ewig! Allmächtiger, nicht herzzermalmender kann die Erſchütterung deiner Donner ſeyn!“

„Majeſtätiſcher Gott, Vater des Donners! Laß mich über die Welten emporklimmen, und im Geiſte von dir erfüllt in die lichtbegrenzten Räume ſchweben! Wie ein nachtumflorter Wanderer irre ich durch das Unermeßliche einer ſolchen Betrachtung! Wer, was, wie, wo, biſt du, du Quelle aller Weſen, Einigungspunkt alles Guten, erhabener Herold der Tage vor der Geburt der Zeit, ſelbſt Engeln unbegreiflich das Unermeßliche erfüllend! Du ſchaueſt auf die Höchſten herab, und halteſt die Niedrigſten, vor dem Falle ſie zu bewahren! — O halte auch mich!“

„Halte mich, damit ich nach einem Begriffe von meinem Gotte ringe! Vergebliches Bemühen! Du Offenbareſter und doch Verborgenſter, Allgegenwärtiges und Allabweſendes unter den Dingen! Wie viel wird von dir genoſſen, wie wenig verſtanden! Ich bin in dir, und ſuche dich vergebens. Ich kann mich weder von dir entfernen, noch mich dir nähern. Wolken und undurchdringliche Nacht umgeben deine Burg! Dein furchtbarer Thron iſt dem größten aller Wunder zur Bewahrung anvertraut, die ihn durch die Spanne der Zeit und das Unermeßliche der *Ewigkeit* vergrößern!“

„O meine Seele, vor einem *ſolchen* Richter ſollſt du deine Sache vertreten, deinen tiefen Kummer und die noch tieferen Sünden bekennen, und bebend dich ſelbſt anklagen! Könnte ich vor ihm mich vernichten! Vor ſeinen Augen iſt weder ein *Böſewicht*, noch ein *Menſch*, noch ein *Engel* etwas, bevor er nicht ſelbſt ſein Nichts erkannt hat. Wer, o Herr, hat jemals ohne Verluſt des Denkvermögens an dich gedacht? Und wer, o Herr, — erlaube dieſe Zugabe meiner Worte — hat je herzinnig gebetet ohne Erhörung? Für dieſe unendliche Gnade von den erhabenſten Thronen im Himmel bis auf den elendeſten Wurm auf Erden, ſey dir ewig Preis, Ehre und Anbetung!“

Zweiter Theil.

„Finden Betende Erhörung? Doch was nützt dieß *mir*? Wag' ich es denn, zu beten? Wer wird im Gebete angefleht? O wie furchtbar in ſeiner Majeſtät, noch furchtbarer in ſeiner Rache! Furchtbar den Seligen im Himmel, furchtbarer dem Menſchen, noch furchtbarer dem Sünder, wie alſo dem verſtockteſten Sünder! Hier möchte ich ausrufen, wie von dir ſelbſt, Allmächtiger! geſchrieben ſteht: „*Die Hölle iſt offen vor mir, das Verderben hat keine Decke!* „Mir fehlt die Macht, deiner Gegenwart zu entfliehen, und die Kühnheit, in ihr zu verweilen. Verſchlänge mich auch der tiefſte Schooß der Erde, deine Augen würden mich doch ſehen. Selbſt die Finſterniß erhellt, ſelbſt die Flucht nähert mich! O du, der du die Sonne wie eine Fackel entzündeſt, oder wie einen Funken austrittſt, warum leb' ich noch immer, ein Unglücklicher, zu ewigen Qualen verurtheilt? O nimm mich auf als dein eigen, oder vernichte mich völlig, in Nichts mich verwandelnd!“

„Und welch ein Nichts bin ich wirklich? Welch ein Nichts iſt im Vergleiche mit dir der Menſch? — Du, die Ewigkeit bewohnend, ich — ein Staubgeborener! Heiligſter Gott! Ich wurde in Sünden empfangen. Du Allmächtigſter! Was iſt machtloſer, als der Menſch? Großer! Heiliger! Gewaltiger! Drei Perſonen und ein Gott! Schöpfer! Erlöſer! Heiligmacher! Drei Wohlthäter und ein Weſen! Mit welchem Abſcheu mußt du einen in allen Bosheiten ausgelernten, abgefeinerten Laſterheld betrachten, einen Sünder wider dich, die Welt, und ſich ſelbſt?“

„Und dir mich noch zu nahen, wag' ich? Entſetzliche Verwegenheit! Doch eine größere wär's, zu ſäumen. Die Sünde iſt böſe, aber die Verzweiflung tödtet. O gütigſter Jeſu, nur zu dir ſteht die Zuflucht offen! Muthlos, deinem Antlitze zu begegnen, nahe ich bebend mich rückwärts; denn ſchon die Saumberührung deines Gewandes wird mich heilen. Die Hunde eſſen ja die Broſamen von den Tafeln ihrer Herren. Durch welche Anbetung kann ich meinen Dank ausdrücken für dieſes huldvolle Geſchenk? Demüthig anbetend im Staube zu deinen Füſſen. Welche Anbetung iſt deiner würdig? Ich kann nicht anbeten, wie ich ſoll; oder könnte ich's, ſo bin ich doch nicht würdig, meine Augen zu deinem heiligen Throne aufzuſchlagen. Mein Weihrauch hat keinen Wohlgeruch, mein Loblied keinen Klang.“

„Aber du, o Herr! breiteſt weiter als des Himmels Wölbung die Arme deiner Barmherzigkeit aus zur Wiederaufnahme einer reumüthigen Welt. Zahllos, wie der Sand am Meere, ſind deine Barmherzigkeiten, und, mit Enſetzen geſteh' ich's, auch meine Uebertretungen. Irrig hielt ich ein unfühlendes Herz für das Zeugniß eines reinen Gewiſſens, die gehäuften Sünden für eine Rechtfertigung derſelben, und die Modegebrechen der Welt für Lückenbüſſer deiner Geſetze. Ich war undankbar für die Gaben deiner Gnade, und unzugänglich deinen noch huldvolleren Verheiſſungen. Deine höchſten Gaben vergalt ich mit Trotz; murrte ungeduldig über die mindeſten Uebel, und ſchwelgte neben deinen Gerichten. Deine Segen verkehrten ſich mir in Verdammniß; ich habe Gift aus ihnen gebraut, und mein Glück in Verderben verwandelt.«

»Durch Studium, wie eine Wiſſenſchaft, hab' ich das Laſter mir zu eigen gemacht; ich war ſtolz darauf, vor Andern darin zu glänzen, und erröthete vor meiner Pflicht, wie oft über den Blick eines Menſchen, der oft dieſes Ehrennamens nicht würdig war, aber gegen dich und die Vernunft habe ich mein Antlitz gleichſam mit einer Steinrinde überzogen, Bettlerbrocken auf den gegenwärtigen Tag geborgt, und mich in Schulden geſtürzt, um mein Verderben zu kaufen. Die Zeit zur Reue hab' ich an der Thorheit vergeudet, und die göttliche Langmuth zur Gehülfin der Sünde erniedrigt. Sogar meine Kräfte überbot ich im Sündigen. Wie viele meiner Pläne vereitelte deine Güte? Wie viele meiner Verbrechen ſind in ihrer Wiege wirkungslos zu Grunde gegangen!«

»Mit ſolchen Sündfluthen der Gottloſigkeit hab' ich deinen heiligen Geiſt ausgelöſcht, und mit den göttlichen Geboten zugleich dein koſtbares Blut in den Staub getreten. Dieß Alles iſt dir wohlbekannt, o Herr! und ich athme noch? Dieß Alles ſahſt du, und deine Langmuth wurde nicht erſchöpft? Du haſt den Arm der Strafe zurückgezogen, und die Rache in ihrem Sturze feſtgehalten, obgleich ſie meine Verruchtheit, (wenn dieſe vermag deine Rache zu reizen) auf mein Haupt herabgefordert hatte.«

»Wie lange, o Herr! haſt du in der Saat deiner Pfeile meiner geſchont, obgleich ich an der Spitze der Uebertreter gegen dich ſtritt, und nie mit dem Schilde der Gottſeligkeit mich beſchirmte, in ſündiger Blöße! Leichenhügel minder laſterhafter Kampfgenoſſen umthürmten mich, und ihr Sturz war furchtbar. In dem erſten freudigen, ſchwelgeriſchen Trinkgelage, löſchte ich ihr brennendes Andenken in meiner Seele in langen Zügen aus; der Mahner meines Gewiſſens wurde ein mächtiger Gefährte meiner Bosheit. Ungerührt durch Erinnerungen, unerweicht durch Gnade, den Schrecken meiner eigenen Gefühle trotzend, taub und verblendet wider meine eigene Ueberzeugung, tadelte ich ihr Benehmen, und folgte ihrem Beiſpiele. In mein eigenes Verderben rennend, beweinte ich das Schmerzliche des ihrigen. Auf dem Triumphwagen meiner Laſter verſchont, wähnte ich mich unſterblich. Ich ſah auf jedem Pfade des Vergnügens, in jeder Regung des Ehrgeizes, muthige lebensfrohe Schaaren Nachgeborener, die mich in allen Vorzeichen eines langen Lebens übertrafen, fröhlich aufblühen, triumphiren, hinfällig werden, und ſterben. Welch geheimnißvolle Gnade! Welch ein Wunder des Wahnſinns bin ich dagegen? Noch immer leb' ich auf dieſem unermeßlichen Kampfplatze? Und zweifelnd, ob ich noch lebe, ſpinne ich mein Verbrecherleben fort. Selbſt meine Reue verſtärkt die Zahl meiner Sünden, eine ſo unkräftige Reue, daß ſie im Eillaufe mit ihnen erlahmen muß.«

Dritter Theil.

„Herr, von der Lichthöhe, wohin des Cherub Auge nicht reichet, neige dein Ohr zu mir herab, und höre! O Herr, höre mich *nicht*; denn was ſpricht für mich, womit kann ich meine Bosheit entſchuldigen, mit welchem Scheinrechte ſie verkleinern? Stellt das Geſtändniß meiner Sünde die Wage zu meinem Vortheile? Nicht um einen Gran, fürchte ich; denn warum hab' ich meine Uebertretungen bekannt? Weil es mir unmöglich war, ſie zu verbergen. Du kennſt auch jene, die ich ſelbſt nicht kenne. Doch, o Herr, die Verſuchung hat mich überraſcht, und ich habe ſie mit Vergnügen aufgenommen! Mich hat die Schwäche der Natur verführt. Widerſtand ich aber meinem Verführer? Das allgemeine Beiſpiel riß mich hin, und dieſe Entſchuldigung ergriff ich mit Freude. Ich theilte die Sünden meiner Väter, doch ich übertraf ſie noch. Welches Zeitalter überließ ſich jemals ſo zügellos den Lüſten? Weſſen Sturz ins Uebel, in einem ſolchen Zeitalter, war jemals tiefer, als des Verbrechers, der vor dir im Staube liegt?“

„Giebt es kein Gegengewicht in die andere Wagſchale? Kein noch ſo ſchwaches Scheinrecht? Nicht wenigſtens einen Gran von Anſpruch auf Tugend, die überbürdete Schale zu lüften? Ich habe ſogar die Tugend vertheidigt, um dem Laſter eine freie Bahn zu ebnen. In deinem Tempel ging ich mit herzloſem Buſen. Ich habe oft gebetet, ohne zu wünſchen, was ich begehrte. Ich ſtrebte nach Demuth — aber aus Hochmuth; ich habe den Armen geſpendet, doch nicht aus chriſtlicher Liebe; ich war gütig, überaus gefällig, um die Gewalt zu erſchleichen, an Grauſamkeit das Vorbild eines heimtückiſchen Feindes zu übertreffen. Nie fühlte ich Reue, als über ein unverübtes Verbrechen. Nie drückte ich eine Lieblingsfreude an mein Herz, die nicht jetzt die Mutter wäre von irgend einer meiner Qualen.“

„Mein eigenes Herz erforſchend, dieſen Abgrund der Laſter, finde ich kaum eine Tugend, die meiner Heuchelei nicht zur Maske diente, und kaum ein Laſter, womit meine Frechheit unter jener verborgen, nicht verkehrt hätte. Die redlichſte Tugend überlieferte ich durch dieſe verruchten Mittel dem Mißtrauen, und machte die ſchändlichſte Tücke noch ſchändlicher, für die Welt eine verheerende Peſt, und ein entſetzlicher Selbſtmörder. So, mein Gott und Herr, vergrößern nur alle meine Entſchuldigungen das Gefährliche meiner Anklage, und bringen durch ihre Bemühung nur immer neue Verbrechen an's Licht des Tages.“

„So wie ich aber durch die Thätigkeit meines Verſtandes immer neue Bosheiten in mir auffinde, ſo enthüllet mir auch das Geſchenk deiner Gnade in dir immer neue Güte, neue Herrlichkeit, neue Wunder. Ich habe mein Leben verträumt in der Nacht, und in den Schatten des ewigen Todes. Ich war ein vollendeter Weltling. Ich ſah nur Dinge, die ich beſſer nicht geſehen hätte, und die meine Augen vor dir verſchloſſen. Aber jetzt umleuchten deine göttliche Eigenſchaften mich wie Morgenſtrahlen, und beſchleunigen die Reiſe deiner Gegenliebe in meinem Herzen. Ich ſehe dich überall, ſehe dich, und bete an, bete an und zittere.“

„Flammen gleich, ſchlagen deine Eigenſchaften auf einmal über meinem Haupte zuſammen, und erfüllen mich, den Sohn des Staubes, gleich deinem minder heftigen Feinde von Tarſus, mit der innigſten Rührung: Deine furchtbare Allgegenwart, deine unbegreifliche Majeſtät, deine unermeßliche Weisheit, deine vollkommene Gerechtigkeit und jene namenloſe Huld, die kein Verſtand faßt, die mich, o Herr! zu Boden drückt! Sie iſt die Hauptquelle meiner Verwirrung, die unbeugſame Anklägerin meines Lebenswandels, meine Verruchtheit bis zum Entſetzen ſteigernd! Wenn ſchon deine Barmherzigkeit mir ſo zur Qual wird, wie wird erſt deine Rache mich foltern! wenn deine Langmuth ſich in Rache verkehrt (ſtürzt ein ihr Berge und begrabt mich!) wenn deine Rache aus ihrem Schlummer ſtrafend auffährt. — O Gnade! Gnade! Gnade! Gewaltiger Erretter, zieh die Hand deiner Barmherzigkeit nicht von mir ab!“

Und Barmherzigkeit wirſt du mit mir haben, du Vater aller Gnade, du unverſiegend-überſtrömender Gnadenborn! Du willſt den nicht verdammen, der ſich ſelbſt verdammt, der vor ſeinem eigenen innern Richter bebt, den kaum deine Rache mit größerm Entſetzen durchſchauert, als ſeine Bosheit; eine ſolche Bosheit gegen einen ſolchen Herrn, deſſen Gnade ich zum Sturze in den Sündenpfuhl mißbrauchte, und deſſen Langmuth meine die Rache herausfordernde Sünde ſo lange nicht erſchöpfte.“

„Aber ich fühle Reue darüber, Herr! die innigſte Reue! Und doch thränenloſe Augen? Welch' ein Steinherz! Berühre den Felſen mit dem Stabe und ſeine Fluthen rauſchen hervor! Laß nicht den unter deinem Zorne wehklagen, der unter ſeinen Sünden wimmert, du Spender, Wegweiſer, Liebhaber, ja Einlöſer der Seelen! Und um welchen Preis löſeſt du ſie ein! Der du ſelbſt die geheimſten Gedanken des blutenden Herzens hörſt, höre, erbarme dich, verſchone! Und laß den Herrn nicht zürnen, wenn ich beizufügen wage: Schone deiner väterlichen Zärtlichkeit, verſchone ſie mit dem Haße gegen dein Geſchöpf, der ihrer angebornen Natur widerſpricht! Die Rache iſt deiner göttlichen Liebe fremd, und das Verderben eine Umwälzung deiner himmliſchen Zwecke!«

„Die eigene, geſunde Vernunft hat mich, ihren Gegner, aufgegeben, und eine Legion iſt in mich eingezogen; ich habe mein eigenes Herz, den Sachwalter deiner Gebote, beſtritten, und in toller Raſerei das Verderben gewaltſam erkämpft; deßwegen laß aber das Mitleid nicht ganz ein Fremdling ſeyn in deinem göttlichen Hauſe! Laß deinen Zorn nicht endlos flammen! Warum zürnt der Herr, daß ich ein Sünder bin? Was kannſt du außer ihr verzeihen? Die Größe meiner Sünde erhöht nur deinen Ruhm der Vergebung. Ein boshafter Knecht bleibt doch immer ein Knecht, ein ungerathener Sohn doch immer ein Sohn. Hab' ich gleich die Pflichten eines Kindes nicht erfüllt, ſo entziehe doch du mir deßwegen nicht völlig die Segnungen deines Vaterherzens, unermeßliche Liebe! Haſt nicht du mich nach deinem Ebenbilde erſchaffen? Verachte dein Werk nicht! Bin ich nicht ein Abbild deiner Majeſtät? Vertilge es nicht! Der Preis deines Blutes? O ſtoß ihn nicht von dir! Sollen unvereinbare Dinge zu meinem Verderben ſich befreunden? Kann ich dieſem und Dir zugleich angehören? Laß meine Bekehrung, nicht meinen Untergang deine göttliche Luſt ſeyn! Mein Verderben iſt der Triumph deines Feindes, meine Bekehrung des Himmels Freude, und zehnmal zehntauſend werden lobpreiſend deinen Thron umgeben!«

Vierter Theil.

„Wenn aber mir verziehen wird, wen kann hernach die Strafe erreichen? Welche Flecke bringen Verdammniß, wenn ein Aethopier ihr entgeht? Die Reiche der Finſterniß gehören auch zu deiner Schöpfung, und das Entſetzen der Hölle verkündet deine Zwecke. Groß genug durch ſich ſelbſt ſind meine Verbrechen, und werden noch größer durch meinen frevelnden Trotz gegen deine unendliche Majeſtät. Was kann ich alſo noch ſagen, oder in welchen Schatten von Entſchuldigung flüchten? Verzeihe, Herr, der Schwäche meiner Vernunft ein irriges Urtheil, oder vielmehr die Hoffnung: daß deine unendliche Majeſtät mich vertreten werde; wie ſo gerne möchte ich dieſe Majeſtät als Fürſprecherin anflehen, ſelbſt in den Erſchwerungsgründen meiner Verbrechen.“

„Denn was bin ich, mein Herr, mein Gott? Ein Gemiſch von Unmacht und Eitelkeit; ein Einigungspunkt aller Schwächen; eine Niederlage aller Gründe, die dein Mitleid anflehen dürfen. Vergängliches Fleiſch und unſteter Geiſt! Eine Motte! Ein Wurm! Eine Blume auf dem Felde! Heute noch lebend, morgen nicht mehr! Am Morgen, nicht mehr am Abend! Nicht über einen einzigen Augenblick gebietend! Die Beute eines Hauches! Ein Traum! Ein Dunſt! Ein Schatten! So gar nichts! Ein Geſchöpf, durch ein Meer täglicher Zweifel und Gefahren, Mühſeligkeiten und Gemüthsſtörungen zu Staub und Aſche ſchiffend!“

„Das bin ich, und durch dich. Und nun, Herr, willſt du den Arm deiner Allmacht wider mich erheben, und einen Streich, der das ganze Weltall zertrümmern könnte, auf den armſeligſten Wurm derſelben führen? (O vergieb dieſem Angſtſchrei meines Herzens!) Deine unendliche Majeſtät ſteht mir ſelbſt zur Seite, die den Sünder befreit, obgleich ſie die Sünde vergrößert. Entwaffnet nicht meine

Unmacht deine Macht? Liegt nicht gerade in der Erhabenheit des Beleidigten die Vertheidigung des Beleidigers? Deiner Gnade bin ich höchſt unwürdig, aber auch deiner Rache. Willſt du, o willſt du nicht eingedenk ſeyn, daß ich nur Staub bin, du, der du throneſt über den höchſten Himmeln, und zu deinen Füſſen zahlloſe Welten wie Sonnenſtäubchen ſtrahlen ſiehſt?“

„Ja, Herr, du wirſt eingedenk ſeyn, und dich erinnern an die ruhmerfüllten Tage des Alterthums, an die vorzeitlichen Wunder deiner göttlichen Liebe. Denn zu weſſen Ohr ſteiget mein Flehen empor? Biſt du nicht derjenige, zu dem noch niemals eine unerfüllte Bitte ſich erhoben hat? Der nur zum Glücke erſchuf, nur zur Rettung gebietet, nur zur Bekehrung ſtraft? Eben ſo tröſtend als Erſtaunen erregend durch die Unerſchöpflichkeit ſeiner Liebe? Biſt nicht du jener Herr, welcher, obgleich am meiſten beleidiget, uns bittet, wir möchten uns verſöhnen laſſen? Der über den Verſtockten trauert, wegen Sünden, die er gegen ſich ſelbſt begeht? Der ſtatt ihrer weint über das Erfolgloſe ſeiner wohlmeinenden, väterlichen Bekümmerniß? Floßen nicht jene Thränen, deren Quellen dem bethörten Jeruſalem ſich nicht aufthaten, aus deinen göttlichen Augen bei der Vorſchau ſeiner Verwüſtung? Wer kann ohne frommen Schrecken, ohne die höchſte Verwunderung, und ohne neubelebenden Troſt ſich daran erinnern?“

„Doch ſelbſt hier ſteht noch nicht der Markſtein für unſere heilende Hoffnung des Troſtes. Dem Gotte der Herrlichkeit und des ewigen Lebens genügten nicht bloß Bitten, Mitleid, Thränen, ſondern er ging auch für uns in den Tod. Und in welchen Tod, und nach welchem Leben? Nach einem Leben zahlloſer Proben des unbegrenzteſten Mitleidens. Welch' ein leuchtender, unfaßbarer Aufſchwung der Liebe! Er nimmt den zurückkehrenden Verſchwender auf, ſchaut voll des innigſten Mitleidens auf den ſeinen Herrn verläugnenden Peter, weiſet nicht den ungläubigen Thomas von ſich, empfängt die Sünderin Magdalena, verzeiht der überwieſenen Ehebrecherin, und verheißt einem Mörder am Kreuze das Beiſammenſeyn mit ihm in jenem Paradieſe, wo Engel ihre Strahlenkronen zu ſeinen Füßen legen. Welches wunderbare, anbethungswürdige Fortſchreiten von Liebe zu Liebe. Iſt der Liebe noch eine größere Höhe möglich? O, laß ſie ihren allerbarmenden Flug fortſetzen, und ſogar über mich ihre Tröſtungen ausgießen!«

»Du überſtrömende Quelle der Liebe, was bin ich, daß ich einem ſolchen Mitleiden Schranken ſetzen ſollte? Kann das Meer durch ein Sandkorn an ſeinem Ufer in ſein Bett zurückgedrängt werden? Welch' ein Triumph der Gnade, den Sinkenden ſeinem Untergange zu entreißen? Wie würdig der Allmacht, den Verlorenſten noch zu retten! Hat mich auch die umgarnende Wolluſt bethört, ſind auch Vernunft, Gewiſſen, Himmel und Erde in einer Schale der Wage, von einer Pflaumfeder in der andern Schale überwogen worden, hab' ich auch gleich Eſau meine Erſtgeburt für einen Wahn hingegeben, ſo laß doch, o Herr, wann auch nicht das Gebet des Reumüthigen, doch die ſchmerzbetäubten Gedanken des Frevlers, ſeine Seelenpein, die Qualen, unter denen er ſich krümmt, zu der Schwelle deines ewigen Thrones gelangen! Um des geliebten Sohnes willen, der ſeines koſtbaren Blutes nicht geſchont hat, ſchone meiner, verzeih mir, ſegne mich; ja ſegne mich, ſelbſt mich, o mein Vater! Ja, du alles erfüllende, alles beſeelende, alles erhaltende, und alles beſeeligende Majeſtät im Himmel, ſegne mich ſelbſt, mich, o mein Gott und Herr!«

»Du, deſſen Munde der Donner entrollt, deſſen Wimper die Sonne in Nacht verkehret, der auf Windsbräuten und Sturmwindsflügeln wandelt, über den Himmeln thronet, und die Füße in unſchaubaren Tiefen birgt! Oder vielmehr, du Gott, deſſen Ueberfülle, deſſen Strom von Liebe die ganze Schöpfung überfluthet, füge allen dieſen Wundern ein neues hinzu — die Vergebung einer Schuld, wie die meinige iſt! Vernimm deren Ruf des Flehenden, ſieh an das blutende, pochende Herz des ſündhafteſten, ruchloſeſten — aber von Reue zerknirſchten Menſchen!«

„Dann, o Herr, will ich über das Schlimmſte nicht murren. Meine Freude wird ſich einen Weg bahnen durch die Gefahren der Welt, und durch die Nacht des Todes. Lob und Dank, Ehre und Gewalt ſey dem, der auf dem Stuhle ſitzt, und dem Lamme, das die Sünde an ſein Kreuz ſchlägt, will ich dann ſingen, trotzend den Stacheln des Todes! So will ich noch ſingen mit dem letzten Lebenshauche; ſo will ich ſingen in alle Ewigkeit! Amen, o meine Seele! Amen! Amen!«

„Dieſe glühende Ausdauer, mein Freund, iſt der Stimmung der Perſon anpaſſend, von der ich ſie entlehnte, und vielleicht auch, wenigſtens theilweiſe, einiger anderer. Unmenſchlich wäre es, noch länger das Uebel zu prüfen, ohne ein ſchmerzſtillendes Mittel zu reichen, und einen zweifellos heilenden Balſam finden wir gewiß im Gebete. Wohl weiß ich, mein Herr, daß gewiſſe Beſonnene in der Andacht, Heilige von einer großen Ruhe im Gebete, ihren Tadel über das Geſagte, als zu überſpannt, äußern werden; aber giebt es einen wichtigern Beweggrund, feurig zu ſeyn, als der drohende Verluſt des ewigen Seelenheiles? Sollen wir in unſern Laſtern Flamme, in der Reue Eis ſeyn? Sind uns Leidenſchaften zwecklos verliehen, oder nur unſern Sünden zu Sclavendienſten? Dürfen wir nur den Himmel nicht durch Aufbietung unſerer äußerſten Kraftanſtrengung erringen wollen, aber die Hölle? Dieſem Streite entſage ich, nicht bloß als einem unchriſtlichen, ſondern auch als einem undeiſtiſchen. Giebt es einen Gott, ſo reichen alle unſere Neigungen, alle Schwingen unſerer Seele nicht hin, durch Anſtrengung ſeine Gnade zu erlangen, und die Lauheit in der Andacht iſt eine entſchiedene Kälte. Giebt es einen Gott, ſo hat er uns die Leidenſchaft eben ſo wohl, als die Vernunft verliehen, und beide müſſen zu ſeinem Dienſte gebraucht werden. Laut genug mahnt uns zwar die Vernunft, auch ohne Zuthun der Leidenſchaft, an die Erfüllung unſerer Pflicht, aber in der Ausübung derſelben würde ſie die Mitwirkung der Leidenſchaft bald vermiſſen. Der Tadel dieſer Leute muß einen großen Theil der heiligen Schrift verwerfen; der arme David darf ja gleich ſeine Harfe zerbrechen, damit Niemand ein Aergerniß daran nehme. Selbſt Engel ſind nicht ohne Leidenſchaften, und keine irdiſche Geſchöpfe ſind ihrer Nothwendigkeit überhoben. Wir haben die Nothwendigkeit der Andacht für Andere eingeſehen, und wollen daher unſere eigene nicht hintanſetzen, mögen auch einige zu ihrem Vortheile wähnen, eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Belehrung Anderer darf uns nicht mit Stolz erfüllen, noch zur Vergeſſenheit einer klugen Sorgfalt für unſere eigene Sicherheit verleiten.“

Uns beiden, mein Freund! ſind hierin zwei Umſtände nachtheilig: das Beiſpiel der Welt, und unſer eigenes Alter. Unſere Zeit iſt arm an Andacht, und ſo auch der Zeitabſchnitt des menſchlichen Daſeyns, worin wir uns bewegen. Sie ſtaunen darüber, und doch iſt es ohne allen Zweifel wahr, daß der Jugend eine gewiſſe Weichheit des Herzens, eine Fähigkeit zur kindlichen Furcht gegen Gott und Menſchen gegeben iſt, welche den Meiſten eines ſpätern Alters gebricht. Dieſen Mangel müſſen wir als einen Feind unſerer vorgerückten Jahre mit dem feurigen Gebete, mit dieſem ſchärfeſten Schwerte des Geiſtes bekämpfen. Die Ausübung der Pflicht zu beten ſcheint für Viele gerade deßwegen die ſchwerſte zu ſeyn, weil das Gebet die leichteſte iſt. Es macht ihnen ſo geringe Mühe, daß ſie das Unterlaſſen für eben ſo gut halten, da es doch die höchſte und erhabenſte, die Quelle aller Pflichten iſt; denn alle andern Pflichten und Tugenden ſind ihres Geſchlechtes, von ihr geboren, geſäugt, ernährt und erhalten.

Die menſchliche Schwachheit hat keine andere Zuflucht, als zur Andacht; ſie iſt die einzige Stütze der himmliſchen Vollkommenheit. Sie verbindet, als eine goldene Kette, Himmel und Erde, an der offenen Pforte der ſeligen Gemeinſchaft wachend.

Geminique Facit commercia regni.
Claud.

Den Segen und die Tröſtungen des Gebetes kann derjenige nicht faſſen, der nie gebetet hat, und wer es gehörig gethan, nicht vergeſſen.

Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

Die Unterſuchung des vergangenen Lebens. Die allgemeine Urſache der Sicherheit in der Sünde. Gedanken für das Alter.

Unterſuchung des vergangenen Lebens.

Mein Herr!

Der Erörterung dieſes und des nächſten Briefes hab' ich fünf Stoffe vorbehalten: Die Unterſuchung des vergangenen Lebens; die allgemeine Urſache der Sicherheit in der Sünde; Gedanken für das Alter. Die Hoheit des Menſchen, und des Halbmenſchen Wiederherſtellung zur Menſchlichkeit. Die Welt liegt im Argen, dieſe Ueberzeugung und unſer hohes Alter führen mich ganz natürlich zu den erſten drei

Stoffen; an den vierten mahnet mich der unläugbare Verluſt derjenigen, welchen dieſe Briefe vorzugsweiſe gelten; denn Lucifers Anblick im Höllenpfuhle erinnert an die Höhe ſeines Sturzes. Nur auf dieſe Weiſe lernt man ſein Elend durch und durch kennen. Zum fünften und letzten Stoffe hat mich der entzückende Gedanke an die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes begeiſtert; doch würde dieß die Nachwelt, ſelbſt als eine Thatſache, noch bezweifeln wollen: Annalium nostrorum laborabit Fides. L. Flo.

Zwar beſonders unſerwillen, doch auch zum Vortheile aller unſerer grauen Knaben, der Sudbury, Torrismond, Ironſide ꝛc. beginne ich mit der Unterſuchung des Lebens; denn obgleich Thiere von ſo grobſinniger Art, wie jene ſind, zu welchen ſie ſich geſellen, kaum der Schule würdig ſind, ſo müſſen doch unmündigen, aus der Lebensſchule noch nicht Entlaſſenen, bei allen Gelegenheiten die von ihnen vernachläſſigten Lehren eingekäuet werden. Recht gerne übernehme ich die Leitung des Unterrichtes, doch nicht ohne Beſorgniß, daß ſie ein Tethanotrum höher ſchätzen, als eine Apotheoſis; auch ſind ſie ohne Zweifel gelehrt genug, meine Worte zu begreifen.

Die Freigebigkeit der Menſchen zeigt ſich am dienſtwilligſten in der Spendung ihres guten Rathes, ſo wenig ſie auch von dieſer Waare auf dem Lager haben, weil ſie weder wohlfeiler noch bequemer ſich mit ihrem Anſehen, Gewichte und Werthe breit machen können. Wir haben ihn unſern Halbmenſchen zu ihrer vollen Zufriedenheit im Ueberfluſſe gereicht, doch fürchte ich, dieſe Spende werde wenig Dank ernten. Ziehen wir uns alſo von der Außenwelt auf unſer Inneres zurück, um zu erforſchen, ob wir von unſerer Weisheit nicht ſo gar viel veräußern, daß ſelbſt der eigene Hausbedarf darunter leiden muß. Wir ſaßen zu Gericht über die Alten; ſind wir nicht ſelbſt Alte? Taumelt die Thorheit nur in glänzenden Geſellſchaften und auf Maskenbällen herum? Oder ändert unſer Geſchmack die Natur der Thorheit? Prüfen wir mit aller Strenge unſer eigenes Leben, ſtatt des fremden, auf der Wage der Beurtheilung!

In den längſt verſchollenen Zeiten, mein Freund, wollen wir uns ein wenig umſehen. Zwar treffen wir da ziemlich unbekannte Fremdlinge, und eben nicht ſehr beifallswürdige, inzwiſchen bleibt es doch immer ein rathſamer Beſuch für alle, denen ein zukünftiges Leben am Herzen liegt. Welchen Nutzen er bringe, werden ſie fragen. Ihm allein iſt die Erfüllung des Rathes meines Halbmenſchen vorbehalten: uns ſelbſt kennen zu lernen. Der Menſch kann ſich nur durch Rückblicke ſehen; mit glühendem Eifer handelnd, gewahrt er nur immer ſeinen Zweck; und ſieht er ſich auch, ſo gebricht ihm doch immer die richtige Beurtheilung ſeiner ſelbſt und anderer. So lange er mit glühendem Eifer handelt, umnebeln von den Umſtänden erzeugte Vorurtheile und Leidenſchaften ſeinen Verſtand. Aber durch beſonnene Prüfung hört er auf, eine Partei zu ſeyn, und wird ein wahrheitfähiger Zuſchauer. Seine frühern Nebenbuhler ſind es dann nicht mehr, und ſein Urtheil über die Menſchen wird klar und unbefangen; ſeine früheren Zwecke verblenden ihn nicht mehr, und er beurtheilt dann auch die Dinge richtiger. Er muß dann eben ſo unpartheiiſch über ſich ſelbſt Urtheile fällen, wie über die übrigen Menſchen. Die Erfahrung erzeugt Weisheit; aber nicht unſere Handlungen erzeugen Erfahrung, ſondern unſere Betrachtungen derſelben. In einem thatenreichen Leben wird der Saame der Weisheit geſäet, doch nur dem Ueberlegenden iſt die Ernte vorbehalten. Ein Anderer trägt, ohne Ausſicht auf Ernte, die Bürde des Alters ohne den Lohn der Erfahrung; ihn mahnen nur ſeine Schwächen, die kirchlichen Taufbücher, und die Verachtung der Menſchen an ſein Alter. Mit der Hochachtung verliert das Alter ſeinen letzten Troſt.

Von einem Ziele aus, mein Freund, haben wir unſere Lebensreiſe begonnen, auf ungleichen Pfaden unſer irdiſches Glück ſuchend, die nicht immer unſern Neigungen entſprachen, und nun nähern wir uns dem Markſteine unſers Daſeyns. Nach der großen erſchöpfenden Reiſe behagt uns die Ruhe, da der Ehrſucht Sporn abgeſtumpft, und das feurige Blut abgekühlt iſt. In ſolchen Verhältniſſen iſt die Prüfung der Vorjahre eben ſo nützlich als natürlich. Das ſtürmiſche Meer, deſſen empörte Fluthen an die Wolken ſchlagen, und das Stillleben des See's, auf deſſen klarer Spiegelfläche eine Feder oder ein Baumblatt regungslos ruht, ſind treffende Bilder des feurigen Mittags und des kühlen Abends im menſchlichen Leben. Thatkraft iſt jenem ſo natürlich, als dieſem die ruhige Beſonnenheit. Eine träge Jugend und ein unprüfendes Alter ſind Fehlblätter im Buche des Daſeyns. Gleich den wandelreichen Inſekten, die er bewundert, unterliegt auch der Menſch Veränderungen. Am Morgen ſeines Lebens kriecht er unbehülflich auf allen Vieren; der Mittag findet ihn ſchon nach Unternehmungen flatternd; froſterſtarrt ſchleppt er ſich am Abende in einen verborgenen Winkel, und ſchläft, oder ſchaut wachend, wie ganz natürlich, auf die Vergangenheit zurück, da nur eine blumenloſe Spanne Weges noch vor ihm liegt. Auch ſein Winterabend ſehnt ſich nach Mährchen. Und welches Mährchen ſchmeichelt der Selbſtliebe mehr, als das Mährchen von unſern eigenen Lebensträumen? Wie gehaltlos auch unſer Mährchen ſeyn mag, ſo erhebt es ſich doch durch ſeine Moral zu einiger Bedeutung, und gewinnt Anſehen, wenn es uns für die Zukunft mit Weisheit bereichert. Iſt es für uns nicht dringend nöthig, weiſer zu werden? Vor Scham erröthend ſchau' ich zurück auf unnütze Freundſchaftsbündniſſe, unbeſonnene Entzweiungen, Handlungen vorſchnellen Verdachtes, muthloſe Verzweiflungen, entehrende Schmeicheleien, ſittenloſes Benehmen, eitle Ausflüchte, ankerloſe Hoffnungen, ungegründete Befürchtungen, verſäumte Gelegenheiten, verhöhnte Mahnungen, verläugnete Errettungen, verſchlimmerte Uebel, mit Füſſen getretene Segen, und angeſtaunte Poſſenſpiele, auf dem ungeheuren Kometenſchweif menſchlicher Thorheiten. Den Ehrgeitz ließen wir, ohne einzuſehen, daß alles in uns ſelbſt liege, was ſeiner am würdigſten iſt, bei allen unſern Unternehmungen rathgebend vorherrſchen. Wie ſcheuten wir uns vor Ausgaben, ohne zu gewahren, daß nur durch kluge Verwendung das Geld zum Reichthume und zu unſerm wirklichen Eigenthume wird! Wie lobſüchtig waren wir, ohne zu wiſſen, daß Menſchenlob, ungeheiligt durch höheres, der weſenloſeſte Erdentand ſey, obgleich der von der tollen Menge angebetete Götze! Wie klar ſeh' ich nun ein, daß Lobſucht, mit Ausnahme boshafter Verſtocktheit wider gerechten Tadel, zu den ſchädlichſten Leidenſchaften gehöre; jenes erzeugt Thoren, dieſe — Böſewichte; jene verdient Abſcheu, Verachtung dieſe!

Sonnenhell durchſchaue ich jetzt die ganze Größe unſerer Unwiſſenheit. Wie oft hat unſere Thorheit uns verleitet, unſere Fähigkeit zum Glücke als einen Mangel zu beklagen, da uns ohne dieſen die Wünſche, ohne Wünſche die Befriedigung derſelben, und ohne dieſe die Glückſeligkeit ſelbſt gebrechen würden; denn nur hierin iſt nicht blos die Glückſeligkeit der Menſchen, ſondern aller erſchaffenen Weſen zu ſuchen!

Meine zurückſchauende Prüfung führt mich auf die Hauptſchwachheit des Menſchen, auf die außerordentliche Tyrannei, welche ſeine Wünſche über ſeinen Verſtand ausüben, und die Mutter des Halbmenſchen iſt. Wie oft hielten wir unſere Wünſche für die zweifelloſe Gewißheit unſers Verlangens, deſſen Unmöglichkeit doch Anderen offen vor den Augen lag! Daß ſelbſt Sterbende noch an der Möglichkeit ihres Todes zweifeln, liefert gewiß einen ſchlagenden Beweis jener Hauptſchwachheit. Gleichen wir nicht ſchon den falben Herbſtblättern, die der erſte Wind von den Bäumen haucht? Und doch ſcheinen wir zu wähnen, daß kaum die Frühlingsknoſpe feſter am Zweige hafte. Noch auffallender iſt: Die mächtigſten Bande, die uns an das Leben binden, ſind unſere Freunde, und nur Thorheit vermag, wenn jene Bande entzwei ſind, unſere entzauberten Herzen zu neuen Kämpfen unter ihre Fahne wieder zu locken. Kann den Blick in's Vergangene ein mächtigeres und rührenderes Schauſpiel ergreifen, als jene Siegeszeichen des Todes ſind? Welche Trophäen ſind dem Tyrannen aufgerichtet! Welche zahlloſe Monumente überwölben ausgebrannte Buſen, die uns einſt ſo glühend empfiengen, als Theilnehmer unſerer Meinungen, unſers Ehrgeitzes, unſerer Freuden, unſerer Herzen! Ihre Grabſchriften würden, ſinnig geleſen, ein lehrreiches Buch füllen. Das Grabmal eines Freundes iſt dem Verſtändigen ein reicheres Vermächtniß, auf Stein geſchrieben, als auf Pergament. Iſt denn die menſchliche Weisheit im Grunde etwas anderes, als die düſtere Frucht eines blutenden Herzens? Der Gedanke an den Tod iſt das Steuerruder des Lebens; wer die Hand davon abzieht, ſcheitert zweifellos.

O mein Freund, wie raſch durchrennen die Menſchen ihre Bahn! Mit reißend ſchneller Eile wogt ihr Getümmel über die Bühne! Wo ſind jene Vorleuchtenden in allen Arten des Ruhmes und der Vorzüge, die, neidreizend, am meiſten die Flamme ehrſüchtiger Nacheiferung in uns entzündeten? Sind ſie nicht vorübergeglitten wie Schlagſchatten über Stoppelfelder, oder wie Wintermährchen am Kamine? Sind nicht jene weithintragenden, hellſtrahlenden Geſtirne, eines nach dem andern, verlöſcht, gleich den flüchtigen Funken im ausgebrannten Laube oder Papiere, die nur Aſche zurücklaſſen, worin nichts als Betrübniß zu finden iſt? Wäre es uns nicht möglich, etwas Klugheit daran zu entzünden?

Zwar die Betrübniß ſiegt. O du noch friſch blutende Wunde, die uns mit gerechtem Schmerzen erfüllt! Wen hat der letzte Monat aus unſerer Mitte geriſſen? Wen haben wir verloren? Wir? O ſchwaches Wort! Weſſen Verluſt beklagen unſere Mitbürger? Wen beweint die ganze

Nation? Dieſe zählt wenige mehr, würdiger aller Liebe und Hochachtung, als unſer heimgegangener Freund. Ihn hatte die Natur mit Allem ausgeſtattet, geliebt zu ſeyn, und ſeine Tugend erwarb ihm die allgemeine Bewunderung.

— — — Quem semper amatum,
Semper honoratum, sic Dii voluistis, habebo.
Virg.

Verehrung, wie er ſie geſucht, hätte unſer Glück begründet; aber ihr Preis ſchien uns zu hoch. Liebe hielten wir für wohlfeiler, und die gefürchtete Gefahr eines doppelten Verluſtes, hinderte uns, nach jener zu ſtreben. Die kluge Welt ſchenkt nichts, außer gezwungen. Liebe läßt ſich nicht erzwingen, aber die Hochachtung, und dieſe bleibt immer einer dauernden Liebe unerſchütterlicher Grundſtein.

Eine zu ängſtlich geſuchte, vorüberrauſchende Liebe begegnet meinem Rückblicke, womit Große oft jene abfertigen, die ſie ihrer Hochachtung nicht werth halten. Ich Thor habe dieſe mir ächt ſcheinende Liebe mit ächter erwiedert; allein ich fühle keine Reue darüber. Ich kenne zwei Arten von Liebeswerken in der Welt, deren vorzugsweiſe Wichtigkeit ſchwer zu bemeſſen iſt. Das Mitleid verpflichtet uns, den Armen zu helfen, daß ſie leben, und den Reichen, daß ſie ihr Leben genießen können; denn dieſe fühlen den nur ihnen eigenthümlichen Schmerz einer Täuſchung im Ueberfluſſe, der ihnen eine nach der Größe ihres Vermögens geträumte Glückſeligkeit nicht gewährt. Dennoch verdanke ich ſolchen feurigen Liebhabern, wie ſie gewöhnlich ſind, die gute Lehre, daß es gefährlich ſey, ſich in die meiſten Menſchen weiter, als bis auf die Oberfläche, zu vertiefen, damit unſere gute Meinung von ihnen nicht durch unſere Neugier zu Grunde gehe. Unſere Verpflichtung beſchränkt ſich auf genaue Einhaltung der Gebote der Wohlanſtändigkeit, ferne von übertriebener Dienſtwilligkeit. Die Ueberzeugung meines ganzen Lebens findet ein gegründetes Recht auf Hochachtung heilig, aber ſehr ſelten. Wir müſſen ſie bezahlen, wenn wir ſie ſchuldig ſind; wo nicht, ſo dürfen wir doch unſere Liebe nicht verſagen.

Die allgemeine Liebe iſt nur als Gegenmittel wider wechſelſeitige Verachtung, und zur Zähmung des menſchlichen Hochmuthes geboten, welcher ſich ſo weit demüthigen muß, daß er ſelbſt Menſchen mit allen ihren Schwächen und Gebrechen liebend umfaſſen kann. Nicht ſowohl unſere Pflicht als unſere Klugheit ſtellt dieſe Forderung an uns; denn wo bliebe ſonſt die Hoffnung auf Vergebung unſerer eigenen Fehler? Dieſe erinnern uns an die Gebrechen Anderer, und mahnen uns an die Vergebung derſelben. Manche von ihnen würden wir bei Andern nicht einmal vermuthen, wenn ſie nicht die ſtille Aeußerung ähnlicher in unſerm eigenen Herzen verriethe. Wünſchen wir alſo Vergebung von uns ſelbſt und Andern, ſo müſſen auch wir zur Verzeihung bereitwillig ſeyn; dieſe Wahrheit iſt eine dankenswerthe Frucht meiner gegenwärtigen Prüfung.

Gerade in dieſer aber begegne ich einem Bedenken, das man, wie ich beſorge, als Waffe gegen uns gebrauchen könnte, nämlich: Alte Leute denken oft ſehr gut von ſich, nicht weil ſie das Laſter fliehen, ſondern weil das Laſter von ihnen geflohen iſt. Sie glauben Tugendhelden zu ſeyn, weil ſie nicht wie Knaben ſündigen, halten Unmacht für Sieg, und triumphiren ohne Kampf, ohne Feind. Daß Einige nach tadelloſer Jugend noch im Alter von der Thorheit ereilt, und — höchſt ſchmerzlicher Anblick! — noch bei ihren weißen Haaren zu den ſchrecklichſten Verbrechen ſich fortſchleppen laſſen, macht mich vollends zittern. Fehler als natürliche Früchte der verſchiedenen Zeitabſchnitte des Lebens mögen noch auf Duldung Anſpruch machen;

Vor einem ſolchen Ende möge der Himmel uns gnädig bewahren; denn wir können keineswegs auf ein tadelloſes Beginnen zurückſchauen. In unſern ſogenannten Tagen der Unſchuld trieben wir unſere kleinen Bosheiten, unſere Laſter im verjüngten Maßſtabe. Mit der ſteigenden Zahl der Jahre und Verſuchungen waren wir minder reif an Jahren als an Bosheit, und ſchon vor dem männlichen Alter keine geringen Verbrecher mehr. Allerdings wünſchten wir uns Wahrheit; aber ihre Verbote wählten wir zu unſern angenehmſten Genüſſen; die Wahl der Weisheit vertagten wir auf morgen. Wir ſtritten oft mit unſern Fehlern, aber ſelten verjagten wir ſie. Die Wolluſt umgarnte uns mit ihren Zaubern; die Tugend trat in die Schranken, und warf zuweilen in einer edlen Entrüſtung ihren Reiter in den Sand; aber Siegesfeſte der Entrüſtung ſind nur kurz; die kräftigſten Verweiſe giebt uns der innere Richter unſers eigenen Benehmens. Ermahnet uns dieß nicht zur ſorgfältigſten Wachſamkeit für die Zukunft? Die Krankheiten der früheren Zeiten unſers Lebens ſind die wirkſamſten Heilmittel gegen diejenigen, womit uns die Zukunft heimſuchen könnte.

Wir lebten abwechſelnd bald in erklärter Fehde, bald in völligem Frieden mit unſerm Feinde, wovon meine Prüfung mich überzeugt. Unſer Herz fühlte kaum die Bürde der Sünde. Dieſe prunkte oft mit den Namen des Verſtandes, der Weisheit, und allen andern, nur ihren rechten Namen verſchwieg ſie. Weckte uns auch bisweilen eine väterliche Züchtigung aus der Betäubung des Sündenſchlafes, ſo kämpften wir, und errangen den Sieg. Aber welchen Sieg? Mehr einen Störer in unſeren böſen Lüſten, und ſo veränderlich, als Gott unveränderlich. Zwar gab es Menſchen genug, die eben ſo geweſen ſind, wie wir; allein durch die Fehler Anderer werden unſere eigenen losgeſprochen; dennoch ſind Viele mit dieſer Losſprechung völlig zufrieden.

Wem, mein lieber Freund, iſt die Macht gegeben, uns loszuſprechen oder zu verdammen? Durchforſche die frühere Zeit deines ganzen Lebens, und antworte! War nicht jedes Jahr, jeder verlebte Tag ein kräftiger Bürge ſeiner huldvollen, unbeſchränkten Herrſchaft? In zahlloſen Beiſpielen ſehen wir die uns das Gute bezeichnende Hand der ewigen Vorſehung ſelbſt dieſſeits der Wolken. Wie nichtig die Gaben dieſer Welt ſind, davon überzeugt ſie uns durch Ueberfülle aller ihrer Freuden, um unſer Herz zur höhern Einſicht zu leiten. Im Spiegel fremder Trübſale zeigt ſie uns das Maaß von Leiden, welches wir auf dieſer Erde tragen können, damit wir, wenn auch unerreicht von ihnen, in heilſamer Furcht verharren, bald vernichtet ſie alle unſere Pläne, und baut aus ihren Trümmern unſer Glück, um uns Demuth, Dankbarkeit und Vertrauen auf den Alleinretter einzuflößen. Sie zeigt uns, daß die meiſten unſerer Triumphe Irrthümer waren, und daß die meiſten unſerer Wünſche vereitelt wurden, um uns vor unausbleiblichen Uebeln huldvoll zu bewahren. Bald ſchleppt ſie uns, eingewiegt in den Wahn der äußerſten Sicherheit, an den Rand des Grabes, zur Demüthigung unſers Hochmuthes, und bald entreißt ſie uns den Armen des Todes, wenn alle menſchliche Hülfe erſchöpft iſt, unſer Herz mit der Flamme frommer Andacht zu entzünden, und die Verzweiflung von uns abzuwenden. Bald ſchlägt ſie uns ungeachtet unſerer Weisheit, bald ſegnet ſie uns ungeachtet unſerer Thorheit; ihr Segen verſüßt uns das Leben, und

Welch ein erhabenes Bild der göttlichen Huld! Der Weiseſte trägt ihr durch ſeine geiſtreichſte Verſtellung, und der Frömmſte durch die demüthigſte Erkennung nicht die Hälfte ſeiner Schuld ab. Können wir nicht ein eben ſo vollendetes Gegenbild menſchlicher Schwachheiten in uns ſelbſt aufweiſen? Wie ſind doch die beiden einander entgegengeſetzten Pfade unſerer Lebensbahn ſo dicht, wie mit Herbſtblättern, mit Thorheiten überſtreut, die aber doch nicht dicht genug liegen, um wie Feigenblätter unſere Blößen bedecken und verbergen zu können. Ihre Ueberzahl verleidet mir die Luſt zu einem Rückblicke, und zu meiner Rettung eile ich andern Gedanken zu: nur ſo viel will ich noch beifügen, daß der Menſch, der nicht in ſeinem Innern lieſt, das lehrreichſte unter allen ſeinen Büchern unbenützt liegen läßt.

Wenn Sie auch das Nützliche und Natürliche der Prüfung des vergangenen Lebens anerkennen, ſo wird ſie Ihnen doch, wie ich fürchte, wenig Vergnügen verſchaffen, welches darin nur zu finden iſt, wenn es mit einigem Schmerze erkauft wird, und wenn wir uns die Bahn dahin durch die verkehrten Neigungen der Natur, und durch die umdrängenden Verſuchungen mit bewaffneter Gewalt gebrochen haben. Die Erde verſchenkt keine Frucht. Dieſes Leben gleicht einem beſtändigen Kampfe, und der Menſch darf ſeine Rüſtung nur ablegen, wenn er ſein Sterbekleid anzieht. Der älteſte Sieger in allen Schlachten iſt vor Ueberwindung nicht ſicher. In einer ſolchen Prüfung können uns nur unſere Siegeszeichen erfreuen, unſere Kriegsbeute; alles Uebrige iſt verſchwunden wie ein Traum.

Was ſprach ich? Verſchwunden wie ein Traum? Ach Gott, wäre es ſo! Doch nein, nichts weniger, als dieß!

ſendet hat, und ihn am feſtgeſetzten Tage zurückruft, ſeinen Bericht zu erſtatten, damit die Engel ihn leſen, und eintragen in die ewigen Bücher zur Rechtfertigung ihres Königes. Sagt unſern hüpfenden Gecken, daß es auf Erden keine Tändeleien giebt. Kann eine Tändelei von ewiger Wirkung ſeyn? Betheuert ihnen, was ſie ſelbſt ſchon ſehr gut wiſſen, daß die Erde nichts Wichtiges, nichts Ernſtes enthalte, daß die Zeit in gewiſſen Beziehungen dem Menſchen wichtiger, als die Ewigkeit, iſt; daß ſeine Ewigkeit völlig ein Geſchöpf der Zeit iſt, daß ſie Schmach oder Glück bringt, triumphirt oder heult, je nachdem die Zeit, die allmächtige Zeit, dieſes Spielzeug ihrer Tändelei über ihr Geſchick entſcheidet. Ihre Zweifel hieran mögen ſie ſich von ihrem muthigen Herzensfreunde löſen laſſen, der kürzlich an ihrer Glückſeligkeit geſtorben iſt.

Mein Freund, Viele haben von der Zeit einen ſchlechtern Gebrauch gemacht, als wir, Viele einen beſſern; Viele ſind laſterhafter geweſen, Viele auch ſchuldloſer; aber die meiſten Menſchen halten das für unſchuldig, was nicht die Merkmale gewiſſer Verbrechen an ſich trägt. Ein müßiger Tag begründet ein Verbrechen in einem ſo kurzen und ungewiſſen Leben, deſſen Laſt das Begreifvermögen des menſchlichen Geiſtes überſteigt. Nicht mehr Flecken ſind in der Sonne, als in dem Leben eines Heiligen.

Was ſind alſo wir? O mein Freund! Ein flüchtiger Streifblick durch unſer Leben überzeugt mich, daß wir noch lange nicht an der Tempelſchwelle der Tugend ſtehen, obgleich ein glücklicher Zufall uns aus dem Augiasſtalle gezogen hat. Wir wählten die Aufgabe eines Herkules, ohne ſeine Stärke zu haben. Wenn wir bisweilen der Hydra einen Kopf abhieben, ſtreckte ſie ſieben andere dafür hervor. Menſchen, die lange auf dem Meere der Thorheit von den

Schiffe ſeiner Legionen den Flammen Preis gab; ein felſenfeſter Entſchluß nämlich ſoll auch das leiſeſte Verlangen, mit der Bosheit wieder an Bord zu gehen, in der Seele auslöſchen, und ſomit die Rückkehr unmöglich machen.

Da alſo unſere Tugendmühen ſo unkräftig, und unſere Anſprüche auf Weisheit ſo äußerſt gering ſind, ſo ſind wir verpflichtet, diejenigen an uns zu rächen, die wir ſo rückſichtslos behandelt haben. Obgleich wir nicht ganz der Erde gleichliegen, ſo können wir doch nicht läugnen, daß wir auch nicht vollkommen aufrecht ſtehen, und daß wir Andere zu tadeln und zu beſſern wagen, ungeachtet wir ſelbſt nicht ganz Menſchen, im vollſten Sinne dieſes Wortes, ſind.

Ein Menſch, mein Freund, iſt ein eben ſo herrliches als höchſt ſeltenes Weſen, deren es nur wenige giebt. Ein Menſch iſt ein doppelt großartiger Charakter, zugleich ein Held und ein König. Wenige Könige ſind ſo groß, daß ihre Herrſchaft auch ihre eigenen Herzen umfaßt; wenige Helden ſo ſiegreich, daß ſie Heerſchaaren, Fürſtenthümer und Gewaltige vor ſich her jagen. Jene Größe und dieſen Sieg finden wir in einem wahrhaften Menſchen. Dem Range nach erſcheint er in ſeiner Wirklichkeit unmittelbar nach den Engeln, nicht ſo weit zurück, wir — — O mein Freund, ein Menſch iſt ein wunderbares Geſchöpf! Ich will dir nun gleich etwas bemerkenswerthes ſagen, daß du über dich ſelbſt erſtaunen ſollſt.

Verläufig will ich nur fragen: Dürfen wir den Beſitz des oben bezeichneten Charakters zu behaupten uns erkühnen? Nein! Lag er außer unſerm Vermögen? Nein! Woher alſo dieſe ſchändliche Feigheit in einem möglichen Helden? Dieſes Abfallen von ſich ſelbſt in einem möglichen Könige? Warum der Vernunft und Unſterblichkeit den wir erſchaffen? Ich weiß, was Sie mir dagegen einwenden wollen. Wohl mag jenes Urbild zum Theil verwiſcht ſeyn; dieß ändert jedoch meine Anſicht keineswegs, noch meine Behauptung, daß es nur von dem eigenen Willen freier, vernünftiger, und unſterblicher Weſen abhänge, zu ihrer Zeit durch die göttliche Gnade Götter zu werden.

Wie ſehr iſt es zu beweinen, daß wir dieſem Zuſtande ſo fremd ſind! Wo iſt der Grund dieſes den Menſchen entehrenden Treubruches zu finden? Wäre es nicht beſſer für uns, einer tiefern Stufe von Geſchöpfen anzugehören, als der Menſchenwürde durch unſer Benehmen unwerth zu ſeyn? Warum wurden wir in die Welt geſetzt? Unſere frühern Genüſſe vergelten wahrlich nicht die Schmerzen unſerer Mutter, und unſere ſelbſt empfundenen. Möchteſt du auf der Lebensbühne deine Rolle noch einmal durchſpielen? Noch einmal auf dieſen rohen Theſpiskarren geſchleudert, und von den Gerippen halbverhungerter Hoffnung und ſtöhnender Erwartung über rauhe Steinwege, die ſich jetzt noch immer mehr und mehr verſchlimmern, dahin geſchleppt werden, wo ſelbſt dein Meiſterſpiel und deine ſchonende Nachſicht nicht wider die endloſe Verſchwörung deiner Gefährten gegen deinen Lohn und Beifall dich zu ſichern vermögen? Gewiß nicht! Wohl mag die Erinnerung an einzelne frohe Stunden, die wir mit weißen Steinchen bezeichnen durften, unſer Gemüth erheitern, aber von dem ganzen Bilde wenden Natur und Vernunft mit Widerwillen ſich ab. Der Fund einer kleinen Perle in einer Muſchel unter Millionen würde uns ſchwerlich ermuthigen, unſer ganzes Daſeyn dem Betriebe der Perlfiſcherei zu weihen.

Zögeſt du vielleicht vor, lieber ganz aufzuhören? Nein, vor dieſem noch grauſameren Looſe, als das vorige, ſchaudert die Natur zurück; mit ihr verbunden, weiſen unſere im Hauſe unſers ewigen Vaters geſorgt haben. Die Sorge für den mergigen Tag täuſchte unſere Wünſche, die Sorge für die Ewigkeit wird ſie alle erfüllen. Wir haben für eine jedes Menſchenalter überdauernde Zahl von Jahren geſorgt, aber nicht für die endloſen.

Nicht blind für die gewaltige Zukunft, nicht gleichgültig gegen die Belohnungen Gottes, haben wir doch, wie ſchimpflich für uns, lieber Gefährte in der Sünde! das reine Himmelslicht der Unſterblichkeit durch die Hafen der Sinne getrübt, mit Adlerſchwingen in den Schlam der Erde ſtürzend. Denn da liegt das Vergnügen, das goldene Kalb der Welt, dieſer Vergeuder des Vermögens, dieſer Vorläufer allgemeiner Sclaverei, dieſer Entmanner eines vernünftigen Weſens, und Erzeuger ewiger Unglückſeligkeit. Es hat der Welt mehr Leben, und dem Himmel mehr Seelen entriſſen, als die vereinte Gewalt aller andern Uebel, und hätten ſie auch alle Giftpfeile ihrer Köcher gegen das menſchliche Geſchlecht abgedrückt. Erſtaunen erregen unſere Schwachheit, und unſere Vermeſſenheit bei ihren Folgen, und vor Scham erröthend forſche ich nach ihrer beklagenswerthen Begründung, die gerade dort, wo ich ſie finde, meine Beſchämung und Verwirrung ſteigern muß, — in der großen Güte Gottes. Welch ein ſchmachvoller Vorwurf, welche Brandmarkung menſchlichen Undankes! Ja, an dieſem Orte finde ich ſie, wie ich feſt glaube.

Die allgemeine Urſache der Sicherheit in der Sünde.

Denn erwägen Sie, mein Lieber, was bleibt dem beharrlichen Sündenfrevler übrig? Unfähig iſt der Menſch, dem Grimme des Allmächtigen zu trotzen, oder die Schremich der Himmel mit ſeinem Blute erkauft, obgleich ich es nicht verdiene. Ein ſolcher Gott flößt keine Furcht ein, ſondern nur Hoffnung. Wie groß auch meine Verbrechen ſeyn mögen, ſo wird doch irgend ein Mittel aus ſeiner Verborgenheit zu meiner Rettung hervortreten, denn *Gott iſt die Liebe!*“ Mit dieſen leichtſinnigen Schlüſſen führt er die Schrift zu ſeinem Verderben an, und verwandelt die Gnade Gottes dem Menſchen in eine Urſache des Todes. Allerdings iſt Gott die Liebe; aber berechtigt dieß den Menſchen, ein Ungeheuer zu ſeyn, nach dem Urtheile aller Menſchen? Die bewundernswürdige Harmonie der Tugendgeſetze und Vernunftlehren iſt von Allen anerkannt, ſo auch die tägliche Vertretung der Tugend durch die einfachen Mahnungen unſerer Gewiſſen. Daß die Ausübung der Tugend jedem Staate die größte Glückſeligkeit verbürge, wird von Niemand bezweifelt. Dem nicht Tugendhaften fehlt ſohin die genügende Einſicht, warum er mit Vernunft, Gewiſſen und dem Streben nach Glück geboren wurde, da ihm von allem, was alle dieſe von ihm verlangen, nichts zu eigen iſt. Andere müſſen ihn alſo, wie er ſich ſelbſt, als ein unerklärbares Weſen, als ein Ungeheuer betrachten.

Das Laſter erſcheine ſchon dadurch in ſeiner vollendeten Abſcheulichkeit, wenn auch Gott die Liebe bis zu dem unſinnigen Grade ſeyn könnte, den die Thorheit träumt, oder unſer Laſter eben ſo gewiß wünſcht, als nöthig hat. Allein die Vermuthung einer *ſolchen* Liebe in Gott wäre eine Gotteslaſterung. Gott iſt die Liebe, aber gerade deßwegen, woran vielleicht Viele am wenigſten denken, iſt Gott *ſchrecklich*. Denn was begründet ſeine wunderbare Liebe zu den Menſchen? Er bedarf ſeiner nicht; denn *ſeine* Glückſeligkeit kann nicht mehr vollkommener werden; er weiß ſo gut, wie wir, daß wir verdienſtloſe Unwürdige ſind, aber viel beſſer, als wir, daß wir *unſterblich* ſind, ſo der Gedanke! — der *ewigen Qual* oder der *ewigen Seligkeit* angehören *müſſen*.

Darauf, mein Freund, beruht zweifellos der Grund ſeiner Sorgfalt für den Menſchen. Aus dieſer Quelle ſtrömen ſein Erbarmen, ſeine Beſorgniß, ſein erhabener Rathſchluß auch für den Wurm, der ſich heute aus dem Boden windet, und morgen, in den Schlamm getreten, mit Todesſchmerzen ringet, — und alle Wunder ſeiner Liebe, mehr als Wunder für den *Menſchen*, Wunder im *Himmel* ſelbſt, welche die ſeinem Throne zunächſtſtehenden Engel des Lichtes mit Erſtaunen erfüllen.

Völlig durchdrungen von dem Gefühle, wie klein du biſt, vermagſt du doch kaum die Ueberſchwenglichkeit der göttlichen Gnade zu faſſen. Prüfe! Wahr iſt's, Gott rief uns aus dem *Staube*, aber in eine *Ewigkeit*, von gleicher Dauer mit der ſeinigen. Und ſoll nicht ſein Antheil in einem gleichmäßigen Verhältniſſe zu ſeinem Geſchenke ſtehen? Sollen nicht beide in gleichem Maße die Größe Gottes darthun? Er ſchuf uns zu *unſterblichen* Weſen, *die zugleich der größten Gefahr bloßgeſtellt ſind*, die ohne Gnade ewig für die wichtigen, unbegreiflichen Folgen des Gebrauches bürgen müſſen, den ſie von ihrer moraliſchen Freiheit, zu handeln, machen. Wird dir nun die unermeßliche Güte Gottes nicht begreiflicher? Gewiß, wenn *Gott* die *Liebe* iſt, und er uns auf dieſe Weiſe beurtheilt, was er auch wirklich thut. Aus dieſer Quelle ſtrömen ſeine mehr als väterlichen Gefühle ſelbſt für den Unwürdigſten der Menſchen, und der beglückenden Liebe zahlloſe Beweiſe ſeiner Allmacht. Du verlangſt Erklärung, warum ich dieſe Liebe *ſchrecklich* nenne? Iſt jene Liebe nicht im *höchſten Grade ſchrecklich*, welche uns die drohende Gefahr eines ewigen Verderbens verkündiget? Und dieſe Verkündigung verdanken wir *dieſer* Liebe, die, ſo wie ich glaube, nur durch unſere Umſtände, wie ich ſie geſchil-

Wie beklagenswerth iſt demnach der gewaltige Irrthum jener Menſchen, die im leichtſinnig-frevelhaften Vertrauen auf Gottes Gnade ſündigen, welche durch ihren Wahn nur ihr Verderben beſchleunigt! Die an keine Strafe der Sünde glauben, weil Gott ſo gnädig iſt, da doch Gott nur ſo gnädig iſt, weil er weiß, daß Sünde und Strafloſigkeit niemals ſich vereinen laſſen! Solche Sünder bauen ihre Sicherheit auf den Grundſtein ihrer augenſcheinlichen Gefahr, furchtlos, weil eine für ihr Heil beſorgte Allmacht ihnen das Vorausſehen ihres Verderbens beweiſet.

Solche Sünder machen nicht blos Trugſchlüſſe; ſie laſſen ſich auch, was noch weit ſchlimmer iſt, nicht einmal von der Erfahrung eines Beſſern überzeugen, deren täglichen und ſtündlichen Beweiſen der Wahrheit ſie keinen Glauben ſchenken. Sie zweifeln ſelbſt noch, um mich gelinde auszudrücken, an der Verdammniß ob ihrer Sünden, und ſie wiſſen doch, daß ſie ſterben müſſen. Nun aber iſt ihr Tod, nach meiner Anſicht, das Vorſpiel und die Verbürgung ihrer künftigen Verdammung; wenn von Urſprung aus unſterbliche Weſen wegen fremder Sünde dem Tode anheimfallen, giebt es da noch einen Zweifel, daß ihre eigenen die Verdammniß ſtraft? Von der Unvermeidlichkeit des Todes, der die Beſtrafung der Sünde beweiſet, werden ſie durch ihre Sinne überzeugt. Wollen unſere Halbmenſchen nicht ihre Sinne wie ihre Vernunft verläugnen, ſo müſſen ſie künftig ihr großes Gehege thörichter Hoffnungen aufgeben. Nicht ferner mehr werden ſie das Siegel der Unſterblichkeit in einen Wahn der Strafloſigkeit verfälſchen, des Himmels Gnade in Verderben verwandeln, und giftige Früchte ſammeln vom Baume des Lebens. Dieſe Begründung der Urſache der großen göttlichen Gnade gegen den Menſchen und der gewiſſen Beſtrafung der Sünde, mögen vielleicht ſchon Andere beleuchtet haben, mein Freund; ich finde ſie höchſt wahr und rührend

Manche Wahrheiten vom vorzüglichſten Intereſſe für den Menſchen, die in der erſten Begegnung etwas Ungewöhnliches darbieten, bedingen und verdienen eine wiederholte, ſorgfältige Prüfung.

Ich nenne Ihnen zwei Wahrheiten dieſer Art, die eine aus der Schrift, die andere aus meiner Erfahrung. „Bei dem Herrn iſt Barmherzigkeit, deßwegen ſoll man ihn fürchten;“ — „bei dem Menſchen iſt Unſterblichkeit, deßwegen ſoll er zittern;“ — zittern vor ſeinem eigenen Ich, vor ſeiner eigenen Gewalt, welche, wenn ſie will, das Verhältniß einer ganzen Ewigkeit zu ihm beſtimmen kann; zittern vor ſeiner eigenen Herrlichkeit, die ihm Engel zur Beſchützung, und den Allmächtigen zum Freunde giebt, zittern vor allen Verſuchungen zum Triumphe! Dieſe zum Stolz aufblähenden Hoheiten ſchüren die Gefahr, und ſind glänzende Bürgen ſeines Hinabſtürzens über alle Hoffnungen in einen bodenloſen Abgrund.

Nach Gottes Willen dürfen wir uns nicht der Verzweiflung überlaſſen; allein nicht weil ſeine Gnade uns in unſern Sünden retten will, ſondern weil die Verzweiflung den Uebergang zur Beſſerung für immer verſperrt, und ohne dieſe ſeine Liebe für unſer Heil ein wirkungsloſer Wunſch bleibt. In allen Unternehmungen gewahren wir ſeine ermuthigende, hülfreiche Liebe, nur nicht in der Sünde; unter den Trümmern einer zuſammenbrechenden Welt beſeelet ſeine Liebe uns mit ſtandhafter Ausdauer, doch nicht unter der Wolke eines einzigen unbereuten Verbrechens. Dadurch wird eine Stelle in der Schrift klar, welche Einigen umwölkt, Andern das ganze Anſehen derſelben bis zum Umſturze zu bedrohen ſcheint: „Schafft, daß ihr ſelig werdet mit Furcht und Zittern!“ Wunderſame Worte für diejenigen, welche nur über vereitelte Hoffnungen ihrer Gelüſte zittern! Unſere Seligkeit müſſen wir ſchaffen; ein vergebliches Bemühen wäre es, ſie durch langen zu wollen. Wir müſſen ſie ſchaffen mit Furcht, dieſem pünktlichſten Hüter des Fleißes, ohne den das Werk nicht gedeihen kann, und mit Zittern, um bei dieſem großen Unternehmen nichts zu überſehen, um die göttliche Gerechtigkeit nicht mit dem Maßſtabe unſers Leichtſinns zu meſſen, oder, ſelbſt als fromme Menſchen, durch unſer Vertrauen getäuſcht zu werden. Denn auch Fromme ſind nicht frei von Fehlern, welche oft ihren Grund in einer allzu guten Meinung von ihrem Zuſtande haben, und dieſe wiegt in Sicherheit, welche durch Fahrläßigkeit und Verſuchung zum Falle bringt, und unbereut zu einem Falle in einen Zuſtand, worin unſer erſter Wunſch ſeyn wird, daß wir nie das Licht der Welt möchten erblickt haben, und worin uns, was noch furchtbarer iſt, kein letzter Wunſch vergönnt iſt. Auf Erden ſchon erreicht der Schmerz oft eine Höhe, daß uns die Sinne ſchwinden, jenſeits aber wird er durch unſere ewige Kraft, ſeine Größe in ihrem vollen Umfange zu fühlen, noch ungleich ſchrecklicher ſeyn.

Gedanken für das Alter.

Wir ſtehen jetzt an dem Rande dieſes Zuſtandes, auf dieſem Poſten der Weisheit, wenn man von dem Menſchen jemals ſagen kann, daß er weiſe ſey. Und eben deßwegen wünſchen wir unſere Reiſe dahin ſo lange als möglich zu vertagen, denn wir lieben die Thorheit, wir alle Menſchen. Wir ſind ſchon da, und glauben es doch kaum, ſo ſehr befehden unſere Wünſche den Glauben, und glauben wir es, ſo wiſſen wir uns die Ankunft dort kaum zu enträthſeln, ſo ſehr vermindert Gewohntes die Aufmerkſamkeit, und entzieht den Dingen die Gewalt eines kräftigen Eindruckes auf unſere Gemüther. Die Ewigkeit ſchwebte ſo oft auf unſern Lippen, daß ſie den Weg zum nahen Herzen nicht mehr finden kann. Würde ſie dort nicht jede erdgeborne Leidenſchaft auslöſchen, wie die Sonne den kleinſten Feuerfunken?

Obſchon wir an dem furchtbaren Rande ſchweben, ſo zieht doch das Bleigewicht der Welt ſo mächtig, daß wir unſer Antlitz, den verkehrten Weg entlang, noch immer auf unſern alten Lebensgefährten, die Zeit, richten, die doch jetzt ſo weit hinter uns waltet, daß wir kaum mehr ihre Schwingen und ihre Sichel gewahren. Die altertrüben Augen vergrößern unſerer Phantaſie ihre Schwingen, und unſerer Todesangſt ihre Sichel, jemehr die Zeit ſelbſt in die verkleinernde Tiefe zurücktritt; ihr größter Theil iſt dahin, und bald wird ihre letzte Sekunde über die Schwelle unſerer Thüre ſchwinden.

Sollten wir alſo den Blick nicht in die Ewigkeit wenden, in dieſes Königreich der unſterblichen Seelen, in dieſe glorreiche Heimath aller Weſen, die fortdauernd ſelbſt den Glanz der Sonne überbieten? Die Zeit iſt für unſterbliche Seelen nur der reifmachende Mutterleib, und erſt in den Armen der Ewigkeit werden ſie wirklich geboren. Sind wir reif, mein Freund, oder werden wir als unausgebildete Frühgeburten in die Welt der Herrlichkeit eingehen? Sind wir reif; warum verweilen wir ſo lange zögernd hier? Ein weithinausgerücktes Leben iſt für Todesmuthige keine Gnade des Himmels. Wird uns nicht deßwegen erlaubt, unſere Reiſe ſo ſpät anzutreten, weil wir unſer Tagewerk noch nicht vollbracht haben? Tragen uns nicht deßwegen noch unſere müden Füſſe, da doch die bekannte Stunde des ewigen Schlummers längſt ſchon geſchlagen hat? Ich befürchte es, ich fürchte, es wird uns ſo lange zu leben nur aus dem Grunde geſtattet, weil wir noch nicht würdig ſind, in das Vaterhaus einzugehen.

Iſt es nicht hohe Zeit, weiſer zu ſeyn, mein müder Gefährte auf der langen Reiſe durch dieſes Jammerthal? Damit der ſchwere Fluch uns nicht treffe, daß wir nämlich zu ſpät weiſe werden, was die erſchöpfendſte Bezeichnung eines Thoren iſt. Die Welt verſteht ſich auf ihren

Gebäude; würden wir nicht das Verſtehen unſers eigenen Vortheiles beweiſen, wenn wir die Welt wie eine ausgeſogene Blume verließen, deren ſüßer Honig erſchöpft iſt? Wo ſind ihre einſt ſo lieblichen Zauber, ihre Luſtſchlöſſer und roſigen Träume? Kriechen wir nicht auf einer öden, unfruchtbaren Stoppelheide mühſam durch die Abenddämmerung des Daſeyns unſerer letzten Heimath entgegen? Gelingen wir nicht zur Freiheit, wenn der Zauber von uns Gefangenen genommen iſt? Sind wir Torismonds oder Sudburys? Soll unſer Weltlings-Aberwitz unſere Ketten unlösbar vernieten, welche die gütige Natur abſtreifen will? Selbſt Halbmenſchen verſtändlich ſind dieſe Worte: „Eine von den letzten Karten, gut geſpielt, kann uns den Gewinn des Spieles ſichern.“

Wozu noch immer neue Entwürfe, wozu mit bebender Hand, die eine Stütze ſucht, nach einem Nichts greifen? Alles, was uns noch erreichbar iſt, wird uns mehr verhöhnen als bereichern; denn was hilft Reichthum ohne die Fähigkeit, ihn zu genießen? Neue Pläne werden uns dem ſchmählichſten Gelächter Preis geben, wenn wir uns im Suchen neuer Vollkommenheiten und neuer Kräfte getäuſcht finden. Aber ſelbſt der Beſitz derſelben würde den Preis derſelben auf dem Markte unſers Lebens ungewöhnlich herabdrücken, weil die Welt den Werth der Dinge nach der Dauer ihres Genuſſes berechnet.

Es iſt eben ſo gut als ſelten, den Augenblick zu wiſſen, da wir Alles haben, und ſo des Betrügers Mehr zu ſpotten, der gewöhnlich mit dem Raube unſerer Herzen entwiſcht; daher kommt es, daß Greiſe aus einer erſchöpften Welt noch immer Milch ſaugen wollen. Wozu nach der Ernte des Lebens noch eine ſchimpfliche Nachleſe verächtlicher irdiſcher Strohhalme? Wozu noch die Hoffnung einer zweiten Ernte auf unſern Stoppelfeldern, da wir zu Kronen gerufen werden, wo endloſe Ernte lächelt, und wo ein mehr als goldener Herbſt mit verſchwenderiſcher Fülle ein endloſes Segensjahr krönet?

In den dunklen, unterirdiſchen, entſetzenvollen Engpaß zum künftigen Leben, ſchaut unſere erſchreckte Einbildungskraft, und bebt ſchaudernd vor ihm zurück, wie ein Kind vor einem Schatten. Aber dem heiligen Evangelium ſey es gedankt, daß wir die Fackel kennen, welche die Nacht ſeines furchtbaren Schooßes erhellen wird. Ich ſtand an einem Sterbelager, an einem friedlicheren als jenes des armen Altamont, wo die Umſtehenden die meiſten Leiden trugen, wo chriſtlich-geduldige Ergebung den König der Schrecken überwand. Unverhüllt ſtrahlte die heilige Flamme der Religion hervor, nicht getrübt durch den leiſen Argwohn von Heuchelei. In ſolchen Augenblicken ſchwindet jede Verſtellung des Herzens, und ein plötzlicher Lichtſtrahl von oben öffnet die Einſchau in den ewigen Himmel.

Was uns im Staube eine ſüße Ruhe verleihen, den rauhen Pfad eben, und den Tod nur für einen Uebergang betrachten läßt, der weder unſer Daſeyn, noch unſere Ruhe, — Gott ſey gelobt! — ſtört, das wiſſen wir. Da ſo Viele im Frieden geſtorben ſind, ſo iſt kein Zweifel, daß Alle auch ſo ſterben könnten. Das ganze Geheimniß dieſer Seelenruhe enträthſelt ſich in einer unbedingten Ergebung in den Willen des Allerhöchſten, worin ſich die Anerkennung Gottes bewährt, die Einige für ſo ſchwer zu halten ſcheinen. Ein anderes Benehmen verräth, was meine Gegner freilich nicht zugeben werden, einen Gottesläugner, wenigſtens theilweiſe; denn wir bezweifeln dadurch einige von ſeinen Eigenſchaften, obgleich wir Gott ſelbſt nicht läugnen. Dieſe Ruhe möge dich beſeligen! Inbrünſtig ſehnt ſich mein Herz nach deiner Ruhe hier, nach deiner Seligkeit dort! O daß ich dieſe mit dir theilte! Was für eine ſchmerzlich-kurze Umarmung, welche unbefriedigende Freundſchaft, die mit dem Grabe aufhören könnte! Ein ſo vorpfeil in das Herz, und verdoppelt den Schmerz des Scheidenden; nicht qualvoller kann die Trennung der Seele vom Leibe ſeyn.

Möchte es ſich aber auch klar zeigen zwiſchen den Freunden, daß ſie würdig wären, auch unſterbliche Freunde zu werden, den wechſelſeitigen ewigen Vortheil im Herzen tragend. Die Freundſchaft des Guten Tones entſpringt aus einer unlautern Quelle; ſie iſt zu irdiſch, ohne die mindeſte Beimiſchung von Menſchen, wie ich ihn oben geſchildert habe, unbeſeelet vom Geiſte der Unſterblichkeit. Oft entſtammt ſie ſogar lichtſcheuen Gründen, den unterirdiſch ineinander fließenden, finſtern Strömen Alpheus und Arethuſa gleichend, anſtatt dem vom Himmel rauſchenden Eridanus.

Solche unterirdiſche Verbindungen giebt es bei uns zahlreich; was knüpft unſere Halbmenſchen an einer ſo langen Kuppel zuſammen? — Gemeinſchaftlich überſpringen ſie die Schranken des Anſtandes und der Billigkeit, toben geſellig auf verbotenen Feldern umher, freſſen aus einer Krippe, wiehern mit demſelben Tone der Brunnſt, und werden täglich von der Modefrechheit einer entflammten Lieblingsneigung, die ſie theilen, geritten, und bis auf's Blut abgehetzt.

Da hierin ihre Vorzüge beſtehen, ſo hoffe ich mit lapithiſchen Kämpfern den ihnen angekündigten Krieg mit glücklichem Erfolge zu führen. Wie Chiron durch einen Trompetenſtoß die Griechen zur Belagerung von Troja aufrief, ſo läßt ein Chiron unſerer Zeit eben ſo viele Tonwerkzeuge erſchallen, als Nebukadnezar, ſeine Götzendiener zu verſammeln, und ſetzt unermüdlich und mit großem Aufwande den Krieg mit angeworbenen Völkern fort. Zweifellos hat ihn das Alterthum ſchon in jenem angedeutet, der ſich im Virgil bemüht:

Aere ciere viros, Martemque accendere cantu.

Was meinen Feldzug betrifft, mein lieber Freund, ſo wird er wohl bald zu Ende ſeyn. Die Anfälle von Schmerzen kehren öfter zurück, und mich dünkt, daß ich die Stimme des Herr vernehme. Sollten wir alſo nicht dieſe Welt verlaſſen, obgleich uns die Pforte der künftigen noch nicht geöffnet iſt? Giebt uns nicht unſer ganzes verfloſſenes Leben das jährliche Zeugniß einer eifrigen Sorge für das künftige? Und ſollten wir nur mit Ueberwindung die Hälfte dieſer Mühe auf die Ewigkeit verwenden?

Mein unſterblicher Freund! Sollten nicht wir die Welt verlaſſen, bevor ſie uns verläßt? Ach, es iſt ſo ſchmerzlich, verlaſſen zu werden! Ich kenne eine edle Abſonderung von der Welt, während wir noch in ihr ſind, und eine noch edlere Vertrautheit mit dem Himmel, da wir noch unter ihm pilgern. In jenen Lichthöhen begrüßen uns erhabene Weſen, von den Menſchen nicht vermißt, die immer nur am Neuen ſich ergötzen; das Vermiſſen aber würden ſie mit Bewunderung verbinden, weil wir endlich einmal weiſe handeln. Dieſer Welt müſſen gewiſſermaßen ſich entfremden, die ſich mit einer künftigen gründlich beſchäftigen wollen, und drängt uns die Zeit nicht, dieß zu thun? Bevor die ſogenannten Lebensgeſchäfte abgethan ſind, beginnen wir ſelten das eigentlich weſentlichſte Geſchäft des Daſeyns, und ſelbſt dann nicht immer. Das Alter macht oft von ſeinem Rechte auf Ruhe einen zu ausgedehnten Gebrauch, während gerade die Periode ſeines Lebens die wichtigſte Thätigkeit anſpricht, doch nicht die Geſchäfte der Welt ſollen ſeine Zurückgezogenheit ſtören, die zwiſchen jener und der Zukunft eine dritte Welt bildet, zum vortheilhafteſten Aufenthalte derjenigen Alten, welche nach dem gewöhnlichen Gange der Natur das Ernteregiſter des Todes ſcheint vergeſſen zu haben.

Selbſt jene, die ſich auf dieſer Erde für die Glücklichſten hielten, fanden an ihr zu tadeln, wenn auch weſie aufzugeben? Iſt ſie denn nicht eine faſt auswendig gelernte Trauerpoſſe, welche gewiß nicht

Decies repetita placebit? Juv.

In Bildern der Poſſe zu ſprechen: Der Menſch iſt ein Maulthier; ſeiner Geburt nach ein Gemiſch von Himmel und Erde. Die Erde hat ſchon mehr, als ihr gebührt, von uns erhalten; den Reſt wollen wir aus doppelten Gründen dem Himmel überliefern. Wer weiß nicht, daß die Hoffnung des Lebens Balſam iſt, die wunderwirkende, welche die Menſchen ſelbſt ohne Glückſeligkeit beglückt? Alle andere Freuden unſerer entſchwundenen Zeit waren nur muntere Weiſſagungen, kühne Anweiſungen auf den nächſten Morgen. Dem Greiſen ſtirbt die irdiſche Hoffnung, und nach ihm, wenn er ſie durch keine andere zu erſetzen vermag. Ein und dieſelbe Mühe iſt es für uns, den Lebensreſt zu verſüßen, oder uns einen Triumph für die Ewigkeit vorzubereiten.

Ein Greis ſendet irdiſche Wünſche aus, wie Noah die Tauben; überall heimathlos müſſen ſie zur Ruhe in ſein eigenes Herz zurückkehren. Hochachtung iſt's, die er am natürlichſten und ſchicklichſten wünſcht, und vielleicht am vergeblichſten; aber Hochachtung vor dem Alter iſt eine Tugend; genug zu ſeiner Ueberzeugung, daß er ſie kaum hoffen darf, und am wenigſten verdienen möchte, wenn er ſie ſich durch ſeine thörichte Liebe ſelbſt verſagt.

Verdrängt Schwäche die Welt von uns, im öden Gemache von Schmerzen gequält, werden wir da nicht allein ſeyn mit dem großen Vater der Geiſter, mit dem Prüfer aller Herzen? Lohnt es ſich nicht der Mühe, uns durch die Erforſchung unſerer Aufgabe auf einen ſolchen Beſuch deſto würdiger vorzubereiten? Weisheit kann die Tage unſers Lebens nicht verlängern, aber ſeine Bürden, und die Schrecken des Todes erleichtern. Den Tod vergeſſen iſt in der Jugend Thorheit, im Alter Raſerei. Wie viele Greiſe borgen von der Jugend dieſe thörichte Sicherheit, die nicht ihr Eigenthum ſeyn kann! Wohl denjenigen, die der Tod zu Hauſe findet! Das Entſetzen ſeines Beſuches wird minder überraſchend ſeyn. Schon aus ehrender Achtung der Würde menſchlicher Natur, um die Hinfälligkeiten derſelben nicht dem Hohne zur Schau zu tragen, ſollten Greiſe ſich in den Schleier der Einſamkeit hüllen, und für die Welt todt ſeyn, bevor die Erde ſie begräbt. Der allzu vertrauliche Verkehr eines Greiſen mit dem Getümmel der Welt ſchändet die menſchliche Natur, und verachtet die göttliche, iſt, über die Anſprüche der Tugend und Pflicht hinaus, unſchicklich, gottlos und verächtlich; er bezeichnet uns als willige Dulder der Verachtung als thörichte Weltlinge, der Ewigkeit uneingedenk. Wähnet ein Greis, mit den andern Weltbürgern noch gleiche Rechte anſprechen zu dürfen, ſo gleicht er einem Berauſchten am Morgen, der nach ſeinem ſchaftrunkenen Erwachen am Abend die untergehende Sonne für das Erwachen des Tages hält. Doch laß ihm den eitlen Traum, dieſer Welt noch immer anzugehören; geſtatte ihm ihre Genüſſe; ſie iſt ja doch nur das Werkzeug unſers Erbfeindes zur Zerſtreuung unſerer Gedanken, deren getrennte Strahlen ſich gleichſam in einem Brennpunkte vereinen müſſen, um unſer frommes Herz zu rechter Andacht zu entflammen. Kann ein Greis nicht fromm ſeyn, und doch glückſelig? Niemals! Er ſehnt ſich nach der Welt nicht wegen ihrer entſchwundenen Freuden, ſondern um die widrigen Mahnungen an den Tod zu verſcheuchen, die uns in dieſer Zeit ſo ungeſtüm überfallen.

Warum, mein Freund, wird unſere Prüfungszeit noch vertagt, da die den Andern gewöhnlich vergönnte Schlußfriſt längſt ſchon vorüber? Erſcheint dieſe Verlängerung nicht als Barmherzigkeit mit unſerm frühern Leben? Sollen wir den Beſſerungszweck der göttlichen Gnade thöricht mißbrauchen? Soll ſie unſerm Schöpfer noch mehr uns entfremden? Bei dem Anblicke eines grauhaarigen Thoren

Menſchen mich am heftigſten gerührt; denn da ſchwindet die letzte Hoffnung, die ſonſt der Anker unſers Muthes iſt in allen Widerwärtigkeiten. Giebt es eine erſtaunlichere Beleidigung der Vernunft, als wenn Fehler, welche den moraliſchen Charakter der Jugend entehren würden, von ſolchen Menſchen gewagt werden, die nur gleichſam durch ein Wunder das menſchliche Lebensziel überdauern? Dieſe Beleidigung der Vernunft übertrifft die vermeſſenſte Frechheit eines Tollkühnen, ja ſelbſt eines Verurtheilten, der nicht nur unter dem Galgen, ſondern ſchon mit dem Strange um den Hals ſeine Verbrechen noch wiederholt. Wo iſt unſere Heimath auf dieſer Welt? Im mütterlichen Schoße der Erde, und ein fremdes Geſchlecht tanzt über die ſtaubgewordenen Häupter unſerer Zeitgenoſſen hin. Wo iſt die Heimath unſerer Wiedergeburt? In unſchaubarer Höhe über der Sonne, wenn wir Menſchen ſind, ſo lange wir unter ihr athmen. War aber dieſes Leben unſere einzige Sorge, ſo können wir nur durch eine größere Weisheit als jene der Nachgeborenen, die Schwächen unſers Alters vor Abſcheu und Verachtung bewahren.

Möchte meine Feder den Greiſen nützen! Sie ſind nun meine nächſten Verwandte, da meine Blutsverwandte längſt ſchon im Grabe ſchlummern, durch dieſelbe Zeit der Geburt, der Pflicht, des Vortheiles, des Bemühens, und vor allem

Nunc ipsa pericula jungunt. Ov.

Wollen wir denn von unſerer raſtloſen Schattenjagd auf irdiſche Zwecke abgehetzt, wie von einer ſteilen Höhe thalwärts, in den Rachen eines plötzlichen Todes ſtürzen?

Nein! wir wollen ſtille halten in unſerm Laufe, und, am Rande Athem ſchöpfend, eine ewige Ruhe ſuchen. Iſt dieſe innige Bitte an dich nicht ein Beweis meiner herzlichen Liebe? Ich bitte dich! Und der Himmel, mein Freund, an deſſen unerſchöpfliche Gnadenquelle ich dich geführt habe, ſegnet meinen herzinnigen Wunſch, und leuchtende Engel flüſtern ein heiliges „Amen!“ Sie beten nur um deine Mitwirkung, damit es ihnen gelingen möge, ihre Wünſche für dein Heil durch beſeligende Erfüllung zu krönen.

Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Die Hoheit des Menſchen. Des Halbmenſchen Wiederherſtellung zur Menſchlichkeit.

Schluß.

Die Hoheit des Menſchen.

Die Hoheit des Menſchen, mein Freund, iſt der erhabene Stoff, zu dem mich jetzt meine Prüfung führt.

Major rerum mihi nascitur ordo. Virg.

Auf die Höhe der menſchlichen Natur will ich mich ſchwingen, um ihre Hoheit in deſto hellerem Glanze hinzuſtellen, damit der Abſtand unſern Halbmenſchen die Scheußlichkeit ihres Charakters, und die Tiefe ihres Sturzes um ſo begreiflicher machen möge. Viele erniedrigen ihre Natur, um die Pflichten derſelben zu vermindern, und wollen für unbedeutende Geſchöpfe gelten, nur mit größerer Schicklichkeit, oder wie ſie wähnen, mit beſſerer Entſchuldigung ſündigen zu können. Sie wählen abſichtlich dieſen Irrthum, wie Menſchen Nachtwinkel aufſuchen, um, der Schamröthe überhoben, dem Laſter zu fröhnen, und rechtfertigen ſich gewöhnlich mit einer aufgefundenen Lüge. Faſt dieſelbe Abſicht beſtimmte ihren Vater Epikur, den ſogenannten Kinderſpielen der Menſchen die Götter zu entfrem- [illegible] einer beſchwerlichen Sorge zu bewahren. Ein völliges Durchdrungenſeyn von der Erhabenheit der menſchlichen Natur und ihrer Beſtimmung iſt der gewaltigſte Damm gegen das wiederholte Anwogen ungeſtümer Verſuchungen. Dieſer Stoff wäre eines geübtern Geiſtes würdig; denn zu ſeinen Höhen reichen nur die vereinten Kräfte der edelſten Federn; alle andere Stoffe von irgend einem weſentlichen Intereſſe umfaſſend, iſt er ſelbſt dem Herzen der Menſchen der dringend-nöthigſte. Die meiſten Meinungen trennen den Menſchen zu weit vom Engel. Durch Näherung beider hoffe ich das heilſamſte Mittel zur Beſſerung der Halbmenſchen, und zur Verherrlichung des Menſchen zu reichen.

Am Schluße des vorigen Briefes ſagte ich: „daß die Engel nur um deiner Mitwirkung beten, damit es ihnen gelingen möge, ihre Wünſche für dein Heil durch beſeligende Erfüllung zu krönen.“ Dieß iſt wahr. Nun wag' ich es aber, dieſen Gedanken noch durch den ehrfurchtvollen Ausdruck zu veredeln: „daß die Wünſche des Himmels ſich deinem Willen fügen.“ Wenn dem ſo iſt, ſo bedenke, bedenke wohl, was du biſt! Armer, unmächtiger Sterblicher, was biſt du? Blendet dich nicht ein himmliſch-leuchtender Lichtſtrahl? Erſtauneſt du nicht vor wunderbaren Majeſtät im Menſchen? Iſt dieß nicht eine Löſung meiner kühnen Verheißung? Verſprach ich dir nicht früher, ich wollte es dahin bringen, daß du über dich ſelbſt erſtaunen müſſeſt?

Doch hier ſteh' ich noch nicht am Ziele. Den Werth des Menſchen begreifen die Wenigſten; ein wunderbares Weſen, ſich ſelbſt überragend, hellglänzend und weiter hin, als die Strahlen ſeiner eigenen Augen reichen. Von dieſem lieblichen, entzückenden, ſiegesherrlichen Stoffe kann mein Herz ſich nicht losmachen.

Iſt zur Vollendung, oder vielmehr zum Schlußſteine des oben Begonnenen dein Beifall nöthig? Ein wunderſamer Ausdruck! Und doch muß ich fortfahrend meinen Ton noch höher ſteigern. In deiner Macht liegt es (ſcheint es nicht wie Gotteslästerung zu klingen?) die Bitte des Allmächtigen zu erfüllen, oder nicht. Wohl wär's, ohne Berechtigung der Schrift, worin dieſe Bitte an uns geſtellt iſt, eine Gotteslästerung.

Eine bittende Allmacht! — Was vermag deine Vernunft mehr zu betäuben, zu verwirren, was dein Herz entflammender zu ſchwellen? Das Vollgefühl dieſes Gedankens muß dich entzücken und begeiſtern. Geſchöpf des Staubes, Tummelplatz des Elendes und der Sünde, wie namenlos klein macht dich deine Unmacht, wie groß deine Gewalt! An dem Boden klebendes Inſekt, und vielleicht, wollte ich ſagen, Beherrſcher der Himmel!

Prüfe mit Andacht die wunderbaren Wahrheiten, die ich dir biete! Du kannſt dieß nicht oft genug thun; wiederholte Prüfungen vermehren das Erſtaunen. Sie auch nur zu ahnen, vor ihr Offenbarung, wäre der tollſte Aberwitz, ſie zu glauben, eine himmelſchreiende Sünde geweſen, wie jetzt, ſie nicht zu glauben. So viele des beſeligenden Neuen verkündigt uns die Offenbarung, verachtet und verworfen von jenen, die an Weisheit und Glück die übrigen Menſchen zu übertreffen wähnen.

Ich bezeichne dir nun, mein Freund, die Wahrheiten, von denen ich ſpreche: Deines Heiles wegen bemüht ſich der Himmel, ſorgt, arbeitet, thut Wunder, und, wenn möglich, noch mehr. Er bittet dich dringend um deine Einwilligung. Betrachte dieſes unermüdliche Bitten. Wer ſind ſie, die dich bitten? Der Vater, der Sohn, und der heilige Geiſt, die Mitarbeiter zu deiner Wohlfahrt. Durch welche Opfer ſuchen ſie dieſe Verbindung mit dir? In ewiger Betrachtung bewundernde Engel können den Werth nicht ausſprechen. Eine unermeßliche Liebe und Ehre, von Engeln beneidet, wenn Engel beneiden könnten; denn wurde ſie ihnen nicht verſagt?

Du jüngſter, aber geliebteſter Sohn des Himmels!

erſtaune! Die gewaltigſte Aufregung deiner Seele iſt zu ſchwach für ihre mächtige Urſache! Du unendlich Geliebter, unendlich Begnadigter, unendlich Beſtimmter, und ach! unendlich mit Gefahren Bedrohter, bewahre deine Schritte, doch laß auch nicht minder von der Erinnerung an deinen Lohn dich entflammen!

Erfüllen meine Worte dich mehr mit Entzücken als mit Entſetzen? Frohlocken und Furcht theilen ſich in des Gemüthes höchſte Bewegung. Huldige dieſen beiden Zuſtänden deiner Seele; verehre deine eigene Natur wie eine Heilige, und bete die göttliche im Staube an, mit Mund, Herz und Leben, und behaupte, errette, erhöhe dich ſelbſt auf dieſe Weiſe zur Wonne des Himmels, und ſchmücke dein Haupt mit der Krone ewiger Seligkeit; denn der Himmel kann es nicht ohne deinen Beiſtand nach den ewigen Geſetzen der moraliſchen Weltordnung! Seine Allmacht iſt gleichſam durch ſeinen eigenen Willen bedingt. Ohne dich, wunderbares Weſen, iſt der Himmel (welch' vermeſſenes Wort!) machtlos; doch nicht vermeſſen iſt dieſes Wort, weil eine freiwillige Unmacht keine Beſchränkung der Macht iſt.

Iſt dieß alles nicht Raſerei der Verzückung? Ja, doch eine ſolche, die nur bei der tiefeſten Unwiſſenheit, und bei dem tödtlichſten Unglauben nicht einkehren kann. Gebührt namenlos Glücklichen keine Verzückung?

Das ſtrenge, häufige, geiſtige Anſchauen dieſer innern Beſtandtheile der erhabenen Würde des unſterblichen und erlöſeten Menſchen, iſt die heilſamſte Balſamquelle der menſchlichen Freude, und die reicheſte Demantgrube der Gedanken, worin von Wenigen tief gegraben wird. Dem Entbehrer dieſer Schätze werden die Bewohner des Saturn nicht fremder ſeyn, als er ſich ſelbſt; nie wird ihn der wahre, ächte, lebendige Geiſt eines Chriſten beſeelen, nie das Licht des heiligen Geiſtes tröſten. Darin, o ihr Methodiſten, beſteht die Widergeburt des Menſchen, die ihn dann in eine ganz andere Welt geleitet; die Dinge ſeiner frühern Welt unterliegen einer völligen Veränderung, und faſt der Vernichtung, hinſichtlich ſeiner leidenſchaftlichen Neigung zu jenen Dingen.

Die Himmel verkündigen die Ehre des Herrn, und das Firmament zeigt ſeiner Hände Werk. Allein die chriſtliche Demantgrube, von der ich oben ſprach, fordert mit unendlich größerm Rechte unſere Anbetung und unſer Lob, Frohlocken und Freude. Mit Recht entzücken uns die Wunder der Natur; aber warum laſſen die eigenen in uns ſelbſt uns gleichgiltig, da doch jene nur das Vergnügen einer Stunde, und dieſe die ſeligen Wonnen einer Ewigkeit gewähren? In dieſer unermeßlichen Feenſchau leuchten die Gnade Gottes und die Herrlichkeit des Menſchen im prachtvollſten Glanze. Deßwegen iſt eine beſtändige Freude den Chriſten zur unerläßlichen Pflicht gemacht, die völlig unmöglich wäre, wenn minder ſtarke Beweggründe zur Förderung ihrer Ausübung vorlägen.

Wer ſich in den Menſchen vertieft, mein Freund, taucht unter im Meere der göttlichen Liebe, das zuerſt mit Erſtaunen unſere Sinne umnebelt, dann uns im Triumphe, wenn wir weiſe ſind, zu den Ufern des ewigen Lebens erhebt. Allein Viele ſchwimmen nur auf der Oberfläche unſerer Natur umher, federleicht unfähig, zu den wahren und köſtlichen Vorzügen, zu dieſen werthvollen Perlen, zu dieſen großen, begeiſternden Beweggründen der Tugend, die in der Tiefe walten, hinabzuſinken. Auf dieſen Umſtand komme ich ſpäterhin noch einmal zurück; das bereits Geſagte genügt zur Erzeugung jener herrlichen Wirkung, die nun gleich in einer wunderſamen Scene Ihren Augen ſich darſtellen wird.

Des Halbmenſchen Wiederherſtellung zur Menſchlichkeit.

Von dieſem geheiligten Boden, mein Freund, muß ich Sie jetzt in ein Zaubergebiet führen, zu Ihrem Erſtaunen, vielleicht zu Ihrem Widerwillen, da es weder Ihrem, noch meinem Geſchmacke entſpricht; allein es liegt in der Natur meines Planes, und in der Wahrheit der Geſchichte, deren Blätter dadurch freilich ſehr buntfärbig erſcheinen. Das Leichtſinnige hat auch ſeinen Nutzen, wenn launenvolle Kranke ein Heilmittel wegen ſeines widrigen Beigeſchmackes nicht nehmen wollen; und der ernſte Leſer, den es anwidert, opfert durch einen übertriebenen Zartſinn das Weſen von dem, was recht iſt, dem Außenſcheine auf.

Unſere Halbmenſchen glauben es kaum, daß ſie aufhören, Menſchen zu ſeyn, wenn ſie (ich muß leider arge Worte brauchen), kaum noch durch

> — — veteris vestigia Formae. Ovid.

erkennbar. Gleichen ſie nicht (um ehrfurchtvoll mit dem Propheten zu ſprechen) den futtermuthigen Pferden am Morgen? Schaaren ſie ſich nicht bei Heerden in den Häuſern der Weiber? Der Metzen, ſagt der Grundtext, und ſo lautet unſere Uebertragung. Doch dieß iſt nicht das Einzige, was ſie gegen die Schrift einwenden. Ohne Zweifel hat vor ihren Augen das alte arabiſche Sprichwort mehr Werth: „Wer ſeine Sicherheit liebt, hüte ſich vor ſieben Dingen, vor Weſpen, Spinnen, Hyänen, Krokodillen, Blindſchleichen, Nattern, und ſchönen Weibern.“

Auf dieſem Punkte muß ich meine Beſchwörung beginnen, deren Worte, gemäß ihrer Natur, einen fremden, barbariſchen Klang haben müſſen. Bewahre deine Ohren, mein Freund, vor Aergerniß, und ſchenke mir bis zum Ende Aufmerkſamkeit.

„Daß Lais, Thais, Limar, Lupa, Succuba, Quadrantaria, Obolaria, Euriole, Ethenis, Meduſa, Erinnys, Megära und Tyſiphone, daß alle dieſe, und alle ſolche Schönheiten, geſunde oder kranke, vornehme oder gemeine, betitelte Hochgeborne oder Staubgeborne, inländiſchen, ausländiſchen oder hölliſchen Urſprunges, — daß dieſes gewaltige Heer von Torismonds Engeln, dieſe Gorgonen, Furien, Harpyen, Blutegel, Sirenen, Halbmenſchen erzeugenden Sirenen, bezahlte oder nicht bezahlte, erhaltende oder erhaltene, glühende oder gelöſchte, in Kabinetten, Kneipen, Weinhäuſern, Bädern, Buhlorten, Wachtſtuben, im Zuchthauſe oder Newgate, daß alle dieſe von Stund an aufhören, unſere brittiſchen oder unbrittiſchen Jünglinge, Männer und Greiſe, aus Verſtand, Geſundheit, Vermögen, Ehre, aus der Würde der menſchlichen Natur und der Hoffnung auf die Glückſeligkeit des Himmels, zu ſingen oder zu tanzen, zu lächeln oder zu drohen, zu vergnügen oder zu martern, zu beten oder zu fluchen!“

„Möge dann, wenn dieſe Zauberinnen ihre unheilvollen Gürtel abgelegt haben, das bezauberte Britannien ſeine frühere Geſtalt wieder annehmen, wie Circes Heerde auf das Gebet des Ulyſſes! Möchten ſie nach der Berührung meiner den Zauber löſenden Feder vor Freuden aus ihren Häuſern hüpfen, der lange verkannten Bezeichnung des Menſchens als eines Geſchöpfes mit Vernunft und zwei Füſſen, wieder huldigen, und künftig aufrecht wandeln!“

Theile meine Freude, mein Freund! Iſt's ein Traum? Entgieng dir's vielleicht? Hörteſt du nicht? — Intonuit lacrum. Wie ein breiter Lichtſtrom die dunkle blitzgebärende Wolke verdrängt, ſo wird es auch in ihnen Licht werden. Ich ſehe die Sonne ihrer Vernunft aufleuchten, die Morgendämmerung ihres moraliſchen Tages. Ich will erzählen, was ich ſehe, und Niemand zweifle an der Wahrheit meiner Erzählung.“

Die Halbmenſchen, welchen die Gabe des Leſens verliehen iſt, ſind nach Durchleſung der Hoheit des Menſchen ſo gewaltig erſchüttert, als das trojaniſche Pferd, als es Laokoon mit ſeinem Speere durchbohrte. Sie ſtöhnen ſo tief, als jenes, da

Insonuere cavae, gemitumque dedere cavernae.
Virg.

Eine ungewöhnliche Rührung ergreift die Meiſten, jedoch auf mancherlei Art, endlich von der vollkommenen Ueberzeugung durchdrungen, daß ſie keine Menſchen ſeyen. Dieſer wirft ſeinen Bolingbrocke, jener ein ſchamloſes Lied in die Flammen. Dieſer begehrt zu bezahlen, was er ſchuldet, das ſchützende Privilegium verſchmähend; jener miethet für das kommende Vierteljahr einen Stuhl in der Kirche. Sein Zaudern ſelbſt beſtrafend, ſchwört ein Dritter, daß er auf der Stelle beten wolle, und fällt auf die Knie, wie Cäſars Pferd, und erhebt ſich ſeufzend mit dem feierlichen Gelübde, noch vor dem kommenden Tage ſein „Vater unſer“ auswendig zu lernen. Ein Fünfter entrichtet ſogleich das Schulgeld für zwei kleine Knaben, und ſendet ihren Müttern im Zuchthauſe zehn Guineen. Mit frommen Feuereifer verdammt ein Sechster die tolle Welt, und verheißt innerhalb einer Woche den Beweis, daß der Ehebruch eine Sünde ſey. Der Siebente ꝛc.

Doch nur nicht zu früh triumphirt! Bei den weiblichen Halbmenſchen war ich minder glücklich. Die ihren Gemüthern von Natur aus eigenthümliche Beſtändigkeit, und ihr angewohnter Widerwille gegen den Wechſel, bewirken, daß ſie ſich nur langſam meinen Wünſchen fügen; geſchieht dieß aber, ſo erſetzen ſie ihr Zögern; ſie kommen mit der Rache, und übertreiben es.

Herr W – ly überredet ſie, um gerade ſtehen zu können, müßten ſie ſich ein wenig zurücklegen, wie ein Biſchofsſtab, oder wie ſonſt, wenn ſie ſpröde einen Kuß verweigern. So halten ſie nun auch als Bekehrte nicht die gerade Linie ein, ſondern hängen immer ein bischen ſchief auf die Seite — des Böſen.

Auch über die Bekehrten des männlichen Geſchlechtes muß ich noch Beſchwerde führen. Viele Bekehrte ſcheuen ſich vor der herrſchenden Sitte, und ſchämen ſich, als Leute von gutem Tone, des offenen Geſtändniſſes. Durch den Schein von Narrheit ſuchen ſie ihr äußeres Anſehen aufrecht zu halten. Dieſe Heuchler im Laſter, dieſe moraliſchen Gecken, durch ihre eigene Tugend lächerlich gemacht, ſind winzige Menſchen in Häuten von Halbmenſchen, verlarvte feige Tugendhelden.

Bei einigen Halbmenſchen muß ich, was nun freilich das Schlimmſte iſt, jede Hoffnung völlig aufgeben. Sie fliehen meine Feder, mit der ich, gleichſam wie mit einer Sonde, ihren Krebsſchaden unterſuchen möchte. Tödtlicher als von einer Tarantel gebiſſen, tanzen ſie nach dem Schalle einer tollen Muſik in das Grab. Andere halten mit Swift — in dieſer Beziehung ſelbſt ein Halbmenſch — das edle vierfüßige Roß für ein höheres Weſen, als den Menſchen; wieder Andere die Wiederherſtellung zur Menſchlichkeit für ſehr gut und herzlich zu wünſchen; ſie legen aber in ſorgloſer Trägheit keine Hand dazu an. Trügen ſie nicht ſchon einen Teufel in ihrem Innern, ſo wären ſie tugendhaft; es macht ihnen aber zu viel Mühe, die ihnen von Sophronius dargebotene Beſchwörungsformel, um ihn auszutreiben, zu verſuchen. Der geringſte Preis der Tugend iſt wachſamer Fleiß, immer noch ein ſehr wohlfeiler Kauf, wenn ſie keine größere Ausgabe fordert.

Die mindeſte Neigung zum Guten äußert einen kräftigen Einfluß auf jene, welche das ganze Gewicht ihres Elendes fühlen, und aufrichtig wünſchen, ſich von ihm loszumachen. Die mächtige Umformung zur menſchlichen Geſtalt hat in der That begonnen, jedoch ſtufenweiſe fortſchreitend; die Natur macht keinen Sprung; ſie wurden auch Halbmenſchen nur nach und nach.

Nemo repente fuit turpissimus. Juv.

Da auch die Urſachen zu ihrer Verwandlung, jene mancherlei Uebel, nur nach und nach in ihre Gemüther ſich einſchlichen, ſo kann natürlich auch ihre Geneſung, eine Folge günſtiger Einwirkungen, nur langſam und ſtufenweiſe eintreten. Einer wirft die Mähne ab, ein Anderer den Schweif, und ſcheint nur noch zu kurz geſtutzt. Einige empfinden die Enthäutung, Andere wollen dieſe durch Zugmittel beſchleunigen. Einige erſtaunen über wohlgeformte Finger, die aus den durch Reuethränen zu Fleiſch erweichten Hüfen hervorragen. Gleich tanzenden Hunden ſtehen Einige kurze Zeit aufrecht, fallen aber zuletzt, der ungewohnten Haltung müde, wieder auf alle Viere, lebenslange Halbmenſchen, woraus das Gefährliche eines Rückfalles ſowohl im moraliſchen als natürlichen Krankheiten zu erſehen iſt. Einige ganz Wiederhergeſtellte unterliegen doch in ſo ferne noch ihrer frühern Natur, daß eine heftige Verſuchung, ein Stein oder eine drohende Tiefe ſie oft wieder auf alle Viere wirft. Einige zweifeln an ihrem neuen Glücke, und wähnen fürchtend, es ſey ein Traumgebild. Die voreilig Erfreuten begrüßen als ihren Bruder den nächſten beſten Menſchen, der ihnen auf der Straſſe begegnet, aber mit Entſetzen von einem neuen Verwandten ſich abwendet, der das Thierfell noch an ſeinen Füßen ſchleppt.

Wie lärmend rufen ſie nach ungewohnten neuen Dingen, nach Menſchenkleider und Seelenfreuden, nach Bibeln, Erbauungsbüchern, Schuldregiſtern, tugendhaften Frauen, treuen Freunden, und nach achtungswerthen Sachen, nach Mitteln zu ihrer Beſſerung, nach vernünftigen Beſchäftigungen, nicht mehr nach reichen Pferdgeſchirren, ſondern nach Menſchenzierden. So benehmen ſich aber nur die völlig Wiederhergeſtellten; der arme Sudbury gaukelt noch immer in der lächerlichſten Tracht auf drei Füſſen umher, während Andere ſchon feſt auf zwei ſtehen. Um zu zeigen, daß er gelehrter ſey, als die Uebrigen, ſchreit einer:

Πλέον ἥμισυ παντός. Hes.

Der Pöbel fällt mit ſeinem lauten Amen ein, weil er jene Worte für ein andächtiges Dankgebet hält.

Das Traumgeſicht, mein Freund — wenn wir es dafür nehmen wollen, — iſt noch immer nicht zu Ende. Ueberſehen Sie hier nicht die gefährlichen Folgen böſer Gewohnheiten, und die vielen Schwierigkeiten, welche ſie unſerer Bemühung zur Wiedergewinnung der mit gänzlichem Vergeſſen ihrer Glückſeligkeit lang ſchon aufgegebenen Tugend. Als ganze Menſchen ſind ſie nun, wie in eine neue Region verſetzt, in ihrem Entzücken, erſtaunten Fremdlingen gleich, geneigter zur Bewungerung ihres neuen Zuſtandes, als zu deſſen rechten Genuſſe. Meine großen, zum Theile grauen Kinder, werfen wie ein Pantin, ihre Arme und Beine umher, Kindern gleich, welche die erſten Anſtandsbewegungen einüben. Durch Wendungen nach allen Seiten ſucht ihr Leib ſeine gerade Linie, fürchtend zu fallen, und dann zu ſeiner Gefahr am unrechten Ende wieder aufgeſtellt zu werden. Eben ſo behandeln Leute zum erſtenmale eine neu erfundene Maſchine; ſie greifen zwecklos alles verkehrt an, bis ſie endlich die innere Einrichtung verſtehen; ſo ſchwierig iſt der Wiedererwerb des einmal abſichtlich verlorenen Rechtes. Haben jedoch dieſe entzauberten Menſchen, dieſe Impfzweige der Menſchheit, vertraut mit den Geheimniſſen ihres neuen Geſchäftes, ihre Aufgabe einmal eingeübt, haben ſie mit aufrichtigem Entſetzen vor ihrem frühern Zuſtande, für die gnadenvolle Veränderung gebührend gedankt, dann verwandeln ſich auch gleich ihre Zwecke und Begriffe in menſchliche; ſie bethätigen klar nur einen zeitweiſen Verluſt ihrer Vernunft und Ehre, und die Selbſterhebung zu wirklichen Menſchen.

Im Gewande des natürlichen Anſtandes, nicht in der bunten Farbenpracht der Morgenröthe, oder wie der ſchöne vergoldete Eſel Indiens, berathen ſie den erſten menſchlichen Entſchluß, den Frieden mit den tugendhaften Lapithen, den kriegeriſchen Gegnern der Halbmenſchen ſeit uralten

Zeiten, verkündigen zu laſſen. Chiron ſpannte ſeinen Bogen wider ſie; aber das Kriegsglück wechſelte fort und fort, bis in dieſem jüngſtem Jahrhunderte die Halbmenſchen, an Zahl und Frechheit immer wachſend, vor der Stirne eine eherne Platte, und auf der Bruſt Horazens dreifaches Erz tragend, endlich mit einem Rieſen als Heerführer, deſſen furchtbare Kiele tauſendfachen Tod drohten, dem Wahne eines vollkommenen Sieges entſagten. Die gegenwärtige Vermehrnng ihrer Feinde wird zu ihrem Nachtheile ſeyn; ich ſage Vermehrung; denn die Bekehrten treten gewiß ſogleich in die Linien der Lapithen, feſtentſchloſſen, ihren frühern Freunden gewiß nicht mit der frühern Freundſchaft zu begegnen, unter einer Fahne mit folgender Inſchrift:

Quid verum atque decens curo et rogo, et omnis in hoc sum.

Dieß verbürgt einen zweifelloſen Sieg; denn die gefährlichſten Feinde gehen aus einer ſtandhaften Selbſtüberwindung hervor.

Bei der erſten Kunde von ihrer Empörung bricht der beleidigte Torrismond, racheglühend in ein Hohngelächter aus: Laßt ſie kommen! Er riecht die Schlacht von ferne, —

Collectumque premens voluit sub naribus ignem.

Virg.

Furchtbarer Qualm ſchlägt aus ſeinen Nüſtern; doch die Bothſchaft ihres erſten Zuges gegen Bolingbrokeburg ſteigert noch ſeine Heldenwuth, da jene der Troſt ſeiner Augen, der Trotz ſeiner Feinde iſt, die Unüberwindliche, deren Gräben die Fluthen des Acheron durchſtrömen, deren ſtolz aufgethürmte Bollwerke ſelbſt den Himmel bedrohen. Er verehrt ſelbſt den Namen des edlen Erbauers als heilig, weil er in ſeiner Huld ihre ſchmachvollen Feſſel der geſunden Vernunft zerbrach, und ſie von dem Zwange und den tadelnden Vorurtheilen der Menſchheit losmachte.

Die zerſtreuten Ruinen vieler der Erde gleich gemachten Caſtelle des Unglaubens wurden künſtlich zuſammengefügt, mit einem Firniße von größerem Glanze als Beſtande übertünchet, und mit ungelöſchtem Kalke verbunden, zur Bauvollendung dieſer Burg. Den lobenswerthen Sturmzug gegen ſie führt Sophronius, und die Burg wird, wie das alte Babylon, erobert. Den allgemeinen Strom der Nation leitet er durch die Gewalt einer wahren und donnernden Beredſamkeit in einen neuen Canal, wie Cyrus den Euphrat. Den Eindringenden in die Burg krönet ein raſcher und vollkommener Sieg, weil die Belagerten, ohnehin durch Schwelgereien erſchöpft, geheiligte Dinge zu gottesläſterlichen Gebräuchen mißbraucht haben. Als ein huldreicher Sieger, der nicht gekommen iſt, um zu tödten, beſchämt er nur die am wenigſten Unvernünftigen unter ihnen, und verurtheilt ſie anſtatt zu den Galeeren zur lebenslänglichen Pflege ihrer eigenen Lieblingsfreuden, und zu den Flitterdingen ihres Hirngeſpinnſtes von Ehre. Der ganze Dank für ſeine Schonung beſteht nur in der Verbindlichkeit, gelbe Schleifen mit dieſer Inſchrift zu tragen: „Bleibe du immer ein Halbmenſch!“ Die Wahl des Laſterhaften iſt ſeine Strafe.

Derſelbe Sophronius, deſſen Haupt nun die wohlerrungene Mauerkrone ſchmückt, rechtfertiget den Charakter eines frommen und gelehrten Prälaten, den der geprieſene Achilles der Halbmenſchen, welcher

> Jura negat sibi nata, nihil non arrogat.
> Hor.

wie Hecktors Leichnam, um die Wälle der Stadt geſchleift hatte. Zur Ehre von Großbritannien, und zur nachahmungswerthen Kunde für die Enkel, erblicke ich eine Säule von Demant aufgeſtellt, auf deſſen Sockel Bolingbroke, als ein Sclave, in erhabener Arbeit eingemeißelt iſt, um als ein ſchwacher Atlas den himmliſchen Charakter zu tragen, den er kürzlich erſt zu ſtürzen ſuchte, ſtolz auf ſeine überragende Vernunft, obgleich die Kraft ihres Anſehens auf ihn ſelbſt wirkungslos blieb; denn wo dieſes Anſehen vorherrſcht, gehorchen die Sinne der Vernunft, und dieſe dem geoffenbarten Worte Gottes. Für Wortgrübler füge ich bei, daß die Vernunft, die ſich der Offenbarung unterwirft, immer Vernunft bleibt, ja eine vernünftigere Vernunft wird, und nichts verliert als die drohende Gefahr des Irrthumes, welcher ſie ausgeſetzt iſt.

Was bleibt mir nach dieſem freudigen Wechſel zu ſagen übrig, mein Freund? bin ich nicht befugt, mehr mich zu rühmen, als Auguſtus, der über Rom urtheilte: „Lateritiam inveni, marmoream reliqui", und ich über London: „Inveni equinam, reliqui humanam." Britannien handelte klug, ſein Jahr zu verbeſſern, allein weiſer noch, für die Beſſerung ſeiner Sitten zu ſorgen. In ſeiner neuen Berechnung hat ſehr bald ein neues Zeitalter begonnen:

Redeunt Saturnia regna.

Der Inſel iſt es beſchieden, das feſte Land wieder mit Bewunderung zu erfüllen. Denn vor Kurzem traf ich im Straſſengedränge unſerer Königsſtadt kaum einen einzigen Menſchen, und jetzt erblicke ich ſie — (welcher Gedankenflug der Phantaſie!) ſchaarenweiſe, und die Halbmenſchen, dieſe Feinde unſers Ruhmes, verſchwinden völlig.

Die Thorheit jener unheilbaren, welche ohne Rührung die Hoheit des Menſchen leſen, an Swifts Anſichten feſthalten, und die angetragene Menſchenwürde ablehnen, überliefert ſie der Rache. Finſterniß umnachtet den Himmel, die Donner rollen, die Erde wankt unter ihren Füſſen, ein vulkaniſcher Schwefelqualm hüllt ſie in alle ſeine Schrecken; Raben und Eulen ſchreien; Fledermäuſe ſchwirren am Mittage; Weiber heulen; die Alten beten, die Jungen kriechen unter das Gewand des erſten Muthigen, den ſie treffen, wie in eine Freiſtätte, und fünf hundert und fünfzig ſchwangere Sirenen werden bei dieſem furchtbaren Ereigniſſe unreifer Frühgeburten erlediget. Dieſes Unglück der Mütter iſt nur ein leichtes Vorſpiel gegen das hereinbrechende Elend der Väter. Denn horch! die umwölkten Halbmenſchen erſtaunen, daß ſie nicht mehr wiehern, ſondern wie Stiere brüllen. Hörner entwinden ſich ihren Stirnen; die bunten Farbenübergänge von weiß und grau verlieren ſich in Rabenſchwärze, als hätte man ſie in den Styx getauft, wie einſt Achilles; auch werden ſie, gleich dieſem, — ein merkwürdiger Umſtand! — in der Ferſe verwundet. In plötzlicher Lähmung ſtürzen ſie, gleich den gebärenden Sirenen ächzend unter dem letzten Streiche, den ſie nun empfangen. Ihre ſtarken, halbzirkelrunden Hüfe ſpringen alle zugleich mit dem lauten Knalle einer zerplatzenden Bombe entzwey, und prägen künftig ihren innerſten Charakter mit plumpen, ſchwarzen, geſpaltenen Füſſen in den freigewählten Schlammweg ihres Daſeyns. Den jetzt aus Scham über ihre ſchmachvolle Verwandlung ſich Verbergenden, ſchreitet urplötzlich ein entſetzlicher Spuk mit einer vom Haupte ſtürzenden Krone, ein ungeheures Buch in der Hand haltend, entgegen, und emporſteigt, eh' man ſich's verſieht, durch den Zauber der höchſten Philoſophie, aus Peſtdünſten, eine Höllenſtadt zum erſehnten und ſtandesmäßigen Empfange für Alle. Verbannt aus den Behauſungen der Menſchen, von ihrem Verkehre ausgeſchloſſen, hören ſie auf, Hausthiere zu ſeyn, begleiten nicht mehr ſchöne Damen auf Spaziergänge, und werden auch nicht mehr von ihnen zu Hauſe zu künftigen Verwendungen gemäſtet. Selbſt Newgate verramelt ihnen ſeine düſtere Höhle, worin es die zum Tode verdammten Miſſethäter beherbergt.

Nun iſt nur noch nöthig, die leeren Ställe zu reinigen, ſie in Wohnungen für Menſchen umzubauen, und die weiblichen Stallmeiſter zu einer ſchicklicheren und minder ſataniſchen Lebensweiſe zu bewegen, namentlich meine Gönnerin, die ihn ehrender Anerkennung der Zueignung dieſes Werkes meinem Aberglauben ein wenig nachzugeben, an Sonntagen ehrlich zu ſpielen, und den chriſtlichen Lehrunterricht ſich anzueignen verſpricht, ſobald die Maskenbälle dieſes Jahres zu Ende ſind. Dieſen kann ſie, nach ihrem naiven Geſtändniße, aus unvergänglicher Werthſchätzung ihres erſten, ſo zärtlichen und tonreichen Sohnes, des Chiron, nicht entſagen; denn die Damen geben ihre Liebe zu einem Halbmenſchen noch immer nicht auf.

Schluß.

Dieſes Zauberland zu verlaſſen, deſſen wir beide überſatt ſind, mein Freund, mag nun wohl hohe Zeit ſeyn, um durch die Beendigung meiner Darſtellung der Hoheit des Menſchen meinem Verſprechen zu genügen, ein Stoff, der mein Herz entzücket, und wozu die Reinheit Ihres moraliſchen Charakters mich begeiſtert. Wer kann ohne Beſſerung daran denken? Wer ſeiner eigenen Hoheit eingedenk iſt, den beſeelet auch ganz natürlich der Gedanke an ſeinen Gott, und wer der eigenen Hoheit geziemend huldiget, weihet auch nothwendig ſeinem Gotte Gehorſam und Ehrfurcht; das Selbſtgefühl menſchlicher Hoheit iſt unſerer ſtabloſen Tugend mächtigſter Schirmvogt.

Finden Sie hierin eine Ueberſchätzung menſchlicher Hoheit? Verſündigen Sie ſich nicht an der heiligen Schrift.« In dieſer ſpricht einer mit Gott von Angeſicht zu Angeſicht von Adams Samen; ein Anderer wird ſein Freund genannt. Der Schöpfer der Welten findet ein Wohlgefallen daran, der Sohn eines Dritten zu heißen. Der die Welten aus dem Nichts hervorrief, ſtirbt am Kreuze für den Geringſten unter den Menſchen, in deſſen Willen es liegt, der Erbe des allmächtigen Gottes, ein Miterbe des göttlichen Jeſu zu ſeyn. »Finden Sie in dieſen Stellen nicht eine Rechtfertigung meiner kühnſten Federzüge? Was vermag mehr als dieß unſere Selbſtſchätzung und die Größe der menſchlichen Natur zu ſteigern?

Die Hoheit des Menſchen wird vorzüglich durch des Himmels unermüdliche Sorgfalt für unſer Heil zur Wahrheit verklärt, und ſie iſt der Schlüſſel zur Pforte der moraliſchen Welt, welcher die Räthſel von Gottes ſonſt ſo geheimnißvoller Regierung in ihr aufſchließt. Jeden ihrer Schritte berechnet ſie unläugbar für die gegenwärtige oder künftige Glückſeligkeit des Menſchen, oder für beide zugleich. Der große, hellſtrahlende Ring, die goldene Kette aller Wunder Gottes vom Anfange der Zeit bis zu ihrem Untergange, iſt die Urkunde ſeiner ſtets wachenden Sorgfalt für die menſchliche Natur; giebt es eine gewaltigere Verkündigung der menſchlichen Hoheit? O könnten wir es doch verſchweigen, daß, außer allen andern Dingen, nur die Sitten des Menſchen nicht die Herolde ſeiner Hoheit ſind!

Wie groß auch Nichtdenkende den Raumabſtand zwiſchen Himmel und Erde ſich träumen mögen, ſo grenzen beide doch ſo nahe aneinander, verſchmelzen gleichſam ſo ſehr ineinander, daß fromme Menſchen wirklich Fremdlinge auf Erden ſind, mit dem Himmel verkehren, Mitbürger der Heiligen, und Mitgenoſſen des Hauſes Gottes werden. Um mit den Patriarchen zu ſprechen, ſo ſind fromme Menſchen Engel, die erſt noch am Fuße der Leiter ſtehen, und einige Engel Menſchen, die ſich in ihrer Vollkommenheit auf den Gipfel erhoben haben. Der Engel iſt vom Menſchen, wie dieſer vom Embryo unterſchieden; der eine wird bald den andern erreichen. Da ſich alles ſo verhält — und wie ſehr gereicht uns dieß zur Ehre! — und da Zahlloſe dieß nicht erwägen, oder nicht wiſſen, ſo dürfte

> O Fortunati nimium bona si sua norunt!
>
> Virg.

für das ganze menſchliche Geſchlecht ein paſſender Sinnſpruch ſeyn.

Ihre Einwendungen ſchweigen aber noch immer nicht. „Wird nicht durch dieſe Ueberpreiſung der Hoheit des Menſchen, durch das lange Verweilen bei ihr, Anlaß zum Stolze gegeben?“ Gewiß nicht; im Gegentheile erzeugt der wahre Begriff von ihr nothwendig die Demuth. Der Stolz iſt nur die Ausgeburt des Wunſches oder Wahnes eines Einzelnen, einige Andere ſeines Geſchlechtes zu überragen. Ich ſpreche von einer ganz andern Hoheit, die allen Menſchen in gleichem Maße verliehen iſt, und unter Gleichen giebt's keine Ueberragung; die ferner die Demuth zu ihrer eigenen Erhaltung gar nicht entbehren kann, ja ohne dieſelbe zu Grunde gehen muß. Allerdings muß ich geſtehen, daß jene Hoheit, welche Ihre Einwendung herbeiführte, uns nur zu ſehr beläſtiget.

Bei uns wimmelt es überall von Leuten, die man eigentlich mondengleich große heißen könnte, an ſich finſtere Weſen, jedoch von Zufällen oder ihren Stellungen in der Welt Strahlen borgend, womit ſie, wie der Mond, bei Nacht leuchten. Unter dem Scepter der Unwiſſenheit läßt ſie die Verſtandesnacht ihrer Angaffer ſchimmern.

Sie bilden auch einen Hof um ſich her von vielen kleinen Trabanten, welche eifrig bemüht ſind, ihre Finſterniß mit Schmeichelworten zu vergolden. Allein die Größten unter jenen Großen, die ſich mit der ſich ſelbſt erwieſenen lächerlichen Ehrerbietung begnügen, und ſie Andern abzwingen müſſen, wie Leute oft zu plündern pflegen, wenn ſie Gewinn wollen, wo man ihnen nichts ſchuldet, würden noch größer ſeyn, wenn ſie mit minderer Größe zufrieden wären.

Nur jenen iſt ein ſelbſt geſchöpftes, ſonnengleiches Licht beſchieden, die zur Hoheit ihrer Natur ſich hinaufſchwingen, ein eigenes und prächtiges nicht bloß, ſondern auch ein ewig unauslöſchliches. Solche Menſchen ſind zugleich die größten und demüthigſten, wohl wiſſend, daß unſere Größe nicht in dem Verdienſte der Menſchen, ſondern in der Liebe Gottes ruhe; daher dem wahreſten und nützlichſten Grundſatze huldigen: „Niemals hatte ein Menſch eine zu hohe Meinung von ſeiner Natur, und eine zu niedrige von ſich ſelbſt.“

Gerne möchte ich hier ſchließen; aber wie ſchwer fällt die Trennung von dieſem immer neu knoſpenden, überaus wichtigen, unerſchöpflichen Stoffe, der die Seele in ihrer Tiefe mit Himmelswonnen erfüllt, und vor den Wolken und Stürmen, Sorgen und Unruhen der Außenwelt bewahret. Wie tief unter der ſüßen Luſt, welche dieſem Stoffe entquillt, liegen die Muſik- und Weintrunkenen Herzen unſerer Wollüſtſöhne! Und dennoch iſt dieſe glorreiche Wahrheit in den meiſten Seelen von der Liebe zur Welt, wie eine Eichel in die Eichel, oder ein Kind im Mutterleibe zuſammengepreßt und überwölbt. O könnte ich ſie entfaltend auseinanderbreiten! Von welcher ihrer tauſend Strahlenſeiten ſoll ich ſie zur Schlußbetrachtung ihrer unbegreiflichen Wichtigkeit darſtellen?

Das erhabenſte Studium des Menſchen iſt — der Menſch. Möge er die Erde umſchiffen, die Höhen der Himmel meſſen, und dann in ſich ſelbſt zurückkehren, zum Gegenſtande, der ſeiner Aufmerkſamkeit und Bewunderung am würdigſten iſt; denn er iſt ſich ſelbſt ein unermeßlicher Schauplatz, und galt dafür ſchon im früheſten Zuſtande, fern von ſeiner jetzigen Höhe, da er ſein ſchwaches und ſchillerndes Licht von ungleich ſchwächern Lichtern borgte. Die ſo berühmte Lehre: „Kenne dich ſelbſt!“ zur Prüfung und Erforſchung dieſes Schauplatzes wurde göttlichen Urſprunges, und ſie auszuüben für die höchſte Weisheit des Menſchen erachtet; nun aber iſt ſie zu einem donnernden Gebote des Herrn erhöht, und dieſer Schauplatz ſelbſt zu einem ehrwürdigen Tempel des heiligen Geiſtes eingeweiht.

Wie in einigen Fernſchaugemälden den angeſtrengt forſchenden Augen, ſo öffnet ſich auch in dieſem Tempel den dauernd prüfenden Gedanken immer weiter und größer die prachtvolle Ausſicht auf die ganze Hoheit des Menſchen, aus jenen Wundern gebaut, die der Allmächtige aus Liebe zu den Menſchen, und für ihre Beſtimmung, gewirkt hat. Dieſe Prüfung findet einen doppelten Lohn: die größte Tugend und die höchſte Glückſeligkeit. Dieſe Wunder erfüllen mit der kindlichſten und innigſten Liebe gegen Gott, und dieſe iſt die höchſte Tugend des Menſchen. Und wer kann an ſo viel vergangene denken, ohne für die Zukunft ein vollkommenes Vertrauen einem ſo treuen Freunde zu ſchenken? Das iſt des Menſchen höchſte Glückſeligkeit. Wem die Pforte dieſes Tempels ſich nicht öffnet, der wird ſich dieſer Glückſeligkeit, dieſer Tugend, dieſes Ruhmes und dieſes wahren Lebenstroſtes nie erfreuen; und verſchloſſen bleibt ſie den Unwiſſenden in den beſeligenden Lehrſätzen des chriſtlichen Glaubens, den ſorglosträgen Ungeneigten zu ihrer Erlangung. Sollten alſo Einige in dieſen Worten den Schlüſſel zu den Pforten jenes Tempels finden, durch ſeine heiligen, altehrwürdigen, öden Hallen wandeln, und in ihm, nämlich in ihrer Seele, die Wunder der göttlichen Liebe in ihren Hoffnungen leſen: ſollten ſie ſchauen, wie die drei Perſonen der Gottheit ſchon vor der Schöpfung und ſeit ihr die Liebe zu den Menſchen gemeinſam ausgeübet haben; ſollten ſie ſchauen den Chor zahlloſer Engel, welche die Befehle der Dreieinigkeit für das zeitliche und ewige Heil der Menſchen, auf unermüdlichen Schwingen eilend, vollziehen, — welch ein Triumph für mich! Denn ein ſolcher Schlüſſel wäre faſt gleichen Werthes, wie der Schlüſſel des Himmels, deſſen Vorhof öffnend, deſſen Vorahnung! Aus dieſem Grunde ließ ich ihn ſo lange auf dem Amboße liegen, und doch, wie ferne bin ich noch von ſeiner Vollendung! Dieß überlaſſe ich Meiſterhänden mit dem Wunſche, daß er zahlloſen Schaaren dienen möge, die ihnen noch völlig unbekannte Natur ihres Geiſtes und ihrer erhabenen Beſtimmung aufzuſchließen.

Wie ſchwach, mein Freund, muß ſohin die Ruhmgier, wie kriechend die Ehrſucht eines Menſchen ſeyn, der nach der hinreißenden Begeiſterung einer ſolchen Anſchauung ſein Streben noch auf Gegenſtände dieſſeits der Sonne beſchränken mag! Sieh der menſchlichen Natur mächtigen Aufſchwung zum Himmel, und dann ſieh, wenn dich der Anblick nicht anwidert, auf den Halbmenſchen herab, über den Rieſenſturz von Himmelsſöhnen ſtaunend! Soll ein ſo edles, beide Enden der Schöpfung umfaſſendes Weſen, gleich betheiliget bei den Ereigniſſen zu Adams Zeiten, wie am Tage des jüngſten Gerichtes, und bei dieſem noch mehr, durch die abſcheulichſte Selbſtverläugnung und die unbegreiflichſte, verruchteſte Niederträchtigkeit der Seele, ſeine unterdrückten Gedanken einkerkern, und ſein kleines Herz an die kurze Spanne des gegenwärtigen Daſeyns ſchmieden? Gott verhüte dieß! Waltet auch nur ein Hauch von Hoheitsgefühl in uns, die mindeſte Beſorgniß der Schande, auch nur der kleinſte Funke von Menſchenwürde, ſo laßt uns bedenken, daß wir nicht nur Lieblinge, ſondern auch Söhne des Himmels ſind, und auf unſerer irdiſchen, wie Aeneas auf ſeiner trojaniſchen, dem Orakel von Delos gehorchen.

Antiquam exquirite matrem. Virg.

Die Schande, die uns zu Boden drückt, unſer beinahe unheilbares Elend, liegt darin, daß wir durch unſere Lüſte ſo fleiſchlich geworden ſind, daß unſere himmliſche Mutter, wie wir wähnen, uns keine Glückſeligkeit bieten kann, daß ein geiſtiges Paradies kein Paradies ſey, daß es ein verlorenes Paradies ſey, aus dem uns der Fall behagt, um mit Epikurs Heerde uns im Schlamme zu wälzen nach Belieben. Und was iſt denn dieſe Handvoll Erde, die uns ſo verſchlingt, und in ihrem ſcheußlichen Abgrunde unſere Liebe zum Himmel begräbt? Zur Weisheit Salomons genügen wenige Tage, wenige Stunden. Glaube mir ſicher, der verſtockteſte Götzendiener auf Erden, der vielleicht jetzt in unſerer Modeſchule des Unglaubens einen Weiſeren als Salomo zu ſehen wähnt, wird am Rande des Grabes in ſeiner Todesangſt den Salomo um Verzeihung bitten, daß er ihm früher keinen Glauben geſchenkt habe.

Ich glaube der Weisheit und Erfahrung dieſes Prinzen, die, gleich einem warnenden Spiegel, künftigen Zeiten ihre eigenen traurigen Erfahrungen hätten erſparen können. Ich ſchließe mich ganz ſeiner letzten Meinung, dem Kerne ſeiner göttlichen Weltweisheit an: „daß mancher Weiſe mit Recht den Namen eines Thoren verdiene,“ und behaupte, daß es, ſo wie einen Gott, eine Prüfung, ein Weltgericht und eine Seligmachung, ſo auch nur eine Wahrheit gebe, daß alles übrige, was dieſen Namen borgt, Thorheit ſey, von verſchiedenen Sorten und Graden, heitere, ernſte, reiche, gelehrte, häusliche, politiſche, bürgerliche, militäriſche, einſiedleriſche, prahlende, demüthige, oder triumphirende Thorheit; und dieſen Namen trägt ſie in der Sprache der Engel, welche die einzige, ächte und wandelloſe der Ewigkeit iſt.

Die Begeiſterung dieſes furchtbaren Wortes wecket in mir zuvor nie geahnete Begriffe aus ihrem Schlummer. Auf den Himmel weiſend, bezeichnet es mir meine Fehler. Ungeachtet aller Mühe, meinen Stoff in ſeinem rechten Lichte zu zeigen, that ich es doch zu ſeinem Nachtheile, und zwar in hohem Grade. Zur Vollendung der Hoheit des Menſchen fehlt noch ihre Krone. Ich behauptete, daß der Menſch den ſeligen Engeln nahe ſey. Iſt er nicht mehr? Ja, anbetungswürdigſter Jeſu, er iſt weit mehr. O wohin rufeſt du mich, wohin entrückeſt du des Menſchen ſtaunenden Gedanken. Kaum fühle ich den Muth, mein Auge zur Lichthöhe einer ſo unbegreiflichen Liebe emporzuſchlagen. Wie weit voran ſchwebe ich den Cherubim und Seraphim! Ihr Erſtgebornen des Lichtes, ihr Thronen, Heerſchaaren, Fürſtenthümer und Gewalthaber! Was ſchaue ich? Wie bang, wie entzückt, wie demüthig, wie luſttrunken erhebe ich meine Blicke aus dieſer fernen Gegend, aus dieſem tiefſten Schöpfungsthale, dieſem Reiche der Nacht, aus dieſen Schatten des Todes durch Wolken von Sünden und Elend empor, und ſehe einen Menſchen im Himmel, im höchſten Himmel, zur Rechten des Allmächtigen, eures angebeteten ewigen Königes, ſo hochgelobt thronend, ſo erhaben an Gewalt über euch, daß er fort und fort der Vertreter iſt der übrigen Menſchen, nicht jener, deren Sturz Stühle im Himmel erledigte! Leihet mir zu ſeinem Lobe *eure* Sprache, mehr als menſchliche Worte, zur Ehre dieſes unermüdlichen Vertheidigers ſeiner Verwandten, — kühner Ausdruck! ſeiner Verwandten und Freunde auf Erden!

Ueberſteigt dieß nicht die Denkkraft der menſchlichen Beſcheidenheit, den Glauben menſchlicher Schwachheit, oder die hemmende Gewalt menſchlicher Verderbtheit? Kann aber dieſen Ueberfluß göttlicher Liebe menſchliche Dankbarkeit ungeprieſen, unverkündet, und unangebetet hinnehmen? „*Ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gotte und zu eurem Gotte.*“ Welche Worte ſind mächtiger zur Bezwingung der Herzen, zur Verwirrung der Gedanken, zur Erhöhung der Menſchen! Welche wunderbare, bald hätte ich auszurufen gewagt, ſich *gleichſtellende* Herablaſſung der Gottheit! Welche wunderbare, — darf ich's ausdrücken? — vergötternde Erhöhung des Menſchen!

O ſegenreiche Offenbarung, die ſolche Wunder enthüllt! O furchtbare Offenbarung, die ſie fruchtlos enthüllt! Wie thöricht ſind jene, die ſie für nichts halten! Nur die *Hoffnung* des Segens, der ihr *Eigenthum* iſt, beſeelte viertauſend Jahre lang die Weiſen mit Muth unter allen Trübſalen des Lebens, unter allen Schrecken des Todes, und ſie wiſſen es nicht einmal, daß er ihr Eigenthum iſt; und wiſſen ſie es, ſo werfen ſie ihn als werthlos weg, ein Segen, deſſen *Schatten* nur die Grundlage der partriarchaliſchen und jüdiſchen Religion geweſen iſt, ein Segen, wornach die ganze Erde lechzte, wie ein Hirſch nach der friſchen Quelle, ein Segen, wozu den Menſchen Glück zu wünſchen die himmliſchen Heerſchaaren ausgeſendet wurden, um zugleich die freudige Botſchaft in ihre wonneſeligen Herzen zu ſingen, ein Segen, mehr als Erſatz für das verlorene Paradies! Und dieſer Segen wird abgelehnt, veworfen, zurückgeſtoßen, verachtet und verhöhnt? — Wahrlich, eben ſo unbegreiflich iſt die Schwachheit des Menſchen, wie Gottes Barmherzigkeit!

Wer kann alſo von der Hoheit des Menſchen zu tief durchdrungen ſeyn? Was kann mehr, als die wahre Anſicht von ihr, die nöthige Verachtung gegen die Welt einflößen? Und veranlaßt nicht gerade unſere Vernarrtheit in die Welt die von mir beweinte Raſerei? Eine wahre Anſicht von ihr umfaßt zweifellos den ganzen Inbegriff unſerer Pflichten. Sie erfüllt uns mit höchſter Ehrfurcht gegen Gott, den Spender derſelben, mit der für unſern Charakter und für unſere Ruhe gleich und äußerſt wichtigen Ehrerbietung gegen uns ſelbſt, und mit gebührender Achtung für das ganze, dabei gleichmäßig betheiligte menſchliche Geſchlecht. Dieſe Achtung würde zahlloſe Uebel verhüten, und die Erde der Hälfte unſers gegenwärtigen Elendes entbünden.

Sein unverkennbarer, allgemeiner Nutzen, und die trefflichen Wirkungen ſeiner reichen Fruchtbarkeit, bewogen mich zur Wahl dieſes zu lange unbeachteten Stoffes. Ich hoffe ihn nun in ſeinem mächtigſten Lichte gezeigt zu haben; wo nicht, ſo verdiente er doch in jedem möglichen Lichte, und nach jeder Richtung hingeſtellt zu werden, welche das Denkvermögen andeuten, und die Vernunft rechtfertigen kann, um das verderbte, tief geſunkene und immer kriechende Herz des Menſchen zu rühren. Wer den Menſchen nicht in dem angegebenen oder in einem ähnlichen Lichte beurtheilt, kennt ſich ſelbſt nicht, und iſt ein völlig fremder Gaſt in ſeinem eigenen Hauſe. Sein Herz wandert irrend fort als ein Geächteter von der ihm zugedachten Glückſeligkeit. Er beraubt ſich des wirkſamſten Beweggrundes, des nothwendigſten, von der Natur ihm verweigerten, von der Religion ihm dargebotenen, in dieſem Leben ſich deſto muthiger der Tugend zu weihen, und in dem andern zu deſto größerer Herrlichkeit emporzuſchwingen. Dieß ſind die beiden Pole ſeiner Glückſeligkeit; alles Uebrige iſt nur erbetteltes, vergängliches, unentrinnbar ſterbliches Blendwerk.

Iſt irgend Jemand, der von dem herzerhebenden Stoffe dieſer Betrachtung, und der entzückenden Hoffnung, ihrer Frucht, ſich abwendet, oder auf das Stoppelfeld zeittödtender Alfangerei, oder in den Abgrund thieriſchen Schwelgens ſinkt, welcher nach wenigen Jahren ſich über ihm ſchließt, an Vernunft und Glückſeligkeit einem ächten Chriſten nicht ungleicher, als ein vierfüßiges Thier der menſchlichen Geſtalt? Nicht die Geſtalt, die Sitten machen den Menſchen. Die Form, in die wir gegoſſen ſind, deutet bloß an, was wir ſeyn ſollten, doch unſer Betragen, was wir ſind. Welche Elende, die ihre Geſtalt verläugnen, und die Natur anklagen, daß ſie einen falſchen Stempel auf ihren lügenden Thon geprägt haben! Ein Heide in einem chriſtlichen Reiche iſt eine Kreatur unter der Sonne, die man über Alles verabſcheuen, aber doch — beweinen muß; eine unnatürlich im Paradieſe wuchernde Giftpflanze. Er beſchränkt den Gedanken, der von der Schöpfung beginnen, mit anbetender Bewunderung bei jedem Schritte durch zahlloſe Wunder und Barmherzigkeiten Gottes für den Menſchen bis zum Grabesſchlummer der Natur fortwandern, und von da der endloſen Ewigkeitsreiſe zueilen ſollte, — auf das Nichts von ſechzig Jahren, und auf die abſcheulichen Mittel, auch noch dieſes Nichts zu vertilgen, auch noch dieſe kurze Spanne Zeit zu verkürzen. Schändliche Lüſte erſchöpfen die Lebensflamme der Natur, Schwelgereien drücken es nieder, und löſchen es durch ganze Maſſen von Zunder völlig aus.

Was umfaßt die von der Vernunft geforderte, durch die Offenbarung noch verklärte Hoheit des Menſchen? Ich glaube durch das hierüber bereits Geſagte für unſern Zweck mehr gewonnen zu haben, als ein Himmelmeſſer und Sternezähler. Ich glaube ferner das wahre Maß vom Menſchen gefunden zu haben, jenes Rieſenmaß, das der Halbmenſch zur kleinen Spanne des Thierreiches, zur triumphirenden Beſtie zerſtückt; er verwandelt gleichſam die Menſchenwürde in eine Dungſtätte, und ſchleudert, wie der Hahn in der Fabel, um ein Körnchen Sinnlichkeit den Demant, die Engelkräfte, der Gottheit hellleuchtende Strahlen im wirklichen Menſchen von ſich.

Doch an das Gefühl der menſchlichen Größe reiht ſich der Gedanke an ſeine Zerbrechlichkeit; die Miſchung der Natur des Menſchen zeigt, wie ſo groß er ſey, und doch ſo klein; ſeine Schwächen empfinde ich an Leib und Seele. So eben lähmt der Schmerz meine Feder, daß ſie, meinem Willen entgegen, verſtummen muß; er mahnet mich, da es noch Zeit iſt, von meinen Lieben Abſchied zu nehmen, und, da er vielleicht der letzte, einen feierlichen. Wahrſcheinlich ſehen wir uns nicht mehr, nicht mehr in dieſem fremden Pilgerlande, in dieſem Nachtwinkel des unermeßlichen Weltalls.

O du mein letztes und mächtigſtes Erdenband, mein Freund in Jeſu Chriſto, Mitgenoß in der Unſterblichkeitshoffnung, und, nach meinem zuverſichtlichen Glauben, mein Gefährte im ewigen Jenſeits! Dich Fernen von mir drücke ich an mein Herz. Zeit und Raum trennen Seelen nicht. Alle Meere und Himmelsſtriche der ganzen Natur feſſeln die Schwingen des Geiſtes nicht. Lebe wohl, durchlebe wohl endloſe Jahrhunderte, geleitet von der Hoheit des Menſchen und dem Segen des Himmels! Die Hand der Allmacht ſchirme dich noch Leuchtenden nach dem Erlöſchen der Sonne! Lebe und triumphire am Sarge der Zeit! Mein Gemüth wird ruhiger, mein Geiſt lebt neu auf, mein Schmerz läßt nach, da ich dieſer heiligen Pflicht meines Herzens genüget, und der Menſchlichkeit dieſe Schuld bezahlt habe. Am Ende dieſes ſchlußſäumigen Briefes werde ich dir entſagen, für dieſe Welt, und dieſer verbrauchten Feder, und einer noch werthloſeren Welt, — dieſer zweiten Feder in der Wage der Ewigkeit, — für immer!

Nur jener weiß den wahren Werth der Welt zu würdigen, der ihr früher entſagt, als ſie ihm. Mit welchen Freuden auch immer die Welt ſich brüſten möge, ſo kann doch nur Jener allein einer feſten, dauerhaften, wandelloſen Heiterkeit des Herzens gewiß ſeyn, der ſie auf den Hoffnungsfelſen der göttlichen Gnade gebaut hat. Mitten im Ueberfluſſe des Daſeyns wird das Herz wider ſeinen Willen immer an eine Zukunft gemahnet. Dieſe bedingt ſeine Ruhe gemäß ſeiner urſprünglichen Beſtimmung und dem Preiſe des Blutes, womit er erlöſet wurde, und dennoch bekümmern ſich die Menſchen in ihrer Lebensweiſe nie um ihr wichtigſtes Gut, jene Zukunft.

Laß dir von der letzten Todtenliſte, von dem höchſten Triumphe der Wolluſt und des Ehrgeitzes die Frage beantworten: was das menſchliche Leben ſey? Das Erkennen der Welt ſendet uns in die Einſamkeit einer Weltklauſe, und das Erkennen des Lebens löſet uns die Räthſel des Grabes. Wie viel Barmherzigkeit in dem Geſchenke des Todes liege, bedenken nur Wenige hinreichend. Mit einem von allem Irrdiſchen abgeſchiedenen Herzen, deſſen Thau gekappt iſt, um eine günſtige Fahrt und einen die Segel ſanft ſchwellenden Wind nach dem rückkehrloſen Hafen bittend, bin ich des unwiderſtehlichen Rufes des Allmächtigen gewärtig, den jede Minute erwarten ſollte, jeder Thor vergißt; jeder Böſewicht fürchtet, jeder Weiſe erſehnt, und jeder König als ſeinen Herrn erkennt.

Viele Altersgleiche mit uns, mein Freund, denken nicht ſo, ſondern ſcheinen vielmehr den Tadel einer Uebereilung oder eines übertriebenen Eifers zu fürchten. Wie der Zeiger der Sonnenuhr Andern die Stunde andeutet, die er ſelbſt nicht weiß, ſo zeigen ſie in den Schwächen ihres baufälligen Leibes die Zeit ihres Tages allen Andern, nur ihnen ſelbſt bleibt ſie unbekannt; mit der abnehmenden Genußfähigkeit ſteigen gleichmäßig ihre Begierden. Ihre Herzen drücken, wie ich mit Recht beſorge, gleich ihren kaum noch zuſammenhaltenden Leibern, nach dem Mittelpunkte, und erheben ſich nur ſelten, überdieß auf faſt gelähmter Schwingen, über den Boden ihrer Füſſe, obgleich des Rühmens deiner namenloſen Wonnen kein Ende iſt, du erſehnter Hafen der ewigen Ruhe, du Jubelland unvergänglicher Liebe, du erhabenes Ziel der Vollkommenheit, du Mittagsſonne der Ehre, du unermeßliches Meer unbereuter Genüſſe, du Stadt Gottes!

Wird der Menſch zur Fülle dieſes Genußes eingeladen? Wird er ungeſtüm gebeten, Theil zu nehmen an der Herrlichkeit des Allmächtigen? Nur wer der göttlichen Liebe undenkbare Höhe demüthig erwäget, vermag die entſetzliche Tiefe der menſchlichen Schuld zu ergründen. Und, — wie ich ſchon früher fragte, — was iſt ſchrecklicher, als die Schuld eines getauften Ungläubigen, eines unheimlichen Schuhu, der mit lichtſcheu zugedrückten Augen am ſonnenhellen Tage umherflattert? Ein Scheuſal, ein Hohn, ein verderbliches Zeichen für alle vernünftige Menſchen! Ein verruchter, der heiligen Quelle entſteigender Heide, iſt für die Vernunft ein namenloſer Gräuel, die furchtbarſte Verletzung des Rechtes, das ſchändendſte Brandmal der Erde, der Seufzer der Engel, ein zweiter Speer in die Seite unſers heiligen Erlöſers, und der gewaltigſte Siegesjubel des gemeinſamen Erbfeindes des Himmels und der Erde!

Ewiger Vater, welche Verſchiedenheit unter den Menſchen in Bezug auf Hoheit und Glückſeligkeit! Wie unerreichbar weit voran ſteht in beiden der gläubig Fromme! Man möchte zweifeln, ob die Welt des Glaubens mit der Welt des Abfalles vom Glauben gleichen Urſprunges ſey. Wohl könnten wir den Kindern des Glaubens zurufen: O ihr glücklichen Söhne des gefallenen Adam! Wo iſt das durch den Fall eures Vaters auf euch vererbte Unheil? Wohin ſind die frühern Wehklagen des Lebens entſchwunden, und des Todes unüberwindliche Schrecken? An der Leiche im Staube preiſe ich die Hoheit des Menſchen, rühme ſein Glück an der Feſttafel des Wurmes. Wohl euch, ihr Todten! Jubelt und ſingt, ihr bleichen Einſiedler in den Gräbern! Denn leuchtet mir nicht ſelbſt aus dem Grabe herauf der Troſt des Himmels, wie in mein gläubiges Auge ein Menſch vom Himmel herab? Der Menſch Jeſus Chriſtus! Laßt mit in anbetender Entzückung mit dem begeiſterten Propheten ausrufen: „*Ein Menſch, der Nächſte dem Allmächtigen!*“

Wie beklagenswerth elend iſt der Menſch, wenn er nicht die Anſchauung dieſes Segens ſucht, und wie verdammlich elend, wenn er ihr abſichtlich ausweicht! Wenn er den zurückgenommenen Fluch abſichtlich auf ſein Haupt herausfordert, dem entwaffneten Tode wieder ſeinen Stachel aufzwingt, und in ſeiner Verwirrung alle Kelche ſeines uranfänglichen Wermuthes über die düſtern, erlöſungsloſen Tage eines abgefallenen Lebens ausleeret? Welche furchtbare Offenbarung, ſtatt der Vergebung und Frieden verkündigenden, macht ein ſolcher Menſch zur ſeinigen! Welch entſetzliche, nie geahnete Schrecken wird ſie ihm aufſchließen, wenn die Umwölkung von ihm weicht, und die Wahrheit in der Stunde ſeines Todes den Morgenanbruch ſeiner Seele mit ihrem gewaltigſten Donner durchbeben wird! Frei iſt zwar die Wahl des Menſchen zwiſchen beiden Offenbarungen; doch *eine* davon *muß* er wählen; doch ſein Verſtand kann eine ſo ſchlimme Wahl in einer ſo klar am Tag liegenden und wichtigen Angelegenheit, auch nicht im mindeſten entſchuldigen. Zahlloſe Beweiſe verbürgen die Wahrheit der chriſtlichen Religion; nur *einen* unter ihnen, der alle übrigen entbehrlich macht zum Gewinne und zur Bewahrung des chriſtlichen Glaubens. Faſt jedes Ding in der *körperlichen* Welt iſt ein Beweis vom Daſeyn Gottes, in der *moraliſchen* — vom Daſeyn einer Offenbarung. Wie in dem Weltgebäude die Gedanken Gottes verkörpert ſind, die der Erſchaffung vorausgingen, und dem Menſchen der eigene Leib ſein unſichtbares Bild in den Gedanken des Allmächtigen verſinnlichet, ſo würde auch eine vollkommene Geſchichte vom menſchlichem Geſchlechte, wäre ſie möglich, nur die durch die That verkörperte Weiſſagung des Allmächtigen ſeyn. Die Propheten ſchildern erſchöpfender und umfaſſender die Zukunft, als das geiſtvollſte Genie, ohne höhere Eingebung, ſelbſt auch nur die Vergangenheit. Sollen noch Wunder unſere Ueberzeugung vollenden? Giebt es ein größeres, als die lange Reihe erfüllter Weiſſagungen in der Schrift? Ein dauerndes Wunder, keine vorübergleitende Wirkung; immer gewinnend an Gewicht und Stärke auf der Rieſenbahn von Jahrtauſenden; ein lebendiges, anſchwellendes, endloſes, aller Wunder wunderbarſtes; eine hellleuchtende Fackel für alle Jahrhunderte, damit ſie durch Sehen glauben, und die Unmöglichkeit begreifen, dem Glauben entſagen, und zugleich ſeine Vernunft behalten zu können. Sind die Weiſſagungen erfüllt, ſo iſt die Schrift das Wort Gottes, und in dieſem Falle muß das Chriſtenthum eine Wahrheit ſeyn, das wir übrigens ſchon deßwegen als wahr anerkennen müſſen, weil ein unläugbarer Beweis dieſer Wahrheit aus dem gegenwärtigen Geſchicke faſt aller Völker der Erde verdammend hervorgeht. Eben ſo wohl könnten wir über unſer eigenes Daſeyn ſtreiten, als einen ſolchen Streit noch länger fortſetzen.

Wie wollen wir die Fragen unſerer angeborenen Neugier über die für uns wichtigſten Angelegenheiten beantworten? Was wir ſind, was wir in alle Ewigkeit ſeyn können oder müſſen, kann uns nur die Offenbarung lehren, die für uns ein köſtliches Gut wäre, triebe uns auch ſtatt eines edleren Beweggrundes nur ein gemeinſamer Inſtinkt. Das Laſter tödtet aber nicht nur unſere Vernunft, ſondern auch unſern Inſtinkt, ſobald er uns nützen will. Entweder unterdrückt das Laſter die kräftige Regung der Neugier, oder die Ungläubigen müſſen ſie auf eine erſtaunliche Weiſe zu ihrem eigenen Nachtheile verläugnen. Die

Offenbarung iſt geſchrieben, uns zu belehren; bedürfen wir vielleicht in unſerer Weisheit nicht einmal der Belehrung Gottes? Werfen wir das offene Sendſchreiben des Allmächtigen, als werthlos, ungeleſen weg?

Nur in trotzender Verſtocktheit gegen die menſchliche Vernunft können unſere Ungläubigen behaupten, daß ihnen ſelbſt die ſorgfältigſte Prüfung keine Beweiſe von der Wahrheit des Evangeliums gebe. Allein nicht nur groß iſt dieſer Beweis, ſondern Erſtaunen erregend, nicht nur zur Ueberzeugung genügend, ſondern ſelbſt mit Bewunderung erfüllend, von ſo vielſeitiger, hinreißender Klarheit, von ſo wunderbarem Lichte, daß wir es nur mit Vernunft und Offenbarung zugleich verwerfen können. Und iſt nicht alle Hoheit, Größe und Ehre von Göttern und Menſchen auf den Gehorſam gegen die Vernunft gegründet? Am tiefſten entwürdiget die Beleidigung der Vernunft, beſonders durch eine böſe Wahl in dieſer hochheiligen Angelegenheit. Die glühendſten Farben aller züchtigenden Fabeln des Alterthums ſind zu ſchwach, das Gemälde eines ſolchen Unſinnes zu vollenden.

Die Fabeln vom Stalle der Circe und von Chirons Fohlenhofe ſind zu gering; denn damals brauchte die Vernunft noch nicht gegen ſo mächtige Beweggründe zu kämpfen, oder ſo hellleuchtende Strahlen zu verläugnen; die Bosheit wird ſchwärzer nach dem Maße des Lichtes, dem ſie widerſteht, und nach der Größe unterdrückter Beweggründe.

Da es nun erwieſen iſt, daß die Menſchen nichts ſind ohne Vernunft, und mit der Verläugnung des chriſtlichen Glaubens auch ihre Menſchenwürde aufgeben, ſo erſinne man neue Schmähnamen für ſie, weil dazu alle Sprachen der Welt zu arm ſind. Ihre beleidigte Schweſter wird nun meine Ausſcheidung gerechtfertigt finden, und kein Ehrenmann künftig, die Sprache mißbrauchend, die zwei widerſtreitenden Begriffe: Menſch und Halbmenſch, vereinen wollen. Der Halbmenſch hat eine jämmerliche Freude an dem elenden Irrthume, daß dieſes ſo vergängliche, durch Verbrechen und Selbſtſucht noch mehr verkürzte Leben, worin er ſeyn Alles findet, gleich dem Dochte einer Lampe auf ewig verlöſchen, und nach allem äußern, lauten Prunke, nach den abhetzenden Mühen ſeines Ehrgeizes, ſein verweſender Leib dann die Fäulniß der Erde vermehren, und den Moderſchlamm beſudeln werde. Der Menſch aber iſt voll demüthiger und dennoch triumphirender Hoffnung, daß ſein unſterblicher Geiſt den Jubel der Himmel, und den Einklang der endlos um ihren König Halleluja ſingenden ſeraphiſchen Chöre erhöhen werde. „Lobſinget, lobſinget unſerm Gotte, lobſinget, lobſinget unſerm Könige! Preiſet ihn, all ihr Engel! Preiſet ihn, all ſeine Heere! Preiſet ihn, Sonne und Mond! Preiſet ihn, all ihr Sterne und das Licht!“ Denn ein himmliſcheres Licht, ein höheres Geſtirn, eine prächtigere Sonne iſt aufgegangen: die Sonne der Gerechtigkeit mit den Strahlen des Heiles. Nacht iſt aller Glanz der unermeßlichen Schöpfung vor dem geringſten Strahle des Evangeliums, vor der leiſeſten Hoffnung des verſöhnten Zornes und des ewigen Lebens!

Im Dünkel höherer Weisheit halten doch Einige dieſes Licht dem Menſchen für überflüßig, wollen es auslöſchen, und durch die Talglichter ihrer Vernunft erſetzen. Mit gleicher Weisheit könnte man die Sonne für einen entbehrlichen Ueberfluß in der Natur erachten, und das Chaos um die Finſterniß der Vorſchöpfung, als die große Glückſeligkeit der Menſchen, anflehen. Steht nicht Lucifer als Führer an der Spitze dieſer aufdringlichen Wohlthäter?

Obwohl ich weiß, daß der Lord (Bolingbrocke) hierin ein eben ſo großer Menſchenfreund, als in ſeiner Lehre von der Materialität der Seele ein tiefer Denker iſt, ſo habe ich doch den Muth, dieſer trefflichen Lehre in ſo weit mich anzuſchließen, daß ich ſolche Sorten von Einfällen geradezu Gedanken des Körpers heiße. Wo der Körper vorherrſcht, werden nothwendig ſolche Gedanken ausgeſponnen, welche aber eben ſo nothwendig die Nothwendigkeit der von ihnen beſtrittenen Religion augenſcheinlich machen. Dieſe Leute gewahren es gar nicht, daß ihre gewaltige Verdammung der Religion nur eine Lobpreiſung derſelben iſt, und daß ſie dieſe Religion mit derſelben Begierde verbergen, wie der Kranke die Heilmittel. Denn die Religion iſt das Mittel, das ewige Seelenheil gegen die feindliche Eingriffe des Leibes zu beſchirmen. Hier, mein Freund, haſt du das Ganze des Unglaubens, und zugleich den Grund, warum wir aus allen Kräften dagegen ankämpfen müſſen. Kann der Umfang unſerer Gefahr und Pflicht in einem kürzern und klarern Umriſſe gegeben werden?

Etwas Erſchütternderes, als Unheil durch Krieg, Hunger und Peſt, hab ich auf Ihre Bitte, mein Herr, auf den zerſtreuten Trümmern unſers *Glaubens* und unſerer *Tugend* erwogen. Durch die Gnade Gottes aber werden wir zur Reue unſere Zuflucht nehmen, nicht unſern höchſten Ruhm in unſern höchſten Schrecken, und nicht unſere erhabenſte, namenlos herrlichſte Spende des Himmels, die Unſterblichkeit, in des Daſeyns vernichtenden Fluch verkehren. Welch furchtbare Umwandlung der hohen Gottesgaben! Das iſt aber die natürliche Folge, wenn der Menſch *ganz ſinnlich* iſt, da der *Sinn* nur für das Gegenwärtige lebt, für welches wir aus Affenliebe unſere Zukunft dem Verderben opfern. Wie unbegreiflich iſt dieſes Benehmen! Unſer Schritt *aus* dem Leben kann ſo bald geſchehen; die Ereigniſſe *in* dem Leben ſind ſo ſicher, ſo überraſchend, ſo zahllos, daß uns nur die ſchnelle Rettung zu unſerm *unſichtbaren* Gotte, der nur für die Vernunft lebt, vor dem raſchen Verluſte alles deſſen bewahren kann, was wir ſo ſehr mit Liebe umfingen, und daß ſonſt mit all unſerer Glückſeligkeit auch unſere ganze Hoffnung verſchwindet.

Findet ihr etwas, meine Mitbürger, oder du, mein

Freund, von Adams Zeiten bis zum gegenwärtigen Augenblicke, oder du, meine arme, von zahlloſen Gefahren bedrohte Seele, was meinen Worten auch nur im Entfernteſten wiederſprechen könnte? Die Welt lockt und verdammt uns. Leicht iſt es, ihrer Sirenenſtimme das Ohr zu verſchließen, wenn man dem freundlichen Rathe der eigenen Erfahrung auf dieſer Welt folgen will. Unwiſſenheit iſt die Mutter des Unglaubens, das Wiſſen des Glaubens treueſter Freund. Wenn wir nur das offen Daliegende uns nicht verhehlen, in den Vorfällen unſerer Sinnen, und in dem Vergangenen dem Zeugniſſe der Geſchichte vertrauen wollten, ſo würde dieß uns nicht nur mit dem Glauben ausſöhnen, ſondern beinahe ſelbſt ſchon Glaube ſeyn; ſo natürlich geht der Geiſt aus dem Menſchen hervor.

Ein Ungläubiger iſt ganz natürlich ein Thier, welches aber weder Gott erſchaffen, noch Adam benannt hat, deſſen unwürdigſter Sohn mit dem „Halbmenſchen“ jene furchtbare Lücke ausfüllte, die der entartete Ungläubige durch die verruchte Austilgung ſeines chriſtlichen Namens in die Schöpfung gebracht hat.

Liegt hierin eine übertriebene Beſchimpfung? Durch einen ſehr einfachen Rath will ich ſie wieder vergüten, der ſie Zeit ihres Lebens vor Schmach bewahren ſoll: „Nicht länger dulde man, daß das Thier mit dem Menſchen entlaufe, damit es nicht einen noch furchtbarern Raub begehe.“

Will man meine gute Meinung nicht würdigen, ſo urtheile ich von dieſer wahren Inſel Paphos: „Man findet viele Leute daſelbſt, aber nur wenig Menſchen,“ wie Alexander der Große von dem weichlichen Heere der Perſer:“ Eine furchtbare Anzahl Feinde, aber wenig Soldaten!“ Der genau bemeſſene Schöpfungs-Urplan der Natur iſt durch das Anwogen der Bosheit zerſtört worden, wie die Oberfläche unſerer Erde durch die Sündfluth. Durch die großen und häufigen Wanderungen unſerer Sinnesmenſchen iſt das Thierreich durch die Ueberläufer des Menſchenreiches verſtärkt worden. Zweifellos iſt ein freiwilliges Thier am meiſten Thier, ein ſich ſelbſt gemachtes, durch Mißbrauch, nicht durch die Natur erzeugtes Thier, ein wunderſammes, ſelbſt ſeinen Gefährten furchtbar ſcheinendes, Form, Gewand, Stimme und Antlitz vom Menſchen borgendes Thier, daß ein Räthſel, unvernünftig vernünftig, und — entſetzlich! beweinungswürdig unſterblich iſt.

Die Aehnlichkeit dieſes, wenn auch von keinem Meiſterpinſel vollendeten Gemäldes, werden Alle anerkennen, außer jenen, die ſie ſogar beweiſen. Durch die Beſſerung ihres Lebens gelingt es ihnen, dieſes Gemälde auszulöſchen, und die erwünſchte Rache an mir durch die Beſſerung ihrer eigenen Herzen; dann hab' ich Makulatur geſchrieben; bis dahin aber trifft all ihr Tadel nur ſie ſelbſt, und ſein falſches Urtheil macht die Aehnlichkeit nur noch ähnlicher.

Aus Gefälligkeit gegen Sie will ich den harten Namen „Halbmenſchen“ aufgeben, und ſie Sclaven nennen, nicht um meine Streiche an ihre Felle zu vergeuden, ſondern nur um mit ihren ſchweren und ſchimpflichen Ketten zu raſſeln. Der Menſch erringt ſeine Freiheit nur, wenn Gnade und Vernunft den wilden Trotz ſeiner Verſtocktheit brechen; bis es dahin kommt, ſchätzt er in ſeiner Tollheit ſeiner Lüſte gewaltige Wuth und die Schlangenbiſſe des Gewiſſens höher, als die ruhmwürdige Freiheit der Kinder Gottes.

Kann Sclavenſinn Stolz erzeugen? Sie brüſten ſich mit ihren Ketten, jubeln in der Schmach, und wähnen in den Gauklerſprüngen ihrer Thorheit und zügelloſen Ueppigkeit etwas Großartiges zu finden. Die Menſchen ſind nur dann groß, wenn ſie einſehen, wie klein alle Dinge auf der Welt, und daß ſie unter ihnen die kleinſten ſind. Es iſt nicht ſchwer, ihnen zu erklären, was groß iſt. Nur wer den großen Schöpfer und ſeine ganze Schöpfung, und ſeinen eigenen wahren Vortheil zum Mittelpunkte ſeiner

Gedanken wählt, iſt groß; wer hinreichende Kraft und Ausdauer in ſich fühlt, Recht und Unrecht, Seele und Leib, Ewigkeit und Zeit, Gott und Natur, fortwährend auf gleicher Wage zu wiegen; wer jedes allzu ängſtliche Streben nach einem mindern, als dem höchſten Gute, verſchmäht, deſſen ſeine beſchränkte Natur fähig iſt, und das ihm jener allmächtige Gott verheißen hat: „Dem die Säulen der Erde gehören, worauf er die Welt gebaut hat, der in ſeinem Grimme aus dem Himmel donnert, und ſeine Gegner in Stücke zertrümmert.“

Unſerm höchſten Gute, mein Freund, alle Verſuchungen überwindend, die äußerſte Anſtrengung und Bewerbung weihen, bezeugt die Größe des Menſchen; ſie wird beurkundet durch eine ſelbſt von Engeln unübertreffbare Klugheit; wo dieſe gebricht, ſind alle andern Anſprüche auf Größe leerer Tand, ſie mögen nun von Königen, Helden oder Weiſen gemacht werden. Unfähig der wahren Größe ſind alſo ohne Unterſchied ein Cäſar, Marlborough, Newton, Bolingbroke, ein Fiedler, ein Gaukler, ein Poſſenreiſſer, u. ſ. w. Mag auch die Menge vielleicht die Thaten dieſer Ruhmbewerber bewundernd angaffen; die Thäter ſelbſt wurden dennoch von den Weiſen als verächtliche Kleingeiſter bezeichnet, und nach dem Ausſpruche Gottes in der Bibel ſelbſt als Thoren verdammt.

Dieß ſind, wie Sie ſehen, nach der ſtrengſten Prüfung die Ehrentitel unſerer Leute von gutem Tone. Thor! Sclave! Halbmenſch! Der Sinn des letzten und neueſten wird ihnen vielleicht, und zwar zu ihrem Vortheile, am wenigſten einleuchten; die Wahl iſt ihnen übrigens freigeſtellt. Vermöchte ich's, wie gerne ließe ich zur Vergrößerung ihres unchriſtlichen Ruhmes dieſen mit allen drei Titeln zugleich prunken.

Preis, Lob und Herrſchaft über den Aufrührer, den Thoren, Sclaven und Halbmenſchen in unſern Herzen, ſey der furchtbaren Macht, der allein wahrhaft groſſen und guten, deren Gnade allein Licht, Leben, Hoffnung, Ruhe, Wonne und Seligkeit ſpendet! Möchte unſere ſo väterlich erleuchtete Herzen ein beſeligendes Gefühl von dem unſichtbaren Gotte durchglühen, und eine heilige Sehnſucht nach den Strömen wahrer Freude zu ſeiner Rechten, und alſo das Modeleben uns ein Abſcheu werden! Möchten ſie immer mehr erſtarken in wandelloſem Glauben und ungeheuchelter Tugend, damit man nicht, zur Brandmarkung unſerer Zeiten, auch wegen unſerer Laſter, wie wegen unſeres Gebietsbeſtandes, uns nennen möge:

Toto divisos orbe Britannos. Virg.

Gleichſam als ein Damm gegen die in mir auftauchende Hoffnung, ſtellt ſich die Beſorgniß ein, ob nicht vielleicht eine andere Unterſcheidung der Britannier von dem größten Theile der Menſchen, für die zwar ruhmvolle aber beklagenswerthe Quelle dieſer ſchändlichen Wirkung zu halten ſey. Der große Ruhm Gottes beſteht darin, daß er Gutes aus dem Böſen, und die große Schande des Menſchen, daß er Böſes aus dem Guten erzeugt.

Des Britten ſchamloſe Freidenkerei, die Ueberſpanntheit ſeiner Anſichten und ſein dadurch begründetes Schwelgerleben, mögen wohl aus ſeinem aufgeblähten Stolze auf brittiſche Freiheit hervorgegangen ſeyn; beſtätiget ſich mein Argwohn, dann ſind Laſter und Unglaube bei uns eingebürgente Uebel, wie der Scharbock und die Milzſucht. Glückſeligkeit liebt die Mäßigung nicht, ſo gedeihlich ſie ihr auch iſt; großes Glück macht luſttrunken. Die Freiheit, ohne Mißbrauch ſo ſegenreich, hat vielleicht durch dieſen unſer Verderben herbeigeführt. Gleich dem brittiſchen Malze, jetzt zu einem allgemeinen ſchädlichen Gebräu verwendet, hat die bis zum Willkürgebrauch getriebene brittiſche Freiheit den Staat verderbend bis zum Thiere erniedrigt. Ihre maßloſe Erhöhung unſerer Geiſter verſchlimmert unſere

Sitten, und vergiftet mit den Ruhmfrüchten unſerer Verfaſſung unſer Daſeyn. Nur zum Zeugniße ihrer Freiheit werden viele Britten Ungläubige; einen eben ſo glaubwürdigen Beweiß ihrer Freiheit könnten ſie geben, und dem Staate bei weitem nicht ſo nachtheilig, wenn ſie ſich aufhingen. Mit Recht ſollten ſolche Leute ſelbſt einen Bruder nur nach langer Quarantaine umarmen dürfen. Bewahre dich Gott, — mein Freund, vor der jetzt den Ton angebenden Freiheit, Weisheit und Glückſeligkeit! Gehorſam den Geſetzen iſt der Freieſte, wer ſeine Schwäche geſteht, der Weiſeſte, und der Glücklichſte, der in ſeinen Genüſſen vernünftig Maß und Ziel beachtet. Wer ſeinen Gott fürchtet, ihr kühnen, furchtloſen, dem Himmel trotzenden Britten, iſt der Muthigſte!

Ja, der iſt's gewiß; denn jene Furcht bewahrt ihn vor jeder andern, und er iſt bei weitem der Glücklichſte, weil die göttliche Gnade, der Wiederſtrahl des Antlitzes Gottes, die Sonne der menſchlichen Seele iſt; ihr verdankt ſie ihre ganze Glückſeligkeit; und wie ſehr auch die Welt mit ihrem matten erborgten Schimmer vor uns prunken mag, ſo wird ſie doch eben ſo wenig ein wahres Vergnügen gewähren können, als der Mond eine durchſtrömende Lebensflamme.

Nur noch ein Wort den Geſchäftigen, Ehrgeitzigen, Gelehrten und Fröhlichen! Was gut oder böſe ſey, kann kein Menſch mit Ausnahme von Tugend und Laſter, von andern Dingen urtheilen, mitten im Gewirre aufgeregter Leidenſchaften, o ihr Geſchäftigen und Ehrgeizigen. Zu lieben mit Sehnſucht, was Gott befiehlt, ſeine Verheiſſungen zu verlangen und zu hoffen, iſt die einzige Hauptlehre des menſchlichen Daſeyns, o ihr Gelehrten! und deſſen einzige wahre Freude, o ihr Fröhlichen!

Und nun leb wohl, mein Freund; ich darf mich nicht länger mehr meiner Feder überlaſſen; denn ſo lange ich hoffen darf, durch einen glücklichen Gedanken einen von den mitverlorenen Männern der Erde für das Glück der Unſterblichkeit zu retten, erzeugt die thätige Seele in mir unermüdlich neue Gedanken, denen mein Herz willig folgt. Dabei verlängert ſich das Buch unter meinen Händen, vielleicht bis zur endlichen Vereitlung ſeines Zweckes. Neue Gedankenſtrahlen durchkreuzen ſich verwirrend, und vielleicht iſt Ihnen ſelbſt dieſe Zerſtreuung nicht entgangen. Durchdrungen von der Erhabenheit meines Stoffes iſt mir's, als kehre ich aus einem Zauberlande zurück, und dennoch führt mich ein neuer Pfad faſt wieder auf bekannte Stellen hin. Selbſt die Halbmenſchen waren Menſchen, und indem ich ihnen mein letztes ewiges Lebewohl zurufe, fühle ich die kräftige Regung der Menſchlichkeit. Wie ein Mann, der von einigen unglücklichen Freunden, mitten in ihrem Verderben, dem ſie eine ſchnelle Sorgfalt noch entreißen könnte, ſcheiden muß, finde ich im Augenblicke des Abſchieds, in meiner Liebe eine neue Warnung, eine neue Erinnerung, etwas noch nicht, oder nicht erſchöpfend Geſagtes. Jetzt aber muß mein Abſchied ewig ſeyn, mit dem dringendſten Beweggrund zu ihrer Beſſerung ſie noch überraſchend, daß ich ihnen eine wahrhaftige Geſchichte erzählte, die ich aus Liebe zu ihnen in eine Fabel kleidete; daß der Halbmenſch in der That nicht erdichtet, und ein Menſch ohne Religion wirklich ein Thier iſt, wofür ihn die Schrift mit den Worten erklärt: „Sie ſind Fleiſch," nämlich: Thier! Darin wird auch die Urſache der Vertilgung unſers ſündhaften Geſchlechtes durch die Sündfluth gefunden; allein was kümmert ſie dieß? Von dem wirklichen Thiere unterſcheidet ihn bloß der Giftgrad ſeines höhern Verſtandes, wodurch er die tödtlichſten Schlangen übertrifft, und durch den Fluch der mißbrauchten Vernunft ſich ſelbſt das furchtbarſte Verderben bereitet. Das Wort „Halbmenſch" iſt kein Spott, ſondern nur eine harmloſe Mahnung. Neu aufleben würde die frühere Meinung von dem Höllenzwange in gewiſſen Zauberformeln, wenn dieſe Briefe den Wunſch aller Redlichen erfüllen, und die Unnatur des Halbmenſchen durch den Namen verſcheuchen würden; dann könnten dieſe Blätter in dem Daſeyn der Bekehrten fortleben. Und wenn es geſchieht, o Bolingbrocke, und ihr, ſeine lobpreiſenden Anbeter! wo bleibt dann die leere Unſterblichkeit, wornach die ſchlechteſten Schriftſteller jagen, und die Beſten faſt erfolglos ſtreben? Das Lob iſt ein Irrthum, wo wir aus Nachſicht verzeihen, und dieſe ſchenken wir den ausgezeichnetſten, aber mißbrauchten Talenten, welche geeigneter ſind, ein edles Gemüth zu empören als zu ergötzen, indem es zur widrigen Spaltung des Urtheiles gezwungen wird, den Schriftſteller zu bewundern, und den Menſchen zu haſſen. Eben ſo wohl könnte man Nero ſeines Harfenſpieles wegen bewundern, da doch ſein Unſinn die prachtvolle Siebenhügelſtadt in ein Flammenmeer verwandelte.

Ich bin ꝛc.

Nachſchrift.

Für die Zuſendung Ihrer Einwürfe danke ich Ihnen verbindlichſt, und glaube, daß jeder vernünftige Leſer Ihnen beiſtimmen werde. Ihr Urtheil möge die Erwägung mildern, daß jene, die ſich berufen fühlen, dieſer Zeit des Jubels gute Lehren zu geben, wenn ſie nicht vor leeren Bänken ſprechen wollen, mit den Ernſten ernſt, leichtern Sinnes aber mit verwöhnten Ohren umgehen müſſen, die, ohne von einer ſolchen Feder gekitzelt zu werden, ſo hartnäckig verſchloſſen bleiben, wie ihre thörichten Herzen vor der Tugend, und würde ſie von einem Engel geprediget.

Als ein redlicher Freund ſind Sie für meine Ehre beſorgt, das weiß ich; der Wechſel des Lächerlichen mit dem Ehrwürdigen, fürchten Sie, möchte den Verfaſſer dieſer Briefe dem Tadel oder Gelächter preisgeben. Aber wie kann Jemand von dem wunderſamen Gemiſche menſchlicher Wege ſchreiben, ohne von den entgegengeſetzteſten Regungen angelockt zu werden, da des Menſchen Thorheit ein buntes Spiel des Böſen, ein lächerlicher Unſinn iſt, und neben ſeiner hohen Fähigkeit, tugendhaft und glückſelig zu ſeyn, ſo entſetzliche Laſter mit ſo ſchmerzlichen Wirkungen wuchern? Meinen ernſtlichen Wunſch, ihn aus ſeinem Schlummer am Rande des ewigen Verderbens zu wecken erkaufe ich mit Freuden mit meiner von ihm ſo betitelten Schande der Spaßmacherei. Mag er über mich lachen, ſo viel ich ihm Stoff dazu gebe, wenn er nur auch mit mir über ſich ſelbſt lacht; ſein Wohl, ſeine Beſſerung ſuche ich ja, nicht ihm zu gefallen. Ohne dieſen Zweck, — und konnte der Lord ihn haben? — iſt aller Tadel böswillig, alle Beredſamkeit eitel; ein Tullius, ein Bolingbroke und ein Papagei, theilen gleiche Anſprüche auf unſere Werthſchätzung und Liebe. Wollen Sie über Menſchen richtig urtheilen, mein Freund, ſo fragen ſie nicht nach ihren Thaten, ſondern nach den Beweggründen derſelben, ſonſt bleiben ihnen die Charaktere der Menſchen unlösbare Räthſel. Doch ich ſchade mir ſelbſt, wenn Sie die Empfehlung eines richtigen Urtheiles auch gegen mich benützen; in dieſer Hinſicht geſtehe ich gerne zu, ein wenig nachſichtig ſeyn zu dürfen.

Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Centaur (Halbmenſch) iſt griechiſcher Abſtammung, und bezeichnet — Antrieb. Möchte es doch, meinem Zwecke entſprechend, ein Sporn zur Tugend, und der kräftigſte für mich ſelbſt werden, möchte ich vor meiner eigenen Feder eine heilige Scheu fühlen, und den ſelbſtgegebenen Rath ſelbſt befolgen! dieß allein kann mir verbürgen, daß ich etwas Gutes bewirke, und meine kühne Behauptung, ohne den Leſer um Erlaubniß zu bitten, rechtfertigen, daß ich nicht fruchtlos geſchrieben habe. Dieſe Norm für alle Schriftſteller wäre ein neues Mittel, durch das Schreiben mindeſtens einigen Nutzen zu ſtiften, und für die Welt ſehr bequem. Minder beſchwerlich würde dann das Heer von Schriftſtellern ſeyn, und die Hälfte des Volkes — welche preiswürdige Aenderung! — im Streben nach Tugend und Ruhm wetteifern. Selbſt die Helden im Schreiben würden hierin eine Art Vertheidigung finden, die ſich, ohne Scheu vor der eigenen drohenden Gefahr, mit dem Geiſte eines modernen Curtius, als allzu begeiſterte Patrioten, für ihr geliebtes Vaterland in die Preſſe hinunterſtürzen, in den Abgrund ihres Verderbens!

Vincit amor patriae, laudumque immensa cupido.

Virg.

In derſelben Verlagshandlung iſt erſchienen:

Eith (G.), Bildungsbibliothek für Teutſchlands Töchter, von einer Geſellſchaft von Gelehrten in ſechs Bänden. Mit einem Bildniß. gr. 8. Auf Poſtpapier. 1834. à 8 Rthlr. 12 ggr. oder 14 fl. 24 kr.

Nilſon (C. A.) über niederländiſche Kunſt, oder biographiſche techniſche Nachrichten von den vorzüglichſten Meiſtern in der Zeichenkunſt und Malerei in den vereinigten Niederlanden, als Stoff zu Vorleſungen auf kunſt- und wiſſenſchaftlichen Schulen. gr. 8. Auf Velinpapier. 1834. à 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15.

Rösling (Dr. und Prof.) neue Waſſerpumpen aus Dielen mit Lederſäcken und Zugmaſchinen zu Brückenbau und Waſſerbau ꝛc. von welchen durch eine jede bei einer einen Quadratfuß großen Höhlung derſelben in jeden drei Sekunden zwei Cubikfuß Waſſer gehoben und ausgeworfen werden können, erfunden, durch Verſuche bewährt, durchaus praktiſch und leicht faßlich in den Conſtruktionen aller Theile beſchrieben, mit 2 illum. Figurentafeln erläutert und auf beigefügte Theorie gegründet. gr. 8. 1834. 1 Rthlr. oder 1 fl. 24 kr.

— — neues zur Selbſtbelehrung abgefaßtes Lehr- und Hülfsbuch der Mechanik, worin das Praktiſch-Nöthigſte von dem leichten und richtigen Zeichnen der beſten Krümmungen der Zähne und Kammen, von dem Gleichgewichte, der Zerlegung und Zuſammenſetzung mechaniſcher Kräfte, und dem verzahnten Räderwerke mit den Kraft- und Laſt-Berechnungen lichtvoll dargeſtellt iſt, mit 8 Figurentafeln. gr. 8. 1835. à Rthl. oder fl. kr.

— — erſte vollſtändig praktiſche Beſchreibung des Bürſtenbinder-Handwerkes, mit Angabe der Einrichtungs- und Betriebs-Koſten, geliefert von dem praktiſchen Bürſtenbinder Chr. H. K. mit einer illuminirten Figurentafel. gr. 8. 1835. Auf Velinpapier. à Rthlr. oder fl. kr.

— — (C. W.) und Adam, ausführlich praktiſcher Unterricht in der Pottaſchen-Bereitung, mit verſchiedenen Benutzungen und Verfälſchungen der Pottaſche, insbeſondere für nicht wohl bemittelte Leute, welche das Pottaſchenſieden lernen und treiben wollen, eingerichtet, und ferner in den verbeſſerten Sied- und Kalcinir-Ofen-Bau für lernende Maurer, welchen auch die genaueſten Berechnungen über Anlags- und Betriebskoſten, und reinen Gewinn beigefügt ſind; genommen aus den Angaben alter erfahrner Pottaſchenſieder, und mit eigener Angabe eines verbeſſerten und praktiſch erprobten Kalcinirofens verſehen von Dr. Chr. L. Rösling, mit 3 illuminirten Figurentafeln. gr. 8. 1835. Auf Velinpapier. à Rthlr. oder fl. kr.

Schürzen-Räthſel

von

Wilhelm Bruckbräu.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1835.

Die Dame und ihr Pächter.

Ein Nachtſtück aus dem Jahre 1831.

Auf der großen, aus zierlich geglätteten Quadern über den reißenden Strom kunſtvoll gewölbten Brücke wogte die ſchöne Welt der Hauptſtadt in den Abendſtunden eines Sonntages auf und ab, und ruhte dann auf den Sitzen von Gußeiſen in den halbrunden Vertiefungen der beiden Geländer aus, um die in die öffentlichen Gärten der Vorſtädte vorüberſtrömenden Bürger und Handwerker mit ihren Weibern, Kindern und Mägden in bequemer Abſonderung muſtern und an ihren Geſprächen, Bemerkungen und Einfällen ſich ergötzen zu können.

In frühern Zeiten zogen die Bürger und Handwerker ihre Hüte mit einer Art Ehrfurcht vor den ſogenannten Vornehmen ab und glaubten, es müſſe ſo ſein. In unſern Tagen haben ſich dieſe Anſichten geändert. Reiche Bürger fühlen ihre Unabhängigkeit um ſo mehr, je häufiger ſich der Fall ereignet, daß ſie zugleich nicht ſelten die Gläubiger mancher Vornehmen ſind; Bürger und Handwerker aber, welche, ohne eben arm zu ſein, doch die ganze Woche hindurch vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht raſtlos arbeiten müſſen, um den Lebensbedarf der Familie zu erringen, ſchauen mit Erbitterung auf die Vornehmen hin, welche die Gunſt des Glückes jeder Mühe überhebt, und die ſorgenlos dem wechſelreichen Genuſſe des ſchönen Daſeyns leben können.

Ein froher Tag wenigſtens, in jeder Woche, gebührt mit allem Rechte Denjenigen, welche das launenvolle Schickſal auf die Früchte ihres Schweißes angewieſen hat; unter den Vorüberwandelnden ſah man viele Frauen, Töchter und Mägde, die in Tüchern oder kleinen Körben kalten Braten und Brod trugen, woran mancher naſeweiſe Elegant ſeinen Witz übte, freilich nur halblaut, um eine kräftige Antwort zu verhüten.

Selbſt in fremden Sprachen wagten ſie nicht laut zu werden, ſeitdem Meiſter und Geſellen durch weite Wanderungen nach Italien, Frankreich, England und Rußland mehr oder minder ſelbſt damit vertraut waren.

Spöttiſch lächelnde Mienen und ein vornehmes Herabſehen auf den eßluſtigen Troß hatte ſchon gemurmelte Schimpfworte herausgefordert, deren Veranlaſſung ſchnell den ganzen Zug nach der vollen Länge der Brücke durcheilte und zu einer drohenden Stimmung aufreizte, als ein ſpindeldürres Herrchen, zur Dame ſeines Herzens gewendet, allzu vernehmbar witzelte: „Was doch dieß Gepack da Gepäck mit ſich ſchleppt, als ob es zu verhungern fürchtete!“

Ein derber Schlag, daß der Hut in den Strom flog und die Augengläſer in Scherben auf den Steinboden hinklirrten, war der ſtumme Gegenwitz eines Schloſſermeiſters; die zunächſt Stehenden riefen: „Wirf ihn hinunter, damit er wieder zu ſeinem Hute kommt!“ und ſchon hatte den vor Angſt bereits halb Beſinnungsloſen ein Anderer um die Mitte des Leibes gefaßt, um der Einladung zu entſprechen, während die Damen faſt in Ohnmacht fielen, als ein Alles übertäubender Schrei: „Jeſus Maria!“ vom Ende der Brücke, ſtadtwärts, das tolle Gedräng auf der Brücke auf einen Augenblick gleichſam verſteinerte.

„Was giebt's? Was iſt geſchehen?“

„„Schnell das Rettungsboot los!““

„Der Schiffer iſt nicht da!“

„„Schlagt das Schloß weg!““

„'s geht nicht!“

„„Muß gehen!““

„Probirt's ſelbſt!“

„„He da! Langſam hinten, ihr drückt ja Weiber und Kinder todt!““

„Dort ſchwimmt ſie ſchon herab; der Strohhut blinkt im Sonnenſchein; jetzt ſtreckt ſie den linken Arm empor!“

„„Wer denn!““

„Frag' ſie!“

„„Dort läuft Einer am Geſtade herab, der könnt's wiſſen!““

„Guter Freund, ſagt uns doch —“

„„Ich — kann — nicht — mehr — athmen! Herabgeſtürzt vom Schloßbalkon — des — Fürſten C***“.

„Gerechter Himmel!“

„„Auf! Voran! Laßt uns das Schloß dieſes Kornwucherers niederreißen, daß kein Stein auf dem andern bleibt!““

„Brennt dem Teufel das Neſt über dem Kopf zuſammen!“

„„Hinunter damit über den Balkon!““

„Keine Gewaltthat! Ihr macht Euch und Weib und Kinder unglücklich!“

„„Dort kommt ſchon eine Schützencompagnie im Geſchwindſchritte!““

„Schutzwache!"

„„Richtig! Sie ſchwenken links ein, und ſtellen ſich dann mit geladenen Gewehren vor dem Schloſſe auf!""

„Da wären wir ſchön weggekommen!"

„„Haſenfuß! Wer heute nicht ſtirbt, kann morgen ſterben!""

„Bedank mich! Preſſirt nicht!"

„„Keine fünfzig Schritt mehr von der Brücke! Sie ſinkt, ſie ſinkt!""

„Meiſter Rudolph, Ihr ſeyd ein guter Schwimmer. Baut Euch eine Staffel in den Himmel!"

„„Kann nichts wagen! Bin ein armer Teufel, und hab' neun Kinder zu füttern!""

„Heiliger Gott! Platz da!" ſchrie eine Löwenſtimme, und ein ſchoner Jüngling von hoher, ſchlanker Geſtalt drängte ſich mit kräftigen Armen durch den dichten Menſchenknäul zum Geländer.

„„Das iſt der Italiener, der Italiener iſt's!""

„Eugenie!" Mit dieſem Rufe der Liebe und Verzweiflung ſtürzte ſich der hochherzige Jüngling in den Strom, daß die ſchäumenden Wogen hoch über den dunklen Locken ſeines Hauptes zuſammenſchlugen.

„„Gute Nacht! Der bleibt unten!""

„Glaub's nicht, Kamerad! Der ſchwimmt wie ein Fiſch! Hat lang auf engliſchen Schiffen gedient!"

„„Wer iſt er denn?""

„Maler und Sänger!"

„„Seht, ſeht, jetzt taucht er auf!""

„Das Weiße dort?"

„„Das Waſſer hebt ſie wieder; das iſt ihr Kleid!""

„Jetzt faßt er ſie am Nacken!"

„„Nun iſt's gewonnen!""

„Ein herrlicher Schwimmer!"

„„Mit der linken Hand zieht er ſie auf ſeinen Rücken, und mit der rechten Hand und Schulter ſteuert er gewaltigen Zuges dem Ufer zu!““

„Dort iſt's zu ſteil, er kommt nicht hinauf! Eilt, rennt, helft!“

„„Er ſinkt zurück; barmherziger Gott, er iſt verloren!““

„Noch nicht! Er ſchwimmt weiter hinab!“

„„Jetzt, — jetzt, — Viktoria! Es iſt gelungen!““

Gleich einem reißenden Sturzbache, der, von eingeſunkenen Steinwänden geſtaucht, urplötzlich von den Hochalpen in Thalgründe herunterbrauſet, wälzte ſich der hochaufjubelnde Menſchenſtrom von der Brücke weg, um eiligen Laufes die Gerettete und ihren Retter in der Nähe zu ſchauen.

Der kühne Jüngling kniete zur Seite der todtbleichen Eugenie, mit Todesangſt einen Pulsſchlag des Herzens, eine Regung der Augenlieder, einen leiſen Athemzug erlauſchend; doch das Leben ſchien von der entſeelten Hülle dieſes Engels gewichen.

Mit dem ſtarren Blicke der Verzweiflung hob er die beiden Hände zum Himmel empor; ob, um das Erbarmen des Allbarmherzigen, oder die Rache der ewigen Vergeltung anzuflehen, konnte Niemand unterſcheiden; denn kaum gewahrte der Unglückliche die heranwogende Menge, als er Eugenien mit kluger Vorſicht auf ſeine Schulter lud, und ſchnell mit ihr, den müßigen, ſtörenden Gaſſern entrinnend, in eine menſchenleere Seitenſtraße verſchwand.

Eugenie zählte dreizehn Jahre, als ihr Vater, Verwalter auf einer der reichen Beſitzungen des Fürſten C*, aus unbeſiegbarer Sehnſucht nach der angebeteten Gattin, die ihm der Tod noch im blumenreichen Frühſommer ihres

Lebens entriß, durch die Nacht des Grabes zum Lichte des Wiederſehens folgte.

Die Tochter war das treue Abbild der holden, liebenswürdigen Mutter an allen Vorzügen des Geiſtes, an allen Tugenden des Herzens. Gerade dieſer Umſtand, für manchen andern Vater der höchſte und einzige Troſt, verbitterte ſein Leben; denn jedes Lächeln ihrer Roſenlippen, ja ſelbſt jedes herzliche Wort ihrer tongleichen Stimme, mahnte ihn an ſeinen unerſetzlichen Verluſt, und ſchürte die verzehrende Flamme des heimlich nagenden Grames.

Es gibt Menſchen, die nach dem Verluſte eines geliebten Weſens kein größeres Glück mehr kennen, als das Zimmer zu bewohnen, wo es lebte, litt und ſtarb; ſich mit den Kleidern und Geräthen zu umgeben, die es andern vorzog; aus dem Lieblingsglaſe zu trinken, aus dem es lebend trank, und gleichſam alle jene Neigungen fortzuſetzen, denen es mit dem letzten Athemzuge entſagen mußte. Sie nähren ſo den quälenden Schmerz mit jammervollen Erinnerungen; ſie tränken ihn mit blutigen Thränen, den herzzerreißenden ſchreienden Säugling ihrer Verzweiflung, bis die allmächtige Zeit die Spitzen ſeiner Stacheln bricht und in das lang genug gefolterte Herz des Ueberlebenden ſtatt des zerſtörenden Schmerzes die ſtille, tröſtende Wehmuth ſenket, die mit den unerforſchlichen Rathſchlüſſen der ewigen Vorſehung verſöhnet.

Andere fühlen ihr Gemüth zu ſchwach, die pauſenloſe Folter ſolcher Erinnerungen zu tragen; ſie fliehen des Hauſes Räume, worin der blinde, unerbittliche Tod ſein Henkermal hielt, und weinen in einſamer Waldesnacht oder auf dem mondlichtbleichen Grabhügel dem Andenken des geliebten Weſens unbelauſchte Thränen.

Während der Kriegszeiten hatte Eugeniens Vater mehr als zwanzig Male ſein Leben auf die Spitze geſtellt, um das herrliche Schloß des Fürſten vor Plünderung und Zerſtörung zu bewahren; er rettete die bedeutenden Summen der Rentenkaſſe, und gab nur einige hundert Gulden den drohenden Forderungen Preis, damit der Verdacht nicht zu den ärgſten Folgen führen konnte.

Der Fürſt erkannte dankbar dieſe ausgezeichneten Verdienſte, und beehrte den treuen Mann mit häufigen Beſuchen, namentlich im letzten Jahre ſeines Lebens, als ſeine Kräfte ſichtbar ſchwanden, und er ſelbſt oft ſchon, mit väterlicher Beſorgniß für die Zukunft ſeiner vermögenloſen Eugenie, von ſeinem nahen Tode ſprach.

In einer ſolchen kummervollen Stunde tröſtete ihn der Fürſt mit dem Ehrenworte, als ein zweiter Vater für Eugenien zu ſorgen, wenn es Gott gefiele, ihn früher oder ſpäter aus dieſem Leben abzurufen, und ſogar, für den möglichen Fall des eigenen Hinſcheidens, durch eine feſte, vollgenügende Leibrente, die Zukunft der armen Doppelwaiſe zu ſichern.

Vollkommen beruhigt durch die Verheißungen des Fürſten, ſegnete der Sterbende ſein gutes, liebes Kind, ermahnte die troſtlos weinende Eugenie, der elterlichen Lehren immer eingedenk zu bleiben und niemals die Bahn der Tugend zu verlaſſen, und verſchied ſo mit der Ruhe des reinen Gewiſſens, von ihren kindlichen Armen liebevoll umſchlungen.

Nicht die romantiſche Lage des Schloſſes mit den prächtigen Gärten und jagdreichen Wäldern, ſondern nur die ſeltene, wunderſame Anmuth des zur Jungfrau heranblühenden Kindes lockte den Fürſten ſo häufig dahin, der ſeine Beſuche, zur Abwendung des väterlichen Verdachtes, als eine verdiente Auszeichnung eines treubewährten Dieners erklärte.

Eugeniens Vater kannte zwar den Fürſten, der ſich nach der Geburt ſeines erſten Kindes von einer ſchönen und tugendhaften Gemahlin unter nichtigen Vorwänden hatte ſcheiden laſſen, weil ſie ſein zügelloſes Schwelgen mißbilligte, als einen vollendeten Wüſtling; doch einer ſo ſataniſchen Verworfenheit, die, unter dem erborgten Scheine väterlicher Fürſorge, über dem Verderben des einzigen, unſchuldigen Kindes eines redlichen Dieners brüten könne, hielt er ihn unfähig; denn es gibt ſo empörend ſchlechte Geſinnungen, daß ein beſſeres Gemüth ſchon vor dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit derſelben zurückſchaudert.

Der Fürſt fuhr mit Eugenie in die Hauptſtadt zurück und übergab ſie dort der Pflege einer alten Rathswittwe, einer edlen, tugendhaften Frau, mit der Bitte, das Gemüth und den ſittlichen Charakter des Kindes mit der äußerſten Sorgfalt auszubilden und Auge und Ohr deſſelben vor allen böſen Einwirkungen zu bewahren; ſie möge Eugenien als des Fürſten eigenes Kind betrachten.

Die ehrbare Frau erſtaunte um ſo mehr über dieſen Antrag des Fürſten, als ſie ſein ausſchweifendes Leben ſo gut kannte, wie die ganze Stadt. Sie konnte das Unbegreifliche nur für eine plötzliche Mahnung des innern Richters halten, deſſen Stimme ſelbſt dem verworfenſten Sünder mitten unter den rauſchendſten Vergnügungen in die Seele dröhnet.

Eugenie wurde anſtändig, aber einfach gekleidet; ſie erhielt Lehrer in allen Fächern, welche zur vollendeten Erziehung einer Dame von hohem Stande gehören: in fremden Sprachen, im Zeichnen und Malen, in Muſik und Geſang, im Tanzen, neben wiſſenſchaftlicher Ausbildung, inſoweit dieſe für das weibliche Geſchlecht genügt, und ohne die nöthigen Kenntniſſe der Hauswirthſchaft zu vernachläſſigen.

Der Fürſt bezahlte Eugeniens Pflegemutter wahrhaft fürſtlich, und benützte jede ſchickliche Gelegenheit, durch reiche Geſchenke ihr ſeine Zufriedenheit zu bezeugen. Er miethete für Beide eine Loge im Hoftheater; ſie durften jedoch nur ſolche Vorſtellungen beſuchen, welche der Sittenreinheit in keiner Beziehung nachtheilig waren; die Einladung zum Beſuche der Bühne mußte daher ſtets vom Fürſten ausgehen.

Im Hauſe und unter dem Schutze dieſer würdigen Frau war Eugeniens guter Ruf ſelbſt gegen jeden Schatten von Argwohn geſichert; darum beſuchte ſie auch der Fürſt nicht in düſteren Abendſtunden, ſondern bei hellem Tage, prüfte ihre Fortſchritte, und ſchloß ſeine Beſuche immer mit ſalbungsvollen Ermahnungen zur Tugend.

In frühern Jahren hatte der Fürſt eine bis zur Hungersnoth ſteigende Höhe der Getreidepreiſe durch ungeheure Aufkäufe, die er durch Zwiſchenperſonen vollziehen ließ, zum ſchändlichſten Wucher benützt, was nicht lange ein Geheimniß geblieben war, und die ganze Hauptſtadt ſo ſehr gegen ihn erbitterte, daß er ſich aus dem Lande flüchten mußte, um ſein vielfach bedrohtes Leben zu retten.

Der Haß verjährt ſich nicht; darum äußerten Viele, welchen die Rathswittwe die väterliche Sorge des Fürſten für Eugenien erzählte, daß nicht bloß, und vielleicht gerade am wenigſten, die Dankbarkeit für treugeleiſtete Dienſte, ſondern die Angſt der Seele ihn hiezu beſtimmt habe, in der Hoffnung, den Himmel mit jener fluchwürdigen Handlung auszuſöhnen; Niemand hegte eine böſe Vermuthung anderer Art.

Doch in der unmittelbaren Umgebung des Fürſten lebte Einer, der jede Falte im Herzen ſeines Gebieters zu genau kannte, um ſich durch den Schein einer ſo plötzlichen und auffallenden Sinnesänderung täuſchen zu laſſen, der erſte

Kammerdiener und einzige Vertraute des Fürſten, ſein feiles Werkzeug zu jeder Frevelthat, der in Laſtern ergraute Böſewicht Martin.

Er fühlte ſich dadurch zurückgeſetzt und gereizt, daß der Fürſt, und zwar zum erſten Male, ſeitdem ihm Martin diente, alle Verfügungen wegen Eugenien getroffen hatte, ohne ihn auch nur um Rath zu fragen, oder in das Geheimniß der räthſelhaften Abſicht zu ziehen. Wie ſehr ſich der Alte auch den Kopf zerbrach, ſo vermochte er doch den ſcheinbaren Widerſpruch nicht zu löſen, daß der Fürſt ein Mädchen zur Tugend erziehen laſſe, das er doch zweifellos zum Laſter, zum Opfer ſeiner ſchnöden Lüſte beſtimmt habe.

Als Mitwiſſender und Mitſchuldiger ſeines Gebieters konnte Martin zwar füglich eine unmittelbare Frage an den Fürſten ſtellen; allein er wußte ſehr wohl, daß er in dieſem Falle die Wahrheit nicht erfahren würde; nur auf Umwegen war es möglich, ihm ein aufrichtiges Geſtändniß zu entlocken, wozu ſich eines Morgens die längſt erſehnte Gelegenheit darbot.

„Nun, Martin, was ſpricht die Stadt wieder Neues von mir?"

„„Daß Eure Durchlaucht nächſtens heilig geſprochen werden.""

„Wie ſo? Warum?"

„„Weil Sie ſich bekehrt haben und für die Tugend auf eigene Koſten Rekruten werben.""

„Ah, Eugenie!"

„„Es iſt nicht möglich, den Leuten Recht zu thun; ſie geben der beſten Abſicht einen ſchlechten Boden.""

„Thu' ich nicht Alles für dieſes Mädchen? Könnte man eine Prinzeſſin ſorgfältiger erziehen?"

„„Darüber haben die galanten Herren ſchon einen eigenen Witz gemacht.""

„Welchen?“

„„Sie ſagen: der Fürſt präparirt ſie, wie man einen Auerhahn in Burgunder legt, damit er beſſer ſchmecke.““

„In der That, dieſe Herren ſind mir dicht auf der Spur. Und was hältſt du davon?“

„„Im Grunde gar nichts; denn ich denke mir, mein gnädigſter Fürſt iſt ein kluger und weiſer Herr und thut nichts, ohne zu wiſſen, warum; und wenn es der alte treue Martin zu wiſſen brauchte, ſo hätt' es ihm die Durchlaucht ſchon anvertraut.““

„Deine Beſcheidenheit gefällt mir, Martin, und deßwegen will ich dich auch in das Geheimniß einweihen. Der feilen Waare bin ich bis zum Ekel ſatt; ich will jetzt eine lilienreine Unſchuld, eine makelloſe Tugend, in den von der heuchleriſchen Welt ſogenannten Schlamm des Laſters tauchen, damit es ſich zeige, wer mächtiger ſey, ſeine Getreuen zu beſchützen: der Himmel oder die Hölle.“

Ein triumphirend höhniſches Lächeln zuckte über die Lippen des grauen Teufels wie ein Schlagſchatten der Verdammniß hin.

Vier Jahre ſpäter wanderte der Italiener Alberto, auf dem Rücken ein leichtes, elegantes Ränzchen, an einem breiten ſeidenen Bande, das von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte reichte, eine tonreiche Neapolitaner-Guitarre tragend, den Thoren der Hauptſtadt zu, bisweilen in die Saiten greifend, und mit heiteren, ſüdlichen Liedern den Weg kürzend.

Schon war er einer romantiſchen Halbinſel nahe, worin die ſchöne Welt der Hauptſtadt abwechſelnd vom Morgen bis in die ſpäte Nacht ihre Ergötzungen zu ſuchen pflegt, als er einen jammervollen Hülferuf vernahm und einen Schwarm von Menſchen gewahrte, die an das Ufer eilten, und rathlos in die Wellen gaffend die Hände rangen.

Alberto beflügelte ſeine Schritte, und erblickte kaum einen holden, blondlockigen Knaben, den die Wogen ſtromabwärts ſchaukelten, als er raſch das Ränzchen und die Guitarre am Strande niederlegte und zur Rettung des Kindes in die Fluthen ſprang. In wenigen Minuten brachte er den Knaben an das Land, den ſchon der erſte Verſuch ärztlicher Hülfe, die in einem Zelte auf der Inſel immer zur Hand war, neubelebte.

Eben wollte Alberto, da der Knabe gerettet die Augen öffnete, ſich den allgemeinen Lobpreiſungen ſeines menſchenfreundlichen Muthes entziehen, als die glückliche Mutter des Kindes, eine ſehr ſchöne Dame, dem Anſcheine nach von vornehmer Geburt, auf ihre Kammerfrau geſtützt, noch vor Angſt bebend, aber mit den Perlen der Freude in den Augen, dem Retter nahte, und mit der innigſten Rührung dem edlen Jünglinge dankte.

Sie hatte bereits ihre Goldbörſe gezogen, um ſie ihm heimlich in die Hand zu drücken, als ſie an ſeiner Bruſt ein engliſches Ritterkreuz gewahrte und nun nicht ohne Verlegenheit die Spende unbemerkt wieder zu verbergen ſuchte.

Alberto lehnte ſelbſt den Dank ab, der nur Gott gebühre, ohne deſſen Beiſtand die Rettung nicht gelungen wäre; doch bat er um die Gunſt, als reiſender Maler der hohen Dame in einigen Tagen ſich vorſtellen zu dürfen.

Dieſe Dame war die geſchiedene Gemahlin des Fürſten, der gerettete Knabe ihr einziges Kind.

Sie empfing ihn mit der größten Artigkeit, und bewilligte ihm gerne die Bitte, ihr Bildniß in Lebensgröße, wie ſie den fünfjährigen Knaben an der Hand führt, für die nächſte Kunſtausſtellung malen zu dürfen, indem er, die Hauptſtadt für immer zu ſeinem Aufenthalte wählend, dadurch ſein Glück zu begründen hoffe. Endlich ſtand dieß Werk, in meiſterhafter Vollendung hingezaubert, vor den ſtreng prüfenden Augen aller zahlreichen Kenner und Kunſtfreunde und blieb monatelang — etwas Unerhörtes in einer großen Hauptſtadt — das einzige Geſpräch in allen gebildeten Zirkeln. Die Beſtellungen nahmen kein Ende; die Bildniſſe aller Glieder der regierenden Familie waren bald neue, ruhmvolle Zeugen ſeiner ſchöpferiſchen Kunſt, die, ſelbſt in magiſcher Verſchönerung der Natur, der Eitelkeit ſchmeichelnd, dennoch keinen Zug angeborner Aehnlichkeit aufgab.

Wie ſehr auch die Fürſtin bemüht war, ihm den Ehrenſold für ihr Bildniß aufzubringen, ſo verweigerte er doch ſtandhaft die Annahme, und nur aus Beſorgniß, ſie zu kränken, bat er um einen einfachen Rubinring an ihrer Hand, zur ewigen Erinnerung an die Gründerin ſeines Glückes.

Mit einem geheimnißvoll ſchmerzlichen Lächeln zog die Fürſtin den Ring von ihrer Hand und gab ihn dem Künſtler.

Alberto wor in Florenz geboren; ſeine Eltern gehörten zu den einflußreichſten Familien in der Stadt; ihrem einzigen Sohne ließen ſie Unterricht in allen Fächern ertheilen, wozu er Luſt zeigte. Malerei und Geſang waren ſeine Lieblingsgegenſtände, worin er ſo außerordentliche Fortſchritte machte, daß ſein Ruf bald durch ganz Italien drang. Er ſtudirte zugleich mit dem größten Eifer, um ſich zum Seedienſte vorzubereiten, ging nach London, beſuchte täglich die Schiffswerften, und überreichte nach wenigen Monaten dem Könige eine Denkſchrift über zweckdienliche Verbeſſerungen an den Kriegsſchiffen, die von der Admiralität geprüft, gebilligt und wirklich benützt wurden.

Der König ernannte ihn zur Belohnung zum Schiffslieutenant, und als ſolcher verdiente er in der berühmten Seeſchlacht im Hafen von Navarin, am 20. October 1827, auf dem Linienſchiffe Aſia, an der Seite des Admirals Cobrington, durch Unerſchrockenheit und Wunder der Tapferkeit jenes Ritterkreuz, das ſeine Bruſt ſchmückte, nahm jedoch ſpäterhin ſeine Entlaſſung mit dem Charakter eines Seekapitains, kehrte zu ſeinen Eltern zurück, um in den glücklichen Gefilden ſeiner Heimath wieder den Künſten zu leben, zu denen ſein Genius ihn allmächtig hinzog, und beſchloß, als nach drei Jahren der Tod ihm in kurzen Zwiſchenräumen Vater und Mutter raubte, fortan in jener kunſtſinnigen Hauptſtadt zu leben, deren Weichbild ihn ſchon bei ſeiner Ankunft mit einem Abenteuer begrüßt hatte, wodurch er dem Volke zuerſt als ein muthiger nnd trefflicher Schwimmer bekannt wurde.

Es gehörte bald zum guten Tone, daß Alberto bei den Abendgeſellſchaften in den Salons der Vornehmen oder der Gebieter über Tonnen Goldes nicht fehlen durfte; dort ſchlug ſo manches Damenherz heimlich für den ſchönen Jüngling, der alle Talente eines liebenswürdigen Geſellſchafters in ſich vereinigte.

Noch war ihm die Liebe fremd geblieben; mit ſeiner ſchwärmeriſchen Phantaſie umfaßte er das Traumbild eines Ideals weiblicher Vollkommenheit ſo innig-glühend, daß die gezierten Marionettenpuppen der großen Welt mit dem Schaugepränge erkünſtelter Gefühle und geſchraubter Worte ſein Herz nicht rühren konnten.

Dieſen Adel des Gemüthes vermochten die Damen nicht zu faſſen; ſie ſuchten das Räthſel ganz einfach durch den Argwohn zu löſen, daß irgend eine andere Königin in ſeinem Herzen ungetheilt ſeine Gefühle beherrſche.

Das Ritterkreuz an ſeiner Bruſt hatte Alberto nur auf ſeiner Wanderung zu Fuß getragen, um ſich ein achtendes Begegnen von Seite derjenigen zu ſichern, die den Mann nach ſeinem Rocke zu behandeln gewohnt ſind; am Tage nach ſeiner Ankunft legte er's ab, und wies ſich bei der Fremdenpolizei durch gute Päſſe als reiſender Maler und Sänger aus; Niemand kannte ſeinen eigentlichen Stand.

Der jüdiſche Hofbanquier, Freiherr von R*, der zu den großen Geldmächten Europa's gezählt wird, veranſtaltete in ſeinem Hôtel ein brillantes Concert; Paganini wollte darin ſeine Geigenwunder in Gold verwandeln. Der reiche Freiherr aus Iſraels Stamme hatte vom Fürſten die Zuſage erhalten, daß Eugenie dabei mitwirken und als erſte öffentliche Probe ihrer im Geſang erreichten Kunſtſtufe eine Arie und in einem Duette mit dem erſten Tenor der Hofoper ſingen dürfe. Gegen tauſend Einladungskarten wnrden zu dieſem Concerte ausgegeben, und dabei, wie man ſich denken kann, Alberto nicht vergeſſen.

Paganini, der Dämon der Violine, riß die ganze Verſammlung zur Bewunderung hin; ein anderer Erfolg war von dem Spiele dieſes unſterblichen Meiſters nicht zu erwarten; aber daß nach einem ſolchen Vorgenuſſe die Zuhörer von Eugeniens Arie, mit wunderſchöner, ſeelenvoller Stimme vorgetragen, zu einem donnernden Beifallsſturm begeiſtert werden konnten, war unſtreitig die ehrenvollſte Anerkennung ihres großen Talents. Sie mußte die Arie wiederholen.

Eugenie war an Paganini's Hand durch eine Seitenthüre auf das mit einem zierlichen Geländer umgebene Orcheſter getreten, einem Seraph ähnlich, der vom Himmel zur Erde ſchwebet, um den Menſchen die Worte des ewigen Heiles zu verkünden. Ein einfaches weißes Kleid, bis zum ſchlanken Halſe reichend, umfloß das ſchöne Ebenmaß der Glieder, und die üppige Fülle der blonden Haare ſchmückte ein beſcheidenes Diadem von zarten Roſenknoſpen, hinter welchen ſich der loſe Amor verſchanzt hatte, um ſeinen ſchärfſten Pfeil bequem und ſicher in das Herz Alberto's entſenden zu können, und wahrlich, es war ein Meiſterſchuß!

Das Geheimniß iſt die feſte Burg der Liebe! Zu viele Damenaugen bewachten die Blicke und Worte Alberto's, als daß er irgend eine Frage über den Namen und Stand der bezauberten Sängerin hätte wagen mögen, um ja keine Blöße zu geben. Dem klugen Italiener genügte das ſcheinbar theilnahmloſe Horchen; er hörte aus den Geſprächen ſeiner nächſten Umgebung, was er zu wiſſen wünſchte. Zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung des Concertes unterhielt ſich Alberto mit ſeinem Landsmanne Paganini, der ihm ſein größtes Bedauern ausdrückte, daß der erſte Tenor ſo eben eine plötzliche Heiſerkeit habe melden laſſen, die ihn zu erſcheinen hindere, wodurch nun die erlauchte Geſellſchaft des Vergnügens beraubt werde, die bewundernswürdige Sängerin Eugenie in dem herrlichſten Duett des Maeſtro Roſſini zu hören. Er ſchloß mit den Worten: „Es ſcheint, die deutſchen Kehlen ſchreien zu viel, ſonſt könnten ſie unmöglich immer heißer ſeyn.“

Paganini glaubte, Alberto ſcherze, als er ſich erbot, die Partie des Tenors zu übernehmen; auf die Betheuerung des vollen Ernſtes zog er ihn freudig mit ſich fort in das Gemach des Kapellmeiſters, wo die ausübenden Künſtler verſammelt waren, und ſtellte ihn Eugenien als Erſatzmann des Ausgebliebenen vor.

Arme Eugenie! Amors zweiter Pfeil traf dich!

Eine raſche, oberflächliche Probe, wobei jedoch der umſichtige Sänger die Kraft und den Wohllaut ſeiner Stimme nicht entwickelte, ſchien zu genügen.

Der Kapellmeiſter eröffnete den Zuhörern, daß ſtatt des unpäßlichen erſten Tenors im nächſten Duett von Roſſini

Herr Alberto zu ſingen die Ehre haben werde und ſich der gütigen Nachſicht empfehle.

Das Erſtaunen über dieſe völlig unerwartete Neuigkeit lähmte die Hände, deren Applaus in ähnlichen Fällen unmittelbar einer ſolchen Ankündigung zu folgen pflegt. Man wußte zwar, daß Alberto Maler und Sänger ſei, hielt jedoch das Wort „Sänger“ für gleichbedeutend mit „Dichter.“ Die Erwartung wurde durch die Neugierde, nicht durch das Vertrauen auf ſeine Kunſt, auf's Höchſte geſpannt, jedoch bei weitem übertroffen; denn Paganini umarmte den Sänger am Schluſſe des Duettes, und pries ihn laut als den erſten Tenor von Europa. Minutenlang rauſchte der ungeſtüme Jubel des allgemeinen Beifalles fort, der ſich beinahe mit einer Wiederholung des Duettes nicht begnügt hätte.

Daß bei dieſem Geſange eine geheime Zauberei walte, wußte außer dem ſchönen Pärchen Niemand. Amor ſaß in doppelter Geſtalt auf den Lippen Beider, und ſang mit ſeinen roſigen Götterlippen jene klangvollen Nachtigallentöne, welche die Zuhörer mit Entzücken berauſchten, während ſie für den Sänger und die Sängerin in zahlloſe, tief verwundende Liebespfeile ſich verwandelten.

Den Fürſten C* hatte der ſeltſame Zufall, welcher Alberto an dieſem Abende in Eugeniens Nähe führte, mit banger Unruhe erfüllt; denn wie leicht konnte der holde Engel die erſten Regungen der Liebe im Herzen für einen männlich ſchönen Jüngling empfinden, der an allen Vorzügen des Geiſtes und der Natur ſo überreich war, daß er unter den Auserleſenſten noch wie eine Sonne zwiſchen ihren Planeten ſtand! Die Gefahr für den Fürſten war nahe und dringend. Er beſchloß, vor der Hand den Italiener ſtreng zu beobachten und beobachten zu laſſen. Das Concert ſchloß mit einem brillanten Souper; der Fürſt wußte es ſo einzuleiten, daß Alberto zwiſchen Eugenien und deren Pflegemutter ſeinen Platz erhielt; ihnen gegenüber, jedoch weiter aufwärts, ſaß der Fürſt, deſſen treuer Genoß bei allen ſchlechten Streichen, ein Edelmann von etwa 36 Jahren, der in der Hauptſtadt von ſeinen Renten lebte, und als ein berüchtigter Streitſucher und Raufbold bekannt war, dem Maler dicht gegenüber, auf eine rohe Manier ſich lagerte.

Dieſen hatte der Fürſt beauftragt, durch allerlei ſpitzige Reden den Maler zu einem unſchicklichen Benehmen zu reizen, damit dieſer nicht bloß vor allen Gäſten, ſondern auch vor Eugenien in einem ungünſtigen Lichte erſcheine, in deren Charakter ein Abſcheu vor jeder Gemeinheit des Betragens lag.

Noch weit ſorgfältiger als der Fürſt, bewachten nun jeden Blick, jedes Wort Alberto's die Damen in ſeiner nächſten Umgebung; allein der ſchlaue Italiener durchſchaute ihre Pläne; er ſprach kein leiſes Wort mit Eugenie, um nicht Verdacht zu erregen; ihr Geſpräch betraf Muſik und Malerei; im Gegentheile ſchien er weit aufmerkſamer und verbindlicher in allen ſeinen Aeußerungen und Antworten, wenn er mit irgend einer andern von ſeinen hübſchen Nachbarinnen ſprach.

Am meiſten aber unterhielt er ſich mit der Pflegemutter, da er wohl einſah, er müſſe vor Allem dieſe zu gewinnen ſuchen, wenn der Bau ſeiner Hoffnungen einen feſten Grund erhalten ſollte. Er kannte die Natur der weiblichen Herzen und wußte ſehr wohl, daß in jungen wie in alten die liebe Eitelkeit niſte. Er ſagte ihr, daß er ſich von kindlicher Liebe zu ihr hingezogen fühle, indem er in ihren Zügen eine wunderſame Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter finde, die noch im letzten Jahre ihres Lebens für die ſchönſte Matrone in ganz Florenz gegolten habe. Später bat er ſie um die Erlaubniß, ſie malen zu dürfen; das Original würde dann ihr Eigenthum bleiben, und er die Copie als eine tröſtende Erinnerung an ſeine ſelige Mutter, einſt der Segen und die Wonne ſeines Lebens, mit heiliger Sorgfalt aufbewahren.

Die Alte war von dieſen treuherzigen Reden tief gerührt und fühlte ſich von der feinen Anſpielung auf ihre Schönheit nicht wenig geſchmeichelt. Gemalt zu werden und überdieß von ſolcher Meiſterhand, erſchien ihr als das glücklichſte Ereigniß in den Spätjahren ihres Lebens. Mit dem größten Vergnügen gewährte ſie ihm dieſe Bitte, und ſomit den Zutritt in ihr Haus.

Der Edelmann, ein Herr von Rank, hatte ſich inzwiſchen bemüht, die Damen und Herren in ſeiner Nähe mit alltäglichen, ſtehenden Tafelſpäßen und ſchlechtem Witze zu unterhalten, wobei er es an Sticheleien auf den Italiener nicht fehlen ließ, der jedoch, während ihm kein Wort entging, nur mit der Alten beſchäftigt zu ſeyn ſchien.

Zornesglut malte mit flüchtiger Röthe die bleichen hohlen Wangen des Fürſten, als dieſer den wohlbekannten Rubinring ſeiner Gemahlin an der Hand des Italieners erblickte. Hinter den Stühlen der Gäſte, die zwiſchen ihm und Rank ſaßen, flüſterte er dieſem ſeine Bemerkung zu.

Der Streitſucher ärgerte ſich gewaltig, daß ihm Alberto kein Gehör ſchenkte. Endlich benützte er eine Pauſe im Geſpräche des Italieners, wendete ſich an Eugenien und ſagte:

„Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß der engliſche Geſandte übermorgen, zur Feier des Geburtstages ſeines Monarchen, einen großen Feſtball gibt; Sie werden ihn wahrſcheinlich mit Ihrer Gegenwart ſchmücken?“

„„Das hängt nicht von mir ab!““

„Dürfte ich Sie wohl um die Ehre des erſten Walzers bitten, im Falle Sie doch dabei erſcheinen?"

„„Die Polonnaiſe und der erſte Walzer ſind für den Fall meines Kommens bereits vergeben; ich bedaure daher, auf die Ehre Ihres gütigen Antrages verzichten zu müſſen.""

„Donnerwetter, das geb' ich nicht zu! Wer iſt der Glückliche? Er muß ſich auf Piſtolen mit mir ſchlagen?"

„„Wann iſt's gefällig?"" fragte ihn Alberto mit lächelnder Miene, aber mit dem durchbohrenden Blitze ſeiner großen ſchwarzen Augen; „„ich bin dieſer Glückliche!""

Eugenie erbebte bei dieſen entſchiedenen Worten des Italieners; er war ihrem Herzen ſchon ſo theuer, daß ihr ſein Leben ſo viel galt, wie ihr eigenes.

„Sie? Hm! Das iſt ja nicht möglich!"

„„Warum?""

„Auf jenem Feſtballe dürfen die Herren nur in Uniformen tanzen."

„„Ach, vielleicht macht der Lord doch einige Ausnahmen; wo nicht, ſo wird ja wohl irgend eine Uniform aufzutreiben ſeyn; es laufen deren auf der Welt genug herum, die anderswo beſſer hängen würden, als am Leibe ihrer Träger.""

Rank war in die Uniform eines Landſaſſen gekleidet; Alberto's Bemerkung hatte ihn tief verletzt; während Manche ſchadenfroh über den Zankſüchtigen lachten, brütete dieſer ſchweigend über Racheplänen; dem Poltrone war es klar geworden, daß er an Alberto ſeinen Mann gefunden habe.

Am frühen Morgen des Feſtballes luſtwandelte, oder vielmehr leidwandelte Eugenie ſchon zwiſchen den ſelbſtgepflegten Blumenbeeten des niedlichen Hausgärtchens; denn ihr Herzchen war voll banger Beſorgniß, ob wohl Alberto auf dem Balle erſcheinen werde. Die Uniform machte ihr unendlich bange; auch war er am vorigen Tage nicht zum Beſuche gekommen, wie es doch die Schicklichkeit gebot, um nach ihrem Befinden ſich zu erkundigen.

Bisweilen blieb ſie ſinnend ſtehen, ſchüttelte zweifelnd das Köpfchen und ſeufzte: „Mein Gott, es wird ihm doch Jemand eine Uniform leihen! Es wäre ſchrecklich, wenn er keine bekäme! Ja, ja, ich bin ihm recht gut, dem Alberto; wenn ich nur wüßte, ob er mir auch gut wäre. Nun, das kann ich gleich erfahren!“

Sie pflückte ein Blümchen, und zupfte die geränderten Zaden mit den Wechſelworten: Er iſt mir gut, er iſt mir nicht gut; er iſt mir gut, er iſt mir nicht gut, u. ſ. w. „Er iſt mir gut, er iſt mir gut!“ rief ſie fröhlich aus, als die letzte Zacke des Blümchens ihr dieſe frohe Weiſſagung brachte. Nun fragte ſie ein anderes Blümchen, ob ihm auch Jemand eine Uniform leihen werde; denn an dieſer Uniform hing doch immer ihr ganzes Ballglück.

Sie begann: Jemand leiht ihm eine Uniform, Niemand leiht ihm eine Uniform; Jemand leiht ihm eine Uniform, Niemand leiht ihm eine Uniform; u. ſ. w. O weh! Die letzte Zacke flüſterte dem bekümmerten Engel zu: „Niemand leiht ihm eine Uniform!“

Da neigte ſie freilich ihr Carlo-Dolce-Köpfchen zum Tode betrübt; aber ihr Herzchen tröſtete ſie mit der Hoffnung, daß er gewiß ſein Möglichſtes thun werde, eine Uniform zu bekommen.

Die Beſchäftigung mit dem Ballkleide gewährte ihr eine wohlthätige Zerſtreuung; der Tag zog mit ungewöhnlicher

Eile vorüber, und ſchon ſtand ſie in einem geſchmackvollen, jedoch einfachen und beſcheidenen Gewande, ohne einen andern Schmuck, als ihre angeborene Schönheit, vor der freundlich lächelnden Pflegemutter, als der Wagen vor dem Hauſe hielt, der Beide in das Hôtel des engliſchen Geſandten brachte.

Im reichbeleuchteten Empfangs-Salon, wohin die breite Marmortreppe führte, die mit perſiſchen Teppichen belegt und zwiſchen antiken Candelabern mit mehr als zweitauſend auserleſenen Blumen in japaniſchen Porzellanvaſen terraſſenförmig geziert war, funkelten bereits zahlloſe Brillanten in Diademen, Ohren- und Halsgehängen, Gürteln und Armbändern, und die neueſten Pariſermoden wurden in den koſtbarſten Kleidern zur Schau getragen.

Eugenie fühlte ſich bei ihrem Eintritte durch dieſe Pracht weder beſtürzt, noch gedemüthigt; ihr genügſamer Sinn legte auf dieſe Dinge keinen Werth; ſie hatte nicht nöthig, Reize zu erkünſteln, zu erhöhen, oder Gebrechen durch Glanz den Augen zu entziehen; die Natur ſchien mit mütterlicher Liebe die reiche Schatzkammer ihrer Segnungen an ſie verſchwendet zu haben; die Kunſt konnte ihr nichts mehr ſchenken.

Gleich der beſcheidenen ſüßduftenden Roſe, die unter den Prachtblumen aller Zonen dennoch immer die Königin bleibt, trat auch Eugenie als Ballkönigin in den Saal, ohne es zu erwarten, oder auch nur zu ahnen, und die galanten Herren brachen mit etwas ungalanter Eile ihre Unterhaltungen mit den übrigen Damen ab, um der Alle überſtrahlenden Anmuth Eugeniens zu huldigen.

Mitten in einem dichten Ringe der Notabilitäten der Hauptſtadt, uniformirter und beſternter Herren, gleichgültig gegen das hämiſche Achſelzucken und ſpöttiſche Flüſtern der verlaſſenen Dido's wie gegen die faden Schmeicheleien der Herren, welche ſie kurz zuvor den übrigen Damen mit der nämlichen Geläufigkeit vorgeorgelt hatten, ſuchten ihre ſehnſuchtvollen Blicke vergebens den geliebten Alberto.

Herr von Rank ſchien in ihrer Seele zu leſen, indem er fragte: „Nun, mein holdes Fräulein, wie ſteht's mit dem erſten Walzer?"

„„Wie vorgeſtern, Herr von Rank!"" erwiederte Eugenie mit entſchloſſenem Tone, während ihr banges Herzchen Alberto's Angſt theilte, womit er, wie ſie meinte, ſo eben noch vergebens eine Uniform zu entlehnen ſuchen werde.

Der ſchickliche Empfang ankommender Damen hatte den Kreis der Umſchwärmer Eugeniens gelichtet; ſie ſtand in einem Erker, den Rücken gegen die Thüre gewendet, im Geſpräche mit dem Fürſten E* und ihrer Pflegemutter, als ein vierſpänniger Gallawagen die breite Straße herabdonnerte, und am Thore des Hôtels hielt.

„Der Lord kommt!" hörte man Stimmen von der Treppe herauf rufen.

Die Doppelthürflügel des Salons flogen auf und zur Rechten des Lords trat ein fremder Offizier ein.

„Meine Damen und Herren," ſprach der Geſandte, „ich bitte um Vergebung, daß ich ſo lange auf mich warten ließ. Ich mußte meinen Freund hier, den ich die Ehre habe, Ihnen aufzuführen, dem Monarchen vorſtellen, den Herrn Ritter von Alberto, Seekapitain Seiner großbritanniſchen Majeſtät, welchem der Monarch in meiner Gegenwart ſo eben eigenhändig das Ritterkreuz des Verdienſt-Ordens an die Bruſt geheftet hat."

Der Name „Alberto" wirkte elektriſch auf Eugenien, zum Glücke ging in demſelben Augenblicke der Fürſt in den Vordergrund des Salons, ſonſt hätte er ſie abwechſelnd erröthen, erbleichen und wanken ſehen.

Während die Herren, erſtaunt, den Maler und Sänger ſo plötzlich in einen Ritter und engliſchen Seeoffizier verwandelt zu ſehen, mit der Verſtellungskunſt des guten Tons ihm ihre innigſte Theilnahme auszudrücken ſich beeilten, drehte Eugenie ſchüchtern ihr Lockenköpfchen um, und wäre vor ſtillem Herzensjubel faſt in die Knie geſunken, als ſie den Erſehnten in der großen Admiralitätsgalauniform eines engliſchen Sekapitains, die Bruſt mit zwei funkelnden Orden geſchmückt, erſchaute. Das Blümchen hatte ſie alſo geäfft und doch wahr geſprochen: denn Niemand lieh dem Maler eine Uniform; ſie war das Kleid ſeines Standes.

Aber bald wich dieſe innige Luſt am Anblicke des Jünglings, der wie ein Halbgott aus der griechiſchen Vorwelt unter den geſchnürten Halbmännern hervorragte, ganz andern Beſorgniſſen.

„Wozu dieſe äußere Pracht,“ ſeufzte Eugenie, „die ihn weit über meinen Stand erhebt? Ich liebte ihn, da er als Maler und Sänger ſo ziemlich meines Gleichen war, und ſein Stand, ſeine Orden und ſeine Uniform werden mir ganz überflüſſig erſcheinen, ſobald der Feſtball zu Ende iſt. Zwar; wer ſagt mir denn, daß er mich auch nur als Maler oder Sänger geliebt hätte? Das iſt ein thörichter Wahn von mir, weiter gar nichts. Gab er mir bisher auch nur einziges Zeichen, daß ich ihm nicht gleichgültig ſey? Von Liebe will ich gar nicht ſprechen. Sicher denkt er gar nicht daran, daß ich ihm ſo gut, ſo herzlich gut bin, ſonſt würde er ſchon längſt geſagt haben: „Eugenie, wiſſen ſie wohl, daß ich Ihnen recht gut bin?“

„Dieß hat er aber nicht geſagt, und wird es wohl auch nicht ſagen; allein er ſagt dieß auch zu keiner Andern, iſt gegen jede gleich artig, und darin find' ich meinen einzigen Troſt. Troſt? Nein, nein, ich täuſche mich ſelbſt; das kann kein Troſt für mich ſeyn. Wer bürgt mir denn, daß er nicht ſchon eine Geliebte hat, und nur aus Treue gegen alle Damen gleichgültig iſt? Oder könnte er nicht etwa gar ſchon — —, nein, daran mag ich gar nicht denken, eine Frau — ach, da wär' ich ſehr unglücklich! Aber, bin ich denn glücklicher, wenn er nur eine Geliebte hat? Gewiß nicht! Würde ſie Alberto wohl aus Liebe zu mir aufgeben? Und thät er's auch, was müßt' ich dann von ſeinem Charakter urtheilen? Könnte daſſelbe Loos ſpäter nicht auch mich ſelbſt treffen? Verlaſſen werden, verlieren, was man liebt, o, das muß entſetzlich ſein; ich fürchte, dieſer Schmerz würde mich zum Wahnſinn treiben!“

Aus dieſen ſchwermüthigen Träumereien erwachte Eugenie bei dem erſten Takte der Polonnaiſe, als Herr von Rauk ihr ſchnell zuflüſterte: „Viel Vergnügen, Fräulein, der Herr Ritter von Alberto wird Ihnen jetzt gleich die Hand reichen, aber — nur zum Tanze; ich hab' ihm das Geheimniß abgelauſcht, daß er das Herz der ſchönen Fürſtin E* erobert hat; er trägt einen Rubinring an ſeiner Hand, die erſte Spende ihrer Liebe; necken Sie ihn doch!“

Dieſe Lüge ſtürzte Eugenie aus allen ihren Himmeln; der Anker ihrer heiligſten Hoffnung war nun zertrümmert; das Leben ſchien ihr farb- und tonlos; ſie erbleichte und zitterte, und als ihr Alberto den Arm reichte, um ſich an die Uebrigen anzuſchließen, glich ſie einer ſterbenden Lilie.

Alberto bemerkte ihren auffallenden Zuſtand, ohne die Urſache zu durchſchauen; er glaubte, die ganze, ſeltene, feſtliche Umgebung, vielleicht auch ſeine eigene überraſchende Umwandlung, habe mit ungewöhnlicher Aufreizung der Phantaſie auf Eugeniens Nerven eingewirkt.

Das ſchöne Paar wurde von allen Ballgäſten bewundert, von den Meiſten beneidet. Alberto war zärtlicher als jemals, oft ſogar herzlich; dieß konnte keinen Verdacht erregen, da die Galanterie jedem Tänzer gebietet, mit ſeiner Dame ſo anſtändig-artig zu ſeyn, als es nur immer möglich iſt.

Nach und nach kehrte wieder Ruhe in Eugeniens erſchüttertes Herz zurück; Rank ſchien ihr nicht der Mann, der es gut mit ihr und Alberto meine und unbedingten Glauben verdiene; ſie tröſtete ſich mit dem Plänchen, bei nächſter günſtiger Gelegenheit ihm das Geheimniß des Rubinrings zu entlocken. Man hofft, was man wünſcht, und man glaubt ſo gerne, was man hofft. Das iſt allen Menſchen eigen, beſonders den Damen, deren leicht erregbare Stimmung ſie mit der Eile der Gedanken zu den entgegengeſetzten Polen der Luſt und des Leides, des Hoffens und Verzagens, des Jubels, und der Verzweiflung trägt. Brittiſcher Hochmuth hatte dieſen Feſtball mit mehr als kaiſerlicher Pracht ausgeſchmückt: was die geheimnißvolle Tiefe des Meeres an an köſtlichen Tafelgenüſſen verſchließt, wurde von den Ufern deſſelben mit Courierpferde geholt und zu den Capweinen geſellt; manche Frucht eines andern Welttheiles, in Treibhäuſern mit unendlicher Pflege der widerſtrebenden Natur abgekünſtelt, mit Gold aufgewogen, um in allen Beziehungen die Macht des Meerebeherrſchers würdevoll zu repräſentiren.

Die vornehme Welt iſt in der angenehmen Lage, bei ſolchen Gelegenheiten heiter ſcheinen zu können, ohne es zu ſeyn; ſie hat ihre Gefühle, wie ihre Worte am Schnürchen; der herzliche Frohſinn anderer Menſchen, die nicht zum guten Ton gehören, bleibt ihr ewig fremd. Auch dieſer Feſtball wäre wie jede andere Ceremonie vorübergegangen, wenn nicht ein Ereigniß von ganz eigenthümlicher Neuheit hinſichtlich der Löſung des Knotens der Converſation ein ungewöhnlich lebhaftes Colorit verliehen hätte.

Eben ſollte eine Galoppade beginnen; da trafen Alberto und Rank bei einer und derſelben Dame zuſammen, welche ſie in der Zerſtreuung Beiden zugeſagt hatte; möglich, daß es auf Anſtiften Ranks, der Streitſuchers, abſichtlich, geſchah, und daß die Dame aus Eitelkeit oder irgend einer andern Triebfeder hiezu ſich gebrauchen ließ. Die Dame bat in den artigſten Ausdrücken wiederholt um Vergebung für dieſes Verſehen, mit dem Bemerken, daß ſie zur einfachen Entſcheidung dieſes Falles, und zugleich zur Sühne ihrer Zerſtreuung, dieſer Galoppade völlig entſage; dagegen proteſtirte jedoch Rank, und äußerte, er würde in keinem Falle auf einen ſolchen Hochgenuß verzichten, den er unter allen Verhältniſſen mit ſeinem Leben zu erkaufen bereit wäre.

Alberto fühlte, was in dieſen Worten lag; nicht ohne Selbſtbeherrſchung drängte er eine paſſende Antwort zurück, die vielleicht augenblicklich zu einer ernſten Erklärung geführt hätte; er begnügte ſich, wenn die Dame nicht vorzöge, ſelbſt zu wählen, die Entſcheidung durch das Loos vorzuſchlagen.

Viele Ballgäſte in der Nähe, Zeugen des kleinen Tanzrechtsfalles ohne Richter, gruppirten ſich um die Parteien; der Geſandte kam dazu, vernahm, was geſchah, und ſagte, zum Scherze einlenkend: „Eine ſo wichtige Sache darf nicht auf gewöhnliche Weiſe entſchieden werden: dieß muß nach alter Ritterſitte durch ein Gottesurtheil geſchehen, daher ich den Antrag ſtelle, daß es den beiden Cavalieren gefallen möge, ſich gleich auf der Stelle zu ſchlagen, und zwar mit — meinen Rappieren. Wer den erſten Stoß erhält, weicht dem Sieger und dieſer führt die Dame zur Galoppade.“

„„Das iſt charmant!““ rief Rank aus; „„wo ſind die Rappiere?““

Er galt für den beſten Fechter in der Hauptſtadt, und ſchwelgte ſchon in der ſüßen Hoffnung, den Maler-Ritter, der wohl den Pinſel beſſer als die Waffen zu führen verſtehen werde, vor der ganzen ſchönen Ballwelt zu demüthigen.

Dieſe Turnier-Converſation unterbrach das von Vielen mit Sehnſucht erwartete Vergnügen der Galoppade, dieſes Schwindſuchttanzes, wobei die Paare in toller Wuth wie bleiche Geſpenſter an offenen Gräbern hinhuſchen.

Der Geſandte ordnete das Nöthige an; rechts ſtanden die Damen, links die Herren; in der Mitte war freier Raum zum Kampfe; ganz oben ſaß in einem Armſtuhle die Dame, als Preis des Siegers, zwei Ehrencavaliere zur Seite; Sekundanten überreichten den Rittern die Rappiere.

Aengſtlich ſchlug Eugeniens Herzchen für den Ruhm ihres geliebten Alberto; ſie betete ſtill.

Rank benahm ſich mit dem Uebermuthe vermeintlicher Ueberlegenheit; er prüfte das Gewicht des Griffes, die Güte der Klinge, und ſchaute mit triumphirender Miene auf die Zuſchauer. Bei dem dritten Trompetenſtoße vom Orcheſterbalkone ſollte der Kampf beginnen.

In der Stellung eines römiſchen Gladiators eröffnete Rank den Angriff, und entwickelte alle Künſte und Vortheile eines Fechters von Profeſſion; doch Alberto ſtand faſt unbeweglich wie eine Bildſäule; er parirte meiſterhaft jeden Stoß des Gegners. Je kälter er ſchien, deſto eifriger wurde Rank; der dritte Gang war vorüber; einen Augenblick ausruhend, ſagte er, vom Aerger über den verzögerten Sieg gereizt, zu Alberto: „Nehmen Sie ſich zuſammen, mein lieber Freund; ich will's jetzt kurz mit Ihnen machen!“

„„Das müſſen Sie aber ſchon gleich thun, mein lieber

Feind,"" erwiederte mit ſchalkhaftem Lächeln Alberto, während der Zorn in ſeiner Bruſt tobte, „„denn dieſer Gang iſt Ihr letzter!""

Wüthend drang nun Rank mit verbiſſenem Grimme auf ihn ein; doch mit Blitzesſchnelle ſchlug Alberto ihm das Rappier aus der Hand, daß es ihm vor die Füße hinklirrte, und führte zugleich einen ſo kräftigen Stoß mitten auf das Herz des Gegners, daß nicht nur dieſer einige Schritte zurücktaumelte, ſondern ſelbſt Alberto's Rappierklinge ſich faſt ſichelförmig umbog.

Trompeten und Pauken begrüßten den Siege, der die Dame raſch zur Galoppade führte, während der beſchämte und beſiegte Rank ſeiner kaum mehr mächtig, dem überlegenen Gegner das ſichere Verderben mit ſtillem, Gott läſternden Eide gelobte.

Halbe Tage ſtand die Rathswittwe vor dem Spiegel, um ſorgfältig ihren Anzug zu muſtern, und ihrem Geſichte die möglichſt angenehmen Züge einzuſtudiren, ſeitdem Alberto ihr Bildniß begonnen hatte. Eugenie ſaß dann immer ſeitwärts hinter dem Rücken der guten Pflegemutter, und wechſelte ſo häufig zärtliche Blicke mit ihrem Geliebten, daß dieſer nicht ſelten in Verſuchung kam, Züge aus dem holden Antlitze unter die vom Alter gefurchten ſeines Originals zu miſchen; vom Strickſtrümpfchen fiel eine Maſche nach der andern; zum Glück hörte die Alte ſie nicht fallen.

Die Präliminarien zu einem ewigen Frieden der Liebe waren zwiſchen Alberto und Eugenien ſchon auf dem Feſtballe unterzeichnet worden; Rank hatte durch die böswillige Hindeutung auf den Rubinring ſelbſt das Vermittleramt übernommen, ohne es zu ahnen; denn dieſe Frage von dem Mädchen mit bleichen Lippen, bebendem Tone, und mit dem Thaue heimlicher Kränkung in den ſchönen Augen an Alberto geſtellt, mußten natürlich zu nähern Erklärungen führen, welche unter Sang und Klang, bei Weinglut und Tanzjubel, dem Herzen und Munde am innigſten entſtrömen. In Eugeniens Gemüthe waren nun alle Zweifel gelöſet und Glück und Friede der reinſten und heiligſten Liebe und Gegenliebe eingezogen.

Der Monarch hatte durch Verleihung des Ritterkreuzes an Alberto die Kunſt am Künſtler geehrt; in den erſten Salons galt dieſe Huld für ein neues, mächtiges Empfehlungszeichen, und die vornehmſten Familien würden den ſchönen und kunſtreichen Jüngling gerne zu den Ihrigen gezählt haben. Einladungen folgten auf Einladungen, und überall fand er die unzweideutigſten Beweiſe, daß für ihn kein Körbchen geflochten würde.

Allein ſeine Wahl war entſchieden: Eugenien oder Keine! Werthloſe Herzen mögen im bunten Kramladen des Lebens ihre Wahl auf der Goldwage des Eigennutzes prüfen; die wahre Liebe kennt nur die Liebe; ſie nur, nicht das vorüberrauſchende Verliebtſeyn, beſtimme die Wahl; doch vom erwählten Liebchen laſſe ſich kein wahrhaft Liebender trennen, ſollte ſich auch die Hölle gegen ihn verſchwören: lieber ſterben als von ihr ſcheiden!

Die Pflegemutter wurde in das ſtille Geheimniß gezogen, als ihr Alberto das trefflich gelungene Bildniß zum Andenken an ſeine innigſte Verehrung übergab; die beiden Liebenden baten um ihren mütterlichen Segen, den ſie mit tiefer Rührung ertheilte.

Der Geſandte hatte Alberto lieb gewonnen; er war ſein Freund und Rathgeber in einer Hauptſtadt, in welcher die Verhältniſſe des Hofes und der einzelnen erſten Familien dem argloſen Jünglinge gewiß lange Zeit fremd geblieben wären, ſo nützlich und nöthig auch die Kenntniß derſelben erſcheint.

Alberto geſtand ihm offen ſeine Liebe; der Lord ſchilderte ihm nun den Charakter des Fürſten nach allen Beziehungen, und warnte ihn väterlich, wohl auf ſeiner Hut zu ſeyn, da ihm jede Schandthat ein Kinderſpiel ſey; wenn er Eugenien zu heirathen gedenke, ſo möge er alle nöthigen Vorſichtsmaßregeln treffen, damit der einflußreiche Fürſt außer Stand geſetzt werde, die Verbindung zu vereiteln; denn es ſei zweifellos, daß er Eugenien zum Opfer ſeiner ſchnöden Lüſte beſtimmt, und nur deßwegen bisher auf ihre Erziehung und Bildung ſo viel verwendet habe.

Die dem Italiener angeborne Eiferſucht ſchlug in lichten Flammen empor. Unter dem Vorwande, daß es in ſeinem Vaterlande bei ſchönen tugendhaften Damen allgemein Sitte ſey, einen Dolch im Buſen verborgen zu tragen, um ſich gegen jeden Angriff auf Tugend und Ehre zu vertheidigen; überredete Alberto mit leichter Mühe das liebende Mädchen, arglos lächelnd einen ſcharf geſchliffenen Dolch aus ſeiner Hand zu empfangen, um ihn fortan tief unter dem Buſentuche zu tragen.

Nun wer liebt und wieder geliebt wird, iſt glücklich zu nennen, alles Uebrige, was die Erde geben kann, iſt entbehrlich leerer Tand!

Dieſe Seligkeit fühlten die beiden Liebenden im höchſten Grade; die Weihe der Tugend erhob ſie in einen Himmel des Daſeyns. Verloren hielten ſie jede Minute zufälliger oder nothwendiger Trennung.

Genug der Thränen entquollen Eugeniens Augen, als ihr Alberto ſagte, daß er auf ſein Luſtſchloß des Menarchen reiſen müſſe, um in der Kapelle daſelbſt das Bild einer Madonna zu reſtauriren, welches bei dem jüngſten Durchzuge feindlicher Truppen von rohen Soldaten beſchädiget wurde. Die Entfernung betrage zehn Meilen; wie lang er mit dieſer Arbeit beſchäftiget ſeyn werde, könne er nicht vorausbeſtimmen, doch dürfe ſie verſichert ſeyn, daß die Liebe ſeine Kunſt beflügeln werde. Unter der Adreſſe des Geſandten würde ſie täglich einen Brief von ihm erhalten, und eine zärtliche Antwort der höchſte Troſt in ſeiner Einſamkeit ſeyn.

Als ob Alberto in den Tod ginge, umklammerte ihn Eugenie; ſie ſchien zu fürchten, den Schutz und die Stütze ihres Lebens zu verlieren.

Ein Auszug aus einem von Eugeniens Briefen an Alberto aus der Zeit jener kurzen Trennung möge genügen, für die Innigkeit ihrer Liebe vollgültig zu zeugen:

„Jetzt, lieber Alberto, iſt die Zeit gekommen, wo ich ferne von Dir meine Tage verleben muß. O bei dieſem Gedanken fällt mir die Thräne über die Wange; ſie iſt eine Thräne der Liebe, ſie iſt deiner Theilnahme nicht unwürdig. Denk' ich an Dein gutes edles Herz, ſo freu ich mich wieder meines Daſeyns, ich ſchätze mich glücklich, vergeſſe Kummer und Leiden; nur für Dich zu leben, für Dich zu ſeyn, iſt der erſte und letzte Gedanke eines jeden Tages. Mein Herz iſt ganz von Dir erfüllt; nur für Dich ſchlägt es, und wird ewig für Dich ſchlagen. Der Funke der Liebe, der für Dich in meinem Herzen glüht, iſt ein Funke der ewigen Liebe, die nie verlöſchen wird.

„Gott wird unſer Schickſal lenken; mein Schickſal, mein Glück und mein Leben iſt in Deinen Händen; ich vertrau' es Dir; wem könnt' ich es beſſer anvertrauen? Du weißt, daß Du mir nun alles biſt, daß ich hienieden ohne Dich kein Glück, keine Seligkeit des Lebens kenne, daß ich zu leben aufhören werde, wenn Du aufhören wirſt, mich zu lieben. Ich traue daher auf Dich, auf Dein Herz, auf Dein Wort; — nie werd' ich Mißtrauen in Dich ſetzen, nie den geringſten Zweifel gegen Deine Zuſicherung haben; ſo will ich hoffnungsvoll auf Dich trauen und harren, Alles von Deinem Herzen erwarten. O liebe Seele, nichts ſoll uns trennen, — auch kein Tod; keine Ewigkeit; — unſterblich ſind unſere Seelen, verbunden durch das Band der Liebe. Feſt iſt das Band unſerer Seelen, ſo feſt ſind die Ketten der Liebe, daß keine Zeit, keine Ewigkeit ſie mehr trennen kann."

„O wie feſt hängt mein Herz an Dir! Worte fehlen mir, das zu ſagen, was nur ein Herz fühlen kann, ein Herz, das Dich liebt wie das meine!"*)

Dieſe ſchmucklos einfachen Worte ſind verkörperte, zur Anſchauung gebrachte Empfindungen einer edlen Seele, eines wahr und innig liebenden Herzens. Wohl demjenigen, ja dreimal Heil ihm, der ein Mädchen gefunden hat, deſſen erſte Liebe er iſt. Mag auch ein Mädchen reiner ſeyn, als das Licht der Sonne, wenn ihr Herz ſchon früher für einen Andern ſchlug, ſo bleiben Rückerinnerungen zurück, die in unbewachten Augenblicken oft unwillkürlich den Frieden des Gemüthes trüben. Wie auch immer das frühere Verhältniß geendet haben möge, durch täuſchen oder getäuſcht werden, oder durch freiwillige Sinnesänderung, oder durch das Machtgebot des Schickſals, der Zauber der erſten Liebe iſt doch verwiſcht, wie der Schmelz auf den zarten Schwingen der bunten Schmetterlinge, wenn die Knaben auf blumigen Wieſen ſie haſchen.

Während Alberto's Abweſenheit verlebte Eugenie ganze Tage bei der Gemahlin des engliſchen Geſandten, einer Dame von ſeltener Schönheit und tadelloſem Rufe. Sie war eine Katholikin, aus Dublin in Irland gebürtig, und hatte das holde ſittſame Mädchen längſt ſchon liebgewonnen. Sie wünſchte Alberto's Rückkunſt durch ein Familienfeſt zu feiern; doch dieſer bat, daſſelbe bis zur Vollendung von Eugeniens Bildniſſe zu vertagen, indem eine unheimliche Ahnung in der Schloßkirche ihn ſo ſehr dazu dränge, daß er früher nicht mehr innere Ruhe und Heiterkeit finden könne.

---

*) Der Brief, aus welchem dieſe Zeilen entlehnt ſind, wurde mir in der Urſchrift mitgetheilt. B.

Auf die theilnehmende Erkundigung der Dame äußerte Alberto: „Prüfend ſaß ich am letzten Abende vor dem vollendeten Altarbilde auf dem Gerüſte, und dankte Gott, daß mir auch dieſes Werk glücklich gelungen ſey. Lebten wir noch in den Zeiten des kindlich frommen Glaubens, dachte ich mir, ſo würde ich das Bild der heiligen, jungfräulichen Mutter des Erlöſers bitten, mir ein Zeichen zu geben, ob das höchſte Glück des Lebens, der Beſitz meiner angebeteten Eugenie, meine Wünſche durch die Erfüllung krönen werde, oder nicht."

„In düſtere Gedanken verſinkend neigte ich mein Haupt und ſchaute wehmüthig auf die Steinplatten hinunter, welche die Namen und Wappen längſt Verſtorbener und in der Gruft der Kapelle Begrabener trugen. Da brachen plötzlich aus trüben Wolken einzelne Scheideſtrahlen der Sonne durch ein alterthümlich gelbbemaltes Erkerfenſter, und fielen ſchräg auf einen Leichenſtein unter mir, den Namen „Eugenie" lesbar beleuchtend. Bis in alle Tiefen meiner Seele erſchüttert wendete ich, mir Hülfe ſuchend, meine Augen zum Madonnenbilde; wehmüthige Trauer ſchien durch alle Züge zu wehen und ein leichter Thränenthau die wunderſchönen Augen zu umfloren. Dieß war nun ein Moment, in meinem Innern erregt durch die pauſenloſe Anſtrengung vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend; aber die Inſchrift auf der Steinplatte war keine Täuſchung; der Schloßverwalter ſagte mir, daß in dieſer Gruft vor etwa fünfzig Jahren eine Gräfin Eugenie begraben worden ſey, ein Opfer unglücklicher Liebe. Andere mögen, was mir begegnete, für ein Spiel des Zufalles halten; meinem Gemüthe hat es ſich als eine böſe, verhängnißvolle Ahnung aufgedrungen."

Alberto ſchwieg.

Die Gemahlin des Geſandten verſuchte es, einen heitern Ton erkünſtelnd, ihn zu tröſten, während ſie wohl fühlte, daß ein ſolcher Zufall ganz geeignet ſey, eine zärtlich liebende Seele ſchmerzlich zu ergreifen. Uebrigens blieb dieſes ſeltſame Ereigniß jedem Dritten verſchwiegen.

Eugeniens Bildniß war vollendet, und im Audienzſaale des Geſandten gegen Eintrittskarten zur Beſchauung aufgeſtellt. Der Künſtler hatte in begeiſternder Liebe ſich ſelbſt übertroffen und ein Meiſterwerk geſchaffen, welches würdig war, den Ruhm ſeines Namens künftigen Jahrhunderten zu verkünden. Kunſtſinnige und Neugierige ſtrömten in Menge hin, und die öffentlichen Blätter überboben ſich einander in Lobeserhebungen. Der ganze Hof beehrte dieſes Bild mit einem Beſuche.

Fürſt C*, in der Umgebung des Monarchen, benützte den günſtigen Eindruck der Beſchauung auf das Gemüth deſſelben, noch am nämlichen Abende, nach beendigter Spielparthie, Seiner Majeſtät ergebenſt zu bemerken, daß er für die Baronin Alvensberg nicht leicht einen würdigeren Gatten zu wählen wüßte, als den Ritter Alberto, und daß deſſen Freund, der engliſche Geſandte, gewiß mit dem größten Vergnügen die Einladung annehmen würde, ihn für die Gründung ſeines Glückes zu gewinnen.

Erfreut über dieſen glücklichen Einfall, äußerte der Monarch vor den übrigen Anweſenden laut ſeine Billigung, mit dem Bemerken, daß er am nächſten Abende ſelbſt mit dem Geſandten über dieſe Sache ſprechen wolle.

Die Baronin war eine natürliche Tochter eines Gliedes der regierenden Familie, jung, ſchön und reich, aber zu unbeſonnenen Verhältniſſen ſehr geneigt, die ihrem Rufe nicht wenig ſchadeten; natürlich mußte man wünſchen, durch eine paſſende Vermählung jenen Verirrungen, wo nicht für immer ein Ziel zu ſetzen, wenigſtens doch ein ſchickliches Deckmäntelchen umzuhängen. Zu dieſem Zwecke war nun Alberto auserſehen, der alle hiefür nöthigen Eigenſchaften in ſich zu vereinigen ſchien. An ſeiner Einwilligung zu zweifeln, kam Niemanden in den Sinn.'

Fürſt E* hatte mit Rank und dem verſchmitzten Kammerdiener dieſes Plänchen geſponnen, um Alberto auf eine ſchickliche Weiſe von Eugenien zu entfernen und zugleich den Geſandten in die peinliche Lage zu ſetzen, zwiſchen der Freundſchaft Alberto's und dem Wohlwollen des Monarchen zu wählen, deſſen Bewahrung wegen ſeines diplomatiſchen Einfluſſes dem Geſandten die dienſtliche Stellung eben ſo wohl wie die Klugheit zur beſondern Pflicht machte.

Rank fand in dieſem Plane ſeine Rache vollzogen und den künftigen Beſitz Eugeniens ſich geſichert, welche ihm der Fürſt nebſt einer reichen Mitgabe verſprochen hatte, im Falle die Zeit kommen ſollte, wo er ſie auf dieſe Weiſe unter die Haube zu bringen wünſchen möchte. Der gemeine habſüchtige Menſch wußte aus den deutlichen frühern Eröffnungen des Fürſten ſehr wohl, was derſelbe unter der Zwiſchenzeit verſtehe; allein er war nicht ſo delikat, Gaben dieſer Art, ſelbſt aus dritter Hand, zu verſchmähen.

Schon mit Anbruch des nächſten Tages waren der Geſandte und Alberto auf die Jagd gefahren; ſie kehrten zum Mittagsfeſtmahle zurück, deſſen Anordnung und Ausſchmückung die Dame des Hauſes nicht länger verſchieben wollte. Kein Fremder wurde zu dieſem häuslichen Feſte geladen. Nach der Tafel gab der überſelige Alberto an Eugeniens Seite nach freigeſtellten Aufgaben Proben ſeines Talentes als Improviſator, eine wahrhaft geiſtige Kunſt, worin die Italiener eine wunderſame Fertigkeit beſitzen; unter ihnen werden Franceſco Gianni, der die Schlachten von Marengo und Auſterlitz beſang, in neuerer Zeit Tommaſo Sgrizzi aus Arezzo, welcher in Florenz als Trauerſpiel den Tod der Maria Stuart improviſirte und dafür geadelt wurde, und die unter Pius VI. berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, ewig denkwürdig bleiben.

Mitten unter den Genüſſen geſelliger Unterhaltung empfing der Geſandte ein Billet mit der Randbemerkung in den ihm bekannten Chiffern: „ſehr dringend." Es enthielt von einem ſeiner Vertrauten am Hofe den oben erwähnten Plan des Monarchen, und die Nachricht, daß er Abends 7 Uhr eine Einladung zur Audienz erhalten werde.

Das Erſtaunen der Liebenden läßt ſich denken, als der Geſandte, welcher die ganze Intrigue ſogleich durchſchaute, den Inhalt des Billets vorlas. Niemand vermochte den beſten Rath in dieſem kritiſchen Augenblicke zu geben; es fehlte nicht an bleichen Wangen, tiefen Seufzern und Thränen in den Augen. Doch der gewandte Diplomat wußte als ein ächter Britte zu helfen, dem es eine Kleinigkeit iſt, Außerordentlichen Ereigniſſen mit außerordentlichen Mitteln zu begegnen.

„Liebe Kinderchen," ſagte er lächelnd, „das iſt eine fatale Commiſſion, die ich nicht übernehmen mag. Ja, wenn's euch nur Ernſt wäre, ihr könntet mir recht leicht aus dieſer Verlegenheit helfen."

„„O ſprechen Sie nur, wie, auf welche Art!““ flehte Eugenie.

„Ei, Sie zeigen ſich ja ſehr entſchloſſen; nun darf ich mit meinem Plane ſchon herausrücken. So wiſſet denn, es gibt kein anderes Mittel mehr, über die Umtriebe unſerer Feinde zu triumphiren, als — eure augenblickliche Vermählung, und zwar gleich jetzt auf der Stelle.“

Alle waren wie vom Donner gerührt; ſelbſt die Lady, an überraſchende Einfälle ihres Gatten gewöhnt, zweifelte, ob es ihm Ernſt ſey mit ſeinem Vorſchlage.

Eugenie und Alberto glaubten zu träumen; jungfräuliches Zartgefühl färbte mit ſüßer Röthe des Mädchens Wangen; die Pflegemutter ſaß auf Kohlen, und quälte ſich ab, die für dieſen Fall ſchicklichſten Worte zu finden, in welche ſie ihre zahlloſen Bedenklichkeiten gegen dieſe unerhört ſchnelle Verbindung kleiden wollte; allein der Lord machte aller Berathung plötzlich ein Ende, indem er die Anweſenden einlud, ihm zur Hauskapelle ſeiner Gemahlin zu folgen, wo deren Kaplan die Liebenden zur Trauung erwarte; er ſelbſt und ſein Sekretär unterzeichneten als Zeugen den Trauungsakt.

Nach einer halben Stunde drückte Alberto ſeine geliebte Eugenie als liebendes und geliebtes Weib an ſein treues Herz.

Der Geſandte bat, den ganzen Vorfall bis auf Weiteres völlig geheim zu halten.

Noch ſaßen ſie im fröhlichen Kreiſe traulich beiſammen, als das eigenhändige Schreiben des Monarchen an den Geſandten, worin Seine Herrlichkeit zu einer Privataudienz um 7 Uhr Abends eingeladen wurde, im Hôtel eintraf.

Der Lord hatte dieſe Eile vorausgeſehen, und ließ augenblicklich ſeinen Wagen vorfahren, da nur noch wenige Minuten zur bezeichneten Stunde führten, um die Eröffnung Seiner Majeſtät zu vernehmen.

„Mylord,“ empfing der Monarch den Geſandten, „keine auswärtigen Angelegenheiten haben mich dießmal bewogen, eine Unterredung mit Ihnen zu wünſchen; ich möchte in einer ſehr delikaten Privatſache Ihren guten Rath hören.“

„„Ich bitte Eure Majeſtät über meine Dienſte zu verfügen.““

„Sie kennen die Alvensberg?“

„„Es gereicht mir zur beſondern Ehre, daß mich dieſe ausgezeichnete Dame ihres beſondern Wohlwollens und Vertrauens würdiget.““

„Eben dieſer Umſtand berechtiget mich zu der Hoffnung, daß von allen Cavalieren Sie allein, Mylord, die Ausführung meines Planes begünſtigen können. Ich wünſche, daß die Alvensberg ſich vermähle, gut und ſchnell, doch müßte die Vermählung aus guten Gründen vorläufig geheim gehalten werden. Was ſagen Sie dazu, Mylord?“

„„Ohne anmaßend zu ſein, darf ich geſtehen, daß Eure Majeſtät ſich an den rechten Mann gewendet haben, indem eine ſehr gelungene Probe in dieſem Fache bereits mein Talent bewährt hat; denn kürzlich beſorgte ich ganz im Stillen die Trauung des Ritters Alberto und Eugeniens, und bin vollkommen überzeugt, daß noch zur Stunde Niemand in der Hauptſtadt auch nur eine Sylbe davon erfahren hat.““

„Mylord, iſt's möglich?“ fragte der Monarch, nur mühſam den unangenehmen Eindruck dieſer überraſchenden Nachricht verhehlend, indem ſein Blick mißtrauiſch forſchend auf dem Geſandten ruhte.

„„Sir, es iſt ſo!““ erwiederte der Lord mit jener weder errötheuden noch erbleichenden Unbefangenheit, welche eine Cardinaleigenſchaft aller wahren Diplomaten ſeyn ſoll, die nichts auf der Welt aus ihrer Faſſung bringen darf.

„Sonderbar, in der That ſehr ſonderbar!“

„„Künſtlerlaune, Sir!““

„Wo geſchah die Trauung?"

„„In der Hauskapelle der Lady; ihr Kaplan traute ſie. Ich kann mich für die Bewahrung des Geheimniſſes verbürgen, im Falle Eure Majeſtät genehmigen möchten, daß die Vermählung der Baronin Alvensberg auch daſelbſt vollzogen werden ſoll.""

„Ich danke für Ihr gütiges Anerbieten!"

Schweigend und ſinnend ging der Monarch einige Male im Gemach auf und ab; plötzlich blieb er vor dem Lord ſtehen.

„Die Hauptſache fehlt noch zur Ausführung meines Planes: ein paſſender Gemahl für die Baronin. Wiſſen Sie mir keinen zu empfehlen?"

Der Geſandte ſtellte ſich, als ob er im Geiſte eine Muſterung der liebenswürdigſten Cavaliere halte, und ſchlug zehn unter ihnen vor, bei deren Namen der Monarch jedoch gleichgültig ſchien; endlich ſchloß der Lord ſein Verzeichniß der Eheſtands-Candidaten mit den Worten:

„„Der Paſſendſte ſchiene mir übrigens Graf Düpront, Legationsſekretär Eurer Majeſtät am *** Hofe, der in jeder Beziehung —""

„Sie haben den Rechten getroffen, Lord! Das iſt der Beſte, den ich finden kann. Ich kann die Sache nun ſehr leicht durch ſeinen Onkel, den Fürſten C*, einleiten. Das iſt charmant! Ich danke Ihnen für den guten Rath; aber ſchweigen Sie darüber, wie ich über Alberto's Vermählung. Morgen hoffe ich Sie auf der Jagd zu ſehen."

Die Audienz war zur größten Zufriedenheit des Monarchen beendigt. Der Lord konnte nur durch Zuvorkommen mit der Nachricht von Alberto's Trauung dem Monarchen das Unangenehme einer Ablehnung ſeines Antrages und der Scheiterung eines Planes erſparen; alle widrige Spannung blieb dadurch verhindert, daß der Monarch nicht mehr in den Fall kam, ſeinen Wunſch auszuſprechen; zugleich ergriff der Lord dieſe Gelegenheit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ſich an dem Fürſten E* zu rächen, indem er den Neffen deſſelben vorſchlug, welchen der Onkel für weit glänzendere Ausſichten beſtimmt hatte. Zum Glücke für den jungen Grafen, obgleich nach dem Wunſche des Monarchen der Fürſt E* ſeinen ganzen Einfluß aufbot, kam dieſe Heirath nie zu Stande, aber aus einem natürlichen Grunde, wie ſich's ſpäterhin zeigen wird.

Die Privataudienz des Geſandten bei dem Monarchen konnte kein Geheimniß bleiben, wohl aber ihr Inhalt; der Fürſt mußte überzeugt ſeyn, daß der Lord ihm dieſen Streich geſpielt habe; am meiſten aber ärgerte ihn der Umſtand, daß ſein Neffe eine Braut erhalten ſolle, die ein „Pinſelritter“ zuvor wahrſcheinlich verſchmäht haben müſſe. Zugleich ſchöpfte er hieraus den Verdacht, daß wohl irgend ein geheimes Liebesverhältniß zwiſchen Eugenie und Alberto beſtehen möge, welches dieſen bewegen konnte, eine ſo vortheilhafte Verbindung, die ihn dem Hofe ſehr nahe gebracht hätte, auszuſchlagen. Von einer geſchehenen Vermählung ließ er ſich freilich nichts träumen; er hielt Eugenie durch die Pflegemutter ſtrenge bewacht, als das goldene Vließ.

Fünf Wochen waren den Liebenden im ſeligen Genuſſe des geheimen Bundes entſchwunden, als Eugeniens Pflegemutter vom Fürſten zur Tafel geladen wurde; ſie ſollte das Mädchen mitbringen. Dieß war nicht abzulehnen, ohne ungemeines Aufſehen zu erregen und Erörterungen herbeizuführen, welche das Geheimniß verrathen könnten.

Mit nie gefühlter Bangigkeit ſchied Eugenie von ihrem Gatten, dem ſie verſprach, noch während der Tafel unter dem Vorwande einer plötzlichen Unpäßlichkeit nach Hauſe zu ſahren. Zitternd ſtieg ſie in den Wagen des Fürſten, und mit Angſt trat ſie über die Schwelle des Pallaſtes.

Der Fürſt empfing ſie mit ruhigem Wohlwollen, küßte ſie auf die Stirne und reichte ihr den Arm, um ſie in den Speiſeſaal zu führen, wo ſie den Herrn von Rank, und noch zwei Männer von verdächtigem Ausſehen traf. Die Tafel war in der That fürſtlich; die köſtlichſten, feurigſten Weine wurden herumgereicht, welche beſonders der alten Rathswittwe zu munden ſchienen, die durch die Lobeserhebungen des Fürſten über ihre großen Verdienſte als Erzieherin Eugeniens ganz red- und weinſelig geworden war.

Vor dem Deſſert ſagte der Fürſt zu ihr: „Meine liebe Frau Räthin, Sie müſſen doch die neue Sendung niederländiſcher Leinwand ſehen, die ich erſt geſtern erhalten habe, und mir Ihre Meinung darüber ſagen, denn in der Hauswirthſchaft nehmen Sie es mit Jeder auf in der ganzen Monarchie. Wählen Sie ſich nur gleich ein halbes Dutzend Stückchen für Sie und Eugenie, oder ſo viel Sie wollen.“

Leinwand gehörte zur ſchwachen Seite der alten Frau, dieß wußte der Fürſt ſehr wohl.

Die zwei Fremden blieben an der Tafel zurück, die Uebrigen gingen durch einige Gemächer, bis ſie auf einem langen Tiſche eine ganze Ladung von der feinſten Leinwand erblickten. Nun war die Alte in ihrem Elemente, muſterte und prüfte mit den Fingern die Zartheit und den feſten Schluß des Gewebes, und erklärte dem Herrn von Rank, der das größte Intereſſe zeigte, ſich von ihr unterrichten zu laſſen, woher es komme, daß man in Deutſchland etwas Aehnliches nicht zu Stande bringen könne.

Durch innere Unruhe zerſtreut, folgte Eugenie dem Fürſten durch eine offene Seitenthüre in ein Nebenzimmer, wo er ein Schreibpult öffnete und ihr Juwelen und Kleinodien in köſtlicher moderner Faſſung und reicher Fülle wies, mit der Bitte, was ihr nur immer gefalle, als ihr Eigenthum zu betrachten.

Sie lehnte Alles mit der beſcheidenen Bemerkung ab, daß ſie die große Schuld der Dankbarkeit für alle von ihm empfangenen Wohlthaten nicht durch Mißbrauch ſeiner Güter noch vermehren könne, ohne undankbar zu erſcheinen.

Mit kleinen Vorwürfen über Mangel an Vertrauen und Glauben, daß er ihr ganzes Lebensglück in ſeinem Herzen trage, rückte er endlich mit dem förmlichen Antrage heraus, ſeine Liebe zu erwidern und gegen ein Geſchenk von zwanzigtauſend Dukaten in blankem Golde künftig als einzige Auserwählte mit ihm zu leben.

Entſetzen erfüllte Eugeniens Gemüth; vergebens äußerte ſie, ſein Scherz ſei hart; denn nach den ihm ſo wohlbekannten Grundſätzen ihrer Erziehung könne ſie einen ſo entehrenden Antrag unmöglich für eine Probe ihrer Tugend halten; vergebens erinnerte ſie ihn, daß er Gemahl und Vater ſey; zu ihren Füßen liegend und ihre Knie umſchlingend, beſchwor er ſie mit allen Künſten der Ueberredung, ja ſelbſt unter Thränen, von wilder Leidenſchaft ausgepreßt, in ſeinen Antrag zu willigen und ſich zu entſchließen, Leben, Liebe und all ſein Eigenthum mit ihm zu theilen.

Mit einem vernichtenden Blicke der Verachtung riß ſich Eugenie von dem Wüſtlinge los, und eilte zur — verſchloſſenen Thüre; ſie hörte auch die Stimme ihrer Pflegemutter nicht mehr.

Plötzlich wurde ſie rückwärts von kräftigen Männerarmen umſchlungen, emporgehoben und durch einen halbdunklen Corridor in ein entferntes Kabinet getragen, dort aber auf ein Sofa gelegt. Der Schrecken hatte ihr die Kehle krampfhaft zuſammengezogen; ſie war unfähig, um Hülfe ſchreien zu können.

Die zwei verdächtigen Männer, die Helfer bei dieſem

Bubenſtreiche, verließen auf einen Wink des Fürſten das Kabinet; nun erneuerte derſelben die frühern Anträge, ohne von Eugenie einer Antwort gewürdiget zu werden.

Sie hatte, in ſtillem Gebete zu Gott, ihre letzten Kräfte zuſammengerafft, um durch die nur angelehnte Flügelthüre, welche, wie ſie bemerkte, auf einen Balkon führte, zu entfliehen und auf irgend eine Weiſe Hülfe zu ſuchen.

Seine Liebkoſungen ſtieß ſie mit Abſcheu zurück.

„Nun denn,“ rief der Fürſt zornentbrannt aus, „was der Bitte nicht gewährt wird, ſoll die Gewalt erzwingen!“

Während der Fürſt ſich umwendete, den Helfern die Thüre zu öffnen, ſprang ſie vom Sofa auf und war ſchon mit einem Fuße auf dem Balkone, als der Fürſt ſie raſch bei dem linken Arme faßte, um ſie zurück in das Kabinet zu reißen.

Da flüſterte ihr der Schutzengel ihrer Tugend zu, daß ſie das einzige Mittel, dieſe und ihre Frauenwürde und die Ehre eines unter ihrem Herzen keimenden Weſens — auf ihrem Herzen trage: Alberto's Dolch!

Mit der Eile der Verzweiflung ſtieß ſie ihn tief in den Arm des Fürſten, der mit lautem Schmerzrufe zurücktaumelte, und ſprang in namenloſer Angſt über den Balkon in die Wogen des gewaltigen Stromes hinunter.

Mit gefälltem Bajonnete mußte die vom alten Martin erbetene Schützencompagnie das Palais des Fürſten gegen einen ſtürmiſchen Angriff ſchützen, den das entrüſtete Volk mit wüthenden Rachegebärden drohte.

„Beile vor! Das Thor eingeſchlagen! — Reißt den Eiſenzaun des Gartens nieder! Durch's Treibhaus, durch's Treibhaus, da geht's! — Werft die Fenſter ein! Raſch drauf los! Hängt den Kornwucherer, den Bürgerverkäufer zum Kreuzſtock hinaus! Auf, auf! Weg da, Soldaten! Beſchützt unſern gnädigſten Herrn und die Bürger und Bauern, die redlich ihre Abgaben zahlen, aber nicht dieſen fürſtlichen Bluthund, den Verführer, den Mörder! Der beißt ſich doch wieder durch mit ſeinem Gold, wenn wir ihm nicht den Garaus machen! Der Teufel ſoll ihm das Licht halten! Nieder mit der Canaille!“

So ſchrie und lärmte, wogte und rauſchte des ergrimmten Volkes Stimme unter den Fenſtern des zitternden Sünders, dem vor einem gewaltſamen letzten Stündlein graute, während die Schmerzen der verbandloſen Wunde immer heftiger wurden.

Die ruhige, freundliche, beſonnene Ermahnung des die Compagnie befehligenden Offiziers beſchwichtigte nach und nach den Tumult der Menge. Er verſicherte mit dem Tone der innerſten Ueberzeugung, daß der Monarch die Gerechtigkeit handhabe ohne Anſehen der Perſon, daß es aber Niemanden zukomme, dem Geſetze und den Gerichten vorzugreiſen und mit eigenmächtiger Gewalt die perſönliche Sicherheit und das Leben eines Mannes zu bedrohen, der über den Schein eines Verbrechens noch nicht einmal mit ſeiner Vertheidigung gehört worden ſey. Zugleich warnte er vor der ſchweren peinlichen Strafe des Tumults und rieth wohlmeinend, friedlich auseinander zu gehen, was denn endlich auch geſchah, nicht ohne Drohung einzelner erhitzter Köpfe, der Gerechtigkeit gelegenheitlich ſuchen zu helfen, wenn ſie allenfalls das Verbrechen nicht finden ſollte.

„Iſt ſie todt, Martin?“ ſtöhnte der Fürſt ſeinem vertrauten Kundſchafter entgegen, als dieſer, durch ein geheimes Hinterpförtchen in das Palais ſchleichend, mit gerunzelter Stirne in ſein Gemach trat.

„„Leider nein!““

„Warum leider?“

„„Weil ſie jetzt ſprechen kann.““

„Und die Alte?“

„„Die iſt aus ihrem Opiumrauſch erwacht, als der Bediente ſie zu Hauſe aus dem Wagen hob.““

„Was ſagte ſie?“

„„Nichts! Die Zunge war zu ſchwer noch.““

„Ich fürchte, dieſe Geſchichte wird böſe Folgen haben.“

„„Nehmen mir's Euer Durchlaucht nicht übel: ſie iſt weder gut angelegt noch gut ausgeführt.““

„Das iſt wahr; das Beſte daran iſt dein Einfall, den Schutz des Militärs geſucht zu haben, ſonſt wär' ich jetzt wahrſcheinlich ſchon erwürgt.“

„„Eine zweite Gefahr iſt nicht minder zu fürchten: die gerichtliche Unterſuchung. Euer Durchlaucht kennen die Geſinnungen des Monarchen in dieſer Hinſicht.““

„Gib Rath!“

„„Ja, wenn ich ſo leicht Rath geben könnte, wie Euer Durchlaucht Gold.““

„Du biſt unerſchöpflich in Ränken, und nie verlegen.“

„„Zuvorkommen iſt hier die Hauptſache. Sie müſſen augenblicklich nach Hof fahren, und dem Monarchen die ganze Hiſtorie perſönlich melden.““

„Ich begreife Dich nicht! Was ſoll ich ſagen? Welchen Grund angeben, der Eugenien zum Sprunge in den Strom bewog? Wie meine Wunde am Arm erklären, wenn das Mädchen ſich darauf beruft?“

„„Wo iſt der Dolch Eugeniens, wovon Sie ſprachen?““

„Dort auf dem Tiſche liegt er, noch von meinem Blute geröthet.“

„„Deſto beſſer! Euer Durchlaucht melden dem Monarchen, das Mädchen ſey in leidenſchaftlicher Aufwallung aus dem Speiſeſaale in Ihr Kabinet getreten und habe mit heftigem Ungeſtüm ihre Einwilligung verlangt, dem Ritter Alberto die Hand reichen zu dürfen. Ohne ihr alle Hoffnung zu rauben, wären Euer Durchlaucht auf einem Prüfungsjahre beſtanden, Eugenie aber dadurch in ſolche Wuth gerathen, daß ſie mit einem im Buſen verborgenen Dolche, wenn auch gerade keinen Mord, was ſich durch die Vernehmung zeigen müſſe, jedenfalls aber wenigſtens eine Körperverletzung an der Perſon Eurer Durchlaucht verſucht und, entweder um der Feſthaltung zu entgehen, oder aus allgemeiner Verzweiflung über den geſcheiterten Plan, den Sprung auf Leben und Tod über den Balkon in den Strom gewagt habe. Zugleich legen Euer Durchlaucht Eugeniens Dolch als Wahrzeichen zu den Füßen des Monarchen und bitten um Gnade für das vielleicht nur von Liebe bethörte und wohl auch verleitete Mädchen. Auf dieſe Art ziehen ſich Euer Durchlaucht mit Ehren aus der Schlinge, und der ganze Vorfall bleibt ohne nachtheilige Folgen.""

„Dein Plan iſt meiſterhaft; aber ob er unbedingten Glauben finden wird?"

„„Sollte das fürſtliche Ehrenwort Eure Durchlaucht nicht genügen, ſo kann ja Herr von Rank Ihre Ausſage beſchwören; ihm kommt es auf ein halbes Dutzend falſche Eide gar nicht an. Er muß Euer Durchlaucht nach Hofe begleiten.""

„Vortrefflich! Wo iſt er?"

„„Er hat den Wundarzt geholt. Richtig, da kommt er ſchon die breite Treppe herauf.""

„Martin, treue Seele, nimm aus meiner Schatulle 100 Louisd'or und behalte ſie als wohlverdienten Lohn; ich muß Dich mit Gold bezahlen, obgleich Du eigentlich gar nicht mit Gold zu bezahlen biſt.

Der Verband war angelegt, Rank eidwillig, — es galt ja, dem überlegenen Fechter Alberto einen heimlichen Herzſtoß zu verſetzen, — und ſo fuhren denn Beide getroſt nach Hofe, überglücklich im triumphirenden Vorgefühle eines gelingenden Bubenſtreiches.

Der Monarch, von dem betrübenden Ereigniſſe bereits durch den engliſchen Geſandten unterrichtet, hörte den Vortrag des Fürſten mit kalter Ruhe an; der Fürſt ſchloß, indem er die Wahrheit ſeiner Ausſage mit ſeinem fürſtlichen Ehrenworte betheuerte, welchem Rank ſein Ehrenwort als Cavalier in der Eigenſchaft eines Augen- und Ohrenzeugen mit dem Anerbieten des Eides beifügte; auch der Dolch mußte ſeine Rolle ſpielen.

„Ihre Meldung, Fürſt, lautet ganz anders, als ein früherer Bericht, den ich aus verläſſiger Quelle erhalten habe. Die Unterſuchung des Gerichtes wird die Wahrheit ſchon an den Tag bringen. Damit Sie aber ſelbſt einſehen, daß ein ſchwerer Verdacht auf Ihnen ruht, und damit Sie die Verfügung gerechtfertiget finden mögen, die ich jetzt ſogleich treffen werde, muß ich Ihnen ſagen, daß Eugenie ſeit mehr als einem Monate, mit meinem Wiſſen, die rechtmäßige Gemahlin des Ritters Alberto iſt.“

Der Fürſt erbleichte und bebte bei dieſen Donnerworten, wie vor ſeinem Todesurtheile; eher hätte er den Einſturz des Himmels für möglich gehalten; er war nun im eigenen Netze der Verläumdung gefangen, und der trotzig ſcheinende Rank mit ihm verloren.

Der Monarch klingelte dem Hauptmann der Leibwache.

„Bringen Sie dieſe zwei Individuen in anſtändige Haft bis auf meine weitere Verfügung!“

Drei Tage und drei Nächte wachte Alberto am Krankenlager ſeiner geliebten Eugenie, welche die Kunſt der berühmteſten Aerzte mit raſtloſer Mühe wieder ins Leben gerufen hatte; doch ach, ein gefährliches Nervenfieber war die drohende Folge des erſchütternden Ereigniſſes.

Von Todesangſt und Schmerz zerrüttet, glichen die entſtellten Züge ihres Antlitzes nicht mehr dem Engelbilde vor wenigen Tagen. Sie ſchlug die Augen auf, und ein leiſer Seufzer der innern Freude, den angebeteten Gatten wieder zu ſehen, entwand ſich ihrer ſchwer aufathmenden Bruſt.

Alberto küßte ihre welken Lippen; in aufwallender Zornesglut gelobte er, an dem ſchändlichen Menſchen den ſchmachvollen Verſuch der gewaltſamen Entehrung blutig zu rächen. Die alte Pflegemutter brach in einen Strom von Thränen aus.

„Nicht dir iſt es beſchieden, mich zu rächen; das Amt der rächenden Vergeltung haben die Fremden übernommen; bis morgen iſt Alles vorüber.“

„„Die Fremden?““

„Ja, die Fremden. In den drei Tagen meiner Abweſenheit von dir iſt viel geſchehen.“

„„Heiliger Gott, ihre Sinne ſind zerrüttet!““ ſeufzte Alberto leiſe. „„Wer ſind dieſe Fremden, liebe Eugenie?““

„Das weiß ich ſelbſt nicht; höre mir aufmerkſam zu, ich will dir alles erzählen, aber langſam, recht langſam; denn im Herzen brennt es, wenn ich ſpreche; die Worte ſind glühende Kohlen. Nicht wahr, lieber Alberto, du zürneſt mir nicht, daß ich ſo lange nicht zurückgekommen bin?“

„„O nein, ſüße Eugenie, erzähle nur!““

Er barg ſein Geſicht in ihren Kiſſen, um ſeine Thränen zu verbergen.

„Als das Schiff des Seeräubers, der mich entführen wollte, in die Luft flog, und Du mich aus den Meereswellen zogſt und nach Hauſe trugeſt, ſchlich ich leiſe, leiſe aus Bett und Zimmer, da die Mitternacht nahte, und Niemand bei mir war. Ich wollte Dich aufſuchen und mit Dir entfliehen, verfehlte aber den Weg, und wankte mühſam über eine

Stoppelhaide, bis ich von ferne den düſtern Schimmer von Wachsfackeln erblickte. Ein Zug von Reiſenden ſchien zu nahen; bis zur Erſchöpfung müde, ſetzte ich mich am Rande der Straße nieder, ihn zu erwarten.“

„Ein Mann von rieſenhafter Größe, hager wie das große, entſetzlich große weiße Roß, das er am Zügel führte, ſchritt auf mich zu, angethan mit einem gewaltigen Reitermantel aus blendend weißem Elfenbein, und fragte mich mit ſchauerlich hohlem Tone: was mein Begehren ſey.“

„Die flackernde Fackelglut überblitzte unheimlich die regungsloſen bleichen, kranken Züge des halb von der Mantelcaputze umſchatteten Antlitzes, und die großen tief liegenden Augen glichen dem matten Schimmer der Glaskugeln, womit am Charfreitage in den Kirchen das Grab unſeres Heilandes geſchmückt wird.“

„Ich erzählte ihm treuherzig und bitterlich weinend, was mir geſchehen; daß ich wünſche, der abſcheuliche Seeräuber ſolle unſchädlich gemacht und ich auf ewig mit meinem Alberto vereiniget werden.“

„Als er mich fragte, wie der Seeräuber heiße, beſann ich mich ein wenig; es fiel mir aber gleich ein, daß der Fürſt dieſer Seeräuber war, und ich nannte ihn.“

„Da zog der Fremde eine ganz kleine weiße Elfenbeintafel aus dem Buſen und ſchrieb mit einem weißen Stifte den Namen hinein. Auf dem Zeigefinger der rechten Hand trug er einen großen, würfelförmigen, weißen Siegelring, ſo zart und luftig, wie aus dem Gebeine eines ungebornen Kindes geſchnitten.“

„„„Wohl möcht' ich dir gerne helfen, gutes Kind,“““ ſagte der Fremde, „„„aber aus eigener Macht kann ich dieß nie thun. Eben jetzt bin ich auf dem Wege zu einer mächtigen Dame, mit der ich einen Pachtvertrag abſchließen ſoll; ſie könnte den Böſewicht beſtrafen, und Dich auf ewig mit deinem Alberto vereinigen, wenn — wenn es dir gleichgültig iſt, wo.““

„O, überall, überall bin ich ſelig, wenn nur mein Alberto bei mir iſt!“

„„Gut, ſo bring' ich Dich zu dieſer Dame; folge mir nur; du kannſt nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als bei mir!““

„Er ſetzte mich auf ſein Roß, in den eiskalten Sattel, und ſchritt ohne Anſtrengung nebenher, obgleich das Thier mit Windesſchnelle dahin flog.“

„Die Straße wurde von den Fackeln beleuchtet, doch ſah ich Niemand, der ſie trug.“

„Wir hielten bald vor einem großen, ſchwarzen Pallaſte; durch ein einzelnes Bogenfenſter fielen ſpärliche Strahlen einer einzigen Lampe auf die Straße herab; der Pächter führte ſein Roß durch die verſchloſſene Pforte. Ich glaubte mich ſchon vergeſſen, als endlich nach einiger Zeit mein Führer das Thor öffnete und mich über eine ſchmale Treppe in das Audienzzimmer der Dame geleitete.“

„Im Wandeln durch die innern Räume gewahrte ich, daß der ganze Pallaſt aus zuſammengefügten Särgen erbaut ſey, aus deren hohlen Bäuchen ein ſtöhnendes Echo den Laut meiner Tritte zurückgab. Ein vergeiſtigter Modergeruch durchwehte das Innere, faſt den Athem hemmend. Der Thüre Doppelflügel thaten ſich tonlos auf, und aus der Tiefe eines unabſehbaren Saales rauſchte eine hohe weibliche Geſtalt im Schleppengewand von ſchwarzem Damaſt auf mich zu, ſtille ſtehend in einer Ferne von zehn Schritten.“

„„Mein Pächter hat mir deine Bitte gemeldet; ich werde dir ihre Erfüllung mit einem Kuſſe melden; bis dahin gehab dich wohl!““

„Ihre Töne klangen ſo ſchauerlich durch meine Seele, wie das letzte Röcheln eines ſterbenden Tigers; ohnmächtig ſank ich zu Boden. O gewiß haſt Du mich auf Deinen Armen nach Hauſe getragen und wieder in das Bett gelegt, mein angebeteter Alberto; denn ich habe ja Niemand mehr auf der Welt, der mich ſo zärtlich liebt, wie Du! Tröſte Dich, Liebling meiner Seele! die Dame wird mich auf ewig mit Dir vereinen; dann gibt es keine Trennung mehr!" —

Erſchöpft ſank Eugenie in die Kiſſen zurück und ſchloß mit krampfhaft bebenden Lippen ihre Augen.

Die Aerzte erklärten mit der rührendſten Theilnahme, auf Alberto's Bitte, „nicht mit Tröſtungen zu täuſchen," daß hier alle menſchliche Hülfe fruchtlos und jede Hoffnung vergebens ſey, daß ſich ganz fremde Symptome von unüberwindlicher Gefahr eingeſtellt hätten und, ehe der nächſte Morgen tage, die Leidende vollenden werde.

Mit ſcheinbarer Faſſung vernahm Alberto das Schrecklichſte; entſchloſſen, ſeine geliebte Eugenie nicht zu überleben, hatte er in den jüngſten drei Tagen ſeine häuslichen Angelegenheiten wie ein Sterbender geordnet; die Pflegemutter ſollte Erbin ſeines Nachlaſſes werden. Er wich nun nicht mehr von Eugeniens Bette.

Am vierten Tage Abends gegen 8 Uhr erwachte Eugenie mit lautem Angſtſchrei aus einem heftigen Fiebertraume, und umklammerte ſchutzſuchend den geliebten Gatten.

„Siehſt du die Dame? Siehſt du ſie? Dort, dort in der Ecke ſteht ſie! Jetzt rauſcht ſie durch die Thüre hinaus! O weh, ich muß ſterben, ich muß dich verlaſſen!"

„Sie ſtand plötzlich vor meinem Bette, küßte mich mit ihren gelben Lippen, und ſprach: „„Ich halte Wort! Mein Kuß weiht dich dem Tode! Jetzt laß dich von Alberto küſſen, dann werdet ihr Beide auf ewig vereint — im Grabe!""

„Den Prieſter! Den Prieſter! Weg von mir, lieber, lieber Alberto, du ſollſt nicht mit mir ſterben!“

Mit wahnſinniger Liebesglut umſchlang ſie der Getreue und bedeckte ihren fieberhaften Mund mit herzlichen Küſſen und ſog den tödtenden Hauch ein.

„„So Gott will, daß du ſterben ſollſt, geliebte Eugenie, ſo ſterb' ich mit Dir!““

So ruhten ſie Arm in Arm, Herz an Herz, Lippe an Lippe, bis der Prieſter kam und Beiden die Stärkung der heiligen Sakramente ertheilte. Er ſagte ihnen, vor einer Stunde ſey der Fürſt C* durch eine plötzliche, heftige Krankheit hingerafft worden und reuevoll verſchieden.

In den edlen Herzen der Liebenden war auch der leiſeſte Funke der Racheluſt ausgelöſcht; ſie hatten ihm verziehen.

Gegen 11 Uhr Nachts wurde es wieder Licht in Eugeniens Seele; ſie erinnerte ſich an Alles; noch einmal nahmen ſie den herzlichſten Abſchied von einander für dieſes Leben; nach Mitternacht hauchten nach einer leidenvollen Stunde die Liebenden ihre unſterblichen Seelen aus. Der Tod vereinte ihre Leiber in einem Sarge, in einem Grabe; die Unſterblichkeit aber ihre ewig liebenden Seelen in der himmliſchen Heimath!

Am folgenden Morgen wütheten ſchon durch alle Straßen der Hauptſtadt die Dame und ihr Pächter: „die Cholera und der Tod!“

Sinnreiche Rache.

Ein ruſſiſcher Scherz.

In der Sylveſternacht des Jahres 1739, als der letzte Schlag der Mitternachtſtunde die Geburt des Jahres 1740 begrüßte, huldigten im kaiſerlichen Pallaſte zu St. Petersburg die von der Kaiſerin Eliſabeth eingeladenen Hofcavaliere und Gardeoffiziere mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch, daß die ſchäumenden Champagnergläſer aneinander klirrten, ihrer erhabenen Gebieterin und gelobten ihren angebeteten Damen, „daß nichts auf der Welt die Glut ihrer Liebe jemals zu kühlen vermöge.“

Bald darauf entließ die Kaiſerin die geladenen Gäſte, welche jedoch in einem weit entfernten Salon des linken Flügels ſich wieder trafen, um bis zum hellen Morgen den Genüſſen eines fröhlichen Trinkgelages ungeſtört fröhnen zu können.

Je mehr ihnen hier die geiſtigen Weine in die Köpfe ſtiegen, deſto freimüthiger zogen ſie über die leichtgläubigen Hoffräulein los und äußerten: „das Eis der Newa könne nicht kälter ſeyn, als ihre Herzen, jenen gemüthloſen, künſtlichen Drahtpuppen gegenüber.“

Im Augenblicke, da dieſe unzarte Aeußerung gemacht wurde, — Morgens 6 Uhr — gingen eben zwei Kammerdamen der Kaiſerin an der nur angelehnten Thüre des Salons vorüber und vernahmen deutlich, was und von wem es geſprochen ward, indem ſie aus angeborner weiblicher Neugier horchten. Der Dienſt rief ſie in das Vorgemach der Kaiſerin, welcher ſie während des Ankleidens den ganzen Vorfall erzählten. Die Kaiſerin fühlte ſich in ihren Damen durch dieſe Doppelzüngigkeit gekränkt und beſchloß, an jenen Frevlern eine ſinnreiche Rache zu nehmen.

Am Neujahrstage war im kaiſerlichen Pallaſte, wie an allen Höfen, große Galla, wo die Hofcavaliere zum Handkuſſe zugelaſſen wurden. Mit den kühnen Sprechern in der verſchwelgten Nacht, ſiebzehn an der Zahl, die ſie an ihren übernächtig-weinſeligen Geſichtern leicht erkannte, war ſie ganz beſonders gütig. Als die Ceremonie zu Ende ging, wurde der Hofbaumeiſter, ein talentvoller Deutſcher, Namens Anton Becker, ein junger Mann von 26 Jahren, gemeldet, den die Kaiſerin wegen ſeiner ausgezeichneten Sachkenntniſſe ungemein ſchätzte.

„Lieber Becker,“ ſagte ſie zu ihm, „ich habe den von dir entworfenen, vor acht Tagen überreichten Bauplan zu meinem neuen Schloſſe an der Newa, zwei Stunden von hier, aufmerkſam geprüft und halte ihn für ein wahres Meiſterſtück. Wollte Gott, es könnten auch unter meiner Regierung Wunder geſchehen, wie zu den Zeiten des großen Beherrſchers der Gläubigen zu Bagdad, Harun Alraſchid, wovon die Mährchen der tauſend und einen Nacht ſo viel Herrliches erzählen, oder ich wäre im Stande, mit den dienſtbaren Geiſtern von Aladins Wunderlampe über Nacht Schlöſſer zu zaubern, ſo wäre doch meine Sehnſucht bald geſtillt!“

„„Dazu bedarf es wohl keiner Wunder; denn dieſer Pallaſt ſteht bereits vollendet am Ufer der Newa, und ich würde mich unendlich glücklich ſchätzen, wenn Eure Majeſtät die allerhöchſte Gnade hätten, dieſes Werk meiner unbegrenzten Ergebenheit eines huldreichſten Beſuches zu würdigen. Der Pallaſt iſt auch bereits meublirt, und ich ſchmeichle mir, wenigſtens alle jene Bequemlichkeiten angebracht zu haben, welche den Erwartungen meiner erhabenen Monarchin zu genügen vermögen.““

Erſtaunt maß die Kaiſerin mit einem majeſtätiſchen Blicke den ſelbſtzufriedenen lächelnden Baumeiſter von oben bis unten, als wollte ſie fragen: „biſt du verrückt, oder wageſt du, mit mir zu ſcherzen?“

„Iſt's Ernſt. Becker?“

„„Eure Majeſtät, wie könnt' ich es wagen —““

Die Kaiſerin ſchellte. „Den Wagen vor!“

Seiner hohen Gebieterin gegenüber ſitzend, deren Gemüth von dieſem unbegreiflichen Räthſel tief ergriffen war, wagte Becker kein Auge aufzuſchlagen, und ſo fuhren Beide in geſtrecktem Trabe ſchweigend an das Ufer der Newa hinaus, an welchem der Baukünſtler eine kaiſerliche Belohnung oder die Verbannung nach Sibirien erwartete.

Als der Wagen dicht am Ziele um eine Ecke bog, entſchlüpfte der Kaiſerin ein lauter Freudenruf des Erſtaunens; denn vor ihren Augen funkelte im Sonnenglanze, wie aus einem Berge von gediegenem Diamante gearbeitet, das Modell ihres neuen Pallaſtes, in halb natürlicher Größe, künſtlich aus dem Eiſe der Newa erbaut, 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit, und 20 Fuß hoch, ohne daß durch die Laſt des Daches, welches gleichfalls aus Eis beſtand, das Unterſte des Gebäudes im mindeſten wäre verletzt worden. Die Eisſtücke aus dem Fluſſe wurden dazu nach Erforderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunſt aneinandergeſetzt. Vor dem Pallaſte ſtanden ſechs Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lafetten und Rädern ebenfalls von Eis, und zwei Mörſer, die eben ſo, wie die gegoſſenen, gearbeitet waren. *)

Im Innern dieſes Eispallaſtes war die ganze Einrichtung von Eis: ein Thronhimmel, ein vier und zwanzigarmiger Leuchter, Ankleideſpiegel, Tiſche, Stühle, u. ſ. w., ſogar die Töpfe in der Küche auf dem Eisherde. Die Kaiſerin war ſo entzückt, daß ſie dem freudetrunkenen Becker die Hand zum Kuſſe reichte. Schnell reifte in ihrem Geiſte ein origineller Plan. Durch eine das Gebäude um ein Drittheil der Höhe übertragende Umplankung hatte der Baukünſtler ſeine wunderſame Schöpfung allen Späheraugen entzogen und den dabei beſchäftigten zahlreichen Arbeitern ausdrücklich befohlen, dieſen verſchloſſenen Raum nicht eher wieder zu verlaſſen, bis er es ihnen erlauben würde.

Die Kaiſerin ließ alle Hoffräulein, von welchen ſie in der Sylveſternacht umgeben war, auf den nächſten Abend zu einem glänzenden Souper laden, mit dem Auftrage, nach 7 Uhr vom Kopf bis zu den Füßen dicht in Pelz gehüllt in der kaiſerlichen Burg zu erſcheinen. Dieſelbe Einladung erhielten die uns bekannten 17 Nachtſchwärmer, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ihnen die ſtrengſte Hofgalla im Anzuge aufgetragen wurde.

Das kaiſerliche Küchen- und Kellerperſonal war im Eispallaſte am andern Tage bereits vollauf beſchäftiget, als die Kaiſerin mit ihrem Gefolge in vielen Wagen erſchien. Becker, der einzige Mann in Pelz gekleidet, durfte wieder im Wagen der Kaiſerin fahren. Durch die Fenſter des Eispallaſtes blieſen die kaiſerlichen Hoftrompeter die feſtlichen Empfangsgrüße; die Eiskanonen gaben eine dreimalige Salve. Sie

---

*) Buchſtäblich wahr. D. R.

hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit drei Pfund Pulver geladen werden; man lud ſie aber nur mit ¼ Pfund, und brachte ſpäterhin, nach dem Feſte, auf den Wunſch der Kaiſerin, eine Kugel von geſtopftem Hanf, bisweilen auch eine eiſerne, hinein. Die Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten ein Brett von 2 Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick ſeyn, und dennoch widerſtand es der Gewalt der Exploſion. *)

Vom blendenden Glanze von mehr als tauſend Wachskerzen durchſtrahlt, glich der Pallaſt einem mährchenhaften Zauberſchloſſe. Die Kaiſerin führte ihr Gefolge durch alle Räume, und erklärte ſelbſt die Wunder dieſes Baues. Erſt nach einer vollen Stunde, welche die 17 Cavaliere in ihren ſeidenen Strümpfen mit dünnſohligen Schuhen, in Beinkleidern von leichtem weißen Caſimir, und in luſtigen Uniformsfracken, für einen ganzen Monat hielten. wurde zur Tafel geblaſen. Für die Kaiſerin und die Damen waren weiche Stühle auf Pelzdecken hingeſtellt, die Herren mußten auf blanken Eisſtühlen, die keine Querhölzer hatten, ſitzen, ſohin ihre Füße auf dem Eisſpiegelboden ruhen laſſen. So oft einer die Kälte zu arg ſpürte, zog er einen Fuß nach dem andern in die Höhe, konnte jedoch eine ſo unbequeme Stellung nicht lange ertragen. Die Kaiſerin und ihre Damen genoſſen nur warme Speiſen und glühend heißen Punſch; den Cavalieren wurden nur kalte Speiſen, und ſtatt des Weines Vanille-Eis ſervirt. Becker ſtand fortwährend zur linken Hand der Kaiſerin, die plötzlich einem Kammerdiener ein Zeichen gab, welcher ihr ein Käſtchen überreichte. Aus dieſem nahm ſie das Adelsdiplom für Becker,

---

*) Gleichfalls buchſtäblich wahr. D. R.

einen Orden, den ſie eigenhändig an ſeine linke Bruſt heftete, und eine Anweiſung von dreißig tauſend Silberrubeln auf die kaiſerliche Kabinetscaſſe. Der Künſtler fühlte ſich dadurch ſo beehrt und beglückt, daß er der Kaiſerin auf der Stelle gleich einen zweiten ſolchen Pallaſt gebaut hätte. Allen übrigen bei dieſem Wunderbaue beſchäftigten Arbeitern wurden reiche Geldgeſchenke bewilligt.

Natürlich mußten die Hofcavaliere und Gardeoffiziere merken, daß die Kaiſerin zu dieſem Benehmen einen ganz eigenthümlichen Beweggrund haben müſſe, aber welchen, darüber zerbrachen ſie ſich vergebens die Köpfe, um ſo mehr, als die Kaiſerin während der Tafel ſich äußerſt huldvoll mit ihnen unterhielt. Allein nach dreiſtündiger Dauer der Tafel wurde ihnen von der Monarchin das Räthſel gelöſet. Auf ihren Wink mußte ſich das ganze Dienſtperſonal aus dem Salon entfernen.

„Meine Herren,“ ſprach ſie, „roth iſt die Farbe der Liebe, aber Liebe ohne Beſtändigkeit hat in meinen Augen keinen Werth; blau iſt die Farbe der Beſtändigkeit, und ich ſehe es ihnen nicht bloß an den Naſen an, daß Sie auch dieſer Farbe huldigen, ſondern alle Ihre Mienen überzeugen mich davon. Mit Recht könnte ich alſo Ihrer Verſicherung glauben, welche Sie vorgeſtern dieſen Damen hier machten, „daß nichts auf der Welt die Glut Ihrer Herzen zu kühlen vermöge,“ wenn nicht die böſe Welt eine zweite Aeußerung Ihnen unterſchieben möchte: „daß das Eis der Newa nicht kälter ſeyn könne, als Ihre Herzen, dieſen gemüthloſen, künſtlichen Drahtpuppen gegenüber, welche ich, die Kaiſerin, — dieß ſprach ſie mit einem ſtrafenden Blicke, — meine Hofdamen nenne. Geben Sie mir nun Aufſchluß, meine Herren, ob denn das Eis der Newa wirklich nicht kälter iſt, als Ihre Herzen!“

Die Cavaliere ſahen ſich verrathen; da gab es keinen Ausweg mehr. Sie wollten der Kaiſerin, um Verzeihung flehend, zu Füßen fallen; allein es ging nicht ſo ſchnell, denn die Meiſten waren an die Stühle oder an den Boden angefroren. Gewaltſam riſſen ſie ſich los, und ließen zum Theile die dünnen Schuhſolen, zum Theile die Caſimirwolle der Beinkleider auf den Sitzen zurück; dieſes geräuſchvolle Gerupf war von höchſt komiſcher Wirkung. Den endlich Knieenden, welche ſchon an einen ſibiriſchen Zobelfang dachten, hielt die Kaiſerin ſo lange eine derbe Strafpredigt, bis ſie wieder mit den Knieen und Schuhſpitzen an den Eisboden angefroren waren. Als ſie nun das Wort „Gnade!“ und den Befehl, aufzuſtehen, vernahmen, war es gar poſſierlich anzuſchauen, wie thalerförmige Caſimirſtückchen von den am Knie geſpannten Beinkleidern an dem Eisboden kleben blieben, und die Kaiſerin mußte, um das Lachen zu verbergen, ihr Antlitz abwenden. Kaum zu Hauſe angekommen, eilten ſie in ihre Betten, und tranken maßweiſe heißen Fliederthee, um wieder Leben in ihre Eiskörper zu bringen. Am Hofe wurden ſie lange Zeit nicht wenig geneckt; ſie hüteten ſich aber wohl, ihre Herzen jemals wieder mit dem Eiſe der Newa zu vergleichen.

Ich möchte es nicht wagen, unſere ſchönen deutſchen Damen in einen ſolchen Eispallaſt zu führen, deſſen Wunder vor den Zauberflammen ihrer liebenswürdigen Augen und vor der heiligen Glut ihrer treuen, innigen Liebe eben ſo leicht, wie unſere für ſie begeiſterten Herzen, zerſchmelzen würden.

Schein täuſcht.

Ein Criminalfall.

Die Gräfin N*, Wittwe, und Mutter eines einzigen Sohnes, von unermeßlichem Vermögen, ſaß eines Morgens mit ihrem Karl bei dem Frühſtücke und beſtritt eben lebhaft das Urtheil deſſelben über die Schönheit und Kunſt einer berühmten jungen Sängerin, welche am Abende zuvor als Fidelio in ihrer erſten Gaſtrolle alle Herzen der alten und jungen Herren von gutem Tone auf dem Hoftheater der Hauptſtadt bezaubert hatte, als der Kammerdiener meldete, daß ein ihm völlig unbekanntes Mädchen dringend um die Gnade bitte, die Frau Gräfin ſprechen zu dürfen.

Dieſe war eine geiſtvolle, gebildete Dame, in ihrem Charakter das Religiöſe vorherrſchend, doch ohne alle Bigotterie, und ohne ihren frommen Sinn zur Schau zu tragen.

Das Mädchen wurde vorgelaſſen, und ſtürzte ſogleich zu den Füßen der Gräfin:

„Gnädige Frau Gräfin,“ — begann ſie mit ſchluchzender Stimme, mühſam ihre Thränen verhaltend, — „ich bin eine arme, von der ganzen Welt verlaſſene Waiſe; nur in Ihrer Macht liegt es noch, mich zu überzeugen, daß nicht auch Gott ſeine ſegnende Hand von mir abgewendet habe.“

„Ich habe gehört, daß Ihr Kammermädchen in der künftigen Woche heirathen wird; nehmen Sie mich ſtatt derſelben an; ich habe zwar früher noch nicht gedient, doch kann ich Kleider machen, friſiren, ein wenig franzöſiſch, und bin ein ehrliches, chriſtliches Mädchen; Sie werden Ihre wahre Freude an mir haben, ja, ja, gewiß, Sie können ſich darauf verlaſſen!“

Hier ſchwieg ſie, und trocknete ihre Thränen mit einem friſch gewaſchenen, kunſtvoll feſtonirten Taſchentuche.

Durch dieſen ſonderbaren Auftritt überraſcht, wußte die Gräſin nicht gleich, welche Antwort ſie ihr geben ſolle, und doch gefiel ihr das naive Mädchen ſo wohl, daß ſie es nicht über ihr gefühlvolles Herz bringen konnte, ſie abzuweiſen, indem ſie den innern höchſt bewegten Zuſtand der Bittenden durchſchaute, wie er ſonſt einem gewaltſamen Schritte der Verzweiflung vorauszugehen pflegt.

„Wie heißt du, liebes Kind?“ fragte die Gräfin.

„„Cäcilie, Euer gräflichen Gnaden zu dienen.““

„Haſt du dieſes Taſchentuch feſtonirt?“

„„Ja!““

„Wenn du, noch ſo jung, ſchon ein Waiſe biſt, wer ließ dich denn in Allem, was du weißt, unterrichten?“

„„Eine Tante, die im vorigen Jahre ſtarb, hat ihr Weniges für mich verwendet. Ach, der liebe Herrgott ſetze ſie dafür auf ſeinen beſten Stuhl im Himmel oben!““

„Wie alt biſt du?“

„„Auf Lichtmeß 18 Jahre!““

„Wovon haſt du dich denn bisher ernährt?“

„„Ich half waſchen in der Vorſtadt; allein meine Hände ſind dabei ſo voll Schrunden geworden, daß ich fürchte, teich möchte ſie bald nicht mehr zu feinen Arbeiten gebrauchen können. Da hörte ich nun zufällig im Waſchhauſe, daß Euer gräflichen Gnaden eine gar gute und fromme, auch mit den Armen recht mitleidige Dame ſeyen, und daß ein Mädchen, welches ſtatt der verlobten Kammerjungfer von Ihnen aufgenommen würde, auf der ganzen Welt kein größeres Glück machen könnte.““

„„Das fiel mir in's Herz wie eine Eingebung Gottes; ich ſchwieg aber mäuschenſtill, weil ich weiß, wie gerne die Wäſchermädchen ſchwätzen; denn wüßten ſie, daß ich um dieſen Dienſt gebeten hätte, und bekäm ich ihn nicht, ſo würden ſie mich mit Spottreden zu todt quälen, und vielleicht gar „die Frau Gräfin“ heißen. Ich packte alſo mein Bündelchen zuſammen, — da gleich vor der Thür liegt's, — und — da bin ich!““

„„Gott erleuchte Sie, Frau Gräfin, daß Sie einſehen, wie ſo herzlich gerne ich bei Ihnen bliebe, und daß Sie ſich meiner gnädig erbarmen. Denn Chriſtus hat geſagt: „Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan!““

„Was hältſt du von dieſem Mädchen?“ fragte die Gräfin ihren Sohn in engliſcher Sprache.

„Mir ſcheint ſie einen offenen Sinn, ein unverdorbenes Herz und einen edlen Charakter zu haben; meiner Meinung nach würden Sie keine üble Wahl treffen!“ erwiederte Karl.

Cäcilie war inzwiſchen nicht aufgeſtanden, wie oft auch die Gräfin ſie dazu ermahnen mochte. Endlich ſagte ſie zu ihr: „Cäcilie, ſtehe auf; ich will es mit dir verſuchen; du kannſt gleich jetzt bei mir bleiben!“

Cäcilie war außer ſich vor Freuden, bedeckte die Hände der Gräfin mit zahlloſen Küſſen und gelobte bei Gott, mit muſterhafter Treue und kindlicher Liebe zu dienen.

Der Kammerdiener mußte ihr ſogleich ein Zimmer anweiſen. Ihre Vorgängerin mußte ſie vor ihrem Austritte aus dem Hauſe noch in allen dienſtlichen Verrichtungen und üblichen Gewohnheiten der Gebieterin unterrichten, und in drei Tagen war Cäcilie ſchon ein vollendetes Kammermädchen.

Vier Wochen darauf wurde die Gräfin von einem gefährlichen Nervenfieber befallen; ſie wollte eine Krankenwärterin holen laſſen; allein Cäcilie flehte ſo lange mit Thränen in den Augen, ihr doch dieſen Schimpf nicht anzuthun; eine geſunde Frau Gräfin ſey freilich leichter zu bedienen; allein jetzt ſei der rechte Augenblick gekommen, mit ihrer kindlichen Liebe zugleich ihren unvergänglichen Dank der kranken Frau Gräfin durch die That ausdrücken zu können.

Mit tiefgerührtem Herzen willigte die Gräfin ein, und von dieſer Minute an wich das Mädchen bis zur ſpät erfolgenden Geneſung nie mehr von dem Krankenlager.

In einer geiſteshellen Stunde, als die berühmteſten Aerzte ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatten, ſie zu retten, Niemand als die Tag und Nacht wachſam pflegende Cäcilie neben ihrem Bette ſaß, ſagte die Gräfin zu ihr: „Ich habe für dich in meinem Teſtamente wie eine Mutter geſorgt; es kann dir nun an einem braven Manne und an einer guten Verſorgung nicht mehr fehlen!“

„„Das auch noch!““ rief Cäcilie, von einem innern Schauer ergriffen, aus und weinte die bitterſten Thränen. „„Nein, wenn ein gerechter Gott im Himmel lebt, ſo kann er Sie nicht ſterben laſſen, nein, es iſt unmöglich! Geſchäh's, ach, dann thäte ich mir wahrlich ein Leid an, denn ich könnte Ihren Tod nicht überleben!““

Sanft verwies ihr die Gräfin, daß ſie ſo wenig Ergebenheit in den Willen Gottes zeige, da ſie doch eine ſo fromme Chriſtin ſey; dann küßte ihr Cäcilie demüthig ſchweigend die Hand, ſetzte ſich auf ihren Stuhl und — betete für die Geneſung ihrer zweiten Mutter.

Einen Engel des Lichtes glaubte dann die Gräfin zu erblicken, den ihr der Himmel troſtverheißend geſendet habe; denn Cäcilie war von wunderſamer Schönheit. Ihr mildes, großes, klares Auge mit dem Blicke der reinſten Unſchuld verkündete ein ſchuldloſes Herz; der hingehauchte Carmin auf den ſeidenweichen Wangen verlor ſich in den ſanften Purpur der Lippen, und die dunkeln Haare umſchatteten, wenn ſie keine Flechtenkrone trug, den blendend weißen Hals. Eine ſchlanke Geſtalt vollendete das Ganze.

Wiedergeneſend, und nach der erſten Spazierfahrt heimgekehrt, wo vornehme Herren und Damen die Gräfin beglückwünſchten, führte dieſe ihre Cäcilie in die glänzende Verſammlung, und ſprach mit von Rührung unterbrochenen Worten:

„In alten Zeiten ſendete Gott ſichtbare Engel zum Schutze einzelner Menſchen auf die Erde herab; ein ſolcher Engel iſt meine Cäcilie; nächſt Gott verdanke ich nur ihrer unendlichen Liebe und Sorgfalt meine Geneſung, mein Leben; darum betrachte ich ſie von nun an als mein eigenes Kind, als meine geliebte Tochter!“

Cäcilie ſank demüthig zu ihren Füßen; die Gräfin zog ſie an ihr Herz und drückte den Kuß mütterlicher Liebe auf ihre Lippen, kein Auge blieb trocken.

Mit der höchſten Pünktlichkeit verrichtete Cäcilie ihren Dienſt, und erntete täglich verdientes Lob. Sie durfte die Gräfin nach Carlsbad begleiten, wohin ihr auch Karl folgte, der ſich einſt bei ſeiner Mutter vertraulich äußerte: „er wünſche, auch ſein Kammerdiener möchte ſo treu ſeyn, wie Cäcilie; allein er vermiſſe ſeit geraumer Zeit bald einzelne Goldſtücke, bald andere Dinge von Werth, was großen Verdacht in ihm errege. Wäre durch des Vaters Teſtament der Kammerdiener nicht ein Erbſtück der Familie geworden, ſo würde er ihn ohne Weiteres entlaſſen.

Die Gräfin empfahl ihm mehr Vorſicht; dabei blieb's, bis bald nach ihrer Rückkunſt, zehn Monate nach Cäciliens Eintritte in den Dienſt, im Hauſe der Gräfin ein erſchütterndes Ereigniß einkehrte, welches ungewöhnlich lang das allgemeine Gerede beſchäftigte.

Eines Nachmittags kam Karl eilfertig in des Kammerdieners Zimmer, im Begriffe auszugehen, und warf ihm einen verſiegelten Brief hin, worin Gold lag, mit den Worten: „Trage dieſe Spielſchuld ſchnell zu Baron D*; doch nein, laß den Brief noch liegen und beſorge ihn, wenn ich ins Theater gehe, du kannſt ſtatt deſſen zu meinem Onkel gehen und ihn fragen, an welchem Tage in dieſer Woche er auf ſein Jagdſchloß zu reiſen gedenke.“

Der Graf eilt fort, und trifft vor der halbgeöffneten Zimmerthüre Cäcilie, die eben Blumentöpfe in den Hausgarten trägt, um dafür andere heraufzuholen, da die Gräfin in ihrem Empfangzimmer ſtets einen auserleſenen Blumenflor unterhielt.

Der Kammerdiener ſchob den Brief zur Seite, zog langſam ſeinen Rock an, verſchloß die Thür, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ging fort, den fernern Auftrag des Grafen zu beſorgen.

Nach einer kleinen Stunde kam er zurück, ſein erſter Blick, den er ins Zimmer warf, vermißte den Brief mit dem Golde; er ſuchte in allen Fächern und Ecken, ja ſelbſt in allen ſeinen Taſchen, obgleich er beſtimmt wußte, ihn nicht mitgenommen zu haben. Er fragte Cäcilien, ob

Niemand in ſeinem Zimmer geweſen ſey. Sie hatte Niemand bemerkt. Eben wollte er fort, um bei der Stadtdirektion die Anzeige zu machen, als der junge Graf ins Haus trat, dem er den ganzen Vorfall erzählte. „Und was willſt du nun thun?“ „„Die gerichtliche Anzeige machen, um mich zu rechtfertigen; denn leider muß ich bemerken, daß Sie, Herr Graf, ſeit einiger Zeit ein auffallendes Mißtrauen gegen mich äußern; ich habe Ihrem Herrn Vater, ſeligen Andenkens, 35 Jahre redlich gedient, und will in meinen alten Tagen nicht für einen Hausdieb gehalten werden.““

Ohne die Antwort des Grafen zu erwarten, rannte er fort und erſchien bald darauf mit einem Stadtkommiſſär und deſſen Aktuar, die bei der Frau Gräfin die Ausübung ihrer Pflicht, eine Hausunterſuchung vorzunehmen, entſchuldigten, welche auch ſogleich im Zimmer des Kammerdieners begann. Als ſie aber auch jenes der Cäcilie zu unterſuchen verlangten, und die Gräfin lächelnd verſicherte: „dieß ſey ganz überflüſſig, da ſie für Cäcilien, ihre angenommene Tochter, ſich mit ihrem ganzen Vermögen verbürgen könne,“ erwiederte der Stadtkommiſſär, daß er daran gar nicht zweifle, aber daß eine perſönliche Anſicht die Form des gerichtlichen Verfahrens nicht ändern könne.

„Kommen Sie nur mit mir, gnädiger Herr, es wird ja gleich vorbei ſeyn! Doch wo hab' ich den Schlüſſel gelaſſen? Richtig, in meiner Schürze, die im Zimmer hängt; das Zimmer wird ſohin offen ſeyn.“ Der Aktuar, ein alter ausgeſchriebener Federwurm, maß ſie von oben bis unten mit einem verdächtigen Blicke und keuchte hinter dem Stadtkommiſſär die Treppe hinauf. Wenige Schritte vor der Thüre lag ein Stück beſchriebenes Papier. Raſch ſtellte der Aktuar die Spitze ſeines ſpaniſchen Rohrs auf daſſelbe, indem er ſagte: „Bitte um Geduld, Herr Stadtkommiſſär!" und wollte eben ſeine Brille ſuchen, um den Fund zu prüfen, als Cäcilie das Papier ſchnell unter dem Stocke wegzog. Ohne es anzuſehen, überreichte ſie es dem Stadtkommiſſär, der einige abgeriſſene Worte leſend für ſich hinmurmelte: „ſchuldige — nebſt — ſenden — Quittung — nicht früher daran — verfügen — reines Gold —" u. ſ. w. Er ſchüttelte den Kopf, ſah Cäcilie in's Geſicht, die arglos lächelte und trat in ihr Zimmer. Wie ein Geier ſtürzte der Aktuar über ihren Schrank her, worin ſie ihre wenigen Kleidungsſtücke hatte, durchwühlte den Strohſack des Bettes und ſuchte ſelbſt in ihren Pantoffeln, worüber ſie herzlich lachen konnte.

„Lachen ſie nur, ſie wird bald weinen!" grollte der Alte. „„Stille!"" verwies der Stadtkommiſſär.

„Weißt Du nicht, Cäcilie, wie dieſes Stück Papier in die Nähe Deiner Thüre kam?" „„Nein!"" „Da haben wir die Diebin," triumphirte der Aktuar und leerte die Taſchen der hinter der Thüre hängenden Schürze aus: „da iſt das Gold, lauter honette Ducaten, und hier in der andern Taſche ſtecken die übrigen Fetzen des Briefes. Nun, wie ſieht's aus mit dem Lachen, ſaubers Jüngferlein?" „„Ruhig, Aktuar, das iſt gerichtswidrig!"" „Ja ſo, bitte unterthänigſt um Verzeihung!"

„„Die beiden Polizeiſoldaten ſollen vor der Thüre dieſes Zimmers ſtehen bleiben. Rufen Sie dieſelben herauf!""

„Sogleich!" Er legte den Fund auf das Tiſchchen und eilte zur Hausthüre hinab, wo die Schutzengel der heiligen Juſtiz ſchon auf ihren Fang paßten.

Cäcilie war wie vom Blitz getroffen; bleich wie eine Lilie, doch ohne zu zittern, ſtand ſie vor dem Stadtkommiſſär; ſie faltete die Hände andächtig und wendete ihre ſchuldloſen Augen zu dem Crucifix oder ihrem Bette, und flehte halbleiſe: „Lieber Herr Jeſu, verzeih!“

Sie wurde bei hellem Tage durch die Straßen der Stadt in das Gefängniß geführt und dort ſogleich verhört. Sie geſtand, das Zimmer des Kammerdieners mit einem Hauptſchlüſſel geöffnet, und den Brief, wiſſend aus des Grafen eigenem Munde, daß er Gold enthalte, unterſchlagen zu haben. Bei dem Zerreißen des Briefes müſſe ihr ein Stück unbemerkt entfallen ſeyn. Die Unterſuchung entdeckte auch, daß ihre Mutter noch lebe und ein Bruder, der nach zurückgelegten Militärdienſten kümmerlich für den häuslichen Unterhalt ſorge. Als ſie nun, auf die Zeugenausſagen des gräflichen Hauſes, gefragt wurde, warum ſie ſich denn für eine Waiſe ausgegeben, erwiederte ſie, „weil ſie ſchon oft gehört, daß man in vornehmen Häuſern Dienſtmädchen aus ſehr dürftigen, noch lebenden Familien aus Mangel an Vertrauen nicht gerne aufnehme, aus Furcht, ſie möchten Manches verſchleppen.“ Der Aktuar wollte eben wieder bemerken: „wer lügt, der ſtiehlt,“ als ein ſtrenger Blick des Stadtkommiſſärs ihm den Mund ſchloß.

Es ergab ſich, daß Mutter und Bruder nichts von dieſem Diebſtahle als Mitſchuldige wußten, und da Cäcilie jede Frage offen beantwortete, auch geſtand, das Gold nur genommen zu haben, um die letzten Lebenstage ihrer alten Mutter zu verſüßen, ſo blieb das Urtheil nicht lange aus, welches einjährige Arbeitshausſtrafe über ſie ausſprach, es übrigens ihr freiſtellte, mit Anführung der Milderungsgründe ſich an die Gnade des höchſt gütigen Fürſten zu wenden. Zu dieſem Zwecke ließ ihr die Gräfin, welche ſie ungeachtet dieſer leichtſinnigen und ſträflichen Handlung doch immer noch liebte, ihre und ihrer Freunde Verwendung bei dem Fürſten anbieten. Sie lehnte dieſe dankbar ab, mit den Worten: „Wer ſündiget, der büße!“ Vier und zwanzig Stunden ſpäter ſpann ſie ſchon an dem angewieſenen Straforte.

Nach achtzehn Monaten fuhr Graf Karl von einer weit entfernten Jagdparthie an einem dämmernden Herbſtabende durch ein etwa eine Stunde von der Hauptſtadt entferntes Dorf. Der Wagen rollte langſam über den friſch aufgeführten groben Kies, als ein Mädchen in der ärmlichſten Tracht an den Wagen trat und um ein Almoſen für ihre alte kranke Mutter flehte. „Nehmens Sie's nicht übel, gnädiger Herr, daß ich ſchon bettle, als ein junges Mädchen, aber im nahen Marmorbruch, wo ich Arbeit hatte, fiel mir vor ſechs Wochen ein Stück auf den rechten Arm, das ihn ſchwer verwundete; ich habe nichts, um ihn heilen zu laſſen.“ „„Warum biſt Du nicht in die Stadt gegangen, um einen Dienſt zu ſuchen?““

„Weil mein Bruder als Einſtandsmann wieder zum Militär gegangen iſt, konnte ich meine hülfloſe Mutter nicht allein laſſen. Er gab uns das Einſtandsgeld, 150 fl. und damit kauften wir uns jene Hütte dort, die uns vor zwei Monaten ein böſer Menſch anzündete. Jetzt ſind wir ganz elend.“ Sie weinte bitterlich.

„„Wie heißt du?““

„Cäcilie, gnädiger Herr!“

Mit einem Seufzer, der ihm das Herz zuſammenſchnürte, ſagte er: „„Morgen Mittags fahre ich wieder hier durch; unterdeſſen nimm dieß!““

Er reichte ihr die ganze Börſe hinaus und befahl dem Kutſcher, im geſtreckten Trabe nach Hauſe zu fahren.

Eine volle Stunde verweilte er im Kabinete ſeiner Mutter; die Thüre wurde verriegelt; dann kleidete er ſich um und fuhr augenblicklich in die Reſidenz zum Fürſten, deſſen Pathe und Liebling er war. Länger als drei Stunden blieb er im Kabinete; die Höflinge zerbrachen ſich den Kopf, was für ein Geheimniß da verhandelt werden möge; Viele fürchteten, es dürfte ihm vielleicht ein einflußreicher Poſten verliehen werden. Auf der Schwelle der offenen Thüre umarmte ihn der Fürſt mit herzlicher Rührung und den traulichen Worten: „Gott ſegne Dich, mein lieber Karl!“

Nun hatten es die Lauſcher los! „Richtig,“ ſagten ſie, „er hat ihn geſegnet, er ſchickt ihn fort, er iſt alſo — ein Geſandter geworden!“ Weit gefehlt!

Neben den verkohlten Trümmern ihrer armſeligen Hütte ſaß am folgenden Mittag Cäciliens Mutter, an den Buſen ihres treuen geliebten Kindes das altergraue Haupt gelehnt, um ſich an den wohlthätigen Sonnenſtrahlen zu erwärmen, als ein prächtiger Wagen, mit vier muthigen Pferden beſpannt, durch den aufwirbelnden Staub herandonnerte. Er hielt; Karl ſprang heraus und eilte auf Cäcilie zu.

Sie erkannte ihn, verneigte ſich demüthig und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: „Gnädiger Herr! ich kenne dieſe Börſe aus einer frühern Zeit; eine ſo reiche Gabe gebührt keiner Bettlerin, am wenigſten einer — Ehrloſen!“ Ein Strom von Thränen brach aus ihren immer noch ſchönen Augen hervor, obgleich Scham, Kummer und Elend den Schmelz auf ihren Wangen verwiſcht hatten.

„„Nichts mehr von jener Zeit, Cäcilie; ich habe jetzt eine andere, wichtige Frage an Dich zu ſtellen; beantworte ſie offen und ehrlich mit Ja oder Nein!““

„Befehlen Sie!“

Karl faßte ihre beiden Hände, drückte ſie an ſein Herz und fragte leiſe bittend: „„Cäcilie, willſt du meine Gattin werden?““

„Gerechter Himmel, auch noch dieſen Spott! Das iſt weiter, als ich ertragen kann.“

„„Bei meiner Ehre, das iſt mein Ernſt!““

Mit unnennbaren Gefühlen ſank ſie ſchweigend an ſeine Bruſt und glitt dann ohnmächtig zu ſeinen Füßen nieder.

Auf ſeinen Armen trug er ſie in die nahe Dorfſchenke, wo ſie ſich bald erholte; einen ganzen Koffer mit Kleidern aller Art für ſie und die Mutter breitete er auf die lange Tafel hin, und bat: „Cäcilie; ſchmücke Dich, denn heute noch wirſt Du meine Gattin!“

Vier Stunden ſpäter wurden ſie in der Hauptkirche getraut; der Fürſt ſelbſt war Zeuge; noch am nämlichen Morgen hatten alle Blätter der Stadt Cäciliens Wiedereinſetzung in den frühern Stand der Ehre aus perſönlicher Ueberzeugung des Fürſten von ihrer völligen Unſchuld und in Folge ſeiner fürſtlichen Machtvollkommenheit gebracht.

Unter vielen der geladenen Gäſte, welche wegen perſönlicher Theilnahme des Fürſten die Einladung nicht wohl ablehnen konnten, wurde anfangs nicht wenig die Naſe gerümpft; als aber der Fürſt mit Cäcilien die Polonaiſe des Feſtballes eröffnete, da wurden die Damen gar nicht mehr müde, ſie mit Liebkoſungen zu umdrängen. Aber Alle hätten für ihr Leben gern erfahren, was denn hinter dieſer Geſchichte ſtecke; allein ſie blieb ihnen ein unauflösbares Räthſel.

Ich aber bin meinen lieben Leſern die Löſung dieſes Räthſels ſchuldig. Vom erſten Momente an, da Karl das holde Mädchen ſah, loderte in ſeinem Herzen die Flamme einer wilden Leidenſchaft. Er kannte ſeine tugendhafte Mutter zu gut, um ſich auch nur die leiſeſte Aeußerung des Wohlgefallens zu erlauben; aber vergebens verſuchte er Alles, Ueberredungen und Gold in Menge, die Unerſchütterliche für ſeine Pläne zu gewinnen. Sie geſtand zwar, daß ſie ihm herzlich gut ſey, allein ihre Liebe den Verhältniſſen zum Opfer bringen müſſe.

An einem dunklen Abende belauſchte er ſie auf der Hausflur, wo Cäcilie einem jungen Menſchen mit den zärtlichſten Liebkoſungen Geld gab und ihn bat, daß er ja nie aufhören möge, ſie zu lieben. Dieſer junge Menſch war — ihr Bruder, er aber hielt ihn für ihren Geliebten. Die Rache verſchmähter Liebe verblendete ſein ſonſt ſo edles Herz; um allen künftigen Verdacht von ſich abzuwenden, äußerte er ſogar bei der Mutter ſeinen übrigens nicht grundloſen Zweifel gegen die Treue des Kammerdieners. Endlich führte er den Plan aus, der Cäcilien in Schmach ſtürzte. Sie errieth den Thäter; wie ſehr auch der Schein gegen ſie war, ſie hätte doch läugnen, vielleicht dem Richter alle Vorgänge und ihre Vermuthungen mittheilen können. Dieß aber wollte ſie ſchon aus inniger Dankbarkeit gegen die Gräfin nicht thun. Als ſie aber ſagte, den Verſuch der Begnadigung ablehnend: „Wer ſündiget, der büße!“ da meinte ſie den Grafen, und ihre Worte waren eine Weiſſagung; denn ſein innerer Friede, die Ruhe ſeines Gewiſſens war verloren, bis die bettelnde Cäcilie ſein vom ewigen Richter im eigenen Buſen ſchwer angeklagtes Herz in allen ſeinen Tiefen zum letzten und einzig-möglichen Entſchluſſe erſchütterte, der namenloſen Sehnſucht und der Stimme der Ehre auf gleiche Weiſe zu genügen. Er bekannte ſeiner Mutter Alles, und warf ſich mit demſelben reumüthigen Geſtändniſſe ſeinem väterlichen Fürſten zu Füßen. Beide billigten ſeinen Entſchluß und empfahlen ihm raſche Ausführung.

Cäciliens Mutter war die Wittwe eines Offiziers, der ſie geheirathet hatte, als er ſchon auf Halbſold geſtellt war; ſo lang er lebte, bekamen die Kinder Erziehung und Unterricht; ſpäterhin, ohne Penſion, verarmten die Hinterlaſſenen. Der Bruder wurde aus dem Militärverbande entlaſſen und beſorgte, im Kreiſe der ganzen Familie, theils zu Hauſe, theils auf Reiſen, die Oberaufſicht über des Grafen Güter, der als ein glücklicher Gatte und Vater ein beneidenswerthes Leben genoß.

Der rächende Speiſenzettel.

Ein Badreiſe-Stückchen.

„Nach geſchehener Arbeit iſt gut ruhen!“ ſagt ein altes Sprichwort, dem ich aber niemals einen rechten Geſchmack abgewinnen konnte.

Bewegung iſt die Seele des Lebens; daher iſt nach einem anſtrengenden Geſchäfte, nach einer mit Zeit und Mühe vollendeten Arbeit ſtets die Bewegung meine Ruhe, indem ich in das Freie hinaus mich bewege.

Dieſer Grundſatz hob mich eines Tages auf eine rippenprüfende Diligence, um eine benachbarte, ſehr romantiſch ſituirte Badeanſtalt zu beſuchen und in den reizenden Umgebungen derſelben die Pfingſtferien, aus dritthalb Tagen beſtehend, am Buſen der Natur zu genießen, in welchem doch das treueſte und liebevollſte Herz ſchlägt; ſollte ich durch dieſe Behauptung andern ſchönen Buſen zu nahe treten, ſo möge man mir's verzeihen, weil ich dabei nur gewinnen kann. —

„Sucht Ihr vollen Genuß,
Nehmt Euer Ränzel, und wandert zu Fuß!
Das Wirbeln der Lerche, der Finken Geſang,
Die duftenden Blumen die Straßen entlang,

Des Quelles Gemurmel im kühlen Moos,
Das trauliche Plätzchen in Waldes-Schoß,
Zephyrs ſchmeichelnder Kuß —
Alles verſchönert die Reiſen zu Fuß!"

Die Geſellſchaft auf der Diligence war zu auserleſen, um dießmal keine Ausnahme von der Regel zu machen, das Wetter köſtlich, als wär's uns auf Beſtellung ſo geliefert worden, und der beſte Humor ein Gemeingut, das von Mund zu Munde ging.

Jeder freute ſich, einen Freund oder eine Freundin im Bade zu treffen, und die Nachrichten von dem ungezwungenen Tone daſelbſt, von der herrlichen Stimmung aller Badgäſte, von den mancherlei Vergnügungen durch den Austauſch der Talente, hatten eine wahre Sehnſucht in uns erregt, recht bald an Ort und Stelle anzukommen.

Eine dringende Einladung des Grafen von ***, meines vertrauteſten Freundes, obgleich einige Jahre jünger als ich, daher ich ihn ſtets meinen Telemach nannte und er mich ſeinen Mentor, beſchäftigte meine Phantaſie während der Fahrt ſo lebhaft, daß ich bisweilen unter den Sprechenden und heiter Erzählenden wie ein verwittertes Weichbild auf freiem Felde ſaß, um welches ſich eine fröhliche Jugend auf ihrer Wanderung gelagert hatte.

Ich zog den Brief meines Freundes aus dem Taſchenbuche und prüfte, in einer Ecke des Wagens lehnend, jeden Buchſtaben, um mir das Geheimniß ſeines Inhaltes wo möglich zu enträthſeln. Meine Kunſt ſcheiterte an den lakoniſchen Worten:

„Freund!

Komm ſogleich zu mir! Ich hoffe und fürchte einen dummen Streich zu machen; vielleicht gelingt es Dir, ihn zu beſchleunigen oder zu verhindern.

Dein treuer Telemach."

Ich kannte das Gemüth des Grafen wie mein eigenes; er lebte in ſehr günſtigen, ja wohl in glänzenden Verhältniſſen, der einzige Sohn ſeines Vaters, welcher herrliche Güter in Böhmen und am Rheine beſitzt.

Sein Herz war weich und überaus empfänglich für die Eindrücke der Liebe; allein weil ihm die bittern Erfahrungen des Lebens fehlten, ſo galt ihm der Schein für Wahrheit, und er wählte, ohne zu prüfen. Süße Worte gängelten den Leichtgläubigen.

Eine neue Liebſchaft mußte ihn überraſcht haben; ſo weit reichte meine Vermuthung; aber welchem würdigen Weſen es gelang, ihm einen dummen Streich als möglich vorzuſpiegeln, und welchen dummen Streich, dieß mußte ich wohl nur durch ſein eigenes Geſtändniß erfahren.

Allerlei Poſſen treibend hatten wir eben, zur Schonung der Pferde, einen ziemlich hohen Berg zu Fuße erſtiegen, als die letzten Strahlen der Sonne die Bergewälder, welche gegenüber am Ende eines zwei Stunden breiten Thales den Horizont begrenzten, mit leuchtendem Abendgewölke ſäumten.

Es ſind noch Spuren zu finden, daß einſt ein mächtiger Strom zwiſchen den beiden Höhen, wie von zwei natürlichen Dämmen eingeengt, dahin rauſchte; die allmächtige Zeit hatte aus dem feuchten Strombette ein lachendes Thal gezaubert, mit freundlichen Dörfchen und fruchtbaren Auen.

Die Scheidelichter des langſam verlöſchenden Weltgeſtirnes brachen durch die Schlucht einer Buchengruppe und durchblitzten das Gußeiſengeländer am Balkone des Badhauſes, das in der tiefſten Breite des Thales auf einer mäßigen Anhöhe am Fuße eines vielbeſuchten Berges lag.

Die Fernſchau war zu reich an Schönheiten der Natur, um ſie ohne Verlängerung dieſes Genuſſes aufzugeben, und ſomit nahmen wir unter der gewaltigen Kaſtanie eines in der Nähe befindlichen Jägerhauſes Platz, wo wir trefflich bewirthet wurden.

Ein Naturkind aus den Hochalpen, vielleicht 17 Jahre alt, in der ländlichen Tracht ihrer Heimath, ein freundliches Madonnenbild, brachte uns mit einem herzlichen Abendgruße die beſtellte Labung.

Dieſe Mädchen wiſſen es recht wohl, welchen Werth die Städter auf die ſogenannten Naturkinder legen, und verſtehen es trefflich, dieſe zum Theil vorgefaßte Meinung zu benützen.

Jedes Gebirgsmädchen halten dieſe Herren für eine Mimili oder Liesli des ſüßen Clauren, der in ſeinem „Vergißmeinnicht“ die geiſtvollen Verſe niederſchrieb:

„Jungfer Liesli, weißt du was,
Komm mit mir in’s grüne Gras,“ —

Verſe, welche mit der Waſſerſcheu drohen, oder für eine Margarethe in den „Hageſtolzen“ paſſen, eine Rolle, worin mir das natürliche, gemüthvolle Spiel unſerer Hofſchauſpielerin Fräulein Senger ewig unvergeßlich bleiben wird.

Inzwiſchen muß ich geſtehen, daß Franzi (Franziska) eine Ausnahme von der Regel machte. Sie war die Nichte der Jägersfrau, und erſt vor wenigen Wochen aus einem unbeſuchten Thale hinter dem Schlierſen gekommen.

In den Gebirgsſchenken und auf den ſogenannten Stationsalpen, wohin die Städter Ausflüge machen, taugen die Mädchen gewöhnlich nichts und erſetzen immer bald die verwiſchte Natürlichkeit durch eine täuſchende Heuchelei, weil ihnen hier der Schein gerade ſo viel nützt als die Wirklichkeit. Als uns Franzi Butter, Käſe, Schinken und Krebſe brachte, während wir eben von Denkmalen für Helden und große Männer ſprachen, konnte ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auch derjenige gewiſſermaßen ein

Held geweſen ſeyn müſſe, der es zuerſt gewagt habe, einen Krebs zu ſpeiſen, und doch ſuche der dankbare Krebseſſer den unſterblichen Namen jenes Helden, der ſich ſelbſt überwunden, vergebens in den Jahrbüchern des Nachruhmes.

Ein komiſcher Fall erhöhte die Unterhaltung.

Zwei von uns Reiſenden fragten Franzi: welcher von ihnen ihr beſſer gefiele.

„Mir gefallen alle zwei,“ erwiederte ſie, „aber der Andre iſt mir doch lieber.“

Bei dieſen Worten ruhte ihr Blick mit einem ſtillen Lächeln auf dem ohnehin etwas eitlen D., der durch dieſen Vorzug ſich ungemein geſchmeichelt fühlte.

„Ich bitte zu bemerken, meine Herren,“ — rief er wohlgefällig aus, — „daß Sie einen berühmten Eroberer weiblicher Herzen in ihrer Mitte haben!“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als Franzi freudig aufſchrie: „Der Andre! der Andre!“ und gegen die Hausthüre ſprang, aus welcher der hübſche Jägerburſche Andreas in den Garten trat.

Nun wußten wir, wer der erſte Andre war, und der vermeintliche Andre wurde tüchtig ausgelacht.

Die Nacht ſtahl ſich heran als ein natürlicher Tagdieb; einige regenträchtige Wolken gaben ſich ein Stelldichein gerade über unſern Köpfen und ſchienen heimlich zu berathſchlagen, ob ſie das Tuch unſerer Reiſeröcke netzen oder waſchen ſollten.

Ohne den Beſchluß des feuchten Collegiums zu erwarten, ſetzten wir uns auf die Diligence, und fuhren wohlgemuth dem luſtigen Städtchen W** zu, in deſſen beſuchteſtem Gaſthofe der dicke Herr Wirth durch die beleuchteten Fenſter uns zu einer Hochzeit lud, die ſo eben in ſeinem Hauſe gefeiert wurde.

Wir konnten der Verſuchung nicht widerſtehen und verlebten auch hier ein fröhliches Stündchen, daher es bereits Mitternacht war, als der Wagen vor dem Thore des Bades hielt, wo kein Licht mehr brannte, und bereits Damen und Herren in den Armen des Schlafes lagen.

Während die Herren ſich anſchickten, ihre leichten Torniſter aus dem Wagen zu holen, fragte ich den Caſtellan der Badeanſtalt, — Hausknecht klingt mir allzugemein, — ganz heimlich, wie es im Hoſpitium auf dem Berge mit den Gäſten ausſehe?

„Alle Winkel voll," — erwiederte er, die kaum noch glimmende Kerze in der Stalllaterne anfachend und befeſtigend, — „und mehr als dreißig ſind ſchon wieder querwaldein, weil ſie kein Quartier mehr fanden."

Der Alte war etwas harthörig und ſohin gewohnt, laut zu ſprechen. Zufällig hörte einer von den Herren den Schluß der Antwort, daß nämlich kein Quartier mehr zu finden geweſen ſey.

„Wie?" fragte er ganz verdrießlich, — „wir können hier nicht übernachten?"

„„So iſt's,"" — antwortete ich, heimlich über den Zufall frohlockend, der den ſchon früher gefaßten Plan zu einem Neckſtückchen ſo paſſend begünſtigte; „„nicht wahr, Martin, es ſind ſchon dreißig Gäſte wieder fort, die nicht übernachten konnten?"

„Ja freilich," — platzte dieſer heraus, in der Meinung, meine Frage beziehe ſich auf das Hoſpitium auf der Anhöhe des Berges; — „ſie ſind in das Dorf R* hinüber, und wollen ſich dort mit friſchen Eiern und friſchem Stroh begnügen."

Mit den lockendſten Farben ſchilderte ich nun den Uebrigen das gemächliche Uebernachten im Hoſpitium, die flaumenleichten Bettchen, die delikaten Hühner, als ob ſie ſchon gebraten im Garten herumlieſen, das treffliche Kloſterbier aus dem Bergkeller, den edlen, gut gehaltenen Frankenwein, und endlich die herrliche Rundſchau bei Sonnenaufgang; mit der begeiſternden Ermahnung ſchließend, ohne Verzug den Berg zu erſteigen, um oben, nach den leichten Mühen eines Stündchens, alle jene Genüſſe zu finden.

Ich erbot mich, mit Martins Stalllaterne den Führer zu machen, und rieth, dieſem zu ſagen, wir wollten gleichfalls in jenes Dorf hinüber, damit er nicht unſern Aufenthalt im Hoſpitium der Badegeſellſchaft verrathen könne, die wir, da ſie täglich am frühen Morgen den Berg beſteige, angenehm überraſchen würden.

Eine ergreifende Rede hielt ich, wie einſt Cicero pro domo, und da ich nur an die Schwächen verwöhnter Städter zu appelliren brauchte, nämlich an die ſüßen Gewohnheiten des Eſſens, Trinkens und Schlafens, ſo war der Sieg leicht errungen.

Hätten damals die mächtigen Geiſter der Gold- und Silberbergwerke auf Erden, die Millionen Schweißtropfen, die wir emporglimmend vergoſſen, in ächte Holländer-Dukaten mit der Aufſchrift: „Concordia res parvae crescunt,“ verwandelt und mir zu Füßen gelegt, welch' ein gemachter Mann könnt' ich jetzt ſeyn, während ich damals nur ein ausgemachter war, ein ſolcher nämlich, der von weiblich Scheltenden tüchtig ausgezankt wurde!

Ich wäre jetzt ein freier Herr, und vielleicht ſchon ein Freiherr, beſäße Hofmarken und Unterthanen, würde von den Damen für liebenswürdig gehalten, von den täglichen Gäſten an meiner reich beſetzten Freitafel für geiſtvoll und könnte, auch ohne Kinder, dennoch ein glücklicher Vater — der Armen ſeyn. Beneidenswerthes Loos, du verdienſt, daß ich deiner Schilderung gelegenheitlich ein eigenes Stündchen weihe!

Auf den Schwingen dieſer köſtlichen Träume ſchwebte ich mit meiner Stalllaterne, welche die beſcheiden leuchtende Sonne meines Glückes vorſtellte, weit leichter zum bekannten ſteilen Ziele empor als die Uebrigen, und bald verkündete uns ein faſt unheimlich ſcharfer Luftzug, daß wir an Ort und Stelle ſeyn.

Auf wiederholtes Ziehen an der Glocke des Hoſpitiums, wo bereits der Schlaf ſein ruhiges Amt verwaltete, ſtreckte die alte Beſchließerin den Schlafhaubenkopf zum Fenſter heraus, fragend, wer ſo ſpät noch Einlaß begehre.

Da brach eben der Mond durch eine Wolkengruppe und ſäumte mit einer ſilbernen Glorie das vieleckige Antlitz der mächtigen Lenkerin unſeres Schickſals, die nur einer Beſenequipage zu bedürfen ſchien, um ſogleich eine Luftfahrt nach Hexenheim zu machen.

Vergebens verſchwendete ich alle Schätze der Schmeichelei, vergebens nannte ich meinen Namen, beifügend, daß ich ein Recenſent von Nr. 1 ſey, ein Menſch nämlich, der Alles in den Grund und Boden ſchreibe, und das Geſchriebene drucken laſſe; vergebens bot ich ihr an, ſie um 50 Jahre jünger drucken zu laſſen, damit Tauſende herbeiſtrömen, die gerühmte Schönheit zu bewundern; ſie war taub gegen unſere Bitten und erklärte rund heraus: „daß nicht einmal mehr ein Mäuschen im Hoſpitium Unterkommen finden könne, und daß auch die bereits einquartirten übrigen zweibeinigen Mäuschen ſchon alle Vorräthe aufgezehrt hätten. „Sie ſchloß endlich unter den eifrigſten Verſicherungen des lebhafteſten Bedauerns mit der Meldung, daß ſie ſelbſt ihr eigenes Bett ihrem leiblichen Herrn Vetter, einem der Theologie Befliſſenen, eingeräumt habe, übrigens mit Tagesanbruch gerne mit dem vortrefflichen Caffé bewirthen werde.“

Gemeinſchaftlich die lange Naſe fortſchleppend, die wir ſo eben empfangen hatten, wanderten wir zu der kaum hundert Schritte entfernten Bergkneipe, deren Elend Jeder, den ſein Unglücksſtern in ihren Schoß geſchleudert hat oder noch ſchleudern ſollte, gewiß eines europäiſchen Rufes würdig erachten wird.

Mit dem erſten Schritte über die verhängnißvolle Schwelle jenes Muſterwirthshauſes der Erbärmlichkeit war mein etwas boshafter Plan ſeiner Vollendung nahe.

Um verſprengte Bergwanderer zu empfangen, ſaß in der allgemeinen Gaſtſtube, gleichſam als nächtliche Schildwache, ein alter Knecht auf einem Schuſterſtuhle, und ſchnitzte Späne.

Eine unförmliche berußte Lampe, deren ſtinkender Oeldampf zum Huſten zwang, geizte mit dem flackernden Schimmer, der kaum die nächſten Gegenſtände ſichtbar machte. Der Boden war mit Stroh belegt, das jedoch bereits eine frühere Beſtimmung erfüllt zu haben ſchien. Vier Tage altes, ſchwarz-blaues Brod und Branntweinfuſel waren die beiden Pole der Küche, und welchen man auch für den Nordpol gelten ließ, keiner von beiden zog uns an.

Vor dieſem Nachtlager zurückſchaudernd, überſchütteten mich die verwöhnten Herrchen mit allen Sorten von Vorwürfen und entfernten ſich mit der Aeußerung, die Nacht im Freien durchwachen zu wollen.

Als ſie die Thüre öffneten, pfiff der Wind durch den Steingang, und der Regen ſtürzte in Strömen herab. Die Elemente verbanden ſich ſogar mit mir zur Ausführung meines Planes. Wie froh waren dieſe Herren, nun wieder unter Dach zu ſeyn! Brummend legte ſich Einer nach dem Andern nieder und entſchlummerte bald ſo ſüß, wie im eigenen Bette, nachdem Jeder zuvor rührende Vergleiche, wie bequem er es zu Hauſe haben könnte und wie hart es ihm hier ergehe, zum Beſten gegeben hatte.

Während nun meine Opferlämmchen auf der Streu lagen und bisweilen durch bange Seufzer ihre Herzchen erleichterten, verzehrte ich in der dunklen Ecke einer Wandbank gar gemüthlich ein halbes gebackenes Huhn und labte mich mit edlem Forſter aus meiner Feldflaſche, zum wohlverdienten Lohne meiner vorſichtigen Gewohnheit, bei jedem Ausfluge für die Mannesnahrung zu ſorgen, da man ja nicht wiſſen kann, ob man nicht zufällig, wo nicht auf eine wüſte Inſel, wenigſtens in eine unwirthbare Gegend verſchlagen werde.

Und eben jetzt erinnerte mich der ungaſtliche Berg an den „inhospitalem caucasum“ des Horaz, und mit meinem Schickſal ausgeſöhnt dichtete ich, obgleich es draußen ſtürmte, ein glühendes Sonett auf die Herrlichkeit des Sonnenaufganges. Gibt es doch Theaterkritiker, die von ihrem Zimmer aus im Schlafrock und in Pantoffeln über Theaterſtücke ſchreiben, die ſie gar nicht geſehen haben, warum ſollte ich nicht einen nicht geſehenen Sonnenaufgang ſchildern, deſſen Hauptmomente, von ein und demſelben Standpunkte aus betrachtet, ſich doch immer ſo ähnlich ſehen, wie ein Ei dem andern?

Der Morgen dämmerte; die Wolken hatten ſich in Regen aufgelöſet, nur ihre aſchgrauen Mäntel ſtreiſten noch an den Granitkronen der Alpenſcheitel vorüber. Ich witterte Morgenluft und wollte im Freien von der ſchlafloſen Nacht mich erholen. Luſtig dampſte mein Pfeifchen, als ich wenige Schritte außerhalb der Schenke den einſamen Kirchhof betrat, den nur hie und da ein ſpärliches Kreuz ſchmückte.

Auf dem Bretterdache eines kleinen Baſſins ſitzend, neben dem Fußgeſtelle eines koloſſalen hölzernen Kreuzes, gedachte ich mit tiefer Rührung Aller, die da unter den grünenden Hügeln in friedlicher Ruhe ſchlummerten, gedachte mancher geliebten Herzen, die in der Blüthe ihrer roſigen Tage zuſammenbrachen und den blanken Stahlſpiegel meiner jugendlichen Lebensglückes mit ſchmerzlichen Erinnerungen trübten.

Wohl mag derjenige getroſt ſein Haupt in die Grube legen, der mit dem Grafen Buttler in Schillers Wallenſtein ſagen kann:

„Ich ſteh allein da auf der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name ſtirbt mit mir, mein Daſeyn endet!"

Doch wenn liebende Herzen ſich wehklagend an die bleiche Hülle des ſcheidenden Geiſtes klammern, dann wird der Todesbecher bis auf den letzten bittern Tropfen geleeret, und die Thränen der Zurückgebliebenen dringen mit ätzender Kraft durch die Kelche der Grabesblumen in die dunkle Klauſe hinunter.

Aus dieſen Schauerträumen der Verweſung, die mein Gemüth, ſo oft ich einſam auf ländlichen Friedhöfen verweile, mit zudringlicher Geſchäftigkeit in ihr finſteres Reich ziehen, weckte mich die komiſche Gruppe meiner Reiſegeſellſchafter, die mich mit ſchlaftrunkenen Augen und lauten Klagen über Kopfſchmerzen, lahme Beine, Rippendrücken, Halsſpannung und andere Strohlagerleiden aufſuchten.

In der Regel vergißt der Menſch das Unangenehme ſchnell, wenn das Angenehme naht, und dann bietet ihm dieß einen doppelten Genuß.

Bald ſaßen wir in der beſten Laune an der langen Tafel im Hoſpitium, und ließen uns den trefflichen Caffé wohl ſchmecken, überlegend, was nun ferner zu thun ſey, da ein dichter Frühregen die Hoffnung des herrlichen Sonnenaufganges ſichtbar zu Waſſer machte. Die geſchäftige Beſchließerin führte die ganze Reſerve ihrer Küche in's Feuer und von da auf unſere Tafel, um uns in den Stand zu ſetzen, den großen Gläubiger der Menſchheit, den Hunger, wenigſtens mit Abſchlags-zahlungen befriedigen zu können.

Sonderbar iſt es und doch wahr, daß ſchwache Geiſter und ſchwache Füße mit größern Beſchwerden abwärts gehen, als aufwärts; wir machten die Erfahrung der zweiten Bemerkung, kamen jedoch in kurzer Zeit im gelobten Lande der Badanſtalt glücklich an.

Unſtreitig iſt ein ſchlechtes Wetter der beſte Kitt des geſelligen Lebens; daher trafen wir denn auch alle Badegäſte, die nicht mehr in den Federn ſtacken, im Speiſeſaale vereint, wo ſie mit Scherz, Spiel und Geſang ſich wechſelſeitig erheiterten.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen und freundſchaftlichen Umarmungen miſchten wir uns unter die Uebrigen und nahmen Theil an ihren Spielen. Der Graf bat mich, ihm zu folgen. Seine bleiche, verſtörte Miene verrieth mir deutlich die Qual einer unglücklichen Liebe.

In ſeinem Zimmer fiel er mir weinend um den Hals und konnte einige Minuten gar nicht ſprechen. Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte; allein für die Leidenſchaft gibt es keinen Troſt; ſie tröſtet ſich ſelbſt in dem Grade ihrer Abnahme. Er nannte mir die Auserwählte ſeines Herzens, und nur meiner Beſonnenheit hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht in ein lautes Gelächter ausbrach.

Die Dame ſeiner Wahl war keine andere, als — Fräulein Schmalzblümchen. Sie war ein hübſches Mädchen von ungefähr 18 Jahren, von gewöhnlicher Größe, aber bei geringem Verſtande eine vollendete Kokette. Junge Herren, die erſt in die Welt hineinſchauten, und gefallſüchtige Alte machten ihr in der Stadt fleißig den Hof, und erdrückten ſie mit faden Schmeicheleien.

Seitdem ſie von einer hohen Perſon erfahren hatte, daß es in England Sitte der vornehmen Damen ſey, die Herren auf einem Sofa liegend zu empfangen, (?) — konnte ſich Keiner mehr rühmen, ſie ſtehend oder ſitzend geſprochen zu haben.

Ein halbes Dutzend Anbeter wußte ſie dann immer vollauf zu beſchäftigen: der Eine mußte eine Taſſe holen, der Andere ein Löffelchen, der Dritte ihr Taſchentuch, und ſo bekam Jeder ein kleines Verwaltungsamt im Kammerdienſte.

Umflattert zu werden, war ihr einziges Vergnügen; für edlere Empfindungen hatte ihr Herz keine Empfänglichkeit. Sie liebelte mit Jedem, und liebte Keinen. Die Gewohnheit, überall zu ſeyn, und die Vorliebe für ein Buſentuch von gelber Farbe, erwarben ihr den Namen: „Schmalzblümchen.“

Auf meine Frage, wie weit denn ſeine Bewerbung gediehen ſey, antwortete der Graf: „daß er ihr ſeine Liebe bereits mit den glühendſten Farben geſchildert, ja ſogar ſeine Hand angeboten habe, allein vergebens!“

„„Sie ſind ja nicht recht bei Sinnen!““ ſey gewöhnlich die Erwiederung ſeines eifrigſten Beſtrebens geweſen. Nun habe er einen Brief geſchrieben, worin er ihr ſein ganzes Herz öffne, und noch einmal den Antrag, ſie zu heirathen, ernſtlich erneuere, und habe mich vertrauensvoll auserſehen, mit meiner gewandten Fürſprache dieſes Ultimatum ſeines liebekranken Herzens der ſpröden Schönen zu überreichen.

Ich darf mir ſchmeicheln, auf der hohen Schule des Lebens die Damen vollkommen kennen gelernt zu haben, und gleich einem weltberühmten Arzte, der in den Hoſpitälern der Hauptſtädte Europa’s praktizirte, keinen Fall zu treffen, der mich auf irgend eine Art in Verlegenheit zu bringen vermöchte.

Darüber blieb ich nun keinen Augenblick in Zweifel, daß dieſe Liebſchaft des Grafen eine entſchiedene Thorheit ſey, der ich um jeden Preis ein Ende machen müſſe. Aber wie? Das war die ſchwer zu löſende Frage. Er gab mir den Brief, mit der Bitte, ihn zuvor zu leſen, um mich nach dem Inhalte deſſelben richten zu können; ich gab ihm mein Ehrenwort, für ſein Beſtes, wie für meinen eigenen Bruder, zu ſorgen.

Im Speiſeſaale thronte die Fröhlichkeit, während es draußen regnete, als ob wir uns bald um den alten Schiffskapitän Noah umſehen dürften. Ein geiſtvoller Cavalier, aus meiner Reiſegeſellſchaft, ſaß am Clavier und beantwortete jede an ihn geſtellte Frage durch den Ausdruck der Muſik.

Auf die Frage: „Was halten Sie von der Liebe?“ ſpielte er die Melodie des Liedes: „Wenn die Liebe nicht wär', ſo lebt' ich nicht mehr, u. ſ. w.,“ und als ihn eine Dame fragte: „ob er gerne reiſe?“ antworteten die Töne aus der herrlichen Arie der Prinzeſſin von Navarra: „Welche Luſt gewährt das Reiſen, u. ſ. f.“

Die ganze Geſellſchaft fühlte ſich von dieſer originellen Unterhaltung hingeriſſen, und hatte nur noch für den Spielenden Aug' und Ohr.

Dieſen Moment benützte ich, um mit Fräulein Schmalzblümchen in einer Fenſtervertiefung ein Geſpräch anzuknüpfen. Ich ſchreibe es hier wörtlich nieder; denn mein Gedächtniß bleibt mir treuer, als jedes Damenherz.

Ich. Sie haben wohl keine Langeweile im Bade?

Sie. O nein! Ich bade, eſſe, trinke, ſchlafe, gehe ſpazieren, laſſe mir den Hof machen, und necke weidlich die verliebten Herrchen.

Ich. Das iſt ſehr grauſam! Sie ſollten einen Unterſchied machen, und ein wahrhaft liebendes Herz nicht mit den gewöhnlichen Courmachern auf gleiche Weiſe behandeln.

Sie. Das ſind Redensarten, weiter nichts! Wo ſchlägt denn ein wahrhaft liebendes Herz?

Ich. Im Buſen des Grafen ***. Er liebt Sie raſend!

Schmalzblümchen warf mir einen ſpöttiſchen Blick zu, und lachte hell auf.

Ich. Zweifeln Sie?

Sie. Mit oder ohne Zweifel muß ich Ihnen geſtehen, daß mir ein ſolcher Schwärmer in der Seele zuwider iſt.

Ich. Er hat aber ernſtliche Abſichten; eine ſolche Verbindung dürfte als vortheilhaft allerdings zu berückſichtigen ſeyn.

Sie. Gott bewahre mich vor einer Heirath! Ich verkaufe meine Freiheit nicht, am allerwenigſten dem Grafen.

Ich. Was würden Sie thun, wenn er Ihnen durch mich einen liebeglühenden Brief mit einem förmlichen Heirathsantrage übergäbe?

Sie. Iſt er von Sinnen? Wohlan, ich würde ihn an der öffentlichen Tafel vorleſen, und den Grafen zur Strafe für ſeine Zudringlichkeit lächerlich machen. Haben Sie dieſen Brief? Geben Sie ihn mir!

Ich. In der That, ich bewundre Ihren Verſtand; Sie durchſchauen den Grafen. Er verdient Ihre Liebe nicht. Ich bin zwar ſein Freund, aber mehr noch der Ihrige. Ich weiß wirklich nicht, ob er verliebt oder wahnſinnig iſt. Denken Sie ſich, — ich rechne jedoch auf Ihre Verſchwiegenheit — er ſchrieb dieſen Brief und gelobte feierlich, Sie öffentlich zu beſchämen, wenn ihm Ihre Antwort nicht genügen ſollte. Es bleibt Ihnen nun kein anderes Mittel, als ihm zuvorzukommen. Wie Sie dabei verfahren wollen, überlaſſe ich Ihrem Verſtande. Ich hoffe, daß Sie dieſen Beweis meiner aufrichtigen Freundſchaft nie vergeſſen werden.

Sie. (Mir die Hand drückend.) Gewiß nie!

Sie barg den Brief raſch in ihren Buſen und ſchloß ſich ohne Aufſehen den übrigen Damen an.

Ich verlor ſie keinen Augenblick aus den Augen. Die Tafel war gedeckt; wir nahmen Platz. Fräulein Schmalzblümchen ſaß oben an, nach dem alten Badrechte, das dem erſten Ankömmlinge auch den erſten Platz einräumt. Ganz beſcheiden poſtirte ich mich an das unterſte Ende der Tafel, der Wirkung meines Verrathes an der Freundſchaft gewärtig. Der Graf ſaß, wie gewöhnlich, zur Rechten des tonangebenden Schmalzblümchens; ich konnte ihm nur noch unbemerkt zuflüſtern: „Die Faſſung nicht verloren, was auch geſchehen möge!“

Der edelſte Traubenſaft perlte ſchon in den Gläſern aus geſchliffenem Cryſtalle, als ich das Geſpräch auf die Liebe lenkte.

„Allen Reſpekt vor dem Leben in Bädern,“ — begann ich, — „aber das verdammte Waſſer kühlt die Liebesglut; die Damen können wohl nicht die Hälfte der Triumphe feiern, wie in der Stadt.“

„„Da irren Sie ſich ſehr,““ — erwiederte ſchnippiſch Fräulein Schmalzblümchen, dem ich einen bedeutungsvollen Blick zuwarf; — „„es fehlt uns Damen auch in Bädern weder an Liebhabern, noch an Liebesbriefen. So zum Beiſpiel, hab' ich erſt heute wieder ein ſolches ſüßes Briefchen erhalten; dürft' ich Sie wohl bitten, mein lieber Herr Graf, der liebenswürdigen Tiſchgeſellſchaft dieſes Briefchen gefälligſt vorzuleſen, das ich noch nicht einmal geöffnet habe, verſteht ſich, mit discreter Verſchweigung der Unterſchrift; Thorheiten dieſer Art, die mir gar oft im Leben läſtig fallen, pflege ich gerne ſchonend zu behandeln.““

Nach dieſen Worten zog ſie den Brief aus ihrem Buſen und reichte ihn dem vor Scham bald erröthenden, bald erbleichenden Grafen, mit dem Blicke des vernichtenden Spottes. Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Mit männlicher Faſſung, doch mit einem Ausdrucke ſeiner Miene, der mich überzeugte, daß in dieſem Augenblicke die Verachtung in ſeinem Herzen über die Liebe geſiegt habe, erbrach der Graf den Brief, entfaltete den Einſchluß, und ſagte laut, mit einem mir unvergeßlichen, vom Triumphe verklärten Blicke: „Verzeihen Sie, Fräulein, Sie ſcheinen ſich vergriffen zu haben; das iſt ja kein Liebesbrief, ſondern ein Speiſenzettel!“

Das war mein Werk!

Die ganze Tiſchgeſellſchaft brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

Unfähig, ihre Wuth zu verhehlen, verließ Fräulein Schmalzblümchen haſtig den Saal; der Freund war nun geheilt, und das beruhigende Bewußtſeyn, ihn aus dem Garne einer Kokette gerettet zu haben, hat mich ſchon längſt hinſichtlich des fatalen Umſtandes getröſtet, daß Fräulein Schmalzblümchen ſeitdem meine unverſöhnliche Feindin geworden iſt.

Pignatelli.

— Damen-Eiferſucht am alten Madrider Hofe. —

Im königlichen Pallaſte zu Madrid ſchien an einem Carnevals-Abende irgend eine mächtige Fee gewaltet zu haben; ein Lichtmeer durchſtrahlte und überblitzte das rieſige Gebäude, reichgeſchmückte Diener rannten mit goldenen und ſilbernen Gefäſſen durch die breiten Corridore und über die Marmortreppen, Gallawagen donnerten durch die Hofräume des Schloſſes, und ein gewaltiger Troß hungriger Bettler kauerte vor dem Thore der großen Küche, aus welcher von Zeit zu Zeit Schwärme von Brod- und Fleiſchſtücken, unter ſchallendem Gelächter der übrigen Gaffer, hoch durch die Luſt geſchleudert wurden.

Alle Zugänge waren durch die Doppelreihen der Garde, Mann an Mann, geſchloſſen; nur beſonders Begünſtigte, Vettern, Muhmen, Freunde, Bekannte, durften bisweilen durchſchlüpfen, und brummend Nachdrängende zogen ſich vor den gekreuzten Karabinern der Soldaten ſchnell zurück; Mönche wurden ohne Bedenken durchgelaſſen, und eilten mit den übrigen Schauluſtigen in das Innere der Burg, um den Herrlichkeiten ihres Königes und Herrn näher zu ſeyn, in deſſen Reichen damals die Sonne noch nicht unterging.

Der Hof feierte das Geburtsfeſt der Prinzeſſin Bianca, die damals durch den König, der ſie leidenſchaftlich, ja man darf ſagen: wahnſinnig liebte, ganz Spanien und die beiden Indien beherrſchte, nach den Launen ihrer Gunſt zu den höchſten Würden im Staate die Günſtlinge aus dem Staube erhob, und die Hochgeſtellten durch Verbannung demüthigte.

Der Prinz, ihr Gatte, vermählte ſich einſt mit ihr, getäuſcht durch das Portrait eines ſchmeichelnden Malers, und die Schicklichkeit verſchloß ihm den Rücktritt, als das Gegenſtück des Gemäldes lebendig in Madrid erſchien. Bianca war klein und hager; ſie hatte kleine, ſchwarze, blitzende Augen, eine Adlernaſe, einen unweiblich großen Mund, aber blendend weiße Zähne, und dennoch ſpielten, wenn ſie lächelte, alle Grazien um ihre Lippen. Das ganze Geſicht, der Hals, der Buſen ohne Fülle, und, nach den Händen und Armen zu ſchließen, wohl auch der ganze Körper, glichen an der Farbe einer unreifen Citrone, wodurch die ganze Perſon der Prinzeſſin etwas Zigeunerhaftes erhielt.

Ein Domherr von Sevilla, damals Caplan am Hofe zu Madrid, äußerte hierüber in ſeinem Tagebuche:

„Bianca müßte lange nicht ſo ſchlau geweſen ſeyn, als ſie es wirklich war, wenn ſie den widrigen Eindruck, den ſie auf ihren Verlobten machte, nicht gemerkt hätte. Sie verſtand die Kunſt, ſich zu verſtellen, und hoffte, daß die Zeit endlich kommen würde, ſich wegen dieſer Demüthigung ihres Stolzes und ihrer Eigenliebe zu rächen."

„Sie erwartete alles von ihrem Verſtand und von ihrer Gefälligkeit, und rechnete darauf, daß ſie durch ihre zärtliche Sorgfalt, ihre angenehme Laune und ihren Witz mit der Zeit eben ſo gut über den Prinzen herrſchen könnte, als durch die Reize, die ihr verſagt waren."

„Den erſten Verſuch machte ſie bei dem Könige, ihrem Oheime, und that alles Mögliche, oft auf eine wahrhaft ſinnreiche Weiſe, um ſeine Achtung und Freundſchaft zu gewinnen. Ihr Benehmen war ſo rechtſchaffen, ſo liebenswürdig und ſittſam, daß ſelbſt dem feinſten Menſchenkenner die liſtige Verſtellung entgehen mußte. Alle Perſonen am Hofe bemühten ſich, ihrer Gewogenheit würdig zu erſcheinen; und ſelbſt der Prinz fühlte ſich durch ihre geiſtvolle Unterhaltung und durch ihre liebenswürdigen Sitten hingeriſſen, den ſeltenen Vorzügen ihres Herzens zu huldigen; von eigener Gutmüthigkeit verblendet, gewahrte er nicht die künſtlich gelegten Schlingen und klagte die Natur an, daß ſie Geiſt und Herz Bianca's verſchwenderiſch ausgeſtattet und ihren Körper ſo ſtiefmütterlich vernachläſſiget habe.“

Durch eine wunderbare Selbſtbeherrſchung bei einem Ereigniſſe, welches tauſend andere Frauen zur Verzweiflung gebracht hätte, gewann Bianca einen ſo entſcheidenden Sieg über ihren Gemahl, daß er für immer die Oberherrſchaft ihres Pantoffels anerkennen mußte. Es war noch zu jener Zeit, da der Prinz weder Willen noch Kraft hatte, die beleidigenden Aeußerungen ſeiner Abneigung gegen die Gemahlin zu verhehlen. Er benahm ſich gegen ſie höchſt ungeſtüm und auf eine ſeines Standes und ſeiner Erziehung unwürdige Art; nicht ſelten demüthigte und kränkte er ſie öffentlich durch die Ausbrüche ſeines leicht reizbaren Zornes. Die Prinzeſſin erwiederte dieſes rohe Betragen nur durch ſanftes Dulden und verſöhnendes Liebkoſen.

Eines Morgens nämlich, da Beide miteinander frühſtückten, wurde ihnen die Chokolade ſehr heiß aufgetragen, und die Prinzeſſin vergaß, ihren Gemahl deßwegen zu warnen, der haſtig zugriff, um ſich bald wieder entfernen zu können, dabei jedoch den Mund ſich verbrannte, worüber

Bianca unwillkürlich lachen mußte, was allerdings eben ſo unſchicklich als unbeſonnen war.

Wüthend ſchleuderte ihr der Prinz das ſiedend heiße Getränk nach der Bruſt; augenblicklich mußte ein Wundarzt des Hofes zur Prinzeſſin gerufen werden, die vor Schmerz in Ohnmacht geſunken war.

Auf Befehl des Königs ſollte der Prinz acht Tage ſeine Gemächer nicht mehr verlaſſen; inzwiſchen gelang es den inſtändigen Bitten der ſchlauen Bianca, den König zu beſänftigen und zur Verzeihung zu bewegen. Dieſes edelmüthige Benehmen rührte gleich ſehr den König wie den Prinzen, der durch die ſinnreichſten Gefälligkeiten ſeine aufrichtige Reue zu bezeugen ſuchte. Während ihm jedoch über ſein bisheriges Benehmen gegen die Prinzeſſin die Augen aufgingen, ging dem Könige das Herz auf, und die Liebe zu Bianca zog unter dem Feſtgeläute ſtiller Wünſche ein. Mit Recht ſchien er fürchten zu müſſen, daß er ſelbſt durch alle möglichen Mittel, die Liebe und Einigkeit des jungen Ehepaares zu erzielen, ſich jede Siegeshoffnung vereitelt habe; die Prinzeſſin jedoch, um ihre Tugend zu retten, wußte in ſpätern Unterredungen mit dem Könige dieſem zu beweiſen, daß die Dankbarkeit für ihn, als Friedenſtifter und Begründer einer glücklichen Ehe, ſie zu jedem Beweiſe derſelben nicht nur berechtige, ſondern auch verpflichte. In der That, man muß geſtehen, daß dieſer Ausweg dem Verſtande der Prinzeſſin zur größten Ehre gereichte.

Die ganze Gemüthsart des Prinzen war nun ſo völlig nach dem Wunſche ſeiner Gemahlin geändert, daß ſelbſt die Geburt eines Töchterleins, ſtatt des erſehnten Sohnes, die väterliche Eitelkeit nicht kränken konnte; er tröſtete ſich mit der Zukunft, die ihre Gewalt ſelbſt in den Spielen der Natur nicht verläugnet. Seine Hoffnung wurde bald erfüllt, und ſeine Freude war grenzenlos, als er zum erſtenmal den geliebten Sohn an ſein Herz drückte. Doch kein Glück iſt beſtändig; der Hauch des Todes wehte über den Neugebornen hin. Die Eltern waren untröſtlich; die Höflinge erſchöpften ſich in Erfindung von Feſtlichkeiten, um die Trauernden aufzuheitern. Dieß gelang mit Beihülfe der Zeit, deren Balſam um ſo wirkſamer iſt, wenn er in Herzen geträufelt wird, die den rauſchenden Freuden der Welt geneigt ſind. Der Zufall verweigert dem Menſchen bisweilen die Erfüllung der billigſten Wünſche, und zu einer andern Zeit wirft er ihm mehr zu, als er verlangt.

Dieß war auch hier der Fall; die Prinzeſſin gebar bald darauf Zwillinge, zwei Prinzen, wovon der Eine die Stunde ſeiner Geburt nicht überlebte, der Andere jedoch die häusliche Eintracht dauernd begründete.

Nun ſtand Bianca am Ziele ihrer kühnſten Wünſche; der König, ihr Oheim, und der Prinz, ihr Gemahl, thaten alles, was ſie wollte. Sie hatte jedoch weder die frühere Abneigung des Prinzen, noch die zahlloſen Kränkungen vergeſſen, womit er ſie ſo oft ſchonungslos demüthigte; nun war die Zeit gekommen, für das große Opfer einer ſo langen Verſtellung ſich zu entſchädigen, und dieß beſchloß ſie auch im vollen Maße zu thun. Leider bewies ſie dabei ſo wenig Beſorgniß für die Ehre ihres Rufes, daß ſie nicht einmal den Schein zu retten ſuchte und dadurch bald zum täglichen Stadt- und Landesgeſpräche und nicht ſelten zum allgemeinen Geſpötte wurde.

Nach und nach mußte dieß Benehmen auch zur Kenntniß des königlichen Oheims kommen, der ſeine beſondern Gründe hatte, die Liebes-Intriguen ſeiner Nichte zu vereiteln. Witzige Einfälle hierüber, an Straßen-Ecken, Kirchenthüren, Palläſten, ja ſelbſt an den Thoren der Reſidenz, und verwegenerweiſe einmal ſogar an der Kabinetsthüre des Königs angeſchlagen, führten dieſen gewöhnlich auf die rechte Spur, und dann konnte der Begünſtigte einer Beförderung gewiß ſeyn, die ihn längſtens innerhalb 24 Stunden als Gouverneur auf irgend eine Inſel in beiden Indien berief.

Manche, die ſeit Jahren vergebens auf eine belohnende Anerkennung ihrer ausgezeichneten Dienſtleiſtungen harrten, wählten zuletzt, wenn die äußere Form ſie begünſtigte, die unwillkürliche Fürſprache von Bianca's Geſchmack, und erreichten in kurzer Zeit auf dieſem Wege glücklich ihre Abſicht.

Die Prinzeſſin beſaß eine ganz eigene Gabe, ihrem Oheime das heiterſte Geſicht von der Welt zu zeigen, ſo oft er wieder einen ihrer Lieblinge weithin befördert hatte; nicht ſelten kam ſie ausdrücklich des Dankes wegen zu ihm, daß er ſeiner treueſten Diener, deren Freundſchaft auch ſie werthſchätze, nicht vergeſſe; nebenbei lieferte ſie ihm fortwährend ſo viele Freunde zur Beförderung, daß er zuletzt nicht mehr Inſeln genug fand, um jene als Gouverneure hinzuſchicken.

Wie im bürgerlichen Leben, ſo war es auch hier der Fall, daß der Gemahl der Letzte war, welcher die Liebes-Seitenpfade ſeiner Gemahlin kennen lernte, und dann genügte ihre Betheurung, daß hier nur von Freundſchaft die Rede ſey, von ritterlicher Galanterie, um ihn für immer zu beruhigen und allen Einflüſterungen unzugänglich zu machen.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß durch Empfehlung des päpſtlichen Nunzius der junge Graf Pignatelli, aus einer berühmten aber durch widrige Ereigniſſe verarmten Familie Italiens entſproſſen, an den Madrider Hof als erſter adeliger Stallmeiſter berufen wurde. Durch dieſe Einſchiebung eines Ausländers mußte ſich jeder Grand von

Spanien in ſeinen Söhnen gekränkt fühlen, da gerade dieſe Anſtellung zu den ehrenvollſten gezählt wurde, welche die ſichere Bahn zu den höchſten Aemtern im Staate ebnete. Namentlich wurde dieſer Poſten von der Blüthe des hohen Adels wetteiſernd geſucht, weil er mit einer beſtändigen Anweſenheit in der Nähe der Königin, zum Dienſte derſelben, verbunden war.

Eben damals wünſchte der päpſtliche Hof am Madrider Hofe einen äußerſt wichtigen Plan durchzuführen, und dem Scharfblicke des Nunzius entging das rechte Werkzeug nicht. Durch ſeine Hände kam das vom Könige unterzeichnete Dekret an Pignatelli, der ſogleich den ganzen Zuſammenhang durchſchaute. Die Schatzkammer des Vatikans ſtattete ihn mit mehr als fürſtlicher Pracht zur Reiſe aus, damit ihm nichts gebreche, den geheimen Zweck ſeiner Sendung zu erreichen.

Die Damen am ſpaniſchen Hofe ſchienen halb verrückt, als Pignatelli in der prächtigen Galla-Uniform des erſten adeligen Stallmeiſters zum erſtenmale durch den Nunzius dem verſammelten Hofe vorgeſtellt wurde. Aus der verklungenen Fabelwelt von Altgriechenland ſchien Adonis heraufgeſtiegen zu ſeyn, um alle weiblichen Herzen zu bezaubern, die für das Schöne, für das Herrliche erglühen.

Pignatelli, ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren, von ungewöhnlicher Größe, aber von ſeltenem Ebenmaße aller Glieder, trug den Kopf eines Apollo auf einem herkuliſchen Leibe, und dennoch war ſeine Haltung, jede ſeiner Bewegungen graziös. Ein feinerer Schmeichler lebte wohl nie an einem Hofe, wo die Damen den Ton angeben.

Bianca ſtand ſprachlos vor ihm, als er ſeinen Dank in den gewählteſten Worten ausdrückte und ſie verſicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in ihrem Dienſte zu ſterben. Gewiß war in dieſem Momente ſchon die Feder eingetaucht, um nach den Wünſchen des Nunzius zu unterzeichnen.

Während jedoch Pignatelli an der Prinzeſſin eine Eroberung machte, indem er ihr Herz gewann, verlor er ſein eigenes, doch nicht an Bianca, ſondern an die erſte Ehrendame derſelben, an die wunderſchöne junge Herzogin von Alba, deren klare, jungfräuliche Züge dem geübten Damenkenner eine himmliſche Seele verkündeten. Er war überzeugt, daß Bianca ihn ihres Vertrauens würdigen werde, und ſein Ehrgeiz entſchied bald die Frage, welche Wahl er zwiſchen den beiden Damen zu treffen habe. Er beſchloß, einen Partheigänger zu machen, und die Eiferſucht der Einen zur Erreichung ſeiner Zwecke bei der Andern zu benützen. Der Gedanke, wie die liebenswürdigſte und die mächtigſte Dame des Reiches wetteifern würden, von ihm geliebt zu werden, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit zu ſehr, um ſich dieſes Vergnügen zu verſagen.

Mit ſeiner heitern Laune und mit einem Genie, das gar keine Verlegenheit kannte, hielt er die Fäden der verwickeltſten Intriguen in ſeiner Hand; er hoffte auch in Spanien auf jene großen Erfolge in dieſer Kunſt, denen er in Italien ſo reiche Genüſſe verdankte.

Seine Freiſtunden benützte Pignatelli zu galanten Beſuchen bei den durch Geiſt und Anmuth ausgezeichnetſten Damen, verweilte aber bei keiner ſo lange, als bei der Herzogin von Alba. Seine ſtolze Hoffnung, daß ſie zuerſt ihm ihre Liebe erklären würde, blieb zwar unerfüllt; aber als es dahin kam, trafen Beide auf halbem Wege zuſammen. Doch in der weitern Erwartung eines gewöhnlichen leichten Sieges hatte er ſich völlig getäuſcht. Sie war tugendhaft aus höhern Grundſätzen, die ſie ihren Neigungen nicht aufopfern wollte, und ſomit mußten alle Verſuche Pignatellis an der Standhaftigkeit der Herzogin ſcheitern.

Dieß entmuthigte jedoch den ſchlauen Damenkenner nicht; er dachte, keine Feſtung ſey ohne Blöße, ſo auch kein weibliches Herz; es komme nur darauf an, die ſchwache Seite aufzufinden. Er entwarf nun den Plan, daß Bianca's Liebe die Leiter ſeyn ſollte, auf welcher er den ſteilen Tugendwall der Herzogin von Alba zu erklimmen hoffte; gerne war er bereit, die Prinzeſſin ſeiner Angebeteten aufzuopfern; Bianca's Liebe konnte ja nur ſeinen Stolz befriedigen, während die ſchöne, herrliche Alba ihn mit der innigſten Liebe durchglühte.

Bianca's raſchen Fall zählte Pignatelli nicht zu ſeinen Triumphen; er hielt ihn für eine Natur-Nothwendigkeit, und als ihre Dankbarkeit ihn beſchwor, nur zu wünſchen, damit ſie durch die Gewährung ihm einen Beweis ihrer Liebe geben könne, lehnte er die koſtbarſten Kleinodien ab und beſchränkte ſeine Wünſche nur auf die Erfüllung deſſen, was dem Vatikan ſo wichtig ſchien. Noch an demſelben Tag unterzeichnete der König; Bianca übergab ihrem Pignatelli die Urkunde, und vier Wochen ſpäter empfing dieſer aus den Händen des erfreuten Nunzius, der ſich in Rom für ihn lobpreiſend verwendet hatte, die Inſignien des Chriſtusorden in Brillanten, mit einem eigenhändigen höchſt huldreichen Schreiben des heiligen Vaters.

Die ſchwierigſte Aufgabe war nun ſo leicht gelöſet; jetzt konnte ſich Pignatelli ſorgenlos den Spielen der Liebe und der Phantaſie überlaſſen. Er hatte erfahren, daß einige Offiziere und Edelleute ſich in einer Geſellſchaft anzügliche Witzeleien über ſein Verhältniß zur Herzogin von Alba erlaubt hatten, und ließ ſieben derſelben, die ihm namentlich bezeichnet wurden, zum Zweikampfe an einem

Tage fordern. Nur von einem ſeiner Gegner wurde er leicht am Arm verwundet, indem er mit dem Fuße ausglitt, doch trug jener in demſelben Augenblick eine tüchtige Schramme auf der rechten Wange davon; keiner von den ſieben verließ ohne Denkzeichen den Kampfplatz.

Die Geſetze gegen das Duell waren damals zwar nicht mehr ſo ſtreng, wie zu den Zeiten König Philipps IV., allein wenn auch die Todesſtrafe gegen die Duellanten nicht mehr verhängt wurde, ſo mußten ſie ſich doch auf Dienſtesentſetzung und Verbannung gefaßt halten. Die Sache konnte nicht verſchwiegen bleiben, wie ſie es nirgend bleibt. Pignatelli eilte ſogleich zur Prinzeſſin, um ihr zu ſagen, daß er ſich für ſie, und zwar mit Sieben, geſchlagen habe, daß nur die Beſorgniß der königlichen Ungnade ihn bewegen könne, die Beſcheidenheit und das Geheimniß einer Ehrenſache zu verletzen, daß er ſie um Vermittlung bitte, und zugleich, um alles Aufſehen zu vermeiden, um vollkommene Verzeihung für die Schuldigen, deren Loos er ſonſt, nach dem Gange der Gerechtigkeit, ſelbſt theilen müßte, und als Mann von Ehre freiwillig theilen würde, im Falle man ihn allein zu begnadigen beſchließen ſollte.

So ſehr nun Bianca Luſt fühlte, ſich an ihren Feinden zu rächen, ſo überwog die Furcht der Liebe, den Geliebten zu verlieren, dennoch jeden Gedanken an Rache; denn ſie kannte Pignatelli's eiſernen Charakter im Punkte der Ehre. Ihr genügte alſo das ſtolze Bewußtſein, daß der hochherzige Jüngling an einem Tage ſiebenmal ſein Leben für ſie gewagt habe. Uebrigens war es für ſie ein Leichtes, dem Könige zu beweiſen, daß der muthige Stallmeiſter für die Ehre des Thrones den Degen gezogen habe.

Die Herzogin von Alba, bereits von dem Vorfalle in Kenntniß geſetzt, empfing ihren Anbeter mit einer feuchten Perle der innigſten Rührung im Auge; ſein Lohn beſtand darin, daß ſie ihm ihre ſchöne Hand zum Kuſſe reichte. Sie billigte die kluge Wendung, welche er dieſer Sache bei der Prinzeſſin gegeben, indem ſie wohl einſah, daß hier das Geſtändniß der Wahrheit für Pignatelli und ſie ſelbſt, durch die Eiferſucht Bianca's, verderblich geworden wäre. Inzwiſchen konnte ſie doch ihre Weiblichkeit nicht ganz verläugnen, indem ſie der Gedanke an den Triumph der Prinzeſſin nicht wenig beunruhigte; wie ſehr hätte das allgemeine Geſpräch: „der Graf Pignatelli hat ſich für die Herzogin von Alba ſiebenmal an einem Tage geſchlagen," ihrem Selbſtgefühle durch dieſe öffentliche Anerkennung ihres innern Werthes geſchmeichelt! Obwohl dieß den Meiſten bekannt war, ſo gab es doch Viele, welche glaubten, Pignatelli habe für Bianca geblutet, und dieß eben war es, was die Herzogin von Alba in ihren ſüßeſten Träumen ſtörte.

Die Prinzeſſin wollte den tapfern Pignatelli für die Vertheidigung ihrer Ehre belohnen. Gerne hätte ſie ihm irgend einen ſpaniſchen Orden zugewendet; allein ſie ſcheute ſich doch, den König zu bewegen, an die Verzeihung eine Auszeichnung zu knüpfen; damals hatte ſie mit der öffentlichen Meinung noch nicht ſo ganz und gar gebrochen, daß ſie dieſelbe keiner Beachtung mehr würdigte, wie es ſpäterhin der Fall war. Sie gab ihm daher zum Andenken eine goldene mit den größten Brillant-Solitären, welche den Buchſtaben B bildeten, geſchmückte Tabaksdoſe, koſtbarer, als je ein Großbotſchafter mit einer beehrt wurde. Dieſes hellfunkelnde Zeichen fürſtlicher Damengunſt beſchloß Pignatelli zum Werkzeuge ſeines Sieges über die unerbittliche Herzogin von Alba zu benützen.

Während eines ziemlich unbedeutenden Geſpräches mit ihr ließ er noch an dem nämlichen Abende die Doſe wie zufällig zwiſchen ſeinen Fingern blitzen; ein Blick der Herzogin auf den Buchſtaben B verrieth ihr die Spenderin dieſes werthvollen Geſchenkes, und erfüllte ihr Herz mit Eiferſucht.

Sie ſtellte tauſend Fragen an ihn, von wem er dieſe Doſe erhalten habe, zuerſt mit der erkünſtelten Ruhe ſcheinbarer Gleichgültigkeit, dann aber mit immer ſteigender Neugierde, als dieſe der ſchlaue Italiener, den Geheimnißvollen ſpielend, durch manchen ſcheinbaren Vorwand immer mehr zu reizen wußte.

„Sie geſtehen alſo nicht, Pignatelli, wer Ihnen dieſe Doſe gab?“

„„Dieſes Geſtändniß könnte in der That für Sie wenig Intereſſe haben.““

„Wie ſo?“

„„Iſt die Doſe ein Geſchenk des Königs, ſo gehört es zu den übrigen, womit ſo Viele beehrt werden; kommt es von einer Dame, der ich gleichgültig bin, ſo werde ich für dieſelbe eben ſo wenig fühlen, wie ſie für mich; wär's aber die Spende einer Dame, die mich liebt, wie könnte dieß Sie beunruhigen, da Sie mich nicht lieben?““

„Nicht lieben?“ fragte die Herzogin mit dem Blicke des Erſtaunens.

„„So wenigſtens nicht, wie die Damen am Madrider Hofe lieben.““

„Freilich, Pignatelli, ſo kann ich nicht lieben.“

„„Warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil eine ſolche Liebe mit meinen Grundſätzen von Tugend und Ehre nicht vereinbar iſt.“

„„Eben darum wird dieſes Ereigniß ohne Einfluß auf unſere geiſtige Liebe bleiben.

„Glauben Sie, ich habe deßwegen weniger Anſpruch auf Ihr Vertrauen?“

„„O nein, gewiß nicht, aber —““

„Kein Aber, Pignatelli; ſeyn Sie offen: von wem haben Sie dieſe Doſe? Sie ſchweigen und ſcheinen verlegen! Was ſoll dieſer Namenszug bedeuten?“

„„Ich vermuthe: „Bravoure!“

„In der That, Sie zeigen Bravoure in der Kunſt, ſich aus der Schlinge zu ziehen. Es könnte auch Bianca heißen.“

„„Wo denken Sie hin?““

„Nicht? Auf Ihre Ehre nicht?“

Pignatelli ſchwieg, und ſchien verwirrt.

Die Eigenliebe der Herzogin war herausgefordert. Abwechſelnd beſtürmte ſie ihn mit Drohungen und Liebkoſungen, um die Wahrheit zu erfahren. Sie zweifelte nicht an ſeinem Einverſtändniſſe mit der Prinzeſſin, deren Hang zu Liebesabenteuern ſie kannte; ſie wollte ſich aber durch ſein eigenes Geſtändniß überzeugen und aus ſeinem eigenen Munde ein Geheimniß vernehmen, das er ihr niemals zu verhehlen gedachte; allein er wünſchte jeden Schritt zu berechnen, der ihn zum Siege führen ſollte und die Herzogin gleichſam durch eine Uebergabe zu zwingen, ſeine Liebe zu krönen.

Für allzulanges Schmachtenlaſſen hoffte er nun eine ſüße Rache zu nehmen.

Wie zwiſchen zwei geübten Fechtern wechſelten Angriff und Vertheidigung Schlag auf Schlag; alle weiblichen Kunſtgriffe erſchöpften ſich an dem durch Selbſtbeherrſchung ſtarken Damenkenner; er ließ ſie in jener Ungewißheit, die der weiblichen Neugierde ſo reiche Nahrung gibt, und vertagte ſeinen Triumph, um ſein Gelingen zu verbürgen. So trefflich ſpielte er ſeine Rolle, daß er ſich verſtellte, ſtammelte, mit abgebrochenen Worten entſchuldigte, bis die Eiferſucht im Herzen der ſchönen Alba in hellen Flammen aufloderte.

Zur Eiferſucht geſellte ſich der hartnäckige Unwille, und nun wollte ſie durchaus nicht nachgeben, bis er das Geſtändniß abgelegt, von wem dieſe Doſe ſey, und welcher Dame er ſie als ein Pfand der Liebe zu verdanken habe.

Jetzt ſey die Stunde der glücklichen Ernte nach mühevoller Saat gekommen, glaubte Pignatelli und ſchilderte ihr mit dem Tone des wichtigen Vertrauens Bianca's Abſichten; allein die Herzogin kannte ihre Gebieterin zu gut, um der Meinung zu ſeyn, als beſchränke ſich dieß Verhältniß nur auf Abſichten; ſie mußte einſehen, daß eine ſiegende Nebenbuhlerin ihr den Beſitz des ſchönſten Jünglings in Madrid ſtreitig mache.

Kaum bemerkte dieß der Italiener, als er ſchon das ſtärkſte Bollwerk der tugendhaften Feſtung wanken ſah.

Das ſchwere Geſchütz der Eiferſucht, die Fladdermine des Unwillens, wirkten ſtärker für ihn im Gemüthe der Herzogin, als ſeine ſüdliche Liebesglut und ſeine ſtandhafte Huldigung. Und dennoch hoffte er zu früh; denn die Herzogin kannte die Macht ihrer Reize und beſchloß, ein Opfer, deſſen kein Engel im Himmel ſich hätte erfreuen dürfen, nur einer vollkommenen Rache zu bringen, womit ſie ihre ſtolze Nebenbuhlerin demüthigen wollte.

Um dieſen Plan auszuführen, ſpielte auch ſie ihre Rolle, wie Pignatelli, mitten in der größten Leidenſchaft mit beſonnener Feinheit, bald als ein zärtliches Mädchen, welchem die Empfindung das höchſte Geſetz des Lebens iſt, bald als eine beleidigte Geliebte, in deren Herzen Liebe und Tugend drohend ſich empören und den Hoffenden von der Schwelle des erſehnten Paradieſes zurückſtoßen.

Schön, wie ein bezaubernder Frühlingsmorgen, auf den Wangen Roſen, von der Treibhausglut des Vulkans im Herzen hingezaubert, in herrlicher Majeſtät, wie Juno, mit Vergißmeinnicht-Augen, die aus einem Walde goldener Locken wie Sterne leuchteten, ſchaute die Herzogin mit triumphirendem Lächeln auf den Günſtling des erſten Weides im Königreiche herab, der zu ihren Füßen um jene Gunſtbezeugungen flehte, die ihre hochmüthige Nebenbuhlerin ſo theuer erkaufen mußte.

„Alba, nimm mein Leben für Deine Liebe hin!"

„„Nicht ſo viel, Pignatelli! Nur die Doſe!""

„Da iſt ſie!"

Die Herzogin — fiel.

Vor der Minute des Scheidens zog ſie einen überaus koſtbaren Ring vom Finger und gab ihn dem ſiegestrunkenen Jünglinge, der ihr feierlich geloben mußte, ihn unter allen Verhältniſſen und in jeder Geſellſchaft zu tragen.

Das Glück dieſer Liebe genügte dem eitlen, unbeſonnenen Pignatelli nicht; er wußte, wie viel er am römiſchen Hofe und bei allen Diplomaten als Bianca's Liebling galt, der durch ſie alles vermochte. Dieß ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize, und er hielt ſich für ſtark genug an Geiſt und Körper, um beiden Damen den Hof zu machen, ohne daß ſie das getheilte Herz durchſchauen ſollten.

Tauſend Andere hätten allen Gütern der Erde entſagt für die Seligkeit, von der Herzogin von Alba geliebt zu werden, ſo geliebt zu werden wie Pignatelli.

Schon bei der erſten Zuſammenkunft gewahrte Bianca den noch nie geſehenen Ring am Finger des Geliebten. Natürlich mußte er ihre Neugierde und Eiferſucht erregen. Vergebens rieth ſie hin und her, wer wohl den Muth haben könnte, das Herz des Grafen mit ihr zu theilen oder ihr zu entreißen. Sie fragte ganz unbefangen, die Schönheit des Ringes bewundernd, von wem er ihn erhalten habe, und eben ſo unbefangen geſtand Pignatelli, dieſer Ring wäre kein Pfand der Liebe, ſondern ein Geſchenk ſeines Oheims in Neapel.

Die ſchlaue Prinzeſſin ſchien gar nicht daran zu zweifeln, ſondern äußerte ein ſo großes Wohlgefallen an der geſchmackvollen Arbeit, daß der Graf ihr ihn, ohne ungalant und undankbar zu ſeyn, nicht verweigern konnte. Mit den Zeichen wahrer Freude nahm ihn Bianca an, in der ſichern Meinung, es könne ihr nun gar nicht fehlen, die Geberin unter ihren Hofdamen zu finden.

Es iſt eine Sitte in Spanien, den Geburtstag des Königs, der Königin, des Kronprinzen und der Kronprinzeſſin durch glänzende Hoffeſte zu feiern.

An ſolchen Tagen dürfen alle Perſonen des Hofes Ihren Majeſtäten die Hände küſſen, wovon die Feierlichkeit ſelbſt das Feſt des Handkuſſes genannt wird. Der ganze Hof verſammelt ſich dann zur gegebenen Stunde in großer Galla, ein Jeder in Amtstracht und in der Reihe ſeines Ranges. Der König, die Königin u. ſ. w. verweilen in ihren beſondern Gemächern, ſetzen ſich in koſtbare Armſtühle, legen ihre mit den auserleſenſten Brillanten geſchmückte Hand auf einen mit golddurchwirkten perſiſchen Teppichen drappirten Tiſch, welchem ſich der ganze Hof, Perſon für Perſon, nach Rang und Ordnung ehrfurchtsvoll nähert, ſich niederkniet und die Hand küßt.

Auch andern Perſonen wird die Feier dieſes Feſtes bewilliget, die von dem regierenden königlichen Hauſe unmittelbar abſtammen und eine ſolche Hoffeier heißt ſodann der kleine Handkuß.

Bianca's Geburtsfeſt bot ihr den glücklichen Augenblick dar, ſich mit dem Reize des Pignatelli zu ſchmücken. Sein Adlerauge bemerkte ſchon von Weitem, als die Reihe an ihn kam, die Hand der Prinzeſſin zu küſſen, der hohen Alba ſüßes Pfand der Liebe. Sein Stolz fühlte ſich gehuldiget; allein er mußte ſich auch gefaßt machen, zwiſchen zwei Feuer zu kommen. Es war ihm wohl bekannt, daß die Reihe nun bald an die Herzogin kommen würde, die Hand zu küſſen, woran ihr eigener Ring glänzte; ſeine Untreue mußte dann unläugbar werden. Hinter einem dickleibigen Gardekapitän folgte er mit forſchendem Auge den Schritten der Herzogin, deren Antlitz ihm zugewendet war, um in den Zügen deſſelben die Gefühle ihres Herzens zu leſen.

Ihr Geiſt war ſtark genug, den aufwallenden Zorn zu beherrſchen, um einer verhaßten Nebenbuhlerin keinen Triumph zu gönnen; aber tief im Innern gelobte ſie, auf eine ſinnreiche Art ſich zu rächen, um jeden Preis, nicht bloß die Gnade des Hofes, ſondern ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, das ganze Daſeyn wagend.

Wer an Pignatelli's Stelle hätte es gewagt, nach dieſem Auftritte, ohne die Vermittlung der Zeit zu erwarten, die Herzogin wieder zu beſuchen? Der Graf fand darin keine Bedenklichkeit; er wußte, wie viel ein liebendes Herz verzeihen könne, und ſündigte ſomit auf die Barmherzigkeit der Liebe. Freilich wurde er mit Vorwürfen überſchüttet; ſie wollte ſeine Vertheidigung nicht hören und drohte, ihm den Zutritt in ihr Haus auf immer zu verſagen.

Sie war volljährig, außerordentlich reich, ohne Eltern und Geſchwiſter, Herrin ihres Willens, ihrer Hand, ihres Vermögens. Die vornehmſten und ſchönſten Jünglinge Madrids bewarben ſich vergebens um ſie; ihr hoher Geiſt durchſchaute die herrſchende Zügelloſigkeit der Sitten; ſie wollte nicht mit ihren eigenen Schätzen nach kurzer Tändelei ein freudenloſes Leben kaufen. Alle zogen mit feingeflochtenen Körben ab; nur dem Italiener war es gelungen, die ſpröde Donna Diana ihrer Zeit zu belehren.

Natürlich mußte dieß den ganzen Haß der unglücklichen Freier herausfordern, deren Rache nach dem mißlungenen ſiebenfachen Duell auch die ſchmachvollen Verſuche des Meuchelmordes nicht ſcheute, die jedoch eben ſo erfolglos blieben.

Der Graf ſpielte nun den Unterwürfigen, den Reuigen, rief Himmel und Erde zum Zeugen an, daß er das Verhältniß mit Bianca, wobei er, ohne alle perſönliche Neigung, ſeine heiligſten Gefühle nur dem Intereſſe ſeines Hofes aufgeopfert habe, ſogleich aufgeben wolle, und ſparte auch Thränen nicht, über deren Quelle ein wahrhaft Liebender zu jeder Stunde muß verfügen können. Und nun ſchien die Morgenröthe ſeines Glückes von Neuem zu tagen. Die Verzeihung allein genügte ihm nicht; er wünſchte auch ein ſüßes Unterpfand der Verſöhnung; doch die Herzogin blieb ſtandhaft, um ſeine Beſſerung dauernder zu machen; zum Beweiſe ihrer wiedererrungenen Gunſt durfte er nur ihre Hand küſſen. Auch einen Spaziergang in den Prado, an ſeinem Arme, lehnte ſie ab; ſie wollte den Tag benützen, um im einſamen Gemache ungeſtört darüber nachzuſinnen, wie ſie ſich an der Prinzeſſin am beſten rächen könne.

Mit dem ernſten Vorſatze, von nun an der Liebe der ſchönen Herzogin würdig zu bleiben und mit Bianca ſo bald als ſchicklich zu brechen, verließ er die Geliebte. Der Zufall fügte es, daß ſein Wagen in dem Augenblicke vor der königlichen Reſidenz hielt, als die Prinzeſſin, ſo eben von einer Luſtfahrt heimgekehrt, am Fenſter ſtand. Sie ließ ihn durch einen Kammerjunker einladen, ſie zu beſuchen. Pignatelli mußte gehorchen.

Die Prinzeſſin empfing ihn, wie zum Siege gerüſtet.

Sie klagte in Ausdrücken, die ihm ſehr ſchmeichelhaft klangen, über ſeine Nachläſſigkeit, Kälte, über ſeine ſparſamen Beſuche, wenn der Dienſt ihn nicht rufe, über Mangel an Sehnſucht, ſie zu ſehen. Sie drang mit Bitten in ihn, ihr doch offen zu geſtehen, welche Dame denn ſein Herz mit ihr theile, von welcher wohl der ſchöne Ring ſey. Auch äußerte ſie mit Bedauern, daß der Händekuß ihr die Stolze nicht verrathen habe, die es gewagt, um ſein Herz zu buhlen, und daß ſchwache Verdachtgründe ſie nicht einmal zu einer entfernten Wahrſcheinlichkeit geführt hätten.

Pignatelli war in dieſem Punkte unerſchütterlich; Liebe und Ehre geſtatteten ihm nicht, zur Untreue auch noch den Verrath zu geſellen. Da er die Denkweiſe der Prinzeſſin kannte, ſo wußte er ſie auf eine andere Weiſe über die Fortdauer ſeiner Liebe zu tröſten. In ſo weit glaubte der Graf mit dem widrigen Zufalle abgerechnet zu haben; was hier geſchehen, glaubte er mit einem geheimnißnollen Scheine verhüllt; allein nun kam erſt das Schlimmſte: die Prinzeſſin wünſchte, daß er ſie Abends in die Oper begleiten möchte, und ihr Wunſch mußte für ihn Befehl ſeyn.

In den Nachmittagsſtunden hatte die Herzogin von Alba Dienſt bei der Prinzeſſin, deren Unbeſonnenheit alle Liebeshändel ausplauderte. Dießmal war ſie um ſo offenherziger, als ſie auch die Herzogin prüfen wollte, ob ihr von Pignatelli's Verhältniſſen nichts bekannt ſey; daß aber die Herzogin ſelbſt ihre Nebenbuhlerin ſeyn könne, davon ließ ſie ſich nichts träumen, ſo ſehr war ſie von der Tugend und Männerſcheu derſelben überzeugt.

Auch hier blieb die Herzogin eine vollendete Meiſterin in der Selbſtbeherrſchung; doch kaum war ſie zu Hauſe angekommen, als die Wuth über dieſen ſchändlichen Meineid des Pignatelli alle Schranken durchbrach. Mit vor Zorn und Schmerz zitternder Hand ſchrieb ſie an ihn folgende Zeilen:

> „Wer in der Anſchauung eines Geſchöpfes, das ſeinem Hochmuthe ſchmeichelt, die heiligſten Eide mit Füßen tritt, iſt ein Verräther, der weder Liebe, noch Verzeihung, noch Schonung verdient. Dieſen Abſcheulichen will ich nie wieder ſehen, nie!“
>
> H. v. A.

Das ſüße Briefchen lag auf Pignatelli's Nachttiſche, als er von der Oper nach Hauſe kam. Ein Blitzſtrahl aus ſonnenheiterer Höhe würde ihn minder überraſcht haben. Wie konnte die Herzogin den Vorfall erfahren haben? Vorſichtig forſchte er den dienſtthuenden Pagen der Prinzeſſin aus, welche Beſuche ſie an dieſem Tage empfangen habe. Nun war das Räthſel gelöſet. Er hielt ſein Loos für entſchieden, die Herzogin auf immer zu verlieren, die er doch ſo innig liebte. Das Selbſtvertrauen ſchien von ihm zu weichen, das den Verwegenen ſonſt in den verwickeltſten Fällen nicht verlaſſen hatte, und der Verzweiflung das eherne Thor ſeines Verſtandes aufzuſchließen. Mit welcher Stirne konnte er vor der ſo ſchwer gekränkten Herzogin erſcheinen? Vergebens beſtach er ihre Dienerſchaft, um zu erfahren, wohin ſich die Herzogin an dem nächſten Tage begeben würde, um ſie wenigſtens ſehen zu können. Es hieß, daß ſie ihre Gemächer nicht verlaſſen würde.

Der Herzogin edles Gemüth war ſo im Innerſten verletzt durch die Untreue Pignatellis, daß die Freude darin keine Heimath mehr fand. Sie liebte den Treuloſen noch immer, und der Gram über den raſchen Entſchluß, ihn zu verabſchieden, erfüllte ſie mit unnennbarer Trauer. Denn das eben iſt das Unbegreifliche in der Liebe, daß ihre roſigen Blüthen noch auf den Ruinen eines von Verzweiflung über Untreue gebrochenen Herzens üppig fortwuchern, ſo lange ſie mit den heißen Thränen der Sehnſucht begoſſen werden. Es gibt Herzen, welche über Untreue lachen, und geliebte Weſen wie Kleider wechſeln können; aber ſolche Herzen haben keine Tiefe! —

Gerne hätte ſie den unſeligen Schritt, wie ſie ihn oft in achttägiger Einſamkeit nannte, wieder gut gemacht; allein hierein lag eine Demüthigung, die mit dem Zartgefühle ihrer Ehre rang. Viermal flehte Pignatelli an der Schwelle ihrer Thüre um Einlaß; vergebens! Er ſchrieb Briefe auf Briefe, ohne eine Antwort zu erhalten. Dieſes hoffnungsloſe Streben trieb ihn faſt zur Verzweiflung.

Die Ordnung des Hofdienſtes mußte endlich den Tag herbeiführen, an dem er die Herzogin wieder ſehen konnte. Zur beſtimmten Stunde fand ſich der Graf am Hofe ein. Die Herzogin trat ein, erblickte den Grafen und ging raſch in ein anderes Zimmer. Doch die Liebe ſiegte, als göttlicher Natur, über die irdiſche Leidenſchaft, den Zorn, der bei dem zweiten Erſchauen des Grafen ſchon dem Bedürfniſſe ihres Herzens gewichen war, ihm die bitterſten Vorwürfe über ſeinen Treubruch zu machen.

Pignatelli hatte in acht Tagen hinlänglich Muße gefunden, eine Entſchuldigungsrede einzuſtudiren, die eines Cicero würdig geweſen wäre; der Ton eines Liebenden überredet ja die Liebende ſo leicht, da man ſo gerne glaubt, was man wünſcht. Der Graf fühlte ſich gränzenlos glücklich; doch der ſchönſte Moment lächelte ihm wohl im traulichen Gemache ſeiner Alba, als ihm die Feſtſtunde der Verſöhnung mit allen ihren bezaubernden Klängen ſchlug. Pignatelli verſchwendete da die Zeichen der Zärtlichkeit wie die heiligſten Eidſchwüre, der Zudringlichkeit Biancas nie mehr einen Sieg zu gönnen.

Die Prinzeſſin vermißte ihren Liebling ſchon ſeit mehreren Tagen; denn ſo lange ſeine Bemühungen dauerten, die zürnende Herzogin zu verſöhnen, hatte er ſich ihrer vertraulicheren Annäherung entzogen. Sie ließ ihn rufen. Der ſchlaue Graf wußte ſich aus jeder Prüfungsſchlinge zu winden; das Merkwürdigſte an der ganzen Unterredung war — ein wiederholter Treubruch Pignatellis! Welch' ein wunderſamer Charakter! So heftig und glücklich liebend, und doch ſo unbeſtändig! Dabei war er jedoch ſo vorſichtig, daß, mit Ausnahme des Selbſtausplauderns der Prinzeſſin, die Herzogin auf keinem andern Wege ihn einer offenbaren Untreue überweiſen konnte. Ein hämiſcher Zufall zerſtörte jedoch dieſes Doppelabenteuer der Liebe.

Die Herzogin von Alba war nun von der vollkommenen Reue und Beſſerung des Grafen und von ſeiner ſtandhaften Liebe zu ihr allein ſo feſt überzeugt, daß ſie die Ausführung der lang geſchworenen Rache für reif hielt. Daher beſtimmte ſie jene prächtige Tabakdoſe, welche die Prinzeſſin dem Grafen als Pfand ihrer Liebe gegeben und die noch immer in ihren Händen war, zum erwünſchten Werkzeuge.

Zu jener Zeit übte einer der berühmteſten Haarkünſtler von Paris, den ſein Ruf nach Madrid geführt hatte, eine tyranniſche Herrſchaft über alle Damenköpfe der ſpaniſchen Hauptſtadt aus; ſein Talent mußte für jede einzelne Sitzung mit 80 Franken bezahlt werden; man fand dieſe Forderung nicht überſpannt, weil ſie mit der Leiſtung im rechten Verhältniſſe ſtand.

Die reiche und liebenswürdige Herzogin von Alba, die den guten Ton am Hofe angab, war auch die Beſchützerin dieſes großen Haarkünſtlers und hatte ihn allen vornehmen Damen empfohlen.

Eines Tages ließ ſie ihn zu einer ungewöhnlichen Stunde beſtellen. Er drückte ſein Bedauren aus, zu dieſer Zeit ihrem Befehle nicht gehorchen zu können, weil er gerade zur nämlichen Stunde zur Prinzeſſin Bianca kommen müſſe.

Die Herzogin trug alſo einem ihrer Diener auf, ihm zu ſagen, daß er früher kommen und dafür doppelte Bezahlung erhalten ſolle. Hocherfreut traf er pünktlich ein.

Auf dem Putztiſche der Herzogin ſtand Pignatellis prächtige Doſe, die ſie mit einer überaus köſtlichen Pomade gefüllt hatte. Der windige Pariſer war bei dem Anblicke dieſes koſtbaren Kleinods ganz verblüfft und ſprachlos vor Erſtaunen, als ihm die Herzogin, nach kunſtgerechter Vollendung ihres Haarputzes, unter den auserleſenſten Lobpreiſungen ſeines Geſchmackes und ſeiner Geſchicklichkeit, die ſo ſehr bewunderte Doſe zum Geſchenke machte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſie von nun an, völlig unverändert, nur als Pomadebüchſe zu benützen.

So viel auch dieſer Haarkünſtler ſich ſchon mit ſeinen Köpfen beſchäftiget hatte, ſo war doch ſein eigener nicht fein genug, die Urſache einer ſo außerordentlichen Freigebigkeit zu ergründen. Er wäre ſehr geneigt geweſen, ſie für eine mittelbare Liebeserklärung zu halten, hätte nicht der gegenüberſtehende Ankleideſpiegel ihn aus ſeinem Irrſinne geriſſen. Die Freude über dieſes Geſchenk hatte den Haarkünſtler ſo ergriffen, daß er ſich kaum zu athmen traute, als er bei der Prinzeſſin die mit Brillanten reich geſchmückte Pomadebüchſe auf den Putztiſch ſtellte, welche von Bianca ſogleich erkannt wurde. Unbegreiflich war es ihr, wie dieſes Kleinod in ſolche Hände und zu ſolchem Gebrauche gekommen war. Sie bewunderte, fragte, unterſuchte, und der Glückliche erzählte ganz treuherzig den ganzen Hergang der Sache.

Bianca hielt es nicht für nöthig, in nähere Erklärungen einzugehen; das Räthſel von Pignatellis Kaltſinn und deſſen prächtigem Ringe war nun gelöſet. Eiferſucht und Rachgier beſtürmten von Neuem ihr Herz. Die Herzogin mußte fallen, das war ihr erſter und feſter Entſchluß. Den Grafen wollte ſie nicht unglücklich machen; ſie kannte ja ſelbſt die wechſelnden Bedürfniſſe der Liebe, und erwartete von einem Manne hierin keine größere Stärke, als von einem Weibe; es ſchien ihr ein Leichtes, nach einigen Vorwürfen ihn wieder für ihre Wünſche zu gewinnen; denn der Stolz ſpielte in dieſer ganzen Sache eigentlich die Hauptrolle; ſie hätte vielleicht Pignatelli doch nicht ſo ſehr geliebt, wenn nicht gerade die ſchönſte Dame am ſpaniſchen Hofe diejenige geweſen wäre, die ihn ihrer Liebe am würdigſten fand.

In theilweiſe erkünſtelt aufgebrachter Gemüthsſtimmung erwartete ſie mit äußerſter Ungeduld den Grafen, um ihm über ſeine beiſpielloſe Untreue derb den Text zu leſen. Bianca war keine Alba. Er wußte wohl, welche Antworten ihn gegen ihre Vorwürfe am Beſten rechtfertigen konnten. Er hatte nicht nöthig, um die Erklärung der Natur des Verbrechens zu bitten, deſſen ſie ihn anklagte, denn die Pomadebüchſe ſtand ſchon als anklagende Thatſache vor ihm; aber dennoch ſtellte er ganz unbefangen dieſe Bitte, um nur Zeit zu gewinnen, und etwa auch ſchon die Anklagcakte in ihrem Wortlaute zu ſeiner Entſchuldigung benützen zu können. Unter dieſen Umſtänden ſich aus der Schlinge zu ziehen, war des gewandten Pignatelli würdig; gewöhnliche Ausflüchte reichten nicht hin; er mußte die ganze Reſerve ſeines Scharſſinnes in's Feuer führen, und zugleich durch den Schein einer völligen Offenherzigkeit allen Verdacht der Prinzeſſin zu verhüten ſuchen, um ſie in jeder Hinſicht zu beruhigen.

„Und nun ſagen Sie mir, Pignatelli, wie kam die Doſe in die Hände der Herzogin?“

„„Auf eine ſehr einfache Art. Ich war ſtolz auf dieſes mir ſo theure Geſchenk und benützte es bei allen Beſuchen, die ich machte. Die Herzogin bewunderte den Geſchmack und die Schönheit der Arbeit, und lobte die Doſe mit ſolcher Begeiſterung, daß ich ſie ihr nach den Geſetzen der Galanterie anbieten mußte, in der ſichern Ueberzeugung, ſie werde eine ſo koſtbare Sache ſchon aus Zartgefühl nicht annehmen. Ich verlor beinahe meine Faſſung, als ſie mit allen Anzeichen innerer Zufriedenheit die Doſe behielt. Was wollte ich thun? Mein Anerbieten konnte ich nicht für Scherz erklären und erachtete es dem Ruhme meiner angebeteten Gebieterin für angemeſſener, eher das Kleinod hinzugeben, als das ſüße Geheimniß der Quelle zu verrathen, aus welcher es kam, und ſo trennte mich die heilige Pflicht des Schweigens von einem Geſchenke, das ſonſt in meinem Herzen kein Preis der Welt aufgewogen hätte.““

„Nun wohl, ich ſehe ein, daß Sie in dieſem Falle nicht anders handeln konnten, obwohl es von Ihnen gefehlt iſt, daß Sie mich nicht ſogleich davon in Kenntniß ſetzten. Aber nun erklären Sie mir, wie ſich das heftige Verlangen der Herzogin, dieſes Kleinod zu beſitzen, mit der entwürdigenden Benützung vereinbaren laſſe, wozu ſie es beſtimmte?“

„„Sie zwingen mich, Prinzeſſin, ein wenig eitel und unbeſcheiden zu ſeyn, indem ich Ihnen hierüber meine Vermuthung anvertraue. Es iſt möglich, daß ich der Herzogin nicht ganz gleichgültig bin, obgleich ſie darüber ſich niemals äußerte. Vielleicht argwohnte ſie, daß die Prinzeſſin mit ihrer Huld mich beglücke, und dieſe Doſe ein Unterpfand derſelben ſeyn möge; aus der Neugierde, hierüber wo möglich Gewißheit zu erhalten, ſcheint ſich ihr ganzes auf Verſtellung berechnetes Benehmen ganz natürlich erklären zu laſſen.““

„Ihre Vermuthung, daß Sie der Herzogin nicht gleichgültig ſeyen, rechtfertiget meinen Verdacht, daß dieſer prächtige Ring, den ich nun an meiner Hand trage, ein Geſchenk von ihr, und Ihre ganze Verantwortung nur ein feingeſponnenes Gewebe ſey.“

Mit jener claſſiſchen Verwegenheit, die oft aus der engſten Klemme befreit, erwiederte Pignatelli:

„„Erlauben Sie, Prinzeſſin, daß ich den Brief meines Oheims, womit er mir dieſen Ring ſendete, ſogleich unter meinen Papieren hervorſuche, um dieſen Zweifel doch einmal für immer zu heben.““

Der Graf ſchickte ſich an, das Gemach zu verlaſſen, und dieſe Zuverſicht täuſchte die Prinzeſſin, welche ihn bat, zu bleiben, da ſie ihm ſchon auf ſein Wort glaube.

Nach der erwünſchten Ausſöhnung überhäufte die Prinzeſſin den Grafen wieder mit neuen Wohlthaten und Beweiſen ihrer Gunſt, ohne jedoch der Rache zu entſagen, welche ſie gegen die Herzogin in ihrem Gemüthe trug. Bald darauf ſchilderte ſie dem Könige das Leben derſelben als ein ſittenloſes, unvereinbar mit der Ehre und Würde der Madrider Hofdamen, die bisher aus Achtung vor dem hohen Range der Herzogin zwar geſchwiegen, aber bei jeder Gelegenheit unverkennbar ihren Unwillen geäußert hätten.

Die ſchöne Alba verlor ihre Stelle am Hofe. Sie kannte die Urheberin dieſer Kränkung und die Veranlaſſung: die zum Haſſe geſtiegene Eiferſucht der Prinzeſſin. Nun wollte ſie aber auch nichts mehr von ſchonenden Rückſichten wiſſen. Pignatelli flog zu ihren Füßen und bat, unter zahlloſen Thränen um ihre Verzeihung, indem er die Urſache dieſer ſchmerzlichen Begegnung durch die Offenheit geworden ſey, womit er der Prinzeſſin ſeine Liebe für die Alba geſtanden habe.

Der feine Italiener gewann durch dieſe Doppelzüngigkeit nicht wenig im Herzen ſeiner Geliebten, deren höchſter Wunſch nun war, daß alle Welt es erfahren möchte, nur das Uebergewicht ihrer Schönheit, nach Pignatelli's Entſcheidung, habe ſie vom Hofe verdrängt.

Jetzt konnte der Graf ſein Verhältniß mit der Prinzeſſin ungeſtört fortſetzen, da ihn die Herzogin nicht mehr in der Nähe beobachtete, und dieſe gewann durch ihre Entfernung mehr Zeit für ihn.

Nach einigen Wochen erhielt Bianca von der Königin von Frankreich äußerſt zierlich gearbeitete Uhrketten von Stahl, die damals als eine kunſtvolle Seltenheit weit höher im Preiſe ſtanden, als Gold. Am ſpaniſchen Hofe waren ſie eine Neuigkeit. Bianca ſchenkte ſolche Ketten dem Könige und den Prinzen, und ausnahmsweiſe vor allen Cavalieren ihrem geliebten Pignatelli als ein Andenken ihrer Gunſt, mit der Bitte, ſie als Beweis ſeiner Liebe zu tragen und ſie ja keiner Bewundererin zu geben. Dieß war eine Anſpielung auf die Pomadebüchſe.

Biancas Abſicht war erreicht; Jedermann wußte, daß dieſe Ketten von ihr kamen; der einzige Pignatelli trug ſie außer dem regierenden Hauſe; die Herzogin ſollte fühlen, daß er noch immer der erklärte Liebling der Prinzeſſin ſey.

Dieſe Demüthigung reizte die eiferſüchtige Alba, welche dem Pignatelli neue Vorwürfe über Treuloſigkeit machte, zu einem zweiten Racheplane. Auf der Stelle ſchrieb ſie an ihren Geſchäftsträger in Paris und trug ihm auf, ihr durch einen Courier zwei Dutzend von jenen ſtählernen Uhrketten zu ſchicken, wie die Königin von Frankreich der Prinzeſſin Bianca zum Geſchenke gemacht habe.

Kaum waren dieſe Ketten angekommen, als die Herzogin ſie an ihre Diener und durch dieſe an die Diener der Prinzeſſin vertheilen ließ, die damit an allen öffentlichen Orten prangten. Bianca gerieth in eine grenzenloſe Wuth, als ſie erfuhr, wer ihr dieſen Poſſen geſpielt habe. Ueberzeugt, daß Pignatelli noch immer mit der Herzogin in einem glücklichen Verhältniſſe lebe, beſchloß ſie, ihn ihr zu rauben, ſelbſt um den Preis des eigenen Verluſtes. Sie empfahl ihn dem Könige als Geſandtſchafts-Cavalier nach Paris, wo er durch ſeine Perſönlichkeit, unter den beſtehenden Verhältniſſen, der Krone Spaniens ſehr nützlich ſeyn könnte. Der Monarch nahm dieſe Empfehlung um ſo willkommener auf, als er längſt ſchon ein vertrautes Verhältniß zwiſchen Bianca und Pignatelli vermuthet hatte. Dieſer erhielt ſein Dekret.

Doch ſchon am andern Morgen ließ der Nunzius den König um Audienz bitten, und ſtellte ihm, vorläufig als Privatmann, den von ſeiner päpſtlichen Heiligkeit zum Fürſten erhobenen und zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am Hofe zu Liſſabon ernannten Pignatelli vor, von deſſen Klugheit und gewandtem Benehmen der Papſt vertrauensvoll die glückliche Ausführung einer für ihn ſehr wichtigen Sache erwartete, wobei auch der König von Spanien in hohem Grade betheiligt war. Dieſer ertheilte nicht nur dem Grafen die Entlaſſung aus ſeinen Dienſten mit den ehrenvollſten Worten, ſondern belehnte ihn auch eigenhändig mit dem Commandeurkreuze ſeines zweiten Hausordens.

Pignatelli, der einen Tag früher mit aller Gewißheit vernommen hatte, daß ein liebenswürdiger Prinz aus einer Seitenlinie der Bourbonen nächſtens der Herzogin von Alba Hand und Herz anbieten wolle, bewies dem Nunzius, daß er eine mächtige Partie in Liſſabon nöthig habe, um die Abſicht Seiner Heiligkeit durch einen glücklichen Erfolg zu krönen, wozu kein entſprechenderes Mittel zu finden ſey, als ſeine Vermählung mit der Herzogin von Alba, deren Tante den ganzen Hof von Liſſabon in ihrer Taſche trage. Da jedoch der König von Spanien den Heirathsvertrag unterzeichnen müſſe, ſo möchte der Nunzius zuerſt die Herzogin für ihn zu gewinnen ſuchen, dann aber die Unterzeichnung von Seite des Königs ſo geheim als möglich betreiben, damit die Prinzeſſin Bianca mit jedem Verſuche, dieſes Ehebündniß zu vereiteln, zu ſpät komme, indem ſie gewiß alle Segel dagegen aufſpannen würde.

Der Graf war ſchlau genug, dem Nunzius ſeinen Entſchluß, die Herzogin von Alba zu heirathen, als eines der größten Opfer zu bezeichnen, die nur immer Dankbarkeit und Verehrung für den päpſtlichen Stuhl zu bringen vermöchten, während in ſeinem Innern ſchon der verzehrende Brand der Eiferſucht wüthete; er war unfähig, den Gedanken zu ertragen, daß ein Anderer als er dieſen Engel des Himmels in ſeine Arme ſchließen ſollte. Im entſcheidenden Augenblicke des drohenden Verluſtes erkannte er die ganze Größe ihres Werthes.

Ueberraſcht, aber ſchnell den Faden der Intrigue auffaſſend, hatte die Herzogin den Beſuch des Nunzius empfangen, und ſeinen Antrag vernommen, dem ſie nach einigen Schwierigkeiten ihre Zuſtimmung gab.

Bald darauf kam Pignatelli ſelbſt, bat um ihre Hand, und einige Minuten lang hielten ſich die Glücklichen umſchlungen, wobei Thränen der Reue, der Freude und der Rührung floſſen.

Der Nunzius legte alſo bei dieſer Audienz dem Könige zugleich den Heirathsvertrag vor, welchen er, die beſten Wünſche äußernd, ohne Anſtand unterzeichnete.

Jetzt ſtanden die Liebenden am Ziele; ſelbſt eine auserleſene Rache ſollte ſie noch für erlittene Kränkungen entſchädigen.

Aus beſondern Gründen, welchen der Nunzius eine große Bürgſchaft des Gelingens jenes doppelten Staatsplanes beilegte, hatte derſelbe dem Könige gerathen, die ganze Sendung bis zur feierlichen Auffahrt vor Jedermann geheim zu halten, was auch der König dießmal, gegen ſeine Gewohnheit, that; denn in andern Fällen pflegte er ohne Bianca's Mitwiſſen und Beirath nichts zu unternehmen, es mochte Angelegenheiten des Reiches oder ſeiner Familie betreffen.

Der Nunzius legte die Hände der Liebenden in ſeiner Hauskapelle nur vor wenigen Zeugen ineinander, um nach

Pignatellis Wunſche jedem denkbaren Gewaltſtreiche der Prinzeſſin vorzubeugen.

Plötzlich wurde dem ganzen Hofe große Galla angeſagt, um dem außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter Seiner päpſtlichen Heiligkeit am Liſſaboner Hofe Audienz zu ertheilen.

Durch die Spaliere der ſpaniſchen Leibgarde, welche die Gewehre präſentirten, fuhren Pignatelli und ſeine Gemahlin, die Herzogin von Alba, deren Juwelenſchmuck wohl mehr als eine halbe Million werth ſeyn mochte, in die Reſidenz, und erſchienen, aufgeführt durch den Oberceremonienmeiſter und unter Vortritt von Kammerfourieren, Pagen und Kammerjunkern, vor dem Throne des Königs, zu deſſen linker Seite die Prinzeſſin Bianca ſeitwärts vor einem Tamburett ſaß. Das Erſtaunen ſchien ſie in Stein verwandelt zu haben; denn erbleichend und regungslos vernahm ſie, daß die Herzogin von Alba nun Pignatelli's Gemahlin ſey. Wie dieß Alles geſchehen konnte, ohne ihr Vorwiſſen, blieb ihr das größte Räthſel; ſie heftete einen fragenden Blick auf den König, dem das Wetterleuchten ihrer Augen nicht viel Freudiges für die nächſten Stunden verhieß. Obwohl ſie ihre ganze Verſtellungskunſt zuſammenraffte, ſo konnte ſie doch der Fürſtin Pignatelli nicht verhehlen, daß die Herzogin von Alba einen vollſtändigen Triumph über ſie davongetragen habe,

Unter dem Vorwande, die Abreiſe nach Liſſabon auf das Aeußerſte beſchleunigen zu müſſen, lehnten die Neuvermählten die Ehre ab, zur königlichen Tafel gezogen zu werden, und ſchon nach zwei Stunden rollten die fürſtlichen Reiſe-Equipagen auf der Straße nach der Hauptſtadt Portugalls dahin.

Von der Zeit borgte Bianca jenen heilkräftigen Balſam, der gegen alle Wunden wahre Wunder wirkt, und am ſchnellſten gegen ihre eigene ſeinen Ruf bewährte. Minder wankelmüthige Herzen, als Pignatelli, verſuchten es bald mit Glück, die Prinzeſſin über den Verluſt ihres Lieblings zu tröſten.

Pignatelli hatte ſich völlig bekehrt; er blieb ſeiner angebeteten Gemahlin, welche bald die Sonne von Liſſabon genannt wurde, goldtreu, wie man zu ſagen pflegt, führte in kurzer Zeit den großen Plan Seiner Heiligkeit glücklich durch und lebte bis in das hohe Greiſenalter in dem Schooße häuslicher Seligkeit, von wunderholden Kindern umgaukelt, ein ſchönes Leben, um welches ihn die Engel im Himmel beneiden durften.

Die ſchwarzen und die gelben Punkte.

— Ein Mährchen für Eiferſüchtige. —

In meinem ganzen Leben war ich nicht eiferſüchtig, nur konnt' ich es nicht ausſtehen, wenn Jemand meine Geliebte auch nur anſah; wenn aber gar meine Geliebte einen Jemand anſah oder von Jemand angeſprochen wurde, ſo war dieß immer, wie man zu ſagen pflegt, mein Tod.

Beſuchte ich nun an ſchönen Sommerabenden mit meiner Geliebten, im Geleite ihrer Eltern oder Geſchwiſter, einen öffentlichen Garten in der nächſten Umgebung der Stadt, ſo ſchaute ich ſchon bei dem Eintritte, wie ein Argus, mit hundert Augen nach allen Richtungen, ob ich wohl ruhig mein Abendbrod verzehren könne.

Waren nur alte Sekretäre mit ihren Frauen, betagte Bürger mit ihren Ehehälften anweſend, dann wurde mir immer ganz leicht um's Herz, und in der heiterſten Laune rief ich aus: „Nun, heute iſt doch eine charmante Geſellſchaft da!“

Mein Schelmchen, das mich längſt ſchon durchſchaut hatte, blickte mich dann immer recht gutmüthig lächelnd an und ſchwieg. Bisweilen kamen etwas ſpäter ihre Brüder nach und brachten gute Freunde mit, welche an unſerm

Tiſche Platz nahmen und ſich mit meiner Geliebten auf eine artige und anſtändige Weiſe unterhielten.

Darüber ward ich immer ganz wüthend; nicht aus Eiferſucht, Gott bewahre! ich konnte es nur nicht ausſteben. Ich ſaß ihr immer gerade gegenüber, um ihre Augen zu bewachen, wie ein Drache ſeinen Schatz, und dennoch war es mir ſehr unangenehm, wenn einer von den jungen Herren neben ihr Platz nahm.

Durch allerlei künſtliche Vorwände wußt' ich es dahin zu bringen, daß ſie ſtets zwiſchen der Mutter und einer Schweſter ſaß. Sprach nun ein junger Herr mit ihr, während ich eben gebratene Hühner als kunſtreicher Truchſeß zerlegte, — ein Wort, welches aus: „Trug 's Eſſen," gebildet wurde, — ſo ſchnitt ich friſch darauf los, ohne jedoch meine Augen von den ihrigen abzuwenden, wodurch es nicht ſelten geſchah, daß ich zu weit rechts oder links kam und bisweilen in den Tiſch oder in die Serviette ſchnitt, einmal ſogar in die eigenen Finger, bis mich der alte Herr kopfſchüttelnd fragte: „Ey, ey, wo ſchneiden Sie denn wieder hin?"

Störte mich aber kein ungebetener Jemand, und meine Geliebte ſchaute nur einen Augenblick ſinnend vor ſich hin, ſo fragte ich gleich: „Wer mag wohl der Glückliche ſeyn, an den Sie jetzt wieder denken?" — Antwortete ſie dann lächelnd: „„Der Fragende!"" ſo dachte ich mir: „Ach Gott, wenn man nur auch die Gedanken der Frauenzimmer wüßte!" Eines Abends, da Regenwetter den Spaziergang einſtellte, ſaß ſie am Stickrahmen, und ich ihr gegenüber.

Wir kamen auch auf das Kapitel Eiferſucht, und ich ſuchte ihr in einem ſo leidenſchaftlichen Tone zu beweiſen, ich ſey gar nicht eiferſüchtig, daß ſie antwortete, ſie wollte ſich über etwas, was ſich aus der Natur meiner

Aeußerungen von ſelbſt verſtehe, in keinen Streit einlaſſen, ſondern mir ein artiges Mährchen erzählen.

„Was ſich von ſelbſt verſteht?“ Aber was: Daß ich eiferſüchtig oder nicht eiferſüchtig ſey? Das loſe Schelmchen ließ eine nähere Erklärung dahingeſtellt ſeyn und begann alſo:

„Auf dem Schloſſe Luſignan, welches die mächtige Fee Meluſine bewohnte, hielt ſich ein junger Maler aus Neapel auf, mit einem Bildniſſe der Meluſine beſchäftigt, das er bloß aus der Phantaſie entwarf, weil ſie damals nur ſelten mehr ſichtbar wurde, während ſeine angebetete Cornelia eine Heilquelle in Savoyen zur Herſtellung ihrer zerrütteten Geſundheit gebrauchte.

Eines Morgens ſtand er prüfend vor dem vollendeten Bildniſſe, und ſprach: „Ich muß geſtehen, daß mir dieſes Bild als Bild gut gelungen iſt; aber ich bin überzeugt, daß Meluſine wenigſtens hundertmal ſchöner iſt, als dieſe Schöpfung meiner Phantaſie; der Gedanke, die Wirklichkeit nicht erreicht zu haben, wird mich ſtets quälen, ſo oft ich dieſes Bild betrachte; ich will es alſo vernichten und mich mit dem Bewußtſeyn begnügen, meine Kunſt an einem würdigen Gegenſtande geprüft zu haben.“

„„Thu dieß ja nicht,““ ſprach Meluſine, die in ihrer Wunderſchönheit hinter der Staffelei plötzlich hervortrat, „„denn ich habe mein Bild in deine Phantaſie gelegt, und du haſt es mit ſprechender Aehnlichkeit hingezaubert. Ich behalte es zum Andenken und bewillige dir zum Lohne deiner Mühe die Erfüllung von drei Wünſchen, die du mir morgen zu dieſer Stunde nennen magſt.““

Sie verſchwand.

Der erſtaunte Maler zerbrach ſich lange den Kopf wegen der drei Wünſche; er hatte nur wenige Bedürfniſſe, die ſein kunſtreicher Pinſel übergenügend befriedigte. Er dachte an ſeine Cornelia, und der erſte Wunſch war gefunden.

„Da bin ich!“ grüßte ihn Meluſine am andern Morgen, „was wünſcheſt du?“

„„Mächtige Fee,““ bat der Maler, „„verleihe mir die Gabe, die Untreue einer jeden Dame an ihrer Naſe zu erkennen!““

Meluſine lachte laut auf über dieſen Wunſch und erwiederte:

„In der That, auf jeden andern Wunſch war ich eher gefaßt, als auf dieſen, und es kommt mir ſchwer an, ihn zu erfüllen, da ich dadurch gegen mein eigenes Geſchlecht feindlich auftrete. Je nun, ich hab' einmal mein Wort gegeben, und eine gute Fee darf ihr Wort nicht brechen. Dein Wunſch ſey dir gewährt. In jenem Schranke findeſt du eine Eſſenz; nimm davon täglich Morgens ein Kaffeelöffelchen voll, und du wirſt auf der Naſe einer jeden Dame, welche eine Untreue begangen hat, einen ſchwarzen Punkt bemerken.“

„Um aber zum Vortheile meines Geſchlechtes doch auch etwas zu thun, bemerke ich dir ausdrücklich, daß ein ſolcher ſchwarzer Punkt auf der Naſe einer Dame eben ſo wohl die That der Untreue, als den Gedanken an eine Untreue bedeuten kann, daher du nicht mit Recht geradezu das Verdammungsurtheil über ſie ausſprechen darfſt.“ —

„Und wie heißen die andern zwei Wünſche?“

„„Himmliſch-ſchöne Meluſine, erlaube, daß ich die andern zwei Wünſche gelegenheitlich ausſprechen darf!““

„Gut! wo du auch ſeyn magſt, rufe nur meinen Namen dreimal, und ich werde erſcheinen. Verrathe aber Niemanden das Geheimniß, ſonſt wirſt du dieſe Gabe ſogleich verlieren. Lebe wohl!“

Sie verſchwand.

Wer war nun glücklicher, als der eiferſüchtige Maler? Er verſchluckte ſogleich ein Kaffeelöffelchen voll von der wunderbaren Eſſenz, packte ſeine Siebenſachen zuſammen, und machte ſich auf den Weg nach Savoyen, um ſeine geliebte Cornelia wieder in das väterliche Haus nach Neapel zu geleiten.

Aufmerkſam ſchaute er alle weiblichen Naſen an in den Städten, Märkten und Dörfern, durch die er kam, und traf auf der weiten Reiſe unter Tauſenden nur ein einziges Mädchen von etwa 17 Jahren, das keinen ſchwarzen Punkt auf der Naſe hatte; auf allen andern Naſen bemerkte er mehr oder weniger ſolche Punkte.

Endlich erreichte er das Ziel ſeiner Reiſe. Cornelia flog in ſeine Arme mit — einem ſchwarzen Punkte mitten auf der Naſe.

„Ha, Treuloſe,“ rief er in blinder Eiferſucht, „wie kannſt du Liebe heuchelnd an meine Bruſt ſinken, da du mir während meiner Abweſenheit untreu wurdeſt?“

„„Ich dir untreu?““ erwiederte Cornelia. „„Bei Gott —““ —

„Schwöre nicht! Ich weiß es gewiß! Warſt du mir nicht wenigſtens in Gedanken untreu? Erforſche dein Gewiſſen genau! Haſt du nicht gewünſcht, die Braut oder Gattin irgend eines Andern zu ſeyn?“

„„Nein! Doch ja! Allein höre mich! Ich kniete in der Kirche vor dem Bilde eines Heiligen, der in der Blüthe ſeiner Jugend für den Glauben des Erlöſers ſtarb, weil er den Anträgen des Weibes eines Prokonſuls kein Gehör gab. Da dachte ich mir: wüßte ich, daß mein Geliebter mir jemals untreu werden oder meine Liebe einſt verkennen ſollte, ſo würde ich ihm lieber gleich jetzt entſagen, eh' mir das Herz bricht, und dieſem reinen Jünglinge die Hand reichen, wenn er aus ſeinem Rahmen herabſtiege.““

„„Bei meiner Seligkeit betheure ich dir, daß kein anderer Gedanke an Untreue in meiner Seele auftauchte!““

„Pfiffige Meluſine!“ dachte ſich der Maler, und ſöhnte ſich mit ſeinem Liebchen aus, welches vergebens zu erforſchen ſuchte, was ihn auf dieſe Vermuthung bringen konnte.

Sie kamen in Neapel an.

Der Maler ergötzte ſich in großen Geſellſchaften und auf öffentlichen Plätzen mit dem Anſchauen der Damen, die nicht bloß eine Menge ſchwarzer Punkte auf den Naſen hatten, ſondern ſehr häufig ganz ſchwarze Naſen, auf welchen man die einzelnen ſchwarzen Punkte gar nicht mehr unterſcheiden konnte.

Cornelia behielt ihren ſchwarzen Punkt auf der Naſe, deſſen beſtändiger Anblick den Maler doch ſtörte, obgleich kein neuer Punkt hinzu kam.

„Das iſt doch zu arg!“ rief er eines Abends aus, als er von einer großen Muſterung ſchwarzer Damennaſen heimkehrte. „Ich hätte nicht geglaubt, daß das weibliche Geſchlecht ſo tief ſinken könnte! Nun iſt es doch klar, daß wir Männer weit treuer ſind, als die Damen. Allein ich will mich davon überzeugen.“

„Meluſine! Meluſine! Meluſine!“

Augenblicklich ſtand die mächtige Fee in aller Liebenswürdigkeit vor ihm.

„„Was verlangſt du von mir, mein Lieber?““

„Mächtige Fee, die Wirkungen der mir verliehenen Gabe erregen in mir den Wunſch, nun auch zu wiſſen, wie es mit der Treue der Männer ſtehe.“

„Mein zweiter Wunſch iſt alſo, daß du mir die nämliche Gabe in Bezug auf die Männer verleihen mögeſt; dießmal bin ich aber klüger und bitte dich, den Unterſchied zu erlauben, daß Männer, die nur in Gedanken untreu ſind, bloß gelbe Punkte auf der Naſe tragen und nur dann ſchwarze Punkte, wenn ſie ſich der That der Untreue ſchuldig gemacht haben; ich hoffe auf dieſe Weiſe einen intereſſanten Vergleich zwiſchen Männer- und Damentreue anſtellen zu können, der ſicher zum Vortheile meines Geſchlechtes ausfallen wird."

„„Das iſt zwar nicht eben galant geſprochen,"" erwiederte lächelnd Meluſine, „„doch darf man es mit eiferſüchtigen Männern nicht ſo genau nehmen. Du haſt mich auch überliſtet durch die Ausſcheidung der gelben Punkte von den ſchwarzen und ſohin mit gleicher Münze mich bezahlt.""

„„Dein zweiter Wunſch iſt erfüllt. Du findeſt eine andere Eſſenz in deinem Farbenkäſtchen, wovon du den nämlichen Gebrauch macheſt wie von der erſten. Wohl bekomm's!""

Weg war ſie!

Mit der Sehnſucht eines ſchwer Erkrankten, der von der Arznei ſeine Rettung erwartet, nahm der Maler das Kaffeelöffelchen von der neuen Eſſenz und rannte ſogleich auf die Straße hinaus.

Und was ſah er? Gelbe und ſchwarze Punkte? Von welcher Sorte mehr oder weniger? Oder nur gelbe, oder nur ſchwarze Naſen: Nichts von Allem? Wie? Nichts? Nein; denn er ſah an den Männern keine ſchwarzen Naſen, ſondern lauter ſchwarze Köpfe; die ſchwarzen Punkte fanden auf den größten Naſen nicht Raum genug; ſie verbreiteten ſich über die Stirne, über die Wangen und über das Kinn, bedeckten den Hals, und ſteckten noch fauſtdick hinter den Ohren. Nun war auch die Entſchuldigung der Untreue in Gedanken nicht mehr möglich, die der Maler durch ſeine vermeintliche Liſt ſelbſt vereitelt hatte.

Ganz beſtürzt eilte er nach Hauſe; ſein erſter Blick fiel auf den Ankleideſpiegel, und er ſah mit Entſetzen ſein ganzes Geſicht von gelben Punkten bedeckt, die einzelnen Fälle ſeiner Untreue in Gedanken verrathend. Ungeachtet ſeiner vermeintlichen großen Klugheit hatte er doch vergeſſen, bei dem zweiten Wunſche für ſeine eigene Perſon eine Ausnahme zu bedingen.

Dieſer Anblick war ihm unerträglich; für die Fortſchritte in ſeiner Kunſt hätte das beſtändige Anſchauen ſchwarzer Köpfe und ſchwarzer Naſen die nachtheiligſte Wirkung hervorgebracht; es blieb ihm alſo nichts übrig, als die mächtige Fee Meluſine zu rufen, und ſie um die Erfüllung des dritten Wunſches zu bitten: „die ſo unüberlegt erbetenen zwei Gaben wieder von ihm zu nehmen.“ Sie that es, las ihm aber auch zugleich tüchtig den Text über ſeine Eiferſucht und über die Verwegenheit, die Männer für treuer zu halten, als die Damen. Dann ſchloß ſie mit den Worten:

„Deine drei Wünſche ſind erfüllt; ich bin dir nichts mehr ſchuldig; da jedoch deine Wünſche nicht von gemeinem Eigennutze, wie bei den meiſten Menſchen, ausgingen, ſo will ich großmüthig ſeyn, indem ich dir die Gabe verleihe, daß dich in der Schönheit des Colorits in deinen Gemälden kein Maler auf der ganzen Welt übertreffen ſoll. Durch eigenen Fleiß kannſt du alſo Reichthümer erwerben. Heirathe deine treue Cornelia, und beſſere deine Meinung von der Treue der Damen, die doch in jedem Falle treuer als die Männer ſind, wovon du dich ſelbſt überzeugt haſt; merke dir übrigens wohl, daß die Eiferſucht ein Mißtrauen ſey, welches ſchlechte Herzen nicht beſſern, und edle nur kränken kann.“

„Hiemit verſchwand Meluſine, und mein Mährchen iſt aus.“

Meine Geliebte ſchwieg. Ich rühmte ihr Talent der Erzählung, bat mir aber gleich ein anderes Geſpräch aus.

Zwanzig Jahre ſpäter kaufte ich bei einer Verſteigerung in Neapel allerley Geräthe jenes Malers, der mit ſeiner angebeteten Cornelia und mit ſeinen Kindern nach Rom gezogen war. Zufällig waren auch die beiden Eſſenzen in meinen Beſitz gekommen, ohne daß ich den Unterſchied ihrer Wirkungen beurtheilen kann, da ſie mit keiner Gebrauchsanweiſung verſehen ſind. Ich wollte nie einen Verſuch machen; denn, erwiſche ich jene Eſſenz, welche mir die ſchwarzen Punkte auf den Damennaſen zeigt, ſo hilft mir dieß in Deutſchland nichts, wo die Damen ſelbſt nicht einmal in Gedanken untreu ſind, und erwiſche ich die andere Eſſenz, ſo hab' ich zwar die ſchwarzen Punkte nicht zu fürchten, allein die gelben Punkte geniren mich dann doch ein wenig, obgleich ich in dieſer Hinſicht das reinſte Gewiſſen habe; man weiß aber nicht, wie der Böſe oft ſein Spiel treibt. Aus gleichem Grunde kann ich auch Niemand ein freundſchaftliches Geſchenk damit machen. —

◆

Satans Leibhunde.

Eine ſpaniſche Sage.

Partheiſucht hatte die mauriſchen Stämme in Spanien geſchwächt. Nur dadurch konnte es den chriſtlichen Königen gelingen, den tapfern Arabern ihre Beſitzungen zu entreißen, wovon ſie jede Fußbreite mit ihrem Herzblute vertheidigten. Das Königreich Granada blieb zuletzt die einzige Heimath der von allen Seiten zuſammengepreßten Helden nach dem glorreichen Siege, welchen die vereinigte Macht der chriſtlichen Fürſten bei Toloſa in der Sierra Morena 1220 über die Almohaden errungen hatte.

Durch Eintracht gedeihen kleine Dinge, durch Zwiſt wird die ſtärkſte Kraft gebrochen. Die Geſchichte beſtätiget dieſe Wahrheit. Die wunderſamen Erfolge der chriſtlichen Waffen, deren Trägern das ruhmbekränzte Vorbild des großen Cid, genannt el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, vorſchwebte, begeiſterte zu den kühnſten Heldenzügen, und ſo fiel endlich auch Granada im Jahre 1491, unter der Regierung der katholiſchen Könige von Spanien: Ferdinand und Iſabella. Dieſes königliche Ehepaar war ſo ausgezeichnet durch Geiſt und Charakterſtärke, daß man beide nur Könige nannte; der Name „Königin“

wurde nicht vernommen, um nichts Weibliches zu bezeichnen, wo keine Spur weiblicher Schwächen zu finden war.

Unter den berühmteſten Helden, deren Andenken durch die Eroberung von Granada unſterblich wurde, war unſtreitig Don Alvarez einer der Erſten, ein Jüngling von 24 Jahren von faſt rieſenhafter Größe, aber wohlgeformt, gefürchtet ob ſeiner Löwenſtärke, indem er bisweilen mit einem gutgezielten Hiebe einen mit Drahtgeflecht gewappneten Araber vom Scheitel bis zum Sattelknopfe ſpaltete.

Selten wagte es irgend ein Einzelner aus dem feindlichen Heere, ihm auf offenem Schlachtfelde Stand zu halten, wenn er auf ſeinem ſchnaubenden Andaluſier über die Ebene hinbrauste.

Seitdem die von ihm Angebetete, ſeine erſte Liebe, ein Engel an Geiſt und Herz, ſo wie an allen Vorzügen irdiſcher Schönheit, an einem Zehrfieber in der Blüthe ihrer Jugend geſtorben war, trug er nur immer ein ſchwarzes Gewand, ſo auch in der Schlacht eine ſchwarze Rüſtung, und der Schrecken ging ſtets ſeiner drohenden Geſtalt voraus.

Tief in ſeiner Bruſt verborgen lag der unheilvolle Wahn, ein Mönch habe ſie mit der heiligen Hoſtie vergiftet, von einem beleidigten Nebenbuhler erkauft. Dieſer Wahn erfüllte ſeine Seele mit dem bitterſten Haſſe gegen die fromme Geiſtlichkeit, die nicht einmal des Gedankens an eine ſolche Frevelthat fähig wäre, und ſelbſt manche wohlgemeinte Winke, welche ihm das ſchonungsvolle Tribunal der heiligen Inquiſition warnend geben ließ, glitten an ſeiner verwilderten Seele ab.

Allerdings hätte dieſes Tribunal vielfältige Gelegenheit gefunden, gegen Don Alvarez mit aller Strenge einzuſchreiten; allein das königliche Ehepaar nahm ihn bei jeder Gelegenheit mit ſo entſchiedenem Ernſte in Schutz, daß man wohl einſehen konnte, es ſey hier nicht rathſam, zu thun, was die Pflicht gebot.

König Ferdinand pflegte oft zu ſagen: „Don Alvarez wäre mir nicht feil, und böte mir Jemand ſelbſt ein Königreich für ihn!“

Er meinte damit eines von den kleinen Königreichen, deren Spanien damals genug hatte.

Wahr iſt es, daß an unglaublicher Verwegenheit Keiner dieſem Don Alvarez glich; allein ein ächt chriſtlicher Ritter muß auch ein frommer Mann ſeyn und die hohe und niedere Geiſtlichkeit in Ehren halten.

Stand das chriſtliche Heer den Arabern gegenüber, ſo ſprengte Don Alvarez mit verhängten Zügeln vor, bei dem erſten Rufe der Trompete, und forderte mit lauthöhnender Stimme den Beſten, daß er ſich ſtelle; und ſtellte er ſich, ſo war's um ihn geſchehen.

Dies mußte freilich dem Könige gefallen, und Ihre Majeſtät der König Iſabella wurden ſo ſehr für den Haudegen eingenommen, daß ſie ihm eine Gattin unter den edelſten Damen des Hofes zu wählen ſich bewogen fand. Don Alvarez beſaß nicht viel; er ſollte durch die Hand einer Braut von unermeßlichem Vermögen beglückt werden.

Der Undankbare ſchlug ſie aus, unter dem Vorwande, daß er, als Ritter von der ewigen Trauer, ſein Herz nicht zum zweitenmale verſchenken wolle. Die königliche Gnade war ſo gränzenlos, daß ſie durch dieſe ſchnöde Ablehnung eher noch ſtieg als abnahm.

Allein der Fürſt der Finſterniß machte ſich von ſeinem hölliſchen Flammenthrone auf, den erbitterten Feind der Geiſtlichkeit zu beſtrafen.

Es ergab ſich nämlich eines Tages, daß die Spanier im dichten Morgennebel ein feindliches Lager überfielen. Unter den Gefangenen befand ſich auch ein häßliches arabiſches Mädchen, Namens Deli, welche jedoch der bethörte Don Alvarez ſo überaus ſchön fand, daß er bei ihrem erſten Anblicke von einer unbegreiflichen Liebe entzündet wurde.

Natürlich war dieſe plötzliche Leidenſchaft die Folge eines Blendwerkes der Hölle. Wie vom Blitzſtrahle getroffen, ſank er zu ihren Füßen, als er im Walde mit ihr allein war, geſtand ihr ſeine unbezwingbare Liebe, und bat, — o unerhörter Frevel! — um die Hand einer — Heidin!

Das weibliche Geſchlecht kann ſich auch hier an der ſogenannten ewigen Liebe und Treue der Männer ſpiegeln, die ihre Liebeseide ſtündlich ſchwören und ſtündlich brechen. Als im Lager von dieſem Ereigniſſe die Rede war, wollte man faſt nicht daran glauben.

Das königliche Ehepaar ließ den Don Alvarez kommen und ihn ſeine Abenteuer erzählen; auch mußte Deli vorgeſtellt werden. Die tugendhaften Könige empfanden einen unheimlichen Schauer in ihren Gebeinen, als ſie das braungelbe Antlitz und die üppig funkelnden Augen dieſer Ausgeburt Arabiens erblickten.

Iſabella, die allergnädigſte Frau, zog den Don Alvarez in eine Ecke des Gemaches und warnte ihn mit mütterlicher Liebe und Geduld vor den Fallſtricken des Verſuches.

Umſonſt; der Ritter ließ ſich auf ein Knie nieder, und ſprach alſo: „Eure Majeſtäten ſind mit mir zufrieden, und haben mir deßwegen ſchon vor der Schlacht, welche Granada's Schickſal entſchied, eine Bitte freigeſtellt; Deli's Hand iſt meine einzige Bitte!“

Mit ſchmerzlich betrübter Miene erwiederte der König Ferdinand, mit dem Zunamen „der Katholiſche,“ „daß er ſein königliches Wort nicht zurücknehmen, aber nur mit tiefer Bekümmerniß erfüllen könne.“

„Mir, dem unwürdigſten Diener der Kirche.“ — ſo laß ich jetzt den Großinquiſitor Thomas de Torquemada erzählen, — „ſollte nach dem Willen der Königin das heidniſche Mädchen zum Unterrichte in der chriſtkatholiſchen Religion übergeben werden, um ſie zur heiligen Taufe vorzubereiten. Aber Deli flehte ſo inſtändig, Don Alvarez möge ſie unter ſeinem Schutz behalten, daß dieſer, ohnehin der ſehr ehrwürdigen Geiſtlichkeit abhold, ſeine Ehre verpfändete, niemals ihre Trennung von ihm zu geſtatten, indem er ein ſo guter Chriſt ſey, daß er ſie ſchon ſelbſt zum rechten Glauben zu bringen hoffe.

„Meine heilige Pflicht verbot mir, ein ſolches Vorhaben zu billigen.

„Da nun der Ritter das Mädchen immer in ſeinem Zelte verwahrte, benützte ich dieſen Umſtand, Ihre Majeſtäten auf dieſes Aergerniß mitten in einer tugendhaften Armee aufmerkſam zu machen, wodurch leicht durch die Strafe Gottes den Heiden wieder die Oberhand könnte gegeben werden.

„Dieß wirkte. Ich wurde bevollmächtigt, dem Don Alvarez zu eröffnen, daß er bei Vermeidung königlicher Ungnade das Mädchen aus ſeinem Zelte zu entfernen und der Aufſicht einer würdigen Matrone oder der Aebtiſſin eines Nonnenkloſters zu übergeben habe.

„Weil ich des Ritters raſchauffahrenden Geiſt kannte, begab ich mich nicht perſönlich zu ihm, ſo ſehr es mich nach dieſer Demüthigung des Trotzigen gelüſtete, ſondern ſendete vier Offizialen der heiligen Inquiſition, denen ich befahl, wenn er Ausflüchte ſuchen ſollte, ihm in meinem Namen mit dem Sanbenito zu drohen, ein ſafranfärbiges Bußkleid mit einem Kreuze auf der Bruſt und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt, welches Büßende tragen müſſen.

„In einem der Gemächer des königlichen Schloſſes, mitten unter vielen Rittern und Herren, trafen die Offizialen den Don Alvarez, nicht mehr in ſchwarzer Kleidung, ſeitdem ſein Herz wieder vergeben war.

„Alle wichen tief ſich verbeugend zurück; er allein ſtand unbeweglich, ihrer Botſchaft gewärtig. Als aber meine Sendlinge mit dem Sanbenito drohten, wobei die Uebrigen vor Schrecken erbleichten, fuhr Don Alvarez wie ein Raſender auf, und ſchrie mit ſeiner donnernden Stimme, welche weithin durch die gewölbten Bogengänge dröhnte:

„Dankt's den königlichen Hallen, die uns umfaſſen, ihr Heidenſchinder, daß ich euch nicht zu den Fenſtern hinauswerfe; packt euch aber zum Teufel, bevor es mich reuet, und meldet eurem Kuttengeneral, daß mich eher Satans Leibhunde zerreißen ſollen, ehe ich meine Deli in euern verfluchten Pfaffenkrallen laſſe!“

„Ein ſo gräßlicher Fluch iſt in ganz Spanien nie gehört worden, vom Jahre 586, wo unter Reccared I. der katholiſche Glaube eingeführt wurde, bis zu meinen Zeiten, und ich habe Urſache zu glauben, daß ſchon der böſe Feind aus dem Munde des bereits ſeiner Macht verfallenen Ritters gewüthet habe.

„Ihre Majeſtäten überließen nun das fernere Verfahren meinem Gutdünken, empfahlen mir jedoch alle Vorſicht und Schonung, damit der Ritter in ſeinem Grimme nicht zu den Heiden übergehe, und dadurch ein unabſehbares Unheil anſtifte.

„Durch Liſt gelang mir die Entführung der Deli, die ich in ein benachbartes Nonnenkloſter bringen ließ. Don Alvarez ſchäumte vor Wuth, und drohte mich in Stücken zu hauen, wo er mich treffen würde.

„Natürlich verſteckte ich mich.

„Seinen zahlreichen Anhängern gelang es jedoch bald, ungeachtet meiner größten Vorſicht, den Aufenthalt der Deli zu erſpähen und durch einen verrätheriſchen Gärtner, den ich ſpäterhin hätte verbrennen laſſen, wenn er in meine Gewalt gerathen wäre, die Mitternachtſtunde zu verabreden, in welcher er ſie befreien wollte.

„Zur gegebenen Stunde erſchien Don Alvarez in voller Rüſtung vor der Kloſterkirche ehernem Thore, das er mit ſeiner gewaltigen Streitaxt, die außer ihm kein Spanier ſchwingen konnte, in Trümmer ſchlug.

„In das Innere der Kirche tretend, erblickte er im Wiederſtrahle zahlloſer Wachskerzen ein hohes Trauergerüſt mit einem verſchloſſenen Sarge, der mit einem koſtbar geſtickten Bahrtuche überdeckt war, an deſſen Seiten die adeligen Wappen herabhingen. Auf dem Sarge lagen ein ſchwarzer Helm mit mächtigem Helmbuſche und geſchloſſenem Viſier, eine ungeheure Lanze, ein rieſiges Schwert, und ein Schild von der Schwere des Schlußſteines einer königlichen Ahnengruft. Auf einem ſchwarzſammtnen Kiſſen prangten die drei vorzüglichſten Orden Spaniens mit funkelnden Edelſteinen. Tief vermummte Mönche ſangen ein feierliches Requiem.

„Don Alvarez ſtaunte, in einem Nonnenkloſter — Mönche zu finden, und fragte den nächſten Sänger, wer denn geſtorben ſey?

„Don Alvarez!“ antwortete eine dumpfe Stimme.

„„Gefehlt! Der lebt!““

„Ein Zweiter, Dritter und Vierter gab die nämliche Antwort.

„Noch wäre es Zeit geweſen, dieſe Warnung des Himmels zu hören und den Zorn Gottes durch Reue und Buße zu verſöhnen; doch der trotzige Ritter lachte nur laut auf über den nächtlichen Spuck, und ſchritt gegen den Choraltar vor, an deſſen rechter Seite ein Pförtlein in das Innere es Kloſters führte.

„Zwiſchen dem Haupte des Trauergerüſtes und dem Choraltare kniete ein Mönch von ungemeiner Größe zwiſchen zwei großen Thieren, welche ihrer Form nach Hunden glichen, aber von einem Drachen mit einer Tigerin erzeugte Scheuſale zu ſeyn ſchienen.

„„Wer ſind denn dieſe Sargvögel?““ fragte der Ritter höhniſch.

„Satans Leibhunde!“ antwortete der unbewegliche Mönch, und die Worte klangen ſo hohl, als dröhnten ſie tief aus den Grabgewölben des Kloſters.

„Ein leiſer Schauer mochte wohl die Gebeine des an ſeinen Fluch erinnerten Ritters durchrieſeln; doch ſeiner Kraſt vertrauend, achtete er nicht viel darauf, ſondern eilte in den Kloſtergang, wo ſeine Deli ihm ſchon mit einem lauten Freudenſchrei an den Hals flog.

„Durch die Kirche zurückkehrend, und vom Flammenblicke der beiden Beſtien zur Kampfwuth gereizt, wollte er ſchon ſeine Rieſenart ſchwingen, um ſie ſammt dem ganzen Trauergerüſte zu zerſchmettern; er ſtand jedoch von dieſem Vorhaben ab, entweder, weil er für Deli's Leben bei dieſem Kampfe beſorgt war, oder wie ich mit Recht zu vermuthen glaube, weil der kirchenſchänderiſche Frevel bereits die Kraft ſeines Armes gelähmt hatte.

„Vor ſich in den Sattel des ſchnaubenden Roſſes hob er ſeine Deli, und jagte pfeilſchnell von dannen. Doch zu beiden Seiten, den Hufſchlag ſeines Roſſes übertäubend, trabten die zwei Beſtien, und beleuchteten den nächtlich finſtern Pfad mit Flammen, die aus ihren Rachen ſprühten. Vergebens ſtreckte der Ritter die Hand aus, um die Nachrenner mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu verſcheuchen; die Gnade Gottes war ſchon von ihm gewichen.

„Alle Bewohner des königlichen Schloſſes lagen noch im tiefſten Schlafe, als er mit Deli in ſeinem Gemache ankam, wohin auch die Beſtien unaufhaltſam drangen. Don Alvarez ergriff Schwert und Schild zum Kampfe; doch der erzgewohnte Stahl brach wie Glas an dem Höllenpanzer der Ungeheuer.

„Plötzlich verwandelte ſich Deli in den Fürſten der Hölle, und verkündete dem Verlornen: „Abtrünniger, Deine Seele iſt mir verfallen!“

„Da ſank des Ritters Muth, und ehe er Gott um Hülfe anflehen konnte, deſſen unwürdige Diener er ſo oft geläſtert, hatten Satans Leibhunde ihn ſchon zerriſſen.

„So endete dieſer Frevler zum warnenden Beiſpiele Anderer und ich erzähle zu gleichem Zwecke dieſe furchtbare Geſchichte, deren Augenzeuge ich war; denn ich trat unmittelbar nach dem Ereigniſſe in das Gemach und befahl, das königliche Haus von den ſterblichen Reſten eines Verdammten zu reinigen und ſie in ungeweihter Erde zu begraben..“

Der Mädchenſtecher.

Eine Novelle aus der jüngſten Zeit.

„Holla! Franz, noch eine Flaſche Medoc, aber keinen aus dem Fabrikfaſſe, für deſſen Aechtheit dein Herr, der Giftmiſcher, bürgen kann, weil er ihn ſelbſt gemacht hat, ſonſt — nun, du kennſt mich ſchon!"

„„Wo denkſt du hin, Freund Wendel,"" rügte der Commis Tenner, „„ſo ſpät noch Wein zu fordern; es ſchlägt bald neun Uhr, und der Harmonieball hat ſchon vor einer Stunde begonnen. Wir müſſen uns noch umkleiden; den Müttern und Töchtern, die ſich ſchon lange nach ihren Tänzern ſehnen, brennt ſicher ſchon lange der Boden unter den Sohlen; ſieh nur die verdrießlichen Mienen; wenn wir ſo ungalant ſind, verderben wir uns das Spiel. Allein können wir ſie doch wohl nicht nach Hauſe gehen laſſen, ſchon deßwegen nicht, weil —""

„Weil wir Neumond haben, meinſt du, und der verdammte Mädchenſtecher wieder ſpuckt? Dieſer Teufel hüllt ſich klüglich in den Mantel der Nacht; am hellen Tage hätte ihn das wüthende Volk ſchon längſt in Stücke zerriſſen. Wem haben wir's zu verdanken, daß dieſes Scheuſal ſein Unweſen ſchon ſo lange treibt, als dem löblichen Magiſtrate, der ihm den Pelz waſchen möchte, ohne ſich eine Hand naß zu machen? Gute Nacht, Menſchenfreundlichkeit und geſetzliche Form, wenn Frauen und Mädchen auf öffentlicher Straße ihres Lebens nicht mehr ſicher ſind! Da haben nun die weiſen Väter der Stadt einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt; allein dieſer Kopf muß lebendig auf's Rathhaus geliefert werden; wohl bekomm's, aber ich mag dieſe Spedition nicht übernehmen. Schon ſeit vierzehn Tagen trage ich ein engliſches Terzerol mit doppeltem Laufe bei mir; Percuſſionsfeuer, Freundchen! Treff' ich ihn bei ſeiner Mordarbeit, ſo treff' ich ihn gewiß ſo, daß ich unſerer Stadt den verlornen Frieden wieder verſchaffe."

„„Trink, Wendel! Davon können wir ja auch auf dem Heimwege ſprechen, oder auf dem Balle bei einer Flaſche Champagner; mit dem Tanzen wirſt du es ohnehin nicht zu arg treiben, am wenigſten heute!""

„Ach! Freundchen, du meinſt, ich ſey ſo beleuchtet, daß ich euch als Laterne nützen könnte! da irrſt du! Sieh! ich gieße die ganze Flaſche in einen Krug, und leere ihn auf einen Zug, daß er die Nagelprobe hält, und zwar auf das Wohl der wunderſchönen Tochter meines Herrn Principals, Aurelie! Möge ſie bald meine Braut werden! Unter uns geſagt, dem ſüßen Herrchen, dem Doktor, laß' ich ſie nicht, eher wollte ich — doch ſtille! Alſo — ſie lebe hoch, dreimal hoch!"

Die übrigen anweſenden Commis ſtießen an, und Wendel ſtürzte die volle Fracht hinunter, daß rothe Thränen aus ſeinen Augen perlten. In einer Ecke des Gaſtzimmers ſaß ein Mann von etwa vierzig Jahren, unter dem Namen Kilian bekannt, der ſich ſeit Jahr und Tag in dieſer altberühmten Handelsſtadt aufhielt, bei Advokaten ſchrieb, den Ausläufer in verſchiedenen Kaufläden machte und ſich ſo ziemlich mühſam fortbrachte. Man ſah ihn immer allein; fielen wieder einige Groſchen in ſeine Taſche, ſo trug er ſie ins Weinhaus.

Mit einem höhniſch-lächelnden Blicke auf den großſprechenden Wendel trank er zugleich mit dieſem ſein Glas aus und verließ das Zimmer unbemerkt; gleich darauf folgte ihm die ganze Geſellſchaft in ballfroher Laune.

Seit fünf Monaten waren die Bewohner dieſer Stadt durch ein unbekanntes Ungeheuer in die äußerſte Furcht geſetzt, welches an dunklen Spätabenden alle Frauenzimmer ohne Unterſchied, namentlich aber die Dienſtmädchen, welche noch für ihre Herrſchaften allerlei Bedürfniſſe außer dem Hauſe holen oder andere Aufträge beſorgen mußten, ſtach, in die Hüfte, in die Schulter, gewöhnlich aber in die Arme; die Wunde zeigte einen Doppelſtich, wie von ſehr ſpitzigen Gabelzinken, die beiden Stiche aber ſo dicht nebeneinander, daß man die Anwendung eines eigens zu dieſem Zwecke beſtimmten Werkzeuges vermuthen mußte. Vergebens wurden alle erſinnlichen Maßregeln der polizeilichen Wachſamkeit aufgeboten, dieſen unſichtbaren Lindwurm der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefern zu können, Wachen an die Kreuzſtraße geſtellt, geheime Späher in den Winkeln verdächtiger Stadtbezirke vertheilt, Nachts die Laternen zu allen Zeiten angezündet, und Belohnungen für denjenigen ausgeſchrieben, der den Thäter fangen würde. Alle dieſe Vorkehrungen halfen ſo wenig, daß eines Abends ſogar eine Nichte des Bürgermeiſters, die nur um die Straßenecke in das Haus ihrer Tante lief, in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten von dem mit verſtärkter Mannſchaft beſetzten Polizeiwachthauſe, geſtochen und beſinnungslos vor Schrecken nach Hauſe getragen wurde.

Die Angſt und der Unmuth der Familien, die mit Recht von ihren Behörden die Sicherheit ihrer Perſon verlangten, ſtiegen immer höher und brachen in ungeſtüme Beſchwerden aus, als wiederholte ſchriftliche Vorſtellungen auf die bereits getroffenen, leider fruchtloſen Vorkehrungen hingewieſen wurden. Die meiſten Dienſtmädchen weigerten ſich geradezu, ſobald es dunkel wurde, das Haus ohne männliche Begleitung zu verlaſſen, und ſelbſt damit begnügten ſich viele nicht, weil ſchon Frauen am Arme ihrer Gatten, und Damen aus jedem Stande an der Seite ihrer Begleiter auf jene ſchändliche Weiſe verwundet wurden.

Dieſer unheilvolle Zuſtand hatte bereits zwei Monate gedauert, als Doktor Sul in der Eigenſchait eines praktiſchen Arztes aufgenommen wurde. Er war der einzige Sohn und Erbe eines eben ſo berühmten als reichen Advokaten in einer nordiſchen Hauptſtadt, machte nach dem Tode ſeines Vaters, — die Mutter war ſchon früher geſtorben, — alles zu Geld und wählte jene lebhafte, muntere Stadt zum künftigen Aufenthaltsorte und zur Ausübung ſeines Berufes. Die Anſäſſigmachung eines eben ſo talentvollen Arztes als ausgezeichneten Wundarztes wurde von der ganzen Stadt für einen dankenswerthen Gewinn gehalten und der reiche, junge, liebenswürdige, ſanftmüthige, ja faſt ſchüchterne Jüngling von 24 Jahren in den erſten Familien mit wetteifernder Zuvorkommenheit aufgenommen. Manche Mutter, deren Töchterchen keine Luſt fühlte, einem ehrſamen Handelsherrn die Hand zu reichen und ſomit das Einerlei des väterlichen Hauſes und Berufes noch einmal zu erleben, warf ihre ſchwiegermütterlichen Augen auf den jungen Arzt, deſſen Vermögen wohl geeignet war, die letzte Bedenklichkeit des altväterlichen Handelsherrnſtolzes zu heben.

Aber bevor jene alten Matronen ihre Netze gehörig ausgeſpannt hatten, um das edle Wild künſtlich zu umgarnen, war der Doktor ſchon gefangen; allein nicht in jenen Netzen, ſondern in den ſeidenweichen ſchwarzen Locken der Jungfrau Aurelie, jüngern Tochter des ſehr ehrengeachteten Handelsherrn Joachim Heininger, deſſen Wort nicht bloß unter ſeinen Mitbürgern, ſondern im Handel und Wandel weit und breit, an allen Seeplätzen, ſo viel als ſeine Unterſchrift galt, meiner Meinung nach das vollgültigſte Zeugniß von der Redlichkeit eines Handelsmannes. Dieſes ſolide Haus war keines vom erſten Range, und ſein Credit weit größer als ſein Reichthum; dem Heininger ſtanden aber im Falle des Bedürfens die Caſſen aller Wechsler offen. Er ſchwindelte nicht im Effekten-Handel, der durch die Launen des Glückes Millionen ſchon zu Bettlern oder Selbſtmördern gemacht und auch manchen wagehalſigen Commis an ihre Stelle erhoben hat, ſondern alle ſeine Spekulationen waren reiflich überlegt, und dem Zufalle kaum eine auch nur denkbare Einwirkung überlaſſen.

Das beſte Mittel für einen jungen, eben die praktiſche Bahn betretenden Arzt, ſich einen Ruf zu machen, liegt in der menſchenfreundlichen uneigennützigen Heilung der Armen, deren dankbare Erzählung ſeine Verdienſte noch verzehnfacht; die Kunde hievon dringt durch Bedienten- und Mägdeſtuben zu den Ohren der Herrſchaften, und gelingt ihm in einem ſolchen Hauſe auch nur die oft ſcheinbar ſchwierige Heilung eines kranken Kindes, ſo hat er alle Sproſſen der Ruhmes-leiter von unten bis oben erſtiegen. Dieß Alles muß jedoch im Beginne geſchehen, da ſein Wirken noch neu iſt; ſpäterhin bleibt er mit dem beſten Willen höchſtens in jene Mittelklaſſe gebannt, worin die öffentliche Meinung ihm nun einmal ſeinen Platz angewieſen hat. Der Doktor wußte dieß recht wohl, doch bewog ihn, ſo zu handeln, weit mehr ſeine ihm angeborne Menſchenliebe, als die Ausſicht auf künftigen Vortheil. Gleich unſerm unvergeßlichen

Menſchenfreunde, dem als Gelehrter und Praktiker in Europa berühmten Obermedicinalrathe von Groſſi, brachte auch er den armen Kranken die Arzneien in der Taſche mit und gab ihnen überdieß Geldunterſtützung zur beſſern Pflege. Namentlich wurde er zu allen, durch das unbekannte Ungeheuer verwundeten Mädchen geholt, deren Schmerzen er durch ein ſchnell wirkendes Wundpflaſter gleichſam wegzauberte. Er nahm für dieſe Bemühung durchaus keine Vergütung, indem er äußerte: „er würde ſich ſchämen, ein ſo gemeinſames Unglück zu ſeinem Vortheile zu benützen.“

Heiningers ältere Tochter lag an derſelben Verwundung krank; der heftige Schrecken führte überdieß ein anhaltendes Fieber herbei, und der Doktor hatte Gelegenheit, bei wiederholten Beſuchen ſich von den liebenswürdigen geiſtigen und körperlichen Vorzügen der jüngern Tochter Aurelie zu überzeugen, die den edelmüthigen Jüngling bald ſo herzlich liebgewann, daß ſie auch des Vaters Beſchluß, ſie ſeinem vieljährigen treuen Buchhalter Wendel zur Frau zu geben, völlig vergaß. Sie kannte früher die Liebe nicht, und es war ihr ſo ziemlich gleichgültig, weſſen Gattin ſie eigentlich werden ſollte. Nun ſah ſie dieſe Sache freilich in einem andern Lichte, und da ſie eben ſo gut die Heiligkeit des väterlichen Wortes kannte, nahm ſie ihre kindliche Zuflucht zur Mutter, deren Liebling ſie war, damit dieſe bei dem Vater die Vermittlung übernehmen möge. In ſolchen Fällen die Männer nach ihrem Willen herumzubringen, darin haben die meiſten Frauen ein entſchiedenes Talent, welches ſie zu Großbotſchafterinnen in Heirathsangelegenheiten befähiget. Mariens Krankheit nahm von Tag zu Tag eine bedenklichere Wendung; der Doktor durchwachte oft drei und vier Nächte an ihrem Bette, ohne ſich eine Minute Schlaf zu gönnen, und endlich gelang ihm die Heilung glücklich. Der Alte ſchaute in dieß Mädchen, wie in einen Spiegel; ſein ganzes Daſeyn war ihm neu gewonnen. Er fragte nicht nach der Rechnung, ſondern ſendete dem Lebensretter eine Rolle Gold mit einem herzlichen Dankbriefe. Wie ſtaunte er aber, als dieſer das Gold mit dem Bemerken zurückſendete, daß er bekanntlich für Kuren dieſer Art keine Vergütung annehme! Der Alte wollte durchaus nicht Schuldner bleiben, und dieſe Stimmung benützte die Mutter, um mit ihrem Vorſchlage herauszurücken, dem ſie durch die vortheilhafteſten Farben das gefälligſte Colorit zu geben ſuchte. Der Vater erklärte, der Doktor ſey ihm ganz recht als Schwiegerſohn, und wenn ihn Marie liebe, und er ihre Hand wünſche, ſo gebe er ſogleich ſeinen Segen dazu; Aurelien habe er dem Wendel verheißen; könne die Mutter dieſen zur freiwilligen Zurückgabe des erhaltenen Verſprechens bewegen, ſo möge der Doktor in Gottes Namen Aurelien nehmen. Dieß war der Mutter vorläufig genug; allein alle ihre Verſuche, Wendel zu einem Tauſche unter den vortheilhafteſten Anerbietungen zu bewegen, blieben vergeblich.

In Heiningers Hauſe waren die Mutter, die Töchter und einige Freundinnen derſelben ſchon ſeit einer Stunde in ballmäßigem Anzuge; der Doktor kam in ſeiner eigenen Equipage von ſeinem reizenden Landhauſe angefahren, welches er bald nach ſeiner Ankunft gekauft hatte. Ein anmuthiges Buchenwäldchen, etwa eine halbe Stunde breit, trennte es von der Stadt. Obwohl nur zwei Stockwerke hoch, vereinte es doch alle Annehmlichkeiten einer geräumigen Villa, einen freundlichen Speiſeſaal, ein Badgemach im römiſchen Style, einen großen, vom frühern Beſitzer ſorgfältig gepflegten Garten, und ein an ſeltenen Gewächſen und Früchten ſehr reiches Treibhaus in der ganzen Schlußbreite des Gartens.

Der Alte erwartete geduldig ſeinen Buchhalter Wendel, aus zarter Beſorgniß, ihn zu kränken, wenn er ohne ſeinen künftigen Eidam mit der Familie den Ball beſuchen würde. Endlich erſchien derſelbe, und hatte alle Faſſung nöthig, um bei dem Anblicke des Doktors, der mit Aurelien ſich eben auf's Beſte unterhielt, ſein langes Ausbleiben durch die Wendung zu entſchuldigen: „daß er auf die Ehre einer ſolchen Einladung zu hoffen gar nicht gewagt hätte.“ Wohl mag auch der Alte gewünſcht haben, mit Wendel die Ehrengarde der Damen zu verſtärken, wenn zufällig etwas Unangenehmes ſich ereignen ſollte; denn auf den eigenen, wie auf des Doktors Muth ſchien er nicht viel bauen zu wollen.

Die Nacht war ſüdlich-mild, doch ohne Mond- und Sternlicht; die Laternen brannten ſchon längſt mit pflichtſchuldigem Dienſteifer; durch die Straßen ſtreiften die Wachen. Man beſchloß, zu Fuße zu gehen; des Doktors Wagen wurde abgelehnt. Dieſer war ſo artig, zuerſt mit Marien zu tanzen und dann Herrn Wendel um die Erlaubniß zu erſuchen, Aurelien um den zweiten Walzer bitten zu dürfen. Der bitterböſe Wendel wurde durch dieſes anſtändige Benehmen ganz umgeſtimmt und innerlich mit dem Doktor ſo ziemlich ausgeſöhnt. Im Vorgefühle ſeines nahen ehlichen Glückes ſprach er mit ſeinem Freunde Denner in einem etwas entfernten Zimmer tüchtig der Flaſche zu, weil er das Auge des Alten ſcheute, der Aufwand und Unmaß im Trinken unverzeihlich fand. Der Doktor und Aurelie, welche dieſe ſchwache Seite Wendels ſehr wohl kannten, benützten die Pauſen ſeiner Entfernung aus dem Tanzſaale zu wiederholten Verſicherungen ewiger Liebe und Treue, wie denn dieß unter Liebenden ſchon ſo gebräuchlich iſt, obgleich ſie bisweilen nach Jahr und Tag ſich kaum mehr daran erinnern können. „Ewig“ zeigt bald eine unbeſtimmbar lange, bald eine unendliche Dauer an. Verliebte halten ſich gewöhnlich an den erſtern Begriff des Ewigen, und nur Liebende meinen es wenigſtens redlich mit der Ewigkeit ihrer Liebe, wenn ſie dieſelbe auch nicht völlig verbürgen können.

Nach der klugen Anſicht, daß man des Guten nie zu viel thun und auch am folgenden Tage nach dem Balle zu den Berufsgeſchäften brauchbar ſeyn müſſe, ordnete der Alte in der erſten Stunde nach Mitternacht die Heimkehr an. Eine Stunde zuvor mußten die Mädchen den Tanz ſchließen, um ſich langſam und ohne Nachtheil für ihre Geſundheit abzukühlen. In der That hat die Jugend jede Unvorſichtigkeit hierin ſchon ſo oft mit dem Leben gebüßt, und nur aus einem unbegreiflichen Leichtſinne iſt es erklärbar, warum man durch die bittern Erfahrungen Anderer doch ſelbſt nicht klüger wird. Wendel wollte nicht weniger galant ſeyn, als der Doktor, und bat ihn, Aurelien zu führen, indem er Marien ſeinen Arm bot; Denner geleitete die Frau Heininger, und den Alten umgaben die Freundinnen ſeiner Töchter.

Im fröhlichſten Geſpräche bogen ſie eben um eine Straßenecke, kaum noch hundert Schritte vom Hauſe des Alten entfernt, der bereits den Thorſchlüſſel aus ſeiner Taſche gezogen hatte, als Aurelie mit einem durchdringenden Schmerzgeſchrei dem Doktor in die Arme ſtürzte. Sie war in den linken Arm geſtochen, der im rechten Arme des Doktors lag. In demſelben Augenblicke ſprang hinter ihnen ein Mann, in einen Mantel gehüllt, wie ein flüchtiger Hirſch, dicht an den Häuſern die Straße hinab, um bei dem immer ſchwächer flackernden Lichte der Laternlampen leichter den Späheraugen entſchlüpfen zu können.

„Wart, Satan!“ ſchrie Wendel, und ſendete ihm in der Richtung ſeines Laufes die beiden Terzerolkugeln nach. Der zweite Schuß mußte ihn getroffen haben, denn man hörte ihn fallen; Wendel konnte kaum mehr gehen, viel weniger laufen; Tenner eilte ihm alſo mit ſeiner Stockklinge nach, allein er traf weit und breit Niemand, als die herbeieilenden Wachen, welche behaupteten, kein menſchliches Weſen geſehen zu haben.

Der Doktor war untröſtlich über dieſen Unfall; er blieb die Nacht hindurch im Hauſe des Alten, und verband mit der Heilung der Wunde zugleich die Anwendung eines das Fieber verhütenden Mittels. Am Mittage des andern Tages konnte Aurelie ſchon wieder das Bett verlaſſen; ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab, den Doktor zu beruhigen, ſo konnte es ihr doch nicht gelingen, und er fühlte ſich ſo angegriffen und unwohl, daß er ſich nach Hauſe auf ſeine Villa fahren ließ und das Bett hütete. Der herbeigerufene Arzt erklärte, es ſey ein Kopffieber im Anzuge, welches die größte Aufmerkſamkeit erfordere; Aurelie durfte natürlich hievon nichts erfahren; allein ſpäter erfuhr ſie es doch.

Inzwiſchen hatten bei der Polizeibehörde ſtrenge Verhöre mit Allen begonnen, die bei dieſem Ereigniſſe gegenwärtig waren und in ihren Ausſagen völlig übereinſtimmten. Den ſchwerſten Stand hatte Wendel, der ſich wegen des verbotenen Tragens von Schießgewehren und deren Gebrauches ohne Rechtfertigung durch perſönliche Nothwehr verantworten mußte. Er wies nach, daß er ſchon am Mittage des Balltages zu viel Wein getrunken, in einer unerklärbaren innern Angſt vor einer drohenden Lebensgefahr ſein ſtets geladenes Reiſeterzerol zu ſich geſteckt, und im Zuſtande völliger Trunkenheit, in der Meinung, man wolle ihn ermorden, losgefeuert habe. Eine ſolche Umſicht fordert das bald ſo ſtrenge und bald ſo ſchonende Geſetz, um bisweilen, ſelbſt ſchuldlos, ſeiner Beſtrafung zu entgehen.

Wendel behauptete zu Hauſe, in der durch den Schrecken veranlaßten plötzlichen Nüchternheit ganz beſtimmt bemerkt zu haben, daß er den Flüchtigen traf, daß dieſer ſtürzte, ſich wieder aufraffte und floh.

Er ſtellte Nachmittags mit ſeinem Freunde Denner eine kleine Streife an und entdeckte wirklich am Ende der Straße, wo der Entflohene fiel, leichte Blutſpuren, die bis auf zwanzig Schritte zum Buchenwäldchen führten, welches ſie auch nach allen Richtungen durchſtöberten, ohne fernere Wahrzeichen zu finden. Sie benützten dieſe Gelegenheit, auf dem Landhauſe des Doktors den Bedienten zu fragen, wie ſich ſein Herr befinde.

„Nicht am beſten," erwiederte dieſer; „er phantaſirt bereits und meint immer, Aureliens Mörder wolle ihn überfallen und tödten; der Arzt verläßt ihn nicht."

Die beiden Freunde kehrten zurück, meldeten der Polizeibehörde, was ſie geſehen, und ſchloſſen ſich Nachts der von ihr angeordneten allgemeinen Streiſe an, die das Landhaus des Doktors und das Buchenwäldchen von hinten in einem Halbbogen umſchloß, alle in der Nähe liegenden Häuschen, Hütten, Backöfen u. ſ. w. genau durchſpähte und mit Fackeln und Spürhunden der Villa ſich näherte. In einem lichten Augenblicke, da der Doktor das Gebell der Hunde hörte, und ein ungewöhnlicher Flammenglanz an die Fenſter ſchlug, bat er den Arzt, er möchte doch fragen, was es da unten gäbe. Dieſer öffnete das Fenſter, und kaum vernahm der Doktor die Antwort: „Die Polizeiſtreife!" als er ſchnell, aber ohne Geräuſch aus dem Bette ſprang, die zum Balkon führende Thüre aufriß und ſich vor den Augen des erſchrockenen Arztes, der ſich eben umwendete, zwei Stockwerke hoch in den Garten hinunter ſtürzte.

Die Streife hatte ſich inzwiſchen dem Buchenwäldchen genähert, und wollte eben mit Vorführung der Hunde ihr Geſchäft beginnen, als einer derſelben am Rande einer weiten Sandgrube anſchlug und mit lautem unaufhörlichem Gebelle einen Zugang in die Tiefe ſuchte. Mehrere Wachen mit Fackeln, die blanken Säbel in der Hand, wurden an Stricken zwiſchen den Schultern hinabgelaſſen, und bald fanden ſie in einer Wandvertiefung die Leiche eines Mannes, deſſen Haupt in einen dunkeln Mantel gehüllt war. „Kilian iſt's!" riefen ſie den oben Stehenden zu, als ſie mit Erlaubniß des Polizeibeamten, der die Streife anführte und auf die Meldung von dem Funde einer männlichen Leiche ſich gleichfalls in die Sandgrube verfügte, den Mantel vom Angeſichte weggezogen hatten. Es wurde an Ort und Stelle ein Protokoll aufgenommen; eine Kugel war ſeitwärts vom Genicke durch den Hals gedrungen, ohne den Kilian ſogleich zu tödten; dem Anſcheine nach hatte er ſich in dieſe Grube geflüchtet und durch Verblutung das Leben verloren, früher jedoch verſucht, durch den dicht um den Hals gewundenen Mantel den Blutfluß zu ſtillen. Nun wollte ſich's Jeder ſchon längſt gedacht haben, daß nur Kilian der verruchte Mädchenſtecher ſeyn konnte, ohne wegen der Schwere einer ſolchen Anſchuldigung eine Aeußerung oder Anzeige wagen zu wollen; Alle wünſchten jedoch dem Wendel Glück, daß er die Stadt von einem ſolchen Ungeheuer befreit habe. Man brachte den Entſeelten in den anatomiſchen Saal, wohin Tauſende, die vielleicht früher gar nichts von einem Kilian wußten, von der Neugierde getrieben wurden, ihn zu ſehen. Von nun an vergingen viele Wochen, ohne daß ein ähnlicher Unfall ſich ereignete, und nach und nach kehrte Ruhe und Vertrauen in die Familien zurück.

Allgemein bedauert wurde das Schickſal des Doktors, um ſo-mehr, als bei dieſer Gelegenheit die Urſache ſeiner Erkrankung, ſeine Liebe zu Aurelien und das Hoffnungsloſe dieſer Liebe wegen des bereits vergebenen väterlichen Wortes bekannt wurde. Die erſten Banquiers beeilten ſich, durch freundliche Worte und glänzende Verheißungen Wendel zum Rücktritte von ſeinen Anſprüchen zu bewegen; vergebens! Als er aber ſehen mußte, daß Aurelie nebſt ihrer Mutter Tagelang am Krankenlager des Doktors ſaßen und ihn mit der äußerſten Sorgfalt pflegten, als er vernahm, daß Aurelie in ſchlafloſen Nächten Thränen der innigſten Liebe weinte, mußte er wohl begreifen, daß ihm in ihren Armen dereinſt das Glück der Ehe unmöglich lächeln könne. Ohne ihn hierauf beſonders aufmerkſam zu machen, zeigte ihm Marie dennoch ſo viele herzliche Theilnahme, ja ſogar Neigung, daß er eines Tages in einer weinſeligen Stunde in die Schreibſtube des Alten trat und ihn mit der freudigen Nachricht überraſchte, „daß er allen Anſprüchen auf Aureliens Hand feierlich entſage, wohl einſehend, daß ſie mit dem Doktor, den ſie doch augenſcheinlich über Alles liebe, gewiß glücklicher leben werde, als mit ihm. Wolle aber der ſehr verehrliche Herr Prinzipal ihm die ältere Tochter, Marie, geben, die ihm ohne Zweifel gewogen ſey, ſo könne er an einem Tage das Glück von zwei liebenden Paaren begründen; ſollte aber Mariens Hand vom Herrn Prinzipal, was er nicht wiſſen könne, auch ſchon vergeben ſeyn, ſo verzichte er ausdrücklich auf jede andere Art von Entſchädigung, indem Liebe und Ehre keine Artikel für den Tauſchhandel ſeyen.“

„Sehr verbunden, Herr Wendel, für ihr gütiges

Anerbieten,““ erwiederte der Alte; „„Sie ſollen meine Marie haben, paßt auch beſſer zu ihrem Gemüthe; ſie trinkt doch Wein, Aurelie aber nur Waſſer; zweierlei Elemente zwiſchen Eheleuten taugen nichts. Sprechen Sie nur mit ihr, es wird ſich ſchon machen!““

Es machte ſich auch gleich, und ein neuer Hoffnungsſtrahl leuchtete in die Jammernacht von Aureliens Herzen, indem die Wiedergeneſung des Doktors nur langſam voranſchritt. Die Gewalt des Sturzes vom Ballone ſeitwärts an der Mauer hinab, war durch ein über das Bienenhaus aus dünnem Kupferbleche gewölbtes Vordach, auf welches der Doktor ſenkrecht mit dem Kopfe fiel, gebrochen, und dadurch die Verletzung minder gefährlich worden, welche nur durch die Mitwirkung des bereits früher vorhandenen hitzigen Kopffiebers bedenklich erſchien.

Nach des Doktors völliger Herſtellung wurde die Doppelheirath in Heiningers Hauſe feſtlich gefeiert, und jener bezog mit ſeiner geliebten Aurelie das reizende Landhaus.

Fünf Jahre hatte bereits das ungetrübte Stillleben der glücklich Liebenden gewährt; drei holde Kinder, worunter ein Knabe von vier Jahren, hingen abwechſelnd am Halſe des guten Vaters, der lieben Mutter, und ergötzten ſie mit ihren ſchuldloſen Spielen. Schon lange freute ſich der Junge auf ſein Chriſtbäumchen, und Aurelie ſann darüber nach, wie ſie denn dießmal ihren lieben, theuern Gatten recht angenehm überraſchen könne. Noch am Morgen des häuslichen Feſtes wurde er zu einem benachbarten, plötzlich erkrankten Edelmanne gebeten, verſprach jedoch, Abends bei Zeiten nach Hauſe zu kommen. Aurelie ſuchte Alles zuſammen, das Feſt zu ſchmücken; ſie fand in einem geheimen Fache des Schreibpultes ihres Theodor den prächtigen Ring, welchen er, als ſie ihn kennen lernte, immer am Zeigefinger ſeiner linken Hand trug, aber ſeit dem Vermählungstage abgelegt hatte. Dieſer Ring beſtand aus zwei ſich umſchlingenden Schlangen, wovon jede auf dem Haupte mit einer koſtbaren Rubinenkrone geſchmückt war. Ein Geflecht von Haaren wand ſich durch die gekrümmten Leiber der Schlangen. Dieſen Ring nun hing ſie an einem ſeidenen Bande von rother Farbe um den Hals, daß er auf ihrer linken Bruſt ruhte, zur Erinnerung an die ſchöne Zeit der erſten Liebe. Alle Augenblicke warf ſie einen Mantel über Kopf und Leib, und horchte auf dem Balkone, ob das Schellengeläute noch nicht die Ankunft des Erſehnten verkünde. „Er kömmt! Er kömmt!“ jubelte ſie den Kindern zu, nahm die zwei Kleinen auf ihre Arme, und der Knabe von 4 Jahren ſtellte ſich inzwiſchen auf einen Schemmel, um durch das Schlüſſelloch vorläufig die Geſchenke des lieben Chriſtkindchens zu beſchauen: die Mutter hatte jedoch inwendig ihren Shawl an einen Thürſtift gehangen, der dem armen Kleinen die Einſchau verwehrte. Anfangs rieb er ſich die Augen, in der Meinung, er ſehe nicht recht, als aber auch dieſes Mittel nichts half, ſtellte er den Schemel ärgerlich an den Camin, und eilte dem geliebten Vater entgegen.

Arm in Arm ſtanden die Liebenden vor dem reich gezierten Chriſtbaum und Aurelie erklärte ihrem Theodor jedes für ihn beſtimmte Geſchenk, während die Kleinen bei dem Anblicke der zahlloſen Lichter zwiſchen Rauſchgold und Spielſachen aller Art anfangs vor Freude zitterten, dann aber tapfer zugriffen. Als Theodor ſeiner Aurelie für ſo viele Liebe mit einem zärtlichen Kuſſe dankte, erblickte er den Ring auf ihrer Bruſt, und trat erbleichend, mit einem dumpfen Angſtrufe, einen Schritt zurück. „Um Gotteswillen, was fehlt dir, Theodor?“ „„Den Ring weg, den Ring weg, Aurelie, dann folge mir!““ Haſtig eilte er in das Bibliothekzimmer und ſtürzte, wie betend, vor dem lebensgroßen Bildniſſe ſeiner verſtorbenen Mutter auf die Kniee nieder.

In dieſer Stellung traf ihn, ſelbſt vor Schrecken bebend, Aurelie, die den geheimnißvollen Ring ſchnell abgelegt und dort wieder verwahrt hatte, wo ſie ihn genommen.

„Geliebtes Weib,“ begann der Doktor, „lange ſchon laſtet ein ſchweres Geheimniß auf meinem Herzen; nicht länger vermag ich es zu tragen. Indem ich es Dir enthülle, wage ich viel, wage ich Alles, — deine Liebe. Höre mich aufmerkſam an. Meine Mutter wurde dem Eigenſinne ihrer Eltern geopfert, von einem treu Geliebten getrennt und meinem Vater angetraut. Um ſo tiefer mußte es ſie kränken, daß dieſer keineswegs mit jener zärtlichen Liebe ſie behandelte, welche mit der Zeit wo nicht Gegenliebe, wenigſtens annähernde Neigung zu erwecken vermag. Er ſcheute ſich nicht, die Mägde des Hauſes in ihrer Gegenwart zu liebkoſen, was die Zurückſetzung doppelt ſchmerzlich machte. Eines Abends, da meine Mutter bereits geſegneten Leibes und dadurch in einer ungewöhnlich reizbaren Stimmung war, ſaß ſie mit meinem Vater bei dem Abendeſſen, als Chriſtine, das Kammermädchen, einen Teller mit Früchten aus dem Garten brachte, und ihn zwiſchen meine Eltern auf den Tiſch ſtellte. „Das iſt doch ein wunderſchöner Arm!“ rief mein Vater aus und küßte ihn. Von einer unwiderſtehlichen Aufwallung gekränkter Frauenwürde und gereizten Zornes hingeriſſen, ergriff meine Mutter die vor ihr liegende Gabel und ſtieß die beiden Zinken derſelben in den geküßten Arm. Das Mädchen that einen lauten Schrei, der Vater eilte mit einem drohenden Blicke auf meine Mutter in ſein Zimmer, und dieſe, gleich darauf die That herzlich bereuend, wußte durch Liebkoſungen und Geſchenke Chriſtinen um ſo leichter zu beruhigen, da dieſe ja immer der Liebling ihrer Gebieterin war. Seitdem blieb immer eine gewiſſe Spannung zwiſchen meinen Eltern. Meine Mutter ſtarb, ein Opfer des häuslichen Grames, als ich, ihr einziges Kind, vierzehn Jahre zählte; kurz vor ſeinem Tode, neun Jahre ſpäter, rettete mein Vater, weithin berühmt als ein ausgezeichneter Advokat, ſeinen Diener Kilian von lebenslänglicher Zuchthausſtrafe, wofür dieſer eidlich gelobte, weder ſeinen Herrn und Wohlthäter, noch mich jemals zu verlaſſen, ſondern vielmehr zu jeder Zeit freudig ſein Leben für uns opfern."

„O liebe, liebe Aurelie, wohl hat Kilian treulich Wort und Eid gehalten, denn — ich war das Ungeheuer, ich war der Mädchenſtecher!"

Aurelie hatte von Theodors düſterer Stimmung etwas Außerordentliches durch Enthüllung eines Geheimniſſes erwartet, aber darauf war ſie doch nicht gefaßt. Ihre Verwunderung war jedoch weit größer, als ein innerer Schrecken, deſſen Wirkungen der Doktor befürchtete; jene Zeit der nächtlichen Verwundungen lag bereits zu weit im Hintergrunde, um noch durch Rückerinnern das Gemüth nachtheilig aufregen zu können; auch hatte Aureliens unbegränzte Liebe für ihren Theodor jeder andern Empfindung den Zutritt verſchloſſen.

„„O mein theurer Theodor,"" tröſtete ihn Aurelie, „„das iſt ja Alles längſt ſchon vergeſſen und verziehen, und bleibt auch natürlich in meinem Herzen auf ewig begraben; doch liegt noch manches Unbegreifliche in jenen Vorfällen, die eigentliche Veranlaſſung dazu, und der räthſelhafte Umſtand, daß ich verwundet wurde, obgleich ich an deinem Arme hing. Nur aus weiblicher

Neugier frage ich, kein anderer Bewegung ruht in meiner Seele!""

„Mein guter Engel, wie beſchämſt du mich durch ſo viel Schonung! Ich eile dem Ende meiner Geſchichte zu. Im Militärſpitale, wenige Monate nach meines Vaters Tode, erbte ich das Nervenfieber; als ich wiederhergeſtellt war, regte ſich im erſten Neumond die von meiner Mutter geerbte, unwiderſtehliche Sucht, in einen weiblichen Arm zu ſtechen, und verlor ſich immer wieder mit der veränderten Stellung des Mondes. Ich verſuchte alle erſinnlichen Mittel, mich von dieſem entſetzlichen Hange loszumachen, vergebens! Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, aber ich wäre in Raſerei verfallen. Mein erſter Verſuch auf freier Straße wäre beinahe mein letzter geweſen; das verwundete Mädchen klammerte ſich laut um Hülfe ſchreiend an mich an; ich wurde verhaftet; allein da man kein Inſtrument bei mir fand, das zur Wunde paßte, und mein perſönlicher Charakter ſo wie mein Vermögen keinen entfernten Verdacht rechtfertigten, wurde ich ehrenvoll entlaſſen. Von nun an trat Kilian ſcheinbar aus meinen Dienſten, folgte mir aber wie mein eigener Schatten, ſo oft ich zur ſchrecklichen Jagd auszog, und ergriff dicht neben mir nach jedem Stoße die Flucht, um den Schein der That auf ſich zu nehmen. Ich verließ die Hauptſtadt aus gerechter Beſorgniß, denn ſinnreichen Nachforſchungen der thätigen Polizeibehörden nicht lange entgehen zu können, und zog hieher.

Den verhängnißvollen Ring hatte ich auf der Meſſe bei einem Galanteriehändler aus Mailand gekauft. Wenn ich ihn an den Finger ſteckte und die Hand feſt ſchloß, drang aus jeder Rubinkrone eine feine Stahlſpitze hervor, und wieder zurück, wenn ich die Hand öffnete; daher kam's, daß man bei der Durchſuchung kein Inſtrument bei mir geſunden hatte. Dieſen Ring am Zeigefinger der linken Hand tragend, ſtieß ich die Zinken des Ringes mit gebogenem Arme hinter meinem Rücken in deinen Arm; *Kilian* floh und büßte mit ſeinem Leben die Schuld ſeines Herrn. Eine namenloſe Reue warf mich auf's Krankenbett; im Fieberwahne hielt ich von *Kilian* mich verrathen, und die Streife zu meiner Verhaftung abgeſendet; ich ſprang über den Balkon; der glückliche Sturz auf das Vordach von Kupferblech rettete nicht nur mein Leben, ſondern bewirkte auch eine völlige Umſtimmung meines Nervenſyſtems; denn zu meinem Erſtaunen kehrte mit dem nächſten Neumonde das unheilvolle Erbtheil meiner unglücklichen Mutter nicht mehr zurück, und ich hoffe zu Gott, auf immer davon befreit zu bleiben."

Wer die Gewalt der *Liebe* kennt, wird wohl nicht fragen, was nun geſchah. *Aureliens* edles *Herz* konnte dem *Angebeteten* nicht *zürnen*, und ihr *Verſtand* mußte den *ſchuldlos Unglücklichen* aufrichtig *bedauern*. Das Leben dieſer Glücklichen war ein ungetrübter Himmel auf Erden, den ich allen Liebenden von Herzen wünſche.

Die perlblaue Liebeserklärung.

Ein Doſenſtück aus den Tölpeljahren.

Eine enge Straße trennte die Bude eines Salzſtößlers von einem gegenüberſtehenden Hauſe, in deſſen erſtem Stockwerke ich, ſelbſt noch nicht ſiebzehn Jahre zählend, einem Knaben von 12 Jahren Privatunterricht in der Mathematik ertheilte.

In jener Bude amtirte mit preiswürdiger Geſchäftigkeit die einzige Tochter, damals unter dem Namen der *Salzſtößler-Cenzi* als eine von den Münchener-Schönheiten berühmt. Sehr oft kaufte ich bei ihr Hanf für Vögel, die ich gar nicht hatte, oder Feuerſteine und Feuerſchwamm in ſolcher Menge, daß Robinſon auf ſeiner Inſel für die ganze Zeit ſeines Lebens damit verſorgt geweſen wäre, nur um recht oft ſeine Gelegenheit zu haben, mit ihr plaudern zu können.

Sie verkaufte auch *Pulver*, aber *erfunden* hatte ſie es gewiß nicht, obgleich ſie jeden müßigen Augenblick auf das Leſen von Romanen verwendete. Nur *einmal* war ſie *witzig*. Ich fragte ſie nämlich, wie ſie denn an den zwölf *ſchlafenden* Jünglingen von *Spieß* Gefallen finden könne? „Die *ſchlafenden* Jünglinge ſind heut zu Tage noch die *beſten*,“ antwortete ſie mir ſchnippiſch.

Das Mädchen gefiel mir ſehr wohl, obgleich ihr mehlweißer Teint nicht das Einzige war, was mich an ihr an eine Gans erinnerte. So oft ich meinem Schüler Unterricht gab, ſtand ich am Fenſter, und liebäugelte zur hübſchen Salzſtößlercenzi hinüber, während der arme Junge ſich abmühte, aus zwei bekannten Größen eine dritte unbekannte zu finden.

Dieſes Hinüberſchauen und Schmachten dauerte einige Wochen. Ich hätte gar zu gerne gewußt, ob ihr Herz ſchon vergeben ſey, und ſchenkte alſo der Köchin meines väterlichen Hauſes mein Vertrauen, mit dem Wunſche, ſie möchte dort täglich auf meine Rechnung Salz, Schwefelhölzer, Mehl u. ſ. w. kaufen und ſich alle Mühe geben, den Namen des Liebhabers zu erfragen. Als Handgeld drückte ich meiner Spionin ſogleich eine halbe Krone in die Hand, bekanntlich die beſte Zauberformel, um dienſtbare Geiſter zu bannen.

Schon in den nächſten Tagen vernahm ich von meiner Großbotſchafterin das Geſtändniß der holden Cenzi: „ſie habe noch keinen eigentlichen Liebhaber in der Wirklichkeit, aber doch ſchon auf dem Korne, er gehe täglich vorbei, ſie ſehe ihn auch ſehr oft gegenüber in einem Hauſe; er heiße Fritz, mehr wiſſe ſie aber nicht von ihm."

Wer war nun ſeliger als ich! Noch eine halbe Krone flog in's Schürzentäſchchen der klugen Köchin. Am folgenden Tage ſtand ich wieder am Fenſter; plötzlich warf ſie mir einen Kuß herüber, und ich mußte mich an einem Stuhle halten, um vor Entzücken nicht in Ohnmacht zu fallen; denn ich hatte jetzt die Wunderperle der weiblichen Schöpfung, die Salzſtößler-Cenzi, erobert.

Unter der Laſt meines Glückes, das ich in ſeinem vollen Umfange noch gar nicht zu faſſen vermochte, ſaß ich eines Morgens in meinem Zimmer und dachte eben darüber nach, daß die Salzſtößler-Cenzi mir wohl noch werden könnte, was die gefeierte Laura einſt ihrem Petrarca war, als es klopfte.

„Herein!“

„„Wohnt hier der Herr Fritz?““

„Ja, mein ſchönes Kind! Womit kann ich dienen?“

„„Ich habe hier einen Brief an Sie; Sie möchten es aber ja nicht übel nehmen.““

„Von wem?“

„„Ach, das wird Ihnen ja Ihr Herz ſagen! Von der ſchönen Salzſtößler-Cenzi!““

„Ha, Glück,“ — rief ich aus, „du haſt dich jetzt erſchöpft, und gleich dem Ringe des Polykrates kann dieſer Brief mir nur als ein Einquartierungsbillet des Unglücks erſcheinen!“

Das Mädchen ſah mich mit großen Augen und offenem Munde an, der auch groß war; wenn ich mich nicht ſehr getäuſcht habe, hielt ſie mich für verrückt.

„„Darf ich um eine Antwort bitten?““

„Gleich, gleich, mein Engel! darf ich um Ihren werthen Namen bitten, mein holdes Fräulein?“

„„Ich bin die Kappelmacher-Peppi, und wohne in der ** Straße, Nummer *, im fünften Stock.““

„Iſt mir ſehr angenehm, daß ich die Ehre habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

„„Verzeihen Sie gütigſt, mit mir ſollen Sie keine Bekanntſchaft machen; ich habe ſchon einen Geliebten, ſondern mit meiner guten Freundin, mit der Salzſtößler-Cenzi; werden's im Briefe ſchon leſen.““

Hans Nummer 2! dachte ich mir, und brach den ſalzſtößleriſchen Brief mit einer ſo andächtigen Scheu auf, wie der Geheimerath Seger in der „Erinnerung" von Iffland, den unſer Veſpermann ſo meiſterhaft darſtellt.

Cenci's Brief, der mit: Liwa hör Frids! begann, eine vollſtändige Liebeserklärung und die Einladung enthielt, am nächſten Sonntage Nachmittags, wo ſie ausgehen dürfe, ſie bei ihrer Freundin, der Kappelmacherpeppi zu beſuchen, würde bei meinen ſchönen Leſerinnen durch eine Ueberſetzung an kunſtloſer Herzenseinfalt bedeutend verlieren, und in der Urſprache, wie obige drei Worte zeigen, kaum von Allen verſtanden werden.

Ich ſchrieb in meiner Begeiſterung an die Salzſtößler-Cenzi:

„Himmliſche Sonne von Caſtilien!

Seraph mit Montblanc-Schnee auf den Aurora-Purpur-Saum-Wangen und den Brillant-Solitär Augen, mit den ſpaniſchen Granatapfel-Lippen und den chineſiſchen Porzellan-Zähnen: ich werde mich von Zephyrs leiſem Liebeshauche in den Staub Ihrer kleinen Nürnbergerdrahtpuppenfüßchen wehen laſſen!"

So kurz, und doch Alles geſagt! Und wie geſagt! das hätte mir Niemand nachgemacht!

Das Seidenpapierbrieſchen wurde mit Goldlack geſiegelt, mit Milles-fleures eingeſpritzt, und nebſt einem Thaler Porto der dienſtwilligen Briefträgerin überreicht, die ganz entzückt ſchien, wahrſcheinlich vom Thaler, denn den Brief hatte ſie ja nicht geleſen. Für dieſen Thaler wurde ich ſogleich in den Adelſtand des Taufnamens erhoben.

„„Herr von Fritz, wenn Sie einmal „a Kappl" brauchen, laſſen Sie mich empfohlen ſeyn!""

„Da ich jetzt den Kopf verloren habe, ſo kann ich auch kein „Kappl“ brauchen; finde ich ihn aber wieder, ſo ſollen Sie ſogleich „a Kappl“ von Ihrer kunſtreichen Hand darauf ſetzen, Sie ſchöne Kapplmacherſeele! Adieu!“

—

So heimtückiſch lang hatte mich noch nie ein Tag auf das Wartamt angewieſen, als dieſer Sonntag.

Ich kleidete mich wie der galanteſte Gaſt, der zu einem diplomatiſchen Eſſen geht, wie ein Bräutigam; es fehlte mir nur ein ſo tüchtiger Hochzeitſtrauß, wie ihn Marder in Kotzebue's „Brandſchatzung“ trägt.

Der äußerſt heiße Sommertag hielt mich nicht ab, einen ſehr weiten Umweg zu machen, um mir in einer Modewaarenhandlung noch ein Paar neue Pariſerhandſchuhe zu kaufen. Gewöhnlich trug ich Hüte, auf deren innern Boden ein runder leichter Spiegel eingerahmt war, um vor dem Eintritte in eine Geſellſchaft immer meinen Anzug muſtern und die Schmachtlocken nach damaliger Mode ſpiralförmig aufdrehen zu können; dießmal nahm ich in der Eile einen ganz neuen ſpiegelloſen Hut.

Schon war ich durch mehrere Straßen geeilt, bereits vom Schweiße triefend, denn die Sonne am Himmel und die Sonne von Caſtilien in meinem Innern brannten wetteifernd, als ich bemerkte, daß mich viele, mir ganz unbekannte Leute, theils behaglich anſahen, theils anlachten, oder lächelnd die Köpfe ſchüttelten.

Ich ſtellte dieß auf Rechnung meines geſchmackvollen Putzes, und ſchritt ſelbſtgefällig dahin. Endlich ſtand ich vor der bezeichneten Thüre, fünf Treppen hoch; aber ſicher waren es mehr, und wenigſtens zwei Treppen oberhalb des Kamins.

Nach zweimaligem Pochen wurde aufgethan.

„Ich wünſche ein Frauenzimmer zu ſprechen, das mich erwartet.“

„„Ah, ſind Sie der Herr von Fritz?““

„Zu dienen!“

„„Meine Tochter, die Peppi, hat mir ſchon davon geſagt. Nun, das iſt ſchön, daß Sie Wort halten. Die Cenzi iſt ſchon da; wollen Sie nur gefälligſt gerade zu gehen, bis Sie an die Thüre kommen. Es iſt etwas dunkel hier!““

Es war freilich etwas dunkel, weil ich nicht einmal mich ſelbſt ſah, vielweniger die Pförtnerin.

Ich ſtand im Zimmer, und erblickte die Angebetete vor einem Garnhaſpel, eine wahre Salzſtößler-Penelope.

„Fräulein Cenzi, Sie waren ſo gütig, mich mit einem ſüßen Briefchen zu überraſchen —“

„„Bozeiges, do müaße Si nöd da rechti Frids ſeyn; der, den i mein, is a Furierſchütz, und klopft d'Kloida aus grod nüba von mein Lodn, im zwoaten Stock vo dem Haus, wo Si ollawei üba oan Stiege rausſchauge!““

Sie haſpelte fort, als ich eintrat, warf nur einen flüchtigen Blick auf mich, und ſprach dieſe für mich vernichtenden Worte in den Haſpel hinein: dann aber ſah ſie mich noch einmal an und fing plötzlich ſo heftig zu lachen an, daß ich glaubte, ſie würde den Lachkrampf bekommen und vielleicht gar erſticken.

Die Alte fragte nach der Urſache ihres Lachens; doch unfähig zu ſprechen, wies ſie nur mit der Hand auf mich, und augenblicklich riß die alte ihren zahnloſen Mund wie einen großen Faltenridicül auf und lachte mit der andern nur ſo in die Wette.

Die einſtudirte Liebeserklärung war rein verloren. Nun kam Peppi nach Hauſe, und kaum hatte ſie mich gegrüßt, als ſie gleichfalls eben ſo unbändig zu lachen anfing; es war ein raſendes Lach-Terzett, welches den höchſten Grad erreichte, als ich ſie vor der heftigen Anſtrengung warnte, indem ſie ja alle drei bereits blau würden.

Das Wort „blau“ wirkte wie ein Zauber auf die unſinnige Alte, auf Fräulein Salzſtößler-Cenzi und Fräulein Kapplmacherpeppi; ſie lachten bis zum Erſticken. Der Aerger trieb mich fort, ich eilte nach Hauſe, traf jedoch auf dem Wege lauter lachende Menſchen. Ihr Glücklichen, dacht' ich, ihr habt gut lachen, aber ich!

Um mich umzukleiden, trat ich zu Hauſe vor den Spiegel.

Gerechte Götter! Mein ganzes Geſicht war perlblau! Ich hatte in der Eile mein Taſchentuch vergeſſen, als ich ausging und mir den Schweiß mit den neuen perlblauen Pariſer Handſchuhen abgetrocknet, welche auf eine niederträchtige Weiſe die Farbe ließen und ſo mich zwangen, die Farben zu bekennen.

Jetzt war ich in der Stimmung, außer der perlblauen vor Aerger auch noch alle Farbe zu bekommen.

Der rechte „Frids,“ der Fourierſchütz, diente bei einem Offizier im dritten Stockwerke meines Hauſes und klopfte auch bei einem Kriegskommiſſär oberhalb der Wohnung meines Schülers die Kleider aus; meine eigene Köchin hatte in der Freude ihres halbkronenthalertheilnehmenden Herzens die Kapplmacherpeppi auf ihre Frage nach dem Herrn Fritz an mich gewieſen.

Die „Sonne von Caſtilien“ heirathete ſpäterhin ihren „Frids“ und führte mit ihm eine recht glückliche — blaue Ehe; denn er hat ſie nicht ſelten blau geſchlagen. —

Uebrigens hätte dieſer ganze Spaß recht wohl mir ſelbſt paſſiren können.

Rebekka.

— Eine Novelle aus der Münchner Chronik vom Jahre 1589. —

In der alten Hofburg zu München, im Erkerthürmchen, welches oben und unten ſpitzig, an die Mauer geklebt zu ſeyn ſcheint und zu den dortigen Schauſtücken der Baukunſt gezählt wird, ſaß am Vorabende des hohen Frohnleichnamsfeſtes im Jahre 1589 an einem altgothiſch geſchnitzten Tiſche von Eichenholz der fürſtliche Rath, Licentiat Müller, von Seiner Durchlaucht, dem Herzoge Wilhelm V. mit der oberſten Leitung dieſes glänzenden Kirchenfeſtes beauftragt, mit den ihm zur Beihülfe beſtimmten Commiſſarien, den Hof- und Kammerräthen Albrecht Brunner, Johann Schrenkh und Doktor Viſcher.

Müllers treuer Diener, der alte Hans, ſeit mehr als dreißig Jahren mit allen Eigenheiten ſeines Herrn vertraut, trug aus dem Hofkeller fleißig öſtreichiſche und welſche Weine auf, in dickbauchigen, lang- und ſchmalhalſigen Deckelkrügen; mürbes weißes Brod aus der fürſtlichen Bäckerei, kalte Capaunen, Lebkuchen, Früchte u. ſ. w. lagen auf der Tafel zwiſchen ſchönen Blumen, die in Vaſen vom japaniſchen Porzellan durch das hohe Schwibbogengemach dufteten.

Vor den achtbaren Herren lag ein großes Protokoll aufgeſchlagen, in welches der Canzelliſt Widemann ihre Beſchlüſſe ſorgfältig eintrug, der die Berathungspauſen jedoch mit Capaunſtückchen ausfüllte und die künſtlichen Schriftzüge mit natürlichen Weinzügen abwechſeln ließ. Der Herzog, frommen Sinnes und Wandels, ſcheute keine Koſten, um das Frohnleichnamsfeſt mit einer Pracht zu feiern, welche damals in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit, Spanien dazu gerechnet, nicht zu finden war.

Ueber den Urſprung dieſes Feſtes wird gemeldet: „Frohnleichnam, von dem altdeutſchen Frohn (Herr) und Leichnam (Leib), der Leib des Herrn, bezeichnet die zum heil. Abendmahl geweihte Hoſtie, die nach dem Lehrbegriffe der katholiſchen Kirche durch die Einſegnung in den Leib Jeſu verwandelt iſt. Die katholiſche Kirche hat der geweihten Hoſtie das Frohnleichnamsfeſt gewidmet, deſſen Urſprung ſich von den Erſcheinungen herſchreibt, deren ſich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Iſabelle 1230 rühmten. Die erſte wollte dabei den Mund in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an ſeiner Rundung geſehen, und durch göttliche Belehrung erfahren haben, dieſer Mond bedeute die chriſtliche Kirche und die Lücke den Mangel eines einzigen Feſtes, nämlich die Anbetung des Leibes Chriſti in der Hoſtie, welches ſie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen ſollte.“

„Hierdurch kam der Archidiakonus Jakob zu Lüttich, der ſpäter unter dem Namen Urban IV. Papſt wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfeſtes, und ein Wunder beſtärkte ihn darin. In ſeiner Gegenwart fielen 1264 einem Meßprieſter zu Bolſena, der noch nicht an die Verwandlung des Brodes in den Leib Chriſti glaubte, während der Einſegnung Blutstropfen auf ſein Chorhemde, und bildeten, da er ſie in den Falten deſſelben verbergen wollte, blutige Geſtalten einer Hoſtie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita-Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ in demſelben Jahre eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfeſt für die ganze Chriſtenheit auf den Donnerſtag in der vollen Woche nach Pfingſten anordnete, und den ihm beiwohnenden Bußfertigen 40 bis 100 Tage Ablaß verſprach. Seitdem wird dieſes Feſt als eines der größten in der katholiſchen Kirche gefeiert. Weſentlich gehören dazu glänzende Umgänge, die jede Nation nach ihrem Charakter mit beſonderm Gepränge ſchmückt."

Andere dagegen behaupten, Papſt Urban habe das Frohnleichnamsfeſt zum Gedächtniſſe des großen Sieges der heiligen Kirchenlehrer und allgemeinen Concilien über die Berengariſchen, Henricianer, Petrobruſianer und Albingenſer-Ketzer und Sacramentirer eingeführt.

„Bring mir den Thränenbecher, Hans!" ſprach Müller.

Hans ſtellte ihn auf die Tafel, ſchaute ſeinem Herrn treuherzig in die Augen und ſuchte die Thränen zu verbergen, die aus ſeinen eigenen hervorquollen.

„Du weinſt, guter Hans? brauchſt mir nicht zu ſagen, warum; ich weiß es ſchon ſelbſt, du alte, treue Haut! Das iſt der fünfte Tag im fünften Jahre, der Tag einer ſchmerzlichen Erinnerung; das iſt immer dein Thränentag und ich habe dir jedesmal für dein Weinen einen Thaler geſchenkt; da haſt du wieder einen. Nimm ihn, Hans, nimm ihn! Du weinſt ja nicht, damit du einen Thaler bekommſt, ſondern ich gebe dir einen Thaler, weil du weinſt. Meine lieben ehrenveſten Herren Kollegen, Ihr wißt ſchon die Bedeutung dieſes Thränenbechers; erweiſet mir die Ehre, mit einem Trunke Malvaſier das Andenken an meine herzallerliebſte Geberin deſſelben zu feiern und ihrer mit einem ſtillen „Vater unſer“ und „Ave“ andächtig eingedenk zu ſeyn!“

Nach dieſen, faſt mit brechender Stimme geſprochenen Worten nippte Müller mit feſtgeſchloſſenen Augen, damit keine Thräne in den zierlichen ſilbernen Becher fallen möge, auf deſſen Vorderſeite die Grablegung Chriſti kunſtreich ausgeführt war, und kredenzte ihn dann mit rührendem Blicke den geſtrengen Herren, welche mit allerlei Lobpreiſungen der ſeltenen Tugenden und Vorzüge ſeiner vor fünf Jahren ſelig in Gott entſchlafenen Ehehälfte Beſcheid thaten. Denn ſie war es, die am Hochzeittage ihrem geliebten Bräutigam dieſen ſchönen Becher mit den ſinnigen Worten geſchenkt hatte: „Verſchmähe dieſes geringe Geſchenk nicht, mein Lieber! Möge er dir ein Freudenbecher ſeyn, ſo lange mir Gott vergönnt, an deiner Seite, mit dir und für dich zu leben; möge er dir ein Thränenbecher werden, wenn ich vor dir in die ewige Heimath eingehe; jenſeits wird mich dann noch die Freude verklären, wenn du in deinem Schmerze bezeugeſt, wie herzlich du mich geliebt haſt!“

In einer faſt dreißigjährigen glücklichen Ehe, prangte der Freudenbecher bei allen fröhlichen Ereigniſſen des Hauſes, und als Müller ſein Liebſtes auf der Welt, die ihn anbetende Gattin, verloren hatte, wurde nach dem Willen der Seligen der Trauerbecher bei allen Erinnerungen an frühere Feſttage ſeines häuslichen Glückes aus dem Schranke geholt: am Geburts- und Namenstage, am Hochzeittage, am Geburtstage ſeiner einzigen Tochter Mechtild, am Todestage der Heimgegangenen und am

Vorabende des Frohnleichnamsfeſtes, wegen ihres abſonderlichen Fleißes, den ſie ſtets auf die Verherrlichung deſſelben mit andächtigem Gemüthe verwendete.

„Indem ich Euch, ehrenfeſte und geſtrenge Herren Kollegen, für den gütigen Beſcheid herzlich danke, womit Ihr das Andenken an meine gute, fromme ſelige Hausfrau zu ehren geliebt habet, erlaube ich mir, mit wenigen Worten an ihre Verdienſte um die Verſchönerung des heiligen Feſtes zu erinnern, wozu auch wir heute verſammelt ſind. Hinſichtlich der Aufputzung aller zum Feſte nöthigen Weibsperſonen war ich jeglicher Sorge überhoben; ſie ordnete, leitete Alles mit einer Pünktlichkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Alle Bünde und Hauptzierden formirte ſie nach eigener Erfindung und ſchmückte ſie aus mit allerlei ſchönen Sachen, ſo daß ſelbſt Seine fürſtliche Durchlaucht ein beſonderes gnädiges Gefallen daran gefunden haben. Ihr Lob war in jedem Munde; alle Seidenarbeiter ſagen laut, ſie könnten für das, was meine Hausfrau gemacht, wenn man ihnen auch allen nöthigen Zeug dazu gäbe, nicht mit einem Arbeitslohne von dreihundert Thalern ſich begnügen."

„War der feſtliche Umgang vorüber, ſo ließ ſie alle dieſe Sachen in wohlverſchloſſenen Körben nach Hauſe tragen, in einer eigens hiefür beſtimmten Kammer ſorgfältig zwiſchen doppelter grüner oder weißer Leinwand aufhängen, damit kein Staub ſie verderbe; mit Beiſtand meiner Tochter oder ſonſt irgend einer ehrſamen Frau oder Jungfrau machte ſie Roſen, überzog Büſche, nähte falſche Perlen an, heftete Schleier auf, wärmte und bog Draht, ordnete Halskrauſen u. ſ. w.; ſehr oft verwendete ſie im Drange ſolcher Geſchäfte zwei oder drei Arbeiterinnen auf ihre eigenen Koſten länger als vier Wochen."

„Wie angeſtrengt meine liebe Hausfrau in den letzten

Tagen vor dem Frohnleichnamsfeſte war, namentlich an dieſem Vorabende und in der Nacht auf morgen, wo ſie das Ankleiden der Weibsperſonen unter ihrer Aufſicht und Mitwirkung zu beſorgen hatte, darüber darf ich ſchweigen; denn Ihr waret ſelbſt alljährlich Augenzeugen davon; doch ehrend muß ich erwähnen, daß ihr mit gutem Willen und Ausdauer hülfreich beiſtanden: die junge Frau von Pienzenau, Frau Unger, Frau Andorfer, die Frau Pfiſtermeiſterin, die Frau Nadler, Frau von Rechberg, Frau Egloff, Frau von Neudeckh, Frau Eberl, Frau Hund, die alte Frau von Haslang, Frau Kurz, Frau von Hörmanſtein, Frau Oeswurm und Frau Kloberger, welche faſt alle in dieſer Stunde drüben im Frauengemach wieder auf die nämliche gottgefällige Weiſe beſchäftiget ſind, mit dem Unterſchiede der großen Auszeichnung, daß heuer ſelbſt unſers Herrn Herzogs Ferdinand liebreizende Frau Gemahlin Maria*) ſich ihnen werkthätig angeſchloſſen hat; aber ach, meine Gertraud iſt nicht mehr unter ihnen!“

„„Lieber Freund,““ tröſtete Schrenkh, „„was Gott gethan hat, das iſt wohlgethan! Ihr müßt Euch nach und nach wieder männlich faſſen; in fünf Jahren hättet Ihr ſchon hinreichend Zeit dazu gehabt. Bedenkt, daß es unchriſtlich wäre, wolltet Ihr Euer Gemüth allzuſehr dem Schmerze hingeben; dadurch wird das Herz merkbar von Gott abgewendet, weil es ihn ſtets als denjenigen zu betrachten gewohnt wird, der uns das Glück des Lebens entzogen hat, und zwar, ohne daß wir die Urſache davon wiſſen. Ihr wiſſet aber, daß die Rathſchlüſſe Gottes unerforſchlich ſind, wie alle Wege der ewigen Vorſehung.““

---

*) Maria Petenbek, Tochter des Pflegers zu Haag, aus welcher Ehe das Geſchlecht der Grafen von Wartenberg entſprang. (Siehe meine Novelle: „Maria Petenbek,“ in meinem Taſchenbuche für 1832: „Eichenkronen.“)

„Ich höre, Eure Tochter Mechtild werde im Nonnenkloſter auf dem Anger erzogen und wolle den Schleier nehmen? Iſt's dem alſo?“ fragte Dr. Viſcher.

„„So iſt's! Meine Tochter hat von Jugend auf ein ſtilles, frommes Gemüth gezeigt, das ſich lieber mit dem Himmliſchen, als mit der Welt beſchäftiget; als Vater hab' ich ihr weder zu dem Einen noch zum Andern gerathen, dagegen ihr aber offen auseinandergeſetzt, welchen Genüſſen der Welt ſie entſagen, und welche ſchwere Prüfungen ſie erwarten, welche Entbehrungen ſie tragen müſſe, wenn dereinſt die drei Gelübde ſie auf ewig zwiſchen den dunkeln Kloſtermauern begraben würden. Ich verſichere Euch, es iſt mir faſt das Herz gebrochen, als ſie dennoch das Kloſter wählte; in drei Monaten wird ſie als Nonne eingeweiht.““

„Lebt ſonſt Niemand aus Eurer Sippſchaft, damit Ihr der treuen Pflege verwandtſchaftlicher Umgebung genießen könntet?“ erkundigte ſich theilnehmend Prunner.

„„Hier in München Niemand; in Augsburg lebt ein Bruder, ein angeſehener Kaufmann, deſſen einziger Sohn, noch kaum fünfzehn Jahre alt, aus dem väterlichen Hauſe entwichen iſt, ohne daß man ſeit achtzehn Jahren auch nur die mindeſte Spur gefunden, wohin er ſich gewendet habe, und ob er noch am Leben ſey oder nicht. Meine Mechtild wäre als Univerſalerbin von meinem Bruder in das Teſtament geſetzt worden, wenn ſie ſich entſchloſſen hätte, dem Kloſterleben zu entſagen und irgend einem wackern Beamten oder braven Bürger ihre Hand zu reichen. In einem Alter von 54 Jahren ſteh' ich alſo allein da auf der Welt und habe Niemand, der mich liebt und mir einſt die Augen zudrückt, wenn das letzte Stündlein ſchlagen wird, das meiner ſeligen Magdalena die nahe, ewige Vereinigung verkündet.““

„Bin ich der Niemand, der Euch liebt, geſtrenger Herr?“ ſchluchzte der alte Hans.

„„Ja, du liebſt mich, guter Hans! Von Dir war auch nicht die Rede; ich ſprach ja von Verwandten, das heißt, von Blutsverwandten; du aber biſt mein einziger Herzverwandter, und weil du dein Blut für mich gäbeſt, auch mein Blutsverwandter vor Gott, wenn du es auch nicht vor der Welt biſt.““

Hans küßte ihm ſtill dankend und getröſtet die Hand.

„Das kann und darf nicht ſo bleiben,“ meinte Schrenkh, „daß Ihr als ein trauernder Wittwer ein weib-, kinder- und freudenloſes Leben noch länger fortführt, wobei ein rüſtiger Mann von Eurem Alter noch völlig verkümmern müßte. Heute noch will ich mit meiner lieben Hausfrau über dieſen Punkt ſprechen; ſie ſoll Euch bald eine fromme, züchtige, fleißige, vernünftige und zugleich hübſche und ziemlich junge Ehehälfte verſchaffen; denn die Alten ſind mürriſch und verbittern das Leben, anſtatt es zu verſüßen. Nur Geduld, Freund, Ihr ſollt mit meiner Werbung zufrieden ſein!“

„„Meinen beſten Dank für Euer gütiges Anerbieten! Glaubt jedoch, daß es auf dieſer Welt Keine mehr giebt, die meine ſelige Magdalena auch nur erreichen, viel weniger übertreffen könnte. Alljährlich ſah ich bisher am heutigen Tage die ſchönſten Jungfrauen Münchens; aber Keine derſelben war ſo beſchaffen, daß ich ihrer auch nur mit dem heimlichſten Wunſche mich hätte erfreuen mögen. Ich lebe und ſterbe, unbezwinglich, als Wittwer.““

Die Herren Commiſſarien ſchüttelten lächelnd die Köpfe, als wollten ſie an die Unbezwinglichkeit des Herrn Kollegen nicht ſo feſt glauben, wie an das heilige Evangelium.

„Warum nicht gar! Ein ſauberer Plan!“ rief die eintretende alte Frau von Haslang aus, die eben noch die Schlußbetheurung Müller's vernommen hatte. „Da komm' ich eilig den langen Corridor herüber getrippelt, um dem wohlweiſen Herren Rathe und Direktor des Feſtes zu melden, daß wir ſeit dem Hinſcheiden ſeiner ſeligen Frau alljährlich von einer Verlegenheit in die andere gerathen, und daß der Herr Rath ſehr wohl thäte, wenn er ſich je eher je lieber wieder um eine brave und fleißige Hausfrau umſehen wollte, die er zu dieſem gottgefälligen Geſchäfte eben ſo gut abrichten könnte, wie die ſelige Frau, und muß nun gleich bei meinem Eintritte zu meinem Erſtaunen und Aerger hören, wie ſo ganz und gar vermeſſen der Herr Rath verkündiget: „daß er als Wittwer, unbezwinglich, leben und ſterben wolle.“ Zu meinem Erſtaunen, — weil ein Mann in ſeinen beſten Jahren nach einem ſo langen Wittwerſtande ſich noch ſo untröſtlich geberdet, als ſey die Frau erſt heute geſtorben; zu meinem Aerger, — weil ich, obgleich eine alte Frau, durch die abſprechenden Worte, wodurch der Herr Rath allen weiblichen Reizen einen erfolgloſen Verſuch prophezeit, mit dem ganzen Frauengeſchlechte mich gleichmäßig gekränkt fühle. Nur ſtille, Herr Rath, nur ſtille! Ich weiß ſchon, was Ihr jetzt ſagen wollet! Nun gedenkt Ihr alle Tugenden und Vorzüge Eurer ſeligen Hausfrau aufzuzählen und mit der Frage zu ſchließen: ob es wohl wahrſcheinlich, ja auch nur möglich ſey, wieder eine ſolche Frau zu finden, und damit ich ja nicht mich beleidigt halten ſoll, werdet Ihr beifügen: „in Eurem Alter.“

„Allen Reſpekt vor Eurer Seligen! Iſt ein wahres Muſter für Frauen geweſen; man findet dergleichen nicht ſo ſchnell und überall, aber ſeyd verſichert, man findet ſie doch. Unſer lieber Herr Gott iſt ein gar reicher Vater guter Menſchen, unter welchen, nehmt mir's nicht übel, die Frauen doch die Mehrzahl ausmachen; alſo Muth gefaßt und in Gottes Namen geſucht; denn es ſteht ja geſchrieben: wer ſucht, der wird finden, wer anklopft, dem wird aufgethan!“

Der gutmüthige Müller, dem es unmöglich war, auch nur ein Kind zu kränken, wollte eben den Mund zu einer zierlich geſtellten Rechtfertigung öffnen, als die redſelige Dame fortfuhr: „Nichts mehr von dieſer Sache, Herr Rath! nichts mehr für heute! Uebermorgen ſeyd Ihr mein Gaſt zu Mittag und der einzige Mann an der Tafel; Ihr werdet dann von allen Frauen umgeben ſeyn, die ſich jetzt drüben mit dem Ordnen der Gewänder beſchäftigen, und dann wollen wir Frauen doch ſehen, wie lange denn der unbezwingliche Wittwer bei unſern Vorſchlägen unbezwinglich bleiben wird.“

„„Recht ſo, Recht ſo!““ ſtimmten die Commiſſarien bei, und Schrenkh bemerkte, er wolle auch ſeine Frau zum Hauptſturme ſchicken, wenn Frau von Haslang es nicht ungnädig aufnehme, die dieſes Anerbieten mit dem freudigen Ausrufe dankbar annahm: „Ja, nun wird der Unbezwingliche ganz gewiß bezwungen!“

Der Tiſchler Moſer nahte ſich dem bedrängten Müller mit einer gehorſamen Anfrage.

„Meiſter, einen Augenblick geduldet Euch; mein Anliegen geht vor; wer eher kommt, der mahlt eher, das iſt ein gar altes Sprichwort. Herr Rath, für alle Frauensperſonen ſind die Kleider ausgetheilt nach dem von Euch mitgetheilten Verzeichniſſe; allein ein koſtbarer Anzug iſt übrig geblieben; die Rebekka fehlt noch, für welche Ihr keine Jungfrau auserſehen habt, es müßte denn ſeyn,“ — ſetzte ſie lächelnd bei, — „daß Ihr einen abſonderlichen

Grund habet, den Namen dieſer Jungfrau einſtweilen vorzubehalten.“

„„Verzeiht, geſtrenge Frau, ein ſolches Verſehen kann ſich nicht wohl in das Protokoll eingeſchlichen haben, das mit der größten Genauigkeit geführt wird. Schlagt einmal nach, Herr Canzeliſt Widemann, wie ſich die Sache verhält, oder wenn ſie Euch ohnehin bekannt iſt, ſo theilet ſie mit.““

Der Herr Canzelliſt Widemann, der wohl wußte, daß die zur Darſtellung der Rebekka beſtimmte Jungfrau ihr plötzliches Erkranken hatte melden laſſen, was er jedoch dem Rathe Müller zu berichten vergaß, war in dieſem Augenblicke nicht im Stande, ſich auf eine mündliche Unterredung einzulaſſen, da er es für paſſend gefunden, das Vielverſprechen der Frau von Haslang zu benützen, um eine ſaftige Kapaunenbruſt unbemerkt in den Mund zu ſtecken, welche natürlich ſeine Zunge lähmen mußte.

Als ob es am Schreibtiſche ihm an hinlänglichem Lichte fehlte, trat Widemann mit dem Protokolle ans Fenſter und blätterte emſig, kaute aber noch emſiger, um bald Red' und Antwort geben zu können. Endlich gelang es ihm nach großer Anſtrengung, die ihm das Waſſer in die Augen trieb, die Zunge wieder flott zu machen, und er legte ein ſogenanntes Fehlblatt, worauf die Meldung jener Jungfrau vorgemerkt war, dem Herrn Rathe Müller mit der Entſchuldigung vor, daß es von irgend einem Schreiber wahrſcheinlich in das Protokoll gelegt worden ſeyn müſſe, während er ſelbſt auf andere Weiſe beſchäftigt geweſen.

Müller hatte die gewöhnliche Muſterung der Jungfrauen bereits vorgenommen und alle brauchbaren zur Darſtellung von Umgangs-Perſonen ausgeſucht, befand ſich ſohin zur Zeit in keiner geringen Verlegenheit, jetzt noch eine taugliche Perſon zur Rebekka zu finden.

Gleichſam als ob er wünſche, daß irgend Jemand einen annehmbaren Vorſchlag machen möge, äußerte der rathloſe Herr Rath laut: „wan ich nur ein ſeins zichtigs menſch zur dieſer perſon haben mecht, dan man ein neuen prunnen und vil ſchene ſachen zur dieſer Figur und gar ſchene weibsklaider gemacht!“*)

Wie es denn gar oft auf der Welt zu geſchehen pflegt, daß in ordinären Menſchenköpfen mehr Grütze ſteckt, als unter einer Rathsperücke, und nicht ſelten ganz unbedeutende Menſchen aus dringenden Verlegenheiten helfen können, ſo auch jetzt. Meiſter Moſer, der Tiſchler, nahm gleich das Wort und ſagte: „Wenn ſonſt nichts fehlt, geſtrenger Herr, ſo kann ich wohl einen Vorſchlag machen. Ich höre, der vorige Bürgermeiſter, der alte Gaißhauer, habe eine Köchin, die ſoll gar eine fromme, züchtige, wohlbetende, ſchöne Perſon ſeyn, der Jedermann ein gutes Lob gibt.“

„„Wie iſt es aber möglich, daß eine ſo wackere Jungfrau im Verzeichniſſe des Magiſtrates nicht aufgeführt iſt?““ fragte Müller.

„Unterthänigſt aufzuwarten, geſtrenger Herr, ſie iſt vor 8 Tagen hier angekommen; ihr Name wird alſo erſt Ende Monat dem hochlöblichen Magiſtrate angezeigt werden,“ antwortete Meiſter Moſer.

„„Gut! Herr Canzelliſt Widemann, begebt Euch alſogleich zum alten Gaißhauer und vermeldet ihm meinen Gruß; ich laſſe ihn erſuchen, mir zur Stunde ſeiner Köchin zu ſchicken, damit ich perſönlich mich überzeugen möge, ob ſie tauglich ſey, morgen die Perſon der Rebekka zur Ehre Gottes vorzuſtellen.""

---

*) Urkundlich wörtlich.

Widemann machte dieſen Gang um ſo bereitwilliger, als er die Nothwendigkeit einer körperlichen Bewegung fühlte, indem er Speiſen und Weine gar zu fleißig protokollirt und eingetragen hatte.

„Gott gebe, Herr Rath," wünſchte Frau von Haslang, „daß dieſe Jungfrau zur Rebekka tauge! Schicket mir dieſelbe ja gleich zu uns hinüber. Da der Himmel Euch ſo wunderbar eine Rebekka geſendet hat, ſo hoffet und vertrauet auf ihn, daß er Euch wohl auch noch eine taugliche Frau werde verſchaffen können."

Mit dieſen Worten ging ſie freundlich lächelnd zur Thüre hinaus. Die Commiſſarien entfernten ſich bald darauf, weil ſämmtliche Beſchlüſſe ſchon protokollirt waren, und Müller begab ſich in ſein Arbeitszimmer, mit dem Auftrage an ſeinen Hans, die Jungfrau Köchin zur Prüfung dorthin zu bringen, ſobald ſie erſcheine.

Beinahe dritthalbhundert Jahre liegen jetzt zwiſchen jener Zeit und unſerer Denkweiſe. Wir müſſen alſo gar viele Sitten und Gebräuche der damaligen Menſchen auffallend, vielleicht ſogar lächerlich finden, in ſo ferne wir uns nicht zu einer billigen Beurtheilung bequemen wollen, deren wir doch ſelbſt gewärtig ſeyn möchten, wenn einſt unſere ſpäten Nachkommen das bunte Treiben unſerer Tage nicht begreifen können.

Ein kurzer Auszug der in jenen Protokollen eingetragenen Beſchlüſſe, bezüglich auf die Anordnung und Ausſtattung der öffentlichen Frohnleichnamsprozeſſion, möge den verehrlichen Leſern mehr als ein Denkmal der Begriffe jener Zeit, denn als ein Stoff zu leichtfertigen

Witzen dienen; auch ſoll dieſer Auszug nicht länger dauern, als der Gang der Gaißbauer-Köchin zum Rathe Müller. Von welchem Standpunkte übrigens das Bizarre aus jener Prozeſſions-Anordnung zu beurtheilen ſein dürfte, bezeichnen die nachſtehenden Worte eines geiſtreichen Mannes:

„Ich glaube, alle wahren Kenner der menſchlichen Gefühle und Freuden auf meiner Seite zu haben, wenn ich behaupte, daß, wenn in Religionsſachen manche Feierlichkeiten (aus Mangel der Einkünfte, oder des Geſchmacks und Verſtandes der Anordner) unſchicklich, unwürdig und abgeſchmackt geworden ſind, die Feierlichkeiten ſelbſt darum nicht aufhören, höchſt anſtändig, erwünſcht und wichtig zu ſeyn. Alle geiſtreichen Völker haben das Andenken ihrer großen, religiöſen und bürgerlichen Ereigniſſe mit jährlichen Feſten und dieſe mit allem möglichen Aufwand von Pracht und Majeſtät gefeiert; warum ſoll es einem katholiſchen Volk weniger zweckmäßig ſeyn, das Andenken deſſen, was es für das Heiligſte und Innigſte ſeiner Religion hält, mit Feierlichkeiten zu begehen, die geeignet ſind, die Wichtigkeit der Sache vorzuſtellen und zu begleiten, dem Gedächtniß nachzuhelfen und dauernde Eindrücke in allen Gemüthern zu erregen? Wann ſoll es ein Zeitalter geben können, wo es in der Rückſicht, weil zehn Einzelne ſich ganz im Geiſte beſchäftigen können, nicht mehr zweckdienlich und erſprießlich ſeyn ſollte, mit Hunderttauſenden, die jenes nicht können, durch ſinnliche Vorſtellungen, ſo wie Chriſtus durch Parabeln ſprach, zu ſprechen? Warum ſoll überhaupt alles Herzliche verbannt werden? Warum ein Tag getrübt werden, an welchem einſt der Glanz der Sonne und das Blaue des Himmels unendlich feſtlicher, als an allen Tagen des Jahres war, an welchem auch der Aermſte zufrieden, der Kränkelnde munter und jedes Geſicht, jedes Geſchlecht und Alter aufgeheitert, und der Greis und der Knab mit einer Empfindung von aufjauchzender Freude, mit Triumph und Jubel erfüllt war?"

Die bürgerlichen Zünfte, 62 an der Zahl, lieferten Figuren, bildliche, ihre Gewerbe verſinnlichende oder auf andere Weiſe darauf bezügliche Darſtellungen. Wie dieſe beſchaffen ſeyn mußten, hing ganz von der Anordnung des Rathes Müller ab, von deſſen Beſchlüſſen demnach einige zur Probe des Ganzen folgen mögen, jedoch in der verſtändlicheren Sprache unſerer Zeit.

„Es iſt wohl Acht zu haben, daß jene Maria der Zunft der Seiler, welche auf dem Eſel nach Egypten zieht, das längſte und ſchönſte Haar habe, die andere aber, welche auf dem Gewölke im Triumphe fährt, eine ſchöne, demüthige, ſittſame Jungfrau ſey (wie ſie denn, ſo man ſie haben kann, alle ſeyn ſollen), auch ein gar ſchönes, weiß-gelbliches langes Haar habe, nicht feiſt, ſondern ein wenig ſchlank und wohlgebildet ſey."

„Keiner aus der Zunft darf ſich weigern, einen Henker, Schächer oder Teufel vorzuſtellen."

„Gott Vater ſoll eine lange, gerade, ſtarke, wohlgebildete Perſon ſeyn, welche einen ziemlich langen dicken grauen Bart und auf den Wangen eine ſchöne Roſenfarbe hat, nicht gelb, kupferfärbig oder pfinnig ausſieht, nicht ſchielt, keine Knopfnaſe und keine Zahnlücken hat, ungefähr ausſehend, wie der alte ſelige Herr Doktor Sixt, oder wie der Wirth von Judenſtorf."

„Die hohen Prieſter: Melchiſedech, Aron, Annas, Caiphas u. ſ. w. ſollen ſehr dicke lange graue Bärte, einige aber ſehr kurze Knebelbärte und zwei kleine Zipfel am Kinnbacken, auch feiſte aufgeblaſene Geſichter, Leiber, und große Bäuche haben; iſt dieß nicht der Fall, ſollen ſie etwas Kies hineinſchieben."

„Die Rieſen, namentlich Goliath und Urias, ſollen große, überlange, tapfere, ſtarke Leute ſeyn, daher jederzeit die zwei langen Schmiede, Brüder von Mittenwald, hierher beſchieden werden; zu den andern Rieſen nimmt man lange Bauern oder andere lange Perſonen, wie man ſie eben haben kann.“

„Der Jonas ſoll künſtlich und gelaſſen dem Wallfiſche in den Rachen geworfen werden, damit er nicht hart falle; doch iſt ihm zu bedeuten, daß er nicht gleich wieder aus dem Wallfiſche herauslaufe, ſondern warte, bis der Zug an dem Orte vorüber iſt, wo er hineingeworfen wurde.“

„Der Lazarus muß eine dürre gelbe Perſon ſeyn und ein kleines dünnes Bärtlein haben, wozu denn jederzeit ein Spängler (Blechſchmied) gebraucht wird.“

„Der Longinus iſt gewöhnlich ein Reiter aus dem fürſtlichen Marſtalle, der, wie es ſeyn ſoll, nur ein Auge hat; iſt aber kein ſolcher Reiter im Stalle, ſo muß man einen andern Einäugigen dazu brauchen, oder doch einem das linke Auge mit einem unſchädlichen Teige zukleben, damit er es nicht aufthun kann, bis die Proceſſion zu Ende iſt.“

„Die vier Kirchenlehrer ſollen vier lange ſaubere Männer ſeyn. Der die Perſon des heiligen Gregor vorſtellen muß, ſoll ein langer, hagerer alter Mann ſeyn, mit einem ziemlich langen dünnen eisgrauen Bart, und ein langes Haar haben; heuer iſt, als ſehr tauglich, der Kipfinger Schneider dazu beſtimmt, der dem Papſte Pius V. ſehr ähnlich ſieht.“

„Der heilige Auguſtin ſoll ein langer, ziemlich feiſter Mann ſeyn, etwa von der Geſtalt des Gaſtgebers Ainhoffer.“

„Die zwölfte Maria, welche die Zunft der Weber mit ſich führt, ſoll gar traurig einhergehen, den Kopf hängen, die Hände oder Arme auf der Bruſt kreuzen und in der einen Hand auch ein weißes, unausgenähtes Taſchentuch tragen, bisweilen die Hände und Finger ineinander ſchließen, die Augen abtrocknen und, wenn ſie ſo große Andacht haben kann, auch zu Zeiten recht weinen, wenn ſie aber nicht weinen kann, wenigſtens die Augen ein wenig reiben, oder mit einer Pomeranzenſchale ſpritzen, damit ſie ausſehe, als ob ſie weine, auch bisweilen zum Himmel aufblicken; thut ſie es aus rechtem Eifer und wahrer Andacht, ſo wird ſie ohne Zweifel deſto mehr Glück und Heil haben."

„Die dreizehnte Maria, welche auch bei den Webern iſt und unter dem Kreuze ſtehen muß, ſoll ſich gar kläglich geberden, die Hände zuſammenſchlagen, die Finger ineinander ſchließen, ein unausgenähtes Taſchentuch in der Hand halten, recht weinen, ihren Sohn am Kreuze einigemal bitterlich anſehen, die Hände kreuzweiſe an die Bruſt legen, bisweilen traurig den Kopf hängen, doch alles mit jungfräulicher Beſcheidenheit, wie es denn die vorjährige Maria mit großem Lobe und Ruhm aus inniger Andacht ſo gethan, daß ſich Jedermann darüber verwundert und geſagt hat: „diß Menſch wirt glickh haben, diß Menſch ziert die Prozeſſion nit wenig!"*)

„Dem Teufel, der Feuer ausſpeit, gibt man einen halben Gulden und alle Materialien, als: Schwefel, Branntwein, Baumwolle und was er ſonſt nöthig hat."

„Dem Tiſchlerjungen, der im großen Rieſen die Augen und den Kopf bewegt, gibt man auch einen halben Gulden u. ſ. w."

Die prächtigſte unter allen Figuren war der heilige Georg zu Pferd, gewöhnlich von einem Reichsgrafen oder

---

*) Urkundlich wörtlich.

Freiherrn dargeſtellt, den Seine Durchlaucht aus beſonderm Wohlwollen dazu gewählt hatte. Nicht ſelten war ſeine Hauptzierde allein ſchon über 80,000 Thaler werth.

Müller fühlte in ſeinem Arbeitsſtübchen die gewohnte Geſchäftigkeit plötzlich durch eine unerklärbare Gemüthsunruhe geſtört. Mehr als zehnmal band er einen Akt auf und begann zu leſen; kam er bis zur vierten Seite, ſo hatte er ſchon wieder den Inhalt der erſten und zweiten vergeſſen. Einige Augenblicke beſchäftigte ihn die Sorge, ob die Witterung dem Feſte am nächſten Morgen günſtig ſeyn werde; er trat an das Fenſter, um den Zug der Wolken zu beobachten, die immer dichter heranrückten, mochte aber wohl glauben, ſeine Sonne werde in der Burggaſſe ſcheinen, weil ſeine Augen mehr auf das Steinpflaſter als auf den trüben Abendhimmel gerichtet waren.

Die Worte der Frau von Haslang ſchienen auf einen empfänglichen Boden gefallen zu ſeyn. Je weicher das Herz eines troſtloſen Wittwers iſt, deſto leichter iſt er zu tröſten, deſto zugänglicher lindernden Eindrücken, deſto näher dem Stande eines Bräutigams. Diejenige gewinnt ihn dann am ſicherſten, deren Geſtalt oder Gemüth der Verlornen am ähnlichſten iſt, oder einer vertrauten Freundin derſelben, oder einem weiblichen Weſen, das, mit einem angenehmen Aeußern, als Ueberzeugung oder Verſtellung den Schmerz ſo lebendig mit ihm theilt, daß er an ihrem innigſten Mitgefühle nicht mehr zweifeln kann. Der Gedanke an eine zweite Heirath war ihm nicht neu; er hatte ihn jedoch aus Furcht, für einen Mann zu gelten, der ſeine Frau leicht vergeſſen könne, bisher in ſich verſchloſſen; doch ſeit vielen Monaten trat er immer zudringlicher hervor, je mehr der Balſam der Zeit, womit ſie ſolche Wunden zu ſchließen pflegt, ſeine Heilkraft offenbarte. In dem einſamen Kämmerlein ſeines Berufes hielt er nun ein kleines Selbſtgeſpräch: „Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, warum ich nicht wieder heirathen ſoll, wenn ich eine Frau ſinde, welche meine unerſetzliche Selige auch nur einigermaßen erſetzen kann. War's doch der dringende Wunſch meiner nun in Gott verklärten Magdalena auf ihrem Todeslager, daß ich zur Bequemlichkeit und zur Pflege in meinem heranrückenden Alter, wieder eine brave Frau nehmen ſollte. Hat ſie nicht ausdrücklich gewünſcht, ich möchte meine Hand ihrer einzigen und beſten Freundin, der Wittwe Egloff, reichen, wenn mein Herz keine andere Wahl treffen würde? Die Egloff ſey jung, — ſie zählt jetzt noch nicht 30 Jahre, — ſehr wohlhabend, kinderlos, hübſch, tugendhaft, häuslich, fleißig, kurz ſie beſitze alle Vorzüge, die einen Mann beglücken können; ſie habe die Freundin gefragt, ob ſie Neigung zu mir fühle, und dieſe unter den heißeſten Thränen geantwortet, wenn ſie je wieder heirathe, ſo würde ſie, wenn ſie es billige oder gar wünſche, nur mir ihre Hand reichen. Hab' ich meiner Seligen nicht das Nämliche gelobt? Sagte ſie dann nicht mit gottergebenem freudigen Blicke: „Gott Lob und Dank, jetzt ſterb' ich ruhig, weil ich weiß, daß du auch in deiner zweiten Ehe ein glückliches Leben führen wirſt!“ Ich habe bis zur Stunde der Frau Egloff keinen Antrag gemacht; ſie blieb unvermählt, ſo viele Freier ſich auch ſchon gemeldet haben, und ihr züchtiges, frommes Leben wird von Jedermann hochgeprieſen. Scheint es nicht, als ob ſie Wort halten und nur mich oder Keinen heirathen wolle? So aber ſchleichen die Jahre vorüber, und während mein Gram die Selige nicht mehr lebendig macht, kränke ich ſie vielleicht gerade dadurch, daß ich die Erfüllung ihres Wunſches ſo lange verzögere. Ich werde alſo wohl thun, mich der dienſtwilligen Frau von Haslang anzuvertrauen.“

Die Selbſtüberredung hat eine ungemeine Stärke, wenn ſie den Menſchen ermuthigen ſoll, etwas zu thun, was ſein Herz bereits wünſcht.

Da öffnete Hans die Thüre, und herein trat mit jungfräulicher Schüchternheit die Köchin des Wirthes Gaißhauer im reinlichen Hauskleide mit wohlgeordnetem Haupthaare, deſſen blonde üppige Flechtenkrone von der großen Quernadel kaum zu halten war.

Müller ſank vor dieſer Erſcheinung, überraſcht und dennoch unwillkürlich, in ſeinen Stuhl zurück, in dem Wahne, ein ganzes Menſchenalter ſey mit ihm zurückgeſunken; denn das Mädchen, eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit ſüßen blauen Augen, in welchen die Unſchuld leuchtete, in der Glorie ihres himmliſchen Urſprunges, mit friſchen ovalen Wangen, auf denen der Roſenhauch des ſchönſten Frühlingsmorgens wehte, mit holdſeligen Glühlippen und Prunkperlenzähnen, war das getreueſte Spiegelbild ſeiner ſeligen Magdalena, als er ſie an den Altar führte.

Der fromme Müller hielt dieſen Zufall nicht bloß für eine Schickung Gottes, ſondern auch für eine recht eigentliche Schickung ſeiner Seligen, die ihm nämlich, wie er feſt glaubte, dieſe Frauensperſon ſchicke, damit er in ihrem Beſitze ſich gleichſam des möglichſten Erſatzes ſeiner verlornen Hausfrau ſattſam erfreuen möge. Er hatte eine Anrede einſtudirt, womit er die Jungfrau über die Wichtigkeit ihrer Mitwirkung bei dem Feſte belehren wollte; allein ihr Anblick hatte ſo ſehr ſeinen ganzen Kopf eingenommen, daß alle zierlichen Worte ſammt dem Gedächtniſſe ſich flüchten mußten.

Hans, auf den Wink ſeines Herrn abgerichtet, entfernte ſich; dieſer aber ſchöpfte Luſt und Muth, und rührte in der Zerſtreuung die Dinte mit dem Bleiſtifte um, womit er die Antworten des Mädchens auf ſeine Fragen vormerken wollte. Dieſe Fragen waren übrigens, wo nicht ganz überflüſſig, doch zu weit ausgeſponnen, für den geſtrengen Herrn Rath aber ſehr nothwendig, ſonſt hätte die Unterredung mit dem ſchönen Mädchen, ſchicklicherweiſe, nicht ſo lange dauern können.

„Wie heißt du, liebes Kind?“

„„Magdalena Wohlmuth!““

„Magdalena? Nicht möglich!“

„„Es muß doch ſeyn, weil's in meinem Taufſcheine ſteht.““

„Woher?“

„„Baderstochter von Fürſtenfeldbruck.““

„Leben deine Eltern noch?“

„„Nein! ich bin ſeit zwei Jahre vater- und mutterlos.““

„Haſt du kein Vermögen?“

„„Zwölf Gulden von Hauſe und acht Gulden Erſpartes.““

„Haſt du keine Liebſchaft oder Bekanntſchaft?“

„„Was iſt das, geſtrenger Herr?““

„Ich meine, ob du keinen Liebhaber haſt, der dir etwa verſprochen hat, dich zu heirathen.“

„„Nein, ein ſo armes Mädchen nimmt Niemand zur Frau.““

„Du irrſt dich, liebes Kind! Vertrau auf Gott, der ſchickt den tugendhaften Jungfrauen gar oft einen recht braven Mann, ehe ſie ſich's verſehen; freilich kann ein ſolcher Mann nicht immer alle Vorzüge beiſammen haben.“

„„Wenn er nur ein guter Mann iſt!““

„Ein guter Mann, der zugleich ein Fünfziger wäre, würde dir doch nicht willkommen ſeyn.“

„„O gewiß! Meine Mutter ſagte immer, mit einem vernünftigen, geſetzten Mann, der ſchon etwas auf der Welt erfahren habe und eine Frau zu behandeln wiſſe, wie ſichs gebührt, würde ein Mädchen weit beſſer fahren, als mit einem jungen, und ein Fünfziger ſey immer noch in ſeinen beſten Jahren.““

„Deine ſelige Mutter war eine recht verſtändige Frau, wie ich aus deinen Reden merke. Wie alt biſt du denn jetzt?“

„„Achtzehn Jahre vorüber!““

„Das iſt freilich noch ſehr jung, um ſchon zu heirathen.“

„„Geht an, geſtrenger Herr! Sattlers Käthe neben uns hat erſt vor einigen Tagen geheirathet, und iſt noch nicht ſiebzehn Jahre alt.““

„Nun, wenn du einmal einen Fünfziger heirathen und eine geſtrenge Frau Räthin werden willſt, ſo laß mir's ſagen.“

„„Ei warum nicht gar! So hoch hinaus träum' ich mir kein Glück!““

„Es bleibt dabei, Magdalena! Wenn ich dich einmal fragen laſſe, ob du den Müller heirathen willſt, und du ſagſt: ja, ſo hat's ſeine Richtigkeit.“

Magdalene lachte, aber Müller's Scherz war voller Ernſt.

„Doch zur Sache, liebes Kind! Ich habe dich rufen laſſen, um dir morgen bei der Frohnleichnamsproceſſion die Darſtellung der Rebekka zu übertragen. Dazu bedurfte ich eine junge, ſchöne und tugendhafte Jungfrau; als ſolche hat der Tiſchlermeiſter Moſer dich empfohlen; eine Andere, welche mit jungfräulicher Reinigkeit nur prahlt, würde den Zorn Gottes auf ihr eigenes Haupt herausfordern, wie es ſchon Einigen widerfahren iſt, dagegen Andern, die in der Unſchuld ihres Herzens eine ſolche Darſtellung mit inniger Andacht ausführten, unvermuthet ein großes Glück geblüht hat!"

„„Es freut mich ſchon recht in die Seele, daß der geſtrenge Herr ein ſolches Vertrauen in mich arme Waiſe ſetzen; ja ich darf bei Gott betheuren, daß Ihr Euch nicht an mir täuſchet!""

Bei den letzten Worten trat Frau Egloff in das Gemach, nicht wenig befremdet ob der doppelſinnigen Worte des ſchönen Mädchens. Müller befahl dem Hans, Magdalena in das Frauengemach zu führen und in ſeinem Namen Frau von Haslang zu bitten, für das Kleid der Rebella gütigſt zu ſorgen.

„Meine liebe, theure Hausfreundin, womit kann ich Euch dienen?"

„„Gebt mir die Perlenſchnur, die ich vor einigen Stunden Euch ſchickte, damit Ihr prüfen ſollet, ob ſie für die Judith paſſe!""

„Hier, liebe Frau Egloff!"

„„Wo denkt Ihr denn hin, lieber Müller? Das iſt ja ein Büſchel Schreibfedern, aber keine Perlenſchnur!""

„Richtig! Da, da! So geht's, wenn man mit Geſchäften überladen iſt und eine treue Gehülfin vermißt. Ach, meine ſelige Frau, wenn die noch lebte, dann wär's freilich leichter!"

„„Ja wohl; ich habe heute ihrem Andenken ſelbſt ſchon viele Thränen geweint; ſie fehlt überall, wohin ich ſchaue. Aber Eure Klagen machen ſie nicht mehr lebendig; Ihr müßt Euch gleichwohl entſchließen, den innern Schmerz zu verſchweigen, oder ihn durch die Wahl einer würdigen Nachfolgerin zu heilen.""

Müller glaubte, ſie ſuche eine Gelegenheit, ſich ihm anzutragen; um ihr dieſe zu erleichtern, jedoch nur um ſie zu erforſchen, denn die Gaißhauer-Köchin hatte ſein Herz ſchon erobert, fragte er ganz unſchuldig:

„Ihr habt gut reden, liebe Freundin, daß ich wählen ſoll; aber wo iſt die Würdige, die mir meine Magdalena erſetzen kann?“

„„Ich dächte, die Jungfrau, welche ſo eben hinausging, dürfte allerdings würdig ſeyn, Eure Hausfrau zu werden.““

„Meint Ihr das? Nun, es freut mich, daß gerade Euer Mund die ſtille Ahnung meines Herzens beſtätiget.“

Ein fürſtlicher Kammerbote meldete, daß Seine Durchlaucht, der Herzog, den Herrn Rath Müller ſogleich zu ſprechen verlange.

Als dieſer eilig das Gemach verlaſſen hatte, ſeufzte Frau Egloff tief aus ihres Herzens Grunde; ſie hatte den Verliebten durchſchaut, und des Mädchens Worte: „ja ich darf bei Gott betheuren, daß Ihr Euch nicht an mir täuſchet!“ ſchienen ihr eben ſo viele Grabesblumen auf den Sarg ihrer Hoffnungen geworfen. Nicht eitelirdiſche Liebe zog ſie an den vier und fünfzigjährigen Mann; denn ſie hatte blühende Jünglinge zurückgewieſen, die um ihre Hand geworben; aber herzzerſchneidend war ihr der Gedanke, den alternden Mann, den Gatten ihrer ſchweſterlich geliebten Freundin, als das Opfer einer Uebereilung beklagen zu müſſen; dieſe Verbindung, bei einem ſolchen Mißverhältniſſe des Alters, konnte nicht glücklich werden. „Wohl bedeuten Perlen — Thränen,“ klagte ſie, die Perlenſchnur mit feuchten Augen betrachtend und langſam zurückſchreitend in das Frauengemach.

Schon Morgens drei Uhr hatte Müller ein ſtattlich geſchmücktes Hofpferd beſtiegen, um ſchnell auf jedem Punkte der Stadt die ſtraßenweiſe aufgeſtellten einzelnen Abtheilungen zum Ganzen des feſtlichen Zuges ordnen zu können. Wohl viele hundert Mal ſchaute er bekümmert zum Himmel empor, welchen dichte Regenwolken verdunkelten. Vermuthend, daß ein losbrechender Regen den öffentlichen feierlichen Umzug unmöglich machen und auf den einfachen Umgang in der Kirche beſchränken werde, zögerten gar Viele, beſonders vornehme Herren, ihre Wohnungen zu verlaſſen, worüber der ſonſt ſo überaus gutmüthige Müller ſich zu ſeinen Kollegen ärgerlich äußerte: „dieß ſeyen ſolche Leute, die ſich ſtellen, als wollten ſie unſerm lieben Herrgott vor Andacht die Füße abbeißen und nachher entweder dieſes gottſelige Werk vor ihrem Landesfürſten verkleinern und verachten, oder wenigſtens die nächſte beſte Gelegenheit benützen, ſich von der Mitwirkung loszumachen."

Vor dem Choraltare der St. Peterskirche, wo der Biſchof von Eichſtädt das Hochamt hielt, knieten in ſtiller Andacht betend Herzog Wilhelm V., ſein Sohn, der ſpäterhin ſo berühmte große Kurfürſt Maximilian I., Ferdinand, des Herzogs Bruder, und viele Große des Hofes. Dumpf rollte der Donner von zwei ſich begegnenden Hochgewittern und flammende Blitze durchkreuzten die Wolken; ein heftiger Regen jagte alle Figuren der bibliſchen Darſtellungen in die Kirchen und Häuſer, um die köſtlichen Kleider zu ſchonen. Ueberall hörte Müller, der höchſtbetrübt unter der Kirchthüre ſtand, von der Nothwendigkeit ſprechen, den Umgang bis auf einen andern ſchönen Tag einzuſtellen, und nur ſein ernſtlicher Befehl, zu bleiben, verhinderte ein eigenmächtiges, augenblickliches Auseinandergehen.

Die fürſtlichen Perſonen ließen von Zeit zu Zeit die Thürmer fragen, wie ſich das Wetter zeige, ob demſelben zu trauen ſey, oder nicht; aber immer hieß es: dem Wetter ſey nicht zu trauen; auf der andern Seite erblicke man ganze Berge von ſchwarzen Wolken. Zweifelnd, ob man ausgeben ſollte oder nicht, ließ Herzog Wilhelm den Ordner des feſtlichen Zuges, Müller, an ſeinen Betſtuhl kommen und fragte ihn hierwegen um ſeine Meinung. Dieſer antwortete: „Der Regen würde einen ſehr großen Schaden verurſachen; aber weil Derjenige, welcher das Wetter machen und aufhalten kann, ſelbſt mitgetragen wird, und ihm, als dem allmächtigen Gotte, dieſe Ehre geſchieht, ſo bin ich der Meinung, man dürfte ihm billig vertrauen; gefällt ihm dieſe Andacht und Ehrenbezeugung, ſo wird er den Regen ſchon aufhalten, wo nicht, ſo kann er wohl auch an einem andern hiezu beſtimmten Tage regnen laſſen: ich glaube daher, man ſollte fortgehen.“

Der Herzog erwiederte: „„So will ich es dem Willen Gottes anheimſtellen und demſelben billig vertrauen; ordne den Zug, Müller!““

Der Regen hatte inzwiſchen aufgehört; nur einzelne Tropfen fielen, aber drohend hingen die ſchweren Wolken noch immer über der Stadt, ſehr geneigt, ſich in Strömen zu entleeren. Doch wunderbar verkündete der Herr des Himmels ſein Wohlgefallen an der gemeinſamen Andacht; denn als das hochwürdigſte Sacrament durch die Kirchthüre getragen wurde und der fürſtliche Kapellmeiſter Orlando di Laſſo mit ſeinen Sängern den Kirchengeſang anhub: „Gustate et videte, quam suavis sit Dominus!“ da brach die Sonne plötzlich in all ihrer Herrlichkeit durch die Wolkennacht und kränzte den Petersthurm mit ihren ſchönſten Strahlen, daß ſichtbar Allen das Kreuz auf der Spitze als Siegeszeichen der gläubigen Chriſtenheit mit wunderſamem Glanze leuchtete.

Dem guten Müller traten die Freudenthränen des andächtigen Dankes in die Augen; vor Freuden drängte er ſich durch die Umſtehenden an den Herzog, und ſprach zu dieſem mit vor Rührung gebrochener Stimme: „Gustate et videte, quam suavis sit Dominus timentibus eum et confidentibus ei!“

Mit innerer, herzlicher Bewegung äußerte Wilhelm: „Freilich! Freilich!“ *) Nun begann der feſtliche Zug, der eine nähere, aber möglichſt kurze Schilderung verdient, da er damals in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit nicht ſeines Gleichen hatte.

Die von Seiner Durchlaucht mit der Anordnung des Ganzen beauftragte Commiſſion eröffnete zu Pferde in Gallakleidern den Zug, der ſich in folgender Ordnung bewegte:

Herr Licentiat Müller, rechts Herr Pronner, links Johann Schrenkh; Herr Dr. Viſcher, rechts Herr Andrä Ligſalz, links Herr Chriſtoph Schrenkh, Herr Zweng, rechts Herr Ridler, links Herr Schobinger; Herr Ruep, rechts der Richter von Prül, links der Canzelliſt Widemann; —

zwei Herren des äußern Rathes mit vergoldeten Stäben; —

neun Stadtſöldner zu Pferde; —

vier Trompeter, an den Trompeten zierlich gemalte Panner mit dem Stadtwappen; —

ein Bürgermeiſter mit 6 Trabanten; —

drei Herolde; —

ein großer Rieſe mit einem Stabe, auf einem Berge ſitzend, als Verkünder des prächtigen Zuges; —

62 Zünfte (welche die Figuren zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente auf eigene Koſten lieferten und wovon hier nur die denkwürdigſten bezeichnet werden ſollen); —

---

*) Dieſes ganze Ereigniß iſt gleichfalls urkundlich wörtlich.

300 Perſonen, welche Stangen und Kerzen trugen, alle weiß gekleidet, mit Kränzen auf dem Haupte; —

Figuren des alten Teſtamentes.

Die Fiſcher, darſtellend die Erſchaffung des Himmels und der Erde.

Ein Fahnenträger; — die Weltkugel, und neben derſelben vier Perſonen mit langen geraden Poſaunen, woran vier Fähnchen die vier Hauptwinde bedeuteten; —

ein doppeltes Gewölk, an dem einen die Sonne, an dem andern der Mond; —

vier Engel, welche Sterne trugen, paarweiſe; —

drei Meerroſſe, die eine große Meermuſchel zogen, worauf eine, die Roſſe lenkende Sirene ſaß, das Meer darſtellend; —

Neptun, auf einem Wallfiſche reitend; —

Gott Vater, über dem Waſſer ſchwebend; —

Zwei Engel.

◆

Die Nadler — Iſaac und Rebekka —, wie Rebekka den Jakob unterrichtet, damit er den Segen ſeines Vaters vor ſeinem ältern Bruder Eſau empfange.

Ein Fahnenträger; —

Ein Brunnen, worauf Rebekka ſaß mit goldenem Trinkgeſchirre; —

Sechs Jungfrauen mit vergoldeten Trinkgefäſſen, paarweiſe; —

Ein Kameel, mit vielem Silbergeſchmeide beladen, von zwei Männern geführt.

Wie bezaubert konnten Tauſende ihre Augen nicht von der wunderſchönen Magdalena Wohlmuth wenden, welche die Rebekka darſtellte. Da wollte es Gottes Fügung, daß unter den Zuſchauern ein äußerſt reicher Weinhändler aus Botzen ſtand, Wittwer, ein hübſcher Mann von 33 Jahren, in der Uniform eines Landwehr-Hauptmanns, die ihn ausnehmend gut kleidete. „Wie ſchön! Wie ein Engel!" riefen halblaut viele handert Männer und Jünglinge, und kaum erblickte ſie der Fremde, als er von glühender Liebe für ſie erfüllt wurde. Er fragte die Umſtehenden: „Lieben, wer wais mir zeſagen wer das Menſch ſey, und ob Sy ſchon Yemant verſprochen oder nit?"

Darauf antwortete ein betagter ehrſamer Bürger: „Mein Herr, es iſ nur ein Arme wirths Kechin, doch erlich und frum, und iſ niemandt meines wiſſens verſprochen."

Schnell erwiederte der Fremde, während die Freude ſeine Wangen röthete: „Sy ſey ſo arm als Sy well und do Sy nit mehr als ein par ſchuech hat, ſo will Ich aus der Statt nit, bis Sy mein weib wirrt!" *)

Die Handſchuhmacher, darſtellend den geduldigen Job.

Ein Fahnenträger; —

Sechs Perſonen, welche Job's Güter raubten; —

Ein brennendes Haus; —

Vier Boten; —

Job's Eheweib mit ihren Verwandten; —

Zwei Diener, welche todte Kinder trugen; —

Job auf dem Miſte; drei Teufel bei ihm.

Die Mezger — darſtellend den Durchgang des Moſes durch das rothe Meer.

Ein Fahnenträger; —

---

*) Urkundlich

Moſes; —

Aaron; —

Neun Phariſäer; —

Eine reitende Jüdin; neben ihr ein Laufer.

Neun Jüdinnen; —

Acht Kinder.

Drei Juden, ihr Hausgeräth tragend; —

Pharao's Kriegsheer: ein Glied Reiter mit Tigerhäuten und eiſernen Hacken; —

Zwei Schalmeier und ein Heerpauker zu Pferd; —

Vier zu Fuß mit türkiſchen Hacken; —

Der Anführer, Herr Nikolaus Unger, zu Pferd; neben ihm vier Trabanten; —

Sein Schildknappe zu Pferd; —

Ein Glied Reiter in Panzerhemden mit türkiſchen Tartſchen; —

Zwölf Glieder, je drei und drei; —

Ein Trompeter; —

Ein Fahnenträger; —

Siebzehn Glieder; —

Der Zwerg des Herzogs Ferdinand zu Pferd; —

König Pharao auf einem Triumphwagen; vor ihm ſaß ein Edelknabe in ungariſchem Coſtüm prächtig gekleidet; —

Vier Glieder.

Die Siebmacher mit dem Propheten Jonas, den der Wallfiſch verſchlungen hat.

Ein Fahnenträger; —

Eine Galeere; —

Ein großer Wallfiſch; —

Ein König mit ſeinem Volke und 26 Bürgern in Trauerkleidern; —

Ein Oechslein und ein Rind.

Figuren aus dem neuen Teſtamente.

Die Buchbinder mit dem Kaiſer Octavianus Auguſtus, unter deſſen Regierung Chriſtus geboren wurde.

Ein Fahnenträger; —

Die vier Stadtpfeifer; —

Zwei Trophäen; —

Zwei Adler; —

Eine große Fahne; —

Drei Mohren; —

Ein Elephant, worauf ein Mohr mit einer Heerpauke ſaß; —

Ein Mohr mit einer Uhr; —

Drei Edelknaben; —

Kaiſer Octavianus auf einem Triumphwagen, umgeben von 8 Trabanten; —

Sein Leibroß, von einem Krieger geführt; —

Vier Räthe; —

Zwei Prieſter; —

Ein Poet; —

Ein Gärtner, ein Bauer, ein Maurer, ein Zimmermann; —

Der heilige Johannes der Täufer; —

Sieben Juden aus dem Volke.

Die Meſſerſchmiede mit dem Könige Herodes und den unſchuldigen Kindern.

Ein Fahnenträger; —

Zwanzig Weiber mit lebendigen Kindern; —
Vier Landsknechte; —
Ein Schildknappe; —
Ein Anführer zu Fuß; —
Vierzehn Landsknechte mit Federhüten; —
Drei Lakaien; —
Ein Schildknappe; —
Zwei Trabanten; —
König Herodes auf einem Wagen; —
Sein Leibroß, von einem Diener geführt.

Die Gürtler, darſtellend den Palmtag mit dem Einzuge Chriſti in Jeruſalem.

Ein Fahnenträger; —
Vier Perſonen, welche ein Stadtthor trugen; —
Vier Knaben, welche Palmzweige ſtreuten; —
Zwei Knaben, welche Bäume trugen; —
Dreizehn Sänger, welche ein hebräiſches Lied ſangen; —
Chriſtus auf einem Eſelein; —
Die zwölf Apoſtel; —
Vier Juden.

Die Tuchmacher, — darſtellend das Urtheil des Pilatus.

Ein Fahnenträger; —
Chriſtus, von drei Juden geführt; —
Drei Juden aus dem Volke; —
Zwei Knaben, einer mit einem Schwerte, der andere mit einem Waſchbecken; —

Pilatus mit vier Trabanten; —
Zwei Diener des Pilatus; —
Ein Edelknabe; —
Die Frau des Pilatus mit einem Teufel; —
Zwei Jungfrauen; —
Vier Trabanten; —
Ein Knabe mit einem Stuhle.

Der heilige Ritter Georg, der Drachenwürger, darſtellend das Hofgefolge.

Zwei Trompeter mit rothen und weißen taffetnen Pannern; —

Zwei Lieutenante zu Pferd in Kleidern von weißem und rothem Atlas; —

Der Reiter-Hauptmann; —

Neun und dreißig Speerreiter, je 3 und 3, in der Mitte der Fahnenträger, alle in rothen und weißen Taffet gekleidet und mit halbem Küraß gewappnet; —

Ein reichgekleideter Edelknabe zu Fuß mit der Fahne der Brüderſchaft; —

Die heilige Margaretha, den Lindwurm an einem ſeidenen Bande führend; —

Eine Jungfrau, welche ihr die Schleppe trug; —

Zwei zierlich gekleidete Jungfrauen; —

Sechs Trompeter und ein Heerpauker in Kleidern von weißem und rothem Taffet; —

Drei ſpeertragende Küraſſiere, Mann und Roß köſtlich in weißen Atlas gekleidet, mit rothen Kreuzen; —

Drei Lakaien, ganz in weißen Atlas gekleidet; —

Der heilige Ritter Georg in ganzer ſilberner Rüſtung, auf einem reichgeſchmückten Roſſe, den Federhut mit Rubinen und Diamanten geziert u. ſ. w.

Sein Schildknappe mit einer Fahne von weißer und rother Seide; —

Drei ſpeertragende Küraſſiere, wie die obigen gekleidet. —

Die Goldſchmiede, — darſtellend das jüngſte Gericht.

Ein Fahnenträger; —

Vier Engel mit Poſaunen; —

Vier arme Seelen in den Gräbern; —

Ein Wolkenberg, worauf ſich das jüngſte Gericht, Chriſtus, Maria, Johannes und Petrus befanden; —

Ein Schiff mit Teufeln, worin drei Seelen waren; —

Lucifer mit zwei Teufeln.

— Jede Zunft ward von zwei Führern geſchloſſen. —

Nun kamen alle Kreuze und Fahnen, dann:

Die ſieben Haupttugenden der heiligen Maria; —

Die zwölf Apoſtel; —

Zwanzig Engel, welche ein Loblied auf die heilige Maria ſangen; —

Die heilige Maria, köſtlich geziert, auf einem Gewölke ſitzend, auf dem Haupte eine prächtige goldene Krone, von zwei künſtlichen Engeln an Bändern von Golddol gehalten, mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt, in der Hand einen goldnen Zepter mit goldenen Strahlen tragend, umgeben von vielen Seraphim; ihre Füße ruhten auf dem Monde; neben ihr ſaßen ſieben Erzengel, hoch über ihrem Haupte thronte Gott Vater, deſſen himmliſches Licht ſich verklärend über ihr heiliges Antlitz ausgoß; —

Die vier Kirchenlehrer; —

Vier und zwanzig Pilger in ledernen Mänteln, großen Hüten mit Jakobs-Muſcheln und Stäben in den Händen; —

Die Brüderſchaft aller Seelen, auch die „elende“ Brüderſchaft genannt, in nelkenfarbigen Kleidern; —

Die Brüderſchaft der Verkündigung Maria in ſchwarzen Kleidern; —

Die Erzbrüderſchaft in braunen Kleidern; —

Die Brüderſchaft des heiligen Sebaſtians und des heiligen Nikolaus von Tolentino in leibfarbigen Kleidern; —

Die Ritterbrüderſchaft; —

57 Schüler der Peters-, und 57 Schüler der Frauenſchule in Chorröcken; —

Die Auguſtiner und Baarfüßer, die Prieſter zum heiligen Geiſt, zu St. Peter und Unſer Lieben Frau; —

Die Hofkapläne in Chorröcken, die Kanoniker zu Unſerer Lieben Frau, in römiſchen Chorröcken, ihre Kappen auf den Armen tragend; —

Die Prälaten und Weihbiſchöfe in Pontificalibus; —

Die fürſtlichen Trompeter und Hofpauker; —

Die fürſtlichen Muſiker und die Hofſänger in römiſchen Chorröcken; —

Dreizehn Engel mit den Leidenswerkzeugen Chriſti; —

Sieben Erzengel in köſtlichen Kleidern; —

Zwei Sacriſtane mit den Laternen von Unſerer Lieben Frau; —

Ein Diakon und Subdiakon; —

Der Biſchof von Eichſtädt mit dem hochwürdigſten Sacrament unter einem koſtbaren Traghimmel, der abwechſelnd von den fürſtlichen Kammerherren und den jungen Herren aus den Patrizier-Familien getragen wurde, rechts der Stadtkommandant, links der Bürgermeiſter; zur Seite gingen in zwei Reihen zwölf Engel mit ſchlanken Blumenvaſen und brennenden Wachsfackeln; —

Herzog Wilhelm V.; —

Erbprinz Maximilian; —

Herzog Ferdinand, Wilhelms Bruder; —

Des Herzogs Leibwache in zwei Reihen; zwiſchen dieſen die Vornehmen des Hofes: Rudolph Graf zu Sulz, Stephan, Freiherr von und zu Gumpenberg, Hofmarſchall, Wolf Konrad von Rechberg, oberſter Kämmerer und Hofrathspräſident, Caſtor Leoncelli, Oberſtallmeiſter, Georg Sigmund Löſch, Oberſt und Friedrich von Geisberg, Hauptmann der Leibwache, Doktor Joachim Teunerſperger, oberſter Kanzler, Chriſtoph Neuberger und Adam Wolf Metternich, Geheimeräthe u. ſ. w.

Die fürſtlichen Schützen zu Pferd; —

Ein Mitglied des innern Rathes zu Pferd mit zwei Trabanten; —

Hundert Landwehrmänner; —

Volk.

Die Phantaſie ermüdet, die freilich mitunter geſchmackloſe, aber dem Geiſte der damaligen Zeit völlig anpaſſende Pracht dieſes feſtlichen Zuges, wovon ich nur eine leichte Andeutung gab, in's Einzelne auszumalen. Bedenkt man nun, mit welcher trunkenen Andacht, wie gläubig und fromm die Leute dieſem Feſte als Mitwirkende oder Zuſchauer beiwohnten, ſo mag ſich Jedermann eine Vorſtellung von dem gewaltigen Eindrucke dieſer feierlichen Handlung auf das Gemüth von Alt und Jung machen.

Sonſt war dieſer Tag für den wackern Müller ſtets ein ungetrübter Ehren- und Jubeltag geweſen; ein beifälliges Winken des Herzogs, ein Wort der fürſtlichen Zufriedenheit machte ihn ſelig; die durch kein Ereigniß geſtörte Ausführung des unüberſehbaren Feſtzuges gereichte ihm dem Ordner und Lenker des Ganzen, zum wohlverdienten Ruhme; doch am glücklichſten fühlte er ſich dann zu Hauſe bei ſeiner treuen Magdalena, welche ihm pünktlich alle Lobſprüche wieder aufwärmte, die ſie aus dem Munde vornehmer Herren und Damen vernommen hatte. Manche treffende Bemerkung zeichnete Müller fleißig auf und benützte ſie dann im nächſten Jahre.

Doch dießmal war die vollkommene Ordnung des Zuges mehr ein Ausfluß der Gnade Gottes, als der perſönlichen Einwirkung Müllers, da dieſer gar keine andere bibliſche Figur mehr zu ſehen ſchien, als die Rebekka, die ſchöne Jungfrau und Wirthsköchin. Alle Augenblicke, wenn der Zug wegen Abſingung eines Evangeliums ſtill halten mußte, ritt Müller gar ſtattlich in kurzem Galoppe zur Zunft der Nadler, ſuchte allerlei Anlaß, etwas zu verfügen, und dabei einen züchtigen Blick der Rebekka oder eine herzliche Antwort auf eine kurze Frage zu bekommen.

Kaum war der Zug geendet und die Mitwirkenden mit allen Figuren, Kleidern und Geräthſchaften in ihren Wohnungen geborgen, als der Regen ſich in Strömen für die lange Pauſe achtungsvoller Schonung entſchädigte. Müller, der es für ſeine Pflicht hielt, als der Letzte, welcher zur häuslichen Ruhe eilte, Zeuge eines guten Endes zu ſeyn, hielt am Hausthore einer Weinſchenke auf dem Schrannenplatze und ließ das zierlich geputzte Pferd durch ſeinen Reitknecht an dieſem Tage, durch ſeinen treuen Hans, in der großen Wagenſcheune unterſtellen; er ſelbſt trat in die Schenke, von den Herren und Bürgern, die ſich bei welſchem Weine, Schinken und Würſten hier gütlich thaten, mit Lobſprüchen empfangen und begrüßt, nippte jedoch nur an den dargereichten Bechern, um eine ſchickliche Gelegenheit zu haben, von der großen Ehre zu ſprechen, daß er heute ein Gaſt an der fürſtlichen Tafel Seiner Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs ſey, wo man die fünf Sinne wohl beiſammen haben müſſe.

Obwohl er aber nur nippte und nicht trank, ſo ſchienen ihm doch alle fünf Sinne zugleich zu vergehen, als er die Aeußerung des reichen Weinhändlers von Botzen erzählen hörte. Hier galt es, durch einen raſchen Entſchluß der Werbung eines Nebenbuhlers und der Einwilligung der Jungfrau zuvorzukommen, wobei ihn die Meinung tröſtete, daß der Rang eines fürſtlichen Rathes wohl den Werth des reichſten Weinhändlers aufzuwiegen im Stande ſey.

In der Hausflur traf er den dienſtwilligen Hans, zu dem er ſagte: „Lauf gleich zum alten Gaißbauer und ſieh zu, daß du ſeine Köchin, die Magdalena Wohlmuth, unter vier Augen ſprechen kannſt; zu dieſer ſag': Jungfer Magdalena, ich ſoll Euch freundlich fragen, ob Ihr denn wirklich den Müller heirathen wollet. — Die Antwort bringſt du mir ſogleich zurück; aber ich befehle dir ausdrücklich, nur das zu ſagen, was ich dir auftrug, kein Wort mehr, kein Wort weniger.“

Hans war der pünktlichſte Diener; er pflegte auch nie viel über den Inhalt der Aufträge ſeines Herrn nachzudenken, theils weil das Denken überhaupt nicht ſeine Sache war, und theils der lieben Ruhe wegen. Doch ausnahmsweiſe, weil eben ein hoher Feſttag war, erlaubte er ſich die ſtille Bemerkung: „Ei, ei, die Landjungfrau macht doch recht ſchnell ihr Glück; ſie heirathet einen Müller; das iſt ein gutes Brod; da wird ſie eine ausgemachte Frau.“

Magdalena hatte ihr Kirchtaggewand bereits abgelegt und ſtand im reinlichen Küchenkleide am Heerde, für die zahlreichen Stadt- und Landgäſte, ſowie für das Hausgeſinde die Speiſen bereitend. Auf die haſtige Frage des Hans, welcher keine Minute verſäumen wollte, antwortete die Jungfrau lächelnd, aber hocherröthend: „Ja wahrlich, ſo Gott will, der mich mit dieſem großen Glücke begnadiget!“

Unter der Hausthüre der Weinſchenke, als wollte er nach dem Wetter ſehen, erwartete ihn Rath Müller, und hatte kaum dieſe Antwort vernommen, als er nach Hauſe ritt, ſein Gallakleid anzog und nach Hofe ging, um Seiner Durchlaucht die Anzeige von ſeinem chriſtlichen Vorhaben zu machen, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten und die gnädigſte Bewilligung zu erbitten.

Der Weinhändler aus Botzen war bereits bei dem alten Gaißbauer, als Magdalena nach Hauſe kam, und trug ihr in Gegenwart ihres Dienſtherrn Herz und Hand an; der hübſche junge Mann in der ſtattlichen Uniform gefiel ihr ausnehmend wohl, und ſie gab, weit entfernt, um eine Bedenkzeit zu bitten, auf der Stelle ihr Jawort. Nun erſt äußerte der Weinhändler, er wolle ihr zum Hochzeitangebinde ſo viele Dukaten ſchenken, als das Gewicht ihres Leibes betrage; ſie müſſe daher vor dem Kirchgange im Hochzeitkleide in der einen Schale der Münchener Stadtwage aufrecht ſtehen, und er wolle in die andere Schale ſo lange Dukaten ſchütten laſſen, bis das Zünglein der Wage das Gleichgewicht anzeige. Der alte Gaißbauer ſchlug ganz verwundert die Hände über dem Kopfe zuſammen ob dieſes wunderſamen Geſchenkes, und in den nächſten fünf Minuten erfuhren es ſchon alle ſeine Gäſte, ie es als die größte Neuigkeit durch die ganze Stadt verbreiteten. Auch erklärte der Weinhändler den feſten Vorſatz, Botzen ganz zu verlaſſen, und ſich in dem ſchönen München häuslich niederzulaſſen, deſſen Frömmigkeit in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen habe; hier werde er dann, mit des gnädigſten Herzogs und der weiſen Väter der Stadt wohlgewogener Erlaubniß, eine große Weinhandlung errichten und die baveriſchen Weine gegen Geld oder welſche Weine in Ausland abſetzen. Dieſe gemeinnützigen Abſichten gewannen ihm ſogleich die Neigung aller Bürger, welche längſt ſchon einen unternehmenden Mitbürger dieſer dieſer Art gewünſcht hatten.

Eben verließ dieſer Weinhändler das Gemach des Herzogs **Wilhelm**, als den Rath **Müller** die Reihe zur Audienz traf.

„Kommſt du etwa auch in Heirathsangelegenheiten, lieber **Müller**?"

„„Gehorſamſt zu dienen, Euer Durchlaucht, Ja!""

„Dachte mir's gleich, daß du zuletzt kommen werdeſt. Du haſt alſo, was ich ſelbſt ſehr wünſche, nichts einzuwenden gegen die Vermählung deiner Tochter **Mechtild** mit dem jungen **Anton Ligſalz**?"

„„Meine Tochter will heirathen?""

„Du weißt nichts davon?"

„„Keine Sylbe!""

„Ich kann mir wohl denken, wie das zuging. **Ligſalz** wollte zuvor meiner Einwilligung gewiß ſeyn, da deine **Mechtild** ſich im Kloſter befindet."

„Es iſt beſſer, daß ſie der Stimme der Natur folgt, als den ſtrengen Ordensregeln des Kloſters, wenn ſie den Beruf dazu nicht in ihrem Innern fühlt. Du gibſt alſo deinen väterlichen Segen zu dieſer Verbindung?"

„„Recht gerne, um ſo mehr, da Euer Durchlaucht dieſen unerwarteten Schritt meiner Tochter zu genehmigen geruhen.""

„An deinem Neffen gewinnt mein München einen wackern und reichen Bürger und die Gaißhauer-Köchin einen braven Mann; ſie ſoll das Muſter eines ſchönen und tugendhaften Mädchens ſeyn; er wird ſie mir im Brautkleide vorſtellen. Als ich hörte, das Mädchen mache ihr Glück, der Müller heirathe ſie, dachte ich: doch nicht mein bedächtiger Rath Müller, der wird wohl nicht den Narrenſtreich machen, ein achtzehnjähriges Mädchen zu heirathen. Bald aber wurde mir gemeldet, dieſer Müller ſey der Sohn Deines Bruders, des Kaufmanns in Augsburg, mit fünfzehn Jahren auf und davon gegangen, habe ſpäter in Botzen eine Weinhändlers-Wittwe geheirathet, nach ihrem Tode das unermeßliche Vermögen geerbt und ſich zuletzt über Augsburg, wo er den elterlichen Segen der Verzeihung geholt, hierher begeben. Aber ſag mir doch, lieber Müller, warum muß ich dieß alles aus fremdem Munde vernehmen, und nicht von Dir?"

„„Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, aus dem einfachen Grunde, weil ich auch davon keine Sylbe bisher gewußt habe.""

„Fürwahr, das iſt recht ſonderbar; ohne Zweifel wird dein Neffe dich heute noch beſuchen, und auch Dein Eidam Ligſalz; das Nächſte könnt Ihr wohl gleich vor oder nach der Tafel beſprechen, wozu ich Beide geladen habe. Wie ſoll ich mir aber deine vorige Aeußerung erklären, daß du in Heirathsangelegenheiten zu mir gekommen ſeyſt, wenn du von dieſen beiden Heirathsgeſchichten nichts gewußt haſt?"

Jetzt war der liebe Müller in der Klemme; er zog ſich jedoch gar nicht übel heraus.

„„Eben weil ich nicht wußte, daß meine Tochter zu heirathen gedenke, und ich das Bedürfniß einer ſorgfältigen Pflege in meinem vorgerückten Alter fühle, wollte ich Euer Durchlaucht um die gnädigſte Erlaubniß bitten, der Frau Wittwe Egloff, nach dem ausdrücklichen Wunſche meiner ſeligen Magdalena, deren treueſte und vertrauteſte Freundin ſie war, meine Hand bieten zu dürfen; nun aber ſcheint es nicht recht ſchicklich, daß der alte Vater und die junge Tochter zugleich heirathen.‘“

„Bravo, lieber Müller, das gefällt mir, und das ſchickt ſich auch, denn die Jahre paſſen zuſammen, und da du in der erſten Ehe ein muſterhafter Ehemann warſt, ſo kannſt du auch in der zweiten ein Vorbild für Deine neuvermählten Kinder werden; ihr müßt alle drei an einem Tage Hochzeit halten; ich ſelbſt will dabei erſcheinen.“

Raſch öffnete der Herzog die Thüre, welche zum Vorgemache führte, worin alle eingeladenen Herren und Damen ſich gar fröhlich unterhielten, und rief mit lauter Stimme: „Frau Wittwe Egloff, empfanget aus meinen Händen einen wackern Bräutigam, meinen lieben Rath Müller!“

Dieſer war bis zur Verſteinerung überraſcht; die Egloff erröthete jungfräulich bis über die Ohren; Frau von Haslang triumphirte; es regnete Glückswünſche und Neckereien und in wenigen Wochen wurde die Kleeblatt-Hochzeit glänzend gefeiert, die das häusliche Glück von ſechs guten Menſchen gründete. Bei dem Ehrentänzchen mit Magdalena erzählte ihr der Rath Müller, wie ſelig, aber auch wie kurz ſein Wahn geweſen ſey, der „Müller,“ den ſie heirathen wolle, könne kein anderer ſeyn, als er. In allen nachfolgenden Vorabenden der Frohnleichnamsfeſte erleichterte nun die neue Gemahlin dem Müller ſeine beſchwerlichen Dienſte; ja ſie übertraf an

Zärtlichkeit ſogar ſeine ſelige, indem ſie ihn auch der Mühe überhob, die „Jungfrauen“ zu den Figuren auszuſuchen, unter dem Vorwande, daß eine Muſterung von Jungfrauen wohl am Beſten nur von einer Frau gehalten werden könne, die einſt ſelbſt jenem vergänglichen Stande angehört habe. —

Schauerliche Ahnung.

— Skizze eines Ausfluges. —

Mein Ränzchen auf dem Rücken verließ ich am frühen Morgen des Pfingſtmontages im Jahre 182— das gaſtliche Nachtquartier im Pfarrhauſe auf dem Hohenpeißenberge, Bayerns Rigi, nachdem ich zuvor herkömmlicherweiſe den Aufgang der Sonne bewundert hatte, und wanderte über Weilheim in gerader Richtung nach Bernried am Starnbergerſee, um mich dort nach der Villa Leoni einzuſchiffen, wo ich an der Mittagstafel eine auserleſene Geſellſchaft zu treffen hoffte.

In Bernried, einer ehemaligen Probſtei der regulirten Auguſtiner-Chorherren, in welches Graf Otto von Balley, einer der mächtigſten bayer'ſchen Grafen, im Jahre 1120 ſein Schloß verwandelte, traf ich dicht am Geſtade des See's meinen Freund D*, der, in gewohnter Art tief und ſchwärmeriſch in ſich gekehrt, auf einem ſanften Hügel lag, während zwei Fiſchermädchen ſeitwärts mit einer Barke heranruderten, um ihn an das Ufer gegenüber zu führen.

D* gehörte zu den ſeltenen ſtillen Gemüthsmenſchen, die ſich eine eigene Welt in ihrem Innern bilden, friedlich darin leben und ihre beiden Augen für zwei Fenſter halten, aus welchen ſie nur gelegenheitlich in die äußere Welt ſchauen, etwa, ob die Sonne ſcheint, oder ob es regnet.

Nach dem Wunſche ſeiner Eltern, deren großes Vermögen ihm eine unabhängige Zunft ſicherte, hatte er nur aus Liebe zu den Wiſſenſchaften die akademiſchen Studien vollendet, ohne eine Anſtellung im Staatsdienſte zu wünſchen oder zu ſuchen. Er war geſonnen, auf einem herrlichen Landgute zwiſchen den bayer'ſchen Hochalpen, von ſeinen Eltern zum Ruheplätzchen in ihren alten Tagen angekauft, an der Seite eines geliebten Weſens nur die Freuden der Natur und des häuslichen Stillebens zu genießen.

Dieſes „Weſen“ hieß Emilie, die Tochter eines Beamten von geringem Range, der ſein mühſam Erſpartes auf eine vielſeitige und dennoch gründliche Erziehung und Bildung ſeiner geliebten, einzigen Tochter verwendete, welche von ihrer würdigen Mutter in allen Verrichtungen einer tüchtigen Hausfrau den beſten Unterricht erhielt.

Emilie vereinte alle Vorzüge einer edlen Seele mit ſeltener körperlicher Anmuth; ſie war ganz dazu geſchaffen, das Lebensglück eines braven Mannes zu gründen, welches nirgends ſo ungeſtört, als ferne vom Getümmel der Städte auf irgend einer einſamen romantiſchen Villa zwei liebende Herzen beſeliget.

D* kam von dem Landgute ſeiner Eltern, wo er zu dem auf den nächſten Tag beſtimmten Verlobungsfeſte alles Nöthige angeordnet hatte; auf der Villa Leoni erwartete ihn am Pfingſtmontage Emilie mit ihren Eltern. In froher Umgebung wollte er den Vorabend dort feiern und ſpäter, im magiſchen Mondlichte, mit ihnen auf das Landgut fahren. Freundlich drang er in mich, an jenem

Feſte Theil zu nehmen, und ich verſprach, am andern Morgen frühzeitig auf dem Schloſſe mich einzufinden.

Wir hatten uns zufällig ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen: Verliebte haben bekanntlich ſelten eine Stunde frei, die ſie der Freundſchaft weihen können, was ich ihnen auch gar nicht verarge; denn ich machte es ja auch ſo. Ich kannte ſein Verhältniß, ohne zu wiſſen, daß es ſchon ſo weit gediehen ſey.

Unter dem grünen Zelte meines Regenſchirmes ſchützten wir uns gegen die verſengenden Strahlen der Sonne; ohne Regenſchirm ſollte Niemand, am wenigſten ein Münchener, zu Fuß einen Ausflug auf's Land machen, da ſein dreifacher Nutzen, als Stock, Regen- und Sonnenſchirm, eine dankbare Anerkennung verdient. Da jedoch geſchrieben ſteht, daß der Menſch nicht blos vom Regenſchirme lebt, und aus gerechter Beſorgniß, es möchte mich etwa ein Sturm auf eine wüſte Inſel verſchlagen, nahm ich aus weiſer Vorſicht zwei Dutzend geräucherte Renken (eine Gattung trefflicher Fiſche, im Durchſchnitte von der Größe eines Härings), ein Stückchen Hausbrod, ungefähr ſo groß, wie der Ballſchuh einer Elephantin, und in einem kupfernen Gefäſſe mit Schraubdeckel eine Ladung Bier in Bernried an Bord, womit ich guten Freunden und Bekannten bei Leoni einen Morgenimbiß auftiſchen wollte.

Als wir vom Ufer ſtießen, wendete ſich die Barke (in der gemeinen Fiſcherſprache daſelbſt „Einbaum“ genannt), und der volle Anblick des Kloſtergebäudes führte mich auf ein Geſpräch über die heilige Herluka, eine berühmte Nonne, die zuerſt bei dem Dörfchen Eppach lebte, und dann unter den erſten zwei Pröbſten, Sigibot und Otto I., mit dem gelehrten Paul von Bernried in dieſes Kloſter kam, wo ſie in Geſellſchaft vieler andern Jungfrauen lebte; denn damals ſtanden in vielen Ländern neben den Mönchsklöſtern auch Nonnenklöſter.

Ich erinnerte D* an die Sage von dieſer Herluka, daß ſie mit einem prophetiſchen Geiſte begabt geweſen und viele Schickſale des deutſchen Reiches vorhergeſagt haben ſoll; die Handſchrift dieſer Weiſſagung, behaupte man, befinde ſich in der berühmten Heidelberger Bibliothek.

„Was hältſt du von der Gabe der Weiſſagung?“ fragte ich ihn.

Unvergeßlich wird mir der Moment ſeiner Antwort bleiben. Mit gekreuzten Armen hatte D* in den Wellenſchlag der Ruder geſchaut; nun wendete er langſam ſein faſt erbleichendes Antlitz gegen mich und ſprach mit einem feierlichen Ernſte, deſſen Ton mich mit unheimlichem Schauer durchrieſelte: „Ein ſcharfſinniger Geiſt, der die Weltgeſchichte kennt und von gleichen Urſachen auf gleiche Wirkungen ſchließt, mag bisweilen die künftigen Schickſale der Völker vorherſagen; das läßt ſich vernünftig erklären; aber wehe dem Unglücklichen, der die unheilvolle Gabe beſitzt, Entſetzliches aus ſeiner nächſten Umgebung zu weiſſagen, ohne dieſe Gabe in der Natur der Dinge begründet zu finden, ja, ohne ſelbſt darauf verzichten zu können! Der ſtille Friede des Beneidenswerthen, deſſen Zukunft die Vorſehung gnädig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt hat, wird nie in ſeinem Herzen einkehren.“

D* ſank nach dieſen Worten wieder in ſeine vorige Schwermuth, und ich auf meine Renken hin.

„Aufheben, oder nicht aufheben?“ — dachte ich mir, — „das iſt die Frage.“ Heb’ ich ſie auf, und find’ ich bei Leoni mehr Freunde als ich Renken habe, (und Renken-Freunde gibt’s gewiß ſehr viele!) ſo verliere ich alle Freunde, die von mir keine Renken bekommen; auch iſt's unſchicklich, in einem gaſtwirthlichen Orte die Leute mit heimlichen Zufuhren zu füttern, eine unerlaubte Gewerbsbeeinträchtigung. Vielleicht, und zwar ſehr wahrſcheinlich, ſitzen meine Freunde ſelbſt ſchon vor renkenvollen Schüſſeln, wenn ich lande, und kommen meiner Einladung zuvor.

Alſo: „Selbſt eſſen, oder nicht ſelbſt eſſen?" das war jetzt die einzige, höchſt einfache Frage, die mit „ſelbſt eſſen" beantwortet wurde.

D* war gewohnt, nach dem Buchſtaben zu leben; weil es nicht geſchrieben ſtand, daß er jetzt Renken eſſen dürfe, lehnte er dir Theilnahme an meinem Frühſtücke ab, den beiden Mädchen mußte ich doch ein Anerbieten machen, um ihnen aber das „Ja!" zu erſchweren, fragte ich ſie: „Nicht wahr, liebe Mädchen, ihr mögt keine Renken?"

„„Nein, Herr."" antworteten ſie, „„aber Bier und Brod wär' uns ſchon recht.""

Ich fütterte nun die Fiſchermädchen, als wären ſie Fiſche, mit Brod; daß ſie aber keine Fiſche waren, bewieſen ſie mir, als ich ſie tränkte; denn Fiſche trinken gewiß nicht ſo viel Bier.

Mit einem guten Willen kann der Menſch viel leiſten, wenn er ſich Zeit läßt; gemüthlich verſenkte ich die harmloſen jüngſten Kinder des Starnbergerſee's, die 24 Renken, und als wir auf der Höhe der Villa Leoni ſegelten, lagen nur mehr ihre Gebeine zu meinen Füßen. Aber weit entfernt, mit dem großen Römer Scipio zu ſagen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine ſollſt du haben!" warf ich meine Gebeine, (denn weil die Renken meine Renken waren, ſo mußten natürlich ihre Gebeine auch meine Gebeine ſeyn,) in den feuchten heimathloſen Schooß ihres gemeinſamen Urſprunges hinunter.

Aus den romantiſch gruppirten Buchenbäumen und Gebüſchen der Villa Leoni rauſchten uns fröhliche Lieder, Alpengejodel, Guitarrenklänge, Gelächter und Jauchzen begrüßend entgegen.

Stattliche Schlöſſer in alterthümlichem Style und beſcheidene Fiſcherhäuschen umgürten den lieblichen Starnbergerſee, und jeder Ort hat ſeine eigene Anmuth; auch fehlt es nirgends an Bewirthung, mehr oder minder gut; doch die wahre Heiterkeit, das wahre Leben am See, iſt nur auf der Villa Leoni zu Hauſe, deſſen bejahrter Beſitzer ſelbſt noch jugendlich-fröhlich die Kreiſe ſeiner muntern Gäſte belebt und Scherze mit Scherzen vergilt. Da lebt man ſo zwanglos, wie in einem Bade, und an ſchönen Tagen fehlt es nie an ſchöner Geſellſchaft.

Niemand wird durch die Doppelkreide geprellt: alles iſt taxirt, und Jeder weiß ſeine Zeche, bevor der Wirth ſie ihm ſagt; den beſten Weinen, zu höhern und geringern Preiſen, für jede Sorte kaum merkbar höher als in München ſelbſt, ſchließt ſich ein vortrefflicher, ächter klaſſiſcher Kaffee an, den man nach Belieben noch mit feinen Liqueuren würzen kann.

Das originellſte und ſelbſt in der Geldklemme noch heiterſte unter allen Völkern der Erde, das Theatervolk, erholt ſich hier von ſeinen Anſtrengungen auf der Hofbühne, — und weiß den reizenden Ort mit den bunteſten Gefilden der Phantaſie geſellig auszuſchmücken.

Ach, an jenem Morgen meiner Landung war's, wo ich die nun auf ewig verhallten Wunderklänge der erſten Nachtigall unſerer Oper, der ſeligen Frau Klara Metzger-Veſpermann, zum letztenmale mit trunkener Seele auf jener Villa vernahm!

Sie ſtand auf einem Abhange hinter einem Gebüſche, jedem Blicke dicht verborgen, und ſang das bekannte Alpenlied:

„Wenn der Gamsbock übern Stiegel ſpringt," u. ſ. w. mit hinreißender Bravour, und jodelte am Schluſſe jeder Strophe mit unglaublicher Kraft und Gewandtheit, während ihre Pauſen eine Clarinette mit den lieblichſten Variationen ausfüllte.

Der Salon, das Zelt vor dem Hauſe, Tiſche unter den Buchen, vereinten zahlreiche Gäſte zur Mittagstafel, an welcher das ausgezeichnete Küchentalent der achtungswürdigen Frau des Hauſes laut von allen Lippen geprieſen wurde.

Dürfte ich einmal mein müdes Haupt irgendwo zur Ruhe legen, um mich von ausgeſtandenen bittern Leiden zu erholen, Leoni's Villa würde ich wählen! Sinnige Freunde dieſes herrlichen Aufenthaltes haben ſich hinter der Villa, an der aufſteigenden ſchattigen Anhöhe, geſchmackvolle Häuschen mit Gärtchen gebaut; wie oft hab' ich dieſe Glücklichen beneidet!

Der an der Seite ſeiner Geliebten Emilie überſelige D* war wie umgewandelt; keine Spur von Schwermuth trübte ſeine von der innigſten Freude gerötheten Wangen.

Seewärts, rechts von der Villa, einige Schritte von ihr entfernt, ſteht dicht am Geſtade ein Tiſch mit zwei Bänken in einer Laube; dorthin lud mich D* zum Kaffee! Ich ſaß links an der Ecke, zu meiner Rechten Emilie, mir gegenüber mein Freund, um nur ſeiner Angebeteten immer in das roſige Antlitz ſchauen zu können, die mit dem ſchönen Ebenmaße eines kräftigen Körpers das Bild der Geſundheit verſinnlichte.

Es wurde gelacht, geſcherzt, geneckt, geſungen; junge Herren mit und ohne Guitarren umſchwärmten den Tiſch, und Jeder wollte irgend ein geſelliges Talent glänzen laſſen. Begann der Eine mit lieblicher Tenorſtimme:

„Dieß Bildniß iſt bezaubernd ſchön,“ u. ſ. w.

ſo ſtießen vier Andere taktmäßig ihre Gläſer aneinander, und brummten im tiefſten Baß:

„Uns iſt's Alles eins, uns iſt's Alles eins,
Ob wir Geld haben, oder kein's,“ ꝛc.

Da fiel es einem jungen Baukünſtler ein (obgleich einem Baukünſtler eigentlich nichts einfallen ſollte), einen Kaffee-Toaſt auf das Wohl der ſchönen Damen an der Tafel auszubringen, und raſch klirrten die Taſſen in der Runde. D* und ſeine Emilie ſtießen mit freudeſtrahlenden Blicken an; ſie wechſelten, nachdem ſie genippt hatten, die Taſſen, um dieſe gerade an jener Stelle mit den Lippen zu berühren, wo ſie zuvor vom Munde genommen waren.

Nur ich bemerkte dieß Spiel mitten im lauten Jubel.

Emilie wendete trinkend ihr Köpfchen an die Rücklehne, um einem Herrn zu antworten, der eine Frage an ſie ſtellte. D* trank; doch plötzlich ſtellte er die Taſſe vor ſich auf den Tiſch hin; alle Spur des Lebens ſchien aus ſeinem Geſichte zu weichen, einem Menſchen ähnlich, der von einer tödtlichen Ohnmacht ergriffen wird.

Ich hielt dieſen Zuſtand für ein plötzliches Unwohlwerden; um durch keine Beſorgniß die Geſellſchaft zu ſtören, ſagte ich gefaßt: „Komm, Freund, wir wollen ſehen, was die Andern machen!“ Raſch zog ich ihn vom Sitze weg dicht am Geſtade fort, jeden Gaſt vermeidend, bis wir im Walde allein waren.

„Was fehlt dir, lieber Freund? Biſt du krank?“

Als er die Stimme wieder gewonnen hatte, ſprach er:

„Zum viertenmale in meinem Leben hat ſich vor wenigen Augenblicken die unheilvolle Gabe wieder geäußert, Entſetzliches aus meiner nächſten Umgebung weiſſagen zu können, und pünktlich traf bisher alles ein. Kaum hatte ich aus Emiliens Taſſe getrunken, als ich mir gegenüber ihre — Leiche lehnen ſah, mit bleichen Wangen, geſchloſſenen Augen, die Hände auf der Bruſt, von einem Roſenkranze durchſchlungen, zum Gebete gefaltet, angethan mit einem weißen Gewande, geziert mit Roſenſchleifen, einen Kranz von weißen Roſen durch die Haare geflochten. Dieß Bild verſchwand erſt, als deine Hand mich berührte.“ —

Daß es Menſchen mit ſolchen ſchauerlichen Vorahnungen gibt, — man nennt ſie Leichenſchauer, — möchte ich nicht bezweifeln; es war nicht der erſte Fall, den ich ſelbſt erlebte; aber dem Freunde durfte ich dieſen Glauben nicht bezeugen. Er war nicht in der Stimmung Vernunftgründe anzuhören; ich mußte über den ganzen Vorfall herzlich lachen, um ihn zu heilen, und die furchtbare Erſcheinung als die Wirkung einer krankhaften Hirnthätigkeit erklären, die er durch den ungewohnten Genuß von vielem und ſtarkem Weine, von aufreizendem Kaffee nach der Sonnengluth unſerer Seefahrt, und durch überſpannte Freude ganz natürlich veranlaßt habe.

„Wenn Emilie,“ ſchloß ich, „in der ſichtbaren Fülle einer muſterhaften Geſundheit eine Leiche werden könnte, ſo müßten wir zwei eigentlich ſchon lange begraben ſeyn.“

Sein Verſtand ſiegte tröſtend über ſeine Phantaſie; er merkte jedoch Tag und Stunde der Erſcheinung in ſeiner Schreibtafel an. Eine Flaſche friſches Zuckerwaſſer kühlte ſein Blut, und bald wurde er wieder ſo heiter wie zuvor.

Man hatte uns kaum vermißt. Gegen Abend fuhr er mit Emilie und ihren Eltern auf das Landgut; ich mußte wiederholt verſprechen, am andern Tage gewiß zum Verlobungsfeſte zu kommen. Ich hielt Wort, nachdem wir die Morgenſonne, dem Schlafe entſagend; bei Becherklang mit dem trefflichen Liede begrüßt hatten:

„Bald prangt, den Morgen zu verkünden,“ ꝛc.

Später wohnte ich auch dem Trauungsfeſte der Glücklichen bei, und habe ſie noch öfter beſucht auf ihrem Schloſſe. Emilie überſtand glücklich ein gefährliches Wochenbett; bald darauf wurde ſie von einem Nervenfieber befallen, welches die vereinte Kunſt unſerer größten Aerzte verhöhnte: nach Jahr und Tag, genau an demſelben Monatstage, in derſelben Stunde, da D* ein Jahr früher jene furchtbare Erſcheinung hatte, war Emilie — eine Leiche. —

Die Leiden meines Freundes vermag ich nicht zu ſchildern. Ein holdes Töchterchen, auch eine Emilie, das ſprechend ähnliche Abbild der ſchönen Mutter, iſt die einzige Blume, die noch auf den Ruinen des heiligen Tempels ſeiner häuslichen Seligkeit, ihm zum Troſte, heranblüht. —

Hunger-Tortur.

Ausgeſtanden und erzählt.

In den Ferienzeiten meiner Jugend, da ich noch den Appetit eines mittelmäßigen Hayfiſches hatte, trieb ich eines Herbſtes mich im bayeriſchen Walde bei den gaſtfreundlichen Beſitzern der Glashüttenwerke, zwiſchen Deggendorf, dem lieben, gemüthlichen Städtchen, und dem Arberberge herum, überall willkommen, weil man niemals nöthig hatte, mich zum Eſſen zu bereden, und die herzlichen Menſchen ſich gekränkt gefühlt hätten, wäre das Aufgetragene nicht behaglich verſenkt worden.

Ach, damals, damals war ich noch ein glücklicher Schwärmerling! Damals kam mir die Welt noch vor, wie eine ungeheure Ragout-Paſtete und die dunkelblaue Himmelskuppel wie ein Paſtetendeckel von Blätterteig, karpfenblau angelaufen. Damals hatte ich an der Schöpfung noch nichts zu tadeln, als daß die Vögel in der Luft ungebraten ſangen, und das Wild in den Wäldern ſteckte, anſtatt in den Töpfen. Mein Freund Clemens, ein geiſtvoller Jüngling, der ganze Nächte hindurch ſtudirte, um am Tage Billard ſpielen zu können, ſpäterhin, kaum 20 Jahre alt, in einem Geſundheitsbade ertrank, — ungeheure Ironie des Todes! — las fleißig die „Leiden des jungen Werther“ von Göthe, während ich über den Saucen-Recepten im Kochbuche meiner Mutter ſo emſig brütete, als wollte ich die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis enträthſeln. Sehnte ſich das Herz meines Freundes nach einer ſo liebenswürdigen Lotte, wie die Angebetete des unglücklichen Werther, ſo brach mir das meinige bei der lebhaften Vorſtellung eines in Burgunder geſulzten Auerhahnes.

O Gott, wir Beide litten viel! War irgendwo von einer geſchickten Köchin die Rede, ſo wurde meine Phantaſie von großartigen Küchengedanken erfüllt, als hätte ich Plutarchs Lebensbeſchreibungen berühmter Helden geleſen. Bei einer Verſteigerung kaufte ich einmal um 9 Kr. einen Foliobands: „Geſchichten von unerhörten Freſſern,“ wovon ich die ſechs merkwürdigſten zu einem Heldengedichte in ſechs Geſängen benützte, das ich leider unter meinen Papieren nicht mehr finde.

Bei einem fröhlichen Mittagsmahle in Deggendorf, nach einer langen Garnitur von Speiſen, war vom Appetitte die Rede; die Meinungen für und wider blieben getheilt und führten zu einer Wette, und ich aß zum Schluſſe, unvorbereitet, nur ſo in Gedanken, noch einige gebratene Enten; wie viele, wüßte ich wirklich nicht mehr anzugeben; genug, mein Ruf war gemacht und breitete ſich auf Kochlöffel-Schwingen, durch Weitererzählen übertrieben, auf ſechs Meilen waldeinwärts aus.

An einem Montage war in dem Wirthshauſe eines anmuthigen Dörfchens Nachkirchweihe; die luſtigen Ländler ſchallten hinüber bis zu den dichtbelaubten Eichen, unter denen ich mit geſpanntem Gewehre auf Nußhäher lauerte. Ich erlegte ſieben Stücke und kam mit gefüllter Jagdtaſche in der Küche des Wirthshauſes an, mit der Bitte, ſie zu dünſten. Die Köchin ſchaute mit lächelnd mit großen Augen an und fragte, ob ich ſonſt nichts zu eſſen verlange. Dieſe Frage war mir gar nicht auffallend; ich beſtellte noch eine Tracht Würſte und einen Rehſchlegel. „Kommen ihre Kameraden bald nach?“ „„Nein, ich ſpeiſe allein!““ Mit dieſen Worten verließ ich die Küche und drängte mich durch die tanzenden Landleute in das ſogenannte Herrenſtübchen. Hier traf ich die Honoratioren der Nachbarſchaft: einige Glashüttenmeiſter, einen Gerichtsdiener und einen alten Herrn Pfarrer mit ſeiner alten Köchin. Von innerer Sympathie angezogen, nahm ich ſogleich an ihrer Seite Platz, knüpfte ein Geſpräch über das Wetter, die Jagd und die Kirchweih an und verzehrte in gemüthlicher Ruhe, geräuſchlos, alles, was ich beſtellt hatte. Eine komiſch-unheimliche Bewegung ergriff die mich Umgebenden, als ſie ein Gericht nach dem andern verſchwinden ſahen; nur die Köchin verbarg ihr Erſtaunen, indem ſie ihre ganze Küchenweisheit auskramte. Das war mein Fach, und ſie war über meine Kenntniſſe hierin ſo verwundert, daß ſie mich für einen Hofkoch hielt. Meine Verehrung für dieſe Köchin ſtieg mit jeder Minute, und ich überhäufte ſie mit Lobeserhebungen; als ich zufällig den Namen des Herrn Pfarrers vernahm, machte ich ihm die auserleſenſten Complimente über ſein großes Talent als Prediger, welches ſelbſt in der Hauptſtadt ſehr vortheilhaft bekannt ſey, wo man ſchon längſt gewünſcht habe, ihn als Prediger an einer der beiden Pfarrkirchen zu beſitzen. Glücklicherweiſe hatte ich die ſchwache Seite des alten Herrn getroffen; denn das Predigen war in der That ſeine ſchwächſte Seite, und man erzählte mir ſpäterhin, ſelbſt Bauern ſeyen ſchon öfter, wenn er predigte, in Ohnmacht gefallen; inzwiſchen hielt er ſich doch für einen großen Prediger. Mit dem Teller lag. Die Köchin lenkte das Geſpräch auf meine Lieblingsſpeiſen und ich nannte ihr: Wildgeflügel, Haſen, Rehſchlegel, Enten, Fiſche u. ſ. w. „Ei ſo ſchenken Sie uns am nächſten Sonntage die Ehre; ich will ſehen, ob Sie mit unſerer kleinen Küche zufrieden ſein werden,“ ſprach ſie gar verbindlich, und ich nahm die Einladung mit Vergnügen an.

Eine Stunde darauf entfernten ſich der Pfarrer und die Köchin, und nun zogen die Anweſenden über ſie los. „Das iſt der größte Geizhals weit und breit, hieß es, der keinem Armen einen Pfenning gibt und ſich ſelbſt nichts vergönnt; ſchwarze Nudeln, Käſe und Brod iſt ſeine tägliche Koſt, und das Geld ſcharrt er zuſammen und verſteckt es, daß man oft keinen Kreuzer bei ihm finden könnte. Nun wir gratuliren zum Voraus! Das wird eine ſaubere Bewirthung werden.“

Solche Aeußerungen waren freilich nicht geeignet, mich zu appetitlichen Hoffnungen zu berechtigen; inzwiſchen gab ich doch den feſten Glauben nicht auf, im ſchlimmſten Falle wenigſtens einen gebratenen Haſen in der Rahmſauce zu finden, und dieß wäre doch immer *etwas* geweſen, wenn auch *nicht viel*.

Vorſichtige Menſchen gehen großen Unternehmungen nicht ohne Vorbereitung entgegen; ich aß alſo am Abende des Freitags *zum letztenmale* und trat am Sonntage Morgens 9 Uhr die kleine Fußreiſe von zwei Stunden bis zum Pfarrhauſe an; in meiner Jagdtaſche ſteckten eine gebratene Gans und ein Stückchen Brod von der Größe des Tanzſchühchens eines Elephanten. Welcher kluge General wird ohne Reſerve ins Feld rücken. Vergebens würde ich es verſuchen, jene *innern Leiden* zu ſchildern, die mich am Samſtage über und noch mehr an jenem verhängnißvollen, krämpfe und mußte mich im Walde mehr als zwanzigmal niederſetzen, weil meine Füße mich nicht mehr trugen. Oft wollte ich nach der Gans greifen, aber immer hielt mich mein guter Genius zurück. Halb 12 Uhr Mittags war's, als ich vor dem Pfarrhauſe ſtand; kein Küchenrauch ſtieg durch den kalten Kamin; kein Huhn pickte Körner auf dem Miſthaufen; keine Gans, keine Ente wackelte über den Hof; keine Taube girrte im Kobel; kein menſchliches Weſen ließ ſich hören. Ich trat in das Haus, ſtieg die Treppe mit pochendem Herzen hinauf, klopfte an. „Herein!“ O ewige Götter, welch' ein Anblick! Der Herr Pfarrer ſaß mit ſeiner Köchin vor einer gewaltigen Schüſſel mit rauchenden Erdäpfeln, die ſie mit Butter verzehrten.

„Tauſendmal willkommen! Nun das iſt ſchön, daß Sie uns auch einmal beſuchen. Nehmen Sie nur gleich Platz und halten Sie mit, wenn Ihnen dieſe Eremitenkoſt behagt; die Erdäpfel ſind doch das Beſte, was uns Deutſchen von Amerika geblieben iſt.“ Ich wünſchte in dieſem Augenblicke alle Erdäpfel der ganzen Welt wieder nach Amerika zurück, woher ſie gekommen, und den Herrn Pfarrer dazu, ſammt ſeiner Köchin. Natürlich ließ ich mir aber nichts merken und war ſo charmant, als es ein junger Menſch mit Hyänenhunger nur immer ſein kann. Der Herr Pfarrer wies mir ſeine ſehr einfach eingerichteten Zimmer, auch die kleine, gut gewählte Bibliothek; ich ſchlug ein Buch auf; die Buchſtaben ſchwammen nur ſo vor meinen Augen, indem die Schwäche mich mit Schwindel heimſuchte. Als wir bei der kalten Küche vorübergingen, brachen mir vollends die Kniee, denn nun gab ich jede Hoffnung auf. Mit ſtiller Liebe gedachte ich meiner Gans in der Jagdtaſche und ſehnte mich in Waldesnacht hinaus, um der Gebratenen dort zu verkünden, daß ich ſie „zum Freſſen lieb“ habe, wie machen, auf eine ſchickliche Weiſe mich zu empfehlen, als der Herr Pfarrer ſagte: „Eben recht, ich muß Ihnen ja doch zuvor noch eine von mir erfundene Flachsſpinn-Maſchine zeigen.“ Um nicht unhöflich zu ſein, folgte ich ihm auf den Heuboden hinauf und ließ mir eine halbe Stunde lang den Mechanismus der Maſchine erklären. Ich lobte ſeinen Erfindungsgeiſt, um nur bald loszukommen. Als wir wieder im Hofe ſtanden, drückte er mir freundlich die Hand und ſprach: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihren gütigen Beſuch; mich ſoll es ſehr freuen, wenn es Ihnen bei mir gefallen hat.“ Die Köchin ſtand triumphirend an ſeiner Seite, und machte einen Abſchiedsknix nach dem andern. Das war doch zu arg! Ich wollte mich durchaus nicht lächerlich machen und verlor keinen Augenblick meine Heiterkeit. Doch raſch trat ich in das Zimmer, ergriff Hut, Jagdtaſche und Gewehr, um zu gehen.

„Ei, laſſen Sie doch Ihre Sachen liegen bis nach Tiſch; ſie ſind hier gut aufgehoben!“ rief wohlmeinend der Pfarrer.

„„Bis nach Tiſch!““ Ha, dachte ich mit Schiller:
„Drei Worte nenn' ich euch inhaltſchwer“ u. ſ. w.
Alſo hat der Pfarrer doch einen Tiſch für mich!

„O eine edle Himmelsgabe iſt
Ein Tiſch, der ſeufzet unter Speiſenlaſt,
Zu laden ſeinen hungervollen Gaſt,
O ſpeiſenreicher Tiſch, ſey mir gegrüßt!“

So improviſirte ich, entzückt von der Botſchaft; denn iſt der Magen leer iſt, fängt der Geiſt zu dichten an, wenigſtens darauf zu dichten, wie er jenen wieder beſchwichtigen kann. Er führte mich in ein geräumiges Gartenhaus zwiſchen Nußbäumen; in einem niedlichen Salon unterhielten ſich eben zwei aus der Nachbarſchaft geladene Geiſtliche, die mich mit zuvorkommender Artigkeit empfingen. Der überraschend freudige Anblick der Tafel, der plötzliche Uebergang von ſpeiſenloſer Nacht des Gemüthes in das Licht der reich beſetzten Tafel, deren Gerichte in einer niedlichen Nebenküche bereitet wurden, hätte mich beinahe durch einen gelinden Nervenſchlag den Leiden der Welt und den Freuden der Tafel auf ewig entzogen und einen Raſenhügel, wie einen umgeſtülpten Topf, auf mein frühes Grab geſetzt. Doch gnädig wendeten die Götter ſo großes Unheil von mir ab. Der Pfarrer entſchuldigte den Scherz, den er ſich mit mir erlaubte, indem er zu wiſſen gewünſcht, ob die widrigen Schilderungen, die ich im Wirthshauſe über ihn, nach ſeiner Entfernung, ohne Zweifel werde vernommen haben, vermögend geweſen ſeyen, auf mich einen Eindruck zu machen; denn daß ſo über ihn dort immer geſprochen werde, ſey ihm ſchon oft gemeldet worden; er freue ſich übrigens, in ſeiner guten Meinung von mir ſich nicht geirrt zu haben.

Zu meinem Hunger geſellte ſich nun auch die Rache wegen einer Prüfung, die mein junges Leben hätte koſten können.

„Wie viel ich damals aß? Ich weiß es nicht?
Und wüßt' ich's auch, wer würde mir es glauben?“

Die Mitſpeiſenden legten bald ihre Tafelwaffen nieder, Meſſer und Gabel, und wurden erſtaunte Zuſchauer. Gleich dem raſenden Roland räumte ich auf zwiſchen zahlloſen Gebeinen verzehrter Wald- und Hausvögel, die kurz zuvor noch mit barbariſch umgebrochenen Hälſen den letzten Blick auf ihr federleichtes Daſeyn geworfen hatten. Ich war ſprachlos, das heißt: ich ſprach nichts, um die koſtbare Zeit nicht zu verlieren; nur dem Becher gönnte ich einige Pauſen, nach der goldenen Regel eines wackern alten Rittmeiſters, eines tapfern Haudegens: „Trink nie vor und nach der Suppe, aber nach dem Rindfleiſch, was ein Mühlrad treibt!“

Als die Natur mir zurief: „Bis hieher und nicht weiter!" überſchüttete ich die Pfarrerköchin mit einer delikaten Sauce wohlverdienter Lobſprüche über ihre ausgezeichnete Kochkunſt, verſprach ihr ein recht hübſches ſeidenes Halstuch zum Andenken, bat den Herrn Pfarrer dringend, mir zu ſagen, wann er denn wieder eine Predigt zu halten gedenke, die ich unmöglich verſäumen könnte, bedankte mich gar höflich und ſchritt dem Walde zu, vergaß jedoch nicht, gleich an die Jagdtaſche zu greifen, ob nicht eine profane Hand meiner Gans mich beraubt habe.

Mitten im Walde empfand ich erſt, daß die Natur mir dießmal den Dienſt verſagte. Ich fühlte mich ſo aufgetrieben, wie eine Rieſenſchlange, die einen gänzen Hirſch in ihrem Bauche hinuntergeringelt hat, und bis zur Verdauung vier bis ſechs Wochen regungslos im Walde liegt, in welchem Zuſtande ſie gewöhnlich von den Indianern erſchlagen wird. Da es nun glücklicherweiſe in dieſem Walde keine Indianer gab, ſo legte ich getroſt mein Haupt auf den Moospfühl unter einer gewaltigen Eiche, unfähig, auch nur noch einen Schritt zu thun. So entſchlief ich, ein Opfer ſündhafter Völlerei und erwachte erſt gegen 3 Uhr Morgens, als der kalte Morgenwind über meine Wangen ſtrich. Ein namenloſer Appetit ſtellte ſich ein, als wäre ich geraden Weges aus Ugolino's Hungerthurme gekommen. Lebendige Gänſe haben einſt das Capitol gerettet; ich glaube, eben deßwegen waren ſie mir immer ſo lieb und werth; einer gebratenen Gans, meiner herzallerliebſten Reſervegans, war es vorbehalten, an dieſem Tage ein junges Dichterleben zu retten; denn der erſte Strahl der Morgenſonne beleuchtete noch den letzten Biſſen der wohlgebackenen Mehlſpeiſe, genannt Brod, womit ich den letzten Biſſen der verzehrten Gans in den Magen escortirte. Neu geſtärkt wanderte ich nach dieſem leichten Jagdfrühſtücke weiter, und konnte nun wohlgemuth und ruhig dem nächſten Mittagsmahle entgegen ſehen.

◆

Andrea.

Das Schooßkind des Glückes.

„Auf, fauler Burſche, zur Arbeit!“ brummte an einem Montage, lange vor Aufgang der Sonne, der Oberknecht eines Landmannes in dem Dörfchen Monzi, in der Grafſchaft Nizza, zur halbgeöffneten Thüre der Kammer hinein, worin der achtzehnjährige Andrea auf einem ärmlichen Strohſacke mit verbundenem Kopfe von den Schlägen ausruhte, die er am Sonntage in der Schenke ausgetheilt und empfangen hatte.

Andrea war elternlos, ein kleiner, dürrer, gelber Kerl, in jeglicher Arbeit gewandt, wenn er Luſt fühlte, zu arbeiten, was ſich jedoch ſelten ereignete. Der Bader in Monzi betrachtete ihn als ſeinen beſtändigen Kunden, der richtig alle Sonn- und Feiertage einen Verband brauchte und dafür mit der Bezahlung frei ausging, weil er ihm gewöhnlich noch ein halbes Dutzend andere, von ihm blutig geſchlagene Köpfe lieferte, welchen der Heilkünſtler auch Andrea's Verbandgebühr weislich in die Zeche brachte. Denn Andrea war ſtreitſüchtig, raufluſtig und verwegen; zehnmal aus der Schenke hinausgeworfen, drang er zehnmal wieder hinein und ſchlug mit abgebrochenen Stuhlfüßen um ſich herum, ſo lange er nur einen Arm bewegen konnte. Der Richter hatte ſchon alle ſeine Strafgewalt an ihm vergebens erſchöpft und erklärt, daß hier, ſo zu ſagen, Hopfen und Malz verloren ſey, wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gab, es würde wohl am beſten ſeyn, wenn Andrea bei einem ſolchen muthwillig herbeigeführten Raufhandel einmal gelegenheitlich den Garaus fände.

Mürriſch ſchlich der Burſche aus ſeinem Neſte, worin er noch in ſeinem Sonntagsſtaate lag, warf den Spaten über die Schulter und ſchlenderte ſo über die Hausflur. Da kam ihm die Tochter ſeines Brodherrn, die hübſche Maria entgegen, die er ungeachtet ihres Sträubens bei dem Köpfchen faßte und mit Gewalt küßte.

Auf ihr Hülferufen ſprang Maria's beſtimmter Bräutigam, der Oberknecht Battiſta, herbei und ſchlug ſogleich auf den verwegenen Burſchen los. Dieſem kam der Angriff gerade erwünſcht; er trug ſchon lange einen heimlichen Groll gegen ihn in ſeinem Herzen und fand nun dieſe Gelegenheit ſehr paſſend, den Gefühlen ſeiner Fäuſte Luft zu machen. Schon hatte er den großen, ſtarken Gegner zu Boden geworfen, als die Braut in ihrer Angſt noch einige Knechte herbeirief, die den Gegner rückwärts packten.

Als Andrea ſich übermannt ſah, zog er ein Stilet aus ſeinem Buſen und ſchleuderte es gegen den Oberknecht; da dieſer eine ſchnelle Bewegung machte, ſo ſchlitzte der Mordſtahl nur ſeinen Arm, ſonſt wäre er tief und tödtlich in ſein Herz gedrungen.

„Bindet den Banditen," ſchrie Battiſta, wüthend vor Schmerz und Zorn, „daß er kein Glied mehr rühren kann, und werfet ihn dort in den leeren Schweinſtall; morgen liefere ich ihn dem Obergerichte zu Nizza aus, damit er durch ewige Galeerenſtrafe für ſeine blutige That büße!"

Dieß geſchah. Doch Maria's Herz war zu weich, um das quälende Bewußtſeyn tragen zu können, einem jungen Brauſekopfe ein ſo ſchreckliches Schickſal bereitet zu haben. Nach Mitternacht ſchlich ſie in den Stall und ſagte: „Andrea, du weißt, was dir bevorſteht; ich will dich jetzt frei laſſen, wenn du mir bei den ſieben Wunden der Mutter Gottes ſchwöreſt, dieſe Gegend für immer zu verlaſſen und dich weder an Battiſta noch an irgend einem Andern zu rächen. Auch mußt du mir bei deiner Ehre geloben, dich zu beſſern; denn es würde mir leid thun, wenn du früher oder ſpäter deinem irdiſchen und ewigen Verderben entgegengingeſt.“

Sie ſchnitt die Stricke entzwei.

Andrea war von der Großmuth und Herzensgüte des edlen Mädchens ſo gerührt, daß er bitterlich weinte, ihr zu Füßen fiel, ſie um Verzeihung bat, und mit den Worten ſchloß: „Ich liebte dich, Maria, ohne Hoffnung einer Gegenliebe; dieß machte mich wild bis zur Raſerei. Nun werde ich Soldat unter den ſardiniſchen Truppen; ich kann gut leſen, ſchreiben und rechnen; vielleicht bring' ich es bis zum Sergeanten, und dann iſt mein Glück im Militär gemacht; dieß hab' ich dann dir zu verdanken, denn du biſt der Rettungsengel, den mir der Himmel geſendet hat. Aber fordere keinen Schwur von mir, ungebunden, aus freiem Willen, will ich mich beſſern; mein Herz denkt an keine Rache; glaube meinen Thränen!“

Auch Maria's Herz brach vor Wehmuth, als ſie das Geheimniß ſeiner unglücklichen Liebe vernahm.

„Sey getroſt, Andrea,“ ſprach ſie faſt ſchluchzend, „es iſt eine Fügung des Himmels, daß es ſo iſt und nicht anders, und was Gott thut, das iſt wohl gethan. Verſchmähe nicht mein Erſpartes, 20 Scudi, die ich dir mitgebe; es iſt gar ſchwer, mit Nichts in die Welt hinauszuwandern. Ich weiß wohl, daß du kein Geſchenk von mir annimmſt; denke dir alſo nur, ich habe dir dieſes Geld geliehen; die Rückzahlung überlaß ruhig der Zeit und den Umſtänden!“

Andrea nahm das Geld dankbar mit der Verſicherung pünktlicher Rückzahlung und bat Maria um einen freiwilligen Abſchiedskuß, zum Zeichen, daß ſie mit ihm verſöhnt ſey.

Sie willfahrte ſeiner Bitte, und nun flog der Schnellfüßige durch Nacht und Morgenthau nach Turin, wo er im Jahre 1776 als Gemeiner zu den ſardiniſchen Jägern trat.

In ganz Monzi hielt man das Entkommen des verwegenen Burſchen für ganz natürlich, und da er zwei Jahre lang nichts mehr von ſich hören ließ, ſo wurde ſchon davon geſprochen, daß er an irgend einem Straforte feſtſitze, als er eines Tages in der Uniform eines ſardiniſchen Jägerſergeanten in Maria's Haus trat, die in wenigen Tagen ihrer zweiten Entbindung entgegenſah.

Ihr Gatte Battiſta, in deſſen Augen ein Sergeant ſchon etwas recht Großes war, nahm den nun feingebildeten, artigen Jüngling ſogar mit einer gewiſſen Ehrerbietung auf; von früheren Zeiten war nicht mehr die Rede. Wie ſehr geſchmeichelt fand ſich jener, als Andrea am zweiten Tage, da Maria einen Knaben geboren hatte, um die Ehre bat, des holden Kindes Pathe werden zu dürfen! Und als er nun vollends zwei römiſche Geldmünzen einband, — die 20 Scudi hatte er gleich bei ſeiner Ankunft heimlich der Maria bezahlt, — da war's los im ganzen Dorfe. Andrea blieb acht Tage im Hauſe, hielt täglich Marias's Vater in der Weinſchenke zechfrei, und ſchenkte den kleinen Kindern Geld, die ihm begegneten. „Wenn es mir einſt noch beſſer geht, liebe Maria," ſagte er, „ſo werde ich dir gewiß meine Dankbarkeit beweiſen. Sey überzeugt, daß ich gewiß Wort halten werde."

Als Exerziermeiſter in Turin verdiente er ungemein viel Geld; denn alle vornehmen jungen Herren, die als Offiziere in die Regimenter traten, ließen ſich von Andrea unterrichten und bezahlten ihn reichlich. Von allen Dorfbewohnern, denen er noch ein Abſchiedsfeſt gab, eine halbe Meile weit begleitet, kehrte er wieder in ſeine Garniſon zurück.

Im Jahre 1805 ſtanden in Italien die Franzoſen den Oeſtreichern gegenüber.

Eines Abends wurde im franzöſiſchen Lager ein Spion ausgeführt, um erſchoſſen zu werden. Der junge Mann ſchien ſtandhaft zu ſeyn, er tröſtete ſeine Mutter, die mit zerrauften Haaren heulend neben ihm lief; denn der Zug bewegte ſich raſch vorwärts. Unaufhörlich ſchrie ſie: „Mein armer Sohn iſt unſchuldig, ſo wahr Gott im Himmel lebt! Er wollte ins Lager gehen und fragte, ob nicht ſein Pathe, der Sergeant Andrea, unter den Soldaten ſey, da er gehört, derſelbe habe franzöſiſche Dienſte genommen. Er iſt unſchuldig! Ihr ſeid Mörder und keine Soldaten; das ſag' ich euch als Mutter, und ſtatt der Herzen habt ihr Steine in der Bruſt, ihr Mörder! Iſt denn kein Gott mehr im Himmel, der meinen Sohn rettet? Haltet nur ein, ihr Blutmenſchen, bis ich zu den Füßen des Generals um Pardon gefleht habe!"

Gleichgültig ein Lagerliedchen trillernd, ſchritt der Zuge zum Executionsplatze, von dem er höchſtens noch 100 Schritte entfernt ſein mochte, als die Mutter in ihrer Verzweiflung einem Soldaten das Gewehr entriß und dem Zuge mit gefälltem Bajonnette den Weg vertrat.

„Mutter, um Gotteswillen, laßt ab!“ rief ihr der Sohn zu, und eben wollte ſie der Soldat, den ſie entwaffnete, mit gezogenem Säbel durchbohren, als ein donnerndes „Halt!“ ſeinen Arm und den Marſch des Zuges lähmte.

Der kommandirende General war's, der eben die Vorpoſten viſitirt hatte und nun ins Lager zurückſprengte.

„Was gibt's da? Wer iſt dieſer Menſch? Was will dieſes Weib?“

Die Mutter erhielt die Erlaubniß, zu ſprechen und erzählte: „Ich bin Maria, die arme Wittwe des Battiſta zu Monzi bei Nizza; das iſt mein einziger Sohn Andrea; die Franzoſen haben unſer Häuschen weggebrannt und unſern Stall geplündert; mein Mann ſtarb aus Gram, meine Tochter ſchon früher; böſe Nachbaren haben mich durch muthwillige Prozeſſe um meine Aecker gebracht; jetzt bin ich ganz arm. Da machte ſich mein Andrea mit mir auf ins franzöſiſche Lager, weil er von andern Franzoſen hörte, ſein Pathe, der Sergeant Andrea, ſey gewiß auch bei der franzöſiſchen Armee. Dieſen wollte er aufſuchen und fragen, ob er nicht gegen ein Handgeld Soldat werden könnte; mit dieſem Gelde hätte er mich dann in ein Verſorgungshaus in Nizza eingekauft. Ich will keinen Theil an Gott haben, wenn dieß nicht die reine Wahrheit iſt!“

„„Man führe dieſe Leute in mein Zelt!““

„„Kennſt du mich, Weib?““

„Nein, gnädigſter Herr!“

„„Ich bin der Andrea, den du von der Galeere gerettet haſt; ich bin der Sergeant Andrea, der Pathe deines Sohnes; ich bin Andrea Maſſena, Reichsmarſchall von Frankreich!““

Maria fiel ohnmächtig in die Arme ihres Sohnes, der, ſeine Mutter feſt umklammernd, vor dem Marſchalle auf die Kniee ſank.

Erwachend zerfloß ſie in Thränen der Freude und des Dankes. Maſſena küßte ſie auf die Stirne, ließ ihr durch ſeinen Sekretär 20,000 Scudi in Gold zur Führung eines neuen Baues, ſo wie zum Ankaufe von Aeckern und Wieſen ausbezahlen, und ſie mit ihrem Sohne durch ſeinen erſten Adjutanten in ſeiner eigenen Equipage nach Monzi bringen.

Paganini.

Der Dämon der Violine.

Fünf Uhr ſchlug es am 20. November vom Thurme der Theatinerkirche, als ich bei Tamboſi am Hofgarten in das Seitenzimmer zur linken Hand trat, um noch einige Gläſer Glühwein vor dem Beginn des Conzertes von Paganini zu trinken.

Genüſſen dieſer Art muß man niemals nüchtern entgegentreten, damit auch nicht die leiſeſte Mahnung der körperlichen Natur den Geiſt im kühnen Adlerfluge der Phantaſie ſtöre.

An einem Ecktiſche ſaßen drei Gäſte, vor welchen ein kleiner alter Italiener mit dem Citronenteint der Neapolitaner ſtand, der ganz allein das Wort zu führen ſchien. Seine lebhaften Geſten, der Ausdruck aller Züge, die gleichſam die Worte accompagnirten, konnten nur einem ſehr intereſſanten Stoffe gelten.

Ich hatte mich nicht geirrt. „Il mio carissimo compatriota, il divino Paganini,“ war immer der Anfang und Schluß ſeiner Phraſen, womit er die abenteuerlichen Mährchen zum Beſten gab, die man überall von Paganini erzählte. So angenehm iſt mir noch ſelten eine Stunde entſchwunden. Die Gäſte entfernten ſich etwas früher, und ich war nun mit dem Enthuſiaſten allein.

Wer kennt nicht den bereitwilligen Feuereifer der Italiener, wenn es ſich darum handelt, ein Genie des ſüdlichen Himmels zu vergöttern?

„Die Geſchichte von Paganini's Kunſtſtufe,“ — fuhr er fort — „iſt noch Allen ein Räthſel, die nur das Geſchriebene und Gedruckte, den todten Buchſtaben verſtehen. So oft ſchon hat er in ſeinen Conzerten allen Kunſtfreunden dieſe Geſchichte erzählt, aber Niemand hat ihn verſtanden, als ich.

Glauben Sie denn, ſeine Kunſt ſey nur die Frucht des Génie's, oder eines ungeheuren Fleißes? Es giebt große Violinſpieler in Europa, die auch den Bogen zu führen wiſſen, die ſein Spiel gehört und geſehen haben, die ihm alle Griffe ablauſchten, und doch ſo tief unter ihm ſtehen, daß ſie mit ihm keine fortlaufende Zahl bilden.

Unter uns geſagt, es geht nicht mit rechten Dingen zu.

Ich darf Ihnen nur ſo viel anvertrauen, daß Paganini in ſeiner Jugend eines der ſchönſten Mädchen von Neapel wahnſinnig liebte. Sie lebte verborgen auf einer Villa in beträchtlicher Entfernung von Neapel. Während er auf der Violine unerhörte Fortſchritte machte, gelang es ſeiner Ausdauer, ihr außerordentliches Talent für den Geſang bis zu einem ſolchen Grade auszubilden, daß er ſich ſelbſt geſtehen mußte, ſie ſey nun die erſte Sängerin auf Erden.

Sie war ein Engel an Seele und Leib. Unter ſeiner Leitung ſtudirte ſie die brillanteſten Parthien aus den beliebteſten Opern der größten Componiſten jener Zeit ein, und als dieſe ſchwierige Aufgabe über alle Erwartung glücklich gelöſet war, beſchloß er, mit ihr in den Hauptſtädten der Welt Feſttriumphe zu feiern.

Schon war der Tag zur Trauung der glücklich Liebenden und der Tag zur Abreiſe feſtgeſetzt, ſchon waren die Poſtpferde beſtellt, als ein entſetzliches Ereigniß Paganini dahin brachte, die Sternenhöhe ſeines Ruhmes mit der Seligkeit ſeines ganzen Lebensglückes, mit dem ewigen Frieden ſeines Gemüthes zu erkaufen.

Am Vorabende der Trauung lud Paganini Gutsbeſitzer, Pächter und Landleute verſchiedener Art zu einem ländlichen Feſte im Freien. Die Geladenen brachten ihre Söhne und Töchter mit, und die fröhliche Jugend tanzte auf dem freien Platze vor Paganini's Villa.

Als ſich die Gäſte im Schatten lagerten, um ein reiches Mal zu genießen, das ihnen der große Meiſter auftiſchen ließ, baten ihn die Alten, deren Füße nicht mehr ſo recht tanzfähig waren, ſie doch mit einem Abſchieds-Concertino zu beglücken.

Paganini konnte ihnen dieſe letzte herzliche Bitte nicht verſagen. Seine holde Fiore brachte die Violine, und er ſpielte ein ſchmelzendes Adagio mit hinreißender Bravour. Die Gäſte waren ſo entzückt, daß ſie ihn umarmten und küßten; Viele umſchlangen ſeine Kniee, und das Lobpreiſen nahm kein Ende. Endlich ergriffen Alle, wie aus einer inneren gemeinſamen Eingebung, die vollen Becher und leerten ſie mit einem donnernden „Lebehoch!“ das ſie dem unſterblichen Meiſter jubelnd brachten.

Da ſchlug ein gellendes Hohngelächter an ihre Ohren, und als ſie überraſcht und erzürnt nach allen Seiten ſpähten, um den Urheber des ſtörenden Mißlautes zu packen, theilten zwei von der Sonne verbrannte, lange, dürre Hände die dichten Zweige eines ſchattigen Kaſtanienbaumes, und der alte, lumpige Bartolo, den Paganini auf die dringende Fürbitte ſeiner geliebten Fiore vor einem Jahre als Aufſeher in ſeine Dienſte genommen, aber wegen eingewurzelter Liederlichkeit vor zwei Monaten davon gejagt hatte, grinzte faſt aus der Krone des ſtattlichen Baumes auf die Gaffenden herab.

„Herunter mit dem Böſewichte!“ ſchrien die jungen Männer und ſchickten ſich an, den Baum zu erklimmen.

Doch Paganini ſuchte ſie zu beſchwichtigen und ſprach: „Laßt ihn! Auf dem Baume mag er immerhin ſitzen; ich kann dies auch einem Raubvogel nicht wehren; aber wenn er den Boden betritt, ſo muß er ſich augenblicklich aus meinem Gebiete entfernen.“

Bartolo's Grimm ergoß bei dieſen Worten in einen Strom von Schmähungen, die er mit den Worten ſchloß:

„Erbärmlicher Fiedler, Geigenquäler, du vergleicheſt mich aus gemeinem Neide mit einem Raubvogel; ſtünd' ich mitten unter euch mit meiner Violine, ſo wollt' ich euch beweiſen, daß euer hochgeprieſener Paganini mit ſeinem Spiele doch nur ein elender Stümper iſt, im Vergleiche mit mir!“

Zugleich ſtreckte er eine alte, ganz unanſehliche Violine zwiſchen den Zweigen hervor, und wiederholte ſein höhniſches Gelächter.

„Der arme Menſch iſt wahnſinnig geworden,“ — liſpelte Fiore bittend und erbleichend; — „laß ihn herabſteigen ungefährdet, damit wir doch ſein tolles Prahlen in der Nähe prüfen können.“

Paganini gelobte ihm volle Sicherheit ſeiner Perſon und eine reiche Belohnung, wenn er ſein Meiſterſpiel zum Beſten geben wollte. Da rauſchte und krachte es in den Zweigen, und ohne daß man irgend eine beſondere Anſtrengung bemerken konnte, ſtand die abenteuerliche Figur mitten unter den Gäſten, die ſich faſt ſchaudernd vor dem unheimlichen Gaſte zurückzogen.

Bartolo war klein und dick; ſeine dürren, langen Hände hingen bis unter die Kniee hinab; das grauſchwarze Haar deckte ein alter, zerriſſener, farbenloſer Filzhut mit einer ungeheuren Krempe; zwei kleine tiefliegende Augen ſchienen Flammen zu ſprühen, und eine lange, magere Bogennaſe warf breite Schlagſchatten auf die welken, tiefgefurchten Wangen, und der überaus breite, widerliche Mund mit den Mohrenlippen ruhte auf einem ſpitzigen Kinne, das einer umgekehrten Pyramide glich. Kaum hatte der unheimliche Bartolo den Boden berührt, als er mit der Haſt eines hungrigen Bärwolfes über die Speiſen herfiel und ſie ſtückweiſe verſchlang. Statt eines Bechers bediente er ſich der großen Kanne, die ſtets gefüllt im Schatten ſtand, lehnte ſich mit dem Rücken an den Baum und leerte ſie mit einem Zuge, in einem Athem.

Dieſe ſeltene Fertigkeit, dieſer großartige Zug in ſeinem Weſen, brachte die ganze Geſellſchaft wieder in eine heitere Stimmung, die ſich in bunten Gruppen um ihn herum lagerte.

„Sehr werther Herr Paganini, mein ſonſt ſo gnädiger Gebieter," — begann Bartolo, nachdem er ſatt war, — „verzeiht, wenn ich Euch geſchmäht habe; der Hunger hat aus mir geſprochen. Seitdem Ihr mich davongejagt habt, bin ich ein ganzer Teufelskerl geworden. Ich bin jetzt der größte Violinſpieler auf der Welt, und will morgen meine Kunſtreiſe antreten Den Hof meines allergnädigſten Hern, des Königs von Neapel, will ich zuerſt mit meinem Spiele bezaubern; doch Euch, meine wertheſten Damen und Herren, ſoll der erſte Genuß meiner Talentprobe zu Theil werden."

„Wahrhaftig, der arme Bartolo iſt wahnſinnig geworden," riefen nun Viele, und Paganini ſelbſt fühlte Mitleid mit ihm. „Bartolo," ſagte er, „wenn du wieder in meine Dienſte treten willſt, ſo biſt du aufgenommen!"

Da umflammte Zorneswuth Bartolo's Antlitz. „Dienen? Ich dienen? Ich, der erſte Violinſpieler der Welt? Seyd Ihr verrückt?"

Laut auf lachten die Gäſte, doch Bartolo faßte die Geige, die neben ihm lag, riß ungeſtüm drei Saiten weg, daß es wie Todesſeufzer aus der Baumkrone ſtöhnte, und ſchrie: „So höret denn, und lacht hernach!"

Indem er den Bogen ergriff, glitt Fiore ohnmächtig an Paganini's Seite zu Boden.

Während die Frauen und Mädchen herbeiſprangen, um die holde Fiore wieder ins Leben zu rufen, ſpielte Bartolo auf der einzigen G-Saite ſo wundervoll, daß der Athem in jeder Bruſt verſtummte.

Ein fieberhaftes Grauen durchbebte den großen Meiſter, der die Möglichkeit eines ſolchen Spieles ſich nie geträumt hatte, und auch jetzt noch weit entfernt war, daran zu glauben.

„Ein Dämon muß in dieſer Geige hauſen," murmelte er leiſe, als Bartolo nach dem letzten Striche, der aus einer Aeolsharfe Töne zu locken ſchien, die Geige in die Luft ſchleuderte, und radſchlagend in das dichte Gebüſch, unter dem mit tobendem Beifalle wechſelnden lauten Gelächter der Menge, ſich mit ängſtlicher Eile flüchtete.

Paganini wurde durch dieſe befremdende Scene ganz verſtimmt. Er lud die Gäſte ein, ſich im großen Saale der Villa, ſo lange es ihnen beliebe, bei Wein und Tanz zu ergötzen; die Abendluft behage ihm nicht, auch nehme das Uebelbefinden Fiorens ſeine ganze Sorgfalt in Anſpruch, daher er ſie bitten müſſe, ſeine Entfernung nicht zu mißdeuten.

Paganini nahm die geheimnißvolle Geige vom Boden auf, und in dem Augenblicke, da er ſie berührte, ſchlug Bartolo's gellendes Gelächter wieder an ſein Ohr, der ſeinen widrigen Kopf aus der Hütte einer engliſchen Dogge hervorreckte.

Fiore ſehnte ſich nach Ruhe, und ließ ſich in ihr Zimmer führen. Paganini, die einſaitige Geige feſt unter dem Arme haltend, ſtieg in ein unterirdiſches Verließ hinab, worin einige alte leere Weinfäſſer lagen, um ungeſtört durch den Lärm im großen Saale über das Abenteuer dieſes Tages nachzuſinnen.

„Blendwerk der Hölle,“ — begann er — „ich fühle ſchon deine Macht; vergebens hab' ich jahrelang mit raſtloſem Fleiße mich beſtrebt, die Wirkungen der vier Violinſaiten zu erſchöpfen, um als der erſte Violinſpieler meiner Zeit die Welt mit den Wundern meiner Kunſt zu bezaubern! Wie weit bin ich gekommen? Gerade ſo weit, um der Spott des widrigen Bartolo zu werden, und bis zur furchtbaren Ueberzeugung, daß ich im Vergleiche mit ihm wirklich nur ein elender Stümper ſey!“

Paganini verſuchte es nun, die G-Saite zu meiſtern, wie Bartolo. Die Wirkung war höchſt eintönig.

„„So geht's nicht, ſo geht's nicht, mein ſehr kunſtreicher Herr Paganini,““ — krächzte eine dumpfe, heiſere Stimme, und als er erſtaunt umherſchaute, da er ſich von Niemand belauſcht wähnte, gewahrte er Bartolo's Kopf, der im verjüngten Maßſtabe aus dem Spundloche eines Weinfaſſes hervorguckte.

„Verdammter Kerl, welchen Teufelsſpuck treibſt du hier?“ donnerte ihm Paganini zu.

„„Schafft Wein in Eure Fäſſer,““ erwiederte jener, „„ſo hab' ich keinen Platz darin!““

„Was willſt du hier?“

„„Euch auf der G-Saite ſpielen hören; glaubt mir, das kann nicht jedes Ohr ertragen.““

„Wenn du dieſe Kunſt lernen konnteſt, ſo wird ſie auch mir nicht fremd bleiben.“

„„Gebt Euch keine Mühe; wie Ihr es angreift, bringt Ihr es nie zu Stande.““

„So unterrichte mich!“

„„Das läßt ſich hören! Seht, als Ihr mich verſtießet, diente ich einem Einſiedler, nicht am Veſuv, ſondern im Veſuv. Das war ein ganzer Mann! Der fraß glühende Lava wie Mandeltörtchen. Ihm lauſchte ich das Kunſtſtückchen ab, und als ich's los hatte, ſtürzte ich die alte Canaille in den Krater hinab, als ſie eben die Geiſter des Abgrundes erſt halben Weges heraufbeſchworen hatte. Denn Ihr müßt wiſſen, wenn ein Zauberer den Spruch noch nicht vollendet hat, iſt er nicht feſter, als Ihr. Ich nahm die Geige, um ſie Euch zu bringen. Die Kunſt des Spieles aber vererbt ſich nur durch einen Mord von Einem auf den Andern. Ein Stoß von Eurer Hand in Fiorens Herz, und alle Violinſpieler der Welt liegen vor Euch im Staube!““

„Hebe dich weg, Verruchter, damit mein Grimm dich nicht zermalme.“

„„Meinetwegen, gebt mir nur meine Geige wieder, damit ich morgen in Neapel bei Fackelglanz auf den Armen der Enthuſiaſten getragen werde!““

Und ehe Paganini ſich's verſah, ſtand Bartolo in Lebensgröße vor ihm, mit ernſter Miene ſeine Geige fordernd.

„Ich will ſie dir abkaufen, Bartolo, beſtimme ſelbſt den Preis!"

„„Es gibt keinen andern Preis, mein ſehr ehrenwerther Herr Paganini. Scheut Ihr Blut? Da iſt leicht zu helfen. Unterzeichnet dieſes Blatt, auf dem geſchrieben ſteht, daß Ihr Eurer Fiore auf ewig entſagt und ſie nie wieder ſehen wollt. Freilich wird ihr dieß das Herz brechen, aber ein gebrochenes Herz iſt ja doch nur ein blutloſes Todesopfer!""

„Unmöglich! Fiore iſt mein eigenes Leben; ich ſtürbe mit ihr, wenn ich von ihr ſchiede!"

„„In fünf Minuten iſt es Mitternacht; dann iſt's zu ſpät! In dieſe Geige iſt die Kunſt der größten Violinſpieler und der größten Sängerinnen, die jemals gelebt haben, durch eine magiſche Kraft gebannt; was Ihr bis jetzt hörtet, erreicht noch den Himmelston der Menſchenſtimme nicht; nur durch Fiorens Tod werdet Ihr den hineingezauberten Nachtigallenkehlen helljubelnde Metallklänge entlocken, und dann wird Euch die Welt mit Siegespalmen krönen. Darum zögert nicht länger! Unterſchreibt, ſag' ich Euch, oder Euer Ruhm wird in ewige Nacht begraben, und die Nachwelt ſoll den Namen „Paganini" nie vernehmen, den ſonſt ein unſterblicher Ruhm zu den Sternen tragen würde!""

Bartolo riß die Geige aus Paganini's Hand, und ſpielte mit ſo berückendem Zauber, daß dieſer, von der Furie der Ehrfurcht ergriffen, das verhängnißvolle Blatt unterzeichnete.

Da ſtieß Bartolo ein hölliſches Triumphgelächter aus, rieſenhaft bis zur Decke ſich emporreckend, während Fiorens herzzermalmende Todesſeufzer bis zur Tiefe der Villa drangen, die mit furchtbarem Donner zuſammenkrachte.

Paganini ſtürzte ohnmächtig nieder.“

Hier entfernte ſich der Italiener, den ein Freund, der eben Billard ſpielte, um Entſcheidung eines ſeltenen Spielzweifels erſuchte.

Ich eilte in's Conzert.

Cherubini's majeſtätiſche Ouvertüre feſſelte zuerſt die höchſt geſpannte Erwartung des vollen Hauſes.

Wepper ſang eine Arie mit großem Beifalle; dieſer junge Mann hatte in kurzer Zeit bedeutende Fortſchritte gemacht; ſein Ton war rein und kräftig. Leider ſtarb er ſchon im nächſten Jahre an einem Halsgeſchwüre, das von innen borſt, allgemein bedauert. Seine Mutter, deren einzige Stütze er geweſen, betete täglich vom Morgen bis zur Nacht an ſeinem Grabe, bis die Quelle ihrer Thränen verſiegt war; dann brach ihr Herz, und nun liegt ſie, nach ihrem ſehnlichſten Wunſche, in demſelben Grabe. Ein geſchmackvolles, einfaches Denkmal ließen ihm ſpäterhin ſeine Freunde ſetzen; ich ließ es nicht an öffentlichen Erinnerungen dazu fehlen.

Plötzlich trat durch eine Menge ſchwarz gekleideter Herren, welche den linken Flügel der Notenpulte umſtellten, Paganini, eine hagere Geſtalt in ſchwarzer Kleidung, ſeine Geige ungezwungen in der Hand haltend.

Ich darf mich rühmen, der Erſte geweſen zu ſeyn, der ihm ein lautes Bravo und Viva zurief, und ſchneller, als ein Funke die Pulvertonne entzündet, erfüllte der Donner des Beifallſturmes das weite Haus.

Der große Meiſter, der wie eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt auf die Zuhörer wirkte, dankte mit wahrhaft kindlicher Anerkennung dieſes Beweiſes der allgemeinen Verehrung ſeines beiſpielloſen Genie's.

Sein Geſicht iſt ein ächt italieniſches Original: eine hohe Stirne, eine Adlernaſe, gramgefurchte Wangen in dem ſchönen Mannesalter von 43 Jahren, ein breiter Mund mit feſtgeſchloſſenen feinen Lippen, und ein ſchroff markirtes Kinn.

Da ich dem Wunderkünſtler unmittelbar gegenüber ſaß, und mit der größten Aufmerkſamkeit jeden Zug ſeines Geſichtes betrachtete, ſo kann ich mit vollkommener Ueberzeuzeugung ſagen, daß er zwei Geſichter zugleich hat, ein ernſtes und ein heiteres.

Der linke Mundwinkel verliert ſich in einem Zuge aufwärts, wodurch eine Art von Heiterkeit entſteht; der rechte Mundwinkel ſenkt ſich um eben ſo viel abwärts, und bildet ſo den Ausdruck des Ernſtes.

Paganini hat wirklich in ſeinem Adagio appassionato die Geſchichte in Tönen erzählt, die mir der Italiener mit Worten vortrug.

Deutlich vernahm ich die rührenden Klagen und Bitten Fiorens, ſo wie die dumpf drohenden Mahnungen der unheimlichen Gewalten, die damals ſein Inneres bei der entſetzlichen Wahl zerriſſen, deutlich ausgedrückt vom Violoncello und vom dröhnenden Baſſe; dazwiſchen klangen bald herriſch gebietend, bald mit demüthiger Milde ſeine ſchaudernde Abneigung, ſein ſtufenweiſes Wanken, und zuletzt ſchloß er mit einem hochaufwirbelnden Tone, dem das Einfallen aller Inſtrumente wie ein rauſchender Bergſtrom nachſtürzte, und womit er über das herzzerreißende Wimmern Fiorens ſiegreich ſich emporſchwang, indem er bei dem letzten Striche ſeines Zauberbogens mit dem rechten Fuße die hetzende Höllenbrut gleichſam in den Staub zu treten ſchien.

Die lebendige Erinnerung an jene furchtbare Scene trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirne, der bei ſeinen ſpätern weit ſchwierigern Conzertſtücken nicht mehr ſichtbar wurde.

Sein grandioſes Spiel auf der G-Saite machte es mir begreiflich, daß man einem ſolchen Preiſe wohl ein übermenſchliches Opfer bringen könne.

Am andern Tage ſuchte ich den Italiener wieder auf. „Sie haben vollkommen recht,“ rief ich ihm zu; — „Paganini hat geſtern ſeine Geſchichte erzählt.“

„Doch was iſt aus Fioren geworden?“

„Paganini lag auf dem Bette in ſeiner Wohnung zu Neapel, als er erwachte. Man erzählte ihm, er ſey, nachdem er vor den Gäſten ſo herrlich geſpielt, plötzlich ſchwer erkrankt; die Aerzte hätten erklärt, daß ein gefährliches Nervenfieber ſein Leben bedrohe.

Man habe ihn hierauf zur beſſern Pflege nach Neapel gebracht, wo er lange Zeit mit Anfällen des Wahnſinnes gekämpft und allerlei tolles Zeug geſprochen. Fiore ſey darüber aus Gram geſtorben.

Er ließ ſich das Grab und den Sarg der innig Geliebten öffnen, der Sarg — war leer. —

Dieſer Umſtand beſtärkte ihn wiederholt in der Meinung, daß man nur aus Schonung die Wirklichkeit des furchtbaren Ereigniſſes ihm verheimlichen wolle, und ſomit quält ihn noch immer der Gram: aus grenzenloſer Ehrſucht das Leben ſeines Lebens den finſtern Mächten des Abgrundes verkauft zu haben.

Entweder verhält ſich die Sache ſo, wie die Nachbaren ſie bezeugten, die von dem unheimlichen Spiele des Bartolo gar nichts wiſſen wollten, oder Fiore war ſelbſt nur ein Werkzeug des Böſen, der ihn umgarnen wollte. Denn wie ſollte Gott ein ſchuldloſes Weſen zum Opfer eines ſo fluchwürdigen Frevels beſtimmen?

Glauben Sie mir, mein lieber Freund, nur dieſem Geheimniſſe verdanken wir es, daß Paganini, der Dämon der Violine, noch unter uns wandelt; wäre ſeine Seele von den Gräueln dieſer Sage ſo fleckenrein, wie ſein Spiel, ſo hätte ihn Gott ſchon längſt als erſten Conzertmeiſter der himmliſchen Sphären von der Erde abberufen!"

Seinen Witz ſelbſtgefällig belächelnd, drehte ſich der Italiener auf dem Abſatze herum und geſellte ſich zu andern Freunden.

Am 25. November gab Paganini ſein drittes und letztes Conzert bei offenen Thüren, denn das Haus faßte den Strom der Zuhörer nicht, die auch noch die Corridore füllten.

Der Conzertzettel des Tages zeigte an, daß Paganini dreimal an dieſem Tage auftreten werde; da er jedoch dem Publikum das Vergnügen gewähren wollte, in dieſem ſeinem letzten Conzerte ihn viermal zu hören, ſo wurde noch Abends eine Veränderung in der Eintheilung der Muſikſtücke angezeigt.

Er ſpielte 1) ein großes Conzert in zwei Theilen aus E major, a) Cantabile mit Doppelgriffen, b) Polacca brillante, 2) eine maestuosa suonata sentimentale mit Variationen auf ein Thema von Haydn auf der G-Saite; 3) Variationen über den Contretanz „le streghe," oder der Hexentanz unter dem Nußbaum zu Benevento, und 4) zum Schluſſe (auf allgemeines Verlangen) Cantabile Spianato und Variationen auf die neapolitaniſche Canzonetta: O mamma, mamma, cara! ſämmtliche Muſikſtücke „von eigener Compoſition.“

Es verſteht ſich, daß er, ſo oft er auftrat, jubelnd empfangen und eben ſo oft gerufen wurde. Der Hexentanz war die Krone der Originalität in Hinſicht auf Compoſition und Vortrag.

Als er am Schluſſe des Conzertes noch einmal hervorgedonnert wurde, erhob ſich das ganze Parterre in Maſſe, um den Meiſter aller Meiſter würdig zu ehren; aus der Höhe flatterte ein Gedicht in zahlloſen Abdrücken, und der k. Kapellmeiſter Herr Stunz ſetzte ihm unter dem unaufhörlichen Jubel des Hauſes einen prächtigen Lorbeerkranz auf das Haupt.

Dieſe unerwartete und doch ſo ſehr verdiente Auszeichnung überraſchte Paganini in ſolchem Grade, daß er Thränen der innigſten Rührung vergoß und die ihn Umgebenden umarmte und küßte.

Der allgemeine Eindruck dieſer Scene läßt jede Schilderung weit hinter ſich zurück!

In den Logen und im Parterre leuchtete das Echo ſeiner Thränen in zahlloſen Augen!

Am 28. November Morgens 10 Uhr ſetzte er ſeine Kunſtreiſe über Augsburg fort.

Die Himmelfahrt des Freundes.

Erzählt in ſeinem Namen.

Auf einer Villa von alterthümlicher Form, daher ich ſie immer ſcherzweiſe Kenilworth nenne, in einer romantiſchen Lage unweit München, genoß ich an einem Pfingſtſonntage in auserleſener Geſellſchaft ſchöner Damen alle Reize eines herrlichen Maitages.

Zwiſchen grünen Jasminwänden, deren natürlichen Corridor eine Einſiedelei mit dem hellklingenden Glöcklein auf dem Thürmchen im Hintergrunde ſchloß, duftete das Arom der arabiſchen Caffeebohne; Lieder und bunte Mährchen umgaukelten uns; die ſehnſüchtigen Klänge der mauriſchen Mandoline mit den zwölf Metallſaiten, über die ſchlanke Taille des Inſtrumentes geſpannt, trugen uns im Geiſte in die Orangenwälder von Valencia; fernher leuchteten zwiſchen Gruppen melancholiſcher Tannen gar ſtattliche Urnen von weißem Marmor, wie Geiſter ſpukender Burgfrauen.

Der ſchneegeſäumte Steingürtel der Hochalpen ſchlang ſich um das Grün der Fernſchau und lockte aus der Tiefe meines Herzens die faſt verſchollenen Gefühle roſiger Jahre.

Zwei Schweſtern unter jenen Damen feſſelten von den übrigen meine Blicke.

Die Blonde mit dem Ovalgeſichtchen und den blauen Augen ſang die Romanze des Troubadour aus Johann von Paris mit dem reinſten Metalle, deſſen ſüße Klänge die fernen Luſtwandler auf den Fluren bannten, daß ſie forſchend und horchend ihre Augen gegen Kenilworth wandten. Dieſes Blondchen iſt aber dennoch ein Schelmchen und gerade dadurch doppelt anziehend.

Das Schweſterchen dieſer Dame, Schattenblondchen, iſt die liebe, reine Natur und ſchaut mit den großen ſchönen Augen, glänzend-braun wie vollreiſe Kirſchen, ſo unbefangen in die Welt hinein, als wären alle Menſchen ſo offen und wahr, wie ſie ſelbſt.

Den beiden Mädchen gegenüber und mitten im Geſpräche der geiſtvollen Mutter derſelben ſtellte ich an mich ſelbſt die Frage: welcher von Beiden ich wohl die Hand reichen würde, wenn ſie mir die Wahl anböten, und wenn ich — wie ich ſeufzend beifügte — nicht ſchon Bräutigam wäre und zwar ein Bräutigam, der ſeine Braut noch gar nicht zu ſehen das Glück hatte.

Zum Heile meines innern Friedens war ich nicht im Stande, eine Wahl zu treffen; jede der beiden Schweſtern verband ſo viele Vorzüge in ſich, daß ich Ungenügſamer ſie alle vereinigt wünſchte. Gleich dem Herkules am Scheidewege erwog ich, ob es denn nicht räthlich ſey, durch eine Dritte den Streit im Innern entſcheiden zu laſſen, und wollte eine liebenswürdige dramatiſche Künſtlerin, die eben an meiner Seite mit ſtiller Andacht eine Taſſe Caffee ſchlürfte, hiezu auserſehen, fand mich aber durch die Anweſenheit ihres Anbeters, eines ſehr angenehmen verſtändigen Mannes, etwas geſtört. Erſt mit der Dämmerung des ſpäten Abends verließen wir das Schloß und ſchieden, nachdem wir verabredet hatten, am andern Tage, am Pfingſtmontage, uns in Großheſſellohe zu treffen.

Zu Hauſe war mein erſtes Geſchäft, meinen Barometer zu fragen, ob ich einen ſchönen Morgen erwarten dürfe. Aufſteigendes Abendgewölk gegen Weſten hatte bereits Beſorgniß in mir erregt.

Gewiß würden weniger Kranke ſterben, wenn die Aerzte den Puls derſelben ſo oft und ſo aufmerkſam prüfen wollten, als ich den Queckſilberpuls des Barometers.

Kaum ſaß ich eine Stunde an meinem Schreibtiſche, als mich der Onkel rufen ließ.

In ſeinem pelzverbrämten türkiſchen Caſtan von Halbſeide, auf dem Haupte eine rothe griechiſche Mütze mit blauſeidener Troddel, im Munde der Bernſteinſpitze eines zimmerlangen arabiſchen Tabakrohres, ſaß der alte Herr oder lag vielmehr, auf einer franzöſiſchen Ottomane; ſo eben erbrochene Briefe bedeckten das Magahony-Tiſchchen an ſeiner Seite.

In der ihm eigenthümlichen einfachen Manier ſprach er:

„Carl, du fährſt morgen mit mir nach Schleißheim, deiner Braut entgegen, die gegen Abend mit ihrer Mutter hier ankommen und im goldenen Hahn abſteigen wird; morgen gedenk' ich, ſo Gott will, deine Verlobung zu feiern. Wie geſagt, ſie iſt nicht ſchön, aber gut, herzensgut und du wirſt gewiß ein recht angenehmes Leben mit ihr führen. Gute Nacht!"

Mit der Verſicherung meiner innigſten Dankbarkeit für ſeine Theilnahme an meinem Geſchicke empfahl ich mich und ſchloß mich wieder in meinem Zimmer ein.

Was konnte ich Klügeres thun? Meinem kinderloſen Onkel widerſprechen, der mir am Hochzeitstage 100,000 Thaler auszahlen wollte? Da hätte ich ſehr unpolitiſch gehandelt; denn der größte Philoſoph kann mich nicht überzeugen, das es ganz gleich ſey, ob man eine Tonne Goldes beſitze, oder nicht.

Aber die Braut, die Braut! Gerne würde ich als ein redlicher Neffe mit dem theuerſten Onkel getheilt und ihm die Braut überlaſſen haben, da mir aus manchem mütterlichen Munde dahier, der vielleicht für die eigene Tochter ſprach, eben nicht viel Löbliches von der Zukünftigen zu Ohren kam.

Bald hieß es, ſie ſchiele, bald, ſie hinke, bald, ſie ſey eiferſüchtig wie ein Drache, eine Modenärrin, die allen Männern zu gefallen ſuche, eine ſchlechte Hauswirthin, mit der ein Millionär zu Grunde gehen müſſe u. ſ. w.: aber alle dieſe ſchönen Aeußerungen wurden mit der heuchleriſchen Verſicherung übertüncht, daß ich als ein verſtändiger Ehegemahl ſie wohl gehörig würde lenken können.

Dieſes Seelenportrait ſtand nun in meiner Einſamkeit plötzlich lebendig vor meinem innern Auge und ſchien mir um ſo widerlicher, je lebendiger die Erinnerung an die drei holden Weſen in Kenilworth in mir erwachte.

Mit dem feſten Entſchluſſe, mit dem Onkel nicht nach Schleißheim zu fahren, ſchlief ich ein und ließ mich am frühen Morgen des Pfingſtmontages bei dem alten Herrn unpäßlich melden.

Dieſe Unpäßlichkeit war übrigens eine ſchauſpielkünſtleriſche, nämlich eine planmäßige, wie wir ſie häufig bei den Damen und Herren des Theaters zu treffen gewohnt ſind. Der Herr Onkel war aber ſo ſchlau, das Plänchen zu merken, kam zu mir, bezeugte mir ſein hohes Leidweſen, und befahl dem treuen Johann, dafür zu ſorgen, daß ich weder das Bett verließe, noch einen Diätfehler beginge, während er der Braut entgegenfahre;

bis dahin aber, nämlich bis Mittags 2 Uhr, wolle er ſelbſt mein ſorgſamer Krankenwärter ſeyn.

Dabei umſpielte ein ſo höhniſches Lächeln ſeine Lippen, daß ich nicht wenig mich darüber ärgerte. Wie? Ich ſollte den fröhlichen Pfingſtmontag in meinem Bette verleben, ſollte nicht, was ich ſo beſtimmt verſprach, die Damen von Kenilworth in Großheſſellohe begrüßen? Das war zu viel! Ein Augenblick reichte hin, den Plan zu meiner Flucht zu entwerfen.

Ein langer Corridor führte von der Hausthüre gerade zur Kabinetsthüre meines Onkels. Dieſe Thüre ließ der alte Herr öffnen, den Tiſch und die Ottomane in die Mitte des Zimmers bringen und poſtirte ſich nun wie ein erfahrener Artillerieoffizier, um mit dem Geſchütze ſeiner Augen den ganzen Corridor beſtreichen zu können, in deſſen Mitte links der Eingang in mein Zimmer war.

Die treue alte Pflegerin meines Onkels, die gute Margarethe, brachte mir das Zübſtück, ruſſiſchen Thee mit Rum, Schinken und Wein, die letzten drei Artikel als diätwidrig unter der Schürze. Sie war höchlich erſtaunt, mich bereits angekleidet zu finden.

Ich kannte den Onkel als einen verſchloſſenen Mann, welcher der Alten von der nahen Ankunft der Braut und Empfangsfahrt gewiß nichts anvertraut hatte, und war deßwegen eines glücklichen Erfolges meiner Liſt ganz ſicher.

„Liebe, gute Margarethe,“ — begann ich, die Hand ihr freundlich drückend, — „der Onkel hat heute wieder ſeine Launen. Stelle dir vor, meine Braut kommt heute: ich brenne vor Begierde, ſie zu ſehen, und er will's durchaus nicht haben. Wie oft haſt du gewünſcht, mich glücklich vermählt zu wiſſen; wird nun die Braut nicht ſchon bei ihrer Ankunft eine ſehr ungünſtige Meinung von mir laſſen, wenn ich ſo ungalant bin, ihr nicht einmal entgegen zu fahren, da ſie doch den Tag und die Stunde ihrer Ankunft gemeldet hat? Eine ſolche Kleinigkeit entſcheidet oft über die Zukunft einer Ehe. Du haſt mich von Jugend auf wie dein eigenes Kind geliebt und wirſt gewiß nicht wollen, daß ich wegen einer Laune meines ſonſt ſo guten Onkels vielleicht auf Lebenszeit unglücklich werde.“

„„Bewahre mich der Himmel, ich will nicht an Ihrem Unglücke Schuld ſeyn! Aber ſagen Sie mir nur, was ich denn thun ſoll?““

„Gute Margarethe, das will ich dir gleich ſagen. Schicke den Johann zu meinem Schneider, er ſoll morgen bis Mittag 1 Uhr zu mir kommen. Wenn er fort iſt, werd' ich dir ſchellen; du kommſt; dann zanke ich mit dir, weil mein Regenſchirm zerriſſen iſt, in welchen ich ſo eben mit meinem Federmeſſer einen Schnitt machte. Und dann“ —

„„Ja, was dann geſchehen ſoll, iſt mir wahrſcheinlich zu hoch.““

„Dann trägſt du den Regenſchirm zum Onkel, erzählſt ihm, ich hätte mich beklagt, daß er vorgeſtern den Regenſchirm, ein mir ſo werthes Geſchenk von ſeiner Hand, einem Freunde geliehen, und dieſer ihn aus irgend einer Fahrläſſigkeit beſchädiget habe. Während du erzähleſt, ſpannſt du den Regenſchirm vor dem Antlitze des theuren Herrn Onkels auf, und während dieſer den Schnitt beſchaut und ſich ärgert, — ſchlüpf' ich, von ihm nicht bemerkt, aus meinem Zimmer und zur Hausthüre hinaus.“

„„Kein übler Plan! Und ich darf die Zeche bezahlen, wenn der Patient über alle Berge iſt?““

„Gewiß nicht! Im Entdeckungsfalle erklärſt du dich für überliſtet, wie er es ſelbſt wird, und meine holde Braut ſoll ihn ſchon mit dem genialen Einfalle ſeines Neffen ausſöhnen.“

Durch den Kaufpreis einer Flaſche ächten Wachholdergeiſtes, beſchwichtigte ich glücklich ihre letzten Gewiſſensſcrupel; der Plan gelang, und als es ſieben Uhr ſchlug, wanderte ich bereits mit zwei Freunden in Gott vergnügt der romantiſch gelegenen Menterſchwaige zu.

Die Menterſchwaige, — ein Schlößchen mit Oekonomie, — etwas weiter als eine Stunde von München entfernt, in ſüdlicher Richtung, war und iſt zum Theile noch der Erholungsort für die Damen und Herren unſerer Hofbühne, denen bei der außerordentlichen Anſtrengung, monatlich vielleicht zwei bis dreimal auftreten zu müſſen, eine ſolche Luftveränderung gewiß ſehr nöthig iſt.

Und in der That iſt ſchon manche Dame ſehr verändert von dort zurückgekommen.

Ein glücklicher Spion, den nun auch ſchon die kühle Erde deckt, ſchickte mir wenige Monate vor ſeinem Tode eine Handſchrift von mehr als ſechzig Bogen, ſehr eng geſchrieben: „Geheimniſſe der Menterſchwaige," die er in ſeinen harmloſen Frühſtückſtunden niederſchrieb.

Ich könnte nun Dinge erzählen, von welchen ſich unſere Philoſophie — das Meiſte träumen läßt; allein ich zähle jene Handſchrift mit Recht zu den konfiskationsmäßigen Materialien und verwahre ſie ſohin ſorgfältig unter Schloß und Riegel.

Wüßte die Welt, was mir ſchon für eine einzige Stunde der Einſchau in dieſes papierne Schatzkäſtlein geboten wurde, wüßte ſie, mit welcher Reſignation ich den hohen Preis ausſchlug, — doch nein, ich will meiner Tugend durch ein beſcheidenes Schweigen und durch ſchweigende Beſcheidenheit die Krone aufſetzen.

Wie die Repräſentanten der drei Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden zu Tells Zeiten unter freiem Himmel den Bund der Freiheit berietben, ſo hielten auch wir drei ſtebend eine Sitzung und zwar mit Recht, denn: „tres faciunt collegium.“

Selten wird ein Collegium drei ſo friedliebende Ja-Herren aufzuweiſen vermögen: der Vortrag betraf das „ob“ oder „ob nicht“ des Frühſtückes, und der Antrag wurde nicht durch Stimmenmehrheit, ſondern durch Acclamation genehmiget. Wir trafen eine Handvoll lebensfrohe Riegelhäubchen, die hier ihre den Herrſchaften vorgeſpiegelte Fünfuhr-Frühmeſſe bei Bier und Caffee hörten, bedient von galanten Galanen, der Nadel und des Pfriemens Befliſſenen und andern Adjunkten bürgerlicher Erwerbszweige.

Neugeſtärkt wanderten wir fröhlich unſers Weges, ohne einen andern Anſtoß, als daß Einer an eine Baumwurzel ſtieß, und dem Geſetze unterlag, vermöge deſſen jeder Körper nach dem Mittelpunkte der Erde ſtrebt. Zum Glücke überhob er uns der Mühe, ihn aufzuheben, indem er, obgleich auf dem Boden gut aufgehoben, ſich dennoch ſelbſt aufhob. Unſtreitig erſparte er bei dieſem Unfalle, oder vielmehr Umfalle, etwas, nämlich den Dank, den er uns ſonſt hätte gebührend zollen müſſen, wenn er durch unſere Beihülfe wieder emporgekommen wäre.

Wohlbehalten erblickten wir bald die alte Veſte Grünwald, — ſeit langer Zeit ein Pulvermagazin, — dieſen künſtlichen Vulkan in der Nähe der Hauptſtadt, in deſſen Schoße gegen drei Millionen Pfund Pulver ſchlummern. Welch ein hölliſches Spektakel könnte entſtehen, wenn jemals ein ſchönes Mädchen mit feurigen Augen in dieſe lautloſe Tiefe ſtiege! Der Funke, welcher unſere Herzen in Flammen verwandeln würde, könnte ja eben ſo leicht und wohl noch ſchneller, das Pulver entzünden und dann die ſchrecklichſte Schlußdekoration zu Körners mannhaftem Zriny liefern.

Vor 363 Jahren lebte in dieſen Mauern in philoſophiſcher Ruhe Herzog Sigmund von Bayern, der die Würde und Bürde der Regierung ſeinem Bruder Albert IV., genannt der Weiſe, überließ und aus der Mitherrſchaft in die Freiheit des Privatlebens trat. Im Jahre 1468 legte er den Grundſtein zur Frauenkirche in München, deren Bau erſt nach 20 Jahren vollendet wurde. Die Jagd und ein freundlicher Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern brachten Bewegung in ſein ländliches Stillleben, bis er im Jahre 1501 unvermählt zur ewigen Ruhe einging.

Ob Herzog Sigmund nicht eben ſo wohl der Weiſe genannt zu werden verdient, als ſein Bruder?

Das freundliche Dörſchen Grünwald iſt der Stapelplatz für die Ausflüge zu Fuß, die von München aus über die Menterſchwaige bis Grünwald und von da nach Großheſſellohe, oder nach Schäftlarn und Ebenhauſen, und dann entweder an den Starnbergerſee oder zurück nach Großheſſellohe, auf dem linken Iſarufer gemacht werden. Ich bemerke dieß für Alle, die nach dieſer Bezeichnung eine der angenehmſten Umgegenden Münchens zu beſuchen wünſchen.

Das Wirthshaus zu Grünwald wurde durch die Wanderungen der jetzt ſo berühmten Geſellſchaft des Frohſinnes erſt vor 18 Jahren den Münchnern recht bekannt. Ein eigener Ausſchuß für die geſelligen Vergnügungen, beſonders für die ländlichen, ſorgte damals wirklich mit überraſchender Mannigfaltigkeit für die Unterhaltung. Allein ſchon zu jener Zeit konnte man mit der Wirthſchaft, die eigentlich uns ſelbſt wirthſchaften ließ, wie wir nur mochten, nicht wohl zufrieden ſeyn; Klöße, geräuchertes Fleiſch und gebratene Hühner bildeten das Kleeblatt der Speiſen, und Manche, die dort übernachteten, hielten im Halbſchlummer die drückenden Bettdecken für drückende Todſünden. Während ich meinen Freunden dieſe Mittheilungen machte, hatten ſie die Luſt verloren, zur Römerſchanze zu wandern, die ein kleines Stündchen von Grünwald an der öſtlichen Uferhöhe liegt. Denn hier war es, wo eine römiſche Heerſtraße, Trümmer eines zerſtörten römiſchen Kaſtells mit einem vierfachen Walle, auch in der Iſar noch einige Bruchſtücke einer alten römiſchen Brücke entdeckt wurden.

Im ſogenannten Heuwinkel, gegen Weſten, begann der Horizont bereits ſchokoladefärbig zu werden, ſeine gewöhnliche Geſichtsfarbe, wenn er auf eine recht malitiöſe Weiſe die lebensluſtigen Städter auf dem Lande trifft und ihnen einen Schabernack ſpielen will, indem er ſie zu Wiedertäufern macht. Es wurde ſofort neuerdings Rath gehalten und neuerdings mit bewundernswürdiger Eintracht beſchloſſen, ein ländliches Mahl, aber doch ſo ſtädtiſch als möglich, proviſoriſch einzunehmen.

Auf der ſchönen Eierwieſe, in deren Mitte eine Kapelle ſteht, wurde dieſer Beſchluß gefaßt, und in demſelben Augenblicke ſtieß dicht neben uns ein Sperber auf eine ſtattliche Taube herab, die ſogleich todt zur Erde ſtürzte.

Welch' ein trefflicher Stoff zu einer Romanze im ſpaniſchen Geſchmacke, oder zur Epiſode einer empfindſamen Novelle! Wir nahmen die Sache jedoch praktiſch, das heißt, wie praktizirten die geopferte Unſchuld, die entſeelte Taube, nachdem wir ſie dem rechtmäßigen Beſitzer abgelöſet hatten, an den Spieß, fanden uns aber ſehr getäuſcht, denn ſie zeigte ſich ſo ſpröde, nämlich ſo zäh und hölzern, wie eine Theatertaube von Pappe und obwohl mein Freund L. ſeinen ſchönen Zähnen die Löſung dieſes harten Räthſels aufgab, ſo mußte er doch davon abſtehen.

In einer ſüßduftenden Jasminlaube nahmen wir das Mittagsmahl ein, und während der Sieſta, die jedem Mahle folgen ſollte, erzählte ich von den Leiden und Freuden der Geſellſchaft des Frohſinnes zur Zeit, als ſie noch jährlich am Pfingſtſonntage nach Grünwald wanderte.

„Meine Herren“ — begann ich — „Sie werden ſich erinnern, daß damals, nämlich vor achtzehn Jahren, noch ganz Europa unter den Waffen ſtand, und dennoch gab es ein Völklein, das harmlos dahin lebte, die Geſellſchaft des Frohſinnes.

Die Kriegsunruhen wirkten zwar auf die Kurſe der Staatspapiere, aber nicht auf den Bier-, Brod- und Fleiſchſatz, und war die Welt auch nicht wirklich glücklich, ſo war ſie es doch in der Hoffnung beſſerer Tage.

Wir hatten unter den Geſellſchaftsgliedern immer einige Quartiermacher, die ſchon am Vorabende des geſellſchaftlichen Feſtes in das Hauptquartier Grünwald abgingen, um Voranſtalten zu treffen. Am Feſttage ſelbſt wurde der Auszug gehalten. Auf der Schwaige Geiſelgaſteig, oberhalb der Menterſchwaige, empfing uns einſt an der Straße ein alter, in Lumpen gehüllter Bettler, deſſen Anblick uns mit dem innigſten Mitleiden erfüllte. Jeder beſchenkte ihn, damit auch er ſich an dieſem Tage gütlich thun möge.

Zwei Stunden ſpäter kam dieſer Bettler in einem niedlichen Einſpänner in Grünwald an, und gab ſich als ein ſehr achtbares Mitglied der Geſellſchaft aus, das dieſe Maske eben ſo gut gewählt als benützt hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit allgemeiner Billigung das geſammelte Almoſen zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet wurde. Dieſer Spaß gab reichen Stoff zum Lachen.

Mit einem feierlichen Hochamte bezeichnete die Geſellſchaft ihre Ankunft in Grünwald, wobei ſich die Muſiker und Sänger aus ihrer Mitte hervorthaten. Geſellſchaftsmitglieder verrichteten andächtig die Dienſte der Sacriſtane, wobei ich ſelbſt ſtets getreulich mitwirkte.

Nach der Kirche, während die Frauen in der Küche des Wirthhauſes oder im Freien auf der Eierwieſe als verſtändige Köchinnen amtirten, wurde ein Marionettentheater eröffnet, wozu eine alte gebrechliche Scheune rechts vom Wirthshauſe diente. Andere beſorgten ein Wachsfigurenkabinet, wieder Andere ein Wettlaufen der lieben Jugend des Ortes, wobei auch der Letzte nicht leer ausging. Die Preiſe beſtanden in Schulbüchern, Schreibmaterialien und neuen Scheidemünzen, die unter Trompeten- und Paukenſchall nebſt ernſten Ermahnungen zum Fleiße und zur Sittlichkeit und zu guten Lehren jeder Art feierlich vertheilt wurden. Die Kleinen jubelten.

Die Magnaten der Geſellſchaft die Feinſchmecker und Freunde der Tafelfreuden, nahmen jederzeit ein eigenes Zimmer im erſten Stockwerke in Beſchlag, für welche Abſonderung ſie manche bittere Pille ironiſcher Rüge verſchlucken mußten.

Den Frieden der Geſellſchaft ſtörten bisweilen — die gebratenen Hühner. Wenn die Nachfrage größer war, als der Vorrath, wenn die Wirthin an Gedächtnißſchwäche litt, und ſich der Priorität der Beſtellungen nicht mehr erinnerte, ſo traf es ſich ſchon bisweilen, daß zwei Hände, die zwei verſchiedenen Perſonen angehörten, ſich ein und deſſelben noch am Spieße ſteckenden Huhnes zu gleicher Zeit gewaltſam bemächtigen, bei welchem Theilungsverfahren ſelten ein Ganzes, gewöhnlich nur Fragmente gewonnen wurden.

In der Regel ſchloß das Wachsfigurenkabinet bei beleuchtetem Zimmer die Unterhaltungen des Tages. Standesperſonen zahlten nach Belieben, das Landvolk einen Kreuzer. Der Ertrag wurde dem Ortsgeiſtlichen zur Vertheilung an die Armen der Gemeinde eingeliefert. Damen und Herren der Geſellſchaft ließen ſich als Wachsfiguren anſtellen, obgleich eine bedeutende Geldſtrafe auf das leiſeſte Zucken der Augen oder Lippen geſetzt war.

Und wie ſehr ſchwierig war es, nicht zu lachen, wenn der Herr Direktor dieſes Kabinetes, der nun auch ſchon entſchlummerte Oberſt L***, mit ernſter Miene vor uns ſtand und den tückiſch-wispernden und kichernden Zuſchauern aus der Geſellſchaft, und den Landleuten gegenüber, die Naſe und Mund aufſperrten und mit den Augen glotzten, unſere guten und ſchlechten Eigenſchaften, wie ſie der Charakter der Maske bedingte, haarſcharf auseinander ſetzte.

Selim III., Wilhelm Tell, Robespierre, Charlotte Corday, Marat, Kant, Eliſabeth, Königin von England, Graf Leiceſter, Graf Eſſex, Schinderhannes, Venus und Amor, Kunz von Kauffungen, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Agnes Bernauer u. ſ. w., alle im Coſtüm ihrer Zeit, lieben dem Vortrage des Herrn Direktors einen reichen Stoff zur Entwicklung hiſtoriſcher Kenntniſſe und der Erfahrungs-Seelenkunde. Bisweilen zankte er anſcheinend, mitten im Vortrage, mit dem Wachsfigurenkabinetsdiener: „Jakob, ſey er nur nicht gar ſo einfältig! Rücke er doch das Licht von der Naſe der Maria Stuart weg, ſonſt ſchmilzt das Wachs!“

Nach dieſer Schauſtellung wurden Ländler geſpielt;

Engel und Tyrannen tanzten ſodann ganz fröhlich miteinander, und bisweilen, wenn der Mond ſeine Weltlaterne aushing, ward erſt gegen Mitternacht zum Rückzuge in die Hauptſtadt geblaſen.

„Fröhlich und wohlgemuth genoß damals die Geſellſchaft des Frohſinns die Freuden eines eintägigen Landlebens und die Grünwalder nebſt ihren nahen und fernen Nachbarn freuten ſich, Alt und Jung, von einem Jahre auf das andere.“

„„Hat die Geſellſchaft des Frohſinns nicht auch ſchon einmal eine Hinrichtung in Grünwald vorgenommen?““ fragte mein Freund W***, indem er ſich eben als kunſtgeübter Truchſeß zur Herrichtung der gebratenen Hühner anſchickte.

„Allerdings,“ — erwiederte ich, — „und zwar mit allen Formalitäten der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des peinlichen Verfahrens. Der zum Tode verurtheilte Miſſethäter benahm ſich ſo bußfertig, daß die Bauernweiber heulten, als ob's ihm wirklich an den Hals ginge. Eine Wiederholung dieſer ſchauderhaften Parodie unterblieb ſpäterhin aus guten Gründen.

Unſer kleines Mahl ging zu Ende, und wir wanderten an das Geſtade der Iſar hinab, um uns vom Fiſcher überſchiffen zu laſſen.

Am Fuße des Berges betrachteten wir aufmerkſam ein altes maſſives Kreuz, der Form nach ein Maltheſerkreuz, von verwittertem Granit, worauf wir die Jahreszahl „1583“ nicht ſahen, ſondern uns nur einbildeten. Während wir uns in geſchichtlichen Forſchungen über den Urſprung dieſes Kreuzes vertieften, löſ'te der alte Fiſcher, der unbemerkt ſein Pfeifchen ſchmauchend ſich uns genähert hatte, unſere Zweifel.

„Vor vier Wochen,“ erzählte er mit einer gutmüthigſpöttiſchen Miene, „war ein gelehrter Herr aus München hier, der dieſen Stein drei Tage lang von allen Seiten mit und ohne Augenbrille betrachtete, und ſtundenlang auf eine Eſelhaut ſchrieb; weil er aber gar — nicht fertig werden konnte, ſagte ich ihm geradezu: „„daß vor dreihundert Jahren in der Nähe ein Flößer in der Iſar ertrunken, und dieſer Stein zum Gedächtniſſe des Unglücksfalles geſetzt worden ſey.““

Wie mag der Alterthümler durch dieſe Nachricht enttäuſcht worden ſeyn!

Obgleich der Kahn weder einen Cäſar trug, noch deſſen Glück, ſo kamen wir dennoch wohlbehalten an das jenſeitige Ufer, das ich einſt, in frühern Jahren, unter Donner und Blitz ſchwimmend erreichte, weil Niemand in der Hütte war, mich hinüberzuſchiffen. Damals ſchützte mich Amor; ich hatte einem geliebten Weſen gelobt, zur beſtimmten Stunde in Großheſſellob anzukommen, und ich kam, ſah und ſiegte. —

Ein angenehmer Weg führte uns nach Pullach, einem hübſchen Dörſchen, nur eine Viertelſtunde noch von Großheſſellohe entfernt. Da in der Urgeſchichte von München einer griechiſchen Colonie Erwähnung gethan iſt, die einſt an dieſer Stätte ſich ſoll befunden haben, nannte einer von meinen Freunden das Dörſchen Pullach ſcherzweiſe „Neugriechenland,“ und das ländliche Wirthshaus, dicht neben der Kirche, am Abhange der Uferhöhe, „Corinth,“ wo jedoch die Beſuche aus der Stadt, welche der anmuthigen Lage wegen ſehr zahlreich ſind, außer Bier, Brod und Eier, nichts erwarten dürfen, und gleichwohl andere Anſprüche der Eßluſt mit transportirten Vorräthen befriedigen müſſen.

Wahrſcheinlich um die Beſtändigkeit des wandernden Kleeblattes weiß zu waſchen, begann es ſo erquicklich zu regnen, als wir uns eben gar behaglich unter einem Apfelbaume zur Labung gelagert hatten, daß wir uns, fern von der lebendigen Landwirthſchaft, die im Unterſtübchen ihr lautes Weſen trieb, in das einſame Kämmerlein der Jungfrau Creszentia, Tochter des Wirthshauſes, hinaufflüchteten, wo uns noch einige wackere Herren Geſellſchaft leiſteten.

Mit Recht ſagt Schiller:

„Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar!“ —

Denn ſechs Paare würden in dieſem Gemache Platz gefunden haben, worin außer einem ungeheuern Himmelbette, einem alten Großvaterſtuhle von trüglicher Haltbarkeit, einem Kleiderſchrank und zwei hölzernen Bänken, keine abſonderlichen Luxusmeubles den Raum beſchränkten.

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Und haben einander ſo lieb,“ —

hätten wir ſingen können; denn wir ſaßen wirklich ſo traulich beiſammen, wie niedliche Mäuschen in einer Mausfalle, die man mit geöffneter Fallthüre auf einem Brette mitten im Waſſer ſchwimmen läßt. Leider fehlte uns eine Taube, um ſie durch das Fenſterlein auf Kundſchaft zu ſenden, ob der Regen nicht bald aufhöre; gerne hätten wir die Jungfrau Creszentia ſtatt der Taube zum Fenſter hinausfliegen laſſen; ſie lehnte jedoch dieſes luſtige Amt ausdrücklich ab. Gegen Norden durften wir in das gelobte Land Großheſſellohe hinüberſchauen, wie einſt Moſes auf dem heiligen Berge; gegen Weſten ſchloß dicht vor dem Fenſter eine blumige Bergwand die Ausſicht und die blauen, weißen und gelben Blümchen nickten mit ihren gezackten Köpfchen faſt ſpöttiſch herein, als wollten ſie ſagen: „Wohl bekomm's!“ Die Hütte gewann in meinen Erinnerungen immer mehr den Anſchein einer Alpenhütte, und blühte auch nicht die

Alpenroſe (rhododendron ferrugineum) vor meinen Augen, ſo trug ich doch ihr ſinniges Bild tief in meinem Gemüthe. —

Glücklicherweiſe hatte jeder Anfang ſein Ende und ſo auch der Regen. Bei ſolchen Geduldproben leiſtet ein Pfeifchen Varinas oder beſcheidener Portoricco, treffliche Dienſte. Man ſchmaucht ſo gemüthlich und mit den aufwirbelnden Rauchringelchen gaukeln auch allerlei Traumſpiele der Phantaſie empor.

In Großheſſellohe ſchwammen die Menſchen in Wonne und der Boden in Waſſer. Doch mit einer praktiſchen Philoſophie, die alle Bewunderung verdiente, würdigten die ſchönen Damen dieſen wilden Trotz der Natur keiner Klage. Sie ſchritten mit den zarten Füßchen muthig durch die Bodenſulz zum Tanzplatze und walzten mit Herzensluſt. Hätte ich das Recept der Atalanta nicht verloren, ſo könnte ich den ſchönen Damen in der Kunſt Unterricht geben, kaum die Spitzen der Grashalme zu berühren, wie es jene Schnellfüßige verſtand, als ſie im Wettlaufe mit Hippomenes Siegerin zu bleiben wünſchte. Vielleicht find' ich's noch unter meinen alten Papieren.

Nicht, wie in frühern Jahren, wenn die Witterung den Pfingſtmontag und mit ihm das Kirchweihfeſt in Großheſſellohe begünſtigte, erblickte ich heuer Tauſende auf dem Graſe zwiſchen den Bäumen bis tief in den Wald hinein gelagert, oder in den Wagen ſitzend mit Speiſe und Trank beſchäftigt; ſondern gruppenweiſe Kreuz- und Querzüge an den Bogen und an dem Tempel Terpſichorens, der Muſe der Tanzkunſt, vorüberwandelnd, deſſen innerer Raum mit Tiſchen und Stühlen regenſcheuer Städter umgürtet war.

Die ſchönſten Damen, ſchöner als die ſchönſten Pfingſtroſen und auch nicht minder geröthet von dem wallenden Blute, tanzten gar fröhlich und kümmerten ſich gar nicht um den zudringlichen Regen, ſo daß er aus Unmuth, trotz ſeiner Flüſſigkeit ohne Einfluß bleiben zu müſſen, zuletzt ſich heimlich entfernte.

Ueberall ſtießen unſere Blicke ſchaudernd auf die Gebeine erwürgter Gänſe und Hühner; die unerſättliche Mordluſt begnügte ſich nicht mit dieſen Opfern; es wurden ſogar, ſo friedlich auch übrigens alles ablief, Hälſe gebrochen, aber nur den Weinbouteillen und Bierflaſchen.

Wir beſuchten das alte Kirchlein, von Innen und Außen mit zarten Birkenbäumchen geſchmückt, und obwohl das Thürmchen keine Uhr hatte, ſo ſchlug doch gerade jetzt meine Stunde.

Hochgeſchürzte Damen ſchritten an mir und meinen Freunden vorüber, und die ſchönen Füßchen wurden ſorgfältig gemuſtert, wobei wir die Weisheit der Natur prieſen, welche die Füßchen ſo ſinnig an dem rechten Orte anzubringen wußte. Die Fußbekleidungsfabrikanten, nämlich die Herren Schuhmachermeiſter, feierten heute neben dem Kirchweihfeſte zufällig auch ihr Erntefeſt; denn die meiſten Damen, vom ſchönen Wetter des Morgens getäuſcht, trugen zarte Schuhe und Stiefelchen von Seide oder Zeug, die freilich rettungslos verloren waren. Dieſe Ueberzeugung preßte manche ſtille Seufzer aus, die den Schuh- und Stiefelkünſtlern wie Aeolsharfenklänge in die Ohren tönten.

Plötzlich trat ein wahrer Engel aus dem Kirchlein, der vielleicht kaum 18 Sommer zählte; das ballmäßig friſirte dunkelblonde Haar warf in zwei Hälften natürlicher Locken einen leichten Schatten auf die ſchöne Stirne, mild beleuchtet von den ſüßen Strahlen der Vergißmeinnichtaugen.

Bei Gott, ich ſtand ſchon oft mitten im Kreuzfeuer weiblicher Augenbatterien, ſtandhaft wie Marſchall Ney auf dem Rückzuge aus Rußland, und hat auch keine Dame für mich 200 Millionen Franken geboten, wie Napoleon damals für Ney, als er ihn verloren wähnte, ſo ließ doch jede meinem Muthe die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

In dieſem Augenblicke bekam ich jedoch eine Art Kanonenfieber und war nicht mehr im Stande, die Conturen der Naſe und die feingezogenen Lippen zu prüfen. Da traf ſich's, daß die Holde nicht über eine kleine mit Regenwaſſer gefüllte Vertiefung zu ſchreiten wagte, das höchſtens ein wenig über die Sohlen gereicht hätte.

Jetzt war ich Graf Leiceſter der Zweite, in der nämlichen Lage, wie jener unglückliche Liebesheld, nur glücklicher, inſoferne meine unbekannte Herzenskönigin um 40 Jahre weniger zählte, als damals die Königin Eliſabeth von England. Graf Leiceſter breitete an einer ſumpfigen Stelle ſeinen prächtigen Mantel aus, über welchen Eliſabeth trockenen Fußes ſchritt; dieſe Galanterie machte den Grafen zum Erſten im Herzen der Königin und zunächſt dem Throne.

Ich hatte keinen Mantel bei mir, und ſelbſt durch ihn keine Ausſicht auf ein ſo glänzendes Loos; doch ſchnell beſonnen riß ich den blauen Barege-Shawl, den ich zu tragen pflege, von meiner Bruſt, warf ihn geballt in die Vertiefung, und reichte der Holden hülfreich die Hand mit der Bitte, den ſchönen Fuß auf das Tuch zu ſetzen. „Das Ueberraſchende macht Glück!“ ſagt Schiller irgendwo, und ich pflege gerne derlei Geſtirne am literariſchen Horizonte ſprechen zu laſſen, wenn ich gerade ſelbſt nichts Beſſeres zu ſagen weiß. Und in der That konnte auch nur die Ueberraſchung meine Liebenswürdige zu dieſem Schritte bewegen.

„Ach Gott,“ ſeufzte ſie, — „nun iſt Ihr Shawl zu Grunde gerichtet!“

„„Im Gegentheile,““ erwiederte ich galant, „„dieſer Shawl iſt für mich jetzt ein Heiligthum, ſeitdem Ihr wunderſchöner Fuß ihn berührt hat.““

Ein Fiaker mußte ihn verwahren. Ich bat um die Erlaubniß, ſie in ihre Loge begleiten zu dürfen. Dort traf ich ihre Tante und die Töchter derſelben, denen ſie mich, als ihren Freundinnen, aufführte. Die Theilung Polens ging gewiß nicht ſo friedlich zu Ende, als die Damentheilung, welche meine beiden Freunde trafen. In wenigen Minuten hatten ſie alle Segel der Galanterie aufgeſpannt, und ſteuerten mir mit günſtigem Winde nach.

Chriſtine, Joſephine, Nanny und Thereſe ſchienen die vier Elemente der Liebe zu bilden; man mußte jeder Einzelnen ſo herzlich gut werden, daß eben deßwegen die Wahl einer Einzelnen überaus ſchwierig fiel. Schon hatte ich mir den romantiſchen Einfall träumen laſſen, daß die ſchöne Unbekannte durch irgend eine ſonderbare Verwicklung, oder durch Fügung eines Schickſales, wohl gar meine eigene Braut ſeyn könnte; allein, als die Tante bei unſerm Eintritte lächelnd fragte: „Aber, liebe Frau von **, wo ſind Sie denn gar ſo lange geblieben?“ da ward mir ganz bang um's Herz, und ich verlor allen Muth in ſolchem Grade, daß ich faſt einſylbig wurde.

Die Dämmerung des Abends breitete immer dichter ihren dunkeln Mantel über die Gegend aus, und die Damen ſchienen mit Ungeduld ihren Wagen zu erwarten, den ſie aus der Stadt beſtellt hatten. Ich dankte heimlich dem Himmel, daß er nicht kam. Vergebens ſuchten wir an Ort und Stelle einen andern zu gewinnen; ſie waren bereits alle beſtellt, und als die Schönen durchaus darauf drangen, lieber ſogleich die Rückwanderung zu Fuße zu beginnen, als noch länger vergebens zu harren, ſo ſchloß ich mich dieſem Vorſchlage um ſo bereitwilliger an, als er mir Gelegenheit verſchaffte, um ſo viel länger in der Nähe der ſchönen Unbekannten verweilen zu können, welche die höchſten Vorzüge des Geiſtes und Herzens vereinte; ich konnte mich nicht entſinnen, jemals ein vollkommeneres weibliches Weſen gefunden zu haben, ich war rein weg.

Spreche mir doch ja Keiner mehr von dem „ſchwachen Geſchlechte;“ es gibt kein ſchwächeres Geſchlecht, als die Männer; vor einem einzigen holdſeligen Strahle aus ſchönen Damenaugen ſchmilzt der kühnſte Bau ihrer philoſophiſchen Grundſätze wie eine Schneeflocke auf einer heißen Stahlplatte zuſammen. O du ſtarkes Männergeſchlecht! Ich bin auch einer von den Starken, von den Rieſen, die einen Berg von Grundſätzen auf den Schultern tragen; wie ſchnell wurde aber aus dem Rieſen ein Zwerg!

Als wir das trauliche Schlößchen Maria Einſiedel erreichten, war ich ſelbſt ſchon ein Einſiedler, den alle ſeine Grundſätze verlaſſen hatten. Mit vertrauender Offenheit erzählte mir Frau von **, daß ihr Gatte, dem ſie aus Familienrückſichten die Hand gereicht, ſich auf der Jagd erkältet habe, und vor einem Jahre und ſieben Tagen nach einer zweimonatlichen Ehe an zurückgetretenem Frieſel geſtorben ſey. Ich athmete an der Seite der Wittwe nun weit leichter, als wenige Schritte früher an der Seite der beringten und dadurch bedingten Gattin. „Braucht auch nicht wieder aufzuſtehen!“ dachte ich mir, und lobte zum erſtenmale den Tod, daß er zur rechten Zeit ſein Schnitteramt verwaltet habe. „Sie wolle nun,“ fuhr ſie fort, „ihre Erbſchaftsangelegenheit in's Reine bringen und ſich dann mit einer vertrauten Freundin auf eine anmuthige Villa, dicht an den romantiſchen Geſtaden des Chiemſee's zurückziehen.“ Zu ungeduldig, um vorläufig noch ihre ferneren Abſichten zu erforſchen, machte ich ihr auf der Stelle eine ausdrückliche Liebeserklärung nebſt Heirathsantrag, und nachdem ich ihr auf wiederholtes Befragen: „ob mich kein Verhältniß binde?“ hoch und theuer geſchworen hatte, daß ich frei und unabhängig wie ein Vogel in der Luft ſey, beglückte ſie mich mit dem Verſprechen, meinen Antrag in Erwägung zu ziehen, und mir nach einigen Tagen eine beſtimmte Antwort zu geben. Wer war in dieſem Augenblicke ſeliger als ich! Ein leiſer Druck ihrer zarten Hand trug meine ſüßeſten Hoffnungen auf Adlerſchwingen empor.

Im muntern Geſpräche ſaßen wir im Wirthshauſe zu Thalkirchen im obern Stockwerke, in dem geräumigen Zimmer zur rechten Hand; und ſchlürften manche Taſſe Kaffé; für keine Krone hätte ich dieſe ſchwarze Stunde hingegeben.

„Wir können uns glücklich ſchätzen, daß es nur nicht regnete,“ äußerte die Tante meiner Holden; „da wären wir übel weggekommen!“

„„Ja wohl, da haben ſie recht,““ erwiederte die Dame meines Herzens lachend; „„mein Regenſchirm würde mir ſchlechte Dienſte geleiſtet haben.““ Zugleich ſpannte ſie ihn auf und fuhr mit ihren Roſenfingern durch einen Schlitz des Taffets, der mich plötzlich an meine Kriegsliſt von dieſem Morgen, und an die verrathene Braut erinnerte.

„Das iſt Dein Werk, Schleißheimer-Deſerteur!“ rief plötzlich eine Baßſtimme hinter mir, und die Hände des Sprechenden fielen auf meine Schultern ſo breit, wie die Löwenklauen-Epaulettes eines weiland kaiſerlich-franzöſiſchen Reichsmarſchalls. Raſch ſprang ich auf, und vor mir ſtand — mein theuerſter Herr Onkel zwiſchen den beiden ſchönen Damen von Kenilworth.

„Haben wir Dich, ſauberer Patron!“ fuhr der Onkel luſtig fort. „Doch, meine Herrſchaft hat ihr Ende erreicht; ich übergebe Dich hiermit feierlich dem hohen Pantoffeltribunal Deiner ſchönen Braut und künftigen Gebieterin!“

Ich fiel aus den Wolken, und dennoch aufwärts in einen Himmel, in Carolinens Arme.

Daß ich verrathen, und der ganze Roman von meinem ſchlauen Herrn Onkel angeſponnen war, iſt wohl kein Räthſel mehr; der pfiffige Johann belauſchte unſere Ankunft am Waſſerthurme außerhalb Großheſſenlohe, und meldete als lebendiger Telegraph mein Erſcheinen.

„Meine Damen,“ warnte der Onkel, „und beſonders Sie, meine liebe Braut, oder vielmehr die Braut meines loſen Neffen, hüten ſie ſich unter gewiſſen Umſtänden vor aufgeſpannten Regenſchirmen. Ihr Bräutigam iſt ein Dichter, und ein ſolcher entſchuldiget ſich gerne mit einer poetiſchen Licenz der Phantaſie, wenn er ein X für ein U macht!“

Ich fühlte mich namenlos glücklich.

Am nächſten Himmelfahrttage, den 15. Auguſt, wurde ich, nach dem ausdrücklichen Wunſche meiner Braut, im Kirchlein zu Großheſſenlohe, Morgens 8 Uhr, getraut; ein herrliches Mittagsmahl, wobei in einer verdeckten Schüſſel mein ganz vergeſſener Barege-Shawl unter tauſend Neckereien aufgetragen wurde, und ein glänzender Ball ſchloßen dieſen wahrhaften Himmelfahrttag meines Lebens, — den eine namenlos ſelige Himmelfahrtnacht krönte. —

Der Teufel ſoll's holen.

Eine Bagatelle.

Vor einer Taſſe Mokkakaffee ſaß nach dem Mittagemahle **Lucifer**, Großfürſt der Hölle, ſchmauchte eine ächte Havannah-Cigarre aus einem goldenen Röhrchen mit einem Mundſtücke von hölliſchem Lava, und las die neueſten Depeſchen von ſeinen außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſtern auf der Erde, die gegenwärtig ſo viele Päſſe, namentlich für reiche Herren, nach den Staaten Seiner Hoheit zu viſitiren haben, daß ihnen faſt keine Zeit übrig bleibt, ſich den übrigen Amtsgeſchäften oder den Vergnügungen der großen Welt zu weihen, wozu ſie als hoffähige Perſonen die ſchönſte Gelegenheit hätten.

Lucifer iſt ein charmanter Mann, ein guter Fünfziger, der ſich jedoch trefflich conſervirt hat. Nicht ein einziges graues Haar entſtellt die Fülle ſeiner ſchwarzen Locken; er braucht ſich auch keines wachſen zu laſſen. Gewöhnlich trägt er ſchwarze Kleidung, ein ſogenanntes **habit habillé**, und im Knopfloche ſieben Ordensſterne.

Seine Geſichtsfarbe iſt dunkelbraun, entweder eine Folge des häufigen Kaffeetrinkens, oder der ſüdlichen Hitze; denn das Clima in ſeinen Staaten iſt faſt verſengend. Die weiße Halsbinde mit den großen Vatermördern aus unverbrennlicher Leinwand, wie ſeine Hemden, ſticht ſehr gefällig gegen ſeinen ſchwarzen Backenbart ab, auf den er eine ganz beſondere Sorgfalt verwendet.

Ohne gerade ein völliger Hageſtolz zu ſeyn, iſt er doch unvermählt, was für einen gebornen Teufel ſehr zweckmäßig erſcheint, indem ſonſt die zarten Gefühle eines Vaterherzens auf ſeine Regierungs-Anſichten einen verweichlichenden Einfluß äußern würden.

Sein Leben iſt übrigens ein wahres Muſter von Mäſſigkeit. Täglich ſpeiſet er mit ſeinen oberſten Hofſchargen und Miniſtern an der Kabinetstafel, wo nicht mehr als ſechs Gerichte, aber von den geſchickteſten Köchinnen bereitet, die auf der Welt ihre Herrſchaften barbariſch betrogen haben, erſcheinen dürfen.

Weniger als jemals iſt er gegenwärtig zugänglich, da er mit dem Entwurfe einer Verfaſſung beſchäftiget iſt, womit er ſeine rebelliſchen Standesherren am beſten im Zaume zu halten hofft. Auch ein neues Preßgeſetz liegt in ſeinem Kabinete, womit das bereits gegen die verdammten Seelen beſtehende verſchärft werden ſoll.

Unwillig durchflog ſein blitzendes Auge die von allen Seiten eingelaufenen Depeſchen.

Er ſchellte und befahl, daß ſogleich der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vor ihm erſcheinen ſolle.

„In meinem Namen (das heißt in's T— Namen) was treiben denn meine Geſandten auf der Erde? Welche Inſtruktionen haben Sie ihnen ertheilt, daß ich von meinen geheimen Agenten, durch welche ich jene Schelme kontrollire, einſtimmig über Geſchäftsträgheit derſelben klagen höre?

„In allen Depeſchen muß ich leſen: „„Wiewohl ungern, müſſen wir Euer Hoheit dennoch melden, daß die Geſandten auf die Volksſtimme gar nicht achten. Ueberall hört man den tauſendfältigen Ruf: „der Teufel ſoll's holen! Der

Teufel ſoll mich holen, der Teufel hole dieſen und jenen, die Tories, die Wighs, die Stände u. ſ. w." allein kein Einziger von den Geſandten Eurer Hoheit beeilt ſich pflichtſchuldig, zu holen, was geholt werden ſoll. Wenn Euer Hoheit in dieſer Beziehung nicht bald eine durchgreifende Maßregel zu faſſen geruhen, ſo verlieren Ihre Geſandten das nöthige Anſehen, und die Staaten Eurer Hoheit die hieraus zu ſchöpfenden Vortheile.""

„Was ſagen Sie zu dieſen Rapporten? Wie können Sie ſich verantworten?"

„„Euer Hoheit verzeihen, daß ich hierüber keinen beſtimmten Aufſchluß geben kann, da es ſehr wohl möglich iſt, daß die Geſandten ihre Inſtruktionen mißverſtanden oder überſchritten haben. Erlauben Euer Hoheit, daß ich ſie hierüber erſt zur Verantwortung ziehen darf.""

„Das iſt mir zu langweilig. Ich will einen mit außerordentlichen Vollmachten verſehenen Großbotſchafter auf die Erde ſenden, der dieſe Klagen an Ort und Stelle unterſuchen, und mir einen ausführlichen Bericht hierüber erſtatten ſoll."

Einer der gewandteſten Diplomaten des hölliſchen Kabinets, Siril, bisher in temporärer Quieszenz wegen verdächtiger Umtriebe, wurde mit dieſer Sendung beauftragt und mußte auf der Stelle die Reiſe antreten.

Glücklicherweiſe bedürfen die hölliſchen Geſandten weder ſo bedeutender Reiſekoſten, noch ſo eilfertiger Poſtpferde, wie die irdiſchen; in einigen Augenblicken war Siril an Ort und Stelle und prüfte mit eigenen Augen.

Schon nach ſechs Wochen erhielt Lucifer folgende Depeſche:

„Euer Hoheit kann ich pflichtmäßig bezeugen, daß Dero Geſandten ganz nach ihrer Inſtruktion gehandelt und in Höchſt Ihrem Intereſſe nichts verſäumt haben. Die Berichte

Ihrer Agenten ſcheinen demnach auf Unkenntniß oder Bosheit zu beruhen. Allerdings hab' ich ſelbſt ſehr oft den Ruf vernommen: „Der Teufel ſoll's holen!“ hab' mich auch immer perſönlich eingefunden; allein der Erfolg entſprach meinen Erwartungen nicht.

„Ein Liebhaber ſagte zu ſeiner Geliebten: „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich dich nicht liebe!“ Eine Stunde ſpäter traf ich ihn bei einer andern und wollte ihn holen. Er läugnete keineswegs, was er geſagt hatte, entſchuldigte ſich aber, daß er allerdings ſeine Geliebte liebe, allein nicht behauptet habe, deßwegen auch keine andere außer ihr zu lieben. Was wollte ich thun?

„Eine Schauſpielerin rief aus: „Der Teufel ſoll den Redakteur ** holen, der mich täglich quält!“ Ich kam zum Redakteur, um ihn zu holen; dieſer aber erwiederte: „Herr Teufel, wenn Sie mich holen wollten, ſo oft eine Schauſpielerin oder ein Schauſpieler den Wunſch dazu äußert, ſo wär' ich ſchon längſt beim Teufel. Haben Sie daher die Gefälligkeit, ſich hierwegen an einen dummen Teufel, aber nicht an mich zu wenden, der ich weiß, was Rechtens iſt!“ Was wollte ich thun?

„Wenn nur der Teufel meinen böſen Mann holte!“ fluchte eine Frau.

Ich kam zum Manne und eröffnete ihm den gutmüthigen Wunſch ſeiner Frau Gemahlin.

„Ei, warum nicht gar,“ verſetzte dieſer, „holen Sie meine Frau, wenn Sie ein gutes Werk ſtiften und mir eine Gefälligkeit erweiſen wollen!“

Der Mann wollte ſich nicht holen laſſen, und die Frau proteſtirte feierlich dagegen: Beide konnte ich nicht holen, weil mich nur ein Theil gerufen hatte, und hätte ich auch Beide geholt, ſo würde ich die Staaten Eurer Hoheit nur mit einem unzufriedenen Ehepaare bevölkert haben, wobei kein Gewinn zu finden geweſen wäre. Was wollte ich thun?

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich dieß Haus jemals wieder betrete,“ verſchwor ſich ein Eiferſüchtiger, indem er das Haus ſeiner Geliebten verließ.

Am andern Tage, als er wieder aus demſelben Hauſe trat, erinnerte ich ihn an ſeine Worte.

„Sie haben vollkommen Recht,“ erwiderte derſelbe, „allein ich ſagte ja nicht, wann Sie mich holen ſollten; es fehlt die beſtimmte Bezeichnung der Zeit, der terminus a quo!“ Der Kerl muß ein Juriſt geweſen ſeyn. Was wollte ich thun? Einen ſolchen und ähnlichen Ausgang nahmen alle Berufungen auf meine Perſon, woraus ich erſehen habe, daß auf der Erde das Teufel holen eine pure Redensart iſt, der man keine Folge geben kann.

Uebrigens haben ſich ſehr Viele gemeldet, welche mir ihre Seelen gegen beſtimmte Summen verkaufen wollten. Da ich jedoch merkte, daß ſie über kurz oder lang ohnehin von ſelbſt in die Staaten Eurer Hoheit auswandern würden, ſo lehnte ich alle dieſe Anträge mit den verbindlichſten Complimenten ab, welche nur die Schatzkammer Eurer Hoheit unnützerweiſe in Anſpruch genommen hätten.“

Was that Lucifer?

Die vorlauten Agenten erhielten Kabinetsreſcriptsnaſen, und der Großbotſchafter das Großkreuz des Civil-Verdienſt-Ordens. Uebrigens blieb Alles beim Alten.

Die Macht der Jahre.

Eine Doppelſkizze aus meinem Leben.

Meine ſelige Mutter war eine überaus gute Frau; ich rühme dieß nicht, weil ich ihr Schoßkindlein war, ſondern aus innerer Anerkennung ihrer ſeltenen Herzensgüte.

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe auf Erden,“ lehret die heilige Schrift, und da es mir immer recht wohl erging, ſo habe ich ohne Zweifel Vater und Mutter ſtets geehret. Wenigſtens ſcheint dieß eine Schlußfolgerung unſerer gegenwärtigen Jugend zu ſeyn.

Gleich den genialen Studenten, die beinahe das ganze Studienjahr hindurch gar gemüthlich ſingen oder denken:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,“

und erſt ſechs Wochen vor der Prüfung alle Segel aufſpannen, um das Verſäumte einzuholen, ſo wurde auch ich, gewöhnlich mit Anfang des Monates Auguſt, dieſes Vorbotens der Ferien, immer ein äußerſt lobenswerthes Söhnlein, weil ich auf mütterliche Subſidien zur Ferienreiſe rechnen durfte.

Auf dieſem Gelde mochte dann immer ein ganz eigener Segen ruhen; denn ich brachte ſtets mehr nach Hauſe zurück, als ich mitgenommen hatte. Natürlich konnte dieß nur durch eine Extra-Kreis-Umlage geſchehen, die ich immer vorher durch zierlich geſchriebene Steuerzettel an meine Onkel und Tanten in den Kreiſen ausſchrieb, und zur Erſparung mittelbarer Erhebungskoſten perſönlich unter allerlei verbindlichen Redensarten eincaſſirte.

Es hat mich damals oft gewundert, daß man einen ſo ſpekulativen Kopf nicht zum Finanzrathe ernannte. Bei ſolchen verwandtſchaftlichen Beſuchen bekam ich gewöhnlich überall einen ganzen Pack guter Lehren obendrein, und, um die Geber bei guter Laune zu erhalten, zog ich fleißig mein Reiſetagebuch aus der Taſche, und notirte mir die moraliſchen Spenden nach Soll und Haben mit kaufmänniſcher Genauigkeit.

Ich möchte wohl wiſſen, was denn eigentlich aus mir geworden wäre, wenn ich alle dieſe zwar gutgemeinten, aber mitunter einander geradezu entgegengeſetzten guten Lehren befolgt hätte. Mit andern Gewohnheiten des Lebens ging es ebenſo. Mit dem einen Onkel mußte ich Tabak rauchen, und grünen Thee ohne Zucker trinken; dadurch, ſagte er, baue ich allen Flüſſen vor; wahrſcheinlich wollte er einen Flußbau-Direktor aus mir machen; ein anderer Onkel warnte mich vor dem Tabakrauchen, zur Vermeidung der Abzehrung.

Eine Tante honorirte mir eine Ode auf ihren alten Mops faſt eben ſo gut, wie ein Londoner Buchhändler die Gedichte des Thomas Moore, der für jede Zeile nach unſerm Gelde ungefähr zwölf Gulden erhielt. Als ich um die Erlaubniß bat, das liebe Thierchen doch in der letzten Nacht vor meiner Abreiſe bei mir ſchlafen laſſen zu dürfen, hing am Morgen an ſeinem Halsbande ein Papierchen mit vier Dukaten. Natürlich ſchien mir nun das Thier, oder vielmehr Unthier, denn der Mops glich einer umgeſtülpten Patrontaſche, wie ein Ei dem andern, ein wahrer Paradiesvogel. Nicht Heuchelei, nicht Eigennutz lagen dieſem Benehmen zunächſt zum Grunde; es machte mir aber einem herzlichen Spaß, die bis zur Schwäche geſteigerten Lieblingsneigungen kennen zu lernen, indem ich in die Aeußerungen derſelben mich zu fügen wußte.

Es war an einem ſonnenhellen Herbſtmorgen, als ich zum Hafen an der Iſar eilte, um mich, zwar nicht einzuſchiffen, aber doch einzuflößen. Ein Diener aus dem väterlichen Hauſe trug meinen Mantelſack und eine lederne Nachttaſche, welche meine Mutter mit Schinken und Kuchen gefüllt hatte, als ob ich eine Argonautenfahrt zu unternehmen ausgezogen wäre.

Der alte wackere Floßmeiſter Heiß ſtand wie der Charon der Griechen, der keine Seele in ſeinen Nachen aufnahm, bevor ſie nicht das Fahrgeld bezahlt hatte, auf ſeinem leicht gezimmerten Linienſchiffe und ſammelte die Kalendertaxe von ſeinen Paſſagieren ein, ſo wie ſie Mann für Mann am Bord erſcheinen. Eine Schwäbin machte uns ein fröhliches Zwiſchenſpiel durch einen zungenfertigen Zank, wodurch ſie den innern Werth verrufener Scheidemünze vertheidigte.

Wie bei den Ueberfahrten nach Amerika bisweilen die Geldloſen ihre eigenen Perſonen verkaufen, ſo erboten ſich auch einige Brüder Danziger und Breslauer, die nach Wien ſteuern wollten, zum Ruderdienſte, um unentgeldlich aufgenommen zu werden. Endlich wurden, figürlich zu ſprechen, die Anker gelichtet, und wir glitten ganz behaglich unter der Bogenhäuſerbrücke durch, wobei manches Vater unſer gebet wurde, um nicht durch einen möglichen Einſturz dieſer allzukühn hingehauchten Kunſtbrücke des Herrn Wiebeking das Leben zu verlieren.

Bekanntlich macht die Seeluſt Appetit, aber auch die

Flußluſt nicht minder: Dieß fühlten wir, als kaum das romantiſche Dörfchen Vöhringen, auf der rechten Uferhöhe der Iſar, unſern Blicken entſchwunden war. Jeder griff nach ſeinem Vorrathe. Nur eine einzige Perſon aß nichts, ſondern wurde von der Liebe geſättiget, — die Schwäbin, welche Braut eines Schneiders in der Gegend von Landshut war, und nun dem Hafen des ehelichen Glückes entgegenſegelte. Ihrem Alter nach zu urtheilen hatte das Floß wenigſtens ſchon um 20 Jahre früher abfahren dürfen, um ſie noch in einem erträglichen Alter unter die Haube zu bringen.

In dem Städtchen Freiſing wurde ein kurzes Mittagmahl gehalten. Ich benützte dieſe Zeit, um die Merkwürdigkeiten zu beſuchen. Dazu zähle ich ein Marienbild in der Domkirche, vom heiligen Evangeliſten Lukas gemalt, ein, ſeines Meiſters wegen, höchſt ſeltenes Stück. In der Gruft dieſer Kirche befand ſich ehemals ein marmorner Sarg, worin die Gebeine des heiligen Nonnoſus lagen. Dieſer Sarg ſtand in einer Erhöhung von etwa 3 Fuß ober dem Boden. Das Vordertheil war an der Wand befeſtiget, und das Hintertheil ruhte auf einem ſchmalen Marmorſtücke, ſo, daß zwiſchen dem Sarge und dem Boden ein leerer Raum war.

Durch dieſen Raum kroch man, wie mir erzählt wurde, zu gewiſſen Feſten des Jahres, unter dem Sarge durch, um manches Unheil, z. B. Kolik, böſe Augen, (ob auch böſe Zungen und böſe Weiber?) Schwindel u. dgl. abzuwenden. Die karg zugemeſſene Zeit erlaubte mir nicht, das nahe Prämonſtratenſerkloſter Neuſtift zu beſuchen, worin ſich ein Crucifix ſoll befunden haben, dem die Haare wuchſen.

Mit Verehrung gedachte ich des letzten Fürſtbiſchofs von Freiſing, der die Liebe ſeiner Unterthanen in hohem

Grade beſaß. Er ließ ſie an ſeinen Unterhaltungen Theil nehmen, gab ihnen Bälle, Schauſpiele, muſikaliſche Akademien, Pferderennen, Freiſchießen u. ſ. w. Sein ſehr anmuthiger Hofgarten war zur ſchönen Jahreszeit für Jedermann offen; je mehr Freunde der Natur dieſer Fürſt in ſeiner Nähe luſtwandeln ſah, deſto vergnügter war er ſelbſt. Oft ſchritt er durch eine Seitenpforte, von einigen Hofherren begleitet, im einfachen bequemen Hauskleide, auf die angrenzenden Fluren hinaus; ihm folgten ſeine Muſiker, die während des Spazierganges fröhliche Stückchen ſpielten, umtummelt von dem jungen Volke von Freiſing, das ſich durch die Gegenwart des Fürſten nicht im Mindeſten ſtören ließ. Was man auch ſagen möge, unter dem Krummſtabe ließ ſich's doch bisweilen recht gut leben!

Längſt ſchon ſaß ich wieder auf einer Ladung Bretter, als die Paſſagiere einzeln zum Ufer rannten, um die Abfahrt nicht zu verſäumen. Unſer Linienſchiff führte keine Kanonen, um durch einen Schuß die Säumigen zu mahnen. Nun wurden die Mittagszecher durch die Hechel gezogen, wobei ſich die Schwäbin ungemein beredſam zeigte. Allein kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, und eben hatte die Redſelige geäußert: „wir können vom Glücke ſprechen, daß unſere Fahrt ſo günſtig iſt, während vor acht Tagen“ —, als ein heftiger Stoß verkündete, daß wir auf einer Sandbank ſaßen.

Weit lieber wäre nun Jeder auf einer Wirthshausbank geſeſſen, ohne Rückſicht auf die Doppelkreide der Zeche. Alles Lebende auf dem Floße mußte nun gefälligſt ausſteigen, und zum Flottmachen des Fahrzeuges mitzuwirken, bei welcher Gelegenheit auch die ſchwäbiſchen Brautwaden, ſtrumpf- und ſchuhlos, in die kühle Fluth getaucht wurden. Als wir nun wieder wohlgemuth dahin glitten, ergötzte uns ein Drechslergeſell, ein wahrer Virtuos im Lügen, mit ſeinen ausgeſtandenen Abenteuern auf Meerfahrten, beſonders durch den völligen Mangel aller geographiſchen Kenntniſſe, wodurch die lächerlichſten Verwechslungen entſtanden.

In Landshut angekommen, wo ich in früherer Zeit ohnehin alles Merkwürdige geſehen hatte, war es zu ſpät, mich zu überzeugen, ob am neuen Iſarthor noch der Erzengel Raphael angemalt ſey, wie er den jungen Tobias zur Stadt Landshut hinausbegleitet.

Einer alten Gewohnheit treu, ſchleuderte ich nach dem Abendeſſen durch die Straßen der Stadt und machte meine Gloſſen über die Solidität des jetzigen Burſchenlebens im Vergleiche mit dem flotten Leben in Ingolſtadt.

Wie ganz anders war es da!

Eine nächtliche Steinſaat an die Fenſter wurde ſtets am nächſten Morgen mit einer Dankadreſſe der löblichen Glaſerzunft vergolten; in ſtürmiſchen Nächten wurden Wachthäuſer ſammt den Poſten umgeworfen. Stricke über die ganze Breite der Straße ausgeſpannt, um heimkehrende Spätlinge aus dem Gleichgewichte des Daſeyns zu bringen, Glockenſtränge abgeriſſen, die Lichtlein in den Papierlaternen alter Weiber mit einem leichten Drucke der Hand von unten ausgelöſcht und unbeliebten Profeſſoren donnernde „pereant!“ gebracht.

Kanonenſtiefel, worin eine ganze Fakultät ein Feſtmahl hätte geben können, ſchleppten die wackern Burſche mit gratiöſem Anſtande durch die Straßen, und die eiſernen Scheiden der ſtets ſchlagfertigen Hieber renommirten über das flache Steinpflaſter hin. Die ſentimentalen Erinnerungen an jene Lichtſeite des Lebens auf der Hochſchule, drangen ſogar in das Geheimniß meiner Träume, und hätte mich ein gnädiger Herr Hausknecht um 5 Uhr Morgens nicht geweckt, ſo würde ich wahrſcheinlich noch zur Stunde ſchlafen.

In der Nähe der St. Jodokskirche wohnte ein Freund, der mit mir reiſen wollte; er rauchte ſchon zum Fenſter hinaus ſeine langröhrige Türkenpfeife, als ich ihn abzuholen erſchien.

Durch das halbgeöffnete Thor der Kirche traten viele hübſche Landshuterinnen zur Frühmeſſe ein, denen wir uns gleichfalls andächtig zeigen wollten, indem wir ihnen auf der Ferſe folgten. Ich bewunderte den herrlichen Taufſtein rechts vom Eingange, ohne damals zu ahnen, daß hier einſt ein Kind getauft wurde, welches ſpäterhin als eine überaus anmuthige blühende Jungfrau meine zweite Gattin wurde, und die ſchönſten Tage meines Lebens mit unvergeßlichen Wonnen ſchmückte.

Am Geſtade der Iſar empfingen uns rauſchende Muſik und frohes Getümmel von einer Menge Studenten, welche zwei Flöße in Beſchlag nahmen. Wir geſellten uns zu ihnen. Gegen 6 Uhr ſanken die Nebel und wir ſtießen vom Ufer.

Als wir links am Landhauſe des damals von allen Studenten hochgefeierten Profeſſors Gönner vorbeifuhren, der am Fenſter mit einem weißen Taſchentuche ſeinen ergebenen Zuhörern mit freundlichen Verbeugungen ein Lebewohl zuwinkte, brachte ihm dieſe, von der rauſchenden Muſik accompagnirt, ein dreimaliges donnerndes „Vivat!“ Das Eintönige der Floßfahrt gewann bald ein neues Leben durch die frohen Gäſte, welche ihren Weinflaſchen, die faſt eine eigene Ladung bildeten, gar fleißig die Hälſe brachen.

Einer von den Studenten geleitete ſeine Schweſter, ein ſchönes ſittſames Mädchen, in die väterliche Heimath. Jeder erzählte nun der Reihe nach die tollſten Streiche aus ſeinem Leben, aber kein Einziger erlaubte ſich auch nur das mindeſte, zweideutige Wort, was allerdings von ſo gebildeten Jünglingen, nicht aber von Jungen, die der Wein entfeſſelt hatte, zu erwarten war.

In Landau übernachteten wir. Das Wirthshaus, welches wir zum Nachtlager gewählt hatten, wimmelte von Rekruten, die, mit Mutterpfennigen ausgerüſtet, bereits zu tief in das Glas geſchaut hatten, als wir ankamen.

Einige unter der Hausthüre erlaubten ſich rohe Worte, als wir in Maſſa einzogen, das ſchöne Mädchen in unſerer Mitte. Sie waren bald und derb zurechtgewieſen. Der große Tanzſaal wurde in ein Strohbivouak verwandelt.

Nach dem Nachttiſche verſchloß ſich das Mädchen mit ihrem Bruder in dem anſtoſſenden Zimmer, und brave Burſche ſtanden Wache vor der Thüre deſſelben mit blanken Hiebern, und wurden ſtundenweiſe abgelöſet. Ein luſtiger Patron übernahm das Nachtwächteramt: es wurde jedoch die ganze Nacht hindurch geſungen, getrunken und geraucht und Niemand dachte an das Schlafen.

„Fröhlich und wohlgemuth“ landeten wir am nächſten Tage zur guten Stunde in Plattling und fuhren mit Extrapoſt, den ſtattlichen Natternberg links laſſend, nach dem freundlichen Deggendorf, wo die ganze Reiſegeſellſchaft nach allen 32 Winden zerſtob. Mein Freund blieb hier zurück, und ich wanderte nach einem Aufenthalte von zwei Tagen, mein Ränzchen auf dem Rücken, einen ſcharf geſchliſſenen ſchmalen und kurzen, ſanft gekrümmten Damascenerſäbel an meiner Seite, ſcharf geladene engliſche Terzerolen in der Taſche und den Wanderſtab in der Hand, durch den betriebſamen Markt-Regen in das Innere des ſogenannten bayer'ſchen Waldes.

Die Freunde des Hochlandes von Bayern rühmen bei jeder Gelegenheit die natürliche Herzlichkeit der Alpenbewohner, und ich muß ihnen aus eigener Erfahrung beiſtimmen; allein die Beſitzer der Glasfabriken im bayer'ſchen Walde verdienen in ihrer Art hinſichtlich ihrer biedern Gaſtfreundſchaft nicht minder die rühmlichſte Anerkennung.

Sie bilden unter ſich eine kleine Ariſtokratie, den Arbeitern gegenüber, welche an der verſengenden Glut der Schmelzöfen für den Wohlſtand ihrer Brodherren thätig ſind. —

Mitten in dichten Wäldern wohnend, die ſich die ganze Grenze entlang an die böhmiſchen Wälder anſchließen, ſind dieſe achtbaren Familien auf den freundſchaftlichen und größtentheils verwandtſchaftlichen Umgang unter ſich ſelbſt angewieſen. Es iſt daher ſtets ein Feſttag für ſie, wenn irgend ein gebildetes Weſen aus der Mitte des Landes in ihre Einöde ſich verirrt, und ſtets darf es der herzlichſten Aufnahme, wie ein Glied der Familie, ſich verſichert halten. Es erfordert ſogar eine eigene Gewandtheit, auf eine anſtändige Weiſe ſich wieder loszumachen. So war es wenigſtens damals.

Wie viele Jahre ich unter „damals“ verſtehe, wünſche ich verſchweigen zu dürfen; man könnte ſonſt auf mein Alter ſchließen, und dieſes Wort leſe ich nicht gerne im Wörterbuche meines Lebens.

Die Witterung war herrlich, meine Stimmung die heiterſte von der Welt, die Gegend wunderſchön: Eichen- und Buchenwälder, duftige Matten. Um am nächſten Tage in den Morgenſtunden am Ziele meiner Reiſe zu ſeyn, legte ich 10 Stunden zu Fuße zurück.

Gewohnt, auf einſamen Gängen mich dem Spiele meiner Phantaſie zu überlaſſen, unbekümmert um die Außenwelt, mochte ich wohl gegen Abend den rechten Weg verfehlt haben; denn, als es immer mehr zu dunkeln begann, erblickte ich mitten im Walde eine öde Schenke mit ſtark vergitterten Fenſtern.

Das laute Gebell der Rüden meldete mich an, ein freundliches Mädchen öffnete mir das Gitter, welches das ganze Gehöft umſchloß, und empfing mich mit einer ſonderbar verlegenen Miene. Im Innern ſah es unheimlich aus. An den Wänden hingen zwiſchen eingemauerten Hirſchgeweihen Schießgewehre aller Art; eine alte Frau ſaß in einem Winkel und ſpann fleißig, ohne bei meinem Eintritte ihre Augen von der Arbeit zu wenden.

Weiche Eier und ein gebratenes Huhn wurden mir aufgetiſcht; das Mädchen leiſtete mir Geſellſchaft. Unſer Geſpräch war ſehr einſilbig. Ich legte meine Terzerolen und den Säbel, nicht ohne Abſicht, vor mich hin; das Mädchen betrachtete dieſe tödtlichen Werkzeuge mit ſchwer verhehltem Befremden, das Köpfchen über den Strickſtrumpf neigend, um mir die Wendung ihrer Augen zu verbergen. Wohl länger als eine Viertelſtunde ſprach das Mädchen mit der Alten, und ſtieg dann mit einem brennenden Holzſpann auf einen Tiſch, um auf der ſchwarzgeräucherten hölzernen Uhr nach der Zeit zu ſehen.

„Iſt's Ihnen nicht gefällig, ſich zur Ruhe zu begeben?“ — fragte ſie mich haſtig; „gleich werden die Eiſenhammerknechte kommen, die hier auf dem Stroh übernachten.“

Dieſes Drängen ſchien mir verdächtig; um jedoch keine Furcht zu verrathen, folgte ich der Wegweiſerin in das für mich beſtimmte Schlafgemach, eine Treppe höher, worin ein ziemlich erträgliches Bett ſtand. Um mit der Morgendämmerung ohne weitere Rückſprache den Wanderſtab wieder ergreifen zu können, bezahlte ich meine Zeche und begann nun, als das Mädchen mich verlaſſen hatte, meine Kammer — zu verſchanzen.

Zuerſt hob ich an der Thüre den Riegel, und legte einen Stuhl mit der Rücklehne an dieſelbe, ſo, daß die mindeſte Bewegung der Thüre den Fall des Stuhles und ſomit mein Erwachen veranlaſſen mußte. Dann ſtellte ich ein Waſchbecken von Zinn an das einzige, mit Eiſenſtäben verwahrte Fenſter; durch den leiſeſten Druck an das Fenſter mußte das Waſchbecken herabſtürzen und der Lärm mich wecken. In die Nähe des Bettes, auf Armeslänge, rückte ich einen Tiſch, auf welchen ich den blanken Säbel und die Terzerolen mit geſpanntem Hahnen legte. Nun erſt begab ich mich zur Ruhe, eines meuchelmörderiſchen Ueberfalles gewärtig.

Nach 11 Uhr hörte ich rauhe Männerſtimmen und Tritte in der Schenke. Mitternacht ſchlug's; ſchwerfällig verkündeten die Schläge der Schwarzwälderuhr die unheimliche Stunde.

Plötzlich — ſchlief ich ein.

Um 7 Uhr Morgens erwachte ich, ſohin viel zu ſpät nach meinem Reiſeplane. Die Erinnerung an den vorigen Abend ſchien ganz von mir gewichen zu ſeyn; ich hatte Mühe, mich zu ſammeln. Doch was erblickte ich? Die Schalen der ſechs Eier, die ich geſpeiſet hatte, und die entfleiſchte Bruſt des gebratenen Huhnes ſtacken an meiner Türkenklinge, und um den Griff derſelben war meine Schlafhaube gewickelt! Ungeheure Ironie!

Daß mir das Mädchen dieſen Streich geſpielt hatte, daran zweifelte ich keinen Augenblick; wie man ſich doch in einem ſolchen Duckmäuschen irren kann! Wär' ich nur wach geweſen, als ſie kam! Aber wie kam ſie in das verriegelte Zimmer? Dieſe Frage war bald beantwortet. Am Fuße meines Bettes gewahrte in eine ungleich gefügte

Fallthüre, durch welche eine ſchmale Treppe zwiſchen Ofen und Wand in das allgemeine Gaſtzimmer führte.

Ich verließ das Haus, fand jedoch die Thüre des dichten Pfahlzaunes verſchloſſen. Bedächtigen Fußes ſtieg ich hinauf und wollte mir eben eine bequeme Stelle zum Sprunge wählen, als ein Kerl von wildem Anſehen vor mir ſtand, die Kugelbüchſe im Arme haltend.

„Was nimmt denn der Herr für einen Weg?“ fragte er mich mit trotziger Miene.

„„Den nächſten beſten, weil das Thor geſchloſſen iſt,““ — war meine Antwort, und mit einem Sprunge ſtand ich vor ihm.

„Iſt die Alte nicht zu Hauſe?“

„„Niemand!““

„Wohin?“

„„Waldeinwärts! Guten Morgen!““

„Auch ſo viel!“

Somit ſchieden wir von einander.

Nach einer vollen Stunde kam ich an eine Glashütte, wo ich einen Theil der Arbeiter an den glühenden Oefen, einen andern mit Verzieren der Hütte beſchäftiget traf.

Einige ſtreuten weißen Sand rings umher, Andere ſchmückten den Eingang mit Kränzen und Guirlanden von Eichenlaub. Man ſagte, daß in einer halben Stunde die Familie des Glashüttenbeſitzers mit dem Bräutigam der Tochter deſſelben und andern Gäſten aus der Nachbarſchaft ankommen würde, indem heute Abend die Verlobung gefeiert werde.

Mit freudigem Erſtaunen hörte ich den Namen der Familie, an welche ich empfohlen war. Während ich ſinnend in den Höllenpfuhl ſchaute, wurde ich plötzlich überglaſet. Dieſer Gebrauch iſt eine herkömmliche Einladung, den Arbeitern ein kleines Geſchenk zu machen. Ich kaufte mich aus meinem gläſernen Kerker los, und wählte eine tüchtige Zahl künſtlich geſchliffener Cryſtallgläſer zu Geſchenken für meine Freunde und Freundinnen.

Bald darauf kam der fröhliche Zug in fünf Wagen angefahren; mehrere Gaſte ritten voran und zur Seite. Ich überreichte dem alten Herrn, einem würdevollen, freundlichen Greiſe, meine Empfehlungsbriefe, die er nur flüchtig durchlas, mich mit der Herzlichkeit eines Vaters umarmte, und dann ſeiner Familie und den übrigen Gäſten vorſtellte.

„Sie hätten in keinem ſchönern Augenblicke kommen können,“ — ſprach der Alte, — „denn eben heute wird die Verlobung meiner ältern Tochter gefeiert. Ich habe die Ehre, ſie Ihnen hier vorzuſtellen.“

Jetzt war's um mich geſchehen!

Ich kam aus der Reſidenz, wo ich auf Bällen, im Theater, in Conzerten, in Kirchen, auf öffentlichen Spaziergängen und in Familienkreiſen die Blüthe unſerer Damenwelt bewundert hatte, aber mein Herz war dort frei geblieben, um es an der Grenze des Vaterlandes in einem Momente zu verlieren.

Amalie war ſiebenzehn Jahre alt, aber eine vollendete Juno, jedoch keine Spur von dem Stolze dieſer Göttin in der Haltung und dem Antlitze dieſes aus dem Himmel herabgeſtiegenen Engels, ein Bild aus der Phantaſie des Carlo Dolce. Die Haare vom ſchönſten Blond hoben den Schmelz des Morgenlichtes auf den Wangen, durch deren zarten Sammet das innere Leben ſchimmerte.

Alle mir in Deutſchland bekannten ſechzehn Arten von Vergißmeinnicht ſchienen ihr Blau geſpendet zu haben, um daraus die Seligkeit zu malen, die aus ihren großen, ſchön geformten Augen ſtrahlte. Das ganze Antlitz war ein reiner Spiegel der reinſten Unſchuld, und wenn ſie in ungetrübter Heiterkeit die Frühlingsknoſpen ihrer roſigen Lippen zum Lächeln öffnete, blitzten die lilienweißen Zähne wie Diamanten. Im einfachſten Hauskleide übte die Schönheit ſolch mächtigen Zauber aus; der königliche Hermelin würde ſie vergöttert haben.

Die Phantaſie behauptet, wie ich nun fühle, bei mir ein nie alterndes ewiges Recht; ſie trägt mich mit rauſchendem Flügelſchlage auf die Paradieſesauen des entſchwundenen Frühlings meines Lebens zurück!

Was hätte ich ſprechen ſollen, dieſem Engel gegenüber?

Ich ſtellte damals ſelbſt dieſe Frage an mich, ohne eine Antwort zu finden; dieſer Zuſtand mag wohl der der Verlegenheit geweſen ſeyn. In der That, ich ſpielte meine Rolle ſchlecht, und zwar vor einem aufmerkſamen Publikum, das mich als eine neue Erſcheinung von oben bis unten muſterte. Endlich raffte ich meinen Muth zuſammen, und hielt eine kurze zierliche Anrede, ungefähr mit folgenden Worten:

„Es wird wohl Jeder, mein liebes Fräulein, der das Glück hat, in Ihre Nähe zu kommen, von Ihrer bezaubernden Anmuth überraſcht, um Worte verlegen ſeyn; ich fühle dieß um ſo mehr, als Sie eine wunderbare Aehnlichkeit mit einer Dame in München haben, die bei uns für die Krone aller Schönen in der Hauptſtadt gehalten wird.“

Was ſie Verbindliches antwortete, — ich weiß es nicht, ich wußte es damals nicht; ich war in Anſchauung völlig verſunken. Dieſer Moment war eine Vorahmung der himmliſchen Seligkeit ewiger Anſchauung. Sie mochte wohl ſelbſt den unwillkührlichen Sieg erkannt haben, indem ſie etwas ſchelmiſch lächelte.

Der Alte wies ſeinen Gäſten die Vorrichtungen des

Gewerkes; für jeden Gaſt wurde ein Glas geblaſen, mit altem Rheinweine gefüllt, und nach jedem Toaſte wieder in den glühenden Ofen geworfen.

Fünfmal wurde dieſe gläſerne Schöpfung wiederholt. Dann ſangen die Arbeiter ein Feſtgedicht, von einem jungen Beneſizirten verfaßt, und überreichten zwei mit ſeidenen Bändern umwundene Exemplare davon auf Präſentirtellern von zierlichem Cryſtallſchliff dem Bräutigam und der Braut.

Nach einem fröhlichen Spaziergange im Walde fuhren wir nach Hauſe, wo das Feſtmahl der Verlobung uns bereits an einer reich geſchmückten Tafel empfing.

Ich ſaß der Braut gegenüber; eine wahre Feuerprobe!

Das ganze Benehmen des Pärchens verrieth weit mehr herzliche Freundſchaft als Liebe; wer weiß ob nicht gerade hierin eine größere Bürgſchaft für eine glückliche Ehe liegen mag! In acht Tagen ſollte die Vermählung, und die Zwiſchenzeit der Jagd und andern ländlichen Freuden gewidmet ſeyn.

Während ſich's Alle um mich her trefflich ſchmecken ließen, entwarf ich einen kühnen Feldzugsplan gegen — mich ſelbſt. In meinem Herzen ſchien eine Rebellion im Anzuge; die Vernunft ſollte vom legitimen Throne geſtürzt werden; die Leidenſchaften wollten eine proviſoriſche Regierung errichten. Meine Augen berichteten, jede Maßregel komme zu ſpät, indem ſich die Leidenſchaften bereits mit den Reizen der ſchönen Amalie zum furchtbarſten Widerſtande verbunden hätte.

In der That wuchs die Gefahr mit jeder Anſchauung und die Verſchworenen hatten meine Phantaſie beſtochen, die ihre ganze Macht entwickelte, um mich völlig zu umgarnen. Und dennoch ſcheute ich den Kampf nicht, errang auch den erſten Sieg, als Pfänderſpiele vorgeſchlagen wurden. So oft die Reihe an mich kam, vermied ich jede Strafe, die zu Küſſen führte; mußte ich aber zum Kuße wählen, ſo wählte ich nie die holde Braut. Als aber eine Strafe alle Gäſte traf und aller Augen auf mich gerichtet waren, indem ich Amalien mich nahte, küßte ich ſie leiſe auf die Stirne. Der Bräutigam ſchien damit ſehr zufrieden; wahrſcheinlich mochte er bereits in dem aufgeſchlagenen Buche meines Innern geleſen haben.

Er war ein freundlicher Jüngling von gefälligen Manieren, nicht ſchön, ja nicht einmal hübſch, für die Landwirthſchaft gebildet und im Begriffe, ein herrliches Landgut, einige Meilen von München, von ſeinem Vater zu übernehmen.

Der Alte ließ ſeine Harfe bringen, und ſpielte und ſang das alte Lied von der Flaſche, aus den Zeiten Friedrich des Großen, mit ſonorer Stimme. Wie erſtaunte ich aber, als dann auch Amalie die Harfe ergriff und nach einem melodienreichen Vorſpiele Hölty's gemüthliches Lied:

„Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die ſeinen Lebenstraum begrüßt,
Wenn Arm in Arm und Geiſt um Geiſt ſich windet,
Und Seel' in Seele ſich ergießt; —“ u. ſ. w.

mit zauberiſcher Stimme ſang.

Das war für mich das Marſeilerlied meiner Leidenſchaften, die in geſchloſſenen Bataillonen, das Gewehr im Arme, trotzig gegen die Königsburg meiner Vernunft heranrückten, gleich dem Birnamswalde, welcher den ungläubigen Macbeth aus dem Wahne ſeiner Unüberwindlichkeit aufſtachelte.

„Da liegen meine Reiche!“ konnte ich mit Don Carlos aufrufen; denn nun war ich verloren, als Amaſie am Schluſſe des Liedes noch einmal die erſte Strophe wiederholte, ohne ihre Augen, aus welchen ein verklärter Himmel ſtrahlte, von den meinigen zu wenden. Es lag ſo etwas von Staunen und Mitleid in ihren Blicken, als habe es in ihrer Seele getaget und dieſe mein Innerſtes durchſchaut.

Hingeriſſen von Tönen und Gefühlen vergaß ich die ganze Welt um mich her; ich ſtarrte ſie regungslos an. Plötzlich ſchien mir's, als ob ihre Augen immer näher mir entgegenrückten, ja ich fühlte ſchon den ſüßen Hauch ihrer feinen Lippen über mein Antlitz wehen; da gewahrte ich, daß an meinen Wimpern ein dünner Thränenſchleier bebte, der durch eine optiſche Täuſchung mein Herz mit jenem eitlen Wahne von Liebeswonne tröſtete.

Amalie ſah meine Thränen; ich bückte mich raſch nach einer entfallenen Serviette, um unbemerkt die Verräther meiner geheimſten Regungen zu entfernen.

In freigewählten Gruppen umgaben wir eine große, altväterliche Tafel von maſſivem Eichenholze, auf welcher eine Rieſenbowle mit glühendem Punſche ſtand. Nach dem Looſe mußten Scenen aus dem eigenen Leben, Sagen aus der Heimath u. dgl. erzählt werden. Amalie, dann der ſchon erwähnte Benefiziat, gar ein wackerer junger Mann von vielſeitiger Bildung, ein würdiger Prieſter, der noch jetzt in jener Gegend als Pfarrer allgemein verehrt wird, und ich, wir drei löſeten abwechſelnd dieſe Aufgabe.

Amalie trug eine recht anmuthige Sage vor vom „Pater Anſelm,“ die ich vor 20 Jahren in der damals zu München erſchienenen Zeitſchrift: „Miszellen“ nacherzählte. Der Benefiziat ſchilderte die Leiden eines jungen Theologen, der ſeiner erſten Liebe entſagte, um ſich ſeinem höheren Berufe zu weihen, und ich brachte die Geſchichte eines Mädchens, das im Brautſtande, von der treuen Liebe eines Jünglings gerührt, zu ſpät den Irrthum der raſchen Wahl bereute.

Dazu wählte ich Schillers Worte aus dem „Liede von der Glocke“ zum Motto:

„Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn iſt kurz, die Reu’ iſt lang.“

Da ich hier nur meine eigenen Gefühle ſchilderte, ſo konnte es dem Gemälde nicht an Wahrheit fehlen, und Amalie ſchien davon ſo ergriffen, daß ſie öfters merklich erblaßte. Den Schluß des Ganzen hüllte ich abſichtlich in ein geheimnißvolles Dunkel.

Als wir gegen Mitternacht vom Feſte ſchieden, flüſterte mir Amalie zu: „Ihre Geſchichte hat mich ſehr erſchüttert; wehe dem Herzen, das ſie erleben müßte!“

Von dieſer Minute an hab’ ich nie wieder, weder durch Worte noch Blicke, das ſiebenfache Siegel meiner unglücklichen Liebe gebrochen.

Die acht Freudentage vor dem Vermählungsfeſte waren für mich Tage der tiefſten Trauer. Ich fehlte nie bei den Jagdzügen, ging aber immer ſchon Morgens 2 Uhr mit einem alten Jäger voran in die dichteſten Wälder.

Von dieſem erfuhr ich auch, daß jene Waldſchenke, worin ich jenes komiſche Abenteuer erlebte, eine Niederlage für die von Wildſchützen auf böhmiſchem Gebiete erlegten Hirſche u. dgl. ſey. Reiſende hätten jedoch von dieſen ſonſt ehrlichen Leuten nichts zu befürchten.

Gewöhnlich machten wir mitten im Walde an einem moosbedeckten Grenzſteine, oder, wenn Regenwetter einfiel, in irgend einem öden Weiler Mittag, wo Amalie und ihre Schweſter die Küche beſorgten.

Am vierten Tage kam ich erſt nach 9 Uhr Abends mit einem erlegten Luchſe zurück, gegen den ſchon ſieben

Wochenlang vergebens geſtreiſt worden war. Ich hatte mich, indem ich das in die Hüſte getroffene Raubthier mit meinem Säbel völlig tödtete, ſo tief am linken Vorderarme verwundet, daß weder mein Taſchentuch noch mein Halstuch hinreichte, das Blut zu ſtillen, deſſen Spuren ich im Geſichte, am Halſe und an den Kleidern trug.

Ich wurde von Allen mit Beifall und Glückwünſchen überhäuft, und Amalie verband mich mit ihrem eigenen Tuche, nachdem ſie mit einer ſelbſtbereiteten Wundſalbe meinen Schmerz geſtillt hatte.

Ach, gegen die von ihr geſchlagene Wunde gab es kein Heilmittel! Das Tuch iſt mir zur Reliquie geworden. —

Aber vergebens ſuchte ich Zerſtreuung, indem ich täglich bis zur Erſchöpfung die Wälder durchſtrich und faſt unzugängliche Berge erklomm. Körperliche Ermüdung iſt ſonſt ein treffliches Mittel gegen die Qual eines aufgeregten Gemüthes; doch das Maß meiner Leiden drückte mich Hoffnungsloſen zu Boden.

Der Vermählungstag erſchien.

Schon am Vorabende verkündete das Wetterleuchten eines von Schmerz und Selbſtbeherrſchung erzeugten Humors den nahen Untergang meiner männlichen Faſſung und dennoch fand ich noch den Muth, am Morgen des entſcheidenden Tages bei der Toilette Amaliens, ſobald die Schicklichkeit es erlaubte, zu erſcheinen, und die Bedienenden und Schmückenden mit meinem, in der Hauptſtadt geübten Rathe, zu unterſtützen.

Meine ſchönen Leſerinnen können ſich wohl denken, was ich fühlte, wenn die holde Braut mich fragte: „Glauben Sie wohl, daß dieſe Roſen in den Locken meinem Karl gefallen?“

Dieſes „meinem“ war immer ein glühender Stahl, der tief in mein Herz drang. Jedes Wort, das ſie ſprach war Liebe, Liebe für ihren Karl. Es war, als wolle ſie kurz vor dem verhängnißvollen Augenblicke der Vermählung mit der höchſten Selbſttäuſchung auch den leiſeſten Zweifel aus ihrem Herzen bannen.

Ich fand eine Art von beruhigender Seligkeit in dem Bewußtſeyn, an den Worten ihrer Liebe zu ſterben. Im Scherze bot ich mich zu ihrem Oberſeneſchall und Ceremonienmeiſter an, geleitete ſie zum Wagen und dann zu Pferde in die eine Stunde entfernte Pfarrkirche.

Mit dem erſten „Ja“ von ihren ſchönen Lippen brach der letzte Anker meiner Standhaftigkeit, eine unſichtbare Gewalt rieß mich aus der Kirche, hinter der ich auf dem Grabe eines vierjährigen Kindes das kleine Eiſenkreuz, an welchem ein verwelkter Blumenkranz hing, in ſprachloſem Schmerze niederſinkend, mit meinen Armen umſchlang. In einem großen Saale mit braungetäfeltem Plafond waren mehr als 80 Gäſte aus der ganzen Umgegend, ſelbſt tief aus dem Innern Böhmens verſammelt; ein Graf aus dieſem Nachbarlande hatte ſogar drei Köche vorausgeſendet, die bereits ſeit zehn Tagen das Oberkommando in der Küche führten, und die größten Vorbereitungen trafen. Die Hochzeit eines regierenden Fürſten hätte nicht wohl glänzenderer gefeiert werden können.

Der herzlichſte Frohſinn belebte die Gäſte; nur mein Herz hatte die Trauerflagge aufgeſteckt, als wolle es ſeinem Verderben entgegen ſegeln.

Gleich nach der Trauung reiſte in mir der Entſchluß, noch vor dem Ende des Feſtes die gaſtfreundliche Stätte ohne mündlichen Abſchied zu verlaſſen, und meine Reiſe über Pilſen und Prag fortzuſetzen. Die Abſchiedsbriefe an den Alten und an Amalien waren geſchrieben; ich übergab ſie noch vor der Tafel; nebſt Geſchenken für die Dienerſchaft, dem alten wackern Jäger, meinem treuen Jagdgefährten, zur Beſtellung am andern Morgen.

Gegen 10 Uhr Nachts, da eben Regenſtröme vom Himmel ſtürzten und der Sturm durch die mächtigen Eichenwälder dahinbrauſete, verbreitete ſich das Gerücht, man habe in der Richtung gegen den Arberberg hin heftig ſchießen und anhaltendes Hundegebell gehört.

Eine Stunde darauf traf ein landgerichtliches Streifkommando ein, das den weit und breit gefürchteten kühnen Raubmörder, Alois Wagner, verfolgte und hier nun einen der Gegend ganz beſonderes kundigen Wegweiſer ſuchte.

Sieben Jahre ſpäter führte mich ein ſonderbares Abenteuer, das meine Leſer zu einer andern Zeit noch näher erfahren ſollen, mit dieſem furchtbaren Ungeheuer Aug' in in Auge zuſammen.

Schnell gefaßt ſchloß ich mich, ohne Jemanden ein Wort von meinem Vorhaben anzuvertrauen, dieſem Streifkommando an, und ſchritt mit ihm durch unwegſame Waldesſchluchten, den Spuren des Mörders folgend, durch die grauenvolle Nacht dahin, in welcher kein Lichtſtrahl den bittern Thränenborn meiner Augen erhellte.

Ich muß nun einen Zeitraum von zwanzig Jahren überſpringen, in welchen ich die holde Amalie nicht mehr geſehen, um dieſer Erzählung einen befriedigenden Schluß zu geben.

Am Spätabende des erſten der drei Juliustage, welche die Dynaſtie der Bourbone von der Herrſchaft über Frankreich verdrängten, wanderte ich „leidvoll und freudvoll“ einem gar einſamen Dörfchen zu, welches ſeitwärts von einem Buchenwäldchen in ſchweigender Ruhe mitten in einem Kranze üppiger Getreidefelder lag. Dort wollte ich an der

Seite meines Freundes, eines Revierförſters und ſeiner lieben ſchönen blonden Nanny, die er vor drei Monaten geheirathet, meiner unvergeßlichen ſchweſterlichen Freundin, einige Tage des ländlichen Stilllebens mich erfreuen.

Das nette grüne Förſterhaus liegt faſt am Eingange des Dörfchens auf einer mäßigen Anhöhe, deren Fernſchau die ganze flache Umgegend beherrſcht.

In einer Fliederlaube ſaß das liebende Pärchen; Nanny accompagnirte auf der Guitarre ein Liedchen, das mein Freund ſang, von mir zu ihrem Verlobungsfeſte gedichtet. Es heißt:

Das Mäuschen.

Ich hab ein grünes Häuschen
Auf einem grünen Platz,
Drin wohnt ein blondes Mäuschen,
Dieß Mäuschen iſt mein Schatz.

Wohl lauert manches Kätzchen
Vor dieſem grünen Haus,
Allein mein ſchlaues Schätzchen
Geht nimmermehr heraus.

Warum — will ich Euch ſagen,
Wenn Ihr verſchwiegen ſeyd:
Es findet ſein Behagen
In ſtiller Einſamkeit.

Der Augen blaue Strahlen,
Der Wangen Morgenroth,
Mir einen Himmel malen
Auf Erden bis zum Tod.

Warum verweilt das Mäuschen,
Von aller Welt ſo fern,
Am grünen Platz im Häuschen,
Allein, und doch ſo gern?

Allein? O nein! Ein Schätzchen
Bei ihm befindet ſich;
Dieß Schätzchen iſt ein Kätzchen,
Dieß Kätzchen — das bin ich!

Das Mäuschen iſt gefangen,
Allein das Kätzchen auch,
Und Beide vom Verlangen
Nach ſüßer Liebe Hauch.

Ich ſcheide von dem Häuschen,
Doch von der Liebe nicht,
Und nimmermehr vom Mäuschen,
Bis einſt mein Auge bricht.

Mein „Bravo!“ unterbrach den Geſang: ſie flogen mir in die Arme. Ich machte mir's bequem in ihrer Mitte, und mochte etwa ein halbes Stündchen ihnen vorgeplaudert haben, als ein ländlicher Einſpänner raſch vorüber fuhr, worin ein Mann von vierzig und einigen Jahren und eine junge Dame ſaß, die vielleicht noch kaum neunzehn Sommer zählte, mit einem intereſſanten Geſichtchen, ohne eben beſonders hübſch zu ſeyn.

Wie ſehr überraſchte mich die Neuigkeit, daß dieß der Gatte meiner einſt angebeteten Amalie ſey, die Dame ſeine Tochter, und daß eine Meile von hier ſein ſchönes Landgut liege.

Die Erinnerung an jene frühere Zeit erfaßte mich mit ſtiller Wehmuth. Ich mußte ſie ſehen, deren Bild ich eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch in meinem Herzen getragen, darum beſchloß ich auf der Heimkehr ſie zu beſuchen.

Mit bangem Herzen ſchritt ich durch den großen, fleißig gepflegten Garten, dem Schloſſe zu, und traf vor einer Pyramide eine ältliche Frau, die in reinlicher aber ganz gewöhnlicher Kleidung mit den ſtufenweiſe aufgeſtellten Blumentöpfen beſchäftiget war, dem Anſcheine nach die Beſchließerin des Hauſes.

„Verzeihen Sie, kann ich nicht die Ehre haben, den Beſitzer dieſes Landgutes zu ſprechen?"

„„Mein Mann —""

Gott im Himmel, dieß Amalie? ſagte ich mir, — „„iſt im Walde, um die Holzarbeiten für die nächſte Woche anzuordnen; er wird jedoch bald nach Hauſe kommen. Iſt es Ihnen nicht gefällig in den Pavillon zu treten und einige Erfriſchungen anzunehmen?""

Ich folgte mit einigen verbindlichen Worten der artigen Einladung; ein Glockendraht lief in einer vertieften Rahme am Boden bis zum Schloſſe, ein leichter Zug rief die Tochter, die ich einen Tag früher geſehen hatte und in wenigen Minuten ſtanden alle Erzeugniſſe der Oekonomie auf der Tafel, auch guter weiſer und rother Wein.

So zerſtreut war ich ſelten, wie damals; Amalie geſtand mir ſpäter, ich hätte faſt immer verkehrte Antworten gegeben. Thränen drängten ſich fortwährend in meine Augen, Thränen des Mitleids, daß die Natur eines ihrer Meiſterſtücke ſo ſchmählich konnte vergehen laſſen. Denn, ach! die heilige Flamme der Augen war erloſchen, der Carminſchmelz der Wangen durch fahle Furchen verwiſcht, die funkelnden Zähne verfallen, der ganze einſt in lebenskräftiger Fülle blühende Leib entſtellt. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde, möchte man mit Thekla in „Wallenſteins Tod" ausrufen. Gehört die Dauer nicht zum Werthe des Meiſterſtückes?

Wir ſprachen von dem Vorzuge des Landlebens vor dem Stadtleben und ich äußerte die nämlichen Anſichten, mit denſelben ſchwärmeriſchen Worten, wie vor zwanzig Jahren: „Wahrhaft glücklich macht nur treue Liebe in ländlicher Stille!“

Amalie blickte mich bei dieſen ihr ſo wohlbekannten Worten aufmerkſam an; ihre Miene ſchien zu zeigen, daß ihr Geiſt ſich an ähnlich Gehörtes erinnere, ohne der Zeit und Umſtände ſich klar bewußt zu werden.

Der Caffee wurde aufgetragen.

„Wie wünſchen Sie ihn?“

„„Wie vor zwanzig Jahren: ſchwarz, zu einer Cigarre, wenn Sie es gütig erlauben.““

„Sonderbar! Mir iſt, als hätte ich alles, was Sie ſprechen, ſchon in früherer Zeit einmal ſprechen gehört.“

„„Die Macht der Jahre hat meine Züge in Ihrem Gedächtniſſe ausgelöſcht. Amalie, kennen Sie mich wirklich nicht mehr?““

Ich nannte meinen Namen. Zu geſtehen, daß auch ich ſie nicht mehr gekannt habe, ſchien mir zu unzart.

Beinahe wäre das Caffeegeſchirr ihrer Hand entſunken, die ſie mir mit einem lauten Freudenrufe des Erkennens reichte. Ich küßte ſie auf die Stirne mit der Empfindung eines Bruders, der ſeine Schweſter nach einer ſo langen Reihe von Jahren zum erſtenmale wieder ſieht, von dem, was ich damals für ſie fühlte, lebte kein Funke mehr in mir. Scheint es nicht, als ob die Anmuth die lebendige Flamme der jugendlichen Liebe ſey, und daß beide zugleich verſchwinden? Sinnlichkeit iſt's gewöhnlich nur, was zuerſt anzieht, und die geiſtige Liebe in jungen Herzen eine Selbſttäuſchung, die ſie erſt ſpäter als ſolche erkennen.

Wie wir gelebt, ſeitdem wir uns nicht mehr geſehen, wurde gefragt und erzählt. Auf mein Geſtändniß, wie innig ich ſie geliebt habe, geſtand ſie mir, daß ſie bei dem Vortrage des Liedes:

„Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,“ ꝛc.

von meiner kaum verhehlbaren Liebe für ſie überzeugt und von einer ſtillen Sehnſucht erfüllt geweſen ſey, mit mir durch das Leben zu wandeln.

„Glauben Sie mir,“ fuhr ſie fort, „unſere glühende Liebe, — in jedem Falle, aber die Ihrige früher als die Meinige, — würde ſeitdem auch in jene ruhige Freundſchaft ſich verwandelt haben, die in meiner Ehe ſeit der Trauung nie ihre Farbe geändert hat.“

„„Amalie, ſind Sie glücklich?““

„So glücklich, wie ein Herz, das nie die Liebe kannte.“

„„Nie?““

„Nun ja; was ich für Sie fühlte, war der zarte Keim der werdenden Liebe. Wir lernten uns zu ſpät kennen; Ihr ſchnelles Scheiden hat vielleicht uns Beiden eine bittere Zukunft erſpart.“

Ihr Mann traf uns im freundlichen Geſpräche; er hatte mein Bild nicht aus dem Gedächtniſſe verloren. Mit der aufrichtigſten Herzlichkeit umarmte er mich; bald kamen noch vier Kinder, die er mir mit der ſichtbaren Rührung des väterlichen Gemüthes vorſtellte. Wohl begrief ich, wie ein braves Weib in den Armen eines ſolchen Mannes glücklich ſeyn könne, durch Freundſchaft, ſelbſt ohne Liebe; im Grunde iſt's doch nur ein Wortſpiel und jene eine ruhige Liebe, dieſe aber eine leidenſchaftliche.

Louiſe, die älteſte Tochter, war die Braut eines Landgerichtsaſſeſſors; der Zufall fügte es, daß ich bei Gelegenheit dieſes Beſuches eingeladen wurde, der Hochzeit der Tochter beizuwohnen, wie einſt der Hochzeit der Mutter; zwei Monate ſpäter wurde ſie vollzogen; ich traf dort auch meinen Freund, den Revierförſter, mit ſeinem holden Weibchen, die ſchon als Nachbaren nicht weg bleiben konnten.

Ich würde dieſe herrliche Familie oft beſuchen, da ich faſt jeden Sonntag in ihrer Nähe, bei dem Revierförſter verlebe; allein meine Phantaſie hat eine quälende Lebendigkeit; ſie vergegenwärtiget mir die Vergangenheit und ſomit ergreift mich bei Amaliens Anblicke ſtets ein ſchmerzliches Gefühl, das mich zu einer, vielleicht ungerechten, Anklage der Schöpferin Natur aufreizt, die das Leben des Schönen in enge Schranken bannet und nur dem Lebloſen Dauer verleiht. Sollte dieſes Vergängliche Verhöhnung oder Prüfung der wahren Liebe ſeyn? Die Herzen mögen entſcheiden! —

Unerhörter Selbſtmord.

Nach Mitternacht fuhr Frau von * in der übelſten Stimmung von der Welt von einem glänzenden Feſtballe nach Hauſe.

Damen, welche ſo zierlich geputzt auf den Ball kommen, als wären ſie aus Pariſer-Mode-Journalen herausgeſchnittene Bilderchen und dort keine Tänzer finden, haben gewiß alles Recht, mißmuthig zu werden.

In dieſer Lage befand ſich auch Frau von *. Nicht der *Zufall* trug daran die Schuld; ſie hatte die allein gültige *Eintrittskarte* zu Hauſe gelaſſen, welche tanzluſtige Damen unnachſichtlich vorzeigen müſſen, — die *Jugend*. Fünfzig Jahre lagen hinter ihr, und die *Kunſt* erlahmte an allen ferneren Verſuchen, die Zerſtörungen der allmächtigen Natur zu übertünchen.

Frau von * ſchellte und ſchellte wieder, aber der ſonſt ſo pünktliche Kammerdiener ließ ſich nicht ſehen. *Johann*, der Hausmeiſter des gnädigen Herrn, äußerte, jener ſey, gleich nachdem der Wagen zum Feſtballe gerollt war, ſehr eilig die Treppe hinabgelaufen; ſeitdem habe er ihn mit keinem Auge mehr geſehen.

Plötzlich erblickt Frau von * einen, mit ihrem eigenen

Petſchaft verſchloſſenen Brief, unter ihrer Adreſſe, auf dem Nachttiſche. Die Züge dieſer Schrift waren ihr völlig unbekannt. Haſtig erbrach ſie ihn, und las mit ſteigendem Erſtaunen:

„Gnädige Frau!

Ich bin nun, wie ich es ſchon längſt vorausſah, das unglückliche Opfer meiner Wahrheitsliebe geworden; in dem Augenblicke, da Sie dieſe Zeilen leſen, bin ich nicht mehr. Zürnen Sie mir nicht! Verzeihen Sie meinem Zartgefühle, das eine ſolche Behandlung nicht länger mehr überleben konnte. Dreißig Jahre diene ich treu und redlich in Ihrem Hauſe und Niemand kann mich einer Lüge überweiſen. Dankbar erinnere ich des Vertrauens mich noch, womit Sie mich in den Frühlingstagen Ihres Lebens beehrten, als die Anbeter noch ſeufzend zu Ihren Füßen lagen und Sie die Hand eines Jeden verſchmähten, weil ſie Ihren überſpannten Idealen nicht entſprachen.

Mit ſolcher Offenheit wagte es Niemand, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, als ich.

Damals war Ihr Herz, im Bewußtſein Ihrer ſiegenden Reize, noch für jede gute Lehre empfänglich. Sie haben die Feſttage des Glückes verſäumt, und mußten im Spätſommer Ihres Lebens, um nicht gattenlos allein da zu ſtehen auf der Welt, zuletzt einem alten Manne die Hand reichen, für den Sie keine Neigung fühlten. Ich half Ihnen redlich die Hinfälligkeiten der Natur durch künſtliche Mittel ausgleichen; allein dieſe Täuſchung kann nie von Dauer ſeyn. Dieß iſt aber nicht meine Schuld, und es war ungerecht von Ihnen, daß Sie mich geſtern mit Ihrem umgekehrten Fächer auf die Bruſt ſtießen. Einer ſolchen Undankbarkeit hatte ich Sie nicht für fähig gehalten. Leben Sie wohl und bitten Sie Gott täglich, daß er Sie klüger mache: es iſt wirklich die höchſte Zeit dazu.

Wenn mein Nachfolger ſo iſt, wie er ſeyn ſoll, ſo wird er Ihnen eben ſo gerade die Wahrheit ſagen, wie ich es gethan habe, und Sie werden in mancher trüben Stunde ungern den alten treuen Diener vermiſſen, der einſt in den holden Tagen Ihrer Jugend der glückliche Zeuge Ihrer Triumphe war. Erſchrecken Sie nicht, wenn Sie in Ihr Audienzzimmer treten; neben der Marmorplatte des Kamins werden Sie meine Leiche finden."

Peinlich überraſcht ſtürzte Frau von * in das Audienzzimmer, und mit lautem Schrei des Entſetzens erblickte ſie, auf dem Antlitze liegend, mit zerſchmettertem Körper, ihren alten treuen Diener, der dreißig Jahre lang die Wahrheit geſagt, und nun aus gekränktem Ehrgefühle wegen unverſchuldeter Mißhandlung einen unerhörten Selbſtmord gewählt hatte, ihren — Ankleideſpiegel.

◆

Die beiden Pokale.

Der Sylveſter-Abend galt mir von jeher für den am Meiſten ernſten im ganzen Jahre, weil der Moment vor dem erſten Schlage der Mitternachtſtunde, welche immer wie ein furchtbarer Bote der heiligen Vehme an das Herz des denkenden Menſchen pocht, etwas Aengſtigendes hat.

Tage, Wochen und Monate wandeln wenig bemerkt und beobachtet vorüber; allein wenn das unwiederbringliche Jahr, dieſe Zeitrechnung unſres kurzen Lebens, auf immer entſchwindet, und ſomit wieder um einen Meilenzeiger zum Grabe vorrückt, dann fühlen wir die ganze Bedeutung des vielleicht unbenützten oder gemißbrauchten Jahres, und nur dem Leichtſinne mag es in einem ſolchen Augenblicke gelingen, ſein furchtbares Gewicht nicht zu fühlen.

In einem liebenswürdigen Familienzirkel freundlich aufgenommen, genoß ich die letzten Stunden des entſchwundenen Jahres 1831 mitten unter fröhlichen Jünglingen und holden Damen, und mit edlen Weinen, ſo wie mit des glühenden Punſches labendem Borne wurden ſinnige Toaſte getauft.

Je näher die Mitternachtſtunde rückte, deſto weniger ſprach ich: eine ſchmerzliche Rückerinnerung preßte mir das Herz zuſammen. Die künſtlich geſchnittenen Cryſtallgläſer machten Fronte, um mit heißem Punſche gefüllt zu werden; ich warnte vor dem Zerſpringen, und, indem ich faſt erbleichte, entſchlüpfte mir ein leiſes „Ach!"

Vergebens bemerkte ich auf die Frage der Dame des Hauſes: „ob mir etwas fehle, oder ob vielleicht dieſes Ach einem Geheimniſſe des Herzens gegolten habe," daß ich ſehr wohl mich befinde; allein der Aufſchluß, wodurch mein Seufzen veranlaßt wurde, von ſo ernſter Natur ſey, daß er gewiß den feierlichen Moment des Jahreswechſels trüben würde; — ich mußte geloben, gleich nach Mitternacht zu erzählen.

Die Gläſer klirrten an einander, Freunde und Freundinnen umarmten ſich, die Söhne und Töchter lagen an den liebenden Herzen ihrer guten Eltern, und Alle wünſchten ſich wechſelſeitig alles Gute. In vielen Augen perlten Thränen der Rührung.

Da nun die ganze Geſellſchaft wieder an der großen runden Tafel verſammelt war, wurde ich an mein Verſprechen erinnert, und begann alſo:

„Am Sylveſter Abend 1808 war ich im Hauſe eines Staatsbeamten von hohem Range eingeladen, deſſen einzige Tochter Amalie bereits ſeit einigen Monaten die Glückwünſche als Braut eines jungen tapfern Offiziers in der Garniſon zu * angenommen hatte. Sie war ſehr darüber betrübt, daß ihr Bräutigam ſeinen Urlaub erſt am 17.„Januar antreten dürfte, indem ſie ihn bei dieſem häuslichen Feſte ungerne vermißte.

„Als die Mitternachtſtunde nahte und die Gläſer mit Burgunder-Punſch gefüllt wurden, holte Amalie aus ihrem Schranke einen Cryſtallpokal mit dem Namenszuge ihres geliebten Theodor in der Mitte, um nach einer mit dieſem getroffenen ſchriftlichen Uebereinkunſt, mit dem erſten Schlage der Geiſterſtunde zu gleicher Zeit, obwohl durch einen weiten Raum getrennt, auf künſtiges wechſelſeitiges Glück zu trinken.

Ein Jahr früher war ich Zeuge, wie eine koſtbare Cryſtallglas-Bowle vom heißen Punſche zerſprengt wurde; ich warnte Amalie, einen ſo ſchönen Pokal, überdieß ein ſo werthvolles Geſchenk aus theuren Händen, nicht einer gleichen Gefahr preiszugeben.

„Den Stern meines Auges könnte ich nicht beſſer bewahren, als dieſen Pokal,“ erwiederte lächelnd die ſchöne Amalie, ach, ſo ſchön, daß 25 Jahre in meinem Gedächtniſſe das Engelbild nicht verwiſcht haben!

„Als nun die Mutter, während Amalie mit ihrem Nachbar plauderte, den Pokal vorſichtig über die dampfende Punſchbowle ſtülpte, um das Glas an Wärme zu gewöhnen und die Tochter dieß bemerkte, rief ſie laut: „Um Gotteswillen, liebe Mutter, nur keinen heißen Punſch in das ſchöne Glas; geben Sie mir Wein, wenn ich bitten darf!“

„Die Mutter füllte den Pokal mit köſtlichem Chambertin, und Amalie küßte den Namenszug, bevor ſie den Becher an den Mund brachte. Hoch geſchwungen hielten wir die Gläſer in den Händen, gewärtig des erſten Schlages vom Thurme der Kirche zu Unſerer Lieben Frau; mit einem herzlichen Jubelrufe begrüßten ihn die fröhlichen Gäſte.“

„Plötzlich ſank Amalie erbleichend in den Stuhl; ihr Cryſtallpokal war mitten entzwei, ohne ein Geräuſch zu verurſachen; der Sprung hatte wie ein Blitzſtrahl den Namenszug geſpalten.

„Sie können ſich die allgemeine Beſtürzung denken; Amalie verſchloß ſich in ihr Zimmer und weinte troſtlos, vollkommen überzeugt, daß ihr geliebter Theodor bereits eine Leiche ſey.

Natürlich ſuchten die Eltern und vertrauten Freunde des Hauſes dem holden Weſen dieſe düſtern Ahnungen in ihrer Unwahrſcheinlichkeit zu ſchildern; allein Amalie baute feſt auf ihren Wahn, und entſchlummerte in ängſtigenden Träumen. Mit Ausſchluß des Vaters, der als ein Philoſoph über ſolche Erſcheinungen erhoben war, und ſich den Sprung im Glaſe durch die Wirkung des kalten Weines auf das durch den Dampf erhitzte Glas erklärte, hatte die Familie die Geſellſchaft verlaſſen; nur die Herren blieben beiſammen, und ſprachen tapfer dem Punſche und Weine zu.

Am dritten Januar kam ein Brief von Theodor, nicht ſchwarz geſiegelt, nicht aus dem Reiche der Todten, alſo lautend:

„Liebes, gutes Malchen!

In zwei Tagen lieg ich zu Ihren Füßen. Vorläufig, damit meine Tante nicht wieder tolles Zeug treibe, melde ich Ihnen, daß in der Sylveſternacht, als ich um Mitternacht, mit dem erſten Schlage der Uhr, aus Ihrem Pokale auf Ihr Wehl trinken wollte, das herrliche Glas mitten entzwei borſt, und der Sprung das geliebte A in zwei Theile trennte. Der heiße Punſch hat ſchon oft einen ſo ärgerlichen Spuck getrieben. Dieſes Ereigniß gießt wieder Waſſer auf die Mühle der Tante; die wird wieder einen bogenlangen Brief darüber ſchreiben; allein Sie, als eine Dame von Geiſt, werden darüber, wie ich hoffe, nur lächeln u. ſ. w.“

„Dieſer Brief, anſtatt Amalien zu beruhigen, vollendete ihre ſchwarze Ahnung. Kein heiterer Blick ſtrahlte mehr aus ihren Augen, als Theodor kam und ſo lange verweilte, bis er nach einem ſchmerzlichen Abſchiede zur

Armee abging, um unter Napoleons ſiegreichen Fahnen 1809 gegen Oeſterreich zu kämpfen. In der erſten Schlacht ſchwer verwundet, kam er nach München zurück, von Amalien ſorgſam gepflegt; die Kunſt der Aerzte war vergebens; er ſtarb am Wundfieber in derſelben Minute, in welcher Amalie an einer Gehirnentzündung ihre Engelſeele aushauchte. Ein Hügel umſchließt Beide auf dem berühmten Friedhofe Münchens, in der Nähe des großen Baſſins, unweit des Leichenhauſes.

„Alljährlich am Allerheiligentage verweile ich einige Minuten am Grabe der beiden Liebenden, um ihrem Andenken eine ſtumme Thräne zu weihen.“

Ich ſchwieg. Um den trüben Eindruck der Erzählung zu verwiſchen, ſtimmten die fröhlichen Trinker das gute alte Lied an:

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Und haben einander ſo lieb!“

Wir ſaßen auch wirklich recht fröhlich beiſammen, gingen aber, als ordentliche, friedliebende Bürger, ſehr früh nach Hauſe um halb neun Uhr Morgens am erſten Januar 1832.

◆

Die alte Schachtel.

Ein Reiſeabenteuer.

Mißmuthig über vereitelte Hoffnung, mein Liebchen noch einmal im Vorbeigehen am Fenſter zu erblicken, und den ſtummen und doch ſo ausdrucksvollen, herzlichen Gruß des bezaubernd-lächelnden Antlitzes gleichſam als himmliſche Wegzehrung der Liebe mit auf die irdiſche Reiſe nehmen zu können, ſchritt ich eilig dem Poſthauſe zu, wo der Eilwagen nach S* in wenigen Minuten abfahren mußte.

„Du wirſt ſehen, Johann,“ ſagte ich zu meinem Bedienten, „daß mir gewiß ein Unglück begegnet, oder wenigſtens etwas Unangenehmes, weil ihre Augen mir nicht den letzten Reiſeſegen gaben.“

„„Das wär' aber ſehr ungerecht vom Schickſale,““ meinte dieſer, „da es ja für Sie ohnehin ſchon ein Unglück iſt, nicht geſehen zu haben, was Sie zu ſehen wünſchten.““

„Eben deßwegen; ein Unglück kommt nie allein.“

In dem Augenblicke, als ich meinen Mantelſack, welchen Johann trug, dem Poſtpacker übergab, ſtieß ich mit dem linken Fuß an eine ziemlich alte Schachtel, die dicht neben dem rechten Hinterrade des Wagens auf dem Steinpflaſter ſtand.

Unwillig rief ich aus: „Hat denn der Teufel ſchon wieder eine alte Schachtel da?“

Schnell erwiederte ein ſtämmiges Weib, vor mir ſtehend, dem Anzuge nach zu urtheilen ein „Landkonfekt,“ ein ſogenannter „Untereinander,“ ohne umzuſchauen: „Wer nicht alt werden will, muß ſich jung hängen laſſen!“ Ich bin ſonſt ein großer Freund von Sprichwörtern, es kommt aber bei aller Liebhaberei auf Zeit und Umſtände an. Der alte Witz der alten Frau ärgerte mich um ſo mehr, als ich ihn nicht veranlaßt hatte, und weil zwei mitfahrende Philiſter darüber lachen konnten.

Da rief der Wagenmeiſter nach der Reihe der Einſchreibung die Reiſenden auf: „Nummer Eins — Frau M**!“ Die Alte war's.

„„Nummer Zwei,“ unterbrach ich ihn ſcherzend, „„die alte Schachtel Nummer Zwei!““

Nun hatt' ich mich bezahlt gemacht! denn die junge Garde, theils mitreiſend, theils Abſchied nehmend, brach in lautes Gelächter aus, als ich die Schachtel triumphirend gegen den offenen Wagenſchlag emporhob.

„Verzeihen Sie,“ flüſterte ein Silberſtimmchen und eine niedliche weiße Hand, deren Fingerſpitzen ſich viel mit Nähnadeln zu beſchäftigen ſchienen, wie ich in der Eile bemerkte, zog ſanft meinen Arm zurück, — „verzeihen Sie, dieſe Schachtel gehört mein!“

Galant, wie ein franzöſiſcher Ritter aus den ſangreichen Zeiten der Troubadours, erwiederte ich: „Erlauben Sie, daß ich als fahrender Ritter Sie zur Dame meines Herzens erwähle, und da ich Ihre Farbe nicht tragen kann, ſo mög' es mir vergönnt ſeyn, Ihre Schachtel zu tragen!“

„„Ueberlegen Sie dieß wohl,““ lachte ſie, komiſch drohend: „„ich nehme Ihnen die Schachtel nicht mehr ab, bis am Scheidewege.““

„Wohin reiſen Sie denn eigentlich, mein Engel?“

„„Nach S**“

„Bravo, da bleiben wir hübſch beiſammen!“

Jetzt wurden wir in den Haarbeutel des Eilwagens geſchoben, worin noch ein dicker Verwalter, und die Frau M**, eine betagte Haushälterin, Platz nahmen, die ſich mit dem Fette irgend eines geprellten Hageſtolzen gemäſtet hatte. Beide hätten noch im Innern des Wagens Raum gefunden; allein ſie ſcheuten die drückende Schwüle des übervollen Affenkaſtens. Wir zwei jungen Leutchen nahmen uns neben dieſen ungebetenen Gäſten aus, wie zwei Vanille-Paſteten neben zwei großen Wildſchweinpaſteten.

In einem deutſchen Eilwagen wird anfangs oft lange geſchwiegen, bis irgend eine äußere Veranlaſſung den reiſenden Starren die Zunge löſet; geht ihnen dann der Faden aus, ſo ſchlafen ſie ein und nicken mit den Köpfen wie chineſiſche Gipsfigürchen auf den Strasburger-Oefen.

In einem franzöſiſchen dagegen iſt alles lebendig; ſchwätzend ſteigen die Redſeligen ein, benehmen ſich gleich ſo bekannt, als hätten ſie ſich zuſammen beſtellt, und wetteifern miteinander an Unterhaltungsgabe.

Die alte Schachtel ruhte in meinem Schooße, gleich einem unheilvollen Baſiliskeneie; ich mußte ſie mit beiden Händen in einer läſtigen Stellung halten, die mich an jeder freien Bewegung hinderte.

Wer mit Damen reiſet, muß ſich mit Schachteln vertraut machen,

„das iſt das Schickſal und Geſchick der Welt;“ — ich bin einmal mit zwei Damen und einem Herrn nur nach Poſſenhofen am Starnbergerſee gefahren, wo wir übernachteten; ſieben Schachteln lagen im Wagen, ſage ſieben! Die Schachteln waren mir ſchon an und für ſich ein verhaßter Anblick, und dann erſt die Unglückszahl ſieben! Da mußte ſich ja ein Unglück ereignen, und richtig wurden wir umgeworfen, kaum hundert Schritte vor dem Jägerhäuschen im Parke.

Die Schachteln kollerten auf die ſchmutzige Straße hinaus; aus verwünſchter Galanterie reinigte ich dieſelben, thürmte ſie auf beiden Armen auf, und trug ſie wie kleine Kinder in die hölzerne Sommerhütte, genannt Pavillon, wo einige befreundete Spottvögel mich den Schachtelretter nannten; einer unter ihnen wollte ſogar einen öffentlichen Dank wegen dieſer meiner menſchenfreundlichen Handlung in eine Zeitung rücken laſſen; nur die Furcht vor meiner Feder hielt ihn ab, und die Furcht des Herrn iſt immer der Anfang der Weisheit.

Seitdem war ich ein Todfeind aller Schachteln der Damen und ſcheute ſie mehr, als ihre Körbchen. Wurde ich ſpäter zu einer Landparthie geladen, ſo frug ich immer zuvor: mit oder ohne Schachteln? und die Antwort entſchied meine Theilnahme.

Daß auch dieſe Schachtel mir Unglück bringen werde, war ich vollkommen überzeugt; es blieb mir aber unter den gegebenen Umſtänden nichts übrig, als mich darauf gefaßt zu machen; ich hatte ja ſelbſt dem Schickſale muthwillig das Hölzchen dazu geworfen.

An einem holperigen Abhange neigte ſich der Wagen etwas raſch ſeitwärts, und ſchon glaubte ich, das Schachtelſchickſal wolle den zweiten Theil der Paſſenhoferfahrt aufführen, als es glücklicherweiſe bei dem Schrecken blieb, der meiner jungen Dame einen Angſtſchrei entlockte.

In der Zerſtreuung wähnend, ich befinde mich auf einem franzöſiſchen Eilwagen, an den ich eben dachte, rief ich tröſtend aus: „Ce n'est rien, Mademoiselle, n'ayez pas peur!“ und zu meiner Verwunderung antwortete ſie mir ſehr geläufig, in den gewählteſten Ausdrücken; und auf eine verbindliche Weiſe, im feinſten Pariſertone, daß die Furcht ſie nur überraſcht habe, indem ſie ſich unter meinem Schutze für vollkommen ſicher halte.

Der Verwalter und die Haushälterin ſahen mir viel zu ſpaniſch aus, als daß ich beſorgen durfte, ſie würden unſere franzöſiſche Unterredung verſtehen, die jetzt mit reichen Fäden angeſponnen wurde. Jene zwei ſchienen ſich darüber zu ärgern; aus Langweile ſuchten ſie Beſchäftigung. Der Verwalter nahm ſeinen Hut zwiſchen die Füße, und ſchüttete aus einem Zwilchſäckchen Haſelnüſſe hinein, die er mit einem großen, buntfarbigen Nürnberger-Hanswurſte aufknackte, der bei jedem Knack entſetzlich die Augen verdrehte und uns viel Spaß machte. Die Haushälterin machte mehr ſich als uns Spaß; ſie zog aus einem Ridikül, von der Größe des Fußſackes eines Handlungsreiſenden im Winter, eine gebratene Ente, zerſtückte ſie mit den Gabeln der Natur, mit ihren Fingern und zeigte uns, daß ſelbſt verwandte Geſchlechter feindlich handeln können, indem eine Gans eine Ente verzehrte. — Uebrigens waren ſie Leutchen, die ſich gar nicht genirten; denn die Nußſchalen und Entenknöchelchen flogen nur ſo zwiſchen unſern Naſen zum offenen Fenſter des Wagenſchlages hinaus.

Ich bat das muntere Gretchen — ſo hieß das liebe Kind, — mir ganz ihr Vertrauen zu ſchenken, und mich in ihre Familienverhältniſſe einzuweihen, in ſoweit ſie dieß für thunlich erachte, mit der Verſicherung, daß ſie nicht nur auf meine Verſchwiegenheit, ſondern auch auf meine thätigſte Mitwirkung im Falle irgend eines Anliegens bauen könne. Dieſer Antrag ſchien ihr ganzes Antlitz mit dem Wiederſtrahle innerer Freude zu verklären.

„Mit dem größten Vergnügen würde ich Ihrem Wunſche entſprechen," ſagte ſie, „allein ich kann dieß vor Zeugen in keiner Sprache der Welt; denn die Thränen verſteht Jedermann, und ich will dieſe treuen Gefährten meines Looſes nicht den Augen gemeiner Seelen preisgeben. Wiſſen Sie kein Mittel, bei dem Pferdewechſel auf der Nachtſtation dieſe zwei läſtigen Figuren wegzubringen?"

„„Nichts iſt unmöglich, meine Liebe,"" erwiederte ich; „„ein Dichter muß die Kunſt verſtehen, zu erfinden, und Intriguen zu ſpinnen. Laſſen Sie mich nur ſorgen!""

„Heute iſt's recht windig," äußerte die Haushälterin, dem Verwalter gegenüber, der gerade ſo weitmundig gähnte, wie ein Löwe in der Menagerie, daß man leicht den Nußbrei in ſeinem Magen erſchaut hätte, und dann entgegnete: „„Sie haben Recht, Frau Nachbarin; es wird heute Nacht tüchtig kühl werden, wir müſſen dann die Fenſter ſchließen, ſonſt bekomm' ich mein gewöhnliches Halsweh; ich kann die Zugluft nicht ertragen.""

„Ich auch nicht," jammerte die Alte, „ich leide erſtaunlich an Ohrenſchmerzen." Das war mir beiläufig genug.

Mittags war Gretchen mein Gaſt. Die Pferde wurden eben aus dem Stalle geholt, als ich, in einem Arme die Schachtel, in dem andern meinen Mantel, an den Wagen treten wollte. Da vernahm ich aus dem nahen Eckhauſe, welches vom Gaſthofe nur durch eine ſchmale Gaſſe getrennt ſtand, den lauten Ruf: „Herzensbrüderchen, wohin?"

Freund L* war's, der bei dem Ortsgerichte praktizirte, und nun eben im Kaffeehauſe aus einer langröhrigen Türkenpfeife zum Fenſter hinaus gar gemüthlich ſchmauchte.

„„Nach S*, lieber Freund! Willſt Du mit?""

„Kann nicht; aber einen Gruß will ich dir mitgeben; ſpring doch einen Augenblick herauf!"

Ich ſprang hinauf, ſo gut man mit einer alten Weltſchachtel und mit einem Mantel von 10 Ellen Tuch ſpringen kann, und ließ mir Ehren halber eine Taſſe Kaffee geben.

Er führte mich rückwärts ins Billardzimmer, ſtellte mich ſeinen Bekannten vor, und diktirte mir die nöthige Adreſſe, um ſeinen Gruß beſorgen zu können. Während er in ein anderes Zimmer ging, erblickte ich durch das Fenſter zu meinem Entſetzen den Eilwagen ſchon weit auſſerhalb des Städtchens, raffte Schachtel und Mantel auf, und eilte die Treppe hinab, um wo möglich den vierräderigen Deſerteur noch einzuholen:

„Halt!“ donnerte mir am Fuße der Treppe eine Art Hausknecht entgegen; „wohin ſo ſchnell mit Schachtel und Mantel?“

„„Dem Eilwagen nach!““

„Larifari! Der Eilwagen iſt ſchon fort; dieſe Schachtel gehört der Jungfer Liesl und iſt geſtohlen, und der Mantel wird auch nicht weit her ſeyn.“

„Marſch, wieder hinauf.“

Die verfluchte Schachtel hinderte mich, dem Unverſchämten mit einer ſchlagenden Bemerkung zu antworten, die ihm gewiß eine zweite Frage erſpart hätte. Um kein Aufſehen zu machen, kehrte ich zurück. Natürlich war das Mißverſtändniß ſogleich aufgeklärt, allein ich mußte mir's doch gefallen laſſen, ausgelacht zu werden. Zum böſen Spiele eine gute Miene machend, ſchenkte ich dem Hausknechte, der mich vielmal um Verzeihung bat, 24 Kr. mit dem guten Rathe, er möge nur immer ſo fleißig auf die Sicherheit des Hauſes ſehen.

In brennender Sonnenhitze lief ich eine ganze Stunde weit quer über Wieſen und Aecker, kletterte über Zäune, ſprang über Gräben und erreichte endlich den Eilwagen auf der Mitte eines ſteilen Berges. Ich war in Schweiß gebadet. Aus falſcher Scham die Wahrheit verſchweigend, phantaſirte ich von einem dringenden Geſchäfte, das mich zurückgehalten habe.

Gretchen konnte nicht Worte genug finden, ihr Bedauern auszudrücken, und doch ſchien es mir, als ob ſie ein geheimes, ſchadenfrohes Lächeln nur mit Mühe zu unterdrücken ſuche. Das ärgerte mich, obwohl ich weiß, daß es herzensgute Menſchen gibt, welche dennoch unwiderſtehlich lachen müſſen, wenn ſie z. B. Jemand fallen ſehen.

Ein ſcharfer Oſtwind hatte den Abendhimmel ſo blank geſcheuert, daß wir die lieben Sternchen in ihrem vollen Glanze auf dem nächtlichen Feſtballe der Natur erſcheinen ſahen. Der Verwalter umgürtete ſeinen Hals mit einer aus zwei aufgeſchlitzten Filzſchuhen ſinnreich zuſammengefügten Krauſe, und die Haushälterin hüllte ihr Haupt in den Shawl, wie Cäſar, als er getödtet wurde, in ſeine Toga; auch ſie war ja eine Art Tyrann, wenn auch nur über einen Hageſtolzen. Beide ſeufzten nach der Nachtſtation, um ein warmes Süppchen zu bekommen; es gelang ihnen, während ich mit meiner Schachteldame zwei Flaſchen feurigen Saganer ausſtach. Gretchen nahm dabei ſo männliche Züge an, daß ich beinahe an ihrem Geſchlechte gezweifelt hätte.

Unter dem Vorwande, meinen Tabaksbeutel zu holen, ging ich zum Wagen, machte mir auf meinem Sitze etwas zu ſchaffen, und drückte mit beiden Ellenbogen das Seiten- und Wagenſchlagfenſter hinaus, daß die Scherben auf den Boden klirrten. Wäre jetzt auch, wie das Unglück oft will, ein Glaſer aus dem Monde herabgefallen, ohne dabei die mitgebrachten nöthigen Wagenfenſter zu zerbrechen, ſo würde der Conducteur dennoch nicht mehr gewartet haben. Weit entfernt, zu zanken, benahm er ſich vielmehr ſehr artig, als ich den Koſtenbetrag mit einem freiwilligen Aufgelde zu einer Bouteille Wein bezahlte, und trug mir ſogar auch die noch übrigen Scheiben an, im Falle ich etwa ein beſonderes Privatvergnügen daran finden ſollte, Eilwagenfenſter einzuſchlagen, was ich jedoch mit dem verbindlichſten Danke ablehnte.

Die Windzug-Scheuen zogen ſich brummend in den Bauch des Wagens zurück, und ließen uns zwei allein; nun konnte ich doch deutſch mit Gretchen reden, denn am herzlichſten ſpricht jeder Menſch wohl nur in ſeiner Mutterſprache.

Meine ſchönen Leſerinnen werden jetzt freilich ihre feinen Näschen rümpfen und denken: „Ein ſauberer Liebhaber! So einen möcht' ich auch, wenn ich bitten dürfte! Acht Stunden früher wird er mißmuthig, weil er ſein Liebchen nicht mehr am Fenſter ſah, und jetzt hat er ſie ſchon vergeſſen, und macht einer reiſenden Schachtelmamſell den Hof! O haarpuderliche Liebhaber-Raçe!“

Verzeihen Sie, meine holden Damen, Sie thun mir Unrecht; Sie urtheilen nach dem Scheine und außer dem Sonnen-, Mond- und Monatſcheine, welcher letztere die zwei andern noch an Gehalt übertrifft, täuſcht jeder Schein. Vom „vergeſſen“ iſt ja gar keine Rede; ich ich bin als Menſch und Dichter gereiſet, und obgleich nicht jeder Menſch ein Dichter, und mancher Dichter kein natürlicher Menſch iſt, ſo mußte ich doch in dieſer doppelten Eigenſchaft Menſchenkenntniß zu erlangen ſuchen, die man auf einem Eilwagen, der ſelbſt eine fahrende Welt im Kleinen iſt, oft im reicheſten Maße ſammeln kann.

Unvermuthet hielt der Wagen. Vorſichtig ſtreckte ich den Kopf zwiſchen den Scherben hinaus, und erblickte einen berittenen Gensdarm, der den Conducteur fragte: „ob er keinen verdächtigen Menſchen mit einer Schachtel und einem Mantel habe laufen ſehen; eine Landkrämerin ſey unter einem Gebüſche auf einem Felde geknebelt, mit verſtopftem Munde und geplündert gefunden worden, und nach der Ausſage in der Nähe beſchäftigter Landleute, ſcheine jener Menſch der Räuber zu ſeyn.

Der Condukteur antwortete, daß er keinen ſolchen Menſchen geſehen habe; der Gensdarm ſprengte fort und die Pferde begannen wieder zu traben. Mir wurde nicht recht wohl bei dieſer Neuigkeit, erzählte ſie jedoch Gretchen mit anſcheinender Heiterkeit, während ich heimlich dachte: „es wäre doch ein verfluchter Streich, wenn man mich für den Räuber hielte. Manche Gerichte ſind künſtlichere Zauberer, als Philadelphia, Bosco und Döbler; ſie ſind im Stande, am hellen Tage, ohne Maſchinen, bloß mittelſt einer Feder und einiger Bogen Papier aus einer Mücke den größten Elephanten zu machen. Mit jedem Bogen wird die Mücke immer größer und elephantiſcher, und aus dem Schlußverfahren wird der gewaltige Rüſſel gedreht, der den Zuſchauer ergreift, und entweder unter die Spinnräder einer Strafanſtalt, oder zwiſchen die Dohlenneſter einer Bergfeſtung ſchleudert.“

Dieſe Gedanken verſcheuchte Gretchen durch die Erzählung des Schickſales, welches ſie auf dieſen Eilwagen geſetzt hatte. Sie begann:

„Ueber meine Geburt ſchwebt ein geheimnißvoller Schleier, den ich zur Stunde noch nicht lüften darf.“

Im Grunde hatte ich jetzt ſchon genug an der ganzen Erzählung; denn ſobald ich von einem „geheimnißvollen Schleier höre, der über einer Geburt ſchwebt,“ anſtatt von einem ordentlichen „Taufſcheine,“ welcher bezeugt, daß man von ordentlichen, chriſtlichen Eltern geboren ſey, wird mir immer ganz unheimlich zu Muthe.

Ich ließ ſie fortfahren.

„Sie dürfen meiner Verſicherung glauben, daß ich von ſehr vornehmen Eltern geboren bin, die mich in allen Fächern unterrichten ließen, die der gute Ton bedingt. In einem Alter von ſiebzehn Jahren ſollte ich einen alten reichen General heirathen; ich mochte nicht, erſtens, weil er ein alter General war, und kein junger, und zweitens, weil ich bereits einen jungen Offizier liebte, der jedoch kein Vermögen beſitzt.

„Die harten Eltern verſtießen mich; ich zog in eine andere Stadt und ſchämte mich nicht, als Putzarbeiterin ehrlich mein Brod zu verdienen. Um in meiner Nähe leben zu können, nahm mein Geliebter ſeinen Abſchied, und zog in dieſelbe Stadt, wo er privatiſirt, und wo ſeine trefflichen Kopfarbeiten, bei vereinter Häuslichkeit, alle unſere Bedürfniſſe decken.

„Natürlich möchten wir heirathen; dieß kann jedoch erſt geſchehen, wenn ich einen Vergleich mit dem Landesfiskalgerichte in S* abgeſchloſſen habe, wo ein Prozeß wegen einer reichen Erbſchaft, die mir von Seite meiner ſeligen Großmutter zufiel, anhängig iſt. Haben Sie keinen vertrauten Freund bei dem dortigen Kollegium?"

„„So viel mir bekannt iſt, ſteh' ich mit dem Fiskus auf keinem beſonders guten Fuße; zufällig aber iſt der Fiskaladjunkt E* in S* ein alter Freund von mir. Wenn ich Ihnen bei dieſem —""

„O Himmel, welcher glückliche Zufall! Der iſt ja Referent in meiner Sache! Eine Empfehlung von Ihnen wird hinlänglich ſeyn, den Gewinn meines Prozeſſes zu beſchleunigen."

„Wenn das Recht auf Ihrer Seite iſt, zweifle ich keinen Augenblick. Haben Sie die nöthigen Papiere ſchon alle vorgelegt?""

„Die wichtigſten liegen in dieſer Schachtel. Es wäre jedoch unnöthig, die Sache in Ihrer gütigen Empfehlung umſtändlich zu berühren; die einfachen Worte: „Ich empfehle die Angelegenheit der Ueberbringerin beſtens,“ werden völlig genügen.“

„„Gut, mein liebes Kind, gerade ſo will ich Ihnen bei dem nächſten Frühſtücke ein Briefchen einhändigen, dem ich den glücklichſten Erfolg wünſche.““

„Aus Beſorgniß, Ihr uneigennütziges Gemüth zu kränken, will ich von thatſächlichen Beweiſen meiner Dankbarkeit nicht ſprechen; doch werden Sie dann ein kleines Geſchenk nicht verſchmähen, das Sie in ſpätern zärtlichen Stunden gewiß an mich erinnern wird.“

Bald darauf hüllte ſie ſich dicht in ihr Merino-Mäntelchen und fiel in einen ſüßen Schlummer.

Ich ſteckte mein Pfeifchen an, zog eine Flaſche Wein aus der Seitentaſche, trank auf das Wohl meines Liebchens, und brachte auch dem Allerwelts-Nachtwächter, dem guten alten Kerl, dem Monde, ein Vivat! der auf den lebendigen Schwingen des Nachtwindes ſein himmliſches Gaslicht ſelbſt in den Haarbeutel dieſes Eilwagens trug, und die ſchöne, von blonden Locken umſchattete Stirne und die ſanftgeſchloſſenen Augenlider Gretchens damit verklärte.

Morgenfroſt durchſchauerte ſie, als wir am Poſthauſe hielten, wo der ſchwarzbraune Sohn Arabiens, der Kaffee uns ſchon entgegendampfte. Gretchen ſchwamm, ſo zu ſagen, in Kaffee. „Die Damen,“ bemerkte ich, „ſind doch recht genügſam; eine volle Taſſe Kaffee iſt ihnen eine Badewanne aus Elyſium, und doch iſt dieß nur Bohnenkaffee; aber die Araber bereiten aus der Hülſe der Kaffeebohnen ein Getränk, das ſie hoch halten, und Sultankaffee heißen.

„Dieſe Hülſe hat bei ihrer Reiſe die Größe, Geſtalt und Farbe einer Kirſche. Dieſe Art Kaffee iſt freilich weder bei uns, noch in den 6000 Kaffeehäuſern von Paris zu finden. Ach, ſo ein Sultan iſt doch ein gutes Brod!“

Die alte Schachtel ſtand vor mir auf dem Tiſche; ich witzelte allerlei Anzügliches darüber, bis die ergrimmte Haushälterin äußerte: „Die Religion iſt im Abnehmen; daher kommt es auch, daß gewiſſe junge Herren vor alten Weibern gar keine Ehrfurcht mehr haben.“

„„Unter dieſe gehör' ich gewiß nicht,““ war meine Antwort, „„denn da ich vor alten Weibern jede Art von Furcht habe, ſo iſt ohne Zweifel die Ehrfurcht auch dabei.““

Schweigend würgte ſie ein halb ausgebackenes, in die Kaffeemixtur getauchtes Eierbrod hinunter, während ich mein kurzes Empfehlungsbrieſchen ſchrieb. Die alte Schachtel ſtand mir im Wege; ich ſchob ſie ſeitwärts, und eine Ober- und Untertaſſe tanzte auf den Boden hinab, wo ſie in allerlei niedliche Scherben zerfiel. Zahlen und Lachen, — was konnte ich ſonſt Vernünftigeres thun?

Mittags kamen wir in R* an; Gretchen zog in das Gaſthaus, das ich wählte; ich führte ſie am Arme; ein Lohnbedienter trug unſer Gepäcke, auf welchem die alte Schachtel paradirte. Der Eilwagen nach S* ging erſt am nächſten Abende ab. Wir mußten hier alſo übernachten. Ich ließ ihr die Wahl, als meine Gemahlin oder als meine Schweſter im Fremdenbuche zu erſcheinen; einander fremd, würde der Anſtand unſre geſellige Unterhaltung ſtören.

„Wenn Sie erlauben,“ ſagte ſie lächelnd, „ſo wünſchte ich für Ihre Schweſter zu gelten; Sie ſind ein Dichter, und ſolche Herren verwechſeln bei einer lebhaften Phantaſie ſehr leicht den Schein mit der Wirklichkeit; ich finde es daher nicht wohl rathſam, Ihre Scheingemahlin zu ſeyn, ſo ſehr ich mich auch glücklich ſchätzen würde, Ihre wirkliche zu ſeyn.“

Das war gut gegeben!

Nachmittags beſuchten wir die ſchönen Umgebungen von N*. — Als wir nach Hauſe kamen, wurde eben der alten Schachtel Nummer zwei, nämlich der Haushälterin, ein Zimmer angewieſen, Nro. 4 im zweiten Stocke; ich erhielt Nro. 1., und meine neue Schweſter Nummer zwei im erſten Stocke.

Wir ſpeiſeten vortrefflich auf ihrem Zimmer; während des Eſſens war Gretchen ſtumm; wahrſcheinlich fürchtete ſie, die Speiſen könnten ihr in den unrechten Hals (in die Luftröhre) kommen, und ſie möchte erſticken, wenn ſie mit vollem Munde ſprechen würde, und leer wurde er nie. Nach Tiſch wußte ich ſie ſo geiſtvoll zu unterhalten, daß ſie auf dem Stuhle beinahe eingeſchlafen wäre. Ich wünſchte ihr eine angenehme Ruhe, und gerade brachte ich den linken Fuß noch glücklich über die Schwelle, ſonſt hätte ſie mir die Ferſe zerquetſcht, ſo haſtig ſchloß und verriegelte ſie ihre Thüre.

Etwa nach zwei Stündchen riß mich ein kräftiger Fauſtſchlag an meiner Thüre aus ſüßen Träumen empor.

„Was gibt's?“

„„Aufgemacht im Namen des Gerichtes!““

Wie ein Blitz fuhr mir's durch den Kopf, ein Fehmbote der Elephantenmacherei werde draußen ſtehen, und weil ich vor jedem Gerichte keinen geringerem Reſpekt habe, als vor dem jüngſten Gerichte, ſo ſprang ich raſch aus dem Bette und ſchloß auf. Ein Gerichtsdiener mit zwei Gehülfen, welche Laternen trugen, alle drei bis an die Zähne bewaffnet, ſtanden vor mir.

„Wo iſt die alte Schachtel, welche heute mit dem Eilwagen gekommen iſt?“ Schnell antwortete ich: „„Im

Zimmer Nro. 4 im zweiten Stocke."" Dort lag aber die alte Schachtel Nummer zwei, die Haushälterin.

Während alle drei brummend die Treppe hinaufſtolperten, rief ich Gretchen zu, die, durch das Getöſe geweckt, mich ängſtlich nach der Urſache fragte: Nehmen Sie ſchnell alle Papiere aus Ihrer Schachtel und verſtecken Sie dieſelbe in Ihrem Bette.

Leiſe ſchlich ich an den Fuß der zweiten Treppe, um zu hören, welche Wirkung meine boshafte Adreſſe wohl machen würde.

Es wurde ebenſo hörbar angeklopft, wie bei mir.

„Nun, was iſt's denn?"

„Heraus mit der alten Schachtel, die heute mit dem Eilwagen gekommen iſt! Aufgemacht, im Namen des Gerichts!"

Gleich einer Furie riß die Haushälterin die Thüre auf, fragte, wer ſie berechtige, eine unbeſcholtene Perſon in ihrer Nachtruhe zu ſtören, und eine ehrliche alte Jungfrau eine alte Schachtel zu ſchmähen, und ſchüttete einen reißenden Bergſtrom von Schimpfworten, nach der ganzen Scala des Alphabets, über die vor Ueberraſchung völlig Verſtummten aus, bis ſie ſich näher verſtändigten.

Jetzt ging aber der Tanz wieder bei mir los.

Ich entſchuldigte mich damit, daß ſie ſich nicht deutlich genug ausgedrückt hätten; dann klopfte ich an Gretchens Thüre.

„Wer iſt da?"

„„Gib mir doch deine alte Schachtel, die heute mit dem Eilwagen gekommen iſt; es zeigt ſich eine große Sehnſucht darnach!""

Gutwillig reichte ſie mir dieſelbe durch die leicht geöffnete Thüre; der Anführer zog einen Steckbrief heraus, verglich das Signalement mit der Schachtel, und gab mir zuletzt dieſe mit den trockenen Worten zurück:

„Das iſt die Raubſchachtel nicht!"

Endlich war Ruhe im Hauſe; ich konnte vor Lachen nicht ſchlafen, und verplauderte den Reſt der Nacht mit meinem Eilwagenſchweſterchen durch das — Schlüſſelloch, nicht viel bequemer, als in der Peſtquarantaine-Anſtalt zu Marſeille.

Glücklicherweiſe war die Haushälterin ſchon lange vor Tagesanbruch nach einer ſeitwärts liegenden Pfarrei geſegelt, ſonſt hätte ſie mir wahrſcheinlich ein Schachtelragout aufgetiſcht, das ich ſo bald nicht würde verdauet haben. Nur noch bis zur nächſten Station konnte ich Gretchen auf dem Eilwagen begleiten; dann mußte ich rechts hinüber auf das Landgut meines Onkels, der mich zur Jagd, und zu einer großen Forellenparthie eingeladen hatte.

Forellen ſind bekanntlich Fiſchchen, die etwas theuer, aber auch weit beſſer ſind, als die ſogenannten Naſen, von denen es auch eine Art ohne Floßfedern gibt, die man häufig auch unentgeldlich bekommen kann, namentlich die langen. Uebrigens ſind die Fiſche in unſern Zeiten doch weit wohlfeiler, als zu den Zeiten der alten Römer; denn Cato erzählt ausdrücklich und beſchwert ſich bitter darüber, daß man zu ſeiner Zeit einen Fiſch noch theurer gekauft habe, als einen Ochſen; er ſetzt aber nicht bei, wie groß ein ſolcher Fiſch geweſen ſey; vermuthlich nicht viel kleiner als ein Ochs.

Ich bat Gretchen, mir bald Nachricht vom Ausgange ihrer Angelegenheit zu geben. Sie verſprach's und reichte mir die Hand zum Kuſſe, als ich ſchied. Daraus allein ſchon mußte ich erkennen, daß ſie eine Geborne war. Nach 8 Tagen ſchrieb mir mein Freund, der Fiscaladjunkt:

„Deinem Schützling, der Putzarbeiterin Margareth Pinzing, Wäſcherstochter von N*, iſt geholfen; ihr Liebhaber, der Friſeur, vormals Unteroffizier, erhielt eine Perückenmacher-Conceſſion in M*; es iſt nur Schade, daß dieſe fleißigen Leutchen keinen Kreuzer Vermögen beſitzen und auch keines zu hoffen haben; ſie ſind kaum im Stande, die Taxen und Hochzeitkoſten zu beſtreiten. Leb wohl!“

Alſo dieß war das Gretchen von „vornehmen“ Eltern?

Nun ja, ſie nehmen ſich täglich vor, fleißig zu waſchen.

Aber der „geheimnißvolle Schleier,“ der über ihrer Geburt ſchwebt?

Nun ja, bei einer Wäſcherin findet man auch Schleifer, und ein „geheimnißvoller“ kann ein ſolcher ſeyn, der ganz geheim erworben oder gekauft wurde.

Der „alte reiche General?“

Nächtliches Mißverſtändniß! Sie wird geſagt haben: „einen alten ſteifen Corporal.“

Aber der Offizier?“

Iſt nur eine Abkürzung ſtatt „Unteroffizier.“

Und die „Kopfarbeiten“ des Geliebten?

Etwa nicht? hat ein Friſeur keine Kopfarbeiten?

Aber der „Vergleich“ mit dem Landesfiskalgerichte?

Phantaſie, weiter nichts! Die Dichter lügen auch! —

So ſuchte ich das loſe Schelmchen zu rechtfertigen! Bald darauf fuhr ich nach S*, und erkundigte mich nach ihr. Sie war ſchon mit ihrem Perückengemahle nach M*, und hatte ihrem lieben Bruder, nämlich mir, die pfarrämtliche und gaſthofiſche Rechnung zur gefälligen Berichtigung zurückgelaſſen.

Nach Tiſche wollte ich wieder auf's Landgut; da brachte mir der Kellner die bekannte alte Schachtel meines Gretchens, wohl verſchnürt und verſiegelt. Ich öffnete ſie, und leſe:

„Lieber Bruder!

Verzeih die kleine Täuſchung, und was ich auf Deine brüderliche Liebe geſündiget habe. Hier folgt ein kleines Andenken, Reſte von Seidezeugen, womit Du dereinſt die Puppen Deiner lieben Kinderchen, wenn Dich der gute Gott damit ſegnet, kleiden laſſen kannſt. Mein Kopfarbeiter vereint ſeinen Dank mit dem innigſten Danke Deiner

aufrichtigen Schweſter

Gretchen."

Ich mußte über die naive Prellerei lachen.

Da brachte mir der Kellner ein Schreiben des Oberamtmannes zu G*, worin ſtand: „daß ich wegen auf die der mit dem das die alte Schachtel nebſt ditto Mantel über Aecker und Wieſen, Zäune und Gräben verurſacht haben ſeyn ſollenden Landkrämerin — Raubthat als veranlaßt haben dürfender Theil die gerichtlichen Unterſuchungskoſten per 17 fl. 32 kr. von Rechtswegen zu bezahlen habe."

Wüthend ſchleuderte ich die alte Schachtel zum Fenſter hinaus, und gerade — dem zufällig anweſenden vorbeigehenden Herrn Oberamtmanne an den Kopf. Zum Glücke fand ſich's, daß er ein Buſenfreund meines Onkels war, den er eben beſuchen wollte, ſonſt hätte ich wahrſcheinlich von Rechts- oder Linkswegen, und zwar wegen beleidigter Amtsehre, eine Feſtungs-Inſpektionsreiſe auf 2 Monate machen dürfen. So aber lachte er über die ganze Geſchichte, fuhr mit mir zum Onkel hinaus, und erkannte, auf eine von mir verfertigte Eingabe, am andern Tage zu Recht: „daß der Staat — auch von Rechtswegen — die veranlaßten Unterſuchungskoſten zu tragen habe."

Gretchens Andenken: die alte Schachtel, ſteht ſeitdem als Papierkorb warnend neben meinem Schreibtiſche, damit ich ja keinen Wagen mehr beſteige, worin ſich eine alte Schachtel befindet, die nur allerlei Unheil verurſacht; denn in dieſem Reiſeabenteuer können Sie ſelbſt, meine Damen und Herren, die Wahrheit beſtätiget finden: „daß man mit alten Schachteln nie gut fahre!“

Die Kunſtausſtellung.

Ein nächtliches Abenteuer.

An der vortrefflichen Freitagstafel bei Herrn Weinwirth Junemann in München, wo man ſtets eine auserleſene Geſellſchaft von Männern findet, die durch Geiſt, Rang oder Vermögen ſich auszeichnen, hatte ich im eifrigen Geſpräche über die Kunſtausſtellung zwei Flaſchen köſtlichen Markebrunner ausgeſtochen, der aus ätheriſchen Reben gepreßt zu ſeyn ſchien.

Bekanntlich verdienen die Weine des Herrn Junemann in der That hoffähig genannt zu werden, da er es zu einem Ehrenpunkte gemacht hat, in ſeinem Keller durchaus keine Mißheirath durch Vermiſchung edlen Rebenblutes mit unedlem zu dulden.

Ein begeiſterter Kunſtfreund, der neben mir ſaß und ſich gewaltig über den Witz eines Unbekannten ärgerte: „daß die meiſten Gemälde in der Kunſtausſtellung von Albrecht Schmierer ſeyen,“ ſchilderte mir den Genuß ihrer Anſchauung bei Fackelbeleuchtung ſo lockend, daß ich der Sehnſucht nicht mehr widerſtehen konnte, mir dieſen Genuß noch in der nämlichen Nacht zu verſchaffen. Wäre meine eigene Beleuchtung auch von Außen ſo wirkſam geweſen, wie ſie es von Innen war, ſo hätte mir nichts mehr gefehlt.

Ich ſchlürfte alſo nach dem Deſſert eine Taſſe Kaffee, helllodernd in bläulicher Flamme vom brennenden Rume, der ſich vom gewöhnlichen Ruhme durch den praktiſchen Vorzug unterſcheidet, daß man ihn bequem in Flaſchen abziehen kann, behaglich hinunter, und entfernte mich ſodann ganz in der Stille, um mein Vorhaben ſogleich auszuführen.

Eine kleine Wachsfackel kaufte ich in der Nähe, ſteckte ſie unter meinen Mantel, und eilte dem Lokale der Kunſtausſtellung zu.

Da ſchlug es 5 Uhr. Weil nun um 4 Uhr die Säle ſchon geſchloſſen werden, ſo gab ich alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf. Leiſe ſchritt ich durch den Corridor der Hochſchule, wo links die Inſcriptions-Ankündigung zu Schorns Vorleſungen angeheftet war, und ſtand bald der Eingangsthüre zur Kunſtausſtellung gegenüber.

Der Aufſeher lehnte an der Thüre des Antikenſaales, mit dem Rücken gegen mich gewendet, und zählte eben den Erlös aus verkauften Catalogen. Dieſen glücklichen Zufall benützend, ſchlüpfte ich an ihm vorüber, und verbarg mich hinter dem koloſſalen Löwen. Ich wagte kaum zu athmen, um ja nicht entdeckt zu werden. Endlich ſchloß er die Thüre des Antikenſaales und des Haupteinganges, und entfernte ſich.

Da ſich in meiner Cigarrenbüchſe, die ich gewöhnlich bei mir trage, ein chemiſches Feuerzeug befindet, ſo konnte ich mir in jedem Augenblicke Licht machen. Aber noch war es nicht 6 Uhr. Wie leicht hätte das Licht in den Sälen von dem gegenüber wohnenden Pedelle der Hochſchule, oder von irgend einem andern Menſchen bemerkt werden können!

Wie leicht hätte ich den Verdacht auf mich geladen, das neueſte Gemälde von Rafael, Rubens, Correggio u. ſ. w. aus dieſem Gemäldevereine ſtehlen zu wollen! Mir blieb alſo keine andere Wahl, als zu warten, als keine Gefahr dieſer Art mehr zu befürchten war.

Dieſe Umſtände erwägend, ſchlief ich ein.

Eilf Uhr ſchlug es eben, als ein ſchallendes Gelächter, das aus den obern Kunſtſälen zu kommen ſchien, mich aus meinem tiefen Schlummer weckte. Mehr überraſcht als erſchrocken fuhr ich auf und horchte. Das Gelächter ſchien kein teufliſches zu ſeyn, ſondern froher Natur.

Aber wie kann ein Gelächter in die öden Säle kommen?

Dieſe Frage drängte ſich mir nun zunächſt auf, und ich glaubte ſie in meiner Weisheit durch die Vermuthung gelöſt zu haben, daß während meines Schlummers einige Hausgenoſſen und ihre Freunde mit Zuſtimmung der Aufſeher ſich das Vergnügen machten, wornach ich ſelbſt mich ſehnte, die Gemälde bei Fackelbeleuchtung zu beſchauen.

Die Fackelbeleuchtung war mir nun einmal zur fixen Idee geworden, von der ich nicht mehr mich losmachen konnte. Aber was ſollte ich nun beginnen? Hinaufgehen, und mich den Beſchauern anſchließen? Mußte ich in dieſem Falle nicht auf die Frage gefaßt ſeyn, wie ich denn hereingekommen ſey? Wohl konnte ich antworten, daß ich der Beobachter ſey, folglich überall ſeyn müſſe, wo es etwas zu beobachten gebe.

Aber um 11 Uhr Nachts?

Das war freilich ein fataler Umſtand!

Anfangs wollte ich Licht machen und meine Fackel anzünden; allein dadurch hätte ich meine Lage nur verſchlimmert. Ohne eben für einen Mordbrenner gehalten zu werden, wäre mir doch dieſe Ungenirtheit wenigſtens als eine große Unvorſichtigkeit, wohl auch als eine grobe Fahrläſſigkeit angerechnet worden; man weiß ja, was alles herauskommen kann, wenn man es einmal darauf anlegt, mit Jemand abzubrechen.

In ſolchen Fällen denke ich immer an den lumpigten Schreiber Vanſen in Goethe's „Egmont," der zu einem Bürger — beiläufig — ſagt: „Spatzenkopf! Wenn auch nichts d'rin iſt, man protokollirt's ſchon hinein!"

Endlich entſchloß ich mich, kein Licht zu machen, ſondern ganz leiſe die Treppe hinaufzuſteigen, und mich ungeſehen mit der luſtigen Geſellſchaft bekannt zu machen.

Der Teufel hole alle Schuhmacher, welche mit Kartenblättern die Sohlen ſolcher Stiefel füttern, womit Treppen zu geheimen Zwecken betreten werden ſollen! Ich könnte hierüber aus meinem Jugendleben manches unſchuldige Liedchen ſingen, allein „wegen plötzlicher Heiſerkeit" will ich jetzt nicht ſingen, obgleich ich mit reichern Mitteln als der Sopran Velluti ſingen könnte.

Gewohnt, auf einem großen Fuße zu leben, befreite ich meine Füße mit leichter Mühe von der Zwingherrſchaft der Stiefel und ſchlich auf meinen von zarten Händen geſtrickten Schickſalsſocken die erſte Treppe hinauf.

In den Sälen des erſten Geſchoſſes war alles ſtill und ſtumm. Ich lauſchte; nur ein leiſes Gemurmel konnte ich vernehmen, das aus dem Saale zu kommen ſchien, wo die Frescoſkizze des berühmten Cornelius: „Der Kampf um den Leichnam des Patroklus" hing. Eben neigte ich mein Ohr zum Schlüſſelloche, aus welchem die Strahlen einer reichen Beleuchtung drangen, als ich ſehr bekannte Stimmen hörte, und wieder das verhängnißvolle Gelächter erſchallte. Neugierig guckte ich durch das Schlüſſelloch, konnte jedoch nichts bemerken. Nun zog ich meine Stiefel an, um ohne weiters den Eintritt zu verſuchen. Der rechte Stiefel hatte bereits wieder den rechten Fuß in ſich aufgenommen, indem ich mit dem Rücken gegen die Wand mich ſtemmte. Als ich aber den linken Stiefel anzog, mochte ich wohl die frühere Richtung verloren haben, denn plötzlich flog hinter mir die

Thüre auf, und meine ungebetene Perſon rücklings in den Saal hinein.

Ein guter Einfall läßt ſich hören; deßwegen ließ auch mein ſtarker Einfall hören. Wer ſchildert meine Ueberraſchung, als ich ſchnell mich aufraffte, und an einer langen, gedeckten Tafel allerliebſte, zum Theil mir ſehr wohlbekannte Gäſte ſitzen ſah!

Ganz oben in der Mitte ſaß der ehrwürdige Dichterfürſt Göthe in ſeinem beſcheidenen Civilkleide, ganz ſo wie der kunſtreiche Stieler ihn gemalt hat. Zu beiden Seiten von ihm ſaßen: Demoiſelle Stubenrauch, kön. würtembergiſche Hofſchauſpielerin; auf einem eleganten Teller vor ihr lag eine Roſe, ein Vergißmeinnicht, und ein Je länger, Je lieber, für eine Dame drei ſinnvolle Blumen; dann unſere Hofſchauſpielerin Fräulein von Hagn als Thekla in einem mit Pelz verbrämten Kleide von weißem Atlaß, mit Perlen geſchmückt, behaglich in einem Armſtuhle ruhend; ferner zwei Riegelhäubchen, — eine Tracht, die ich nie ohne landsmannſchaftliche Rührung beſchaue, — nämlich Demoiſelle Daxenberger, in einem himmelblauen Kleide, eine goldene Kette um den Hals, und Demoiſelle Hilmayr im ſtahlgrünen Kleide; eine intereſſante Italienerin im weißen Florkleide, durch welches der ſchöne Arm ſchimmerte; Demoiſelle Kaula mit üppiger Lockenfülle des Hauptes, im Haarknoten einen goldenen Pfeil, andeutend die tiefen Herzenswunden, welche der kühne Anblick ſolcher Augen ſchon manchen Jünglingen und Männern mag geſchlagen haben; das zarte Fräulein B*** im rothen Kleide, Veilchen in der Hand, Perlen in den Haaren, eine goldene Kette um den Hals; Frau von K**, als B*** in frühern Jahren meine Angebetete, aber incognito, das heißt: ſie wußte nichts davon; ein ſchwarzes Hütchen mit Goldquaſten zierte das liebliche Köpfchen, das auf dem mit einem Spitzenkragen geſchmückten Schwanenhalſe ruhte, ein Pelzmantel hing nachläßig über die Stuhllehne hinab.

Bekanntlich bin ich, dem ſchönen Damengeſchlechte gegenüber, äußerſt ſchüchtern; — dieſe Schüchternheit ging aber in eine völlige Verwirrung über, als ich das hübſche Fräulein St** doppelt an der Tafel ſitzen ſah.

Es war mir ganz unheimlich zu Muth. Die Tafel war mit köſtlichen Speiſen und Weinen beſetzt, und der Champagner ſchäumte in den Spitzgläſern, aus welchen ihn die holden Damenlippen überaus fleißig ſchlürften.

Sie ſtießen fröhlich mit dem alten Herrn von Göthe an, der ſie eben auf eine höchſt geiſtvolle Weiſe mit Perſonen aus ſeinen Werken verglich.

Während der Sänger Mittermayr, ganz unten am Tiſche, ſich überlaut räuſperte, und dann die von ihm componirten meiſterhaften Variationen über ein Alpenlied ſang, womit er uns ſchon ſo oft als Notar in der „ſchönen Müllerin" entzückte, fand ich gerade einen günſtigen Augenblick, auch meinen linken Stiefel an den Mann zu bringen, indem ich ihn eilfertig anzog.

Ein allgemeiner Applaus erfolgte am Schluſſe des Liedes; am ſtärkſten applaudirten jedoch Demoiſelle Stubenrauch und Fräulein von Hagn, nach dem alten Spruche: „Was du willſt, daß man dir thun ſolle, das thu auch einem Andern!"

Ich muß geſtehen, es hat mich ein wenig geärgert, daß mir gar kein Applaus zu Theil wurde, obgleich ich meinen linken Stiefel gewiß mit ſeltener Geiſtesgegenwart und mit Genialität angezogen hatte, während ſonſt oft die geringfügigſten Auszeichnungen den größten Beifall finden.

Ich faßte mich — nicht, ſondern den Sänger Mittermayr am Arme und erſuchte ihn, mich gefälligſt dem

Herrn von Göthe vorzuſtellen, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich längſt ſchon zu machen gewünſcht hätte.

Der edle Sänger entſprach ſogleich meiner Bitte.

Herr von Göthe nahm mich äußerſt freundlich auf. „Es freut mich,“ ſagte er verbindlich, „Sie ſo unverhofft kennen zu lernen. Sie werden ſich nicht wenig wundern, mich in einer ſo liebenswürdigen Geſellſchaft zu treffen. Dieß iſt ſo meine ſchwache Seite von jeher geweſen, und ſie iſt's noch immer. Die Akademie der bildenden Künſte hat mich auf eine ſchmeichelhafte Weiſe überraſcht, indem ſie mich in der Kunſtausſtellung mit den ſchönſten Damen umgab.

Neigung und Artigkeit haben mich nun bewogen, in jeder Nacht hier ein kleines Mahl zu veranſtalten, das die Muſen und Grazien würzen, und wobei Bacchus die Toaſte ausbringt. Mit dem Schlage 11 Uhr ſteigen wir aus unſeren Rahmen, und verweilen hier bis zum erſten Hahnenrufe; dann begiebt ſich Jedes wieder an die ihm vom Maler angewieſene Stelle. Herr Mittermayr hat jederzeit die Güte, die Demoiſelle Stubenrauch aus dem untern Saale heraufzuführen.

„Nehmen Sie doch gefälligſt Platz, und bedienen Sie ſich ſelbſt mit Speiſen und Wein!“

„„Auf das Wohl der ſchönen Damen an dieſer Tafel, unſerer angebeteten Münchener Schönheiten!““ rief ich aus, um eine ſchickliche Gelegneheit zu haben, mit dem Champagner vertraut zu werden, und ſtürzte ein volles Glas hinunter, das mir Demoiſelle Hilmayr mit zarter Anmuth kredenzt hatte.

Nun brachte ich einen Toaſt auf den unſterblichen Göthe aus, und dann auf das Wohl einer jeden einzelnen Dame an der Tafel. Der Wein ſtieg mir in den Kopf.

Göthe ſchlug ein Pfänderſpiel vor, und ſpitzte ſchon den Mund; allein ſämmtliche Damen proteſtirten dagegen.

„Wir wollen über Kunſt ſprechen,“ äußerte Fräulein von Hagn.

„„Haben Sie noch nichts über die Kunſtausſtellung geſchrieben?““ fragte Demoiſelle Stubenrauch.

„Nein, meine Liebe,“ — entgegnete ich —; „obgleich ich dieſe edle Aufgabe nicht ſcheue, ſo genirt mich doch der kleine Umſtand, daß ich vermöge eines unbegreiflichen Naturfehlers meiner Augen die vier Hauptfarben, weiß, ſchwarz, roth und gelb, nicht recht zu unterſcheiden vermag. Man hat mir zwar ſchon Manches weiß machen, auch mich anſchwärzen wollen, ohne darüber roth zu werden, und iſt aus Neid über das Mißlingen grün und gelb geworden; aber ich habe mir die Farben doch nicht gemerkt. Um über eine Kunſtausſtellung von Gemälden ein entſprechendes Urtheil zu fällen, muß man Kunſtkenner und Dichter zugleich ſeyn.“

„Was halten Sie von meinem Portrait?“ fragte mich Demoiſelle Stubenrauch.

„Es fehlt ihm alle Wahrheit, aller Charakter,“ erwiederte ich, „ſo ähnlich es auch iſt. Aus dem Geſichte leuchtet die Champagnerglut einer Lady Milford, aber nicht jenes ſchelmiſche Verhehlen der innern Geſinnung, was Sie im wirklichen Leben ſo intereſſant macht.“

Ich ſpreche übrigens dieſes Urtheil nicht aus einem vielleicht gerechten Grolle aus, weil Sie durch Ihren Abgang unſere Bühne einer holden und kunſtreichen Zierde beraubt haben, indem ich wohl weiß, daß nur eine höhere Liebe Sie an Stuttgart feſſeln kann, nämlich die Liebe zur Kunſt, welcher Sie ſich dort als tragiſche Prima Donna ungetheilt weihen können. Wie ſo ganz anders, wie ſo klar ſprechen die ſtummen Lippen des Fräuleins von Hagn die ſchönen Worte Schillers aus dem Gedichte: „Thekla, eine Geiſterſtimme," vor aller Welt aus:

„Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?"

und wie treffend eine andere Stelle:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint!"

Wie ſo aus dem Innerſten hat Stieler den einfachen Charakter gemüthlicher Andacht im Bilde der Demoiſelle Hilmayr erfaßt!

Mit dieſen halb niedergeſchlagenen Augen in dem von keinem die innere Ruhe ſtörenden Gedanken bewegten Antlitze iſt die Andächtige bezeichnet; aus den offenen Augen würde ein ganz anderer Charakter hervortreten.

Fräulein B*** iſt die kindliche Unſchuld, ſorgenlos träumend.

Demoiſelle Daxenberger drückt den jungfräulichen verſtändigen Ernſt aus. Seitwärts blickend ſcheinen Sie mit einem freundlichen Jünglinge zu ſprechen, der Ihnen Schmeicheleien ſagt, und in Ihren Augen glaube ich die Frage zu leſen: „Wer weiß, ob es ihm Ernſt damit iſt!"

Wie oft hab' ich das Vergnügen, Sie morgens, wenn ich durch die Sendlingerſtraße wandle, zu einem Marktbeſuche das väterliche Haus mit der Magd verlaſſen zu ſehen, aber immer mit ernſter Miene! Einſt hatte ich den Einfall, die Nummer Ihres Hauſes, — 725 —, in die Lotterie zu ſetzen, und ich errieth wirklich zwei Nummern. Der Gewinn wurde in Champagnertoaſte auf Ihr Wohlſeyn verwandelt. —

Sie, reizende Italienerin, tragen die Flamme des Südens unter der verhüllenden Lava eines ruhigen Antlitzes. Der Maler hätte verzweifeln müſſen, Sie zu trefſen, würde er in den Zügen die Spuren jener tauſend wechſelreichen Gefühle getroffen haben. die Ihr Inneres bewegen.

Sie aber waren aufrichtig, holde Kaula, wenn auch nur aus weiblicher, und darum verzeiblicher Eitelkeit, dem Maler den ganzen Reichthum des Intereſſanten darzubieten. Die Tiefe Ihres Gemüthes wird dem beſchauenden Kenner nicht entgeben —

Der Charakter Ihres Bildes, mein liebenswürdiges Fräulein St**, iſt mir nicht klar geworden; Sie ſind in doppelter Geſtalt erſchienen, und in jeder anders; ich ſtehe zwiſchen beiden wie Herkules am Scheidewege. Uebrigens bleiben Sie immer ein ſchönes Räthſel. —

Die ſonnenheitere Unſchuld in Ihrem Engelköpfchen, Fräulein B***, hat in mir väterliche Gefühle erregt. Könnte ich einſt der Vater eines ſo lieben Töchterchens ſeyn, deſſen Veilchen in der Hand das wahre Symbol der Unſchuld und Beſcheidenheit iſt!

Ihr Bild, Frau von K**, hat mich mit bitterſüßen Erinnerungen früherer Jahre erfüllt. und augenblicklich gedachte ich jenes herrlichen Maitages, an dem Sie einſt in Großheſſellohe wie eine Juno an mir vorüberſchritten. Lange glühte eine geheime Liebe für Sie in meinem Herzen, doch wagte ich nicht, dieß ſtille Geheimniß in Blicken oder Worten zu verrathen.

O wie wahr ſangen Sie einſt, Herr von Göthe:

„Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt!"

Beifällig lächelte Göthe, und während die Damen mir theils billigend, theils tadelnd antworteten, ſagte der alte Herr: „Nun müſſen Sie auch gerade heraus erklären, welche von dieſen Damen Sie für die Liebenswürdigſte halten!"

Das war eine ſchwere Aufgabe; ich befand mich nun in der Lage des Paradies, obgleich ich keinen goldenen Apfel zu vergeben hatte; doch ſchnell mich faſſend und bedenkend, daß der Scherz der beſte Nothhelfer in Verlegenheiten ſey, erwiederte ich: „Ohne Zweifel diejenige, die mich heirathen mag?" Zugleich flüſterte ich dem Herrn Mittermayr, der neben mir ſaß, in's Ohr: „Sagen Sie ja nicht, daß ich ſchon eine Frau habe; ich will hier incognito ſeyn, ſonſt tadle ich nicht nur Ihr Portrait in einem Berichte über die Kunſtausſtellung, ſondern mache Sie auch in der nächſten Recenſion einer Oper, worin Sie zu thun haben, tüchtig herunter, und ſängen Sie auch ſo meiſterhaft wie immer."

Keine von den Damen wollte ein beglückendes „Ich" liſpeln. Weil nun Göthe mich in dieſe Verlegenheit gebracht hatte, beſchloß ich, auf der Stelle mich zu rächen.

„Dieſe Sprödigkeit wundert mich gar nicht," fuhr ich fort; „die Damen werden ſich wahrſcheinlich an die warnenden Worte des Herrn von Göthe erinnern:

„Heirathen iſt ein — wunderlich Wort:
„Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort!"

Da ſchlugen die Damen ein lautes Gelächter auf und neckten den alten Herrn ganz gewaltig.

Dieſer aber beſchwichtigte den Lärm mit einem freundlichen Blicke, und erwiederte:

„Wenn Sie billig ſeyn wollen, werther Gaſt, ſo müſſen Sie auch eine andere Stelle anführen, wo ich den Eheſtand ſehr ernſtlich und kräftig in Schutz nehme, indem ich ſage: „Wer mir den Eheſtand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ſeiner nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun!“

Ein allgemeines „Bravo“ lohnte dieſe beſonnene Vertheidigung.

Göthe beſtand nun darauf, ich ſollte zu ſeiner Genugthuung eine Rede aus dem Stegreiſe über das Glück des Eheſtandes halten.

Die Damen drangen in mich, und als mir von jeder ein Kuß zur Vergütung zugeſichert war, begann ich alſo:

„Gering bleibt mein Verdienſt, ſelbſt wenn es mir gelingt, Sie Alle zu überzeugen, weil ich ein Verhältniß vertheidige, deſſen beſeligender Einfluß auf das Wohl der Menſchheit ſchon ſeit Jahrtauſenden ſich bewährt hat.

Der Zauber der Ehe iſt ſo groß und mächtig, daß ſelbſt die entſchiedenen Feinde derſelben, die Hageſtolzen nach einem freudeleeren Jünglings- und Mannesleben, oft noch am Wendepunkte zum Grabe, dieſes ſüße Joch auf ihre ſpröden Nacken legen.

Solche Wunder wirkt die Gewalt der Liebe; ſie iſt es, aus deren Schoße die Welten hervorgingen und durch welche die Schöpfung beſteht. Es iſt ein Schauſpiel für Götter, Liebende zu ſehen, ſagt ein großer Dichter; aber ihre heilige Beſtimmung für das Daſeyn wird erſt durch die Ehe erfüllt, durch dieſes goldene Band, das zwei treu liebende Herzen auf ewig verbindet.

Von der Myrthe, welche die zarten Schläſe der holden Braut ſchmückt, wenn der Bräutigam ſie auf dem Jubel- und Thränengange zum Traualtar geleitet, bis zum ſpäten Grabe, iſt ihr ganzes Leben ein ewiger Frühling wechſelſeitiger Liebe; gute Kinder ſtreuen wie Engel des Himmels Roſen auf ihren Pfad; ſie altern nicht, indem ſie in ihren Kindern ſich verjüngen; ſie theilen die unzähligen Freuden des häuslichen Glückes, und vorübergehende Leiden, von welchen kein Weſen der Erde frei iſt, tragen ſie gemeinſchaftlich um ſo leichter.

Andere Wonnen der Ehe, von der Löſung des Gürtels bis zur Belebung der Wiege, male Ihnen die eigene glühende Phantaſie mit ihren ſchönſten Farben aus; auch des großen Staatszweckes der Ehe will ich nicht erwähnen, um nicht dieſes heilige Verhältniß durch politiſche Erwägungen zu entweihen.

Und nahet ſich der Engel des Todes, und ſcheidet er mit einem Hauche ſeiner bleichen Lippen Gatte und Gattin, welche wie die Lilien auf einem Stengel entſpringen, ſo gehorchen ſie in frommer Ergebung dem Rufe der formwechſelnden Natur, vom innern Troſte eines ewigen Wiederſehens geſtärkt; eine Spanne Zeit, — und die Heimath der Liebe vereiniget ſie dort wieder, wo es keine Trennung giebt; denn was ſich liebt, das muß ſich wieder finden!“

Herrlich! herrlich! riefen die Damen, und Göthe nickte beifällig mit ſeinem ehrwürdigen Haupte und öffnete eben ſeine Lippen, um mir, wie ich hoffe, etwas Verbindliches zu ſagen, während ich haſtig ein Glas Champagner hinunterſtürzte, mit der Serviette den Mund trocknete, und ſodann die Lippen ſpitzte, um die Küſſe der ſchönen Damen zu empfangen, als plötzlich ein Kind Nro. 601. an der Wand auf ſeiner Waldflöte zu blaſen begann; zugleich flog die Thüre auf, und ein alter Mann mit dem Dudelſacke, der Nro. 101. im obern Saale hing, trat zur Thüre herein, und quälte den Ländler:

„Z'Lauterbach hab i mein Strumpf verlorn ꝛc.!“

Dicht hinter ihm kam Mittermayrs Wandnachbarin aus dem untern Saale, die Griechin aus Janina, mit einer Garnitur goldener Münzen behangen, und eine Menge

Herren und Damen, Paarweiſe, die ich alle vom Sehen ihrer Gemälde kannte.

Göthe und alle Damen erhoben ſich von ihren Sitzen; es ſchlug eben 12 Uhr. Ich ſah mich um meine erſehnten Küſſe verkürzt, tröſtete mich jedoch mit dem Vorſatze, von jeder Dame, wo ich ſie auch treffen möge, mein Guthaben zu erbitten.

Schon war ich im Begriffe, die Griechin um die Gefälligkeit zu bitten, mir auf drei Monate ihre Goldmünzen gegen eine annehmbare Proviſion und 5 Procent Intereſſen zu leihen, als plötzlich Orpheus, Chiron, Patroklus, Hektor, Aeneas, die beiden Ajax, Menelaus, Meriones, Euphorbos, Idomeneus, Achilles, Minerva, eine Menge Meerweiber, Dietrich von Bern, Hildebrand, Günther und Brunhilde, Etzel und Rüdiger, u. ſ. w. aus den Cartons herunterſtiegen, die Damen ergriffen, und wie raſend durch den Saal walzten.

Der alte Mann blies ſeinen Dudelſack mit ſolcher Wuth, daß ſein Geſicht ganz kirſchbraun wurde. Die antiken Heiden faßten unſere Münchener Schönheiten um die Mitte, und die tollen Meerweiber umſchlangen Göthe, Mittermayr und mich. Als ich aber dem Centaur Chiron, der mir mit ſeinem Hufe unſanft auf den Fuß trat, einige in meiner Jugendzeit einſtudirte Ballſottiſen hinwarf, packte er mich, hierüber entrüſtet, an der Bruſt, — zu meiner größten Verwunderung ſchien er deutſch zu verſtehen, — und warf mich ganz ungenirt zum Fenſter hinaus.

Da — erwachte ich und ſtieg aus meinem Bette, gleichſam aus der Aſche meines Markebrunner Brandes, wie ein nüchterner Phönix hervor.

Damen-Köder.

Guter Rath für Liebhaber.

Heute zu Tage möchten die jungen Herren nur junge, ſchöne, gebildete, tugendhafte und, — was die Hauptſache iſt, — zugleich ſehr reiche Mädchen heirathen, um in beneidenswerther Unabhängigkeit ein recht bequemes Leben führen zu können.

Ich für meine Perſon bin der Meinung, daß ein ſeine Selbſtſtändigkeit liebender Mann gar nicht heirathen ſoll, es ſey denn, daß er aus eigenen Mitteln eine Familie anſtändig zu erhalten vermöge; dann wird er klug thun, wenn er nach der Eingebung ſeines Herzens, mit Beirath und Zuſtimmung des Verſtandes, die Wahl trifft, vor Allem auf häuslichen Tugenden ſieht, und Vermögen nur als eine zufällige Gunſt des Glückes betrachtet, die er eben ſo leicht entbehren kann.

Die ſentimentale Kartoffel-Liebe kann ich aber auch nicht empfehlen, wo Nichts wieder Nichts heirathet; denn der loſe Amor iſt ein beleſener Schelm, der wohl weiß, daß der Menſch nicht bloß vom Brode lebt, aber heimtückiſch ins Fäuſtchen lacht, wenn er zwei Liebende an den Altar führt, welche die magere Ausſicht haben, von Waſſer und Brod, Kartoffeln und Liebe zu leben. In den

Flitterwochen geht's noch an, wo ſie keine Zeit finden, an Eſſen und Trinken zu denken; ſpäterhin jedoch quält ſich jeder Theil mit dem innern Vorwurfe, die harten Entbehrungen des andern veranlaßt zu haben; die Heiterkeit des Gemüthes entflieht, und der Zauber der Liebe verſchwindet, wie das reiche Farbenſpiel einer Sommer-Abenddämmerung, wenn auch die Liebe ſelbſt unwandelbar in ihren Herzen fortlebt. Kommen dann noch die kleinen ſchreienden Sorgen hinzu, ſo ſteht der Wermuthsbecher des Lebens tagtäglich auf ihrem Tiſche.

Das wiſſen die jungen Herren recht gut, und machen daher auf reiche Mädchen Jagd. Aber dieſe wachſen nicht ſo häufig wie grüne Bohnen, und am allerwenigſten für arme Schlucker. Wer ſelbſt über 40 bis 50,000 fl. zu gebieten hat, für den iſt es freilich ein leichtes Spiel, eine reiche Braut zu bekommen; allein wer nur ein mäßiges Einkommen, z. B. einen jährlichen Gehalt von 600 fl. bezieht, wird mit keinen geringen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn er ſein Ziel glücklich erreichen will, und einem ſolchen Freier möchte ein guter Rath willkommen ſeyn.

Seine erſte Aufgabe iſt, das Herz der Auserwählten zu gewinnen. Dafür laſſen ſich keine Vorſchriften geben; das muß ſich von ſelbſt machen. Aber die Eltern für ſich einzunehmen, iſt eine Hauptſache, und muß als eine förmliche Kunſt behandelt werden. Es iſt daher nöthig, daß er den Charakter der Eltern mit allen ſeinen Schwächen und zugänglichen Blößen kennen lerne, um ſeinen Belagerungsplan darnach zu entwerfen.

Zutritt im Hauſe zu erhalten, und ſich durch dieſen bis zum unentbehrlichen Hausfreunde hinaufzuſchwingen, iſt die ſchwierigſte Vorarbeit. Ich kannte einen äußerſt reichen Mann, Vater einer einzigen Tochter, die der Augenſtern der alten Mutter war. Der Vater, ein vollendeter

Taubennarr, kaufte weit und breit Tauben von ſeltener Raçe zuſammen, aber nie gelang es ihm, braſilianiſche Tauben zu bekommen, womit er ſeine Sammlung ſo gerne geſchmückt hätte. Ein Freund von mir, ein hübſcher, braver junger Menſch, aber ein armer Teufel, ſeit einem halben Jahre von der Tochter des Taubennarren heimlich geliebt, hatte ſich bisher vergebens den Kopf zerbrochen, um ein ſchickliches Mittel zu finden, im Hauſe Zutritt zu erhalten.

Eines Morgens kam er ganz außer Athem zu mir und bat mich um Rath, was er denn thun ſolle, um ein Paar braſilianiſche Tauben zu bekommen, die er dem Alten zum Geſchenke machen wolle.

„Nichts leichter,“ antwortete ich; „kauf ein Paar weiße Tauben und laß ſie braſilianiſch malen!“

„„Wenn es aber regnet, und die Farben ineinander fließen?““

„Wie kannſt du denn gar ſo bornirt ſein? Bevor das nächſte Regenwetter eintritt, ſtiehlſt du die gemalten Tauben wieder, und wenn anhaltend ſchönes Wetter zurückkehrt, bringſt du ihm wieder ein Paar andere braſilianiſirte Tauben.“

Wie gerathen, ſo gethan, und nach einem halben Jahre bekam der Taubenmacher die reiche Tochter.

Ein Anderer von meinen Bekannten mußte gleichwohl eine „gelernte Köchin“ werden, ſonſt hätte er die Herzallerliebſte nimmermehr zur Frau erhalten. Papa und Mama waren ein Paar alte Leute, die ihr einziges Vergnügen an delikaten Extraſpeiſen fanden, jedoch zu geizig, einen Koch oder eine geſchickte Köchin einzuſtellen, und ihre gewöhnliche Köchin verpfuſchte ihnen die theuern Leckerbiſſen, daß täglich der Unmuth mit ihnen zu Tiſche ſaß.

Kaum erfuhr dieß der Brautwerber, als er in Familienangelegenheiten einen dreimonatlichen Urlaub nachſuchte, den er um ſo leichter erhielt, da er auf eigene Koſten einen Erſatzmann ſtellte und bei dem Mundkoch des *** Geſandten das Kochen lernte.

Ich ſchlich nicht ſelten bei der offenen Küchenthüre vorbei und ſah ihn, mit der weißen Zipfelhaube auf dem Kopfe, ganz weiß gekleidet, wie Pierrot in der Pantomime, eine weiße Schürze vorgebunden, den Kochlöffel ſo gewandt handhaben, wie ſonſt im Büreau die Feder. Die Liebe beflügelte ſeine Fortſchritte, und in drei Monaten war er eine Köchin, die ihres Gleichen ſuchte, beſonders in der Bereitung der Lieblingsſpeiſe der Alten: Paſtetchen von Blätterteig mit Wildpretragout.

Nun ſuchte er den Papa und die Mama in einem öffentlichen Garten auf, den ſie regelmäßig an jedem ſchönen Sommerabende mit ihrer holden Julie beſuchten, lenkte das Geſpräch auf die ſchlecht bereiteten Speiſen in ſo manchen Gaſthäuſern und brachte ſo die Alten in ihr Element. „Das iſt auch die Urſache,“ fuhr der Brautwerber, unſere „Köchin im Frack,“ nach ſeinem Plane fort, „warum ich ſelten außer dem Hauſe an öffentlichen Orten etwas genieße; da ich überdies aus Liebhaberei das Kochen gelernt habe, ſo bereite ich mir meine Lieblingsſpeiſen immer ſelbſt; beſonders bin ich, ohne Ruhm zu melden, ein wahrer Meiſter in Paſtetchen von Blätterteig mit Wildpretragout.“

Dieſe Appetit-Sympathie bezauberte die beiden Alten, welche ausſahen, wie zwei Freſſer in der Verklärung. Die „Frack-Köchin“ wurde ſogleich zu Gaſt geladen und inſtändig gebeten, eine Probe ihrer Paſtetchen zum Beſten zu geben. Die Alten aßen ſich ganz breit davon und füllten die Pauſen mit endloſen Lobeserhebungen aus. So kochte er ſich in's Haus hinein, wurde der unentbehrliche Hausfreund, und paſtetelte ſo lange fort, bis ſie ihm die holde *Julie* ſelbſt anboten.

Wieder ein Anderer machte ſein Glück als *Putzarbeiterin*, weil die Mama die Caprice hatte, daß dieſe Arbeiten alle zu Hauſe gemacht werden ſollten. Mutter und Tochter pfuſchten darauf los, verſchnitten die Kleider und machten gräuliche Hüte. Der Brautwerber ſchnitt und nähte ein halbes Jahr lang gar fleißig, und kam unter einem ſchicklichen Vorwande in's Haus, wo er die beiden Damen eben in der größten Verlegenheit traf, wie ſie ein Ballkleid nach dem neueſten Geſchmacke zuſchneiden ſollten. Der verliebte „*Putzarbeiterin*“ zog gleich das neueſte Modejournal aus der Taſche, nahm die Scheere, und in einer Stunde war das Kleid zugeſchnitten. Er bat um die Erlaubniß, ſeine Kunſt auch als „*Nätherin*“ produziren zu dürfen, und das Kleid paßte wie angegoſſen an den Leib der holden Tochter. Mit Vergnügen wurde ſein Anerbieten angenommen, den beiden Damen in ſeinen Freiſtunden Unterricht zu ertheilen, und nachdem er zuvor ſo geſchickt eingefädelt hatte, nähte er zuletzt glücklich ein unauflößliches Eheband zuſammen.

Ein ſolcher Freier ſtudirte die *Blumenzucht*, weil der Papa zu den größten Blumennarren gehörte, und beſorgte ihm das ganze Jahr hindurch einen herrlichen Blumenflor, deren ſchönſte Roſe er endlich glücklich heimführte.

Ein Anderer ſpielte mit dem alten Herrn, der am Podagra litt, alle Nachmittage von 2 bis 6 Uhr Karte, zwei Jahre lang, bis ihm die Ceour-Dame blieb.

Jeder Menſch hat wenigſtens *eine* Schwäche; wer ſie aufzufinden weiß, kann ſie mit Klugheit zu ſeinen Zwecken benützen.

Ich kannte einen jungen Mann, der tagelang dem edlen Billardſpiele mit muſterhafter Ausdauer oblag; plötzlich blieb er aus, und wurde häufig in der Frauenkirche bemerkt, wo er mit der größten Andacht betete, den langen Roſenkranz um die Hand gewickelt, und das Gebetbuch vor ſich aufgeſchlagen. So gewann er eine andächtige Mama, eine Betſchweſter, an deren Seite er immer kniete; da eines Tages ein plötzlicher Regen einfiel, und ſie keinen Schirm hatte, begleitete er ſie nach Hauſe, erhielt Zutritt, und in kurzer Zeit die Hand der Tochter. Eben ſo andächtig ſuchte er nun die verlorne Billardzeit wieder nachzuholen.

Man ſieht, daß viele Wege zum Heile führen; es kommt nur immer darauf an, unter gegebenen Umſtänden den rechten zu wählen.

Was hat eine ſorgſame *Mutter* zu thun, damit ihre *Töchter* keine Männer bekommen.

„*Und jeder Topf hat ſeinen Deckel gefunden!*“ ſagt der ſelige *Wieland* am Schluſſe ſeiner herrlichen Dichtung: „*der neue Amadis.*“ Will nun eine ſorgfältige Mutter ihr Möglichſtes thun, damit ihr *Topf* (die Tochter) keinen *Deckel* (Mann) finde, ſo darf ſie nur die wohlgemeinten Lehren beherzigen, die ich aus gutem Willen und nach genauer Beobachtung gebe.

Die Tochter muß von Geburt an ein *Schnürleibchen* bekommen, damit bei ihr die *Kunſt* ſtets über die *Natur* ſiege.

Wenn die Zeit des erſten Unterrichtes heranrückt, ſo muß die Erlernung der *franzöſiſchen* Sprache zur *Hauptſache* gemacht werden; dann lerne ſie *ſingen* und *Guitarre-* oder *Clavierſpielen.* Die *Religion* iſt als *Nebenſache* zu betrachten, und ihr nur ſo viel davon beizubringen, daß ein allbarmherziger Gott lebt, der alle Sünden vergibt, wenn ſie *gebeichtet* werden; die *Beicht* ſelbſt aber *preſſire* nicht, und man könne die Abrechnung mit dem Himmel wohl auf den Schluß des Lebens verſchieben.

Sie muß von jeder häuslichen Arbeit ſorgfältig abgehalten werden, damit ja der Sinn für Häuslichkeit in ihr ſich nicht rege. Von Handarbeiten lerne ſie nur ſo viel, um allenfalls einen Hoſenträger oder eine Geldbörſe für einen Anbeter, in der Mitte ein VIVAT, häkeln zu können; Kleider oder Hemden machen würde ſie nur einer zweckmäßigeren Beſchäftigung entziehen; Strümpfe ſtricken oder flicken iſt als eine höchſt gemeine Arbeit den Mägden zu überlaſſen. Iſt auch bisweilen die Ferſe durchlöchert, ſo darf ſie ja nur den beſchädigten Theil unter die Fußſohle ziehen.

Sie muß ſchon in der zarteſten Jugend, ſobald in ihrem Köpflein Begriffe ſich geſtalten, ſehr fleißig das Theater beſuchen, beſonders Intriguenſtücke, um ſich die wahre Lebensgewandtheit, das „Savoir vivre,“ bei Zeiten zu eigen zu machen.

Auf Kinderbällen darf ſie in ihrer Jugend niemals fehlen und keinen einzigen Tanz entſchlüpfen laſſen; denn da auf dieſen Bällen der Grund zum geiſtigen und körperlichen Verderben der Kinder gelegt wird, ſo wäre es um das Verſäumen einer ſo ſchönen Gelegenheit, ſich frühzeitig zu ruiniren, Jammerſchade.

Die Küche und den Markt muß ſie nur den Namen nach kennen; die edle Zeit kann ſie inzwiſchen weit zweckmäßiger mit der Lektüre ſeichter Romane ausfüllen; wenn ſie im Sommer Morgens 10 Uhr und im Winter Mittags 12 Uhr aufſteht, ſo hat ſie vor dem Spiegel noch genug zu thun, bis das Mittagsmahl ruft.

Sehr gut wär's, wenn ſie es dahin brächte, entweder ſelbſt als Dichterin in einer Zeitſchrift aufzutreten, oder einen Anbeter zu finden, der unter ihrem Namen Gedichte und Novellen einrücken ließe.

Als Dichterin und Schriftſtellerin, wär's auch nur dem Namen nach, dürfte ſie immer 100 gegen 1 wetten, keinen Mann zu bekommen.

Ein Pariſer Modejournal mit colorirten Bildern müßte ihre Hausbibel ſeyn, das Neueſte ihren Leib ſchmücken. Auf allen Bällen ſey ſie die erſte und letzte Tänzerin; bei keinem öffentlichen Vergnügen werde ſie vermißt. Männliche Beſuche aller Art empfange ſie ungenirt und zu jeder Stunde; Jedem ſage ſie etwas Verbindliches und benehme ſich übrigens ſo ungezwungen als möglich.

Wackere Jünglinge, die es redlich mit ihr meinen, führe ſie hübſch an der Naſe herum, und Heirathsanträge, die ſich etwa dennoch bis zu ihr verirren könnten, weil auch der Geſchmack ſeine Launen hat, weiſe ſie ſchnippiſch ab, als ſei es noch viel zu früh. um ſchon an das verhaßte Joch des Eheſtandes zu denken.

Mit dieſen und andern Mitteln, die ſich einer raffinirten Kokette von ſelbſt darbieten, namentlich wenn ſie ſich alle mögliche Mühe giebt, ihren guten Ruf vom Halſe zu bringen. kann ſie ein Alter von 25 Jahren erreichen, und dann darf ſie ſchon auf den errungenen Lorbeeren einer legitimen Jungfräulichkeit ausruhen; ſollte ſie aber ein bedeutendes Vermögen haben, ſo ſuche ſie es ſo bald und ſo ſchnell als möglich an den Mann zu bringen, oder an die Männer, weil ſie ſonſt dennoch vor einem nachhinkenden Heirathsantrage nicht ganz ſicher wäre; denn mit einem Vermögen von 100,000 Gulden und darunter möchte heut zu Tage wohl ſelbſt die Hexe von Endor noch einen Mann bekommen.

◆

Die vier Temperamente auf dem Kirchhofe.

Der Melancholiſche.

Ueberall Tod, wohin ich ſchaue! In wenigen Tagen ſind auch die Blumen ſchon Staub, die jetzt noch die Grabhügel ſchmücken. Auf allen Seiten das Bild der Zerſtörung! Es iſt nicht der Mühe werth, auf die Welt zu kommen; denn mit dem erſten Athemzuge des neugebornen Kindes beginnt ſchon die Wanderung zum Grabe. Wie ſich nur die Menſchen mit Lernen ſo quälen mögen! Wenn ſie im beſten Zuge ſind, etwas Tüchtiges zu leiſten oder etwas Rechtes zu werden, ſcharrt man ſie ein. Das iſt doch eine traurige, elende Welt! Wie wohl wäre mir, wenn ich auch ſchon da unten läge; dann hätten doch alle meine Leiden ein Ende, und die Verfolgungen, unter denen ich ſeufze. Es gibt keine Menſchen mehr, es gibt nur Leute. Sie fliehen mich, und nur wenn ich krank bin, fragen ſie nach, ob ſie nicht bald erben können. Am liebſten bin ich noch auf dem Kirchhofe; denn in meinem Herzen iſt auch ein Kirchhof.

Der Sanguiniſche.

Wer auf den Ball geht, ißt, trinkt, ſchwätzt, ſchäckert, unterhält ſich, tanzt, wird müde und legt ſich ſchlafen. Jeder weiß recht wohl, daß er nicht ewig auf dem Balle bleiben kann, und findet dieß ganz natürlich. Die Welt iſt ein großer Ballſaal, und wenn die Gäſte darin müde ſind, ſo legen ſie ſich auch ſchlafen; denn der Tod iſt ein ewiger Schlaf.

Seit die Welt ſteht, müſſen die Menſchen ſterben; das iſt ſchon eine alte Einrichtung, und doch gewöhnen ſie ſich nicht daran. Der brave Soldat im Felde betrachtet den Tod wie eine Lotterie, wo die Orden ihm als Treffer gelten, und nur der Tod die Niete iſt.

Warum ſoll ich mit den ſchwarzen Gedanken an den Tod das luſtige Leben langweilig machen? Meine Nanny und Champagner!

Hoch! Dreimal hoch! Ich will noch Großes vollbringen, für Aufklärung wirken, wenn mich die Zeit nicht hinter das Licht führt.

Halt! Wer iſt denn jenes wunderſchöne Mädchen, das eben aus den Arkaden tritt? Die muß ich näher ſehen!

Der Phlegmatiſche.

Nun, heut geht's wieder einmal! Das Klingklang will gar nicht mehr aufhören! Der Kirchhof iſt die beſte Verſorgungsanſtalt; die Menſchen ſind da gut aufgehoben; man hört Jahr aus Jahr ein keine Klage von ihnen mehr und Geld ſchneit es mitten im Sommer für Gräbertaxen. Die Grabhügel ſind eine gute Erfindung; ich weiß alſo nicht, wie nur die Leute ſo bitterlich weinen können, wenn ſie bei denſelben ſtehen. Wären die Grabhügel nicht, ſo könnte leicht eine Peſt entſtehen. Herr Nachbar, dort iſt ja Alles ſchwarz von Menſchen, was giebt's denn dort?

So, ſo, hab' ſchon davon gehört! Soll eine Schönheit geweſen ſeyn, und erſt 17 Jahre alt.

Ei, ei, da muß ich ja gleich auch — — ach was, ſie werden ſchon wieder einmal eine Schönheit begraben! Ich geh' nach Hauſe.

Der Choleriſche.

Der Tod iſt der wahre Apoſtel der Freiheit und Gleichheit. Er ſprengt die Ketten des geringſten Sclaven. Kein Kammerdiener der Welt kann ſich mit ihm vergleichen; er zieht Krönungsornate und durchlöcherte Bettlerröcke mit gleicher Behendigkeit aus. Er iſt der treueſte Freund; denn er verläßt Diejenigen nie mehr, zu denen er einmal gekommen iſt. Und doch kann ich oft bis zur Wuth über ihn mich ärgern, wenn er nicht Diejenigen holt, welche der Menſchheit zum Fluche leben. Das wird aber wohl ſchon ſo ſeyn müſſen, damit die Menſchen ſelbſtthätig für eine beſſere Zukunft ſorgen.

Könnt' ich doch die hochfahrenden Leutquäler, welche wähnen, aus beſſerem Teige geknetet zu ſeyn, als Andere, an offene Gräber ſchleppen, ihnen die vermoderten Gebeine weiſen und in die Ohren donnern:

> „Ueber ein Kurzes vertauſcht ihr eure ſchimmernden Gemächer mit dieſer Wiege der Verweſung, und die Zurückbleibenden werfen ſtatt der Seidendecke von Eiderdunen die Laſt von Verwünſchungen auf eure verhaßten Leiber!“

Iſt's denn nur auch möglich, daß die Menſchen einander ihr kurzes Leben durch die ſinnreichſten Pläne verbittern können? Oft möchte ich mit Spezialvollmacht des ewigen Schöpfers da oben irgend einen fremden Welttheil aus ſeinen Fugen reißen und auf einen andern vernichtend ſchleudern, deſſen Natterngezücht das ſchöne Daſeyn vergiftet.

Lob! Fideler Burſche! Abonnire dich in einem Leſevereine, und frag' immer zuvor die öffentliche Meinung, anſtatt blind nach den Köpfen zu greifen; du könnteſt dir um den beſſern Theil der Menſchheit unſterbliche Verdienſte erwerben!

Variationen über Alles.

Eine humoriſtiſche Vorleſung für Liebende.

Alles — iſt ein ſo unermeßliches Wort, daß es ſcheint, Derjenige, welcher über Alles zu ſchreiben oder zu ſprechen verſuche, könne ſeine Aufgabe nicht erſchöpfen und müſſe in jedem Falle die Geduld ſeiner geneigten Zuhörer ermüden. Es wird wohl auch nicht an Leuten fehlen, welche vermuthen, ich wolle nur aus ſchriftſtelleriſchem Brodneide über Alles ſchreiben, damit Andern, die aus den Schachten ihres Genie's gediegenen Witz an's Licht des Tages fördern, Nichts mehr übrig bleibe. Allein dieſe Argwöhniſchen widerlegen ſich ſelbſt; denn Alles iſt unerſchöpflich, und reicht hin für die Dichter aller künftigen Jahrhunderte der Schöpfung; Alles theile ich alſo freudig mit Allen, bin aber weit entfernt, ihnen Nichts übrig zu laſſen, denn Nichts iſt ja der Schlußſtein meiner Variationen und, ohne Nichts würde alſo das ganze Gebäude derſelben zuſammenſtürzen. Glücklicherweiſe beneidet ſelbſt der Neid Niemand um Nichts, damit ich aber auch Diejenigen beruhige, die mich um Alles beneiden, verſichere ich ſie, daß ich doch nur über Eins ſprechen will, obgleich ich über Alles ſpreche.

Das Räthſel dieſes ſcheinbaren Widerſpruches könnte ich zwar ſehr einfach durch die erſten zwei Zeilen eines fröhlichen Volksliedes löſen, das uns einſt in dem nun ſeligen Iſarthortheater oft ergötzte:

„Uns iſt Alles — Eins,
Ob wir Geld haben, oder keins;“—

allein dieſes Lied, welches der Leichtſinn dichtete, damit es die Verzweiſlung ſinge, hat keinen europäiſchen Ruf; es fehlt ihm die allgemeine Autorität der Welt. Eine ewige Wahrheit iſt's, gleich anerkannt im Himmel, wie auf Erden, auf welche ich meine Löſung jenes Widerſpruches gründe; ſie ſteht mit Flammenzügen in allen Herzen geſchrieben, und lautet:

„Ueber Alles — geht die Liebe!“

Wenn ich alſo über die Liebe ſpreche, ſo ſpreche ich über Alles, und löſe ſo mein Wort; wie ich es aber löſen werde, darüber muß ich das Urtheil der gütigen Nachſicht überlaſſen.

Nach dieſer Deutung des „Alles“ wird es mir auch ſehr leicht, die Bedingung der muſikaliſchen Compoſition zu erfüllen; daß man in jeder Variation die Hauptmelodie des Thema's beſtimmt bemerken müſſe.

Allein damit iſt noch bei weitem nicht Alles abgethan. Ein altes Sprichwort ſagt zwar: „Gelehrten iſt gut predigen!“ Dieſes Sprichwort hinkt jedoch gewaltig. In Dorfkirchen ſperren zwar die Bauern den Mund auf, und verſchluden Alles, was ihnen geprediget wird, ganz geduldig; in Hauptkirchen der Städte verirren ſich aber nicht ſelten auch Gelehrte, und dieſen iſt dann gut predigen, weil ſie verſtehen, was ihnen geprediget wird; ſie haben jedoch auch die Kraft zu beurtheilen; daraus entſteht das Kritiſiren, und wer es wagt, die Kritik herauszufordern, muß ſich ihre Wirkungen gefallen laſſen.

Wenn nun, wie ich eben bewieſen habe, „Gelehrten nicht gut predigen iſt,“ wie gewagt erſcheint dann mein Verſuch, vor ſo vielen Profeſſoren und Profeſſorinnen in der Liebe dem Vorwurfe der Langeweile zu entgehen, wozu ich meine Anlage vielleicht ſchon in dieſem Eingange verrathen habe? Und hat nicht ſchon lange vor mir der Sänger der Liebe, Saphir, aus Amors Garten die ſchönſten Blumen gepflückt, um mit dieſen holden Kindern des Frühlings die holden Frauen zu ſchmücken, als er ſeine Vorleſungen hielt über das FF des Lebens: „Frühling und Frauen?“ Wo finde ich nun Blumen, die würdig wären, jenen liebenswürdigen Damen von mir huldigend überreicht zu werden, welche meine Variationen mit ihrer Geduld beehren? Doch, hat nicht auch der Winter ſeine Blumen, die nach den Geſetzen der Cryſtalliſation gebildeten Eisblumen, welche ahnungs- und bedeutungsvolle Träume der ſchlummernden Natur von ihren prachtvollen Blumenſchöpfungen in der Frühlingszeit ihres Erwachens ſind?

Nur auf dem Boden der Freiheit gedeihen die herrlichſten Blumen des Lebens; meine Blumen hab' ich im Dämmerlichte der Einſamkeit mit der Treibhauswärme der gefeſſelten Phantaſie groß gezogen; ſie beſcheiden ſich gerne, mit den Blumen der Freiheit nicht wetteifern zu wollen. Dennoch hoffe ich durch ein werthvolleres Geſchenk, als alle Blumenkränze der Welt, die Huld der ſchönen Damen zu gewinnen, durch einen Beweis. Bisher haben ſich alle Damenverehrer unter den Dichtern nur auf eine mehr oder minder geiſtreiche Entſchuldigung der weiblichen Untreue beſchränkt; ich aber werde unwiderſprechlich beweiſen, daß es gar keine weibliche Untreue giebt.

Vielleicht theile ich dann einſt das beneidenswerthe

Loos des Meiſterſängers Frauenlob, der in ſeinen Geſängen vorzugsweiſe die Tugenden des ſchönen Geſchlechtes pries, und von den Frauen ſo hochgeſchätzt wurde, daß ſie ihn zu Mainz vor mehr als 500 Jahren mit eigenen Händen zu Grabe trugen, ſein Grab mit heißen Thränen überſtrömten, und ſo viel Wein über daſſelbe goſſen, daß die Kirche davon überfloß.

Was iſt die Liebe?

Dieſe einfach ſcheinende Frage beſchäftiget ſeit Jahrtauſenden die größten Geiſter aller Völker, und noch immer iſt ſie nicht befriedigend beantwortet.

Die Athenienſer ſchrieben einſt auf das Cenotaphium des Trauerſpieldichters Euripides:

„Ganz Griechenland iſt des Euripides Denkmal; Macedoniens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine."

Mit gleichem Rechte könnten wir Schillers Urne mit den Worten ſchmücken:

„Ganz Europa iſt Schillers Denkmal; Sachſens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine."

Der große Schiller ſagt nun über die Liebe:

„Das iſt der Liebe Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt, und trifft, und zündet;
Wo ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand, und keine Wahl;
Es löst die Welt nicht, was der Himmel bindet!"

Nach Schillers Anſicht wäre alſo die Liebe eine Art Donnerwetter, und wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß es in der Liebe bisweilen häusliche Donnerwetter gebe, wo es, — oft nicht bloß bei gemeinen Naturen, — ſchlägt und trifft, aber glücklicherweiſe für die Nachbarſchaft „ohne zu zünden," ſo können wir uns mit dieſer Antwort dennoch keineswegs begnügen.

Die Erklärung, was Liebe ſey, muß ein wiſſenſchaftliches, abgeſchloſſenes **Syſtem** bilden, aus deſſen Grundzügen ſich alle Erſcheinungen in der Liebe völlig nachweiſen laſſen, und dieſes Syſtem muß haltbarer ſeyn, als des Dr. **Gall** einſt ſo berühmte Schädellehre, der am Kopfe eines jungen Menſchen das Organ der Ehrlichkeit in demſelben Augenblicke fühlte, als ihm dieſer ehrliche Patron die Uhr aus der Taſche ſtahl.

Die Liebe iſt alſo, nach meiner Meinung, eine höchſt gefährliche

Krankheit des Herzens,

die im Leibe Adams entſtand, als ihm eine Rippe genommen wurde; um daraus die Eva zu bilden, welche dadurch gleichfalls dieſe Krankheit auf alle ihre Töchter bis auf unſere Zeiten herab, und wohl auch auf alle Nachkommen, übergetragen hat. Die Behauptung, daß die Liebe eine **Krankheit** ſey, iſt zwar allerdings nicht neu, aber **was für eine Krankheit**, hat uns noch Niemand geſagt, Niemand ein **Syſtem** darüber aufgeſtellt und Niemand auf rationelle Heilkunde gegründete **Mittel** dagegen angegeben. Von **Pfuſchern** kann hier ohnehin gar nicht die Rede ſeyn.

Die Liebe, als eine Krankheit des Herzens, iſt ſohin jene furchtbare Krankheit, die ich unter dem Namen

Liebesfieber

bezeichne, welches den ganzen Organismus ergreift, in ſeinem Innerſten erſchüttert und ſich ſtets durch folgende weſentliche Symptome ankündiget:

1) Veränderung des Wärmegefühles in verſchiedenen Graden; anfangs Froſt, der zuweilen ſo heftig iſt, daß er den Kranken ſchüttelt, z. B. bei jedem Anfalle des

Wechſelfiebers, d. h. wenn das geliebte Weſen ihn mit einem andern geliebten Weſen verwechſeln will. Nach dem Froſte folgt Hitze, welche gleichfalls oft brennend, oft nur gelind iſt, jedoch nicht immer im Verhältniß mit dem vorausgegangenen Froſte ſteht; bisweilen folgt auf den Froſt ſtatt der erwarteten Hitze ein noch ſtärkerer Froſt, was beſonders bei ſchnell erkannten Täuſchungen geſchieht.

2) Veränderung im Umlaufe des Blutes; der Pulsſchlag iſt häufiger und ſchneller, als im geſunden Zuſtande. Dieß iſt vorzüglich der Fall, wenn das geliebte Weſen ſelbſt dem Patienten den Puls fühlt.

3) Das Gemeingefühl des Kranken iſt verletzt; er fühlt ſich matt, die Glieder ſind ihm gleichſam wie zerſchlagen, beſonders, wenn ihn ein Nebenbuhler über die Treppe hinabgeworfen hat.

4) Viele Verrichtungen des Körpers ſind verändert und zum Theil geſtört; der Patient fühlt mehr Neigung, ſpazieren zu gehen, als in's Büreau oder zu andern Berufsarbeiten, ſchreibt lieber Liebesbriefe, als amtliche Ausfertigungen, und ſitzt lieber bei der Geliebten, als bei den Akten; die Patientin läßt die Suppe überlaufen, oder verſalzt ſie, läßt das Gemüſe anbrennen, und ſchaut melancholiſch den Mond an, anſtatt ihren Spinnrocken; die Verdauung iſt geſtört: ſie können die guten Lehren ihrer Eltern und die klugen Rathſchläge ihrer Freunde nicht mehr verdauen; ihr Geſchmack iſt fremdartig; ſie finden keinen rechten Geſchmack mehr an Arbeiten, außer an Fileh- und Perlarbeiten zu Tabaksbeuteln und Geldbörſen, wobei das Vergißmeinnicht ja nie fehlen darf; die Zunge iſt belegt — mit dem Reſte der Schmeicheleien, die im Innern keinen Platz mehr finden.

5) Die Zufälle ſind ſteigend und fallend nach gewiſſen

Perioden und nach dem wahren Sprichworte: daß, wenn die Liebe ſo zunehmen wie abnehmen könnte, die Verliebten einander aufeſſen müßten.

Zu dieſen weſentlichen und beſtändigen Aeußerungen des Fiebers geſellen ſich eine Menge anderer außerweſentlichen Zufälle; ſo z. B. kann eine ſtrenge Mama, die vor einem Vierteljahrhunderte ſelbſt noch hinterm Ofen ſaß, ſohin weiß, wo ſie die Leute zu ſuchen hat, im Schnürleibchen des Töchterleins ein künſtlich eingenähtes Briefchen des Herzallerliebſten finden, und das arme Kind unter Schloß und Riegel legen; ferner kann ein martialiſcher Papa das Söhnlein am Arme des Liebchens tief in einem einſamen Garten luſtwandeln ſehen, den Heimgekehrten bei den Milchohren packen und nach den Grundſätzen einer heroiſchen Erziehungskunſt vom Scheitel bis zur Ferſe durchfuchteln, daß er in allen Farben des Regenbogens ſchimmert.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich wohlmeinend rathen, zu ſogenannten Incognito-Spaziergängen ſtets die belebteſten Straßen, die beſuchteſten Vergnügungsorte zu wählen: entweder wird man unter der Menge gar nicht bemerkt, oder leicht vergeſſen, oder man denkt: wenn dieſe ſich zu ſcheuen hätten, gingen ſie wohl nicht unter die Leute; laſſen Sie ſich ja nicht verleiten, einſame Straßen der Stadt, oder der Umgebung aufzuſuchen; der kleine loſe Gott Amor ärgert ſich dann, daß Sie ſich ſcheuen, den Wirkungen ſeiner ewigen Macht vor aller Welt zu huldigen, und faßt irgend einen müßigen Tagdieb, oder eine boshafte Stadtklatſche bei dem Flügel, und ſtellt ſie Ihnen mitten in den Weg; dieſe rennen nun, und rapportiren, lügen noch dazu, ſo viel ihnen beliebt, und Abends iſt dann bei Ihnen zu Hauſe, oder bei dem Liebchen, Feuer im Dache; zum Glücke bemerken dieſes

Feuer gewöhnliche Stadtthürmer nicht, ſonſt hätten wir alle Tage Feuerlärm in den Städten.

Am kräftigſten widerſtehen dem Liebesfieber Leute mit ſogenannten Pudelnaturen; ſie ſchütteln ſich nur ein Paarmal, und ſind dann wieder fieberfrei; wie geſagt, ſie ſind keine Menſchen, ſondern haben nur die Form von Leuten, gehören aber eigentlich in die Claſſe der Saugefiſche, als Geſchöpfe, die keine Schuppen, ſondern eine nackte, ſchlüpfrige Haut, nur eine Herzkammer und kaltes Blut haben.

Die gewöhnlichſten von den oben erwähnten außerweſentlichen Zufällen, welche ſich zu den Aeußerungen des Liebesfiebers geſellen, ſind

1. Kopfweh.

Liebende Mädchen, wenn ſie nicht in der Umgebung ihrer Anbeter ſeyn können, ſind gerne allein, um ungeſtört ihre Luftſchlöſſer bauen zu können. Wenn's gerade ſeyn muß, ſtricken ſie nebenbei; nach neun Gedanken laſſen ſie aber immer eine Maſche fallen; man heißt dieß den Strickſtrumpfzehent der Liebe. Wird ihnen aber das Herzchen gar zu weich, ſo legen ſie die Arbeit weg, und ſich in's Bett, und binden ſich die Köpfchen ein. Fragt dann die Mama: „Liebes Kind, was fehlt dir?“ ſo ſeufzt ſie: „Kopfweh, liebe Mama!“ Da läuft dann die liebe Mama und taucht Fließpapier in Eſſig und macht dem loſen Schelmchen einen Umſchlag, das mit gleichen Füßen friſch und geſund aus dem Bette ſpringen würde, wenn die liebe Mama ſeufzen möchte: „Ach Gott, liebes Kind, wenn du nur nicht Kopfweh hätteſt, du könnteſt jetzt recht wohl die Federn zu deinem Brautbette ſchleißen; der Damaſt zu deinem Tiſchzeuge iſt auch noch nicht geſäumt und eingezeichnet; von den kleinen Häubchen, Jäckchen, Strümpſchen will ich gar nicht ſprechen, dazu hat's freilich noch Zeit; aber was heute geſchehen kann, ſoll man nicht auf morgen ſparen; es iſt immer beſſer, wenn vor dem Hochzeittage ſchon Alles in ſchönſter Ordnung iſt!" Allein ſo ſpricht nicht immer eine Mama, und ein kluges Mädchen würde mit dem Herausſpringen aus dem Bette doch ſo lange warten, bis ſie erführe, ob denn die Mama wirklich auch den rechten Bräutigam meine.

Weit bedenklicher iſt das Kopfweh der jungen Frauen, und hier halte ich es für meine heilige Pflicht, die jungen Ehemänner auf eine zweckmäßige Heilmethode aufmerkſam zu machen; denn damit iſt es nicht gethan, daß ſie ſich vor das Bett hinſetzen und mitächzen. Wenn junge Frauen Kopfweh haben, ſo haben ſie nicht bloß das Weh im Kopfe, ſondern auch die Urſache des Weh's. Dieſe Urſache zu erforſchen, iſt nun die Hauptaufgabe des Herrn Gemahls. Sollte ein Liebhaber im Köpfchen ſtecken, ſo iſt an eine Operation gar nicht zu denken; kein Walter und Wilhelm wären im Stande, einen großen Liebhaber aus einem kleinen Köpfchen herauszubringen. Dieſes Uebel hat ſeine eigenen Symptome. Die junge Frau wird immer kälter gegen ihren Mann, giebt kurze Antworten, ſpricht nur, was höchſt nothwendig iſt, kümmert ſich weder um Küche noch Keller, liest gern empfindſame Bücher, wirft ſie aber gleich wieder weg, weint oft heimlich und trocknet ebenſo heimlich ihre Thränen, putzt ſich aber gerne und ſorgfältig und geht häufig in die Kirche und ſpazieren. Fragt der Mann theilnehmend, was ihr fehle, ſo ſtöhnt ſie: „Ich habe Kopfweh!"

Hier müſſen alle gewaltſamen Mittel vermieden, und nur erweichende, zertheilende angewendet werden, aus 5 Theilen ſanfte Worte, 7 Theilen Geduld und 13 Theilen Mixtum von allerlei erheiternden Dingen, welches Damen gerne vernehmen. Der Herr Ehegemahl muß noch zehnmal galanter ſeyn, als zur Zeit, da vor dem Eheſtande der Fieberpuls der Liebe 175mal in einer Minute ſchlug. Die Liebe iſt ein äußerſt reizbares Fieber; es will ſchonend behandelt werden. Sehr viele Frauen geneſen ſchon nach dem Gebrauche dieſes einfachen Mittels; iſt aber der Liebhaber ſchon mit den Gedanken der jungen Frau förmlich verwachſen, dann hilft das zertheilende Mittel nicht mehr, dann ſuche der Gemahl vor Allem über die Perſon dieſes Liebhabers ſich Gewißheit zu verſchaffen; ſobald er ihn kennt, führe er die Frau in alle Geſellſchaften, wo er ihn zu finden hofft, und findet er ihn, ſo muß die Intrigue ihr Spiel beginnen. Ein vertrauter Freund des leidenden Herrn Gemahles muß dem Liebhaber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdecken, daß zwei Damen in der Geſellſchaft ſeyen, wovon die eine ſehr beneidenswerth, die andere ſehr ſonderbar über ihn ſich geäußert habe. Man muß die Eitelkeit der Männer kennen, um zu glauben, daß ein ſolcher, welcher hört, daß Damen von ihm geſprochen haben, nichts Dringenderes zu thun hat, als den Berichterſtatter unter Verpfändung ſeines heiligſten Ehrenwortes, nicht den mindeſten Gebrauch davon zu machen, zu beſchwören, ihm das Nähere mitzutheilen. Nach einer ausgeſtandenen Tortur des Bittens muß er endlich ſagen:

„Die Herzen der Damen ſind doch unergründlich. Sehen Sie z. B. die holde junge Frau dort mit den blonden Locken; bemerken Sie nicht, daß ſie Ihre Blicke immer mit heiterem Lächeln erwiedert?“

„„O ja, ich bemerke ſchon den ganzen Abend hindurch, daß ſie mich anlächelt.““

„Auslächelt! müſſen Sie ſagen, mein Lieber; denn ſie hat erſt geſtern in einer Geſellſchaft ſich geäußert, Sie kämen ihr vor, — nehmen Sie mir's aber ja nicht übel — wie ein Perückenſtock, und ſie müſſe unwillkürlich lachen, ſo oft ihr Auge Sie erblicke.“

„„Das iſt malitiös!““

„Ja wohl, das mein' ich auch! Das iſt aber noch nicht Alles; ſie hat auch geſagt, einen ungeſchickteren Tänzer habe ſie in ihrem Leben nicht kennen gelernt als Sie ſeyen.“

„„Das iſt Verläumdung! Ich bin anerkannt der beſte Tänzer hier!““

„Ja wohl, das mein' ich auch; um ſo kränkender ſind eben ſolche Reden.“

„„Wenn heute ſpäter noch getanzt wird, ſo ſoll ſie von mir aus gewiß ſitzen bleiben, und jeder von meinen Freunden wird ſo gefällig ſeyn, es ihr eben ſo zu machen!““

„Ja wohl! das mein' ich auch; es giebt noch weit liebenswürdigere Damen in der Geſellſchaft, z. B. jene dort an der Ecke mit dem ſchwarzen Brutusköpfchen.“

„„In der That, ſie iſt die Schönſte von Allen; allein ihr Blick iſt ſo ernſt; kein freundlicher Zug!““

„Weit gefehlt, mein Lieber! Gerade dieſe Dame vertraute einer Freundin der Schweſter meines Schwagers, von deſſen Braut ich es erfuhr, gegen den Eid des ewigen Stillſchweigens an, daß unter allen Männern der hieſigen Stadt Sie allein im Stande wären, ihr Herz zu rühren!“

„„Iſt's möglich?““

„Ganz gewiß, Sie können ſich darauf verlaſſen!“

„„Nun denn, ſie iſt ſchön, jung und reich; ich will mein Glück mit ihr verſuchen und ihr ausſchließend huldigen!““

„Ja wohl, das mein' ich auch; aber — reinen Mund gehalten, verſtehen Sie mich!“

„„Ein Mann, ein Wort!““

„Fallen Sie aber nicht mit der Thüre in's Haus; ſchreiten Sie erſt nach einem Stündchen zur Belagerung!“

„„Sorgen Sie nicht; ich weiß Alles!““

Nun geht der Freund hinter dem Stuhle der ſchwarzgelockten Dame vorüber, flüſterte ihr leiſe in's Ohr: „Gratulire zur neuen Eroberung des hübſchen jungen Mannes, mit dem ich ſo eben geſprochen habe!“ und ſetzt ſich zu einer alten Stadtfraubaſe, reicht ihr eine Priſe Tabak, ſpricht von den Preiſen des Viktualienmarktes, vom Luxus der Dienſtmädchen und tiſcht ſo für die Mediſance die delikateſten Stoffe auf. Ihr Mund arbeitet wie eine Windmühle, bis er, von der Anſtrengung ermattet, damit endet, aus dem guten Rufe aller ehrbaren Damen Charpie zu zupfen.

Der vermeintliche Liebhaber der jungen Frau läßt dieſe richtig ſitzen, wenn getanzt wird, und trägt von nun an die Farbe der ſchwarzen Dame; der Herr Gemahl übertrifft bei ſeiner anfangs troſtloſen Gemahlin jeden Liebhaber an der feinſten Galanterie. Wenn Nebel und Wolken ihre Elektricität verlieren, entſteht Regen; das ſchnöde Benehmen des Auserſehenen entladet den elektriſchen Stoff im Herzen der jungen Frau; ein Thränenregen löſcht ſein Bild für immer in ihrem Gedächtniſſe aus, und vom Kopfweh dieſer Art bleibt ſie für immer befreit.

Natürlich kann nun dieſes Muſtermittel nicht wohl mehr angewendet werden; es muß, da dieſes nun ſchon bekannt iſt, und die Hauptwirkung im Geheimniſſe liegt, dem Scharfſinne vorbehalten bleiben, im Falle des Bedürfens ein taugliches nach Zeit und Umſtänden aufzufinden.

Bisweilen ſtellen ſich ähnliche Kopfweh-Symptome bei jungen Frauen ein, welche eine ganz andere Heilmethode nöthig machen. Die Patientinnen binden ſich den Kopf ein, legen ſich im leichten Hauskleide auf's Bett, ſprechen mit butterweicher Sanftmuth, ordnen ihr Hausweſen, arbeiten in ſchmerzloſen Momenten, thun Alles, was ſie ihren lieben Männern nur immer in den Augen anſehen, unterſcheiden ſich aber von den oben erwähnten Frauen weſentlich dadurch, daß ſie ſich nicht gerne putzen und alle ihre Kleider mit der größten Gleichgültigkeit betrachten.

Dieſes Symptom iſt das entſcheidende; es zeigt zweifellos an, daß der jungen Frau ein Ternaux-Cachemir-Shawl, ein Gaze-Aurore-Ballkleid, ein Zobelpelzmantel oder ein neuer Schmuck im Köpfchen liege und das Kopfweh verurſache. Am beſten giebt die Jahreszeit Aufſchluß, welche von dieſen Sachen im Köpfchen ſtecke, und dieſe muß nun der Herr Gemahl glücklich herauszubringen ſuchen, zwar nicht aus dem Köpfchen unmittelbar, ſondern mittelbar durch einen Kaufmannsladen aus dem Köpfchen der holden Patientin. Dieſer Art von Kopfweh bei jungen Frauen können jedoch die Männer vorbeugen, wenn ſie ihnen quartalweiſe die Pantoffelgelder richtig bezahlen, welche die Türken Baſchmaglik heißen; ob aber wir Deutſche auch ein beſonderes Glück in dieſem Baſchma finden, weil ich dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Aber auch die Männer leiden ſehr oft an beiden Arten von Kopfweh; ſie kuriren ſich dann gewöhnlich ſelbſt. Steckt ihnen ein Liebchen im Kopfe, ſo hüten ſie ſich mit aller Vorſicht vor einem Hausmittel, um das theilnehmende Herz der Frau Gemahlin nicht zu betrüben; galoppirt ihnen ein neues Reitpferd im Kopfe herum, ſo laſſen ſie einen verſtändigen Pferdarzt kommen, der dann in kurzer Zeit das edle Thier aus dem Kopfe des Mannes in den Stall deſſelben zu bringen weiß.

Uebrigens iſt es ein wahres Glück für die Männer, daß auch ſie bisweilen an Kopfweh leiden, ſonſt wüßten ſie wirklich oft nicht, wo ihnen der Kopf ſteht.

Zu den außerweſentlichen Zufällen gehört ferner

2. Das Irreſeyn.

Dieſer Zuſtand iſt der fatalſte und ſelten gründlich zu heilen. Das Irreſeyn beſteht nämlich darin, daß ein Liebhaber ein anderes Mädchen, als ſeine Geliebte, für ſeine Geliebte hält, und umgekehrt; oder, daß ein Herr Ehegemahl eine andere Dame, als ſeine Frau, für ſeine Frau hält, und umgekehrt. Dieß Irreſeyn heißt alſo ſo viel, als im Irrthum ſeyn, und da bekanntlich der Irrthum alle Verantwortlichkeit ausſchließt, ſo müſſen ſolche irrende Perſonen als völlig unſchuldig betrachtet werden. Einen höheren Grad des Irreſeyns nennt man Irregehen; man findet in dieſem Zuſtande die rechte Thüre des rechten Hauſes nicht, und findet man ſie, ſo iſt es nicht recht, daß man ſie findet.

Da dieſes Uebel ſo häufig, wie der Schnupfen, iſt, ſo hat ſich mein menſchenfreundliches Herz alle erſinnliche Mühe gegeben, die Quelle des Irreſeyns und des Irregehens zu entdecken, und ich ſchätze mich glücklich, Ihnen behaupten zu können, daß dieſer Zuſtand die natürliche Folge einer krankhaften Dispoſition des innern Sehevermögens, ſohin eine optiſche Täuſchung der Augen, in jedem Falle aber eine Täuſchung ſey, was die Täuſchenden ſo wie die Getäuſchten mit gutem Gewiſſen beſtätigen können.

Künſtliche Mittel helfen hier nichts; am beſten wirkt ein Hausmittel, nämlich hübſch zu Hauſe bleiben und ſich ſtundenlange einander anſehen, bis das Bild des geliebten Weſens das Gemüth ſo ganz durchdringt, daß kein anderes mehr einen Eindruck machen kann. Dieſes Mittel mag zwar etwas *langweilig* ſcheinen; wer aber den rechten *Zweck* erreichen will, darf auch das rechte *Mittel* nicht ſcheuen.

Die Damen könnten ſich noch auf eine andere Art helfen; ſie dürften nur in Geſellſchaften oder auf der Straße ſorgſam *die Augen niederſchlagen*; allein *erſtens* iſt dieß nicht mehr *Mode*, und kein vernünftiger Mann wird einer Dame zumuthen, etwas zu thun, was nicht *Mode* iſt, und *zweitens* ſind die ſchlimmen Männer ſelbſt daran Schuld, daß dieß nicht mehr geſchieht, weil ſie zu behaupten wagten, die Damen ſchlügen nur deßwegen die Augen nieder, um dann unter den langen Seidenwimpern deſto unbemerkter hervorſchielen zu können. Eine abſcheuliche Verläumdung!

3. Kurzer Athem und Zuckungen.

Beide Erſcheinungen ſind an und für ſich nicht gefährlich und dennoch in den Wirkungen, welche ſie hervorbringen, unter gewiſſen Umſtänden ſogar tödtlich.

Kurzer Athem kann ſchon durch die bloße Einbildungskraft entſtehen, z. B. wenn man ſo thöricht iſt, es auch nur für *möglich* zu halten, daß das geliebte Weſen *untreu* ſeyn könne; geſellen ſich nun auch noch mehr oder minder wahrſcheinliche Verdachtsgründe hinzu, ſo bricht der *Angſtſchweiß* hervor, was vorzugsweiſe der Fall iſt, wenn der kurze Athem immer noch kürzer wird, als ob einem die Kehle zugeſchnürt würde. Man nennt dieſes Uebel auch den *Bruſtkrampf der Liebe*. *Zerſtreuende Mittel* ſind in einem ſolchen Anfalle die beſten: ſpazieren gehen, Billard ſpielen oder Damen ziehen.

Zuckungen ſind ſchon wieder weit bedenklicher, weil ſie das ganze Nervenſyſtem erſchüttern. Wenn z. B. der glückſelige Liebhaber durch die Straßen ſchwebt, — denn ein rechter Liebhaber kann nicht gehen, ſondern nur ſchweben, — und will eben durch das Hausthor in das zweite Stockwerk zur Geliebten hinauf ſchweben, erblickt aber die Holde unten an der Treppe, wie eben ihre Hand vertraulich in der Hand eines Andern ruht, ſo bekommt er auf der Stelle Zuckungen; er lacht vielleicht ſogar, doch iſt dies nur der Lachkrampf der Verzweiflung. Sie wird ſich nicht wenig auf ihre Geiſtesgegenwart einbilden, wenn ſie ihrem Geliebten den Unbekannten als ihren Herrn Vetter vorſtellt; ich bitte Sie, meine ſchönen Damen, führen Sie in einer ſolchen Lage nie einen Vetter auf, lieber gleich als Schwager oder Bruder, und müßten Sie ihn auch direkt vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen laſſen, welches der portugieſiſche Seefahrer Diaz im Jahre 1486 unter König Johann II. zuerſt das Vorgebirg der Angſt nannte; denn an einen Vetter glaubt kein ſtudirter Liebhaber mehr.

So kann es ſich auch ereignen, daß ein Ehegemahl nach Hauſe geht zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit, um ſeine zärtliche Louiſe in ihren häuslichen Arbeiten zu überraſchen. Bevor er an den Fuß der Treppe kommt, hört er oben die Hausthüre öffnen und eine unbekannte Männerſtimme ſagen: „Adieu, liebe Louiſe! Morgen ſeh' ich Dich ſchon wieder!“ und ſieht dann allenfalls einen ſchlanken Huſarenoffizier aus dem Hauſe ſchweben. Die Zuckungen ſind gleich bei der Hand und äußern ſich bei den Ehemännern unwillkürlich durch ein Zucken der Hand nach der Stirne, gleichſam um durch das Betaſten ſich zu überzeugen, ob nicht dort der Nervenſtrom bereits einen hornartigen Auswuchs zu bilden begonnen habe.

Ich will nun den Verlauf des Liebesfiebers in verſchiedene Abſchnitte oder Stadien eintheilen, ohne ſie durch einzelne Beiſpiele zu beleuchten, die ich Ihnen am naben Schluſſe dieſer Variationen im Zuſammenhange vorführen werde.

I. In die Zeit der Vorboten, wenn zwar das Fieber noch nicht ausgebrochen iſt, jedoch der Kranke ſchon eine Veränderung ſeines Geſundheitszuſtandes fühlt. Dieſes Stadium iſt bisweilen ſehr kurz, oder fehlt auch ganz, im Falle das Fieber plötzlich eintritt, und einem ſchon bei dem erſten Anblicke des geliebten Gegenſtandes, wie man zu ſagen pflegt, Hören und Sehen vergeht.

II. Das Stadium des Eintritts oder des Anfangs beginnt mit dem Augenblicke, wo die erſten weſentlichen Fieberſymptome ſich zeigen.

III. Das Stadium des Wachsthums folgt auf den Anfang, und endigt ſich

IV. in der Höhe des Fiebers. In dieſem hat das Fieber ſeine größte Stärke, die Zufälle ſind am heftigſten, neue kommen zu den vorigen hinzu, der Aufruhr im Organism iſt am höchſten geſtiegen. In dieſem Stadium erſchießen ſich viele Jünglinge, die Mädchen ſpringen in's Waſſer, — ausgenommen im Winter, — und die Klügern hängen ſich — an Andere.

V. Nun kommt das Stadium der Abnahme des Liebesfiebers und in dieſen Krankenſaal kommen zuletzt Alle; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verſchwinden ſchnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen ſich mit heilſamen und entſcheidenden Aufklärungen, kommen ſpäter und laſſen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis ſie endlich ganz aufhören. Den Patienten iſt dabei zu Muth, als ob ihnen ein Schleier von den Augen fiele; ſie ſehen Alles in einem ganz andern, natürlichen Lichte; ſie ſprechen auch wieder ſo, daß ihnen doch ein vernünftiger Menſch zuhören kann, und ſo erſcheint nach und nach die Geneſung; deßwegen ſind ſie aber nicht für immer von dieſen Anfällen befreit; denn das Liebesfieber verſchont kein Klima, keinen Stand, kein Alter, ſo wie das Alter auch nicht vor Thorheit ſchützt; hat ja ſelbſt Frankreichs berühmter Feldherr Türenne, ſchon 60 Jahre alt, in einem heftigen Anfalle von Liebesfieber ein Staatsgeheimniß an eine Dame verrathen. Es giebt auch wirklich völlig Unheilbare unter den Männern, und nur unter den Männern, für welche das fünfte Stadium, das Stadium der Abnahme, gar nie eintritt, und die ſohin mit Recht die Leproſen der Liebe genannt werden.

Ueber die Eintheilungsprinzipien der Fieber haben die größten Aerzte von jeher ſich nicht vereinigen können; dieſe Schwierigkeit fällt bei dem Liebesfieber ganz weg, weil es die Erſcheinungen aller andern Fieber in ſich vereiniget.

Es iſt ein acutes (hitziges) Fieber, welches einen bis 30 Tage dauern kann, und zugleich ein chroniſches, von unbeſtimmter Dauer, (es giebt auch chroniſche Liebhaber, deren Treue gleichfalls von unbeſtimmter Dauer iſt, wie ihre Liebe,) ferner ein anhaltendes, wo die weſentlichen Symptome des Fiebers von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden ſind, und zwar in gleichem Grade, oder mit Ab- und Zunahme, und ein ausſetzendes oder Wechſelfieber, welche nach der Periode der Wiederkehr ihrer Symptome wieder eingetheilt werden in eintägige, dreitägige viertägige, u. ſ. w.

Das Liebesfieber erſcheint in der Form der Wechſelfieber am häufigſten, was ſich durch den Wechſel der Geſchmacksanſichten erklären läßt. Uebrigens muß ich noch bemerken, daß unter den Wechſelfiebern das dreitägige deßwegen Febris tertiana genannt wird, weil die Herren Tertianer auf den Hochſchulen, ſowohl durch ihre perſönliche Liebenswürdigkeit als auch durch das Heranrücken ihrer Selbſtſtändigkeit im Staate alle drei Tage eine neue Eroberung machen können.

Aus der geſammten methodiſchen Entwicklung meines Syſtems des Liebesfiebers geht hervor, daß es ſowohl ein aterielles, elektriſches, ein entzündliches Fieber iſt, indem es dem elektriſchen Momente in der Irritabilität entſpricht, als auch ein nervöſes, weil es nicht minder dem elektriſchen Momente in der Senſibilität entſpricht.

In ihren äußeren Erſcheinungen mögen der ſchwarze Tod, das gelbe Fieber, die Peſt und die Cholera Morbus, welche in Aſien 18 Millionen Menſchen wegraffte, bevor wir in Deutſchland auch nur einen Begriff von ihrer entſetzlichen Natur bekamen, weit furchtbarer ſeyn, als das Liebesfieber; allein dieſes iſt die Cholera Morbus der Seele, zerfleiſcht die Herzen mit überzuckerten und in Honig getauchten Dolchen, und tödtet die Menſchen, ohne daß ſie ein Wort davon erfahren; viele wandeln umher, und ſind ſchon längſt todt, ohne es zu wiſſen; die Lebendigen unter dieſen Todten ſind jene allein Seligen, die ihr ſelbſtſtändiges Leben verloren haben, und die nur mehr in dem Herzen eines geliebten Weſens fortleben; ſie ſind es, die ein großer Dichter mit den rührenden Worten bezeichnet:

„Sie zog mir mein Leben in's ihre hinein,
„Ich habe nichts mehr, um lebendig zu ſeyn."

Alle Aeußerungen des Wohlwollens ſind Wirkungen der Liebe; deßwegen giebt es auch keine Freundſchaft; die Freundſchaft iſt nur eine Modifikation der Liebe, und ein ſogenannter Hausfreund ſohin nur ein modifizirter Liebhaber, ein ableitendes Fontanell des häuslichen Friedens.

Den neuvermählten jungen Ehemännern will ich jetzt ein ſympathetiſches Mittel gegen Hausfreunde zum Beſten geben.

Zu den Draperien der Fenſtervorhänge nimmt man gewöhnlich grüne Stäbe mit goldnen Kronen. Statt eines ſolchen Stabes rathe ich bei dem Fenſter, welches dem Eintretenden gegenüber ſteht, einen Beſen ſammt deſſen Stiele zu verwenden und auf die Frage nach der Urſache dieſer ſeltſamen Ausſchmückung vertraulich zu antworten:

„Unter uns geſagt, ich habe eine beſondere Vorliebe für die Seehelden, obgleich es auch zu Land nicht an Kapern fehlt. Dieſer Beſen erinnert mich täglich an den berühmten holländiſchen Admiral Tromp, der am 29. November 1652 die Engländer in den Dünen ſchlug und an den Hauptmaſt ſeines Schiffes einen Beſen befeſtigte, zum Zeichen, daß er den Canal ausfegen wolle."

Die Natur, ſagt man, habe gegen jedes Uebel auch ein Kräutlein wachſen laſſen, nur müſſe man es zu finden wiſſen. Wer nun ſolche Kräutlein ſuchen will, muß in der Pflanzenkunde ſchon beſſer bewandert ſeyn, als jene vier Pflanzenſucher, welche vor einiger Zeit die Forellen im Fiſchbehälter eines Landwirthes für eine lebenskräftige Gattung von Alpenpflanzen hielten, ſie in die blechernen Büchſen ſteckten, und zu Hauſe als herbas forellianas zu Kopfſalat backen ließen.

Schon vor vielen Jahrtauſenden glaubte man ein ſolches Kräutlein, ein ſpezifiſch wirkendes Mittel gegen das Liebesfieber gefunden zu haben, im — Eheſtande.

Von jeher hat man die Ehe eingetheilt in die wilde, nach der Eingebung der Natur, und in die zahme, nach den Geſetzen der Vernunft. Da aber auch die wilde Ehe durch die bekannte Pantoffelbeize ſehr leicht in eine zahme, und dieſe aus Mangel an hinreichender Geduld oder durch den fatalen Zuſtand des Irreſeyns und Irregehens in eine wilde Ehe übergehen kann, ſo wird dieſe Eintheilung oder Ausſcheidung keineswegs genügen.

Ich habe bereits in einem frühern Werke, welches eine reißende Abnahme gefunden hat, namentlich von Seite der Polizeibehörden, ausführlich bewieſen, daß eine unglückliche Ehe zwar ein Unglück ſei, jedoch eine glückliche Ehe ein noch größeres Unglück. Dieſe Behauptung ſcheint abſurd zu ſeyn, und doch iſt ſie wahr. Man muß doch geſtehen, daß in einer unglücklichen Ehe beide Theile ſich gleichgültig ſind, oder es doch werden. Zwiſchen gleichgültigen Perſonen iſt jene Harmonie der Gefühle nicht wirkſam, welche ſich bei Liebenden auf eine eben ſo rührende als ſchmerzliche Weiſe äußert, wenn die bedingenden Ereigniſſe eintreten. Wenn von zwei gleichgültigen Perſonen z. B. die eine erkrankt, ſo wird die andere dabei, ganz natürlich, wenigſtens gleichgültig, ruhig, ſohin glücklich ſeyn, denn eine ſchmerzloſe Ruhe iſt unſtreitig ein Glück. Wenn aber in einer glücklichen Ehe der Mann erkrankt, oder die Frau, ſo wird der nicht kranke Theil aus innigem Mitleiden alle Schmerzen des Kranken mitfühlen, und jeder Schmerz iſt mehr oder minder ein Unglück.

Vor dieſem Unglücke iſt auch das glücklichſte Ehepaar nicht ſicher; es giebt aber noch andere Spielarten des ehelichen Unglücks, z. B. Eiferſucht, Untreue u. ſ. w., worüber ich Ihnen einige neue Anſichten mittheilen zu dürfen wünſche; vorläufig muß ich mich noch mit jenen jungen Herren und Damen beſchäftigen, welche wohl auch das liebe Wunderkräutlein gegen das Liebesfieber aufſuchen, — den Eheſtand.

Es iſt ein Kochbuch erſchienen, unter dem Titel: „Was eſſen wir heute?“ Ein ſolches Kochbuch der Liebe unter dem Titel: „Wen heirathen wir heute?“ könnte auch ſein Glück machen, beſonders bei Jenen, die jeden kommenden Tag auch wieder für ein „Heute“ betrachten möchten. Auch giebt es für Heirathsluſtige ein Büchlein: „Die Kunſt, in 24 Stunden einen ſchönen reichen Bräutigam oder eine ſchöne Braut zu fiſchen;“ allein glauben Sie mir, daß dieſer Quark nur für ganz gemeine Fiſchdiebe zuſammengeſtoppelt iſt, und Sie eben ſo täuſchen würde, wie die Kunſt: „in 24 Stunden franzöſiſch zu lernen.“ Wer alſo eine möglichſt glückliche Wahl treffen will, befolge meinen guten Rath, den ich zuerſt den jungen Herren mit redlichem Herzen ertheile.

Bevor ſie dieſen Argonautenzug nach dem goldenen Vließe des Eheſtandes unternehmen, mögen ſie Göthe's Kennerworte wohl beherzigen, welcher den wohlgemeinten Rath giebt:

„Geh den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig d'ran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.“

Natürlich iſt es nicht genug, dieſen Spruch auswendig zu lernen, oder den Damen vorzudeklamiren, auch iſt er weder ganz noch theilweiſe überall anzuwenden; hier kommt Alles auf Zeit und Umſtände an.

Vor Allem halte der junge Herr eine Muſterung unter den Schönen des ſchönen Geſchlechtes. Die Hindu in Indien zählen außer dem höchſten Weſen noch 33,000 Götter; ich rathe ihm aber, die Zahl von 30,000 Göttinnen nicht zu überſchreiten, ſonſt würden für ſie, im Falle ſie ihm alle gefielen, nicht einmal die 30 000 verſchiedenen Kleider hinreichen, welche die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, nach ihrem am 5. Januar 1762 erfolgten Tode in ihrer Garderobe hinterlaſſen hat. Der Glückliche! Er darf ſich doch ſeine Geliebte ſelbſt wählen; ſo gut hat es nicht einmal der Sultan der Türkei, der ohne Zuſtimmung ſeiner Mutter keine neue Geliebte wählen darf; bei uns möchte wohl auch bisweilen eine Mama von dieſem Rechte der Sultanin-Mutter Gebrauch machen, allein unſere jungen Herren haben mehr Neigung zu den Rechten als zu den Pflichten des Sultans.

Iſt es ihm nun gelungen, die Auserleſene zu finden, von welcher er ſagen kann, wie Graf Dunois von der Jungfrau von Orleans: „Die muß es ſeyn, und keine ſonſt auf Erden!“ ſo muß er nur noch für die Kleinigkeit ſorgen, daß auch ſie — ihn liebe, wie er — ſie. Dieß geſchieht am einfachſten dadurch, daß er ganz ſo denkt, fühlt und handelt, wie ſie; ſein eigener Charakter muß ſich ganz in den ihrigen auflöſen, ſo, daß ſie ihn für ihr zweites Ich hält, und das Spiel iſt gewonnen; ſie muß ihn dann lieben nach dem allgewaltigen Geſetze der Selbſtliebe; denn indem ſie ihn liebt, wird ſie glauben, ſich ſelbſt zu lieben. Allein ihren Charakter kennen zu lernen, das iſt die ſchwere Aufgabe. Er braucht Gehülfen, und wähle ſie aus den dienſtbaren Geiſtern ihrer Umgebung, Bediente und Kammermädchen. Ein goldenes Zugpflaſter zieht ihnen alle Geheimniſſe aus den Herzen. Wenn aber ein Mann, beſonders im Zuſtande des Irregehens, ſolche Gehülfen braucht, ſo heißen ſie, nach militäriſcher Benennung, verlorene Poſten, weil ſie ohne Weiteres verloren ſind, wenn ſie die Frau Gemahlin auf ihren gefährlichen Poſten überraſcht. Es giebt übrigens noch eine Gattung von verlornen Poſten, die ſich aber von jeher weſentlich unterſcheiden und in den Speculationsbüchern der Capitaliſten und Handelsleute zu finden ſind.

Wer die nöthige Geduld zu dieſen Bemühungen nicht hat, dem empfehle ich einen von mir erfundenen

Damenköder,

beſtehend aus einem Wunderſpiegel. Auf dieſe originelle Idee führte mich der Fang der Sepiafiſche im mittelländiſchen Meere. Man läßt nämlich einen Spiegel an einer feſten Drahtſchnur in das Meer hinab, und die Sepiafiſche klammern ſich ſo feſt daran, daß man ſie ganz bequem an Bord zieht.

Darauf iſt auch mein Wunderſpiegel berechnet; allein damit wär's wieder nicht gethan, wenn ein heirathsluſtiger junger Herr dieſen Wunderſpiegel bei mir holen ließe, an einem Sonntage nach der galanten ½12 Uhr-Meſſe in der Hauptkirche auf dem Ballone des nächſten Hauſes Platz nähme und mit lachendem Munde den Spiegel an einer Schnur hinunterließe, ſobald die Damen aus der Kirche treten würden; ohne Zweifel dürfte er ausgelacht, ja wohl gar als ein Spiegelnarr arretirt werden, damit ſich Andere an ihm ſpiegeln können.

Mein Wunderſpiegel beruht auf der Kunſt eines jeden einzelnen begeiſterten Liebhabers, der Dame ſeines Herzens die Seligkeit ihrer beiderſeitigen Zukunft gleichſam in einem Spiegel zu zeigen; ach, die Liebe hofft ſo gerne, und glaubt ſo leicht, was ſie hofft! Zum nähern Studium empfehle ich hiebei die treffliche moraliſch-ſatiriſche Karte vom Schlaraffenlande, welche gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der k. öſtreichiſche General Schrebelin herausgegeben hat.

Ich überlaſſe nun dieſe Glücklichen ihrem Glücke, um den Damen zu ſagen, was ſie thun ſollen, um Männer zu bekommen.

Wenn im Frühjahre und im Herbſte der ſchönſte Planet am Himmel, die Venus, ihren größten Abſtand von der Sonne erreicht hat, dann zeigt ſie ſich in ihrem herrlichſten Lichte; ſo auch die holde, ſittſame Jungfrau im einfachen Kleide, nicht geſchmückt mit Gold und Juwelen, häuslich, fleißig, beſcheiden, genügſam, fromm, ohne Kalypſo-Locken und Schnürleibchen, welches mit Recht die Jünglinge von Deutſchlands proteſtantiſchen Hochſchulen bei dem Wartburgsfeſte am 18. Oktober 1817 nebſt einem Haarzopf in's Feuer geworfen haben. Dieſe wahre Einfachheit der Seele und des Leibes iſt der beſte Köder für Männer.

Allein auch die großen Waiſenkinder der Liebe, die

Wittwen

darf ich nicht vergeſſen. Eine Wittwe iſt immer ein hülfebedürfendes Weſen und verdient die thätige Theilnahme eines jeden fühlenden Mannes, wenn auch er ſelbſt nicht in Gefahr ſteht, jemals eine Wittwe zu werden.

Eine Wittwe ſollte, wo möglich, ihren Stand nicht mehr verändern; der Geiſt der Sprache ſelbſt deutet darauf hin, indem er ſich ſcheut, zu ſagen: daß dieſe oder jene Wittwe wieder heirathe, ſondern mit ſinniger Zartheit nur äußert: „daß ſie den Wittwenſtuhl verrücke,“ als ob kein anderes Meuble in ihrer Wohnung bei einer ſolchen Standesveränderung lebhafter betheiligt wäre. Ja, ehemals, in den guten alten Zeiten, da weinte eine Wittwe noch um ihren Mann, jetzt weint ſie um einen Mann, ehemals hatte jede Wittwe noch ein eigenes kleines Gefäß von Thon oder Glas, worin ſie die für ihren ſeligen Mann vergoſſenen Thränen ſammelte und aufbewahrte; jetzt nimmt ſie ihren Fingerhut dazu, oder weint in feſtonirtes Taſchentuch, das ſie gleich darauf waſchen läßt, um es in einer Abendgeſellſchaft wieder zu einem Pfänderſpiele verwenden zu können. Nur auf modernen Grabmälern trifft man jetzt jene Thränenkrüge wieder, aber — ohne Thränen. Möchten doch alle Wittwen jener jungen Wittwe aus den Troubadourzeiten des ſüdlichen Frankreich gleichen, die zum Sinnbilde einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: „Was können Erd' und Himmel mir noch nehmen!“

Das weibliche Herz iſt weich; einen ſo unerklärbaren Zauber üben die Thränen der jungen Herren auf ſie aus, daß ich aus Wißbegierde ſchon einmal eine obere Taſſe ſolcher Thränen chemiſch unterſucht und gefunden habe, daß ſie etwas ſchwerer als Waſſer ſind und viel Soda in reinem kochſalzſauren, kohlenſauren und phosphorſauren Zuſtande enthalten, ſowie auch phosphorſaure Kalkerde. Man ſieht, daß bei ſolchen Thränen ganz natürlich das Saure immer vorherrſchend iſt, wahrſcheinlich weil es Einem ſauer ankommt, ſie zu weinen. Warum aber ſo Viele oft vergebens weinen, darf ich nicht unbemerkt laſſen; die Herren weinen darauf los, wie's eben ſein kann; das iſt jedoch weit gefehlt. In jedem Auge iſt ein obere und eine untere Thränendrüſe; jene heißt glandula lacrymalis superior, liegt vor der fossa lacrymalis des Stirnbeins bedeckt, an dem obern und äußern Winkel des Auges; ſie iſt länglich rund, an der obern Fläche gewölbt, an der untern concav. Aus dieſer, aber nicht aus der untern Thränendrüſe, welche glandula lacrymalis inferior heißt, müſſen die Herren weinen, wenn ſie einen guten Erfolg wünſchen, ſonſt weinen ſie umſonſt in den Tag hinein und kommen nie zum Lachen. Sobald die Thränen fehlen, oder ſich nicht mehr über das Auge verbreiten, entſtehen Trübungen der Hornhaut und Unfähigkeit zu ſehen. Schon deßwegen müſſen alſo die jungen Herren den ſchönen Damen bisweilen ein zärtliches Solo vorweinen, ſonſt könnten ſie in den fatalen Fall kommen, nicht einmal mehr zu ſehen, was ihre Angebeteten thun. Wie ſchön ſagt Klopſtock:

„Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menſchlichen Elend
„Weiſ' als Geſellinnen zu!
„Wäret ihr nicht, und könnte der Menſch ſein Leiden nicht weinen,
„Ach, wie ertrüg' er es da!“

Als ob die Krankheit des Liebesfiebers nicht an und für ſich ſchon verderblich genug wirken könne, hat ſie auch noch zwei Giftmiſcherinnen in ihrem Gefolge: die Eiferſucht und die Untreue.

Nach den Grundſätzen meines Syſtems iſt die Eiferſucht nichts Anders, als der pure Neid eines Liebes-Patienten, daß ein Anderer noch kränker iſt, als er.

Es giebt vier Arten von Eiferſucht: eine weiße, eine rothe, eine gelbe, und eine ſchwarze Eiferſucht.

Die weiße entſteht, wenn vor Entſetzen alles Blut im Herzen zuſammenſtrömt, und das Geſicht ſo weiß wird, wie bei dem bekannten Geiſt im Hofgarten.*)

---

*) In Wien heißt dieſe Poſſe: Das Geſpenſt auf der Baſtei.

Die rothe iſt die Erſcheinung einer umgekehrten Wirkung; alles Blut ſprudelt in die Wangen. Man ſtellt ſie vor unter der Geſtalt eines durch einen rothen Lappen auf's Höchſte erzürnten kalekutiſchen Hahnes.

Die gelbe iſt nicht rein gelb, ſondern ſo ungefähr, als ob's Einem grün und gelb vor den Augen würde; man malt ſie ſinnbildlich als Trabanten-Beinkleid im Gurkenſalat.

Die ſchwarze iſt die furchtbarſte; man ſtellt ſie vor als einen Mann, dicht eingehüllt in einen großen Carbonariomantel von ſchwarzem Sargtuche, den runden Hut mit breiter Krempe banditenmäßig tief in's Geſicht gedrückt; die Augen wild rollend; in der geballten Fauſt ſchwingt er ein blitzendes Tranſchirmeſſer, und aus dem Munde ragt ein langer Zettel hervor, auf welchem in Frakturbuchſtaben die Worte den Leſer zurückdonnern: „Ha, Treuloſe, ſtirb!“

Die andere Giftmiſcherin, die

Untreue,

iſt im Grunde nur eine verkannte Eulalia der Liebe; ſie meint es ſo böſe nicht und kommt zuletzt doch wieder zurück, wenn es ihr ſonſt nirgends beſſer geht. Daß die Männer nie untreu ſind, iſt ohnehin eine ſo weltbekannte Sache, daß ich Eulen nach Athen, oder Waſſer in den Strom tragen würde, wenn ich darüber noch ein Wort verlieren wollte. Die ſchönen Damen wollen auch gar nichts davon hören; ſie haben ja an dem ſchon genug, was ſie wiſſen. Allein an mir iſt es jetzt, den verſprochenen Beweis zu liefern, daß es keine weibliche Untreue giebt; alle Erſcheinungen, welche unwiſſende Menſchen dahin rechnen, ſind nur die nothwendigen Wirkungen der chemiſchen oder Wahlverwandtſchaften, aus welchen ſich jedes Wechſelfieber der Herren und Damen erklären läßt.

Verwandtſchaften der Körper, chemiſche oder Wahlverwandtſchaft, iſt die Neigung gewiſſer Stoffe, ſich mit andern Stoffen zu verbinden. So findet man z. B. den Eſſig ſehr geſchickt, ſich mit der Kreide zu vereinigen und ſie aufzulöſen. Daher ſagt man, der Eſſig ſey mit der Kreide verwandt. Ich ſetze nun den Fall, das Fräulein von Kreide ſey mit dem Herrn von Pfeffer vermählt; iſt's nun die Schuld des Fräuleins von Kreide, daß der Herr von Eſſig mit ihr verwandt iſt, und ſie ſich mit ihm vereinigen muß, nach den allmächtigen Geſetzen der Chemie? Gewiß nicht! Warum hat der Herr von Pfeffer nicht lieber das Fräulein von Salz geheirathet, mit welcher er, was ohnehin notoriſch iſt, Jahr aus, Jahr ein in allen Küchenwinkeln und Speiſeſälen herumzieht? Alſo iſt's ſeine Schuld! — Unter Begünſtigung der Umſtände giebt ein Stoff ſogar die Verbindung mit einem andern auf, um ſich mit einem ihm näher verwandten zu verbinden; ſo z. B. verläßt der Herr von Eſſig die Frau von Pfeffer, geborne von Kreide, wieder, wenn man reines Laugenſalz zu der Auflöſung ſetzt. Herr von Pfeffer darf alſo nur um einige Kreuzer reines Laugenſalz kaufen und mit dieſer Lauge dem Herrn von Eſſig tüchtig den Kopf waſchen, ſo hat er den läſtigen Nebenbuhler für immer vom Halſe. Am Beſten aber iſt es doch immer, wenn man eine Dame heirathet, die keine chemiſche Verwandtſchaft und überhaupt gar keine Verwandtſchaft hat.

Dieſe chemiſche Verwandtſchaft meinte auch Schiller in den oben angeführten Worten:

„Wo ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
„Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl!“

Zum Schluſſe will ich noch die Frage beantworten, was denn mit einem ſogenannten

Hauskreuze

anzufangen ſey, das man nicht ſelten in den untern Ständen findet. Man verlege es, wie die Schiffsbaumeiſter die Pulverkammer, in den Hintertheil des Schiffes, in das entfernteſte Gemach des Hauſes: iſt das Hauskreuz eine bellende Xantippe, eine Art Trompete, die vom Tenor G bis Diſcant C reicht, daß dem Manne die Ohren gellen, ſo verſtecke er das Mundſtück; er hat deßwegen nichts mehr zu befürchten, da die alte deutſche Reichsverfaſſung nicht mehr beſteht, nach welcher ein benachbarter Churfürſt als Erzmarſchall über alle Trompeter und Pauker des heiligen römiſchen Reiches ein beſonderes Protektorat ausübte. —

Nur ſo im Vorbeigehen will ich meine perſönliche Anſicht über die holden Damen, dieſe himmliſchen Frühlingsblumen des irdiſchen Daſeyns, ausſprechen, indem ich einen Beweis bezahle, den der griechiſche Philoſoph Xenophanes für ſeine Behauptung ſchuldig geblieben iſt: „daß weit mehr Gutes als Böſes in der Welt anzutreffen ſey." Aber warum? „Weil es mehr Damen als Herren giebt!"

* * *

Muſterkarte

der Schürzen-Räthſel.

Die Dame und ihr Wächter — Seite
Ein Nachtſtück aus dem Jahre 1831. 3
Sinnreiche Rache
Ein ruſſiſcher Scherz. 36
Schein täuſcht
Ein Criminalfall. 63
Der rächende Speiſenzettel
Ein Badreiſe-Stückchen. 77
Pignatelli
— Damen-Eiferſucht am alten Madrider Hofe. — . . . 94
Die ſchwarzen und die gelben Punkte
Ein Mährchen für Eiferſüchtige 125
Satans Leibhunde
Eine ſpaniſche Sage. 134
Der Mädchenſtecher
Eine Novelle aus der jüngſten Zeit. 143
Die perlblaue Liebeserklärung
Ein Doſenſtück aus den Tölpeljahren. 162
Rebekka
Eine Novelle aus der Münchner Chronik vom Jahre 1589. 169
Schauerliche Ahnung
Skizze eines Ausfluges 212
Hunger-Tortur
Ausgeſtanden und erzählt 222
Andrea,
das Schooskind des Glückes. 230
Paganini,
der Dämon der Violine 237
Die Himmelfahrt des Freundes
Erzählt in ſeinem Namen. 251

Seite

Der Teufel ſoll's holen!
Eine Bagatelle 274

Die Macht der Jahre
Eine Doppelſkizze aus meinem Leben. 279

Unerhörter Selbſtmord 306

Die beiden Pokale 309

Die alte Schachtel
Ein Reiſeabenteuer. 314

Die Kunſtausſtellung
Ein nächtliches Abenteuer. 333

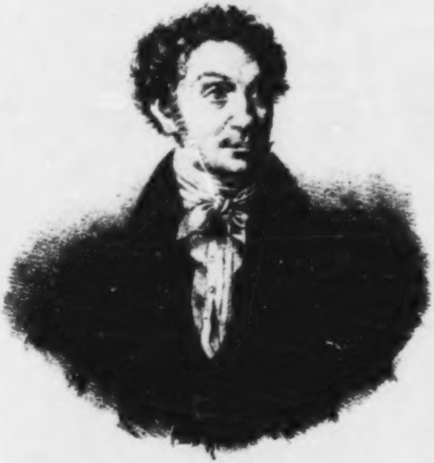
Damen-Köder
Guter Rath für Liebhaber. 347

Was hat eine ſorgſame Mutter zu thun, damit ihre Töchter — keine Männer bekommen? 351

Die vier Temperamente auf dem Kirchhofe 356

Variationen über Alles
Eine humoriſtiſche Vorleſung für Liebende 360

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN



RUDHART.

Politiſches
Glaubensbekenntniß

von

Dr. Ignaz von Rudhart,

weiland königlich-bayer'ſcher Staatsrath und Miniſter-Präſident von
Griechenland, Ritter des Civilverdienſt-Ordens der bayer'ſchen Krone,
Großkreuz des königlich-griechiſchen Erlöſer-Ordens, Mitglied der
königlich-bayer'ſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München und
mehrerer gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w.

Mit höchſter Genehmigung des königlich-bayer'ſchen
Miniſteriums des Innern

nebſt einem Vorworte herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Mit Rudhart's ſprechend ähnlichem Bildniße.

Paſſau.
In Commiſſion in der Puſtet'ſchen Buchhandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Wahr, treu, feſt!“

— Rudhart's Wahlſpruch. —

Paſſau.
Druck der Puſtet'ſchen Offizin.

Abſchrift.

Kammer des Innern. Nr. 16519.

Im Namen
Seiner Majeſtät des Königs von Bayern.

Auf den Grund höchſten Reſcripts des k. Miniſteriums des Innern vom 8. l. M. erhält das k. Landgericht das von dem k. Hauptzollamts-Verwalter Brückbräu in Burghauſen dem k. Miniſterium vorgelegte Manuſcript mit dem Auftrage, ſolches dem Eigenthümer zurückzuſtellen, und denſelben zugleich in Kenntniß zu ſetzen, daß der Veröffentlichung dieſer Schrift durch den Druck kein geſetzliches Hinderniß entgegenſtehe.

München den 15. Juni 1839.

Königliche Regierung von Oberbayern.

Graf von Seinsheim.

Richard.

Zum
Königlichen Landgerichte
Burghauſen.

Die Herausgabe einer Schrift zum ehrenden Denkmale für den verewigten Regierungs-Präſidenten von Rudhart betreffend.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Rudhart's Leiden und Ende 1

Todesanzeige 32

Stimmen über **Rudhart** 33

Nekrolog 55

Rudhart's „Politiſches Glaubensbekenntniß" nebſt deſſen Inhaltsverzeichniſſe 65—328

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort des Herausgebers.

Bayern beklagt mit Recht das frühe Hinſcheiden des Herrn von Rudhart, eines ſeiner ausgezeichnetſten Staatsmänner und vollendetſten öffentlichen Redner, der gewiß auch als eine ſeltene Zierde der franzöſiſchen Deputirtenkammer, oder des Hauſes der Gemeinen in England, auf ungleich größerem Felde parlamentariſchen Wirkens, Triumphe gefeiert hätte.

In der Kammer der Abgeordneten Bayerns, als deren ehrenwerthes und überaus verdienſtvolles Mitglied, Rudhart im Laufe von vier Ständeverſammlungen ſich berühmt gemacht hat, war derſelbe vom Herrn Grafen von Bentzel-Sternau der „Apoſtel der Logik", und von einem andern Abgeordneten, Herrn Decan F. X. Lechner, der „Demoſthenes" der Kammer genannt worden.

Der Landrathabſchied für Niederbayern am 26. November 1838, enthält im Artikel VII. Nr. 5. folgende Stelle:

> „Der Landrath hat durch die in ſeinem
> „Protokolle über die Amtsführung des
> „verewigten Regierungspräſidenten von
> „Rudhart niedergelegten Aeußerungen
> „dem Andenken deſſelben ein ehrendes
> „Denkmal geweiht. Indem Wir die
> „von dem Landrathe nachgeſuchte Bewilligung
> „zur Bildung eines Privatvereins
> „aus der Mitte der Kreisbewohner
> „für die Setzung eines Monuments durch
> „freiwillige Beiträge hiemit ertheilen, ſehen
> „Wir ſeiner Zeit der Vorlage des

„Ergebniſſes und des zu entwerfenden
„Planes entgegen."

Neben einem, der hohen Verdienſte des Verklärten würdigen Denkmale, möge auch ſein geiſtiges Abbild, deſſen einzelne Züge ich worttreu zu einem Ganzen vereinte, und hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, eine wohlwollende Aufnahme finden, gleichſam eine Moſaik aller ſeiner in der Kammer der Abgeordneten geäußerten Aphorismen, Anſichten, Grundſätze, Sentenzen, u. ſ. w. über die wichtigſten Punkte des conſtitutionellen Staatslebens, wie ſie die bändereichen Ständeverhandlungen von 1825, 18$^{27}/_{28}$, 1831 und 1834 ſchmücken.

Um in den wandelloſen Entwicklungsgang ſeiner erhabenen Geſinnungen nicht ſtörend einzugreifen, hab' ich es für meine Pflicht erachtet, die einzelnen Artikel nicht nach Materien, ſondern nach der Zeitfolge, und nach beigefügtem Datum, mit alphabetiſcher Hinweiſung des Inhaltsverzeichniſſes auf bezügliche Nummern — zu ordnen.

In der Abtheilung: „Charakteriſtiſches“ ſind jene merkwürdigen Aeußerungen zu finden, welche vorzugsweiſe das edle Gemüth des hochherzigen Mannes beleuchten, deſſen große Verdienſte Seine Majeſtät, König Ludwig I., am Schluſſe der Ständeverſammlung von 1831 durch allergnädigſte Ernennung zum k. General-Commiſſär und Regierungs-Präſidenten des Unterdonaukreiſes, (jetzt Niederbayern) anzuerkennen geruhten.

Ein weiterer ruhmvoller Beweis des Allerhöchſten Königlichen Vertrauens, war im Jahre 1836 Rudhart's Beförderung zum k. b. Staatsrathe im außerordentlichen Dienſte, und ſeine Berufung nach Griechenland als Miniſter-Präſident.

Der Hauptzweck dieſes Werkes wäre durch mehr oder minder ausführliche Mittheilung der berühmteſten Reden des Verewigten nicht erreicht worden, da ohne Beifügung der Reden geiſtigebenbürtiger Gegner, die Beurtheilung, in wie ferne ihm die Widerlegung derſelben gelungen ſey, unmöglich erſcheinen müßte; die ganze Grundlage dieſes auf das rein Perſönliche berechneten Werkes, würde ſich ſonſt zum zielloſen Allgemeinen verflacht haben.

Sorgfältig iſt jede unmittelbare Berührung der ſtändiſchen Angelegenheiten Bayerns vermieden; alles Mitgetheilte hätte faſt eben ſowohl in der Ständeverſammlung irgend eines andern Landes können geſprochen werden.

Nicht lebendiger glaubte ich den gemeinſamen Schmerz öffentlicher Theilnahme an dem Leiden und Ende Rudhart's ſchildern zu können, als durch die Zuſammenſtellung der in einigen öffentlichen Blättern erſchienenen Correſpondenznachrichten hierüber, die, — ſo oft zwiſchen Hoffnung und Furcht ſchwebend, — das bange Gemüth mit dramatiſcher Wirkung bald tröſteten, bald erſchütterten, und zuletzt mit der Cataſtrophe eines Nationaltrauerſpieles endeten.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Rudhart am nämlichen Tage ſtarb, — am 11. Mai —, an welchem Tage, ſechzig Jahre früher, — 1778 —, Englands bisher unübertroffener Redner, William Pitt, (Graf von Chatam) geſtorben iſt.

Stimmen über Rudhart und ein Nekrolog, bilden aufklärende Beigaben.

Mit Rührung wird jedes fühlende Herz die wahre Selbſtſchilderung Rudhart's unter der Nummer 206. leſen.

Es war nämlich am 19. November 1831, als er die Anſpielung eines Abgeordneten auf „veränderte Geſinnungen," tief ergriffen, mit den denkwürdigen Worten zurückwies:

> „Er liebt es, in Anſehung Anderer den
> „Verdacht veränderter Geſinnung zu er=
> „regen. Ich aber kann ruhig auf die
> „Vergangenheit zurückſehen, und ruhig

„der Zukunft entgegengehen. Ich hoffe „mit Gottes Hülfe noch manche Jahre „meinem Vaterlande zu nützen, aber „bürge dafür, daß meine Geſinnungen „unverändert ſeyn werden, und wenn „wir Beide, er und ich, im höhern Alter auf die zurückgelegte Bahn zurückſehen, hoffe ich, er und die ganze Welt „müſſe mir das Zeugniß geben, ich ſey „ſtets treu geweſen meiner Ueberzeugung, „meiner Ehre und meinen Geſinnungen, „nämlich den Geſinnungen für öffentliche Freiheit und Ordnung.“

Die entſeelte Hülle dieſes ächt deutſchen Mannes mit dem deutſchen Wahlſpruche: „Wahr, treu, feſt,“ ruht leider nicht in des geliebten Vaterlandes heiliger Erde, ja nicht einmal unter einem deutſchen Grabhügel; aber gleich den Athenern, die einſt das Cenotaphium des berühmten Euripides mit einer Inſchrift zierten, können wir Rudhart's ehrenwerthes Andenken, und ſeinen glorreichen Ruf als parlamentariſcher Redner, durch ähnliche Worte verherrlichen:

„Ganz Europa iſt Rudhart's Denkmal;
Illyriens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine!“

Burghauſen in Oberbayern am 20. Febr. 1840.

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Rudhart's Leiden und Ende.

1838.

Allgemeine Zeitung.

Athen, 12. März. Im Piräus iſt Herr von **Rudhart** angekommen, nachdem er ſeine ſchöne Reiſe nach Candia, Alexandrien, Cairo und zu den Pyramiden, nach Heliopolis, Smyrna, Konſtantinopel, glücklich zurückgelegt hat, und denkt Ende Monats den Boden von Griechenland ganz zu verlaſſen, gegen Ende Aprils aber in ſeiner Heimath einzutreffen, um Seiner Majeſtät dem Könige von Bayern ſeine Dienſte wieder zur Verfügung zu ſtellen.[1]

---

[1] Außerord. Beilage vom 8. April 1838. S. 747.

Athen, 27. März. Mit dem heute von hier abgehenden Dampfſchiffe verläßt Herr von Rudhart mit ſeiner Familie die griechiſchen Geſtade. 2)

*

München, 13. April. Briefe, die geſtern aus Trieſt hier ankamen, bringen die betrübende Nachricht, daß Herr von Rudhart in dortiger Quarantäne bedeutend krank darniederliege. 3)

*

Deutſchland. Der neueſte Nürnberger Correſpondent beſtätiget unſere geſtrige Meldung über Herrn von Rudhart's Erkrankung in Trieſt, und fügt bei: „Derſelbe war bereits in leidendem Zuſtande dort angekommen; die Krankheit (nach ärztlichem Dafürhalten eine Entzündung der Lunge und Leber) machte, trotz der ſchleunigſten Hülfe, beunruhigende Fortſchritte, und bei Abgang der Poſt am 7. flößte der Zuſtand des Kranken der Familie und ſeinen Freunden fortwährend lebhafte Beſorgniß ein. 4)

---

2) Beilage vom 11. April 1838. S. 807. (Er iſt am 3. April in Trieſt angekommen.) 3) Beilage vom 15. April 1838. S. 838. 4) Beilage vom 16. April 1838. S. 846.

München, 16. April. Die neueſten geſtern angekommenen Briefe aus Trieſt lauten beruhigend über den Geſundheitszuſtand des Herrn von Rudhart.[5])

*

München, 19. April. Herr von Rudhart, in der Reconvaleſcenz begriffen, wird ſich noch mehrere Wochen in Trieſt aufhalten müſſen, ehe er nach Bayern zurückkehren kann.[6])

*

München, 21. April. Verwichene Nacht iſt Graf Saporta hier eingetroffen; er hatte Herrn von Rudhart bei ſeiner Abreiſe von Trieſt auf dem Wege der Geneſung, jedoch noch nicht fieberfrei, verlaſſen.[7])

*

München, 1. Mai. Leider ſprechen neuere Briefe aus Trieſt (vom 22. und 25. April) wieder viel beſorglicher von Herrn von Rudhart's Krankheit. Er lag fortwährend im Lazareth, und ſein Zuſtand wurde für ſehr bedenklich gehalten. Groß iſt die Theilnahme an dem Schickſale des geiſtvollen Mannes. [8]

---

[5]) Beilage vom 18. April 1838. S. 861. [6]) Beilage vom 21. April 1838. S. 885. [7]) Beilage vom 23. April 1838. S. 902.

*

München, 4. Mai. Briefe aus Trieſt vom neueſten Datum lauten fortwährend ſehr unerfreulich über den Geſundheitszuſtand des Herrn von Rudhart. Die Aerzte ſollen nur wenig Hoffnung haben, ihn retten zu können. Hier ſagt man ihn bereits todt. [9a]

*

(Nürnberger Correſpondent.) Trieſt, 26. April. Herr von Rudhart iſt am 22. April aus dem Lazareth nach ſeiner neuen Wohnung in der Stadt transportirt worden, und befindet ſich fortwährend äußerſt geſchwächt und angegriffen. Das Schlimmſte jedoch iſt, daß eine Anſchwellung des Unterleibs eingetreten iſt, die allen dagegen angewandten Mitteln nicht weichen will, und die den Aerzten große Beſorgniß einflößt, weil ſie eine Verhärtung der Unterleibsgefäße befürchten läßt. [9b]

---

[8] Beilage vom 1. Mai 1838. S. 961. [9a, b] Beilage vom 6. Mai 1838. S. 1006.

Nürnberg, 3. Mai. Wir bringen nachſtehend den höchſt niederſchlagenden Inhalt eines aus Trieſt vom 27. April heute eingegangenen Schreibens zur Kenntniß unſerer Leſer: „Mit Gegenwärtigem muß ich Ihnen die betrübende Mittheilung machen, daß, nach der geſtern ſtattgehabten Kriſis, die Aerzte keine Hoffnung mehr zur Rettung unſers verehrten Freundes, Herrn von Rudhart, haben, und zu meinem größten Leidweſen ſehe ich voraus, daß ich Ihnen mit meinem Nächſten die traurige Nachricht ſeines Todes zu geben habe. Es wurde Alles aufgeboten, um die Krankheit zu heben, aber leider ohne Erfolg.“ — Abends 5 Uhr, wenige Minuten vor Poſtabgang. „Ich komme ſo eben vom Krankenbette des Herrn von Rudhart. Viele Schröpfköpfe und Blutegel, die ſeit zwei Stunden angewendet werden, laſſen eine kleine Hoffnung; ich habe ihn heute Morgens vorbereitet, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen; es geſchieht heute Abends. Den Jammer dieſer Familie zu beſchreiben vermag ich nicht!“ (Nürnb. C.) *c)

*

(Nürnberger Correſpondent.) Trieſt, 28. April. Da die Aerzte der Familie des Herrn von Rudhart die augenſcheinliche Gefahr, in welcher der Kranke ſchwebt, nicht mehr verſchweigen konnten, ſo hat derſelbe geſtern gebeichtet und heute Morgens mit ſeiner Einwilligung die Tröſtungen der Religion empfangen. Geſtern Abends hat ſich eine leichte Beſſerung eingeſtellt, die aber leider nicht von Dauer war, denn die Aerzte erklären, daß ſich eine neue Entzündung der Lunge gezeigt habe, gegen die man bei der äußerſten Schwäche des Kranken wenig mehr thun könne, und geben daher faſt jede Hoffnung auf, das Leben des theuern Kranken zu erhalten. Leider liegen auch zwei Kinder an den Maſern krank, und eine Schweſter der Frau von Rudhart leidet an demſelben Uebel, ſo daß die Familie nicht vor ſechs bis ſieben Wochen von hier abreiſen könnte, wenn ſelbe den Vater und Erhalter, wie es leider nur zu wahrſcheinlich iſt, verlieren ſollte.[10]

---

*c) Beilage vom 6. Mai 1838. S. 1006.

*

München, 6. Mai. In dem Geſundheitszuſtand des Herrn von Rudhart ſcheint eine günſtige Kriſis eingetreten zu ſeyn. Ein Schreiben aus Trieſt vom 1. Mai, das ein hieſiges Bankierhaus dieſen Morgen erhielt, meldet, daß ein Geſchwür an der Leber, dem Hauptſitz des Uebels, geborſten, und dadurch dem Leidenden große Erleichterung, den Aerzten aber die Hoffnung geworden ſey, den würdigen Mann ſeiner Familie und dem Vaterlande erhalten zu können. Doch war bei Abgang der Poſt der Kranke noch nicht außer Gefahr erklärt.[11])

---

[10] Beilage vom 7. Mai 1838. S. 1015.

*

(Nürnb. Correſp.) **Trieſt, 1. Mai.** Zu meinem größten Bedauern kann ich Ihnen heute keine Beſſerung der Krankheit des Herrn von Rudhart anzeigen. Geſtern befand ſich der Patient in einem Zuſtande, welchen die Aerzte ſehr befriedigend erachteten (ſo befriedigend nämlich, als es die Umſtände erlauben.) Doch leider hatte derſelbe in dieſer Nacht einen ſehr ſchweren Anfall, welcher die gefaßte Hoffnung neuerdings zerſtörte, und wodurch die Krankheit wieder auf jenen Punkt zurückgeführt wurde, von welchem die Aerzte wenig Rettung zu verheißen wagen. Der Kranke fühlte ſich ſelbſt ſehr ſchwach, und äußerte, daß er an ſeiner Heilung zweifle, was er bisher noch nie gethan hatte. Derſelbe ſprach darüber mit ſeiner Gemahlin und traf ſeine Diſpoſitionen. Mit nächſter Poſt werde ich Ihnen weitere Mittheilungen über den Gang der Krankheit machen, und wünſche von Herzen, daß dieſelben erfreulicher lauten möchten. [12a])

---

[11]) Beilage vom 8. Mai 1838. S. 1023.

*

München, 9. Mai. Ein Schreiben aus Trieſt vom 2. d. bringt wenig Tröſtliches über Herrn von Rudhart. Einer der geſchickteſten Aerzte glaubt kaum, daß ſein Leben zu retten ſey. [12b])

*

München, 9. Mai. Die neueſten Briefe aus Trieſt (vom 4. Mai) lauten befriedigender über Herrn von Rudhart's Befinden. Der Poſtofficial Binder, der als Courier nach Griechenland geſandt ward, und geſtern aus Trieſt hier ankam, beſtätigt dasſelbe. [13])

*

Nürnberg, 9. Mai. Heute eingehende Briefe aus Trieſt vom 3. d. M. bringen tröſtlichere Nachrichten über das Befinden des Herrn Miniſters von Rudhart. „Es freut mich,“ heißt es darin, „Ihnen mittheilen zu können, daß der vorgeſtrige Anfall noch glücklich beſeitigt wurde, und daß ſeit

---

[12a—b]) Beilage vom 10. Mai 1838. S. 1037. — [13]) Beilage vom 11. Mai 1838, S. 1046.

geſtern ſich eine merkliche Beſſerung der Krankheit zeigt. Jedoch fürchten die Aerzte immer noch einen neuen Rückfall, welcher, wir wollen zu Gott hoffen, nicht erfolgen wird. Hält dieſer Zuſtand der Beſſerung an, ſo dürfte bald die Furcht um deſſen Rettung verſchwinden.[14 a])

*

München, 10. Mai. Die neueſten Briefe aus Trieſt (vom 5. Mai) lauten in Bezug auf Herrn von Rudhart wieder ſehr traurig, und bereiten auf das Schlimmſte vor.[14 b])

*

München, 15. Mai. Ein Brief aus Trieſt vom 10. Mai, den ein hieſiges Bankierhaus dieſen Morgen erhielt, meldet: „Herr von Rudhart iſt von den Aerzten aufgegeben. Selbſt die Nächſtbetheiligten wünſchen nunmehr ſeine Auflöſung.“ Wohl ſchon unſer nächſter Brief dürfte Ihnen ſeinen Tod melden.“[15])

*

München, 16. Mai. Am 11. Mai, Morgens 6 Uhr ſtarb in Trieſt Ignaz von Rudhart,

---

[14 a—b]) Beilage vom 12. Mai 1838. S. 1053. — [15]) Beilage vom 17. Mai S. 1095.

geboren 1790 zu Weißmain in Oberfranken. Freundlich und bieder im Privatleben, war er ein weiſer, einſichtsvoller Staatsmann. Man mußte den gewandten, geiſt- und kenntnißvollen Mann gehört haben auf der Tribüne der Stände, deren erſter Redner er war, um ganz zu fühlen, was das öffentliche Leben von Bayern, von Deutſchland, in ihm verlor ... So wird ſein Biograph eine dankbare Aufgabe zu löſen haben, denn

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück. [16]

*

Trieſt, 12. Mai. Geſtern früh iſt Herr von Rudhart den ſchweren Leiden unterlegen, von denen er hier überfallen werden. Er ſtarb mit vollem Bewußtſeyn, und bedauerte beſonders, ſein Vaterland nicht mehr geſehen zu haben. Alle Wohldenkenden werden mit Schmerz den Verluſt dieſes trefflichen Mannes vernehmen, den wir heute Abend der Erde übergeben ... [17]

*

München, 18. Mai. Ein Zeuge der letzten Stunden des Herrn von Rudhart meldet in einem Briefe, der vor mir liegt: „So ſchmerzlich die Krankheit in den Intervallen war, ſo ruhig war das Ende, und was auch die Aerzte ſagen mögen, der Kranke ſtarb an Entkräftung.“ Mittwoch trat abwechſelnd Delirium ein, was eine baldige Auflöſung vorausſehen ließ, da der Leidende bis jetzt auch in den gefährlichſten Kriſen nie die Beſinnung verloren hatte. So ging es bis geſtern Morgens gegen 6 Uhr, wo er ruhig verſchied. Ich ſchweige von der Trauer der Familie (einer Gattin und eilf Kinder), die nur die Ueberzeugung tröſtet, daß Rettung unmöglich war. Ganz Trieſt nimmt den innigſten Antheil an dem Schickſale des Mannes, deſſen Name in letzter Zeit europäiſch geworden, und dieſer Antheil wird ſich heute bei ſeinem Leichenbegängniß glänzend bethätigen. **)

---

[16] Beilage vom 18. Mai S. 1103. [17] Beilage vom 19. Mai S. 1112.

Trieſt, 14. Mai. Am 12. Mai Nachmittags 5 Uhr fand die Leichenfeier vom Sterbehauſe bis nach der Kathedrale St. Juſt ſtatt. Der Sarg war getragen von zwölf jungen Griechen; zwölf junge Bayern begleiteten ihn als Fackelträger. Der Bahre folgte der königlich griechiſche Geſandte Maurokordato, ihm zur Seite der bayeriſche und griechiſche

---

**) Beilage vom 20. Mai 1838. S. 1119.

Conſul, dann die übrigen Conſuln mit den in Trieſt anweſenden Bayern und Griechen. Die nicht functionirende Geiſtlichkeit, die Beamten des Guberniums und das Officiercorps der Garniſon ſchloßen den Zug. Sichtbar war an dieſem Tage das allgemeine Intereſſe, das man an dem Schickſale des zu früh Dahingegangenen, an der Trauer der zurückgelaſſenen hochachtbaren Familie nimmt. [19]

Fränkiſcher Merkur.

Ueber das Befinden des Herrn Miniſters von Rudhart meldet der „Nürnberger Correſpondent“ aus Trieſt vom 10. April die erfreuliche Nachricht, daß die Krankheit des Herrn Miniſters, nach mehrtägiger ſehr bedenklicher Kriſis eine glückliche Wendung genommen hat, und derſelbe von den Aerzten außer Gefahr erklärt worden iſt. Durch häufiges Aderlaſſen, Anſetzen von Blutegeln u. ſ. w. iſt der Patient indeſſen noch ſo geſchwächt, daß ſeine völlige Wiederherſtellung einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Trieſt erfordern dürfte. [20 a]

*

Wien, 14. April. Nach Berichten aus Trieſt vom 10. dieſes Monats hoffte man das Leben des bayeriſchen Miniſters Herrn von Rudhart zu erhalten, und er befand ſich etwas beſſer. [20 b.]

---

[19] Außerordentliche Beilage vom 22. Mai 1838. S. 1081. [20 a] Nro. 109 vom 19. April 1838. S. 868 und 869.

*

Am Schluſſe unſeres Blattes erhalten wir durch außerordentliche Gelegenheit noch folgende Nachricht aus Trieſt vom 10. April: „Die Beſſerung des Herrn von Rudhart ſchreitet ſchnell vorwärts, und erregt hier allgemeine Theilnahme und Freude. Bis zum 17. dies wird derſelbe die Quarantäne verlaſſen und in die Stadt ziehen können. [21]

*

Briefe aus Trieſt vom 11. April beſtätigen die von uns vorgeſtern mitgetheilte erfreuliche Nachricht in Bezug auf die nahe Geneſung des Herrn von Rudhart; die Krankheit wird nach den Verſicherungen der Aerzte nicht nur bald beſeitigt, ſondern auch ohne nachtheilige Folgen ſeyn. [22]

*

München, 21. April. Geſtern traf Herr Graf von Saporta aus Griechenland hier ein. Er verließ am Montag Trieſt, und bringt die betrü-

---

[20 b.] Nro. 109 vom 19. April 1839. S. 866 und 869. [21] Nro. 110. vom 20. April 1839. S. 902. [22] Nro. 112 vom 22. April 1839. S. 911.

bende Nachricht, daß der Geſundheitszuſtand des Herrn von Rudhart ſich nicht nur nicht gebeſſert, ſondern eher verſchlimmert habe. Die Aerzte können ſich noch kein genaues Krankheitsbild entwerfen, da der Patient mit mehreren Uebeln verſchiedener Art zu kämpfen hat.[23]

*

Nürnberg, 24. April. Nach den neueſten Briefen aus Trieſt vom 15. hat ſich das Befinden des Herrn von Rudhart zwar gebeſſert, indeſſen iſt derſelbe noch nicht fieberfrei, und dabei ſo geſchwächt, daß der Umzug nach der Stadt nicht vor ſich gehen konnte, weßhalb ihm die Behörden in der Nähe der Quarantaine eine Wohnung eingeräumt haben. (N. C.)[24]

*

Bamberg, 27. April. Ueber das Befinden unſers geehrten Landsmannes, des Herrn von Rudhart zu Trieſt, können wir nach Briefen von dort bis zum 19. aus der zuverläſſigſten Quelle die erfreulichſten Nachrichten mittheilen. Die Gefahr für ſein Leben iſt vollkommen beſeitigt, das bösartige Wechſelfieber gänzlich verſchwunden, und die Geneſung ſchreitet nun mit raſchen Schritten vorwärts. Die Familie des Herrn von Rudhart war eben im Begriff, die Quarantäne zu verlaſſen, und Herr von Rudhart ſelbſt wollte ſobald nur immer möglich dasſelbe thun, um eine geſundere Wohnung in der Stadt zunächſt der Promenade zu beziehen. Die Aerzte geben die beſte Hoffnung auf ſeine baldigſte gänzlichſte Wiederherſtellung. [25])

---

[23] Nr. 115 vom 25. April 1839. S. 937.
[24] Nro. 117 vom 27. April 1839. S. 956.

*

Trieſt, 24. April. Herr von Rudhart iſt abermals auf dem Weg der Beſſerung. [26])

*

Bayern. — Die neueſten Briefe aus Trieſt vom 26. April melden in dem Befinden des Herrn Miniſters von Rudhart einen bedenklichen Rückfall, der um ſo unerwarteter erſcheint, je zuverſichtlicher man bisher nach allen Anzeigen der nahen und vollſtändigen Geneſung des Patienten entgegenſehen durfte. Wir laſſen nachſtehend den Auszug aus einem dieſer Briefe folgen: „Herr von Rudhart iſt am 22. April aus dem Lazareth nach ſeiner neuen Wohnung in der Stadt transportirt worden, und befindet ſich eben fortwährend äußerſt geſchwächt und angegriffen. Das Schlimmſte jedoch iſt, daß eine Anſchwellung des Unterleibs eingetreten iſt, die allen dagegen angewendeten Mitteln nicht weichen will, und die den Aerzten große Beſorgniß einflößt, weil ſie eine Verhärtung der Unterleibsgefäße befürchten läßt. Weicht die Geſchwulſt in einigen Tagen nicht, ſo iſt die größte Gefahr für die Erhaltung des theuern Lebens des Patienten vorhanden; die Familie iſt davon unterrichtet, und ſeit geſtern wieder in der größten Beſtürzung.“ (N. C.) Die Augsburger-Abendzeitung ſagt nach Briefen vom 26. blos, daß ſein Zuſtand ſich wieder verſchlimmert habe. 27)

---

[25]) Nro. 118 vom 28. April 1839. S. 964. [26]) Nro. 124 vom 4. Mai 1839. S. 1017.

*

Bamberg, 7. Mai. Die neueſten Privatbriefe aus Trieſt laſſen leider keinen Zweifel über das Befinden des Herrn von Rudhart mehr übrig. Die Theilnahme aller Gebildeten für das Schickſal des ausgezeichneten Mannes bleibt ſich fortwährend gleich, doch bethätigen vornehmlich die daſelbſt domicilirenden Landsleute ihren tiefen Schmerz auf jede Weiſe. Der Kummer der Familie Rudharts iſt natürlich unbegrenzt. Möchte das innigſte Mitgefühl Aller, die einen ſolchen Verluſt zu würdigen

---

27) Nro. 125 vom 5. Maj 1838. S. 1019.

wiſſen, Troſt, wenigſtens Milderung deſſelben gewähren![28])

*

Privatbriefe aus Trieſt vom 3. Mai, welche in Paſſau eingetroffen, geben nun ſichere Hoffnung der Wiedergeneſung des Herrn von Rudhart. Der 7. Tag des Fiebers (der 2. Mai) war fieberfrei, ein ſehr günſtiges Zeichen für die Geneſung.[29])

Bayern. Die neuerdings ungünſtigen Nachrichten der Allgemeinen Zeitung über das Befinden des Herrn von Rudhart, die ihr ein Schreiben aus München vom 10. nach Briefen aus Trieſt vom 5. mittheilt, werden erfreulicher Weiſe durch Briefe aus Trieſt vom 6. widerlegt, nach denen damals Herr von Rudhart in voller Geneſung ſich befand.[30 a])

*

Wien, 9. Mai. Aus Trieſt wird vom 6. d. geſchrieben, daß der bayeriſche Miniſter von Rudhart jetzt in voller Geneſung iſt.[30 b])

*

Bayern. Unſere vorgeſtrigen erfreulicheren Nachrichten über das Befinden des Herrn von Rudhart in Trieſt, die bis zum 6 reichten, erhalten durch Brieſe aus Trieſt vom 7., die nach einem Schreiben aus München vom 12. an dieſem Tage daſelbſt eingetroffen waren, ihre volle Beſtätigung. Dieſelben melden, daß Herr von Rudhart's Zuſtand ſich glücklicher Weiſe nicht verſchlimmert habe.[31]

---

[28]) Nro. 128 vom 8. Mai 1838. S. 1043. [29]) Nro. 131 vom 11. Mai 1838. S. 1069. [30 a—b]) Nro. 134 vom 14. Mai 1838. S. 1093 und 1094.

*

Bamberg, 18. Mai. Wir erhalten ſo eben einen Bericht aus Wien v. 14. d., wonach am nämlichen Tage bei dem k. b. Geſandten Herrn von Lerchenfeld die Nachricht von dem Ableben des Herrn Miniſter-Präſidenten von Rudhart eingetroffen war. Schon ſeit dem 8. d. mußte man zu Wien mit jedem Tage auf dieſe Trauerkunde gefaßt ſeyn, da die damals eingelaufenen Berichte über das Befinden des Verblichenen höchſt ungünſtig waren; nach denſelben hatte das Zehrfieber ſchon zu jener Zeit einen ſo hohen Grad erreicht, daß alle Aerzte den Patienten für rettungslos erklärten, und es ſich nur noch um eine kurze Friſtung handelte. Direkte Nachrichten aus Trieſt vom 11., die heute hier eingetroffen ſind, beſtätigen leider dieſe Nachricht; der Tod des Herrn von

---

[31] Nro. 136 vom 16. Mai 1838. S. 1109.

Rudhart erfolgte am 11. Morgens um 6 Uhr. Die feierliche Beerdigung des Verblichenen ſollte Tags darauf ſtattfinden.

Der Nürnberger Correſpondent enthält noch folgenden Bericht aus Trieſt vom 10.: „Euer Wohlgeboren muß ich hiemit zu meinem größten Leidweſen die traurige Nachricht geben, daß auch der letzte Funke von Hoffnung zur Rettung unſeres verehrten Freundes, Herrn von Rudhart, verſchwunden iſt. Der Kranke geht ſeiner Auflöſung ſichtlich entgegen, welche ſich nach der Meinung der Aerzte nur noch wenige Tage verzögern kann. Die Familie befindet ſich in größter Trauer und Betrübniß. Es thut mir ſehr leid, Ihnen nicht mehr den Troſt beſſerer Nachrichten mit nächſter Poſt geben zu können.“ [illegible])

*

Trieſt, 12. Mai. Sie haben ohne Zweifel die betrübende Kunde von dem Verluſte bereits erhalten, den Ihr Vaterland durch den Tod eines ſeiner ausgezeichnetſten Männer, des Herrn Miniſters von Rudhart erlitten hat. Bei der großen Theilnahme, welche das Hinſcheiden des trefflichen Mannes bei Ihnen allwärts erregen muß, wird dieſer mein nachträglicher Bericht gewiß noch von

---

[illegible]) Nro. 139 vom 19. Mai 1838. S. 1137.

Intereſſe für Ihre Leſer ſeyn, da er, aus eigener Anſchauung geſchöpft, über die Urſachen, welche den ſo beklagenswerthen Ausgang der Krankheit des Verblichenen herbeiführten, wohl allein bisher noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangte Aufſchlüſſe zu geben vermag. Der ganze Charakter der ſchmerzlichen Krankheit hat gezeigt, daß das Uebel längſt ſchon in ihm lag, aber, darniedergehalten, erſt jetzt zum Ausbruche kam. Seine Reiſe nach Aegypten war ihm Erholung nach den heißen Tagen des griechiſchen Sommers und den noch heißern der Umſtände; heiterer und wohler ausſehend, als er es im ganzen Laufe dieſes ſchweren Jahres geweſen, kam er zurück in die Quarantaine vom Piräus, wo er ſich leider durch die vielleicht übertrieben ſtrengen Maßregeln gleich den erſten Tag bei'm Spogliomachen eine ſtarke Erkältung zuzog, indem er ſogleich nach dem Bade, noch im höchſten Grade der Tranſpiration begriffen, an das Sprachgitter kam, wo heftiger Luftzug herrſchte.

Furchtbare Kolikanfälle waren die faſt unmittelbare Folge davon.

Ohne die ſo höchſt nöthige ärztliche Hilfe erhalten zu können, war er ſo mehrere Tage lang unwohl, bis ſeine kräftige Natur ſich ſelbſt half, und er nach acht Tagen geſund nach Athen zurückkehrte; ja es waren kaum ſechs Tage verfloſſen, als er ſich entſchloß, mit ſeiner Familie eine Reiſe in's Innere des Landes zu machen. Die mannichfachen, mit einer Reiſe im Innern von Griechenland verbundenen Unannehmlichkeiten und oft unvermeidlichen Beſchwerden — einmal mußte die ganze Reiſegeſellſchaft, vom Wege abgekommen und verirrt, eine ganze Nacht unter freiem Himmel auf einem Berge hinter Marathon zubringen — ertrug er ohne den geringſten Nachtheil für ſeine Geſundheit, bis er unglücklicher Weiſe am letzten Tage in der Nähe von Platäa, bei drückender Hitze, einmal ſich verleiten ließ, ſeine Halsbinde abzunehmen.

In demſelben Augenblicke befiel ihn Heiſerkeit und Katarrh, der ihn auch bei ſeiner Rückkunft nach Athen, wo er noch viele Geſchäfte in's Reine zu bringen hatte, nicht mehr verließ und noch anhielt, als er mit den Seinigen drei Tage nachher das Schiff beſtieg, das ihn dem heißgeliebten und erſehnten Vaterlande zuführen ſollte. Schon bei jeder Gelegenheit hatte ſich die Fahrt zur See ſeiner Geſundheit nicht zuträglich gezeigt, um ſo mehr dießmal, wo er an ſich ſchon unwohl war, und alle Umſtände ſich vereinigt hatten, die Fahrt ſchlecht zu machen.

Gewitter und gefährliche Stürme traten ein, während Herr von Rudhart, von den furchtbarſten Schmerzen gepeinigt, ohne alle Hülfe außer derjenigen, die ihm die beſorgte Gattin und Familie bringen konnten, in der Cajüte lag. Ein Arzt beſand ſich nicht auf dem Schiffe. Zwei Tage verſpätete ſich die Fahrt, und der Kranke ſelbſt glaubte kaum, deren Ziel zu erreichen; die Sehnſucht nach dem Lande aber ließ ihn noch mit Aufbietung der letzten Kraft das Verdeck beſteigen, bis er endlich mit den Seinigen vor Trieſt die Quarantaine zu beſteigen im Stande war.

Dort angekommen, nahm ſein Leiden einen ſo heftigen Charakter an, daß er von dieſem Augenblick an ſein Schmerzenslager nicht mehr verlaſſen konnte. Von einer Krankheit in die andere fallend, wurde ſein Zuſtand ſo gefahrdrohend, daß ſelbſt die geſchickteſten Aerzte an der Möglichkeit ſeiner Rettung verzweifelten, und ausſprachen, daß ihre Kunſt hier zu Ende ſey, wenn nicht ſeine ungeſchwächte Naturkraft, oder vielmehr der Himmel ſelbſt, in's Mittel trete.

Man kann ſich den Schrecken und die Angſt der Seinigen vorſtellen, welchen die Furcht, den geliebten Gatten und Vater zu verlieren, keinen Augenblick Ruhe ließ. Schien eine Stunde zu den ſchönſten Hoffnungen zu berechtigen, ſo brachte ſchon die nächſte wieder ein Meer von Sorge und Bekümmerniß. Der durch ausgezeichnete Kenntniſſe und ruhigen Tact gleich treffliche Arzt Pedrowitſch, der ihn nun behandelte, erklärte die Krankheit für eine ſehr heftige Entzündung in Lunge und Leber, die ſich bis in's Bauchfell und die Gedärme herab erſtreckte, und ſtündlich als Brand auszubrechen drohe. Bis zum 1. Mai waren bereits ſieben Aderläſſe gemacht, 100 Blutegel angewendet, und das anfängliche Uebel wirklich dadurch beſeitigt worden.

Allein nun bildete ſich ein hier herrſchendes verderbliches Wechſelfieber aus, das den höchſten Grad der Gefahr für ſein Leben herbeiführte. Die Anwendung von Chinin in ſtarken Doſen hob zwar dieſe Krankheit, das Fieber blieb aus, ohne daß jedoch eigentliche Beſſerung in ſeinem Zuſtand eintrat. Die Verdauung war gänzlich gehemmt; es zeigten ſich Spuren von Leberlähmung, und auf ſein Gemüth hatte ſich unendliche Traurigkeit gelagert. Er ſehnte ſich aus dem Lazarethe in die ſchöne Wohnung in der Stadt an der Promenade, die er hatte miethen laſſen, und dieſe Sehnſucht wurde endlich ſo ſtark, daß man ihr nachgeben zu müſſen glaubte; er wurde auf einer Sänfte dahin gebracht, ohne daß gerade nachtheilige Folgen daraus entſtanden. Im Gegentheil, er befand ſich anfangs um Vieles beſſer, bis zwei Tage darauf eine ſolche Verſchlimmerung eintrat, daß jede Stunde das Ende ſeiner Tage bringen zu müſſen ſchien.

Die Leber war ungeheuer angeſchwollen, hartnäckiger Huſten, verbunden mit ſtarkem Auswurf, trat ein; es entſtand neuerdings ein heftiges Entzündungsfieber, das wohl durch Blutegel und angeſetzte Schröpfköpfe, Viſicatore u. dgl. ermäßigt wurde, aber die quälende Beſorgniß für ihn durchaus nicht minderte, da die Aerzte fürchteten, die Lunge ſey angegriffen. Später aber, als die Geſchwulſt in der Lebergegend einſank, und ſtarke Eiterausleerungen erfolgten, erklärten ſich die Aerzte einſtimmig dahin, daß ſich an der Leber eine Geſchwulſt gebildet habe, die nun aufgegangen ſey, und ſich entleeren müſſe, am beſten auf dieſem von der Natur ſelbſt vorgezeichneten Wege.

Sorgſam überwacht von der treuen Pflege der Seinigen, fügte er ſich mit bewundernswerther Hingebung in das, was die Vorſehung über ihn verhängt hatte, und empfing mit einer Würde die heiligen Sterbſacramente, die alle dabei Anweſenden zugleich erhob und niederbeugte. Er fühlte wohl ſelbſt am beſten, daß hier keines Menſchen Kunſt mehr etwas ausrichten könne, und nach zehn, für ihn und die Seinigen gleich qualvollen Tagen der Angſt und der Hoffnung, jenachdem ſein ſchnell wechſelnder Zuſtand zu Einem oder dem Andern Raum gab, ſchlug endlich am 11. Morgens 6½ Uhr die Stunde, die ihm Erlöſung von ſeinen ſchmerzlichen Leiden, ſeiner Familie aber unausſprechlichen Jammer bringen ſollte. Was ſein von ihm ſo innig geliebtes und heiß erſehntes Vaterland, welches wieder zu ſehen, ihm nicht beſchieden war, an ihm verloren, darüber iſt wohl nur Eine Stimme. Friede ſeiner Aſche! [33])

---

[33]) Nro. 141 vom 21. Mai 1838. S. 1154 – 1155.

Bamberg, 21. Mai. Nachrichten aus Trieſt vom 13. d. zufolge, ſollte am 12. Abends 5 Uhr die Beerdigung des Herrn von Rudhart mit den ſeinem Range angemeſſenen Feierlichkeiten ſtattfinden. Zwölf griechiſche Jünglinge ſollten den Sarg zur Gruft tragen, zwölf Bayern denſelben mit Fackeln geleiten. Der k. b. Conſul in Trieſt, Herr Kern, welcher die ganze Anordnung des Leichenbegängniſſes übernommen hat, hatte gleich nach dem Tode einen Wachsabdruck von dem Antlitze des Verlebten nehmen laſſen. [34]

*

Trieſt, 12. Mai. Ich komme eben vom friſchen Grabe Rudhart's. Wohl ſelten mag einem Manne in fremder Erde die letzte Ruheſtätte unter heißeren Thränen, bei durchgehenderer Theilnahme Aller bereitet worden ſeyn, als dieſem. Die Familie des zu früh Dahingeſchiedenen wird uns verlaſſen, ſo wie der Zuſtand der Mutter, deren Geſundheit außerordentlich angegriffen iſt, es geſtattet. [35]

*

München, 20. Mai. Von dem Bildniſſe des Herrn von Rudhart, welches vor mehreren Jahren von dem Lithographen Helmſauer, mit dem

---

[34] Nro. 142 vom 22. Mai 1838. S. 1164. — [35] Nro. 143 vom 23. Mai 1838. S. 1174.

Motto: Treu, feſt, wahr, auf Stein gezeichnet und in der Hochwind'ſchen Kunſthandlung zum Verkaufe ausgeſtellt war, iſt vor einigen Tagen eine neu veranſtaltete Auflage ſchon vergriffen geweſen. [36]

*

Bayern. Von dem Vereine der Wanderer in Paſſau wurde zum Andenken des verſtorbenen Staatsrathes Ritters von Rudhart ein Trauergottesdienſt veranſtaltet, dem der Herr Biſchof mit dem Domkapitel, ſämmtliche Behörden, das Officiercorps u. ſ. w. beiwohnten. [37]

*

Wien, 17. Mai. Nicht leicht hat je ein uns nicht unmittelbar berührender Todesfall eine ſo allgemeine Theilnahme veranlaßt, als der Ihres ausgezeichneten Rudhart in Trieſt. Es iſt weniger das Unglück überhaupt, welches die zahlreiche Familie getroffen hat, auch nicht, wenn Sie wollen, der Umſtand allein, daß ein Mann in dem beſten Alter hat dahingerafft werden müſſen, wo er eigentlich erſt in den Stand geſetzt war, für die Dauer ſeines Namens im Vaterland nachhaltig zu wirken, ſondern die Ueberzeugung, daß er als ein Opfer gefallen iſt, welche ſeinen Tod Allen als ein betrübendes Ereigniß erſcheinen läßt. Auch am Hofe hat ſowohl unter den allerhöchſten Herrſchaften, wie bei deren Umgebung, die Trauerbotſchaft großes Mitgefühl erregt ... Schon während der Krankheit waren übrigens an die Behörden Trieſt's für den Fall eines betrübenden Ausgangs die nöthigen Befehle ergangen. Mögen die Auszeichnungen, welche dem Dahingeſchiedenen in Trieſt während der Leidenstage und bei ſeinem Begräbniß erwieſen worden ſind, allen Bayern als Beweis gelten, daß ſie innerhalb der öſterreichiſchen Monarchie ſich nirgends als Ausländer betrachten dürfen. [38]

---

[36] Nr. 144 vom 24. Mai 1838. S. 1181. — [37] Nro. 146 vom 26. Mai 1838. S. 1199.

*

Bamberg, 1. Juni. Frau von Rudhart hat Trieſt bereits verlaſſen, und wird am 3. Junius auf ihrem Landſitze Werdenfels im bayeriſchen Gebirge mit ihrer ganzen Familie eintreffen. Der Bericht über die Sektion des edlen Todten ſoll, wie Sachkundige verſichern, die Ueberzeugung geben, daß die Aerzte in Trieſt im Ganzen eine vollkommen richtige Erkenntniß und Behandlung der Krankheit hatten, und daß vorzüglich die Einflüſſe der letzten Seereiſe die Ausbildung des zerſtörenden Leberleidens unbeſiegbar beförderten. [39]

---

[38] Nro. 146 vom 26. Mai 1838. S. 1200. — [39] Nro. 153 vom 2. Juni 1838. S. 1267.

München, 5. Juni. Frau von Rudhart mit Familie iſt nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe am 31. Mai in Garmiſch eingetroffen, und gedenkt, zur Wiederherſtellung ihrer ſehr geſchwächten Geſundheit, längere Zeit dort zu verweilen. [40]

*

Bamberg, 19. Juni. Nicht blos in Paſſau, ſondern auch in den Städten und Märkten von Niederbäyern wurden Trauergottesdienſte für Herrn von Rudhart mit großer Theilnahme abgehalten. Ein Schreiben aus Paſſau in der bayer. National-Zeitung bringt die Errichtung eines Denkmals für dieſen unvergeßlichen Staatsmann und trefflichen Vorſtand des vormaligen Unterdonaukreiſes im Parke an der Donau in Anregung, und hält die Ausführung für um ſo leichter, da der Stifter dieſer Anlagen, Fürſtbiſchof Graf von Auersberg, welcher dafür 600,000 fl. aufgewendet, ein Kapital zu deſſen Unterhaltung in der Wienerbank niedergelegt habe, welches jährlich 8000 fl. Zinſen abwerfe. Wir wünſchen ſolchem ehrenhaften Vorſchlag das beſte Gedeihen, Rudhart verdient doppelt ein Denkmal; er iſt im Dienſt für's Vaterland und ihm viel zu früh geſtorben. [41]

---

[40] Nro. 159 vom 8. Juni 1838. S. 1309. [41] Nro. 171 vom 20. Juni 1838. S. 1415.

Augsburger Abendzeitung.

München, 15. April. Herr v. Rudhart ſoll an einer heftigen Bruſt-Entzündung darniederliegen. [42])

*

München, 16. April. Die heutige italieniſche Poſt ſoll über den Geſundheitszuſtand des Herrn von Rudhart nicht die befriedigendſten Nachrichten mitgebracht haben. [43])

*

Wien, 14. April. Nach Berichten aus Trieſt vom 10. d. hofft man das Leben des bayeriſchen Miniſters von Rudhart zu erhalten, und er befand ſich etwas beſſer. [44])

*

Bayern. Uns ſo eben aus Trieſt vom 26. April mitgetheilte Briefe melden, daß ſich der Krankheitszuſtand des Hrn v. Rudhart leider wieder verſchlimmert hat, und man an ſeinem Aufkommen zweifelte. [45])

---

[42]) Nro. 106 vom 16. April 1838. S. 413. [43]) Nro. 107 vom 17. April 1838. S. 418. [44]) Nro. 108 vom 18. April 1838. S. 422. [45]) Nro. 121 vom 1. Mai 1838. S. 473.

— Uns ſo eben auf ſehr gefälligem Wege zugekommene Briefe aus Trieſt vom 30. April melden, daß Herr v. Rudhart ſich auf dem Wege zur Beſſerung befindet, obgleich die Aerzte ihn bereits aufgegeben hatten. Wir beeilen uns, dieſe Nachricht zur Kenntniß unſerer Leſer zu bringen. [46]

*

München, 13. Mai. Die geſtern und heute in einige Handelshäuſer dahier eingelaufenen Briefe aus Trieſt (vom 6. und 7. Mai) melden über den Geſundheitszuſtand des Hrn. v. Rudhart noch äußerſt Bedenkliches. [47]

*

Augsburg, 17. Mai. Von ſehr verehrter Hand empfangen wir folgende traurige Korreſpondenz-Mittheilung: „Trieſt, 12 Mai. Der k. Miniſter Hr. v. Rudhart iſt zum großen Bedauern Aller, die ihn kannten, den Leiden ſeiner Krankheit erlegen. Er ſtarb geſtern (am 11. Mai) 1 Uhr Morgens, mit chriſtlicher Faſſung. Heute Abends erfolgte ſchon das Begräbniß. Jedermann beklagt den herben Verluſt, den ſein König, ſein Vaterland und ſeine würdige Gattin, die mit ihren 11 Kindern (von denen daß jüngſte 6 Monat alt iſt) hier weilt, durch ſeiden Todesfall erlitten hat.“ [48])

---

[46] Nro. 127 vom 7. Mai 1832. S. 497. [47] Nro. 133 vom 13. Mai 1838. S. 521.

*

München, 19. Mai. Von dem Bildniſſe des verſtorbenen Hrn. v. Rudhart, welches ein hieſiger Künſtler, Namens Helmſauer, vor Jahren ſchon auf Stein gezeichnet hat, mit dem Motto: „Feſt, treu, wahr!“ ſind keine Exemplare mehr zu haben. [49 a])

*

— Einer offiziellen Angabe aus Trieſt im Oeſterreichiſchen Beobachter zufolge, iſt Hr. v. Rudhart am 11. Mai um 6 Uhr Morgens, und nicht um 1 Uhr, wie es nach frühern Angaben hieß, geſtorben. [49 b]

---

[48]) Nro. 137 vom 17. Mai 1838. S. 537. — [49 a–b]) Nro. 140 vom 20. Mai 1838. S. 549.

Todes-Anzeige.*)

Freitag den 11. d. M. verſchied, durch die Tröſtungen der heiligen Religion geſtärkt, mit ruhiger Hingebung in den Willen des Allmächtigen, unſer Gatte, Vater und Schwiegervater, der k. b. Staatsrath, Ritter des Civilverdienſtordens der b. Krone und Großkreuz des k. griechiſchen Erlöſerordens,

Ignaz von Rudhart,

im 48. Jahre ſeines thatkräftigen Lebens.

Wer des ſelig Entſchlafenen Vorzüge an Geiſt und Herz, wer ſein Wirken als Staatsmann, wer ſein tiefes Gemüth im Familienleben kannte, der vermag die Größe unſers gränzenloſen Schmerzes zu ahnen.

Indem wir allen Verwandten, Freunden und Bekannten dieſes traurige Ereigniß anzeigen, bitten wir um ſtille Theilnahme.

Trieſt und Paſſau am 16. Mai **1838.**

Jeny v. Rudhart, geb. v. Camuzi.
Sina Hohe, geb. Rudhart.

Louiſe
Nanny
Erneſtine } **Rudhart.**
Auguſt

Florentine
Gideon
Wilhelmine } **Rudhart.**
Henriette
Georg

Guſtav Hohe, k. b. Reg. Rath.

---

*) Allgemeine Zeitung vom 22. Mai 1838.

Stimmen über Rudhart.

Ignaz von Rudhart's

Ehrengedächtniß.[1]

Das Andenken Ignaz von Rudhart's[2] iſt bald nach ſeinem Hintritte durch einen, von Seiner Königlichen Majeſtät in den gnädigſten Ausdrücken genehmigten, Beſchluß des Landrathes von Niederbayern auf eine ſo ausnehmende Art öffentlich geehrt worden, daß jede andere Feier darnach als geringer und darum überflüſſig erſcheinen dürfte. Gleichwohl haben Angehörige und Freunde des

---

[1] Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu München, am 27. März 1839, vom Herrn Oberconſiſtorial-Präſidenten, Reichs- und Staatsrathe von Roth. [2] Geboren den 11. März 1790 zu Weißmain in Oberfranken.

Hingeſchiedenen gewünſcht, es möchte ihm das Ehrengedächtniß nicht entſtehen, das unſere Geſellſchaft ihren verſtorbenen Mitgliedern zu widmen pflegt. Dieſer Wunſch, der nicht zu verſagen war, veranlaßt gegenwärtigen Vortrag. Eingeſchränkt durch gebietende Rückſichten, wird er zwar manchen Forderungen keineswegs genügen, einige jedoch vielleicht nicht unbefriedigt laſſen.

Rudhart begann ſeine Laufbahn ſehr frühe als berufener Lehrer der Rechtswiſſenſchaft und der Geſchichte an der hohen Schule zu Würzburg. *) Von einem Jüngling, der den Lehrſtuhl beſtieg, nachdem er eben erſt aus den Reihen der Lernenden getreten war, durfte man weder die Fülle und Sicherheit des Wiſſens, die nur vieljähriger Fleiß erwirbt, noch die Gemeſſenheit und Stetigkeit der Lehrweiſe, die eine Frucht der Uebung iſt, erwarten. Dennoch waren ſeine Vorleſungen, zumal die geſchichtlichen, reich an Erfolg; hauptſächlich durch einen Vorzug, deſſen oft eine gründliche Gelehrſamkeit ermangelt: eine Wärme, die, weil ſie natürlich iſt, ſich dem Zuhörer mittheilt, ihn gewinnt und antreibt.

Es war die Zeit, wo das vordere Deutſchland, von der fremden Obmacht entledigt, Herſtellung oder doch Erſetzung der heimiſchen Ordnungen erwartete,

---

*) 1811.

die mit dem Reiche untergegangen waren. Rudhart ſchrieb die „Geſchichte der Landſtände in Bayern,“ ein Buch, das zum erſtenmale dieſe Geſchichte vollſtändig, obgleich wegen Unzulänglichkeit der Quellen nicht erſchöpfend, gab, und an welchem die genaue Forſchung ſo wenig zu verkennen war, als die rechtſchaffene Geſinnung. Es machte dem Verfaſſer einen Namen, auch in der Ferne; in der Nähe aber fand es nicht die Aufnahme, die er gehofft hatte. Manchen war die jugendliche, zuweilen brauſende, Lebhaftigkeit in der Behandlung des ernſten Gegenſtandes anſtößig; Anderen mißfiel insbeſondere die unmilde Berührung der Gebrechlichkeit, wodurch die alten Landſtände in ihrer letzten Zeit entſtellt und gelähmt waren. Am unzufriedenſten bezeigten ſich, und mehr noch mit der Unternehmung ſelbſt, als mit der Ausführung, Solche, die ganz dem Neuen zugewandt, auf das Alte, das ihrer Meinung nach das Vergangene, die Aufmerkſamkeit zu lenken, für vergeblich oder ſogar für ſchädlich hielten. Der Eindruck, den auf Rudhart die unerwartete Ungunſt machte, brach ſeine Neigung zu hiſtoriſchen Arbeiten. Später hat er zwar zu einer Geſchichte des Bauernkriegs in Franken geſammelt; es war ihm aber keine Muße zu einem ſolchen Werke gegönnt; und vielleicht hätte er ihm auch ohne das entſagt, wenn er einmal des unfruchtbaren Stoffes Meiſter geweſen wäre.

Nicht Ueberdruß an dem Lehramte, ſondern Verſorge für ſeine, durch Folgen der Anſtrengung im Sprechen ſchwer bedrohte Geſundheit, bewog ihn bald hernach, eine andere Anſtellung zu ſuchen. Er wurde Mitglied des Generalfiscalates *), einer jüngſt errichteten, mit der Leitung der Rechtsgeſchäfte des geſammten Staatsvermögens beauftragten Behörde. Den behaupteten Vortrag eines Lehrers mit dem gutachtlichen, wie man zu ſagen pflegt „nicht Maß gebenden,“ eines Rathes zu vertauſchen, wurde ihm nicht eben leicht, und er war nicht ſelten uneins mit dem Vorſtande. Dieſer treffliche Mann, der beinahe ſo viele Dienſtjahre zählte, als Rudhart Lebensjahre, hielt ſich unbedenklich an das Herkommen, nach welchem der Staatsanwalt ſich aller Vortheile, die ihm die Rechte zugeſtehen, gleich jedem andern Sachwalter zu bedienen hat; wogegen Rudhart der Meinung war, in der Verfolgung von Rechtsſachen des Staatsvermögens dürfte ſich die Erhabenheit deſſelben über dem Standpunkte gemeiner Parteien nicht verleugnen, müßte vielmehr auch die Beſtimmung des Verfahrens ſeiner Anwälte den Einfluß haben, daß Erwägungen, der Billigkeit, ſelbſt Regungen des Edelmuthes nicht davon ausgeſchloſſen wären.

Zwei Jahre, für ihn als Geſchäftsmann nütz-

---

*) 3. November 1817.

liche Lehrjahre, brachte Rudhart bei dieſer Behörde zu; darauf erhielt er eine Stelle unter den vortragenden Räthen des Finanz-Miniſteriums, mit deſſen würdigem Haupte ihn ſchon zu Würzburg ein vertrauter Umgang auf das engſte verbunden hatte. Ein Verhältniß, das weder ſeiner Selbſtſtändigkeit und Freimüthigkeit Abbruch that, noch drückend für ſeine Amtsgenoſſen war. Erfreuten ſich dieſe an dem Jugendfeuer, das er zu den Geſchäften brachte, ſo wurde hinwieder von ihm der überwiegende Werth ihrer reiferen Erfahrung anerkannt; und ſo wenig er das fröhliche Selbſtgefühl, das ihn beſeelte, in Anmaßung übergehen ließ, ſo wenig kehrten ſie gegen ihn hervor, was ſie vor ihm voraus hatten.

Neben mehreren beträchtlichen Arbeitsfächern wurde ihm hier die Anlegung ſtatiſtiſcher Sammlungen aufgetragen. Dadurch vornehmlich wurde er in den Stand geſetzt, etwas ſpäter das reichhaltige Werk „über den Zuſtand des Königreiches Bayern“ zu liefern.

Unſere Akademie, die auf den Verfaſſer der Geſchichte der Landſtände ſchon zuvor aufmerkſam geweſen war, nahm ihn jetzt unter ihre ordentlichen Mitglieder auf. Sie hatte aber ſeiner Gegenwart in ihrer Mitte nicht lange zu genießen. Ohne ſein Anſuchen ward er zum Vorſtande einer Finanzkammer beſtimmt, nach etlichen Jahren in derſelben Eigenſchaft zu einer andern verſetzt. *)

Eine feurige Natur, die nicht ohne Kräfte der Beſonnenheit iſt, bildet dieſe Anlage am beſten aus, wenn ihr eine Leitung anvertraut wird. Dieſe Erfahrung machte Rudhart in dem neuen Amte, wo er vorangeſtellt, obgleich in einem engeren Kreiſe, mit größerer Selbſtſtändigkeit aber auch Verantwortlichkeit zu wirken hatte. Ein weiterer Vortheil war, daß er, der Verwaltung näher ſtehend, ungleich vertrauter damit wurde, und zu einer Einſicht darin gelangte, der ihm bald auf einem andern Felde, nach welchem er großes Verlangen trug, ſehr zu Statten kam.

Abgeordneter zur Ständeverſammlung zu ſeyn, war das Ziel ſeiner Wünſche; das erreichte er nun, da auf ihn die Wahl der Städte ſeiner Heimath fiel. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, daß er Anfangs von der Beſtimmung der neuen Landſtände eine Vorſtellung hegte, die von den gemiſchten Regierungsformen einiger fremden Staaten weit mehr als von den alten Grundlagen deutſcher Landesverfaſſung abgezogen war. Nicht nur begünſtigte viel Schein, und das nicht bloß augenblicklich, dieſe Vorſtellung; ſie blieb ſelbſt Leuten nicht

---

*) Nach Baireuth den 14. Februar 1823; nach Regensburg den 26. Januar 1826.

fremd, welchen die kälteſte Betrachtung zuzutrauen war; und laut erklärte ſich dagegen Niemand. Rudhart war einer der erſten, die allmählich davon zurückkamen. Es fehlte nicht an Stimmen, die ihn deßhalb der Unbeſtändigkeit anklagten. Allein er ließ ſich nur, wie es dem Redlichen und Verſtändigen geziemt, von der Zeit lehren, die an einer Reihe ſprechender Vorgänge die Unhaltbarkeit einer Annahme bewies, welcher zu baarer Wirklichkeit gebracht, aus den Landſtänden, ihrem Namen und Herkommen zuwider, und zuwider dem deutſchen Weſen überhaupt, eine Staatsgewalt machen würde.

Iſt hier der Ort nicht, die Verhandlungen aufzuzählen, in welchen Rudhart auf vier Landtagen ſich hervorgethan, ſo muß doch im Allgemeinen dieſer Thätigkeit als derjenigen gedacht werden, wodurch er ſich am meiſten verdient oder doch bekannt gemacht hat.

Er gelangte bald zu großem Anſehen und ſtieg darin anhaltend, indem er ſich unermüdlich über alle wichtige Sachen vernehmen ließ. Anfangs vielleicht etwas zu raſch in Anſchlägen für das gemeine Beſte, zu begehrlich in Forderungen des Fortſchreitens, zu ungeduldig über Hemmungen und Hinderniſſe, dabei aber nie übergreifend noch unfügſam, ließ er nicht ab fortzulernen, um jenes Augenmaßes theilhaftig zu werden, das allein mit Sicherheit in den öffentlichen Geſchäften das Zweckmäßige trifft, indem es ſowohl die Grenzen des thunlichen und Ausführbaren als Zeit und Ort vermißt, das aber nur dem ruhigen Geiſte zu Gebot ſteht. Zu den Schwierigkeiten, die ſchon in der Neuheit einer Einrichtung, wie die Ständeverſammlung, liegen, kamen die beſonderen, welche ſich aus der Zuſammenſetzung der Kammer der Abgeordneten ergaben, in der es ſo abſichtlich auf Mannigfaltigkeit, wie vielleicht ſonſt nirgends, angelegt iſt. Da, in den Hauptſachen, wo nicht Einſtimmigkeit doch Annäherung daran zu erzielen, war eine Aufgabe, die nur durch ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Vermitteln und Verknüpfen gelöst werden konnte. Rudhart ſcheute ſich nicht, in der Minderheit zu bleiben, that aber dabei, ſo viel mit Ehren geſchehen konnte, um die Wahrheit zu gewinnen. Auch wo ihm das nicht glückte, war ſein Bemühen nicht verloren, ſondern wirkte nach. Als beſonderes Verdienſt darf ihm wohl beigelegt werden, daß er mit allen Kräften ſtrebte, den Gemeingeiſt, welchem große Unterſchiede zwiſchen den vielerlei Beſtandtheilen des Königreiches ungünſtig ſchienen, zu heben und zu nähren; nicht ſo, daß mit Verleugnung des örtlich Eigenen ein Allgemeines geſucht würde, das nur kraftlos ſeyn könnte; ſondern ſo, daß, unverachtet Gau und Landſchaft, hoch darüber des Landes Wohl ſtände.

An ſolchen Beſtrebungen, die den beſten Erfolg hatten, gebührt Anderen ein großer Antheil, deren Kenntniſſen, Einſichten und Geſinnungen auch Rudhart die verdiente Ehre gab. Hervorragend wurde er vornehmlich durch ein Vermögen, das in Deutſchland ſelten iſt, weil die Geſchäfte durchaus ſchriftlich geführt werden, die Beredſamkeit. Ein hochbejahrter Staatsmann, bei dem es nicht leicht zur Bewunderung kam, bezeichnete ihn einſt in der Kammer der Reichsräthe als „den glänzenden Redner, den man eben ſo gern höre als leſe;“ und es waren nicht wenige der Meinung, von den vielen Vorträgen auf dem Landtage, Reden genannt, ſeyen Rudhart's die einzigen, denen mit Recht der Name zukomme.

Er hatte zur Beredſamkeit, durch eine glückliche Verbindung von Feſtigkeit und Beweglichkeit, viel Anlage; dazu die Vortheile einer einnehmenden Geſtalt und einer biegſamen Stimme; auch war ihm von der Uebung der freien Rede im Lehramte ohne Zweifel viel geblieben. Das Meiſte that aber gewiß die Macht des Willens. Denn vor einer ſo gemiſchten Verſammlung, wo die Schulſprache noch ſorgfältiger als der Kanzleiſtyl zu vermeiden war, gemeinfaßlich und dennoch gründlich, mit Nüchternheit und doch mit Nachdruck, über mannigfache, oft verwickelte Sachen, frei, zuweilen unvorbereitet, zu ſprechen, ſo daß die Aufmerkſamkeit nicht nur gereizt, ſondern feſtgehalten wurde, dieß konnte nur einem ſtarken Vorſatze, allerdings durch große Mittel unterſtützt, gelingen.

Und woher dieſer ſtarke Vorſatz? Es war ihm ernſt; oder nach einem Spruche aus den Blüthezeiten der Redekunſt: das Herz machte ihn beredt. Nie beſchlich ihn Gleichgültigkeit oder auch nur Lauheit; nie Zagheit, nicht einmal Schüchternheit. Eine hohe Meinung von der Aufgabe des Abgeordneten; ein tiefes Gefühl von deſſen Pflicht; die Ueberzeugung, daß das Rechte nicht auf platter Hand liege, ſondern aus der gründlichſten Erörterung allein zu Tage komme; das Vertrauen, daß ein gutes Wort eine gute Statt finde; das erfüllte, durchdrang und übernahm ihn; davon quoll ihm die Rede.

Daß Antheil und Beifall ihn ermunterte, war offenbar; Antrieb und Führer wurden ſie ihm nicht. Er ging auf das nicht aus, womit der Redner gemeiniglich, für den Augenblick wenigſtens, am meiſten gewinnt: das Ergötzende und Schmeichelnde, das Aufregende und Hinreißende. Auch von dem Vortheile, welchen ein geſchicktes Verweilen bei dem Allgemeinen, das Bekennen und Rühmen von Grundſätzen darbietet, machte er nur mäßigen Gebrauch. Belehrt durch die Geſchichte und noch mehr durch die Geſchäfte, welche ſelbſt eine niedere Art Geſchichte ſind, daß den meiſten Irrungen zwiſchen

Wohlgeſinnten nur unrichtig gefaßte oder mangelhaft gewürdigte Thatſachen zum Grunde liegen, hatte er ſein Abſehen immer vorzüglich auf dieſes Gebiet, als das zugänglichſte für Aufklärung und dadurch für Verſtändigung, Annäherung, Vereinigung.

Nach dem Schluſſe des dritten, von ihm beſuchten, Landtages, wurde **Rudhart** zum Präſidenten der Regierung zu Paſſau ernannt. *) Als oberſter Staatsbeamter in einem Bezirke, der den dritten Theil Altbayerns umfaßt, und eines großen Emporkommens fähig iſt, konnte er wohl verſucht werden, vielfach einzugreifen, um mit jenem gelinden Zwange, den eine geachtete Verwaltung auszuüben weiß, die Entwicklung zu beſchleunigen, wozu ihm die reichen Mittel vor Augen lagen. Er enthielt ſich deſſen, überzeugt, daß in weiten Kreiſen nur eigener Trieb gedeihlich wirke, der zu ſeiner Zeit von ſelbſt eintrete, wenn ihm nur Recht und Ordnung den Weg bereite.

Alſo mit Verzicht auf alles Außerordentliche, widmete er dem Ordentlichen ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit, ohne vorzugsweiſe einen Zwang vor dem andern zu bedenken, ſondern mit jener Unparteilichkeit gegen die Sachen, die auch dem gerechten Manne zuweilen ſchwerer zu üben iſt, als gegen die Perſonen, iſt er nicht, wie Rudhart, immer eingedenk, daß er im Namen des Landesherrn, nicht in eigenem, handle. Sein ſchneller und ſcharfer Blick drang, ohne daß er ſich zerſtreute, in alle Gänge der Verwaltung, deren kleinſtes Getrieb er weit entfernt war als Kleinigkeit gering zu ſchätzen.

---

*) 30. December 1831 „im Vertrauen auf die erprobten vielſeitigen Kenntniſſe und die Geſinnungen der Treue“

Gewohnt, alles, was ihm oblag, friſch zu thun, begehrte er daſſelbe, nicht unbillig, da es dabei mehr auf guten Willen als beſondere Kräfte ankommt, auch von den Untergebenen, und wehrte dadurch, ſo viel an ihm war, einer der ſchwerſten Plagen des gemeinen Lebens, der Zögerung in den Geſchäften. Theilnehmend und wohlwollend, bemühte er ſich nicht nur, das Ungehörige abzuſtellen, ſondern zu deſſen Vermeidung anzuleiten, und nicht nur gegründete Unzufriedenheit durch Abhülfe, ſondern auch ungegründete durch Belehrung zu heben.

Für dieſe Amtsführung iſt ihm die allgemeine Zufriedenheit zu Theil geworden, die ſich ſchon bei ſeinen Lebzeiten mehrfach zu erkennen gegeben, ſpäter in dem ſchon erwähnten Beſchluſſe des verſammelten Landrathes von Niederbayern, ihm ein Denkmal zu ſetzen, auf das feierlichſte ausgeſprochen hat. Nicht ſelten fällt auf Ehrenbezeugungen dieſer Art ein trübender Verdacht von

Schmeichelei, wenn ſie der Macht, von Prahlerei, wenn ſie dem Ruhme dargebracht werden; dieſes Denkmal, einem ſtillen Verdienſte von einer Dankbarkeit, worein ſich keine Nebenanſicht miſchen kann, errichtet, wird in dem reinen Lichte der Wahrheit ſtehen.

Rudhart ſchied von dem Wirkungskreiſe, der ihm ſehr lieb geworden war, nicht ohne Schmerz, doch wohlgemuth, als er zu der oberſten Stelle in der Verwaltung Griechenlands berufen wurde [7]; ein Ruf, in welchem er nicht weniger das gnädige Vertrauen ſeines Landesherrn, als des Königs von Griechenland zu verehren hatte. Mit welchen Ausſichten, Vorſätzen, Hoffnungen ging er, die neue Laufbahn zu betreten! Es erwachten ihm Erinnerungen aus der erſten Jugend, Bilder und Laute der helleniſchen Welt. Unbekümmert, ob viel oder wenig des Geblütes der Sieger bei Salamis und Platäa unter den Bewohnern Griechenlands noch übrig ſey, war er von dem Gedanken begeiſtert, an der Zubereitung des Mutterbodens aller Bildung für ein neues Zeitalter großen Antheil zu haben. Dieß war ihm nicht beſchieden.

„Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn,“ ſpricht der königliche Prediger; und die Geſchichte demüthigt den menſchlichen Stolz durch eine Menge Beiſpiele von Anſchlägen, denen ein guter Erfolg gewiß ſchien, die aber durch unvermuthete, unbeſiegbare, oft unerforſchliche Hinderniſſe vereitelt wurden. Rudhart erkannte bald die Zeichen des widerſagenden Glücks; er bat um ſeine Entlaſſung, und erhielt ſie mit der huldreichſten Anerkennung ſeiner redlichen Bemühung.

---

[7] 30. December 1831 als k. b. Staatsrath im außerordentlichen Dienſte, mit dem Titel eines Staatsminiſters für ſeine Geſchäftsfuhrung in Griechenland.

Er kehrte ungebeugt heim; das Vaterland erwartete ihn. Auf der See überfiel ihn eine Krankheit; ſie wurde heftiger, nachdem er in den Hafen eingelaufen war, und überwältigte ihn am Geſtade *). Den ſchweren Abſchied von dem Leben, das ihm durch die ſchätzenswertheſten Güter verſchönert war, den ſchwerſten von einer innig liebenden und geliebten Familie, beſtand er mit der chriſtlichen Faſſung, die er nicht jetzt erſt empfangen hatte. Dem Leide über ſein frühes Hinſcheiden darf gegenüber die Betrachtung ſtehen, daß er dem Geſchick des Abnehmens, welches dem Starken härter als dem Schwachen fällt, entrückt worden iſt, und auf ihn angewandt werden kann, was von dem in gleichem Alter hingerafften Johann Winckelmann geſagt iſt: „Er hat als Mann gelebt,

---

*) Zu Trieſt am 11. Mai 1838.

und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen.“ °)

„Herr von Rudhart, unſtreitig in der Reihe der bayeriſchen Staatsmänner der Gegenwart einer der ausgezeichnetſten, an geiſtiger Kraft, ſeltener Macht der Rede, Fülle des Wiſſens, ſcharfem praktiſchen Blick und unermüdlicher Thätigkeit gleich hervorragend.“ *)

*

Trieſt, 14. Mai. Ignaz von Rudhart, königlich bayeriſcher Staatsrath, vormaliger Miniſterpräſident in Griechenland, Großkreuz des k. griechiſchen Erlöſerordens, Commandeur des k. k. öſterreichiſchen St. Stephansordens, Ritter des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w. ſtarb an den Folgen einer Leberkrankheit, nach zurückgelegtem 48ſten Lebensjahre. Herr von Rudhart hat als Gelehrter einen in Deutſchland rühmlich bekannten Namen, als parlamentariſcher Redner einen europäiſchen Ruf — ein bedeutender Mann nannte ihn den Apoſtel der Klarheit — als höherer Beamter, als Staatsmann war er bekannt durch Geſchäftsge-

---

°) Göthe's Winckelmann.

*) Fränkiſcher Merkur Nro. 133 vom 13. Mai 1838. Beilage. S. 1091.

wandtheit, als Bürger durch ächten Patriotiſmus und durch philantropiſche Geſinnung, als Unterthan erprobt durch Freimuth, welcher Hand in Hand ging mit wahrer Anhänglichkeit an den Thron ſeines Vaterlandes. . .

Der ſchwere ſorgenvolle Beruf, die Anſtrengungen einer ungewöhnlichen Geſchäftsthätigkeit in ſüdlicher Sonnenhitze, hatten ſeine Kräfte angegriffen, ſeine Geſundheit untergraben. Doch erholte er ſich bald wieder, und er ſchien von der nach dem Orient unternommenen Erholungsreiſe ſcheinbar ganz hergeſtellt zurückgekehrt zu ſeyn. Da zogen ihm wiederholte Erkältungen eine Entzündungskrankheit zu, die auf der Seereiſe nach Trieſt ſich nur erſt als Unpäßlichkeit zeigte, bei der Ankunft in der Quarantäne aber bald einen gefährlichen Charakter annahm, und alle Stadien eines bösartigen Zehrfiebers durchlief; erzeugt durch die Verhärtung und allmählige Zerſtörung der edelſten Lebensorgane.

Nur durch die milde Pflege ſeiner ſich ſelbſt aufopfernden zärtlichen Gattin und Familie, durch wachſame Hülfe treuer Diener und große Sorgfalt der Aerzte, konnte der Sterbende ſo lange — vom 3. April, dem Tage der Ankunft in Trieſt, bis zum 11. Mai — erhalten werden. An letztgenanntem Tage Morgens zwiſchen 6 und 7 Uhr entſchlief er — nachdem er ſchon früher die Tröſtungen der Kirche empfangen hatte — ſanſt in den Armen ſeiner troſtloſen Gemahlin, umgeben von ſeinen trauernden Kindern und Verwandten, und von vielen Freunden. — In ruhig geduldiger Ergebung ſah der edle Mann ſeinem nahen Ende entgegen, und hörte man von ihm lebhafte Aeußerungen, ſo waren es Segenswünſche für die Regierung Königs Otto, für das Glück des griechiſchen Volks, beſonders aber Betheuerungen der innigſten Anhänglichkeit an ſein Vaterland und ſeinen König. *)

---

*) Außerord. Beil. zur Allg. Ztg. vom 22. Mai 1835. S. 1081. (Auszug.)

Auszug

aus den

Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten der Ständeverſammlung des Königreichs Bayern im Jahre 1840. Amtlich bekannt gemacht. Seite 83 bis 85.

Sitzung vom 22. Jänner 1840.

— — —. Hierauf verlas der erſte Präſident ein Bittgeſuch des königl. Hauptzollamtsverwalters Friedrich Wilhelm Bruckbräu „ſein Werk über das zu frühe abgeſchiedene Mitglied der Kammer, Hrn. von Rudhart" der hohen Kammer der Abgeordneten zueignen zu dürfen.

Der erſte Präſident bemerkte hierauf, daß ähnliche Dedicationsgeſuche an frühere Kammern ſchon gelangt, jedoch von denſelben nicht gewährt worden ſeyen, und eröffnete die Discuſſion.

Der zweite Präſident v. Korb: Welcher Kammer der Abgeordneten will wohl Herr Bruckbräu ſein Werk dediciren?

Der erſte Präſident: Ich glaube, daß wir darunter gemeint ſind.

Der zweite Präſident fortfahrend: Die Kammer der Abgeordneten beſteht nur zeitweis, jede exiſtirt nur ſo lange, als ſie verſammelt iſt, ſohin nur auf die Dauer eines Landtages. Bei jeder Ständeverſammlung bildet ſich eine neue. Der „Kammer der Abgeordneten“ im Allgemeinen kann man daher füglich wohl kaum ein Werk widmen. Ob aber Herr Bruckbräu ſein Werk der Kammer von 1840 — die dermal beſteht — oder einer frühern Verſammlung, deren Mitglied Herr von Rudhart war, dediciren wolle, iſt nicht ausgedrückt. Ueberhaupt ſcheint mir, daß man einer „Kammer der Abgeordneten“ als ſolcher, wegen ihrer, ſowohl bezüglich ihrer Dauer, als bezüglich ihrer Mitglieder blos tranſitoriſchen Exiſtenz nicht füglich ein Werk weihen könne. Will aber Herr Bruckbräu den Mitgliedern einer, oder der andern Kammer, in der Herr v. Rudhart glänzte, die Ehre erweiſen, ſo bedarf es hiezu nicht der Einwilligung der dermal verſammelten Kammer der Abgeordneten.

Der Abgeordnete Dr. Schwindl. Die Reden des ausgezeichneten Volksvertreters v. Rudhart ſind uns gewiß Allen theuer, und ich zweifle nicht, daß es der Kammer der Abgeordneten erwünſcht ſeyn wird, daß die Grundſätze, welche dieſer vortreffliche Volksredner in dieſem Saale ausgeſprochen hat, in einer vollſtändigen Zuſammenſtellung der Nachwelt vor Augen gelegt werden. Den ältern Deputirten, die an ſeiner Seite gewirkt haben, dürfte das angekündigte Werk von beſonderem Intereſſe ſeyn. Ich glaube daher, daß in dem vorliegenden Falle des Autors Dedication wohl anzunehmen ſeyn möchte.

Der Abg. **Haas**: Wie mehrere meiner Nachbarn habe ich nicht deutlich vernommen, wovon die Rede iſt. Nur der Name **Rudhart**, und ein Wunſch, ſein Andenken zu ehren, klang mir klar entgegen. Wer ehrt ihn nicht als Redner, Staatsmann, auch als Gelehrten? Um ſo mehr muß ich zu Allem beiſtimmen, was ſein Gedächtniß feiern kann, als er aus **Bamberg** ſtammte, von dieſer Stadt aus den Eintritt in dieſe Kammer nahm, und als mir Alles theuer iſt, was auf dieſe Stadt ein freundliches Licht werfen kann.

Der Abg. **Frhr. von Freyberg**: Meine Herren! Ich halte gewiß das Andenken an **Rudhart** eben ſo hoch in Ehren, als eben durch ein Organ dieſer Kammer bethätigt worden iſt. Gleichwohl finde ich das in Frage ſtehende Dedicationsgeſuch nicht zu einem Kammerbeſchluße geeignet, weil es nicht hinlänglich präciſirt iſt. Herr **Bruckbräu** kann, wenn er will, eine Dedication an die Abgeordneten immerhin machen; allein die gegenwärtige Kammer iſt nicht in dem Falle, eine ſolche Dedication zunächſt auf ſich zu beziehen, und darüber zur Debatte und einem Beſchluße zu ſchreiten. Sie kann überhaupt nur jenen Verſammlungen der

Abgeordneten zugewendet erſcheinen, welchen der Redner, der gefeiert wird, angehörte, und welche ſeine Aeußerungen vernommen haben. Ich glaube auch nicht, daß ſie an dieſe Kammer gerichtet iſt. Ich halte alſo dafür, daß es hinreichend iſt, daß das Präſidium die Eingabe des Herrn Bruckbräu zur Kenntniß der Kammer gebracht hat, und es ſolle ohne weitere Schlußfaſſung oder Frageſtellung hiebei ſein Bewenden haben.

Der Abg. Dr. Schwindl: Rudhart gehört allen Kammern an, er iſt Mitglied vieler geweſen.

Der zweite Präſident v. Korb: Ich habe wiederholt zu bemerken, daß eine Kammer nur beſteht, ſo lange ſie verſammelt iſt. Wie dieſe Zeit vorüber iſt, dann exiſtirt keine Kammer der Abgeordneten mehr; ich ſehe daher nicht ein, wie eine Dedication an eine ſolche Verſammlung, die nur vorübergehend von Zeit zu Zeit beſteht, und ſich jedesmal aus andern Mitgliedern conſtituirt, angemeſſen geſchehen könne.

Nach vom erſten Präſidenten hierauf geſtellter Umfrage wurde beſchloſſen:

„Die von Bruckbräu nachgeſuchte Dedication ſey nicht anzunehmen.“

Abſchrift.

Das
Präſidium
der
Kammer der Abgeordneten
an den
K. Hauptzollverwalter **Bruckbräu** in **Burghauſen.**

Das unterzeichnete Präſidium eröffnet dem k. Hauptzollamts-Verwalter **Bruckbräu** in Burghauſen, daß der Kammer der Abgeordneten in ihrer heutigen II. öffentlichen allgemeinen Sitzung die Zueignung des Werkes:

> „Politiſches Glaubensbekenntniß von Dr. Ignaz von Rudhart, weiland k. b. Staatsrath und Miniſter-Präſident von Griechenland ꝛc."

abzulehnen beſchloſſen hat; doch iſt man gerne bereit, eine Subſcriptionsliſte für dieſe Schrift im Secretariate der Kammer aufzulegen und dadurch für den Abſatz derſelben mitzuwirken.

Hochachtungsvollſt

München den 22. Januar 1840.

Graf Seinsheim.

Nekrolog.

Dr. **Ignaz Rudhart**, Königlich-Bayeriſcher Staatsrath und Miniſter, wurde geboren am 11. März 1790 zu Weismayn, einem ehemals Bambergiſchen und früher Meraniſchen Städtchen bei der Meraniſchen Burg Niſten.

Sein Vater, Franz Anton Rudhart, war Polizei-Commiſſär des Fürſtenthums Bamberg; ſeine Voreltern ſtanden ſeit langer Zeit im Dienſte der Poſten.

Seine Mutter, Roſina, geborne Fuchs, ſtammte aus einem Geſchlecht, das von je die Bürgermeiſterſtelle bekleidete.

Ein Georg Fuchs führte die 300 Bürger von Weismayn zum Erſatze der Kronacher von der Belagerung der Schweden, und ſtarb mit ihnen den Heldentod, und ein anderer Georg Fuchs rettete ſeine Stadt vor Ueberrumpelung der Preußen im ſiebenjährigen Kriege, indem er mit einem Beile einen preußiſchen Grenadier von einer Zugbrücke ſtieß, die man aufzuziehen verſäumt hatte. In ſeinem dritten Jahre erhielt Rudhart bereits Unterricht. — In dieſer Zeit wurde ſein Vater in die Stadt Bamberg verſetzt, wo deſſen Haus der Vereinigungspunkt vieler edler Männer, beſonders von Gelehrten und Studirenden an der damals blühenden Univerſität Bamberg wurde, die den Knaben duldeten und ſich mit ihm abgaben.

Rudhart erinnerte ſich aus jener frühen Zeit beſonder eines alten penſionirten holländiſchen Offiziers, Namens Zickwolf, der durch große Reiſen reiche Erfahrungen geſammelt hatte, ſich mit dem Knaben, den er liebgewann, viel beſchäftigte, und die ernſteſten Betrachtungen, wie über das Daſeyn Gottes, die Unſterblichkeit der Seele, die hiſtoriſche Kenntniß u. dgl. mit ihm anſtellte.

Den Unterricht, den Rudhart darauf an den öffentlichen Studien-Anſtalten empfing, erſchloß je mehr und mehr ſeinen wißbegierigen Geiſt, der zufällig eine frühzeitige Richtung auf das Politiſche nahm, einerſeits durch die ihm nahe liegenden Verhältniſſe im geiſtlichen Fürſtenthum Bamberg, wo die Adelsfamilien herrſchten, und ſelbſt dem ausgezeichnetſten bürgerlichen Talente nur eine eben durch jene beſchränkte Laufbahn offen ſtand. Dieſes und der Uebermuth junger Adelicher, der ſich an einem angeſehenen Verwandten verſuchte, ſetzte ſich tief in der Erinnerung des Knaben feſt, daß er oftmals ſagte, in Bamberg nicht bleiben zu wollen.

Auf der andern Seite erregte die frühzeitige

Bekanntſchaft mit dem Leben der Edeln der Vorwelt, Cornelius Nepos, die Zeitungen, die man ihn vorzuleſen anhielt, und die allgemeine Theilnahme an der damaligen fränzöſiſchen Revolution und ihre Helden, den Freiheitsſinn und die Phantaſie des Knaben. Rudhart ſagte ſpäterhin öfters, damals der eifrigſte Republikaner geweſen zu ſeyn.

Seine Eltern gewährten ihm alle Freiheit, da ſie ihn aus eigenem Antriebe ſtets fleißig und mit der Zeit geizend ſahen, und ſeine Lehrer verſagten ihm keine Art der Lektüre. Sie ſelbſt gaben dem zwölfjährigen Knaben Romane allerlei Art, ſelbſt Meißners Skizzen in die Hand. Er geſtand ſpäter, in weniger als einem Jahre vollen Eckel an jener Literatur bekommen zu haben. Die ernſten Studien der Klaſſiker und der Geſchichte zogen ihn mehr an. Während ſeines ganzen Studiums auf dem Gymnaſium und Lyzeum zu Bamberg verließ er nicht ein einziges Mal den erſten Platz unter ſeinen Mitſchülern. Mehrmals verſuchte er es, mit höheren Klaſſen zu konkurriren, und erhielt auch dann den erſten Platz. In die griechiſche Literatur, die früher an den Lehranſtalten zu Bamberg nicht ſehr gepflegt wurde, führte ihn Profeſſor Döring ein, mit ſo gutem Erfolg, daß Rudhart bald die Klaſſiker faſt ohne Zuhülfenahme eines Lexicons überſetzen und mit ſeinem Lehrer geläufig griechiſch reden konnte.

Am glücklichſten gelangen dem jungen Schüler poetiſche und rhetoriſche Aufſätze.

Als im Jahre 1804 in Frankreich über Bonaparte's Wahl zum Kaiſer der Franzoſen verhandelt wurde, und man den Schülern ſonderbarerweiſe eine Rede für dieſe Wahl zur Aufgabe machte, erbat ſich der dreizehnjährige Knabe, der es dem Helden der Revolution nicht verzieh, daß er die Republik ſtürzte, die Erlaubniß, eine Rede gegen dieſe Wahl auszuarbeiten. Sie erregte die Aufmerkſamkeit des damaligen Chefs der Regierung, Freiherrn von Stengel.

Mit ſeinem ſechzehnten Jahre trat Rudhart als Repetitor am Gymnaſium und dann am Lyzeum zu Bamberg auf, und nach Vollendung der philoſophiſchen Studien daſelbſt bezog er die Univerſität Landshut, wo er ſich nicht nur des Unterrichts, ſondern der Freundſchaft der damals zwei größten Rechtsgelehrten dieſer Anſtalt, von Savigny und Gönner, freute. Erſterer führte ihn in das hiſtoriſche Studium der Geſetzgebungen und beſonders der römiſch-klaſſiſchen Geſetzgebung ein; Letzterer gab ſeinem Studium die Richtung auf das Praktiſche, und gebrauchte ihn ſehr bald bei ſeinen juridiſchen Arbeiten. Der Umgang mit älteren und jüngeren Univerſitätsfreunden war die Schule eines faſt unausgeſetzten Disputatoriums, und die reiche Univerſitäts-Bibliothek gab Rudhart Gelegenheit, die vorzüglichſten Klaſſiker aller Zweige ſeines Studiums, namentlich der Staatswiſſenſchaften von Plato und Ariſtoteles herab, bis auf jene der neueſten Zeit, ſo wie den Stand der Wiſſenſchaft durchzugehen und zum Theil auszuziehen.

Im Jahre 1810 erſchienen ſeine erſten ſchriftlichen Verſuche in mehreren Aufſätzen in **Gönners** Archiv. Im ſelbigen Jahre wurde ſeine Preisſchrift: „**Syſtem der Verträge**,“ von der Juriſten-Fakultät gekrönt, und nach förmlicher Prüfung und öffentlicher Disputation, die ihm das Anerkenntniß eines gewandten Dialektikers verſchaffte, ihm die Doktorwürde ertheilt. 1)

Darauf nahm **Rudhart** Praxis am Kreisgerichte zu Bamberg, erhielt aber ſchon am 3. März 1811 durch den Großherzog Ferdinand von Würzburg den Ruf als Profeſſor an die Univerſität Würzburg für folgende Lehrfächer: Geſchichte der Geſetzgebungen, deutſche Geſchichte, Völkerrecht. Privatim lehrte er noch das römiſche Recht. Als Mitglied des Spruchkollegiums der Juriſten-Facultät, das damals als Oberappellationsgericht für Frank-

---

1) Die Preis-Aufgabe, welche **Rudhart** löſete, lautete: „**Unterſuchung der Eintheilung und Klaſſifikation der Verträge**;“ er hatte das Motto gewählt: „Les besoins rapprochent les hommes; leurs contracts se multiplient autant, que leurs besoins.“ Dem **zwanzigjährigen Rudhart** wurde der Preis **einſtimmig** zuerkannt.

furt und die ſächſiſchen Fürſtenthümer ꝛc. vielfach beſchäftigt war, und als Konſulent mehrerer adeliger Familien, fand er Gelegenheit zu Erfahrungen in den mannichfaltigſten Geſchäften Das Lehrfach bot ihm die Gelegenheit zu einem lebhaften freien Vortrag. Selbſt der Vortrag über Geſchichte war frei, blos unter Zugrundlage einzelner Noten. Eine Reihe von Schriften, die er in dieſer Zeit herausgab, wurde auch ſpäter, als Rudhart das Lehramt verließ, von ihm fortgeſetzt.

Im Jahre 1815 machte er Bekanntſchaft mit Lerchenfeld, beſonders dadurch, daß er damals ſchon die Nothwendigkeit einer ſtändiſchen Verfaſſung in Deutſchland und Bayern beſonders erkannte, und zu dem Ende ſeine „Geſchichte der Landſtände in Bayern“ ſchrieb. Im Frühjahre 1817 verließ Rudhart in Folge einer Krankheit, die ihn in Würzburg dem Tode nahe gebracht hatte, das Lehramt, und wurde als Generalfiscalats-, und im Jahre 1819 als Miniſterialrath in das Miniſterium der Finanzen berufen. Damals war das Chaos zu ordnen, die Verfaſſungs-Urkunde zu entwerfen. Das Vertrauen der Miniſter von Lerchenfeld und von Zentner berief ihn zu den wichtigſten Arbeiten. Auch auf jene für die Verfaſſungs-Urkunde ſelbſt war er durch Bearbeitung der hiſtoriſchen Vorhallen nicht ohne Einfluß, ſo wie er an den Vorarbeiten zu der Wiener-Schluß-

Akte, welche die Karlsbader-Beſchlüſſe vom Jahre 1819 heilen ſollten, und an den Arbeiten der Regierung in der erſten Ständeverſammlung 1819 lebhaften Antheil nahm.

Im Jahre 1820 [*]) war Rudhart königlicher Kommiſſär bei der Ständeverſammlung. Im Jahre 1823 ward er zum Regierungs-Direktor nach Bayreuth, im Jahre 1826 nach Regensburg berufen. Durch ſeine Verſetzung ſeinen Landsleuten näher gerückt, wurde er im Jahre 1825 von den Städten des Obermainkreiſes zum Abgeordneten der Ständeverſammlung gewählt. Als ſolcher wohnte er den Sitzungen von 1825, 1828, 1831 und 1834 bei. Seine Reden vor dieſer hohen Verſammlung waren niemals memorirt; er hielt ſie, meiſt ohne alle Noten, ganz frei. Nach dem Schluſſe der Ständeverſammlung von 1831 wurde Rudhart als Regierungs-Präſident nach Paſſau berufen. Hier wirkte er mit gewohntem Eifer und mit tief gründlicher Einſicht für das allgemeine Wohl, und der ganze Kreis ſegnet ihn und ſeinen Namen.

Des Königs allerhöchſte Gnade hatte inzwiſchen dieſen getreuen und bewährten Staatsmann zu einer der höchſten und wichtigſten Ehrenſtellen beſtimmt, und ihn namentlich zu Ende des Jahres 1836 an die Stelle des Grafen von Armansperg zum

---

[*]) 1822 (?)

Miniſter des Innern und Präſidenten des Conſeils Seiner Majeſtät des Königs von Griechenland berufen. Er folgte Seiner griechiſchen Majeſtät zur Vermählung nach Oldenburg, und ward inzwiſchen zum königlich-bayeriſchen Staatsrath und Miniſter ernannt, legte jedoch nach Verlauf eines Jahres ſein Portefeuille in die Hände des Königs nieder, und trat mit ſeiner Familie die Rückreiſe nach dem geliebten Vaterlande an, nachdem er vorher noch eine weitere Excurſion nach Aegypten und Konſtantinopel gemacht hatte. Er erreichte glücklich Trieſt, wo dem kräftigen, blühenden Manne indeß leider der Tod am 11. Mai Nachts 1 Uhr ein Ziel ſetzte.

Rudhart's häusliches und eheliches Glück hat der Engel des Todes ſchon zweimal mit eherner Hand durchſchnitten, und zwei edle Gattinnen ihm entriſſen. In dritter und glücklicher Ehe lebte er mit ſeiner jetzigen Wittwe, einer geborenen Camuzi aus dem Rheinkreiſe. Fünf[3]) Töchter aus den erſten beiden Ehen, und ſechs Sproſſen aus der letzten Ehe bilden ſeine Nachkommenſchaft. Von jenen iſt die älteſte Tochter ſeit mehreren Jahren an den königlichen Regierungs-Aſſeſſor[4]) Hobe zu Paſſau verheirathet. Rudhart's älteſter Sohn, dermalen noch in dem zarten Alter von ſechs Jahren, entwickelt ſchon ſeit längerer Zeit große Talente und Anlagen; es regt ſich in ihm des Vaters kräftiger Geiſt, und nicht trügeriſch mag die Hoffnung ſeyn, er werde dereinſt in deſſen Fußſtapfen treten.

---

[3]) Vier. [4]) Iſt ſeitdem zum k. Regierungsrathe befördert worden.

Als Schriftſteller hat Rudhart, von ſeinen erſten Aufſätzen in Gönners Archiv an, ſich immer höchſt gründlich, ſeinen Gegenſtand tief erfaſſend und erſchöpfend, gezeigt, und ſich auch hierdurch einen bedeutenden Namen erworben.

*

(Der Sammler. Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung. Nro. 20. Beilage zur Augsburger-Abendzeitung vom 19. Mai 1838.)

Politiſches
Glaubensbekenntniß

von

Dr. Ignaz von Rudhart.

„Wahr, treu, feſt!“

— Rudhart's Wahlſpruch. —

Inhalts-Verzeichniß

zum

„Politiſchen Glaubensbekenntniſſe,"

aus den Ständeverſammlungen

von		Nummer:
1825	. . .	1 bis 44.
$18^{27}/_{28}$	. . .	45 „ 135.
1831	. . .	136 „ 227.
1834	. . .	228 „ 257.

Abgeordnete. 100. 152. 154.
Ariſtokratie. 39. 40. 226.
Arme. 200. 257.

*

Bevölkerung. 17. 19. 82. 116. 252.
Bürgerehre. 68.
Budget. 150. 162. 170.

*

Cabinetsregierung. 139. 172.
Cautionen für Journale. 162.
Cenſur. 130. 147. 159. 162. 197. 208.
Centraliſirung. 73. 204.
Charakteriſtiſches. 2. 7. 28. 33. 37. 46. 50. 55. 58. 61. 69. 71. 75. 76. 78. 85. 87. 88. 98. 101. 111. 117. 122. 128. 135. 140. 144. 151. 156. 174. 185. 190. 192. 196.

201. 206. 209. 221. 223. 229. 237. 239. 243. 244. 247. 255.
Civilliſte. 171. 228.
Cölibat. 15.
Competenzconflikte. 77. 212.
Conſcription. 83. 94.
Culturgeſetz. 165.

*

Deutſcher Bund. 160.
Diplomatie. 173.

*

Ehe. 10. 44. 84.
Ehen, gemiſchte. 148. 232.
Eide. 64. 93.
Emancipation der Juden. 18. 199. 242.

*

Freies Eigenthum. 26. 72. 141. 150. 153. 231.
Freiheit. 36. 65. 70. 107. 112. 248.
Fürſtendiener. 195.
Fürſtenpflicht. 30.

*

Gehorſam. 95. 137.
Geiſtliche. 29. 165. 178.
Gemeindeweſen. 164. 194. 234. 236.
Geſchäftsgang d. Kammer. 142. 224.
Geſchwornengericht. 162. 163. 225.
Geſetzgebung. 5. 35. 42. 86. 92. 113. 143. 168. 198. 203. 230. 233. 235. 238. 249. 251.
Gewerbsfreiheit. 166. 214. 245.
Gewerbsweſen. 22. 102. 183.
Gnade. 188.

*

Handel. 109. 110. 114. 119. 191. 216. 250.
Heere, ſtehende. 25. 82. 184, 186.
Heimath. 14.

*

Induſtrie. 150. 246.

*

Kirche, katholiſche. 177.
Kirche, proteſtantiſche. 176. 182.
Klöſter. 179. 180. 181. 182.
Kronrechte 120. 138. 145.

*

Landrath. 38. 53.
Landwehr. 24. 83. 186.

Liberalismus. 202.
Lotto. 96. 129. 150.

*

Majorate. 16.
Maſchinen. 21.
Miniſter. 132. 218.
Miniſter-Verantwortlichkeit. 139. 149.
Monarch. 134. 228.

*

Oeffentlichkeit. 1. 11. 34. 39. 45. 59. 103. 108. 111. 123. 136. 162. 224.
Oppoſition. 145.

*

Paternitätsklage. 256.
Preßfreiheit. 145. 147. 158.
Preßproceß. 162. 225. 227.
Privilegien. 12. 41. 54. 56. 90. 219.

*

Recht. 133. 167. 213. 217. 220. 222.
Reformen. 3. 57. 74. 81. 91. 97. 105. 124.
Regierung. 23. 27. 31. 49. 51. 63. 126. 127. 131. 210. 211. 254.
Reichsräthe. 66.
Religion. 175.
Revolution. 60. 146. 161. 253.

*

Staatsdiener. 155. 189.
Staatspapiere. 9.
Staatsverträge. 115. 120. 241.
Staat und Kirche. 4. 20.
Standſchaft. 43. 47. 48. 79. 169.
Steuern. 8. 32. 52. 62. 89. 99. 104. 106. 205. 215. 240.

*

Verfaſſung. 67. 80. 125. 207.
Verfaſſungseid des Militärs. 93. 187.
Volksrechte. 115. 118.
Volksunterricht. 6. 193.

*

Wahlfreiheit. 145. 157.

*

Zehent. 13. 165.
Zünfte. 246.
Zweikämpfe. 121.

14. März 1825.

Ständeverſammlung *)

von 1825 . . . Nummer 1 – 44.

1.

Jeder, welcher einen Begriff von repräſentativer Verfaſſung hat, weiß, daß die Oeffentlichkeit zu ihrem Weſen gehöre, und ohne Oeffentlichkeit die Verfaſſung ſelbſt in ſich zerfalle.

2.

17. März 1825. Es muß für die Kammer von hohem Werthe ſeyn, die Erfahrung des Alters in ihren Berathungen hören und benützen zu können; denn die Weisheit des Alters gilt mehr, als die feurigſte Beredſamkeit.

3.

18. April 1825. Ich bin Verbeſſerungen nicht abgeneigt, aber auch nicht allzureizbar für dieſelben; ich werde ſtets ein Vertheidiger der beſtehenden Geſetze ſeyn, wenn

---

*) Was mit „geſperrter Schrift“ gedruckt iſt, erſcheint auch in den amtlichen gedruckten Verhandlungen auf dieſelbe Art gedruckt. B.

das, was dafür geboten wird, nicht entſchieden beſſer iſt.

4

Obgleich Staat und Kirche gemeinſchaftlich für den höheren Zweck wirken, den Menſchen menſchlicher zu machen, und zur reinen Menſchheit zu führen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß ſo, wie jede Geſellſchaft, wenn ſie gewiſſe Ausdehnung und Form erreicht hat, ſo auch die Kirche, welche von der Demokratie und Ariſtokratie zur abſoluten Monarchie gekommen, in Anſehung der Grenzen der Gewalt eine nebenbuhler'ſche Macht neben dem Staate geworden iſt, welche in der Befugniß zu einer großen Einwirkung auf bürgerliche Verhältniſſe leicht die Veranlaſſung nehmen, und eine Grenze überſchreiten dürfte, die um deßwillen von der andern Seite mit einer um ſo größern Vorſicht bewacht werden muß. So wie die Kirche gegen Einmengung der weltlichen Macht in religiöſen Dingen geſchützt iſt, ziemt es ſich auch, daß die geiſtliche Macht nicht in weltliche Dinge ſich einmiſche. 21.
182

5.

Das Beſtreben, die beſtehende Geſetzgebung zu vertheidigen, und fragmentariſche Geſetzgebung zu vermeiden, darf nicht ſo weit getrieben werden, daß man ſich auch den als nothwendig anerkannten Verbeſſerungen widerſetzt, da Geſetze durch Bedürfniß erzeugt werden. 25.
18

Wer die Gräber der Vergangenheit oder gar der Revolution öffnet, ſchlägt Wunden, die er heilen will, und verſchleudert unwirkſam ungeheure Geldſummen, welche zu großen wohlthätigen National-Anſtalten verwendet werden könnten.

6.

5. Mai 1825. Ich glaube, man ſoll niemals Inſtitute begründen wollen durch Zerſtörung anderer.

Die Erziehung iſt zunächſt Pflicht der Eltern; nur die größte Armuth enthebt ſie dieſer Pflicht. Die Erziehung iſt aber auch Sache des gemeinen Weſens, und daher, wenn die Kräfte der Familienväter nicht zureichen, Pflicht des der Familie nächſten Kreiſes — der Gemeinde. Beſchränkt man aber alle Leiſtungen für Schulen auf die Gemeinden, dann, glaube ich, erdrückt man ſie.

7.

30. Mai 1825. Wer wird dem, der im Sturme nach einem Brette greift, um ſein Leben zu retten, dasſelbe entziehen, auch wenn zu fürchten iſt, die nächſte Welle werde ihn hinwegſpülen?

8.

6. Juni 1825. Es iſt eine Hauptbürgſchaft der öffentlichen Freiheit, daß von dem Volke keine Abgabe willkürlich und zu einem andern als zu einem öffentlichen Zwecke erhoben werden kann.

Ich verſchmähe den Vortheil einer kleinlichen Redekunſt.

Was wäre eine Ständeverſammlung, wenn ſie nichts weiter, als das Recht der Erinnerung hätte! Was wären dieſe Erinnerungen ohne das Recht der Zuſtimmung, wo ſie doch die Kraft der Oeffentlichkeit für ſich hat!

Beſorgniß gegen Willkür habe ich geäußert; Willkür iſt aber nicht immer im gehäſſigen Sinne zu nehmen, und nicht in Vorausſetzung böſer Abſicht. Ja der beſte Wille kann ſchädlich und drückend werden. Friedrich II., Joſeph II., Guſtav III., und Napoleon! Wie viel Gutes würden ſie mehr gethan haben, wenn ſie ſtatt ihres Willens ein Geſetz gehabt hätten!

Wohl muß die Regierung kräftig ſeyn, und Raum zur freien Bewegung haben, aber nur innerhalb der Grenzen der Geſetze, damit das Recht jedes Einzelnen geſichert bleibe; keine ſolche Kraft, welche die Rechte der Einzelnen und Gemeinden erdrückt, keine Kraft zur willkürlichen Erhebung einer Abgabe; — fürchte man endlich nicht, daß die Gemeinden ihre Intereſſen verkennen, ſich nützlichen Einrichtungen entgegenſetzen. Diejenigen, welche das Geſetz ſelbſt für mündig erklärt, und denen es die Beſorgung der Gemeinde-Angelegenheiten überläßt, werden auch das Vertrauen verdienen, welches man in ſie ſetzt. Wollte man Mißtrauen in ſie ſetzen, ſo würde man gegen das Weſen der repräſentativen Verfaſſung ſelbſt anſtoßen, welches in dem Vertrauen beſteht, daß die Einzelnen und Gemeinden ihre Intereſſen ſo gut, und oft beſſer als die Regierungs-Behörden ſelbſt kennen, und dadurch mitwirken, immerhin zum allgemeinen Beſten.

Die Rechenſchaftsablage iſt ſo wichtig, als das Recht der Zuſtimmung. Was nützte es, wenn man das Recht der Zuſtimmung hätte, aber über die Verwendung ſelbſt keine Kenntniß! Wollte man auch hier, daß das Vertrauen ſchon genüge, ſo brauchte man ſo wenig Rechenſchaft als Zuſtimmung. Vergeſſen Sie aber nicht, daß in einem verfaſſungsmäßigen Staate die Rechenſchaft immer nothwendig bleibt.

9.

9. Juni 1825.

Seitdem **Pinto** in den Irrwahn verfallen, Staatsſchulden als Staatsreichthum anzuſehen, hat er viele Nachfolger gefunden, welche zum Troſte übler Finanzwirthe das Glück der Staatsſchulden und die Vortheile des Staatspapierhandels geprieſen haben. Dieſe laufen zuſammen in einen: nämlich die Vermehrung der Circulation. Dieſe Circulation aber iſt mit der wohlthätigen Geldcirculation, deren Wirkung **Büſch** beſchreibt, zu vergleichen, wie der Narren- oder gar Veitstanz dem Tanze der Freude.

Wohl geben die Zeitkäufe von Papieren Einzelnen die Gelegenheit, ſich ſchnell und mühelos zu bereichern; allein eben dieß wirkt ſo verderblich auf eine Menge Familien; denn auch der ſolidere Familienvater läßt ſich dadurch verführen, das leichte Schiff des Glückes zu beſteigen, das ihn in luſtige Höhen hinaufführt, als plötzlich Sturm kommt, der es ergreift, hinabſtürzt, und ihn, ſein Haus und Hunderte von Familien zerſchmettert, die auf ſein Glück und ſeine Redlichkeit gebaut haben.

Auch den Schuldentilgungsanſtalten ſind dieſe Geſchäfte höchſt nachtheilig. Diejenigen Schuldentilgungskaſſen ſind die beſten, auf welche die Agiotage keinen Einfluß üben kann; wo aber dieſe wirkt, iſt ſie nachtheilig. Wenn ſie auch durch die Spekulation auf das Sinken der Papiere nur augenblicklichen Einfluß übt, auch ein ſolcher augenblicklicher Nachtheil iſt von unberechenbaren Folgen für das allgemeine Beſte.

Zwar ſagt man auf der andern Seite, daß ſie auch den Staatspapieren zu ihrem Werthe verhelfen kann, nnd es iſt nicht zu läugnen, daß dieſelben durch die Agiotage augenblicklich in die Höhe gebracht werden können; allein ein hoher Kurs der Staatspapiere iſt nicht einmal immer vortheilhaft. Wenn er ihrem Nennwerthe gleich ſteht, ſo iſt dieß allerdings ein erfreuliches Zeichen des öffentlichen Kredits; ſelbſt wenn nur einige Procente darüber geboten würden, könnte dieß ein Zeichen des Ueberflußes an Kapitalien ſeyn. Wäre dieß aber die Folge des Mangels an Gelegenheit, ſeine Kapitalien günſtig anzulegen, weil Gewerbe und Ackerbau dieſe Gelegenheit nicht bieten, ſo wäre es kein Glück zu nennen. Aber die Agiotage wirkt nur vorübergehend, nicht bleibend, und wenn die Agioteurs ihren Vortheil erreicht haben, wird der künſtlich gehobene Kurs deſto ſchneller und tiefer ſinken.

Eben ſo nachtheilig wirkt der Staatspapierhandel auf den öffentlichen Verkehr. Er entzieht den beſſeren Geſchäften Kapitalien, Talente und Zeit. Gewerbe und Ackerbau können ſich zum Theil eben darum nicht aufſchwingen, weil zu viele Kapitalien auf Staatspapiere verwendet wurden, und weil die Kapitaliſten bei jenen nicht Gelegenheit fanden, einen ſo ſchnellen und ſichern Gewinn zu machen. Es iſt natürlich, daß dieß nachtheilig auf Ackerbau und Gewerbe wirken muß; kein Geſchäft wird ſo leicht eingegangen, das Tag und Nacht in Anſpruch nimmt, ſo lange man mit ſeinen Staatspapieren in dem Portefeuille ruhig zuſehen kann, ob das Glück einkehre. Man wird ſich hüten, dem Ackerbau und den Gewerben ſeine Kapitalien zuzuwenden, ſo lange der Kapitaliſt nicht nur von allen öffentlichen Laſten frei iſt, ſondern da, wo das Unglück der Andern hereinbricht, nämlich im Kriege, erſt ſeine Ernte recht beginnt. Solche Geſchäfte ſind gewiß in keiner Beziehung dem Staate wünſchenswerth, am wenigſten jene, wo blos Spiel und Wette zu Grunde liegen. Beſſer wäre es, der ganze Papierhandel wäre gar nicht.

Die Frage aber iſt: was iſt zu thun? Sollen alle Zeitkäufe verboten, oder nicht wenigſtens für dieſelben ohne Unterſchied die Klage verſagt werden?

Ein Antrag geht dahin: „alle Zeitkäufe von Staatspapieren in der Art für nichtig zu erklären, daß ſie keine Klage begründen.“

Ich brauche nicht auszuführen, daß die Verbindung dieſer zwei Sätze unlogiſch ſey; ein Geſchäft, das nichtig iſt, iſt nicht exiſtirend, es begründet gar keine Verbindlichkeit. Ein Geſchäft kann aber eine natürliche Verbindlichkeit begründen, ſomit gültig ſeyn, ohne daß jedoch eine Civilklage aus demſelben erhoben werden kann. Dieß ſcheint auch die eigentliche Abſicht des Antrages zu ſeyn; er will, ohne Limitation, daß keine Klage zugelaſſen werde. Hingegen ſtehen große Bedenken, namentlich, daß der Staat ſelbſt ſeine Obligationen zu einer Waare gemacht hat, und daß Zeitkäufe an ſich völlig rechtliche Geſchäfte ſind.

Soll man aber die ſimulirten Zeitkäufe, welche eigentlich bloße Wetten ſind, mit Strafen belegen, wie dieß durch die franzöſiſchen Geſetze beſtimmt iſt?

Ich als Berichtserſtatter habe auf eine ſolche Beſtrafung nicht angetragen, theils weil ſich eben das angeführte Geſetz in Frankreich ſelbſt als wirkungslos gezeigt hat, theils weil die Regierung in Privatangelegenheiten auf ſolche Art ſich nicht einmengen ſoll.

Aus demſelben Grunde bin ich im Ausſchuße nicht darauf eingegangen, auch nur ein Verbot ſolcher Geſchäfte zu beantragen. Derlei Verbote bleiben ohne Wirkung, wie ähnliche Gebote. Es gibt Dinge in der Welt, über welche keine Macht direkt gebieten kann. Zu dieſen gehört der Verkehr. Jener mit Staatspapieren wird von ſelbſt aufhören, wenn der Handel im Allgemeinen eine andere Richtung nehmen wird, und es wird nicht nöthig ſeyn, Verbote dagegen zu erlaſſen, wenn man den Ackerbau und die Gewerbe von ihren Feſſeln und Laſten befreiet, damit jeder Kapitaliſt Ermunterung und Gelegenheit finde, ſich ſelbſt unter die Ackerbau- und Gewerbtreibenden zu ſtellen, oder doch dieſelben zu unterſtützen.

Als Berichtserſtatter wollte ich nur darauf antragen, den bloßen Scheinkäufen von Staatspapieren auf Zeit den Schutz zu verweigern, welchen der Staat andern wirklichen Geſchäften gibt, nämlich: die Klage auf Erfüllung oder Entſchädigung. Die Aufgabe iſt nur, die Zeichen der Erkenntlichkeit wahrer Käufe und Verkäufe zu beſtimmen, und zu unterſuchen, ob es den Parteien mit dem Kaufe Ernſt ſey, und ob ſie den Kauf halten wollen, und halten können? —

Man hat geglaubt, das ſicherſte Zeichen zu finden durch die Depoſition von Geld oder Papieren, (nicht, wie bemerkt wurde, von Geld und Papieren) bloße oblatio wird nicht genügen; denn auch die ſogenannte oblatio realis, wenn ſie mit derſelben verbunden iſt, wird meiſtens nicht mehr, als eine bloße oblatio verbalis ſeyn, und derſelben ungeachtet, Agiotage mit den Staatspapieren nach wie vor fortdauern.

Depoſition alſo iſt nothwendig; aber wann? wo? und wie lange? —

Wann? Es ſind drei Zeitpunkte bezeichnet worden: die Zeit des Kontraktes, die Zeit der Klage und der Verfalltag.

Die Deponirung zur Zeit des Kontraktes würde gewiß das durchgreifendſte Mittel gegen den Staatspapierhandel ſeyn; allein man hat auf der andern Seite in Erwägung gezogen, daß man da weiter ginge, als der Ausſchuß nach ſeinem Principe wollte. Man würde auch die wirklichen Staatspapierkäufe hindern, die Staatsſchuldentilgungs-Anſtalt der Mittel berauben, Geſchäfte zu machen, und ſie vielleicht in Verlegenheit ſetzen, und den Kapitaliſten zwingen, ſein Kapital in der Zwiſchenzeit, wo er es noch benützen könnte, todt liegen zu laſſen. Man hat daher verſucht, einen andern Zeitpunkt aufzufinden, nämlich die Zeit der Klage. Dieß ſcheint allerdings konſequent und juridiſch, denn das durch die Deponirung Bedingte iſt die Klage.

Wenn die Handlung vorgenommen werden will, an welcher die Bedingung geknüpft iſt, muß man auch die Nachweiſung der Bedingung fordern, und daher als den Zeitpunkt der Deponirung die Zeit der Klage annehmen. Dieß ſcheint wenigſtens, was man auch in kommerzieller Beziehung dagegen ſagen mag, logiſch richtig. Dieſer Zeitpunkt iſt auch nicht ſo nachtheilig, als man glaubt; denn die Klage auf Erfüllung des Kontraktes iſt, nach der Natur deſſelben, nur am Tage der Verfallzeit möglich. Wer auch am zweiten Tage erfüllen wollte, hat nicht mehr erfüllt, und iſt ſelbſt Urſache daran, daß es nicht mehr geſchehen könne.

Auch iſt vorgeſchlagen worden, daß man erſt am Verfalltage deponiren ſolle.

Wo ſoll deponirt werden?

Eine bloße Privatdepoſition gibt keine Gewähr gegen Unterſchleif. Die Depoſition muß daher eine öffentliche ſeyn. Wir haben gerichtliche Depoſition vorausgeſetzt. Indeſſen muß es nicht eben ein Gericht ſeyn; es kann auch eine andere Autorität beſtimmt werden, wo dieſe Dipoſition Statt finden mag, ich meine die Wechſelnotaren. Die Depoſition bei denſelben gibt dieſelbe Sicherheit für die Aechtheit und Redlichkeit der Handlung, wie die Depoſition bei Gericht.

Da alſo, wo ein Wechſelnotar vorhanden iſt, mag auch die Depoſition bei einem ſolchen Statt finden.

Endlich die Frage, *wie lang*?

Ich könnte antworten, ſo lange der Proceß dauert; denn ſo lange er dauert, muß auch der Kläger ſeinerſeits Geld oder Papiere in Bereitſchaft halten, bis der Gegner ſich erklärt haben wird, daß er ſeine Verbindlichkeit erfüllen wolle, oder bis der Richter geſprochen hat, daß er ſie erfüllen muß.

Indeſſen wird ſich jede Partei auch hüten, ſich dieſe Nachtheile aufzubürden. Niemand iſt verhindert, nach der erwähnten Depoſition entweder durch die Gerichtsbehörde oder den Wechſelnotar dem Gegentheile anzubieten, auf ſeiner Seite das, was er ſchuldig iſt, durch das deponirte Papier oder Geld zu leiſten, und wenn ſodann die Erklärung des Gegentheils erfolgt, daß er ſeine Verbindlichkeit nicht erfülle, ſo iſt ihm unbenommen, bei Gericht den Antrag zu machen, daß ihm die Papiere oder das Geld zur Verfügung geſtellt werden, und ſodann die Klage auf Entſchädigung zu erheben.

Der Wechſelnotar, bei welchem deponirt wurde, verfährt auf ähnliche Weiſe, wie bei Wechſelproteſten. Er zeigt am Verfalltage dem einen Theile an, der Andere habe deponirt, und biete ihm die

Erfüllung an. Verweigert dieſer ſeinerſeits die Erfüllung ſeiner Verbindlichkeit, ſo wird über Papier und Geld weiter disponirt, und die Entſchädigungsklage mag erhoben werden. Dadurch glaube ich alles Beläſtigende hinweggenommen, was wahren Käufen und Verkäufen entgegenſteht.

10.

20 Juni 1825.

Die Verhinderung der Heirathen hindert den Fortgang der Zeugung nicht, ſie ſtört aber deren geregelten Gang, und ſo ſtraft ſich die bürgerliche Geſellſchaft durch ein Geſetz, das gegen Gottes Ordnung iſt.

Nichts halte ich gefährlicher für eine Ständeverſammlung, als Uebergriffe über die Grenze in das Gebiet der vollziehenden Gewalt.

Es iſt erklärbar, daß die, welchen die Hoffnung genommen iſt, je zur Selbſtſtändigkeit zu gelangen, jede Gelegenheit ergreifen, dem Zwange zu entgehen, und daß ſie, in Verzweiflung an der Zukunft, Entſchädigung und Genuß in der Gegenwart ſuchen.

Wachſamkeit gegen jede fremde Gewalt iſt nothwendig, am meiſten gegen die geiſtliche Gewalt.

11.

22 Juni 1825.

Ein vorzügliches Mittel der Gewalt einer Regierung beſteht in der öffentlichen Meinung, ſie übt durch dieſelbe ihre moraliſche Macht aus.

12.

Der Adel würde ſehr unklug thun, wollte er ſich einlaſſen in eine Abrechnung über die Vorrechte der Vorzeit, und die Nachtheile der Gegenwart. Die übrigen Stände würden ihm eben die Nachtheile entgegenhalten, welche ſie ſo lang empfunden haben, eben, weil er ſo lange Rechte vor ihnen genoß. 1. Jan 1825.

Nicht Privilegien ſind es, welche die Stärke des Adels ausmachen. Ich glaube, und ſage es voraus: es kömmt eine Zeit, wo der Adel ſelbſt einſehen wird, daß er mehrere ſeiner Privilegien zu ſeinem eigenen Nachtheile beſitzt. Kein Theil der öffentlichen Autorität, die nur der Regierung gebührt, wird von irgend einem Unterthan ohne eigenem Nachtheile beſeſſen.

Wiederholt behaupte ich, die Privilegien machen die Stärke des Erbadels nicht aus. Seine Kraft beſteht darin, daß er großer Beſitzer freien Grundeigenthums iſt, und dahin muß das Beſtreben des Adels gehen, und Aller, die ihm verſtändig wohl wollen, ihm dieſes frei und möglichſt unbelaſtet zu erhalten.

Will der Adel die Vortheile der Gegenwart, will er ſich zu ſeinem Nutzen berufen auf den Geiſt der Zeit, ſo bleibe er getreu, und begehre nicht Rückſchritte aus nicht verſtandenem Intereſſe.

13.

7. Juli 1825. Mag man ihn auch ein altes barbariſches Recht nennen; der Zehent iſt ein poſitives Recht geworden, und das iſt keine Verbeſſerung, welche mit Verletzung von Rechten beginnt.

14.

9. Juli 1825. Die Heimathloſen ſind nicht ſchlecht, weil ſie ſo unglücklich ſind, keine Heimath zu haben; aber die Vertriebenen werden oft ſchlecht nur, weil man ſie heimathlos gemacht hat.

Wenn eine Regierung gegen ihr eigenes Land unzweckmäßige Maßregeln ergreift, ſoll es darum auch die unſrige gegen unſer Vaterland thun?

Eben dieſer Grundſatz der Reciprocität iſt es, durch welchen ſich die Staaten gegenſeitig um die Wette immer näher und näher zu ihrem Verderben führen müßten. Ich hoffe aber, daß die Staaten von dieſem gegenſeitig Unheil bringenden Syſteme durch die aufgeklärte Politik Englands noch zu dem verſtändigen Syſteme gegenſeitiger Begünſtigung kommen werden.

Das Vaterland hat die Pflicht, denjenigen, der bereit iſt, im Kampfe für dasſelbe Leib und Leben hinzugeben, zum Lohne als Bürger des Staates anzuſehen.

15.

Den Prieſter kann ich mir nur unverehelicht vorſtellen, und denke ich mich an des Papſtes Hildebrand (Gregor VII.) Stelle, ſo würde ich auch den Cölibat eingeführt haben.

16.

Ich weiß wohl, daß der Erbadel Fideikommiſſe und Majorate haben muß; gibt er ſie auf, ſo wird er ſich ſelbſt aufgeben. Aber man kann auch nicht mißkennen, daß dieſe Inſtitution der Bevölkerung ungünſtig iſt; denn bei dem Majorate wird zunächſt einer aus mehreren Söhnen zum Geſchäfte der Erzeugung ausſchließend beſtimmt, den anderen das Mittel der Subſiſtenz genommen oder doch erſchwert. Und in der That zeigt es ſich, was natürlich iſt, daß der Stamm mit einem einzigen Zweige leichter ausſtirbt, als der mit vielen. Dasſelbe Verhältniß tritt ein bei den großen gebundenen Bauerngütern, welche daher als wahre Bauernmajorate betrachtet werden müſſen.

17.

Wenn die Anſäßigmachung und die Verehelichung erſchwert, und die Form des Geſetzes verſagt wird, ſo wird allerdings die legitime Bevölkerung gehindert; aber den natürlichen Gang der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, welchen die Vorſehung vorgezeichnet hat, zu hindern, iſt der menſchliche Wille zu ohnmächtig. Die nächſte Folge iſt daher Vermehrung der unehelichen Kinder.

Der Menſch iſt nicht Verbrecher aus natürlicher Verdorbenheit, meiſtens wird er vom Menſchen zum Verbrecher gemacht, und ſelbſt der Verbrecher hört auf, es zu ſeyn, wenn er mit menſchenfreundlicher Hand zur Ordnung, und mit der Fähigkeit, Eigenthum zu erwerben, in die Geſellſchaft aufgenommen wird. Selbſt die Verbrecher-Kolonien, welche England mit weiſer und menſchlicher Staatsklugheit angelegt hat, beweiſen dieß; man hört jetzt ſchon, daß dort bürgerliche Ordnung in einem Grade herrſcht, welche man in manchem Staate Europa's vermiſſen würde.

Auch die gleiche Strenge iſt eine Gunſt.

18.

Ich läugne nicht: es wäre wohl zu wünſchen, daß es keine Klaſſe von Staatsbürgern unter uns gäbe, welche in allen Verhältniſſen ſo ſehr von uns unterſcheidet, wie die Juden. Allein, da ſie einmal vorhanden ſind, ſo hoffe ich: es komme doch noch die Zeit, wo man chriſtlicher und milder über ſie denken, und eine menſchliche Geſetzgebung noch beſſere Früchte auch in Anſehung ihrer bringen wird. Ich mag keinen Stein aufheben, und ihn gegen die Juden werfen; wer es aber zu thun Luſt hat, unterſuche doch vorher, ob es ihre Religion oder das bürgerliche Geſetz ſey, was ſie zu den macht, was ſie ſind? Ich erinnere nur an eines: In Paläſtina, wo man die Chriſten ſo behandelt, wie bei uns die Juden, ſind die Chriſten ungefähr ſo, wie bei uns die Juden.

19.

Gute Sitten und Kenntniſſe ſind eine beſſere Bürgſchaft, als zufälliger Beſitz und vergängliche Kapitalien, und mit einem armen, aber wohlgeſitteten Bürger iſt dem Staate und den Gemeinden mehr gedient, als mit einem wohlhabenden Taugenichts.

Keinen Schritt rückwärts! Aber ſo ſehr lebe ich nicht in Idealen, daß ich nicht mit jedem Schritte vorwärts zufrieden wäre. Ja, ſo genügſam bin ich, daß auch nur ein halber Schritt vorwärts mir lobenswerth ſcheint.

Ich behaupte, daß der Menſch, der von dem Schickſale ſtatt einigen Beſitzes mit geſunden Armen und Sinnen, mit Arbeitsluſt und Geſchicklichkeit ausgeſtattet iſt, mit einigem Stolze auf den Andern herabſehen könne, der ſein Glück auf ein paar Hundert leichtvergängliche Gulden bauen will.

Der Soldat hat Anſpruch auf den Dank des Vaterlandes.

20.

Ich bin etwas eiferſüchtig gegen jeden Uebergriff der geiſtlichen Gewalt; aber ich wünſche auch, daß die Grenzen dieſer bürgerlichen Gewalt von ihnen unangetaſtet bliebe.

21.

Ich weiß wohl, es gibt Menſchen, welche vor den Maſchinen erſchrecken, als wie Don Quixote vor den Windmühlen, und fürchten, daß durch ſie eine Menge von Menſchenhänden entbehrlich werden. Allein durch die Maſchinen iſt die Zahl der Arbeiter nicht vermindert, ſondern vermehrt worden; ſie haben mehr Menſchenhände in Anſpruch genommen, und nur vorher unbekannte Hülfsquellen eröffnet. Wenn die Buchdruckerei eben erfunden worden wäre, und man heut zu Tage manchem Magiſtrate den Vorſchlag machte, dieſelbe einzuführen, ſie würden vermuthlich ſchreien: „Nur dieſe Dinge nicht einführen, alle Schreiber würden entbehrlich und dem Hungertode preisgegeben.“ Die Buchdruckerei und Lithographie ſind eingeführt, und die Schreiber haben ſeitdem wohl zehnmal mehr zu ſchreiben, als zuvor.

22.

Im Verkehre hat derjenige die Herrſchaft, welcher die meiſten, wohlfeilſten und beſten Produkte erzeugt, und daher iſt die *höchſte Entwicklung der Kräfte* das ſicherſte Mittel zur Vervollkommnung der Gewerbe.

Der Syſteme der Geſetzgebungen über die Gewerbe ſind vorzüglich *drei*. Das erſte iſt das Syſtem der alten *Zunftverfaſſung*.

Dieſes Syſtem beruht auf dem Verhältniſſe wie ich, ſich durch die poſitiven Geſetze gebunden hält; ich achte daher die beſtehenden Privilegien, ja, wenn ſich Jemand erlauben wollte, dieſelben geſetzwidrig anzugreifen, ſo wäre ich der Erſte, der gegen einen ſolchen Angriff mit allen Kräften ſtehen würde.

42.

Nicht zur Unnatürlichkeit, — zur Natur laſſen Sie uns die Geſetzgebung führen.

43.

Man deklamirt immer gegen Vielſchreiberei, ſtellt Anträge auf Vereinfachung des Geſchäftsganges und der Stellen, und wenn die Regierung einen Schritt dazu thun will, iſt man entgegen, und will ſelbſt die Vielſchreiberei vermehren.

44.

Man iſt ſo eiferſüchtig gegen die Regierungen, daß die politiſchen und bürgerlichen Rechte nicht zu ſehr beſchränkt werden, und iſt doch ſo wenig wachſam, daß die natürlichen Rechte des Menſchen — wie jene, ſich niederzulaſſen und zu verehelichen, nicht geſtört werden durch die Hinderniſſe oder Bedingungen, welche die Regierung, die Gemeinden und die Gutsherren ſetzen.

alle Gebundenheit an Polizei-Verordnungen, ein Gewerbe treiben könnte. Dieß wäre nicht Gewerbsfreiheit, ſondern Auflöſung der Ordnung.

Ich für meine Perſon ſpreche mich ohne Scheu aus für die volle Gewerbsfreiheit. Ich weiß wohl, daß dieſes Syſtem ſehr verſchrien iſt, daß es Ungeheuer, Phantom, theoretiſche Träumerei genannt wird.

Würde ich träumen, ſo würde die Praxis mich unangenehm genug aus meinen Träumen wecken. Denke man übrigens, was man will, ich ſpreche dennoch zu Gunſten dieſes Syſtems. Ich bin von Jugend an gewohnt, meine Ueberzeugung auszuſprechen ohne Beugung, und unter allen Verhältniſſen. Gunſtbuhlerei war mir ſtets fremd, und die Gunſt des Pöbels iſt mir die entbehrlichſte und verächtlichſte. Der Beifall der Verſtändigen aber reizt mich, und wird mich in meiner Meinung beſtärken.

Für dieſes Syſtem ſpricht vor Allem das Recht, unter allen das erſte, das natürliche Recht, ſich ſelbſt zu ernähren, auf jede rechtliche Weiſe, wie man es nach den beſtehenden Verhältniſſen für gut findet.

Dieſes urſprüngliche Recht, glaube ich, kann jeder Unterthan von ſeiner Regierung fordern; er kann fordern, daß er in demſelben geſchützt werde, und die Regierung hat die Pflicht, ihm dieſen Schutz zu gewähren.

Laſſen Sie unnöthige Sorgen; der Tiſch Gottes iſt ganz anders beſtellt, als der Tiſch der Menſchen.

Ich möchte die Zeit erleben, wo volle Gewerbsfreiheit bei uns herrſcht, und wenn auch ich ſie nicht erlebe, was thut es — kommt ſie nur gewiß nach mir. Aber ſagen muß man gleich und offen, was Noth thut, käme es auch erſt nach 50 oder 100 Jahren in Erfüllung.

Die freien Künſte heißen nicht blos deßwegen freie Künſte, weil ſie nicht von Sclaven betrieben werden, ſondern auch, weil Niemand ein Vorrecht auf ſie hat.

15. Juli 1825. Wenn einmal die Geſetzgebung ſolcher Art iſt, daß ſie Dasjenige nur als Gunſt gewährt, was man als Recht ſollte fordern können, ſo will ich dieſe Gunſt lieber ſelbſt von einem unbeſchränkten Monarchen, als von den kleinen Gewerbs-Ariſtokratien erbitten.

23.

21. Juli 1825. Alle Gewalt, welche irgend eine Regierung üben kann, iſt entweder eine moraliſche, oder eine formelle, oder eine hypothekariſche.

Die moraliſche Macht beſteht in der Ueberlegenheit des Geiſtes, welche das Bedürfniß der Zeit und des Volkes erkennt vor allen Zeitgenoſſen, und wodurch die Regierung der öffentlichen Meinung vorausgeht und ſie leitet, nicht ihr hintennach ſchleicht, oder ſie gar in Feſſeln ſchlägt. Die moraliſche Macht durch die öffentliche Meinung iſt eine vorzügliche Kraft der Regierungen; allein ſie iſt blos perſönlich, nicht erblich.

Die formelle oder konſtitutionelle Macht, welche gegründet iſt in dem Buchſtaben des Geſetzes, iſt todt ohne die moraliſche Macht. Ohne dieſe iſt ſie eine bloße Buchſtaben-Gewalt. Die letzten römiſchen Kaiſer haben nach der Verfaſſung oder Verfaſſungsloſigkeit eine hundertfach höhere Macht gehabt, als Auguſtus, der eigentlich nur ein vielfacher Beamter war, und dennoch den Scepter verloren; Karl der Große, Friedrich und Napoleon hätten wohl jede Staatsform überſchreiten können; und die großen Beſchränkungen durch die Formen des deutſchen Staatsrechtes haben den Kaiſer Joſeph nicht hindern können, ſo zu verfahren, daß er die Eiferſucht der hohen Ariſtokratie Deutſchlands und der Nachbarſtaaten rege machte.

Die formelle Gewalt hat einen Werth nur dadurch, daß ſie Gelegenheit gibt, die moraliſche zu üben, oder zur hypothekariſchen — zum Beſitze, oder zur Verfügung über denſelben zu gelangen.

Die hypothekariſche Macht iſt die auf Beſitz gegründete.

Im gewöhnlichen Laufe der Dinge vertheilt ſich nämlich in jeder bürgerlichen Geſellſchaft die Macht dauernd nach dem Beſitze, und am dauerndſten nach demjenigen Beſitze, welcher ſelbſt der dauerndſte iſt, nämlich nach dem Grundbeſitze und am meiſten nach dem fideikommiſſariſchen.

Die Armen, wie auch die Geſetze ſprechen, ſind immer abhängig von den Reichen. Wo gleiche Vertheilung des Eigenthums iſt, iſt auch die Demokratie; ſie ergibt ſich von ſelbſt, und welche Form auch der Staat habe, er kömmt in dieſem Falle immer wieder auf ſie zurück, ſo wie die Demokratie auch nur in dieſem Falle möglich iſt. Bei ihr, aber auch nur bei ihr, genügen die zwei erſten Mittel der Gewalt (die moraliſche und formelle): beide zuſammen, geiſtige Ueberlegenheit und Geſetz, machen die Tugend aus, welche Montesquieu als Princip der Republiken aufgeſtellt hat. Beide genügen aber nicht mehr, wo die Herrſchaft ein Vorrecht gewiſſer Familien, und erblich ſeyn ſoll.

Die großen Grundbeſitzer ſind von jeher die Ariſtokraten; ſie ſind es durch ihren Beſitz, und der größte aller Güterbeſitzer wird nach dem Zeugniß der Geſchichte leicht König de Facto, und er wird legitim durch die Zuthat des Geſetzes.

Die Patrizier waren die Ariſtokratie von Rom durch ihren Beſitz, und als die Plebejer zu Reichthümern kamen, wurden die Schranken, die von jenen ſchieden, trotz alles Widerſtandes und aller Vorrechte gebrochen. Der europäiſche Adel beſteht urſprünglich nur in dem großen Güterbeſitze, und durch dieſe iſt er zu ſeinen Privilegien gekommen.

Die franzöſiſchen Könige ſind Könige von ganz Frankreich geworden, als ſie unter Philipp Auguſt in ihrem Hauſe einen allen andern Beſitzern weit überlegenen Güterbeſitz vereinigten.

Sehr wichtig iſt daher der Grundbeſitz für eine jede erbliche Regierung, und das Bedürfniß deſſelben iſt auch für eine konſtitutionelle Monarchie vorhanden, damit der vorzüglichſte Theil der Verfaſſung auch der unabhängigſte ſey. Allein auf der andern Seite fordert die öffentliche Freiheit eine Mäßigung der Gewalt, welche der Beſitz gibt. Denke man ſich einen großen Staat, deſſen Regierung im Beſitze der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, Holz und Getreid, iſt, ſo wird man einſehen, wie leicht dieſelbe alles in unbedingter Abhängigkeit halten könnte.

Jene Mäßigung wird erzielt:

1) durch eine Beſchränkung in dem Rechte der Verfügung über die Domainen, und
2) durch Feſtſetzung einer lebenslänglichen, unantaſtbaren und ſichern Rente für das regierende Haus.

Was ich nach dem Rechte fordern kann, will ich von der Gunſt nicht erwarten.

In der Politik entſcheidet nicht die Freundſchaft;

dieſe ſelbſt wird nur gewogen nach dem Vortheile, den die Kraft eines Staates gibt.

24.

Was eine gute Landwehr leiſten könne, iſt anerkannt; ſie hat geholfen, wo ſtehende Heere nicht mehr halfen, nicht mehr helfen konnten; ſie hat in Augenblicken der Noth Throne gerettet. Allein ohne Begeiſterung, ohne Unterſtützung und gleichſam Einfaſſung durch ein ſtehendes Heer, iſt eine Landwehr ohne große Kraft, und der Augenblick der Begeiſterung iſt vorübergehend.

25.

Man erkennt, daß ſtehende Heere eine Kalamität ſind, und das ohnehin genug belaſtete Volk durch dieſelben vollends erſchöpft werde. Allein dieſe wahrhafte Kalamität haben ſich die Staaten gegenſeitig geſchaffen, und wenn ſie ſich nicht alle vereinigen, kann ein einziger allein ſein ſtehendes Heer weder abdanken, noch auch vermindern.

Ich bin weit entfernt, Jemand überreden zu wollen, wenn ich ihn nicht überzeugen kann; ja, wenn mir der Himmel einige Gabe der Rede und einiges Talent verliehen hätte, ſo würde ich ihn bitten, daß er lieber dieſen Mund und dieſes Leben ſchließe, ehe ich ſie mißbrauche gegen die Wahrheit und meines Vaterlandes Wohl.

26.

Zu allen Zeiten geht die Bewegung bei allen Völkern dahin, Eigenthum zu erwerben, und das belaſtete in freies umzuwandeln; auf legitime Weiſe geſchieht dieß durch die Erleichterung der Ablöſungen.

27.

Eine Adminiſtration überhaupt muß *einer* Perſon anvertraut ſeyn; dieſe allein führt die Energie, Einheit und Verantwortlichkeit in der Verwaltung.

28.

[illegible] Juli [illegible]

Wer den Staat betrügt, trägt in ſeiner Unruhe die geringſte Strafe.

29.

Die Geiſtlichen ſollen zu den Lehrſtellen, wie jeder Andere, ein Recht haben, aber kein *Vorrecht*. Indeſſen iſt mir wohl erklärbar, warum man Anſtand nehmen kann, das Lehramt Geiſtlichen zu übertragen: ſie bringen meiſtens Anſichten und Gedanken aus einem andern Lande mit, und haben einen größern Korpsgeiſt, als jeder andere Stand. Mich würde dieß nicht beſtimmen, Geiſtliche auszuſchließen, wohl aber, Geiſtlichen nicht ausſchließend das Lehramt zu übertragen. Ich habe ſelbſt vortreffliche geiſtliche Lehrer gehabt, ich bin aber nicht im Stande, ſie den ſpätern weltlichen vorzuſetzen.

30.

Kein Menſch, am wenigſten ein Fürſt, muß ſich über ſeine Verbindlichkeiten wegſetzen wollen.

31.

25. Juli 1825. Dieß iſt der Geiſt wahrer Wirthſchaftlichkeit: Strenge und ſparſam in Anſehung der Verwaltungskoſten, und freigebig für Anſtalten, von welchen der Wohlſtand des Landes abhängt.

32.

Wer das Recht hat, zu bewilligen, hat auch das Recht und die Pflicht, zu prüfen.

33.

26. Juli 1825. Es iſt von jeher das Schickſal aller Baumeiſter, von jedem Vorübergehenden getadelt zu werden.

34.

8 Auguſt 1825. Das iſt häufig ſo, daß man ſeine Privatmeinung als allgemeine Meinung geltend zu machen ſucht; aber wie ſchwer iſt es, zu ſagen, was die öffentliche Meinung ſey?

35.

Nie würde ich meine Zuſtimmung zu einem Geſetze geben, welches durch ſich ſelbſt die Zahl der Verbrechen vermehrt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

36

Das Haus eines Bürgers ſoll ſeyn ſeine feſte Burg, und niemals würde ich einem Antrage beiſtimmen, wodurch die bürgerliche Freiheit gekränkt wird, welche zu ſchützen wir berufen ſind.

37.

11. Auguſt 1825. Ich bin, wie bekannt, kein Freund halber Maßregeln.

38.

22. Auguſt 1825. Ein Landrath ohne Wirkungskreis iſt eine unnütze Behörde, eine unnütze Behörde aber iſt immer eine ſchädliche; ſey es auch nur darum, weil die Verwaltung verwirrt, ſtatt vereinfacht wird.

39.

Die öffentliche Meinung iſt eine Macht, welcher auch eine ſtärkere Ariſtokratie, als die unſrige, nicht wird widerſtehen können.

40.

Die Ariſtokratie hüte ſich, vom Buchſtaben des Geſetzes abzuweichen; er iſt die einzige Legitimität, die keine Privilegien für ſich hat.

41.

Ich bekenne, — und man weiß es ſchon — daß ich überhaupt kein Freund von Privilegien bin; es gibt jedoch ſchwerlich einen Menſchen, der mehr, wie ich, ſich durch die poſitiven Geſetze gebunden hält; ich achte daher die beſtehenden Privilegien, ja, wenn ſich Jemand erlauben wollte, dieſelben geſetzwidrig anzugreifen, ſo wäre ich der Erſte, der gegen einen ſolchen Angriff mit allen Kräften ſtehen würde.

42.

Nicht zur Unnatürlichkeit, — zur Natur laſſen Sie uns die Geſetzgebung führen. 31. Auguſt 1825.

43.

Man deklamirt immer gegen Vielſchreiberei, ſtellt Anträge auf Vereinfachung des Geſchäftsganges und der Stellen, und wenn die Regierung einen Schritt dazu thun will, iſt man entgegen, und will ſelbſt die Vielſchreiberei vermehren.

44.

Man iſt ſo eiferſüchtig gegen die Regierungen, daß die politiſchen und bürgerlichen Rechte nicht zu ſehr beſchränkt werden, und iſt doch ſo wenig wachſam, daß die natürlichen Rechte des Menſchen — wie jene, ſich niederzulaſſen und zu verehelichen, nicht geſtört werden durch die Hinderniſſe oder Bedingungen, welche die Regierung, die Gemeinden und die Gutsherren ſetzen.

Ständeverſammlung

von $18^{27}/_{28}$ . . . Nummer 45—135.

45.

24. Novbr. 1827. Wir müſſen dafür ſorgen, daß ein vollſtändiges, treues Bild unſerer Verhandlungen mit den Aeußerungen aller einzelnen Mitglieder aufgeſtellt werde. Nur dadurch bilden ſich öffentliche Charaktere, und nur in ſolchen Protokollen finden die einzelnen Mitglieder Schutz gegen die Unrichtigkeiten oder Mängel der Darſtellung in den Zeitungen.

46.

Der freie Mann will dem Geſetze, der Gnade nicht, ſein Recht verdanken.

47.

29. Novbr. 1827. Der Werth eines Zeugniſſes richtet ſich nicht nach dem Grade der Anſtellung deſſen, der es gibt, ſondern nach der Fähigkeit deſſelben, die Thatſache zu wiſſen. Die Hierarchie der Stände und der äußere Rang ſind im Gebiete der Wahrheit nicht eingeführt. Es iſt aber gewiß, daß die höheren

Stellen die Verhältniſſe, welche zum Fortbeſitze der Qualifikation der zur Standſchaft Berufenen erforderlich ſind, nicht ſo genau kennen können, als die äußeren Behörden. Gleich reſpektabel ſind mir alle öffentlichen Zeugniſſe, allein ſie ſollen keine Urtheile in ſich enthalten. Zeugniſſe können nur über Thatumſtände gegeben werden. Die Folgerung daraus, die Feſtſetzung der Rechte einer Perſon darnach iſt kein Zeugniß, ſondern ein Urtheil, eine Entſcheidung. Die Entſcheidung über die Bildung der Kammer kann aber nur bei dieſer ſelbſt liegen, nicht bei der Regierung. Wollten wir die Urtheile der Regierung über die Frage, ob dieſes oder jenes Mitglied in der Kammer zu ſitzen fähig ſey, anerkennen, ſo würden wir uns in die mißliche Lage verſetzt ſehen, dem Ausſpruche der Regierung unbedingt folgen, oder ausſprechen zu müſſen, daß das Zeugniß irrig ſey.

48.

3. Dezember 1827.

Zionswächter nannte man mich. — Wächter der öffentlichen Freiheit ſeyn, iſt ein großes Ehrenamt, und ich werde dieſen Platz nicht räumen, wenn auch ein Hagel giftgetauchter Pfeile auf mich hereinbräche. Es gibt zwar erhabene Talente, die über allem Zweifel ſtehen, goldne Sonntagskinder, die mühelos auf einmal ſchauen, was andern Menſchen tief verborgen; mir aber gebiert nach dem gemeinen Loos der Sterblichen das Nachdenken Zweifel. Frei iſt hier das Wort, wie der Gedanke. Die Kammer iſt berechtigt, die Entſcheidung zu faſſen, ohne einer Interpretation zu bedürfen. Sie übt ihr verfaſſungsmäßiges Recht aus, zu urtheilen, ob Jemand rechtmäßig hier ſitze, oder nicht. Wohl mag dieſe Entſcheidung auch das Recht der Krone berühren; aber ſie kann dann, wenn ſie die Entſcheidung gegen ihr Recht hält, verfaſſungsgemäße Maßregeln nehmen.

49.

16. Januar 1828. Je ſeltener die Regierungen zu geringe Begriffe von den Grenzen ihrer Gewalt haben, je häufiger ſie geneigt ſind, dieſelben über die Worte der Geſetze auszudehnen, deſto erfreulicher iſt dieſe Gewiſſenhaftigkeit, da ſie neben der geſetzlichen, auch eine perſönliche Bürgſchaft für die Sicherheit der Rechte des Volkes gibt.

50.

18. Januar 1828. Die Nothwendigkeit, die phyſiſche, wie die geſetzliche, iſt an keine Bewilligung gebunden.

51.

So ſehr für eine zur Beweglichkeit und zum Verbeſſerungseifer geneigte Regierung etwas Bindendes zu wünſchen iſt, ſo halte ich es doch für unzuläßig, die Regierungs-Behörde an eine Verwaltungsform ſo zu feſſeln, daß ſie nicht eine andere, welche ſie für beſſer und zweckmäßiger hält, wählen dürfte. Ihr ausſchließend muß es zuſtehen, die Form der Verwaltung nach ihrer beſten Einſicht zu beſtimmen.

In einer repräſentativen Monarchie muß man wünſchen, daß die Regierung recht kräftig ſey.

52.

Wer das Recht der Steuerbewilligung hat, hat auch zur Feſtſetzung der Ausgaben zuzuſtimmen das Recht.

53.

Der Landrath ſoll als Vertreter des Kreiſes hervorgehen aus dem Vertrauen der Bewohner desſelben. Warum, fragt man, ſoll es alſo noch etwas weiter bedürfen? Warum Beſitz und Stand ſo entſcheiden? — Dieß iſt die Sprache der Radikalen in England, welche zur aktiven Wahlfähigkeit nichts als Menſchenrecht und allgemeines Staatsbürgerrecht fordern. Ich zweiſle aber, ob dieſer Grundſatz außer in einigen Compendien, irgendwo in der Politik dauernd angenommen werde. Wer wird in einer Aktiengeſellſchaft einem, der keine Aktien beſitzt, das Stimmrecht geben? — Ja ſelbſt wenn ein Geſetz die allgemeine Aktivwahlfähigkeit einführen würde, ſo würde in der That das Wahlrecht doch in den Händen der Beſitzer ſeyn, da die Nichteigenthümer in der Regel von den Vermöglicheren abhängen. Man muß die Aktivwahlfähigkeit nach dem wahrſcheinlichen Einfluſſe der verſchiedenen Volksklaſſen beſtimmen, ſonſt weicht die Wahlform von den wirklichen Bedürfniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft ab.

Schwieriger iſt die Beantwortung der Frage: Soll auch die paſſive Wahlfähigkeit von dem Beſitze abhängen? Wenn die Mehrheit der Grundeigenthümer einem, der kein Vermögen hat, ihr Vertrauen, ſie zu vertreten, ſchenkt, warum ſoll derſelbe ausgeſchloſſen ſeyn? — Auf dieſe Weiſe könnte ſelbſt ein Sokrates nicht Landrath ſeyn, und wäre er auch vom ganzen Volke einſtimmig gewählt.

Wäre unſern Verhältniſſen überhaupt eine Wahlreform angemeſſen, welche ohne Unterſcheidung der Stände blos die Bevölkerung im Allgemeinen berückſichtigen könnte, ſo wäre ich allerdings der Meinung, daß bei der paſſiven Wahlfähigkeit keine Rückſicht auf das Vermögen genommen würde; allein ich bin überzeugt, daß in einem Lande, deſſen Bevölkerung nach Ständen unterſchieden iſt, auch die Wahl nach Ständen geſchehen müſſe, und daß, wenn ſie auch ganz frei und ohne Beſchränkung geſtattet wäre, dieſelbe immer von ſelbſt auf den Unterſchied nach Ständen zurückkommen würde.

Am Ende gründen ſich doch alle geſelligen Verhältniſſe auf eine Art von Uebereinkommen. Man gibt Rechte auf, um andere, die man mehr werth hält, zu erhalten.

Es iſt einer der Vorzüge der repräſentativen Verfaſſung, daß ſich durch dieſelbe öffentliche Charaktere bilden. Eben durch ſie lernt man ſich kennen, und weiß ſehr bald, wer den rechten Sinn und die rechte Liebe für ſein Vaterland hat!

Die abſolute Stimmenmehrheit iſt als Beweis nothwendig, daß Jemand das allgemeine Vertrauen beſitze. Die Wahl durch relative Stimmenmehrheit kann das ſonderbare Ereigniß herbeiführen, daß einer nur mit zwei Stimmen, als mit dem Vertrauen der Mehrheit beehrt, gelten würde. Gute Sache, ſagt das Sprichwort, und Sprichwörter nennt man mit Recht die Weisheit auf der Gaſſe, will gute Weile haben, und die Schreiberei, die auf weſentliche Dinge gewendet wird, iſt keine unnöthige.

Man beruft ſich auf das nöthige Vertrauen an die Regierung. Dieſes iſt bei mir feſter, als bei irgend Jemand. Allein wir haben hier nicht mit dem Könige, ſondern mit den Herrn Miniſtern, und nicht bloß mit den gegenwärtigen zu thun. In conſtitutionellen Staaten, wie überhaupt in allen mehr ausgebildeten Geſellſchaften, nähern und ſetzen ſich die Menſchen in ihren Verhältniſſen durch *Formen* auseinander. Das Geſetz bindet für alle Zeiten. Kein Menſch ſteht ganz außer allem Einfluſſe ſeiner Umgebungen, und wer es doch wähnt, ſteht unter dem übelſten Einfluſſe, jenem des Mißtrauens.

54.

Wenn der Adel ſein Intereſſe wohl verſtände, ſo würde er ſelbſt jede Gelegenheit aufſuchen, ſich mit den Gemeinden zu vereinigen, und ſich nicht zu hoch dünken, um Ehrenſtellen in denſelben anzunehmen. Er würde dann den natürlichen Einfluß des großen Beſitzers genießen, ohne der Privilegien zu bedürfen.

55.

Der iſt karg mit der Zeit, dem ſie ſparſam zugemeſſen. Ueberfluß führt leicht zur Verſchwendung.

56.

Ich frage, ob die Einheit der Geſetzgebung in der durchgängigen Uebereinſtimmung aller einzelnen Sätze und Formen beſtehe, und keine Spielarten bei Ausführung der Privilegien zulaſſe; ob es nur möglich ſey, alles auf eine gleiche Linie zu ſtellen? Eine ſolche Einheit, nach welcher, um mich eines populären Ausdruckes zu bedienen, alles über einen Kamm geſchoren werden ſoll, tödtet alles Leben und volksthümliche Recht, rottet alles Geſchichtliche aus, und iſt dem Weſen einer repräſentativen Verfaſſung ganz entgegen. Denn ſobald man dieſes, das Leben und die Selbſtthätigkeit der Gemeinden will, ſo entſtehen aus den beſonderen Verhältniſſen mancherlei Modificationen und Nüancen.

57.

[illegible]

iſt ein großer Vorzug für den Vorſtand der Verwaltung.

Die Regierung muß Verbeſſerungen treffen, aber nicht haſtig, ſondern zeitig und mäßig. Verbeſſerung iſt nicht Neuerung. Die Manier der erſteren läßt das Alte beſtehen, nimmt nur ſo viel und nicht mehr hinweg, als fehlerhaft iſt, und ſetzt nicht mehr bei, als zur Abhülfe des Fehlers nothwendig iſt; dieß iſt die engliſche, die parlamentariſche Weiſe. Die Neuerung rottet das Alte und Alterthümliche ganz aus, und ſtellt etwas Neues an deſſen Stelle; ſie iſt die neufranzöſiſche Manier. Jene geht bedächtlich Schritt vor Schritt, und gewährt den Vortheil, eine Verbeſſerung, welche ſich nicht erprobt, zurücknehmen, und ohne Uebelſtand bei dem Bisherigen bleiben zu können. Dieſe verliert den Boden ſelbſt, worauf ſie ſteht.

Ich werde, ſo viel mir bekannt, nicht zu denjenigen gezählt, welche der Pedanterei, oder der Abneigung vor Verbeſſerungen anrüchig ſind.

58.

Ich bin nicht begierig nach Ehren; Ehre aber iſt ein Gut, das ich, ſo lange ich lebe, unverbrüchlich behaupten werde. = [illegible]

Der Wirkungskreis, den mir Gott und meine Regierung angewieſen hat, iſt meinen geringen

Volk nicht dem Kopfe blos, ſondern mehr dem Herzen des Mannes anvertraut wird, und meine größte Ehre ſetze ich darein, dieſe Aufgabe und meine Pflicht zu erfüllen.

In keiner Bruſt ſchlägt ein Herz höher und wärmer für mein liebes, biederes, freies Bayerland, als in der meinigen.

Ich weiß, wie ſehr ich dem Irrthume unterworfen bin, und gebe mir redlich Mühe, dieſen Fehler immer mehr zu verbeſſern.

Niemand iſt gehindert, ſeine Meinung nach beſſerer Ueberzeugung zu ändern.

Leute im öffentlichen Dienſte winden zuweilen ihre Geſchäfte wie ein gewöhnliches Tagwerk ab, und verknöchern gleichſam durch die Gewohnheit. Mancher vergißt, daß oft von einer halben Stunde, um welche eine Entſchließung beſchleunigt wird, die Beruhigung und das Glück einer Familie abhänge, ein Federſtrich, den er mechaniſch oder gleichgültig zieht, über das Wohl einer Familie entſcheide. Anders ſieht ſich das Leben unten an von der Ebene, auf welcher der arme Unterthan ſteht, anders von der Höhe der Regierung.

59.

Nach der öffentlichen Meinung nur darf eine

60.

Wie man eine ſolche Anſtalt, ein Organ, welches die öffentliche Meinung ausſpricht und Gelegenheit gibt, ſeine Beſchwerden auszuſchütten, und dem gepreßten Herzen Luft zu machen, als revolutionär oder zur Revolution führend darſtellen kann, dieß iſt mir wahrlich unbegreiflich. Die Revolution iſt nicht durch die Aufklärung, ſondern durch die unerhörte Bedrückung des Volkes, durch die Verſchwendung des Hofes, durch die Unfähigkeit der Miniſter, welche den billigen Forderungen nichts nachgaben, bald wieder allzu ſchwach waren, und die Beſchränktheit der Höflinge, die den Zeitgeiſt nicht begriffen, herbeigeführt worden.

61.

1. Febr. 1828.

Gehorchen iſt des Dieners Loos, doch niemals hat er die Pflicht, fremde Meinung gegen ſeine Ueberzeugung für die ſeinige auszugeben.

Ich frage nicht nach Gunſt oder Mißgunſt, da es der Wahrheit gilt, und gebe die Freiheit meiner Meinung um keinen Preis.

62.

9. Febr. 1828.

Die goldene Zeit, wo man die öffentlichen Abgaben ganz entbehren kann, iſt längſt vorüber und kehrt nimmer wieder. Das geſteigerte Bedürfniß der Regierungen, das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit, welches die Steuern überhaupt herbeiführt hat, iſt auch die Quelle der indirecten Abgaben, insbeſondere der Verbrauchsſteuern und der Vexationen, welche das beinahe unzertrennliche Gefolge derſelben ſind. Wie hart aber auch die Theorie über dieſe Abgaben urtheilt, ſo ſind doch auch die Vortheile unverkennbar, welche mit ihnen verbunden ſind. Sie ſind ſogar nothwendig, das directe Steuerſyſtem zu ergänzen, welches in der Regel nur das mehr ſichtbare unbewegliche Eigenthum und die Gewerbe trifft; denn ſie treffen das bewegliche, jener Beiſteuerung entgehende Eigenthum, indem ſie ſich auf den Verbrauch gründen, der in der Regel ſich nach dem Maße des Einkommens richtet. Eben weil ſie den Genuß treffen, erleichtern ſie die ohnehin genug belaſtete Production, welche, würden alle Laſten ausſchließend auf ſie gewälzt, völlig niedergedrückt würde, und je mehr die Induſtrie in einem Lande ſteigt, deſto mehr muß die Regierung nach dieſer Art von Abgaben greifen. Die vorzüglichſte Aufgabe hiebei iſt, für die Auflage nur wenige, zwar nicht ganz unentbehrliche, aber doch allgemeine Genußmittel zu wählen, weil hiedurch die Auflage auf die ganze Bevölkerung vertheilt, und die Zahlungsfähigkeit leicht reproducirt wird.

63.

Stätigkeit iſt der Verwaltung ein Hauptvorzug, das Experimentiren gefährlich.

64.

Der Mann, welcher ſeine ausdrücklich auferlegte Pflicht überhaupt zu verletzen kein Bedenken trägt, wird ſich auch meiſtens über den Eid hinwegſetzen, und ſo werden die Eide und Meineide vermehrt.

65.

Das Haus eines Bürgers muß eine unantaſtbare Freiſtätte ſeyn. Iſt daſelbſt eine Nachſuchung nothwendig, ſo kann ſich dagegen kein Unterthan der Behörde, welche ſie rechtsförmlich vornimmt, widerſetzen, aber das Einfallen mit bewaffneter Hand ſoll vermieden, auch hier der *freie* Wille des Bürgers geehrt werden.

66.

Die Kammer der Reichsräthe, die Erbkammer, würde ohne zeitweiſe Erneuerung in eine oligarchiſche Corporation ausarten, welche, jeder Verbeſſerung abgeneigt, derſelben einen unüberſteiglichen Damm entgegenſetzen könnte. Darum iſt in den meiſten Verfaſſungen der Krone das Recht gegeben, in der Erbkammer Zuſätze durch Ernennungen von Männern zu machen, welche mit den Anſichten des Volkes und den Anſichten der Regierung, welche jenen gemäß ſein wird, übereinſtimmen. Dieß iſt der Zweck jenes Rechtes, nicht das Uebergewicht der Regierung, wozu daſſelbe zuweilen gemißbraucht 14. Febr. 1828.

wird. Wäre jedoch dieſes Recht unbeſchränkt, ſo wäre es geſchehen um die Unabhängigkeit der Kammer der Reichsräthe.

67.

Abänderungen, welche vom Geiſte der Verfaſſungs-Urkunde abweichen, ſind allerdings bedenklich, nicht aber Abänderungen, die ihrem Syſteme gemäß und vielmehr beſtimmt ſind, daſſelbe auszuführen. Die Verfaſſungs-Urkunde iſt noch nicht das vollendete Staatsrecht, ſondern erſt der Anfang und die Grundlage. Erfahrung und Anwendung zeigen erſt, wo Zuſätze und Erläuterungen nothwendig ſind.

68.

Der Bürger ſey ſtolz auf die Ehre, die man ihm dadurch anthut, daß ihm zugemuthet wird, ſeine Verdienſte mit denen ſeiner Voreltern nicht zuſammenzurechnen, daß man ihn auf ihn ſelber anweiſet, damit er ſagen könne: „Selber iſt der Mann.“

69.

Ein halber Mann gilt nirgends als ein ganzer.

70.

Wohl iſt es ſchmerzlich, in ſeinen Lieblingsideen durch kalte Formen aufgehalten zu ſeyn; allein die Formen, welche man heute als läſtig wegwerfen möchte, ſind vielleicht morgen die Schutzwehr der öffentlichen Freiheit.

71.

Billig iſt, daß, was Einem Gutes geſchieht, auch dem Andern zu Theil werde. 22. Febr. 1823.

72.

Beförderung des freien Eigenthums iſt eine große Nationalangelegenheit, in Vergleich mit welcher die Erleichterung der Vaſallen nur eine ſehr untergeordnete Sache iſt, und ich bekenne es offen, ſo ſehr ich wünſche, daß denſelben jede billige Erleichterung gemacht werde, ſo wollte ich es doch lieber bei der beſtehenden Geſetzgebung belaſſen, als einen Schritt, ja ein Jahrhundert, rückwärts zu gehen.

73.

Das Centraliſationsſyſtem ſteht der willkürlichen Gewalt an, die Gemeindeverwaltung dem repräſentativen Syſteme. Jenes iſt entſtanden, als die Communitäten in Verfall gerathen, und die fürſtliche Gewalt höher geſtiegen war. Da kamen die oberſten Räthe der Fürſten auf den Gedanken, daß ſie wohl von dem Mittelpunkte aus, als welchen ſie nur den Fürſten betrachten konnten, ſelbſt alles, was ſie für recht und gut hielten, erſchaffen könnten, und ſeitdem einige Monarchen, beſonders Friedrich der Große, zeigte, was man 26. Febr. 1829.

aus einem Volke machen könne, dachte man nicht anders, als das Glück der Völker von Oben herab zu machen, aber ihnen nur dasjenige als Glück zu geben, was die Regierung als dasſelbe anſah. Es entſtand eine unruhige Thätigkeit in der Geſetzgebung; ein neues Geſetz folgte dem andern; kaum concipirt, wurden ſie ſchon wieder verbeſſert, ergänzt, durch neue vermehrt oder abgeändert. Allein ſie waren bloß nach allgemeinen Theorien erlaſſen, und daher ohne alle oder nur von ganz allgemeiner Beziehung. Sie paßten nicht für die Völker, und waren faſt ohne andere Wirkung, als daß ſie alles Beſtehende, Hiſtoriſche und Alterthümliche, welches gleichſam als ein Spottbild noch ſtehen geblieben war, hinwegfegten.

Dadurch entſtand freilich der Vortheil, daß der Boden geebnet wurde, um ein neues Gebäude da zu errichten, wo ein gewaltiger Sturm das alte eingeſtürzt hatte. Das Centraliſirungsſyſtem hat die einzelnen Theile allerdings zuſammen getrieben; aber eine organiſche Vereinigung konnte daſſelbe ſo wenig erzielen, als die Geſetzgebung ein Spiegelbild des Volkslebens war. Beides war erſt möglich, als man den Völkern einen Mund, durch Ständeverſammlungen das Recht der Selbſtvertretung, und durch die Gemeindeverfaſſung ein eigenes Leben wiedergegeben hatte.

In dem Gemeindeleben erſt lernt das Volk ſeine eigenen Bedürfniſſe kennen.

74.

In der Verwaltung halte ich nichts für gefährlicher, als zu große Beweglichkeit, und gänzliche mit einem Male vollzogene Veränderung. Ich bin der Meinung, daß man bei jeder Verbeſſerung nur Schritt vor Schritt gehen müſſe, um ſich ſelbſt die Folgen zu ſichern. Zu ſchnelle Veränderungen, ſelbſt wenn ſie Verbeſſerungen ſind, verwirren. Untergeordnete Arbeiter beſonders, welche den Geiſt der Geſchäfte und die einzige Richtſchnur für ihre Arbeiten nur in den Formen finden, werden ſcheu gemacht, wenn dieſelben, kaum gegeben, wieder verändert werden.

75.

28. Febr. 1828.

Es iſt ſchon mehreremale geſchehen, daß, als ich das Miniſterium und ſeine Entwürfe tadelte, man mich einen Ankläger des Miniſteriums nannte, und mir den Namen Seiner Majeſtät des Königs entgegenhielt. Ich ſpreche lediglich meine Ueberzeugung für oder gegen das Miniſterium aus, wie es dem Abgeordneten, dem Manne, ziemt. Den Abgeordneten gegenüber kann ich mich ohnehin auf das Reglement beziehen; aber jeder Abgeordnete iſt auch hier, wo, wie ich hoffe, freundſchaftlich und ohne Leidenſchaft um der Wahrheit willen gekämpft wird, dem Herrn Miniſter ebenbürtig, und, wie er, turnierfähig. Wenn man mir aber, da ich meine Lanze gegen den Herrn Miniſter auslege, wie er die ſeinige gegen mich, ſtatt ſeines Schildes, das Bild des Mornachen entgegenhält, dann freilich muß ich ehrerbietig meine Lanze ſenken, und meine offene Bruſt euern Speeren darbieten.

76.

10. März 1828.

So willkommen uns die Erfahrungen anderer Staaten ſind, ſo würden wir doch eine große Geiſtesarmuth bekennen, wenn wir uns ohne ein noch nicht vorliegendes Beiſpiel eines andern Staates, deſſen Verhältniſſe vielleicht von den unſrigen ſehr verſchieden ſind, nicht zu helfen wüßten.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Mitglied in der Kammer iſt, welches von einem feſteren Vertrauen auf den guten Willen der Regierung belebt iſt, als ich; es gibt jedoch auch kaum Jemanden, der inniger durchdrungen iſt von der Pflicht, der Regierung jeden Fehler eines Geſetzentwurfes freimüthig aufzudecken.

77.

Ein Geſetz über die Entſcheidung der Competenzkonflikte wird kaum alle einzelnen Fälle aufzählen können; es beſchränkt ſich bloß darauf, zu beſtimmen, von wem und in welcher Form der Streit zwiſchen zwei Behörden über die Grenzen ihres Wirkungskreiſes zu entſcheiden ſey.

Daß in dieſem Streite die eine oder die andere der ſtreitenden Stellen entſcheiden dürfe, ſcheint rechtlich unmöglich zu ſeyn, da jede derſelben Partei iſt. Leicht iſt man damit einverſtanden, daß den Verwaltungsſtellen dieſes Recht nicht zuſtehe; aber man legt es den Juſtizſtellen bei, weil ihnen Unabhängigkeit zugeſichert iſt. Unabhängigkeit ja, aber nur in ihrem Wirkungskreiſe. Wenn ſie auch dieſen ſelbſt beſtimmen könnten, ſo wären ſie nicht blos Gerichte, ſondern die höchſten anordnenden Stellen; ſie wären ſouverän. Die Juſtiz iſt nicht, wie man ſagt, die ſchwächere Schweſter der Adminiſtration; ſie zeichnet ihren Wirkungskreis mit dem Schwerte vor, und ſteht nicht nur mit achtungswerther Stärke da, ſondern droht, ſich die Verwaltungsſtellen unterthan zu machen.

In dem Streite zwiſchen zwei Behörden über ihren Wirkungskreis, iſt zur Entſcheidung nur ein Ausweg, nämlich der Weg zu demjenigen, von welchem die Vollmacht zu ihrem Wirkungskreiſe ausgegangen iſt, zu dem anordnenden Principe, zum Mittelpunkte des Staates, dem Monarchen. Wie, ſagt man, doch alſo er, er ſelbſt ſoll entſcheiden? —

Dieſem treten zwei ſtaatsrechtliche Grundſätze entgegen: der Monarch iſt nämlich heilig und unverletzlich; er kann — dieſes iſt eine ſtaatsrechtliche, nothwendige Vorausſetzung, — nicht Unrecht thun. Aber ein nicht minder nothwendiger

Grundſatz iſt, daß keinem Unterthan Unrecht geſchehen könne, und darum entſpringt aus dieſen beiden Sätzen ein dritter, daß nämlich der Monarch nur durch Behörden handeln könne, auf welchen die Verantwortlichkeit ruht.

Alſo der Mernach ſoll durch eine Behörde entſcheiden, welche nach Gewiſſen und Pflicht ſelbſt handelt, ſomit durch eine nicht bloß anrathende, ſondern *entſcheidende* Behörde.

78.

Die *innere* Unabhängigkeit liegt in der Moralität des Mannes, — in ſeiner Mannheit und ſeinem Gewiſſen.

79.

So verführeriſch die Ausdehnung der Rechte der Ständeverſammlung iſt, ſo gefährlich iſt das Streben nach übergroßer Gewalt für ſie ſelber.

80.

11. März [illegible]

Würde die Regierung durch eine allgemeine Verordnung an die Behörden ausſchreiben, wie eine Stelle der Verfaſſungs-Urkunde zu verſtehen ſey, ſo würde ſie nach meiner Meinung verfaſſungswidrig handeln. Wir haben keine Gründe, die Regierung dazu einzuladen; im Gegentheile, wenn ſie es thun würde, wäre unſere Pflicht, es zu tadeln.

81.

Vorſicht und Umſicht ſind von Furcht verſchieden. Eine auf einmal durch eine einzige Urkunde gegebene Verfaſſung iſt von Unvollkommenheit nicht frei, bedarf der Zuſätze und Verbeſſerungen. Daß Nationen, welche ihr Staatsrecht mit Blut erkauft haben, jeder Veränderung höchſt abhold ſind, iſt erklärbar; ſie fürchten die Wiederholung der Gefahren, die ſie beſtanden; aber doch ſind ſelbſt die in England vorkommenden Suſpenſionen verfaſſungsgemäßer Beſtimmungen nichts anders, als Abänderungen unter dieſer beſondern Form.

82.

Land und Leute ſind die Elemente aller 22. März 1828.
Staatskräfte.

83.

Die Zeiten der Begeiſterung und der Verzweiflung ſind nicht bleibend; eine vorſichtige Regierung berechnet und nimmt ihre Mittel nach dem gewöhnlichen Zuſtande und Gange der Dinge. In dieſem genügt die Landwehr allein nicht. Unter den gewöhnlichen Verhältniſſen kann ſie dem Stoße eines wohlgebauten ſtehenden Heeres nicht widerſtehen, und iſt alles, was man von ihr mit Sicherheit fordern kann, daß ſie ſich an das ſtehende Heer wie an einen Stamm anlehne, und es, beſonders durch den Dienſt im Innern, unterſtütze.

Ich weiß es wohl, man nennt ſtehende Heere ein Uebel; ſie ſind es ſo gewiß, als der Krieg ſelbſt, beſonders wenn ſie aus geworbenen fremden Söldlingen zuſammengeſetzt ſind, oder eine unverhältnißmäßige Größe erreichen, und dadurch das Volk erdrücken, deſſen Selbſtſtändigkeit, Freiheit und Eigenthum zu ſchützen ſie berufen ſind.

An und für ſich liegt aber das Uebel nicht in der Anſtalt ſelbſt. Ja wenn einmal der Krieg zu einer ſtändigen Kunſt geworden iſt, iſt nichts Anderes übrig, als daß es Männer im Staate gibt, welche dieſer ernſten Kunſt ſich ſtändig widmen. Innerhalb beſtimmter, den Kräften des Landes angemeſſener Grenzen, ſind alsdann die ſtehenden Heere in ſo fern vortheilhaft, als der übrige Theil der Bevölkerung den Geſchäften des Krieges enthoben, und jenen des Friedens erhalten wird; und, ſo parador es klingen mag, ich glaube behaupten zu können, daß die Völker Europa's ohne ſtehende Heere nicht auf den hohen Grad der Cultur gekommen wären, und daß ſie ohne dieſelben, wenn nämlich in jedem Kriege die ganze Nation aufgerufen werden müßte, bald in die Barbarei zurückſchreiten würden.

Die Frage iſt nun, wie ſoll die Armee gebildet werden? — Die zwei natürlichſten Wege ſind: „freiwilliger Zugang und Conſcription.“ Dieſe hat ehemals die Abneigung der Völker auf ſich gezogen, theils weil ſie von neuen Herren angeordnet worden war, theils weil ſie in eine Zeit fiel, wo der Krieg der Menſchen ungeheuer viel bedurfte, am meiſten aber, weil das Militär fremden, ſelbſtſüchtigen, nicht nationalen Zwecken dienen mußte, und von dem Eroberer als ein leicht erſetzbares Kriegsmateriale verſchwendet wurde.

Allein die Conſcription iſt nicht die Erfindung des Despotismus, ſondern vielmehr die Frucht der Freiheit, und des Grundſatzes geſetzlicher Gleichheit. Ohne ſie iſt ſogar die Ausbildung einer Landwehr nicht möglich, welche fortgeübt werden muß, damit ſie tüchtig werde, und nicht bloß bei Leichenbegängniſſen und Aufzügen diene. Ohne die Conſcription wäre unmöglich geweſen, was Scharnhorſt und Gneiſenau glorreich in Preußen vollbracht haben. Die Conſcription iſt das einzige Mittel, ſtehende Heere unſchädlich zu machen; denn eine conſcribirte Armee iſt immer eine Nationalarmee, und wird ſchwerlich als ein Werkzeug der Unterdrückung gegen ein Volk gebraucht werden können.

Es gibt Vergehen, welche in den Augen der Welt entehren; Vergehen, welche die Folge einer ſchnellen Aufwallung des Blutes, nicht der Verdorbenheit des Menſchen ſind. Der ehrlichſte Mann kann wegen Widerſetzung gegen die Obrigkeit, wegen einer Rauferei oder wegen eines Zweikampfes in eine Unterſuchung und Strafe verfallen. Ein ſolches Verhältniß iſt ein Unglück. Unglück jedoch iſt nicht Schande, Schande iſt Unglück.

Wer aber ſeine Hand nach fremdem Gute ausſtreckt, der Dieb, wer betrügt oder einer Unterſchlagung ſchuldig iſt, der iſt aller Ehre unfähig, der hat ſeine Ehre verloren; ein ſolcher kann daher auch nicht in die Armee treten.

Die Conſcription wird vollzogen durch das Loos. Die Willkür iſt immer ungerecht, das Loos iſt gerecht, auch wenn es hart iſt. Jeder unterwirft ſich in ihm dem Herrn des Schickſales, aber Niemand läßt gern ſeines Gleichen zum Herrn des Schickſales machen. Nenne man es Zufall. Nichts iſt Zufall; die Vorſehung, welche ſo viele ſogenannte zufällige Verhältniſſe des Menſchen beſtimmt, lenkt auch das Loos, das ihn zum Militärſtande ruft; er nimmt es vertrauend aus dieſer Hand.

84.

Ich zweifle, daß ein, weder durch Religion noch durch Geſetz geheiligtes Verhältniß in wahrer Liebe beſtehe und bindender ſey; als das heiligſte Band, nämlich als eine wahre Ehe.

85.

Wer immer lobt und niemals tadelt, auch wo Tadeln ſeine Pflicht iſt, der hat das Recht zum Lobe auch verloren.

86.

16. April 1828. Es iſt nicht recht, einer repräſentativen Ver-

ſammlung einen pſychologiſchen Zwang anthun zu wollen! Man muß Geſetzentwürfen nicht durch den Beſitz der öffentlichen Macht, ſondern durch die Kraft der Ueberzeugung und der Wahrheit allein Anerkennung verſchaffen.

87.

Es gibt allerdings in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, in der Finanzwiſſenſchaft wie in der Jurisprudenz, Kunſtausdrücke, — techniſche Bezeichnungen, welche ſelbſt den Vorzug haben, daß der ganze Begriff zugleich mit einem einzigen Worte vollſtändig gegeben wird. Solche Ausdrücke ſoll man aber nur dann gebrauchen, wenn in der Mutterſprache nicht ein allgemein faßliches Wort den gleichen Dienſt leiſtet. So lange wir aber deutſche, gemeinübliche Worte haben, welche den Begriff eben ſo vollſtändig bezeichnen können, müſſen wir dieſe wählen. 21. April 1828.

88.

Laſſen Sie meine Worte etwas gelten: ſie ſind aus dem Herzen gekommen, welches jederzeit wärmer wird, wenn es dem Wohle unſers Vaterlandes, oder der Abwendung einer Laſt von demſelben gilt. 22. April 1828

89.

Gewohnheiten haben im Steuerweſen eine Zauberkraft. 25. April 1825.

90.

25. April 1828. Hüten wir uns, Befreiungen zuzulaſſen; Privilegium hängt ſich an Privilegium.

91.

7. Mai 1828. Ich glaube, daß man das ſogenannte Empiriſche, das Hiſtoriſche, nimmer abſtreifen dürfe und könne, ſondern daß wir es vielmehr in alle Verbeſſerungen verbeſſert hinübernehmen müſſen als eine Verlaſſenſchaft, welche aus der Vorzeit auf uns gekommen iſt.

92.

Wo mit gleicher Kraft das Geſetz herrſchen ſoll, muß (was leider nicht immer geſchieht) daſſelbe in allen Formen mit der größten Sorgfalt gehandhabt, und jeder Uebergriff und jede Willkür als Mißbrauch der Amtsgewalt beſtraft werden. Vergreift ſich dagegen eine auch noch ſo vornehme Perſon an dem in geſetzlichen Schranken handelnden Gerichtsdiener, ſo ſey ſie dem Geſetze verfallen.

93.

Ich für meine Perſon halte es an ſich nicht für ſehr folgenreich, ob Militärperſonen den Verfaſſungseid geſchworen haben, oder nicht.

94.

Ich bin der Meinung, daß eine durch Conſcription gebildete Armee immer eine Nationalarmee, und von ihr für die Nation nichts zu beſorgen ſey.

95.

Innerhalb der geſetzlichen Grenzen iſt der Gehorſam immer gleich, nur die Uebertretung wird der verſchiedenen Folgen wegen verſchieden beſtraft; aber einen Gehorſam ohne Grenzen gibt es für vernünftige Weſen irgends. Jedes vernünftige Weſen muß prüfen, ob, was von ihm gefordert wird, im Bereiche ſeiner Pflichten und der Rechte deſſen iſt, der ihm befiehlt. Der Schreiber, der eine Ordonnanz des Miniſters nicht ſchreiben will, weil er ſie für verfaſſungswidrig hält, und der Soldat, der mit ſeinem Anführer auf deſſen Geheiß zum Feinde überläuft, macht ſich durch dieſen Gehorſam nicht ſtrafbar.

96.

22. Mai 1828.

Das Lotto, jenes ungleiche Spiel, das die Unterthanen verleitet, ſtatt durch Mühe und Fleiß ſich einen mäßigen Wohlſtand zu erwerben, ſchnellen Reichthum vom Glücke mühelos zu erwarten, und auf dieſe Hoffnung hin lüſtern zum Voraus zu zehren, jenes heilloſe Spiel, das, indem es zehn begünſtigt, tauſend äfft, in einer Stunde die Moralität mehr verderbt, als hundert Predigten gut machen können, durch einen Zug mehr Aberglauben verbreitet, als Unterricht und Erziehung in einem ganzen

Lebensalter Aufklärung ſäen können, und zu deſſen Gunſten man nichts anführen kann, als den freien Willen der Spieler — den Willen eines Narren.

97.

Die Menge geht dem Vortheile nach, und nach ihr muß die Geſetzgebung rechnen; ſie behandelt die Menſchen richtig nur, wenn ſie dieſelben nach ihren Intereſſen behandelt.

98.

Mich beſtimmen nur Gründe, nicht ein Geſchrei.

99.

Alſo das arme Weberlein, der, nachdem er den ganzen Tag ämſig ſein Schifflein durch die Fäden hin und her geführt, am Abende ſich kaum an einem Häringe und einer Maß dünnen Bieres laben kann, ſoll die Steuer bezahlen, aber der Herr Miniſter, der, weil er von den Wellen mit dem Schiffe des Staats fortgetragen wird, vornehm wähnt, er lenke es nach ſeinem Willen, — ſoll ſteuerfrei werden. Der Taglöhner, der im Schweiße des Angeſichts ſein hartes Brod verdient, das der Tag und der Zufall ihm bringt; der Bergknappe, der aus dunklem Schacht um geringen Lohn das Metall fördert, das ihm nicht zu Theil wird; der Holzarbeiter im Gebirge, der mit der Axt und Holzpfanne auf dem Rücken ſich wochenlang mit Mehlmuß und Waſſerſuppe mühſam fortbringt, ſollen ſteuern, aber der wohlbeſtallte Staatsrath ſoll ſteuerfrei werden? — Der Tagsſchreiber, der ſich die Finger krumm ſchreibt; das Schulmeiſterlein, das, von ungezogenen Buben gequält, des Tages Hitze trägt, oft den Viehhirten beneidet, ſoll Steuer zahlen, und der Miniſterialrath, der Regierungsdirektor, ich alſo ſelbſt, ſoll davon befreit werden? — Wenn ein ſolcher armer Menſch zu mir auf das Büreau käme, und ſagte: Herr Direktor! ich kann die Steuer nicht bezahlen, und wenn ich ihn dann auf das Geſetz hinwieſe, und er mich fragte: Und zu dieſem Geſetze haben Sie auch mitgerathen? wahrlich ich müßte mich ſchämen, könnte ich nicht ſagen: Ich habe keinen Theil daran! — und dieſelbe Scham möchte ich auch dem Herrn Miniſter erſparen.

100.

Es gibt etwas in dieſer Kammer, das über alle miniſteriellen Spitzfindigkeiten ſiegt, nämlich das unüberwindbare Gefühl für Recht und Billigkeit.

101.

Die Sucht, zu ſyſtematiſiren, führt jederzeit auf Abwege.

102.

Es gibt häusliche Verhältniſſe, welche den Gewerbtreibenden zwingen, ein Unglück durch äußeren

Schein zu verdecken, um größeres Unglück zu vermeiden.

103.

Wenn doch die Regierungen keine zu großen Vorſtellungen von ihrer Macht hätten! Es gibt Dinge, über welche die größte Gewalt auf Erden nicht gebieten kann. Eines von dieſen Dingen iſt — die Meinung. Sie iſt frei, wie die Seele, deren Frucht ſie iſt. Die größte Macht auf Erden iſt die öffentliche Meinung. — Die mächtigſten Kaiſer und Könige ſtehen unter ihr. Keine Regierung kann über ſie befehlen; alles, was ſie thun kann, iſt, daß ſie ſich an die Spitze derſelben zu ſtellen ſucht. So hängt auch, ob etwas Ehre ſey, blos von der Meinung, nicht von einem Befehle ab.

104.

Wo das Geſetz keinen Anhaltspunkt gibt, öffnet ſich der Willkür Thür und Thor.

Nur die Steuer, welche das Geſetz auflegt, wäre ſie auch vielmal höher, zahlt der freie Mann willig; die ihm ſein Mitunterthan nach Willkür aufbürdet, zahlt er unwillig und nur gezwungen.

105.

Was kann von dem Beſtehenden erhalten, was muß an demſelben verbeſſert werden? Dahin richte ich mein erſtes Augenmerk bei jedem Schritte in der Verwaltung; nicht als wäre ich geneigt, unbedingt an dem Alten feſtzuhalten. Ich bin weder in Jahren zu weit vorgerückt, noch von zu phlegmatiſchem Temperamente, als daß ich Verbeſſerungen haſſen könnte. Ich wünſche Verbeſſerungen, ich haſſe aber unnöthige Neuerungen. Nach meiner Meinung muß man bei jeder Verbeſſerung von dem Beſtehenden ausgehen, jene mit Vorſicht anfügen und anbauen. Man muß hinwegnehmen nur, was ſich als ſchädlich erprobt hat, und hinzufügen nur, was man mit Gewißheit als beſſer behaupten kann. Dieſe Methode iſt die ächt parlamentariſche, woran die Engländer feſthalten. Nur bei ihrer Beobachtung kann ein hiſtoriſches Gebäude einer volksthümlichen Geſetzgebung entſtehen, die mit dem Volke und mit welcher das Volk aufwächst, und welche ihm angewöhnt und behaglich iſt, wie ein wohlanpaſſendes Kleid. Wer ſich auf den glatten Spiegel neuer Theorien hinauswagt, dem kann leicht geſchehen, daß ſich die Ebene zu Bergen von Wogen aufthürmt und Schluchten ſich öffnen. Nein, da bleibe ich vorſichtig am Ufer, und wer mich zum Steuermanne wählt, bleibt mit mir in ſicheren, wohlbekannten Gegenden.

106.

Wollen Sie etwa die Steuer der Schriftſteller hinaufſetzen? — Ich bemerke nur, daß Johannes von Müller bekennt, daß die Einnahme für ſein großes hiſtoriſches Werk, nach Abrechnung des Aufwandes, 6 kr. vom Bogen geweſen ſey.

107.

Die öffentlichen Freiheiten verdanken ihr Wachsthum vorzüglich den Schwächen der Miniſterien; allein ich halte in der Monarchie keine Freiheit für wünſchenswerth, mit welcher eine kräftige monarchiſche Regierung nicht beſtehen könnte.

108.

6. Juni 1828

Die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen iſt ein Palladium der bürgerlichen Freiheit. Hüten wir uns, ohne Nothwendigkeit ſo leicht und leichtſinnig von derſelben abzuweichen.

109.

Es bedarf keiner Ausführung, daß die gänzliche Aufhebung der Ausfuhrzölle das Beſte wäre.

110.

Der Handel wird gewöhnlich, aber mit Unrecht, als ein bloßes Geldgeſchäft betrachtet; allein er iſt an ſich nur ein Tauſchgeſchäft, und das Geld nichts weiter als der Vermittler dazu. Es geht über gewiſſe Gränzen nicht hinaus. Eitel iſt die Furcht, daß das Geld aus dem Lande getrieben werde; wäre dieß der Fall, ſo würde von ſelbſt ſogleich ein anderes Mittel — das Papiergeld, an deſſen Stelle getreten ſeyn. Nur das iſt die ſtaatswirthſchaftliche Frage, welche Werthe wir eintauſchen für diejenigen, welche wir geben. Wenn wir wenig oder nichts vom Auslande nehmen, ſo iſt natürlich, daß auch das Ausland von uns wenig oder nichts nimmt. Wie kann derjenige Luſt ausathmen, der ſich fürchtet, Luſt einzuathmen?

111.

Ich halte es für beſſer, Erleichterungen dem Geſetze als der Gunſt oder Gnade der Behörden zu verdanken; jene ſind dauerhafter und ſicherer.

112.

Wohl ſteht es der Regierung zu, die Geſetze zu vollziehen; aber an der geſetzgebenden Gewalt iſt es auch, die Grenzen der Vollziehung zu bezeichnen, damit die öffentliche Freiheit nicht gefährdet werde.

113.

Wie viele Verbrechen haben die Menſchen durch ihre Geſetze ſelbſt erzeugt!

114.

Das Syſtem der Freiheit und der Milde führt zur natürlichen Ordnung, zur Ordnung Gottes, zum Wohlſtande der Induſtrie und des Handels, zum dauernden Vortheile der Finanzen und zur Moralität, die doch der Regierung über alle gefüllte Geldkaſten gelten wird.

115.

Allerdings erkenne ich es als ein Recht der Krone, Staatsverträge abzuſchließen, und mir ſind ihre Rechte heilig und unantaſtbar; aber nicht minder heilig und unantaſtbar müſſen dem Miniſterium die Rechte des Volkes ſeyn. Eines wie das andere iſt gebunden durch denſelben Eid; dieſe wie jene ſind verbürgt durch die gleiche Eideskraft.

116.

Bevölkerung iſt an ſich eine Kraft. Unerhört iſt es wohl bei den Staatswirthſchaften, daß die Frucht der Induſtrie Armuth ſey. Wäre dieß, ſo wäre ſie nicht ein Gut, das man erſtreben, ſondern ein Unglück, das man meiden müßte.

117.

Man kann nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen.

118.

17. Juni 1828. Die Vertheidigung oder Verletzung eines jeden verfaſſungsgemäßen Rechtes iſt eine höchſt wichtige Angelegenheit, und der freie Mann iſt mit Grund eiferſüchtig auf die Aufrechthaltung ſeiner Rechte.

Dieß iſt nicht Selbſtſucht zu ſchelten; vielmehr iſt es der Geiſt der Freiheit, daß ein Jeder auf ſeine Rechte hält, und wenn alle Stände, wenn auch die Krone auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht ſind, dann herrſcht auch der Geiſt, welcher die parlamentariſche Verfaſſung belebt.

119.

19. Juni 1828. Hohe Zölle ſind nach meiner Meinung finan-

ziell weder nothwendig noch vortheilhaft. Daß hohe Zölle auf die Dauer nicht zur Vermehrung der Einnahmen führen, zeigt die Erfahrung.

Dieß iſt der Erbfehler der Zölle; ſie ſind wie Meerwaſſer; je mehr man trinkt, deſto mehr dürſtet man.

Jeder Finanzminiſter liebt volle Caſſen.

Das Syſtem hoher Zölle gibt unſtreitig den Gewerbtreibenden, auf deren Erzeugniſſe ſich dieſelben beziehen, einen Vortheil, nämlich den, daß die fremden Waaren vom inländiſchen Markte abgehalten werden, in ſo fern ſie dem Zolle nicht entgehen. Die Auflage iſt gewiſſermaſſen ein Zuſchuß für ſie, und es iſt nicht unmöglich, durch Zollbegünſtigungen Fabriken hervorzubringen; allein eine ſolche widernatürliche Schöpfung iſt verwerflich und unglücklich. Denn ſolche Fabriken, welche die Elemente ihres Lebens nicht in ſich ſelber tragen, können ſich nie aus eigenen Kräften erhalten, gewähren ſelbſt den Unternehmern nur precären Gewinn, aber gar keinen Vortheil dem Lande und der Induſtrie; der Induſtrie nicht, indem dieſe eben durch die Concurrenz genährt, in Thätigkeit erhalten und vervollkommnet wird.

Eine Fabrik, die man blos durch hohe Zölle geſchaffen hat, dauert ſchwerlich länger, als der Zoll ſelbſt.

Hohe Zölle ſind der Induſtrie nicht nur nicht vortheilhaft, ſondern geradezu ſchädlich; denn indem man den Einen begünſtiget, benachtheiliget man tauſend Andere; indem man dem Einen die Wange ſtreichelt, ſchlägt man Hunderten in's Geſicht.

Bei der Handelsbilanz kommt es nur darauf an, welche Werthe ein Land gebe und empfange, und hiernach kann es durch die Einfuhr in der That reicher werden. Wenn wir eine große Einfuhr an Produkten haben, welche wir nicht erzeugen können, aber verarbeiten, ſo iſt dieſelbe gewiß eine Vermehrung des Nationalreichthums; thöricht aber iſt es, Producte, wozu wir die Materialien im Lande haben und die wir ſelbſt erzeugen könnten, vom Auslande zu beziehen; unſere Induſtrie iſt todt, in ſo fern wir dieß thun.

Weder in ſtaatswirthſchaftlicher, noch weniger in moraliſcher Beziehung preiſe ich das engliſche Fabrikweſen; ich lobe vielmehr das beſcheidene und glückliche Verhältniß, in welches die Vorſehung unſer Land und unſere Induſtrie geſetzt hat.

23 Juni 1828. Genuß, nicht Entbehrung, nährt die Gewerbe.

120.

5. Juli 1828. Wohl hat das Miniſterium die Pflicht, die Kronrechte zu wahren, aber auch die Pflicht, die Rechte der Unterthanen zu ſchützen, nicht ſie unter jenem Vorwande zu kränken. Was für eine bürgerliche Geſellſchaft wäre dieſe, wo man nur auf

die Sicherheit der Rechte des Einen, nicht auch der des Andern halten wollte? Es wäre die Geſellſchaft des Löwen mit andern ſchwachen Thieren. Was würden Sie zu dem Vormunde eines Rieſen ſagen, der unter dem Vorwande, für die Bekleidung ſeines Mündels ſorgen zu müſſen, die Vorübergehenden anfiele und ausplünderte? Wohl hat das Miniſterium die Rechte der Krone zu wahren, aber nicht mit thätlicher Gewalt und nicht durch Eingriffe in das Eigenthum, ſondern entweder auf dem Rechtswege in einzelnen vorkommenden Fällen, oder wenn es Grundſätze aufſtellen will, auf dem Wege der authentiſchen Interpretation mit Zuziehung beider Kammern.

Das Gewiſſen des gewiſſenhafteſten Miniſters muß der Spruch der Gerichte beruhigen.

Die vollziehende Gewalt iſt in ihrem verfaſſungsgemäßen Wirkungskreiſe allerdings nicht den Gerichten unterworfen; allein ſie hat ihre beſtimmten Grenzen, welche ſie nicht überſchreiten darf; dieſelben ſind theils durch das Geſetz, theils durch die Rechte der Privaten gezogen. Daß jene eingehalten werden, dafür ſind die Stände Wächter, und über die Ausdehnung gegen Privaten haben die Gerichte zu entſcheiden. Wäre es anders, ſo würde keine Sicherheit des Privateigenthums beſtehen.

Nur dadurch wird das Gleichgewicht der Gewalten erhalten, wenn alle in ihren Grenzen bleiben.

Ironie wäre es aber, von Gleichgewicht zu ſprechen, wo nur Eine Alles kann und thut.

Es iſt eine der vorzüglichſten Pflichten und Prärogativen der Krone, Recht zu handhaben.

Ein vorzügliches Kronrecht iſt, frei zu ſeyn von aller Verantwortlichkeit; derjenige Miniſter aber, welcher ſich ſeiner Verantwortlichkeit entledigen will, indem er ſich auf die königliche Prärogative beruft und gleichſam unter die Krone flüchtet, verletzt eben dadurch dieſe Prärogative, und ladet eine um ſo größere Verantwortlichkeit auf ſich, als die Folge ſolcher Grundſätze eine gänzliche Rechtsloſigkeit ſeyn würde.

Ein veränderliches Ding iſt die Gunſt, und der Klugheit und Freiheit angemeſſener, auf Geſetz und Recht zu bauen.

121.

15. Juli 1828

Welches ſind die Urſachen der heut zu Tage ſo häufigen Zweikämpfe? — Sind die Strafgeſetze gegen dieſelben zu mild? — Keineswegs; die ſtrengſten Strafen ſind auf den Zweikampf geſetzt, und ſelbſt der große Monarch, welchen die Geſchichte den Philoſophen auf dem Throne nennt, hat vergebens den Verſuch gemacht, das Unheil durch ſtrenge und entehrende Strafen zu vertilgen.

So unterſuche man denn die Quelle des Zweikampfes überhaupt. Beſteht ſie im Aberglauben? Gewiß nicht; denn nicht von den Ordalien zur Entſcheidung gerichtlicher Streite iſt die Rede, ſondern von dem Zweikampfe als unerlaubter Selbſthülfe, welche den Rechtsweg verſchmäht. Selbſt die aufgeklärteſten Männer, ausgezeichnete Miniſter, ſogar gekrönte Häupter, haben in gewiſſen Fällen keinen andern Ausweg, ſich Recht zu verſchaffen, zu finden gemeint, als den Zweikampf.

In vielen Fällen iſt Leichtſinn, jugendlicher Leichtſinn, ohne eigentliche Ehrenbeleidigung die Veranlaſſung des Zweikampfes; dieſer Veranlaſſung muß man durch Züchtigung begegnen; die Zuchtpolizei, nicht das Criminalgericht, ſoll hiebei einſchreiten, inſofern kein Verbrechen damit in Verbindung ſteht. In andern Fällen aber iſt das beleidigte Ehrgefühl, dem hinreichende Genugthuung nicht gegeben wird, die Quelle des Zweikampfes. Es kann nicht davon die Rede ſeyn, das Ehrgefühl, die Bedingung ſo vieler Tugenden, zu unterdrücken; man muß es vielmehr nähren, pflegen und leiten.

Genügend iſt die Genugthuung beleidigter Ehre nur dann, wenn dieſelbe in der Meinung wiederhergeſtellt iſt. Die Ehre beruht gänzlich in der Meinung, und ſo wie es eine öffentliche Meinung und eine Standesmeinung gibt, ſo gibt es auch eine öffentliche Ehre und eine Standesehre.

Könnte es die Geſetzgebung bewirken, daß eine Ehre — das vorzüglichſte Gut des Mannes — durch die gerichtliche Genugthuung in der Meinung wiederhergeſtellt wird, ſo hätte ſie die Aufgabe gelöſ't; aber ohne dieſe Bedingung iſt auch die ſtrengſte Beſtrafung des Zweikampfes unwirkſam. Warum ſollte der rechtlich beſcheidene Mann die Hülfe der Gerichte nicht ſuchen, wenn ihm dieſe ſo volle Genugthuung geben könnten, daß ſeine Ehre in der Meinung wiederhergeſtellt wird? — Aber ſo lange der Staat dieſe Rechtshülfe nicht geben kann, wird auch der gehorſamſte, aber ehrliebende Mann, lieber ſterben als ehrlos leben.

Aber wie kann man auf die Meinung durch Geſetze wirken? — Die Meinung iſt mächtiger, als Voltaire und als Napoleon, mächtiger als alle irdiſche Macht und als alle Geſetzgebungen. Alles, was die Geſetzgebung kann, beſteht darin, daß

1) ſtrengere Strafen, als bisher, auf Ehrenbeleidigungen geſetzt werden, um dieſe, und dadurch die Veranlaſſung zum Zweikampfe ſeltener zu machen.
2) Die Geſetzgebung müßte fortfahren, den Zweikampf mit angemeſſenen, *aber nicht unmäßigen*, Strafen zu belegen, — nicht mit unmäßigen, weil die Gerechtigkeit fordert, jederzeit darauf Rückſicht zu nehmen, ob die Genugthuung, welche ſie gegen Ehrenbeleidigung gewährt, eine vollſtändige ſey, d. h. die Ehre in der Meinung wiederherſtellte. Zu ſtrenge Strafen würden unvollzogen bleiben;

denn auch die Gerichte ſtehen unter dem Einfluße der öffentlichen Meinung und gleichen, wie uns die Beiſpiele Roms und Englands zeigen, harte Geſetze mit der Meinung aus.

Da das Uebel durch die Geſetze nicht ausgerottet werden kann, ſo verfällt man gleichſam aus Verdruß über ſeine eigene Ohnmacht, und im Eifer für das Gute auf allerlei andere Mittel. Man wartet auf ein Genie, welches den Zweikampf in's Lächerliche ziehen würde. Dieſes Genie wird noch lange ausbleiben. Die Satyre kann ſich mit Erfolg nur an das machen, was in der Meinung ſchon lächerlich iſt, und wenn dieſe begonnen hat, ſich gegen den Zweikampf zu wenden, wird ihr auch die Satyre mit Wirkung dienen.

Man ſchlägt vor, wie einige Staaten von Nordamerika, die Duellanten für wahnſinnig zu erklären. Niemand hält ſie bei uns dafür; das vorgeſchlagene Mittel wäre daher nichts als eine auf eine juriſtiſche Fiction gegründete Einſperrung. Freiheitsſtrafen beſtimmt aber ſchon die beſtehende Geſetzgebung. In England verbietet bekanntlich das Geſetz, den abſichtlichen Selbſtmörder ehrbar zu begraben. Dieſes Geſetz kommt daſelbſt beinahe nicht zur Anwendung, indem das Geſchwornengericht in der Regel den Ausſpruch thut, daß der Unglückliche von Gott heimgeſucht worden. Der in England häufige Selbſtmord iſt ein nicht minderes Unheil als der Zweikampf, und doch kann ihn die Strenge des Geſetzes nicht vertilgen.

Am wenigſten wird endlich der Vorſchlag, die Fechtſchulen zu verbieten, den Zweikampf ausrotten. Nicht blos die jungen Leute, gegen welche auf dem Disciplinarwege verfahren werden muß, nicht blos jene, welche die Fechtſchulen beſuchen, nehmen an Zweikämpfen Theil. Die unregelmäßigen Zweikämpfe ſind noch gefährlicher; Fäuſte ſind einem Jeden an den Arm gewachſen, und Krüge und Stuhlbeine ſind nicht minder gefährliche Waffen.

Die Regierung ſucht nun ein anderes Mittel, dem Zweikampfe zu begegnen, ein Mittel nämlich, wodurch das Geſetz der Meinung näher gebracht werden ſoll — Ehrenvermittler und Ehrengerichte. Da ſie erkannt, daß die Ehre in der Meinung liege, ſo ſucht ſie Männer auf, welche dieſe Meinung ausſprechen und leiten ſollen.

Dieſe Idee iſt vortrefflich; aber eine Regierung kann nicht Alles, was ſie will, auch wenn ihr Wille der beſte iſt. Die Meinung über Ehre und Zweikampf iſt eine europäiſche; ohne Zuſammenwirkung aller Regierungen wäre der Erfolg der Ehrengerichte, abgeſehen von allem Anderen, ſehr zweifelhaft.

Aber die Ehrenvermittler werden von Oben geſetzt, und die Ehrenrichter haben nur vermittelnde und ſchiedsrichterliche Befugniß. Studenten und

Officiere, wenn ſie nicht das volle Staatsbürgerrecht beſitzen, alſo gerade Glieder jener Stände, wo der Zweikampf am üblichſten, ſind von der Ehre dieſes Amtes ausgeſchloſſen.

Dieſes Mittel würde ſchon deßhalb unwirkſam bleiben, weil der Duellant jeder richterlichen Gewalt ausweichen, und nur die Selbſthülfe als entſcheidend anerkennen will. Indem die Regierung Ehrengerichte ſetzt, macht ſie nur einen Umweg; denn ſie müßte die Meinung zwingen können, daß die Stände, bei denen das Duell üblich iſt, das Ehrengericht an die Stelle des Zweikampfes als entſcheidende Macht anerkennen. Sie kann aber dieß nicht; könnte ſie es, ſo wäre es kürzer, die Parteien an die Gerichte zu weiſen. Sie kann nicht hindern, daß ſich unter den Claſſen, bei welchen der Zweikampf in Uebung iſt, die Meinung feſtſetze, daß es gegen die Ehre ſey, ſich an einen Ehrenvermittler und an ein Ehrengericht zu wenden.

Wenn Ehrengerichte wirkſam ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie ſich, wie alle auf der Meinung beruhenden Anſtalten und wie alles Gewohnheitsrecht, von unten herauf, nämlich aus den verſchiedenen Claſſen des Volkes, bilden, aus der Anſicht derſelben hervorgehen, die Ehrenvermittler von ihnen ſelbſt gewählt werden, und alsdann brauchen ſie gar keine Vorſchriften über ihr Verfahren; Alles gibt ſich von ſelbſt. Ohne dieſe Formation aber iſt dieſes Inſtitut todt, und kann aus eigener Lebenskraft nicht aufrecht ſtehen.

Ich bin daher der Meinung, die Aufgabe der Geſetzgebung ſey auf einer Seite ſtrengere Beſtrafung der Ehrenbeleidigungen, auf der anderen ſtrenge, aber nicht unmäßige Beſtrafung des Zweikampfes.

Uebrigens iſt die Regierung nach meiner Meinung geſetzlich nicht gehindert, ohne Geſetz die Einführung von Ehrengerichten zu bewirken, inſofern dadurch die beſtehenden Geſetze nicht geändert worden. Im Falle ſie aber dieſe Abſicht hätte, wäre es ſehr rathſam, blos zu veranlaſſen, daß die Ehrenvermittler und Ehrengerichte aus der Wahl der betreffenden Stände hervorgehen. Niemals wäre ich aber damit einverſtanden, daß derlei Ehrengerichten die Competenz eingeräumt würde, in beſtimmten Fällen den Zweikampf zuzulaſſen; dieſes Uebel muß die Geſetzgebung jederzeit unter paſſenden Strafen verfolgen. Die Meinung kann ſich nur nach und nach zum Beſſern wenden.

122.

Dankbarkeit und ſchnellfertiger Tadel mögen ihre Stimmen erheben; doch unpartheiiſch richtet die Geſchichte, die man das Weltgericht nennt, das Gericht über Könige und ihre Diener.

123.

17. Juli 1828. Eine ehrliche und geſetzmäßige Verwaltung be-

darf des Zudeckens und der Nachſicht nicht; ſie muß vielmehr wünſchen, daß alle ihre Handlungen vor Aller Augen geſtellt werden.

124.

Geändert iſt gleich etwas, aber die Sache beſſer machen, iſt ſchwer. Darum ändere man in der Verwaltung nichts ohne Noth; man macht Verſuche, aber in der Regel unglückliche, und am Ende iſt man froh, wenn man wieder zum Alten zurückkehren kann.

125.

Es gibt keine Klugheit, welche uns erlaubt, Vortheile durch Verletzung der Verfaſſungs-Urkunde zu erkaufen.

21. Juli 1828.

126.

Vereinfachung der Geſchäfte und Verminderung der ſo viele Kräfte verſchlingenden, unnützen Vielſchreiberei, dauernde Ordnung im Staatshaushalte, Erhaltung des Beſtehenden mit hoher Achtung des Hiſtoriſchen, Entwickelung der mancherlei noch ſchlummernden Kräfte des Edlen und Geiſtigen der Menſchheit, Pflege der Landwirthſchaft, der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften und Verbreitung wahrer Religioſität, um dadurch das kurze menſchliche Leben auf eine Ewigkeit hin zu verlängern und als ein Stern zu glänzen in der Geſchichte — das ſcheint mir das ſchöne und würdige Ziel der Regierung zu ſeyn.

127.

Häufige Veränderungen in der Verwaltung wirken immer ſchädlich. Anordnungen muß man durch Ruhe gedeihen laſſen.

128.

Nur wo Hartes ſich zum Milden paaret, da gibt es einen guten Klang.

Der repräſentirt ſeinen Herrn am beſten, der am meiſten und beſten arbeitet.

129.

Gewiß, was Kirche und Schulen für Frömmigkeit und Aufklärung Gutes thun, wird durch dieſes heilloſe Spiel (Lotto) wieder vernichtet. Was dort die Engel gebaut, reißt hier der Teufel mit einemmale wieder ein.

130.

Die Regierung handelt, ſo lange die Cenſur blos nach Willkür geübt wird, am nachtheiligſten gegen ſich ſelbſt. In cenſirten Zeitungen wird Lob und Tadel verdächtig, treffender unterdrückter Tadel deſto kräftiger, und die Regierung beraubt ſich ſelbſt des ſicherſten Mittels, die wahre öffentliche Meinung kennen zu lernen und auf das Volk zu wirken.

131.

Das Geiſtige wird das Materielle nach ſich ziehen; niemals aber möge das Miniſterium vergeſſen, daß Gerechtigkeit und Freiheit die zwei Genien ſind, welche eine große Regierung zu den Pforten des Ruhmes geleiten.

132.

Wenn man nichts von Seite der Ariſtokratie, ſondern von Seite des Miniſteriums zu fürchten hat, ſo iſt es natürlich, daß die Beſorgniß ſich von jener weg- und von allen Seiten gegen dieſes hinwendet. 4. Auguſt 1828.

133.

Allerdings iſt die Regierung verbunden, die Verfaſſung und die Geſetze zu vollziehen; allein nicht blos durch die Adminiſtrativbehörden, ſondern auch durch die Gerichtsbehörden, je nach dem Wirkungskreiſe einer jeden. Zur Vollziehung der Verfaſſung gehört auch, daß man Eigenthum und Beſitz, ſtatt ſie ſelber anzugreifen, ſchütze und daß bei Anſprüchen auf Rechte der Privaten im Fall des Widerſpruches auch die vollziehende Gewalt dem Richterſpruche unterworfen werde.

134.

Schon an und für ſich iſt es höchſt bedenklich, daß ein Miniſterium die Handlungen der vorigen 6. Auguſt 1828.

Regierung und des vorigen Monarchen als ungültig anſicht und dieſelben gleichſam anklagt, verfaſſungswidrig gehandelt zu haben. Die Unterzeichnung eines Monarchen ſollte jedem Miniſterium eine ſo heilige Sache ſeyn, daß es hohes Bedenken tragen ſollte, dieſelbe als nichtig zu erklären, und wenn es ſich doch in die unausweichliche Lage geſetzt ſieht, einem mit der königlichen Unterſchrift verſehenen Regierungsacte die Anerkennung verſagen zu müſſen, ſo ſollte es doch lieber alle Mittel der gütlichen Ausgleichung und erſt nach deren vergeblicher Anwendung endlich den Rechtsweg wählen, um nicht die Schuld auf ſich zu laden, das Anſehen des königlichen Wortes durch den eigenen Ausſpruch der Nichtigkeit der königlichen Unterſchrift vernichtet zu haben.

135.

7. Auguſt 1828. Das iſt der Beweis wahrer chriſtlicher Menſchenliebe, wenn das Herz nicht weiß, wenn die Hand gibt, und welcher Religion der Arme und Hülfsbedürftige iſt.

Ständeverſammlung

von 1831 . . . Nummer 136—227.

136.

8. März 1831.

Da die Oeffentlichkeit mit dem Weſen der Verfaſſung innigſt verwandt, ja deren Seele iſt; da ferner die Oeffentlichkeit nicht blos darin beſteht, daß einige Hundert Menſchen auf den Gallerien zugelaſſen ſind, ſondern in der fortgeſetzten Mittheilung der Verſammlung an das Publikum, wodurch dieſes die Controle gegen die Kammer übt, und dieſe Gelegenheit hat, die Nation über ihre Intereſſen aufzuklären, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Publikum eine unverfälſchte vollſtändige Darſtellung der Verhandlungen zu geben ſey.

Eine amtliche Herausgabe der Verhandlungen iſt daher unumgängliches Bedürfniß, ſelbſt wenn die Zeitungen ganz frei von der Cenſur wären.

Die amtliche Bekanntmachung der Verhandlungen iſt aber nicht der einzige Weg der Mittheilung an das Publikum. Der wirkſamere und kürzere ſind die Tagsblätter und Zeitungen, da ſie Schlag auf Schlag ununterbrochen auf alle Stände wirken.

Die beſte Controle der freien Preſſe iſt die freie Preſſe ſelbſt. Ein Journal, dem mehrmals Irrthümer und Unwahrheiten nachgewieſen worden, wird ſeinen Kredit verlieren. Die Journale ſind daher ſelbſt betheiligt, Unwahrheiten zu vermeiden.

137.

1. März 1831.

Dem Geſetze gehorſam werden wir der Freiheit deſto würdiger ſeyn.

138.

Es iſt wahr, die Krone hat jenes Recht, und braucht von deſſen Uebung keinen Grund anzugeben; ihr Grund iſt — das Recht ſelbſt. So iſt es der Kammer gegenüber, nicht aber gegenüber dem öffentlichen Urtheile, welches Gericht hält über die Thaten der Regierungen wie der Völker, und in ſeinen fortgeſetzten Ausſprüchen das Weltgericht iſt. Das öffentliche Urtheil fragt nach den Gründen, findet jeden Grund, der nicht im Intereſſe des öffentlichen Dienſtes liegt, für ungenügend, und perſönliche Abneigung, Mißtrauen und Furcht, wenn ſie die Motive ſeyn könnten, einer Regierung nicht würdig. Eine Macht, aus ſolchen Gründen geübt, verliert ihren Einfluß, ſie zerſtört ihn ſelbſt, und wird zur Unmacht. So wird ein Kronrecht, auf das man ſo hohen Werth zu legen ſcheint, wenn es aus andern Motiven als jenen des öffentlichen

Dienſtes geübt wird, der Regierung ſelbſt immer ſchädlich ſeyn.

Wenn die Gewalt auch ausgezeichnete Männer verblendet und verderbt: dann möge der Himmel vor den Beſitz derſelben jedes edle Herz bewahren, oder es vorerſt von allen menſchlichen Schwächen befreien!

Wohl mag ſich die Regierung uns gegenüber auf ihr poſitives; formelles Recht berufen; wir ſind dem poſitiven ſtrengen Geſetze unterthan. Aber ſie kann doch nicht umhin, die öffentliche Meinung zu beachten; denn dieſe iſt eine vorzügliche Grundlage ihrer Macht, ja am Ende beruht alle moraliſche Kraft doch nur auf der öffentlichen Meinung. Dieſe aber mißt die Handlungen nach dem unwandelbaren Richtmaß des ewigen Rechts, das über dem poſitiven ſteht, und zerbricht und verwirft die kleinlichen und veränderlichen verſchiedenen Maße, welche die Menſchen ſich machen, wenn ſie mit jenem im Widerſpruche ſind.

Eine Regierung, die ſich nur darauf beruft, auf ihrem formellen Rechte zu ſtehen, bedient ſich deſſen als einer Waffe; ſie ruft, indem ſie nach ihren Rechten in dieſem Sinne ruft, zu den Waffen, erinnert dadurch die Kammer, daß auch ſie Waffen habe, und provocirt, ſtatt mit ihr in Einklang zu wirken, eine Oppoſition. Wir ſind von der Regierung ſelbſt zum Freimuth und zur verdoppelten

Kraftanſtrengung für das Wohl des Volkes aufgerufen. Sie legt uns aber die noch ſchwerere Pflicht auf, Wache über uns zu halten, daß wir nicht verleitet werden durch die Sucht nach einer falſchen Popularität, jener Metze, die man ſo häufig verwechſelt mit der öffentlichen Achtung, der hohen, tugendhaften Frau, die jeden ehrenfeſten Mann führen ſoll.

Weder Gunſt noch Ungunſt der Regierung wird einen Maun von Ehre beſtechen, jemals von der Wahrheit und von ſeiner Pflicht zu weichen; er ehrt die Regierung, indem er ihr mit Wahrheit dient, und ich glaube, daß kein rechtlicher Staatsdiener in irgend einem Verhältniſſe, es ſey in den geheimen Zimmern des Rathes, oder in dieſer öffentlichen Verſammlung, der Regierung einen andern Rath geben werde, als den er in ſeiner Bruſt trägt. Ich bin deſſen ſicher, und bitte den Himmel, daß er mich frei erhalten möge von jeder Leidenſchaft! — Nehmen Sie, meine Herren, dieſes nicht als eine Warnung für Sie, ſondern nur für mich, als ein Selbſtgeſpräch. Der mag es überhören, der ſich beſſer dünkt.

139.

24. März 1841. Die Einmengung des Namens des Monarchen in die kleinen Angelegenheiten der Regierung iſt unräthlich, weil die Meinung über unzweckmäßige

Maßregeln leicht auf die Perſon des Monarchen zurückgeleitet werden könnte, da doch die Miniſter allein vor dem Riß zu ſtehen haben. Als Regel darf man aber annehmen, daß die ſogenannte Kabinetsregierung bei weitem mehr die miniſterielle Eitelkeit verletzt, als die Verantwortlichkeit der Miniſter hindert, wenn ſie nichts im Auge haben, als ihre Schuldigkeit zu thun.

Ich kann nicht begreifen, wie ein Beamter oder überhaupt ein aufgeklärter Staatsbürger daran zweifeln mag, daß der Miniſter für Verordnungen, welche er unterzeichnet, allein verantwortlich bleibe, wenn er ſich auch auf tauſend Kabinetsbefehle beruft, und wenn es Jemand gibt, der daran zweifelt, ſo iſt es Sache der Einſichtigen, ihn darüber aufzuklären.

Die Miniſter haben nach meiner Meinung den Befehlen des Monarchen zu gehorchen und ſie, wie eigene Anordnungen, ohne Beziehung auf einen Kabinetsbefehl zu vollziehen, wenn ſie dieſelben weder für geſetzwidrig, noch für ſchädlich halten; hält ſie aber ein Miniſter für geſetzwidrig oder nachtheilig, ſo hat er, ſchon als Mann, die Pflicht, dem Monarchen dieſes ehrerbietigſt vorzuſtellen, und — daß es ſomit außer ſeinen Kräften ſey, dieſe Befehle zu vollziehen. Die Folge davon iſt natürlich, und, wenn es auch manchen Miniſtern ſchwer ankommen mag, ſich ihr zu unterwerfen, dennoch fordert es ihre Pflicht.

140.

9. April 1831. Leichte Aufwallungen des Blutes machen nicht unfähig, in der Kammer zu ſeyn. Ich leide, ſagt man, manchmal ſelbſt daran, und erfülle doch redlich meine Pflicht als Deputirter.

141.

Wenn ſtändige Moderationen nicht anders als auf dem Wege der Geſetzgebung zuläſſig wären, wie ſehr wäre den überlaſteten Landeigenthümern die Hülfe erſchwert!

Wir Alle wünſchen, daß der Landmann von Laſten befreit und dadurch ſein Wohl befördert werde, aber nur auf legitime Weiſe. Wir Alle wollen daher, daß er die auf ſeinen Gütern haftenden Laſten ablöſen könne, und daß dadurch die Freiheit des Grundeigenthums befördert werde, aber nur auf geſetzmäßigem Wege, nämlich in der Art, daß dem Grundrentenbeſitzer die entſprechende Entſchädigung zu Theil werde. Wir wollen Freiheit, aber Freiheit und Ordnung!

142.

13. April 1831. O Wandelbarkeit der Menſchen, die heute ſehnſuchtvoll begehren, was ſie entbehren, und morgen es verſchmähen, weil ſie es beſitzen! O ſchwanken-

des Rohr der Meinung, das ſich bald da bald dort hin neiget! Die Kammer ſollte der Welt eine ihrer vorzüglichſten Tugenden zeigen: Beharrlichkeit und Klarheit deſſen, was ſie will.

Man fordert, daß die Wahlordnung geändert, der Wahlcenſus herabgeſetzt werde, ſteigt bis zu den Principien der Verfaſſung ſelbſt auf, und eine Stimme zeigt uns im Hintergrunde als Ideal die Verfaſſung der franzöſiſchen Revolution von 1791 mit ihren „ewigen Menſchenrechten", die aber bald keine menſchlichen Rechte zu ſchützen vermochte. Allein durch dieſe Dinge wird man bei uns ſcheu. Die Verfaſſung von 1791 ſuchten wir nicht als Ideal. Wir erfreuen uns jener Früchte der Revolution, welche gut ſind, ja, wir erfreuen uns ihrer; eine der beſten aber iſt — die Warnung.

Man ſchreibt nicht das ganze Staatsrecht eines Volkes ſo mit einem Male auf ein Papier oder Pergament für Jahrhunderte hin. Die erſte Urkunde, eine magna charta, iſt nur der Grundſtein des Gebäudes, das allmählig erſt im Laufe der Zeit entſteht. Vorſichtig muß da Stein an Stein gefügt und nach Bedürfniß gebeſſert werden.

Einer Verſammlung, der man Antheil gibt an den wichtigſten Angelegenheiten des Staates, darf man wohl vertrauen, daß ſie bei ſich ſelber die Ordnung zu erhalten wiſſe.

Was mich betrifft, ſo bin ich den künſtlich verfaßten und einſtudirten Reden nicht geneigt, und legt den verdienten Werth auf die einfache Rede, welche aus der treuen Bruſt eines biedern Bayern kommt.

Wer die Sache billigt, ſtimme für die Sache; ſie kommt dem Volke zu Gute, ſie komme von wem immer.

Mancher ſchreitet auf dem Cothurn einher, und ſpielt, ohne daß er es weiß, — langweilige Comödie.

Man wendet ein, daß, wenn die Beſtimmungen über den Geſchäftsgang nicht mehr ein Gegenſtand der Verfaſſung ſeyen, eine Bürgſchaft verloren gehe. Welche Bürgſchaft? — Wäre die Kammer ſo unmächtig, ſich ſelbſt nicht mehr Regeln vorſchreiben zu können? — Freilich eine Bürgſchaft für die Ordnung iſt es in dem Sinne, wie es eine Bürgſchaft iſt, wenn Jemand in Bande gelegt wird, dafür, daß er ſich nicht frei bewegen kann.

Man ſchlägt unſere Hoffnung, daß unſer Wunſch gewährt werde, nieder; allein wäre ſie auch ganz dahin, ſo iſt es dennoch von Werth, daß die Kammer ihre Anſicht, was ſie für das Beſte hält, offen ausſpricht; ſelbſt wenn die andere Kammer nicht beiſtimmt, ſo iſt doch ihr Beſchluß als Reſolution nicht unerheblich.

Man will nicht einmal dem Präſidenten überlaſſen, zu beſtimmen, wann das Protokoll zu verleſen ſey. Allein wer möchte Präſident ſeyn, wenn er ſogar in dieſen kleinen Dingen gebunden wäre, und wer verdiente es zu ſeyn, wenn er nicht mehr Vertrauen genöſſe? — Würde je ein Präſident die Grenze der Ordnung und Billigkeit überſchreiten, ſo würde die Kammer ihn dahin zu weiſen vermögen.

Es iſt wahr, ich gehöre nicht zu denjenigen, welche immer Donner und Blitz ſchleudern, oder mit muskelverrenkenden Geberden ſprechen, und bin nicht in Talma's Schule gegangen; aber, wenn es darauf ankommt, die Rechte des Volkes zu vertreten, und ſeine freie Ueberzeugung gegen Jedermann auszuſprechen, wird man mich jederzeit auf der rechten Stelle finden.

Es iſt gut, wenn man beſtimmt und deutlich ſagt, was man will.

Muß man auf der Rednerbühne oder an einem andern beſtimmten Platze ſprechen? — Ich bin überzeugt, daß der Zwang, auf der Rednerbühne zu ſprechen, manches Mitglied von der Theilnahme an der Diskuſſion ausſchließen würde.

Der Zweck des Redens iſt, verſtanden zu werden, und man wird, wenn man freie Wahl hat, denjenigen Platz wählen, wo man glaubt, am beſten verſtanden zu werden. Mancher Redner hat durch das Loos einen ungünſtigen Platz erhalten, auf dem er nicht verſtanden werden kann. Sollte er nun gebunden ſeyn, an dieſem Platze zu reden? Der

Zweck, verſtanden zu werden, könnte auf dieſe Weiſe nicht erreicht werden.

Ich erkläre mich daher auch gegen den Vorſchlag, daß jederzeit der Redner, auch wenn er nicht eingeſchrieben iſt, bei der allgemeinen Diskuſſion die Rednerbühne betreten ſolle. Obwohl ich bemerke, daß ſich der Vorſchlag nur auf die allgemeine Diskuſſion beſchränkt, ſtimme ich doch nicht bei; es iſt ein Zwang, welcher der freien Aeußerung der Meinung nicht dienlich, aber wahrſcheinlich ſehr hinderlich ſeyn würde.

Man hofft, durch den Rednerſtuhl Redner zu bilden, und findet das Beiſpiel Englands, wo die Freiheit große Redner erzeugt hat, auf uns nicht anwendbar, weil wir erſt in der Jugend des parlamentariſchen Lebens ſind. Wohl! deſto ſorgfältiger müſſen wir Alles vermeiden, was die freie Entwicklung ſtört. Auch über die allgemeinen Prinzipien können brauchbare ſchlagende Bemerkungen, vielleicht mit wenigen Worten, vom Sitze aus angedeutet werden, den vielleicht ein beſcheidener Mann mit der Rednerbühne nicht gern vertauſcht.

Das Beiſpiel von Frankreich iſt eben hier zu beachten. Wenn in der dortigen Deputirtenkammer zuweilen eine allzugroße Lebhaftigkeit herrſcht, ſo liegt die Urſache in dem Umſtande, daß nur von dem Rednerſtuhle aus geſprochen werden darf. Da möchte freilich manchmal der geſchilderte Wettlauf ſich erheben, und die Schnelligkeit der Füße entſcheiden.

Es iſt nicht nothwendig, daß wir dieß nachahmen. Bleiben wir an den gewählten Sitzen, und laſſen wir in der Ordnung das Wort zu, in welcher es begehrt wird. Ich war der Meinung und bin es noch, man ſolle die Wahl der Plätze frei laſſen und blos bei feierlichen Gelegenheiten, und bei der Abſtimmung durch Namensaufruf, an den durch das Loos beſtimmten Platz gebunden ſeyn.

Man fürchtet, ein beſcheidener Mann würde keinen Platz mehr finden können, er würde verdrängt werden, und Einer würde ſich auf den Platz des Andern, oder ſelbſt auf die Sitze der Herren Miniſter ſetzen. Ich frage aber, ſind den Mitgliedern der Kammer die Geſetze der Schicklichkeit denn gar ſo fremd? und wenn ein Mitglied eine ſolche Unſchicklichkeit beginge, würde nicht die Kammer daſſelbe zurecht weiſen? Man fürchtet ſich ferner, wenn man die Wahl der Plätze frei gäbe, ſo würde der Parteigeiſt Platz greifen. Sind Parteien in einer Kammer, ſo werden ſie nicht gehindert werden durch die Beſtimmung der Sitze nach dem Looſe. Trennen Sie die Gleichgeſinnten durch die Sitze in der Kammer, ſo werden ſie ſich außer der Kammer finden und zuſammenſetzen. Parteien werden dadurch nicht verhindert, und nicht hervorgerufen.

Wenn Parteien durch die Wahl ihrer Plätze nicht blos gewiſſe Grundſätze andeuten, nach welchen ſie ſtets ſtimmen werden, ſondern auch, daß ſie immer mit dem Miniſterium oder gegen daſſelbe ſtimmen werden, ſo iſt eine ſolche leidenſchaftliche Oppoſition immer durch die Schuld des Miniſteriums ſelbſt hervorgerufen. Es iſt natürlich, daß ein Miniſterium, welches entſchieden gegen den Geiſt der Staatsverfaſſung handeln würde, ſelbſt wenn es einzelne zweckmäßige Verfügungen träfe, eine Oppoſition hervorrufen wird, die um jeden Preis das Miniſterium zu verdrängen ſich Mühe geben würde. Die Oppoſition würde allen Maßregeln eines ſolchen Miniſteriums entgegen ſeyn, weil ihm Vertrauen fehlt. Freilich iſt dieß Leidenſchaft und Parteigeiſt; aber Parteigeiſt nur durch die Schuld des Miniſteriums. Außerdem gibt es keine leidenſchaftliche Oppoſition, die in Allem dem Miniſterium entgegen wäre. Jeder billige Mann wird jederzeit nach ſeiner Ueberzeugung ſtimmen. Ja, wenn auch ein Miniſterium erſchiene, welches durchaus im Geiſte der Verfaſſung handeln würde, ſo würde ich mich doch nicht auf die Bank der Miniſteriellen ſetzen, wenn damit das Verſprechen verbunden ſeyn würde, jederzeit mit dem Miniſterium zu ſtimmen. Ich würde ſelbſt nicht immer mit meinem eigenen Bruder ſtimmen; frei, ganz frei, will ich meine Ueberzeugung haben. Niemand auf der Welt iſt ſo hoch geſtellt, daß er mich meine Ueberzeugung und dadurch mich ſelbſt aufzugeben veranlaſſen könnte. Ich habe keiner Fahne, ich habe der Verfaſſungs-Urkunde zugeſchworen, und wenn man nach ſeiner Farbe den Platz wählen dürfte, ſo würde ich denjenigen Platz wählen, wo darüber geſchrieben iſt: „Hier ſitzen diejenigen Mitglieder, die nach ihrer Meinung ſtimmen.“

Thun wir doch, wie ein eitles Mädchen, welches von der Gefahr ſeiner Schönheit ſpricht. Und wäre es denn ein ſo großes Unglück, wenn die Beredſamkeit, die nicht blos in eitlem Wortſchwall beſteht, nicht eine feile buhleriſche Kunſt iſt, ſondern in dem reinen Ausdrucke des edlen Eifers für alles Gute und Große, und beſonders für die Freiheit der bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, dieſelben Gefühle auch in andern Gemüthern anzündet? Nein, es iſt keine Frage. — Ich ſtimme wiederholt für die Freiheit, in der Ordnung zu reden, aber nicht für das Ableſen der Reden. Die Erfahrung möchte bald beſtätigen, daß, wenn das Ableſen geſtattet wird, fremde Producte in die Kammer eingeſchwärzt würden. Keine Douane, — die Herren Miniſter wiſſen es, — hilft, gegen geiſtige Einſchwärzung am wenigſten. Zwar entgegnet man, eine fremde Rede könne man memoriren; allein, wer eine Rede memorirt, macht ſie zu ſeinem geiſtigen Eigenthume; er iſt, wenn auch nicht Urheber, doch Theilnehmer, und wer ſich die große Mühe, eine Rede zu memoriren, aufladen will, dem mag ſie auch gegönnt werden; ſie iſt doppelt ſchwerer, als frei zu ſprechen. —

14. April 1841. Vollſtändigkeit und gehöriger Zuſammenhang der Berathung ſind nur dann möglich, wenn jeder Redner gehört, jede Meinung vorgebracht, aber auch gleich widerlegt wird. Sobald Sie ſich bei der Debatte binden an die Reihenfolge der Sitze, ſo ſtören Sie die natürliche Ordnung des Ganges der Ideen, der ſich nicht nach den Sitzen richtet.

Weſentlich nothwendig iſt daher die freie Debatte. Bei dieſer aber iſt das votum instructivum des zweiten Präſidenten allerdings entbehrlich und ſogar gegen die Ordnung. Ich ſtimme gegen die Beibehaltung deſſelben, aber nicht deßwegen, weil daraus ein der Kammer nachtheiliger Einfluß zu fürchten wäre. Denn wenn der zweite Präſident als erſter Votant nach ſeiner Ueberzeugung im Intereſſe des Volks und im Sinne der Kammer ſpricht, ſo iſt ſein Votum allerdings von bedeutendem Einfluſſe, von einem Einfluſſe, der ihm gebührt. Trifft aber daſſelbe mit den allgemeinen Intereſſen und mit den Anſichten und Geſinnungen der Kammer nicht zuſammen, ſo wird er nimmermehr Einfluß auf dieſelbe gewinnen.

Die Kammer iſt kein Collegium, wo Einer nach dem Andern nach Akten votirt, aus denen von einem Einzigen vorgetragen wird, ſondern die Akten liegen allen Mitgliedern zugleich vor, und das inſtruirende Votum beſteht in dem Zuſammenhalten der verſchiedenen Meinungen, woraus vielſeitige Anſicht und volle Klarheit hervorgehen wird.

Niemand kann mehr als ich bedauern, daß man in der gegenwärtigen Zeit, wo es wahrlich nicht Noth thut, Haß dem Haſſe beizufügen, ſondern nach Möglichkeit zu mildern, eine Sprache führe, welche das Gepräge der größten Heftigkeit iſt, ja ſie führen zu müſſen glaubt, als würde man anders nicht verſtanden, oder doch nicht Beifall erwerben. Ruhige und billige Männer werden dadurch erſchreckt, und ſelbſt der gegründete Tadel mit Argwohn angeſehen. Ich bin überzeugt, daß Feſtigkeit und Mäßigung überall Anerkennung und Wirkſamkeit gewinnen werden.

Auch perſönliche Angriffe ſogleich zurückzuweiſen, muß jedem Mitgliede jederzeit vergönnt ſeyn. Der Präſident iſt ſchuldig, dieſelben zu verhüten; wenn er es aber überſieht, kann dem Angegriffenen die Vertheidigung nicht verſagt werden.

Die Abkürzung auf Koſten der Freiheit der Meinungen iſt tadelnswerth, und es iſt ein großer Unterſchied, ob Jemand von der Majorität mit Unrecht unterdrückt wird, oder ob die Majorität ſich des beſtehenden Geſetzes, ſomit ihres formellen Rechtes, bediene.

Ich geſtehe, daß es mir nicht vortheilhaft ſcheint für einen königlichen Kommiſſär, jederzeit mit ſeiner

Aeußerung bis zum Ende zu warten, und gleichſam die Waffen in den Krieg zu tragen, ſie erſt nach dem Kriege zu gebrauchen. Es würde zeigen, daß er ſeinen eigenen Waffen nicht traue. Das eigene Intereſſe der Regierung drängt daher ihre Commiſſäre, daß ſie das Recht, zuletzt das Wort zu nehmen, nicht mißbrauchen.

Es gibt nichts Poſitiveres, als die Zahlen.

143.

20. April 1831. Die alte Landſchaft war ariſtokratiſcher Natur. Sie war aus den privilegirten Ständen gebildet, keine allgemeine wahre Nationalrepräſentation. Ihr gebrach es ferner an einem Hauptmittel, wodurch eine Ständeverſammlung lebt und webt, an der Oeffentlichkeit; ihr gebrach es an dem Schwert gegen jede Schlechtigkeit, an der freien Preſſe.

Man verlangt, daß nicht blos gelehrte, ſondern auch praktiſche Männer in den Ausſchuß kommen.

Die Kammer hat die freie Wahl. Nimmer wünſche auch ich, daß nur Juriſten, Männer vom Fache — dazu kommen; gar zu gern ſind die Theoretiker geneigt, das in den Sitten des Volks gegründete Recht hinwegzufegen; ſondern auch ich wünſche, daß ihre Kenntniß vermehrt werde durch die Einſicht ſolcher Männer, welche, ohne Rechtsgelehrte zu ſeyn, mit den Bedürfniſſen, Sitten und Herkommen des Volkes bekannt ſind. Solche Männer haben auch zur Vollendung der gegenwärtigen franzöſiſchen Geſetzgebung vieles beigetragen; aber über einen Ueberfluß eigentlicher Rechtsgelehrten war dabei nicht zu klagen. Auch mir iſt die Wirkſamkeit des damaligen Chefs der franzöſiſchen Regierung in Beziehung der Geſetzgebung bekannt. Ich kenne die Debatten, in denen er kämpfte und Widerſpruch duldete; ich weiß, was er ſelbſt in den ſchwerſten Materien, z. B. von der Ehe, Hypothekenweſen, durch ſeinen ſchlagenden Verſtand leiſtete. Die Vorzüglichkeit der franzöſiſchen Geſetzgebung beſteht darin, daß ſie gegründet iſt nicht auf die bloße Theorie eines Gelehrten, ſondern auf das franzöſiſche, d. h. altgermaniſche Recht (droit coutumier), auf das alte Recht der Ordonnanzen, alſo auf das beſtehende Alte. Dieß Beſtehende wird erhalten, wenn man Männer wählt, die die Sitten des Volkes kennen und ehren.

144.

Auch ich will wachſam ſeyn; hat man mich doch in der letzten Verſammlung den Zionswächter genannt. Ich behaupte gern dieſes Ehrenamt, aber ich will rufen, wenn ich Feuer ſehe, und nicht blos — Dampf.

145.

Einer der vorzüglichſten Zwecke der Repräſentativ-Verfaſſung iſt, dem Volke durch einen An- 25. April 1831.

theil, welcher ihm an den öffentlichen Angelegenheiten gegeben wird, die Gewähr zu leiſten, daß nur im öffentlichen Intereſſe regieret werde. Daher übt das Volk eine ſtete Aufſicht auf die öffentliche Verwaltung; daher wird jene, den Miniſtern unbequeme, aber heilſame Oppoſition in's Leben gerufen, welche bewirkt, daß kein Miniſterium in Unthätigkeit verſinke, oder in falſche Thätigkeit ſich verirre; — jenes vortreffliche Mittel, welches ein erbärmliches Miniſterium in ſeiner erbärmlichen Nacktheit darſtellt, und auch einem vortrefflichen nicht fehlen darf, weil die Oppoſition auch an dem Guten die Mängel entdeckt, von welchen kein menſchliches Werk frei iſt; — jenes vortreffliche Mittel, welches die menſchliche Kraft ſchärft und dahin zielt, daß an die Spitze der Regierung ſtets die vortrefflichſten und einſichtsvollſten Männer des Volks geſtellt werden; — jenes Mittel endlich, das, wenn es nicht beſtünde, nach dem Ausdrucke eines großen Redners des engliſchen Parlaments, die Regierung ſelbſt hervorrufen müßte.

Die Regierung lernt ferner durch die Repräſentation die Beſchwerden, Bedürfniſſe und Anſichten des Volkes kennen, und wird dagegen wieder geſtärkt durch die öffentliche Meinung; denn es iſt natürlich, daß Verordnungen und Geſetze, welche ihren Boden in der Meinung des Volkes haben, dem Volke willkommen und wirkſam ſind. Es iſt natürlich, daß ein Volk, welches Anordnungen befolgt, die aus ſeiner Anſicht entſprungen ſind, gern gehorcht, in der ſtolzen Meinung, daß es ſeinen eigenen Befehlen folge. Durch ſolche Einrichtungen wird die Vaterlandsliebe erzeugt, oder befördert und erhöht, jener Sinn für alles Edle der Menſchheit belebt, welcher in den Schriften des Alterthums zu uns herüberweht und unmöglich macht, daß die Welt in die alte Barbarei zurückfällt.

Die Mittel, wodurch dieſes Ziel erreicht wird, ſind: die Oeffentlichkeit, die Freiheit der Preſſe, und die Freiheit der Wahlen. Die Oeffentlichkeit iſt der Hüterſtab und Schild des Volkes; durch ſie wird Alles an's Tageslicht gezogen, und der Regierung Gelegenheit gegeben, ihre Anſichten zu vertreten, und irrige Thatſachen und Meinungen zu berichtigen. Die Freiheit der Preſſe iſt das eigentliche Element des Volkslebens und der ſtaatsbürgerlichen Freiheit, welche den Menſchen ſo nothwendig iſt, wie dem Fiſche das Waſſer, dem Vogel die Luft, der Blume der Sonne goldner Strahl, und dem Menſchen der Athem; darum kommen wir Tag für Tag auf dieſes Recht zurück, ohne welches kein politiſches Leben möglich iſt. Darum rufen wir täglich nach Freiheit der Preſſe! Sie wird die Finſterniß vertreiben; ſie wird auch den Congregationen gegen die Aufklärung, wenn ſolche beſtehen, den Untergang bringen; denn neben und mit ihr kann nichts beſtehen, als Licht und Wahrheit.

Die Freiheit der Wahlen iſt die wahre Wurzel des großen Baumes, unter deſſen weithinſchattendem Dache friedliche Völker ſich lagern. Von ihr hängt es ab, daß nur jene Männer gewählt werden, von denen man ſagen kann, ſie ſeyen der Mund und das wahre Spiegelbild des Volkes und ſeiner Meinung, ſie ſeyen die wahren Vertreter des Volkes, vereint mit ihm und ſeiner Anſicht.

Daher, wer die Freiheit der Wahlen angreift, würde — man ſage es mit Recht — das öffentliche Leben und die Staatsverfaſſung bei der Wurzel angreifen. Ohne ſie würde eine Repräſentation nur ſcheinen, aber nicht ſeyn, die Mitglieder derſelben würden mit der lauteſten Stimme im Volke keinen Anhang finden; ſie würden von demſelben verläugnet werden, als falſche Propheten. Die Regierung, welche die Freiheit der Wahlen ſtören würde, würde die öffentliche Meinung und die Wahrheit verfälſchen, ſich ſelbſt betrügen, und, ein betrogener Betrüger, nicht nur eine unnütze, ſondern auch eine höchſt nachtheilige, unpopuläre, im Volke unwirkſame Kammer bilden, eine Kammer, zwar dienſtbar, aber verderblich der Regierung wie dem Volke, deſſen Intereſſen unzertrennlich von den ihrigen ſind.

Wenn ſich das Miniſterium eine Auslegung erlaubt, ſo müſſen wir auf dieſelbe darum, weil ſie unſerer Abſicht günſtig iſt, keinen höheren Werth legen, als ihr gebührt. Das Miniſterium kann nur eine Meinung ausſprechen, und wir haben am Ende darüber zu entſcheiden, ob ein oder das andere gewählte Mitglied in der Kammer ſitzen dürfe. Ich kenne die Kraft dieſer Entſcheidung, ſie ſteht uns in letzter Inſtanz zu. Allein ich bin überzeugt, daß die Kammer nicht ſowohl nach der Gewalt, als nach dem Rechte fragen wird.

Wenn von der Wahl zwiſchen zwei gegebenen Dingen die Rede iſt, ſo kann man nicht zweifelhaft ſeyn, ob man das Beſſere oder Schlechtere nehmen wolle.

Es kann nicht zweifelhaft ſeyn, daß die Freiheit der Wahlen ein unverletzlicher, keine Ausnahme zulaſſender Grundſatz ſey. Was hilft es, wenn man die Wahlhandlung frei läßt, aber die Wirkſamkeit derſelben ſpäter wieder beſchränkt? — Iſt es nicht eben ſo, als wenn man Jemand zu Tiſche ladet, ihm die beſten Speiſen vorſetzt, und nachdem man den Gaſt gefragt, welche Speiſe ihm beliebe, gerade dieſe wieder wegnimmt? Iſt es nicht gerade ſo, als wenn man Jemanden einen Blumenſtrauß überreicht, und ihn fragt, welche Blume ihm am beſten gefällt, und dann, wenn er die Roſe bezeichnet hat, gerade dieſe ihm wieder wegnimmt? — Wenn eine Beſchränkung zuläſſig iſt, ſo wäre ſie es nur im Intereſſe des öffentlichen

Dienſtes. Auch in dieſer Rückſicht iſt ſie nicht nothwendig. Würde ſie zugelaſſen, ſo müßte doch der Regierung zukommen, in jedem Falle ſelbſt zu entſcheiden, ob der öffentliche Dienſt die Ausſchließung nothwendig mache, und ſo läge abermal die Sache blos in ihrer Willkür, oder es würde ewigen Hader geben. Fordert der öffentliche Dienſt wirklich die Gegenwart eines zur Ständeverſammlung gewählten Beamten, ſo mag die Regierung ihn auf beſtimmte Zeit einberufen; die Kammer wird demſelben auf ſo lange den Urlaub nicht verweigern.

Ich halte es nicht für klug, eine Gabe darum zu verſchmähen, weil ſie nicht ſo groß iſt, als man wünſcht, und halte es nicht für klug, eine Verbeſſerung deßwegen auszuſchlagen, weil ſie noch Verbeſſerungen zurückläßt.

Wenn es ihr — der Regierung — auch glückt, ein in ihren Augen gefährliches Individuum von dem Eintritte in die Kammer abzuhalten; der Gefährlichſte iſt am wenigſten gefährlich drinnen, und was ſie durch die Ausſchließung etwa gewinnen könnte, würde ſie eben durch dieſelbe auf der andern Seite tauſendfach verlieren. Natürlich, weil ſie ein vierfaches Mißtrauen dadurch zeigt: ein Mißtrauen auf die Wähler, ein Mißtrauen auf den Gewählten, dann auf die Kammer, daß ſie einem bis zum Exceß gehenden Mitgliede nicht begegnen könne, und endlich ein Mißtrauen auf ſich ſelbſt, daß nämlich ihre moraliſche Macht dem Einfluſſe eines Mannes nicht gewachſen. Hierin läge aber das Bekenntniß der Regierung, daß ſie nicht an der Spitze der öffentlichen Meinung ſey, und eine ſolche Regierung regiert nicht mit Glück, noch mit Erfolg.

So wird das richtige Gefühl des Volks — und ſein erwachter Sinn wird nimmermehr einſchlafen, — jederzeit die Ausſchließungen beurtheilen.

26. April 1831.

Daß das Verhältniß des Herrn zu dem Diener kein Verhältniß unbedingter Unterwerfung, der Staatsdiener kein gebrödeter Diener ſey, weiß ich wohl. Der öffentliche Dienſt iſt nicht bloßer Dienſt eines Brodherrn, ſondern des Staatsdieners Pflicht iſt, für das Wohl der Unterthanen Sorge zu tragen. Jeder ehrenhafte Staatsdiener wird ſich eben ſo, wie jeder ehrenhafte Abgeordnete, glücklich preiſen, wenn es ihm gelingt, zur Erleichterung des ſchwer belaſteten Volkes beizutragen, er wird ſich glücklich preiſen, wenn es ihm gegönnt iſt, mitzuwirken zu einem Geſetze, welches das Wohl des Volkes bezielt. Allein immer iſt er im Dienſte der Regierung und ihr, als ſeinem Dienſtherrn, Treue und Gehorſam ſchuldig. Sein Gehorſam iſt geregelt und begrenzt durch Verfaſſung und Geſetz; aber immer iſt das Verhältniß des öffentlichen Dieners ein Verhältniß der Unterordnung unter die Regierung.

In Anſehung der ſtaatsrechtlichen Folgen, oder in Anſehung der Rechte und Verbindlichkeiten der

Regierung und des Volkes, iſt es ganz gleichgiltig, ob eine Verfaſſung eine oktoryirte oder eine vertragsmäßige iſt. Dieſe ſo gut, wie jene, zieht die Grenzen der Gewalt und enthält Reſervatrechte der Krone. Was die Regierung verſprochen hat, hätte ſie es auch nicht beſchworen, muß ſie erfüllen, und welche Rechte ſie dem Volke zugeſichert hat, heilig halten, die Zuſicherung mag nun auf dem Wege des Vertrages, oder aus eigener Bewegung der Regierung erfolgt ſeyn. Nenne man nun unſere Verfaſſung ein Geſchenk; ſie iſt nicht minder feſt und gut, als wäre ſie im Sturme erobert, mit Gut und Blut errungen worden. Schätzen wir uns vielmehr glücklich, daß wir nicht auf dieſem Wege, und um dieſen Preis dazu gekommen ſind.

Die Regierung wollte uns nicht in der Verfaſſung ein Geſchenk wie ein Almoſen geben; ſie wollte, ſo lautet der Eingang der Verfaſſungs-Urkunde, ihre hohen Regentenpflichten erfüllen. Ihr Ruhm iſt es, daß ſie den Geiſt der Zeit erfaßt, und die Forderungen derſelben und das Bedürfniß ihres Volkes erkannt hat, als darin andere Regierungen noch blind waren, die es zum Theil noch ſind, aber am Ende doch auch gewähren müſſen, was die Zeit fordert, ſey es aus freier Hand, ſey es durch die Gewalt der Umſtände gezwungen.

Nie, in meinem Leben nie, — werde ich meiner Ueberzeugung untreu werden; nur wenn mich überwiegende Gründe zu einer andern Meinung beſtimmen, werde ich mir ſelbſt darüber ſtrenge Rechenſchaft geben.

Es wäre thöricht, das Beſſere zu verſchmähen, weil wir das Beſte jetzt nicht erhalten können.

Man muß zurückgehen auf die Grundſätze des allgemeinen Staatsrechts, und nach dieſen iſt nicht zu zweifeln, daß die Wahlfreiheit ohne Ausnahme weſentlich iſt, und daß Alles, was vor oder während der Wahlhandlung geſchieht, ſie zu ſtören, oder nach derſelben, um ihre Wirkſamkeit aufzuheben, nachtheilig ſey dem Volke und verderblich der Regierung. Wenn auch die Regierung durch das Geſetz das poſitive Recht hat, einen Gewählten auszuſchließen, *muß* man ſich denn ſeines Rechtes bedienen? Gibt es nicht etwas Höheres, was lehrt, dieſes nicht zu thun? — In England hat jedes einzelne Mitglied des Unterhauſes das Recht, die Entfernung der Zuhörer von den Gallerien zu begehren; aber Niemand übt es. Es ſteht etwas Gewaltiges entgegen — die öffentliche Meinung.

Ich halte dafür, daß ein Dienſteifer, der ſich auf ungeſetzliche Art äußert, auf keine Weiſe gebilligt werden dürfe.

146.

Wohl wird Jedermann den Schmerz darüber theilen, daß ein unſinniges Miniſterium zu Maßregeln rieth oder mitwirkte, welche die Verfaſſung und

Freiheit des franzöſiſchen Volkes vernichten, oder die Dynaſtie vom Throne ſtoßen mußten. Wohl muß man von Schmerz erfüllt ſeyn, wenn von jener Revolution aus die Luſt und der Same zu Aufruhr über andere Länder verbreitet worden ſeyn ſollte. Niemand aber kann darüber Schmerz empfinden, daß es dem Volke geglückt iſt, den verbrecheriſchen Abſichten des Miniſteriums zu entgehen, und glorreich die öffentliche Freiheit zu retten. Auch gebe ich nicht zu, daß die franzöſiſche Revolution die Haupturſache der Revolutionen und Unruhen in andern Ländern ſey. Die Verwandtſchaft der Ideen iſt zwar weder zu läugnen, noch zu vermeiden; allein nirgend wäre wohl eine Revolution ausgebrochen, hätten die Regierungen die Bedürfniſſe ihrer Völker erkannt, und wären ſie billigen Wünſchen entgegengekommen, ſtatt ſich in abſcheuliche Fehler zu verwirren. Mit welch ſegensreicher Ruhe lebte man, als ringsum alles ſtürmte, in Württemberg, Baden und Bayern! — Mit Stolz kann Bayern zurückblicken auf jene Tage des Schreckens für andere Völker. Bayerns Treue iſt noch mit keinem einzigen gegründeten Verdachte beſudelt worden, und die Regierung ſelbſt hat ihr dieß bezeugt und der Treue des Volkes ein Denkmal geſtiftet.

147.

6 Mai 1831. Die griechiſche Mythe, nach welcher Prometheus das Feuer vom Himmel entwendet, iſt verwirklicht

worden von einem deutſchen Manne, Hans Guttenberg, der im Jahre 1436 die Preſſe erfunden hat. Seitdem iſt das Thor zu dem unermeßlichen Gebiete des menſchlichen Wiſſens eröffnet, und der Eingang zu demſelben Jedermann für ewige Zeiten geſichert. Seitdem iſt es möglich, das Licht des Chriſtenthums und der Aufklärung auch den entfernteſten und roheſten Völkern zu bringen, und einen Gedanken, den der Genius erzeugt, den kommenden Geſchlechtern aufzubewahren, und hunderttauſendfach zu vervielfältigen. Seitdem iſt uns das Hauptmittel geiſtiger Bildung gegeben, das Mittel, welches dem menſchlichen Geiſte eine Richtung nach dem Höhern gibt, wodurch er ſich von dem Thiere unterſcheidet.

Für die bürgerliche Geſellſchaft iſt die freie Preſſe anerkannt die ſicherſte Schutzwehr. Welche vorzüglichen Rechte auch eine Verfaſſung gewähren mag, ohne die Freiheit der Preſſe ſind weder die ſtaatsbürgerlichen, noch gemeinbürgerlichen Rechte, noch die Unabhängigkeit der Juſtitz genugſam geſichert. Sie allein iſt für den Geiſt, was die Habeas-corpus-Akte der Engländer für die Sicherheit der Perſonen. Sie dient zur Aufklärung der Staatsverwaltung, ja ſie zwingt ſie, die Augen aufzumachen, und hindert ſie, ſelbſt wider Willen, dieſelben zu ſchließen, wenn ſie betrogen wird. Sie iſt die Trompete, die dem Monarchen in das Ohr tönt, wenn auch die Schmeichler ihn umlagern, und mit Recht nennt man ſie das Auge des Monarchen; ſie iſt aber auch das Auge des Publikums. Sie iſt der Schrecken einer ſchlechten, das Gewiſſen einer redlichen Verwaltung, und für eine gute das Mittel, die öffentliche Meinung zu berichtigen und zu leiten.

Unter allen Gattungen von Schriften ſind aber in dieſer Beziehung die politiſchen Zeitungen und periodiſchen Zeitſchriften politiſchen und ſtatiſtiſchen Inhaltes die wirkſamſten. Ihr geringer Preis, die Kürze, mit welcher ſie die Angelegenheiten des Tages behandeln, und ſelbſt die Art und Weiſe, und der Ton, in welchem ſie ſprechen, ſichern ihnen eine weite Verbreitung. Sie wirken auf die verſchiedenen Klaſſen des Volkes unausgeſetzt und tagtäglich mit doppelten Schlägen. Sie ſind das beſte Mittel, den Berathungen der Kammern zu folgen, und wenn ſie ſind, was ſie ſeyn ſollen, — die Anſichten des Publikums rechtzeitig darzulegen, und dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Berathungen auszuüben. Die periodiſche Preſſe und die Preßfreiheit iſt auch in der That zum Bedürfniß der Völker geworden; ſie iſt eine Forderung der Zeit; „denn (kann man mit Talleyrand — in ſeiner Rede über die Preßfreiheit von 1821 — ſagen) was alle aufgeklärten Männer eines Landes unveränderlich in einer Reihe von Jahren, unter manchem Wechſel der Umſtände begehren, und für gut und zuträglich erklären, iſt eine Forderung der Zeit.“ Von der Preßfreiheit kann dieſes in Wahrheit geſagt werden.

Der Mann war auf dem Schauplatz erſchienen, der, wie ſeit Karl dem Großen Keiner, mit ſeinem gewaltigen Arm faſt ganz Europa umſpannte, der Mann —

„Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Kriegers Abgott und der Länder Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.“

Dieſer Mann konnte die Freiheit nicht wollen; denn er verlangte die Weltherrſchaft, und Dienſtbarkeit und Gehorſam aller Länder. Ihm diente die Preßfreiheit nicht; er mußte ſie fürchten. Um ſie aber zu vernichten, mußte er eine eherne Mauer ziehen zwiſchen dem Continent und England, von wannen die Freiheit kommt, Holland mit ſeinem Gebiete vereinigen, und deutſche Buchhändler mit dem Leben büßen. Deutſchland war in ſeiner tiefſten Erniedrigung. Die meiſten Völker zogen ſeinen Siegeswagen, oder folgten ihm.

Es gibt einen Theil der Bevölkerung, welcher die materiellen Vortheile höher ſchätzt, als die höchſten moraliſchen Intereſſen, der wenig fragt nach

Preßfreiheit oder Cenſur, wenn er nur wenige Steuern, indirekte Abgaben und Umlagen bezahlt.

Wie ſchroff ſich auch die Meinungen entgegenſtehen; Milde und Vereinigung iſt möglich, wenn es uns um die Wahrheit zu thun iſt. Wer nur ſie bezielt, der wird nicht nur mit Schonung und Achtung gegen die Anderen, welche entgegengeſetzter Meinung ſind, ſondern mit Argwohn gegen ſich ſelbſt zu Werke gehen. Wohl wünſche ich dem Freunde Sieg, aber mehr noch der Freiheit, am meiſten der Wahrheit, und wird nur die Wahrheit ſiegen, gern würde er, gern würde auch ich erliegen.

Ich zweifle nicht, inſofern eine Inſtruktion nichts anders iſt, als eine Anweiſung der Behörden, wie ſie das Geſetz vollziehen ſollen, daß die Regierung nicht nur das Recht, ſondern auch die Verbindlichkeit habe, dergleichen Inſtruktionen zu geben; aber blos Inſtruktionen zur Vollziehung, alſo keine Normen, welche Rechte und Verbindlichkeiten enthalten, die nicht ſchon das Geſetz ſelbſt beſtimmt und auferlegt. Wie eine Inſtruktion über dieſe Grenze hinausgeht, wie Normen aufgeſtellt werden, die im Geſetze nicht begründet ſind, ſo geht die Regierung über ihren Bereich hinaus, und verletzt das beſtehende Geſetz.

Ein Unrecht, noch ſo lange geübt, wird durch die Uebung niemals Recht.

Der Cenſor hat kein anderes Recht, als den

Druck der geſetzlich unzuläßigen Stellen oder Artikel zu unterſagen und zu hindern; einer ausgedehnteren Machtübung braucht ſich der Verfaſſer nicht zu unterwerfen. Er iſt nach dem Geſetze weder verbunden, ſtatt der geſtrichenen Stelle eine andere aufzunehmen, noch in beſtimmten Räumen zu drucken; er iſt alſo auch geſetzlich nicht gehindert, einen leeren Raum in der Mitte oder am Ende des Blattes zu laſſen. Oder wer könnte den Herausgeber nach dem Geſetze hindern, wenn er an die geſtrichene Stelle eine andere ganz unpaſſende, etwa ein Gebet, z. B.: Befreie uns von der Cenſur, ſetzen, oder allerlei Zeichen, z. B. Scheeren oder Thierköpfe verſchiedener Art, einſchalten wollte? — Was iſt überdieß der Grund der geſetzwidrigen Beſtimmung? — Will man liberaler ſcheinen, als man iſt? — Wenn der Cenſor innerhalb der geſetzlichen Grenzen ſein Amt ausübt, ſo thut er ſeine Pflicht, und dieß darf die ganze Welt wiſſen.

Ich zweifle nicht, daß die Freiheit der Preſſe arg gemißbraucht werden kann. Sie hat dieß gemein mit allen Gütern des Menſchen; das Eiſen dient zur Pflugſchar, wie zum Schwerte; mit dem Gelde kann man die nützlichſten Stiftungen gründen, aber auch alles Unheil ſtiften; der menſchliche Körper, zu allem Edlen als Werkzeug geſchaffen, kann niedrigen Trieben dienen, und der menſchliche Verſtand ſelbſt, der Göttern ähnliche, kann mißbraucht werden zu Schlechtigkeiten aller Art, und zur Verfinſterung ſtatt zur Aufklärung. So kann auch die Preßfreiheit von böſen Buben mißbraucht werden zur Untergrabung der Sittlichkeit und des häuslichen und öffentlichen Glückes, wenn gegen den Mißbrauch die Strenge des Geſetzes nicht angewendet wird.

Wer einmal das Syſtem der freien Verfaſſung ergriffen, der befindet ſich gleichſam auf offener See; der kann nicht läßig ſpielen bei dem Schaukeln der Wellen; wachſam muß er ſtets am Ruder ſitzen und es führen mit kräftiger Hand, damit, wenn Stürmer kommen, das Schiff nicht auf Sandbänke geworfen oder zerſchellt wird an Felſenriffen. Wo Freiheit iſt, muß in geſetzlicher Schranke Ernſt und Kraft von Seite der Regierung in einem höheren Grade gegenüber ſtehen, als in einer abſoluten Regierung nothwendig ſind. Nur wenn Freiheit ſich paart mit dieſer Kraft, kann die Ordnung aufrecht ſtehen.

Aber auch der Uebel viele legt man der freien Preſſe zur Laſt, die nicht aus ihr entſpringen. Wohl kann man die Verzweiflung in manche Leute hineinreden, aber nur, wenn man von der andern Seite die Aufklärung derſelben nicht der Mühe werth findet, und gewiß nicht, wenn kein Druck beſteht. Wer Gebrechen aufdeckt, macht ſie nicht. Friedrich der Große, — ſollte er wirklich der Einzige bleiben? — hat, obgleich abſoluter König, während ſeiner ſechsundvierzigjährigen Regierung die Preſſe frei gelaſſen, aber durch die freie Bewegung des Geiſtes ſich auch jene tüchtige Schule von Staatsmännern gezogen, wodurch Preußen ſich auszeichnet vor andern Staaten, welche ſich freier Inſtitutionen rühmen. Die franzöſiſche Revolution iſt nicht durch die Preſſe, ſondern durch die Ueberſchuldung ſeit Ludwig XIV., durch die Liederlichkeit des Regenten und des Hofes Ludwigs XV., durch den ſchlechten Staatshaushalt und die Schwäche der Miniſter unter Ludwig XVI. herbeigeführt worden.

Hätte unter Ludwig XVI. die Preßfreiheit beſtanden, das Volk wäre aufgeklärt worden, daß ſein Unglück nicht von dieſem gutmüthigen Könige komme. Die Revolution vom Jahre 1830 iſt nicht durch die Preſſe, ſondern durch ein unſinniges Miniſterium erzeugt worden, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß die Preſſe dem Volke die Kraft gab, den verbrecheriſchen Verſuchen jenes Miniſteriums zu entgehen. Sie war dadurch ein Glück für die Welt. In England, wo die Preßfreiheit den höchſten Grad erreicht hat, müſſen die Miniſter Aeußerungen hören, wie in keinem andern Lande, und dennoch ſteht ein tüchtiger Miniſter nirgends in der öffentlichen Meinung ſo hoch, als dort. Die menſchliche Natur iſt zum Tadel geneigt; das hat ſie vom alten Adam her, — eine Art von Erbſünde, — ſie ſcheint dadurch Rache zu nehmen an der Gewalt. Aber die

Regierung, die den Tadel zu entkräften weiß, ſteht wie ein Sieger deſto größer da.

Das öffentliche Urtheil iſt es, auf das der hochgeſtellte Mann ſich berufen kann, und die öffentliche Meinung, die ſich über ihn gebildet hat.

Jede Cenſur iſt unzulänglich und zweckwidrig; jede Cenſur iſt ihrem Weſen nach die höchſte Anmaßung und kleinſte Kleinmüthigkeit zugleich, weil ſie dem menſchlichen Geiſte den Flug vorſchreiben und Recepte geben will, nach welchen er die Freiheit genießen ſoll, und auf der andern Seite im Beſitze aller Macht, Majeſtät und vermeintlichen Weisheit, ſich nicht einmal zutraut, den Einfluß einiger Zeitungsſchreiber abzuwenden. Sie iſt die Verfälſcherin der Wahrheit und Falſchmünzerin derſelben; ſie verkehrt das Verhältniß der Verwaltung zur Preſſe, indem ſie die Aufſicht über die Controle dem zu Controlirenden übergibt. Der Troſt durch die Milde der Cenſur iſt beiläufig dem Troſte einer milden Tortur gleich. Streichen iſt für den Cenſor immer die Hauptregel, weil er dabei am ſicherſten geht.

Dennoch iſt ſelbſt bei aller Strenge eine Aufſicht oder Verhütung durch die Cenſur mit Erfolg unmöglich. Denn wenn ſich die Cenſur auf gewiſſe Gattungen von Schriften beſchränkt, ſo kann man ihr leicht entgehen, wenn man nur dieſer Gattung von Schriften ausweicht. Wenn periodiſche Schriften der Cenſur unterliegen, ſo iſt es nicht ſchwer, dieſelben in nicht periodiſche umzuwandeln, und dadurch von der Cenſur zu befreien. Man umgeht dadurch das Geſetz nicht, man iſt vielmehr unter dem Geſetze. Oder man ſendet die geſtrichenen Stellen in beſondern Flugſchriften, gleichſam wie einem Eilwagen den bald darauf folgenden Eilwagen nach, oder legt ſie lieber in einem beſonderen Flugblatte dem periodiſchen Blatte bei.

Die Ideen einer Zeit beſchränken ſich nicht auf eine beſtimmte Gattung von Schriften. Die einmal herrſchend gewordenen politiſchen Ideen ſprechen ſich lebendig aus, leuchten und dringen allenthalben hervor. Die einfachſte literariſche Zeitung wird politiſch werden, ſelbſt die Poeſie wird eine politiſche Richtung nehmen. Nicht der Silben Maß, der Worte Klang nach Harmonie der Verſe macht den Werth einer Poeſie aus, ſondern die Wärme des Gefühls, die Blüthe der Phantaſie, und am meiſten die Hoheit der Gedanken, der Sinn für das Edle und Hohe der Menſchheit, für das des Dichters Bruſt ſchlägt. Das gilt von des Euripides hohen Tragödien bis zum herrlichen Beliſar, von Homers Iliade bis zu Göthe's Herrmann und Dorothea, von des Tyrthäus Kriegsliedern bis zu Freimund Reimars geharniſchten Sonetten, und in jedem dieſer herrlichen Gedichte getraue ich mir Stellen zu finden, an welche ein Cenſor Hand anlegen würde, wenn ſie ihm preisgegeben würden.

Die Cenſur ſetzt die Regierung in die ganz eigene Verlegenheit, daß ſie dieſelbe gleichſam zur Mitſchuldigen aller Fehler macht, die in cenſurirten Schriften meiſtens begangen werden; denn wer Alles zu verhindern berechtigt, iſt Schuld an dem, was er zu verhindern unterlaſſen hat, und man ſollte demnach annehmen dürfen, daß Reklamationen gegen Artikel in cenſirten Schriften mit Recht gegen die Regierung gerichtet werden.

Hätte übrigens auch die Cenſur eine Wirkſamkeit, ſo könnte ſie doch nicht über die Grenze des Landes hinausgehen. Dieſen Vortheil hat Deutſchland mit dem alten Griechenland gemein, daß es, in mehrere Staaten abgetheilt, der Freiheit ſicherer iſt, als wäre es einem einzigen Herrn unterworfen. Nicht die Unterwerfung unter einen Herrn gibt den Völkern die größte Kraft, ſondern wenn ſie eins ſind im Herzen, im Geiſte und in Bildung. Wenn die Freiheit in einem deutſchen Lande verfolgt wurde, fand ſie in dem andern eine Zuflucht. So kam es, daß Möſer's und Schlözer's Schriften, deren Freimüthigkeit den Schriftſtellern und Regierungen ein Muſter ſeyn ſollte, wenn ſie auch in einem Staate verfolgt wurden, in dem andern Schutz fanden. Die ungleiche Uebung entkräftet die Maßregeln gegen die Preſſe.

Wollte man die Cenſur wirkſam machen, ſo müßte man das Land völlig iſoliren, und um daſſelbe eine chineſiſche Mauer oder eine große Wüſte ziehen. Gegenwärtig ſind alle Länder miteinander verbunden durch die Civiliſation; es beſteht in der Welt eine allgemeine Verbrüderung der Völker, eine allgemeine „Congregation,“ welche keine Statuten, keinen Comite-Directeur bedarf. Wie die Sachen jetzt liegen, hält ſich jedes Volk bei dem Wohlergehen des andern betheiligt. Das Herz jedes Biedermanns, der den Aufruhr haßt und Frieden und Ordnung liebt, ſchlägt für ein Volk, dem es glückt, ſeinem fremden Dränger zu widerſtehen; man billigt die freimüthigen Aeußerungen der engliſchen und franzöſiſchen Blätter, deren Eingang, ungeachtet der Cenſur der deutſchen politiſchen Zeitungen, nicht verſagt, noch geſetzlich zu verſagen iſt, und wenn die erſten Miniſter ſelbſt in amtlichen öffentlichen Verhandlungen einen Tyrannen ein Ungeheuer auf dem Throne nennen, ſo ſtimmt ihnen im Herzen jeder freie und legitim geſinnte Mann bei.

Dieſe allgemeine Verbindung iſt die Frucht der Civiliſation; ſie iſt aber zur Reife gebracht worden durch die Maßregeln und Verbindungen der Regierungen ſelbſt. Als Carl V. ernſtere Maßregeln ergriff und Verbindungen ſuchte gegen die Reformation, beförderte er dadurch den ſchmalkaldiſchen Bund, und er wendete der Reformation die Mehrzahl der Menſchen zu. So iſt auch die politiſche Reformation unſerer Zeit herbeigeführt zunächſt durch die Verbindung der Höfe zur Aufrechthaltung der Legitimität in ihrem Sinne, und ihrer Rechte.

Man greift nach der Cenſur als nach einem Mittel, ſich die Herrſchaft über die politiſchen Blätter und über die öffentliche Meinung zu verſchaffen. Allein cenſurirte Blätter ſind entmannt; man kann mit ihnen eine ſchmähliche geiſtige Hurerei treiben, aber lebensfähige Kinder kann man nicht mit ihnen zeugen. Ja ſolche Blätter ſind der Regierung ſelbſt ſchädlich. Die von ihnen ausgehende Rechtfertigung der Regierung iſt als Selbſtlob verdächtigt und unwirkſam. Nicht immer hat die Regierung die geſchickteſten Vertheidiger; nicht Jedermann hat Luſt, auf eines Anderen Meinung zu ſchwören, und viele fühlen, daß, wer das Recht zum Tadeln nicht mehr hat, auch das Recht zum Lobe verloren habe. Die Menge wird durch die Cenſur begieriger nach Tadel, dieſer bitterer, und ſo wird die Herrſchaft über die öffentliche Meinung, die man durch die Cenſur zu leiten hofft, eben durch ſie verloren.

Unſere Zeit, verhehle man ſich es nicht, ſondern faſſe man es vielmehr ruhig in's Auge, — unſere Zeit hat die größte Aehnlichkeit mit jener der kirchlichen Reformation. Eine Zeit kommt oder iſt ſchon da, in welcher eine politiſche Reformation vor ſich geht. Nach dem Ablaufe von zehn Jahren wird die Lage der Dinge eine ganz andere ſeyn; die ſtehenden Heere werden ihre frühere Bedeutung und Stellung nicht mehr haben; ein neues Staatsrecht iſt aufgekommen, und ſelbſt von den Herrſchern anerkannt.

Weit entfernt bin ich zu verlangen, daß die Regierung (um einen beliebten platten Ausdruck zu gebrauchen) ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle, und ſich den Planen optimiſtiſcher Reformatoren oder einer leichtſinnigen revolutionären Jugend hingebe; das aber kann der mäßige, um das Wohl und wahre Intereſſe ſeines Vaterlandes beſorgte, beſonnene Mann fordern, daß man feſt an der Verfaſſung halte, und ihre Grundlagen nicht verrücken laſſe, daß man das conſtitutionelle Syſtem als das heilende und rettende anſehe, und daß man dieſem Syſteme nicht blos mit Worten, ſondern durch die That in allen Zweigen der Vollziehung ergeben ſey, daß man nicht blos thue ſeine Pflicht nach dem Zwange des Buchſtaben der Verfaſſung, ſondern daß man dieſe umarme als eine geliebte Braut. Dieſem Syſteme treu wird man in der Lage ſeyn, wenn einſt der Kampf gegen die Ideen beginnen ſollte, ſich ſelbſt frei ſeine Stellung zu wählen, ein ergebenes begeiſtertes Volk und allenthalben in der Welt treue Bundesgenoſſen finden.

Die Mittel, den Unfug der Preſſe abzuſtellen, ſind nicht die Cenſur, u. ſ. w. Wirkſamer iſt ein die Freiheit ſicherndes, die Frechheit ſtreng ſtrafendes Preßgeſetz mit Jury und öffentlicher Verhandlung. Das beſte Mittel aber gegen die Preſſe iſt immer — die Preſſe ſelbſt. Sie iſt des gewaltigen Achilleus Speer, von dem man ſagt, daß er die Wunden heile, die er ſchlägt; doch muß ein mannhaft ſtarker Arm ihn führen.

148.

18. Mai 1831. Nach dem älteſten Kirchenrechte war Ungleichheit der Religion ſo wenig ein Ehehinderniß, daß auch die Ehe zwiſchen Getauften und Ungetauften gültig war. Statt vieler Beiſpiele, welche die Geſchichte darbietet, berufe ich mich auf jenes der heidniſchen Herzoge aus dem taſſiloniſchen Geſchlechte, deren chriſtliche Frauen die Wiederbelebung der Reinheit und die Verbreitung des Chriſtenthums in Bayern beförderten. Erſt allmählig kam durch Herkommen der Grundſatz auf, daß die Ehe zwiſchen Chriſten und Nicht-Chriſten ungültig ſey.

Das Concilium von Trient, das bekanntlich im J. 1545 begann und 1563 endete, konnte über die Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keine Beſtimmung enthalten, weil jenes Concilium darauf ging, den Riß in der Kirche zu heilen, und Katholiken und Proteſtanten noch nicht als anerkannte politiſche Parteien, noch beide als Kirchen ſich gegenüberſtanden. Doch dieſe Hoffnung war eitel, indem noch vor dem Ende des Conciliums durch den ſchlauen und kühnen Herzog Moriz von Sachſen, der die Ehrenberger-Klauſe überſtieg und Carl V. in's Tyrol verfolgte, der Paſſauer-Vertrag im J. 1552 und im Jahre 1555 der Religionsfriede herbeigeführt wurde, welcher den Proteſtanten die freie Religionsübung ſicherte.

Seit dem Concilium zu Trient waren keine Concilien mehr. Die Päpſte, welche die unbeſchränkte höchſte Kirchengewalt behaupten, mieden ſie, wie die Könige von Frankreich und England, welche nach abſoluter Gewalt ſtrebten, die Parlamente zu berufen unterließen. Allgemeine neue Kirchengeſetze waren daher ſeitdem überhaupt und über die Ehe zwiſchen Katholiken und Proteſtanten nicht möglich; einzelne Deciſionen, Schreiben und Breven wurden zwar erlaſſen, die darin ausgeſprochenen Grundſätze ſind aber nicht gleichförmig, und gewiß iſt es, daß kein Kirchengeſetz die Ehe zwiſchen Katholiken und Proteſtanten verbietet.

Die bürgerlichen Geſetze in allen deutſchen Staaten waren mit den kirchlichen im Einklange. Der weſtphäliſche Friede beſtätigte den Proteſtanten die freie Religionsübung, und die Anerkennung der proteſtantiſchen Kirche, und die Entvölkerung durch den 30jährigen Krieg rieth ohnehin ab von jedem Hinderniß gegen die Ehen. Hatte auch das höchſt ſonderbare, ja tolle Ausſchreiben des fränkiſchen Kreiſes, zu welchem doch drei geiſtliche Fürſten gehörten, daß nämlich jedem Manne erlaubt ſeyn ſolle, zwei Weiber zu nehmen, keine Folge, ſo dachten doch die Regierungen nicht daran, die Zuläſſigkeit der Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in Zweifel zu ziehen; die Geſetze der einzelnen deutſchen Länder erkannten dieſelben. Einzelne Stimmen der Geiſtlichen vermochten nichts wider die allgemeine Uebung im deutſchen Reiche.

Allein die Uebung dieſer Rechte wird in der neueſten Zeit beſtritten und gehindert.

In den meiſten Fällen verfahren die Geiſtlichen anders; ſie fordern die Erziehung aller Kinder in der katholiſchen Religion, verlangen hiefür Revers oder gar förmlichen Eid, verweigern außerdem nicht nur die Einſegnung, ſondern auch die Proklamation und Dimiſſorialien, drohen mit Verweigerung der Eintragung der Kinder in die Taufbücher als eheliche Kinder, verſagen die Sakramente, erlauben ſich ſelbſt Excommunicationen, und beunruhigen beſonders die Weiber, indem ſie die Gültigkeit der eingegangenen Ehen in Zweifel ſtellen.

Es fragt ſich nun, wie iſt dem Mißſtande abzuhelfen? Wer nur einen Ausweg ſucht, für den gibt es mancherlei Mittelchen, den Hinderniſſen der Geiſtlichkeit zu entgehen. Man könnte vorerſt die Erziehung ſämmtlicher Kinder in der katholiſchen Religion durch einen Vertrag bedingen, und nach erhaltener Zuſtimmung der Geiſtlichkeit jenen bürgerlichen Vertrag noch vor der Verehelichung durch einen andern wieder aufheben. Allein dieſes Mittel iſt unwürdig.

Man könnte ſich mit der Braut vor dem ordentlichen Pfarrer ſtellen, und ihm vor zwei Zeugen, nicht blos in ſeinem Gemache, ſondern ſelbſt in der offenen Kirche, da er etwa eben von dem Altare geht, oder den Segen gibt oder gegeben hat, vor dem Publikum erklären, daß man Mann und Frau ſey, wodurch dann die Ehe auch ohne Einſegnung vollkommen gültig iſt; denn das Concilium tridentinum fordert nichts weiter, als die Erklärung des Bräutigams und der Braut vor dem ordentlichen Pfarrer in Gegenwart zweier Zeugen. Es fordert in letzter Beziehung mehr, als früher nothwendig war, zur Vermeidung heimlicher Ehen; es fordert aber nicht den prieſterlichen Segen. Dieß iſt ganz dem Geiſte des Katholicismus gemäß, indem das Sakrament in dem ſelbſteigenen, heiligen, religiöſen, erklärten und bethätigten Willen der Brautleute, Mann und Frau zu ſeyn, nicht in der Geſinnung und dem Segen eines Dritten liegt. Allein jeder Staatsbürger kann fordern, ſein Recht in legaler Form, nicht auf Schleichwegen, zu üben. Man räth daher, ſich mit der Trauung durch den proteſtantiſchen Pfarrer zu begnügen. — Wohl; aber ohne Proklamationen, ohne Dimiſſorialien, ohne welche nach den bürgerlichen Geſetzen, wenigſtens einiger Theile des Königreiches, eine gültige Trauung unmöglich und bürgerlich ungültig iſt? —

Nicht von Aus- und Umwegen iſt hier die Rede, ſondern der Schutz kann gefordert und muß ertheilt werden, welchen die Verfaſſung dem Staatsbürger zuſichert. Worin aber ſoll derſelbe beſtehen? — Nach meiner Meinnng nicht in dem Zwange der katholiſchen Pfarrer zur Trauung. Wollte man ſie zur Trauung zwingen, ſo würde man die Gewiſſensfreiheit verletzen, die man in Anſpruch nimmt, die aber auch ſie in Anſpruch nehmen können. Die Einſegnung iſt eine rein religiöſe Handlung und ein Segen nach ſeiner Natur nicht erzwingbar, wenigſtens nicht mit Wirkung. *Aeußere* Handlungen aber, welche zur bürgerlichen Gültigkeit der Ehe erforderlich ſind, und in Anſehung welcher alſo die Pfarrer nicht blos als Diener der Kirche, ſondern als Civilſtandsbeamten handeln, dürfen allerdings durch wirkſame Mittel oder durch Geldſtrafen, und wenn ſie fruchtlos ſind, durch Temporalienſperre und Einſperrung der Ungehorſamen erzwungen werden.

Dahin gehören vor allen die Proklamationen, welche nach manchen Landesgeſetzen weſentlich zur Gültigkeit der Ehe auch in bürgerlicher Beziehung erforderlich ſind. Eben ſo iſt die Entlaſſung, d. h. das Zeugniß des ledigen Standes, und daß der Pfarrer Anſtand nehme, die Trauung aus dieſem oder jenem Grunde zu vollziehen, ſo wie daß andere Hinderniſſe nicht obwalten, eine unerläßliche außerordentliche Handlung, welche erzwungen werden darf.

Es geſchieht jedoch, daß den Dimiſſorialien häufig auch der Auftrag an einen andern Pfarrer beigefügt wird, die Trauung zu vollziehen. Ein ſolcher Auftrag darf nicht erzwungen werden, weil, wer nicht durch Zwang angehalten werden kann, ſelbſt zu trauen, auch nicht zur Ertheilung des Auftrages hiezu anzuhalten iſt. In Führung der Pfarramtsbücher ſind die Pfarrer auch Civilſtandsbeamte; die Eintragung der aus gemiſchten Ehen erzeugten Kinder als ehelicher dürfte daher, würde ſie verweigert, erzwungen werden, und daß dem Staatsbürger gegen Beunruhigungen durch Ausſchließung von den Sakramenten, durch Excommunikationen und überhaupt durch Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt Schutz werden müſſe, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen.

Auf der andern Seite darf man auch nicht überſehen, daß die Geiſtlichen in einen mißlichen Zwieſpalt ihrer Pflichten geſetzt ſind, und daß, wenn es ſchon bedenklich iſt, politiſche Märtyrer zu machen, es doppelt bedenklich ſey, Märtyrer ihrer religiöſen Ueberzeugung zu machen.

Wenn daher auch einer Seits mit Zwangsmaßregeln gegen die Geiſtlichkeit in den angeführten Beziehungen einzuſchreiten iſt, ſo iſt es doch anderer Seits höchſt wünſchenswerth, daß auch die Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle auf das Lebhafteſte betrieben werden.

149.

26. Mai 1848. **Verantwortlichkeit der Miniſter!** Das ſind die Schlagworte, die ein Jeder im Munde führt, über deren Umfang, Bedeutung und Folgen aber Viele keinen klaren Begriff haben. **Verantwortlichkeit der Miniſter**, deren Verwendung aus Mangel klarer Beſtimmungen derſelben nach dem Zeugniſſe der Geſchichte häufiger dazu gedient hat, die Gewalt der Miniſter gegen die Kabinete zu vermehren, als durch die Anwendung derſelben die Rechte des Volkes geltend zu machen, ſo daß eben wegen dieſer Unbeſtimmtheit in allen den wenigen mir bekannten Fällen, in welchen mit Schärfe gegen angeklagte Miniſter eingeſchritten wurde, nämlich gegen **Hieronymus von Stauff**, in dem Verfahren gegen ihn zu Ingolſtadt, **Strafford** und **Polignac**, man in der Nothwendigkeit war, ſich in einer Beziehung über die Formen des Rechtes wegzuſetzen, — **Verantwortlichkeit der Miniſter**, über welche auch in den neueſten Staatsverfaſſungen eine ausreichende klare Beſtimmung nicht aufgeſtellt werden konnte.

Es ſcheint daher der Verſuch dienlich, ſich durch einige kurze und einfache Sätze den Urſprung, die

Bedeutung, und die Folgen des Grundſatzes der Verantwortlichkeit der Miniſter klar zu machen.

Zwei Grundſätze muß man anerkennen. Der erſte iſt: Der Monarch iſt unverantwortlich und unverletzlich, aber eben ſo unverletzlich ſind, zweitens, die Freiheiten und Rechte des Volkes.

Da aber die Verfaſſungen zunächſt deßwegen gegeben ſind, um die Freiheit und Rechte des Volkes zu ſchützen gegen die Willkür der Regierungen, ſo ſcheint es, beide Principien müſſen unter ſich in Zwieſpalt und Widerſpruch gerathen, die Aufgabe iſt daher, beide Principien, die Unverletzbarkeit des Monarchen, und die Unverletzbarkeit der Rechte und Freiheiten des Volkes, zu vereinigen. Da kam man nothwendig auf den einzigen Ausweg, die Verantwortlichkeit ausſchließlich auf die Perſon derjenigen zu legen, deren ſich der Monarch in allen Regierungsangelegenheiten als Rathgeber und Vollzieher, alſo als Organe, bedient.

Die nächſte Folge iſt der weitere Grundſatz, daß die Regierung keine Verordnung erlaſſen könne ohne Unterzeichnung oder Gegenzeichnung des Miniſters, und daß jeder Miniſter für die Regierungshandlungen, welche er durch die Unterzeichnung gebilligt hat, durch dieſe allein ſchon für die Anordnung ausſchließlich verantwortlich ſey.

Es fragt ſich nun, in welchem Verhältniſſe ſteht der Monarch? in welchem der Miniſter?

Der Monarch. Es gibt Leute, welche dafür halten, in einem repräſentativen Staat ſey der Monarch ausgeſchloſſen von jeder Regierungshandlung; nach ihren Anſichten wäre der Monarch abgefunden durch eine erkleckliche Civilliſte für ſeine Pflichten gegen das Volk und für ſeine Rechte zur Regierung. Er wäre nach dieſem blos eine negativ wirkende Maſchine, und wenn dieſe Anſicht die wahre wäre, dann müßte man freilich auch die unſinnige Beſchuldigung für wahr halten, daß eine conſtitutionelle Monarchie nur eine ſchlecht maskirte Demokratie ſey.

Allein eine ſo unwürdige Stellung nimmt das Staatsoberhaupt in der conſtitutionellen Monarchie nicht ein; er ſteht höher, glänzender und ſicherer, als in der abſoluten Monarchie. Sein Beruf iſt, der Mittelpunkt des Volkes und der Regierung zu ſeyn, und ſtets für das Wohl des Staates zu arbeiten. Von ihm ſoll ausgehen der Geiſt, der die Verfaſſung und die verfaſſungsgemäßen Rechte ſchirmt. Er ſoll wachen für ungehemmten, ſchleunigen und unparteiiſchen Rechtsgang. Er ſoll ſein der Hort für die Freiheit der Gewiſſen und der Meinungn. Er ſoll pflegen Wiſſenſchaften, Künſte, Handel, Ackerbau und Gewerbe. Mit Einem Worte, er ſoll ſeyn ein Beſchützer des Volkes, oder um mit Homer zu reden, ποιμῆν λαῶν, ein Hirt und Hüter der Völker, der ſie leitet mit ſeinem Stabe und vertheidiget mit dem Schwerte.

Aber der Monarch kann nicht anders handeln, als durch ſeine Organe, ſeine unmittelbaren Rathgeber, die Miniſter, die ſtatt ſeiner allein die Verantwortlichkeit übernehmen, und ihn dadurch in die Unmöglichkeit ſetzen, Uebel und Unrecht zu thun. Welch ein himmliſcher Beruf, eben durch dieſen Umſtand.

Wer kann höher geſtellt ſeyn! — Niemand auf dem ganzen Erdenrunde! —

Welches aber iſt das Verhältniß der Miniſter? —

Sie ſind verantwortlich. Verantwortlichkeit im Allgemeinen iſt die Pflicht, Rede und Antwort, — Rechenſchaft — zu geben über den Gebrauch des Vertrauens. Sie geht nicht blos auf geſetzwidrigen, ſondern auch auf geſetzgemäßen, aber ſchädlichen, überhaupt auf üblen Gebrauch.

Der Miniſter ſteht

1) in einem Verhältniſſe zum Monarchen, und
2) in einem Verhältniſſe zum Volke.

In erſter Beziehung iſt er beehrt mit dem Vertrauen ſeines Monarchen, deſſen unmittelbarer Rathgeber und Gehülfe in Regierungsangelegenheiten zu ſeyn. Er iſt der Diener ſeines Herrn, aber nicht wie ein gebrödeter Diener, ſondern als ein Mithelfer zu des Volkes Wohl, und zum Ruhme ſeines Monarchen.

In dieſem Verhältniſſe hat er die Pflicht, dem Monarchen jederzeit zu rathen nach ſeiner Ueberzeugung und nach ſeinem Gewiſſen, ſelbſt auf die offene Gefahr hin, demſelben durch die Wahrheit zu mißfallen. Er hat nicht minder Befehle anzunehmen, als ein Diener von ſeinem Herrn, und hat ſie, wenn ſie nach ſeiner Ueberzeugung weder geſetzwidrig, noch dem öffentlichen Weſen, noch der Krone ſchädlich ſind, zu vollziehen, nicht widerlich und wider Willen, ſondern ſo gern, als wäre der Befehl von ihm ſelbſt ausgegangen, als vollzöge er ſeine eigene Idee.

Stimmt aber ein Befehl mit ſeiner Ueberzeugung nicht überein, ſondern hält er denſelben für geſetzwidrig, oder wenn auch geſetzgemäß, doch für ſchädlich, dann muß er, abgeſehen ſelbſt davon, ob er Miniſter eines abſoluten oder conſtitutionellen Monarchen ſey, ihm widerrathen, die Geſetzwidrigkeit und Schädlichkeit mit Gründen darſtellen, und iſt er ein wahrer Mann, ſo muß er, wie auch ſeine Vermögensverhältniſſe ſind, bereit ſeyn, von ſeinem Poſten abzutreten. Denn die wahre Unabhängigkeit des Menſchen beruht, wie der edle Canning gezeigt, nicht im Reichthum, ſondern in der Selbſtſtändigkeit, die der wahre Mann in ſeiner Bruſt trägt.

In der conſtitutionellen Monarchie ſteht aber der Miniſter noch in einem andern Verhältniſſe. Wie das Volk das Recht hat, an der höchſten Saatsgewalt durch die Kammern Theil zu nehmen, ſo übt es auch durch dieſelben ein Recht aus in Anſehung der Diener des Staats, die man in Bayern mit Recht Staatsdiener nennt. Sie ſind verpflichtet dem Könige, aber zu dienen nach dem Geſetze, zum Wohle des Volkes und zur Aufrechthaltung auch ſeiner Rechte. Wenn daher der Miniſter einen Befehl vom Könige oder dem Cabinete, den er für ſchädlich oder geſetzwidrig hält, unterzeichnet, ſo iſt er ſchon durch die Unterzeichnung auch der Ständeverſammlung verantwortlich. Er allein iſt verantwortlich, wenn er auch den ganzen Cabinetsbefehl wörtlich in ſeine Entſchließung aufgenommen hätte. Ihm nützt die Anführung des Cabinetsbefehles nicht das mindeſte.

Das Anſehen des Königs wird dadurch nicht vermehrt, und jenes des Miniſters verliert dadurch ohne Zweifel. Dieſer thut dadurch nicht nur etwas Unnützes, ſondern etwas Unſchickliches. Denn iſt der Befehl weder geſetzwidrig noch nachtheilig, ſo muß er ihn aus eigenem Antriebe, als eigene Anordnung vollziehen; wo nicht, ſo würde die Anführung des Cabinetsbefehles den Schein gewinnen, als wollte der Miniſter eine Schuld von ſich ab, und auf eine erlauchte Perſon wälzen, die über alle Schuld in Regierungshandlungen erhaben iſt.

Der Miniſter wird eben ſo wenig durch die Berufung auf einen Cabinetsbefehl von ſeiner Verantwortlichkeit befreiet; er verletzet vielmehr dadurch eines der erſten Staatsgrundgeſetze; er würde, indem er ſich unter den Schild des Monarchen flüchten wollte, eben dadurch ein Attentat gegen die Unverletzlichkeit des Monarchen begehen.

Dieſe Sätze fließen aus dem Begriffe der Unverletzlichkeit des Monarchen und der Verantwortlichkeit der Miniſter von ſelbſt und nothwendig. Zu dem Verbote, Cabinetsbefehle in miniſteriellen Entſchließungen anzuführen, bedarf es keines beſondern Geſetzes; es beſteht dafür das Geſetz der Schicklichkeit, und wenn dieſes nicht beobachtet wird, ſo kann der Monarch von ſelbſt jenes Verbot machen und nöthigenfalls einſchärfen, ohne daß man nöthig hat, deshalb die geſetzgebende Gewalt in Thätigkeit zu ſetzen. Der Antrag, durch ein *beſonderes* Geſetz zu beſtimmen, daß die Miniſter durch Berufungen auf Cabinetsbefehle von der Verantwortlichkeit nicht befreit werden, iſt nicht blos überflüſſig, ſondern auch bedenklich, weil man dadurch zugeben würde, daß die Miniſter für alles, was ſie etwa *bisher* in Folge eines Cabinetsbefehls gethan, durch die Berufung darauf frei von der Verantwortlichkeit ſeyen, oder weil dadurch doch die unzweifelhafte Verantwortlichkeit als zweifelhaft dargeſtellt würde.

150.

14. Juni 1841. Das Studium der Finanzen iſt gemeiniglich verrufen als trocken und ſpröde der Menge der Zah-

len halber, die an der Grenze ſeines Gebietes ſtehen und daſſelbe bevölkern. Doch die Zahlen ſind nicht blos todte Zeichen; für den Verſtändigen ſind ſie beredter, kürzer, beſtimmter, als irgend eine andere Schriftſprache. Sie ſprechen über die beſtimmteſten Thatſachen, an welchen jede falſche Theorie und Dialektik ſcheitert. Die Richtigkeit der Ziffer iſt das Erſte, aber das Höchſte nicht; ſie iſt gleichſam die Orthographie dieſer Sprache, die uns ein vollſtändiges Bild einer Verwaltung, ihrer Vorzüge und Mängel, ihrer Leiſtungen und Unterlaſſungen gibt.

Die Formen der Verwaltung ſind die Mittel, wodurch dieſelbe zum Selbſtbewußtſeyn und zur klaren Erkenntniß ihrer ſelbſt kommt; ſie beſtehen in der Einfachheit des Geſchäftsganges, in rechtzeitigen guten Etats, einer einfachen Buchführung, und rechtzeitigen Erledigung der Rechnungen.

Das Materielle der Verwaltung beſteht in den Einnahmen und Ausgaben. Nach der Quantität iſt wohl die erſte Frage, aber nicht die einzige: Es fragt ſich bei den Einnahmen, warum ſind ſie größer oder kleiner? Was iſt daran die Schuld oder das Verdienſt der Verwaltung? Wie ſind die Einnahmen verwendet worden? Sind die Vorſchriften des Geſetzes eingehalten in Anſehung der Größe der eröffneten Credite und in Anſehung der Titel, wozu ſie beſtimmt ſind? Endlich, was iſt das Ergebniß der Finanzrechnung?

Jeder Deutſche weiß, daß die deutſchen Staaten am beſten verbunden ſind durch ihre gemeinſamen Intereſſen, nämlich durch die Gewerbe, den Handel. Diejenigen Staaten, welche durch die Beziehungen ihrer Agricultur, Induſtrie und ihres Handels verbunden ſind, gehören einander an auch in der Noth; ihre gegenſeitigen Bedürfniſſe vereinigen ſie; es bedarf dann hiezu keines eigenen Vertrages.

Mir ſcheinen die hohen Zollſätze in finanzieller Beziehung ſowohl als in ſtaatswirthſchaftlicher nachtheilig.

Es iſt der Charakter unſerer Induſtrie, daß ihr Betrieb vertheilt iſt unter einer großen Anzahl ſelbſtſtändiger Meiſter, deren jeder in ſeinem Gewerbe ſelbſtſtändiger Arbeiter und als ſelbſtſtändiger Familienvater am eigenen Herde, wenn auch nicht reich, wenigſtens zufrieden und glücklicher iſt, als die Maſſe eigenthumsloſer und abhängiger Menſchen, welche zuſammengedrängt ſind als fleiſcherne Maſchinen in einem großen Fabrikhauſe eines reichen Unternehmers.

Dieſes wohlthätige Syſtem, fähig, einen zufriedenen und ſelbſt wohlhabenden Gewerbsſtand zu erzeugen, iſt bei weitem mehr werth, als ein glänzendes Fabrikſyſtem, wo nur großer Reichthum Einzelner, großer Armuth und Unzufriedenheit des größern Theils der Bevölkerung gegenüberſteht. Die

Regierungen trauen ſich in der Regel eine zu große Gewalt zu; es ſteht nicht bei ihnen, alles zu leiten, allem zu gebieten. Gegen ſolche Dinge, wie die Art der urſprünglichen Vertheilung des Eigenthums und Reichthums in einem Volke, auf welcher die Formen des Beſitzes und der Induſtrie beruhen, ſind ſie unmächtig, und wenn ſie ſich einen Eingriff in die Speichen des gewaltig rollenden Rades erlauben, ſo können ſie nur Unheil ernten.

In ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung iſt es von Werth, daß die Finanzen ein ſicheres Einkommen haben, um welches die Laſt der Steuerbaren geringer iſt.

Am nachtheiligſten ſind die unſtändigen Abgaben, welche zur Zeit, wo der Grundbeſitzer ſeiner Kapitalien am dringendſten bedarf, oder nach dem Gutswerthe erhoben werden, und daher der Cultur nachtheilig ſeyn müſſen.

Ich bin der vollen Ueberzeugung, daß die *Möglichkeit* und *Erleichterung* der Ablöſungen der grundherrlichen Laſten ein ſtaatsrechtliches und ſtaatswirthſchaftliches Bedürfniß iſt.

Ich gehöre aber auch nicht zu denjenigen, welche dafür halten, daß, wenn nur billige Ablöſungsnormen vorhanden wären, die gänzliche Ablöſung und Befreiung des Grundeigenthums mit größter Schnelligkeit bewirkt werden könnte. Ich halte es für unmöglich, und, wenn es möglich wäre, nicht einmal für nützlich. — Zwei Dinge muß die Regierung in dieſem Betreffe wohl im Auge haben, nämlich erſtens, daß es ein allgemeines menſchliches Streben iſt, welches wir bei allen Völkern finden, Grundeigenthum zu erwerben, und belaſtetes Grundeigenthum frei zu machen. Dahin geht alle materielle Bewegung der Völker. Dieſem Streben darf die Regierung nicht entgegen ſeyn; wer es hindert, greift in die Speichen des Rades, das ihn zertrümmern kann, und führt am Ende die Gefahren der Revolutionen herbei.

Nimmermehr wäre in Frankreich die Revolution ausgebrochen, hätte man zur Ablöſung der ſogenannten Feudallaſten zeitig und willig die Hand geliehen. Allein auf der andern Seite muß zweitens die Regierung Vorſorge treffen, daß diejenigen, welche im Beſitze ſind, nicht aus dem Beſitze geworfen werden, ſondern ſich in demſelben erhalten können. Sie muß daher einerſeits dem Belaſteten die Möglichkeit verſchaffen, ſich von ſeiner Schuld frei zu machen; denn ewig Schuldner bleiben müſſen, iſt eine unerträgliche Sclaverei. Auf der andern Seite muß ſie aber auch den, der im Beſitze iſt, ſichern, daß er durch die Ablöſung das Kapital ſeiner Rente in gehöriger Größe erhalte und alsbald zum Erwerb anderen Grundbeſitzes oder anderer Grundrenten anwenden könne. Wer dieß überſieht, und ſich des

Beſitzes entäußert, deſſen Ariſtokratie iſt durch kein Privilegium zu erhalten.

Daß die Ablöſung aller Grundlaſten und daher die allgemeine Herſtellung der Freiheit des Grundeigenthums ſchnell oder gar mit Vortheil bewirkt werden könne, darin täuſcht man ſich. Was ſollte, wenn es möglich wäre, auf einmal geſchehen mit den Kapitalien, welche Stiftungen, Gemeinden, der Staat ſelbſt, in Grund und Boden angelegt haben? Und halten Sie wohl für möglich, daß alle diejenigen, auf welchen nun die Grundlaſten ruhen, auf einmal zum Reichthume kommen? Durchaus nicht. Es iſt in die Gewalt keiner Regierung gegeben, die urſprüngliche Vertheilung des Eigenthums und Reichthums zu beſtimmen; ſondern ihre Aufgabe iſt nur, der ewigen natürlichen Bewegung und Veränderung des Beſitzes nicht entgegen zu ſeyn, und ſie nicht zu hindern.

Der Bergbau des Aerars ſoll ein ſtaatswirthſchaftliches Unternehmen ſeyn, wodurch Privaten Anleitung, Aufmunterung und Beiſpiel durch Verſuchsbauten gegeben, in dürftigen Gegenden der armen Population Beſchäftigung gegeben wird, und Produkte, die ſonſt unnütz in der Erde vergraben liegen blieben, zum Nutzen der Gewerbe gewonnen werden.

Bedenken wir, daß die Menſchen, anſtatt von Arbeitſamkeit und häuslicher Sparſamkeit, ſich ein mäßiges Einkommen zu erwerben, durch das Lotto gewöhnt werden, ſchnelles Glück, ohne Arbeit und Anſtrengung, vom Zufalle zu erwarten, und zu einer unbegrenzten Begehrlichkeit verleitet werden, ſo hoffe ich, daß, wenn es unſeren Anſtrengungen glückt, Erleichterung dem Volke zu verſchaffen, die Ständeverſammlung ſtark genug ſeyn werde, ſtatt für die bald vergeſſene Aufhebung einiger Abgaben, lieber für die wirkſame Abſchaffung des Lotto zu notiren.

151.

Mir iſt es immer recht, wenn man meine früheren Aeußerungen mit meinen ſpätern und gegenwärtigen vergleicht. Gewinn ich eine beſſere Ueberzeugung, ſo muß ſie auf ſehr überwiegenden Gründen ruhen, und ich werde ſie dann rechtfertigen. Aber wenn ich auf einer alten Ueberzeugung beharre, wenn man ſelbſt dieſer Meinung früher Beifall gab, ſo darf ich auch erwarten, daß ich nicht getadelt werde, wenn ſich die Geſinnungen und Anſichten Anderer geändert haben. Mag auch meine Meinung nicht mehr mit der geänderten Meinung Anderer übereinſtimmen, mag man auch mit dem alten Tone nicht zufrieden ſeyn, einen grelleren begehrend. Meine Ueberzeugung muß ich gegen Jedermann behaupten dürfen; ich gebe ſie Niemanden hin, ſey er ſo hoch geſtellt, als er wolle, überhaupt keinem Menſchen in der Welt.

152.

So ſouverän iſt kein einzelnes Mitglied über die Kammer, daß es nicht zur Beruhigung Aller Rechenſchaft zu geben gehalten werden kann.

153.

12. Juni 1831. Mir, deſſen ganzes Weſen ſich zur geſetzlichen Freiheit neigt, mir, der die Freiheit des Gewiſſens, der Gedanken, der Gewerbe und des Handels aus vollem Herzen will, mir kann die Aeußerung nicht gleich ſehen, daß ich bei einem ſo wichtigen Verhältniſſe, als das des Beſitzes iſt, die Freiheit nicht wollen, ſondern anders denken ſollte.

154.

Mir ſcheint, der Abgeordnete habe ſich den Kreis ſeiner Rechte und Pflichten nicht von der Miniſterbank her anweiſen zu laſſen, ſondern ſich denſelben ſelbſt klar zu machen.

Unſere Aufgabe iſt, uns, indem wir über die Verwaltung der Regierung urtheilen, auf ihren Standpunkt zu ſtellen. Indem wir urtheilen, wie ſie hätte verfahren ſollen, ſprechen wir aus, wie wir an ihrer Stelle verfahren wären. Wenn nun, nach einer Behauptung, bei der Prüfung der Rechenſchaft und in der Verwaltung kein Gemüth herrſchen dürfte, ſo wäre dieß höchſt übel. *Eine Verwaltung ohne Gemüth fordern, iſt ein gräßlicher Liberalismus, weil es Liberalismus iſt — ohne Liberalität im wahren Sinne.*

155.

Ganz abhängige Staatsdiener, welche von dem Winke der Regierung ihr und der Ihrigen Schickſal zu erwarten haben, ſind der Verführung allzuſehr ausgeſetzt, und eine Geißel des Volkes ſelbſt.

156.

7. Juli 1831. Die Grundſätze: wer eine Hebamme braucht. ſoll ſie bezahlen, wer einen Arzt braucht, mag ihn bezahlen, wem ſein Haus abbrennt, mag es wieder aufbauen u. ſ. w., das ſind Grundſätze des craſſeſten Egoismus, Grundſätze, die aller menſchlichen Geſellſchaft widerſtreben; — man will den Zweck aufgeben alles chriſtlichen und geſelligen Beiſammenſeyns — ein Grundſatz, der nur zum Unheil führt, — ein Grundſatz gegen Ueberzeugung, daß der Menſch zu höheren Zwecken beſtimmt iſt, — ein Grundſatz, der geeignet iſt zur Herabwürdigung aller menſchlichen Gefühle und zur Nichterreichung höherer Zwecke; denn das eben iſt der Zweck des geſelligen und wahrhaft chriſtlichen Beiſammenſeyns, daß man ſich gegenſeitig gegen Gefahren ſchützt, durch gegenſeitige Liebe und Hülfe Unglück erleichtert, und durch *vereinigte* Kräfte zur Erreichung des höheren und edleren menſchlichen Lebens zuſammenwirkt.

Vereine, Aſſecuranzgeſellſchaften zur Erhaltung des Menſchengeſchlechtes durch Hebammeninſtitute und durch die Impfanſtalt, ſind nothwendig, wie Brandaſſecuranzgeſellſchaften und wie Schulen, oder Aſſecuranzen gegen Dummheit und Aberglauben.

157.

20. Juli 1831. Mir ſcheint, daß jeder Schritt in Erweiterung der Wahlfreiheit als ein Gewinn willkommen ſeyn müſſe, wenn auch der Schritt nicht ſo gewaltig und groß iſt, als man ihn gern machen möchte. Sollte denn Mäßigung, das juste milieu, zu einer Lächerlichkeit geworden ſeyn? Deſto übler, wenn es ſo iſt. Halbheit, Mittelmäßigkeit iſt ein Uebel; Halbheit aber kann einer Maßregel nur vorgeworfen werden, wenn ſie die Fortſchritte hindert.

158.

22. Juli 1831. Freiheit der Preſſe auf der einen Seite, die Mittel gegen den Mißbrauch derſelben auf der andern, das iſt es, was von der geſetzgebenden Gewalt begehrt wird.

Die Grenze der Preßfreiheit iſt da, wo eine Verletzung der Rechte Anderer, oder eine Verletzung der öffentlichen Ordnung beginnen würde.

159.

Ich bin überzeugt, daß, ſo lange die Cenſur nicht ganz aufgehoben iſt, die Journaliſtik nicht diejenige Höhe erreichen wird, die ihr gebührt in einem Staate, wo Preßfreiheit eingeführt iſt, und wo die wichtigſten Angelegenheiten des Staates öffentlich beſprochen werden ſollen. Der iſt nicht frei, der nicht ganz frei iſt.

Bei der Cenſur macht ſich die Regierung ſelbſt verantwortlich für alles, was in den Zeitungen ſteht; wer Alles hindern kann, wird in Anſpruch genommen für Alles, was geſchieht. Beſteht die Cenſur nicht, dann kann man den fremden Geſandten hinweiſen auf die beſtehenden Geſetze und auf den Schutz der Gerichte, die Genüge leiſten dem, was Sitte und Völkerrecht erfordert.

Das Völkerrecht erfordert nichts anderes, als daß eine Regierung Recht adminiſtriren laſſe, auch für den Fall, daß eine fremde Regierung durch eine Schrift beleidiget iſt. Eine fremde Regierung kann nicht fordern, daß zu ihren Gunſten ſtrengere Maßregeln geübt werden, als für die vaterländiſche Regierung.

160.

Der deutſche Bund an ſich ſelbſt iſt nichts anderes, als ein Vertrag zwiſchen ſouverainen Staaten, ein Staatenbund, ſein Zweck geht nur auf die äußere Sicherheit dieſes Bundes und auf die innere Sicherheit, d. i. die Sicherheit der Staaten unter ſich.

Er berührt nach ſeiner Natur nicht das Innere eines zum Bunde gehörigen Landes: er berührt nicht die Unterthanen, und wo nicht das Staatsrecht eines Landes die Bundesbeſchlüſſe zugleich auch zum Staatsgeſetze gemacht hat, haben ſie für die Unterthanen durchaus keine verbindliche Kraft; ſie ſtehen zu ihnen in keiner Beziehung.

Die Bundesakte enthält allerdings mehrere Beſtimmungen, welche ausnahmsweiſe einzelne innere Verhältniſſe der Bundesſtaaten betreffen. Dieſes Verhältniß iſt ein abnormes, es iſt zu betrachten als ein beſonderer Vertrag, welchen beſtimmte Staaten miteinander abgeſchloſſen haben. Zu jedem ſolchen Vertrage gehört aber die ausdrückliche Einwilligung eines jeden einzelnen betheiligten Staates, ſo daß ohne dieſe Einſtimmigkeit ein Geſammtbeſchluß nicht zu Stande kommen kann.

Jede Regierung hat das Recht, Staatsverträge zu ſchließen ohne Zuſtimmung der Landſtände, aber nur wenn dadurch kein verfaſſungsmäßiges Recht in Anſpruch genommen wird. In allen Staatsverträgen einer Regierung, welche eine repräſentative Verfaſſung hat, iſt daher die Clauſel enthalten: „inſoferne der Vertrag der Verfaſſung und den Landesgeſetzen nicht entgegenſteht.“ So ungebunden nämlich auch eine Regierung in Abſchließung der Staatsverträge ſeyn mag, ſo iſt doch der Miniſter, der ſolche Verträge unterzeichnet, dafür verantwortlich, daß nichts darin enthalten ſey, was der Verfaſſung und den Landesgeſetzen entgegen iſt.

Bundesbeſchlüſſe berühren die Regierung, die Unterthanen nur die Geſetze.

161.

So lange die Beſitzer und die Gewerbtreibenden ruhig ſind, ſo lange iſt keine Revolution zu fürchten. Bei jugendlichen Reformatoren beginnt keine Revolution.

162.

Wo Freiheit, da iſt Garantie gegen Mißbrauch derſelben nothwendig. Wenn man die Preßfreiheit ohne geſetzliche Zügel, Preßverbrechen und Vergehen ungeſtraft läßt, ſo wird man über kurz oder lang den Anfeindungen der fremden Regierungen ausgeſetzt ſeyn; die Feinde der Preßfreiheit werden aus dem ungeſtraften Mißbrauche der Preſſe folgern, daß mit Preßfreiheit die bürgerliche Ordnung nicht beſtehen könne, was man jetzt ſchon aus dem Munde manches obſcuren Mannes hören kann, und man würde dann zur Cenſur zurückkommen.

Es iſt bekannt, daß die Reichſten nicht immer die talentvollſten Schriftſteller ſind.

Es iſt zu wünſchen, daß nur Notable, Geiſtesnotable, die durch die Bildung ihres Geiſtes und Gemüths ausgezeichnet ſind, ſich zu Organen der öffentlichen Meinung aufwerfen, und daß nicht Männer, welche ſchon die Geſellſchaft ausgeworfen, ſich an die Spitze derſelben ſtellen, und Kronen oder Tadel vertheilen wollen.

Allein der nächſte Zweck der Caution iſt kein anderer, als Sicherheit zu gewähren, daß Schriftſteller, welche vom ordentlichen Gerichte verurtheilt worden ſind, die Koſten ihrer Gefangenhaltung und Verpflegung, und die nicht unbedeutenden Prozeßkoſten zahlen.

Dieſes Sicherungsmittel iſt nothwendig, nicht blos für die Regierung, damit die Staatskaſſe nicht zu Schaden komme, ſondern mehr noch für den durch die Preſſe angegriffenen Privatmann. Wenn er die Koſten tragen zu müſſen Gefahr läuft, ſo wird er der Frechheit des Schriftſtellers zu begegnen unterlaſſen.

Wenn ein Schriftſteller nicht einen Verleger findet, der dieſe Caution für ihn ſtellt, deſſen moraliſcher Charakter und literariſcher Ruf iſt nicht hoch anzuſchlagen, und für die literariſche Welt wird es kein großer Verluſt ſeyn, wenn er nicht ſchreibt.

Für ausgenommene Fälle ſoll man nicht Geſetze machen. In zu große Strenge darf ein Geſetz nicht ausarten.

Die Preſſe, ſo ſegensreich ſie wirkt, kann auch ein Inſtrument zu Verbrechen oder Vergehen werden. Preßverbrechen und Vergehen ſind beſonderer Art wegen ihrer Wirkſamkeit.

Die Regierung, ſo wie Jeder, der in einer öffentlichen Stelle ſteht, findet gegen Angriffe die beſte Rechtfertigung in ihren öffentlichen Leiſtungen. Auf ſie geſtützt, kann ſie Angriffe ruhig ertragen, und will ſie etwas Uebriges thun, ſo beſteht es darin, ſich gleichfalls der Preſſe zu bedienen. Dieß iſt beſonders nöthig zur Leitung und Berichtigung der öffentlichen Meinung. Es iſt nicht möglich, daß eine freie Regierung beſtehe, welche durchaus der Preſſe als Mittel entbehrt. Strafend einſchreiten, die Gerichte aufrufen, ſoll ſie nur dann, wenn, wie jüngſt im engliſchen Parlament erwähnt wurde, ſie von der öffentlichen Meinung dazu aufgefordert wird; dann werden auch die Ausſprüche der Gerichte für ſie wirkſamer ſeyn.

Ein Preßvergehen muß von der Art ſeyn, daß es durch den *vorliegenden Buchſtaben* der Schrift ſelbſt nachgewieſen iſt; die That ſelbſt kann nur aus den Worten der Schrift und des Aufſatzes bewieſen werden. Wenn das Geſetz weiter geht, und eine Verfolgung zuläßt wegen der Abſicht, ſo entſteht das Gefährlichſte aller Dinge, die Abſcheulichkeit der Tendenzprozeſſe, die geheime Polizei der Gedanken, und die verwünſchteſte Inquiſition.

Allein nicht blos die geſetzliche Beſtimmung der Strafen für Vergehen und Verbrechen, ſondern auch vorzüglich die Art des hiebei eintretenden geſetzlichen

Verfahrens, iſt eine Bürgſchaft für die öffentliche Freiheit und Ordnung.

Es iſt ein für die Freiheit höchſt wichtiger Grundſatz, daß Niemand beſtraft werden kann, als in Folge eines förmlichen Richterſpruches.

Wo es ſich von richterlicher Entſcheidung über Verbrechen oder Vergehen durch Mißbrauch der Preſſe und über beleidigte Ehre handelt, da iſt mehr als irgend anderswo Öffentlichkeit des Verfahrens, und die Mitwirkung von Männern aus dem Volke nothwendig.

Die Ehre beruht auf der Meinung der Zeitgenoſſen, und ſie kann nur hergeſtellt werden durch das öffentliche Verfahren, durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Die Geſchwornen ſollen über die Thatfrage entſcheiden, alſo diejenigen Männer, welche, wenn das Geſchwornengericht gehörig componirt iſt, die öffentliche Meinung repräſentiren; ſie können ſagen, ob ſie dafür halten, daß Jemand durch eine Schrift in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen herabgeſetzt ſey, oder nicht. Dieſen Ausſpruch kann ein anderes Gericht weder mit der Sicherheit noch mit dem Erfolge wie ſie thun, die jedoch weniger der Regierung als dem Privatmanne zum Schutze dienen werden.

Eine fehlerfreie Formation iſt allerdings die weſentliche Bedingung eines guten Geſchwornengerichtes.

Hohen Ruhm würde ſich die Regierung bereiten, wenn ſie mit dem Beiſpiele, die Schranken der Preßfreiheit ganz aufzuheben, vorausginge.

Die edelſte der Leidenſchaften eines Fürſten iſt die ächte Ruhmbegierde; hier iſt die Gelegenheit, unſterblichen Ruhm zu erwerben.

21. Juli 1831. In politiſchen Dingen iſt es nicht blos in den Staaten mittlerer Größe, ſondern auch in den größten Staaten Sitte, den Erklärungen des Miniſteriums des Aeußern Glaubwürdigkeit und ein Anſehen beizumeſſen, gegen welche die Kenntniß und Anſicht eines Privatmannes von den diplomatiſchen Verhältniſſen zurückſtehen muß.

Das Unmögliche vermag ich nicht möglich zu machen, und füge mich — der Nothwendigkeit.

25. Juli 1831. Niemand kann lebhafter gegen die Cenſur eingenommen ſeyn, als ich es bin.

Daß auch die Regierung ſich der Preſſe bedient, tadle ich nicht; im Gegentheile zu tadeln iſt es, wenn ſie ſich der Preſſe nicht, oder nicht auf geſchickte oder gehörige Weiſe bedient.

Ich halte es für Pflicht, wenn ein Antrag oder Geſetzvorſchlag von der Regierung an die Kammer gebracht wird, denſelben zu prüfen, und meine Ueberzeugung nach Pflicht und Gewiſſen darüber auszuſprechen, und demſelben hienach beizuſtimmen oder ihn zu verwerfen.

Aber es ſteht keinem Ausſchuße zu, die Bearbeitung des Budgets zu unterlaſſen, keiner Ständeverſammlung, zu erklären, man wolle ſich auf das Budget nicht eher *einlaſſen*, als bis die Geſetze, die ſie wünſcht, vorgelegt und erledigt ſeyn werden. Dieß wäre offenbar ein verfaſſungswidriger Zwang. Allerdings haben die Stände das Recht der Bewilligung, aber die Bewilligung nicht nach Willkür zu üben. Wenn die Stände das Staatsbedürfniß geprüft haben, ſo iſt es ihre Pflicht, für das von ihnen anerkannte Bedürfniß auch die Deckungsmittel zu bewilligen. Thun ſie es nicht, ſo thun ſie Unrecht, und *üben Gewalt*. Daß aber eine Ständeverſammlung, berufen, Recht und Ordnung zu handhaben, ſtatt nach Recht, nach *Gewalt* verfährt, halte ich für bedenklich und waglich.

Die Ständeverſammlung kann an ſich allerdings erklären: Wir brauchen keine Armee, wir brauchen keine Juſtiz, keine Straßen, keine Schulen. Sobald ſie aber anerkannt, man braucht eine Armee, Juſtizſtellen, Straßen, Schulen, und ſie koſten ſo und ſo viel, ſo kann ſie ſich der Verbindlichkeit nicht entſchlagen, die Deckungsmittel zu bewilligen. Einen Antrag, der dagegen geht, werde ich ſtets für verfaſſungswidrig halten.

Was die Genehmigung der Cenſur erhalten hat, kann keiner Strafe mehr ausgeſetzt ſeyn.

Es iſt nothwendig, nur die directe Aufforderung als ſtrafbare Handlung zu bezeichnen. Wenn 26. Juli 1831.

es erlaubt iſt, wegen Anreizung überhaupt einen Schriftſteller zur Strafe zu ziehen und in ſeine Abſichten einzugehen, ſo kann man zeigen, daß, wenn er einen Dorfſchulzen tadelt oder angreift, er im Sinne habe, die Regierung ſelbſt zu erſchüttern; man würde, ſtatt die Freiheit feſt zu gründen, ſie vernichten.

Wir laſſen Tadel und Satyre gegen ein Geſetz zu, weil wir überzeugt ſind, daß Tadel, Spott und Satyre nicht immer leicht zu trennen ſind, weil die Satyre nicht immer lachend oder humoriſtiſcher Natur, ſondern oft ernſter Art iſt. Es gibt Dinge, welche ſchon ſatyriſirt werden, wenn man ſie nur nennt, welche alſo die Satyre ſelbſt mit ſich herumtragen. Von Satyre iſt aber Schmähung und Beleidigung zu unterſcheiden, und wenn der Fall eintritt, daß die Verfaſſung oder die Geſetze geſchmäht werden, ſo entſcheiden die Geſchwornen, und ſie werden nicht zu weit greifen. Das Anſehen und die Achtung des Geſetzes aber muß bei der größten Freiheit aufrecht erhalten werden.

Wir können nicht fordern, daß die fremden Regierungen Freude an unſerer Preßfreiheit haben, wenn ihnen kein Schutz gegen den Uebermuth derſelben gewährt wird.

28. Juli 1831. Nirgends iſt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens von ſolcher Wichtigkeit, als gerade bei Verbrechen und Vergehen der Preſſe. Hier

handelt es ſich von ſträflichen Handlungen, welche die öffentliche Geſellſchaft ſelbſt betreffen, gleichſam in öffentlicher Geſellſchaft begangen werden, und die Ehre angreifen, alſo gegen ein Gut gerichtet ſind, deſſen Maß in der öffentlichen Meinung liegt, und nur durch öffentliche Rechtspflege hergeſtellt werden kann.

Ich halte es für gefährlich, einen Rechtsunkundigen zur Vertheidigung zuzulaſſen. Durch das geringſte Verſehen kann der Handel verloren werden. Mit ſchönen Worten iſt es nicht gethan; es handelt ſich auch von der Geſetzanwendung und allen juriſtiſchen Feinheiten derſelben, und ſo könnte der Angeſchuldigte, welcher glaubt, daß ihn ſein Freund auf's Beſte vertheidigen werde, von demſelben in das Unglück geſtürzt werden.

Daß auch in der Appellationsinſtanz ein öffentliches und mündliches Verfahren eintrete, und der Richter nicht blos nach den Akten der erſten Inſtanz urtheile, iſt nach meiner Meinung weſentlich.

163.

Im Allgemeinen iſt das Geſchwornengericht keine fremde Anſtalt; es leitet ſich aus dem altgermaniſchen Rechte her, obgleich nicht von den Schöffen, welche ehedem über die That und zugleich über das Recht urtheilten.

Man iſt in neuerer Zeit auf die Anſtalt der

Geſchwornengerichte zurückgekommen, in allen Ländern, wo man Garantien für öffentliche Freiheit ſuchte. Bei dem Strafverfahren iſt die Art der Beweisführung höchſt wichtig, um Verbrecher zur verdienten Strafe zu ziehen, aber auch um den Unſchuldigen und die öffentliche Freiheit zu ſchirmen. Man hat zu dem Ende zwei Wege eingeſchlagen. Nach dem einen werden dem Gerichte genau die Formen des Beweiſes, die Beweismittel, vorgeſchrieben, und nur, wenn ſie vorhanden ſind, ſoll es verurtheilen dürfen und müſſen.

Bald aber hat man gefunden, daß, wenn man dieſe Formen ſtreng einhält, von hundert Fällen in 50 der Angeklagte der gerechten Strafe entgehen kann, und daher einen Ausweg geſucht in den außerordentlichen Strafen. Der Mangel aber bleibt, daß, trotz der genaueſten Vorſchrift über die Formen des Beweiſes, dieſer, nämlich der Act der Ueberzeugung, doch immer ein innerer, nothwendig rein ſubjectiver iſt. Um dieſem — möglichen — Zwieſpalte der innern Ueberzeugung und des formellen Beweiſes auszuweichen, hat man den zweiten Weg eingeſchlagen, wo von den Regeln des juriſtiſchen formellen Beweiſes Umgang genommen wird, und den Grundſatz aufgeſtellt, 1) daß derjenige, welcher über Jemand das Schuldig ausgeſprochen hat, nicht auch das Recht zu ſtrafen haben dürfe, und 2) daß ſtatt des formellen Beweiſes die möglichſt größte Gewißheit genommen werde durch die Uebereinſtimmung der ſubjektiven Ueberzeugung einer beſtimmten Anzahl unbefangener Männer.

Man will lieber Männer aus dem Volke nehmen, die dazu berufen ſind, ihre Genoſſen zu ſchützen gegen die Willkür der Staatsgewalt, und ſie ſollen ausſagen, ob ſie nach den Regeln hiſtoriſcher Gewißheit dafür halten, eine gewiſſe That ſey von dem Angeklagten begangen worden, und der Thäter ſey einer ſtrafbaren Handlung ſchuldig oder nicht.

Man hat die Anſicht, daß aus der Uebereinſtimmung der Ueberzeugung der Mehrheit dieſer geſchwornen Männer ein ſicherer Beweis hervorgehe, als aus der Ueberzeugung eines rechtsgelehrten Referenten. Das Urtheil der Geſchwornen iſt alſo an ſich nichts anderes, als eine beſondere Art des Beweiſes. Sie ſprechen aber nicht blos aus, daß eine That begangen ſey, ſondern ſie ſprechen auch die öffentliche Meinung über die That aus.

Die Ehre iſt in der öffentlichen Meinung gegründet; daher iſt die Anwendung der Geſchwornen auf ſtrafbare Handlungen, wodurch die Ehre angegriffen wird, und beſonders auf Preßvergehen, ſehr zweckmäßig.

Männer aus dem Volke werden ausſprechen, ob eine Ehrenbeleidigung begangen worden, nicht nach juriſtiſchem Begriffe, ſondern nach ihrem richtigen Takt, nach ihrer Kenntniß von der öffentlichen Meinung. Es gibt Ausdrücke, die zu einer beſtimmten Zeit Beleidigungen ſind, zu andern Zeiten nicht.

So gibt es in beſtimmten Gegenden Schimpfworte und Beleidigungen, die es in andern Gegenden nicht ſind. Da gehört zur Beurtheilung ein Collegium von Männern aus dem Volke, und der Ausſpruch dieſer Männer iſt zunächſt auch der größte Schutz der Privatehre, mehr als der Regierung. Ich bin überzeugt, daß das Geſchwornengericht nur dann der Regierung günſtig ſeyn wird, wenn ſie einſchreitet im wahren öffentlichen Intereſſe, wenn ſie verfährt nach der öffentlichen Meinung. Eine unpopuläre Regierung findet keinen Schutz bei den Geſchwornengerichten. Eine Regierung ſoll aber nicht unpopulär ſeyn, ſie ſoll nicht gegen die öffentliche Meinung regieren!

Die Preſſe ganz zu beſchränken, iſt eine Unmöglichkeit; die Preſſe, die ich meine, nämlich nicht die körperliche Preſſe, die man augenblicklich vernichten kann, ſondern die Preßfreiheit iſt geflügelt, man kann ſie augenblicklich beſchränken, aber, wenn einmal der öffentliche Sinn erwacht iſt, iſt es eine Unmöglichkeit, dieſelbe dauernd und wirkſam in Bande zu ſchlagen. Ich bin daher unbeſorgt für die kommenden Zeiten.

29. Juli 1831. Das Geſchwornengericht iſt als gerichtliche und als politiſche Inſtitution von hohem Werth, in beider Beziehung allenthalben anerkannt. Wo daſſelbe

eingeführt iſt, dort wird es betrachtet als ein vorzügliches Nationalgut, und wo man daſſelbe nehmen wollte, oder wirklich genommen hat, wurde die Unzufriedenheit der Völker erregt.

Was die Geſchwornen zu beurtheilen haben, ſetzt nicht gelehrte Bildung, ſondern geſunden Verſtand und richtigen Takt voraus, nämlich die Wahrheit der That und die Schuld, nachdem ihnen die ganze Thathandlung vor Augen dargeſtellt und gleichſam aufgeführt worden iſt, und gerade in Anſehung der Preſſe, wo vom Eindrucke einer Schrift auf die öffentliche Meinung die Rede iſt, iſt das Geſchwornengericht am geeignetſten, weil es die öffentliche Meinung repräſentirt.

Eine Beläſtigung der Unterthanen durch die Verbindlichkeit, Geſchworner ſeyn zu müſſen, iſt nicht zu läugnen, wenn dieſe Verbindlichkeit als Laſt betrachtet wird. Jede Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zieht auch ſtaatsbürgerliche Verbindlichkeiten nach ſich; das bringt allerdings die Freiheit mit ſich, daß ſie mit mancher Unbequemlichkeit verbunden iſt. Wer die öffentlichen Angelegenheiten unbedingt der Regierung überlaſſen will, bedarf keiner Ständeverſammlung, keines Landraths, keiner Gemeindeverſammlung, und keines Geſchwornengerichts. Wer ſich ausſchließt von allem Antheile an den öffentlichen Angelegenheiten, iſt aller dieſer Mühen überhoben, aber er iſt der Herrſchaft der Regierung unbedingt unterworfen. Er hat das ganze Weſen der repräſentativen Verfaſſung vergeſſen, welches eben in dem Antheile des Volkes an der Leitung des gemeinen Weſens beſteht. Wer dieſen Antheil ſcheut, wer ihn als eine Laſt betrachtet, dem iſt auch die Verfaſſung und ihr Weſen eine Beläſtigung des Volkes.

Mit Recht wird bei Prozeſſen, wo es auf den Schutz der Preſſe ſo wie auf den Schutz der Ehre ankommt, mit der größten Offenheit verfahren.

164.

Die Gemeinden ſollen eine republikaniſche Verfaſſung haben, aber vereinigt durch die Kraft der Monarchie. Man ſoll allerdings von dem Princip ausgehen, daß der Staat ſich nicht von oben herab, ſondern von unten hinauf conſtituire. Man ſoll jedem Einzelnen und ebenſo jeder Gemeinde ihre Angelegenheiten ſelbſt beſorgen laſſen, ſo weit ſie können, und ſo viel ohne Störung der gemeinſamen Ordnung möglich iſt.

Man ſoll daher den Gemeinden in ihrer Verwaltung freie Hand laſſen, und die Staatsregierung nicht ſowohl activ eingreifen als leitend und aufſehend, daß Ordnung und Geſetz gehandhabt werden. Allein wo republikaniſche Inſtitutionen ſind, bedarf es der oberſten Leitung und Aufſicht, damit ſich dieſelben nicht in viele kleine republicaniſirende Körperſchaften zerbröckeln, und das Gemeinweſen in Unkraft und Unordnung ſich auflöſe. Wo jene Freiheit der Gemeinden, iſt deſto nothwendiger eine ſtete Aufſicht und Leitung, daß ſie in der Bahn des Geſetzes bleiben.

Es iſt ſehr zuträglich, wenn ſo viele Staatsbürger als möglich abwechſelnd und Männer aus allen Gegenden eines Kreiſes zu den Functionen eines Geſchwornen berufen werden.

Kann man auch nicht das vollendete Glück mit Siebenmeilenſtiefeln auf einmal erſchreiten, ſo ſcheint es räthlich, die Hand zu bieten, wenn man auch nur einen bedeutenden Schritt vorwärts machen kann.

3 Auguſt 1831. Einquartirungen ſind nicht Gemeindelaſten; ſie entſtehen nicht aus einem Verhältniſſe zur Gemeinde, ſondern aus einem völkerrechtlichen Verhältniſſe des Staates, und wenn auch am Ende Gemeindeumlagen nothwendig werden, um die Beiträge der einzelnen Gemeinden zu den allgemeinen Staatslaſten aufzubringen, ſo iſt dadurch die Natur der allgemeinen Laſt nicht verändert, und dieſe nicht zur Gemeindelaſt geworden.

165.

13. Auguſt 1831. So wie die Preßfreiheit das höchſte moraliſche Intereſſe, ſo iſt das Culturgeſetz das wichtigſte Intereſſe des Volkes.

Es gilt, der allernährenden Mutter Erde ihre reichen Schätze abzugewinnen, die unerſchöpflichen Kräfte, welche ſie in ihrem Schoße birgt, zu entwickeln, und das Wohl des Landmannes zu begründen, eines Standes, von deſſen Zufriedenheit die Ruhe und das Glück des Staates am meiſten abhängt.

So leicht vergißt man die Uebel der vergangenen Zeit, und gedenkt ſo lebhaft der gegenwärtigen. Es iſt gewiß, daß der Bauernſtand ehedem nicht ſo ſehr, wie jetzt, ſeine drückende Lage fühlte, und daß nur durch die neuere Zeit jenes Gefühl in ihm erweckt wurde.

Es gab eine Zeit, wo es faſt allgemein angenommen war, der Bauer ſey geboren, Laſten zu tragen. Er ſelbſt hielt jenes Loos ſo ſehr für ſeine Beſtimmung, daß mancher glauben mochte, er würde auch in der andern Welt frohnen müſſen. Dieß iſt anders geworden.

Auch der Landmann macht nun Anſpruch auf das Leben, wie ein anderer Menſch. Indem er das Bewußtſeyn dieſes Rechtes hat, ſo fühlt er auch mehr ſeine Laſten.

Nicht künſtliche Coloniſationen ſind das rechte Mittel, den Anbau des Landes zu befördern.

Ich brauche keine Dienſtbotenordnung; ich kann ſelbſt meine Dienſtboten in Ordnung halten; ich habe zwar keine zwei Kammern in meiner Monarchie, aber meine Regierung iſt doch nicht despotiſch, ſondern patriarchaliſch. Ich brauche die Regierung nicht zur Ordnung in meinem Hauſe, und würde es mir als freier Mann verbitten, wenn ſie mir in mein Haus hinein regieren wollte.

Solche Anſtalten, Hagelaſſecuranz-Anſtalten — ſind auch nicht Gegenſtand eines Einzelnen; ſie ſind Vereine, aber Vereine, die ſich von unten hinauf, nicht von oben herab bilden müſſen. Was für ein Leben der Freiheit iſt es, wenn nicht ſo viel Kraft vorhanden, daß ſich die Anſtalten aus dem Volke ſelbſt herausbilden? Verſuche es Einer von denen, welcher eine ſolche Anſtalt beantragt und mit ſich darüber im Reinen iſt, die Bedingungen bekannt zu machen und dazu einzuladen. Wenn ſie annehmbar ſind und die Anſtalt ein Bedürfniß iſt, werden ſich die Theilnehmer finden. Aber warum hält man ſich für ſo unfähig, daß man die Hülfe der Regierung anruft? — In England iſt es nicht ſo; da verſteht es Jeder beſſer, als die Regierung, uud muß es beſſer verſtehen.

Vor Allem ſorgen Sie dafür, daß die beſtehenden Inſtitutionen erhalten werden. Sodann iſt dahin zu wirken, daß die durch die bürgerliche Geſellſchaft allmählich im Laufe der Zeit verwickelten und künſtlich erzeugten Verhältniſſe auf ihren natürlichen Urſprung zurückgeführt werden können. Ich will durchaus nicht, daß irgend eine Maßregel ergriffen werde, die auch nur im Geringſten von der

Bahn des Rechtes abführt. Laſſen wir uns auch durch die Hoffnung des glänzendſten Gewinnes nicht verführen, jemals von der Bahn des Rechtes abzuweichen.

Die Punkte eines Culturgeſetzes, wodurch man dem Landmanne und der Landwirthſchaft helfen kann, ſind in der Hauptſache, und wenn man ſie zuſammenfaßt, folgende:

I. Der Landeigenthümer muß das Recht haben, frei über ſein Eigenthum zu verfügen, ſowohl in Anſehung der Benützung als der Veräußerung, daher vorerſt von der Ungebundenheit der Gütervertheilung, und Theilung der Gemeindegründe.

II. Die unmäßigen und unbilligen Laſten müſſen moderirt werden; daher von der Abgabenmoderation.

III. Unbeſtimmte Laſten müſſen in beſtimmte umgeſetzt werden durch Fixation, und

IV. dem Schuldner muß erlaubt ſeyn, ſeine Schulden, dem Grundholden ſeine Grundrente durch Ablöſung des Kapitals zu bezahlen.

Die Bauernmajoratsgüter ſind nachtheiliger, als die Fideicommiſſe des Erbadels. Die Fideicommiſſe haben einen ſehr leicht erklärbaren Zweck, nämlich, daß der Glanz des Familienhauptes in einem Familiengliede, ſelbſt auf Koſten der übrigen, erhalten werde. Dieſe Erbunbilligkeit iſt untrennbar vom

Erbadel; ſie verfehlt aber häufig ihren Zweck; denn es iſt ſehr natürlich, daß, wenn von einer Familie nur ein Mitglied ſeine Exiſtenz auf Koſten der übrigen baut, die übrigen eine Familie nicht begründen können, wenn ihnen nicht andere Nebenwege durch Begünſtigungen offen ſtehen, welche ſeit der Aufhebung eines großen Theiles der Privilegien des Adels abgeſchnitten ſind, und daß daher von dem ausgebreitetſten Stamme alle Aeſte bis auf einen abſterben, der gar leicht verdirbt. So müſſen daher Majorate gerade ihrem Zweck entgegen und zum ſchnelleren Ausſterben einer Familie wirken.

Die Bauernmajorate haben nicht zum Zwecke, den Namen einer Familie zu erhalten; ſie beruhen auf altem Herkommen, und ſind nicht entſtanden durch das Intereſſe des Gutsbeſitzers, ſondern durch das Intereſſe des Gutsherrn. Die Bauernmajorate oder gebundenen Güter können in vielen Verhältniſſen vortheilhaft ſeyn; ſind ſie es, ſo wird der Familienvater die Gebundenheit der Güter nicht aufgeben; ſein Intereſſe wird es ſeyn, ſein Gut ungeſchmälert zu behalten. Wie aber, wenn ein Familienvater die Kapitalien nicht beſitzt, es gehörig zu bebauen, oder wenn er durch Unglück ſo herabgekommen iſt, daß er den Beſitz des ganzen Gutes gegen den Andrang der Gläubiger nicht mehr erhalten kann? Ich frage Sie: Wollen Sie dem Familienvater das einzige Bett nehmen, wodurch er ſich aus dem Schiffbruche retten kann, nämlich die Hülfe, einen Theil wegzugeben, um den andern ſchuldenfrei zu erhalten? — Mir ſcheint, ein ſolches Verbot wird immer nachtheilig oder unwirkſam ſeyn. Wenn ferner ein Familienvater ſein Gut unter ſeine Kinder theilen, und ſtatt einer Familie mehrere gründen will, welches Staatsintereſſe ſoll ihn hindern? Von erzwungener Theilung iſt nicht die Rede, ſondern blos von der Befugniß, es zu thun, wenn er will.

Eben aus dem Umſtande, daß man bis jetzt den zahlreichen Kindern eines Landmannes nicht vergönnte, ſich anſäßig zu machen, ſondern ſie zwang, ihren Antheil am väterlichen Gute einem Einzigen aus ihnen zu überlaſſen, ſind mancherlei Nachtheile entſprungen. Diejenigen, welche das Gut nicht übernehmen, ſondern von dem übernehmenden Bruder ihren Erbtheil durch Zahlung erhalten ſollen, bekommen in der Regel kein baares Geld, ſondern ſie bleiben Gläubiger ihres Bruders, bleiben bei ihm im Hauſe, und hauſen mit ihm als ſeine Dienſtboten. Aber was für Dienſtboten ſind ſie? Der Gläubiger der Knecht des Schuldners? Der Bruder der Knecht des Bruders? — Nimmermehr! Dieſe wollen ſpät aufſtehen, tüchtig frühſtücken, noch tüchtiger Mittag eſſen und wenig arbeiten; am Ende kommt es zwiſchen Bruder und Bruder zu Verdruß; der Bruder geht aus dem Hauſe, und muß anderwärts dienen, aber ich frage Sie, iſt ein ſolcher ein tauglicher Dienſtbote? — Unmöglich. — Gegen ſolche Dienſtboten iſt auch eine Dienſtbotenordnung kein Mittel. Ich bin daher für den Antrag, daß die Gebundenheit der Güter aufgehoben werde.

Der freie Eigenthümer ſteht ohnehin ſchon in dieſem Verhältniſſe; Niemand ſoll ihn hindern können, ſeine Güter zu veräußern. Aber ich bin auch der Meinung, daß die Zertrümmerung unbegrenzt ſtatt finden müſſe. — Wie Sie ein Geſetz machen, welches eine Schranke ſetzt, ſo werden Sie immer anſtoßen, ſowohl gegen die Cultur als gegen die Freiheit des Eigenthums, und dennoch etwas Unnützes thun. Die Vertheilung des Grundeigenthums richtet ſich nach der Bevölkerung und ihrem Bedürfniſſe. Ohne dieſes wird ſelbſt bei der unbedingteſten Unbebundenheit die Gütervertheilung von ſelbſt ihre Grenze finden; fordert aber das Bedürfniß die Theilung, ſo iſt eine Schranke ſchädlich oder ſie wird überſchritten.

Eine Verſammlung, welche täglich die öffentliche Freiheit in Anſpruch nimmt, die Freiheit im höchſten Maße, will die Freiheit des Grundbeſitzes ſcheuen? Sie fürchten ſich ſchon einer ſolchen Freiheit, — nun, wir wollen ſehen, wie ſie vollends der rieſenartigen Jungfrau, der Preßfreiheit, in's Auge ſchauen können, die mit ihrem gewaltigen Fittige fortſchreitet über die Könige und über die Völker.

Die Freiheit iſt ein Ganzes, und nicht das Geringſte läßt ſich ausnehmen ohne Nachtheil für das Ganze.

Das Verhältniß der Gutsherren darf bei der Theilung allerdings nicht auf die Seite geſetzt werden; der Grundherr hat ſein poſitives Recht; welchen Urſprunges daſſelbe auch ſeyn mag, der Beſitz iſt ſein Recht. Es muß uns heilig ſeyn.

Allein auch der Grundherr ſoll ſich der Landkultur nicht willkürlich entgegenſetzen können; ſein Recht muß ſich darauf beſchränken, daß ſeine Rente eine vollkommen ſichere Deckung finde.

Bei der Frage über die *Gemeindegründe-Vertheilung* iſt vor Allem das Recht der Theilung, und dann der Maßſtab zu unterſuchen. Die Theilung kann man an ſich, der Strenge des Rechtes nach, immer begehren, wenn man in einer Gemeinſchaft iſt, und damit iſt allerdings der Grundſatz gerechtfertigt, daß jedes Gemeindeglied auch fordern könne, aus der Gemeinſchaft auszutreten, und ſeinen Theil zu empfangen; jedoch würde ich beiſetzen: 1) daß ſein Austritt den Anderen keinen Nachtheil bringen dürfe. Wer aus der Gemeinſchaft tritt, kann keinen Vorzug verlangen, ja — in dieſem Falle muß er es ſich gefallen laſſen, daß die entfernteſten Theile, nicht die ſchönſten und gelegenſten, ihm zugewieſen werden. 2) Würde ich eine Ausnahme von dem Rechte, die Theilung zu fordern, zulaſſen, in dem Falle, wenn nach dem Gutachten unbetheiligter Sachverſtändiger dargethan werden kann, daß dadurch die ganze Gemeinde in Nachtheil geſetzt würde. In dieſem Falle würde ich die Theilung nicht zulaſſen, wenn nicht die Gemeinde ſelbſt einverſtanden wäre.

Der ſicherſte Maßſtab der Theilung iſt gewiß das Benützungsrecht. Bedenklich aber iſt es, in dem Falle, daß dieſes Recht nicht nachgewieſen werden kann, blos die factiſche Benützung zum Maßſtabe zu nehmen, da es etwas ganz Zufälliges iſt, wie viele Stücke Vieh ein Gemeindeglied in dieſem oder jenem Zeitpunkte hält.

Ein beſſerer Ausweg ſcheint mir, die Gemeinde wie eine Actiengeſellſchaft zu behandeln, und jedem Mitgliede einen Anſpruch nach dem Verhältniſſe der Actien, mit welchen es betheiligt iſt, d. h. nach den Beiträgen, welche daſſelbe zu den Gemeindebedürfniſſen macht, und da hierfür der Steuerfuß der Maßſtab iſt, nach dem Steuerfuße zuzugeſtehen.

Moderationen grundherrlicher Abgaben ſind nicht zu verwechſeln mit vorübergehenden Nachläſſen, die gegeben werden wegen Schauer oder Mißwachſes überhaupt.

Ungerechte Abgaben ſind die, welche von Gütern, von denen durch Naturereigniſſe Abriſſe erfolgt ſind, gefordert werden in derſelben Größe, als wenn das Gut noch in ſeinem ganzen Beſtande vorhanden wäre.

Es gibt aber auch Güter, wo zwar dieſe Verhältniſſe nicht eintreten, deren Beſitzer aber durch den urſprünglichen Grundvertrag, der manchmal durch die Bezeichnung „Löwengeſellſchaft“ noch zu ſehr geehrt würde, oder durch Mißbrauch der Gewalt im Laufe der Zeit mit Abgaben überbürdet wurden.

Kein Gutsherr ſollte in irgend einem Falle mehr fordern können, als die ganze Landrente, wenn er nämlich ein Gut unter Liegenlaſſung des ganzen Kaufſchillings überlaſſen hat. Allein er kann nicht fordern die Rente des Betriebscapitals, nicht die des Arbeitscapitals; daher muß ausgeſprochen werden, daß eigentliche Ueberbürdungen, bei welchen ſowohl nach der Erfahrung als nach dem Gutachten der Sachverſtändigen ein guter Hausvater nicht beſtehen kann, ermäßigt werden müſſen.

Auch dann ſollte eine Ermäßigung gefordert werden können, wenn die Thatſache, daß ein ordentlicher Wirthſchafter ſich auf dem Gute wegen der grundherrlichen Laſten nicht erhalten kann, durch eine conſequente Erfahrung während eines, der Verjährungszeit entſprechenden Zeitraumes, beſtätiget worden iſt.

Nicht blos die Ermäßigung übermäßiger Abgaben, ſondern auch die Feſtſetzung unbeſtimmter Abgaben kann gefordert werden.

Der Schuldner, der nie gewiß iſt, was er zahlen muß, iſt in unglücklicher Lage, unglücklicher aber der, welcher deſto mehr zahlen muß, je mehr er auf ſein Beſitzthum an Kraft und Capital verwendet.

Daß der Zehent eine höchſt läſtige und jeder Landcultur höchſt ſchädliche Abgabe iſt, iſt von allen Landwirthen, wenn auch nicht von allen geiſtlichen Herren, anerkannt.

Der Zehent iſt nicht blos $^1/_{10}$ des Reinertrages, ſondern des Rohertrages, alſo $^1/_{10}$ des Arbeits- und des Betriebscapitals. Man hat die Gemüthlichkeit in Anſpruch genommen, die zugeben werde, daß der Pfarrer den Segen, der durch die Strahlen der Sonne geſendet wird, und durch befruchtenden Regen auf die Felder herabträufelt, mit dem Grundbeſitzer theile. Dieß wäre wohl gut, wenn blos von Sonnenſchein und Regen die Ernten abhingen, wenn nicht der ſauere Schweiß des Landmanns die Felder düngen müßte.

Heißt das mit dem Landmanne gemüthlich verfahren: — wenn er durch Unfälle, die Hälfte der Ernte, und mit ihr auch die Hälfte der aufgewendeten Arbeit und Koſten verloren hat, dann nimmt noch eine andere Hand, die nicht mitgearbeitet hat, vom Reſte durch Zehent einen Antheil hinweg? Ja, wenn er ſeine Arbeit erhöht, ein größeres Capital aufwendet, ſo muß er auch dieſen höhern Ertrag ſeines größeren Fleißes und Capitalaufwandes mit dem Zehentherrn theilen.

Setzen Sie den Fall: ein ödes Grundſtück, im wahren Werthe etwa zu 2 fl., wird von einem Landmanne cultivirt. Würde der Zehentherr blos den zehnten Theil der Rente fordern können, ſo wäre dieß nicht zu hart. Wenn aber der Landmann auf Cultur ſo viel wendet, daß das Arbeits- und Betriebscapital 50 fl. ausmacht, und von dem Ertrag auch dieſes Capitats, welches alſo das Grundcapital 24mal überſteigt, der Zehentherr den Zehent nehmen kann, ſo iſt dieß doch in der That kein gemüthliches Verfahren, ſondern vielmehr die größte Unbilligkeit.

Von öden Gründen, wenn ſie cultivirt werden, einen Zehent fordern, das däucht mir mehr, als man mit Billigkeit fordern kann. Die Fixation der Zehenten hat den Zweck, der Cultur zu Hülfe zu kommen, und den Grundeigenthümer, wenn er erhöhten Fleiß und ein größeres Betriebscapital aufwendet, zu ſichern, daß er nicht mehr Laſten tragen muß, als er vorher zu tragen verbunden war. Dieſe Sicherung muß gegeben werden. Dem Zehentherrn entgeht dadurch nichts; dem Beſitzer aber und der Landescultur kommt eine große Erleichterung zu. Wenn aber ein jeder Theil auf der äußerſten Grenze ſeines Rechtes ſteht oder beſtehen will, und der Zehentherr von ſeinem Gewinne, den er etwa machen könnte, wenn der Andere ſo unklug wäre, ſeine Landwirthſchaft zu verbeſſern, nichts verlieren will, ſo verzichtet der Gutsbeſitzer auf die Cultur, da ſie ihm nicht nützlich, ja nicht mehr möglich iſt. Aber man ſagt, die Geiſtlichen ſeyen beſonders benachtheiligt bei der Ablöſung der Zehenten, indem viele Pfarrökonomien nicht ohne den Zehenten beſtehen könnten.

Es mögen allerdings Fälle vorkommen, daß vielleicht die Pfarrgrundſtücke unbebaut bleiben müſſen, wenn ſie das Zehentſtroh entbehren müſſen. Allein die Fixation hindert nicht, daß ſtatt der Körner auch ein Theil an Stroh gegeben werde, wenn man es für ſachdienlich hält.

Zur Cultur des Landes iſt nothwendig, daß die Zehentfixirung nach dem Durchſchnitte des bisherigen Betrages geboten werde, und ich bin der Meinung, daß auch die Zehentpflichtigen hiezu anzuhalten ſeyen, welche glauben, ſie könnten ſie den Pfarrern und den übrigen Zehentherren durch Trotz oder ungerechte Schmälerung verleiden.

Am allerhärteſten iſt der Weinzehent, weil keine Gattung des Feldbaues ſo vielen Aufwand von Arbeit und Koſten erfordert, als der Weinbau. Hier iſt der Zehent bei weitem nicht blos der zehnte Theil, ſondern oft der fünfte und halbe Theil des Ertrags.

Wenn der Zehentherr und beſonders die Regierung nach dem Rohertrag des Zehenten fixiren will, wird die Fixation ſchwerlich zu Stande kommen; ſie begnüge ſich mit einer Rente, welche dem bisherigen Reinertrag gleichkommt, und ich zweifle nicht, daß die Zehentflichtigen gern bereit ſeyn werden, um dieſen Preis den Weinzehent zu fixiren, und ſelbſt noch ein Erkleckliches darüber zu zahlen.

Ich bin der Meinung, daß der Grundherr ſich nicht blos die Fixirung, ſondern auch die Ablöſung der grundherrlichen Renten gefallen laſſen müſſe.

Daß die verſchiedenen Arten der grundbaren Güter in freies Eigenthum verwandelt werden dürfen, wenn es der Beſitzer begehrt, ſollte ſich von ſelbſt verſtehen. Unbegreiflich iſt es mir daher immer, wie man auf einer Seite die Freiheit des Eigenthums rühmen, die Beförderung der Landeskultur empfehlen, und auf der andern Seite das Lehenweſen feſthalten kann. Es iſt unmöglich, daß der adeliche Grundbeſitzer mit dem Landmanne gleichen Schritt in der Cultur halten kann, wenn er nicht ſelbſt ablöſen darf. Der Vaſall kann die Ablöſung nicht gewähren, wenn ſie ihm ſelbſt nicht gegönnt iſt. Geſtatte man die Ablöſung der Lehen, es wird ſich für die Krone Entſchädigung finden! Selbſt theilweiſe Allodifikation des Lehens ſollte geſtattet ſeyn, damit dem Vaſallen die Möglichkeit gegeben ſey, ſeine Schulden zu bezahlen.

Ich weiß es wohl, das Lehenweſen erinnert an alterthümliche Zeiten, und man muß das Beſtehende erhalten. Aber Abgeſtorbenes muß man nicht wieder beleben wollen; mit dem papierenen

Ritterthum iſt nichts gethan; man geſtatte den Grundbeſitzern, ihre Güter frei zu kaufen, und die Cultur wird in beſſere Verhältniſſe treten.

Ich wünſche zwar, daß das Grundeigenthum allgemein frei von Laſten und Schulden ſey, bin aber weit entfernt zu glauben, daß dieſer Wunſch ſo bald, ja jemals zu realiſiren ſey, natürlich, weil nicht alle Menſchen gleich reich ſind, und wenn man ſelbſt alles gleich theilen, und tabulas novas machen wollte, ſo würde doch in kurzer Zeit wieder Ungleichheit entſtehen; denn nicht alle ſind gleich verſtändige Wirthſchafter; Einer verſchwendet, der Andere ſpart; Einer macht Schulden aus Spekulation, der Andere aus Liederlichkeit, und ſo wird Einer wieder des Andern Schuldner, der bei der Aufkündbarkeit des Capitals nicht beſſer daran iſt, als ein Beſitzer, welcher eine dem Gläubiger nicht aufkündbare jährliche Rente zu bezahlen hat.

Ich bin weit entfernt, die Ablöſung ſo zu verſtehen, daß ſie von dem Grundherrn erzwungen werden könnte. Er iſt ein Gläubiger, der die Verbindlichkeit eingegangen, die auf dem Gute liegende Gilt nicht aufzukünden; er iſt an den Vertrag gebunden, daher das Capital von ſeiner Seite nicht gefordert werden kann; es iſt ein von ſeiner Seite unaufkündbares Ewiggeldcapital; allein das Recht des Schuldners, aufzukünden und das Capital heimzuzahlen — d. h. die Rente abzulöſen, muß gegeden ſeyn. Wollen Sie das Verhältniß des Grundholden und Grundherrn als eine Geſellſchaft anſehen, indem jener das nutzbare, dieſer das Obereigenthum beſitzt, ſo komme ich auf den Grundſatz zurück, daß man jede Societät auflöſen kann, wo nicht das Gegentheil bedungen iſt. Dem Grundholden iſt vorbehalten, daß ihm nicht aufgekündet wird. Das Verhältniß iſt jedoch nicht mehr das ehemalige Geſellſchaftsverhältniß; das Eigenthum iſt unter ihnen nicht getheilt; daß man den Grundherrn Obereigenthümer heißt, entſcheidet nicht für das Recht. Sein Recht beſteht nur darin, in beſtimmten vorkommenden Fällen oder jährlich eine gewiſſe Rente zu erheben. Er iſt nichts anders als ein Rentier, und ſchon die Geſetzgebung Kreittmayr's hat dieſes Verhältniß ausgeſprochen. Es findet ſich ſelbſt die Beſtimmung, daß dem Grundherrn für ſeine Forderungen eine geſetzliche Hypothek gebühre. Wer aber ein Hypothekrecht hat, kann nicht zugleich Eigenthümer vom verpfändeten Gute ſeyn. Er iſt Gläubiger, der Grundbeſitzer iſt ſein Schuldner, und zwar Ewiggeld- oder Giltſchuldner.

Jeder Schuldner, ſomit auch der Ewiggeldſchuldner, darf aber ſeine Schuld bezahlen, wenn es ihm gefällig iſt, und das iſt auch alles, was wir fordern können. Auch durch ein Culturgeſetz kann nichts anderes gefordert werden, als daß dem Schuldner das Recht zuſtehe, ſeine Schulden zu bezahlen.

Der Grundherr als Gläubiger kann fordern, daß er das entſprechende volle Capital bekomme. Mag man der Landeskultur halber noch ſo ſehr die Befreiung von den grundherrlichen Laſten wünſchen, nichts darf uns verführen, ein Unrecht zu thun. Ein übles Beiſpiel führt zu einem unabſehbaren Ziele!

Ein Geſetz ſoll etwas ſetzen; was ſich von je verſtand, braucht kein Geſetz erſt zu beſtimmen.

Doch nicht blos das Recht, ſondern auch die Räthlichkeit ſollte den Grundherrn beſtimmen, die Ablöſung zu gewähren, wenn ſie verlangt wird. Ich habe ſchon erwähnt, daß nichts härter iſt, als ewig Schuldner bleiben zu müſſen. Sagen Sie Jemanden: „Du mußt mein Schuldner bleiben immerdar,“ ſo dünkt er ſich in unerträglicher Knechtſchaft, auch wenn er die Mittel zur Zahlung nicht hat; erlauben Sie ihm aber, ſich durch Bezahlung frei zu machen, ſo bleibt er noch Jahre lang freiwillig Ihr Schuldner. Dieß liegt ganz in der Natur des Menſchen. Und nun vergeſſen Sie nicht das große ſtaatswirthſchaftliche Intereſſe. Bei allen Nationen und zu allen Zeiten iſt das Streben bemerkbar, Eigenthum zu erwerben, und belaſtetes Eigenthum frei zu machen, ein Streben, das die Vorſehung in des Menſchen Bruſt gelegt hat, um ihn deſto mehr zu binden an das Vaterland, und zur Induſtrie und Cultur anzutreiben. Dieſes Streben hält keine Gewalt auf; Entgegenſetzung führt zu Widernatürlichkeiten und Unordnungen; ſie hat Revolutionen hervorgebracht.

Aber auf der andern Seite fordert die bürgerliche Ordnung, daß man auf der Bahn des Geſetzes fortſchreite, die beſtehenden Rechte nicht mit frecher Hand umwerfe, ſondern ſie heilig achte. Dem Grundherrn darf das Capital nicht entzogen werden; er muß ſicher ſeyn, ſeine Rente zu erhalten. Es muß ihm möglich ſeyn, daß, wenn ihm das Capital bezahlt wird, er es wieder anlegen kann, um ſich als Grundbeſitzer zu erhalten. Thut er es nicht, ſo hat er es ſich ſelbſt beizumeſſen, nicht die Regierung hat als Vormund für ihn zu wachen. Verſieht er es, ſo iſt mit dem Beſitz zugleich die Ariſtokratie verloren.

Ich betrachte großen Grundbeſitz als eine Macht.

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit weniger abhängig von der römiſchen Curie, und mehr dem vaterländiſchen Intereſſe verbunden wäre. Allein es iſt auch zu wünſchen, daß keine Kirche dienſtbar ſey. Wer Freiheit des Gewiſſens will, muß Unabhängigkeit jeder Kirche, der proteſtantiſchen wie der katholiſchen, wollen. Die Kirche iſt aber nicht mehr frei, wenn ihre Diener nur Diener des Staates ſind. Den Pfarrern mag es bequemer ſeyn, ihre Beſoldung in gewiſſen

Raten richtig zu beziehen; aber mit der Kirchenfreiheit wird es dann nimmer beſſer ſtehen.

Bleiben wir bei unſerer Frage ſtehen, d. i. das Grundeigenthum frei zu machen auf geſetzlichem Wege. Die Bahn, die wir beſchritten haben, iſt die Bahn des Rechts, und ich hoffe, ſie werde uns zu dem rechten Ziele führen.

166.

Drei Syſteme gibt es, nach welchen man die Gewerbe behandelt. Sie ſind ſämmtlich nicht von Staatsmännern oder gar von Stubengelehrten erfunden worden, ſondern ſie hängen zuſammen mit den öffentlichen und ſtaatsbürgerlichen Einrichtungen der europäiſchen Staaten; daher ſie denn alle drei verſchiedenen Zeiten angehören. 24. Auguſt 1831.

Das erſte Syſtem iſt das der Zünfte. Es beruht auf der urſprünglichen Theilung der Arbeit, auf der urſprünglichen Spaltung der ganzen Nation in Gewerbtreibende und Ackerbauende, in Stadt und Land. Die Blüthezeit dieſes Syſtems, hervorgerufen durch beſondere Umſtände, fällt in eine Zeit, wo die Staatsgewalt noch nicht bis in das Einzelne der bürgerlichen Verhältniſſe hinabſtieg, wo die Einzelnen ſelbſt zuſammentraten in Vereine, ſich ſchützten, und gemeinſame Maßregeln nahmen, in eine Zeit, wo überhaupt die Ariſtokratien aller Art ſtärker hervortraten.

Die urſprüngliche Theilung der Arbeit feſtzuhalten, gibt es keine menſchliche Macht; ſie ändert ſich nach den Bedürfniſſen und dem wechſelnden Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft.

Auch das ariſtokratiſche Princip der Gewerbtreibenden verſchwand, als die fürſtliche Macht in Europa höher ſtieg, und wie ehedem der Grundſatz geltend gemacht wurde, daß nur derjenige ein Gewerbe treiben kann, welcher von den Gewerbsvereinen zugelaſſen worden iſt, ſo ſtellte nun der Fürſt des Landes ſich als den Beſchützer der Freiheit dar, indem er die fürſtliche Bewilligung gab, ein Gewerbe zu treiben. Dieſes Syſtem iſt das Conceſſionsſyſtem; hier übernahm es alſo die fürſtliche Gewalt, indem ſie unter dieſer Form in der That eine Macht übte, die Freiheit der Gewerbe zu beſchützen, und allmählig wurde es Grundſatz, „nur derjenige, der eine fürſtliche oder obrigkeitliche Erlaubniß nachweiſen kann, hat das Recht, ein Gewerbe zu treiben.“

Bald wurde die fürſtliche Erlaubniß gegeben ohne Vernehmung der Gewerbsgenoſſen, bald nachdem man vorher das Gutachten derſelben erholt hatte. Dieſes Syſtem der Conceſſionen hat ſich erhalten in den meiſten Staaten bis auf unſere Zeiten.

In den neueren Zeiten, aber doch ſchon vor der erſten franzöſiſchen Revolution, fand man, daß die natürliche Freiheit des Menſchen ſowohl, als das Intereſſe der Induſtrie insbeſondere, erfordern, daß Jedermann, der ein gutes Sittenzeugniß für ſich hat, ermächtiget ſey, das Gewerbe zu treiben, wozu ihn Neigung und Verhältniſſe antreiben, inſofern es nur der bürgerlichen Geſellſchaft nicht ſchädlich iſt. Es wurde daher als ein natürliches Recht angerufen, unter dieſer Vorausſetzung nach Belieben ein Gewerbe zu treiben, ſo daß man dazu keiner Conceſſion, weder von Seite der Zunftberechtigten, noch von Seite der Regierung bedurfte.

Der Regierung ſollte nichts weiter als die Befugniß zuſtehen, dafür zu ſorgen, daß die bürgerliche Geſellſchaft nicht in Nachtheil komme.

Dieſes Syſtem, das ſogenannte Patentſyſtem, oder das Syſtem der Gewerbsfreiheit, iſt in allen Staaten herrſchend geworden, wo die ſtaatsbürgerliche Freiheit, mit welcher die natürliche enge verbunden iſt, Wurzel in feſtem Grund gefaßt hat. Selbſt in einem Staate, wo für ſtaatsbürgerliche Freiheit keine genugſamen Garantien gegeben ſind, iſt dieſes Syſtem mit Erfolg eingeführt worden.

*

Ein eigner Herd, ſagt man, iſt Goldeswerth.

Der Mann, der ſeinen eigenen Herd hat, iſt er auch nicht reich, hat ſeine Heimath gefunden; er iſt an ſein Vaterland feſtgebunden, ein ruhigerer Bürger und beſſerer Bürger, als der heimathloſe, der es augenblicklich zu verlaſſen bereit iſt.

Es gibt Gewerbe, die ſchon nach ihrer Natur nicht reichlich nähren, ſondern ſolcher Art ſind, daß ſie nur den Taglohn, und allenfalls einen kleinen Ueberſchuß gewähren. Kommt über einen Familienvater, der ein ſolches Gewerbe gewählt hat, eine Krankheit oder ein anderes Unglück, beſchleicht ihn das Alter, und kommen ſeine Gewerbserzeugniſſe aus der Mode, ſo iſt er in der übelſten Lage. Die Geſetzgebung mag ſeyn, welche ſie will, dieſer Mann hat eben ein ungünſtiges Loos auf der Welt gezogen, das Loos der Armen; ihm hilft keine Geſetzgebung.

Bei Andern iſt die Urſache des Uebels eigene Schuld.

Es gibt einzelne Gewerbtreibende, und ich wünſchte ſagen zu können, ihre Zahl ſey klein, — die ihre Ausgaben nicht in's Verhältniß mit ihren Einnahmen ſetzen. Es gibt Gewerbtreibende, welche, verführt durch Wohlſtand anderer Gewerbsgenoſſen, verführt durch die Eitelkeit der Weiber, durch Lotterie, durch die eitlen Erwartungen, die ſie erregt, und auf deren Rechnung man ſchon im voraus zechte, ſich ungemeſſenen Genüſſen hingeben, Handwerker, denen es nicht genügt, durch Fleiß zu einem mäßigen Vermögen zu kommen, ſondern welche wünſchen, ſchnell und mühelos reich zu ſeyn, oder doch ſo zu leben, als wenn ſie reich wären.

Der Mittelſtand iſt die ſicherſte Stütze jeden

Staates; und Bayern und Deutſchland überhaupt hat das Glück, einen ſo vortrefflichen Mittelſtand zu beſitzen, wie nicht leicht ein anderer Statt in Europa. Allein manche Gewerbtreibende untergraben ſelbſt ihr Glück durch ihre Lebensweiſe; Bürgern, welche wenig arbeiten und ſehr viel verzehren, kann Niemand helfen; ſie büßen für eigene Schuld. Niemanden können ſie einen Vorwurf machen.

Ich kann den Fleißigen von dem Verſchwender wohl unterſcheiden; dieſem iſt nicht zu helfen.

Hiezu kommt nun auch das allgemeine Uebel zu vieler Feiertage, an welchen der Gewerbsmann mit ſeiner Familie durch den Erwerb in den übrigen Tagen ernährt werden muß.

Als ich Jemand hinwies, nicht auf ausländiſche Beiſpiele, ſondern auf manche Inländer, die ohne Vermögen angefangen und ſich durch Fleiß aufgeſchwungen haben, und ſich nun im Wohlſtande befinden, hat man mir entgegnet: „Ja, wenn ich mich ſo ſchinden wollte, und ein ſo karges Leben führen wollte, wie dieſe, ſo wollte ich lieber nicht leben.“ Einem ſolchen Gewerbsmanne kann man nichts erwidern, als daß er büße nach dem ewigen Geſetze des Rechts.

Das, was durch die Freiheit ſelbſt geregelt würde, kann die Regierung nicht zur Zufriedenheit ordnen. Sie kann nur mit ihrer kräftigen Hand hineingreifen, nicht die Induſtrie nach den wechſelnden Bedürfniſſen lenken.

Die Freiheit iſt nur heilſam, wo ſie eine ganze, eine Wahrheit iſt.

Wenn Gewerbsfreiheit beſteht, ſo muß es dem Gewerbtreibenden überlaſſen bleiben, ein Geſchäft nach Belieben zu beginnen; kommt er nicht zurecht, ſo fällt er darum noch nicht der Armenkaſſe zur Laſt.

Ich hänge der „allgemeinen Gewerbefreiheit“ aus innerſter Ueberzeugung an; allein ich wäre ein ſchlechter Mann und kein Volksfreund, wenn ich einer Theorie das Wohl des Landes aufopfern wollte. Ich bin lebhaft überzeugt, Sie entgehen einſt der allgemeinen Gewerbefreiheit nicht, und wie ich allenthalben nicht auf einmal und in Sprüngen zur höchſten Freiheit will, ſondern mit Mäßigung nach dieſem Ziele ſtrebe, ſo ſage ich doch noch einmal: **Sie entgehen ſeiner Zeit der Gewerbefreiheit nicht!**

*

Warum ſoll der Landmann, der ein Gewerbe treibt, und fleißig und klug genug iſt, ſein Gewerbe mit dem Ackerbau zu verbinden, warum ſoll er von dem Willen anderer Gewerbtreibenden abhängig ſeyn?

*

Seit wann haben denn Männerfinger das Privilegium, an dem Leibe einer ehrbaren Frau herumzutaſten? — Schicklichkeit und Gerechtigkeit gegen die Weiber fordern, ihnen dieſe Art der Beſchäftigung zu überlaſſen, und ihnen dadurch Gelegenheit zu ehrbarem Verdienſte zu geben.

*

Gewerbefreiheit fordert das natürliche Recht, das Intereſſe der Induſtrie und des Publikums. Der Flügelſchlag des freien Genius hebt uns über die Mißverhältniſſe; er iſt es, welcher die Kräfte weckt, ſie in den Wettkampf ruft, und dem Sieger die Palme gibt, die ihm gebührt.

*

Die Gewerbsvereine mögen ſorgen, daß gehörige Aufſicht über die Lehrlinge gehalten werde. Kann aber der Meiſter nicht ſeiner ſelbſt Meiſter werden, ſo kann er auch nicht des Lehrlings Meiſter ſeyn.

*

Alle Klagen aufzuheben, iſt unmöglich; das Geſetz wird die Welt nicht ſehen, welches alle Klagen zu entfernen vermag.

Das iſt jedoch gewiß, daß bei den Völkern, welche volle Gewerbefreiheit genießen, vorzugsweiſe die Blüthe der Gewerbe zu finden iſt. Selbſt Länder, welche keine bedeutenden Städte, keine Reſidenzen haben, befinden ſich wohl dabei. Die Zeit wird kommen, wo auch Sie ſich überzeugen werden, daß Sie der Freiheit nicht entgehen. — Entgehen! ſo muß ich ſagen. Ich muß die Freiheit als Ihre Bezwingerin und Drängerin betrachten, die Sie ſonſt als Ihre Geliebte ſogleich umarmen möchten!

Die ſtaatsbürgerliche Freiheit bezweckt nur, die natürliche zu beſchützen. Welchen Werth hat jene ohne dieſe?

Ich wiederhole es, und täuſche mich nicht, die Zeit wird kommen, wo wir trotz allen Vorurtheilen doch mit Freuden nach der Freiheit der Gewerbe greifen werden.

29. Auguſt 1831. Die Freiheit iſt eine ganze und untheilbare, und wer nach politiſcher Freiheit ſtrebt, der kann auch die natürliche nicht von ſich ſtoßen; denn, noch einmal ſey es geſagt, die politiſche Freiheit bezweckt, die natürliche zu beſchützen. Deſſen ungeachtet war ich weit entfernt, zu fordern, daß *im gegenwärtigen Augenblicke* ein Geſetz gegeben werde zur Einführung einer allgemeinen Gewerbsfreiheit. Ich huldige ihr aus innerer Ueberzeugung, aber ich bin weit entfernt, einer Lieblingsidee das Wohl, ja nur die herrſchende Anſicht der Gewerbetreibenden aufzuopfern, da ich wohl weiß, daß die Freiheit der Gewerbe mit noch andern uns fehlenden Inſtitutionen in Verbindung ſtehe.

167.

3. Septbr. 1831. Eine unpartheiiſche und unverzögerte Rechtspflege iſt eines der höchſten Güter und eine der ſchönſten Zierden eines Volkes.

Welch ein übler Troſt und welch ein übler

Verſuch, durch die Fehler Anderer ſeine eigenen zu bemänteln, oder vollends in der Vergleichung mit jenen ein Rühmlein zu ſuchen!

*

Adminiſtrative Maßregeln ſollten nach meiner Meinung nicht in das Einzelne gehen.

Das Rechtsmittel der Berufung gilt als Bürgſchaft für die Sicherheit des Rechts, aber nicht durch die höhere Intelligenz der Richter höherer Inſtanz, ſondern durch die Ubereinſtimmung mehrerer Urtheile. Dadurch wird das Vertrauen auf die Juſtiz feſter, daß, wo zwei übereinſtimmende Urtheile von zwei Gerichtshöfen vorliegen, man mit möglich höchſter Wahrſcheinlichkeit annehmen kann, daß das formelle Recht auch das materielle ſey. Die Beſchränkung durch eine Summe iſt durchaus nicht ein zureichendes Mittel, der Schikane ganz und gar den Weg abzugraben.

168.

Wer eine Regierungsmaßregel beurtheilt, muß an ſich die Frage ſtellen, was er thun würde, wenn er an der Stelle wäre. 13. Sept. 1831.

*

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der phyſiſchen Gewalt, der Nothwehr, welche man einer Peſt entgegenſetzt, auch das Geſetz zu Hülfe kommen muß. Die Geſetzgebung muß dem phyſiſchen Zwange einen pſychologiſchen zur Seite ſetzen, damit gegen die, welche aus Leichtſinn, Nachläſſigkeit oder aus böſem Willen die polizeiliche Ordnung, welche zur Handhabung der Maßregel und zur Abhaltung dieſer Seuche getroffen worden, übertreten, mit Strafgeſetzen vorgeſchritten werde. Wenn auch die Contagioſität zweifelhaft iſt, ſo iſt doch, eben ſchon der Zweifelhaftigkeit halber, jede Handlung, wodurch Anſteckung verbreitet werden könnte, eine höchſt gefährliche Handlung, und dieſe, nicht der Erfolg, muß im Strafgeſetz verpönt werden.

Doch darauf beſchränken ſich die Maßregeln nicht. Die Staatsgewalt muß weiter gehen. Nicht ſtrafend, nicht abhaltend allein, ſondern auch und vorzüglich helfend und unterrichtend muß ſie dem Volke zur Seite ſtehen. Sie muß, ſage ich, vor Allem das Volk unterrichten. Eine aufgeklärte Bevölkerung gehorcht gern den Geſetzen und zweckmäßigen Verordnungen.

Ich glaube nicht, daß es der Regierung einfallen kann, die Koſten der Maßregeln, welche zur Abwendung des allgemeinen Uebels nothwendig ſind, den Gemeinden zur Laſt zu legen. Die Gemeinden können jedoch nicht von aller Thätigkeit und Mitwirkung gegen das Uebel entbunden werden; aber nicht zunächſt Geldmittel ſind es, die von ihnen verlangt werden, ſondern der Gemeinſinn wird vorzüglich in Anſpruch genommen, der Gemeinſinn, das wirkſamſte Mittel, wirkſamer als Gold und Silber.

Es gibt keine Strafe, als wo Zurechnungsfähigkeit ſtatt findet. Der Fall der Noth iſt jedenfalls ſtraflos. Wenn ein Haus einfällt oder brennt, und die Bewohner herausgehen, ſo wird es keinem Richter einfallen, dieſe Handlung zu beſtrafen. 16. Sept. 1831.

169.

Die Einladung, Verbindlichkeiten von ſich zu weiſen, um weniger Steuer zu bewilligen, und ſich augenblicklich eine Verminderung der Laſten zu verſchaffen, iſt höchſt verführeriſch, und es iſt keine große Kunſt, auf einen ſolchen Vorſchlag zu verfallen. Unſere Aufgabe iſt aber, zu beachten, was das wahre öffentliche Intereſſe, nicht was der Augenblick und die Gunſt des Augenblickes erfordert. Unſere Pflicht beſteht nicht darin, nur den Augenblick zu bedenken, ſondern auch die Zukunft zu erwägen. 19. Sept. 1831.

170.

Wer einen Antrag ſtellt, welcher dahin geht, ſchlechthin in eine Prüfung der Staatsbedürfniſſe gar nicht einzugehen, und dadurch das Budget zu verweigern, verletzt eine verfaſſungsmäßige Pflicht. 24. Sept. 1831.

In dem Falle, daß eine Regierung die unglücklichen Maßregeln ergriffen hätte, ſelbſt die Verfaſſung umzuwerfen, alſo daß Volk und Regierung in den Zuſtand des Krieges getreten wären, in einem ſolchen Zuſtande, wo keine Verfaſſung beſteht, iſt freilich von einer Steuerbewilligung nicht die Rede.

Das iſt mein offenes Glaubensbekenntniß, wohl der Anſicht eines jeden freiheit- und ordnungsliebenden Bürgers gemäß.

Meine politiſchen Anſichten und mein Gefühl für Freiheit werden, ſo lange ich lebe, dieſelben ſeyn.

171.

26. Sept. 1831. Das liegt am Tage, daß man das Bedürfniß eines Hofes nicht bemeſſen kann nach dem Privathaushalte, und wenn es ſchon höchſt ſchwer ſeyn möchte, den Privathaushalt eines Mitgliedes dieſer Kammer zu beſtimmen, ſo würde die Aufgabe noch ſchwieriger ſeyn, das Bedürfniß des Hofes ohne Verletzung der Billigkeit feſtzuſetzen.

Auch von einer Beſoldung kann hier nicht die Rede ſeyn. Wohl hat man verſucht, in öffentlichen Blättern die Civilliſten von dieſer Seite darzuſtellen, und auf die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, deren Präſident eine Beſoldung von 60,000 fl. hat, hingewieſen, um bemerkbar zu machen, wie viel wohlfeiler als ein König er ſey. Dort ſind die Verhältniſſe anders. Wäre ich nordamerikaniſcher Bürger, ich würde der entſchiedenſte Republikaner ſeyn. Alle Verhältniſſe ſind dort weſentlich republikaniſcher Art, wohl aber conſtitutionell-monarchiſch, und die conſtitutionelle Monarchie wird ſich in Europa allenthalben mehr ausbreiten.

Der König iſt nicht der erſte Diener, nicht blos

Magiſtratur, er iſt Monarch, er hat die Majeſtät, die von dem Volke auf ihn übergegangen iſt; ſeine Verhältniſſe und ſein Einkommen können daher nicht nach denen eines beſoldeten Dieners bemeſſen werden. Mehrere Rückſichten ſind es, welche bei Feſtſtellung einer Civilliſte zu beobachten ſind.

Die erſte Rückſicht verdient *die Würde des Hofes*, welcher durch die Civilliſte die gehörigen Mittel gegeben werden ſollen. Es gibt Verhältniſſe, über welche ſich auch ein König nicht hinwegſetzen kann. Jeder Menſch lebt nach ſeinem Stande, und wenn er auch keine Anſprüche auf Luxus macht, das Leben macht Anſprüche an ihn. Ich weiß es, Einfachheit ziert auch die Höfe, und der König iſt groß, welcher beweiſt, daß er die vorzüglichen Genüſſe des Lebens und den Reiz des Luxus nicht hochſchätzt. Durch ſolche Einfachheit haben ſich Friedrich der Große, Joſeph II. und Napoleon ausgezeichnet; aber wenn es galt, die königliche Pracht zu zeigen, haben ſie dieſelbe nicht bei Seite geſetzt.

Doch das iſt nicht das Ziel der Civilliſte, die Abgaben der Völker in Prunk zu vergeuden. Eine Civilliſte iſt nicht beſtimmt blos für die Genüſſe des Monarchen und ſeiner Familie. Sie iſt nach meinem Begriffe eine Dispoſitionsſumme, über welche der König verfügt für die Bedürfniſſe des Volkes; die Civilliſte iſt eine ſeinen Händen anvertraute Summe, welche er, ohne den Ständen Rechenſchaft ablegen zu laſſen, und ohne an die Formen des Geſetzes gebunden zu ſeyn, verwenden kann.

Gar oft ſoll die königliche Huld helfen, wo die Geſetze nicht hinreichen können; für ſie ſoll die große Summe ein Mittel ſeyn, damit die Gnade herabträufle ſegenreich, wie von Himmelshöhen ein Regen, der reich befruchtet, damit ein König königlich handeln könne zu Gunſten ſeiner Unterthanen.

Das formelle Finanzgeſetz kann ſo vieles nicht beachten; es geht zunächſt auf die allgemeinen materiellen Bedürfniſſe des Volkes; für das Edlere, für das Schöne, für den „edlen“ Luxus (möchte mir ja das Wort nicht mißdeutet werden!) kann das Finanzgeſetz nicht genügende Vorſorge treffen. Hiefür muß dem Fürſten freie Hand gelaſſen ſeyn, hier kann er ſeine ganze Perſönlichkeit zeigen, beweiſen, daß er bleibendes Gut flüchtigen Genüſſen vorziehe; hier kann er, frei von des Geſetzes Formen, ganz ſeyn ein edler Menſch, der Großmüthige, der Wohlthäter der Armen, der Freund und Beſchützer der Künſte.

Doch das iſt nicht die einzige Rückſicht; die Civilliſte ſoll auch ein Mittel ſeyn, wodurch der Monarch die Unabhängigkeit erhält, welche ihm in conſtitutionellen Monarchien zukommen muß. So wie die Kammer, welche vom Volke gewählt iſt, ſo wie die Kammer der Reichsräthe, welche an der höchſten Staatsgewalt Theil nehmen, weſentlich unabhängig ſeyn müſſen, ſo auch muß es der Monarch ſeyn, damit die Monarchie von Dauer und Kraft ſey.

Das hat der Bürger voraus vor dem König, daß er nach Luſt benützt ſein Eigenthum und ſeinen Freuden folgt nach Belieben unbemerkt. Ein König iſt nie unbewacht, und wie er, gleich andern Menſchen, einer Neigung folgt, ſchnell iſt mit ihrem harten Urtheile die Menge fertig, die immer nur nach ihrer Neigung mißt mit ihrem Maßſtabe. So mancher Neigung ſoll ein Fürſt entſagen, und ſeinen Wünſchen Ziel und Maß ſetzen, damit er ſeinem Volke auch hierin Muſter ſey, und immer muß der Wunſch ſich nach den Mitteln richten.

*

Die Geſchichte wird einſt enthüllen, welchen Antheil der gegenwärtige Monarch an der Grundlage unſerer Verfaſſung genommen; das aber kann ich behaupten, daß er, als Deutſchland noch in ſeiner tiefſten Erniedrigung lag, ſchon die Nothwendigkeit einer freien Verfaſſung erkannte, und daß er dazu beitrug, ſie in's Leben zu rufen.

*

Die Unterſtützungen, welche der König gibt, gewährt er in der Stille, nach ſorgfältiger Erkundigung über die Verhältniſſe des Dürftigen bei Ortsvorſtänden, Vorgeſetzten, und ſie kommen meiſtens den Dürftigen aus dem Mittelſtande, armen Bürgers- und Landleuten zu Gute. Ich war ſelbſt ſchon das Organ ſolcher Handlungen, und könnte Beiſpiele erzählen, wo der König für Arme die Abgaben bezahlte, die nach der Strenge des Geſetzes nicht nachgelaſſen werden konnten; andere, wo er Bürgersleuten in ihren Gewerben aushalf, wieder andere, wo er Familien durch Zahlung ihrer Schulden vor Verzweiflung rettete.

*

Keine Minderung der Civilliſte!

172.

27. Sept. 1831. Es ſteht bei des Königs Majeſtät, diejenigen, welche ſein Vertrauen beſitzen, zu berufen, ihm bei ſeinen unmittelbaren Mittheilungen an Seine Miniſter behülflich zu ſeyn, und ſeine Organe hiefür bei irgend einem Miniſterium zu nehmen. Ich halte es nicht angemeſſen, Angriffe gegen das Cabinet zu richten. Es iſt nicht unter den verfaſſungsmäßigen Stellen. Blos an die verantwortlichen Miniſter muß man ſich wenden.

173.

Die Diplomatie hat ſich bekanntlich ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden zu einer Macht erhoben, aber eben ſo bekannt iſt es auch, daß dieſe Macht von ihrem Throne herabzuſteigen beginnt, und es gehört eben kein großer prophetiſcher Geiſt dazu, vorauszuſagen, daß das Verhältniß der Diplomatie, ſowie jenes der ſtehenden Heere, in einem Zeitraum von zehn Jahren verändert ſeyn wird.

174.

Was nicht etwas Wahres iſt, iſt gar nichts, und ſchlimmer als gar nichts.

175.

30. Sept. 1831.

Richten wir unſer Augenmerk nur auf das Weſen der Religion, und legen wir keinen zu großen Werth auf das, was nur dem Scheine dient, oder die wahre Religion gar verdirbt.

176.

Die proteſtantiſche Kirche erfordert keinen ſo großen Aufwand, als die katholiſche; ſie hat das gemein mit der Republik, daß ſie keinen ſo großen Koſtenaufwand als die Monarchie erfordert.

177.

Unſere erſte Sorge für die katholiſche Kirche muß die ſeyn, darauf zu denken, daß fromme, unterrichtete und aufgeklärte Geiſtliche herangezogen werden. Die Regierung kann hier das Beſte dadurch thun, daß ſie Sorge trägt, daß nur aufgeklärte, duldſame, fromme Biſchöfe und Vorſtände an die Spitze der Kirche und ihrer Anſtalten geſetzt werden.

178.

Auch muß dafür geſorgt werden, daß, wenn ein

Pfarrer in ſeinen alten Tagen unfähig wird, ſeinem Amte vorzuſtehen, er nicht dem Mangel preisgeg e ben, oder die Gemeinde ohne Seelſorger iſt.

179.

In Anſehung der Klöſter bekenne ich, daß es allerdings eine großartige Idee iſt, allen Freuden der Welt zu entſagen, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, und blos dem Gebet, der Wiſſenſchaft, dem Unterrichte oder der Krankenpflege ſich zu widmen, und hochachtbar kommt mir der Menſch vor, der ſich zu dieſer Höhe der Ideen und des Charakters ſchwingen kann. War aber dieſer Grund der Urſprung der Klöſter in der neueſten Zeit? Iſt dieſer Sinn der Sinn der Menſchen, welche ſie bevölkern? — Gern ſehe ich die geiſtliche Congregation, in welcher ſich fromme Frauen zur Krankenpflege vereinigen, die grauen Schweſtern. Ihre zarte Hand und Sorgfalt iſt zur Krankenpflege geeigneter, als die eines bezahlten Wärters, oder einer um Lohn dienenden Wärterin. Solchen Klöſtern, die ſich mit der Krankenpflege abgeben, werde ich jederzeit das Wort reden.

180.

Auch diejenigen Frauenklöſter, welche ſich mit der Erziehung und dem Unterrichte der weiblichen Jugend abgeben, billige ich, vorausgeſetzt, daß die Mitglieder derſelben der Prüfung für das Lehramt unterworfen werden, und ich würde eine Tochter von mir bei weitem lieber dem Unterrichte eines ſolchen Inſtituts übergeben, als einem Inſtitute, welches von Frauenzimmern geleitet wird, die vielleicht vor der Uebernahme ihres Amtes allzuſehr mit den Freuden dieſer Welt bekannt geweſen ſind. Dort ſcheint mir, werden ſie einen richtigern Begriff von der weiblichen Hoheit erhalten, die in ein junges weibliches Herz vor allem eingepflanzt werden muß, als von ſehr weltlichen Frauen, die dieſe Würde manchmal hintanſetzen.

181.

Was die Wiſſenſchaft anbelangt, ſo weiß ich gar wohl, was die Klöſter, zumal der Benediktinerorden, geleiſtet haben; allein die Zeit dieſer Inſtitute iſt vorüber.

Was von ſelbſt entſtanden, iſt zeitgemäß, und was durch die Zeit untergegangen, kann keine fürſtliche Macht mehr in das Leben rufen. Man ſtellt Leichen auf, und wie die fürſtliche Hand von ihnen los läßt, werden ſie in Staub zerfallen. — Was man vollends mit den Bettelorden will, kann ich nicht einſehen; in der neueſten Zeit iſt der Hauptgrund des Wiederauflebens dieſer Klöſter nicht in der Nützlichkeit dieſes Ordens, nicht im Bedürfniß zu ſuchen.

Mögen ſie, wie die Mönche auf dem St.

Gotthard, ſich in die Einſamkeit begeben, dort in unwirthbaren Gegenden dem Wanderer hülfreich ſeyn. Was haben ſie aber in den Städten und Märkten zu thun? Man beruſt ſich auf das Begehren ſo vieler Gemeinden; wie manche Gemeinde folgt den einzelnen Stimmen, welche Eigennutz mehr, als öffentliches Intereſſe bewegt. Wenn aber die Gemeinden verkehrt genug ſind, Verkehrtes zu verlangen, muß dann die Regierung willfahren? — Sie ſoll auf der Höhe der Aufklärung ſtehen, und die Gemeinden zurückführen auf den rechten Weg. Glauben Sie etwa, die Gemeinden erwarten von den Bettelmönchen Religioſität, Seelſorge? O nein! — Das Bier, das eine ſo mächtige Rolle ſpielt, das Bier — das iſt der Hauptgrund der Bitten um Einführung dieſer Orden.

Man hofft, daß in kleinen Orten, wo ſonſt eine Wallfahrt oder ein Kloſter war, durch die Künſte der Bettelorden, die den Aberglauben zu verbreiten und dem gemeinen Manne eine Religion nach ſeiner und ihrer Art einzurichten wiſſen, eine reiche Einkehr herbeigezogen würde. Was erwartet man alſo, offen geſagt? — Daß eine große Menge an dieſen Ort zuſtrömt, um dort Sittlichkeit, Aufklärung und Frömmigkeit zu erhalten? O nein! daß ſie dort dem Köder des Aberglaubens folgen, Bier trinken und bei den Krämern etwas kaufen, das iſt der Sinn jener Gemeinden.

Man klagt, der Wohlſtand ſey ganz dahingeſunken, Niemand mehr könne nur das Geringſte leiſten. Aber ich kenne Gemeinden, die für ihre Schule nichts thun, ihre Straßen verfallen laſſen, ihr Gewerbe ſchlecht treiben, im Schmutze wohnen; aber — den ſittlichen Schmutz vermehren, indem ſie Franciskanerklöſter ſuchen. Damit iſt dem Wohlſtand des Landes nicht aufgeholfen.

Man beruft ſich auf das Wiedererwachen des frommen Sinnes. Wohl uns, wenn ein wahrer, frommer Sinn wieder erwacht iſt! Und mit Recht beruft man ſich auf die frommen Stiftungen, welche für die Wohlthätigkeit, für Krankenhäuſer, für Spitäler, für Seminarien, für gute Prediger u. ſ. w. gemacht werden; das ſind die wahren frommen Stiftungen, nicht aber die für Franziskaner!

182.

Bei der proteſtantiſchen Kirche, deren Ausgaben ſehr mäßig ſind, iſt es kein Bedürfniß, die jungen Theologen in ein Seminar zu vereinigen. Der proteſtantiſche Geiſtliche wird für die Welt erzogen, er wird Prediger, während der katholiſche Geiſtliche Prieſter iſt. Der proteſtantiſche Geiſtliche erhält ſeine erſte Bildung auf der Univerſität, daher muß Fürſorge getroffen ſeyn, daß die proteſtantiſchen Lehrſtühle gut beſetzt ſind. Die Ausgabe auf ein Predigerſeminar halten gutgeſinnte und unterrichtete Proteſtanten für unnütz.

Keine Ausgabe ſcheint mir dringender, keine unſerm Herzen näher ſeyn zu müſſen, als zur Unterſtützung der Waiſen und Wittwen der proteſtantiſchen Pfarrer. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſind in der Regel ſchlecht beſoldet; ſie haben in der Regel nicht ſo viel, daß ſie ihrer Familie etwas hinterlaſſen können. Sie müſſen ihren Kindern eine vorzügliche Erziehung geben; denn nicht nur der Pfarrer ſelbſt, ſondern die ganze Familie muß als Muſter der Sittlichkeit und Aufklärung in der Geſellſchaft hervorleuchten; dem Vater einer ſolchen Familie müſſen die Mittel dazu gegeben ſeyn, einem ſolchen Manne muß die Ausſicht gegeben ſeyn, daß, nachdem er ſein ſchweres Amt getragen hat, er nicht im Alter der Beſorgniß ausgeſetzt ſey, daß nach ſeinem Tode ſeine Familie dem Hunger und der Noth preisgegeben ſey.

*

Kargen wir nicht an dem Etat der Wohlthätigkeit! Man hat zwar erwähnt, was kann man mit ſo geringen Summen thun? — O, mit einer geringen Summe kann man viele Thränen trocknen!

183.

1. Oktober 1831. Die Landescultur und Induſtrie unterſtützt man nicht mit bloßen Worten, in der That muß etwas

für ſie geſchehen. Das kräftigſte Mittel und zugleich das wohlfeilſte iſt freilich dasjenige, welches Sie am meiſten verabſcheuen — nämlich die Freiheit. Ohne Freiheit der Gewerbe würde ſie zu einer großen Vervollkommnung nie gelangen. Mit Privilegien verbindet ſich die Wiſſenſchaft nicht; die Eule, die ſcharfſehende, nicht der Siebenſchläfer, iſt das Attribut der Minerva. Wenn die Kräfte freigegeben ſind, dann werden ſie nach Mitteln ſuchen, ſich zu entfalten, zu ſtärken und zu erweitern, und zu dieſem Ende ſey unſere nächſte Sorge, Gewerbsſchulen und Unterrichtsanſtalten zu gründen, von welchen aus Verbreitung der Kenntniſſe möglich iſt.

*

Ohne Freiheit, das bin ich überzeugt, ſind alle Gewerbs- und polytechniſchen Schulen vergebens, iſt jeder Pfennig zum Fenſter hinausgeworfen.

184.

4. Oktober 1831.

Es iſt gut, an einen großen Namen Erinnerungen zu knüpfen. Es hat immer Regimenter gegeben, die auf ihre Namen ſtolz waren, und bei denen noch der alte Geiſt herrſcht, wenn auch der alte Feldherr und die alten Krieger längſt geſtorben ſind. Dieß iſt etwas, was man nicht zerſtören, ſondern erhalten muß.

185.

6. Oktober 1831. Möge man mir nicht zu ſpät das Zeugniß geben, daß ich die Wahrheit geſagt habe!

186.

Von der Landwehr erwartet man mit Recht die Vertheidigung des Landes, wenn ſie in guten Zuſtand geſetzt, und darin erhalten wird. Man weiß aus der ältern und neuern Geſchichte, was die Landwehr vermag; ſie hat geholfen, wo ſtehende Heere nicht mehr helfen konnten. Es iſt anerkannt, daß ein Nationalheer in jeder Hinſicht einem Heere von Söldlingen vorzuziehen ſey. Allein auch die vortrefflichſte Landwehr muß unterſtützt werden von dem Kern eines ſtehenden Heeres. Ohne dieſe Stütze wird ſie einem gut disciplinirten ſtehenden Heere auf die Dauer nicht widerſtehen.

*

Im Augenblicke der Begeiſterung oder Verzweiflung kann eine Nation Unglaubliches leiſten; aber eine verſtändige Regierung muß nicht auf den Zuſtand der Verzweiflung und der Exaltation ihre Maßregeln bauen; ſie muß rechnen auf den gewöhnlichen Zuſtand der Dinge, und wenn einmal, wie es wirklich der Fall iſt, der Krieg zur Kunſt geworden, muß es Menſchen geben, welche ihr Lebenlang ſich demſelben widmen. Wenn eine Nation dieſe blutige Kunſt vernachläſſiget, indeſſen Andere die Mittel dazu auf das Höchſte treiben, ſo gibt ſie ſich ihren Feinden blos; denn auf die Freundſchaft der Potentaten kann man nicht weiter zählen, als ſie mit dem Vortheile ſich vereiniget.

So iſt denn wohl nicht zu beſtreiten, daß jede Nation, um ihre Streitmacht im Falle der Noth auf das Höchſte zu bringen, auch im Frieden eine *Kriegsſchule* haben muß, welche dea Kern des Heeres und der Vertheidigungsanſtalten ausmacht, durch welche jeder waffenfähige Jüngling gehen ſoll, wozu aber auch zeitweiſe Nachübungen erforderlich ſind, nachdem die erſte Zeit der unausgeſetzten Uebung vorüber iſt.

187.

Unſere Verbindlichkeit, und daher unſer Recht, oder unſer Recht, und daher unſere Verbindlichkeit iſt, die Staatsbedürfniſſe zu prüfen, und ſodann über die Deckung derſelben durch Steuern in Berathung zu treten. Die Anerkennung der Bedürfniſſe und die Bewilligung der Steuern ſind daher zwei Dinge, welche wie zwei Sätze eines Schlußſatzes nothwendig miteinander verbunden ſind. Die Ständeverſammlung kann nicht ausſprechen, ſie erkenne zwar die in der Verfaſſungs-Urkunde ausgeſprochene Nothwendigkeit einer Armee, und zur Erhaltung derſelben das Bedürfniß von ſo oder ſo viel Millionen, wolle aber dennoch keine Summe dafür im Budget anerkennen. Dieß kann ſie nicht, wenn ſie ihre Pflicht erfüllen will. Sie kann es factiſch, d. h. es gibt für ſie keinen Zwang, ſo wenig wie für Geſchworne; aber wie dieſe hat auch ſie ihr Gewiſſen und ihre Pflicht.

Eine Anſtalt, berufen, die Willkür zu verdrängen, kann die Ständeverſammlung nicht Willkür üben, nicht das böſe Beiſpiel bloßer Willkür geben.

Bedingungen, mit der Anerkennung des Bedürfniſſes verknüpft, ſind indirect eine Bedingung der Steuerbewilligung, da dieſe die nothwendige Folge jener iſt, und daher offenbar verfaſſungswidrig. In der That kann kein vernünftiger Menſch behaupten, daß die Armee weniger brauche, wenn ſie den Verfaſſungseid geſchworen hat, als wenn ſie ihn nicht geſchworen hat.

*

Ganz unumwunden bekenne ich, an ſich durchaus kein Hinderniß zu ſehen, daß ein Geſetz erlaſſen werde, welches verfügt, daß jeder Bayer, wenn er 21 Jahre alt geworden iſt, er mag im Civildienſte oder im Militärdienſte, oder gar nicht im Dienſte ſeyn, den Verfaſſungseid der Armee ſchwören müſſe. Insbeſondere ſehe ich kein Hinderniß gegen ein Geſetz, welches auch dem Soldaten, wenn er 21 Jahre alt iſt, wie jedem Andern, die Leiſtung des Verfaſſungseides auflegen würde.

Worin ſollte auch das Hinderniß liegen? Etwa in einem Widerſpruche des Militäreides mit dem Verfaſſungseide? Unmöglich! Man müßte denn annehmen, die Armee und der Staat ſeyen zwei ſo widerſprechende Dinge, daß ſie ſich nicht mit einander vertragen. In der That widerſprechen ſich der Verfaſſungseid und der Militäreid nicht im Geringſten. Der Fahneneid verlangt nichts, als Treue dem Könige und Gehorſam gegen die Obern im Dienſte. Aber, ſagt man, der Soldat muß *unbedingten Gehorſam* leiſten. Die Lehre des unbedingten Gehorſams gehört zu denjenigen Lehren, die am allermeiſten mißverſtanden werden. Unterſuchen wir, ob es in der ſittlichen Welt *unbedingten* Gehorſam im wahren Sinne geben könne. *Unbedingter* Gehorſam wäre nur derjenige, welcher geleiſtet werden müßte, ohne zu unterſuchen, ob der Befehl im Bereiche des Amtes des Befehlenden, im Bereiche des Dienſtes des Gehorchenden und ob er dem Rechte und dem Geſetze gemäß ſey. Zu ſolchem blinden Gehorſam iſt kein Menſch auf der Welt verbunden. Nur der Sclave iſt dieſen Gehorſam ſchuldig, weil er keine Perſon iſt; bei uns aber gibt es keine Perſonen, welche Sclaven ſind. Jeder Menſch, dem etwas befohlen wird, welches auch ſein Stand oder Beruf ſey, hat die *menſchliche* Pflicht, vor jeder Handlung wohl zu prüfen, ob das, was er thun will, ſich mit ſeiner

Pflicht, mit dem Geſetze und mit der Ehre verträgt, und dieſer Prüfung kann auch der Soldat nicht überhoben werden. Schwer iſt die Wahl im Widerſtreite der Pflichten; aber dafür iſt das Gewiſſen, welches hiebei den Menſchen leitet.

Wohl iſt der Militär ſchuldig, wenn ihm von ſeinen Obern im Bereiche ſeines Amtes ein Befehl gegeben wird, der ſich auf den Dienſt bezieht, ohne Widerſpruch pünktliche Folge zu leiſten. Allein gerade ſo iſt es auch in dem Civildienſte. Jeder Civildiener muß den Befehl, der ihm von ſeinem Vorgeſetzten im Bereiche ſeines Amtes gegeben wird, vollziehen. Einen Schreiber, welcher ſich weigern würde, eine Entſchließung des Miniſters zu ſchreiben, weil er ſie für verfaſſungswidrig hält; einen Sekretär, der eine Verfügung des Miniſters, weil er ſie für verfaſſungswidrig hält, nicht expediren wollte, würde man mit Recht beſtrafen. Der Unterſchied zwiſchen dem Militärgehorſam und Civilgehorſam liegt nicht im Begriffe, nicht in der Natur und in den Grenzen, ſondern nur in der größern Strenge der Beſtrafung der Verletzung des militäriſchen Gehorſams wegen der größern Gefahr, die aus derſelben entſpringt.

Machen wir uns dieß durch Beiſpiele klar. Wenn einem Officier beifiele, einen Platz, den er zu behaupten angewieſen iſt, mit einem andern ihm angemeſſener ſcheinenden zu vertauſchen, oder wenn er einen militäriſchen Dienſt, der ihm im amtlichen Wirkungskreiſe förmlich befohlen wurde, verweigerte, glauben Sie, er würde in der Verfaſſungs-Urkunde Schutz gegen die geſetzliche ſtrenge Strafe finden? — Keineswegs! — Allein der Offizier, dem ſein Oberſt befehlen würde, zu ſpioniren, und der dieſes ſchmähliche Amt zurückweiſen würde, würde er wohl wegen Verweigerung des Gehorſams ſtrafbar ſeyn? — Keineswegs! — Der Offizier iſt nicht blinden Gehorſam ſchuldig. Er hat auch ohne Verfaſſungseid zu unterſuchen, ob der Befehl ſolcher Art ſey, daß er ihm gehorchen dürfe und müſſe. — Mit Recht würde der Gehorſam verweigert, weil er nicht in den Grenzen des amtlichen Bereiches gegeben wurde. Wenn ein Soldat von einem Offizier commandirt würde, auf eine friedlich vorbeigehende Perſon, etwa auf einen Prinzen oder gar auf den König zu ſchießen, was ſoll der Soldat thun? Soll er ſchießen? Nach der Theorie des blinden Gehorſams — dem leichteſten Mittel militäriſcher Revolten — müßte er es thun. Aber *nach dem Rechte* würde er gewiß als *Mörder* und *Hochverräther* beſtraft werden müſſen. Er iſt verbunden, ſolchem Befehle nicht zu gehorchen.

Frage Jeder ſein Gewiſſen; ſo und nicht anders wird er handeln müſſen. Sollen die Truppen ihrem Befehlshaber, welcher ſie verrätheriſcherweiſe dem Feinde zuführen will, gehorſam folgen? Sollten

Wallenſteins Generale, ſollte Piccolomini dem Rufe des Feldherrn folgen, an deſſen Schickſal ihr Schickſal war gebunden, als er Verrath befahl? Nein, hier waren, hier ſind ſie zum Ungehorſam verbunden.

Einem Feſtungskommandanten, der eine Feſtung ohne Noth aus Feigheit oder Verrath dem Feinde übergeben wollte, würden alle untergeordneten Offiziere mit Recht den Gehorſam verweigern, und berechtigt ſeyn, ihn nöthigenfalls in Gefangenſchaft zu legen, und mit Gewalt an ſeiner feigen und verrätheriſchen Handlung zu hindern.

So ſteht es mit der Theorie des ſogenannten unbedingten Gehorſams. So unwürdig iſt keines Menſchen Lage, daß er ſelbſt zu Verbrechen pflichtig wäre, und auch der Soldat darf nicht ohne Prüfung des Rechts und ſeiner Pflicht dem Befehle gehorchen.

Der Commandant, der ohne geſetzliche Aufforderung der Civilbehörde die Waffen gegen friedliche Bürger kehren läßt, iſt, obgleich er den Verfaſſungseid nicht geſchworen, eben ſo ſtrafbar, als hätte er den Verfaſſungseid geleiſtet. Nicht von dem Willen der einzelnen Unterthanen hängt die geltende Kraft der Geſetze ab. Denken Sie ſich den Fall, daß in der Verfaſſungs-Urkunde die Beſtimmung enthalten wäre, alle zum Heere gehörenden Perſonen haben den Verfaſſungseid eben ſo wie die Civilbeamten zu ſchwören, ſo frage ich, worin wäre denn die Verbindlichkeit für die Militärsperſonen zur Eidesleiſtung gegründet, wenn nicht eben in der Verfaſſungs-Urkunde ſelbſt, wovon jene Beſtimmung ein Theil wäre, und deren bindende Kraft alſo eben dadurch vorausgeſetzt wird?

Wenn alſo die Verfaſſungs-Urkunde auch ohne Eid die Soldaten bindet, wozu ihr erſt durch einen Eid verbindende Kraft verleihen wollen? Man entgegnet mir zwar, warum ſchwören die Civilbeamten, die Bürger bei ihrer Anſäſſigmachung, und nur das Militär nicht? Ich lege auf die Bürgſchaft, welche man in dem Eide der Staatsdiener und Staatsbürger für die Verfaſſungs-Urkunde ſucht, keinen zu großen Werth, und betrachte die Nichtvereidung der Soldaten als eine theoretiſche Omiſſion. Zur Ergänzung eines theoretiſchen Syſtems mag es alſo allerdings paſſend ſeyn, daß jeder Bayer nach Vollendung des 21. Lebensjahres den Eid auf die Verfaſſung leiſte; allein eine Nothwendigkeit, eine wirkliche Sicherheitsmaßregel für die Verfaſſung erkenne ich darin nicht. Die ganze Frage iſt eine Frage des Mißtrauens.

Ich erkenne keine Nothwendigkeit dieſes erſehnten Eides, nicht einmal einen praktiſchen Nutzen. Soll dieſer Eid die Gewährleiſtung ſeyn, daß die Armee nicht gegen das Vaterland ſelbſt gemißbraucht werde? Wenn man aber den Eid blos auf die Offiziere beſchränken wollte, ſo wäre die Sicherungsmaßregel ganz ungenügend; denn wer die Armee mißbrauchen wollte, würde nun die Officiere umgehen, und die bloße Soldateska auch ohne Offiziere gebrauchen. Allein wir haben keine Soldateska. Unſere Armee iſt eine Nationalarmee; die Soldaten ſind Bürgerſöhne, und von einer ſolchen Armee iſt nie ein Mißbrauch gegen die Nation zu fürchten. Eine ſolche Armee wird auch ohne Eid niemals für die Tyrannei gegen das eigene Vaterland, gegen die eignen Bürger kämpfen. Mit Unrecht nennt man die Conſcription eine Erfindung des Despotismus; ſie iſt vielmehr eine Frucht der Freiheit.

Endlich gibt es noch eine Rückſicht, durch welche man für den Verfaſſungseid der Militärperſonen zu ſtimmen bewogen werden könnte, nämlich die Verbeſſerung ihres Schickſales. Die Armee, ſo ſagt man, *will* ſchwören. Was die Armee *will*, kann man ſchwerlich wiſſen. Daß es viele Offiziere gibt, welche den Verfaſſungseid gern ſchwören, noch weniger ſich weigern würden, ihn zu ſchwören, iſt gewiß. Allein was iſt von einem Eide zu halten, deſſen Leiſtung erſehnt oder gar angetragen wird? Erfreulich iſt es, wenn der Eifer für die Verfaſſung den Wunſch, den Eid auf dieſelbe zu leiſten, veranlaßt hat; allein nichts hindert die Offiziere, die Verfaſſung ohnehin zu befolgen, ohne den Eid auf dieſelbe geleiſtet zu haben. Mich däucht, mißverſtandenes Intereſſe ſey an jenem Wünſche Schuld. Mehrere Offiziere glauben nämlich, wenn ſie den Verfaſſungseid beſchworen haben würden, erhielten ſie zugleich die pragmatiſchen Rechte der Staatsdiener; aber dieß iſt ein gänzlicher Irrthum. Wenn es richtig iſt, daß den Offizieren, welche den Verfaſſungseid nicht geſchworen haben, Anſprüche auf die Dienſtespragmatik nicht zuſtehen, weil ſie nicht in die Categorie der *Staatsdiener* im Sinne jener Pragmatik gehören, ſo iſt eben ſo gewiß, daß der Verfaſſungseid ihre Eigenſchaft, ihre Pflichten wie ihre Rechte, nicht verändert, und daß ſie daher, wenn ſie auch den Verfaſſungseid ſchwören würden, dennoch die pragmatiſchen Rechte der Civilſtaatsdiener nicht haben würden; vielmehr würde erſt ein neues verfaſſungsgemäßes Geſetz dazu gehören, wodurch ihnen derlei Vorrechte beigelegt würden.

Mir ſcheint, jene Offiziere treiben, um ihren Zuſtand zu verbeſſern, (Sie nehmen mir den Ausdruck nicht übel, er dringt ſich mir ſo eben auf) *Abgötterei*. Sie wenden ſich, indem ſie Verbeſſerung ihrer Lage, ſtatt vom Könige, von den Ständen hoffen, falſchen Göttern zu. Vorrechte, Privilegien der Staatsdiener, Dienſtpragmatiken, und beſonders ſtehende Heere, werden ſich der *dauernden* Gunſt repräſentativer Verſammlungen ſelten zu erfreuen haben. Sie werden immer auf Beſchränkung derſelben ſo ſehr wie möglich bedacht ſeyn.

Die Offiziere werden ſich ſpäter oder früher überzeugen, daß es ſich gezieme, ſich nur an die Staatsregierung zu wenden, und von ihr die Verbeſſerung ihrer Lage zu erwarten. Dieß iſt die Bahn der Klugheit und des Geſetzes, auf die ſie hinzuweiſen ſind, und welche auch in conſtitutionellen Staaten nicht überſchritten werden darf.

188.

Der Dienſt macht Anſpruch auf ſeinen Lohn. Die Gnade iſt allerdings an keine gewiſſe Vorſchrift gebunden, d. h. es gibt für ſie kein poſitives Geſetz, aber doch gilt auch für ſie ein Geſetz, das ewige Geſetz der Billigkeit, das nicht übertreten werden darf, und wird es übertreten, ſich durch Unmuth und Unzufriedenheit rächt.

189.

Man muß, wenn es ſich von Rechten aus der Staatsverfaſſung handelt, die Worte nicht im vulgären Sinne, ſondern im juridiſchen Sinne nehmen, nicht ein Wort machen, indem man zwei zuſammenklebt, wornach Jeder, der dem Staate dient, auch Staatsdiener ſeyn würde, ſondern man muß das Wort in dem Sinne nehmen, welchen es in der Sprache des Geſetzes hat.

190.

10. Octbr. 1841. Soll darum, weil man Mißbrauch fürchtet, das

Nothwendige unterbleiben? Unmöglich; man beuge dem Mißbrauche vor, und thue das Nothwendige.

*

Ich wende mich mit Abſcheu von körperlichen Viſitationen, welche Zucht und Ehre beleidigen. 13. Oktbr. 1831.

191.

Keine Aufſicht, keine Zwangsmaßregeln, keine Hausunterſuchungen führen ſo leicht zum Ziele, als mäßige Zollſätze.

192.

Ein Redner vor mir ſagt: „Man iſt zuerſt Menſch, nnd dann erſt Staatsbürger,“ Nein! man iſt Menſch und Staatsbürger zugleich. — Man hat den Beruf des Familienvaters, — des Staatsbürgers — und des Abgeordneten hier zugleich. Jedem Berufe muß man vollkommen Genüge leiſten. 15. Oktbr. 1831.

Ich werde niemals ermüden.

193.

Die Erziehung und Bildung iſt eine öffentliche Angelegenheit. Zuerſt kommt ſie der Gemeinde zu, mit welcher die Einzelnen in nächſter Verbindung ſtehen, dann dem Kreiſe, endlich dem ganzen Lande. Denn Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten ſind Aſſecuranzanſtalten gegen Verdorbenheit, Dummheit und Bosheit. Solche Anſtalten müſſen nicht blos auf die Gemeinde beſchränkt werden; ſie werden 24. Oktbr. 1831.

wirkſamer ſeyn, wenn ſie erweitert ſind und den ganzen Kreis umfaſſen.

194.

Man muß nicht Rückſchritte in der Geſetzgebung machen, wodurch den Gemeinden ſtatt Selbſtſtändigkeit gegeben, vielmehr genommen wird, und wodurch man dem Geiſte des repräſentativen Syſtems entgegenhandeln würde.

195.

25. Oktbr. 1831. O! wenn nur einmal die Fürſten die Anſicht gewinnen möchten, daß diejenigen Diener und Unterthanen ihnen am beſten dienen, welche nicht aus Hoffnung nach Belohnung, ſondern aus eigener Ueberzeugung und Selbſtſtändigkeit ihnen anhängen. Sie würden dann nicht betrogen werden, und nur Wahrheit hören. Was gewinnen ſie durch Geſchenke und Verleihungen von Dotationen? — Als Schweppermann die Schlacht bei Mühldorf gewann, wurde er dotirt mit zwei Eidottern, und der ewiggrüne Kranz der Griechen iſt mehr werth, als Dotationen mit Lehen, die ſelten Männern von Verdienſt, häufiger bloßen Günſtlingen zu Theil werden.

196.

Ein urſprüngliches Unrecht führt zu fortwährenden Beſchwerden, welche nicht mehr geſtillt werden, als bis das Unrecht ganz abgethan iſt.

26. Oktbr. 1831. Die moraliſche Bürgſchaft hat ihre Kraft im

Augenblicke und Geiſt der Zeit; die formelle iſt für alle Zeiten.

197.

Ich bekenne, daß, wenn wir einmal ganz von der Cenſur frei ſind, und es ſich dann wieder je einmal davon handeln könnte, ob wir die Cenſur wieder haben wollen, weder 10,000 Engel noch 10,000 Teufel mich dazu zwingen könnten, für die Cenſur zu ſtimmen. 27. Oktbr. 1831.

198.

Ein Geſetz der Rache ſoll nicht gegeben werden, ſondern nur ein Geſetz der Strafe.

199.

Seit langer Zeit beſchäftigen ſich Chriſten mit der Aufgabe, die Juden bürgerlich zu verbeſſern. Wohl eine chriſtliche Aufgabe, *wenn ſie aus chriſtlichem Gemüthe kommt!* Allein ich möchte vor Allem die Frage aufwerfen: worauf gründet ſich unſer Beruf zu dieſem Geſchäfte? — Welches Amt und welche Abſicht fordert uns hiezu auf? Sind *wir* durchaus ſo vollkommen, daß wir ſchon an der Verbeſſerung Anderer zu arbeiten haben? Sind unſere Schulen in ſo gutem Zuſtande, daß ſie nichts zu wünſchen übrig laſſen? — Stehen wir ſchon auf dem Gipfel wahrer Aufklärung und reiner Religioſität? Sind wir ſo gute Fami- 5. Nov. 1831.

lienväter, ſo uneigennützige Gemeindeglieder, ſo vorzügliche Staatsbürger, daß wir weiter nichts zu thun haben, als dafür zu ſorgen, daß auch Andere zu demſelben Grade der Vollkommenheit gelangen? Ich fürchte, wir ſehen den Splitter in dem Auge unſers Nächſten, und den Balken in unſerm eigenen Auge nicht, und ein phariſäiſcher Hochmuth iſt es, der uns überwältiget, indem wir ein ſolches Amt übernehmen wollen.

Unſere einzige Frage iſt hier:

> „ob rechtliche Hinderniſſe vorhanden ſind, welche die Juden ausſchließen von der Ausübung der ſtaatsbürgerlichen Rechte.“

Jeder billig Denkende muß den Satz anerkennen:

> „Wer alle ſtaatsbürgerlichen Verbindlichkeiten erfüllt, dem gebührt auch die Ausübung und der Genuß aller ſtaatsbürgerlichen Rechte.“

Unſere ganze Aufgabe iſt daher blos, zu unterſuchen: welche Verbindlichkeiten des Staatsbürgers kann der Iſraelit nicht erfüllen, und was hindert ihn daran? Wenn ſolche Hinderniſſe beſtehen, zu unterſuchen: welches iſt die Urſache derſelben, und demnach welche Mittel ſind anzuwenden, dieſe Hinderniſſe zu entfernen? Und wenn nachgewieſen iſt, daß keine Hinderniſſe beſtehen, die ſtaatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen, ſo muß man ihnen auch die ſtaatsbürgerlichen Rechte einräumen. Davon muß ein rechtlich, billig nnd chriſtlich denkender Mann ausgehen.

*

Wir können nicht läugnen, daß es unter den Bekennern des moſaiſchen Glaubens aufgeklärte und höchſt religiöſe Männer gibt, die mit der Geſchichte und dem Weſen ihrer Religion und Kirche ſehr vertraut ſind. Es gibt Männer unter ihnen, die von hohem religiöſen Sinne erfüllt ſind, und die Pflichten, welche allen Menſchen vorgeſchrieben ſind, üben, ſo wie ſie der beſte Chriſt üben kann und ſoll.

*

Die Religion trägt auch unter den Juden ihre Früchte. Die meiſten Juden ſind gute Familienväter, ja gerade dadurch zeichnet ſich der Iſraelit aus, daß er mit ſeiner Familie auf's Innigſte zuſammenhängt, und häufig ſind die Beiſpiele ſorgſamer Erziehung. Sie ſind im Allgemeinen ſittlich; Ehebrecher und Ehebrecherinnen unter ihnen ſelten und wenigſtens, wie die fleiſchlichen Laſter überhaupt, nicht ſo häufig als unter den Chriſten.

*

Es gibt Einige, welche in der Wiſſenſchaft ſo ausgezeichnet ſind, als irgend einer, welchen Glaubens er auch ſey, und man hat in dieſer Beziehung nicht nöthig, auf M. Mendelſohn zurückzugehen.

Schon der Umſtand, daß die Juden von Kindheit an zwei Sprachen lernen, iſt geeignet, ihren Verſtand zu ſchärfen.

*

Gewiß, wegen Unwiſſenheit und Mangels an Bildung, können die Chriſten die Juden nicht verwerfen! Im Gegentheil, in manchen Stücken werden viele von ihnen übertroffen an Kenntniß und Bildung.

*

Allerdings gibt es unter ihnen mehrere, welche unter dem Schein falſcher Aufklärung irreligiös ſind, und welche ſich für Freigeiſter und aufgeklärt halten, — wenn ſie Schweinefleiſch eſſen. Ihnen gegenüber ſtehen andere, die Zeloten, die Jeden verfolgen, welcher nicht gleicher Jude in demſelben Sinne iſt, wie ſie. Es gibt ferner Juden, welche der Meinung ſind, man dürfe einem Chriſten den Eid nicht halten, und ihre Lehre fordere ſie auf zum Haſſe gegen alle Chriſten. — Es gibt ferner Juden, deren geiſtige Bildung nicht den Wiſſenſchaften zugewendet iſt, ſondern nur denjenigen Kenntniſſen, woraus man Geldgewinn zieht. Die meiſten Juden wenden ſich nicht gern den Gewerben zu, und man ſagt ihnen nach, daß ihnen wie angeboren die Neigung zum Schacherhandel ſey, und daß dieſelbe in allen Verhältniſſen durchſchimmere.

Sie haben ſich der Herrſchaft des Papierhandels, des Güterhandels, der Güterzerſchlagung und des Viehhandels bemächtigt, und ſelten ſind diejenigen, welche, was für ein Gewerbe ſie auch treiben, jenen Geſchäften ganz entſagen.

Dem iſt ſo; allein die Hauptfrage iſt, „woran die Urſache dieſer Mängel liege.“ Denn daß der Zuſtand der Juden in vieler Beziehung höchſt übel, ſchmählich und verderblich ſey, iſt allgemein, am meiſten von aufgeklärten Juden ſelbſt anerkannt, die eifrig wünſchen, daß der Verdorbenheit der Menge geſteuert werde. Man muß unterſuchen, worin die Quelle des Uebels liege, denn kennt man dieſe, ſo wird das Uebel bei gutem Willen der Chriſten bald gehoben ſeyn. Die Quelle des Uebels liegt nur in dem, was den Juden von Andern unterſcheidet, und ihn alſo zum Juden macht. Dieß kann nur entweder ſeine Religion oder das bürgerliche Geſetz ſeyn. Seine Religion? — Die Religion der Juden beſteht zunächſt aus den Geſetzen des Moſes und dem alten Teſtamente überhaupt, und aus den ſpäteren Lehren der Talmudiſten.

Auch unter den Juden gibt es einen Theil der Theologen, welche der Meinung ſind, die jüdiſche Religion beſchränke ſich auf die Lehre des alten Teſtaments, wogegen ein anderer der Meinung iſt, zu den Lehren des alten Teſtaments komme, als etwas Weſentliches, der Talmud. Das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Judenſecten iſt ähnlich (aber auch nur ähnlich) dem gegenſeitigen Verhältniß der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche. Wie die Proteſtanten der Meinung ſind, nur das, was in der Bibel ſteht, ſey Chriſtus Lehre, — die Katholiken dagegen, nicht blos der Buchſtabe der Bibel, ſondern alle heiligen Traditionen, Kirchenbeſchlüſſe und Lehren der Kirchenväter, da die Bibel ſelbſt eine ſolche Tradition, und nicht Chriſti ſchriftliches Gebot ſey, ſo behaupten die Talmudiſten, nicht blos des Moſes Geſetz, ſondern auch ihre heiligen Traditionen, auf das, was ihre Kirchenväter, ihre Rabbiner lehren, ſey Satzung ihrer Kirche. Die rein moſaiſche Lehre, wie ſie im alten Teſtamente liegt, und ſowohl in den Büchern Moſis, als in den hohen, begeiſternden Liedern Davids und Salomons und in den Flammenworten der Propheten niedergelegt iſt, lehrt die Lehre von einem Gott und ſeiner Allmacht; ſie lehrt die Unſterblichkeit der Seele, und die Liebe des Nächſten.

Finden Sie unter dieſen drei Sätzen einen, der unchriſtlich wäre? Erkennen wir Chriſten nicht ſelbſt die Lehre des alten Teſtaments an, das auch für uns heilige Schrift iſt? Chriſtus hat uns gleichfalls den einzigen Gott als einen Gott der Allmacht und die Unſterblichkeit der Seele gelehrt. Er hat die Lehre noch verbeſſert, indem er uns Gott als einen Gott der Liebe, und als Vater aller Menſchen gezeigt, und die Vorſtellungen über das Leben jenſeits aufgeklärt hat.

Doch auch das moſaiſche Geſetz hat etwas Poſitives und Hiſtoriſches. Alles Poſitive iſt blos hiſtoriſch. Dasjenige, was die moſaiſche Lehre (katerochen) Hiſtoriſches hat, bezieht ſich ganz auf die Staatsverfaſſung der hebräiſchen Republik. Keine Religion war mehr Staatsreligion in dieſem Sinne, als jene des Moſes. Moſes hatte die Aufgabe, aus einer durch Sclaverei vernichteten Heerde ein ſelbſtſtändiges Volk zu bilden. Er gründete ſeine Bundesrepublik auf den Glauben an einen einzigen Gott, und daher auf ſeine Religion, demnach zur Erhaltung derſelben auf Sonderung von den anderen, die Hebräer umgebenden verdorbenen Völkern, und darum auf Ackerbau und eigenthümliche Ceremonialgebräuche und Sitten.

Ein halbes Jahrhundert gehörte dazu, bis dieſem großen Geſetzgeber, der größer iſt, als alle Geſetzgeber vor ihm und nach ihm — das große Werk gelungen, ſein Volk zu verbeſſern und neu zu gründen. Er gebot nicht den Handel, ſondern den Ackerbau; er gebot beſtimmte Ceremonialgeſetze, die zunächſt darauf gingen, ſein Volk von andern verdorbenen Völkern zu ſondern, und Reinlichkeit und Geſundheit zu erhalten, die einem Volke zum phyſiſchen und ſittlichen Wohlſeyn ſo nöthig ſind. Selbſt heut zu Tage, wo die Bedeutung der Ceremonialgeſetze größtentheils verſchwunden iſt, ſelbſt heut zu Tage ſind dieſe Geſetze nicht ganz ohne Einfluß, wenn auch nicht immer in Bezug auf die Reinlichkeit, doch ſchon in der Erwägung, daß es nicht nachtheilig auf den Menſchen wirkt, wenn er ſelbſt ſich und ſeinen Lüſten ein Geſetz auflegt. Iſt die katholiſche Kirche von Ceremonialgeſetzen frei, und hat ſie durch die Faſtengebote nicht denſelben Zweck, die Selbſtbeherrſchung der Menſchen zu gründen und zu befeſtigen? Mag mancher dieſes Mittel verwerfen; aber ſo billig, ſo menſchlich ſey man doch, einem Andern ſeinen Glauben zu laſſen. Wer leidet dabei, wenn der Jude nicht alles eſſen darf, wie wir, und was haben wir für einen Nachtheil dabei? Er entbehrt etwas, nicht wir. —

Der Talmud beſteht aus einer Sammlung von Traditionen, Sprüchen und Lehrſätzen der Rabbiner, welche häufig mißverſtanden werden; allein richtig verſtanden iſt Irreligiöſes in denſelben nicht enthalten; und ſoll der Mißverſtand entſcheiden? — Wie oft iſt nicht ſelbſt die Bibel zur Verfolgung der Chriſten mißbraucht worden? Hat man nicht unter Chriſten (wie lange iſt es her) den Grundſatz ausgeſprochen, man brauche Ketzern Treue und Glauben nicht zu halten? — Nirgends aber iſt dieſer ſchlechte Satz von der Religion oder gar von Chriſtus aufgeſtellt worden.

Eben ſo iſt es mit der jüdiſchen Lehre. Nirgends iſt der Meineid erlaubt, vielmehr mit dem ſchrecklichſten Fluche bedroht. Nach Moſis Lehre iſt jeder Meineid Sünde, und Sünde Meineid.

Nirgends iſt in einer jüdiſchen Lehre Haß gegen die Chriſten gepredigt. Wohl iſt im alten Teſtamente verboten, in freundſchaftliche Verbindung mit jenen Völkern zu treten, welche Erbfeinde der Nationalität der Juden und ihrer Religion und Sittenreinheit gefährlich waren; wie aber dieſe hiſtoriſchen Verhältniſſe längſt verſchwunden ſind, ſo beſteht die von den Rabbinern anerkannte Lehre, daß die Juden der chriſtlichen Obrigkeit Treue und Gehorſam dem Geſetze als Unterthanen ſchuldig ſind. Kein Ceremonialgeſetz hindert ſie an Erfüllung ihrer Staatsbürger- oder Unterthanenpflichten.

Dem Juden, dem der Sabbath heiliger iſt, als manchem Chriſten der Sonntag, iſt nicht verboten, auch am Sabbath für den Staat zu arbeiten, wenn es die Noth oder das Gebot der Obrigkeit erfordert; natürlich, weil nach dem moſaiſchen Geſetze, wo Staat und Kirche eng verbunden ſind, auch für Gott arbeitet, wer der Republik Dienſte leiſtet. Nur Arbeit für eigenen Gewinn iſt unterſagt. Seine Kirche verbietet ihm nicht, an dem Sabbathe für den Staat zu arbeiten, ſondern ſie gebietet ihm, wenn es ihm befohlen wird, auszuziehen in den Krieg, und alle Pflichten zu erfüllen, wie es auch dem Chriſten und wie es allen Unterthanen geziemt.

Man entgegnet mir, das Ceremonialgeſetz ſelbſt ſtreite gegen unſere bürgerliche Einrichtung, weil am Samstag der jüdiſche Geſell nicht arbeitet. Denken Sie doch an die vielen Feiertage der katholiſchen Kirche ſelbſt! Wer an einem Tage nicht arbeitet, gewinnt eben an jenem Tage nichts; ſein allein iſt der Nachtheil. So finde ich alſo in der Religion der Juden nicht das mindeſte Hinderniß, die Verbindlichkeiten der Staatsbürger zu erfüllen. Der Grund muß daher wo anders liegen, und er liegt ohne Zweifel blos in den bürgerlichen Geſetzen und in der Behandlung der Juden.

* * *

Wer darf wohl ausſprechen, die Familien der Juden ſollen vermindert werden? Ich frage: Iſt dieß Gottes Ordnung gemäß? — Gottes Ordnung iſt, daß die Familien ſich vermehren. Es iſt hergeſtellt, daß jährlich in beſtimmten, oftmals nachgewieſenen Verhältniſſen mehr Menſchen geboren werden als ſterben. Dieß iſt Gottes Ordnung, und wer ſie zu ſtören ſich erkühnt, bleibt nicht ungeſtraft.

Ein widernatürliches Geſetz kann nur nachtheilig auf die Betheiligten und auf die ganze bürgerliche Geſellſchaft wirken.

Die Menſchen, welche ausgeſchloſſen ſind von den ordentlichen Nahrungszweigen, müſſen nach andern Nahrungszweigen greifen. Das iſt ihr Naturrecht, von der Natur ihnen gegeben, wie dem Wurme ſelbſt, der ſich krümmt, wenn man ihn tritt. Da man den Juden die zünftigen geſchloſſenen Gewerb- verſagte, ſo ſuchten und fanden ſie Nahrung durch andere Beſchäftigungen. Verſchuldete Regierungen fanden in ihrer Betriebſamkeit bereitwillige Hülfe, und daher iſt der Papierhandel in den Händen der Juden ſo bedeutend geworden, daß man von einem ſolchen ſagen kann, er ſey zu einer europäiſchen Macht geworden. Trotz allen Geſetzen haben ſie ſich den Güterhandel, da er kein beſtimmtes zunftmäßiges Geſchäft iſt, zugeeignet, und gewinnſüchtige Chriſten theilen denſelben offen und heimlich mit ihnen.

So haben ſie ſich aus gleichen Gründen des Viehhandels bemächtigt, ſo daß der Bauer in manchen Gegenden ohne den Juden kein Stück Vieh kaufen oder verkaufen will. Niemand zwingt ihn, den Juden zum Mittelsmann zu nehmen; er ſchimpft über ihn, und dennoch, wie ein unmündiges Kind, ruft er nach dem Juden. Da hilft keine Geſetzgebung, wo der eigene Verſtand nicht hilft. Man wirft den Juden vor, ſie haben eine angeborne unvertilgbare Neigung zum Schacherhandel; allein wem die erlaubten Nahrungsquellen genommen ſind, der muß am Ende zu jedem, ſelbſt dem kargſten Mittel greifen. Iſt denn der Hauſirhandel eine ſo angenehme Beſchäftigung? Iſt es ſo unterhaltend, ſo lieblich, ſo gewinnbringend, von Haus zu Haus zu gehen, und mit Lumpen zu handeln? Wer ſich anders helfen kann, wird gewiß nach einem ſo elenden Geſchäfte nicht greifen.

*

Wir ſehen, daß Zwangsgeſetze fruchtlos ſind, und daß nur ein Geſetz der Liebe zum guten Ziele führe. Man ärgert ſich über die Prahlerei und Eitelkeit der reichen Juden. Iſt es aber nicht natürlich, daß, wer unterdrückt iſt, dem Drucke einen Gegendruck entgegenſetzt, und der Unterdrückte, wenn es ihm gelingt, als Sieger dazuſtehen, ſich rühmt ſeines Sieges? —

Man ſpricht von dem Haſſe der Juden gegen die Chriſten. Es iſt denkbar, und es mag deren geben, welche Haß gegen die Chriſten hegen; allein denken Sie ſich, wenn es ihnen nicht zu ſchlecht däucht, einen Augenblick nur in die Stelle der Juden, und erinnern Sie ſich, daß man von jeher ihre Väter getreten, mißhandelt, beraubt und getödtet habe. — Welche große Forderung iſt es, ſeine Unterdrücker zu lieben! Man muß wahrer Chriſt, man muß Chriſtus ſelbſt ſeyn, ſie zu erfüllen. Wer von aller Ehre ausgeſchloſſen iſt, iſt der nicht durch unſere Schuld aufgefordert, ſeinen Sinn vom Edlen ab und gemeinen Dingen zuzuwenden? Das, was den Juden zum Juden in ſchlechtem Sinne macht, iſt die Behandlung durch die Chriſten.

Im Orient, wo man von „Chriſtenhunden," wie bei uns von „Judenhunden" ſpricht, legt man den unterdrückten Chriſten genau den Charakter zur Laſt, wie bei uns den Juden. Hienach wird klar ſeyn, wo das Mittel zur Hülfe liegt, es liegt in einem Geſetze, das Liebe predigt und übt, und nicht in einem Geſetze des Zwanges, dem Talmud und dem Sabbath zu entſagen. Dieß wäre unnöthig; ich ſetze aber hinzu: wir haben nicht das Recht zu fordern, daß der Jude dem, was er für einen Theil ſeiner Religion hält, entſage. Wo iſt der Titel, der Sie dazu berechtigt, einen Andern zu zwingen, ſeiner Religion zu entſagen? Welche irreligiöſe Geſinnung muthet man den Juden zu? —

Es gibt zwar ehrenwerthe und wohlwollende Männer, welche den Juden alle bürgerlichen Rechte gern einräumen, aber die ſtaatsbürgerlichen Rechte — Antheil an der Geſetzgebung und Verwaltung nicht zugeſtehen wollen, aus Furcht, die Staaten Europa's würden ihren Charakter als chriſtliche Staaten verlieren. Ich halte mehr auf poſitive Religion, als mancher von Ihnen etwa glaubt, aber ich theile jene Furcht nicht.

Das Chriſtenthum iſt durch göttliche Offenbarung Eigenthum der Welt; eine davon abweichende Geſinnung würde daſſelbe nicht ſtürzen, (es ſteht feſtgebaut auf einem Felſen) und ſo furchtſam brauchen die Chriſten nicht zu ſeyn, daß ſie den Antheil der Juden an dem gemeinen Weſen zu ſcheuen haben, deſſen Maß noch dazu von ihrem Vertrauen abhängt. Iſt dasjenige, worauf die Juden halten, etwas Außerweſentliches, ſo ſchadet es uns nichts; iſt es aber in ihrer Meinung etwas Weſentliches, ſo gibt es kein Recht, es ihnen zu rauben. Ein Richter ſteht über uns Alle; er fragt nicht, auf welchem Wege man zur Wahrheit ſtrebe, wohl aber, daß man zur Wahrheit wolle, und — das iſt die Hauptſache, — „daß man darnach thue!“

200.

7. November 1831. Es kann nicht im Sinne der Regierung ſeyn, die Armen darben zu laſſen.

201.

Nichts compromitirt die Regierung mehr, als wenn unverſtändige Menſchen ihre — wenn auch noch ſo wohlgemeinten — Befehle vollziehen.

8. November 1831. Es mag Menſchen angenehm ſeyn, Gewalt, noch angenehmer, unbeſchränkte Gewalt zu üben.

Der Regierung, welcher man verargt, wenn ſie ſich nicht an das Geſetz bindet, muß man das Beiſpiel geben, doß man ſich ſelbſt bindet an das Geſetz.

202.

Mir ſcheint es ein übles Wagniß zu ſeyn, beſonders in unſerer Zeit, ſich über die Beſtimmung der Verfaſſung hinwegzuſetzen.

— Das klingt liberalen Ohren (und dennoch zähle auch ich mich zu den Liberalen) nicht angenehm. Ich bin ſchon manchmal in den Fall gekommen, meinen Reden den Beifall der Liberalen in dieſer Kammer zu erwerben, wie ich aber eine andere Meinung äußere, als die Herren es wünſchen, da iſt alle Liberalität vergeſſen; da zeigt der Liberalismus eine Deſpotie, die nicht einmal die Meinung in dieſer Kammer freilaſſen will; dann nennen ſie dieſe Meinung miniſteriell und rügen, daß ein Abgeordneter etwas ſagt, was nach ihrer Meinung der Miniſter hätte ſagen ſollen. Ob und was dieſer ſagen ſoll, und ſagt oder nicht ſagt, das geht mich nicht an; — es iſt ſeines Amtes. Meine Meinung iſt frei.

Darum laſſe man Jedem ſeine Meinung frei, und achte ſie; das iſt eine Forderung aller Liberalität.

203.

Es iſt ein publiciſtiſcher Grundſatz, daß die geſetzgebende Gewalt Alles kann. Sie kann beſtehende Rechte ohne Entſchädigung aufheben. Man mag ein ſolches Geſetz unbillig nennen, aber es iſt ein gültiges Geſetz. 12. November 1831.

204.

In der unbeſchränkten Monarchie wird von oben aus Alles geleitet, und die unbeſchränkte Gewalt 18. November 1831.

ſucht alle Theile des Staates, alle Corporationen, alle Kreiſe und alle Gemeinden gleichmäßig zu umfaſſen. Es gibt aber im Staate einen Haushalt der Einzelnen, einen Haushalt der Gemeinden, einen Haushalt der Kreisvereine, und einen Haushalt des ganzen Staates ſelbſt, welche ſämmtlich die unbeſchränkte Monarchie auf gleiche Weiſe zu beherrſchen ſtrebt.

Das Syſtem der Repräſentation iſt dieſer Centraliſirung entgegen. Eine freie Verwaltung muß einen andern Weg einſchlagen; ſie muß Selbſtſtändigkeit gewähren, und nur gegen Geſetzwidrigkeit und Unordnung ſchützen, daher den Haushalt der Einzelnen, den Haushalt der Gemeinden, der Kreiſe, ſo ſelbſtſtändig als möglich ſtellen.

205.

Von allen Staatseinnahmen iſt keine ſo feſt in ihrem Soll, als die direkten Steuern.

206.

19. Nov 18[illegible]1. Er*) liebt es, in Anſehung Anderer den Verdacht veränderter Geſinnung zu erregen. Ich aber kann ruhig auf die Vergangenheit zurückſehen, und ruhig der Zukunft entgegengehen. Ich hoffe mit Gottes Hülfe noch manche Jahre meinem Vaterlande zu nützen, aber bürge dafür, daß meine Geſinnungen unverändert ſeyn, und wenn wir Beide, er und

---

*) Ein Abgeordneter.

ich, im höheren Alter auf die zurückgelegte Bahn zurückſehen, hoffe ich, er und die ganze Welt müſſe mir das Zeugniß geben, ich ſey ſtets treu geweſen meiner Ueberzeugung, meiner Ehre und meinen Geſinnungen, nämlich den Geſinnungen für öffentliche Freiheit und Ordnung.

*

Ich begehre nichts gegen das Geſetz; ich bin allenthalben unterthan dem Geſetze. 23. Nov. 1831.

*

Was die Ehre fordert, weiß ich. Ich möchte ohne Ehre nicht leben, und habe aufgehört, zu athmen, ehe ich mitwirke zur Schande unſeres Vaterlandes. 26. Nov. 1831.

207.

Die Verfaſſung, die uns ſeit 13 Jahren die Wohlfahrt einer bürgerlichen Freiheit gewährt, die uns mit Stolz auf unſer Vaterland erfüllt, muß uns heilig ſeyn in *allen ihren Theilen*. Wenn es erlaubt wäre, daß Jeder herausnehmen könnte was ihm nicht gefällt, ſo würde bald das ganze Gebäude zuſammenfallen.

208.

Ich kann nicht begreifen, wie man ſo wenig Werth auf die Einführung des öffentlichen Verfahrens und der Geſchwornen, beſonders in Sachen der Preſſe, legt, und daß man darin nicht das wahre

Mittel findet gegen die Cenſur, ein Mittel, das ihr den Todesſtoß bringen muß.

*

Ich denke, ſo lange ich lebe, nicht günſtig über die Cenſur; ich halte ſie für nachtheilig und unfähig.

209.

Die Ehre geht über Alles; ich habe mich erklärt, daß ich ein ſo lebhaftes Gefühl für Ehre habe, wie nur immer Jemand.

210.

20. Nov. 1831. Nichts entfremdet die Regierung den Unterthanen mehr, als zu große Fiscalität.

211.

Das Recht der Regierung, verfaſſungswidrige Verfügungen, auch wenn ſie vom Monarchen unterzeichnet und von einem Miniſter contraſignirt ſind, unbefolgt zu laſſen, iſt nicht zu läugnen.

212.

Wenn die Adminiſtrativ- und Gerichtsſtellen unter ſich über ihre Competenz ſtreiten, ſo muß es eine höhere, regulirende Gewalt geben, welche die Grenzen zwiſchen den ſtreitenden Behörden feſtſtellt. Der König perſönlich kann es nicht, weil alles, was in einem conſtitutionellen Staate geſchieht, unter

Verantwortlichkeit der Miniſter geſchehen muß. Alſo muß es eine organiſirte Stelle geben. Aber damit iſt noch nicht Alles gethan. Dieſe Stelle muß zur Entſcheidung darüber, was eine Gerichts-, was eine Adminiſtrativſache ſey, beſtimmte Normen haben.

213.

Immer möchte ich jedoch die Staatsregierung aufmerkſam machen, daß ſie dasjenige, was Rechtsſache iſt, nicht dem Ausſpruche der Gerichte entziehe, und daß ſie nicht durch ihren Vortheil ſich verleiten laſſe, den Rechtsweg abzulehnen. Wenn die Staatsregierung Ausgaben aus einer von den Gerichten anerkannten Verbindlichkeit macht, ſo wird ſie von keiner Ständeverſammlung getadelt werden können und was kann für eine Adminiſtration angenehmer ſeyn, als wenn ſie immer nach dem Rechte verwalten muß?

214.

2. Dezbr. 1831.

Was mich betrifft, ſo weiß ich jederzeit meine theoretiſchen Anſichten von der Verbindlichkeit zu trennen, das Geſetz zu vollziehen. Ein Geſetz, wenn ich es auch für mangelhaft halte, werde ich gewiſſenhaft vollziehen; das iſt meine Pflicht, und man wird mir nicht zutrauen, daß ich einer theoretiſchen Lieblingsanſicht meine Pflicht opfere. Ich wünſche allerdings, daß man zur allgemeinen Gewerbsfreiheit komme, allein ich halte nicht ſehr räthlich, beſonders in dieſer bewegten Zeit, mit Veränderungen zu eilen; ich bin überzeugt, daß die Gewerbsfreiheit eines Tages doch eintreten werde, und bin weit entfernt, durch falſche Vollziehung der Geſetze dahin gelangen zu wollen.

215.

9. Dez. 1831.

Wenn ein Geſetz über die Erwerbſteuer durchgeht, ſo folgt, daß der Steuerfuß beſſer geregelt wird. Gibt es eine Erwerbſteuer, wodurch die verſchiedenen Arten des Erwerbes verhältnißmäßig beſteuert ſind, und iſt die Beſteuerung der verſchiedenen Erwerbsarten auch im richtigen Verhältniſſe zum Erwerbe aus Grund und Boden und aus den Häuſern, ſo wird der Maßſtab für die Gemeindeumlagen auch leicht zu finden ſeyn.

216.

10. Dezbr. 1831.

Ich habe mich von jeher gegen hohe Zölle erklärt, d. h. gegen Zölle, die man nicht einbringen kann. Dieſem Syſteme werde ich immer treu bleiben. Ich votire daher gegen jede auch nur proviſoriſche Ermächtigung, die Zollgefälle zu erhöhen, wenn es nicht zum Zwecke der Zollvereine geſchieht. Man führt zwar an, es ſey nothwendig, daß Repreſſalien genommen werden gegen diejenigen Staaten, die den Eingang unſerer Waaren mit hohem Zolle belegen. Allein das Repreſſalienſyſtem hat ſich als unzweckmäßig erprobt, und es iſt kein Staat, der dieſem Syſteme jetzt mehr anhängt. Ich weiß es wohl, man kann erwiedern, daß das Syſtem der Mäßigung, das die Engländer und Franzoſen üben, noch immer weit höhere Tarife, als der unſrige iſt, begleiten. Allein ein hohes Zollſyſtem läßt ſich nicht auf einmal verlaſſen, und man kann nicht ſogleich von den höchſten Zollſätzen zu den kleinſten ſpringen. Genug, daß ſie das Princip angenommen haben, welches wir erkennen. — Ich bin bereit, zu allen Mitteln mitzuwirken für Zollvereine, für einen allgemeinen oder wenigſtens großen deutſchen Zollverein.

Ich betrachte einen deutſchen Zollverein als einen Gegenſtand von dem höchſten moraliſchen und politiſchen Intereſſe für Deutſchland. Selbſt die Eiferſucht anderer Staaten enthält die Anerkennung der Wichtigkeit der Sache. Je mehr wir die Vortheile des Vereins anerkennen, deſto mehr müſſen wir durch Darbietung der Mittel Vertrauen zeigen, damit die Regierung den Verein ſo bald als möglich zu Stande bringe. Niemand iſt von dieſer Unterhandlung ausgeſchloſſen, keinem deutſchen Staate iſt der Beitritt verſagt. Daher ſtimme ich dafür, der Regierung alle Ermächtigung zu geben, welche ſie bedarf, damit ſie ſobald als möglich den Zollverein, und dadurch ein beſſeres Verhältniß im Zoll- und Handelsweſen bewirke. Auch auf den Fall eines bloßen Handelsvertrags dehne ich jene Ermächtigung aus, wiewohl ich weiß, daß es nicht nöthig iſt. Ich möchte nicht den Vorwurf auf mich laden, einen ſolchen Vertrag gehindert zu haben, da er die Einleitung zu einem Vereine werden kann.

217.

12. Dec. 1831. Es iſt nicht zu widerſtreiten, daß ein Rechtsanſpruch auf einen beſtimmten Gehalt aus einem Privatrechtstitel ein Privatrecht ſey; ſomit iſt auch nicht zu bezweifeln, daß ein jeder ſolcher Rechtsanſpruch vor die Civilgerichte gehöre, ſey nun der Anſpruch gerichtet gegen die Staatskaſſe, oder gegen einen Privaten.

Ich halte es für das Mißlichſte für eine Adminiſtration, auch nur den Schein auf ſich zu laden, daß ſie den Rechtsweg verſperren, und von ihrer Willkür die Entſcheidung abhängig machen wolle, die nur von dem Gerichte allein abhängig ſeyn ſollte. Glauben Sie, daß das fiscaliſche Benehmen der Regierung gerade gegen die Regierung antifiscaliſche Meinungen der Gerichte erregt. Man ſucht die Unbilligkeit auszugleichen, welche ſich die Gewalt erlaubt. Was ſoll es in der conſtitutionellen Monarchie für einen Grund geben, daß die Adminiſtration ſich dem Ausſpruche der Gerichte entzieht? Wenn die Gerichte die Adminiſtration zur Zahlung verurtheilen, dann kann ſie mit dem Urtheile in der Hand ruhig an die Ständeverſammlung gehen, und darnach ihr Poſtulat begründen.

Wie könnte die Ständeverſammlung ſich einem ſolchen Poſtulat entziehen? Und viel beſſer iſt es, die Herrſchaft des Rechtes vorwalten zu laſſen, als den Verdacht der Willkür auf ſich zu laden.

218.

Wenn auch der Miniſter zweierlei Eigenſchaften an ſich trägt, die des Staatsraths und die des Miniſters, ſo iſt doch eine ſolche Duplicität nicht möglich, daß er an dem Orte dieſe, und an einem andern Orte eine andere Meinung haben könnte.

Ich würde es für ſehr Unrecht halten, wenn ein Beamter, der in der Kammer ſitzt, hier ſo ſpräche und dem Könige andere Rathſchläge gäbe. Wäre dieß ein männlicher Charakter? — Der mannhafte Charakter iſt, daß man ſeine Meinung ausſpricht, und nie zum Unrecht die Hand bietet.

219.

15. Dec. 1831.

Das Heil des Erbadels beruht nicht auf Privilegien; die Erhaltung der erblichen Ariſtokratie beſteht in dem erblichen Grundeigenthume, nicht in dem Privilegium. Das Beiſpiel der größten Ariſtokratie in der Welt beweiſt dieß zur Genüge.

220.

Wohl bin ich damit einverſtanden, daß man kein Geſetz machen ſolle, wodurch ein Recht aufgehoben wird ohne Entſchädigung. Allein wenn ein Recht durch die Verfaſſungs-Urkunde aufgehoben werden iſt ohne Entſchädigung, ſo kann kein Gericht auf Entſchädigung ſprechen.

221.

17. Dec. 1831. Nicht Alles auf einmal! Genug, wenn nur einmal der Anfang mit einer Sache gemacht iſt.

222.

18. Dec. 1831. Was in aller Welt gewinnt die Regierung oder ſelbſt die Finanzverwaltung, wenn man einen Rechtsanſpruch beſeitigt durch Sperrung des Rechtsweges? Was verlieren die Finanzen, wenn die Juſtiz ausſpricht, der Fiscus ſey zu bezahlen ſchuldig? Wo wäre die Ständeverſammlung, welche die Genehmigung der Zahlung verweigern könnte, wenn ſie nach einem Rechtsſpruche geſchieht? Und ſind ſo kleine Summen, ja Summen überhaupt, in die Wagſchale zu legen gegen das Vertrauen auf die Herrſchaft des Geſetzes, das dadurch verloren geht?

223.

Halten Sie es nicht für bedeutend, daß die Staatsbürger durch die Theilnahme, welche durch das Unglück ihres Mitbürgers erweckt wird, und durch Beiträge zur Erleichterung deſſelben einander näher verwandt werden? Das iſt ja einer der Zwecke der bürgerlichen, der chriſtlichen Geſellſchaft.

Als Berichterſtatter.

224.

Der Zweck der Geſchäftsordnungen deliberirender Verſammlungen, iſt eine freie, geordnete, vollſtändige Berathſchlagung, und dadurch ein reifer, klarer und beſtimmter Beſchluß als der treue Ausdruck des allgemeinen Willens der Verſammlung. Sie ſollen daher vor Uebereilung und lahmer Zögerung bewahren, die Freiheit der Meinung ſichern, die Minderzahl gegen die Mehrheit und alſo überhaupt gegen Anarchie und Oligarchie ſchützen. Die hiezu dienlichen Regeln aufzuſtellen, iſt allenthalben ausſchließend eine innere Angelegenheit repräſentativer Verſammlungen, die, berufen, die großen Angelegenheiten des Staates mitzuordnen, und als ſelbſtſtändige Körper an der höchſten Gewalt Theil zu nehmen, — auch im Stande ſind, die Ordnung und Würde ihrer Berathſchlagungen ſelbſt und ohne Zuthun eines Andern zu handhaben, und die Formen ihres Geſchäftsganges zweckmäßig feſtzuſetzen.

*

Da der Gang der Ideen ſich nicht nach der Reihe der Sitze richtet, ſo iſt die Ordnung des Sprechens, welche nach dieſer, nicht nach jener eingehalten werden muß, unnatürlich und verkehrt.

Mancher hält ſich für berufen zu reden, blos weil ihn eben die Reihe trifft, nicht ſowohl um etwas zu ſagen, als um nicht zu ſchweigen; Mancher trägt ſeine ſchon vor dem Beginnen der Berathung verfaßten Bemerkungen vor, welche nicht ſelten mit den Stimmen vor oder nach ihm gleichbedeutend ſind. — Gegentheilige Meinungen, welche nach ihm vorgetragen werden, darf er, könnte er es auch noch ſo leicht, nicht widerlegen, gegen Angriffe, welche ein ſpäter ſprechendes Mitglied, ſicher in dem Hinterhalte ſeines Sitzes, gegen ihn macht, ſich nicht vertheidigen. Schwer und lahm wälzt ſich die Berathung unter Wiederholung einer Menge brockenweiſer, oft fremdartiger Bemerkungen, die zuweilen das Klarſte wieder trüb machen, zu den Mitgliedern auf den letzten Sitzen, welche, wenn es ihre Ermüdung erlaubt, die übergangenen Gründe nachtragen, die gegentheiligen widerlegen, und den ſchweren Verſuch machen mögen, die verſchiedenartigſten Einzelnheiten zuſammenzufaſſen und zur Einheit zurückzuführen.

Solch einer Erörterung fehlt die Gegenrede, und es iſt daher häufig nicht anders, als wenn jeder Sprechende für ſich allein ſpräche; ſolch eine Erörterung verdient nicht die Benennung einer Debatte, nicht jenes geiſtigen Kampfes, wo Mann gegen Mann mit Gründen und Gegengründen, mit den Waffen der Dialektik und Beredſamkeit um den Preis der Ueberzeugung ringt.

Daß die Redner ſogleich nach ihren Parteianſichten, wenn es deren gibt, durch freigewählte Sitze unterſchieden werden können, iſt vielleicht ein Vortheil; wogegen Parteiungen nicht dadurch vermieden werden, daß man den Mitgliedern beſtimmte Plätze zum Sitzen oder Reden anweiſet, da ihre Anſicht aus ihren Köpfen, nicht aus ihren Sitzen entſpringt, und jeder Redner die Farbe ſeiner Meinungen auch mit auf die Rednerbühne bringen wird.

*

Da es darauf ankommt, alle Meinungen aus freier Bruſt zu hören, ſo iſt es billig, den Mitgliedern die Wahl des Platzes zu überlaſſen, an welchem ſie am leichteſten ſprechen zu können und am beſten gehört zu werden glauben. Mancher ſchüchterne oder beſcheidene Mann, der ſeine Anſichten auch über die allgemeinen Grundſätze von ſeinem Platze aus gern und recht gut vortragen würde, hält ſie zurück, wenn er gezwungen iſt, den Rednerſtuhl zu beſteigen, der gleichſam ein Prätentionsplatz iſt.

*

In Frankreich behandelt man die Sache als ein Schauſpiel, in England als ein Geſchäft.

*

Kürze oder Länge der Rede entſcheidet nicht, und es iſt möglich, daß ein Mitglied über Principien ſich kurz ausdrücke, indeſſen ein anderes für zweckdienlich hält, über einen einzelnen Artikel, weil er vielleicht mehr praktiſchen Werth hat, als der theoretiſche Grundſatz, oder weil er der Hauptartikel iſt, in welchem jener ſeine vorzüglichſte Anwendung erhält, ausführlich zu ſprechen, und in einer Rede von der Rednerbühne zu imponiren. In dieſen Dingen muß man den Mitgliedern völlige Freiheit laſſen.

*

Wer die Oeffentlichkeit will, muß ſie ganz wollen. Wer ſeine Anſichten während der Discuſſion und bei der Abſtimmung über die einzelnen Artikel in öffentlicher Sitzung ausſpricht, warum ſollte er ſich ſcheuen, dieſelbe mit ſeinem einfachen Ja oder Nein gleichfalls in öffentlicher Sitzung zu beſtätigen? Wohl ſchützt die Heimlichkeit den Furchtſamen vor dem Einfluße miniſterieller Gewalt; dagegen iſt ſie auch der Deckmantel der Pflichtwidrigkeit.

*

Sie — die Publicität — iſt die Wache für und gegen die Stimmenden; ſie gibt dem Charakter mehr Kraft und Würde. — Der Ehrenmann prüft wohl ſeine Meinung, wenn ſie einer Volksmeinung widerſpricht, mit deſto größerem Mißtrauen in ſich ſelbſt; wenn er aber nach reifem Nachdenken eine Volksmeinung für Irrthum erkennt, das Geſchrei der Menge von dem Urtheile der Verſtändigen unterſcheidet, wenn er aus der richtigen Kenntniß der öffentlichen Meinung die Kraft ſchöpft, ihr, ſofern er ſie für irrig erkennt, muthig zu widerſtehen, ſo wird er ſich durch ſeinen aufrichtigen Ausſpruch und durch ſeinen moraliſchen Muth, der ſo viel werth iſt, als der militäriſche, die Hochachtung ſelbſt ſeiner Gegner erwerben, und vielleicht der öffentlichen Meinung ſelbſt eine beſſere Richtung geben. Dieſer Sieg iſt dem tugendhaften Manne mehr werth, als eine vorübergehende Popularität.

225.

Ohne die Sicherheit, welche das Geſchwornengericht ſowohl den Schriftſtellern und Schriften, als gegen ſie dem Publikum gewährt, iſt eine gute Geſetzgebung über die Preſſe unmöglich.

*

Kein Gegenſtand eignet ſich mehr zum öffentlichen Verfahren, als ſtrafbare Handlungen, welche auf Herabſetzung in der öffentlichen Meinung mit den Waffen der Oeffentlichkeit, nämlich durch öffentliche Schriften, gerichtet ſind, indem die Oeffentlichkeit des Verfahrens ſelbſt den Schriftſteller und den Angegriffenen, jeden nach Verdienſt, in der öffentlichen Meinung zu ſchützen oder zu verdammen dient.

Vervielfältigung der Nichtigkeitsbeſchwerden ohne erhebliche Urſache, wäre Vervielfältigung der Prozeſſe und Hemmung ſtatt Pflege des Rechts. Man muß die Zuläßigkeit beſchränken blos auf den Mangel weſentlicher Vorausſetzungen und Formen, alſo ſolcher, von denen man annehmen muß, daß ſie auf das Urtheil einen Einfluß haben, oder daß ſie die Sicherheit der Rechtsſprüche bedingen.

*

Der Zweck des Contumacialverfahrens iſt nicht, Rache zu üben, ſondern einerſeits Ungehorſam zu ſtrafen, andererſeits zu verhindern, daß der Schutz der Rechte, den der Staat jedem Staatsangehörigen ſchuldig iſt, durch die Flucht eines Angeſchuldigten nicht vereitelt werde. Ungehorſam kann nur derjenige genannt werden, welcher vorgeladen nicht erſcheint.

Ein Erkenntniß gegen einen nicht Vorgeladenen iſt an ſich eine Ungerechtigkeit, weil ihm die Möglichkeit fehlt, ſich zu vertheidigen. Der Schutz der Rechte, welchen die Regierung den Staatsangehörigen ſchuldig iſt, wird dem Angegriffenen doch zu Theil durch die Fortſetzung des vorläufigen Beſchlages der Schrift, über welche der Anklageſenat erkennt, und in Anſehung der Civilanſprüche ſteht ihm wie in Anſehung aller Civilforderungen der Rechtsweg offen.

Die ganze Wirkſamkeit der Geſchwornengerichte überhaupt, hängt von der **Art ihrer Bildung und Zuſammenſetzung** ab; denn feile und leidenſchaftliche Geſchworne würden eben ſo die Geißel des Landes und der Schrecken der Unſchuld, als unabhängige, verſtändige und redliche zu ihrem Schutz und zur Bürgſchaft der öffentlichen Freiheit und Ordnung dienen.

*

Die Geſchwornengerichte ſind ihrer Natur nach Volksgerichte; der hohe Beruf des Geſchwornengerichts iſt, durch ſeinen Anſpruch mit „**Schuldig**“ oder „**Unſchuldig**“ über die höchſten Güter der Staatsbürger zu entſcheiden, alſo Richter der That zu ſeyn. Sein Anſpruch gründet ſich nicht auf die juridiſchen Formen des Beweiſes, ſondern auf die übereinſtimmende ſubjektive gewiſſenhafte Ueberzeugung der Geſchwornen, daß der Angeklagte die ihm angeſchuldigte That mit dieſen oder jenen ihm zur Laſt gelegten Umſtänden begangen habe.

Unabhängigkeit und **Einſicht** ſind daher unumgängliche Eigenſchaften der Geſchwornen; daher können nicht alle Staatsbürger zu dieſem wichtigen Amte berufen werden, ſondern nur diejenigen, bei welchen jene Eigenſchaften vorausgeſetzt werden können, und die dafür durch ihre Verhältniſſe gewiſſermaßen eine Bürgſchaft geben; alſo nicht eben oder blos die reichſten, ſondern die eigentlichen Notabeln des Landes.

226.

Der wahre Vortheil der Ariſtocratie iſt, ſich mit den Gemeinen zu verbinden und ſich durch ihren natürlichen Einfluß an die Spitze der nationalen Inſtitutionen zu ſtellen; die Ariſtocratie aber, die ſich von den Gemeinen ſondert, wird durch kein Privilegium dauernden Einfluß auf dieſelben erhalten können.

227.

Es ſcheint unrecht, die Perſonen weiblichen Geſchlechtes auszuſchließen, um ſo mehr, als ihr Einfluß auf die Erziehung und ihr richtiger Takt in öffentlichen Angelegenheiten ihnen Anſpruch gibt auf die Achtung, die alle geſitteten chriſtlichen Völker den Frauen ſchuldig ſind und beweiſen.

Ständeverſammlung

von 1834 . . . Nummer 228—237.

228.

21. März 1834.

Der Monarch ſoll ſeyn der Mittelpunkt des Staates, die Majeſtät, d. h. die größeſte der Größen, das Ideal der Größe, der Inbegriff und die Quelle aller Macht. Mit dieſem Begriffe der Monarchie, — das liegt wohl auf flacher Hand, — iſt unvereinbarlich, daß in beſtimmten wiederkehrenden Zeitabſchnitten, ſey es nun von ſechs zu ſechs Jahren, oder je bei einem Regierungsantritte, eine Unterſuchung eintrete, über die Bedürfniſſe des Monarchen und über die Verhältniſſe ſeines Haushaltes bis zum Kleinſten herab. So übel iſt nicht der geringſte Diener des Königs geſtellt, und wer iſt wohl unter uns, wer, der es leiden möchte, daß man das Innerſte ſeiner Haushaltung durchſuche, über alle ſeine Bedürfniſſe, Ausgaben und etwa thunlichen Erſparungen Discuſſionen anſtelle und ſie öffentlich darlege? —

Es iſt wenig angemeſſen der königlichen Gewalt, daß ſie zeitweiſe ihr Loos in Anſehung ihrer Subſiſtenz von der Hand und dem Willen einer Verſammlung, zuſammengeſetzt aus Staatsbürgern, Unterthanen des Königs, erwarten muß. Es iſt nicht angemeſſen der Würde der Krone, daß ihre Exiſtenz von Zeit zu Zeit von dem Votum der Stände abhängig gemacht iſt. Was iſt der Glanz der Krone bei ſolcher Abhängigkeit? — Er muß erlöſchen. Was iſt der Prunk des Thrones, da ihn eine der unentbehrlichen Säulen nicht ſtützt? Die Gefahr des Einſturzes muß ihm drohen.

Der Monarch wird durch die Beſtimmung, daß alle ſechs Jahre oder überhaupt zeitweiſe die Summe für ſeine Bedürfniſſe votirt werde, in die Debatten, und dadurch in die Gefahr herabgezogen, die würdevolle Haltung zu verlieren, die nach ſeinem erhabenen Standpunkte ihm geziemt. In der conſtitutionellen Monarchie ſoll der Monarch über dem Streite der Meinungen und Partheien ſtehen, einem Gotte gleich, möchte ich ſagen, der über den Wolken ſchwebt, und ſie, wenn auch der Sturm ſie durcheinander peitſcht, beherrſcht und beruhigt. In das Bereich des Streites aber hinab gezogen, wird er den Leidenſchaften unterthan, und eben die zeitweiſe Berathung und Feſtſetzung der Civilliſte auf eine beſchränkte Reihe von Jahren iſt es, welche den Feinden des conſtitutionellen Syſtems Gelegenheit gibt, daſſelbe zu verdächtigen. Ich bin nicht ſo unglücklich, ſolche Anfeindungen und Verdächtigungen in der Nähe gehört zu haben, aber die Natterzungen ziſchen, und es iſt leicht möglich, daß man von jenem Mißverhältniß Gelegenheit nimmt, einen Monarchen abzuziehen von ſeiner Anhänglichkeit an das conſtitutionelle Syſtem. „Sehet ihr," ſo ſagen ſie, „ihr habt die Völker unvorſichtig freigelaſſen; gegen wen wenden ſie nun die Waffen? — Als ſie noch Sclaven waren und das Wort nicht hatten, waren ſie unterthan ohne Widerrede. Gebt ihnen nun die Geſetzgebung in die Hand, und ſie richten die Gewalt gegen euch und gegen den Thron ſelbſt." Nicht viel fehlt, ſo heißt die landſtändiſche Verfaſſung überhaupt Vielen der Anfang der Revolution. An uns iſt es, die Lüge dieſer Beſchuldigung darzuthun, und zu zeigen, daß die Würde der Monarchie und das monarchiſche Princip ſich ganz wohl vertragen mit der landſtändiſchen Verfaſſung, und daß eben durch dieſe die Monarchie größere Würde und Haltbarkeit erlange.

229.

Eine zu große Gewalt iſt ein gefährliches Ding. Der Reiz der Macht iſt ſo verführeriſch, daß auch große Seelen ihm ſelten widerſtehen.

Die Stimme der Sirenen iſt nicht ſo verführeriſch, als der Reiz der Macht.

*

Recht und Billigkeit ſind zwei Schweſtern; die 21. März 1834.

Billigkeit beruht auf den ewigen Geſetzen des Rechts, älter als das poſitive Recht, und wenn man behaupten wollte, man müſſe recht thun, aber man müſſe nicht billig ſeyn, ſo gäbe man zu, daß man unbillig ſeyn dürfe.

Derjenige, welcher nicht billig iſt, iſt ohne Zweifel unbillig.

Ein zwar rechtlicher, aber nicht billiger Mann wäre keine freundliche Zugabe in der menſchlichen Geſellſchaft.

230.

7. April 1834. Der Geiſt der Gerechtigkeit iſt ſehr wohl zu vereinen mit dem Geiſte der Milde. Man kann von dem Geiſte der Strenge, welche in einer Geſetzgebung herrſcht, ſo wie von einem Geiſte der Milde reden.

*

10 April 1834. Stabilität in der Geſetzgebung iſt das Vorzüglichſte, worauf Regierung und Stände zu achten haben. Geſetze ſind nicht Kartenhäuſer, die man heute ſpielend aufbaut, und morgen wieder einwirft.

*

25. April 1834 So lange ich in der Ständeverſammlung bin, gehörte ich immer zu den Conſervativen, war ich bemüht für die Vertheidigung der beſtehenden Geſetze.

231.

Freilich wäre es am beſten, wenn alle Beſitzer von Grundſtücken freie Eigenthümer wären, allein dieß iſt blos frommer Wunſch, und wird es auch bleiben. 28. April 1834.

Das Pachtſyſtem iſt unter allen Verhältniſſen entſchieden, ſowohl für den Bebauer, als für die Cultur ſelbſt das nachtheiligſte.

Die geſetzgebende Gewalt kann im juridiſchen Sinne alles, d. h. ihr Akt iſt formell legitim; aber darum noch nicht recht. Sie kann nicht alles im moraliſchen Sinne. Das ewige Geſetz der Gerechtigkeit iſt auch ihr Geſetz. Ein Geſetz iſt unrecht und in der That gewaltthätig, wenn man von ihm ſagen muß, es hat dem Einen das Eigenthum genommen und dem Andern gegeben. Dieſer Akt wäre revolutionär, ja er iſt das Weſen der Revolution, und ſetzt ſie voraus.

Ich bin der Ueberzeugung, daß die Zeit in Deutſchland niemals kommen werde, wo alle Grundbeſitzer freie Eigenthümer in dem Sinne ſind, daß ſie keine andere Laſt auf ihren Gütern, als die Steuer, haben.

Es geſchieht in der That ein Unrecht, wenn man Jemand zwingt, ſein Eigenthum einem Andern zu geben, und das Unrecht kann für die Cultur kein Gewinn ſeyn.

232.

Wenn, wie es in der That der Fall iſt, den gemiſchten Ehen Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, wenn es eine Gewalt im Staate gibt, welche den verfaſſungsmäßigen Rechten der Staatsbürger, ihre Kinder in einer der drei chriſtlichen Confeſſionen erziehen zu laſſen, hindernd entgegentritt, ſo kann und muß man allerdings beantragen, daß dieſe verfaſſungsmäßigen Rechte gehandhabt werden. Sehr unrichtig iſt es darum, wenn man behauptet, es handle ſich hier von einer rein kirchlichen Angelegenheit. Die Beſtimmung, ſeine Kinder in irgend einer der drei chriſtlichen Kirchen erziehen zu laſſen, macht einen Theil der Verfaſſung aus, und abgeſehen von jeder individuellen Ueberzeugung und der Gewiſſensfreiheit, frage ich dann dieſe Herren (Geiſtlichen), ob ſie die Verfaſſung beſchworen haben, und wie ſie dieſelbe vollziehen?

Müſſen ſie die Verfaſſung vollziehen, und *wollen* ſie es nicht, ſo muß die Staatsbehörde, abgeſehen von allen Mißverhältniſſen, die obwalten, ſie hiezu zwingen.

Es iſt falſch, daß es Grundſatz der katholiſchen Kirche und Kirchengeſetz ſey, daß die Kinder in keiner andern, als in der katholiſchen Confeſſion erzogen werden dürfen. Schon im Jahre 1831 iſt ausführlich dargeſtellt worden, daß es kein *Kirchengeſetz* gibt, welches die gemiſchten Ehen verbietet. Wohl gab es einzelne Breven, einzelne Schreiben der Päpſte, welche ſie mißbilligten, ohne eine Ungültigkeit ſolcher Ehen auszuſprechen. Es gab aber auch Päpſte, welche ſich in ihren Schreiben im entgegengeſetzten Sinne ausſprachen.

In Deutſchland ſind ſeit dem weſtphäliſchen Frieden die gemiſchten Ehen nie beanſtandet worden.

233.

Es iſt dem Intereſſe der öffentlichen Freiheit gemäß, daß die Handlungen und Unterlaſſungen, welche zu beſtrafen ſind, bezeichnet und angeführt werden. 29. April 1850.

*

Man darf nicht thun, wie die Kinder, die pflanzen und ſäen, und in der nächſten Minute die Pflanze oder den Samen wieder herausnehmen, und ſchauen, wie weit ſie gewachſen. Die Geſetzgebung iſt nicht ein Spielzeug für müßigen leichten Sinn, ſondern darf nur zur Hand genommen werden, wenn ſie unabweisbares, öffentliches Bedürfniß iſt. 1. Mai 1850.

234.

Die Gemeindeverfaſſung iſt in der That nur das Spiegelbild der Staatsverfaſſung im Kleinen. Die conſtitutionelle Monarchie beſteht ja nur in der Verbindung einer großen Anzahl von Gemeinweſen unter dem Schutze und der Gewalt eines Königs. Rüttelt man an der Gemeindeverfaſſung, ſo kann man nicht umhin, an der Staatsverfaſſung ſelbſt zu rütteln; man greift das Fundament derſelben an.

Die Gemeinden ſind nicht bloße Individuen, die das Recht haben, ihre Stiftungen und Gemeindevermögen zu verwalten, ſondern ſie ſind politiſche Corporationen, die ihre eigene Rechnung führen. Sie verfahren darin ſelbſtſtändig und nach den lokalen Verhältniſſen und Bedürfniſſen; und die Aufgabe der Staatsregierung iſt, zu wachen, daß alles dem Geſetze gemäß geſchehe, die Gemeinden nach dem allgemeinen Intereſſe zu leiten, und zur Einheit und Kraft zuſammenzuhalten für das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes. Den Gemeinden die Polizei wieder nehmen, hieße ihnen den Todesſtoß geben.

Wohl kann eine Stadt durch Unglück ihre Freiheiten verlieren, und die Geſchichte zeichnet trauernd ſolche denkwürdige Tage des Unglückes auf; aber — — das Mädchen, das ſich ſelbſt ſelbſt den Männern anbietet, iſt — keine Jungfrau.

Daß nicht immer gleiche Anſichten herrſchen, iſt natürlich, und auch wohl gut; denn nur aus der freien Darſtellung der Ueberzeugung erwächst die Wahrheit.

235.

Das Geſetz iſt blos ein todter Buchſtabe, das Hauptſächlichſte iſt die verſtändige Hand, welche das Geſetz in Vollzug bringt.

236.

Ich bin ganz der Meinung, daß man den Gemeinden einen freien Spielraum laſſen ſollte. Geſchieht aber dieß, wie es geſchehen ſoll, ſo iſt auf der andern Seite erforderlich, daß die Staatsregierung die Zügel feſthalte, und die Aufſicht führe, damit die Einheit des Staats bewahret wird, und daß nicht die Gemeinden in entgegengeſetzte Einzelnheiten ſich zerſplittern. 6. Mai 1834.

Die Gemeindebevollmächtigten ſind die Repräſentanten der Gemeinde; ſie ſind das, was die Kammern ſind für den Staat.

•

Die eigentliche bürgerliche Würde beſtand ſonſt darin, ein behauster Bürger zu ſeyn, und man kennt das Sprichwort: „kein Wirth ohne Wirthshaus;“ heutigen Tages gibt es genug Wirthe ohne Wirthshaus, und Bürger ohne ein bürgerliches Haus. 7. Mai 1834.

Es war eine alte Sitte, bei Setzung von Markſteinen, Knaben an die Grenze hinzuführen, ſie ihnen zu zeigen, und ihnen Ohrfeigen zu geben, damit ſie dieſelben deſto beſſer merken. Dadurch ward jeder dieſer Knaben ein Zeuge bis in die ſpäteſten Zeiten; denn jeder merkte ſich genau, wo ihm dieſe ſonderbare Ehre angethan worden war. Derlei ſymboliſche Handlungen haben Bedeutung. Sie ſind in der That eine juriſtiſche Sprache; aber die

Sprache in angegebener Art iſt heut zu Tage abgekommen, und ich habe nicht Luſt, deren Wiedereinführung zu beantragen.

237.

9 Mai 184. Ein ſchwankend Rohr in der That iſt die Gunſt der Menge, gar leicht bewegt von jedem Winde hin und her; der iſt verloren, der ſich darauf ſtützt. Schauen Sie aber wohl nach dem Beifalle der Verſtändigen. Vor allem ſeyen Sie einig mit Sich und Ihrer Pflicht. Weg mit aller Feigheit; denn Feigheit nenne ich es, wenn Jemand an der Ausübung einer, wenn auch ſchweren und unangenehmen Pflicht ſich hindern läßt, aus Rückſicht, ob er Gunſt gewinne oder Ungunſt ärnte.

Der moraliſche Muth iſt eine der erſten Eigenſchaften eines Abgeordneten, eine Gabe, wohl nicht geringer als der militäriſche Muth.

238.

Jedes Geſetz, das nicht ſeiner Beſtimmung nach ein blos tranſitoriſches iſt, iſt auf ewige Dauer berechnet.

239.

Trauen Sie nicht jedem Staatsmanne ſo viel Gefühl zu, daß er mit den geringſten Mitteln das Größte zu leiſten ſucht?

240.

Veränderungen in den Steuern ſind höchſt bedenklich. Eine gewohnte, auch fehlerhafte Steuer wird leichter getragen, als eine theoretiſch vollkommnere, aber neue.

So ſehr ich die Pflicht erkenne, alles zu bedenken, was nothwendig iſt, um die Laſten des Volkes zu vermindern, ſo vergeſſen wir auch auf der andern Seite die heilige Pflicht nicht, nichts zu verſäumen, was die Selbſtſtändigkeit der Nation und die Erhaltung des theuern Vaterlandes erfordert.

241.

Staatsverträge müſſen gehalten werden, wenn je Treue und Glauben auf der Welt etwas gilt. 10. Mai 1834.

242.

Halten Sie an dem Grundſatze, daß religiöſe Unterſchiede an ſich keinen politiſchen Unterſchied begründen, und daß das Geſetz, welches die Emancipation der Juden betrifft, blos in dem Satze beſtehen müſſe, daß jeder Iſraelit, der alle bürgerlichen Verbindlichkeiten zu erfüllen nachweiſt, auch Anſpruch auf alle ſtaatsbürgerlichen Rechte habe. Ueber dieſen Satz kann keine gerechte Regierung und keine gerechte Kammer ſich hinwegſetzen. 13. Mai 1834.

243.

Ich bin ein Feind aller krummen Wege. 26. Mai 1834.

27. Mai 1834. Immer ſtrebe ich nach Wahrheit; denn Wahrheit und Recht iſt über Alles.

244.

31. Mai 1834. Welcher Rechtsgelehrte mag fordern, nach dem Gefühle ſtatt nach dem Geſetze zu urtheilen? Es gibt ein Rechtsgefühl, welches ſich ſträubt gegen die Beſtimmungen manches poſitiven Geſetzes; allein man muß urtheilen nach dem Geſetze, und wohl demjenigen, den das Geſetz allenthalben bei ſeinen Entſcheidungen bindet. Wenn das Geſetz gebietet, daß die Hand abgehauen werde, ſo reiche man ſie dar, wenn auch das phyſiſche Gefühl ſich ſträubt. Nicht leichter iſt es, ihm zu gehorchen, wenn anderwärts das moraliſche Gefühl ſich gegen ein Geſetz ſträubt; allein das Geſetz und nur das Geſetz kann zur Entſcheidung dienen.

*

7. Juni 1834. Ich kämpfe nur mit offenen Waffen.

*

9. Juni 1834. Mir ſcheint es die Pflicht der Augeordneten vor Allem darauf zu beſtehen, daß die Geſetze vollzogen werden.

245.

10. Juni 1834. Man nennt mich (ich weiß es) den Apoſtel der Gewerbsfreiheit. Es iſt kein ſo übler Titel,

welcher darauf deutet, daß man die Freiheit lehre, die gemäßigte Freiheit, welche allgemein iſt in allen Theilen des menſchlichen und bürgerlichen Lebens. Wer ſich als ihren Anhänger bekennt, kann ſie nicht bei einem Gliede faſſen, und ihren Leib zurückſtoßen, ſondern er muß ſie in Anhänglichkeit und Liebe warm und ganz umfaſſen.

Die Freiheit der Gewerbe iſt eine der vorzüglichſten Theile der natürlichen Freiheit, und wenn ich zugebe, daß die natürliche Freiheit Beſchränkungen leide, ſo iſt dieß doch nur der Fall, wenn Gründe von Nothwendigkeit für dieſelbe nachgewieſen werden, und nur unter dieſer Vorausſetzung ſind auch Beſchränkungen in Beziehung auf die Gewerbsfreiheit einzuräumen. Wohl iſt der Tiſch Gottes anders gedeckt, als der Tiſch der Menſchen, und wenn der Himmel die Thiere mit dem Inſtinkt verſah, ſich ſelbſt zu ernähren, ſo ſtellt er den Menſchen nicht tiefer, ſondern höher, indem er ihn mit Verſtand und Vernunft begabte.

Es iſt entſchieden, daß das Syſtem der Gewerbsfreiheit der natürlichen und bürgerlichen Freiheit entſpricht, und es iſt unbegreiflich, wie eine Ständeverſammlung gegen das Weſen derſelben ankämpfen kann.

Das Syſtem der Gewerbsfreiheit iſt kein Syſtem unbedingter und ungebundener Freiheit; aber nur diejenigen Beſchränkungen derſelben werden als nothwendig erkannt, welche die öffentliche Sicherheit erheiſcht. Niemals iſt es mir beigefallen, ein Syſtem aufzuſtellen, das den Unfähigen und Sittenloſen zu Gewerben zuläßt, oder die Aufſicht und Zucht über Lehrlinge und Geſellen ausſchließt. Daß aber ein gemäßigtes und geordnetes Syſtem der Gewerbsfreiheit der Induſtrie am zuträglichſten iſt, und ſie auf den höchſten Gipfel hebt, dieß beweiſet, wie es ſcheint, zureichend die Ueberlegenheit derjenigen Staaten, wo dieſes Syſtem das vorherrſchende iſt.

Gewaltſame Sprünge in der Geſetzgebung mißbillige ich. Aenderungen in dieſem Theile der Geſetzgebung mißbillige ich.

Beſſer ſind die Menſchen an ſich nicht geworden, auch züchtiger nicht; allein das Recht, auf geſetzmäßige Weiſe eine Familie zu begründen, ein liebes Weib zu umarmen und Kinder zu erzeugen, läßt ſich kein Menſch, auch der Aermſte, nicht nehmen, und wenn die poſitive Geſetzgebung es ihm nimmt, ſo iſt es der Staat, der ihn auf Irrwege leitet.

Nur dann iſt die Vermehrung der Gewerbe ein Unheil, wenn die Bevölkerung der gewerbetreibenden Klaſſe in ein Mißverhältniß zur Geſammtbevölkerung und zur agrikolen Bevölkerung geſetzt wird. Würde dieſes Mißverhältniß beſtehen, ſo würde dadurch eine unzufriedene Bevölkerung erzeugt werden, und in der That eine mäßige zufriedene Bevölkerung iſt wünſchenswerther, als eine große unzufriedene.

Ich bedaure, daß die Kammern und Regierungen in Deutſchland nicht genug den Schatz zu würdigen wiſſen, den beſonders Süddeutſchland an dem Mittelſtande beſitzt. Dieſer iſt ein wahres Geld für die Regierungen; er iſt wahrlich die Baſis der bürgerlichen Ordnung; er iſt es, der den Regierungen ſelbſt Haltbarkeit gibt.

246.

Wie die Beſchäftigung der Menſchen überhaupt auf die ſocialen Verhältniſſe von großem Einfluße iſt, ſo iſt es die Induſtrie ſeit langer Zeit in Deutſchland ganz beſonders. Die Beſchäftigung der Menſchen, die Zünfte haben vorzüglich das Städteweſen gegründet, und die Zünfte waren nur dadurch etwas, daß ſie die Herren der Gemeinde, die Regierungen waren. Wie die Staatsgewalt wuchs, das monarchiſche Princip um ſich griff, traten dieſe kleinen Regierungen in den Hintergrund; ſie verſchwanden ihrem Weſen nach von ſelbſt, und es war kein Geſetz nothwendig, ſie aufzuheben. Die Regierungen können die Reſte der Innungen nur mit größter Vorſicht benützen zur Leitung des Gewerbsweſens in Anſehung der Zucht der Geſellen und Lehrjungen, der Prüfungen, u. dgl.

Indem man aber dieſen Körpern eine Gewalt über die Zuläſſigkeit oder Ausdehnung eines Gewerbes geben will, wird man ihnen nur eine der Induſtrie nachtheilige, nicht wohlthätige Wirkſamkeit einräumen, und gibt das Scepter, das ihnen nicht gebührt, aus der Hand. Heut zu Tage iſt die Induſtrie durch den unmöglich zurückzutreibenden Luxus, durch die Ausdehnung der Lebensbedürfniſſe, durch die Erweiterung der Kenntniſſe in der Mathematik und Phyſik, Mechanik und Chemie, durch neue Erfindungen, und beſonders durch die Dampfmaſchinen und ihre Anwendung auf die Schifffahrt und Eiſenbahnen ſo hoch geſtiegen, daß alle Entfernung, Raum und Zeit gleichſam verſchwindet, die Sonderungen der Nationen aufhören, und alle zuſammen in Beziehung auf die Production und die ſocialen Verhältniſſe in eine große Gemeinde verſchmolzen werden. Wer heute ein Geſetz über die Gewerbe gibt, der mag wohl berückſichtigen die Klagen der Gewerbtreibenden, und es iſt billig, daß ſie in gerechten Klagen Hülfe erlangen; aber wem an der öffentlichen Sicherheit liegt, und er glaubt, er beruhige dadurch, daß er falſchen Anſprüchen nachgibt, der irret.

•

11. Juni 1843. Die Zünfte beruhen auf der öffentlichen Gewalt, die ſie übten, weil ſie ſelbſt die Gemeinde und Regierungen der Communitäten waren. Sie

ſind untergegangen, nicht durch das Geſetz, ſondern durch die Zeit, und was ſie auch thun, dieſelben kehren nicht mehr zurück.

247.

Es iſt übel, Hoffnungen zu geben, die in der Regel leer ſind.

248.

Ich gebe zu, daß ein Verbot gegen die natürliche Freiheit ſtatt finden könne, wenn daſſelbe durch Rückſichten der Nothwendigkeit oder des allgemeinen Wohles gerechtfertiget wird; außerdem nicht. 17. Juni 1833.

249.

Geſetze ſind nur Buchſtaben, todt, ohne wachſamen Vollzug.

250.

Ich habe die innige Ueberzeugung, daß ein mäßiger Zolltarif das beſte Mittel gegen Contrebande ſey.

251.

Es iſt ein gefährliches Ding, Geſetze zu improviſiren. 20. Juni 1834.

*

Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche der Meinung ſind, daß man bei jeder Geſetzverbeſſerung ein neues Geſetzbuch ſchreiben müſſe, ſondern 21. Juni 1834.

ich halte dafür, daß Verbeſſerungen an das Beſtehende immer angeknüpft werden ſollen. Eine fragmentariſche Geſetzgebung iſt nur verwerflich, wenn ſie zu dem beſtehenden Syſteme nicht paßt und in daſſelbe ſtörend eingreift.

252.

21. Juni 1834.

Die Bevölkerung an ſich richtet ſich nach den phyſiſchen Geſetzen, nach dem Geſetze der Natur, und es gibt keine Gewalt auf der Welt, die ſie beherrſchen könnte. Sie ſind göttliche Geſetze, welche ſich nicht ſtören laſſen.

253.

In keinem Lande wird man erleben, daß der Beſitzer, der einen eigenen Herd — und ſey es auch nur ein Hüttchen — hat, leicht zur Revolution geneigt ſey; da iſt die Revolution am leichteſten, wo unangeſeſſenes Geſindel ſich herumtreibt.

254.

Eine Regierung ſoll an Intelligenz über den Kammern ſtehen, ſie leiten, die Vourtheile bekämpfen und aufklären.

255.

25. Juni 1831.

Localgewalt, wenn man ihr eine arbitrariſche Gewalt gibt, artet in Deſpotie aus, und ich wollte lieber der Unterthan eines abſoluten Monarchen, als hundert kleiner Tyrannen ſeyn!

256.

Die gänzliche Aufhebung der Paternitätsklage verletzt die Menſchheit, und ſtellt das ſchwache Geſchlecht ſchutzlos. 28. Juni 1831.

Wahr iſt es, die franzöſiſche Geſetzgebung kennt dieſe Klage nicht, ſie vertraut dem Ehrgefühle des Mannes, die von ihm Verführte nicht zu verlaſſen. Aber der Mann kann auch Schutz gegen die Beſchuldigungen feiler Dirnen fordern, die um wenig Geld einen Mann als Schwängerer angeben, in der Abſicht, daß von der Beſchuldigung doch etwas hängen bleibe, und man darum nicht ungeneigt ſey, ſich gegen ein Stück Geld das Stillſchweigen zu erkaufen.

Allein dieſe Verhältniſſe ſind nicht die einzigen. Es geſchieht, daß auch bei dem rechtlichſten Mädchen der Verführer Zutritt findet, und daß ſie am Ende von ihm verlaſſen, und der Verzweiflung Preis gegeben würde; wenn ſie den Schutz der Geſetze nicht hätte. Wäre daher von einer neuen Civilgeſetzgebung die Rede, ſo würde ich zum Schutze der Unſchuld die Paternitätsklage zulaſſen, aber nur dann, wenn erwieſen iſt, daß derjenige, gegen den ſie erhoben ward, längere Zeit mit Wiſſen der Aeltern oder Vormünder u. ſ. w. öffentlich das Haus des Mädchens beſucht habe. Fürſorge für das neugeborne Kind haben zunächſt die Aeltern zu treffen. Sie haben das Recht, zu beſtimmen, wie für das Kind geſorgt werden ſoll. Statt die Kinder in den Findelhäuſern unterzubringen, wäre es vielmehr beſſer, dieſelben ordentlichen Familien zur Erziehung zu übergeben.

Wollte man endlich feſtſetzen, daß ein jedes Mädchen, welches geſchwängert wird, der Correctionshausſtrafe unterliege, ſo hieße dieß in der That das Unglück und die Verführung grauſam ſtrafen, und dem Unglücke die doppelte Schande hinzufügen. Wer würde ein Mädchen noch heirathen wollen, welches durch Einſperrung in ein Correctionshaus gebrandmarkt worden iſt?

257.

28. Juni 1834. Selbſt den moraliſch Verderbten dürfen wir nicht zur Verzweiflung treiben; wir müſſen alle Mittel anwenden, ſo lange es möglich iſt, ihn zu einem nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft zu machen. Der Arme iſt nicht immer ſchlecht. Armuth iſt kein Unglück, keine Schande; Schande iſt Unglück. Verſperren Sie den Armen nicht den Weg zur Anſäßigmachung, ſie möchten ſonſt verleitet werden, ſich nach Veränderungen zu ſehnen, wodurch die ſocialſten Verhältniſſe umgekehrt werden. Wer den kleinſten einfachſten Herd hat, iſt nicht geneigt, durch revolutionäre Veränderungen ihn zu verlieren; er ſucht ihn zu erhalten. Wer nichts beſitzt, noch beſitzen darf, iſt nach Beſitz und Veränderungen am begierigſten. Zertreten Sie den Brodloſen und Armen nicht, wie ein Ungeziefer, reichen Sie ihm die helfende menſchenfreundliche, wenn nöthig ſelbſt die ſtrafende und durch Strafe beſſernde Hand.

*

Schlußbemerkung.

In Rudhart's Leben war der 28. Juni 1834 der letzte Tag ſeines ſtändiſchen Wirkens.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bavar.
083
138

JEAN DUPUIS

Athlet und Ringer,

der verglichene Unvergleichliche.

Ein

komiſches Heldengedicht

von

Friedrich Wilhelm Bruchbräu.

> Procumbit humi —
> vinc.

Paſſau 1841.
Puſtet'ſche Buchhandlung.

Jean Dupuis.

JEAN DUPUIS

Athlet und Ringer,

der Verglichene Unvergleichliche.

Ein

komiſches Heldengedicht

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Procumbit humi —
Virg.

Paſſau 1841.
Puſtet'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wenn Jemand eine Reiſe macht,
So kann er was erzählen,
Und wer ſich z'Haus in's Fäuſtchen lacht,
Dem wird es auch nicht fehlen.
So möge denn mein Heldenſang,
Bei Gläſer-, Halb- und Maßkrugklang,
Geneigte Ohren finden!

Der Herkules den Münchnern iſt
Bekannt aus den Arkaden,
Und da von ihm man häufig lieſ't
In jedem Bücherladen;
So ſcheint es mir genug gethan,
Wenn ich ganz kurz nur gebe an,
Was er vordem geweſen.

Der Zeusbräu in der Stadt Athen,
Als Vater ſich bekannte;
Noch jetzt iſt dort ſein Haus zu ſeh'n,
Wenns ſeitdem nicht verbrannte;
Alkmene, eine Kellnerin,
Erzog als treue Mutter ihn,
Mit Münchnerbock und Knödeln.

Da ward der Junge rieſenſtark,
Es gab nicht ſeines Gleichen;
Er lebte von der Löwen Mark,
Die fielen ſeinen Streichen;
Und machte der Spektakel viel,
Ich fände wohl kein End' und Ziel,
Wenn ich ſie zählen müßte.

Die Weiber auch dem jungen Blut
Sind wohlgeneigt geweſen;
Denn manchmal war er ſanft und gut,
Wie ich ſchon oft geleſen;
Er ſpann ſelbſt mit der Omphale,
Trank Wein mit ihr, Punſch und Caffe,
Und half ihr Linſen klauben.

Auch gab der König Kreon ihm
Megara, ſeine Tochter;
Tabak ſie ſchnupfte, und war ſchlimm,
Darum nicht lang ſie mocht' er.
Um Dejanira ſich bewarb, —
Die als Putzmacherin verdarb, —
Sich dann der Flatterhafte.

Kamirus, Hyllus, Lamius,
So hießen ſeine Söhne;
Die Tochter auch ich nennen muß,
Sie hieß: die dicke Lene.
Als Bräuknecht diente jeder Sohn,
Und Lamius hat damals ſchon,
Salvatorbier erfunden.

Doch als mit Iole Herkules,
Zu tief ſich eingelaſſen,
Da wurde Dejamira bös,
Begann gleich, ihn zu haſſen;
Und hat vergiftet ihn ſogar
Durch ein Geſchenk zum Neuenjahr,
Mit einem neuen Frake.

Und zu Athen das Hofbräuhaus,
Die Lene hat gepachtet;
Dort lebte ſie in Saus und Braus,
Von Jedermann geachtet;
Denn wem ſie eine Dachtel gab,
Der ſand auch gleich ſein feuchtes Grab,
In einem Märzenfaſſe.

Nun iſt vom Herkulesgeſchlecht,
Der Stammbaum ſchon zu Ende;
Daher ich jetzt mich ſchlecht und g'recht,
Gleich zu der Hauptſach' wende,
Zur G'ſchicht, die in der Münchnerſtadt,
Sich kürzlich zugetragen hat,
Und unvergeßlich bleibet.

An einem Wintermorgen las
Auf Zetteln und in Blättern,
So manche alte Klatſchfraubas
In extragroßen Lettern:
„Ein Herkules ſey wieder da,
„Wie Keinen noch die Erde ſah,
„Und Keinen mehr wird ſehen.

„Er ſey der „„Unvergleichliche““,
„Athlet zugleich und Ringer,
„Für Jeden Unerreichliche,
„Und Allerweltbezwinger,
„Von Moskau, Petersburg, Paris,
„Berlin, Rom, Warſchau, Caſſel, bis —
„Grünwald und Bogenhauſen. *)

„Sein Leib ſey in Muskulatur,
„Ein Römerkampfſpielmuſter;
„Mit ſolchen Nerven nähe nur
„Ein Waſſerſtiefelſchuſter;
„Der Rieſe finde Eins nur ſchwer, —
„Man glaub' es, denn er ſagt: auf Ehr! —
„Sich nach Verdienſt zu loben.

„Er lade Männer, weit und breit,
„Von Herkules-Kaliber:
„Zum Ringen ein, zum Kampfwettſtreit,
„Je ſtärker, deſto lieber.
„Nichts Uebles werde Dem zu Theil,
„Der in dem Kampf verſuch' ſein Heil,
„Sobald er — glücklich falle.

„Dem Sieger außerdem verſpricht
„Fünfhundert baare Gulden,
„— Im Fall nicht ſein Genick er bricht, —
„Der Herkules in Hulden;
„Und werfe ihn ein andrer Rieſ',
„Der Armenkaſſe überdieß
„Noch weitere zweihundert.

---

*) Zwei Ortſchaften bei München.

„Doch dürfe ſolch' ein Ringen auch
„Nach Regeln nur geſchehen;
„Es ſey dieß nobler Ringer Brauch,
„Sohin nicht zu umgehen.
„Wer Luſt dazu, und ein Gefäß
„Von Glas nicht hab', ſoll die Adreß
„Zum Sollerbräuer ſchicken.

„Mit ihm ſey auch die Mamſell Kuhn,
„Athletin, angekommen;
„Sie werde ſtarke Stücke thun,
„Doch hab' ſie 's aufgenommen
„Nach Regeln noch im Ringen nie,
„Drum woll' ſich produciren ſie,
„Nur in Athletin-Künſten."

Ein Jeder, der im ſchnellſten Flug
Hin durch die Straſſen eilte,
Die vielen Zettel, die er trug,
Bald anſchlug, bald vertheilte,
Hat, — alter Witz! — an d' Mauerwand,
Vor der er zettelkleiſternd ſtand,
Den Aufruhr angezettelt.

Wie Pulverflamme lichterloh
Bis zu den Wolken ziſchet,
Gerade auch Frau Fama ſo
Blitzſchnell hat aufgetiſchet,
Zugleich in jedem Haus der Stadt,
Was ſich Herr Jean vermeſſen hat,
Der Dupuis ſich ſchreibet.

Und als es hieß: „Er iſt Franzos,
Will ſich an Bayern wagen,
Da war erſt ganz der Teufel los,
Lag ausgeſpannt im Magen;
Der Bayer weiß, daß ſeine Fauſt
Wie Donnerſchlag im Kampfe ſauſ't,
Iſt ſtolz auf Leibesſtärke.

Der Feierabend ließ gar bald,
Die Starken freier ſchalten,
Und ſo bewegte ſich ein Wald
Von kräftigen Geſtalten,
Die vielen Straſſen hin und her,
Nach jeder Richtung, kreuz und quer,
Um ſich mit Bier zu laben.

Dort ſtrömten Hausknecht', Metzger hin,
Fiaker, Schloſſer, Schmiede;
Vor Zorn kam's Allen in den Sinn,
Als ob ihr Blut ſchon ſiede.
Auch Bäcker, Müller, Binderleut,
Zu Kneipen eilten zahlreich heut,
Zum Rath ſich einzufinden.

Da kam auch Fips, ein Schneiderlein,
Bekannt als Superkluger,
Ein Fräckelchen, ſpinnwebefein,
Und dünnes Höschen trug er;
Das Bügeleiſen in der Taſch,
Damit kein Wind ihn allzuraſch
Wegfege von der Straſſe.

Der hatte viel geleſen ſchon
Von Volksverſammlungsſachen,
Und wie man Oppoſition
Recht pfiffig müſſe machen;
Zugleich verſtand er, Reden auch,
Nach Schneidermaß, für Kopf und Bauch
Gewandt zuſamm zu flicken.

Mit ihm erſchien auch ein Friſeur
Von ähnlichem Gelichter;
Kaum daß er fünfzig Pfund war ſchwer,
Schnitt hölliſche Geſichter;
Er hatte blaue Flecken viel,
Kann ſeyn, daß er auf etwas fiel,
Wenn nichts auf ihn gefallen.

Wer wollte, nahm zuerſt das Wort,
In allen dieſen Schenken,
Und ſprach ganz nach Belieben fort,
Der Wirrwar läßt ſich denken;
Man hörte ja von weitem ſchon
Den alten Thurm von Babylon,
Mit buntem Sprachgemiſche.

„Ich bitt' um's Wort!“ Der Schneider ſchrie,
Als wollte er zerplatzen;
Da packen ihn am linken Knie
Zwei rechte Löwentatzen;
Und heben Fips auf einen Tiſch,
Wo er als erſter Redner friſch
Zu ſprechen will beginnen.

Wohl auf ein Haar der Sprecher glich,
Am Hungerthurm dem Wächter,
So komiſch, daß erhob nun ſich
Ein donnerndes Gelächter.
Dann traten Alle näher vor,
An Schneiders Mund hing jedes Ohr,
Orakelſpruch zu hören.

Fips ſchaut erſt einen Augenblick
Auf's wilde Volksgedränge,
Dann wirft er ſtolz den Kopf zurück,
Und wendet ſich zur Menge:
„Sie wiſſen, meine Herrn, ſehr wohl,
„Daß Gänſefleiſch und Gartenkohl,
„Sind ganz verſchiedne Pflanzen.

„Verſchieden ſo iſt auch die Art,
„Zu faſſen die Beſchlüſſe;
„Wo Jeder ſtreitet heiß und hart,
„Da ſchält man taube Nüſſe.
„Ich war in England, Frankreich lang
„Volksredner, mir iſt gar nicht bang,
„Ein Volk recht anzuführen.“

„Das glaub' ich gern!“ „Bedank mich fein!“
Erſchallen hundert Stimmen;
Es kriegt Herr Fips, das Schneiderlein,
Vor Angſt ein leichtes Grimmen.
Da reicht ein Menſchenfreund den Krug
Dem Sprecher, und mit langem Zug
Er Muth von Neuem ſchöpfet.

„Mein Rath,“ ſo fährt er fort; „wär nun,
„Den Ausſchuß erſt zu wählen;
„Wenn Sie zu folgen mir geruhn,
„So dürfen Sie drauf zählen,
„Daß weiſe dann erwogen wird,
„Wie jetzt zu handeln ſich's gebührt;
„Der Ausſchuß iſt die Hauptſach!“

„Was Ausſchuß? Nichts von „Ausſchuß“ hier!
„Ein Ausſchuß iſt nichts Rechtes:
„Wir ſind der Mannheit ächte Zier,
„Kein Ausſchuß des Geſchlechtes.
„Es ſcheint, als wollt' das Schneiderlein
„Weit klüger, als wir Alle ſeyn;
„Dieß können wir nicht dulden!“

„Den Schneider 'naus! Den Schneider 'naus!“
Ertönt's aus allen Kehlen;
Fips ſucht aus der Gemeinen Haus, *)
Sich eilig fortzuſtehlen;
Er ſieht, daß man im Parlament
Ihn nicht verſteht, und ganz verkennt,
Und wendet ihm den Rücken.

Doch als er nun mit Froſchſprung-Haſt,
Die Thür hat kaum gewonnen,
Ein Schmiedgeſell ihn plötzlich faßt,
Bevor er war entronnen,
Und gab auch einen derben Tritt,
Ihm als Vergißmeinnicht noch mit,
Statt eines Stammbuchblattes.

---

*) Das „Haus der Gemeinen“ heißt in England die Kammer der Deputirten.

Der Rednertiſch nicht lang blieb leer;
Auf die verwaiſ'te Stätte,
Iſt gleich gehüpfet der Friſeur
Der kleine Knirps, der nette;
Riß auf den Mund, ſperrangelweit,
Und vorzuſchwätzen lang und breit.
Wie Puder leicht, Projekte.

„Das Beſte," ſchloß der kleine Mann,
„Sind Deputationen
„In andre Schenken; ſo nur kann
„Das Unternehmen lohnen;
„Damit in einem Bräuhaus ſich
„Verſammeln morgen ſicherlich,
„Berathend alle Starken.

„Es iſt die Deputirtenwahl,
„Sogleich nun vorzunehmen,
„Wozu Sie ſich in dieſem Saal
„Belieben zu bequemen;
„Die Wahl geſchieht wohl erſt zuletzt,
„Denn nöthig iſt vor Allem jetzt,
„In Kommittee *) zu gehen."

„Iſt der Friſeur des Teufels denn?"
„Was ſchwätzt er von „Komödi"?
„Wir ſollen in's Theater geh'n?
„Das haben wir nicht „nödi."
So ruft ein G'ſell, und ein Barbier
Sich am Friſeur vergreifet ſchier;
Gewerbsneid ſteckt dahinter.

---

*) Ausſchuß-Unterſuchung

Der kleine Sprecher weiß ſich gut
Zu ziehen aus Affären;
Jedem er ſeinen Puder thut,
Staubwolken gleich, entleeren.
Den Puder aus den Augen fiſcht
Der Widerpart, er aber wiſcht
Behend hinaus zur Thüre.

„Wir ſind nun beider Sprecher los,“
Ein Bräuknecht drauf beginnet;
„Es iſt ſohin noch nöthig bloß,
„Daß Beßres man erſinnet.
„Mir ſcheint die Deputation,
„Die der Friſeur empfohlen ſchon,
„Das beſte aller Mittel.“

Einſtimmig dieſe ward ſohin,
Genehmigt und beſchloſſen;
Auch zum Vergnügen, wie es ſchien,
Von allen Kraftgenoſſen;
Sie ſollten ſich am andern Tag,
Des Abends ſechs Uhr Glockenſchlag,
Beim Faberbräu verſammeln.

Und kaum der nächſte Morgen tagt,
Da eilt zur Arbeit Jeder,
Auch Keiner ſich zu ſäumen wagt,
Ihn lockt zum Fleiß ein Köder:
Die heiß erſehnte Abendſtund,
Wo geben ſoll von Mund zu Mund,
Die Herkulesgeſchichte.

Das Faberbräubier, anerkannt,
Iſt wahres Oel zu nennen;
Drum ſieht man Leut' von Stadt und Land,
Zu dieſer Labung rennen.
Auch iſt der Herr ein Biedermann,
Wie man nur einen finden kann,
Die Frau ein Frauenmuſter.

Der Zulauf war heut extra groß,
Beſuch aus allen Ständen,
Das Bier aus mehrern Pippen floß,
Den Krug ſelbſt aus den Händen
Der Eine oft dem Andern riß,
Ein Zeichen guten Biers gewiß,
Sonſt hätt' er's ihm gelaſſen.

Der kleinſte Raum war ſchon beſetzt,
Im ganzen, weiten Hauſe,
Da flog herbei, faſt wie gehetzt,
Gerad vom Abendſchmauſe,
Das transparente Schneiderlein,
Und huſchte ſchnell zur Thür hinein
Von dem Berathungszimmer.

Und hinter ihm ſchwebt der Friſeur
Mit Groſchenkerzenbeinen,
Wie windgewehter Schnee daher,
Gleich Geiſtern, die erſcheinen;
Sie litten an der Sprecherſucht,
Und ſcheuten weder Schimpf noch Flucht,
Um ſprechen nur zu können.

Herr Fips, das Schneiderlein, erſtieg
Die Himmelbettſtattdecke;
Der Haarveredler paßt auf Sieg
In dunkler Zimmerecke.
Und als es d'rauf punkt ſechs Uhr ſchlug,
Da konnt' das Zimmer bald nicht g'nug
Die Rathsverſammlung faſſen.

Nicht ward geſtritten, nicht gezankt,
Und dennoch viel geſprochen,
Dem guten Rathe gern gedankt,
Kein Redner unterbrochen.
Ein Hausknecht ſprach: 's wär' eine Schand,
„Für's ganze ſtarke Bayerland,
„Entging' uns der Franzoſe!“

Doch wer denn mit ihm ringen ſollt',
Dieß war noch zu erwägen;
Ein Jeder hätte gern gewollt,
Und Jedem kam's gelegen.
Der Hausknecht fragt: „Was rathet Ihr?
„Es giebt ſo viele Stimmen hier,
„Wie mögt Ihr da entſcheiden?“

„Durch's Loos, durch Kugeln, ſchwarz und weiß“!

So kräht es in der Ecke;
Der Lockenzauſer, angſtvoll heiß,
Erſteht aus dem Verſtecke,
Und ſagt: „Es gibt ſo manchen Rath,
Doch, wahrlich! einen Beſſern hat
Noch Niemand Euch gegeben.“

„Mit Nichten!“ — belferte erboſt
Herr Fips herab von oben; —
„Der gab Euch einen ſchlechten Troſt,
„Und denkt, man ſoll ihn loben.
„Das Erſte, was jetzt nöthig iſt,
„Beſteht nur darin, daß Ihr müßt
„Euch pergament erklären.“

„Potz Pergament und Flußpapier,
„Da hat's Dich ſitzen laſſen!
„O Schneiderlein, ich rathe Dir,
„Dich nicht mehr zu befaſſen
„Mit derlein Aſterpolitik;
„Thu lieber Dich beim Flickflickflick
„Hübſch „parmanent“ *) erklären.“

Das ſchien dem Schneider gar zu grob,
Er kam ſogleich geſprungen;
Der Andere die Fauſt erhob,
So haben ſie gerungen.
Das Bügeleiſen in der Taſch
War ſtärker, als des Fips Kuraſch,
Und riß ihn gleich zu Boden.

Doch fiel auch mit ihm der Friſeur;
Den Beſen nahm ein Müller,
Und fegte dann die Stube leer,
Und ſieh es wurde ſtiller.
's Friſeurlein und der Schneider Fips
'naus klapperten, als wie von Gips
Zerbrechende Figuren.

---

*) Fortdauernd.

Nun trat Herr **Simon Meiſinger**,
Von Stadt Traunſtein gebürtig,
Der als ein braver Bayer wär'
Der Hauptſtadt München würdig,
Ein Bräuknecht bei dem Faberbräu,
Als Redner der Verſammlung bei,
Und ſprach ſtill und beſcheiden:

„Was meint Ihr? Wär' ich ſtark genug,
„Mit Dupuis zu ringen,
„Und ihn durch einen raſchen Zug
„Zum Falle auch zu bringen?
„Ich möcht's verſuchen herzlich gern,
„Doch ſagt mir's offen, meine Herrn,
„Ob ich ihm ſey gewachſen?

„Ja, Simon," hieß es, „Simon, ja,
„Dir kann es nicht gebrechen;
„Der Himmel, der Dich außerſah,
„Wird helfen Dir, zu rächen,
„Daß kühn Franzoſen-Uebermuth,
„Zum Ringen Bayern fordern thut,
„Mit ihren Eiſenarmen.

Und alſo ward es ausgemacht,
Der Simon ſollt' ſich melden
Zum Ringerkampf, von Gott bewacht,
Mit Frankreichs ſtärkſtem Helden;
Und wie der wackre Bräuknecht Feucht,
Ihm brüderlich die Hände reicht,
So thun es auch die Andern.

Da kommt ein Skrupel Simon an:
Verdrängen will er Keinen,
Und macht nun, daß ſich Jedermann
Zum Looſen thut vereinen;
Und aus des Würfelbechers Schooß.
Dem Simon fällt das zweite Loos.
Als Ringer ſich zu zeigen.

Ein halbes Dutzend iſt bereit
Für die Theaterhallen,
Mit Dupuis zum Ringerſtreit,
Wenn Simon ſollte fallen.
Doch dieſer wohlbedächtig ſpricht:
„Erfüllen muß ich jetzt die Pflicht
„Den Dienſtherrn auch zu fragen.“

Der Faberbräu, ein Patriot,
Iſt gleich damit verſtanden,
Sagt lächelnd: „Höre mein Gebot:
„Mach doch den Jean zu Schanden!
„Hier ſchenk ich fünfzig Gulden Dir,
„Wirfſt Du ihn nicht, ſo laß bei mir
„Dich niemals wieder ſehen!

Und Alle ſchrein: „Victoria!
„Der Faberbräu ſoll leben!
„Und vivat hoch Bavaria,
„Dieß wird „a Gaudi“ geben!“
„Gleich mußte ein Dreieimer her,
Der ward mit G'ſundheittrinken leer;
Sie nannten dieß die Hauptprob.

Am Tage, da Herr Dupuis
Zum Kampf ſich ſtellen ſollte,
Schon früh ſein Kämmerlein verließ,
Wer Neues hören wollte.
In jeder Schenke war es voll,
und überall der Ruf erſcholl:
„Heut geh' ich in's Theater!“

Die Köchin mußte für Entrée
Heut auf den Marktkorb ſchlagen;
Sie watet ſchneller durch den Schnee,
Als an den andern Tagen,
Wo ſie oft dem Geliebten winkt,
Caffee mit Herrſchaftgelde trinkt,
Bei der Haarpuderbaberl. *)

Und an der Caſſa der Caſſier,
Wär bald zerriſſen worden;
Das Drängen war ſo ſchrecklich ſchier,
Als ging es an ein Morden.
Aus Hoſen flogen auf den Tiſch, —
Von Leder, Schrannentaffet, Plüſch, —
Wie Regentropfen Zwanz'ger.

Der Muſentempel ſteht wohl feſt,
Auf runden Säulenknochen,
Sonſt hätt' bekommen er den Reſt,
Und wär zuſammgebrochen;
Denn wie ein Häringfaß gepackt
Erſchien das Haus; oft hat's geknackt,
Als ging es aus dem Leime.

---

*) Ein Kaffee-Haus zu München.

Vernehmet wohl: im Januar,
Am dreizehntagealten,
In **München** das Theater war,
Ein Schauplatz von Geſtalten,
Wie ſie beiſam kein Aug' mehr ſieht,
Nicht ſchildert mehr ein Heldenlied:
Vorweltliche Kraftmenſchen.

In Logen, wo ſonſt Grazien
Als Erdenengel ſchweben,
Sieht man heut Unbekannte geh'n,
Halb Menſchen und halb Löwen.
Das Frauenvolk iſt dünn geſät,
Indem ja, was bevor nun ſteht,
Erſchüttert ſchwache Nerven.

Auf rollt der Vorhang, und ein Stück:
„**Freund in der Noth**“ betitelt,
Verſuchte viel zu früh ſein Glück,
Und wurde auch bekrittelt;
Doch als der **Herkules** erſchien,
Da rauſcht ein dumpfer Sturm dahin;
Nun kam der Kampf des **Erſten**.

Der Kampf währt' **zehn Minuten** lang,
Sehr lang für den Athleten,
Der Jenem, als er **ſiegend** rang,
Den Fuß hat untertreten,
Und ſo wortbrüchig **ſelbſt** verletzt
Die **Regeln**, die er feſtgeſetzt,
Nur um des Sieges willen.

Gepfiffen ward, getobt, geziſcht,
Nicht zart die Naſ' gerümpfet;
Des Zornes Thräne Mancher wiſcht,
Und fürchterlich dann ſchimpfet.
Den Nacken ſtolz trägt der Athlet,
Als plötzlich drohend vor ihm ſteht —
Herr **Meiſinger, der Simon!**

Da wird es lautlos, ängſtlich ſtill,
Die Pulſe ſind zu zählen,
Weil Niemand ſich geſtehen will:
Dem Simon könnt' es fehlen.
Für Alle wär's ein Trauertag,
Für ſeine Freund' ein Donnerſchlag,
Wenn er beſieget würde.

Wie der Athlet den Jüngling ſieht
Von zwanzig ſieben Jahren,
Zu unterdrücken er ſich müht
Ein Lächeln, will bewahren
Den Anſtand doch; denn dieſer Feind
Zu unbedeutend ihm erſcheint,
Vom Kopf bis zu den Füßen.

„Mit Gott für Bayern!" Simon ſagt,
Ein Bayer, ſtark und bieder,
Den Griff nach dem Athleten wagt,
Packt, ſchwingt, und wirft ihn nieder,
Und hält ſo feſt den Rieſenmann,
Daß er ſich nicht mehr regen kann,
Und Staub vom Boden wirbelt.

Zu ſchildern, was erfolgt nun ſey,
Verſuch von mir aus Jeder;
Denn ich vermag's nicht, bin ſo frei,
Und reich' ihm meine Feder.
Fürwahr, es könnt' nicht ärger ſeyn,
Trät' heut der jüngſte Tag noch ein,
Der Welt ein End' zu machen.

Man weiß, daß Mars *) vor Troja **) ſchrie
Viel lauter, als zehntauſend,
Doch nicht ſo ſtark bei weitem, wie
Das Simonscorps, ſo brauſend!
Man ſchwenkte Mützen, Tücher, Hüt',
Vom Fuß den Stiefel Mancher zieht,
Um jauchzend ihn zu ſchwenken.

Wenn Bayern hätt' 's Franzoſenreich,
Mit Haut und Haar verſchlungen,
Kaum wär' ein Jubel, dieſem gleich,
Solch Höllenlärm, entſprungen.
Das Publikum war ſo entzückt,
Daß bald Herr Simon wär' erdrückt
Aus lauter Liebe worden.

Doch will ſich Dupuis partout
Beſiegt nicht halten laſſen,
Parlirt von Regeln noch dazu,
Nach welchen anzufaſſen
An dem Athleten ſey der Leib,
Damit er ſo zum Zeitvertreib
Die — Narren könnte werfen.

---

*) Kriegsgott.
**) Altgriechiſche Stadt.

Da fällt mir ein Herr Joſeph Sams,
Viehhändler aus Rainhauſen;
Ich mein', ich ſeh in rothem Wamms
Zu Regensburg ihn ſchmauſen,
Wohin Jean ihn zum Ringen lud;
Sams zweimal kam, doch Jean ſich thut
Still aus dem Staube machen.

Das Proteſtiren half Jean nichts;
Schnell hat in die Couliſſen,
Das Toben des Parterr'-Gerichts
Den Sträubenden geriſſen;
Vier Ringern blieb der Kampf verſagt,
Die 's hätten gern mit Jean gewagt,
Die Schüler des Herrn Gruber. *)

Doch wie der Bayer ehrt das Recht,
Und billig ſich läßt finden,
Zum Ruhm des Vaterlandes möcht'
Der Nachwelt ich verkünden:
Daß, glühend noch von Leidenſchaft,
Er doch die kunſtgeübte Kraft,
Auch würdigt unbefangen.

Denn als mit Mamſell Kuhn darnach,
Athletenkunſt er zeiget,
Die ſelbſt bei Kundigen vom Fach
Erſtaunen überſteiget;
Da wurde rauſchend applaudirt,
Das Künſtlerpaar, wie ſich's gebührt,
Mit Beifall überſchüttet.

---

*) Fecht- und Turnmeiſter in München.

Den Simon, Bayerns Simſon, hat
Der Freunde Schar genommen;
Als Triumphator durch die Stadt
Iſt er nach Haus gekommen.
Wer wiſſen will, was g'ſchehen hier,
Der trink „a Maßl“ Faberbier,
Dort kann er es erfahren.

Als Schweif gehörten zu dem Zug:
Die Mali, Beppi, Kati,
Die Zenzi, die ſonſt Nüſſe trug,
Und jetzt zum Bock bringt „Radi“; *)
Der Michel, Steffel, Nazi auch,
Vor Lachen Hanſel hebt den Bauch,
Friſeur und Fips, der Schneider.

Es machte ſich an dieſen Stoff,
Manch Dichterlein gar munter,
Und reimte friſch drauf los, und ſoff
Sich über'n Stuhl hinunter.
Balladen plärrten Sänger vor,
Der Muſikanten durſt'ger Chor
Geh-Saiten konnt' nicht finden.

Lithographie und Druckerei
Verherrlichten den Sieger,
Verſetzten manchen Klapps dabei
Herrn Jean, dem Unterlieger.
In allen Schenken Münchens faſt,
Das zweite Wort war ein Toaſt, **)
Zu Ehren des Herrn Simon.

---

*) Rettige. **) Trinkſpruch.

Am andern Tage war die Red'
Von dem verſprochnen Preiſe;
Das legte aus, wie ſich's verſteht,
Herr Jean nach ſeiner Weiſe.
Verſprechen und das Halten ſind,
Dieß weiß ſchon längſt das kleinſte Kind,
Zwei ganz verſchiedne Sachen.

Der edle Simon wollte gleich
Auf alles Geld verzichten;
Er fühlte durch den Ruhm ſich reich;
Allein ſo ging's mit Nichten.
Denn dritthalbhundert Gulden juſt,
Ihm Dupuis bezahlen mußt',
Den Armen fünf und zwanzig.

Der gute Simon aber denkt:
„Nicht lange will ich weilen;
„Der Schutzgeiſt Bayerns hat mir's g'ſchenkt,
„Ich will's mit Bayern theilen."
Und mit zwei Kämpen, die bereit
Schon ſtanden zu dem Ringerſtreit,
Er redlich hat getheilet.

Jetzt wiſch' ich meine Feder ab,
Und will mein Lied beſchließen;
Was harmlos ich erzählet hab',
Wird Niemand wohl verdrießen;
Auch nicht Herrn Jean, der als Franzos
Den Spaß ſchon von Geburt hat los,
Und ſelbſt darüber lächelt.

Verſöhnen den Athleten wird
Ein Lorberkranz der Auer, *)
Womit die Vorſtadt ihn geziert.

---

*) Die Bewohner der Vorſtadt Au bei München, wo Dupuis ſpäterhin Darſtellungen gab.

Ich weiß es nicht genauer.
Der Zeitenſtrom verſchlingt den Fall,
Und Dupuis wird überall
Gerechten Beifall finden.

An mir zuletzt geht aus das Trumm,
Bei Schneidern und Friſeuren;
Vielleicht geht bald ein Plan herum,
Um Mores mich zu lehren.
Das wäre doch recht fürchterlich;
Denn Puder ſind und Nadelſtich'
Bisweilen ſcharfe Waffen.

Friſeure machen mir nicht bang,
Da bleib' ich ungeſchoren;
Es iſt ja ſchon erſtaunlich lang,
Daß ich den Zopf verloren;
Und dieſer Herren bin ſomit
Seit anno 3 ich völlig quitt,
Sie haben nichts zu fordern.

Doch ſollte mich ein Schneiderlein
Im alten Schuldbuch finden,
Und Rachgier flüſterte ihm ein,
Mit Conti *) mich zu ſchinden;
Dann will ich edler ſeyn, als er,
Und von der ganzen Schuld nichts mehr
Auf dieſer Erde wiſſen.

Den Münchnern meinen Gruß und Kuß
Dieß Heldenlied mag bringen,
Dem ich von Herzen wünſchen muß,
Es möchte ihm gelingen,
Wie einer ſchönen, reichen Braut,
Auf die verlangend Alles ſchaut:
„Gleich ausgerauft zu werden!“

---

*) Rechnungen.

Druck der Puſtet'ſchen Offizin in Paſſau.

Der

bayerische Hiesel,

Wildſchützen- und Räuberhauptmann, landesverrufener Erzböſewicht.

Ein

deutſches Volksbuch

mit 25 Holzſchnittbildern

von

Fried. Wilh. Bruckbräu.

München, 1834.
Bei George Jaquet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Name des bayeriſchen Hieſels lebt in ganz Bayern und Schwaben, und viel weiter in den deutſchen Gauen, noch immer im Munde des Landvolkes, obgleich er bereits vor 60 Jahren ſein verbrecheriſches Leben geendet hat.

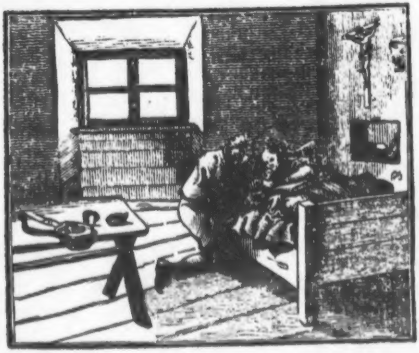
Die Geſchichte dieſes Verbrechers ſchien mir ganz geeignet, dem Landvolke einen Spiegel hinzuſtellen, worin es das Ende eines frevelhaften Daſeyns und Wirkens ſchauen könne, um ihm aus ſeiner eigenen Mitte ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen. In wie ferne mir dieſe Abſicht gelungen ſey, mögen Andere entſcheiden; mir genügt das Bewußtſeyn, das Gute gewollt zu haben.

München, am 26. September 1835.

Der Verfaſſer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Des Vaters Tod.



Am Siechbette ſeines alten, drei und ſiebzigjährigen Vaters, Andreas Kloſtermayer, der ein Hirt war zu Kiſſing, einer den Jeſuiten gehörigen Hofmark, Landgerichts Friedberg in Bayern, in einem gar armſeligen Häuschen, genannt zum Brentan, welchen Namen er im gewöhnlichen Verkehr mit ſeinen Nachbaren führte, kniete am 13. September 1753 der einzige Sohn, Hieſel, damals ein junger Menſch von ſiebzehn Jahren, und weinte die bitterſten Thränen. In dem kurzen Zwiſchenraume von drei Jahren hatte er ſeine geliebte Mutter und ſeine einzige Schweſter verloren, und mußte nun Abſchied nehmen von ſeinem alten, redlichen Vater, deſſen Haare in Ehren ergraut waren, und der in ſeiner höchſt dürftigen häuslichen Lage Alles gethan hatte, ſeinen lieben Hieſel in der Furcht Gottes zu erziehen, und an den goldenen Spruch zu gewöhnen: „Bleibe im Lande, und nähre dich redlich!“

Hieſels Mutter war eine gar gottesfürchtige Frau geweſen, die ihm täglich die beſten Lehren gab, und alle die böſen Folgen eines ſündhaften Lebenswandels vor Augen ſtellte. Wie oft ſagte ſie: „Hieſel, nimm deine Schweſter Agnes als ein Beiſpiel, wie man leben muß, um Gott und den Menſchen zu gefallen. Sie iſt ein Jahr jünger als du, und nach ihrer Aufführung zu urtheilen, ſollte man meinen, ſie wäre ſchon mehr als zwanzig Jahre alt. Wie fleißig hat ſie die Schule beſucht, wie gerne geht ſie in die Kirche, wie andächtig betet ſie ihr Morgen- und Abendgebet! In der Wirthſchaft kann ich mich ganz auf ſie verlaſſen; ihre Augen ſind überall, ihre Hände liegen niemals müßig im Schoße. Aus jedem Heller möchte ſie einen Gulden machen. Bei dem ſchwachen Lichte brennender Holzſpäne ſpinnt ſie bis nach Mitternacht, und wenn der Hahn zum erſtenmale kräht, iſt ſie ſchon wieder bei der Arbeit. Sieh, Hieſel, ſo ſollſt du auch werden, dann könnte ich Freude an dir erleben. Du biſt aber ein wilder Junge, ſtreifeſt gerne in den Wäldern umher, biſt aufbrauſend, jähzornig, raufſüchtig; du haſt zwar im Grunde ein gutes Herz, aber es kann unter dem wuchernden Unkraute deiner Leidenſchaften nicht recht aufkommen. Strenge Arbeit ſcheueſt du, ſonſt hätteſt du längſt ſchon als Knecht bei einem Bauer dein Unterkommen gefunden; du biſt ein hübſcher Menſch, und könnteſt leicht dein Glück durch eine gute Heirath machen. Hüteſt du ſtatt deines kränklichen Vaters das Vieh, ſo laßt du es laufen, wohin es will, kümmerſt dich wenig darum, ob ein Stück des Abends fehle, oder nicht, und bringt dir die Schweſter Mittags das Eſſen hinaus, ſo muß ſie dich im Walde ſuchen, wo du der Fährte eines Hirſchen nachſpüreſt, oder den Haſen und Rehen Schlingen legſt. Du biſt nun alt genug, um einmal geſcheit zu werden und gut zu thun; folge mir, und beſſere dich, ſonſt möchteſt du es einſt, aber vielleicht zu ſpät, bereuen.“ So predigte die alte Mutter, und der gute Hieſel, der ſie herzlich liebte, verſprach goldene Berge; allein in der nächſtenMinute waren die guten Vorſätze wieder alle vergeſſen, und er that, was ihm gefiel.

Sein größter Wunſch war, ein Jäger zu werden; denn die Jagd ging ihm über alles; allein der Vater brauchte ihn nothwendig zur Aushülfe, da er vom Viehhüten lebte, und ein kleiner Feldbau kaum hinreichte, das tägliche Brod für die Familie zu liefern.

Hieſel war vierzehn Jahre alt, als ſeine Mutter an einer vernachläßigten Bruſtentzündung ſtarb. Solche arme Leute auf dem Lande waren damals in

Krankheitsfällen noch weit hülfloſer, als jetzt. Selbſt den Beiſtand unwiſſender Bader konnten ſie nicht anrufen, weil ſie nicht im Stande waren, ſeine Hülfeleiſtungen zu bezahlen. Sie wendeten ſich gewöhnlich an die ſogenannten Klausner, Männer, welche in dichten Wäldern, in einſamen Hütten, betend ein beſchauliches Leben führten, für fromme Leute gehalten wurden, und bei dem Landvolke hoch in Ehren ſtanden, welches ihnen wöchentlich Eier, Schmalz, Butter und Früchte brachte.

Es iſt wahr, daß ſolche Klausner mitunter Kenntniſſe von heilſamen Kräutern hatten, und allerlei Wundtränke und Heilmittel zu bereiten wußten; allein da ſie keine gründlichen Kenntniſſe von den menſchlichen Krankheiten beſaßen, ſo geſchah es oft, daß ihre Mittel ſtatt der Hülfe den Tod brachten.

Scharfrichter, Waſenmeiſter und reiſende Quackſalber beſchäftigten ſich in jener Zeit ebenfalls mit der Heilung körperlicher Uebel, und ſtifteten dadurch mancherlei Unheil an; häufig behandelten ſie die Krankheiten der Menſchen, wie die Gebrechen des Viehes, und wer mit heiler Haut davon kam, hatte es ſeiner guten Natur zu verdanken.

Hieſels Mutter machte von der damaligen Sitte keine Ausnahme; ſie nahm alles ein, was ihr als heilſam angerühmt wurde, und bevor vier Wochen vergingen, lag ſie im Grabe.

Dieß war ein harter Stoß für unſern Hieſel. Er war ſtets das liebe Mutterſöhnchen; die Mutter verhehlte manches ſchlimme Stückchen Hieſels dem

Vater, aus Beſergniß, der Aerger möchte dem alten kränklichen Mann ſchaden; allein dadurch ſchadete ſie am meiſten dem Sohne ſelbſt; wird ein Bäumchen nicht ſchon frühe gerad gezogen, ſo bleibt es immer krumm.

Hieſel war über den Tod ſeiner Mutter untröſtlich; noch auf dem Todbette gelobte er ihr bei allen Heiligen eine völlige Beſſerung; aber vierzehn Tage nach ihrer Beerdigung hatte der Leichtſinnige ſchon wieder alle ſeine guten Vorſätze vergeſſen, und fiel in die alten Fehler zurück. Bald darauf führte der wackere Sohn eines reichen Bauers, der das väterliche Anweſen übernahm, die brave Agnes als ſeine eheliche Hausfrau heim; leider ſtarb ſie aber ſchon im erſten Wochenbette, und wurde mit ihrem Kindlein, welches am nächſten Morgen verſchied, auf den Friedhof getragen.

Auch dieſer zweite harte Schlag öffnete dem verblendeten Jünglinge die Augen nicht; er weinte Tag und Nacht um ſeine geliebte Schweſter; allein die Thränen vertrockneten, und mit ihnen die unreifen Pläne zu einem beſſern Lebenswandel.

Nun war Hieſel der Herr in der Hütte; der Vater wurde immer hinfälliger, und konnte zuletzt das ärmliche Lager nicht mehr verlaſſen. Hieſel that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um dem theuren Vater den beklagenswerthen Zuſtand zu erleichtern. Wo er einen Kreuzer zu verdienen wußte, war er bei der Hand, und verwendete ſeinen geringen Erwerb redlich für den Kranken.

Doch das Leben ging mit dem Alten zu Ende; der Verluſt ſeiner liebenden Pflegerin und der guten Tochter hatten ihm das Herz gebrochen. Als daher die Nacht des 13. Septembers angebrochen war, und Hieſel dem Vater eben einen Kräutertrank reichte, ergriff dieſer ſeine Hand, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Lieber Hieſel, ich fühle, daß ich bald ſterben, und den nächſten Tag nicht mehr erleben werde. Du ſtehſt dann allein und hülflos in der Welt, und nur durch Fleiß und gute Aufführung kannſt du dich redlich fortbringen. Was in meinen geringen Kräften ſtand, hab' ich für dich gethan. Ich habe dich in die Schule geſchickt, und zum Religionsunterrichte des Herrn Pfarrers; an häuslichen Ermahnungen und guten Lehren deiner Eltern hat es dir nie gefehlt. Danke Gott für deine geraden Glieder; du biſt geſund und ſtark, und kannſt dir durch deiner Hände Arbeit dein Brod verdienen. Mutter und Schweſter ſind todt; ich folge ihnen nun nach in ein beſſeres Leben. Mit Schulden belaſtet hab' ich mein väterliches Anweſen übernommen; in den blutigen Kriegsjahren konnte ich ſie nicht bezahlen; es wird dir alſo ein ſchmaler Erbtheil bleiben. Denke aber: „eine redliche Hand geht durchs ganze Land.“

„Lebe wohl, und vergiß deinen ſterbenden Vater nie; ehre ſein Andenken durch ein rechtſchaffenes Leben. Dürfte ich mir eine Gnade von Gott erflehen, ſo wäre es, daß er mir vergönne, von Zeit zu Zeit dich ſichtbar warnen zu dürfen, wenn du vom Wege der Tugend abweichen ſollteſt. Doch dieß lege ich in die

Hand meines barmherzigen Gottes, dem ich meine arme Seele in Demuth empfehle. Lebe wohl, Hieſel, und mache mir im Grabe keine Schande! Lebe wohl!“

Alſo mit gebrochener Stimme ſcheidend, ſchloß der Alte mit einem leiſen Seufzer auf ewig die Augen, und Hieſel ſtürzte über die Leiche des geliebten Vaters hin, mit ſeinen bittern Thränen ſie überſtrömend.

* * *

Gute Lehren in Menge, liebe Leſer! könnt ihr aus dem, was ich euch nun vom Hieſel erzählt habe, ſchöpfen.

Ihr ſehet daraus, welch ein Glück es für die Kinder iſt, wenn ſie rechtſchaffene, fromme Eltern haben, die ihnen mit einem guten Beiſpiele vorangehen, und wie hart es ſeyn muß, wenn Vater und Mutter ſterben, ehe die Kinder verſorgt ſind.

Ihr werdet auch bemerken, daß Hieſels Schweſter das Muſter einer guten Tochter war. Gar oft ereignet ſich's, daß in einer Familie ein Kind weit beſſer gedeiht, als die andern. Iſt dieß in einem Hauſe der Fall, ſo dürfen die Eltern zu den andern Kindern zwar allerdings ſagen: Gertraud, Franz, — oder wie ſie eben heißen, — ſeht doch, wie euer Bruder, oder eure Schweſter, ſo gut und fleißig iſt; macht es auch ſo! Allein ihr müßt euch wohl hüten, das gute und fleißige Kind durch allzuvieles Lob eitel und hochmüthig zu machen.

Hieſel wollte ein Jäger werden. Die Jagd war nun einmal ſeine Lieblingsneigung. Hätte ihm ſein Vater zu einem braven Jäger in die Lehre gethan, es wäre vielleicht alles gut gegangen. Erforſchet ſtets mit Aufmerkſamkeit die Neigungen eurer Kinder, und wenn dieſe Neigungen von anhaltender Dauer ſind, und nicht bloß eine vorübergehende Einbildung, ſo laßt ſie ihren Stand frei wählen.

Ich weiß wohl, daß die armen Leute in der Stadt, beſonders aber auf dem Lande, wenn ſie krank werden, ſelten ſo glücklich ſind, von einem ordentlichen Arzte mit den gehörigen Arzeneien geheilt zu werden. Oft iſt der Arzt zu weit entfernt, oft bei andern Kranken; oft auch ſcheuen ſich die armen Leute, den Arzt holen zu laſſen, weil ſie, wenn er ſie auch unentgeldlich kurirt, die Arzeneien nicht bezahlen können. Allein die lieben Leute ſollen bedenken, daß ihre Geſundheit, ihr Leben davon abhängt. Es giebt ſehr viele wohlfeile Bücher, worin für das Landvolk in allerlei Krankheiten erprobte Hausmittel zu finden ſind, die höchſtens einige Pfennige, und gewöhnlich gar nichts koſten, weil ſie in Feldern und Wäldern wachſen.

Ein ſolches Noth- und Hülfsbüchlein für Kranke ſollte in der Stadt, vorzüglich aber auf dem Lande, in jeder Familie gehalten werden. In keinem Falle jedoch ſollen Kranke ihre Zuflucht zu Quackſalbern nehmen, welche ihnen das Geld abſchoppen, und die Geſundheit vollends zu Grunde richten.

Es iſt ein großes Unglück für unverſorgte Kinder, wie ich ſchon erwähnt habe, Vater und Mutter zu verlieren, ſelbſt wenn ihnen dieſe einiges Vermögen hinterlaſſen; doppelt ſchmerzlich muß es aber ſeyn, wenn die bedauernswerthen Doppelwaiſen arm und hülflos unter fremde Leute kommen. Dann ſehen ſie erſt recht ein, was ſie an guten Eltern verloren haben.

Wenn ihnen überdieß ihr Gewiſſen ſagt, daß ſie gar oft grob und undankbar gegen ihre Eltern geweſen ſind, und ihnen manche bittere Stunde verurſacht haben, ſo wird ihnen, ſo lange ſie leben, die Reue am Herzen nagen.

Darum, o liebe Kinder, betet täglich zu Gott, daß er euch eure Eltern lange erhalte; ſeyd gut und gehorſam, damit ſie ſich nicht kränken, ſondern Freude an euch erleben. Die heilige Schrift ſagt ausdrücklich: „Ehret Vater und Mutter, auf daß ihr lange lebet, und es euch wohl ergehe auf Erden!“

Hieſel dient.

Die Gläubiger des verſtorbenen **Andreas Kleſtermayer** meldeten ſich bald mit ihren Forderungen bei Gericht, welches das ganze kleine Anweſen abſchätzen und dann verſteigern ließ.

Der Erlös reichte hin, die Schulden zu bezahlen; für **Hieſel** blieb noch ſo viel übrig, daß er ſich ein Feiertagskleid konnte machen laſſen, und einige Thaler in der Taſche behielt.

Die ſchmerzliche Erinnerung an den Tod ſeiner Eltern und ſeiner guten Schweſter wachte immer wieder von Neuem auf, ſo oft er an der väterlichen Hütte vorüberging, aus welcher er nun verſtoſſen war. Deßwegen wollte er nicht länger mehr in Kiſſing bleiben, obgleich er bei ſeinem Taufpathen hätte in Dienſt treten können, der zwei Töchter, aber keinen Sohn hatte, und gerne mit der Zeit Hieſels Schwiegervater geworden wäre. Die ihm eröffnete Ausſicht auf ein ruhiges, ſorgenloſes Leben, machte keinen Eindruck auf das raſche junge Blut des Hieſel, der wenige Tage nach des Vaters Beerdigung ſeinen Bundel ſchnürte, und Abſchied nahm. Die beiden hübſchen Töchter ſeines Taufpathen gaben ihm zum Andenken Leinwand zu ſechs Hemden, und das Geleit bis über den letzten Acker des Dorfes, wo der Wald anfing. Dort drückten ſie ihm weinend die Hände, und baten ihn, im Falle es ihm in der Fremde übel ergehen ſollte, gleich wieder in ihres Vaters Hauſe zu kommen, wo er gewiß wie ein leibliches Kind aufgenommen würde. Hieſel wurde ſelbſt weichherzig, und Thränen traten in ſeine große ſchwarze Augen. Er verſprach ihnen bei Mund und Hand, bei ihnen Zuflucht zu ſuchen, ſollte es Noth thun. Mit ihren Kopftüchern winkten ihm die Mädchen noch lange zu, bis er unter den dichtbelaubten Buchen verſchwand. Tief gerührt bemerkte er, daß ſie oft die Thränen in ihren Augen trockneten.

Wäre doch Hieſel eingedenk geweſen des guten Rathes ſeines alten Vaters: „Bleibe im Lande, und nähre dich redlich!“ Wäre er in der Heimath bei ſeinem Taufpathen geblieben, hätte er treu und redlich gedient, dadurch die Gunſt des Dienſtherrn erworben, und die Liebe von einer der beiden Töchter; vielleicht würde der neue Schwiegervater Hieſels ſein väterliches Anweſen für ihn angekauft, und ihn ſo zum wohlhabenden Nachbar und ſeinerzeit zum Nachfolger gemacht haben! Sein böſer Geiſt aber trieb ihn fort, nämlich die vereinigte Kraft ſeiner Leidenſchaften, ſeines raſchen, wilden Temperamentes, über welches das gute aber ſchwache Herz nicht ſiegen konnte.

Kaum war Hieſel im Walde, als der Gedanke an das Jagen ihn ſo ungeſtüm erfaßte, daß er bei dem Anblicke eines aus dem Gebüſche aufſpringenden Rehbockes unwillkührlich nach ſeinem Stocke griff, und dieſen zielend an die Wange legte, wie ein Schießgewehr, dann aber wehmüthig ſeufzend ſinken ließ, und gedankenvoll ſeines Weges ging.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten eben noch das Wetterfähnlein auf dem Dache des Schloſſes Mergenthau, (damals den Jeſuiten gehörig) als er in den Wirthsgarten daſelbſt trat, um ſich mit einem Glas Bier zur Wanderung in die Nachtherberge zu ſtärken, die er in einem, noch eine Stunde entfernten Dörfchen nehmen wollte, wo eine Baſe von ihm verheirathet war.

Obenan ſaß der Schloßverwalter mit ſeiner Familie, und ihm gegenüber nahmen die Schreiber und übrigen Schloßdiener einen eigenen Tiſch ein. In pflichtſchuldiger Entfernung lagerten ſich die Bauern des Ortes und der Umgegend, theils an ſchmalen Tiſchen, theils auf dem grünen Raſen.

Hieſel trat mit der ihm eigenen Offenheit mitten unter die Verſammelten, ſetzte ſich jedoch aus Beſcheidenheit an den unterſten Platz, und verlangte einen Krug Bier.

Er zog durch ſeine Geſtalt und ſein Benehmen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Nach ſeiner Größe und Stärke zu urtheilen, hätte man ihn wenigſtens für einen Jüngling von 22 Jahren gehalten; er war groß und von gediegenem Körperbau; dichtes ſchwarzes Haar umlockte ſein Haupt; ſeine Stirne war hoch und gewölbt, und verrieth einen unternehmenden Geiſt; ſeine großen ſchwarzen Augen funkelten wie zwei Sterne, beſonders wenn er mit aufgeregter Lebhaftigkeit ſprach; der aufmerkſame Beobachter bemerkte aber ſtets etwas Mißtrauiſches in ſeinem Blicke, was der Schönheit der Augen Eintrag that. Die Naſe war hervorſpringend, von angenehmer Form, ohne eben eine griechiſche oder römiſche zu ſeyn, der Mund ein wenig breit, aber durch weiße Zähne und friſche Lippen verſchönert, das Kinn breit und einen entſchiedenen Charakter andeutend, die Haltung kühn und herausfodernd, der ganze Körper eine ſeltene Stärke beurkundend.

Wer ihn zum erſtenmale ſah, mußte für ihn eingenommen werden. Sein ganzes Benehmen war freundlich, gefällig, annähernd; bisweilen ſchien das Lächeln des Wohlwollens ihm angeboren; wurde er aber zum Zorne gereizt, ſo glich ſein Antlitz einem ſtürmiſchen See; ſeine Augen blitzten wilde Flammen, ſeine Stirne legte ſich in breite Falten, und ſeine Lippen zuckten fieberiſch; die jugendlichen Wangen erbleichten. Im Gefühle ſeiner Löwenkraft maß er dann nicht mehr den Wiederſtand ſeines Gegners, und ſein Zorn kannte keine Grenzen.

Dagegen war er im ruhigen Zuſtande gutmüthig; mit den Armen theilte er ſeinen letzten Biſſen; im hohen Grade abgehärtet, achtete er nicht die Entbehrungen der Noth, das Ungemach der Witterung oder drohende Gefahren; dieſe ſtachelten vielmehr ſeinen Stolz auf, und er wäre zu allen Zeiten dem nahen Tode mit demſelben Gleichmuthe entgegen gegangen, wie einem Freunde. Furcht war ihm durchaus fremd.

Abſichtlich hatte er ſein Feiertagskleid angezogen, als er die Heimath verließ, um nicht über die Schulter angeſehen zu werden, und ſah auch darin ſehr hübſch aus.

In der Gegend von Mergenthau hatte man ihn noch nie geſehen; natürlich zog er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

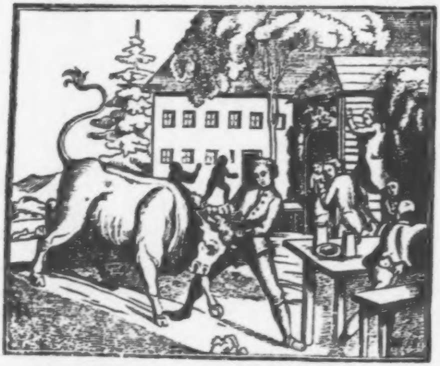
Der Verwalter erhob ſich von ſeinem bequemen Stuhle, und fragte ihn um Namen und Herkunft.

Mit gewohnter Offenheit erzählte ihm Hieſel ſein trauriges Schickſal, und äußerte den Wunſch, ſo bald als möglich einen Dienſt zu erhalten, um ſich redlich zu ernähren.

Während er mit dem Verwalter ſprach, brach ein Stier von der heimkehrenden Heerde von Mergenthau aus dem Zuge, und rannte wüthend in den Wirthsgarten.

Mit ängſtlichem Schrei ſprangen die Gäſte zur

Seite, das grimmige Thier fürchtend, und der Verwalter kletterte eilig an dem Geländer der Laube empor, worin er ſaß; Hieſel aber, ſchnell beſonnen, und mit allen Handgriffen eines Hirten vertraut, packte das Thier an den Hörnern, fuhr ihm mit den Fingern der rechten Hand in die Naſenlöcher, und riß es zu Boden, ohne daß es mehr im Stande war, ſich unter ſeinen kräftigen Fäuſten zu regen.



Die Bauern ſchauten ihn mit großen Augen an, und bewunderten eben ſo ſehr ſeinen Muth als ſeine Stärke. Der Verwalter nahm ihn mit Freuden in ſeine Dienſte, und ſomit hatte Hieſel unvermuthet eine gute Unterkunft gefunden.

Unter den Gäſten im Wirthsgarten befand ſich auch ein alter, bereits fünf und ſiebzigjähriger Jäger eines in der Nähe befindlichen herrſchaftlichen Schloſſes, Namens Benno, der weit und breit als der beſte Schütz bekannt war, und überdieß in dem Rufe eines Hexenmeiſters ſtand. Die Sage ging, er ſey im Beſitze geheimer Künſte, er wiſſe Freikugeln zu gießen, die niemals fehlen, und kein Wild könne ſeinem ſicher treffenden Rohre entgehen.

„Es thut mir leid, — ſagte Benno zu Hieſel, — daß du in des Verwalters Dienſte getreten biſt; um eine halbe Stunde ſpäter hätte ich dich als meinen Gehülfen angeworben, denn du ſcheinſt mir viel Geſchick zu einem guten Jäger zu haben. Das hat aber im Grunde nicht viel zu bedeuten. Ich bin mit dem Verwalter gut bekannt, und er wird dir ſchon erlauben, mir bisweilen auszuhelfen; ich bin alt, und die morſchen Knochen wollen nicht mehr recht voran. Haſt du Luſt zum edlen Jägerhandwerk, ſo ſprech' ich mit dem Verwalter, dem ich das Wildpret liefere und die Sache wird ſich machen.“

Wer war erfreuter über dieſes Anerbieten, als Hieſel! Auf der Stelle hätte er dem Verwalter den Dienſt wieder aufgekündet, um der Gehülfe eines Jägers zu werden, wäre nicht der alte Benno ſo klug geweſen, ihm dieſen Schritt zu widerrathen. Da Hieſel gut leſen und ſchreiben konnte, ſo wurde er vom Verwalter in der Kanzlei verwendet, bisweilen auch zu Botengängen; ſehr oft aber bekam er die Erlaubniß, tagelang den alten Jäger in ſeinen Verrichtungen zu unterſtützen.

Benno mußte geſtehen, nie einen ſo gelehrigen Schüler gehabt zu haben. Der Verwalter war ein großer Liebhaber von Wald- und Moosſchnepfen, wilde Enten und dergleichen Wildgeflügel, und in wenigen Wochen fehlte Hieſel nie mehr. Von Monat zu Monat ſtieg ſein Ruf als kunſtreicher Schütz weit und breit, und trank er an Feiertagen im Wirthsgarten einen Krug Bier in beſcheidener Entfernung von dem geſtrengen Herrn Verwalter, ſo that ſich dieſer nicht wenig darauf zu gut, die benachbarten einkehrenden Jäger auf Hieſels Schießkunſt aufmerkſam zu machen.

Manchmal mußte er gleich auf dem nächſten Brachfelde Proben ſeiner Geſchicklichkeit ablegen.

Bald durchſchoß er auf 100 Schritte ein Spiel Karten, oder einen hoch in die Luft geſchleuderten Thaler, oder ein quer über den Weg in Manneshöhe geworfenes Ei. Solche Wetten trugen ihm hübſche Sümmchen ein, und ſetzten ihn bei den Jägern und Bauern in gewaltigen Reſpekt, den er ſich überdieß durch ſeine gewaltige Stärke, und durch ſeine Gewandheit im Raufen überall zu verſchaffen wußte. Kaum hatte er die Schwachheit des Verwalters, hinſichtlich des Wildgeflügels, bemerkt, als er ſehr oft vorgab, da und dort einem guten Fange auf der Spur zu ſeyn, um nur der ihm verhaßten Federfuchſerei, wie er das Kanzleigeſchäft nannte, zu entgehen. Dann ſchwärmte er tagelang durch die Wälder, lernte den Wildſtand und jeden Fußpfad kennen, und kam oft erſt nach Hauſe, wenn bereits der Mond am Himmel leuchtete, und die müden Schloß- und Dorfbewohner ſchon im Schlafe lagen.

Der alte Benno gewann den Hieſel täglich lieber, und nach Ablauf eines Jahres nahm er ihn als Gehülfen an, und theilte ihm alle ſeine geheimen Jagdkünſte redlich mit. In kurzer Zeit wurde Hieſel ein praktiſcher Jäger, wie wenige; er war in ſeinen Dienſtverrichtungen unermüdet, und fähig, überall ſein Brod zu verdienen, als gegen den Schluß des zweiten Jahres der alte Benno in Gott ſelig entſchlief.

Benno's Nachfolger ſuchte den Hieſel ſo bald als thunlich zu entfernen. Er war ſelbſt noch ein junger, rüſtiger Mann, und wünſchte keinen ſo geſchickten, leidenſchaftlich die Jagd liebenden Gehülfen an der Seite. Dem Hieſel fiel's gar nicht ein, gute Worte zu geben, um noch länger bleiben zu können; er war ſich ſeiner Brauchbarkeit bewußt, und durfte darauf zählen, überall die beſte Aufnahme zu finden.

Eines Morgens ſtrich er ſeinen Lohn über den Tiſch, packte ſeine Siebenſachen in einen Soldatentorniſter, hing eine herrliche Kugelbüchſe, ein Vermächtniß des alten Benno, über die Schulter, und wanderte wohlgemuth wieder in ſein heimatliches Dörfchen Kiſſing.

* * *

Der erſte Schritt in die Fremde war für den Hieſel günſtig, wie die Leſer ſehen, und es hing nur von ihm ab, auf ehrliche Weiſe ſein Brod zu verdienen. Die Leidenſchaft zur Jagd war es, die ihm den ruhigen Erwerb am Schreibtiſche unangenehm machte; es trieb ihn hinaus in's Freie, in die Wälder; dort war ſein Element. Wer weiß, ob nicht der alte Benno bei längerem Leben einen ehrlichen Jäger aus ihm gemacht hätte. Hieſel war von Natur aus für ein ſtürmiſches Leben geboren; und dennoch ſcheute er den Soldatenſtand mehr als den Tod, obgleich er darin bei den damaligen kriegeriſchen Zeiten ſein Glück hätte machen können. Er fürchtete aber das Soldatenleben nicht der Gefahren wegen, die dieſer Stand mit ſich bringt, ſondern wegen der ſtrengen Zucht, die ſeinem auffahrenden Charakter nicht zuſagte, und ſeinem Sinne für ein freies, ungebundenes Leben. Aber gerade dieß iſt ein trauriges Zeichen, wenn ein Menſch ſich nicht den Geſetzen der Ordnung unterwerfen will.

Hieſels erſte Liebe.

Ignaz Stettner, der Taufpathe des Hieſel, damals der reicheſte Bauer in Kiſſing, ſaß eben mit ſeiner jüngern Tochter Marie, — die ältere hatte ſchon vor einem Jahre einen benachbarten Gerichtshalter geheirathet, — und mit den Knechten und Mägden am Tiſche, um die Mittagskoſt einzunehmen, als Hieſel mit einem freundlichen Gruße in die Stube trat.

Marie ſchrie laut auf vor Freude, als ſie den hübſchen Hieſel wieder ſah, ſprang auf ihn zu, reiche ihm die Hand, und wäre ihm gar um den Hals efallen, hätte ſie ſich nicht vor dem Vater geſchämt.

Hieſel mußte ſogleich Platz nehmen, und mit en Uebrigen eſſen, wobei er Gelegenheit fand, ſein isheriges Leben zu erzählen. Er äußerte den Wunſch, nunmehr in ſeinem Vaterorte zu dienen, bis er Gelegenheit finden würde. ſeiner Neigung zu Folge, als Forſt- und Jagdgehülfe in Fürſtlich-Augsburg'ſche Dienſte zu treten.

Stettner trug ihm wiederholt an, als Knecht bei ihm zu dienen, und verſprach ihm guten Lohn und eine freundliche Behandlung, wie ſie nur der eigene Sohn verlangen könnte.

Hieſel ſchlug gleich ein, brachte ſeine Sachen in die obere Kammer, und nahm ſich noch in derſelben Stunde des ihm angewieſenen Geſchäftes mit ſolchem Fleiße an, daß ihm Stettner auf die Schulter klopfte, und zu ihm ſagte: „du gefällſt mir, Hieſel; wenn du ſo fortfährſt, wie du jetzt beginnſt, ſo kommen wir ſobald nicht auseinander.“

Wie konnte Hieſel, der feurige, ſtolze Hieſel, ſich entſchließen, als Knecht gemeine Dienſte zu verrichten, anſtatt alle Jäger in der ganzen Gegend aufzuſuchen, und ihnen als Gehülfe ſich anzutragen? So wird mancher von meinen geneigten Leſern im Stillen bei ſich denken. Freilich iſt dieſer Schritt ſo unerwartet, daß man mit Recht darüber ſtaunen muß. Allein was hat die Liebe nicht ſchon alles gethan!

Die ſchöne Marie, nun ſchon eine aufgeblühte Jungfrau, hatte dieſes Wunder ſo plötzlich bewirkt.

Hieſel trat in das Haus, nur um im Vorbeigeh einen Beſuch zu machen; allein kaum hatte er da ſchöne Mädchen geſehen, als ſein Vorſatz ſchon ſchwcher wurde, und die liebreiche Aufnahme des Vater und die wiedererwachte Neigung Mariens, welch ſie ihm ſo herzlich bezeigte, änderten Alles. Für ſie, die von ihm ſo heiß Geliebte, hätte er in dieſem Augenblicke allen Freuden der Welt entſagt. Daß er aber ſeine Liebe vor der Hand geheim halten müße, ſah er wohl gleich ein; der mindeſte Argwohn wäre das Grab ſeiner ſchönſten Hoffnungen geworden.

Am nächſten Morgen, es war gerade Sonntag, ging er mit Marie, geputzt ſo gut er es vermochte, in die Kirche. Da rißen die Bauern und Dorfmädchen ganz gewaltig die Augen auf, als ſie das ſchöne Paar erblickten, und Marie bildete ſich nicht wenig auf ihren Begleiter ein.

Nach dem Abendgebete gingen beide auf den einſamen Kirchhof, um die Gräber ſeiner theuren Eltern zu beſuchen.

Hieſel kniete nieder, betete andächtig einige Vaterunſer, und weinte in ſchmerzlicher Erinnerung an die Verlornen ſo bitterlich, daß Marie ihn nicht zu tröſten vermochte, und endlich ihre Thränen mit den ſeinigen vermiſchte.

Hier ſchloſſen Beide den Bund der Liebe, und ſchworen auf das hölzerne Kreuz einen heiligen Eid, auf dieſer Welt nie einander zu verlaſſen, und treu und innig ſich zu lieben, bis Gott dereinſt ſie trennen würde.

Da rauſchten die halb verwelkten Todtenkränze, welche die gute Marie immer wieder, ihres Hieſels eingedenk, mit friſchen vertauſcht hatte, und es war ihnen, als ob ſie tief aus dem Grabe ein ſegnendes „Amen“ vernommen hätten.

Mit dem aufrichtigſten Vorſatze, ein ſchuldloſes Leben zu führen, verließ Hieſel an Mariens Seite den Friedhof; ſein guter Engel ging an ſeiner Seite. O wäre dieſer gute Engel nie von ihm gewichen, er hätte ein braver Mann werden können; reiche Keime des Guten lagen in ſeinem Herzen, unter einer frommen Pflege hätten ſie zu edlen Früchten werden können; aber ach! im Buche des Schickſals ſtand es anders geſchrieben, und ich werde Frevelthaten von ihm noch ſchildern müſſen, wovon in dieſem Augenblicke kein menſchliches Herz auch nur zu träumen gewagt hätte.

Hieſel verrichtete nun täglich ſeine Arbeit mit dem größten Fleiße, mit Pünktlichkeit und Treue, ſo daß Stettner mit ihm überaus zufrieden war. Dieſe ruhige Thätigkeit kam jedoch nur aus dem Herzen des Hieſel, nicht aus ſeiner Neigung; ſeine Marie war ſein Alles, ihr opferte er gerne alle ſeine Leidenſchaften.

Fünf Jahre dauerte dieſes Verhältniß; Hieſel war ein ehrlicher Jüngling, der ſich ein Gewiſſen daraus gemacht hätte, den Seelenfrieden des tugendhaften Mädchens zu trüben. Er vertröſtete ſich auf eine beſſere Zeit, wo er dem Vater alles entdecken, und um ſeine Einwilligung zur Heirath bitten wollte.

Stettner war aber nicht ſo dumm, daß er nicht die Liebe der beiden Leutchen längſt ſchon hätte bemerken ſollen. Er ließ ſie nie aus den Augen, und beobachtete ſie oft, wenn ſie es gerade am wenigſten vermutheten. Doch freute es ihn herzlich, daß Hieſel ſich kein unrechtes Wort erlaubte, und ſchon entwarf er Pläne für die Zukunft des liebenden Paares, als ein unglücklicher Abend der ganzen Sache ein Ende machte.

Hieſel hatte an einem Sonntage Nachmittags, da ihn der alte Stettner mit einem Päckchen Geld zu ſeinem Schwiegerſohne, dem Gerichtshalter, ſchickte, in einem Landwirthshauſe eingekehrt, und ſich zum Spielen verleiten laſſen, wobei er vier Kronenthaler verlor.

Umkehren, und dem Stettner ſeinen Fehler geſtehen, anerbieten, das Fehlende nach und nach an ſeinem Lohne abziehen zu laſſen, dieß gab weder das falſche Ehrgefühl, noch die Furcht zu, ſeiner Marie zu mißfallen; auch wollte er das Geld zur rechten Zeit dem Gerichtshalter einliefern. Der Wirth, dem er ſein Wort gab, ihn am andern Sonntage wieder zu bezahlen, lieh dem Hieſel auf ſein ehrliches Geſicht die fehlenden vier Kronenthaler, und dieſer beſorgte den erhaltenen Auftrag.

Drei Jäger waren es, die ihm das Geld abgewonnen, und ſich überdieß luſtig über ihn machten, ſo zwar, daß er ſie ohne die Verwendung des Wirthes vielleicht erwürgt hätte, und dieſer Umſtand, beſonders erſt nach den widrigen Folgen, die er hatte, trugen nicht wenig dazu bei, ihn mit einem unauslöſchlichen Haße gegen alle Jäger zu erfüllen.

Als er wieder nach Hauſe kam, war er bei weitem nicht ſo munter wie ſonſt, ſondern ließ den Kopf hangen, wie einer, den eine ſchwere Sorge drückt. Vergebens bat ihn Marie, ihr zu ſagen, was er auf dem Herzen habe; er gab vor, daß er ſich nach einem eigenen Herde und nach ihrem Beſitze ſehne, der Mangel an naher Ausſicht jedoch auf dem einſamen Wege ihm die heitere Laune raubte.

Marie tröſtete ihn ſo gut ſie es vermochte. Als nun aber der Freitag herannahte, und er noch nicht wußte, womit er den Wirth bezahlen ſollte, als überdieß ein zur Schranne fahrender Bauer aus jenem Orte, den er ſehr gut kannte, ihm erzählte: der Wirth habe nach Hieſels Entfernung geäußert, daß er ſeinen Kopf an eine Maß Bier wetten wolle, Hieſel werde am Sonntage ganz gewiß bezahlen, da wurde die Ehrliebe lebendig in ihm, und er beſchloß, um jeden Preis Wort zu halten.

Der Mond ſchien hell durch die kühle Herbſtnacht, als Hieſel gegen Mitternacht ſeinen Stutzen ergriff, die geſtrickte Jagdtaſche umhing, und ſich aus dem Kämmerlein über die knarrende Holztreppe leiſe hinabſchlich, neben ſeinem alten Bekannten, dem freundlich wedelnden Hofhunde vorbei durch den Gemüſegarten ſchlich, und einem in der Nähe gelegenen herrſchaftlichen Waldreviere zueilte.

Weit und breit kannte er alle Jagdplätze; je tiefer Hieſel in den Wald drang, deſto unheimlicher wurde es ihm zu Muthe; das Herz ſchlug ihm ſtärker als gewöhnlich, doch ſeine Arme zitterten nicht. Indem er auf eine Blöße hinaustrat, dünkte es ihn, als ſehe er am gegenüberliegenden Waldſaume, kaum 150 Schritte entfernt, eine weiße Geſtalt mit ehrwürdigem Antlitze drohend die Hand gegen ihn erheben, und dann im Gebüſche verſchwinden. Sein alter Vater war's! Das ſcharfe Auge des Hieſel erkannte augenblicklich die theuren Züge, die jedoch von zürnendem Ernſte getrübt ſchienen. Im Innerſten erſchüttert wollte Hieſel der väterlichen Warnung folgen und ſein Vorhaben aufgeben, als plötzlich ein ſtattlicher Hirſch aus dem Gebüſche brach; Hieſel ſchoß, und mit durchbohrtem Herzen ſtürzte das edle Thier todt zu Boden.

Eine halbe Stunde ſeitwärts ſtand die Hütte eines Bauers, der den Wildſchützen ihre Beute abkaufte. Hieſel holte ihn aus dem Bette, führte ihn zur Stelle, ſtrich das Geld ein, und eilte nach Hauſe, wo er ſich unbemerkt wieder zur Ruhe legte.

Am andern Nachmittage erſchien ein Gerichtsdiener in Kiſſing, welcher auf herrſchaftliche Requiſition im ganzen Dorfe eine Hausunterſuchung hielt, aber nichts fand.

Hieſel war ſo klug, nicht bloß den Stutzen und die Jagdtaſche, ſondern auch das erhaltene Geld ſo zu verſtecken, daß es Niemand finden konnte. In Stettners Hauſe verweilte er am längſten, da er den größten Verdacht auf Hieſel hatte.

Ein Handwerksburſche, der in einem Getreidſelde dicht an dem Wege, auf welchem Hieſel zurückkehrte, übernachtete, wurde durch den Schuß aufgeweckt, ſah ſpäterhin den Hieſel vorübereilen, und beſchrieb ihn dem Gerichtsdiener, welchem er begegnete, auf deſſen Erkundigung vom Kopfe bis zu den Füßen. Dieſer konnte jedoch aus Mangel an hinreichendem Beweiſe keine gerichtliche Einſchreitung gegen Hieſel veranlaßen.

Am Sonntage erſchien Hieſel bei ſeinem Gläubiger, den er dankend bezahlte.

„Hab' ich's nicht vorausgeſagt, daß der brave Hieſel richtig bezahlen werde?“ rief der Wirth den Gäſten zu, unter welchen auch die drei Jäger ſaßen, mit denen Hieſel geſpielt hatte. Da antwortete einer unter ihnen: „Eine ſaubere Bezahlung mit dem Gelde, das er für einen geſtohlenen Hirſch bekommen hat!“ und ſeine beiden Kameraden ſtimmten lachend mit ein, und äußerten: „Ein Wilddieb kann leicht zahlen!“

Alle Augen waren auf Hieſel gerichtet, der vor Wuth erbleichte, ſogleich den nächſten der drei Jäger an der Gurgel packte, und hinauswarf, den erſten Sprecher aber nebſt ſeinem Kameraden mit einem abgetretenen Stuhlfuße ſo durchprügelte, daß ſie ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben auf dem Boden lagen.

Niemand wagte es, den Jägern gegen den Raſenden beizuſtehen, und Niemand hatte Luſt dazu, da ſie als Streitſucher und liederliche Menſchen in der ganzen Gegend verhaßt waren. Dem Wirthe allein gelang es, den wüthenden Hieſel zu beſänftigen, der ſonſt alle drei gewiß noch ermordet hätte. Er gab ihm ſelbſt noch eine weite Strecke das Geleit, und verſicherte ihn, gerne als Zeuge für ihn bei Gericht zu erſcheinen, im Falle es nöthig ſeyn ſollte.

Am andern Morgen erzählte Hieſel bei der Morgenſuppe dem Stettner den ganzen Vorfall, ohne jedoch zu ſagen, auf welchem Wege er die Mittel zur Bezahlung erhalten habe; es ſey erſpartes Geld, verſicherte er, und früher wollte er über die widrige Geſchichte lieber ſchweigen, als vielleicht vor den Augen des Stettner in einem ſchiefen Lichte ſtehen.

Stettner ſchüttelte, die ſchlimmen Folgen vorausſehend, den Kopf, und Marie weinte ſtille Thränen, als plötzlich ein Commando Huſaren, welches damals in Friedberg auf Werbung lag, vor der Hütte hielt, und nach Hieſel fragte, den ſie zum Landgerichte bringen ſollten.

Marie ſchrie laut auf in ihrer Herzensangſt, und umklammerte weinend den Hals des Geliebten. Dieſer aber machte ſich mit ſanfter Bitte los, trat ruhig und gefaßt vor die Thüre, und ſagte: „Hier bin ich; meiner Unſchuld bewußt, folge ich Ihnen gerne zum Gerichte!“

Der Abſchied war kurz aber rührend.

„Sey ruhig, liebe Marie,“ — tröſtete ſie Hieſel, — „das Gericht wird meine Verantwortung hören, und mich losſprechen; morgen bin ich wieder bei dir!“

Dem alten Stettner die Hand drückend, ſchritt er raſch zwiſchen den Huſaren durch das Dörfchen, deſſen Bewohner ihm lange theilnehmend mit ihren Blicken und beſten Wünſchen folgten.

* * *

Könnte ich euch, liebe Leſer! die zahlreichen Opfer des Spieles aufzählen, wie gerne würdet ihr auf immer dem Spiele entſagen! Das Spiel tödtet die koſtbare Zeit, die zu etwas Nützlicherm könnte verwendet werden, beunruhiget das Gemüth, leert die Taſchen, fuhrt zu Zank und Hader, zu Raufereien, Feindſchaften, oft zu Mord und Tod, und zerſtört die Geſundheit.

Auch das Hausweſen geht dabei rückwärts, und ſehr oft ganz zu Grunde. Der Spieler denkt an nichts mehr, als an das Spiel; er vernachläßigt die Arbeit und die Kinderzucht, verleitet zum Fluchen, zum Trinken, und zu jeder Sünde.

Ihr ſeht, wohin das Spiel den Hieſel gebracht hat; es war ſein erſter Schritt zum Verderben. Schon daß er fremdes, anvertrautes Geld, das Jedem heilig ſeyn ſollte, angriff, beging er ein Verbrechen; um es zu erſetzen, machte er ſich eines zweiten Verbrechens ſchuldig, indem er ein Wildſchütz wurde, und wenig fehlte, ſo hätte er auch noch einen Mord auf ſeine Seele geladen.

Es iſt ein großer Irrthum, wenn Ihr glaubt, Gott habe das Wild für Jedermann erſchaffen, und Jeder durfe das Wild als ſein Eigenthum betrachten.

Alles was auf der Welt an lebendigem und liegendem Gute ſich befindet, hat ſeinen Eigenthümer, und Niemand darf an fremden Eigenthum ſich vergreifen. Gewiß wäre es Euch auch nicht recht, wenn Ihr einen Wald mit Hirſchen und andern Thieren hättet, und es ſchöße Euch Jemand die Hirſche weg.

Meidet alſo das Spiel, und achtet fremdes Eigenthum! bleibet ehrlich, und Ihr könnt in häuslichem Frieden leben! Warum folgte der verblendete Hieſel nicht der warnenden Erſcheinung ſeines Vaters! War auch dieſe Erſcheinung nur in ſeinem aufgeregten Gemüthe, ſo hätte er ſie doch als eine mahnende Stimme ſeines Gewiſſens beachten ſollen.

Der kühne Sprung.

Das Landgericht Friedberg kannte die Scheu Hieſels vor dem Soldatenleben ſehr wohl. Eilfmal war es ihm gelungen, ſich frei zu looſen, und der Landrichter ärgerte ſich nicht wenig, daß ihm ein ſo hübſcher Rekrut ſo oft entwiſchte.

Er hatte ſogar öfter die Werber auf Hieſel aufmerkſam gemacht, die ſich alle erdenkliche Mühe gaben, ihn in ihr Netz zu bringen. Da Hieſel aber ger durch Hieſel, kam alſo dem Landrichter gerade erwünſcht.

„Hab' ich dich doch einmal, Hieſel,“ rief er ihm lachend zu, als zwei Huſaren ihn in das Verhörzimmer führten; „du haſt ſaubere Geſchichten angefangen. Erſtens biſt du eines Wilddiebſtahles verdächtig, zweitens haſt du die drei Jäger auf den gerechten Tod geprügelt; freilich mildert der Umſtand deine Schuld, daß ſie dich zuerſt mit harten Worten anfielen; allein die Selbſthülfe iſt allemal verboten, ſo lange es einen Richter giebt, bei dem man klagen kann. Die beiden Anzeigen liegen nun einmal vor; ich muß die Unterſuchung gegen dich einleiten, und bis zum Ausgange derſelben dich im Amthauſe als Arreſtanten behalten. Dieſe Unterſuchung kann wohl ein halbes Jahr dauern; willſt du die ſchöne Zeit ſo elend zubringen? das thäte mir leid um dich! Und was gewinnſt du dabei? Höchſtens, daß du noch ein Vierteljahr in ein Correktionshaus kommſt, wo du ſpinnen und Wolle kratzen mußt. Noch ſteht es bei dir, dich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen; laß dich anwerben, werde Soldat, ſo hat die ganze Geſchichte ein Ende, und es kann aus dir mit der Zeit noch etwas Rechtes werden.“

„Gnädiger Herr Landrichter, — erwiederte Hieſel — ich bin Ihnen für Ihren guten Rath dankbar; übrigens muß ich Ihnen erklären, daß ich kein Wilddieb bin, und daß ich nichts bereue, als daß ich die drei Jägerhallunken nicht gleich todt geſchlagen habe. Denn, wer mich an der Ehre angreift, der bringt als im Amthauſe auch nur 24 Stunden lang ſitzen; ich werde Soldat! Vivat, der Churfürſt ſoll leben!“

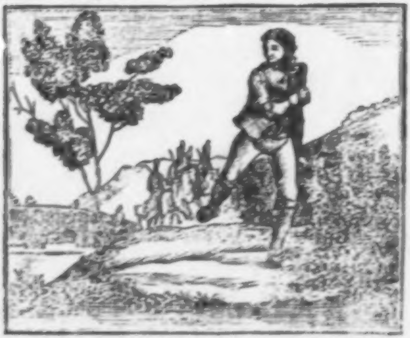
„Bravo, Hieſel!“ rief der Landrichter aus, und drückte ihm die Hand; „die Herren von der Conſcription in München werden ſich freuen, wenn ſie deinen Namen in der Liſte leſen. Geh jetzt in die Küche, und laß dir Fleiſch und Bier geben!“

Hieſel war ſeelenvergnügt über dieſen unverhofften Ausgang der Sache, machte ſich gleich mit ſeinen Kameraden vertraut, und aß und trank mit dem größten Appetite. Dann folgte er den Werbern in das nahe am Abhange des Berges, gegen Augsburg, liegende Wirthshaus, wo ſich auch die übrigen Rekruten einfanden, und ſuchte die Traurigen unter denſelben mit allerlei Späßen aufzuheitern.

Weil Hieſel zur Strafe Soldat werden mußte, bekam er kein Handgeld. Deswegen fehlte es ihm aber nicht an guter Münze, die er noch von dem Hirſchhandel in der Taſche hatte. Er ließ immer volle Krüge bringen, und trank den Werbern tapfer zu. Dieſe freuten ſich des luſtigen Geſellen, und hatten nicht den mindeſten Argwohn, als Hieſel plötzlich durch eine Hinterthüre entwiſchte, und durch den Garten bergabwärts rannte, dem Dorfe Appertshauſen zu, jenſeits des Lechfluſſes, damals in Schwaben, gelegen, wo er ſich vor jeder Nachſtellung ge-

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht in Friedberg: „der Hieſel iſt durchgebrañt!“ und der Herr Landrichter beliebte zu äußern: „das iſt doch ein Teufelskerl, der Hieſel!“

Von der Anhöhe des Berges aus ſah man ihn gegen die Grenze laufen. Von Jugend an auf Weiden und in Wäldern erſtarkt, durch das Einholen verirrter Stiere, Ochſen und Kühe im Schnellaufen geübt, hatte er ſchon einen bedeutenden Vorſprung, als er hinter ſich eine dichte Staubwolke erblickte, die ihm ſeine Nachſetzer verkündete.



Hieſel verdoppelte ſeine Eile, allein Huſarenpferde laufen doch beſſer als Menſchenfüße.

Ein breiter Waſſergraben trennte die Verfolger von Hieſel, der etwa noch 200 Schritte bis zur

Lechbrücke hatte, welche auch ſogleich von den Huſaren beſetzt wurde, die ihn dort mit aller Gewißheit in Empfang zu nehmen gedachten.

Hieſel machte auch eine Wendung rechts auf dem ſchmalen Uferdamme des Lechſtromes, als wolle er der Brücke zueilen; doch plötzlich ſprang er in die reißende Tiefe, und verſchwand vor den Augen der erſtarrten Huſaren.

Weit unterhalb der Brücke tauchte er wieder empor; die Verfolger ſprengten am Ufer nach, und ſchoßen viermal auf den Hieſel; eine Kugel verwundete ihn leicht an der rechten Schulter; er tauchte noch einmal unter, und erklimmte mühſam das Ufer auf ſchwäbiſchem Grund und Boden; die langſam heranreitenden Huſaren hatten das Nachſehen.

* * *

Bei dieſem Abentheuer entwickelte Hieſel zwei Eigenſchaften ſeines Gemüthes: Verſtellung und Geiſtesgegenwart. Als ihm der Landrichter die Wahl zwiſchen dem Arreſte und dem Soldatenſtande ließ, war ſein Entſchluß ſchnell gefaßt. Aus dem Arreſte wäre er vielleicht nicht entkommen; aber den Werbern eine Naſe zu drehen, ſchmeichelte eben ſo ſehr ſeiner Schlauheit, als ſeiner Freiheitsliebe.

Die Entſchloſſenheit, womit er durch den kühnen Sprung in den Lechfluß ſeinen Verfolgern entging, ſel aus dem Kreiſe des friedlichen Lebens hinausgeſprungen, und von nun an werden wir ihn auf der Bahn der Verbrechen wandeln ſehen.

Der Teufel als Krankenwärter.

Mit ſchweißtriefendem Körper war Hieſel in die Wellen des reißenden Lechſtromes geſprungen, und hatte es nur ſeiner kräftigen Natur zu verdanken, daß ihn nicht auf der Stelle ein Schlagfluß tödtete. Ganz erſchöpft von der großen Anſtrengung, und von der beſtändigen Angſt, von ſeinen Verfolgern eingeholt zu werden, lag er am Ufer, und wärmte und trocknete ſich an den heißen Strahlen der Sonne. Da fühlte er plötzlich einen heftigen Fieberfroſt in ſeinen Gliedern; er raffte ſich auf, und ſchleppte ſich mühſam in den nahen dichten Forſt, wo er ſich, ohne zu wiſſen wie, von ſieben verdächtigen Kerl umringt ſah, die ihn mit geſpannten Hähnen ihrer Büchſen drohend fragten: „wer er ſey, und woher er komme?“

„Ihr ſeht, daß ich ein kranker Menſch bin,“ — erwiederte Hieſel, indem er vor Schwäche zähneklappernd an einem Buchenſtamme niederſank; — „vor einer Stunde noch hätte ich euch auf eine ſo ſchlechte Behandlung, — ſieben Bewaffnete gegen einen Wehrloſen, — das Kreuz eingeſchlagen.“

Dieſe ſtolze Antwort überraſchte die Sieben, und ſie erkundigten ſich nun theilnehmender nach ſeinem

Schickſale. **Hieſel** erzählte den Verfall, wie er war, und bat ſie dringend, ihn ſo ſchnell als möglich unter ein Obdach zu bringen, indem er ſeine Kräfte von Augenblick zu Augenblick abnehmen fühle.

Die Sieben machten aus Aeſten eine Tragbahre, und brachten ihn ſo in die Waldhütte des **Xaver Bobinger**, genannt der **Krettenbub**, von Bobingen an der Hochſtraſſe gebürtig, damals als ein Erzwilderer bekannt, und ſpäterhin ſelbſt der Lehrmeiſter des **Hieſel** im Wilddiebſtahle.

Dieſer **Bobinger** wurde in einem Alter von 44 bis 45 Jahren am 16. Januar 1770 in einem Gartenhauſe zu Augsburg, wo er ſich mittelſt eines von dem dritten Stocke herunter gewagten Sprunges flüchten wollte, gefangen, und am 14. September deſſelben Jahres zu Günzburg mit dem Schwerte vom Leben zum Tode hingerichtet, ſofort deſſen Körper unter dem Galgen verſcharrt, der Kopf aber auf den Galgen geſteckt.

Kaum lag **Hieſel** auf einer mit Moos gefüllten Matratze, die wollene Decke bis an den Hals gezogen, als das Fieber in voller Stärke ausbrach, ſo daß **Hieſel** ſogar anfing irre zu reden.

Bobingers neunzehnjährige Schweſter, **Afra**, ein hübſches Mädchen mit ſchwarzen Haaren, übernahm die Pflege des Kranken, und nur ihrer raſtloſen Mühe Tag und Nacht gelang es, ihn vom Tode zu retten.

Natürlich durfte ſie keinen Arzt holen, um kein Aufſehen zu erregen; wie leicht hätten

Bebinger half ſich gewöhnlich ſelbſt, ſo oft ihm etwas fehlte, indem er ſehr viel kaltes Waſſer trank, und zwar in einer Stunde vier Gläſer. Dieſe Kur ſetzte er oft drei bis vier Tage lang fort, bis das Uebel durch einen ſtarken Schweiß ſich brach, und er geneſen war. Während dieſer Zeit nahm er durchaus kein anderes Nahrungsmittel zu ſich. Auf dieſe Weiſe wurde auch dem Hieſel geholfen, der wirklich nach drei Wochen, mit Beihülfe ſeiner eiſenfeſten Natur, im Stande war, das Krankenlager zu verlaſſen, und im Walde ſpazieren zu gehen.

Afra lieh ihm ihren Arm als Stütze. Sie führte ihn hinaus in die freie, herrliche Natur, unter das Laubdach irgend einer ſchattigen Buche, wo ſich Hieſel in's Grüne legte, und bald mit ſtarren, thränenfeuchten Augen über die flachen Ufer des Lechſtromes gegen Kiſſing blickte, wo das Herz ſeines Lebens lebte, bald hinauf durch die luſtigen Zweige, auf welchen ſich die fröhlichen Sänger des Waldes wiegten, hinauf zu den eilenden Wolken, zu den „Seglern der Lüfte,“ mit ſtummen Seufzern, die ſein Herz zuſammenpreßten, nach der väterlichen Heimath ſich ſehnend.

Afra beobachtete ihn oft mit großer Aufmerkſamkeit, und merkte wohl, daß etwas Schweres auf ſeinem Herzen laſten müſſe.

Der ſchöne Hieſel ging ihr bald weder aus dem Kopfe noch aus dem Herzen. Er war jedoch nicht ihre erſte Liebe; ihr Leichtſinn hatte ſie ſchon zu manchen Fehltritten verleitet.

Eines Abends, als Hieſel bereits vollkommen hergeſtellt war, und Bobinger im Freien vor der Hütte mit ſeiner Schweſter und den Spießgeſellen eben einen Hirſchbraten verzehrten, ſetzte ſich Hieſel zwiſchen Bobinger und Afra, und ſagte: „Bobinger, Ihr habt ein Werk der Barmherzigkeit an mir gethan, Ihr habt mich in Eure Hütte aufgenommen, da ich dem Tode nahe ſtand, und Eure brave Schweſter hat mich wie ihren leiblichen Bruder gepflegt. Ich danke Euch aus vollem Herzen, aber mit Worten kann ich es nicht; wenn mein Herz voll iſt, kann ich mit dem Reden nicht recht aufkommen. Nach meiner Schuldigkeit mag ich Euch nicht fragen, und es wäre auch nicht aufrichtig von mir, denn ich muß Euch geſtehen, daß ich keinen halben Gulden mehr in meiner Taſche habe. Kommt eine beſſere Zeit, ſo will ich gerne meine Schuld abtragen. Kann ich aber dieſelbe abverdienen, ſo weiſet mir ein Geſchäft an, und iſt meine Schuld getilgt, ſo laßt mich meines Weges ziehen, damit ich irgendwo bei einer Gutsherrſchaft einen Dienſt als Jäger ſuche.“

„Biſt du von Sinnen, Hieſel, daß du von Dankbarkeit und Bezahlung redeſt?“ erwiederte Bobinger. „Krankes Vieh laß ich nicht hülflos auf dem Wege liegen, und einem Menſchen ſollte ich Dach und Fach verweigern, der fieberkrank mein Mitleiden in Anſpruch nimmt? Und was fällt dir ein? Jäger willſt du werden, dich von der Herrſchaft gegen Lohn auf alle Weiſe mißhandeln laſſen? Welcher gehen? Und was iſt dann dein Lohn, wenn du alt und kraftlos biſt, und deinen ſchweren Dienſt nicht mehr verſehen kannſt? da kannſt du in einem Stallwinkel des Jägerhauſes wie ein blinder Hund liegen, und auf die Broſamen warten, die ein Mitleidiger Hundsjunge dir zuwirft. Sei klug, Hieſel, bleib bei mir und meinen Kameraden. Wir ſind freie Leute, Wildſchützen, die Wohlthäter der Bauern, deren Feldfrüchte wir vor den Zerſtörungen des Wildes ſchützen. Gott hat das Wild für alle Menſchen erſchaffen, darum nehmen wir auch unſern Theil davon. Unſere Beute geht in gleiche Theile. Jeder leiſtet, was er leiſten kann; am Ende jeder Woche, giebt es immer eine hübſche Summe zu vertheilen. Und dann die Freiheit, die iſt nicht mit Gold zu bezahlen!“

Hieſel ſchlug ein; er fand ja, was er wünſchte, die Gelegenheit, nach Herzensluſt zu ſchießen.

Bobinger gab ihm Unterricht in vielen Dingen, wovon Hieſel noch nichts gehört hatte; nur im Treffen kam ihm Keiner gleich; ſeine Kammeraden meinten oft, er müße mit dem Gott ſei bei uns im Bunde ſtehen.

„Wir bleiben über Nacht aus, — ſagte eines Tages Bobinger zu Hieſel — die Nacht wird finſter; du kennſt die Gegend noch nicht genau, und konnteſt leicht einer Streife in die Hände fallen. Bewache du alſo das Haus; ich rechne auf dich, und zähle dich für ſechs Mann, die ich ſtatt deiner ſonſt zurück ließe.“

Hieſel unterſuchte die Gewehrkammer, als die Andern fort waren, zog die alten Ladungen heraus, lud alle Gewehre friſch, legte die gefüllten Pulverhörner auf den Tiſch, verſchloß das Gitterthor und verrammelte die Hausthüre, und legte ſich dann, weil er gegen Abend bisweilen noch Mattigkeit ſpürte, auf ſein Lager, vor welches Afra einen großen Krug Bier und ein tüchtiges Stück Rehbraten und Brod auf ein Tiſchchen ſtellte.

Als die Nacht hereinbrach, wollte Afra Licht machen. Hieſel aber mißrieth es, um die Aufmerkſamkeit einer allenfalls vorüberziehenden Streife nicht auf die Hütte zu lenken.

Gegen 11 Uhr Nachts vernahmen Beide das ferne Rollen des Donners; und einzelne Blitze erhellten die ganze Gegend, und das Innere der Stube. Afra ſchmiegte ſich zitternd und betend an Hieſels Seite, der dem Kruge fleißig zuſprach.

Das Gewitter wurde immer furchtbarer; der Regen ſtürzte in Strömen herab, und der Sturmwind braußte mit ſo raſender Gewalt durch den Forſt, daß er die älteſten Buchen krachend zuſammenrieß.

Hieſel lachte, ſo oft Afra einen dumpfen Angſtſchrei that, die ihn zuletzt mit ihren Armen umklammerte.

Hieſels ſchwache Stunde ſchlug, und er fuhr aus ſeinem Sinnentaumel auf, als die alte rauchgeſchwärzte Schwarzwälder-Uhr ihre Gewichte aushob, um mit grellem Schalle die Mitternacht zu verkünden.

Da däuchte es ihm, als höre er in der Vorkammer ein unheimliches Huſchen wie von Filzſohlen; raſch ſprang er vom Lager auf, ergriff ein Doppelgewehr. und rieß die Thüre auf, während Afra leiſe und ängſtlich fragte: „Um Gottes willen, Hieſel, was gibt's?“

Hieſel fühlte ſich von den Schauern des Grabes erfaßt; denn vor ſeinen Augen verſchwand der Geiſt ſeines Vaters mit zürnendem Antlitze, und als ein raſcher Blitz den Hofraum einen Augenblick lang wie mit Tageslicht erhellte, erſchaute er die Geſtalt ſeiner Marie, händeringend, als ob ein innerer Jammer ihr Herz durchwühle.

Da weckte ihn die Stimme des Gewiſſens aus dem Sinnenrauſche; er verwünſchte ſeinen Leichtſinn, ſeine Schwäche, und die thätigſte Reue kehrte in ſeiner Bruſt ein.

Afra war aus dem Bette geſprungen, und kniete mit zurückgehaltenem Athem innerhalb der Schwelle der Schlafkammer auf dem Boden, um zu ſehen, was Hieſel mache.

Dieſer ſtand noch immer regungslos, das geſpannte Gewehr im Arme, mitten in der Vorkammer, kaum fähig, ſich zu faſſen.

„Hieſel, hörſt du nichts? Keine Tritte im Hofe? Heiliger Gott, ein Kopf am Fenſter! Das iſt der ſchwarze Martin mit ſeinen Geſellen, wir ſind verloren!“

Kaum hörte Hieſel von einer drohenden Gefahr, als ſogleich wieder der wilde Muth in ihm erwachte.

„Wo? Wo?“ fragte er ſtill und haſtig.

„Dort, am zweiten Fenſter!“

Ein Blitz, und Hieſel zählte noch drei andere, die ſich vorſichtig hinter dem ſchwarzen Martin heranſchlichen.

Es klopfte am Fenſter, einmal, zweimal, dreimal.

„Wem gilt dieß Zeichen?“

Afra ſchwieg.

„Wem gilt es, frag ich; ſprich!“

„Mir, Hieſel; zürne nicht; der ſchwarze Martin iſt mein Liebhaber!“

„Ja ſo!“ der Zorn gekränkter Eitelkeit durchzuckte Hieſel.

Mit geballter Fauſt ſchlug Hieſel die raucherfleckten Scheiben hinaus, daß die Scherben in den Hofraum klirrten, und donnerte den ſchleichenden Schnapphähnen ein lautes: „Wer da?“ zu.

Afra ſchrie laut auf, und faßte Hieſel rückwärts bei den Hüften, um ihn vom Fenſter wegzuziehen; er aber ſchleuderte ſie verächtlich in einen Winkel.

„Kameraden, ein verdächtiger Kerl iſt bei der Afra; dem wollen wir den Garaus machen.“

Martins Stimme war's.

Durch das Schimpfwort gereizt, wurde Hieſel wüthend, und brach, während Blitz und Donner mit erneuerter Kraft raſeten, in die gräulichſten Flüche und Verwünſchungen aus.

„Ueber den Zaun zurück, ihr Lumpenhunde,“ — ſchrie er ihnen zu, — „oder ich waſche euch die Köpfe mit Blei, daß ihr euer Hirn in allen Winkeln zuſammenſuchen müßt!“

In blinder Eiferſucht achtete der ſchwarze Martin nicht die Drohungen des Hieſel, und befahl den Uebrigen, ganz ſtill die Hütte zu umzingeln.

Die raſtloſen Blitze verriethen dem Hieſel jede Bewegung ſeiner Feinde.

„In's Teufels Namen,“ — rief er, — „den Weg will ich euch erſparen!“

Es krachte, und der Eiligſte lag in ſeinem Blute. Den zweiten erreichte die Kugel des Doppellaufes, als er eben um die Ecke bog.

Der ſchwarze Martin entfloh mit zwei Geſellen, während Hieſel in die Schlafſtube ſprang, um ein anderes Gewehr zu holen.

Er horchte lange, ob ſich nichts mehr rege; einigemale ſtöhnte noch der Zweite, den er getroffen, dann war alles ſtill.

Afra kniete vor der Ofenbank, auf die ſie weinend ihr Haupt ſtützte.

Hieſel griff zum Kruge, und trank in langen Zügen.

„Du haſt eine ſaubere Liebſchaft, — wendete er ſich grimmig lachend zu Afra; — „iſt er vielleicht gar unter den Kalten da draus?“

Afra ſchwieg und ſchluchzte.

„Das hätte ich früher wiſſen ſollen,“ — fuhr er fort, — „es wäre nicht geſchehen, was geſchah. Darüber wirſt du ſchweigen, hoff' ich, ſo lange du lebſt; erfahr ich früher oder ſpäter, daß auch nur ein Wort über deine Lippen kommt, ſo biſt du verloren. Deinem Bruder aber will ich ſagen, er möge lieber einen Schindersknecht, als einen Spitzbuben zu ſeinem Schwager wählen!“

„Um Gotteswillen, ſag meinem Bruder nichts,“ — flehte Afra auf ihren Knien, — „er ſchlüge mich todt, wie einen räudigen Hund; denn der ſchwarze Martin iſt ſein Todfeind!“

Afra hörte nicht auf, zu bitten, bis Hieſel ihr heilig verſprach, ihrem Bruder nichts von dieſem Verhältniſſe zu ſagen.

* * *

Wohl kann man ſagen, daß der Teufel der Krankenwärter des Hieſel war, denn Afra riß noch das letzte Band entzwei, womit er an die Tugend gebunden war.

Hütet Euch vor den Fallſtricken der Sinnlichkeit! Leicht fällt der Menſch, doch Wenige erheben ſich wieder von ihrem Falle. Dazu gehört ein feſter Entſchluß; die ſchwachen Kräfte eines Menſchen, der bereits in anderer Beziehung von Leidenſchaften beherrſcht wird, reichen dazu nicht mehr aus. Meidet auch die Gelegenheiten zu ſolchen Verirrungen; vertrauet nicht auf Eure Standhaftigkeit! Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt in der Gefahr um!

Im Zwiſchenraume weniger Wochen ſehen wir Hieſel ſchon als Wildſchütz, Spieler, Raufer, Deſerteur, Fröhner niedriger Lüſte; zwei Menſchen ſtarben von ſeiner Hand. Fielen ſie auch nach dem Gebote der Nothwehr, ſo hatte doch Hieſel eben dieſe Nothwehr dadurch erlebt, daß er länger, als ſeine Heilung dauerte, wiſſentlich unter ſchlechten Menſchen ſich aufhielt.

Und immer noch wachte ſein rächendes Gewiſſen. Einen tiefen Eindruck ließ die Erſcheinung ſeines Vaters und Mariens in ſeinem Herzen zurück, das eine ungewöhnliche Sehnſucht in ihm erregte, ſeine Geliebte wieder zu ſehen.

Wiederſehen.

Um 3 Uhr nach Mitternacht, als die Morgendämmerung anbrach, das Gewitter vorübergezogen und der Regen in einzelne Nebelwogen aufgelöſet war, kehrte Bobinger mit ſeinen Geſellen zurück; hinter ihnen jedoch von zwei Wildſchützen begleitet, folgte ein mit erbeuteten Hirſchen und Rehen ſchwer beladener Wagen.

Hieſel öffnete ihnen das große Einfahrtthor.

„Haſt du heute Nacht nicht zweimal ſchießen hören?“ fragte Bobinger. „Es muß dicht in der Umgegend geweſen ſeyn. Die beiden Schüſſe machten uns gewaltig ſtutzen; wir waren eben auf dem Anſtand.“

Ich war freilich näher dabei, als Ihr,“ — entgegnete Hieſel lachend; — „ſeht euch nur einmal auf der andern Seite der Hütte um; während Ihr auf dem Anſtande waret, hab' ich da drüben aufgeräumt.“

Raſch eilten die Wildſchützen auf die bezeichnete Stelle, und erblickten dort die beiden Kerl in ihrem Blute.

„Beim Teufel, was haſt du denn da gemacht? Das ſind ja Schufte von der Bande des ſchwarzen Martin, der uns immer auf dem Nacken ſitzt, und das Wild vor der Naſe wegſchießt?“ ſprach Bobinger.

„Laßt euch's von der Afra erzählen!“ — antwortete Hieſel gleichgültig, — „es lohnt ſich nicht der Mühe, von dieſer Kleinigkeit viel Aufhebens zu machen. Sie wollten herein in die Hütte; natürlich hab' ich das nicht gelitten, und hätt's nicht gelitten, wären ihrer auch 10 ſtatt 5 geweſen; bei dieſer Gelegenheit haben ſich nun dieſe zwei da die Naſen verbrannt.“

„Afra erzählte die Geſchichte, und ſtrich den Muth des Hieſel gar kräftig heraus.

„Du biſt ein Mordkerl, Hieſel, nimm mir's nicht übel,“ — ſprach Bobinger, während die Uebrigen die beiden Leichen bis auf den nackten Leib entkleideten, und unweit der Hütte in eine tiefe, mit Kalk gefüllte Grube warfen, wo vielleicht ſchon mancher verirrte Wanderer ſein Grab gefunden haben mochte.

„Du haſt mir mein Eigenthum gerettet, und ſelbſt das Leben meiner Schweſter; ich bin dir großen Dank ſchuldig. Bleib bei uns, Hieſel; leb mit meiner Schweſter Afra, die ohnehin ein Aug auf dich hat, wie ſie mir ſchon längſt ſagte, und werde unſer Hauptmann; ich trete dir gerne das Commando ab.“

„Ich danke Euch, Bobinger, für Euren guten Willen und für das ſchöne Anerbieten; allein ich kann es aus wichtigen Gründen nicht thun, die ich zur Zeit noch in meiner Bruſt verſchließen will. Wenn ich euch eine Gefälligkeit gethan habe, ſo war's nur meine verdammte Schuldigkeit; Ihr habt mir ja das Leben gerettet und meine Geſundheit wiedergegeben. Da bleib' ich denn doch noch immer euer Schuldner. Allein es treibt mich fort; eine innere Unruhe leidet mich nicht mehr länger bei Euch; vielleicht verliert ſie ſich mit der Zeit, und dann laß ich's Euch ſchon zu wiſſen machen, wo ich bin, und wie es mir geht. Auf jeden Fall bleiben wir gute Freunde."

„Hieſel, geh' nicht! Es wird dich vielleicht noch reuen!"

„Will's verſuchen! Ich muß mich ja doch erſt umſehen im lieben Schwabenland, ſonſt bleib' ich mein Lebtag ein armſeliger Stümper."

„Wann willſt du ſchon gehen?"

„Heute Nacht!"

„Du kennſt ja die Wege nicht!"

„Laßt mich nur bis zur Lechbrücke führen; ich finde dann ſchon nach Hauſe."

„Nach Hauſe?"

„Natürlich! Ich hab' dort einen Stutzen verborgen, wie's keinen mehr giebt in der ganzen Jägerwelt, den will ich mir holen."

„Wie magſt du ſo verwegen ſeyn?"

„Paſſirt! den Stutzen will ich bald haben, und dann wird ſich's ſchon machen!"

„Hieſel ließ ſich's beim Abendtiſche noch weidlich ſchmecken, nahm von Bobinger, Afra und den übrigen Geſellen Abſchied, und wanderte auf Umwegen der Lechbrücke gemächlich zu, dort verließen ihn die Begleiter, und wünſchten ihm alles Glück auf die Reiſe.

Hieſel ging noch gegen eine halbe Stunde dicht am Ufer des Leches ſtromaufwärts, ſchwamm über den Fluß; hielt ſich im letzten Walde vor Kiſſing bei dem Bauer, der ihm den erſten Hirſch abgekauft hatte, während des Tages auf, und trat in das Haus ſeines Taufpathen zu Kiſſing, als er eben mit der frommen Marie das Nachtgebet geendigt hatte, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Sie waren ſehr beſtürzt, als ſie ihn ſo unvermuthet vor ſich ſahen; beſonders konnte Stettner eine gewiße ängſtliche Verlegenheit nicht verbergen.

„Dich hätt' ich nicht erwartet, Hieſel, da du hier in der Nähe von Friedberg in großer Gefahr biſt; die da drüben würden dir's eintränken, wenn ſie dich bekämen; du haſt ja das Landgericht und das Militär gefoppt!“

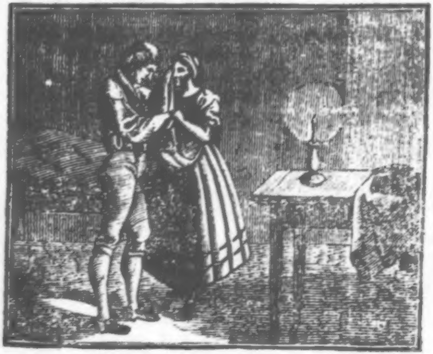
„Hat nichts auf ſich; ich bin jetzt in Burgau'ſchen Jägerdienſtem, und bin nur zu Euch gekommen, um noch einige Kleinigkeiten, die noch im Hauſe liegen, abzuholen, und auf längere Zeit Abſchied zu nehmen; denn meine vielen Geſchäfte werden mir nicht mehr viel Zeit zu Beſuchen laſſen.“

„Hieſel, Hieſel, betrüge mich nicht, da betrügſt ſonſt dich ſelbſt am meiſten; ich fürchte, es geht bei dir nicht mit rechten Dingen zu."

„Ey, warum nicht gar! Schlagt Euch doch dieſe Gedanken aus dem Kopfe."

Hieſel aß einige gebackene Nudeln, und ſprach dem Bierkruge fleißig zu; ſein Geſicht verrieth nicht die geringſte Befangenheit.

Marie leuchtete dem Hieſel in ſeine Schlafkammer. Sie ſtellte das Licht auf den Tiſch, ergriff ſeine beiden Hände, drückte ſie an ihr Herz, ſchaute ihn mit ſeelenvollem Blicke an, und fragte mit Thränen in den Augen:



„Liebſt du mich nicht mehr, Hieſel?"
„Du zweifelſt, Marie?"

„Vor zwei Tagen fühlte ich mich ſehr unwohl; Fieberfroſt ergriff mich; da träumte mir, du ſeyeſt mir untreu geworden vor meinen Augen, und ich habe vor Leidweſen die Hände gerungen.“

Hieſel fühlte ſich getroffen.

„Sey unbeſorgt, Schätzchen! Träume ſind Schäume! Du oder keine! Kannſt dich darauf verlaſſen!“

Sie ſetzte ſich auf das Bett zu Hieſel, in deſſen Seele kein unreiner Gedanke erwachte; die Tugend des frommen Mädchens war ihm heilig.

Sie plauderten noch lange, dann entfernte ſich Marie, und wünſchte ihm wohl zu ruhen.

Hieſel ſehnte ſich aber nicht nach Ruhe. Er ſchrieb auf den Tiſch mit Kreide, daß er ohne Abſchied ſcheiden wolle, weil ihm der Abſchied zu ſchmerzlich falle. Dann nahm er die Kugelbüchſe, den ihm ſo lieb gewordenen Stutzen, und eilte durch die finſtere Nacht wieder dem Lechufer zu.

* * *

Daß Hieſels Herz noch nicht ganz verdorben war, daß es manchen Keim des Guten enthielt, der unter günſtigeren Umſtänden einen braven Mann aus ihm gemacht hätte, beweiſet ſein raſcher Entſchluß, die ſündhafte Nähe der Afra zu fliehen, und ſeine ſtandhafte Achtung der Tugend Mariens. Kein Menſch wird auf einmal zum Engel, keiner auf einmal zum Teufel; Stufen führen aufwärts und abwärts. Wohl demjenigen, dem ein guter Hirt zur Seite ſteht, damit er ſich nicht verirre!

Hieſel als kurzer Hauptmann.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Hieſel, mehr des Gehens überdrüßig, als vom Gehen ermüdet, in einem dichten Walde ſich unter eine Eiche legte, und über ſeine bisherigen Schickſale nachſann. Plötzlich ſprangen 10 bis 12 vermummte Kerl aus dem Dickicht, und hielten ihm auf 6 Schritte die Mündungen ihrer Büchſen vor, mit dem Befehle, augenblicklich ſein Gewehr, und alles, was er bei ſich habe, herauszugeben, oder des Todes gewärtig zu ſeyn.

Hieſel ſah wohl ein, daß er keinen Widerſtand leiſten könne; er nahm alſo zur Liſt ſeine Zuflucht.

„Ihr ſeyd mir die rechten Kerl,“ — fing er an, — „euer zehen gegen einen! Schämt ihr euch nicht, ihr Spitzbuben und Straßenräuber, die den Strick nicht werth ſind, um ſie daran aufzuhängen? Ihr ſeyd ſchlechte Diebe, weiter nichts; wär't ihr rechtſchaffene Wildſchützen, wie ich, ſo würde ſich der Hieſel gerne an euch anſchließen; aber —“

„Was, du biſt der Hieſel, der bei Bobinger war?“

„Derſelbe! Kennſt du mich denn?“

„Das will ich meinen! War ja dabei mit dem ſchwarzen Martin, wie du uns Fünf ſo ſchön bedient haſt. Kameraden, das iſt ein Kerl, der nimmt euch's mit dem Teufel auf freiem Felde auf!“

Sie ſprachen nun miteinander in einer dem Hieſel völlig unverſtändlichen Sprache.

Da kreiſ'te hoch oben in der Luft ein großer Geyer. Hieſel griff nach ſeinem Stutzen, und ſprang auf. Die Vermummten griffen nach ihren Gewehren.

„Laßt's gut ſeyn, ich hab's nur mit dem Vogel da oben zu thun!“

„Sey kein Narr,“ — lachten die Andern, — „der Schuß iſt weggeworfen; den trifft der Teufel nicht!“

„Aber ich!“

Sprach's, und ſchoß den Geyer mit der Kugel herab. Die Vermummten ſtanden ſprachlos vor Erſtaunen da.

„Du mußt unſer Hauptmann werden!“ ſchrieen ſie alle zuſammen.

„Wenn ihr mir unbedingt folgen wollt, ja!“

„Laß hören!“

„Wir bleiben Wildſchützen. Was wir gewinnen, wird gleichheitlich getheilt. Wer einen Straßenraub oder einen gewaltſamen Einbruch begeht, um zu rauben, wer einem Menſchen, außer er wird angegriffen, das Leben nimmt, iſt des Todes ſchuldig, und wird am nächſten beſten Baume aufgehenkt. Seyd ihr damit einverſtanden?“

„Ja, ja! es lebe unſer Hauptmann, der tapfere Hieſel, vivat hoch!

„Wie ſtark iſt die Geſellſchaft?“

„Ein und zwanzig Mann!“

„Wer iſt euer Anführer?“

„Der ſchwarze Martin war's; er verließ uns geſtern, und kam bisher nicht zurück. Nach unſern

Geſetzen verliert der Hauptmann ſeine Stelle, wenn er ohne Urlaub 24 Stunden lang die Bande verläßt.“

„So ſchwört mir den Eid der Treue! Tod dem Verräther!

„Tod dem Verräther!“ Sie ſchwuren den Eid. Noch am nämlichen Abende wurden auch die Uebrigen zum Schwur gelaſſen, und ein Feſtſchmaus, wie ihn Wildſchützen in den Wäldern bereiten können, feierte den neuen Bund.

Vierzehn Tage darauf wurde ein Jagdzug in die Nähe des Lechfeldes verabredet.

Hieſel hatte ſeine Anordnungen ſo geſchickt getroffen, daß der Zug nicht mißlingen konnte.

Seine Kameraden hatten ſich bereits ſeit einer halben Stunde im Walde vertheilt; er ſelbſt ſtand auf einem Wechſel, wo er das meiſte Wild zu treffen hoffte.

Ein Stein in ſeinem Schuhe war ihm ſchon während des Marſches läſtig geweſen; er lehnte alſo den Stutzen an einen Baumſtamm, kniete ſich nieder, und löſete die Riemen auf. Plötzlich fühlte er ſich von rückwärts ergriffen, und zu Boden geriſſen, und ehe er ſich beſinnen konnte, waren auch ſchon ſeine Hände gebunden. Ein Commando von zwanzig Mann marſchirte hinter dichtem Gebüſche mit gefällen Bajonetten hervor, um vier Gerichtsdienersknechte zu unterſtützen, die ſich mit **Hieſel** beſchäftigten.

In dieſem Zuſtande führten ſie ihn zuerſt in die Frohnfeſte nach **Landsberg**, von da aber nach **München**, wo er nur zu einer neunmonatlichen **Zuchthausſtrafe** verurtheilt wurde, was er ſeiner Verſtellung und ſeiner Gewandtheit im Lügen zu verdanken hatte. Ueberwieſene Wilddiebe wurden damals ungleich ſtrenger beſtraft.

Es ergab ſich ſpäterhin, daß einer von Hieſels Kameraden, aus Aerger, nicht zum Hauptmann gewählt worden zu ſeyn, den verabredeten Zug dem Landgerichte Landsberg verrathen hatte. Seine eigenen Kameraden hingen ihn ohne Umſtände an einem Baume auf.

* * *

Es dauert alles nur eine Weile, die Thaten des Böſen aber ſind von der kürzeſten Dauer; die Strafe bleibt nie aus. Durch die Zuchthausſtrafe war nun Hieſel aus der Gemeinſchaft der ehrlichen Menſchen ausgeſtoſſen; er konnte einſehen, daß nun der Weg zum redlichen Leben eine dornenvolle Bahn für ihn geworden ſey, welche zu beſchreiten nicht in der Kraft des Schwachen liegt. Hütet euch vor dem erſten Fehltritte, er wird nie der letzte ſeyn!

Die Früchte des Zuchthauſes.

Hieſel wußte ſich bald in ſeine neue Lage zu ſchicken; er war folgſam, und arbeitete mehr als jeder Andere, wodurch er ſich manche Erleichterung verſchaffte. Daß er verrathen worden ſey, ſah er recht wohl ein, und kein Tag vergieng, an dem er nicht ſeinem Verräther blutige Rache ſchwur.

Gerichtsdiener, Jäger und Soldaten waren und blieben ihm nun die verhaßteſten Menſchen und er hat ſpäterhin oft genug Gelegenheit gefunden, ſeinen Haß zu kühlen.

Zur Zeit, als **Hieſel** im Zuchthauſe in München ſaß, im Jahre 1765, war daſſelbe noch ohne alle zweckmäßige Leitung; damals dachte man nicht daran, zu welcher Stufe von Vollkommenheit ſich ein Straf=Inſtitut dieſer Art bringen laſſe. Dieſes eben ſo ſchwierige als höchſt verdienſtvolle Unternehmen blieb dem raſtloſen, durch kein Hinderniß zu ermüdenden Beſtreben des Herrn Barons von **Weveld**, k. Kämmerers, Ritters des Civilverdienſt=Ordens, und Direktors der Central=Strafarbeitshaus=Direktion München vorbehalten, der durch fabrickmäßige Arbeiten aller Art die Sträflinge an Fleiß gewöhnt, auf ihre eigenen Köſten ernährt, und für ſie noch Erſparniße zurücklegt, womit ſie nach Umlauf der Strafzeit ihr weiteres Glück in der Welt verſuchen können.

Hieſel traf im Zuchthauſe alte Wildſchützen, von denen er einen förmlichen Unterricht in dieſem Geſchäfte erhielt. Was er noch nicht wußte, lernte er jetzt, und er war ein gelehriger Schüler. Beſonders ſtudirte er mit großem Fleiße die verſchiedenen Mittel und Wege, ſich vor den Nachſtellungen und Anfällen der Streifen zu ſichern.

Die wahrhaft dumme Art, wodurch er gefangen wurde, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, einen guten, abgerichteten, wachſamen Fanghund zu haben, der gewiß die Nähe der Streiſe gewittert, und durch Lautgeben verrathen hätte.

Sich einen ſolchen gleich nach wiedererlangter Freiheit zu verſchaffen, war ſein feſter Entſchluß.

Endlich ſchlug die Stunde der Befreiung, und Hieſel wurde mit den beſten Lehren und nachdrücklichen Warnungen gegen einen Rückfall mit einem Verweis in ſeine Heimath Kiſſing entlaſſen.

Allein anſtatt dahin zu gehen, ſuchte er ſeine Kameraden auf, von denen er nur noch neun traf; die Uebrigen waren theils zu andern Banden gegangen, theils verſprengt, theils gefangen worden.

Es dauerte indeß nicht lange, ſo hatte er ſchon wieder eine neue Bande von 27 Mann gebildet, aus dienſtloſen und davongejagten Jägern, deſertirten Soldaten, entlaſſenen Studenten, und andern liederlichen Burſchen beſtehend, mit denen er weit und breit das Wild zuſammenſchoß, und ſich ſo gefürchtet machte, daß Jedermann bei dem bloßen Namen, „der bayeriſche Hieſel,“ zitterte.

Die Gerichte erkannten recht wohl die Gefährlichkeit dieſes Menſchen und ſetzten daher eine große Belohnung für denjenigen feſt, der ihn zur Strafe ausliefern würde.

Des Müllers Hund.

Die Nothwendigkeit, einen vollkommen brauchbaren Hund zu bekommen, wurde für Hieſel immer dringender. Da vernahm er, daß ein Müller, eine Stunde von Mähringen, ſeit einiger Zeit einen äußerſt großen, aber ſehr wilden Hund abrichte, mit dem Vorſatze, den Hieſel damit zu fangen.

In der Abſicht, mit dem Müller einen wohlfeilen Handel zu ſchließen, beſuchte Hieſel als Metzgerknecht angezogen, den Müller, trank gegen Bezahlung eine Flaſche Bier, und blickte durch das Stubenfenſter ganz unbefangen auf den großen Hund, der im Hofe mit einer doppelten Kette an ſeine Hütte geſchmiedet war.

„Ihr habt da einen braven Hund,“ — fing Hieſel an, — „aber wild ſcheint er mir noch zu ſeyn; da hättet ihr den meinigen ſehen ſollen, der mir auf dem Wege von Kaufbeuren nach Augsburg von einem Spitzbuben von Hieſels Bande erſchoſſen wurde, den würde ich nicht gegen ein Aufgeld von 20 Dukaten für den eurigen vertauſcht haben.“

„Ihr redet, damit's halt geredet iſt; wiſſet, daß mir mein Tiras gar nicht feil iſt; dieſer Hund ſoll noch mein Glück machen.“

„Wie ſo?“

„Ich fange damit den bayeriſchen Hieſel, ſo wahr ich vor euch ſtehe.“

„Es wird wohl noch viel Waſſer durch eure Mühle rinnen, bis euch das gelingt. Der Hieſel iſt ein

Teufelskerl, den kein Menſch und kein Hund fangen kann; auch iſt er kugelfeſt. Wenn eine Streife auf ihn ſchießt, fängt er die Kugel mit den Händen auf, und wirft ſie den Soldaten in's Geſicht.“

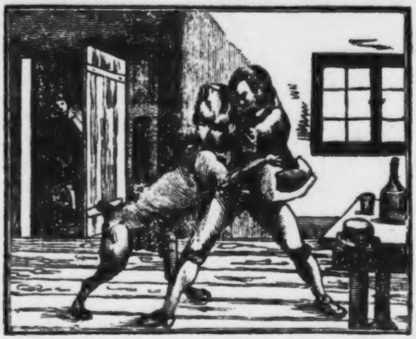
„Und wäre Hieſel der Teufel ſelbſt, mein Tiras fangt ihn doch.“

„Laßt mir doch das Wunderthier in der Nähe ſehen!“

„Bewahr' der Himmel, der würde euch zerreißen!“

„Müller, nehmt mir's nicht übel, aber ihr ſchneidet gewaltig auf.“

Aus gekränkter Eitelkeit löste der Müller die Kette ab, und führte den Tiras am Halsbande in die Stube.



Kaum erblickte dieſer den Hieſel, als er ſich mit Gewalt losriß, auf ihn zuſtürzte, und mit wüthender Kraft packte. Vergebens waren aber ſeine Bemühungen, den Hieſel zu Boden zu reißen, der feſt wie eine Mauer ſtand.

Daß Hieſel doch werde unterliegen müſſen, daran zweifelte der Müller keinen Augenblick, und um ſo weniger, als der Hund auf ſein: „Herein, Tiras!“ gar nicht achtete. In ſeiner Herzensangſt lief er alſo davon, und verſteckte ſich in der Mühle.

Hieſel erſah den rechten Augenblick, fuhr dem Hunde mit der Hand in den Rachen, preßte die Zunge zuſammen, warf ihn zu Boden, band ihm die Füße wie einem Kalbe zuſammen, hing ihn über ſeine Schultern, und trug ihn geraden Weges in den nahen Wald, wo ſchon einige ſeiner Kameraden ihn erwarteten. In die Mühle ſchickte er ſogleich zwei Kameraden, die dem erſchrockenen Müller melden mußten: „daß er heute den bayeriſchen Hieſel zum erſtenmale, ſeinen Tiras aber zum letztenmale geſehen habe.

Der Rächer naht.

Es iſt eine bekannte Sache, daß ſelbſt wilde Thiere, wenn ſie einmal die bändigende Hand des Menſchen empfunden haben, zahm und zugethan werden.

So ging es auch mit Tiras, der bald der treueſte Anhänger Hieſels wurde, und Tag und Nacht nicht von ſeiner Seite ging. War Hieſel im Wirthshaus, ſo lag Tiras auf dem Tiſche vor ihm, und ſtarrte jeden Eintretenden, der nicht zur Bande gehörte, mit funkelnden Augen an. Ein Wink von Hieſel, und der, dem er galt, lag ſchon am Boden; es ging auch das Gerücht, der Teufel begleite den Hieſel in Geſtalt dieſes Hundes, und werde ihn ſelbſt zerreißen, wenn der Vertrag zu Ende ginge.

Hieſel fand ſeinen Vortheil dabei, die Leute auf dieſem Glauben zu laſſen; unter der Hand ließ er ſelbſt allerlei abentheuerliche Gerüchte ausſtreuen, welche durch verbreitete Furcht ſein eigenes Anſehen vergrößerten. Wurde ihm verrathen, es ſey eine Streife gegen ihn im Anzuge, ſo begab er ſich mit einigen Kameraden in ein Wirthshaus mitten unter die Bauern, plauderte und trank mit ihnen, und gebot plötzlich Ruhe. Natürlich wagte Keiner mehr einen Laut. Dann nahm er ſeinen Hut vom Kopfe, und hielt ihn an das linke Ohr, machte aber allerlei Mienen, wie Jemand, dem etwas erzählt wird, was ihm ſehr wichtig ſcheint. Den erſtaunten Bauern machte er dann weiß, ſein Schutzgeiſt habe ihm gerade wieder entdeckt, daß eine Streife gegen ihn heranziehe, wie ſtark ſie ſey, u. ſ. w. und da die Bauern ſich ſpäter überzeugten, daß alles ſo eintraf, ſo hielten ſie Hieſel's Worte immer für ein Evangelium, und ihn ſelbſt für ein mächtigeres Weſen, als ein gewöhnlicher Menſch zu ſeyn pflegt.

Sie hielten ihm auch bei jeder Gelegenheit die Stange, theils aus Furcht vor ſeinen Gewaltthätigkeiten gegen Jeden, der ſeinem Thun und Treiben etwas in den Weg legte, theils zu ihrem eigenen

Vortheil, weil er mit ſeinen Kameraden das Wild wegſchoß, welches ihre Getreidfelder verwüſtete.

Manche nahmen auch ein hübſches Stück Geld ein für den Verkauf des von der Bande erlegten Wildes. So lange die Landleute auf Hieſels Seite waren, mußten alle Streifen vergeblich ſeyn, indem er immer ſogleich zur rechten Zeit davon in Kenntniß geſetzt wurde, ſohin alle Vertheidigungsmaßregeln dagegen ergreifen konnte.

Das erſte Opfer der Rache, welches Hieſel allen Jägern geſchworen hatte, war Franz Baur, Sohn des Jägers von Tuſſenhauſen, der ſpät Abends mit ſeinem Bruder im Walde die mittelſt Roßhaarſchlingen gefangenen Vögel einſammelte, und der Rotte in den Weg kam.

Hieſel ſchrie ihm ſchon von weitem ein donnerndes: „Halt!“ zu; allein Baur hielt es für beſſer, die Flucht zu ergreifen.

In raſchen Sprüngen ſetzte ihm der gehetzte Tiras nach, und holte ihn auch gleich ein, riß ihn zu Boden, und bewachte ihn, bis Hieſel mit vier Kameraden ankam, welche ihn mit Hieben und Stöſſen bedienten, dann ſeiner Flinte, des Hirſchfängers und Pulverhorns beraubten.

Nachdem der arme Menſch lange genug in Todesangſt geſchwebt, ſchenkte ihm Hieſel die Freiheit, und drohte ihm unter einigen Rückenhieben mit flacher Klinge, mit dem Tode, wenn er jemals irgend etwas gegen ihn unternehmen würde.

In den öſterreichiſchen Waldungen, wohin ſich nun

Hieſel mit ſeiner Bande hinunterzog, war ihm der Schrecken ſeines Namens vorangegangen. Die Behörden hatten an alle Jäger, Forſtwärter und Gerichtsdiener die ſtrengſten Befehle erlaſſen, den Wildſchützen-Hauptmann und ſeine Bande mit der größten Thätigkeit zu verfolgen. Die einbrechende Kälte vereitelte ihre Bemühungen. Unter dem Schutze der Landleute trieb ſich Hieſel völlig ſicher herum.

Mit dem erſten Grün des Frühlings, im Jahre 1767, erſchien Hieſel, der Sohn des Waldes, wieder in den Wäldern mit ſeinen Gefährten, und in weitem Umkreiſe von Augsburg verkündete er bald durch Frevelthaten ſeine Gegenwart. Im Waldbergerforſte ſtieß er in dem ſogenannten Münſterbau ganz unvermuthet, nur von 6 Kameraden begleitet, auf ein beträchtliches Commando Jäger und Soldaten. Hieſel ſah ein, wie ungleich dieſer Kampf ſey, und zog ſich zurück. Der Jägersſohn von Waldberg, Johann Geyer, der ſich wahrſcheinlich nichts Geringeres vorgenommen hatte, als den Hieſel lebendig zu fangen, oder zu tödten, verfolgte ihn unvorſichtig, indem er ſich von den Uebrigen trennte; da legte Hieſel auf ihn an, und ſchoß ihn nieder; abſichtlich hatte er nur auf ſeine Verwundung, nicht auf ſeinen Tod gezielt.

Ergrimmt über den Verluſt eines Kameraden, welcher der Streife in die Hände gefallen war, ohne Hoffnung, ihn retten zu können, durchſtreifte Hieſel den Waldiſchen Jagdbezirk, und traf dort den Jägerknecht Anton Fariſon, den er ſeiner Rache opfern wollte, jedoch in übergroßer Haſt verfehlte. Durch dieſen Fehlſchuß nur noch mehr gereizt, ruhte er nicht, bis er ſeinen Haß befriedigen konnte.

Es war gegen Mittag, als Hieſel unter den ſchrecklichſten Flüchen in die Stube des Meßners zu Steinenkirchen, Namens Euſtach Layd, trat, der damals zu ſeinem größten Glücke gerade nicht zu Hauſe war. „Wo iſt euer Vater, der verfluchte Hund, der mich verrathen hat?“ ſchrie er den ſieben kleinen Kindern zu, die eben am Tiſche ihr karges Mittagbrod verzehrten, während die hochſchwangere Mutter noch in der Küche das Eſſen fur ihren Mann bereitete, den ſie von Augenblick zu Augenblick erwartete.

Die armen Kinder, von der drohenden Miene des furchtbaren Hieſels und ſeiner trotzigen Kameraden auf's Aeußerſte erſchreckt, fingen an zu weinen, zu bitten, und zitternd zu beten; das einſt ſo weiche Herz Hieſels blieb ungeruhrt, ja ſelbſt das Weib des Meßners, das ſich händeringend ihm zu Fußen warf, und um Schonung ihres unſchuldigen, verläumdeten Mannes flehte, indem ſie wie wahnſinnig ſeine Knie umklammerte, vermochte nicht, den rachſüchtigen Hieſel zu erweichen. Er tobte über die Abweſenheit des Layd, und ſchwur die gräßlichſten Eide, ihm eine Kugel durch den Leib zu jagen, wo er ihn treffen werde, und ſey's in der Kirche; dann ſetzte er das Gewehr mit geſpanntem Hahne der jammernden Mutter auf die Bruſt, und druckte es zweimal ab, fluchend, daß es jedesmal verſagte. Er wußte zwar, daß es nicht geladen war; allein der Schrecken wäre ſchon hinreichend geweſen, die Ungluckliche auf der Stelle zu todten.

Durch ſeine rohen Geſellen ließ er nun alle Fenſter einſchlagen, brach bei den herzzerſchneidenden Klagen der Meßnerin, und bei dem einen Tieger erweichenden Geheul der unſchuldigen Kinder in ein hölliſches Gelächter aus, und entfernte ſich endlich unter den furchterlichſten Drohungen, indem er die Geängſtigte ermahnte, fleißig zu beten, weil in kurzer Zeit die Welt in Feuer und Flammen aufgehen werde.

* * *

Dieſe Frevelthat aus Hieſels Leben muß jedes Mitleid mit ſeinem endlichen Schickſale aus den Herzen der menſchlich-fühlenden Leſer verbannen. Bisher ſahen wir ihn Mann gegen Mann aus Nothwehr ſich vertheidigen, obgleich ein Verbrecher, der durch ſeine ſtrafbaren Thaten ſich der Verfolgung des Geſetzes Preis giebt, nie von jener erlaubten Nothwehr Gebrauch machen kann, welche dem mit Unrecht Angegriffenen zuſteht. Aber hier erſcheint er zuerſt als ein Ungeheuer, der ſeine rohe Macht gegen unſchuldige Kinder, gegen ein ſchwaches Weib wendet, das ſchon in ihren geſegneten Leibesumſtänden einen gerechten Anſpruch auf Schonung hatte. Sein verwahrloſetes, leidenſchaftliches, zur Rache geneigtes Herz, verläugnet alles menſchliche Gefühl, und erniedrigt ihn ſelbſt tief unter das Thier.

Nur der erſte Schritt zum Laſter iſt ſchwer, wer ſich aber auf dieſer Bahn vorwärts wagt, der rennt mit Rieſenſchritten allen Greuelthaten, und endlich ſeinem Verderben entgegen. Darum hütet euch, liebe Leſer, ſtets vor dem erſten Schritte zum Böſen, und ſeyd ſorgfältig bemüht, ſchon in der früheſten Jugend alle böſen Keime in den Herzen eurer Kinder zu unterdrücken, und ſie durch gute Lehren, und beſonders durch euer eigenes gutes Beiſpiel auf der Bahn der Tugend einem glücklichen Leben entgegen zu führen!

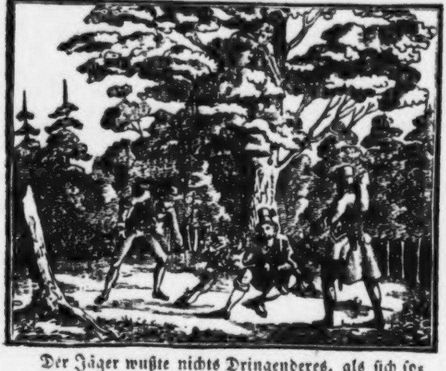
Hieſels Liebling.

Unter den vielen Gefährten Hieſels war ihm ein gewißer Andreas Mayr, ein junger Burſche von 18 bis 19 Jahren, durch die äußerſte Tapferkeit, die man Tollkuhnheit nennen kann, ſo lieb geworden, daß er ihn immer nur ſeinen Buben nannte, und auf allen Streifzügen als ſeinen erſten Adjutanten an der Seite hatte. Nicht ſelten zeigten ſich bei der Bande Spuren von Eiferſucht, weil ihn Hieſel bei jeder Gelegenheit beſonders auszeichnete, lobte und den Andern zum Vorbilde hinſtellte. Er war aber auch dem Hieſel ſo zugethan, daß er ſich für ihn hätte in Stücke hauen laſſen; der Bube und Tiras waren Hieſels treueſte Freunde, auf die er ſich in allen Gefahren verlaſſen konnte.

Im Schießen war der Bube Meiſter; er lud auch immer Hieſels Gewehre, wenn die Umſtände es erlaubten. Nachts theilte er das Lager mit Hieſel und Tiras, der dann zu den Füßen der beiden Freunde lag, und fur ihre Sicherheit wachte.

Eines Morgens, bald nach Tagesanbruch, da die Wildſchützen von einem Jagdzuge noch nicht heimgekehrt waren, lag Hieſel im Walde unter einer dichtbelaubten Buche, und verzehrte ein Stuck Rehbraten zum Morgenimbiß.

Sein Gewehr lag einige Schritte vor ihm auf dem Boden; ſein Tiras mußte zu Hauſe bleiben, weil er ſich einen Dorn tief in den Fuß getreten hatte. Da fügte es ſich, daß unvermuthet ein herrſchaftlicher Förſter mit einem ſeiner Jäger aus dem Gebüſche trat, ohne daß Hieſel ihn bemerkte.



Der Jäger wußte nichts Dringenderes, als ſich ſogleich des Stutzens zu bemächtigen, und der Förſter forderte den **Hieſel** auf, ſich gutwillig zu ergeben, wenn ihm ſein Leben lieb wäre.

Hieſel ſah beide lächelnd an, und aß ruhig mit großem Appetite fort.

„Hörſt du Verwegener, was ich geſagt habe?“

„Nicht recht, Herr Förſter, wollen Sie mir's nicht noch einmal ſagen?“

„Wie, du wagſt es, zu ſpotten? Dein Leben liegt in meiner Hand!“

„Ey potz tauſend! Machen Sie doch die Hand auf, ich möchte gar zu gerne einmal mein Leben ſehen!“

„Jetzt iſt keine Zeit zum Spaß machen; du folgſt uns ſogleich!“

„Herr Förſter, Sie irren ſich ſchrecklich; ſehen Sie denn gar nicht, daß **ein höheres Weſen** über mir wacht?“

Mit dieſen Worten deutete **Hieſel** auf den Baum hinauf, unter welchem er lag, in deſſen Mitte ſein Bube mit angelegtem Gewehre ſaß.

„Eure Gewehre zu meinen Füßen abgelegt, ihr Hunde,“ donnerte nun **Hieſel** die Beiden an, — „oder mein **Bube** ſchießt euch auf einen Wink von mir euer Spatzenhirn aus dem Kopfe!“

Darauf hatten jene **Hieſelfanger** nicht gerechnet; ſie legten zitternd ihre Gewehre nieder, und ſchlichen um ihr Leben beſorgt davon.

„**Hieſel** iſt kein Eſel, der ſich zweimal über's Eis führen läßt.“ — rief er ihnen nach — „mich ſollt ihr gewiß nicht mehr überraſchen, ihr Strohköpfe!“

Der **Bube** kletterte wie eine Waldkatze vom Baume herab, und ging nun mit Hieſel tiefer in den Wald, wo ſie Kameraden zu treffen hofften, um einer Streife der Türkheimiſchen Jäger entgegen zu ziehen.

Zwei Wildſchützen aſſen eben die friſchgebratene Leber eines ſo eben erlegten Hirſches, als Hieſel ihnen zurief: „Auf, Kameraden, dort kommt die Streife!"

Die Jäger forderten Hieſel auf, ſich zu ergeben; er aber verhöhnte ſie, indem er die ſo eben erbeuteten Gewehre in die Luft ſchoß, und dann an einem Baumſtamme zerſchmetterte.

Die beiden Schüſſe lockten noch andere Wildſchützen herbei, und nun ging das Plänkeln an, wobei nur der Jäger von Angelberg am Kopfe und am rechten Arme verwundet wurde.

Der verwegene Bube wagte ſich zu weit vorwärts, fiel im Dorfe Simnach über eine Baumwurzel, und wurde ſogleich von einem Theile der Streife fortgeſchleppt. Hieſel wurde faſt raſend über dieſen Verluſt; allein obgleich er mit ſeinen Kameraden die Streife, unter beſtändigem Schießen bis Ettringen verfolgte, gelang es ihm doch nicht mehr, ihn zu befreien, und er wurde nach Türkheim geführt, von dort aber nach München zu dreivierteljähriger Zuchthausſtrafe abgeliefert.

Ein Unſtern fuhrte dem Hieſel, als er ſich hierauf in die Münſterhauſiſchen Waldungen hinabzog, zwei Jäger, Balthaſar Prem und Georg Miller entgegen, welche auf ſeinen Befehl ſogleich mit den Gewehrkolben zu Boden geſchlagen, und unter wiederholter Drohung des Erſchießens, auf alle Weiſe mit Schlägen mißhandelt, und endlich ihrer Dienſtgewehre beraubt wurden.

Der Trüffelhund.

So grauſam auch Hieſel mit den Jägern und Soldaten verfuhr, deren Pflicht es war, gegen ihn auszuziehen, ſo hatte er doch viele Augenblicke, beſonders früh Morgens, wenn er vom Lager aufſtand, und das ſüße Erwachen der ſchönen Natur erblickte, wo die Stimme des rächenden Gewiſſens zu ſeinem Herzen ſprach.

Eines Tages trat er gegen 9 Uhr Morgens aus dem Walde, der treue Tiras an ſeiner Seite; vor ihm, kaum eine halbe Viertelſtunde entfernt, lag ein romantiſches Dörflein zwiſchen früchteſchweren Obſtbäumen, aus welchem ihm fröhliche Muſik entgegenſchallte.

Er warf ſich im Schatten einer Nußſtaude in das Gras, ſtützte ſeinen Kopf in die Hand, und ſchaute mit düſterm Blicke auf das Dörflein hinüber.

Da bewegte ſich ein großer Zug ſonntäglich geputzter Burſche und Mädchen unter Vorantretung des Herrn Pfarrers im geiſtlichen Ornate in die Dorfkirche, um die Kirchweihmeſſe zu hören. Die Muſiker gingen voran, und blieſen einen luſtigen ländlichen Marſch.

„Dieſe Menſchen können ſo fröhlich ſeyn.“ — ſprach Hieſel mit ſich ſelbſt. — „ein ſolcher Feſttag iſt ihnen Erſatz für die anſtrengende Arbeit eines ganzen Jahres; ſie ſind glucklich, weil kein Verbrechen auf ihrer Seele laſtet. Aber ich! — Wäre ich doch in Kiſſing geblieben, hätte ich den erſten Hirſchen nicht geſchoſſen, der mich auf dieſe Laſterbahn ſtieß, wie könnte ich jetzt in den Armen der frommen Marie ſo gluckliche Stunden verleben!“

Die Reue preßte ihm Thränen aus.

„O warum kann ich jene Zeit nicht zurückrufen warum nicht ungeſchehen machen, was geſchehen iſt? Ich gäbe gerne zehn Jahre meines Lebens dafür hin!“

Hätte irgend ein frommer Prieſter dieſe weiche Stimmung Hieſels in dieſem Augenblick benützen können, um ihm mit guten aber eindringlichen Worten die ſchrecklichen Folgen ſeiner Lebensweiſe zu ſchildern, vielleicht hätte er ſein furchtbares Handwerk aufgegeben, und wäre zurückgekehrt auf die Bahn der Tugend.

Als der ländliche Zug von der Kirche in das Wirthshaus zurückgekeht war, und die Muſiker luſtige Ländler aufſpielten, begab ſich Hieſel auf den Weg dahin, in der Hoffnung, unter der fröhlichen Jugend ſeine eigenen Grillen zu verſcheuchen.

Um jedoch nicht erkannt zu werden, zog er über ſeine Schützenkleidung ein blaues Reiſehemd mit einem ledernen Gürtel, ſetzte ein Käppchen auf, und umwickelte ſein Gewehr mit Getreidhalmen, von denen er die Aehren abgeſchnitten hatte.

Seinen Hut mit drei Spielfahnfedern verbarg er im Gebuſche, und befahl dem Tiras, ihn zu bewachen, bis er ihm pfeifen werde. Der Hund war hiezu abgerichtet.

Viele Gäſte aus der Nähe und Ferne hatten ſich bei dieſem Kirchweihtanze eingefunden.

Hieſel miſchte ſich unerkannt unter die Menge, und muſterte die vielen ſchönen Mädchen mit Wohlgefallen.

Er trank ruhig einen Krug Bier, als plötzlich in der Nähe des Wirthhauſes ein lauter Lärm entſtand, und ein dichter Kreis von jungen Burſchen ſich um etwas verſammelte, was er nicht bemerken konnte. Er hörte ſie nur immer rufen: „Willſt du auch tanzen, alter Trüffelhund? Für einen Tanzbären biſt du zu alt!

Plötzlich vernahm er ein bitterliches Weinen in der Mitte des Kreiſes, dem ein ſchallendes Gelächter der Burſche folgte.

„Was giebt's denn da?“ fragte Hieſel.

„Ey, der Trüffelhund iſt wieder gekommen; den necken ſie nun wieder,“ war die Antwort.

Das Weinen mit einem ſchauerlich-heiſern Geächze dauerte fort, und eine dumpfe widrige Stimme flehte: „Laßt mich Armen doch meine mühſam gegrabenen Trüffel wieder ruhig zuſammenklauben, die ihr mir ausgeſtreut habt; ich muß ein ganzes Monat davon leben, oder ſoll ich verhungern? Ihr gebt mir ja doch nichts zu eſſen!“

Die Stimme hatte für Hieſel einen bekannten

Klang. Mit kräftigen Armen brach er ſich eine Bahn durch die dichte Menge, und ſtand nun plötzlich vor einem wunderſamen grauen Männchen in einer bis auf die Fäden abgetragenen Kutte, deſſen Kopf ein breitgekremptes, völlig verwittertes Hütlein deckte, und deſſen ehrwürdiger Bart bis auf die Mitte der Bruſt herabreichte.

Hieſel zitterte bei dem Anblicke dieſes Männleins, und ſein erſter Gedanke war: „Wäre mein Vater 100 Jahre alt geworden, ſo hätte er gerade ſo ausſehen müſſen, wie dieſes Männlein!“

Aber auch das Männlein fuhr bei Hieſels Anblick ſichtbar zuſammen, entblößte das eisgraue Haupt, machte zwei unbehülfliche Bücklinge, und bat mit kreiſchender Stimme, während ihm einige Thränen über die tief gefurchten Wangen floßen:

„Geſtrenger Herr, nehmt Euch doch um Gotteswillen um mich armes Männlein an, damit ich meine Trüffel wieder zuſamenklauben darf!“

„Das ſollſt du ungeſtört, Alter! ich nehme dich unter meinen Schutz, und will den ſehen, der dich daran hindern möchte,“ erwiederte Hieſel mit feſtem Tone.

Dieſer ſtolze Ton reizte die raufluſtigen Burſche, ſie ließen nun den Trüffelhund, und wendeten ſich gegen Hieſel, der ſie mit flammenden Blicken von oben bis unten maß.

Nach der Weiſe jener Burſche begnügten ſie ſich anfangs damit, ihn nur verächtlich anzuſehen, ſich einander zu ſtoßen und in die Ohren zu ziſchen, dann bisweilen auszurufen: „Oho! der traut ſich! Der muß ſtark ſeyn! Der frißt uns freilich auf dem Kraut! Geht, bittet ihn um Verzeihung! u. ſ. w.

Inzwiſchen hatte Hieſel den Trüffelhund auf einen Seitentiſch geführt, und mit Bier und Braten bewirthet.

Der Haufe wurde immer ſchnippiſcher, und umſtellte den Tiſch, woran Hieſel ſaß; da ſtand dieſer auf, ſagte zum Trüffelhunde, er werde gleich wieder kommen, er ſolle ſich's nur recht ſchmecken laſſen, und ſchritt mitten durch die Burſche hin, die es nicht wagten, Hand an ihn zu legen.

„Auf, und nach!“ — rief nun der Keckeſte unter ihnen, — „wir wollen ihn derb durchprügeln, den eingebildeten Menſchen!“

„Laßt's gut ſeyn,“ — kreiſchte ihnen der Trüffelhund zu, — „wenn euch euer Leben lieb iſt, und wenn ihr nicht wollt, daß heute noch der rothe Hahn auf den Dächern des Dörfleins ſitzt, und in zwei Tagen auf den Hütten von euch Allen!“

„Das dank euch der Teufel,“ — ſchrien jene; — „wenn der Menſch ſo gefährlich iſt, ſo wollen wir ihn binden und zum Gerichtsdiener führen. Sag an, alter Trüffelhund, wer iſt der Kerl?“

„Der bayeriſche Hieſel!“ rief eine kräftige Stimme hinter ihnen, und als die Burſche erſchreckt auseinanderfuhren, ſtand der kühne Wildſchützenhauptmann da, und ſprach: „Hier bin ich, bindet mich!“

Tiras fletſchte die ſpitzigen, blitzenden Zähne, und ſchien nur einen Wink des Gebieters zu erwarten. Doch Alle ſchwiegen; die Meiſten zogen ihre Hute ab, und ſchlichen furchtſam von dannen. Bald darauf ging wieder ein Ländler los, und der kleine Zwiſt wurde bei Tanz und Trunk vergeſſen.

Hieſel ſah noch ein Stündchen dem Tanze zu, ſchenkte den Muſikern einen Thaler, und verließ dann mit dem Trüffelhunde das Dörflein, nachdem er dem Ortsvorſteher auf deſſen Bitte verſprochen hatte, das Betragen der Burſche dem Dörflein nicht entgelten zu laſſen. Kaum waren Beide, Hieſel und der Trüffelhund, in der Mitte des ſchaurigen Waldes angekommen. als dieſer ſein langes Schweigen brach, und zu Hieſel ſagte:

„Ich bin dir großen Dank ſchuldig. Hieſel, daß du dich meiner ſo muthig angenommen haſt; da ich weit und breit bekannt bin, ſo erfahre ich auch alles, was man gegen dich im Schilde führt. Verlaß dich darauf, daß ich dich jederzeit warnen werde, wenn dir eine Gefahr droht. Bisweilen wird es nicht möglich ſeyn, daß ich mit dir ſpreche; ſo oft du mich aber von nun an wieder ſehen wirſt, ſey auf deiner Hut; denn es iſt ein Zeichen der nahen Gefahr. Keiner von deiner Bande aber wird mich jemals ſehen, und wären ſie auch dicht an deiner Seite, wenn ich dir erſcheine.

Eben wollte Hieſel ihm herzlich danken, und ſich nach ſeinen Verhältniſſen näher erkundigen, als der Trüffelhund in den Boden huſchte, als verſinke er im Waſſer, ſo, daß Hieſel nur eben noch den verſchwindenden Hut ſah. Hieſel war, wie alle Landleute, die keinen vernünftigen Unterricht erhalten, abergläubiſch, und hielt nun den Truſſelhund für den böſen Geiſt, der ſich ſeiner bloß annehme, um ihn zu einem Seelenverkaufskontrakt zu verleiten. Er beſchloß, von dieſem Abentheuer ſeinen Kameraden nichts zu ſagen, ſondern die Warnungen, wenn ſie gegeben werden, für ſich zu benützen, um dadurch den Anſchein einer höhern Macht zu bekommen.

Schlechte Bedienung.

Am nämlichen Nachmittage ſaß Hieſel mit 3 Kameraden im Wirthshauſe zu Schnerzhofen, mit Kartenſpiel beſchäftiget, und äußerſt vergnügt, weil er nun durch die Wachſamkeit des Trüſſelhundes mehr als ſonſt gegen jede Gefahr geſchützt zu ſeyn glaubte.

Da fügte es ſich, daß der Jäger vom Wald, Leonhard Schenk, in Dienſtverrichtungen am Wirthshauſe vorüberging. Kaum bemerkte ihn Hieſel mit ſeinen Luxaugen, als er ihm ſogleich einen Wildſchützen nachſchickte, der ihn höflichſt einladen mußte, in das Wirthshaus zu kommen, und mit ihnen zu trinken. Eben ſo höflich entſchuldigte ſich der Jäger, daß er zwar dankbar die große Ehre erkenne, die ihm Hieſel erweiſe, aber weder Durſt noch Zeit habe, da ihn die Herrſchaft erwarte, die ihn ausgeſendet.

Hieſel ſah vom Fenſter aus, daß er eben keinen großen Redner mit der Einladung beauftragt habe; deßwegen mußten ſogleich die zwei Andere nachfolgen, um ihn mit Güte und Gewalt in das Wirthshaus zu bringen. Da die ſchönſten Worte bei dem Jäger nichts fruchteten, ſo unterſtützten die Wildſchützen ihre Einladung mit blanken Hirſchfängern und Gewehrkolben; dieſes Mittel half.

„Bete, du mußt ſterben!“ ſchrie Hieſel ſogleich dem Eintretenden entgegen, der vor Schrecken ſogleich blaß wie eine friſch getünchte Mauer wurde.

Ich weiß nicht, was dir lieber iſt“ — fuhr Hieſel fort, — „ob ich dich erſchießen oder in Stücke hauen ſoll. Du haſt immer ein Auge auf uns gehabt; dieſes uns ſo gefährliche Auge will ich dir nun ausſchießen. Stellt den Kerl dort an jene Säule hin; ich ſchlage an, und ſobald ich drei zähle, ſoll ſein Auge zu ſeinen Füßen liegen.“

Man kann ſich wohl die Todesangſt des armen Jägers vorſtellen, der überzeugt war, daß er nicht mehr lebendig aus dem Wirthshauſe kommen werde. Er betete ganz ſtill, machte Reue und Leid, und empfahl Gott ſeine Seele.

„Herr Hieſel,“ — bat er noch, — wenn Ihr mich Unſchuldigen getödtet habt, dann ſeyd ſo gut, und laßt es meiner alten 83jährigen Mutter zu wiſſen machen und ſchenkt ihr aus Barmherzigkeit etwas Weniges, damit ſie nicht verhungern darf; ſie lebte bisher kümmerlich von den wenigen blutigen Kreuzern, die ich erſparte. Ihr werdet auch eine Mutter gehabt, und vielleicht in frühern Jahren gefühlt haben, wie das Herz eines guten Sohnes für ſeine Mutter ſchlägt. Auf Wiederſehen, Herr Hieſel, jenſeits vor Gottes Richterſtuhl! Macht es kurz mit mir!"

Hieſel zählte eins — zwei —; da ſtellte er den Hahn in die Ruhe, ging auf den Jäger zu, und ſprach: „Daß du an deine Mutter mich erinnerteſt, das hat dir dein Schutzengel eingegeben, das hat dir das Leben gerettet. Wohl hab' ich auch eine Mutter gehabt, eine gute Mutter; wohl ihr und mir, daß ſie nicht mehr lebt. Glaube nicht, Schenk, daß ich grauſam gegen dich und deine Kameraden, gegen die Soldaten und Gerichtsdiener bin, weil ich die Grauſamkeit liebe, ſondern weil ihr meine Todfeinde ſeyd, und Tag und Nacht darauf denket, mich an den Galgen zu bringen, und warum? weil ich das Wild ſchieße, das Gott für alle Menſchen erſchaffen hat."

„Hier haſt du einen Thaler, bring ihn deiner alten Mutter, und ſag ihr, dein Todfeind, der Hieſel, laſſe ſie grüßen; du aber laß dir's zur Warnung dienen, nichts mehr gegen mich zu unternehmen, ſonſt mußt du ſterben, und ich brenne dir deine Hütte über dem Kopfe zuſammen!"

„Noch was! Ein Wirthshaus kommt gleich in's Gerede, wenn ein Gaſt darüber ſchimpft, du haſt hier eine ſchlechte Bedienung gefunden; ich erwarte aber, daß du darüber ſchweigen wirſt, ſonſt möchte dir das Ausplaudern übel bekommen."

Der Jäger dankte dem Hieſel für die Begnadigung, verſprach ihm, was er nur immer verlangte, und ſchäzte ſich glücklich, mit heiler Haut davon zu kommen.

* * *

Ihr ſeht, liebe Leſer, daß Hieſel ſelbſt im Taumel ſeines Haſſes und ſeiner Rachſucht Augenblicke hatte, wo ſein Herz aus der wilden Erſtarrung aufthaute, und für edlere Empfindungen empfänglich wurde. Das Andenken an ſeine verſtorbene Mutter war hinreichend, ihn von einer grauſamen That zurück zu halten. Leider wurden aber dieſe Fälle immer ſeltener, je weiter er auf der Bahn des Laſters voranſchritt, und von Verbrechen zu Verbrechen eilte. Daß aber ſolche Anwandlungen von Reue, von Sehnſucht nach einem redlichen Leben, keine Dauer hatten, daß die wilde, ungeſtüme Leidenſchaft bei Hieſel immer bald wieder vorherrſchte, und durch alle Schranken guter Vorſäze brach, werden wir ſogleich vernehmen.

Das lebendige Stroh.

In einem der vielen Gefechte mit ſtreifenden Jägern, Soldaten und Gerichtsdienern, die Hieſel faſt täglich zu beſtehen hatte, war kürzlich einer von ſeinen beſten Kameraden, durch den Kopf geſchoſſen, auf dem Plaze geblieben.

Aus beſonderm Haſſe gegen Franz Joſeph Laner, Beſtändner auf dem Hauſerhofe, unweit Minſterhauſen, hatte Jemand dem Hieſel den Argwohn beigebracht, dieſer Lauer habe den Wildſchützen erſchoſſen, und ſich dieſer That in öffentlichen Wirthshäuſern gerühmt, ja ſogar freventlich beigefügt, er werde es demnächſt dem Hieſel um kein Haar beſſer machen.

Das hieß freilich Oel in's Feuer gießen; denn der gereizte Hieſel brach in die entſetzlichſten Verwünſchungen gegen den Lauer aus, und ſchwur ihm die gräßlichſte Rache.

„Kameraden,“ — begann er eines Morgens in der Mitte ſeiner Geſellen, — „wir ſind freie Menſchn, die ſich, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, allen Gefahren ausſetzen, ja täglich ihr Leben in die Schanze ſchlagen. Hitze und Kälte, Donner, Blitz und Stürme halten uns nicht ab, die Fährte des edlen Wildes zu verfolgen, bis es unter unſern Kugeln ſtürzt.

Allein die Menſchen vergönnen uns dieſen mühesamen Unterhalt nicht; mit Feuer und Schwert folgen ſie unſerer Spur, und ſuchen uns wie reiſſende Thiere auszurotten.

Jäger, Soldaten und Gerichtsdiener müſſen gegen uns ausziehen, und dennoch rächen wir uns an ihnen, ſo oft wir es vermögen, weil ſie unſere Feinde ſind, obgleich ſie nur ihre Pflicht thun.

Was ſoll aber einem elenden Kerl geſchehen, der weder Jäger, noch Soldat, noch Gerichtsdiener iſt, ſondern nur Beſtändner auf einem Bauernhofe, der ſich aus purem Muthwillen an eine Streife anſchloß, und einen unſerer tapferſten Kameraden getödtet, ja ſogar ſich erfrecht hat, zu prahlen, er werde es nächſtens auch mir, eurem Hauptmann, um kein Haar beſſer machen?

„Er ſterbe, der Hund, er ſterbe!“ ſchrien ſie Alle wie aus einem Munde.

„Ja, er ſterbe!“ erwiederte Hieſel; „auf, nach dem Hauſerhofe!“

Mit 14 bewaffneten Kameraden zog Hieſel zur Rache aus, und traf den Laner in der Scheune, wo er eben mit ſeinen Leuten Korn droſch.

„Da biſt du ja, du Spitzbube, der mir meinen Martin erſchoß. Jetzt kannſt du einen Gruß für ihn von mir in die Ewigkeit mitnehmen, und kannſt ihm erzählen, auf welche Weiſe Hieſel die Mörder ſeiner Brüder beſtraft; du mußt ſterben!“

Verzweiflungsvoll ſtürzte Laner auf ſeine Knie, und ſchwur bei Gott und der heiligen Jungfrau, daß er niemals mit einer Streiſe ausgezogen, niemals ein Gewehr gegen irgend einen Menſchen abgeſchoſſen, und niemals ein unrechtes Wort gegen Hieſel geſprochen habe.

„Dein Läugnen hilft dir nichts, elende Canaille!“ fuhr ihn Hieſel an. „Faß, Tiras!“

Sogleich riß ihn der Hund zu Boden, und ſchlug ſeine ſpitzigen Zähne in die Lenden des Unglücklichen, der einen durchdringenden Jammerſchrei ausſtieß.

Die andern Dreſcher waren durch eine von Getreidegarben verſteckte Hinterthür entſprungen.

Nun legten die Wildſchützen den Laner auf die Tenne hin, ſtreuten ganz dünn Getreid auf ſeinen Leib, und droſchen mit ihren Hirſchfängern ſo lange unbarmherzig auf ihn los, bis er kein Zeichen des Lebens mehr von ſich gab.

„Jetzt hängt den Schurken am Aſte des nächſten Baumes auf!“ befahl Hieſel.

Mit wilder Mordluſt ſchleppten ſie ihn vor die Scheune hinaus, und befeſtigten bereits einen Strick mit einer Schlinge an einem Lerchenbaum, um ihr Opfer daran aufzuziehen, als Hieſel auf dem Steinrande des Ziehbrunnens den Trüffelhund ſitzen ſah, der ihm düſtern Blickes mit dem Finger drohte.

Augenblicklich befahl Hieſel ſeinen Kameraden, von Laner abzulaſſen, indem er ſo eben erfahren habe, daß ein Streifcommando gegen ihn heranziehe.

Unwillig, aber doch dem Befehle ihres Hauptmannes gehorſam, gaben die blutdürſtigen Menſchen ihr Opfer los, und folgten eilenden Schrittes dem Hieſel, der ſie dem nächſten Walde zuführte.

Laner wurde mit vieler Mühe vom Tode errettet, blieb aber, ſo lange er lebte, ein unglücklicher Krüppel.

* * *

Ein falſcher Argwohn hat auf der Welt ſchon manches Unheil veranlaßt. Darum prüfet jede Einflüſterung der Leute, und glaubet niemals geradezu, was ſie euch ſagen. Wenn ſie euch auch nicht abſichtlich täuſchen, ſo können ſie doch ſelbſt im Irrthum ſeyn. Sehr oft machen ſchlechte Menſchen, welche Andere verläumden wollen, von dieſem Mittel Gebrauch, und lachen ſchadenfroh in's Fäuſtchen, wenn ihnen ihr Plan gelingt, die Leute untereinander zu hetzen. Das Beſte iſt freilich immer, auf Ohrenbläſereien und Klatſchereien gar nicht zu achten, in keinem Falle aber die Sache gleich für gewiß anzunehmen. Einem wahrhaft Chriſtlichen ziemt keine Rache, und auf einen bloßen Verdacht hin Rache zu nehmen, iſt höchſt unrecht, und ladet eine große Schuld auf das Gewiſſen; ſpäterhin folgt dann gewöhnlich eine fruchtloſe Reue nach. So ging es einſt Herzog Ludwig dem Strengen von Bayern, der im Jahre 1256 ſeine unſchuldige Gemahlin, Maria von Brabant, zu Donauwörth enthaupten ließ, weil er ſie im Verdachte der Untreue hatte. Als aber ihre Unſchuld nach ihrem Tode ſonnenklar wurde, ergriff ihn eine ſolche Reue, daß ſeine Haare in einer einzigen Nacht ergrauten.

Liſt und Nothwehr.

Weit und breit zeigte ſich keine Spur einer Streiſe, und Hieſel ärgerte ſich gewaltig, durch ſein blindes Vertrauen auf die Warnung des Trüffelhundes nicht bloß die volle Befriedigung ſeiner Rachſucht gegen Laner, ſondern auch den Glauben ſeiner Kameraden an die Kunſt des Vorherſagens nahender Gefahr verloren zu haben.

Eilf ſeiner Kameraden entließ er alſo mit dem Auftrage, einen Jagdzug in die Grenzforſte zu machen;

er ſelbſt aber, von dem ſchnellen Marſche ermüdet, beſchloß, auf den Krauthofen, eine Einöde Gräflich-Fuggeriſch-Dietenheimiſchen Gebiets, mit 3 Kameraden zu übernachten.

Es war ſchon 11 Uhr Nachts vorüber, als der ausgeſtellte Poſten eilig in die Stube trat, den feſt ſchlafenden Hieſel mit der Nachricht überraſchte, daß er von drei Seiten eine Streife anrücken ſah, die ſich mit ſchnellen Schritten der Hütte nähern.

„Hab' ich's nicht voraus geſagt?“ erwiederte Hieſel triumphirend. „Auf, und die Gewehre in Ordnung! Verrammelt alle Thüren! Wenn die Streiſe uns auffordert, uns zu ergeben, ſo antworteſt du ihnen, Sebaſtian: „ihr wäret eben beſchäftiget, mir eine Kopfwunde zu verbinden, die ich heute früh von einem Jäger erhalten hätte; wenn ſie verſprächen würden, uns nichts zu Leid zu thun, ſo wollteſt du die Thüre friedlich aufſchließen.“

Wie es Hieſel vorausgeſehen hatte ſo geſchah es.

Das Streifcommando hatte die Entſendung von 11 Kameraden des Hieſel wahrgenommen, und zweifelte nun keinen Augenblick, daß es ihm gelingen werde, den gefürchteten Wildſchützenhauptmann lebendig zu fangen.

Das Haus wurde ſogleich umſtellt, und die 21 Mann der Streife machten ſich ſchußfertig. In ihrer Großmuth erließen ſie aber durch einen Gerichtsdiener, der durch das offene, jedoch mit Eiſenſtangen verwahrte Fenſter in die finſtere Stube hineinſprach, die Aufforderung an Hieſel und ſeine Gefährten, ſich ohne Zaudern zu ergeben, ſonſt würden ſie Gewalt brauchen, und alle niederſchießen.

Sebaſtian antwortete nach Hieſels Befehle.

Die Streife glaubte aber keineswegs dieſer Antwort, ſondern blieb gefaßt, wie zuvor.

Auf einmal ging die Thüre der Stube auf, die in den Gang führte. Die drei Wildſchützen trugen Hieſel, damit ſie im Gehen das natürliche Schleppende eines müheſamen Gehens nachahmen konnten. So nahten ſie ſich dem verrammelten Eingange, und machten mit dem vorgeſchobenen Querbalken ein Geräuſch, als wollten ſie die Thüre öffnen. Hier alſo ſchien der Streife die Gefahr losbrechen zu wollen; ſie zog alſo ihre Hauptmacht auf dieſen Punkt, und ließ die kleine Stallthüre rückwärts nur mit 3 Mann beſetzt. Nur ein Wildſchütze polterte noch immer an der Thüre, um die Erwartung der Streife zu ſpannen; Hieſel war bereits mit ſeinen zwei andern Kameraden im Stalle, wo er zwei Kälber packen, und durch die plötzlich geöffnete Stallthüre voran hinausſchieben ließ.

In der ſtockfinſtern Nacht hielten die drei Poſten der Streife dieſe vierfüßigen Ausreißer für Wildſchützen, und feuerten ihre Gewehre auf ſie ab; Hieſel aber, dem die Uebrigen raſch folgten, gewann das Weite, und nun ſtürzte ihm erſt die ganze Streife nach, welche über dieſe Kriegsliſt fluchte, die ihr den Braten aus den Krallen riß.

Schon hielt ſich Hieſel für gerettet, als ein herrſchaftlicher Jäger, aller Seitenwege kundig, ihm den

Vorſprung abgewonnen hatte, und aus einem Gebüſche, dicht an einem Bache, deſſen Waſſerſpiegel einiges Licht auf die flüchtenden Wildſchützen warf, in einer Entfernung von 15 bis 20 Schritte auf den Hieſel das Gewehr abdrückte; es verſagte. Der Blitz des aufbrennenden Pulvers leuchtete dem Hieſel er ſchoß den Jäger augenblicklich durch die Bruſt. Eine halbe Stunde ſpäter gab er ſeinen Geiſt auf.

* * *

Körperliche Stärke und Gewandtheit ſind nicht immer hinreichend, den Menſchen aus großen Gefahren zu erretten. Geiſtesgegenwart und Schlauheit überwinden oft die mächtigſten Feinde. Hieſel war augenſcheinlich verloren; ſein kluger Einfall hat ihn gerettet. Er gab bei dieſer Gelegenheit einen Beweis, was unter andern Verhältniſſen aus ihm hätte werden können.

Verzaget in keiner Gefahr, wie groß ſie auch ſeyn möge! Nur keine Furcht, ſonſt iſt die Geiſtesgegenwart verloren! Wenn es dem Böſewichte gelingt, auf dieſe Weiſe ſich zu retten, ſo darf der redliche Mann um ſo weniger verzweifeln, da ihm das Vertrauen auf Gottes Hilfe zur Seite ſteht, welches die Tugend nicht zu Schanden werden läßt.

Immer verwegener!

Gingen auch nur § Tage vorüber, wo Hieſel nur Wild erlegen konnte, ſo klagte er ſchon über Langweile; er ſehnte ſich dann wieder, mit einer Streiſe handgemein zu werden; Gefahren hatten für ihn einen ganz eigenen Reiz; an Hieſel war ein kuhner Soldat verloren gegangen. Oft war er geſonnen, den Gerichten in eigenhändigen Schreiben ſeinen Aufenthalt anzuzeigen, nur um das Vergnügen zu haben, ſich mit den Streiſen herumzubalgen. Die dringenden Vorſtellungen ſeiner Kameraden hielten ihn davon ab.

Sein bisheriges Glück machte ihn immer verwegener, um ſo mehr, als er ſich nicht bloß auf die Meldungen der Bauern, ſondern auch auf die pünktliche Warnung des Trüffelhundes verlaſſen durfte.

Im Algäw hatte Hieſel mit ſiebzehn Kameraden Tag und Nacht gejägt, und drei Wägen mit Wildpret angefüllt, welche vermummte Bauern an die heimlichen Aufkäufer ablieferten.

Ermüdet lag er, wenige Schritte von ſeinen Kameraden, ſchlafend unter einer ſchattigen Eiche, als er wie im Traume ein kreiſchendes Lied in ſeinen Ohren vernahm:

„Wach auf, mein Schütz, wach eilig auf,
Die Streiſe iſt ſchon nah',
Und lade deinen Stutzenlauf;
Nicht träumend liege da!“

Hieſel erwachte, hörte ein Kniſtern in den Zweigen ober ihm, blickte empor und ſah den Trüffelhund, der auf einem Aſte ſaß und emſig Eicheln ſpeiste. Er deutete mit der dürren Hand auf eine Waldſchlucht zur Linken, und verſchwand. Da brannte Hieſel ſein Gewehr los; die Wildſchützen ſprangen erſchrocken auf.

„Während ihr da geſchlafen habt, wie Murmelthiere, daß man euch hätte forttragen können, ſchaute ich aus Langerweile in meinen Hut, und kann euch nun zur Neuigkeit ſagen, daß wir gleich was zu thun bekommen werden; eine Streife iſt wieder gegen uns im Anzug. Dieſe Hunde laſſen nicht nach, mich und euch zu verfolgen, bis wir ſie zuſammenſchießen, wie die Hirſche, und ihnen das Fell über die Ohren ziehen. Auf, den Feinden entgegen!“

In einer breiten Schlachtlinie, die Wildſchützen als Plänkler verwendend, ſo daß jeder Einzelne ſich ſchnell hinter einem Baume verbergen konnte, zog er der Fürſtlich-Kemptiſchen Streife entgegen, die auch nach einer halben Stunde jenſeits einer Blöße, die zwiſchen zwei Waldflügeln ſich hindehnte, eben zwiſchen den Bäumen lauernd, langſam heranmarſchirte.

Rechts oder links konnte ſich Hieſel unbemerkt aus dem Wege ziehen. Daß Widerſtand bei dieſer überlegenen Anzahl Thorheit wäre, ſah er wohl ein, beſonders da er ſehr viele ſchußgeübte Jäger darunter bemerkte; Soldaten mit ihren Commißgewehren wäre er gewiß nicht ausgewichen. Er zog ſich alſo links hinab, und ließ, als er der Streiſe ſeitwärts im Rücken war, die Hälſte ſeiner Kameraden Feuer geben.

Die Streiſe, unter deren Theilnehmern viele verwundet wurden, machte ſogleich eine Schwenkung, und verfolgte Hieſel mit ſeinen Wildſchützen, welcher gegen die Brücke zu Schlingen zog, der einzige Weg auf das nächſte fremde Gebiet, wohin die Streiſe ihm nicht folgen durfte.

Heut zu Tage, wo es nicht mehr ſo viele regierende Fürſten, Grafen und Herren giebt, deren Ländchen oft nicht größer waren, als eine Dorfſtraße, würde ſich Hieſel vielleicht nicht vier Wochen lang gegen die Streifzüge der Gendarmerie halten können, aber damals kam ihm jenes Verhältniß trefflich zu ſtatten.

Allein der Commandant der Streiſe hatte mit Recht vermuthet, Hieſel werde ſich über dieſe Brücke zurückziehen, und hielt ſie ſtark beſetzt mit irrſeeiſchen Soldaten und Bauern.

Kaum bemerkte dieß Hieſel, der hinter ſich ſchon die Stimmen der Nachſetzenden vernahm, als er ſogleich zum Sturm kommandirte, ſich ſelbſt an die Spitze ſtellte, und den Soldaten und Bauern unter gräulichen Flüchen zurief: „Deckt die Naſen mit den Händen zu, ihr Lumpenhunde, ſonſt ſchießen wir ſie euch mitten aus dem Geſichte!“

Die Kugeln pfiffen, und in wenigen Minuten hatte Hieſel den Brückenpaß erſtürmt, die Feinde verjagt, die Wachthütte in Brand geſteckt, und ſeine Rettung auf fremden Grund und Boden vollendet.

Hieſel als Brautwerber.

Nach dieſem für Hieſel allerdings ſchon bedeutenden Feldzuge war er lange Zeit in der beſten Laune, weil er ihn ſo glücklich geführt hatte. Einige Wochen hindurch wurde er nicht mehr beunruhiget, und benützte dieſe Zeit, die ihm noch fremden Wälder ganz allein, nur von ſeinem treuen Tiras begleitet, zu durchſtreifen.

Da traf ſich's, daß er eines Morgens, da kaum noch die Dämmerung den Tag verkündete, in ſeiner Nähe, in einem dichten Gebüſche, lautes Weinen und Schluchzen vernahm; darauf ward es eine kurze Zeit ganz ſtille; ſchon wollte er in das Gebüſch dringen, als er eine weibliche Stimme ängſtlich beten hörte. Wiederum Stille! Raſch theilte Hieſel mit ſeinem rechten Arme das durch Epheuranken geſchloſſene Gebüſch, und erblickte zu ſeinem größten Erſtaunen ein recht hübſches, aber bleiches und verweintes Mädchengeſicht. Das Mädchen war eben beſchäftiget, in die Schlinge ihres an einen Aſt befeſtigten Halstuches ihr Köpſchen zu legen, in der Abſicht, ſich zu erhängen.

„Wetterhexe, was treibſt du da für Teufelszeug?" fuhr er ſie zürnend an.

Vor Schrecken fiel das Mädchen auf die Knie, und konnte vor Weinen nicht zu Worten kommen.

„Was bewegt dich zu einer ſo ſchrecklichen That? du willſt dir das Leben nehmen?"

„Ach, Herr, ich weiß meines Leids kein Ende; ich liebe einen Jägerburſchen im Dienſte meines Vaters, des Förſters Reindler von Trafing, eine halbe Stunde von hier. Mein Liebhaber iſt hübſch und gut, aber ſehr arm; die Eltern dulden die Liebſchaft nicht, und wollen von einer Heirath gar nichts wiſſen. Nun hat mein Vater den Liebhaber davongejagt, und mich mit der Hetzpeitſchte durchgehauen. Ich kann ohne meinen Liebhaber nicht leben, und ſpringe ins nächſte beſte Waſſer, weil ihr mir jetzt in den Weg gekommen ſeyd. Ich will und mag nun einmal ohne meinen Franz nicht leben!“

„Du haſt ein ſauberes Chriſtenthum im Leibe; denkſt du denn nicht daran, daß du ewig verdammt biſt und in die Hölle kommſt, wenn du dir ſelbſt das Leben nimmſt?

„Der Herr Pfarrer hats freilich oft geſagt, aber ich glaube, der liebe Herrgott wird's nicht ſo genau nehmen, ſondern mit mir armen Mädchen, das die eigenen Eltern unglücklich machen, Erbarmen haben.“

„Sündige nicht auf Gottes Barmherzigkeit! Iſt es möglich, daß du deinen Eltern dieſes Herzenleid anthun könnteſt?“

„Was bleibt mir ſonſt übrig?“

„Was giebſt du mir, wenn ich mache, daß du deinen Franz bekommſt?“

„Das iſt der Herr gar nicht im Stande.“

„Kommt d'rauf an! Wenn ich es aber doch im Stande wäre, würdeſt du mir dann wohl einen Kuß geben?“

„O gewiß nicht, darauf kann ſich der Herr verlaſſen; ich werde meinem Franz um keinen Preis der Welt untreu!“

„Närriſches Mädchen, ein Kuß iſt ja keine Untreue!“

„Nein, nein, lieber ſterben, als einen Kuß geben, den nicht mein Franz bekommt.“

„Wenn's aber Franz erlaubt?“

„Ja, dann, dann geb' ich dem Herrn, ſo viel er mag, und ſo viel Franz erlaubt!“

„Topp, der Handel iſt geſchloſſen. Geh jetzt nur nach Hauſe, und ſag deinem Vater, du hätteſt im Walde einen Jägermeiſter getroffen, der heute Mittag ſein Gaſt zu ſeyn wünſche; er ſoll nur auf mich antragen.“

„Wie heißt denn aber der Herr Jägermeiſter, wenn ich fragen darf?“

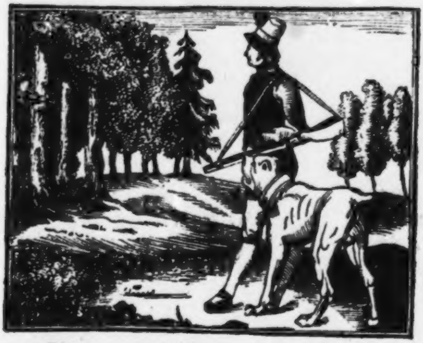
„Meinen Namen nenne ich dem Vater ſchon ſelbſt, wenn ich komme; wir haben oft miteinander zu thun.“

Hieſel begleitete das Mädchen bis zu dem Ausgange des Waldes, drückte ihr freundlich die Hand, und verſprach ihr wiederholt, die Heirath mit ihrem Franz zu Stande zu bringen. Seelenvergnügt eilte Dorchen dem väterlichen Hauſe zu.

Ein halbe Stunde mochte Hieſel etwa, in Gedanken verſunken, durch den dichten Wald ſeitwärts gegangen ſeyn, als Tiras anſchlug.

Hieſel machte ſich ſchußfertig; in demſelben Augenblicke rief eine Stimme: „Steh', Hieſel, oder ich ſchieß!“

Vierzig Schritte von ihm, durch einen Baum gedeckt, ſtand ein Jäger, die Mündung des Gewehrlaufes gegen Hieſel wendend.



„Oho“, — rief dieſer, — „du biſt ja ein Mordkerl, der den Hieſel mit Haut und Haar freſſen will. Wie heißt du denn, du Hieſelfanger?“

„Franz!“

Hieſel lachte laut auf.

„Alſo du biſt der unglückliche Bräutigam, der aus Verzweiflung, weil er ſein Dorchen nicht bekommt, den Hieſel erſchießen will.

Franz legte ſein Gewehr auf den Boden, und ging vertrauend auf Hieſel zu.

„Um Gotteswillen, lieber Hieſel, woher wißt Ihr dieß?“

„Von deinem Dorchen; ſie hat ſich eben aufhängen wollen, als ich dazu kam.“

„Heiliger Gott!“

„Ja, ſieh, ſolche Geſchichten kommen bei den verdammten Liebſchaften heraus. Sey nur ruhig, ſie iſt ſchon wieder nach Hauſe; heute Mittag ſpeiſe ich bei dem Förſter, und mache den Brautwerber; er muß ſie dir zum Weibe geben, ſowahr ich Hieſel heiße!“

Franz fiel ihm vor Freuden zu Füßen, und umfaßte ſeine Kniee.

„Laß es nur gut ſeyn, und halte dich Mittags in der Nähe des Förſterhauſes auf. Wenn ich pfeife, kommſt du. Laß dir's aber ja nie einfallen, auf mich zu ſtreifen, oder mir etwas in den Weg zu legen, ſonſt ſollſt du der Erſte ſeyn, dem ich eine Kugel durch den Kopf jage.“

Franz gelobte, ewig ſein Freund zu bleiben. Beiden ſchieden friedlich von einander.

Der Förſter Reindler konnte ſich nicht entſinnen, einen Jägermeiſter zu kennen, ließ aber ein Gedeck für ihn auf den Tiſch legen, und erwartete am Fenſter neugierig und ungeduldig ſeine Ankunft.

Plötzlich ging die Thüre auf, und Hieſel trat mit ſeinem Tiras ein, mit den Worten: „Guten Mittag, Herr Förſter, da bin ich, nicht unangemeldet, ſo viel ich weiß!“

Der Beſchreibung nach erkannte ihn dieſer ſogleich; perſönlich hatte er ihn nie geſehen. Er war in äußerſter Verlegenheit.

„Wen hab' ich die Ehre — “

„Ohne viele Umſtände, Herr Förſter, ſetzt Euch nur zu Tiſche.“

In dieſem Augenblicke trat die Förſterin mit ihren drei Kindern ein, worunter auch Dorchen war, und erſchrack nicht wenig, als ſie den fremden Gaſt und ihren bleichen und zitternden Mann ſah.

„Nur Platz genommen, Frau Förſterin; Ihr ſpeiſet heute zum erſtenmale mit dem bayeriſchen Hieſel; erſchreckt nur nicht, ich bin ja die gute Stunde ſelbſt, wenn man mir nichts zu leid thut.“

Die Förſterin wäre beinahe vom Stuhle gefallen; Dorchen hatte Luſt, davon zu laufen.

Hieſel führte zuerſt, indem er wacker in die Schüſſel griff, das Geſpräch auf ſeinen letzten Sieg, und ſchwur hoch und theuer, jeden zu erſchießen, der daran Theil genommen habe. Unter den Theilnehmern war auch der Förſter geweſen, dem natürlich kein Biſſen mehr ſchmeckte.

„Keine Regel ohne Ausnahme,“ — fuhr Hieſel fort, — „Ihr ſeyd auch dabei geweſen, Herr Förſter; Euch thu' ich aber nichts, wenn ihr mir eine kleine Gefälligkeit erweiſen wollt.“

Der Förſter äußerte, er ſchätze ſich glücklich, dem Herrn Hieſel dienen zu können.

Nun erſuchte Hieſel den Förſter, er möge ſeine Tochter, Dorchen, dem braven, muthigen Franz zum Weibe geben; er verdiene ſie, und das Mädchen ihn; dieſe Bitte ſey um ſo leichter zu erfüllen, als er ſelbſt keinen Sohn habe, und der Franz ihm

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

von Jahr zu Jahr, bei ſteigendem Alter immer nützlicher ſeyn werde.

Der Förſter ſuchte mit ruhigem Tone dem Hieſel ſeine Gegengründe auseinanderzuſetzen, wagte es aber nicht, über Franz einen andern Tadel zu äuſſern, als daß er von ſeinen Eltern aus gar nichts habe.

„Der braucht nichts,“ — unterbrach ihn Hieſel, — „ein Jäger, der den Muth hat, ganz allein den bayeriſchen Hieſel und ſeinen Hund mitten im Walde anzugreifen, und zum Stehen aufzufordern, iſt mehr werth, als alle anderen Jäger des ganzen Schwabenlandes.“

Endlich willigte, der Förſter ein, Hieſel pfiff mit durchdringend gellendem Tone zum Fenſter hinaus, und Franz trat furchtſam und demüthig in die Stube. „Da, geh hin zum Herrn Förſter, und bedanke dich, Franz; er gibt dir Dorchen; aber führ dich ordentlich auf, ehre deine braven Schwiegereltern, liebe dein gutes Dorchen, ſonſt ſchickt dir der Brautwerber alle Donnerwetter auf den Hals.“

Franz weinte vor Freuden; Dorchen verbarg ihre Thränen an ſeinem Buſen; auch dem Förſter und ſeinem Weibe gingen die Augen über.

„Wann iſt die Hochzeit?“ fragte Hieſel.

Die Förſterin meinte, vor zwei Monaten könne die Hochzeit nicht wohl ſeyn, weil die Ausfertigung erſt zu Stande kommen müſſe.

„Nun, Franz, vergiß nicht, mich vom Hochzeittag in Kenntniß zu ſetzen, ich werde dein Gaſt ſeyn.“

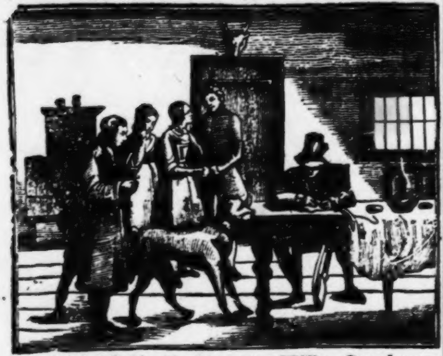
„Apropos, Dorchen, wie ſteht's jetzt mit meinem Kuße?"

„Darf ich? fragte Dorchen ihren Franz, indem ſie ihm flüchtig von dem verſprochenen Kuße erzählte.

„So viel der Herr Hieſel will!" antwortete Franz.

Dorchen nahte ſich ſchüchtern dem furchtbaren Wildſchützenhauptmann, und ſpitzte ſchon das Mäulchen zum Kuße.

Hieſel aber trat mit vorgehaltener Hand, ernſten Blickes, einen Schritt zurück.



„Ich danke dir für den guten Willen, Dorchen, doch den Kuß behalte. Es möchte eine Zeit kommen, wo ich durch Henkershand ſterben muß, und der Gedanke, einſt einen Mann geküßt zu haben, der ſpäterhin eines ſchimpflichen Todes auf dem Rabenſteine ſtarb, würde für dich eine trübe Erinnerung ſeyn. Gebt mir einen Bogen Papier und Feder und Dinte!“

Hieſel ſetzte ſich, und ſchrieb:

„Wer dem Förſter, **Reindler** zu **Traſing** oder ſeiner Familie, ſeinem Hauſe, im Walde oder auf dem Felde etwas zu Leid thut, ausgenommen im Falle der Nothwehr, den ſoll der Teufel holen, ſo wahr Gott im Himmel lebt!

Der bayeriſche Hieſel.“

„Bewahret dieß zu eurem Schutze, und betet manchmal ein Vater Unſer für mich!“

Somit verließ **Hieſel** des Förſters Haus, das Bewußtſeyn, zwei Menſchen glücklich gemacht zu haben, in ſeinem Herzen tragend.

* * *

Eine wunderſame Fügung des Himmels führte **Hieſel** an den Ort, wo ein Mädchen aus hoffnungsloſer Liebe ſich das Leben nehmen wollte. Wie oft iſt nicht ſchon ein Selbſtmord aus Liebe geſchehen! Zu einer ſo ſchrecklichen That kann nur ein ſchwaches Herz ſchreiten, das keine wahre Religion, kein feſtes Vertrauen auf Gott hat, und das höchſte Glück in die Erfüllung leidenſchaftlicher Wünſche ſetzt.

Möchte doch die Jugend beiderlei Geſchlechtes in der Liebe nicht ſo leichtſinnig wählen, und dabei immer auch in die Zukunft ſchauen! Möchten aber auch die Eltern nicht ohne wichtige Gründe der Wahl ihrer

Kinder entgegen ſeyn, wenn nur die gewählten Perſonen moraliſch gut und fleißig ſind! Geld macht in der Ehe nicht immer glücklich, aber die Noth kann auch den Frieden der beſten Ehe ſtören, darum vorſichtig! Es giebt nichts Schöneres, als wenn Eltern und Kinder in guter Eintracht miteinander leben. Die Eltern müſſen von ihren Kindern geliebt werden, nicht gefürchtet; die Liebe thut alles gerne, bringt freudig jedes Opfer; wenn ſich die Eltern ſo benehmen, daß ihre Kinder ſie für ihre beſten Freunde halten, dann werden ihnen dieſe jeden Gedanken, jede Neigung ſchon noch zur rechten Zeit anvertrauen, wodurch manches Uebel, das außerdem über Hand nimmt, abgewendet werden kann. —

Neue Grauſamkeiten.

Einige Tage nach der Brautwerbung begegnete dem Hieſel und zehen ſeiner Kameraden der Hochfürſtlich-Augsburg'ſche Forſtmeiſter zu Frankenhofen, Johann Conrad Haſel mit ſeinem Knechte Johann Unſorg im Walde, die eben ihre Revier begangen hatten.

Haſel war auch bei jener großen Streife geweſen, die den Hieſel gezwungen hatte, durch Erſtürmung der Brücke von Schlingen ſich Luft zu machen; natürlich war hier an keine Schonung zu denken, denn ſobald Hieſel ſeine gebornen Feinde, die Jäger, auch nur erblickte, gerieth er ſchon immer in eine ſchrankenloſe Wuth. In einem Augenblicke ſtanden die beiden Unglücklichen mitten unter den Wildſchützen.

Auf Befehl des Hieſel legte Haſel ſogleich ſein Gewehr nieder, Hieſel aber ſetzte ihm den geſpannten Stutzen auf die Bruſt, und gebot ihm, ſich zum Tode vorzubereiten, indem er jetzt ſterben müſſe. Wenn er ſeiner Familie noch etwas wolle ſagen laſſen, ſo möge er's kurz machen, er würde es pünktlich ausrichten.

Vergebens entſchuldigte ſich der Forſtmeiſter mit ſeiner Dienſtpflicht, und bemerkte, daß Hieſel an ſeiner Stelle, gewiß auch den Befehl ſeiner Vorgeſetzten vollziehen würde.

Nachdem er ihn lange genug in Todesangſt gelaſſen hatte, überließ Hieſel denſelben ſeinen grauſamen Gefährten, die ihn mit Hieben und Schlägen auf's Aeußerſte marterten, und den Unſorg auf gleiche Weiſe mißhandelten, ſo daß ſie zuletzt wie todt auf dem Boden liegen blieben. Die Kugelbüchſen und Seitengewehre, nebſt allem, was der Jäger zu ſeiner vollſtändigen Ausrüſtung bedarf, wurde den Beiden abgenommen.

Bald darauf trank Hieſel, von der Jagd ermüdet und durſtig, mit zwei Kameraden eben Milch auf dem Scheppacherhofe, als der Zufall gerade zu derſelben Zeit den Anton Möſel, Jäger von Reichartshauſen, dahin führte, um dem Beſitzer des Scheppacherhofes zu melden, daß er das beſtellte Buchenholz könne abholen laſſen.

Auf Hieſels Wink wurde er ſogleich zu Boden geriſſen, und derb durchgeprügelt. Hieſel drohte ihm bald mit dem Todtſchießen, bald, ihm den Kopf mit ſeinem Hirſchfänger zu ſpalten, wobei er die ſchrecklichſten Flüche und Verwünſchungen über das ganze Jägergeſindel ausſtieß.

Weniger aus Rückſicht auf die inſtändigen Bitten der Bewohner des Scheppacherhofes, als wegen Ermüdung wurde der arme Möſel freigelaſſen, den zwei Knechte in die Scheune trugen, und auf einen Bund Stroh legten, wo er mit der vorfindlichen Wundſalbe verbunden wurde.

Hieſel glaubte durch ſeine mörderiſche Grauſamkeit gegen die Jäger, ſie von ſeiner Verfolgung abzuſchrecken; allein dieſe mußten ja nur höhern Befehlen gehorchen, und wurden um ſo erbitterter, je gewißer ihnen das nämliche Schickſal bevorſtand, wenn ſie in Hieſels Hände fielen.

Andererſeits fühlten ſich die Behörden durch die Mißhandlungen ihrer Dienſtvollſtrecker um ſo mehr aufgefordert, alles Mögliche zu thun, um dem Wildſchützenhauptmann das Handwerk zu legen.

Hieſel in Todesgefahr.

In einer ihm völlig fremden Waldung hatte Hieſel bis tief in die Nacht viel edles Wild erlegt, und ſich, mit Ungeſtüm einen angeſchoſſenen Hirſch verfolgend, gänzlich verirrt.

Sein treuer Tiras, in ſolchen Fällen ſein ſicherer Wegweiſer, war dießmal nicht bei ihm. Lange Zeit verſuchte er es, ſich mit dem Hirſchfänger durch das dichte Gebüſch einen Weg zu bahnen; allein anſtatt einen gangbaren Pfad zu finden, gerieth er immer tiefer hinein.

Es ward immer finſterer; in weiter Ferne rollte der Donner, und Blitze zuckten in Zwiſchenräumen über den Laubkronen der Bäumen hin; es fing an zu regnen.

Müde der vergeblichen Verſuche beſchloß Hieſel, unter einer dichtbelaubten Eiche zu übernachten, und das Hochgewitter vorüberſtürmen zu laſſen, dann aber mit dem erſten Morgenlichte ſeine Kameraden aufzuſuchen.

Er umwand das Schloß ſeines Stutzens ganz leicht mit ſeinem Taſchentuche, um es vor Näſſe zu bewahren, und im Nothfalle gleich wieder gebrauchen zu können.

Entſchloſſen, zu wachen, ſetzte er ſich unter eine Eiche, und lehnte den Kopf an den Baumſtamm; das Gewehr hielt er im Arme.

Bald kam das Gewitter näher, und der Regen rauſchte durch die Aeſte, Zweige und Blätter auf den Boden herab; allein durch das grüne, ſchirmende Dach der Eiche fielen nur einzelne Tropfen auf Hieſel. Der Regen nach dem ſchwülen Tage erfriſchte die Natur, und labte ſie mit erquickender Kühle, welche ſo wohlthätig auf Hieſel wirkte, daß er bald mitten unter Donner und Bliz ſo ſanft einſchlummerte, wie im weicheſten Bette.

Von den Anſtrengungen während der Jagd aufgeregt, wallte noch immer Hieſels Blut in den Adern, und böſe Träume durchkreuzten den Schlaf. Bald meinte er, von einem hohen Felſen herabzuſtürzen, bald in einen reißenden Strom zu fallen, bald von Soldaten fortgeſchleppt zu werden, bald den Trüffelhund zu erblicken, der ihm mit ängſtlichen Geberden Warnungszeichen gab; bald ſah er ſeine noch immer geliebte Marie hülferufend mit flatternden Haaren durch den Forſt rennen, von einem Ungeheuer verfolgt; er wollte ihr zu Hülfe eilen, und die Füſſe verſagten ihm, wie gelähmt, den Dienſt. Auch ſeinen verſtorbenen Vater ſah er, die Mutter und die Schweſter, die jammernd und händeringend an ihm wie Geiſterſchatten vorüberſchlichen; zwiſchen ihnen ſchien immer der Trüffelhund in allerlei poſſierlichen Sprüngen ſich herum zu treiben, und bald rieſengroß emporzuſchnellen, bald zum Däumling einzuſchrumpfen, und alle Augenblicke dem Hieſel in die Ohren zu ſchreien: „Hieſel, flieh! Hieſel, flieh!“

Um dieſe quälenden Traumbilder los zu werden, ſuchte Hieſel mit Gewalt wach zu werden und aufzuſpringen; aber er konnte ſeine Füße nicht bewegen, denn ſie waren — gebunden, und mit den Händen ſich den Schlaf nicht aus den Augen reiben, denn ſie waren — mit Stricken gefeſſelt.

Mehr als zwanzig Kerl ſtanden vor dem erſtaunten Hieſel, der ſchwarze Martin an ihrer Spitze; einige von ihnen trugen Laternen, die ſie dem Erwachenden blendend vor die Augen hielten.

„Hab' ich dich endlich in meiner Gewalt, elender Kerl,“ — donnerte ihm der ſchwarze Martin zu, „das Blut meiner zwei ermordeten Kameraden ſchreit um Rache; ſie ſoll ihnen werden. Mach dich nur auf den ſchrecklichſten Tod gefaßt; wenn die Sonne noch einmal untergeht, ſoll ſie deinen Leichnam ſehen. Ich möchte dich gerne den Gerichten ausliefern, und könnte auf dieſe Art für mich und meine Kameraden Pardon bekommen; allein ich vergönne dir nicht einmal die Ehre, auf dem Galgen zu ſterben, wie ein anderer ehrlicher Spitzbube; ich will dich morgen vor meinen Augen langſam todtprügeln laſſen, damit ſich mein Herz an deinen Todesqualen weiden kann.“

„Du haſt mich im Schlafe überfallen, — erwiederte Hieſel; thu mit mir, was du willſt, es wird dir wenig Ehre machen. Wäre ich nicht gebunden, ich nehme es mit euch miſerablen Tropfen ganz allein auf.“

Schon drangen die zornentbrannten Kerl auf Hieſel ein, um ſich durch Mißhandlungen wegen dieſes Schimpfes zu rächen; allein der ſchwarze Martin duldete es nicht, indem er ſich den Genuß der vollen Rache nicht verkürzen laſſen wollte. Sie ſchleppten ihn nun immer tiefer in den Wald hinein, bis ſie an eine Felſenhöhle kamen, in deren innerſtem Raume eine in Granit ausgehauene Ciſterne ſich befand, in welche ſie ihn an einem Seile hinabließen, und ſich unter Flüchen und Drohungen entfernten.

Hieſel ſah wohl ein, daß er verloren ſey, wenn nicht ein außerordentlicher Zufall ihn retten würde. Er kannte die Mordluſt des ſchwarzen Martin, und ſeine durch Eiferſucht wegen Afra geſteigerte Rache. Es ſchmerzte ihn nur, auf eine ſo elende Weiſe zu Grunde gehen zu müßen, ohne männliche tapfere Gegenwehr. Wäre er jetzt frei geweſen, und ſein Tiras bei ihm, er hätte mit ſeinem Stutzen und Hirſchfänger die ganze Bande angegriffen, mit ſolchem Kraftgefühle beſeelte ihn die Wuth.

Daß ſeine Kameraden ſeinen Tod mit der Vertilgung der ganzen Bande des ſchwarzen Martin rächen würden, wußte er ganz gewiß; aber aus dem Tode in's Leben zurückrufen konnten ſie ihn doch nicht mehr. Hoffnungslos, doch gefaßt ſah er ſeinem Schickſale entgegen. Da gewahrte er den ſchwachen Schimmer eines Lichtes, das ſich langſam dem Rande der Ciſterne näherte. Ein dicht verſchloſſenes Laternchen ſchwebte an einem Stricke hinab, und eine weibliche Stimme fragte leiſe: „Hieſel, biſt du's?“

„Ich bin's!“

„Könnte ich nur hinunter, um die Stricke an Händen und Füßen abzuſchneiden!“

„Wer biſt du?“

„Kennſt du die Stimme deiner Afra nicht mehr?“

„Gott ſey gelobt, noch bin ich nicht verloren!“

„Ach, du biſt dennoch verloren, wenn du die Stricke nicht abſchneiden kannſt! Ein Mittel wüßte ich noch; es kann dich zwar nicht retten, aber die ganze Bande müßte dann mit dir ſterben, auch deine Afra. Ich könnte die Pulverkammer anzünden.“

„Wenn du nur dein Leben retten kannſt, ſo zünde ſie an. Mit den Andern ſterbe ich gerne.“

„Warum nicht gar!“ — kreiſchte eine Stimme, und dem Hieſel gegenüber ſaß zuſammengekrümmt der Trüffelhund. „Die Stricke werden bald weg ſeyn!“

„Du hier, mein rettender Engel?“

Afra entſetzte ſich bei dem Anblicke des unheimlichen Weſens ſo ſehr, daß ſie beinahe davon gelaufen wäre, der Trüffelhund beruhigte ſie mit den liebreichſten Worten.

Der Trüffelhund fuhr nun mit der Hand über die Stricke, die in Aſche zerfielen. Hieſel ſtand auf, und in den freien Gliedern regte ſich neuer Lebensmuth.

„Aber lieber Freund, — fragte Hieſel, — wie komme ich aus der Ciſterne?“

„Nichts leichter, als dieß. Die Jungfrau da oben zieht mich hinauf, und bin ich oben, ſo ſchlingſt du den Strick zwiſchen deinen Schultern in einen Knoten und ich ziehe dich heraus aus deinem Steinloche.“

„Du willſt mich herausziehen?“

„Das ſollſt du gleich ſehen!“

Leicht wie ein Federball ſchwebte der Trüffelhund empor, und zog dann eben ſo leicht den Hieſel heraus, deſſen Stutzen und Hirſchfänger ihm Afra übergab.

„Fang mir jetzt kein Spektakel an, — gebot der Trüffelhund, — und gehe ruhig deines Weges. Die Verantwortung bei dem ſchwarzen Martin übernehme ich; deßwegen bleibe ich ſtatt deiner im Neſte; die ſollen große Augen machen, wenn ſie mich ſtatt deiner finden.“

Die Nürnberger hängen keinen, außer ſie haben ihn.

Hieſel war kaum wieder bewaffnet, als er es faſt nicht über ſich gewinnen konnte, ruhig davon zu gehen. Nur die dringenden Bitten Afra's, deren Leben ſonſt nach den Geſetzen der Bande auf dem Spiele ſtand, wenn ſie der Befreiung des Hieſel wäre überwieſen worden, konnten ihn bewegen, ſeine glühende Rache zu verſchieben.

Auch, wie es nun dem Trüffelhunde ergehen werde, lag ihm ſehr am Herzen, er konnte nicht undankbar gegen Leute ſeyn, die ihm Wohlthaten erwieſen.

„Der wird ſich ſchon ſelbſt helfen, — dachte Hieſel; — da er im Stande war, mich den Händen meiner Feinde und dem gewißen Tode zu entreißen, ſo wird er auch ſeine kleine Perſon in Sicherheit zu bringen wiſſen.“

Während Hieſel durch die Wälder eilte, um ſeine Kameraden aufzuſuchen, und zu einem Feldzug der Rache zu entflammen, trat der ſchwarze Martin mit 8 Geſellen an die Ciſterne, und rief ſeinem vermeintlichen Gefangenen zu:

„Wach auf, wenn du ſchläfſt, Hieſel, deine Stunde iſt gekommen. Wir wollen Standrecht über dich halten. Der Tod iſt dir gewiß, hoffe keine Gnade; die kannſt du nur bei Gott ſuchen. Bete!“

Einzelne unterdrückte Laute des Lachens tönten aus der Tiefe. Der ſchwarze Martin ärgerte ſich über die Gleichgültigkeit Hieſels, und ſchrie ihm zu, er würde beſſer thun, ſich mit Gott bekannt zu machen.

Ein ſchallendes höhniſches Gelächter war die Antwort. Eine Leiter wurde hinabgelaſſen, auf welcher zwei Kerl in die Ciſterne ſteigen wollten.

Als ſie die Mitte der Leiter erreicht hatten, faßte dieſe der Trüffelhund, hob ſie empor, und warf ſie ſammt den beiden Henkersknechten der Bande, die ſich ängſtlich ſchreiend an die Sproſſen klammerten, über den Rand der Ciſterne hinaus.

Der ſchwarze Martin wurde wüthend über dieſen Trotz, konnte aber die Möglichkeit einer ſo unmenſchlichen Stärke um ſo weniger begreifen, als Hieſels Hände feſt mit Stricken gebunden waren.

Sogleich ließ er eine Holzfackel anzünden, und brennend in die Ciſterne hinunter werfen. Im Wiederſchein der Glut funkelten die Augen des alten Männleins wie eine zornige Waldkatze. „Ihr wollt mich braten,“ — kreiſchte der Trüffelhund zu den Räubern herauf —, „wie ich merke, ſtellt euch aber erſchrecklich dumm dazu an. Das Feuer iſt mein guter Freund; wir haben ſchon lange miteinander Bruderſchaft getrunken. Was wollt ihr denn eigentlich mit mir anfangen? „Wer biſt du, wie kommſt du da hinab, und wo iſt Hieſel?“ fragte der ſchwarze Martin.

„Hoho, drei Fragen auf einmal. Ich bin ein armer alter Mann, der ſich geſtern vor dem Sturme und Donnerwetter in dieſe Ciſterne geflüchtet hat, wo der Hieſel iſt, das müßt ihr beſſer wiſſen als ich, ihr habt ihn ja im Walde geſtohlen.“

„Du haſt ihn befreit! wie ich ſehe, mußt alſo ſtatt ſeiner ſterben!“

„Ey das freut mich! Ich wäre ſchon längſt gerne geſtorben, hab's jedoch nie recht dahin bringen können. Ich bin ſehr neugierig, wie ihr das macht. Nur Geduld, ich bin gleich oben.“

„Ohne Stricke und Leiter?“

„Warum nicht gar! Da nehme ich den Hut unter den Arm, und ziehe mich bei den Haaren zu euch hinauf!“

Geſagt, gethan! In einem Nu ſtand er vor den Räubern.

„Hängt ihn ſogleich am nächſten Baume auf, er iſt ein Schwarzkünſtler!“

Die Rotte ſchleppte ihn hinaus unter eine Buche, zwei Kerl legten ihm eine Schleife um den Hals, und zwei andere ſtiegen auf den Baum, um das Männlein hinaufzuziehen.

„Das geht ja ſcharmant!“ lachte der Trüffelhund; wenn ihr noch mehr Uebung bekommt, ſo könnt ihr euch bei den gegenwärtigen Zeiten, wo es ſo viele Spitzbuben giebt, gegen die ihr noch wahre Lumpenhunde ſeyd, ſchwer Geld verdienen. Jetzt zieht wacker an!"

Die beiden Kerl zogen aus Leibeskräften, das Männlein verdrehte die Augen zum größten Spaß der Räuber, und plötzlich baumelte unter dem Aſte — ein Bund Stroh ſtatt des Trüffelhundes, der gegenüber ganz oben in der Krone des höchſten Baumes ſaß, und ſich vor Lachen den Bauch hielt.

Der Aerger ſiegte noch über den Schrecken der Räuber; fünf davon ſchoßen auf das Männlein, welches die Kugeln mit den Händen auffing und den Schützen wie taube Nüſſe an die Köpfe ſchleuderte, dann aber durch die Bäume dahinrauſchend verſchwand.

Verſchoben iſt nicht aufgehoben.

Hieſels Bande wurde wüthend bei der Erzählung ſeines Abentheuers, und ſtaunte nicht wenig über ſein Glück, einer ſo drohenden Todesgefahr entgangen zu ſeyn.

„So lange der ſchwarze Martin mit ſeiner Räuberbande nicht ausgrottet iſt," — fuhr Hieſel fort, dürfen wir nicht hoffen, auf einen grünen Zweig zu kommen. Sie ſchießen uns das beſte Wild vor der Naſe weg, ſie ſtehlen, rauben und morden, und alle ihre Schlechtigkeiten werden auf meinen Namen geſchrieben. Dadurch laden wir uns die Streifen auf den Hals, die ohnehin bald unſer tägliches Brod ſind, und wir haben Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Viele Hunde ſind des Haſens Tod, und ſo muthig wir auch ſind, ſo kann es uns doch einmal mißlingen. Auch die Bauern werden durch jene Kerl nach und nach unſere Feinde; während wir ihre Wohlthäter ſind, indem wir das Wild wegſchießen, das ihre Felder verwüſtet, plündern jene ihre Kiſten und Schränke aus, und ſtehlen Geld und Geldeswerth, alles auf Hieſels Namen. Für dieſe Hacke muß ich einen Stiel finden, und ich hoffe auch in wenigen Tagen das Nähere von meinem Plane mitzutheilen. Bis dahin iſt die Rache nur verſchoben, nicht aufgehoben!“

Einſt hatte er mit einigen Kameraden einen tüchtigen Fang gemacht und zwei große Wagen damit beladen. Da in der Nähe das k. k. Zollhaus Binswangen lag, ſo beſchloſſen die Wildſchützen, im Wirthshauſe daſelbſt ihren Durſt zu löſchen.

Sie trafen dort einen öſterreichiſchen Werbſoldaten mit mehrern Rekruten, von denen einige jubelten und tranken, die andern aber ganz ſtill in einer Ecke ſaßen, und den Kopf hängen ließen. Während die Wildſchützen, Hieſel mit ſieben Kameraden, durch die Hauptthüre in die Schenke traten, ſchlich ſich der Zollner durch ein Hinterpförtchen hinaus, um ein in der Nähe aufgeſtelltes zahlreiches

Streifcommando von der Anweſenheit des Hieſel in Kenntniß zu ſetzen.

Kaum erblickte dieſer den Werbſoldaten, als ſein alter Grimm gegen alle Soldaten wieder in ihm erwachte. Er näherte ſich den Rekruten, malte ihnen den Soldatenſtand ganz laut mit den ſchwärzeſten Farben, und munterte ſie auf, entweder in ſeine Dienſte zu treten, oder hin zu gehen, wohin ſie wollten, und mit dem erhaltenen Handgelde ſich gütlich zu thun.

Natürlich konnte der Werbſoldat, der ſeinen Vorweis, daß er zur Werbung in der Grafſchaft Burgau berechtigt ſey, aus der Taſche zog und vorwies, dieſe Aufreizung ſeiner Rekruten nicht dulden, die bereits alle Anſtalten trafen, von Hieſels Erlaubniß, davon zu gehen, Gebrauch zu machen.

Da er jedoch nur 2 Soldaten zu ſeinem Beiſtande hatte, ſo begnügte er ſich, dem Hieſel vernünftige Vorſtellungen zu machen, die aber nicht nur nichts fruchteten, ſondern vielmehr zu Gewaltthätigkeiten Anlaß gaben.

„Schaff mir den Kerl vom Hals,“ — rief er dem Bayer'ſchen Hanſel, einem verwegenen Kameraden, zu, — „er iſt mir zu ſchlecht, als daß ich mich ſelbſt an ihm vergreifen möchte!“

Dieſer ließ ſich's nicht zweimal ſagen, ſondern verſetzte dem Werbſoldaten mit ſeinem Hirſchfänger eine bedeutende Kopfwunde.

Während Hieſel am Fenſter ſtehend trank, ſah er aus dem Loche der Hundehütte den Kopf des Trufſelhundes hervorragen, der mit ſeiner Hand links deutete, und dann verſchwand.

Daß Gefahr drohe, war nun gewiß.

Zu gleicher Zeit trat der Burgauiſche Zollner von Binswangen ganz erhitzt und ſchwer athmend, jedoch dem Anſcheine nach ganz unbefangen in die Schenke.

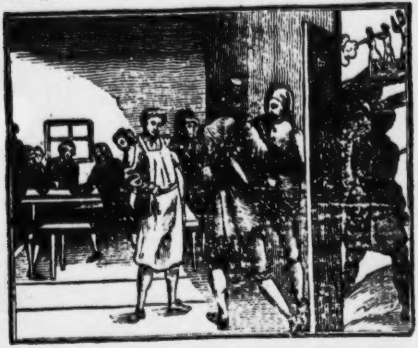
„Eine Streife iſt gegen uns im Anzuge,“ — ſchrie Hieſel, — und dieſer Hund von einem Zollner muß ſie uns auf den Hals gehetzt haben; ich ſah ihn beim Eintreten davon ſchleichen, und nun kommt er ganz von Schweiß triefend daher gerennt. Wart, Kanaille, ich will dir den Spion austreiben! Du mußt ſterben!“

Er ſchlug den Stutzen auf ihn an, unter den furchtbarſten Schmäh- und Drohworten, und ließ den Zollner wenigſtens fünf Minuten lang in Todesangſt ſchweben.

Die Nothwendigkeit, auf ſeine Rettung Bedacht zu nehmen, zwang Hieſel, die Quälerei des Zollners aufzuſchieben, dem er jedoch den gewiſſen Tod und den rothen Hahn auf ſein Haus ſchwur im Falle er jemals auch nur das Mindeſte noch gegen ihn und ſeine Kameraden unternehmen würde.

Zwei Wildſchützen, die von Recognosciren zurückkamen, meldeten, daß die Streife bereits den Hohlweg vor Binswangen heraufziehe, und daß es hohe Zeit ſey, den Rückzug anzutreten, indem ſie wenigſtens dreißig Mann ſtark ſey.

„Nichts vom Ruckzuge, — ſchrie Hieſel, — wir wollen dem Geſindel entgegen ziehen; nur wenn ſie ſehen, daß wir ſie nicht zählen und nicht fürchten, bekommen ſie Reſpekt vor uns, und laſſen uns in Ruhe. Wirth! du haftest mit deinem Leben und deinem ganzen Anweſen dafür, daß uns Niemand aus dem Wirthshauſe nachfolgt; bemerke ich eine einzige Seele in unſerm Rücken, ſo brenne ich dir das ganze Gelump über dem Kopfe zuſammen; darauf kannſt du dich verlaſſen!“



Mit dieſen Worten ſtürzte er mit ſeinen Kameraden zur Thüre hinaus, der Streife entgegen, die nicht wenig erſchrack, als plötzlich Hieſel von den beiden Anhöhen des Hohlweges unter ſie feuerte.

Die Streife ſuchte im Eilmarſche das Schloß im Dorfe zu erreichen, und alle Zugänge zu verrammeln.

In ſeinem Uebermuthe befahl er, Balken herbeizuſchleppen, und die Thüren einzuſprengen, und nur die dringenden Bitten des Wirthes und der Bauern, ſich nicht ohne Noth der Gefahr auszuſetzen, durch einen Schuß vom Fenſter aus getödtet zu werden, brachten ihn von dem kühnen Vorhaben ab, das Schloß zu ſtürmen. Unter furchtbaren Drohungen verließ er Binswangen, und zog ſich langſam in die Waldungen, wohin die Streife ihm nicht zu folgen wagte.

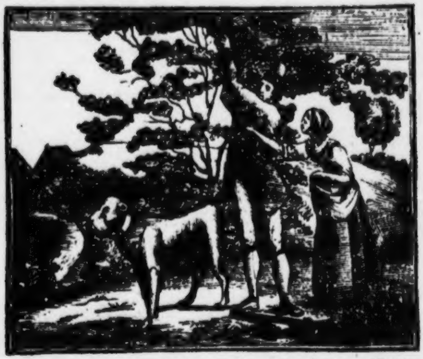
Dieſer glückliche Kampf war für Hieſel das Signal zu verdoppelter Kühnheit; er liebte nun die Menſchenjagd bald nicht minder, als die Hirſchjagd.

Das Schätzchen in der Mühle.

Auf ſeinen einſamen Streifzügen in den Wäldern hatte Hieſel einſt in der Nähe einer Mühle, die an einem rauſchenden Wildbache in ſchauerlicher Oede lag, ein ſchönes Mädchen, Namens Thereſe, getroffen, die eben beſchäftiget war, Haſelnüſſe zu ſammeln.

Er fand Gefallen an dem ſchönen Mädchen, erfuhr, daß ſie die einzige Tochter des Müllers ſey, und erſt 17 Jahre zähle.

Die liebe Unſchuld ſprach aus dem holden Kinde, und er fand Vergnügen daran, länger in ihrer Nähe zu verweilen. Die höher ſtehenden Zweige, der Haſelnußſtaude, welche mit Nüſſen ganz bedeckt waren, zog ihr der ſchlanke Hieſel herab, um ihr das Pflücken zu erleichtern. Da entſpann ſich zwiſchen beiden folgendes Geſpräch:



„Warum gehſt du denn ſo allein in den Wald, Thereſe? fürchteſt du dich nicht, da es in der ganzen Gegend nicht ſicher iſt?“

„Warum ſollte ich mich fürchten? Ich thue Niemand etwas zu leide; alſo wird mir wohl auch Niemand etwas Böſes anthun.“

„An deiner Stelle hätte ich doch vom Liebhaber mich begleiten laſſen.“

„Ich habe keinen Liebhaber.“

„Wie, du haſt keinen Liebhaber?“

„Gewiß nicht, der Herr darf mir's glauben!“

„Das iſt recht Schade!“

„O gar nicht! Mein Vater ſagt, wenn's Zeit iſt für mich, zu heirathen, ſo wolle er mir ſchon einen braven Mann verſchaffen; einen Liebhaber brauche ich nicht.“

„Der Vater hat recht; ich wollt' ich könnte dein Mann werden; aber nicht wahr, Thereſe, du möchteſt mich nicht?“

Thereſe lachte heimlich und bückte ſich nach Nüſſen, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Du lachſt mich aus?“

„O nein, das wäre nicht ſchön! Aber ich muß nur lachen, daß mich der Herr heirathen möchte, und ſieht mich doch heute zum erſtenmale in meinem Leben.“

„Wer dich auch nur einmal geſehen hat, muß dich lieben. Du biſt ſo hübſch, und haſt ein ſo gutes Geſicht, daß man dir gleich vertrauen kann.“

„Hübſch bin ich nicht viel, aber gut, ja, gut bin ich ſchon, und habe ein reines Gewiſſen. O lieber Herr, ein reines Gewiſſen geht doch über alles!“

Dieſe Worte, ſo voll Ueberzeugung, ſo herzlich ausgeſprochen drangen wie Dolchſpitze in Hieſels Seele. Er fühlte die Laſt eines böſen Gewiſſens nun eben ſo ſehr, als Thereſe die Wonne einer ſchuldloſen Seele.

Hieſel ſeufzte tief auf.

„Warum ſeufzt der Herr?“

„Weil ich fühle, wie hart es iſt, dich nicht zu beſitzen. Thereſe, könnteſt du mich lieben?“

„Da muß der Herr meinen Vater fragen; der kann's ihm auf's Haar ſagen. Und ſagt er ja, ſo ſag' ich gewiß nicht nein.

„Gutes, liebes Mädchen!"

„Mit Erlaubniß, was iſt den eigentlich der Herr?"

„Herrſchaftlicher Förſter, liebes Kind; ich könnte eine Frau wohl ernähren."

„Wozu iſt denn der ſchrecklich große Hund?"

„Mit dieſem Hunde will ich den bayeriſchen Hieſel fangen."

„Thu' er das nicht, ich bitt' ihn recht herzlich, thu' er das nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich Mitleid mit dem Hieſel habe; wenn er auch recht ſchlimm mit den Jägern umgeht, ſo ſoll er doch ein gutes Herz haben, und uns Mädchen ſtets in Ehren halten. Thu er alſo dem Hieſel nichts, lieber Herr, ich könnte ihm ſonſt nicht mehr gut ſeyn."

„Wohlan, dir zu lieb, will ich den Hieſel nicht fangen. Ich werde dich nächſtens auf deiner Mühle beſuchen; dann wollen wir das Weitere miteinander verabreden. Zum Unterpfande, daß du mir gut biſt, mußt du mir einen Kuß geben."

„Recht gerne; einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren."

Hieſel ſchied mit ſchwerem Herzen von Thereſen.

* * *

Die Liebe eines tugendhaften, hübſchen Mädchens kann die leichtfertigſten Menſchen zur Beſſerung führen, und wir haben davon überall Beiſpiele. Daher trachten auch viele Eltern, ihre Söhne, wenn ſie merken, daß ſie ein lockeres Leben zu führen anfangen, gleich zu verheirathen, und ſuchen ihnen reiche Mädchen aus, um ihnen eine angenehme, ſorgenloſe Zukunft zu bereiten. Allein ſo wahr es iſt, daß die frei aus dem Herzen kommende Liebe auf das verkehrte Gemüth wohlthätig wirken kann, und gewöhnlich ſo wirkt, eben ſo ſelten iſt die nämliche Wirkung von den gemachten Ehen zu hoffen, wobei das Herz nicht befragt wird, ſondern nur das Intereſſe, die Habſucht. Eltern ſollten dieſe Bemerkung wohl berückſichtigen, und das Glück ihrer Kinder nicht gerade durch jene Mittel untergraben, wodurch ſie es zu gründen glauben.

Selbſt Hieſels bereits an Blut gewöhntes Herz war noch nicht gegen die angeborenen Gefühle des Menſchen verſchloſſen, und noch nicht ſo verhärtet, daß nicht der Anblick der Unſchuld ſeine ſtarke Seele erſchüttert hätte. Zum zweitenmale lag es in ſeinem Willen, dem wilden Leben in Waldesnacht zu entſagen, und mit Therſe in irgend einem fremden Lande ein gebeſſertes Leben zu führen, allein ſein Schickſal, das heißt, das Uebergewicht der Leidenſchaft, riß ihn unaufhaltſam ſeinem Verderben zu.

Der Ball.

Hieſel ging auf dem Heimwege von Thereſen noch eine Stunde Weges ſeitwärts, um mit einem Bauer für die folgende Woche einige Fuhren Wild zu verabreden. Er fand die freundlichſte Aufnahme; gutes Bier, Nudeln und Schnapps wurden ihm aufgetiſcht; die ganze Familie ſetzte ſich im Kreiſe um ihn herum, und bat ihn, von ſeinen Abentheuern zu erzählen, wobei ſie ihn mit Lob über ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit im Schießen überhäuften, was er außerordentlich gerne hörte.

Vom Trüffelhunde erzählte er nichts, um nicht den Glauben an ſein eignes Vorherwiſſen zu ſchwächen. Auch kam ihm dieſer Freund ſelbſt ſchon nach und nach ſo unheimlich vor, daß er gern dieſer Bekanntſchaft ein Ende gemacht hätte, wäre nicht ſeine Selbſterhaltung auf dem Spiele geſtanden.

Auf Hieſels Frage, wie er denn mit ſeiner Gutsherrſchaft zufrieden ſey, antwortete der Bauer: Mit dem alten Herrn ſehr gut; der iſt ein wahrer Vater ſeiner Unterthanen, auch die alte gnädige Frau und Fräulein Juſtine ſind herzensgute Leute; wird Jemand krank bei uns im Dorfe, flugs iſt Juſtine mit der Haus-Apotheke der Mama bei der Hand, und ſpendet Hülfe. Dann ſchickt die Alte auch gute Fleiſchſuppe, gedünſtete Hühner, ein Gläschen alten Wein zur Stärkung, und ſo allerlei. Jetzt aber übergiebt der alte Herr, der Baron, ſeinem Schwiegerſohne, einem jungen hochmüthigen Herrn von, der ſelbſt ein armer Teufel, aber dennoch ein wahrer Tyrann iſt; nun der wird uns Bauern nicht wenig ſchinden, wenn er einmal die einzige Tochter weggefiſcht hat. Heute wird drüben im Schloſſe das Verſprechen gehalten, und mit Tafel und Tanz luſtig gefeiert. O, der Alte iſt ſteinreich, der kann ſchon etwas thun!“

„Iſt's weit hinüber ins Schloß?“

„Gleich da neben dem Haberbrunnen führt der Weg hin; 's iſt vielleicht zwei Büchſenſchüße von hier.“

„Da muß ich auch hin!“

„Was fällt euch ein, Hieſel! Ihr begebt euch ja in augenſcheinliche Gefahr!“

„Warum nicht gar? In meiner Jagdtaſche habe ich einen vollſtändigen Anzug als Weinhändler; ich hab' ihn zu Augsburg machen laſſen, um dem Baron Racknitz, auf den ich ſchon lange ein Aug hab, einen Beſuch abzuſtatten; den kann ich jetzt gleich probiren.“

Die Bitten und Warnungen des Bauers und ſeines Weibes halfen nichts. Hieſel verkleidete ſich, und ließ den Stutzen und Hirſchfänger, ſo wie ſeinen Tiras, der durch ſeine Größe und Wildheit bei allen Jägern weit und breit nur zu gut bekannt war in dem Hauſe zurück, mit dem Auftrage, im Falle der Bauer einen Schuß hören ſollte, den Hund ſogleich hinaus zu laſſen.

Der Bauer führte den Hieſel bis zu dem geſchloſſenen Gartengitter des Schloßes, deſſen ſämmtliche Fenſter reich beleuchtet waren, und wünſchte ihm alles Gluck.

Es war ſchon 10 Uhr Nachts vorbei, kein Sternchen flimmerte am Himmel; vom Saale tönte rauſchende Tanzmuſik durch die offenen Fenſter in die finſtere Nacht hinaus, und Hieſel ſah deutlich die Köpfe der tanzenden Paare.

Er ſchellte an der ſtark dröhnenden Gartenglocke. Bald trat aus einem Seitenhäuschen ein Mann mit einem klirrenden Bund Schlüſſel an die Pforte, und fragte, wer ſo ſpät noch Einlaß begehre.

„Ich bin ein reiſender Weinhändler von Augsburg, — antwortete Hieſel, — dem die Räuber vor einer Stunde im Walde Pferde und Geld nahmen, und bitte um ein Obdach bis zum anbrechenden Morgen, ſey's auch nur in einer Scheune."

„Das muß ich zuvor dem gnädigen Herrn melden; bis dahin Geduld!"

Es währte bis zum Ende des Tanzes, bis der Pförtner mit zwei Jägern und zwei Bedienten, alle viere von oben bis unten bewaffnet, am Gitterthore erſchienen, welches nun dem Hieſel geöffnet, aber ſogleich wieder hinter ihm ſorgfältig geſchloſſen wurde.

Wie einen Gefangenen führten ſie ihn durch den Garten über eine Treppe hinauf in ein Vorzimmer, in welches gleich darauf der alte Herr mit ſeinem Schwiegerſohne trat.

„Ich bedaure," — begann der Baron, — „daß ein ſo unangenehmer Vorfall Sie zwingt, in meinem Schloße einzuſprechen; doch bei mir herrſcht Gaſtfreundſchaft; ſeyen Sie mir herzlich willkommen."

Hieſel benahm ſich ſehr anſtändig und beſcheiden, dankte für die gütige Aufnahme, und bat nur um ein Glas Waſſer und um irgend ein Bedientenzimmer, da er ſehr ermüdet ſey und ſich nach Ruhe ſehne.

„Daraus wird heute nichts,“ — erwiederte der Alte, — „wir feiern ein Familienfeſt, wobei Sie unſer Gaſt ſeyn müſſen. Sehen Sie hier meinen Eidam, den Herrn von D*, den ich Ihnen vorzuſtellen die Ehre habe; meine Frau und Tochter werden das Vergnügen haben, ſpäter Ihre Bekanntſchaft zu machen, wenn wir zur Tafel gehen. Bei dieſer Gelegenheit können Sie mir gleich Ihre Meinung über meine Weine ſagen. Kommen Sie, mein lieber Gaſt, Kommen Sie!“

Mit dieſen Worten faßte der Baron den Hieſel bei dem Arme, führte ihn ſogleich in den Saal, und ſtellte ihn der ganzen Geſellſchaft vor.

Hieſels Adleraugen ſchweiften durch die ganze Verſammlung, ob kein bekanntes Geſicht ihn etwa möchte verrathen können. Er kannte Niemand. Die hübſche Braut unterhielt ſich lange mit ihm über Augsburgs Leben und Treiben, worüber jedoch Hieſel nur nach den Berichten ſeiner Kameraden, von denen viele dort längere Zeit verweilt hatten, Aufſchluß geben konnte. Bei der Tafel ſaß er dem Baron gegenüber, der ihm wacker zutrank. Hieſel trank gewöhnlich wenig Wein, daher er ihm bald in den Kopf ſtieg.

Endlich, da eben ein Rehbraten aufgetragen und von unſerm Gaſt als delikat geprieſen wurde, fand der Alte Gelegenheit, von der Jagd zu ſprechen, und bitter über die Jagdzüge der Wildſchützen zu klagen.

„Schade iſt's um den Hieſel," — fuhr er fort, — „aus dem, wie ich höre, etwas Rechtes hätte werden können, daß er ſein Leben jetzt ſo in die Schanze ſchlagen mag; denn früher oder ſpäter wird ſein Unweſen doch ein Ende nehmen, und gewiß für ihn ein trauriges; man trägt den Krug ſo lange zum Brunnen, bis er bricht."

„Dafür will ich ſchon ſorgen, Papa," — fiel der Bräutigam in das Wort, — „bin ich nur einmal einheimiſch bei Ihnen, ſo ſoll es keine 14 Tage anſtehen, und er muß in meiner Gewalt ſeyn."

Hieſel lächelte mitleidig, indem er einen meſſenden Blick auf den magern jungen Herrn warf, der mit der Brille auf der Naſe ſo gut in die Zukunft ſah.

„Die Soldaten und Jäger haben eine übertriebene Furcht vor ihm; es iſt zu viel Aberglauben unter dieſen Menſchen. Ich werde einen förmlichen Feldzugsplan gegen dieſen Hieſel entwerfen; ich wette 100 gegen 1, daß ich ihn innerhalb 4 Wochen fange."

„Es gilt!" ſagte Hieſel; „ſo viel ich ſchon von ihm gehört habe, ſcheint es mir unmöglich; der Menſch iſt ja ſo verwegen, daß er Streifen von 12 bis 15 Mann ganz allein entgegen geht."

Hieſel war damals der Held des Tages; überall ſprach man nur von ihm. Natürlich wurde nun auch von der ganzen Geſellſchaft, die ſo recht gemüthlich den Freuden der Tafel ſich hingab, dieſe Aeußerung des Gaſtes begierig aufgefaßt, und in eine lange Beſprechung ausgeſponnen. Hieſel mußte alle ihm bekannten Abentheuer des gefürchteten Räuberhauptmanns zum Beſten geben; wer konnte dieß beſſer, als er ſelbſt? Er gefiel ſich nicht wenig in dieſer Rolle, und bot Allem auf, die Neugierde ſeiner Zuhörer zu befriedigen, die mit offenem Munde an ſeinen Lippen hingen.

Es kam auch zur Sprache, was wohl zu thun wäre, wenn das Schloß jetzt von Hieſel und ſeiner Bande überfallen würde.

Der Baron meinte, dieß ſey nicht zu erwarten, da Hieſel ſich nicht zum Räuber herabwürdige, jedenfalls aber könne er ſich auf ſeine muthige und ergebene Dienerſchaft verlaſſen.

„Die ich perſönlich den Räubern entgegen führen würde,“ — fiel das Brillenherrchen in die Rede, — „wie glücklich würde ich mich ſchätzen, angebetete Juſtine, wenn ich Ihnen durch meine Hingebung beweiſen könnte, wie ſehr ich Sie liebe, und wie innig ich Ihre theuerſten Eltern verehre.“

Juſtine, die einen jungen Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft liebte, und ihren Bräutigam ſich nur aus Liebe zu ihren Eltern hatte aufſchwätzen laſſen, ſagte ihm einige verbindliche Worte, die aber nicht aus dem Herzen zu kommen ſchienen.

Tanzen und Trinken wechſelten ab; ſchon war es 1 Uhr, und Hieſel tanzte eben mit Juſtinen, als er, neben der offenen Thüre in der Reihe ausruhend, den Trüffelhund über den hellerleuchteten Vorplatz gehen, und in ein Nebenzimmer treten ſah.

Unbewaffnet, wie er war, mitten in einer zahlreichen Geſellſchaft, in der Nähe einer entſchloſſenen Dienerſchaft, konnte er dieſe Warnung nicht mit ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit hinnehmen. Allein was wollte er thun, ohne Aufſehen zu erregen? Er vertraute ſeinem Glücke.

Am Gartenthore wurde dreimal geſchellt, und bald darauf dem Baron der commandirende Offizier einer Streife gemeldet, auch ſogleich vorgelaſſen.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ — begann der artige junge Mann, als er in den Saal trat, — „daß ich einen Augenblick Ihr Vergnügen ſtöre. Ich habe erfahren, daß der berüchtigte Räuber und Mörder, der ſchwarze Martin, in der Gegend ſich herumtreibt; man will noch in der Nacht zwei Kerl von ſeiner Bande, wovon der Eine die Laterne trug, geſehen haben, die ſich Ihrem Schloße näherten. Hält ſich kein Verdächtiger im Umkreiſe Ihres Schloſſes und der Oekonomiegebäude auf?“

„Niemand, Herr Lieutenant! Ich danke Ihnen übrigens für Ihre wachſame Sorgfalt. Iſt es Ihnen vielleicht gefällig, ein Stündchen in unſerer Mitte zu verweilen?“

Leider muß ich dieſe ſchmeichelhafte Einladung ablehnen, da mich meine Pflicht augenblicklich abruft; denn bis 4 Uhr Morgens muß ich mit einer andern Streife an einem beſtimmten Orte zuſammentreffen, um gemeinſchaftlich einen Angriff auf den bayeriſchen Hieſel und ſeine Bande zu unternehmen, der ſich dem Vernehmen nach an der nahen Grenze herabzieht.“

„Ey, da hätt' ich jetzt bald vergeſſen, Ihnen das Abentheuer meines Gaſtes zu erzählen,“ ſprach der Baron.

Hieſel, der, einige Schritte ſeitwärts ſtehend, auf jedes Wort lauerte, hielt es für's Beſte, jetzt gleich ſelbſt zu ſprechen, um keinen Verdacht zu erregen. „Nun weiß ich doch, Herr Lieutenant, wem ich es zu verdanken habe, daß ich vor wenigen Stungen im nahen Walde ausgeplündert wurde.“

Kaum erblickte ihn der Offizier, als er verwundert und faſt ängſtlich einen Schritt zurücktrat, und den Hieſel mit ſcheuem Blicke betrachtete. Nach der überall bekannten Perſonalbeſchreibung des Hieſel mußte ihm die auſſerordentliche Aehnlichkeit auffallend ſeyn. Er fragt ihn alſo genau über alle Umſtände aus, und Hieſel wußte ſeine Antworten mit ſolcher Ruhe und Faſſung zu geben, daß er den Offizier zufrieden ſtellte, der einige Gläſer Wein trank und dann abzog.

Hieſel athmete leicht, als dieſe Gefahr überſtanden war; doch kaum hatte die Schloßuhr 2 geſchlagen, als eine viel ernſtere Gefahr heranſchlich.

In einem kleinen Seitenzimmer öffnete Hieſel ein Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen. Da hockte auf den letzten Sproſſen des Weinſtockgeländers der Trüffelhund, und flüſterte ihm zu: „Hieſel, mach' dich ſchnell gefaßt; der ſchwarze Martin mit ſeiner Bande ſägt mit engliſchen Feilen hinter der Einſiedlerhütte im Garten drei eiſerne Stangen ab, um einzuberchen, zu rauben und zu morden. Verſäume keinen Augenblick!“

Raſch ſprang **Hieſel** durch den Saal in das Vorzimmer, wo die Jäger und Bedienten zum Auftragen der Speiſen und Getränke verſammelt waren, und rief ihnen haſtig zu: „Schnell das Schloßthor verrammelt, und alle Lichter ausgelöſcht, alle Gewehre und Piſtolen in den Saal mit Pulver und Blei; die Räuber brechen in den Schloßgarten!“

Erſchreckt, jedoch entſchloſſen, ſtoben ſie nach allen Seiten auseinander.

Mit wenigen Worten zeigte nun **Hieſel** der Geſellſchaft die drohende Gefahr an; Alle verloren die Köpfe.

„Nur ruhig, wir wollen ſchon damit fertig werden! Herr **Baron**, ſorgen Sie, daß ſämmtliche Damen ſchnell in den Keller geführt werden; bleiben Sie bei ihnen. In einer halben Stunde iſt der ganze Spaß vorüber. Aber nur ſchnell, um Gottes willen ſchnell, eh' der Tanz los geht!“

Weinend und jammernd folgten die Damen dem alten Herrn in die Tiefe der Erde; der prahleriſche Bräutigam kroch in den welſchen Kamin.

Die Jäger konnten ſich über die Faſſung und den Muth des vermeintlichen Weinhändlers nicht genug verwundern. Seine Anordnungen waren eben ſo ſchnell als zweckmäßig.

Die Lichter im Saale erloſchen; nur ein einziges ſpendete ſpärliches Licht, hell genug, um die Gewehre laden zu können.

Die Räuber nahten ſich leiſen Schrittes, und verſuchten die innere Gartenthüre mit Schlüſſeln und

Dietrichen zu öffnen; vergebens! ſie war bereits verrammelt, und die mit feſten Eiſenſtäben verwahrten Fenſter des Erdgeſchoſſes vereitelten jeden Verſuch des Eindringens.

Hieſel ließ ganze Gebünde Flachs bringen, anzünden und zum Fenſter hinauswerfen, um, gleichſam wie mit Leuchtkugeln, das feindliche Lager zu erhellen. Erkennbar, wie am hellen Tage, ſtanden nun die Kerl vor ihm unten im Garten, und er begann ſein wohlgezieltes Feuer. Jeder Schuß traf ſeinen Mann. In weniger als zehn Minuten vernahm Hieſel das wüthende Gebell ſeines Hundes, den der Bauer, nach Hieſels Auftrage, bei dem erſten Schuße losgelaſſen hatte. Seinen Herrn vermiſſend, und doch deſſen Nähe witternd, wüthete Tiras im Rücken der Feinde wie ein raſendes Ungeheuer, und das laute Geſchrei der von ihm zu Boden Geriſſenen und Zerfleiſchten tönte weithin. Hieſel ſchrie ihm zu, und entflammte ihn durch Hetzen immer noch mehr; obgleich an mancher Hiebwunde blutend, raſteten doch ſeine mörderiſchen Fangzähne nicht.

Der ſchwarze Martin vermuthete Hieſels Widerſtand, weil er ſeinen Hund kannte, und den ſtets treffenden Schützen errieth; ſeine Wuth ſtieg alſo um ſo mehr, und er beſchloß, um jeden Preis ſich der Perſon ſeines größten Feindes zu bemächtigen.

Schon lagen 7 Todte und 13 Verwundete auf dem Platze, und längeres Beharren auf dieſem Angriffsplane hätte ſeine ganze Bande aufgerieben, deren Kugeln wirkungslos in die Decke des Tanzſaales ſchlugen.

Hieſel that Alles; die Jäger hatten vollauf zu thun, um nur immer die Gewehre zu laden.

Endlich war es dem ſchwarzen Martin gelungen, durch das Treibhaus, deſſen Ofen er zertrümmern ließ, in das Innere des Schloßes zu bringen, und die Treppe zu erreichen, über welche er mit mehr als 30 Mann hinaufſtobte.

Hieſel ließ die Thüre von vier Jägern und Bedienten feſthalten, dann plötzlich aufreißen, und dann ſämmtliche Bewaffnete feuern. Allein, die Räuber ſtürzten jetzt mit Gewalt in den Saal. Hieſel und die Uebrigen zogen die Hirſchfänger, und jener verſetzte dem ſchwarzen Martin einen ſo gewaltigen Hieb über das linke Auge bis zur Wurzel des rechten Ohres, daß er beſinnungslos zuſammenſtürzte. Die Hälfte ſeiner Kameraden deckte ſeinen Rückzug, während die andere noch weichend kämpfte. Durch dieſen Erfolg mit neuer Kraft beſeelt, feuerte Hieſel unaufhörlich auf ſie, und trieb ſo die ganze Bande unter fortwährendem Schießen durch die ſelbſtgebahnte Gitteröffnung in die Wälder zurück.

Niemand aus dem Dorfe war zu Hilfe geeilt; ein ſolcher Schrecken vor Hieſel und dem ſchwarzen Martin hatte allen Muth der Landbewohner gelähmet.

Hieſel blutete aus vier eben nicht bedeutenden Wunden, die er ſich mit Schießpulver gleich ſelbſt verband. Sein Hund war wie in Blut gebadet, doch nicht gefährlich verletzt. Nun ließ er wieder alle Lichter anzünden, und ging an der Spitze ſeiner Tapfern in den Keller hinab, um die geflüchtete Geſellſchaft wieder heraufzuholen.

Der Baron ſtaunte nicht wenig, als er von ſeinen Leuten die Beweiſe des ausgezeichnetſten Muthes vernahm, womit Hieſel ſich vertheidigte, und die von Kugeln ganz durchlöcherte Decke des Saales erblickte.

„Mein Herr.“ — ſprach der Baron in Gegenwart ſeiner Gäſte, — „ich habe Ihnen die Rettung meines Lebens, des Lebens meiner Familie und werthen Gäſte, ſo wie meines Eingenthumes zu verdanken; ohne Sie wäre Alles verloren geweſen. Mein ganzes Vermögen iſt noch zu wenig, was ich Ihnen dafür bieten kann. Sagen Sie mir aufrichtig, womit ich Ihnen meine Schuld auch nur in einiger Beziehung abtragen kann.“

„Durch die Erfüllung einer einzigen Bitte,“ antwortete Hieſel.

„Und die iſt?“

„Geben Sie Ihr Fräulein Tochter nicht dem elenden Haſenfuße, dem Herrn von D*, zur Gattin, der noch immer dort im Kamine verſteckt iſt, dem Helden, der den bayeriſchen Hieſel fangen will, und ſchon bei der erſten Nachricht vom Einbruche der Räuber ſich verkroch; ein Mann ohne Muth iſt kein Mann, und verdient kein Weib, weil er es nicht beſchützen kann.“

„Gut; ich werde die Wahl meiner Juſtine nicht beſchränken; Herr von D* hat meine Achtung durch ſein feiges Benehmen verloren, und kann mein Eidam nicht mehr werden.“

Herr von D* kroch aus dem Kamine hervor, und ſtotterte beſchämt leere Entſchuldigungen. Mit Entrüſtung wendete ſich Jedermann von ihm ab, und er ſchlich unbeachtet auf ſein Zimmer.

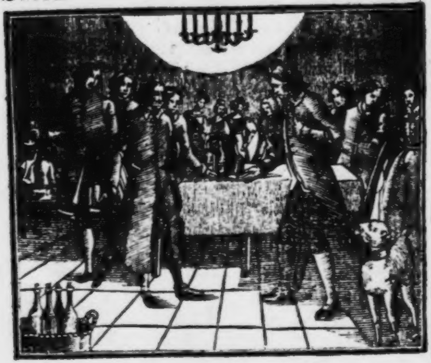
Späterhin erhielt Juſtine den Gutsbeſitzer, den ſie ſo herzlich liebte, wirklich zum Manne.

Hieſel war vom Kampfe ziemlich erſchöpft, und ſprach nun der Flaſche fleißig zu. Die Geſellſchaft gewann nach und nach wieder Muth, und fuhlte ſich nach überſtandener Gefahr wieder heiter geſtimmt.

Der Baron ſtand auf, und lud die ganze Geſellſchaft ein, auf das Wohl ihres tapfern Retters zu trinken.

Alle Gäſte ſchwangen freudig die gefüllten Gläſer.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte der Baron.



„O, mein Name lebt in jedem Munde; ich bin der bayeriſche Hieſel!“

Wie vom Blitze gelähmt, ſanken die Arme nieder, und lautloſe Stille herrſchte im weiten Saale.

„Sie ſcheinen beſtürzt,“ — fuhr Hieſel fort. — „ich verarge Ihnen dieß nicht; der Ruf hat mich ſo ſchwarz gemalt, wie den Teufel; ich bin aber im Grunde ein guter Kerl; zwar ſchieße ich gerne das Wild, und haſſe Jäger und Soldaten; ich bin aber kein Räuber und Mörder, und beleidige Niemand, der mich in Ruhe läßt. Wohl fühle ich, daß ich von nun an nicht mehr in dieſe vornehme Geſellſchaft paſſe, aber es wird mir ſtets eine angenehme Erinnerung bleiben, die Dankbarkeit derſelben verdient zu haben.“

Anfangs mit Scheu, dann aber mit wachſendem Vertrauen näherte ſich einer nach dem andern von den Gäſten, und drückte ihm die Hand; der Baron bezeigte noch beſonders ſein Bedauern, daß ein ſo tapferer Mann ſeinen Arm nicht der Vertheidigung des Vaterlandes weihe.

Hieſel vertheidigte nun die Wahl ſeiner Lebensart, ſo gut er konnte; die Damen aber ſagten ihm geradezu, daß ſie von nun an nur mit dem ſchmerzlichſten Gefühle alles Widrige, was ihm begegnen könnte, vernehmen würden.

Endlich nahm er herzlichen Abſchied, verſicherte den Baron, daß er den ſtrengſten Befehl ertheilen werde, ſein Jagdgeheg zu ſchonen, und manches ſchöne Auge füllte eine Thräne des dankbaren Mitleids, als er, den treuen Hund zur Seite, jede angebotene Belohnung verſchmähend, das Schloß verließ, um ſeine Bande wieder aufzuſuchen.

Der Wildſchütz und der Furierſchütz.

Der Weg führte Hieſel mit einigen Kameraden in die Gegend von Binswangen, deſſen Zollner kürzlich unter Hieſels Händen Todesangſt gelitten hatte. Unvermuthet kam auf der quer durch den Wald führenden Straße geſchritten Johann Michael Brenner, Furierſchütz aus Dillingen, den Wildſchützen gerade entgegen.

„Das iſt der verdammte Hund, der Brenner aus Dillingen, der vor 14 Tagen in einem Wirthshauſe daſelbſt öffentlich geſagt hat, es ſchmecke ihm kein Trunk Bier und kein Stück Fleiſch mehr, ſo lange du nicht auf das Rad geflochten ſeyſt!“

Mit dieſen Worten reizte einer von Hieſel's Bande, ein Neuangeworbener, den ganzen Grimm des Racheſüchtigen, der ſogleich dem Tiras ein Zeichen gab, ihn zu Boden zu reißen, was dann auch ohne weiters geſchah.

Vergebens ſuchte ſich Brenner zu vertheidigen, und behauptete, nichts anders geſagt zu haben, als, daß Hieſel gewiß noch einſt auf dem Rade ſein Leben beſchließen werde, daß er jedoch vielmehr ſein Bedauern uber ein ſolches Schickſal, als ſeine Freude daran, oder gar einen Wunſch hiefür ausgedrückt habe.

Der Wildſchütz Gregor mochte wohl aus irgend einem perſönlichen Rachgefühle dieſe Gelegenheit ergriffen haben, ein Opfer ſeiner Bosheit zu finden; mit den gräßlichſten Schwüren wiederholte er ſeine frühere Ausſage, und machte auf die Verwegenheit aufmerkſam, daß der Furierſchütz durch Verdrehungen, Ränke und Schwänke einen Wildſchützen, der es mit ſeinem Hauptmann redlich meine, Lügen ſtrafen, und ſomit verdächtig machen wolle.

Hieſel ſchenkte den Worten ſeines Kameraden vollen Glauben, und duldete es, daß alle über ihn herfielen. und unter Bedrohung, ihn umzubringen, oder durch den Hund in Stücke zerreißen zu laſſen, nicht nur mit Schlägen und Gewehrkolbenſtößen mißhandelten, ſondern auch durch einen Hieb über den Kopf verwundeten, und ſeines mit Silber bortirten Livrehutes beraubten. Beſinnungslos ließen ſie ihn am Rande des Straßengrabens in ſeinem Blute liegen, und zogen lachend ihres Weges.

* * *

Brenner war als ein ruhiger, rechtlicher Mann in Dillingen bekannt; es iſt ſohin faſt als gewiß anzunehmen, daß er nicht nach der Angabe des Wildſchützen Gregor gegen Hieſel ſich geäußert habe; durch ſeinen blinden Glauben lud er eine neue Frevelthat auf ſein Gewiſſen.

Mißtrauet alſo jeder Verläumdung; prüfet ſelbſt, bevor ihr handelt, und laſſet euch nie durch Rachſucht zu Thaten hinreißen, die ihr ſpäterhin bitter bereuen müßt.

Weitere Grauſamkeiten.

Einige Wochen darauf zog Hieſel, mit der Hälfte ſeiner Bande bei dem Wirthshauſe von Ettenbeuren vorbei, und ſchaute durch das Fenſter in die Stube, wer ſich wohl darin befinden möge.

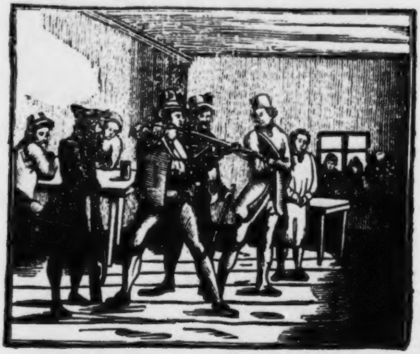
Er bemerkte einen Mann, der eilig hinter den Ofen ſchlupfte, aber vergeſſen hatte, Hut, Gewehr und Jagdtaſche, die auf dem Tiſche lagen, mit ſich zu nehmen.

Hieſel dachte hier einen Jäger auf's Korn nehmen zu können, und trat mit ſeinen Kameraden haſtig in das Zimmer.

Nun blieb dem Jäger freilich nichts Klügeres zu thun übrig, als ſeinen Schlupfwinkel ſogleich zu verlaſſen, und ſich wieder an ſeinen Platz zu ſetzen.

Der Jäger, Wolfgang Mögele zu Schönenberg, grüßte anſtändig den Hieſel und ſeine Gefährten, die ſich in ſeiner Nähe niederließen, trank aus, und wollte ſich entfernen.

Hieſel bot ihm ſeine volle Kanne zu einem Trunke, welche Ehre jedoch der Jäger ablehnte, indem er, ohne ſich zu ſchaden, uber ſein beſtimmtes Trinkmaß nie hinausgehen dürfe. „Das ſind leere Ausfluchte,“ ſchrie Hieſel, „du biſt ein ſchlechter Kerl, wie alle Jäger, die auf mein Verderben ausgehen, und haſt mir dieß nun ſelbſt durch die Verachtung bewieſen, womit du den von mir freundſchaftlich angebotenen Trunk ausgeſchlagen haſt, mache dich nun gefaßt, du mußt ſterben!“



Hieſel legte nun unter den fürchterlichſten Droh- und Schimpfworten den Stutzen auf ihn an, und nachdem er ihn eine Zeit lang in Todesangſt hatte ſchweben laſſen, überließ er ihn den Mißhandlungen der Wildſchützen, welche mit ihren Hirſchfängern derb auf ihn losſchlugen. Sie ſchleppten ihn ſodann bei den Haaren in die Küche hinaus, und ergriffen dort unter dem Herde liegende Holzſcheite, um ihm Arme und Beine zu zerſchmettern.

In dieſem Augenblicke trat der Benefiziat des Ortes, ein von der ganzen Gemeinde wegen ſeiner ächten Frömmigkeit hochgeachteter Prieſter, aus dem

Seitenſtübchen in die Küche, bat die Wildſchützen, ihr gräßliches Vorhaben aufzugeben, und wußte das Herz des Hieſels mit ſo eindringlichen Worten zu rühren, daß dieſer befahl, den Jäger frei zu laſſen.

Der Benefiziat ließ ſich nun einige Hausmittel bringen, wie man ſie auf dem Lande für derlei Fälle gewöhnlich zu finden pflegt, wuſch wie ein barmherziger Samaritan, die ſchweren Wunden des Mißhandelten, und verband ſie.

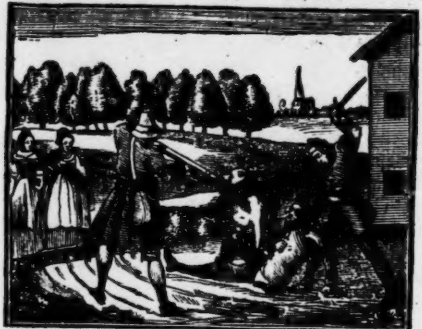
Dieſer Anblick erſchütterte das Herz Hieſels; er griff in die Taſche, legte einen Thaler auf den Herd, und bat den Prieſter, dem Verwundeten für dieſe kleine Gabe Labung zu verſchaffen. Während Hieſels Kameraden nach dieſem mörderiſchen Geſchäfte ſich wieder mit Bier und Brantwein zu ſtärken ſuchten, trat Hieſel mit einem ſeiner verwegenſten Kameraden, Namens Studele, vor die Thüre des Wirthhauſes hinaus, an welchem unmittelbar die Landſtraſſe vorüberführte.

Ein unglücklicher Zufall war es, daß gerade zu dieſer Stunde der Amtsknecht von Göggingen, Johann Baptiſt Mang, in Dienſtgeſchäften vorüber ging. Er kannte Hieſel perſönlich, und bemerkte ihn ſogleich, hielt es jedoch für beſſer, zu thun, als ſehe er ihn gar nicht, und ſo ſchnell als möglich vorüber zu eilen. Aber ſchon zitterten ſeine Knie vor Angſt, und es war ihm, als ſei er an beiden Füſſen gelähmt.

Studele ſchrie ihm zu: „Wer biſt du, daß du es wagſt, vorüber zu gehen, ohne vor dem weltberühmten Wildſchützenhauptmanne, dem bayer'ſchen Hieſel, den Hut abzuziehen, wie es deine verdammte Schuldigkeit iſt?“

Mang zog grüßend ſeinen Hut ab, und entſchuldigte ſich damit, daß er in Gedanken vertieft geweſen ſei, ſohin nicht die Ehre gehabt habe, die beiden Herren zu bemerken.

„Du würdeſt uns ſchon bemerkt haben, Spitzbube!“ — ſprach Hieſel, — „wenn du eine Streife gegen uns geführt hätteſt; aber ſo ganz allein, und mit dem böſen Gewiſſen, wäreſt du gerne durch die Lappen gebrochen. Das ſollſt du büßen!“



Ein Wink, und Tiras ſtand auf der Bruſt des im Staube liegenden Mang. Hieſel und Stubele ſchlugen mit ihren Gewehren, die ſie alle Augenblick auf ihn abzufeuern drohten, und mit ihren Hirſchfängern ſo lange auf den armen Teufel los, als ſie noch einen Arm bewegen konnten.

Da beide ohnehin ſchon ganz ermüdet waren, gelang es zwei Bauerndirnen, die eben vorübergingen, durch inſtändiges Bitten den Hieſel zu bewegen, den bereits hart genug beſtraften Amtsknecht wieder ſeines Weges gehen zu laſſen, was jedoch unter furchtbaren Drohungen im Falle einer feindlichen Unternehmung bewilligt wurde.

Hieſel tanzt wieder.

Einer von Hieſels Kameraden brachte die Nachricht, wenige Wochen nach dem erzählten Vorfalle, daß der Sohn eines reichen Bauers im Wirhshauſe zu Deißenhauſen Hochzeit halte, wozu ohne Zweifel die Jäger und Förſter geladen ſeyn würden.

Das kam unſerm Hieſel erwünſcht! Er zeigte ſich gar zu gerne an öffentlichen Orten, und bei Gelegenheiten, wo er vor einer Menge von Menſchen Beweiſe ſeines Muthes, und ſeiner Geſchicklichkeit im Schießen geben konnte; angeſtaunt zu werden, war für ſeine Eitelkeit eine wahre Wonne.

Gegen Abend, — es war ſchon im Spätherbſte, — als eben ein luſtiger Ländler der durſtigen Muſikanten die Füße der Buben und Dirnen in Bewegung ſetzte, trat er mit drei Kameraden über die Schwelle des Tanzſaales; ſieben blieben im allgemeinen Wirthszimmer zu ebener Erde wohlbewaffnet, und wechſelten im Wacheſtehen ab.

Kaum bemerkte Hieſel die hübſche Wirthstochter, die eben mit dem Schreiber einer Gutsherrſchaft am Schenktiſche plauderte, als er ſie gleich zum Tanze aufforderte, und ſich unter die Reihen der Bauern miſchte.

Dieſe ſteckten ihre Köpfe über dieſen unerwarteten Beſuch nicht wenig zuſammen, aber noch mehr ein alter Förſter, ein Bruder des Vaters der Braut, mit einigen Jägern, ſeinen Freunden. Der Förſter war aus weiter Ferne gekommen, und hatte den Hieſel nie geſehen; unter den Jägern befanden ſich nur zwei, die ſchon einmal gegen Hieſel ausgezogen waren. Sie vertrauten ſich wechſelſeitig dieſe Verhältniſſe, und die beiden betheiligten Jäger äußerten die Abſicht, auf der Stelle den Tanzſaal und das Wirhshaus zu verlaſſen, um der Grauſamkeit des Hieſel zu entgehen.

Der Förſter beruhigte ſie durch das Verſprechen, nach dem Ende des Walzers ſelbſt mit Hieſel ſprechen zu wollen; die beiden Furchtſamen bewunderten den Muth des Förſters, ohne eine Neigung zur Nachahmung zu fühlen.

So oft Hieſel in der Reihe aufhörte zu tanzen, warf er glühende Blicke nach dem Tiſche der Jäger; die Wuth kochte in ſeinen Adern, und ſein rachſüchtiges Gemüth ſtudirte auf Qualen jener Unglücklichen.

Kaum war der Ländler zu Ende, als der alte

Förſter auf Hieſel zuging, das Käppchen von dem ehrwürdigen grauen Haupte nahm, und alſo ſprach:

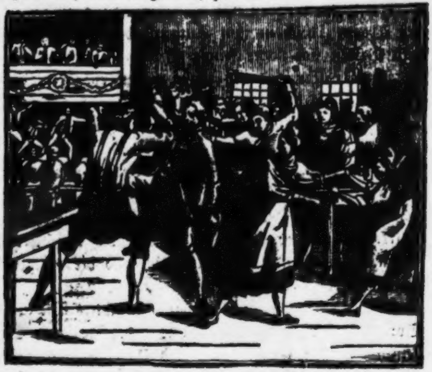
„Herr Hieſel, ich habe eine Bitte an euch: Ich bin der Bruder des Vaters der Braut, aus einer fernen Gegend, die euer Fuß, ſo viel mir bekannt iſt, noch nie betreten hat; auch habe ich euch in meinem Leben nie geſehen, nie beleidigt, jedoch ſehr viel gehört von eurer Tapferkeit, die nicht ihres Gleichen findet; von eurer außerordentlichen Gewandtheit im Schießen, aber auch von eurem guten und großmüthigen Benehmen gegen jeden, der euch nicht nach Leib und Leben trachtet. Unter den Jägern, die an meinem Tiſche ſitzen, befinden ſich zwei, die ſchon gegen euch ausgezogen ſind, aber auch durch Wunden dafür gebüßt haben. Ihr ſeyd ein verſtändiger Mann, Herr Hieſel, und wißt wohl, daß ſo ein armer Teufel, der lieber zu Hauſe bliebe, nach dem Befehle ſeiner Herrſchaft gegen euch ausziehen, oder ſein Brod verlieren muß. Sie fürchten euren Zorn, und wollen ſogleich fortgehen, um euer Vergnügen durch ihren Anblick nicht zu ſtören; ich ſagte ihnen aber, ſie ſollten nur da bleiben, und ſich ruhig verhalten; ich wolle es auf mich nehmen, eure Erlaubniß hiefür zu erwirken, indem ich überzeugt ſey, daß der tapfere Hieſel, der im Stande iſt, einer Streife ganz allein entgegen zu gehen, ſich wenig um zwei armſelige Jäger kümmern werde, die eine Maaß Bier in Ruhe und Frieden trinken möchten. Es kommt nun ganz auf euch an, Herr Hieſel, ob es euch ſo genehm iſt, oder nicht.“

„Herr Förſter,“ — erwiederte Hieſel, — „der Haß gegen Jäger und Soldaten iſt mir zur zweiten Natur geworden; indeß weil ihr euch ſo freundſchaftlich für ſie verwendet, ſo mögen die Jäger bleiben, eſſen, trinken, tanzen und luſtig ſeyn, wie ſie nur immer wollen; es ſoll ihnen kein Haar gekrümmt werden, ſo wahr ich Hieſel bin, und damit ihr ſeht, daß mir Ernſt ſey, ſo bring' ich ihnen ſelbſt den Friedenstrunk.“

Hieſel ließ ſich eine volle Maaß Bier bringen, und reichte ſie den beiden Jägern hin, welche, obwohl nicht ohne Angſt, auf Hieſels Wohlſeyn tranken; hierauf trank er auf das ihre, und ſetzte lachend bei: „Das gilt nur für heute, wohlverſtanden! Wenn ihr aber früher oder ſpäter im Freien mir feindlich gegenüber ſteht, wird euch mein Stutzen ſchon zu finden wiſſen.“

Die Bauern ſpitzten ihre Ohren nicht wenig, und waren über Hieſels friedliches Benehmen hoch erſtaunt. Alles war fröhlich und guter Dinge; Hieſel tanzte der Reihe nach mit allen hübſchen Mädchen, und nun zum viertenmale mit der Braut, welche Gefallen an dem hübſchen Hieſel in ſeiner reichen Sonntags-Wildſchützentracht fand, und mit ihm ſchäckerte und lachte. Nach und nach, da Hieſel in ſeiner frohen Laune auch gerne und viel trank, ſtieg ihm das Bier in den Kopf, und als er eben die Braut, indem er ſich an die Reihe anſchloß, nach der dortigen Sitte in die Höhe ſchwang, gab er ihr einen tüchtigen Kuß.

Kaum bemerkte dieß der Bräutigam, ein derber, ſtämmiger Burſche, als er, von blinder Eiferſucht hingeriſſen, auf **Hieſel** zuſprang, ihn mit der linken Hand an der Gurgel faßte, und ihm mit der rechten Fauſt, vermittelſt eines Schlagringes, einen Hieb auf das Auge verſetzen wollte.



Hieſel wich jedoch durch eine raſche Bewegung des Kopfes aus, und gab mit dem linken Knie dem Angreifenden einen Stoß auf den Magen, daß er beſinnungslos auf den Boden ſtürzte. Zugleich pfiff er ſeinem **Tiras**, der vor der offenen Thüre lag, und mit einem gewaltigen Sprunge in die Mitte des Saales ſetzte.

Nun ging das Spektakel los. Der Saal war gedrängt voll von Bauernburſchen, Kameraden des Bräutigams, die ſich ihres Freundes annahmen, die Füße der Bänke abſchlugen, und in Maſſe auf Hieſel eindrangen, der ſich theils zur Thüre hinausraufte, theils durch vorgehaltene Bänke hinaus geſchoben wurde.

Seine Kameraden unten empfingen ihn am Fuße der Treppe, reichten ihm Stutzen und Hirſchfänger, und ſtellten ſich unter ſeinen Befehl.

Der Förſter und die Jäger waren ruhig auf ihren Plätzen geblieben.

Hieſel war in einer ſolchen Wuth, daß er das ganze Wirthshaus anzünden, und alle Bauern erſchießen wollte. Seine Gefährten riethen ihm, von einem ſo ſchrecklichen Vorſatze abzuſtehen, und auf den Rückzug zu denken. Unſchlüſſig, was er thun ſollte, vernahm er plötzlich die Sturmglocke vom Kirchthurme, welche alle Dorfbewohner und die Nachbaren weit und breit zu Hülfe rief.

Bald erſchienen auch die aufgebrachten Burſche, Dorfbewohner, Knechte, u. ſ. w. mit Stangen, Eiſenſtäben, Pfählen, Senſen und Miſtgabeln bewaffnet, und ſtürmten mit lautem Geſchrei auf Hieſel und ſeine Bande los, der ſeinen Stutzen anſchlug, und mit donnernder Stimme drohte: „den Erſten, der ſich ihm nahen würde, auf die Haut zu legen.“

Sie kannten die Kunſt des berühmten Schützen eben ſo gut, als die Verwegenheit, womit er ſeine Entſchlüſſe zu vollziehen gewohnt war. Ein Wort Hieſels, und jeder Wildſchütze hätte einen Bauer hingeſtreckt. Sie ſtutzten und zauderten, und Hieſel benützte dieſe Zeit, zwiſchen den Häuſern hindurch den Wald zu erreichen.

Mit größerm Muthe, furchtlos den Mündungen der Gewehre entgegen, wäre es an jenem Tage gelungen, den Hieſel ſammt ſeinen Kameraden zu fangen oder zu erſchlagen.

* * *

Auffallend werden die lieben Leſer Hieſels Gutmüthigkeit gegen die Jäger im Wirthshauſe zu Deißenhauſen finden, da er doch allen Jägern und Soldaten ewige Rache geſchworen hatte. Allein hier tritt wieder eine Gelegenheit ein, ſein Gemüth zu durchſchauen. Alle Gäſte im Tanzſaale blickten auf ihn, wie auf einen regierenden Fürſten. Der alte Förſter war ſo klug, den Hieſel an ſeiner ſchwachen Seite, an der Eitelkeit, zu faſſen, und jenen Eigenſchaften, auf welche er ſelbſt den größten Werth legte, ſo gut als möglich zu ſchmeicheln. Dadurch gelang es ihm, den wilden Trotz des Jägerfeindes zu zähmen.

Vergleichen wir damit ſeine gränzenloſe Wuth nach ſeiner gewaltſamen Entfernung aus dem Wirthshauſe ſeinen jähzornigen Entſchluß, das Haus in Brand zu ſtecken, und die ihn verfolgenden Bauern zu erſchießen, ſo zeigt ſich eine außerordentlich reizbare Leidenſchaft, deren Sturme er ohne äußere Mitwirkung nie zu widerſtehen vermochte.

Noch ein Beſuch.

Der abgenöthigte Rückzug aus dem Wirthshauſe, der Gedanke, was wohl der alte Förſter von ſeiner Stärke und von ſeinem Muthe halten werde, da er vor Bauern gleichſam die Flucht ergriffen, beſchäftigte die ganze Nacht hindurch Hieſels Phantaſie, und als der Tag anbrach, befahl er ſeiner Bande, ihm nach Deißenhauſen zu folgen, wo er noch ein Geſchäft zu beſorgen habe.

Zu dieſem Beſuche veranlaßte ihn die Meldung eines vertrauten Bauers, ſchon vor Tagesanbruch, daß an dem geſtrigen Aufſetzen der Burſche, und an dem Sturmläuten Niemand die Schuld trage, als der Obervogt des Ortes.

An dieſem wollte er Rache nehmen, und zog alſo mit 21 Wildſchützen vor ſein Haus. Allein der Obervogt hatte mit Recht vermuthet, es werde ſich unter den vielen Bauern wohl auch ein Verräther finden und dem Hieſel ſagen, wie ſich die Sache verhalte; deswegen traf er auch die nöthige Maßregel, verrammelte die Hausthüre, und ſtand ſelbſt an der Spitze ſeiner bewaffneten Gehülfen und Amtsknechte, welche in den verſchiedenen Zimmern den Hauſes mit dem Befehle poſtirt waren, nicht eher zu ſchießen, bis die Wildſchützen zuvor würden gefeuert haben.

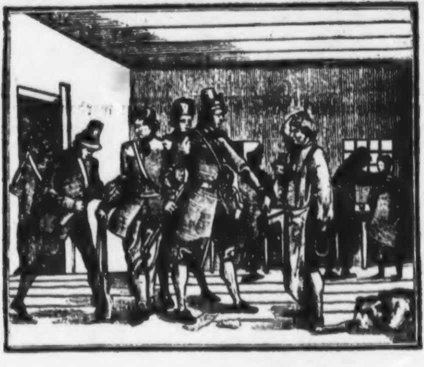
Hieſel wollte eben zum Sturme kommandiren, als der Obervogt ein Fenſter des erſten Stockes öffnete und ſprach: „Gieb dir keine Mühe, Hieſel, du kommſt nicht in's Haus. Zieh ruhig ab; ſo lange von dir und deinen Kameraden kein Schuß fällt, wird auch Keiner von meinen Leuten ſchießen.“

Fluchend und ſchimpfend ſchlug Hieſel mit dem Gewehrkolben die Fenſter ein, und drohte, den Obervogt ſelbſt in ſeinem Schlafzimmer umzubringen. — Schon ſah er ſich nach einer paſſenden Stelle zum Angriffe um, als der Trüffelhund aus einem Kellerfenſter den unheimlichen Kopf herausſtreckte, und ihm zuflüſterte: „Zieh ſogleich von dannen Hieſel; von Rockenburg iſt eine Streife gegen dich im Anmarſch; du kommſt ſonſt zwiſchen zwei Feuer.“ Alſo ſprechend, verſchwand er.

Hieſel wußte aus Erfahrung, daß er ſich auf die Warnungen ſeines unheimlichen Beſchützers vollkommen verlaſſen dürfe; er zog alſo, fortwährend fluchend und drohend, gegen Rockenburg. In weniger als einer halben Stunde traf er auf die Streife, die ihm an der Zahl um mehr als das dreifache überlegen war.

Weit entfernt, dadurch entmuthigt zu werden, ging er vielmehr ganz allein auf ſie zu, ſeine Kameraden rechts und links in einen Halbbogen aufſtellend, und begann mit furchtbaren Drohungen ſeine Herausforderung.

Da fiel ein Schuß auf ihn, der aber fehlte; ſogleich ſchoß Hieſel, und verwundete den Korporal Denklinger am Arme. Die Streife beſtand nur zum mindeſten Theile aus regulärem Militär, ſondern meiſtens aus zuſammengerafftem Volke; der Anblick eines Verwundeten macht die Uebrigen um ihre geraden Glieder beſorgt, und ſie wendeten ſich zur eiligſten Flucht. Hieſel verfolgte ſie mit ſeinen Kameraden, und jagte ſie wie Haſen durch Rockenburg, und weit darüber hinaus. Als er keine Spur mehr von ſeinen ſchnellfüßigen Verfolgern gewahrte, kehrte er lachend zurück, um ſich und die Seinigen im Wirthshauſe zu Rockenburg mit Speiſe und Trank zu laben. Mit verlegener Miene und poſſierlichen Angſtgeberden kam der Wirth dem Hieſel entgegen, und reichte ihm, als er Bier, Schnapps und Braten verlangte, einen Befehl des Kloſterrichters: „Bei ſchwerer Haft und Geldbuße, ſo auch bei Leibesſtrafe, weder dem Hieſel, noch einem aus ſeiner Bande Dach und Fach, viel weniger Speiſe oder Trank zu verabreichen.



„Geh zum Teufel mit deinem Wiſch,“ ſchrie Hieſel, indem er das Papier in Stücke zerriß, dem Wirthe ins Geſicht warf, und dann mit Füßen trat, „wir wollen eſſen und trinken, und wenn der Teufel käme und ſeine Großmutter, um es uns zu wehren.“

Da der Wirth zitternd Entſchuldigungen ſtotterte, riß ihm Hieſel die Schlüſſel zum Keller und Speiſegewölbe von der Seite, und befahl ſeinen Leuten, für die Bedienung der Wildſchützen anſtatt des Wirthes zu ſorgen.

Als jedoch dieſer nicht aufhörte zu jammern: „Ach ich bin ein geſchlagener Mann! Ich werde in das Hundeloch geſperrt, geprügelt, und an Geld geſtraft; vielleicht wird mir auch das Tafernrecht vom Kloſter eingezogen, und ich darf dann mit Weib und Kindern betteln gehen,“ — ließ ſich Hieſel einen Bogen Papier geben, und ſchrieb:

„Herr Kloſterrichter!

„Wenn man die Leute aushungern will, wie mich und meine Kameraden, ſo muß man ſie zuvor einſperren; ſo lange dieß nicht der Fall iſt, bleibt eine ſolche Verordnung lächerlich. Ich habe dem Wirthe zu Rockenburg die Schlüſſel abgenommen, und mich ſelbſt bedient; wenn Sie es wagen, ihm deßwegen auch nur ein Haar zu krümmen, ſo ſtürme ich das Kloſter, laſſe Sie zum Fenſter hinaus aufhängen, erſchieße den gemäſteten Reichsprälaten in ſeiner Abtei, und und brenne ihm das Faullenzerneſt über dem Kopfe zuſammen. Somit Gott befohlen!

Hieſel.“

1770.

Dieſes Jahr bildet mit Recht einen eigenen Abſchnitt im wilden, ſtürmiſchen Leben des Hieſel; es iſt das letzte Jahr ſeiner zügelloſen Gewaltthaten, die er im Jahre 1766 begonnen hatte; das letzte Jahr, aber auch das denkwürdigſte durch die Zahl und die Schwere der Verbrechen des kühnen Wildſchützenhauptmannes.

Wie ſehr man auch die blutigen Thaten Hieſels haſſen muß, ſo fühlt man doch auch eine innere Wehmuth, einen ſo jungen, kräftigen Mann mit trefflichen Anlagen, die unter andern Zeiten und Umſtänden ſeinen Ruhm begründet hätten, auf der Bahn des Laſters reißende Fortſchritte machen zu ſehen, und das Gemüth des Denkers ſtellt ſich die Frage: Iſt es möglich, daß der allbarmherzige Schöpfer irgend eines ſeiner Menſchenkinder ſo tief könne ſinken laſſen?

Dieſe Frage ſcheint den Schöpfer mit Unrecht anzuklagen. Er gab dem Hieſel gute Eltern, die ihm die beſten Lehren ertheilten, einen geſunden Verſtand, und ſelbſt ein gutes Herz; daß er deſſenungeachtet die Bahn des Laſters betrat, und trotz ſo mancher Warnungen und Mahnungen ſeiner beſſeren Natur darauf beharrte, iſt die natürliche Folge einer überſpannten Leidenſchaft, des böſen Beiſpiels, und der Gewohnheit, durch welche die beſten Vorſätze im Keime erſtickt werden.

In unbegreiflicher Verblendung leben ſolche Verbrecher fort; ſie ſinnen Tag und Nacht auf neue Pläne, fremdes Eigenthum zu verletzen, und gleichen jenen geflügelten Inſekten, die an Sommerabenden durch die offenen Fenſter in die Zimmer fliegen, und ſo lange das Licht umgauckeln, bis die Flamme ſie verzehrt.

So lange ſolche Menſchen auf freiem Fuße ſind, und drohenden Gefahren glücklich entgehen, ſteigt ihre Kühnheit, und erſt in den Banden des Kerkers kehrt ihnen die Beſinnung zurück, und ſie erkennen die ganze Hoffnungsloſigkeit ihrer Lage. Dann aber kommt die Reue, die nie ausbleibt, obgleich ſie dem Verbrecher nachhinkt, zu ſpät, und dieſer kann im finſtern Kerker, in klirrenden Ketten, oft bei lebenslänglicher Zwangsarbeit, bürgerlich todt, aller Rechte eines ehrlichen Mannes durch das Geſetz beraubt, an dem Werke ſeiner Bekehrung arbeiten, oder die Galgenfriſt von drei Tagen benützen, um ſich unter Beiſtand eines Prieſters mit dem Schöpfer im Himmel zu verſöhnen, und dann auf dem Blutgerüſte, unter der Hand des Henkers, ein fluchbeladenes Leben zu enden.

O ihr Alle, die ihr vielleicht erſt geſtrauchelt habt auf dem Wege der Tugend, ſtärket euch durch ein inbrünſtiges Gebet zu Gott, daß er euch Kraft verleihe, mit chriſtlichem Muthe aufrecht zu ſtehen unter den Lockungen des Laſters! Denket an das Herzenleid eurer Eltern, die euch in die Welt geſetzt haben mit ſchönen Hoffnungen für eure Zukunft; denket an eure Geſchwiſter, die ſich ehrlich und redlich fortbringen, und beflecket den guten Ruf eurer Familie nicht mit dem Brandmale des Verbrechens! Denket, wenn ihr ſelbſt Kinder habt, an die heilige Pflicht, denſelben wenigſtens einen ehrlichen Namen zu hinterlaſſen; denket, daß ihr ihnen den Weg abgrabet, der zu einer guten Verſorgung, zu einem glücklichen Fortkommen führt, denn Niemand wird ſein Vertrauen dem Kinde eines Vaters oder einer Mutter ſchenken wollen, die dem Strafgerichte verfallen ſind. Erwäget dieß alles wohl, und zittert vor dem Gedanken, durch Unrecht Gott den Herrn und Vater zu beleidigen, deſſen allſehendem Auge auch nicht der geheimſte Wunſch eurer Herzen verborgen bleibt; ſeyd mäſſig, nüchtern, keuſch, fromm, achtet die Geſetze, und wachet und betet, denn ihr wiſſet weder den Tag noch die Stunde, da des ewigen gerechten Gottes Wille euch abrufet aus dieſem irdiſchen Daſeyn!

Die Befreite.

Nach einem langen und glücklichen Jagdzuge lagerte **Hieſel** mit ſeinen Kameraden an der Spitze eines Waldes, neben dem die Landſtraße vorüberführte. Jeder langte aus ſeiner Jagdtaſche an Proviant heraus, was er eben zufällig bei ſich trug, und ließ ſich's weidlich ſchmecken.

Manche neue Unternehmung wurde beſprochen, mancher Racheplan gegen Jäger berathen, die theils gegen **Hieſel** geſtreift hatten, oder als ſolche bezeichnet waren, die mit feindlichen Geſinnungen gegen ihn guten Rath zu ſeinem Nachtheile gaben.

Da bemerkte Hieſels ſcharfes Auge plötzlich am Ende der Landſtraße einen Wagen langſam herankommen, und das Blinken von Bajonetten, die ihn umgaben.

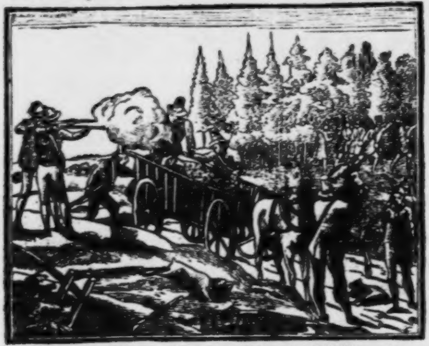
Auf ſeinen Befehl krochen alle Wildſchützen auf dem Bauche in das nahe Dickicht, um durch Aufſtehen ſich nicht zu verrathen.

Der Wagen kam näher, geleitet von acht Mann Soldaten und zwei Gerichtsdienern, von denen jeder einen großen Fanghund zur Seite hatte.

Hieſel befahl einem ſeiner beſten Schützen, dem Stubele, ſobald der Wagen bis zum Zaune eines hoch mit Schnee bedeckten Ackers gelangen würde, den einen Hund zu erſchießen, den andern wolle er ſelbſt auf's Korn nehmen; die übrigen Wildſchützen ſollten ſich ſchußfertig halten.

So geſchah es auch; die beiden Schüße fielen aus dem Walde, und die Hunde wälzten ſich in ihrem Blute. Nun ſprang Hieſel mit ſeinen Kameraden auf die Straße heraus; der braune Nikolaus faßte die Zügel der Pferde, und Hieſel befahl mit drohender Stimme den Soldaten, augenblicklich ihre Gewehre abzulegen, oder des Todes gewärtig zu ſeyn.

Als die Gerichtsdiener ihre Hunde erſchoſſen ſahen, ergriffen ſie eiligſt die Flucht, und die Soldaten, überraſcht, und, den Mündungen der Wildſchützengewehre dicht gegenüber, nicht mehr im Stande, mit Erfolg ſich zu vertheidigen, warfen die Musketen weg, und folgten mit äußerſter Schnelligkeit den beiden Gerichtsdienern in den gegenüberſtehenden Wald, wohin ihnen Hieſels Kameraden noch einige Kugeln nachſendeten, mehr um ſie zu erſchrecken, als zu tödten.



Auf dem Wagen lag eine ächzende Weibsperſon, unfähig, ſich zu erheben, mit allerlei bunten Tüchern bedeckt.

„Schenkt mir das Leben,“ — ächzte ſie mit ſchwacher Stimme, — „ich bin verwundet, und von den Soldaten und Gerichtsdienern ſo mißhandelt worden, daß ich kein Glied bewegen kann,“

Hieſel kannte dieſe Stimme. Er zog die Tücher weg, und erblickte — Afra, ſeine erſte Geliebte in Ketten.

„Du hier?“ rief er erſtaunt.

„Hieſel, lieber Hieſel, du biſt's? Gott ſey gedankt, ich bin gerettet, ich bin frei!“

Sie weinte laut vor Freuden, obgleich noch das Blut über ihre verwundete Schulter floß; Niemand hatte ſie verbunden, was in Buchloe geſchehen wäre.

„Wie kommſt du in dieſe Lage, Afra?“

„Eine Streife hat unſere Höhle überfallen, worin nur zwei Wildſchützen als Wache zurückgeblieben waren. Ich wehrte mich wie ein Mann, weil ich mein trauriges Schickſal vorausſah; unſer Muth war vergebens. Die beiden Wildſchützen wurden erſchoſſen, und ich in Ketten und Banden auf dieſen Wagen geworfen.“

„Was macht denn dein ſchwarzer Martin?“ fragte Hieſel, und der Zorn röthete ſein Geſicht.

„Der Elende hat mich längſt ſchon aufgegeben. Er ſtellt ſeit einiger Zeit der Müller-Thereſe, einem noch ganz unſchuldigen Mädchen nach, und morgen in der Nacht, wie ich aus dem Munde ſeines vertrauteſten Kameraden vernommen habe, will er die Mühle überfallen, und die Thereſe zu ſeinem Willen nöthigen, dann als ſeine Buhlerin entführen, oder ermorden.“

Hieſel ſagte nichts, daß er dieſe Müller-Thereſe kenne, ſondern ließ ſich nur die Lage der Mühle beſchreiben, ohne hiebei eine beſondere Theilnahme zu verrathen.

Inzwiſchen hatte Nikolaus mit einer engliſchen Feile die Ketten abgeſäget; Afra wurde tiefer in den Wald gebracht, und verbunden, der zu dieſer Fuhr gezwungene Bauer entlaſſen, und von Hieſel der Vorſchlag gemacht, dem Zuchthauſe zu Buchloe noch am nämlichen Tage einen Beſuch zu machen, um für Afra's Mißhandlung Rache zu nehmen. Es verſteht ſich, daß ein ſolcher Antrag mit dem größten Vergnügen angenommen wurde.

Der Beſuch.

Die Bedeckung des Wagens, auf welchem Afra transportirt wurde, mochte wohl ſchneller in Buchloe, von wo ſie ausgegangen, angekommen ſeyn, als dieß mit dem Wagen geſchehen wäre; denn Hieſel hatte noch kaum eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, als ihm ſchon ein vertrauter Leinweber von Buchloe entgegen kam, mit der Meldung, daß ein Streifcommando von der Zuchthauswache gegen ihn im Anzuge ſey.

Indem ſich Hieſel wunderte, daß ſein treuer Gefährte, der ihn noch vor jeder Streife gewarnt hatte, der Trüffelhund, dießmal ausblieb, erblickte er ihn plötzlich mitten im Stück Leinwand, welches der Weber unter dem linken Arme trug. Sein Kopf, nicht viel größer als das Fäuſtchen eines Kindes, lächelte dem Hieſel mit ſelbſtgefällig-ſpaßhafter Miene zu.

Hieſel ſah die Soldaten ſchon von weitem heranrücken, und durfte ſich auf einen kräftigen Widerſtand gefaßt machen, weil ſie die Scharte ihrer feigen Kameraden auswetzen mußten.

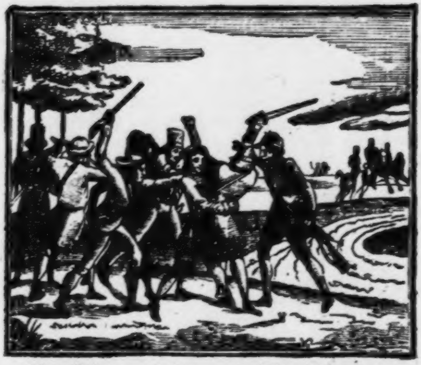
Es ſtand ihm frei, rechts oder links einen ehrenvollen Rückzug anzutreten, das Gewehr im Arm; die Soldaten hätten es gewiß nicht gewagt, ihn zu verfolgen oder anzugreifen; dieß gab aber weder ſein Ehrgefühl, noch ſein Muth, noch ſein Soldatenhaß zu. Vorſätzlich zog er mit ſeinen Kameraden gegen ſie, und trieb ſie in die Mitte von Buchloe zurück, unaufhörlich unter ſie feuernd; ſein Uebermuth ging ſo weit, daß er ſelbſt zu beiden Seiten in die nächſtgelegenen Häuſer ſchoß. Bei dieſem Kampfe, den er mit der größten Verwegenheit führte, indem er ſtets an der Spitze der Seinigen ſich den feindlichen Kugeln ausſetzte, verwundete er zwei Gemeine, Namens Hollenz und Dormayr todesgefährlich.

Mit lauter Stimme fluchend, daß die Bewohner in ihren Häuſern zitterten, verließ er den Ort, und drohte, wenn er wieder käme, ein blutiges Denkzeichen ſeiner gereizten Rache zu hinterlaſſen.

Hieſel — überwunden!

In dieſer Stimmung begegnete er mit ſeiner noch vom Kampfe erbitterten Bande auf offener Landſtraße dem Georg Deufler, Amtsknecht von Blaubefen, den er ſogleich umringen ließ, und unter gottläſternden Worten und Drohungen auf eine grauſame Weiſe mit Kolbenſtöſſen und Hirſchfängerhieben mißhandelte. Deufler ſah wohl ein, daß gute Worte und Bitten nichts helfen, ſondern ihn vielmehr, eine natürliche Folge ſeiner Grauſamkeit, nur noch raſender machen würden, und da er ſich allem Anſcheine nach ohnehin ſchon für verloren hielt, ſo wollte er doch zeigen, daß ein mißhandelter Mann dennoch als ein Mann, in Vertheidigung ſeines Lebens, muthig ſterben könnte.

Als ihn Hieſel wieder packte, umſchlang ihn der Amtsknecht, ſtark wie ein Bär, mit ſeinen Armen, und warf ihn zu Boden.



Aus Scham und Zorn, ſo ſchimpflich überwunden zu ſeyn, weinte Hieſel einige Thränen der Wuth, und ſprang zu neuen Mißhandlungen auf, anſtatt, im Gefühle der Nothwehr des Deuſler, und ſeiner eigenen Ueberlegenheit, von ſo vielen Kameraden umgeben, ſich großmüthig zu bezeigen, und ihn ohne weitere Verletzung ſeines Weges gehen zu laſſen. Anſtatt menſchlich zu handeln, verſetzte er ihm ſo viele und gefährliche Schläge und Wunden, während er ſeinen Kameraden befahl, nach Kräften auf den **Deufler** loszuhauen, daß dieſer, obgleich mit der Kraft eines Verzweifelnden ſich wehrend, blutend zu Boden ſtürzte. Schon wollten ſie ihm mit den blanken Hirſchfängern den Garaus machen, als der alte Vater des Unglücklichen, ein Waſenmeiſter, mit einigen Knechten, ſämmtlich beritten, von mehreren Hunden begleitet, auf der Landſtraße heranſprengten.

Inzwiſchen wurde ein Streifcommando von Huſaren, das eben durch **Buchloe** zog, beordert, den **Hieſel** und ſeine Geſellen zu verfolgen, und ſchon hörte er ihre Pferde im geſtreckten Trabe laufen, und ſah ihre in der Abendſonne blinkenden Säbel und die wallenden Federbüſche.

Nun galt es, mehr auf Rettung als auf Rache zu denken; **Hieſel** eilte mit ſeinen Kameraden dem nächſten Walde zu, und der jammernde Vater traf den halbtodten Sohn, den er auf die Pferde nehmen und in **Buchloe** verbinden ließ; mehrere Monate konnte er keine Dienſte leiſten.

Die Erſcheinung.

Ermüdet von den Anſtrengungen der Jagd, des weiten Marſches in tiefem Schnee, und den Mordangriffen, warf ſich Hieſel in einer leicht zuſammengefügten Bretterhütte im Walde auf ſein Mooslager hin. Vor der Hütte brannte ein Wachtfeuer, um welches die Wildſchützen, ihre Gewehre im Arm, theils halb ſchlummernd ſaßen, theils eben gebratenes Hirſchfleiſch verzehrten, und fleißig ihren Schnapsflaſchen zuſprachen.

Dem Hieſel gegenüber lag Afra ſchlummernd auf Stroh, welches über Bretter gebreitet war, die auf Baumſtämmen ruhten; eine wollene Decke verhüllte die Leidende, und nur ihr ſchönes, aber blaſſes Geſicht wurde von den matten, zuckenden Strahlen eines alten Oellämpchens beleuchtet, das an einem Pfahle der Hütte mit einem krumm gebogenen Drahte befeſtiget war.

Hieſel konnte nicht ſchlafen, tauſend Gedanken durchſtürmten ſein Gemüth. Sanft ſchlummernd lag Afra vor ihm; der Schmerz der Wunde hatte ihre Züge verſchönert. Bisweilen wimmerte ſie leiſe, und ſtöhnte aus tiefer Bruſt.

Die Erinnerung an ſein früheres Verhältniß zu Afra lebte wieder in Hieſels Gemüthe auf; er fühlte ſich zu dem Mädchen hingezogen, ob mehr aus Sinnenreiz oder Mitleid, darüber konnte er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben. Er ſtand auf, und trat vor Afra's Lager hin, mit aufmerkſamen Blicke ſie betrachtend. Alle Abentheuer ſeit jener Zeit bewegten ſich vor ſeinem Innern vorüber.

Wäre aber auch das Mädchen nicht krank geweſen, er würde dennoch jeder Verſuchung widerſtanden haben; denn der Gedanke, die Concubine ſeines Todfeindes zu berühren, überwog den Sinnenrauſch; er verachtete Afra, und dennoch konnte er das Mitleid nicht unterdrücken.

Alſo vor ſich hinſtarrend, ſtand er regungslos vor Afra, als ſie plötzlich leiſe ſeufzend träumte: „Hieſel, ach, warum haſt du mich verlaſſen? Ich habe dich ſo ſehr geliebt, ach ſo — weg, weg mit dem Mörder! Weh mir!“ Schon ſtreckte er die Hand aus, um Afra ſanft aus ihrem böſen Traume zu wecken, als hinter ihrem Haupte die Geſtalt ſeiner geliebten Marie langſam aus der Erde auftauchte, bleich, mit trüben Augen, über die Schulter hängenden Haaren, und dem Hieſel mit dem tonloſen Hauche einer dem Grabe Entſtiegenen zuflüſterte: „Hieſel, hilf mir!“ Dann ſchwebte ſie langſam zur verſchloſſenen Thüre hinaus. Von ſeinem Schrecken ſich ermannend, ſprang Hieſel ihr nach, und ſchrie den Kameraden zu: „Habt Ihr ſie geſehen? Wo iſt ſie hin?“

Die Wildſchützen fuhren von ihren Sitzen auf, in der Meinung, Hieſel ſpreche von Feinden, die ſich nahen; als er nun hörte, alles ſey ruhig, und keine Meldung einer drohenden Gefahr von den ausgeſtellten Poſten gemacht worden, auch Tiras verhalte ſich ruhig, ſchüttelte er bedenklich den Kopf, ging in die Hütte zurück, und ſchlief aus völliger Ermüdung ein, von böſen Träumen gequält.

Als er gegen 6 Uhr Morgens erwachte, viel ſpäter, als er gewohnt war, ſein Lager zu verlaſſen, nahte ſich ſchon Afra demſelben mit einer kräftigen warmen Bierſuppe, die ſie ihm ungeachtet ihrer Schmerzen in der verwundeten Schulter, mit eigener Hand bereitet hatte.

„Iß, lieber Hieſel,“ bat ſie, „du haſt dich geſtern zu ſehr angeſtrengt, und vielleicht auch erkältet, denn heute Nacht warſt du ſehr unruhig, und haſt fortwährend im Schlafe laut geſprochen. Mir war recht bange um dich; freilich mag dir jetzt nichts mehr daran gelegen ſeyn, weil du mich nicht mehr liebſt; aber deßwegen werde ich doch nie aufhören, für deine Geſundheit und dein Leben beſorgt zu ſeyn. Bleibe mein Bruder; daß du mein Geliebter nicht mehr ſeyn kannſt, ſehe ich recht wohl ein. Ach es iſt hart, daß es ſo kommen mußte!“ —

„Wohl geſprochen, Afra, ich bleibe dein Bruder, und verlaſſe dich nicht, ſo lange ich lebe; Leben aber und Freiheit iſt bei mir eins.“

Zum Zweitenmale.

An dieſem Morgen, bei Schnee mit mäßiger Kälte, zog die Bande tiefer in die dichten Wälder, wo ſie bei einem Bauer, der ganz allein mit Weib und Kindern, eine einzelne Hütte, Einöde genannt, bewohnte, einen geräumigen Aufenthalt in der Erde, unter dem Fußboden der Scheune hatten, wo ſie Wärme, Speiſe und Trank, und ein erträgliches Lager fanden.

Hieſel befahl der Bande, ſo lange hier zu bleiben, bis er ſie wieder abholen würde, indem er jetzt ganz allein einen Gang zu machen habe. Wohl bewaffnet, den treuen Tiras zur Seite, wanderte er eilig der bekannten Mühle zu, wohin die hübſche Thereſe ihn zog.

Es war Mittag, als er dort ankam.

Die ganze Mühle ſchien todt zu ſeyn; er ſah und hörte keinen Menſchen; ſelbſt das große Mühlrad ſtand ſtill.

Hieſel umging das ganze Haus, klopfte und rief; kein Menſch antwortete. Endlich öffnete ſich oben auf der Gallerie ein kleines Fenſter, und Thereſens ſüß klingende Stimme fragte: „Wer iſt da?“

„Ich bin's, holdes Mädchen, der herrſchaftliche Förſter, mit dem du erſt vor einigen Monaten bei den Nußſtauden geſprochen haſt. Mach mir doch auf; ich bin weit gegangen; ich habe Hunger und Durſt, und meine Füße ſind geſchwollen.“

„O lieber Herr Förſter, ich darf Niemand aufmachen. Mein Vater iſt zum Landgerichte gegangen, und hat mir aufgetragen, Niemand aufzumachen, wer auch kommen möchte. Er kommt erſt morgen zurück; die Müllerknechte arbeiten eine Stunde von hier auf unſerer Sägmühle, die erſt neu angelegt wurde. Ich käme ſchön an, wenn ich gegen des Vaters ausdrücklichen Befehl Jemanden aufmachen würde. Wenn aber der Herr Förſter einen Augenblick vor der Mühle verweilen will, ſo bereite ich ſchnell ein Eſſen, und laſſe es ihm nebſt einem Krug Bier in einem Korbe hinab.“

„Liebes Kind, wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo laß mich hinein. Erſchrick nicht! Ich weiß, daß die Mühle heute noch von Räubern überfallen wird.“

„Heilige Schutzpatronin! Dann werde ich wohl umgebracht?“

„Wahrſcheinlich verſchonen dich die Räuber nicht, um nicht verrathen zu werden. Ich aber könnte dich retten; denn ich ſage dir, daß ich ein Mann bin, der es mit 10 und 12 ſolchen Kerl aufnimmt.“

„Da bleibt mir freilich nichts anders übrig, als dem Herrn aufzumachen; das muß ſich der Vater ſchon gefallen laſſen.“

In geſchäftiger Eile lief Thereſe die Treppe herab, und ſchloß die Thüre gleich hinter Hieſel wieder ſorgfältig zu, der ihr nun mit Rath und That an die Hand ging, alle Zugänge ſo zu verrammeln, daß es nicht wohl möglich ſchien, einzudringen.

Tiſche, Bänke, große alte Schränke, Holzklötze u. ſ. w. ſchleppte Hieſel von allen Seiten herbei, und thürmte ſie wie eine Wagenburg aufeinander. Dann rieth er Thereſen, die größten Töpfe im Hauſe mit Waſſer auf den Küchenherd zu ſetzen, Feuer zu machen, und das Waſſer fortwährend ſiedend zu erhalten.

Drei alte Gewehre hingen in des Müllers Schlafſtube, Hieſel unterſuchte ſie, zog die alten Ladungen heraus, ſchraubte neue Steine auf, lud mit gehacktem Blei, und brachte die Gewehre in ſchußfertigen Stand.

Thereſe wußte nicht, was ſie von allen dieſen

Vorbereitungen halten ſollte, und beſtürmte den Hieſel mit Fragen ohne Ende. Am wenigſten begriff ſie, wie es dem Hieſel einfallen konnte, eigens einen ſo weiten Weg bis zur Mühle zu machen, um ſie gegen einen Räuberüberfall zu ſchützen.

„Ich liebe dich, Thereſe, und deßwegen iſt es meine Pflicht, dich zu beſchützen. Ein glücklicher Zufall hat mir den geheimen Plan der Räuber entdeckt. Es wäre mir leicht geweſen, mit allen meinen Jägern dir zu Hilfe zu kommen; allein ich will ganz allein deinen Dank verdienen.“

Hieſel poſtirte ſeinen Hund auf einen im dunklen Hintergrunde des Wohnzimmers zu ebener Erde ſtehenden Schrank, von wo aus er die nächſten Zugänge zur Mühle überſchauen konnte; hierauf ſetzte er ſich an den Tiſch, und aß und trank mit dem größten Apetite an Thereſens Seite, was ſie mit zärtlicher Theilnahe gekocht hatte.

So manches Wort des Vertrauens wurde gewechſelt. Thereſe äußerte, daß es ihr nun doch bald angenehm wäre, unter die Haube zu kommen, und daß ſie immer ein wenig traurig werde, wenn ſie Sonntags in der Kirche die jungen Frauen knien ſehe, und daran denke, daß ſie noch immer nur ein Mädchen ſey, das nach dem Willen des oft recht unwilligen Vaters ſich richten müſſe, der ſchon ſo viele hübſche Freier abgewieſen habe, weil ihm keiner reich genug ſey. Dem Förſter, meinte ſie, könnte ſie wohl recht gut ſeyn, und er ſollte nur ſein Glück beim Vater verſuchen. Gelänge es ihm, die Tochter und das Geld vor den Räubern zu ſchützen, ſo zweifle ſie gar nicht an des Vaters Einwilligung.

Hieſel verſicherte, daß er geſonnen ſey, mit ihrem Vater ein ernſtes Wort darüber zu ſprechen.

Späterhin führte ſie ihn am Arme in ihre Schlafkammer, zeigte ihm ihr blankes reines Bettchen, den Schrank mit der vollſtändigen Ausfertigung in Weißzeug, ganze Kiſten mit Garn und Flachs, ihr Schatzgeld, und zeigte auch auf eine kleine Wandthüre, worin die Geldſäcke des Vaters aufgeſchichtet ſeyen.

In ihrer kindlichen Einfalt ruhte ſie nicht eher, bis Hieſel ſeinen Kopf auf das Kiſſen legte, und geſtand, wie weich ſich's darauf ruhen laſſe.

Auf dem Rückwege ſprang ſie voraus, um einen vollen Krug Bier zu holen. Hieſel ging durch die Küche, um nach dem Feuer zu ſehen. Da ſah er in dem größten Topfe ganz gemüthlich den Trüffelhund ſitzen; die Schweißtropfen rannen ihm über die gefurchten Wangen. Seine Kleider lagen am Rande des Herdes.

„Du hier?“

„Wie du ſiehſt! Ich habe ſchon lange kein warmes Bad mehr genommen, und wüßte mir auch kein wohlfeileres; wirſt mir's nicht übel nehmen Hieſel?“

„Wie ſteht's?“

„Wirſt's bald ſehen. Schon vor einer Stunde iſt der ſchwarze Martin mit 16 ausgeſuchten Spitzbuben nach der Mühle aufgebrochen, und kann wohl vor 9 Uhr ankommen, wenn er nicht aus beſonderer Abſicht zögert. Nimm dich zuſammen, Hieſel, du gehſt gar zu verwegen der Gefahr zu Leibe.“

„Dafür laß mich ſorgen! Auf Wiederſehen, Kumpan!“

Hieſel ſtellte das Licht unter einen zerſprungenen Topf, damit nur ein leichter Schimmer, die Gegenſtände in der Stube kennbar machen konnte; ganz ruhig, als ob er hier friedlich übernachten wolle, ſchmauchte er ſein Pfeifchen, trank ein Glas Bier nach dem andern, und hörte mit Vergnügen ſeiner Thereſe zu, wie ſie Luftſchlöſſer als künftige Frau Förſterin baute.

Plötzlich ſchlug Tiras unten an; Thereſe fuhr erſchreckt zuſammen, Hieſel aber griff beſonnen nach ſeinem Stutzen. Er vernahm Tritte auf der Treppe, ein unſicheres Herumtappen am Geländer und an den Holzwänden, den Druck an der Klinke der äußern Thüre, und das Näherkommen eines Menſchen, das er bei den getroffenen Maßregeln gegen jeden Zugang für eine Hexerei hielt.

Raſch riß er die Thüre auf, und donnerte ſein kräftiges: „Wer da?“ entgegen, den Stutzen zum Schuße anſchlagend.

„Heiliger Andreas, du biſt's, Hieſel?“

„Du hier, mein Bub? Komm in meine Arme, Herzensbruder! Wie führt dich denn der Teufel da herein?“

Bei dem Namen Hieſel brachen Thereſen die Knie. In größter Angſt verſteckte ſie ſich unter dem umgekehrten, mit der Rückſeite gegen Hieſel gewenbeten Backtroge, und betete einige Vaterunſer, in der ſichern Erwartung, daß er jetzt alles ausplündern, und dann ihr den Hals abſchneiden werde.

Hieſel war außer ſich vor Freude, ſeinen treueſten Freund, ſeinen Buben, wie er ihn immer nannte, wieder gefunden zu haben, der nach ſeiner dreijährigen Zuchthausſtrafe in München geraden Weges wieder ſeinen Herrn und Meiſter und Bruder aufſuchte.

Thereſe fehlte.

„Wo iſt denn das Mädchen hin?“ fragte Hieſel. „Potz tauſend! Jetzt fällt mir's ein! Du haſt mich beim Namen genannt; nun bin ich verrathen, und die kleine Hexe hat ſich gewiß aus Furcht verſteckt. Warum zitterſt du ſo, Andreas?“

„Siehſt du denn nicht, daß mir das Waſſer an allen Ecken aus den Kleidern rinnt?“

„Warum denn?“

„Sehr natürlich; Ich marſchire teufelswild, dich nirgends zu finden, durch den Wald, als mir auf einmal ein ganz kleiner alter Kerl in den Weg tritt —“

„Der Trüffelhund!“

„Richtig, ſo nannte ſich der fidele Kerl, — und zu mir ſagt: Nicht wahr, Andreſel, du ſuchſt den Hieſel auf? Ich antworte ganz erſtaunt: Ja. Wo iſt er? — In jener Mühle, erwiedert der Alte, eile, er kann dich brauchen. — Ich laufe, ſo gut es im Schnee ging, finde die Thüren überall verſchloſſen, Niemand hört mein Klopfen, und ſchreien wollte ich nicht, um kein Aufſehen zu machen. Was thu ich?

Ich bringe das Mühlrad durch ein langes eingeklemmtes Stück Holz zum Stehen, und ſchwimme im eiskalten Waſſer unter dem Rade durch.“

„Da hätte dich auf der Stelle der Schlag treffen können!“

„Ey, ich dachte, wer an den Galgen gehört, erſäuft nicht. Da bin ich nun; ſprich, was ich für dich thun kann, nur mach, daß ich bald andere Kleider bekomme!“

Hieſel rief: „Thereſe, wo biſt du? Bring meinem Buben trockene Kleider, und etwas zu eſſen!“

„Beide horchten, und hörten Thereſen unter dem Backtroge in größter Angſt laut und immer lauter beten. Lachend zog ſie Hieſel hervor.

„Närriſches Mädchen, ich bin zwar der bayeriſche Hieſel, aber dein Freund und Beſchützer; deßwegen bin ich ja zu dir gekommen. Faſſe Muth, wir thun dir nichts, und die Spitzbuben, die alle Augenblicke kommen können, werden bald ausgeſchnauſt haben.“

Thereſe ließ ſich von den freundlichen Worten Hieſels beruhigen, brachte Kleider für Andreas von ihrem Vater, und bald auch eine Schüſſel warme Suppe und Fleiſch nebſt Schnaps; der Bub fraß wie ein junger Wolf, und ſagte, als er fertig war: „Nun mag von mir aus der Teufel ſelbſt kommen, ich nehm's mit ihm auf!“

„Hieſel ſetzte ihn nun von ſeiner Gefangenſchaft bei dem ſchwarzen Martin, und von dem Beſuche in Kenntniß, den er erwarte. Der Bub ſprang hoch auf vor Freude; ihm hätte nichts erwünſchter ſeyn können, als ein ſolches Fuchsklopfen, wie er es nannte. Er viſitirte gleich die Gewehre.

„Lade mir nur immer fleißig.“ — ermahnte ihn Hieſel, — „wenn die Gewehre abgeſchoſſen ſind.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Tiras ein entſetzliches Gebell erhob.

„Aha! kommen die Vögel ſchon!“ rief Hieſel. „Thereſe, trag jetzt die Töpfe mit dem ſiedenden Waſſer zur Gangthüre, und wenn ich den erſten Schuß gethan habe, ſchütte das Waſſer auf die Köpfe der Lumpenhunde hinab, wir wollen ſie brühen, daß ihnen die Haare auf Zeitlebens ausgehen!“

Draußen war es nur ſo hell, daß man die Geſtalten ſich bewegen ſah.

Der ſchwarze Martin, den Hieſel an der Stimme erkannte, klopfte wiederholt an, und befahl mit furchtbaren Flüchen, aufzumachen.

Hieſel ſchoß; wahrſcheinlich war das Pulver etwas feucht, das Gewehr ſchlug nach; der ſchwarze Martin ſprang aus dem Feuer, und die Kugel fuhr ſeitwärts in den Boden. In demſelben Augenblicke goß Thereſe das Waſſer hinab, und laut ſchreiend ſtoben die Kerl auseinander.

„Wart, Müllerhund,“ — fluchte der ſchwarze Martin hinauf, — „ich laſſe dich lebendig ſchinden!“

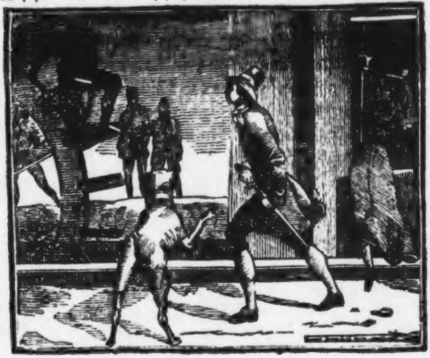
Da krachte es wieder, und ein Räuber wälzte ſich in ſeinem Blute; ein zweiter und dritter folgte, und noch zweimal, ſo oft ſie gegen die Thüre anſtürmten, regnete es ſiedendes Waſſer auf ihre Köpfe.

„Wir ſind verrathen! Auf und vertheilt euch nach allen Seiten, es wird ſich wohl noch ein Loch in dieſes Neſt finden!“ So rief der Anführer.

„Teufel, der ſchwarze Martin könnte über das geſperrte Rad ſteigen. Bleib und ſchieß, Bub, ich eile mit Thereſen hinab!“

Thereſe riß ein Fleiſchbeil von der Wand, und führte den Hieſel auf dem nächſten Wege zum Mühlrad hinunter.

Hieſel hatte es richtig errathen. Schon kletterte der verwegene Martin an den Schaufeln des Rades empor; fünf ſeiner Kameraden ſchickten ſich an, ihm zu folgen; Hieſel wollte ſchießen, es war nicht mehr geladen; Pulver und Blei lagen oben auf dem Tiſche. Der Bub ſchoß Schuß auf Schuß.



Hieſel wollte nicht zurück. Er zog den Hirſchfänger, entſchloſſen, ſich hier bis auf den letzten Augenblick zu wehren. Tiras umſprang ihn mit wüthendem Gebell, der Beute harrend, um ſie zu zerfleiſchen. Da ſchrie der ergrimmte Hieſel ſeinem Gegner zu: „Steig nur, ſchwarze Kanaille; der bayeriſche Hieſel bin ich, und will dich in Stücke zerhauen!“

Ueberraſcht von dieſer Begegnung, und unſchlüſſig, ob er voran oder zurück ſollte, hing der ſchwarze Martin an einer Schaufel regungslos.

Da erſah ſich Thereſe den rechten Augenblick, zog die Schleuße auf, hieb mit dem Fleiſchbeile den Rand der Schaufel ab, auf welcher das Sperrſcheit ruhte; in Strömen brach aus der Reſerve das Waſſer herein, das Rad wälzte ſich und zermalmte den ſchwarzen Martin, der nur einen einzigen Todesſchrei ausſtoſſen konnte.

Gefahr ahnend, ſprang der Bub mit den geladenen Gewehren zu Hieſel über die Treppe herab, und beide ſchoſſen, ſchon bis über die Knie im Waſſer watend, auf die fliehenden Räuber, wovon zwei todt auf dem Platze blieben; den Uebrigen gelang es, vom der dunklen Nacht geſchützt, zu entkommen.

Thereſe öffnete nun die Abzugsſchleuße und vollkommen ſicher kehrten alle drei in die obere Stube zurück, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Mit ſehr verſchiedenen Empfindungen ſaßen alle drei am Tiſche.

Hieſel war ſelig im ſtolzen Bewußtſeyn des

Sieges, und der erfüllten Rache, die durch den Tod des gefährlichen Gegners zugleich vor den Nachſtellungen jenes Räubers ihn für immer ſicherte.

Der Bub war höchſt fröhlich und guter Dinge über das Abentheuer, nur ärgerte er ſich, zum zweitenmale naß geworden zu ſein, und hing auch die Kleider ſogleich an das Ofengeſtell. Uebrigens aß und trank er mit einem Appetite, als hätte er ſeit acht Tagen keinen Biſſen bekommen.

Thereſe konnte ſich über die beiden Wildſchützen nicht genug verwundern. Während ſie ſelbſt vor Angſt und Froſt am ganzen Leibe zitterte, und mit Schauder des Todes der Räuber gedachte, waren jene ſo heiter, als hätte keine Maus das Leben verloren.

„Thereſe, du zitterſt ja? du mußt dich ſogleich ins Bett legen, ſonſt bekommſt du ein tüchtiges Fieber. Komm mit mir, ich will dich ausziehen, der Bub ſoll indeß Feuer in deiner Kammer machen.“

Thereſe fühlte ſich ſo unwohl und ihr Gemüth ſo angegriffen, daß ſie dem Rathe des Hieſel folgte. Er zog ihr die ſchwere Kleidung aus, und trat dann an's Fenſter, bis ſie in ihrem Röckchen in das Bett ſtieg, um ihr eine Schamröthe zu erſparen. Kaum verbreitete das Bett in ihrem Körper Wärme, als Thereſe von einem heftigen Fieberfroſte gerüttelt wurde. Hieſel brachte ihr den Reſt der warmen Suppe, und wachte an ihrem Bette bis ſie eingeſchlafen war. Dann ging er mit dem Buben in die Stube zurück, legte den Kopf auf ſeine Jagdtaſche, um auf einer Bank zu ſchlafen, und gab dem Buben noch die Warnung, nicht in die Kammer des Mädchens, das unter ſeinem Schutze ſtehe, zu treten, wenn ihm ſein Leben lieb ſey.

Gegen 6 Uhr Morgens kehrte der Müller zurück, durch den Anblick der erſchoſſenen Räuber nicht wenig erſchreckt.

Tiras ſchlug ſogleich an, als jener an der Hausthüre heftig pochte; der Bub öffnete ihm mit großer Mühe die Thüre, welche noch immer feſt genug war, eine zweite Belagerung auszuhalten.

„Wer ſeyd ihr, und was iſt hier vorgefallen?“ fragte der Müller, mit ſeiner Laterne dem Buben in's Geſicht leuchtend.

„Mein Herr wirds euch ſchon ſagen, geht nur hinauf.“

Der Müller, ein muthiger, kräftiger Mann, verließ ſich auf Gott und ſeine Axt, die er in der Hand trug, und folgte ihm; aber ganz erſchrocken bei dem Anblicke des ihm wohlbekannten Hieſel wollte er umgekehren, als er dieſen erblickte.

„Nur herein, Freund Müller, es geht bei uns ganz ordentlich zu; nehmt's nicht übel, daß wir heute Nacht ſo arg gehauſet haben; aber es konnte nicht anders ſeyn.“

Nun erzählte er ihm die ganze Geſchichte in Gegenwart Thereſens, die aus dem Bette ſprang, als ſie des Vaters Stimme vernahm, und vor Freude weinend an ſeinem Halſe hing.

Der Müller konnte nicht Worte genug finden, ſeinen herzlichen Dank auszudrücken, und bat den Hieſel, für die Rettung ſeiner Tochter und ſeiner Habe zu verlangen, was er wünſche und was nur in ſeinen Kräften ſtehe.

Hieſel lehnte alles ab, ſelbſt ein Säckchen mit 200 Gulden, die der Müller ihm als Geſchenk aufdringen wollte.

Thereſe konnte das ſittſame Benehmen Hieſels nicht genug loben.

Dieſer nahm nun Abſchied.

Zu Thereſen ſagte er, während ihr Vater mit dem Buben ſprach:

„Leb wohl, Thereſe! Du kennſt mich jetzt; von meiner Liebe zu dir kann jetzt nicht mehr die Rede ſeyn.

Gedenke meiner, wenn du vielleicht bald an der Hand eines braven Mannes zum Altare gehſt, und hörſt du, daß ich todt bin, ſo oder ſo, wie Gott will, ſo bete für mich ein andächtiges Vater unſer.“

*

Das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht reden. Hieſel und der Bube verließen die Mühle, und ſchlugen wieder den Weg zur Bande ein.

Zum zweitenmale hatte er dem ſchwarzen Martin, ſeinem Todfeinde gegenüber geſtanden, aber auch zum letztenmale. Von dieſer Seite drohte ihm keine Gefahr mehr.

* * *

Wenn die lieben Leſer bei dem eben erzählten Vorfalle wieder die Tollkühnheit Hieſels anſtaunten, welche ohne die zufällige Ankunft des Buben vielleicht doch ein ſchlimmes Ende genommen hätte, ſo werden ſie auch die dabei bewieſene Uneigennützigkeit und das edelmüthige Benehmen Hieſels gegen das unſchuldige Mädchen loben müſſen, der ſogar einen Angriff auf die Ehre Thereſens mit dem Tode ſeines innigſten Freundes und treueſten Gefährten beſtraft hätte.

Solche Züge eines achtungswerthen Charakters im Leben des Hieſel werden leider durch grauſame Handlungen eines rachſüchtigen Gemüthes verdunkelt, von denen ich noch eine lange Reihe zu berichten habe.

Zweiter Beſuch in Buchloe.

Die Bande jubelte laut, als ihr tapferer Hauptmann das Abentheuer der vorigen Nacht erzählte, und der Bub wurde von Umarmungen ſeiner Kameraden faſt erdrückt.

Ein Straßenarbeiter, der eben aus Buchloe kam, und nun brodlos die Gegend durchſtrich, um bei einem Bauer Arbeit zu finden, erzählte, daß der Gerichtsdiener und ein Sergeant von Buchloe im Poſthauſe daſelbſt geprahlt hätten, wenn ſich Hieſel erfrechen ſollte, noch einmal dahin zu kommen, ſo würden ſie ihm zu vor Arme und Beine abſchlagen, und dann habtodt als Galgenfutter nach Dillingen abliefern.

Mehr bedurfte es nicht, um Hieſels Rache zu reizen. Er wählte ſogleich die zehn Verwegenſten aus ſeiner Bande, und zog nach Buchloe, wo er ſpät Abends gegen 8 Uhr ankam, und im Poſthauſe mit Ungeſtüm Eſſen und Trinken verlangte, was Küche und Keller vermögen. An einem Seitentiſche ſaß ein eben angekommener Fremder, ein Hofrath aus München, was Hieſel jedoch glücklicherweiſe für jenen nicht wußte, ſonſt hätte er ſich wahrſcheinlich wegen der dreivierteljährigen Zuchthausſtrafe gerächt.

Als nun die Kellnerim den Fremden pünktlich bediente, den Hieſel aber und deſſen Gefährten warten ließ, fühlten ſich dieſe beleidiget, und ſchimpften das Mädchen.

Der Fremde wagte es, ſich deſſelben anzunehmen, erfuhr aber die nämliche Begegnung, und wurde mit Kolbenſtößen gezwungen, den Tiſch und das Gaſtzimmer zu verlaſſen. Der Poſtſtallmeiſter kannte den Hieſel und ſchwieg.

Dieſer trank ein Glas nach dem andern in einem Zuge aus; das Bier ſtieg ihm in den Kopf, und er verſuchte alles Mögliche, Händel zu bekommen.

Den Stutzen im Arme ſtand er vor der Thüre des Poſthauſes, und ſchrie: „Wo ſind denn jetzt die prahleriſchen Lumpenhunde, der Gerichtsdiener und der Sergeant, die dem bayeriſchen Hieſel Arme und Beine entzweiſchlagen wollen? Da bin ich!“

Die Soldaten hörten Alles, aber ſie wagten nichts gegen ihn zu unternehmen. Die Wildſchützen aßen und tranken; hierauf zog Hieſel mit ihnen unter den ſchrecklichſten Drohungen vor das Amthaus, forderte unter den ſchmählichſten Schimpfworten die vor demſelben ſtehende Wache zum Kampfe heraus, und als kein Feind ſich ihm entgegenſtellte, feuerte er mit höhnendem Uebermuthe fünf Gewehre gegen das Amthaus ab, daß die Kugeln durch die Thüre und Fenſter ſchlugen; dann zog er, mit der Drohung, das ganze Neſt anzuzünden, Schritt für Schritt aus dem Markte ab.

Hieſel als Feldherr.

Solche Vorfälle trieben den Hieſel jederzeit zu neuen tollkühnen Streichen; er verließ ſich eben ſo ſehr auf ſein Glück, wie auf ſeinen Muth. Kurze Zeit nach der Buchloer-Geſchichte wollte er eben auf einen Jagdzug ausgehen, als ihm der Trüffelhund in den Weg kam, und meldete, eine zahlreiche Streife der Reichsſtadt Augsburg ſey gegen ihn im Anmarſch, und werde ihn durch Beſetzung des Pferſerſteges ſo in die Enge treiben, daß er wenig Hoffnung habe, ſich durchzuſchlagen, und eben ſo wenig Hoffnung auf einen ſichern Rückzug, indem dieſen eine zweite Streife abſchneiden wolle, um ihn zwiſchen zwei Feuer zu bringen.

Hieſel lachte dem Trüffelhunde über ſeinen ängſtlichen Rapport in's Geſicht, ſo daß der alte Knirps ſich grün und blau ärgerte, zuletzt aber ſelbſt ein gellendes Gelächter ausſtieß.

Auf ſeinen Stutzen deutend ſagte Hieſel: „Mit dieſem da ſchieß' ich den unüberwindlichen reichsſtädtiſchen Sandhoſen die langen Haarzöpfe von den Köpfen weg, denn ihre Köpfe ſelbſt ſind nicht viel beſſer als Nachttöpfe; wär' Schad um die Kugeln!“

Er raffte ſogleich an Mannſchaft zuſammen, was er in Eile auftreiben konnte, und marſchirte den Augsburgern entgegen, welche er traf, als ſie eben den Pferſerſteg, dieſe wichtige Poſition, beſetzten.

Sogleich ſchien er die Flucht ergreifen zu wollen, doch ſchlug er nicht den Weg ein, wo er der zweiten Streife begegnet wäre, ſondern eilte zwiſchen beiden einem Walde zu. Bald bemerkte er, daß die beiden Streifen ihm ſeitwärts folgten, um ihn zuletzt in die Mitte zu nehmen. Die Augsburger ließen auf dem Stege nur 4 Mann als Poſten zurück.

Als er den Wald erreichte, und merkte, daß auch die beiden Streifen ſchon in denſelben gedrungen waren, befahl er 4 Kameraden, immer ſo ſchnell als möglich tief in den Wald zu laufen, und unaufhörlich zu ſchießen. Dadurch wurden die beiden Streifen irregeführt, indem jede vermuthete, Hieſels Bande befinde ſich bereits im Kampfe mit der andern. Beide

Streifen machten nun nach ihrer Meinung die geſchickteſten Flankenmärſche, um den Hieſel zu umzingeln, und ſtießen nach einer halben Stunde zu ihrer Verwunderung auf einander, ohne auch nur einen einzigen Wildſchſchützen geſehen zu haben.

Inzwiſchen eilte Hieſel mit dem größten Theile ſeiner Bande auf dem nächſten Wege, aber immer dicht am Saume des halbmondförmigen Waldes zurück, und ſtand plötzlich auf Schußweite im Rücken des Wachtpoſtens auf dem Stege, der ſich demnach muthig zur Wehre ſtellte.

„Soll ich dort den langen Kerl auf die Haut legen?" fragte der Bub, den Stutzen anſchlagend.

„Thu's!" erwiederte Hieſel, der Bub ſchoß dem Musketier Leitner eine Kugel mitten durch's Herz; die andern entflohen.

Nun hätte Hieſel ungehindert ſich in die Wälder zurückziehen können; dieß lag aber nicht in ſeinem Charakter. Die in der Nähe arbeitenden Holzhauer mußten mit ihren Aexten die Bretter des Steges in Stücke hauen, um den Uebergang unmöglich zu machen; dann erwartete er die Rückkehr der beiden Streifen, die auch bald in größter Eile erſchienen, aber nichts gefangen hatten, als lange Naſen; denn die vier Wildſchützen waren bereits glücklich in Kellmünz angekommen, wo ſie den Hieſel und ihre Kameraden erwarten ſollten.

Mit allen erdenklichen Schimpfworten empfieng Hieſel die Streifen, die er Reichsſtadt Augsburgiſche Eſel hieß; und auf alle Weiſe verhöhnte. Sie wagten nichts gegen ihn zu unternehmen, weil die Wildſchützen zu zahlreich waren, von denen jeder Schuß einen Mann gekoſtet hätte.

Zuletzt rief er ihnen zu: „Ihr Staudenjäger, ich gehe jetzt ins Wirthshaus nach Kellmünz; wenn ihr Hunger habt, ſo kommt nach, dann will ich euch die Mägen mit Kugeln ſtopfen!“

Und ihre Gewehre im Arm zogen die Wildſchützen lachend und ſingend gegen Kellmünz, die Streifen aber langſam ſeitwärts, jenſeits des Steges in den Wald.

* * *

Hieſel bewies bei dieſer Gelegenheit, daß es ihm nicht an Feldherrntalent fehle; der von ihm angeordnete Marſch, und dabei angewendete Kriegsliſt findet man zum Theil in den Geſchichten ſpäterer Feldzüge nicht ſelten.

Die pünktlichen Gäſte.

Im Wirthshauſe zu Kellmünz wurde an Hieſels Tiſche gekartet, gewürfelt, frech geſungen, geſſen und getrunken in Hülle und Fülle. Ein alter Landmuſikant mit ſeiner ſchreienden Klarinette mußte Ländler blaſen, und die Wildſchützen tanzten mit den Kellnerinnen und Bauerdirnen, daß der Staub aufſtog. Ein Dorfbader, der eben von dem Beſuche bei einer kranken Bäurin nach Hauſe zurückkehrte, und in Kellmünz auf eine Maß Bier zuſprach, erzählte dem Wirthe, daß er eine ſehr große Streife in zwei Abtheilungen heranrücken geſehen habe, die wahrſcheinlich dem bayeriſchen Hieſel gelte. Der Wirth warnte den Hieſel, der nun ſelbſt den Dorfbader ausfragte, und aus deſſen Beſchreibung merkte, daß nicht bloß die beiden Streifen, die er eben getäuſcht, gegen ihn im Anzuge ſeyen, ſondern daß ſich auch noch eine churbayeriſche Streife damit vereiniget habe.

Der Wirth und die Wirthin, ſo wie die übrigen Leute im Hauſe, baten und beſchworen den Hieſel, doch einer ſo augenſcheinlichen Gefahr aus dem Wege zu gehen, ſo lange es noch Zeit ſey; er dürfe ſich ja keineswegs ſchämen, dieß zu thun, da es ja unvernünftig erſcheine, der Uebermacht entgegen zu treten.

„Das iſt mir gerade recht, daß ihrer ſo Viele ſind; mit Wenigen iſt keine Ehre einzulegen. Doch ich merke ſchon, warum ihr ſo viel Theilnahme für mich habt. Ihr fürchtet, daß ich mich hier im Wirthshauſe wehre, und daß euch etwas zu Grunde gehen, vielleicht gar das Haus abbrennen könnte. Sorgt euch nicht; wenn ich nicht überfallen werde, ziehe ich dem Feinde ſtets auf offenem Felde entgegen.“

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Streifen ſchon auf der Straße heranzogen. Raſch griffen Hieſel und ſeine Kameraden nach den Stutzen, und rannten zur Thüre hinaus, den Feinden entgegen.

„Ihr habt die Einladung angenommen, ihr reichsſtädtiſchen Haarzöpfe, meine Gäſte zu ſeyn, und mir auch noch churbayeriſche Baumausreißer mitgebracht. Thut nichts, ich hab' genug Kugeln für euch Alle!“

Um davon einen Beweis zu geben, ſchoß er ſogleich einen Gemeinen vom Freibataillon mitten durch den Kopf, und ſchrie: „Schmeckt euch die Koſt? — Friſch, Bub, tiſch Kugeln auf!“

Der Bub ſtreckte ſogleich einen Zweiten auf die Straße hin, daß er Arme und Füße hängen ließ, und die Wildſchützen unterhielten ein ſo fleißiges Feuer, daß eine Menge Soldaten ſchwer verwundet wurde, während alle Wildſchützen unverlezt blieben. Endlich zogen ſich dieſe, eine Umgehung befürchtend, unter beſtändigem Schießen in ihr Hauptquartier, in die Wälder zurück.

Falſch'er Verdacht.

Nach jeder gegen Hieſel ausgeſendeten und mißlungenen Streife, meldeten ſich immer Bauern, Leerhäusler, Taglöhner und dergleichen Leute, welche dieſe Gelegenheiten benützten, bei dem leichtgläubigen Hieſel ihre eigenen Feinde als Anſtifter der Streifen anzuſchwärzen.

So hieß es nun auch, Jakob Schick, Jägersknecht von Berkheim, habe im Einverſtändniſſe mit dem Wirthe zu Ebenhofen der churbayeriſchen Streife den Weg gezeigt, ſich mit den Augsburgerſtreifen zu vereinigen, und Hieſel gemeinſchaftlich anzugreifen.

Das war ſchon genug den Hieſel zur Rache zu reizen. Er zog gleich am andern Tage nach Ebenhofen, wo eben eine reiſende Gauckler- und Seiltänzerbande das Landvolk weit und breit verſammelt hatte.

Da Hieſel den Wirth nicht fand, ſo hieb er mit ſeinem Hirſchfänger Tiſche, Stühle und die Kellertreppe in Stücke, wobei ihm ſeine Kameraden getreulich beiſtanden. Natürlich gab es einen großen Auflauf. Er vermuthete, daß der Wirth ſich im Keller müſſe verſteckt haben; daher ſchrie er hinunter, er ſolle ohneweiters herauf kommen, ſonſt wolle er ihn, wie einen Dachs, mit angezündetem Strohe ausbrennen, und ihm eine Kugel durch den Leib jagen, wenn er dann zum Vorſchein käme.

Der Wirth wußte, daß Hieſel nicht viel Spaß mache, und gewohnt ſey, Wort zu halten; er kroch alſo, ſeine völlige Unſchuld unter Thränen beſchwörend, über die Kellertreppe herauf, hinter ihm ſein Bruder, ein wohlbeleibter Ortsgeiſtlicher, und beide flehten um Schonung, da ſie nicht das Mindeſte gegen ihn oder ſeine Kameraden unternommen hätten.

Mit geſpanntem Gewehre drohte ihnen Hieſel den Tod, und ließ endlich nur auf vieles Bitten der haufenweiſe umherſtehenden Bauern von den Geängſteten ab.

Es ſcheint aber, daß mehr die große Zahl des anweſenden Landvolkes, das mit einiger Entſchloſſenheit ſich ſeiner hätte bemächtigen können, als der Glaube an die Betheuerungen des Wirthes und deſſen Bruders, den Hieſel nachzugeben beſtimmte; denn kaum vernahm er, der Schick ſitze im Wirthshauſe zu Straßberg, als er auf der Stelle dahin aufbrach, den armen Menſchen, der von dem ganzen Vorfalle nichts wußte, mit dem blanken Hirſchfänger durchprügelte, ſo lange er nur den Arm bewegen konnte, und ihn zuletzt ſeines Dienſt- und Seitengewehres beraubte.

Blutige Rache.

Die großen Frevelthaten Hieſels, die Klagen, welche von allen Seiten einliefen, die beſtändigen Niederlagen der gegen ihn ausgeſandten Streifen, die ſtrengſten Befehle von oben, hatten endlich alle Gerichtsbehörden des untern Schwabens, welches der Schauplatz von Hieſels Unternehmungen war, zu raſtloſer Wachſamkeit, und zu den kräftigſten Maßregeln, ihm einmal das Handwerk zu legen, getrieben.

Hieſel ſah ein, daß er hier keinen Tag mehr ſich aufhalten, keine Nacht mehr in Sicherheit ſchlafen könne, und beſchloß daher, in die obern Gegenden Schwabens zu ziehen.

Hier drohten ihm aber keine mindern Gefahren. Die Soldaten und Jäger waren in dieſen Gegenden noch nicht durch Hieſels Grauſamkeiten entmuthigt. Das Landvolk zeigte ſich ihm aber auch hier ergeben, theils aus Furcht, theils aus Dankbarkeit, weil er ihnen das ſchädliche Wild von den Feldern wegſchoß. Er ergriff jede Gelegenheit, den Bauern zu erklären, daß er ihr größter Wohlthäter ſey, und daß es ihr eigener Vortheil erheiſche, ihn nach allen Kräften zu unterſtützen.

Da erfuhr er denn auch bald, daß ein gewiſſer Euſtach Bitſch, landvogtey'ſcher Revierjäger, an der Spitze derjenigen ſtehe, die es auf ſein Leben oder auf ſeine Freiheit abgeſehen hatten.

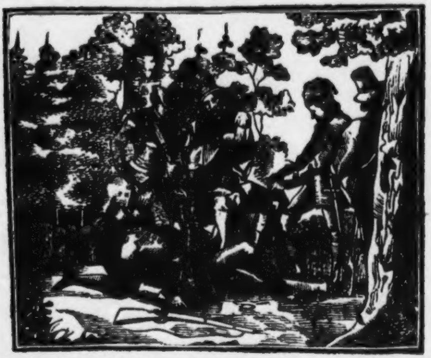
Dieſen wählte er unter Allen heraus, um an ihm ein für Andere abſchreckendes Beiſpiel aufzuſtellen, und ein für Bitſch unglücklicher Zufall führte ihn eines Tages mitten im Walde dem Hieſel und ſeinen vier Kameraden, die eben bei ihm waren, gerade in den Weg.

Hieſel kannte ihn nach einer genauen Perſonal-Beſchreibung, die er ſich zu verſchaffen wußte, hetzte alſo ohne weiters ſeinen Tiras auf ihn, der den Unglücklichen zu Boden riß, und mit ſeinen Zähnen zerfleiſchte.

Die Wuth des Hundes war geſtillt; die des Hieſel nicht. Kaum richtete ſich der blutende Bitſch mühſam auf, als Hieſel mit den Wildſchützen dem Widerſtandloſen mit blanken Hirſchfängern tiefe Wunden verſetzte, ſo daß dieſer in ſeinem Blute ſchwamm.

Bitſch faltete ſeine Hände, wie zum letzten Gebete, um ſeine Seele dem allmächtigen Schöpfer zu empfehlen, und warf einen flehenden, ſterbenden Blick, in welchem keine Spur von Haß oder Rachſucht lag, ſondern vielmehr eine Bitte zu Gott um Verzeihung für ſeine Mörder.

Da wurde Hieſels Herz plötzlich erweicht, und von einiger Reue ergriffen; der letzte Reſt von Menſchlichkeit erwachte in ſeinem verwilderten Gemüthe. Er kniete vor Bitſch nieder, ſtreute Pulver aus ſeinem Pulverhorne auf die Wunden des Leidenden, zerriß ſein eigenes Hemd in Stücke, und verband die Wunden mit ſeinen Händen.



Auf dem bleichen, ſterbenden Antlitze des Jägers lag ein Ausdruck des Dankes, der dem Hieſel Thränen des Mitleids und der Reue auspreßte.

„Laß mich jetzt ruhig ſterben; ich verzeihe dir, Hieſel!“ ſeufzte der Arme.

„Du ſollſt nicht ſterben, Bitſch; ich laſſe dich ins nächſte Dorf bringen, und bezahle den Bader zum voraus für deine Heilung. Es thut mir wahrhaſt leid, Bitſch, daß dir ſo weh geſchah, aber bedenk, daß mein eigenes Leben davon abhängt, wenn ich euch ungeſtraft alles Feindſelige gegen mich unternehmen laſſe. Nicht aus Grauſamkeit handle ich ſo, ich thue es nur aus Nothwehr. Bitſch, wenn du ſterben ſollteſt, ſo ſtirb ohne Groll auf mich; ich mag dieſe Blutſchuld nicht auf meinem Gewiſſen tragen.“

Bitſch drückte ihm verſöhnt die Hand, und die Wildſchützen trugen ihn fort in das Dorf, wo er jedoch erſt nach vielen Wochen wieder genaß. Seinen Grundſätzen treu ließ ihm aber Hieſel dennoch die Kugelbüchſe und den Hirſchfänger abnehmen, und drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihn jemals wieder als ſeinen Feind antreffen ſollte.

Feſt entſchloſſen, um jeden Preis Schrecken um ſich her zu verbreiten, damit es Keiner wage, ſeinen Jagdzügen etwas in den Weg zu legen, oder etwa gar Streifen gegen ihn mitzumachen, zog er überall Erkundigungen ein, wer zu ſeinen Feinden zu zählen ſey, und obgleich er viele von dieſen erfuhr, ſo wurde doch auch hier wieder ſeine Leichtgläubigkeit mißbraucht, und ſeine Rache gegen Unſchuldige aufgereizt, an welchen Privathaß durch Hieſels mörderiſche Anfälle blutige Genugthuung ſich zu verſchaffen ſuchte.

Ein Bauer, der nicht gerne eihen Zoll bezahlte, und wegen Umgehung der Zollſtätte zu Unterkirchberg ſchon öfter von dem Zollner Johann Hildebrand daſelbſt beſtraft worden war, bezeichnete dieſen dem Hieſel als einen ſeiner heftigſten Gegner, der alle Zollpflichtigen nach dem Aufenthalte Hieſels frage, um den Streifen gelegenheitlich Auskunft geben zu können.

Ohne weiters machte ihm Hieſel mit 7 bewaffneten Kameraden einen Beſuch, drang mit Ungeſtüm in ſeine Wohnung, und hetzte den Hund auf ihn, der ihn zu Boden riß, und bald mit blutenden Wunden bedeckte.

Hildebrand wußte ſich die Urſache einer ſo unmenſchlichen Behandlung gar nicht zu erklären, und obgleich er immer jammerte und ſchrie: „Laßt mich doch los um's Blut Chriſti willen, ich hab' euch ja nichts gethan!“ ſo wurde er doch mit Hieben und Kolbenſtöſſen ſo mißhandelt, daß er ohnmächtig und anſcheinend todt auf dem Boden liegen blieb.

„Gegen Ohnmachten iſt nichts beſſer, als friſches Waſſer,“ ſagte hohnlachend Hieſel; ſchlang einen Strick um Hildebrands Füße, und ſchleppte ihn ſo über den ſteinigen Boden auf die Illerbrücke hinaus, um ihn geraden Weges zur Stärkung in den Strom zu werfen.

Der Bub rieth dem Hieſel, nicht aus Mitleid ſondern aus Vorſicht, dieß ja nicht zu thun, weil ſonſt das Aufſehen zu groß, und gewiß eine allgemeine Landſtreife gegen ihn angeordnet würde. Sie ließen ihn alſo liegen, und zogen weiter.

Auf gleiche Weiſe wurde der landvogteyiſche Streiſer Bernhard Merk, mißhandelt, den die Bande bei dem ſogenannten Spitalſchneider zu Leutkirch überſiel, und Joſeph Galloſch, Bauer zu Rieden, Gräflich-Zeil-Wurzachiſcher Herrſchaft, welcher im Verdachte ſtand, der Augsburgiſchen Regierung den Antrag gemacht zu haben, den Hieſel gegen eine gute Belohnung lebendig oder todt einzuliefern, hatte es nur dem glücklichen Zufalle ſeiner Abweſenheit zu danken, daß er von Hieſel nicht auf die grauſamſte Art gepeiniget, und vielleicht getödtet wurde, der nun aus Zorn über den Entgang ſeines Opfers, alle Geräthſchaften des Hauſes zertrümmerte, und die Bäurin ſo wie den alten Vater mit fortgeſetzter Androhung des Todes peinigte.

Hieſel hatte einen Hirſchen angeſchoſſen, und troß aller Mühe nicht mehr gefunden. Nun wurde verrathen, daß Anton Werz, reichsgräflich-Wurzachiſcher Jäger, denſelben in ſein Haus gebracht habe. Hieſel hielt dieß für einen Diebſtahl, den er beſtrafen zu müßen glaubte.

Er überſiel alſo das Haus des Werz, wo Niemand, als ein alter Knecht zu treffen war. Hieſel durchſuchte alle Winkel des ganzen Hauſes, ohne den Hirſchen zu finden, den der Jäger bereits abgeliefert hatte. Um ſich für den Verluſt ſeines vermeintlichen Eigenthumes zu rächen, nahm er einen Kugelſtutzen, eine Flinte, eine Hirſchfängerkuppel, ein Paar Handſchuhe, einen Schrotbeutel ſammt einem wohlabgerichteten Schweißhunde mit, und ſchrieb mit Kreide an die Thüre, daß er den Hirſchdieb gelegenheitlich todtſchießen wolle.

Dieſe Gewaltthaten Hieſels und die damit häufig verbundenen Räubereien, brachten ihm eine Menge Streifen über den Hals, ſo daß er gezwungen war, ſich nach andern Gegenden zu wenden, welche gleichfalls gar bald den furchtbaren Wildſchützen- und Räuberhauptmann kennen lernten.

* * *

Lange Zeit beſchränkte ſich Hieſel auf Wildſchießen, und die Nothwehr zwang ihn, gegen Jäger grauſam zu ſeyn, ja ſogar ihnen ihre Gewehre abzunehmen, um ſie von weitern Unternehmungen gegen ihn abzuſchrecken. Als er aber auch nach und nach förmlichen Raub erlaubte, verlor er bedeutend in der Meinung der Landleute, die nicht mehr bloß den hülfreichen Schützen und Vertilger des ſchädlichen Wildes in ihm ſahen, ſondern ihn auch als Räuber fürchteten, der nach und nach ſeine Hände wohl auch nach ihrem Eigenthume ausſtrecken konnte.

Auch die vielen hin- und herziehenden Streifen, die nicht ſelten zu erduldende rohe Behandlung von Seite der mißmuthigen Soldaten, und ſo manches andere damit verbundene Ungemach, verleideten dem Landvolke endlich die ganze Wirthſchaft des Hieſel, und obgleich ſie ihm eben nichts Böſes wünſchten, ſo wäre es ihnen doch lieb geweſen, wenn er für immer ihre Gegenden verlaſſen hätte.

Zur rechten Zeit.

Eines Tages durchſtreifte Hieſel mit ſeinem Hunde ganz allein einen großen dichten Wald, um bei einem bekannten Bauer anzufragen, wie viel er von dem geſchoſſenen Wilde bereits verkauft habe.

Plötzlich hörte er ein durchdringendes Hülfsgeſchrei in ſeiner Nähe, machte ſich ſchußfertig, und drang durch einen jungen Tannenanflug zu Hülfe. Vor ihm lag eine nicht gar zu breite Blöße, — ein freier Platz, — und er erblickte am entgegengeſetzten Rande des Waldes eine weibliche Geſtalt, die ſo eben von einigen Kerl an einen Baum gebunden wurde, während andere beſchäftiget waren, einen ſtädtiſch gekleideten jungen Mann aufzuhängen.

An den Kleidern erkannte Hieſel ſogleich Räuber von der Bande des ſchwarzen Martin, die hier im Begriffe ſtanden, einen Raubmord zu begehen. Hieſel bog die Zweige einer Buche auseinander, die faſt krüppelhaft im Boden wurzelte, und erkannte zu ſeinem Entſetzen ſeine geliebte Marie, gerade ſo, wie ſie ihm an Afra's Lager hülferufend erſchienen war.

Hieſel ſchoß ſogleich den Räuber, der eben den jungen Mann erdroſſeln wollte, durch den Kopf, und hetzte, während er eilig lud, ſeinen Tiras, der wie ein wüthender Tieger in langen Sätzen auf die Mörder hinſprang. Einer von den Räubern ſchlug auf den Hund an, da krachte es, und die Kugel fuhr dem Räuber dicht unter dem Kinne in den Hals, ſo daß er ſogleich todt zu Boden ſtürzte. Tiras zerfleiſchte die Mörder mit ſteigender Wuth, die von ihrer Beute ließen, um den noch unſichtbaren Feind zu bekämpfen.

Hieſel ſchoß zum drittenmale, und traf, wie immer, ſeinen Mann. Noch waren ihrer fünf, und es ſchien ihm nicht räthlich, ihnen auf offenem Felde entgegen zu gehen. Er ſprang daher als ein geübter Wildſchütze von Baum zu Baum, weil die Räuber immer dahin ſchoſſen, wo ſie den Pulverdampf erblickten. Als jedoch wieder zwei auf ihrer Haut lagen, ſprang Hieſel heraus, und ſchrie ihnen mit ſeiner donnernden Stimme zu: „Der bayeriſche Hieſel bin ich! Nehmt Reißaus, ihr Spitzbuben, oder ich ſchieße euch zwiſchen die Löffel, daß euch die Hirnſuppe ins Maul rinnen ſoll! Die Gewehre weggeworfen, oder —“

Kaum hörten die Räuber den gefürchteten Namen, als ſie ihre Stutzen von ſich warfen, und mit der größten Schnelligkeit ins Dickicht ſprangen. Der Hund wollte ihnen nach; Hieſel pfiff ihm zur Umkehr.

Nun löſete er mit bebender Hand Mariens Bande, dann machte er den jungen Mann, ihren Gatten, von den Stricken los.

„Das iſt wohl dein Mann, Marie?“ fragte Hieſel mit bebender Stimme, denn die Erinnerung an die glückliche Zeit ſeiner Liebe, und die Anſtrengung im Kampfe gegen die Raubmörder hatten vereint ſeine Nerven erſchüttert.

„Er iſt's!“ antwortete Marie, und wagte es kaum, ihm ins Geſicht zu ſehen. Die alte Liebe aus ſchönern Tagen rang mit der Furcht vor dem Furchtbaren, und tiefem Mitleid mit dem tief Gefallenen.

Der gräfliche Schloßverwalter, Mariens Gatte, dankte dem Hieſel auf das Innigſte für die muthige Rettung ſeines Lebens, und des Lebens ſeiner Gattin; er verſchwieg nicht, daß er Mariens früheres Verhältniß mit Hieſel aus ihrem eigenen Munde kenne, und daß ſie ſtets mit großem Lobe und aufrichtiger Theilnahme von ihm geſprochen habe. Er fuhr fort:

„Seit anderthalb Jahren iſt Marie mein Weib, und ich danke Gott, daß ich dieſe Perle gefunden habe. Ich bin Schloßverwalter auf dem herrlichen Gute des Grafen Verinsky in Böhmen, nicht ferne von der Donau; es geht mir recht gut, der Graf beehrt mich mit ſeinem vollen Vertrauen. Er hat mir Urlaub gegeben, um Mariens Vater und ihre Verwandten, wornach ſie ſich ſehnt, zu beſuchen. Wir ließen den Wagen auf der Straße voranfahren, um durch dieſes ſcheinbar kurze Wäldchen zu Fuß zu gehen; wir verirrten uns, und wären dem grauſamſten Tode entgegen gegangen, hätte nicht Gottes Fügung Euch herbeigeführt. Euer außerordentlicher Muth allein war im Stande, uns zu retten. Ich kenne Eure Geſinnung, Hieſel, Ihr würdet es mir übel nehmen, wenn ich Euch ein Geſchenk dafür anbieten wollte; ſtatt deſſen mach' ich Euch einen Antrag: Mein Graf hat große, ausgedehnte Waldungen, und wünſcht ſchon lange einen tüchtigen Jägermeiſter. Kommt mit uns, oder folget nach, ich verbürge Euch die freundlichſte

Aufnahme; entſaget dem Leben, das Ihr jetzt führet, es kann nimmermehr ein gutes Ende nehmen."

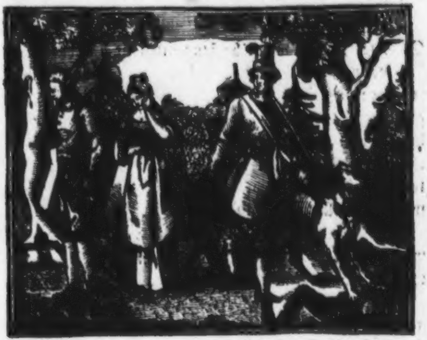
„Ich danke Euch, Herr Schloßverwalter," erwiederte Hieſel, „für Euern Antrag und guten Rath; ich kann meine Freunde nicht verlaſſen, an die mich ein ſchrecklicher Eid bindet. Sollte ſich die Geſellſchaft auflöſen, oder durch Gewalt der Waffen zerſprengt werden, dann ſuche ich bei Euch ein Unterkommen; ich will dann gerne mit einem Stücke ſchwarzen Brodes zufrieden ſeyn, wenn ich es in Frieden verzehren kann."

„Hieſel," bat Marie mit faſt ſchluchzender Stimme, „wenn meine heißen Bitten noch etwas über dich vermögen, obgleich ich nicht mehr deine Geliebte, aber deine Freundin, deine Schweſter bin, ſo gieb dieß ſchreckliche Leben auf, das deinen Namen brandmarkt, und dir ein fürchterliches Ende bereitet. O wäreſt du bei meinem Vater geblieben, hätteſt du nie ein Gewehr in die Hände genommen, es wäre jetzt alles ganz anders."

Dabei ſah ſie ihn mit ſtillem Herzenskummer an, mit Augen, welche deutlich ſprachen: Hieſel, jetzt wär' ich längſt ſchon dein liebendes Weib!

Hieſels Herz war erweicht; die ganze Vergangenheit, leidvoll und freudvoll, that ſich wieder vor ihm auf. Er nahm ſein Jagdmeſſer, ſtieß es, von Marien unbemerkt, in ſeinen Arm, nahm ihr Taſchentuch, das er mit dieſem Blute benetzte, und gab es ihr, indem er bat: „Bewahre dieß, mit deines Mannes Erlaubniß, zur Erinnerung an die Stunde deiner Rettung, als ein Zeichen, daß ich gerne mein Blut für dich vergoſſen hätte!“

Er konnte ſich nicht mehr überwinden, als die Straße vor ihnen offen lag, und der Wagen in weiter Ferne ſichtbar wurde; weinend fiel er Marien um den Hals, und drückte den letzten Kuß auf dieſer Welt auf ihre Lippen; „Lebe wohl, Marie, auf ewig wohl, und hörſt du von meinem Tode, ſo weihe mir eine Thräne, und bete für meine arme Seele. Leb' wohl, leb' ewig wohl!“



Mit dieſen Worten riß ſich Hieſel los, und ſtürzte, vom Schmerz ewiger Trennung vernichtet, in den Wald zurück. Marie aber wankte faſt ohnmächtig am Arme des tröſtenden, tief gerührten Gatten, dem Wagen zu.

Hieſel lag in einem Dickicht, Thränen der Verzweiflung weinend, in großer Verſuchung, ſich ſelbſt das nun verhaßte Leben zu rauben. Sein treuer Hund winſelte, als verſtünde er den Jammer ſeines Herrn, und ſchmiegte ſich liebkoſend an ſeine Seite.

* * *

Mit Marien verlor Hieſel die letzte ſchöne Hoffnung ſeines Lebens, und anſtatt ihre Warnungen und Bitten zu achten, und ſeinen Verbrechen zu entſagen, ſchien er vielmehr mit der letzten Thräne über ihren Verluſt auch den letzten Reſt von Menſchlichkeit aus ſeinem Herzen geriſſen zu haben. Denn von nun an häuften ſich ſeine Grauſamkeiten in einem unglaublichen Grade. Manche von dieſen, deren ſpäterhin ſein Todesurtheil Erwähnung thut, mögen hier verſchwiegen bleiben, da ſie durch größere verdunkelt werden, wie die lieben Leſer bald hören werden, und welche ſein trauriges Ende beſchleiniget haben.

Die Federſchützen.

Mit vier Kameraden ſtieß Hieſel eines Abends nach Erlegung einiger Hirſche im Walde, von deſſen entgegengeſetzter Seite er öfter ſchießen hörte, auf zwei Schreiber des Pflegamts Buchloe, Namens Joſeph Egger und Anton Spiri. Dieſe Beiden waren die Schützen, welche zufällig zu gleicher Zeit mit Hieſel auf der Jagd waren.

„Wer ſeyd ihr?“ fuhr ſie Hieſel an.

„Schreiber des Pflegamts Buchloe.“

„Was? Schreiber ſeyd ihr? Und ihr wagt es, auf die Jagd zu gehen? Ihr Federſchützen ſollt bei euerm Schreibtiſch ſitzen bleiben; dort könnt ihr Böcke ſchießen, ſo viel ihr wollt, aber in meinen Wäldern ſoll euch der Teufel den Hals umdrehen. Macht euch bereit, ihr müßt ſterben. Bub, dem da mit dem ſchwarzen Backenbart, ſchieß die Naſe aus dem Kopfe, und du, Sattler, kannſt mit dem Tyroler den andern aufhängen, ſo ſind ein Paar Gerichtskalfakter weniger auf der Welt!

Die Schreiber ſtürzten todtenbleich auf die Knie, und flehten um ihr Leben, und als ſie demüthig ihre Hüte abzogen, fiel eine Feder auf den Boden, die der Eine von ihnen noch vom Schreibtiſche her hinter dem Ohre ſtecken hatte.

Hieſel mußte herzlich lachen.

„Ah, ihr geht nur auf's Federwildbret aus, wie ich ſehe; das geht noch an. Ich ſchenke euch das Leben, und ihr ſchenkt mir dafür eure Flinten, Hirſchfänger und Kuppeln. Laßt euch aber nie wieder auf der Jagd ertappen, ihr Federfuchſer, ſonſt mach ich euch den Garaus!“

Die Schreiber, welche ein glücklicher Zufall vor Mißhandlungen ſchützte, lieferten das Verlangte ab, und dankten Gott, ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen.

Hieſel als Räuber.

Im Amthauſe zu Tefertingen ſaß an einem regentrüben Nachmittage der Hoſpital-Augsburgiſche Obervogt Johann Baptiſt Heß an ſeinem Schreibtiſche, und ſchloß die Abrechnung über Einnahmen. Er brachte die Gelder in Rollen, legte ſie in ſein Schreibpult, deſſen Schlüſſel er zu ſich ſteckte, und wollte eben in ſein Hausgärtchen gehen, um im Kreiſe ſeiner großen Familie ein Glas Bier zu trinken, als fünf Kameraden des Hieſel, die Verwegenſten der ganzen Bande, von dem berüchtigten Sattler angeführt, in das Haus drangen, welches Hieſel von Außen mit ſieben Andern gegen einen Ueberfall deckte.

Als der Obervogt, der Leute kommen hörte, eben die Thüre öffnete, um nachzuſehen, und ſeine Frau aus dem Nebenzimmer trat, fielen die Räuber wüthend über Beide her, und forderten Geld unter Androhung des augenblicklichen Todes bei dem geringſten Widerſtande.

Vergebens ſtellte ihnen der Obervogt vor, daß er erſt geſtern alle Amtsgelder abgeliefert habe, alles baare Geld aber, was ſein Eigenthum ſey, keine vier Gulden betrage, die er ihnen gerne geben wolle, indem er ſeinen monatlichen Gehalt noch nicht bezogen habe. Die Räuber antworteten nun mit Schimpf und Drohung, und plünderten, was ſie fanden, Geld und Geldeswerth, Silbergeſchmeide, Gewehre, Uhren, und ſo weiter.

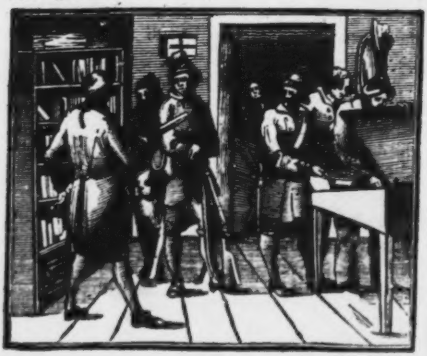
Nun verlangten ſie die Schlüſſel zum Pulte; der Obervogt verweigerte ſie mit ernſtem Tone, indem im Pulte herrſchaftliche Papiere ſeyen, die leicht in Unordnung gebracht, oder vernichtet werden könnten, wobei ſeine Dienſtesehre in Gefahr käme.

Allein dieſe Vorſtellungen fruchteten nichts; die Räuber zogen Brecheiſen hervor, um das Pult aufzuſprengen.

Als ein ehrlicher Beamter, ſeiner Pflicht eingedenk, glaubte ſich der Obervogt verbunden, dagegen auf's Aeußerſte zu proteſtiren, und ſelbſt mit Gewalt ſich zu widerſetzen.

Die Waffen waren ſchon in den Händen der Räuber, welche zuvor ringsumher an den Wänden hingen; nur ein altes Henkersſchwert, auf welchem die Zahl ſeiner Opfer ſtanden, zierte einen Winkel des Zimmers. Der Obervogt ſprang darauf hin, und riß es zur Vertheidigung der anvertrauten Gelder in dem Augenblicke herab, als **Hieſel** in das Zimmer trat, deſſen Gefährten dem Obervogt gleich in die Arme fielen.

„**Hieſel,**“ — begann der würdige alte Mann, — „ich habe dich bisher als einen kühnen Wildſchützen **gefürchtet**; denn dein Muth hat ſich bei vielen Gelegenheiten als ein ſolcher erwieſen, desgleichen nicht leicht einer gefunden wird; jetzt aber **fürchte** ich dich nicht mehr, weil ich dich **verachte**, als einen ganz gemeinen Räuber. Von nun an wirſt du dein Unweſen nicht lange mehr treiben, gedenke meiner Weisſagung! Siehe hier das rächende Schwert des Gerichtes, das deine Geſellen nicht zu berühren wagten, das der Zufall in meine Hände gab, gerade als du in das Zimmer trateſt. Das iſt eine Warnung des Himmels, Hieſel, ſey nicht taub gegen ſeine Stimme! Denn wahrlich, ich ſage dir, der Arm der Gerechtigkeit wird dich bald erreichen, und ich werde jenen Tag deines ſchimpflichen Todes erleben, wenn mir Gott auch nur noch ein einziges Jahr vergönnt. Ich bin ein alter, kraftloſer Mann; meine Haare ſind in Ehren grau geworden, und ich will meine Pflicht erfüllen, geh' es auch, wie es wolle. Zurück alſo, ihr Räuber, oder dieß Schwert ſoll euch früher treffen, als der Henker es zum letzten Streiche über euch ſchwingen wird!"



Er wollte ſeine Drohung zur Wahrheit machen, allein die Räuber faßten ihn, und riſſen ihm das Schwert aus der Hand.

Hieſel aber, welchen die im prophetiſchen Tone geſprochenen Worte des Obervogts, und der Anblick des blutdunklen Henkerſchwertes mit innerm Schauder erfüllten, wendete ſich gegen ihn und ſprach:

„Es freut mich, daß ihr ein rechtſchaffener Beamter ſeyd, und daß ihr thut, was ihr müßt; ich thue eben auch, was ich muß. Die Verfolgungen meiner Feinde haben mich gezwungen, meine Bande zu vermehren; was ich aus dem erlegten Wilde löſe, reicht nicht hin, mich und meine Kameraden zu füttern und zu kleiden; was bleibt mir alſo übrig, als bei Andern zu holen, was mir fehlt? Das wird euch einleuchtend ſeyn, Obervogt, weil es ganz natürlich iſt.“

Das Pult wurde aufgeſprengt, und alles Geld herausgenommen.

Die Frau des Obervogts war ſo ergrimmt über dieſen Raub, daß ſie einem der Räuber eine Schüſſel mit Geld aus der Hand reißen wollte, was ihr jedoch bald das Leben gekoſtet hätte; denn ſie ſetzten ihr das geſpannte Gewehr auf die Bruſt, und den blanken Hirſchfänger an den Hals, und ängſtigten ſie ſo faſt eine Viertelſtunde lang. Sie mußte beten und von ihrem Manne Abſchied nehmen, als ginge es zum Tode; endlich entfernte ſich die ganze Bande mit ihrem Raube, der dem Obervogte einen eidlich erhärteten Schaden von 2102 fl. zufügte.

* * *

Dieß war der erſte eigentliche Raub, deſſen ſich Hieſel ſchuldig machte, und der weit und breit das größte Aufſehen erregte. Sehr wahr hat Hieſel dem Obervogt ſelbſt den Grund angegeben, der ihn zum Raube bewog: Der Erlös aus dem geſchoſſenen Wilde reichte nicht mehr hin. Das iſt aber für Hieſel keine Entſchuldigung; denn das Wildſchießen iſt verboten; Streifen gegen Wildſchützen ſind eine natürliche Folge, und wenn dieſe ſich in größerer Anzahl zum Widerſtande vereinen, ſo iſt auch dieß ein Verbrechen, das durch den Raub, welchen es vollenden ſoll, nur noch verdoppelt wird.

Wie Mancher, auch ohne ein Wildſchütz zu ſeyn, hilft ſich durch Raub, wenn ſein Erwerb nicht mehr hinreicht! Allein das Ende iſt ſtets traurig; im Zuchthauſe gehen ihm dann erſt die Augen auf, und er bereut zu ſpät, was er gethan hat. Dort ſeufzt er dann, getrennt von Verwandten und Bekannten, ſeiner Ehre beraubt: „Hätt' ich doch dieß nicht gethan! Könnte ich es ungeſchehen machen, wie gerne wollte ich mit ſchwarzem Brod und Kartoffeln mich begnügen!“

Darum ſeyd mäßig und genügſam! Machet keinen Aufwand, der euer Einkommen überſteigt! Duldet euern Frauen und Töchtern keine eitle Putzſucht, die ſie oft mit ihrer weiblichen Ehre, oder mit dem Krebsgange des häuslichen Wohlſtandes bezahlen müſſen! Betet, aber heuchelt nicht Andacht, wenn ihr ſie nicht im Herzen habt! Ein Scheingebet kann Gott nicht wohlgefällig ſeyn. In allem, was ihr thut, denket an das Ende deſſen, was ihr thut, und vergeſſet nie, daß ehrlich am längſten währet. In dieſen Geſinnungen erziehet auch eure Kinder!

Hieſel als Mörder.

Das Verbrechen gleicht einer Schneelawine, die Anfangs ganz klein iſt, aber im Fortrollen immer größer wird, und zuletzt Bäume und Hütten in den Abgrund mit ſich fortreißt.

So ergeht es auch dem laſterhaften Menſchen, der immer verwegener wird, je öfter ihm ſeine Frevelthaten gelingen, der der Vernunft ſein Ohr verſchließt, und die warnende Stimme des Gewiſſens im Schoße der Sünde zu übertäuben ſucht; allein vergebens! Der Keim des Böſen wuchert fort im Herzen des Verbrechers, zum Rieſenbaume empor, von welchem jeder Zweig zur Anklage gegen ihn wird, bis er zuletzt dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit anheimfällt; denn Alles dauert nur eine Weile.

Drei Tage nach dem Raube in Tefertingen kehrte Hieſel mit einer Schaar Wildſchützen im Wirthshauſe zu Unterneſsried ein, und ließ auftragen, was nur gut und theuer war.

Im anſtoſſenden Käm̄erlein ſaß Franz Schleißheimer, Amtsknecht von Agawang, bei einem Glaſe Wein und einem gebratenen Huhne, womit ihn ſein Gevatter, der Wirth, regalirte.

Kaum hörte er aber Hieſels Stimme und den

Lärm ſeiner Bande. als ihm aller Appetit verging. In der Vorausſetzung, der Wirth werde ſo klug ſeyn, nicht mehr in das Kämmerlein zu treten, um ihn der Bande nicht zu verrathen, verriegelte er von innen die Thüre ganz leiſe, und kroch unter das Bett.

Aber die feine Naſe des Tiras witterte einen unheimlichen Gaſt in der Nähe; er ſtellte ſich vor die Thüre, kratzte immer heftiger, und erhob zuletzt ein heftiges Gebell.

„Was Teufel iſt denn in der Kammer, daß mein Tiras ſo wild wird?“ fragte Hieſel.

„Wird wohl die große Katze darin ſeyn,“ erwiederte der Wirth nicht ohne ſichtbare Verlegenheit.

„Das giebt ja einen herrlichen Spaß für meinen Tiras. Aber was iſt denn das? Die Thüre iſt ja verſchloſſen! Den Schlüſſel her, Wirth!

„Ich weiß nicht, wohin er gekommen iſt.“

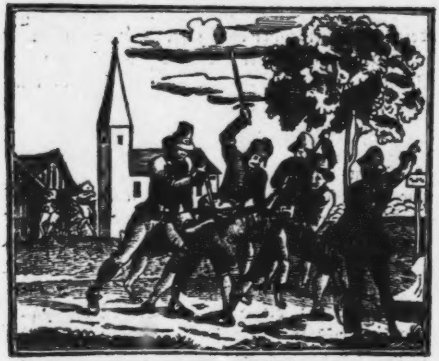
„Thut nichts; mein Fuß macht ſchon auf.!“

Schon bei dem erſten Worte Hieſels ſah der Amtsknecht ſein Schickſal voraus, verließ eilfertig ſeinen Zufluchtsort, und verſuchte es, weil er ſehr mager war, durch das Kreuzgitter des Fenſters zu ſchlüpfen und das Freie zu gewinnen.

Schon war er bis über die Hüften zum Fenſter hinausgekommen, als Hieſel die Thüre einſprengte, und in demſelben Augenblicke ein Poſten der Wildſchützen ihn bei dem Kragen faßte, und vollends herauszog. Er wollte ihn feſthalten; doch der gewandte Amtsknecht ſchlug ihn zu Boden, und entfloh. Der Wildſchütz raffte ſich auf, ſchoß nach ihm und fehlte;

Tiras aber, von Hieſel gehetzt, flog hinter ihm her, erreichte ihn bald, und riß ihn nieder.

Hieſels Wuth wegen des Amtsknechts Widerſtand gegen den Wildſchützen kannte keine Grenzen. Von Unterneſsried bis zum Dorfe Agawang regnete es Kolbenſtöße und Säbelhiebe; jeder Schritt brachte eine neue Qual; ſie ſchleppten den im Blute ohnmächtig Schwimmenden mit gedoppelter Wildheit fort über Stock und Stein, um ihn an der Ortstafel aufzuhängen; dieß vereitelte aber Hieſels Zorn, der ihm ſeinen Hirſchfänger in den Leib ſtieß.



Mit acht Wunden auf dem Kopfe, worunter drei todesgefährliche, mit mehreren Hieben an der linken Hand, von welcher zwei Finger faſt gänzlich weggehauen, die übrigen drei aber bedeutend verletzt waren, mit einem Stiche durch den Untertheil der Hand, und mit mehreren durch beide Füße, endlich mit einer tödtlichen Wunde an der linken Seite des Leibes, lag der ſchrecklich Mißhandelte unter den Mörderklauen der fürchterlichen Rotte; in dieſem Zuſtande wollten ſie ihn eben aufhängen, als ein vom Pfarrherrn veranlaßter Aufſtand aller Dorfbewohner über die Wildſchützen heranſtürmte, und ihnen den Verwundeten entriß. Dem Bauerngeſindel, wie Hieſel ſagte, weichen zu müſſen, war für ihn eine entſetzliche Schmach. Er kommandirte zum Sturme, ſchoß unter die Bauern, überfiel den Pfarrhof, ſchoß auf allen Seiten hinein, ſchlug die Fenſter und Kreuzſtöcke ein, und ſtieß die gräulichſten Schimpfworte und Läſterungen gegen den Pfarrherrn aus, der inzwiſchen immer mehr Bauern mit Senſen und Heugabeln aufforderte, ihr Leben und ihre Hütten gegen Mord und Brand zu ſchützen. Hieſel mußte der Uebermacht weichen.

Hieſel als Prälat.

Der Freiherr von Racknitz hatte der Augsburgiſchen Regierung durch ſeinen Stabsamtmann zu Haunsheim die ſchriftliche Zuſage gemacht, daß er alle ſeine Kräfte aufbieten werde, dem landesgefährlichen Hieſel demnächſt für immer das Handwerk zu legen. Der Plan hievon ging vom Stabsamtmann aus, der in vielen Wirthshäuſern laut geäußert hatte, daß er das Land von dieſem Ungeheuer befreien werde, koſte es auch, was es immer wolle.

Er organiſirte eine beſtändige Streife, zuſammengeſetzt theils aus herrſchaftlichen Jägern und Amtsknechten, theils aus muthigen Bauernburſchen, worunter viele ausgediente Soldaten, die nun zu Hauſe arbeiteten, und an reguläres Militär ſich anſchloſſen. Dieſe Gemeindeſtreifen wechſelten Tag und Nacht ab, und folgten dem Hieſel überall auf der Ferſe nach.

Von dieſen Verhältniſſen wurde Hieſel durch ſeine Spione genau unterrichtet, er erzählte es auch unverholen in den Wirthshäuſern, um damit zu prangen und zu ſchrecken, daß er alles wiſſe, und ſtieß bei ſolchen Gelegenheiten die furchtbarſten Drohungen gegen den Freiherrn von Racknitz und deſſen Stabsamtmann aus, dem er unter den gräßlichſten Flüchen einen unvermeidlichen Tod ſchwur.

Hieſel erfuhr eines Morgens, als er eben über ein Feld ging, von einem Hirtenjungen, daß der Stabsamtmann von Haunsheim vorbeigefahren ſey. Er habe ihn angebettelt, und jener erwiedert, er ſey mit keiner kleinen Münze verſehen; er möge ſohin bei dem Pförtner des Dominikanerkloſters zu Obermedlingen ſich melden, wo er zu Mittag ſpeiſe, dort wolle er etwas für ihn zurücklaſſen.

Hierüber ganz erfreut, ſchenkte Hieſel dem Knaben ein Zwölfkreuzerſtück, ſuchte einige Kameraden auf, und begab ſich nach Obermedlingen, wohin ein kurzer Weg von einer ſtarken halben Stunde führte.

Vom Wirthshauſe aus ſchickte Hieſel den Anderl, einen ſeiner verſchmitzteſten Kameraden, zur Kloſterpforte, und ließ den Herrn Stabsamtmann erſuchen, zu ihm in's Wirthshaus zu kommen, indem er ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe.

Natürlich kam der Eingeladene nicht, weil er wohl wußte, welches Schickſal ihm bevorſtand.

Hieſel hatte abſichtlich nicht durch irgend eine Liſt den Stabsamtmann herauslocken laſſen, weil er es darauf anlegen wollte, ſelbſt in das Kloſter zu kommen.

Der Stabsamtmann ließ ihm ſagen, daß er jetzt unmöglich Zeit habe; wünſche aber Hieſel mit ihm zu ſprechen, ſo möge er ihn nur zu Haunsheim beſuchen.

Dieſer Spott verdroß den Hieſel; er nahm ſeinen Stutzen und den Hund mit ſich, umging das Kloſter, um nicht geſehen zu werden, und ſchellte an der Pforte.

Der Pförtner hatte keinen Gedanken an die Verwegenheit, daß Hieſel es wagen würde, ganz allein in das Innere des Kloſters zu kommen, deſſen Dienſtperſonal hinreichend war, ihn zu bezwingen.

Er öffnete alſo die Pforte, und wollte gleich wieder ſie ſchließen, als er den Gefürchteten erblickte, deſſen Perſonalbeſchreibung und Bildniß damals in allen Winkeln des Bayern- und Schwabenlandes zu finden war; allein Hieſel ſtemmte ſich gegen die

Thüre, und erzwang den Eingang. Vier Wildſchützen hatten ſchon das Glockenhaus der Kirche beſetzt, um das Sturmläuten zu verhüten.

Dem Geruche köſtlicher Speiſen folgend gelangte er zum Refektorium, ein ſtattlicher Saal, worin die Mönche und einige Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft bei einem fetten Schmauſe ſaßen, und ſich eben mit allerlei Bemerkungen über Hieſels Kühnheit und vermeſſene Einladung des Stabsamtmannes beſchäftigten.

Ein neuvermählter Landjunker, zuvor Lieutenant bei dem Augsburgiſchen Reichskontingente, ſtürzte ein Glas Burgurger hinab, und prahlte:

„Herr Prälat, hätte ich den Kerl nur da, ich wollte gleich fertig mit ihm ſeyn!“

„Da iſt er!“ rief Hieſel, die Thüre aufreißend, nnd alle Gäſte ſaßen lautlos wie verſteinert auf ihren Stühlen.

„Nun, Herr Krautjunker, da ſteht ja der Kerl, mit dem Ihr gleich fertig ſeyd. Warum haltet Ihr jetzt nicht Wort? Nun, wir zwei finden uns ſchon noch; jetzt hab' ich's mit dem da oben zu thun.“

Rechts vom Prälaten ſaß der Stabsamtmann; Hieſel nahm einen Stuhl, drängte einen Herrn, der links vom Prälaten ſaß, zur Seite, und ſtellte ſeinen Stuhl ſo, daß nur der Prälat zwiſchen ihm und ſeinem Feinde ſaß, der bleich vor Angſt wurde, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte, und nicht aufzublicken wagte. Hieſel legte den Stutzen quer auf ſeinen Schoß, ohne den Hut zu rücken, während Tiras auf den Seitentiſchen mit dem Braten ſich gütlich that.

„Was führt dich in dieſe heiligen Mauern, Hieſel, ohne meine Erlaubniß!“ fragte mit ernſter Würde der Prälat.

„Ich bin ein freier Mann, und frage nach keines Menſchen Erlaubniß, zu thun, was ich will.“

„Bedenkſt du nicht, daß du jetzt in meiner Gewalt biſt? Ohne den Platz zu verlaſſen, kann ich durch ein geheimes Zeichen befehlen, Sturm zu läuten, meine Dienerſchaft hereinrufen, dich binden und den Gerichten ausliefern laſſen!“

Hieſel lachte laut auf.

„Probiert's, geiſtlicher Herr! Von euch Allen kommt doch keiner mehr lebendig hinaus. Aber gegen das Sturmläuten iſt ſchon geſorgt. Ein Schuß von mir, und in einer Viertelſtunde ſteht das ganze Kloſter in Flammen; zwanzig Kameraden ſind bei den Getreid- und Strohſcheunen mit Pechkränzen in Bereitſchaft, euch zu braten.“

„Welche verwegene Sprache!“

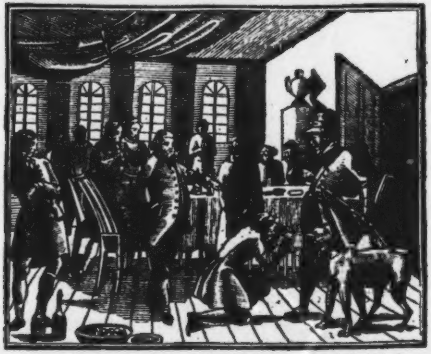
„Spart die überflüſſigen Worte! Alſo, Herr Stabsamtmann, ihr ſeyd der Allerweltshieſelfanger? Nun das freut mich, euch perſönlich kennen zu lernen. Ich weiß alles, was ihr gegen mich bereits unternommen habt, und noch im Schilde führt. Gebt euch keine Mühe mehr; ihr bringt's doch nicht mehr zu Ende, denn heute noch müßt ihr ſterben.“

Mit dieſen Worten faßte er den Stutzen, und ſpannte den Hahn, ſtand auf, und trat einige Schritte zurück zum Schuße fertig.

In der Todesangſt ſtürzte der Stabsamtmann zu Hieſels Füßen, und flehte um ſein Leben, da er Vater von ſieben unmündigen Kindern ſey.

Drohend erhob ſich der Prälat, und gebot ihm im Namen Gottes und der Kirche augenblicklich den Saal und das Kloſter bei Strafe des Kirchenbannes zu verlaſſen.

„Jetzt bin ich Prälat!“ donnerte ihm Hieſel entgegen, und Tiras ſchien nur einen Wink zu erwarten, um den Knieenden zu zerreißen.



Da legte ſich Pater Anſelm, ein achzigjähriger Greis, in's Mittel, und hielt an Hieſel eine ſanfte, zum Herzen dringende Anrede, worin er beſonders ſeine Tapferkeit und ſeine Großmuth rühmte, und ihm bemerkte, daß er eben deßwegen, weil er die Macht beſitze, ſich zu rächen, weit edelmüthiger handeln würde, wenn er ihm verziehe, und mit einer Summe Geldes, nicht für ſich, denn Hieſel verkaufe ſeine Großmuth nicht, ſondern für ſeine Kameraden, ſich begnügen möchte.

Der Prälat ſtimmte gleichfalls einen gemäßigtern Ton an, und die übrigen Gäſte vereinten ihre Bitten mit den Bemühungen des Pater Anſelm.

Hieſel fühlte ſich durch dieſe Behandlung geſchmeichelt; ſie hatte ſeine ſchwache Seite berührt. Er willigte ein, gegen eine Entſchädigung von 500 Gulden, wovon jedoch 100 Gulden der prahleriſche Krautjunker zu bezahlen habe, wenn ihm ſein Leben lieb ſey, dem Stabsamtmann weder hier noch anderwärts, außer im Falle eines Angriffes, an Leib und Leben zu gehen, oder auf eine andere Art zu verletzen.

Der Handel wurde geſchloſſen, Beide reichten ſich die Hände zum Zeichen der Verſöhnung, und nun ſetzte ſich Hieſel zur Tafel, und aß und trank nach Herzensluſt.

Endlich nahm er von der Geſellſchaft Abſchied, und kehrte mit dem Gelde, welches der Prälat vorſchoß, in das Wirthshaus zurück, wohin der Pater Küchenmeiſter einige große Schüſſeln mit trefflichem Braten, und der Pater Kellermeiſter ein derbes Faß Wein nachſendeten.

Vom köſtlichen Weine betrunken, beſuchte Hieſel mit ſeiner Bande auch das untere Wirthshaus zu Obermedlingen, da ihm verrathen wurde, daß dort der Bauer Johann Ortlieb von Haunsheim ſitze, der erſt vor wenigen Tagen über ihn geſchimpft habe.

Er wurde ſogleich nach der gewöhnlichen Manier behandelt, zu Boden geworfen, und mit den blanken Hirſchfängern gefährlich verwundet, und als er mit dem Aufgebote ſeiner letzten Kräfte zu entkommen verſuchte, von dem Hunde zuſammengeriſſen, und von Hieſels Schlagringe an den Augen ſo ſchwer verletzt, daß Blut und Waſſer über die Wangen des Unglücklichen rannen, dem es endlich gelang, die Thüre zu erreichen, und in einen Stall zu flüchten, wohin ihm noch eine Kugel nachpfiff, die ihn aber nicht mehr erreichte.

* * *

Der Ueberfall des Kloſters, von wenigen Kameraden gedeckt, deren Anzahl er dem Prälaten fünffach höher angegeben hatte, iſt ein Beweis ſeiner alle Vorſicht verhöhnenden Verwegenheit, die ſeinen Untergang nach und nach nothwendigerweiſe beſchleunigen mußte. Jedes tollkühne Unternehmen dieſer Art bildete wieder eine neue Speiche zu ſeinem Rade, das ſchon näher, als Hieſel wähnte, über ſeinem Haupte drohend ſchwebte.

Liebe bis in den Tod.

Mit 11 ſeiner Kameraden ſaß Hieſel, ihm gegenüber Afra, die ſeit längerer Zeit zu kränkeln und einen geheimen Gram im Herzen zu tragen ſchien, nächtlicher Weile zu Oberelchingen im Wirthshauſe zur Krone am Tiſche, und war guter Dinge. Es wurde wacker gezecht, und Jeder wußte aus ſeinem frühern Leben etwas Abentheuerliches zu erzählen, wobei beſonders die Liebſchaften der Wildſchützen zur Sprache kamen.

Als die Reihe an Hieſel kam, und alle ihr Erſtaunen ausdrückten, daß man von ihm in dieſer Hinſicht gar nichts wiſſe, und er ein abgeſagter Feind aller Mädchen zu ſeyn ſcheine, entdeckte er ihnen das Geheimniß ſeiner erſten Liebe, der Liebe zu Marien, und erzählte ihnen die genaueſten Umſtände derſelben vom erſten Augenblicke bis zum bittern Abſchiede, den er nach ihrer Rettung auf immer von ihr genommen habe.

Eine innere Wehmuth preßte ihm das Herz zuſammen, und öfters Thränen in die Augen, während er ſeinen Kameraden erzählte; ſelbſt ſeine Stimme verlor bisweilen die Feſtigkeit des Tones.

Er ſchloß mit einem furchtbaren Eide, nie wieder zu lieben, weil kein Mädchen auf der ganzen Welt ihm ſeine geliebte Marie erſetzen könne.

Aufmerkſam hatte Afra die Geſchichte ſeiner Liebe angehört; bald wurde ſie blaß, bald roth, und fing an, am ganzen Leibe zu zittern, als ob ein Fieberfroſt ſie rüttle. Als ſie aber ſeine Schlußworte vernahm, brach ſie in einen Strom von Thränen aus, die ſie vor den Augen der rohen Geſellen durch eine ſchleunige Entfernung zu verbergen ſuchte.

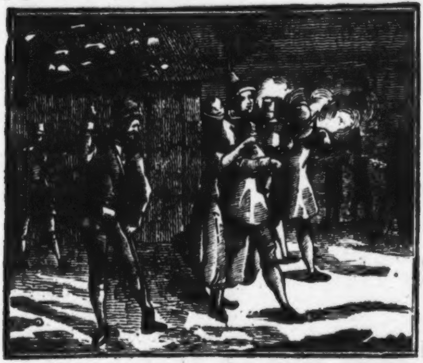
Dem Hieſel entging der Eindruck ſeiner Erzählung auf Afra's Gemüth keineswegs, er legte aber keinen Werth auf ihre Neigung.

Gegen Mitternacht ſuchten die Wildſchützen ihr Strohlager; doch kaum lagen ſie im beſten Schlafe, als ſie von einer Reichsſtadt Ulm'ſchen Militärſtreife unvermuthet überfallen, und ſogar von einigen verwegen eindringenden Soldaten angerufen und aufgefordert wurden, ſich zu ergeben. Davon konnte freilich nicht die Rede ſeyn. Zum Glücke hatten ſich die Wildſchützen nicht entkleidet; ſie ſprangen auf und griffen nach den Gewehren.

Hieſel, Studele, der Bub, der Tyroler und Sattler ſtellten ſich an die Spitze der Uebrigen und ſchlugen ſich durch. Afra kämpfte mit einem kurzen Säbel an Hieſels Seite.

Vor der Hausthüre traf es ſich, daß Hieſel ſich mit dem Rücken gegen eine etwas entfernte Scheune wenden mußte, hinter welcher ein Jäger der Streife ſchußfertig ſtand, was ſie im Mondſcheine deutlich bemerkte.

Eine innere Ahnung ſagte ihr, daß ſeine Kugel dem Hieſel gelte; raſch umklammerte ſie ihn rückwärts, um ihn mit ihrem Leibe zu decken, mit dem Angſtſchrei: „Hieſel, er erſchießt dich!“ und in demſelben Augenblicke durchbohrte die dem Hieſel zugedachte Kugel ihren Leib.



Tödtlich verwundet ſtürzte ſie an ſeiner Seite zu Boden; er ſelbſt aber ſprang um die Ecke der Scheune, und erſchoß den fliehenden Jäger auf der Stelle. Vier von der Streife erhielten noch tödtliche Wunden, die nur Einer überlebte.

So gelang es dem Hieſel und ſeiner Bande, für dießmal der drohenden Gefahr zu entgehen; ſie nahmen Afra mit ſich, die wenige Stunden darnach in Hieſels Armen mit dem Geſtändniſſe ſtarb, daß ſie ſich glucklich ſchätze, für ſeine Rettung ihr Leben zu opfern, da hoffnungsloſe Liebe ihr dennoch bald das Herz würde gebrochen haben.

Hieſel erkannte mit tiefer Rührung die Größe dieſes Opfers, aber ſein Herz fühlte keine Leere. Er ſchickte die Leiche an die nächſte Gemeinde zur chriſtlichen Beſtattung.

Am andern Tage kam er in Holzſchwang an, wo er dem Jäger Johann Stephan Reuter durch gewaltthätigen Ueberfall einen Schaden von 155 fl. 39 kr. verurſachte; auf dieſelbe Art beraubte er den Jäger zu Geſſertshauſen, Jakob Boniſon, im Betrage von 316 fl. 42 kr., und ließ den Andreas Schlang, Jäger zu Frankenried, durch fünf Kameraden förmlich plündern, Fenſter, Schränke und Thüren einſprengen, Schlöſſer, Uhren, Häfen und Schüſſeln zerſchlagen, die Tochter durch die Drohung, ſie zu erſchießen, auf's Aeußerſte ängſtigen, und die geraubten Gegenſtände in's Wirthshaus bringen, wo Hieſel auf Fürbitte des Pfarrers dem Jäger drei alte unbrauchbare Gewehre unter der Bedingung zurückſtellen ließ, für ihn die Zeche zu bezahlen.

Schlechter Dank.

„Gute Geſchäfte gemacht, Herr Hieſel?" fragte ihn mit kreiſchender Stimme der Trüffelhund, als Hieſel das Wirthshaus verließ, und nachſinnend hinter ſeinen Kameraden in die Wälder zog.

„Elender Wicht," — donnerte ihm Hieſel zu, — „warum haſt du mich vor der Streife nicht gewarnt?"

Der Trüffelhund ſetzte ſich auf einen ſchneebedeckten Zaun, ſtützte beide Hände auf ſeine Hüften, und brach in ein gellendes Lachen aus.

„Du lachſt, verfluchter Zwerg?“

„Wer ſoll denn da nicht lachen? Du ſtellſt dich ja an, als wär's meine Schuldigkeit, dich zu warnen. Haben wir denn einen Kontrakt gemacht?“

„Du hätteſt ja ſagen können, daß du nicht mehr für mich ſorgen willſt.“

„Gefälligkeiten haben keinen Termin. Ich hab's jetzt ſatt, dir umſonſt zu dienen. Willſt du dieß Papier mit deinem Blute unterzeichnen, ſo ſteh' ich dir wieder Tag und Nacht zu Dienſten.“

Hieſel las mit Schauder einen Vertrag mit dem Fürſten der Finſterniß auf dreißig Jahre gegen Verpfändung ſeiner Seele. Wüthend wollte er ihn in Stücke zerreiſſen, und dem Trüffelhunde vor die Füße werfen, aber das Papier ſchien von Eiſen zu ſeyn.

„Geh zum Teufel!“ ſchrie er, und ſchleuderte ihm das Papier zu.

„Da hab' ich nicht weit zu gehen,“ hohnlächelte der Zwerg, „du willſt alſo nicht?“

„Nein, nein, nein!“

„Gut, ſo mach' deine Rechnung; es wird nicht lange mehr mit dir währen. Auf Widerſehen!“

Als Hieſel, nachſinnend in den Boden ſchauend, ſein Haupt erhob, war der Trüffelhund verſchwunden; eine große mißgeſtaltete Elſter flatterte kreiſchend über die Schneefläche hin.

Der letzte Kampf.

Der Stabsamtmann von Haunsheim hatte weder die Todesangſt im Kloſter zu Obermedlingen, noch die Brandſchatzung oder vielmehr das Löſegeld von 500 fl. vergeſſen, und gab ſich nun alle mögliche Mühe, die Gemeindeſtreifen ſo weit als thunlich auszudehnen, und in raſtloſer Thätigkeit zu erhalten.

Der Freiherr von Racknitz ſah wohl ein, daß ein geſchickter Anführer ganz vorzüglich nöthig ſey, um gegen einen ſo liſtigen und verwegenen Räuberhauptmann etwas auszurichten. Auf ſeine Verwendung wurde das Oberkommando dem tapfern und einſichtsvollen Lieutenant Schedl übertragen, der an der Spitze einer auserleſenen Mannſchaft dem Hieſel in künſtlichen Flankenmärſchen Tag und Nacht nicht mehr von der Seite wich.

Hieſels Räubereien und endloſe Gewaltthätigkeiten hatten ihn nun auch dem Landvolke entfremdet, welches ein Ende dieſes Ungeheuers wünſchte.

Am 13. Januar 1771 ſchlief Hieſel mit neun Kameraden im Wirthshauſe zu Oſterzell bei Kaufbeuren; überall hatte er Wachen ausgeſtellt, weil er ſich auf den Trüffelhund nicht mehr verlaſſen konnte. Mit dem erſten Schlage der Mitternachtsſtunde fühlte Hieſel eine eiskalte Hand auf ſeiner Stirne; er erwachte und rieb ſich die Augen.

Da ſtand ſein verſtorbener Vater vor ihm, beugte ſich mit leichenblaßem Antlitze über ihn, und flüſterte mit dumpfem Grabestone: „Flieh!“ Dann verſchwand er.

Hieſel fuhr von ſeinem Lager auf, und legte ſich an's Fenſter, um durch die friſche Luft der mondhellen Winternacht neue Kraft einzuſaugen. Die Erſcheinung ſeines Vaters hatte ihn tief erſchüttert; doch hielt er ſie nur für einen böſen Traum.

Um ſich zu zerſtreuen, weckte er ſeine Kameraden, ging mit ihnen in die untere Stube, und begann zu karten. Da man vom Wirthshauſe aus überall hinſehen konnte, ließ er auch die ausgeſtellten Poſten in die warme Stube kommen, und am Spiele Theil nehmen. Im Eifer des Spieles bemerkte Keiner, daß plötzlich ein dichter Nebel fiel, der alle Ausſicht raubte.

Dieſen Augenblick benützte der Lieutenant Schebl, und rückte mit ſeinem Commando immer näher, das Wirthshaus von allen Seiten umzingelnd. Zugleich ließ er auch einige benachbarte Häuſer und Scheunen beſetzen, und den vermuthlichen Rückzug, im Falle ſich Hieſel ſollte durchſchlagen wollen, durch eine ſtarke Abtheilung von Jägern abſchneiben.

Hieſel hörte zuerſt ein Geräuſch, und rief gleich: „Kameraden! der Teufel hat den Nebel gemacht, wir ſind verrathen! Die Streife iſt ſchon da!“

Alle griffen ſogleich nach ihren Gewehren.

Es war 7 Uhr Morgens am 14. Januar, als der Kampf der Verzweiflung begann.

Hieſel legte auf den Lieutenant Schebl an; der Stutzen verſagte, und dieſer Umſtand, war ſein

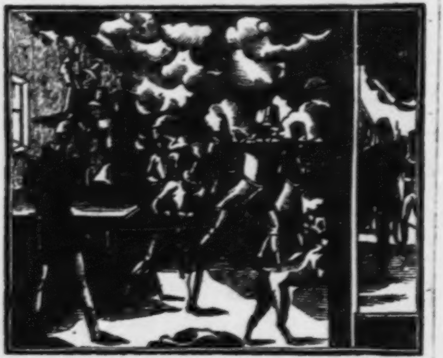
Verderben. Mit dem Anführer wäre auch der Muth der Soldaten geſunken. Eine innere Ahnung ſagte dem Hieſel, daß dieß ſein Unglück ſey.

Der Nebel war ſchwächer und durchſichtiger geworden, als der Kampf begann; doch immer noch nicht in ſolchem Grade, daß Hieſel die Stärke und Stellung des Commando's bemeſſen konnte. Den großen Grenadier Steiner traf Hieſel mitten durch's Herz, den Jäger Schmid von Konenburg durch den Kopf; den Grenadier Kopp ſchoß er durch die Seite in der Gegend der Leber; er ſtarb bald darauf; ſehr viele Soldaten erhielten Wunden. Ein Wildſchüß blieb todt auf dem Platze, ein anderer ſchwer verwundeter verſchied bald darauf in Frankenhofen; Hieſel war mit ſechs Kameraden unter den Bleſſirten, er ſelbſt am gefährlichſten.

Je näher Hieſel die Gefahr erſchaute, deſto größer wurde ſeine Wuth, und er ſtieß die furchtbarſten Flüche und Verwünſchungen aus, unaufhörlich durch Fenſter und Thüren auf die Jäger und Soldaten feuernd.

Als der Lieutenant Schedl einmal ziemlich nahe an der Thüre vorübereilte, um auf dem rechten Flügel Anordnungen zu treffen, und Hieſel eben ſein ungeladenes Gewehr in der Hand hielt, faßt er ſeinen treuen Tiras am Ringe des Halsbandes, riß ihn, ſeine Wuth zu entflammen, zurück, und hetzte ihn auf den Lieutenant Schedl.

Zum erſtenmale gehorchte dieſes treue Thier ſeinem Gebieter nicht. Anſtatt auf den Lieutenant zu ſtürzen, und ihn zu Boden zu reißen, packte Tiras vielmehr ſeinen eigenen Herrn, und biß ihn zweimal in den Arm; dann warf er ihm einen zornfunkelnden Blick zu, und ſprang ſeitwärts hinaus, die Flucht ergreifend, und bald vom Pulverdampfe verhüllt.



Dieſes Unerwartete brach Hieſels Muth und Selbſtvertrauen völlig. Nun dachte Hieſel mit Betrübniß und Reue an die nächtliche Warnung ſeines Vaters; allein er wollte noch immer das Aeußerſte verſuchen, und hörte nicht auf zu ſchießen; doch ſchon hatte ſeine Hand nicht mehr die frühere feſte Haltung und ſeine Schüſſe trafen nicht mehr, oder ſie trafen, ohne zu tödten.

Um das Leben ſeiner Tapfern zu ſchonen, befahl nun der Lieutenant Schedl, im erſten Stocke den

Boden aufzureißen, und brennendes Heu hinunter zu werfen, auf dieſes aber, wenn es lichterloh flamme, aus dem Waſchhauſe Waſſer zu gießen. Dadurch entſtand unten ein erſtickender Dampf, der die Augen quälte, den Athem hemmte, und jede Vertheidigung unmöglich machte.

Hieſels beſte Kameraden, die Tapferſten der ganzen Bande, gaben zuerſt das Beiſpiel der Feigheit; einer kroch ſogar in den Backofen, der Sattler und der Bub unter denſelben, ein Anderer in den Kamin, aus welchem er ſpäterhin mit angezündeten Holzfackeln getrieben wurde, und ſo ſuchte ſich Jeder ſo gut als möglich zu verſtecken.

Daß es nun mit ihm aus, und hier keine Rettung mehr möglich ſey, ſah Hieſel nach der tapferſten Gegenwehr von 4 Stunden, um 11 Uhr Mittags ein. Er ſchrie mit ſeiner gewaltigen Stimme:

„Um Chriſti Barmherzigkeit willen, iſt denn kein Pardon zu haben?“

Der Lieutenant Schedl befahl, mit dem Schieſſen einzuhalten, und rief ihm zu:

„Es ſoll dir von meinen Leuten nichts an Leib und Leben geſchehen, wenn du unbewaffnet dich ergibſt.“

Hieſel riß die Thüre auf, und trat hinaus, ohne Stutzen, ohne Hirſchfänger. Der Lieutenant hatte alle Mühe, ihn vor der Wuth ſeiner Soldaten zu ſchützen. Er wurde ſogleich gebunden, und auf einen mit Stroh gefüllten Holzſchlitten geſchmiedet. Das gleiche Schickſal hatten noch fünf von ſeinen Kameraden.

Da lag nun der Schrecken des ganzen Schwabenlandes, der furchtbare Wildſchützen- und Räuberhauptmann, deſſen Name ſchon hinreichend war, ganze Provinzen mit Entſetzen zu erfüllen, in ſchmachvollen Banden.

Auffallend ſchnell zerrann nun der dichte Nebel, und Hieſel merkte deutlich, daß er zuletzt in eine Rauchgeſtalt ſich auflöſete, welche dem Trüffelhunde in Rieſengröße glich, und dann plötzlich verſchwand.

Hieſel war feſt überzeugt, daß ſein abtrünniger Beſchützer und Warner, aus Rache wegen der verweigerten Vertrags-Unterzeichnung, ſich in jenen dichten Nebel verwandelt hatte, der dem Feinde das unbemerkte Heranrücken und den Ueberfall erleichterte, wodurch Hieſel ſeine Freiheit, und mit eben dieſer die letzte Hoffnung der Lebensrettung verlor.

Die Gefangenen wurden nach Frankenhofen geführt, und dort verbunden, dann aber zuerſt in die feſten Blockhäuſer des Zuchthauſes zu Buchloe, zuletzt aber zur Aburtheilung nach Dillingen.

Ungeachtet einer grimmigen Kälte waren doch alle Wege des Zuges zu beiden Seiten von Neugierigen bedeckt, welche das Wunder ſchauen wollten, daß es endlich gelungen war, den gefürchteten Hieſel zu fangen.

Hieſels Tod.

Die Verhöre des Hieſel wollten faſt kein Ende nehmen, da eine zahlloſe Menge von Beſchädigten, Betheiligten und Zeugen, oft in der weiteſten Ferne gerichtlich vernommen werden mußte.

An ſeinem Charakter wurde getadelt, daß er bei jeder Gelegenheit alle Schuld auf ſeine Kameraden zu wälzen ſuchte; allein Hieſel befand ſich im Falle der Nothwehr; es galt ſein Leben, und eine ſo hochherzige Denkart war bei ihm, da er keine Erziehung erhalten hatte, die geeignet geweſen wäre, ſeinem Gemüthe eine edlere Richtung zu geben, nicht mit Billigkeit vorauszuſetzen.

Er betrug ſich während ſeiner langen Haft ruhig und ernſt, auf das Schlimmſte gefaßt. Gar oft äuſſerte er, daß er den Tod wohl verdiene. Sein ganzes Benehmen bewies Reue über die verübten Frevelthaten; ſein Herz war verirrt, aber nicht verſtockt.

Nicht ſelten erſchien ihm ſein ſeliger Vater im Traume, und bat ihn, ſeines ewigen Seelenheiles wegen ſich mit Gott zu verſöhnen; dieſe Ermahnungen gaben ihm den Muth, ſtandhaft den Verſuchungen des Trüffelhundes zu widerſtehen, der gar oft in Hieſels einſame Zelle trat, und ihm die Freiheit verhieß, wenn er den Vertrag unterſchreiben wollte.

Endlich nahte ſich der lezte Tag ſeines Lebens. Die Kunde ſeiner Hinrichtung war in ferne Länder gedrungen; Fremde ſtrömten in ſolcher Zahl nach

Dillingen, daß die Wirthshäuſer ſie nicht mehr faſſen konnten, und ſelbſt viele Privatleute diejenigen beherbergen mußten, welche kein Obdach mehr gefunden hatten.

Den 6. September 1771, nach einer Haft von 8 Monaten, wurde Hieſel in einer naßen Kühhaut eingebunden, auf einer Schleife zum Richtplatz geſchleift, bei dem Rathhauſe vorüber, an deſſen Mittelfenſter ein rothes Tuch den Blutbann verkündete.

Vier Geiſtliche ermahnten ihn zur Ergebung in den Willen Gottes.

Mit Entſetzen bemerkte Hieſel, daß der Knecht, welcher auf dem Pferde ritt, das die Schleife zog, eine ſchreiende Aehnlichkeit mit dem Trüffelhunde hatte.

Hieſel behielt eine unerſchütterliche Faſſung, als der Aktuar des hochnothpeinlichen hochfürſtlich Augsburgiſchen Halsgerichtes, von jenem Fenſter aus ihm das peinliche Endurtheil vorlas, (welches die lieben Leſer in der Beilage aktenmäßig abgedruckt finden) aus dem hervorging, daß er, nicht zu erwähnen eine Menge anderer, höchſt ſträflicher Verbrechen, zwölf der gewaltſamſten Räubereien, acht beſondere Landesfriedensbrüche und neun Todtſchläge, ſohin 29 der abſcheulichſten Laſterthaten begangen hatte.

Jenſeits der Brücke von Dillingen war das Schaffot errichtet, auf welchem Hieſel ſeine Verbrechen mit dem Tode durch das Rad büßen ſollte, umdrängt von einer unermeßlichen Menge von Zuſchauern zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; denn während Hieſel ſein Todesurtheil vernahm, wurden zwei ſeiner Kameraden durch das Schwert hingerichtet, und ihre Körper ſpäterhin auf das Rad gelegt: Johann Adam Locherer, der ſogenannte Blaue, 25 Jahre alt, von Rhain aus Bayern gebürtig, ledigen Standes, und Johann Georg Brandmayr, der ſogenannte Rothe, 20 Jahre alt, von Steindorf in Bayern gebürtig, gleichfalls ledigen Standes.

Aus Schonung für Hieſel wurden die Körper der Enthaupteten unter die Blutbühne gelegt, bevor er ſelbſt erſchien

In einer engen Zelle unter derſelben beichtete Hieſel noch einmal, trank ein dargebotenes Glas Wein, und ſtieg ſtandhaft die Treppe hinauf.

Bei dem Anblicke der furchtbaren Maſchine in der Form eines Andreaskreuzes, erbleichte er, und ſeufzte tief auf; doch die würdigen Prieſter ermüdeten nicht, ſein Herz durch chriſtliche Troſtſprüche und Verheißung der Barmherzigkeit Gottes zu ſtärken.

Die Hände faltend zum Gebete warf er einen ſchmerzlichen, reumüthigen Blick zum Himmel; plötzlich fiel ſein Blick auf einen dicht am Schaffote haltenden Wagen, auf deſſen Decke zuſammengekauert der Trüffelhund ſaß, das verhängnißvolle Papier in der Hand haltend, und ihm zuflüſternd:

„Verſprich, daß du unterſchreibſt, und ich entführe dich durch die Lüfte.“

Hieſel machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe, worauf, nur ihm ſichtbar, der Fürſt der Finſterniß in der Geſtalt einer ſchwarzen Säule emporwirbelte und verſchwand.

Noch ſtarrte Hieſel die Veranſtalten ſeines Todes an, als ein Henkersknecht ihn langſam auf das Andreaskreuz niederlegte; andere Gehülfen ſchraubten die Hände und Füße an die Maſchine, und in dem Augenblicke, als einer derſelben ihm den Sack über den Kopf ziehen wollte, neigte ſich ſein verſtorbener Vater, das Antlitz in ſeliger Verklärung leuchtend, auf ihn nieder, gab ihm den Abſchiedskuß und tröſtete ihn: „Lieber Sohn, ſtirb ſtandhaft; Gott hat dem reuigen Sünder verziehen; bald werden wir uns auf ewig wiederſehen!"

Da verhüllte der Sack den Kopf des Hieſel; das Rädchen neben dem Halſe ſchnurrte; der erdroſſelnde Strang raubte ihm Bewußtſeyn und Empfindung; das Rad des Henkers zerſchmetterte in mächtigen Schlägen zuerſt mit dem Gnadenſtoße die gewölbte Bruſt, dann die übrigen Glieder, und Hieſel hatte ausgelitten, vollendet und gebüßt.

Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt, und der Körper in vier Theile zerhauen; der Kopf auf den Galgen geſteckt, mit der Unterſchrift: „der bayeriſche Hieſel," ſo auch ein Viertel des Leibes nebenan aufgehangen; das zweite Viertel kam nach Lamendingen, das dritte nach Schwabmünchen, und das vierte auf das Lechfeld, dem Hieſel zur Strafe, Andern aber zum abſchreckenden Beiſpiele.

⁂

So ſchmählich endete der furchtbare Wildſchützen- und Räuberhauptmann Hieſel, der mit kleinen Vergehen anfing, und dadurch zu großen Verbrechen verlockt wurde.

Im Trüffelhunde findet ihr den Geiſt des Böſen verkörpert, der ihn ſtets zu neuen Frevelthaten antrieb, indem er ihn durch den Wahn der Sicherheit immer tollkühner machte. Unter glücklicheren Umſtänden geboren, wäre er vielleicht der Stolz ſeines Vaterlandes geworden.

Darum hütet euch, liebe Leſer, vor dem erſten Schritte zum Böſen, und vergeſſet nie: „Ehrlich währt am längſten!“ Dem Andenken des reumüthig verſtorbenen Hieſel aber ſchenket ein andächtiges Vaterunſer.

Beilagen.

Urgicht und Urtheil
des
in der Hochfürſtlichen Reſidenzſtadt Dillingen
durch das Rad hingerichteten
Mathias Kloſtermayer
oder
Landesverrufenen Erzböſewichts
des
Baieriſchen Hieſel.

Zum Nutzen des Waiſenhauſes.

Verlegts
Johann Leonard Brönner, hochfürſtlich-biſchöflicher
akademiſcher Buchdrucker.
1771.

Der vor dem peinlichen Halsgericht hier öffentlich vorgeſtellte Miſſethäter Mathias Kloſtermayer oder ſogenannte baieriſche Hieſel von Kiſſing aus dem Landgericht Friedberg in Baiern gebürtig, etlich und dreiſſigjährigen Alters, ledigen Standes, katholiſcher Religion, iſt jener bekannte Erzböſewicht, der ſich durch ſeine ſo viele als ungeheure Laſter zum Scheuſal des ganzen Landes gemacht hat.

Schon ſeine erſte Jugend zeugte von einer verderbten Neigung zur Wilddieberey, und eine dreivierteljährige Zuchthaus-Strafe, mit welcher er im Jahre 1765 zu München gebüſſet worden, war nicht erkleckend, ſeine boshafte Leidenſchaften zu unterdrücken, vielmehr faßten dieſelbe immer ſtärkere Wurzeln, und beſonders ſeit dem Jahre 1767 war ſein ganzer Lebenslauf ein Gemiſch von Frevel, Gräul und Unmenſchlichkeit.

Um deſto frecher raſen zu können, verſammelte er eine Rotte verruchter Böſewichte, welche nicht ſo faſt Geſellen, als Knechte ſeiner Kühnheit waren. Dieſe bewaffnete er, und gab ihnen den Unterricht, wie ſie ſich den Streifen widerſetzen, wie ſie rauben, und morden ſollen; ſie ſtunden unter ſeinem Gehorſam, und mußten ihn als ihren Herrn förchten, und verehren. Mit dieſem noch nicht zufrieden, ſchaffete er ſich auch einen ungeheuren Hund an die Seite, der ſeinen ſtrafbarſten Muthwillen recht pünklich zu unterſtützen wußte.

So viele Streifen, welche auf denſelben allenthalben ausgeſchickt wurden, hatte faſt allemal die Verrätherey des gemeinen Volks, deſſen Gemüther er durch verſchiedene Blendwerke zu gewinnen wußte, vereitelt. Er ſtellte den Bauersleuten vor, daß er ihre Gründe von den Beſchädigungen des Wildes bewahre, er erweckte bey ihnen Verwunderung durch Zeigung ſeiner Geſchicklichkeit im Schießen; er prahlte ſich mit einer Veſtigkeit, und wies ihnen Kugeln vor, die er mit den Händen aufgefangen habe. Was ihm durch heimliche Spione ſchon verrathen war, ſagte er aus ſeinem Hut; in welchen er ſchaute, ihnen vor, und auf ſolche betrügeriſche Art hat er den gemeinen Mann, und diejenigen, die auf gleiche Weiſe denken, ſich zugezogen, Unterſchleiſe, Beyſtand, Schankungen, Entdeckungen, und allen guten Willen erhalten.

Wen er durch ſeine Bethörungen nicht leiten konnte, dieſen hat er durch Gewaltthätigkeit abzuſchrecken geſucht. Gegen Beamte, Jäger, Soldaten, und Gerichtsdiener war ſein Haß unverſöhnlich: ſeine Bedrohungen erſtreckten ſich endlich ſogar auf hohen Standesperſonen; und alldiejenigen, welche nur das mindeſte gegen ihn geredet, und gehandelt hatten, wurden von ihm auf das äuſſerſte verfolget.

In dieſer Verfaſſung durchirrte er die meiſten Gegenden Schwabens, und ließ überall die traurigſten Merkmale ſeiner Wuth und Rachgier zurücke.

Troz der geſchärfteſten Mandaten, welche ihn, und ſeine Bande vogelfrei erklärten, fuhr er fort, die ſchwärzeſten Verbrechen anzuhäufen, und das ganze Land mit den abſcheulichſten Räubereyen und Mordthaten in Unruhe zu verſetzen, bis er endlich das Maaß ſeiner Sünden erfüllet, und durch das Hochfürſtlich-Augburgiſche Soldaten- und Jäger-Commando nach einer dreyſtündigen verzweifelten Gegenwehr mit acht ſeiner Kameraden, wovon 2 auf dem Platze geblieben, zu Oſterzell den 14. Jänner des laufenden Jahrs in die Hände der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefert worden iſt.

In den mit ihm gepflogenen gütlichen Verhören, in welchen er zwar die meiſten Schandthaten mit den niederträchtigſten Ausflüchten zu bekleiſtern ſuchte, wurde theils durch ſeine eigene Bekenntniße, theils durch eingeholte eidliche Erfahrungen erhoben, daß er

im Jahre 1766

1.) nebſt 4 anderen Kameraden den Franz Joſeph Baur, Jägers Sohn von Tuſſenhauſen in dem Forſt mit den ſchrecklichſten Drohworten angefallen, und nachdem er ihn theils der Wuth ſeines großen Fanghundes preisgegeben, theils durch Schläge und Rippenſtöße muthwillig mißhandelt, nicht nur allein ſeiner Flinte beraubet, ſondern auch den Hirſchfänger und Weidtaſche nebſt dem Pulverhorn und Schrotbeutel herzugeben gezwungen.

Im Jahre 1767

hat derſelbe

2.) in dem Waldberger Forſt auf den zur Streife beorderten Jägers Sohn von Waldberg Johann Georg Geyer, und

3.) in dem waldiſchen Jagdbezirk auf den Jägerknecht Anton Fariſon die Flinte losgebrannt, nicht minder

4.) noch ſelbigen Mittag den Euſtach Layd, Meßner zu Steinenkirch unter den förchterlichſten Ausdrücken todt zu ſchießen, oder das Haus abzubrennen geſchworen, deſſen ſchwangeres Eheweib aber, welcher er das geſpannte Gewehr auf die Bruſt gehalten, und zweymal abgedrücket in den äußerſten Schrecken verſetzet, die Behauſung aber durch Einſchlagung aller Fenſter beſchädiget. Bald darauf und

5.) hat ſich derſelbe ſammt ſeinen Kameraden einer türkheimiſchen Jäger- und Bauern-Streife, welche in dem Dorfe Simnach den ſogenannten Buben Andreas Mayr aufgehoben, auf die vermeſſenſte Weiſe entgegen geſetzet, da er unter dieſelbe zum öftern Feuer gegeben, den Jäger von Angelberg an dem Kopf und rechten Arm verwundet, die Streife ſelbſt aber bis nacher Ettringen verfolget hat. Eben ſo, und

6.) iſt derſelbe nach den vorhandenen Inzüchten den zween minſterhauſiſchen Jägern Balthaſar Prem, und Georg Miller begegnet, da er mit ſeinen Kameraden dieſelbe im Forſt umrungen, zu Boden geworfen, mit Schlägen empfindlich gezüchtiget, und ihrer Dienſtgewehre beraubet hat.

Im Jahre 1768

hat Hieſel

7.) mit noch 8 Kameraden gegen Leonard Schenk Jäger vom Wald die muthwilligſten Exceſſe verübet, da er denſelben genöthiget, in dem Wirthshauſe zu Schnerzhofen einzukehren, ſodann aber mit einer viehiſchen Unart angefallen, und mit dem Tode oder Abbrennung ſeiner Hütte bedrohet. Noch zügelloſer wurde Hieſels Bosheit, da er

8.) im Chriſtmonat des nemlichen Jahres mit 14 bewaffneten Kameraden an dem Franz Joſeph Laner, Beſtändner auf dem Hauſerhofe unweit Minſterhauſen die greulichſte Rache verübet. Ein falſcher Argwohn, daß dieſer Mann einen Wilderer erſchoſſen habe, trieb ihn zu dem abſcheulichſten Vorſatz an, ſeine Wuth an ſelbem ganz zu erſchöpfen; er überfiel ihn daher in dem Stadel, wo er eben mit Dräſchen beſchäftiget war: er kündigte ihm den Tod an, und zerfleiſchte ihn auf eine ſo unmenſchliche Weiſe, daß der Mißhandelte hierdurch auf immer zum unglücklichſten Krippel gemacht worden. Um die nämliche Zeit, und

9.) hat dieſer Erzböſewicht bei den Krauthöfen Gräfl. Fuggeriſch-Dietenheimiſchen Gebieths, da er mit noch 3 Kameraden von der Gräfl. Fuggeriſch-Kirchbergiſchen Streife verfolget wurde, einen herrſchaftlichen Jäger vorſetzlicher Weiſe um das Leben gebracht.

10.) Als er in dem Algäw der auf ihn andringenden Fürſtl. Kemptiſchen Streife weichen mußte, hat er auf die daſelbſt poſtirten irrſeiſchen Soldaten und Bauern Feuer gegeben, und ihre Wachhütte in Brand geſtecket.

Im Jahre 1769

Unterſtund ſich Hieſel

11.) den hochfürſtl. Forſtmeiſter zu Frankenhofen Johann Conrad Haſel, und deſſen Knecht Johann Unſorg in dem Wald mit geſpanntem Gewehr anzuhalten, mit Hieben und Schlägen auf das äußerſte zu martern, und, nachdem er ſelbige über eine Viertelſtunde bis auf den Tod gepeiniget hat, endlich ihrer Kugelbüchſen, und Seitengewehre zu berauben.

Eben auf dieſe Weiſe wurde

12.) Anton Möſel Jäger von Reichartshauſen bey dem Scheppacherhofe zugerichtet; indem er nicht nur allein durch des Hieſels boshafte Geſellen zu Boden geworfen, und derb abgeprügelt, ſondern auch von dem Hieſel ſelbſt bald mit dem geſpannten Stutzen, bald mit entblößtem Seitengewehr, unter den förchterlichſten Ausdrücken in die augenſcheinlichſte Todesgefahr verſetzt worden.

13.) Hat Hieſel nicht nur allein dazu geholfen, wie ein kaiſerl. königl. Werbſoldat zu Binswangen von dem baieriſchen Hanſel durch einen Hieb an dem Kopf verwundet worden, ſondern auch

14.) auf den daſelbſtigen burgowiſchen Zollner unter den ſchändlichſten Schmäh- und Drohworten ſeinen Stutzen angeſchlagen, und

15.) eben daſelbſt auf die gegen ihn ausgeſchickte Streiſe Feuer gegeben. In der nämlichen Gegend hat ſelber mit ſeinen Kameraden

16.) den allhieſigen Furierſchütz Joh. Michael Brenner auf der offentlichen Straße umrungen, durch den an ihn gehätzten Hund zu Boden geriſſen, und unter Bedrohung, daß ſie ihn umbringen, oder durch den Hund in Stücke zerreiſſen laſſen wollen, nicht nur allein mit Schlägen, und Flintenſtößen ſehr übel hergenommen, ſondern auch durch einen Hieb über den Kopf verwundet, und ſeines mit Silber bordirten Livreehuts beraubet.

17.) Einige Wochen hierauf mußten auch Wolfgang Mögele Jäger zu Schönenberg in dem Wirthshaus zu Ettenbeuren, und

18.) Johann Baptiſt Mang Amtknecht zu Gögginngen auf offentlicher Straße ein eben ſo trauriges Schickſal empfinden; indem beede von dem Hieſel angepackt, und theils durch einen großen Fanghund, theils durch Seiten- und Schießgewehre ſo jämmerlich mißhandelt worden, daß erſtern die davon getragenen vielen und gefährlichen Wunden, letztern aber die ausgeſtandene Todesangſt in die gefährlichſten Umſtände geſtürzet.

19. Hat Hieſel nebſt ſeiner loſen Bande zu Deiſſenhauſen nicht nur der geſammten Gemeinde, welche nach vorgegangenem Sturmſchlage auf ihn losgegangen, ſich auf das frecheſte widerſetzet, und den erſten, der ſich ihm nähern würde, auf die Haut zu legen gedrohet, ſondern auch

20.) einige Zeit hernach das Amthaus gewaltſam angefallen, mit Steinen und Prügeln die Fenſter eingeworfen, und den Obervogt ſelbſt in ſeinem Hauſe umzubringen geſchworen.

Noch gräßlicher war der Muthwille dieſes Unmenſchens, da er

21.) zu Rockenburg, nachdem kurz vorher ein von dort ausgeſchicktes Commando von ihm zerſtreuet, und der Korporal Denklinger an dem Arm verwundet worden, mit Hindanſetzung der oberkeitlichen Befehle auf die unter dem Thor geſtandene Wache angeſchlagen, und ſelbſt den Herrn Reichsprälaten in ſeiner Abtey todt zu ſchießen gedrohet hat.

Mit dem Jahre 1770

Wuchſen auch die Verbrechen dieſes Ungeheuers. Gleich die erſten Täge dieſes Jahres bezeichnete er mit der boßhafteſten Gewaltthat, indem er

22.) zu Buchloe auf erhaltene Nachricht, daß einige Soldaten von der Zuchthauswache gegen ihn ausrücken, ſich gefliſſentlich entgegen geſetzet, und theils unter die Streife, theils in die umliegende Häuſer Feuer gegeben, auch wirklich hierdurch die zween Gemeine Hollenz und Dormayr Todes gefährlich verwundet hat.

Nachdem er nun den Markt Buchloe verlaſſen, überfiel er

23.) auf offentlicher Straße den Amtknecht von Blauhofen Georg Deufler, und peinigte ihn unter Ausſtoſſung gotteslaͤſteriſcher Reden und Bedrohungen auf eine recht barbariſche Weiſe. Dem Amtknecht gelung es zwar, den Hieſel ſelbſt zu Boden zu werfen; allein die Hülfe ſeiner übrigen Kameraden machte ihn alſobald wieder los. Worauf Hieſel demſelben erſt die derbeſten Schläge und ſelbſt ſo viele und gefährliche Wunden verſetzte, daß der Elende ganz gewiß ein Schlachtopfer der Grauſamkeit hätte werden müſſen, wenn nicht ſein alter Vater, und einige Waſenknechte mit Hunden zu Hülfe geeilt hätten. In dem nämlichen Jahre, und

24.) Mußte der Markt Buchloe die Ausgelaſſenheit des Hieſels nochmal erfahren, da er zu Nachtszeit einem auf der Poſt angekommenen Fremden hart begegnet, die im Amthauſe geſtandene Wache unter den ſchmählichſten Schimpfworten herausgefordert, und auf das Amthaus ſelbſt fünf Gewehre losgebrannt hat. Die entſetzliche Frevelthat, worauf ſich Hieſel verirret, führet nun zu ferneren Mordgeſchichten, da er nämlich

25.) bei dem Pferſer Steg einer Reichsſtadt Augsburgiſchen Streife mit gefliſſentlicher Bosheit entgegen gegangen, und ſich des an dem Musketier Leitner verübten Todſchlages theilhaftig gemachet, und

26.) nicht lange darnach zu Kellmünz, nachdem er den ganzen Tag mit den verächtlichſten Bubenſtücken zugebracht, die ihm verrathene churbaieriſche Streife fürſetzlich abgewartet hat. Alle Ermahnungen, daß er derſelben entfliehen ſolle, waren umſonſt: denn kaum war die Streife gegen das Wirthshaus angerücket; ſo gab er auf ſelbe Feuer, und legte einen Gemeinen von dem Freybataillon plötzlich auf die Haut. Mit dieſem noch nicht begnüget friſchte er auch ſeinen Buben zur nämlichen Mordſucht an, und machte ſich andurch des zweiten Todſchlages, und mehrer ſchweren Verwundungen ſchuldig.

27.) Hat derſelbe zu Ebenhofen unter einem groſſen Auflauf im Wirthshauſe Tiſche, Stühle, und die Kellertreppe muthwillig zerhauen, dem Wirth, der in den Keller entflohen, mit geſpanntem Gewehr aufgepaſſet, und demſelben ſowohl, als deſſen geiſtlichem Bruder den Tod gedrohet. Nicht minder iſt

28.) auf deſſen Geheiß Jakob Schick Jägersknecht von Berkheim in dem Wirthshauſe zu Straßberg ſeines Dienſt- und Seitengewehres beraubet, und mit dem empfindlichſten Gewalt angefallen worden.

Nachdem er hierauf das untere Schwaben verlaſſen, füllte er auch die oberen Gegenden mit lauter Frevelthaten an: denn er erkühnte ſich

29.) den landvogteyiſchen Revierjäger Euſtach Bitſch auf das grauſamſte zu mißhandeln. Anfänglich wurde dieſer Jäger durch ſeinen großen Hund gepacket, und zu Boden geriſſen, hierauf aber und nachdem er ſich kaum wieder aufgerichtet hatte, mit entblößtem Hirſchfänger auf eine ſo blutdürſtige Weiſe zerſchlagen und verwundet, daß er ohneweiters in ſeinem Blut liegen geblieben wäre, wenn nicht ſeine betrübteſten Umſtände den letzten Reſt der Menſchlichkeit in dem Hieſel ſelbſt erwecket, daß er dem Verwundeten Schießpulver in die Wunden gelegt, und ſolche mit einem Stücke vom Hemd verbunden hätte. Der Jäger mußte dieſen Dienſt mit gewaltſamer Abnahme ſeiner Kugelbüchſe und Hirſchfängers bezahlen.

Noch grauſamer wurde

30.) Johann Hildebrand Zollner zu Unterkirchberg behandelt. Hieſel drang in Begleitſchaft 7 bewaffneter Kerls mit Gewalt in deſſen Behauſung ein, riß ihn heraus, ließ ihn durch ſeinen Hund zu Boden werfen, und jämmerlich zerfetzen. Und, nachdem er ihn durch Hiebe und Flintenſtöße faſt bis auf den Tod gemartert hatte, ſchleppte er ihn bis auf die Illerbrücke hinaus, und würde ihn ohne Zweifel in das Waſſer geworfen haben, wenn nicht ein anderer von der Bande es noch vermittelt hätte.

Auf die nämliche Weiſe begegnete er

31.) dem landvogteyiſchen Streifer Bernhard Merk bey dem ſogenannten Spitalſchneider zu Leitkirch, und

32.) dem Joſeph Galloſch Bauer zu Rieden, Gräfl. Zeil = Wurzachiſcher Herrſchaft, deren erſtern er ebenfalls mit Landesfriedbrüchiger Mißhandlung in die traurigſten Umſtände verſetzte, letzterm aber in das Haus einfiel, und, als er ihn zum Glücke nicht angetroffen, alle Fenſter und Hausgeräthſchaft zerhauete, und zerſchlug, deſſen Eheweib, und alten Vater aber mit den ausgelaſſenſten Schreckworten ängſtigte. In der nämlichen Gegend wurde

33.) Anton Werz Reichsgräfl. wurzachiſcher Jäger im St. Johann von dem Hieſel und ſeiner Bande im Haus überfallen, und ihm ein Kugelſtutzen, eine Flinte, Hirſchfängerkuppel, ein paar Handſchuh, ein Schrotbeutel, ſammt einem Schweißhund gewalthätig abgenommen.

Hieſel mußte zwar hierauf den ihn aufſuchenden Streifen entweichen. Er ſetzte aber andere Gegenden in neuerliche Unruhe. Dann

34.) hat er nicht nur allein den Mathias Geyer Jägers Sohn von Waldberg, ſondern auch

35.) den Zenno Berger Jägersjung von Wildenroth in dem Forſt angefallen, ſehr hart gepeiniget, und ihrer Schieß- und Seitengewehre beraubet.

Gleich darauf, und

36.) Ließ Hieſel durch 3 ſeiner Kameraden den Ueberreuter zu Wildenroth gewaltſam ausrauben, wodurch desſelben Mutter in Todesängſten verſetzt worden iſt.

37.) Mußten auch 3 Soldaten des hieſig hochfürſtl. Contingents die Grauſamkeit dieſes Erzböſewichts empfinden: ſie wurden nämlich eben zur Zeit, wo ſie in der Feldarbeit begriffen, folglich mit keinem Gewehr verſehen waren, auf dem offentlichen Felde bei Untermeitingen überfallen, und theils von dem Hieſel und ſeiner Bande ſelbſt mißhandelt, theils aber durch den großen Hund ſo erbärmlich zugerichtet, daß einem davon durch die vielen Biſſe mehr, dann 8 gefährliche Wunden zugefügt worden ſind. Faſt gleiche Grauſamkeit verübte ſelber

38.) an einem fremden Kramer zu Ingenried im Wirthshaus, welchem nebenbey etliche paar Schuhſchnallen diebiſcher Weiſe entfremdet worden, und

39.) an einem kaiſerl. Werbſoldaten bei dem untern Wirth auf dem Lechfeld; nicht weniger

40.) an 2 Reichsgottshaus irrſeeiſchen Soldaten in dem Wirthshaus zu Ketterſchwang. Wie er dann auch

41.) zween Schreibern des Pflegamts Buchloe Namens Joſeph Egger, und Anton Spiri die Flinten ſammt Hirſchfängern und Kuppeln auf offentlicher Straße gewaltſam abnehmen ließ.

Seine ausgelaſſenſte Bosheit erſtieg endlich die äußerſten Stuffen: indem er ſogar die Obrigkeiten, und andere herrſchaftlichen Diener mit der gewaltſamſten Raub- und Mordſucht anzufallen ſich nicht geſcheuet hat.

Der traurige Zufall, welcher dem Hoſpital-augſpurgiſchen Obervogt Joh. Bapt. Heß zu Tefertingen begegnet iſt, war hievon eine leidige Probe. Sintemal er daſelbſt

42.) mit zwölf bewaffneten Kameraden das Amthaus übergewältiget, und den bekannten großen Raub unternommen hat. Fünf verſchmitzte Geſellen ſeiner Verwegenheit unter Anführung des Sattler drangen in das Haus: Hieſel aber beſetzte ſolches von außen mit ſeinen übrigen Leuten: ſie giengen hierauf gerad auf die Amtſtube zu, fielen den Obervogt, und ſeine Ehefrau ganz raſend an, forderten Geld, und drohten beyden den Tod, wenn ſie den geringſten Widerſtand thun wollten. Sie nahmen ſohin alles, was ſie an Geld, Silbergeſchmeid, Gewehr, Uhren, ꝛc. fanden, mit Gewalt hinweg, und, als es die Obervögtin wagen wollte, einem davon eine Schüſſel mit Geld aus der Hand zu reißen, ſetzten ſie ihr das geſpannte Gewehr auf die Bruſt, und den blanken Säbel an den Hals, und ängſtigten ſelbe ſchier bis auf den Tod.

Nach dieſer vollbrachten Gewaltthat nahmen ſie zwar den Rückweg in den Hof, kamen aber bald wiederum zurück, verlangten noch mehrer Geld, und ließen ſich nicht ehender abfertigen, bis ſie faſt das ganze Haus rein ausgeplündert, und dem Obervogt andurch einen Schaden von 2102 fl. zugefüget haben. Gleich drey Täge hernach und

43.) Ließ er dem Franz Schleißheimer Amtknecht von Agawang mit einer unerhörten Mordſucht begegnen. Von Unterneſſried, wo ſelber aus dem Wirthshaus mit Gewalt herausgenommen wurde, bis an das Dorf Agawang war faſt jeder Schritt eine neue Mißhandlung. Flintenſtöße, und todesgefährliche Hiebe folgten immer einer auf den andern; und, obſchon der Amtknecht unter dem Laſt der Wunden ganz fühllos dahingeſunken, wurde die Wuth dieſer Mörder doch nicht genug abgekühlet: vielmehr ſtürmeten ſie mit gedoppelter Grauſamkeit auf ihn zu, und ſtießten ihm den Hirſchfänger durch den Leib.

Acht Wunden auf dem Kopf, worunter drey todesgefährliche mehrere Hiebe an der linken Hand, wodurch 2 Finger faſt gänzlich abgehauen, und die 3 übrigen ſtark verlezt waren, ein Stich durch die Balle der Hand, mehrere derley durch beyde Füſſe, und endlich eine tödtliche Wunde an der linken Seite des Leibes, würden noch nicht erklecket haben, wenn nicht ein in dem Dorfe entſtandener Auflauf den elend Verwundeten der Raſerey dieſer Böſewichte entriſſen hätte. Hierdurch wurde aber Hieſel gegen das Volk und beſonders gegen den Pfarrherrn des Orts heftig, und ſolchergeſtalt aufgebracht, daß er unter erſteres losgefeuert, den Pfarrhof aber mit ſeinen Leuten gänzlich überzogen, hineingeſchoſſen, Fenſter und Kreuzſtöcke eingeſchlagen, den Pfarrherrn ſelbſt aber geſchimpfet und geläſtert hat.

44.) Gegen den Freyherrn von Racknitz ſtoßte Hieſel die verwegenſten Bedrohungen aus, und desſelben verordneten Stabsamtmann zu Haunsheim mißhandelte er in dem Dominicaner-Kloſter zu Obermedlingen mit der größten Ausgelaſſenheit. Dann er erfrechte ſich mit gewehrter Hand, und ſeinem großen Hunde das Kloſterconvent zu betreten, den beſagten Amtmann mit dem frecheſten Stolz zu beſprechen, und ſo lange zu beängſtigen, bis ſich endlich ſelber mit Geld entlediget hat.

Eben daſelbſt hat Hieſel

45.) in dem untern Wirthshauſe den Bauer Johann Ortlieb von Haunsheim durch ſeine Kameraden zu Boden werfen, und mit den Hirſchfängern gefährlich verwunden laſſen, ja, als der Verwundete ſeine letzte Kräfte zuſammengeſammelt, um dieſen Wuterichen zu entkommen; hat Hieſel den bekannten großen Hund an ihn gehäzet, und mit ſeinem Schlagring ihm die Augen dermaßen zerſchlagen, daß Blut und Waſſer herausgefloſſen iſt.

Auf dieſe Weiſe wurde beſagter Bauer zum dritmale angepacket; und da er ſich endlich in einen Stall flüchten wollte, noch mit einem Schuß verfolget.

46.) Zu Oberelchingen wurde Hieſel mit 11 ſeiner Kameraden in dem Wirthshauſe zur Krone von einer Reichsſtadt Ulmiſchen Militärſtreiſe zu Nacht unverſehens überfallen, und von einigen eindringenden Soldaten angerufen. Einer von dieſen erhielt aber augenblicklich einen Schuß, der ihn todt zur Erde ſtreckte. Noch 4 andere wurden tödtlich bleſſirt, wovon in weniger Zeit 3 geſtorben ſind.

Hiedurch bekam er Gelegenheit zu entweichen, und langte folgenden Tag zu Holzſchwang an, wo er

47.) mit 10 ſeiner Leute den daſelbſtigen Jäger Joh. Stephan Reuter unter Ausübung groſſer Gewalthätigkeit und öfterer Todesbedrohung ausgeraubet, und in einen Schaden von 155 fl. 39 kr. verſenket hat. Gleichergeſtalt wurde von dem Hieſel

48.) die Behauſung des Jakob Boniſon Jägers zu Geſſertshauſen landesfriedbrüchig überfallen, und daſelbſt an Geld, Silber, Gewehren und anderm Geräthe ein Raub von 316 fl. 42 kr. ausgeübet.

Nichtsminder, und

49.) ließ Hieſel den Andreas Schlang Jäger zu Frankenried in ſeinem Hauſe durch 5 Kameraden überfallen, und berauben, welche demſelben vieles Gewehr, Kleider und andere Sachen abgenommen, Fenſter, Thüren und Käſten eingeſprenget, Schlöſſer, Uhren, Häfen, und Schüſſeln zerſchlagen, die Tochter mit Todtſchießen bedrohet, und ſodann die geraubten Sachen dem Hieſel in das Wirthshaus zugebracht haben, welcher auf Anhalten des Pfarrherrn gleichwohl drey alte ausgemuſterte Gewehr mit der Bedingniß zurückgelaſſen, daß er hiefür die Zech bezahlen ſolle.

Endlich, und

50.) hat Hieſel im Wirthshaus zu Oſterzell ſeine Laſterbahn vollendet, und ſeiner auf das äußerſte gebrachten Vermeſſenheit das Siegel aufgedrücket, da er ſich nicht nur in die hartnäckigſte Gegenwehr geſetzet, ſondern auch einen Jäger, und zween Soldaten plötzlich erſchoſſen hat. Ohne einer Menge anderer höchſtſträflicher Verbrechen zu erwähnen, hat alſo gegenwärtiger Miſſethäter, nur in ſo weit, als man nach deſſen hartnäckiger Bekenntniß, und den vorhandenen Kundſchaften rechtlich ermeſſen konnte, zwölf der gewaltſamſten Raubereyen, acht beſondere Landesfriedbrüche, und neun Todſchläge, folglich in allem 29 der abſcheulichſten Laſterthaten wider ſich, welche die Hochfürſtl. Augsburgiſche weltliche Regierung bewogen haben, folgendes peinliche Endurtheil wider denſelben zu fällen:

Urtheil.

In peinlichen Verhörsſachen entgegen, und wider den Mathias Kloſtermayr ſogenannten baieriſchen Hieſel von Kiſſing des Landgerichts Friedberg in Baiern gebürtig, wird auf deſſelben gerichtlich- und gütliche Bekenntniße, und hierüber eingekommenen eidliche Erfahrungen nach gepflogenem genauen Rechtsbedacht, und der Sachen reiferwogenen Umſtänden vor der Hochfürſtl. augſpurgiſchen weltlichen Regierung alhier mit Urtheil zu Recht erkannt, daß dieſer Erzböſewicht wegen ſeiner vielfältigen Wilddiebereyen, offentlichen Gewaltthaten, Landesfriedbrüchen, Raubereyen, und fürſetzlichen Todſchlägen, den göttlichen, natürlichen und menſchlichen Geſetzen, auf die vermeſſenſte und ärgerlichſte Weiſe zuwidergehandelt, und dahero das Leben verwirket habe; weßwegen derſelbe zu ſeiner wohlverdienten Strafe, Anderen aber zum abſcheuenden Beyſpiel dem Scharfrichter zu Handen und Banden übergeben, zur Richtſtatt geſchleifet, daſelbſt mit dem Rad, durch Zerſtoſſung ſeiner Glieder von oben herab, vom Leben zum Tode gerichtet, alsdann der Kopf von dem Körper abgeſöndert, dieſer aber in vier Stücke zerhauen, und auf den Landſtraſſen aufgehangen, der Kopf hingegen auf den Galgen geſteckt werden ſolle.

Von Rechtswegen

Alſo geurtheilt und vollzogen
in der Hochfürſtl. Reſidenzſtadt Dillingen
den 6. Herbſtmonat 1771.

Ode

über die Hinrichtung des baierischen Hieſels, welche den 6. September 1771 zu Dillingen vorgegangen.

1.

Feyrt, Schwaben! feyrt ein Freuden=Feſt,
Und dankt dem lieben Gott!
Der Hieſel, dieſe Wälder=Peſt
Iſt endlich einmal todt.

2.

Der Jäger=Feynd, und Antichriſt,
Angſt, Geiſel, und Komet,
Der euch wie Joab oft geküßt,
Iſt wirklich nun labet.

3.

Nun liegt der wilde Behemot
Zur Erde hingeſtreckt,
Sein Ruhm verwandelt ſich in Spott,
Die Schand wird aufgedeckt.

4.

Das Feuer ſeines Angeſichts,
Der Stirne Bliz verraucht:
Sobald die Luft des Hochgerichts
Den Hieſel angehaucht.

5.

Gerichtes=Diener! ſchnauft nun aus,
Und wandert eure Bahn!
Der Hieſel ſitzt im Vogelhaus,
Und pfeift euch nicht mehr an.

6.

Sein Kopf, der auf dem Galgen ſteckt,
Schreyt nicht mehr: Hunde weicht!
Weicht! oder das Gewehr geſtreckt,
Sonſt ſterbt ihr ohne Beicht.

7.

Er machte euch verzweifelt heiß,
Er; dieſer rauhe Mann,
Daß vielen oft der rothe Schweiß
Aus Mund und Naſe rann.

8.

So mancher Schlag und Rippenſtoß,
Die er euch hat verehrt,
(Denn ſeine Sanftmuth war nicht groß)
Sind der Gedächtniß werth.

9.

Der gute Stutzel kracht nicht mehr,
Aus ſeinem Mundloch geht,
Euch zu erſchrecken, wie vorher,
Kein bleyernes Billet.

10.

Er, und ſein großer Höllen=Hund
Erſchreckte alles zwar,
Itzt aber kam die letzte Stund,
Sein Mordſpiel iſt nun gar.

11.
Es daurt nur alles eine Weil,
Iſt ſchon der Frevel groß:
Der lang geſchenkte Donnerkeil
Bricht endlich einmal loß.

12.
Er ſtrebte ſtets dem Wilde nach,
Und wurde ſelbſt zum Wild,
Bis endlich die erhitzte Rach
Ihm nach dem Herz gezielt.

13.
Dergleichen Stolz, und Raſerey
Thut in die Läng nicht gut:
Der Himmel hört das Rachgeſchrey,
Und fodert Blut für Blut.

14.
Commando hin, Commando her,
Das ſecht ihn wenig an:
Dem Hieſel war nichts neues mehr,
Auf jeden Schuß ein Mann.

15.
Der Wildprät⸗Schütz und Lieferant
Nahm aus der Boßheit Ruhm
Zu Dillingen in Schwabenland
Ein rundes Prämium.

16.
Sein Bub nebſt zwey Geſpannen noch,
Wollt keinen ſolchen Plans:
Und ſchlich, indem er Lunten roch,
Zum Tempel ſtill hinaus.

17.
Er hat das Forſtrecht lang ſtudiert,
Und mit dem Jäger-Chor,
So ſcharf und hitzig diſputiert,
Daß es den Sieg verlohr.

18.
Der Jäger Einwurf war ſehr matt,
Auf Hieſels Argument:
Doch endlich machte der Soldat
Dem Diſputat ein End.

19.
Des Laſters Unfug daurt nicht lang,
Die Boßheit wird nicht alt,
Dieß lehrt uns Hieſels Untergang:
Die Blutſchuld iſt bezahlt.

Abſchiedsgedanken
des
# baieriſchen Hieſels
und
# ſeiner Cammeraden
an ihrem Tod- und Sterbenstage,
nachdem dieſelben
von einer
Churfürſtlichen Dillingiſchen
Juſtiz
nach Urtheil und Recht vom Leben zum Tode
gebracht worden.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,
gedruckt bey Franz Joſeph Fetſcher, 1771.

1.

Nun Welt! nun gute Nacht, das ſind die letzten Zeilen,
Die dir der Hieſel wird zum Abſchied noch ertheilen.
Das Schwert iſt ſchon gewetzt, die Bühne ſammt dem Rad,
Zu meiner Strafe auch, ſo fertig als parat.
Jedoch ich habs verdient, hätt ich mich warnen laſſen,
So würd kein ſolcher Lohn, auf mich zur Marter paſſen.

2.

Wie viel Erinnerung, und warnungsvolle Lehren,
Ließ mancher gute Freund, aus ſeinem Munde hören,
Allein ich lachte nur, und dachte nicht daran,
Daß Gott auf einmal ſchnell, die Bosheit ſtrafen kann.
Und ſiehe! ich erfuhrs, der Ort bey Oſterzellen,
Der wars! den mir Gott that, zu meinem Fall beſtellen.

3.

Wohlluſt, und Müßiggang, nebſt ſchlimmen Cammeraden,
Sind des Verderbensweg, worauf ich mir zum Schaden,
Gewandelt lang genug! O arme Veſtigkeit,
Die mancher dumme Menſch, von mir ſich prophezeyt.
So lang kein Schuß mich traf, und Niemand nahm gefangen,
So lange konnte ich, als veſter Hieſel prangen.

4.

Allein! Herr Schedel kam, nebſt ſeinen brafen Leuten,
Und nahm ſammt meiner Rott, uns alle Veſtigkeiten,
Kurz! meiner Bosheit war, nunmehr das Ziel geſtellt,
Statt Wälder, freyer Luſt, und angenehmem Feld,
Ward uns nun das Quartier in Bouchlen angewieſen,
Bis wir nach Dillingen gefeſſelt fahren müſſen.

5.

Und hier! iſt nun der Ort, wo wir heut ſterben ſollen,
Weil wir zum Abſchied nun, euch etwas bitten wollen.
So hört! wir rufen euch, auf unſrer Todesbahn,
Um euere Fürbitt noch, zu Gott im Himmel an,

Daß er uns gnädig ſey, in unſeren letzten Stunden,
Durch Jeſu Blut und Tod, durch ſeine offne Wunden.

6.

Ihr wüßt die Bosheit war, von uns ſehr weit getrieben,
Im Anfang giengs aufs Wild! dann wurden wir zu
Dieben,
Und mancher büßte gar, durch uns ſein Leben ein.
Wie nöthig haben wir, daß Gott woll gnädig ſeyn.
Ja, möcht die Todesſtraf! die wir heut auszuſtehen,
So mancher böſe Menſch, zu ſeiner Warnung ſehen.

7.

Wir aber wenden uns, hiemit vor Gottes Throne,
Und bitten gnädiglich; durch Jeſum ſeinen Sohne,
Daß er uns Sünderen, in Gnaden ſtehe bey,
Und alle unſre Sünd', vergebe, und verzeih.
Daß unſere Buße mög, von Herzen ihm gefallen,
Und nicht ein Donnerwort, an jenem Tag erſchallen.

8.

In unſerer Todesſtraf, die wir nun bald empfangen,
Laß jeden Seufzer er, dem Himmel zu gelangen.
Wie gerne ſtehen wir, hier unſre Marter aus,
Dann wir verdientens ja, wann jenes Himmelshaus,
Und jene Herrlichkeit, nur dort in jenem Leben,
Von Gott dereinſtens uns, geſchenkt wird und gegeben.

9.

So lebet demnach wohl, die ihr mir günſtig waret,
Mir manches Guts gethan, und truppenweis gepaaret,

Bald hie, bald da, bald dort, wo ich zu treffen an,
Dank ſey für als was ihr, mir habet Guts gethan.
Nun iſt dieß als vorbey, o, möcht es doch geſchehen,
Daß man nach mir nicht noch, möcht andere Hieſel ſehen.

10.

Ihr Wäld= und Felder die, ihr mich oft habt verſtecket,
Ernähret durch das Wild, verborgen und gedecket.
Euch dank ich auch nochmal; doch Gottes Angeſicht,
Entriſſetet ihr mich, auf keine Weiſe nicht.
Das Sprichwort wird heut wahr, nichts wird ſo klein geſponnen,
Es kommt zu ſeiner Zeit doch endlich an die Sonnen.

11.

Nun gehts aufs Sterben los, lebt wohl aufs allerbeſte,
Gott aber! ſteh mir bey, ſein Arm halt uns veſte.
Ja meine Seele nimm, er zu Genaden an,
Wie er am Kreuze dort, dem Schächer auch gethan,
In meiner letzten Stund, tröſt mich ſein Todesſchweiße,
Bis endlich gar mein Geiſt, erblickt das Paradeiſe.

ENDE.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mathias Etenhueber,
Churfürſtl. Hofpoet.

Moraliſche Gedanken
über den ſogenannten
# baieriſchen Hieſel,
welcher
den 6. September 1771 zu Dillingen durch die Hand
des Scharfrichters von oben herab gerädert, deſſen
Körper in vier Theile zerhaut, dieſe auf die
Landſtraſſen gehängt, der Kopf aber
auf den Galgen geſteckt worden.

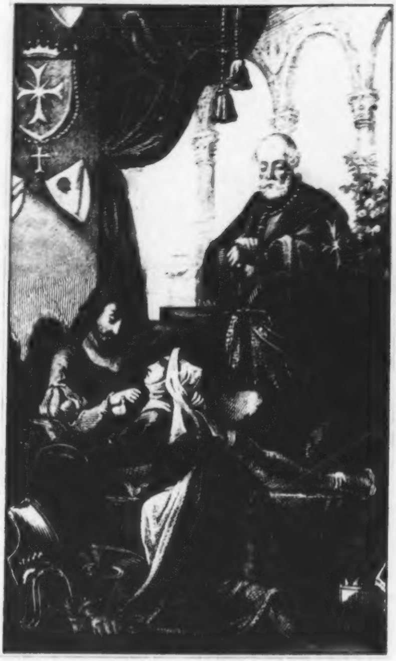
Zu finden
bey Joſeph Waagns, Kupfer-Verleger in Jakober-Vorſtadt im Farbhöfel, in Augsburg. Nebſt dem Portrait.

Der Hieſel iſt nun tod, der Friedensſtöhrer ruht,
Der Wald-Tyranne liegt zerquetſcht in ſeinem Blut,
Das eiſenfeſte Herz, die eiſenfeſten Glieder
Sind durch das Rad entzwey, der Hieſel kommt nicht wieder,
Iſt fort, iſt ewig fort, er ſteht nicht wieder auf,
Der Laſterhafte hat vollendet ſeinen Lauf.
Der ſcheußlichſte Barbar iſt durch verruchtes Morden
Zu ſeiner Schande bloß der Erde kundbar worden.
Er dieſer Böſewicht nebſt ſeinem großen Hund
Zerfleiſchte, würgte, riß, ſchlug alles tod, und wund;
Sein ganzes Leben war nach eidlichen Berichten
Ein ſchwarzes Tagebuch von Raub- und Mord-Geſchichten,
Ein Abgrund, ein Gemiſch von Stolz, und Raſerey,

Verhärtung, Eigenſinn, und Blut-Durſt noch dabey.
Der Frevler wußte nichts von Sanftmuth, und Verſchonen,
Er wagte ſich ſogar an hohe Stands-Perſonen.
Er gieng dem Wilde nach, und wurde ſelbſt zum Wild,
Ein Fuchs an Liſtigkeit, an Wuth des Tygers Bild.
Sein Trotz verlachte nur die Schärfe der Mandaten,
Die ihn als Vogelfrey ſchon längſt erkläret hatten:
Er war der Wälder Furcht, des Jäger-Volks Satyr,
Die Geiſel Schwabenlands, ein Bär, ein wilder Stier:
Wer wagt ſich ungeſtraft an dieſes Ungeheuer,
Das immer ſchnaubt, und brüllt, und Flüche, Gift, und Feuer
Aus ſeinem Rachen würft? kein Jäger, kein Soldat
Kam ohne Schuß davon, der ihm zu nahe tratt.
Durch die Verfolgung ſelbſt ward dieſer Unmenſch böſer,
Roch er Gefahr, ſo war der Stutzel ſein Erlöſer,
Der macht ihm wieder Luft, der brach ihm neue Bahn,
Sein höllſcher Cerberus fiel alles raſend an.
Wie vielen Streifen iſt er unverletzt entgangen?
Wer war ſo ſtark und ſchlau, den Hieſel einzufangen?
In längſter Zeit kein Menſch: Denn wer ihm nur gedroht,
Dem ſchwur er fürchterlich, Schimpf, Wunden oder Tod.
Der Polter-Geiſt durchzog mit ſeiner Räuber-Bande,
Als wie ein ſchneller Blitz, das ganze Schwabenlande,
Wohin er immer gieng, gieng Tod, und Schrecken mit,
Verwüſtung, Greul, und Blut bezeichnet jeden Schritt:
Sein Herz bebrüttete die ſchwärzeſten Verbrechen,
Die Unverſöhnlichkeit ſich an dem Feind zu rächen,
Sein ſteinernes Gemüth, der unerloſchne Haß
Die machten, daß er gar die Menſchlichkeit vergaß.
Nach Thieren fieng er an auch Menſchen-Fleiſch zu fällen,
Stolz; und verwahrt genug durch ſeine Raub-Geſellen,
Von welchen er das Haupt, Herr, und Regente war,
Sie theilten auch mit ihm den Raub, und die Gefahr,
Sein Bub, dem Meiſter gleich an Schand- und Buben-Stücken,
Verſtund ſo gut als er, den Stutzel loßzudrücken,
Und alles das zu thun, was ihm ſein Herr befahl,
Er faßte ſeinen Mann, und plünderte, und ſtahl,
Die ganze Rotte mit Verwägenen! bedenket,
Daß noch ein Richter lebt, der es euch lange ſchenket,
Doch zur beſtimmten Zeit um deſto härter ſtraft,

Ihr fällt noch ganz gewiß in ſeiner Hände Kraft:
Hört das vergoßne Blut zu Gott um Rache ſchreyen,
Er wird des Donners Brand auf eure Häupter ſtreuen,
Sie kömmt, ſie bleibt nicht aus die feſtgeſetzte Zeit,
Die euch belohnen wird für eure Grauſamkeit.
Doch die Verſtockte ſind, ſie ſind nicht zu bekehren,
Weil ihrer Ketten Laſt Natur, und Zeit erſchweren.
Gewohnheit iſt ein Stein, den kaum der Stärkſte hebt;
Ein angeſeßner Wurm, der immer weiter gräbt,
Ein Nagel, welcher tief in eine Mauer roſtet,
Und noch ſo viele Müh herauszuziehen koſtet:
Ein Schlaf=Trunk, der den Leib ſo unempfindlich macht,
Daß er vor ſeinem Tod gar ſelten auferwacht:
Ein Garn, in welches man ſich deſto mehr verſenket,
Je heftiger der Menſch ſich loßzumachen denket:
Sie iſt das Schweſter=Kind der ſündigen Natur,
Und eine Seuche, die ſich durch die Galgen=Cur
Allein vertreiben läßt: von Dieben, und von Räubern
Muß die Gerechtigkeit den Erdeboden ſäubern,
Der ſchärfſten Strafen Zwang, das blutigſte Gericht
Vertilget doch die Schaar der Raube=Vögel nicht.
Sie dieſe Rotte will noch betteln, weder graben,
Und gleichwohl luſtig ſeyn, und doch zu eſſen haben.
Das ſchönſte Ackerfeld trägt ohne Schweiß kein Brodt,
Wer ſchläft zur Sommers Zeit, den drückt des Winters Noth.
Der Ruf verbreitete des Hieſels Ruhm jedeſſen:
Und dieſes machte ihn um deſto mehr vermeſſen;
Er ſchoß und plünderte noch ärger als zuvor,
Der Sieg war ſtets bey ihm, und der Soldat verlohr
Das Leben, und zugleich den Kützel ihn zu fangen;
Er dörfte wohl noch gar mit friſcher Beute prangen.
Dem meiſten Bauer Volk war dieſer Waldgott lieb,
Weil er des Wildes Geiz von ihren Feldern trieb;
Man brannte vor Begier, den Wundermann zu ſehen,
Dem Jäger und Soldat nicht könnten widerſtehen;
Der Jäger Antichriſt gieng bald in Kupfer aus,
Man ſtrich noch ſein Vergehn mit vielem Lob heraus,
Bewunderte, beſang die gröbſten Laſterthaten,
Weil wenige davon den rechten Abriß hatten.

Kein Haus war auf dem Land, kein Haus ſaß in der Stadt,
Wo nicht der Hieſel ſtund auf einem Kupfer-Blat.
Es hielt ihn alle Welt für einen Eiſenfreſſer,
Sein Ruhm vermehrte ſich, der Held ward täglich gröſſer.
Doch, da er wirklich noch die Hoffarts-Fahne ſchwang,
So neigte ſich bereits ſein Glück zum Niedergang.
Die Zeit der Rache kam, ſie kam mit ſchnellen Schritten:
Das Sünden-Maaß war voll durch vieles Blut verſchütten.
Sein letzter Auftritt ſelbſt zu Oſterzell beſtimmt,
Ein ſtarkes Krieger-Chor kam jähling, und ergrimmt
Den Räubern auf den Hals: ſie kämpften wie die Tyger,
Doch das Commando blieb in dem Gefechte Sieger,
Und Hieſel, der nun auch den erſten Muth verlohr,
Kroch bebend, und verwundt aus ſeinem Loch hervor,
Rief kläglich um Pardon, der ward ihm auch gegeben,
Man ließ ihn aber nur zu ſeiner Strafe leben:
Und warf ihn wohlverwahrt in tiefen Schnee hinaus,
Darauf durchſuchte man mit allem Fleiß das Hauß,
Entwafnete, und band die übrigen Geſellen.
Die erſte Sorge war die Schlitten zu beſtellen,
Und dieſe ſtunden auch in kurzer Zeit bereit.
Ein ſolches Ende nahm des Hieſels Tapferkeit.
Von ſeinen Thaten läßt ſich itzt nur ſo viel leſen,
Es ſey das rühmlichſte an ihm ſein Tod geweſen.



Chriſtoph der Kämpfer,

Herzog von Bayern,

oder:

Der Löwenbund.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Mit einem Stahlſtiche.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA

Seiner geliebten Tochter

Eliſe Ebert,

zur Erinnerung an den 1. Mai 1843

geweiht

vom

Verfaſſer.

Zueignung.

Des Dichters Flügelroß haſt Du gezäumet,
Als ich, noch immer zaudernd und beſangen,
Den Ritt nicht wagen wollte, und mit Bangen
Von dem Mißlingen kühnen Flugs geträumet.

Da ſprachſt Du: „Lieber Vater, nicht geſäumet!
„Wohin ſo Viele ſchon ſich glücklich ſchwangen,
„Geleite Dich ein heiliges Verlangen,
„Ob auch das edle Roß ſich herriſch bäumet!“

Von Selbſtvertrauen wunderſam ergriffen,
Begann ich raſch, die ſagenreichen Bahnen
Der Wahrheit und der Dichtung zu durchſchiffen.

Und was mir dort gelungen, zu erkunden,
Sey für beſeelend liebevolles Mahnen,
Geweiht Dir zum Gedächtniß jener Stunden!

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vorwort.

Die Geſchichte meines ſchönen Vaterlandes *Bayern* iſt überreich an dankbaren Stoffen zu *hiſtoriſchen Erzählungen*, welche von gebildeten Leſern noch immer jenen Dichtungen vorgezogen werden, die nicht von dem Zauber geſchichtlicher Erinnerungen durchweht ſind.

Die in dieſem Buche erzählten Ereigniſſe aus dem thatenvollen Leben des Herzogs *Albrecht IV.* von Bayern, genannt der *Weiſe*, eines der geiſtvollſten Fürſten ſeiner Zeit, haben auf dem glorreichen Throne des Hauſes *Wittelsbach*, das *Erſtgeburtrecht* begründet, und die Segnungen deſſelben auf die ganze Zukunft Bayerns vererbt.

Die hohe Wichtigkeit dieſes intereſſanten geſchichtlichen Zeitraumes rechtfertigte meine Wahl; aber gar bald erkannte ich die Schwierigkeit der dichteriſchen Behandlung in einem zugemeſſenen Rahmen. Ob und in wie ferne mir nun, hiſtoriſcher Wahrheit mit möglichſter Treue huldigend, der Verſuch gelungen ſey, jene Schwierigkeit zu überwinden, will ich dem unbefangenen Urtheile billiger Nachſicht überlaſſen, mit dem herzlichen Wunſche, daß bald unſere größeren Dichter die Schöpfungskraft ihrer gefeierten Talente, zu ruhmwürdigeren Erzeugniſſen, als dieſes, auf dem fruchtbaren Felde vaterländiſcher Dichtungen verwenden mögen.

Burghauſen in Oberbayern,
am 15. Juni 1843.

Der Verfaſſer.

Erſtes Buch.

1.

Am Feſttage Mariä Geburt, den 8. September 1467, tobte wildes Leben, ſchon in den erſten Frühſtunden, in der großen Landſchenke zu Reichertshauſen, dicht an der Heerſtraße, zwiſchen Freiſing und Abensberg. Die meiſten Gäſte waren dienſtloſe Söldlinge, Ueberläufer, Landſtreicher, den Gerichten entſprungene Räuber und Mörder, loſes Geſindel, bei den damaligen Wirren ungefährdet; nur wenige Landleute ſaßen geduckt in Winkeln, und tranken ſchweigſam und verblüfft einen Becher Bier, während jene ihr leicht erworbenes Geld in welſchen Weinen vergeudeten. Schmähliche Lieder wechſelten mit Erzählungen empörender Gräuelthaten, worin ſie ſich einander zu überbieten ſuchten. Der Wirth durfte nicht Einhalt thun; ſie hätten ihm in der nächſten Nacht den rothen Hahn auf das Dach geſteckt.

Da hielt vor dem Hauſe ein Reiter, in die Farben des Grafen Niklas von Abensberg gekleidet, und ſchickte ſich an, ſeinem Pferde aus einem Sacke, der am Sattelknopfe hing, Heu und Brod zu reichen.

„He, Martin, wie kommſt denn Du des Weges?“ fragte ihn ein Söldner, das Fenſter öffnend, und bot ihm einen Becher zum Trunke, den der Andere mit freundlich nickendem Wohlbehagen leerte.

„Von Abensberg reit' ich her, um in Freiſing meine Eltern zu beſuchen. Mein Herr, der Graf, mußte geſtern Nachts eiligſt zum Herzoge Albrecht nach München, und die einzige Tochter Bertha, die ſich in ſchwerer Krankheit zum Gnadenbilde der heiligen Jungfrau Maria im Dürrnbucherforſte verlobt hat, macht heute eine Betfahrt dahin, begleitet vom Schloßpfaffen und einem Edelknaben, und mit ſo köſtlichem Geſchmeide angethan, als ging's zum Brautaltare; die Gräfin iſt auf Beſuch nach Wollnzach, und ſo hab' ich denn auch auf einen Tag Abſchied genommen; ſo gut wird's unſer einem ohnehin nur alle Kometenzeiten einmal; auch darf ich mich tüchtig ſputen, da ich morgen, bevor der Hahn kräht, wieder im Schloſſe ſeyn muß.“ Er plauderte noch eine Weile, bis ſein Pferd mit dem Morgenfutter fertig war, und ſprengte hierauf von dannen.

„Haſt Du's gehört — köſtliches Geſchmeide?“ flüſterte der Söldner, langſam das Fenſter ſchließend, ſeinem Nachbar zu, einem ſchwarzen, ſtruppigen Kopfe, der gierig lauſchend mit Luchsaugen blinzelte; „'s wär' wohl der Mühe werth; die Herrlichkeiten in der Nähe zu beſchauen. Was meinſt Du, Kurt?“

In kurzen ſchweren Stößen entfuhr dieſem der Athem, wie aus krampfhaft zuſammengeſchnürter Bruſt, wornach er, gerade vor ſich hinſtarrend, und nur dem Frager vernehmlich, erwiederte: „Still, daß die Schnapphähne nichts hören, ſonſt fiſchen ſie uns den Braten vor dem Maule weg. Freilich iſt's ein Fang für uns; wir laſſen ihn nicht aus, und theilen ihn redlich. Trink' aus, 's iſt höchſte Zeit!“ Raſch ſtürzte er einen Becher Wein hinunter, den der Wirth ſo eben gebracht hatte, zahlte die Zeche für ſich und fünf Kameraden, gab dieſen ein verabredetes Zeichen zum Aufbruche, und verließ mit ihnen die Gaſtſtube. Der Söldner folgte ihm, und bald darauf ſah man die böſen Sieben gemächlich fürbaß reiten, bis ſie um eine Ecke bogen, wornach ſie haſtig die Sporen einſetzten.

Trotz dieſer Vorſicht verrieth eine hochaufwirbelnde Staubwolke ihre verdächtige Eile.

„Die mögen wohl auch nichts Gutes im Schilde führen,“ bemerkte ein ſtattlicher Reitersmann, der an einem Seitentiſche die freie Ausſicht auf die Straße hatte.

„Ehrabſchneiden iſt keine Kunſt,“ erwiederte ein grimmiger Hackenſchütze; „man ſucht Keinen hinter'm Ofen, es ſey denn —“

„Doch, doch,“ unterbrach ihn der Reitersmann, vom Sitze aufſpringend, ſchier rieſenhoch, auf ſein langes Schlachtſchwert geſtützt; „Dich würde ich nirgends ſonſt, als hinter dem Ofen ſuchen, wenn Lanzen blinken, Schwerter klirren, und Kugeln ſauſen, dieſe Altweibererfindung, um ein edles, tapferes Lebenslicht recht bübiſch auszublaſen. Du haſt wohlgethan, ein Hackenſchütze zu werden, Du Memme, um aus dem Verſtecke zu tödten; denn Aug' in Auge wagſt Du nicht zu kämpfen.“

„Keine Beleidigung!“ fuhr der Hackenſchütze auf, von ſeinen Zechbrüdern gehetzt. „Ich habe der Reichsſtadt Dinkelsbühl treu gedient, und meinen ehrſamen Abſchied erhalten, und war in der Schlacht von Giengen im Heere von Albrecht, dem Achilles, Markgrafen von Brandenburg.“

Der Reitersmann brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Richtig, richtig,“ ſagte er, „dachte ich mir's doch gleich, daß ich Dich kennen müſſe, und daß wir uns ſchon irgendwo getroffen haben. Du mußt Wolf heißen, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht; ja, ja, Du heißeſt Wolf. Die Dinkelsbühler, da draußen im Schwabenlande, an der Wernitz, waren eines Tages ſo vermeſſen, zwei Diebe auf bayeriſchem Grund und Boden zu greifen, und ſie an ihren reichsſtädtiſchen Galgen zu hängen. Das ärgerte natürlich meinen gnädigen Herrn, Herzog Ludwig den Reichen von Landshut, und wie eine Gewitterwolke lag er plötzlich mit ſeinen Leuten vor Dinkelsbühl. Die geſtrengen Herren mußten die Diebe gar ſäuberlich vom Gevatter Dreibein ablöſen, nach Bayern bringen, und dort auf ihre Koſten noch einmal hängen, was den Dieben, wie ich vermuthe, weniger verſchlagen hat, als den geſtrengen Herren; jene waren ja auf's Hangen ſchon einſtudirt, dieſe aber werden durch das jährliche Neujahrgeſchenk von einhundert Gulden an Herzog Ludwig noch immer ſehr unlieb daran erinnert. Ich ſtand mit der herzoglichen Schaar an der Grenze, als Du mit dem Galgenzuge kameſt, und der Führer Dir zurief: „Voran, Wolf, nicht ſo faul!“ Damals ſah ich Dich zuerſt, und dann in der Schlacht bei Giengen, wo Du Albrecht dem Achilles laufen halfeſt. Ich ritt dicht hinter Wolfgang von Chamer, der, umgeben von den Helden Preiſinger, Frauenberger und Fronhofer, das herzogliche Banner vor meinem Fürſten trug: der edle Herzog wollte für ſein geliebtes Bayern ſein koſtbares Leben preisgeben, und ſagte darum zu den treuen Rittern, die für ſeine Sicherheit beſorgt waren: „Heut', lebendig oder todt, bleib' ich bei meinem Volke!“ So ſpricht das Blut der Wittelsbacher! Dich aber, Wolf, erwiſchte ich noch am Koller, als Du fliehend über den Berg hinabſtürzteſt, ſonſt wärſt Du in der Brenz ertrunken; höchſtens hätte Dich ein altes Sprichwort retten können. Iſt's ſo, oder nicht? Ich frage Dich, der Langhans, überall bekannt, wo's drauf und dran geht, und Trümmer gibt, und der niemals einem Geringeren gedient hat, als —“

Plötzlich ſchwieg Langhans; ſein Blick glitt durch das Fenſter auf die Heerſtraße hinaus, und freudig rief er aus: „Da kommt mein Herr!“

2.

Der Ausbruch einer blutigen Schlägerei wurde nur durch die Neugierde verhindert, den Herrn eines ſo barſchen Geſellen kennen zu lernen, und alle Köpfe drängten ſich an das Fenſter; Langhans aber ſprang zur Thüre hinaus, um ſogleich dienſtbereit zu ſeyn. Wie vom Sturmwinde gejagt, flog der Ritter auf einem prächtigen, doch nur einfach gezäumten türkiſchen Roſſe daher; eine ſpiegelblanke Stahlhaube deckte das Haupt, ein Panzer von Kettengelenken Bruſt und Rücken; ein gewaltiges Schwert hing an ſeiner Seite. Der Ritter, deſſen Aufzug, mit Ausnahme des herrlichen Schimmels, eben nicht von Wohlſtand zeigte, ſchien ein Jüngling von 18 Jahren mit dunkelblonden Locken, die Adlernaſe und große blaue Augen voll Feuer und Leben verriethen den adeligen Stamm; ob die Sonne Bayerns, oder einer fremden, ſüdlicheren Heimath, ſein Antlitz gebräunt habe, war nicht zu unterſcheiden. Unſcheinbar und hager von Geſtalt, ſtand er neben dem edlen Roſſe, das ſich liebkoſend zu ihm neigte, während er ihm den Schwanenhals ſtreichelte.

Langhans beſchäftigte ſich mit dem Roſſe, und erzählte inzwiſchen dem Ritter, was für Gäſte in der Herberge ſeyen, und wie er kurz vorher in Streit gerathen. Ein höhniſches Lachen ſcholl vom Fenſter her, das bald auf, bald zu ging; mitunter hörte man einzelne Spottworte: Ritterlein, Edelknäblein, Damenjunker u. ſ. w. Bisweilen ſtieß einer den andern mit dem Arme, oder gab ihm einen leichten Schlag auf den Kopf, als mißbillige er ſo unziemliches Reden; allein offenbar nur, um ihn noch mehr anzureizen, oder ein lautes Gelächter zu erregen.

„Soll ich hinein, und die Brut in Stücke hauen?“ fragte Langhans.

„Nicht doch,“ erwiederte der Ritter; „ich weiß eine Gelegenheit, wo ſie ihre Bälge zweckmäßiger zu Markt tragen können, und dazu ſind ſie eben gut genug. Ich will ſehen, was mit ihnen zu machen iſt.“ Hiemit ſchritt er mit ſo edlem Anſtande auf die Herberge zu, daß die Burſche drinnen ſich ſchüchtern an ihre Plätze ſchlichen.

„Ei, da gibt's ja Leute genug,“ ſprach er eintretend, „wenn es in allen Herbergen des Bayerlandes Tag für Tag ſo voll wäre, dürften ſich die Wirthe glücklich preiſen.“

„Ja wohl, edler Herr!“ ſagte der Wirth. „Allein es geht nicht immer ſo. Kämen nicht zuweilen fahrende Kriegsmänner des Weges, die bei mir einſprechen, ſo ſtände es mißlich um meine Wirthſchaft. Das Landvolk iſt, — Gott ſey's geklagt, — durch die ewigen Fehden ohnehin ſo hart mitgenommen, daß die Bauern kaum an Sonn- und Feiertagen einen Krug Bier aufzubringen vermögen.“

„Es muß mit den Fehden nicht ſo gar arg ſeyn, wie Ihr klagt,“ bemerkte der Ritter, „ſonſt 'gäb' es nicht ſo viele müſſige Söldner, die ſich in den Herbergen herumtreiben.“

„Iſt dieß auf uns gezielt?“ fragte einer von den Gäſten, der eben einen Humpen von maſſivem Zinne geleert hatte, und ihn nun neben dem Ritter derb auf den Tiſch ſtieß.

Dieſer maß den Verwegenen mit durchbohrendem Blicke; plötzlich ſpielte ein leiſes Lächeln um ſeine Lippen, indem er ſagte: „Ohne Zweifel, kecker Geſell, haſt Du gehört, daß ich leere Humpen für meine Feinde halte, und legſt es nun darauf an, mich zu ärgern; jetzt will ich Dir aber auch zeigen, wie ich mit meinen Feinden umgehe.“

Hierauf umſpannte er mit ſeiner Rechten den Rand des Humpens, und quetſchte dieſen ganz zuſammen, ſo daß er ſich auf drei Seiten von oben bis unten ſpaltete. Erſchrocken wich der kühne Frager zurück; die Uebrigen warfen einander ſcheue Blicke zu; der Wirth aber zog ſein Käppchen, ſchlug ein andächtiges Kreuz, und rief entſetzt aus: „Heiliger Gott! Ihr müßt der böſe Feind ſeyn, oder unſer gnädiger Herzog Chriſtoph, von deſſen Leibesſtärke man alle Wunder erzählt!“

„Einer von Beiden bin ich gewiß,“ verſicherte lachend der Ritter, wendete ſich ſodann zu den Reiſigen, und ſagte: „Wer von Euch Luſt hat, in ehrliche und gute Kriegsdienſte zu treten, der ſage es frei heraus; je mehr, deſto beſſer.“

Schier Alle nahmen den Antrag an, und erſtaunten nicht wenig, als der Ritter durch Langhans ſogleich Allen das übliche Handgeld ausbezahlen, und ſie zudem auch noch mit Wein auf ſeine Rechnung bewirthen ließ.

„Sollen wir gleich mit Euch ziehen, Herr Ritter?“ fragten die Angeworbenen.

„Nein,“ antwortete der Ritter; „ſtellt Euch übermorgen auf der Burg Euers neuen Herrn, des Ritters Gewolf von Degenberg. Fehlt dann Einer von Euch, und ich treffe ihn ſpäter irgendwo, dann hat er wohl die längſte Zeit gelebt.“

Nach wiederholten Betheuerungen des pünktlichen Erſcheinens ſchickten ſich die Söldner an, noch manchen Becher auf das Wohl des Degenbergers auszuſtechen. Nach einem kurzen Mahle des Ritters in einer Seitenkammer, wobei Langhans ihn bediente, brach er auf. Alle Gäſte gaben ihm das Geleite vor die Thüre; wiehernd, und die dichte Mähne ſchüttelnd, ſtampfte der Schimmel ſchon ungeduldig den Boden; der Ritter aber ſprang von rückwärts federleicht in den Sattel, und ritt in kurzem Trabe mit Langhans von dannen, während der Wirth zu den ſtaunenden Söldnern ſagte: „Für den böſen Feind ſteht mir der Ritter doch zu chriſtlich aus; aber der Herzog Chriſtoph muß er ſeyn, d'rauf will ich leben und ſterben.“

Der Ritter und ſein Knappe mochten wohl eine Stunde lang ſchweigend dahin geritten ſeyn, als jener zu ſprechen begann: „Je länger ich darüber nachdenke, Langhans, deſto klarer wird es mir, daß ich bei dem Anwerben der fremden Söldner übereilt verfuhr. Um Aufſehen zu vermeiden, ließ ich Dich um einen Tag früher von München wegreiten, und machte ſelbſt einen Umweg über Dachau, als wollte ich nur meinem Bruder Sigmund einen Beſuch erwiedern; wozu nun all dieſe Vorſicht, da ich in der Herberge mich verleiten ließ, durch das Kraftſtück mit dem Humpen, woran der Wirth mich erkannte, wieder Alles zu verderben, überdieß den angeworbenen Söldnern geradezu den Namen des Gewolf von Degenberg zu nennen, anſtatt ſie auf irgend eine Waldſtelle in die Nähe ſeiner Burg zu beſcheiden, und dort erſt ihnen ihre Beſtimmung mitzutheilen. Ich wette, daß mein Bruder Albrecht noch heute Alles erfährt.“

„Von den Söldlingen nicht,“ meinte Langhans, „denn dieſe bleiben feſt bei ihren Bechern ſitzen, ſo lange noch ein Heller in ihren Taſchen ſteckt.“

„Aber Andere,“ erwiederte Herzog Chriſtoph — nämlich unſer Ritter auf dem türkiſchen Schimmel, — „auf dem Wege nach München in jener Herberge zuſprechend, werden die Mähre bald dahin tragen; vielleicht eilt der Wirth ſelbſt Allen voran; hat doch mein Bruder überall ſeine willigen Späher. Ja, ja, meine Unbeſonnenheit ſpielte mir da einen ſchlimmen Streich.“

„Der Wirth könnte nicht gelegener kommen,“ verſetzte Langhans, „da eben auch der Abensberger bei Euerm Bruder iſt, gnädiger Herr!“

„Der Abensberger, ſagſt Du?“ fragte Herzog Chriſtoph ſtaunend. „Ich weiß nichts davon.“

„Ich hörte dieſe Nachricht aus dem Munde von einem ſeiner Leute,“ erwiederte der Knappe, „der kurz vor Eurer Ankunft eine Weile vor der Herberge hielt. War mir's doch während des Mahles immer, als hätte ich Euch etwas Wichtiges zu ſagen. Das iſt aber noch nicht Alles; die alte Gräfin iſt in Wollnzach, und Fräulein Bertha —“

Hier räuſperte ſich der ſchelmiſche Knappe, um ſich an dem Eindrucke zu weiden, den der Klang dieſes Namens auf ſeinen hohen Gebieter machen würde.

„Nun, — und Fräulein Bertha, — ſprich!“ entgegnete Herzog Chriſtoph in ungeduldiger Spannung.

„— iſt heute mit dem Schloßpfaffen und einem Edelknaben in den Dürrnbucherforſt gegangen, um dort bei dem wunderthätigen Gnadenbilde für ihre glückliche Geneſung zu danken," ſagte Langhans. „Auffallend ſchien es mir übrigens, daß, als der plauderhafte Dienſtmann ſeine Neuigkeiten ausgekramt hatte, ſieben verdächtige Burſche bald darnach wegſchlichen."

„Wie kannſt Du mir ſo Wichtiges erſt jetzt berichten?" zürnte Herzog Chriſtoph. „Allem Anſcheine nach droht der Dame Gefahr, und ſomit mahnet mich die Pflicht des ritterlichen Schutzes. Nicht der Vorſprung der Wegelagerer macht mich beſorgt, wohl aber die Ungewißheit, auf welchen Seitenpfaden ſie mir entwiſchen. Sey's nun wie immer, die Hauptſache bleibt doch, ſobald als möglich zu Fräulein Bertha's Schutze zu erſcheinen, und ſollteſt Du noch nicht zur Genüge wiſſen, wie viel mir möglich ſey, ſo möge das Beiſpiel, womit ich jetzt beginne, Dir das Fehlende ergänzen. Folge mir!" Und nun ritt Herzog Chriſtoph im geſtreckten Trabe durchaus, daß der Boden unter den Hufſchlägen des weitausgreifenden Schimmels dröhnte, und der gute Langhans ſeinen hohen Gebieter bald nur noch wie einen lichten Morgennebel dahin ſchweben ſah.

3.

Der alte Klausner Cöleſtin im Dürrnbucherforſte ſtand im Geruche der Heiligkeit. Seine Klauſe lag kaum dreißig Schritte von der Capelle des wunderthätigen Bildes der heiligen Jungfrau Maria entfernt, und war eigentlich eine Höhle, in einen Sandſteinberg gehauen, der ſich durch die Hälfte des Forſtes hinzog. Die andächtigen

Landleute, vorzüglich die Weiber und Mädchen, brachten ihm die nöthigſten Lebensbedürfniſſe: Schmalz, Butter, Eier, Leinwand, Obſt, mitunter auch Hühner und Täubchen, ja wohl gar einen Krug Wein; dergleichen weltlichen Ueberfluß aber, wie er ſolche Gaben zu nennen pflegte, nahm er nur immer unter der Bedingung an, ſie zur Stärkung ſchwacher Pilger verwenden zu dürfen.

Wer immer ſeine Klauſe betrat, konnte ſich von ſeinem ärmlichen Leben überzeugen. In einer Ecke erblickte man ſein Strohlager; ein hölzerner Tiſch mit zwei Stühlen, ein halb zerbrochener Waſſerkrug, ein Laib Brod vom ſchlechteſten Mehle, und ein ärmliches Altärchen mit einem alten Crucifixe und zwei vergilbten künſtlichen Maibüſchen, und an der Wand eine Dornengeißel zu einſamer Caſteiung, füllten den engen Raum aus.

Die von Epheu umrankte, zum Theil verfallene Capelle, zeigte noch Spuren ihrer gothiſchen Bauart. In ihrem Innern war nichts zu ſehen, als die Mutter Gottes mit dem Jeſukindlein zwiſchen zwei werthloſen Metallleuchtern, und die altergrauen Wände mit Votivtafeln bedeckt, verkündend den Dank der Geretteten, die in mancherlei Nöthen dieſes Gnadenbild angefleht hatten. Die unbehilflichen Schildereien zeigten Bedrängte durch Feuer und Waſſer, durch einſtürzende Felſen und Bäume, durch ausreißende Pferde, durch feindliche Krieger und mordluſtige Räuber, und des Siechbettes zahlloſe Qualen. So mancher alte Ritter, den nach einer wilden Jugend das arge Zipperlein folterte, hatte zur Dankbarkeit für dauernde Linderung einen kleinen wächſernen Fuß an das ſchwache Eiſengitter geheftet, welches das Marienbild von dem Betenden ſchied. Die Capelle faßte kaum fünfzig Menſchen; Tauſende, die an gewiſſen Feſttagen erſchienen, knieten dann auf dem freien Platze vor dem geöffneten Pförtlein.

So war's auch an dieſem Tage, den Bertha zu ihrer Betfahrt gewählt hatte. Nicht aus irdiſcher Eitelkeit trug ſie ihren köſtlichen Anzug zur Schau: die reiche Perlenkrone, die Gold- und Silberſpangen, und funkelnden Juwelen; ſondern wie Jeder, welcher zum Tiſche des Herrn geht, ſeinen Sonntagsſtaat wählt, wollte die ſchöne Jungfrau auch reich geſchmückt vor der Himmelskönigin erſcheinen, der ſie die Rettung von einem tödtlichen Nervenfieber verdankte. Aber ihre eigenen Reize waren ihr köſtlichſter Schmuck. In dichten Flechten floß das lichtbraune Haar über Nacken und Schultern des holden Fräuleins, deſſen Antlitz immer ein verklärendes Lächeln umſchwebte, und ſelbſt von wehmüthigen Gefühlen nicht ganz ſich verdrängen ließ. Bertha war nicht groß, aber voll, und dennoch zierlich gebaut, ihr niedlicher Fuß die Bewunderung aller Tänzer bei Banketten, und beſonders des Herzogs Chriſtoph, des berühmteſten fürſtlichen Tänzers ſeiner Zeit. Mit dieſen körperlichen Vorzügen verband ſie ein tugendhaftes Gemüth, beſcheidenes Benehmen, und ein für das Frauengeſchlecht damals ſeltenes Wiſſen.

Als Bertha mit ihren Begleitern am innern Saume des Waldes, der den freien Platz vor der Capelle begrenzte, ankam, und vom milchweißen Zelter ſtieg, um mit dem Schloßcaplan zur Stätte der Andacht zu wandeln, ſah ſie den weiten offenen Raum von einer zahlloſen bunten Menge überfüllt. Gar Viele hatten ſich eingefunden, die von nichts weniger, als von Gefühlen der Frömmigkeit durchglüht waren: gefallſüchtige Junker, die zierlich geputzt umher ſtolzirten; herrenloſe Söldner, Krämer, Gaukler, Wahrſager, Verkäufer von Speiſen und Getränken, die einige Schritte waldeinwärts in luſtigen Buden ihre Labungen feilboten; auch zogen Bewaffnete, in größern oder kleinern Abtheilungen, nach verſchiedenen Richtungen durch den Wald.

Ehrerbietig wich das Gedränge vor der ſchönen Tochter des mächtigen Grafen Niklas von Abensberg, des kühnſten und tapferſten Ritters, des vertrauten Lieblings Herzogs Albrecht von Bayern. Demüthig kam der Klausner Cöleſtin ſeiner erlauchten Wohlthäterin entgegen, und geleitete ſie in die Capelle zu dem eigens für ſie bereiteten, mit einem Teppiche ausgeſchlagenen Betſtuhle; Bertha aber kniete auf das Steinpflaſter hin, und betete mit ſo inniger Andacht, daß die Herzen aller Anweſenden davon erbauet und gerühret wurden. Geſchenke aller Art für die Capelle und den Klausner waren ſchon am Vorabende angekommen, und das Bild der heiligen Maria trug ein neues, reich mit Perlen geſticktes Kleid von des Fräuleins kunſtvoller Hand, und eine goldene Krone von getriebener Arbeit; auf gleiche Weiſe war auch das Jeſukindlein neu gekleidet.

Eine volle Stunde lag Bertha im Gebete; dann erhob ſie ſich, trocknete heimlich ihre Augen mit dem Spitzenſchleier, und ging dann mit dem Schloßcaplan in die Klauſe Cöleſtins, vor welcher der Edelknabe mit den Pferden hielt. Dort genoß ſie ein wenig von den überſchickten Lebensmitteln, gab dem Klausner noch eine handvoll Münzen zur Vertheilung an die Armen, verſicherte ihn, mit der Bitte, ihrer in ſeinem täglichen Gebete zu gedenken, ihrer fortdauernden Fürſorge, und ſchied von ihm, um den Zelter zur Heimkehr zu beſteigen, als ein alter Wahrſager ſich an ſie drängte, und ſo beharrlich bat, ihr aus der Hand wahrſagen zu dürfen, daß er ſogar eine Spende, womit ſie den Läſtigen zu entfernen hoffte, nicht annahm. Erſt als der Schloßcaplan ihre Beſorgniß, dadurch eine Sünde zu begehen, durch die Bemerkung beruhigte, daß es, wenn ſie ſelbſt nicht daran glaube, nur ein unverfänglicher Scherz ſey, reichte ſie dem Alten ihre Hand, der dieſe lange und bedächtig beſchaute, und dann leiſe zu ihr ſprach: „Derjenige, den Ihr liebet, und an den Ihr jetzt denket, wird keine Andere zum Altare führen, und Ihr mit ihm auf ewig vereiniget werden, und zwar zu einer Zeit, wo es Niemand mehr für möglich hält.“ Röthe und Bläße wechſelten auf Bertha's Wangen bei dieſen Worten; ihre Hand zitterte, als ſie ihm eine Gabe reichte, und ein leiſer Seufzer entwand ſich ihren Buſen. Sinnend beſtieg ſie den Zelter, und ritt mit ihren beiden Gefährten dem väterlichen Schloße zu.

In dem Augenblicke, als Cöleſtin, nachdem er das äußere Gitterthor der Kapelle verſchloſſen hatte, in ſeine Klauſe trat, knarrte hinter dem Altärchen eine geheime Fallthüre; und ein Reiſiger ſtand plötzlich vor ihm. „Cöleſtin,“ ſagte er, „am ſteinernen Kreuze erwartet Dich ein flüchtiger Renner, du mußt heute Abend um 9 Uhr im Bethauſe oberhalb Kloſter Weltenburg ſeyn. Jemand wird Dich fragen: „Heute noch?“ Dem antworte: „Bruderloch!“ und thu dann, was er Dir befiehlt. Dieß iſt der Wille des Ritters Haug von Parsberg, Pflegers zu Neuburg und Freiſchöffen der heiligen Vehme. Cöleſtin verſprach, pünktlich Folge zu leiſten, und der Geſendete verſchwand auf dem Wege, auf welchem er gekommen war.

4.

Der türkiſche Schimmel hielt gleichen Schritt mit der Ungeduld ſeines herzoglichen Reiters; aber der ſchwere Gaul des Knappen Langhans blieb oft gar weit zurük; Herzog Chriſtoph mußte dann immer ſeine Eile mäßigen oder anhalten, bis ihn der Säumige wieder eingeholt hatte. Da inzwiſchen auch ein ſtarker Nebel gefallen war, der die ganze Gegend ſo gänzlich verhüllte, daß man die Gegenſtände kaum auf zwei Pferdlängen unterſcheiden konnte, ſo traf es ſich, daß der Herzog an einem Kreuzwege den rechten Weg verfehlte; der Knappe folgte ihm, ohne das Verirren zu bemerken, und als ſie in einer finſtern Waldung, welche ſie für den Dürrnbucherforſt hielten, einen Kohlenbrenner fragten, wohin ſie ſich zur Capelle des Gnadenbildes wenden müßten, erfuhren ſie, daß ſie, anſtatt das linke Ufer der Abens entlang zu reiten, an das linke Ufer der Ilm gerathen ſeyen, und ſich nun mitten im Geiſenfelderforſte befänden. Des Nebels wegen begann der Abend ſich früher als gewöhnlich einzuſtellen. Die Pferde brauchten Ruhe und Futter; für letzteres hatte Langhans geſorgt. „Seyd Ihr allein, Herr Ritter," fragte der Kohlenbrenner, „oder nur Euren Leuten vorangeeilt?"

„Warum fragſt Du?" erwiederte Herzog Chriſtoph.

„Weil ſeit einigen Tagen, und noch heute den ganzen Tag Ritter und Knappen, Reiſige und Söldner, hier vorbeizogen," antwortete der Kohlenbrenner. „Bei einer dieſer Schaaren befand ſich auch ein Sohn meiner Schweſter, von dem ich erfuhr, daß es bald wieder einen großen Strauß geben werde."

„So? Mit wem?“ fragte Chriſtoph.

„Ei, habt Ihr denn nichts davon gehört, daß der Herzog Chriſtoph unſerm gnädigen Herrn, Herzog Albrecht, ſeinem Bruder, das Land nehmen will?“ fuhr der Alte fort.

„In der That, davon weiß ich kein Wort,“ erwiederte Herzog Chriſtoph; „ich bin auf einer Wallfahrt begriffen, und bekümmere mich um weltliche Händel nicht. Wohin ziehen denn dieſe Kriegsſchaaren?“

„Den Ort ihrer Beſtimmung wiſſen nur die Anführer“, entgegnete der Kohlenbrenner; „ich kann euch nur ſo viel ſagen, daß der Graf von Abensberg auf Befehl Herzog Albrechts die Rüſtungen weit und breit anordnet und betreibt; wer nicht gleich fortgezogen iſt, muß ſich bei dem erſten Aufgebot ſchlagfertig ſtellen.“

„Da wird es freilich mit Herzog Chriſtoph bald zu Ende gehen,“ äußerte dieſer.

„Glaubt's nicht, Herr Ritter,“ lächelte der Kohlenbrenner geheimnißvoll; „der Herzog Chriſtoph ſoll einen großen Anhang im Lande haben, beſonders unter den Straubingerſtänden; wie man ſagt, iſt er ein erſchrecklich tapferer Ritter, und fürchtet den Teufel auf freiem Felde nicht; dabei freigebig gegen die Armen, immer luſtig und guter Dinge, gerne dabei, wo es toll hergeht, auch ſoll er, — unter uns geſagt, — aber ich glaub's nicht, — mit dem „Gott ſey bei uns“ einen Vertrag geſchloſſen haben, ſo daß er ſtich- und kugelfeſt iſt.“

„Das wäre! dann wird er ſeinem Bruder freilich viel zu ſchaffen machen,“ bemerkte Herzog Chriſtoph.

„Natürlich wird es ein tüchtiges Blutbad geben,“ ſagte der Alte, „das zuletzt wieder das arme Landvolk austrinken muß.“

„Gott wolle einen ſo traurigen Ausgang verhüten!“ erwiederte Herzog Christoph, beſtieg wieder ſein Roß, ließ ſich vom Kohlenbrenner auf den rechten Weg geleiten, ſchenkte ihm Geld für ſeine Mühe, und eilte dem Dürrnbucherforſte zu, wo er ein ritterliches Abenteuer zu beſtehen hoffte, immer mit dem ſonderbaren Verhältniſſe beſchäftiget, daß er zur Rettung der Tochter eines Mannes ausziehe, der ſo thätig auf ſein Verderben ſinne. Spähend und lauſchend durchzogen Herzog Christoph und ſein Knappe den Dürrnbucherforſt; einzelne Heimkehrende begegneten ihnen. Sie kamen zur Capelle, kein Andächtiger verweilte mehr dort; die Klauſe war verſchloſſen. Niemand fand ſich, von dem ſie näheren Aufſchluß über die Gräfin Bertha einziehen konnten; es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als den nächſten Weg gegen Abensberg einzuſchlagen, obgleich ſich's vorausſetzen ließ, daß, wenn ſie in die Hände der Räuber gefallen, dieſe ihre Gefangene, vielleicht ein Blutopfer wilder Habſucht, gewiß in einer ganz andern Richtung fortgeſchleppt hatten. Schon lichtete ſich der Wald, ſchon erblickten ſie die offene Straſſe zwiſchen Siegenburg und Neuſtadt, als ſie von der rechten Seite her, aus einer Vertiefung, ſtreitende Männerſtimmen hörten. Da Langhans in ſeinem dunklen Anzuge nicht ſo leicht bemerkt werden konnte, befahl ihm Herzog Christoph abzuſteigen, durch das Gebüſch vorſichtig einen Weg ſich zu bahnen, und ſo weit vorzudringen, daß er genaue Kundſchaft einziehen könne. Bald darauf kam dieſer wieder zurück, und meldete: „Eine Räuberbande von 19 Mann iſt in jenem Hohlwege, der nur oben und unten einen bequemen Zugang hat; ich erkannte unter ihnen den Dickkopf von Reichertshauſen; ſie zanken ſich um die

Beute; ein Fräulein, faſt ganz entkleidet, iſt an einen Baum gebunden; zwei Männer liegen geknebelt auf dem Boden, die Geſichter in's Gras gedrückt; drei zuſammengekoppelte Pferde bewacht ein junger Burſche; ich hörte einen häßlichen Kerl den Vorſchlag machen, den drei Gefangenen die Hälſe abzuſchneiden, um allen Verrath zu verhüten; es iſt kein Zweifel, daß Fräulein Bertha—"

„Genug!" unterbrach ihn Herzog Chriſtoph; „umreite den Hohlweg, und beſetze den Ausgang, die Fliehenden hau nieder, von mir wirſt du gleich hören. Rufe ich „Halloh!" ſo ſpreng vor!" „Gott ſey gelobt, daß es doch wieder einmal etwas zu klopfen giebt," ſagte Langhans, zog ſein rieſiges Schwert, und ritt ſeines Weges. Herzog Chriſtoph konnte ſeine Ungeduld nicht mehr überwinden; er flog um die Ecke in den Hohlweg, und ſchrie mit Löwenſtimme: „He da, Lumpenpack!" In gleichem Augenblicke fiel ein Schuß neben ihm; die Kugel ziſchte unter ſeinem Kiene vorbei. „Wehrt Euch, Burſche!" ſchrie der Dickkopf; „ich ſchneide nur geſchwind die drei Hälſe ab." Die Schaar der Räuber eilte, durch eine feſte Reihe das Vordringen des Herzogs zu hindern; dieſer aber gewahrte eine noch ungeſchloſſene Lücke, drückte dem Schimmel die Sporen in die Seite, und nach einem faſt mannshohen Satze kam er dem Dickkopfe in den Rücken, der in zwei Schritten Bertha erreichen konnte. Schon ſchwang er das mordgewohnte Meſſer zur gräßlichen That, als ihn des Herzogs gewaltiger Schwertſtreich traf, und durch die eiſerne Sturmhaube den Kopf bis zur Herzgrube ſpaltete. Bei dieſem Anblicke waren die nachdrängenden Räuber von Entſetzen ergriffen, und wendeten ſich zu wilder Flucht. Des Herzogs „Halloh!" war kaum erſchollen, als auch ſchon Langhans nachſtürmte, und noch fünf von den nach allen Seiten hin entſpringenden Räubern erlegte. Als er zurückkehrte und die Leiche des Dickkopfes erblickte, rief er verwundert aus: „Wahrlich, einen ſolchen Hieb hat ſeit Gottfried von Bouillon noch kein Ritter in der ganzen Chriſtenheit geführt!“ Herzog Chriſtoph hatte inzwiſchen die Bande Bertha's und deren Gefährten gelöſet, Langhans die drei Pferde eingefangen, von denen der Wächter über die Höhe des Hohlweges ſich geflüchtet, und der Edelknabe mit einer Pechfackel, die ihren Heimweg beleuchten ſollte, die zerſtreuten Kleider und Kleinodien der Gräſin zuſammengeſucht, die ſich, mit Ausnahme des Schleiers, alle wieder vorfanden. Herzog Chriſtoph hielt ſich entfernt, bis die Gräſin ihren Anzug geordnet hatte; dann trat er zu ihr, und ſprach: „Fräulein, ich danke dem Himmel, daß er mich gewürdiget hat, Euch aus dieſer Gefahr zu befreien.“

„Ich ſchulde einen doppelten Dank, Herzog Chriſtoph,“ erwiederte Bertha, „dem Himmel und Eurer Tapferkeit; Ihr habt Euer Leben für mich gewagt, nie werde ich im Stande ſeyn, Euch dieſe edle That zu vergelten.“

„Ihr überſchätzt, was ich gethan, holdes Fräulein,“ äußerte Herzog Chriſtoph; „bedrängten Damen beizuſtehen, iſt Pflicht eines jeden Ritters, und da ſie mir überdieß durch heilige Regungen meines Herzens verſüßt wurde, ſo hab ich auch meinen Lohn dahin.“

Bertha fühlte ihre Wangen glühen.

„Erlaubt Fräulein,“ bat der Herzog, „Euch bis zum väterlichen Schloße zu geleiten.“

Der Antrag wurde mit dem herzlichſten Danke angenommen, und bald das Ziel erreicht. An der Brücke nahm der Herzog Abſchied, und ſprach: „Verzeiht, daß ich die Schicklichkeit verletze, indem ich Euch nicht in das Schloß folge; ein dringendes Geſchäft gebietet über meine Zeit; aber morgen werde ich gewiß einſprechen, um Euch meine Ehrerbietung auszudrücken.“

„Thut dieß ja nicht, ich bitte Euch,“ flüſterte ihm Bertha zu, ohne daß es ihre Begleiter hörten, ſagte dann laut: „Ich werde Euch mit Vergnügen empfangen, und ſchritt durch das geöffnete, von vielen Windlichtern hell erleuchtete Burgthor.

Herzog Chriſtoph aber, über Bertha's räthſelhafte Doppeläußerung ganz erſtaunt, und feſt entſchloſſen, ſich am nächſten Tage Gewißheit zu verſchaffen, ritt mit ſeinem Knappen dem Kloſter Weltenburg zu.

5.

Damals lag das Kloſter Weltenburg noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit dicht am Ufer der Donau, oberhalb der Stadt Kelheim, am Fuße jener hohen Marmorberge, die es rings umſchließen, und am andern Ufer in gleicher Höhe ſtromabwärts ziehen, und wegen ihrer abenteuerlichen Formbildungen zu den wunderſamſten Naturſcenen in wild romantiſchem Style gehören, dergleichen wohl ſonſt nirgend in ganz Deutſchland zu finden ſeyn mögen.

Eine Marmortreppe von neun Stufen, führte zu einem großen, kunſtvoll gearbeiteten Eiſengitter, das die beiden, mit den Vorderſeiten gegen die Donau geſtellten Hauptgebäude verband, von denen jedes 72 Fenſter in 3 Stockwerken zählte. An die Ecken dieſer Gebäude reihten ſich die Mauern mit Schießſcharten, zur Rechten noch durch zehn kleine vorſpringende Thürme verſtärkt, hinter welchen der große Garten, und ein umfangreicher freier Raum mit Obſtbäumen ergötzten. Mit den übrigen Bauwerken bildete das Kloſter ein längliches Viereck. Die Kloſterkirche mit ihrer prächtigen Rotunde im italieniſchen Geſchmacke, war beſonders ſehenswerth. Hinter derſelben führte eine ſchmale Geländertreppe, in der Richtung gegen Abensberg, zu einem einſamen Kirchlein empor; zwiſchen dieſem und drei Kreuzen, an welchem der Erlöſer und die beiden Schächer hingen, ſtand eine einzige dicht belaubte Eiche.

Die Thurmuhr des Kloſters ſchlug eben die zehnte Stunde in der Nacht, als Herzog Chriſtoph, etwa zwei hundert Schritte vor jenem Kirchlein vom Pferde ſprang, und zu Langhans ſagte: „Sieh zu, ob Du mit den Pferden im Kloſter Aufnahme findeſt. Mit der erſten Morgendämmerung erwarteſt Du mich wieder auf dieſem Platze.“ Hiemit ſchritt er haſtig voran, und verſchwand bald im Dunkel der Mauern des Kirchleins, deſſen Zugänge verſchloſſen waren. Des Mondes matte Strahlen umſpielten die Spitzen der drei Kreuze und ließen vor dem Stamme des mittleren eine Geſtalt in betender Stellung erblicken.

Der Klausner Cöleſtin war's. Herzog Chriſtoph ging auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die rechte Schulter, und fragte: „Heute noch?“ Raſch erhob ſich der Klausner, und antwortete: „Bruderloch!“ „Führe mich dahin!“ verſetzte der Herzog. „Sogleich,“ entgegnete Cöleſtin; „ſchon ſeit einer Stunde harre ich Euer.“ Er führte nun den Herzog durch allerlei Irrgewinde des Steinberges an das Ufer der Donau hinab, wo bereits in der Nähe einer Fiſcherhütte ein Mann mit einem Nachen hielt, den Beide beſtiegen; bald glitt derſelbe quer hin die Donau hinunter, welche hier, von den Felſenwänden eingeengt, reißend dahin ſtrömt.

Zur ſelben Stunde ſtanden am Erkerfenſter des Pförtnerſtübchens im Kloſter Weltenburg, Frater Bernhard, der Pförtner, ein alter Mann, und Frater Antonius, Schreiber in der Bibliothek, auf dem Tiſche aber ein großer irdener Krug mit Wein, neben den ſäuberlich abgenagten Gebeinen eines gebratenen Capauns, welchen der Pater Küchenmeiſter von der Tafel des Abtes Benedikt geſpendet hatte.

„Ihr ſeht nun, daß ich Recht hatte,“ ſagte Frater Bernhard; „dort drüben an den Felſenwänden wandeln Irrlichter hin und her, auf und ab; ich bemerke dieß ſchon ſeit mehrern Monaten, immer an Sonn- und Feiertagen; ich erzählte Euch davon; aber Ihr wolltet es nicht glauben. Was ſollen aber dieſe Lichter bedeuten? Das möcht' ich wiſſen! Mit rechten Dingen kann es unmöglich zugehen. Die Welt wird von Tag zu Tag ſchlimmer, und die Macht des böſen Feindes nimmt zu. Was haltet Ihr von dieſer Erſcheinung, Frater Antonius?“

Dieſer nahm eine wichtige Miene an, trat an den Tiſch, ergriff einen Becher, und leerte ihn auf zwei Züge; dann legte er ſeine rechte Hand auf Bernhard's linke Schulter, und ſprach: „Meine Meinung hierüber beruht auf Vermuthungen, die ich aus alten Geſchichten im Archive des Kloſters geſchöpft habe. Hört! Unſer Kloſter iſt das erſte und älteſte in Bayern. Nach einer alten glaubwürdigen Sage, ſtand hier zuvor, in den Zeiten des Heidenthums, eine Stadt, die bis zum Altmühl-

Fluße reichte, wohin eine Brücke über die Donau führte. Dieſe feſte Stadt, von der die Heidenſchanzen an beiden Ufern mit ihren mächtigen Thürmen noch Spuren ſind, hieß Artrobriga. Auf der Stätte unſerer Kirche erhob ſich ein Götzentempel, der heidniſchen Göttin Minerva geweiht; Ihr kennt ja die zwei ſteinernen Götzenköpfe, die noch in einem Gewölbe des Kloſters aufbewahrt werden. Dieſen Heidentempel zerſtörte der heilige Rupert, und baute der Mutter Gottes zu Ehren ein Kirchlein, begann auch die Bekehrung der Heiden. Im Jahre 575 hat ſodann Herzog Thaſſilo das Kloſter Weltenburg geſtiftet."

„Alles ſehr ſchön," erwiederte Frater Bernhard; „aber die Irrlichter, die Irrlichter!"

„Sind, nach meiner Meinung", fuhr Frater Antonius fort, „die armen Seelen der Heiden, die ſich nicht zum Lichte des wahren Glaubens gewendet, oder wieder davon losgeriſſen haben, und nun bis zu ihrer Erlöſung dort herumirren müſſen."

„Warum irren ſie aber erſt ſeit kurzer Zeit herum?" fragte Frater Bernhard.

„Möglich, daß ſie erſt jetzt dazu beſtimmt wurden, um vielleicht ein großes, landverderbliches Ereigniß anzudeuten," antwortete Frater Antonius.

„Das leuchtet mir ein," verſetzte Frater Bernhard; „die Uneinigkeit der herzoglichen Brüder dauert noch immer fort, wie ich höre, und ſo kann es wahrlich kein gutes Ende nehmen. Es müſſen auch allerlei bedenkliche Dinge im Werke ſeyn; vorgeſtern hat ja auch der mächtige Graf Niklas von Abensberg einen Beſuch bei unſerm hochwürdigen Abte Benedikt gemacht; wißt Ihr nicht warum?

„Der Ritter erſuchte unſern Abt in Herzog Albrechts Namen um ein Darlehen von 400 Gulden,“ antwortete Antonius; „ich ſelbſt ſchrieb die Urkunde; wir wußten ſchon, daß auch Wilhelm, Abt von Benediktbeuern, dem Herzoge 300 Gulden geliehen habe, und der Graf erhielt das Geld.“

„Ohne Zweifel war der Graf zu gleichem Zwecke auch im Kloſter Rohr,“ bemerkte Frater Bernhard; „denn heute traf hier unvermuthet der Probſt Johann ein; die Nachttafel währte lange; da, da könnt Ihr Beide am dritten Fenſter des Gaſtſaales ſtehen ſehen; die reiche Beleuchtung hinter ihnen läßt jede ihrer Bewegungen unterſcheiden. Abt Benedikt ſtreckt den Arm gegen das andere Ufer hin; was mag — Jeſus Maria! Dort unten, ſeht Ihr, dort unten ſchwimmt eine arme Seele über die Donau, lichterloh brennend, und das Waſſer kann dieſes Feuer nicht löſchen; und weiter rechts gaukeln die Uebrigen an den Felſenzacken herab, und helfen der Schwimmenden aus dem reißenden Strome; jetzt eilen ſie Alle miteinander dem Bruderloche zu, vielleicht zu einem hölliſchen Tanze. O ihr armen Franziskaner im Bruderloche, wenn Ihr nicht wachet, um ſie wegzubeten, ſo drehen ſie Euch Allen die Hälſe um!“

„Seyd ruhig,“ beſchwichtigte Frater Antonius; „ihre Macht iſt nicht ſo groß. Wir wollen ein andächtiges Vaterunſer für ihre Erlöſung beten, und dann den andern Humpen Wein, der im Wandſchranke ſteht,“ — in dieſem Augenblicke dröhnte die Pfortenglocke des Kloſters.

„Hilf Himmel, wer kann ſo ſpät noch kommen!“ rief der Pförtner ängſtlich aus.

Er eilte, auf Zureden des Frater Antonius, an die Pforte, und fragte, wer Einlaß begehre.

„Ich bitte Euch," ſagte Langhans, „mir und meinen zwei Pferden nur ſo lange Ruhe zu vergönnen in Euern Mauern, bis der Morgen tagt; meinen Ritter, mit dem ich eben aus dem gelobten Lande zurückkehre, treff' ich erſt morgen an einem Wallfahrtorte, wohin ein Gelübde ihn zu Fuß ruft. Ich will Euch ſchöne Mährlein erzählen von Rieſen und Zwergen, von böſen Geiſtern und verzauberten Schlöſſern, von — "

„Schon gut, Ihr ſollt Einlaß bekommen," unterbrach ihn Frater Bernhard, ſchüttelte den Bund Schlüſſel an ſeiner rechten Seite, öffnete die Pforte, und ſagte: „Führt die Pferde dorthin; es brennt ſchon Licht im Stalle; dann kommt zu mir in's Pförtnerſtübchen; für Imbiß und Labetrunk will ich ſchon ſorgen."

6.

„Noch heut zu Tage iſt auf dem linken Ufer der Donau, zwiſchen Weltenburg und Kelheim, das Bruderloch zu ſehen, eine ſeit mehr als 400 Jahren theilweiſe verſchüttete Felſenhöhle, deren traurige Oede dazumal fromme Franziskaner-Mönche bewohnten. In die innern Räume des Geſteines war auch das Kirchlein ohne Thurm eingebauen; die gellende Stimme der kleinen Glocke rief nur an Sonn- und Feiertagen die Andächtigen zur Meſſe; an den übrigen Wochentagen erſchienen nur Einzelne, die wegen Alters oder anderer Verhältniſſe ihr tägliches Brod nicht mehr im Schweiße ihres Angeſichtes zu verdienen brauchten, ſohin über ihre Zeit frei verfügen konnten. Die armen Mönche führten hier ein gar beſchwerliches Leben; nicht ſelten drohte ihnen der Tod, wenn die Donau anſchwoll, über ihre Ufer trat, und mit ihrem Waſſer die Sandalen der Franziskaner beſpülte, die ſich dann von Stein zu Stein in der Höhle aufwärts flüchteten, in beſtändiger Angſt, die Fluth möge immer höher ſteigen, ſie ertränken, und ihre Leichen in den tobenden Strom ſchwemmen. Mit erdfahlen Grabeszügen ſtarrten dann die betenden Mönche aus finſterm Hintergrunde auf die vom Tageslicht beleuchtete Mündung des Bruderloches hinunter, ob nicht naſſe Streifen an den Seitenwänden das Sinken des Waſſers verkünden. Nach dem Abfluſſe deſſelben mußten ſie zu Spaten und Schaufeln greifen, um die gewaltigen Schichten zurückgebliebenen Schlammes aus der Felſenhöhle zu ſchaffen. Häufig ſickerte auch Waſſer durch die Felſenklüfte und Ritze im Innern, oder es brach ſich ein mächtiger Waſſerſtrahl des quellenreichen Felſens plötzlich Bahn, oft aus kurzem Schlummer aufſchreckend, und die Mönche mußten flüchtend unter freiem Himmel verweilen, bis der Ausbruch verſiegte.

So harte Bedrängniſſe der frommen Mönche rührten die edlen Herzen der beiden Brüder Sigmund und Albrecht, Herzoge von Bayern, die, im Einverſtändniſſe mit der Stadt Kelheim, eine Capelle außerhalb derſelben, dem heiligen Michael geweiht, nebſt einem Klöſterchen jenen Franziskanern einräumten, die es im J. 1471 bezogen; zur Zeit dieſer Geſchichte aber kämpften ſie noch mit den leiblichen Beſchwerden ihres Aufenthaltes im Bruderloche, zu denen ſich ſeit einiger Zeit auch noch geiſtige Leiden geſellt hatten.

Dahin gehörte namentlich das Erſcheinen nächtlicher Irrlichter an Sonn- und Feſttagen, welche das Bruderloch von allen Seiten umſchwärmten, und zuletzt im Rücken deſſelben verſchwanden. Bald darauf vernahmen die Mönche, in nördlicher Richtung ihrer Felſenhöhle, immer den wilden Lärm hölliſcher Geiſter, Schwertergeklirr, gräuliche Stimmen; dieß Alles wich nicht ihrem eifrigen Gebete, ſondern nur dem erſten Hahnenſchrei.

Das Bruderloch war jedoch nur der kleinere Theil einer ungeheuern Felſenhöhle, und von dem größeren Raum derſelben durch irgend einen Felſeneinſturz ſchon in uralter Zeit geſchieden. Dieſer größere Raum nun, wohin nur ein durch Jagdzufall entdeckter, ſchwieriger Eingang führte, wurde von den Mißvergnügten des Adels weit umher zu nächtlichen geheimen Zuſammenkünften benützt. Die vertrauteſten Diener der Ritter erfuhren nichts davon; ihre Ehefrauen wähnten ſie auf befreundeten Burgen aufgehoben. Die an den Felſenwänden hingleitenden Irrlichter, waren die vermummten Geſtalten der Ritter, mit brennenden Fackeln in den Händen.

In der Nacht des 8. Septembers 1$\overset{5}{4}$47 erwarteten ſie den dahin beſchiedenen Herzog Chriſtoph. Ihr untergeordnetes Werkzeug, der Klausner Cöleſtin, hatte für die Vermummung des Herzogs geſorgt, bevor dieſer zum Fährmanne kam; ſo wie auf dem Nachen das Fackellicht blitzte, eilten die Harrenden an das Ufer, um mit den brennenden Fackeln, wie mit einem Leuchtthurme, den Landungsplatz zu bezeichnen. Schweigend empfingen ſie den Herzog Chriſtoph, und führten ihn durch die Felſenwindungen fort, während Cöleſtin mit dem Fiſcher den Nachen mittelſt einer Seilſchleife an einem Zacken des Geſteines befeſtigte.

D. Herzog war 1447 geboren – er kann
alſo [illegible] 14[illegible] [illegible] d. 1447

7.

„Herzog Chriſtoph lebe hoch!“ rief bei deſſen Eintritte in die Felſenhöhle Sebaſtian von Pflug, Herr von Rabenſtein und Schwarzenburg, und dreimal wiederhallte das hohe Steingewölbe vom donnernden Gruße der verſammelten Ritter.

„Ich danke Euch, edle Ritter und Freunde, für dieſen freundlichen Empfang;“ entgegnete Herzog Chriſtoph; „ich bedauere, daß uns ſo widrige Verhältniſſe zuſammen bringen; allein ich darf Gott zum Zeugen anrufen, daß mein Gewiſſen mir keinen Vorwurf macht. Ich verlange nur mein gutes Recht, die Mitherrſchaft über Bayern, welche mein Bruder, Herzog Albrecht, willkührlich, und mit nichtigen Gründen mir verweigert. Vergebens waren bisher alle meine Vorſtellungen, Worte, in den Wind geſprochen; ſelbſt mein Bruder Sigmund unterſtützt Albrecht's Weigerung; wenn ihm die Regierung eine läſtige Pflicht dünkte, der es vorzieht, dem Stillleben, der Minne und Tonkunſt zu huldigen, ſo möge er nach ſeinem Behagen handeln; ich aber fühle Luſt und Kraft zur Herrſchaft in mir; mein Vater, ſeligen Andenkens, hat in ſeinem letzten Willen verordnet, daß immer zwei ſeiner älteſten Söhne gemeinſchaftlich regieren ſollen; die Reihe iſt nun an mir, und dieſes Recht gedenke ich, ſo es Noth thut, mit dem Schwerte in der Hand zu behaupten.“

„Es wird auch kein anderes Mittel frommen,“ ſagte Hans der Nusberger; „ich kenne ſeinen unbeugſamen Sinn.“

„Mit dieſem Federhelden und Schulmeiſter,“ zürnte

Ritter Gewolf von Degenberg, „kommt Ihr auf friedlichem Wege nicht zum Ziele, Herzog Chriſtoph; Ihr könnt Euer Heil nur in den Waffen finden, und dazu bieten wir Euch unſern kräftigen Beiſtand; uns muß ja ſelbſt Alles daran gelegen ſeyn, daß Ihr zur Mitherrſchaft gelangt; denn Albrecht ſucht auf alle Weiſe die Rechte und Freiheiten der Stände zu ſchmälern, und insbeſondere ſind ihm die Straubingerſtände ein Dorn im Auge. Das muß anders werden!“

„Ihr ſeyd mündig, Herzog Chriſtoph,“ ſagte Ritter von Maſſenhauſen, „und Albrecht ſcheint Luſt zu haben, Euch unter ewiger Vormundſchaft zu halten. Nehmt mir's nicht übel, Herzog, Ihr ſeyd ein armer Herzog, habt nur das einzige Schloß Päſl mit Gilt und Nutzung, während ich nur wenige Ritter kenne, die ein ſo geringes Eigenthum beſitzen. Und ihr ſeyd doch Herzog von Bayern!“

„Ein großer Theil des gerechten Vorwurfes,“ äußerte Ritter Hans Frauenberger, „trifft wohl auch Albrecht's geheime Ohrenbläſer, den Domherrn Ulrich Urſinger, Pfarrer zu St. Peter, und die höfiſchen Bürgermeiſter Peter Schluders und Balthaſar Riedler, die tagelang in der herzoglichen Burg ſtecken.“

„Den Abensberger nicht zu vergeſſen,“ fügte Ritter Sebaſtian von Pflug bei; „der iſt des Herzogs böſer Geiſt. Wenn der uns Alle verderben könnte, er thäte es. Dazu treibt ihn ſein Hochmuth; man hat ſich ſchon in die Ohren geraunt, daß er ſich der ſtolzen Hoffnung hingebe, Herzog Albrecht's Schwiegervater zu werden.“

„Das heißt den Bogen hoch ſpannen,“ bemerkte Herzog Chriſtoph lächelnd, während die grimmige Eiferſucht durch ſein Herz zuckte. „Was ſollen wir aber nun zunächſt beginnen?“

„Erlaubt, daß ich das Wort nehme,“ antwortete Sebaſtian von Pflug, „da mich die hier verſammelten Ritter zum Hauptmann des Bundes der Böckler des Einhorns gewählt haben, deſſen Oberhaupt zu ſeyn Ihr bereits unſerem Abgeordneten verſprachet. Wir Ritter des Niederlandes bei Straubing und vor dem Walde, ſind ſeit alten Zeiten feſten Geiſtes, und der Freiheit zugethan. Weit verzweigt iſt die Zahl und Macht der Bundesglieder, das Landvolk durch treue Mitwirker gewonnen, wie der Klausner Cöleſtin im Dürrnbucherforſte. Wird einmal die Fahne des Widerſtandes geſchwungen, ſo ſtrömen uns Kämpfer von allen Seiten zu. An Euch iſt's nun, Herzog Chriſtoph, das Losſchlagen zu veranlaſſen. Umgebt Euch mit dem Glanze des Hofes eines regierenden Herzogs; ſtellt Marſchälle an, Hofmeiſter, Kämmerer, Trompeter, Köche, anderes Geſinde; Albrecht wird's nicht dulden, Chriſtoph nicht ändern; dann entſcheidet das Schwert.“

„Der Plan iſt gut,“ erwiederte Herzog Chriſtoph; aber die Geldmittel fehlen, ihn auszuführen; bin ich doch, wie Ihr ſelbſt zugeſtehet, ein armer Herzog.“

„Perſönliche Dienſte wird Jeder von uns an Euerm Hofe unentgeltlich leiſten, verſicherte Gewolf von Degenberg, „auch gerne nach Kräften zur Beſtreitung der herzoglichen Hofhaltung beiſteuern, da die Entſcheidung ohnehin nicht lange ausbleiben kann, und dann könnt Ihr ja leicht Vorſchüſſe wieder bezahlen, die Euch gewiß auch Sigmund, Erzherzog von Oeſtreich, leiſten würde, der ohnehin zur Zeit mit Herzog Albrecht auf unfreundlichem Fuße ſteht.“

„Das läßt ſich hören,“ ſagte Herzog Chriſtoph; „der Verſuch koſtet nur einen Ritt nach Innsbruck. Wißt Ihr ſchon, edle Ritter, daß Herzog Albrecht aus allen Kräften rüſten läßt? Ich hörte es heute von einem Kohlenbrenner im Geiſenfelderforſte, der die Bewaffneten ſelbſt ziehen ſah. Graf Niklas von Abensberg hat dieſe Rüſtungen zu betreiben.“

„Einzelne Ritter, die auf meiner Burg Kalmberg einſprachen,“ erzählte Hans der Nusberger, „haben auch ſchon dieſe Neuigkeit aufgetiſcht; Gutes mag es nicht bedeuten, ſonſt hätte nicht der Abensberger ſeine Hand dabei im Spiele. Für jeden Fall müſſen wir wohl auf unſerer Hut ſeyn.“

„Mein Gott, fürchtet nur den Albrecht nicht,“ erwiederte Gewolf von Degenberg; „der ſitzt hinter ſeinen Büchern und Pergamenten, und verdauet ruhig die Weisheit, welche er auf den hohen Schulen zu Pavia, Siena und Rom zu ſich genommen hat, und grübelt nach, was die regierenden Herren auf der Welt vor fünfhundert Jahren gethan haben. Was ich überall, und ſchon hundertmal ſagte, dabei bleibt's: er iſt ein Federheld und Schulmeiſter, aber kein Ritter und kein Herzog, wie ihn Bayern verdient.“

„Ich habe müſſige Söldner für Euere Dienſte zu Reichertshauſen angeworben, Gewolf. Was ſagt Ihr dazu?“ fragte Herzog Chriſtoph.

„Großen Dank, gnädiger Herr!“ entgegnete jener; ſie ſollen uns willkommen ſeyn. Burg Degenberg bedarf einer zahlreichen Beſatzung; ihr Umfang iſt zu groß.“

„Wohlan, Herzog Chriſtoph,“ nahm Sebaſtian von Pflug das Wort, „laßt uns den Bund völlig ſchließen. Die Punkte deſſelben habt Ihr aus der von unſerm Abgeordneten Euch überreichten Urkunde erſehen, die hier, mit den Siegeln aller Bundesritter verſehen, auf der Tafel liegt. Auch Euer glorreiches Wappen iſt eine hohe Zierde dieſes Bundesbriefes; erlaubt, daß wir Euch hier vor dem Bildniſſe des gekreuzigten Heilandes Treue und Gehorſam ſchwören.“

Alſogleich zogen alle anweſenden Ritter, 27 an der Zahl, ihre Schwerter, kreuzten ſie vor dem Heilande, und leiſteten feierlich den Eid; Chriſtoph aber gab ihnen hierauf, ſtatt des Eides, zum Gegenpfande ſein herzogliches Wort, treulich feſtzuhalten an dem Böcklerbunde, und alle Gefahren mit ihnen zu theilen.

Ein dumpfes „Amen“ erſcholl in der weiten Halle.

Manches wurde von den Rittern noch näher berathen; man wollte wiſſen, was bei dieſem oder jenem unerwarteten Zwiſchenereigniſſe zu geſchehen habe, und ſomit gab es Stoff genug zu Vorſchlägen aller Art. Gewolf's vertrauter Leibknappe, der in einer Franziskanerkutte vor einer kleinen Feldcapelle auf der Höhe des Berges kniete, um während der Dauer der Verſammlung für die Sicherheit derſelben zu wachen, meldete das erſte Grauen des Morgens; mit großen Hoffnungen, wohlgemuth, ſchieden die Ritter, und jene, die den Herzog Chriſtoph am Ufer empfangen hatten, geleiteten ihn wieder bis zum Nachen.

8.

Langhans jubelte hoch auf, als er ſeinen hohen Gebieter wieder erblickte, den er an dem beſtimmten

Platze mit den Pferden erwartete. „Wie ging's Dir im Kloſter?“ fragte der Herzog, indem er ſich auf ſeinen Schimmel ſchwang.

„Sehr gut!“ antwortete der Knappe; „ich wurde köſtlich bewirthet. Ich bin mit einer Lüge in das Kloſter getreten, und habe fortgelogen, bis ich meinen Fuß wieder über die Schwelle ſetzte; das war mein Glück, das Lügen mein' ich; ſonſt hätte ich unter freiem Himmel übernachten, oder ein anderes Obdach ſuchen müſſen.“

„Wie ſo?“ verwunderte ſich der Herzog. „Biſt Du noch vom Weine benebelt, daß Du ſo verwirrtes Zeug ſchwätzeſt?“

„Hört mich nur an, gnädiger Herr!“ fuhr jener fort; „ich ſagte dem Pförtner, ich ſey ſo eben mit meinem Ritter aus dem gelobten Lande gekommen, und gab alle Abenteuer, die ich jemals von fahrenden Rittern erzählen hörte, als ſelbſterlebte zum Beſten. So oft ich merkte, daß der Wein zu Ende gehe, fuhr ich ganz träge im Erzählen fort, als ob ich einſchlafen wollte; flugs brachte dann der Pförtner wieder einen vollen Humpen. Auch ein Schreiber des Kloſters war da. Als ich nun äußerte, daß ich Hoffnung habe, in Herzogs Chriſtoph's Dienſte zu kommen, warnte mich der Schreiber, und ſagte: „Laßt's gut ſeyn, und bleibt bei Eurem Ritter; denn es kommt nichts Beſſeres nach. Mit Herzog Chriſtoph's Herrlichkeit wird's wohl nicht lange währen. Fürwahr, man ſollte glauben, er müſſe viel Böſes im Schilde führen, weil ſogar ſein leiblicher Bruder, Herzog Albrecht, unſerm hochwürdigen Herrn Abte durch den Grafen Niklas von Abensberg den Wunſch ausdrücken ließ, daß er bis auf weiters keinem Ritter oder Knappen Einlaß geben möge, am wenigſten aber dem Herzoge Chriſtoph.“

„Höll' und Teufel;" fuhr der Herzog auf; „das iſt des Abensberger ſchlechtes Werk; mein Bruder kann weder ſeinem Bruder, noch dem Herzoge von Bayern eine ſolche Schmach zufügen. Muß denn dieſer Abensberger mir überall in den Wurf kommen? — Wie kommt es aber, daß ſie Dich gaſtfreundlich aufgenommen haben, da Du doch eine Knappe biſt?"

„Pilgernde Ritter und deren Knappen," antwortete Langhans, „dürfen ſie, wie ich hörte, nicht abweiſen, und ſo verdanke ich einer Liſt, die keinen andern Zweck hatte, als den oft erprobten Verſuch, mir eine gute Herberge zu verſchaffen, auch dieſe Kundſchaft."

Im ſcharfen Trabe ritt Herzog Chriſtoph dahin. Nach einer langen Pauſe fragte er: „Gab's nichts Neues ſonſt im Kloſter?"

„Wüßte nichts," entgegnete Langhans. „Doch ja, etwas recht Merkwürdiges. Der Pförtner und der Schreiber wieſen mir Irrlichter, die am andern Ufer zwiſchen den Felſenklüften herumgaukelten, und behaupteten: das ſeyen arme Seelen, die auf Erlöſung warten."

„Ja wohl ſind's arme Seelen," bemerkte Herzog Chriſtoph; „die allerdings verdienten, erlöſet zu werden."

„Ihr ſagt es ſelbſt, gnädiger Herr," verſetzte Langhans, „und Euch glaub' ich Alles auf's Wort. Ihr habt ſie alſo geſehen?"

Der Herzog ritt ſchweigend fort, und freute ſich, die holde Bertha bald zu ſehen. „Wie wird ſie mir ſo holdſelig danken," dachte er; „wie wird ihre ſtolze Mutter ſich geberden, dem Retter ihrer Tochter gegenüber! In welche Verlegenheit wird der hochmüthige Vater gerathen, jener Graf Niklas von Abensberg, mein Todfeind, wenn er zu mir ſagen muß: „Ich danke Euch

Herzog, daß Ihr meine Tochter gerettet habt.“ Dieſem Augenblicke entgeht er nicht, ich mag ihn auf Schloß Abensberg, oder wo immer treffen. Ich aber werde ihm dann antworten: „Sprecht doch nicht von Dank, Graf Niklas; ich bin vielmehr Euch Dank ſchuldig, daß Ihr dem Hohlwege im Dürrnbucherforſte nicht verboten habt, mich einzulaſſen, da ich ſonſt leider nicht ſo glücklich geweſen wäre, Eure Tochter retten zu können. „Bin doch begierig auf die Antwort vom weiſen Rathgeber des weiſen Bruders!“

„Ei, Schloß Abensberg,“ rief Langhans aus; „da wird uns der Dank den köſtlichſten Wein kredenzen!“

Herzog Chriſtoph erwachte aus ſeinen Traumgebilden. Die Frühlichter der Sonne vergoldeten die hohen Zinnen und ſchlanken Thürmlein des ſchönen Schloſſes, und die zahlreichen hohen Bogenfenſter funkelten, daß kein Auge daran haften konnte; die Zugbrücke war aufgezogen. Langhans ſtieß in ſein Horn; bald darauf blies der Thurmwächter, und fragte vom Söller aus die Ankömmlinge, was ihr Begehren ſey?

„Einlaß für einen Ritter und ſeinen Knappen,“ antwortete Herzog Chriſtoph.

„Graf Niklas von Abensberg, unſer Herr,“ erwiederte der Thurmwächter, „hat verboten, Rittern oder Knappen Einlaß zu gewähren.“ Er wollte ſich wieder entfernen.

„Halt!“ rief Herzog Chriſtoph. „Iſt dein Herr im Schloſſe?“

„Nein,“ antwortete der Thurmwächter; „er iſt in München.“

„So ſag dem Burgvogte,“ fuhr der Herzog fort, „daß Chriſtoph, Herzog von Bayern, Einlaß begehre.“

Der Thurmwächter eilte durch ſein Pförtlein. Bald darauf ſah Chriſtoph Frauengeſtalten an den Fenſtern vorübergleiten; endlich erſchien der Burgvogt auf dem Söller, verneigte ſich tief, und ſprach mit lauter Stimme: „Gnädiger Herr, ich bin nur ein Diener, dem es geziemt, nach dem Willen ſeines Gebieters zu thun. Dieſer nun, Herr Graf Niklas von Abensberg, hat ausdrücklich befohlen, bis auf weiteres keinem Ritter oder Knappen Einlaß zu geben, am wenigſten aber dem Herzoge Chriſtoph. Dieß ſind des Grafen eigene Worte.“

„Der Graf ſoll ſie mir noch heute näher erklären,“ rief Herzog Chriſtoph vom Zorn übermannt, befahl Langhans, nach Schloß Pähl zu reiten, wohin er bald ſelbſt kommen wolle, ließ ſeinem Schimmel die Zügel, und ſprengte auf der Straße nach München mit raſender Eile fort.

9.

„Iſt der Herzog ſchon aufgeſtanden?“ fragte Doctor Neuhauſer, der Kanzler, einen Kämmerling, welcher in Albrechts Vorzimmer ſchlaftrunken in einem Armſtuhle lag.

Betäubt fuhr derſelbe auf, rieb ſich die Augen und antwortete: „O ja, — er iſt noch nicht aufgeſtanden, indem — das heißt, — der Herzog ſteht heute nicht auf — er iſt eigentlich — er hat noch gar nicht geſchlafen.“

„Nicht geſchlafen? Unpäßlich vielleicht?“ forſchte der Kanzler.

„Ei, Ihr ſeyd's, Herr Kanzler; guten Morgen, guten Morgen! Daß Dich! Wie ich nur ſo feſt ſchlafen konnte! Ja, ſo iſt's; der Herzog hat heute Nacht wieder auf ſein Bett vergeſſen."

„Wieder? Iſt dies öfter der Fall?"

„Sehr oft, Herr Kanzler; mir ſcheint's, der Herzog mache das Wachen zur Regel, und den Schlaf zur Ausnahme. Jetzt iſt's fünf Uhr Morgens, und noch kein Schlummer in ſeine Augen gekommen. Sagt ihm aber ja nicht, daß Ihr dieß von mir gehört; er hat mir ſtrenge verboten, davon zu ſprechen; ich müßte ſeine Ungnade fürchten."

„Iſt er allein?"

„Sein Sekretär, Herr Sigismund Kraus, ſitzt bei ihm d'rin, und ſchreibt nieder, was der Herzog ſpricht."

„Unſer Herzog Albrecht iſt ein Wunder ſeiner Zeit," äußerte der Kanzler, „ein Jüngling von 20 Jahren mit der geiſtigen Kraft eines vollendeten Mannes, und mit der Weisheit des erfahrenſten Greiſes, unzugänglich allen Leidenſchaften der Jugend. Denkt an meine Worte; er wird noch Großes vollbringen. Gott erhalte ihn!"

Die Thüre des herzoglichen Gemaches öffnete ſich, und Sekretär Kraus rief: „Der Herzog gibt Gehör, Herr Kämmerling! — Herr Kanzler, guten Morgen; Ihr werdet unſerm Herrn und Gebieter willkommen ſeyn. Seht doch, der Herr Graf Niklas von Abensberg kommt auch! Wie gerufen!"

Herzog Albrecht empfing Beide, ein hoher, ſchlanker Prinz, kräftigen Körpers, von breitem Schulterbau, würdevolle Ruhe im hagern Antlitze. Ein Sammetbarett einfach, nach Art alter Maler, bedeckte die langen, im Ringe geſchnittenen, auf die Schultern herabwallenden Haare ſeines Hauptes; nur eine prächtige Kette von ſchwerem Golde ſchlang ſich um ſeinen Hals, und ſchmückte zugleich das pelzverbrämte, herzogliche Gewand. Eitlem Prunke abhold, liebte er den Glanz nur, wo es galt, die Würde des Herrſchers zu verherrlichen. Die geiſtigen Genüſſe der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte waren ihm in Italien zu einem ſüßen Bedürfniſſe geworden; Tonkunſt gewährte ihm Erholung nach ernſten Staatsgeſchäften; er übte ſie perſönlich, und vereinigte an ſeinem Hofe viele Künſtler von Ruf, unter denen namentlich Konrad Paulmann von Nürnberg hervorragte, dem die Natur ſchon bei der Geburt das Licht der Augen verſagt, aber ein wunderſames Talent verliehen hatte, Orgeln zu bauen, und alle Arten von Tonwerkzeugen anzufertigen, die er auch alle mit ſolcher Meiſterſchaft ſpielte, daß er alle Kunſtgenoſſen ſeiner Zeit übertraf. Italien ehrte ſich und ihn durch Uebertragung der Ritterwürde, und mit Rührung ruhte das Auge auf dem blinden Meiſter, wenn er an Feſttagen mit den Geſchenken des Herzogs von Mantua erſchien, mit einem goldverbrämten Rocke, einer goldenen Halskette, und einem Ritterſchwerte mit vergoldetem Gürtel, dann mit dem golddurchwirkten Mantel, womit der Fürſt von Ferrara ihn geſchmückt.

„Was führt Euch heute ſo früh zu mir, Kanzler?“ fragte Herzog Albrecht mit einem lächelnden Blicke ſeiner großen, durchdringenden Augen.

„Ein ſeltſames Ereigniß, gnädiger Herr!“ antwortete der Kanzler; „der Wirth von Reichertshauſen kam noch ſpät in der Nacht mit der Anzeige zu mir, daß Herzog Chriſtoph geſtern, im Vorüberreiten, in ſeiner Herberge ein kleines Mahl eingenommen, mehrere herrenloſe Reiſige für den Dienſt Gewolf's von Degenberg angeworben, und ihnen zugleich reichliches Handgeld gegeben habe.

„In der That ein ſeltſames Ereigniß,“ erwiederte Albrecht, „da mein Bruder Chriſtoph nur ſelten entbehrliches Geld hat, während ich ſelbſt zu meinen Kriegsrüſtungen fremde Geldhülfe ſuchen muß.“

„Auch vom Abte Benedikt zu Kloſter Weltenburg traf ein reitender Eilbote mit einem Schreiben ein, worin er mir meldet, daß ein Knappe mit zwei Pferden dort Nachtherberge verlangt, und der Stallmeiſter an den vier Enden der Satteldecke eines prächtigen Schimmels das geſtickte Hauswappen des Herzogs Chriſtoph erkannt habe; wo dieſer geblieben ſey, wiſſe er nicht.“

„Es ſcheint, mein Bruder läßt ſich in verdrießliche Händel ein, welche für ihn nur ſchlimme Folgen haben können,“ ſagte Albrecht.

„Die Nachricht des Kanzlers,“ nahm nun der Graf von Abensberg das Wort, „ſcheint ein helles Licht auf eine bedauernswerthe Begebenheit zu werfen, die ſich geſtern Abend im Dürrnbucherforſte ereignet hat, und mir unmittelbar darnach durch Ritter Johann von Preyſing auf Wollnzach zu wiſſen gemacht wurde. Vor einer halben Stunde traf einer von ſeinen Edelknechten bei mir ein.“

„Laßt hören!“ äußerte Albrecht.

„Von einem Jagdzuge in der Gegend von Münchsmünſter heimkehrend,“ fuhr der Graf fort, „begegnete Ritter Preyſing, begleitet von einem Edelknechte und zwei Jägern, im genannten Forſte drei Reiſigen, die einen ſchwer Verwundeten auf einer aus Baumäſten gefertigten Bahre trugen. Auf die Frage, was da geſchehen ſey? antwortete einer von ihnen: „Herzog Albrecht hat dienſtloſe Kriegsknechte anwerben, und ihnen befehlen laſſen, ſich in Vohburg zu ſtellen. Es waren unſer neunzehn, die wir vor etwa zwei Stunden neben der Landſtraße am Saume dieſes Waldes hinzogen. Plötzlich kam ein Ritterfräulein hinter uns angeſprengt mit zwei Gefährten, die uns um Schutz baten, da ſie verfolgt würden. Wir nahmen ſie in unſere Mitte, und ſchritten fürbaß, als gleich darnach ein Ritter auf einem ſchönen Schimmel mit ſeinem rieſengroßen Knappen uns erreichte, und ohne weiters auf uns einhieb. Der Ritter ſpaltete unſerm Anführer den Kopf, und entführte das Fräulein; der wilde Knappe tödtete vier, und verwundete dieſen da ſo ſchwer, daß wir ihn nur ganz langſam fortſchaffen können. Gleich da drüben, hinter jener Ecke, liegen die Erſchlagenen.“ Ritter Preyſing tadelte ſie, daß ſie dem Angreifer nicht zugerufen, ſie ſeyen Dienſtleute des Herzogs Albrecht. „Dieß thaten wir ſchon,“ erwiederten ſie; „aber der Ritter ſchlug ein Hohngelächter auf.“ Nach der Beſchreibung, welche die Reiſigen vom Ritter und deſſen Knappen machten, ſo wie nach andern Umſtänden zu ſchließen, iſt Ritter Preyſing der Meinung, der fremde Abenteurer möchte Herzog Chriſtoph geweſen ſeyn.“

„Dieſen Fall werde ich näher unterſuchen laſſen,“ ſagte Herzog Albrecht, „und meinen Bruder Chriſtoph darüber hören.“

„Dieſer Schleier,“ bemerkte der Graf, „wurde von der Dame im Gedränge verloren, und dem Ritter Preyſing von den Reiſigen übergeben; er kann vielleicht zu nähern Aufſchlüſſen führen.“

„Bewahrt ihn, Kanzler!“ befahl der Herzog. „Sind alle meine Befehle zu nöthiger Vertheidigung vollzogen, Graf Niklas?“

„Ich habe mich überall perſönlich überzeugt,“ erwiederte dieſer, „und bürge für den genauen Vollzug. In den Städten, Märkten und Burgen des Niederlandes, die Euch gehören, gnädiger Herr, ſo wie im Nordgau, wird Niemand eingelaſſen, außer Kaufleute, Wagenleute und ſolche, die zur Nothdurft des Landes und zum Betrieb des Feldbaues nöthig ſind; um ja nichts zu verſäumen, ritt ich auch nach Straubing, und benahm mich mit dem Vicedom Johann von Stauff. Sechs und vierzig Gerichte und Pflegämter in Ober- und Niederbayern ſind ſo vollſtändig gerüſtet, daß ſie bei dem erſten Aufgebote ſchlagfertig ausrücken können.“

„So ſind wir denn jetzt auf alle Ereigniſſe gefaßt,“ ſagte Herzog Albrecht, „doch nur mit Bedauern würde ich das Schwert ergreifen; denn welche Kraft bleibt einem Lande gegen fremde Feinde, ſo lange es mit ſeinen eigenen Söhnen kämpfen muß? — Ich ſehne mich nach friſcher Luft; folgt mir in den Garten. Wir wollen ſehen, wie weit die Arbeiten meiner wälſchen Maler und Bildhauer ſchon gediehen ſind, und dann nach einem einfachen Mittagsmahle, wobei Ihr meine Gäſte ſeyn möget, im Zeughauſe Harniſchſchau und Muſterung des Geſchützes, der Heer- und Rüſtwagen halten.“

10.

Ein hohes, ehernes Gitter, durch welches des Volkes ſchauluſtige Menge blickte, umſchloß den großen weiten Raum, worin Herzog Albrecht, umgeben von vielen Kriegshauptleuten und Rittern, die Harniſchſchau hielt. Vor dem großen Eingangsthore ſtanden zwei herzogliche Kämmerlinge und vier Leibwächter mit Hellebarden.

Die Muſterung war beinahe zu Ende, und Albrecht bereits in die Nähe des Thores gekommen, welches in die Landſtraße ausmündete, als eine fernhin aufwirbelnde Staubwolke ſichtbar wurde, und ein dumpfes Gemurmel unter dem Volke immer mehr anſchwoll. Wie vom Sturmwinde gepeitſcht flog die Wolke immer näher heran, und als ein wüthender Reiter aus ihr hervorſprengte, erhoben ſich laute Stimmen der Verwunderung: „Herzog Chriſtoph! Herzog Chriſtoph!“

Er war's. Haſtig ſprang er vom Roſſe, warf die Zügel einem herzoglichen Stallknechte zu, und ſchritt dem Thore entgegen. Zwei Leibwächter kreuzten die Hellebarden, den Eingang wehrend.

„Was ſoll dieß?“ fragte Herzog Chriſtoph mit zornglühenden Blicken.

Schüchtern näherte ſich ein Kämmerling, und ſagte: „Verzeiht, Herzog Chriſtoph, ohne Meldung iſt Niemanden der Zutritt zu unſerm gnädigen Herrn, dem Herzoge Albrecht, geſtattet.“

„Gott wolle verhüten,“ rief Herzog Chriſtoph mit lauter Stimme, „daß ein Herzog von Bayern jemals nöthig habe, ſich bei ſeinem Bruder melden zu laſſen, und trüge dieſer auch eine Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte! Platz da, wenn Euch Euer Leben lieb iſt!“

„Wer tobt ſo ungeſtüm?“ fragte Herzog Albrecht, nach dem Thore blickend, mit ernſter, düſterer Miene.

„Ich, ich, der Herzog Chriſtoph!“ erwiederte dieſer, die beiden Hellebarden faſſend, und ihre Träger ſeitwärts ſchleudernd, daß ſie unter lautem Gelächter der Umherſtehenden an das Gitter taumelten; dann trat er raſch durch das Thor.

„Wie kannſt Du ſo vermeſſen ſeyn,“ zürnte Herzog Albrecht, „meinen Leibwächtern Gewalt anzuthun?“

„Die Neuerung des Anmeldens konnte ich unmöglich Deinem Hofgeſinde glauben,“ antwortete Chriſtoph; „ſie iſt ſo befremdend, daß ich wohl erwarten durfte, eine ſolche Kunde zuvor von Dir ſelbſt zu vernehmen, um bemeſſen zu können, ob es ſich ferner der Mühe lohne, mich einer ſolchen Demüthigung zu fügen.“

„Kämeſt Du nicht ſo ſelten an meinen Hof,“ ſagte Albrecht, „ſo wäreſt Du vertrauter mit ſeinen Sitten; wie kann ich wiſſen, auf welchem Werbeplatze meine Mittheilung Dich treffen könnte?“

„Das verſteh' ich nicht!“ erwiederte Chriſtoph.

„Frage nur Hans Gewolf von Degenberg um Aufſchluß,“ ſprach Albrecht; „nach ſeiner Meinung bin ich freilich nur ein Federheld und Schulmeiſter; er kann ſich aber wohl noch überzeugen, daß ich nicht bloß die Feder, ſondern auch das Schwert zu führen wiſſe.“

„Der Degenberger erlaubt ſich viel,“ bemerkte Graf Niklas von Abensberg.

„Ihr erlaubt Euch noch mehr,“ fuhr Herzog Chriſtoph auf. „Eben recht, daß Ihr ſprachet; ich hätte Euch ſonſt wahrlich gar nicht bemerkt. Sagt an, Graf Niklas, iſt es wahr, daß Ihr Eurem Burgvogte zu Abensberg befohlen habt, keinem Ritter oder Knappen Einlaß zu geben, am wenigſten aber dem Herzoge Chriſtoph?“

„Ja!“ antwortete der Graf mit feſter Stimme und ſtolzer Haltung.

Da ſchleuderte Chriſtoph ſeinen Handſchuh vor die Füße des Grafen, mit den Worten: „Auf Leben und

Tod!“ Der Graf bückte ſich, um ihn aufzuheben: Herzog Albrecht aber ſtreckte wehrend die Hand vor, und ſagte: „Ihr habt weder Rechenſchaft zu geben, noch den Handſchuh aufzuheben; denn Ihr ſeyd nur der Vollzieher meines Befehles geweſen.“ Hiemit wendete ſich Herzog Albrecht um, und ſchritt langſam, von ſeinem Gefolge umgeben, nach einer andern Richtung des Muſterungsplatzes.

Erſtaunt blieb Herzog Chriſtoph einen Augenblick ſtehen, wie hingebannt, raffte ſeinen Handſchuh auf, und ſagte, dem Zuge folgend: „Dein Befehl war's? Dein Befehl? Ha, bei Gott, das iſt kein minderer Schimpf, als jener, der unſerm Vater auf dem Tournier zu Regensburg begegnete, als der Großvater die Schranken vor ihm ſchließen ließ, und duldete, daß ſein eigener Sohn, der Erbe des herzoglichen Thrones, geſchlagen wurde. Bin ich von des Kaiſers Majeſtät geächtet, daß kein Burgthor mir geöffnet werden darf? Oder durch welches Verbrechen hab' ich einen ſolchen Befehl verſchuldet?“

„Für die Ruhe und Sicherheit des Staates zu wachen, iſt meine heilige Pflicht,“ ſagte Albrecht. „Ich kenne den Trotz des Adels, und jene aufrühriſchen Ritter, die ſich in geheimen Zuſammenkünften zu hochverrätheriſchen Anſchlägen verbinden; ich weiß, wer an ihrer Spitze ſteht, wer ungeſcheut Reiſige für ſie anwirbt. Du wirſt mich ſchon verſtehen.“

„Wer zwingt den Adel zur Gegenwehr, als Dein ungerechtes Verfahren?“ entgegnete Chriſtoph. „Dein einziges Streben geht nur dahin, die landſtändiſchen Freiheiten zu ſchmälern, ja zu vernichten, um dann ein unbeſchränkter Herrſcher zu werden. Sprich nicht von Aufruhr und Hochverrath; denn freien Fürſten, Herren und Städten verbietet weder Geſetz noch Gewohnheit, zu ihrer eigenen Sicherheit Eidsgenoſſenſchaften zu bilden. Dieß weißt Du ſo gut, wie ich; allein Du willſt es nicht wiſſen; in Deinem Unrecht beſtärken Dich die ſchlechten Rathgeber.“

Die letzten Worte ſprach Chriſtoph, mit durchbohrenden Blicken den Grafen von Abensberg und den Kanzler Neuhauſer meſſend.

„Mäßige Dich!“ befahl Herzog Albrecht.

„Du ſcheinſt die Wahrheit nicht recht ertragen zu können,“ fuhr Chriſtoph fort; „das iſt eine ſchlimme Gewohnheit, am ſchlimmſten für einen Fürſten, und ich hätte doch große Luſt, Dir noch gar viele Wahrheiten zu ſagen. Warum verweigerſt Du mir noch immer die Mitherrſchaft im Herzogthume Bayern, obgleich ſie mir nach dem Willen unſers ſeligen Vaters gebührt? Gewähre mir mein gutes Recht, und zwinge mich nicht, es mir ſelbſt zu nehmen!“

In dieſem Augenblicke gelangte der Zug an einen gewaltigen Marmorſtein, etwa zwölf Schritte vom ehernen Gitter entfernt; er war vor einigen Tagen von einem Wagen gefallen, der ſolche Steine über dieſen Platz in den Burggarten zur Anlage einer Felſengrotte geführt hatte. Plötzlich blieb Herzog Albrecht vor dieſem Steine ſtehen, ſchaute wie ſuchend unter ſeinem Gefolge umher, und ſagte dann: „Graf Niklas, Ihr ſeyd wohl der kräftigſte Ritter in meinem Heere; ei, hebt mir doch dieſen Stein auf!“ Der Graf verneigte ſich lächelnd gegen Herzog Albrecht, als errathe er deſſen Abſicht, bückte ſich, und verſuchte vergebens, dieſen Stein zu lüften. „Dazu reicht menſchliche Kraft nicht hin, gnädiger Herr!“ ſagte der Graf, „ich muß ihn wohl liegen laſſen.“

„Da ſiehſt Du, Bruder, daß es Steine gibt, die man nicht heben kann," bemerkte Herzog **Albrecht**, legte ſeine Hand auf **Chriſtoph's** Schulter, und fügte mit einem Tone bei, der wie ein wohlgemeinter Rath klang: „Deine Mitherrſchaft iſt auch ein ſolcher Stein!"

„Weit gefehlt, mein weiſer Bruder!" erwiederte Herzog **Chriſtoph**: „der Stein da läßt ſich ſchon heben; Du haſt Dich nur nicht an den **rechten** Mann gewendet." Hiemit faßte er den Stein *), hob ihn raſch von der Erde, und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt gegen das Gitter, daß fünf dicke Eiſenſtäbe zerſchmettert wurden, und die Trümmer des zerſprengten Mauerwerkes, worin die Eiſenſtäbe ſtacken, in Schutt und Staub zu Boden kollerten.

Das zuſchauende Volk brach in ein ſtürmiſches Beifallsjauchzen aus; ſtaunend ſtanden Alle, bleich vor Zorn und Beſchämung **Graf von Abensberg**. Doch als Meiſter ſeiner Empfindungen, wußte er eine andere Miene, und einen andern Sinn zu verleihen. „Fürwahr, Herzog **Chriſtoph**," nahm er das Wort, „der Ruf Eurer Stärke wird mit Recht auf die Nachwelt übergehen." „Ich werde dieſen Stein zum Andenken in der herzoglichen Burg aufbewahren laſſen," ſagte der Kanzler.

„Ihr Herren ſeyd ſo beſorgt für meinen **Nachruhm**," bemerkte **Chriſtoph**, „daß Ihr ihn mir wahrſcheinlich ſo bald als möglich vergönnen würdet."

„Auch die Lorbeern der Gegenwart," erwiderte **Graf Niklas**, um ſeinem ſchwer verhaltenen Grimme Luft

Wollte Gott, Ihr wäret geſtern Abend mit Eurer Stärke und Tapferkeit als Retter erſchienen, da ein Wegelagernder Abenteurer, im Dürrnbucherforſte, die Söldner des regierenden Herzogs Albrecht, welche eine verfolgte Dame und deren Begleiter beſchützten, angriff, und niederhieb. Die Dame entkam glücklich mit Gottes Hülfe; nur ihr Schleier blieb zurück. Seht doch ob Ihr ihn nicht kennt?"

Der Kanzler zog den Schleier aus ſeinem Wammſe hervor.

Herzog Chriſtoph hielt Alles, was der Graf von Abensberg ſagte, für abſichtliche Verdrehung des Ereigniſſes. Er bebte vor Wuth, und konnte eine Zeitlang keine Silbe hervorbringen.

„Was erſchüttert Dich ſo ſehr an dieſer Nachricht?" fragte Herzog Albrecht.

„Ich habe von dieſer Geſchichte gehört," ſprach Herzog Chriſtoph. „Wenn jene Reiſigen in den Dienſten des Herzogs Albrecht ſtehen, und noch Mehrere vom gleichem Gelichter zu haben ſind, ſo rathe ich meinem Bruder, den Grafen Niklas von Abensberg an ihre Spitze zu ſtellen; ich wüßte keinen Würdigeren; dann aber werde ich Arm und Schwert einem Fürſten leihen, dem die Ehre, — — doch nein, ich bleib bei Dir, mein liebes, armes Vaterland, Du biſt ja verrathen und verkauft!"

„So arg dürfte es doch wohl nicht ſeyn!" meinte der Kanzler.

„Nach Eurer Meinung, Kanzler, hab' ich nicht gefragt," fuhr Herzog Chriſtoph auf.

„Mit dieſem Schleier!" Er riß ihn dem Kanzler aus der Hand. „Iſt's doch ein zierliches [illegible] Ich

Luſt vergiftet. Glaubt aber ja nicht, Ihr Ritter und Herren, daß ich auf des Abensberger ſpitzfindige Anklage mich ſchuldbewußt zurückziehe; vielmehr verpfände ich Euch mein herzogliches Wort, daß Graf Niklas von Abensberg — gelogen hat.“

Einen Blick der Verachtung ließ Herzog Chriſtoph über das Antlitz des Grafen Niklas gleiten, und entfernte ſich dann raſch. Am Eingange begrüßte ihn wieder das Freudengeſchrei des Volkes, das nicht endete, ſo lange es ihn fürbaß reiten ſah.

Der Graf von Abensberg wollte, als Chriſtoph ihn der Lüge beſchuldigte, ſeine Ehre ritterlich wahren. „Laßt's gut ſeyn, bis auf weiteres,“ ſagte Herzog Albrecht; „hier waltet ſicher ein Mißverſtändniß, und gerne bezeuge ich Euch vor meinem Gefolge, daß Ihr nicht abſichtlich die Unwahrheit geſagt, ſondern im guten Glauben geſprochen habt; was meinen Bruder bewog, Erſteres vorauszuſetzen, muß bald an das Licht des Tages kommen.“

Der Herzog brach auf mit ſeinem ganzen Gefolge. „Hört Ihr, gnädiger Herr!“ äußerte Graf Niklas, „wie das Volk dem Herzoge Chriſtoph jubelt? Er hat die Volksgunſt für ſich gewonnen.“

Ihm entgegnete Herzog Albrecht, den die Nachwelt mit Recht den Weiſen nennt: „Graf Niklas, merkt Euch wohl: die Liebe meines Volkes iſt mein höchſtes Glück; doch ſeiner Gunſt möchte und dürfte ich das Wohl des Landes nicht opfern.“

den Herzen fort. Sie war an Seele und Leib ſo wunderſchön, daß man ſie nur den „Engel“ nannte. Albrecht III., Herzog von Bayern, ſpäterhin den Beinamen „der Fromme“ führend, kämpfte eben während des Faſchings zu Augsburg auf einem Feſtturniere, welches der Magiſtrat daſelbſt, ihm zu Ehren, veranſtaltet hatte, als er die Nachricht erhielt, daß die ihm beſtimmte Braut, Eliſabeth, Gräfin von Württemberg, die Flucht aus dem väterlichem Palaſte ergriffen, und mit dem Ritter Johann, Grafen von Werdenberg, den ſie ſchon früher geliebt, ſich vermählet habe. Den verſchmähten Albrecht tröſtete bald Agneſens keuſche Liebe. Ihre geiſtigen und körperlichen Vorzüge, ihre ſchwellende jugendliche Blüthe, ihre zarten Formen und die langen, wie Gold ſchimmernden Haare, bezauberten den jungen Herzog; er ließ ſich heimlich mit ihr trauen, auf ſeinem Schloße Vohburg an der Donau, und führte dort ein ſeliges Stillleben. Von da zog er nach Straubing, und umgab die angebetete Gattin mit einem glänzenden Hofſtaate.

Darob ergrimmte ſein Vater, Herzog Ernſt, der die Nachfolge im Herzogthum bedroht ſah. So lange der edle, kluge und ſanfte Bruder deſſelben, Herzog Wilhelm, lebte, wußte dieſer alle Gewaltſchritte gegen Agnes abzuwenden, nach ſeinem am 11ten September 1435 erfolgten Tode aber, brachen ſchlechte Ränke ſich eine für die unglückliche Herzogin verderbliche Bahn. Während Albrecht auf einem Turniere zu Regensburg die Schmach verſchloſſener Schranken, ja ſogar gegen ihn geführter Schläge ertragen mußte, wurde auf ſeines Vaters

Gegenwart des Richters von Straubing, Emeran Nusperger zu Kalmberg, dem die Vollſtreckung des Todesurtheiles übertragen war, in der Donau ertränkt: hier geſchah es, daß der Henker, als das unſchuldige Opfer hülferufend von der Fluth gegen das Ufer getrieben wurde, ſie untertauchte, indem er mit einer Stange ihre langen Goldhaare faßte.

Albrechts Rache entflammte einen verheerenden Krieg im Lande; der Sohn hatte das Schwert gegen ſeinen Vater gezogen. Die Verſöhnung erfolgte noch im nämlichen Jahre, und am Feſte des heiligen Leonhard im Jahre 1436 ſeine Vermählung mit Anna, Herzogin von Braunſchweig, mit welcher er ſieben Söhne und drei Töchter erzeugte. In ſeinem letzten Willen verordnete er: „das Land ſollte nie wieder getheilt, ſondern nach ſeinem Tode je von den zwei älteſten Söhnen gemeinſchaftlich regiert werden.“ Er ſtarb am 28. Februar 1460.

Zur Zeit dieſer Geſchichte lebten nur noch vier Söhne des Herzogs Albrecht III.: Herzog Sigmund, 28 Jahre alt; Albrecht, 20 Jahre alt; Chriſtoph, 18 Jahre alt, und Wolfgang 17 Jahre alt. Am 10. September 1465, nahm Herzog Sigmund ſeinen Bruder, Albrecht IV., zum Mitregenten an, nach des Vaters letztem Willen; aber ſchon nach 2 Jahren entſagte er, den Mühen der Herrſchaft abhold, dem herzoglichen Throne, den er ſeinem Bruder, Albrecht IV. überließ, gegen Vorbehalt der nöthigen Einkünfte. Nun verlangte Herzog Chriſtoph die Mitherrſchaft, auf die väterliche auf den Thron von Bayern habe verzichten können. Herzog Albrecht verweigerte aber die Erfüllung dieſes Geſuches nach der von ihm aufgeſtellten Anſicht: „daß Chriſtoph nicht in Folge der Entſagung Sigmund's ſondern nur nach deſſen Tode, ein Recht auf die Mitherrſchaft anſprechen könne; denn er — Albrecht — herrſche nun allein Kraft des Mitherrſcherrechtes Sigmund's, welches dieſer ihm übertragen habe; ſo lange alſo Sigmund lebe, könne einem dritten Bruder der Zutritt zur Mitherrſchaft nicht geſtattet werden.“ Vergebens berief ſich Chriſtoph auf den Wortlaut des väterlichen Willens: „daß je zwei von den älteſten Brüdern das Land gemeinſchaftlich regieren ſollten,“ er wendete ſich daher an die Landſtände, und zwar zuerſt an jene des Straubinger-Antheiles, die an Muth und Thatkraft die Stände Oberbayerns überragten.

Das Geſuch des Herzogs Chriſtoph kam den Ständen des Niederlandes ſehr erwünſcht; ſie konnten ſich vermittelnd und ſchiedsrichterlich in eine der wichtigſten Staatsangelegenheiten einmiſchen, und ſie vielleicht zur Erlangung neuer Freiheitsurkunden ausbeuten, wozu ihnen die Mitherrſchaft des raſchen, lebensluſtigen, unbeſonnenen Chriſtoph weit mehr Ausſichten bot, als die Alleinherrſchaft des weiſen, ſcharfſinnigen, willensfeſten, von keiner Leidenſchaft bethörten Herzogs Albrecht, dem das Heil ſeines Vaterlandes ſein höchſtes Geſetz war. Die Stände verlangten Einſicht in das Verhältniß des Bruderzwiſtes hinſichtlich der Mitherrſchaft; ſtatt einer Antwort machte Albrecht ſich ſchlagfertig, jene rüſteten ſich zur Gegenwehre, und fanden den ritterlichen Chriſtoph ſogleich bereit, das Haupt jener geheimen Verbund“, oder „**Böckler des Einhorns**“ kennen gelernt haben.

12.

Schloß **Paal**, wohin Herzog **Chriſtoph** nach der jüngſten Zuſammenkunft mit ſeinem Bruder **Albrecht** geeilt war, zeigte bald den Glanz des Hoflagers eines regierenden Herzogs. Den Ritter **Chriſtoph von Parsberg** ernannte er zu ſeinem Hofmeiſter, ſtellte Hofmarſchälle an, Küchenmeiſter, Stallmeiſter, Kämmerer, Thürhüter, Köche, Trompeter, u. ſ. w., lud Ritter mit Frauen und Töchtern aus der Nähe und Ferne zu feſtlichen Banketten, zu allerlei Spielen: Wettlauf, Ringen, Lanzenbrechen, ꝛc., und blieb überall ein unübertroffener Meiſter. Ungeſcheut erklärte er vor Jedermann, daß er von Rechtswegen Mitherrſcher von Bayern ſey, und demnächſt das Recht zur Wirklichkeit machen werde. **Albrecht** erfuhr Alles, was auf Schloß **Paal** geſprochen und gethan wurde, und traf im Stillen ſeine Maßregeln, wobei ihn **Graf Niklas von Abensberg** mit raſtloſer Thätigkeit unterſtützte. So lange ſich **Chriſtoph** keine entſchiedene Eingriffe in **Albrecht's** Hoheitsrechte erlaubte, kümmerte ſich dieſer wenig um den großen Aufwand ſeines Bruders, der dadurch überdieß die Kräfte ſeiner eigenen Partei ſchwächte; zudem ließ ſich das baldige Ende des prächtigen Hofſtaates mit der nahen Verſiegung der Geldquellen erwarten. Die Verſchworenen hofften immer, **Albrecht** werde das Hofhalten **Chri-**

Eines Abends, als Herzog Chriſtoph ſich eben zierlich zum Tanze kleiden ließ, verlangte ein Klausner geheimes Gehör. Cöleſtin war's. „Gnädiger Herr," begann derſelbe, „mich ſendet Ritter Sebaſtian von Pflug, Hauptmann des Böcklerbundes, um Euch zu melden, daß es an Geld mangle, die angeworbenen Reiſigen ferner zu bezahlen, und die Befeſtigung der vielen Burgen der Bundesritter zu vollenden. Ihr möget daher Fürſorge treffen, ſo ſchleunig als möglich, indem ſonſt der ganze Plan aufgegeben werden müßte. Bei dem gegenwärtigen Stande der Rüſtungen, könne an ein Gelingen nicht gedacht werden."

„Bring unſerm Hauptmann meinen Gruß," erwiederte Chriſtoph, „und ſag' ihm, daß ich zur Zeit kein Geld habe, aber demnächſt helfen werde. Ich will keine Mühe ſcheuen, die Mittel zum Zwecke aufzutreiben; bis dahin möge er ſein Aeußerſtes thun. Melde ihm auch, es ſey mein Rath, den Strauß dann ſogleich zu beginnen; ferneres Zögern verzehrt unſere Geldkräfte, und entmuthiget die Herzen."

„Dieſe ſind von neuer Kampfluſt durchglüht," bemerkte Cöleſtin, „ſeitdem ſie die Geſchichte mit dem Steine bei der Harniſchſchau erfahren haben. Im ganzen Lande ſpricht man von nichts Anderm. Ich vernahm dieſe Kunde zuerſt von Gräfin Bertha von Abensberg, vermuthlich iſt das Fräulein heute zu Menzing eingetroffen, um die Geliebte Herzog Sigmund's zu beſuchen."

„Such Langhans auf," ſagte Chriſtoph, „er wird für eine gute Nachtherberge ſorgen!"

Cöleſtin entfernte ſich, und der herzogliche Jüngling beſchloß, mit Tagesanbruch nach Menzing zu reiten. Er ſchien bei dem Bankette zerſtreuter, als ſonſt, und die ſchönen weiblichen Gäſte aus Augsburg, vermißten an ihm die gewohnte Luſt, ſie mit Artigkeiten zu überhäufen. Während ſie noch Alle auf ihrem Morgenlager von ſüßen Träumen umgaukelt wurden, trabte er ſchon dem Schloße ſeines Bruders zu, wo er den Schatz ſeines Herzens zu finden hoffte.

Herzog Sigmund hatte zwar die Ruhe des Privatlebens dem Throne vorgezogen; dennoch liebte er es, herzogliches Gepränge zur Schau zu ſtellen, wohl mehr, um dadurch ſeine ſchöne Geliebte, Margareth Pfabendorfer, die Tochter eines Militärs, zu verherrlichen, als zu eigener Luſt. Der freundliche, ſanfte, heitere Jüngling, liebte dieſes Mädchen mit ſo dauernder Gluth, daß er ſich lebenslang, ihr zu gefallen, nur in drei Farben kleidete: Roth, Schwarz und Weiß, und ſie in Liedern beſang, die er ſelbſt dichtete.

Margareth war nicht ſeine erſte, aber ſeine letzte Liebe, denn früher liebte er ein Dienſtfräulein am Hofe ſeines Vaters, eine Tochter des Konrad vom Freiberg zu Cammerberg. Die Frucht dieſes zärtlichen Verhältniſſes, über deſſen ſpätern Löſung die Geſchichte ſchweigt, war eine Tochter, Namens Margareth, in der Folgezeit Gemahlin des Hans Hund von Lauterbach, und nach dem Tode deſſelben vermählt mit Chriſtoph von Pienzenau zu Zinnenberg.

Der Name „Margareth“ mußte für ihn einen doppelt ſüßen Klang haben. Er war ein großer Freund der Muſik, im Singen und Saitenſpiele wohl erfahren, ein Gönner der Tonkünſtler, und allen ſchönen Künſten eifrig lichen und Mönchen. Sein Schloß zu Menzing hatte er ſehr erweitert und verſchönert. In einem Gemache deſſelben hing ſein wohlgetroffenes Bildniß in Lebensgröße, mit dem wohlwollenden Blicke des ſchönen Hauptes, in reicher Fülle dunkelbrauner Locken. An der Thüre ſtand geſchrieben:

„Sey frumb, gedultich und verſchwiegen.
Was nicht dein iſt, das laß liegen."

Jagd und Vogelſang ergötzten ihn; ſeine Lieblingsneigung waren ſeltene Thiere, namentlich farbenreiches Geflügel aus fremden Zonen; auch weiße Tauben, ſchöne Pfauen mit ſchimmernden, radförmigen Schweifen, Perlhühner, u. ſ. w., von denen die Hofräume ſeiner Landſitze wimmelten. Gelehrte und Künſtler wurden immer gaſtfreundlich aufgenommen; Formenzwang widerte ihn an.

Sigmund ſaß am Clavier, ſpielte, und ſang:

„In dieſer Farbe ſchwarz, roth und weiß
Mit ganzem Fleiß, u. ſ. w."

und zu ſeinen Füßen ſpielten zwei holde Knäbchen, ſeine Kinder, Johann und Sigmund von Pfattendorf — ſie führten den Namen ſeiner Geliebten, dem ſpäterhin dieſe Aendrung gegeben wurde, — als Herzog Criſtoph raſch in das Gemach trat.

„Ei ſieh da, mein lieber Bruder Chriſtoph," rief Sigmund freudig, erhob ſich vom Stuhle, und umarmte ihn. „Dein letzter Beſuch in Dachau war ſo flüchtig, daß ich Dich jetzt länger feſthalten will. Morgen halte ich große Jagd, heute eine Haustafel, auf welcher mehr Gerichte, als gewöhnlich, erſcheinen ſollen; Du wirſt die Kochkunſt meiner lieben Margareth bewundern. Mein kleiner Hofſtaat iſt dazu geladen: Balthaſar Pſchorner, der Hofcaplan; Michael Bailwells, der Kanzler, Michael Muggenthaler, der

Landrichter, Ulrich Petenpeck, der Gerichtſchreiber zu Dachau, und Hans von Alach, mein Hoffiſcher; einige Künſtler aus München werden ſich auch einſtellen. Ich habe einen holden Gaſt bekommen, Gräfin Bertha von Abensberg; morgen kommt ihr Vater zur Jagd, um ſie dann wieder heimzuführen.“

„Ich danke Dir, Sigmund,“ erwiederte Chriſtoph; „mir fehlen Zeit und Luſt zu ſolchen Dingen. Ein Stück Rehbraten und einen Humpen Wein, mehr brauch ich nicht. Doch ja, ich brauche mehr, — ich brauche Geld. Willſt Du mir auf kurze Friſt eine Summe borgen?“

„Wäreſt Du vorgeſtern gekommen,“ antwortete Sigmund, „ſo hätte ich Deinen Wunſch erfüllen können; allein geſtern ſchickte ich all' mein entbehrliches baares Geld an den Magiſtrat in München zur Bezahlung der Arbeiter am Fundamente der Kirche zu Unſer lieben Frauen, die ich, wie Du weißt, meinen lieben Münchnern zum Andenken auf meine eigene Koſten erbauen laſſe. Siehſt Du, hier auf dem Claviere, neben dem Grundriſſe der Kirche, liegt die Empfangsbeſcheinigung des Magiſtrates. Ich bedaure, daß —“

„Laß es gut ſeyn, Sigmund,“ unterbrach ihn Chriſtoph; „ich weiß, daß Du mir helfen würdeſt, wenn Du könnteſt. Führe mich nun zu den Frauen, damit ich ſie begrüße, dann geht es wieder durchaus.“

„Wie? Du wollteſt wirklich ſchon wieder fort?“ fragte Sigmund mit aufrichtigem Bedauern. „Feſſelt dich weder mein ſchöner Gaſt, noch morgen die Jagd?“

„Alles zu ſeiner Zeit,“ entgegnete Chriſtoph. „Ich muß mich noch gar viel umthun, bevor ich die Hände müſſig in den Schooß legen darf.“

und er beklagte ſich bitter über die Herrſchſucht ſeines Bruders, des Herzogs Albrecht, der ihm das Recht der Mitherrſchaft verweigere. Sigmund ſuchte ihn zu begütigen; er rieth ihm auch, ſich beſonnener zu benehmen, als dieß kürzlich noch der Fall geweſen, nach Aeußerungen, die er aus Albrecht's Munde vernommen habe. Sein Bemühen war vergeblich.

Die beiden herzoglichen Brüder gingen in das Arbeitszimmer der Margareth, die mit Gräfin Bertha, Beide in einfachen Hauskleidern, eben mit Vorbereitung verſchiedener Speiſen für die Küche, namentlich allerlei Zuckergebäckes und künſtlicher Torten, beſchäftiget waren. Damals nämlich dünkte ſich noch keine Dame, ſelbſt des höhern Adels von Bayern, zu vornehm, Küche und Keller unter eigener Aufſicht zu halten, und insbeſondere bei Bereitung von Speiſung perſönlich Hand anzulegen. Bei Beſuchen auf den Burgen und Schlöſſern, beeilten ſich die Ankommenden gewöhnlich, irgend eine Speiſe, in deren Bereitung ſie es zur Meiſterſchaft gebracht, auf die Tafel zu liefern.

Bertha war ſichtbar überraſcht, als Chriſtoph mit ſeinem Bruder eintrat, während ſie die Hände trocknete, ließ Margareth ſich nicht ſtören, ſondern erwiederte ſeinen Gruß wie den eines gewohnten Hausfreundes. Vor ihr, in der Tiefe der breiten Holztafel, auf welcher allerlei Kochgefäße ſtanden, ſaß ihr kleines anmuthiges Töchterchen mit rothen Pausbäckchen, in der Linken ein Stück Kuchen, mit eingemachten Früchten gefüllt, die Rechte vorgeſtreckt, um in einem großen Haufen vergoldeter Pfeffernüſſe behaglich wühlen zu können.

„Erſchreckt nicht, gute Frau Margareth," ſagte Chriſtoph ſcherzend zu ihr, „ich bin weder ein gebetener, noch ein ungebetener Gaſt, ich ſcheid' im Fluge, wie ich kam. Fräulein Bertha, ich bin Euch noch einen Beſuch ſchuldig. Ihr wißt, es war nicht meine Schuld, daß ich ihn nicht zur rechten Zeit machte."

„Ja wohl," erwiederte Bertha: „mein Vater hat jenes Mißverſtändniß auf's Tiefſte bedauert."

„So ſchrieb er mir auch nach Paal," ſagte Chriſtoph, „am Tage nach der Harniſchſchau. Die Räuber logen den Ritter Preyſing an, und ſomit fiel ein ſchlimmer Verdacht auf mich. Da könnt Ihr ſehen, was für ein verdächtiger Mann ich bin. Was für Augen würde erſt Euer Vater machen, wenn er der Schwiegervater eines ſo verdächtigen Mannes werden ſollte!"

„Was fällt Dir ein, ſo zu reden?" flüſterte ihm Siegmund zu.

Bertha erröthete, und ſchlug die Augen nieder. „Einer ſolchen Verlegenheit wird ſich mein Vater wohl nicht ausſetzen," äußerte ſie mit einem Lächeln, deſſen Erkünſtelung das Beben ihrer Stimme verrieth.

Im Hofraume vor dem Fenſter flüchtete ſich ein Pfau mit gellendem Geſchrei vor einem Jagdhündchen; Siegmund eilte jenem zu Hülfe.

„Wenn es nun doch ſo wäre!" fragte Chriſtoph leiſe; „wenn ich Euch nun wirklich ſo liebe, daß ich ohne Euch nicht leben kann, was hab' ich dann von Euch zu hoffen?"

„Erinnert Euch, daß Ihr Herzog ſeyd," antwortete Bertha, „ſo habt Ihr auch die Antwort auf Eure Frage; gerne füge ich aber die Verſicherung bei, daß ich Keinen, der da lebt, höher ſchätze, denn Euch!"

„Wohlan Bertha, weiſet jeden Freier ab, wenn bitten, ſobald ich die Mitherrſchaft in Bayern erlangt habe, und glaubt mir, daß ich ſchon auf der Schwelle des herzoglichen Thrones ſtehe. Nur ein regierender Herzog iſt würdig, Euer Gemahl zu werden.“

„Spielet nicht mit Unmöglichkeiten, Herzog Chriſtoph, bedenkt — “

„Bertha, die Torte, die Torte!“ rief Margareth warnend. Bertha war froh, jenes peinlichen Geſpräches überhoben zu werden, und eilte wieder an ihr ſüßes Schöpfungswerk.

„Du ſcheinſt Eile geboten zu haben, Bruder,“ bemerkte eintretend Sigmund, dem ein Diener mit Speiſe und Trank auf dem Fuße folgte, da dein Roß ſchon wieder vor der Thüre muthig den Boden ſtampft.

Ich dachte mir, in ſo ſchöner Umgebung möchte es Dir am Beſten munden, ohne daß Du ein Prunkgemach zur Bewirthung vermiſſeſt; darum ließ ich Dir das Verlangte gleich hieher bringen, weil Du denn doch einmal kein Tafelgaſt ſeyn willſt.“

Haſtig aß und trank Herzog Chriſtoph; ſeine Zeit war koſtbar, an jeder Minute hing das Glück ſeiner Zukunft. Er ſann hin und her, an wen er ſich jetzt des nöthigen Geldes wegen wenden ſolle. Seine Knabenzeit hatte er am Hofe Sigmund’s, Erzherzogs von Oeſterreich und Grafen von Tirol verlebt; bei dieſem wollte er Hülfe ſuchen. Mit herzlichen Worten ſchied Er vom Bruder und von Margareth, mit zärtlichen von Bertha. Dann ritt er nach Schloß Paal zurück, ordnete an, wie es während ſeiner Abweſenheit zu halten ſey, befahl, wenn man ſeiner dringend bedürfe, durch einen Renner ihm Kunde zu ſenden, und machte ſich mit nächſtem Sonnenaufgange auf den Weg nach Innsbruck, am Samſtage vor St. Eliſabeth-Tag, den 14. November 1467. Er mochte kaum 2 Stunden entfernt geweſen ſeyn, als bereits ein reitender Eilbote von einem Späher entſendet wurde, um dieſe Mähre ſo ſchnell als möglich dem Herzoge Albrecht nach München zu bringen.

13.

Vierzehn glückliche Tage entſchwanden dem Herzoge Chriſtoph ungezählt am Hofe des Erzherzogs Sigmund zu Innsbruck; denn Feſte aller Art drängten ſich dort, ihm zu Ehren veranſtaltet, und er blieb der Held eines Jeden, ſey's als galanter Tänzer im Bankettſaale oder bei den ritterlichen Uebungen der Turniere, oder als kühner Jäger in den dunklen Eichengründen der Wälder, wo die wilden Eber hauſeten. Mit größter Bereitwilligkeit lieh ihm der Erzherzog die gewünſchte Summe, doch gab er ſich alle Mühe, ihn an ſeinem Hofe zu behalten, und ſeine Abreiſe zu verzögern. Mehr als einmal war ſein Roß ſchon geſattelt, aber immer fand der gaſtfreundliche Wirth ein Mittel, Chriſtoph's Lieblingsneigungen zu benützen, und ihn zu bewegen, die Heimkehr wieder auf einige Tage zu verſchieben. Selbſt ſchmucke Damen wurden eingefädelt, ihn zu bitten, daß er länger verweile. Da kein Eilbote eintraf, ſo beruhigte er ſich leicht. Als er aber gegen den Schluß der dritten Woche in einem ſchweren Traume ſein Schloß Paal in Flammen ſah, erfaßte eine düſtere Ahnung ſein Gemüth, und als der Morgen anbrach, wiederſtand er beharrlich den dringenden Bitten des Erzherzogs, nahm Abſchied mit dem Verſprechen, wieder zu kommen, und ritt mit gewohnter Eile der Heimath zu.

Frühzeitig hatte bereits der Winter über die entſchlummerte Erde ſeinen weißen Mantel gebreitet, der in den Strahlen der Sonne wie mit zahlloſen Juwelen geſtickt funkelte, während die Kryſtalle an den Zweigen der Bäume durch ihr zauberiſches Farbenſpiel an längſt verklungene Kindermährchen mahnten. Dicht in ſeinen Mantel gehüllt, trabte Chriſtoph durch das luftige weite Thal zwiſchen Partenkirchen und Au, von wo links empor die Straſſe ſich erhebt zum Kloſter Ettal, Benediktiner-Ordens, welches hoch auf einem Berge liegt, von Bergen umgürtet. Als Kaiſer Ludwig der Bayer, ruhmwürdigen Andenkens, eines Tages in ſeinem Gemache zu Rom ſaß, mißmuthig ob der verzögerten Krönung und mancherlei Hinderniſſe, die ſein Vorhaben durchkreuzten, trat plötzlich, durch die verſchloſſene Thüre, ein unbekannter Mann in der Geſtalt eines Benediktiner-Mönches vor ihn, verhieß ihm einen glücklichen Ausgang ſeiner Angelegenheiten, und übergab ihm zugleich ein kleines Bildniß der Mutter Gottes, aus einem ganz fremden weißen Steine wunderſchön geformt, mit dem Bedeuten, daß er bei ſeiner Heimkehr an den Ort Ammerang oder Ammergau gelangen werde; daſelbſt ſoll er ein Kloſter nach der Regel des heiligen Benedikt erbauen, und dieſes heilige Bild in der Kirche zur Verehrung ausſtellen laſſen, unter dem Namen der „Stifterin."

Ludwig gelobte, dieß zu thun, wornach der unbekannte Mann vor ſeinen Augen verſchwand. Der Kaiſer ließ das Kloſter, Ettal genannt, als er nach Bayern zurückgekommen, an dem bezeichneten Orte erbauen: im Jahre 1330 wurde der Grundſtein gelegt. Das wunderthätige Bildniß der Mutter Gottes erhob die Kirche bald zu einer Wallfahrt, die von Andächtigen aus den fernſten Gegenden beſucht wurde.

In einem Stiftbriefe des Kaiſers vom Jahre 1332 findet ſich die ſonderbare Anordnung: daß 20 Mönche und 13 Ritter ſammt deren Ehefrauen zu Ettal wohnen ſollen. Jeder Ritter ſoll haben einen Knecht, eine Dirne und einen Heitzer. Die Ritter mußten ſich in Blau und Grau kleiden, und aus ihrer Mitte einen Meiſter wählen, welcher vier Pferde, einen berittenen Jäger mit zwölf Hunden, und einen berittenen Falkner mit zwei laufenden Knechten halten durfte. Auch unter den Ritterfrauen ſollte eine Meiſterin ſein u. ſ. w. Dieſe klöſterlichen Ritterfamilien verloren ſich aber nach Ludwigs Tode allmählig, da die Einkünfte zu ihrem Lebensunterhalte nicht mehr floſſen.

Eben lud das Glöcklein der ſchönen, im italieniſchen Style gebauten Kirche des Kloſters, zum Nachmittaggebete, als Herzog Chriſtoph, das Roß am Zügel führend, auf der Höhe anlangte. Er wünſchte ein Stündchen Ruhe im Kloſter zu finden, um aber nicht erkannt zu werden, gab er ſich für einen italieniſchen Ritter aus Mantua bei dem Pförtner aus; denn er hatte die italieniſche Sprache am Hofe ſeines Schwagers, des Friedrich Gonzaga, Markgrafen von Mantua, erlernt, und ſprach das Italieniſche ſo gewandt, wie ſeine Mutterſprache. Nach der Kirchenandacht, welcher auch Chriſtoph beiwohnte, erſchien ein Mönch des Kloſters, ein gelehrter Italiener, der ihm alle Denkwürdigkeiten des Kloſters wies: das wunderthätige Marienbild, welches der Herzog andächtig küßte, und die von kunſtreichen Händen zierlich gefaßten Leiber von Heiligen, welche auf beſondern Altären einander gegenüber, zur Verehrung

„Neben ſo zahlreichen Geſchenken des erhabenen, frommen Stifters,“ ſagte der Mönch, „beſitzen wir von demſelben auch ein außerordentliches Kleinod, desgleichen auf der ganzen Welt nicht mehr zu finden ſeyn mag, einen goldenen Ring mit dem Bildniſſe eines alten, heidniſchen Kaiſers, in einen weißen Stein gar zierlich geſchnitten. Dieſer Ring iſt von den heiligen drei Königen, ſammt Myrrhen und Weihrauch, dem Jeſukindlein geopfert worden, und im Laufe der Zeit an das glorreiche Haus Oeſterreich gekommen. Daſelbſt wurde die geheime Eigenſchaft dieſes Ringes entdeckt, daß die Sprößlinge des öſterreichiſchen Stammes aus der Farbe des Steines im Ringe, ob hell oder dunkel, den guten oder ſchlimmen Ausgang eines Unternehmens vorherſehen konnten. Friedrich der Schöne von Oeſterreich, trug dieſen Ring am Goldfinger der linken Hand in der Schlacht bei Ampfing; als Kaiſer Ludwig ihn dort beſiegte, und gefangen nahm, fiel auch der Ring, als beſte Kriegsbeute, in ſeine Hände. Zur Zeit, da Ludwig und Friedrich wie Zwillingsbrüder ſich liebten, erfuhr der Kaiſer von ſeinem Freunde die Eigenſchaft des Ringes, und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen, daß er auch an ſeiner Hand die nämliche geheimnißvolle Wirkung äußere. Er getraute ſich aber nicht, ihn zu behalten, ſondern gab ihn der urſprünglichen Beſitzerin, der Mutter Gottes mit dem Jeſukindlein zurück, indem er befahl, in der Kloſterkirche zu Ettal ihn zu bewahren. Doch ſoll er ſpäterhin noch manchmal dieſes Kloſter beſucht haben, um dem Wunſche zu genügen, den Erfolg irgend eines wichtigen Unternehmens vorherzuwiſſen.“

Während der Mönch mit gläubigem Gemüthe von den Wundern des Ringes erzählte, war er beſchäftiget, einen mit Lapis Lazuli künſtlich ausgelegten Schrein zu öffnen; aus dieſem nahm er eine Kapſel von vergoldetem Silber, in welcher ein elfenbeinernes Behältniß lag, auf deſſen Deckel die heiligen drei Könige, ſchwarz auf weißem Grunde, mit einer Glorie von mattem Golde, die ihre Häupter umſtrahlten, zu ſehen waren. Vorſichtig faßte er den Ring mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, wies ihn dem Herzoge, und ſagte: „Hier ſeht Ihr dieſen Wunderring, Herr Ritter! Sagt ſelbſt, kann friſch gefallener Schnee heller und reiner leuchten, als dieſer Stein?“

Einige Augenblicke blieb Herzog Chriſtoph unſchlüſſig, worüber er den Ring befragen ſollte, obgleich er zweifelte, eine ſo wunderbare Antwort zu erhalten; doch ſchnell ſiegte der Ehrgeiz über die Liebe, weil er das Glück, Bertha zu beſitzen, ohnehin für eine nothwendige Folge ſeiner Mitherrſchaft betrachtete. Wird der Böcklerbund ſiegen? fragte er ſchweigend, und heftete ſeine Blicke auf den Ring, deſſen Stein wie von einer dunklen Wolke umflort zu werden ſchien. Dieſen Wechſel der Farbe bemerkte jedoch der Mönch nicht, obgleich er ſeine Augen fortwährend auf dem Steine ruhen ließ. „Weiß,“ ſagte er, „weiß, wie Bließ eines Lämmchens!“ indeſſen Chriſtoph mit bangem Gemüthe die unheilvolle Verkündigung anſtarrte.

„Es iſt Zeit, daß ich aufbreche,“ bemerkte er, wie aus einem Traume erwachend; „ein weiter Weg liegt noch vor mir.“

„Wo denkt Ihr hin, Herr Ritter?“ entgegnete der Mönch. „Es iſt ſchon dunkel; mächtig fällt der Schnee, und ſchließt die Bergespfade; die Nacht iſt keines Menaufgetragen, Euch zu bitten, daß Ihr Eure Nachtherberge im Kloſter nehmen möget, und wird nach dem Gebete perſönlich dieſe Bitte wiederholen.“

Beide waren inzwiſchen aus der Sacriſtei in den Kloſtergang getreten, der zur Kloſterpforte führte. Dieſe war geöffnet; der Pförtner ſprach mit einem Reitersmanne, und als dieſer äußerte: „Vielleicht kenne ich den Ritter, und nehme mit Dank Euren gaſtfreundlichen Antrag an,“ — ward es dem Herzoge plötzlich zu Muth, als ob das ganze Gebäude aller ſeiner Hoffnungen in Trümmer ſtürze, denn die Stimme hatte einen wohlbekannten Klang. Der Fremde war Ritter Hans Gewolf von Degenberg.

14.

„Ich kann mir's nicht verzeihen,“ ſagte Herzog Chriſtoph, als er bald nach aufgehobener Tafel in ſeinem Schlafgemache ſaß, wo Ritter Degenberg ihm Geſellſchaft leiſtete, um den ſogenannten Nachttrunk, beſtehend aus den köſtlichſten Weinen und feinſten Gebäcken, welche anſehnliche Kloſtergäſte auf ihren Nachttiſchen fanden, mit ihm zu theilen, „ich kann mir's nicht verzeihen, daß ich ſo lange in Innsbruck verweilte, anſtatt Euch Geld und meinen Arm zu bringen: vielleicht wäre es doch anders geworden.“

„Kümmert Euch ja nicht, Herzog Chriſtoph,“ erwiederte der Ritter: „das Geld wäre ſchon zu ſpät gekommen, hätte es auch der Klausner Cöleſtin gebracht. Die Burſche liefen uns haufenweiſe davon, und wollten ſich nicht auf einen Tag lang vertröſten laſſen. Dahinter ſtack ſicher Verrätherei. Ich bin überzeugt, daß Erzherzog

Sigmund in Innsbruck auf Albrechts Anſtiften Euch ſo lange zurückhielt, der wohl wußte, daß, und warum Ihr dorthin rittet. Das Geld konnte er Euch allerdings geben, Eurem Zwecke diente es ja doch nicht. Ihr waret ſein Gefangener, ohne daß Ihr eine Ahnung davon hattet. Nur zum Scheine ſteht der Erzherzog nicht auf gutem Fuße mit Albrecht; wir Ritter des Böcklerbundes lagen darüber in einem argen Wahne; ſeitdem ſind uns aber die Augen aufgegangen. „Aber ſo ſchnell, Degenberg, ſo ſchnell! Das iſt mir unbegreiflich!“ ſagte Chriſtoph.

„Offen zu geſteben,“ entgegnete der Ritter, „wir ſind überraſcht worden. Ohne eine unmittelbare feindſelige Bewegung zu gewahren, hielten wir jede Gefahr ferne liegend. Gegen mich wurde der erſte Schlag geführt; ich weiß es wohl, Albrecht kann mir den „Federhelden“ und „Schulmeiſter“ nicht vergeſſen. Eines Abends, — ich ſaß eben mit einigen Freunden bei dem vollen Humpen, — verkündete uns das Horn des Thurmwächters das Anrücken der Feinde. Mit genauer Noth konnte noch die Brücke der Burg Degenberg aufgezogen werden. Ich weiß nicht, ob alle dieſe Angreiſer vom Himmel gefallen, oder aus der Erde geſprungen ſind; kurz, ſie waren da, ehe man nur daran dachte. Mit der Gegenwehr hatte es bald ein Ende, als Albrecht's Büchſenmeiſter und Stückſchützen mit ihren Scharfmetzen[1], Baſilisken[2] und Mordthieren[3]*) gegen die Mauern donnerten, daß die gewaltigſten Trümmer in die Burggräben ſtürzten. Weib und Kinder ließ ich von einem vertrauten

---

*) 1 — 3 Benennungen von damaligen Belagerungsgeſchützen.

Knappen durch einen unterirdiſchen Gang in das nächſte Nonnenkloſter bringen; dann raffte ich die muthigſten berittenen Reiſigen zuſammen, befahl, die Zugbrücke niederzulaſſen, ſprengte darüber hin, von tapfern Rittern umgeben, nicht beachtend die Kugeln, welche aus Nothſchlangen und Falkaunen über die Brücke uns entgegenpfiffen, und manchen wackern Burſchen zu Boden warfen, und ſo ſchlugen wir uns mitten durch die Herzoglichen durch. Der Abensberger drängte ſich durch das Gewühl mir entgegen, und mit eingelegter Lanze —"

„Bei Gott," flammt Chriſtoph auf, — „für dieſen Stoß an Deiner Stelle hätte ich meine herzogliche Krone gegeben!"

„— rannte ich gegen ihn," fuhr der Ritter fort, „und traf ihn mit ſolcher Gewalt, daß ſein gepanzertes Roß unter ihm zuſammenbrach; er ſelbſt aber wankte nicht, obgleich meine Lanze wie Glas an ſeiner Bruſt zerſplitterte. Der Griff meines Schwertes hatte ſich im Wehrgehäng verwickelt; es blitzte nicht ſchnell genug, um es ihm in den Hals zu ſtoſſen. Schon hielt er wieder aufrecht Stand; ſeine Helfer umdrängten mich; ich blutete aus fünf Bruſtwunden; da ſetzte ich meinem wilden Normann die Sporenſtacheln in der Weiche, daß er wie raſend um ſich ſchlug; ſcheu wichen die Roſſe der Gegner zurück, und dieſen Augenblick benützte ich, um mit den letzten Schwertſchlägen meiner ſinkenden Kraft mir eine freie Bahn zu brechen. Auf der Höhe, die zu meiner Burg Altensberg führt, ſchaute ich noch einmal zurück; da ſchlugen ſchon die Flammen über die Zinnen von Degenberg hin. Aber auch von Altensberg und meiner Burg Weiſſenſtein, ſah ich nur noch rauchende Schutthaufen: auch des Nusberger zwei ſtattliche Burgen Kalmberg und Rusberg ſind verwüſtet; der Angriff geſchah gegen Alle zu gleicher Zeit, damit Keine der Andern Kunde oder Beiſtand bringen könne. Ritter Hans von Rusberg hat ſich nach Böhmen geflüchtet; unſer Bund iſt gebrochen, und damit ja das Maß des Unheils voll werde, fiel einer von meinen Knappen, der unſern Bundesbrief auf ſeiner Bruſt verwahrte, erſchlagen in Albrechts Hände."

Der Ritter ſchwieg, öffnete ſein Wamms, und wies dem Herzoge Chriſtoph die großen, ehrenvollen Wunden auf ſeiner Bruſt, indem er ſprach: „Sagt, Herzog Chriſtoph, daß ich meine Pflicht gethan habe, und ſie ſchmerzen dann nicht mehr!"

„Ihr habt mehr, als nur Eure Pflicht gethan, tapferer Ritter," erwiederte Chriſtoph; „Ihr habt gekämpft, wie ein Held, und meines Lobes würdig. Mit tiefer Rührung umarmte er ihn. „Ich beneide Euch nur um den Lanzenſtoß gegen den Abensberger; bis zum Schafte hätte ich ihn die Lanze durch das falſche, verrätheriſche Herz geſtoßen: denn ſo lange dieß in ſeinem Buſen ſchlagen wird, kann kein dauernder Friede zwiſchen mir und Albrecht beſtehen."

„Aus dieſem Kampfe habe ich nichts getragen, als meinen Muth, mein Schwert und mein Roß," fuhr der Ritter fort; „ſo will ich denn jetzt in fremde Lande ziehen, und Dienſte ſuchen, etwa gegen die Türken; vielleicht bereite ich mir beſſere Zeiten, um mir dereinſt im Vaterlande wieder eine alte Burg kaufen zu können, wo ich dann mein graues Haupt — "

„Was fällt Euch ein, Gewolf?" unterbrach ihn Herzog Chriſtoph. „Jeder Arm meiner Freunde iſt werde ich ihn mit Euch, mit jedem Freunde theilen. Ihr bleibt bei mir, auf meinem Schloße Paal; da ſoll's Euch nicht an guter Geſellſchaft fehlen. Iſt auch der Böcklerbund für dieſen Augenblick gelähmt, ſo bedenkt, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt. Trinkt, trinkt! Im Weine liegt Wahrheit. Ich bin froh, daß Ihr nicht nöthig hattet, mich in Innsbruck aufzuſuchen; Eure düſtere Miene würde die Unglücksbotſchaft verrathen, und dem Freunde Albrecht's eine geheime Freude vor meinen Augen bereitet haben. Sein Geld kann mir übrigens jetzt auch noch gute Dienſte thun. Trinkt, Gewolf, und dann laßt uns Stärkung ſuchen in einem langen Schlafe; denn in kurzer Zeit mag es uns ohnehin an ſchlafloſen Nächten nicht fehlen. Stoßt an, Ritter, auf des Abensbergers Verderben!"

„Und Albrecht's," murmelte Gewolf, während die ſilbernen Becher aneinander klirrten; aber Chriſtoph ſtellte raſch den Becher auf den Tiſch, ohne nur daran zu nippen; und ſchaute mit ſtarrem Erſtaunen nach der Thüre; denn deutlich hatte er die Gräfin Bertha von Abensberg ſeufzen hören: „Ach, mein Vater!"

15.

In ſeiner herzoglichen Burg, umgeben von den Großen des Hofes; empfing Albrecht die Abgeordneten des Magiſtrates zu München, welche erſchienen, um ihm Namens der geſammten Bürgerſchaft die ehrfurchtsvollſten Glückwünſche und den innigſten Dank für die ſchnelle und glückliche Beendigung dieſes Kampfes auszudrücken. Tiefe Bekümmerniß verdüſterte des Herzogs Züge während der Anrede des erſten Bürgermeiſters Peter Schluders.

Als dieſe vollendet war, ſchwieg Albrecht einige Augenblicke, und erwiederte ſodann: „Nur mit wiederſtrebendem Herzen hab' ich dem Magiſtrate bewilliget, mir den Dank meiner lieben Bürger von München in dieſer Angelegenheit zu überbringen, die meine Seele mit gerechter Trauer erfüllen muß. Denn nicht gegen auswärtige Feinde des Vaterlandes durfte ich mein Schwert ziehen: ein Bürgerkrieg war's; Bayern fochten gegen Bayern; nur die heilige Pflicht kann mich hierüber beruhigen. Die trotzigen Stände des Niederlandes, welchen der eigene Vortheil wichtiger dünkt, als das Heil des Vaterlandes, und die ihre Stimmen auf Landtagen nicht für das Wohl des Volkes, ſondern bloß gegen Genehmigung überſpannter Fordernngen in immer neuen Freiheitsbriefen geben wollen, wagten es, eine Verſchwörung gegen mich und das Land anzuſpinnen, und den Böcklerbund zu ſtiften, der ſie zu gemeinſamen Gewaltthaten vereinte. Kanzler Neuhauſer, leſet den Abgeordneten den Bundesbrief vor, der zufällig in meine Hände fiel, und weiſet ihnen die Unterſchriften und beigefügten Siegel der Theilnehmer, ohne Ausnahme!“

Die Abgeordneten vernahmen mit Erſtaunen den Inhalt des Bundesbriefes, das in ſichtbare Beſtürzung überging, als ſie hörten, daß Herzog Chriſtoph des Bundes Oberhaupt ſey, und ſie ſeine Unterſchrift nebſt ſeinem Siegel gewahrten.

„Ich weiß wohl,“ fuhr Herzog Albrecht fort, „was Euch befremdet und betrübt; dennoch bin ich gerne geneigt, in dieſem Falle zu entſchuldigen. Mein Bruder Chriſtoph iſt jung, feurigen Blutes, der Rechte und Geſetze wenig kundig, ein leichtes Werkzeug in den Händen der Bundesglieder, die unter dem Vorwande, ſeine vermeintlichen Rechte zu vertheidigen, nur eigene ungebührende Gewalt erzwingen möchten. Ich gedenke den Schleier der Vergeſſenheit über dieſes traurige Ereigniß zu breiten, und danke Gott, daß mein Bruder durch ſeine Reiſe nach Innsbruck jeder blutigen Mitſchuld überhoben blieb. Kanzler Neuhauſer, zerſchneidet Angeſichts der Abgeordneten den Bundesbrief, und Ihr, Graf Niklas von Abensberg, ſorget dafür, daß jedes Mitglied des Bundes ſein dem Bundesbriefe beigefügtes Siegel zurückempfange. Meine Milde aber, fürcht' ich, wird den Starrſinn der feindlichen Ritter nicht ändern, mögen ſie dann die Folgen eines zweiten Verſuches erfahren.“

Der Kanzler vollzog des Herzogs Befehl, löſete ſorgfältig die Siegel ab, und übergab dieſe dem Grafen von Abensberg. Hierauf entließ der Herzog die Abgeordneten, welche, unter Verſicherungen ihrer unerſchütterlichen Treue und Anhänglichkeit, ſich dem Wohlwollen des Herzogs empfahlen, und von dannen gingen.

Herzog Chriſtoph wurde am Thore ſeines Schloſſes Paal von vielen vertriebenen Rittern des aufgelöſeten Böcklerbundes empfangen, die nun bei ihm ein gaſtliches Obdach ſuchen mußten. Im ſtummen Schmerze reichten ſie ihm die Hände. Sein Knappe Langhans drängte ſich an ihn heran, küßte ſeine Hand, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. „Was treibſt Du, treue Seele,“ fragte Chriſtoph, „daß Dir das Herz aus den Augen quillt?“ „Ich weine nur, gnädiger Herr,“ antwortete der Knappe, weil Ihr nicht mit d'rein ſchlagen konntet, und ich hier müßig liegen mußte, während ich doch jeden Hieb meines Schwertes ſo gerne mit einem Jahre von meinem Leben bezahlt hätte.“ „Beruhige Dich,“

Langhans," tröſtete ihn der Herzog: „es iſt noch nicht aller Tage Abend, und Dein gutes Schwert ſoll wahrlich nicht in der Scheide verroſten."

Umgeben von ſeinen Bundesgenoſſen, ſaß Herzog Chriſtoph im großen Prunkſaale an einer langen Zechtafel; in großen Humpen wurden köſtliche Weine aufgetragen, und die kreiſenden Becher würzten den Ernſt der Verhandlung. Der Reihe nach erzählte jeder Ritter ausführlich die Geſchichte des jüngſten Kampfes, und den Fall der verſchiedenen Burgen. Einſtimmig waren ſie der Meinung, daß im gegenwärtigen Augenblicke von Waffengewalt nichts zu hoffen ſey, deſto mehr aber durch geeignete Schritte bei den Landſchaften, um dem Herzoge Chriſtoph ſein Recht, und ſomit den Thron zu verſchaffen, geſchehen könne. Es wurde daher beſchloſſen, daß Herzog Chriſtoph die Verwendung der Stände nachſuchen ſolle, um dem Bruderzwiſte durch ſchiedsrichterlichen Spruch ein Ende zu machen.

Damit jedoch kein Späher irgend eine Spur von Kummer über die erlittene Niederlage gewahren möge, befahl der Herzog die Anordnung von ununterbrochenen fröhlichen Feſtgelagen auf Schloß Paal; die Chöre der Spielleute mußten abwechſeln, zahlreiche Einladungen erlaſſen, und ritterliche Ergötzlichkeiten in den weiten Burgräumen vorgenommen werden, da der ſtrenge Winter das luſtige Treiben im Freien lähmte. Er wollte um jeden Preis den Glanz eines regierenden Herzogs um ſich verbreiten.

Am dritten Tage ſeiner Heimkehr wurde Ritter Lorenz Pogner gemeldet, der aus Auftrag des Grafen Niklas von Abensberg den Herzog Chriſtoph um geneigtes Gehör bitten ließ. Dieſer, eben mit ſeinen Freunden an einer reichen Mittagstafel ſitzend, befahl, den Ritter einzuführen. Dieſer trug ein Käſtchen von Elfenbein mit eingelegter Silberverzierung unter dem Arme, verneigte ſich vor dem Herzoge, und ſprach: „Gnädiger Herr, aus Auftrag Herzogs Albrecht ſendet mich zu Euch Herr Graf Niklas von Abensberg, der Euch ſeinen Gruß entbieten läßt.“

„Den Gruß behaltet nur, Ritter Bogner,“ ſagte Herzog Chriſtoph; vom Abensberger will ich nichts, auch nicht einmal einen Gruß. Laßt hören, was Euch ſonſt noch am Herzen liegt!“

Der Ritter fuhr fort: „Herzog Albrecht, mein gnädiger Herr und Gebieter, will nach ſeinem mit Gott über den Böcklerbund erfochtenen Siege, Gnade ergehen laſſen, anſtatt Recht, und —“

„Bringt Eurem Herzoge ſeine Gnade wieder,“ unterbrach ihn Chriſtoph unwillig, „wir ſchenken ihm ſeine Gnade, für das Recht aber, ſagt ihm, wüßten wir ſchon ſelbſt zu ſorgen.“

„Erlaubt, gnädiger Herr,“ entgegnete der Ritter, „daß ich meines Auftrages mich entledige, wodurch ich nur meine Pflicht erfülle. Herzog Albrecht will jede Erinnerung an dieſen unſeligen Kampf für immer auslöſchen; deswegen hat er den Bundesbrief des Böcklerbundes zerſchneiden, und die angehängten Siegel der Bundesritter ablöſen laſſen, unter denen ſich auch das Eurige befindet, gnädiger Herr, und welche ich, aus Auftrag des Herrn Grafen Niklas von Abensberg, Euch in dieſem Käſtchen überreichen ſoll, damit ein jeder Bundesritter ſein Siegel wieder erhalte.“

„Ei, ſeht doch, wie gewiſſenhaft der Abensberger mit fremdem Eigenthume handelt!“ äußerte Herzog Chriſtoph. „Schade, daß er nicht eben ſo tapfer iſt, ſonſt würde er wohl den Kampf vor meiner Reiſe nach Innsbruck, oder nach meiner Rückkehr begonnen haben, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, den Herzog Chriſtoph zu überwinden, vielleicht gar zu fangen. Vom Pergament ließ mein Siegel ſich freilich viel geduldiger wegnehmen, als vom Knaufe meines Schwertgriffes, mit dem ich es ihm auf die freche Stirne würde geprägt haben, daß alle Welt hätte glauben müſſen, er ſey von mir zum Mitträger meines herzoglichen Hauswappens geſchlagen worden.“

Ein ſchallendes Gelächter der Tafelgenoſſen folgte dieſen Worten, ſo daß Zornesgluth die Wangen des Ritters Bogner röthete, welchem der Herzog das geleerte Käſtchen zurückgab, indem er zugleich einem Edelknaben den Auftrag ertheilte, den Ritter in ein Prunkgemach zu führen, und für ſeine beſte Bewirthung zu ſorgen. Ritter Bogner lehnte jedoch dieſe Gaſtfreundſchaft ab, und ritt unverzüglich wieder ſeines Weges.

16.

Bald ſendete nun Herzog Chriſtoph ausführliche Beſchwerdeſchriften an die Stände des Landes, und beklagte ſich bitter auch bei auswärtigen Fürſten über die gewaltthätige Unterdrückung ſeiner gerechten Anſprüche durch ſeinen eigenen Bruder, welcher von falſchen und böswilligen Rathgebern verleitet werde. Es liegt in der Natur edlerer Gemüther, ja ſelbſt der geradſinnigen Menge, für den Schwächeren ſchon zum voraus Partei zu nehmen. Somit fand Chriſtoph bei den Ständen williges Gehör, bei den auswärtigen Fürſten Geneigtheit zur Einſprache und Verwendung. Dennoch mußte er gar manche

Schwierigkeiten und ränkeſüchtige Umtriebe überwinden, bis er den erſten Beſchluß eines ſchiedsrichterlichen Spruches bewirkte, durch welchen der Streit der beiden herzoglichen Brüder ſollte entſchieden werden.

Herzog Albrecht lebte und handelte im guten Glauben ſeines ſonnenklaren Rechtes, und willigte gerne in die beantragte Entſcheidung. Zu Schiedsrichtern wurden gewählt: Herzog Ludwig von Bayern-Landshut; die Pfalzgrafen Philipp und Otto; Matthias, Biſchof zu Speier, aus der adeligen Familie von Ramung, und deren Räthe Johann Graf zu Werdenberg, Coadjutor des Stiftes zu Augsburg, und ſpäterhin Biſchof daſelbſt; Philipp Graf zu Hanau; Dr. Martin Mayr; die Ritter Seifried von Venningen; Lutz Schott; Ulrich Ratz; Jakob von Helmſtatt, und Jakob Kratzl; ferner ein Ausſchuß der Stände von Ober- und Niederbayern, und zwar nach der Wahl Herzog Albrechts. Johann von Stauf, Herr zu Ernfels, Vicedom zu Straubing; Johann von Preyſing, Herr zu Wollnzach, und Thomas Rudolph, Bürger zu München; Herzog Chriſtoph wählte Haug von Parsberg, Pfleger zu Neuburg und Freiſcheffe des weſtphäliſchen Gerichtes; Heinrich Nothaft den Jüngern; Ulrich Stauffer, und Heinrich Paulſtorfer. Die Arbeiten dieſes Schiedsgerichtes ſollten zu Landshut am Sonntage vor Lichtmeß beginnen, am 31. Januar 1468. Die Rechtsvertheidiger des Herzogs Albrecht: Hans Frauenberger, Stephan Schmieher und Gebhard Seiboltſtorfer, verſehen mit der nöthigen Weiſung ihres Verhaltens, trafen an dieſem Tage in Landshut ein; in einfacher Kleidung und mit kleinem Gefolge erſchien Herzog Albrecht; aber mit kaiſerlichem Gepränge Herzog Chriſtoph, in einer ſilbernen, reich mit Gold ausgelegten Rüſtung: die Kapſel, worin der hochwallende Helmbuſch ſtack, funkelte von Edelſteinen. Ihm zur Linken ritt ſein jüngerer Bruder Wolfgang, noch nicht 18 Jahre alt, in ſeiner frühen Jugend gut und fromm, zum geiſtlichen Stande geneigt, aber arbeitsſcheu; ſpäterhin den Frauen hold und ſchönen Roſſen, dem Becherklang und der Jagdluſt: 200 Helme funkelten hinter den herzoglichen Brüdern; Chriſtoph's Hofmeiſter, Chriſtoph von Parsberg, führte den ganzen Hofſtab deſſelben im glänzenden Gefolge. Weit vor das Thor von Landshut hinaus ſtrömten die Einwohner dem prachtvollen Zuge entgegen, und geleiteten ihn jubelnd in die Stadt.

Chriſtoph gab Feſte auf Feſte mit verſchwenderiſchem Aufwande, und lud dazu alle Mitglieder des Schiedsgerichtes, ohne Unterſchied, ob ſie von ihm oder vom Herzoge Albrecht gewählt waren. Dort erholten ſie ſich von den Mühen des Tages, und gewannen Chriſtoph lieb wegen ſeines heitern, freundlichen Benehmens, und wegen ſeiner argloſen Offenheit. Auch Albrecht näherte ſich ihm mit anſcheinender Herzlichkeit, und erklärte ihm geradezu, daß er gegen die Entſcheidung des Schiedsgerichtes nichts einwenden werde, ob es nun für oder gegen ihn laute. Dadurch wollte er ſich das Gelingen anderer Mittel erleichtern, die er anzuwenden gedachte, im Falle das Schiedsgericht für ſeinen Bruder günſtig ausfallen möchte: denn unerſchütterlich beſeelte ihn der feſte Wille, die Alleinherrſchaft in Bayern um jeden Preis einzuführen, und zu behaupten.

Nach langem Berathen erfolgte endlich am 16. Febr. 1468 in 13 Punkten der ſchiedsrichterliche Spruch zu

Gunſten des Herzogs Chriſtoph: Herzog Sigmund habe zu erklären, ob er im künftigen Jahre **1469** noch Mitregent ſeyn wolle, oder nicht: dem Herzoge Chriſtoph gebühre die Mitregierung mit dem Beginne des Jahres **1469**, und er ſolle bis dahin zu Kelheim Hof halten; wieder zu Gnaden ſollen aufgenommen werden, von Herzog Albrecht: Ritter Hans Gewolf von Degenberg und Hans der Nußberger; von Herzog Chriſtoph: Stephan Donnſteiner, Hans Sinzenhofer, und Vetter Hanſen, ihre gegenſeitigen Forderungen aber der Entſcheidung unterliegen des Vicedoms zu Straubing und ſeiner Räthe, dann des für die regierenden Herzoge gemeinſam aufgeſtellten Hofmeiſters Veit von Egloffſtein und der ſechs Räthe deſſelben: Ulrich Areſinger, Domprobſt zu Freiſing; Konrad Eiſenhofer; Eberhard Torer; Wolfgang Waldecker; Sebald Eglinger und Jakob Pütrich zu Reichertshauſen. Von minderer Wichtigkeit waren die übrigen Punkte.

Das Schiedsgericht hatte ſich im vorliegenden Falle an die Entſcheidungsgründe eines frühern, am **14**. März **1466** in den Regierungsanſprüchen Herzogs Sigmund und des nämlichen Herzogs Albrecht gehalten: ſie bewilligten keine Theilung Bayerns, ſondern nur eine gemeinſchaftliche Regierung, wie ſie bereits Kaiſer Ludwig angeordnet, und Herzog Albrecht **III.** auf die zwei älteſten Brüder beſchränkt hatte. Zwar konnten nun drei Brüder zugleich regieren; allein es lag nicht in der Macht der Stände, den Herzog Sigmund zu umgehen, obgleich er zu Gunſten Albrecht's auf die Mitherrſchaft verzichtet hatte; ſondern für dieſen neuen Fall mußten ſie es ſeinem freien Willen überlaſſen, wieder als Mitregent aufzutreten, oder ſeine Thronentſagung zu erneuern, wozu er ſich auch, aus Liebe zur Ruhe des Privatlebens, ſogleich entſchloß. Als früher Herzog Sigmund noch allein regierte, ruhte Albrecht nicht, bis er auch ihn als Mitregenten erkannte; konnte er nun ſeinem Bruder Chriſtoph die nämlichen Geſinnungen verargen?

Mit klarem Geiſte durchſchaute Albrecht dieſen Stand der Verhältniſſe, und war weiſe genug, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Graf Niklas von Abensberg rieth ihm eine Berufung an den Kaiſer und das Reich; allein lächelnd unterbrach ihn der Herzog mit den Worten: „Es gibt nähere Wege, die zum Heile führen.“

Zweites Buch.

1.

Nach einer ſchlafloſen Nacht ſchritt Herzog Chriſtoph am Morgen des 16. Februar, von welchem die Entſcheidung des großen Zwiſtes erwartet wurde, in ſeinem Gemache unruhig auf und ab. Bald blieb er vor dem treuen Langhans ſtehen, der die blanke koſtbare Rüſtung ſeines Herrn und Gebieters an einer langen Tafel ordnete, und ſchien ſein Thun prüfend zu beobachten; während ſeine Gedanken im Berathungsſaale weilten; bald trat er an ein Fenſter, und trommelte mit den Fingern träumeriſch auf den runden Glasſcheiben, voll ängſtlicher Ungeduld nach dem Glockenhauſe des Martinsthurmes ſpähend. Der winterliche Nachtfroſt hatte einen Flor von Eisblumen über die Fenſter hingehaucht; Chriſtoph ſchrieb mit der Fingerſpitze den ſüßen Namen Bertha zwiſchen die Blumen, und ſeufzte leiſe: Bertha!

Wie vom Echo ſeines eigenen Wortes erſchreckt, wendete er ſich dem Diener zu, welcher, die beiden Hände auf die Tafel ſtützend, mit etwas vorgebeugtem Leibe, wehmüthig auf ſeinen Herrn blickte, während ſich Thränen in ſeinen Augen brachen.

„Was ficht Dich an, alter Knabe?“ begann Chriſtoph. „Du weinſt ja?“

„Sollte ich nicht weinen, gnädiger Herr,“ erwiederte Langhans, „da ich Euch leiden ſehe? Ihr kommt mir ganz umgewandelt vor. Ihr eßt nicht, trinket nicht, und ſchlafet nicht; gehet ſtumm hin und her, und die ſchwarze Sorge hockt unſichtbar auf Eurem Nacken, und durchfurcht Eure Wangen mit ihren Klauen. Kein Wort mehr vernehm' ich aus Eurem Munde von Lanzenbrechen und Schwertſchlag; auch der Wein will Euch nicht munden; und jetzt habt Ihr gar auch noch geſeufzt. Du lieber Gott! So jung, ſo vornehm, ſo berühmt, und ſo traurig! Ermannt Euch, gnädiger Herr, ſo Euch Euer Leben lieb iſt, denn man hat Beiſpiele, daß ganz junge Herren, geſund und kräftig, aus übermäßiger Traurigkeit und Schwermuth plötzlich —“

„Horch, Langhans!“ unterbrach ihn Chriſtoph. „Iſt mir's doch, als habe ſich Jemand der Thüre genaht. Sieh zu, wer es ſey!“

Kopfſchüttelnd entfernte ſich der Diener, und meldete gleich darauf, daß Stephan Schmieher, einer von den drei Rechtsvertheidigern des Herzogs Albrecht, früher

Hofmeiſter der Herzoge Johann und Sigmund, um Gehör bitten laſſe.

„Er möge kommen!“ ſagte Chriſtoph, und ſogleich trat Schmieber mit tiefen Verbeugungen in das Gemach.

„Iſt etwa der Handel ſchon aus?“ fragte ihn Chriſtoph, „und habt Ihr vielleicht die kleine Mühe übernommen, mir zu verkünden, daß ich dabei den Kürzern gezogen habe?“

„Mit nichten,“ erwiederte der herzogliche Anwalt; „die Herren ſitzen noch alle im vollen Rathe, um ſich über einen Beſchluß zu verſtändigen, nachdem die beiderſeitigen Rechtsvertheidiger den Vortrag ihrer Gründe vollendet haben. Weil nun der Ausgang aller Rechtshändel immer etwas Zweifelhaftes bleibt, ſo hat mich Herzog Albrecht zu Euch geſendet, um einen gütlichen Vertrag zu verſuchen, unabhängig vom Ausſpruche der Berathenden.“

„Laßt hören!“ verſetzte Chriſtoph.

„Herzog Albrecht verlangt, daß Ihr von heute an fünf Jahre lang auf die Mitregierung von Bayern verzichtet, dafür will er Euch das Schloß Paal mit allen Einkünften, einen Jahresgehalt von 3000 Gulden, und ein beſonderes Geldgeſchenk von 1500 Gulden geben; dieß ſind nur die Grundzüge; noch manche andere Vortheile ſollen die Zugabe bilden, ſobald Ihr Euch entſchließet, auf dieſen Antrag überhaupt einzugehen.“

„Mein Bruder,“ entgegnete Chriſtoph, „ſcheint kein beſonderes Vertrauen auf einen für ihn glücklichen Ausgang der Sache zu haben, ſonſt würde er mir ſchwerlich einen ſolchen Antrag machen laſſen.“

„Das eben nicht,“ meinte der Rechtsgelehrte; „vielmehr mag den Herzog Albrecht zu dieſem Anerbieten der Wunſch bewogen haben, einen dauernden Familienfrieden zu ſtiften. Denn wird zu Euern Gunſten entſchieden, ſo ſchlägt der Bruderzwiſt, bei entgegengeſetzten Regierungsanſichten, immer tiefere Wurzeln, und gewinnt Herzog Albrecht, dann werdet Ihr Euch ſchwerlich mit ruhiger Entſagung in den Spruch fügen."

„Ganz recht," bemerkte Chriſtoph; „beide Fälle können ſich ereignen, da ich keine Luſt habe, den angebotenen Vergleich anzunehmen, um ſo weniger, als meine Freunde glauben würden, ſie hätten ihr Blut für einen Feigen vergoſſen, von dem das Vertrauen auf den glücklichen Erfolg ihres ferneren Beiſtandes urplötzlich gewichen ſey."

„Armes Bayern!" ſeufzte Schmieher.

„Ja wohl, armes Bayern!" verſetzte Chriſtoph; „aber nicht durch meine Schuld; Ihr könntet Euch um das Vaterland verdient machen, wolltet Ihr belieben, dieſe zwei Worte dem Herzoge Albrecht recht eindringlich vorzuſeufzen; ſein Starrſinn trägt an Allem Schuld."

Indem ſtürzte der Degenberger verſtörten Blickes zur Thüre herein, faßte ſich aber ſchnell bei dem Anblicke Schmiehers, deſſen Gruß er flüchtig erwiederte, und ſprach leiſe mit dem Herzoge in einem Erker des Gemaches.

„Wie geſagt, Herzog Chriſtoph; ich war ein eifriger Zuhörer, prüfte jede Miene; aber ich fürchte, ich fürchte —"

Hier wurde die Unterredung wieder leiſer. „Heute Nacht gibt Albrecht ein glänzendes Bankett; ſeyd Ihr ſchon geladen?" fragte Degenberg.

„Ein Bankett? Vielleicht ſchon in der Hoffnung des Sieges?"

„Wohl möglich!"

„Dann geb' ich morgen ein dreimal glänzenderes."

„Könnt Ihr es bezahlen? Dafür wird ſchon geſorgt ſeyn, daß Euch Niemand die Koſten borgt. Ich habe geſtern dem Augsburger-Juden Schmul auf den Zahn gefühlt; der gibt Euch keinen Pfennig mehr. Beſſer der Sperling in der Hand, als die Taube auf dem Dache; ſchließt den angebotenen Vertrag; Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“

„Ihr habt noch von manchen andern Vortheilen geſprochen, gelehrter Herr,“ nahm Herzog Chriſtoph das Wort; „worin ſollen ſie beſtehen?“

„Beliebet nur dieſe Urkunde zu leſen,“ antwortete Schmieber, „die ich aus Auftrag meines gnädigen Herrn Herzogs Albrecht niedergeſchrieben, und in der Hoffnung Eurer Beiſtimmung zu mir geſteckt habe.“

Herzog Chriſtoph und Degenberg laſen den Vertrag, und wechſelten mit leiſer Stimme ihre Bemerkungen darüber, während Albrecht's ſchlauer Anwalt durch das Blinzeln der Augen das ängſtliche Erſpähen ihrer innerſten Geſinnungen in den Zügen der Berathenden zu verhehlen ſuchte.

Nun trat Chriſtoph einige Schritte näher zur Tafel, und ſprach: „Für meine Perſon könnte ich mit dieſem Vergleiche zufrieden ſeyn; aber er bietet mir keine zureichenden Mittel für den Fall meiner ſtandesmäßigen Vermählung.“

„Dazu würdet Ihr, gnädiger Herr, auch als Mitregent, die Mittel kaum für genügend erachten, während Euch der Vertrag die freie Wahl Eures Herzens vergönnt, und ſomit das ſchönſte Glück des irdiſchen Lebens.“

„Gut geſprochen, kluger Botſchafter!“ lächelte Chriſtoph; „reicht mir die Feder zur Unterſchrift; dann möget Ihr morgen mein Gaſt ſeyn bei dem prächtigen Bankette, und Euch ſatt tanzen mit den Landshuter-Schönen!“

Mit triumphirend leuchtendem Blicke ſtreckte Schmieher den Kopf empor, zog langſam aus der Seitentaſche ſeines Mäntelchens ein kleines, zierliches Tintenfaß, und eine langbartige Schwanenfeder, tauchte ſie ſorgſam ein, und wollte ſie eben dem Herzoge zum Unterſchreiben überreichen, als ſich noch eine hämiſche Bemerkung auf ſeine Lippen drängte. Schadenfreude zuckte über die Winkel ſeines breiten Mundes hin, als er ihn zu den Worten öffnete: „Erlaubt, gnädiger Herr, Eure Hochherzigkeit zu bewundern, womit Ihr die freie Wahl für wichtiger erachtet, als alle andern Gründe; ich bitte Gott demüthig, daß der Segen dieſer freien Wahl für Euch dauernder ſeyn möge, als der ſchöne Name dort auf dem winterlichen Froſtſpiegel der Glasſcheibe, wo er eben an den Frühſtrahlen der Sonne ſchmilzt.“

Aergerlich über den unberufenen Späher, wendete Chriſtoph dennoch den Blick zum Fenſter, als er eben die Feder ergriffen hatte, um die Urkunde zu unterzeichnen. Aber ſchnell entſank die Feder ſeiner Hand; er ſprang an das Fenſter, riß die beiden Flügel auf, und ſtarrte, als könne er kaum ſeinen Augen trauen, nach dem Glockenhauſe des Martinsthurmes, von welchem eine weiße Fahne luſtig durch die ſonnenklare Luft wehte.

„Viktoria, Degenberg! Victoria, Langhans!“ rief er freudig aus, Beide umarmend; „ſeht Ihr dort die weiße Fahne? Haug von Parsberg hat treulich Wort gehalten; mit dieſem Zeichen verkündet er mir, daß ich Mitregent von Bayern geworden bin!“

„Bei Gott, das hätt' ich nicht gehofft!“ äußerte Degenberg.

„Vom Beſten aus dem Keller!“ jubelte Langhans zur Thüre hinaus.

„Packt in Gottes Namen Eure Schreibereien wieder ein,“ ſagte Chriſtoph lächelnd zu Schmieher, der vor Schrecken kaum mehr auf ſeinen Füßen ſtehen konnte; „packt nur ein, und nehmet zugleich meinen innigſten Dank mit für den Segen Gottes, den Ihr zur freien Wahl mir gewünſcht habt; nur dieſer Wunſch hat meine Unterſchrift verzögert; merkt Euch's für die Zukunft, gelehrter Herr: „man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt.“

Somit eilte er mit Degenberg in den anſtoßenden Saal, aus welchen ſchon bekannte Stimmen ſeiner Anhänger erſchollen, die gekommen waren, ihm Glück zu wünſchen.

„Den Wunſch hätte ich erſparen können,“ murmelte Schmieher in ſeinen Bart. „Das war dumm! Was wird Herzog Albrecht dazu ſagen? Verſchwiegen bleibt es gewiß nicht, und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen. So nah am Ziele, und doch geſcheitert! Verwünſchter Wunſch, du wäreſt auch nach der Unterſchrift noch früh genug gekommen!“

An der Thürſchwelle blieb er ſinnend ſtehen, mit verſchränkten Armen. „Was ſoll ich dem Herzoge Albrecht ſagen, wenn er meiner Albernheit zürnt? Je nun, ich werde mich tief verbeugen, und bedeutſam lächelnd antworten: „Euer Gnaden, es iſt noch nicht aller Tage Abend!“

2.

Italiens ſanfte Lüfte vermochten nicht, die innere Gluth des Mißvergnügens in Chriſtoph's Bruſt zu kühlen. Seinen lang genährten Wunſch nach einen zerſtreuenden Ausfluge in ein fernes Land zu erfüllen, hatte Albrecht mit ihm und Wolfgang eine Reiſe nach Mantua angetreten, deſſen Markgraf Friedrich Gonzaga der Gemahl ihrer Schweſter Margaretha war. Wie fühlte ſie ſich ſo glücklich, ihre geliebten Brüder nach langer Trennung wieder zu ſehen. Ihr zweijähriges Söhnchen Franz auf den Armen, flog ſie über die marmorne Treppe hinab, und ſank an die Herzen ihrer Lieben.

Wie es jedoch auf Erden keinen Freudenkelch ohne bittern Bodenſatz giebt, ſo wurde die theilnehmende Schweſter in vertraulichen Geſprächen mit Chriſtoph, gar bald Mitwiſſende des bedauernswerthen Bruderzwiſtes. Gerne hätte ſie eine aufrichtige Verſöhnung zwiſchen ihnen verſucht, überzeugte ſich aber, daß ſie von der ſtürmiſchen Gemüthsart Chriſtoph's keinen glücklichen Erfolg hoffen dürfe.

„Glaube mir, liebe Schweſter," klagte Chriſtoph eines Tages, „Albrecht gilt zwar für einen ſtaatsklugen Fürſten, ich aber behaupte, daß er ein falſcher, ränkevoller, wortbrüchiger Mann iſt, der nach unbeſchränkter Alleinherrſchaft ſtrebt, und darum auch den Landſtänden ihre wohlerworbenen Rechte verkümmert. Geſchickt weiß er die Leidenſchaften der Einzelnen zu benützen, um ſie feindlich gegen einander zu hetzen, und dadurch alle Eintracht zu vereiteln. Wozu das Poſſenſpiel des Schiedsgerichtes in Landshut? Die Stadt Kelheim wurde mir zugeſprochen. Hab' ich ſie erhalten? Nein, und abermals nein! Vergebens forderte ich ſie in einem eigenen Schreiben an meinen unbrüderlichen Bruder; vergebens auf gleiche Weiſe Herzog Ludwig von Bayern-Landshut, als Vermittler. Klar iſt's, daß ich mein gutes Recht nur mit meinem guten Schwerte holen kann."

„Soll denn mein ſchönes Vaterland Bayern nimmer Ruhe finden?“ entgegnete Margaretha. „Iſt denn das Herrſchen ein ſo beneidenswerthes Loos? Bruder Sigmund lebt gewiß glücklicher in ſeiner ländlichen Einſamkeit, als Albrecht auf ſeinem herzoglichen Throne; die zarte Liebe meiner Namensſchweſter Margaretha verſüßet ſein Daſeyn in ſtiller, und darum neidloſer Ruhe. Könnteſt Du am Herzen Deiner lieben Bertha nicht ein eben ſo irdiſch-ſeliges Leben führen, frei von den finſtern Sorgen der Regierung, wie Dein Bruder Sigmund?“

„Nein, theure Schweſter,“ antwortete Chriſtoph, „mein innerſtes Gemüth widerſtrebt ſolcher thatenloſer Ruhe. Ich bin zum Herrſchen geboren, denn mein Schwert iſt ein Heer; mit Federkniffen regieren mögen Andere. Zudem hab' ich dem Fräulein Bertha gelobt, um ihre Hand zu bitten, ſobald ich die Mitherrſchaft in Bayern erlangt habe; Chriſtoph hält ein gegebenes Wort, oder ſtirbt.“

„Machte Gräfin Bertha dieß zur Bedingung ihrer Liebe?“ fragte Margaretha, und ein leichtes Wölkchen überſchattete ihre klare Stirne.

„O nein,“ entgegnete Chriſtoph; „doch ein geringeres Loos mag ich dieſem Engel nicht bieten; auch würde zu einem minderen Preiſe der ſtolze Abensberger die Hand ſeiner Tochter nicht vergeben wollen. Ja, ja, dieſer Abensberger iſt der böſe Dämon meines Lebens; ich glaube nicht, daß wir Beide zugleich noch länger Raum finden werden auf dieſer großen Welt.“

Dieſes Geſpräch wurde durch Herzog Wolfgang unterbrochen, der, ein heiteres wälſches Liedchen trällernd, in das Gemach trat, prunkvoll angethan.

„Noch immer mürriſch Bruder Chriſtoph?“ begann er. „Ich wollte wetten, es gebricht Dir an Geld; mir nicht. Du haſt nicht klug gethan, den angebotenen Vertrag abzulehnen. Dadurch entgehen Dir die Vortheile deſſelben, und bis das Jahr voll wird, und die Zeit Deiner Mitherrſchaft eintritt, findet Albrecht wieder Mittel genug, Deine Erwartung zu täuſchen. Darin iſt er Meiſter. Da weiß ich beſſer, was ich zu meinem Vortheile thun muß. Ich ſchließe Verträge mit ihm, die mir Geld und Gut bringen, und geht dieß auf die Neige, ſo mach' ich neuen Lärm, bis er wieder einen neuen Vertrag ſchließt, womit wieder eingeht, was ausging. Gerade ſo ſollteſt Du es auch machen; zuletzt müßte er doch mürbe werden.“

„Das gute Recht will einen geraden Weg,“ erwiederte Chriſtoph; „geht's nicht, ſo bricht's.“

„Je nun, ich fühle mich behaglicher bei meiner Anſicht,“ lächelte Wolfgang, und zur Schweſter gewendet, fügte er bei: „Deine Damen am Hofe ſind wahrlich ſchmucke Dirnen; zwar iſt Keine ſo ſchön wie Du; dennoch gefallen ſie mir ſo ſehr, daß ich noch länger hier zu verweilen gedenke. Morgen will Albrecht mit Chriſtoph die Heimreiſe antreten über Rom, und dort vom Papſte Paul den Cardinalshut für mich erbitten.“

„Wie paßt denn der Cardinalshut zu den ſchmucken Dirnen?“ fragte Margaretha mit dem Finger drohend.

„Allerdings gar nicht,“ antwortete Wolfgang lachend; ich bin aber auch gar nicht geſonnen, Cardinal zu werden; dieſe Neigung meiner Kinderjahre zum geiſtlichen Stande iſt flüchtig vorübergezogen; mein Sinn iſt gar weltlich geworden; ich liebe Jagd, Rennſpiele, Rennroſſe, Wein, Tanz, Liebe, und mit ſolchen Geſinnungen mag ich kein unwürdiges Glied der Kirche werden.“

„Warum ſagſt Du dieß nicht dem Bruder Albrecht, um ihm die ſodann überflüſſige Bitte an den Papſt zu erſparen?“ fragte ihn Chriſtoph.

„Sie iſt in keinem Falle überflüſſig,“ erwiederte Wolfgang; „werde ich Cardinal, ſo verzichte ich auf dieſe hohe Würde mit chriſtlicher Demuth; werde ich es nicht, deſto beſſer! Eher, als im erſten Falle, darf ich dann vom Albrecht eine anſehnliche Entſchädigung für den mißlungenen Erfolg ſeiner Verwendung hoffen?“

„Nicht übel ausgedacht!“ äußerte Chriſtoph. Wolfgang ſtellte ſich vor einen hohen Spiegel hin, ſeinen Anzug muſternd. „Fürſtlich, ganz fürſtlich!“ lächelte er wohlgefällig. „Margaretha, bei dem Ringſtechen werden heute die Augen aller Schönen auf mir ruhen, und ich gedenke bis zur Abendtafel wenigſtens ein Dutzend Damenherzen in die Sclaverei geſchleppt zu haben.“

Mit dieſen Worten glitt er anmuthig zur Thüre hinaus; ihm folgte bald darauf Herzog Chriſtoph, dem an dem Thore des markgräflichen Marſtalles Langhans mit der Meldung entgegentrat: an ſeinem Prachtharniſche fehle eine ſilberne Spange ſeit dem Feſttourniere zu Mantua; eine neue müſſe gekauft werden.“ „Ich habe kein Geld dazu, und mag keines erbetteln,“ entgegnete Chriſtoph unwillig; „bring mir den eiſernen Reiſeharniſch zum Ringſtechen, und hörſt Du die Leute über den ärmlichen Bayerfürſten ſich verwundern, ſo flüſtere ihnen, damit es ja gewiß Jedermann erfahre, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu: daß der eigene Bruder, Herzog Albrecht, der eigenmächtig allein regierende Herr von Bayern, mich an Allem Noth leiden laſſe.“

3.

Zur Zeit, als Herzog Albrecht zu Rom nach den Studien oblag, war Papſt Paul II. den er jetzt beſuchte, Cardinal, und ihm, ob ſeiner hohen geiſtigen Bildung und tadelloſen Sitten, ſeitdem befreundet. Albrecht und ſein Bruder Chriſtoph, fanden demnach die ehrenvollſte und herzlichſte Aufnahme, auch erhielt Albrecht vom Papſte die Zuſage des erbetenen Cardinalshutes für ſeinen Bruder Wolfgang, ein Verſprechen, deſſen Erfüllung nur durch den allzufrühen Tod Seiner Heiligkeit — am 8. Auguſt 1471 — auf eine unbeſtimmte Zukunft vertagt wurde.

Dringende Schreiben vom Kanzler Neuhauſer und vom Grafen von Abensberg, über verdächtige Bewegungen des niederbayeriſchen Adels, bewogen den Herzog Albrecht, ſeine Rückreiſe zu beſchleunigen. Am Hofe des Erzherzogs Sigmund in Innsbruck verweilte er noch zwei Tage, und ergötzte ſich höchlich an den liebenswürdigen Eigenſchaften der kleinen, achtjährigen Prinzeſſin Kunigunde, der Tochter des römiſchen Kaiſers Friedrich III., die ſich mit ihrer Oberhofmeiſterin bei dem Vetter Sigmund zum Genuſſe der ſtärkenden Landluft aufhielt, und mit kindlicher Liebe an Albrecht hing, der ſie einſt ſcherzend fragte: „ob ſie ihn nicht heirathen und Herzogin von Bayern werden wolle?“ „Ja gleich,“ antwortete Kunigunde mit roſigem Lächeln: „nur meine Kleider und meine Spielſachen will ich zuvor noch einpacken.“ Lachend erwiederte Albrecht: „So eilig iſt's nicht gemeint, liebe Kunigunde; doch mag wohl die Zeit kommen, da ich Euch an Euer Verſprechen erinnern werde. Was meint Ihr davon, Sigmund?"

„Das kann wohl noch geſchehen," antwortete der Erzherzog; „aber gut Ding braucht Weile; und Du mußt noch wachſen, Kunigunde."

Die Kleine ließ betrübt das Köpfchen hängen, und Thränchen flimmerten in den ſchönen Augen. Dann fragte ſie den Herzog Albrecht, ihr rechtes Händchen auf den Griff ſeines Schwertes, und ihr Lockenköpfchen in ihre Linke legend: „Was muß ich denn thun, um ſchnell zu wachſen? Könnt' ich denn in Bayern nicht auch wachſen?"

Erzherzog Sigmund lachte laut auf, und Albrecht neigte ſich gerührt, und drückte einen leiſen Kuß auf die Stirne des kleinen Engels.

Albrecht benützte die Zeit des Heimrittes, um Chriſtophs innerſte Geſinnungen zu erforſchen, eine leichte Mühe für den überlegenen Geiſt des Herzogs, welcher wohl wußte, daß ſein Bruder jeder Verſtellung unfähig ſey. So wie er ihn an die vergeblichen Anſtrengungen des Böcklerbundes erinnerte und beifügte, daß auch künftig jeder ähnliche Verſuch des Widerſtandes an dem Rechte und an der Stärke ſeiner Regierung werde ſcheitern müſſen, ſollte auch Chriſtophs Felſenarm gegen ihn ſich ſtämmen, da durchbrach Chriſtoph's Zorn alle Dämme des langverhaltenen Grimmes, und wogte in einem breiten Strome der bitterſten Vorwürfe über Albrecht's Ungerechtigkeit und Gewaltherrſchaft hervor.

Alle Pläne, ſelbſt die geheimſten, des Böcklerbundes, und die Mittel zu ihrer Ausführung aufdeckend, ſchilderte er den Charakter aller Theilnehmer im vollen

Umfange, die Urſachen innerer Zwietracht des Bundes, die ſein Verderben geworden; bemerkte, Haug von Parsberg, Freiſcheffe des weſtphäliſchen Gerichtes, habe dem Bunde das äuſſerſte Mittel in Ausſicht geſtellt, den Herzog Albrecht vor die nächtlichen Schranken der heiligen Vehme zu laden, und ſchloß mit der Betheuerung, daß Albrecht nur habe ſiegen können, weil Herzog Chriſtoph, des Bundes Herz und Arm, in Innsbruck weilte; er würde gekämpft haben, ſo lange ein Athemzug ſeine Bruſt geſchwellt hätte; vor Allem aber beklage er den damaligen unſeligen Ritt nach Innsbruck, der ihm mit dem Ruhme des Sieges zugleich die Möglichkeit entzogen, im Kampfe ſeinen Todfeind, den Grafen Niklas zu treffen, und dieſe Schlange von Abensberg mit eigenen Händen zu erwürgen.

Mit der Ruhe eines Greiſes vernahm der fürſtliche Jüngling die Donnerworte ſeines aufbrauſenden Bruders, der ihm unwillkürlich wichtigere Entdeckungen gemacht hatte, als alle ſeine bezahlten Späher jemals zu erforſchen wußten. Weiſe vermied er es, durch Tadel und Vorwürfe neuen Argwohn zu erregen, und beſchränkte vielmehr ſeine Erwiederung auf ſanfte und liebreiche Ermahnungen zu einem friedlichen und brüderlichen Benehmen, während er in ſeinem Innern ſchon auf kräftige Maßregeln ſann gegen die künftigen Entwürfe Chriſtoph's und deſſen Bundesgenoſſen. Kurze Zeit nach ſeiner Heimkehr erließ Albrecht, in Folge geheimer Verabredung mit ſeinem Vetter, Herzog Ludwig dem Reichen von Landshut, plötzlich das Verbot, ſein Recht bei dem weſtphäliſchen Gerichte zu ſuchen, nicht ohne Scheu vor der unſichtbaren und unwiederſtehlichen Gewalt der heiligen Vehme. Dieß war der erſte und dringendſte Schritt Albrecht's, ſeine Feinde im eigenen Lande zu ſchwächen; viele andere folgten nach.

Mit Ungeduld hatten Chriſtoph's Gläubiger ſeine Rückkunft erwartet, um ihm mit Geldforderungen zu beſtürmen, im Wahne, er werde mit reichen Unterſtützungen von ſeiner Schweſter in Mantua heimgekehrt ſeyn. Umſonſt ſuchte er ſie bis zum Zeitpunkte ſeiner Mitherrſchaft in Bayern zu vertröſten; ſie glaubten nicht daran, von Albrecht's Anhängern aufgehetzt, und gar wohl unterrichtet, daß dieſer Zeitpunkt überhaupt nie eintreten werde. So von allen Seiten gedrängt, am meiſten von ſeinen eigenen eifrigſten Freunden, Gewolf von Degenberg und Hans dem Nusberger, die größere Hoffnung auf Schwertſchlag als auf einen Federzug bauten, ließ Chriſtoph ſich endlich bewegen, gegen noch vortheilhaftere Bedingungen, als ihm Schmieher in Landshut geboten hatte, auf fünf Jahre der Mitregierung über Bayern zu entſagen.

Mit dem reichen Einkommen kehrte Chriſtoph's frohe Laune augenblicklich zurück. In dem ſchönen Schloſſe Waal, nun ſein Eigenthum, genoß er im Kreiſe ſeiner Freunde nach langen Kummer, wieder des Lebens rauſchende Freuden, und fand ſich ein bei allen Turnieren und Banketten. Mit ſeltenem Glanze verherrlichte er den feſtlichen Einzug Herzogs Ludwigs des Reichen in Landshut, als dieſer ſeinen Sohn Georg dahin berief, um ihn huldigen zu laſſen, ſodann die Feier der Vermählung von Ludwig's Tochter Margareth mit dem Churfürſten Philipp von der Pfalz in Amberg, wo Chriſtoph in allen ritterlichen Spielen die erſten Preiſe erhielt.

Ein ſolcher, faſt königlicher Aufwand, mußte aber nothwendig Chriſtoph's Geldmittel nach kurzer Friſt erſchöpfen, und die frühern Verlegenheiten erneuern; er mußte wieder auf allen Seiten borgen, wenigſtens zu borgen verſuchen, denn ſein Kredit wurde in dem Maße immer geringer, als die Unwahrſcheinlichkeit, daß er jemals zur Mitherrſchaft oder zu dauerndem Wohlſtande kommen werde, immer größer wurde. Prachtliebend, freigebig, lebensluſtig, ſcheute er keine Ausgabe, unbekümmert um die nächſte Zukunft, die er ſtets im goldenen Lichte ſah. Er begann, ſeine Regierungsentſagung zu bereuen; die Reue kommt immer zu ſpät. Der Vertrag bot keine Blöſſe; er war ſo unbeugſam, wie Albrecht ſelbſt, an deſſen feſtem Sinne Chriſtoph's Zorn und Trotz, und alle Mühen ſcheiterten. Chriſtoph war Flamme vom Scheitel bis zur Ferſe; auf dem heißen Lavaboden ſeines Gemüthes, konnte die zarte Pflanze der Geduld nimmermehr gedeihen.

Als nun an einem ſolchen Tage der Trübſal Sebaſtian von Pflug in Chriſtoph's Gemach mit der Kunde trat: daß der Abensberger ſeine ſchöne Tochter Bertha an den erſten Großwürdenträger des Königs von Polen zu vermählen gedenke, da fuhr er wie raſend von ſeinem Armſtuhle auf, und ſchwor, um jeden Preis dieſe Heirath zu verhindern. „Bevor ſie,“ ſchrie er mit ſeiner Löwenſtimme, die weithin durch die Räume des Schloſſes dröhnte, „bevor ſie, wider ihren Willen, mit einem Andern an den Altar tritt, werde ich eine Leiche ſeyn, oder Mitregent von Bayern, oder Alleinherrſcher!“

4.

Durch gauckelnde Windriſſe im weitfaltigen Wolkenmantel einer tiefdunklen Winternacht, flimmerte fahles Mondlicht zwiſchen den ſchneebleichen Wipfeln grämlicher Föhren, matt erhellend die Trümmer der einſt ſtolzen Burg Kalenberg, welche Albrecht's ſtrafender Zorn mit der Haſt eines Wetterſtrahles vernichtet hatte, um den verwegenen Widerſtand des Nusberger zu rächen.

Eingehüllt in wechſelndes Schneegeſtöber, wankte ein armer Pilger pfadlos den Ruinen zu, mit dem Stabe, auf den der müde Leib ſich ſtützte, vor jedem Schritte vorſichtig den Boden prüfend, ob er nicht unter trügeriſcher Decke irgend einen Wallgraben, oder einen Abgrund berge. Sichtbar raffte der nächtliche Wanderer ſeine letzten Kräfte zuſammen, um das verfallene Gemäuer zu erreichen, und darin die Herberge vielleicht mit Waldthieren und allerlei grauſigem Nachtgevögel zu theilen. „Um Gott, ich kann nicht mehr!“ ſeufte er, nur noch wenige Schritte vom erſehnten Ziele entfernt. Vergebens ſog die trockene Zunge am Halſe der leeren Kürbisflaſche; kein Tropfen erquickte den Durſtigen, kein Broſamen war in der Pilgertaſche zu finden. „Heilige Maria!“ flehte er, „laß mich nicht unverſöhnt mit dem Himmel ſterben!“ und ein Thränenſtrom der über die Sünde ſiegenden Reue, ſtürzte über die bleichen Wangen.

Der Pilger ſank in die Knie, und ſchon begann der eiſige Flügelſchlag eines tödtlichen Schlummers ſeine Sinne zu umſchwirren, als dumpf ſchallende Hammerwucht aus den unterirdiſchen Räumen der zerſtörten Burg ihn aufſchreckte. Mit der Anſtrengung der Verzweiflung ſchleppte ſich der Unglückliche durch die Steintrümmer fort, von einem ſchwachen Lichtſchimmer in die Tiefe geleitet, wo er ein mageres, grauhaariges Männlein, neben einer glimmenden Lampe, emſig den Boden mit einem Spaten aufwühlen ſah. Der Pilger kauerte anfangs in einem Winkel, um das Treiben des Unheimlichen zu beobachten, der von Zeit zu Zeit aus einem enghalſigen Kruge einen behaglichen Schluck that, oder ſich mit einem Stück Brod aus einem Körbchen labte. Niemals griff er dann wieder zum Spaten, ohne ſich zuvor andächtig zu bekreuzen.

Dieſes heilige Zeichen eines chriſtlich-frommen Gemüthes ermuthigte den Pilger, das Männlein um einen Trunk Waſſer zu bitten, und um einen Biſſen Brod. Doch der Alte, kaum ſechs Schritte weit vom Pilger entfernt, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, gab keine Antwort. Der Pilger ging auf ihn zu, und berührte ſeine rechte Schulter mit der Hand. Mit einem kläglichen Schrei ließ das Männlein den Spaten fallen, ſtürzte auf die Knie, bekreuzte ſich unaufhörlich, und rief: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn; was iſt dein Begehren?“

„Ich bin kein Geiſt, guter Alter,“ erwiderte der Pilger; „faſſet Euch, und ſeht mich an! Ein armer Pilger ſteht vor Euch, gar müde, voll Hunger und Durſt; die Nacht überfiel mich, und ich ſuchte unter dieſen Trümmern eine Herberge.“

„Ich verſteh' Euch nicht,“ ſagte der Alte, ſich erhebend; „ich habe ein ſchweres Gehör; Ihr müßt ſchreien.“ Der Pilger wiederholte, den Mund an des Männleins Ohr ſchmiegend, die eben geſprochenen Worte, und nun beeilte ſich der gute Alte, dem Pilger Wein und Brod zu reichen, und ihm in einer Ecke ein Lager von Stroh zu bereiten, zur Ruhe für die ermüdeten Glieder. Gar neugierig fragte der Alte den Pilger, wer er ſey, woher er komme, und wohin er gehe; doch dieſer erklärte, daß er ſich zu ſchwach fühle, ſeine wunderſamen Abenteuer zu erzählen; am nächſten Morgen aber ſolle er alles erfahren, womit der Alte ſich begnügte, und ſodann, den Spaten vor ſich hinſtreckend, auf dem er ſtehend ruhte, redſelig dem auf dem Stroh liegenden Pilger erzählte, daß er kein dem Teufel verpfändeter, ſondern Herzogs Sigmund von Bayern, gebrödeter Schatzgräber Hans Gablkover ſey, mit der Befugniß, allüberall Schätze zu graben, wo er deren vermuthe, dem Herzoge aber von jedem Funde an Gold und Silber, Münzen oder Edelſteinen, einen beſtimmten Antheil zu geben.

„Und Gottes Segen ruht auch ſichtbar auf meiner Mühe,“ fuhr der geſprächige Alte fort, da der fromme Herzog Sigmund die reiche Frucht meines fleißigen Spatens ſeinem gottesfürchtigen Werke, dem Baue der herrlichen Kirche zu Unſer Lieben Frauen in München, zuwendet, zu welcher derſelbe vor drei Jahren den erſten Stein mit aller Pracht gelegt hat. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß mich der gnädige Herr unter der zuſtrömenden andächtigen Volksmenge gewahrte, und mir, auf den Grundſtein mit dem Finger weiſend, mit leutſeligem Lächeln zurief: „Gablkover, ſey nur recht fleißig!“ Der Baumeiſter aber, der wackere Georg Sandhofer von Haſſelbach ſchüttelte mir tüchtig die Hand, und ſagte: „Laß nicht ab, Vetter Hans! Ein jeder Stein, den Deine Schatzgräberei zum heiligen Tempel liefert, wird Dir zu einer Staffel in den lieben Himmel!“ Und ſomit grabe ich fort und fort zur Ehre Gottes, ſo lange meine Knochen zuſammenhalten, bis ein Anderer den Spaten faßt, und ein Grab macht, und mich als Schatzkäſtlein hineinlegt, bis Unſer Herr Gott am jüngſten Tag den letzten Schatz des armen Schatzgräbers hebt.“

Aus halbem Schlummer auffahrend, lauſchte der Pilger ängſtlich zur Seite, ein finſteres Verließ entlang, deſſen, von ſchwachem, flackerndem Fackelſcheine umblitzter Schlund, nur wenige Schritte zur Linken, ihn dräuend angähnte. Dumpf murmelnde Stimmen und das klirrende Schreiten geharniſchter Männer vernahm ſein lauerndes Ohr. „Was gibts? Was ſeht ihr?“ fragte der Alte furchtſam. Der Pilger raunte ihm zu: „Da unten wird's lebendig! Wohin kann ich entfliehen, wenn ſie zu uns kommen?“ „Es gibt keinen andern Weg, als den nämlichen, auf welchem Ihr eingetreten.“ „Wohlan, Alter, ich hoffe ihn zu finden. Löſcht die Lampe aus, und bleibt ſtill!“

Gablkover kniete nieder, und betete mit lautloſer Angſt. Der Pilger legte ſich an den Rand des kreisförmigen Schlundes, und ſchaute auf die Kommenden hinunter, welche ſchwarze Kutten über ihren Harniſchen trugen. Er zählte fünf Geſtalten und zwei Fackeln, von denen die eine ausgelöſcht, die andere in einen eiſernen Mauerring geſteckt wurde.

„Der Teufel hole dieſe Nacht, ſammt den Trümmern meines ausgebrannten Neſtes,“ fluchte ein Vermummter.

„Und bei dieſer Gelegenheit dürfte er auch gleich den Herzog Albrecht mitnehmen, nicht wahr, Rusberger?“ erwiderte ein Zweiter.

„Nenn doch keinen Namen, Degenberg,“ zürnte der Genannte; „alle Wände haben Ohren.“

Lachend entgegnete dieſer: „Ein ſauberer Rath, den der weiſe Rathgeber ſelbſt nicht befolgt! Was gedenkt Chriſtoph zu thun, Bruder Klausner?“

„Gar nichts,“ antwortete der Klausner Cöleſtin. Er hat weder Geld noch Credit, und weiß Keines von Beiden aufzutreiben. Gerne iſt er bereit, zu thun, was Ihr für gut findet: aber bezahlen kann er nur mit ſeinem Schwerte. Ich traf ihn in der ſchlechteſten Laune von der Welt, zu jeder Gewaltthat fertig.“

„Was meint er denn von unſerm Vorſchlage, den eigenſinnigen Albrecht auf eine ganz einfache Weiſe aus dem Wege zu räumen?“ äußerte Nußberger.

„Von einem Morde, was man ſo eigentlich einen Mord zu nennen beliebt, will er nichts wiſſen; dieß ſah ich voraus; dazu denkt er zu brüderlich,“ ſagte Cöleſtin.

„Was ſonſt will er denn thun, um ſeinen Zweck zu erreichen?“ fuhr Maſſenhauſen auf, an der ſchnarrenden Stimme erkennbar.

„Dieſe Frage ſtellte ich an Herzog Chriſtoph,“ erwiederte Cöleſtin, „als er unſchlüſſig durch das Gemach ſchritt, und um ſeiner Antwort einen feſten Halt zu geben, fügte ich bei: Eure Freunde beſorgen, Eure Mitwirkung bald ganz zu verlieren, da Ihr die Gräfin Bertha von Abensberg aufzugeben gedenkt, was ſie für ein ſicheres Zeichen erachten, daß Ihr ſchon weit friedliebender geworden ſeyd.“

„Sagt meinen Freunden,“ entgegnete mir Herzog Chriſtoph, „daß ich gar nicht daran denke, Bertha aufzugeben; daß ich geſonnen ſey, mein gutes Recht noch einmal in einem ausführlichen Schreiben von Albrecht zu verlangen, und im Falle der Verweigerung ihn zum Zweikampfe auf Leben und Tod zu fordern; wüßten meine Freunde ein ſchneller wirkendes Mittel, den Mord ausgenommen, ſo könnten ſie darauf zählen, daß ich, wenn auch nicht für die That ſelbſt, doch für die Folgen der That mit meiner ganzen Kraft einſtehen würde."

„Die Stunde der Entſcheidung muß ſchlagen, und bald," ſagte Gewolf von Degenberg. „Unſer gemeinſamer Feind, Herzog Albrecht, ſoll ſterben; ich finde kein anderes Mittel. Wir wagen Alles für uns und den Adel; denn Chriſtoph iſt natürlich nur unſer Werkzeug, ein ſehr taugliches. Die Privilegien des Adels müſſen erweitert werden, und geſchieht dieß, ſo mag es uns wohl ganz gleichgültig ſeyn, wer Bayerns regierender Herzog ſey; weil wir aber jene Privilegien nun und nimmermehr von Albrecht erwarten dürfen, ſelbſt wenn Chriſtoph Mitregent würde, wohl aber von Chriſtoph dem Alleinherrſcher, ſo muß Albrecht ſterben."

„Erbebſt Du nicht vor der Schwierigkeit dieſes Unternehmens?" fragte der Rusberger.

„Nein," antwortete der Degenberger. „Ich habe den Plan ſchon reiflich erwogen. In der nächſten Woche giebt Albrecht zum Faſtnachtfeſte ein großes Stechen und Rennen in München, ein prächtiges Bankett für die Bürgerſchaft auf der Trinkſtube, und eine Schweinsjagd. Treibt uns nicht ein Säftlein, in den Pokal von behender Hand geträufelt, den Herzog Albrecht für immer vom Leibe, ſo will ich ſchon dafür ſorgen, daß er auf der Jagd den Hals bricht."

„Vermeiden wir ſo viel als möglich alles Aufſehen," warnte der Rusberger; „ich wüßte noch ein anderes Mittel. Bei der nächſten Jagd im Geiſenfelderforſte, welche der Abensberger veranſtalten will, und wobei Albrecht ganz gewiß erſcheinen wird, der ſeinem Lieblinge, dem glattzüngigen Höflinge, gerne zu Gefallen lebt, könnten ſich Vermummte der Perſon des Herzogs Albrecht bemächtigen, und ihn gefangen auf mein Schloß in Böhmen bringen, wo wir nach Belieben den Tod des Schwertes, oder den unblutigen des Verhungerns für ihn wählen mögen."

„Ein Zufall kann jeden Plan verändern," meinte Maſſenhauſen; „daß Albrecht jedenfalls ſterben müſſe, iſt nun eine beſchloſſene Sache; das wie aber hängt von den Umſtänden ab. Heil uns an dem Tage der Erlöſung, wo ſein Blut — —"

„In's Teufels Namen, ſtill! Keinen Laut mehr! Wir ſind verrathen!" flüſterte der Degenberger. „Habt Ihr nichts gehört?"

„Nichts!" murmelten leiſe Stimmen.

„Ich hörte einen leichten dumpfen Fall da oben," fuhr Gewolf mit gedämpftem Tone fort; es muß uns irgend Jemand belauſcht haben. Wer es auch ſey: lebend darf er nicht aus unſern Händen kommen. Zünde die andere Fackel an, Rusberger, und durchſuche die geheimen Gänge unter der Erde, die Du ſo genau kennſt, wie kein Anderer. Zwei Freunde mögen Dich geleiten; an Maſſenhauſen's Seite bewache ich die Ausgänge."

Die Vermummten gingen raſch von dannen, und jetzt ſah der Pilger die Stunde ſeines Todes herannahen. Ihm ſtanden nur zwei Wege offen: der Todesſprung durch den Schlund in das Verließ, oder, auf dem alten Eingange, Rusberger's und ſeiner Gefährten blanken Schwertern entgegen. Er wußte nicht, ob die Menge des Strohes genüge, ihn zu verbergen; und dann, welcher Gefahr ſetzte er ſich aus, ohne Verabredung mit dem Alten! In der Eile wußte er ihn nicht zu finden, und fand er ihn auch, wie konnte er dem Schwerhörigen ſich ſchnell genug verſtändlich machen?

In dem Augenblicke, da ein Wiederſchein der Fackel von oben den Raum, worin er ſich befand, hinlänglich erhellte, rannte der Pilger auf den Zehen zum entgegengeſetzten Ende, und drückte ſich an die Mauer, dicht an den Stufen, welche aufwärts führten, in der beruhigenden Erwartung, die Späher würden wohl in ihrer Eile zuerſt in die Tiefe des Ganges ſchreiten. Dieß geſchah auch; die Sporen der Ritter klirrten über die Steinlücken der halbverfallenen Treppe herab, und ſogleich in der Richtung nach dem Schlunde des Verließes.

Bei dem Lichte der Fackel gewahrte der Rusberger den Alten, auf dem nackten Boden in ſanftem Schlummer liegend.

„Ei Herzog Sigmund's tauber Münzwardein und Maulwurf, Meiſter Gablkover,“ lachte der Rusberger; „der hat nichts gehört, weil er nichts hören konnte. Vermuthlich iſt dem Schlaftrunkenen der Spaten entfallen, und beide ruhen nun friedlich neben einander. Laßt uns gehen!“

„Holla, halt, ſchwarzer Nachtvogel!“ ſchrie Gewolf dem flüchtenden Pilger zu, der im Rücken des Rusberger über die Treppe hinaufgehuſcht, und wenige Schritte hinter dem lauernden Degenberger in das Freie gekommen war, als dieſer eben ſeinen Poſten, dicht am Eingange, verlaſſen hatte, um Maſſenhauſens Zweifel, was ein am Fuße des Berges wandelndes Lichtlein wohl bedeuten möge, mit der Schärfe ſeines Adlerblickes zu löſen. Das Rauſchen des Pilgergewandes verrieth den Flüchtling, und die Helle des friſch gefallenen Schnee's.

„Halt, Teufel!" ſchrie Gewolf wieder dem Pilger nach, und rannte grimmig auf der Fährte deſſelben. Maſſenhauſen ſuchte ihm den Weg zu verrennen. Da ſchleuderte der Degenberger die brennende Fackel in der Richtung des Pilgers, um ſein Opfer zu beleuchten, und aus ſeiner geübten Hand ſchwirrte ein blitzender Dolch nach. „Wohl getroffen!" brüllte er jubelnd, als der Pilger wankte, und nach wenigen Schritten zu Boden ſtürzte. Gleich blutgierigen Tiegern wollten ſich die beiden Ritter auf ihre Beute werfen; allein der Pilger war verſchwunden, und weit und breit keine Spur mehr von ihm zu ſehen.

5.

Von allen Bayerlanden und aus fremden Grenzgebieten, ſtrömten Ritter, Knappen und Reiſige, Bürger und Bauern, Zigeuner und Geſindel aller Art, nach München zum Faſtnachtfeſte des Jahres 1471, dem der Ruf abſonderlicher Ergötzlichkeit weithin vorausgeeilt war. Albrecht's weiſe Sparſamkeit im alltäglichen Haushalte, wich einem wahrhaft fürſtlichen Prunke, wo es galt, durch irgend ein glänzendes Feſt die herzogliche Würde zu verherrlichen.

Die Stadtwächter hatten an dieſem Morgen vollauf zu thun, die wogende Menge auf dem großen Marktplatze mit gütlichen Worten, oder mit den kräftigeren Stößen der Schäfte ihrer unförmlichen Spieße von den Werkleuten wegzudrücken, welche noch immer theilweiſe an den Gerüſten und Schranken der Stechbahn zimmerten. Aus dem Bankettſaale der Trinkſtube mit dem Erkerthürmchen, das gegen die Dienersgaſſe auslief, erſcholl das Hämmern der Gehülfen herzoglicher Feſtordner; vor den Fenſtern prangten große Teppiche von blauem Sammet mit dem reich in Silber geſtickten Hauswappen; Fahnen flatterten von den Giebeln der Häuſer, die nach Außen von ihren Beſitzern ſo köſtlich als möglich aufgeputzt wurden. In allen Schenken ging es gar hoch her, und der wälſche rothe Wein, damals ein Lieblingsgetränk in Bayern, mundete den fröhlichen Zechern.

Unter der gemauerten Bogenhalle der Trinkſtube begegneten ſich zwei Bürger von München, **Heinrich Bart** und **Georg Lercher**.

„Ei, Freund **Lercher**," begann **Bart** erfreut, „biſt Du endlich von Deiner Reiſe wieder zurückgekommen, und gerade zur rechten Zeit, um unſer Volksfeſt feiern zu helfen!"

„Erſt in dieſer Nacht, lieber **Bart**," erwiederte **Lercher**, „traf ich bei meiner bekümmerten Ehefrau ein, die mich ſchon drei Tage früher erwartet hatte. Ein ſeltſames Abenteuer verzögerte meine Ankunft. Mit einer Laterne an meinem Schlitten, fuhr ich tief in die Nacht hinein, um die gewünſchte Herberge noch rechtzeitig zu erreichen. Bei dem argen Schneegeſtöber verlor ich aber den Weg, und fürchtete ſchon, unter freiem Himmel oder an einer ſchützenden Waldesecke übernachten zu müſſen, als ich in die Nähe der Ruinen des Schloſſes **Kalmberg** gerieth, zwiſchen denen ich Geſpenſter mit brennenden Fackeln herumhüpfen zu ſehen vermeinte. Kaum hatte ich ein Kreuz geſchlagen, und ein hülfreiches Stoßgebetlein zu meinem Schutzpatrone, dem heiligen Franziskus, im Stillen geſprochen, als ich den rechten Weg wieder fand, der dicht an der ſteilen Weſtſeite des Berges ſich hinzieht. „Auf feſterem Boden griff mein langleibiges Roß wieder tüchtig aus; da rauſchte es plötzlich nebenan in der Schneewand, und wie aus einem weißen Kamine fuhr eine ſchwarze Geſtalt blitzſchnell in den ſeichten Straßengraben."

„Hu, da wär ich vor Schrecken des Todes geweſen!" äußerte Bart.

„Mir war auch nicht viel beſſer zu Muth," entgegnete Lercher; „mein Roß bäumte ſich, nahm die Stange auf die Zähne, und drohte mit mir durchzugehen; die Angſt lähmte ſchier meine Arme; ich konnte es nicht mehr halten; aber lammfromm ſtand es ſtill, als die ſchwarze Geſtalt rief: „Im Namen Jeſu, Hülfe! Die Mörder kommen!" auf die Straße kletterte, und wie beſinnungslos neben den Schlitten hinſank. Ein frommer Pilger war's! Raſch ſchlang ich die Zügel um den rechten Arm, zog den Pilger in den Schlitten, der krampfhaft ſeinen Stab feſthielt, ſchrie dem Roße zu: „Hei, g'rad aus!" und fort flogen wir, während wir hinter uns ſchon die Tritte der Verfolger klirren hörten, als hätte uns der Wirbelwind gepackt. In der Herberge ruhten wir einen Tag und eine Nacht aus, und nun wird der ehrwürdige Pilger von meiner Hausfrau gepflegt. Er beſteht darauf, ſobald als es nur immer ſeyn kann, mit dem Herzoge Albrecht unter vier Augen zu ſprechen; wenn ich nur des Herzogs Sekretär, Herrn Sigismund Kraus, finden könnte!"

„Der wird wohl mit dem Herzoge in der Kirche ſeyn," verſetzte Bart; „erwarte ſeine Rückkehr in meinem Hauſe, an dem der Zug vorübergeht; meine Getraud wird ſich freuen, Dich wieder einmal zu ſehen."

Arm in Arm drängten ſie ſich durch die Müßigen.

Feierliches Geläute vom Thurme der St. Peterskirche verkündete das Ende des Hochamtes, womit das Feſt des Tages begonnen wurde, nach alter frommer Sitte des bayeriſchen Fürſtenhauſes. Ein langer Zug bewegte ſich, die Schranken auf dem Marktplatze umkreiſend, durch die Burggaſſe in die neue Veſte, wo die herzoglichen Gäſte das Frühſtück einnahmen. Nach der Tafel bildeten luſtige Ritter einzelne Gruppen, um bei vollen Bechern den Mummenſchanz des Bankettes zu verabreden, bis das Zeichen zum Aufbruche nach der Stechbahn von den dazu beſtellten Herolden gegeben wurde.

Die erſten Preiſe in allen Spielen, trug Herzog Chriſtoph davon; dieß war vorauszuſehen, obgleich Ritter von vielbewährtem Rufe um die Siegespalme rangen. Die Preiſe wurden mit Namensaufruf unter Trompetenſchall von mehreren Damen des herzoglichen Hauſes und des hohen Adels, den Siegern geſpendet. Zur Linken der Herzogin-Wittwe, Chriſtoph's Mutter, Anna, Tochter des Herzogs Erich von Braunſchweig, in zweiter Ehe von ihrem irrſinnigen Gemahle und Vetter Friedrich von Braunſchweig-Calenberg geſchieden, und wieder in der Mitte ihrer Kinder lebend, ſaß Gräfin Bertha von Abensberg, bleicher als eine Lilie, in dem Augenblicke, da ſie dem Herzoge Chriſtoph eine goldene Spange zum Preiſe reichte. Mit Sehnſucht ſahen die Damen dem Ende der ritterlichen Spiele entgegen, und dem Beginne des feſtlichen Bankettes, indem ſie zu damaliger Zeit nicht minder gerne tanzten, als in unſern Tagen.

6.

Bayerns Ritterſchaft hatte keinen zierlicheren Tänzer aufzuweiſen, als den Herzog Chriſtoph, den großen Meiſter in allen Leibesübungen. Alle Augen hingen an dem ſchönen Paare, als er mit Bertha durch den prachtvoll geſchmückten Saal ſchwebte. Der Tanzenden gab es ſo viele, daß manche Pauſe ein zärtliches Plaudern vergönnte. Zu dieſem Bankette waren auch viele Bürger von München mit ihren ehrbaren Frauen und Töchtern geladen, damals nichts Seltenes, und dieſe erſchienen in Kleidern von verſchwenderiſcher Pracht, vom feinſten Scharlach, oder Sammt und Seide, ſelbſt bei ſommerlicher Gluth mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt; Prunkgewänder des weiblichen Geſchlechtes, mit Perlen und Edelſteinen beſäet, machten ein ganz eigenthümliches Geräuſch bei jeder Bewegung. Es gehörte zum guten Tone der Herren und Damen vom Adel, bei ſolchen Feſten, bei Hochzeiten, Kindstaufen u. ſ. w. an Einem Tage mehrere Male die Kleider zu wechſeln, und jederzeit an Pracht einander zu überbieten; eine Sitte, die ſich bis auf unſere Zeiten fortgeerbt hat. Dies Seltſame des Geſchmackes der Vornehmen, drückte ſich auch im Farbenſpiele aus; denn es war Mode z. B. die rechte Seite des Körpers roth zu kleiden, und die linke weiß, oder in eine andere Farbe.

Vergebens ſuchte man durch Verordnungen den Aufwand in Bürgerfamilien zu beſchränken, und von Zeit zu Zeit ſogenannte Kleiderordnungen einzuführen. Man erlaubte Bürgerinnen und deren Töchtern mehr nicht als zwei Loth Perlen zur Verzierung ihrer Haarflechten; ein Bürger oder eine Bürgerin durfte nur anderthalb Mark Silber am Leibe tragen; eine Bürgerin oder deren Tochter nicht in einem Rocke mit offenen Ermeln erſcheinen, und die Länge der Schleppe ihrer Röcke und

Mäntel war auf zwei Querfinger, den Boden entlang bemeſſen.

Die Putzſüchtigen verſtanden die Kunſt, ſolchen Beſchränkungen auf allerlei ſinnreiche Weiſe auszuweichen, kümmerten ſich aber gar nicht darum, ſo oft ſie zu herzoglichen Feſten geladen waren, unter dem Vorwande, dadurch ihren geliebten Landesherrn zu verherrlichen, vor deſſen Antlitze ſie um ſo weniger in minder werthvollen Anzügen erſcheinen könnten, als er ihnen ſogar die hohe Gnade vergönne, mit ihnen zu tanzen. Natürlich wollte der Landesherr ihre Freude durch keine Rüge ſtören, und ſomit blieb den gelehrten Herrn der Regierung, welche die Kleiderprunkverbote erlaſſen hatten, eben auch nichts anderes übrig, als ſchweigend die verpönten Gewänder gar nicht zu bemerken.

Die herzogliche Silberkammer hatte zur würdigen Ausſchmückung des Feſtſaales ihre koſtbarſten Geſchirre geſpendet; in großen Körben wurden feine Speiſen und Weine fort und fort herbeigeſchleppt, und von zahlreichen Hofdienern zwiſchen verwunderliche Schaugerichte auf langen Tafeln geſtellt. Mitten unter den Rittern und Herrn vom Adel, unter den vornehmen Damen, ſaßen auch die mit ihren Frauen und Töchtern geladenen Bürger von München, namentlich: Chriſtoph Rudolph, Wilhelm Tichtl, Hans Wilprecht, Heinrich Bart, Hans Schluders der Jüngere, Paul Meuſel, Lorenz Weißenfelder, Gabriel Meilskirchner, Georg Lercher u. ſ. w.

Herzog Albrecht tanzte mit der Frau des erſten Bürgermeiſters, Peter Schluders; Herzog Sigmund führte die Frau des zweiten Bürgermeiſters, Balthaſar Riedler, zum Reigen, mit deſſen holder Tochter

Elſe, einer ſchlanken wunderlieblichen Jungfrau mit ſchönen ſchwarzen Augen und feingeformter Naſe, der lebensfrohe Herzog Wolfgang durch den Saal glitt. Gar manierlich boten dagegen die ehrbaren Bürger den ſchönen Damen vom hohen Adel die Hand zum Tanze, die mit liebenswürdiger Leutſeligkeit angenommen wurde, den Frauen und Fräulein aus den alten Geſchlechtern der Seiboldſtorf, Gumppenberg, Törring, Nothaft, Frauenberg, Paulſtorf, Machſelrainer, Preyſing, Stauff u. ſ. w.

Ein herzlicher Frohſinn beſeelte das Bankett. Mit männlicher Kraft beherrſchte Albrecht die ſchweren Sorgen in ſeinem Innern, damit keine von ihnen als dunkle Wolke auf ſeiner Stirne ſich lagern möge, zur Schadenfreude feindlicher Augen; denn er befand ſich inmitten ſeiner grimmigſten Feinde, der Degenberger und Nusberger, und deren Anhänger, die kein heimathliches Obdach mehr ihr Eigenthum nennen konnten, ſeitdem des regierenden Herzogs ſiegreicher Arm alle ihre Burgen zertrümmert hatte. Die ſchiedsrichterliche Ausſöhnung vermochte nur die Perſonen zu nähern, nicht die Herzen.

„Darf ich Euch wirklich Glück wünſchen zum Brautſtande, ſchöne Bertha?“ fragte Chriſtoph ſeine Tänzerin, an einem Credenztiſche.

Erröthend erwiederte ſie: „Mein Vater ſprach von dieſem Antrage, den ich wie eine gleichgültige Mähre anhörte. Ich fühle keine Neigung, mein Vaterland zu verlaſſen.“

„Weh mir, Bertha,“ ſagte Chriſtoph, „wenn Euch kein anderer Grund zurückhält! Es ſcheint, daß meine Hoffnung untergeht, wie eine Sonne, und ſie war nicht minder glänzend; die Sonne leuchtet wieder meine Hoffnung aber nimmer, wenn Euer Sinn nicht ſo feſt iſt, wie der meine."

Bertha ſenkte ihr Köpfchen und ſchwieg.

„Ihr verſteht mich doch, Bertha," fuhr Chriſtoph fort; „ich ſpreche von meiner Liebe zu Euch. Wohl erinnere ich mich des Gelübdes, um Eure Hand zu bitten als Mitregent von Bayern; ich bin es nicht; ja ich habe ſogar neuerdings fünf Jahre lang auf dieſe Würde verzichtet; mißdeutet dieſen Schritt nicht als ein Zeichen, als habe ich mein Gelübde vergeſſen; ein Tag kann Alles umgeſtalten, und Chriſtoph als ein regierender Herzog, ſein nie gebrochenes Wort löſend, die geliebte Bertha zum Altare führen, wenn Ihr mich noch liebt. Ich bitte Euch, mir freimüthig zu ſagen, ob Ihr mich je geliebt habt, und noch liebt?"

„Meine Antwort würde Euch nichts Neues ſagen, Chriſtoph;" erwiederte Bertha.

„Ihr weicht mir aus, Fräulein," ſagte Chriſtoph; „mich tröſtet aber, was Euch der Wahrſager einſt im Dürrnbucherforſte bei der Betfahrt prophezeite."

„Woher wißt Ihr dieß?" fragte Bertha neugierig.

„Von ſchönen Plauderlippen," antwortete Chriſtoph; „von der Pfadendorfer zu Menzing."

„Schweigen iſt eine ſeltene Frauentugend," lächelte die Gräfin.

Eine Schaar von Maſken, mit ernſten Schritten oder Gauklerſpringen, je nach dem Charakter ihrer Darſtellung, wogte in den Saal, zuſammengeſetzt aus Bankettgäſten von jedem Stande, und drängte die Reihen der Tanzenden nach den beiden Wänden der Mitte des Saales.

Chriſtoph reichte Bertha die Hand, um ſie an ihren Sitz zu geleiten. „Nur noch ein Wort!“ bat er. „Was ſoll ich thun, um am Schnellſten Eure Hand zu erhalten?“

„Verſöhnt Euch mit meinen Vater!“ rieth Bertha mit bittenden Augen.

„Mit dem Unverſöhnlichen?“ fragte Chriſtoph. „Ich fürchte, an dem Felſenherzen Eures Vaters werde das Schifflein meiner ſchönſten Lebenshoffnungen ſcheitern!“

Eben ſprach Albrecht mit Graf Niklas von Abensberg in einem Nebengemache, aus welchem Schauluſt die Gäſte in den Saal gelockt hatte, als ſich ein Pilger dem Herzoge näherte. „Kommſt Du aus dem gelobten Lande, ſchwarze Mumme?“ fragte Albrecht ſcherzend.

„Ja, gnädiger Herr, durch die Gnade Gottes, um Euch zu warnen,“ antwortete der Pilger.

„Iſt's Mummenſpaß oder Ernſt?“ fragte Albrecht.

„Ernſt, trauriger Ernſt!“ verſetzte der Pilger.

„Nennt Euern Namen, damit ich prüfen möge, ob Ihr Glauben verdienet,“ befahl der Herzog.

„Verlanget meinen Namen nicht zu erfahren,“ ſagte der Pilger, „ſonſt wäre dieß die letzte Warnung aus meinem Munde, und ich wünſchte doch, Euch noch länger nützen zu können. Hütet Euch vor Gift in Speiſe und Trank! Bei der Schweinsjagd entfernt Euch nicht von Eurem Gefolge; gleiche Vorſicht beobachtet bei der Jagd, welche Graf Niklas von Abensberg im Geiſenfelderforſte zu veranſtalten gedenkt.“

„Woher kannſt Du von dieſer Jagd wiſſen?“ fragte der Graf erſtaunt.

Schweigend verbeugte ſich der Pilger tief, da fiel aus ſeinem Buſen ein blitzender Dolch zu Boden, den Graf Niklas raſch aufhob, in demſelben Augenblicke den Pilger packend. „Was ſeh' ich?“ rief der Graf und zum Herzoge gewendet, ſagte er, ihm den Griff des Dolches weiſend: „Hier iſt das Wappen des Gewolf von Degenberg! Ei, warnender Pilger, Du ſcheineſt mir ſehr verdächtig, und bleibſt mein Gefangener. Kannſt Du nicht glaubwürdig Dich ausweiſen, wie Du zu dieſem Dolche kamſt, ſo wird die Folter Dich bald zum Geſtändniſſe bringen, daß Du des Degenberger gedungener Herzogsmörder biſt!“

„Ihr ſeyd im Irrthum befangen, edler Graf,“ entgegnete ruhig der Pilger, und erzählte ausführlich ſein Abenteuer in den Ruinen der zerſtörten Burg Kalmberg, wie es die freundlichen Leſer bereits ausführlich kennen. „Dieß iſt Degenbergers Dolch,“ fügte er bei, „den er mir nachſchleuderte, der aber wirkungslos in den Falten meines Gewandes ſtecken blieb.“

„Durch welche Zeugen kannſt Du dieſe Ausſagen beweiſen?“ fragte Albrecht.

„Den Mordplan gehört hab' nur ich,“ antwortete der Pilger; „entdeckt hab' ich ihn meinem Retter, dem hieſigen ehrbaren Bürger, Georg Lercher, und ihn gebeten, mir Gehör bei dem Herzoge zu verſchaffen. Wie ich die Verabredung belauſchte, mag Euch der Schatzgräber Gablkover erzählen.“

Ein vorübergehender Hofdiener mußte den Georg Lercher vor den Herzog bringen, und die Ausſage des treuherzigen Bürgers ſtimmte mit der Berufung des Pilgers auf ihn vollkommen überein. Lercher wurde mit dem Auftrage des Schweigens wieder entlaſſen.

„Welche Gnade begehrſt Du für deine Warnung, Pilger, die zur Rettung meines Lebens dienen ſoll?“ fragte Albrecht.

„Eure Rettung war und iſt meine heiligſte Pflicht,“ verſetzte der Pilger; „wollet Ihr aber dennoch mit einer Gnade mich beglücken, damit es nicht den Anſchein gewinne, als habe Herzog Albrecht einen der unwürdigſten Menſchen irgend etwas zu verdanken, ſo gewährt mir die Bitte, mich nie zu zwingen oder zwingen zu laſſen, meinen Namen zu nennen, was nur mein Verderben herbeiführen, Euch aber Eures treueſten Warners berauben würde.“

„Wohlan,“ ſagte Albrecht, „wohlan, geheimnißvoller Pilger, ich gewähre Dir Deine Bitte bei meinem herzoglichen Worte! Wann ſeh' ich Dich wieder?“

„So oft Euch Gefahr droht!“

„Gut! Nun geh, und ſey verſchwiegen!“

„Wie das Grab, nach dem ich mich ſehne!“

Mit demüthiger Verbeugung entfernte ſich der Pilger.

„Was ſoll nun geſchehen, gnädiger Herr!“ fragte Graf Niklas.

„Verhaftet morgen den Herzog Chriſtoph in meinen Namen,“ befahl Albrecht; auch die Verſchworenen: Gewolf von Degenberg, Hans den Rusberger und Maſſenhauſen. Seyd aber vorſichtig, und ſchonet Euer Leben, bedenkt, daß Ihr einen Löwen fanget!“

Mit ungetrübt heiterer Miene miſchte ſich der Herzog wieder unter die luſtigen Zecher, und ſprach viel und gar freundlich mit den Rittern, denen er ſo eben das traurige Loos des Kerkerlebens beſchieden hatte, um ſie in Sicherheit zu wiegen.

7.

Am Morgen nach dieſem Bankette, am 23. Februar 1471, ſaß Herzog Chriſtoph, der ſich, in Folge einer

Erkältung bei dem Tanze, etwas unwohl fühlte, in ſeinem Schlafgemache im Bade, die nahenden Ereigniſſe ſtill erwägend. Sein treuer Langhans wärmte die Leibwäſche ſeines Gebieters, indem er ſie über das Eiſengeländer des ſtattlichen Ofens breitete, aus deſſen Bauche die lodernde Flamme wohlthätige Wärme durch das Gemach entſendete.

„Langhans," ſagte der Herzog, „geh' doch zu meinem Bruder Wolfgang und melde ihm in meinen Namen, er möge in einer Stunde zum Degenberger kommen; dort hoffe ich ihn zu treffen."

„Sogleich!" verſetzte Langhans. „Soll ich nicht die Thüre verſperren, und den Schlüſſel zu mir ſtecken, bis ich zurückkehre?"

„Nein," erwiederte Chriſtoph; „wahrſcheinlich werde ich das Bad vor Deiner Rückkehr verlaſſen; ſag alſo einem meiner Diener, daß er in der Nähe achtſam meines Rufes gewärtig bleibe!"

Ein ſanfter Schlummer ſenkte ſich auf Chriſtoph's müdes Haupt herab. Ein plötzliches Geräuſch ſchreckte ihn auf; vor ihm ſtanden in voller Rüſtung: Niklas, Graf von Abensberg, ſein Todfeind; Burkhard Rohrbek zu Rohrbach, Pfleger zu Mainburg und Lorenz Bogner, alle drei mit gezückten Schwertern des Herzogs Bruſt bedrohend.

Ueberraſcht, doch ohne Furcht, ſtarrte ſie Chriſtoph an, faſt noch ſchlaftrunken, und ſeine rechte Hand auf die Kante der Wanne legend, als wollte er ſich erheben, fragte er: „Wer ſeyd Ihr?"

„Wozu dieſe Frage, Herzog Chriſtoph?" antwortete der Abensberger. „Ihr kennt uns ſehr gut, und wißt, daß wir ehrbare Ritter ſind, die —"

„Ehrbare Ritter!“ lachte Chriſtoph mit wildem Grimme. „Ehrbare Ritter! Ei ſeht doch, wie man ſich irren kann! Ich hätte Euch wahrlich für Mörder und Diebe gehalten.“

„Herzog Chriſtoph!“ fuhr Graf Niklas mit flammendem Blicke auf.

„Wenn Ihr dieſen ſucht, ehrbarer Ritter, ſo ſeyd Ihr ſchon an den rechten Mann gekommen!“ erwiederte Chriſtoph. „Gebt mir nur meine Kleider und mein Schwert, und gleich wird ſich Euch der Herzog Chriſtoph ſtellen!“

„Ich, Graf Niklas von Abensberg, verhaſte Euch hiemit auf Befehl des Herzogs Albrecht!“

„Ihr alſo ſeyd Graf Niklas von Abensberg?“ fragte Chriſtoph ſpottend.

„Nun ja, dieß hätte ich gleich ſelbſt vermuthen können; denn keinen andern Ritter im Bayerlande würde mein kluger herzoglicher Bruder bereitwillig gefunden haben, ihm als Anführer einer Schergenbande zu dienen.“

„Mäßiget Euch, Herzog Chriſtoph!“ ſagte der Abensberger; „gerne verzeihe ich den Ausbruch Eures Unmuthes; bedenkt aber, daß auch meine Geduld ihre Grenzen habe!“

„Die Grenzen Eurer Ehre hab' ich ſchon früher geſehen,“ erwiederte Chriſtoph; ſie ſtreifen dicht neben meinen zu Euern Füßen geſchleuderten Handſchuh hin, den Ihr damals aufzuheben vergeſſen habt, höchſt ehrbarer Ritter!“

„Ich that, was mein regierender Herzog befahl,“ bemerkte Graf Niklas; „auch Euch geziemt es, dem Gebieter zu gehorchen. Kleidet Euch an, und folgt uns zur Haft in die neue Veſte!“

Der Pfleger von Mainburg rückte den Stuhl mit den Kleidern zur Wanne, und reichte ihm das Hemd vom Ofen.

„Herr Pfleger,“ ſagte Chriſtoph, ſich ankleidend, „Ihr pflegt ja allerlei zu unternehmen, und wißt ſogar Kranke mit dem Schwerte in der Hand zu pflegen: ſollte ich einſt alterſiech werden, gedenke ich Euch zu meinem Leibpfleger zu ernennen. Euch aber, ſehr ehrbarer Ritter Bogner, würde ich jetzt, brächtet Ihr mir mein Schwert, weit freundlicher empfangen, als zu Paal mit dem Käſtlein von Elfenbein. Und nun folge ich Euch, wackere Ritter und Herren, und verſpreche bei meiner fürſtlichen Ehre, Euch dereinſt dieſen Liebesdienſt nach meiner vollen Herzensneigung zu vergelten.“

Chriſtoph ſchritt voran, und als er über die Schwelle ſeines Gefängniſſes trat, ſagte er zu Graf Niklas, mit einem Blicke, der das Blut zu Eis erſtarren machte, und des Abensberger Antlitz mit tödtlicher Bläße überzog:

„Ehrbarer Ritter von Abensberg, Ihr werdet wohlthun, dafür zu ſorgen, daß ich meiner Haft nur mit meinem Leben ledig werde, oder daß Ihr am Vorabende meiner Freiheit Eure irdiſchen Angelegenheiten ordnet; denn ich ſchwöre Euch bei dem Blute des Erlöſers, daß dann einer von uns Beiden ſterben muß!“

Zur ſelben Stunde entwiſchten der Degenberger, der Nusberger und Maſſenhauſen, und Chriſtoph Pienzenauer und Chriſtoph Lung, lagen ſchon im Kerker. Langhans traf den Herzog Wolfgang nicht mehr zu Hauſe. Frühzeitig gewarnt, hatte er ſich auf ſeinen ſchnellſten Renner geworfen, mit verhängten Zügeln nach Augsburg ſprengend.

8.

Die unerwartete, und ſo gewaltſame Verhaftung des Herzogs Chriſtoph, erregte nicht nur in den bayeriſchen Landen, ſondern auch in allen Gauen Deutſchlands, ein unerhörtes Aufſehen. Die Anhänger des ritterlichſten Ritters ſeiner Zeit, ſchilderten Herzog Albrecht überall als einen Mann ohne Treue und Glauben, der das gute Recht ſeines Bruders nicht beſtreiten, und nun kein anderes Mittel finden könne, einen läſtigen Mahner ſich vom Halſe zu ſchaffen, als die Scheidewand eines Kerkers.

Beſeelet von liebevollſter Theilnahme an dem traurigen Geſchicke ſeines Bruders, lud Herzog Wolfgang den Landtag nach München, um ſeine Klage zu ſtellen; jedoch ohne Erfolg, da Albrecht den Zuſammentritt nicht geſtattete, indem nur der Herrſcher ſelbſt das Vorrecht ausüben könne, die Stände zu berufen. In dieſem Verbote glaubte Wolfgang einen warnenden Fingerzeig' zu ahnen, ſich vor gleichem Looſe zu hüten. Von den Augsburgern, die dem Herzoge Albrecht wegen mancher feindlichen Neckereien abhold waren, mit Geldvorſchüſſen unterſtützt, floh er unverzüglich nach Innsbruck zum Erzherzoge Sigmund, dem gemeinſchaftlichen Rettungsanker der herzoglichen Brüder in bedrängten Zuſtänden.

Die Staatskunſt gebot dem Herzoge Albrecht, den Bruder Wolfgang von der Sache Chriſtoph's zu trennen. Die Verhaftung des ſtürmiſchen, zu jeglicher Gewaltthat reizbaren Bruders, ließ ſich viel leichter rechtfertigen, wenn nicht auch Wolfgang als ſein Theilnehmer erſchien, weil man wohl einſehen mußte, daß nur ein hoher Grad zugefügten Unrechtes, dieſen harmloſen, allen Regierungsmühen abgeneigten, lebensfrohen Jüngling, aus ſeiner Behaglichkeit aufſchrecken konnte. Albrecht lud ihn daher in einem freundlichen Schreiben zur Heimkehr in das Vaterland ein, und beſchränkte die ganze Rüge der raſchen Flucht auf die Worte: „Befremdet uns nicht unbillig, daß Ihr durch etliche Buben, die Euch und uns weder Ehren noch Gutes gönnen, verhetzen laſſet.“ *)

Wolfgang ließ ſich von dieſem Köder nicht locken. Was hätte er im Vaterlande gethan, da ihm mit Chriſtoph die rechte Hand fehlte? Ihn zu befreien, gelobte er ſeinem brüderlichen Herzen, und beſchloß, jedes Mittel zu verſuchen, und Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen, um dieſen Zweck zu erreichen.

Vergebens verwendeten ſich die Stände des Ober- und Niederlandes für Chriſtoph's Freiheit; Albrecht blieb unerbittlich. Wolfgang kannte den Herzog Otto von Bayern zu Neumarkt als den treueſten Freund ſeines Bruders Chriſtoph, als einen Schirmvogt aller Unterdrückten, als einen kühnen, waghalſigen Degen. Dieſen beſtürmte er mit Bitten, bei Herzog Albrecht für Chriſtoph's Freigebung zu wirken; der biedere Otto ſprach zu tauben Ohren: darum wollte er ſein Heil bei des Kaiſers Majeſtät verſuchen. Zu dieſem geheiligten Borne der Gerechtigkeit wollte auch Wolfgang ſeine Zuflucht nehmen.

Am 25. Juli 1471 ſaß Kaiſer Friedrich III. auf dem Reichstage zu Regensburg im alterthümlichen Saale, umgeben von des römiſchen Reiches hohen Fürſten deutſcher Völker, als Herzog Wolfgang, der mit 400 Helmen in der ehrwürdigen Stadt erſchienen war, in ſo

---

*) Hiſtoriſch.

armſeliger Kleidung über die Schwelle des Saales ſchritt, daß ihm die Dienerſchaft ſchier den Eintritt verſagt hätte. Ungeordnet umſchatteten die Haare ſeines Hauptes und Bartes, die edlen bleichen Züge ſeines kummervollen Antlitzes: wie von der Noth eines Verbannten gedrückt, ſtand er, den Prachtgewändern der Verſammelten gegenüber, im ſchlichten Kittel da. Schon ſein Anblick mußte das Mitleiden jedes menſchlich-fühlenden Herzens erregen, um ſo mehr bei dem Gedanken, daß ein erlauchter Sprößling der glorreichen Wittelsbacher ſolchem Jammer preisgegeben ſey.

Lautloſe Stille herrſchte im Saale, als der herzogliche Jüngling ſich ehrfurchtvoll verbeugte, und mit wehmüthigem Tone begann: „Mein armer, armer Bruder Chriſtoph —“. Der tiefſte Schmerz der Erinnerung an das traurige Geſchick ſeines geliebten Bruders übermannte Wolfgang; die Stimme brach ihm, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen, die er mit den ſein edles Haupt umwallenden Locken trocknete; Mitleid ergriff die Verſammelten, und ſelbſt über des Kaiſers Wangen perlten die Zeugen des Erbarmens.

Von ihren Sitzen erhoben ſich Herzog Otto von Neumarkt und Wilhelm, Fürſtbiſchof von Eichſtädt, und tröſteten Herzog Wolfgang, ihm die Hände drückend, mit ermuthigenden Worten: „Faßt Euch, lieber Vetter,“ ſagte Otto leiſe: „ich ruhe nicht, bis Chriſtoph frei wird.“ Und nun ſchilderte Wolfgang mit rührenden Worten Albrechts willkührliches und gewaltſames Verfahren; ſeine fortwährende Nichtachtung rechtlicher Anſprüche der Brüder auf die Mitregierung, entgegen den klaren Beſtimmungen ihres höchſtſeligen herzoglichen Vaters; Chriſtoph's tückiſche Verhaftung durch ſchändlichen Ueberfall im Bade, und ſeine Kerkerleiden; den eigenen Kummer, als Vertriebener auf fremden Gebieten umherirren zu müſſen, und ſchloß mit dringender Bitte um des Reiches Beiſtand wider die Unterdrückung des unbrüderlichen Bruders.

Seine Rede machte auf die ganze Verſammlung eine erſchütternde Wirkung. Der Reichstag ſendete an Herzog Albrecht drei ſeiner Mitglieder, die genannten Herren: Otto und Wilhelm, und den Herzog Albert von Sachſen, um ihn zu bewegen, den Herzog Chriſtoph ſeiner Haft zu entlaſſen; denn überall, wo und ſo lange der Kaiſer verweilte, gebührte ihm die richterliche Gewalt, nicht mehr dem Herzoge. Der erſten, und einer zweiten Botſchaft des Reichstages, gab jedoch der kluge Albrecht ſo klare Aufſchlüſſe über die geheimen Gründe ſeines Verfahrens gegen Chriſtoph, die er nur aus Schonung der Ehre des herzoglichen Hauſes nicht vor dem offenen Reichstage habe ausſprechen wollen, daß ſie mit ganz andern Anſichten von der Sache nach Regensburg zurückkehrten. Dennoch wurden des Kaiſers Friedrich Zweifel dadurch nicht gelöſet; dieß gelang dem Herzoge Albrecht erſt in einer vertraulichen Unterredung mit dem Kaiſer im Kloſter Prüfling bei Regensburg, wohin Friedrich ihn eingeladen hatte, der die ſtaatskluge Weisheit des jungen Herzogs bewunderte. Zum Beweiſe, daß er auf ſein gutes Recht vertraue, erbot ſich Albrecht, dieſe Angelegenheit dem Ausſpruche eines Schiedsgerichtes zu überlaſſen, und kehrte mit der Ueberzeugung nach München zurück, die volle Achtung und das gnädige Wohlwollen des Kaiſers gewonnen zu haben, ohne die leiſeſte Ahnung einer drohenden Zukunft voll der bitterſten Zerwürfniſſe zwiſchen Beiden.

9.

Inzwiſchen verlebte Herzog Chriſtoph, in ſtrenger Haft in der neuen Veſte zu München düſtere Tage, da ihm mit der Freiheit das Element ſeines Lebens genommen war. Seines Vaters alter Leibarzt, Meiſter Johann Hartlieb, gab ihm zwar bald wieder die Geſundheit des Körpers: aber ſeine kranke Seele wollte nicht geneſen. Rachegedanken gegen den Abensberger und deſſen Gehülfen bei ſeiner Verhaftung quälten ihn Tag und Nacht. Um ſich zu zerſtreuen, las er die Chroniken von Burkhardt Zingk von Memmingen, Ritter Hans Ebran von Wildenberg, Schloßhauptmann zu Burghauſen, und die lieblichen Sagen des Ulrich Fütrer, Malers zu Landshut, ſoweit ſie damals gediehen waren.

Frauengunſt kann nicht bloß Eiſenherzen ſchmelzen, ſondern auch durch verriegelte Eiſenthüren dringen, um Unglückliche zu tröſten.

Margareth, Herzog Sigmund's Geliebte, Bertha's vertraute Freundin, gerührt von den Klagen Wolfgang's, und von den bittern Thränen des treuen Dieners Langhans, ſendete dreimal in jeder Woche irgend eine köſtlich bereitete Torte oder Paſtete, in deren Boden ſie immer ein beſchriebenes Blatt Papier einbuk, dem Herzoge Chriſtoph in die Veſte, wodurch er fortwährend Kunde bekam von allen, ſeine Freigebung erzielenden Vorkehrungen. Chriſtoph's Kerkermeiſter, Graf Niklas, prüfte zwar ſorgfältig jedes ſolche Küchengericht, wie Alles, was zu Chriſtoph kam, aber da er ein beſſerer Ritter als Koch war, ſo täuſchte ihn glücklich Margarethens ſchöne Hand. Der Gefangene ſchöpfte reichen Troſt aus dieſen Sendungen; der leiſeſte Hoffnungsſtrahl leuchtete tröſtend in ſein gramgebeugtes Herz.

Herzog Albrecht verſtand es, durch allerlei feine Wendungen, das Zuſtandekommen des ſchiedsrichterlichen Landtages immer weiter hinauszurücken, und den von Schulden gedrängten Wolfgang indeſſen durch vertragsmäßige Verbeſſerung ſeiner Einkünfte zu beſchwichtigen, wodurch ſein Eifer für den Bruder Chriſtoph merklich kühler wurde.

Freund Otto dachte brüderlicher, als der Bruder Wolfgang. Er ſah, wie gute Worte und Rechtsgründe ohne Erfolg erſchöpft wurden, und beſchloß, den Herzog Chriſtoph durch Liſt oder Gewalt zu retten.

Eines Mittags las dieſer auf einem in einer Paſtete verborgenen Blatte Papier die mahnenden Worte: „Schlaft nicht in dieſer Nacht! Sie wird Euch Rettung bringen!“ Freudetrunken preßte er dieſe Verheißung an ſeine Lippen, und wünſchte ſich jetzt kein köſtlicheres Gut, als ſeine gewaltige Streitart, die kein anderer Arm zu ſchwingen vermochte, als ſein eigener, um bei dem erſten Zeichen der nahenden Retter die ungeheure Thüre ſeines Gefängniſſes zertrümmern zu können.

In der finſtern Nacht, ſo dieſem Tage folgte, begünſtiget von brauſenden Windſtürmen und rauſchenden Regengüſſen, trafen einzelne Reiter auf dem Gaſteige ein, einer mäßigen Anhöhe auf dem rechten Ufer der Iſar, in ſüdlicher Richtung nicht weit von München, und hielten am Saume eines Gehölzes, welches als dunkler Hintergrund ſie den ſchärfeſten Augen aller Späher entzog. Mit jedem Augenblicke vermehrte ſich die Zahl dieſer Reiter, die lautlos heranzogen; die Hufe ihrer Roſſe waren mit Stroh umwunden, um jedes Geräuſch zu vermeiden. Eine lange Geſtalt in der gemeinen Tracht eines Reiſigen, Herzog Otto von Neumarkt, ſprach leiſe mit ihnen, und ordnete ihre Stellung.

„Du kennſt alſo den Weg genau, der von hier über die Iſar zum Stadtgraben führt, hinter welchem Chriſtoph's Kerkerthurm liegt?“ fragte er des Gefangenen treuen Diener Langhans.

„Genau, gnädiger Herr!“ antwortete dieſer. „Ueber die Iſarbrücke werden wir ungehindert kommen; ihre Wächter ſind gewonnen; aber die Brücke über den Stadtgraben iſt ſeit Herzogs Chriſtoph Verhaftung abgetragen.“

„Ein mißlicher Umſtand!“ äußerte Otto. „Was iſt da zu machen?“

„Ein Bauer in dieſem Gehölze,“ erwiederte Langhans, „dem der Herzog Chriſtoph ſchon viel Gutes erwieſen, hat mir und meinen Freunden eine unbenützte Scheune gegen geringe Vergütung überlaſſen; wir haben alle Bretter dieſer Scheune dort auf einen Haufen geſchichtet, und die Balken dazu gelegt, den Stadtgraben damit zu überbrücken. Dem Bauer ſpiegelten wir vor, daß wir willens ſeyen, aus dieſen Balken und Brettern einen Jagdſtand für den Herzog Chriſtoph im Böhringerwalde zu zimmern, um ihn dereinſt damit zu überraſchen.“

„Ich lobe Deine Vorſicht,“ ſagte Otto. — „Verwünſcht! Der Regen fällt ſo dicht, daß wir kaum das Zeichen zum Aufbruche, die Feuerſäule des Kalkofens in den Iſarauen, gewahren können.“

„Geh zum Teufel, ſcheinheiliger Tagedieb!“ brummte ein roher Murrkopf unweit des Herzogs Otto.

„Wer ſchmäht ſo laut? Was gibt's?“ fragte dieſer unwillig.

„Es iſt nichts, gnädiger Herr!“ verſetzte ein alter Reitersmann, ſich langſam nähernd, mit gedämpfter Stimme; „ſo ein fahrender Pilgrim hat mich um ein Stück Brod angebettelt. Ihr habt ihm wohl auch nichts gegeben, da er ſo eben bei Euch muß vorübergegangen ſeyn; heut zu Tage ſchlieft jeder Landſtreicher in eine Pilgerkutte, um den Bettelvögten zu entkommen.“

„Dir aber hätte der Pilger nicht entkommen ſollen,“ rügte Otto mißbilligend. „Willſt ſonſt immer für ſchlau gelten, und dachteſt nicht daran, daß keine fremde Seele von uns wiſſen dürfe.“

„O, von dem haben wir nichts zu befürchten,“ erwiederte der Reitersmann, „der hat an ſeinem langen weißen Barte ſchwer genug zu tragen.“

„Wenn auch! Eile ihm nach,“ befahl Otto, „und bring ihn zurück! Wir dürfen keine Möglichkeit wagen.“

Kaum hatte jener einige Schritte gemacht, als Langhans den fahlen Schimmer der erwarteten Feuerſäule erblickte. „Seht Ihr, gnädiger Herr!“ ſagte er: „es iſt Zeit!“

„Auf die Roſſe!“ gebot der Herzog.

Dieß geſchah in äußerſter Stille: kein Schwert, kein Sporn klirrte. Balken und Bretter, ſo viele man deren zu brauchen meinte, wurden unter die Reiter vertheilt, und langſam bewegte ſich der Zug über den Gaſteigberg hinab, der Stadt zu.

In der Wachtſtube an der Iſarbrücke flimmerte ein mattes Lichtlein; Niemand ließ ſich ſehen. So gelangte der Zug, von Langhans geführt, bis zur bezeichneten Brücke des Stadtgrabens. Windlichter, unter eiſerne Sturmhauben gehalten, damit der Wiederſchein nicht verrathe, erleichterten die Mühe, auf die aus dem Waſſer ragenden Pfähle der frühern Brücke die mitgebrachten Balken zu legen.

Chriſtoph vernahm mit ängſtlich lauſchendem Ohre das Treiben ſeiner Retter nicht weit vom Fuße des Thurmes. Hoch ober ihm war ein breites, mit den dickeſten Eiſenſtangen doppelt verwahrtes Lichtloch in der Mauer, das ihm täglich genügende Helle, aber keine Ausſicht vergönnte. Er ſprang auf den Tiſch, welchen er an die Mauer zog, und packte und ſchüttelte mit löwengrimmiger Ungeduld die eiſernen Stangen, daß man ſie bis zum Stadtgraben hinunter klingen hörte, wie ein gellendes Verhöhnen ſeiner Stärke.

Die Balken mußten auf den Pfählen befeſtiget, und durch aufgenagelte Bretter gangbar gemacht werden. Dieß verurſachte bei aller Vorſicht ein ungewöhnliches Getöſe, das vielleicht vom tobenden Winde übertäubt worden wäre, hätte es nicht die friedlichen Bewohner des Stadtgrabens, die zahlloſen Waſſervögel im Schilfe und Geröhrich aus ihrem leiſen Schlummer aufgeſcheuchet, die mit platſchenden Schwingen nach allen Richtungen zerſtoben, und ein endloſes, durchdringendes Geſchrei ausſtießen. Der Tumult aus der Tiefe drang hinauf zu den ſchwarzen, dünnbeinigen, ſcharfäugigen, diebiſchen Dohlen, hauſend in den Schießſcharten und Dachlucken der Thürme in der neuen Veſte, welche plötzlich aufhuſchten, und — ein ungeheures Heer — mit peinigendem Kreiſchen eine lebendige, flatternde Kuppel über die herzogliche Burg wölbten.

Dieſer unberechnete Zufall vereitelte des Herzogs Chriſtoph Rettung nicht allein; und dennoch rettete er die Retter. Denn die Hofräume der neuen Veſte wimmelten ſchon von Bewaffneten, angeführt vom Graſen von Abensberg; ja Herzog Albrecht ſelbſt ſtand an ihrer Spitze mit blankem Schwerte, nur der Meldung noch gewärtig, daß die Brücke überſchritten ſey, um dieſe durch einen Hinterhalt unter dem Befehle des Lorenz Bogner ſogleich zertrümmern und ſomit jeden Rückzug abſchneiden zu laſſen.

Langhans, der lauernd über den erſten Balken der Brücke geſchritten war, erſpähte die Bewaffneten im Innern der Burg, die durch das ſchreiende Gevögel von unſtillbarer Aufregung ergriffen waren. „Laßt uns fliehen, Herzog Otto!“ rief er zurückkehrend; „wir ſind verrathen!“ Die Balken der Brücke wurden zertrümmert; die Ritter ſchwangen ſich auf ihre Roſſe. Wie ein ſchwellender Strom drangen die Bewaffneten aus der Burg, von Fackelſchimmer beleuchtet, und als Herzog Otto noch einen flüchtigen Blick nach den Anrückenden warf, gewahrte er den Herzog Albrecht, und an ſeiner Seite — den Pilger.

10.

Die Hoffnung iſt ein geiſtiger Wanderſtab der Seele im irdiſchen Leben, auf den ſie vertrauend ſich ſtützet, wenn Stürme ſie drohend umtoſen. Reicht uns aber nur die Erde dieſen Stab, ſo iſt er vergänglich, wie dieſe; der himmliſche bricht nie.

Chriſtoph ſank verzweifelnd in einen Stuhl, als er ſeine Befreiung vereitelt ſah. Er war allzu ungeſtümen Gemüthes, um ſich mit der Wahrheit zu tröſten: „daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächſten ſey.“ Denn bald erließ Herzog Otto von Neumarkt ein

Schreiben an die meiſten Städte und Märkte im Münchner- und Straubinger-Antheile, und auf dem Nordgaue, worin er ſeinen Verſuch, den Herzog Chriſtoph aus dem Kerker zu retten, mit der Pflicht der Verwandtſchaft und dem ritterlichen Gebote der Ehre, ſo wie mit dem aufrichtigen Willen rechtfertigte, dadurch größeres Unheil zu verhüten.

„Wir haben," ſchrieb er, „an Herzog Chriſtoph allweg einen freundlichen Vetter gehabt, von redlicher Geſinnung, ſein erlittenes Unrecht und Albrechts Verachtung alles Rechtes erwogen; aus dieſem Grunde, und damit größere Mühe und Aufruhr vermieden bliebe, unternahmen Wir den Verſuch, Herzog Chriſtoph zu erledigen, und mögen dieß vor Gott und der Welt verantworten. Iſt doch unſer Fürnehmen allein geſtanden, Herzog Chriſtoph zu erledigen, und dem Herzog Albrecht weder nach Leib noch Gut zu ſtellen."

Der Rentmeiſter auf dem Nordgaue, Michael Wallrab, ſendete dieſes Schreiben dem Herzoge Albrecht; dieß thaten auch die getreuen Städte und Märkte Bayerns. Albrecht ſah ein, daß er klüger handle, ſeinen Bruder aus freiem Antriebe, jedoch unter den Bedingungen eines ſchiedsrichterlichen Spruches, der Haft zu entlaſſen, als die Sache auf's Aeußerſte zu treiben, und dann einer höhern Macht willenlos gehorchen zu müſſen. Die dringende Verwendung Herzogs Ludwig zu Landshut fand darum ein geneigtes Gehör; unter ſeinem Vorſitze wurde am 9. October 1472 der ſchiedsrichterliche Spruch erlaſſen. Sechs und dreißig Edle, Mitglieder der obern und niedern Landſchaft, verbürgten ſich, daß Herzog Chriſtoph des Landes Frieden fürder nicht ſtören werde.

Außer der Freigebung Chriſtoph's und ſeiner Mitgefangenen, Pienzenauer und Lung, nach geſchworener, ehrbarer Urfehde, wurde auch noch beſchloſſen: die vier herzoglichen Brüder Sigmund, Albrecht, Chriſtoph und Wolfgang ſollen fortan in brüderlicher Eintracht leben, und ſich wechſelſeitig verpflichten, daß Keiner den Andern fangen, verwunden oder tödten wolle, bei Verluſt des väterlichen Erbtheiles und einer Geldbuße von 60,000 Gulden, und bei einer weitern Geldbuße von 50,000 Gulden, im Falle ein Bruder den andern befehden würde; der Uebertreter, welcher behaupte, daß er ſchuldlos ſey, habe ſich dem richterlichen Spruche des römiſchen Kaiſers oder Königs zu unterwerfen. Auch Chriſtoph unterzeichnete die Urkunde, ohne nur im mindeſten daran zu denken, ſich jemals an die Beſtimmungen derſelben zu binden. Frei werden war ſein Zweck; durch ſeine Unterſchrift hatte er ihn erreicht. Nach einer Haft von ſchier zwanzig Monden ſchlug endlich für ihn die Stunde der erſehnten Freiheit.

Herzog Sigmund kündigte ſie ihm an, und überreichte ihm ſein Schwert im Namen Albrecht's. Die beiden Brüder lagen ſich lange und tiefgerührt einander in den Armen. Neugierige aus allen Ständen füllten die große Bogenhalle, durch welche Chriſtoph kommen mußte. Langhans ſtürzte zu ſeinen Füßen, und umklammerte ſchluchzend die Knie ſeines geliebten Herrn. „Sey mir gegrüßt, Du treue Seele!“ ſagte Chriſtoph, hob ihn auf, und umarmte ihn. Bei dieſem Anblicke blieb kein Auge trocken.

„Wie er ſo bleich iſt,“ bemerkte ein Bürger ſeinem Nachbar. „Und ſo mager,“ äußerte eine Silberſpülerin des Hofes. „Sein Gang iſt nicht mehr ſo rüſtig, wie ſonſt!“ ſagte ein Kämmerling. Chriſtoph's drei Häſcher: der Abensberger, Rohrbek und Bogner, der Neugier fröhnend, ſtanden in einer Ecke hinter dem dichten Haufen, und als Chriſtoph eben in ihre Nähe kam, ſprach Rohrbeck zu Graf Niklas: „Die Kraft des Löwen ſcheint gebrochen!“ und Bogner, mit ſeiner grellen Baßſtimme, die kein Flüſtern zuließ, fügte höhniſch bei: „Der wird dem Herzoge Albrecht keine großen Sprünge mehr machen!“

„Meint Ihr, Bogner?“ fragte Chriſtoph, des feindlichen Ritters freche Worte hörend, indem er ſtehen blieb, und ſeinen Blick an der Hohlkehle unter dem Deckengetäfel der Bogenhalle hinſchweifen ließ. „Macht doch ein wenig Platz, gute Leute!“ rief er, mit einer leichten Handbewegung, als er, zwölf Fuß hoch von der Erde einen ſtarken Nagel erſpähte, an welchem bisweilen bei nächtlichen Hoffeſten ein gewaltiger Armleuchter zu hangen pflegte. D'rauf, mit dem linken Fuße ein wenig vortretend, mit gebogenem Knie, zurück die beiden Arme zuckend, ſchnellte ſich Herzog Chriſtoph hoch über den Nagel empor, den er mit ſeinem rechten Fuße aus der Mauer ſchlug, daß er auf den Boden fiel; Langhans hob ihn auf; und überreichte ihn ſeinem Herrn. Das Jauchzen des Beifalles donnerte durch die Halle.

„Bringt dieſen Nagel*) meinem Bruder, ſagte Chriſtoph gelaſſen zu Bogner, „und beſchreibt ihm getreulich, was für Sprünge ich ihm noch machen könnte; Ihr aber möget euch von nun an auch in dieſer ritterlichen Kunſt üben, damit ich dereinſt mich überzeugen kann, wie weit ihr es darin gebracht habt, im Falle es mir früher oder ſpäter gelüſten ſollte, Euch ſpringen zu laſſen.“

---

*) Auch dieſer Nagel iſt ein ſichtbares Wahrzeichen in der alten Reſidenz zu München. A. d. V.

Allgemeines Gelächter beſchämte den vorlauten Bogner; Chriſtoph aber, ohne den Bruder Albrecht auch nur ſehen zu wollen, ritt mit Langhans noch zur ſelben Stunde von dannen.

11.

Der alte Grimm ob der langen Haft, welche Chriſtoph ſchuldlos erlitten zu haben behauptete, hatte ſeinem Herzen eine zu tiefe Wunde geſchlagen, als daß ſie ſobald vernarbt wäre. Dazu geſellten ſich die Ungeduld, das Ende der fünfjährigen Friſt bis zur Mitherrſchaft erwarten zu müſſen, und die eigenen bedrängten Umſtände.

Die herzogliche Mutter Anna ſtarb am St. Dionistage, den 8. April 1474; die Bruſt der Leiche ſchmückte, in Diamanten funkelnd, der Kannen- und Greifen-Orden, den ihr König Alphons V. von Arragonien im Jahre 1452 geſendet hatte. Geiſtreich, aber herrſchſüchtig, gerne in Staatsgeſchäfte ſich einmengend, der Stände Uebergriffe beſchränkend, ſtolz und eiferſüchtig, unfähig ihrem Gemahle Albrecht III. das Glück der Liebe zu erſetzen, welches ihm mit dem Leben der holdſeligen Agnes Bernauer in den Wogen der Donau entſchwunden war, jener Agnes Bernauer, von Aeneas Sylvius, der unter dem Namen Pius II. im Jahre 1458 den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, in ſeinen Schriften des unkindlichen Hochmuthes beſchuldiget, womit ſie als herzogliche Gemahlin auf ihre armen Eltern herabgeſehen, ſchied ſie, wenig betrauert, vom Daſeyn, welches ihre zweite unglückliche Ehe ſo ſehr verbittert hatte.

Nie konnte ihr das Volk verzeihen, daß ſie im Zorne ob der Liebeleien ihres Gemahles Albrecht, mit ihrem Geſchmeide, im Werthe von 100,000 Gulden, den Verſuch einer heimlichen Flucht aus dem Lande gemacht hatte, den ihr Sohn Johann vereitelte, welchen ſieben Jahre ſpäter, am 18. November 1463, im Dorfe Haidhauſen bei München, eine herrſchende Seuche wegraffte. Die Mutter wollte dem Gatten, der Sohn aber der Seuche entfliehen; Beiden mißlang es.

Reichlicher, und wohl auch inniger, floßen die Zähren der vier herzoglichen Brüder noch in demſelben Jahre 1474, am Sterbebette ihrer Schweſter Barbara, die in einem Alter von 12 Jahren im Kloſter der hl. Clara auf dem Anger zu München den Schleier genommen, und die Hand und Krone Ludwigs XI., Königs von Frankreich, abgelehnt hatte, um ihr frommes Herz nur dem Dienſte Gottes zu weihen. Ein himmliſcher Glanz umfloß das wachsbleiche Antlitz der erlauchten zwei und zwanzigjährigen Nonne, als ſie mit leiſe flehenden Worten die geliebten Brüder zur Eintracht mahnte. Die Nonnen, welche ſie zu Haupt und Füßen betend umknieten, waren in Schmerz und Thränen aufgelöſet. Da ſie ein heiliges Leben geführt, wie ſie denn auch nach ihrem Tode als eine Selige verehrt wurde, ſo haben glaublich, wenn auch nicht blöden Augen ſichtbar, die Engel Gottes von den Lippen der Verklärten die ſcheidende Seele weggeküßt, und zur ewigen Glorie des Himmelreiches emporgetragen.

Der Nachklung dieſes traurigen Ereigniſſes währte in Chriſtoph's unruhigem Gemüthe nur kurze Zeit.

Seine Reiſigen warfen und plünderten zwiſchen München und Freiſing einen Kaufmann von Straßburg, Dietrich von Tauben, deſſen ſich die gemeinen Eidgenoſſen klagend annahmen. Zur Wahrung der Ehre des herzoglichen Hauſes, und um die Waarenzüge nicht von ſeinem Gebiete zu verſcheuchen, befriedigte Albrecht den Kaufmann mit der baaren Summe von eintauſend Gulden, die er dem Bruder Chriſtoph an ſeinen Geldrenten mit der Warnung in Abzug bringen ließ, fortan nicht mehr ſeine Diener auf den Erlös aus Straßenraub anzuweiſen, und dadurch die öffentliche Sicherheit zu bedrohen.

Erzürnt über dieſes Verfahren, erließ Chriſtoph, eben bei Herzog Otto zu Neumarkt auf Beſuch, ein Schreiben an den Prälaten- und Ritterſtand, an die Städte, deren Bürger damals nach der alten Verfaſſung des deutſchen Reiches großer Vorrechte ſich erfreuten, und an die Märkte, voll der bitterſten Beſchwerden über Herzog Albrecht: daß dieſer vertragswidrig dem Hans von Degenberg den Rechtsweg vor dem Vicedom und den Räthen im Niederlande verſperre, nachdem er ihn zuvor ſeiner Burgen beraubt, und aus dem Lande verjagt habe; daß er den Lügen eines Abenteurers, des Kaufmanns von Straßburg, geglaubt, und denſelben auf ſeine — Herzog Chriſtoph's — Koſten entſchädiget habe, ohne ihn zuvor auch nur zu fragen, ob er wiſſe, was und ob es mit ſeinem Willen geſchehen ſey. Ferner klagte er, daß Albrecht ihn durch die muthwillige Verhaftung in große Ausgaben ſtürzte, um die Fürſprecher und Thätigen während ſeiner Haft, dem gegebenen Verſprechen gemäß, reichlich belohnen zu können. Albrecht verwende die Abgaben des Volkes nicht zum Wohle desſelben, ſondern zum eigenen Vortheile; die Stände ſollten ihm keine Steuern mehr bewilligen; er müſſe ſich förmlich dagegen verwahren. Endlich verlangte er auch noch Entſchädigung von den Ständen für die unſchuldig erlittene Haft, und ihre Mitwirkung zum Beſchluſſe einer gemeinſchaftlichen Regierung der vier Brüder.

Dieſe Sendſchreiben blieben ohne Erfolg; von allen Seiten wurden ſie dem Herzoge Albrecht mitgetheilt, der ſie völlig unbeachtet ließ; im Bewußtſeyn des klaren Rechtes und der gewiſſenhafteſten Sorge für die Ruhe, den Frieden, und das Beſte des Landes, mit unverwandtem Blicke nach der großen Aufgabe ſeines Lebens, die Untheilbarkeit der Herrſchaft einzuführen, blieb er unerſchütterlich, gleich einem Felſen im Meere, an dem die Wogen einer ſtürmiſchen Brandung wirkungslos zerſchellen.

Eine Spanne Zeit nur mehr trennte Chriſtoph, von dem Rechte der Mitregierung; ſo weit reichte weder ſeine Geduld, noch die Geduld ſeiner vielen Gläubiger, die man des Mißkennens ihres wahren Vortheiles zeihen möchte, müßte man nicht vermuthen, daß ſie, weil ſie immer gerade zur Zeit, wo Chriſtoph ſeinem Ziele am nächſten ſtand, am ungeſtümſten mahnten, zu Werkzeugen kluger Berechnung dienten.

Sein aufbrauſender Charakter, ſein Uebermuth, Ritterſtolz und Verſchwendung, Neigung zu Gewaltthaten, und vertraulicher Verkehr mit den Unruhigen und Unzufriedenen im Lande hatten ihm viele Herzen wohlgeſinnter Ritter und Bürger nach und nach entfrembet. Er fühlte auch, wie hoch an geiſtigen Vorzügen und an Regententugenden ſein Bruder Albrecht ihn überrage, und daß ſeine ſchönen Träume von der Herrlichkeit der Mitregierung darum wohl nur Träume bleiben dürften. Dieß Alles führte ihm Bruder Sigmund offen und ehrlich zu Gemüth, und ſchilderte ihm die ſüßen Freuden des Stilllebens ſo reizend, daß Chriſtoph einwilligte, ihn zum Vermittler eines neuen Vertrages mit dem Bruder Albrecht zu wählen.

Dieſer Vertrag wurde von gewählten Schiedsrichtern zu Straubing abgeſchloſſen, unter dem Vorſitze Herzogs Sigmund. Neuerdings verzichtete Chriſtoph zehn Jahre lang auf die Mitregierung, und erhielt dafür zum Schloſſe Paal die Stadt Landsberg nebſt dem Schloſſe, und die Stadt Weilheim, beide Städte mit allen Renten, Zinſen und Gilten, mit einem jährlichen Geldzuſchuße von 1400 Gulden.

Aber die Zahl der noch immer unbefriedigten Gläubiger, welche den Herzog Chriſtoph zu neuer Heftigkeit aufſtörten, erhielt einen gewichtigen Zugang an Herzog Otto, der mit einer Forderung von 20,000 Gulden auftrat, als Folge von Chriſtoph's Haft und des Verſuches, ihn zu befreien. Chriſtoph wollte die Zahlung dem Bruder Albrecht aufbürden, der ihn widerrechtlich gefangen gehalten, und dieſer den Landſtänden, weil er die Freiheit Chriſtoph's dem Wohle des Landes geopfert habe.

Die Stände beriethen ſich darüber zu München am 21. Mai 1475, ohne einen Beſchluß zu faſſen. Vermuthlich waren ſie von der Vorausſicht noch viel größerer Ausgaben eingeſchüchtert, die ſich durch die Einladung der herzoglichen Brüder zur Hochzeit Georg des Reichen von Landshut, ergeben mußten, einer Hochzeit von außerordentlicher Pracht, dergleichen die deutſche Vor- und Mitwelt bis auf unſere Tage verhältnißmäßig nichts Aehnliches aufzuweiſen vermag.

12.

Am Sonnabende nach dem St. Michaelstage des Jahres 1475, unter dem Vorritte von zehn Trompetern und Pfeifern, verließen jene Fürſten, Grafen, Herren, Ritter, Edelleute, und Andere, welche Herzog Ludwig der Reiche auserwählt hatte, die Braut ſeines Sohnes Georg, Prinzeſſin Hedwig, königliche Tochter Kaſimir's des Dritten von Polen, gerade an ihrem Namenstage, zu Wittenberg in Sachſen, feierlich zu empfangen, und an das herzogliche Hoflager zu geleiten, die Stadt Landshut: Herzog Otto von Bayern, mit Margarethe von Oeſterreich, Herzogin-Wittwe von Sachſen, Ludwig's Bitte um unmittelbare Uebernahme der Braut willfahrend; (in ſeinem Gefolge: die Landgrafen Ludwig und Friedrich von Leuchtenberg; Graf Friedrich von Helfenſtein; die Grafen Ludwig und Wolfgang von Otting; Graf Philipp von Kirchberg; Johann von der Leitern, Herr zu Bern; Niklas, Herr zu Abensberg; Johann von Frauenberg, ernannter Hofmeiſter der Braut: Sigmund und Wilhelm von Frauenberg; Heinrich, Georg und Heimbrand Nothaft; Johann von Degenberg; Wilhelm von Rechberg; Engelhard Weichſer; Georg Cloſner; Moriz Sandizell; Preiſing; Dr. Friedrich; Maurkircher, Probſt zu Altötting, und viele andere Edle, deren Namen im Umſchwunge der Jahrhunderte verklungen ſind.

Vierzehn Tage währte ihre Reiſe nach Wittenberg, wo auch die oben genannte Herzogin-Wittwe von

Sachſen mit Chriſtine, der Tochter des Herzoges und Churfürſten Ernſt von Sachſen, und einigen holden Frauen und Jungfrauen gekommen iſt. Die Uebergabe konnte aber nicht am Hedwigstage erfolgen, da der König von Polen die Abreiſe ſeiner Tochter in der Hoffnung verzögert hatte, der Bräutigam, Herzog Georg, werde ſie, ſeinem inzwiſchen geäußerten Wunſche gemäß, perſönlich abholen. Der Hofmeiſter Johann von Frauenberg, und der Probſt von Altötting, eilten ſohin an den Hof Caſimir's, und eröffneten ihm, daß der Kaiſer Friedrich den Herzog Georg zu gerne in ſeiner Nähe habe, um ſich von ihm trennen zu wollen. Herzog Ludwig mußte ſohin den Hochzeittag auf acht Tage ſpäter feſtſetzen, weil die Braut früher nicht mehr eintreffen konnte.

Vor Wittenberg hinaus, zogen der Braut entgegen: Till, Biſchof von Merſeburg, und Hegold von Glunitz, Obermarſchall des Herzogs von Sachſen; die Herzogin-Wittwe von Sachſen mit des Herzogs Tochter Chriſtine, und gegen vierzig ſchöne Frauen und Jungfrauen auf zehn Wagen; und Herzog Otto mit ſeinem ſtattlichen Gefolge, mit reich geſtickten Kleidern in der Farbe des Herzogs Georg: dieſe und alle prächtig gekleideten Damen, erwarteten im heftigſten Regen die Ankunft der Braut, welche Herzog Otto hatte bitten laſſen, nicht aus ihrem Wagen zu ſteigen. In einer Entfernung von zwanzig Schritten begann die ehrerbietige Begrüßung der Braut, bei der ſich die Herzogin von Teſchen, der Hofmeiſter Synowitz, die Hofmeiſterin, und einige polniſche Woywoden befanden. Man reichte ſich wechſelſeitig die Hände. Zur Ergötzung der Braut und ihrer Frauen, rannten vor ihr im freien

Felde, geharniſcht, mit Spießen, Niklas, Herr zu Abensberg und Ulrich von Breitenſtein, auch Heinrich Nothaft und Hans Schilbatz, und vier Diener des Herzogs Otto.

Hedwig zog in Wittenberg ein mit ſechzehn Frauen und Jungfrauen, und vielen vornehmen Herren aus Polen, Lithauen und andern Provinzen, zwölfhundert Roſſen und hundert Wagen, in köſtlich ſchimmernden Gewändern von Gold und Perlen; ſelbſt die Reiſigen erſchienen im reichen Schmucke und nach deutſchem Geſchmacke. Hinter dem Ritter Monawitt aus Lithauen, ritt ein Knabe in einem Perlenkleide ſeinen Hengſt, über deſſen Rücken ein goldenes, perlengeſticktes Tuch, zu beiden Seiten bis auf die Erde reichte. Den Wagen der Braut, bei dem Einzuge in die Stadt, umgaben zu Fuß zehn Herrn von Otto's Gefolge auf der einen Seite, und einige polniſche Herren auf der andern. Nach Hedwig's Ankunft im Schloſſe, durfte Jedermann nach ſeiner Bequemlichkeit leben.

Am andern Morgen verſammelten ſich Herzog Otto und ſeine Gefährten, in einem großen Saale des Schloſſes zur Aufwartung. Bald öffnete ſich die Thüre des innern Gemaches; zuerſt kamen die polniſchen Herren, die eine Doppelreihe bildeten; dann erſchien, von ihren Frauen und Jungfrauen umgeben, die wunderſchöne Braut, kaum vierzehn Jahre zählend, in einem von Gold und Perlen ſtarrenden Kleide nach polniſchem Schnitte, auf der Haarkrone des Hauptes einen Kranz von Perlen und auserleſenen Edelſteinen in der Form eines Roſenkranzes. Sie war von kleiner zierlicher Geſtalt; ihr Haar dunkel; das Antlitz ein ſanftes Oval; die wohlgeformte Naſe leicht gebogen; das ſüße Blau der Augen, unter zart geſchwungenen Braunen, warf einen zauberiſchen Schimmer über den Roſenhauch ihrer Wangen, und der Glanz ihrer Perlenzähne verklärte den Purpur der feinen Lippen des holdſelig lächelnden Mundes. Dr. **Friedrich Maurkircher**, Probſt zu Altötting, hielt an die königliche Prinzeſſin eine zierliche Rede in lateiniſcher Sprache, die ihr Beichtiger, Meiſter **Hans**, polniſch dolmetſchte, wornach ſich die erlauchte Braut mit der Herzogin Wittwe von Sachſen wieder in ihr Gemach verfügte. Auch am nächſten Tage wurde noch in **Wittenberg** verweilt, wie dringend auch die Herren von der Botſchaft Herzog **Ludwigs** die Beſchleunigung der Reiſe empfohlen.

Der feierliche Einzug in **Landshut** geſchah erſt am zwanzigſten Tage nach der Abreiſe von **Wittenberg**, und zwar am Dienſtage nach dem St. Martinstage. In der ſiebenten Morgenſtunde ritt, auf Befehl Herzog **Ludwig's**, Ritter **Wilhelm Aichberger**, als Anführer von hundert Reiſigen zu Pferd, bis gegen das Schloß **Kronwinkel** hinaus, und ſtellte ſich mit ſeinem Geſchwader im Felde auf.

Zum Empfange der von **Moosburg** kommenden Braut, ritten eine Stunde ſpäter, nach Anordnung des **Kaiſers**, des Markgrafen **Albrecht Achilles** von Brandenburg, und Herzog **Ludwig's**, von **Landshut** aus nach **Ehing**: Herzog **Philipp**, Pfalzgraf; Herzog **Maximilian** von **Oeſterreich**; die Herzoge **Johann**, **Chriſtoph** und **Wolfgang** von **Bayern**; Markgraf **Friedrich** von **Brandenburg**; die Biſchöfe **Wilhelm** von **Eichſtädt** und **Sixtus** von **Freiſing**; Markgraf **Albrecht** von **Baden**, und Graf **Eberhart** von **Württemberg** der Jüngere, jeder mit hundert Roſſen, ſohin die zehn hohen Herren mit tauſend Roſſen.

So wie der Wagen der herzoglichen Braut auf das Ehingerfeld einlenkte, ſprangen jene Herren von ihren Roſſen, und ſchritten raſch dem Wagen entgegen, aus welchem Hedwig, ſie erblickend eben mit Beiſtand einiger Woywoden ſteigen wollte, als die Begrüßenden ſie bittend daran verhinderten. Auch hier wurden die Hände gereicht, und der Biſchof von Eichſtädt hielt eine deutſche Anrede, worin er die Gründe darzuſtellen ſuchte, welche den Herzog Georg abhielten, ſie früher zu empfangen, als vor dem Thore von Landshut. Hedwig ließ den Fürſten freundlich danken, welche ſich wieder auf ihre Roſſe ſchwangen, und zum Kaiſer auf die Wieſe bei der St. Lazaruskirche ritten. Auf dem Wege dahin, nahe an der Iſar, rannten im Felde vier Geharniſchte mit Spießen, während die herzogliche Braut vorüberzog.

Als Hedwig zur Wieſe bei St. Lazarus kam, ſtiegen von ihren Roſſen, um ihr paarweiſe entgegen zu gehen: der Kaiſer, zu ſeiner Linken den Bräutigam, Herzog Georg, und viele andere Fürſten, Grafen und Herren. Hedwig verließ ihren Wagen; Herzog Otto führte ſie zum Kaiſer auf die Wieſe, der ſie umarmte, und ihr die Hand bot, welche ſie auch ihrem Bräutigam und den übrigen Fürſten mit zierlichen Worten reichte. Der Kaiſer ließ ſie durch den Biſchof von Augsburg empfangen, deſſen deutſche Rede ein polniſcher Edler in ihrer Mutterſprache ihr mittheilte, worauf ſie dem Kaiſer, ihrem Gemahle, und den andern Fürſten verbindlich dankte.

Der Kaiſer und Herzog Otto geleiteten die Braut zu ihrem Wagen, dem ſie mit den andern Fürſten voranritten. Einen köſtlichen Anblick gewährten zehn Edelknaben des Herzogs Georg auf ſchönen Roſſen, einer hinter dem andern; die Roſſe trugen Decken ganz von Perlenzeug, mit ſilbernen Spangen und Senkeln. Die Edelknaben, in die Farbe ihres Gebieters gekleidet, hatten ſeidene Binden von gleicher Farbe mit ſilbernen Flindern an den Hüten, von welchen prächtige weiße Reihenbüſche an Häftchen von edlem Metalle wehten.

Herzog Georg trug bei dem Empfange ſeiner Braut auf der Wieſe, einen engen, geſchlitzten Leibrock von Perlen, funkelnd von Rubinen und Saphiren; ſeinen Hut umblitzte ein köſtlicher Kranz von großen Perlen und Edelſteinen, im Werthe von fünfzigtauſend Gulden, und zierte ein weißer Reigerbuſch mit goldenem Häftchen, ſechstauſend Gulden werth.

Vor der Hauptthüre der St. Martinskirche erwarteten der Kaiſer Friedrich, Herzog Georg, der Bräutigam, und die andern Fürſten, die herzogliche Braut, welche in einem prachtvollen goldenen Wagen anfuhr, wieder umgeben von den Botſchaftern Herzog Ludwig's und von den polniſchen Edlen zu Fuß, gefolgt von der Herzogin Wittwe von Sachſen, von Chriſtine von Sachſen, und von ihren Hofdamen; voran ritten zahlloſe Trompeter, Pauker und Pfeifer, deren Geſchmetter ſchier das Glockengeläute von den Kirchthürmen übertäubte. Der Kaiſer und Herzog Georg, umſtanden vom Markgrafen Albrecht, Herzog Ludwig, Herzogs Philipp, Grafen Eberhard von Würtemberg des Jüngern Gemahlin mit einigen gräflichen Frauen und Jungfrauen, umarmten die holde Braut, und drückten ihr freudig die Hände.

Das gemeine Volk wurde nicht in die Kirche gelaſſen, deren ſämmtliche Nebenthüren, bis auf das Hauptthor, geſchloſſen, und von Gewappten bewacht waren.

Hedwig trat in die Kirche, unter dem Thurm, wo ſie den Schleier von ihrem Haupte nahm, und dieſes, deſſen Haare ein ganz einfacher Zopf feſſelte, mit einem herrlichen Kranze von großen Perlen und Edelſteinen zierte; ihr Gewand war von reichem Goldſtoffe, nach polniſchem Schnitte. Der Kaiſer und Herzog Otto führten ſie hinauf in den Chor zum Hochaltare; ihr voran gingen Herzog Ludwig und Herzog Georg, der Bräutigam, mit andern Fürſten, ſchön geſchmückten Frauen und Jungfrauen, und fünfzig Ritter und Edle mit großen brennenden Windlichtern, die auch während der kirchlichen Trauung vor ihr ſtanden; viele Fürſten und Grafen ſchloſſen den Zug.

So wie der Erzbiſchof Bernhard von Salzburg die Einſegnung des Brautpaares vollzogen hatte, ſangen der Organiſt von Salzburg mit ſeinen Sängern das „Herr Gott, Dich loben wir!“ der Kaiſer aber, die in Thränen zerfließende Braut, der Bräutigam Georg, und die übrigen Fürſten und Fürſtinnen, ſtanden in andächtiger Stille vor dem Altare. In derſelben Ordnung, wie zum Hochaltare, führten hierauf der Kaiſer und Herzog Otto die Braut zu Fuß aus der Kirche in das Haus des Peter Oberndorfer, ihre Wohnung für die Dauer des Hochzeitfeſtes, den Bräutigam von da in das Haus des Altdorfer, ſeine Herberge für die gleiche Zeit; der Kaiſer ſelbſt begab ſich zuletzt in das für ihn beſtimmte Zollhaus, und jeder Fürſt in ſeine Herberge.

An dieſem Tage haben die ritterlichen Gäſte gar herrlich geſtochen und gerannt, und mit Anbruch der Nacht im großen erweiterten Saale des Rathhauſes, der mit Sammet und ſeinen Teppichen ausgeſchlagen war, bei dem Feſtbankette getanzt; Herzog Chriſtoph wurde für den gewandteſten und zierlichſten Tänzer gehalten. Graf Friedrich von Helfenſtein und Johann von Frauenberg ordneten die Tänze, die bei dem Klange von Zinken und Poſaunen damals einfach und von majeſtätiſcher Ruhe waren. Den Tanz eröffnete der Kaiſer mit der Braut; dann reichte ihr der Bräutigam die Hand zum Reigen. Jedesmal tanzten der Braut zwei Fürſten vor, bisweilen auch die polniſchen Edlen, und mit Windlichtern tanzten ihr nach: Graf Philipp von Kirchberg und Graf Wolfgang von Otting, die ihr auch, abwechſelnd mit Fürſten, die Schleppe nachtrugen.

Der Kaiſer geleitete die Braut, nach kurzem Verweilen, gefolgt vom Markgrafen Albrecht und deſſen Gemahlin, von der Herzogin Wittwe von Sachſen und der Gemahlin Herzog Ludwig's zum Beilager in das Haus des Altdorfer, durch eine Thüre, die man durch eine Wand des anſtoßenden Rathhauſes gebrochen hatte.

13.

Spät in der Nacht noch ſaßen in ihrer Herberge einige Ritter vor den gaſtfreundlichen vollen Humpen. „Ich möchte doch wiſſen,“ ſagte Conrad von Aſch, als von den Herrlichkeiten des Hochzeitfeſtes die Rede war, wie Herzog Georg zu dem ſonnengleichen Diamante an ſeiner Hutſchleife gekommen iſt, den ſelbſt der Kaiſer höchlich bewundert hat.“

„Ich hab' ihn auch geſehen,“ erwiederte Wolf von Schwangau; „Herzog Georg wird den Hut mit dieſem Diamante morgen tragen. Wie er dazu gekommen iſt, kann ich euch genau ſagen; ich weiß es aus dem Munde des Ritters Konrad von Gundelfing ſelbſt.“ Und von den Rittern mit Bitten beſtürmt, begann er alſo zu erzählen: „Im Thurmerker der Burgſchenke zu Burghauſen, am Rande der Bergwand, neben welcher die alte Straße tief hinunter in die Stadt führte, ſaßen am Morgen des 20. April 1447 vier herzogliche Söldner, die bei einem Imbiße ſich gütlich thaten. Die Becher mit gutem Weine kreiſeten, und löſeten die Zunge zu manchem freien Worte über die vermeintlich geheimen Verhältniſſe des Lebens und Treibens in der ſtattlichen Burg, und der kleine, dicke, freundliche Wirth ließ es an Zureden nicht fehlen, um ſo oft als möglich den Humpen wieder füllen zu können.

Zwei von dieſen Söldnern hatten früher ſchon unter Ludwig den Gebarteten, Herzoge von Ingolſtadt, gedient, der jetzt als Gefangener im feſten Schloße zu Burghauſen verwahret wurde, und auf ſeinen kriegeriſchen Zügen mitgekämpft, wovon ſie ein Langes und Breites zu erzählen wußten; natürlich vergaßen ſie nicht, ihre eigene Tapferkeit bis an die Sterne zu erheben. Sie ſchienen nicht Worte genug finden zu können zum Lobe des Gebarteten.

„Mit Gunſt, Ihr Herren,“ begann der Wirth, „wenn der Herzog Ludwig von Ingolſtadt ein gar ſo braver Herr geweſen iſt, wie ihr da ſo eben glaubwürdig erzählet habt, woher kommt es denn, daß man ihn eingeſperrt hat, und nicht gar glimpflich behandelt, wie man hier und da zu munkeln pflegt?“

„Aufgehoben,“ erwiederte ein Söldner, „aufgehoben, aber nicht eingeſperrt; dieß iſt ein himmelweiter Unterſchied.“

„Ja ſo!“ ſchmunzelte der Wirth. „Aber warum denn aufgehoben?“

„Weil der Anblick ſeines Bartes wie eine flatternde Kriegsſtandarte, und ſeine Stimme wie der Schlachtenruf einer Trompete wirken würde. Es käme zu keinem Frieden mehr im Lande, wenn man ihn ausließe. Uebrigens iſt es nicht wahr,“ fuhr der Söldner fort, daß man ihn unglimpflich behandelt. Er hat Speiſe und Trank im Ueberfluße; Niemand darf ihn beleidigen, und wer es thäte, würde augenblicklich vor ihn geführt, um aus ſeinem Munde die ihm beliebige Strafe zu vernehmen.“

Die letzten Worte erregten die ganze Aufmerkſamkeit eines herzoglichen Stallwärters, der an einem andern Tiſche ſchweigend vor einem Becher Wein ſaß, und nun mißbilligend den Kopf ſchüttelte.

„Was haſt denn Du dagegen einzuwenden, Roßknecht?“ fuhr ihn der Söldner an, welcher eben geſprochen hatte, und nun mit verachtendem Zögern ſich erhob, indem er die Rechte auf den Tiſch ſtützte.

Raſch erhob ſich der Stallwärter, trat vor die Söldner hin, und ſprach: „Es geziemt Euch ſchlecht, da Ihr in Dienſten des Herzogs Heinrich von Landshut ſteht, wie ich, von Eurem Herrn und Gebieter zu ſchweigen, und den Erbfeind und Gefangenen deſſelben zu lobpreiſen, dieſen ergrauten Landfriedensbrecher Ludwig, dieſen widerſpenſtigen Knickerbart, der lieber in ſchmählicher Gefangenſchaft verweilen, als durch Bezahlung ſeiner Schuld ſich frei machen will, wozu ein gar geringer Theil jener koſtbaren Schätze hinreichen würde, die er aus Paris fortgeſchleppt hat.“

„Verwegener Wicht!“ ſchrien die Söldner und ballten die Fäuſte, um ſich auf den Läſterer des Gebarteten zu ſtürzen; der Wirth trat abwehrend zwiſchen ſie.

„Laßt ſie nur,“ fuhr der Stallwärter fort, „damit ich ihnen die harten Köpfe weich klopfe; vielleicht begreifen ſie dann die Wahrheit beſſer. Oder iſt es nicht wahr, daß dieſer habſüchtige Herzog Ludwig ſeiner Schweſter, der Königin Iſabella von Frankreich, eine ſolche Menge von Kleinodien und Schätzen abſchwätzte, daß ſich das Volk empörte, und ihn, als er eben damit heimkehren wollte, mit Gewalt in den Kerker ſchleppte? War nicht ein Vornehmer des Reiches ſein Retter, indem er das eitle Pariſervolk belehrte, wie unwürdig es ſey, einem armen Fürſten, der zur Verbeſſerung ſeiner Lage nach Frankreich gezogen, die großmüthigen Geſchenke der königlichen Familie zu mißgönnen? Was könnt Ihr dagegen einwenden?“

„Das überlaſſen wir Deinem Richter, dem Herrn Herzoge Ludwig,“ erwiederte der Wortführer der Söldner; „als ein ſo großer Freund der Wahrheit, wirſt Du Dich nicht ſcheuen, ſie ihm in's Geſicht zu ſagen. Im Namen des Herrn Schloßhauptmanns Ritter Ebran von Wildenberg, biſt Du unſer Gefangener; folge uns!“

Haſtig ſtürzten die Söldner ihren Wein hinunter, und während der vierte Söldner dem Wirthe in's Ohr flüſterte: „die Zeche auf's Kerbholz!“ ſchritten die andern Drei mit ihrem willigen Gefangenen über die Schwelle der Schenke der herzoglichen Burg zu.

Stumm und unbeweglich, wie ein ſteinernes Standbild, vernahm der greiſe Ludwig die Anzeige des Wortführers der Söldner, während unter eisgrauen buſchigen Braunen ſeine Augen den Stallwärter zu durchbohren ſchienen. Der ſprechende Söldner erſchöpfte ſich in Betheuerungen ſeiner Liebe und Anhänglichkeit für den Gebarteten, und ſchloß mit der Meinung, daß ein Strick um den Hals des Beklagten im Grunde noch eine ſehr milde Strafe ſeyn dürfte.

Ludwig brach eine ziemliche Weile ſein Schweigen nicht; endlich ſagte er: „Burſche, ich wäre nicht abgeneigt, nach Deinem Vorſchlage zu verfahren; um aber gerecht zu handeln, müßte ich zuvor alle diejenigen im Schloſſe aufhängen laſſen, von denen der Beklagte dieſe Schmähungen gehört hat, und dann, fürchte ich, bliebe mir kein Nagel, bliebe mir kein Strick mehr für ihn übrig. Wartet vor der Thüre, bis ich Euch rufe!“

Kaum hatten die Söldner die Thüre hinter ſich geſchloſſen, als der Stallwärter zu Ludwigs Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte und küßte, und mit halblauter Stimme rief: „Gnädiger Herr! mein Vater, Euer treueſter Diener, Georg von Gundelfing, dem Ihr einſt die Burg Wolfſtein an der Iſar eingeräumt, um von da aus ſichere Fehde zu treiben, hat Alles für Euch aufgeopfert, und iſt nun ein armer, heimathloſer Mann, der auf befreundeten Burgen von der Gaſtfreiheit lebt, ein ſiecher Kämpe, der mit ſeinem guten Schwerte nichts mehr zu erwerben vermag.

„Eure Rettung iſt der letzte Wunſch ſeines ſchwindenden Lebens. Alles iſt bereitet, und nur Eures Winkes gewärtig. Um das Innere des Schloſſes Burghauſen kennen zu lernen, ſuchte und erhielt ich die Bedienſtung eines Stallwärters; aber vergebens war ſeit zwei Monden mein Bemühen, mit Euch ſprechen zu können. Meine Schweſter Eliſabeth dient als Magd im Herzogbade, weil das Gerücht ging, daß Ihr täglich dieſe Heilquelle beſuchet, und ihr große Linderung Eurer körperlichen

Leiden verdanket. Doch auch meine Schweſter hoffte bisher von Tag zu Tag umſonſt, Euch jenen Anſchlag zuflüſtern zu können, der Euch die Freiheit wiedergeben ſoll.

„Zufällig hörte ich heute, daß Euch das Richteramt über jeden Schmäher Eurer Perſon überlaſſen ſey. O bitterer Spott! der Gefangene ein Richter! Ihr wiſſet, gnädiger Herr, was und warum es von mir gewagt wurde; nun ſprecht mein Urtheil!“

„Steh auf, Konrad!“ erwiederte Herzog Ludwig; „mein altes Auge erkennt noch die Züge Deiner Kindheit, als ich gar oft Dich auf dem Schooße Deines Vaters traf. Ein wackerer Ritter, Dein Vater! Ein kühner Degen! Hab' ihm viel zu verdanken, ja, ja, ſehr viel! Thut mir recht leid, daß es ihm jetzt ſo kümmerlich geht! Es wird aber anders werden, glaube mir. Deine Schweſter muß eine ſchöne Maid geworden ſeyn, ſeitdem ich ſie nicht mehr ſah. Aber den Plan, mich frei zu machen, müßt Ihr aufgeben. Der liebe Hergott wird mir ohnehin bald die Feſſeln der irdiſchen Gefangenſchaft abnehmen, und ob ich dann dort drüben die ewige Freiheit erhalte, muß ich ſeiner Barmherzigkeit anheimſtellen.“

„Gott wolle verhüten, daß Ihr in Eurer Feinde Gewalt ſterbet,“ verſetzte Konrad. „Was kann ich für Euch thun?“

Haſtig legte Ludwig ſeine ausgetrockneten Hände auf Konrad's Schultern; ein ungewöhnliches Feuer leuchtete aus ſeinen Augen. „Führe mich hinunter in die tiefſten Räume dieſes Schloſſes,“ liſpelte er mit heiſerem Tone, „wo die mir ſo ſchändlich geraubten Schätze aufgeſchichtet liegen neben andern, die der Geiz mit ungerechten Händen zuſammenſcharrte. Laß mich noch einmal wühlen in ihrem Gefunkel, bevor mein Auge bricht; die Tage meiner

Zukunft ſind gezählt, es ſind ihrer nur noch wenige; ich fühle es am ermattenden Pulsſchlage meines verknöchernden Herzens. Iſt dieſer mein letzter, höchſter, ſtündlich mahnender, den Reſt meiner Kraft verzehrender Wunſch erfüllt, dann will ich gerne ſterben.“

„Ich weiß aber nicht, wo die Schätze liegen,“ entgegnete **Konrad**, „und beſitze die Schlüſſel nicht. Wie ſoll ich zu Euch kommen, da der Thurm Abends verſperrt und der Schlüſſel zum Schloßhauptmann gebracht wird?“

„Das iſt **Deine** Aufgabe,“ antwortete der Gebartete. „Ich kann nichts thun in meiner Haft.“

„Wohlan, gnädiger Herr, ich will's verſuchen,“ ſagte **Konrad**; „laßt mich in ſechs Tagen wieder kommen, unter dem Vorwande, bis dorthin mein Urtheil zu ſprechen. Ich gedenke, keiner längern Zeit zu bedürfen. Und nun bitte ich um Euren Segen!“

„Gott ſey mit Dir, **Konrad**!“ ſprach **Ludwig**; dann rief er, die Thüre öffnend: „He da, Burſche, da geb' ich Euch den Beklagten zurück; laßt ihn frei und ungehindert ſeines Weges ziehen; doch bringt ihn mir wieder in ſechs Tagen, damit ich ſein Urtheil ſpreche; ſo viel Zeit bedarf ich wenigſtens, um ſein künſtliches Lügengewebe zu entwirren.“

Als **Konrad** gedankenvoll über die Brücke ſchritt, begegnete ihm der Schloßhauptmann Ritter **Ebran von Wildenberg**.

„Sagteſt Du nicht bei Deiner Aufnahme, **Paul**,“ (dieſen Namen hatte **Konrad** angegeben) fragte ihn der Ritter, „daß Du leſen und ſchreiben kannſt?“

„So iſt's, Herr Ritter!“ antwortete **Konrad**.

„Nun, ſo komm heute Abend um 6 Uhr zu mir,“ verſetzte der Ritter; „ich bin mit einer Chronik beſchäftiget, und kannſt Du mir im Schreiben behilflich ſeyn, ſo werde ich Dir eine edlere Beſchäftigung geben, als die Pflege der Roſſe.“

In dem hufeiſenförmigen Keſſelthale im Rücken des Bergſchloſſes Burghauſen, worin ein ſchmales Bächlein ſich bis zu einem ſtattlichen Teiche, genannt Wöhr, ausbreitet, wohl eine gute Wehre in dieſen unruhigen Zeiten, liegt am Fuße der weſtlichen Anhöhe, von melancholiſchen Föhren umſchattet, das noch bis zur Stunde unter dem Namen „Herzogbad“ bekannte Hofbad der bayeriſchen Herzoge, die von Zeit zu Zeit auf dem Schloße reſidirten, eine uralte Heilquelle, ſchon vor vielen Jahrhunderten benützt, und ohne Zweifel bereits von den Römern gebraucht, die auf dem Schloßberge ein feſtes Caſtell angelegt hatten, was durch mehrere Monumente beſtätiget wird.

Das alte Herzogbad iſt ein ſehr anſehnliches, geräumiges Gebäude, mit allen Bequemlichkeiten, würdig ſo vornehmer Beſuche. In einem kleinen ummauerten Weiher ergötzen Goldfiſchlein mit ihrem muntern Spiele das betrachtende Auge. Neben dem herzoglichen Baue erhebt ſich dort ein kleines, beſcheidenes Haus, von Reben umgrünt, mit einem Gärtchen, worin ein Springbrunnen plätſchert; unverändert iſt noch immer die Heilkraft der Quelle.

Meiſter Wilhelm war Aufſeher des Hofbades, zugleich ein in der ganzen Gegend beliebter Arzt, wohlerfahren in der Kunſt, Kräutertränke und Wundpflaſter zu bereiten. Seine alte Mutter führte die Wirthſchaft; denn er wandelte noch immer als Hageſtolz umher, obgleich ſchon ein tiefer Vierziger, ja er hatte ſich ſogar noch nie entſchließen können, die ihm angetragene Hand ſo mancher Rathsherrntöchter zu Burghauſen anzunehmen. Der Beſcheidenheit und Anmuth, dem unermüdlichen Fleiße der holden Eliſabeth war es gelungen, die Eiskruſte ſeines Herzens zu ſchmelzen. Als er eines Tages nach Hauſe kam, und den lieben Engel, der ſich für eine Burgvogtswaiſe ausgegeben, mit ſtaunendem Auge erblickte, war auch augenblicklich ſein Herz verloren, und der Vorſatz fertig, das Mädchen zur Gefährtin ſeines Lebensreſtes zu wählen. Dem eigentlichen Antrage ſollte jedoch eine ſorgfältige Prüfung ihres Charakters vorangehen.

Dieſe Prüfung ſchien aber an dem Tage, deſſen Ereigniſſe ich ſo eben erzählt habe, einen mißlichen Erfolg zu verſprechen. Meiſter Wilhelm wollte nach Marktl gehen, um dort einen Kranken zu beſuchen. Als er an den Fuß des Bergpfades kam, welcher nördlich vom Hofbade zur Anhöhe emporführt, erblickte er auf dem Steinſitze links, ein altes Ruheplätzchen für Badgäſte, die ſchöne Eliſabeth vertraulich neben dem ſchmucken Stallwärter Paul ſitzen, die in ihrem eifrigen Geſpräche den Nahenden nicht eher gewahrten, als bis er einige Schritte vorüber war. Der Bruder hatte ſeiner Schweſter mitgetheilt, wie und was er mit Herzog Ludwig dem Gebarteten geſprochen.

Spät am Abende kam Meiſter Wilhelm nach Hauſe, und ſchien ſehr verſtimmt. Die Mutter und die Mägde ſpannen; er las in einem großen, alten Kräuterbuche, über welches hinaus er manchmal ſchielte, um Eliſabeth ſehen zu können. Die alte Mutter ging um 9 Uhr zur Ruhe; eine Stunde darnach folgten die übrigen Mägde. Als auch Eliſabeth den Meiſter Wilhelm eine gute Nacht wünſchte, und mit ihrem Spinnrädchen ſich entfernen wollte, hieß er ſie noch verweilen, damit ſie ihm einen Kräutertrank bereiten helfe.

„Eliſabeth,“ begann er nach einigem Zögern, „ich habe etwas auf meinem Herzen.“

„So ſprecht, Meiſter Wilhelm!“ erwiederte die Jungfrau.

„Wollte Gott, ich wüßte einen Kräutertrank für mein eigenes, krankes Herz zu bereiten! Höre! Du biſt das erſte Mädchen, dem es gelungen iſt, mir Liebe einzuflößen. Du biſt eine arme Waiſe. Ich war geſonnen, Dich zu meinem Weibe zu nehmen. Allein heute traf ich Dich mit dem Paul in Waldeseinſamkeit. Du ſcheinſt ſchon gewählt zu haben; freilich iſt er jung und ſchön; doch muß ich ſehr bezweifeln, ob er Dir jemals eine ſo angenehme und ſichere Zukunft bereiten könne, wie ich.“

Erröthend und verlegen ſagte Eliſabeth: „Ihr erweiſet mir eine allzugroße Ehre durch Euren gütigen Antrag, Meiſter Wilhelm; ein ſo berühmter Mann verdient eine würdigere Hausfrau. Paul iſt nicht mein Geliebter, wie Ihr wohl wähnen möget; wir ſind miteinander aufgewachſen, bis ihn ein ehrwürdiger Prieſter zu ſich nahm, im Leſen und Schreiben, und allerlei andern Wiſſenſchaften unterrichtete. Er gilt Alles bei dieſem Prieſter, und weil nun dieſer ſeitdem Beichtvater im Kloſter der Urſulinerinnen, in der Nähe meines Geburtsortes, geworden iſt, ſo gedenke ich durch Paul's Verwendung im Nonnenkloſter freie Aufnahme zu finden, um nach einem Gelübde meiner ſeligen Mutter und meiner perſönlichen Neigung entſprechend, den Schleier zu nehmen. Wie ſoll ich nun den Trank bereiten, Meiſter Wilhelm?“

„Gieb Dir keine Mühe, Eliſabeth,“ antwortete der Gefragte, „die Wunde, die Du mir geſchlagen, wird kein Kräutlein heilen. Gute Nacht!“

Der Abend des fünften Tages neigte ſich zu Ende, und noch immer hatte Konrad nicht die leiſeſte Hoffnung, den Wunſch des Gebarteten erfüllen zu können. Fleißig und zierlich ſchrieb er eine vom Ritter Ebran verfaßte Chronik in's Reine, zur größten Zufriedenheit deſſelben. Als Konrad an die genaue Beſchreibung der im Schloſſe aufbewahrten Schätze kam, las er ſie mit ängſtlicher Haſt, und fand zugleich eine ſo genaue Ortsbezeichnung, daß ihm nur noch der Schlüſſel zum ehernen Thore fehlte, welches in die unterirdiſchen Schatzkammern führte.

Es hatte eben 8 Uhr geſchlagen, als Ritter Ebran in das Gemach trat. „Wenn Dein Muth ſo ſicher iſt, wie der Gang Deiner Feder,“ ſagte er zu Konrad, „ſo magſt Du heute, morgen und übermorgen, eine Stunde vor Mitternacht, mit mir auf der Schloßbrücke Wache halten. In verwichener Nacht hat das alte Burggeſpenſt, deſſen Erſcheinen, dreimal in drei Nächten immer den Tod einer erlauchten Perſon ankündigen ſoll, auf jener Brücke den Wächter ſo arg erſchreckt, daß er in den Graben ſprang, und einen Fuß brach. Wir beide wollen weder laufen, noch ſpringen, ſondern ſehen und handeln.“

Konrad erklärte ſich ſogleich dazu bereit, und bat den Ritter, ihm Näheres von dieſem Geſpenſte zu erzählen. Er kannte aber dieſe Sage ſelbſt ſchon ſeit einiger Zeit und das erſchienene Geſpenſt war — Konrad geweſen, der den Verſuch machen wollte, ob es ihm auf dieſe Weiſe gelingen könnte, ungehindert zum Herzoge Ludwig zu kommen. Natürlich mußte ihm jener Antrag des Ritters Ebran um ſo mehr unerwünſcht kommen, als ihm dadurch der zur Ausführung ſeines eigenen Vorhabens beſtimmte ſechste Tag entzogen wurde.

„Ich bitte Euch um Pergament, Herr Ritter,“ ſagte Konrad, emſig fortſchreibend: „ich habe nur noch für eine halbe Seite Raum.“

„Dort im Wandſchranke!“ entgegnete der Ritter, indem er, ohne den Blick von einer alten Urkunde zu wenden, in ſein Wamms griff, und jenem einen Schlüſſel reichte. Konrad faßte ſeine Lampe, und öffnete, im Rücken des Ritters, den Schrank, worin neben allerlei altem Geräthe auch viele Pergamentrollen lagen. An dem innern Getäfel der beiden Schrankflügel hingen, mit Zahlen und Ueberſchriften auf Pergamentſtreifen bezeichnete Schlüſſel; Konrad las: Nummer I. Schlüſſel zum Thor der Schloßbrücke; Nummer II. Schlüſſel zum Ludwigsthurm; Nummer III. Schlüſſel zur Schatzkammer u. ſ. w.

Dieſer Anblick überraſchte Konrad ſo freudig, daß ihm beinahe ein lauter Ruf unwillkürlich entſchlüpft wäre. Während er mit der linken Hand eine Pergamentrolle mit abſichtlichem Geräuſche hervorzog, nahm er mit der rechten Hand leiſe und haſtig die drei Schlüſſel, und verbarg ſie in ſeinem Koller, ſchloß den Schrank, und reichte den Schlüſſel dazu dem Ritter, der ihn, ohne aufzublicken, zu ſich ſteckte.

„Laß das Schreiben für heute,“ begann dieſer; „Du haſt genug gethan. Geh jetzt, und iß zu Nacht; um drei Viertel auf 11 Uhr magſt Du mich, mit einer Hellebarde bewaffnet, hier wieder abholen.“

Konrad entfernte ſich; doch kaum war er im Freien, als er mit Entſetzen daran dachte, wie leicht möglich es ſer, daß der Ritter zur Geiſterwache etwa den Schlüſſel zum Thore der Schloßbrücke, und jenen zum Ludwigsthurme mitnehmen wollte, um vielleicht bei dem gefangenen Herzoge Nachſchau zu halten. In dieſem Falle war er verrathen und verloren. Nur ein kühner Entſchluß bot Rettung. Die Nacht war finſter und kalt; Regen und Schneegeſtöber ſtrichen durch die lange Burggaſſe. Unbemerkt holte er ſeinen Mantel aus der Stallkammer, die er bewohnte; und eilte durch ein ihm wohlbekanntes Nebenpförtlein den Berg hinunter, die Teufelsmauer entlang, an deren Ende ein Thurm, nur drei Schritte weit vom Ufer der Wöhr entfernt, ſich erhebt. Von da ſtieg er wieder bergan, und erreichte bald eiligen Laufes, den Fuß jenes Bergrückens, der ſich in der Richtung gegen Hohenwart ſeitwärts hinzieht.

Seinem gellenden Pfiffe, dreimal wiederholt, folgte in wenigen Augenblicken die gleiche Antwort, und aus dem Föhrendunkel trat ein Vermummter, fragend: „Wen willſt Du retten?“ Der Loſung kundig, erwiederte Konrad: „Den Bart in Ketten.“ Darauf ſchritten Beide tiefer in den Wald, und als vom Schloßthurme der Burg die zehnte Stunde dröhnte, ſchlüpfte Konrad ſchon wieder durch das Nebenpförtlein in die Burg.

„Du kommſt zu früh,“ rief ihm Ritter Ebran entgegen, als Konrad, die Hellebarde vor der Schwelle in eine Ecke lehnend, die Thüre öffnete. „Verzeiht, Herr Ritter,“ entſchuldigte ſich Konrad, „die Begierde, ein mir ſo ganz neues Abenteuer zu beſtehen, vergönnte mir keine Ruhe mehr. Da Ihr noch immer mit Leſen beſchäftiget ſeyd, ſo könnte ich ja wohl noch an Eurer herrlichen Chronik fortſchreiben, die den Ruhm Eures Namens gewiß noch künftigen Jahrhunderten aufbewahren wird.“

„Damit hat es keine Eile,“ erwiederte der Ritter; „Du ſchreibſt flüchtig und doch zierlich, ſohin wirſt Du ſchon fertig damit in der nächſten Woche, bis dahin werde ich wohl einen Ritt nach Landshut zum Herzoge Heinrich machen müſſen, dem ich dann Deine Reinſchrift der Chronik bringen will. Zünde inzwiſchen Deine Lampe wieder an, und muſtere dort auf dem Wandgeſtelle meine Sammlung alter römiſcher Münzen, die zu verſchiedenen Zeiten in den zahlloſen Räumen dieſer Burg gefunden wurden.“

Die alten Kaiſer hatten aber jetzt nicht einmal ſo viel Gewalt mehr, um aus Konrad's Herzen eine quälende Bangigkeit zu verdrängen; mit ſolcher Zerſtreutheit betrachtete er die Münzen, daß er auch nicht eine einzige Frage des Ritters zu beantworten im Stande geweſen wäre. Schwere Regentropfen ſchlugen an die runden Fenſterſcheiben, und verſtummte ihr melancholiſches Geplätſcher, ſo unterbrach nur das Aechzen irgend eines roſtigen Wetterhahnes die Oede der finſtern Nacht. Halb eilf Uhr hatte es geſchlagen; Konrad horchte mit verhaltenem Athem. So oft der Ritter Ebran die Stellung ſeiner Füße wechſelte, erſchrack Konrad und ſchielte ängſtlich nach jener Seite. Endlich ſchlug es drei Viertel, und als Ritter Ebran mit den Worten ſich vom Stuhle erhob: „Nun ſchick Dich an, Paul!“ aus ſeinem Wamſe den Schrankſchlüſſel zog, um die Schlüſſel zum Thore der Schloßbrücke und zum Ludwigsthurme zu ſich zu ſtecken, die in Konrad's Händen waren, wollte dieſer ſchon nach der Thürklinke greifen, um zu entſpringen, mit Recht die augenblickliche Entdeckung ſeiner ſträflichen That befürchtend; da erſcholl der Hornruf des Thurmwarts und verkündete, daß ein Fremder Einlaß in die Burg begehre.

Der verhängnißvolle Schlüſſel ſtack bereits im Schlüſſelloche; verwundert über das unerwartete Zeichen, zog ihn Ritter Ebran wieder heraus und fragte: „Was mag dieß wohl bedeuten?“ Konrad ermannte ſich wieder, und ſuchte den Ritter mit Vermuthungen zu beſchäftigen, um ihn von jedem ferneren Gedanken an die Schlüſſel im Schranke abzubringen. Bald darauf erſchien der Burgvogt mit der Meldung, daß ein Sendling Herzog Heinrich's von Landshut den Ritter Ebran von Wiltenberg dringend zu ſprechen wünſche. Dieſer empfing den herzoglichen Boten in einem abgelegenen Gemache, und trabte mit ihm nach kurzer Friſt zum Thore hinaus nach Landshut.

Mit dem Schlage der Mitternachtſtunde, eine kleine Laterne im Koller verbergend, ſchritt Konrad als Burggeſpenſt über die unbewachte Schloßbrücke des Ludwigsthurmes, öffnete die Pforte deſſelben, und ſtand bald vor dem Gebarteten. Schweigend wandelten Beide über die Wendeltreppe hinab, bogen links in den Schloßhof ein, an deſſen Ecke ſie vor der eiſernen Thüre hielten, die leiſe mit dem Schlüſſel aufgeſperrt, und eben ſo geräuſchlos wieder zugeſchloſſen wurde. Ueber unzählige Stufen kamen ſie immer tiefer und tiefer, und vernahmen zuletzt, in nächtlicher Stille, das Rauſchen der nahen Salzach. Endlich hielten ſie vor einer kleinen ehernen Pforte ohne Schloß. Ein dumpfer Seufzer rang ſich aus der Bruſt des alten Herzogs, als er die Unmöglichkeit erkannte, ſie zu öffnen.

Nachſinnend ſagte Konrad: „Die Pforte bedarf wohl keines Schlüſſels, weil ſie kein Schloß hat. Aber wie läßt ſie ſich öffnen?“ Unwillig trat er einen Schritt zurück, mit dem Fuße ſtampfend, und plötzlich ſprang die

Pforte auf. Er war auf eine Metallplatte getreten, die ein verborgenes Triebwerk verbarg und in Bewegung ſetzte.

Mit einem lauten Freudenſchrei drängte der Gebartete den Führer Konrad zur Seite, der vorſichtig durch einen großen Stein einen zufälligen Schluß der Pforte zu verhüten ſuchte, da ſonſt wohl Beide, inmitten unermeßlicher Schätze, hätten verhungern müſſen. Als der ſpärliche Schimmer des Lichtes in der Laterne durch das hohe Gewölbe zitterte, wühlte der Gebartete wie wahnſinnig in den blendenden Schätzen. Da lagen umher goldene und ſilberne Platten und Geräthe, Kleinodien und Juwelen, ganze Kiſten voll Goldes, die er einſt aus Paris entführt, oder der ſtarke Herzog Heinrich zu Landshut in vielen Jahren zuſammengeknauſert hatte.

„Wohl mir, funkelnde Schätze, die meine ſchlimmſten Feinde mir geraubt haben,“ rief er aus, „und der Schlimmſte der Schlimmſten, mein entarteter Sohn, der eigene Sohn, der Höckerträger, von der Natur ſchon mit ihrem Fluche gebrandmarkt! Könnte ich jetzt mit all dieſer Pracht in den Abgrund der Erde verſinken, daß den Verruchten nicht eines Pfennigs Werth mehr übrig bliebe! — Ach, die ſchwellenden Füße ſchmerzen mich!“

„Mäßiget Euch, gnädiger Herr!“ bat Konrad; „die Aufregung des Gemüthes ſchadet dem Leibe.“

Ludwig ſetzte ſich, den Kopf in die Hände legend, auf eine Kiſte, ruhig, als ob er ſchlummern wollte. Aufblickend gewahrte er die zwölf Apoſtel in Lebensgröße, von gediegenem Silber. „Iſt mir's doch wie ein Traum,“ — ſagte er, aufſtehend, und nachſinnend; „ja, ja, es iſt ſo, es muß ſo ſeyn!“ Er drückte an einer geheimen Feder am Fußgeſtelle des Apoſtels Petrus, und mit einem ſchauerlich hohlen Jubelrufe zog er einen dort verborgenen großen Diamant hervor. „Ich hab' ihn! ich hab' ihn!" rief er mit kindiſcher Freude, und wies Konrad das blitzende Kleinod. „Herrlichſtes Geſchenk meiner guten Schweſter," ſagte er, „ich habe dich wieder! Meine Feinde ſollen ſich Deiner nicht erfreuen!" Und haſtig flocht er den köſtlichen Stein, würdig, das Prachtgeſchmeide einer Kaiſerkrone zu ſeyn, in ſeinen langen, dichten, grauen Bart. „Hat 30,000 Dukaten gekoſtet, Konrad, 30,000 Dukaten!"

„Es iſt nicht rathſam, gnädiger Herr, noch länger hier zu verweilen," bemerkte Konrad; „wenn es Euch gefiele, ſo —"

„Nur noch einen Augenblick!" unterbrach ihn Ludwig, und ſammelte ämſig die ſchönſten Edelſteine in ein Käſtchen. Endlich verließ er zögernd und ſeufzend das Gewölbe, und ſtieg langſam, und ſchwer athmend aus dem reichen Schachte der Burg empor, zu unruhigem Schlummer in ſeiner einſamen Haft.

Am Morgen des 30. April trat Konrad mit der frohen Kunde in ſein Gefängniß, daß die Stunde ſeiner Freiheit gekommen ſey. Bereits befänden ſich ſeine Landſtände zu Neuötting, und ihre Bevollmächtigten würden ihn morgen, am 1. Mai, feierlich abholen.

„Zu ſpät!" erwiederte Ludwig, ſich mühſam aufrichtend; „zu ſpät! Ich werde den 1. Mai wohl in der Ewigkeit feiern."

Konrad weinte.

„Weine nicht, Konrad!" ſagte der Gebartete; „doch ja, weine; denn wer ſonſt ſollte um mich weinen? Ich möchte noch in das Herzogbad, um Deine liebe Schweſter zu ſehen; aber gehen kann ich nicht mehr; laß eine Sänfte bringen!"

Der Zug bewegte ſich langſam durch das ganze Schloß, den Föhrenabhang hinunter, an deſſen Ende er ausſtieg, und auf Konrad und Eliſabeth ſich ſtützte, die er mit väterlicher Zärtlichkeit umarmte; ſie benetzte ſeine Hände mit heißen Thränen. „Ein kleiner Brautſchatz für Dich, gutes Kind!“ ſagte er, zog auf der Treppe das Käſtchen aus der Taſche, und gab nicht nach, bis ſie es angenommen hatte. Ein kurzer Schlummer erquickte ihn im Bade. Heimgekehrt, auf ſeinem Lager ruhend, ließ er Konrad näher treten, und ſprach: „Ich bin Deinem Vater und Dir viel, recht viel Dank ſchuldig. Nimm dafür dieſen Diamant, — nimm ihn nur, ich kann ihn ja doch nicht in die Ewigkeit mitnehmen!“ Er zerrte ihn mit todfahlen dürren Fingern aus ſeinem Barte. „Der Werth dieſes Steines vermag die Würde Eures Geſchlechtes neu zu begründen. Bete für meine Seele am heiligen Grabe zu Jeruſalem! Auf dieſer Reiſe kannſt Du das Kleinod dem türkiſchen Kaiſer verkaufen; in Deutſchland verkauf ihn nicht, um gefährliches Gerede zu verhüten!“

Aus Schwäche ſchloß Ludwig die Augen am 30. April, am 1. Mai aber drückte ſie ihm der Tod zu. Die Bevollmächtigten trafen ihn nicht mehr am Leben. Konrad legte die Schlüſſel in Wildenberg's Gemach, und eilte mit Eliſabeth zu den Reiſigen einiger Anhänger Ludwig's, die im nahen Walde ſeit einigen Tagen des Zeichens zur gewaltſamen Befreiung des alten Herzogs gewärtig waren. Die Schweſter heirathete bald darauf den jungen Grafen von Schaumberg, und der alte Gundelfing erlebte noch auf ſeiner neuerbauten Burg Wolfſtein die Rückkehr ſeines Sohnes Konrad aus Jeruſalem. Durch Vermittlung eines Juden verkaufte er das Kleinod zu einem höhern Preiſe, als ihn der Gebartete geſchätzt, an den türkiſchen Kaiſer, deſſen Bruder ihn nach Landshut zum Hochzeitfeſte brachte, und Herzog Ludwig der Reiche kaufte ihn, — wohlgemerkt, ſein Eigenthum, ohne es zu wiſſen! — zu einem noch höhern Preiſe als Hochzeitgeſchenk für ſeinen Sohn Georg, an deſſen Hutſchleife der prächtige Edelſtein nunmehr ſo wunderſam leuchtet.

Jetzt wißt Ihr die ganze Geſchichte; noch dieſen Trunk! Und nun gute Nacht, meine Freunde!"

Drittes Buch.

1.

In der neunten Stunde des andern Tages hielt der Erzbiſchof von Salzburg, unter Beiſtand des Biſchofes von Chiemſee, des Domprobſtes von Salzburg, und des Probſtes von Berchtesgaden, angethan mit koſtbaren Prieſtergewändern, das Hochamt in der St. Martinskirche, wohin die Braut aus ihrer Herberge, ihr voran hundert Trompeter, zu Fuße ging, zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge Otto. Sie trug einen weiten polniſchen Rock von rothem Atlas mit langen weiten Ermeln, durchaus mit den köſtlichſten Perlen geſtickt, auf dem Schleier des Hauptes eine prächtige Krone von Edelſteinen: wie ein Ring von Sonnenſtrahlen leuchtete ihr Halsband von auserleſenen Edelſteinen. Der Bräutigam, Herzog Georg, hatte ein ſilbergeſticktes Kleid; von ſei nem Hute, an deſſen Schleife der ſonnengleiche Diamant blitzte, wogte ein Reiherbuſch von wunderſamer Schönheit, und um den Hut ſchlang ſich ein Kranz von großen Perlen und Edelſteinen, welcher zu einem Werthe von einmal hundert tauſend Gulden geſchätzt wurde, nach dem Geldpreiſe jener Zeit eine unermeßliche Summe. Gedrängt voll waren die weiten Räume der großen Kirche von den mächtigſten Fürſten des Reiches, von Grafen, Rittern, Edelleuten, Prälaten, Fürſtinnen, Gräfinnen, Frauen und Jungfrauen, von den Abgeſandten ferner Könige, von Städten aus Franken, Schwaben, Oeſterreich, Bayern, Polen; die Zahl der Roſſe aller Hochzeitgäſte überſtieg neuntauſend, und der Aufwand für die Feſtdauer von acht Tagen die Summe von ſiebenzigtauſend ſiebenhundert Ducaten.

Inzwiſchen umſchwärmte eine ungeheure Volksmenge den feſtlich geſchmückten Turnierplatz, wohin ſich die Hochzeitgäſte zum Bräutigamsrennen verfügten, von denen die zuſchauenden Herren und Damen auf köſtlich verzierten Tribunen Platz nahmen. Die Turnierenden umritten zuvor, unter dem Klange von Trompeten und Pauken, die Stechbahn, innerhalb der Schranken, jeder mit der Farbe ſeiner Dame prangend, und die Frauen und Jungfrauen hohen Ranges ſittig begrüßend.

Herzog Georg, der Bräutigam, eröffnete das Turnier mit ſcharfen Spießen mit Hans von Bodman, in einem Wappenrocke von braunem Sammet; von demſelben Stoffe war die Decke ſeines Roſſes. Voran ritten in die Bahn zwölf Edelknaben, in braunen Damaſt gekleidet, mit weißen Reiherbüſchen an den Hüten, auf zwölf Streithengſten mit Decken von braunem Damaſte; auch von den Stirnen der Roſſe nickten weiße Reiherbüſche. Unmittelbar vor dem Bräutigam liefen auf der Bahn zu Fuß, und dienten ihm, zwölf Grafen, Herren, und Edle, alle in Röcken von braunem Damaſte. Durch die Pracht der Rüſtungen und Roſſe, deren Riemenwerk von Perlen und Silber wiederſtrahlte, überragten die übrigen turnierenden Ritter: Herzog Philipp, Pfalzgraf; Herzog Albrecht; Herzog Chriſtoph, und Markgraf Friedrich.

Mit geſpannter Erwartung ſchaute das Volk auf ſeinen ritterlichen Abgott, Herzog Chriſtoph, als er mit dem edlen Polen Raphael Loſinzky, um den Preis von hundert Gulden rannte; der Pole flog vom Roſſe, wie vom Winde weggefegt; dem Herzoge genügte der Sieg; er überließ dem Polen den Preis, und ſchenkte ihm noch zum Andenken ein ſtattliches Roß aus ſeinem Marſtalle. Chriſtoph überwand Alle, die es mit ihm verſuchten.

„Kinderſpiel! Wahres Kinderſpiel!“ erſcholl eine rauhe Stimme außerhalb der Schranken in gebrochenem Deutſch, und als alle Augen ſich dorthin wendeten, gewahrte man einen polniſchen Woywoden, Namens Rimatowsky, einen Mann von rieſiger Größe mit ungewöhnlich breiten Schultern, auf einem prächtig geſchirrten ſchwarzen Streithengſte, deſſen Hufe mit Silber beſchlagen waren. Der Schrecken der polniſchen Ritterſchaft, galt er dort und weithin für unbeſiegbar. Er gehörte nicht zum Gefolge der herzoglichen Braut, ſondern war erſt in der vorigen Nacht, die allgemeine Einladung benützend, in Landshut angekommen, wo er nur noch mit Mühe eine geringe Herberge finden konnte. Auf ſein Anſuchen wurden ihm die Schranken geöffnet, und als er in der Mitte der Bahn herausfordernd hielt, bemerkte man, wie die polniſchen Edlen kaum die innere Freude, durch ihren Landsmann die deutſchen Ritter beſiegt zu ſehen, in ihren Zügen zu verhehlen wußten. Fünf der männlichſten Ritter unterlagen der Stärke des polniſchen Ungethüms, unter ihnen ſelbſt eine Zierde aller Turniere, Graf Niklas von Abensberg.

„Bei dieſem Lanzenſpiele ſind nur blaue Flecken zu holen,“ rief der ſtolze Worwode in ſeinem Uebermuthe: „wer aber Luſt hat, im ſcharfen Rennen ſich mit mir zu meſſen, mit dem wette ich um tauſend Gulden.“

Keiner von allen Rittern erbot ſich, die Wette anzunehmen, nicht aus Furcht; denn jeder von dieſen Rittern wäre bereit geweſen, für die Ehre der deutſchen Ritterſchaft zu ſterben, ſondern um des Ausſpruches Seiner Majeſtät des Kaiſers gewärtig zu ſeyn, der als Oberhaupt des Reiches ſich verhöhnt fühlte.

Von ſeinem Thronſtuhle ſich erhebend, rief der Kaiſer mit lauter Stimme: „Wer von Euch, edle Ritter, gedenkt die Kühnheit dieſes Fremdlings zu beſtrafen, und die gefährdete Ehre der deutſchen Ritterſchaft zu rächen?“

„Ich!“ ſprach jeder; ſelbſt Greiſe erboten ſich.

„Da iſt die Wahl ſchwer unter ſo vielen Würdigen!“ äußerte der Kaiſer, und zur Braut gewendet, fügte er bei: „Euch gilt dieſes Tages Feſt; Euch ſey die Wahl überlaſſen!“ Hedwig erblich überraſcht, und fragte leiſe und ängſtlich ihre Umgebung: „Wen ſoll ich wählen?“ In ihrer Nähe ſtand dienend Graf Niklas von Abensberg, und flüſterte ihr zu: „Wählet Herzog Chriſtoph von Bayern; er iſt der ſtreitbarſte Ritter!“ Er hoffte vielleicht durch dieſen guten Rath ſeinen mächtigſten Gegner aus dem Wege zu räumen. Mit einem ſchüchternen, wenig vertrauenden, holdſeligen, aber ſchier mitleidigen

Blicke auf die unanſehnliche Geſtalt des Herzogs Chriſtoph mit den tief gebräunten Wangen, neigte ſie ihr ſchönes Haupt leicht gegen den Kaiſer, und ſagte ſittſam: „Ich wähle meinen werthen Vetter Herzog Chriſtoph!“ und als der Herold die Wahl laut verkündete, gerieth das Volk in eine freudige, und dennoch alle Herzen beklemmende Bewegung.

Chriſtoph ließ ſeinen feurigſten Streithengſt in die Bahn führen, den vier Stalldiener kaum zu halten vermochten. Wie er nun ſelbſt wieder in die Bahn trat, und vor dem Kaiſer ſich verbeugte, ſchrie der Woywode höhniſch: „Der da?“ und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Chriſtoph aber, in voller Rüſtung, ſprang im Rücken des Roſſes, frei vom Boden weg, federleicht in den Sattel, ein Meiſterſtück der Springkunſt, das mit donnerndem Zurufe begrüßt wurde. Zwei Knappen ſchleppten zum ſcharfen Rennen ſeine Lanze herein, die kein anderer Ritter ſchwingen konnte.

Lautloſe Stille herrſchte, als der Herold das Zeichen gab. Auf Roſſesſprung vor dem Zuſammentreffen ſenkte Chriſtoph, dem Prahler zum Hohne, die Lanze, und fing mit voller Bruſt, ohne auch nur um eines Haares Breite zu wanken, des Woywoden gewaltigen Stoß auf, deſſen Wucht den Streithengſt des Polen auf die Hinterfüße ſchleuderte, und dieſer hätte rücklings vom Roſſe ſtürzen müſſen, wäre er nicht mit feſten Riemen an den Sattel gebunden geweſen, was ein allgemeines Spottgelächter erregte.

„Ich denke, Ihr könntet genug haben,“ ſagte Chriſtoph, vom Roſſe ſpringend, und mit Andern dem Polen beiſtehend; „die Wette will ich gerne erlaſſen.“

„Erlaſſen? Lieber verdoppeln!“ brummte der

Woywode. „Ich bin gewohnt, bei nächtlichen Ritte auf meinem Roſſe zu ſchlafen; dazu gebrauche ich dieſe Riemen; aus Dummheit ſchnallte mich heute mein Knappe, als er mich wappnete, an den Sattel, und ich vergaß darauf, da ich wenig weiß von den Regeln Eures deutſchen Lanzenſpieles. Wir wollen es aber noch ein Mal verſuchen, herzogliches Ritterlein, ſo es Euch beliebt!"

„Mir beliebt es immer," erwiederte Chriſtoph; „nehmt Euch aber ja recht gut zuſammen; denn ein dritter Gang dürfte Euch ſonſt ſchwerlich mehr belieben!"

Nach kurzer Friſt ſprengten die beiden Kämpfer auf friſchen Roſſen gegeneinander. An der Bruſt des Herzogs zerſplitterte die Lanze des Woywoden, welcher, von einem furchtbaren Stoſſe Chriſtoph's getroffen, zwei Mannslängen weit über ſeinen Streithengſt in den Sand ſtürzte, daß der Boden von dem Falle ſeines ſchweren Leibes dröhnte. Ein endloſes Jubeln begrüßte den Sieger. Als aber Helfende herbeirannten, und den Helmſturz des Polen öffneten, ſchienen ſeine Augen ſich ſchon zu verglaſen, und Blutſtreifen rieſelten über Unterlippe und Kinn. Mit matter Stimme ſagte er: „Ohne Teufelshülfe hätte mir der magere ſchwarze Herr nicht das Herz entzwei geſtoßen!" Er wurde halb entſeelt aus der Bahn getragen, und nach drei Tagen der Leichnam nach Polen in die Ahnengruft abgeführt.

Vom Kaiſer, und allen Fürſten und Herren, empfing Chriſtoph bewundernde Lobſprüche; Herzog Ludwig entzückt über die Rettung der Ehre deutſcher Ritterſchaft, umarmte ihn, und verhieß ihm als ehrende Anerkennung eine gleiche Summe, um den Preis der Wette zu verdoppeln. Herzog Chriſtoph aber erwiederte: „Nur mit Gottes Hülfe hab' ich geſiegt; erlaubt, daß ich den

Preis der Wette und Eure Gabe den armen Leuten in Landshut beſtimmen darf!"

Wie nun auch die Kunde dieſes Edelmuthes unter das Volk kam, war des Lobpreiſens gar kein Ende mehr; er blieb der Löwe des Tages; alle Augen hingen an ihm, alle Zungen nannten nur ſeinen Namen; er ſelbſt aber fand ſeinen höchſten Lohn in dem Bewußtſeyn, daß die Augen ſeiner Freunde und Feinde freudige und grimmige Zeugen dieſer That geweſen, deren ruhmwürdiges Andenken Jahrhunderte überleben, und in der Geſchichte Bayerns unſterblich bleiben würde. Langhans weinte helle Freudenzähren.

2.

Bei dem Hochzeitmahle hatte Herzog Ludwig der Reiche eine Pracht zur Schau geſtellt, wie ſie der Kaiſer ſelbſt, in ſeiner Hofburg zu Wien, noch nie erblickt hatte. Zahlloſe Credenztiſche waren mit den köſtlichſten goldenen und ſilbernen Platten, Humpen, Kannen, Bechern und andern Geſchirren von kunſtreich getriebener Arbeit bedeckt, alle Wände mit Sammet und ſchweren Seidenſtoffen, verſchwenderiſch geſtickt, ausgeſchlagen; Sonnen von Perlen und Juwelen funkelten an den Gewändern. An ſechs Tafeln ſpeiſeten die Fürſten und vornehmſten Herren, und an fünf Tafeln die Fürſtinnen und vornehmſten Damen; in angrenzenden Häuſern und in entfernteren Herbergen, wurden die übrigen Gäſte beider Geſchlechter nicht minder prächtig bewirthet. Ritter und Herren von hohem Range, dienten an den einzelnen Tiſchen als Speiſen- und Weinträger, ja ſelbſt als Vorſchneider. Am erſten der ſechs Fürſtentafeln, an welcher der Kaiſer, Markgraf Albrecht, Erzherzog Sigmund von Oeſterreich, der Erzbiſchof von Salzburg, und Herzog Georg, der Bräutigam, ſaßen, wurde das Mahl mit zwei Schaugerichten eröffnet, getragen vom Pfalzgrafen, Herzog Philipp, und vom Markgrafen Friedrich von Brandenburg, worin ſingende Knaben ſich befanden, deren Feſtlied die hohen Gäſte abſonderlich vergnügte. Die übrigen Speiſen trug ihnen Zizimus auf, der Bruder des türkiſchen Kaiſers, zu Rom getauft; jedesmal unter dem Vortritte des Grafen Haug von Werdenberg; Graf Ulrich von Werdenberg ſchnitt die Speiſen vor, und Herzogs Georg Weinträger war der Landgraf Friedrich von Leuchtenberg, wie denn an dieſer und jeder andern Tafel jeder Gaſt auch ſeinen eigenen Weinträger hatte.

Mehr als hundert Köche, die meiſten aus Herzog Ludwigs Klöſtern zur Aushülfe berufen, erſchöpften ihre Kochkunſt, um Speiſen auf die Tafeln zu liefern, deren größten Theil die Feinſchmecker unſerer Zeit belächeln würden. Gar ſinnig überraſchte der Mundkoch des Kaiſers die herzogliche Braut mit einer großen Wiege von Lebkuchen. Dem Volke wurden Wein und Brod an verſchiedenen Plätzen gereicht.

„Auf das Wohl des Herzogs Chriſtoph, des ſtreitbaren Helden!“ rief Graf Johann von Werthheim, den Becher ergreifend, und die andern Gäſte an dieſer ſechsten Fürſtentafel: Graf Ulrich von Montfort, und gegenüber Herzog Wolfgang von Bayern und die würzburgiſchen Räthe, ſtießen freudig an. Chriſtoph erwiederte den Trinkſpruch.

„Schade, daß nicht auch Euer Bruder, Herzog Sigmund, unſer ſchönes Feſt durch ſeine Gegenwart verherrlichet," ſagte Graf Johann zu Herzog Chriſtoph. „Er wäre ſchon gekommen," bemerkte Wolfgang lächelnd; „allein er iſt eben gar ſehr beſchäftiget mit einem Erbtheile unſers ſeligen Vaters, das ihn gewaltig in der großen Zehe ſchmerzt."

Chriſtoph nickte mit ſcherzender Zuſtimmung.

„Gerne wollte ich auf einige Tage ſeine Schmerzen übernehmen," ſagte Graf Ulrich, „wenn zwei ſo holde Engel vor meinem Krankenlager ſäßen, wie Margareth und Fräulein Bertha, des Abensbergers Tochter."

„So? Weilt auch Gräfin Bertha jetzt in Menzing?" fragte Graf Johann.

„Allerdings," verſetzte jener. „Sie ſollte ja, wie ich vernahm, einen Polen heirathen, und ihr Vater —"

„Ja, richtig, ſo iſt's!" unterbrach ihn Graf Ulrich von Montfort, und ſagte zu Herzog Chriſtoph: „Schwerlich wird ſie Euch zürnen, daß Ihr heute durch den gewaltigen Stoß ihren für ſie unwillkommenen Bräutigam, wohl für immer aus dem Wege geſchoben habt."

„Wie? Dieſer Woywode war für Gräfin Bertha beſtimmt?" fragte Chriſtoph ſtaunend, und nun erſt des Grafen Niklas feindlichen Plan ganz durchſchauend, an die Worte der herzoglichen Braut vor dem Beginne des Hochzeitmahles ſich erinnernd: „Ich bin dem Grafen von Abensberg viel Dank ſchuldig, daß er bei dem Turniere meine Wahl auf Euch lenkte; ich hätte keinen Würdigeren wählen können. Der Graf mag wohl Euer beſter Freund ſeyn, da er Euch ſo großen Ruhm nicht mißgönnt hat."

„Dieß wußtet Ihr nicht," fragte Graf Ulrich, „und wurde doch von den polniſchen Herren Allen erzählt, die nur davon hören mochten?“

„Dieſem häßlichen Manne wollte Graf Niklas ſeine Tochter geben? Unmöglich!“ ſagte Chriſtoph.

„Die Wahrheit wollen wir gleich vom Grafen ſelbſt vernehmen,“ bemerkte Herzog Wolfgang. „Da kommt er eben, wie gerufen.“

Graf Niklas, als Herzog Ludwig's Weinträger an der dritten Tafel, ſchritt in dieſem Augenblicke in der Nähe vorüber.

„Auf ein Wort, Herr Graf von Abensberg!“ rief ihm Herzog Wolfgang zu.

„Was wünſchet Ihr, gnädiger Herr?“ fragte jener ſichtbar betroffen.

Herzog Chriſtoph, um den Gehaßten weder zu ſehen, noch ſeinem Blicke zu begegnen, vielleicht auch, um in den eigenen Zügen die innerſten Gefühle der Liebe für Bertha nicht zu verrathen, wendete ſich halb auf ſeinem Stuhle um, den Rücken gegen den Grafen von Abensberg, und ſprach einige hingeworfene Worte mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, der in Chriſtoph's Nähe an der fünften Tafel ſaß.

„Habt doch die Güte, uns einen Zweifel zu löſen,“ antwortete Herzog Wolfgang. „An dieſer Tafel iſt ſo eben behauptet und widerſprochen worden, daß der im Turniere beſiegte Pole der von Euch für Eure Tochter, Fräulein Bertha, beſtimmte Bräutigam ſey, oder, — was Gott verhüten wolle — geweſen ſey, im Falle er nicht am Leben bliebe. Nun ſagt, was iſt daran Wahres?“

„Müßiges Gerede, gnädiger Herr, weiter nichts!“ antwortete der Graf. Der Pole wäre auch ſchon zu ſpät gekommen, da meine Bertha ſchon gewählt hat."

Chriſtoph lauſchte ängſtlich, ohne mehr zu hören, was Markgraf Friedrich mit ihm ſprach. Zum Glücke war dieſer ein redſeliger Herr, der ſelbſt ſo gerne das Wort führte, daß er zu Antworten ſelten eine Pauſe gönnte.

„Ei, das wäre!" ſagte Wolfgang erſtaunt.

„Davon wiſſen wir kein Wort!" äußerte Graf Johann von Werthheim.

„Vermuthlich ein Bräutigam von hohem Range?" fragte Graf Ulrich.

„Vom höchſten;" antwortete Graf Niklas; „in dieſem Saale, und wohl auch weiterhin, iſt Keiner ſo hohen Ranges."

„Wollt Ihr in des Kaiſers Nähe unziemlichen Scherz treiben?" fuhr Wolfgang auf.

„Mein voller Ernſt!" erwiederte Graf Niklas.

„Dann iſt Eure Tochter ohne Zweifel die Braut eines Erzengels?" lachte Graf Ulrich.

„Eines Höhern," Graf Ulrich, eines Höhern! Sie iſt eine Braut Chriſto!" antwortete der Abensberger, und beifügend: „Verzeiht, Herzog Ludwig winkt mir, dem ſäumigen Weinträger!" verbeugte er ſich mit dem leiſen, höhniſchen Zucken ſiegenden Ueberliſtens auf ſeinen Lippen, und ſchritt durch den Saal zur dritten Fürſtentafel.

3.

In der weit und breit berühmten goldenen Schreibſtube ſeines prächtigen Hauſes am Weinmarkte zu Augsburg, ſaß der reiche Handelsherr Ulrich Fugger, ein Abkömmling des Webermeiſters Johannes Fugger, der, in ſeinem Dörflein unweit der Stadt, damals noch keine Ahnung weder von der wohlverdienten Grafenwürde ſeiner berühmten Nachkommen hatte, welche ihnen zwei hundert Jahre ſpäter — 1530 — Kaiſer Carl V. verlieh, noch von dem Reichsfürſtenſtande, wodurch, nach faſt drei Jahrhunderten des gräflichen Ranges, Kaiſer Franz II. den Grafen Anſelm Maria Fugger von Babenhauſen auszeichnete.

Große Bücher lagen offen auf ſchrägen Pulten, und fleißige Schreiber fertigten Handelsbriefe an zahlloſe Geſchäftsfreunde in der bekannten Welt; denn der Name „Fugger" hatte im Land- und Seehandel den beſten Klang. Lange eiſerne Kiſten mit offenen Deckeln, bargen Schätze an Gold- und Silbermünzen, die auch in großen Säcken aufgeſchichtet umher lagen. Aus den Waarenlagern hörte man das Pochen und Hämmern der Küfer, welche Fäſſer und Kiſten zu Ladungen der Frachtwagen verſchloſſen.

Unbekümmert um all dieſes Treiben erwerbender Geſchäftigkeit, ſtand vor einem niedern langen Tiſche, hinter Ulrich Fugger, ein hübſcher Knabe von etwa zwölf Jahren, mit ernſten Zügen, und muſterte einen Haufen von geſchriebenen, und auch von kürzlich gedruckten Büchern, welche ſchöne Kunſt ſchon im Jahre 1448 Hanns Bemmler nach Augsburg gebracht hatte. Mit beſonderem Vergnügen verweilte ſein Auge bei den Holzſchnitten, welche die Feldherren des alten Rom oder die Heilkräuter darſtellten. Selten traf es ſich, daß er irgend etwas nicht recht verſtehen konnte, und dann bat er immer den Herrn Fugger gar beſcheiden um Erklärung, die ihm dieſer, inmitten der wichtigſten Arbeiten, bereitwillig gab.

Dieſer Knabe war Konrad Peutinger, der ſpäter als Stadtſchreiber von Augsburg durch Reichthum an Kenntniſſen, und tiefe Einſicht in die Heilkräfte der Natur, ſo wie als glücklicher Entdecker einer längſt verſchollenen Karte der Kriegsſtraßen des römiſchen Reiches, unvergänglichen Ruhm erwarb. Leidenſchaftlich die Bücher liebend, hatte er von Ulrich Fugger die Vergünſtigung erhalten, zu jeder Stunde ſeine reiche Bücherſammlung benützen zu dürfen, und hier ſchöpfte er jene Vorbildung, die ihn befähigte, ſpäterhin als junger Mann und Doktor beider Rechte; von den erſten Hochſchulen Italiens in ſeine Vaterſtadt Augsburg heimzukehren, und derſelben die weſentlichſten Dienſte zu leiſten, wie er ihr denn auch das Recht verſchaffte, Münzen zu prägen.

Sinnend die wunderſamen, zwiſchen Doppelfenſtern gepflegten Blumen ferner Welttheile betrachtend, ſah der kleine Konrad zwei ſtattliche Ritter mit ihren Knappen die Straße herab ſprengen, und rief freudig:

„Seht doch, Herr Fugger, ſeht doch die herrlichen Ritter, die da kommen!“ Fugger an das Fenſter tretend, erkannte in den Rittern die beiden Herzoge Chriſtoph und Wolfgang, welche von den Patriciern der freien Reichsſtadt Augsburg zu einem Feſtgelage eingeladen waren, und empfing ſie vor dem Thore ſeines Hauſes mit der Vertraulichkeit eines reichen und geachteten Mannes.

„Viel Ehre für uns Augsburger,“ ſagte er, Chriſtoph's dargebotene Rechte ſchüttelnd, „daß Ihr unſere freundliche Einladung angenommen habt; insbeſondere danke ich den gnädigen Herrn für die große Auszeichnung, womit Ihr mein Haus zuerſt mit einem Beſuche beehret."

„Ich bin gerne in Augsburg," erwiederte Chriſtoph; „im freien Augsburg fühl' ich ſelbſt mich frei. Wird auch getanzt heute?"

„Gewiß!" antwortete Fugger. „Unſer Frauenvolk iſt immer wochenlange entzückt in der Erinnerung an ſo vornehme und herrliche Tänzer. Seit vielen Tagen wird ſchon der Putz geordnet."

„Ich ſehne mich wahrhaftig nach der Luſt, mit den ſchönen Augsburgerinnen wieder zu tanzen," äußerte Wolfgang; ſie ſind die leuchtenden Sterne am Bankethimmel."

„Nach dem ſcharfen Ritte werdet Ihr wohl Hunger und Durſt fühlen," ſagte Fugger, „und ich wollte darauf wetten, daß mein Eheweib bereits für einen Morgenimbiß ſorgt. Beliebet einzutreten!"

Ein ſchöner Tiſch mit einer Platte von Lapis Lazuli, an welchem Armſtühle von rothem, goldgeſtickten Sammet ſtanden, war mit weißem Damaſt bedeckt, und trug feine kalte Speiſen, ausländiſche feurige Weine und köſtliches Backwerk. Die beiden Brüder griffen wacker zu, und Chriſtoph ſcherzte:

„Kaiſer Friedrich's Mundkoch verſteht ſeine Kunſt; er hat ſie bei der Hochzeit in Landshut bewährt; aber ein noch beſſerer Koch als er, ſcheint mir der Hunger."

„Auch mir ſchmeckt's heute weidlicher, als zur Zeit, da ich nach meines Bruders ſchmählicher Verhaftung nach Augsburg floh," nahm Wolfgang das Wort. „Ich aß damals lauter Galle."

„In meiner Küche iſt ſie zum täglichen Gewürze geworden, etwa wie Safran,“ verſetzte Chriſtoph; „mein Bruder liefert mir davon mehr als ich verlange.“

„Dachte ich doch, Ihr lebtet jetzt in ſchönſter Eintracht mit ihm!“ bemerkte Fugger.

„Errathen,“ lachte Chriſtoph, „wie Feuer und Waſſer! Kürzlich haben ſeine Späher ihm in die Ohren geziſcht, daß ich bei manchen Gelagen eben nicht gar glimpflich von ihm geſprochen habe, und —“

„Das kam wieder vom Abensberger,“ unterbrach ihn Wolfgang.

„Ohne Zweifel, denn der iſt mein böſer Geiſt,“ fuhr Chriſtoph fort. „Was that nun der hochgebietende Herzog? In einem eigenen Schreiben forderte er mich zur Verantwortung auf; da er nicht die Sprache eines Bruders, ſondern eines regierenden Herrn, meines Herrn, führte, ſo ſchwiegen die Gefühle eines Bruders in meinem Herzen, und als Herzog Chriſtoph von Bayern forderte ich den Herzog Albrecht von Bayern zum Zweikampfe zwiſchen Erding und München, an der Gränzſcheide des Oberlandes Bayern vom Unterlande. Glaubt mir Fugger, dieſer Zweikampf hätte allen Zwiſt zwiſchen ihm und mir für immer abgeſchnitten.“

„Er nahm wohl die Ausforderung nicht an?“ fragte Fugger.

„Nein,“ antwortete Chriſtoph, „ſtatt der Lanzenſtöße oder Schwerthiebe haben wir nur Schreiben gewechſelt, er meinte, ein regierender Herr könne ſich weder mit einem nicht regierenden Herrn, noch mit einem Bruder auf einen Zweikampf einlaſſen, und verwies meine und Wolfgangs Forderungen an des Kaiſers Gericht.“

„Albrecht iſt ein wortbrüchiger Mann," ſagte Wolfgang; „er hat auch meinen Hofdienern, die ich in München zurückließ, das zugeſicherte Geleit nicht gehalten."

„Uns Augsburgern iſt er auch nicht hold," bemerkte Fugger; „um unſern Handel und Wandel zu drücken, hat er uns ſchon einmal den Lech verpfählt, und die Wertach geſperrt; er iſt ein ſchlimmer Nachbar!"

Frau Fugger trat ein, und meldete, daß mehrere Patricier gekommen ſeyen, um die herzoglichen Gäſte auf die Trinkſtube zu geleiten. Dieſe ergriffen ihre Hand, rühmten dankend die gute Bewirthung und empfahlen ſich als Tänzer für den Abend.

4.

Im großen Saale der Trinkſtube waren ſchon die meiſten Patricier, die Herren vom geheimen und inneren Rathe, die Führer der Zünfte und viele andere anſehnliche Bürger, mit ihren Frauen und Töchtern, alle in Feſtkleidern, verſammelt; auch der kaiſerliche Landvogt, und der Stadtvogt, Georg Ott, hatten ſich eingefunden. Sie empfingen die beiden Herzoge mit freudigem Zurufe. Wolfgang begann ſogleich, einer Reihe holder Jungfrauen, von denen er die Mehrzahl ſeit früheren Beſuchen kannte, den Hof zu machen. Als Chriſtoph mit raſchem Blicke die 13 Tafeln gewahrte, alle überreich zum Mahle geſchmückt mit den prachtvollſten Geſchirren, ſagte er, ſo laut, daß die Umſtehenden es hören mußten: „Dreizehn! Eine unglückliche Zahl! Will mich's doch gemahnen, als hätten die Feſtordner den erſten Herrn Bürgermeiſter, Ulrich Schwarz, an die dreizehn unglücklichen Bürger erinnern wollen, die er während ſeines ſiebenmaligen Bürgermeiſterthums aus Gerechtigkeitseifer hinrichten ließ!“

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr!“ flüſterte ihm der zweite Bürgermeiſter zu, Joſeph Ohneſorgen, ein ſchmächtiges Männlein mit geſchmeidigem Rücken, „um Gotteswillen ſprecht nicht ſolche Worte! Wenn ſie der regierende Herr Bürgermeiſter, mein hochgeehrter Amtsgenoſſe, durch überall herumſchleichende Lauſcher vernähme, ich wäre ein verlorener Mann, und viele Bürger würden ſchwer dafür büßen, es auch nur gehört zu haben.“

„Ihr thätet beſſer, ſolche Unthaten nicht zu dulden,“ entgegnete Chriſtoph, „als deren Urheber zu fürchten. Da ſey Gott für, daß Herzog Chriſtoph jemals nicht freimüthig ſpräche, wie es ihm um's Herz iſt!“

Der Stadtvogt und viele Bürger nickten heimlich beifällig; aber Keiner wagte es, ein Wort der Zuſtimmung zu ſprechen.

Eine Reihe von Speiſen war bereits aufgetragen, als das Geräuſch von Partiſanen die Blicke der Gäſte nach der weitaufragenden Flügelthüre lockte, durch welche, unter dem Vortritte von zwölf gewappneten Stadtwächtern, der erſte Bürgermeiſter, Ulrich Schwarz, in voller Amtstracht eintrat, ein ſtämmiger, wohlbeleibter Mann, mit ſtruppigem Haare und trotzigen Zügen, ihm zur Seite ſein Eheweib, im reichen Prachtgewande einer königlichen Frau. Mit leichter Verbeugung grüßte er die beiden Herzoge und drückte ſein Vergnügen aus, ſie in ſeiner Stadt zu bewillkommen.

Nachläſſig in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, wendete er nach kurzer Friſt ſeinen Kopf zum zweiten Bürgermeiſter Ohneſorgen, der neben ihm ſaß, und fragte ihn, wie zufällig, und mit ruhigem Tone: „Sagt mir doch, Ohneſorgen, was ſprach denn vorhin, eh' ich kam, Herzog Chriſtoph von mir? Ich habe hievon munkeln hören."

Der Gefragte zitterte ſo heftig, daß er den Becher in ſeiner Hand wieder auf den Tiſch ſtellen mußte, um den Wein nicht zu verſchütten. „Ich kann mich nicht erinnern," ſtammelte er. „Aber ich!" erwiederte Schwarz mit zorniger Miene; „ich weiß auch, was ihr zu ſeiner Aeußerung geſprochen habt. Doch genug für heute; morgen werde ich dieſe Sache ſchon näher unterſuchen." Ohneſorgen hätte jezt Vollſorgen heißen ſollen; aus Angſt ſchmeckte ihm kein Biſſen und kein Trunk mehr.

Die beiden Herzoge unterhielten ſich ſehr gut. Bei Wein und Tanz, und ſüßen Schmeichelworten, den Holden geſpendet, war die Mitternachtſtunde unbemerkt vorübergegangen. Plötzlich hörte man auf der Saalflur eine herzzerreiſſende Stimme jammern: „Laßt mich hinein! Laßt mich hinein!" und dazwiſchen rohe, abwehrende Schmähworte. „Was iſt das für ein unziemlicher Lärm?" fragte Schwarz, und runzelte die Stirne. Dienſteifrig rannten einige Rathsherren zur Thüre, um nachzuſehen, doch in demſelben Augenblicke drängte ſich ein ärmlich gekleidetes Weib mit gewaltiger Anſtrengung in den Saal.

Um die todbleichen Wangen flatterten zerrauft die langen Haare; die hohlen Augen rollten, wie im Haupte des Wahnſinns; der ganze Leib bebte, den die ſchwachen Füße nicht tragen konnten. Krampfhaft hob ſich die Bruſt, ſo oft ſie nach Athem rang; bei jedem Schritte tappte die Unglückliche, wie nach irgend einer Stütze, um nicht unter der Laſt unausſprechlichen Elendes zuſammen zu ſtürzen.

„Wo — wo iſt der Bürgermeiſter — Herr Ul — Ulrich — Schwarz?" fragte ſie, und die Menge vor jenem theilte ſich, und ſie ſtand dem Gefürchteten gegenüber. Die Arme aufreckend mit ausgeſpreizten Fingern, wankte ſie ihm entgegen, und mit einem gellenden Schrei, darob ein Felſen ſich hätte erbarmen mögen, ſtürzte ſie zu den Füßen des Mächtigen flehend: „Gnade! Gnade für meinen armen Bruder, den Ihr heute zum Tode verurtheilt habt, weil er ſagte, Ihr hättet meinen Mann unſchuldig hinrichten laſſen, und meines Mannes Bruder. Gnade für meinen unglücklichen Bruder, meine, und meiner Kinder letzte Stütze!“ Da verſagte ihr die Stimme, und heftiges Schluchzen erſtickte ihre Worte.

Die rauſchende Muſik ſchwieg, und die Reihen der Tanzenden löſeten ſich auf in neugierige Gruppen.

„Schlechte Aufſicht, da dieſes tolle Weib bis in unſere Mitte ſtörend dringen konnte,“ ſagte Schwarz, und fügte bei: „Stadtwächter! Schleppt ſie fort in's Gefängniß!“

Niemand wagte, für ſie zu bitten. Da trat der kaiſerliche Landvogt hin, und ſprach: „Herr Bürgermeiſter, wollet uns doch nicht die letzten Stunden dieſes Feſtes verderben, womit wir die beiden Herren Herzoge zu ehren gedachten! Schenket dem Bruder der armen Frau das Leben, und laſſet Euch genügen an dem Blute, das Ihr ſchon vergoſſen habt!“

„Erſparet Euch ſolche Bemerkungen, Herr Landvogt!“ erwiederte Schwarz; „Ihr wißt, wer in Augsburg zu gebieten hat. Fort mit ihr!“ Er ſtieß die Frau mit dem Fuße von ſich weg.

„Seyd nicht ſo hart, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte Herzog Chriſtoph; „die Leute möchten glauben, Euer Herz trüge die Farbe Eures Namens.“

„Auch ich erſuche Euch, die Bitte dieſer Frau zu erfüllen,“ ſprach Wolfgang.

Der Bürgermeiſter war jedoch ſchon gereizt durch die bittere Bemerkung Chriſtoph's, und erwiederte ihm mit mißbilligender Beziehung: „Ich werde den Feſtordnern Gelegenheit geben, die unglückliche Zahl dreizehn künftig wenigſtens auf vierzehn umzuändern,“ mit gebieteriſcher Haſt beifügend: „Fort mit ihr, bei meinem Zorne!“

Des Bürgermeiſters drohender Hochmuth empörte Chriſtoph. Mit grimmigem Blicke ſtellte er ſich ihm gegenüber, und ſprach: „Es iſt des Ritters heilige Pflicht, bedrängte Wittwen zu ſchützen. Wage es Keiner, Hand an ſie zu legen! Sie ſteht von nun an unter meinem Schutze. Ihr aber, Bürgermeiſter Schwarz, habt es nur den Pflichten eines Gaſtes, und meiner Werthſchätzung der edlen Bürger von Augsburg zu verdanken, daß ich Euch, ob Eurer frechen Rede von einem vierzehnten Tiſche, nicht zum Balkonfenſter dieſes Saales hinauswerfe. Wahrlich, Euch hat Euer Vater, der Zimmermann, aus dem gröbſten Holze ſeines Handwerks gezimmert, und das verpfuſchte Geſtell mit dem Leime der Habſucht, der Blutgier, und jeder Schlechtigkeit zuſammengekittet. Verwundert Euch nicht, daß ich Euch die Wahrheit ſage, ich habe ſie ſchon gewaltigeren Herren geſagt, als Ihr ſeyd. Wohl verſtand ich, wen Ihr eigentlich gemeint habt, mit der Anſpielung auf den vierzehnten Tiſch; Ihr habt es gewagt, den Löwen zu treten, und müßt Euch nun auch ſein Brüllen gefallen laſſen.

Der Bürgermeiſter wollte ſprechen.

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr Chriſtoph fort, „ich bin noch nicht fertig. Glaubt Ihr, in München kenne man Euer Treiben nicht? Ihr ließet zwei würdige Männer dieſer Stadt enthaupten, Hans Vittel, den Mann dieſer unglücklichen Frau und Vater von ſechs Kindern, und ſeinen Bruder Leonhard Vittel, bloß weil ſie Eure ſchlechte Amtirung getadelt haben. Auch damals ſtießet Ihr dieſes Weib mit Füßen, als es mit der Tochter, die ſich geſegneten Leibes zu Euch aufs Rathhaus ſchleppte, auf den Knieen vergebens zu Euch um Erbarmen flehte. Vergeſſet nicht die Worte, welche Hans Vittel noch auf dem Richtplatze ſprach: „Mag Gott es erbarmen, daß wir um die Wahrheit ſterben müſſen! Aber Schwarz, Du biſt ein Dieb am Rath, und an Armen und Reichen. Eh ein Jahr umgeht, verdirbſt du am Galgen!“*) Ich will nicht behaupten, daß es wahr ſey, was Hans Vittel in der letzten Viertelſtunde ſeines Lebens geſprochen; aber weiſſagen und wahrſagen ſind nahe verwandt. Darum rathe ich Euch wohlmeinend, Herr Bürgermeiſter, dem Bruder dieſer armen Frau das Leben zu laſſen; krümmet Ihr ihm auch nur ein Haar, ſo will ich rächend an Eurer Ferſe hängen, wie das jüngſte Gericht.“

Hiemit faßte er die Frau Vittel bei der Hand, führte ſie zum Eheweibe des Stadtvogtes Ott, und ſagte: „Thut mir den Gefallen, liebe Frau, dieſe Unglückliche nur bis morgen früh zu beherbergen!“ Während jene mit zögerndem Schrecken Platz machte, flüſterte Chriſtoph dem erblaſſenden Ott zu: „Morgen muß Schwarz geſtürzt werden!“

Der Bürgermeiſter Schwarz, von Chriſtoph's Strafpredigt ganz vernichtet, im Geiſte ſchon die Opfer blutiger Rache überzählend, reichte ſeiner Frau den Arm, verließ, von vielen Bürgern an die Treppe geleitet, den Saal, umgeben von den Gewappneten, und ſagte mit erkünſtelter Ruhe: „Es iſt Keiner ſo hoch geſtellt, daß nicht ein Höherer über ihn gebieten könne.“

---

*) Hiſtoriſch.

5.

„Ihr habt mir und meinen Freunden aus der Seele geſprochen,“ ſagte der Stadtvogt Ott, als er, umringt von vielen jungen Patriciern und Bürgern, in einem Nebengemache des Saales vor Herzog Chriſtoph ſtand; „und wehe uns Allen, die etwa ſein Haß ſchon im ſchwarzen Buche verzeichnet hat! Der Henker wird bald vollauf zu thun bekommen!“

„Ich bin nicht Eurer Meinung, Stadtvogt,“ erwiederte Chriſtoph, „und da ich den verdrießlichen Handel begonnen habe, ſo iſt meine herzogliche Ehre dabei verpfändet, ihn auch glücklich zu beenden. Ihr Patricier und Bürger ſcheint mir zur alten Freiheit nicht mehr die alte Tugend zu haben; ſonſt würdet Ihr nicht ſo lange, als freie Bürger einer freien Reichsſtadt, auf Euern Nacken das blutige Joch eines grauſamen Emporkömmlings tragen. Brecht es mit Gewalt entzwei! Ein ſo günſtiger Augenblick wird nicht wieder kommen.“

„Was ſollen wir thun?“ fragte der Stadtvogt. „Rathet uns nur, wir ſind zu Allem bereit,“ äußerten viele junge Männer.

„Mit dem Grauen des Morgens wird der ſchlafloſe Schwarz“, antwortete Chriſtoph, „eine Sitzung halten. Die blutdürſtigen Beſchlüſſe derſelben darf er nicht mehr vollziehen können. Sobald —“

Ott winkte ihm, nicht weiter zu ſprechen, da eben einige Anhänger des Bürgermeiſters Schwarz heranſchlichen. Chriſtoph trat mit Ott in einen beleuchteten Verbindungsgang, und ſetzte dort das Geſpräch ungeſtört fort, deſſen Inhalt der Stadtvogt ſodann Einzelnen, oder kleinen Gruppen ſeiner Freunde mittheilte. Die ältern Patricier und Bürger, beſorgte Hausväter, waren bald nach dem Heimgange des Bürgermeiſters Schwarz, mit ihren Frauen und Töchtern gleichfalls aufgebrochen, aus gegründeter Furcht, in irgend eine folgenſchwere Verantwortung verwickelt zu werden, ja auch nur ſeinen Verdacht zu erregen. Den Jünglingen und jungen Männern aber, von der kühnen Sprache Herzogs Chriſtoph begeiſtert; ſtieg der feurige Wein immer mehr zu Kopf, je fleißiger ſie die Becher leerten; ſie vermaßen ſich ſogar, wie denn der jugendliche Uebermuth keine Grenzen kennt, abſonderlich bei Trinkgelagen nach dem Taktſchlage der Becher mit lauter Stimme ein heimlich verbreitetes Spottlied auf Schwarzen's und ſeines Weibes Stolz zu ſingen, das mit den Worten beginnt:

„So ſchweig, ſo ſchweig, mein Fräulein.
Bis Du eine Kaiſerin,
So will ich Kaiſer ſeyn.“ —

welches in einer Handſchrift des „großen Zeitbuches“ von Augsburg, unſern Tagen ausführlich und getreulich aufbehalten wurde, eine Verwegenheit, welche die noch Schüchternen unter den Anweſenden mit Entſetzen erfüllte.

Die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang ſchliefen noch faſt in den wahrhaft fürſtlichen Gaſtbetten des Fugger'ſchen Hauſes, als ſchon der Bürgermeiſter Schwarz an den verſammelten Rath eine donnernde Anrede hielt, und ſelbſt den Antrag zu ſtellen wagte, den Herzog

Chriſtoph, wegen Amtsehrebeleidigung des hohen Oberhauptes der freien Reichsſtadt Augsburg, zu verhaften. Zugleich verlas er ein langes Verzeichniß derjenigen, die ſogleich in den Kerker geworfen, auf die Folter gebracht, und nach Geſtalt der Dinge, — was aus ſeinem Munde gleichbedeutend klang mit „ohne weitere Umſtände" hingerichtet werden ſollten.

Eben ſchrieb der Stadtſchreiber emſig die Verhaftbefehle, als plötzlich die Thüre des Sitzungszimmers aufflog, und gepanzert, mit Schwert und Streitaxt, gefolgt von mehr als fünfzig wohl bewaffneten Patriciern und Bürgern, welche ſich noch im Dunkel der früheſten Morgenſtunde durch ein Hinterpförtchen in das Rathhaus einzeln unbemerkt geſchlichen und verſteckt hatten, und nun überraſchend hervorbrachen, der Stadtvogt Georg Ott in den Saal trat. Schwarz ſprang leichenblaß von ſeinem Stuhle auf, und indem er ſich wankend mit der Linken an den Tiſch klammerte, und die rechte Hand drohend weithin ſtreckte, ſtammelte er mit ſchreckengelähmter Zunge: „Wer — darf — es wagen?" Die alten Jaherren zu beiden Seiten wichen leiſe von ihren Sitzen, und drängten ſich wie geſcheuchte Schafe gegen die Thüre, deren Ausgang durch gefällte Spieße verſperrt war. Der zweite Bürgermeiſter Joſeph Ohneſorg, kroch unter den Tiſch, deſſen herabhangende Tücher ihn unſichtbar machen ſollten; er wurde aber bei den Füßen hervorgezogen, und mit allen verſammelten Rathsherren gefeſſelt.

In tödtlicher Angſt haſchte Schwarz nach dem Glockenſtrange vor ihm, und riß daran mit fieberhafter Gewalt, um den im untern Raume weilenden, ſtets gerüſteten Stadtwächtern, das Zeichen augenblicklich dringender Hülfe gegen drohende Gefahr zu geben; allein der leitende Drahtzug war ſchon von Außen abgeſchnitten.

„Ulrich Schwarz," rief der Stadtvogt Ott, „auf Befehl des Kaiſers und eines ehrſamen Rathes, biſt Du mein Gefangener!" packte ihn zugleich mit eiſerner Fauſt an der Bruſt, riß ihn von ſeinem erhöhten Sitze herab, und ſchleuderte den halb Ohnmächtigen den Bewaffneten zu, die ihn augenblicklich in Ketten legten. Das Gerücht dieſes unglaublichen Ereigniſſes wetteiferte mit der Eile des Sturmgeläutes, den ſchwer bedrängten Augsburgern die Stunde der Erlöſung zu verkünden. Bald wogten Tauſende vor dem Rathhauſe, um ſich mit eigenen Augen von der Möglichkeit eines ſolchen Umſchwunges der Dinge zu überzeugen. Alle Papiere wurden in Beſchlag genommen, alle Gemächer, worin Geld oder Geldeswerth, ſtreng bewacht. Gräßliche Verwünſchungen ſchlugen an das Ohr des geſtürzten Bürgermeiſters, als man ihn auf die Straße zum Gefängniſſe führte, und nur mit aller Anſtrengung gelang es dem bewaffneten Vierecke, in deſſen Mitte er mit geſenktem Haupte ging, vor dem Looſe ihn zu ſchützen, von dem raſenden Volke, das ihm ſo lange lammmüthig zum Fußſchemmel gedient, in Stücke zerriſſen zu werden.

Der Zug begegnete den Herzogen Chriſtoph und Wolfgang, als ſie eben wieder aus Augsburg heimreiten wollten. Der Stadtvogt Ott ließ halten, und dankte dem Herzoge Chriſtoph im Namen aller Einwohner für die Ermuthigung zur entſcheidenden That, verhieß auch den beiden herzoglichen Brüdern in allen gerechten Nöthen bereitwilligen Beiſtand.

Noch zur ſelben Stunde wurde Ulrich Schwarz auf die Folter gebracht, wobei ihm die hölliſchen Qualen das Geſtändniß von zahlreichern und größeren Miſſethaten abpreßte, als deren er ſich ſchuldig wußte; doch war ſchon jede der wirklich verübten ſchwer genug, die Todesſtrafe über ihn zu verhängen. Bedeutende Einkünfte der Stadt und des heiligen Geiſt-Spitales hatte er zu ſeinem Vortheile unterſchlagen, Bedienſtungen dem Meiſtbietenden verliehen, und den verruchten Plan geſtanden, die Geiſtlichkeit und die Geſchlechter Augsburgs hinrichten zu laſſen, und ihr Vermögen an ſich zu reißen. In den Schränken ſeines Hauſes wurden an baarem Gelde gefunden fünfzehntauſend Gulden, dreihundert kleine ſilberne Becher, und gegen fünfzig Stücke vergoldeter Silbergefäße.

Zum Hohne des Mißbrauches ſeines durch Gewaltſtreiche aller Art ſo oft erſchlichenen Bürgermeiſterthumes, wurde der zum Tode verurtheilte Ulrich Schwarz, mit dem Feſtgewande ſeines Amtes, von ſchwarzem Sammet mit Pelz verbrämt, angethan, ein Sammetbarett mit einem Perlenkranze auf dem Haupte, unter unermeßlichem Zulaufe des jauchzenden Volkes, am 18. April 1478, zum Galgen geführt. Während der Henker mit einem Gehülfen ſein Opfer über die verhängnißvolle Leiter hinaufſchob, ſprach er noch ſpottweiſe zu ihm: „Dankt es Eurer Vorſicht, geſtrenger Herr Bürgermeiſter, daß Ihr den baufälligen Galgen erſt kürzlich habet ausbeſſern laſſen; wie leicht möglich wäre es ſonſt geweſen, daß ich Euch zwei Mal hätte hängen müſſen.“ Nach einer Pauſe, die der Henker benützte, langſam die Schlinge des Strickes zu drehen, hub er wieder an; „Der arme Hans Vittel war doch ein tüchtiger Prophet, als er Euch von dieſem Dreibein zurief: „Eh ein Jahr umgeht, verdirbſt Du am Galgen!“

Bevor er ihm die Schlinge um den Hals legte, weinte der Henker, und ſeufzte: „Ihr habt fünf von meinen Verwandten, unſchuldige Tröpfe, die jetzt im Himmel ſind, an dieſem Orte muthwillig abſchlachten laſſen; ich würde Euch bitten, ſie von mir zu grüßen; aber Ihr kommt nicht hin, wo jene ſind.“ Endlich paßte er ihm die Schlinge an, wie ein Halstuch, nahm ihm aber vorſichtig zuerſt das Barett ab, um es ihm nicht etwa zufällig vom Kopfe zu ſtreifen, und ſetzte es ihm darnach wieder auf, was ein ſo ſchallendes Gelächter im Volke erregte, daß der Henker zu Schwarz ſagte: „Ihr könnt getroſt ſterben, mit dem ſchönen Bewußtſein, durch Euern Tod ſo viele Tauſende glücklich zu machen!“ Dieß Alles, was der Henker ſpottend ſprach, kam nicht aus rohem Herzen, ſondern war ein Gemiſch von Reue, ſo viele Jahre hindurch ein willenloſes Werkzeug der blutigen Willkühr geweſen zu ſeyn, und der Rache ob des Verluſtes ſeiner Verwandten.

Als nun der kalte Strick den heißen Hals — weil die Angſt alles Blut in den Kopf trieb, — des Schwarz berührte, riß dieſer den Mund mit bebenden Lippen auf, als wollte er ſprechen oder ſchreien, und die Sterne in beiden Augen zuckten ſo raſch hin und her, wie der Schwingenſchlag einer emporwirbelnden Lerche; die erdfahlen Wangen ſchienen ſchmäler und länger zu werden, das Kinn ſpitziger, und ein kleberiger Todesſchweiß brach aus Haut- und Barthaaren hervor. „Wenn ich Euch nun am Stricke von der Leiter ſtoße,“ fuhr der Henker fort, „ſoll ich Euch vorſchriftmäßig das Genick brechen; es wär' dann freilich ſchnell vorbei mit Euch; aber es kracht widrig, und thut weh. Ich will Euch lieber ein wenig länger zappeln laſſen, ſo ſterbet Ihr doch mit geraden Gliedern. Und nun,“ fügte er in einem Anfalle menſchlichen Mitleides bei, „und nun fleht noch ein Mal Gottes Barmherzigkeit an; ſie iſt ſo unendlich, daß Euch doch verziehen werden kann, wie groß auch Eure Verbrechen ſeyn mögen.“ Ueber eine Weile fragte er: „Seyd Ihr fertig?“ und als Schwarz ſchwach mit dem Kopfe nickte, ſtieß er ihn von der Leiter; die Schlinge ſchnürte den Hals zuſammen, und der große Sünder baumelte zwiſchen Himmel und Erde. Die Augen ſchienen ſich aus ihren Marken zu drängen; der Mund klappte auf und zu: er zog die Knie gegen den Unterleib, und ſchob die Schultern gegen die Ohren, um das Gegengewicht des eigenen Körpers aufzuheben, und ſo durch die Schwächung der Wirkung ſeiner Halsſchlinge, das theure Leben um Sekunden zu verlängern. Aber immer matter wurden dieſe Anſtrengungen, zuletzt erſtarrten die Glieder; Schwarz hing regungslos am Galgen; er war todt!

Ein dämoniſches Jauchzen des entfeſſelten Volkes, begrüßte die letzte Zuckung ſeines Zwingherren. Mildere Urtheile trafen ſeine eingeſchüchterten Theilnehmer. Wenige Tage darnach lag der feige Ohneſorgen todt auf der Straße. Es hieß allgemein, irgend Einer, der über eine alte Schuld mit ihm kurz abrechnen wollte, habe ihm den ſogenannten „Johannis-Segen“ gegeben. Niemand hat ihn bedauert.

6.

Im Schloßhofe zu Menzing ſaß Fräulein Bertha auf dem Rande eines marmornen Springbrunnens, und fütterte mit Fruchtkörnern die ſchimmergeſchweiften Pfaue, und Perlhühner, und viele andere, wunderſam beſiederte Vögel aus heißen Zonen, welche in Kammern mit künſtlich erzeugter Heimathwärme ſorgfältig gepflegt, in hohen, leichten, vergitterten Behältern aufbewahrt, und in dieſen nur immer an heitern, heißen Sommertagen, auf ein Stündchen in's Freie zum Genuſſe lebenskräftiger Luft gebracht wurden. Zwei ſchöne, muntere Knaben, Johann und Sigmund, Kinder Herzog Sigmund's, ſpielten in Bertha's Nähe; Johann knetete aus ſeinem Sande, den er mit Waſſer zu einem Teig erweichte, ſo eifrig eine kleine Burg mit Thürmen und Gräben, daß die Schweißtropfen ihm über die Stirne auf die vorwallenden Goldlocken troffen, welche er bisweilen mit den Händen aus dem Geſichte ſtreifte, ohne zu bemerken, daß er ſich über und über mit Lehm beſchmierte. Sigmund mühte ſich ab, ein junges Perlhühnchen zu haſchen, das, nach allen Richtungen trippelnd, ihm zu entwiſchen ſuchte.

„Aber, Hänschen, wie ſiehſt Du wieder aus?“ ſagte Bertha. „Dein Geſicht und das neue Sammetjäckchen ſind ja voll Schmutz! Du darfſt Dich freuen, wenn Dich Mütterchen ſieht!“

„Mütterchen ſieht mich nicht, liebe Bertha,“ erwiederte Hänschen lächelnd; „wir waſchen uns ſchon zuvor, ich und mein Jäckchen. Ich bin gleich fertig mit der Burg da; ich ſchenke ſie dann dem Herzog Chriſtoph; aber bei uns muß er bleiben, und nicht immer wieder fortreiten. Iſt es Dir nicht recht, wenn er da bleibt?“

„Gewiß iſt es mir recht,“ antwortete das Fräulein, und ſeufzte laut, als der Knabe wieder d'rauf los knetete, ohne ſich mehr um ſie zu bekümmern: „Ach, wenn er nur immer da bliebe!“

„Recht gerne!“ ſprach Jemand hinter Bertha, und als ſie ihr Haupt wendete, ſtand Herzog Chriſtoph vor ihr. Beſtürzt ſprang ſie auf und erröthete.

„Ich habe Euch ſchwer vermißt in Landshut,“ fuhr Chriſtoph fort, „wo ich durch die Kraft Eurer Farbe ſiegte, die ich trug. Sollte es wahr ſeyn, daß der Pole, der im Turniere von meiner Hand fiel, Euer Bräutigam war, ſo zürnet nicht mir; ich erfuhr es erſt ſpäter. Daß Euer Vater es war, auf deſſen Empfehlung mich Hedwig zum Kämpfer mit dem übermüthigen Fremdlinge wählte, werdet Ihr wohl ſelbſt wiſſen.“

„Laſſen wir Vergangenes,“ erwiederte Bertha wehmüthig, „was Ihr von einem Bräutigam ſprachet, gilt nur einem flüchtigen Plane meines Vaters, dem ein fremder Pilger von Eurer Neigung zu mir erzählte.

„Wohl derſelbe, welcher meine Befreiung aus der Haft vereiteln half,“ bemerkte Chriſtoph. „Aber wie mag ich es vor Euch verantworten, daß ich noch immer nicht als Mitregent Euch meine Hand bieten kann, wie ich es gelobte?“

„Wollte Gott,“ antwortete Bertha, „Ihr hättet nie nach dieſem trügeriſchen Gute geſtrebt! ferne von den Sorgen der Herrſchaft, wäre ich glücklich geweſen, an Eurer Seite die Wonne ungeſtörter Einſamkeit zu genießen.“

„Noch iſt es Zeit,“ ſagte Chriſtoph, — „noch“ —

„Nein, täuſcht Euch nicht,“ unterbrach ihn Bertha, „es iſt zu ſpät! Als mein Vater Euch, auf Befehl Eures Bruders, im Bade verhaftet hat, ſchwuret ihr ihm bei dem Blute des Erlöſers den Tod, und wahrlich, ein Mann, wie Ihr, der immer ſein Wort gehalten, wird auch ſeinen Schwur nicht brechen. Nie, nie würde mein Vater in dieſe Verbindung willigen, nie meine Mutter mir ihren Segen geben; ohne elterlichen Segen möchte ich das Vaterhaus nicht verlaſſen. Und ſchlägt die Stunde der Erfüllung Eures Schwures, ſtirbt mein Vater, von Eurer Hand getroffen,“ — hier ſtürzten heiße Thränen aus ihren Augen; ſie ſank auf den Steinſitz zurück, und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

„Faßt Euch, liebe Bertha,“ tröſtete ſie Chriſtoph gerührt, „das Schrecklichſte iſt noch nicht geſchehen, der Kirche Gewalt kann meines — wenn auch im gerechten Zorne — übereilt ausgeſtoßenen, ſündigen Schwures mich entbinden.“

Noch einmal erquickte der Himmelsthau tröſtender Hoffnung Bertha's trauervolles Herz, und ein leiſes, ſüßes Lächeln leuchtete durch den Thränenflor ihrer Augen. „Thut dieß, thut dieß, Chriſtoph,“ ſagte ſie; „verſöhnet Euch mit meinem Vater! Zeit und Entfernung können viel dazu beitragen. Ziehet aus nach Ruhm und Ehre! Aber nicht lange, ich bitte, nicht lange, und kehret ruhiger, geneigter zu friedlichem Leben, zurück, um“ —

„Um Euch,“ unterbrach ſie Chriſtoph, „in irgend einem Kloſter als Braut Chriſti, wie Euch Euer Vater an der Fürſtentafel zu Landshut nannte, am Sprachgitter zu beſuchen?“

„Sagte er dieß?“ lächelte Bertha. „Als mein Vater mir den Polen als Gemahl vorſchlug, antwortete ich, daß ich nur den Mann meiner Wahl beſitzen, außerdem aber eine Braut Chriſti werden wolle. Da er nun vermuthete, daß ich unter dem Manne meiner Wahl Euch verſtehe, er dieſe Verbindung nie billigen, und ich ohne ſeinen Willen und Segen ſie nicht vollziehen würde, ſo zweifelte er nicht an meinem Entſchluſſe, den Schleier zu nehmen, und erhob demnach ſeine Vorausſetzung zur Gewißheit. Noch einmal erinnere ich Euch an die Worte des alten Wahrſagers, der zu mir ſagte: „Derjenige, den Ihr liebet, und an den Ihr jetzt denket, wird keine Andere zum Altare führen, und Ihr mit ihm auf ewig vereiniget werden, und zwar zu einer Zeit, wo es Niemand mehr für möglich hält.“ Ich glaube daran, und ſo möge es geſchehen!“

„Amen!“ erwiederte Chriſtoph. „Auch meine Hoffnung ſey's, und ich gelobe Euch feierlich, nie mit einer andern Braut vor den Altar zu treten, ſo wahr mir Gott helfe, und der heilige Vater ſelbſt, auf dem päpſtlichen Stuhle, ſoll mich von dieſem Gelöbniſſe nicht freiſprechen können.“

Er zog Bertha ſanft an ſeine Bruſt, und drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne.

„Ei, ſeht doch, wie zärtlich!“ lachte Margareth, die eben Blumentöpfe an das offene Fenſter ſtellen wollte. Die Liebenden fuhren auseinander; das Zanken des lieben Mütterchens fürchtend, duckte ſich Hänschen ſo ſchnell unter die kleine bergende Brunnenwand, daß ſein Näschen auf dem weichen Burgwalle ſich abdrückte, ſchielte mit dem linken Auge zu Chriſtoph, und rief ihm ſtoßweiſe, mit gedämpfter Stimme zu: „Chriſtoph! Chriſtoph! Komm doch her zu mir! Chriſtoph, ſo komm doch! Siehſt Du, dieſe ſchöne Burg hab' ich für Dich gebauet, damit Du da bleibſt; ich ſchenke ſie Dir. Ich ſchenke ſie Dir, ja; Du darfſt mir nichts dafür geben. Haſt Du mir nichts mitgebracht?“ „Chriſtoph, lieber Chriſtoph, hilf mir doch das Perlhühnchen fangen; allein erwiſch ich es nicht!“ bat der kleine Sigmund.

„Chriſtoph nahm auf jeden Arm einen von den

Knaben, und ſchritt dem Eingange zu, aus welchem ihm Bruder Sigmund und ſein geliebtes Gretchen mit freudiger Begrüßung entgegen traten. Jener winkte dem Langhans, der fernab mit den Roſſen hielt, und hieß ihn ſie in den Stall führen. „Hänschen, Hänschen, wie ſiehſt Du aus!“ rief Margarethe. „Wie ein anderer Maurer auch, der eine Burg baut, liebe Mutter!“ erwiederte der Kleine und ächzte mitunter, als ſie ihn mit Linnen, Bürſte und Waſſer blank ſcheuerte.

„Du biſt ein ſeltener Gaſt in meiner Einſiedelei, lieber Bruder!“ ſagte Sigmund, „und brächten mir nicht manche Beſuche Nachrichten von Dir, ſo wüßte ich bald nicht mehr, ob Du noch lebeſt. Woher des Weges?“

„Von Augsburg,“ antwortete Chriſtoph, „wo die Bürgerſchaft mir und meinem Bruder Wolfgang zu Ehren ein Feſtgelag gab. Wolfgang ritt eine Stunde von hier ſeitswärts, vermuthlich zu einem Schätzchen in der Nähe.“ Und nun erzählte er, während Margarethe und ihre Freundin Bertha ſich anſchickten, das Mittagsmahl zu bereiten, die in Augsburg erlebten Abenteuer.

Sigmund billigte den Entſchluß Chriſtoph's, eine Ritterfahrt zu machen, und gab ihm den guten Rath, zu dem Heere des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, zu ziehen, der ſich eben zum Kampfe gegen die Türken rüſte. Dieſer Vorſchlag entſprach ganz den Wünſchen des ritterlichen, kühnen Herzogs, und erfüllte ſeinen kriegeriſchen Geiſt mit den Vorahnungen ruhmgekrönter Thaten. Als gegen Abend die beiden Freundinnen mit den Kindern in ein nahes Gehölz ſpazieren gingen, ſagte Chriſtoph: „Bruder, ich mag von den Frauen nicht Abſchied nehmen: da gäbe es Thränen, die ich ſcheue;

grüße mir Beide vielmals, und ſag' ihnen, ich ließe ſie bitten, meiner in ihrem frommen Gebete zu gedenken." Darauf umarmte er herzlich ſeinen Bruder, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt mit Langhans hinter einer hohen Hecke von wilden Roſen ganz ſtill davon, damit die beiden Damen die Hufſchläge nicht hören möchten.

7.

Mit verſchränkten Armen ſtand Herzog Albrecht am Fenſter ſeiner Hofburg zu München, indeſſen ſein Sekretär, Sigismund Kraus, an einem Tiſche ſaß, und die Beſchlüſſe, welche der Herzog auf erhaltene Schreiben faßte, fleißig und zierlich niederſchrieb.

Kanzler Neuhauſer wurde angemeldet und vorgelaſſen.

„Nun, bringt Ihr gute Nachrichten aus Regensburg?" fragte Albrecht.

„Die beſten, gnädiger Herr!" antwortete der Kanzler. „Die vielen Wohlthaten, womit Ihr Stadt am Hof beglücket, ſteigern die Unzufriedenheit der Bürger von Regensburg. Mit neidiſchen Augen ſehen ſie den Flor ihrer freien Schweſterſtädte Augsburg und Nürnberg, und mit innerm Grimme das ſtufenweiſe Verſiegen ihrer Erwerbsquellen. Die Bürger von Stadt am Hof wiſſen dieſe Stimmung ihrer Nachbaren, von denen ſie nur eine Brücke trennt, und necken ſie durch abſichtliches Schaugepränge mit Kleiderſtaat und Wohlleben."

„Das ſind günſtige Ausſichten," äußerte Albrecht; „dieſe Verhältniſſe müſſen klug benützt, und was geſchehen ſoll, darf nicht verſäumt werden. Wie benimmt ſich der Stadtkämmerer Schuchſteiner?"

„Er iſt unermüdlich zum Vortheile Eurer Gnaden," verſetzte der Kanzler. „Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht auf den Beinen, windet er ſich geſchmeidig, wie ein Aal, überall durch, bald laut und öffentlich Euer Lob verkündend, bald Einzelnen vertraulich in's Ohr flüſternd, bald, was er ſagen will, wie wenn er es nicht ſagen dürfe, in einen bedeutſamen Händedruck zuſammendrängend, bald mit ſeinen beweglichen Augen ſo deutlich ſprechend, als läge in ſeinen Blicken die Kraft der Worte.“

„Ich werde dieſem wackern Manne demnächſt einen ermuthigenden Beweis meiner vollen Zufriedenheit geben,“ bemerkte der Herzog.

„Eine ſolche belohnende Aufmunterung verdient er auch in hohem Grade,“ verſetzte der Kanzler; „denn er wagt tagtäglich ſeinen Kopf. Er hat Zwieſpalt gebracht zwiſchen die Herren vom Rathe und die Adelsgeſchlechter. In den Weinſchenken klagen die Bürger laut; ſie ſprechen unbedenklich die Sehnſucht nach jener Zeit aus, da es Regensburg noch wohl erging unter den Herzogen. Die Bürger rufen nicht ſelten auf öffentlichem Markte: „Gebt uns einen Herzog ſtatt des Kaiſers! Unter den Herzogen konnten wir uns mit unſern Kindern ſatt eſſen; der Kaiſer läßt uns verhungern!“

„Die ſchöne Frucht ſcheint reif zu werden,“ lächelte Albrecht zufrieden.

„Freilich nur ein Sandkorn, dieſes Regensburg, im Vergleiche zu den großen Fruchtfeldern, die Bayern für immer verloren hat: Holland, Brandenburg, Tirol, und ſo manch' ein anderes, herrliches Gebiet. Doch wozu trübe Erinnerungen!“

„Die Frucht iſt wirklich ſo reif, daß ſie bald fallen wird,“ fuhr der Kanzler fort, „da ſelbſt Prieſtermacht die

Unzufriedenen nicht mehr zu zähmen vermag. Vor zwei Tagen bekamen die armen Bürger ihr Almoſen nicht, von dem ſie leben, man ſagte ihnen, im Stadtſäckel ſey kein Geld. Darob raſender Auflauf. An den Altar der Kirche mußten ſich die Bürgermeiſter vor gewaltſamem Tode retten. „Hoch lebe Herzog Albrecht! Er ſoll unſer Herr werden!“ ſchrien die Bürger wüthend. Vergebens trat der alte, drei und ſiebenzigjährige, gottesfürchtige Biſchof Heinrich mitten unter ſie, um ſie mit herzergreifenden Worten für die Freiheit zu begeiſtern; allein der Hunger hat für die ſchönſten Redensarten kein ſattes Ohr.“

„Kanzler,“ ſagte Albrecht nach einigem Nachſinnen, „ich werde noch in dieſer Nacht einige von meinen Räthen, insbeſondere die Aheime und Pienzenauer, welche große Verbindungen in Regensburg haben, mit den vortheilhafteſten Bedingungen zum Abſchluße eines Uebergabs-Vertrages hinſenden; wir müſſen raſch an's Ziel kommen.“

Ein Edelknabe des Herzogs trat ein, verbeugte ſich, und ſprach leiſe zu Albrecht: „Der Pilger bittet um Gehör!“ „In das Nebengemach!“ erwiederte dieſer, nur dem Edelknaben hörbar, und trat durch die Seitenthüre, indem er dem Kanzler ſagte: „Erwartet mich!“

Wenige Minuten darnach erſchien Niklas, Graf von Abensberg, in einem Erker mit dem Kanzler ſprechend.

Schier eine halbe Stunde war verfloſſen, als der Herzog zurückkam, dem Anſcheine nach tief bewegt. Den Abensberger erblickend, fragte er: „Nichts Neues, Graf Niklas?“ „Nichts von Bedeutung,“ antwortete der Graf. „Auch nicht von Chriſtoph?“ fuhr Albrecht fort.

„Nicht mehr, als Euch ſelbſt bekannt iſt, gnädiger Herr!“ verſetzte Graf Niklas; „daß ſchon ſein Name, den Türken gegenüber, wie der Schrecken eines ganzen Heeres ihm vorausgeht; daß er überall den Sieg an ſeine Fahnen feſſelt; daß ihn Matthias Corvinus als Brautwerber an den König Ferdinand I. nach Neapel ſendete, deſſen Tochter Beatrix er nach Buden zur Krönung und Vermählung mit Corvinus geleitete, und zuletzt als Großbotſchafter des Königs von Ungarn nach Prag und Polen ging.“

„Iſt's dieß alles, was Ihr wiſſet?“ fragte Albrecht.

„Alles, gnädiger Herr!“ entgegnete Niklas.

„Ich kann Euch mehr ſagen,“ fuhr Albrecht fort, „ich kann Euch ſagen, daß Kaiſer Friedrich und Matthias Corvinus in offener Fehde liegen. Chriſtoph hat ſeine ehrenvolle Entlaſſung genommen, um nicht die Waffen gegen ſeinen Kaiſer zu tragen. Die ſchöne Königin von Ungarn hat ihn bei dem Abſchiede mit vielen köſtlichen Spenden beſchenkt, von denen der königliche Gemahl nichts weiß. Ich kann Euch ferner ſagen, daß er mit ſeinen Vertrauten fortwährend Boten gewechſelt, und ihnen bedeutende Summen zu ſeinem Zwecke geſendet hat; daß er nach Bayern zurückgekehrt, und zu dieſer Stunde ſchon in ſeinem Schloße Paal angekommen iſt; daß er gedenkt, die Mitherrſchaft zu fordern, ſobald demnächſt die zehnjährige Friſt ſeiner Verzichtleiſtung endet, und deßwegen, um ſeinem Begehren durch Waffengewalt Nachdruck zu geben, mehr als hundert Reiſige zu Roß und tauſend Fußgänger im Allgau und am Bodenſee geworben hat. Hier muß ſchnell gehandelt werden. Euch übertrage ich den Vollzug; kommet Nachts neun

Uhr wieder zu mir, damit wir das Nöthige berathen und verabreden!"

Hiemit entließ er den Kanzler und den Grafen.

8.

Im weiten Burghofe zu Baal war ein unruhiges, wildes, kriegeriſches Treiben, wie in einer belagerten, des Anſtürmens gewärtigen Veſte. Reiſige zu Fuß und zu Roß kamen angezogen, verwegene Geſellen mit trotzigen Blicken, darunter viele abgehungerte Landſtreicher, Mann und Roß nach Futter gierig. Langhans ließ Hiebe mit flacher Klinge auf die Ungeberdigen regnen, wo ſeine Worte nicht ausreichten, ſie zu dienſtlichen Verrichtungen willig zu machen. Harniſche wurden blank geputzt, Pickelhaubenbeulen ausgehämmert, Schwerter und Streitärte geſchliffen, die Spitzen der Spieße geſchärft, Riemenzeug friſch geſchwärzt, Sättel ausgebeſſert, riſſige Koller und Wämſer genäht, Roſſe beſchlagen u. ſ. f.

Heimkehrend von einem Ritte nach Augsburg, wo er die Stimmung der Bürger zu erforſchen ſuchte, ſprengte Chriſtoph über die Burgbrücke in den Hof, vom Zujauchzen der Geworbenen empfangen. Zahlreiche Beſuche von bayeriſchen Rittern, Albrecht's Strenge und Willkür abhold, belebten das Schloß; ſie boten ihm ihren Beiſtand an.

„Ich vertraue auf Eure Hülfe," ſagte Chriſtoph, „wenn mein Bruder Albrecht mir auch jetzt noch die Mitherrſchaft verweigern ſollte, die ich mit unerſchütterlichem Ernſte von ihm gefordert habe. In dieſem Falle werde ich mein gutes Recht mit meinem guten Schwerte mir erkämpfen. Leider, ja leider, iſt mein

Bruder Wolfgang von mir abgefallen, und hat ſeine Anſprüche auf den Thron dem Herzoge Albrecht gegen Verbeſſerung ſeiner Einkünfte für immer abgetreten. Er wird es zu ſpät bereuen, ſich von mir getrennt zu haben. Nur Eintracht gibt Macht. Das eben iſt Albrecht's wälſche Argliſt, die Kräfte des Widerſtandes zu theilen, um leichter herrſchen zu können.“

Alſo ſprechend ſtieg Chriſtoph langſam die Steintreppe hinauf, um in der behaglichen Wärme des großen Schwibbogenſaales, gegen die rauhe Luft des Februar geſchützt, zu tafeln. „Was ſollen dieſe Schriften?“ fragte er; ſie lagen in einem Haufen auf dem Tiſche.

„Offene Abſagebriefe ſind es,“ erwiederte Gewolf von Degenberg,“ von vier und ſechzig Grafen, Rittern und Edlen Bayerns, an Euch, worin ſie erklären, getreulich an Herzog Albrecht's Sache zu halten, im Falle Ihr die Waffen gegen ihn ergreifen würdet.“

„Thut nichts,“ ſagte Chriſtoph gleichgültig; „je mehr Feinde, deſto weniger Langweile.“

„Dieſe Abſagebriefe,“ fuhr der Degenberger fort, „kamen geſtern ſchier zur ſelben Stunde hier an, da Herzog Albrecht, zwiſchen dem Hofmeiſter Georg von Eiſenhofen und dem Marſchalle Alexander von Pappenheim, an der Spitze von dreihundert und fünfzig Reitern und ſechshundert Fußknechten mit fünf Stück groben Geſchützes vorüberzog, unter dem Oberbefehle des Grafen Niklas von Abensberg, der mit der Hand, verächtlich lachend, auf Eure unbewehrte Burg wies.“

„Schon wieder der Abensberger, mein böſer Geiſt!“ rief Chriſtoph finſtern Blickes aus. „Niklas, Niklas, ich bin meines Schwures noch nicht entbunden!“

Indem wurde ein Bürger von Kelheim eingeführt, Georg Tütner, ein treuer Anhänger Chriſtoph's. „Woher des Weges, alter Kumpan?“ fragte dieſer, hieß ihn Platz nehmen, und füllte und reichte ihm mit eigener Hand einen Becher Wein.

„Ich bin tüchtig von Landsberg hergeritten, wo ich meinen kranken Schwager beſuchte. Ach, gnädiger Herr, dort hat der Graf Niklas übel gehauſet mit ſeiner Bande! Sicher weiß Euer Bruder, Herzog Albrecht, nicht alles genau, was geſchah, er hätte es nimmermehr zugegeben. Das Schloß zu Landsberg iſt über!“

„Dieß war vorauszuſehen,“ erwiederte Chriſtoph; „ich ſelbſt, ohne Geld und Leute zu kräftigem Widerſtande, habe dem Burgvogt befohlen, bei der erſten Aufforderung das Schloß zu übergeben. Das alſo iſt die Antwort meines Bruders auf die Forderungen meines Rechtes! Nicht übel!“

„Auch die Stadt Weilheim iſt bereits in Albrecht's Händen,“ fuhr Tütner fort, „und da ich vermeinte, Ihr möget etwa von dieſen Dingen noch keine Kunde haben, ſo machte ich mich eilig auf, dieſe traurige Botſchaft zu bringen. Ich wollte Euch aber noch etwas ſagen! Bin doch ganz verwirrt! Richtig! Wie die Reiſigen des Abensberger gehauſet haben! Sie brachen im Schloſſe zu Landsberg in Eure Kammern, ſchlugen darin Kiſten und Kaſten entzwei, und haben daraus Eure Silbergeräthe, Eure Kleider und Euer beſtes Habe als Kriegsbeute fortgeſchleppt.“

„Geſtohlen, willſt Du ſagen, geſtohlen!“ zürnte Chriſtoph.

„Vor dem Abzuge hielt Graf Niklas noch eine Anrede an die Bürger, ſie erinnernd — verzeiht, daß ich frei von der Bruſt ſpreche — an Euer leichtſinniges, verſchwenderiſches Leben, an Eure wochenlangen nächtlichen Feſtgelage, in denen Ihr den Schweiß von Bürgern und Bauern, aus ſchweren Steuern gepreßt, muthwillig vergeudet; an die täglichen Beſchwerden wider Euch, womit der regierende Herzog beſtürmt werde, und forderte ſie zuletzt auf, die Hand von Euch abzuziehen, dem nie ruhenden Landfriedenſtörer."

„Genug, Tütner, genug," ſagte Chriſtoph; „meine Langmuth iſt erſchöpft; nun möge das Schwert entſcheiden. Auf, meine Freunde, macht Euch fertig! Den vier und ſechzig ſpeichelleckeriſchen Haſenfüßen will ich für ihre Abſagebriefe mit meinem Schwerte die Federn ſtutzen, daß ſie ſo bald nicht wieder zu ſchreiben belieben ſollen. Hier, Tütner, nimm meinen ſilbernen Mundbecher zum Danke für Deine Theilnahme und Mühe, und zum Andenken an dieſen Tag! Grüße mir alle wackern Kelheimer, die mich lieben, wie Du! Sey jetzt mein Gaſt bei dem letzten friedlichen Mahle! Langhans," ſchrie er in den Burghof hinab, „laß alle Roſſe ſatteln! In einer Stunde ſitzen wir auf!" Dann, heftig das Fenſter zuwerfend, und mit beiden Händen die Abſagebriefe in eine Ecke ſchleudernd, rief er grimmig aus: „Ich will hineinſtürzen in das Land, wie ein vernichtender Wetterſtrahl."

9.

Herzog Chriſtoph hielt Wort. Mit ſeinen Rittern, Reiſigen und Lanzenknechten ſtreifte er nach allen Richtungen hin gegen die Anhänger Albrecht's, warf deſſen heimkehrende Ritter zu Boden, ließ ihre Habe rauben, und ſie ſelbſt gefangen nehmen; Widerſtrebende fanden den Tod. Seine Schaaren fingen Albrecht's Zuzüge von Rüſtzeug und Lebensmitteln auf; weit und breit gab es keine Sicherheit mehr, und Chriſtoph ergötzte ſich an dieſer Treibjagd um ſo ungeſtörter, als Herzog Albrecht, nach der Einnahme von Weilheim und Landsberg, die er durch zahlreiche Mannſchaft bewachte, all ſein entbehrliches Kriegsgefolge entlaſſen hatte.

Aber die Klagen und Beſchwerden über das von Chriſtoph geübte Fauſtrecht wurden immer lauter und dringender, Waarenzüge aus Furcht vor Plünderung eingeſtellt, aller Landverkehr kaum von Dorf zu Dorf gewagt. Da geſchah es, daß eines Tages ein Ueberläufer von den Reiſigen des Abensberger dem Herzoge Chriſtoph verrieth, Albrecht wolle dem Unfuge ernſtlich ein Ende machen, und habe dem Grafen Niklas aufgetragen, ſich zu dieſem Zuge kräftig zu rüſten. Dieſer werde morgen mit Burkhard von Rohrbach, Albrecht's Pfleger zu Mainburg, und Lorenz Bogner, ſeinem Kaſtner zu Kelheim, und einer zahlreichen Schaar von Reiſigen, von München nach Abensberg ziehen, um ſich in dieſer Gegend zu verſtärken, und dann den Herzog Chriſtoph anzugreifen.

Zur rechten Stunde ritt Chriſtoph an der Spitze von ſechzig ſeiner ſtreitbarſten Kämpfer von Adel gegen Freiſing, in der Abſicht, ſeinem Todfeinde, dem Grafen Niklas, und deſſen zwei Spießgeſellen bei der berüchtigten Verhaftung im Bade, den Reiſe- und Lebensweg abzukürzen. Wohlleben und der Unterhalt ſeiner großen Streifſchaar hatten ſchon alle ſeine Geldmittel verſchlungen; jetzt mußte das kühne Wagſtück gethan, und der Flammenbecher der Rache bis auf die Hefe geleert werden, oder kaum wieder. Mann und Roß waren von Hunger und Durſt gequält, als ſie vor Krantsberg ankamen; ſie hatten weder Geld, ein Mahl zu bezahlen, noch Zeit, es gemächlich zu verzehren. Chriſtoph ritt mit ſeinen Leuten in den Schloßhof, und ſagte zu dem Pfleger, Oswald Schönbichler, der herabgeſtiegen war, nach ſeinem Begehren zu fragen: „Lieber Geſell Oswald, thue ſo wohl und gib mir und den meinigen zu eſſen; denn ich habe wahrlich nicht mehr als 3 Gulden, und mein Schwert mit Silber beſchlagen, und glaube gewiß, daß ich Dir ſolches vergelten und bezahlen will, als fromm ich ein Fürſt von Bayern bin. *)

Burgknechte fütterten die Roſſe an aufgeſtellten Tragraufen; die Ritter griffen aus vollen Körben zu, und aßen aus der Hand; die Becher kreiſeten in der Runde; ſtehend, oder auf und ab wandelnd, wurde der kurze Imbiß genommen. Plötzlich ſprengte ein Ausſendling mit der Botſchaft in den Hof, Graf Niklas ſey mit ſeinen Gefährten und vier und ſechzig Roſſen nur noch zwei Meilen weit entfernt.

„Ha, das ſind die vier und ſechzig vierfüßigen Abſagebriefe!“ rief Chriſtoph lachend. „Auf! Wir dürfen nicht mehr ſäumen!“ Mit herzlichem Danke für die gaſtfreundliche Bewirthung, ſchwangen ſich Alle auf ihre Roſſe, und ſauſeten über die Schloßbrücke davon. Kopfſchüttelnd kehrte der Pfleger Schönbichler in das Schloß zurück, indem er ſagte: „Wohin dieſe wilden Geſellen kommen, dort muß es geben oder brechen!“

„Haltet Euch ruhig hinter dieſem Gehölze,“ ermahnte Chriſtoph ſeine Ritter, als ſie in die Nähe der Stadt Freiſing kamen, bis ich wiederkehre. Von der Höhe

---

*) Hiſtoriſch.

des Kloſters **Weihenſtephan** will ich den Zug unſerer Feinde erſpähen, um darnach unſern Angriff zu bemeſſen.“ Er trabte hinauf, band ſein Roß an einen ſchlanken Marmorpfeiler, ſchwang ſich auf die Ringmauer der St. Jakobskirche, und ſchaute mit ſcharfen Adleraugen lauernd hinunter in die große öde Ebene zwiſchen **Freiſing** und **München**. „Mein Gott und Herr,“ ſprach ſeine Seele, „laß mich vor meinen Feinden nicht zu Schanden werden, denn ſie wollen mich verderben an Leib und Leben, weil mein gutes Recht ihnen ein Dorn im Auge iſt. Der eigene Bruder hat mich in den Kerker geworfen, und mir zwanzig ſchöne Monate aus meinem jungen Leben geraubt. Sie haben mich —“ —

Da brachen die Strahlen der Sonne aus winterlichgrauen Wolken, und beleuchteten in der Ferne eine Schneeoaſe der Landſtraße, über welche, in greller Abſpiegelung, ſo eben des **Abensberger** dunkles Geſchwader trabte.

„Da kommen ſie!“ rief **Chriſtoph**, als ſeine Augen mit vorgehaltener Handblende ſie erkannte, und mit flehendem Blicke zum Himmel betend: „Herr Gott, ſey meiner Seele gnädig, wenn dieß der letzte Tag meines Lebens ſeyn ſollte!“ ſtieg er auf ſein Roß, eilte zu ſeiner Schaar, die ihn mit Ungeduld erwartete, und ſprach: „Liebe Mitbrüder von Adel, und ſonſt ihr mannlichen Reiter, weil Euer ritterliches Gemüth mir wohlbekannt, brauch' ich nicht Worte. Allein ich thu Euch aus getreuem, fürſtlichen Gemüth anzeigen und klagen, daß der große Böſewicht von Abensberg mit den Rohrbecken und Boguern nicht weit von uns ſind. Die haben mich, ihren natürlichen Herrn und Fürſten von Bayern, zuvor wider Gott Ehre und Recht zu München im Bad gefangen, und nun meinem Bruder Herzog Albrecht dahin gebracht, meine

Erbſchaft, die Stadt Landsberg, einzunehmen und die Meinigen zu vertreiben. Nun will ich mich als ein frommer redlicher Fürſt mit der Hülfe Gottes auf dieſen Tag rächen und der bewieſenen Untreu mit meiner Fauſt gute Bezahlung geben! Deshalb, liebe Reiter von Adel und andre, die ſolche redliche That mit mir vollbringen helfen, will ich anzeigen, wie wir einander erkennen mögen.“ *)

Mit einem Reiſe von der nächſten Eiche ſchmückte Chriſtoph ſeinen Helm, und Alle folgten ſeinem Beiſpiele.

Im Sturmtrabe brauſete die Schaar der Rache durch Freiſing, und hielt erſt außerhalb des Münchnerthores, als ſie die Feinde über das Blachfeld heranrücken ſah. Nun ordnete Chriſtoph ſchleunig den Zug; er an der Spitze, dicht hinter ihm zwei; dieſen folgten vier, und ſo jedes Glied in doppelter Zahl. In ſchlagfertiger Haltung, ohne ein Wort zu ſprechen, mit zornſprühenden Blicken, ritt Chriſtoph mit ſeinen Gefährten an der Seite der Bewaffneten des Grafen Niklas hin, der keinen Angriff wagte; ſo wie aber Chriſtoph den halben Zug ſeiner Feinde erreicht hatte, donnerte er ſeinem Trompeter zu: „Nun blaſe auf mit Schall!“ und ſtürzte ſich mit einer blitzſchnellen Schwenkung auf die gegen ihn Geſendeten.

Der Pfleger Dieſſer hatte es auf den Abensberger abgeſehen, und warf ihn mit ſo gewaltigem Lanzenſtoße vom Pferde, daß er in ehrbare Gefangenſchaft willigte. „Trinkt mein Bad aus, ihr Schergen!“ ſchrie Chriſtoph den Rittern Burkhard von Rohrbach und Lorenz Bogner zu, indem er ſie mit ſeinem Schwerte durchbohrte. Mit verhängten Zügeln, vom

---

*) Nach Fugger und Zſchokke.

Entſetzen des blutigen Ueberfalles gejagt, ſtoben die Flüchtigen auseinander, Freiſing zu; an ihren Ferſen hingen die Verfolger, Chriſtoph zunächſt. Als Graf Niklas ſich eben von dem ſchweren Sturze aufrichten wollte, ſtieß ihm Chriſtoph's Edelknabe, Seitz von Frauenberg, der im Getümmel des Gefechtes nicht bemerkte, daß ſich Niklas ſchon gefangen gab, den Dolch bis an das Heft zwiſchen die loſen Schuppen des Harniſches in den Unterleib, daß er entſeelt zu Boden ſank. Wie nun Chriſtoph von der Treibjagd ſeiner fliehenden Feinde zurückkehrte, und die Leichen ſeiner drei Todfeinde vor ſich liegen ſah, gerade am fünfundzwanzigſten Jahrestage des Todes ſeines Vaters Albrecht's III. am 28. Februar 1485, hob er ſeine Hände zum Himmel, und ſprach: „**Wollte Gott, ſo geſchähe allen Falſchen des Adels und welche durch untreuen Rath die Fürſten wider einander bringen!**“

Graf Niklas war der letzte Abensberger; mit ihm erloſch dieſes uralte, ruhmvolle Geſchlecht, ſchmerzlich bedauert in den Burgen der Adeligen, wie in den Hütten der Gemeinen. Den Wanderer von Freiſing nach München, erinnert unweit der uralten biſchöflichen Stadt, zu ſeiner Rechten ein marmornes Denkmal, an das traurige Ende des edlen Grafen, mit welchem zwei bewährte Freunde fielen, ſieben gefangen, vierunddreißig verwundet wurden, während bei dem verwirrenden Ungeſtümme des Angriffes, von Chriſtoph's Mannen nur ſieben verwundet aus dem Gefechte ritten.

Dieſes furchtbare Ereigniß mit tiefbetrübtem Herzen beklagend, ſendete Biſchof Sixtus zu Freiſing, der die Erſchlagenen in die Stadt bringen ließ, alſogleich den Ritter Warmund Pienzenauer an Herzog Albrecht nach München, welchen die Trauerkunde nicht minder erſchütterte. Die Stadtthore wurden geſchloſſen; die Bürger bewaffneten ſich, und bewachten die ganze Nacht hindurch alle Zugänge, in banger Beſorgniß vor Chriſtoph's Verſuche irgend eines kühnen Handſtreiches. Dieſer aber, wegen völliger Ermüdung, der abgehetzten Roſſe zum Widerſtande gegen Verfolger unfähig, wollte durch Verweilen in Freiſing ſich keiner Gefahr ausſetzen, und konnte auch nicht ſo eilig, wie er es wünſchte, nach Landshut reiten. Er bat demnach ſeine Gefährten, auf Nebenwegen, ſeitswärts, in kleinen Zwiſchenräumen, bis gegen Waſſerburg hin ſich aufzuſtellen, in wenigen Tagen wolle er von Landshut aus zu ihnen kommen. Er ſelbſt, mit einigen Vertrauten, beſtieg unverweilt einen Floß, und fuhr auf der Iſar nach Landshut, um im Schloße des Herzogs Georg Rath und Beiſtand zu ſuchen.

10.

Auf einem hohen Trauergerüſte, im Wiederſtrahle zahlreicher Wachslichter, lag in der Carmelitenkirche zu Abensberg, angethan mit einfachem Gewande von ſchwarzem Sammet, die Leiche des Grafen Niklas von Abensberg, umkniet von betenden Mönchen, dem Andrange des Volkes ein rührendes Schaugepränge. Ununterbrochen wurden an den, mit ſchwarzem Damaſte ausgeſchlagenen Altären, Seelenmeſſen für den Erſchlagenen geleſen, und Wechſelgeſänge der Trauer ertönten vom Chore und dem Hochaltare. Zu Häupten und zu Füßen, ſo wie zu beiden Seiten des Gerüſtes, hingen die umflorten Wappen des Grafen, in umgekehrter Richtung, zum Zeichen des erloſchenen Geſchlechtes.

Am Krankenlager der unglücklichen Wittwe des Erſchlagenen, Frau Martha, gebornen Gräfin von Werdenberg, in einem ſtillen Gemache des Schloſſes, ſtand Meiſter Peter Lamparter, ein berühmter Arzt aus München, und fühlte mit bedenklicher Miene an den Puls der Sterbenden, welcher Entſetzen und Leid ob des gewaltſamen Todes ihres geliebten Gemahles, das Herz gebrochen hatte. An ihrer Seite ſaß ihr Beichtvater, der Abt des Kloſters Rohr, und ſtärkte ihre Seele, nachdem ſie die heiligen Sterbſakramente in Gott ergeben empfangen hatte, mit den troſtreichen Verheiſſungen unſers Erlöſers. Vor dem Bette der ſcheidenden Mutter lag Bertha auf den Knien, die erdfahle Hand der letzten Stütze ihres Lebens ſchluchzend mit heißen Thränen benetzend. Ihr bleiches Antlitz erhebend, flüſterte ſie dem Arzte zu: „Iſt keine Hoffnung mehr?“ „Nur bei Gott!“ erwiederte Lamparter leiſe. Wie aber oft die Kraft erlöſchender Augen bei Sterbenden ihr Gehör ſchärfet, vernahm Frau Martha die Worte des Arztes, ſeufzte tief und bat, daß man ſie aufrichten möge. Dieß geſchah. Dann legte ſie ihre zitternde Hand auf Bertha's Haupt, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Ja nur bei Gott! Sein heiliger Wille war es, daß mein Gemahl in den Tod ging; ſein heiliger Wille vereinet mich mit dem Entſchlaſenen; vertraue auch Du ſeinen heiligen Willen! Ich ſegne Dich mit mütterlicher Liebe, meine Tochter, meine gute Bertha! Gedenke meiner in Deinem Gebete! Gott ſey mit Dir! Gott — Gott —“ ſie drückte ein Crucifix an ihre Lippen, ſchloß die Augen, ſank von Bertha's Arme umſchlungen, ſanft zurück, und hauchte unter den Küßen kindlicher Liebe ihre fromme Seele aus.

Um Mitternacht, die dem dritten Tage nach der feierlichen Verſenkung der geliebten Eltern in die kirchliche Gruft folgte, hielten außerhalb der Schloßbrücke acht Reiter, unkennbar in ſchwarzen Kutten, an ihrer Spitze ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung; drei brennende Fackeln beleuchteten düſter die unheimlich-ſchweigſame Gruppe. Da trat aus einem Seitenpförtlein in voller Trauer, mit einem ſchwarzen Schleier, der vom Haupte bis zu den Füßen wallte, Bertha. Den Helmſturz öffnend, faßte der Ritter ihre Hand, und als ſie in die gramvollen Züge ſchwer verhaltenen Schmerzes ſchaute, ſank ſie laut weinend an die theure Bruſt; er aber küßte ſie ſchweigend, hob ſie auf einem Zelter, und der ganze Zug ritt ſtill von dannen; nur zwei Herzen wußten, wohin.

Frau Martha's letzter Wille, den ſie ſchon am Freitage nach dem Frohnleichnamstage 1483 in einer Urkunde ausgeſprochen, enthielt manches Zeugniß ihres frommen Sinnes. Sie vermachte der Pfarrkirche zur heil. Barbara in Abensberg ihr Kleid von Goldſtoff und eines von rother Seide, nebſt Goldborden zu Meßgewand und Levitenröcken, und zu gleichem Zwecke dem Gotteshauſe des Kloſters Rohr einen Rock von ſchwarzem Sammet mit der Haube, ihrer Schweſter Margaretha aber, Aebtiſſin zu Buchau am Buchauerſee in Schwaben, einen goldenen Ring mit einem Saphir.

Nach dem Austoben des Rachesturmes in Chriſtoph's Bruſt, erhob das mahnende Gewiſſen die laute Stimme, und quälte ihn mit der Erinnerung an die ſchlimme That, die er verübt. Er fand bei Herzog Georg nicht die freundliche Aufnahme, die er gehofft hatte, vielmehr eine Zurückhaltung, die ihn befremdete.

Hedwig ſchien ihm überall auszuweichen, wie aus Scheu vor ſeinen blutbefleckten Händen. Daß ihre Ehe nicht glücklich ſey, las er in den kummervollen Zügen ihres Antlitzes, aus welchem die Reize jugendlicher Blüthe geſchwunden waren. In Landshut, in ſolcher Umgebung, war ihm nicht wohl zu Muth. Während ſeine Genoſſen überall den Tod des Abensberger als Zufall, und das Gefecht als Pflicht der Nothwehr ſchilderten, jede Schuld und Verantwortung jedoch dem Herzoge Albrecht aufbürdeten, der alle Rechte mit Füßen trete, ſchrieb Chriſtoph ſelbſt in gleichem Sinne, vom Degenberger und Nusberger berathen, an den herzoglichen Bruder, und forderte mit kühn drohenden Worten die ihm gebührende Mitherrſchaft.

Dieſes Schreiben verſchloß Chriſtoph mit dem eigenen Siegel, auf welchem ſein unerſchütterliches Streben nach der Mitherrſchaft von Bayern, in ſinnbildlichen Zeichen eingegraben war.

Als er die Thüre öffnete, um das Schreiben einem Edelknaben zu übergeben, auf daß er eilig damit nach München zu Herzog Albrecht reite, vertrat ihm ein ernſter Mann in ſchwarzem Gewande den Weg, Johann Pörringer, kaiſerlicher Notar, und ſprach: „Im Namen Friedrich's III., römiſchen Kaiſers, übergebe ich Euch, Herzog Chriſtoph, den Befehl Seiner Majeſtät, daß Ihr Euch nicht unterfangen ſollet, bei ſchwerer Ungnade, die Mitherrſchaft über Bayern zu fordern, in Anbetracht der geiſtlichen und weltlichen Geſetze, welche dieß weislich verbieten, indem die durch Theilung entſtehenden Zerwürfniſſe, der Kraft des heiligen römiſchen Reiches, und dem Gedeihen aller Stände merklichen Abbruch thun, ja ſelbſt die goldene Bulle —“

„Schon genug,“ unterbrach ihn **Chriſtoph**; „wie ich ſehe, iſt dieſes kaiſerliche Schreiben ſchon vor drei Monaten ausgefertiget worden. Habt Ihr mich früher nicht finden können, Herr Notar?“

„Herzog **Albrecht** iſt ſeit jener Zeit im Beſitze dieſes Schreibens,“ antwortete der Notar; „aber erſt heute hat er es mir mit dem Auftrage zugeſendet, die Ueberreichung an Euch, Herzog **Chriſtoph**, augenblicklich zu beſorgen.“

„Wohlan,“ ſagte **Chriſtoph**, „es wird ſich bald zeigen, ob der Kaiſer in dieſer Angelegenheit auch heute noch die nämlichen Anſichten hat, wie vor drei Monaten. Die Zeiten ändern ſich und mit ihnen die Geſinnungen der Menſchen. Gehabt Euch wohl, Herr Notar!“

Zur ſelben Stunde ritt er mit ſeinen Vertrauten fort nach **Waſſerburg**.

11.

Dorthin kamen Abgeordnete der Stände Bayerns, in banger Sorge, **Chriſtoph's** unruhiger Geiſt möchte neues Unheil dem Lande bringen, und boten ihm ihre Vermittlung an, zur Ausſöhnung mit ſeinem Bruder **Albrecht**. Schier gleichzeitig mit ihnen, und vielleicht nicht zufällig, erhielt **Chriſtoph** von ihm eine freundliche Einladung, ihn zu beſuchen, und nahm ſie an. Seit des **Abensberger** Tod hatte **Chriſtoph** in der allgemeinen Liebe des Volkes viel verloren, abſonderlich ſeitdem **Albrecht's** weiſe Rechtfertigung ſeines Verfahrens als Fürſt und Bruder, — bei dem Buchdrucker **Johann Schauer** zu München erſchienen, — an alle deutſche Höfe verſendet, allen Grafen, Rittern und Herren mitgetheilt, in allen Städten und Märkten ſeines Landes angeſchlagen, in allen Kirchen, auf öffentlichen Plätzen und in Schenken verleſen war. Chriſtoph's Arm, durch des Kaiſers Befehl gelähmt, durfte das Schwert nicht ſchwingen; auch gebrach es ihm an Geld, nicht nur zur Fehde, ſondern ſogar zum anſtändigen Lebensunterhalte. Er hatte nichts mehr, während ſein Bruder Wolfgang in Ueberfluß und Freude ſchwelgte, ohne ſich um ihn zu bekümmern. Alle dieſe mißlichen Umſtände bewogen Chriſtoph, der Nothwendigkeit zu gehorchen, und mit Beſſerem zufrieden zu ſeyn, bis eine günſtigere Zeit das Beſte bringen würde.

Herzog Albrecht empfing ſeinen Bruder nicht mit der Würde eines regierenden Herrn, nicht umgeben von den Großen und dem Glanze ſeines Hofes; er wollte weder den Gebieter zeigen, noch des Bruders Neid erregend, den er zu beſänftigen wünſchte, nicht zu reizen. Chriſtoph hatte einen vornehmen Ton, hofmeiſterliche Lehren erwartet, und ſich getäuſcht. Bis zur unterſten Stufe der Schloßtreppe war er ihm entgegengekommen, im einfachen Hauskleide, und Chriſtoph fühlte ſich von ſeinen Armen umſchlungen, und von ſeinen Lippen geküßt, bevor er ſich's verſah. „Lieber Bruder,“ ſagte Albrecht, „es freut mich herzlich, nach ſo langer Zeit Dich wieder zu ſehen!“ Es liegt in den zauberiſchen Banden der Natur, daß Bruderherzen auch im blutigen Zwiſte ſich einander nicht ganz entfremden können. Chriſtoph fühlte ſich überraſcht und gerührt; Thränen füllten ſeine Augen; möglich auch, daß ſie der Reue wegen des Todes des Grafen Niklas von Abensberg floßen, oder dem Schmerze ob der ſchnellen Untreue Bertha's, die bei Nacht mit einem unbekannten Ritter aus der elternloſen Burg entflohen, und bei Anzing mit ihrem vermummten Gefolge einem von Chriſtoph's Gefährten begegnet war, der, früher mit dem Abensberger befreundet, ungeachtet des verhüllenden Schleiers ihre Züge genau erkannt hatte.

„Auch ich bin wahrhaftig froh, lieber Bruder, wieder bei Dir zu ſeyn," erwiederte Chriſtoph. „Wie oft dachte ich an die heitern Tage meiner Kindheit zurück, da wir als Knaben ſo munter miteinander ſpielten? Ohne ſchlimme Rathgeber wären wir wohl immer beiſammen geblieben. Den ſchlimmſten von ihnen hat Gott gerichtet; ich habe keinen Antheil an ſeinem Tode; ich waſche meine Hände in Unſchuld! Gebe Gott, daß fürder kein ſolcher mehr unſere Herzen trenne!"

Albrecht machte ihm über Vergangenes keine Vorwürfe; er nahm ſeine Hand und führte ihn mit heiterer Miene in ſein geheimes Gemach zur Tafel, an welcher ſie Beide ungeſtört ſaſſen. Hier entwickelte Albrecht mit Klugheit und ſiegender Beredſamkeit die wichtigen, des Landes Wohl entſcheidenden Gründe, die ihn bewogen, die Untheilbarkeit der Herrſchaft um jeden Preis zu behaupten. „Glaube meinen Worten, Chriſtoph," ſagte er, „die Mißvergnügten des Adels ſtehen Dir nicht bei, damit Du herrſcheſt mit und neben mir, ſondern damit ein doppeltes Haupt die Kraft der Glieder des Staatskörpers ſchwäche, und Uneinigkeit der Herrſchenden ihre Gewalt verſtärke; mit Freuden würden ſie Dich als Alleinherrſcher in Bayern begrüßen, überzeugt, daß ſie dann die Alleinherrſcher wären. Du liebſt die rauſchenden Freuden des Lebens; biſt freigebig ohne Bedenken; ritterlich kühnen Uebungen zugethan; kein Freund der Feder, und die Sorgen der Regierung, von denen die Neider ſich nichts träumen laſſen, welche ſich den

Thron als ein irdiſches Paradies denken, würden Dich eben ſo bald aneckeln, wie einſt Deinen Bruder Sigmund. Das Leben iſt ſo kurz! Wer nicht den gewiſſenhaften Vollzug der heiligſten und ſchwerſten Pflichten des Daſeyns, der Herrſchaft über ein Volk, ſich zur höchſten Aufgabe ſeines Lebens zu machen, und dieſer Aufgabe ſelbſt das Opfer ſeines Lebens zu bringen entſchloſſen iſt, begehre nicht, zu herrſchen. Viel glücklicher wird er im Privatſtande leben, im ſorgenloſen Genuße häuslicher Freuden, im Kreiſe auserwählter Freunde, mit ungetrübter Laune den reichen Spenden von Kunſt und Natur zugänglich, womit ſie die irdiſchen Pfade ſinniger Menſchen ſchmücken. Gewiß haſt Du nicht ſo oft um das vermeintliche Glück der Herrſchaft mich beneidet, als ich in ſchlafloſen Nächten, ſorgengefoltert, den ärmſten Bauer in ſeiner Lehmhütte beneidet habe."

Mit der erſten Aufwallung brüderlicher Liebe zerſtoben alle guten Vorſätze in Chriſtoph's Herzen. Völlig unbekannt mit dem Geiſte und der Leitung von Staatsgeſchäften, und nur die Lichtſeite des Herrſchens im Auge: Macht und Anſehen, reichen Beſitz und freudigen Genuß aller Güter des Lebens, ſchienen ihm Albrecht's weiſe Worte nur ein künſtliches Schattenbild, um ihm das Streben nach der Mitregierung zu verleiden. In ſeinem ſchlichten Sinne dachte er: „Wer mag ſo thöricht ſeyn, eine Laſt zu tragen, wenn es ihm frei ſteht, ſie abzuwerfen? Wenn das Regieren für Albrecht wirklich eine Laſt iſt, warum will er ſie ſich nicht durch Theilung erleichtern, da vier Schultern eine Laſt leichter tragen, als zwei? Warum klammert er ſich an den Herzogsthron? Warum genießt nicht er ſelbſt die Freuden des Privatlebens, die er mir ſo reizend malet?

Warum folgt er nicht dem Beiſpiele Sigmund's, und tritt mir nicht die Herrſchaft ab, wie Sigmund ſie ihm überließ? Weil ich zum Herrſchen nicht die nöthigen Eigenſchaften habe? Wie kann er dieß behaupten, da er mich noch nicht herrſchen ſah? Würde und könnte ich nicht meine alten Geſinnungen nach meinen neuen Pflichten umwandeln? Könnte ich nicht ein ganz Anderer werden, wie einſt Herzog Heinrich XVI. von Landshut? Und läge es dann nicht in meiner Macht, mit redlichen und klugen Räthen mich zu umgeben, wie Albrecht?"

Dieß Alles hätte Chriſtoph ſeinem Bruder erwiedern können, und nur mit Ueberwindung that er es nicht. Wozu auch? Sollte er in vergeblichen Worten ſeine innerſten Geſinnungen verrathen? Ihn drängte die Noth des Augenblickes; da hilft kein Widerſtreben. Der Tod des Abensberger hatte ihm unter den Großen des Landes viele Herzen entfremdet, viele auch entſchieden feindlich geſtimmt, und darum auch ſein Selbſtvertrauen geſchwächt. Es gab für ihn kein anderes Mittel, als Ausſöhnung mit ſeinem Bruder, wodurch er ſeine zerrütteten Verhältniſſe verbeſſern, und die Abneigung Mächtiger wieder ausgleichen konnte. Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Aber auch Albrecht durchſchaute die mißliche Lage Chriſtoph's und wollte ſie benützen, um eine dauernde Ruhe zu begründen; ein ſo günſtiger Augenblick konnte ſo bald nicht wieder kommen. Er unterhandelte alſo auf die Bedingung von Chriſtoph's lebenslänglicher Verzichtleiſtung, nach dem Beiſpiele Wolfgang's; unwiderruflich ſollte er auf die Mitherrſchaft verzichten, dafür aber auch um ſo reichlicher entſchädiget werden. Chriſtoph willigte ein, obwohl mit ſchwerem Herzen, nach dem Rathe ſeiner Vertrauten: um jeden Preis, wo möglich um den beſten, nachzugeben; kein Vertrag ſey ſo dicht gepanzert, daß er zu gelegener Zeit nicht eine Blöße zum Angriffe böte.

12.

Nach ſo vielen Tagen voll Kummer und Sorgen, und innerer Aufregung, erquickte kein ſüßer Schlummer Chriſtoph's müdes Haupt. Finſtere Träume quälten ſeine bange Seele. Bald zog er an Burgen vorüber, die unter dem Donner von Geſchützen in Trümmer ſtürzten; bald ſah er aus Dörfern Feuerſäulen auflodern, und das ſchreckenbleiche Landvolk wehklagend flüchten; bald umſchwärmte ihn Kampfgetümmel, und er ſuchte vergebens Lanze und Schwert. Wie Schatten ſtoben dieſe blutigen Bilder vorüber. Dann erblickte er ein ſchwarz ausgeſchlagenes, reich mit Wachslichtern beleuchtetes Gemach, und ſich gegenüber eine Badwanne, worin er ſelbſt ſchlafend lag, und hinter ihr, mit dem Antlitze gegen ihn gewendet, die Geſtalten des Abensberger, Burkhard von Rohrbach und Lorenz Bogner, der Erſchlagenen. Unbeweglich ſtanden ſie da, die Schwerter gegen den Leib ſeines Spiegelbildes gezückt, wie am Tage der Verhaftung; eine grauenvolle Rachegluth ſprühte aus ihren Augen auf ihn ſelbſt, und wie er entſetzt ſein Haupt wendete, ſchritt auf der andern Seite Bertha im Trauergewande langſam auf ihn zu, mit offenem Schleier. Tiefer Gram ſprach aus ihren bleichen Zügen, aber kein Zürnen. „Chriſtoph,“ liſpelte ſie, „ich verzeihe Dir! Bitte Gott, daß auch er Dir verzeihe! Treue bis zum Tode! Wiederſehen — hier — und — dort!“ Von

Liebe und Rührung durchſchauert, ſprang **Chriſtoph** von ſeinem Lager auf, um ſich zu ihren Füßen zu ſtürzen; da zerrann das Gebild des Traumes; er erwachte.

Um unter Gottes freiem Himmel ſein Gemüth zu erheitern, und zugleich geiſtlichen Troſt zu ſuchen, ritt **Chriſtoph** am frühen Morgen, nur vom treuen **Langhans** begleitet, zum Sendlingerthore hinaus, den frommen Abt des Kloſters Schäftlarn zu beſuchen. Liebliche Mailuft umfächelte kühlend ſeine heißen Wangen. Vergangenes und Künftiges erwägend, zog er die Höhen von **Mitter-** und **Oberſendling** entlang, und ſo oft ſein Blick über die weite Ebene unter ihm hinſchweifte, erinnerten ihn die Mauern von **München** an fruchtloſe Wünſche, an die ſchönſten Blüthenjahre der Jugend, vereitelten Beſtrebungen geopfert.

Er bog links ein und ritt auf einem ſchmalen Wege nach **Großheſſellohe**, einer freundlichen Villa, ſchon ſieben hundert Jahre früher unter Herzog **Thaſſilo II.** von Bayern, bekannt, in unſern Tagen ein Lieblingsausflug der Bewohner Münchens, und durch **Pullach** hin, am Saume eines dichten Buchenwaldes, zur Linken in jäher Tiefe die rauſchende Iſar, jenſeits dieſes Stromes wieder die einſame waldbekränzte Anhöhe, mit dem finſtern, geiſterhaften Schloſſe **Grünwald**, dem Jagdſchloſſe ſeines Bruders **Sigmund**.

„Du haſt den beſſern Theil erwählt, **Sigmund**," ſagte er zu ſich; „Dich ſtört nicht kriegeriſcher Muth aus Deinem ländlichen Frieden auf; der Ehrgeiz durchbricht die Einfriedigung Deines ſüßen Schlummers nicht; an Deiner Schwelle ziehen alle Sorgen vorüber. Willkommen ſind Dir an Deinem gaſtfreundlichen Tiſche fromme Prieſter, würdige Künſtler; Tonkunſt beſeelet Deine Einſamkeit, und die treue Liebe Deiner holden Margareth und Deiner fröhlichen Jungen, bietet Dir reichen Erſatz für alle rauſchenden, trügeriſchen, vergänglichen Freuden der Welt, ja ſelbſt eines Fürſtenthrones. Ich beneide Dich, und fühle mich dennoch zu ſchwach, mit der Ruhe Deines Lebens mich zu begnügen; läge auch nicht zwiſchen meiner und Bertha's Liebe der Sarg ihres erſchlagenen Vaters; könnte ſie mir auch zu gleichem Glücke, wie das Deinige, Sigmund, am Altare die Hand reichen, dennoch wäre der Friede meines Herzens nur von kurzer Dauer; bei dem erſten Trompetenſtoße würde mein Schwert in ſeiner Scheide klingen."

Ein lautes Gelächter in Waldesnähe unterbrach ſeine ſchwermüthigen Gedanken. Er ritt näher zu den Bäumen, um nicht ſogleich bemerkt zu werden, und gleich darauf ſprangen zwei muntere Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren aus dem Dickicht, welche lachend einander zu haſchen ſuchten, einige Augenblicke miteinander ſchäkerten, über Stöcke ſprangen, und dann geradeaus in die Wette liefen. „Das ſind Sigmund's Söhne," ſagte Chriſtoph zu Langhans; „ſind hübſche Jungen geworden, groß und ſtark. Vermuthlich iſt mein Bruder mit Margareth und den Kindern von Grünwald herübergekommen, um in der Nähe von Baierbrunn zu luſtwandeln. Ich will ſie zu Fuß überraſchen. Bleib Du mit den Roſſen hier, bis Du mein Hiefhorn erſchallen höreſt!"

Nach wenigen hundert Schritten gelangte Chriſtoph an die Stelle, wo der Waldweg in einem kurzen Halbbogen auf die Landſtraße nach Baierbrunn ausläuft; durch ein dichtes Gebüſch verdeckt, erblickte er auf dem Stamme einer gefällten ſtattlichen Buche Margareth, und an ihrer Seite einen fremden Mann, in der

Kleidung eines Hofdieners ſeines Bruders Sigmund, dem Anſcheine nach bereits in einem Alter von vierzig bis fünf und vierzig Jahren. Sein rechter Arm war um ihren Nacken geſchlungen, ſeine linke Hand ruhte in ihrer rechten. Chriſtoph konnte nicht verſtehen, was ſie ſprachen; denn ſie ſprachen ſehr leiſe. Margareth blickte immer vor ſich hin auf den Boden, mit dem Zweige einer Haſelnußſtaude allerlei Züge in den Sand kritzelnd. Bisweilen wendete ſie das Haupt, und ſchaute gegen Grünwald hin; plötzlich, wie um einen Vorwurf zu widerlegen, lehnte ſie ſich an die Bruſt des Mannes, und ſchaute ihm wehmüthig lächelnd in's Geſicht. D'rauf küßte er ſie auf die linke Wange, und als er ſich erhob, um fortzugehen, hörte Chriſtoph ihn ſagen: „Bleib nur ſitzen, mein Liebchen! Ich komme bald wieder zu Dir!"

„Weibliche Treue!" knirſchte Chriſtoph in ſeinem Verſtecke, und bereute es, daß er nicht augenblicklich den frechen Buhler der Geliebten ſeines herzoglichen Bruders durchbohrt hatte. „Guter, allzuguter Bruder, das haſt Du nicht um ſie verſchuldet!"

Leiſe trat er aus dem Gebüſche, und ſprach: „Margareth, wo iſt mein Bruder?"

Wie aus Träumen aufgeſchreckt, fuhr Margareth von ihrem Sitze auf, ſtarrte Chriſtoph an, als ob ſie ihren Augen nicht trauen möge, und antwortete: „Um Gott, Ihr ſeyd's, Herzog Chriſtoph?"

Es lag etwas Befangenes, Unterthäniges in ihrem Tone; nicht mehr das frühere, offene, herzliche Weſen, was Chriſtoph wohl bemerkte, und der Verlegenheit einer ſolchen Ueberraſchung beimaß.

„Ja, ich bin's;" erwiederte Chriſtoph: „doch ſagt mir, wo iſt mein Bruder Sigmund?"

„Vermuthlich in Grünwald," antwortete Margareth; „gewiß aber weiß ich es nicht."

„Wie? Ihr wißt es nicht gewiß, Margareth?" verwunderte ſich Chriſtoph. Glaubt Ihr, Sigmund werde es genauer wiſſen, wo Ihr ſeyd, und bei wem?"

„Ich verſtehe Euch nicht, Herzog Chriſtoph," erwiederte ſie ängſtlich; „aber Euer Blick erſchreckt mich!"

„Erſchreckt vor Euch ſelbſt, Untreue," zürnte Chriſtoph; „ich ſah meines Bruders Diener koſend an Eurer Seite!"

Margareth ſah ihn ſtaunend an, verhüllte dann ihr Antlitz mit den Händen, und weinte bitterlich.

„Sind's Reuethränen, dann wohl Euch!" ſagte Chriſtoph.

Da erhob Margareth ihr Antlitz, und blickte ihn an mit fragendem Staunen; mit dem Bewußtſeyn der Unſchuld.

„Reuethränen?" fragte ſie; „ich habe nichts zu bereuen; doch ja, Ihr habt recht; ich habe viel, ſehr viel zu bereuen. Ich hätte in der Verborgenheit meiner Geburt fortleben ſollen."

„Euer Herz ſcheint dahin zurückgekehrt zu ſeyn," erwiederte Chriſtoph; „Ihr theilet es zwiſchen einem Herzoge und deſſen Diener.

„Herzog Chriſtoph, ich verſtehe Euch wahrhaftig nicht!" verſetzte Margareth.

„Nun dann," ſagte Chriſtoph, „ſo fraget meinen Bruder Sigmund, ob er nichts dagegen einzuwenden habe, daß Ihr ſo ganz vertraulich auf dieſem Baumſtamme da, bei einem von ſeinen Hofdienern ſitzet. —"

„Bei meinem Gatten;" unterbrach ihn Margareth; „und Ihr —"

„Bei Euerm Gatten?“ fiel ihr Chriſtoph erſtaunt in's Wort; „bei Euerm Gatten? O ſagt es mir noch ein Mal! Meine Sinne mögen von ſchmerzlichen Ereigniſſen zerrüttet ſeyn; vielleicht hab' ich Euch nicht recht verſtanden. Bei Euerm Gatten?“

„So iſt's,“ antwortete Margareth; „der Mann, welcher da neben mir ſaß, iſt mein Gatte, Leonhard Hartwein,*) Herzog Sigmund's Rentmeiſter zu Baierbrunn.“

„Sigmund, Sigmund!“ rief Chriſtoph; „unter den köſtlichſten Perlen des Morgenlandes, womit Dein Prachtrock geſtickt iſt, Dein Erbtheil vom Bruder Johann, iſt keine ſo köſtlich, wie dieſe Perle des Frauengeſchlechtes, wie Deine Margareth; Du ließeſt Dir das edelſte Kleinod Deines Herzens rauben!“

„Nicht ſo, Herzog Chriſtoph,“ ſagte Margareth; „ſein Wille war's, nicht meine Wahl. Sein Gewiſſen begann, ihm Vorwürfe zu machen über ſeine von der Kirche nicht geheiligte Verbindung mit mir; er wollte durch dieſe Heirath mich wieder zu Ehren bringen, ſorgte auch väterlich für unſere Kinder; ſelbſt Herzog Albrecht hat für jeden meiner zwei Söhne, ſo lange ſie leben, einen jährlichen Geldbezug von fünfzig Gulden ausgeſprochen.“

„Iſt's Euch denn möglich,“ fragte Chriſtoph, „des frühern Glückes Eurer Liebe zu Sigmund eingedenk, jetzt die Frau eines Andern zu ſeyn?“

„Wir leben wie Geſchwiſter,“ verſetzte Margareth; „dieß iſt mein Troſt. Meinem Gatten, — vor den Augen der Welt, — ſtarb eine geliebte Braut am

---

*) Hiſtoriſch.

Vorabende der Vermählung; mit gebrochenem Herzen gelobte er der Sterbenden ewige Treue. Mein Gatte iſt mir nur Bruder, Herzog Sigmund nur Freund. Habt Ihr denn nie von meiner Heirath gehört?"

„Kein Wort, Margareth," antwortete Chriſtoph. „Ich kann nicht billigen, was Sigmund gethan, wenn ich auch das große Opfer bewundern muß, das er ſeinem zarten Gewiſſen gebracht hat. Nur ſelten mehr werde ich ihn beſuchen, in ſeiner nun verwaiſeten Oede; zu ſchmerzlich würde ich Eure Gegenwart vermiſſen. Doch verzeiht mir, daß ich auch nur einen Augenblick an Eurer Treue zweifeln konnte."

Sie ſprachen noch viel von Bertha; von ihrer Entfernung aus dem väterlichen Hauſe, hatte Margareth nichts erfahren; auch ſchenkte ſie ſeinem Verdachte, als ob Bertha aufgehört habe, ihn zu lieben, nicht den mindeſten Glauben.

Die beiden Knaben kamen geſprungen, und ſchauten Chriſtoph mit großen Augen an; ſie kannten ihn nicht mehr.

„Wie ſteht's, Hänschen, — ich darf Dich wohl ſchon Hans nennen, — biſt Du ſchon fertig mit der Burg, die Du mir ſchenken wollteſt in Menzing, und Du, Sigmund, fangſt Du kein Perlhühnchen mehr?"

Margareth half dem Gedächtniſſe der Knaben durch Erinnerung an kleine Nebenumſtände nach, und nun jubelten jene um Chriſtoph herum, daß er ſich ihrer kaum erwehren konnte.

Chriſtoph ſtieß in ſein Hiefhorn, und während die Knaben es auch ſo eifrig verſuchten, daß ihre Wangen kirſchbraun ſich färbten, ohne einen Ton herauszubringen, trabte Langhans mit den Roſſen heran.

„Wenn ich heute gegen Abend von Schäftlarn heimreite," ſagte Chriſtoph, „will ich Euch in Eurer neuen Heimath zu Bayerbrunn beſuchen, liebe Margareth!"

„O macht uns dieſe Freude!" bat Margareth.

„Uns! Ja, ſo lautete das Wort auch früherhin," erwiederte Chriſtoph; „doch hatte es einen ſüßeren Klang. Auf Wiederſehen!"

13.

In der zweiten und dritten Nacht erneuerte ſich Chriſtoph's furchtbarer Traum mit unverändertem Grauen, und machte einen ſo erſchütternden Eindruck auf ſein Gewiſſen, daß er an den heiligen Vater in Rom eine eigene Bothſchaft ſendete, um Nachlaß ſeiner Sünden zu erflehen. Er ſelbſt wallfahrtete, mit einigen Begleitern, am Feſttage von Chriſti Himmelfahrt, nach dem heiligen Berge Andechs, in deſſen geweihten, klöſterlichen Schooße die Aſche ſeines Vaters und ſeiner Mutter ruhte, beichtete dem gottesfürchtigen Abte Andreas, und empfing das heilige Abendmahl mit rührender Andacht. Von Stunde an ſtörte kein böſer Traum mehr die Ruhe ſeines Schlafes.

Vier und ſechzig Schiedsmänner, von Albrecht und Chriſtoph gewählt, vermittelten den Vertrag zwiſchen den beiden herzoglichen Brüdern, zu München am 17ten Juni 1485, und an dieſem Tage verzichtete Chriſtoph in einer eigenen Urkunde lebenslänglich auf die Mitherrſchaft, und empfing dafür die Schlöſſer Paal, Rauhenlechsberg und Schongau, das Kloſter Polling, die Städte Weilheim und Schongau, mit allen Aemtern, Gilten, Nutzungen, Gerichten, Wildbannen, ein jährliches Einkommen in Geld; damit Chriſtoph keinen Grund mehr finden möge, durch neue Ruheſtörung die brüderliche Eintracht, und das Wohl des Landes zu gefährden, übernahm Albrecht auch noch die Bezahlung aller ſeiner Schulden.

Da mit dem Tode des Grafen Niklas von Abensberg dieſer Stamm erloſchen war, nahm Herzog Albrecht dieſe Grafſchaft als heimfällig in Beſitz und entſchädigte den Grafen Johann von Montfort, welchen Niklas als ſeinen Sohn erzogen und geliebt hatte, mit einer baaren Summe von 5000 Gulden, überließ ihm auch alle Silbergeſchirr, die Perlenkleider, Kleinodien, Roſſe und Rüſtungen des erſchlagenen Abensberger.

Albrecht's Unternehmungen lagen immer tiefe Berechnungen politiſchen Scharfblickes zum Grunde. Er verlangte die Früchte nicht vor der Blüthe, und konnte mit ſtaatsmänniſcher Geduld ſehr wohl die Zeit der Reife erwarten. Seinen feſten Gang zum Ziele, verrückte keine Leidenſchaft, keine Uebereilung. So kam auch in Regensburg der Tag der Ernte; die Saat, von ihm zu Stadt am Hof und dort fein ausgeſtreuet, und beharrlich gepflegt; war auf empfänglichen Boden gefallen, und gar herrlich gediehen. Aus freiem Willen, eines beſſeren Looſes gewärtig, riß ſich Regensburg durch einen Vertrag feierlich vom Reiche los, und wählte Herzog Albrecht zum Herrn und Gebieter, der am 6ten Auguſt 1486 mit auserleſener Pracht daſelbſt einzog, die Huldigung des zujauchzenden Volkes zu empfangen, welches lieber unter einem Herrn gedeihen, als herrenlos verkümmern wollte. Auch die Veſte Donauſtauf öffnete dem Herzoge ihre Thore.

Regensburg hatte ſich in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht; Albrecht vergalt das Vertrauen der Stadt durch Großmuth und Weisheit. Weit entfernt, ſich ihre Herzen durch ungewohnte Neuerungen zu entfremden, änderte er nicht das Mindeſte an ihren alten Rechten in der Wahl magiſtratiſcher Behörden, und öffnete den Bürgern Quellen des Wohlſtandes auf allen Seiten. Er wollte ihnen jene uralte Zeit des Glückes und allgemeiner Zufriedenheit zurückzaubern, nach welcher ſie ſich bisher ſo untröſtlich geſehnt hatten. Um auch dem religiöſen Sinne der Gläubigen zu genügen, brachte er es durch ſeine Verwendung bei dem päpſtlichen Hofe dahin, daß die Regensburger jährlich ein öffentliches Relliquienfeſt, mit Ablaß der Sünden, feiern durften, zu welchem fromme Herzen in zahlloſen Schaaren aus weiter Ferne herbei ſtrömten.

Inzwiſchen genoß Chriſtoph mit entlaſtetem Gemüth, mit Gut und Geld in Hülle und Fülle, wieder lebensfrohe Tage auf ſeinen Schlöſſern, in ſeinen Städten, unbeſorgt um eine Zukunft, die alles trüber geſtalten könnte. Die alten Gefährten ſeiner Fehden, die Mißvergnügten des Adels, blieben noch ſeine treuen Gäſte bei Trinkgelagen, Tanzfeſten und Jagdzügen; ſie gaben ihr Werkzeug nicht auf. An der Vertragsbedingung: „lebenslänglich“, ließen ſie ihre Hoffnungen nicht ſcheitern; es war ihnen nur ein Wort, weiter nichts.

In einer ſtürmiſchen Dezembernacht des Jahres 1486 ſaß Chriſtoph auf ſeinem Schloſſe zu Rauhenlechsberg in der Mitte ſeiner Vertrauten; Schneegeſtöber ſchlug an die Bogenfenſter, und der Wind heulte in den Kaminen. Im Saale aber war's behaglich warm, und den Gelaggäſten mundeten Imbiß und Wein gar weidlich. Da kam Langhans, und ſagte zu Herzog Chriſtoph: „Gnädiger Herr, ſeit einer Stunde wärmt und labt ſich in unſerer Stube unten ein alter Minneſänger, der ſich auf der Landſtraße verſpätet, und um Nachtherberge gebeten hat. Manch' ein frohes Liedchen hörten wir von ihm; auch ſchlägt er gar trefflich die Harfe dazu. Wie er nun merkte, daß wir Gefallen fänden an ſeinem Singen und Spielen, da erſuchte er mich, Euch, gnädiger Herr, in ſeinem Namen inſtändig zu bitten, daß Ihr ihm erlauben möget, vor Euch und den ehrbaren Rittern zu ſingen."

„Laß ihn herauf kommen," ſagte Chriſtoph, „damit wir doch hören, wie das Alter von der Liebe ſingt."

Und der Alte ſang in der That recht ergötzlich von der Liebe, und ſchilderte ſie in einer Romanze in allen ihren Abſtufungen, von den erſten Seufzern des verliebten Junkers bis zu den ſpätern Tagen, wo die Auserwählte als brummende Burgfrau die Spindel um die Füße ihres Eheherrn gaukeln läßt, der ſich, um des lieben Hausfriedens willen, nicht getraut, den leeren Humpen noch einmal füllen zu laſſen. Zuletzt ſchloß der Sänger mit dem guten Rathe an die Ritter, in der Liebe ſich nicht zu übereilen, um nicht gar bald den Verluſt der goldenen Freiheit bereuen zu müſſen.

Da wurde denn an der Gelagtafel viel geneckt und gelacht, und Chriſtoph ſagte zum Alten, einen Becher Wein ihm reichend: „Da, trink aus meinem Mundbecher! Hörſt Du, wie die Ritter ſich einander aufziehen! Mich kann Keiner necken; denn ich übereile mich in der Liebe wahrlich nicht."

„Wohl wahr; Euer edles Herz, gnädiger Herr," erwiederte der Alte, „ſchlägt nur für ritterlichen Muth; aber wenn Ihr die Liebe auch nicht übereilet, ſo ſolltet Ihr ſie eben ſo wenig verſäumen. Schade, daß Ihr nicht zu gleicher Zeit Hochzeit haltet mit Eurem herzoglichen Bruder Albrecht."

„Was ſagſt Du?" fragte Chriſtoph, erſtaunt zurücktretend, „mein Bruder Albrecht hält Hochzeit?" Und an die Tafel tretend, rief er: „Hört doch die große Mähre von einer herzoglichen Hochzeit! Unſer Minneſänger erzählt mir ſo eben, daß Herzog Albrecht von Bayern Hochzeit hält. Iſt vielleicht einem von Euch etwas davon bekannt? Mir nicht!"

Verwundert ſprangen die Ritter von ihren Sitzen auf, Chriſtoph's Frage verneinend.

„Mit Gunſt, gnädiger Herr," nahm der Alte wieder das Wort, „es will mich bedünken, als habe ich nicht klug gethan, von einer Sache zu reden, die Ihr etwa aus guten Gründen geheim zu halten wünſchet, wie es zu Innsbruck geſchieht, wo außer den Vornehmſten am Hofe Niemand weiß, daß Herzog Albrecht die ſchöne Kaiſerstochter Kunigunde, die am Hofe des Erzherzogs Sigmund wie eine Prachtroſe aufblüht, zur Braut erkoren hat."

„Des Kaiſers Tochter?" fragte Chriſtoph erſtaunt. „Des Kaiſers Tochter?" klang's wie ein Echo aus dem Munde aller Ritter.

„Wie Euer Ernſt und Staunen mich vermuthen laſſen," antwortete der Minneſänger, „ſo wiſſet Ihr wirklich nichts davon."

„Kein Wort!" rief Chriſtoph entrüſtet aus. „Daran erkenn' ich wieder den Herzog Albrecht! Handelt ſo ein Bruder gegen ſeinen leiblichen Bruder? Ein

Herzog von Bayern muß von einem alten Minneſänger zufällig erfahren, daß ſein Bruder Hochzeit halte! O falſcher, heuchleriſcher Albrecht!"

„Durch abſonderliche Verhältniſſe bin ich zu dieſer Mähre gekommen," erzählte der Alte. „Ich war vor vier Wochen in Innsbruck, und wurde eines Abends in das Gemach des Hofmeiſters im Schloſſe geholt, um ihn durch Geſang und Harfenſpiel aufzuheitern, da wieder Anfälle tiefer Schwermuth ſeinen Geiſt quälten. In ſolchen Augenblicken pflegt dieſer vornehme Herr ſeine geheimſten Gedanken auszuſprechen, ohne auch nur zu wiſſen, wer ſie höre, und verläßt ihn das Uebel, dann erinnert er ſich nicht mehr, ob und was er geſprochen habe. Auf dieſe Art erfuhr ich ſchon damals die ganze Geſchichte, und wie ſeitdem allerlei Vorbereitungen zur würdigen Hochzeitfeier am erzherzoglichen Hofe zu Innsbruck getroffen wurden, ließ mir ein Verwandter, der das Geflügel in die Hofküche zu liefern hat, durch einen heimkehrenden Bürger von Augsburg, wo ich eben gute Geſchäfte mit meiner Harfe machte, wohlmeinend rathen, am nächſten Neujahrstage in Innsbruck zu ſeyn, wo mir die Hochzeit Herzog Albrecht's von Bayern mit der ſchönen Kaiſerstochter Kunigunde, reichlichen Verdienſt verſchaffen würde. Ich bin aber ſchon alt; meine Knochen tragen mich nicht mehr ehrlich; ein Fußübel erſchwert mir das Gehen; der Schnee thürmt ſich auf den Landſtraßen; über die Berge gebricht meiner Bruſt der Athem; ich fürchte, zu ſpät zum Feſte zu kommen."

„Sey unbeſorgt, Alter!" erwiederte Chriſtoph; „ich ſchenke Dir ein Roß aus meinem Stalle mit Sattel und Zeug; Deine Nachricht iſt eines ſolchen Lohnes werth."

„Dank, tauſend Dank!“ rief der Alte freudig, dem Herzoge die Hand küſſend; „Gott vergelte Euch dieſe Gnade! Nun kann ich Land aus, Land ein reiten, und überall will ich in ſchönen Liedern Eure Großmuth rühmen.“

„Mein Bruder hält Hochzeit, und ich weiß kein Wort davon, kein Wort!“ klagte Chriſtoph wieder, ſeine Rechte auf die Schulter des Hans Zenger legend.

„Grämet Euch ja nicht darob, gnädiger Herr!“ tröſtete der Alte; „weiß ja doch Kunigundens eigener Vater, der Kaiſer, kein Wort davon!“

„Wie? Der Kaiſer weiß nichts davon?“ fragte Chriſtoph mit lauter Stimme, und alle Ritter drängten ſich um ihn.

„Kein Wort; Ihr dürft Euch darauf verlaſſen, gnädiger Herr!“ antwortete der Alte. „Die Heirath wurde im Stillen zwiſchen Albrecht und Maximilian, des Kaiſers Sohn, ſeinem künftigen Schwager, und dem Erzherzoge Sigmund, Kunigundens Vetter, verabredet, der ſich dem Albrecht zum Danke verpflichtet fühlt, daß er ihn mit ſo beharrlicher Großmuth unterſtützte, um ſeine Kriege gegen Venedig fortſetzen zu können. Der Bürger von Augsburg wußte alle dieſe Umſtände genau, und konnte ſogar die großen Summen an den Fingern herzählen, welche Albrecht dem Sigmund geſendet hat.“

„Dieſe Gelder hätte er nicht aus dem Lande ſchicken können,“ ſagte Albrecht von Murach leiſe zu Chriſtoph, „wäret Ihr Mitregent; darum ſein Widerſtand, weil er Widerſpruch nicht dulden will.“

„Nun begreife ich,“ bemerkte Heinrich Nothaft, „warum Albrecht ſeit einiger Zeit ſo viele Ausflüge in das Gebirg machte, angeblich nur andächtige Beſuche im Kloſter Ettal; im Grunde aber ritt er zur Anbetung nach Innsbruck."

„Du biſt müde, Alter," ſagte Chriſtoph; „leg Dich zur Ruhe, und morgen ſollſt Du noch ein gutes Reiſegeld von mir bekommen. Singſt Du zu Innsbruck vor dem Bräutigam, ſo erzähle ihm, daß ich Dir aus Freude über ſeine Vermählung ein Roß geſchenkt habe, damit Du nicht verſäumen mögeſt, das ſchöne Feſt durch Deine Lieder zu verherrlichen."

Der Alte verſprach, dieß zu thun, und erneuerte ſcheidend ſeinen innigſten Dank.

„Heil Euch, Herzog Chriſtoph, und Heil uns Allen,," begann Ritter Sebaſtian von Pflug, als der Harfner das Gemach verlaſſen hatte; „das iſt eine freudige Botſchaft, und bald werden beſſere Tage für uns anbrechen. Der überkluge Albrecht iſt unſer nützlichſter Bundesgenoß. Schon iſt Kaiſer Friedrich's Abneigung gegen ihn, weil er das Abensbergiſche Lehen eigenmächtig an ſich zog, und durch Ränke aller Art Regensburg vom Reiche losriß, kein Geheimniß mehr; ſein Zorn wird furchtbar aufflammen, wenn er hört, daß, ohne Wiſſen und Willen des Vaters, ein Herzog von Bayern ſeiner Tochter Hand erhalten habe, die der Kaiſer ſelbſt ſchon Königen verweigert hat. Aber Friedrich iſt ein ſchwacher und unbeſtändiger Fürſt; Deutſchlands Verwirrung und Unmacht bezeugen es. Wir müſſen alſo die Flamme ſchüren, ſo lange ſie lodert."

Wie dieß geſchehen ſolle, beriethen die Verſammelten ſchier bis zum Anbruche des Morgens.

Kunigunde löſete das Verſprechen ihrer Kinderzeit, Albrecht's Gemahlin zu werden.

Am Neujahrstage des Jahres 1487 ertheilte Biſchof **Wilhelm** von **Eichſtädt** in der St. Stephanskirche zu **Innsbruck** dem hohen Brautpaare den Segen der Kirche und **Erzherzog Sigmund**, kinderlos, gab der Braut zum Hochzeitgeſchenke das feierliche Verſprechen, daß ſie nach ſeinem Tode Erbin von **Tirol** werden ſolle. Acht Tage ſpäter, am 9. Januar, Nachmittags zwiſchen 2 und 3 Uhr, zog die längſt erſehnte Landesmutter in die Stadt **München** ein, begrüßt vom unermeßlichen Jubel der Einwohner, deren Herzen, wie aller Bayern, ſeit uralten Zeiten, für das glorreiche Haus der **Wittelsbacher** nur voll Liebe und Treue geſchlagen haben.

14.

Auf einem Kreuzwege des **Weſterholzes**, in der Nähe des Schloſſes **Lichtenberg**, wo eben Herzog **Wolfgang** ſich aufhielt, ſtand in nächtlicher Stunde, da der Mond durch zerriſſene Wolken ſein trügeriſches Licht über die Kronen ſtattlicher Buchen ſtreute, ein Mann von hoher, kräftiger Geſtalt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, unkennbar in einen Mantel gehüllt, dem Anſcheine nach ungeduldig eines Beſuches gewärtig; denn immer wendete er den Kopf nach den Richtungen der vier Waldespfade, die hier zuſammentrafen, und ſchaute und horchte, ob ſich Niemand nahe. Plötzlich raſchelte es im Gebüſche hinter ihm, und an die Hälfte des Loſungswortes aus dem Munde des Kommenden: „**Wolf**,“ fügte der Wartende ergänzend die andere Hälfte: „**gang**.“

„Ich hoffe, Du bringſt mir Tröſtliches, **Schauenburg**,“ begann der Wartende, **Hans von Degen**-

berg; „ich habe dem Christoph und unſern Freunden mein Wort gegeben, den Herzog Wolfgang wieder für unſere Sache zu gewinnen. Nur wenn beide Brüder in Eintracht wirken, kann Gedeihliches erfolgen. Aber Christoph will nicht den erſten Schritt thun, und Wolfgang ſcheint mit ſeinem Looſe zufrieden. Wie weit biſt Du mit Martha von Freiberg gekommen?"

„Vor zwei Tagen war ich wieder bei der ſchönen Wittwe. Mein Bewerben um ihre Hand macht leider keine Fortſchritte. Du weißt, daß ein Dienſtmann Wolfgangs in einem zufälligen Streite ihren Mann, den Paul von Freiberg erſchlagen, und ſie vergebens die Beſtrafung des Mörders verlangt hat. So lange dieſe nicht erfolgt iſt, will ſie nichts von einer Heirath wiſſen. Ich habe Ihr vorgeſchlagen, ſtatt des Mörders, den der Herzog Wolfgang nicht einmal zur Verantwortung ziehe, dieſen ſelbſt büßen, und von gedungenen Händen aus dem Wege ſchaffen zu laſſen, wenn er einſam auf die Jagd oder zu irgend einem Beſuche ausreiten würde. Dieſen Vorſchlag nahm mir aber Frau Martha gar übel, und ich konnte ſie nur dadurch wieder beruhigen, daß ich ſagte: dieß ſey nur im Scherze von mir geſprochen. Im Grunde war's auch nicht mein Ernſt, und konnte es nicht ſeyn; der todte Wolfgang würde Euch ja nicht mehr nützen. Ich wollte nur wiſſen, wie weit ein rachſüchtiges Weiberherz zu bringen ſey. Mit dem Verſprechen, dafür zu ſorgen, daß Herzog Albrecht in der Sache einſchreite, verließ ich ſie.

„Und nun weiß ich ſo viel als nichts!" verſetzte Degenberg.

„Nur Geduld! Jetzt kommt die Hauptſache," fuhr Heinrich von Schauenburg fort. „Ich habe einen

Diener, Namens Rinkelhans, der ſich in ganz Deutſchland, in Böhmen, Ungarn und in Welſchland herumgetrieben, und an Argliſt, Kniffen und Verwegenheit kaum ſeines Gleichen hat. Er verſteht die Kunſt, ſich in allerlei Geſtalten zu vermummen. Dieſer ſoll den Knechten der Frau Martha in einer Schenke, auf meine Koſten tüchtig zutrinken, ihre Gemüther entflammen, und ſie dahin bringen, daß ſie ſich verſchwören, den Tod ihres Herrn zu rächen, und den Herzog Wolfgang entweder auf ſeinem Schlößchen Fußberg zu überfallen, oder aus irgend einem Hinterhalte anzugreifen, zu erſchießen, zu erſtechen, oder zu erſchlagen. Rinkelhans weiß noch einen argen Geſellen ſeines Gelichters, der dabei ſeyn, und von ihm herzlich empfangen wird, als wäre er Lenz Wegelin, einer von Albrechts Dienern. Dieſer vermeintliche Lenz Wegelin ſoll, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, demjenigen, welcher Herzog Wolfgang tödte, eine Belohnung von ſechstauſend Gulden im Namen ſeines Gebieters, des Herzogs Albrecht, verſprechen."

„Dein Plan ſcheint mir zu künſtlich und zu gefährlich," bemerkte Degenberg. „Es könnte zu früh Ernſt aus der Sache, Wolfgang getödtet, und nicht nur unſere Hoffnung vereitelt, ſondern auch — "

„Unterbrich mich nicht," unterbrach ihn Schauenburg; „höre mich an, und Du wirſt finden, daß der Plan nicht ſo bedenklich iſt, als Du fürchteſt. Sobald Rinkelhans die Knechte für das Vorhaben gewonnen hat, wird er ſie auf den nächſten Sonntag in die Kirche zu Münſter beſtellen, von wo aus zur That geſchritten werden ſoll.

„Um aber dieſe That unmöglich zu machen, wirſt Du, von mir zur rechten Zeit in Kenntniß geſetzt, den

Herzog Wolfgang im Namen Chriſtoph's und deſſen Freunde vor dieſem Anſchlage auf ſein Leben warnen, ihm alle Verſchworenen nennen, den angeblichen Diener Albrecht's, den Lenz Wegelin nicht zu vergeſſen, und ihm jenen Sonntag bezeichnen, an welchem ſich alle Verſchworenen in der Kirche zu Münſter befinden würden. Der leichtgläubige Wolfgang wird gegen ſeinen Bruder Albrecht Feuer und Flammen ſpeien, und ſein völliger Bruch mit ihm keinen Zweifel unterliegen. So wie Herzog Wolfgang ſich der Verſchworenen bemächtiget, muß dem Herzoge Albrecht die Kunde zugehen, daß Wolfgang ihm nach dem Leben ſtrebe, und weil die Knechte der Frau Wittwe Martha von Freiberg dieſen Mordanſchlag aufgeſpürt, dieſelben gefänglich eingezogen, und nun beſchloſſen habe, die ganze Geſchichte zu verdrehen, und ſeinen Bruder Albrecht anzuklagen, als ob er es ſey, der ihn durch gedungene Mörder wolle tödten laſſen. Jetzt ſprich, wie mein Plan Dir gefällt?"

„Der Plan iſt meiſterhaft," antwortete Degenberg; „wenn nur die Ausführung nicht mißlingt. Uneigennützig iſt er gewiß; denn ich ſehe nicht ein, wie Du dabei Deine Abſicht erreichen kannſt, die Hand der Frau Martha zu erhalten, die dadurch in vielfache Widrigkeiten verwickelt wird."

„Gerade dieſe Widrigkeiten ſollen meiner Hoffnung günſtig ſeyn. Indem ich die hübſche Wittwe glücklich aus denſelben herauszuwickeln gedenke, ſoll ihre Dankbarkeit mich glücklich machen."

Nach umſtändlicher Verabredung, was und wie es nun weiter zu geſchehen habe, ſchieden Beide voneinander.

Herzog Wolfgang ließ ſich um leichter täuſchen, als ihm das Bewußtſeyn verweigerter Gerechtigkeit, das

Wahrſcheinliche einer gewaltſamen Selbſthülfe und Rache glaubwürdig machte. An dem bezeichneten Sonntage ließ er die Verſchworenen: Cunſt Bröbſtel von Hauſen, Hans, deſſen Sohn, Wolfgang Zickel von Gernſpach, Clas Mair von Hausheim, Ulrich Spatz den Jüngern von Magershauſen, und Hans Wielenbacher von Tatenhofen, aus der Kirche zu Münſter, während des Gottesdienſtes, durch Bewaffnete fortreißen, auf ſein Schloß Lichtenberg bringen, und in Gegenwart ſeines Kanzlers Johann Stefensperger, dann dreier öffentlicher Notare aus Augsburg: Marr Morlin, Barrholomä Hotzler und Martin Albrecht, ſo wie einiger Zeugen, mit richterlicher Strenge befragen. Der angebliche Lenz Wegelin war nicht in's Garn gegangen; doch ſagten die Andern auf ihn aus.

Erhard Perfaller, Pfleger des Herzogs Wolfgang zu Greifenberg, eilte mit der Urkunde dieſes peinlichen Verböres nach München, aus welchem ein Mordanſchlag auf Wolfgang ſich ergeben ſollte, ausgebrütet von Martha von Freiberg zu Mickhauſen, Stoffel von Freiberg und Lenz Wegelin, einem Diener Albrecht's; daher dieſer wohl auch ſelbſt davon gewußt haben könne. Albrecht aber, nach Schauenburg's Plane ſchon gewarnt, ließ augenblicklich den Pfleger verhaften bis zur Freigebung der Gefangenen, indem ſein Bruder Wolfgang ſich ein Hoheitsrecht angemaßt habe, welches nur dem regierenden Herzoge gebühre. Wolfgang könne die Knechte der Wittwe Freiberg nicht gefangen halten, deren Gemahl ein Dienſtmann Albrecht's geweſen, ſohin unter ſeinem Schutze ſtehe, viel weniger noch ſie peinlich befragen.

Alle Schritte Wolfgang's, die Loslaſſung ſeines Pflegers zu bewirken blieben fruchtlos, weil er ſich nicht bequemen wollte, ſeine Mordanſchlagsklage auf dem ordentlichen Wege an das Gericht des regierenden Herzogs zu bringen, und ſelbſt ein Mandat des Kaiſers, vom 7. Januar 1489 wußte Albrecht durch einen wohlbegründeten Bericht über die Richtigkeit der Beſchwerde des Herzogs Wolfgang zu entkräften, deſſen Entrüſtung über ein ſolches Verfahren die Genoſſen des Herzogs Chriſtoph's ſo klüglich auszubeuten wußten, daß er von nun an wieder, von glühenden Haſſe gegen Albrecht erfüllt, eine thatkräftige Stütze der Unzufriedenen im Herzogthume wurde.

Viertes Buch.

1.

Maximilian, ein Sohn Kaiſer Friedrich's III., im Jahre 1486 zum römiſchen Könige gewählt, hatte als ein Jüngling von 18 Jahren Maria von Burgund, die Erbin Herzog Carl's des Kühnen geheirathet, und mit den großen Beſitzungen deſſelben, die Macht des Hauſes Oeſterreich gehoben. Nicht genügend unterſtützt von ſeinem ſchwachen und unſchlüſſigen Vater, bei aller Staatsklugheit, bei uneigennützigem Edelmuthe und perſönlicher Tapferkeit, dennoch ein Feuerkopf, deſſen Ungeduld die beſten Entwürfe nicht reifen ließ; häufig von Geldnoth gedrängt, fühlte er gleichſam ſeine Hand gelähmt in den meiſten Fällen, wo er ſie nur hätte ausſtrecken dürfen, die Früchte der großartigſten und gelungenſten Unternehmungen zu ernten.

Unter ſolchen Verhältniſſen war es für den König Ludwig XI. von Frankreich keine ſchwierige Aufgabe, dem ritterlichen Maximilian ſeine herrlichſten Länder: Artois, Flandern, und das Herzogthum Burgund zu entreiſſen; vergebens kämpfte er mit Löwenkühnheit gegen die Uebermacht; mit dem Schwerte in der Fauſt ſtürzte er, ſein wankendes Heer zu ermuthigen, eines Tages mitten in die Feinde, gleich einem Würgengel; da brach, tödtlich getroffen, ſein Roß unter ihm zuſammen, und der muthige Held wurde von den jubelnden Siegern als Gefangener nach Brügge gebracht, einer der aufrühriſchen Städte.

Um die Gnade und den Schutz des Kaiſers Friedrich zu gewinnen, der mit nicht zu beruhigendem Grimme allen Verſöhnungsverſuchen des Herzogs Albrecht widerſtand, und ſeiner einſt von ihm ſo zärtlich geliebten Tochter, waren die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang nach Flandern geeilt, und hatten ſich durch Tapferkeit ausgezeichnet. Chriſtoph wurde bald wieder der Schrecken der Feinde. Als nun der Kaiſer ein großes Kriegsheer zur Züchtigung der empörten Niederlande, und zur Befreiung ſeines Sohnes Maximilian aufbot, und ſich ſelbſt an die Spitze ſtellte, gefolgt von vielen Fürſten, Grafen und Herren, voran Philipp, Pfalzgraf am Rhein, mit dem Vortrabe, wollte Albrecht dieſe Gelegenheit benützen, dem Kaiſer ſeine Ergebenheit zu bezeigen, und ſendete ein auserleſenes Heer nach dem Schauplatze des Krieges.

Dem Grafen von Zollern war es gelungen, aus

Brügge zu entkommen, und er raffte in Brabant ſchleunig 5000 Bewaffnete zuſammen, um ſich mit dem Herzoge Chriſtoph in Middelburg, Hülfe bringend, zu vereinen. Sie faßten den kühnen Entſchluß, den gefangenen Maximilian zu befreien, noch ehe das kaiſerliche Rettungsheer ankäme.

„Thut dieß nicht, Ihr gnädigen Herren," rieth Cunz von der Roſen, — des römiſchen Königes Maximilian luſtiger Rath und treueſter Diener, keiner von den gewöhnlichen Hofnarren jener Zeit, die ſich für ſchlechte Späße gut mäſten ließen, und in Fehdetagen hinter dem Ofen für ihre heile Haut ſorgten, ſondern ein muthiger Kämpe, der erſt kürzlich die Genter hatte tüchtig klopfen helfen, — „thut dieß nicht, indem Ihr durch einen ſolchen gewaltſamen Verſuch das theure Leben meines geliebten Herrn waget, mindeſtens aber eine noch ſtrengere Haft veranlaſſen würdet. Die Liſt führt auch zum Ziele, und mißlingt ſie, ſo bezahle ich den Verſuch nur mit meinem Leben, an dem nichts verloren iſt; denn wie könnte ich beſſer ſterben, als in Treue für meinen Herrn?"

Somit ritt er wohlgemuth der Stadt Brügge zu, ließ in einem nahen Dorfe, bei einem Anhänger ſeines Herrn, das Pferd, und ſchlich in der Kleidung eines Landmannes mit den Dorfleuten in die Stadt, welche Geflügel, Butter, Eier u. ſ. w. dahin trugen.

Der Guardian des Franziskanerkloſters zu Brügge war wohlgeſinnt für Maximilian; vertrauend wendete ſich Cunz an ſeinen Beiſtand. „Hochwürdiger Herr," ſagte Cunz, „ich bin wohlbewandert in der Kunſt, das Haar und den Bart zu ſcheren, und gedenke mit dieſer Kunſt, ſo Gott will, meinen König zu befreien. Darum wollet ſo gut ſeyn, mir ein Ordenskleid zu borgen, und von einem Conventbruder mich in das Gefängniß meines Herrn begleiten zu laſſen, damit er daſelbſt, in Eurem Namen, bei der Wache für einen Beichtvater des Kloſters mich ausgebe. Auf dieſe Art werde ich Einlaß erhalten, den König wie einen Mönch ſcheren, in dieſe Kutte ſtecken, und mit meinem Begleiter zu Euch in's Kloſter ſchicken."

„Gut ausgedacht," erwiederte der Guardian; „und was ſoll dann mit Dir geſchehen?"

„Was Gott will!" antwortete Cunz; „mögen ſie mich ſieden oder braten; das iſt mir ganz gleichgültig, wenn nur mein guter König und Herr einmal frei iſt."

„Du haſt ein edles Herz, Cunz," ſagte der Guardian, „und obgleich dieſes Unternehmen für mein Kloſter und für mich gefährliche Folgen haben kann, ſo werde ich doch nach allen Kräften mitwirken, und am Graben einen Nachen bereit halten, der den König im Dunkel der Nacht an das Katharinenthor bringen ſoll, wo verläſſige Knechte mit Pferden ihn erwarten. Gott ſey mit Dir!"

Durch drei Wachen drang Cunz mit ſeinem Begleiter; die Ehrfurcht vor dem Mönche mit dem geſchorenen Kopfe; und vor ſeinem erhabenen Berufe, dem Könige die Tröſtung des göttlichen Wortes zu bringen, nach der Verſicherung des bekannten Begleiters, führte ihn glücklich in den Kerker des Königs. Dieſer hätte ſich nicht träumen laſſen, daß in der Kutte ſein treuer Cunz ſtecke; bald verrieth ihn aber die ſtarke Stimme, mit welcher der luſtige Rath und treue Diener gewöhnlich zu ſprechen pflegte.

„Sieh, nun finde ich Dich da, mein frommer König!" begann Cunz. „Daß Dich potz Marter ſchänd! Warum haſt Du mir nicht gefolgt, da ich Dich gewarnt? Sieh, ich habe mein Leben Deinhalb gewagt. Ich will Dich mit Gottes Hülfe erledigen."

Und nun ſagte Cunz ſeinem „lieben Max“, auf welche Weiſe er ihn befreien wolle, und tröſtete ihn zugleich mit den freudigen Nachrichten, daß die Genter geſchlagen und die empörten Städte in die Reichsacht erklärt ſeyen, auch der Kaiſer mit großer Heeresmacht heranziehe.

„Ich danke Dir herzlich für Dein kühnes Wagniß, um mich zu befreien, mein lieber, treuer Cunz,“ erwiederte Maximilian; „aber ich darf Dir, meiner Ehre willen, nicht folgen, weil ich den Gentern, gegen die Zuſage der Unverletzlichkeit meiner Perſon, mein Wort gegeben habe, nicht zu entfliehen.“

Darob unwillig, verſetzte Cunz: „Lieber König, ich ſehe, daß Du noch ſo denkeſt, wie zuvor, und mir nicht folgen willſt; dann ich meine gefährliche Reiſe umſonſt gemacht habe. So behüte Dich Gott, mein König! Du biſt zu fromm für dieſe falſchen Flamänder.“ Thränen rollten ihm über die Wangen auf die von ihm geküßte Hand des gerührten Königes, und er ſchied von dieſem mit herzinniger Betrübniß, und als der Anführer der Kerkerwache ihn fragte: „Hochwürdiger, wie habt ihr den König gefunden?“ gab er ihm ſeufzend zur Antwort; „Das weiß Gott, recht fromm!“

Mit ſtillem Bangen ſah Herzog Chriſtoph den treuen Cunz zurückkehren, der mit geſenktem Kopfe und trübſeliger Miene im Sattel ſaß, billigte aber Maximilians ritterlichen Entſchluß, ſein gegebenes Wort nicht zu brechen.

Doch bald drang die Kunde von dem Anzuge des Kaiſers und des Reichsheeres von 12000 Mann zu Fuß, 4000 Reitern und 300 Rüſtwagen in die empörten Provinzen. Viele Städte kehrten zur Pflicht zurück, und bewaffneten ſich für den König. Die Niederlage der Genter lähmte den Muth und Widerſtand der Brügger; die öſterliche Beichte hatte ihre Herzen und Gewiſſen erſchüttert; 17,000 legten darnach auf dem Marktplatze ihre Waffen nieder, und blieben wieder ruhig an ihren häuslichen Herden. Am 16. Mai 1488 verließ König Maximilian ſein Gefängniß, worin er vier Monate verlebt hatte.

Gefolgt von der ganzen bereuenden Bürgerſchaft, zog er am andern Morgen feierlich in die Kirche, um Gott für ſeine Freiheit zu danken, und als er über die Schwelle des Tempels wieder unter das Volk trat, ſtreckte er die Hand freundlich lächelnd aus, und rief: „Nun haben wir endlich einmal Friede!“ Durch Eilboten von dieſem Ereigniſſe in Kenntniß geſetzt, war Herzog Chriſtoph mit einem mächtigen Reitergeſchwader vor dem Thore zum heiligen Kreuz der Stadt Brügge erſchienen; Krieger und Trompeten jubelten in die Wette, als der befreite König heranritt, und den tapfern Chriſtoph umarmte, der ihn nach Middelburg geleitete.

Vom Kriegsdonner des kaiſerlichen Heeres aufgeſtachelt, ſchwang Flandern noch einmal die Fahne der Empörung, und dem Kaiſer gelang es in ſechs Wochen nicht, den wilden Trotz der Genter zu brechen, die ihre frühere Niederlage nicht verſchmerzen konnten. Deutſchlands Zuſtände bewogen den Kaiſer zur Heimkehr; der tapfere Maximilian aber pflückte bald Lorbeern des Ruhmes im ſiegreichen Kampfe gegen die Rebellen, und deren Aufhetzer, die franzöſiſchen Bundesgenoſſen, als England ihm ein ſtreitbares Heer zur Hülfe geſendet hatte.

In dankbarer Anerkennung der thatkräftigen Unterſtützung bei dieſem Feldzuge durch Herzog Albrecht, und aus Sehnſucht, deſſen Gemahlin, ſeine geliebte Schweſter Kunigunde wieder zu ſehen, kam König Maximilian, aus den Niederlanden zurückkehrend, in München an, wo er, rechts und links die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang zur Seite, am 17. Mai 1489 Abends 6 Uhr und 15 Minuten, mit allen ſeinem hohen Range, der Verwandtſchaft und dem Heldenmuthe gebührenden Ehren, einen feſtlichen Einritt gehalten hat.

2.

„Wie geſagt, Herzog Chriſtoph,“ nahm Hans von Paulſtorf das Wort, als die Unzufriedenen des Adels, an ihrer Spitze die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang, mit der alten brüderlichen Eintracht früherer Zeit bei einem vertraulichen Feſtgelage ſich trafen, womit ſie die Rückkehr ihrer mächtigen Beſchützer feierten, „wie geſagt, nie war eine Gelegenheit günſtiger, Euren gerechten Anſprüchen auf die Mitherrſchaft von Bayern den Sieg zu verſchaffen.“

„Haben wir nicht feierlich für immer entſagt?“ bemerkte Wolfgang. „Wird man uns nicht die eigenhändig unterzeichneten Urkunden entgegenhalten?“

„Es ſoll Euch nicht an gewichtigen Gründen fehlen,“ erwiederte Gewolf von Degenberg, „die Euch der Verbindlichkeit jener Entſagung überheben, Gründe, welche zur Zeit Eurer Unterſchrift noch nicht beſtanden.“

„Euer Widerruf der Verzichtleiſtung,“ ſagte Heinrich Nothhaft, „muß in der Glorie einer heiligen Pflicht gegen das Vaterland erſcheinen, und dieſes Euch, Herzog Chriſtoph, und Euch, Herzog Wolfgang, als ſeine Retter begrüßen.“

„Ja, ſo meinte ich es, das iſt die rechte Anſicht!“ äußerte Hans von Paulſtorf. „Während Ihr in den Niederlanden ſo tapfer gekämpft, und dadurch des Kaiſers ganze Huld gewonnen habt, bin ich nicht unthätig geblieben. Ich bin von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg gezogen, um Anhänger zu werben, und mit Glück; wir werden bald ſelbſt des Herzogs Albrecht Vicedom zu Straubing, Bernhardin von Stauf, Herrn zu Ehrenfels, zu den Unſrigen zählen.“

„In der That, dies wäre ſchon viel gewonnen, und eine große Bürgſchaft für das Gelingen des Unternehmens,“ meinte Herzog Chriſtoph.

„Ihr werdet wohl noch nicht vergeſſen haben, Herzog Wolfgang,“ ſagte Degenberg, wie Euer regierender Bruder in der Geſchichte mit dem Mordanſchlage gegen Euch verfuhr. Anſtatt ſich von dem Verdachte zu reinigen, der auf ihm, als einen Mitſchuldigen, laſtet, ſpielte er den beleidigten Landesherrn. Hat er Euern Pfleger Perfaller, den er gewaltthätig einkerkerte, ſchon freigegeben? Nein! Faſt zwei Jahre ſind vorüber, und noch iſt er in Albrechts Haft. Weder Eure Beſchwerde, Herzog Wolfgang, fand bei ihm Gehör, noch die Vermittlung des Herzogs Georg von Landshut, noch Eure Berufung auf ein Schiedsgerichts der obern und niedern Landſchaft: ja ſelbſt das Mandat des Kaiſers in dieſer Sache ließ er unbeachtet. Gott wird wiſſen, mit was für blauem Dunſte der ränkevolle Kanzler Neuhauſer den Kaiſer mag geblendet haben, daß er ſich ſolchen Hohn ruhig gefallen ließ!“

„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,“ ſagte Albrecht Muracher; „dem Kaiſer liegen die Ungarn auf dem

Nacken, und da kann er nun Albrechts Hülfe ſehr gut brauchen.“

„So wird's wohl ſeyn,“ erwiederte Hans von Paulſtorf; „denn daß der Kaiſer gegen Albrecht ergrimmt iſt, beweiſet ſchon der Umſtand, daß ſelbſt die Verwendung ſeines geliebten Sohnes Maximilian für Albrecht nichts fruchtete. Hat doch der Kaiſer die Ungültigkeit aller Eheverträge ausgeſprochen, die Wegnahme von Abensberg und die Abtrünnigkeit Regensburgs für eine ſchreiende Rechtsverletzung erklärt, dieſe Stadt mit der Reichsacht bedroht, und die Fürſten und Städte des deutſchen Reiches aufgeredet, zu Eslingen einen Bund zu beſchwören zur Aufrechthaltung des Landfriedens, und althergebrachter Ordnung. Dieſen Bund, denk ich, mag der Kaiſer wohl gelegentlich als einen kräftigen Damm gegen Albrechts Uebergriffe benützen, und dieſem Bunde ſollten wir uns anzuſchließen ſuchen.“

„Aus allem was ich höre, kann ich neue Hoffnungen ſchöpfen,“ verſetzte Chriſtoph, „und bin bereit, das Meinige zu thun.“

„Die Gunſt des Kaiſers immer mehr zu gewinnen, iſt die Hauptſache für Euch, Herzog Chriſtoph,“ entgegnete Degenberg. „Herzog Albrecht wird dießmal dem Kaiſer keine Hülfe gegen die Ungarn ſenden, auch nicht ſenden können, weil er, durch ſeine Späher, von einer allgemeinen Gährung im Lande ſchon gute Kunde hat, und daher auf jedes Ereigniß gefaßt ſeyn will. Darum müßt Ihr, Herzog Chriſtoph, Euren ſiegreichen Arm dem bedrängten Kaiſer weihen, und eine ſchickliche Veranlaſſung wird ſich für Euch wohl finden, dem Kaiſer zu ſagen, daß Albrecht es nicht rathſam erachte, die Macht des Kaiſers erhöhen zu helfen, den er vielmehr als ſeinen Feind betrachten müſſe."

„Schließt Euch dem Zuge des Herzogs Georg an," rieth Hans von Paulſtorf dem Herzoge Chriſtoph; „er führt 500 Reiter in das Lager des Kaiſers, um drei Scharten auszuwetzen, die ihm die Ungnade der Majeſtät zugezogen haben; nämlich die Beſitznahme der altöſterreichiſchen Markgrafſchaft Burgau, welche Erzherzog Sigmund dem Bisthume Augsburg verpfändet, und mit ſeiner Einwilligung Herzog Georg gegen Bezahlung der Pfandſumme von 32,000 Goldgulden an ſich gebracht hatte; dann die eigenmächtige Wegnahme des Kloſters Ottobeuren auf Georg's Befehl durch Ludwig von Hasperg, und der kühne Trotz, womit der reiche Herzog von Landshut, als Schirmvogt des Bisthums Paſſau, nach dem Tode des Biſchofes Ulrich, ſeinen Kanzler Friedrich Maurkircher mit Gewalt auf den erledigten Biſchofsſtuhl ſetzte, indem er den Kardinalprieſter Georg Häsler, welchen der Kaiſer zum Biſchofe in Paſſau beſtimmte, der Papſt beſtätigte, und Bernhard Scherffenberger und Chriſtoph Hochenfelder mit 300 Helmen in die Stadt führten, mit Stückkugeln von der Veſte Oberhaus herab, ſammt ſeinen bewaffneten Geleite aus der Stadt Paſſau hinausſchießen ließ."

„Damit mochte ſich Georg bei dem Kaiſer freilich nicht eingeſchmeichelt haben," äußerte Albrecht Muracher; „dennoch beweiſet dieſe Geſchichte, wie viel man von Georg's feſtem Willen erwarten dürfte, gelänge es, ihn für uns zu gewinnen. Dieß mag Eure Aufgabe ſeyn, Herzog Chriſtoph! Auf der Reiſe und im Lager giebt oft ein Wort das andere. Reiche und Mächtige wollen immer noch reicher und mächtiger werden, und darum werdet Ihr wohlthun, ihm irgend einen lockenden Gewinn in Ausſicht zu ſtellen."

„Und was bleibt mir zu thun?" fragte Wolfgang.

„Ihr dürft das Land nicht mehr verlaſſen," antwortete Degenberg; „wir können Euch nicht entbehren. Ein Herzog muß an unſerer Spitze ſtehen, damit nicht durch kleinliche Eitelkeit die Eintracht geſtört werde. Ihr müßt überall Anhänger werben, und weit und breit, in Burgen und Hütten, die Gemüther für unſere Sache bearbeiten und begeiſtern; Heil uns, würde das ganze Land, wie Ein Mann, ſich erheben!"

„So lange wir nicht alle Mittel erſchöpft haben," ſagte Hans Judman, auf gütlichem Wege die Erfüllung unſerer Forderungen zu erhalten, dürfen wir nicht zum Aeuſſerſten ſchreiten; es muß zuvor unmöglich geworden ſeyn, uns durch das Recht von unſerm Unrechte zu überzeugen, ſonſt fehlt dem Unternehmen die Weihe der öffentlichen Meinung."

„Sollen wir alſo die Schwerter in der Scheide laſſen," zürnte Degenberg, „und mit der Feder fechten, während Albrecht auf allen Punkten rüſtet, und zuletzt mit ſeiner Uebermacht uns erdrückt?"

„Dieß hab' ich nicht gerathen," erwiederte Judman, „wir müſſen unausgeſetzt bewaffneten Widerſtand vorbereiten, und nebenbei nichts verſäumen, durch Unterhandlungen zum Ziele zu kommen. Ich habe eine lange Reihe von ſehr ernſten Beſchwerden des Adels und der Standſchaft geſammelt, die wir dem Herzoge Albrecht zur Abhülfe vorlegen wollen; würdiget er ſie nicht, dann entſcheide das Schwert. Wär's Euch genehm, zu hören, was ich ſchrieb, ſo könnte ich den vielſeitigen Erfahrungen der Verſammelten, manche wichtige Ergänzung verdanken."

Dem allgemeinen Verlangen genügend, begann Judman ſeinen Vortrag.

3.

Des berühmten Hunnyad berühmten Sohn und König von Ungarn Matthias Corvinus, ob ſeiner Heldenthaten der Große genannt, den eifrigen Freund und Pfleger der Wiſſenſchaften und Künſte, den edlen Gönner der Gelehrten und Künſtler, deſſen köſtlichen Bücherſchatz zu Ofen die rohen Türken ſpäter in Flammen auflodern ließen, als ſein Schwert ſie nicht mehr vernichten konnte, hatte im Jahre 1490, im kräftigſten Mannesalter von 48 Jahren, der Tod weggerafft; der nie Ruhende lag nun ruhig, zu irdiſch-ewigem Schlummer, tief unten in der königlichen Gruft zu Stuhlweiſſenburg; die rächenden Ungarn aber bekriegten den Kaiſer Friedrich mit aller Macht.

Degenberg hatte ſich getäuſcht, als er meinte, Albrecht werde dießmal dem Kaiſer keine Hülfe ſenden können. Er war zu klug, um eine ſolche Gelegenheit, dem noch immer unverſöhnten Schwiegervater gefällig zu ſeyn, nicht um jeden Preis zu benützen. Bereits mit Herſtellung einer Söldnermiliz beſchäftiget, die unbedingt ſeinem Willen und ſeinen Zwecken zu gehorchen habe, vermißte derſelbe jene Hülfsſchaar nicht, die er unter dem Oberbefehle des Herzogs Chriſtoph nach Oeſterreich ziehen ließ, und woran viele tapfere Ritter Bayerns Theil nahmen.

Am Montage vor dem Feſte des heiligen Michael, zogen Herzog Georg und Herzog Chriſtoph mit ihren Schaaren von Wien aus, in das Lager des römiſchen Königes Maximilian, welches dieſer gegen die ſiegreich zurückgedrängten Ungarn, zwiſchen Wien und Bruck an der Laittach geſchlagen hatte. Die beiden Herzoge ritten nebeneinander, Georg in einer überaus prachtvollen Rüſtung von gediegenem Silber, mit hochflatterndem Helmbuſche, als ging's zu einem feſtlichen Turniere, Chriſtoph im Eiſenharniſch eines gemeinen Reiters, am Sattelknopfe jene ungeheure Streitart, die der Kraft eines jeden andern Ritters ſpottete. Er ſchien abſichtlich den Schein der Armuth zur Schau ſtellen zu wollen, um glauben zu machen, daß die Habſucht und Kargheit ſeines regierenden Bruders ihm nicht einmal die Mittel vergönnen, in jenem Glanze aufzutreten, welcher der Würde eines Herzoges von Bayern gebühre.

Sie ſprachen viel von Albrecht's Zwiſten mit dem unzufriedenen Adel, und Georg meinte, er an des Herzogs Stelle würde durch ſtrenge Mittel den Frieden und die Ruhe des Landes in kurzer Zeit dauernd zu begründen wiſſen.

„Ich muß geſtehen, es wundert mich, lieber Vetter,“ ſagte Georg, „daß Ihr Euch dem Zuge angeſchloſſen habt. Wenn es wahr iſt, was ich in Landshut hörte, daß Eure Anhänger einen neuen Schlag gegen Albrecht vorbereiten, ſo würdet Ihr mit größerem Vortheile zu Hauſe geblieben ſeyn; dort wäre für Euch doch etwas zu holen geweſen.“

Schon längſt Georg's hofmeiſterlichen Tones überdrüſſig, deſſen er in dieſer Unterredung ſich bediente, erwiederte Chriſtoph gereizt: „Eben mein Hierſeyn mag

Euch glaubwürdig machen, daß Ihr falſch berichtet wurdet; wäre aber die Erwägung, daß es etwas zu holen gebe, ein hinreichender Grund, von einem ſolchen Ehrenzuge ſich entfernt zu halten, ſo hättet auch Ihr ſehr wohl zu Hauſe bleiben können, um das Kloſter Ottobeuren noch ein Mal zu holen, das Ihr auf des Kaiſers Befehl zurückgeben mußtet.“

„Da habt Ihr mich ſinnreich mit gleicher Münze bezahlt,“ lachte Georg; dieſes Lachen war aber nur eine künſtliche Maske ſchwer unterdrückten Zornes.

„Von Georg haben wir keine Hülfe zu erwarten,“ dachte ſich Chriſtoph, und ſchritt ſchweigend neben dem Beleidigten fort.

Zum feierlichen Empfange des auserleſenen bayeriſchen Zuzuges, ſtanden König Maximilian's Krieger im Lager zu Bruck bereits feſtlich geſchaart. Die Geſchütze donnerten begrüßend, die Banner flatterten im Winde, als die Bayern heranſprengten; die ſtreitbaren Völker jubelten einander zu. Maximilian vom Roſſe ſpringend, wie die beiden Herzoge, umarmte und küßte dieſe, und dankte ihnen für die freundliche Hülfe, in des kaiſerlichen Vaters und ſeinem eigenen Namen. Abſonderlich innig herzte und drückte er ſeinen berühmten Waffengefährten aus den Niederlanden, Chriſtoph, und beſtürmte ihn mit Fragen über das Befinden Albrecht's, der lieben Schweſter Kunigunde, und Wolfgang's, bedauernd, daß nicht auch dieſer muthige Jüngling mitgezogen ſey, den der Bruder Chriſtoph als fieberkrank entſchuldigte.

Nach einem tüchtigen Imbiſſe und Labetrunke, führte Maximilian ſeine tapfern Freunde durch das ganze Lager, um ihnen alles zu zeigen, und lud ſie ein, an dem Kriegsrathe Theil zu nehmen, welcher über die Umgehung oder Erſtürmung von Stuhlweiſſenburg entſcheiden ſollte. Maximilian ſchilderte die furchtbare Stärke dieſer Feſtung mit dreifachen Wällen und tiefen Gräben, die zahlreichen Geſchütze und große Beſatzung zu ihrer Vertheidigung. Die meiſten Stimmen waren für die Umgehung, auch Herzog Georg, um durch zu großen Menſchenverluſt die eigenen Kräfte zu künftigen Schlachten nicht zu ſchwächen.

Chriſtoph aber ſprach: „Seitdem der Teufel das Pulver erfunden hat, geht es mit dem edlen Ritterthume auf die Neige; doch bevor es ganz untergeht, ſollte es noch in kühnen Thaten hell aufleuchten, wie die untergehende Sonne. Der Vorſchlag, die Feſtung zu umgehen, iſt menſchenfreundlich, weil er Menſchenleben ſchonet; ich jedoch, der ich gerne fremdes Leben mehr ſchone, als mein eigenes, finde keinen Gewinn dabei. Umgehen wir die Feſtung, ſo müſſen wir ſie mit zahlreicher Macht einſchließen und beobachten, und die Krieger, welche wir zurücklaſſen, werden wir in künftigen Schlachten nicht minder vermiſſen, als wenn ſie todt wären. Darum bin ich der Meinung, Stuhlweiſſenburg lieber gleich zu ſtürmen, ſo bleibt uns doch der Rücken frei. Vergönnet mir, König Maximilian, dieſe Ehre; an der Spitze meiner Freunde, der bayeriſchen Ritter und meiner Bayern, wozu Ihr Freiwillige aus Eurem tapfern Heere geſellen möget, will ich die Feſtung beſtürmen, und gedenke mit meiner Streitaxt ſo gewaltig an ihre Thore zu klopfen, daß ſie aufſpringen werden, wenn auch die Ungarn keine Pförtner beſtellt haben, ſie uns zu öffnen.“

Dem Helden Maximilian klang Chriſtoph's

kühner Vorſchlag zu locken, um zu widerſtehen, und ſeine Beredſamkeit gewann bald die Mehrzahl der Stimme. Herzog Georg ärgerte ſich, daß Chriſtoph muthiger ſchien als er.

Als nun das Heer gegen Stuhlweiſſenburg anrückte, deſſen Wälle von Vertheidigern wimmelten, aus den Schießſcharten der Mauern die ehernen Todesrachen der groben Geſchütze gähnten, und bald einen Hagel von Kugeln ausſpieen, kräftig erwiedert von den Donnerbüchſen der Deutſchen, da ſchrie Chriſtoph laut: „Die köſtliche Zeit darf nicht in Rauch aufgehen! Maximilian, um Gott, laßt zum Sturme blaſen!“ Da ſchmetterten die Trompeten! Chriſtoph ſprang vom Roſſe, faßte die ihm von Langhans gereichte Streitart, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner tapfern Bayern, dicht hinter ihm die lange Geſtalt des treuen Dieners, umgeben von edlen Rittern ſeines Vaterlandes, gefolgt von einer freiwilligen Schaar kriegsluſtiger Böhmen, und rannte ſo mit beflügelten Füſſen zum Sturme. Die erſten Schläge ſeiner Streitart zerſchmetterten, weithin dröhnend, das Thor an ſeinen Angeln, und Schlag auf Schlag wirbelten die Splitter nach allen Seiten, bis es krachend einſtürzte, und mit unermeßlichem Jauchzen die blutlechzenden Stürmer eindrangen, die Leitern in die Gräben ſtießen, und ſo unaufhaltſam von Wall zu Wall empor kletterten, bis Chriſtoph, der Erſte von Allen, das Banner von Bayern auf dem Hauptwalle aufpflanzte, mit dem mächtigen Freudenſchrei: „Heil dem Kaiſer!“

Wie ein verheerender Strom wogten die Krieger den Bahnbrechern nach, in zwei großen, gewaltigen, und in zwei kleinen Haufen, und bei dem Widerſtande der Verzweiflung floß das Blut, Bächen gleich, in den Straſſen der Stadt. Die Hartnäckigſten vertheidigten noch die Kirche, in deren Tiefe die Gebeine ihrer Könige ruhten. Dorthin ſtürmten nun die Helden des Belagerungsheeres, und hier war es, wo Herzog Chriſtoph, der Unwiderſtehliche, noch unglaubliche Wunder der Tapferkeit gethan hat; hier war es, wo ihm der treue Langhans das Leben rettete, indem er einem rieſenhaften Ungar, da er Chriſtoph eben mit einem hochgeſchwungenen Morgenſterne von hinten zerſchmettern wollte, von unten mit der Schwertſchneide aufwärts fahrend, die Hand abhieb; hier endlich war ein ſo gräßliches Blutbad, daß, wie die Geſchichte erzählt, das Blut vom Boden der Kirche in die Grüfte hinunter rieſelte, und auf dem Grabe des Königes Matthias, den das wilde Toben der Schlacht über ſeinem Haupte, nicht aus dem Todesſchlafe aufdonnern konnte, zwei Finger hoch gerann.

Durch das Schweigen des Grabes brach der endloſe Jubel ſiegestrunkener Krieger, die plündernd köſtliche Beute ſchleppten; aber troſtlos wehklagte der treue Langhans um ſeinen geliebten Gebieter; denn Herzog Chriſtoph war im Schlachtgewühle, im Innern der Kirche, ſpurlos verſchwunden.

4.

In der dunklen Niſche eines Kreuzganges, der hinter dem Choraltare zu dem Eingange in die königliche Gruft führte, ruhte Herzog Chriſtoph nach dem blutigen Werke, da kein Feind mehr zu bekämpfen war, einen Augenblick, um zu erſpähen, in welcher Richtung er über die Leichenhaufen am leichteſten den Ausgang finden könne.

Plötzlich hörte er Männer ſich nahen, welche mühſam über die Erſchlagenen ſtiegen, und mitunter gräuliche Flüche in ungariſcher Sprache ausſtießen, wenn ſie ſtolperten, oder auf dem blutſchlüpfrigen Steinboden ausglitten.

„Wir ſind gleich an Ort und Stelle," ſagte mit heiſerer Stimme ein ſchmächtiger Abenteurer in wälſcher Sprache, eine lange dürre Figur mit ſchwarzen Haaren und gelben, eingeſchrumpften Wangen; „ich weiß gewiß, daß die Königin Beatrix ſich mit allen ihren Schätzen in die Gruft ihres Gemahles geflüchtet hat; ich ſelbſt habe ſie dorthin begleitet, und ihr verſprochen, ſie durch einen geheimen unterirdiſchen Gang, der in den nächſten Wald ausläuft, in Sicherheit zu bringen. Allein der ganze Wald iſt von Feinden beſetzt, von dort der Zugang unmöglich. Nun bleibt kein anderes Mittel, als hier den ſchweren Stein zu heben, der die Grufttreppe ſchließt. Helft mir bei dieſer Arbeit, und ich theile mit Euch die Beute; der Königin helfe ich dann ſchon ohne Euern Beiſtand, aus der Gruft und aus dem Leben zugleich."

„Einverſtanden!" erwiederte ein Dickbauch aus der Bande wälſcher Söldner, deren Chriſtoph ſieben zählte, und machte den Andern, als der Mann mit der heiſeren Stimme voranſchritt, um den Weg zu weiſen, ein Zeichen, welches ſie einlud, ihn umzubringen, ſobald ſie ſeiner nicht mehr bedürften. Etwa zehn Schritte weit von der Niſche entfernt, worin Chriſtoph unbemerkt ſtand, hoben ſie, vermittelſt eiſernen Stangen, den ſchweren Stein aus ſeinen Fugen, und rückten ihn ſeitwärts, und ſowie die Treppe ſichtbar wurde, welche hinabführte, ſtieß der Dickbauch dem noch gebückten Wegweiſer den breiten Dolch in den Hals, daß er laut- und leblos zu Boden ſank.

„Das war zu früh!“ zürnte ein Dritter. „Wir wiſſen den Weg nicht da unten, wir haben kein Licht —“

„Ich will Euch ein ewiges Licht verſchaffen, Ihr Mörder und Diebe!“ ſchrie Chriſtoph, aus der Niſche hervorſpringend, in der wälſchen, ihm ſo geläufigen Sprache, und hieb die durch die heimathlichen Klänge doppelt Ueberraſchten nach kurzem Widerſtande nieder. Nur ein Einziger entwiſchte.

Chriſtoph wagte es, in den Schooß der Erde hinabzuſteigen; er hielt es für Ritterpflicht, einem bedrängten Weibe beizuſtehen. Unten in der weiten Grufthalle, wo eine Reihe von Särgen ungariſcher Könige ſtand, erhob ſich auf einer ſanften Erhöhung ein umgittertes Denkmal, von dem matten Schimmer einer einfachen Lampe beleuchtet. Regunglos, wie aus Marmor gemeißelt, lag auf den Stufen des Denkmales, in Andacht verſunken, ein bleiches Weib, in deſſen Antlitze der Gram getäuſchter Hoffnungen die ſchönen Augen ihres ſiegenden Glanzes beraubt, und den von den Grazien auf die ſchwellenden Wangen gehauchten Farbenſchmelz des Frühlings verwiſcht hatte. Und dennoch ſchmückte dieſe königliche Wittwe noch eine ſo reiche Fülle von Liebreiz und Anmuth, daß ein Wort ihrer ſüßen Stimme genügt hätte, die ſprödeſten und ſtolzeſten Männerherzen zu bezaubern.

„Königin Beatrix!“ rief Chriſtoph.

Langſam erhob ſie ihr Haupt, und verhüllte es mit einem dumpfen Aufſchrei inneren Schmerzes, da ſie den Mann wieder erblickte, der einſt als Brautwerber ſie von Neapel nach Buden geführt, mit und für ihren

Gemahl ruhmvoll gekämpft hatte, und der ſeit dem Augenblicke, da ſie ihn zuerſt geſehen, bis zu dieſer Stunde, ihrem liebenden Herzen unvergeßlich geblieben war.

„Königin Beatrix!“ ſagte Chriſtoph, „ich danke Gott, daß er mir vergönnt hat, den Mordverſuch Eures wälſchen Vertrauten auf Euer mir ſo theures Leben zu vereiteln, und Euch die Freiheit zu verkünden. Stuhlweiſſenburg iſt unſer! Das war ein blutiger Sieg!“

„Muß ich ſo Euch wieder finden?“ klagte Beatrix. „Von denſelben Ungarn verſtoßen, die einſt den ſiegreichen Fahnen meines Gemahles folgten, muß ich im ſtummen Kreiſe der Todten den Schutz ſuchen, welchen die Lebenden mir verſagen.“

„Im Kriegsrathe wurde beſchloſſen, daß Ihr mit Allem, was Euer iſt, frei abziehen könnet, wohin es Euch beliebt,“ erwiederte Chriſtoph, und erzählte ihr, auf welche Art die Vorſehung ihn zu ihrem Retter auserſehen habe.

„Ich danke Euch herzlich, tapferer Chriſtoph,“ erwiederte Beatrix; „mein Leben hatte für mich keinen Werth mehr; dieſen Werth hat Euer Rettungsarm ihm neu verliehen, aber nur bis zur Stunde der Trennung von Euch; in einem Kloſter zu Neapel werde ich für Euch beten, bis die Augen meines Leibes brechen, deſſen Herz ſchon gebrochen iſt. Nichts nehme ich mit mir, als die Kleinodien! die ich aus dem väterlichen Hauſe brachte, und ich bitte Euch —“ hier öffnete ſie ein neben ihr liegendes Käſtchen — „zum Andenken an mich dieſe Spange zu tragen, welche meinen Arm ſchmückte, als ich ihn Euch zu Neapel reichte, um zu dem Manne zu ziehen, den meines Vaters Wille gewählt hat, nicht mein Herz. Traget dieſe Armſpange bis zum letzten Augenblicke Eures Daſeyns, und gedenket meiner ſo oft in Liebe, als ich Eurer gedachte, ſo lang ich die von mir unzertrennliche getragen habe. Sendet ſie einſt ſterbend der Liebſten, die Euch überlebt —"

„Dann käme ſie an den Arm der ſchönen Spenderin zurück," unterbrach ſie Chriſtoph.

„Schmeichelt nicht," verſetzte Beatrix; „ſo war es nicht gemeint. Mir dürft Ihr ſie nicht mehr zurückgeben."

Umſonſt ſuchte Chriſtoph die Annahme dieſes, mit den köſtlichſten Edelſteinen geſchmückten Armbandes, wegen deſſen ungeheuern Werthes abzulehnen; ſie beſtand auf ihrer Bitte; er mußte ſie erfüllen.

„Wenn es Euch beliebt, Beatrix, ſo wollen wir uns jetzt aus dieſer öden Klauſe des Todes entfernen. Man wird mich längſt vermiſſen."

„So folget mir durch einen heimlichen Gang, der mir den gräulichen Anblick von Blut und Leichen erſpart, an das Licht des Tages," ſagte Beatrix. Noch ein Mal kniete ſie an die Stufen des Denkmales hin, betete einen Augenblick, zündete dann eine Fackel an der brennenden Lampe an, ſteckte das Käſtchen in die Bruſtfalten ihres weiten Gewandes, drückte an der verborgenen Feder einer Mauerblende, und ſtieg eine tiefe Treppe hinab, deren Ende der Anfang einer ſchmalen Bogenhalle war. In einem Wäldchen, zwiſchen Felſen, begrüßte die Kommenden das Licht des Tages, und bald auch der Jubel des Lagers den heldenkühnen Herzog Chriſtoph, deſſen vermutheter Tod bereits allgemeine Beſtürzung und Trauer veranlaßt hatte. Langhans war außer ſich vor Freude, den geliebten Herrn wieder wohlbehalten zu ſehen.

König Maximilian gab der ſcheidenden Beatrix ein Ehrengeleit von Rittern und Reiſſigen nach Trieſt, wo ſie ſich nach Neapel einſchiffen wollte. Bei dem Abſchiede von Chriſtoph flüſterte ſie: „Lebt wohl! Jenſeits ſehen wir uns wieder!“ Thränen leuchteten in des Herzogs Augen, der von dieſer Stunde an die Armſpange an ſeinem bloßen linken Arme trug, bis er den letzten Abſchied nahm, den Abſchied — vom Leben.

Zur Belohnung ruhmwürdigſter Heldenthaten bei der Eroberung von Stuhlweiſſenburg feierte König Maximilian, in einem großen Vierecke ſeines ſiegreichen Heeres, am Mittwoch nach St. Martins Tag, das Feſt des Ritterſchlages. Um die Bayern auszuzeichnen, erhielten zuerſt den Ritterſchlag: die Herzoge Georg und Chriſtoph, und dann erſt der Markgraf Sigmund von Brandenburg, Wilhelm, Landgraf zu Heſſen, Rudolph, Graf von Anhalt, Albrecht von Rechberg, Georg von Roſenberg, Hans Closner, Seiz Torringer, Friedrich Schenk, Hans Holzſattel, Kaspar Schenk, Otto Oberhammer, Wolfgang von Weichs, Hans Schillwatz, Georg Pruſcher, und viele andere Herren und Edle.

Mit lauter Stimme verkündete Maximilian, daß die Ehre des blutigen Tages zunächſt der beharrlichen Tapferkeit, und dem unerſchütterlichen Muthe des Herzogs Chriſtoph von Bayern gebühre, den er vor den Augen von vielen tauſend Kampfeszeugen drei Mal umarmte.

Zu jener Zeit gab es viererlei Ritterorden: Ritter des heiligen Grabes, die Würdigſten; St. Katharinenberg und finſtern Sternes, die Theuerſten; auf der Tiberbrücke bei der Krönung eines römiſchen Kaiſers, die Beſten; in Stürmen und Schlachten, die Geſtrengſten. Solche Herren, welche ein römiſcher König, der Lehen verlieh, zu Rittern ſchlug, hießen — Ritter ohne Mühe.

5.

„Verſchwendet nicht länger, Herzog Georg, vergebliche Worte," ſprach Kaiſer Friedrich III. in ſeiner Hofburg zu Wien, als jener, auf der Heimreiſe nach Landshut, ſich bei ihm beabſchiedete; „ich will vom Herzoge Albrecht von Bayern nichts hören."

„Entſaget doch endlich einer unnatürlichen Abneigung," erwiederte Georg; „Geſchehenes läßt ſich ja doch nicht mehr ungeſchehen machen."

„Wenn Ihr Euern guten Rath mit keinen beſſern Gründen unterſtützen könnet," verſetzte der Kaiſer, „ſo mag er eben ſo wenig meiner als Eurer Erwartung entſprechen. Ein gutmüthiger Einfall! So Euch ein Dieb Euern reichen Schatz, des reichen Ludwig reiches Erbe, ſtöhle, würdet Ihr wohl auch einer „unnatürlichen Abneigung" gegen den Dieb entſagen, bloß weil es geſchehen wäre, und ſich nicht mehr ungeſchehen machen ließe? Würdet Ihr ihn wohl im ruhigen Beſitze dieſes geraubten Schatzes laſſen?"

„Das ſind zweierlei Fälle, die einem Vergleiche widerſtreben," antwortete Georg; „um meinen Schatz hätte der Dieb nie werben können, wie Herzog Albrecht um Eure Tochter Kunigunde, und daß er es nicht gethan, war ſicher nur die Beſorgniß Eurer Verſagung, ſo wie die Hoffnung Eurer Verzeihung, wenn der Bund der zärtlichſten Liebe, mit Wiſſen und Billigung Eures eigenen Sohnes, nun einmal geſchloſſen wäre."

„Ihr geſteht demnach,“ ſagte der Kaiſer, „daß Albrecht die Hand meiner Tochter ſich erſchlichen hat, weil er ſie auf geradem Wege nicht zu erhalten hoffen durfte. Schon einem einfachen Ritter, ja jedem ehrlichen Manne, wäre ein ſolches Verfahren nicht zu verzeihen, um ſo weniger einem Herzoge, und einem Herzoge, wie Albrecht, den ſeine Lobpreiſer mit allen Vorzügen eines weiſen, ſich ſelbſt beherrſchenden, klugen und rechtlichen Fürſten nennen. Mir erſcheint er in einem ganz andern Lichte, und die Thorheit meines Sohnes und Sigmund's, können ihn fürwahr in meinen Augen nicht entſchuldigen. Iſt es nicht eine unerhörte Frevelthat, daß die Tochter eines Kaiſers ohne Willen, ja ſelbſt ohne Wiſſen ihres Vaters heirathet? O ſchweigt nur von dieſem Albrecht!“

„Er hat viel gethan, Euer Herz, Eure Verzeihung wieder zu gewinnen,“ entgegnete Georg; „er half Euch mit ſeinen tapfern Bayern, ſo oft Euch ſein Beiſtand nützlich zu ſeyn ſchien; er ſendete ſeine eigenen Brüder in die blutigen Schlachten, —“

„Um die zu Hauſe Läſtigen ſich vom Halſe zu ſchaffen,“ unterbrach ihn der Kaiſer.

„— und kam nach Linz, reuevoll um Eure väterliche Huld zu flehen,“ fuhr Georg fort.

„Verſtellung!“ zürnte der Kaiſer. „Ihr ſelbſt, Herzog Georg, habt mit Albrecht prunkvolle Turniere auf dem Kornmarkte der Stadt Regensburg, die er mir durch Umtriebe und Ränke entriß, mir zum Hohne gegeben; aus gerechter Furcht vor meiner wohl verſchuldeten Rache, mußten Albrecht's Schaaren ſchier Tag und Nacht unter den Waffen ſtehen; Ihr ſelbſt, Herzog Georg, habt ein Söldnerheer aufgeſtellt, welches blind Euerm

Willen gehorchen muß. Albrecht läßt Regensburg mit einer Thätigkeit befeſtigen, als ob das kaiſerliche Heer ſchon feindlich vor den Thoren ſtände. Mag der vorſichtige Herzog Albrecht immerhin die Stadt Regensburg mit thurmhohen Mauern und Wällen umgürten; „ob man ſie auch ganz zumauere, will ich dennoch ein, und ſollt' ich durch ein Spältlein ſchlüpfen!“ *)

„Ich ſehe wohl, Kaiſer Friedrich,“ nahm Georg das Wort, „daß es der Zeit muß vorbehalten bleiben, Eure väterliche Entrüſtung zu beſchwichtigen, hoffe aber, Ihr werdet nicht zweifeln, daß ich Eurer Sache und meiner heiligen Pflicht gegen meinen Kaiſer und Herrn, mit Leib und Seele zugethan bin.“

„Eure Geſchütze haben mir von der Veſte Oberhaus ſchon laut genug davon geſprochen,“ ſagte der Kaiſer, lächelnd mit dem Finger drohend; „auch ſcheint Ihr eine ſo beſondere Neigung zu haben, erledigte Biſchofsſitze nach Eurer Anſicht gut zu beſetzen, daß ich nur mit Mühe den Grafen Friedrich von Zollern gegen Euern Vetter, den Domprobſt Johann, Pfalzgrafen beim Rhein, zum Biſchofe von Augsburg machen konnte, als Biſchof Johann II. daſelbſt das Zeitliche ſegnete. Doch laſſen wir Vergangenes, und bleiben wir künftig gute Freunde! Ich danke Euch wiederholt für Euren Beiſtand im Kriege gegen die Ungarn, und für die große perſönliche Tapferkeit, womit Ihr bei der Erſtürmung von Stuhlweiſſenburg gekämpft habt. Kommt glücklich nach Landshut, und grüßt von mir die liebe Frau Herzogin Hedwig!“

---

*) Hiſtoriſch.

Mit einem leichten freundlichen Nicken des Hauptes entließ Kaiſer Friedrich den Herzog Georg.

Mit väterlichem Wohlwollen empfing dagegen Kaiſer Friedrich den Helden Chriſtoph, den er gleich bei deſſen Eintritte umarmte. „Heute ſeh' ich Euch ungern zu mir kommen,“ ſagte Friedrich; „denn Euer Kommen bedeutet leider Euer Fortgehen. So oft Ihr für mich Euer Heldenſchwert gezogen habt, fühlte ich immer einen abſonderlichen Troſt in meinem Innern; ich meinte, der Sieg könne dann gar nicht ausbleiben; und mein Vertrauen hat mich nicht betrogen. Ihr brachtet mir aus München den Schlüſſel zur Feſtung Stuhlweiſſenburg im Knaufe Eures Schwertes, und habt mir an jenem blutigen Tage einen größeren Dienſt geleiſtet, als zuvor irgend ein Fürſt des deutſchen Reiches. Glaubet mir, Chriſtoph, ich werde Euch dieſe große That nie vergeſſen; ſeyd meiner Dankbarkeit verſichert, wenn ein Beweis derſelben zu irgend einer Zeit Euch erwünſcht und nützlich ſeyn kann.“

„Eure Huld beſchämt mich,“ erwiederte Chriſtoph; „was ich gethan, und Ihr zu gnädig würdiget, verdanket Ihr eigentlich Eurem Sohne Maximilian; denn unter den Augen eines ſo großen und ruhmgekrönten Helden konnte ich wahrlich durch nichts Geringeres die Ehre vergelten, unter ſeinem Oberbefehle zu kämpfen. Doch verzeihet, Kaiſer Friedrich, daß ich in der Eiſentracht eines gemeinen Reiters vor Euch erſcheine, —“

„Sie iſt durch den Purpur feindlichen Blutes gefürſtet;“ unterbrach ihn der Kaiſer; „Ihr könntet nicht prunkvoller angethan ſeyn.“

„Ja wohl, ich könnte nicht!“ verſetzte Chriſtoph; „dafür hat Herzog Albrecht von Bayern, den der Zufall mir zum Bruder gab, redlich geſorgt!“

Und nun ergoß ſich Chriſtoph in bittere Klagen über Albrecht's Verfahren gegen ihn und ſeinen Bruder Wolfgang; über Mißachtung des väterlichen Willens, der Rechte des Adels und der Stände, ja ſelbſt der kaiſerlichen Gebote, ſchilderte die Gewaltthätigkeit des regierenden Zwingherrn, und die Unzufriedenheit im ganzen Lande mit den grellſten Farben, und ſchloß ſeine feurige Rede mit der Bitte: der Kaiſer möge das von ſeinem eigenen Fürſten hartbedrängte Bayern in deſſen höchſten Nöthen nicht verlaſſen.

„Keine geringere Zahl von Beſchwerden," ſagte der Kaiſer, „könnte ich den Eurigen anreihen; doch es ſoll anders werden. Verlaßt Euch auf meinen Beiſtand, und in dringender Gefahr wendet Euch in meinem Namen an die Ritter von St. Georgens Schilde, jenen Verein der Fürſten und Städte des Reiches, der nach meinem Wunſche zu Eßlingen geſchloſſen wurde; er wird Euch ſeine kräftige Hülfe nicht verſagen."

„Ich danke Euch im Namen meines armen Vaterlandes," erwiederte Chriſtoph.

„Wie ich höre, ſeyd Ihr noch unvermählt, Herzog Chriſtoph!" äußerte der Kaiſer.

„So iſt's," entgegnete Chriſtoph; „auch mein Bruder Wolfgang iſt in gleicher Lage. Albrecht hat uns nicht ſo viel gelaſſen, um nur bei herzoglichen Würden bleiben, viel weniger noch eine ebenbürtige Gemahlin ſtandesmäßig ernähren zu können."

„Ich bedaure," erwiederte der Kaiſer, „daß ich nicht über die Hand einer Tochter verfügen kann; Ihr wäret mir der liebſte Eidam, und ein Land dazu würde ich ſchon zu finden wiſſen."

Chriſtoph verbeugte ſich ſchweigend.

„Noch eins, Herzog Chriſtoph!“ fuhr der Kaiſer fort. „Wenn Ihr Euern guten Bruder Sigmund ſehet, den Kämmerer meiner Gemahlin, der Kaiſerin Eleonore, ſo ſagt ihm, es würde uns Beide ſehr freuen, ihn bald wieder einmal an unſerm Hofe begrüßen zu können. Und nun gehabt Euch wohl, Herzog Chriſtoph, und laßt Euer ſiegreiches Schwert auch fortan für mich wetterleuchten, ſo ich deſſelben wieder bedürfen ſollte!“

„Nimm Dich zuſammen, Langhans,“ ſagte Chriſtoph, als Beide zum Thore hinausſprengten, mit heiterer Miene; „ich gedenke einen ſchnellen Ritt zu machen, dieweil ich meinen Freunden gute Botſchaft zu bringen habe.“

6.

Auf ſeinem herzoglichen Throne ſaß Albrecht, zu ſeinen Rechten ſtand der Kanzler Neuhauſer; die Großen des Hofes und die Räthe umgaben ihn, als ein Edelknabe die Thüre öffnete, und die Abgeordneten der Ritterſchaft: Heinrich von Nothaft, Hans Judman und Albrecht von Murach, Pfleger zu Lengenfeld, in den Saal traten.

„Gnädiger Herr,“ begann Albrecht von Murach. „Ihr habt von vier und zwanzig edlen Männern Bayerns. eine ehrerbietige ſchriftliche Vorſtellung erhalten, worin ſie Euch baten, von Vogt- und Lehenleuten, im Umfange der Hofmarken wohnend, eben ſo wenig, wie von jenen, die in denſelben wirklich auf des Gerichtsherrn Gute ſitzen, jene Steuer erheben zu laſſen, die zur Werbung und Beſoldung eines ſtändigen Heeres von Euch beſtimmt wurde, indem dadurch die Rechte ihrer Freibriefe verletzt würden. Die Ritterſchaft erhielt keinen andern Beſcheid, als die Ermächtigung, zwei oder drei an Euch zu ſenden, denen Ihr Euer gutes Recht, ſo zu handeln, ſonnenklar darſtellen wollet. Zu dieſem Zwecke ſind wir vor Euch erſchienen, gnädiger Herr, und indem wir hiemit Eurem Kanzler unſere erhaltene Vollmacht übergeben, bitte ich um die Gunſt, die Beſchwerden der Ritterſchaft mündlich vortragen zu dürfen, damit Ihr ſie, unentſtellt durch die böswilligen Abſichten von Zwiſchenträgern, in reiner Wahrheit vernehmen möget."

„Sprecht!" erwiederte Albrecht mit ruhiger Würde.

„Wäret Ihr der Alleinherrſcher eines Landes, gnädiger Herr, worin Euer Wille keine Rechte beſtehender Stände zu beachten brauchte, ſo würde ein ſolches Land ohne Zweifel ein glückliches ſeyn, denn Ihr ſeyd ein weiſer, gerechter und tapferer Fürſt. Ihr würdet immer nur das Beſte Eurer Unterthanen zu thun ſuchen, und wenn auch, nach der Schwäche menſchlicher Natur, mit Eurem Willen ein Unrecht geſchehe, ſo könnte ſolches ſich nur ereignen, wenn Ihr in dem Irrthume befangen wäret, Ihr hättet dem Rechte genüget. Ihr aber herrſchet über ein Land, worin Stände ſind, die nicht blos Pflichten, ſondern auch Rechte zu üben haben. Dieſe Rechte nun, althergebrachten Freibriefen ſeit der ottoniſchen Handveſte entſproſſen, beengen Euern Willen, dem ſolche Beſchränkungen läſtig ſind.

„Ihr möchtet allein beſchließen und vollziehen, was Euch gut dünkt, ohne Beirath Eurer Stände. Ihr kümmert Euch nicht um des Volkes Rechte; Ihr wollet, daß Euer Wille gebietendes Geſetz ſey; jeder Widerſpruch iſt Euch verhaßt. Ihr ſtrebet, die Stände bis zu Schatten zu verbannen, auf daß ſie vor einem Hauche Eures Mundes verſchwinden. Nichts iſt ſo geringfügig, daß Eure dienſtwilligen Räthe es nicht zu benützen wüßten, die Stände zu necken; ſelbſt bis zu den Viehkäufen an Ställen, zu Holzſchlägen, zu Getreidverkehr u. ſ. w. haben ſie ihre Spitzfündigkeit herabgelaſſen, und in die Ruhe der Klöſter dringt lärmend der Uebermuth herzoglicher Jäger und Falkner, das Geheul ihrer Rüden, die Strenge neuer Frohnen.

„Um deſto ſicherer den Widerſtand zu brechen, den das Uebermaß von Unrecht und willkürlicher Gewalt nothwendig aufſtacheln muß, wollet Ihr eine Söldner-Miliz errichten, und habt dazu eine Steuer erhoben, ohne Zuſtimmung der Stände, und die Rentmeiſter vollzogen Eure Befehle mit ſo grauſamer Strenge, daß ſie nicht nur die armen Leute gepfändet, ſondern ſogar die letzte Kuh aus ihren Ställen geriſſen haben. Eure Räthe mögen Euch die Ueberlegung an Macht geprieſen haben, die Ihr über die Landſtände durch ein Heer von Söldnern gewinnt, welches, aus allen Orten und Enden zuſammengewürfelt. nur Eurem Willen blind gehorchen muß; aus Eurem Herzen konnte ein ſolcher Gedanke nicht auftauchen, da Ihr ein glorreicher Sprößling jener erlauchten Wittelsbacher ſeyd, die wohl gewußt haben, auf welchen Säulen der Thron ihrer Ahnen ruhe. Die Ritter haben einſtimmig erklärt, daß ſie, nach der Sitte ihrer Väter, ihrem Herzoge im Kriege mit Gut und Blut für das Wohl des Vaterlandes dienen, dieſes Recht aber, und zugleich dieſe Pflicht, niemals für Geld verkaufen, niemals mit Geld ablöſen, der Waffenehre übrigens um keinen Preis entſagen wollen, ob es auch Feige geben möge, die lieber hinter dem Ofen ſitzen, als im Felde ſtehen, und bereitwilliger ihr Gold glänzen laſſen, als ihren Muth.

„Indem ich im Namen der Ritterſchaft in Niederbayern die Verſicherung erneuere, daß ſie zu allen Zeiten Euerm Aufrufe gehorſam, wohlgerüſtet erſcheinen würde, ſchließe ich mit der Bitte, daß Ihr gnädiger Herr, die Erhebung der von den vereinten Landſchaften nicht bewilligten Steuer einſtellen, mindeſtens jene nicht auſſerhalb Rechtens ſetzen möget."

„Dieſes ungebührliche Verlangen, gnädiger Herr," nahm der Kanzler Neuhauſer das Wort, „wollet ja nicht erfüllen; kraft Eurer Oberherrlichkeit müßt Ihr vielmehr mit Strenge und Beharrlichkeit auf dem Vollzuge Eures Willens beſtehen."

„Noch hat der gnädige Herr, Euer gebietender Herzog, Euren Rath nicht begehrt, Herr Kanzler," ſagte Albrecht von Murach, „deſſen derſelbe in ſeiner Weisheit ſo wenig bedarf, als ich Eurer Fürſprache."

„Eine ſolche Sprache," erwiederte der Kanzler, „geziemt am wenigſten einem beſoldeten Diener des Herzogs, der überdieß als Pfleger unter meinen unmittelbaren Befehlen ſteht."

„Stand, müßt Ihr ſagen, Herr Kanzler," verſetzte Albrecht von Murach; „denn hier, gnädiger Herr, lege ich Euch meine Entlaſſung als Pfleger zu Lengenfeld zu Füßen, ſo auch jene des Bernhardin von Stauf als Vicedom zu Straubing, des Hans Zenger als Pfleger zu Donauſtauf und des Georg Nothaft zu Wernberg als Pfleger zu Abensberg; andere werden nachfolgen; wir finden es mit unſern Gewiſſen nicht vereinbar, Befehle des Kanzleramtes zu vollziehen, welche die heiligſten Geſetze verletzen."

„Ihr führet eine kühne Sprache, Albrecht von Murach,“ ſagte der Herzog, „und aus dem Gleichmuthe, mit dem ich ſie anhöre, möget Ihr ſchließen, ob ich denn wirklich ein Alleinherrſcher ſey, der keinen Widerſpruch ertragen könne. Doch Ihr pochet auf die ottoniſche Handveſte! Wie viel ſind denn noch unter den vierundzwanzig widerſetzlichen Rittern, Euern Vollmachtgebern, deren Ahnen zur Zeit jener Handveſte ſchon im Lande waren? Die ottoniſche Handveſte, der Geldnoth eines Fürſten abgepreßt! Fürwahr ein ehrenhafter Boden des hiſtoriſchen Rechtes! Ihr Landſtände nennt Euch die Vertreter des Volkes! Ihr vertretet aber nur Euch ſelbſt, und was da lebt im Umfange Eurer Gebiete. Ließe ich andern Bürgern und Bauern die Haut über den Kopf ziehen, Ihr würdet nichts darnach fragen. Wie oft habt Ihr Eure Steuerbewilligungen an Bedingungen geknüpft, die Euern Vortheil erzielten, nicht das Wohl des Landes! Ich weiß wohl, was dieſe Ritter ſich wünſchen; ſie möchten das Land allein regieren, und denken, dieß ſey ein leichter Zeitvertreib, ihre müßigen Stunden auszufüllen. Sie brüſten ſich, mir mit Gut und Blut für das Wohl des Vaterlandes im Kriege zu dienen, meinem Aufrufe gehorchend. Wohlan, ich habe auf dem Landtage zu München gegen den Bund von St. Georgens Schild, welcher Bayern bedroht, der Stände Hülfe und Beiſtand verlangt; ſie haben mir ihn zugeſagt und gelobt. Doch dabei blieb es auch. Ich weiß auch warum. Ich weiß, daß viele mißvergnügte Ritter, insbeſondere aus dem Straubinger-Antheile, wo die unruhigſten Köpfe ihr Unweſen treiben, ſich in geheime Verbindung mit den Rittern von St. Georgens Schilde einließen, die ſie durch Boten auf Rennern unterhalten haben. Als nun die eidbrüchigen Stände ihre Pflicht nicht erfüllten, mußte ich um ſo mehr die meinige thun; denn einen redlichen Fürſten muß es ein heiliges Geſetz ſeyn, für die Unabhängigkeit, für die Ehre und Sicherheit ſeines Landes zu ſorgen; ich mußte, da ſie mir weder mit dem Schwerte, noch mit der Steuerbewilligung beiſtanden, dieſe Steuer ohne ihre Bewilligung erheben; denn der Söldner will ſeinen Sold; daher ſein Name. Der Geiſt des todten Böcklerbundes ſcheint wieder unter dieſen Rittern zu ſpucken; ich rathe ihnen aber, denſelben zu bannen; ein zweiter ſolcher Verſuch möchte minder friedlich enden, als der erſte, und gar leicht das Schwert des Geſetzes die ſtolzen Nacken der Aufrührer treffen, von denen die meiſten nicht reichsfreie Herren, ſondern abtrünnige Unterthanen ſind, die nicht ein vermeintliches Recht zu ſichern, ſondern nur meine fürſtliche Macht zu ſchwächen ſuchen.

„Ich übe keine Gewaltthat gegen die Stände, aber ich halte ſie in den Schranken geſetzlicher Ordnung; ich mache von meinen Rechten Gebrauch in ihrem vollen Umfange, ohne dieſen zu überſchreiten, und Recht iſt Macht. Ich habe gelernt, mich ſelbſt zu beherrſchen, und bin darum nicht ungeübt in der Herrſchaft über andere. Mich kann keine Schmeichelei bethören, keine Liſt täuſchen, keine Drohung einſchüchtern; ich bin keine Drahtpuppe, die ihre Glieder bewegt nach der Laune fremden Fingerſpieles, ſondern ein Mann, ein ganzer Mann; darum ſehen dieſe Ritter mit ſchlecht verhehltem Grimme, daß ihre angemaßte Größe vor der Macht des Rechtes zuſammenſchrumpfe.

„Um Euch aber einen Beweis zu geben, wie geneigt ich zu gütlichen Verſtändniſſe ſey, werde ich den Befehl erlaſſen, die Erhebung der Steuer bis auf fernere Weiſung einzuſtellen."

Der Kanzler runzelte bei den Schlußworten des Herzogs mißvergnügt die Stirne, ohne jedoch ein Wort zu ſagen; Herzog Albrecht aber verließ mit ſeiner Umgebung den Saal.

„Was haltet Ihr von dieſer Gnade des Herzogs nach der langen Strafpredigt?" fragte Hans Judman.

„Lockſpeiſe!" antwortete Albrecht von Murach.

„Das iſt wieder ein Kunſtſtück ſeiner Staatsklugheit," bemerkte Heinrich von Rothaft. „Er will uns nur in Sicherheit wiegen; vielleicht ſind die Mittel zur Ausführung ſeiner Entwürfe noch nicht reif."

„Laßt uns dafür ſorgen, daß ſie es nie werden," mahnte Albrecht von Murach, und zur Stunde verließen die drei Abgeordneten München.

7.

In einer dunklen Herbſtnacht des Jahres 1491 ſaß der alte Thorwart an der Brücke zu Cham in ſeinem Kämmerlein, und las ſeiner ſpinnenden Ehehälfte aus einer vergilbten und vergriffenen Hauspoſtille die ſchauderhafteſten Geſchichten vor, vom böſen Feinde, von Krieg und Peſtilenz, wobei er höchſt erbauliche Betrachtungen und gute Lehren zum Beſten gab. Bisweilen putzte er die verkohlte Dochtſpitze einer alten roſtigen Oellampe mit einer Scheere, deren Griffringe fehlten, und benützte das augenblickliche Dunkel, um über ſeine Hand hin durch den Qualm nach einem Gaſte zu ſchielen, der auf der Ofenbank ruhte, und nur ſprach, wenn er gefragt wurde. Der graubärtige Wolf wußte die Pauſen ſeines Vorleſens durch Mittheilungen aus ſeinem eigenen Leben unterhaltend auszufüllen, und betheuerte, daß er es noch immer täglich und ſtündlich bereue, bei der Hinrichtung der ſchönen und guten Agnes Bernauer, indem er damals in Herzog Albrecht's Dienſten geſtanden, den Henker, als er die Hülferufende mit einer langen Stange bei den Goldlocken faßte und untertauchte, nicht ſogleich bei den Füßen ergriffen, und über die Brücke in die Wellen der Donau geworfen zu haben. „Ich hätte es auch gethan," fügte er bei, „wenn mir noch ſo viel Zeit geblieben wäre, auch den Richter von Straubing, Emeran Nusberger zu Kalmberg, nachſchwimmen zu laſſen. Die Strafe Gottes bleibt aber nicht aus; Kalmberg liegt in Trümmern, und Hans der Nusberger lungert auf fremden Burgen umher. Wenn ich Euch erſt von der Schlacht bei Giengen erzählen wollte, frommer Pilger," fuhr er fort, den Kopf gegen die Ofenbank wendend, „da würdet Ihr blaue Wunder hören, wie tapfer ich d'rein ſchlug. Und wahr iſt's, wahr; keine Prahlerei; der Langhans, in Herzog Chriſtoph's Dienſten, kann alles bezeugen, er iſt ſelbſt dabei geweſen, als ich —"

„Horcht!" unterbrach er ſich; „habt Ihr nicht Pferde trampen hören? Ei, Alte, hör doch einmal auf mit Deinem Spinnen! Die Spindel ſchnurret ja, daß man taub werden möchte!"

Er öffnete nun das kleine Fenſter, drückte lauſchend das rechte Ohr an die Eiſenſtäbe des Gitters, und gebot mit der rückwärts geſtreckten Hand Stillſchweigen. „Das Waſſer muß auch gerade da unter der Brücke ſo wild rauſchen," brummte er ganz ärgerlich. „Ich will jetzt die Lampe an's Fenſter ſtellen, damit man ſehe, daß ich wache; dann dürfen wir nur leiſe ſprechen, denn mit jeder Minute können die Löwen kommen."

„Die Löwen?" fragte der Pilger auf der Ofenbank. „In der ſyriſchen Wüſte hab' ich mit großem Schrecken auch einen Löwen von weitem ſpringen ſehen; giebt es denn hier zu Land auch Löwen?"

„Da ſieht man's," lachte Wolf, „wie geſcheit die Pilger von ihren weiten Reiſen nach Deutſchland zurückkommen! Fragt ja nicht mehr ſo ungeſchickt, wenn Ihr an einen andern Ort kommt; ſpöttiſche Leute würden Euch auslachen, oder blau anlaufen laſſen. Löwen hier! Löwen! Warum nicht gar feurige Drachen! Löwen ſind's freilich; aber keine vierfüßigen; Ritter ſind es, welche ſich Löwen nennen, Löwenritter!"

„Von Löwenrittern hab' ich nie etwas gehört," erwiederte der Pilger unbefangen.

„Nun, ſo will ich Euch etwas davon erzählen," verſetzte Wolf; „denn ich weiß alles; ich gehöre eigentlich ſelbſt zu den Löwenrittern, obgleich ich kein Ritter und kein Knappe bin; meine Hand hat ihnen den großen Saal im Schloſſe zu Cham aufgeſchloſſen, worin ſie am — nun, es muß ja hinten in der Poſtille eingeſchrieben ſtehen, — richtig! am 14. Julius 1489 den Löwenbund gemacht haben. Ja, ja, ich bin gut angeſehen bei den Rittern, wie bei den hieſigen Bürgern. Nur eins will ich Euch ſagen, damit Ihr dieß glaubet. Im Jahre 1319 haben die hieſigen Bürger mit den Bürgern zu Nürnberg einen Vertrag beliebt, daß die Bürger von Cham zu Nürnberg, und die Bürger von Nürnberg zu Cham ganz zollfrei ſeyn ſollen, und ſo oft nun Michälis kommt, was alljährlich nur ein Mal geſchieht, macht jede Stadt der andern ein

Pfund Pfeffer, ein Paar weiße Handſchuhe, und einem weißen Stab zum Geſchenke. Jederzeit, wenn ein Bürger von hier dieſes Geſchenk nach Nürnberg bringt, darf ich hinter ihm reiten, und das Käſtlein mit den Geſchenken an meinem Sattelknopfe mitführen. Sprecht, iſt dieß nicht ein großes Vertrauen? Ich könnte ja mit dem Käſtlein auf und davon reiten!“

„Vollkommen richtig,“ verſetzte der Pilger; „aber mit dem Reiten nach Nürnberg ſeyd Ihr zu weit von den Löwenrittern weggekommen, von denen Ihr Näheres mir erzählen wolltet.“

„Richtig, von den Löwenrittern!“ ſagte der redſelige Wolf. „Die Ritter ſind mit dem Herzoge Albrecht nicht zufrieden, weil er ihnen ihre alten Rechte abnehmen will, Steuern erhebt, ohne ihre Einwilligung, und nun gar Söldner wirbt, und ſie bezahlt mit ſolchen eigenmächtigen Steuern. Hat der Herzog genug Söldner, ſo braucht er ſich um die Ritter nicht zu kümmern, und iſt's ihnen nicht recht; ſo klopft er ſie auch noch tüchtig durch. Darum wollen ſie zuſammenſtehen, einer für alle, und alle für einen, und Gewalt mit Gewalt vertreiben, ausgenommen gegen den Papſt und den Kaiſer. Jährlich zwei Mal kommen ſie nach Cham, um ſich miteinander zu berathen, was zu thun ſey; denn der Herzog Albrecht iſt ein gar ſchlauer Fuchs, der ihnen viel zu ſchaffen macht. Heute iſt wieder ein ſolcher Tag, an dem ſie zuſammen kommen, oder vielmehr eine ſolche Nacht; ihr Treiben iſt gar heimlich, darum laſſen ſie ſich am hellen Tage nicht gern ſehen. Prächtig ſehen ſie aus, dieſe Löwenritter; jeder trägt vorne auf der Bruſt einen ſilbernen, ganz vergoldeten Löwen, auch auf Hut und Kappe, oder an einer Halskette lauter ſolche, noch kleinere Löwen, aneinander gereiht, die Kette überdieß mit einer in Silber getriebenen Lilie geſchmückt. Die Edelknechte tragen das nämliche Zeichen; doch ihre Löwen ſind nur an den Klauen und an den zottigen Spitzen der Schweiſe vergoldet.“

„Das muß ja ein herrlicher Anblick ſeyn,“ äußerte der Pilger, „der uns armen Pilgern freilich nur ſelten oder gar nie zu Theil wird.

„Nun, dafür ließe ſich wohl Rath ſchaffen,“ meinte der gutmüthige Wolf. „Ruhig müßt Ihr Euch verhalten, und nichts ausplaudern; dann ſollt Ihr alle Ritter verſammelt ſehen, und auch hören, was ſie miteinander ſprechen. Ich habe immer alles gehört, und könnte Euch viel davon erzählen, wenn ich noch etwas davon wüßte.“

„Es würde mich recht freuen, ſo ſtattliche Ritter zu ſehen,“ erwiederte der Pilger. „Laſſen ſie Euch denn zuſehen, und zuhören?“

„Gott bewahre!“ antwortete Wolf; „ſie würden mich umbringen, wenn ſie es wüßten; glücklicherweiſe, — für mich nämlich — wiſſen ſie aber nichts davon. Im Saale hangen viele gemalte Bilder von alten Herzogen, Grafen und Rittern, denen ſchon lange kein Zahn mehr wehe thut. Einer iſt darunter, der macht ein ſo grämliches Geſicht, als ob ihm das Geld ausgegangen wäre. Dieſes Bild verdeckt eine Oeffnung, vor Zeiten eine Thüre, die in einen Gang, und durch dieſen in eine Kammer führte, wo beſtaubte Pergamente von Ratten und Motten zernagt wurden. Ich kam dahinter, da ich den Saal reinigen, und mit Tiſchen und Stühlen verſehen mußte. Was that ich? Dem alten, grämlichen Herrn, dem gemalten nämlich, hab’ ich mit einem Pfriemen die beiden Augäpfel ausgeſtochen, und durch dieſe zwei kleinen runden Fenſterſcheiben ohne Glas, kann ich alles, was im Saale vorgeht, bequem ſehen und hören. Heute will ich Euch mitnehmen, und dann — horcht! Ich glaube, ſie kommen. Hört Ihr nichts?"

Er riß das kleine Fenſter auf, und lauſchte mit geſpanntem Ohre. „Ja wahrhaftig, ſie ſind's! Deutlich höre ich die Hufſchläge! Immer näher! Nun ſchwenken ſie auf die Brücke ein!"

Schnell riß er einen Bund Schlüſſel von der Wand, ergriff mit der Linken die Lampe, und eilte hinaus, das Stadtthor an der Brücke zu öffnen, durch welche eine Schaar von Rittern und Edelknechten ſchweigend eintritt.

8.

„Laßt uns nun nicht feiern," rieth Hans Zenger, „ſondern kramen, dieweil uns der Markt vor der Thür ſteht! Jedes Unternehmen kann nur im rechten Augenblicke gelingen; iſt dieſer verſäumt, iſt alles verloren."

„Mit Eurer Anſicht bin ich einverſtanden," ſagte der Hauptmann des Löwenbundes, Sebaſtian von Pflug, Herr zum Rabenſtein und Schwarzenburg; „aber ob der rechte Augenblick ſchon gekommen ſey, das iſt eine andere Frage, die ich nicht bejahen kann. Ich mißrieth den Anſchluß an die Ritter von St. Georgens Schild, genannt der ſchwäbiſche Bund, weil ihn der Kaiſer nicht für, ſondern gegen Bayern errichtet hat; nie können wir uns auf ſeinen aufrichtigen Beiſtand verlaſſen, und in unſerer Lage iſt ein offener Feind weniger zu fürchten, als ein unverläſſiger Freund. Die nämliche Warnung gab Herzog Otto von Neumarkt, gegen deſſen Willen und Rath der Löwenbund auch den Schirm des Königs Wladislaw von Böhmen ſuchte und fand, und dadurch Otto in die Arme Herzog Albrecht's drängte, dem der mächtige Philipp, Kurfürſt von der Pfalz, und der reiche Georg zu Landshut, bereits ihre Waffenhülfe zugeſagt haben, ſobald wir mit des Landes auswärtigen Feinden uns verbänden."

„Nur wir alſo," fuhr Gewolf von Degenberg auf, „nun wir ſollten die Thoren ſeyn, im Auslande keinen Beiſtand zu ſuchen, deſſen ſich Albrecht ungeſcheut bedient! Hat ihm nicht Quota von Rieſenberg, Herr zu Schwichau und Raben, oberſter Richter des Königreiches Böhmen, Albrecht's „Diener von Haus aus," wie er dieſe von ihm beſoldeten Schnapphähne nennt, einen Zuzug von 1500 bis 2000 Mann angeboten, und der Herzog mit großem Vergnügen eingewilliget? Wir wollen es auch ſo machen, was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig."

„So denk' auch ich!" ſagte Hans von Parsberg; „leider fehlt es aber unſerm Bunde an der wahren Eintracht. Ich weiß, daß viele Löwenritter bangen und zagen, und ihre Beſchwerden gerne gütlich abzuthun wünſchen; der Ausgang des Böcklerbundes, durch Mangel an Eintracht verunglückt, iſt eine Warnung, die ihrem Gedächtniſſe ſchon verloren ging. Gütlich abthun! Täuſchet Euch nicht mit ſolchen Hoffnungen! Haben wir nicht im März und Mai unſere Klagen und Beſchwerden wieder in Nürnberg angebracht? Was iſt geſchehen? Nichts!"

„Vergeßt auch nicht," mahnte Albrecht von Murach, „die Drohung Albrecht's mit dem Schwerte des Geſetzes, das unſern Nacken treffen ſoll; er iſt der Mann dazu, Wort zu halten."

„Meinen Kopf hat er gemeint, wie ich ſeitdem vernahm,“ bemerkte Degenberg, „und auch der Name Stauf kam über ſeine Lippen; da bei dieſem der Taufname fehlte, ſo mag ſich jeder darauf gefaßt machen, der ſo heißt. Der Herzog hat aber noch ein hübſches Stück Arbeit vor ſich, bis er mir an den Hals kommt.“

„Wozu all' dieſes Gerede?“ fragte Hans der Nusberger. „Hat nicht Albrecht ſich auf die goldene Bulle berufen, und unſer Bündniß als Empörung bezeichnet, dennoch aber König Maximilan im Juli zu Nürnberg den Löwenbund und deſſen Verbindung mit dem ſchwäbiſchen Bunde gebilliget und beſtätiget? That dieß nicht erſt kürzlich Kaiſer Friedrich ſelbſt, obgleich der Herzog ſeinen ſchlauen Unterhändler Hundertpfund, Probſt und Stadtpfarrer zu Unſer lieben Frauen in München, an den Kaiſer nach Linz, und ſeinen Hofmeiſter Georg von Eiſenhofen, an König Maximilian nach Botzen geſendet hat? Beide mußten mit ſchönen Worten, glatten Hofbeſcheiden und langen Naſen abziehen. Wir haben den Kaiſer auf unſerer Seite, und zaudern noch? Unbegreiflich!“

„Ich habe nicht gezaudert,“ nahm Herzog Wolfgang das Wort; „ich habe die Landſchaften von Ober- und Niederbayern zum Anſchluße aufgefordert, und zur Vertheidigung der Landesfreiheit und altehrwürdiger, feierlich beſchworener Rechte; ich habe in Ulm 1500 Fußknechte anwerben laſſen, unter dem Vorwande, ſie nach Ungarn zu führen; dieß kann wohl auch ſpäter geſchehen, wenn wir ihrer Arme nicht mehr bedürfen; inzwiſchen aber ſollen ſie mir, damit ſie auf ihrem Zuge nicht unbeſchäftiget bleiben, die fruchtbaren Gauen von Regensburg, Straubing und Deggendorf erobern helfen.“

„Euer Muth gefällt mir,“ ſagte Bernhardin von Stauf, Herr zu Ehrenfels, „und dächte jeder Löwenritter, wie Ihr, Herzog Wolfgang, ſo hätte ich längſt ſchon, nach dem Willen des Kaiſers, ſeine gegen die Stadt Regensburg geſchleuderte Reichsacht vollzogen.“

„Gar mancher iſt geluſtig, von der Acht zu genießen,“ *) rief Wolfgang mit ungeduldigem Muthe, „und ich ſtelle den Antrag, die Feindſeligkeiten ohne ferneren Verzug zu beginnen, Bundeshauptmann Pflug möge darüber abſtimmen laſſen!“

„Noch eines!“ bemerkte Bernhardin von Stauf. „Ueberlaßt es mir und meinem Bruder, die Fehde durch Streifzüge aus unſern Burgen Stauf und Köfering zu beginnen; die Degenberger und Parsberger ſollen zu gleicher Zeit Ausfälle machen. Dieß könnte in der Nacht vom 12. zum 13. im Chriſtmonate geſchehen; bis dahin würden, nach meiner Berechnung, alle Ritter und fremden Bundesgenoſſen ſchlagfertig ſeyn. Die Frage muß alſo, damit kein Mißverſtändniß obwalte, ſo zur Abſtimmung gebracht werden: „Sollen die Löwenritter auf die von Bernhardin von Stauf ſo eben beantragte Art und Weiſe, und zu der von ihm vorgeſchlagenen Zeit, die Feindſeligkeiten beginnen?“

Bei der Abſtimmung wurde dieſe Frage von der überwiegenden Mehrzahl bejaht.

„Gottlob!“ rief Wolfgang freudig. „Ich kann nun meinem Bruder Chriſtoph, der Tag und Nacht rüſtet, eine erſehnte Botſchaft bringen.“

„Segne unſer Vorhaben, Herzog Otto, Du, dem wir unſere Freibriefe verdanken,“ rief der Degenber-

---

*) Hiſtoriſch.

ger, die Rechte nach einem alten Bildniſſe ausſtreckend, zu welchem einige Stufen, der Reſt einer alten Treppe, emporführten; „dulde nicht — was ſeh ich? Paulſtorf, Zenger, Rothaft, — ſchaut hin! Iſt's Wahrheit oder Täuſchung meiner aufgeregten Sinne? Haben nicht Otto's Augen wieder Leben gewonnen; ſpiegeln ihre Sterne nicht die Strahlen des Wachslichtes zurück? Ein ſolcher Zauber waltet in keines Malers Pinſel. Licht her! Ich will zum Bilde hinauf, und mich ſelbſt überzeugen!"

Hiemit ergriff er einen Leuchter, und ſchritt den Stufen zu.

„Laßt's gut ſeyn," lachte Hans Zenger, „und bemüht Euch nicht! Otto's Augen ſind erloſchen, in dem Augenblicke, da Ihr das Licht vom Tiſche nahmet; es war nur ein Lichtſpiel; tretet zu mir, und ſchauet in ſein Geſicht, und Ihr werdet meinen, dem Otto ſeyen die Augen mit ſchwarzen Punkten geblendet, ſo glanzlos ſtarren ſie auf uns herab."

„Ihr habt recht," erwiederte der Degenberger, am Fuße der Stufen wieder umkehrend, und neben Zenger das Bild betrachtend; „und dennoch hätte ich meinen letzten Harniſch verwettet, Otto's Augen ſeyen lebendig geworden. Wenn nur dieſes Geſicht nichts Schlimmes vorbedeutet!"

„Gott wird die gerechte Sache ſchützen," bemerkte Hans Judman.

„Es geſchehe alſo, wie beſchloſſen wurde," nahm der Bundeshauptmann Sebaſtian von Pflug das Wort; „doch erinnert Euch unter allen Umſtänden, daß ich keinen Theil an dieſem Beſchluße habe. Ich wiederhole meine Behauptung, daß es noch zu früh ſey. Seyd aber verſichert, daß ich meine Bundespflicht erfüllen, und nicht zu ſpät erſcheinen werde."

Bald darauf zogen die Ritter ſchweigſam, wie ſie gekommen waren, wieder von dannen.

9.

Mit Rüſtungen und Unterhandlungen hatte indeſſen Herzog Albrecht vollauf zu thun; Schwert und Feder durften nicht müſſig bleiben. An alle Städte und Märkte, die ihrem weiſen und guten Herzoge mit Liebe und Treue zugethan waren, ſendete er väterliche Ermahnungen, in ihren guten Geſinnungen auszudauern, und im Nothfalle, eines allgemeinen Aufgebotes ihrer Streitkräfte gewärtig zu ſeyn. So wie der Abend dunkelte, zogen durch alle Thore von München täglich Schaaren von Kriegsleuten ein; Albrecht wollte alles Aufſehen vermeiden. Die Stadt München rüſtete auf eigene Koſten hundert Mann zu Fuß aus, und ſtellte ſie zu ſeiner Verfügung.

Eben ſaß der Herzog in der Mitte ſeiner Räthe, um in gemeinſamer Berathung zu überlegen, was zunächſt unternommen werden müſſe, als ein Edelknabe eintrat, und dem Herzoge leiſe ſagte: „daß der Pilger, welcher ſchon öfter zu ihm gekommen ſey, dringend um gnädiges Gehör bitten laſſe."

„Führe ihn ſogleich in mein Schlafgemach," erwiederte der Herzog ganz ſtill, „und ſorge, daß dort Niemand eintrete, auch nicht die Herzogin, bis der Pilger wieder fort iſt."

Der Edelknabe entfernte ſich, und gleich darnach folgte ihm der Herzog.

„Bringſt Du mir neue Kunde, treuer Pilger?" fragte

Albrecht mit jenem alle Herzen gewinnenden Wohlwollen, das die edlen Züge ſeines Antlitzes zu verklären pflegte.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, gnädiger Herr!“ antwortete der Pilger, „daß ich Euch heute die wichtigſte Botſchaft bringen kann, ſeit dem Tage, da Ihr zuerſt Euer Vertrauen mir geſchenkt habt.“ Und nun erzählte er dem Herzoge, wie ihn die Nachricht einer Zuſammenkunft der Löwenritter in Cham, dahin getrieben habe, um auf irgend eine Weiſe ihr Thun zu erſpähen, und wie er von der göttlichen Vorſehung begünſtiget worden ſey, alles zu ſehen und zu hören, und wie drohend die Gefahr geweſen, durch den Degenberger in den Spähwinkel hinter Herzog Otto's Bildniſſe entdeckt zu werden.“

„Fürwahr, Pilger,“ erwiederte der Herzog, „Du haſt mir und dem Lande einen größeren Dienſt zu dieſer Stunde erwieſen, als je zuvor irgend einer von meinen beſten Dienern. Seit vielen Jahren biſt Du mir mit einer unbegreiflichen Treue zugethan, da ich nicht weiß, wer Du biſt, und da Du keinen Lohn begehreſt. Verlange eine Gnade, die ich gewähren kann; ich bin ſchon zu lange Dein großer Schuldner.“

„Ich danke Euch, gnädiger Herr, für Euer huldvolles Anerbieten,“ ſagte der Pilger; „aber ich kann und darf keinen Gebrauch davon machen. Zu Jeruſalem hab' ich am heiligen Grabe meine ſchweren Sünden gebeichtet und vom hochwürdigen Prieſter den Auftrag erhalten, den Reſt meines Lebens Eurem Dienſte zu weihen. Habt Ihr einmal wieder Ruhe und Frieden im Vaterlande gewonnen, dann bedürfet Ihr meiner nicht mehr. Wollet Ihr dann mir gnädig erlauben, das unbewohnte, leere Falknerhäuslein am Fuße des heiligen Berges Andechs zu beziehen, und darin die erkrankenden Wallfahrer zu pflegen, welche zu verſchiedenen Kirchenfeſten nach Andechs pilgern, ſo werde ich überreich belohnt ſeyn und die letzten Tage meines ſchwindenden Daſeyns am würdigſten Gott weihen, indem ich ſie zum Beiſtande der leidenden Menſchheit verwende.“

„Deine edle Bitte ſey Dir gewährt, frommer Pilger,“ erwiederte Albrecht, „mein Kanzler Neuhauſen ſoll an den Abt Andreas zu Andechs hiewegen ſchreiben, und dafür ſorgen, daß zu Deinem menſchenfreundlichen Zwecke das Häuslein erweitert, und mit allem Nöthigen wohl verſehen werde.“

„Tauſend Dank, gnädiger Herr!“ rief der Pilger.

„Wohin gedenkſt Du jetzt zu gehen?“ fragte der Herzog.

„Wohin mich Euer Wille ſendet,“ antwortete jener.

„So magſt Du ein dringendes Schreiben dem Herzoge Georg in Landshut bringen; jeden andern Boten könnte irgend ein Streifzug der Löwenritter auffangen, während Dich Dein Pilgerkleid ſchützet. Ueberbring es ſicher, da es von gar großer Wichtigkeit iſt.“

„Verlaßt Euch ohne Sorgen auf mich; das Schreiben ſoll richtig beſtellt werden,“ betheuerte der Pilger.

Albrecht zog das Schreiben aus ſeinem Buſen, übergab es dem Pilger, und ſagte: „Reiſe mit Gott!“

Der Pilger küßte des Herzogs Hand, labte ſich noch in der Hofküche, und ging dann eilig ſeines Weges.

Unterhalb Freiſing, zwiſchen Marzling und Langenbach, am Saume eines Waldes, lagerte ein Zug von etwa dreißig Reitern im Dienſte des Löwenbundes, der, aus Vorſicht gegen die Aufgebote des Herzogs Albrecht, niemals minder zahlreiche Streifzüge entſendete, bei vier großen Wachtfeuern, an denen eiſerne Keſſel ſtanden, worin Fleiſch in mächtigen Stücken geſotten wurde. Die Roſſe, mit den Halftern an dicke Baumäſte gebunden, und mit wollenen Decken gegen die grimmige Kälte und dichtes Schneegeſtöber geſchützt, erhielten reichliches Futter. Um nicht zu erſtarren, mußte ſich jeder beſchäftigen. Mit der mindeſten Mühe thaten dieß zwei Löwenritter, die Führer des Reitergeſchwaders, indem ſie, ſo tief in lange Mäntel gehüllt, daß nur Augen und Mund ſichtbar blieben, am Feuer liegend, glutſpendenden Ungarwein aus einem Fäßchen in ihre Becher zapften, die ſie mit wunderſamer Uebereinſtimmung der Zugkraft ihres Schlundes leerten.

„Trink nur fleißig, Nusberger,“ ſagte Gewolf von Degenberg, „wer weiß, wie lange wir noch trinken können.“

„Noch lange genug,“ erwiederte jener, „bis das Fleiſch gekocht ſein wird.“

„Ei, ſo war's nicht gemeint,“ lachte Degenberg; „ich wollte nur ſagen, daß wir nicht mehr trinken können, wenn uns ein Schwert den Schädel ſpaltet, oder eine Lanze durch die Rippen fährt, oder gar eine verdammte Kugel in den Leib pfeift, kurz, wenn wir todt ſind.“

„Dann dürſtet uns auch nicht mehr,“ tröſtete der Nusberger.

„Ein leidiger Troſt!“ erwiederte Degenberg. „Mir iſt immer zu Muth, als ob wir keinen guten Ausgang unſerer Sache hoffen dürften. Viele Köpfe ſind ſchwer unter einen Hut zu bringen. Jeder Löwenritter hat ſeine eigenen Anſichten, und wo nicht Alle von gleicher Begeiſterung durchglüht ſind, da fehlt ſchon die Hauptſache: die eigene Zuverſicht. Ich zweifle, ob uns die Böhmen helfen, und das ausweichende Zaudern des ſchwäbiſchen Bundes iſt mir höchſt verdächtig; zuletzt rennen wir allein in die Falle.“

„Die meiſte Beſorgniß macht mir Albrecht ſelbſt,“ äußerte der Nusberger. „Erinnere Dich nur an den Böcklerbund. Bevor wir nur die Ahnung einer Gefahr hatten, fiel er ſchon vernichtend über uns her. Es iſt ſchlimm, daß unſer Bundeshauptmann Pflug ſelbſt immer Bedenken auskramet, und die Zagenden dadurch noch mehr einſchüchtert. Er hat uns damals das Spiel verdorben, und wird es wieder ſo machen.“

„Wir hätten den Bernhardin von Stauf dazu wählen ſollen,“ ſagte Degenberg; „dem iſt's doch Ernſt mit der Sache.“

„Dennoch kann ich es nicht billigen,“ verſetzte der Nusberger, „daß er gerade jetzt, im wichtigſten Augenblicke, uns und ſeine Burgen verließ, um den Herrn von Plauen gegen die Stadt Sulzbach zu hetzen, und ihm die Hülfe des Löwenbundes, für den Fall ſeines Beitrittes, zu verſprechen. Wie können wir auch noch Andern Hülfe verſprechen, da wir doch ihrer ſelbſt ſo dringend bedürfen! Und wenn er den vorſichtigen Plauen, wie zu erwarten iſt, nicht gewinnt, dann iſt die koſtbare Zeit verloren, und im Löwenbunde ein unternehmender und tapferer Ritter weniger.“

Indem erhob ſich ein lautes Gelächter und Schreien der Reiſigen: „Zu uns her, Pilger, zu uns her! Da giebt's zu eſſen und zu trinken! Er fällt ſchon wieder in den Schnee, daß nur noch der Hut herausguckt! Ha, ha, ha! Pilger, Pilger, hierher! Hörſt Du nicht? Hierher!“

„Was ſoll der tolle Lärm? Was giebt's?“ fragte der Degenberger aufſpringend.

„Seht nur den närriſchen Pilger dort drüben,“ erwiederte ein Reiter, „wie eilig er in den Wald rennt! Der Schnee liegt tief, und wenn die Kutte zwiſchen die Beine ſchlägt, ſo purzelt der Pilger immer in den Schnee, daß man kaum mehr ſeinen Hut ſieht.“

„Und wie dumm dieſer Pilger ſein muß!“ fuhr ein zweiter fort. „Wir laden ihn zum Eſſen und Trinken ein, und anſtatt zu kommen, rennt er wie beſeſſen über Straße und Graben davon, dem Walde zu. Seht! ſeht! Er ſtolpert, er taumelt, — da liegt er ſchon wieder!“

Der Pilger hatte ſich aufgerafft, und lief wieder ſo gut es ging.

„Die Bewegungen dieſes Pilgers im Laufen kommen mir ſo bekannt vor,“ äußerte Hans der Nusberger, welcher inzwiſchen an des Degenberger's Seite getreten war, „als wäre er der nämliche Pilger, der uns einſt zu Kalmberg durch die Lappen brannte, in jener Nacht, wo — “

„Ja, der iſt's, der iſt's,“ ſchrie Degenberg; „ich erkenne ihn an Wuchs und Haltung. Wahrhaftig, er iſt's! Mit dem muß ich noch abrechnen! Ein Roß her! Schnell! Ich will ihn fangen!“

„Es iſt keines geſattelt,“ erwiederte ein Reiter, „auch würde es in Schnee ſtecken bleiben, und in den dichten Wald könntet ihr zu Roße nicht dringen.“

„Meine Dogge! Wo iſt meine Dogge?“ rief Degenberg. „Ah, dort am Pfoſten!“ Den Dolch aus ſeinem Gürtel ziehend, durchſchnitt er die Schnur, woran die Dogge lag, faßte ſie bei dem Ringe des Halsbandes, wendete ihren Kopf gegen den fliehenden Pilger, und hetzte ſie mit dem wilden Rufe auf denſelben: „Faß, Hektor! Faß!“ In weiten Sätzen ſprang die große langgeſtreckte, ſtarkgliederige Dogge über die Schneefläche hin, verſank zuweilen bis an den Rücken in den Schnee, raffte ſich wieder heraus, erreichte endlich den Pilger, riß ihn rückwärts, am Genicke packend, zu Boden, und ſetzte zähnefletſchend die beiden Vorderfüße auf ſeine Bruſt.

„Den haben wir! Hektor läßt ihn nicht mehr aus!“ ſagte Degenberg, und befahl zwei Reiſigen, den Pilger zu holen.

Zu ſpät hatte dieſer, von München mit dem Schreiben Herzog Albrecht's für Herzog Georg in Landshut kommend, indem er um eine Ecke bog, das Lager der Reiſigen erblickt, wegen eines heftigen Schneegeſtöbers, welches ihn zwang, mit gebücktem Leibe und halbgeſchloſſenen Augen zu gehen. Sodann wagte er ſich weder vorwärts noch zurück, ſondern hoffte unbemerkt den gegenüber liegenden Wald zu erreichen. Dieß wäre ihm auch ſicher gelungen, hätte er nicht durch häufiges Fallen und Verſinken im Schnee, das laute Gelächter der Reiſigen, und dadurch die Aufmerkſamkeit des Degenberger erregt.

Bei dem wüthenden Gebelle des Hundes warf der Pilger einen Blick nach dem Lager, und vor Angſt brachen ihm die Knie, bedenkend, daß nun das anvertraute geheime Schreiben in feindliche Hände gerathen werde. Es war am Leibe verſteckt, doch genaues Durchſuchen nicht zu bezweifeln; die Zeit gebrach, es zu zerreiſſen; man hätte die Stücke lesbar aneinander angefügt, in jedem Augenblicke gewärtig, die Fangzähne des Ungethümes in ſeinem Nacken zu ſpüren, faßte der Pilger mit der rechten Hand das Schreiben, und wühlte es, als er zu Boden ſank, tief in den Schnee.

„Laß ab, Hektor, laß ab!“ rief einer der beiden

Reiſigen der Dogge zu, die von ihrer Beute nicht abließ, bis ihres Herrn wohlbekannter, durchdringender Pfiff herübergellte. „Der tapfere Degenberger möchte gerne den furchtſamen Pilger näher kennen lernen. Folge uns!“

Welch’ ein ſchrecklicher Name klang hier in ſeine Ohren! Schweigend wankte er zwiſchen den Beiden dem Lager zu. Die Dogge kauerte mit lechzender Zunge und funkelnden Augen auf die Fangſtätte.

„Ei, Pilgerlein, warum laufſt Du denn vor uns davon?“ fragte ihn Degenberg. „Sehen wir denn ſo furchtbar aus?“

„Ein Pilger muß Kriegsleuten immer aus dem Wege gehen; ſie thun ſelten gut beiſammen,“ antwortete der Gefragte.

„Da trink, um Dich von Schrecken und Anſtrengung zu erholen,“ ſagte Degenberg, ihm den vollen Becher reichend; „thu mir Beſcheid, wir müſſen näher bekannt werden; denn je länger ich Dich anſchaue, deſto mehr ſcheint es mir, als müſſe ich Dich ſchon irgendwo geſehen haben.“

„Ihr möget Euch wohl täuſchen, Herr Ritter!“ erwiederte der Pilger, mit Mühe das Zittern ſeiner Glieder verbergend. „Die Pilger ſehen einander gleich, wie ein Ei dem andern.“

„Wohl wahr,“ verſetzte der Nusberger; „aber nicht jeder Pilger wird oberhalb der linken Hüfte einen ſo ſonderbaren Schlitz im Gewande tragen, der ausſieht, als wäre da ein Dolch ſtecken geblieben.“

Haſtig ſchaute Degenberg auf die bezeichnete Stelle hin, und winkte dem Nusberger über des Pilgers Schulter zu. Dieſer Wink galt ſtatt des Ausrufes: „Ja, er iſt’s, der nämliche Pilger iſt’s, nach welchem ich zu Kalmberg meinen Dolch geſchleudert habe.“

„Du zitterſt ja vor Kälte, armer Pilger!“ fuhr Degenberg mit ſcheinbarem Mitleiden fort. „Setze Dich zu den Reiſigen an’s Feuer, und iß und trink! Dann mußt Du ſchon mit uns ziehen, damit Du uns nicht verrathen kannſt. Verſuche aber ja nicht, davon zu laufen, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!“

So ſehr es den Pilger ſchmerzte, dem Herzoge Georg das wichtige Schreiben nicht überbringen zu können, ſo hoffte er doch, es vor Albrecht’s Feinden glücklich bewahrt, und, von den beiden Feinden unerkannt, ſein Leben gerettet zu haben. Er ſetzte ſich zu den Reiſigen, und genoß Speiſe und Trank, und der Flamme labende Wärme.

Plötzlich ſprang Degenberg’s Dogge an ihrem Herrn auf, in der Schnauze ein Papier tragend, — Albrecht’s Schreiben, das ſie aus dem Schnee gekratzt hatte. „Was haſt Du denn da?“ ſagte Degenberg, indem er es nahm, und die Aufſchrift an den Herzog Georg las. „Rusberger,“ fuhr er fort, „ohne Zweifel ſollte der Pilger dieſes Schreiben überbringen; er hat es weggeworfen, oder verloren; daher ſeine Angſt.“ Er öffnete ſorgfältig das naßgewordene Papier, und las: „Sobald nächtlicher Weile zwiſchen Moosburg und Kronwinkel Feuerſäulen aufſteigen, ziehet mit Eurer ganzen Streitkraft nach Eglofsheim, wo Ihr weiter von mir hören werdet. Albrecht.“

„So recht, Hektor, ſo recht! Biſt ein treuer und kluger Hund, und ſollſt dafür ein gutes Stück Fleiſch bekommen!“ Mit dieſen Worten ſtreichelte er die Dogge, und liebkoſete ihr, und reichte ihr mit eigener Hand das verſprochene Fleiſch.

„Ein wichtiger Doppelfang, Pilger und Schreiben!“ ſagte er zu Hans dem Rusberger. „Vor der

Hand aber müſſen wir ſchweigen; in Ehrenfels werden wir Zeit genug haben, auf der Folterbank Näheres aus dem Pilger herauszupreſſen.“

Nun ließ er zum Aufbruche blaſen, und den Pilger gefeſſelt auf den Wagen legen, welcher mit Mundvorräthen, Kochtöpfen, Rüſtzeug und Pferdefutter beladen war.

10.

Mit grauenvollem Entſetzen erfüllte der Anblick langer Züge von Flüchtlingen, welche dem Herzoge Albrecht, und deſſen gegen die Löwenritter heranrückenden Kriegsmacht, auf allen Straßen begegneten, Greiſe, Weiber, Kinder, verkümmerte, durch dreijährige Theuerung ausgehungerte Leiber, ohne Obdach, in armſelige Lumpen gehüllt, ungefüttertes Geſpann vergebens antreibend, werthloſe Habſeligkeiten auf den Rücken ſchleppend, oder auf Wägen an Stricken mühſam ziehend, und ſchwer keuchend durch tiefen Schnee watend. Aufheulend in grenzenloſem Elende, umdrängten ſie mit dem letzten Ungeſtüme brechender Kraft ihren geliebten Landesvater, aus deſſen Augen des innigſten Mitleides helle Thränen floſſen.

Ein von hohem Alter gebückter, ehrwürdiger Greis, mit entblößtem Haupte, durch deſſen ſpärliche Silberhaare der rauhe Decemberwind ſtrich, ſank zu des Herzogs Füßen, und ſtammelte: „Hülfe! gnädiger Herr! Hülfe! Die Knechte der Löwenritter ſengen, brennen und morden in unſern Dörfern, erpreſſen durch Flammenqualen das Geſtändniß verborgenen Geldes von geldloſer Armuth, üben an Weibern und Jungfrauen himmelſchreiende Gräuel, und packen die unſchuldigen Kindlein bei den Füßen, um ſich mit ihnen, wie mit Schilden, gegen die Waffen ihrer

Väter zu ſchützen, die mit wahnſinniger Verzweiflung in den Tod rennen. Hülfe! Hülfe!"

„Hülfe! Hülfe!" ächzte der Jammerruf die ganze Länge des Zuges hin.

„Vertrauet auf Gott, liebe Leute," tröſtete ſie der Herzog, „und betet zu ihm, daß er meine Waffen ſegne, und Ruhe bald wieder mein armes Land beglücke! Ich werde Euch einige Reiſige zurücklaſſen, die Euch in die benachbarten Dörfer geleiten, wo Ihr auf meine Koſten Obdach, Kleidung und Nahrung finden ſollet, bis Euch der Friede vergönnet, wieder in Eure Heimath zurückzukehren!"

„Dank, gnädiger Herr! Tauſend Dank! Gott ſegne Euch!" erſchollen viele hundert Stimmen.

Am 21. December 1491 war Albrecht von München ausgezogen. Mit Erſtaunen vernahm er, daß Herzog Georg's Zuzug nicht in Eglofsheim lagere; die Flammenſäulen zwiſchen Moosburg und Kronwinkel waren aufgelodert, aber nicht, wie erwartet, beachtet worden. Ohne an die Möglichkeit eines die Sendung des Pilgers ſtörenden Unfalls zu denken, vermuthete Albrecht vielmehr, daß Herzog Georg ſeine Geſinnungen möge geändert haben. Er zog nach Regensburg, um die Feinde über die Richtung ſeines erſten Angriffes zu täuſchen. Dort feierte er mit ſeinen Kriegern das heilige Chriſtfeſt. Am andern Tage verließ er ſtill und unbemerkt die Stadt, und erſchien plötzlich, wie auf den Schwingen des Sturmwindes, vor Köfering, der Burg des Hieronymus von Stauf. Vergebens kämpfte dieſer mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung; was vermochte des Eiſenarmes Kraft gegen die Gewalt von Albrecht's zahlreichen Geſchützen, deren Kugeln die Steinmauern zertrümmerten? Die ſtolze Burg, der kühne Burgherr, und achtzig ſeiner Streiter fielen in des Herzog's Hände, die Siegesernte eines einzigen Tages. Kein Stein blieb auf dem andern; die Burg wurde geſchleift.

Gleiches Geſchick traf eine zweite Burg des Stauf, wenige Tage ſpäter, Triftfing, und die Racheflammen niedergebrannter Löwendörfer leuchteten dem Sieger auf ſeinem Zuge dahin, dem ſchon der Schrecken vorausflog.

Gleich einem Adlerhorſte prahlte auf hohem Felſenvorſprunge, ſtolz umflattert von der Fahne des Löwen, der Parsberger ſtarke Veſte Flügelsburg, einſt das Eigenthum der Schenken von Flügelsberg, die zweihundert Jahre früher mit Ludwig dem Strengen, den Herzogen Otto, Ludwig und Stephan, einen mißlichen Span hatten. Albrecht gebot, die Burg zu ſtürmen; an der Macht des Angriffes zerſchellte die tapferſte Gegenwehr; die Burg fiel, mit ihr das Banner der Löwen, am Tage der heiligen drei Könige; die Brüder Hans und Georg von Parsberg, mit Allen, welche von Schwert und Geſchütz verſchont blieben, wurden gefangen. Wuthgepeitſcht ſtürzten ſich am andern Morgen die ſiegestrunkenen Krieger auf Berathshauſen, einen nahen Marktflecken der Staufer an der ſchwarzen Laber, und vergalten dort die Frevelthaten der Löwenknechte auf unerhörte, ſchauderhafte Weiſe, bevor es Herzog Albrecht verhindern konnte.

Unweit dieſes unglücklichen, blutiger Rache geopferten Ortes, erhob ſich Bernhardin's von Stauf ſtattliche Burg Ehrenfels. Er ſelbſt war abweſend, um nach einem mißlungenen Verſuche, den Herrn von Plauen für den Löwenbund zu gewinnen, eine raſchere Mitwirkung der Ritter von St. Georgens Schild zu betreiben.

Sein Weib bangte auf der Veſte, deren Vertheidigung Gewolf von Degenberg und Hans Zenger übernommen hatten. Albrecht ſchloß die Burg von allen Seiten ein, ließ das Geſchütz auffahren, und ſchickte ſich zum Sturme an.

„Es ſteht ſchlimm um uns, Degenberg,“ ſagte Zenger am dritten Tage der Belagerung; „Ehrenfels kann ſo wenig, wie die andern Burgen, die ſchon in Trümmern liegen, Albrecht's grobem Geſchütze widerſtehen. Die Kunde ſeiner Siege, und das ſchreckliche Geſchick der Berathshauſer, deſſen Augenzeugen unſere Leute waren, haben ihren Muth gelähmt. Im Grunde ſind nur noch vier Arme zur Vertheidigung in der Burg, die Arme von uns Beiden.“

„Wir haben keine andere Wahl, als uns durchzuſchlagen,“ erwiederte Degenberg. „Du weißt, wir haben Albrecht von Murach und Hans Judman, nach der Erſtürmung Köfering's an den Kaiſer nach Linz mit der Klage geſendet, daß Herzog Albrecht die Staufer nur wegen der hochherzigen Treue bekriege, womit ſie Friedrich's Acht gegen Regensburg vollziehen, abſonderlich weil Bernhardin von Stauf einen Bürger dieſer Stadt, Ulrich Heigel, zu Berathshauſen gefangen nahm, und den Regensburgern Abbruch that, wo und wie er nur immer konnte. Des Kaiſers Zorn ſoll uns helfen. Gelingt es, uns durchzuſchlagen, ſo reiten wir Tag und Nacht gegen Linz, und treffen entweder unſere Freunde noch dort, um die Klage mit neuen Gründen zu unterſtützen, oder wir begegnen ihnen auf dem bezeichneten Wege, und beſchleunigen ihre Heimkehr.“

„Können wir den unterirdiſchen Gang nicht benützen?“ fragte Zenger.

„Der iſt bei der erſten Beſchießung durch den Einſturz der äußerſten Ringmauer verſchüttet worden; ſeine zerſprengte Decke könnte uns über den Köpfen einſtürzen," antwortete Degenberg. „Nur das Schwert kann uns den Ausweg bahnen, und damit dieß gelinge, weiß ich noch ein anderes Mittel, die Aufmerkſamkeit des klugen Albrecht von unſerm Vorhaben abzulenken."

In vernichtender Angſt ſah die verlaſſene Frau des Bernhardin von Stauf dem ſchrecklichen Augenblicke der Erſtürmung von Ehrenfels entgegen; ſie durfte mit Recht das Schickſal anderer Weiber befürchten, die, unter den Klauen entmenſchter Horden, Ehre und Leben verloren. Darum beſtand ſie darauf, einen Herold an Herzog Albrecht mit der Bitte um freien Abzug für ihre Perſon zu ſenden, da ſie ein Weib ſey, und keine Mitſchuld an dem Löwenbunde trage. Degenberg billigte ihr Vorhaben, weiſſagte ihr aber, daß der Herzog dieſe Bitte nicht bewilligen würde. So geſchah es auch; Albrecht verhieß ihr zwar freien Abzug, jedoch nur nach erfolgter Uebergabe der Burg. Dieſe Bedingung anzunehmen, würde ihr ſelbſt ihr Gemahl nicht geſtattet haben; um ſo minder konnte Degenberg einwilligen, welcher für die ihm anvertraute Burg ſeinem Freunde Bernhardin verantwortlich blieb.

In der zehnten Morgenſtunde des achten Belagerungstages erſchien auf der höchſten Zinne der Burg ein Knecht, der einen kleinen hölzernen Stuhl mit kurzer Lehne hinſtellte. Bald darauf kam ein Pilger mit gebundenen Handen, in denen ein Crucifix ſteckte; zwiſchen den Oberarmen lief ein Strick auf den Rücken, woran ein Henkersknecht den Unglücklichen führte; ein Schloßcaplan ſtand dieſem tröſtend zur Seite. Während dem Pilger die Augen verbunden wurden, ſchlich hinter ihm der Nachrichter ſelbſt zum Stuhle, warf einen rothen Mantel von ſich, ſtreifte die Hemdermel zurück, und zog aus einer ſchwarzen Scheide ein langes, breites, blitzendes Schwert.

Augenblicklich erkannte Albrecht ſeinen treuen Pilger, und beſchloß, ihn um jeden Preis zu retten. Alſogleich ließ er einen Herold, von zwei Trompetern begleitet, gegen das Hauptthor der Veſte ſprengen, und verkünden, „daß, wenn dieſem Pilger nur ein Haar gekrümmt würde, alles was da lebt in der Burg, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, unter dem Schwerte der Stürmenden verbluten müſſe; wolle man ihm aber den Pilger ungefährdet ausliefern, ſo könne die Frau des Bernhardin von Stauf mit ihren Kleidern und Kleinodien frei von dannen ziehen; die Burg gedenke er ſchon ſelbſt zu nehmen, und die beſiegten Vertheidiger, wenn Gott mit ihm ſey, in ehrbarer Gefangenſchaft halten."

Dieſe Aufforderung des Herzogs Albrecht wurde angenommen, der Pilger ſeiner Bande entlediget, und zwei Stunden ſpäter mit der Burgfrau und deren werthvollſtem Eigenthume aus der Veſte gelaſſen. Mit Wohlwollen empfing Albrecht die unglückliche Stauf, aus deren bleichem Antlitze tiefer Gram ſprach, und mit inniger Huld den armen Pilger, aus deſſen Munde er mit Staunen die Erzählung des Unfalles hörte, der ihn verhindert hatte, dem Herzoge Georg das Schreiben Albrecht's zu überbringen. Degenberg ſchien den Pilger mit der Folter nur in der Vorahnung verſchont zu haben, ihn bei der Belagerung von Ehrenfels zu beſſerem Zwecke benützen zu können.

„Du haſt mir treu gedient, treuer Pilger," ſagte der Herzog; „Dein Tagewerk iſt vollbracht; Du haſt zuletzt auch noch Todesangſt ausgeſtanden. Zieh nun in Frieden, zu Deinem Dienſte chriſtlicher Barmherzigkeit, nach Andechs, wo alles nach Deinem Wunſche geordnet iſt, und gedenke meiner in Deinem Gebete! Ich gab mein Wort, nicht nach Deinem Namen zu forſchen, entſage aber dennoch nicht der Hoffnung, daß Du dereinſt noch ihn mir nennen wirſt.“

„Gewiß, gnädiger Herr, dieß wird einſt geſchehen. Aber eine Bitte gewähret mir noch, bevor ich ſcheide!“

„Sprich!“ erwiederte der Herzog.

„Eine ſchwere Schuld laſtete auf meinem Herzen, gnädiger Herr!“ verſetzte der Pilger; „dieſe Sünde hat mir der Prieſter im Namen Gottes erlaſſen, mit dem Vorbehalte, daß ich Eure Verzeihung erflehe. So bitte ich Euch denn, verzeihet mir!“

„Ich weiß nicht, was ich Dir verzeihen ſolle,“ ſagte Albrecht, „und verlange auch nicht das Geſtändniß Deiner Schuld; aber ich verzeihe Dir als Menſch, und begnadige Dich als Herzog, was Du auch Böſes gethan haben mögeſt. Gott ſey mit Dir! Zieh in Frieden!“

Des Pilgers Dank unterbrach wildes, kriegeriſches Waffengetöſe im Rücken der Burg Ehrenfels. Als der Degenberger bemerkte, daß des Herzogs Auge nicht mehr die Veſte bewache, wählte er aus den berittenen Reiſigen die zwölf Tapferſten, und machte mit Zenger durch ein unſcheinbares Pförtlein einen ſo plötzlichen Ausfall, daß die Ueberraſchten, welche vielleicht von einer Fortdauer der Unterhandlung träumen mochten, nur ſchwachen Widerſtand leiſten konnten. Es gelang den Kühnen, ſich glücklich durchzuſchlagen, und die offene Straße nach Linz zu gewinnen.

Noch an demſelben Tage, am 23. Januar 1492, fiel auch Ehrenfels, und Herzog Albrecht kehrte als ruhmgekrönter Sieger mit ſeiner Heeresmacht nach München zurück, nachdem er in dreißig Tagen, mitten im ſtrengſten Winter, die feſteſten Burgen ſeiner ſtolzen

Feinde zertrümmert, und ſo die Herzkraft des Löwenbundes gebrochen hatte. Gar manche Ritter deſſelben ſendeten im Stillen demüthige Schreiben an den Herzog, und flehten um ſeine Huld, um Vergeben und Vergeſſen. Viele aber, mit ungebeugtem Trotze, wähnten, dieſes Vorſpiel der Laune des Kriegsglückes ſey nur der rohe Sieg des Geſchützes gegen todte Mauern; doch im offenen Felde, dem Ungeſtüme des Schwertes gegenüber, da werde ſich's zeigen, wem die Palme des Ruhmes gebühre. Noch lebe Herzog Chriſtoph der Kämpfer, deſſen rieſige Streitaxt, womit er die Eiſenthore von Stuhlweiſſenburg in Trümmer geſchlagen, wohl auch die heimtückiſch mordenden, ehernen Falkaunen zerſchmettern könne.

11.

Albrecht's ſchnelle und bedeutende Siege erſchwerten Chriſtoph's Bemühungen, für den Löwenbund zu werben. Vergebens rieth dieſer ſeinem Bruder Wolfgang, nicht durch Streifzüge ſeine Kräfte zu zerſplittern, ſondern ſie für den Augenblick einer Entſcheidungsſchlacht aufzubewahren, ſobald die Böhmen und die Ritter von St. Georgens Schild ſich mit ihnen vereinen würden. Doch dieſe kamen nicht. Bald waren die Geldmittel der beiden herzoglichen Brüder erſchöpft, und ſie ſelbſt von der Wahrſcheinlichkeit bedroht, von den wilden Geſellen verlaſſen zu werden. Da erſcholl ihnen die Kunde, daß Herzog Albrecht die ſchönſten Burgen der edelſten Löwenritter zerſtört habe. Von Rache entflammt, ſtürzten ſie mit ihren Schaaren wie verheerende Wetter über das Land hin. Der rothe Hahn glühte auf den Firſten der Dörfer, aus welchen die Plünderer zogen; zum erſten Male nach der Hungersnoth der Theuerungsjahre, ſchauten die armen Landbewohner bittend und vertrauend zum Himmel, daß er Segen ihren Saaten ſchenken werde; vernichtend aber ſchlugen in den Schooß der Erde die Hufe der Roſſe; der Mord ſchwenkte ſein blutiges Banner; angſtvoll flohen die Armen in Wälder und finſtere Schluchten. Unvereinbar mit ſeinen herzoglichen Pflichten und mit ſeiner brüderlichen Liebe, hielt Sigmund unthätiges Verweilen in gewohnter ländlicher Ruhe; der blutige Zwiſt der Brüder, und die ſchrecklichen Leiden ſeines Vaterlandes, erfüllten ſein edles, friedſames Herz mit dem tiefſten Kummer. Er eilte von Bruder zu Bruder mit Bitten und Ermahnungen zur Verſöhnung; vergebens! Die rechte Stunde war noch nicht gekommen.

So plötzlich, wie einſt vor den Mauern von Köfering, erſchien nun Herzog Albrecht in den von Chriſtoph und Wolfgang hart bedrängten Gegenden; eben ſo unwiderſtehlich erſtürmte er Wolfgang's Schlöſſer, der gerade noch ſein letztes flüchtend erreichen konnte — Hegneberg. Drei ſeiner Vertrauten gelang es, bevor die ſchirmende Zugbrücke hinter den Einreitenden aufraſſelte, ſeitwärts zu entkommen, um Wolfgang's dringende Bitte um ſchnelle Hülfe, den Böhmen, den übrigen Löwenrittern, und dem ſchwäbiſchen Georgenſchilde zu bringen. Ein augenblicklicher raſcher Sturm würde auch dieſe Veſte bezwungen haben; allein Albrecht's Krieger waren ſo ergrimmt, daß er es für beſſer erachtete; dem Bruder eine kurze Bedenkzeit zur freiwilligen Uebergabe anzubieten.

„Es ſteht ſchlimm um uns, Herzog Wolfgang," ſagte am dritten Morgen Hans der Nusberger zu ihm, als ſie Beide im Burghofe mit beſtürzten Mienen auf die zahlreichen Belagerer hinabſchauten, welche die Geſchütze auffuhrten, Sturmleitern herbeiſchleppten, und

Pechkränze aufhäuften; „ich fürchte, wir werden nicht mit ſo heiler Haut davon kommen, wie die andern Löwen, die in Albrecht's Hände fielen.

„Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf," erwiederte Wolfgang, „durch die Hülſe der Böhmen, des Löwenbundes und der Ritter von St. Georgens Schild, die ich mit jeder Stunde erwarte, gerettet zu werden."

„Vergebliche Hoffnung!" entgegnete der Nusberger. „Die Böhmen beſinnen ſich zu lange; der Löwenbund iſt ſo geſchwächt und in ſich zerfallen, daß er, anſtatt uns zu helfen, wohl ſelbſt der Hülſe bedarf, und der St. Georgens Schild ſchirmt nur, wenn ihn die Hand ſeines kaiſerlichen Gebieters bewegt. Wir haben alles Landvolk gegen uns, weil unſer zuſammengerafftes Geſindel wie eine Mordbrennerbande gehauſet, ja ſogar durch gewaltſamen Einbruch in die Kirchen, deren Schätze geraubt hat. Dieß wird uns nicht verziehen. Die Verwünſchungen und gräßlichen Drohungen der Belagerer, die Ihr vom untern Walle aus ſtündlich hören könnt, würden es Euch bezeugen."

„Was bleibt uns übrig, zu unſerer Rettung zu thun?" fragte Wolfgang beſorgt.

„Die Uebergabe der Burg, ſonſt nichts!" antwortete der Nusberger. „Bedingt aber, daß Albrecht's beſte Krieger uns am Thore wie ein Eiſengürtel ſchützend empfangen; wir möchten ſonſt von den Raſenden in Stücke zerriſſen werden."

Beide ſtanden eben an der Brüſtung eines alten, verfallenen Brunnens, als aus der Tiefe deſſelben eine dumpfe Stimme ertönte: „Seil herab! Seil herab!"

„Wer ruft da unten?" ſchrie der Nusberger in den finſtern Steinrachen hinunter.

„Hüten wir uns vor Verrätherei!" warnte Wolfgang.

„Die iſt nicht zu befürchten," erwiederte der Nußberger; „am Seile kann nur ein Mann heraufkommen, mit dem wir leicht fertig werden können."

Knechte mußten eine Seilwinde über den Brunnen legen, und ein an das Seil befeſtigtes Querholz hinablaſſen, an welchem ſie an das Licht des Tages wanden — den Klausner Cöleſtin.

„Ei, Maulwurf, wie kommſt du in meine Burg?" fragte ihn Wolfgang, als er mit ihm und dem Nußberger in ſein Gemach trat.

„Auf dem Bauche, gnädiger Herr, wie ein Wurm," erwiederte Cöleſtin. „Ich habe lange genug in dieſer Burg gelebt, um alle Zu- und Ausgänge aufſpüren zu können; der unterirdiſche Weg, den ich im Walde wieder fand, iſt nicht viel geräumiger, als ein Sarg; ich habe mich durchgepreßt, um Euch die freudigſte Botſchaft zu bringen: Kaiſer Friedrich hat den Herzog Albrecht in die Reichsacht erklärt!"

„Iſt's möglich!" rief Wolfgang ſtaunend aus.

„Nun athme ich wieder leicht," ſagte der Nußberger. „Doch woher haſt Du dieſe Nachricht?"

„Auf einem Botengange für die Löwenritter'" erwiederte Cöleſtin, „begegnete ich dem Degenberger und Zenger, Albrecht von Murach und Hans Judman; ſie ritten nicht, ſie flogen, und obwohl ihre Roſſe ausſahen, wie türkiſche feurige Renner, von deren ſchaumbedeckten Leibern Nebelwolken aufdampften, ſo mögen ſie doch wohl eher verwandelte Teufel geweſen ſeyn. Als der Degenberger mich erblickte, hielt er an, und ſagte: „„Ich weiß ſchon alles, wie es bei Euch ſteht. Bring dem Herzoge Wolfgang die Nachricht, daß er ſich nur noch ſo lange halten ſolle, bis ich dem Albrecht die vom Kaiſer wider ihn ausgeſprochene

Reichsacht verkündet habe. Ich eile nun zu Herzog Chriſtoph. Leb wohl!‟‟ Fort war er!‟

„Deinem Muthe, Cöleſtin, und Deiner Treue,‟ ſagte Wolfgang, „verdanke ich meine Rettung; denn in einer Stunde hätte ich die Veſte übergeben. Du kannſt nun in meinen Dienſten bleiben, bis an das Ende Deines Lebens; ich ernenne Dich zu meinem Burgvogte auf Hegneberg.‟

Um Albrecht zu täuſchen, ließ Wolfgang die Unterhandlung wegen der Uebergabe ſogleich wieder beginnen.

Es war gegen ein Uhr Nachmittags, als ein Reitergeſchwader, mit dem Banner der Löwenritter, im ſcharfen Trabe um eine Waldſpitze bog, in der Richtung gegen Albrecht's Lager. Vom hohen Söller aus erkannte Wolfgang deutlich den großen, wallenden Helmbuſch ſeines Bruders Chriſtoph, mit einer Abtheilung vor ihm den Degenberger, und an der Spitze Albrecht von Murach, zwiſchen zwei Trompetern mit weißen Fähnlein. Herzog Albrecht, von Rittern umgeben, ritt ihnen entgegen. Da verlas Albrecht von Murach mit lauter Stimme die kaiſerliche Reichsacht, durch welche die Unterthanen des Herzogs aller Pflichten gegen ihn entbunden wurden, und wies des Kaiſers Unterſchrift und Siegel.

Herzog Albrecht wendete ſich ruhig zu ſeinen Kriegern, und ſprach: „Ihr habt gehört, daß der Kaiſer die Reichsacht über mich verhängt hat. Kein Eid bindet Euch mehr an mich; Ihr könnet gehen, wohin Ihr wollet!‟

Viele, des Kaiſers Zorn fürchtend, verließen den Herzog Albrecht; doch ſeine Bayern blieben.

Da öffneten ſich die Thore der Veſte Hegneberg, und Herzog Wolfgang mit Hans dem Nusberger und ſeinen auserleſenen Reiſigen, zog über die Brücke,

— die hinter ihnen wieder aufſtieg, — um ſich an ſeinen Bruder Chriſtoph anzuſchließen. Stolz ſprengte er in Albrecht's Nähe, und rief ihm zu: „Herzog Albrecht von Bayern, ich verlaſſe meine Burg; vergeſſet nicht, daß ſie von nun an unter dem Schutze der kaiſerlichen Reichsacht ſtehe!“ Und zu neuen Feindſeligkeiten ritten die herzoglichen Brüder mit ihrer Schaar von dannen, die es gelüſtete, die Reichsacht für ſich auszubeuten. Die Dörfer Pridriching, Egling, Peſtenaker, Winkl, Petzenhauſen, Hattenhofen u. a., wurden geplündert, von verruchten Knechten ſogar Kirchen ausgeraubt; rauchende Brandtrümmer bezeichneten die Fährte der Verwüſtung. Landleute, den Klöſtern Steingaden, Rotenbuch, und andern, grundpflichtig, erhielten vom Herzoge Wolfgang den Auftrag, ihm eidlich zu geloben, daß ſie die ſchuldigen Gilten nur an ihn verabfolgen würden; ja ſelbſt vor den Thoren der Stadt Landsberg erſchien er mit ſeinem Bruder Chriſtoph, und forderte ſie auf zur Oeffnung derſelben, und zu wiederholter Huldigung, indem Herzog Albrecht durch die kaiſerliche Reichsacht das ganze Land verloren habe.

Dieſer aber, als ein weiſer Fürſt und kluger Kriegsmeiſter auf alle Wechſelfälle gefaßt, und ſtark durch die Treue ſeiner Bayern, kümmerte ſich nicht um die Reichsacht, die, wie er wohl einſah, ſeine Feinde bei dem zürnenden Kaiſer erſchlichen hatten. Kaum vernahm er das wilde Treiben ſeiner Brüder und deren Anhänger, als er nach allen Richtungen hin ſeine Trompeter ſendete, weit und breit den Landſturm aufzubieten. Schauerlich dröhnten die Sturmglocken von allen Kirchthürmen, und plötzlich erhob ſich das ganze Land am Lech wie ein Mann zu furchtbarem Widerſtande.

12.

Es gebrach nicht an Verſuchen zu gütlicher Austragung dieſer blutigen, landesverderblichen Zerwürfniſſe. Der römiſchr König **Maximilian**, an welchen Herzog **Wolfgang** ſeinen Kanzler **Johann Stefensberger** geſendet hatte, wünſchte den reichen Kranz ſeiner Verdienſte durch den Ruhm eines Friedensfürſten zu verherrlichen. Mit verſöhnenden Entwürfen eilte er aus Tirol nach Bayern, dieſem Opferherde der Leidenſchaften die heiß erſehnte Ruhe wieder zu geben. Rechts = und Landtage wurden anberaumt, aber nicht gehalten, aus Widerſtreben, durch mächtige Einflüſſe, oder gehalten, doch ohne Erfolg, auſſer der Waffenruhe auf kurze Zeit.

Zur Vertheidigung ſeiner Rechte hatte Herzog **Albrecht** ſeinen Kanzler **Neuhauſer** nach Ulm geſendet, und ihm noch vier der berühmteſten Rechtsgelehrten beigegeben, die Doctoren **Heinrich von Bünau** aus Sachſen, **Thomas Dornberg** aus der Pfalz, **Johann Letſcher** und **Johann Birkheimer** aus Nürnberg, alle vier aus dem Auslande berufen. Es galt die Frage zu beantworten: „ob die Ritter in ihrem guten Rechte gehandelt, als ſie den Löwenbund geſtiftet?“ Dieß **verneinten** jene mit großem Aufwande ihrer Kenntniß der römiſchen Rechtslehre; dieß **bejahte** ein **Bayer**, Dr. **Georg Lamparter**, der Sohn des berühmten Arztes zu München, Meiſter **Peter Lamparter**, ein hochgelehrter junger Mann von ſeltener Beſcheidenheit, der als Kanzler in des Herzogs von Württemberg Dienſte geweſen, welchen die Herzoge **Chriſtoph** und **Wolfgang** mit vielen andern Löwenrittern, als Verfechter ihres Rechtes nach Ulm gebracht hatten.

Als die gelehrten Herren des Herzogs Albrecht zur größten Zufriedenheit des Kanzlers Neuhauſer und mit merklicher Selbſtgenügſamkeit ihre Vertheidigung geſchloſſen hatten, erhob ſich Dr. Lamparter, und ſprach bei lautloſer Stille: „Feierlich muß ich im Namen des Löwenbundes dagegen mich verwahren, daß in einem Rechtsſtreite über die Beſtimmungen landſtändiſcher Verfaſſung, über die Rechte des Volkes und ſeines Fürſten, von der Gültigkeit des römiſchen Geſetzes die Rede ſeyn könne, das von Roms Zwingherren, durch die Waffengewalt ihrer Cohorten und Legionen unterſtützt, einem geknechteten, zu Sclavenfrohn herabgewürdigten Volke aufgedrungen wurde. Klar und deutlich lauten die alten Freiheitsbriefe des bayeriſchen Adels, die jede Eigenmacht beſchränken; ein unbefangener Blick in dieſe Urkunden, rechtfertiget vollkommen das Verfahren der Löwenritter.

„Herzog Albrecht war es, der dieſe Freiheiten, des Landes einzigen Schutz, verletzte, da er mit eigenmächtig, ohne Beirath und Zuſtimmung der Stände erhobenen Steuern, Söldner in Bayern und im Auslande warb, um, je nach Umſtänden und Gelüſten, mit der blind gehorchenden Waffengewalt des treuen Volkes althergebrachte Rechte an ſich zu reißen.

„Alle Verſuche der Güte, jede beſcheidene und ehrerbietige Berufung auf Recht, Herkommen und Sitte, blieben fruchtlos; es möchte ſcheinen, daß dieſe Vorſtellungen nicht zu dem großmüthigen Herzen des Herzogs dringen konnten, weil dieſer von Männern berathen war, die größeres Vertrauen auf die Einſchüchterung durch Strenge und Beharrlichkeit, als auf ihren Sieg durch die Kraft des Rechtes hatten.

„Unter ſolchen Umſtänden, nach Erſchöpfung aller Mittel, auf friedlichem Wege zu ihren Rechten zu kommen, blieb den Ständen keine Wahl mehr; dem herzoglichen Rechte des Stärkern konnte nur das Schwert begegnen. Der Löwenbund wurde geſchloſſen, und von des Kaiſers Majeſtät anerkannt, ſohin rechtlich beſtehend. Die Häupter des Löwenbundes waren und ſind die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang von Bayern, denen die Löwen die nämliche Erbhuldigung geleiſtet haben, wie dem Herzoge Albrecht; darum kann ſie Niemand des Aufruhrs beſchuldigen. Der römiſche Kaiſer möge nun entſcheiden, ob eine wahre Liebe zum Vaterlande denkbar ſeyn könne, wo die urälteſten und edelſten Rechte, die heiligen Beſtimmungen der Verfaſſung, die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, von Willkür und hochmüthigem Starrſinne gewaltſam vernichtet werden; ja, der Kaiſer möge entſcheiden, daß zur Bewahrung des Vaterlandes, der Liebe zum Vaterlande, der Segnungen eines deutſchen und bayeriſchen Rechtes, nicht eines der heidniſchen Tyrannei abgeborgten, das unſerer innerſten Natur widerſpricht, Herzog Albrecht die Freiheiten der bayeriſchen Stände unangetaſtet zu ehren, dem Lande die ihm ſo liebgewordene Verfaſſung ungefährdet zu belaſſen, und allen nur durch ſeine Schuld Beſchädigten die volle Vergütung ihres Schadens, und der in unrechtlich und gewaltſam abgedrängter Vertheidigung aufgewendeten Koſten zu vergüten habe.“

Dieſe einfache Rede des Dr. Lamparter, die hier in gedrängtem Auszuge gegeben iſt, machte auf alle Anweſenden, insbeſondere auf die Schiedsrichter, eine wunderſame Wirkung, jenen unwiderſtehlichen Eindruck, den die Wahrheit ſiegreich erzielt, wo immer ſie in ſchmuckloſem Gewande als Vorkämpferin des guten Rechtes erſcheint. Der Kanzler des Herzogs Albrecht ſah wohl ein, daß der Ausſpruch des Schiedsgerichtes, welcher wegen reiflicher Erwägung auf eine ſpätere Zeit vertagt wurde, für ſeinen Gebieter nicht günſtig lauten dürfte; er eilte zurück, ihn zu warnen, und ihm zu rathen, den drohenden Nachtheil durch einen gütlichen Vergleich abzuwenden.

Herzog Albrecht aber rüſtete ohne Zagen und Zögern, und übte ſeine Schaaren täglich in kriegeriſchen Handgriffen und Bewegungen; er vertraute auf ſein Kriegsglück und auf den Muth und die Treue ſeiner Bayern, hoffend, es werde ihm gelingen, durch einen entſcheidenden Sieg den ganzen Streit zu beenden.

Mit Sehnſucht erwartete er den Beiſtand des Herzogs Georg von Landshut; mit dieſem und dem rheiniſchen Pfalzgrafen hatte er ein feſtes Bündniß geſchloſſen zum Schutze des Hauſes Bayern. Georg, wähnte er, müſſe gemeinſame Gefahr mit ihm verbinden, da auch ihn der Zorn des Kaiſers wegen verweigerter Rückgabe der Markgrafſchaft Burgau bedrohe.

„Verlaßt Euch nicht auf Georg's Hülfe, Herzog Albrecht," ſagte ſein treuer Freund, Walter von Gumppenberg, mit düſterer Miene haſtig eintretend, „der Herzog Georg wird nicht kommen."

„Nicht?" fragte Albrecht erſtaunt; „und warum nicht? Sind feierliche Verträge nur eitles Wortſpiel?"

„Georg," antwortete Gumppenberg, „will lieber die Herrſchaft über Burgau verlieren, als das Leben, den Wohlſtand, und den Frieden ſeiner Niederbayern. König Maximilian hat dieſen Zwiſt geſchlichtet; der Kaiſer vergütet dem Herzoge die bezahlte Pfandſumme. Doch ja, Georg wird kommen; Ihr werdet ihn ſehen mit ſeiner Kriegsmacht," fügte Gumppenberg mit bitterem, zürnenden Tone bei, „aber als Feind; denn Kaiſer Friedrich hat den Landſtänden Bayerns geboten, den Herzogen Chriſtoph und Wolfgang zu huldigen, denen ihr väterliches Erbe gebühre; auch habe er bereits verſprochen, ihnen hierauf Leben zu verleihen. Um nun den Ernſt der Geſinnung Herzog Georg's zu prüfen, hat der Kaiſer ihm und dem Herzoge Otto von Neumarkt befohlen, ſeinem Huldigungs-Auftrage durch Waffenmacht den Vollzug zu ſichern."

„Eine ſchlimme Botſchaft, lieber Gumppenberg," ſagte Albrecht, „die meine ganze Mannheit erſchüttern müßte, wäre nicht größer mein Vertrauen auf Gott, als auf die Menſchen."

„Macht Euch gefaßt, noch Schlimmeres zu hören," fuhr Gumppenberg fort; „Markgraf Friedrich von Brandenburg, des Achilles Sohn, Vollſtrecker der kaiſerlichen Reichsacht gegen Bayern und Regensburg, führt ſchon die Banner des Reichsheeres und der Ritter von St. Georgens Schild gegen Augsburg in unabſehbaren Zügen. Ihr lächelt? Ja wohl! Die Bayern haben ihre Feinde nie gezählt, ſondern nur geſchlagen; bedenket aber, daß Ihr ein vom Kaiſer geächteter, landloſer Herzog ſeyd, der nur auf Liebe und freiwillige Treue ſeiner Krieger, nicht auf ihre Fahneneide, deren ſie die Reichsacht entbunden hat, bauen darf; wer kann verbürgen, daß nicht ihre Ehrfurcht vor des Kaiſers Majeſtät, ja ſelbſt ihr Gewiſſen, ſie aus Euren Reihen treibt, wenn Ihr ſchon ſchlagfertig dem Feinde gegenüberſtebt, wenn Markgraf Friedrich noch ein Mal die Reichsacht gegen Euch, laut, feierlich, und warnend verkünden läßt?"

„Und Dein Rath, lieber Freund?" fragte Albrecht mit forſchendem Blicke.

„Gütlicher Vergleich, unbeſchadet Eures Rechtes und Eurer Ehre," antwortete Gumppenberg.

„Wie magſt Du an die Möglichkeit eines gütlichen Vergleiches denken,“ erwiederte Albrecht, „ſo lange meine Feinde alle Schrecken der Reichsacht zu ihren Verbündeten zählen?“

„Der klugen Vermittlung iſt nichts zu ſchwierig,“ verſetzte Gumppenberg. „Wer die Reichsacht ausgeſprochen hat, kann ſie auch zurücknehmen.“

„Und wenn das Schwert entſcheiden muß,“ fuhr Albrecht fort, „was wird mein Gumppenberg thun?“

„Für Euch kämpfen, für Euch ſterben!“ rief Gumppenberg mit freudigem Muthe.

„Treuer Freund!“ ſagte Albrecht gerührt, ihn umarmend. „Laß zum Aufbruche blaſen! Wohlan, ſo mögen denn am Lech, wenn Friedensworte des Rechtes und der Ehre nicht verſöhnen, die ehernen Würfel blutiger Entſcheidung fallen.

13.

Hoch flatterte das drohende Banner der Reichsacht, als ihr Vollſtrecker, Markgraf Friedrich von Brandenburg, an der Spitze von zwei tauſend ein hundert und fünfzig Reitern, achtzehntauſend Mann zu Fuß, ſechs hundert freien Berittenen und Knechten, vierzehn hundert Wagen und ſieben und fünfzig Feldſtücken, am Lechfeld hinauf bis Stadel zog, wo mit lautem Jubel die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang begrüßt wurden, die mit zwei hundert Reitern und einigen hundert Fußknechten, dort mit dem Reichsheere ſich vereinigten. Zahlloſe Hände ſchlugen raſch eine Brücke über den Lech, welche die Streitmacht in das Lager zu Kaufering führte.

Wohl mochte der Siegesmuth des gewaltigen Heeres ſchwellen bei dem Anblicke der verhältnißmäßig kleinen Schaar todeskühner Bayern, welche, ihm gegenüber, Albrecht's hinreißende Beredſamkeit entflammte. Jener Siegesmuth kühlte ſich aber bedeutend ab, als das Geheul der Sturmglocken nach allen Richtungen hin begann, und das Lager von Albrecht's Feinden, wie ein bannender Zauberkreis, in ungeheuern Ringen umdröhnte. Entſchloſſen, lieber mit den Waffen in der Hand den häuslichen Herd, Weib und Kinder zu vertheidigen, und für den geliebten Herzog und das Vaterland zu fallen, als wehrlos unter den Streichen und Qualen mordbrenneriſcher Banden zu ſterben, erhob ſich, in aufgeſtachelter Verzweiflung, das wüthende Landvolk.

Eben wollte Chriſtoph, in voller Rüſtung, über die Schwelle treten, um ſeinen Streithengſt zu beſteigen, und ſeine Schaar zu muſtern, als ihm der Abt Andreas von Andechs entgegentrat, mit der Bitte um geneigtes Gehör. Chriſtoph war dieſem alten, ehrwürdigen Prieſter, ſeinem Beichtvater, mit dem innigſten Vertrauen kindlicher Liebe zugethan, und drückte ihm freudig die Hand. „Herzog Chriſtoph," ſprach der Abt, „Ihr wiſſet, daß Euer Bruder Albrecht einigen Pfarrern geboten hat, die Weine von Stauf nach München auf ihre Koſten zu führen, und als ihnen dieß Biſchof Rupert II. von Regensburg als eine Verletzung geiſtlicher Abgabenfreiheit unterſagte, durch Leonard von Eckh, Wilhelm Bretſtorffer, Leonard Spemneſſer und Kaspar Heltrat, den Geiſtlichen einen Plünderungsſchaden von einmalhunderttauſend Goldgulden veranlaſſen, aber nicht vergüten ließ."

„Mir iſt dieß wohlbekannt," erwiederte Chriſtoph, „und das Schwert des Reichsheeres ſoll den beſchädigten Geiſtlichen die gebührende Vergütung bringen."

„Nicht deßwegen hab' ich Euch daran erinnert," entgegnete der Abt, „ſondern damit Ihr einſehet, daß ich, als Mitglied der Geiſtlichkeit, nicht im Namen und zum Vortheile des Herzogs Albrecht bei Euch erſcheine.

„Aus meiner friedlichen Zelle hat mich der gemeinſame Jammer des Vaterlandes aufgeſchreckt, es iſt auch Euer Vaterland, das mit den freudigſten Hoffnungen einſt an der Wiege des herzoglichen Kindes Euern Schlummer bewachte; wie habt Ihr dieſen Hoffnungen genüget, wie habt Ihr jene Liebe vergolten, Herzog Chriſtoph?“

„Ich ehre den edlen Eifer, der Euch beſeelet,“ ſagte Chriſtoph; „hätte Herzog Albrecht ſeinem Bruder Chriſtoph das väterliche Erbe nicht entriſſen, er würde ſeit vielen Jahren dem Lande viel Unheil, und mir die traurige Mühe der Vertheidigung meiner Rechte erſpart haben. Doch was wünſcht Ihr, daß ich thun ſolle?“

„Verſöhnet Euch mit Eurem Bruder Albrecht,“ hat der Abt, „damit der Friede wieder das Vaterland beglücke, das aus tiefen Wunden blutet, die ihm ſeine herzoglichen Söhne geſchlagen haben!“

„Daß mein Herz zur Verſöhnung geneigt ſey, Herr Abt,“ erwiederte Chriſtoph, „davon hab' ich dem Herzoge Albrecht ſchon Beweiſe gegeben, die von ihm mißbraucht wurden. Ihr könnet nicht verlangen, — denn ich würde heilige Eide brechen, — daß ich jetzt, in der Vorſtunde der Schlacht, gleich einer feigen Memme, die Waffen von mir werfe, und verſöhnend meine Hand ausſtrecke, welche übelberathene Gewalthätigkeit ſo oft von ſich ſtieß.“

„Nein, Herzog Chriſtoph,“ ſagte der Abt, „dieß verlange ich nicht. Ich bin mit dem Friedenseifer chriſtlicher Barmherzigkeit zu Euch gekommen, um Euer gutes Herz zum Mitleiden mit den vielen Tauſenden treuer Bayern zu rühren, denen Schwert und Feuer Heimath und Wohlſtand vernichtet haben. Ich will Euch nur bitten, nicht unverſöhnlich zu bleiben, wenn Euch die Hand zur Verſöhnung geboten wird."

„Gerne, wenn die Verſöhnung mit meiner Ehre verträglich iſt," verſetzte Chriſtoph.

„Nun ſcheide ich mit Ruhe von Euch," ſagte der Abt, denn meine Bitte wird dann bald erfüllet werden."

Eben ſchickten ſich die beiden Heere an, die verſchiedenen Bewegungen nach ihren Schlachtplänen zu ordnen, als der heldenmüthige König Maximilian mit kleinem Gefolge, in das Lager des Reichsheeres ſprengte, das ſeine überraſchende Ankunft mit unendlichem Zujauchzen feierte. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, ritt er, voran acht Trompeter mit weißen Fähnlein, eine Strecke begleitet von den Herzogen Chriſtoph und Wolfgang, und ſämmtlichen Löwenrittern, in Albrecht's Lager, ſprang vom Roſſe, und trat raſch, ganz allein, in ein kleines Jägerhaus, worin des Herzogs Hauptquartier war.

„Mein lieber, lieber Schwager!" rief Maximilian, und ſchloß den Herzog Albrecht in ſeine Arme, der ſeine Herzlichkeit mit gerührter Liebe erwiederte.

„Wahrlich, das fehlte mir noch, daß Du zum Reichsheere kamſt, mein lieber Schwager," ſagte Albrecht lächelnd; „ſtehen mir nicht ſchon Feinde genug gegenüber? Lechzen nicht meine eigenen Brüder nach meinem Herzblute? Der Kaiſer konnte wahrſcheinlich kein zweites Heer entbehren; da ſendete er Dich! Uebergenügender Erſatz!"

„Nein, Albrecht," erwiederte Maximilian, „mein Vater, der Kaiſer, ſendet mich als Friedensboten, als Vermittler."

„Es iſt zu ſpät," verſetzte jener, „meine Ehre, die Ehre Wittelsbach's iſt verpfändet; ſie muß mit dem

Schwerte eingelöſet werden. Wären meine Schaaren der Feinde Zahl überlegen, ſo fändeſt Du mich willig, Deine Vermittlung anzunehmen; ſo aber würde ich dem Vorwurfe nicht entgehen, vor der Ueberlegenheit des Reichsheeres zurückgebebt, und mit gebrochenem Muthe die Entſcheidung der Schlacht von mir abgewendet zu haben."

„Dein Muth bedarf keiner neuen Prüfung," ſagte Maximilian; „Deine Feinde haben ihn hart genug empfunden. Würde ich Deine Beiſtimmung zu Vorſchlägen verlangen, welche Deine Hoheit und Würde verletzen, dann möchte Dir Nachgeben zum Vorwurfe gereichen; dieß iſt aber nicht der Fall. Der Kaiſer gab mir die Vollmacht, Dir zu eröffnen: Er wolle die gegen Dich ausgeſprochene Reichsacht aufheben, und ſich mit Dir und Kunigunde ausſöhnen, nicht minder mit beſtem Willen ſein Möglichſtes thun, daß die Alleinherrſchaft in Bayern, mit Dir beginnend, zum Landesgeſetze unter dem Schutze des römiſchen Reiches erhoben werde; dagegen ſollſt Du Regensburg zurückgeben, unbeſchadet der Rechte, die Bayern früher darin geübt, eben ſo Abensberg als Lehen des Reiches, wofür er an Kunigundens Heirathsgute Dir zuvor zwei und dreißig tauſend ungariſche Gulden ausbezahlt; ferner ſollen als nicht gegeben betrachtet werden alle Verſchreibungen und Vermächtniſſe, welche Dir Erzherzog Sigmund auf die Beſitzungen Oeſterreichs gemacht hat.

„Dir, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, ſollen die Ritter, wie einſt ihre Ahnen, in Folge der Erbhuldigung pflichtig ſeyn, unverändert, wie vor dem Zwiſte; Du aber ſolleſt die Landesfreiheiten nach ihrem vollen Umfange ehren und halten, und Zweifel in denſelben mit den Ständen löſen. Gefangene ſollen ohne Bedingung frei gelaſſen, Kriegskoſten und Schaden von dem, der ſie gehabt, getragen. Keiner von denen, die ſich feindlich einander gegenübergeſtanden, mit Ungnade oder Haß verfolgt, alle übrigen Klagen über Eigenthum und beſondere Rechte, durch Schiedsgerichte gütlich ausgetragen werden.“

„Viel Ungünſtiges enthalten Deine Vorſchläge für mich,“ erwiederte Albrecht, „und ſollte es auch nur der Verluſt deſſen ſeyn, was mir durch Verheißung für die Zukunft in Ausſicht geſtellt war. Dennoch würde ich, aus Liebe zu meinen Bayern, die ich wie meine Kinder liebe, ſelbſt als Sieger Deine Vorſchläge annehmen nach der Schlacht; verliere ich ſie, ſo bedarf ich keiner Vermittlung mehr; denn ich würde die Schlacht nur mit meinem Leben verlieren.“

„Entſage dem unglücklichen Wahne,“ bat Maximilian, „daß Deine Friedensliebe den Ruhm Deines Muthes, den Glanz Deiner Ehre verdunkeln könne! Bedenke den Abgrund des Elendes, in welchen Du Dein Bayern ſtürzeſt, wenn Du in dieſer Schlacht ein Opfer Deines Muthes würdeſt!“

„Ich kann nicht, lieber Schwager,“ entgegnete Albrecht; „meine Brüder würden mich verhöhnen, und mit noch hartnäckigerem Trotze mir entgegen wirken.“

„Du irreſt,“ ſagte Maximilian, „der immer unruhig durch die Fenſter ſchaute; „Deine Brüder ſehnen ſich nach dem Augenblicke, wo ſie verſöhnt in Deine Arme ſinken dürfen.“

„Das gebe Gott!“ rief Albrecht aus. „Ihre Liebe war aber nie von Dauer, und meine Regierung wird ein fortwährender Bruderkrieg ſeyn, wenn den Löwen wieder die Klauen wachſen. Sie werden triumphiren, meine züchtigende Hand gelähmt zu haben, und mich der Feigheit beſchuldigen, weil ich bei dem Anblicke überlegener Macht, des Aufruhrs der Ritter im eigenen Lande und des Abfalles meiner Bundesgenoſſen, das Vertrauen auf mich ſelbſt verloren. Nimmermehr! Mit meinem Rechte will ich ſtehen und fallen!“

„Wahrhaftig, lieber Schwager,“ erwiederte Maximilian; die Löwen haben wirklich einen Sieg über Dich errungen; ſie haben Dich aus der unerſchütterlichen Ruhe des Gemüthes hinausgedrängt, die von jeher Deine Weisheit ſchmückte. Was opferſt Du durch die Annahme meiner Vorſchläge? Kein einziges Recht! Nicht der leiſeſte Schatten verdüſtert den Glanz Deiner Herrſcherwürde, die Du ruhmvoll bewahreſt gegen die Anmaſſungen verwegener Ritter, deren verführte Werkzeuge, — Deine Brüder — Dir fortan nicht mehr das Recht der Alleinherrſchaft beſtreiten werden. Kannſt Du wollen, daß Dein ſchönes Bayern ſich ſelbſt zerfleiſche, und in Schutt und Trümmer ſtürze?“

„Du kommſt zu ſpät, Maximilian,“ ſagte Albrecht; „als ich die Burgen meiner ſtolzen Feinde gebrochen hatte, und in der Glorie des Sieges vor den gefangenen Löwen ſtand, damals würde ein Wort von Dir genügt haben, mich zur Annahme Deiner Vorſchläge zu bewegen.“

„Nun ſo bitte ich Dich,“ verſetzte der römiſche König, „ich bitte Dich, nachzugeben, hoffend, daß Du noch meiner Bereitwilligkeit eingedenk ſeyn werdeſt, womit ich einſt Deine Bewerbung um die Hand meiner Schweſter Kunigunde unterſtützt habe. Damals gelobteſt Du mir ewigen Dank.“

„Ich bin nicht undankbar,“ entgegnete Albrecht mit ſichtbarer Rührung; „ich bin bereit, mein Leben für Dich zu opfern, aber meine Ehre nicht.“

„Wohlan,“ ſagte Maximilian, „da meine Vorſtellungen und Bitten vergeblich ſind, ſo will ich mich an den Beiſtand einer andern Macht wenden, die Dich zwingen kann.“

„Wer kann mich zwingen?“ fragte Albrecht mit ſtolzem Blicke.

„Die Liebe!“ antwortete eine ſüße, ſchmeichelnde Stimme hinter dem Herzoge, und als er ſich raſch umwendete, ſtürzte, laut ſchluchzend, Kunigunde an ſein Herz, und flehte: „Verſöhnung!“ Zwei kleine Prinzeſſinnen umklammerten ſeine Knie, und weinten mit der lieben Mutter, und ſtammelten: „Bitte, bitte, lieber Vater!“ Herzog Sigmund, ihr Führer in's Lager, ſagte mit ſchmerzlicher Rührung: „Albrecht, ich bringe Bayerns letzte Hoffnung!“

Albrecht war ſo tief erſchüttert, daß er in ſprachloſer Umarmung blieb. Seine Thränen fielen auf die Wangen der zu ihm aufblickenden Kinder. Mit der Linken noch ſeine geliebte Kunigunde umſchlingend, reichte er Maximilian die Hand, und rief: Heldenkönig, das iſt Dein glorreicheſter Sieg! Hier meine Hand!“

Und alſogleich eilte Maximilian zur Thüre hinaus, und ſchrie ſiegestrunken den Trompetern zu: „Hoch die Fähnlein! Blaſet Frieden!“ Ihm folgten Albrecht, Kunigunde mit ihren Töchterlein, und Herzog Sigmund. In langer, herzlicher Umarmung lagen Albrecht und Maximilian zwiſchen beiden Heeren, deren ſtürmiſcher Jubel weithin durch die Gauen donnerte. Chriſtoph war der Erſte, welcher in Albrecht's Arme eilte, und bat: „Sey wieder mein guter Bruder, wie in der Kindheit Tagen;“ ihm folgte Wolfgang. Die Löwenritter kamen herbei, ihn ehrfurchtvoll zu begrüßen; er empfing ſie mit größter Huld, alle, ohne Ausnahme, und ſagte: „Seyd künftig für mich, was Ihr gegen mich waret, dann hab' ich viel gewonnen; laßt uns gute, treue Freunde bleiben, ächte Bayern, in dem einen und untheilbaren Bayern!“

Groß, und wahrhaft fürſtlich handelte Albrecht; er ſuchte die Liebe ſeiner Feinde durch Vertrauen zu gewinnen, indem er ihnen bald darnach wichtige Aemter übertrug; den gelehrten, biedern Dr. Lamparter ernannte er zu ſeinem Rechtsrathe.

Boten flogen nach allen Richtungen hin mit der Friedensbotſchaft; bald verſtummten die Sturmglocken, und Tauſende ſtrömten herbei, des Verſöhnungsfeſtes freudige Zeugen.

Maximilian geleitete Albrecht, Kunigunde und die herzoglichen Kinder nach Linz zum alten Kaiſer, als die Verträge unterzeichnet waren. Mit Wonnethränen ſchloß er die geliebte Tochter, die holden Enkelinnen und den würdigen Eidam an ſein väterliches Herz, aus welchem die edleren Gefühle der Verzeihung und Liebe, den lang genährten bitteren Groll verdrängt hatten.

14.

Mit wehmüthigen Erinnerungen an die geliebte Heimath, welche Chriſtoph, des langen Kampfes müde, nach dem ſchmerzlichſten Abſchiede, mit ſeinem Neffen Friedrich, dem Sohne ſeines Schwagers, des Churfürſten Ernſt von Sachſen, und mehrern andern deutſchen Fürſten, Grafen und Herren, gefolgt von ſeinem treuen Langhans, verlaſſen hatte, um eine Fahrt nach dem gelobten Lande, an das heilige Grab des Erlöſers, zu machen, erblickte er das meerumgürtete Venedig, und die innigſte Reue zog in ſein Herz ein, ob der vielen Drangſaale, die ſein ſtürmiſches Treiben dem Bruder Albrecht, und dem eigenen Vaterlande aufgebürdet.

In düſterer Vorahnung ſchrieb er zu Venedig am 16. Mai 1493 ſeinen letzten Willen nieder, und ſetzte ſeinen Bruder Albrecht, aus brüderlicher Dankbarkeit für deſſen Liebe, Treue und Huld, ſo wie zu theilweiſer Vergütung ihm zugefügten Schadens, zum Erben ſeines Eigenthumes ein, an Land und Leuten, Kleinodien und andern Dingen, auch vergaß er nicht, dem alten Diener Langhans durch das Vermächtniß eines ſehr einträglichen bäuerlichen Landgutes in der Gegend von Landsberg, ein ſorgenfreies Leben zu verſchaffen. Dann ließ er die Anker lichten, und ſegelte glücklich nach Aſien; am 27. Juni zog er in die Stadt Jeruſalem ein, und trat durch ein kaum vier Fuß hohes Pförtlein, gebückten Hauptes, in das Allerheiligſte, zum Grabe des Erlöſers, ein Raum, der höchſtens ſechs Fuß lang und breit, und acht Fuß hoch iſt, und nur vier bis fünf Andächtige faſſen kann. Vierundvierzig Lampen von Gold und Silber, die Zahl ſeiner Lebensjahre bezeichnend, brannten an dieſen Morgen, als er an dem rechts in Stein gehauenen, zwei Fuß vier Zoll hohen, ſechs Fuß drei Zoll langen, faſt drei Fuß breiten und beinahe die halbe Grotte ausfüllenden Sarge Chriſti andächtig knieend, dem Guardian der Franziskaner reumüthig ſeine Sünden beichtete, und das heilige Sakrament des Altares empfing.

Eine ſcheinbar unbedeutende Unpäßlichkeit Chriſtoph's, durch das ungewohnte Leben auf dem Schiffe veranlaßt; vielleicht auch ein Krankheitskeim, welchen des Morgenlandes heißer Himmelsſtrich entwickelte, verſchlimmerte ſich auf der Heimfahrt zu einem heftigen Fieber. Um Hülfe zu ſuchen, landete das Schiff im Hafen der Inſel Rhodis, zwiſchen Candia und Cypern, zwei Meilen von der ſüdlichen Küſte Kleinaſiens; im mittelländiſchen Meere. Auf dieſer Inſel lebten, ſeit ihrer Vertreibung aus Paläſtina durch die Türken, die Rhodiſer-Ritter, ein weltlicher Ritterorden, zu Anfang der Kreuzzüge geſtiftet, mit der Verpflichtung, Kranke und Arme zu verpflegen, und die Wallfahrenden gegen die Angriffe der Türken zu vertheidigen.

Herzog Chriſtoph wollte unerkannt bleiben, und ließ als ein deutſcher Ritter um Wart und Pflege bitten. Vier Serventi d'Armi (Waffenträger), die dritte Klaſſe des Ordens bildend, mit der Pflege der Kranken und dem Geleite der Pilger beauftragt, brachten den kranken Herzog in ein ſtattliches Gemach, auf weichen Pfühl, an welchem bereits ein Arzt ſtand, und verließen ihn, um die Bereitung eines Fiebertrankes anzuordnen. Bald darauf erſchien der Großmeiſter des Ordens, ihn zu begrüßen, als Chriſtoph eben das Wappen deſſelben, dem Krankenlager gegenüber, betrachtet hatte; ein ſilbernes achteckiges Kreuz im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher ſich ein Roſenkranz um das Wappenſchild ſchlängelte, mit einem unten hangenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben). Er trug einen langen ſchwarzen Mantel, auf der linken Bruſt ein achteckiges weißes, und mitten auf derſelben ein goldenes Kreuz.

„Sprecht nicht viel!“ warnte der Großmeiſter; „Ihr ſeyd zu ſchwach. Ich werde Euch meine Nichte mit dem Heiltranke ſenden, ſie iſt Hoſpital-Schweſter in Folge eines frommen Gelübdes, und hat die Pflege der deutſchen Ritter übernommen. Sie iſt ſelbſt ſehr leidend, und ſcheint in ihrem edlen Berufe ſterben zu wollen.“ Hiemit verließ er das Gemach.

Auf dem Wege zum Kranken begegnete der Arzt der

Hoſpital-Schweſter, und ſagte zu ihr: „Schweſter Scholaſtica, Euer Troſt, wird dem Kranken heilſamer ſeyn, als dieſer Trank da, den Ihr ihm bringt; ein raſch zerſtörendes Zehrfieber gewährt ihm kaum mehr eine Lebensfriſt von zwei Tagen.“

Scholaſtica trat an das Lager Chriſtoph's, und da ſein Antlitz abgewendet war, glaubte ſie, er ſchlummere, ſtellte den Becher auf ein Tiſchlein, und faltete ſeufzend die Hände zum Gebete. Chriſtoph ſchien aus leiſem Schlummer zu erwachen, und als ihre Blicke ſich begegneten, glitt die Schweſter mit dem durchdringenden Wehſchrei: „Chriſtoph!“ zu Boden, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen.

Erſtaunt rief dieſer: „Bertha muß ich ſo Dich wiederfinden!“ Sie raffte ſich mühſam auf, faßte ſeine Hand, küßte ſie weinend, und rief: „Erinnere Dich an die Wahrſagung des Alten, der mich einſt mit den doppelſinnigen Worten täuſchte: Derjenige, den Ihr liebet, und an den Ihr jetzt denket, wird keine Andere zum Altare führen, und Ihr mit ihm auf ewig vereiniget werden, und zwar zu einer Zeit, wo es Niemand mehr für möglich hält. — Seine Worte ſind nun erfüllet.“

„Haſt Du den Ritter ſchon vergeſſen, der Dich aus Abensberg entführte?“ fragte Chriſtoph mit ſanftem Vorwurfe.

„Weißt Du nicht, daß es meines Vaters angenommenes Kind war, Graf Johann von Montfort, der mich nach Trieſt geleitete?“ erwiederte Bertha. „Dort ſchiffte ich mich nach Rhodis ein, um als Hoſpital-Schweſter dem Dienſte der leidenden Menſchheit den Reſt meines unglücklichen Lebens zu weihen, da ich hier unter dem Schutze des Großmeiſters Rudolph Grafen von Werdenberg leben konnte, des Bruders meiner Mutter.“

„Heiliger Gott, Deine Wege ſind unerforſchlich!“ rief Chriſtoph aus; „die Blutsverwandten des Erſchlagenen pflegen mit Liebe den Mörder!“

„Sprich nicht ſo!“ tröſtete Bertha. „Du warſt nicht meines Vaters Mörder, und haſt ſeinen Tod auch nicht geboten; es war Gottes Wille! Mein Oheim zürnet Dir nicht, Deine Bertha nicht.“

„Solcher Edelmuth iſt meine größte Strafe,“ ſagte Chriſtoph; „wohl mir, daß ich bald ſterben werde, ich fühle es; vergönne mir, in Deinen Armen zu ſterben!“

„Ich werde Dich nicht überleben, wenn ich Dir nicht vorausgehe,“ erwiederte Bertha; „den ſchon ſeit Jahren trag' ich den brütenden Tod in meinem gebrochenen Herzen. Dort oben Chriſtoph, dort oben, werden wir auf ewig vereint!“ Sie verließ ihn, als eine flüchtige Schwäche ſeine Augen ſchloß, um ein belebendes Mittel zu holen, und kam wieder, mit ihrem Oheime, dem Großmeiſter, der mit den Tröſtungen der Liebe und Verſöhnung den Kranken beruhigte. Gleich einem Engel wich Bertha auch am zweiten Tage nicht von Chriſtoph's Seite, und als ſie Abends ungewöhnlich bleich und matt von ihm ſchied, drückte ſie heftig ſeine rechte Hand an ihre Lippen; er aber richtete ſich mühſam empor, und küßte ſie auf die Stirne. „Gute Nacht, liebe Bertha!“ ſagte er, „bis wir uns wiederſehen!“ „Wo der ewige Morgen tagt!“ flüſterte ſie mit geſenktem Haupte, wie eine verwelkte Lilie. „Gute Nacht, Chriſtoph!“ Langſam, immer wehmüthig auf den Geliebten zurück ſchauend, ſchwebte ſie zur Thüre hinaus.

Chriſtoph's Fieber wurde in dieſer Nacht noch heftiger. Mit Sehnſucht erwartete er den Morgen und Bertha. Der Großmeiſter trat ein, als eben der Arzt am Krankenlager ſtand.

„Wo iſt Bertha?“ fragte Chriſtoph mit ſchwacher Stimme.

Der Großmeiſter warf einen ſchmerzlichen Blick zum Himmel, die Hände auf der Bruſt kreuzend. „Ihr letztes Wort war — Chriſtoph!“ ſeufzte er.

Chriſtoph ſank zurück, und preßte in ſtummen Schmerze ſein fieberglühendes Haupt in die Kiſſen. Auf ſein Verlangen kam ein Capellan, als Geiſtlicher ein Mitglied der zweiten Claſſe des Ordens. Nach der Beichte und dem heiligen Abendmahle ließ er ſein ganzes Gefolge kommen, das ihn weinend umſtand. „Weinet nicht meine Freunde,“ ſagte er, „denn ich gehe ein in den Frieden des Herrn.“ Und als ſein treuer Langhans untröſtlich die Hände rang, winkte er ihm und ſprach: „Reich mir Deine treue Hand zum Abſchiede, alter Kumpan! Du warſt der Retter meines Lebens; ich habe Deiner in meinem letzten Willen gedacht. Bring' dieſes Armband“ — er zog es zitternd von ſeinem Arme — „meiner lieben Schwägerin Kunigunde, und ſag ihr: da ſie die Liebſte ſey, die mich überlebe, ſo ſende ich ihr dieſes Armband zum Andenken; ſie möge es freundlich tragen, und in ihrem andächtigen Gebete meiner gedenken! Grüßet und küßet in meinem Namen meine lieben Brüder Albrecht, Sigmund, Wolfgang, Margareth, Sigmund's Freundin und ihre lieben Kinder, und alle meine Freunde und Feinde; denn ich ſterbe ohne Groll. Grüßet auch in meinem Namen mein ganzes liebes, theures Vaterland Bayern. Lebet wohl! Ich — komme — Bertha!“

Er ſenkte ſein Haupt, und mit einem leiſen Kuſſe auf das Cruzifix in ſeinen Händen, hauchte er ſeine Heldenſeele aus. Gleich darauf erhob die Todtenglocke ihr Wehklagen. Gleich einer ſchmerzverſteinerten Jammergruppe, umſtarrten die Leidtragenden des Herzogs Leiche.

Dieß geſchah am Mariä Himmelſahrttage, den 15. Auguſt 1493.

Wie in den Himmel, ſo auch in das Grab, war Bertha vorausgegangen.

Den feierlichen Leichenzug des Herzogs Chriſtoph nach der Kirche des heiligen Antonius, zur irdiſchen Ruheſtätte, eröffnete ein bayeriſcher Ritter, der das Banner von Bayern trug; ihm folgten zwei Biſchöfe, dann der Sarg, auf welchem die herzoglichen Inſignien lagen; dicht hinter dieſem der Streithengſt des Herzogs Chriſtoph, mit einer Decke von ſchwarzem Damaſte, die bis auf den Boden reichte, auf dem Kopfe einen wallenden, ſchwarzen Buſch, geführt von Langhans; hierauf das ganze Reiſegefolge des Verewigten und ſämmtliche Johanniter-Ordens-Ritter mit brennenden Wachskerzen, und viele Tauſende von der Inſel Rhodis. Von Gebeten und Trauergeſängen für die Seelenruhe des edlen, ritterlichen Herzogs, ertönte die große, mit gebührender Todtenpracht geſchmückte Kirche.

In der Kirche zu Unſer Lieben Frauen in München, knieten am Tage des heiligen Euſtach, den 20. September 1493, ganz in Trauerkleider gehüllt, mit herzinniger Andacht und heißen Thränen, Herzog Albrecht und ſeine Gemahlin Kunigunde, welche am Arme unter dem Gewande die mit der ſchmerzlichſten Rührung empfangene, köſtliche Armſpange trug, die Herzoge Sigmund und Wolfgang, alle Ritter, die einſt zum Löwenbunde gehörten, der ganze Adel, und ſo viele Andächtige, als die weiten Hallen des gewaltigen Baues faßten. Sechs Prälaten, vom Herzog Albrecht eingeladen, hielten die Exequien: Georg von Bernried, Leonard von Schäftlarn, Leonard von Fürſtenfeld, Michael von Polling, Paul von Scheiern, und Johann Held vom Kloſter Rott. Am untröſtlichſten unter den Frauen mag wohl geweint haben, bei dem Anblicke des Herzogs Sigmund, und in Erinnerung an die frohen Zeiten, als Chriſtoph noch ihres Stillebens freundlicher Zeuge war, — Frau Margareth.

Auch der reiche Herzog Georg in Landshut wollte das Andenken an ſeinen Vetter Chriſtoph durch einen großen Trauergottesdienſt feiern; er ließ daher am 27. September in der Kloſterkirche zu Seligenthal bei Landshut den Entſchlummerten durch die Prälaten Erasmus Perfaller von Mallersdorf, Martin von St. Vitus an der Roth, und Wolfgang von Weichs vom Kloſter Weihenſtephan, mit Amt, vielen Meſſen und einer Vigil beſingen.

Mit Chriſtoph dem Kämpfer war Bayerns letzter Ritter geſtorben.

„Wo iſt mein treuer Pilger, Abt Andreas?“ fragte Herzog Albrecht, als er drei Jahre ſpäter vor der Kloſterpforte zu Andechs vom Roſſe ſtieg, um nach frommer Sitte am Grabe ſeines Vaters zu beten.

„Todt ſeit acht Tagen!“ antwortete Andreas. „Durch zu groſſe Hingebung im Werke chriſtlicher Barmherzigkeit, bei der Pflege kranker Pilger, wurde die gute, reumüthige Seele, ſelbſt von einem hitzigen Fieber befallen, und nachdem ſie mir gebeichtet, und zu allgemeiner Erbauung die heilige Wegzehrung empfangen hatte, entſchlüpfte ſie der Aufſicht des Wärters, während er einen Labetrunk für ſie holte, und eilte an das Grab Eures ſeligen Vaters, an welchem ſie täglich zu beten pflegte; dort fand ein Mönch meines Kloſters ihre knieende Leiche, mit der linken Schulter an das Grabmal gelehnt.“

„Du ſprichſt ja vom Pilger, wie von einem Weibe?“ ſagte Albrecht verwundert.

„Er war auch ein Weib, wie er mir in der Beichte geſtand,“ erwiederte Andreas, „und bat mich inſtändig, Euch ſeinen Namen zu nennen, wie er verſprochen habe. Eine Unpäßlichkeit hielt mich ab, ſogleich an Euch zu ſchreiben, gnädiger Herr!“

„So ſprich, wer war der Pilger?“ fragte Albrecht in geſpannter Erwartung.

„Eures ſeligen Vaters vertraute Freundin, die Kürſchnersfrau Urſula *) von München,“ antwortete Andreas, die nach des Herzogs Tode nebſt ihrem Manne, vom Stadtmagiſtrate im Jahre 1460 aus dem Burgfrieden gewieſen wurde, nachdem ſie vor einem ſtändiſchen Ausſchuſſe die Urphede abgeſchworen hatte. Ihr Mann ſtarb bald darauf, reumüthig wallfahrtete ſie zum heiligen Grabe; das Uebrige wird Euch ſelbſt bekannt ſeyn.“

„Ich bin erſtaunt über dieſen unerwarteten Aufſchluß,“ ſagte Albrecht; „ſie hat mir und dem Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet, und durch die innigſte Reue den Himmel verſöhnt; laſſet in meinen Namen einen Trauergottesdienſt halten für die hart geprüfte Frau, die ſo ſchwer gebüßt, und ſo fromm geendet hat. Gottes Barmherzigkeit ſey ihrer armen Seele gnädig!“

---

*) Hiſtoriſch.

* * *

P.o. gall.
1320

Don Juan's Memoiren.

Roman
von
Felicien Mallefille.

Deutſch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erſter Band. 1. Hälfte.

Augsburg, 1848.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

☞ Man bittet die Rückſeite zu leſen:

B

Don Juan's Memoiren.

Roman

von

Felicien Mallefille.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erſter Theil.

Augsburg, 1848.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Ich pflege auf eine Art zu reiſen, die nicht Jedermanns Sache iſt. Ich beginne immer damit, möglichſt weit zu gehen. Iſt man einmal dort, ſo muß man wohl zurückkommen, und man kommt zurück, woferne man nicht unterweges ſtirbt! „Der Tod ſteht am Ende von Allem," ſagt der Spanier. Allein wenn man nicht ſtirbt, zieht man ſich aus dem Handel, und man hat geſehen, was man geſehen hat. Es dünkt mir alſo gut, eine Reiſe bei dem Ende anzufangen.

So machte ich es mit Spanien. Ich hatte mich zu Meer nach Cadix begeben. Dieß war ehemals eine Handelsſtadt und Feſtung; es ſey noch jetzt, ſagt man, eine Stadt des Vergnügens. Nichts mehr. Eine dürftige Geſchichte; wenige oder gar keine Monumente, und, mit Ausnahme des Meeres, das dort nicht ſchöner als anderswo iſt, eine völlige Naturabweſenheit. Man möchte Cadix für ein großes ſteinernes Schiff halten, inmitten des Oceans vor Anker liegend, und mit einer langen Sandſchnur an das Land befeſtiget. Da ich weder Kaufmann noch Militär bin, und nichts ſo ſehr mich langweilt, als das Vergnügen, ſo hatte ich dort nichts zu ſehen und nichts zu thun. Kaum war ich dort angekommen, als ich, faſt ohne von der Stelle zu weichen, nach San-Lucar von Barrameda fortreiſete, von wo ich nach Sevilla mich begab. Indem ich das Dampfſchiff verließ, ſah ich eine ſehr ſonderbare Perſon von einer Mauer wegtreten, welche die untergehende Sonne beſchien, und an die ſie mit dem Rücken ſich lehnte; ſie ging auf mich zu. Ein Mann von dreißig bis vierzig Jahren war's, ſchön, wohlgeſtaltet, doch mit Lumpen bedeckt: die Miene eines Fürſten, aber die Tracht eines Diebes.

Verdammte Sprüchwörter! Der herkömmliche Ausdruck hat meinen Gedanken getäuſcht. Fürſt iſt eine unpaſſende Bezeichnung, wie die Erfahrung zeigt, und mancher Spitzbube ſpielt in der Welt eine beſſere Figur, als die ehrlichen Leute. Wozu nützt es, zu ſtehlen, wenn man arm bleiben ſoll? Ich will damit ſagen, daß erwähntes Individuum in ſeinem armſeligen Anzuge ſehr vornehm ausſah, und ſeinen Filzhut ohne Boden und ſeinen zerfetzten Mantel auf eine prunkvolle Weiſe trug. Er näherte ſich mir mit abgemeſſenen Schritten, grüßte mich gravitätiſch, und fragte mich: „Seigneur Cavalier, wollen Sie mir ein Almoſen ſpenden?"

„Ich werde Beſſeres thun, mein wackerer Mann," antwortete ich ihm, „und Euch Gelegenheit verſchaffen, heute Euer Brod zu verdienen. Nehmet dieſes gelbledene Felleiſen auf dem Verdecke da, und begleitet mich in mein Hôtel."

„Seigneur," verſetzte er mit einem majeſtätiſchen Phlegma, „ich bin kein Commiſſionär. Wenden Sie ſich an einen Galizier."

Und er ſetzte ſeinen Hut wieder auf. Ich war einen Augenblick verblüfft; bald aber fand ich Gedanken und Sprache wieder, und rief nicht ohne eine gewiſſe Lebhaftigkeit aus: „Parbleu! Ihr bindet mir einen Bären an, mein Kamerad! Anſtatt zu betteln, thätet Ihr beſſer, zu arbeiten.“

„Seigneur,“ antwortete er mit gleichgültigem Geſichte, „ich bat Sie um ein Almoſen, ich verlangte keine Rathſchläge von Ihnen.“

Die Kaltblütigkeit des Mannes, und das Paſſende der Bemerkung fielen mir gleichmäßig auf.

„Das iſt wahr,“ entgegnete ich ihm; „entſchuldiget mich.“

Zu gleicher Zeit ſchenkte ich ihm einige Kupferrealen. Er ſteckte ſie in ſeine Taſche, ohne ſie zu zählen, ohne ſie auch nur anzuſchauen, wie ein wahrhaft gut erzogener Mann. Mit der nämlichen Hand und aus der nämlichen Taſche zog er ein Papelito und ein Paar Finger voll krauſen Tabak; dann begann er ein Cigaretto zu rollen. „Eine Gefälligkeit iſt der andern werth,“ äußerte er, während ich ihm zuſah. „An Ihrer Mundart erkenne ich, daß Sie ein Fremder ſind. Wenn ich Euer Gnaden irgendwie nützlich ſeyn kann, ſo verfügen Sie über mich.“

Nun wußte ich, mit wem ich zu thun hatte, und ſtimmte den paſſenden Ton an. „Da Sie ſo gütig ſind, mir Ihre Dienſte anzubieten, ſo erſuche ich Sie, Seigneur, mir das Hôtel zum gekrönten Mohren zu bezeichnen, wo ich einkehren ſoll.“

„Das Hôtel zum gekrönten Mohren?“

Hier machte mein Mann eine Pauſe, und zündete ſein Cigaretto an meiner Cigarre an; dann fuhr er fort: „In jener Straße, Ihnen gegenüber, der erſte Thorweg rechts; übrigens werden Sie den Schild ſehen. Das Hôtel iſt gut, und im Beſitze eines ſehr rechtſchaffenen Mannes, Don Antero Voxador.“

„Don Antero Voxador?“ wiederholte ich, ein wenig erſtaunt.

„Ja, er iſt ein Cavalier von guter Familie, den Mißgeſchicke trafen, wie ſo viele Andere.“

„Gut. Ich danke Ihnen, und habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

„Ich bin Ihr Schuldner, Seigneur. Tauſend Dank!“ Mit dieſen Worten erwiederte er artig meinen Gruß, ging weg, und begab ſich wieder ruhig auf den Poſten, den er verlaſſen hatte, um mich anzuſprechen.

Ich wollte Neues, und war nach Wunſch bedient.

In Frankreich giebt es zwei Arten von Bettlern: die Einen, die Ehrlichen, doppelt unglücklich, die über ihr Elend erröthen, und auf das ihnen geſpendete Almoſen Thränen der Scham und Verzweiflung fallen laſſen. Ich ſah welche, die ihre Hand ausſtreckten, während ſie ein Taſchentuch vor das Geſicht hielten. Die Andern ſind gemeine Spitzbuben, ohne einen andern Kummer, als das Intereſſe ihrer Laſter, die ſich wegen eines Sou in den Straßenkoth knien, und ſich gerne Verachtung gefallen laſſen, um Mitleiden zu erwirken. Aber jenen heldenmüthigen Bettler, der mitten auf öffentlichem Platze mit ſtolzer Haltung des Kopfes und mit zuverſichtlicher Sprache anredet; deſſen ernſte und ruhige

Höflichkeit mehr fragt, als anſucht, der ein Recht zu gebrauchen, und nicht eine Nothwendigkeit zu erdulden ſcheint, welcher mehr Würde darauf verwendet, Barmherzigkeit zu erlangen, als man dazu verwenden möchte, ſie zu üben, dieſen Vagabunden-Edelmann konnte ich nur in Spanien antreffen, und ich war ſo glücklich, ihn gleich bei dem erſten Schritte anzutreffen.

Den von ihm erhaltenen Rath benützend, und in der That mich erinnernd, daß dort Galizien, wie hier Savoyen, die Heimath der Murmelthiere und Commiſſionäre ſey, wendete ich mich dießmal an einen Mann, deſſen hohe Geſtalt und blaue Augen einen nordiſchen Urſprung bezeugten, und den man an ſeiner Weſte von abgenütztem und fadenſcheinigen Sammet, ohne ihm Unrecht zu thun, für einen Laſtträger halten durfte. Ich hatte mich in meinen Vermuthungen nicht getäuſcht. Der würdige Sohn der Berge glaubte, ohne Schande und gegen Lohn, den Dienſt mir erweiſen zu können, um den ich ſeine Gefälligkeit anging, und mein Felleiſen hurtig auf ſeine kräftigen Schultern ladend, folgte er mir mit einem raſchen Schritte nach meinem Hôtel. An dem bezeichneten Orte erblickte ich den Schild. Es war eine hölzerne Fläche, auf der ſich viel Schwarz und ein wenig Gelb befand. Nichts hinderte, daß das Schwarz den Kopf eines Negers, und das Gelb ein Diadem vorſtellte. Zudem hatte unterhalb der Malerei eine vorſichtige Hand mit großen Anfangsbuchſtaben die drei Worte hingeſchrieben: ZUM GEKRÖNTEN MOHNEN. Man konnte ſich alſo nicht irren. Vor der Thüre aß ein dicker Mann, nach der Manier der Colonien angezogen: Strohhut, Halsbinde à la Colin, runde und weite Weſte, Pantalon von weißem Baumwollenzeug. Er hatte zwiſchen den Beinen ein Kind von ſieben bis acht Jahren, und in den Händen eine Guitarre. Nach der Beharrlichkeit zu ſchließen, womit er immer die nämlichen Accorde auf ihr kratzte, mußte es eine Muſiklektion ſeyn, die ein Vater ſeinem Sohne gab. Es konnte auch der Fall ſeyn, daß dieſer Guitarremeiſter der Beſitzer des Gaſthofes war. Warum ſollten in einem Lande, worin die Bettler Leute aus der vornehmen Welt ſind, die Wirthe keine Künſtler ſeyn?“ Ich wollte meine beiden Hypotheſen bewahrheiten, und fragte den dicken Mann, an den Schirm meines Käppchens greifend: „Don Antero Bozador, mit Erlaubniß?“

Er hob ſein von einem dichten Halsbande von ſchwarzem Barte umrahmtes Geſicht zu mir empor, berührte leicht die Krämpe ſeines Hutes, und antwortete mir, ohne ſich weiter ſtören zu laſſen: „Der bin ich.“

„Sie ſind der Beſitzer dieſes Hôtels?“

„Ihnen zu dienen.“

„Das iſt ein ſchönes Kind.“

„Es iſt mein Sohn.“

„Er ſcheint Anlagen zur Muſik zu haben.“

„Viele. Er accompagnirt bereits, ohne zu fehlen, die Romanze: Fluß Tajo. Doch was ſteht zu Ihren Dienſten?“

„Können Sie mir ein Zimmer geben?“

„Ich weiß es nicht. Fragen Sie die Aufwärterin.“

Bei dieſen Worten winkte er mir, in den Hof zu treten, und begann wieder, ohne weitere Ceremonie, in den ſchönen Künſten den jungen Hidalgo zu unterrichten, der ſeinen Namen fortpflanzen und ſein Gewerbe fortſetzen ſollte.

Die Uneigennützigkeit ſchien mir grandios, und die Ungezwungenheit pikant. Doch ich war entſchloſſen, ſo ſehr als möglich mich nicht zu ärgern, und über nichts mich zu verwundern. Weit entfernt alſo, mich zu ärgern, erfreute mich dieſer ungewöhnliche Empfang ſehr, und das Schickſal preiſend, das mir gleich bei meiner Ankunft dieſe wunderlichen Pröbchen eines mir neuen Landes auftiſchte, trat ich in das Innere des Hauſes. Die Aufwärterin war dem Hôtelbeſitzer, was der Commiſſionär dem Bettler war. Sie erwies mir ſehr artig die Ehren des Gaſthofes, und gab mir ein ſehr einfach möblirtes, aber weit reinlicheres Zimmer, als ich bei dem zweideutigen Rufe der ſpaniſchen Gaſthöfe vermuthen durfte.

Bei dem Abendeſſen fand ich Don Antero wieder. Er führte den Vorſitz an der Tafel, und ich muß geſtehen, daß er ſeinen Dienſt vortrefflich verſah. Ein gewandter Speiſenzerleger und zugleich aufmerkſamer Haushofmeiſter, ein luſtiger Plauderer, vereinte er mit einem Dienſteifer von gutem Geſchmacke eine Art herzlicher Freundlichkeit. Man hätte ihn eher für einen Hausherrn inmitten ſeiner Gäſte, als für einen Gaſtwirth inmitten ſeiner Kunden halten mögen. Im Laufe des Geſpräches fragte er mich, ob Geſchäfte mich nach Andaluſien führten. Ich antwortete: die Neugier.

„Ah! ah!“ verſetzte er lächelnd, „wer Sevilla nicht geſehen hat, hat kein Wunder geſehen. Sie kennen das Sprichwort, und wollten perſönlich urtheilen, ob es gelogen habe, oder nicht. Wohlan, Sie werden einſehen, daß es die Wahrheit ſprach."

„Ich hoffe es," antwortete ich natürlich.

„Kennen Sie hier Jemand, der Ihnen die Stadt zeiget?"

„Niemand."

„Wenn Sie einen Führer wünſchen . . ."

„Gott bewahre mich davor!" unterbrach ich ihn raſch. „Dieß hieße mir alles Vergnügen der Reiſe verderben. Ich habe einen Abſcheu vor den Erklärungen, vor jenen, die ſie geben, und vorzüglich vor jenen, welche ſie verkaufen. Ich habe einen Abſcheu vor dem Führer, der die Reize einer Gegend erklärt, und vor dem Cicerone, der die Schönheiten eines Gemäldes oder Monumentes erklärt. Dieſe Leute erinnern mich an die Schulpedanten, welche mir die Schönheiten des Cornelius Nepos erklärten: eine empörende Erinnerung!"

Das Ende meiner Tirade wurde mit einem Ausbruche ſchallenden Gelächters begrüßt. Mir gegenüber ſaß ein kleiner Mann in einem kaſtanienbraunen Prieſterrocke, der ihm bis auf die Ferſen reichte, geſchniegelt, friſch raſirt; ein Nußknackergeſicht, kaſtanienbraune, lange und glatte Haare; kleine graue, vor Bosheit funkelnde Augen; auf den Lippen dagegen ein ſchmeichelndes, gleichſam ſtereotypirtes Lächeln, kurz, eine unentzifferliche Phyſiognomie, weder Fleiſch noch Fiſch. Dieß war mein Spaßmacher.

Obgleich ich, wie meine Freunde ſagen, umgänglich und gutmüthiger Laune bin, ſo konnte ich doch, einem Fremden gegenüber, niemals einer gewiſſen Empfindlichkeit mich erwehren. Dieſer Anfall von Luſtigkeit ſchien mir übertrieben, und das Blut ſtieg mir in's Geſicht. „Seigneur," ſagte ich zu dem kleinen Manne, indem ich ihm einen nicht gar freundlichen Blick zuwarf, „mit Erlaubniß, lachen Sie über mich?"

Er antwortete mir mit einer anmuthigen Spracheigenheit. „Fremder Seigneur, ich lache nicht über Sie, ich lache Ihnen zu."

Nach dieſer Erwiederung böſe werden, wäre einfältig geweſen. Ich verbeugte mich vor ihm wie ein Mann, der ſich zufriedengeſtellt fühlt. Dennoch fuhr er fort: „Ich liebe die Franzoſen und ihre Lebhaftigkeit ſehr, ich würde ſagen: ihre Wuth, wenn ich ein Italiener wäre. Ihr Ausfall auf die Erklärungen hat mich unendlich ergößt. Wenn meine Heiterkeit die Grenzen überſchritt, ſo war der Fehler unwillkürlich. Entſchuldigen Sie mich gütigſt. Ich wäre untröſtlich, wenn ich Sie beleidiget hätte."

Der Adel der Geſinnungen, die Freimüthigkeit des Benehmens, und auch die glückliche Wahl der Ausdrücke, Alles entzückte mich in dieſer Antwort. Mein flüchtiger Zorn hatte ſich in Sympathie verwandelt, und von dieſem Momente an hielt ich den Unbekannten für einen Mann von Herz und Geiſt. Eine neue, noch tiefere Verbeugung, als die erſte, konnte hinſichtlich meiner Stimmung keinem Zweifel Raum geben. Ueber dieſen friedlichen Ausgang dem Anſcheine nach ſehr erfreut, richtete Don Antero auf mich einen Blick des Dankes, auf ſeinen andern Tiſchgenoſſen einen Blick der Billigung, und man ſprach von etwas Anderem.

Als das Abendeſſen ohne ein weiteres Ereigniß zu Ende war, ging ich wieder in mein Zimmer hinauf. Mein erſtes Geſchäft, als ich am folgenden Morgen erwachte, war, mein Fenſter zu öffnen, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich in Sevilla ſey.

Stadt ſonder Gleichen, die in ihrem Schooße alle Größen des Todes und alle Reize des Lebens vereiniget; weiträumiger Bau der Zeiten, wo die Geſchichte ſich ſelbſt übereinander ſtellt; in ſeiner Einheit vielfaches Werk, wo verſchiedene Vergangenheiten, indem ſie übereinſtimmen, contraſtiren: kurze Ueberſicht von feindlichen Civiliſationen, die vergebens gegen das Verhängniß proteſtiren, welches eine an die andere gekettet hält, ehrwürdiges Karavanſerai, worin die wandernden Jahrhunderte ihre Namen an die Wände geſchrieben haben; königliches Krongut, das von allen ſeinen Gebietern, von den Carthaginenſern, Römern, Gothen, Arabern, Spaniern, irgend ein Monument, oder irgend ein Bruchſtück, oder wenigſtens die Erinnerung aufbewahrt hat, wenn die Spur fehlt; wunderliche Sammlung verſteinerter Epochen, die über ihr buntes Gemiſch ſtaunen: der Alcazar der mauriſchen Könige, in ihrem Schooße den Palaſt der caſtilianiſchen Fürſten tragend, die chriſtliche Cathedrale, mit dem Rücken an die muſelmänniſche Giralda gelehnt, der Circus der Cäſaren, der über den Fluß hinüber den Thurm des Goldes ſchaut, wo die Gallionen aus Amerika ausgeladen hatten, den Thurm, ach! der jetzt leer iſt, hüllt ſchlafen; mächtiger Boden, wo von Revolutionen ungefährdet, und dem Unglücke zum Trotze, die Natur ihre Jugend, das Weib ſeine Schönheit, der Mann ſeine Leidenſchaften bewahret hat; glückliche Zone, die in ihrer unparteiiſchen Fruchtbarkeit den Palmbaum von Idumäa und die Fichte von Norwegen nebeneinander wachſen läßt; geſegnete Erde, die über ihrem Haupte den ſchönſten Himmel der Welt ſich wölben, zu ihren Füßen den Guadalquivir ſtrömen ſieht; Schauplatz toller Tänze und ewiger Serenaden; Aufenthalt der Unbekümmertheit; Vaterland der Liebe; Königin von Andaluſien, Sevilla! Endlich ſollte ich Dich ſehen!

Ich war entſchloſſen, es genau zu ſehen, in ſeinen Einzelnheiten, und nach und nach, frei, nur von meiner Laune geführt, als ächter Schlenderer, dem Zufalle das Vergnügen der Entdeckungen verdankend, den Wechſelfällen des Unvorhergeſehenen hingegeben. Aber ich hatte ohne die Poſt gerechnet. Ich fand in Poſtverwahrung einen Geſchäftsbrief, dumme Briefe! der mir einſchärfte, ſpäteſtens in ſechs Wochen in Paris zu ſeyn. Sechs Wochen, um Sevilla, Granada, Cordova, Toledo, Madrid, ganz Spanien zu beſichtigen, und fünfhundert Meilen in gerader Linie zurückzulegen, ungerechnet die Zickzacke! Die Friſt war kurz.

Man verfehlt ſelten eine Gelegenheit, ſich ſelbſt ein Compliment zu machen. Mein erſter Gedanke war, meine Vorherſehung zu bewundern, und die Vortrefflichkeit meines Reiſeſyſtemes in meinen eigenen Augen zu verherrſchreiten nicht würde gewagt, und, ſtatt eine Reiſe zu machen, nur ein Luftſchloß gebaut haben. Die zweite Regung, das Ueberlegen, war minder ſchmeichelhaft und minder angenehm. Ich war aus Mangel an Zeit dahingebracht, nichts zu ſehen, oder durch die Augen eines Andern zu ſehen. Traurige Wahl! Meine ſchöne Theorie vom vorigen Tage Lügen ſtrafen, war hart, jedoch nicht ſo hart, als zurückkehren ungefähr ſo, wie ich kam, ohne vom Lande etwas Anderes zu kennen, als die Straßen, und von den Städten nur die Gaſthöfe. Ich faßte den am wenigſten heldenmüthigen Entſchluß, und folglich den klügſten; ich beugte das Haupt vor der Nothwendigkeit, vor dieſer ſouverainen Kraft, welche den ſtolzeſten Muth bändiget und den hartnäckigſten Widerſtand bricht: ich fügte mich in den Cicerone. Und indem ich eine gute Miene zum böſen Spiele machte, beſchloß ich, an den Wirth ſelbſt mich zu wenden. Um ihn zu erweichen, lud ich ihn zum Frühſtücke ein. Das claſſiſche Frühſtück in Spanien, was ich zu bemerken mich beeile, damit man mich nicht der Verſchwendung beſchuldige, beſteht aus einer Taſſe Schokolade und einer Cigarre. Nachdem ich Don Antero die am beſten gerollte Cigarre von meinen Puros geboten hatte, erinnerte ich ihn, etwas kleinmüthig, an die Dienſtesanerbietungen, die er mir am vorigen Tage ſo gefällig machte, und ich ſo geringſchätzig ablehnte, und bat ihn, mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Der wackere Mann war ſo artig, mir nicht in's Geſicht zu lachen, und ſchien meine Iner zu mir, „daß Sie einwilligen, einen von mir vorgeſchlagenen Führer zu nehmen. Was Sie wünſchen, hab' ich zur Hand, einen Führer ſonder Gleichen, den gelehrteſten Mann von Europa.“

„Von Europa?“ wiederholte ich mit einer etwas ungläubigen Miene.

Meinen Gedanken errathend, ließ er ſich herbei, von ſeiner Behauptung ein wenig abzugehen, und erwiederte: „Wenigſtens von der Stadt.“

„Ah!“ ſagte ich mit einem Seufzer der Befriedigung. Sevilla iſt nicht Europa. Es blieb nur eine Verhältnißſache übrig, eine zwiſchen Mitbürgern zu erörternde Frage. Ich hatte nichts mehr zu ſagen. Aber ſchon dieſes Nachgeben laſtete auf der nationalen Eigenliebe des Wirthes. Er ſuchte wieder Terrain zu gewinnen. „Seigneur Franzoſe,“ ſagte er zu mir, „wenn ich von meiner Behauptung etwas nachgelaſſen habe, ſo geſchah es lediglich in der Abſicht, Ihnen ein Vergnügen zu machen, glauben Sie es ja, und nicht aus Beſorgniß, übertrieben zu haben. Der Mann, von dem ich mit Ihnen ſpreche, kennt auf's Genaueſte alle möglichen Geſchichten. Ich wette mit Ihnen, daß er Ihnen welche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang erzählt, ohne ſich ein einzigesmal zu wiederholen.“

„Ich gehe auf die Wette nicht ein. Fahren Sie fort.“

„Er iſt im Stande, Ihnen das ganze Latein ſeines Breviers zu erklären.“

„Iſt er ein Prieſter?“

„Er iſt ein Mönch.“

„Ein Mönch? Ein wirklicher Mönch?“

„So wahr, als die Wunder.“

„Teufel! Und was für eine Art von Mönch?“

„Ein Hieronymitaner.“

„Ein Hieronymitaner? Mir unbekannt.“

„Ei, ja. Die Hieronymitaner vom dritten Orden des heiligen Franziſkus.“

„Ah! wirklich? Ein Hieronymitaner vom dritten Orden des heiligen Franziſkus! Das iſt herrlich. Das iſt wahrhaftig ein glückliches Ungefähr. Wie iſt er gekleidet?“

„Wie Jedermann.“

„Er iſt alſo ein entkutteter Mönch?“

„Allerdings.“

„Ei! ei! Auch in Spanien, dem vorzugsweiſe katholiſchen Lande, zieht man die Kutte aus?“

„Ich glaub's gerne. Der Seigneur Mendizabal hat ihrer an einem einzigen Tage fünfundzwanzigtauſend ausgezogen.“

„Wie ſo?“

„Ja, an dem Tage, an welchem er zu gleicher Zeit achtzehnhundert Klöſter geſchloſſen hat.“

„Richtig; ich vergaß es. Kommen wir auf unſern Mann zurück.“

„Ich kann Ihnen nichts mehr davon ſagen, außer daß er vollkommen franzöſiſch ſpricht, nur mit einem Anklange von Mundart, wie man behauptet, und daß er Arabiſch wie ein Deutſcher kann.“

„Glauben Sie denn, daß die Deutſchen Arabiſch können, wenn ſie auf die Welt kommen, wie die kleinen Spanier, welche Spaniſch ſprechen, ſobald ſie drei

„Ich glaube, was ich geſehen habe. Ich ſah in meinem Leben drei Deutſche. Alle Drei hatten blonde Haare und eine friſche Geſichtsfarbe, trugen Augengläſer, lachten beſtändig, und konnten Arabiſch. Das Arabiſche iſt eine Sprache der Heiden, was Niemanden unbekannt iſt; Jeder weiß auch, daß die Deutſchen Ketzer ſind. Vom Ketzer zum Heiden iſt nur ein Schritt. Was läge alſo Erſtaunliches darin, daß dieſe Leute ſich wechſelſeitig verſtänden? So viel iſt richtig, daß die Drei, von denen ich ſprach, hierher kamen, um die Manuſcripte der Mauren zu leſen, und ſie machten ſich über uns luſtig, weil Niemand in Sevilla war, der das verwirrte Gewäſch dieſer verfluchten Hunde verſtand. Als ob die Sieger die Sprache der Beſiegten lernen ſollten! Jedenfalls wäre es, ſeitdem Frater Auguſtin ſein Kloſter verlaſſen, nicht mehr rathſam für ſie, über unſere Unwiſſenheit zu ſpotten; denn wenn ſie ihm dieſes Geſudel wieſen, würde er ihnen ſehr gut ſagen: „Dieß iſt die Geſchichte des großen Teufels Mahomed, und dieß iſt die Geſchichte des unvergleichlichen Cid.“ Und ſie würden mit ihren ſchlechten Waaren ſchlecht wegkommen.“

Von dieſen lichtvollen Höhen, wohin ich meinem Wirthe kaum hätte folgen können, ließ ich das Geſpräch wieder zu geringfügigeren Einzelnheiten herabſteigen, die jedoch ein gewiſſes Intereſſe für mich hatten. „Wie viel Lotſengeld,“ fragte ich, „wird dieſer geſchickte Mann von mir verlangen?“

„O! mein Gott! er iſt nicht begehrlich. Sie werden ihm geben, was Sie wollen.“

„Nein, nein! Ich weiß, was das: „Was Sie wollen," koſtet. Das iſt der Ruin der ehrlichen Leute. Sie fragen einen Commiſſionär, der Ihnen eine Hutſchachtel zehn Schritte weit getragen hat, wie viel Sie ihm ſchuldig ſind. Er antwortet Ihnen gewiß: „Was Sie wollen," und Sie ſind gezwungen, wenn Sie nicht für einen Grobian gelten wollen, zehn Sous für einen Dienſt zu bezahlen, der in der Wirklichkeit nur zwei werth iſt. Ich wüßte nicht, wie ich es mit Ihrem Mönche halten ſollte. Einem Manne von dieſer Art werde ich für ſeine guten Dienſte kaum einen einfachen Napoleonsd'or zu geben wagen, und was mein Herz mir rathen würde, verbietet mir meine Börſe."

„O! o!" rief Don Antero lachend aus, „es handelt ſich hier nicht von Napoleonsd'or. Ich ſagte Ihnen, daß Sie mit einem ehrlichen, mit einem billigen Manne zu thun haben, und ich glaube Ihnen verſichern zu können, daß er ſich auf meine Empfehlung mit zehn Kupferrealen begnügen wird."

„Zehn Realen! fünfzig franzöſiſche Sous!"

Don Antero täuſchte ſich in Bezug auf den Sinn meines Ausrufes, und fürchtete, mir eine überſpannte Summe vorgeſchlagen zu haben. Sein Geſicht änderte plötzlich den Ausdruck. Offenbar intereſſirte er ſich für ſeinen Mönch, und eine abſchlägige Antwort hätte ihn betrübt. „Scheint es Ihnen zu viel?" fragte er, indem er einen beſorgten Blick auf mich heftete.

„Gewiß nicht!" antwortete ich lachend. „Fünfzig Sous für die Tagesmühe des gelehrteſten Mannes von Europa! Die Wiſſenſchaft iſt in dieſem Lande wahrhaſtig nicht übermäßig theuer. In Frankreich bekäme man ſie nicht ſo wohlfeil. Es bleibt bei den zehn Realen."

„Es iſt alſo ein abgeſchloſſener Handel?"

„Ja."

Mein Wirth rieb ſich die Hände. Dieſer wackere Mann, der ſich nicht ſtören ließ, um die bei ſeinem Gaſthauſe ankommenden Reiſenden zu empfangen, ſchien ſehr erfreut, für ſeinen Mönch einen Kunden bekommen zu haben."

„Und wann werde ich Frater Auguſtin ſehen?"

„Unverzüglich. Ich will ihn holen. Bevor zehn Minuten vergehen, wird er Euer Gnaden zu Dienſten ſtehen."

Er grüßte mich und ging fort. Ich hörte ihn, einen Bolero ſingend, raſch die Treppen hinabgehen.

Ein gelehrter Mönch! und noch dazu ein ſpaniſcher Mönch! O guter Bruder Jehan des Entommeures! was hätteſt Du geſagt? Ich war neugierig, das Wunderthier zu ſehen, und wartete ungeduldig auf ſeine Ankunft.

Ich wartete nicht lange. Nach Verlauf von fünf Minuten ging die Thüre auf, und ich ſah erſcheinen, wen? . . . den kleinen Mann bei dem Abendeſſen.

Da ich an die Identität der beiden Perſonen nicht glaubte, da ich nicht wußte, ob dieß ein Beſuch oder ein Irrthum ſey, blieb ich regungslos, die Augen auf den kleinen Mann geheftet. Er errieth meine Ungewißheit, und ſagte, nach ſeiner Gewohnheit, lachend zu mir: „Ich bin es, Seigneur, ich bin es ſchon, der gelehrteſte Mann von Europa, Ihr Cicerone, Ihr Erklärer."

„Frater Auguſtin?" fragte ich, ohne bei dem Epigramme zu verweilen.

„Auguſtin Duque, Ihnen zu dienen,“ verſetzte er raſch.

Dennoch blieb er auf der Schwelle ſtehen, die Hand auf dem Schlüſſel der Thüre, die er nur halb geöffnet hatte, wie in der Erwartung einer Entſcheidung, um einzutreten oder fortzugehen. Ich beeilte mich, ihn einzuführen, und ihm einen Stuhl anzubieten. „Warum zum Teufel!“ ſagte ich zu gleicher Zeit zu ihm, „hat der Wirth mir nicht geſagt, daß Sie es ſeyen?“

„Unſer kleiner Zwiſt von geſtern Abend ließ ihn eine abſchlägige Antwort befürchten.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß er mich ſchlecht beurtheilte. Der Geiſt und die feine Lebensart, wovon Sie Beweiſe gaben, konnten mir nur den Wunſch einflößen, Sie näher kennen zu lernen. Zudem laſſe ich nie die Gelegenheit vorübergehen, ein Unrecht wieder gut zu machen. Ihre Geſellſchaft gewährt mir alſo einen doppelten Vortheil, ohne von dem mir jetzt ſo nothwendigen Beiſtande Ihrer Gelehrſamkeit zu ſprechen.“

„Sie ſind wahrhaftig zu gütig,“ antwortete er, ſich demüthig verbeugend, „um ſo mehr, als meine Gelehrſamkeit, wie Sie dieſelbe zu nennen belieben, ach! ſehr unbedeutend iſt. Mein ganzes Wiſſen beſteht aus einigen auf Gerathewohl aufgerafften literariſchen Bruchſtücken, und aus leider ſehr unvollſtändigen Studien über die Philologie. Unſer Wirth, ein eben ſo ſchlechter Beurtheiler, als gefälliger Freund, hat Sie, in Bezug auf mich, getäuſcht, wie er ſich ſelbſt täuſcht. Weil ich ſeinem Sohne Unterricht im Leſen und Schreiben gebe, den er mir übrigens durch ſeine Gaſtfreundſchaft ſehr großmüthig bezahlt, hält er mich für einen großen

Gelehrten, und rühmt mich überall als ſolchen. Da er zudem, und aus guter Quelle, weiß, daß ich mir zu meinem Unterhalte etwas verdienen muß, unterläßt er es nie, mich den, für meine Bedürfniſſe zu ſeltenen Reiſenden zu empfehlen, die eines Führers bedürfen können. Deßhalb hat er mir jenes ſchöne Lob bei Ihnen ertheilt, das ich ſo wenig verdiene. Sie müſſen uns Beide entſchuldigen, Seigneur, ihn ... ſeiner Güte wegen, für die ihn Gott belohnen möge, mich ... wegen meiner Aufrichtigkeit."

Je länger der arme Mann ſprach, deſto ernſter wurde er, und zuletzt brach ihm die Stimme. Selbſt von den Leiden gerührt, welche dieſe, obgleich ſo zurückhaltenden Worte vermuthen ließen, ſchwieg ich einen Augenblick, und ſann über eine nicht gar zu alltägliche Troſtformel nach. Aber Frater Auguſtin hatte bereits wieder ſeine Heiterkeit und ſein Lächeln angenommen. „Alles, was ich zu meinem Ruhme ſagen kann," äußerte er mit jener halb demüthigen, halb ſchlauen Miene, welche den unterſcheidenden Charakter ſeiner Phyſiognomie bildete, „beſteht darin, daß ich Sevilla ziemlich gut kenne. Und darin liegt nichts Erſtaunliches, und nichts Verdienſtliches: da ich faſt nichts zu thun habe, verwende ich den größten Theil meiner Zeit zum Pflaſtertreten. Durch vieles Herumſtreichen bin ich zuletzt mit den Straßen vertraut geworden, mit den Monumenten und den Gebräuchen der Stadt. Ich glaube alſo, Sie eben ſo gut herumführen zu können, wie ein Anderer. Kurz, ich ſtelle mich, ſo wie ich bin, und mit vollem Bedauern, nichts Anderes zu ſeyn, zu Ihrer Verfügung, und werde trachten, die Zeit über, die ich mit Ihnen zu verleben die Ehre haben werde, Ihnen möglichſt nützlich zu ſeyn, und die möglichſt geringſte Langweile zu veranlaſſen. Und vor Allem verſpreche ich Ihnen, nur jene Erklärungen zu geben, die Sie ausdrücklich von mir verlangen."

„Ah! Frater! Frater! Für einen heiligen Mann haben Sie viel Groll."

„Ich ein heiliger Mann! Ich armer Sünder, der ich bin! Wenn ich einen Groll faſſen möchte, ſo wäre es mir unmöglich. Höchſtens beſitze ich Gedächtniß. Mein Gott! nein. Die Progreſſiſten haben mich aus meinem Kloſter gejagt, in dem ich ſo glücklich war; Alaix wollte mich als einen Carliſten erſchießen laſſen; Gomez hätte mich beinahe als Chriſtino aufhängen laſſen; die gegenwärtige Regierung ſetzt mich täglich der Gefahr aus, vor Hunger zu ſterben, indem ſie mir meine Penſion nicht bezahlt. Wohlan, ich verſichere Ihnen, daß ich Niemanden zürne, und wenn ich bisweilen an das Böſe denke, das man mir beinahe zugefügt hätte, ſo geſchieht es nur, um darüber zu lachen, wie ich es in dieſem Momente thue."

„Nun, wahrhaftig, Ihr Temperament iſt zur Freude geneigt."

„Was wollen Sie? Ueber vollbrachte Thatſachen weinen hilft eben ſo wenig, als darüber lachen, und iſt weniger unterhaltend. Das Unglück hätte wahrhaftig ein zu ſchönes Spiel gegen uns, bliebe uns nicht das Mittel, uns darüber luſtig zu machen. Zudem iſt es eine Gewiſſensſache, mit ſich ſelbſt Mitleiden zu haben.

Ein rechtſchaffener Mann bewahrt für Andere, was er an Theilnahme und Erbarmen in ſeinem Herzen trägt. Die Thränen, welche der Nächſtenliebe ſo ſehr zur Zierde gereichen, vergrößern nur die Häßlichkeit der Selbſtſucht. Was mich betrifft, ſo beklage ich wahrhaftig mehr meine Feinde, als mich, weil ſie in der That beklagenswerther ſind. Wär' ich nicht ein ſo unbedeutender Menſch, ſo würde ich glauben, daß Gott ſich die Mühe gab, ſchon auf dieſer Welt mich zu rächen, und ſtrenger, als ich es gewollt hätte. Alaix und Gomez, die mich erſchießen und aufhängen wollten, ſind ſelbſt aufgehängt, erſchoſſen worden, oder etwas Aehnliches. Jene, die mein Kloſter zugeſperrt haben, wurden aus Spanien verwieſen, und dieſe Regierung, welche mich nicht bezahlt, kann es nicht ſo weit bringen, einen Sou in ihrer Taſche zu haben. Alle ſind, und mit Recht, an dem beſtraft worden, womit ſie geſündiget haben. Sie ſelbſt, der Sie ſich geſtern ſo gewaltig über die Führer, die Ciceroni und über alle Erklärer luſtig machten, müſſen jetzt einen unwiſſenden und geſchwätzigen Mönch zum Mentor nehmen. Wohlan, bereuen Sie, Sünder, und erkennen Sie die Hand, welche Sie züchtiget."

Und ſofort überließ ſich Frater Auguſtin einem Anfalle von Heiterkeit, den ich herzlich theilte. Wir plauderten fort, und wurden bald gute Freunde. Der äußerſt angenehme Charakter des Mönches und ſein origineller Geiſt, hatten mich völlig verlockt. Ich bin zu unwiſſend, um zu entſcheiden, ob er der gelehrteſte Mann Europa's war, oder nicht, aber ich glaube genug davon zu wiſſen, um zu beſtätigen, daß er mit viel natürlicher Intelligenz eine große Gelehrſamkeit verband. Seit länger als einer Stunde führten wir in Einem fort eines von jenen Geſprächen, die durch die Welt kreiſen, als er plötzlich, inmitten ich weiß nicht mehr welcher Erörterung über Metaphyſik oder Monomotapa, innehielt, und ausrief: „Ich entziehe Ihnen Ihre Zeit, indem ich Ihnen verplaudere, anſtatt Ihnen Sevilla zu zeigen. Auf alſo, auf, Seigneur! Was wollen Sie ſehen?“

„Natürlich das Sehenswürdigſte.“

„Dieß richtet ſich nach dem Geſchmacke. Wollen Sie die Cathedrale ſehen?“

„Vor Allem.“

„Die Giralda ſehen wir mit der Cathedrale, deren Kuppelhaube ſie bildet. Wollen Sie den erzbiſchöflichen Palaſt ſehen?“

„Iſt er alt?“

„Nein.“

„Dann nicht.“

„Wollen Sie Italica ſehen?“

„Iſt dieß nicht der Name der römiſchen Ruinen?“

„So iſt's.“

„Es gibt überall römiſche Ruinen. Da es mir an Zeit gebricht, und ich zu wählen gezwungen bin, ſo wünſchte ich ſo ſehr als möglich hier das zu ſehen, was ich anderswo nicht ſehen kann.“

„Das iſt ganz in der Ordnung. In dieſem Falle wird Ihnen nichts lieber ſeyn, denk' ich, als auf die Chriſtina zu gehen?“

„Was iſt die Chriſtina?“

„Eine mit Bäumen bepflanzte Promenade am Ufer des Quadalquivir, wo die Damen der Stadt bei Sonnenuntergang die Kühlung ſuchen.“

„Die Andaluſierinnen! Ei freilich will ich auf die Chriſtina gehen!“

„Gut,“ verſetzte der Mönch lächelnd. „Ich werde Sie zur rechten Zeit hinführen. Dort befindet ſich auch eine ſehr ſehenswürdige Anſtalt, die k. Tabaksmanufaktur. Soll ich Sie hinführen?“

„Um Gotteswillen, nein. Als Raucher verabſcheue ich Alles, was nach Regie ſchmeckt.“

„Aber außer dem Tabake,“ erwiederte er mit einem ganz maliziöſen Blicke, „ſind dort auch die Bereiter oder vielmehr die Bereiterinnen deſſelben zu ſehen. Die Cigarera von Sevilla iſt ein Typus, damit Sie es nur wiſſen.“

„Das iſt etwas Anderes. Wir werden den Cigarren wegen der Cigareras Gnade widerfahren laſſen, und die k. Tabaksmanufaktur beſichtigen.“

„Und das Hôtel des politiſchen Chef's?“

„Die Ortspräfektur?“

„Ja.“

„Nein.“

„Den Alcazar?“

„Das verſteht ſich.“

„Das Muſeum?“

„Iſt es reich?“

„So ſo. Es befinden ſich dort Meiſterſtücke inmitten immer allzu zahlreicher Sudelarbeiten; namentlich eine gewiſſe Zahl von authentiſchen Murillos unter einer Menge von unächten. Man ſieht dort auch mehrere, vorzüglich ihrer Seltenheit wegen ſehenswürdige Proben von den alten ſpaniſchen Schulen aus jener Zeit, da die in Italien aufgeblühte Malerei bei uns erſt zu blühen begann."

„Wir werden das Muſeum beſuchen."

„Und das Spital?"

„Nein," unterbrach ich ihn.

„Warten Sie doch," verſetzte er, „es iſt das Spital der barmherzigen Brüder."

„Das iſt mir gleich."

„Von Don Juan geſtiftet."

„Von welchem Don Juan?"

„Ei, von dem berühmten, großen, wahren, einzigen Don Juan, von jenem, der zu ſo vielen ſchönen Verſen, zu ſo vielfältig ſchöner Proſa, und zu erhabener Muſik begeiſtert hat, welchen der Reihe nach Tirſo von Molina, Molière, Mozart, Byron, Hoffmann, von Muſſet, Merimee, Dumas, gefeiert haben, und von dem man noch nicht den vierten Theil deſſen geſagt hat, was von ihm zu ſagen iſt, verſtehen Sie wohl?"

Während er mir dieſe Tirade mit feuriger Stimme zum Beſten gab, betrachtete ich den Mönch aufmerkſam. Er war nicht mehr der nämliche Menſch; ſtolz trug er den Kopf, ſein Auge flammte, ſeine Geberde war heftig; man hätte ihn im Mittelalter für einen Beſeſſenen gehalten. Ich glaubte ohne weiters, er ſey närriſch geworden. Da ich ihn weder durch Widerſpruch erzürnen, noch durch einen Scherz kränken wollte, begnügte ich mich, zu ſchweigen, und wartete mit niedergeſchlagenen Augen auf das Vorübergehen ſeines Anfalles.

Nach Verlauf eines Augenblickes fuhr er mit einem ruhigeren Tone, aber nicht ohne einen gewiſſen Gram fort: „Sie können denn doch nicht bezweifeln, daß Don Juan wirklich exiſtirt hat?“

„Hm!“ ſagte ich mit einer ziemlich zweifelnden Miene.

„Sie wiſſen doch,“ ſprach er weiter, ohne den Muth zu verlieren, „daß es Herr Merimee in ſeinen Seelen des Fegefeuers ausdrücklich ſagt.“

„Ein Romanſchreiber!“

„Herr Theophile Gautier ſagt es ebenfalls in ſeiner bewundernswürdigen Reiſe in Spanien.“

„Ein Dichter!“

„Sie glauben alſo nicht an Don Juan?“

„Eben ſo wenig, als an Herkules.“

„Herkules! Eine Mythe!“

„Und Don Juan?“

Ich ſah, daß mein Mann nahe daran war, loszubrechen, und ſchwieg aus Beſorgniß, daß ein Wort mehr eine neue, heftigere Aufwallung, als die erſte, herbeiführen möchte. Aber der Sturm konnte ſich nicht ſo plötzlich zerſtreuen: ein Ironieblitz funkelte wieder in den Augen des Mönches, ein wenig übler Humor grollte wieder in ſeiner Stimme, als er das Geſpräch von Neuem anknüpfte. „Sie ſind ein Künſtler, Seigneur?“ fragte er mich mit einem forſchenden Blicke.

„Nicht ſo ganz: ein Schriftſteller.“

„Das berührt ſich.“

„Darf ich wiſſen, warum Sie dieſe Frage an mich ſtellen?"

„Ich bemerkte, daß in der Regel die Künſtler an Alles, oder an nichts glaubten."

„Ich hoffe, daß Sie mir wegen meiner Ungläubigkeit hinſichtlich Don Juan's nicht zürnen. Ich hege nicht die Abſicht, Sie zu beleidigen; aber Sie wiſſen, daß der Glaube ſich nicht gebieten läßt."

„Don Juan! Don Juan! Was liegt mir im Grunde an Don Juan? Gehen wir in die Cathedrale."

Dieſe Worte ſprechend, öffnete er raſch die Thüre, und eilte zur Treppe. Ich folgte ihm haſtig, und bat ihn, zu warten, bis ich die Thüre würde verſperrt haben. Er blieb ſogleich ſtehen, indem er ſich umkehrte. Ein ſeltſames Lächeln zuckte über ſeine Lippen. Dieß waren die letzten Symptome des Sturmes. Kaum waren wir auf der Straße, als der Mönch ſchon wieder ſeine Kaltblütigkeit und Heiterkeit angenommen hatte. In Folge einer Art ſtillſchweigender Uebereinkunft, vermieden wir jede Anſpielung auf die ſo eben ſtattgefundene bizarre Scene, und wir beſchäftigten uns nur mehr mit unſerer Aufgabe: er ... gut zu zeigen, ich ... gut zu ſehen.

Drei Tage lang führte er mich überall hin, und gab mir überall die genaueſten und lichtvollſten Aufſchlüſſe über die Monumente, die Kunſtgegenſtände, die Geſchichte, die Traditionen und die Volksgebräuche, indem er mir ... ich hatte glücklicherweiſe eingewilliget, Erklärungen anzunehmen ... eine Menge für den Fremden unentzifferliche Räthſel erklärte, mich auf tauſend

Einzelnheiten aufmerkſam machte, die minder geübten Augen entgangen wären. Der Mönch hatte, nicht ohne Abſicht, wie ich glaube, das Muſeum zum Schluſſe aufbewahrt. Nachdem er mir mehrere Werke, einige ſehr vorzügliche, von verſchiedenen Meiſtern gezeigt hatte, führte er mich zu einem Gemälde, das im Hintergrunde der Gallerie, rechts, hängt, und ungefähr acht Fuß Höhe bei vier Fuß Breite hat. Dieſes Gemälde ſtellt einen Cavalier aus dem Beginne des ſechzehnten Jahrhunderts dar, und zwar im Jagdcoſtüme: große Stiefel von rohem Leder, mit gewaltigen ſilbernen Sporen verſehen; Wams von grünem Tuche eingefaßt mit einer Rundſchnur, gleichfalls von grüner Farbe, an der Taille geſchloſſen, auf dem Rumpfe anliegend, in der Schulterhöhe viereckig ausgeſchnitten; Hemd von Leinwand, auf gleiche Art bogenförmig ausgeſchweift, und den Hals frei laſſend; der Form nach iſt Alles dem Anzuge ähnlich, welchen Arioſt und Raphael in ihren Portraiten tragen. Der Cavalier hält eine Art von Mütze von rother Seide, Montera genannt, von welcher eine lange weiße Feder herabwallet, in der Hand. Einige Schritte hinter ihm hält ein Neger, wunderlich in buntfarbene Stoffe gekleidet, mit Mühe ein Pferd, das an der Stirne einen weißen Stern zeigt, übrigens völlig ſchwarz iſt, und deſſen zarte Beine, der kleine Kopf und die übergroße Mähne, auf den erſten Blick einen arabiſchen Urſprung verrathen.

„Sehen Sie dieß an,“ ſagte der Mönch zu mir, mit einer Miene der Befriedigung, indem er mir das Gemälde mit einer triumphirenden Geberde wies.

„O! der ſchöne junge Mann!“ rief ich alſogleich aus, ſobald ich hingeblickt hatte. Ich ſchwieg einen Augenblick, ganz von Bewunderung erfüllt. Dann fuhr ich fort: „Dieſe Arbeit verdient, ungeachtet wirklicher guter Eigenſchaften, eher Aufmerkſamkeit als Begeiſterung. Die Zeichnung, deren Feinheit und Correctheit man nicht beſtreiten kann, iſt in den Umriſſen trocken, und ſogar hart; es gebricht dem Modell an Relief; die Farbe iſt geleckt, und treibt das Detail bis zur Kleinigkeit; es offenbart ſich darin eine völlige Abweſenheit des Markigen, wie man im Atelier ſagt. Das Ganze hat jedoch Reiz, in Folge der Naivetät des Ausdruckes und vielleicht auch der Treuherzigkeit des Künſtlers, die ſich ſelbſt in ſeinen Fehlern zeigt. Kurz, es ſcheint mir das Werk eines zu gleicher Zeit überzeugten, gewandten und ſchüchternen Pinſels, das Erzeugniß einer noch in ihrer Kindheit befindlichen Kunſt, die aber bereits eine mächtige Männlichkeit verheißt.“

„Nun, nun,“ ſagte der Mönch mit einer halb beifälligen, halb ironiſchen Miene, „ich ſehe, daß Sie ſich für einen Schriftſteller ziemlich gut auf Malerei verſtehen.“

„Wer iſt der Meiſter?“

„Einer unſerer älteſten Maler, Einer von den Gründern der Schule von Toledo, Antonio del Rincon, der Zeitgenoß des Inigo von Comontes, deſſen Zöglinge waren: Blas von Prado und der göttliche Morales, und Pedro Berruguette, Vater des Alonzo, welcher nach Italien ging, unter Michel-Angelo ſtudirte, und, wie ſein Lehrer, Maler, Bildhauer und Baumeiſter zugleich wurde.“

„Das läßt ſich hören! Das heißt entſchieden antworten, oder ich verſtehe mich nicht darauf.“

„Aber der Mann? der Mann? Sie ſagen nichts vom Manne.“

„Ich ſage nichts von ihm, weil man zu viel von ihm ſagen muß. Nie ſtand ein vollendeteres Modell vor einem Künſtler; nie bot ein menſchliches Weſen den Augen einen prächtigeren Anblick. Die edle Geſtalt! Dieſe breiten Schultern, dieſe mächtige Bruſt, dieſer ſchlanke und geſchwungene Wuchs, dieſe ſo feinen und zugleich ſo ſtarken Muskelanfügungen, das ſchöne Ebenmaaß dieſer Glieder, Alles zeigt und verkündet eine vollkommene Verſchmelzung von Geſchmeidigkeit und Kraft. Den Kopf betreffend, ſind alle Verſchiedenheiten, alle Contraſte der Schönheit darin mit wunderbarer Einheit verbunden, und durchdringen ſich. Das Blut ſpielt unter der durchſichtigen Weiße der Haut, und überhaucht die Bläſſe des Antlitzes mit jenen roſigen Tinten, welche die noch verborgene Sonne auf die Morgenwolken hinzaubert. Sieht man dieſes leichte Lächeln auf dem Incarnate der ſanft aufgeblühten Lippen ſchweben, ſo möchte man meinen, daß ein Inſekt mit durchſchimmernden Flügeln auf einem halbgeöffneten Granatapfel gaukle. Die zierlich gebogene Naſe geſellet Energie zur Anmuth, und ihre geſchwellten Nüſtern ſcheinen kampfgierig zu ſchnauben. In dieſen großen, dunkelblauen, von langen zartgewölbten Brauen überragten Augen, in dieſem Blicke, ſo ſanft, wie jener einer Antilope, ſo ſtolz, wie jener des Löwen, ſieht man den doppelten Zauber der Intelligenz und Kühnheit ſtrahlen. Die Stirne hat die

Ruhe und Reinheit des ewigen Schnee's, während ein üppiges Haupthaar, ſchwärzer als Ebenholz, durch das Strömen ſeines Saftes geſtauet, in prächtiger Unordnung einen Hals umwuchert, feſt und weiß wie carrariſcher Marmor, und dort, ... ein Ringelgewühl, gleich einem Natternneſte im Sonnenlichte, in ſchillernden Wiederſcheinen das von ſeinen Windungen aufgeſogene Licht zerſetzet. In dieſer bewundernswürdigen Natur iſt zu gleicher Zeit von Allem etwas: vom Manne und vom Kinde, vom Weibe und vom Engel. Es iſt der idealiſirte Traum einer Einbildungskraft in der Entzückung. Glücklich der Maler, in deſſen Traumgebilde eine ſo ſchöne Erſcheinung blitzte! Dieſe Viſion genügt zu ſeinem Ruhme."

Mein Führer hatte mich mit einer Miene unverkennbarer Zufriedenheit angehört, in ſeinen Bart lachend, ohne daß ich wußte, warum, und bei jeder meiner Phraſen den Kopf ſchüttelnd. Doch bei dieſem Worte „Viſion" rief er aus: „Was wollen Sie damit ſagen? Glauben Sie, daß man ſolche Geſichter erfindet!"

„Raphael hat auch ſeine Madonnen erfunden!"

„Erlauben Sie mir vor Allem, Sie auf Ihren Irrthum aufmerkſam zu machen. Er hat ſie geradezu copirt, freilich indem er ſie zugleich idealiſirte."

„Ah! Seigneur Duque, treiben wir kein Spiel mit Worten."

„Dazu fühle ich eben ſo wenig Luſt, wie Sie. Das iſt für mich nicht der wichtige Punkt, und ich überlaſſe Ihnen denſelben, wenn Ihnen auch nur ein wenig daran gelegen iſt. Ich werde zugeben, daß Raphael ſeine Madonnen erfinden konnte, oder wirklich erfunden hat. Dieß wird nichts gegen mich beweiſen, im Gegentheile. Was erſtreben die Künſte? Was ſuchen die Künſtler? Das Gefühl des Schönen, die Idee, welche man ſich davon macht, den inneren Begriff, den Jeder davon hat, durch die Plaſtik zu verwirklichen, durch materielle Aeußerlichkeit zu offenbaren, kurz den Sinnen wahrnehmbar zu machen; in lebendigen Schöpfungen den Typus der Vollkommenheit darzulegen, den man in ſich trägt; das Abſolute in das Relative überzutragen, endlich jedem Gegenſtande ſeine vorzüglichſte Phyſiognomie zu geben. Wohlan, die Malerei iſt einzig von den Männern gemacht. Nun aber iſt für die Männer das Vorzüglichſte des Weibes die Schönheit, und zugleich iſt der Typus der Schönheit das Weib, nicht wahr?"

„Theorie! Syſteme!"

„Daraus folgt," fuhr mein Mann fort, ohne in Bewegung zu gerathen, „daß der Maler, ſo oft er die abſolute Schönheit darzuſtellen hat, wie auch übrigens die Umſtände ſeyn mögen, ob er es wolle oder nicht, ob er mit ſeinem Genie kämpfe oder conſpirire, ob er das Bewußtſeyn des Phänomens habe, beherrſcht von einem unwiderſtehlichen und verhängnißvollen Einfluſſe, jenem unwandelbaren Geſetze der Natur gehorchend, welches den Dingen nur in ihrer eigenen Form ſich zu erzeugen geſtattet, immer und mit Gewalt dahingebracht ſeyn, ſein Ideal unter der Geſtalt eines Weibes zu fühlen, aufzufaſſen, und zu verwirklichen. Nur auf den Schwingen der Begeiſterung gelangt man zur Vollkommenheit. „Was iſt die Begeiſterung? Ein Theil der

Liebe, der am meiſten ätheriſche, der erhabenſte und auch glühendſte. Die Liebe, dieſe mittheilſame Kraft, kann ſich nicht auf ſich ſelbſt richten. Sie zieht nur dorthin, wo unſere Wünſche und unſere Hoffnungen ſind. Wir bewundern, wir ſuchen bei Andern nur, was ſich uns anfügen, und unſere Lebenskraft vermehren kann. Unſere Begeiſterung, in ihrem intelligenten Wahnſinne, unſere Leidenſchaften in ihrer hochherzigen Selbſtſucht, ſuchen nur die Schwäche unſerer Natur zu ergänzen, und ihre Dürftigkeit zu bereichern. Was liegt dem Manne an der Schönheit des Mannes? Was ihm an ſeinem Nebenmenſchen gefällt, ſind die guten Eigenſchaften, deren Theilung er erſtreben, deren Vortheil er hoffen kann: die Intelligenz, der Muth, die Loyalität, die Ergebenheit. Und wie der Mann die Wirkungen derſelben erforſcht, wird der Künſtler, dem Aeußerlichen geweiht, die Charaktere davon erforſchen; er wird den intelligenten, kühnen, loyalen, begeiſterten Mann, ſo darzuſtellen ſuchen, daß man ihn nicht verkennen kann; er wird keinen ſchönen Mann zu malen ſuchen. Wenn er es thut, ſo wird es zufällig ſeyn, gelegentlich, aber nicht aus eigenem Antriebe, und durch den freien Willen ſeines Genie. Er wird das Modell dazu in der Natur gefunden haben, und nicht in der Begeiſterung; er wird copirt haben, anſtatt zu ſchaffen; es wird kein Urbild ſeyn, ſondern ein Porträt."

„Und Chriſtus?"

„Chriſtus, als Gemälde, iſt kein Mann, er iſt der Menſch gewordene Gott, das als Perſon vorgeſtellte göttliche Weſen, eine ſichtbare Abſtraction. Der Beweis davon iſt, daß alle Maler ſich, um ihn vorzuſtellen, an das nämliche Urbild gehalten haben. Jedermann hat ihn nachgebildet, Niemand hat ihn erfunden. Uebrigens iſt ſeine Schönheit eine ganz moraliſche Schönheit: ſie ſpricht zum Gemüthe, und nicht zu den Sinnen, ſie erfüllt mit Ehrfurcht, und verlockt nicht; ſie flößt Vertrauen, Ehrfurcht, Anbetung ein, wenn Sie wollen, aber eine religiöſe Anbetung, die mit den Leidenſchaften der Erde nichts gemein hat. Selbſt Magdalena, die große Sünderin in der Liebe, denkt bei ſeinem Anblicke nur an die Reue.“

„Ich beginne zu glauben, daß Sie die Caſuiſtik ſtudirt haben.“

„Woraus ich ſchließe,“ fuhr der Mönch lachend fort, durch meinen Scherz wieder aus ſeinen Phantaſien geweckt, „daß dieß ein Porträt iſt.“

„Ihre Beweisführung iſt paradox, Ihr Schluß könnte wohl ein Irrthum ſeyn.“

„Ich würde den Satz umkehren, wollte ich den Rathſchlägen meiner kleinen Eitelkeit nachgeben. Ich vermuthe nicht, ich behaupte. Die Thatſache iſt da, es iſt ein Porträt.“

„Wen ſtellt das Porträt vor?“

„Sie erkennen es nicht?“

„Nein, und zwar aus guten Gründen.“

„Sie errathen es auch eben ſo wenig?“

„Eben ſo wenig.“

„Ei, wen ſonſt ſoll es, nach Ihrer Meinung, vorſtellen, wenn nicht Don Juan?“

Dieß ging wahrhaftig in Monomanie über. Ich ſenkte den Kopf mit der Verzweiflung des Arztes, der ſo eben eine unheilbare Krankheit bei einem Manne erkannt hat, an den ihn alle Bande der Achtung und Zuneigung feſſeln. Ich kannte Frater Auguſtin erſt ſeit drei Tagen, aber ich intereſſirte mich bereits lebhaft für ihn. „Wie Schade,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „daß ein ſolcher Mann verrückt wurde! So viel Geiſt, ſo viel Gelehrſamkeit, ein ſo gutes Gemüth, ein ſo liebenswürdiger Charakter! Ein Narr! er iſt gewiß zum Binden närriſch. Ohne Zweifel durch die Einſamkeit des Kloſters zur Exaltation geneigt gemacht, wird er dieſen plötzlichen Wechſel der Exiſtenz zu Herzen genommen haben. Die Erſchütterung war für ein bereits überreiztes Gehirn zu ſtark; ſie hat Alles verwirrt. Da ſieht man, was es um uns iſt!“

So überließ ich mich der Traurigkeit meiner Gedanken, und Gott weiß, wohin die Philoſophie mich geführt hätte, wäre ich nicht aus meinen düſteren Betrachtungen durch die Stimme meines unglücklichen Cicerone geweckt worden.

Mit jenem Scharfſinne, der ihn außerhalb ſeiner fixen Idee nie verließ, hatte er errathen, was in mir vorging. „Sie zweifeln noch,“ ſagte er zu mir, dießmal ohne die mindeſte üble Laune. „Wir werden ſehen, ob Sie immer zweifeln.“

„Werden Sie mir noch ein Porträt von der nämlichen Perſon zeigen?“

Ich wagte nicht, zu ſagen: „Von Don Juan,“ aus Beſorgniß, es möchte einem ſchlechten Spaße gleichen.

„Allerdings,“ verſetzte er, „und es wird Ihnen nichts lieber ſeyn, als es kommen zu ſehen, wenn Sie von mir hören werden, daß es von Titian iſt.“

„Von Titian!“

„Ich werde es Ihnen beweiſen: ich beweiſe Alles, was ich behaupte.“

„Iſt's der nämliche Mann?“

„Der Nämliche, nur in einem andern Alter.“

Es wurde immer ſtärker, und wenn es die Worte des Mönches nicht dahin brachten, meine Zweifel einzuſchläfern, ſo war es ihnen wenigſtens gelungen, ich geſteh's, meine Neugier zu wecken. „Und wann werden wir dieſes Porträt ſehen können?“

„Alſogleich, wenn es Ihnen beliebt. Auch haben wir hier nichts mehr zu thun. Haben Sie Zeit?“

„Ich habe immer Zeit, um einen Titian zu ſchauen.“

Als wir das Muſeum verließen, ſahen wir einen Mann von etwa fünfzig Jahren vorübergehen, mit grau werdenden Haaren, groß, dürr, von der Sonne gebräunt, der, einer brennenden Hitze zum Trotze, einen Mantel trug, und über dem Mantel eine goldene Kette. Obgleich der Anzug nicht ſehr mit der Jahreszeit übereinſtimmte, und die Verzierung einen etwas gewagten Geſchmack verrieth, hätte ich dennoch dem Manne, der ſie zur Schau ſtellte, keine große Aufmerkſamkeit geſchenkt, wenn ihn mein Führer nicht würde angeſprochen haben.

„Seigneur Don Raphael Cienfuegos y Caſarrubias,“ ſagte er, indem er ihm eine tiefe Verbeugung machte, „verzeihen Sie mir, ich bitte Sie, daß ich Sie ſo anhalte. Aber der Seigneur Malleſille, Reiſender von Auszeichnung, —“ ich verbeugte mich beſcheiden, — „würde es ſehr bedauern, Sevilla zu verlaſſen, ohne Ihre berühmte Gemäldegallerie beſucht zu haben. Ihre wohlbekannte Gefälligkeit läßt mich hoffen, daß Sie mir gütigſt erlauben werden, ihn hinzubegleiten.“

„Mit dem größten Vergnügen, Frater Auguſtin Duque,“ antwortete der Andere mit lächelnden Lippen. „Es wird mir das doppelte größte Vergnügen gewähren, Ihnen angenehm zu ſeyn, und nach meinem Vermögen die Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen einen ſo empfehlenswürdigen Fremden zu vollziehen, wie Seigneur . . .“

Hier brach der Mann mit dem Mantel ſchnell ab, da er ſich bereits nicht mehr an jenen barbariſchen Namen erinnerte, den er ſo eben zum erſtenmal hatte nennen hören. O Ihr Alle, die Ihr Euch für große Männer haltet, weil einer von Euren Freunden in ſeinem Feuilleton vom vorigen Tage Euch ein Unſterblichkeitsbrevet beſchieden hat, gebet ein wenig über die Grenze, und gebet mir dann Nachrichten von Eurem Ruhme!

Don Raphael verſuchte es, ſeinen Mangel an Gedächtniß, der den Reiſenden von Auszeichnung in ſeiner Eigenliebe konnte verletzt haben, zu verbergen, wendete ſich raſch zu mir, und ſagte, fortwährend lächelnd: „Ich beſitze wirklich einige Gemälde, Seigneur, welche, wie man ſagt, geſehen zu werden verdienen. Aber Sie werden, was ich Ihnen zum voraus ſagen muß, die Gallerie in ziemlich ſchlechtem Zuſtande finden, wie auch die Vorderſeite des Hauſes. Jene und dieſe bedürfen Reparationen; aber in Spanien giebt es keine hinlänglich geſchickten Arbeiter, um ſie zu reſtauriren, wie es ſeyn ſoll, und wie ich es wünſche. Ich hatte mich an einen Baumeiſter in Paris gewendet, der mir verſprach, mit ſeinen beſten Künſtlern ſelbſt zu kommen; denn ich ſchaue nicht auf den Preis, wenn nur die Arbeit gut wird. Seit einem Jahre hält er mich von Friſt zu Friſt hin, und ich beginne zu glauben, daß er ſein Wort nicht halten wird. Wahrſcheinlich werde ich gezwungen ſeyn, mich an einen Andern zu wenden, was mir ſehr unangenehm iſt, da eine neue Unterhandlung nothwendigerweiſe neue Verzögerungen herbeiführen wird. Die Gallerie und das Haus, und auch der Eigenthümer, ſtehen, ſo wie ſie ſind, und obgleich wenig würdig, einen ſo ehrenvollen Beſuch zu empfangen, Eurer Herrlichkeit zur Verfügung. Nur bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen einige Augenblicke vorauszugehen, um zu ſehen, ob Jemand da iſt, Sie einzuführen. Mir ſelbſt begegnet es bisweilen, wenn ich heimkomme, keinen Einzigen von meinen Dienern mehr auf ſeinem Poſten zu finden. Kaum wende ich den Rücken, ſo beginnen die Schlingel davon zu laufen. Das Sprichwort hat wohl Recht: „Man iſt zu beklagen, daß man ſich nicht ſelbſt bedienen kann.“ Auf baldiges Wiederſehen alſo, Seigneur.“

Sprach's, und nickte uns anmuthig zu, aber ohne ſeinen Hut abzunehmen, ohne nur die Hand unter ſeinem Mantel hervorzuthun. Da wir ihn von Neuem anſtändig gegrüßt hatten, ſo ſchien mir das Benehmen, ich geſteh's, rückſichtslos, und mit der auserleſenen Artigkeit der Worte wenig im Einklange. Ich wollte dieſe Bemerkung meinem Freunde, dem Mönche, mittheilen, als Don Raphael Cienfuegos y Caſarrubias, der ſich einige Schritte entfernt hatte, plötzlich zu uns zurückkehrte. „Entſchuldigen Sie gefälligſt, Seigneur,“ ſagte er, indem er ſich beſonders gegen mich wendete, „wenn ich Ihre Begrüßung nicht ſo vollſtändig erwiederte, als ich es ſollte und wünſchte. Aber jene, welche mich kennen, zum Beiſpiel der würdige Frater Duque, wiſſen, daß ein böſer Catarrh ſeit vielen Jahren mich zwingt, immer und überall meinen Hut aufzubehalten, wenn ich nicht krank werden will.“

Wir wechſelten eine neue Verbeugung, nach welcher Don Raphael mit großen Schritten ſich entfernte. Er ſchien meinen Gedanken errathen zu haben, hatte ihn aber nicht geändert. „Der Teufel hole mich,“ rief ich aus, ſobald er außer Stimmweite war, „wenn ich an alle dieſe Flauſen glaube.“

„Sie glauben nicht an den Catarrh?“ fragte mich Frater Auguſtin mit einer halb naiven, halb boshaften Miene.

„Eben ſo wenig, als an den Baumeiſter von Paris.“

„Warum vermuthen Sie, daß Don Raphael Sie nicht grüßen wollte?“

„Was weiß ich? Ich behaupte übrigens nicht, daß er es nicht wollte. Vielleicht konnte er es nicht.“

„Wegen ſeines Catarrh's?“

„Wegen anderer Umſtände. Die Menſchen und Dinge ſind ja in dieſem Lande, unbeſchadet Ihres Reſpektes, ſo ſeltſam, daß es erlaubt iſt, Alles zu denken. Ich las irgendwo, daß die Könige von Spanien mehrmals, und immer vergebens, den großen Mantel und den großen Hut verboten hatten, und zwar als eine den ſtrafbaren Gedanken und ſchlechten Handlungen, den Galanterien, den Verkleidungen, den Diebſtählen, den Dolchſtichen, den Verſchwörungen günſtige Tracht, entgegen den guten Sitten und den Nachforſchungen der Polizei, kurz, gleich gefährlich für den Frieden des Staates und die Sicherheit der Individuen.“

„Heilige Jungfrau! Sie werden Don Raphael Cienfuegos y Caſarrubias nicht für einen Dieb halten?“

„Gewiß nicht, da Sie ihn kennen.“

„Zu einem Galane iſt er zu alt.“

„Es mag ſeyn. Aber für einen Verſchwörer?“

„Ach! wenn der arme Mann jemals conſpirirt hat, ſo that er es ſicher nur gegen ſich ſelbſt.“

„Was hat er denn unter ſeinem Mantel?“

„Nichts.“

„Warum öffnet er ihn dann nicht?“

„Gerade weil er nichts darunter hat.“

„Nichts?“

„Nichts als ein dürres und ausgehungertes Gerippe.“

„Das iſt ein Umſtand, über den ich, ich geſteh's Ihnen, nicht gerne ſcherzen höre. Warum ſprechen Sie von Hunger hinſichtlich eines Mannes, der eine goldene Kette am Halſe trägt, und einen Titian in ſeiner Gallerie beſitzt?“

„Ja, ja, er hat eine goldene Kette, er hat einen Titian, er hat eine Gemäldegallerie, er hat ein monumentales Haus in einer der vornehmſten Straßen der Stadt, er hat ſogar ein Schloß auf dem Lande, einige Meilen von hier, und dennoch möchte ich nicht gutſtehen, ob er ſeit vierundzwanzig Stunden etwas gegeſſen hat.“

„Er iſt alſo ein Geizhals?“

„Wollte Gott! man dächte nicht daran, ihn zu bedauern.“

„Was iſt er denn ſonſt?“

„Was er iſt? Er iſt das lebendige Symbol Spaniens: er iſt ein herabgekommener vornehmer Herr; er iſt ein armſeliger Reicher; er iſt eine wandelnde Ruine. Er trägt, wie Sie ſagen, eine goldene Kette über ſeinem Mantel: aber darunter? Einen Hut und Stiefel muß er haben, weil man ſie ſieht. Er könnte ohne Stiefel und Hut nicht ausgehen, und würde es nicht wagen. Hat er aber ein Beinkleid? Man vermuthet es. Ein Kleid? Das iſt zweifelhaft. Ein Hemd betreffend, ſo möchte ich hundert gegen Eines wetten, daß er keines hat. Sie begreifen jetzt die Nothwendigkeit ſeines Catarrhs, und warum er nicht ſeine Hände unter ſeinem Mantel hervorthut. Alle Grundſtücke des Schloſſes ſind verkauft: es iſt nur noch das Gebäude übrig, und zudem iſt die Hälfte des Daches weg. Mit dem Hauſe in der Stadt, wohin wir gehen, iſt es der nämliche Fall. Zum Glücke hält die Thüre noch, obgleich ſie nicht mehr lange dauern wird: die Hausflur, mit Marmor gepflaſtert und mit wohl erhaltenem Stuck überkleidet, ſieht gut aus, und die Gallerie bleibt, ungeachtet ihrer des Glanzes beraubten Vergoldungen, und ihres ein wenig verfallenen Anſehens, wegen der Gemälde, von denen einige ſehr merkwürdig ſind, ein Gegenſtand des Luxus und der Kunſt, von großem Werthe in jeder Beziehung. In allen übrigen Gemächern dieſer weiträumigen Behauſung herrſcht die Leere des Nichts.

„Ah! ich täuſche mich: es befindet ſich ein Strohſack darin, auf welchem der Gebieter ſchläft; denn er behandelt ſich, ... man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, nicht beſſer, nicht einmal eben ſo gut, wie ſeine Beſitzungen. Obgleich er eben ſo ſehr, wie ſie, der Reſtaurationen bedürfte, reſtaurirt er ſich eben ſo wenig. Er verſpricht ſeinem Rücken ein Kleid, wie er ſeinem Magen Coteletten, wie er ſeinem Hauſe einen Baumeiſter von Paris verſpricht. Inzwiſchen trinkt er zum Frühſtücke ein Glas Eiswaſſer, und ſpeiſet zu Mittag einen Zwiebel, wenn er anders zu Mittag ſpeiſet. Eines Tages wird man ihn hinter ſeiner Thüre finden, an Entkräftung geſtorben."

„Aber ſeine Diener?"

„Man kann höchſtens von ſeinem Diener reden."

„Von ſeinem Diener, meinetwegen. Wie macht er es denn, um ihn zu bezahlen?"

„Nicht er bezahlt ſeinen Diener, ſondern ſein Diener bezahlt ihn."

„Sie ſprechen in Räthſeln, und ich bin kein Oedipus."

„Dieſer Mann, der vom äußerlichen Scheine lebt, mußte den Schein eines Dieners haben. Unter den truppweiſen Vagabunden, die unſere Straßen überfüllen, war es ihm nicht ſchwer, das Gewünſchte zu finden. Es handelte ſich darum, ein wenig von ſeiner Zeit zu geben, ohne Mühewaltung. Was liegt einem Müßiggänger daran, ob er hier oder dort ſchlendert, woferne er nur ſchlendert! Da er nichts zu thun hat, und nichts thut, ſo iſt, wie wenig er auch einnimmt, Alles Gewinn."

„Und wie viel beträgt das Wenige, was er einnimmt."

„Die Gage! die Gage! wie Sganarelle ſagt."

„Vergönnen Sie mir die Zeit, zu dieſem Punkte zu kommen. Ich glaube, daß dieſer ſonderbare Vertrag folgende Bedingungen enthält, denn es iſt hier nicht von Feudalgebräuchen die Rede, welche gewöhnlich die Beziehungen des Herrn zum Knechte regeln, ſondern vielmehr von einer Handelsaſſociation zwiſchen zwei Betriebſamen. Der Eine liefert die Waare und die Kundſchaft, der Andere beſorgt das Magazin und führt die Kaſſe; der Gewinn wird gleichheitlich getheilt."

„Ich erkläre mich."

„Sie wiſſen bereits, daß Don Raphael eine Gallerie beſitzt; ferner pflegt er täglich um die beſuchteſten Monumente herumzuſpazieren, und vorzüglich um die Zugänge des Muſeums, um ſich den Führern zu zeigen, und ſie ſo an die Exiſtenz ſeiner Gemälde zu erinnern. Auf dieſe Art gelingt es ihm bisweilen, mittelbar und wie unabſichtlich, die Liebhaber der ſchönen Künſte an ſich zu ziehen; Sie begreifen übrigens, daß ſeine Würde ihm nicht geſtattet, ſelbſt ſie zu angeln. Hat er es dahin gebracht, daß einer von uns Ciceroni, die wir Alle ihn kennen, ihn anredet, und daß man ihn mit großer Ceremonie, — denn jedes Anſuchen, das ohne die ihm beliebigen Formen erſchiene, würde ſtolz abgewieſen, — um die Erlaubniß gebeten hat, ſeine Meiſterſtücke zu bewundern, ſo beginnt er unwandelbar, und ohne ſich um das zu bekümmern, was der Führer davon denken und ſagen könnte, der Alles weiß, damit, den Reiſenden den kleinen architektoniſchen Roman zum Beſten zu geben, mit dem er Sie eben erſt regalirt hat. Dann läuft er eiligſt nach Hauſe, um zu ſehen, ob der Diener auf ſeinem Poſten iſt. Dieſer iſt vertragsmäßig verbunden, ſich mit einer Livrée zu verſehen, und zu einer beſtimmten Stunde, je nach der Jahreszeit, das Haus zu hüten. Er vollzieht loyal den erſten Artikel, und miethet monatweiſe eine mehr oder weniger fadenſcheinige Livrée bei einem von den Tröblern des Zeughausthores. Ein Anderes iſt es mit der Pünktlichkeit. Es geſchieht oft, daß er, durch das Warten auf die Beſucher gelangweilt, die meiſtens nicht kommen, auf die Straße geht, um mit einem Freunde über Politik zu plaudern, oder auf dem benachbarten Platze die Gitanas tanzen zu ſehen. In dieſem Falle ſucht ihn Don Raphael eilig auf, und findet ihn gewöhnlich ſchnell. Dank der Kenntniß, die er von ſeinen Gewohnheiten hat, und bringt ihn noch ſchneller in die Wohnung zurück. Der Fremde und ſein Führer kommen, werden von dem als Lakei verkleideten Schlingel auf eine vornehme Manier empfangen, beſehen die Gemälde, verbeugen ſich fortgehend vor dem Einen der Verbündeten, und geben dem Andern das Geldſtück. Nach geſchloſſener Thüre theilt man die Einnahme; der Diener vertrinkt oder verſpielt ſeinen Antheil in irgend einer Loge, und der Herr ſteckt den ſeinigen mit geziertem Anſtande in ſeine Taſche, um damit eine Zeit hindurch ſeine armſelige Exiſtenz zu friſten.“

„Ich an ſeiner Stelle würde die Steine meines Schloſſes verkaufen, meine goldene Kette, meine Gemälde, mein Haus; den Erlös aus allem dem würde ich auf gute Leibrenten anlegen, und bis zum Ende meiner Tage ruhig leben, gut wohnend, gut gekleidet, und vorzüglich gut genährt, und ich hätte einen wirklichen Diener, der keine gemiethete Livrée trüge, und Niemanden etwas wieſe, ſondern den ich von meinen Einkünften kleiden würde, und der mir zu Befehl ſtände.“

„Ja, Sie, als Franzoſe, würden dieß thun. Aber ein Spanier! ein Abkömmling von Pelasgus! ein Mann, der in ſeiner Familie Grande der erſten Claſſe gehabt hat! Wenn am Tage des jüngſten Gerichtes ſeine Ahnen ihn fragen würden: „Cain! was haſt du mit unſerer Erbſchaft gethan? Was haſt Du mit dem Hauſe gethan? Was haſt Du mit der Gemäldegallerie gethan? Was haſt Du mit dem Schloſſe gethan? —“ Sollte er ihnen antworten: „Ich habe ſie verkauft?“ Barmherziger Gott! Schon ſeine goldene Kette würde er für keinen Preis der Welt verkaufen, er würde ſie nicht verpfänden, um Brod zu kaufen. Wenn man ſie eines Tages nicht mehr an ſeinem Halſe ſähe, guter Gott! was würde Sevilla ſagen? „Don Raphael Cienfuegos y Caſarrubias hat ſeine goldene Kette nicht mehr! Dieſer berühmte Cavalier iſt alſo in bedrängter Lage? Er iſt vielleicht ruinirt!“ Nein, nein keine Blöße. Der Adel legt Verpflichtungen auf. Lieber ſterben, als dem Adel etwas vergeben. Dieß iſt der Grund, warum dieſer arme Edelmann, dieſer ſpaniſche Ravenswood, der zugleich ſich ſelbſt ſein eigener Caleb iſt, ſich alle Mühe giebt, ſeine Noth zu verbergen, alle Entbehrungen ſich auflegt, und ſie heldenmüthig erduldet, zufrieden, wenn es ihm gelingt, wär's auch um den Preis ſeines Lebens, den Schein zu retten.“

„Aber ſelbſt der Schein iſt für ihn verloren. Alle dieſe Geheimniſſe dünken mir ſehr durchſichtig. Es iſt nicht ſchwer, die Wahrheit durchſchimmern zu ſehen. Und Ihre Worte beweiſen mir genügend, daß es dem unglücklichen Manne mit allen ſeinen Kunſtgriffen nicht gelingt, Jemand zu täuſchen.“

Die Mittheilungen des Mönches trieben mir zu gleicher Zeit die Thränen in die Augen und das Lächeln auf die Lippen.

„Welches Elend!“ rief ich aus, „und die ſeltſame Thorheit!“

„Er iſt allerdings ein Narr,“ verſetzte Frater Auguſtin, „aber leider nicht der Einzige ſeiner Art. Jedermann hier beſitzt die nämliche Verrücktheit, mehr oder weniger. Es giebt noch Leute, die an jedem Morgen auf den Quai gehen, um zu ſchauen, ob nicht während der Nacht die Gallionen aus Merico angekommen ſind. Sie ſahen ſo eben dieſen ſo ſtolzen und ſo dürftigen Cavalier, der mit ſo großer Sorgfalt ſein Elend in ſeine Eitelkeit hüllet. Sie erzählten mir Ihre Unterredung mit jenem Manne, der Sie mit der nämlichen Miene um ein Almoſen erſuchte, mit welcher er Ihnen eine Wohlthat gewährt hätte. Werfen Sie jetzt die Blicke auf jenes junge Mädchen, das auf der andern Seite der Straße geht, zierlich geputzt in ihrer nationalen Mantille, ihre bleifarbige Baskine*) anmuthig ſchaukelnd, mit Atlaßſchuhen an den Füßen. Seyen Sie überzeugt, daß ſie feil iſt. Sobald ihre verwelkte Schönheit die

---

*) Ein ſehr weiter ſpaniſcher Rock, mit einem Reife verſehen. D. Ü.

Macht wird verloren haben, die Anbeter anzulocken, wird ſie aus Entkräftung in irgend einen Winkel ſinken, ohne ſich zu beklagen. Inzwiſchen wird ſie die Zeit damit zubringen, auf den Spaziergängen herum zu ſtreichen, oder in ihrem Zimmer ihre langen Haare zu kämmen. Anderes thut ſie nicht. Sie würde ſich nicht einmal die Mühe geben, ihre ſeidenen Strümpfe zu flicken, wäre die Koketterie nicht. Und ich ſelbſt, der ich mit Ihnen ſpreche, würde ich nicht beſſer thun, anſtatt den Verluſt meines Kloſters zu bedauern, das man mir wahrſcheinlich niemals zurückgeben wird, oder in den Büchern einige Wiſſenſchaftsbruchſtücke zu ſuchen, die mir kein Stück Brod eintragen werden, einen Spaten zu nehmen, und ein Stück dieſes brach liegenden Bodens anzubauen, der gerne hervorbringen würde, und deſſen durch unſere Schuld unfruchtbar gewordene Fruchtbarkeit, in dem beredten Schweigen ſeiner Oeden die ſchmachvolle Unthätigkeit unſerer Arme uns zum bitteren Vorwurfe macht?"

„Aber nein, ach! Mönch, Cavalier, Bettler und Griſette, wir ſind Alle die Nämlichen. Wenn Sie uns ſagen, wir ſollten arbeiten, ſo werden wir Ihnen antworten, daß wir alte Chriſten, freie Männer, Söhne von etwas ſind, und daß die Arbeit für die Engländer gut iſt. Prunk und Elend, Hochmuth und Faulheit ... ſo iſt ganz Spanien. Es iſt ein doppelt der Krone beraubtes Volk von Königen und Prieſtern. Zu Gott beten und den Menſchen befehlen: darüber hinaus wußte es nichts, und wollte nichts lernen. Jetzt, da ihm Alles zu gleicher Zeit fehlt, ſowohl die Herrſchaft als der Glaube, und der Boden ſeinen ſchwach gewordenen Händen entſchlüpft, und der Himmel über ſeinem Haupte ſich erſchüttert, auf den Trümmern ſeiner zuſammengeſtürzten Größe ſtehend, die Denkkraft voll von Erinnerungen, das Auge auf das Fantom einer auf immer entſchwundenen Vergangenheit geheftet, ohne Intelligenz der Gegenwart, unbekümmert um die Zukunft, ſtrengt es ſich vergebens an, ſeine Wunden zu verbergen, anſtatt für ihre Heilung zu ſorgen, und ſtrebt nur nach der Majeſtät der Ruinen.“

„Wie der Kaiſer Barbaroſſa in der Tiefe ſeiner Höhle hat es drei Jahrhunderte lang in ſeiner Unwiſſenheit geſchlafen, und da es erwachend die Raben fortgeflogen und ſein Glück neben ſich verſteinert ſieht, läßt es ſich ruhig von den Würmern die Füße freſſen, in ſeiner Entmuthigung damit zufrieden, durch keine Kundgebung ſein geheimes Leiden zu verrathen, und bis an's Ende die Würde ſeiner Haltung zu bewahren. Spanien! Spanien! edles und unglückliches Vaterland!“

Der Mönch hatte wie ein betrübter Mann den Kopf geſenkt. Das Vaterland iſt eine zweite Familie, größer und heiliger, als jene. Schmach demjenigen, der mit trockenem Auge die Söhne über die Mißgeſchicke ſeiner Mutter weinen ſieht! Voll Achtung! voll Sympathie für dieſen edlen Schmerz, wollte ich ihn durch kein Wort verkümmern, und einige Minuten lang gingen wir ſchweigend fort. Aber bald hob mein Gefährte mit einer raſchen Bewegung den Kopf wieder empor, wie um einen ungelegenen Gedanken zu verſcheuchen; er zwang ſich, zu lächeln, und ſagte zu mir: „Wir können uns jetzt ohne Unbeſcheidenheit zu Don Raphael begeben. Er hat Zeit genug gehabt, ſeinen Diener aufzufinden. **Festinemus viam.**“

Wir machten wirklich ſchnellere Schritte. Wir waren jedoch nicht mehr zu plaudern geneigt. Wir kamen an Ort und Stelle an, ohne mehr ein Wort gewechſelt zu haben. Die Aufſchlüſſe meines Führers erwieſen ſich völlig richtig. Mir gegenüber ſtand ein großes und ſchönes Haus, im Renaiſſanceſtyle erbaut, beinahe ein Palaſt, aber ein dem Einſturz drohender Palaſt. Das in dem Steine des Giebeldaches ausgehauene Wappen, war durch die Zeit verwittert. Große verroſtete Nägel ſchlotterten in den ſchlecht gefügten Diehlen des Thores, und dieſes Thor ſelbſt glich jenen alten Weibern, deren Haut nur mehr ein Pergament iſt. Durch die Einwirkung der Feuchtigkeit des nördlichen Klima, wäre es ſeit langer Zeit in Fäulniß gerathen: Aber in dieſem von der Sonne begünſtigtem Lande, ſchrumpfen die Gegenſtände ein, anſtatt ſich zu zerſetzen. Das Alter des Holzes erkannte man an einer ſchwammigen Trockenheit, die eine Art von ſtockförmigem Zunder aus ihm machten. Ein Schwefelhölzchen hätte es angezündet.

Frater Auguſtin hob ſachte den Klopfer auf, und ließ ihn auf gleiche Weiſe mit der Vorſicht wieder fallen, die man einem Kranken ſchuldet. Alſogleich ging das Thor auf, und wir ſahen den famoſen Lakeien erſcheinen. Meiner Treue, er hatte Haltung, und würde das Kleid dem Ausſehen entſprochen haben, ſo hätte er einem großen Hauſe Ehre gemacht. Zum Unglücke verrieth die Livrée ihren Urſprung, und man brauchte nicht in

Kenntniß geſetzt zu werden, um an ihr den Trödelmarkt zu erkennen. Der Schlingel fragte uns mit der ernſteſten Miene von der Welt, was wir wünſchten, wie wenn er von unſerer Ankunft nicht zum voraus unterrichtet worden wäre. Wir unſererſeits beobachteten nicht minder gut den Anſtand, und Frater Auguſtin ſagte ihm Punkt für Punkt, was er ſo gut wußte, wie wir. Eine Comödie, die im Leben oft geſpielt wird! Hierauf führte er uns in die bereits erwähnte Hausflur von Marmor und Stuck, und von da in die Gallerie.

Ich wußte über den Werth und das Verdienſt der Gemälde, welche ſie enthält, kein Urtheil zu fällen, da ich nur im Vorübergehen und ſehr flüchtig einen Blick auf ſie warf. Ein einziges intereſſirte mich, und dieſem weihte ich ausſchließlich meine Aufmerkſamkeit. Es war ein Titian. Man kann ſich in dieſem meiſterhaften Pinſelſtriche nicht irren. Der große Venetianer hatte mit ſeiner Kenntniß vom Porträte, auf dieſe Leinwand alle Schätze ſeiner Palette hingezaubert, und ihr Leben verliehen.

Es war wohl auch die nämliche Perſon, nur um zehn Jahre älter, und in den Nebengegenſtänden verſchieden.

Den Moden von Ferdinand dem Katholiſchen und Leo X. folgten jene von Franz I. und Karl V. Eine kleine Faltenmütze von granatrothem Sammet, platt und rund, barettförmig, ohne eine andere Zierde, als einen großen Diamanten, ruht auf der linken Seite des Kopfes, ohne ihn zu bedecken, und ſcheint daſelbſt im

Gleichgewichte zu ſchweben. Das Wamms, das Beinkleid und die Schuhe, vom nämlichen Sammet, wie die Faltenmütze, ſind herkömmlich aufgeſchlitzt; die Aermelausſchnitte ſind von braunem Atlaße, die ſeidenen Strümpfe ebenfalls braun. Ein breiter Gürtel von dazu paſſendem Sammet, umſchließt die Taille vermittelſt einer großen goldenen in der Manier des Benvenuto Cellini ausgeſchnitzelten und ciſelirten Schnalle, und hält ein Schwert, deſſen ungeheures Stichblatt, mit Umriſſen von zierlichen Arabesken, ein Netz von goldgelben Lianen ſcheint, eben ſowohl ein Kunſtwerk als eine Kampfeswaffe. Ein ſehr dunkel gehaltener Hintergrund, faſt eben ſo düſter, wie das Coſtüm, prägt den Kopf kräftig aus, wo alles Licht zuſammenſtrömt. Selbſt dieſer Kopf hat an den Aenderungen Theil genommen. Die immer noch übermenſchliche und vielleicht noch wunderbarere Schönheit zeigt einen andern Charakter. Die Blüthe des Frühlings hat fallend die goldgelbe Frucht des Sommers reiſen laſſen. Die noch immer lockigen Haare ſind kurz, und laſſen das Ohr ſehen, ein weibliches Ohr. Ein ſchwarzer, dichter Bart, ſo fein wie Seide, iſt an die Stelle des Flaumes getreten, der kaum die Lippe des jungen Jägers umſchattete. Er erhöht die Majeſtät der Phyſiognomie, ohne ihr etwas von ihrer Anmuth zu entziehen. Das Antlitz und die Stirne haben ihre ganze Reinheit bewahrt, aber eine matte Bläſſe folgte der roſigen Weiße des Jünglingsalters. Ein bläulicher Halbſchatten, durch die groſſen Wimpern geworfen, welche das Augenlied ſäumen, oder durch die Anſtrengung erzeugt, man weiß es nicht, verſchleiert leicht den untern Theil der Augen; die Augen ſelbſt!... hier zeigt ſich das Genie des Künſtlers in ſeinem vollen Glanze.

In Folge eines von jenen überaus glücklichen Zufällen der Begeiſterung, welche das Glück der großen Talente ſchaffen, traf er einen ſonderbaren Contraſt, der den Gedanken bezaubert, einen beredten Contraſt, der ein ganzes Leben erzählt; mit einem täuſchenden Takte erhaſchte er dieſes flüchtige und offenbarende Zeichen; er ſah die Wahrheit in einem Blitze, und hielt ſie im Fluge feſt; ſelbſt wider Wiſſen des Modelles, ertappte er ſeine Seele auf friſcher That, und bannte ſie mit einem Pinſelſtriche auf die Leinwand.

Die Stellung iſt prächtig in Uebermuth und Kühnheit. Der ſtolz auf die linke Hüfte gelagerte Leib, die rechte Hand, welche weich den Schenkel entlang raget, die andere bogenförmig auf das Stichblatt des Schwertes geſtützt, der Kopf verwegen zurückgeworfen, der Knebelbart aufwärts geſtrichen, und das ſpöttiſche Lächeln, welches die Ecke der Lippen faltet, Alles zeigt den gefaßten Entſchluß des Trotzbietens. Es ſcheint, daß dieſer Mann ſich gelobt, und in Gegenwart Anderer ſich gebrüſtet hat, nie vor irgend etwas zurückzuweichen, und man möchte gerne ſchwören, daß er Wort hielt. Selbſt das Schickſal konnte ſeine ſtolze Stirne nicht beugen, und zur Zeit, da es Götter gab, wäre er, unbekümmert um den Blitz, mit den Rieſen zur Erſtürmung des Himmels gezogen. Aber, ach! ein einziger, ſeiner Wachſamkeit entſchlüpfter Blick, ſtraft die feierliche Prahlerei ſeiner Haltung Lügen. Der

Schauſpieler vergaß einen Augenblick ſeine Rolle, und dieſer Augenblick genügte, den Mann zu verrathen. Möge er, wenn er will, ſeine Maske wieder vornehmen; es iſt zu ſpät. Er wird ſeinen finſtern Ueberdruß, den Kummer über ſeine Enttäuſchungen, ſeine unermeßliche Traurigkeit, und ſeine unheilbare Verzweiflung nicht mehr verhehlen können. Der durchſchauende Geiſt wird ſich von dem lügneriſchen Scheine nicht mehr täuſchen laſſen. Man beſitzt fortan den Schlüſſel zu ſeinem Weſen, und dringt in dasſelbe ein, ihm zum Trotze. Man ſieht und hört Alles, was darin vorgeht. Bei genauer Einſchau erblickt man ein Herz, welches blutet, und in ſeinem Blute gerinnt; lauſchend hört man das Geräuſch der Thränen, die in ſeinem Innern herabrieſeln, geheimnißvolle und unheilverkündende Thränen, wie das Waſſer in den Schachten. Vergebens würde er verſuchen, ſein verborgenes Leiden zu verhehlen; ſeinem Stolze bleibt kein anderes Mittel mehr übrig, als das beharrliche Abläugnen des Augenſcheinlichen. Ein gefallener Engel, der ſeinen Sturz nicht geſtehen will!

Der vollſtändige Don Juan war da.

Ich konnte meine Blicke von dem ſchrecklichen Gemälde nicht abwenden. Sein Anblick hatte, mit den kaum entſchlummerten Eindrücken der jüngſten Tage, unſelige Erinnerungen in mir erweckt, die ich auf immer unter der Aſche der Vergangenheit erloſchen wähnte. Ganz erwacht träumte ich. Mein Geiſt ſchwebte auf Gerathewohl in dem tiefen Abgrunde meiner Melancholie. Dieſes Meiſterſtück, in dieſem verfallenen Saale vergraben, dieſe verwüſtete Seele in dieſem herrlichen

Leibe, der furchtbare Verfall dieſes Volkes, das in ſeiner Geſchichte herumwandelte, wie ein Schatten unter großen Ruinen, alle dieſe Bilder tauchten vor mir empor, abwechſelnd deutlich und verworren, und fragten mich über jenes unauflösliche Räthſel, das, eine immer ungeſättigte Sphinx, die Individuen und die Nationen in gleichem Grade verſchlingt.

„Wohlan?“ ſagte der Mönch hohnlächelnd.

Ich ſchaute zu ihm empor. Offenbar hatte er in meiner Phyſiognomie das Geheimniß meines Gedankens geleſen, denn aus ſeinem ſpöttiſchen Lächeln ſah ich den ganzen Stolz des Triumphes hervorbrechen. Meine gereizte Eigenliebe ſträubte ſich. Obgleich die Niederlage unvermeidlich war, wollte ich nicht ohne Kampf mich ergeben, und beſchloß, um eine ehrenvolle Capitulation zu erwirken, das Terraine, welches ich nicht mehr behaupten konnte, Schritt für Schritt ſtreitig zu machen. „Wohlan!“ verſetzte ich mit einer ziemlich gleichgültigen Miene, „ich läugne nicht, daß dieſes Porträt jenes des Don Juan ſeyn kann, wenn Don Juan wirklich exiſtirt hat, wie Sie ſagen.“

Allein ich hatte einen ſchweren Stand. Mein Gegner, welcher ſo gut wie ich die Schwäche meiner Stellung ſah, ließ ſich durch dieſes falſche Manöver nicht irre führen. Zum Glücke war er, ſeiner Aeußerung nach, des Grolles unfähig, und benahm ſich wie ein guter Gefährte. „Nun, nun,“ ſagte er zu mir, „geben Sie einen unnützen Widerſtand auf. Sie haben bis zum Ende tapfer gekämpft. Es iſt genug. Es iſt keine Schande, dem Augenſcheinlichen nachzugeben. Ergeben Sie ſich, Seigneur, ich werde Ihnen Ihren Degen laſſen."

„Meinetwegen," entgegnete ich lachend; „ich will gegen einen ſo artigen Feind nicht ſtarrköpfig ſeyn, ich ſchwöre meine Ungläubigkeit ab, und gebe Ihnen gewonnenes Spiel."

„Es iſt Don Juan?"

„In Perſon."

„Vivat! Und weil der verlorne Sohn heimkehrt, wird man ein fettes Kalb für ihn ſchlachten. Es gebührt ſich, den Mann, welcher aus freiem Willen ſeinen Irrthum einſieht, die Wahrheit mit Blick und Finger berühren zu laſſen. Ich werde Ihnen alle Aufſchlüſſe, alle Beweiſe, die Sie wollen, geben."

„Da Sie ſo viel guten Willen bethätigen, mich aufzuklären, werde ich Sie um die Erlaubniß erſuchen, eine einzige Frage an Sie zu ſtellen."

„Tauſend, wenn Sie wollen, ich werde Ihnen auf alle antworten."

„Sagen Sie mir alſo gefälligſt, welcher eigentlich ..."

„Um Vergebung. Nach einmal begonnenem Geſpräche würde ich, da der Stoff ſo anziehend iſt, Gott weiß wo innehalten. Wenn Sie es für gut finden, ſo werden wir in meiner Wohnung davon ſprechen."

„Gerne."

„Auf dieſe Art werden wir weder gehindert ſeyn, noch hindern. Hier würde ich beſorgen, dieſen ehrlichen Wächter warten zu laſſen, der uns wie ein Hund anſchaut, welcher auf ein Bein lauert. Wollen Sie, daß wir vollends durch die Gallerie gehen?"

„Ich danke; ich will nichts mehr ſehen. Ich habe Feinſchmeckergewohnheiten: ich bleibe gerne bei dem beſten Gerichte. Gehen wir fort."

Wir entfernten uns.

Don Raphael befand ſich an der Thüre der Gallerie, zufällig, dem Anſcheine nach zu glauben, aber ich bildete mir ein, daß es eigentlich geſchehe, um die Erhebung der Abgaben zu überwachen. Gott verzeihe mir dieſes verwegene Urtheil in Erwägung meiner mildthätigen Abſicht! Nachdem ich dem armen Hidalgo über die Schönheit ſeiner Gemälde, und namentlich über ſeinen Titian, mein Compliment gemacht, für die herrlichen Genüſſe, die er mir verſchaffte, gedankt hatte, drückte ich, um dem Tribute meiner Dankbarkeit ein Zeugniß meines Mitleidens beizufügen, ſeinem Diener zwei Fünffrancsthaler auf eine ſehr augenfällige Weiſe in die Hand, damit er, da er mit eigenen Augen den Geſammtbetrag der Spende ſah, richtige Rechnung darüber ſich ablegen laſſen, und den ihm von mir beſtimmten Antheil wegnehmen konnte. Dann ging ich mit meinem Führer fort. Aber kaum waren wir drauſſen, als ſich im Innern ein heftiger Streit erhob. Wir kehrten ſchnell um, und ich lauſchte an der Thüre, ich geſteh's zu meiner Beſchämung, neugierig, den Gegenſtand dieſes Zwiſtes zu erfahren, um die Worte beſſer zu vernehmen.

„Ich ſage Dir . . . ja."

„Ich ſage Ihnen . . . nein."

„Ich habe Sie geſehen."

„Sie haben doppelt geſehen."

„So laß dich ausſuchen."

„Berühren Sie dieſe Livrée nicht, ſie gehört nicht Ihnen. Wenn ſie zerreißt, kann ich ſie nicht bezahlen, und Sie eben ſo wenig. Berühren Sie ſie nicht!"

„Ah! Du beſtiehlſt mich, Canaille!"

Dieſen Worten folgte der Tumult des Herumbalgens. Ein heftiger Stoß erſchütterte das alte Thor, das nicht mehr aushalten konnte, und nichts mehr aushielt. Es fiel in Stücke. Ich hatte nur ſo viel Zeit, ſeitwärts zu ſpringen, um ſeinem Einſturze auszuweichen, und meinen Kopf zu retten. Im nämlichen Augenblicke ſtürzte der Diener verſtört auf die Straße, und entfloh eiligſt. Don Raphael lief ihm auf den Ferſen nach. Aber bei unſerm Anblicke blieb er plötzlich ſtehen. Sein vom Zorne entſtelltes Geſicht bekam wie durch Zauber ſein ganzes Phlegma wieder. Bevor ich ein Wort hervorgebracht hätte, ſagte der würdige Cavalier lächelnd zu mir. „Geben Sie nicht Acht, Seigneur; dieſer Schurke war unverſchämt, und ich habe ihn gezüchtiget, um ihn an den Reſpekt zu erinnern, den ein Schlingel ſeines Schlages einem Manne meiner Art ſchuldet. Weiter nichts."

„Und das Thor?" fragte ich mit einem beſorgten Blicke auf die wurmſtichigen Trümmer, mit denen der Boden beſtreut war.

„O! das thut nichts," verſetzte er mit einer hoffärtigen Gleichgültigkeit. „Ich werde Arbeiter holen laſſen, die es bald wieder herſtellen."

Aber ich kannte ſeine Verhältniſſe, und das Richtige dieſer Prahlerei; ich wußte, daß der arme Mann weder einen Boten hatte, um die Arbeiter holen zu laſſen, noch Geld, ſie zu bezahlen. Ich theilte herzlich ſeinen geheimen Kummer. Es war mehr als Mitleid, es war Sympathie, faſt Achtung, was mir dieſe edle Dürftigkeit einflößte, mit einer ſtoiſchen Ruhe ertragen, und nur beſorgt, fremden Blicken ſich zu entziehen. Ich hätte gerne ein ſchickliches Mittel gefunden, der Verlegenheit des unglücklichen Edelmannes zu Hilfe zu kommen, ohne ſeinen Stolz zu verletzen. Allein ich ſuchte vergebens eine der Lage anpaſſende Aeußerung, und wußte nicht, wie ich es anſtellen ſollte, um meine Dienſte anzubieten.

„Obgleich ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu ſeyn, Don Cienfuegos, wenn ich Ihnen in dieſer Lage irgendwie nützlich ſeyn könnte …"

Ich hielt inne, indem ich mehr nicht zu ſagen wagte.

„Tauſend Dank, Seigneur," entgegnete alſogleich Don Raphael, „ich bedarf nichts und keines Menſchen. Erwähnen wir dieſer Kleinigkeit nicht, ich bitte Sie, und entziehen Sie ſich nicht länger Ihren Beſchäftigungen. Ich küße Ihnen die Hände."

Frater Auguſtin zupfte mich am Schoße meines Ueberrockes, und gab mir zu verſtehen, daß ich nicht weiter in ihn dringen ſolle. Ich verbeugte mich, und ging von dannen.

„Aber das Thor?" ſagte ich zu meinem Gefährten, indem ich ihm folgte, „was wird ohne Thor aus dem Unglücklichen werden? Man wird ihm ſeine Gemälde und ſeinen Strohſack ſtehlen."

„Weder den Strohſack," antwortete lachend der Mönch, „noch die Gemälde, man wird ihm nichts ſtehlen: ſeyen Sie unbeſorgt. Er wird ſich gut aus dem Handel zu ziehen wiſſen. Don Raphael iſt ſinnreich und beharrlich. Tenacem propositi virum. Er wird bis zur Nacht gute Wache halten. Nach Anbruch der Nacht wird er die Gallerie zu verrammeln beginnen, dann auf dem Speicher alte Bretter holen . . ."

„Wenn er aber, wie ich fürchte, weder alte noch neue Bretter findet?"

„Dann wird er irgend eine Verbindungsthüre ausheben, ſie aus den Fugen nehmen, und ſich ihrer bedienen, um ſein Eingangsthor auszubeſſern, und, wer weiß? neu herzuſtellen. Dieſer Mann iſt alles fähig."

„Doch um eine ſolche Arbeit zu Stande zu bringen, muß man wenigſtens Werkzeuge haben."

„Um Nägel auszureißen und einzuſchlagen, wird er nöthigenfalls ſeine Hände als Zangen, und ſeinen Kopf als Hammer gebrauchen."

„Und Licht? Selbſt der Mond verſchwört ſich gegen ihn, und wird heute Abend nicht ſcheinen."

„In Ermanglung des Lichtes wird er ſeinen Strohſack verbrennen."

„Lebe wohl alſo, o verkanntes Genie! Lebe wohl, unbeugſamer Held des Elendes!"

Nach einigen Minuten des Fortgehens, da ich ein ungewöhnliches Schweigen beobachtete, ſagte mein Gefährte zu mir: „Sie ſcheinen in irgend einen widrigen Gedanken verſunken. Denken Sie noch an das, was ſo eben geſchah?"

„Ja; ich machte eine nicht ſehr fröhliche Betrachtung.“

„Ich errathe. Sie machen ſich das Unglück Don Raphaels zum Vorwurfe. Eingedenk deſſen, was ich Ihnen von dem zwiſchen den beiden Verbündeten abgeſchloſſenen Handel ſagte, ſchenkten Sie dem Einen zehn Francs, damit der Andere fünf davon bekommen ſollte. Und dieß war in der That eine gute Handlung. Der würdige Hidalgo hätte mit dieſem Geldſtücke von hundert Sous einen Monat lang gelebt. Doch indem Sie der Noth des Gebieters beiſpringen wollten, erregten Sie die Habſucht des Dieners. Dieſer, einmal im Beſitze des Schatzes, wollte ihn nicht mehr theilen. **Inde irae**: dieß iſt die Veranlaſſung des Zwiſtes, ſo zwar, daß Don Raphael, anſtatt bei dieſem Verfahren einen Duro zu gewinnen, ein Thor verloren hat.“

„Sie haben Recht. Auf dieſe Art täuſchen die Ereigniſſe unſere Vorherſehungen! Auf dieſe Art thut man oft Böſes, indem man Gutes thun will!“

„Dagegen geſchieht es ſelten, daß man Gutes thut, indem man Böſes thun will.“

„Eine ſonderbare Ausgleichung!“

„Ein Umſtand darf Sie tröſten: daß Ihre Abſicht gut war.“

„Ja, ja, und da man mit guten Handlungen die Hölle pflaſtert, ſo wird die meinige wenigſtens zu etwas genützt haben.“

Der Scherz roch ein wenig nach dem Reisbunde; der Mönch gab keine Antwort darauf. Es iſt noch nicht lange her, daß die Inquiſition geſtorben iſt, und die Leiche der Ungeheuer jagt noch Schrecken ein.

Als wir bei dem Hôtel angekommen waren, in welchem wir Beide wohnten, ſagte Frater Auguſtin zu mir: „Sie erinnern ſich, daß Sie mir einen Beſuch verſprachen?“

„Ich hätte mich gehütet, es zu vergeßen, und ich wünſche ſehr, mein Wort zu halten.“

„Ich muß Ihnen jedoch bemerken, daß ich im vierten Stockwerke wohne. Werden Sie ſich entſchließen, ſo hoch zu ſteigen?“

„Wenn Sie mich in Paris beſuchen, werden Sie ſich wohl entſchließen müſſen, bis in das fünfte Stockwerk zu ſteigen, und noch dazu über eine gewichſte Treppe!“

„Das iſt ſchöner.“

„Und vorzüglich angenehmer. Dank dieſer glücklichen Erfindung des modernen Luxus, riskirt man, bei jeder Stufe ſich den Hals zu brechen, wodurch eine fortwährende Reihe heftiger Gemüthsaufregungen entſteht, welche die Eintönigkeit des Hinaufſteigens tüchtig würzen.“

Da man in dieſem barbariſchen Spanien noch bei den urſprünglichen Treppen iſt, gelangten wir, ohne es zu bemerken, und mit allen unſern Gliedern, in das Zimmer des Fraters Auguſtin. Dieß war, die Wahrheit zu ſagen, eine armſelige Wohnung. Vier weißgetünchte Wände; ein Dachfenſter, auf deſſen Geſimſe ein ausgebrochener Waſſerkrug melancholiſch ein Spiegelbruchſtück betrachtete; ein Strohſeſſel, zwei alte Reiſekoffer von ungleicher Größe; eine Schlafbank von angeſtrichenem Holze, von einem Crucifixe von Ebenholz überragt, welches eine geweihte Palme krönte; dieß waren im Großen und Kleinen die Haupt- und Nebengegenſtände in der Wohnung.

Frater Auguſtin bot mir mit vielen Ceremonien ſeinen Stuhl, ſetzte ſich mir gegenüber auf ſeinen größeren Reiſekoffer, und rieb ſich die Hände wie ein Mann, den innerlich eine angenehme Idee ergötzt.

„Nun kommen wir zu unſerer wichtigen Angelegenheit,“ ſagte er. „Ich habe mich zuſammengenommen, alle Ihre Fragen zu beantworten, alle Ihre Einwürfe ſiegreich zu widerlegen, alle Ihre Zweifel zu heben, mit den Urkunden in der Hand alle meine Behauptungen zu beweiſen; denn dem Manne, welchem man auf's Wort glaubt, ſchenkt man nur halben Glauben. Wohlan, ich bin bereit, meine Verpflichtungen zu erfüllen. Dieß iſt der Moment und der Ort: hic et nunc. Fragen Sie: ich werde antworten.“

„Sehr wohl. So ſagen Sie mir, ich bitte Sie, welcher iſt Don Juan?“

„Wieder!“ rief der Mönch aus, plötzlich ſeine Miene ändernd.

„Werden Sie nicht böſe; ich wollte weder Sie, noch Ihren Helden beleidigen. Ich erkläre mich. Iſt dieſe Perſon, deren Exiſtenz ich auf keine Weiſe mehr beſtreiten will, nicht vielfach? Iſt dieſer ſo berühmte Vorname, den man ſogar zum Symbole der Leidenſchaft machte, nicht von mehrern Männern verherrlichet worden, die ſich im Aeußerlichen, in Sitten und Charakter glichen? Ich wäre verſucht, es nach der Tradition zu glauben, die ihn uns im Geleite von mehrern verſchiedenen Familiennamen, wenigſtens von zweien, die Jedermann kennt, überliefert hat."

„Don Juan Tenorio und Don Juan von Marana, nicht wahr?"

„So iſt's."

„Ah! ah! es giebt deren wohl Andere, die nicht Jedermann kennt, und die ich kenne. Ich will Ihnen einige derſelben zitiren: die Chronik von Sevilla nennt Juan Tenorio; die Chronik von Granada, Juan von Allurren; die Volksſage der beiden Städte, Juan von Marana; der Capitain Bernal Diaz, in ſeiner wahren Geſchichte der Eroberung von Neu-Spanien, Juan Salazar; der Kaplan von Ferdinand Cortez, in ſeiner Chronik von Neu-Spanien, und, nach ihm, Don Antonio von Solis, Oberhiſtoriograph der beiden Indien unter dem Könige Philipp IV., in ſeiner Geſchichte der Eroberung von Mexiko, Juan von Salamanca. Dieſe Namen findet man wieder, bald den Einen, bald den Andern, in den von Barros und Caſtaneda hinterlaſſenen portugieſiſchen Chroniken über die an der Küſte von Coromandel unternommenen Expeditionen und Kriege; in dem Opus Epistolarium des Pietro Martire von Anghiera, in Petrus Martyr latiniſirt; in ..."

„Halten Sie ein!" rief ich aus, „dieß iſt zehnmal mehr, als ich brauche, um allem Streite zu entſagen. Fahren wir weiter."

„Wohlan! alle dieſe Namen bezeichnen den nämlichen Mann; alle gehören ihm, ausgenommen jenen von Salamanca, ein durch ſcandalöſe Heldenthaten an der Univerſität erhaltener Spitzname. Tenorio und Salazar ſind zwei Familiennamen, der Eine von väterlicher, der Andere von mütterlicher Seite; denn Sie werden wiſſen, daß ehemals in allen Provinzen Spaniens, mit Ausnahme der Mancha, die Frauensperſonen, wenn ſie heiratheten, ihren Familiennamen beibehielten, und ihn meiſtens auf ihre Kinder übertrugen, allein, wenn es Mädchen, zu jenem des Vaters gefügt, wenn es Knaben waren.“

„Albarren iſt der Name eines herrſchaftlichen Gutes, Marana jener einer Grafſchaft. Don Juan Tenorio y Salazar, zweiter Graf von Marana, erſter Seigneur von Albarren, iſt der wahre, ächte und vollſtändige Name unſerer Perſon. Ich ſetze hier nur ein Ganzes wieder genau zuſammen, das durch die Menge der Ereigniſſe und durch die Unwiſſenheit der Menſchen zerlegt wurde. Sie ſprachen vor Kurzem von Herkules in Bezug auf Don Juan mit mir; doch anſtatt der Analogie, die Sie zwiſchen den beiden Helden zu finden behaupten, iſt's, wie ſoll ich ſagen: Antitheſe, da ich nichts Beſſeres weiß. Das griechiſche Alterthum hat auf einem einzigen Haupte mehrere kriegeriſche Berühmtheiten vereiniget, und aus allen dieſen Vertilgern von Ungeheuern einen Herkules geſchaffen, während die Modernen Don Juan verſplittert, ſeinen Namen zerſtreuet, und ſein Leben der Plünderung preisgegeben haben. Eine ſo hohe und umfaſſende Perſönlichkeit, ſo groß in jeder Beziehung, ſchien dem Pöbel unnatürlich, und folglich unmöglich. Man wollte, man konnte nicht glauben, daß ein Mann, ein einziger Mann, ſo vielen Leidenſchaften, Unternehmungen, Gefahren, Intriguen, Reiſen, Kämpfen, einer ſolchen Maſſe von Abenteuern, einem ſolchen Glückswechſel, dieſem ganzen Tumulte von Empfindungen, ſo berauſchenden Freuden, ſo heftigen Schmerzen, dieſen Liebſchaften ohne Gleichen, dieſem erbitterten Kampfe der Reue und Hoffnung, dieſem beſtändigen Streben nach dem Unmöglichen, dieſer wüthenden Jagd auf eine von Thränen und Blut durchſickerte Chimäre, dieſem unbarmherzigen und ununterbrochenen Opfer Anderer und ſeiner ſelbſt hätte genügen können.“

„Gott'sblitz! Frater Auguſtin, mit welcher hinreißenden Gewalt ſprechen Sie, mit welchem Schwunge des Gedankens, mit welcher Begeiſterung im Vortrage! Sie ſprechen von dieſem Don Juan wie ein von ſeinem Gegenſtande wahrhaft durchdrungener Mann, mit dem ganzen Stolze eines Vaters, mit der ganzen Leidenſchaft eines Autors. Nun, geſtehen Sie mir, ich werde Niemanden etwas davon ſagen, daß Sie ein Heldengedicht von vierundzwanzig Geſängen auf ihn gedichtet haben.“

„**Eheu! me miserum!** Ich ſollte mich an dieſen Koloß wagen! Wer bin ich, um ein größeres Gedicht zu verſuchen, als alle Hamlet, alle Fauſt, alle Lara, alle Manfred der Welt?“

„Sachte, ſachte! Alle Wetter, wie hitzig! Ich ſehe mich leider genöthiget, Sie an die Achtung vor dem Schicklichen zu erinnern. Solche Perſonen behandelt man nicht ſo geringſchätzig. Sie haben es mit dem Erſtgebornen des Genie's zu thun: den Hut ab, wenn's beliebt!“

„Halten Sie mich denn für Einen von jenen wahnſinnigen Bilderſtürmern, die eine verruchte Hand gegen die Götter der Poeſie erheben, und ſich bemühen, einen frevelhaften Angriff auf die Majeſtät ihres Ruhmes zu unternehmen? Nein. Es giebt Niemand, der inbrünſtiger und andächtiger dieſe unſterblichen Intelligenzen verehrt, Niemand, der auf ihren Altären den Weihrauch einer enthuſiaſtiſcheren Bewunderung verbrannt hat. Nur treibe ich meine Andacht nicht bis zum Fetiſchdienſte; ich leiſte meine Huldigung mit Vorbehalt, und bewahre mir das Recht, meinen Glauben zu erörtern. Gleich den Bewohnern des antiken Olympus, haben dieſe Gottheiten ihre menſchlichen Seiten, nämlich ihre Schwächen, welche die Albernheit ihrer Prieſter noch verſchlimmert, jener unverſchämten Hierophanten, die ſich aus eigenem Antriebe, und ohne daß ſie Jemand darum bittet, zu Wächtern ihrer Tempel, zu Einweihern in ihre Geheimniſſe, und zu Herolden ihres Rufes aufwerfen."

„Jene edlen Pferde, welche die Blicke durch ihre Schnelligkeit in Erſtaunen ſetzen, wirbeln doch bei jedem Schritte Staubwolken empor: ſo auch ſcheinen die Dichter verdammt zu ſeyn, einen ſtaubigen Schweif von Pedanten und Auslegern zu ſchleppen. Sophiſtiſche und eitle Brut, ungeſchickte Taucher, die nebſt jenen, die ihnen folgen, im Ocean ertrinken, den ſie zu ſondiren gedachten, täppiſche Goldköche, die untereinander in ihren Brennkolben die edlen Metalle werfen, unter dem Vorwande, ſie zu ſublimiſiren, und anſtatt des großen Werkes nur Rauch hervorbringen! Suche man nur etwas von ihren Erklärungen zu verſtehen! Zwiſchen ihren Händen werden die ſchönſten Erzeugniſſe unkennbar, Man darf ſich noch überglücklich ſchätzen, wenn man den urſprünglichen Entwurf aus ihrem Geſchmiere wieder herausfinden kann. Was haben Sie zum Beiſpiel aus Hamlet gemacht? Einen ich weiß nicht welchen unabſehbaren Träumer, eine Art von pyrrhonianiſchem *) Philoſophen, der über ſeinen Skepticismus vernünſtelt, einen Mann, der von der Metaphyſik die Löſung des Lebensräthſels fordert, das Urbild ſelbſt des Zweifels; ſo weit ſind ſie gegangen. Und all das wegen jenes eben ſo unbeſtimmten als berühmten Monologes: **To be or not to be: that is the question.** **) Es iſt das Loos ſchwer zu begreifender Dinge, geringſchätzig behandelt, oder bis zur wahnſinnigen Bewunderung hinaufgetrieben zu werden."

„Das Erhabene oder das Lächerliche, das iſt die Wahl. Von einem unbedeutenden Namen unterzeichnet, würde dieſer Monolog Niemand gefunden haben, ich ſage nicht: ihn zu rühmen, ſondern ihn auch nur zu leſen. Aus einem berühmten Munde erſchollen, dröhnte er von Echo zu Echo durch Jahrhunderte hin, und wiederhallt noch im unruhigen Geiſte unſerer Zeit. Die Einbildungskraft hat ein ſchönes Spiel mit den Wolken; in dieſer nebeligen Poeſie konnte Jeder ſehen, was ihm gefiel; aber die Abſtraktion einer Wirklichkeit darin erblicken, die genaue und typiſche Darſtellung eines weſentlichen Phänomens, einer bleibenden Gewohnheit, einer allgemeinen Affektion des menſchlichen Geiſtes, iſt die Viſion eines verwirrten Kopfes. Um die Wahrheit zu finden, handelt es ſich nicht darum, Mittag um Mitternacht zu ſuchen, ſondern ganz einfach die Dinge zu prüfen, und das in ſie Gelegte zu erkennen."

---

*) Eine Sekte griechiſcher Philoſophen, die, nach der Lehre ihres Meiſters Pyrrhon, an Allem zweifelten, oder zu zweifeln affektirten. D. Ü.

**) „Seyn oder Nichtſeyn, das iſt die Frage." D. Ü.

„Hamlet ſieht ſeinen Vater ermordet, ſeinen Thron uſurpirt, ſeine Mutter entehrt. Er hat das Glück, die Macht, das Vertrauen zugleich verloren, Alles, was die Größe ſeines Geſchickes und die Heiterkeit ſeiner Seele bildete. Er wird düſter, betrübt ſich, beunruhiget ſich, erzürnt ſich; aber da ſein lymphatiſches Temperament ihm die nöthige Energie verſagt, träumt er, anſtatt zu handeln, brütet die Rache, anſtatt ſie zu vollziehen. Die Gelegenheit, welche ein glühenderer und entſchloſſenerer Charakter ſuchen, ſchaffen würde, erwartet er, und, ſie erwartend, verſchließt er ſich in ſein Inneres, und verzehrt ſich darin, in Ermanglung eines Beſſeren. Er verlangt beſtändig vom Nachdenken, und immer vergebens, die ihm von der Begeiſterung verſagten Rathſchläge. Er ſucht in der Darſtellung menſchlicher Erbärmlichkeiten bittere Tröſtungen, und vielleicht eine Entſchuldigung ſeiner Trägheit. In ſich verſunken, ſcheint er es ſich zum Geſchäfte zu machen, die Nutzloſigkeit der Bewegung darzuthun. Wenn er ſich wahnſinnig ſtellt, wie Brutus, ſo geſchieht es weniger, um den Verdacht ſeines Feindes abzuwenden, als um ſich ſelbſt die Schmach ſeiner Unſchlüſſigkeit zu verhehlen. Ihm fehlt weder die Zeit, noch das Mittel: er hat den Tyrannen vor ſich, und das Schwert an der Seite. Aber bis zum letzten Momente, ſelbſt bis zu jenem ſeines Todes, bis ihn das Verhängniß, faſt wider ſeinen Willen, zu einer fortan unfruchtbaren Rache treibt, ſchwankt er.

„Dieß iſt der Gedanke Shakſpeare's, in ſo weit man ihn durch die Dunkelheit der Form hindurch deutlich zu erkennen vermag. Unſchlüſſigkeit ... in dieſem Worte iſt der ganze Hamlet enthalten. Aber der Zweifel? An was zweifeln? Am künftigen Leben? Sein Vater kehrt eigens aus dem Fegefeuer zurück, um mit ihm zu ſprechen. An ſeiner Pflicht in dieſem Leben? Der furchtbare und geliebte Schatten hat ſie ihm bezeichnet, als er ihn ſchwören ließ, ſie zu vollziehen: den Mörder mit dem Schwerte zu durchbohren, und die Mitſchuldige der Blutſchande nur mit dem Worte, weil ſie ſeine Mutter iſt. Kann er die Wirklichkeit des Verbrechens und die Gerechtigkeit der Strafe in Zweifel ziehen? Selbſt dieß nicht; er hat die Schuldigen mit Blick und Stimme befragt, und die Aufſchreie des Gewiſſens haben die Offenbarungen des Todes beſtätiget. Er bricht unter der Wucht ſeiner Unthätigkeit, ſeiner Schwäche, ſeiner perſönlichen Entmuthigung zuſammen, und nicht unter der Bürde des Lebens.“

„Ich ſehe in ihm einen Menſchen leiden, nicht den Menſchen. Was hat dieſes Schickſal mit dem menſchlichen Schickſale gemein? Nicht Jeder hat eine Krone verloren; nicht Jeder hat ſeinen Vater als Opfer einer abſcheulichen Frevelthat fallen, und ſeine Mutter am Tage nach dem Morde mit dem Mörder ſich vermählen ſehen; nicht Jeder endlich hat das doppelte Unglück einer mangelhaften Organiſation und zugleich einer verzweifelten Lage zu erdulden. Hamlet iſt alſo auf keine Weiſe ein Urbild, er iſt eine Individualität. Daraus folgt nicht, daß die Fähigkeit, Urbilder zu ſchaffen, dem göttlichen Shakſpeare verſagt geweſen wäre. Macbeth, die verperſönlichte Ehrſucht, Othello, die Verkörperung der Eiferſucht, ſind eben ſo gut da, wie Titania, Caliban, und eine ganze phantaſtiſche Legion, um zu beweiſen, daß dieſes eben ſo umfaſſende als tiefe Univerſalgenie, nach Gutdünken über alle Antipoden der Poeſie verfügte, in die Abgründe hinunterſteigend, und mit gleich ſicherem Fuße die Höhen erklimmend, Alles zu erreichen im Stande, von den höchſten Verallgemeinerungen bis zu den geheimnißvollſten Launen der Phantaſie. Aber er bewegt ſich gewöhnlich in den dazwiſchen liegenden Regionen, vorzugsweiſe jene ſchwankenden Erſcheinungen beſchwörend, die ſich an den beiden Endpunkten abwechſelnd nähern und entfernen. Hamlet gehört zu dieſer Familie."

„Setzen Sie gefälligſt die Reihe Ihrer Zweikämpfe fort, die auch, erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen, ſonderbare Kämpfe ſind. Sie ſind wahrhaftig ein gewaltiger Lanzenbrecher, und haben bereits den Berühmteſten Ihrer Gegner erlegt."

„Der ſich deshalb nicht übler befinden wird, iſt's nicht wahr? Ich eben ſo wenig. Hamlet hat noch kein Geſpenſt aus mir gemacht. Ich werde alſo unerſchrocken fortfahren, und ohne das Loos von Ezzelino zu befürchten, Lara in's Geſicht ſagen, daß er ein Erzſchurke, ein Dieb und ein Mörder iſt, weiter nichts. Vergebens mag er öde Gallerien durchwandeln, bei Nacht heulen, wie eine Nachteule, und ſich in ſeinen melodramatiſchen Schmerz hüllen, er wird nie einen Anſpruch auf die Sympathie ehrlicher Leute, nie auf die Bewunderung vernünftiger Menſchen haben. Er hat ſich nur über ſich ſelbſt zu beklagen; die Andern dagegen haben ſich über ihn zu beklagen, und zwar ſchrecklich. Wenn etwas unter ſeiner ſtolzen Haltung und unter ſeinen prunkenden Worten ſich verbirgt, ſo iſt es ganz einfach das Vermiſſen der Achtung, die ihm fehlt. Und wo iſt hierin die Ungerechtigkeit? Schuldet die Staatsgeſellſchaft ihre Achtung ſolchen Schnapphähnen? Welche Belohnung wird ſie dann großen Tugenden bewahren? Man kann nicht Alles zugleich haben. Anſtatt überall hin den Mord und die Plünderung zu tragen, ein Seeräuber auf dem Meere, ein Bandit auf dem feſten Lande, brauchte Lara nur ruhig zu Hauſe zu bleiben, und als ein ehrlicher Mann zu leben, wenn es ihm möglich war. Man hätte ihn zum Maire ſeines Ortes ernannt, und Jedermann wäre zufrieden geweſen. Kurz, weit entfernt, ein Urbild zu ſeyn, iſt er auch keine Individualität, nicht einmal eine Ausnahme: er iſt ein Ungeheuer."

„Gut! Und Manfred?"

„Der iſt gar nichts."

„Immer beſſer."

„Oder er wird, wenn Sie durchaus wollen, daß er etwas ſey, ich ſage nicht ein Vernunftweſen, ſondern ein Wahnſinnsweſen, ein beredter Alp ſeyn; denn Byron iſt ſicher einer der größten Künſtler, die jemals die Lyra erklingen ließen. Aber es ſcheint, daß die Gluthen der Begeiſterung allen Saft lyriſcher Organiſationen aufſaugen. Der Stamm leidet bei dieſem wuchernden Ueberfluſſe des Blätterwerkes. Byron hat ſeinen Antheil an dieſem Verhängniſſe erduldet. Bei ihm ſchadet die Einbildungskraft des Styles jener des Gedankens, und beinahe immer bleibt der Gedanke hinter der Ausführung zurück. Er hat ein ſchönes Urbild geſchaffen, den Giaur: einen Mann, der einzig und allein ein Weib liebt, es verliert, es rächt, und ſtirbt, da er mit dem Leben nichts mehr zu thun hat. Es iſt wahr, einfach, klar, groß; es iſt vollſtändig. Er hat auch eine erhabene und ſchreckliche Geſtalt, jene des Cain, mehr ſkizzirt als gezeichnet. Warum das Leben? Warum der Tod? Warum die Abnahme des Menſchen? Alle dieſe Fragen ſind zwar nicht gelöſet, als unauflöslich, aber mit einer entſetzlichen Verwegenheit zur Sprache gebracht, und der Held des Gedichtes iſt ohne Zweifel eine der ſtolzeſten Verperſönlichungen der menſchlichen Empörung. Dieß ſind ſeine beiden großen Anſprüche als Erfinder, beinahe die einzigen, und die Vorbilder ſeiner Werke. Seine übrigen Geſtalten ſind im Allgemeinen Reminiscenzen von ihm ſelbſt und von Andern. Manfred, zum Beiſpiel, iſt das Baſtarderzeugniß von René, einer wahren und herrlichen Schöpfung, und von Fauſt. Beiden gleich in Bezug auf die Form, — die Gleichheit iſt dort ſchön, wo die Ueberlegenheit unmöglich iſt, ſteht er hinſichtlich des Gedankens unvergleichlich tief unter ihnen. Dennoch muß man, bei Vermeidung der Schande, jene übertreffen, denen man folgt, und Manfred erinnert in ſeiner ungewiſſen Phyſiognomie an die ruhmvollen Züge ſeiner Vorfahren.“

„Gut gebrüllt, Löwe! Muth! Mit Klaue und Zahn, wackerer Löwe, zerreiße ſie. Nun zu Fauſt! Man führe ihn in den Circus!“

„Einen Augenblick … vermengen wir nicht, wenn es Ihnen beliebt. Fauſt ſcheint mir, nebſt Don Quixotte, das erſtaunlichſte Erzeugniß der menſchlichen Einbildungskraft.“

„Parbleu! das iſt eine Zuſammenſtellung, die ich nicht erwartete.“

„Sie iſt weniger ſonderbar, als es auf den erſten Blick ſcheint. Beide haben die nämliche Bedeutung, die nämliche hiſtoriſche Wichtigkeit. Sie legen das Mittelalter in ſein Grab, und ſchließen die beiden Thore deſſelben. Don Quixotte iſt der letzte Ritter, Fauſt der letzte Alchymiſt: Niemand wird mehr nach ihnen den heiligen Gral und das große Geheimniß ſuchen. So viel für die Vergangenheit. Die Zukunft iſt ihnen nicht minder gemeinſam. Sie berühren ſich im Abſoluten wie im Beitrage. Die Philoſophie findet eben ſo viele Beziehungen zwiſchen ihnen, wie die Geſchichte. Beide beſchäftigen ſich gleichmäßig mit dem Ideale, jeder nach ſeiner Art. Jeder verfolgt ſein Trugbild: jener die allgemeine Bethätigung der Gerechtigkeit, dieſer die Löſung der ewigen Räthſel. Freilich weichen ſie in Richtung und Gang voneinander ab, indem der Eine ſeine Thätigkeit durch die Kraft kund giebt, der Andere ſeine Intelligenz durch die Betrachtung übet, der Eine in der Welt der Thatſachen wandelt, der Andere das Reich der Ideen durchirret. Aber es liegt Identität in den Reſultaten, wie Analogie im Zwecke. Am Ende ihres Weges werden Beide das menſchliche Elend finden; Jedem in einer von ſeinen furchtbarſten Geſtalten gegenwärtig. Der Eine erweiſet die Nichtigkeit des Wiſſens, der Andere die Thorheit der Hingebung: zwei ſo gleichmäßig ſchmerzliche Wahrheiten, daß man nicht weiß, über welche man zahlreichere Thränen vergießen ſoll. Bemerken Sie auch, daß die beiden Reiſenden den nämlichen Gefährten auf ihrer beſchwerlichen Pilgerfahrt haben. Wie auch die Sprache lauten mag, naiv oder ſpöttiſch; von welcher Natur auch die Rolle ſeyn mag, Teufel oder Bauer; wie auch der Name heißen mag, Mephiſtopheles oder Sancho, es iſt immer der nämliche Gedanke, der Skepticismus, das nämliche Weſen, die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit, welche die Idealiſten unabläſſig verfolgt, rathet, neckt, ſpottet, entmuthiget, ſo ungelegen und ſo erbärmlich klug, daß man lieber mit ihr Unrecht hat, als Recht. So enthüllt ſich den aufmerkſamen Blicken die nahe Verwandtſchaft dieſer großen Dichtungen, die man auf den erſten Anblick einander ſo fremd halten möchte; ſo findet man unter der Verſchiedenheit der Formen die untheilbare Einheit des menſchlichen Geiſtes wieder.“

Frater Auguſtin hatte zu ſprechen aufgehört. Was mich betrifft, ſo war ich, ich bekenne es, ein wenig aus der Faſſung gebracht worden. Man fühlt ſich nie behaglich, wenn man einen Andern eine Entdeckung machen ſieht, die man ſelbſt hätte machen können. Man frage nur den Engländer, der den Planeten von Leverrier hätte entdecken können. Aber ich ließ von meinem Erſtaunen nichts merken, und um mir Faſſung zu verſchaffen, ſtellte ich an meinen Gefährten die nächſte beſte Frage. „Welchem von Beiden geben Sie eigentlich den Vorzug?“

Ungeſchicklichkeit des Neides! Indem man einen Triumph verkümmern will, zieht man ſich oft nur eine Niederlage zu.

*

Meine alberne Frage veranlaßte eine ſiegreiche Antwort, die ich, beſſer berathen, hätte vorherſehen können.

„Warum wählen? Warum auch nur vergleichen? Die Eiche iſt ein ſchöner Baum, auch die Palme, und ich bewundere ſie Beide, ohne mich zu fragen, welcher der ſchönere iſt. Ich liebe die Roſe und die Lilie. Welche mehr? Ich weiß es nicht, und bekümmere mich nicht darum, es zu wiſſen. Wie ſoll ich mich für eines dieſer beiden Meiſterſtücke entſcheiden? Auf der einen Seite ſind der Pfarrer und Thereſe Pança, Roſſinante und Griſon, dieſe zwei unſterblichen Thiere, würdige Reitthiere, würdige Gegenſtücke ihrer Herren, Maritorne und Dulcinea von Toboſo, alle dieſe wunderſamen Epiſoden, alle dieſe anmuthigen Abenteuer, der Berg und die Ebene, die Einöden und die Landſtraße, das Schloß, das Gaſthaus, die Ziegenhütte, die Höhle von Monteſinos und die Windmühlen, ſo viele wunderbare Erfindungen, durch die Bewunderung der Völker in Wahrheiten verwandelt, alle Claſſen der Staatsgeſellſchaft nach dem Leben dargeſtellt, die Natur überall in ihrem Wirken aufgefaßt, die Menſchheit ergreifend, das Leben in ſeiner Geſammtheit und in ſeinen Einzelnheiten; aber auf der andern Seite ſehen wir Margarethe. Dennoch glaub' ich, daß ich, wenn ich mit aller Gewalt zwiſchen meinen zwei Lieblingen wählen müßte, wenn ich verurtheilt wäre, ein neuer Paris, zwiſchen dieſen unſterblichen Schönheiten zu entſcheiden, den Preis dem ſpaniſchen Buche zuerkennen würde, und zwar nicht im Geiſte der Nationalität, glauben Sie dieß ja nicht. In meinen Augen hat die Intelligenz kein Vaterland."

„Es ſcheint mir nicht ſchwer, die Urſache dieſes Vorzuges zu errathen. Göthe hat in der Legende nicht nur den Stoff, ſondern auch die Perſonen ſeiner Dichtung gefunden, Fauſt, den Famulus Wagner, Mephiſtopheles, und ſogar Margarethe. Mehrere Schriftſteller hatten ſich ſogar vor ihm mit dieſer Aufgabe beſchäftiget, unter Andern der alte engliſche Dichter Chriſtoph Marlowe, von dem er glückliche Andeutungen entlehnte, zum Beiſpiele die Epiſode von Helena, während man, wenigſtens ſo viel mir bekannt iſt, nirgends den Keim von Don Quixotte findet. Er iſt der Einzige ſeiner Familie; er entſteht nur aus ſich ſelbſt, er iſt ganz gewappnet aus dem Haupte des Cervantes hervorgekommen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters."

„Was liegt daran? Göthe hat ſich die urſprüngliche Tradition und zugleich die dazwiſchen befindlichen Arbeiten angeeignet, indem er ihnen ſein ſouveraines Gepräge aufdrückte. Er hat nach der volksthümlichen Einbildungskraft, und nach den Werken ſeiner Vorgänger geſchaffen, wie Calderon nach Lope de Vega, wie Corneille nach Diamante, wie Racine nach Euripides. Die Menſchheit hat nur einen Mittelpunkt, und ſtrahlet, dem Verhängniſſe gehorchend, in den nämlichen

Richtungen; dieſen Kreis zu erweitern, iſt die Aufgabe der zuletzt Gekommenen, und die Löſung dieſer Aufgabe genügt zu ihrem Ruhme. Vervollkommnen heißt erfinden, wiederſchaffen heißt ſchaffen."

„Man möchte jedoch nicht läugnen, daß dieſe vollſtändigen und freiwilligen Erzeugungswerke nicht das Attribut einer höheren Natur ſeyen. Alles aus ſich ſelbſt ziehen, die Form und den Stoff, den Keim und die Entwickelungen, iſt eines von jenen ſeltenen und glänzenden Phänomenen, die unwiderruflich von einer größeren Schöpfungsmacht, von einem höheren Wirkungsvermögen der Intelligenz Zeugniß geben."

„Meinetwegen; ich werde Ihnen zugeſtehen, wenn Sie es wollen, daß dieß das Verdienſt, und folglich den Ruhm des Verfaſſers vergrößern kann. Dieß ändert aber nichts an dem abſoluten und definitiven Werthe des Werkes. Von einem Einzigen oder von Mehrern erbaut, iſt das Monument deßhalb nicht weniger, was es iſt. Nein; die große, die wahre Ueberlegenheit des Don Quixotte, beſteht, nach meiner Anſicht, darin, überall und beſtändig menſchlich zu bleiben. Er iſt eben ſo idealiſch und wirklicher, als Fauſt, eben ſo wahr und wahrſcheinlicher. Bei ihm riskirt die Einbildungskraft nicht, ſich zu verirren. Wir wohnen ſeiner Verrücktheit bei, ohne zu fürchten, daran Theil zu nehmen. In ſich verſchloſſen, hat ſie nichts Anſteckendes. Man ſieht aus ſeinem Kopfe die Fantome hervorhuſchen, die er ſogleich verfolgen wird, und er ſelbſt hält, wider ſein Wiſſen, den Faden, welcher bewirkt, daß ſie vor ſeinen Augen tanzen. Jene großen Leiber, die ihre furchtbaren Arme in der Luft hin und her bewegen, ſind nur für ihn Rieſen; für Jedermann, wie für Sancho, ſind ſie Windmühlen. Anſtatt die Vernunft zu verwirren, beſtärkt ſie hier der Irrthum nur in ihrer Gewißheit.“

„Leider iſt dieß nicht mit Fauſt der Fall. Ihm fehlt die Gleichartigkeit. Der Gedanke verliert etwas von ſeiner Einheit in den Verwandlungen einer vielfachen und bisweilen widerſprechenden Durchführung des Werkes. Mit dem Doctor kommt man in jedem Augenblicke aus der poſitiven in die übernatürliche Welt, bald in Geſellſchaft mit den Menſchen lebend, bald mit den Geiſtern verkehrend. Die Phänomene der Wirklichkeit genügen der überſpannten Neugier nicht; ſie bedarf auch noch der Täuſchungen der Geiſtererſcheinung.“

„Göthe wollte zwei Unvereinbarlichkeiten vereinigen. Dieß iſt ein Fehler und zugleich ein Unglück. Der Flug durch den Raum gelingt ihm nicht beſſer, als ſeinem Vorgänger Icarus. Kaum in der Luft, wird es ihm ſchwindelig. Zu hoch fliegend, verliert er ſeinen Abgangspunkt aus den Augen, und vergißt ſeine Richtung: indem er Alles beweiſen will, ſtraft er ſich ſelbſt Lügen. Sein Held verkündet die Richtigkeit des Wiſſens gerade in dem Momente, da das Wiſſen die Erde und die Hölle ſeiner Gewalt unterwirft; er plaudert vertraulich von ſeinen Zweifeln mit dem Teufel in Perſon, deſſen bloße Gegenwart unwiderlegbar die Wahrheit einer ganzen Theologie beſtätiget.“

„Der Mangel an Logik iſt oft eben ſo viel, als der Mangel an Glauben: man glaubt eben ſo wenig jenem, der ſich täuſcht, als jenem, welcher lügt. Nun aber richtet ſich zwiſchen jenem welcher anhört, und jenem, welcher ſpricht, die Sympathie nach dem unmittelbaren Verhältniſſe ihrer Aufrichtigkeit. Göthe ruinirt theilweiſe die Autorität des Gedankens, indem er ihm eine halb eingebildete Grundlage verleiht. Die Wahrheit, was man auch thun möge, entkräftet und erniedriget ſich durch die Berührung mit der Lüge."

„Das Alterthum und das Mittelalter glaubten feſt an Erſcheinungen: ſie ließen ohne Schwierigkeit, in den Spekulationen der Kunſt, Hypotheſen zu, welche einen integrirenden Theil ihrer Exiſtenz bildeten. Man kann, Leibnitzens Gedanken modifizirend, ſagen, daß die Poeſie der vergrößernde Spiegel des umgebenden Lebens ſey. Die Umſtände haben ſich verändert. Um die Schutzreden und die Mythologien iſt es fortan geſchehen. Die Menſchheit iſt alt genug, um von Vernunft mit ihr zu ſprechen. Man begreift noch, ſtrenge genommen, daß die Poeſie ſich in eine phantaſtiſche Mitte ſtellt, Abſtraktionen und Symbole handeln und reden läßt. Dann aber ſey das Drama, wie die Perſonen, lediglich abſtrakt und ſymboliſch. Die erſte Bedingung der Kunſt iſt, daß ein Werk überall in ſich ſelbſt identiſch bleibe. Von dieſem Augenblicke an handelt es ſich nur um die Herſtellung einer Verhältnißſcala. Aber wo iſt das Maß vom Wirklichen zum Eingebildeten? Wo iſt das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen? Dieſe plötzlichen Uebergänge von der einen Welt in eine andere, ſtören das Gleichgewicht des Geiſtes. An das volle Licht des Tages gewöhnt, erweitert ſich das Auge vergebens in der Dämmerung des Vorhimmels; es heftet nur einen ungewiſſen und verwirrten Blick auf die Fantome, die ſich inmitten jenes unbeſtimmten Raumes hin und her bewegen."

„Wie iſt die Gefahr dieſer Unvereinbarkeiten der gründlichen und durchdringenden Beurtheilungskraft Göthe's entgangen? Einen widrigen Anblick bietet wahrlich dieſer große Fauſt, der ſeine Perſönlichkeit in die Hände von Geſpenſtern niederlegt, die er ſelbſt beſchworen hat! Nicht bloß mit Zögern, ſondern auch mit einem ſchmerzlichen Bedauern, verläßt man, um ihm in das Chaos der Schatten zu folgen, dieſe Erde, den Wohnſitz der Wahrheit, den leuchtenden Schauplatz ſeines Ruhmes, wo ſein Geiſt und zugleich ſein Herz in der doppelten Thätigkeit des Gedankens und der Liebe ſtrahlten. Nur unſere Neugier willigte ein, ſich mit dem häßlichen Gezüchte der Hexen und Gnomen abzugeben; unſere Bewunderung iſt zurückgeblieben, und wandelt aus dem Laboratorium zu den Raſen, welche die Stadt ſäumen, von der Kirche an die Grenze, von Martha's Garten in Margarethen's Kammer. Hier iſt das Intereſſe, hier iſt die Gemüthsbewegung, weil hier auch die Menſchheit iſt. Man trage den Kopf ſo hoch man will, ſelbſt bis zur Höhe der Sterne; aber die Füße ſollen die Erde berühren. Die Poeſie gleicht dem Antäus: ſie verliert ihre Kraft, wenn ſie die Erde verläßt, die ihr Heerd iſt."

„Hier iſt die Blöſſe des Küraſſes; hier liegt die wahre, einzige Inferiorität Fauſt's. Auf dieſer Seite wird er zu Grunde geben, — nein, dieſes Wort hat keinen Sinn für die Unſterblichen, — aber auf dieſer Seite wird er ſich erneuern. Obgleich um zwei Jahrhunderte jünger, wird er früher als Don Quixotte wieder geſchaffen werden."

„Wiedergeſchaffen, ſagen Sie? Solche Werke wiederſchaffen!"

Warum nicht? Alle großen Dinge, alle ewigen Dinge werden wiedergeſchaffen, gerade weil ſie groß und ewig ſind. Der menſchliche Geiſt, eigentlich zu ſagen, unternimmt nicht, er ſetzt fort. Und wozu ſoll er, nach Ihrer Meinung, ſeine noch immer ſteigende Kraft verwenden, wenn nicht auf Gegenſtände, welche würdig ſind, ihn zu beſchäftigen? Die Materie muß eben ſo viel werth ſeyn, wie der Arbeitslohn. Die Iliade und die Odyſſe waren gewiß koloſſale Heldengedichte: Wohlan! Virgil hat ſie in der Aeneide miteinander verbunden, Dido hinzufügend. Die Alten ſind ſich bis auf einen gewiſſen Punkt der Wahrheit bewußt:

„Nescio quid majus nascitur Iliade."

„Dante's göttliche Comödie iſt die Reiſe des Ulyſſes in die Hölle, vom katholiſchen Geſichtspunkte aus wiedergeſchaffen. Die moderne Geſchichte hatte, wie die alte, ihre heroiſche Epoche. Das Mittelalter beſaß beinahe zu gleicher Zeit zwei Homere, Arioſt und Taſſo. Beide haben, unter verſchiedenen Namen, die Iliade und ihre Helden wiedergeſchaffen. Der nämliche Schauplatz, die nämlichen Charaktere, die nämlichen Waffenthaten, nur den neuen Ideen und Sitten angepaßt. Es iſt immer noch Troja, es ſind immer noch Agamemnon, Achilles, Hektor, Ajax, ſogar Ulyſſes und auch Neſtor. Im „raſenden Roland“ heißt die belagerte Stadt: Paris; der König der Könige: Karl der Große; die Helden heißen: Roland, Ferragus, Rodomont, was weiß ich? Im „befreiten Jeruſalem,“ die heilige Stadt, finden wir Gottfried, Rinaldo, Tancred, Raimund von Touloſe, Ismen, fruchtbar an Liſten, und Armida, die moderne Circe.“

„Euripides, Ariſtophanes und Plautus, findet man wieder verwandelt und verſchönert in Racine und Molière. Phädra lebt in Lafontaine wieder auf. Selbſt England, ultima Thule, hat ſeinen Theil von Griechenland genommen. Hamlet iſt der in das Land der Nebel gebrachte Oreſtes. Byron hat ſich auf Prometheus geworfen, und mit der unſterblichen Leber deſſelben ſeine ganze Poeſie gefüttert. Sein Zeitgenoß Bernhardin von Saint-Pierre hat Paul und Virginie aus dem Marmorblocke von Paros geholt, in welchem Longus Daphnis und Chloe ausgehauen hatte. Mit welcher Anmuth, mit welchem Erfolge verjüngt Beranger den Horaz! Pindars Leier ertönt erhabener und begeiſterter in den Händen Victor Hugo's. Kein Werk entgeht der harmloſen Entweihung der Umgeſtaltung. Die Arbeit hält ſogar an der Schwelle geweihter Monumente nicht inne: die heilige Arche iſt in einen Roman eingekleidet; in ſeinem Grabe erweckt, ſieht der alte Orient den Schlüſſel zu ſeinen Geheimniſſen ſeinen Händen entwunden; der aufgeſtörte Tod wird fruchtbar; die Vergangenheit haucht ihren Geiſt in den Schooß der Zukunft aus; das Alte Teſtament iſt durch das Neue reformirt worden; Milton überarbeitet die Geneſis; der Gedanke zerbricht die zu enge Hülle des antiken Symbolismus, und nimmt ſeinen Adlerflug; Hiobs Klage währet durch Jahrhunderte fort, vergrößert ſich; die Menſchheit, geduldig, unvergänglich, ſchleppt auf den Miſthaufen der Welt ihre Wunden, die nicht heilen, und ſeufzt durch die troſtloſe Stimme der Dichter; Châteaubriand, der Pilger der Melancholie, entführt dem Echo von Sion das Geheimniß der göttlichen Traurigkeit. Nach ihm kommt Lamartine, wie Salomon nach David, Söhne, größer als ihre Väter. Er macht die Harfe Iſraels los, die an den Strömen von Babylon hangt, neigt ſich über den Ocean der Zeitalter, und ſingt den untröſtlichen Kummer der ewigen Verbannung. Dichter und Philoſoph, doppelter Dolmetſcher der beiden Traditionen, Lamennais hat, nachdem er die Kirchenväter wiedergeſchaffen hatte, eines Tages, eine in dieſer Zeit unglaubliche Sache, die Propheten wieder begonnen, und ſchreibt auf's Neue den Ariſtoteles mit Platon's Style. Selbſt die Geſchichte, welche, wie es ſcheint, unwandelbar bleiben ſollte, wie die Vergangenheit, die ſie erzählt, erneuet man völlig, und während Guizot, Thierry, Michelet das Mittelalter wieder zu beleben begannen, vollendete Niebuhr den Wiederaufbau des Titus Livius. Nichts ſtirbt, nichts dauert fort, Alles verwandelt ſich. Nichts bleibt, nichts geht von dannen, Alles geht."

„Halt!" rief ich lachend aus. „Wohin gehen Sie ſelbſt? Wohin gehen wir?"

Der Mönch ſchaute mich an, beſtürzt wie ein Mann, den man mit einem Gefäße kalten Waſſers aufweckt.

„Und Don Juan!“ rief ich aus, „Don Juan! Sie erwähnen ſeiner nicht.“

„Ich?“

„Sie haben mir noch nicht bewieſen, in wie ferne er ein unvergleichlicher Held war.“

„Ah! Sie thun Unrecht, mich wieder auf die Fährte meines Stoffes zu bringen. Wenn ich ihm einmal nachjage, werde ich nicht mehr inne halten.“

„Nur immer vorwärts, vorwärts, wenn auch zu Tode gejagt.“

Frater Auguſtin ſammelte ſich einen Augenblick, und fuhr fort, wie folgt:

„Don Juan iſt ein Urbild, ſo groß, daß ſein Schatten über eine ganze Seite des menſchlichen Denkvermögens ſich hinbreitet, ſo lebenskräftig, daß er ſeit drei Jahrhunderten ſich täglich wieder erzeugt, bald in der einen, bald in der andern Form, und daß er noch zur Stunde in der Tiefe der Gewiſſen ſich regt, wie Typhon unter dem Aetna. Jeder ſieht darin ſeinen Traum, und deutet ihn auf ſeine Weiſe; Jeder formet ihn nach ſeiner Phantaſie, eine ungeheure Eiche, an welcher die Axthiebe nicht erſcheinen.

„Im Anfange machte ihn die Einbildungskraft des Volkes zum Helden von Liebesintriguen und phantaſtiſchen Abenteuern, mit der Thatſache ſich begnügend, ohne die Idee darin zu ſuchen. Ein Dichter, ſein Landsmann und faſt ſein Zeitgenoß, bringt ihn auf die Bühne. Dieß iſt der „ſteinerne Gaſt“ **„El convidado de piedra,** den Thomas Corneille ſo linkiſch in „ſteinernes Gaſtmahl“ verwandelt hat. Denn ich will

Molière durch die Aufbürdung dieſes abgeſchmackten Titels nicht beleidigen. Die komiſche Erhabenheit bedurfte einer Comödie, einer Charakterkomödie, Schweſter des Menſchenfeindes, des Geizigen, des Ehrſüchtigen, die er kurz vor ſeinem Tode erſann: er ſchuf dieſes Meiſterſtück, das er „der Lüſtling“ hätte nennen können, wäre es ihm nicht lieber geweſen, ihm den großen Namen Don Juan zu geben, wie er dem Heuchler den Namen Tartüffe beigelegt hatte.“

„Nun kam Mozart, und erhob ſich, auf den Schwingen der Begeiſterung getragen, zu den ätheriſchen Regionen dieſer Sphäre. Zurückgekehrt, ſang er die Sehnſucht und die Qualen der idealiſchen Liebe. Hoffmann übernahm es, den Gedanken des göttlichen Muſikers zu erklären. Als ein beredter Ausleger, ſchrieb Alfred von Muſſet die beredte Paraphraſe, eine bewunderungswürdige Proſa, in eine glänzende Poeſie verwandelt. Andere noch, ſpäter Gekommene, aber nicht zu ſpät, haben die Tradition wieder aufgenommen, um ſie in ihrem urſprünglichen Sinne zu entwickeln.“

„Eine merkwürdige Sache! Alle jene, die dieſes Geſpenſt beſchworen und befragten, Alle, die Menge und die Künſtler, ohne Einen davon auszunehmen, Alle fanden es ſo furchtbar, daß ſie, um ſich deſſelben zu entledigen, ihre Zuflucht zu den übernatürlichen Mächten nahmen, in ihrem Schrecken vergeſſend, daß der Anbruch des Tages ganz natürlich die Schatten in die Tiefe ihrer Gräber zurückführen würde. Das iſt genug von Don Juan, um Don Juan zu beſtrafen. Das Verhängniß, das heißt: Die Zeitigung der Urſachen in den Wirkungen, iſt die unwiderſtehlichſte Kraft."

„Neben dieſen berühmten Schößlingen der unſterblichen Quelle, wie wenn ſie zum Ueberſtrömen ihres geiſtigen Schwunges nicht genügt hätten, brachen von allen Seiten Nebenzweige hervor. Um nicht den Namen ihres Abnen zu führen, verlangten dieſe neuen Abkömmlinge Don Juan's, deßhalb nicht minder ihren Erbſchaftsantheil."

„Lovelace, der herzloſe Lüſtling, Valmont, der ſein Glück ſeiner Eitelkeit opfert, Almaviva, das ſchlechte Subjekt als Ehemann, Cherub, der Liebhaber aller Frauensperſonen, der ſchöne Knabe, deſſen Träume ſein Bruder Faublas in den erſten Tagen des Jünglingsalters verwirklichen wird, Adolph, ſeiner Liebſchaft überdrüßig, und ſo viele andere Unbedeutendere, gehören der nämlichen Familie an, und zeigen Alle, obgleich unter ſich verſchieden, die Spur ihres gemeinſamen Urſprunges. Byrons Held, der reiſende Faublas, Don Juan's Namensverwandter, iſt der Verbindungspunkt der beiden Linien, und vereiniget die beiden Geſchlechter in ſich."

„Die Kinder des ganzen Stammes, Legitime oder Baſtarden, anerkennt Don Juan Alle, und erkennt ſich mehr oder weniger in Allen wieder, ohne ſich in Einem völlig wieder zu erkennen. Dieſes beſitzt den Einen von ſeinen Zügen, jenes Einen Andern; keines iſt ſein Bild. In jedem ſieht er ſich durch irgend eine verſchiedene Seite wieder aufleben, da er ganz immer nur in ſich gelebt hat. Sie ſind in ihm; er iſt nicht in ihnen. Sie gehen aus ſeinem Innern hervor, und kehren dahin zurück, wie die Ströme in den Ocean. Verſchiedene Phraſen einer wunderbaren Exiſtenz, einem unermeßlichen Heldengedichte entnommene Geſänge, Glieder eines Koloſſes, Alexanders Nachfolger!“

„Don Juan iſt die Verperſönlichung des Verlangens. Er iſt unruhig, wie René, neugierig, wie Fauſt, abenteuerlich, wie Don Quixotte; er liebt das Wunderbare, die Leidenſchaft des Unbekannten, den Durſt des Unendlichen. Seine Thätigkeit ſtrahlt nach allen Richtungen hin. Alle Wege behagen ihm, wenn ſie nur zu neuem führen, die andern nicht. Die Neuheit iſt es, was er von dem einen Ende der Welt zum andern, von dem einen Ende des Lebens zum andern ſucht, er würde ſie in der Hölle aufſuchen, wüßte er, daß es eine gebe. Aber er zweifelt daran. Er fragt Gott durch das Gebet und die Gottesläſterung, durch die Verruchtheit und die Reue.“

„Aber Gott antwortet ihm nicht. Er beſchwört den Teufel, wie Fauſt. Aber der Teufel liebt die Sonne nicht. Wenn er in Deutſchland erſcheint, verbirgt er ſich in Spanien. Don Juan iſt gezwungen, ſich mit der Erde zu begnügen. Er durcheilt und durchwühlt ſie nach allen Richtungen. Er fragt Jeden, dem er begegnet, nach dem Räthſelworte des Lebens. Jeder antwortet ihm auf eine verſchiedene Weiſe; Niemand befriediget ihn durch ſeine Antwort. Dann befragt er die Dinge und die Ereigniſſe. Was ſoll er thun? Für welche Form wird ſeine große Natur Vorliebe äußern? Wird er ein Held ſeyn, ein Staatsmann, ein Heiliger, ein Gelehrter? Jenes gefällt ihm nicht ſehr, dieß eben ſo wenig. Er verſucht Alles, und entſcheidet für nichts. Es giebt wohl etwas da und dort, aber er hat nicht genug daran, weil er nicht Alles hat. Er entfernt ſich alſo davon, um wo anders hin zu gehen. Er kehrt dann wieder dahin zurück, und entfernt ſich von Neuem davon.“

„Die Wiſſenſchaft kann ſuchen, aber ſie findet nicht, wenigſtens nicht genug, und nicht ſchnell genug. Auf was wirft ſie ſich übrigens? Auf Steine, auf Abſtraktionen und Leichen. Nichts regt ſich unter ihren Händen. Sie ſtudirt den Tod und nicht das Leben. Wozu nutzt ſie dann? Iſt nicht das Leben die große Frage für die Lebenden? Gehen wir alſo dorthin, wo das Leben iſt. Wo iſt es? Im Kloſter? Ja, wenn der Prieſter die Wahrheit ſprach, wenn die Ewigkeit des Heiligen mit einer Belohnung harret, und des Sünders mit einer Strafe. Aber wenn die Drohungen der Kirche eine Prahlerei ſind, und ihre Verheißungen eine Lüge? Der Wechſelfall iſt zweifelhaft, das Warten lange, die Eintönigkeit unerträglich.“

„Etwas Anderes. Der Ehrgeiz. Welcher? Es giebt zwei Arten deſſelben. Jener, der ſich für die Menſchen opfert, oder jener, der ſie verſchlingt? Der Ehrgeiz der Märtyrer, oder der Ehrgeiz der Eroberer? Weder den Einen noch den Andern. Sie haben keine Geheimniſſe, folglich keine Reize. Was kann der Mann von Männern lernen, aus ihnen ſchöpfen, aus ihnen machen? Hinſichtlich der Frauen iſt es etwas Anderes. Alles iſt Geheimniß in der Frau, das Gemüth, die

Perſon, ſogar das Kleid. Die Liebe, das läßt ſich hören!

„Aber es giebt zwei Arten von Liebe, wie es zwei Arten von Ehrgeiz giebt. Die Eine findet ihr Glück in jenem des geliebten Gegenſtandes, weiht ſich ihm, opfert ſich ihm, verliert ſich in ihm: Dieß iſt die Liebe in der Verläugnung. Die andere betet ſich ſelbſt an, bald ohne ihr Wiſſen, bald als freiwillige Mitſchuldige ihrer Selbſtſucht. Sie ſucht überall ſich, ſie befriedigt um jeden Preis ſich; ſie iſt ſich ſelbſt ihr Princip und ihr Zweck, ihr Prieſter und ihr Gott: dieß iſt die Liebe in der Perſönlichkeit.

„Dieſe geziemt dem Verlangen. Kann der Mann des Verlangens ein anderes Glück begreifen, ſuchen, als das individuelle Glück? Don Juan wird die Frauen ſeinetwegen lieben, wiewohl er bisweilen glaubt, ſie ihretwegen zu lieben; er wird ſie Alle lieben, und wird Keine von ihnen lieben; er wird ſie ſo lange lieben, als ſie ihm etwas Neues geben können, ſpäter niemals. Was kann er mit ihnen thun, wenn ſie jene Gluth des Unbekannten, die ihn verzehrt, nicht mehr werden ſtillen können? Was man mit der Frucht thut, von welcher nur mehr die Schale übrig iſt, und mit dem leeren Becher nach geſtilltem Durſte.

„Der Schaar dieſer Aufgegebenen wird er zum Abſchied nur die Gleichgültigkeit zurücklaſſen. Einige werden das Almoſen des Mitleidens, die Begünſtigeſten die Ehre einer Thräne erhalten. Vermiſſen wird er aber nur die Frauen, die er nicht beſitzen konnte. Vielleicht ſogar wird er dieſe immer lieben, weil er ſie nicht gekannt haben wird. Seltene Ausnahmen in dem Leben dieſes unwiderſtehlichen Verführers!“

„Dieſe Liebe iſt ein Krieg. Die Worte: Vertheidigung, Eroberung, Sieg, Niederlage, ſagen es genügend. Der Sieg iſt für jenen ſchön, welcher immer triumphirt. Don Juan wird dieſer Krieg gefallen.“

„Er wird auch den andern Krieg lieben, den wahren; denn er iſt ein Tapferer. Es liegt ihm wenig daran, wo und wie ſein Herz ſchlägt, wenn es nur ſchlägt. Jede Gemüthsaufregung hat für ihn Reiz. Die Gefahr dünkt ihm einladend, anſtatt abſtoßend. Er exaltirt, er berauſcht ſich im Spiele der Schlachten. Sich fragen, ob man im nächſten Augenblicke leben werde, heißt Leben. Was den Ruhm betrifft, ſo wird er im Vorbeigehen ihn nehmen, wenn er ſich darbietet.“

„Wie die Wiſſenſchaft, wie die Liebe, wie der Krieg, hat auch der Raum ſein Vielleicht. Was liegt hinter den fernen Nebeln verborgen? Man muß es wiſſen. Don Juan ſoll reiſen, und reiſet. Er zieht bis zu den Grenzen der bekannten Welt, und paſſet den Gelegenheiten ab, darüber hinaus zu gehen. Von Zeit zu Zeit kehrt er dann in die Heimath zurück, um zu ſehen, ob es dort nichts Neues giebt, und ob die Frauen ſich nicht verändert haben.“

„Das Leben iſt eine Langeweile, die Jeder nach ſeiner Weiſe vertreibt. Don Juan kann alle Manieren brauchen.“

„Die Liebe iſt die große Beſchäftigung ſeiner Exiſtenz; die Reiſen, die Kämpfe, das Studium, der Ascetismus, die Politik momentan und in Ermangelung eines Beſſeren, dieß ſind ſeine Zerſtreuungen; der Schauplatz iſt die Welt, die Epoche eine der größten, und vielleicht die wunderbarſte der Geſchichte, das ſechzehnte Jahrhundert."

„Es iſt ein Moment im Jahre, wo die Natur, plötzlich erweckt, zu allen Pulsſchlägen des Lebens wieder ungeſtüm erwacht. Die neubelebte Sonne verſcheuchet die Wolken, und offenbaret in Gluthſtrahlen, in Lichtgarben, die Entzückungen ihrer Freude. Der Berg bebet, ſchüttelt ſeinen Schnee, bricht ſeinen Eisgürtel, und läßt die Fruchtbarkeit ſeines Schooßes weithin rieſeln. Der Strom ſchwillt krafttrunken an, küßt das Geſtade, und ſtürzt ſingend dem Meere zu. Die Wieſe thut ihr grünes Gewand an, und den Blumenſchmelz als Feſtzeichen. Die Luft ſauget Wohlgerüche ein, die Wälder füllen ſich mit Harmonien. Die Feldlerche, die Grasmücke am Rande ihres Neſtes, die Nachtigall in der Laube, ſingen im Chor das Kommen der ſchönen Tage. Die wandernden Vögel führen hoch zum Himmel empor das Geleit ihrer harmloſen Züge. Der Hirſch röhret und ſpringt im Dunkel der Wälder. Die luſttollen Pferde galoppiren über die Ebene mit ſchallendem Wiehern. Die großen Herden ſtürzen im Tumulte aus dem Stalle auf die Weiden, und begrüßen mit anhaltendem Geblöcke die Rückkehr der Freiheit. Auch der Menſch, der König der Schöpfung geſellt ſich dem Wahnſinne des gemeinſamen Jubels bei; er trinkt die Jugend aus dieſem ſchäumenden Becher der Auferſtehung, und der allgemeine Saft ergießt ſich in ſeine Adern in Strömen von Begeiſterung und Liebe."

„So auch iſt die Wiedergeburt, der Frühling unſerer Geſchichte. Alles bewegt, erſchüttert, erhellt, erneuet ſich. Die That und der Gedanke werden zu gleicher Zeit groß, und erheben ſich zu unbekannten Verhältniſſen. Das Fieber der Bewegung ſchüttelt das Univerſum, und ſchleudert es über die Grenze alter Gewohnheit hinaus. Die Schatten der Barbarei verſchwinden, vom Hauche des modernen Geiſtes weggeweht. Die junge Civiliſation, ein Herkules in der Wiege, erſtickt in ihren Armen die Hyder der Feudalität. Auf den Ruinen der zuſammenſtürzenden Vergangenheit, baut die Zukunft ihre Fundamente. Das Schickſal wirft ſeine Wage weg, die nicht mehr der Laſt der Ereigniſſe genügt, um ein neues Gleichgewicht herzuſtellen. Religion, Politik, Kunſt, Wiſſenſchaft, Krieg, Alles verwandelt ſich, indem es zunimmt. Die Wahrheit ſchüttelt ihre Fackel mit der begeiſterten Wuth einer Bacchantin, und ſchleudert Blendungsſtreifen durch die Welt. Die Intelligenz wirbelt im Unendlichen. Die Seele ſcheint durch übermenſchliche Anſtrengungen ſich geſtärkt zu haben; die überreizten Leidenſchaften entfeſſeln ſich wie das wüthende Meer, durchbrechen alle Dämme in ihrem erhabenen Sturme, und ſteigen bis zur Höhe des Unmöglichen empor.“

„In dieſem Reihengange großer Männer und großer Dinge, eröffnet Chriſtoph Columbus den Zug, eine neue Welt in der Hand. Er hat den Occident erſonnen. Vasco de Gama beeilt ſich neidiſch, den Orient wieder zu finden. Bald knüpft Magellan die beiden Hälften des Univerſums aneinander. Die Eroberung folgt der

Entdeckung. Und welche Eroberung! von Armeen zu fünfhundert Mann unterjochte Reiche! Dieß geſchieht, weil jeder Mann ein Held iſt, und weil dieſe Helden zu Anführern Ferdinand Cortez haben, eben ſo groß wie Cäſar; Albuquerque, dem Cortez gleich; Pizarro, den König der Abenteurer, ein von Allen, ihn ausgenommen, ungekanntes Genie, einen am Vorabende unbedeutenden Soldaten, und am andern Tage berühmten General, eine eben ſo ungebildete als fruchtbare Natur, einen Mann, der nicht leſen kann, und mit einem Blicke alle Hieroglyphen der Politik entziffert."

„Dieſe rieſigen Ausſtrömungen genügen jedoch der tumultuariſchen Thätigkeit Europa's nicht; es muß auch noch mit ſich ſelbſt kämpfen. Der Krieg iſt im Innern, wie draußen, eben ſo ſchrecklich, obgleich minder ungewiß, eben ſo fruchtbar an Talenten, an Beweiſen von Muth, an Tugenden aller Art. Der Admiral iſt Doria, der General iſt Gonzalvo von Cordova, dem die einſtimmige Gerechtigkeit der Völker den ihm vom Nationalſtolze zuerkannten Titel des großen Feldherrn beſtätiget; der Ritter iſt Bayard. Die Fürſten heißen Karl V. und Franz I. Das Reich iſt Spanien auf der einen Seite, Frankreich auf der andern, und die Erde bebet bei dem Aufeinanderſtoßen."

„Auch die Himmel haben ihre Unruhen. Die Götter ſchlagen ſich, wie die Menſchen, und der Kampf beſchränkt ſich dießmal nicht auf die Geſtade des Scamander; er erſtreckt ſich von dem einen Ende des Univerſums bis zu dem andern. Alle Religionen ſind anweſend, den Götzendienſt nicht ausgenommen. Aber überall iſt das Chriſtenthum der Angreifer. Nicht zufrieden, Mahomet aus Granada verjagt zu haben, verfolgt es ihn, und greift ihn überall an, zu Land, zu Meer, in Europa, Afrika, Aſien, zu Oran, Algier, Tunis, Corfu, Mascate. Der Islamismus hat ſeine Helden, Soliman den Prächtigen und Hariadan Barbaroſſa: er wirkt entgegen. Das Chriſtenthum verdoppelt ſeine Anſtrengungen. Rhodus hat Granada gerächt; Lepanto rächt Rhodus: Die nämliche Erbitterung, der nämliche Erfolg gegen die Gottheiten Amerika's und Indiens. Brahma's Pagoden und die Tempel der Sonne ſtürzen zu gleicher Zeit unter der Hand, welche Allah's Moſcheen zertrümmert. Ueberall wird bekehrt, getauft, vertilgt."

„Warum? Woher rührt dieſe gewaltſame Wiederkehr der Bekehrungsſucht?"

„Die Kirche," ſagt ein Zeitgenoß, „gleicht den Fantomen, die nur von weitem furchtbar ſind." Die Kirche iſt jetzt vom Schisma und der Ketzerei angenagt, und rächt an den Ungläubigen den Abfall der Gläubigen. Sie will auf der einen Seite die Leere ausfüllen, die auf der andern entſteht. Sie wirbt, mit dem Schwerte in der Hand, neue Sektirer an, um die alten zu erſetzen, die von dannen ziehen. Das Rom der Päpſte ahmte dem Rom der Kaiſer nach, welches die Unfälle des Bürgerkrieges durch die Triumphe des auswärtigen Krieges ausglich."

„Savonarola iſt auf dem Scheiterhaufen geſtorben; doch gleich dem Phönix lebt er aus ſeiner Aſche in der Geſtalt Luther's wieder auf. Der Reformator ſetzt der

Märtyrer fort. Der Mönch von Wittenberg erfüllt die Prophezeihungen des Mönches von Florenz. Die Reclamation wird Empörung, und begnügt ſich in der Wuth ihres Sieges nicht, das zu entreißen, um was ſie kurz zuvor anſuchte. Sie zieht in die Kirche ein, wie in eine mit Sturm genommene Stadt. Sie reißt ihr die Krone ihres Blendwerkes vom Haupte, zerſetzet ihren Purpur, giebt ihre Autorität der Plünderung preis, zerbricht die Kette ihrer Traditionen, zerſtücket die Univerſalität ihres Katholicismus. Jeder Laie wird Prieſter und ernennt Biſchöfe. Heinrich VIII. erklärt ſich zum Papſte."

„Das iſt nicht Alles. Da den Revolutionen einmal das Thor geöffnet iſt, ſtürzen ſie in Menge hinein. Da der König Sektenhaupt geworden iſt, kann das Sectenhaupt wohl König werden. Die Wiedertäuferſecte zu Münſter gründet ihr eintägiges Reich, und der Schneider von Leyden macht einen Scepter aus ſeinem Ellenſtabe. Schon waren die Schlöſſer von den Hütten bedroht worden; ſchon hatten die Municipalitäten Spaniens in geordneter Schlacht mit dem Despotismus der Monarchie gekämpft. Der Krieg der Communeros und der Krieg der Bauern, hatten zu gleicher Zeit an den beiden Enden von Europa, gegen die beiden weltlichen Großmächte des Mittelalters, die Kraft der aufſtrebenden Demokratie verſucht. Alles war in Frage geſtellt, das Dogma, die Moral, das Recht. Die Staatsgeſellſchaft ſchwankte, von der Spitze bis zur Grundfeſte erſchüttert."

„Was weiß ich?" ſchreibt Montaigne an die Stirne dieſes Jahrhunderts. In der That, was ſoll man wiſſen, was glauben, was denken inmitten dieſer Umſtürze und Tumulte, inmitten dieſer allgemeinen Umwälzung aller göttlichen und menſchlichen Dinge? Ueberall der Contraſt und die Anomalie. Unerhörte Glücksfälle, Mißgeſchicke ſondergleichen, ſcheußliche Frevelthaten, Züge von Heldenmuth, die Fabel übertreffend, Wunder über Wunder, Cataſtrophen über Cataſtrophen, Aufthürmung von Bergen!"

„Die Borgia, Atriden des Papſtthumes, Repräſentanten des Glaubens, die nichts glauben, häufen in ihrer Familie alle Laſter: Unzucht, Habſucht, Ehrſucht, Treuloſigkeit; alle Verbrechen: Mord, Vergiftung, Brudermord, Nothzucht, Ehebruch und Blutſchande in allen Graden; alle Größen: jene der Tiara und jene des Schwertes, die Schönheit und das Genie. Pavia richtet ſich neben Marignan auf. Ein Rieſenſieg, eine rieſige Niederlage! Der König von Frankreich geht in das Gefängniß. Gleich wird die Reihe an den Papſt kommen. Die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt wird von den Soldaten des katholiſchen Königs geplündert werden, und die Vandalen zurückwünſchen. Der Mann, welcher dieſe Banditen zur Erſtürmung der ewigen Stadt führen ſoll, hat ſich gefunden: er ſieht ſterben, die Augen zum Himmel aufgeſchlagen, und die Lippen auf dem Kreuze ſeines Schwertes, den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel."

„Bourbon iſt's, ein Franzoſe, der Frankreich verrathen, ein Prinz vom Geblüte, der den König bekämpft hat. Wir ſehen die Verſchwörung des Fiesko, die Ermordung der Medicis durch die Medicis. Der Eroberer von Peru ſtirbt auf dem Schaffote, wie der Mann, welcher das ſtille Meer entdeckt hat; denn keine Perſon iſt vor dem Henker ſicher. England verſucht auf dem Halſe von vier Königinnen das Beil, das ein Jahrhundert ſpäter das Königthum enthaupten ſoll. Endlich das erſtaunlichſte dieſer erſtaunlichen Schauſpiele. Karl V. geht, nach vierzigjähriger Regierung und Ehrſucht, in ein Kloſter, um Gott wegen des Gebrauches um Verzeihung zu bitten, den er von den Menſchen gemacht hat."

„Der Gedanke ſchreitet neben der That. Auch er hat ſeine Kühnheit, ſeine Revolutionen, ſeinen Glanz, ſein Elend, ſeine Geſchichte voll Majeſtät und Merkwürdigkeit. Die Wiſſenſchaft und die Buchdruckerkunſt ſchaffen die wahren Dynaſtien. Die Scaliger, die Manuce, die Eſtienne, vererben von Vater auf Sohn die Geheimniſſe der Typographie und die Schätze der Gelehrſamkeit. Dolet ſchreibt und druckt Bücher, die man mit ihm verbrennt. Während Rabelais zum Lachen bringt über die Lächerlichkeiten der Mächtigen der Erde, und auf ihre Koſten die Satyre füttert, welche ſie tödtet, nennt ſich Aretin, der Schöpfer des Pamphlets, der Ahn des Journalismus, die Geißel der Fürſten, und zwingt ihre Laſter, die ſeinigen zu beſolden. Die öffentliche Meinung iſt ſo eben aus dem Kothe geboren worden, wie Venus aus dem Schaume. Machiavelli, das dreifache Genie, beginnt die moderne Comödie, reſtaurirt die Geſchichte mit Guicciardini, verfaßt im „Fürſt" die neue Politik der Intereſſen, die der allerchriſtlichſte

König in ſeiner Allianz mit dem Großtürken anwendet. Der Philoſoph Erasmus ſchreibt das Lob der Narrheit.“

„Die Begeiſterung widerſetzt ſich der Vernunft, und neigt ſich zum Wahnſinne. Thomas Morus rächt ſich an der widerſtehenden Wirklichkeit, indem er die Hoffnungen ſeiner Zeit in einem Utopien organiſirt. Ignaz von Loyola errichtet eine geiſtliche Ritterſchaft, um die von den Ungläubigen angegriffene Braut Chriſti zu vertheidigen. Der Spiritualismus findet ſeinen Prometheus in einem Weibe. Die myſtiſche Gluth der heiligen Thereſſa ſteigert ſich zu einer leidenſchaftlichen Liebe Gottes ſelbſt, und ſchwingt, von Ecſtaſe zu Ecſtaſe, bis in den Himmel, um dort den Funken der göttlichen Liebe zu entwenden.“

„Andere ſuchen das Abſolute auf der Erde. Juan Ponce von Leon ſucht die Quelle der Jugend, und ſtirbt vor Alter inmitten ſeiner Reiſen. Der Doctor Paracelſus ſucht den Stein der Weiſen und die Univerſalarznei, findet das Opium, den Mercur, das Antimonium, und ſtirbt im Spitale. Nützlicher und auch unglücklicher, entthronet Veſale den Galen, ſchaffet die Anatomie, und ſtirbt, um ſeine Verwegenheit und zugleich ſeinen Ruhm zu ſühnen, den Hungertod an den Küſten von Zante.“

„So gebietet es die Inquiſition, welche unter den Ketzereien nicht unterſcheidet. Sie vertheidiget die alte Wiſſenſchaft eben ſo hartnäckig, wie das alte Dogma, und hält die Solidarität eingeführter Abgeſchmacktheiten aufrecht. Verhaßter Brauch, den die Souverainetäten von Zeitalter zu Zeitalter auf eine verhängnißvolle Weiſe ſich überliefern! Abſcheuliche Beiſpiele, die den Ehrgeiz emporgekommener Syſteme in Verſuchung ſetzen! Dieſes Uebel des Despotismus iſt anſteckend. Die ſiegreiche Freiheit verwandelt ſich in Tyrannei. Jeder Irrthum, der ſich emancipirt, will das letzte Wort der Wahrheit ſeyn. Jede organiſirte Secte hat bereits ihre Unfehlbarkeit und ihre Strafen zur Stütze. Der Glaubensſtreit, ein Recht des vorigen Tages, wird das Verbrechen des folgenden Tages. Kaum von der Verfolgung befreit, verfolgt man. Man rächt ſich ob der Vergangenheit an der Zukunft. Genf, erſt geſtern entſtanden, giebt ſich die äuſſerſte Mühe, dem tauſendjährigen Rom nachzuäffen. Es hat noch Märtyrer, und braucht ſchon Henker. Es iſt eiferſüchtig auf die Inquiſition, und tritt in ihre Fußtapfen. Michael Servet, ein Geiſt mit doppeltem Antlitze, nach der Medizin und zugleich nach der Theologie gewendet, ein doppelter Vorläufer, dem Socinus auf der einen Seite, Harvey auf der andern folgen wird, greift die Dreifaltigkeit an, und erkundet den Kreislauf des Blutes. Sein Freund Calvin verbrennt ihn, um eine Handlung des Papſtthumes auszuüben."

„Aber vergebens beſchworen, wird der junge und alte Aberglaube über die nothwendigen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes nicht die Oberhand behalten. Der Impuls iſt gegeben; die revolutionäre Bewegung wird nicht ſtehen bleiben. Giordano Bruno wird den Pythagoras erwecken, Spinoza vorbereiten, und die Metaphyſik der Zukunft in den Flammen bekennen. Bald wird

Baco, den Ariſtoteles umſtürzend, die Experimentalphiloſophie gründen. An Moſes und Ptolomäus iſt bereits die Reihe gekommen. Copernicus, mächtiger als Joſua, bringt die Sonne wirklich zum Stehen, und für immer, läßt ſie auf ihrer Stelle ſich drehen, und zwingt die bisher unbewegliche Erde zur Umdrehung. Aber lange bleibt das Geheimniß ſeines Wunders zwiſchen dem Himmel und ihm. Er zieht die Menſchen erſt in dem Momente in ſein Vertrauen, da er von ihnen ſcheidet, wie in der Vorausſicht des Looſes ſeines Nachfolgers, Galilei, und läßt, um ſeine Ruhe zu ſichern, ſeinen Ruhm warten."

„Die Poeſie, die Stimme großer Dinge, thut dieſem Jahrhunderte nicht den Schimpf des Schweigens an. Die unbeſtimmten, verworrenen Laute der Menge, vereinigen ſich in melodiſchem Echo, um in begeiſterten Klängen zu erſchallen. Jede Stunde hat ihre Hymne. Dem prophetiſchen Zwitſchern der Lerche antwortet das Lebewohl des ſterbenden Schwanes. Arioſt, fröhlich, funkelnd und phantaſtiſch, wie der Morgen, giebt das Zeichen zum Erwachen des Heidenthumes. Er erzählt lachend die Saturnalien der Kraft und die Wonnen der Wolluſt. Taſſo, ernſt, nachdenkend und traurig, wie der Abend, feiert die Größe des erlöſchenden Chriſtenthumes, das er in ſeiner Vergötterung begräbt. Sein Geſang iſt eine Klage, ſeine Lyra bebt und weint; man hört über ſeine ſchwachwerdenden Saiten das geheimnißvolle Stöhnen einer leidenden Seele, und den verzweiflungsvollen Hauch wahnſinniger Leidenſchaften ſäuſeln."

„An Geiſt verſchieden, ſind die beiden Dichter nicht minder durch das Geſchick verſchieden, denn das Geſchick iſt oft nur das Phänomen des Geiſtes. Der Eine, populär, wie die Sorgloſigkeit, gefeiert, wie das elegante Laſter, glücklich bei allen leichten Glückſeligkeiten des Materialismus. Der Andere, unruhig und verfolgt, ein unglücklicher Liebhaber des Ideales, ein verwegener Angreifer, und von den hohen Anſtrebungen beſiegt, ein blutendes Herz, getäuſchter Ehrgeiz, ein Siſyphus, durch ſeinen Stolz zermalmt, der zurückfällt, ein Opfer der Andern und ſeiner ſelbſt, ſeinen Ruf in das Elend ſchleppend, und ſein Genie in den Wahnſinn, zu allen Mißgeſchicken vorausbeſtimmt, zu ſpät gekommen, zu ſpät geſchieden, Märtyrer des Lebens, das ihm keine ſeiner Qualen erſparet, der Gefoppte des Todes, der auf ſein Grabmal den Hohn eines Siegeslorbers wirft.“

„Weiter hin, an den Grenzen des Horizontes, tauchen noch zwei hohe Geſtalten auf. Cervantes, Abenteurer in Feder und Schwert, der, nachdem er den Ruf überall geſucht hatte, den Ruhm in einem Scherze findet. Der Komödiant Shakspeare macht ſich aus ſeinem Gerüſte ein Piedeſtal der Unſterblichkeit. Beide, mit ſtrahlender Stirne, die Ironie in den Augen, das Lächeln auf den Lippen, wohlwollend und ruhig, wie die Ueberlegenheit, nachſichtig mit den Menſchen, deren Schwächen ſie kennen, und mit den Dingen, deren Nichts ſie wiſſen, das Unglück und die Niedrigkeit vergeſſend, unbetheiligt in ihrer eigenen Sache, fortan unbekümmert um den verlorenen Heldengeiſt und die verkannte Intelligenz, auf eine ſaumſelige Bewunderung geringſchätzig herabſehend, ohne den Zeitgenoſſen über ihre Undankbarkeit und ihre Ungerechtigkeit Rechenſchaft abzufordern, laſſen Ihnen die Verzeihung des Mitleidens angedeihen."

„Die Günſtlinge der Zeit ſind die Künſtler. Franz I. macht Leonardo da Vinci den Hof. Cäſar hebt Titians Pinſel auf. Leo X. vergißt Luther, indem er Raphael arbeiten ſieht. Der Sultan will Michel Angelo haben. Italien und Frankreich machen ſich Benvenuto Cellini ſtreitig. England kauft Holbein. Deutſchland hält Dürer mit einer goldenen Kette zurück."

„Dieß geſchieht, weil die Kunſt vielleicht die größte Seite dieſer großen Epoche iſt. Sie hat alle Rechte und alle Charakterzüge der Souverainetät. Der Ruhm iſt überall, überall die Thätigkeit: die Gewißheit iſt nur in ihr. Die Religion verwirrt ſich, der Krieg rückt voran und weichet zurück, die Politik ſchwanket, die Wiſſenſchaft ſucht. Die Kunſt kennt ihren Weg, wandelt auf ihm mit feſtem und ſtetigen Schritte, und gelangt unmittelbar an ihr Ziel, die Vollkommenheit. Von der Höhe der Vergangenheit herab, beherrſcht ſie die Zukunft."

„Ueberall Schulen, Meiſter, Meiſterſtücke. An dieſem Sternhimmel ragen drei Geſtirne hervor: Venedig mit ſeinem Siebengeſtirne von Coloriſten, Giorgine, Tintoretto, Veroneſe, Titian, und, erhabener ohne minder glänzend zu ſeyn, Rom und Florenz. Die alte und ſtrenge florentiniſche Schule ſtellt eine ganze Legion von großen Namen auf, an deren Spitze Andrea del Sarto und Leonardo da Vinci ziehen. Die römiſche Schule, kaum im Entſtehen, und ſchon mächtig, wie ihre berühmte Vorgängerin, zählt eben ſo viele Meiſter, als ſie Zöglinge hat, z. B. Giulio Romano. Die beiden Häupter ſind Michel Angelo und Raphael, die beiden höchſten Künſtler. Herrliche Rivalität! Uebermenſchlicher Kampf! Auf der einen Seite die Größe in der Schönheit, auf der andern die Größe in der Kraft: Herkules, dem Apollo gegenüber!“

„Der göttliche Jüngling taucht einen begeiſterten Blick in die Geheimniſſe des Unſichtbaren, und zaubert mit ſeinem Pinſel die Viſionen ſeines Geiſtes hin. Er ſchlingt um die Stirne der chriſtlichen Jungfrau den durchſichtigen Schleier der Unſchuld, und die Krone einer Glorie der Keuſchheit. Er erhellt den Blick der athenienſiſchen Philoſophen mit dem ganzen Glanze der Intelligenz. Er verklärt die Menſchheit auf dem Thabor, und idealiſirt ſie überall. Durch ein bewunderungswürdiges Verſehen macht er, indem er aus Gott einen Menſchen machen will, aus dem Menſchen einen Gott. Er zwingt den Himmel, zu ihm herabzuſchweben, ſo lange bis er ſelbſt hinaufſchwebt. Und dieß wird bald geſchehen. Die Erde iſt ein Kerker für dieſen Geiſt: er muß entſchweben, er muß zur Quelle der ewigen Schönheit zurückkehren. Und dieſes Scheiden wird des Verweilens würdig ſeyn. Raphael bleibt überall er ſelbſt: harmoniſch in ſeiner Exiſtenz wie in ſeinem Werke, lebt er vom Ruhme, und ſtirbt an Liebe.“

„Der Andere, der Athlet, hebt wechſelweiſe oder zu gleicher Zeit, alle Formen der Kunſt empor. Ein größerer Baukünſtler, als Bramante, ein Zeichner ſondergleichen, ein moderner Phidias, ruht er in der Poeſie aus, und würde, wenn er Zeit dazu hätte, Paläſtrina die Ehre entführen, die alte Muſik zu vollenden, oder Monteverde den Ruhm, die neue wieder herzuſtellen. Aber er hat zu viel zu thun. Seine vierundachtzig Jahre genügen zu ſeinem Werke nicht. Daher verliert er keine Stunde. Er ſchläft ganz angekleidet, um immer bereit zu ſeyn, und trägt eine Fackel auf ſeinem Haupte. Er kennt weder Freundſchaft, noch Liebe, noch Ehrgeiz; er kennt nur die Kunſt. Er lebt allein, ſtreng, ſelbſtbewußt und ſcheu. Ein alter Löwe in ſeiner Höhle, nährt er ſich von ſich ſelbſt, und brüllt, wenn man ihn ſtört."

„Vergebens zerfleiſcht ſich die Religion zu ſeinen Seiten, vergebens ſtürzen die Völker gegeneinander, vergebens brechen die Reiche zuſammen, vergebens kracht der Himmel und bebt die Erde: er hört nur das Geräuſch ſeines Gedankens. Er hat zwei Aufgaben zu löſen, zwei ungeheuere Aufgaben: er muß den Jahrhunderten das Zeugniß ſeines Glaubens überliefern, er muß das Monument ſeines Genies in die Ewigkeit bauen. Julius II. hat ihm das Grabmal des Papſtthumes aufgetragen. Sein Gewiſſen verpflichtet ihn, im jüngſten Gerichte den letzten Tag des Chriſtenthumes zu malen. Dann wird die Reihe an ſeine titaniſche Perſönlichkeit kommen. Um das Maß ſeiner Kraft zu geben, ſchwingt er die Kuppel von Sanct-Peter vierhundert Fuß in die Luft. Er zeigt Moſes die ganze Gewalt ſeines Meißels, nachdem er die Stirne der „Nacht" mit der ganzen Melancholie ſeiner großen Seele umdüſtert hatte. Denn traurig, lange vor ihrem Untergehen, iſt dieſe Sonne, die nicht mehr erſcheinen ſoll; mit Bedauern ſcheidet er, weil er ſcheidend das Licht der Welt entführt."

„Dieß iſt das ſechzehnte Jahrhundert, dieß iſt die Mitte, in welcher Don Juan ſich bewegt."

„Vornehmer Herr, Student, Soldat, Reiſender, Mönch, Abenteurer, Sclave, Diplomat, nach Wiſſenſchaft ſtrebend, wenn er nicht gelehrt iſt, Kunſtliebhaber, wenn er nicht Künſtler iſt, großer Ausſpäher der Religionen, miſcht er ſich in alle dieſe Ereigniſſe, nimmt Antheil an allen dieſen Dingen, wohnt allen Dramen bei, bisweilen als Zeuge, öfter als Theilnehmer, macht Feldzüge mit, ſtürzt ſich blindlings in die Schlachten, neigt ſich über die Cataſtrophen mit dem Wagniſſe des Hineinfallens, beſucht die Völker, pflegt vertrauten Umgang mit den Individuen, zieht mit den Helden, ſelbſt ein Held, befragt die Gelehrten, hat bei Königen Zutritt, hört die Prieſter aller Gottesverehrungen, ohne einen derſelben anzuhören; er verſucht das Leben unter allen ſeinen Formen, er dringt in alle ſeine Tiefen, er handhabt alle ſeine Oberflächen; er faßt, ſo zu ſagen, alle Unruhen der Menſchheit während der unruhigſten Epoche ihrer Geſchichte in ſich zuſammen."

*

„Eine ſolche Exiſtenz iſt gewiß ein bedeutendes, und in doppelter Hinſicht intereſſantes Phänomen. Man betrachtet es und ſinnt darüber nach, und die Ueberlegung findet dabei eben ſo gut ihre Richtung, wie die Neugier. Jedes große Schauſpiel hat ſeine Lehre.“

„Don Juan iſt als Menſch eins und dreifach: Geiſt, Seele und Leib; er denkt, er fühlt, er handelt. Die Syntheſe kennen wir; das Verlangen iſt's. Gehen wir zu den Einzelnheiten über: die Analyſe iſt fruchtbar. Jedes von den Elementen, welche dieſe große Geſammtheit bilden, jeder von den Theilen, aus denen dieſe dreifache Einheit beſteht, hat ſeine relative Wichtigkeit, und ſeine eigene Bedeutung.“

„In der intellektuellen Ordnung repräſentirt Don Juan den Mißbrauch der Einbildungskraft; in der moraliſchen Ordnung die Gefahren der ſich ſelbſt überlaſſenen Leidenſchaft, ihr Elend, ihre Schädlichkeit; in der phyſiſchen Ordnung, oder, um genauer zu ſprechen, in der Praxis, die Unfruchtbarkeit einer zielloſen Thätigkeit.“

„Die Grundbedingungen der menſchlichen Exiſtenz kennt er im Anfange nicht, dann vergißt er ſie, und zuletzt verkennt er ſie abſichtlich. Der Menſch iſt in der Zeit und im Raume beſchränkt, im Gedanken und im Gefühle, in allen Attributen, in allen Fähigkeiten, in allen Reſulaten ſeines Seyns. Das Unendliche iſt nur in Gott. Dahin ſtrebt man, man erreicht es nicht. Es erſcheint nur im Traume, und verſchwindet bei dem Erwachen. Es verfolgen, heißt einem Schatten nachjagen. So macht es Don Juan, und tritt in der Haſt ſeiner unſinnigen Verfolgung die Wirklichkeit, welche ihn aufhält, verachtend mit Füßen. Unermeßlichkeittrunken, fliegt er, wie der ſeinem Neſte entſchlüpfte junge Adler, ohne zu wiſſen, wohin, auf Gerathewohl ein Ziel und eine Beſtimmung ſuchend.“

„Wenn er ſtille hält, iſt's ein Halt und nicht die Ruhe. Wo findet man den Mittelpunkt einer Sphäre ohne Grenzen? Seine Einbildungskraft, ein allzuvoller Ocean, iſt über die Ufer der Welt getreten, und weiß keinen Hafen mehr. Er irret beſtürzt in dieſer Wüſte, die er ſelbſt ſchuf. Er hat bereits zu viel vom Leben begehrt, als daß es ihm genug geben könnte. Vergebens wird das Schickſal der Wohldiener ſeiner Launen werden, und ſich in Gefälligkeiten erſchöpfen, er wird niemals zufrieden ſeyn. Er braucht das Unmögliche, und da er es nicht bekommen kann, wird er nichts zur Entſchädigung annehmen wollen. Viel iſt nichts für jenen, der Alles will.“

„Da er nicht Alles wiſſen, beſitzen, ſeyn kann, widert ihn nach und nach Alles an. Er verzichtet nacheinander auf die Nachforſchung, auf die Hoffnung, auf den Ehrgeiz. Ihn ergreift der Zweifel, die Gleichgültigkeit, die Vernichtung. Unzufrieden mit der Welt, die ihm ſein Ideal nicht brachte, und mit ſich ſelbſt, weil er es nicht zu finden wußte, verläßt er die Welt, und giebt ſich auf. Jedoch nicht ganz. Er verſucht es vergebens. Ein unter der Aſche gebliebener Funke glimmt unauslöſchlich, und wirft bisweilen einen unheilverkündenden Schimmer. Die Verzweiflung an der Gegenwart enthält den Schrecken der Zukunft. Wie wird der Tag ſeyn, der dieſem ſchrecklichen Tage folgt? Die Stimme des Gewiſſens, im Tumulte des Handelns übertäubt, erwacht im Schweigen der Unthätigkeit. Ein neues Gefühl, jenes der Verantwortlichkeit, taucht plötzlich inmitten der Ruinen empor, und laſtet auf dieſem gebeugten Geiſte. Wie kann er es ohne Stützpunkt aufheben? Wie kann er ſich dieſes letzten Räthſels, ihm allein furchtbarer, als allen Uebrigen, entledigen? Er hat keine Kraft mehr, keine Liebe, keinen Glauben, nur die Furcht. Vielleicht giebt es ein anderes Leben, wo man Rechenſchaft von dem Mißbrauche wird geben müſſen, den man mit dieſem getrieben hat."

„Es iſt dringend, ſich von dieſem möglichen Richter zu befreien, und es giebt kein anderes Mittel mehr dazu, als die Sühne. Aber die Exiſtenz beginnt man nicht wieder von vorne. Zuletzt bleibt nichts übrig, als den Anfang zu bedauern. Die Buße alſo, und die Gewiſſensbiſſe, in Ermanglung der Reue. Denn die Reue iſt das Bedauern des Böſen, und nicht die Furcht der Strafe. Er will die Aufrichtigkeit, die Uneigennützigkeit, und verſchmäht das heuchleriſche Begehren der Selbſtſucht. Aufſchreie, keine Thränen; Bitten, keine Gebete; Grimaſſen, kein wahrer Schmerz. Ohnmächtig ſinkt der Skepticismus zu den Füßen des Aberglaubens: dieß iſt die einzige Religion, die er kennt."

„Jener, der vor Kurzem Gott trotzte, und die Menſchen verachtete, zittert nun vor dem Teufel. Die Furcht vor der Qual iſt ſchlimmer, als die Qual ſelbſt. Der Unglückliche mag den Qualen in der andern Welt entgehen oder nicht, er wird deßhalb nicht weniger auf dieſer Welt eine doppelte Strafe erlitten haben, den Schrecken in der Schmach. Sonderbares Ende eines ſolchen Unternehmens! Traurige Demüthigung einer ſo ſtolzen Verwegenheit! Zum Himmel aufſtreben, die Berge verſchmähen, und in einem Sumpfe ertrinken!“

„Glücklich die Demüthigen im Geiſte! Glücklich vorzüglich jene, die einfältigen Herzens ſind!“

„Das Leben iſt nur ein Zufall, und kann das Abſolute nicht enthalten. Das Ideal läßt nur ein Stück ſeines Kleides im Staube unſerer Wirklichkeiten ſchleppen. Die Wiſſenſchaft und die Macht des Menſchen ſind beſchränkt: eben ſo wenig iſt das vollkommene Glück von dieſer Welt. Aber was davon ſich am meiſten nähert, ſein treueſtes Bild, der reinſte Ausfluß dieſer göttlichen Weſenheit, der belebendſte Strahl dieſes in der Unermeßlichkeit der Himmel verlorenen Geſtirnes, iſt die Liebe, aber die wahre, die große, die heilige Liebe, jene, welche verſteht, verzeiht, und ſich opfert!“

„Edle Beſtimmung! Sie folgt dem Rufe der Begeiſterung, und heiliget ihn durch Selbſtverläugnung. Sie hat Freude an ihrem Werke, ſie verſchafft ihm das Licht und den Wind, ſie nähret es mit ihrem Leben, deſto reicher, je mehr ſie giebt. Für ſie bringt jeder Tag ſein Reſultat, jede Anſtrengung ihre Belohnung. Sie iſt groß ſelbſt in ihren Schwächen, und ihren Bedrängniſſen überlegen! Ihre Leiden gelten ihr mehr, als die Freuden der Leidenſchaft. Wenn ſie, mit Undank bezahlt, verkannt und verrathen, ſich von jenen kreuzigen ſieht, die ſie retten wollte, bleibt ihr, als letzter und höchſter Troſt, das Bewußtſeyn ihrer Großmuth. Sie leert mit ſüßem Stolze den Giftbecher, und koſtet in den Armen des Todes die herbe Wonnetrunkenheit des Opfers. Sie iſt vergeſſen, ſie bedauert ſich nicht. Wenn ſie im äußerſten Momente weint, ſo weint ſie nur über die verlorenen Wohlthaten ihrer Zärtlichkeit. Die Barmherzigkeit neigt ſich über ihre Qual, und ſtößt in ihre verſcheidende Seele eine wonnevolle Traurigkeit. Und der Henker würde das Opfer beneiden, wenn er in der Tiefe ihres letzten Gedankens leſen könnte."

„Don Juan brauchte nur zu wollen. Wie oft hat ihm das Schickſal das Glück in die Hand gegeben, und wieder gegeben! Aber immer wirft er ſeinen Diamant weg, indem er ihn nicht ſchön genug findet. Er verſplittert in unſinnigen Verſchwendungen die Schätze ſeines Gemüthes, und ruinirt ſich nach Luſt, ohne Jemand zu bereichern. Verrückt und verbrecheriſch zugleich, doppelt elend, richtet er ſich zu Grunde, und reißt in ſein Verderben Alles fort, was ihn umgiebt, Verwandte, Freunde, Liebchen, Weiber, Kinder, ſelbſt die Diener."

„Und doch war er nicht böſe geboren. Nie hatte eine ſchönere Morgenröthe über einen Tag des Mißgeſchickes ſich erhoben. Er iſt eine hochherzige Natur. Sein Muth kennt die Grauſamkeit nicht, ſein Stolz ſträubt ſich gegen die Lüge. Was die Habſucht und und die Treuloſigkeit betrifft, o! da trägt Don Juan den Kopf zu hoch, als daß er einer Gemeinheit fähig wäre. Im Gegentheile, jedes ſchöne Gefühl findet Zutritt in ſeinem Herzen, der Enthuſiasmus, die Hingebung, und ſelbſt das Mitleiden. Er wirft ſeine Börſe der weinenden Armuth hin. Er wird kühn Partei nehmen für die Schwäche gegen die Brutalität der Gewalt. Er wird das Schwert ziehen, allein gegen Alle, um das Leben oder die Ehre ſeines Freundes zu vertheidigen. Seine Geliebte? Er gäbe ohne Zaudern ſein Blut hin, um ſie zu retten, und iſt die Rettung unmöglich, ſo wird er wenigſtens mit ihr ſterben wollen. Jenen, die er liebt, giebt er Alles, ausgenommen ſein Herz, ach!"

„Sein Herz gehört ihm nicht. Die Leidenſchaft bewohnt es, und will es mit Niemanden theilen: Schrecklicher Gaſt! Inneres Ungeheuer, das nach und nach im Dunkel groß wird, heimlich ſeine Kräfte prüft, Futter ſuchend, und auf Gerathewohl ſich nährend, bis es eines Tages, ſeine Macht und ſeine Gier zugleich offenbarend, ſeine Beute erkrallt und verſchlingt. Von nun an immer hungriger, immer unerſättlicher, wird es Opfer über Opfer brauchen, Hekatomben über Hekatomben. Zuletzt wird es nicht mehr wiſſen, wen es angreifen ſoll, wird es den unabläſſig ſteigenden Wahnſinn ſeiner ungeſättigten Wuth gegen ſich ſelbſt kehren, und, ſeine Hülle zerſprengend, ſich ſelbſt vernichten. Dann wird Alles zu Ende ſeyn. Das Herz wird nicht mehr exiſtiren."

„Ein Fehler zieht den andern nach ſich; jeder Fehler ſchleppt ſein Unglück nach; die Lavine ſchwillt im Laufe, ſtürzt, und der Menſch rollt an den Fuß des Abgrundes."

„Don Juan beweint ſeinen erſten Fehler, und lacht über ſein letztes Verbrechen. Anfangs verwirrt, beſtürzt, halb außer ſich, gewöhnt er ſich bald an die Aufſchreie des Schmerzes, an den Anblick des Blutes, und verhärtet ſich zuletzt bis zur Verſteinerung. Ein unbarmherziger Anatomiker bringt er es dahin, an der lebendigen Menſchheit zu arbeiten, wie die Minenbeſitzer Braſiliens, die ihren Sclaven den Bauch aufſchneiden, um zu ſehen, ob ſie nicht irgend einen koſtbaren Edelſtein in ihren Eingeweiden verſteckt haben."

„Auch hier geht das Reſultat aus dem Werke hervor, und die Strafe aus dem Verbrechen. Don Juan hat überall die Verzweiflung geſäet, er erntet die Entmuthigung. Der Mißbrauch der Liebe führt ihn zum Unvermögen, zu lieben. Dieſer Mann, deſſen blühende Jugend in unzüchtigen Zweigen ſich entfaltete, und weithin ihren Schatten warf, altert allein, finſter und vertrocknet, wie ein Schiffstrumm auf dem Ufer des Meeres."

„Welche Verſchleuderung von Kräften! Wie viele verlorene Fähigkeiten! Don Juan beſaß alle Eigenſchaften großer und nützlicher Männer, Alles, was Bewunderung, Achtung und Liebe gebietet. Er beſaß die Kraft, die Schönheit, die Beharrlichkeit und Kühnheit, die Herkunft, den Reichthum und die Intelligenz. Die Natur hatte ihn prächtig ausgeſtattet: er behielt Alles für ſich. Die Staatsgeſellſchaft hatte ihm Alles gegeben: er gab ihr nichts zurück. So viele unſchätzbare, in ſeinen Händen aufgehäufte Güter, nützten Niemanden, nicht einmal ihm. Er konnte Alles, er unternahm Alles, und that nur Böſes. Ein blutiges Meteor, das ein Geſtirn ſeyn konnte! Eroberergeſchick, Zerſtörungswerkzeug, Heroenruhm . . . wenn man einſt die Geſchichte der Ideen ſchreiben wird, wie man jene der

Thatſachen ſchrieb, wird Don Juan neben Heroſtrat, Empedocles und Attila eine Rolle ſpielen."

„Und nun tretet in ſeine Fußſtapfen ein, wenn Ihr es waget, ſchwache Nachäffer!"

Ich ſtand erbittert auf.

„Sind Sie fertig?" fragte ich Frater Auguſtin ziemlich barſch.

„Ja," antwortete er, indem er mich mit einer erſtaunten Miene anſchaute. „Warum?"

„Die Artigkeit machte es mir zur Pflicht, Sie nicht zu unterbrechen. Jetzt aber, da Sie vollendet haben, wollen wir uns ein wenig erklären."

„Sollten Sie noch irgend eine Frage in Bezug auf Don Juan an mich zu ſtellen haben?"

„Eine einzige und ziemlich wichtige, glaub' ich. Dieſer Don Juan, den außer Ihnen Niemand kennt, von dem Sie ſo viele und ſo außerordentliche Dinge erzählen, dieſer ächte und ſymboliſche, hiſtoriſche und philoſophiſche, typiſche und prototypiſche Don Juan, Ihr Wunder, Ihr Ungeheuer, jener, welcher der Nachwelt zum Vorbilde dienen, die Weisheit lehren und die Weiberjäger entmuthigen ſoll, der Mann des Verlangens und aller Unterabtheilungen deſſelben, dieſer Don Juan ... wo iſt er, ich bitte Sie?"

„Da d'rinnen," antwortete der Mönch, kräftig auf ſeinen kleinern Reiſekoffer ſchlagend.

„Ah! ah! da haben wir es alſo! Ich ſagte es Ihnen ja, daß hinter Ihrer Angelegenheit ein Verfaſſer ſtecke. Nur hinſichtlich der Natur des Werkes werde ich mich getäuſcht haben, und ich bitte hiewegen unterthänigſt um Verzeihung. Ich habe Sie eines Heldengedichtes in vierundzwanzig Geſängen beſchuldiget: ich hatte Unrecht. Sie ſind nicht mehr in der Mode, und Sie werden im herrſchenden Geſchmacke gearbeitet haben. Genugthuung! Es iſt ein Roman in vierundzwanzig Bänden."

„Ein Roman!" rief der Mönch heftig aus. „Für wen halten Sie mich?"

„Ei, für einen Romanſchreiber."

„Nein, nein. Es handelt ſich nicht um Romane."

„Um was handelt es ſich denn?"

„Ich muß Ihnen ſagen, daß es die Memoiren Don Juan's ſind."

„Gut. Wollen Sie mich jetzt zu glauben bewegen, daß Don Juan ſich den Spaß machte, ſeine Memoiren zu ſchreiben, um die Nachwelt zu erbauen, nachdem er ſeine Zeitgenoſſen ſcandaliſirt hatte? Gehen Sie doch!"

„Nein, Seigneur; er hat nur Briefe geſchrieben, zerſtreute Noten und einige Reiſefragmente. Weiter nichts."

„Wohlan, dieß ſind keine Memoiren, oder wenigſtens ſehr unvollſtändige Memoiren."

„Ich habe ſie vervollſtändiget."

„Auf welche Art?"

„Durch Documente, die ich fand."

„Wo?"

„Ueberall."

„Erklären Sie ſich deutlicher."

„In der Geſchichte, in den Chroniken, in den

Büchern, in den Manuſcripten, in den öffentlichen und Privatbibliotheken, in den Archiven des Staates, der Städte, der Schlöſſer, der Klöſter, der Inquiſition, in Familienpapieren, in ..."

„Sehr gut, ſehr gut. Es iſt alſo eine Lebensbeſchreibung."

„Eine Lebensbeſchreibung, wenn Sie wollen."

„Die Sie ſchrieben?"

„Zuſammengeſtellt, Seigneur, gewiſſenhaft zuſammengeſtellt, Stück für Stück, Beweis für Beweis."

„Eine ſolche Arbeit mußte Ihnen ja viele Mühe und Zeit koſten."

„Ich habe zwanzig Jahre darauf verwendet."

„Zwanzig Jahre! Barmherziger Gott!"

„Ich begann mit fünfundzwanzig Jahren; ich bin fünfundvierzig alt. Dieß war, dieß iſt noch jetzt die Beſchäftigung meines Lebens. All mein Thun bezieht ſich darauf. Ich bin Don Juan's letztes Opfer, Seigneur. Er war mein Traum, mein Alp, meine Freude, mein Unglück, meine Leidenſchaft, mein Laſter; er hat meinen Glauben erſchüttert; er hätte beinahe meine Sitten verderbt; er veranlaßte mich, ſchlechte Bücher zu leſen; ſeinetwegen vertiefte ich mich in die Philoſophie bis an den Hals, und ging als ein halber Ketzer aus ihr hervor. Er jagte mich aus der Kirche, wie Mendizabal aus meinem Kloſter. Ich ſchlief ſo ruhig auf dem Pfühle der Tradition! Seitdem mußte ich mir wieder religiöſe Meinungen ſchaffen, und dieß iſt eine ſchwere Arbeit, ich ſtehe Ihnen gut dafür. Ich habe viele Thränen über mein beunruhigtes Gewiſſen geweint; ich habe oft flehende Hände und ein kummervolles Herz zu Gott erhoben. Zuletzt erlangte ich nach und nach die Ruhe wieder; aber dieß geſchah nicht ohne Mühe. Don Juan iſt daran Schuld."

„Und dennoch zürne ich ihm deßhalb nicht. Mein Benehmen in Bezug auf ihn iſt nicht verdächtig. Sie ſahen, mit welcher Strenge ich ihn behandelte. Aber ich verurtheile ihn, wie Brutus ſeinen Sohn verurtheilte . . . weinend. Dieß thu' ich, weil er ſo wahr iſt! Dieß thu' ich, weil wir Alle den Keim ſeines Böſen in uns tragen, und weil die ganze Menſchheit durch ſeine Wunden blutet. Das Verlangen . . . Doch fangen wir nicht wieder an. Ich habe ſchon zu viel geplaudert."

„Eine letzte Frage. Durch welche Veranlaſſung ſind Sie auf Don Juan verfallen?"

„Dem Superior lag der Ruhm ſeines Kloſters am Herzen. Da ich mehr Geſchmack am Studium zeigte, als meine Mitbrüder, trug er mir auf, die Geſchichte des Kloſters zu ſchreiben. Ich begann meine Nachforſchungen. Als ich zum Jahre 1558 gelangte, fand ich einen Namen, der mir auffiel, „Juan vom Gewiſſensbiſſe." Da ich wiſſen wollte, was ich von dieſem Manne zu halten habe, ging ich auf ſeine Ahnen zurück, und erblickte mich Don Juan gegenüber. Von dieſem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Was ich wußte, flößte mir den Wunſch ein, das Uebrige zu kennen."

„Dieſer Wunſch wurde bald raſend, und ging in Monomanie über. Ich gab Alles auf, um der Spur meines Helden zu folgen. Der Superior war von dem Eifer erbaut, den ich auf meine Nachforſchungen verwendete, im Wahne, daß es ſich immer noch um die Geſchichte des Kloſters handle. In Folge dieſes glücklichen Vorwandes erhielt ich Alles, was ich wollte, die Erlaubniß, bei Nacht zu arbeiten, Dispens vom Brevierbeten, freien Ausgang aus dem Hauſe, Reiſekoſten, Empfehlungsbriefe aller Art und an alle Perſonen.“

„Ich erlernte die fremden Sprachen, beſuchte ganz Spanien, ſtudirte Alles, was ſich nahe oder ferne auf meinen Gegenſtand bezog. Der Superior ahnete nichts. Er war entzückt. „Es wird in Spanien,“ ſagte er bisweilen, „es wird in der ganzen Chriſtenheit kein Kloſter geben, deſſen Geſchichte ſo gelehrt ſeyn wird.“ In den letzten Jahren begann er jedoch unruhig zu werden, indem er fand, daß ich den Eifer ein wenig weit treibe, und daß ich dieſe Zeit über genug Materialien mußte geſammelt haben. Allein ich brachte gute Gründe vor, um ihn zu beſchwichtigen, und machte es, wie zuvor. Einige Zeit nachher hat man uns davon geſagt. Von dieſem Momente an fiel es mir nicht mehr ſo leicht, mein Unternehmen fortzuſetzen. Dennoch gab ich es nicht auf. Da ich nicht mehr reiſen konnte, nahm ich meinen beſtändigen Aufenthalt in Sevilla, wo Don Juan den größten Theil ſeines Lebens zubrachte. Dort machte ich noch manchen Fund, unter andern dieſe zwei Porträte, die für Jedermann nur Gemälde waren, und deren Wichtigkeit und zugleich Identität ich, in Folge meiner Aufſchlüſſe, darthun konnte.“

„Sie beſitzen viele Aufſchlüſſe?“

„Ich beſitze ſie alle, alle, Seigneur! Ich habe hier die ganze Geſchichte Don Juan's, vom Tage vor ſeiner Geburt bis zu ſeinem Begräbnißtage, Jahr für Jahr, faſt Tag für Tag. Ich beſitze ſeine Genealogie, ſein Wappen, ſeinen Familienſtand, die Schilderung ſeines Palaſtes und ſeiner Schlöſſer, ſeine Abenteuer, ſeine Reiſen, ſeine Gedanken; das Verzeichniß ſeiner Liebchen, ja das Verzeichniß ſeiner Liebchen von ſeiner eigenen Hand geſchrieben und mit Noten verſehen. Ich beſitze die Zeugniſſe und Bemerkungen der Zeitgenoſſen. Sehen Sie! Sehen Sie!“

Er öffnete haſtig ſeinen kleinen Koffer, der voll alter Papiere war, und zog auf Gerathewohl ein halbes Dutzend Hefte heraus. Es war augenſcheinlich, daß es nicht bei dem Geſpräche ſein Bewenden haben, und vielleicht ein ſchrecklich langes Vorleſen folgen würde. Ich zitterte, und ergab mich in ſein Schickſal.

Der ſchlaue Mönch begann ſein Opfer mit einigen merkwürdigen Selbſtſchriften zu födern. Er zeigte mir unter andern einen Brief von Petrus Martyr an ſeinen Zögling, den Marquis von Mondejar, worin eines von Antonio del Rincon gemalten Bildes Erwähnung geſchah, eine Quittung über dreihundert Zechinen, unterzeichnet Tiziano Vecelli, und jenes famoſe, von Don Juan authentiſch zuſammengeſtellte und vervollſtändigte Verzeichniß. Ohne Uebergang, ohne eine andere Form des Verfahrens, ich mochte wollen oder nicht, las er mir dann drei Epiſoden der Memoiren vor, jene der mexikaniſchen Prieſterin, die Gefangenſchaft in Algier, und die Geſchichte des berühmten Comthurs mit ſeiner ſinnbildlichen Statue.

Er wendete allaugenblicklich ſeine Augen von ſeinem Manuſcripte ab, um ſie auf mich zu heften, mit dem Blicke mich fragend, meine Eindrücke in meinem Antlitze erforſchend, und mir Bewunderung gebietend. Dieſe Bruchſtücke ſchienen mir ziemlich drollig, und nicht langweiliger als etwas anderes. Dieß iſt Alles, was ich gewiſſenhaft davon ſagen kann. Aber die Artigkeit verpflichtete mich zu wärmeren Zeugniſſen, und ich ſparte weder Kopfbewegungen, noch lebhafte Ausrufungen, noch beifälliges Gemurmel. Frater Auguſtin ſchien immer entzückter.

„Wohlan," rief er mit freudeſtrahlendem Geſichte aus, das letzte Heft ſchließend, „was ſagen Sie dazu? Was ſagen Sie zu dieſen Abenteuern?"

„Sehr intereſſant," antwortete ich, „und ſehr prächtig."

„Alles hat wenigſtens den nämlichen Schwung."

„Alle Wetter!"

Er ging einen Augenblick auf und ab, die Hände ſich reibend, dann ſchloß er ſeine Papiere ein, ſetzte ſich auf ſeinen Koffer, und begann nachzudenken.

Ich benützte die Gelegenheit, um Abſchied zu nehmen. Ich reiſete am andern Tage frühzeitig ab, und es wurde ſchon ſpät. Aber kaum hatte ich die Abſchiedsworte begonnen, als Frater Auguſtin mich unterbrach.

„Um Vergebung. Bevor wir uns trennen, hab' ich Ihnen einen Vorſchlag zu machen."

„Welchen?" antwortete ich erſtaunt.

„Sie ſagten mir, daß Sie ein Schriftſteller ſeyen?"

„Das iſt mein Beruf.“

„Ich möchte mir meiner ſelbſt wegen nicht ſo viele Mühe gegeben haben. Meine Entdeckungen haben mir Genüſſe genug verſchafft. Ich möchte auch Andere daran Theil nehmen laſſen. Geben Sie Don Juan's Memoiren heraus.“

„Das iſt bedenklich.“

„Wer kann Sie hindern?“

„Man wird über Eigendünkel ſchreien.“

„Warum?“

„Daß man es wagt, aus eigener Autorität Don Juan's Memoiren zu ſchreiben!“

„Sie werden ſagen, daß es eine wahre Geſchichte iſt.“

„Man wird mir eben ſo wenig glauben, als einem Prieſter.“

„Sie werden die Originalurkunden dem Publikum vorlegen.“

„Das iſt ein Mittel; aber es iſt umſtändlich.“

„Sie werden die Mittheilung in Fragmenten machen.“

„Dieſer Gedanke hat das Gute, daß ich werde aufhören können, ſobald das Publikum davon genug haben wird.“

„Genug?“

„Aergern Sie ſich nicht. Das Publikum irrt ſich bisweilen, und vom Verdienſte zum Erfolge iſt es eben ſo weit, wie vom Erfolge zum Verdienſte.“

„Wohlan, es iſt eine abgemachte Sache?“

„Wir haben von den Intereſſen nicht geſprochen.“

„Dieß wird keiner Verhandlung zwiſchen uns bedürfen: ich nehme zum voraus Ihre Bedingungen an.

Was mich betrifft, ſo bitte ich Sie nur um zwei Dinge: ſchnell an's Werk zu gehen, und mir meine Papiere zurückzuſenden, wenn Sie fertig ſeyn werden."

„Und wenn die Neugierigen Zeit werden gehabt haben, ſie zu prüfen?"

„Dieß verſteht ſich von ſelbſt."

Ich verſprach; wir ſchloſſen einen Vertrag, deſſen Artikel geheim halten zu dürfen ich das Publikum um Erlaubniß bitte, und begab mich zur Ruhe.

Am andern Morgen um acht Uhr, nachdem ich von dem vortrefflichen Don Antero Boxador Abſchied genommen hatte, den ich den Reiſenden empfehle, verließ ich den Gaſthof zum gekrönten Mohren, von meinem Felleiſenträger, dem Galizier, gefolgt, und von Frater Auguſtin begleitet, der mir durchaus das Geleit geben wollte.

Auf die Straße tretend, ſtanden wir Don Raphael Cienfuegos gegenüber. In ſeinem Anzuge war nichts verändert, aber ſein Geſicht hatte einen noch ernſteren Ausdruck, als an dem vorigen Tage, und der ſich zur Traurigkeit neigte.

Nach wechſelſeitigem: „Guten Morgen!" ſagte er: „Frater Auguſtin, ich ging zu Ihnen."

„Soll ich heimgehen, um Eure Herrlichkeit anzuhören?" fragte der Mönch.

„Ich will Sie nicht ſtören," verſetzte der Hidalgo. „Ganz im Gegentheile bin ich gekommen, um Ihnen einen unnützen Gang zu erſparen. Geben ſie ſich künftig keine Mühe mehr, Fremde zu mir zu führen. Ich habe keine Gemälde mehr."

„Was ſagen Sie mir da?"

„Leider die Wahrheit. Da ich geſtern, nach Ihrem Fortgehen, meinen Diener nicht zurückkommen ſah, und die Geduld verlor, entfernte ich mich, um perſönlich die Arbeiter zur Herſtellung des Thores zu holen. Als ich zurückkam, fand ich meine Gallerie leer."

„Leer!" rief ich ebenfalls aus.

„Man hatte mir alle meine Gemälde geſtohlen."

„Alle!" ſagte Frater Auguſtin beſtürzt. „Auch Don Juan?"

„Von welchem Don Juan ſprechen Sie?"

„Um Vergebung! Ich wollte ſagen: Ihren Titian."

„Sie haben ſich gehütet, ihn da zu laſſen. Er war eines der ſchönſten Gemälde."

„Welches Unglück!"

„Ich bedauere Sie aufrichtig, Seigneur," ſagte ich zu dem unglücklichen Eigenthümer."

„Dieſer Verluſt iſt für mich wirklich ſehr empfindlich, nicht wegen des Werthes der geſtohlenen Gegenſtände, obwohl er bedeutend iſt, ſondern weil ſie ein Erbe meiner Ahnen ſind. Je nun, da das Uebel unerſetzlich iſt, bleibt mir nichts Anderes übrig, als es mit der Würde eines wohlerzogenen Mannes zu ertragen. Ich werde dieß zu thun trachten. Seigneurs, ich küſſe Ihnen die Hände."

Er entfernte ſich ruhig und majeſtätiſch, wie gewöhnlich. Ich war wirklich ſehr betrübt.

„Ich habe dieſem armen Manne Unglück gebracht, Frater Auguſtin. Ich ſagte Ihnen vorher, was geſchah, und Sie wollten mir nicht glauben."

„Wie ſoll man an eine ſolche Unvorſichtigkeit von Seiten eines gewöhnlich umſichtigen Mannes glauben? Und wenn man bedenkt, daß Don Juan verloren ging!“

„Darüber tröſten Sie ſich; ein Titian kommt in andere Hände, aber er geht nicht verloren. Zudem bleibt Ihnen Antonio del Rincon.“

„Die Gegenwart eines Sohnes tröſtet nicht über den Verluſt des andern. Don Raphael giebt mir jedoch das Vorbild der Feſtigkeit. Er iſt beklagenswerther, als ich; ich thäte Unrecht, mehr zu ſeufzen, als er. Sprechen wir nicht mehr davon. Canaille von einem Diener!“

Die Zeit zur Abreiſe war gekommen. Ich umarmte Frater Auguſtin nicht ohne Rührung, da ich nicht wußte, ob ich ihn jemals wieder ſehen würde, und ſtieg in die Galeere von Granada. Galeere iſt der Name, den man dort den Eilwagen giebt, und der Name paßt zur Sache. Bei dem erſten Peitſchenhiebe des Mayoral's, als die Maulthiere unter dem Geläute ihrer Schellen aufbrachen, rief mir Frater Auguſtin zu: „Leben Sie wohl! Ich empfehle Ihnen denſelben.“

In Paris ankommend, fand ich einen Brief folgenden Inhaltes:

„Sehr geehrther Seigneur und werther Geſchäftsgenoß!

„Sie hatten Recht, zu ſagen, daß Don Raphael Cienfuegos ein verkanntes Genie ſey. Es hat ſich ſo eben geoffenbaret.“

„Er trägt keinen Mantel mehr, er hat keinen Catarrh mehr, er hat noch immer ſeine goldene Kette; er hat ein Kleid, er hat Hemden, er hat ein Bett, er dinirt alle Tage! Er läßt ſein Haus ausbeſſern, freilich nicht durch Pariſerkünſtler; es ſind ganz einfach Maurer von Sevilla, welche die Arbeit ſchlecht und gerecht verrichten, aber denn doch verrichten.“

„Wenn es ſo fortgeht, wird er ſein Schloß reſtauriren.“

„Er hat dem Nützlichen ein Opfer gebracht. Möchte Spanien es machen, wie er!“

„Bei dieſem Opfer ſeines Stolzes iſt es ihm ſogar bis auf einen gewiſſen Punkt gelungen, den Schein zu retten. Jedermann beſchuldiget ihn, ſelbſt ſich beſtohlen zu haben; aber er hat den Moment des Diebſtahles ſo paſſend gewählt, eine ſolche Geſchicklichkeit bethätiget, die Spuren deſſelben verſchwinden zu machen, daß es unmöglich iſt, ihn dieſes Diebſtahles zu überweiſen. Man hat die moraliſche Gewißheit, aber keine Beweiſe. Man weiß faſt unzweifelhaft, daß er ſeine Gemälde verkaufte; aber wann, wo, wie und an wen, davon weiß man durchaus nichts.“

„Wenn Sie zufällig etwas von Titian hören, ſo haben Sie die Güte, mich davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Apropos, wie ſteht's mit Don Juan? Ich empfehle Ihnen denſelben von Neuem.“

„Ich bin wohl, obgleich ein wenig traurig. Seit Ihrer Abreiſe fehlt mir etwas.“

„Ich empfehle mich Ihrem guten Andenken, indem ich Ihnen die Hände küſſe.“

„Ihr ergebener Diener
„Auguſtin Duque.“

Er ſchrieb mir ſeitdem öfter, und niemals, ohne mir Don Juan zu empfehlen. Leider hielten mich Hinderniſſe aller Art ab, mich ſo ſehr und ſo ſchnell damit zu beſchäftigen, als ich es gewünſcht hätte, und dem armen Mönche iſt begegnet, was ſeinem Superior begegnete: er iſt in der Erwartung geſtorben.

Wieder eine Seele, welche Don Juan ſcheidend mitgenommen hat!

Lope de Vega hat vom Romancero geſagt: „es iſt eine Iliade, die keinen Homer gehabt hat.“

Ich werde von Don Juan's Memoiren ſagen: „ſie ſind eine Reihe von Rhapſodien, die keinen Verfaſſer gehabt haben, die Frater Auguſtin geſammelt hat, und die ich überſetzt habe.“

Es unterliegt keinem Anſtande, daß dieſes Buch gefällt, da es von Niemanden iſt.

Ende der Einleitung.

In der **v. Jeniſch & Stage'ſchen** Buchhandlung in **Augsburg** iſt erſchienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Sue's ausgewählte Romane.

Neueſte und eleganteſte Octav-Ausgabe.

Elegant geheftet.

Erſcheint in hundert Lieferungen von 90 — 100 Seiten, **deren jede nur 12 kr. oder 4 ngr. koſtet.**

Verſendet iſt bereits die 1 — 62te Lieferung. (**Der ewige Jude** und **Martin der Findling.** Deutſch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erſcheinenden Romane werden immer zuerſt in meiſterhafter Ueberſetzung darin aufgenommen.

Alexander Dumas ausgewählte Romane.

Neueſte und eleganteſte Oktav-Ausgabe.

Elegant geheftet.

Erſcheint in circa 150 Lieferungen von 90—100 Seiten, **deren jede nur 12 kr. oder 4 ngr. koſtet.**

Verſendet iſt bereits die 1 — 120te Lieferung. (**Die drei Musketiere. — Von Artagnan.** Fortſetzung der drei Muſketiere. — **Die Dame von Monſoreau. — Der Graf von Monte-Chriſto. — Memoiren eines Arztes. — Johanna d'Arc. — Gräfin von Salisbnry. — Die Fünfundvierzig.** Deutſch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erſcheinenden Romane werden immer zuerſt in meiſterhafter Ueberſetzung darin aufgenommen.

Der Preis beider Werke übertrifft an Billigkeit alle bis jetzt erſchienenen Ausgaben.

Des Lebens Conflicte.

Roman

von **Carit Etlar.**

Aus dem Däniſchen überſetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 1 Rthlr. 7 ngr. oder 2 fl.

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem Däniſchen überſetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 11 ngr. od. 36 kr.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutſch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 10 ngr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen ſich durch ihre intereſſante und ſpannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch ſie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden ſind. Der obige iſt anerkannt einer ihrer beſten, und kann unbedenklich dem beſten der Bremer an die Seite geſtellt werden.

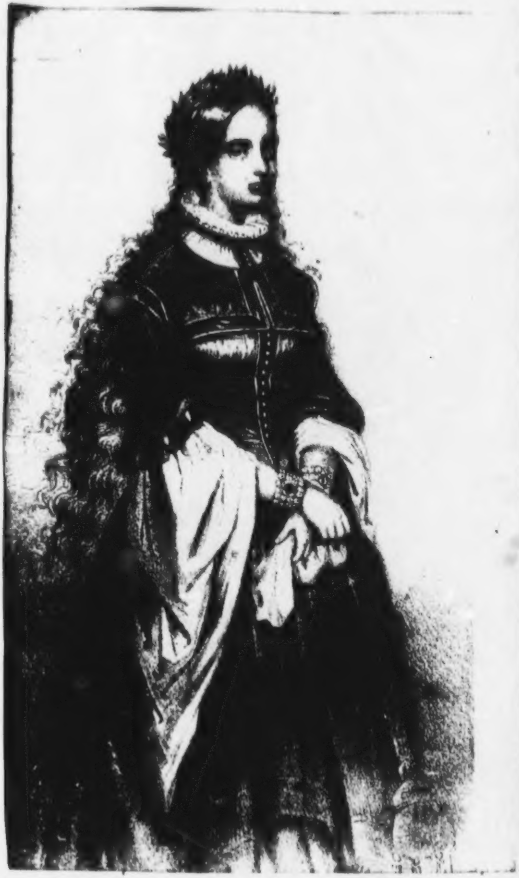
Johanna.

Roman von George Sand.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 20 ngr. od. 1 fl. 12 kr.

Die Verfaſſerin iſt anerkannt die erſte Schriftſtellerin Frankreichs, ihre Proſa unübertroffen, und ihre Romane, ſowohl in Anlage als Ausführung, höchſt intereſſant und ſpannend bis an das Ende.



Agnes Bernauer,

der

Engel von Augsburg.

Hiſtoriſch-romantiſches Zeit- und Sittengemälde
aus dem fünfzehnten Jahrhunderte.

Ein deutſches Volksbuch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zwei Theile in einem Bande.

Mit dem Bildniſſe der Agnes Bernauer.

München, 1854.
In Commiſſion bei C. A. Fleiſchmann.

Seiner geliebten Tochter

Thereſe Stadlmair,

zur Erinnerung an den 29. Juli 1840

geweiht

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

Die unglückliche Agnes Bernauer lebt ſeit mehr als vier Jahrhunderten in der Geſchichte, im Munde des Volkes, in allen gefühlvollen Herzen fort, und das Andenken an ihr unverſchuldetes, trauriges Ende, wird nie erlöſchen.

In dieſer langen Zeit wurde das höchſt erbarmenswürdige Schickſal der Agnes Bernauer nicht zu einem hiſtoriſchen Romane benutzt, zunächſt wohl wegen des einfachen Stoffes, der eben nur zu einer dramatiſchen Behandlung hinreichend ſchien.

Ermuthiget durch die günſtige Aufnahme meines früheren hiſtoriſchen Romanes: „Chriſtoph der Kämpfer, Herzog von Bayern,“ (Augsburg

1844), hab' ich den Lieblingsgedanken meiner Jugend ausgeführt: die intereſſante, tragiſche Geſchichte der Agnes Bernauer, in der Form eines hiſtoriſch-romantiſchen Zeit- und Sittengemäldes, nach den beſten und mitunter ſeltenſten Quellen mitzutheilen, wobei ich jene Klippe der Einfachheit des Stoffes, durch eine zweckförderliche Gruppirung zeitgenoſſiſcher Denkwürdigkeiten, und durch einen reichen Wechſel hiſtoriſcher Perſonen und Thatſachen zu umſchiffen ſuchte.

Mehr als fünfzig hiſtoriſche Perſonen, und ſpannende Schilderungen höchſt intereſſanter Scenen, die zu bildlichen Darſtellungen eine Fülle von maleriſchen Stoffen bieten, verleihen ein raſches, dramatiſches Leben dieſem der geſchichtlichen Wahrheit treu ſich anſchmiegenden Werke, das übrigens, wegen ſeiner gewiſſenhaften Sittenreinheit, in häuslichen Kreiſen von Familiengliedern ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters, unbedenklich darf geleſen werden.

Das tragiſche Intereſſe in dieſer Geſchichte ſuchte ich durch eine wahre, herzinnige, aber unerwiederte Liebe, im Gegenſatze zu einer verhängnißvollen Leidenſchaft, zu erhöhen, eine Liebe, welche gewiß die wohlverdiente Theilnahme finden wird.

Zueignung.

Dem Taucher gleich, der aus des Meeres Grunde
Koſtbare Perlen holt mit kühnem Wagen,
Aus grauſer Nacht ſie an das Licht zu tragen,
Erfreut ob ſeinem mühevollen Funde; —

So bring' ich Dir die rührend-ſchöne Kunde
Von **Augsburg's Engel**, aus verſchollnen Tagen
Der Wahrheit und des Schmuckes alter Sagen,
Die ewig fortlebt in des Volkes Munde.

Denn wie ein Bergknapp ſtieg ich in die Schachten
Des Mittelalters, um ſie auszubeuten,
Und dann mit ihrer Schätze Pracht zu prangen.

Manch' dunkles Räthſel mag die Liebe deuten,
Wenn aus den Herzen, aus den unbewachten,
Des Mitleid's Thränen thauen auf die Wangen.

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Das erſte ächte Bildniß der Agnes Bernauer, ganz verſchieden von ihren frühern Bildniſſen, die in Tracht und Kopfputz um mehr als ein Jahrhundert verfrüht ſind, ſchmückt dieſes Werk nach der vortrefflichen Zeichnung eines berühmten Meiſters in dieſem Fache, des k. b. Hoftheater-Coſtümier Herrn Chriſtoph Fries in München.

Mögen mir Freunde geſchichtlicher Erinnerungen im romantiſchen Flügelgewande der Phantaſie, und die gefühlvollen Herzen meiner ſchönen Leſerinnen, die wohlwollende Anerkennung meines aufrichtigen Strebens, billigen Erwartungen zu entſprechen, nicht verſagen!

München, den 26. Juli 1853.

Der Verfaſſer.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

1.

Dem Anbruche der eiſigen Winternacht des 14. Januars 1428, wich endlich ein ungeſtümes Schneegeſtöber, den ganzen Tag über vom ſcharfen Nordwinde einem jungen Reitersmanne entgegengewirbelt, der mit einem weit ärgeren Sturme in ſeinem Herzen fürbaß zog.

Dieſer Reitersmann war ungewappnet, wie ſein leichter Renner, und mit einem knapp anliegenden Gewande von feinem ſchwarzen Tuche angethan; eine dickbauchige, wohlverwahrte lederne Taſche, hing auf ſeinem Rücken an einer einfachen Stahlkette, die von der rechten Schulter zur linken Hüfte reichte, und bisweilen, durch den Anſtaß des eiſernen Kreuzgriffes eines langen Schwertes, ein helles Klingen vernehmen ließ, das den kaum vierundzwanzigjährigen Jüngling aus ſüßen Liebesträumen nicht zu wecken vermochte.

Sinnend neigte er ſein Haupt unter einem links gekrämpten, rechts weithin abgedachten Filzhute, tief in die Stirne gedrückt, ſo daß in üppiger Fülle die kaſtanienbraunen Locken hervorquollen, und, den Kragen des durchaus mit Schafpelz gefütterten weiten Mantels überfluthend, der den Renner bis zu deſſen ſtolz getragenem langen Schweife bedeckte, Nacken und Schultern frei umwogten.

Bald aber, als der Mond aus ſüdwärts jagenden Wolkengruppen am tiefblauen Himmel in ruhiger Klarheit auftauchte, erſtarrten die ſchmiegſamen, nebelgebadeten Locken, vor grimmiger Kälte wie zu kryſtallgeſchliffenen, im Mondlichte funkelnden Schnörkeln von wunderlichen Formen, nicht unähnlich den mühſamen Verzierungen an den Domthürmen von gothiſcher Bauart.

Die Kraft des muthigen Renners war an dieſem Tage mehr durch den bahnloſen Weg, durch das beſchwerliche Waten im tiefen, friſchgefallenen Schnee, und durch den ſtreckenweiſe vom fegenden Winde bloßgelegten, ſteinigen Boden erſchöpft, als vom eiligen Ritte des jungen Reitersmannes, den zu dieſer Haſt gewiß mächtiger die Sehnſucht trieb, bald wieder heimzukehren, woher er kam, als den Ort zu erreichen, wohin er zog.

Mitten in einem dichten Föhrenwalde ſtand der Renner plötzlich ſtill, ſchüttelte unwillig den Kopf, und wendete ihn ſeitwärts, dem Reiter zu, wie um ihn zu fragen: „Wohin jetzt?“

Aufſchauend erblickte dieſer einen Kreuzweg, und der Umgegend unkundig, wußte er nicht, welchen Pfad er einſchlagen ſollte, um ſich nicht zu verirren, und wohl gar ſein Leben zu gefährden.

Vergebens forſchte ſein ſcharfes Auge, vergebens lauſchte er dem leiſeſten Geräuſche; er ſah nur Bäume und Schnee, er hörte nur das Pfeifen des Windes, das Aechzen gebogener Wipfel. Ein raſcher Entſchluß mußte gefaßt werden. Er dachte ſich: „Soll ich auf Gerathewohl fürder ziehen? Ein unausführbares Wageſtück, da der Schnee meinem Roſſe bis an den Kniebug reicht, das vielleicht ein hungriger Wolf zerreiſſen würde, während ich ſelbſt mit einem Bären kämpfen müßte. — Soll ich umkehren?

Unmöglich! Mein Renner iſt ſo müde, daß er kaum ſich ſelbſt tragen kann, viel weniger mich dazu; auch könnte ich meilenweit kein wirthliches Obdach finden. — Uebernachten, wo ich bin? Was ſonſt? Gut! Es ſei! Zuvor aber will ich mir ein gewaltiges Feuer anmachen, das rund um mich her den Schnee ſchmelzen, und, ſo Gott will, die harzigen Bäume umzüngelnd, hoch über ihre Wipfel emporlodern ſoll, um durch den Schrecken eines Waldbrandes die benachbarten Bauern, oder ſelbſt die Bewohner der Burg herbeizulocken, wohin ich ziehen will, die nicht gar ferne von hier liegen muß, und deren Beſitzer gewiß geneigt ſein werden, zwar nicht einem erfrierenden Menſchen, aber doch einem verbrennenden Baume ihrer Wälder zu Hilfe zu eilen. Der Zweck meiner Reiſe mag einen ſolchen Waldfrevel genügend entſchuldigen."

Alſo murmelnd, halb ärgerlich, halb ſpottend, ſchwang ſich der Jüngling hurtig aus dem Sattel, und ſchickte ſich eben an, ſein ſcharfes, doppelſchneidiges Schwert zu dem friedlichen Geſchäfte aus der Scheide zu ziehen, die nächſten Aeſte von den Bäumen zu hauen, als das laute Wiehern eines Roſſes aus ziemlicher Nähe erſcholl, und ſo lange andauerte, daß ſein Ohr mit der Richtung vertraut wurde, aus der es kam.

Nun erſt gewahrte der Jüngling, was zuvor dem ungeleiteten, minder geſpannten Auge entgangen war, etwas Dunkles, Breites, das die Gruppirung der Bäume unterbrach. Um den linken Arm den Zügel des Renners geſchlungen, der ihm willig folgte, und mit dem Schwerte in ſeiner rechten Hand durch kräftige Hiebe einen Weg ſich bahnend durch wildes Geſtrüppe, erreichte er bald die Klauſe eines Einſiedlers, die, nach ungewohnter Sitte, an die Rückſeite einer geräumigen Scheune angebaut war.

Und wieder ließ ſich das laute Wiehern eines Roſſes in der Scheune vernehmen, und zugleich ein verdrießliches Brummen rauher Stimmen, wie wenn ihnen dieſes thieriſche Kundgeben von Menſchennähe mißfalle. Weit entfernt, hiewegen Arges zu ahnen und zu fürchten, war der Jüngling vielmehr ſehr erfreut, einen Wegweiſer nach kurzer Erholung in gaſtlicher Herberge finden zu können.

Die Klauſe ſtand auf einer ſteilen Unterlage von Nagelfluh ſo hoch, daß der Jüngling durch zwei runde, halberſtickte Fenſterſcheiben nicht ſchauen konnte, aus denen das matte Zwielicht einer ſpärlich brennenden Lampe blinkte. Darum beſtieg er wieder ſein Pferd, ſchmiegte die Stirne an die Fenſter, und konnte nur durch einen ſchmalen lichten Glasſtreifen neben der Bleifaſſung, einen bunt, aber ärmlich gezierten Altar ſehen, auf dem ein gypsgeformtes Chriſtusbild ſich erhob, vor dem ein von der Zeit geſchwärzter Betſchemel ſtand.

Niemand war in dieſer Klauſe.

Der junge Reitersmann klopfte an die Scheiben, und rief aus:

„Holla, frommer Vater, öffnet um Gott Eure Klauſe einem verirrten Wanderer!“ —

Keine Antwort.

Um ein helleres Klirren der Scheiben zu veranlaſſen, zog der Jüngling aus ſeinem Gürtel einen Dolch, und klopfte wieder, doch dießmal haſtiger, mit der Spitze deſſelben, ſein Einlaßbegehr mit verſtärkter Stimme erneuernd.

Indem huſchte, flink wie die Jugend, ein Einſiedler, der wahrſcheinliche Bewohner dieſer Klauſe, von der linken Seite des Altars hervor, und kniete ſich eilig auf den Betſchemel hin. Er trug eine braune Kutte, deren Capuze tief in ſein Geſicht ragte, deſſen untern Theil ein bis zur

Herzgrube wallender Silberbart beſchattete. Seine Hüften gürtete ein rauher Strick mit einem einfachen langen Roſenkranze.

Der Jüngling fuhr fort mit Rufen und Klopfen, nicht wenig erſtaunt, gar keine Antwort zu erhalten.

Plötzlich wendete der Einſiedler ſeinen Kopf raſch nach jener Richtung, von welcher er gekommen war, und alſogleich neigte ſich hinter dem Altar hervor ein ſchwarzer Helm mit geſchloſſenem Viſire, nickte bejahend, und verſchwand.

Der Einſiedler und der Träger des ſchwarzen Helmes mit dem geſchloſſenen Viſire, wähnten zuverſichtlich, daß der Ankömmling mit der Spitze eines Schwertes an die Scheiben geklopft hatte, die er mit den Händen nicht erreichen konnte; bei der mindeſten Ahnung, daß er es mit der Spitze ſeines Dolches gethan, und zugleich in das Innere der Klauſe geſchaut habe, würden ſie wohl nicht dieſe ſtumme Zwieſprache durch verdachterregende Zeichen gehalten haben.

So wie der Einſiedler vom Betſchemel aufſtand, verließ der Jüngling den Sattel wieder, um nicht den Argwohn zu erregen, ein Zeuge dieſer ſeltſamen Scene geweſen zu ſein.

„Wer ruft und klopft ſo ungeſtüm?“ fragte der Einſiedler, das Fenſterlein öffnend, mit merkbar verſtellter, hohler Stimme.

„Ein verirrter Wanderer, wiederhol' ich Euch, frommer Vater!“ erwiederte der Jüngling; „macht mir doch Eure Klauſe auf, bevor ich ſammt meinem Pferde erfriere!“

„Ein Pferd! Ein Pferd!“ verwunderte ſich der Einſiedler; „warum nicht gar! Ich kann doch Euer Pferd nicht in meiner Klauſe unterbringen.“

„Das iſt auch gar nicht nöthig;“ verſetzte der Jüngling; „führt es nur in die Scheune; dort kann es einem andern Pferde wiehern helfen. Es geben ja viele geduldige Schafe in einen Stall, ſagt ein altes Sprüchwort.“

„Mach ſchnell auf!“ gebot halblaut eine Stimme in der Klauſe dem Einſiedler; „er darf uns nicht mehr entkommen; wie leicht wäre Alles verrathen!“

Dieſe haſtig geſprochenen Worte hörte der junge Reitersmann nicht, wohl aber mit Vergnügen die ſchleunige Antwort des Einſiedlers:

„Ei, da Ihr ein luſtiger Schalksnarr zu ſein ſcheint, ſo will ich Euch Einlaß geben.“

Bald darauf ging die Thüre der Klauſe auf; der Einſiedler ließ eine ſchmale, bewegliche Treppe herab, die er oben mit Widerhaken an eiſernen Ringen befeſtigte; dann ſtieg er über die Stufen, ergriff den Zügel des Pferdes, und ſagte zum Jünglinge:

„Geht nun hinauf, und erwartet mich in der Kapelle; ich komme zurück, ſobald ich Euer Pferd verſorgt habe.“

Als der Jüngling oben über die Schwelle trat, ſchaute er um, und erblickte unten, in einiger Entfernung, einen Halbkreis von Vermummten mit blanken Schwertern in den Händen, die im grellen Mondlichte blitzten.

Er that aber, als ob er ſie gar nicht geſehen habe, und trat unbekümmert in die Kapelle.

2.

Der verirrte Wanderer entblößte ſogleich ſein Haupt, und legte den Filzhut neben den Betſchemel, auf den er ſich kniete, um ein kurzes Gebet zu verrichten, und ſich zugleich dem Schutze und der Fürbitte der gnadenreichen Mutter Gottes zu empfehlen, nicht etwa aus Beſorgniß irgend einer Gefahr ſeiner gegenwärtigen Lage, ſondern aus freiem Antriebe ſeines frommgläubigen Gemüthes, das er rein zu bewahren wußte in einer verderbten Zeit, in welcher die rohen, durch Raub, Mord und Gräuelthaten aller Art verwilderten Menſchen, ſich allen Ausſchweifungen eines zügelloſen Lebens überließen, und an Gott nicht eher dachten, bis ihnen das Waſſer an den Hals ging, und bis ſie meinten, es ſei jetzt die höchſte Zeit, Gott zu bitten, daß ſie der Teufel nicht holen möge.

In dem Augenblicke, da der Jüngling aufſtand und ſich bekreuzte, kam der Einſiedler zurück, zog die ſchmale Treppe in die Kapelle herauf, und ſchloß die Thüre, indem er ſie ſorgfältig verriegelte. Dann winkte er dem jungen Reitersmanne, ihm zu folgen, und führte ihn hinter den Altar durch eine enge Thüre in eine ziemlich geräumige, behaglich erwärmte Kammer, worin auf einem blank geſcheuerten Tiſche ein tüchtiger Humpen ſtand, von drei Bechern umgeben; auf hölzernen Tellern lagen Brod und kalter Wildbraten. Schweigend füllte der Einſiedler einen Becher mit Wein, und ſagte zu ſeinem Gaſte:

„Nehmet Platz, und macht es Euch bequem; laßt Euch den Imbiß munden, und den Wein, den ich dem Wohlwollen frommer Burgfrauen verdanke, zur Erquickung verirrter Wanderer; denn ich ſelbſt labe mich nur mit klarem Waſſer.“

„Daran thut Ihr ſehr Unrecht, frommer Vater!“ erwiederte der Jüngling lächelnd, indem er ſeinen Mantel und ſeine lederne Taſche ablegte, und hoch und ſchlank vor ſeinem Wirthe ſtand, dann das Schwert aus dem Wehrgehenke nahm, und zwiſchen ſeine Füße ſtellte, nachdem er ſich auf einem hölzernen Stuhl an den Tiſch geſetzt hatte; „Ihr dürft Euch füglich ſelbſt als einen Wanderer betrachten, der ſich in dieſe Klauſe verirrt hat, obgleich auf längere Zeit, als die Andern. Kommt, ſetzt Euch gegenüber, und thut mir Beſcheid!"

Alſo ſprechend, füllte der Jüngling den zweiten Becher, und nöthigte den Einſiedler, ſich zu ſetzen, und zu trinken. Dabei fiel ſein Blick auf eine zweite Thüre, der erſten, durch welche er eingetreten war, gerade gegenüber, die allem Anſcheine nach in die Scheune führte.

„Vor Allem erlaubt mir die einem ächten Reitersmanne geziemende Frage, frommer Vater, ob für Futter und Trank meines Renners geſorgt iſt?" fuhr der Jüngling fort.

„Euer Renner iſt hart mitgenommen; ich muß ihn zuvor ausruheu laſſen; inzwiſchen hab' ich ihm eine warme wollene Decke übergeworfen," antwortete der Einſiedler.

„Ei, Ihr verſteht es ja ſo trefflich, mit Pferden umzugehen, als wäre dieß ſchon einmal Euer Handwerk geweſen; und dennoch kommt mir Eure tiefe Stimme ſo bekannt vor, daß ich meine, Ihr müßtet noch vor Kurzem als Chorſänger in einer Kirche zu Augsburg gedient, und dort irgendwo die Singſtimme verloren haben."

„Ihr irret Euch; aber ich bin wohl bekannt in Augsburg, und ich möchte Euch bitten, mir in einer beſondern Angelegenheit Aufſchluß zu ertheilen."

„Bevor ich Euch den gewünſchten Aufſchluß ertheile, frommer Vater," entgegnete der Jüngling lautauflachend, „will ich Euch einen guten Rath ertheilen, der zur Zeit viel dringender für Euch iſt, als jeder Aufſchluß."

„Welchen guten Rath?" fragte der Einſiedler beſtürzt.

„Den guten Rath: Euren ehrwürdigen Silberbart wieder feſtzubinden, der ſich ſchon zur Hälfte von Eurem jugendlichen Kinne losgeſchält hat."

Und als der Einſiedler erſchrocken mit beiden Händen an ſeinen Bart ſo haſtig fuhr, daß er ihm auch wirklich in den Händen blieb, lachte der junge Reitersmann wiederholt aus vollem Halſe, und fügte bei, während ſein Wirth in äuſſerſter Verlegenheit in einen Winkel der Kammer rannte:

„Wahrlich, durch die Erzählung dieſes Abenteuers hoffe ich, heute noch, die hohen Damen auf Burg Hohenurach zum Lachen zu bringen, ſo wenig Urſache ſie auch ſonſt dazu haben mögen.“

Kaum war dieſes Wort „Hohenurach“ aus des Jünglings Munde gekommen, als die zweite Thüre, die zu ſeiner Rechten ſtand, raſch aufgeriſſen wurde, und der Träger des ſchwarzen Helmes mit geſchloſſenem Viſire in die Kammer trat. Ein flüchtiger Blick des jungen Wanderers zeigte dieſem, daß einige Stufen in die Scheune führten, worin bei matter Erleuchtung mehrere Vermummte beſchäftigt waren, Pferde zu füttern und zu tränken.

Der Einſiedler ſchlüpfte unter dem Arme des Unbekannten, deſſen Hand jedoch auf der Klinke ruhte, zur Thüre hinaus, die er hinter ſich ſchloß.

Der Unbekannte trat an den Tiſch.

„Ihr wollt nach Burg Hohenurach?“

„Ja, Herr Ritter, oder wer Ihr ſonſt ſein möget, ich will, daß heißt: ſo Gott will, heute noch nach Burg Hohenurach, vorausgeſetzt, daß der junge Waldbruder mit dem alten Barte mir den Weg zeigen mag.“

„Waret Ihr denn früher nie auf dieſer Burg?“

„O ja, ſchon oft.“

„Und Ihr findet bei hellem Mondſcheine den Weg nicht mehr dahin? Sonderbar!“

„Gar nicht ſonderbar; denn ich habe dieſen Weg nie genommen, den man mir als den näheren gerathen hat.“

Nach einer kurzen Pauſe des Schweigens, fuhr der Unbekannte fort:

„Seid Ihr ein Ritter?“

„Nein.“

„Ihr traget aber doch ein Ritterſchwert?“

„Weil ich eben kein Anderes habe, um mich auf der Reiſe gegen ſchlechtes Geſindel zu vertheidigen, das durch alle Gauen Bayerns ſtreift; ich habe das Schwert zu Augsburg von einem Juden gekauft.“

„Ihr kommet alſo aus Bayern?“

„Ja, Herr Ritter!“

„Etwa vom Hoflager der Herzoge in München?“

„Nein.“

„Ich hätte Euch für einen Geheimſchreiber des Herzogs Albrecht von Bayern gehalten, deſſen Urkunden in jener ledernen Taſche liegen.“

„Weit gefehlt, Herr Ritter; dieſe Taſche enthält ganz andere Dinge.“

„Was habt Ihr in Hohenurach zu thun?“

„Mit Gunſt, Herr Ritter, wenn mich Jemand fragt, darf ich billig wiſſen, wem ich antworte. Zeigt mir alſo, wenn Ihr auch Euren Namen mir nicht nennen wollet, mindeſtens Euer Geſicht, damit ich in den Zügen deſſelben leſen möge, ob Ihr mein Vertrauen verdienet.“

„Klug geſprochen!“ verſetzte der Unbekannte, und ſchlug ſein Viſir zurück.

Unſerem jungen Reitersmanne lächelte das blühende Antlitz eines Jünglings von etwa zweiundzwanzig Jahren entgegen; aber ein Zug düſterer Schwermuth, der die Lippen des feingeformten Mundes umſpielte, verrieth, daß ein tiefer Gram an ſeinem Herzen nage.

„Bei Gott, Herr Ritter, ein edles Herz ſchaut aus Euren offenen Mienen, und flößt mir ſo inniges Vertrauen ein, daß ich bereit bin, alle Eure Fragen zu beantworten, ohne Euren Namen zu verlangen.“

Der Unbekannte nahm ſeinen Helm ab. Die ſchwarzen Haare ringelten ſich bruſtwärts über beide Schultern. Er füllte den dritten Becher mit Wein aus dem großen Humpen, und ſagte zum Jünglinge:

„Auf Euer Wohl! Stoßt an!“

Sie leerten die Becher auf einen Zug.

„Ich danke Euch für die große Ehre, die Ihr mir erweiſet, ohne zu wiſſen, wer ich bin, Herr Ritter!“

„Ich halte Euch für ein ehrliches Herz; das iſt mir genug. Doch ſagt mir jetzt, was Euch nach Hohenurach führt.“

„Es wird Euch vielleicht bekannt ſein, Herr Ritter, daß die Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg und ihre Mutter, eine geborne Burggräfin von Nürnberg, in der Burg Hohenurach wohnen und . . .

„Und dort eingeſperrt ſind, müßt Ihr beifügen,“ unterbrach ihn der Ritter, „weil Eliſabeth ſich weigert, ihre Hand dem Herzoge Albrecht von Bayern zu reichen, wozu ihres Vaters Brüder, Ludwig und Ulrich, ſie zwingen wollen, da es ihrem Verwandten, dem Churfürſten Ludwig von der Pfalz, einem Gönner des Hauſes Württemberg, beliebt hat, die zwiſchen den beiden Ländern ſchon beſtehende Freundſchaft durch ein neues Band zu befeſtigen, und zwar durch ein Eheband, welches die arme Eliſabeth wider ihren Willen weben ſoll.“

„Wider ihren Willen?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Ja, wider ihren Willen,“ verſetzte der Ritter mit zornfunkelnden Blicken; „denn ſie hat ihr Herz ſchon vergeben, und wird ihre Zuſage eben ſo wenig brechen, als ihr Geliebter ſeinen heiligen Schwur: lieber zu ſterben, als zu dulden, daß ſie das Opfer fremder Launen werde."

„Ja, nun verſteh' ich die tiefe Schwermuth der beiden hohen Damen, und ihre heimlichen Thränen, die ich oft erlauert habe, wenn ich der kranken Mutter Eliſabeth's bisweilen ein Heiltränklein brachte," entgegnete der Jüngling.

„Ei, dann ſeid Ihr Meiſter Walfried von Augsburg, ſo jung noch, und ſchon ſo berühmt!" rief der Ritter freudig aus.

„Walfried heiß' ich," ſagte der Jüngling, Meiſter aber nennt man mich nur; denn obgleich ich meine Kunſt zwei Jahre lang in Paris vollſtändig erlernt habe, darf ich doch in Augsburg nicht als ſelbſtſtändiger Meiſter auftreten, weil ich meinen Taufſchein nicht beibringen kann, der zu Grunde ging, als die Huſſiten vor vier Jahren meine Heimath im bayeriſchen Walde mit Feuer und Schwert zerſtörten, und meinen Vater, den Sacriſtan, und meine Mutter, und alle Gefangenen, in die Flammen der angezündeten Kirche ſchleuderten."

„Entſetzlich! Armer Sohn!"

„Ja wohl, ein armer Sohn armer Eltern!" ſeufzte der Jüngling, und fuhr fort:

„Ich diene als . . . nehmt mir's aber ja nicht übel, Herr Ritter, daß ich dennoch mit Euch angeſtoßen habe . . . als . . . Badergeſell bei Kaspar Bernauer in Augsburg, unter deſſen Aufſicht und Verantwortlichkeit ich wie ein Meiſter die Kranken heilen darf, worüber ſich freilich die gelehrten Herren Doctoren der Arzneikunſt daſelbſt, die Meiſter Johannes Diem und Anton Bernrieder, nicht wenig ärgern; denn der Bernauer hat die meiſten Kunden."

„Dieß hat der Bernauer Euch zu verdanken, wackerer Meiſter Walfried; denn iſt es nicht ein klarer Beweis Eurer Geſchicklichkeit, daß die Mutter einer Prinzeſſin von Württemberg

Euch berufen hat, nicht den Bernauer, nicht einen Arzt ihres Landes, ſie zu heilen. Ich weiß genau, wer zu Hohenurach ein- und ausgeht? Wie ſteht's mit der Kranken?

„Uebel, Herr Ritter; es iſt ein Kopfleiden, das keine Kunſt zu heben vermag; den traurigen Ausgang kann ich nur verzögern, nicht verhüten. Ich fürchte, daß ihr Leben kaum mehr zwei Jahre dauern könne ... Doch es iſt Zeit, daß ich aufbreche; habt die Güte, dem Einſiedler zu ſagen, daß er mir den rechten Weg weiſe!“

Und der Jüngling ſtand auf, warf den Riemen ſeiner ledernen Taſche, worin allerlei Arzeneien ſtaken, über die Schultern, und griff nach ſeinem Mantel.

Plötzlich faßte ihn der Ritter bei der Hand, und ſagte:

„Hört, Meiſter Walfried, wollt Ihr Euch nicht zweihundert Goldgulden verdienen?“

Mit verwundertem Blicke antwortete Walfried:

„Auf ehrliche Weiſe ... ja! Mit weniger als dieſer Summe würde ich hoffen dürfen, das Hinderniß hinſichtlich meines Taufſcheines aus dem Wege zu räumen, und vielleicht gar ...“

„Ihr liebt! Gewiß, Ihr liebt, Meiſter Walfried; ich leſe Eure Liebe in Euren Zügen!“

„Ob ich liebe!“ rief der Jüngling aus, und Begeiſterung verklärte ſein Antlitz. „Ich liebe Gott über Alles, und auch ſeine heiligen Engel; doch vor dieſen ... liebe ich ſie ... welche ſelbſt ein heiliger Engel iſt!“

„Agnes muß ſie heißen,“ erwiederte der Ritter lächelnd, „die Tochter des Bernauer; da Ihr von einem heiligen Engel ſprecht, kann keine Andere gemeint ſeyn; ob ihrer Tugend und Schönheit wird ſie der Engel von Augsburg*) genannt,

---

*) Agnes, vulgo Angelam appellabant, Bernaweria venustissima puella. C. Achill. Prim. Gassari Annal. Augustburg. ap. Menken. Script. rer. germ. T. I. p. 1589.
D. B.

und unter dieſem Namen iſt ſie in ganz Deutſchland bekannt und verehrt, und wer ſie jemals geſehen hat, ſpricht von ihr mit Bewunderung und Entzücken. Meiſter Walfried, Ihr ſeid ein beneidenswerther Mann!“

„Nein, Herr Ritter, beneidenswerth bin ich nicht; denn ich weiß nicht einmal, ob ſie mich liebt. Ich hab' es noch nicht gewagt, ihr zu bekennen, daß ich ſie liebe, und ſie um Gegenliebe zu bitten; auch zählt ſie erſt ſiebenzehn Jahre. Bis jetzt zeigt ſie mir nur ſchweſterliche Liebe; eine andere Liebe iſt in ihrem jungen, zarten Herzen noch nicht erwacht. Der alte Bernauer hält viel auf mich, und würde mir ſeine einzige Tochter wohl zur Frau geben, wenn der wohlweiſe Rath mich als Meiſter annähme; aber der Taufſchein . . . der Taufſchein . . . Die Mutter aber, eine eitle Thörin . . . Gott verzeih' mir's . . . will gar hoch hinaus mit dem ſchönen Töchterlein; von ihr hab' ich nichts zu erwarten, und da ſie zum Unglücke das Regiment im Hauſe führt, ſieht es mit meinen Hoffnungen gar übel aus. Je nun, wenn's fehl ſchlägt, werd' ich wieder, was ich zuvor war, eh' ich nach Paris zog, um die Arzeneikunſt zu ſtudiren, mich bei Bernauer verdingen, und ſo mit Agnes unter einem Dache leben zu können, . . . werd' ich wieder, ſag' ich, Landsknecht, und haue ein Dutzend ketzeriſche Huſſiten in Stücke, bis Einer von ihnen mit ſeinem Morgenſterne mir den Kopf, und alle tollen Liebesträume darin zermalmt.“

Während einer Pauſe des Schweigens hüllte ſich Walfried in ſeinen Mantel, ſtützte beide Hände auf den Griff ſeines Schwertes, und ſtarrte vor ſich hin.

Da fragte ihn [illegible] Ritter:

„Wäret Ihr geneigt, mir einen leichten Dienſt zu erweiſen, der die Möglichkeit, Eure Agnes zum Weibe zu erhalten, zu großer Wahrſcheinlichkeit, ja wohl zur Gewißheit erheben könnte?“

„Sprecht, und ich ſtürze mich in die Hölle!“ rief Walfried aus, den Ritter mit ſteigendem Erſtaunen anſchauend.

„Ich weiß einen kürzeren Weg zu dieſem Ziele,“ verſetzte der Ritter lächelnd, „auf dem Ihr auch keine ſo große Hitze auszuſtehen braucht. Ich will mich für Euch bei dem Kaiſer Sigmund verwenden, daß er durch ſeinen Landvogt über Augsburg, Ritter Eſper in Wagram, Euere Taufſcheinangelegenheit bei dem wohlweiſen Rathe daſelbſt gütlich vermitteln laſſe, oder durch einen Machtſpruch beendige; ich will ferner bei dem alten Bernauer Euer Brautwerber werden, und meine Gemahlin ſoll des Bernauer eitles Weib bitten ... hört Ihr, Walfried ... bitten, Euch Agnes zum Weibe zu geben. Meinet Ihr nicht, Euer Wunſch könnte erfüllt werden, wenn eine ... Prinzeſſin ſich herabläßt ... die ... Badersfrau darum zu bitten? ...“

Walfried war über des Ritters Worte ſo beſtürzt, daß er Anfangs gar nichts zu antworten wußte; ja es dünkte ihm faſt, daß es in des Ritters Kopfe nicht recht geheuer ſei.

„Wie, Herr Ritter,“ ſagte er zögernd, und jedes Wort betonend, „Ihr habt eine Prinzeſſin zur Gemahlin?“

„Verſteht mich recht, Walfried; zur Stunde iſt die Prinzeſſin nicht meine Gemahlin; aber Ihr könnt mich mit ihrer Hand beglücken; bloß iſt der leichte Dienſt, von dem ich ſprach.“

Der Jüngling fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, um ſich zu überzeugen, daß er nicht träume, und fragte, eigentlich nur, um den vermeintlichen Irrwahn des Ritters zu beſchwichtigen:

„Wie ſo?“

„Euer Vertrauen verdient mein Gegenvertrauen. Hört mich an! Ich bin Johann, Graf von Werdenberg, innig liebend die Prinzeſſin Eliſabeth, die jetzt, nebſt ihrer kranken Mutter, von ihren gefühlloſen Oheimen in der Burg Hohenurach als Gefangene behandelt wird, um ſie an den Herzog Albrecht von Bayern zu verkuppeln, unbekümmert, ob ſie ihn auch liebe. Doch dieß ſoll nicht geſchehen, ſo wahr Gott im Himmel lebt! Morgen wird der Heirathsvertrag in München unterzeichnet, wohin bereits vor einigen Tagen die Abgeordneten der ſaubern Oheime geritten ſind. Aber Eliſabeth liebt mich ſo herzlich, wie ich ſie liebe; ich entführe ſie noch in dieſer Nacht ſammt ihrer Mutter aus Hohenurach, und bevor der Morgen graut, iſt ſie mein Weib. Die Leute in der Burg, deren Hilfe ich bedarf, ſind von mir gewonnen; die beiden Damen werden durch einen unterirdiſchen Weg in den Wald und zur Freiheit gelangen. Ich weiß, daß in der Kirche eines nahen Kloſters, wohin wir fliehen, um 1 Uhr nach Mitternacht die Kerzen am Choraltare angezündet werden, an welchem der Abt mit dem heiligen Segen unſere Hände ineinander fügen wird.

„Damit die Entführung gelinge, muß jedoch Eliſabeth erfahren, daß ich in dieſer Nacht um eilf Uhr ſie im Walde erwarte. Ihr dieſe Kunde zu überbringen, hab' ich ſchon geſtern meinen Falkner Paul nach Hohenurach geſendet, einen verwegenen Jungen, der an faſt jähen Felſenwänden gleich einer Wildkatze emporzuklettern vermag; auf dieſe Art iſt er ſchon zweimal an das Fenſter von Eliſabeth's Schlafzimmer gekommen, um Briefe zu wechſeln, in deren letztem ich ihr ſchrieb, daß ſie um eilf Uhr in jener Nacht entfliehen ſoll, vor welcher Stunde ſie mündliche Nachricht durch Paul, oder dieſen Ring empfangen würde.“

Und der Ritter zog vom kleinen Finger ſeiner rechten Hand einen einfachen Goldreif, auf deſſen innerer Fläche die

Buchſtaben J und E unter einer Grafenkrone verſchlungen ſtanden, und zeigte ihn dem Jünglinge.

„Da nun Paul,“ fuhr der Ritter fort, „den ich ſchon längſtens heute früh um neun Uhr hier erwartete, noch immer nicht zurück iſt, ſo muß ihm irgend ein Unfall widerfahren ſein; meine letzte Hoffnung beruht auf dieſer Nacht; denn morgen mit Tagesanbruche wird die unglückliche Eliſabeth nach Heidelberg geſchleppt, um dort den von München zurückkehrenden Heirathsvertrag zu unterzeichnen, und dann hab' ich ſie auf ewig verloren.“

Der Ritter ſchwieg, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt.

„Ha, nun verſteh' ich Euch,“ ſagte Walfried lächelnd; „den Ring da ſoll ich Eurer Eliſabeth überbringen?“

„Wollt Ihr dieß thun?“ rief der Ritter aus, freudig von ſeinem Stuhle aufſpringend, und ſeine linke Hand auf des Jünglings rechte Schulter legend. „Ich werde mit meiner Gemahlin das Verſprechen meiner Verwendung getreulich halten, und ganz gewiß die zweihundert Goldgulden . . .“

„Kein Wort von Geld, Herr Ritter,“ unterbrach ihn der Jüngling; „Ihr würdet mich ſchmerzlich kränken; doch das Verſprechen Eurer mächtigen Verwendung nehm' ich dankbar an. Gebt mir den Ring!“

„Hier iſt er! . . . Doch hütet Euch wohl vor dem ſchlauen Burgvogte, dem ſtrengen Diener ſeiner ſtrengen Gebieter; bei dem leiſeſten Verdachte würde er Euch ohne Gnaden aufhängen laſſen; ich fürchte ſehr, daß der arme Paul . . .“

„Seid unbeſorgt, Herr Ritter; ein liebendes Herz iſt erfinderiſch.“

Indem erblaßte Walfried, den Ring in ſeiner Hand betrachtend, unwillkürlich ſchaudernd.

Aufmerkſam ſchaute ihn der Ritter an, und fragte ihn ängſtlich:

„Was fehlt Euch, Walfried?"

Der Jüngling faßte ſich ſchnell wieder, und antwortete lächelnd:

„Es iſt mir eben wieder in den Sinn gekommen, daß vor etwa vier Wochen die Attilahexe in Augsburg . . . ein altes Weib, das dieſen Namen führt, eine Zauberin, eine Unholdin, oder ſonſt etwas dergleichen, zu mir geſagt hat: „„Walfried, miſcht Euch nie in fremde Liebeshändel; es wäre Euer größtes Unglück; merkt Euch's! merkt Euch's!"" So ſprach die Hexe dreimal warnend, und wendete mir dann den Rücken. Doch mich kümmert die Warnung einer Hexe nicht, wenn es gilt, eine edle That zu üben, durch die ich edle Herzen beglücken kann. Ich übergebe Eliſabeth den Ring, was auch mein Schickſal ſein möge; Gott wird mir helfen!"

„So ziehet denn mit Gottes Segen," entgegnete der Ritter, „von dem Einſiedler geleitet, einem meiner Reiſigen, mit denen ich ſeit vierzehn Tagen in dieſer Klauſe und Scheune lebe, den entſcheidenden Augenblick zur kühnen That erlauernd. Noch einmal . . . Gott mich Euch!"

Einige Minuten nachher ritt Walfried, des rechten Weges kundig, getroſt der Burg Hohenurach zu.

3.

Die lautloſe Stille in der Burg Hohenurach, die auf einem hohen Berge in einem langen, aber engen, mit hohen und ſteilen Alpengebirgen umgürteten Thale ſtand, wurde nur von dem regelmäßig wiederkehrenden Dröhnen zweier Wächter mit Hellebarten unterbrochen, die vor der verriegelten Thüre eines Gemaches auf dem ſteinernen Boden in entgegengeſetzter Richtung auf- und abgingen.

In dieſem hellerleuchteten Gemache ruhte, eine ſchwarze Binde um die Stirne gewunden, die Gräfin-Wittwe von Würtemberg, auf einem Lotterbettlein, eine Dame von etwa vierzig Jahren, deren Züge aber noch alle Spuren ehemaliger Schönheit trugen, von welcher die rauhe Hand der unerbittlichen Zeit alle Blüthen abgeſtreift hatte.

Ihr gegenüber ſtand hinter der hohen Lehne eines Armſtuhles von meiſterhaftem Schnitzwerke und reicher Vergoldung, mit auf der Lehne gefalteten Händen, die ihr holdes, ſinnend geſenktes Antlitz trugen, ihre Tochter, die Prinzeſſin Eliſabeth, ein ſchmächtiges Fräulein von mittlerer Größe; Eliſabeths größte Schönheit waren ihre großen, dunkeln Augen, in ſüdlicher Glut, ſtrahlend, und die dicht geſchloſſenen, ſchier gepreßten Lippen, verriethen die ſtarre Entſchloſſenheit eines männlichen Charakters.

Die Mutter ſeufzte.

„Fühlſt Du Schmerzen, liebe Mutter?“ fragte Eliſabeth, raſch emporſchauend, und ihren forſchenden Blick ängſtlich zur Mutter wendend.

„Nein, mein gutes Kind, jetzt nicht; nur die ſchmerzliche Erinnerung an dein trauriges Loos . . .“

„O ſprich gar nicht davon, liebe Mutter; ich vertraue auf Werdenberg, wie auf Gott; ſo lang er lebt, glaube mir, wird er nicht zugeben, daß ich die Gemahlin eines Andern werde.“

„Iſt uns nicht alle Hoffnung auf Rettung abgeſchnitten, da wir ſeit vorgeſtern unſer früheres Gemach, bis zu deſſen Fenſtern Werdenbergs kühner Bote emporkletterte, verlaſſen, und dieſes beziehen mußten, unter dem höhniſchen Vorwande, daß die ruhigere Lage dieſes Gemaches mich vor häufigeren Anfällen meiner Kopfleiden bewahren würde? Wie ſollen wir jetzt Nachricht von Auſſen erhalten, wie die Nacht unſerer

Befreiung durch Werdenberg erfahren, während du vielleicht ſchon in wenigen Tagen nach Heidelberg geführt wirſt, um einem dir verhaßten Manne die Hand zu reichen?“

„Ja, bei Gott, liebe Mutter, Du haſt Recht . . . einem mir verhaßten Manne, verhaßt ſelbſt dann, wenn mein Herz und meine Liebe nicht ſchon vergeben wären. Doch wenn auch Liſt oder Gewalt mich nicht retten kann, ſo rett' ich mich ſelbſt. Ich bin feſt entſchloſſen, den Heirathsvertrag nicht zu unterzeichnen, und ſelbſt am Choraltare der Schloßkirche zu Heidelberg oder München, oder wohin ſonſt ſie mich ſchleppen werden, mit lauter Stimme zu verkünden, daß meine Oheime mich zwingen wollen, den Herzog Albrecht zu heirathen. Ich will doch ſehen, ob ein Herzog von Bayern ſo ſchmachvoll handeln kann, uneingedenk ſeiner beſchworenen Ritterpflicht: bedrängte Damen zu beſchützen, ein ihn haſſendes Herz, gleichſam im Nothfalle grauſamen Zwanges, an das ſeinige ſchmieden zu laſſen . . ,“

Und alſo zürnend, blitzten die großen, dunkeln Augen der jungen, leidenſchaftlichen, vom heftigen Grimme erfaßten Dame, ſchreckhaft unheimliche Flammen.

„Ach! ich fürchte, dieß wird zu keinem guten Ende führen, Eliſabeth!“

„Wenn es nur ein Ende iſt, gleichviel welches, inſoferne es mich nur von der Höllenqual erlöſet, die Gemahlin eines andern Mannes zu werden, als Werdenberg's; lieber noch nähm' ich den Schleier, obgleich ich zum klöſterlichen Leben nicht den mindeſten Beruf in mir fühle. Herzog Albrecht mag ſchön, tapfer und gut ſein; aber ſein flatterhaftes Herz, das augenblicklich von jeder neuen Schönheit gefeſſelt wird, iſt meiner innerſten Natur zuwider. Ich will keine Wetterfahne zum Gemahle.“

„Wenn wir nur wüßten, was Werdenberg zu Deiner zu unſerer Rettung zu thun gedenkt; denn ich fliehe mit Dir, wenn er dich entführt; ich würde ſonſt das Opfer meiner zürnenden Schwäger werden."

„Verlaß Dich darauf, liebe Mutter, mein Werdenberg wird Wort halten, und uns mündliche Nachricht, oder den Ring ſenden, oder aus dem Zuge nach Heidelberg mit bewaffneter Hand mich herausholen."

In dieſem Augenblicke wurde die Burgthorglocke geläutet.

„Was mag dieß bedeuten?" rief Eliſabeth aus, und ſprang an's Fenſter; dann fügte ſie bei:

„O weh! der Mond ſteht tiefer, als die Mauern, deren lange Schatten im Burghofe Alles unkennbar machen. Ein Ritter kann es nicht ſein, ſonſt würde er durch den Schall ſeines Hiefhornes Einlaß begehren. Verhülle Deinen Kopf mit der Decke, gute Mutter, damit die kalte Nachluft Dir nicht ſchade, wenn ich das Fenſter ein wenig öffne, um etwa mit dem Ohre zu vernehmen, was dem Auge zu unterſcheiden nicht vergönnt iſt."

„Wer läutet?" fragte Diepold der Thorwart.

„Ich, alter Kumpan, Meiſter Walfried von Augsburg; ich ſoll nachſehen, wie es der gnädigen Frau Gräfin ergehe."

„Vor morgen Mittag 12 Uhr darf ich Niemand in die Burg einlaſſen, die Dienſtleute ausgenommen; dieß iſt der hohen Burgherren ausdrücklicher Befehl, deſſen Vollzug mir der Burgvogt bei Leib und Leben aufgetragen hat."

„Ich bin aber berufen worden, und kann alſo die Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen, dir zu glauben, und wieder von dannen zu reiten, unverrichteter Dinge. Melde Deinen Burgherren, daß ich gekommen ſei!"

„Die Burgherren ſind nicht zu Hauſe."

„So ſag's dem Burgvogte, und laß mich mit meinem erhitzten Renner nicht ſo lange in ſtrenger Kälte ſtehen!"

Diepold zog den Kopf zurück, und wollte eben das Fenſterlein ſchließen, um den Burgvogt zu holen, als dieſer, wie ein Geſpenſt durch das Schloß ſpukend, in die Thorwartzelle trat, Diepold zur Seite ſchob, und dem Walfried zurief:

„Es iſt ſo, wie Euch Diepold ſagte; ich würde meinen Dienſt und vielleicht mein Leben verwirken, wollt ich Euch Einlaß gewähren. Kommt morgen nach 12 Uhr Mittag wieder!"

„Die Anwendung der Heilkunſt läßt ſich nicht verſchieben, wie ein Imbiß, Herr Burgvogt; ich gehe; doch wenn ich morgen zu ſpät komme, falle die Schuld auf Euch!"

„Ei, ſo gebt das Tränklein her, das Ihr der kranken Gräfin gebracht habt; ich kann es ihr ja ſelbſt überreichen."

„Ihr habt eine ſonderbare Meinung von der edlen Kunſt, die Krankheiten der Menſchen zu heilen; glaubt ihr, es brauche weiter nichts, als kranken Menſchen, die man wochenlange nicht geſehen hat, einen Trank zu ſchicken, wie den Bauern für ein krankes Roß, das nicht mehr freſſen will? Gehabt Euch wohl, Herr Burgvogt!"

Dieß ſagend, wollte Walfried zögernd, wie noch Geſinnungsänderung des Burgvogtes hoffend, ſeinen Renner, neben dem er ſtand, mit dem Zügel zum Abzuge wenden, als ein gellender Schrei an ſein Ohr ſchlug.

Eine Magd des Burgvogtes ſtürzte mit angſtvollen Blicken in die Thorwartzelle, und rief athemlos aus:

„Herr . . . Euer Söhnlein . . . Konrad . . . hat das böſe Weſen wieder . . . befallen; . . . er athmet ſchwer . . . und . . . verzerrt . . . die Züge . . ."

Walfried hörte dieß, ſtellte ſich aber, als ob er es nicht gehört habe, und ging langſam neben ſeinem Renner fort.

Der Burgvogt riß ſchnell das Fenſterlein wieder auf, und rief hinaus: „Meiſter Walfried! Meiſter Walfried! Kommt doch zurück, nur auf ein Wort!"

„Was ſoll's?“ fragte Walfried, langſam umkehrend.

„Ich höre ſo eben, daß mein Söhnlein ſchwer erkrankt ſei; tretet ein, ſchaut, was ihm fehlt, und kommt ihm zu Hilfe!“ verſetzte der Burgvogt:

„Haltet mich nicht für ſo gewiſſenlos, Herr Burgvogt, das Erkranken Eures Söhnleins benützen zu wollen, um mich zu rächen, daß Ihr ſo eben den Einlaß mir verweigert habt, indem ich Euch der Gefahr ausſetze, den Dienſt, und vielleicht Euer Leben zu verwirken; wenn ich aber morgen nach 12 Uhr Mittag ohnehin zur Frau Gräfin kommen darf, will ich recht gerne auch nach Eurem Söhnlein ſehen. Vielleicht ſtirbt das Kind heute Nacht ohne meine Hilfe ebenſowenig, als die gnädige Frau Gräfin.“

„Ja, vielleicht . . . o, tretet ein, ich nehme alle Verantwortung auf mich!“

„Nur wenn Ihr einwilliget, daß ich dann auch der Frau Gräfin Hilfe bringe.“

Nach kurzem Bedenken entgegnete der Burgvogt:

„Es mag ſein; doch unter meiner ſtrengſten Aufſicht.“

„Dagegen hab' ich nichts einzuwenden.“

Diepold öffnete auf einen Wink des Burgvogtes das Thor nur ſo weit, daß Walfried und ſein Renner eintreten konnten; dann wurde es wieder geſchloſſen, und mit einem doppelten eiſernen Querbalken verrammelt.

Dieſes Thor mit ſeinem geräumigen Anbaue zu beiden Seiten, worin der Burgvogt mit ſeiner Familie wohnte, und Ställe angebracht waren, bildete nur ein feſtes Vorwerk, hinter welchem die Zugbrücke, die in die eigentliche Burg führte, an ſchweren, eiſernen Ketten aufgezogen hing; doch vermittelte ein ſchmales Nothbrücklein, deſſen Enden auf beiden Widerlagen ruhten, und das ein einziger Axthieb in die Tiefe ſchleudern konnte, den perſönlichen Verkehr der Burgbewohner.

Als Walfried das kranke Kind unterſucht, ihm ein in Waſſer aufgelöſetes Pulver eingeflößt, und die bekümmerte Mutter beruhigt hatte, ſagte der Burgvogt mit boshaftem Hohne zu Walfried:

Ich danke Euch, Meiſter Walfried, für Eure gute Hilfe; bringt Eure Mühe nur den Burgherren in Rechnung; aber, ich hab's ſeitdem überlegt: zur Gräfin kann ich euch doch nicht gehen laſſen; ich wage dadurch zu viel; Ihr müßt alſo jetzt gleichwohl wieder fortziehen, und morgen kommen."

Der Jüngling war über dieſe Treuloſigkeit des Burgvogtes ſo erbittert, daß er ihm den Dolch hätte in den Leib rennen mögen; doch faßte er ſich, und verſetzte klug:

„Ich ſehe wohl, daß Ihr ein Spaßvogel ſeid, der mich nur necken will; doch ich verſtehe mich auch auf das Poſſenzeug. Hört: ich habe jetzt Eurem Söhnlein die erſte Hilfe gegeben; nun führt Ihr mich zur Gräfin; nach zwei Stunden geb' ich ihm dann die zweite Hilfe, und morgen früh wird Euer Konrad friſch und geſund ſein; wenn Ihr mich aber nicht zur Gräfin führt, wenn Ihr mich fortweiſet, dann bekommt Euer Söhnlein die zweite Hilfe nicht, und Ihr dürfet füglich heute noch ein Särglein für den Sprößling Eurer Liebe machen laſſen; denn noch ehe der Hahn zum erſtenmale kräht, wird er ſeine Aeuglein auf immer geſchloſſen haben."

„Heilige Mutter Gottes, ſteh mir bei!" rief des Burgvogts Weib händeringend und ſchluchzend aus; „Mann, um des Himmelswillen, führ den Meiſter Walfried alſogleich zur gnädigen Frau Gräfin!"

„Habt Ihr denn gar nicht gemerkt, daß es nur Scherz war, was ich vorhin ſprach?" fragte der Burgvogt mit erzwungenem Lachen, indem er beide Arme vor ſich hin ſtreckte, den Rücken krümmte, und das ſpitzige Kinn zur Bruſt neigte.

„Ah, natürlich!" erwiederte Walfried; „Ihr werdet mir ja doch nicht die Vermeſſenheit zugetraut haben, Euch, Burgvogt, für Einen Schurken zu halten?“

Der Burgvogt biß ſich auf die Lippen, nahm die Laterne, welche ſein Weib ihm ängſtlich aufdrang, gab ihr wegen Walfried's noch einige Aufträge, und ſagte zu dieſem:

„Nun folgt mir zur Frau Gräfin; aber hütet Euch wohl, irgend eine andere Frage derſelben zu beantworten, als eine ſolche, die auf ihre Krankheit ſich bezieht; ich könnte Euer Leben Euch nicht verbürgen, müßt' ich auch mein Söhnlein durch den Tod verlieren.“

Walfried folgte dem Burgvogte.

Als ſie durch den Hof der innern Burg ſchritten, rief der Jüngling mit lauter Stimme aus:

„Welche grimmige Kälte! Wie ſehr zu beklagen ſind jetzt Alle, die unter freiem Himmel ihres Weges ziehen müſſen!“

„Sprecht nicht ſo laut!“ gebot ſein Begleiter.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Eliſabeth freudig aus, ſachte das Fenſter ſchließend, das ſie zeitweiſe geöffnet hatte, „Meiſter Walfried kommt! Ich erkannte ihn an der wohltönenden Stimme. Sicher ſprach er nicht umſonſt ſo laut. O! Könnte ich nur eine Minute lang, nur eine einzige Minute lang, allein mit ihm ſprechen; ſeine ehrliche, offene Miene würde mein ganzes Vertrauen verdienen. Doch dieſer ſchändliche Burgvogt, dieſer feile Henkersknecht meiner Oheime ... Horch! Mutter, ſie kommen! ....“

Die beiden Wächter vor der Thüre machten vor dem Burgvogte Halt. Dann klirrten die Riegel; die Thüre ging auf, und mit tiefen, heuchleriſchen Bücklingen krümmte ſich der Burgvogt in das Gemach der hohen Damen.

4.

„Meiſter Walfried iſt gekommen; er ſteht vor der Thüre der Erlaubniß gewärtig, vor Euch erſcheinen zu dürfen, gnädige Frau!“ begann der Burgvogt.

„Laßt ihn eintreten, Burgvogt!“ erwiederte Eliſabeth's Mutter; „Ihr könnet Euch wohl denken, daß ich ihn mit Ungeduld erwarte; ſorget aber dafür, daß uns Niemand ſtöre!“

„Hiewegen ſeid unbekümmert, gnädige Frau; ich habe den beiden Wächtern aufgetragen, außer den hohen Burgherren Niemanden den Eintritt zu geſtatten; ich ſelbſt werde bei Euch bleiben, und den Meiſter Walfried wieder fortgeleiten; nur muß ich Euch inſtändig bitten, mit ihm nur von Eurer Krankheit zu ſprechen; eine andere Frage darf er Euch bei Leib und Leben nicht beantworten; dieß iſt der ausdrückliche Befehl der hohen Burgherren.“

Hiemit ſchritt er zur Thüre, öffnete ſie, und ſagte:

„Meiſter Walfried!“

Einen Augenblick Rücken an Rücken mit dem die Thüre ſchließenden Burgvogte, legte der Jüngling raſch zwei Finger der rechten Hand an ſeine Lippen, wie zum Zeichen des Schweigens. Eliſabeth verſtand alſobald, daß er irgend eine Nachricht bringe, und da ſie die Aufwallung ihrer Freude nicht durch Worte verrathen durfte, faßte ſie die Hand der Mutter, welcher das Zeichen gleichfalls nicht entgangen war, drückte ſie leiſe, und ſagte laut:

„Gottlob, liebe Mutter, jetzt wird Hilfe gebracht!“

„Ja, ſo Gott will!“ verſetzte die Gräfin-Wittwe.

„Eine fromme Sprache,“ begann Walfried, ſich tief verbeugend, „die man in dieſen ſchlimmen Zeiten immer ſeltener hört. Darum ſag' ich auch: Gott zum Gruße, hohe Damen! Ich bemerke mit Vergnügen, gnädige Frau, daß Eure ſchönen Augen ſchon viel heiterer ſind, als bei meinem letzten Beſuche. Erlaubet, daß ich Euch an den Puls fühle!“

„Weiſet mir zuvor Eure Hand, mit der Ihr an den Puls fühlen wollet,“ ſagte der Burgvogt.

Eliſabeth zitterte.

„Da iſt ſie!“ entgegnete Walfried, indem er ſeine rechte Hand ſammt den Fingern vor den Augen des Burgvogtes ausſtreckte, und lachend beifügte:

„Ihr ſeid nicht der erſte Mann von der wunderlichen Meinung, daß die Finger einer Hand, die es verſteht, an den Puls zu fühlen, ganz anders ausſehen müßten, als an ihrer eigenen Hand.“

„Ihr beſchämt mich ob meinem Aberglauben, Meiſter Walfried,“ verſetzte der Burgvogt liſtig, ohne die Verſtellung in den Worten des Jünglings zu merken.

„Der Puls geht ziemlich regelmäßig,“ äußerte dieſer, ihn aufmerkſam beobachtend; „Euere Anfälle von Kopfleiden werden nun viel ſeltener, aber um ſo heftiger ſein.“

„So iſt's in der That!“ erwiederte die Gräfin.

„Dieß hab' ich vorausgeſehen, und Euch darum ein Tränklein mitgebracht, von dem ich einen trefflichen Erfolg hoffe.“

Walfried trat an einen Seitentiſch, ſtellte auf ihn ſeine Reiſetaſche, öffnete ſie, und ſuchte unter den vielen, in Sammetfächern aneinandergereihten gläſernen Fläſchchen, die nöthige Hilfe.

Der Burgvogt wich ihm nicht von der Seite, und muſterte mit langgeſtrecktem Halſe argwöhniſch den Inhalt der Taſche.

„Hier iſt Euer Tränklein, gnädige Frau!“ ſagte Walfried, und wollte es ihr überreichen.

„Halt!“ gebot der Burgvogt, nach der Phiole greifend. „Alles, was die hohen Damen empfangen, muß durch meine Hand gehen.“

Und er beſah die Phiole auf allen Seiten und unten, ob nirgend Schriftzüge oder geheime Zeichen angebracht ſeien; dann hielt er ſie forſchend gegen das Licht, worauf er ſie ehrerbietig der Gräfin-Wittwe überreichte.

„Euer Geſchäft, glaub' ich, iſt nun zu Ende," ſagte der Burgvogt zu Walfried, „und wir können jetzt gehen."

„Noch nicht; ich muß der gnädigen Frau zuvor noch ſagen, wie ſie die Arzenei gebrauchen möge, und welche Wirkung ſie hervorbringen werde."

Dann ſich zur Gräfin in ſolcher Richtung wendend, daß ſein rechtes Auge dem Blicke des Burgvogtes entzogen blieb, fügte er bei:

„Die dunkelſchwarze Farbe des Tränkleins darf Euch nicht anwidern; zur heilſamen Wirkung konnt' ich keine andere wählen . . , Laßt die Phiole eine Viertelſtunde lang auf dem Ofen ſtehen, damit der Bodenſatz ſich auflöſe; rüttelt ſie wohl, bevor Ihr auf einen Zug ſie leeret. Aengſtiget Euch nicht ob der ſonderbaren Empfindung, die eine Stunde darnach ſich einſtellen muß . . ." mit dem rechten Auge blinzelnd, fuhr er fort: „Denn es wird Euch zu Muthe ſein, als ob ein eiſerner Ring . . ."

„Ah!" murmelte Eliſabeth in freudiger Ahnung.

„. . . Eure Zunge zuſammenpreſſe, dann den Schlund, dann das Herz; dieß iſt die Wirkung der Krämpfe, die vom Kopfe durch den Leib in die äußern Glieder ziehen, aus denen ſie ſofort der fleißige Gebrauch warmer Kräuterbäder bald völlig entfernen wird. Gewiß, mit dieſem Tränklein wird Euch nach Wunſch geholfen werden, und iſt dieß mit Gottes Hilfe geſchehen, dann vergeſſet nicht, daß Ihr Eure Rettung abſonderlich dem Herrn Burgvogte da zu verdanken habet, aus deſſen Händen Ihr die Phiole empfinget, die ich ſelbſt Euch nicht hätte reichen dürfen."

„Jedermann erfüllt ſeine Pflicht," verſetzte der Burgvogt.

„Dafür wird Euch aber auch die wohlverdiente Belohnung von Seite der hohen Burgherren nicht entgehen . . .“ erwiederte Walfried lächelnd, und zu den Damen gewendet fuhr er fort:

„Ich ſcheide nun, gnädige Damen;“ Gott mit Euch! In Mondesfriſt werd' ich wieder kommen, wenn Ihr es nicht früher gebietet. Der alte Bernauer läßt ſich mit Weib und Tochter zu hohen Gnaden empfehlen!“

„Bringt ihnen unſern herzlichen Gruß, und ſeid eines reichen Lohnes gewärtig, der Eurer ſeltenen Geſchicklichkeit gebührt! . . .“ ſagte die Gräfin.

Walfried nahm ſeine lederne Taſche unter den Arm, verbeugte ſich dreimal tief, und verließ mit dem Burgvogte das Gemach, welches dieſer wieder ſorgfältig verriegelte. Neben den beiden Wächtern vor der Thüre, ſtanden jetzt noch zwei andere, denen der Burgvogt befahl:

„Geleitet den Meiſter Walfried in die Jagdzeugkammer, worin ſonſt die hohen Burgdamen wohnten; ich habe für Speiſe und Trank geſorgt; thut Euch gütlich Walfried; zur rechten Zeit hol' ich Euch zu meinem Söhnlein, und dann möget Ihr ſchleunig Eures Weges ziehen, da ich mir nicht getraue, Euch die Nacht über zu beherbergen.“

Und indem Walfried einem der beiden Geleiter folgte, flüſterte der Burgvogt dem Andern zu:

„Verriegelt ſeine Thüre, und weicht nicht von der Stelle, bis ich komme!“

Sodann ſtieg der Burgvogt die Treppe hinab, um ſich in ſeine Behauſung zu begeben.

5.

Kaum hatten Walfried und der Burgvogt das Gemach der beiden Damen verlaſſen, als Eliſabeth mit der haſtigen

Ungeduld der Liebe das breithalſige Fläſchchen ergriff, die dunkelſchwarze Flüſſigkeit in ein anderes Gefäß mit zitternder Hand goß, und zuletzt aus dem Bodenſatze an die Mündung der Phiole etwas Rundes, mit ſchwarzer Wolle Durchſchlungenes gleiten ſah; ſie zerrte die Wolle weg, und erblickte mit einem leiſen, ſchwer verhaltenen Freudenrufe, den von Werdenberg verheißenen, verhängnißvollen Ring . . .

„Wir fliehen," liebe Mutter, noch in dieſer Nacht..." rief die Liebende entzückt aus, und bedeckte den Ring mit Küſſen, denn ſie ſogleich in den Saum ihres langen Kleides einnähte.

„Fliehen?" erwiederte die Mutter, „fliehen . . . durch verriegelte und bewachte Thüren?"

Eliſabeth ſchwieg beſtürzt.

„Es gibt nur eine einzige Hoffnung zur Flucht," fuhr die Mutter nach kurzem Nachſinnen fort.

„Welche?"

„Meine Schwäger müßen bald heimkehren; ſie fürchten einen gewaltſamen Ueberfall der Burg zu ſehr, um an einem andern Orte zu übernachten. Kannſt Du ſie bewegen . . . denn ihr erſter Gang wird wieder zu uns ſein... Dir zu erlauben, Dein Nachtgebet heute, wie ſonſt, in der Schloßkapelle vor dem Bildniſſe Deiner Schutzpatronin, der heiligen Eliſabeth, verrichten zu dürfen, ſo ſteht deiner Flucht durch den unterirdiſchen Weg nichts entgegen, der unter dem Boden des Beichtſtuhles, links vom Choraltare, über fünf Leitern abwärts in den Felſengang, und von da in die Freiheit führt."

„O, ich erinnere mich noch an jedes Wort Tierold's, des alten Thorwarts, des treueſten Knappen meines ſeligen Vaters, des Einzigen in dieſer Burg, der von ihm, bevor der Tod ihn unvermuthet von der Erde nahm, das Geheimniß dieſes unterirdiſchen Rettungsganges in äußerſten Nöthen, erfahren, und Dir, liebe Mutter und mir, anvertraut hat, als die glühende Schilderung meiner Liebe zu Werdenberg, dieſen alten, treuen, von meinen Oheimen mißachteten Diener, ſo innig rührte, daß er ſeine Mithilfe zu meiner Entführung gelobte, wenn jedes andere Mittel fehlſchlagen ſollte. Ich weiß noch Tag und Stunde, da er uns Beiden in der Schloßkapelle zeigte, wie der Boden des Beichtſtuhles in die Mauer zurückweiche, wenn man an der ehernen Tafel mit dem Auge Gottes neben an, die untere Schraube rechts dreimal umdreht.“

„So iſt's,“ entgegnete die Mutter. „Aber der Argwohn meiner Schwäger hat Diepold und Alle aus unſerer Nähe entfernt, welche Werdenberg zu gewinnen wußte; Niemand wird uns beiſtehen. Verſuche, durch das verabredete Zeichen zu erfahren, ob die beiden Wächter vor der Thüre zu unſern Verbündeten gehören oder nicht.“

Eliſabeth klopfte dreimal an die Thüre; aber anſtatt dieſe drei Schläge zu erwiedern, fragte eine rauhe Stimme:

„Was gibt's?“

Mit ſchneller Faſſung entgegnete die Prinzeſſin:

„Sind meine Oheime nicht in der Burg?“

„Nein!“ war die kurze Antwort.

„Da ſiehſt Du, daß ich Recht habe,“ flüſterte die Mutter, und fügte bei: „Aber, um Gotteswillen, wohin mit dieſem Tranke im Gefäße, der vermuthlich zu keiner Arzenei für mich beſtimmt war, ſondern nur zum Verſtecke des Ringes? Wie leicht könnten meine Schwäger oder der ſchlaue Burgvogt Verdacht ſchöpfen!“

Einen Augenblick beſann ſich Eliſabeth, und erwiederte dann:

„Ich will ihn langſam in das lodernde Ofenfeuer gießen;

in der dichten Aſche deſſelben wird bald jede Spur verſchwunden ſein.“

Kaum war ſie damit fertig, als die wohlbekannten Wechſelklänge von zwei Hiefhörnern die Ankunft der beiden Grafen Ludwig und Ulrich verkündeten.

„Sie kommen! Sie kommen!“ Gott ſteh uns bei!“ rief Eliſabeth aus, und eilte an die Seite der Mutter zurück, während bald darauf die Ankömmlinge mit dem Burgvogte haſtig die Treppe heraufpolterten, um die zwei Damen zu beſuchen.

Inzwiſchen hatte Walfried in ſeiner Herzensfreude über die gelungene Zuſtellung des Ringes, dem trefflichen Weine fleißig zugeſprochen, und muſterte jetzt die an die Wände genieteten Hirſchgeweihe, wunderlich geformte Achtzehn- und Vierzehnender, an welchen Riemen, Stricke und allerlei Jagdgeräthe hingen, mit großer Verwunderung, da er eine ſo auserleſene und zahlreiche Sammlung noch nie geſehen.

Er trat zum Fenſter, das er kurz zuvor zur Abkühlung der heftigen Ofenwärme geöffnet hatte, die ihm bei der Wirkung des geiſtigen Weines um ſo läſtiger fiel, und warf einen Blick in die weite, vom untergehenden Monde nur noch ſchwach erhellte Ferne. Das Licht der funkelnden Sterne zeigte ihm in der Tiefe das Ende der Stadt Urach, die am Fuße des hohen Berges an der Erms liegt, auf welchem die feſte Burg ſich dräuend erhob, und den ſteilen Abſturz des Felſens gleich an der Brüſtung des Fenſters, das er halblaut murmelnd wieder ſchloß:

„Glück auf, Werdenberg! Gott gebe Dir die Braut, wie ich der Braut den Ring gegeben!“

So wie Walfried den Rücken wendete, klopfte es von Außen leiſe, aber wohl vernehmbar, an das Fenſter.

Betroffen kehrte ſich der Jüngling um, und erblickte die Finger einer Hand, eben wieder zum Klopfen ausgeſtreckt.

Wie ein Blitz fuhr's ihm durch den Kopf; raſch öffnete er wieder das Fenſter.

Niemand war da.

„Paul!“ flüſterte er.

Da trat aus einer Felſenvertiefung links, nur geräumig genug, um zu verhindern, von unten aus geſehen zu werden, Werdenbergs treuer, verwegener Paul.

„Ich hörte, was Ihr ſo eben ſprachet; daher mein Vertrauen. Wo ſind die Damen?“ murmelte er.

„In einem andern Gemache.“

„Wißt ihr nichts von einem Ringe?“

„Vor einer Stunde gab ich ihn Eliſabeth.“

„Ah, Gottlob!“

„Bringt Werdenberg ſchnell Nachricht!“

„Ich treffe ihn bei der Wolfsgrube im Walde, in welche der geheime Gang ausmündet; aber ohne Eure Hülfe kann ich nicht fort.“

„Wie ſo?“

„Seit der vorigen Nacht ſteh' ich in dieſer Vertiefung, erſtaunt, weder Licht noch Bewegung im Gemache zu bemerken, wie ſonſt. Seitdem kam weder Speiſe noch Trank über meine Lippen; ich fühle mich an Kräften erſchöpft …“

„Da, trinkt!“ ſagte Walfried, und reichte ihm den Humpen; denn Paul ſtand nur drei Spannen unter dem Fenſtergeſimſe. „Wollet Ihr auch Fleiſch und Kuchen?

„Nein, ich danke Euch,“ antwortete Paul nach einigen kräftigen Zügen aus dem Humpen, den er dann Walfried zurückgab; „der Wein genügt ſchon, mich zu ſtärken.“

„Nun ziehet mit Gott, und eilet!“

„Wenn Ihr keinen Riemen oder feſten Strick von zwei Mannesläugen habet, bin ich verloren.“

„Warum?“

„Weil ich die nächſte handbreite Fläche, welche mein Fuß zuerſt erreichen ſoll, um glücklich hinunterzukommen, im Dunkeln nicht finden kann; aber am Riemen oder Stricke ſchwebend, kann ich ſie mit dem Fuße ſuchen. Ich habe mich heute wartend verſpätet, und jetzt iſt's für die ſchärfſten Augen nicht mehr hell genug.“

Walfried fand bald ein Paar taugliche Riemen, knüpfte ſie, ſchlang ſie in einem Knoten um das Mittelſtück des aus Stein gehauenen Kreuzſtockes, und hielt das eine Ende feſt, während Paul nach dem längeren griff.

Als er dieß dankend that, ſagte er:

„Nennet mir doch Euern Namen, damit ich den Retter meines Lebens kenne!“

„Meiſter Walfried von Augsburg.“

„Auf Wiedervergeltung!“

„Dem Ritter Werdenberg meinen Gruß; er möge ſeines Verſprechens eingedenk bleiben!“

„Verlaßt Euch darauf!“

Nach einer Minute zeigte das Schlottern des Riemens, daß er ledig, und Paul auf dem rechten Wege ſei. Walfried brachte Alles wieder in Ordnung, und hatte gerade das Fenſter zugemacht, als der Riegel vor der Thüre heftig weggeſchoben, und dieſe ungeſtüm aufgeriſſen wurde.

Der Burgvogt trat mit zornfunkelnden Blicken ein, und ging mit langen Schritten auf und ab, ohne ein Wort zu reden.

„Was fehlt Euch?“ fragte Walfried, nicht ohne Beſorgniß einer unglücklichen Entdeckung.

„Was mir fehle?“ erwiederte jener, indem er ſtehen blieb, und dem Jünglinge grimmig in's Geſicht ſtarrte. „Verſucht es nur einmal, ſolchen Herren zu dienen, wie die beiden Grafen ſind, und Ihr werdet es gar bald erfahren.“

„Haben Sie Euch etwa getadelt?“

„Ja; aber mit vollem Unrechte. Hört nur! Ich mußte die beiden Grafen zu den Damen begleiten, denen ſie ankündigten, daß die Prinzeſſin Eliſabeth ſich bereit halten möge, ihnen morgen nach Heidelberg zu folgen, wo ſie den von München zurückkehrenden Heirathsvertrag zu unterzeichnen habe. Anſtatt wie gewöhnlich zu jammern und zu ſchmähen, fragte ſie mit ruhigem Hohne:

„„Oheime, werdet Ihr die künftige Herzogin von Bayern in Ketten nach Heidelberg führen?“ “

Auf eine ſolche Entgegnung unvorbereitet, ſtutzten die beiden Grafen, und Graf Ludwig verſetzte verlegen:

„„Wie kommt Ihr auf ſolche Gedanken, liebe Nichte?“ “

„„Ich finde ſie ſehr natürlich,“ “ antwortete ſie, „„wenn ich bedenke, daß man mich und meine Mutter wie Verbrecherinnen behandelt, uns unter Schloß und Riegel verwahrt, bewaffnete Wächter vor die Thüre ſtellt, ja, was noch mehr und wohl himmelſchreiend iſt, uns ſogar den gewohnten allabendlichen Gang in die Schloßkapelle zum andächtigen Nachtgebete verwehrt. Iſt dieß nicht ein unritterlich-ſchmachvolles Verfahren, ich will nicht ſagen gegen Euere Nichte ... gegen die Ihr Euch eine ungebührliche Gewaltthätigkeit glaubet anmaſſen zu dürfen ... jedenfalls aber gegen die künftige Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern, der mit nicht geringem Unwillen, denk' ich, aus meinem Munde vernehmen wird, was ich für ihn gelitten habe.“ “

„Und was erwiederten hierauf die beiden Grafen?“ fragte Walfried geſpannt.

„Anfangs ſchauten ſie betroffen einander an,“ entgegnete der Burgvogt, „bald aber, in Ränken geübt, verſetzte

Graf Ludwig: „„Ihr habt Euch bisher, liebe Nichte, gegen die beſchloſſene Vermählung mit dem Herzoge Albrecht ſo entſchieden abgeneigt geäußert, daß Euer reizbares, alles Aeuſſerſte wagende Gemüth, uns mit der gerechten Beſorgniß erfüllen mußte, Ihr möchtet Eure unbedingte Freiheit zu irgend einem verwegenen Fluchtverſuche mißbrauchen, der Eure eigene Ehre, und die Ehre des Hauſes Württemberg unauslöſchbar beflecken würde; dagegen konnten nur einfache Sicherheitsmaßregeln . . .““

„„Sehr einfach, wahrhaftig!““ unterbrach ihn die Prinzeſſin mit lautem Hohngelächter; „„es gibt keine einfachere Sicherheitsmaßregel, als das Einſperren, damit das auserſehene Opfer nicht entrinne; um aber das Maas der Unbill voll zu machen, habt Ihr ſogar den Kirchenbann über mich verhängt, und ſelbſt über meine gute Mutter, als trüget Ihr abwechſelnd Ritterhelme und Biſchofsmützen . . .““

„Nun brach das Wetter los. Graf Ulrich nahm das Wort: „„Prinzeſſinnen haben ſelten eine freie Wahl ihres künftigen Gemahles; ſie ſind deßwegen keine Opfer, ſondern ſie bringen nur ein Opfer . . . zum Beſten des Landes. Dieſer erhabene Gedanke war von jeher der Troſt von Prinzeſſinnen edlen Gemüthes. Doch was Ihr da von Kirchenbann ſcherzet, iſt völlig grundlos; nie haben wir Euch verwehrt, die Schloßkapelle zu beſuchen, unter ſtandesmäßiger Begleitung . . .““

„Hier brach die Prinzeſſin wieder in ein lautes Gelächter aus.

„Dadurch beſchämt und gereizt, wendete ſich Graf Ulrich grimmig gegen mich, und fuhr mich an, das Schwert in der Scheide lüftend:

„„Elender Schurke, wer hat Dir erlaubt, den beiden

Damen ihren andächtigen Beſuch der Schloßkapelle zu verſagen?““

„Hätt' ich in Wahrheit geantwortet: „Es war Euer ausdrücklicher Befehl . . .“ ſo würde er mich ohne Zweifel durchbohrt haben, um Recht zu behalten; denn der Lebende hat Recht; vor Zorn bebend, der vielleicht für Furcht galt, murmelte ich, die Augen niederſchlagend: „mein Dienſteifer . . .“ Er unterbrach mich mit den Drohworten:

„Wenn Du je wieder eine Willkür wageſt, ſollſt Du augenblicklich gehenkt werden, ſo wahr wir Balken und Stricke in der Burg haben! . . .““

Dann fuhr er fort, zu den Damen gekehrt:

„„Es ſteht Euch frei, zur Stunde in die Schloßkapelle zum Gebete zu gehen; doch nur immer Eine von Euch; wir Beide wollen vor den Eingängen wachen, damit Niemand die Andacht der Betenden ſtöre . . .““

„„So geh Du zuerſt, und bete auch für mich!““ ſagte die Gräſin-Wittwe zur Prinzeſſin, die ihr dann plötzlich weinend und ſchluchzend um den Hals fiel, und ihr Küſſe über Küſſe gab. Da hört' ich, wie Graf Ludwig ſeinem Bruder zuflüſterte:

„„Es iſt doch wunderbar, welche Gewalt die Andacht in frommen weiblichen Herzen übet!““

Der Burgvogt ſchwieg.

„Und nun?“ fragte Walfried mit beklommener Bruſt.

„Und nun betet Eliſabeth in der Schloßkapelle, während vor jedem der beiden verſchloſſenen Zugänge Einer von den Grafen von Außen Wache hält, von zahlreichen Reiſigen umgeben, als ob ſie eine feindliche Burg belagern wollten.“

„Ah!“ murmelte der Jüngling hocherfreut, dem ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen war.

„Jetzt folgt mir zu meinem kranken Söhnlein; auch harret Euer Renner ſchon des Reiters," ſagte der Burgvogt.

Haſtig folgte ihm Walfried, reichte dem kleinen Konrad, dem es ſchon viel beſſer ging, die zweite Hülfe, und ritt eilig von dannen.

Eliſabeth verweilte keinen Augenblick in der Kirche; fort und fort betend, floh ſie. Auf der vierten Sproſſe der erſten Rettungsleiter drehte ſie vorſichtig und mit leichter Mühe den beweglichen Boden des Beichtſtuhles in ſeine Fuge, wodurch die Entdeckung ihres Fluchtweges zur Unmöglichkeit wurde. Zum Glücke für alle Bewohner der Burg hatten ihre ſchlauen Oheime ſelbſt ſie bewacht.

An der Stelle, wo, den Weg weiſend, der Einſiedler von Walfried geſchieden war, tauchte er wieder aus dem Schatten einer Föhrengruppe hervor, und fragte:

„Gelungen?"

„Was?" entgegnete der Jüngling vorſichtig, unkundig, ob nur Neugier oder Mitwiſſen den Einſiedler zu dieſer Frage bewege.

„Ich meine den Ring ..."

„Ja!"

„Gottlob! ... Werdenberg hat mir befohlen, Euch mitzutheilen, was er in der Eile zu ſagen vergaß: Im Falle des Gelingens Alles dem Grafen Heinrich von Löwenſtein bei deſſen Heimkehr von München über Augsburg zu erzählen."

„Gut!"

Plötzlich dröhnten die haſtigen und grellenden Klänge der Sturmglocke von Burg Hohenurach, grauenhaft durch die Nacht hin.

„Ah! da haben wir's!" rief Walfried aus. „Macht

Euch raſch aus dem Schnee, frommer junger Vater mit dem alten Barte; ich kann leider nicht ſagen . . . aus dem Staube, der mir eine beſſere Bahn gäbe; und da ich fürchten müßte, gar keinen Staub mehr zu erleben, wenn die Hohenuracher mich jetzt finden, ſo darf ich mich ſputen, wie Ihr!“

Und alſo ſprechend, während der Einſiedler mit jugendlichen Beinen zur Klauſe rannte, daß die Kutte flog, ſetzte er ſeinem Renner die Sporen ein, und ſprengte dahin, wie auf den Schwingen begeiſternden Siegesjubels, der ſein liebeglühendes Herz mit den ſüßeſten Hoffnungen erfüllte.

6.

Zu allen Zeiten haben die gutgeſinnten Bürger von München die frohen Familienfeſte ihres geliebten Regentenhauſes mit herzinnig theilnehmender Freude gefeiert, und ſolche Tage aus eigenem Antriebe zu Feiertagen erhoben, an denen ſie ihre Arbeiten ruhen ließen, wenn derlei ſelbſtgemachte Feiertage auch nicht zu den von der Kirche gebotenen gehörten. Sie machten ſich dann mit Weibern und Kindern in ihren Sonntagskleidern, die ohne Vergleich koſtbarer, aber auch viel dauernder waren, als der nach der Laune der Mode unaufhörlich in Stoff und Form wechſelnde Flitterſtaat unſerer Zeit, rechtzeitig auf die Beine, um von dem Feſtgepränge am Hofe ſo viel und ſo nahe als möglich zu ſehen; daher ſich auch diejenigen unter ihnen abſonderlich glücklich ſchätzten, und nicht wenig darauf einbildeten, welche, in Folge abendlicher Wirthshausbekanntſchaften, Stalldiener, Einheizer, Stubenfeger, Feuerwächter, und andere Männer ähnlichen Ranges am Hofe, zu ihren mächtigen Freunden und Gönnern zählten, mit deren Hilfe ſie hoffen durften, durch irgend ein unbeachtetes Hinterpförtlein hineinzuſchlüpfen, und ſomit ein ſchickliches, vielbeneidetes Plätzchen, zur bequemen Beſchauung aller Pracht und Herrlichkeit der Feſtzüge zu erhaſchen.

Eine erwünſchte Befriedigung dieſer Schauluſt von Alt und Jung, von Groß und Klein, bot die feierliche Unterzeichnung des Heirathsvertrages zwiſchen dem Herzoge Albrecht von Bayern und der Prinzeſſin Eliſabeth, Gräfin von Württemberg, zur zwölften Mittagsſtunde am 15. Januar 1428 in der Ludwigsburg, deren Bau vom Herzoge Ludwig dem Strengen bald nach dem Jahre 1253 begonnen wurde, ſohin wohl noch vor der Zeit ſeines beklagenswerthen Irrwahnes einer grundloſen Eiferſucht, die ihn verleitete, ſeine ſchöne und unſchuldige Gemahlin, Maria von Brabant, im Schloſſe zu Donauwörth enthaupten zu laſſen, eine traurige That, die der frommgläubige Herzog, nicht nur durch die Stiftung des Kloſters Fürſtenfeld bei Bruck, ſondern mehr noch durch jene erſchütternde, herzzerreiſſende Reue geſühnt hat, welche, nach einer alten, glaubwürdigen Sage, die ſchönen Haare des jungen Fürſten in einer einzigen Nacht ergrauen machte . . .

Jahrhundertelang, und . . . wenn auch ſchon lange nicht mehr vom Hofe bewohnt . . . bis zur Stunde, hat die Ludwigsburg den Namen . . . der alte Hof . . . geführt, und zwar ſeit jener Zeit, da Herzog Albrecht IV. nach dem Jahre 1460 die „neue Veſte" auf einem Theile des Bezirkes jener alten Reſidenz erbaute, welche der kunſtſinnige König Ludwig I. von Bayern durch die Wunder ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes, ſeines hohen Geſchmackes, und durch die Zauberkräfte aller bildenden Künſte, in eine neue Ludwigsburg verwandelt hat, mit der an Kunſtherrlichkeit keine andere Fürſtenburg auf Erden zur Zeit wetteifern kann.

Am eiſigen, hellen Frühmorgen des genannten Tages, harrten ſchon Landleute aus naher und ferner Umgegend, vor dem untern oder Thalburgthore; vor dem Blauententhurme am Eingange in die Sendlingergaſſe, die noch zur äußeren Stadt gehörte; vor dem obern Thore am Ende der Kaufingergaſſe; vor dem Willbrechtsthurme in nördlicher Richtung; durch die endlich geöffneten Thore eilten Viele, obgleich vor Kälte halb erſtarrt, in die Burggaſſe, um den Einzug der zur Verherrlichung des Feſtes abgeordneten Ritter und Herren von Bayern-Ingolſtadt, Bayern-Landshut, Bayern-Straubing, und dem Fürſtenthume Pfalz-Neumarkt zu ſehen, die in der Kaufingergaſſe zu Pferd ſich verſammeln, und über den Marktplatz durch die Burggaſſe in die Ludwigsburg einreiten ſollten, angeführt von den Rittern und Herren des Herzogthumes Bayern-München.

Es gab aber auch Klügere unter den ankommenden Landleuten, die ihre Neugier nicht auf die Folter des Froſtes ſpannen, ſondern lieber dem Beiſpiele zahlreicher Bürger folgen wollten, die nach den Schenken ſtrömten, um ſich zuvor ſattſam zu erwärmen, einige Becher wälſchen Weines zu leeren, oder, weniger vornehm, Bier von Eger, Kemnatz und von andern fremden Orten zu trinken, das zu derſelben Zeit in Bayern beliebter war, als inländiſches. Doch nicht auf ſolche Kleinigkeiten beſchränkte ſich das lüſterne Begehren; ungeachtet der ſtürmiſchen Zeiten blühte Wohlſtand in Städten und Dörfern, und erzeugte einen Luxus, der den ſtrengen Tadler der feineren Tuchkleider unſerer wohlhabenderen Bauernſöhne, und der halbſtädtiſchen Tracht der Töchter unſerer Landleute, mit Erſtaunen erfüllen muß, wenn er vom Aufwande der damaligen Bürger und Bauern bei Zſchokke lieſt:

„Man ſah den hablichen Landmann, gleich Bürgern, in feine Tücher gekleidet, mit ſilbernen Ketten, ſeidenen

Binden, Mantel und Kappe mit Stickereien, das Hemd mit Flittern geziert. Auch Bäuerinen trugen Sammet und Seidenbramen, koſtbare Bruſttücher, Pelzwerk von Zobel, Hermelin oder Marder zu Futter und Hauben, Schleier mit goldenem Einſchlag, Gold und Perlen in Haarbändern. In Märkten und Städten ſtieg, neben reicherem Erwerbe, auch Prachtaufwand. Selbſt reiſige Knechte gingen in geſtickten, ſeidenverbrämten Kleidern einher von theuerem Tuch und Schamlot; Wammes und Hoſe, nach Sitte der Zeit, kurz, daß ſie einander nicht berührten; Bruſttuch und Kappe mit Gold und Silber beſetzt, das Hemd gefältelt. Schwer mochte man ſie vom Edelmanne unterſcheiden. Und Frauen und Töchter des Bürgers prunkten in Sammet, Atlas, Damaſt, Taffent und Scharlach; Mäntel und Röcke ſchleiften am Boden nach; die Mieder, ob dem Gürtel offen, oder um den Buſen tief eingeſchnitten, gefielen oft mehr dem lüſternen Auge des Wüſtlings, als ſittige Verſchämtheit."

„Noth iſt die größte Tugendmutter der Völker; aber Wohlfahrt löſet mit der Rauhheit der Sitten die edlen Bande der Zucht. Die Ehrfurcht der keuſchen Vorwelt vor jungfräulicher Unſchuld ward immer ſeltener; Ehebruch ſchon nicht mehr als Todesverbrechen vor dem Stuhl des Vizthumes gerichtet, (ſondern mit zwanzig Pfund Pfennigen abgebüßt). Der Tanz, ausgelaſſener und üppiger, ſelbſt in heiligen Zeiten unverſagt. Eine Hochzeit, eine Kindtaufe oder ein Kirchtag, verſammelte ganze Nachbarſchaften zu ſchwelgeriſchen Mahlen. Spiel um Geld in Karten und Würfeln, Brett und Schach, Zechgelage, da durch Zutrinken mit Bechern und Kannen in den Wettſtreit geboten ward, gehörten zu alltäglichen Beluſtigungen des gemeinen Volkes. Selbſt Dienſtboten und Taglöhner forderten ihren Theil an dieſen Genüſſen. Viele arbeiteten im Sommer außer Landes, zogen größerem Verdienſt nach in's Gebirg und gen Oeſterreich, kamen im Winter heim, und lagen in den Trinkhäuſern und ſpielten und zechten."

. . . .

Solche Leute bildeten die Mehrzahl jener Gäſte, welche, wie die Wogen eines überfluthenden Stromes in die Niederungen dringen, alle Räume in einer Schenke der Burggaſſe, „zum ewigen Durſte," und auch, mit höhniſcher Anſpielung auf die Naſe des Wirthes Blaſius daſelbſt, „zum Kupferhammer" genannt, zechend und lärmend anfüllten. Viele vom Gefolge der fremden Ritter und Herren, ſaßen unter ehrſamen Bürgern an einem langen Tiſche, nahe an den Fenſtern, vor denen die Ritter vorbeiziehen mußten, darob mit ſchelen Blicken von fernab Sitzenden angeſehen, und noch feindſeliger von den zu ſpät Gekommenen, um noch einen Platz zu finden, welche, mit den Bechern in der Hand, drängend und gedrängt, ſo dicht Leib an Leib gereiht waren, daß ſie mit Mühe die Becher an den Mund brachten, und ſchmähten und fluchten, ſo oft der vierſchrötige Wirth mit einem friſchen, für die Herrentafel beſtellten Humpen, ſich ſchweißtriefend Bahn brach durch den lebendigen Verhau, was ihm bloß gelang, indem er, anſcheinend nur immer mit den Worten bittend: „Mit Gunſt! Mit Gunſt!" rechts und links ſeine ehernen Elbogen gegen die Rippen der Nächſten ſtemmte, daß ſie gräuliche Geſichter ſchnitten, oder ſie durch quetſchende Tritte auf ihre Füße zum Weichen zwang.

Die alſo Gepreßten machten ihrem Unmuthe durch ſpöttiſche Neckereien Luft, womit ſie dem armen Blaſius den ohnehin mühſamen Weg reichlich mit Dornen beſtreuten. Da fielen allerlei anzügliche Reden.

„Blaſius, Du haſt böſe Nachbaren?"

„Warum?"

„Sie haben Dich bei dem Rathe verklagt."

„Warum?"

„Weil ſie nicht ſchlafen können, ſo lange Du Deinen Kupferhammer im Hauſe haſt."

Lautes Gelächter.

„Mach' Dir nichts daraus, Blaſius, wenn Du Deinen Kupferhammer in die äuſſere Stadt verlegen mußt; die Schuhmacher, Deine beſten Freunde, werden Dich aus Dankbarkeit ſchon entſchädigen."

„Warum?"

„Weil Dein Wein den Gäſten Löcher in die Schuhſohlen frißt."

Der gute Blaſius wurde wieder tüchtig ausgelacht.

„Blaſius, mir noch einen Becher!"

„Geld?"

„Hab' keines!"

„Kein Geld, kein Wein."

„Aber Bier?"

„Auch nicht!"

„Schneid's auf's Kerbholz!"

„Heut' wird nichts geſchnitten, als Fleiſch und Brod und . . ."

„Blaſius, bring mir einen Becher Kometenwein; hier iſt das Geld; ich kann ihn eben ſo gut trinken und bezahlen, wie jene dort am Herrentiſche, die ſich ſo breit machen. Ich will auf die Geſundheit des herzoglichen Bräutigames Kometenwein trinken, weil er im Kometenjahre, 1401, geboren wurde," ſagte der Jüngere von zwei Landsknechten, die, an die Mauer gelehnt, mindeſtens rückenfrei waren.

„Thu's nicht," warnte ihn der Aeltere, Gerhard, ein grauhaariger, ſonnengebräunter, wundennarbiger, ſchlachtenverwitterter Kopf; „thu's nicht! Mit Kometen iſt kein Spaß zu treiben; ſie bedeuten allerlei Unheil, und ich fürchte, daß dem edlen Herzoge Albrecht, weil er im Kometenjahre geboren iſt, noch ein großes Unglück begegnen werde.“

„Dieß wolle Gott verhüten!“ erwiederte ein Bürger in ſeiner Nähe, obgleich von demſelben Wahne befangen, der damals ein allgemeiner Glaube war unter allen Ständen, und ſelbſt noch in unſern aufgeklärten Tagen eine weitverbreitete Geltung genießt. „Aber,“ fügte der Bürger bei, während ſeine Frage ein Herbeidrängen ſcheuer Zuhörer veranlaßte, . . . „was habt Ihr denn eigentlich für eine Meinung von jenem Kometen, und was für ein Unglück mag er wohl für unſern guten Herzog Albrecht zu bedeuten haben?“

„Was für ein Unglück? . . . Dieß kann nur Gott wiſſen . . .“ entgegnete der alte Landsknecht; „aber meine Meinung will ich Euch wohl ſagen.“

Alle Blicke der ihn Umgebenden hingen an ſeinem Munde; er fuhr fort:

„Ihr ſcheint mir alt genug, Euch zu erinnern, daß im Jahre 1401, gegen das Ende des Monates Februar, in der Richtung gegen Augsburg, immer ein Komet aufſtand, ſo oft die Sonne unterging, und länger als einen Monat von Jedermann geſehen wurde.“

„So iſt's; auch mir hat er ein häusliches Unglück gebracht; mein gutes Weib, damals eben auf dem Siechbette, entſetzte ſich darob ſo ſehr, daß es ſterben mußte.“

„Und Ihr habt wieder geheirathet?“ fragte der jüngere Landsknecht.

„Natürlich!“

„Danket Gott," verſetzte jener, „daß es Eure Zweite nicht gehört hat, wie Ihr es als ein Unglück beklaget, die Erſte durch den Kometen verloren zu haben; ſie würde Euch ſonſt wohl die Augen auskratzen."

Der Kometendeuter gebot mit der Hand den Lachenden Schweigen, und ſagte: „Keinen Spaß bei einer ſo ernſten Sache! . . . Nach der Ausſage der gelehrten Männer, bedeutet ein Komet immer den Tod, oder Aenderung eines Fürſten, oder ein großes Landungemach, und er wendet ſeine Strahlen allezeit jener Gegend zu, in welcher das Unglück geſchehen wird."

„Ich hab's nie anders gehört," bemerkte der Bürger.

„Nun merkt wohl!" fuhr jener fort; „der Komet ſtand gegen Augsburg zu; hinter Augsburg liegt Württemberg; von daher," fügte er mit leiſerer Stimme bei, „wird die Braut des Herzogs Albrecht kommen; er kann alſo für dieſen eine unglückliche Ehe bedeuten; . . . man ſpricht ohnehin nicht viel Gutes von der Prinzeſſin Eliſabeth und ihrer Mutter, unter uns geſagt . . . und da überdieß die Strahlen des Kometen gegen die Donau gekehrt waren, ſo kann ſein Unglück ſich wohl an der Donau ereignen, ſohin ſehr wahrſcheinlich auf ſeinem an der Donau liegenden Schloſſe Vohburg, wo er ſich dann mit der jungen Herzogin aufzuhalten gedenkt. Und ſo mein' ich denn, der Komet bedeute, daß Herzog Albrecht in ſeiner Ehe unglücklich ſein werde, die ſein Vater für ihn, aber, wie man ſagt, gegen die Neigung ſeines Herzens, eingeleitet und abgeſchloſſen hat."

„Der Komet von 1401 war bald wieder vergeſſen," äußerte der Bürger; „denn ſchon vier Monate ſpäter, im Juni, dachte Niemand mehr daran, als der alte Herzog Stephan, ungeachtet ſeiner 72 Jahre, Hochzeit hielt mit der jungen Eliſabeth, Tochter des Grafen Adolph von Cleve, und Wittwe Rainalds von Ravenſtein, und mit ihr in der Sonnenwendnacht auf dem Markte dahier, in luſtiger Geſellſchaft anderer Bürger und Bürgersfrauen, flink wie ein Jüngling über das lodernde Johannisfeuer ſprang. Bin ich doch ſelbſt mitgeſprungen mit meiner . . . Zweiten . . .“

„Wahrlich,“ lachte der jüngere Landsknecht, „Ihr hattet noch ein ſchwächeres Gedächtniß, als der alte Herr welcher nur den Kometen vergaß, während Ihr nicht bloß den Kometen, ſondern auch Eure Erſte vergeſſen habt.“

„Sollte aber der Komet,“ ergänzte der alte Ausleger deſſelben das früher Geſagte, „nur Landungemach bedeutet haben, ſo wiſſen wir recht wohl, daß er ſeine traurige Beſtimmung mehr, als Allen lieb iſt, . . . mich und meines Gleichen ausgenommen, die wir vom Kriegshandwerke leben müſſen, . . . erfüllt hat; man darf nur an die verdammten Huſſiten denken, mit denen ich ſchon jahrelang mich herumſchlage, die . . .“

Trompetengeſchmetter vom Marktplatze her, verkündete den nahenden Ritterzug; alle Gäſte drängten ſich zu den Fenſtern, die rückwärts Stehenden ſchleppten die geräumten Tiſche, Bänke und Stühle herbei, da ſehr Viele ſogleich auf die Straße rannten, und ſicherten ſich durch einen erhöheten Standpunkt einen bequemern Ausblick über die Schultern der Vormänner. Wunderlich anzuſchauen waren die Neugierigen, welche zu klein oder zu bedenklich ſchienen, in das wogende Straſſengedränge der Schauluſtigen ſich zu wagen, und plötzlich aus den Luken der ſchneebedeckten Dächer ſchlüpften, rittlings auf Dachnaſen und Dachtraufen ſaſſen, auf die Gefahr hin, auf dem ſich ballenden Schnee haltlos in die Tiefe zu kollern. Die Verwegenſten unter ihnen, die Luft mit lautem Geſchreie aus knabenhaften Kehlen erfüllend, und mit ſchwindelerregenden Geberden halsbrecheriſche Stellungen verſuchend, waren, wie bei ähnlichen Gelegenheiten auch noch zu unſerer Zeit, die Lehrjungen der Schuhmacher . . .

Im Inneren der herzoglichen Burg gebot Trompetenſchall das Oeffnen des Thores zum Einlaſſen des Ritterzuges. Die ſchweren Flügel des Thores drehten ſich ächzend in ihren Angeln einwärts, und dem anwogenden Volke ſtarrten gefällte Hellebarten entgegen, nicht nur zur Abwehr des Eindringens, ſondern auch um vorſchreitend eine offene Gaſſe zu bilden. Dieß war unmöglich; die Vorderſten konnten nicht zurück, weil die Menge hinter ihnen zu einer regungsloſen, feſtgekeilten Maſſe angeſchwollen war; Angſt und Schmerz der Zuſammengedrückten, entpreßten ihnen hundertfältig ein gellendes Hilfsgeſchrei.

Dieß vernehmend, trat Herzog Ernſt, Albrechts Vater, der vom Thurmgemache aus den Ritterzug wollte anrücken ſehen, auf den Söller, neigte ſich über die Brüſtung, und rief dem Hauptmanne der Hellebartenträger mit lauter Stimme zu, die bei der feierlichen Stille, welche ſein Erſcheinen erregte, weithin hörbar wurde:

„Laß meine Bayern in die Burg, ſo viele nur immer Platz darin finden; wo ein Vater ſich freut, dürfen ſeine Kinder nicht fehlen! . . .“

Ein unbeſchreibliches Jubelgeſchrei folgte dieſen väterlich-liebenden Worten, und gleich dem glühenden Erze, das auf den Wink des Meiſters in die gebotene Form ſtrömet, ergoß ſich haſtig die brauſende Menge in den Hof und die inneren Räume der herzoglichen Burg.

7.

Wer aus der Burggaſſe in München durch den Thorweg in den alten Hof tritt, erblickt noch heut zu Tage links, wie an die Mauer geklebt, in der Mitte derſelben, nicht, wie ſonſt üblich . . . an einer Ecke, ein ſchlankes, ſchmuckes, oben und unten in eine freie Spitze auslaufendes Erkerthürmlein von drei Stockwerken, jedes mit fünf ſchmalen Kreuzſtöcken.

Im Erker des erſten Stockwerkes, hinter einem Vorhange von zarten Spitzen, einem Geſchenke von der kunſtreichen Hand ſeiner lieben Muhme, der Königin Sophie von Böhmen, ſtand an einem Tiſchlein mit einer Platte von Lapis Lazuli, prächtig angethan mit einem köſtlichen Hermelinmantel, Herzog Albrecht von Bayern, ein ſchöner, junger Prinz von ſiebenundzwanzig Jahren, von hoher Geſtalt, dunkelkaſtanienbraunen, in großen Locken über Nacken und Schultern wogenden Haaren; ein kluger Geiſt, und ein ſanftes, friedfertiges, munteres, leutſeliges und menſchenfreundliches Gemüth, leuchteten aus ſeinen großen dunklen, mildglänzenden Augen; die leichtgebogene Naſe ſenkte ſich zum wohlgeformten Munde, und unter allen Zügen ſeines Antlitzes waltete eine ſeltene Harmonie, wie im Einklange mit ſeiner leidenſchaftlichen Vorliebe für Muſik und Geſang.

Seine linke Hand ruhte auf dem zarten Halſe einer melodiſchen Laute, und indem er ſich bückte, um die letzten zwei Zeilen eines Liedes zu ſchreiben, das er ſo eben gedichtet hatte, ſank das mit Perlen und Edelſteinen reich verzierte Miniaturbild ſeiner künftigen Gemahlin Eliſabeth, das er an einer prächtigen goldenen Kette mitten auf der Bruſt trug, auf das Pergamentblatt hin, und verdeckte einen

Theil des Gedichtes. Unwillig die Worte murmelnd: „Hinderſt Du mich jetzt ſchon?“ öffnete er haſtig die Schließe der Kette, zerrte dieſe vom Nacken, und legte ſie ſammt dem Bilde auf das Fenſtergeſims. Dann fuhr er mit der rechten Hand über die hohe, breite Stirne, wie um einen läſtig aufdringlichen Gedanken zu verſcheuchen, betrachtete allerlei, an den Wänden hangende Jagdgeräthe zum Schießen und Fangen wilder Thiere und Vögel, da er ein großer Freund des edlen Weidwerkes war, immer gedankenvoll mit den Saiten der Laute ſpielend, die er ſtimmte; dann trat er wieder an das Tiſchlein, griff raſcher in die Saiten, und ſang mit ſeelenvoller Tenorſtimme:

„Ich heg' in meinem Sinne,
Die Luſt nach trauter Minne;
Nur find' ich nicht die Eine,
Die Schöne und die Reine,
Die oft im Lied' ich pries,
Doch nie mein Aug' mir wies.“

Er ſchwieg einen Augenblick ſinnend, und ſeine Hand glitt am Halſe der Laute herab; dann fuhr er fort:

„Die Schwarze, Blonde, Braune,
Erkor ſich meine Laune;
Doch als ich ſie geſehen,
Sah ich die Luſt vergehen,
Weil einzeln Keine war,
Wie ſie mein Wahn gebar.“

Ein ſchwach verhaltener Seufzer unterbrach ſein Lied; dann ſchloß er:

„Nie ſchwebt vom Himmel nieder,
Das Traumbild meiner Lieder;
Zwar bleibt mein Herz ihm offen,

Doch darf ich nimmer hoffen,
Daß mir der Himmel gibt,
Was meine Seele liebt!“

Und mit leiſerer Stimme und ſchwächeren Tönen der Laute wiederholte der herzogliche Sänger:

„Doch darf ich nimmer hoffen,
Daß mir der Himmel gibt,
Was meine Seele liebt . . .“

und verſank in träumeriſche Schwermuth.

„So Gott will, wird Euch dieſe ſüße Hoffnung nicht täuſchen, gnädiger Herr!“ rief eine Stimme hinter ihm aus.

Albrecht ließ die Laute fahren, und wendete ſich raſch zum Sprechenden.

Ritter Hans Zenger war's, ſein Pfleger zu Vohburg, ein jugendlich kräftiger Greis von ſiebenzig Jahren, mit grauen Haaren, die ihm ungeordnet über Stirne und Wange fielen. —

„Ei, mein treuer Hans, Du hier?“ ſagte Albrecht freudig, die rechte Hand ihm reichend, und die linke wohlwollend auf ſeine rechte Schulter legend.

„Ja, gnädiger Herr; und zwar als ein ungeladener Gaſt,“ erwiederte Zenger mit einer Miene leichten Unmuthes; „ich geſteh's, es ſchmerzte mich ein wenig, als ich in dieſ[illegible] Nacht aus dem Munde eines fremden Ritters, der gen Nürnberg zog, und bei mir einſprach, vom heutigen Feſttage in München vernahm, und weil ich mir dachte: wo der Herr iſt, darf auch an einem Ehrentage der treue Diener nicht fehlen, ſchwang ich alſobald mich in den Sattel, und ritt ſpornſtreichs von dannen, um erſt hier in der Ludwigsburg abzuſteigen.“

„Ein tüchtiger Ritt, alter Degen!“ verſetzte der Herzog.

„Aber glaube ja nicht, daß ich die andern Ritter eingeladen, und Dich ausgeſchloſſen oder vergeſſen habe; Alles hat mein Vater beſorgt, und auch die Mühe übernommen, mir eine Gemahlin zu liefern, ohne mich nur zu fragen, ob ich damit verſtanden ſei, oder nicht, ſo daß ich wohl befürchten darf, nicht ſie ſei geliefert, ſondern ich.“

„Dieß möge der Himmel verhüten!“ entgegnete Zenger. „Ich ritt von Vohburg in der tröſtenden Hoffnung weg, daß ich, bevor meine Augen ſich auf ewig verſchließen, die Morgenröthe Eures häuslichen Glückes tagen, und bald eine holde Gebieterin in den weiten Räumen des ſtattlichen Schloſſes walten ſehen würde. Ich vermaß mich ſogar, noch darüber hinaus einige Jahre leben zu wollen, um den erſtgebornen Prinzen im Reiten zu unterrichten, wie einſt Euch, gnädiger Herr!“

„Du träumeſt und ſprichſt, wie ein Jüngling, mein wackerer Freund,“ ſagte Albrecht lächelnd; „mir verheißt keine innere Ahnung ein häusliches Glück aus dieſer Ehe, die ich meinem Vater zu Liebe mir gefallen laſſe, der ſie wünſcht, und ich erfülle nur eine heilige Pflicht, indem ich ihm, dem Retter meines Lebens in der Schlacht bei Alling, als ein dankbarer Sohn den Genuß dieſer Freude nicht verſage, nicht verbittere. Du warſt ja auch dabei, wackerer Hans, und haſt tüchtig d'reingehauen!“

„Nicht halb ſo tüchtig, wie Ihr, gnädiger Herr, nicht halb ſo,“ erwiderte Zenger eifrig, und ſeine Augen ſprühten ſchlachtenmuthiges Feuer. „Mir iſt Alles noch ſo friſch im Gedächtniſſe, als wär's erſt geſtern geſchehen; es geſchah am Sonnabende den 29. September 1422. Euer Vater, Euer Oheim Herzog Wilhelm und Herzog Heinrich von Landshut, hatten am 22. Auguſt Waſſerburg eingeſchloſſen. Um der bedrängten Stadt Luft zu machen, brach um die Mitte des Monats September Hans Waſſenegger, Hauptmann des Herzogs Ludwig des Gebarteten zu Ingolſtadt, gegen München auf. Dieſe Mordbrenner überlieferten Paſing und Germering den Flammen; doch als ſie ſich eben bei Alling zum Uebergange über einen Bach anſchickten, fielen ihnen Ernſt und Wilhelm, von einem ſie bergenden Herbſtnebel begünſtiget, in Rücken und Seite mit ihren tapfern Schaaren, und bläuten ſie ſo jämmerlich, daß ſie 200 Gefangene verloren.

„Plötzlich vermißte Euch Herzog Ernſt an ſeiner Seite; Ihr kämpftet ſchon, vom Feuer Eurer erſten Waffenthat hingeriſſen, im dichteſten Gewühle der Feinde, nicht mehr um den Sieg, ſondern nur um Leben und Freiheit. Dieß gewahrend, ſprengte Euer Vater mit verhängten Zügeln Euch nach, ſein eigenes Leben für das Eurige wagend, und dieſes rettend, indem er, niedermähend was entgegenſtand, einen Ritter in dem Augenblicke vom Roſſe hieb, als er Euch von rückwärts mit einer Streitaxt das Haupt ſpalten wollte.“

„Nun erſt wurde die Gefahr noch größer,“ bemerkte Albrecht; „denn von der Gier gehetzt, Vater und Sohn zugleich zu fangen oder zu tödten, ſchaarten ſich die Feinde dicht um uns, als wollten ſie uns durch die Wucht ihrer Rüſtungen und gewappneten Roſſe zermalmen. Chriſtoph Laiminger, der Schrecklichſte von allen Hauptleuten des Gebarteten, warf ſich wuthſchnaubend meinem Vater entgegen.“

„Da ſendete der Himmel Hilfe in der höchſten Noth,“ verſetzte Zenger; „Ritter Torrer von Eurasburg, der Pfleger von Landsberg, flog heran, mit ſeinem vertrauteſten Freunde, dem kühnſten und wüthendſten Ritter, Bartholomäus Stopfer, der hoch auf ſeinem gewaltigen rabenſchwarzen Hengſte, wie ein eichenzerſchmetternder Sturmwind, den mörderiſchen Knäuel zerſtäubte, Zahlloſen den Mund auf ewig ſtopfte, und Bayerns geliebte Herzoge rettete!"

„Ja wohl, wie ein Sturmwind," ſagte Albrecht; „denn auf einmal waren alle Feinde um uns her weggefegt, und Vater und Sohn lagen einander in den Armen, und die ſiegenden Bayern jubelten."

„Ein glorreicher, aber fruchtarmer Sieg!" äußerte Zenger. „Der alte, ſchlaue, in allen Ränken unerſchöpfliche gebartete Fuchs, Herzog Ludwig, brachte uns um des Sieges Lohn; zwei Tage ſpäter warf er ſich dem in Regensburg angekommenen Kaiſer Sigmund und dem päpſtlichen Legaten Branda zu Füßen, und brachte es dahin, daß die Fürſten ihm Alles Eroberte wieder zurückgeben mußten ..."

„Vergönn' es ihm!" erwiederte Albrecht; „er genießt doch kein Glück, weder in ſeinem Herzen, noch in ſeinem Hauſe, noch in ſeinem Lande."

„Wohl wahr," ſagte Zenger, „und er hat auch kein Glück verdient; durch ſeinen eigenen, böswilligen Sohn, Ludwig den Höckerigen, wird Gott ihn noch wegen des frevelhaften zehnjährigen Freundſchaftsbundes beſtrafen, zu dem er vor dreißig Jahren Euren Vater verleitet hat, zu wechſelſeitiger Hilfe gegen Jedermann beſtimmt, ſelbſt gegen die eigenen Väter, im Falle ſie Unväterliches beginnen wollten. Iſt es nicht entſetzlich, ein Kind zu ſehen, welches auch nur daran denken kann, die Hand gegen ſeinen Vater zu erheben?"

„Gewiß," entgegnete Albrecht, „und ſo unnatürlich, daß dieſer auf zehn Jahre geſchloſſene Bund, nicht einmal eben ſo viele Monate währte. Freilich können beſondere Umſtände eintreten, und Väter und Söhne ſo unväterlich oder unkindlich handeln, daß ſelbſt die heiligen Bande der Natur zerriſſen werden; dennoch . . .“

Trompetenſchall und Hufſchläge, das Einreiten des Ritterzuges in den alten Hof verkündend, unterbrachen den Herzog. Dreimal bewegte ſich der glänzende Zug durch den Hofraum durch Senken der blitzenden Schwerter die herzogliche Familie begrüßend, ſo oft die Ritter an dem großen Bogenfenſter vorüberkamen, hinter dem ſie freundlich dankend ſich verneigte. Alle übrigen Fenſter waren von ſchauenden Rittern und Damen beſetzt. Da war die Blüthe des bayeriſchen Adels zu ſehen, von deſſen geprieſenen Namen ſeit vier Jahrhunderten bis zur Stunde Viele im friedlichen Rathe des Fürſten durch Einſicht und Klugheit, oder durch kühne Waffenthaten auf dem Felde der Ehre, große Verdienſte um das Vaterland, und darum mit Recht ein glorreiches Andenken ſich erworben haben: Frauenberg, Freiberg, Gaiskircher, Gumppenberg, Maxelrainer, Preyſing, Sandizell, Seiboltsdorf, Törring, Tauffkirchen u. a. m.

Doch der Ritterlichſte des feſtlichen Zuges war Kaſpar der Torringer, um Kopfeslänge die Andern überragend, der Liebling des Volkes, und von dieſem, wo und ſo lange es ihn erblickte, mit jubelndem Zurufe begrüßt, einer von den ruhmvollen Ahnen des heutigen Törring'ſchen Geſchlechtes, das, nach einer Stiftungsſage des Kloſters Weſſobrunn, ſchon vor mehr als tauſend Jahren beſtand, da ein Thoringer Jägermeiſter Herzogs Taſſilo II. war, und treu und bieder gegen Freunde, tapfer und menſchlich gegen Feinde, frommen Sinnes, freygebig gegen Kirchen und Klöſter und Arme, alle ungerecht Bedrängten ſchirmend.

Nach einem flüchtigen Blicke auf die ritterlichen Ankömmlinge, die zuletzt nach dem dreimaligen Umritte von den Roſſen ſtiegen, und in die Burg gingen, verweilten Albrechts

Augen bei der Reihe von ſchönen Damen, die links vom Erkerthürmchen beſchauend an den Fenſtern ſtanden, und des Torringer jüngſte Tochter gewahrend, ein Fräulein von ſeltener Schönheit, ſagte er, wähnend, daß Zenger ſeinen Blicken folge:

Wie ſchön ſie iſt!"

„Wahrhaftig!" erwiederte Zenger, der eben Eliſabeth's Bild betrachtete, das auf dem Geſimſe lag.

„Ihr künftiger Gemahl iſt glücklich zu preiſen, und wohl auch zu beneiden," äußerte Albrecht.

„Gewiß; ſie iſt würdig, die Lebensgefährtin eines Herzogs zu werden," verſetzte Zenger.

„Du ſprichſt mir aus der Seele, lieber Freund!" entgegnete Albrecht; „ich könnte keine beſſere Wahl treffen."

„Endlich ſprecht ihr doch von ihr, was mich freut und tröſtet," ſagte Zenger; „tröſtet... weil ich ſchon öfter munkeln hörte, daß Ihr keine Neigung zu ihr heget."

„Keine Neigung!" Hab' ich doch nie von Liebe mit ihr geſprochen, und dennoch wollen Andere in meinem Herzen leſen!" äußerte Albrecht.

„In ſolchen Dingen glaubt die Welt oft mehr zu wiſſen, als wir ſelbſt," verſetzte Zenger; „deſto beſſer, wenn Ihr ſie liebt. Sie kann Euch glücklich machen, gnädiger Herr!"

„Glücklich? Nein, Hans! mich könnte nur eine Gemahlin glücklich machen, welche mit allen geiſtigen und körperlichen Vorzügen geſchmückt wäre, die ich mir träumte, und um eine ſolche mir zu verſchaffen, müßte der Himmel ein Wunder thun, deſſen ich nicht würdig bin, obwohl ich gerne bete, und die Diener der Kirche achte und ehre."

„Vielleicht iſt dieſes Wunder ſchon gethan," erwiederte Zenger; „denn Geiſt und Anmuth leuchten aus dieſen dunklen Augen."

„Dunkle Augen?" fragte Albrecht; „hat denn das Alter

Deine Augen ſchon dunkel gemacht, weil du nicht mehr ſiehſt, daß ſie blaue hat?“

„Wenn dem ſo iſt,“ entgegnete Zenger, „dann hat unſer berühmter Maler, Gabriel Angler, zu den Augen Eurer Verlobten eine unrichtige Farbe genommen.“

Raſch wendete ſich Albrecht zu Zenger, und da er ihn über das Bild, ganz in Anſchauung verſunken, gebückt ſah, lachte er laut, legte die rechte Hand unter des Ritters Kinn, richtete deſſen Kopf empor, und ſagte:

„Dort hinüber ſchau, zum vierten Fenſter, und ſag, ob Torringers Tochter, von der ich ſpreche, nicht blaue Augen habe; aber auch die ſchlanke Preyſing neben ihr,“ fügte er bei, „iſt ein holdes Frauenbild, und gefällt mir recht wohl.“

„Ah ſo! . . .“ ſagte Zenger mit ſchelmiſchem Kopfſchütteln; „verzeiht, gnädiger Herr, daß ich von dem Wahne befangen war, Ihr könntet an Eurem Verlobungstage nur von Eurer Verlobten ſprechen . . .“

Indem ging die Thüre auf, und der Hofmeiſter des Herzogs Ernſt, Ritter Georg Gundelfinger zu Seefeld, von vier Edelknaben begleitet, trat in das Gemach. Nach einer tiefen Verbeugung ſagte er:

„Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt . . .“

„Ich bin bereit; folge mir Zenger!“

„Mit Gunſt, gnädiger Herr!“ bemerkte der Hofmeiſter, „ich kann mich nicht erinnern, den Ritter Hans Zenger zu dieſer Feierlichkeit geladen zu haben.“

„Ich glaub' es Euch auf's Wort, Gundelfinger,“ erwiederte Albrecht; „es gibt noch Jüngere, als Ihr, an meines Vaters Hofe, die ein ſchwaches Gedächtniß für meine Freunde haben. In dieſer Vorausſetzung hab' ich meinen Freund da . . . ſelbſt eingeladen. Komm Zenger!“

Der Hofmeiſter verbeugte ſich, ohne zu antworten.

Albrecht machte zwei Schritte gegen die Thüre, als Zenger ihm zuflüſterte: „Das Bild, das Bild!"

Der Herzog befahl lächelnd einem Edelknaben, das Bild vom Geſimſe zu nehmen, und ihm umzuhängen, und ſagte mit der ihm eigenen Herzensgüte zum Hofmeiſter, in deſſen Zügen er eine leichte Spur eben erduldeter Kränkung zu gewahren glaubte:

„Ihr ſeht, Ritter Gundelfinger, daß ein ſchwaches Gedächtniß anſteckend wirken kann, bei mir aber nie in einem ſolchen Grade, daß ich die von Euch dem Hauſe Wittelsbach geleiſteten treuen Dienſte jemals vergeſſen könnte."

Und wieder verbeugte ſich der Hofmeiſter ſchweigend, und alle Anweſenden verließen das Gemach.

8.

In der ſogenannten Langſtube der Ludwigsburg waren die Decke von Eichengetäfel, die Wände, an denen lebensgroße Porträte von Fürſten und Fürſtinnen Bayerns hingen, mit amarantrothem, reichgeſtickten Sammt ausgeſchlagen, Schränke, Tiſche, Stühle von künſtlicher Schnitzarbeit, zum Theile vergoldet. In dieſem Gemache wurden damals feierliche Regentenhandlungen vorgenommen, wie heut zu Tage in dem prachtvollen Thronſaale der neuen Reſidenz, der nach den großen Gedanken eines kunſtliebenden Königes mit den Standbildern glorreicher Ahnen geſchmückt iſt, mit dieſen hochgeprieſenen Kunſtſchöpfungen des unſterblichen Bildnermeiſters Schwanthaler, eines gebornen Münchners, und des Erzgießers Stiglmayer, ruhmwürdigen Andenkens, von Bruck bei Fürſtenfeld, den Bayern gleichfalls zu ſeinen Söhnen zählt. Beide ſind ſchon in die ewige Heimath gewandert.

An dieſer feſtlichen Stätte war der ganze herzogliche

Hof in ſeinen glänzendſten Prunkgewändern verſammelt. Unter einem Thronbaldachine von himmelblauem, ſilbergeſtickten, ſchweren Seidenſtoffe, ſaß auf einem hochlehnigen, mit Purpur überzogenen Armſtuhle, Herzog Ernſt, Albrechts Vater, ein kluger, kriegeriſcher, tapferer Fürſt, aber heftigen Gemüthes; ſein hoher, ſchlanker Wuchs, ſeine lebenskräftige Haltung, ſein raſcher Gang, ließen nicht vermuthen, daß er bereits fünfundfünfzig Jahre zählte. Auf dem Stuhle zu ſeiner Linken befand ſich ſein jüngerer Bruder und Mitregent, Herzog Wilhelm III., kriegsmuthig wie Ernſt, aber ein Fürſt voll Herzensgüte, gemäßigte Anſichten liebend, in allen Dingen löblich geordnet, und köſtlich Hof haltend, ein weiſer, hochgebildeter Staatsmann, ruhigen, verſöhnlichen Verfahrens, in großen Gnaden bei Kaiſer Sigmund, dem er in den zwei Concilien zu Coſtnitz und Baſel weſentliche Dienſte leiſtete; denn er war oft Statthalter des Kaiſers, und würde, hätte er ihn überlebt, ſicherlich die römiſche Krone erhalten haben. Albrecht war ſein Liebling, für den er bei dem ungeſtümen Ernſt gar oft manches Zerwürfniß zu ſchlichten und zu ordnen wußte. Hinter ihm ſtand ſein Kanzler Friedrich Aichſtätter.

Zur Rechten des Herzogs Ernſt hielten die Abgeordneten der beiden Grafen von Württemberg: die Ritter Heinrich Graf von Löwenſtein, Conrad von Stammheim, Johann von Stadion, Johann von Sachſenheim, und Johann Sturmfeder, der Hofmeiſter; zur Linken des Herzogs Wilhelm die Abgeordneten des Herzogs Ernſt nach Heidelberg, beſtimmt, den von Albrecht unterzeichneten Heirathsvertrag dahin zu überbringen: Johann, Probſt zu Illmünſter, Paul Arſinger, Ernſt's Kammermeiſter, Ulrich Dachauer zu Lauterbach und Mathias Kammern von Utzendorf; links von dieſen: Ritter Stephan Eſper in Wagram, Landvogt über Augsburg, und die beiden

Bürgermeiſter dieſer mächtigen Stadt . . . Ulrich Kunzelmann und Hermann Nördlinger.

Dem Thronbaldachine gegenüber, am andern Ende der Langſtube, waren erhöhte Sitze angebracht, auf deren man die Gemahlin des Herzogs Ernſt erblickte: Eliſabeth, Tochter des Herzogs Barnabas von Mailand . . . Herzog Wilhelm war damals noch unvermählt . . . zwiſchen ihren beiden Töchtern, den Prinzeſſinnen Beatrix und Eliſabeth, denen das gemeinſame Loos beſchieden war, Wittwen . . . . und dann zum zweitenmale vermählt zu werden: jene zuerſt an den Grafen Hermann von Cilley und dann an den Herzog Johann auf dem Nordgau, dieſe . . . an den Herzog Adolph von Gülich und Berg, und in zweiter Ehe an den Grafen Heſſo von Leiningen. Die drei Fürſtinnen waren von einem reichen Kranze der holdſeligſten Damen umgeben.

„Das Opfer beginnt . . . der arme Werdenberg!“ flüſterte der Hofmeiſter Sturmfeder dem Grafen von Löwenſtein zu, als Trompetenſchall Albrechts Herannahen verkündete.

„Und ich füge bei . . . die arme Eliſabeth!“ erwiederte Löwenſtein.

„Vielleicht darf man auch ſagen . . . der arme Albrecht!“ entgegnete Sturmfeder.

Durch die von Edelknaben geöffnete Thüre trat Albrecht mit königlichem Anſtande in das Gemach, verbeugte ſich zuerſt vor ſeinem Vater und ſeinem Oheime, dann vor ſeiner Mutter, und grüßte die Abgeordneten der Grafen von Württemberg mit freundlichem Kopfnicken, ſo wie die übrigen verſammelten Ritter und Herren. Um aber zu verhüten, daß keine düſtere Wolke auf ſeiner Stirne dem forſchenden Blicke des Vaters die geheimen Geſinnungen ſeines Herzens verrathe, ſuchte er ſich durch das Anſchauen der holden Damen zu erheitern.

„Kanzler Görz!“ befahl Herzog Ernſt, „leſet mit lauter Stimme den Heirathsvertrag!“

Mit geſchäftiger Eile nahm der Geheimſchreiber Fuchsmundl von der zwei Schritte vom Herzoge Ernſt entfernten Tafel die verlangte Urkunde, und überreichte ſie ehrerbietig dem Kanzler, der ſie mit lauter Stimme vorlas. Dieſe Urkunde beſtimmte: daß die beiden Verlobten nicht befugt ſein ſollten, ein weiteres Eheverlöbniß einzugehen; daß die Gräfin ihrem Gemahle ein Heirathsgut von 30,000 Gulden zubringe, und das Beilager nach dem Pfingſtfeſte des nämlichen Jahres gefeiert werde. Neben der Deckung dieſer Summe durch Verſchreibung der Stadt Göppingen, war auch die Stellung von zehn Bürgen verſprochen, die nach fruchtloſem Verlaufe der zur Erlage des Heirathsgutes beſtimmten Zeit, und zwar zu Augsburg oder Ulm in einem nachträglich zu wählenden Gaſthofe, . . . verpflichtet blieben, bis zur völligen Baarzahlung mit einem Knechte und einem Pferde Leiſtung zu thun. Das auf das Amt und die Stadt Schorndorf verſicherte Witthum der Mutter der Verlobten, einer gebornen Burggräfin von Nürnberg, mit 20,000 Gulden, ſo wie ihre Morgengabe, an der ohnehin noch 10,000 Gulden als unerlegt rückſtändig waren, ſollten nach dem Tode der Mutter von der Gemahlin Albrechts, ihrer Tochter Eliſabeth und deren Kindern, im Falle ihres kinderloſen Hinſcheidens aber von den Grafen von Württemberg geerbt werden.

Dagegen war der Verlobten ein Wittwenſitz von 30,000 Gulden, und eine eben ſo große Summe zur Wiederlage zugeſprochen, mit der Verpflichtung der Verſicherung auf eine oder mehrere Städte, und am Schluße der Urkunde beigefügt, daß der das Eheverlöbniß zuerſt brechende Theil dem andern 10.000 Gulden zur Strafe zu bezahlen habe.

„Herzog Albrecht!“ ſagte der Kanzler nach einer tiefen

Verbeugung, „wenn Ihr gegen die Beſtimmungen dieſes Heirathsvertrages nichts einzuwenden habt, ſo beliebet ihn zu unterzeichnen.“

Und hiemit reichte er ihm die Feder.

„Der Wille meines Vaters iſt auch der meinige,“ verſetzte Albrecht, die Feder ergreifend und die Urkunde unterzeichnend, während, vielleicht wider ſeinen Willen, ein ernſter Zug im Antlitze, die ohnehin nur erzwungene Heiterkeit ſeiner Züge verſchleierte.

Dieſe Antwort des Sohnes mißfiel dem Vater, was man an deſſen finſterm Blicke, und jenem eigenthümlichen Zucken ſeiner Lippen bemerkte, das immer einen Ausbruch ſeines Ungeſtümes zu verkünden pflegte, der dießmal lediglich durch ein ſeltenes Ereigniß verhalten wurde.

In dem Augenblicke nämlich, da Albrecht nach der Unterzeichnung der Urkunde ſich emporrichtete, fiel aus dem Bildniſſe der Verlobten, das an einer goldenen Kette an ſeiner Bruſt hing, die innere Faſſung zunächſt dem Bilde ... ein Perlenkranz . . . auf das Pergament, und glitt über die glatte Fläche deſſelben auf den Boden.

Allgemeine Beſtürzung . . .

Die Herzogin-Mutter fuhr erblaſſend vom Stuhle auf, und den ſie begütigenden Prinzeſſinnen-Töchtern traten Thränen in die Augen.

„Das iſt betrübend!“ flüſterte Herzog Wilhelm ſeinem Bruder Ernſt zu.

„Ein ſchlimmes Zeichen!“ murmelte Kaſpar der Torringer.

Ein Edelknabe hob den Perlenkranz auf, und gab ihn dem zufällig in der Nähe ſtehenden Ritter Heinrich von Nothhaft, Vitzdom von Straubing, der ihn dem Herzoge Albrecht überreichte.

„Nothhaft, Ihr gebt mir Thränen!“ ſagte Albrecht, zwar mit lächelnder Miene, aber dennoch ſichtbar ergriffen.

Viele Ritter und Herren waren theilnehmend näher getreten.

„Wenn Perlen … Thränen bedeuten, gnädiger Herr!“ erwiederte der württembergiſche Abgeordnete, Hofmeiſter Sturmfeder, „ſo iſt es ja ein höchſt günſtiges Zeichen, daß ſie wegfielen.“

„Die köſtlichſte Perle iſt Euch doch geblieben, Herr Herzog!“ fügte Johann bei, der Probſt von Illmünſter.

Die in allen Mienen lesbare Befangenheit der Herzen erzeugte eine unfeſtliche Stille, welche zuerſt nur von allgemeinem Flüſtern, dann aber bald von Stephan Eſper in Wagram, dem Landvogte über Augsburg, unterbrochen wurde, der inmitten der beiden Bürgermeiſter dieſer Stadt ſich dem Thronbaldachine näherte, und alſo ſprach:

„Gnädige Herren Herzoge, ich ſtelle Euch die beiden Bürgermeiſter von Augsburg vor, welche eine beſondere Bitte vorzutragen wünſchen.“

„Sie mögen getroſt ſprechen,“ entgegnete Ernſt; „es wird mich immer freuen, meinen guten Nachbaren, den Augsburgern, in allen billigen Dingen gefällig ſein zu können.“

Der erſte Bürgermeiſter Ulrich Kuntzelmann nahm das Wort:

„Meine gnädigen Herren Herzoge, nach dem Wunſche der Geſchlechter und aller Bürger von Augsburg, bitten wir im Namen des geſammten Rathes daſelbſt, daß Ihr jenes Faſchingsturnier, welches die Stadt Augsburg zur Verherrlichung der Verlobung des Herrn Herzogs Albrecht von Bayern mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg veranſtaltet, mit Eurer Gegenwart beehren möget.“

„Das ſoll gerne geſchehen,“ antwortete der Herzog Ernſt freundlich, und fügte lächelnd bei: „Ich werde auch nicht vergeſſen, ſchöne Ringe mitzubringen, um ſie an die Finger Eurer holden Frauen und Töchter zu ſtecken ... deren Augsburg ſo viele zählt ... wie es Euer großer Beſchützer, Kaiſer Sigmund, im Jahre 1418 gethan hat: leider beſitze ich nicht ſeine Macht, um Euch, wie er, für die Geſchlechtertänze, die Ihr ihm zu Ehren auf dem Tanzhauſe gegeben, eben ſo herrliche Freiheiten zu verleihen. Dagegen wird mein Bruder Wilhelm gewiß wieder eine Lanze mit dem ſchwarzen Stiere brechen.“

„Dieß werde ich nicht thun, gewiß nicht,“ verſetzte Wilhelm lachend; „ich bedarf keines zweiten ſolchen Stoßes mehr, um mich an den erſten zu erinnern.“

„Die Kunde davon drang damals bis in's Württembergerland, und wohl noch weiter,“ äußerte Ritter von Sachſenheim; „doch wurde die Geſchichte immer ſo verſchieden erzählt, daß wir eigentlich noch heut zu Tage über das Wahre im Zweifel ſind.“

„Erzählt uns doch, wie es ſich verhielt, Herr Herzog!“ bat Löwenſtein, in der Abſicht, durch irgend einen Unterhaltungsſtoff den peinlichen Eindruck des eben geſchehenen Ereigniſſes zu verwiſchen, und wahrſcheinlich zu gleichem Zwecke entſprach Wilhelm dieſer Bitte, während Albrecht ſeine Mutter beruhigte, die mit Hilfe der beiden Prinzeſſinnen den Perlenkranz wieder in der Fuge des Rahmens befeſtigte.

„Es geſchah im Jahre 1416, zur Zeit einer ſtreitigen Biſchofswahl,“ begann Herzog Wilhelm, „daß Rath und Bürgerſchaft zu Augsburg ſich um Friedrich von Grafeneck, und die Geiſtlichkeit und wir Herzoge von München um den Chorherrn Anſelm von Nenningen daſelbſt, da er in unſerem Hofgeſinde war, uns annahmen. Unter den abſonderlichen Gegnern dieſes Chorherrn befand ſich auch ein vornehmer Bürger von Augsburg, Georg Rehm, der bei den Irrungen litt, die aus jenem Zwiſte entſprangen, bald aber in Güte geſchlichtet wurden. Darob herrſchte in Augsburg große Freude, und von Rath und Bürgerſchaft zu einem prächtigen Turniere auf dem Frohnhofe geladen, erſchienen dort mein Bruder und ich mit vielen Grafen und Edlen, und viele mit Augsburg verbundene Städte ſendeten eigene Abgeordnete hin, um zur friedlichen Beilegung dieſer Händel Glück zu wünſchen.

„Wir ſtachen auch mit, und das Glück wollte, daß ich Manchen aus dem Sattel hob. Da gewahrte ich einen Mann, vor dem Keiner im Sattel blieb. Mit eiferſüchtiger Neugier . . . ich geſteh's, denn ich war damals noch viel jünger und feuriger . . . fragte ich: „„Wer iſt denn dieſer ſchwarze Stier, der ſo tapfer um ſich ſtößt? . . . er möge ungeſcheut die Lanze auf mich einlegen, da auch ich einen Ritt mit ihm wagen will . . .““ Der wackere Kumpan ließ es ſich nicht zweimal ſagen, rannte gegen mich, und ſtieß mich ſo gewaltig aus dem Sattel, daß ich ohnmächtig wurde. Dieſer Mann war jener Georg Rehm; denn die Rehme führen einen ſchwarzen Stier im Wappen, und einen ſolchen trug er auch auf ſeinem Helme. Da habt Ihr nun die ganze Geſchichte . . .“

„Verzeiht, Herr Herzog,“ erwiederte der zweite Bürgermeiſter von Augsburg, Hermann Nördlinger, . . . „das iſt nicht die ganze Geſchichte, und erlaubet mir, das Uebrige beizufügen, was Eure Beſcheidenheit verſchweigen möchte. Als Ihr die Beſinnung wieder gefunden, ſagtet Ihr: „„Der Stier hat uns hart geſtoßen; wir müſſen den Mann kennen lernen . . . denn er hat ſich als redlicher Mann gehalten.““ Rehm mußte mit Euch ſpeiſen. Nach der Tafel begann der Tanz, den die Austheilung des Dankes unterbrach. Die Kampfrichter hatten entſchieden, daß der erſte Dank . . . ein Lorberkranz, mit einer Perlenſchnur durchflochten . . . Euch gebühre; Ihr aber lehntet ihn mit den Worten ab: „„Nein; der erſte Dank gebührt dem ſchwarzen Stiere . . . denn er hat ihn wohl redlich verdient,“‘ und Ihr habt Euch großmüthig mit dem zweiten begnügt.“

„Sprecht nicht von Großmuth,“ ſagte Wilhelm; „ich habe nur gethan, was recht und billig war.“

„Wollte Gott, wir hätten einige Herden von ſolchen ſchwarzen Stieren,“ erwiederte Ernſt, „um ſie gegen Böhmens ketzeriſche Ungeheuer, gegen die Huſſiten, loszulaſſen, die wir nicht beſiegen zu können hoffen dürfen, ſo lange die deutſchen Fürſten in ſolcher Uneinigkeit leben, und um jede Hufe Landes einander eiferſüchtig beneiden. War nicht ſchmachvoll, was im vorigen Jahre geſchah? Der heiligſte Vater, Papſt Martin V., hatte den Cardinal Heinrich von Beauford, Biſchof von Winceſter in England, nach Deutſchland geſendet, um einen Kreuzzug gegen die Huſſiten zu predigen, und jedem Theilnehmer einen vollkommenen Ablaß ſeiner Sünden zu ertheilen. Ganz Deutſchland waffnete ſich; von Nürnberg aus rückten vier Heere auf drei Seiten in Böhmen ein, 80,000 Reiter, ungerechnet das Fußvolk; die Huſſiten zählten nur 15,000 Reiter und 16,000 zu Fuß unter ihrem Heerführer Procopius, den ſie den Großen nennen: der Staub ſeines Heeres jagte die Deutſchen in die Flucht . . . ſie verloren, von den Feinden über die Grenze gejagt, all' ihr Gepäck und Geſchütz; ihrer zehntauſend wurden von den Huſſiten niedergehauen, und von dieſen die Stadt

Tachau, wohin einige Reichsvölker ſich geflüchtet, mit Allem, was darin lebte, den Flammen übergeben . . .“

„Bayern darf ſich bald wieder auf einen Raub- und Mordzug der Huſſiten gefaßt machen,“ bemerkte Herzog Wilhelm, „und Ihr Herren zu Augsburg,“ fügte er bei, zu den zwei Bürgermeiſtern gewendet, „werdet wohl auch ſchon daran gedacht haben?“

„Allerdings, Herr Herzog,“ verſetzte der erſte Bürgermeiſter Kuntzelmann, „und der Rath von Augsburg läßt aus dieſem Grunde ſo eben am rothen Thore einen ſtarken Thurm und die Blaukappenbaſtion bauen, wozu wir den Ertrag der Huſſitenſteuer verwenden.“

„Wohl gethan!“ ſagte Ernſt. „Doch bleibt mir unbegreiflich, daß deutſche Ritter oft plötzlich, wie von einer entſetzlichen Angſt erfaßt, vor jenem Geſindel die Flucht ergreifen. Vergebens warf ſich der Cardinal Heinrich in der Schlacht, von welcher ich eben erzählte, mit dem Crucifixe in der Hand den Fliehenden entgegen, um ſie zu bannen . . . ſie flohen unaufhaltſam . . . Es ſcheint, daß die Huſſiten über irgend einen mächtigen, geheimen Zauber verfügen; meint Ihr dieß nicht auch, Herr Probſt Johann von Illmünſter?“

„Gegen das heilige Kreuz kann kein Zauber beſtehen,“ antwortete der Probſt mit würdigem Ernſte.

„Ich kann darüber einigen Aufſchluß geben,“ äußerte der Vitzdom Rothhaft, ein großer, dürrer, ſchmalſchulteriger Mann, von finſterem, unheimlichen Blicke, mit kleinen ſtechenden Augen, dünner langer Naſe und bitterem Hohne an den beiden Winkeln des breiten Mundes, der rechts, durch eine tiefe Wangennarbe, etwas ſchief abwärts gezogen wurde, weithin gefürchtet ob der gräulichen Strenge, womit er ſein Richteramt vollzog . . . „wie ich ihn von vielen böhmiſchen Katholiken erhalten habe, die ſich über die Grenze in die Nähe meiner Beſitzungen geflüchtet.“

„Erzählet, was Ihr davon wiſſet, Nothhaft!“ ſagte Ernſt.

Der Vitzdom fuhr fort:

„Als der furchtbare Heerführer der Huſſiten, Johann Ziska von Trocznow, der den Titel führte: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie ſich die Huſſiten unter ſeinen Fahnen nach ihrer Feſtung, der verſchanzten Stadt Tabor, nannten, im Jahre 1424, auf ſeinem raſchen Zuge nach Mähren, die Stadt Przibiſlawa belagerte, brach die Peſt in ſeinem Lager aus, und ergriff auch den an beiden Augen erblindeten Ziska rettungslos. Auf die Frage: wo er nach ſeinem Tode begraben werden wolle? antwortete er: „„Nirgends . . . ſondern wenn ich todt bin, laſſet mir die Haut abziehen, und ſie über eine Trommel ſpannen; alle eure Feinde, ſobald ſie nur den Schall dieſer Trommel hören, werden, von Entſetzen ergriffen, die Flucht nehmen müſſen; nennt dieſe Trommel . . . die Ziskatrommel, und laßt ſie ſtets von den zwölf tapferſten Helden begleiten; das Fleiſch meines Leibes aber werfet den Wölfen und Vögeln zum Fraße vor!““ Dieß war ſeine letzte Verfügung am 11. October, an welchem Tage er ſtarb. Was er befohlen, geſchah, und bisher konnten die kühnſten Ritter vor dem Schalle der Ziskatrommel nicht Stand halten, der ihnen das Blut in den Adern zu Eis gerinnen macht…“

„Sonderbar!“ verſetzte Ernſt, ſeinen Bruder Wilhelm anblickend.

„Volkswahn!“ flüſterte dieſer, und fügte dann mit lauter Stimme bei: „Der Hauptgrund ihrer Siege ſcheint mir in ihrem Glaubenseifer zu liegen, der ſie zur Tollkühnheit aufſtachelt, und in ihrem verbeſſerten Heerweſen, das wir nicht unbenützt laſſen ſollten. Mit ihren Setztartſchen, wie ſie ihre durch Ketten verbundenen Schilde nennen, welche ſie mit den ſpitzigen Eiſen des Untertheiles in die Erde rahmen, umgürten ſie ſich mit einem ehernen Walle, und ſchützen ſich gegen leichtes Geſchoß und gegen das Anprallen ſtürmender Reiter.“

„Um den Schrecken von Ziska's Namen zu erklären,“ ſagte Kaſpar der Torringer, neben dem jetzt Herzog Albrecht ſtand, „bedarf es wahrlich der eitlen Mähre von der Ziskatrommel nicht. In das verpeſtete Lager jenes ketzeriſchen, grauſamen Katholikenwürgers, ſendete Sigmund, der Abkömmling von Kaiſern und ſelbſt Kaiſer, der Monarch ſo vieler Königreiche, den Italien, Frankreich und Deutſchland, ja ganz Europa mit Ehrerbietung nennen, vor dem das barbariſche Ausland zittert . . . Abgeordnete, und ließ dem Ziska, wenn er ſich entſchließen wollte, in ſeine Dienſte zu treten, die Statthalterſchaft über das Königreich Böhmen, die Oberſtfeldherrnſtelle über alle ſeine Armeen, und einen reichen Jahresſold anbieten. Wenn nun ſelbſt des Kaiſers Furcht vor dem blinden Ziska größer war, als ſein Vertrauen auf die Einſicht und Tapferkeit ſeiner großen ſehenden Kriegsmeiſter, dann, wahrhaftig, iſt es nicht zu verwundern, daß der Schrecken ſeines Namens auch jetzt noch fortwuchert, und die Feinde der Huſſiten in die Flucht jagt, auch ohne den Schall der Ziskatrommel. Ein blinder Ketzer Oberſtfeldherr eifriger Katholiken! . . . Es iſt unbegreiflich! . . . Nur der Peſt haben wir es zu verdanken, die den Ziska ſchnell genug wegraffte, daß vor einer ſolchen Schmach das Reich bewahrt wurde . . .“

Wilhelm ſchüttelte in ſchweigender Mißbilligung den Kopf, und Ernſt erwiederte mit einer düſtern Miene des Vorwurfes:

„Torringer! . . .“

„Gott verhüte,“ entgegnete dieſer mit einer leichten Verbeugung vor dem Herzoge Ernſt, „daß ein Torringer jemals anders ſpreche, als er denkt, oder daß er die Wahrheit verſchweige . . .“

Vitzdom Rothhaft, aus Aerger über des Torringers Geringſchätzung ſeiner Kunde von der Zitskatrommel, und von den Zeichen einer üblen Stimmung der beiden regierenden Herzoge ermuthiget, ſagte zu dem edlen Ritter mit höhniſchem Grinſen:

„Dennoch, Ritter Torringer, wär' Euch eine ſolche Zitskatrommel vor 8 Jahren in Eurer Stammburg Torring ſehr erwünſcht geweſen, als Herzog Heinrich von Landshut ſie ſpurlos zerſtörte, und die Steine zum Schloßbaue nach Burghauſen führen ließ . . .“

„Die Wahrheit Eurer Fabel vorausgeſetzt . . . ja . . . ſie wäre mir ſehr erwünſcht geweſen; denn meine Stammburg wurde damals klüglich zu einer Zeit überfallen, da ich weder in derſelben, noch in der Nähe war, ſonſt würde ich ſelbſt getrommelt haben . . . auf dem Rücken meiner fliehenden Feinde . . . unbeſchadet Eures Rückens, Rothhaft, weil Ihr wohl weder Euer Antlitz noch Euren Rücken mir hättet weiſen mögen . . .“

Und Albrecht, von der Kühnheit des Vitzdoms gereizt, ſeinen Freund Torringer, in ſeiner Gegenwart, ohne genügende Veranlaſſung durch eine gehäſſige Erinnerung perſönlich zu beleidigen, fügte lächelnd bei, aber mit halber Abwendung des Leibes, und mit einem verächtlichen Seitenblicke die Achſel zuckend:

„Und wär' auch der Vitzdom Rothhaft, mein tapferer Freund Torringer, unter Euern Feinden geweſen, ſo würde wahrſcheinlich, da die gelehrten Herren beſſer mit der Feder als mit dem Schwerte umzugehen wiſſen, der Schall einer gewöhnlichen Trommel auf ihn die nämliche Wirkung hervorgebracht haben, die er dem Schalle der Zitskatrommel zuſchreibt, welche zur ſelben Zeit noch nicht vorhanden war.“

Ein lautes Gelächter entſtand. Nothhafts Geſicht wurde erdfahl; er biß ſich auf die Lippen, und blinzelte mit den Augen, aus denen Flammen auf Albrecht und Torringer ſchoſſen, ſchnell aber ſich ſammelnd, ſtimmte er ſelbſt, mit erzwungener Heiterkeit, in das Gelächter ein, und äußerte, als wieder Ruhe eintrat, immer mit lächelnder Miene und mit einer ehrerbietigen Verbeugung vor dem Herzoge Albrecht:

„Die Feder trifft oft ſchärfer, als das Schwert.“ . . .

Der vergiftete Pfeil von Albrechts Worten war mit ſeinen Wiederhaken tief in Nothafts Herz gedrungen.

In dieſem Augenblicke hörte man drei Trompetenſtöße.

„Zum Bankette, Ihr Ritter, Herren und Damen!“ ſagte Ernſt, mit ſeinem Bruder Wilhelm ſich erhebend, und zum Hofmeiſter Gundelfinger leiſe: „Sagt meinem Küchenmeiſter, was an Speiſen und Getränken unverzehrt von der Tafel getragen werde, ſoll' er an den Rath der Stadt München zur Vertheilung an die Armen ſenden, die ſich mit uns dieſes Feſttages freuen mögen.“

Im Hinausgehen äußerte Konrad von Stammheim zu Johann von Stadion: „Heil dem Fürſten, der ſolche Ritter hat, wie der Torringer!“ worauf Stadion verſetzte: „Solche Ritter wird jedes Land beſitzen, worin ſolche Fürſten, wie Herzog Albrecht, ſie ihre Freunde nennen . . .“

9.

In der zehnten Stunde einer finſtern Nacht, einen Waldſaum entlang, unweit des Gabelwinkels, den weſtlich von

Augsburg die Straßenſcheide zwiſchen Kriegshaber und Oberhauſen bildet, humpelte ein kleines, dürres, altes Weib, mit armſeligen Lumpen angethan, und bückte ſich von Zeit zu Zeit, um friſchduftende Veilchen zu pflücken, die ihre winzigen, runden, grünen Augen unter der ſtarren Schneekruſte erſpähten, welche jedesmal, ſo oft ſie ihre gelbliche Knochenhand darnach ausſtreckte, augenblicklich, wie unter einer glühenden Eiſenplatte, zerſchmolz. Eben durch dieſe unheimliche Gluth ſchienen jene holden Kinder des lieblichen Frühlings zu gewaltſamer Reiſe gezwungen zu werden.

„Wer da?“ fragte mit lauter Stimme ein Mann in einem Mantel, und wollte die fliehende Unholdin packen, die ihm gewandt enthuſchte, aber plötzlich ſtehen blieb und erwiederte:

„Ah, Walfried, Ihr ſeid's!... Und zu Fuße?“

„Ich kam zu ſpät, um hoffen zu dürfen, noch vor der Thorſperre mit meinem Pferde eingelaſſen zu werden, und hab' es alſo im letzten Wirthshauſe zurückgelaſſen; durch das Schlupfthörlein könnt' es ja doch nicht ſchreiten... Was treibſt Du da ſo ſpät?“ Sammelſt Du Zauberkräuter, verwetterte Attilahexe?“

„Ihr kennt mich im Finſtern?“ fragte dieſe.

„An der Stimme, Attilahexe!“ antwortete Walfried.

„Gebt mir doch nicht dieſen häßlichen Namen, den böſe Menſchen mir angedichtet haben; Ihr wißt ja, daß ich Mutter Lintrude heiße.“

„Ich hör' Dich nirgend anders nennen, und alle Leute ſagen, daß Du Zauberei treibeſt.“

„Die Leute ſagen gar viel.“

„Niemals ganz ohne allen Grund.“

Schweigend riß Lintrude einen Zweig vom nächſten Baume, ſteckte ihn tief in die Schneekruſte, und als ſie die

Spitze des Zweiges mit ihren Fingern berührte, fuhr aus der Spitze ein Flämmchen hervor, und leuchtete wie Kerzenlicht.

„So . . . nun kann ich Euch doch ſehen . . .“ ſagte ſie mit heiſerem Lachen; „bisweilen iſt es doch gut, wenn man ſich ein wenig auf Zauberei verſteht, nicht wahr?“

„Wahrhaftig, das iſt Zauberei: und Du ſpotteſt noch?“

„Es iſt nur ein leichtes Kunſtſtück, das Ihr von mir lernen könnt, wenn Ihr wollt.“

„Ei, Du willſt keine Hexe ſein, und haſt doch friſche Veilchen in Deiner Hand, mitten im ſtrengen Winter, bei ärgſter Kälte?“

„Unter dem Schnee iſt's ja warm, und da gedeihen ſie fröhlich; ich hole ſie dort früher, als der Frühling... das iſt die ganze Hexerei. Ich bin ein armes Weib, und verdiene mir mit dieſen Frühveilchen manches hübſche Stück Geld bei unſern vornehmen Frauen und Jungfrauen in Augsburg; zur edlen Frau von Königsegg, zur Frau Langenmantel, darf ich bringen, ſo viel ich auftreibe, ſie kaufen ſie mir alle ab. Ohne ſolchen Erwerb müßt' ich ja verhungern.“

Alſo ſprechend, bückte ſich Lintrude, um ein ihrem Strauße entfallenes Veilchen aufzuheben; da rollten zahlreiche blanke Goldſtücke aus ihrer Rocktaſche auf den Boden; ärgerlich, und mit ängſtlicher Haſt raffte ſie dieſelben zuſammen.

„Arme, verhungernde Lintrude!“ ſpottete Walfried, „wie magſt Du Dich mit Veilchenſuchen abmühen, ſo lange Deine Taſchen von Goldſtücken ſtrotzen?“

„Ein weiſer Rath,“ entgegnete die Alte lachend; „nur Schade, daß dieſe Goldſtücke nicht mein gehören, ſondern einem Juden, der ſie einem Ritter geborgt hat, dem ich ſie morgen früh bringen muß, weil er heute nicht nach Oberhauſen gekommen iſt, um ſie von mir gegen eine kleine Vergütung meiner Mühe in Empfang zu nehmen.“

Walfried ſchüttelte zweifelnd den Kopf, und fragte nach einer kurzen Pauſe des Schweigens:

„Mutter Lintrude, wenn ich Dir für dieſen Veilchenſtrauß mehr bezahle, als die Damen, von denen Du geſprochen haſt, willſt Du ihn mir dann nicht für meine Agnes überlaſſen? Gewiß würde ich ihr damit eine große Freude machen . . .“

„Für wen?“

„Für meine Agnes.“

„Meint Ihr die Tochter des Bernauer?“

„Ja!“

Die Alte ſchaute ihn mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens an, ließ dann ihren dürren Kopf ſo gelenkig in den Nacken ſchnappen, daß Walfried nur noch die Spitze ihrer Naſe erblickte, und brach in ein Hohngelächter aus, welches wie das Pfeifen ſauſender Flintenkugeln ſchrillte.

„Biſt Du toll, alte Hexe?“ rief Walfried unwillig aus.

„Ich bin nicht toll,“ verſetzte Liutrude, „aber Ihr ſeid toll, da Ihr von Eurer Agnes ſprecht; um ſie Eure Agnes nennen zu dürfen, hättet Ihr nicht vergeſſen ſollen, was ich vor vier Wochen warnend zu Euch geſagt habe: „„Walfried, miſcht Euch nie in fremde Liebeshändel, es wäre Euer größtes Unglück; merkt Euch's! merkt Euch's!““ So ermahnte ich Euch dreimal mütterlich; aber Ihr habt Euch's nicht gemerkt; ohne Euer Nichtachten meiner Warnung wäre Johann Graf von Werdenberg jetzt nicht der Gemahl der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg . . .“

„Ihr wiſſet dieß?“ fragte Walfried beſtürzt.

„Wie ſollt' ich es nicht wiſſen!“ entgegnete die Alte.

„Unbegreiflich! . . . Iſt doch mein Renner mit mir geflogen! . . .“ ſagte Walfried.

„Die Winde ſind ſchneller, als ein Renner,“ erwiederte jene, und fügte bei: „O Walfried, was habt Ihr gethan!“

„Kluges, denk' ich,“ verſetzte der Jüngling lachend; „da Werdenberg nun nicht mehr auf den Einfall gerathen kann, meine Agnes zu heirathen, ſo hab' ich mir jedenfalls einen gefährlichen Nebenbuhler vom Halſe geſchafft.“

„Kurzſichtiger Meiſter Walfried!“ . . . rief Lintrude aus. „Dennoch weiß ich noch ein Mittel . . . Horcht! Hört Ihr nichts? . . .“ unterbrach ſie ſich, den Jüngling fragend, und murmelte dem Zweiglichte auf der Schneekruſte zu: „Löſch aus!“ und alsbald erloſch es gefügig. „Hört Ihr denn nichts?“ wiederholte ſie, indem ſie ihn am Arme faßte, und ihr linkes Ohr lauſchend ſtadtwärts neigte.

„Nein,“ erwiederte Walfried; „was ſoll ich denn hören?“

„Die Stadtſöldner ziehen über die Wertachbrücke, und ſuchen mich auf, um mich vor den Rath zu führen, dem ich ein Dorn im Auge bin,“ verſetzte Lintrude. „Der ſaubere Junker von Willenbach ſteht an ihrer Spitze.“

„Wie iſt es möglich, daß Deine Augen und Ohren ſo weit reichen?“ fragte Walfried. „Ich ſehe und höre nichts . . .“

„Meine Sinne ſind ſchärfer, als die Eurigen; dieß macht die Uebung,“ entgegnete die Alte. „Die Söldner dürfen uns jetzt weder beiſammen noch geſondert treffen; wir müſſen jeden Verdacht vermeiden. Ich will ihnen eine Naſe drehen; folgt mir!“

Sie zog Walfried eilig mit fort in das Innere des

Waldes. Nach einigen hundert Schritten wurde es plötzlich hell und immer heller, wie vom Wiederſcheine einer fernen Flamme, und bald ſtanden ſie am Rande einer tiefen Sandgrube, worin ein tüchtiges Feuer brannte, emſig geſchürt von zwei in Schafpelze gehüllten Männern. Faſt dicht hinter dem praſſelnden Feuer gähnte die ſchwarze Mündung einer Höhle, der einzige dunkle Punkt an den glutherleuchteten, graulichen Sandwänden.

Die Alte that einen Pfiff, der wie Stöhnen klang, und alsbald wimmelten aus der Höhle hervor Männer, Weiber und Kinder, phantaſtiſch gekleidet, mit ſchwarzglänzenden Haaren und erdgelber Haut. Die zwei Flammenſchürer ſchauten in der Richtung empor, von welcher der Pfiff kam, und als ſie die Alte und den Jüngling erblickten, wieſen ſie dieſelben mit den Fingern den Uebrigen, ergriffen Feuerbrände, und rannten mit der Flüchtigkeit der Gemſen in einem Halbbogen zur Anhöhe hinauf.

Walfried legte ſeine rechte Hand an den Griff ſeines Schwertes.

„Laßt Euer Schwert in der Scheide!“ ſagte Lintrude; „hier iſt keine Gefahr; das ſind gute Freunde von mir.“

„Unheimliche Freunde!“ murmelte der Jüngling.

In einer dieſem unbekannten Sprache wechſelte die Alte mit den beiden Feuerbrandträgern nur wenige Worte, und folgte ihnen dann mit Walfried, zu dem ſie ſagte:

„Gehet getroſt mit mir, Walfried, Ihr habt nichts zu fürchten! . . . Bald werden die Stadtſöldner kommen, um mich zu ſuchen; ich will ihnen ein Schnippchen ſchlagen . . . Sorgt Euch nicht um mich; damit aber Eure Anweſenheit keinen Verdacht errege, muß einer von meinen Freunden ſich krank ſtellen; Ihr möget dann beſchäftiget ſcheinen, ihm zu helfen, wie wenn Ihr, heimkehrend, um Beiſtand wäret gebeten worden …

„Ein ſchlaues Mittel!“ entgegnete Walfried.

Als Beide mit ihren Begleitern den Boden der Sandgrube betraten, wurden ſie ſogleich von der ganzen Schaar umringt. Ein Mann von hohem Wuchſe, von ſtarkem, doch geſchmeidigem Körper, und ein häßliches Weib, dem Anſehen nach die Vornehmſte der Bande, drückten der Alten herzlich die Hände, welche wieder in der unbekannten Sprache mit ihnen redete, und ſich ſehr zu ereifern ſchien. Bisweilen deutete ſie auf Walfried, der, auf ſein Schwert geſtützt, ein wenig ſeitwärts ſtand, und die ſeltſame Gruppe aufmerkſam betrachtete. Endlich faßte Lintrude das häßliche Weib am Arme, und trippelte kichernd mit ihm in die Höhle, aus welcher ſie bald darauf in der Kleidung der übrigen Weiber, und mit einem durch Färbung unkenntlich gewordenen Geſichte, zurückkehrte, indem ſie mit den am Feuer ſtehenden Kochtöpfen ſich zu ſchaffen machte.

Ein munterer Burſche zog einen Bund Stroh aus der Höhle, legte ſich lachend darauf, und ſagte in gebrochenem Deutſch: „Fuß brech …“

„Schon recht!“ erwiderte Walfried, der, den Söldnern einen Poſſen ſpielend, ſich auf ſeinen Mantel vor den Strohſack hinkniete, ſeine lederne Taſche öffnete, und ſich eben anſchickte, ärztlichen Beiſtand ſcheinbar zu leiſten, als bereits die Söldner in kurzen Zwiſchenräumen die ringförmige Anhöhe beſetzten, während der Junker von Villenbach mit dem größeren Theile ſeiner Schaar am Eingange der Sandgrube erſchien.

Der Mann von hohem Wuchſe ging ihm mit ſeinen Gefährten, Alle wohl bewaffnet mit Spießen oder Schießgewehren, blitzende Dolche im Gürtel, raſch entgegen.

„Die Waffen ab, Geſindel!“ rief ihnen der Junker zu; „gebt Euch gefangen, oder wir brauchen Gewalt!“

„Mäßiget Eure Sprache!“ verſetzte der Mann von hohem Wuchſe in deutſcher Sprache, ohne durch irgend einen fremdartigen Anklang eine undeutſche Abkunft zu verrathen; . . . „wir ſind kein Geſindel, wir laſſen uns nicht fangen, und dulden auch keine Gewalt, und zwar kraft dieſes Freibriefes des Kaiſers Sigmund an die Städte und Herren des Reiches, gegeben zu Sezus in Ungarn, am Sonntage vor St. Georg im Jahre 1424 uns Zigeunern, die wir ägyptiſche Chriſten ſind, zu ſiebenjährigem Irreleben von Gott verurtheilt, weil unſere Vorfahren Jeſu und ſeinen Eltern auf ihrer Flucht die gaſtfreundliche Aufnahme verſagten.“

„Zigeuner alſo! . . .“ erwiederte der Junker mit verächtlichem Tone, während der Mann von hohem Wuchſe eine blecherne Kapſel aus ſeinem Wammſe zog, worin der Freibrief mit dem kaiſerlichen Inſiegel lag, den er dem Junker reichte. Dieſer näherte ſich dem Feuer, um den Freibrief leſen zu können, und murmelte hörbar die Stelle, wo es hieß: „Jeder ſolle die Zigeuner ziehen laſſen, und Zwiſte unter ſich habe ihr Hauptmann zu richten.“ Den Kopf ſchüttelnd, gab der Junker den Freibrief zurück.

„Dieſer Hauptmann bin ich,“ ſagte der Mann von hohem Wuchſe; „ich bin der Wojewode Ladislaw; Wojewode bedeutet einen Heerführer, wenn Ihr die ſlaviſche Sprache verſteht.“

„Ich kümmere mich nicht um Euere halsbrecheriſche Sprache,“ entgegnete der Junker; „aber eben ſo wenig begreife ich, woher es komme, daß Ihr ſo gut deutſch ſprechet; ich finde dieß ſehr verdächtig.“

„Wenn die Zigeuner ihr vom ſtrafenden Gotte verhängtes Wanderleben beginnen,“ bemerkte Ladislaw, „ſo wählen ſie immer einen Führer, der für ſie in der Sprache jener Länder zu reden verſteht, die ſie zu beſuchen gedenken; ich ſpreche auch franzöſiſch, Herr!"

„Was ſeh' ich! Meiſter Walfried hier!" rief der Junker verwundert aus, als er ihn bei einer Wendung des Kopfes erblickte. „Sagt an, was habt Ihr in dieſer Sandgrube, bei dieſen Zigeunern zu thun?"

„Einem Kranken beizuſtehen, wie Ihr ſeht," erwiederte Walfried, den unverletzten Fuß des geſunden Scheinkranken ſorgfältig mit Binden umwindend.

„Wir trafen den Meiſter gleich außerhalb des Waldes," nahm Ladiſlaw das Wort, „auf ſeinem Wege nach Augsburg, als wir eben unſern Kameraden da, der das Unglück hatte, ſich einen Fuß zu brechen, auf gekreuzten Aeſten trugen. Als er das Leiden des armen Menſchen vernahm, bot er ſogleich ſeine Hilfe an."

Der Junker drehte ſich auf dem Abſatze herum, und ſagte zu Ladiſlaw:

„Euer ſogenannter Freibrief enthält kein Wort davon, daß es Euch erlaubt ſei, zu betteln oder zu ſtehlen. Was bleibt Euch ſonſt zu thun übrig, wenn Ihr kein Geld habt?" fragte der Junker.

„Die Arbeit," verſetzte Ladiſlaw; „wir verſtehen das Schmiedehandwerk und das Ausbeſſern alter Keſſel und Pfannen. Auch verfertigen wir aus Eiſen oder anderem Metalle Ringe, Nägel und andere Kleinigkeiten, womit wir Handel treiben. Was wir verdienen, reicht für unſere kleinen Bedürfniſſe hin; und fehlt es uns bisweilen an Arbeit, ſo gebricht es uns doch nicht an Geld, um Alles baar zu bezahlen, was wir brauchen, wovon Ihr Euch hier überzeugen könnet."

Bei dieſen Worten zog er eine Handvoll Goldſtücke aus ſeinem Gürtel, und zeigte ſie dem Junker. Walfried, der nun neben ihnen ſtand, verwunderte ſich ſchweigend darüber, daß ſie völlig jenen Goldſtücken glichen, die er bei Lintrude geſehen hatte. Mit gierigen Blicken ſtarrte der Junker auf das Gold hin, und an einem kühnen Verſuche, ſich deſſelben mit Hilfe ſeiner Bewaffneten gewaltſam zu bemächtigen, hinderte ihn zunächſt wohl nur der Meiſter Walfried als läſtiger Zeuge.

„Habt Ihr nicht eine alte, häßliche, dürre Hexe geſehen, die wir ſuchen?“ fragte der Junker. „Leuchtet mir doch in Eure Höhle voran! ich will dort . . . holla! da liegen ja die Lumpen, welche ſie am Leibe trug. Wie kommt Ihr zu dieſen Lumpen?“

„Wir fanden ſie vorüberziehend, heute bei einbrechender Nacht, am Rande der Wertach,“ antwortete Ladislaw, „und nahmen ſie mit, des Willens, ſie morgen früh bei der Brückenwache mit der nöthigen Anzeige abzugeben; denn gewiß hat ſich ein armes, altes Weib aus Elend im Fluſſe ertränkt.“

„Ein armes altes Weib!“ höhnte der Junker. „Sagt vielmehr . . . des Teufels Großmutter. Durch den freiwilligen Waſſertod hat die alte Hexe dem hohen Rathe der Stadt Augsburg Holz und Mühe erſpart, ſie zu verbrennen . . . He da, Georg! Spieße dieſe Lumpen auf, damit wir ſie als ein Wahrzeichen des Erfolges unſeres Streifzuges heimbringen, ohne durch Berühren derſelben mit den Händen ein unheilbares Siechthum abzukriegen . . .“

Alſo ſprechend, gab er ſeinen Leuten mit der Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen, und folgte ihnen einige Schritte weit; dann ließ er ſie plötzlich Halt machen, kehrte um, und ſagte zu Walfried mit einer Miſchung von verhaltenem Grimme und abſichtlicher Beleidigung:

„Ihr hättet beſſer gethan, Walfried, anſtatt Euch mit dem gebrochenen Fuße dieſes elenden Zigeuners zu beſchäftigen, zur rechten Zeit nach Hauſe zu gehen, um von meinem Diener getroffen zu werden, den ich nach Euch ſendete, damit Ihr meinem armen erkrankten Hunde Beiſtand leiſten ſolltet..“

„Nur keinen Streit!“ flüſterte ihm Lintrude zu.

Walfried ſuchte ſich zu faſſen, und erwiederte:

„Ich bedauere, daß ich nicht zu Hauſe war, um Euren Diener nach Gebühr abfertigen zu können; aber es mag wohl geſchehen, daß ich mit Tagesanbruch zu Euch komme, um mich zu erkundigen, wie ſich der Hund von Villenbach... und ſein Junker befinden...“

Der Junker bebte vor Zorn ob dieſem Schimpfe, und entgegnete mit erkünſtelter Gelaſſenheit:

„Ihr ſteht zu tief unter mir, um mich beleidigen zu können, ſo zwar, daß ich vielmehr geneigt bin, Euch einen guten Rath als die wohlverdiente Züchtigung zu ertheilen. Laßt es künftig bleiben, weite Quackſalberreiſen zu machen, ſondern hütet das Haus, damit nicht das ſchnippiſche, hochmüthige Töchterlein Eures Brodherrn, des einfältigen Bernauer, und deſſen hoffärtigen Weibes, tagtäglich nächtlicher Weile in verdächtige Gaſſen ſchlüpfe, allen ordentlichen Menſchen zum Aergerniſſe; außerdem werde ich bei dem Rathe antragen, daß dieſer gemeinen Dirne Agnes, wie den übrigen heimlichen Frauen und Töchtern, das Tragen von Seidenzeug und korallenen Roſenkränzen unterſagt werde, und daß ſie an ihrem Schleier zur Auszeichnung einen zwei Finger breiten grünen Strich anbringen müſſe...“

„Fahr zur Hölle, Lügenteufel!... donnerte Walfried wüthend, und riß ſein Schwert aus der Scheide, das hochgeſchwungen im fahlen Wiederſcheine des ungeſchürt halbverloſchenen Feuers unheimlich funkelte.

Unheil abwehrend, umſchlang Ladislaw den Jüngling von rückwärts mit kräftigen Armen; die übrigen Zigeuner ſchaarten ſich kampffertig; Weiber und Kinder flüchteten in die dunkle Wandvertiefung, der Junker aber ſchrie:

„Landfriedensbruch! ... Widerſetzung gegen die Obrigkeit! ...“ Du ſollſt es bereuen, elender Wicht! ...“ und entfernte ſich eilig mit ſeinen Leuten.

„Es iſt ein böſes Ding um heißes Blut,“ ſagte Lintrude, vorſichtig heranſchleichend, zu Walfried, „und es mag Euch wohl in ſchlimmere Händel verwickeln, als Ihr in dieſem Augenblicke einzuſehen im Stande ſeid.“

„Ich lache der Drohungen dieſes feigen Buben,“ verſetzte der Jüngling, „und ſeines dummen Wahnes, daß man ihn fürchten müſſe, weil er ſein feiles Söldnerfell an den Rath zu Augsburg verkauft hat. War nicht er es, der mich ohne alle Veranlaſſung beleidigte? Dieſen Schimpf hab' ich mit Worten vergolten, weil er nur mir galt, aber daß er meines Meiſters Tochter, Agnes Bernauer, einen Engel auf Erden, wie kein Reinerer im Himmel oben Gott anbetet, ſo ſchändlich verleumdet und läſtert, iſt ein Verbrechen, das um ſein Blut ſchreit, und ich ſchwöre Dir, daß die Tage des Junkers gezählt ſind ...“

„Wenn dieß Euer Ernſt iſt,“ entgegnete die Alte, „dann merkt Euch ja das Henkerthörlein recht wohl, durch welches ich Euch jetzt in die Stadt Augsburg führen will; denn durch jenes Thörlein geht der Weg zur Richtſtätte ...“

Während die Zigeunerweiber wieder fleißig das Feuer nährten, das ſie früher vorſätzlich hatten verglimmen laſſen; um den ſpähenden Blicken des Junkers durch mindere Helle manche auf ihrem Zuge erbeutete verdächtige Gegenſtände zu entziehen, redete die Alte mit Ladislaw in der dem Jünglinge unbekannten Sprache lange und eifrig. Zuerſt ging der Zigeunerhauptmann in die Höhle, und brachte einen aus dünnem Drahte geflochtenen, von blanken Goldſtücken ſtrotzenden Beutel, den die Alte nahm, und unter ihrer Schürze mit einem Bande derſelben befeſtigte, dann aber dringend und faſt drohend noch etwas zu verlangen ſchien. Endlich brachte Ladislaw etwas Handbreites, in ein ſchwarzes Lammfell Gewickeltes, welches die Alte dem Zögernden haſtig wegnahm, und in ihren Buſen ſteckte.

Von der ganzen Bande umdrängt, ſchüttelte ſie Allen freundlich die Hände, und ſchritt, von ihnen bis zum Eingange in die Sandgrube begleitet, mit Walfried langſam die Anhöhe hinauf . . .

10.

„Du biſt heute wieder recht ſtürmiſch, Martin," ſagte Judith, das Weib des Scharfrichters von Augsburg, zu ihrem Manne, der eben, die Thüre des Wohnzimmers im feſten Thurme ungeſtüm zuſchlagend, an deſſen Schwelle das Henkerthörlein ſich befand, eingetreten war. „Gewiß biſt du wieder auf der Zinne des Thurmes geweſen?"

„Freilich ſtand ich wieder da oben," antwortete Martin, „und ſchaute auf meine zwei Aecker hinaus, auf den Rabenſtein da drüben, und auf den jenſeits der Wertach aus weiter Ferne ſichtbaren Galgen, und ſeufzte, daß mein Brod auf dieſen Aeckern nicht mehr zum Satteſſen wächſt, weil der weiſe Rath ſie nicht mehr ſo fleißig düngen läßt, wie ſonſt."

„O pfui, Martin, wer mag ſo unchriſtlich ſein, ſeinen Nebenmenſchen einen ſo ſchrecklichen Tod zu wünſchen!"

„Du redeſt unverſtändig; das iſt nun einmal mein Nahrungszweig, und da ich von meinem Geſchäfte leben muß, ſo wünſch' ich Arbeit, wie jeder andere Gewerbsmann. Die Bader wünſchen, daß recht viele Leute ſich Arme und Füße brechen, damit ſie etwas verdienen; die Aerzte beten um Kranke, welche unter ihren Händen oft weit mehr Schmerzen ausſtehen müſſen, bis ſie der Tod erlöſet, als die Verbrecher, denen ich viel ſchneller das Garaus mache."

„Wie ungenügſam Du biſt! Du verdienſt Dir doch manches hübſche Stück Geld mit Viehkuren, und hat Dir nicht der hohe Rath das Einlaßgeld des einzigen Nachtthores, unſeres Henkerthörleins, überlaſſen, von Allen, die das Sperrglöcklein am Rathhausthurme überhören, und dann durch kein anderes Thor, als das unſrige, in die Stadt kommen können?"

„Sprich nur nicht von den Viehkuren... Die Leute pfuſchen an ihrem kranken Vieh' ſelbſt, ſo lang' es geht und nur, wenn es nicht mehr geht, laſſen ſie mich holen, und verlangen dann, daß ich Wunder wirken ſoll . . . es iſt aber gewöhnlich ſchon zu ſpät, und ich verliere dabei Geld und guten Ruf. Auch die Einlaßgebühr hat nichts zu bedeuten; der armſeligen Pfennige wegen müſſen wir oft mitten im beſten Schlafe aufſtehen, um das Pförtlein den Nachtſchwärmern und Trunkenbolden zu öffnen, die man in ein eigenes Narrenhäuslein ſperren ſollte. Mein ſeliger Vater hatte noch gute Zeiten, und vollauf zu thun; da wurden einmal 240 Anhänger des Ketzers Wiclef gefangen, und jene unter ihnen, welche nicht widerriefen, verbrannt oder gebrandmarkt."

„Das iſt ja ſchrecklich!" verſetzte Judith.

„Jammere doch nicht, Weib; es iſt ja unſer Brod," entgegnete Martin; „anderswo iſt man auch nicht beſſer umgegangen mit den Ketzern; die Donauwörther haben fünf

Männer und einundfünfzig Frauen wegen ihrer Irrlehre getödtet, die Regensburger bald nach der Verbrennung des großen Ketzermeiſters Huß, beim Pulverthürlein einen eigenen Ketzerthurm gebaut, alle Einwohner, wenn ſie älter als zwölf Jahre waren, ſchwören laſſen, daß ſie Feinde der huſſiſchen Meinungen ſeien, und verwegene Prediger derſelben, wie Ulrich Gruensleder von Vohenſtrauß, Peter von Draeſen und Heinrich Rathgeb von Gotha, auf den Scheiterhaufen geſchickt . . . In Bayern und in Augsburg gibt es genug öffentliche und geheime Bekenner der Lehre des Huß; ließe der Rath dahier ſolche Leute hübſch köpfen und verbrennen, wie es eigentlich geſchehen ſollte, ſo könnt' ich bald ein ſteinreicher Mann werden, und Dir zu jedem hohen Feſttage ein neues Kleid machen laſſen."

„Guter Gott, ich will lieber nie mehr ein neues Kleid bekommen, als . . ."

„Red' nicht ſo dumm," unterbrach ſie Martin; „Du kennſt Dich nicht aus, und ärgerſt mich nur. Ich führe mein Geſchäft beiläufig zwanzig Jahre lang, und darf mich im Grunde nicht beklagen, inſoferne ich mein tägliches Brod, Gott ſei Dank, nothdürftig herausköpfen kann; aber es ſteht geſchrieben: der Menſch lebt nicht bloß vom Brode . . . Ich möchte auch einen Sparpfennig für unſere alten Tage zurücklegen! Darauf ſollte der Rath bei ſeinem Urtheilſprechen Bedacht nehmen; er thut aber meiſtens die Sache nur halb, oder verkehrt. Ein rechter Rath ſollte ſcharf richten, und da dieß natürlich Niemand beſſer kann, als der Scharfrichter, ſo ſollte ſchon von Rechtswegen der Scharfrichter auch im Rathe ſitzen . . . Ja, halb oder verkehrt, ſag' ich; Du wirſt Dich noch wohl erinnern, daß ich im Jahre 1409 auf Befehl des Rathes fünf Männer am Perlachthurme in einem hölzernen Käfige, an Händen und Füßen gebunden, aufgehängt habe, bis ſie verhungerten, und daß ſie zum Theile bis zum neunten Tage lebten ... War es nicht verkehrt, dieſe Leute verhungern zu laſſen?"

„Ei freilich war dieß höchſt grauſam."

„Grauſam? Nun ja, gegen mich, das geb' ich zu. Anſtatt ſie verhungern zu laſſen, hätte der Rath mir auftragen ſollen, ſie in ihrem hölzernen Käfige, ſo lange ſie lebten ... und beſtändig in der friſchen Luft befindlich würden ſie vielleicht lange gelebt haben ... zu füttern; mit den Aezungskoſten wäre zugleich unſere eigene Ausgabe für Speiſe und Trank beſtritten worden. Je nun, kommt Zeit, kommt Rath ... Ich werde ſchon einen hohen Gönner finden, der mich nach Straubing bringt, wenn der dortige Scharfrichter, ſchon ein gar alter Mann, mit zitternden Händen, die zeitliche oder ewige Ruhe erhält; denn der Vitzdom von Straubing, Heinrich von Rothhaft, hör' ich, ſoll ſtreng richten, und ſein Galgen ſelten leer ſtehen ..."

„Vergiß das alte Sprichwort nicht," erwiederte Judith naiv: „Bleib im Lande und nähre dich redlich ..."

„So lang als möglich," ſagte Martin. „Zudem wird es bald wieder Arbeit geben, und vermuthlich die Attilahexe unter meine Hände kommen."

„Mutter Lintrude?"

„Ja ... eine ſaubere Mutter ... eine Hexenmutter, welche in die ... Hexenlöcher .... genannten ſchauerlichen unterirdiſchen Kerker der Frohnfeſte paſſen wird, wie wenn ſie eigens für ſie gebaut wären, worin ſie den Anblick der Folterwerkzeuge: der Hauptfolter, der Scheibe, der Glutſtander, Folterbänke, Hexenſeſſel, Stiefel, Spitzſchrauben, Terriermaſchinen, Brandeiſen, Zwick- und Kneipzangen, wohl ſehr untröſtlich finden mag."

„O hör auf, Martin, ich kann von ſo gräßlichen

Dingen nicht reden hören. Sag mir doch, warum heißt ſie denn die Attilahexe?“

„Dieß weiß ſchon jedes Kind auf der Straße … Es geſchah 145 Jahre nach Chriſti Geburt, daß der grauſame Attila, König der Hunnen, mit einem ungeheuren Kriegsheere am rechten Ufer des Leches erſchien, um die Stadt Augsburg mit allen ihren Einwohnern vom Erdboden zu vertilgen. Da ſprengte plötzlich auf dem linken Ufer eine alte, häßliche Hexe heran, und ſchrie dreimal mit fürchterlicher Stimme: „„Zurück, Attila!““ Und Attila fühlte ſich von der gräulichen Häßlichkeit jener Hexe ſo entſetzt, daß er mit allen Leuten die Flucht ergriff. Man ſagt, die ſogenannte Mutter Lintrude ſei jene Attilahexe geweſen, welche die Stadt Augsburg vom Untergange gerettet.“

„Und nun will der Rath ſie tödten laſſen? Eine löbliche Dankbarkeit!“

„Ei, der Rath weiß eben nicht ganz gewiß, ob die Mutter Lintrude wirklich die Attilahexe iſt, und dann wäre das Verlangen einer faſt tauſendjährigen Dankbarkeit doch auch gar zu weit hergeholt. Eine Hexe bleibt immer eine Hexe, und ſollte ſie auch nicht die Attilahexe ſein, ſo muß doch …“

In dieſem Augenblicke wurde die Thurmglocke heftig geläutet.

„Ah, ein Nachtſchwärmer wird Einlaß begehren! Geh hinunter, Judith, mach zuvor das Schaugitter auf, und frag, wer läute. Nimm auch die Lampe mit, um doch auch zu ſehen, wer in die Stadt will; ich bin dafür verantwortlich, keinen verdächtigen Menſchen einzulaſſen.“

Mit der rechten Hand die Lampe faſſend, und hinter dem Flämmchen derſelben die linke Hand höhlend, zum Schirme gegen Luftzug, ſchritt ſorgſam Frau Judith die ſchmale ſteinerne Wendeltreppe hinab, zog den Schieber des Schaugitters ſeitwärts, und fragte:

„Wer läutet?“

„Ich!“ antwortete eine weibliche Stimme mit verſtelltem Tone.

„Ja . . . wer ich?“ erwiederte Judith.

„Ei, Ihr werdet mich wohl kennen, Frau Judith; ich bin die alte Krauthändlerin Margareth. Macht nur immerhin auf . . . Ich bezahle Euch ein gutes Sperrgeld.“

„Nun, wird's bald?“ rief Martin durch ein Fenſterlein auf Judith herab.

„Sagteſt Du nicht ſelbſt, ich ſollte zuvor fragen?“ entgegnete ihm dieſe.

Und Martin ſchloß das Fenſterlein wieder.

So wie Judith das Henkerthörlein öffnete, erloſch das Flämmchen ihrer Lampe, wie durch einen unſichtbaren Hauch, und eine vermummte Geſtalt ſchlüpfte raſch an ihr vorüber, und ging eilig das Gäßlein entlang in die Stadt; dicht hinter ihr trat Frau Margareth durch das Thörlein, welches Judith eben wieder zumachen wollte, mit halb abgewendetem Kopfe der Geſtalt nachrufend:

„He! das Sperrgeld! das Sperrgeld!“

„Da iſt's für uns Beide!“ ſagte Frau Margareth, und drückte ihr ein Goldſtück in die Hand.

„Aber wer iſt denn die andere Perſon, die ſo verdächtig davon gelaufen iſt?“ fragte Judith.

„St! . . .“ antwortete Frau Margareth. „Ich will es Euch ſagen; aber Ihr dürft mich nicht verrathen.“

„O gewiß nicht! Verlaßt Euch darauf!“

„Die andere Perſon war . . . der Junker von Villenbach. Er begegnete mir auf dem Heimwege, und ſagte, da ſeine Braut heute Nacht von München in Augsburg eintreffe, ſo wünſche er durch meine Hilfe unbemerkt in die Stadt zu kommen, um ſie an ihrem Hauſe überraſchen zu können.“

„So ... der Junker hat eine Braut?“

„Ja ... wer's glauben mag ... ich nicht. Gewiß geht er nur auf ein nächtliches Abenteuer aus; Ihr wißt ja, wie es die jungen vornehmen Herren machen ...“

„Wohl wahr.“

„Alſo, Frau Judith, reinen Mund gehalten ... und nun gute Nacht!“

„Gute Nacht, Frau Margareth!“

Dieſe folgte dem Junker nach, und Frau Judith tappte die Wendeltreppe hinauf, nachdem ſie die auf die Straße führende Thüre derſelben verſchloſſen hatte, und trat in die Wohnkammer, wo ſie einen lauten Schrei freudiger Ueberraſchung ausſtieß, als ſie ein blankes Goldſtück in ihrer Hand glänzen ſah.

Martin theilte mit ſeinem Weibe die Verwunderung, aber nicht das Goldſtück, welches er nahm, und in einem alten Wandſchranke hinterlegte.

„Der Junker wird große Augen machen,“ ſagte Martin lachend, „wenn er ſein ... vielleicht einziges Goldſtück vermißt; er hat ſich gewiß im Dunkeln vergriffen, und daß die Krauthändlerin kein Goldſtück zu verſchenken hat, iſt ohnehin ganz natürlich.“

Nach einem halbſtündigen Plaudern zog Martin ſeine Zipfelmütze über die Ohren, und Beide ſchickten ſich eben an, zu Bett zu gehen, als an der Straßenthüre heftig geſchellt wurde, und Judith, nicht wenig erſchrocken über das ſo plötzlich weinerlich tönende Glöcklein vor ihrem ſeitwärts liegenden Fenſter, ſtreckte hurtig den Kopf hinaus, und fragte ängſtlich:

„Was gibt's denn noch ſo ſpät?“

„Nur ſchnell aufgemacht!“ antwortete eine Stimme; „ich bin's, Frau Judith, ich … der Rathdiener Simon.“

„Gleich,“ erwiederte Judith, machte das Fenſter zu, eilte zur Thüre hinaus, und öffnete mittelſt eines Riemenzuges den Eingang, die Lampe vor ſich hinhaltend, um dem Rathdiener Simon das Heraufſtolpern zu erleichtern.

Faſt athemlos ſtand dieſer in der Kammer, mit vorgeneigtem Leibe auf ſeinen Stock geſtützt, und ſchnappte nach Luſt …

„Was iſt denn ausgekommen, Simon, daß Ihr ſo eilig zu mir rennt?“ fragte Martin verwundert. „Gibt's etwa für mich heute Nacht ein Geſchäft? … Nicht? … Leider ſind die guten Zeiten der Regimentsveränderung vorüber, wo der geſtrenge Herr Bürgermeiſter Rem … Gott hab' ihn ſelig … Einige von der vornehmen Bande fing, welche der Stadt durch ihre Räubereien ſo erbärmlich zuſetzten, und die er Nachts bei brennenden Fackeln vor dem Rathhauſe köpfen ließ …“

Simon hatte ſich wieder ein wenig erholt, und ſagte:

„Die Schaarwächter haben den Herren Bürgermeiſtern gemeldet, daß ſie aus Eurer Gaſſe einen Mann in einen Mantel gehüllt, und eine kleine Weibsperſon, Beide von verdächtigem Anſcheine, eilen geſehen, die auf Anrufen nicht ſtille ſtanden, ſondern vielmehr, mit Hilfe der dunklen Nacht, ſich ſchleunigſt davon machten, und plötzlich unſichtbar wurden. Ich ſoll Euch nun fragen, was für Perſonen Ihr zuletzt durch das Henkerthörlein hereingelaſſen habt, wohin der Zugang am obern Gaſſenende ſeit dem Verſchwinden der beiden Verdächtigen bewacht iſt.“

„Sonſt nichts?“ verſetzte Frau Judith; „da habt Ihr einen überflüſſigen Gang gemacht; es waren zwei recht ordentliche Leute. Den Mann im Mantel ſoll ich zwar, auf ausdrückliches Verlangen ſeiner Führerin, und nach meinem gegebenen Verſprechen, nicht verrathen; aber da man der Obrigkeit nichts verſchweigen darf, ſo will ich ihn Euch nennen.. Der Junker von Villenbach war's ...“

„Nicht möglich, Frau Judith, gar nicht möglich!“ entgegnete Simon; „der Junker von Villenbach iſt mit einem Streifzuge durch das Wertachbrückerthor heimgekehrt, und hat ſeitdem das Rathhaus nicht verlaſſen.“

„Weil der Wind mein Licht auslöſchte, konnt' ich ihn zwar nicht ſelbſt ſehen; aber ſeine Führerin hat mir geſagt daß er es ſei.“

„Wer war denn ſeine Führerin?“

„Frau Margareth, die Krauthändlerin.“

„Habt Ihr ſie ſelbſt geſehen?“

„Im Finſtern natürlich eben ſo wenig, als den Mann im Mantel. Sie ſelbſt hat mir ihren Namen geſagt.“

„Nicht möglich, Frau Judith, gar nicht möglich! Denn Frau Margareth, die Krauthändlerin, meine nächſte Nachbarin, iſt heute Nachmittags um vier Uhr .. geſtorben.“

„Heilige Mutter Gottes! dann war's ihr Geiſt ...“

„Darin kann ich nicht Eurer Meinung ſein; denn die Frau Margareth war eine gute, chriſtliche Frau, deren arme Seele nicht umzugehen braucht; wohl aber glaub' ich, daß die Führerin keine andere Perſon war, als die verdammte Attilahexe, die der hohe Rath ſchon den ganzen Tag überall vergebens aufſuchen läßt, und der Mann im Mantel war ſicher ein Feind der Stadt Augsburg, den ſie hereingeſchmuggelt hat ...“

„Ah ... die Attilahexe!“ rief Martin aus. „Hab' ich Dir's nicht geſagt, Judith, daß ſie unter meine Hände kommen wird ...“

„Wenn wir ſie zuvor haben," ſagte Simon . . . „Die Herren Bürgermeiſter haben vom Rathe zu Regensburg die Anzeige erhalten, daß Procopius der Große, Heerführer der Huſſiten, in alle Winkel von Deutſchland böhmiſche Hexen geſendet hat, die mit allerlei Zauberkünſten das katholiſche Volk zum huſſitiſchen Ketzerglauben verführen ſollen. Sie verblenden die armen Leute durch das Geſchenk einer Handvoll Goldſtücke."

Judith zitterte bei dieſem Worte, und warf Martin heimlich einen ängſtlichen Blick zu.

„ . . . Und ſobald ſie den katholiſchen Glauben abgeſchworen, und den huſſitiſchen angenommen haben, verwandeln ſich die Goldſtücke in . . . Kohlen . . . Weil nun ſchon mehrere, des huſſitiſchen Glaubens verdächtige Bürger, ſeit Kurzem Goldſtücke ausgegeben haben, die man vermöge ihrer Dürftigkeit bei ihnen gar nicht vermuthen ſollte, und welche ſie weislich als ihr letztes Schatzgeld erklärten, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, übrigens zur Zeit keine wahrſcheinlichere Hexe in Augsburg bekannt iſt, als die Attilahexe, wie man Mutter Lintrude nennt, ſo hat der Rath beſchloſſen, ſie gefänglich einzuziehen, und peinlich zu befragen . . . Doch, ich plaudere in die Nacht hinein, und laſſe die Herren Bürgermeiſter ungebührlich warten. Gute Nacht alſo! . . . Noch Eines . . . ich darf nicht ſagen, daß Ihr zwei Perſonen eingelaſſen, ohne ſie gekannt zu haben . . . das gäb' eine ſaubere Geſchichte . . . ich werde alſo melden, daß Ihr Niemand eingelaſſen; war's wirklich die Attilahexe, ſo kann ſie ja recht leicht mit dem Manne im Mantel über das Henkerthörlein hinübergeflogen ſein; wird ſie gefangen, und ſagt ſie anders aus, ſo wird ihr, als einer Hexe, nicht geglaubt, und Ihr, Frau Judith, könnet mit gutem

Gewiſſen ſchwören, die Attilahexe nicht geſehen zu haben. Was meint Ihr?“

„Ich danke Euch, Simon, für dieſen guten Rath,“ erwiederte Martin; „Ihr zieht uns dadurch aus einer großen Verlegenheit.“

„Wie's Euch nur ſo einfällt!“ äußerte Judith.

„Ich würde nicht werth ſein, Rathdiener zu heißen,“ verſetzte Simon lachend, „wenn ich nicht vor Allem auch Andern und mir ſelbſt mit gutem Rathe dienen könnte. Aber jetzt iſt's die höchſte Zeit, daß ich gehe . . . Noch einmal . . . gute Nacht! . . .“

Und er eilte von dannen.

„Goldſtück oder Kohle?“ fragte Martin mit geſpannter Neugier, als Judith haſtig den Schrank öffnete, um nachzuſehen.

„Goldſtück! Goldſtück!“ antwortete ſie freudig . . . „Aber . . . wir können es doch nicht mit gutem Gewiſſen behalten,“ ſetzte ſie mit einer betrübten Miene hinzu, „da wir nun einmal die Gewißheit haben, daß es von einer Hexe kommt.“

„Ei, eine Gewißheit haben wir gerade nicht,“ meinte Martin; „aber es könnte denn doch ſich ſo verhalten, wie der Rathdiener ſagte. Da wir es nicht behalten und nicht weggeben können, was ſollen wir damit thun?“

„Das Beſte wird ſein, ich gehe morgen in die St. Ulrich- und Afra-Kirche,“ erwiederte Judith, „und leg's in den Opferſtock in der Afrakapelle. Dort kann es ſich in keine Kohle verwandeln; denn an heiliger Stätte hat der Teufel keine Macht mehr darüber.“

„Auch bei uns würde keine Kohle daraus,“ bemerkte Martin; „wir haben ja den katholiſchen Glauben nicht abgeſchworen, und . . .“

„Gleichviel," unterbrach ihn Judith; „wer dem Satan auch nur ein Haar läßt, deſſen Leib und Seele packt er gar bald mit ſeinen hölliſchen Krallen. Nein, nein, es bleibt bei dem, was ich geſagt habe ..."

„Mir auch recht! ..." äußerte Martin.

Und mit beruhigtem Gewiſſen ſuchten Beide die nächtliche Ruhe.

11.

„Die Verfolger haben unſere Fährte verloren, hi hi! hi!" kicherte leiſe die vermeintliche Frau Margareth, die Mutter Lintrude, neben dem Manne im Mantel dahintrippelnd, der kein Anderer war, als Meiſter Walfried.

„Mein Weg nach Hauſe führt zwar dahinüber," ſagte dieſer; „doch will ich Dich heimgeleiten, Mutter Lintrude, damit Dir, von mir geſchützt, nichts Schlimmes widerfahre."

„Ich dank' Euch für den guten Willen," verſetzte die Alte; „glaubt mir aber, daß Ihr zur Stunde meines Schutzes mehr bedürfet, als ich des Eurigen."

„Wie ſo?" fragte Walfried verwundert.

„Glaubt Ihr denn, der Junker von Billenbach werde den „Lügenteufel" und die übrigen derben Worte, womit Ihr ihn gebührlich abgefertiget, gelaſſen einſtecken? Habt Ihr nicht gehört, wie er von „Landfriedensbruch" und von „Widerſetzung gegen die Obrigkeit" ſprach? Gewiß hat er ſeine Klage gegen Euch ſchon bei dem hohen Rathe angebracht, und alle Zugänge zu Bernauers Haus mit Stadtſöldnern beſetzt, um Euch gefänglich einzuziehen, wenn Ihr, nichts Schlimmes argwöhnend, heimginget. Und wenn er nun erſt den Poſſen erfährt, den wir ihm am Henkerthörlein bei des Scharfrichters Weibe ſpielten; wenn die geſchwätzige Frau Judith morgen in die Frühmeſſe geht, und allen Plaudertaſchen erzählt, daß der Junker von Villenbach in ſpäter Nacht zu einem Liebeshandel in die Stadt geſchlichen ſei; wenn dann der Junker natürlich gleich merken muß, daß wir uns auf ſeine Rechnung luſtig gemacht haben, ſo dürfen wir uns Beide auf ſeine Rache gefaßt machen."

„Ich fürchte ſie nicht," erwiederte Walfried.

„Es iſt nicht klug," entgegnete Lintrude, „ſich unnöthig einer Gefahr auszuſetzen, am wenigſten, wenn der Gegner ſelbſt ein Stück von der Obrigkeit iſt, wie der Junker. Folgt mir lieber in meine Wohnung, und ruhet darin einige Stunden aus; vor Tagesanbruch will ich Euch dann durch einen gemauerten Gang, der unter dem Bette der Wertach in den Wald führt, wo Ihr mich an dieſem Abende trafet, in's Freie geleiten, ohne daß ein menſchliches Auge Euch erblickt; dann reitet am hellen Tage, gerade wenn das Wertachbrückenthor geöffnet wird, in die Stadt und nach Hauſe. Die hochweiſen Rathsherren ſammt dem Junker werden ſich die Köpfe nicht wenig darüber zerbrechen, wie es Euch möglich geworden, wieder durch die wohlverſchloſſenen Thore zur Stadt hinauszukommen, wenn Ihr wirklich derjenige ſolltet geweſen ſein, der durch das Henkerthörlein hereinkam."

„Ich kann nicht genug ſtaunen," ſagte Walfried, indem er einen Augenblick verwundert ſtehen blieb. „Ein Weg unter dem Bette der Wertach!"

„Ja, ſo iſt's! Doch geht nur, geht! Von der Tiefe meiner Behauſung führen mannshohe Maulwurfgänge nach allen Richtungen der Stadt; darum iſt mein Fledermausthurm am Neydtthörle mir lieber, als Fuggers Palaſt."

„Du wohnſt im Fledermausthurme? fragte Walfried betroffen. „Die Leute ſagen, daß es darin umgehe."

„Laßt ihnen immerhin dieſen Wahn, der mich gegen manche unangenehme Beſuche ſchützt. Ihr werdet in meiner Wohnung gewiß keine Langweile, wohl aber manches Seltene ſehen, wie Ihr denn auch . . .“

Hier unterbrach ſich Lintrude plötzlich, faßte Walfried am Arme, und zog ihn haſtig näher an den ſchattigen Thorweg eines Hauſes, deſſen Balkon zwei ſtattliche Marmorſäulen trugen.

„Seht Ihr nicht da unten an der Ecke der Straße,“ flüſterte ſie ihm zu, „bewaffnete Männer im Dunkel der Häuſerreihe hinſchleichen?“

„Ja wohl!“ murmelte Walfried.

„Das ſind des Junkers Häſcher, welche in der Nähe des Fledermausthurmes ſtreifen müſſen, in der Hoffnung, daß ich in die Falle gehen könnte. Dummes Volk!“ rief Lintrude leiſe aus, und fügte bei: „obgleich ich keine Fledermaus bin, will ich ihnen doch in die Haare fallen, ohne einen Arm nach ihnen auszuſtrecken.“

„Was iſt jetzt zu thun?“ fragte Walfried.

„Folgt mir nur um die Ecke zurück; Ihr werdet es gleich ſehen,“ entgegnete die Alte.

Bald ſtanden Beide auf der entgegengeſetzten Seite vor einem kleinen, mit Eiſenblech beſchlagenen Thore, das in einen Keller oder in ein Holzgewölbe zu führen ſchien. Lintrude blies in das Schlüſſelloch; das Thor ging auf, und ſchloß ſich hinter ihnen, als ſie einige Stufen abwärts in eine Tiefe geſtiegen waren, aus der ihnen eine eiſige Luft entgegenwehte.

„Haltet Euch hinten an meinem Gürtel feſt,“ ſagte Lintrude, „und folgt mir auf dem Fuße nach! Beſorgt nicht, irgendwo anzuſtoßen; es wird bald überſtanden ſein.“

Nach einigen hundert Schritten ging es eine ſchmale

Wendeltreppe empor, die plötzlich von einem bläulichen Schimmer erhellt wurde, welchen Walfried, um die Ecke eines Treppenabſatzes biegend, aus einer Oeffnung von halbkugelförmiger Form von drei Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite, dicht über dem Boden, quellen ſah.

„Wir ſind am Ziele,“ murmelte die Alte.

„Muß ich in dieſen Backofen kriechen?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Ja wohl; dieß iſt meine Thüre.“

Und mit dieſen Worten bückte ſich Lintrude, und ſchlüpfte durch die Oeffnung, nachdem ſie rechtshin den Arm ausgeſtreckt, und eine geheime Feder in Bewegung geſetzt hatte, wornach ſich ein Ton wie bei dem Einklappen in eine Fuge vernehmen ließ.

Schweigend nahm Walfried den nämlichen Weg, und ſagte, als er ſich in der Kammer aufrichtete:

„Wie magſt Du ſo wenig auf Deine Sicherheit denken, Mutter Lintrude, daß Du den Eingang durch keine Thüre verwahreſt? Sie dürfte wohl gar von Eiſen ſein.“

„Für meine Sicherheit iſt beſſer geſorgt, als Ihr vermuthet, Walfried,“ antwortete Lintrude, und ließ zu ihrer Linken neben der erwähnten Oeffnung wieder eine Feder ſpielen. Dann reichte ſie dem Jünglinge einen dicken Stab, und ſagte zu ihm:

„Leget dieſen Stab auf die Schwelle dieſer Oeffnung, ſo daß die Spitze deſſelben nach dem Treppenabſatze ſchaut.“

Kaum hatte der Jüngling dieß gethan, und der Stab die Schwelle berührt, als im Innern der Wand, oberhalb der Oeffnung, ein leiſes Geräuſch ſich erhob, und ein blankes Beil, einen Augenblick den ganzen Eingang ſchließend, den Stab in zwei Theile zerſchmetternd, durch eine ſchmale

Auge tief in den Boden niederblitzte, und eben ſo raſch wieder emporſchnellte.

„Die Wucht dieſes Beiles würde einen Mann in eiſerner Rüſtung zermalmen,“ äußerte die Alte, „wenn er mich in meiner Behauſung überfallen wollte; Ihr ſehet alſo, Walfried, daß meine Sicherheit hier nicht gefährdet iſt.“

Der Jüngling ſchüttelte verwundert den Kopf.

„Ich kam im vorigen Jahre oft zu Dir, Mutter Lintrude,“ ſagte er; „aber da wohnteſt Du nicht in dieſer Kammer. Du empfingeſt mich immer in einem einfachen, geräumigen Gemache.“

„Erinnert Euch meiner Worte, Walfried, die ich eben erſt zu Euch ſprach,“ verſetzte ſie: „daß mannshohe Maulwurfgänge nach allen Richtungen der Stadt führen; ich lag damals in dem Hauſe einer vertrauten Freundin krank, nicht gar ferne von hier, und gedenke mit innigſter Dankbarkeit der Zeit jenes ſchmerzlichen böſen Fiebers, von dem ich durch Eure Kunſt glücklich geneſen bin.“

„O! ſprich nicht mehr davon! Ich that ja nur meine Pflicht.“

„Ich kann nicht ſchweigen; wenn das Herz voll iſt, geht der Mund über. Ich weiß noch einen Fall, in welchen Ihr mehr, als Eure Pflicht, gethan, in welchem Ihr durch die muthige Erfüllung derſelben Eure Freiheit, vielleicht Euer Leben gefährdet habet.“

„Ich verſtehe Euch nicht.“

„So will ich Eurem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen. An einem Sonntagsmorgen des verfloſſenen Sommers ſpielten einige Knaben bei dem Felberbrunnen in der heil. Kreuzgaſſe, auf welchem ein geharniſchter Mann ſteht. Ein ſechsjähriges Knäblein kletterte hinauf, fiel herab, brach das Schlüßelbein, und jammerte kläglich. Die übrigen Jungen liefen erſchrocken davon. Viele Leute gingen vorüber, und ſahen das arme leidende Kind, aber Niemand erbarmte ſich deſſelben; die Meiſten riefen ſogar: „Laßt den kleinen Balg liegen: es iſt Huſſitenbrut aus dem Ketzergäßlein!“

„Ach! ja wohl, ich erinnere mich nun dieſer Geſchichte; da kam die ſchöne Agnes Bernauer . . .“ äußerte der Jüngling mit begeiſtertem Blicke.

„Ja, da kam die ſchöne Agnes Bernauer, von der heiligen Meſſe heimkehrend, des Weges, fragte den Knaben, wo er wohne, und trug ihn auf ihren Armen in das mütterliche Haus. Dort beſuchtet Ihr das Kind täglich, bis es wieder völlig hergeſtellt war; der alte Bernauer forderte nichts für die lange Kur, und Ihr ſchluget jede Belohnung aus, die Euch die arme Mutter mit gutem Willen, wenn auch mit ſchwachen Kräften, vielmals anbot. Und die gute, edle Agnes brachte der armen Mutter, welche durch die Pflege des Kindes von jedem Erwerbe abgehalten war, täglich Speiſe und Trank in einem Körbchen, bis die Geneſung des Lieblings ihr geſtattete, ſich ihr Brod wieder durch die Arbeit ihrer Hände zu verdienen. O! dieſe edle That vergeß' ich Euch nie, Walfried!“

„Ich finde an dieſer That nichts Rühmenswerthes,“ erwiederte der Jüngling; „was ich gethan, war auch wieder nur meine Pflicht.“

„Es mag ſein; aber das Verdienſtliche liegt darin, daß Ihr dieſe Pflicht an dem Kinde einer Huſſitin vollzogen habet, was Euch der hohe Rath gar übel vermerkte.“

„Der Arzt fragt nur nach den Leiden des kranke[illegible] Mitmenſchen, nicht nach ſeinem Glauben.“

„Eine ſolche Geſinnung gereicht Euch zur größten Ehre.“

„Wie geſagt, Mutter Lintrude, ich that nur meine Pflicht; aber Agnes hat durch ihre Menſchenfreundlichkeit wieder bewieſen, daß ſie ihren Namen verdient: der Engel von Augsburg.“

„Darin ſtimm' ich Euch vollkommen bei, Walfried; Gott ſegne ſie dafür, und belohne ſie durch die Liebe und die Hand eines ſchönen und tapferen Ritters!“

Das letzte Wort ſprach die Alte mit einem lächelnden Blicke.

„Eines Ritters?“ fragte der Jüngling, und fügte mit athembeklommener Stimme bei, kaum ſeine Thränen verhaltend: „Kommt dieſer Wunſch wirklich aus Eurem dankbaren Herzen?“

Eben wollte Mutter Lintrude antworten, als hinter einem weißen Florſchleier, der einen zwei Schritte breiten Raum innerhalb der Eingangsöffnung, von dem übrigen Theile der Kammer vom Boden bis zur Decke wie eine dünne, matterleuchtende Tapete trennte, der ſchrillende Ton eines Silberglöckleins erklang.

„Ha, ſie kommen!“ rief die Alte aus, und in dem Momente, da ſie dem Vorhange ſich näherte, rollte derſelbe empor, und verſchwand in der Decke.

„Wer kommt?“ fragte Walfried, wendete ſich zur Mutter Lintrude, und blieb, ohne ſeine unbeantwortete Frage zu wiederholen, bei dem furchtbaren Anblicke, der ſich ſeinen Augen darbot, vor Entſetzen regungslos ſtehen.

Zwei wie Elfenbein gebleichte und geglättete Skelette, hockend gebückt, einander gegenüber, hielten mit entfleiſchten Händen eine ebenholzſchwarze Tafel mit eingelegten weißen, geheimnißvollen Zeichen. In der Schädelhöhle eines jeden Skelettes niſtete eine kleine, gräuliche Schlange, die von Zeit zu Zeit durch die Marken der Augen wie ein buntfarbiges Flämmchen hervorlugte, oder züngelnd aus- und einkroch. In einem kreisförmigen Ausſchnitte mitten in dieſer Tafel bewegte ſich langſam um ihre Achſe eine große gläſerne Kugel, undurchſichtig, obgleich jener bläuliche Schimmer von ihr auszuſtrömen ſchien, der die beiden Skelette unheimlich erleuchtete, und aus der Kammer durch die Eingangsöffnung in den Vorraum der Wendeltreppe quoll. Am rechten Knochenhandgelenke des einen Skelettes hing eine ſchwarze, aus Menſchenhaaren geflochtene Capuze, an jenem des andern Skelettes eine blonde, wodurch die beiden Skelette zwei ſchauderigen, dem Beinhauſe eines Friedhofes enthuſchten Geſellen glichen, welche ſich eben anſchickten, in der Gallalivrée des Grabes, die räthſelhafte Serviette am Arme, bei einem Gaſtmahle des Todes die eingeladenen Genoſſen deſſelben zu bedienen.

Drei Fuß hoch über der großen gläſernen Kugel ſchwebte ein Silberglöcklein an einer Doppelſchnur, welche von den gewaltigen unteren Hakenzähnen des weitaufgeſperrten Rachens eines ausgeſtopften Krokodilles, unfern der Decke, gehalten wurde, deſſen Schweif in eine Seitenwand hineinragte, ſo daß es dem hinſtarrenden Blicke dünkte, als ob das häßliche Ungethüm aus dem Geſteine hervorkröche. An Querdrähten mit aufgeſtülpten Spitzen, von Wand zu Wand gezogen, erblickte man Bündel getrockneter Zauberkräuter, und in hermetiſch verſchloſſenen Phiolen auf einem Steingeſimſe, das hufeiſenförmig die Skelette umgab, gaukelten kleine, unförmige, grauenhafte Seethiere von den unerforſchten, ſturmgepeitſchten Tiefen der Mee[illegible] ausgeſpieen. Rings umher hingen, lehnten und lagen [illegible] viele andere, ohne Zweifel zu Zaubereien beſtimmte Gegenſtände.

Lintrude ſchien ſich an den ſtaunenden Blicken des ſchweigenden Jünglings zu weiden.

„Was denkt Ihr Euch, Walfried?“ fragte ſie lächelnd.

„Daß ich Recht hatte, als ich ſagte, Du ſeieſt die Attilahexe,“ antwortete der Jüngling.

„Warum?“

„Weil ich hier überall Zauberei ſehe, wohin ich mein Auge wende.“

„Ihr irret Euch, Walfried; Alles, was innerhalb der Natur mit den Kräften derſelben hervorgebracht wird, iſt Natürliches, und keine Zauberei; nun aber beſitzt die Natur auch geheime Kräfte; wer ſie kennt, und zu benützen verſteht, erzeugt Wirkungen, welche von Menſchen, die ihre Urſachen nicht kennen, für Zauberei gehalten werden. Ihr habt in Paris ſtudirt?“

„Ja.“

„Wohlan, in der gelehrten Schule daſelbſt werdet Ihr wohl auch den Namen Albertus Magnus gehört haben?“

„Allerdings; er war ein ſehr gelehrter Theolog, der, wenn ich nicht irre, im Jahre 1260 vom Papſte Alexander VI. das Biſthum zu Regensburg erhielt.“

„So iſt's; er war aber nicht bloß ein gelehrter Theolog, ſondern auch im Beſitze umfaſſender Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und der Naturgeſchichte, und liebte dieſe Wiſſenſchaften ſo ſehr, daß er ſchon nach zwei Jahren freiwillig in ſein Kloſter nach Cöln zurückkehrte, um ſich ungehindert ſeinen Lieblingsgeſchäften zu weihen. Wohl mußte man ihn für einen Zauberer halten, wenn er mitten im Winter, zum Erſtaunen ſeiner Gäſte, den Speiſeſaal in einen blühenden Garten verwandelte, in welchem künſtliche Vögel ſingend von Zweig zu Zweig flatterten, wornach in einem Nu wieder Alles verſchwand.“

„Und ſo etwas haltet Ihr nicht für Zauberei?"

„Nein, weil ich das ganze Verfahren kenne. Am Hofe der Königin-Wittwe Sophie von Böhmen, einer Schweſter des Herzogs Ernſt von Bayern, hatte ich Gelegenheit, die in der Handſchriftenſammlung zu Prag befindlichen Abſchriften ſeiner Werke in 21 Foliobänden, zu leſen und zu ſtudiren. Nun könnet Ihr wohl begreifen, Walfried, woher ich mein Wiſſen habe."

„Ich weiß nicht, ob ich mehr über das erſtaunen ſoll, was ich hier ſehe, oder über das, was Du mir da ſagſt, Mutter Lintrude."

„Wie ſo?"

„Während Alles, was ich hier ſehe, mich in dem Glauben beſtärkt, daß Du eine Hexe ſeieſt, muß ich Dich, Deinen Worten gemäß, für eine Gelehrte aus Prag, oder für die Vertraute der Königin-Wittwe Sophie, oder für Beides zugleich halten."

„Thut dieß, Walfried," verſetzte die Alte, „und Ihr werdet der Wahrheit nichts vergeben. Doch Ihr bezweifelt weniger meine Gelehrſamkeit, als meine Behauptung, daß ich die Vertraute einer Königin geweſen ſei. Nicht wahr, Walfried? Geſteht es nur; ich leſe es in Euern Zügen."

„Wahrhaftig, es iſt ſo, wie Du vermutheſt," erwiederte der Jüngling offenherzig.

„So höret! Ich ging einſt in der Reſidenz zu Prag durch einen langen Corridor, durch deſſen Bogenfenſter man in den Hof ſah, . . . es war zehn Uhr Morgens, . . . um mich in das Gemach der Königin-Wittwe Sophie zu begeben. Plötzlich wurde die Thüre deſſelben aufgeriſſen, und wieder heftig zugeſchlagen, und gleich nachher klirrte aus einem Seitengange, mit bleichen und verſtörten Zügen, Herzog Ernſt, Sophiens Bruder, der auf Beſuch war, an mir vorüber, die große breite Treppe hinab, ſchwang ſich auf einen bereit gehaltenen Renner, und ſprengte mit zwei Dienern von dannen. Als ich bei der Königin eintrat, lag ſie in einem Lehnſtuhle, das geiſtvolle Antlitz mit ihren Händen verhüllend, indem ſie bitterlich weinte. Tief erſchüttert blieb ich an der Thüre ſtehen, ohne daß ich es wagte, nach der Urſache ihres Leidweſens zu fragen. „Meine liebe Freundin“, ſagte ſie zu mir . . .“

„Liebe Freundin ſagte die Königin zu Dir?“ unterbrach ſie Walfried mit dem Lächeln des Zweifels.

„Meine liebe Freundin,“ ſagte ſie zu mir, indem ſie ihre Arme ſinken ließ, und ihre großen, blauen, in Thränen ſchwimmenden Augen nach mir wendete, „ſei nicht betrübt bei meinem Anblicke; denn ich leide für eine edle Sache. Du weißt, daß ich eine muthige Freundin der Hussiten bin, daß der unglückliche Johann Huß mein Beichtvater war. Eben erſt entſpann ſich ein Streit hierüber zwiſchen meinem Bruder, dem Herzoge Ernſt von Bayern, und mir; er mahnte mich davon ab; ich ſchwur mit Begeiſterung, in dieſem Glauben zu ſterben; darob entrüſtete ſich der Herzog ſo ſehr, daß er mir im Eifer ſeines vermeintlich gerechten Eifers einen Schlag auf die Wange gab, und dann entfloh.“ *)

„Die arme Königin!“ rief Walfried aus.

„Weinend ſtürzte ich zu den Füßen der Königin, und küßte den Saum ihres Gewandes. Sie aber reichte mir ihre ſchöne weiße Hand, und ſprach:

„Ich ſage Dir dieß im Vertrauen; ſchweig . . . wenn es die Huſſiſchen wüßten, würden ſie gleich tobenden Meereswogen, die ihre Dämme durchbrachen, mein ſchönes Vater-

---

*) Hiſtoriſch.

land Bayern überfluthen, und mit Feuer und Schwert rächend verwüſten, was Gott verhüten wolle. Ich verzeihe meinem Bruder von ganzem Herzen; ſein Charakter iſt edel, aber ſein Jähzorn groß; ich bin überzeugt, daß er jetzt ſchon bereute, was er gethan. So war's auch, als Herzog Stephan noch lebte. Da überhäufte eines Tages Ernſt den Günſtling Stephans, den Ritter Warmund Pienzenauer, wegen Vergeudung fürſtlichen Gutes mit den bitterſten Vorwürfen, zog das Schwert, da er nicht ſchwieg, und verwundete den Ritter. Früher entging ein anderer Rath, Georg Waldecker, einer ähnlichen Begegnung nur durch die Vorſicht des Herzogs Stephan, der ihn nach Waſſerburg ſendete."

„Hierauf erhob ſich die Königin, kniete auf ihren Betſchemel hin, und betete, ohne ferner noch ein Wort zu ſprechen. Ich verließ leiſe das Gemach."

„Die arme Dulderin!" verſetzte Walfried.

„Wohl ihr, daß ſie bald ausgeduldet hat!" äußerte die Alte.

„Iſt ſie krank?"

„Nein, aber dennoch wird ſie in dieſem Jahre ſterben."

Der Jüngling ſchaute ſie verwundert an, als ob er an ihrem Verſtande zweifelte.

„Wer verbürgt Dir dieß?"

„Dieſe kryſtallene Kugel, in welcher ich die Ereigniſſe der Zukunft ſchaue," antwortete die Mutter Lintrude.

„O! nur einen Blick!" rief Walfried, an Agnes denkend, und bückte ſich raſch über die kryſtallene Kugel hin.

„Gebt Euch keine Mühe, Walfried! Dieſe geheimnißvolle Kugel offenbart die Ereigniſſe der Zukunft nur den Augen der Eingeweihten."

In dieſem Momente hörte man in der ſtillen Nacht von der Straße herauf ſchwerfällige Tritte und ein dumpfes Murmeln.

„Ah! die Späher!“ ſagte die Alte. „Ich will ihnen in die Haare fallen, wie ich es verſprach. Tretet an die Wand hin, neben dem Fenſterladen, und bleibt ruhig ſtehen!“

Walfried that dieß.

Die Alte ſtülpte die Capuze von ſchwarzen Menſchenhaaren auf die kryſtallene Kugel, die alſobald aufhörte, ſich um ihre Achſe zu bewegen, und das Gemach zu erhellen. Tiefes Dunkel herrſchte. Jetzt erſt ſah Walfried aus einer Wandvertiefung die Augen einer Nachteule flimmern. Mutter Lintrude nahm etwas aus einem kleinen Schranke, der neben dem Jünglinge ſtand, öffnete ſachte den Fenſterladen, und warf es hinaus, ohne daß ein Laut den Fall eines Körpers auf die Straße verkündete. Hierauf machte ſie den Fenſterladen wieder zu, und wendete ſich mit den Worten zu Walfried:

„Tretet zu mir her, ſchauet durch dieſe Spalte des Fenſterladens, und ſagt mir, was Ihr ſehet!“

„Ich ſehe nichts . . . finſtere Nacht lagert auf der Straße . . . Bewaffnete Männer, dünkt mir, ſtreifen auf und ab; Du magſt Recht haben, daß es die Späher ſind Ah! ich ſehe einen kleinen Stern auf dem Boden liegen; die Späher eilen darauf zu. O! O! jetzt zerplatzt der kleine Stern geräuſchlos, und viele hundert leuchtende Sterne ſprühen empor, und wirbeln um die Köpfe der Gaffer, die eilig davon laufen.“

„Iſt der Junker von Villenbach nicht unter ihnen? fragte die Alte raſch.

„Ich ſeh' ihn nicht . . . nun iſt's wieder Nacht . . Mutter Lintrude.“

Das Silberglöcklein erklang wieder heftig und anhaltend.

„Sie ſind da! Sie ſind da!“ murmelte die Alte haſtig, und fügte bei, indem ſie Walfried bei der Hand faßte:

„Folget mir, Walfried: aber gürtet zuvor Euer Schwert hoch, damit es nirgend anſtreiſe, und tretet vorſichtig auf, um das verrathende Klirren Eurer Sporen zu verhüten. Ihr werdet, bevor Ihr von mir ſcheidet, noch etwas gar Verwunderliches ſehen und hören. Hütet Euch aber, wofern Euer Leben Euch lieb iſt, auch nur den leiſeſten Laut über Eure Lippen ſchlüpfen zu laſſen, ja viel beſſer wär' es noch für unſere Sicherheit, wenn wir gänzlich aufhören könnten, zu athmen, ſo lange wir ſehen und hören."

Und alſo flüſternd, zog die Alte den Jüngling mit ſich fort. Wie wenn die Wand von Geſtein nur ein Nebelflor geweſen wäre, ſchritten Beide aus dem Gemache, ohne daß eine Thüre ſich zu öffnen ſchien. Eine dumpfe eiſige Luft wehte ihnen entgegen; Walfried faßte hinter der Mutter Lintrude ihren Gürtel, und folgte ſo ſeiner Führerin. Bald ging's rechts, bald links, bald aufwärts, bald über einen mäßigen Abhang hinunter. Nach etwa vierhundert Schritten erblickte der Jüngling einen düſtern Lichtſtreifen, und ſpürte den Qualm eines brennenden Harzes

„Ah! es wird Licht!" ſagte er leiſe.

„„Stille!"" flüſterte ihm die Alte zu, „wir ſind am Ziele. Nach wenigen Schritten werden wir durch einen engen Spalt in eine Zelle gelangen, worin man ehemals lebendig Eingemauerte verhungern ließ.""

„Entſetzlich!" murmelte der Jüngling.

„Durch die Zeit verwittert, iſt die Mauer klüftig und geſtattet uns, Augenzeugen eines Freidinges zu ſein."

„Das verſteh' ich nicht; was iſt ein Freiding?"

„Ein heimliches Gericht!" raunte die Alte ihm in's Ohr.

Walfried unterdrückte eine Regung des Schauders.

Beide ſchlüpften in die Zelle.

12.

In einer weiten Halle, an einem großen hufeiſenförmigen Tiſche, auf welchem ein Cruzifix und ein Todtenkopf zwiſchen zwei gekreuzten Schwertern ſtanden, ſaſſen der Freigraf und dreißig Freiſchöpfen des heimlichen Gerichtes zu Augsburg, lauter Bürger, in dem Wahne verſammelt, daß weder der Kaiſer noch der Papſt das Recht habe, ihren Urtheilsſprüchen irgend einen Eintrag zu thun. Sie richteten Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebſtahl, Raub und Mord, wie die Vehmgerichte in Weſtphalen, in welchem Lande ihre eigentlichen Sitze waren; doch beſtanden ſie auch in Niederſachſen, und in einigen andern deutſchen Provinzen; aber mit weit geringerem Anſehen und beſchränkterem Wirkungskreiſe.

Sieben brennende Pechfackeln ſtaken in eiſernen Wandpfeilerringen hinter den Sitzen der vermummten Geſtalten, deren Geſichter durch herabgezogene ſchwarze Capuzen völlig unkenntlich blieben. So oft ein Diener des heimlichen Gerichtes eine Seitenthüre öffnete, um irgend einen Befehl des Freigrafen zu vollziehen, wirbelte ſtoßweiſe der Fackelrauch, vom Zugwinde getrieben, über den Tiſch und die Köpfe hin. Die flackernde Blendung der grellen Lichter unterbrach oft die tiefen Schlagſchlatten der finſtern Höhle.

„Im Namen Gottes,“ begann der Freigraf, der auf einer kleinen Erhöhung ſaß, „halten wir Freiding in dieſer Nacht. Ich erinnere Euch, Wiſſende, an den furchtbaren Eid, den Ihr geleiſtet habt:

> „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schweſter und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne beſcheint, der Regen netzt, vor Allem, was zwiſchen Himmel und Erde iſt,“

und fordere Euch auf, wiederholt zu ſchwören, daß Ihr alſo thun wollet."

„Wir ſchwören!" riefen die Vermummten.

„Ihr wiſſet," fuhr der Freigraf fort, „daß jede Anklage von einem Freiſchöpfen zu geſchehen hat, und daß ſeine eidliche Ausſage hinreicht, den Angeſchuldigten des begangenen Verbrechens zu überweiſen. Ihr wiſſet ferner, daß ſodann der Angeklagte dreimal vor das heimliche Gericht geladen, und dieſe Vorladung an die Thüre ſeiner Wohnung, oder in der Nähe derſelben angeſchlagen wird. Leiſtet der Angeklagte auch der dritten Vorladung nicht Gehorſam, ſo wird er in einer feierlichen Sitzung, die heimliche Acht genannt, zum letztenmale vorgeladen, und im Falle des Nichterſcheinens vervehmt, das heißt: den Freiſchöpfen zur Vollſtreckung der Todesſtrafe Preis gegeben, wo immer ſie ihn treffen mögen. Ich frage alſo: wem von Euch, Freiſchöpfen, iſt ein von uns Vervehmter bekannt, an dem unſer Urtheil noch nicht vollzogen wäre?"

„Mir!" antwortete ein Vermummter, und erhob ſich.

„Wer biſt Du?" fragte der Freigraf.

„Seiz Gablon, der Seiler."

„Ein Seiler! Da mußt Du Dich ja meiſterlich auf den Strick verſtehen; ſorg dafür, daß er nicht reiße, wenn Du den Vervehmten aufknüpfeſt. Doch wie heißt der Vervehmte?"

„Claus Wiedemann."

„Erſtick an Deiner Lüge, Seiz Gablon!" donnerte auffahrend ein Vermummter gegenüber; „ich ſtand nie als Angeklagter vor dem freien Stuhle in Augsburg oder an einem andern Orte."

„Verzeiht! Der gleiche Taufname veranlaßte in der Eile dieſe Verwechslung; nicht Claus Wiedemann, den

Schuhmacher, wollte ich nennen, ſondern Claus Reichenbach, den Müller. Ihr wißt noch aus meiner Anklage, daß ich dem Reichenbach vier Gulden für Korn voraus bezahlte, das er mir ins Haus liefern ſollte. Als ich nach langem Warten auf mein bezahltes Korn, ſelbſt zu Reichenbach ging, und es verlangte, läugnete er, das Geld von mir empfangen zu haben. Ich verklagte ihn vor Eurem Stuhle als einen Dieb, der mir mein Geld abſtahl, als der hochweiſe Rath der Stadt Augsburg mich wegen Mangels an Beweis ſchnöde abgewieſen, und Reichenbach darob tückiſch in's Fäuſtchen gelacht hatte. Er wurde viermal von uns vorgeladen, und erſchien nicht; da haben wir ihn vervehmt.“

„Ich breche den Stab über ihn!“ ſagte der Freigraf. „Dir, Seiz Gablon, übergeb' ich ſeinen Leib, Gott ſeine Seele!“

„Amen!“ riefen die Vermummten mit dumpfer Grabesſtimme.“

Aber Claus Wiedemann, der Schuhmacher, und ſein Nachbar zur Linken, ſprachen kein Amen. Im Gegentheile, der Nachbar flüſterte dem Schuhmacher in's Ohr:

„Du wirſt ſehen, Gevatter, daß der ſchuftige Seiler den Müller aufknüpft, bevor die Sonne noch einmal untergeht.“

„Es iſt himmelſchreiend,“ verſetzte der Schuhmacher leiſe, „wegen armſeliger vier Gulden einem Mitmenſchen das Leben zu nehmen.“

„Iſt kein Kläger mehr da?“ fragte der Freigraf.

„Ich!“ antwortete ein Freiſchöpfe, aufſtehend.

„Wer biſt Du?“

„Kunz, der Schneider.“

„So klag!“

„Ich weiß den Namen einer heuchleriſchen Dirne, die in der Stadt den unverdienten Ruf der Tugend und Frömmigkeit genießt. Sie beſucht an dunklen Abenden, wenn ſie glaubt, nicht geſehen zu werden, eine armſelige, von einer Huſſitenwittwe und ihrem Kinde, einem Knäblein, bewohnte Behauſung, und betet mit ihnen ... huſſitiſch; ſie iſt alſo eine geheime Ketzerin.“

„Haſt Du mit eigenen Augen geſehen, daß ſie in dieſes Haus trat, oder aus demſelben kam?

„Ja, und zwar ſehr oft.“

„Kannſt Du dieß beſchwören?“

„Ja.“

„Haſt Du mit eigenem Ohre gehört, daß ſie in dieſem Hauſe ... huſſitiſch betete?

„Nein.“

„Wer ſagte dir dieß?“

„Ein glaubwürdiger Mann, der mir auch erzählte, daß er ſie einſt aus einem Frauenhauſe ſchleichen ſah. Nun aber bin ich der Meinung, daß, wenn Bürgersfrauen und Töchter in ein ſolches Haus gehen, welches man hier, in München, in Regensburg und andern großen Städten gerade deßhalb errichtet hat, um jene Frauen und Töchter vor roher Gier zu beſchützen, ſolche Weibsperſonen wohl auch fähig ſind, dem rechten Glauben untreu zu werden. Wollte Gott, unſer hoher Rath möchte es machen, wie Kaiſer Karl IV., der das Frauenhaus zu Prag, Venedig genannt, niederreißen, und darüber die St. Magdalenenkirche erbauen ließ.“

„Du haſt nicht mit eigenen Ohren das Mädchen huſſitiſch beten hören, und Beſuche eines huſſitiſchen Hauſes, wie häufig und auffallend ſie auch ſein mögen, reichen nicht hin zu einer Anklage auf Ketzerei. Doch wer iſt das Mädchen, welches Du anklageſt, Freiſchöpfe?"

In lautloſer Stille geſpannter Erwartung, wendeten ſich alle vermummten Köpfe nach dem Gefragten.

„Agnes Bernauer, Baderstochter von Augsburg," antwortete Kunz der Schneider.

„Das iſt nicht wahr!" rief Claus Wiedemann aus; „ich ſehe ſie täglich im Frauenmünſter die heilige Meſſe andächtig hören, und betend vor dem Altare knien, in deſſen geweihtem Schreine ein aus rother Seide gewebter Gürtel der heiligen Jungfrau Maria aufbewahrt wird, welchen Hemma, die Gemahlin Ludwigs II., dem frommen Witgar ſchenkte, der vor 628 Jahren in der Schweiz den Ungläubigen das Evangelium predigte."

„Verſtellung!" entgegnete Kunz der Schneider, die Achſeln zuckend. „Uebrigens wundert es mich nicht, Claus Wiedemann, daß Ihr Euch des Badertöchterleins annehmet: Ihr ſeid ja der Schuhmacher der Agnes!"

„Wir ſind hier als Richter der heiligen Vehme verſammelt, und nicht als Gewerbmeiſter," bemerkte der Freigraf. „Eine ſolche Sprache iſt bei dem Freidinge ungebührlich . . . Freiſchöpfe Kunz, Du ſpracheſt von einem glaubwürdigen Manne; dieſer muß vor unſern Schranken gehört werden. Sag an, wie heißt er, damit wir ihn vorladen laſſen?"

„Dieß kann ſogleich geſchehen. Der glaubwürdige Mann, von dem ich ſprach, iſt der Junker von Villenbach, in Dienſten des hohen Rathes. Als ich hierher ging, ſah ich ihn auf der Lauer. Wenn es Euch beliebt, ſo will ich ihn holen."

„Gut," verſetzte der Freigraf; „aber verſtelle Deine Stimme wohl, damit er Dich nicht erkenne; Ihr aber, Freiſchöpfen, hütet, Euch in ſeiner Gegenwart einen Namen der Anweſenden auszuſprechen.“

Kunz der Schneider verhüllte ſein Geſicht völlig mit der Capuze, trat in eine Vorhalle, winkte zwei vermummten Genoſſen des heimlichen Gerichtes, und begab ſich durch einen langen verborgenen Gang auf die Straße. Die Anweſenden flüſterten paarweiſe, ohne ihre Sitze zu verlaſſen.

Indeſſen fühlte ſich Walfried von einer vernichtenden Gemüthsbewegung ergriffen. Angſt für Agnes und der Ungeſtüm des Zornes krampften ſein Herz ſo gewaltig, daß ihm der Athem verſagte, und ein leiſe pfeifendes Stöhnen ſich ſeiner Bruſt entwand. Er ſchmiegte ſeine glühende Stirne an die kalte Steinkante der Lücke, und ſchaute mit den funkelnden Augen eines verwundeten Löwen auf die Vermummten hinunter. Seine linke Fauſt war gegen die Mauer geſtemmt, ſeine Rechte klammerte ſich unwillkührlich an den Schwertgriff.

Zehn Minuten nachher kehrte Kunz der Schneider wieder in die Halle zurück; hinter ihm trat zwiſchen zwei Vermummten der Junker von Villenbach mit verbundenen Augen ein. Als er mitten in der Verſammlung ſtand, wurde ihm die Binde von den Augen genommen. Nach einer leichten Verbeugung fragte er mit ſcheinbar gefaßter, aber dennoch ſchüchterner Stimme:

„Was ſoll ich hier?“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der Freigraf.

„Junker von Villenbach, Hauptmann der Stadtſöldner dahier.“

„Es iſt zur Kunde des freien Stuhles in Augsburg gekommen, vor dem Ihr jetzt ſtehet, um der Wahrheit gemäß Rede und Antwort zu geben, es ſei Euch bekannt, daß Agnes

Bernauer, die Baderstochter in dieſer Stadt, ein Huſſitenhaus häufig beſuche, und mit einer Huſſitenwittwe huſſitiſch bete; auch ſollet Ihr ſie einſt aus einem Frauenhauſe ſchleichen geſehen haben. Sagt an, was Ihr hiewegen wiſſet!“

„Das iſt ein kurzes Geſchäft. Ich kannte die Agnes Bernauer lange Zeit nicht perſönlich, und gab mir auch anfangs gar keine Mühe, ſie zu ſehen, obgleich man ihre Schönheit höchlich rühmte. Eines frühen Morgens begegnete mir unter dem Gewölbe des Frauenthores die Attilahexe, ſtellte mich ganz keck, und ſagte: „Ich wünſche Euch Glück, Herr Junker: der Engel von Augsburg, Agnes Bernauer, iſt ſo ſterblich in Euch verliebt, daß ſie keine ruhige Stunde mehr hat. Tröſtet doch das minnekranke Kind!“ Darauf ging ſie fort, ohne auf meine Antwort zu warten.“

„Iſt's wahr?“ flüſterte Walfried angſtvoll der Alten zu.

„Er lügt,“ antwortete dieſe.

„Ich muß geſtehen,“ fuhr der Junker von Villenbach fort, „daß ich neugierig wurde, dieſes Mädchen zu ſehen, deſſen Schönheit zum täglichen Stadtgeſpräche geworden war.

Eine Gelegenheit dazu ergab ſich bald. Es wird Euch erinnerlich ſein, daß vor ſechzehn Jahren Leopold Karg, Mitglied des Rathes im Bauamte, in ſieben Röhrkaſten Waſſer in die Stadt leiten wollte, daß ihm dieſes Unternehmen mißlang, und ihm der Erſatz aller Koſten aufgebürdet wurde, wodurch er in die äußerſte Armuth gerieth. Da ließ der hochweiſe Rath den Werkmeiſter Hans Felber von Ulm kommen, welcher vier Jahre ſpäter glücklicher mit ſeinem Werke war, das er bei dem rothen Thore anlegte, indem er das Waſſer bis an die heilige Kreuzgaſſe leitete, worin der Felberbrunnen, auf dem ein geharniſchter Mann ſteht, noch zur Stunde mit dem Namen des Meiſters auch ſein Lob verkündet. An dieſem Brunnen kam ich vorüber, als eben einer von den Knaben, die ſich dort herumtummelten, ein verwegener Kletterer auf das Pflaſter herabſtürzte, und ſich dabei ſo ſchwer verletzte, daß er wehklagend liegen blieb, und nicht mehr aufſtehen konnte Während ich mich umwendete, um einigen rohen Menſchen die unchriſtliche Aeußerung zu verweiſen: „Laßt den kleinen Katzenbalg liegen; es iſt Huſſitenbrut aus dem Ketzergäßlein!“ hör' ich mehrere Stimme rufen: „Ei ſeht doch, die Tochter des Bernauer nimmt ſich des Bübchens an!“ Raſch dreh' ich den Kopf, und erblicke einige Schritte vor mir . . . Agnes Bernauer. Sie hatte ſich auf ihr rechtes Knie niedergelaſſen, und hielt im linken Arme den Knaben, auf deſſen ſchreckenbleichen Wangen Stirnblut und Thränen ſich miſchten. In dieſem Augenblicke ſtreckte Agnes ihren rechten Arm, nach eiligem Verbinden der Stirne des Knaben mit ihrem Taſchentuche, nach dem Felberbrunnen aus, und ſagte zu dem Kleinen: „Sieh, von dort biſt Du herabgefallen!“ Indem ſie bei dieſer Bewegung zu dem geharniſchten Manne emporſchaute, ſah ich ihr Antlitz . . .

„Bei Gott! ich habe nie ein ſchöneres Frauenantlitz geſehen . . . Wie durch einen unerklärbaren Zauber gebannt, blieb ich lange Zeit regungslos ſtehen. Ich hörte, wie ſie den Knaben nach dem Namen ſeiner Mutter, nach ſeiner Wohnung fragte, wie ſie bei den Umherſtehenden ſich darnach erkundigte. Als ich ſah, wie ſie nicht ohne Mühe den Knaben auf ihre Arme nahm, wollte ich hinzutreten, und ihr meine Dienſte anbieten; ich vermochte es nicht; ich ſtand nicht minder unbeweglich da, als der geharniſchte Mann auf dem Felberbrunnen . . . Endlich folgte ich den Uebrigen, die ſie geleiteten. Ich erfuhr, daß das Haus, in welches ſie trat, und der Knabe, den ſie trug, einer Huſſitenwittwe gehörten. In der natürlichen Vorausſetzung, daß ſie ihren Beſuch in dieſem Hauſe wiederholen werde, um ſich nach dem Befinden des Knaben zu erkundigen, ließ ich die Zugänge des Ketzergäßleins durch die Stadtſöldner fleißig bewachen, denen ich den Auftrag gab, mir es ſogleich zu melden, ſobald Agnes in das Haus dieſer Huſſitenwittwe treten würde. Ich hegte dabei die Abſicht, ihr aufzupaſſen, und ihr auf dem Heimwege wie zufällig zu begegnen, um ihr dadurch Gelegenheit zu geben, in einer Unterredung, die ich anzuknüpfen gedachte, durch die Aeuſſerung ihrer Geſinnungen das zu beſtätigen oder zu widerlegen, was die Attilahexe zu mir geſagt hatte.

„Ich durfte nicht lange warten. Am dunklen Abende des andern Tages trat ſie in das Haus der Huſſitenwittwe, deſſen Fenſter im Erdgeſchoſſe, welches dieſe bewohnt, geſchloſſen waren. Spähend ſtand ich in der Mauervertiefung einer Straßenecke. Kaum war die Hausthüre hinter der Eingetretenen verriegelt, als ich zu dem Fenſterladen hinſchlich, aus deſſen Fuge ein ſchmaler Lichtſtrahl flickerte, der ſchräg das Gäßlein furchte. Es war mir unmöglich, etwas zu ſehen; dagegen konnt' ich Alles ſehr deutlich hören, was in der Kammer geſprochen wurde. Die Stimme der Agnes Bernauer hat einen ſo wunderſüßen, zaubervollen Klang, daß man einen Engel des Himmels zu vernehmen glaubt. Sie tröſtete die Wittwe durch die Verſicherung, daß nach einer Aeußerung Walfried's keine Gefahr vorhanden ſei, und das Söhnlein bald wieder geneſen werde. Dann hörte ich wie die Wittwe ſchluchzend für Speiſe und Trank dankte, womit Agnes ſie aus dem mitgebrachten Körbchen beſchenkte. Die beiden Frauensperſonen plauderten dann eine Weile von häuslichen Geſchäften, von den Feſtlichkeiten bei dem bevorſtehenden Turniere, und von andern Dingen. Dann entſtand eine Pauſe ... Die Wittwe murmelte halblaut ein unverſtändliches Gebet; endlich ertönte die Stimme der Agnes Bernauer; einen ſolchen Klang müſſen die Harfen der Engel haben, wenn die Engel in ihren himmliſchen Liedern den Allmächtigen lobpreiſen. Gott verzeih' mir's!“ Aber ſie ſang nicht ... ſie betete ... laut ...“

„Huſſitiſch?“ fragte der Freigraf.

„Huſſitiſch!“ antworte der Junker.

„Könnt Ihr dieß beſchwören?“

„Ja.“

„So ſchwöret!“

„Ich ſchwöre.“

Kunz, der Schneider verlängerte ſeinen Kopf in der Richtung nach dem Stuhle des Schuhmachers Claus Wiedemann; aber die triumphirenden Züge des Schneiders blieben wegen der verhüllenden Capuze unſichtbar.

„Geſchah es am nämlichen Abende, daß Ihr die Agnes Bernauer aus einem Frauenhauſe treten ſahet?“ verſetzte der Freigraf.

„Nein,“ erwiederte der Junker, „ſondern einige Tage ſpäter. Ich habe mich darüber weder gekränkt, noch verwundert; nicht gekränkt ... weil ſie mir bereits gleichgiltig geworden war. Im erſten Feuer der Liebe hätt' ich wahrhaftig den thörichten Streich begangen, uneingedenk meines Standes, mich herabzulaſſen, das Mädchen zu heirathen; ſie ſchien meinen verblendeten Sinnen ein Engel Gottes zu ſein, war jedoch für mich nur mehr ein gefallener Engel, als ich ſie huſſitiſch beten hörte. Die ſeltene Gabe, die Herzen aller Männer zu erobern, nach deren Liebe es ihr gelüſtet, verdankt ſie ohne Zweifel den hölliſchen Zaubermitteln der Attilahexe, mit welcher ſie durch die Vermittlung ihres Buhlen Walfried in Verbindung kam, der die ſogenannte Mutter Lintrude unter dem Vorwande häufig beſuchte, ſie an einem böſen Fieber ärztlich zu behandeln, wie wenn eine Hexe ſich nicht ſelbſt heilen könnte. Dieß iſt Alles, was ich zu ſagen weiß."

„Könnt Ihr beſchwören, daß Ihr Agnes Bernauer aus dem Frauenhauſe treten ſahet?" fragte der Freigraf.

„Ja."

„So ſchwöret!"

„Ich ſchwöre!"

„Der freie Stuhl zu Augsburg hat jetzt keine Frage mehr an Euch zu ſtellen, Junker von Villenbach," äußerte der Freigraf; „Ihr dürfet von dannen gehen."

Auf einen Wink des Freigrafen näherten ſich die beiden vermummten Genoſſen des heimlichen Gerichtes, von denen der Eine dem Junker die Augen wieder verband; ſie führten ihn in ihrer Mitte fort.

Nach einer kurzen Pauſe fuhr der Freigraf fort:

„Wer von Euch Freiſchöpfen iſt von der Wahrheit der Angaben des Junkers von Villenbach in ſeinem Innern ſo vollkommen überzeugt, daß er ſie zu beſchwören wagt?" fragte der Freigraf.

„Ich!" antwortete Kunz der Schneider, und erhob ſich.

„So ſchwöre!" erwiederte jener.

„Ich ſchwöre!" ſagte der Schneider.

„Und ich leiſte den Gegenſchwur!" rief Claus Wiedemann, entrüſtet von ſeinem Stuhle auffahrend „ich ſchwöre, daß Alles eitel Lug und Trug iſt, was der Junker gegen Agnes Bernauer und gegen Walfried vorbrachte; ich bürge dem freien Stuhle in Augsburg für meine Behauptung mit meinem Leben!"

„Das Zünglein der Wage ſchwebt in der Mitte," äußerte der Freigraf; „will kein Freiſchöpfe durch einen bekräftigenden Schwur den Ausſchlag geben?“

Feierliche Stille . . .

„Nun denn, ſo bleibe die Sache vertagt. Gebt Euch inzwiſchen alle Mühe, Freiſchöpfen, die Wahrheit zu erkunden; ſobald Euch dieß gelungen iſt, ſo veranlaſſet ein weiteres Freiding; das Heutige iſt zu Ende.“

Und hiemit erhob ſich der Freigraf von ſeinem Stuhle, und alle Anweſenden folgten ſeinem Beiſpiele. Nach der Entfernung des Letzten derſelben aus der Halle, erſchienen ſieben Vermummte, von denen jeder eine Fackel aus ihrem Mauerringe zog, ſie ſenkte, und ihre Flamme, im Sande des Bodens wühlend, auslöſchte.

Dann hörte man ſie durch eine Seitenthüre fortgehen, die in ihren roſtigen Angeln ächzte.

Und Alles verſank in Nacht und Schweigen.

*

„Fort, Walfried, fort, ich wittere Morgenluft!“ ſagte die Alte, und zerrte den Jüngling am Handgelenke, der von den peinlichſten Gefühlen der Liebe, des Haſſes und der Rache ſo gewaltig durchbebt ſchien, daß ſein gekrampftes Herz es ihm unmöglich machte, den Sturm in ſeinem Innern in Worten auszutoben.

„Da habt Ihr nun das Poſſenſpiel eines geheimen Vehmgerichtes geſehen und gehört, von einer Anzahl der geringſten Bürger Augsburgs den weſtphäliſchen Vehmgerichten, ſogar ohne die mindeſte Kenntniß der Förmlichkeiten, nachgepfuſcht. Ihr ſcheint Euch allzuſehr zu Herzen zu nehmen, was da geſchwätzt, gelogen und beſchworen wurde. Erinnert Ihr Euch, daß ich ausrief, als in meiner Kammer das Silberglöcklein tönte: „Ha, ſie kommen?“ Ich habe durch Drähte eine geheime Vorrichtung angebracht, welche jenes Silberglöcklein in Bewegung ſetzt, ſo oft die Thüre der Halle geöffnet wird, worin der ſogenannte freie Stuhl in Augsburg ſeine Freidinge hält. Darum bin ich an alles das ſchon gewöhnt, was Euch befremdet und verſtört; denn ich verlebe oft halbe Nächte in jener Zelle, aus der wir ſo eben kommen, als Augen- und Ohrenzeugin dieſes heimlichen Treibens, und es macht mir immer nicht wenig Spaß, den ſchwarzen Kutten den ihrigen zu vertreiben, indem ich rechtzeitig die Bedrohten warne ... Die Luft weht ſchon kühler ... wir nähern uns dem Wege unter dem Bette der Wertach ... vermuthlich ein Werk der Römer, als ſie 12 Jahre vor Chriſti Geburt, am 29. Sept., hier eine Colonie anzulegen begannen, wie die Augsburger ſagen, welche ſeit unfürdenklichen Zeiten an dieſem Tage ein großes Feſt und einen Jahrtag halten ... Was fehlt Euch? Ich ſpüre, daß Eure Hand an meinem Gürtel zittert; fürchtet Ihr Euch?“

„Bring mich nur bald wieder an das Licht des Tages Alte, Du ſollſt es erfahren, daß ich nichts fürchte,“ antwortete der Jüngling zähneknirſchend.

„Nicht unbeſonnen, Walfried, nicht unbeſonnen!“

„Weib, gebiete dem Sturme, nicht zu toben, dem Donner, nicht zu rollen, dem Blitze, nicht zu vernichten!“

„Walfried, ſeid ein Mann! Denkt an Agnes; grüßt Sie von mir! ... Der Boden wird feucht; es geht abwärts ... bückt Euch!“

Der Jüngling hörte nicht das dumpfe Rauſchen des wilden Stromes über ſeinem Haupte; ein mattes Schneelicht dämmerte am Ende des Ganges, der in eines Waldes dichtem Geſtrüppe ausmündete.

„Und nun lebt wohl, Meiſter Walfried! Ihr ſcheint mir ſo krank, daß Ihr ſelbſt Euch nicht heilen könnet. Darum verſuchet Euer Heil mit dieſem Balſame, den ich Euch zum Zeichen meiner Dankbarkeit ſchenke . . . ei, ei, ei, ich vergaß, in meine Taſche ihn zu ſtecken. Thut nichts; iſt's heute nicht, iſt's morgen; auf baldiges Wiederſehen!"

Die Alte huſchte in den Gang zurück; Walfried ſtreckte die Arme zum dämmernden Himmel empor; dann brachen ihm die Knie; er ſank ſchmerzvernichtet auf die Schneekruſte hin, und ein Strom der bitterſten Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen.

Zweites Buch.

1.

Zur Zeit unſerer Geſchichte war der Frohnhof in Augsburg wegen beengender kirchlichen Gebäude noch nicht ſo weiträumig, wie in den Tagen der Gegenwart; aber dennoch eine berühmte Stätte der denkwürdigſten Ereigniſſe, unter welchen ſich vorzüglich jene feſtlichen Turniere auszeichneten, die von der reichen, blühenden Handelsſtadt zur Verherrlichung der zahlreichen Beſuche von Kaiſern, Herzogen, Fürſten, Grafen und Herren gehalten wurden. Da tummelten die Ritter in glänzenden Rüſtungen ihre gewappneten Roſſe vor den Schranken, die Reihen ihrer flatternden Banner entlang, bis man ſie paarweiſe einließ. Von prächtig ausgeſchmückten Balkonen lächelten ihnen holde Damen in koſtbaren Gewändern zu, deren Farben häufig die Feldbinden der galanten Ritter zur Schau trugen. Ein Trompetenſtoß gab das Zeichen, und ſie ſtießen mit eingelegten Lanzen heftig aufeinander. Je mehr Lanzen ein Ritter brach, deſto größer war ſein Ruhm, deſto höher ſtieg ſein Ruf. Die Sieger erhielten dann aus den Händen der Damen den Dank, wie man damals die zuerkannten Preiſe nannte.

Als die Turniere eingeführt wurden, begnügte man ſich, mit unbeſchlagenen Kolben und ſtumpfen Schwertern zu kämpfen, die man ſtumpfe Waffen hieß, an deren Stelle bald ſcharfe Waffen traten, Lanzen oder Speere, die ſo manchen Ritter in den Tod rannten. Deßhalb, und auch wegen des außerordentlichen, mit einem ſolchen Turniere, deſſen ſämmtliche Koſten mit Einſchluß einer köſtlichen Bewirthung ſein Veranſtalter beſtreiten mußte, verbundenen Aufwandes, wurden die Turniere von Königen, Päpſten und Kirchenverſammlungen verboten; weit mächtiger, als dieſe Verbote, wirkten die Kugeln der Feldſtücke, die von der Erfindung des Schießpulvers als ſchlagende Beweisſtücke ihrer Ueberlegenheit im Kriege aufgepflanzt wurden.

Während längſt ſchon in der Roſenau die Kugeln der Büchſenſchützen, von denen 30 im Jahre 1381, im Kriege der Reichsſtädte mit den Edelleuten in Franken, Schwaben und Bayern, zu dem Heere der Städte ſtießen, krachend in die Scheiben ſchlugen, turnierten die Ritter noch gar wacker auf dem Frohnhofe, von Narren umgeben, von denen ſie, in den Sand geſtreckt, aufgehoben und beſorgt wurden. Dieſe Narren ſind meiſtens vornehme junge Leute in Narrenkleidern geweſen, und mancher Ritter wurde von einem Dutzend ſolcher Narren, Sprößlinge aus den beſten Familien, umgaukelt, von denen die Größeren die Kleineren auf ihren Schultern trugen. Dieſe Narren darf man aber nicht mit jener andern Sorte von Narren verwechſeln, die man bei Tafeln und Tänzen zur Ergötzung der Gäſte durch Sprünge und Poſſen traf. Zu dieſen entwürdigenden Dienſten gebrauchte man nur einfältige Menſchen aus den unterſten Ständen, deren albernes Ausſehen und Namen: Toni-Huri, Lenz-Narr, Kunz-Narr u. ſ. w. noch vorhandene alte Gemälde, ſolche Tänze darſtellend, aufbewahret haben.

Augsburgs Geſchlechter, wie man die ſchild- und helmfähigen Bürger hieß, zählten tapfere Kämpen in ihrer Mitte, mit denen mächtige Fürſten oft eine Lanze auf dem Frohnhofe brachen: Georg Rehm, der, wie wir erzählten, bei dem prächtigen Turniere auf dem Frohnhofe im Jahre 1416 den Herzog Wilhelm von Bayern, ungeachtet ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit in der Handhabung der Waffen, aus dem Sattel ſtach, einige Welſer, Langenmantel, Herwart, Sulzer, und den ungeſtümen Marx Walter, der im Jahre 1489 hoch zu Roß auf der Turnierbahn hielt, ſeiner gewaltigen Lanze harrend, die ſein Wappenmeiſter Otto Lauginger herbeizuſchleppen vergebens ſich abmühte. Da erhob ſich das laute Gerede, es ſei nur ein eitles Blendwerk, und die Lanze doch nur hohl. Nun ließ Walter einen vierzehnjährigen Knaben auf die Lanze ſich ſetzen, und trug ihn über den Frohnhof und wieder zurück, zum großen Erſtaunen des Grafen Friedrich von Oettingen und anderer vornehmen Zeugen; dann ſchlug er das Eiſen von der Lanze weg, goß eine Maß Wein in die Austiefung des Schaftes, und trank ſie auf das Wohl der Anweſenden auf einen Zug aus. Die Auszeichnung der Geſchlechter in ritterlichen Uebungen blieb den Edelleuten immer ein Dorn im Auge, und ein Rehm wurde deßhalb einſt von einem Ritter von Schaumburg erſtochen.

Doch nicht bloß die Turniere bieten dem denkenden Beſchauer des Frohnhofes reichen Stoff, ſondern auch viele andere Ereigniſſe, deren Schauplatz er theils allein, theils in Verbindung mit der biſchöflichen Pfalz geweſen iſt, die, jetzt unter dem Namen des Reſidenzgebäudes, ſeinen Hintergrund bildet.

Am Feſte Johannis des Täufers im Jahre 1496 loderte auf dem Frohnhofe nach alter Sitte das Johannisfeuer hoch empor, und wurde luſtig umtanzt vom

Erzherzoge Philipp von Oeſterreich, dem Sohne des Kaiſers Maximilian aus deſſen erſter Ehe, mit der holden Suſanna Neidhart aus Ulm, von deren Namen die erſte Silbe wohl in den ſchmollenden Zügen mancher Augsburger-Schönen mochte zu leſen ſein, während den Beſonnenen von ihnen nicht entgehen konnte, daß in der Wahl Philipps das ſtillſchweigende ſchmeichelhafte Zeugniß lag: er halte ſie Alle für ſo holdſelig, und dieſer Auszeichnung für ſo würdig, daß er Keiner von ihnen den Vorzug zu geben vermöge.

In der biſchöflichen Pfalz waren am 25. Juni 1530 Kaiſer Karl V., König Ferdinand, alle Churfürſten, Fürſten und Stände des Reiches verſammelt, als im großen Eckzimmer der ſächſiſche Kanzler Bauer das proteſtantiſche Glaubensbekenntniß verlas, und Keiner von den Anweſenden hatte auch nur eine Ahnung davon, daß hundert Jahre ſpäter, da ihre einbalſamirten Leichen längſt ſchon in prunkenden Ahnengruften mit der Verweſung rangen, oder ihre Gebeine im allgemeinen Mutterſchoße der Erde zerſtoben waren, der dreißigjährige Krieg noch nicht einmal die Hälfte der Dauer ſeiner Verwüſtung Deutſchlands würde vollendet haben.

An den Fenſtern dieſes Gebäudes ergötzte ſich am 28. April 1770 Marie Antoinette Joſephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oeſterreich, die fünfzehnjährige Kaiſerstochter und Braut des Dauphin von Frankreich, an dem Feuerwerke auf dem Frohnhofe, ohne eine Ahnung, daß ſie aus den Armen einer zärtlichen Mutter ſchied, um ſpäterhin, das beweinenswerthe Loos ihres unglücklichen königlichen Gemahles theilend, auf dem königsmörderiſchen Schaffote in Paris mit der Krone zugleich das ergrauende halberblindete Haupt zu verlieren, auf welchem die erlauchte Märterin ſie getragen hatte.

Ausgezeichnet durch die Hoheit und den Adel ſeines Aeußern, ertheilte hier der fromme Papſt Pius VI., mit allen Inſignien ſeiner päpſtlichen Herrſcherwürde angethan, am 5. Mai 1782 den zu ſeinen Füßen knieenden zahlloſen Gläubigen den Segen und einen vollkommenen Ablaß, ein feierlicher Moment, weithin verkündet von den ſonoren Stimmen aller Glocken und den donnernden Kanonen; aber der in Eile errichtete, mit prachtvollen Stoffen ausgeſchlagene hölzerne Balkon, auf dem er ſtand, weckte keine Ahnung in ihm, daß das Gerüſt ſeines Thrones, wenn auch noch glänzender umkleidet, nicht minder vergänglich ſei; daß ſein Land von den Franzoſen in eine römiſche Republik würde verwandelt, er ſelbſt, der ehrwürdige Greis, in eiſiger Winternacht aus ſeinen Gemächern geriſſen, als Staatsgefangener in das Auguſtinerkloſter zu Siena, von da in die Carthauſe von Florenz, ferner über Bologna nach Parma, arm und hilflos, von der Rohheit entmenſchter Soldaten mit aller Grauſamkeit mißhandelt, dann in einem armſeligen Gewande, vor Froſt erſtarrend, auf einem Tragſtuhle über den Mont-Cenis gebracht, über Briancon nach Valence geſchleppt werden, wo am 29. Auguſt 1799 der Engel des Todes mit dem Leben des Verfolgten auch ſeine Leiden endete.

Mit welterobernden Gedanken ſchaute am 22. October 1805 Kaiſer Napoleon aus den Gemächern dieſer Reſidenz auf den Frohnhof hinab, über welchen zwei Grenadier-Compagnien ſiegestrunken ſchritten, die eroberten 40 Fahnen jener 20,800 Oeſterreicher überbringend, mit denen ihr Feldherr Mack, in Folge ſeiner Capitulation vom 17. October, gerade am Gedächtnißtage des Friedens von Campo Formio im Jahre 1797, am 20. October den Franzoſen ſich ergab, während der heldenmüthige Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, an der Spitze ſeiner tapfern Reitergeſchwader, mit dem Schwerte ſich einen blutigen Weg nach Böhmen bahnte. Und bei dem Anblicke dieſer Fahnen tauchte keine Ahnung im Geiſte des Eroberers auf, daß vierundzwanzig Stunden früher Nelſon, der Sieger von Abukir, in vier Stunden in der Seeſchlacht bei Trafalgar die franzöſiſche Flotte vernichtete, die von Napoleon mit ſechsjähriger Beharrlichkeit, mit der beiſpielloſen Thätigkeit ſeines Genie's, mit ungeheuren Koſten, und mit dem elektriſchen Aufſchwunge ſeiner ganzen Nation war geſchaffen worden; keine Ahnung, daß er ſelbſt, der Prometheus unſerer Tage, und, gleich dieſem, dem himmelſtürmenden Titanengeſchlechte entſproſſen, zehn Jahre ſpäter, gerade am Gedächtnißtage der Unterzeichnung des Friedens von Campo-Formio und der Capitulation von Ulm, ſowie des Vorabendes der großen Völkerſchlacht von Leipzig ... am 17 October 1815 ... zu Sanct Helena landend, an dieſen einſamen Felſen Afrika's würde geſchmiedet werden, wo zwar nicht Jupiters Adler, einſt der Träger ſeiner Blitze, an ſeiner Leber nagte, wohl aber ein gefräßiger, von Neptun entſendeter Geier ... der Gram ... am Herzen des erſt von ganz Europa beſiegten Eroberers, deſſen erſte Wiege und erſtes Grab eine Inſel geweſen iſt ...

Die wackeren Bürger von Augsburg, von deren Tapferkeit die glorreiche Kunde in der Chronik der Stadt neun Jahrhunderte bis zu jenem ruhmvollen 10. Auguſt 955 zurückreicht, an welchem ſie unter ihrem Stadthauptmanne, dem heiligen Biſchofe Ulrich, ein raub- und mordgieriges Heer von 100,000 Hunnen dem Könige Otto I. vernichten halfen, wobei ein Bürger, Stolzhirſch, das Stadtbanner trug, und die Weber einen Schild erbeuteten, den ihnen der

König als Zunftwappen ſchenkte, . . . werden bei dem Anblicke des Frohnhofes immer an jenen feſtlichen Tag des Jahres 1813 ſich erinnern, da ſie oder ihre Väter an dieſer hiſtoriſch-merkwürdigen Stätte mit heiliger Begeiſterung ſchwuren, für den König und das Vaterland in den Kampf gegen die feindlichen Fahnen zu ziehen, im Falle dieſe die Grenzen des Reiches bedrohen ſollten: denn mit Recht ſagt der unſterbliche Schiller:

„Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Dieß iſt das Schickſal und Geſchick der Welt:
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.“

Als im Jahre 1824 den 31. Juli König Maximilian Joseph zwei Tage in Augsburg verweilte, wer von den Schauenden auf dem Frohnhofe, denen von den Fenſtern der Fürſtenburg aus ſein edles, wahrhaft königliches Antlitz freundlich zunickte, hätte ahnen mögen, daß das beſte Herz des zärtlichſten und glücklichſten Vaters . . . vierzehn Monate und dreizehn Tage ſpäter, inmitten ſeiner treuen Bayern, die ihn anbeteten, nicht mehr ſchlagen würde! Doch blieb Allen, die den Verluſt des Dahingeſchiedenen beweinten . . . und Alle beweinten ihn . . . der grammildernde Troſt, daß ein Engel Gottes mit der verklärten Seele zum Himmel emporſchwebte, ohne daß ſie den bittern Schmerz des letzten Abſchiedes von ihren Lieben im Leben erdulden mußte.

Gute oder ſchlimme Ahnungen, — jene ermuthigend, dieſe warnend, — ſind Lichtblitze oder Schlagſchatten, die aus dem geheimnißvollen Schleier hervorbrechen, mit welchem die Vorſehung den menſchlichen Augen die Zukunft verhüllet hat, und erbangende Seelen flüchtig durchzucken.

Zu den ſchönſten und großartigſten Feſten, deren Zeuge und Schauplatz in neueſter Zeit der Frohnhof geweſen iſt, gehören der geſchichtlich merkwürdige und prächtige Zug aller Innungen Augsburgs mit ihren Inſignien am 30. Auguſt 1829, und das blendende Flammenmeer von tauſend Fackeln am 30. Auguſt 1846. zur Zeit des Uebungslagers bei Kriegshaber; beide patriotiſche Huldigungen wurden von den treuen Augsburgern dem Könige Ludwig gebracht, und der geliebten Königin Thereſe, und noch in fernſter Zukunft, wenn die Namen der huldigenden Zeitgenoſſen längſt ſchon verſchollen ſind, wird der Frohnhof ſtets der verkündende Herold der altberühmten Stadt Augsburg ſein: daß ſie ſtets bereit ſei zur Verherrlichung des glorreichen Hauſes Wittelsbach.

2.

Ein weiträumiges Gemach bildete das Erdgeſchoß des Bernauer'ſchen Hauſes in Augsburg, hinter dem Weberzunfthauſe.*) In der Mitte dieſes Gemaches ſtand eine ſehr lange, nicht gar breite Tafel von Eichenholz, mit einem vier Finger hohen Drahtgitter geſäumt, zur größeren Sicherheit der zahlreichen Töpfe und Töpfchen, Gläſer, Schachteln, Düten und anderer Bewahrmittel heilkräftiger Arzeneien, der dünnen geränderten Platten mit gerinnenden Latwergen, der Eſſenzen, Elixire, Geiſter, Kräuterſäfte, Pflaſter und Salben, die der große Herd im Hintergrunde aus Keſſeln und Deſtillirgefäßen mit krummen Hälſen von Eiſen, Thon oder Glas, auf die Tafel lieferte.

In der Ecke zwiſchen der Wand und der linken Seite des Herdes, führte eine Thüre in die Badeſtube mit ihren Abſonderungen von nußbraunem Getäfel; damals waren die Bäder noch etwas Volksthümliches, und die Bader, bei denen man ſie nahm, führen deßhalb ihren Namen. Einen Schritt von der rechten Seite des Herdes entfernt, war in der Wand eine aus bunten Muſcheln geformte Niſche angebracht, in welcher ein moosumrahmtes Fratzengeſicht, aus Stein gemeißelt, und zu höchlichem Ergötzen der auf Abfertigung harrenden Kunden gräulich die Augen verdrehend, in ein marmornes Becken Waſſer ſpie. Dieſe Niſche wurde von einer in das obere Stockwerk führenden offenen Treppe überragt, auf deren Geländerrande, wie Orgelpfeifen gereihet, acht ſchmächtige, gewundene Säulen in das Gebälk der Decke einmündeten; die Treppe ſchien haltlos zu ſchweben; allein eiſerne Stangen, in den Geländerrand gefügt, und durch die hohlen Säulen emporſtarrend, befeſtigten ſie unſichtbar an der Decke.

---

*) Lit. d. Nr. 32.

Der langen Tafel gegenüber erblickte man einen ſechs Fuß hohen Schrank, der die volle Breite der Wand von einem Erkerfenſter faſt bis zur erſten Stufe der Treppe ausfüllte. Nur die erſte von den acht Abtheilungen dieſes Schrankes, die chirurgiſchen Inſtrumente verwahrend, hatte eine Flügelthüre, in deren Schloſſe der blanke Schlüſſel ſtak; die übrigen ſieben wimmelten von zahlloſen Schubläden mit Bezeichnungszetteln, in lateiniſcher Sprache von Walfrieds Hand geſchrieben, und auf dem mit einem minder hohen Drahtgitter, als jenes der Tafel, eingefaßten Geſimſe dieſes Schrankes, prangten auf Griffweite in allerlei Formen Gefäße heilkräftigen Inhaltes.

Vier Fenſter dieſes Gemaches boten die Ausſicht auf die Straße; aus dem Hauſe tretend, ſah man links den Vorſprung eines Hauſes, um deſſen Ecke die Gaſſe bald auf den Weinmarkt führte, welchen der Cardinal Bentivoglio ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte eine wahrhafte Kaiſerſtraße nannte, und eine gerechte Huldigung in „Maximiliansſtraße“ umtaufte.

In der neunten Morgenſtunde des Tages, mit deſſen erſtem Grauen Walfried aus dem Fledermausthurme der Attilahexe auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe gekommen war, ſtand der alte Bernauer an der langen Tafel, ſtrich Salben in Töpfe, goß Elixire in Phiolen, machte Kräuterpackete, kleiſterte auf dieſelben die von Walfried vorräthig geſchriebenen, und ſo eben zu den verſchiedenen Gegenſtänden gelegten-Bezeichnungszettel, und ordnete ſie auf dem Geſimſe des Schrankes, das er nur vermittelſt eines Schemels erreichen konnte; denn er war kaum von mittlerer Größe, unterſetzt, ein Mann von zwei- bis drei und ſechzig Jahren, mit einem redlichen, offenen Geſichte; ſeine in Folge einer vor zwei Jahren überſtandenen ſchweren Nervenkrankheit ergrauten Haare, ſtachen unter einer ſchwarzen Mütze ſpärlich hervor; eine Bruſtfleckſchürze von blendend weißer Leinwand, ſchützte das Wamms und die Strumpfhoſe von feinem dunklen Tuche.

Ohne das Geräuſch ſeiner Arbeit zu unterbrechen, um nicht durch eine plötzliche Stille Walfried aufmerkſam zu machen, der, am Herde ſtehend, mit einer halben Wendung des Leibes und mit verſchränkten Armen träumeriſch in die Gluth ſtarrte, welche er vermittelſt einer Feuerzange je nach Erforderniß der Bereitung eines Stoffes bald mäßigte, bald ſchürte, ſchielte der ate Meiſter Bernauer häufig nach dem Jünglinge, und ſchüttelte mit düſterer Miene den Kopf, ſo oft er bemerkte, daß ein verhaltener Seufzer ſeine Bruſt ſchwellte, Endlich brach er dieſes Schweigen.

„Walfried!“ ſagte er.

Keine Antwort.

„Walfried!“ wiederholte er.

Der Jüngling erwachte wie aus einem Traume, ließ die Arme ſinken, wendete ſich raſch um, und erwiederte:

„Meiſter?“

Der alte Bernauer ſchüttelte wieder den Kopf, und verſetzte:

„Warum biſt Du ſo tiefſinnig, lieber Walfried? Du wareſt ſonſt ſo heiter und geſprächig, und ſeit einiger Zeit erſcheineſt Du mir ganz umgewandelt, heute aber, am Tage Deiner Rückkehr von Hohenurach, gar abſonderlich traurig. Hätteſt Du mir nicht verſichert, daß es mit der Gräfin-Mutter beſſer gehe, ich müßte wahrhaftig glauben, der Ehrgeiz des Arztes ſei dabei im Spiele.“

„Dieß iſt nicht der Fall, Meiſter; ich thue mein Möglichſtes, und überlaſſe Gott getroſt das Uebrige.“

„Einverſtanden, Walfried. Aber wenn nicht dieß die Urſache Deiner veränderten Gemüthsſtimmung iſt, welche andere kannſt Du mir angeben?“

„Keine, Meiſter.“

„Das iſt nicht Dein Ernſt, Walfried, und da ich Dich als einen die Wahrheit liebenden Jüngling kenne, ſo thät' es mir recht herzlich leid, wenn Du ſie mir dießmal verſchwiegeſt. Du weißt, daß ich Dich wie einen Sohn liebe; ein guter Sohn hat kein Geheimniß vor ſeinem Vater. Sag offen, was Du auf dem Herzen haſt, und vertraue auf meinen Beiſtand, wenn es in meiner Macht liegt, Dir zu helfen.“

Zögernd, näherte ſich Walfried dem Meiſter Bernauer, und erwiederte mit leiſer Stimme, während Thränen in ſeinen Augen perleten:

„Ich will es Euch ſagen, Meiſter, was mich drückt, damit Ihr mich für keinen Undankbaren halten möget, obgleich ich wohl weiß, daß es viel beſſer wäre, wenn dieſes Geheimniß auf ewig verborgen bliebe ... beſſer für Euch, beſſer für mich; beſſer für Euch, ſag' ich, weil es Euch ſchmerzen muß, mir nicht helfen zu können, und beſſer für mich ... bei dem Bewußtſein, ein ſo tiefes Leid allein zu tragen, und Euch ſomit einen ſchweren Kummer zu erſparen."

„Mein Gott, was wirſt Du mir ſagen!"

„Daß ich Euere Tochter Agnes liebe, Meiſter; jetzt iſt's heraus!"

„Ei, ei, ich glaubte, was Wunder zum Vorſcheine käme, und ſiehe da, eine Liebſchaft iſt das ganze Geheimniß, das für mich ſchon lange kein Geheimniß mehr war," verſetzte Bernauer lächelnd; „denn Deine Miene, ſo oft Du mit Agnes redeteſt, verrieth immer gar deutlich, was in Deinem Herzen vorging. Nun, ich habe nichts dagegen einzuwenden, im Gegentheile ſchon längſt ſo ein Plänchen gehegt, Dir meine Agnes zum Weibe zu geben, wenn Du ſie magſt, und mein Baderanweſen abzutreten; denn obgleich ich noch ein rüſtiger Mann, und in den beſten Jahren bin, ſo haſt Du mich doch durch Fleiß und Thätigkeit im Geſchäfte ſo zur Bequemlichkeit verwöhnt, daß mir nichts mehr hurtig von der Hand gehen will, wovon ich mich wieder während Deines Rittes nach Hohenurach gar ſehr überzeugte; Du biſt mir wirklich unentbehrlich geworden. Haſt Du mit Agnes ſchon von Deiner Liebe geſprochen?"

„Nein, Meiſter; ich wollte es nicht wagen, ohne zuvor die Zuſtimmung der Eltern erhalten zu haben."

„Eine edle Geſinnung, die Dir Ehre macht, Walfried; mit Freuden geb' ich Dir meine Zuſtimmung; ſprich immerhin mit dem Mädchen; wenn Agnes Deine Liebe theilet, ſoll mein Segen gewiß nicht fehlen."

„An Eurer Zuſtimmung, Meiſter, hab' ich nie gezweifelt; Ihr gabet mir ſchon ſo viele Beweiſe einer wahrhaft väterlichen Liebe, daß ich vertrauensvoll auf Eure Einwilligung hoffen durfte; aber ... der Meiſterin?"

„Mein Weib? Sie iſt eine gar wackere Hausfrau, aber eine eitle Närrin, die mit ihrem Töchterlein gar hoch hinaus will; ich weiß es wohl; dennoch hoff' ich zuverſichtlich, daß einige ernſte Worte von mir genügen werden, ſie gefügig zu machen. Sie träumt immer von Rittern und Söhnen aus den Geſchlechtern Augsburgs, die da kommen, und um ihre Agnes freien ſollen, in die ſie nun einmal ungebührlich vernarrt iſt; ſie mögen nur kommen, dieſe Freier, um aus meinem Munde zu vernehmen, daß ich es mir keineswegs zur Ehre ſchätze, ihr Schwiegervater zu werden. Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gerne, werde ich auf ihr zierliches Freien erwiedern, und ich möchte um keinen Preis der Welt die adeligen Frauen, in deren Geſellſchaft etwa meine Agnes geführt würde, mit gerümpften Naſen auf ſie herabſchielen ſehen."

„Was Ihr mir da ſaget, Meiſter, klingt recht ſchön und troſtvoll; wollte Gott, die Meiſterin dächte, wie Ihr!"

„Nur Geduld, es wird ſich Alles geben; und zudem," fügte Bernauer lächelnd hinzu, „iſt ja noch Keiner von den vornehmen Freiern erſchienen, die Du fürchteſt."

„Wohl wahr, Meiſter; aber dann wär's auch zu ſpät für mich."

„Geh doch mit Deinen Hirngeſpinſten, Walfried! Wie biſt Du doch ſo kleinmüthig! Friſch an's Werk, wie ich es zu meiner Zeit gemacht habe: wer anklopft, dem wird aufgethan ... Doch halt! Da fällt mir eben etwas ein."

„Was, lieber Meiſter?"

„Wie ſteht's denn mit Deinem Taufſcheine? Du weißt, wir ſprachen ſchon oft davon; ohne Deinen Taufſchein kannſt Du das Meiſterrecht, und ohne Meiſterrecht meine Agnes nicht bekommen."

„Der Taufſchein iſt mein mindeſter Kummer, Meiſter, wüßte ich nur einmal, daß Agnes mich liebe, und die Meiſterin ihre Zuſtimmung gebe."

„Dieß kannſt Du am Beſten erfahren, wenn Du Beide fragſt," antwortete Bernauer lachend.

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, die auf der Treppe oben in die Wohnung führte.

„Da kommt ſchon Eine von Beiden," flüſterte Bernauer dem Walfried zu, der mit drei langen und haſtigen Schritten ſich ſchüchtern in die Herdecke zurückzog; „ſprich nur mit ihr . . . Du Haſenfuß!" murmelte er hinzu, als er den Jüngling gleichſam die Flucht ergreifen ſah.

„Vater!" klang eine melodiſche Stimme oben auf dem Vorplatze der geöffneten Thüre; doch Niemand wurde ſichtbar.

„Was willſt Du, liebe Agnes?" fragte Bernauer.

„Iſt die Mutter noch nicht von der Kirche heimgekommen?"

„Nein; warum?"

„Sie hat den Schlüſſel vom Wandſchranke abgezogen, und ich möchte der Frau von Königsegg und der Frau Langenmantel, deren Beſuch ich alle Augenblicke erwarte, gerne Wein und Backwerk vorſetzen."

„Ja, liebe Agnes, wenn Du keinen zweiten Schlüſſel haſt, ſo mußt Du Dich ſchon gedulden, bis Deine Mutter den erſten zurückbringt. Doch Du ſprichſt ja ganz unſichtbar mit mir; komm herab, ich muß Dir etwas Wichtiges ſagen!"

Nach kurzem Zögern ſchwebte die holde Agnes über einige Stufen der Treppe hinab, und lehnte ſich zwiſchen der dritten und vierten Säule auf den breiten Rand des Geländers, ſo daß der rechte Vorderarm flach lag, und die roſigen Fingerſpitzen der Hand des linken auf den Elbogen ſenkrecht geſtützten Armes, den Raum zwiſchen der Unterlippe und dem Grübchen des Kinnes berührten; in dieſer Haltung glich Agnes dem Größeren der beiden geflügelten Engel, welchen der bewundernde Beſchauer des herrlichen Gemäldes von Raphael: „Die Madonna des heiligen Sixtus des Fünften“, zu ſeiner Linken erblickt.

„Etwas Wichtiges, lieber Vater? Was denn?“ fragte Agnes.

„Ich ſage Dir nichts, wenn Du nicht zu mir herabgeheſt. Was hält Dich denn ab?“

„Was mich abhält? Etwas, was mir ſehr am Herzen liegt.“

„Nun, was liegt Dir denn ſo ſehr am Herzen?“

„Der Herzog Albrecht, lieber Vater; wenn ich ihn nur ſchon vom Halſe hätte!“

„Das iſt eine wunderliche Rede, liebes Kind; Du ſagſt, der Herzog Albrecht liege Dir ſehr am Herzen, und doch möchteſt Du ihn ſchon vom Halſe haben. Ich verſtehe Dich nicht.“

„Du weißt ja, lieber Vater, daß ich einen Teppich mit dem Bildniſſe des Herzogs Albrecht ſticke. Dieſen Teppich ſoll ich bei dem Turnierbankette dem Herzoge Albrecht überreichen, damit er ihn ſeiner Braut zum Geſchenke mache.“

„Richtig; jetzt erinnere ich mich wieder. Nach einem Beſchluſſe des hohen Rathes ſoll Frau von Königsegg dem Herzoge Ernſt, Frau Langenmantel dem Herzoge Wilhelm, und Agnes Bernauer, meine vielgeliebte Tochter, dem Herzoge Albrecht eine kunſtvolle Stickerei überreichen. Iſt's nicht ſo?“

„Allerdings, lieber Vater, und da ich nicht ſo viele freie Stunden habe, wie die beiden Frauen, ſo iſt mir jede Minute koſtbar, wenn ich zur rechten Zeit fertig werden will; denn, nach der Meinung der Frau von Königsegg, werden die Herzoge mit allen Gäſten in wenigen Tagen aus München hier eintreffen.“

„Ich bedarf nur wenige Minuten, Dir das Wichtige mitzutheilen; benütze ſie zugleich, um auszuruhen, und komm herab!“

Agnes gehorchte, und während ſie die Stufen hinunter ſchritt, ging ihr Bernauer entgegen, damit Agnes den Walfried nicht ſehen ſollte, der ſich in die vom Vorſprunge des Herdkamines und von der in die Badſtube führenden Thüre gebildete Ecke duckte. Die Angſt der Erwartung krampfte ſein Herz.

„Sag' mir doch, Töchterlein,“ fragte der Vater, ihre beiden Hände faſſend, „magſt Du nicht heirathen?“

Obwohl über dieſe plötzliche Frage erſtaunt, ſchaute ihn Agnes dennoch unbefangen an, und antwortete ruhig:

„Nein, lieber Vater!“

„Nein? wahrhaftig, unter hundert Mädchen würden mir nicht zwei dieſe Antwort geben.“

„Wohl möglich!“

„Nicht bloß möglich, ſondern gewiß, ganz gewiß. Warum willſt Du denn nicht heirathen?“

„Weil ich bei Dir bleiben will, lieber Vater, und bei der Mutter, ſo lange Ihr Beide lebet, um Euch noch im hohen Alter mit kindlicher Liebe zu pflegen.“

„Und wenn wir nicht mehr leben, liebe Agnes, wenn Du allein durch dieſes öde Haus wandelſt, und keinen Vater, keine Mutter mehr in den Gemächern findeſt, Deinen täglichen heiteren Morgengruß zu erwiedern, Dich nach dem

Nachtgebete zu ſegnen, wenn Du in Dein Kämmerlein zur Ruhe geheſt . . .“

Bernauer konnte nicht ausreden. Die hellen Thränen ſtürzten aus Augen, wie niemals ſchönere in eines Vaters Antlitz geſchaut haben, noch ſchauen werden, und Agnes ſank an des Vaters Herz, und ſchluchzte:

„Du darfſt nicht ſterben, Vater, und die Mutter darf auch nicht ſterben!“

„Weine nicht, liebe Tochter; jeder Menſch hat, wie jeder Tag, ſeine letzte Stunde. Wohl dem, der ſie mit gutem Gewiſſen ſchlagen hört! . . . Und was willſt Du thun, wenn wir Beide nicht mehr leben?“

„In das St. Urſulakloſter gehen, und täglich für das Seelenheil von Vater und Mutter beten.“

„Geh nicht in's Kloſter, liebe Agnes, geh nicht in's Kloſter! Du biſt ein heiteres Mädchen; Dir fehlt jenes ernſte, ſtrenge Gemüth, das zwiſchen den ſtillen Mauern eines Kloſters ſein Glück findet. Werde das Weib eines wackern Mannes, die Mutter guter Kinder, die Wonne deiner Eltern, deren letzte Tage der Anblick Deines häuslichen Glückes verſüßen möge.“

Agnes ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg.

Eine kurze Pauſe trat ein, während welcher Bernauer ſeine Tochter mit kummervollem Blicke betrachtete; dann fuhr er fort:

„Du ſagteſt vorhin, liebe Agnes, Du wolleſt nicht heirathen, um bei mir und deiner Mutter zu bleiben, ſo lange wir Beide leben, und uns noch im hohen Alter zu pflegen. Sagteſt Du nicht ſo?“

„Ja, ſo ſagte ich,“ antwortete Agnes.

„Gut. Wenn nun Dein Wunſch gerade dadurch am Beſten ſich erfüllen ließe, daß Du heiratheſt, wie dann?“

„Ich begreiſe dieß nicht, lieber Vater; wer mich heirathet, wird mich aus dem väterlichen Hauſe führen, denk' ich.“

„Das iſt gerade nicht nothwendig; Du dürfteſt ja nur ... Walfried heirathen: ich würde ihm mein Gewerbe übergeben, und ſo könnten wir Alle beiſammen bleiben. Was ſagſt Du zu dieſem Vorſchlage?“

„Ich weiß wirklich nicht, was ich ſagen ſoll,“ verſetzte Agnes treuherzig.

„Ah! ich merk's ſchon: Du liebeſt Walfried nicht.“

„O! nein, nein, da irreſt Du dich, Vater; ich liebe Walfried, ich lieb' ihn gewiß!“

„Gott ſei Dank!“ rief Bernauer freudig aus; „nun iſt doch für den armen Jungen nicht alle Hoffnung verloren. Schade, daß er eben nicht da iſt, um dieſen ſüßen Troſt aus Deinem Munde zu vernehmen,“ fügte er mit einem Tone und einer Geberde bei, deren geheimen Sinn Walfried in ſeinem Verſtecke nicht mißdeuten konnte.

Raſch drückte dieſer mit der linken Hand auf die Klinke der Badeſtubenthüre, ſchloß ſie wieder geräuſchvoll und geſchäftig, um Agnes glauben zu machen, daß er eben erſt in das Gemach komme, um ihr ſomit die Verlegenheit des Bewußtſeins zu erſparen, von ihm belauſcht worden zu ſein, und trat mit einer vermeintlich unbefangenen Miene, obgleich eine heftige Gemüthsbewegung ſein Antlitz mit Purpur übergoß, um die Ecke des Herdes.

3.

„Ei, da kommſt Du ja, wie gerufen, Walfried,“ rief dieſem der alte Bernauer entgegen; „ich ſagte ſo eben zu meiner lieben Agnes, daß Du ſie heirathen möchteſt, und ſie verſicherte mir zu meiner großen Beruhigung, daß ſie Dich liebe, gewiß liebe. Das Schwierigſte iſt überſtanden, wie Du höreſt; nun iſt's an Dir, das Uebrige mit dem Mädchen in Ordnung zu bringen.“

Mit dieſen Worten trat Bernauer wieder zur Tafel, und ſchien ſeine Arbeit fortzuſetzen; denn in der Wirklichkeit ging ihm nichts mehr von der Hand, da er ſeine Augen nicht von den beiden jungen Leuten abwendete, die er bereits für das ſchönſte Pärchen hielt, welches jemals an einem Traualtare ſtand.

„Tauſend Dank für Eure Güte, lieber Meiſter!“ rief der Jüngling wonnetrunken aus, faßte die Hand der ſchönen Agnes, und ſchickte ſich eben an, mit zierlichen Worten um dieſe Hand zu bitten, als ſie ihm mit der Frage zuvorkam:

„Wann ſeid Ihr denn heimgekommen, lieber Walfried?“

Das ſüße Wort „lieber“ dünkte ihm eine erſte Beſtätigung der vom Vater Bernauer erhaltenen troſtvollen Kunde zu ſein, und freudig antwortete er:

„Vor drei Stunden, Agnes.“

„Vor drei Stunden?“ verſetzte das Mädchen verwundert; „Ihr ſeid ſchon ſeit drei Stunden von Eurer Reiſe heimgekehrt, und noch nicht zu mir gekommen? Ei, Walfried, das iſt nicht ſchön!“

Noch immer ruhte Agneſens Hand in der Hand des Jünglings; ſie zog ſie nicht zurück . . . War dieß nicht eine zweite Beſtätigung? Dieſer Gedanke verwirrte den liebenden Jüngling ſo ſehr, daß er ihn faſt aus der Faſſung brachte. Nach einer kurzen Pauſe, während welcher Walfried, innerlich ſelig, in das verklärte Antlitz des holden Mädchens ſchaute, ohne ein Wort der Erwiederung zu finden, verſetzte er:

„Ich wagte es nicht, Euch in Eurer Arbeit zu ſtören, da ich hörte, daß Ihr am Stickrahmen beſchäftiget wäret.“

„Dieſe Entſchuldigung kann ich nicht gelten laſſen,“

entgegnete Agnes; „Ihr habt mich ſchon öfter am Stickrahmen beſucht, und um einen freundlichen Morgengruß anzuhören und zu erwiedern, braucht die Nadel nicht lange zu ruhen!“

„Verzeiht Agnes, denn, wie geſagt, ich wagte es nicht,“ äußerte der Jüngling,“ werde Euch aber künftig ſicher keine Veranlaſſung mehr geben, mir einen ſolchen übr'gens ſchmeichelhaften Vorwurf zu machen. Doch nun erlaubt mir ...“

„Wie befindet ſich die Gräfin-Mutter?“

„Ihr Zuſtand ſcheint ſich zu beſſern.“

„Habt Ihr auch die junge Gräfin Eliſabeth geſehen, die Braut des Herzogs Albrecht?“

„Ja.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Nicht ſonderlich; ſie iſt ein ſchmächtiges Fräulein von mittlerer Größe; das Schönſte an ihr ſind ihre großen, dunklen, ſtrahlenden Augen.“

„Ihr möget ihr wohl tief in dieſe ſchönen Augen geſchaut haben, da Ihr ſie ſo genau zu ſchildern wiſſet.“

„Allerdings that ich dieß, um ſie mit Euch zu vergleichen ... ein eitles Bemühen, da Eure Schönheit unvergleichlich iſt.“

Agneſens heitere Züge verdüſterten ſich nach dieſen Worten; ſie zog ſachte ihre Hand aus Walfried's Hand zurück, und ſagte:

„Ihr wiſſet, ich liebe Schmeicheleien nicht ...“

„Es iſt Wahrheit, und nicht Schmeichelei; Ihr verſündiget Euch gegen Gott, wenn Ihr ſein Geſchenk einer ſo ſeltenen Schönheit nicht dankbar anerkennet.“

„Das ſei ferne von mir; aber Ihr werdet nicht läugnen können, daß die Schönheit nicht immer glücklich macht, womit ich weder behaupten noch widerſprechen will, daß ich ſie beſitze; unvergleichlich-ſchön bin ich aber in keinem Falle, und in dieſer Benennung lag Eure Schmeichelei . . . Eliſabeth wird ſich wohl recht glücklich fühlen, die Braut des Herzogs Albrecht zu ſein?“

„Mir dünkt, daß ſie ſich in ihrem Glücke ſo ziemlich zu faſſen wiſſe,“ antwortete Walfried, „und dieſes Glück nicht ungerne einer Andern vergönnen würde.“

„Iſt's möglich?“ rief Agnes aus, indem ſie verwundert die Hände in einander ſchlug, und an ihre Bruſt drückte.

„Ja wohl. Es iſt gar Manches möglich, was man für unmöglich halten möchte. Auch ich möchte fragen: Iſt's möglich, . . . daß Ihr mich liebt, holde Agnes, wie Euer Vater mir ſo eben verkündete?“

„O gewiß, Walfried; ich liebe Euch, wie nur immer eine zärtliche Schweſter ihren Bruder lieben kann.“

Bei dieſem unerwarteten Geſtändniſſe ſchwand aus dem Herzen des armen Jünglings die kaum erblühte Hoffnung wie ein Traumgebild. Er erblaßte ſichtbar, und ſchaute zum Meiſter Bernauer mit einem Blicke hin, der ſagen zu wollen ſchien:

„Hört Ih[illegible] Meiſter?“

Bernauer legte eine halb gefüllte Düte auf die Tafel hin, näherte ſich ſeiner Tochter, faßte ihre beiden Hände, blickte ſie ernſt und zugleich liebevoll an, und fragte ſie: „Agnes, liebſt Du mich?“

„Vater, lieber Vater, wie kannſt Du eine ſolche Frage ſtellen?“ verſetzte Agnes.

„Höre, Kind, mit Deiner ſchweſterlichen Liebe wäre mir eben ſo wenig geholfen, wie dem armen Walfried, der Dich heirathen möchte; und dieß wäre auch mein Wunſch, mein ſehnlichſter Wunſch, und auch der Deinige würde erfüllt, immer bei Vater und Mutter zu bleiben, wie Du ſagteſt. Es kommt nun darauf an, liebe Agnes, ob die Verſicherung, daß Du mich liebeſt, nur ein leeres Wortgepräng iſt, wofür ich ſie halten muß, wenn mein Wunſch Dir gleichgültig iſt.“

„O lieber Vater, wenn eine andere, als die kindliche und ſchweſterliche Liebe, in meinem Herzen noch nicht erwacht iſt, kann ich dem Herzen gebieten? Wie oft ſagteſt Du: ein Kind, das ohne den Segen der Eltern heirathet, kann nicht glücklich werden. Du zwar würdeſt mir Deinen Segen zu meiner Vermählung mit Walfried geben; aber Du kenneſt die Geſinnung der Mutter, die ihre Einwilligung gewiß nicht gäbe. Zum Segen der Eltern gehört auch der Segen der Mutter ...“

„Agnes hat Recht, Meiſter,“ äußerte der Jüngling; „ich würde lieber auf Agneſens Hand verzichten, und ſollte mir darob das Herz brechen, als auf den Segen ihrer Mutter.“

„Dieß macht Dir Ehre, Walfried; ich gedenke jedoch, durch vernünftige Vorſtellungen die Mutter zur Einwilligung zu bewegen. Wirſt Du dann Walfried heirathen, Agnes, wenn die Mutter ihren Segen dazu ertheilt?“

„In dieſem Falle bekäm' ich aber [illegible] eine Bedenkzeit von acht Tagen, nicht wahr, lieber Vater? fragte Agnes, die Augen niederſchlagend.

„Ah! eine Bedenkzeit! Walfried, das iſt ſchon ein gutes Zeichen. Als ich meine Barbara heirathete, das heißt: als ich ſie um ihre Hand bat, ſchlug ſie auch die Augen gar züchtiglich nieder, und bat in Gegenwart ihrer Eltern um eine Bedenkzeit von acht Tagen. Dagegen konnte ich natürlich nichts machen, als ein langes Geſicht, und dieß machte ich auch, und zwar ein ſehr langes, mußte aber aus Schicklichkeit dazu lächeln; nun, Ihr möget Euch vorſtellen, wie dieſes Lächeln ausſah. Bei dem Fortgehen gab mir Barbara das Geleit bis zur Hausthüre, und flüſterte mir zu, während unſere Eltern, einige Schritte von uns, noch allerlei miteinander verabredeten:

„„Meiſter Bernauer, macht doch kein ſo langes Geſicht, und laßt Euch wegen der Bedenkzeit kein graues Haar wachſen; es geſchieht nur der Leute wegen, die es mir erſchrecklich übel nähmen, wenn ich keine Bedenkzeit verlangen würde, und wohin müßt' ich am Hochzeittage den Myrthenkranz ſtecken, wenn ſie kein gutes Haar mehr an mir ließen?“ “

„Sie lachte nach dieſen Worten, und ich lachte mit ihr, und ſo wie ich zu lachen anfing, wurde mein langes Geſicht wieder ſo kurz, wie zuvor. Die acht Tage gingen gar ſchnell vorüber, ohne daß mir ein graues Haar wuchs; deßhalb blieben aber die grauen Haare nicht aus; leider kamen ſie aber erſt ſpäter, als von einer Bedenkzeit keine Rede mehr war.“

Kaum hatte Bernauer die letzteren Worte mit einem flüchtigen bitteren Lächeln ausgeſprochen, als die Thüre aufging, und Claus Wiedemann der Schuhmacher eintrat.

Walfried bebte unwillkührlich bei ſeinem Anblicke; er gedachte der nächtlichen Scene, deren unſichtbarer Augenzeuge er geweſen war.

„Siehe da, Meiſter Wiedemann!“ rief Bernauer aus, und reichte ihm die Hand, die der Schuhmacher herzlich drückte. „Was führt Euch zu mir?“

„Gott zum Gruß, Meiſter Bernauer!“ erwiederte Wiedemann:“ zu Euch, ſo eigentlich, führt mich heute nichts, wohl aber zu Eurer lieben Agnes.“

Claus Wiedemann war ein kleiner dürrer Mann mit ſchwarzen buſchigen Haaren, mit einer hohen gelblich ſpiegelnden, faſt in eine Glatze ausmündenden Stirne, mit großen graugrünen, von dichten Brauen überſchatteten Augen, die bei der Gewohnheit dieſes Mannes, mit halbgeſenktem Kopfe zu ſprechen, unheimlich ſtechende Blicke warfen. Der untere Theil des Geſichtes verrieth eine unverkennbare Gutmüthigkeit.

Einer von dieſen Blicken war es, den er zu den Worten: „zu Eurer lieben Agnes“ geſellte, darob Walfried Unheil ahnend merkbar erblaßte. Agnes dagegen ging unbefangen auf ihn zu, nickte freundlich mit dem Kopfe, und ſagte:

„Ah! Meiſter Wiedemann, nicht umſonſt bauſcht der Elenbogen des linken Armes unter Eurem ſchwarzen Mäntelchen; ſicher traget Ihr einen Pack Schuhe für Eure Kunden, und wohl mögen ſich unter ihnen auch meine neuen Bankettſchuhe von weißem Sammet befinden.“

„Errathen, liebe Jungfrau Agnes, errathen! Hier ſind ſie.“

Der Schuhmacher legte ſeine Mütze auf einen Stuhl neben der Thüre, und kramte an der untern, vom Bernauer geſäuberten Ecke der langen Tafel, ſeinen Pack aus, der in ein reinliches graues Tuch gehüllt war. Ein kleiner Berg von Schuhen aus allen Stoffen und von allerlei Formen wurde lebendig. Mitten unter dieſen Schuhen, die übereinander kugelten, lag ein ſchmales Päckchen, mit einem ſchwarzen Flore umwunden.

Bei dem Anblicke dieſes ſchwarzen Flores ſchien Claus beſtürzt zu werden; er warf ſcheue Augen um ſich, wie um zu forſchen, ob Niemand den ſchwarzen Flor bemerkt habe. Bernauer war eben beſchäftiget, die Gefäße, welche an der Ecke der Tafel den Schuhen des Meiſters Wiedemann weichen mußten, auf das Geſims des Schrankes zu ſtellen, und Agnes, aus der Geldlade zwiſchen dem erſten und zweiten Fenſter die Bezahlung für ihre Schuhe zu holen; Beide ſahen nichts vom ſchwarzen Flore, wohl aber Walfried, der, hoch und ſchlank, alsbald über die linke Schulter des Schuhmachers ſchielte, da dieſer eben den ſchwarzen Flor haſtig von den Schuhen zerrte, und in die innere linke Seitentaſche ſeines Mäntelchens ſteckte, unwillig murmelnd:

„Das ſieht wieder meiner Alten gleich, wie ein Ei dem andern! Weiße Bankettſchuhe in ſchwarzen Flor wickeln! Hm!“

Dieſes ſchlimme Vorzeichen vermehrte Walfrieds Bangen, um ſo mehr, da es aus den Händen eines Freiſchöpfen der heiligen Vehme hervorging, obgleich dieſer, wie er wohl wußte, Agneſens Vertheidiger war. Wer wird Walfried, der vier Jahrhunderte früher lebte, als wir, den Glauben an Vorzeichen verargen, den große Männer aller Zeiten mit ihm getheilt haben, und vielleicht die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen noch zur Stunde theilen! Die Aufgeklärten, oder jene, die es ſein wollen, nennen Vorzeichen mit verächtlichem Achſelzucken Zufälle; allein für jene, die eine ewige Vorſehung anerkennen, gibt es keine Zufälle, dieſe Herolde einer blinden Nothwendigkeit; ſondern Vorzeichen gelten ihnen für geheimnißvolle, verkörperte, providentielle Fingerzeige . . .

„Ihr ſcheint keine rechte Luſt zu haben, mir die Schuhe zu geben,“ äußerte Agnes lächelnd, indem ſie an die Tafelecke trat, und dem Schuhmacher den bei der Beſtellung verabredeten Preis bezahlte, „weil Ihr ſie ſo wohlgefällig [illegible]tet.“

„Nicht wohlgefällig, Agnes, wohl aber [illegible],“ verſetzte Meiſter Wiedemann mit einem forſchenden Blicke auf ſie; „denn ſo oft ich ein Paar fertige Schuhe abliefere, kann ich des ängſtlichen Gedankens mich nicht erwehren, die Perſon, welche ſie tragen wird, möchte damit nicht immer auf dem Pfade der Tugend und der Pflicht, oder wohl gar nicht immer auf der Bahn des rechten Glaubens wandeln, von welcher jetzt ſo viele Menſchen durch die huſſitiſchen Ketzereien abgelockt werden. Bei Euch iſt dieß freilich nicht zu befürchten; denn brave Eltern haben Euch in Eurer erſten Kindheit chriſtlich erzogen, und die frommen Nonnen des St. Urſulakloſters in acht Jahren zu einem wahren Engel Euch herangebildet; Ihr werdet nichts denken, nichts thun, was das Auge Gottes und der Welt zu ſcheuen braucht. Doch all das genüget nicht völlig; man muß auch den Schein meiden, Agnes, den Schein; denn nur Gott ſieht in die Herzen, die Welt aber richtet nach dem Scheine ...“

Und wie von einem Zauber befangen, konnte ſich Agnes von dem eindringlichen Blicke des unheimlichen Schuhmachers nicht losmachen, bis er mit freundlicher Miene ihr die Schuhe reichte, die Worte beifügend:

„Habt die Güte, ſie anzuprobiren, Agnes!“

Das Mädchen nahm die kleinen, niedlichen Schuhe, ging zur Treppe, ſetzte den rechten Fuß auf die zweite Stufe, und begann, die Schuhe anzuprobiren.

Nur Walfried konnte die Bedeutung und Tragweite der wohlgemeinten Aeußerung des Schuhmachers bemeſſen; ſie war die väterliche Warnung eines eingeweihten Freiſchöpfen; Bernauer aber ſagte:

„Ihr ſeid ja ein wahrer Gottesmann, Meiſter, und ſprecht ſo erbaulich, wie der Pfarrer Johannes zu St. Moritz, und Narciſſus Pfiſter, der Lehrer der Theologie bei St. Ulrich und Afra.“

„Herrlich paſſen die Schuhe, Meiſter Wiedemann, herrlich; ſie ſchmiegen ſich wie ſeidene Strümpfe an die Füße,“ rief Agnes aus.

„Das iſt mir recht lieb,“ entgegnete der Schuhmacher.

In dieſem Momente ging die Thüre oben an der Treppe wieder auf; ein ſchlankes Frauenbild, vom Gemache aus nur bis zur Hüfte ſichtbar, neigte ſich, und ſagte mit melodiſcher Stimme:

„Ei, liebe Agnes, was treibſt Du denn? Wir ſticken ſchon über Hals und Kopf, und Du kümmerſt dich um Deinen Herzog Albrecht gar nicht!“

„Ah! Frau Langenmantel, da bin ich ſchon!“ Und die Treppe hinaufgehend, fügte ſie bei: „Ich verhielt mich mit Plaudern bei Vater und Walfried ... Gehabt Euch wohl alle Drei!“ rief ſie lächelnd über das Geländer herunter, an das ſie ſich einen Augenblick lehnte, und fuhr dann fort: „.... Und als ich eben gehen wollte, brachte mir Meiſter Wiedemann meine Bankettſchuhe ... Ach! du lieber Gott, jetzt hab’ ich doch etwas vergeſſen ...“ Sie ſtieg wieder drei Stufen hinab, neigte ſich über das Geländer, und ſagte:

„Nehmt mir’s nicht übel, Meiſter Wiedemann, daß ich Euch keinen Meth vorſetzte; die Mutter hat zufällig den Schrankſchlüſſel mitgenommen; aber ſo wie ſie heimkommt, ſchick’ ich ein Krüglein voll für Euer liebes Weib, und für Euere lieben Kinder, die Ihr recht herzlich von mir grüßen möget.“

Und zu Frau Langenmantel gewendet, fragte ſie, wieder treppaufwärts ſchreitend:

„Iſt Frau Königsegg auch ſchon da?“

„Ja, wir ſind miteinander gekommen.“

„Warum ließet Ihr mir denn durch Suſanna, die Magd, nicht rufen?“

„Suſanna iſt nirgend zu finden.“

„Da haben wir’s! Man ſollte ſich auf Niemand verlaſſen. Sagt’ ich ihr’s doch ausdrücklich, mich ſogleich in

Kenntniß zu ſetzen, wenn eine von den Frauen käme: ich würde dann die Schuhe oben in einem Nebenzimmer anprobirt haben, und ſomit . . .“

Die Thüre ſchloß ſich, bevor Agnes die letzten Worte geſprochen hatte.

4.

Claus Wiedemann, der Schuhmacher, hatte eben ſeinen Pack Schuhe zugeknüpft, und wieder unter ſein ſchwarzes Mäntelchen geſteckt, auch bereits die rechte Hand zur Thürklinke erhoben, um ſich zu entfernen, als an den Schieber des erſten Fenſters heftig gepocht wurde.

Bernauer, der eben am oberen Ende der Tafel beſchäftigt war, drehte ſchnell den Kopf links, und erblickte Jörg, den Lehrjungen, der die Stirne an den Schieber ſchmiegte, um deutlicher zu ſehen, wer ſich im Zimmer befinde. Sein Geſicht war ganz roth, ſein Mund halb offen, als ob er nach Luft ſchnappe.

„Ah! Du biſt's!“ rief Bernauer; „nun, warte nur, Du Schlingel, Du darfſt Dich freuen; ich will Dir ſo lange ausbleiben!“

Und dabei drohte er dem Jungen mit geballter Fauſt. Dann wendete er ſich zu Meiſter Wiedemann, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und fügte lächelnd bei:

„Gebt Acht, Meiſter, wie ſinnreich der kleine Dickkopf ſich wieder durchlügen wird.“

Der Lehrjunge pochte noch ſtärker an das Fenſter.

„Was gibt's?“ fragte Bernauer, und ſchnitt ein grimmiges Geſicht.

„Meiſter!“

„Nun?“

„Prügelt Ihr mich, wenn ich hineingehe?“

„Komm nur herein, Du wirſt es dann ſchon erfahren!“

„Ei, lieber Meiſter, ich möcht' es wiſſen, ſo lang' ich vor dem Fenſter draußen ſtehe.“

„Warum?“

„Wenn ich einmal weiß, daß Ihr mich prügelt, ſo geh' ich lieber gar nicht hinein, wodurch ich Euch eine doppelte Wohlthat erweiſe.“

„Wie ſo?“

„Wenn Ihr mich prügelt, ſo ärgert Ihr Euch, und verliert Zeit. Der Aerger nimmt Euch den Appetit, und der Zeitverluſt den Arbeitsgewinn.“

„Du ſiehſt alſo doch ein, daß Du Prügel verdient haſt?“

„Ihr ſagt ja alle Tage ſelbſt, daß ich nichts einſehe; wie kann ich alſo einſehen, daß ich Prügel verdient habe?“

„Da hört Ih's!“ flüſterte Bernauer dem Schuhmacher zu.

„Du kannſt doch nicht läugnen, Jörg, daß Du zu lange ausgeblieben biſt?“

„Freilich kann ich dieß nicht läugnen, Meiſter; aber warum ich ſo lange ausgeblieben bin, warum, das iſt eine andere Frage.“

„Nun, ſo ſprich, warum?“

„Ich weiß eine ſchreckliche Neuigkeit, die ich Euch aber vor dem Fenſter draußen, wo mir vor Kälte der Mund zufriert, nicht erzählen kann. Verſprecht mir, mich nicht zu prügeln, ſo geh' ich hinein, und Ihr ſollet Alles erfahren!“

„Wohlan, ſo komm! Du wirſt dießmal nicht geprügelt werden,“ verſetzte Bernauer, der ein abſonderlicher Freund von Neuigkeiten war, eine ſchwache Seite des Meiſters, die der Junge immer zu benützen wußte, ſo oft er in Gefahr ſtand, ſtatt der Morgenſuppe eine Prügelſuppe zu bekommen.

Während Bernauer vom Fenſter wegging, und dem Herde ſich näherte, flog plötzlich die Thüre angelweit auf, wodurch Jörg die mehr oder minder feindliche Stellung des Meiſters raſch erſpähen wollte.

Mit einem Sprunge war Jörg um das obere Ende der langen Tafel, und dadurch außer Griffweite ſeines Meiſters gekommen, der mit abgewendetem Geſichte und verhaltenem Lachen die Thüre wieder ſchloß, dann aber mit ernſter Miene zu dem Flüchtlinge ſagte:

„Heraus jetzt mit Deiner Neuigkeit!“

Jörg begann:

„Ihr wiſſet, Meiſter, daß die ganze Stadt auf den Beinen iſt, wegen des Faſtnachtturniers, welches den Herzogen von Bayern gegeben werden ſoll, die noch nicht hier ſind, aber täglich erwartet werden. Von allen Seiten ſchleppt man Balken und Bretter zu Schranken und Gerüſten auf den Frohnhof; Schneider und Schuhmacher rennen wie unſinnig zu ihren Kunden; denn Alt und Jung will bei dieſem Feſte gar köſtlich geputzt erſcheinen. Sobald ich alſo mit den Gängen fertig war, die ich machen mußte, ging ich zum Frohnhofe.“

„Anſtatt nach Hauſe?“

„Natürlich. Ich mußte wohl hingehen, um etwas Neues zu erfahren; Ihr ſcheltet mich ja immer einen dummen Jungen, wenn ich nach Hauſe komme, und keine Neuigkeit mitbringe. Dort hörte ich eine ſchreckliche Geſchichte.“

„Was denn?“ fragte Bernauer neugierig.

„Ich erblickte unter den müßigen Gaffern den Junker von Villenbach, der mit mehreren vornehmen Herren ſehr eifrig plauderte. Ein paarmal neigte er ſeinen Kopf nach der linken Seite, legte die rechte Fauſt auf die rechte Seite ſeines Halſes, und hob ſie dann langſam empor. Dieß kam mir ſo wunderlich vor, daß ich flugs in ſeine Nähe ſchlüpfte, um ſeinen Worten zu lauſchen. Da hört' ich den jungen Mann, mit welchem der Junker ſprach, kopfſchüttelnd äußern.

„Das kann ich unmöglich glauben, Willenbach."

„Ich ſage Dir, daß ich es mit meinen eigenen Augen geſehen habe," verſetzte der Junker. „An dem unterſten Aſte des fünften Apfelbaumes vor ſeiner Mühle, hangt Claus Reichenbach."

„Entſetzlich!" rief Bernauer aus.

„Seiz Gablon . . . Mörder!" *) murmelte der Schuhmacher.

Walfried ſchauderte.

„Ihr könnt' Euch denken, Meiſter, daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als zur Mühle zu rennen, und da ſah ich denn wirklich den Claus Reichenbach am unterſten Aſte des fünften Apfelbaumes hangen, wenn man über die Schwelle der Hausthüre heraustritt, und zu zählen beginnt. Eine Menge Menſchen gafften den armen Müller an, den ein ſcharfer Morgenwind hin und her bewegte."

„Und Niemand ſchnitt ihn ab, um zu verſuchen, ob man ihn zum Leben bringen könne?" fragte Bernauer.

„Dieß wagte Keiner von den Anweſenden; denn unter dieſen war auch Seiz Gablon, der Seiler, der ſich natürlich auf die Stricke verſtehen muß; dieſer Mann ſchaute den Strick an, ſchüttelte den Kopf, als er an dem herabhangenden Ende drei ſonderbar verſchlungene Knoten bemerkte, und ſagte: „Schneidet den Müller nicht vom Stricke los,

---

*) Hiſtoriſch.

liebe Leute! Er iſt kein Selbſtmörder: ich hab' einen ſolchen Fall ſchon als Geſelle auf meiner Wanderung in Weſtphalen erlebt; . . . aus den drei Knoten am Stricke erkenn' ich, daß ihn die Wiſſenden aufgehängt haben."

„Nicht wahr, Meiſter," unterbrach ſich Jörg, „ich gehöre gewiß nicht zu den Wiſſenden, ſonſt würdet Ihr nicht immer ſagen, daß ich Nichts weiß?"

Eine Pauſe des Schweigens trat ein, während welcher die beiden Meiſter und Walfried ſeltſamen Gedanken ſich überließen.

„Ich ſag's Euch, Meiſter," fuhr Jörg fort; „es war entſetzlich anzuſchauen, wie die Müllerin und ihre fünf Kinder weinten, heulten, und die Hände rangen. Der kleinſte Knabe, der Franz, glaubte, als er den Vater am Aſte im Winde baumeln ſah, der Vater ſei auf den Baum geſtiegen, und könne nicht mehr herab. Plötzlich ſchleppte er einen Schemel herbei, und zerrte ihn unter die Füſſe des Gehängten. Jetzt ſteig 'runter, Vater!" rief der arme Schelm aus, darob gar Viele von den Gaffern laut weinen mußten.

„Seiz Gablon, der Seiler, tröſtete die unglückliche Wittwe. Ihr wiſſet, Seiz Gablon iſt ein andächtiger Mann; wenn er nur ein Viertelſtündchen von der Arbeit abkommen kann, ſteckt er gewiß in einer Kirche. Er fragte ſie, wie denn dieſes Unglück ſich zugetragen habe? Die Müllerin antwortete:

„Der Himmel mochte kaum ſeit einer Stunde gedämmert haben; mein Mann ſtand bei dem Mühlrade, und machte es eisfrei. Ich ſtellte ihm die Morgenſuppe auf den Tiſch in unſer Schlafkämmerlein, und als ich wieder zur Thüre hinausging, hört' ich jenſeits des Steges Jemand rufen: „Müller, von meinem Wagen iſt ein Balken gefallen, den ich ohne Beiſtand nicht mehr hinaufbringe; ſeid doch ſo gut, mir zu helfen!“

„Mein Mann antwortete: „Recht gerne!“ und ging über den Steg. Ich wartete eine Viertelſtunde, ich wartete eine halbe Stunde; ach! mein armer Mann kam nicht zurück . . . Eine große Angſt befiel mich; ich fürchtete, er möchte in den Mühlbach gefallen ſein. Ich rannte über den Steg . . . kam zu dem fünften Apfelbaume, und . . . todt . . . todt . . . todt! . . .“

„Die arme Wittwe konnte nicht mehr reden; vor Schluchzen brach ihr faſt das Herz; und die Kinder weinten . . . ein Stein hätte ſich erbarmen mögen. Auch ich mußte bitterlich weinen . . .

„Der Seiler hörte ſie tiefſinnig an; dann legte er ſeine linke Hand auf ihre rechte Schulter, ſtreckte ſeine rechte Hand zum Himmel empor, uud ſprach gar feierlich:

„Müllerin, der Himmel ſoll mich jähen Todes ſterben laſſen, wenn Euer Mann nicht heimlich irgend ein großes Verbrechen begangen hat! Gott möge ſeiner armen Seele gnädig ſein!“

„D'rauf ging der Seiler der Stadt zu, und die Meiſten von den betrübten Zuſchauern folgten ihm nach; den Müller konnten ſie ja doch nicht mehr lebendig machen.

„Natürlich ging auch ich mit den Uebrigen fort.“

„Daß Du nun fortgingeſt, find' auch ich natürlich; aber warum nicht nach Hauſe, warum, nicht gleich nach Hauſe?“ entgegnete Meiſter Vernauer.

„Seht Meiſter, ich hätte gar zu gerne gewußt, in welche Kirche jetzt der fromme Seiler gehen würde, um für die Seele des unglücklichen Müllers ein paar andächtige Vater Unſer zu beten. Und da ſagt' ich bei mir: Jörg,' ſagt' ich, geh' auch dem Seiler in die Kirche nach, und bete auch einige Vater Unſer für den Müller; ſchau, Jörg, wenn Du ſo an einem Baum hingeſt, wie der Müller, ſo wär's Dir gewiß auch lieb, wenn ein Anderer für Dich beten würde. Du weißt, Jörg, daß Dein Meiſter ein guter, chriſtlicher Mann iſt; wenn er hört, daß Du in der Kirche wareſt, und für die Seele des armen Müllers gebetet haſt, ſo wird er Dich deßhalb gewiß nicht auszanken.“

„Gewiß nicht, Du haſt Recht,“ verſetzte Vernauer. „Und in welche Kirche ging der Seiler?“

„In keine, Meiſter!“

„Das hab' ich mir gedacht,“ murmelte der Schuhmacher; „was ſollte der Teufel in der Kirche thun!“

„In keine?“ rief Vernauer verwundert aus.

„In keine, Meiſter!“

„Und Du?“

„Auch in keine.“

„Wie? Auch Du in keine? Und warum?“

„Hört mich nur geduldig an, Meiſter, es kommt noch Aergeres . . . Ich folgte alſo dem Seiler, der mit ſeinen Begleitern, einigen ehrſamen Bürgern, allerlei Erbauliches von der Furcht Gottes und von der Nächſtenliebe ſprach. Ich ging immer neben ihnen, mit andern Jungen, um die ich mich aber nicht kümmerte; ſo kamen wir . . . zum Frohnhofe. Dort wurde gar fleißig gezimmert, zu den Gerüſten und Schranken, und wir kamen eben an, als man einen großen Balken zu der für die Rittersfrauen beſtimmten Bühne emporzog. An jedem Ende dieſes Balkens war ein Strick befeſtiget. Meiſter Seiz Gablon trat näher, und betrachtete wohlgefällig die Zugkraft dieſer Stricke.

„Stattliche Stricke!“ äußerte einer von ſeinen Begleitern.

„Ja wohl; ſie ſind ganz neu,“ erwiederte der Seiler.

Dann ſchaute er noch einmal hinauf, und ſchaute und ſchaute, und ſchüttelte den Kopf.

„Plötzlich verlängerte ſich ſein Geſicht, ſeine ſpitzige Naſe wurde noch ſpitziger, und er ſchaute aufmerkſam auf einen ringförmigen, dunklen Klumpen hin, der dicht neben dem Schaugerüſte auf dem Schnee lag.

„He da!“ rief er einem Zimmermanne zu.

„Was wollt Ihr, Meiſter?“ fragte dieſer.

„So viel ich ſehe, liegen dort neue Stricke, in Ringe gerollt, die nicht von mir geliefert ſind, und auch die Stricke, mit denen dort der Balken aufgezogen wird, ſind nicht von mir, wie ich ſehe.“

„So iſt's.“

„Von wem ſind dieſe?“

„Da Ihr die bei Euch beſtellten Stricke am beſtimmten Tage nicht abliefertet, ſo kaufte man dieſe aus Fürſorge unter der Hand.“

„Unter der Hand? Ei, ei, und von wem denn?“

„Die Stricke hat ein Seiler zu Landsberg gemacht, und zur theilweiſen Bezahlung einer Schuld, kürzlich an einen hieſigen Bürger abgetreten.“

„An einen hieſigen Bürger? An welchen?“

„An Reichenbach, den Müller,“ antwortete Martin der Zimmermann, ſichtbar unwillig über die Neugier des Seilers, und entfernte ſich.

„Seiz Gablon fuhr zuſammen, knickte ein, und erblaßte.

„Dann nahm er mit der linken Hand einen Nachbar bei dem Arme, zog ihn zu den Stricken hin, die auf dem Boden lagen, legte ſeine linke Hand auf des Nachbars rechte Schulter, und ſtreckte ſeine rechte Hand nach dem dunklen Klumpen aus. Faſt gerade ſo ſtand er kurz zuvor bei der Müllerin, als er zu ihr ſagte:

„Müllerin, der Himmel ſoll mich jähen Todes ſterben laſſen, wenn Euer Mann nicht heimlich irgend ein großes Verbrechen begangen hat. Gott möge ſeiner armen Seele gnädig ſein!“

„Und der Seiler ſprach mit neidiſchem Blicke:

„Seht doch dieſes elende Machwerk an! Die Stricke faſern ſich jetzt ſchon ab, und ſind noch nicht einmal gebraucht; auf dieſe Stricke darf man ſich nicht verlaſſen; ich wenigſtens möchte keinen räudigen Hund damit aufhängen.“

„Noch weniger den Reichenbach!“ höhnte eine Stimme, und vor des Seilers Augen huſchte die Attilahexe vorüber, und warf ihm ein Geſicht zu, Meiſter, o! ein Geſicht, wie wenn ſie ihm den Kopf hätte abbeißen wollen. Alle, die den Seiler umſtanden, fuhren entſetzt zurück; auch ich.

„Indem kreiſchte ein gellender Schrei hoch oben vom Schaugerüſte herab:

„Aufgeſchaut! . . . Jeſus! . . .“

„Zu ſpät!

„Seiz Gablon war ein tüchtiger Strickkenner; der von Reichenbach gekaufte Strick riß am rechten Ende des aufgezogenen Balkens, und dieſer ſtürzte mit ſolcher Gewalt auf die Schulter von des Seilers rechtem Arme herab, daß dieſer nur mehr an den Fetzen des Wammſes ſchlotterte, und die Fingerſpitzen bis unterhalb des Knie's herabſchlumpten.

„Gott im Himmel!“ rief Bernauer aus.

„Gerechter Gott!“ fügte der Schuhmacher bei.

„Wohlverdient!“ murmelte Walfried.

„Der Seiler fiel zu Boden, wie vom Blitze getroffen,“ fuhr Jörg fort, „und wurde von herbeigelaufenen Arbeitern in die an die Kirche angebauten Begräbnißhallen getragen, und auf einen flachen ehernen Sarg mit einem ehernen Kiſſen . . . das Grabmal eines Biſchofes . . . gelegt. Ein handbreiter Blutſtreifen ſchlängelte von der Unglücksſtelle bis zum Thore der Begräbnißhallen wie ein ſchwarzrothes Band durch den blendend weißen Schnee, und wies den herbeiſtrömenden Neugierigen den Weg. Doch alſogleich ſtellte der Junker von Villenbach zwölf Söldner vor den Eingang, um die Unberufenen abzuwehren. Zum Glücke war ich ſchon d'rin; der Junker kam auch gleich, neigte ſich über den Verwundeten, und ſagte, als einige Bürger verlangten, man ſollte ſchnell einen Bader holen:

„Der braucht keinen Bader mehr; bringt ihm lieber einen Prieſter!“

„Ein Sacriſtan ſtand in der Nähe, und watſchelte mit ſeinem weiten Gewande durch den langen finſtern Gang in die Sacriſtei, wo vor und nach dem Leſen von Meſſen immer Geiſtliche zu finden ſind.

„Inzwiſchen ſchlug der Verwundete die Augen auf, und zuckte lange die Lippen, bis er die Worte ſtammeln konnte:

„Den Müller weg . . . den Mül . . . ler weg . . . da . . . da . . . Hier . . . nimm . . . die . . . vier Gulden . . . die . . . ich . . . Dir . . . nicht . . . bezahlte!“

„Und er ſchob langſam die linke Hand vor, und bewegte die Spitzen des Daumens und des Zeigefingers, als ob er Geld vorzählen wollte.

„Müller . . . weg! . . . ſchrie er. „Mein . . . Weib

„Be . . . tet . . . für . . . mich! Gott . . . verzeih . . . mir!“

„Meiſter, wenn ein Fiſchweiher zu Hainhofen abgelaſſen wird, zieht man den Zapfen heraus, und der letzte Guß röchelt und pfeift. So war's auch bei dem Seiler. Der Krampf zerrte ſeinen Kopf über das eherne Kiſſen hinab; er wölbte ſeine Bruſt, daß der Rücken hohl lag; da ſchoß ein Blutſtrom röchelnd und pfeifend aus dem Munde . . . und . . . gar war's mit dem Seiler . . .

„Mir wurde ganz übel . . .

„In dieſem Augenblicke ſchritt ein Domherr aus der Sacriſtei heran.

„Zu ſpät, hochwürdiger Herr,“ rief ihm der Junker von Willenbach entgegen, mit der Hand ihm die Leiche weiſend. „Der arme Seiler hat's überſtanden; das war ein grauſamer Tod!“

„Junker von Willenbach, nehmt Euch ein Beiſpiel daran! Wer weiß, ob Euch nicht noch ein ſchlimmerer Tod beſchieden iſt,“ ſprach eine Stimme in der Nähe.

„Dieſe Stimme war jene der Attilahexe, die auf einer Marmorſtufe hockte, mit dem Rücken an das eiſerne Gitter eines Grabmales ſich lehnend.

„Kaum erblickte der Junker die Alte, als er zornglühend auffuhr:

„So hat Dich denn der Teufel wirklich nicht geholt, verdammte Hexe?“

„Nein, wie Ihr ſeht,“ erwiederte die Alte; „es ſcheint mir, daß er Euch lieber hat, als mich.“

„Stadtſöldner! Stadtſöldner!“ donnerte der Junker in ein laut ſchallendes Gelächter aus, daß es uns Allen eiskalt durch die Glieder rieſelte. „Verſucht's doch einmal, ſchmuckes Junkerchen,“ fügte ſie bei, „das muß recht drollig ſein!“

„Ein Stadtſöldner band ihr die Hände, was ſie lachend geſchehen ließ, und inmitten aller zwölf Bewaffneten, denen zur Seite der Junker mit gezogenem Schwerte ging, wurde ſie fortgeführt. [illegible] gebundenes altes Weib, von dreizehn Mann bewacht,. hatte man noch nie geſehen; Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, Meiſter, was für ein Lärm entſtand, als ſie aus den Begräbnißhallen hervortraten. Gelacht, geziſcht, gepfiffen und geſchrien wurde, daß man hätte taub werden mögen, und ſie hatten noch keine zehn Schritte gethan, als es auch ſchon Schneeballen auf ſie regnete. Schaut mich nicht ſo ſonderbar an, Meiſter; ich war Keiner von den Jungen, welche geworfen haben. Aber dem Zuge mußt' ich natürlich folgen, weil ich wiſſen wollte, ob die Alte in die Hexenlöcher gebracht werden könne, oder nicht.

„Der Zug kam in die letzte Straße.

„Plötzlich ſchrie die Alte:

„Jeſus! der Kamin brennt!“

„Wo?“ fragten die Stadtſöldner, die zu ihrer Linken gingen.

„Dort, links!“ antwortete die Alte.

Die Fragenden ſchauten links zu den Dächern hinauf, und in dieſem Augenblicke ſchlüpfte die Alte zwiſchen ihnen durch, und rannte die Straße hinunter, indem etwas geſchehen, was Euch nicht im Traume einfallen würde, Meiſter.“

„Was denn?“ fragte Bernauer.

„Ich gaffte auch auf die Hausdächer hinauf, um den brennenden Kamin zu ſehen, bis ich den Püff hörte, und gleich nachher einen tollen Lärm, ein Kichern, Lachen und Plappern, wie bei Mummenſchanz. Hurtig drängt' ich mich vor, und, ſiehe da! die ganze Straße wimmelte von . . . lauter Attilahexen, genau ſo angezogen, wie die wirkliche, welche durch ſie von den Bewaffneten getrennt, und bereits verſchwunden war. Woher alle dieſe Attilahexen kamen, ob aus der Luft, aus dem Boden, oder aus den Häuſern . . . ich weiß es nicht; kurz, ſie waren da, wenigſtens fünfzig bis ſechzig, die neckend um die Bewaffneten herumſprangen. Der Junker, voll Zorn, befahl, ſie Alle zu fangen, und in die Hexenlöcher zu führen, um dort die rechte Attilahexe herauszuſuchen. Als aber zwei ſolche Hexen an ſeine Arme ſich hingen, und ihm in die Ohren ziſchelten, machte er bald ein freundliches Geſicht, und ſagte zu ſeinen Leuten, ſie ſollten es nur gut ſein laſſen, und wieder auf den Frohnhof gehen, da hier doch nichts zu machen ſei, weil ihrer zu viele ſeien; er werde gleich nachfolgen. Die Stadtſöldner kehrten um, und der Junker trat mit den beiden Hexen weiter unterhalb in ein Haus, wohlgemerkt, in ein huſſitiſches Haus. Was ſich doch ſo ein Junker nicht Alles erlauben darf!“

„Wofür wär' er denn ſonſt ein Junker?“ bemerkte der Schuhmacher ſpöttiſch.

„Die Hexen verloren ſich,“ fuhr Jörg fort, „und ich machte mich auf den Heimweg, als mir das Weib des ſchnell nach Hauſe, und ſag' Deinem Meiſter, daß ich ihn bitten laſſe, ja gleich den Walfried zu meinem Martin zu ſchicken, der vor einer halben Stunde auf das Rathhaus gerufen wurde, im Herausgehen gefallen iſt, und den rechten Fuß verſtaucht oder gebrochen hat, ich weiß es nicht gewiß; man brachte ihn auf einer Tragbahre heim. Lauf, Jörg, lauf!“

„Walfried,“ ſagte [illegible]nauer, „nimm, was Du brauchſt, und geh' gleich zu Martin!“

Aber der Jüngling hatte bereits nach dem Verbandzeuge und nach Schienen gegriffen, bevor Jörg den Mund ſchloß.

„Und ich lief ...“ fuhr Jörg wieder fort. „Da ich vom Perlachthurme herab luſtig blaſen hörte, lief ich bei dem Rathhauſe vorbei, und ſah den Landvogt und die zwei Bürgermeiſter mit den württembergiſchen Abgeordneten, die von München zurückkamen, feſtlich in die Stadt reiten.“

„Woher weißt Du, daß die württembergiſchen Abgeordneten dabei waren?“ fragte Walfried, der ſich eben fortzugehen anſchickte.

„Der gelehrte Magiſter, der Stadtſchreiber,“ verſetzte Jörg, „nannte ſie Einem von den Geſchlechtern, der neben ihm ſtand, bei Namen. Ich hörte die Worte: Stadt, Stein, Feder, Stamm, Sturm, Löw' ... und Sachſen waren auch dabei. Ich konnte mir dieſe Namen nicht merken, gab auch nicht recht Acht, weil ich mehr um die Ritter mich bekümmerte, als um ihre Namen.“

„Ah! Löwenſtein iſt unter ihnen,“ ſagte Walfried bei ſich: „eben recht.“

„Nein, lieber Walfried. Gott geleite Dich!“

„Nehmt mich gleich mit, Walfried!“ ſagte der Schuhmacher; „wir müſſen ſo ziemlich den nämlichen Weg machen. Lebt wohl, Meiſter Bernauer!“

„Lebt wohl, Meiſter Wiedemann!“

Beide entfernten ſich.

Jörg wollte gerade hinter ihnen hinausſchleichen, als Bernauer ihn am Gürtelriemen packte.

„Wohin ſchon wieder?“

„Meiſter,“ antwortete der Junge, „ich glaube, Walfried hat mir gewinkt; vielleicht ſoll ich Beihilfe leiſten.“

Es drehte aber flugs den Kopf, damit der Meiſter nicht ſehen ſollte, daß dieſe Nothlüge, um wieder fortzukommen, ihm das Blut in's Geſicht trieb.

„So lauf ihm nach!“ erwiederte Bernauer, und ließ den Jungen los, der wie ein Pfeil zur Thüre hinausſchnellte, und die Frau Meiſterin, Barbara Bernauer, die in dieſem Momente in den Thorweg trat, beinahe zu Boden gerannt hätte.

5

Im großen hellen Gemache des oberen Stockwerkes dieſes Hauſes, mit der Ausſicht auf die Straße, herrſchte eine gefällige Einfachheit, durch eine muſterhafte Reinlichkeit gehoben, welche die rühmenswürdige Ueberwachung einer thätigen Hausfrau zur Schau ſtellte. So blank geſcheuert war der Boden, daß man auf ihm den Schatten der Fenſtergeſtelle erblickte, an denen das durch dünne weiße Vorhänge einſtrömende Sonnenlicht ſich brach. Die Schränke [illegible] Eichenholz hatten gewundene Eckſäulen, die Stühle [illegible] Schnitzarbeit hohe Lehnen. An der

Mauer vertiefter kleiner Schrank, deſſen Thüre die Geſchichte vom barmherzigen Samaritan in eingelegter Arbeit wies, zwei breite Geſtelle, jedes zu ſechs Fächern, in denen Gefäße von Kupfer, Meſſing, Zinn, Stein und Glas, von jeder Größe und Form, ſtaublos funkelten.

Die Wand gegenüber, ſohin zur Rechten, ſchmückte ein ſenkrecht hangendes, großes, dünnes Kiſſen von ſchwarzem Sammet, oben vermittelſt einer kurzen Kette von Gagatringen an einer vorragenden Myrtenkrone von vergoldetem Meſſing befeſtigt; auf dieſem Kiſſen ruhte, durch Rückenſpangen, eingehäkelt, Chriſtus am Kreuze, und an deſſen Stamme die göttliche Mutter in ihrem heiligen Schmerze, aus einem einzigen Stücke Elfenbein von einem italieniſchen Meiſter überaus kunſtvoll geſchnitten, und dem Bernauer, der ihn, da er über Augsburg heimreiſend erkrankte, in ſeinem eigenen Hauſe von ſchwerem Siechthume heilte, aus Dankbarkeit zum Andenken geſchenkt. Vor dieſem Crucifixe ſtand ein Betſtuhl, und oberhalb deſſelben ſchwebte an einer Doppelkette von Stahl eine Lampe von azurblauem Glaſe, mit den farbig eingeſchmolzenen Bildniſſen und Namen der zwölf Apoſtel, die bei dem fahlen Scheine der Lampe einen matt ſchimmernden Kranz bildeten. Wenn man Abends die Glocken der Stadt zum Ave Maria läutete, wurde die Lampe zum Gebete angezündet, und an jedem Sonnabende brannte das Licht die ganze Nacht hindurch.

Unweit des erſten und dritten Fenſters, ſtanden zwei Thüren ſich einander gegenüber; die Thüre zur linken Hand führte in das kleine Schlafzimmer der holden Agnes, ausgeſtattet mit dem züchtigen Bettlein, das bis auf den Boden eine Decke von Linnen verhüllte, weiß wie friſch gefallener ein in Oel gemaltes Bildniß der heiligen Agnes umrahmend, der Schutzpatronin des frommen Mädchens. Zwei kleine Leuchter zierten den Altar, und einige langhalſige Gefäße von bunt gebranntem Thone, aus denen Sträuße von künſtlichen Blumen quollen, die einen ungemein lieblichen Amberduft ſpendeten. Dieſe Blumen hatte Agnes gemacht, und ihrer Patronin geweiht, die, aus einer der vornehmſten chriſtlichen Familien Roms ſtammend, durch Schönheit und Geiſtesbildung ausgezeichnet, im Jahre 303 oder 304, erſt 13 Jahre alt, den Todesſtreich des Henkerſchwertes dem Verluſte ihrer jungfräulichen Reinigkeit vorzog, indem ſie ihrem himmliſchen Bräutigame treu zu bleiben gelobt hatte.

Die Thüre zur rechten Hand gewährte die Einſchau in das Schlafgemach der Bernauer'ſchen Eheleute, in deſſen Hintergrunde ein ſehr breites, auf acht ſchneckenförmigen hölzernen Säulen ruhendes Himmelbett mit bunten Vorhängen ſtand; von der Decke herab lächelten, das in der Mitte eines Dreieckes angebrachte Auge Gottes umkreiſend, geflügelte, bausbäckige Engelsköpfchen, und zu Häupten, auf einem ſchmalen Mauervorſprunge, bewachte, unter Glas und Rahmen, die heilige Familie, aus Wachs geformt, die ſüße Ruhe der Schlafenden. Durch zwei große und breite Fenſter an den beiden Thürflügeln eines gewaltigen Schrankes, erblickte man den beſcheidenen Hausſchatz: feines Linnen in Stücken, die Frucht vieljährigen häuslichen Fleißes; Bett-, Leib- und Tiſchwäſche, noch ungebraucht; goldene und ſilberne Kettlein und Ringe, und Zitternadeln, Perlen in Schnüren; vergoldete und buntfarbene Wachsſtöcke in der Form von Kronen und Meßbüchern, auf deren Deckeln einige Wunder des Heilandes die Blicke feſſelten; Spitzenſchleier; ſchwere Seidenſtoffe; ſilberne Löffel, Meſſer und

Alterthümlichkeit, durch die lange Dauer des Beſitzes, oder als Geſchenke, die an theure Weſen erinnern, auch den genügſamſten Hausfrauen lieb ſind, und unentbehrlich dünken. Ein großer Theil dieſer ſchönen und werthvollen Gegenſtände, ſollten einſt zur Ausſtattung der geliebten, einzigen Tochter dienen, und nach dem Tode der Eltern Alles ihr Eigenthum werden.

Zwei bequem gepolſterte Lehnſtühle hüteten wie zwei lederne Löwen einen Tiſch von Eichenholz. Wie oft ſchon mochte der alte Bernauer den Augenblick herbeigeſehnt haben, ſeinem Lehnſtuhle den Namen eines Großvaterſtuhles geben zu können! Bisher durfte er ihn nur als einen Sorgenſtuhl betrachten, da er mit bangen Sorgen einer Störung des häuslichen Friedens entgegenſah, ſobald ein Freier um Agnes erſcheinen würde. Denn die Meiſterin wollte mit ihrer ſchönen Tochter gar hoch hinaus, vergönnte ſie keinem gewöhnlichen Bürger, ja nicht einmal einem reichen Kaufherrn; ihr Eidam ſollte ſchlechterdings eine vornehme Perſon von Adel ſein.

Neben jeder Thüre hing ein kleines Crucifix auf Perlenmuttergrunde; der Stamm des Kreuzes lief in einen Meermuſchelweihkeſſel aus.

An jedem der drei Fenſter lag auf einem Dreifuße ein Stickrahmen mit einem rohrgeflochtenen Körbchen zur Seite, worin ſich Alles befand, was zur Arbeit nöthig war. Hinter jedem Stickrahmen, den Augen der Stickenden gegenüber, erhob ſich eine Staffelei mit einem Gemälde als Stickmuſter.

An dem erſten Stickrahmen, beſchäftiget, nach einem Gemälde des berühmten Malers Gabriel Angler in München, durch ihre kunſtreiche Nadel den Moment aus der

Sohne Albrecht das Leben rettete, ſaß Frau von Königsegg, die Tochter eines ſehr angeſehenen Mannes und Bürgermeiſters zu Augsburg, Namens Lorenz Egen. Seine Vorfahren hatten ſich von Argon geſchrieben, ſein Großvater den Namen angenommen, ſein Sohn Peter aber, der Bruder der Frau von Königsegg, und ebenfalls ſehr oft zum Bürgermeiſter gewählt, ſpäterhin, mit Bewilligung des Kaiſers Sigmund, bei dem er viel galt, wieder den Namen von Argon geführt. Seine Söhne waren vollendete Taugenichtſe, und befehdeten die Stadt, ſo daß man den Papſt, den Kaiſer und das Reich gegen ſie aufbieten mußte. Sie endeten als Bettler, und das Geſchlecht erloſch im kläglichſten Elende. Peter von Argon wurde bei einer jährlichen Einnahme von 2600 fl., zu einer Zeit, wo das Geld einen mehr als ſechsfach höheren Werth hatte, als jetzt, wo man mit 50 Pfennigen, der monatlichen Löhnung eines Söldners mit drei Knechten und drei Pferden, ein ganzes Dorf kaufte, als der reichſte Mann in Augsburg geprieſen, mit dem kein Graf ſich meſſen konnte. Von Eitelkeit und Hochmuth verblendet, verließ Peter Augsburg, wo er durch Leutſeligkeit, ſeine Sitten, Wiſſenſchaft und Verſtand, alle Zunftmeiſter nach ſeinem Willen lenkte, begann mit der Stadt einen Prozeß, und wurde zu Wien erwürgt, und zwar, wie man vermuthet, durch die heimliche Vehme. Hochfahrenden Geiſtes, gedachte er, aus ſeinen Söhnen vornehme Herren zu machen, und ſeine Enkel ſtarben in bitterer Armuth.

Frau von Königsegg, ungefähr drei und dreißig bis vier und dreißig Jahre alt, war eine Dame von mittlerer Größe, ein wenig beleibt; ihre lichtbraunen Haare ſchillerten ſchon an manchen Stellen in's Graue, eine Folge erduldeter Nöthen und Trübſale, deren Spuren auch ihre Züge verriethen, ſo lange ſie nicht durch irgend ein Geſpräch aufgeregt waren. Ein Stumpfnäschen, und etwas volle Lippen, verliehen ihrer Miene den Ausdruck der ihr eigenthümlichen Gutmüthigkeit.

Aus Auftrag des hohen Rathes hatte Hans von Köz, ein vorzüglicher Maler Augsburgs, der auch eine Tafel auf dem Frühmeßaltare in der St. Ulrichskirche für die damals höchſt bedeutende Summe von 300 fl malte, ein ſchönes Gemälde geliefert, die von uns bereits erwähnte Scene darſtellend, wie Herzog Wilhelm III. den erſten Turnierpreis, einen Lorbeerkranz, mit einer Perlenſchnur durchflochten, zu Gunſten ſeines Beſiegers, des Georg Rehm, mit huldvollen und beſcheidenen Worten ablehnte.

Eine Stickereicopie dieſes Gemäldes ſollte von Frau Sibilla Langenmantel angefertiget, und von ihr dem Herzoge Wilhelm III. überreicht werden. Sie ſchien ihre Arbeit bereits vollendet zu haben, und jetzt nur mehr eine aufmerkſame Nachſchau zu halten, ob nicht hier und da der Abſtand von zwei Stichen einer Ausfüllung, oder irgend eine Partie ein ſtärkeres Relief bedürfe.

Frau Langenmantel, vor zehn Jahren, als Kaiſer Sigmund in Augsburg war, und im Tanzhauſe goldene Ringe an die Frauensperſonen verſchenkte, denen er ſie ſelbſt an die Finger ſteckte, die berühmteſte Schönheit der Stadt, unter dem Namen Sibille Goſſenbrot, Schweſter des Sigmund Goſſenbrot, Benedictiners bei St. Ulrich und Afra daſelbſt, der eine Abhandlung von dem Urſprunge der Stadt Augsburg geſchrieben, und ſie dem Kaiſer Sigmund zugeeignet hat, welche mehr Beleſenheit in alten Geſchichtſchreibern, als Urtheilskraft nachweiſet, war jetzt 28 Jahre alt, eine hohe ſchlanke Frau mit einer Miene würdevollen Ernſtes; die ſeelenvollen Augen und ſeidenweichen Haare wetteiferten hatte einen überaus wonnigen Mund, der aber nur ſelten das Schweigen brach, und darin unterſchied ſie ſich von Tauſenden ihres Geſchlechtes, die an ihrer Stelle allaugenblicklich bereit geweſen wären, ſprechend den Mund zu öffnen, wenn auch nur, um mit ſo herrlichen Zähnen zu prunken.

Agnes ſtickte am dritten Fenſter das Bildniß des Herzogs Albrecht, nach einem Gemälde von Gabriel Angler; dieſes Bildniß war zu einem doppelten Geſchenke beſtimmt, zunächſt für Albrecht, und dann durch dieſen für ſeine Braut als ein Muſter des hohen Grades von Kunſtfertigkeit der Augsburgerinnen in den Schöpfungen der Nadel. An Gewandtheit im Sticken übertraf Agnes Alle; woher mochte es alſo kommen, daß ihre Nadel oft minutenlange Pauſen machte, während welcher ihre Augen in ſinniger Beſchauung am Bilde hingen? In ſolchen Momenten wär' es einem aufmerkſamen Beobachter ihrer ſchwärmeriſchen Blicke ſicher klar geworden, daß, wenn ihre Nadel ruhte, ihr Herz zauberiſche Gebilde ſchuf.

Seit geraumer Zeit ließ kein Geräuſch der Thätigkeit am Stickrahmen des holden Mädchens ſich vernehmen. Suſanna, die Magd, trat vor, näherte ſich der Träumenden, und ſagte:

„Jungfrau Agnes!“

Keine Antwort.

„Jungfrau Agnes!“ widerholte die Magd.

„Was willſt du?“ erwiederte jene, wie aus dem Schlaf aufgeſchreckt.

„Hier ſchickt Euch die Frau Meiſterin den Schlüſſel zum Wandſchranke.“

Und Suſanna legte den blanken Schlüſſel auf den Rand des Stickrahmens.

„Bedürfet Ihr meiner noch?“ fügte ſie bei.

„Nein", verſetzte Agnes.

Die Magd entfernte ſich.

Agnes nahm den Schlüſſel, ging zum Wandſchranke, öffnete ihn, ſtellte auf den Tiſch unter demſelben einen langhalſigen Humpen mit einem kleinen zinnernen Deckel, drei Becher von der ſeltenen Sorte des edlen Serpentinſteines mit hochrothen Flecken, und drei Teller von dickem, ſchwarzen, venetianiſchen Glaſe mit an den Rändern eingebrannten Goldverzierungen. Sie füllte die drei Becher mit Meth, vertheilte ſie auf die drei Teller, umlegte ſie zierlich mit feinem Backwerke, und ſchickte ſich an, den beiden Damen die ſüße Labung zu credenzen.

6.

„Ich muß Euch wiederholt um Vergebung bitten, edle Frau," ſagte Agnes, der Frau von Königsegg ſich nähernd, „daß ich Euch heute ſo lange auf den Meth warten ließ, und ſtelle die gleiche Bitte an Euch, Frau Langenmantel," ſetzte Sie hinzu, während die beiden Frauen die credenzten Teller nahmen, mit einer leichten Verneigung gegen Agnes an den Bechern nippten, ein Stückchen Backwerk auf den Rand des Rahmens legten, und die Teller auf Griffweite zu ihrer Linken auf die Fenſtergeſimſe ſtellten, „denn die Mutter iſt ſo eben erſt gekommen, und hatte, wie ich Euch ſchon ſagte, den Schlüſſel zum Wandſchranke zufällig in ihre Taſche geſteckt."

„Ja wohl, der Zufall treibt oft ein wunderliches Spiel," verſetzte Frau von Königsegg lächelnd; „denn läßt ſich etwas Wunderlicheres denken, als daß auch Du eben erſt heimkameſt, obgleich Du das Haus nicht verließeſt, liebe Agnes?"

„Ich verſteh' Euch nicht, edle Frau," erwiederte Agnes mit ahnender Beſtürzung.

„Aber Du verſtehſt mich, Sibille?“ fragte mit einem ſchalkhaften Blicke die Dame ihre Freundin, welche ſich umgewendet hatte, und mit der müßigen Nadel den rechten Arm ihres Lehnſtuhles tupfte.

„Recht gut, Elsbeth,“ antwortete die Gefragte, und ein leiſes Lächeln verklärte ihre ſchönen Lippen.

„Da ſiehſt Du, daß ich nicht in Räthſeln ſpreche, Agnes,“ fuhr die Dame fort; „doch, ich will mich näher erklären.“

Sie ergriff ihren Becher, ſetzte ihn an ihre Lippen, und nippte fortwährend in kleinen Abſätzen daran, während ſie mit Agnes ſprach.

„Sag mir doch, biſt Du mit Deiner Stickerei ſchon fertig?“

„Ja; ich muß nur noch einige Fäden ausziehen.“

„Biſt Du auch mit dem Herzoge Albrecht ſchon fertig?“ fragte Frau von Königsegg, indem ſie einen gutmüthig neckenden Blick auf Agnes heftete.

Die Beſtürzung der Jungfrau nahm zu.

„Natürlich, edle Frau, wie könnt' ich ſonſt mit der Stickerei fertig ſein?“ entgegnete Agnes.

„Richtig,“ verſetzte Frau von Königsegg. „Doch warum fragſt Du mich denn nicht, was mich zu der Aeußerung veranlaßte, und wie es zu verſtehen ſei, daß auch Du eben erſt heimkameſt, obgleich Du das Haus nicht verließeſt?

„Weil ich mir dachte, daß Neugier mir nicht gezieme, und daß Ihr mir es wohl ungefragt ſagen würdet, wenn es Euch belieben ſollte.“

„Gut geantwortet, liebe Agnes; aber Du entſchlüpfeſt mir dennoch nicht. Sag an, was dachteſt Du Dir eben, als vorhin Suſanna, die Magd, zu Dir hintrat, bei Deinem Namen Dich nannte, und Du ſie nicht hörteſt, bis ſie ihren Zuruf wiederholte?“

Agnes erröthete.

„Ich dachte“ antwortete ſie zögernd, „wie gar ſehr überlegen der Pinſel eines guten Malers, im Abbilden des menſchlichen Antlitzes, der Nadel einer Stickerin ſei, wenn ſie nicht von ſo kunſtreichen Händen geführt wird, wie die Eurige iſt, edle Frau, und jene der Frau Langenmantel.“

„Durch dieſe Schmeichelei willſt Du uns die Wahrheit Deines Rufes beweiſen,“ verſetzte die Dame, „daß Du nicht bloß ſchön und tugendhaft, ſondern auch von gebildetem Geiſte ſeieſt. Gewiß wird Sibille meinen Dank für Deine gute Meinung von unſerer Kunſt theilen, dennoch . . .“

„Allerdings theil' ich herzlich dieſen Dank,“ unterbrach ſie Frau Langenmantel; „aber ich möchte wetten, daß Elsbeth zu Dir ſagen wollte: „Dennoch . . . ſollſt Du mir nicht entkommen.“

„So iſt's,“ entgegnete die Dame. „Sprich aufrichtig, Agnes, dachteſt Du Dir, während Du in der Anſchauung des Bildes abweſend wareſt, bis zu dem Augenblicke, da Du bei dem zweiten Zurufe der Magd wieder heimkameſt, wirklich nichts Anderes, gar nichts Anderes, als die Ueberlegenheit des Pinſels über die Nadel?“

Das holde Antlitz der Jungfrau war wie mit Purpur überhaucht; ſie ſchlug die Augen nieder, erhob ſie aber alſogleich, und antwortete mit feſtem Tone:

„Ihr wißt, edle Frau, und auch Euch, Frau Langenmantel, iſt es wohl bekannt, daß ich geſonnen bin, in das Kloſter zu gehen, und daß von dieſem Schritte bisher nur die herzinnige Liebe zu meinen Eltern, und die dringenden Vorſtellungen derſelben mich abgehalten haben. Ich darf Euch alſo ungeſcheut anvertrauen, was ich bei dem Anblicke des Bildniſſes des Herzogs Albrecht noch Anderes mir dachte. Ich dachte mir, daß irgend eine Jungfrau, welche das weltliche Leben dem klöſterlichen vorzöge, bei einem Gatten, wie der Herzog Albrecht, das häusliche Glück wohl finden könnte, vorausgeſetzt, daß ſein Gemüth mit ſeinem Aeußern übereinſtimmen würde."

„Das heißt," erwiederte die Dame, „Du würdeſt Dich nicht ungerne entſchließen, dem Kloſter zu entſagen, und dem Albrecht die Hand zu reichen, wenn er kein Herzog und kein Bräutigam, und eben ſo gut als ſchön wäre. Was würde Dein Walfried zu dieſer Geſinnung ſagen, wenn er ſie erführe?"

„Mein Walfried?" verſetzte Agnes mit einer Miene der Verwunderung.

„Nun ja, Dein Walfried," ſagte Frau von Königsegg;" überall iſt die Rede davon, daß er Dein Liebhaber ſei, und bald Dein Gatte werde."

„Ich wünſche Dir Glück zu dieſer Wahl," äußerte Frau von Langenmantel; „denn ich höre Walfried von Jedermann rühmen."

„Daß Walfried mich liebe, iſt mir bekannt; denn er ſagte es mir ſelbſt in Gegenwart meines Vaters, und bat mich um meine Hand; aber daß er mein Liebhaber ſei, davon weiß ich nichts; denn mein Herz ſagt mir, daß ich ihn nur lieben kann, wie eine Schweſter ihren Bruder. Mein Vater wäre mit dieſer Verbindung ſehr zufrieden; allein meine Mutter will nichts davon hören, ſondern wünſcht ſich einen vornehmen Schwiegerſohn. Leider kann ich den Wunſch meines lieben Vaters nicht erfüllen, und noch weniger jenen meiner Mutter; denn um keinen Preis der Welt möcht' ich über meinen Stand mich erheben; ich bilde mir ein, daß gar leicht der vornehme Gatte ſpäterhin ſeine

Wahl bereuen, oder die Abneigung der vornehmen Verwandten das häusliche Glück ſtören könnte."

„Eine verſtändige Bemerkung!" verſetzte die Dame. „Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gerne, und eben deßhalb wäre Walfried, ein ſchöner und wackerer Jüngling, und in ſeinem Fache ſehr erfahren, obgleich noch ſo jung, für Dich ganz paſſend. Doch dieß kann ſich noch Alles machen. Merke Dir wohl, was ich Dir jetzt ſage," fügte ſie bei, indem ſie die beiden Hände der Jungfrau faßte, „vielleicht wirſt Du, wie es bei mir der Fall war, im Laufe Deines Lebens noch oft Gelegenheit finden, die Wahrheit meiner Worte zu erproben. Die Erfüllung deſſen, was ſich das arme, menſchliche Herz am ſehnlichſten wünſchte, iſt bisweilen das größte Unglück dieſes armen Herzens; darum vergiß nie, ſo oft Du Gott um etwas bitteſt, demüthig beizufügen: „Erfülle dieſe Bitte, guter Gott, wenn es zu meinem Beſten geſchehen kann; denn nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deinige!"

Agnes faltete andächtig die Hände und verſank in tiefes Sinnen.

Seufzend fuhr die Dame fort:

„Ich war Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe, wieder Braut, ohne von dem Bräutigame zum Altare geführt zu werden, noch einmal Braut und Gattin, und habe im Laufe dieſer wechſelnden Lebensverhältniſſe die Wahrheit meiner ſo eben geſprochenen Worte auf eine ſo bittere Weiſe erfahren, wie vielleicht nur wenige Frauensperſonen."

„O! ich bitte Euch, edle Frau," erwiederte Agnes, erzählet mir doch Eure ſo merkwürdigen Ereigniſſe, von denen ich ſchon Manches, aber nie im Zuſammenhange, ſprechen hörte; nicht eitle Neugier treibt mich zu dieſer inſtändigen Bitte, die ich früher nie zu ſtellen wagte, und jetzt nur, weil Ihr ſelbſt davon Erwähnung macht, ſondern die Hoffnung, gute Lehren für mich aus Eurer Erzählung ſchöpfen zu können. Mag ſie Euch auch ſchon bekannt ſein, Frau Langenmantel, ſo wollet Euch doch meiner Bitte beigeſellen."

„Herzlich gerne," entgegnete Frau Langenmantel, „zumal da ein großes Unglück, wenn auch betrübend, doch immer belehrend und tröſtend bleibt."

„Es ſei; ich will Dir meine Leidensgeſchichte erzählen, liebe Agnes," ſagte die Dame, „obgleich ich weiß, daß ſie mir viele Thränen koſten wird."

„Wenn es Euch gefällig iſt, ſo will ich die Teller mit den Bechern auf den Tiſch unter dem Wandſchranke ſtellen, damit wir in traulicher Nähe ſitzen können," verſetzte Agnes, und ordnete Alles, während die beiden Frauen von ihren Sitzen bei den Stickrahmen ſich erhoben. Doch als ſie über ihren eigenen Stuhl ſich neigte, und die linke Hand ausſtreckte, um ihren Teller vom Fenſtergeſimſe zu nehmen, konnte ſie ſich nicht enthalten, mit ihrem Haupte eine halbe Wendung zu machen, und einen flüchtigen Blick auf Albrecht's Bildniß zu werfen; in dem Momente, da ſie ihren gebückten Leib wieder erhob, faßte ſie, wie um ſich das Gleichgewicht durch eine Stütze zu ſichern, mit der freien rechten Hand die Schraube auf der rechten Seite der Staffelei, die das Bildniß trug, und gab dieſer einen unmerkbaren, aber genügenden Ruck, um von ihrem Platze aus, am Tiſche unterhalb des Wandſchrankes, die ihr ſo theuren Züge nicht aus den Augen zu verlieren.

So erfinderiſch iſt die Liebe, ſelbſt in dem Herzen einer unſchuldigen Jungfrau ...

7.

Frau von Königsegg ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte auf ihn ihre Elenbogen, und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen. Nach einer kurzen Pauſe des Schweigens richtete ſie ſich auf, fuhr mit der Linken über ihre Stirne, und begann:

„Der Ritter Hainz Rehling, ein junger, freundlicher gar tugendlicher Mann von feinen Sitten und reich begütert, beſuchte oft meinen Vater; aber an den zierlichen Worten, die er an mich richtete, merkte ich bald, daß er mir ſehr gewogen ſei. Auch mir wurde er täglich lieber; er warb um meine Hand und erhielt ſie. Als er mich zum Altare führte, ſagte ich im Stillen bei mir: Ich danke Dir mein lieber Gott, daß Du meinen Wunſch erfüllt haſt. . . . Dieß war der erſte Fall in meinem Leben, der mich zu dem Wahne führte, daß es ein Glück für den Menſchen ſei. wenn Gott ſeine Wünſche erfülle. Doch wie viel Kummer wäre mir durch die Nichterfüllung dieſes Wunſches erſpart worden! Ich zählte 21 Jahre, als ich meinem Hainz am Altare die Hand reichte. Gott ſegnete unſere zärtliche Liebe mit einem Knaben, der Hainz getauft wurde, wie ſein Vater hieß, und gerade als ich glaubte, zu meinem Glücke bleibe nichts mehr zu wünſchen übrig, nach Verlauf von ſieben Wochen, ſtarb mein lieber Hainz; ein böſes Fieber raffte ihn rettungslos in wenigen Tagen weg. Ach! da war ich wohl eine tiefbetrübte Wittwe, eine bedauerungswürdige Mutter!“

So lebendig war der Schmerz der Erinnerung, daß der edlen Frau die Thränen aus den Augen brachen, die auch in den langen Seidenwimpern Sibillens ſchimmerten, und über die Sammetwangen der zartfühlenden Agnes rollten.

„Mit meinem lieben Hainz war für mich die ganze Welt todt; ohne den Beiſtand der heiligen Maria, und ohne den Troſt meines Bruders und meiner Schwägerin, hätte ich mich gewiß zu Tode geweint. Ich wollte in's Kloſter gehen; die mütterliche Pflicht, für mein Kind zu ſorgen, hielt mich zurück. Wenn ich mein Kind anſchaute, ganz des Vaters Ebenbild; wenn ich allein am Tiſche ſaß, ohne ihn gegenüber zu ſehen, wie ſonſt; wenn ich irgend etwas ſah, was an den Verlorenen mich mahnte, ja auch nur das Wiehern ſeines Roſſes aus dem Hofe herauf hörte, ſo meinte ich, das Herz im Leibe müßte vor Jammer mir zerſpringen.

„Doch die Zeit lindert alle Leiden des Herzens, da der Gram an der Unmöglichkeit ermüdet, Geſchehenes ungeſchehen zu machen. Weil ich alle meine Thränen geweint hatte, glaubten die Leute, ich wolle nicht mehr weinen, ſondern wieder fröhlich werden, und des Lebens mich freuen. Darum war's auch ein angelegter Handel, daß, als ich auf Erſuchen meiner Schwägerin eines Tages auf dem Heimgange von der Meſſe ſie beſuchte, drei Ritter zu meinem Bruder kamen, Marquard von Schellenberg, Hans von Königsegg, und Kunz von Villenbach, von denen der Erſte und der Zweite viel Gutes von meinem ſeligen Hainz rühmten, und auch meine Reize prieſen, was ich ihnen aber als offenbaren Spott ſehr verargte, der Dritte aber nur nach meinem Erbtheile ſich erkundigte. Als ſie fortgegangen waren, bemerkte mir mein Bruder, daß ſie drei reiche, in der Nähe von Augsburg begüterte Ritter ſeien, lobte Marquard und Hans, der ſeit einem Jahre Wittwer war, und ſchilderte mir den Kunz von Villenbach als einen böſen und ſtreitſüchtigen Mann, der, wie ſein Vater, die Stadt ſchon zweimal befehdet habe.“

„Iſt der Junker von Villenbach mit ihm verwandt?“ fragte Agnes.

„Sein Sohn“, erwiederte die Dame, und fuhr fort: „Man hörte bald nicht mehr auf, mich von allen Seiten zu quälen, daß ich doch wieder heirathen ſolle, wär's auch nur, um dem Söhnlein einen rechtſchaffenen Vater zu geben. Marquard ſteckte ſich hinter meinen Bruder, meine Schwägerin und meine Magd; Hans von Königsegg übertrug ſeiner Schweſter, der Burggräſin von Burtenbach, die Werbung; ſie redete mir gar eifrig zu; aber ich entſchuldigte mich, daß es noch viel zu früh ſei, an eine Heirath zu denken. Ritter Marquard hielt ſich an meine Magd, und ſchenkte ihr eines Tages ein ſtattliches Trinkgeld von zwölf Pfennigen, damit ſie einen Brief, ſeine Liebeserklärung enthaltend, auf meinen Tiſch legen ſollte. Sie verrieth ihm alle Beſuche, die ich zu machen gedachte, und ſo kam es, daß ich Marquard überall traf, wohin ich ging, und wo immer ich ihn traf, begegnete er mir mit der größten Artigkeit und Liebe, wodurch er nach und nach mein Herz gewann. Als die Trauerzeit zu Ende war, gab ich ihm das Jawort. Da gab es keinen glücklicheren Mann, als ihn. Zur Beſchleunigung dieſer Wahl bewog mich vorzüglich das rohe Betragen des Ritters Kunz, der ſich eines Tages in mein Haus ſchlich, wie ein Dieb mich überfiel, mir die bitterſten Vorwürfe machte, daß ich Marquard den Vorzug gebe, ſeine Vermeſſenheit ſo weit trieb, mit geballter Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen, und zu drohen, mich unglücklich zu machen, wenn ich nicht von Marquard abſtehe, und nicht ihm den Vorzug gebe.

„Anſtatt dieß dem Marquard zu ſagen, verſchwieg ich es ihm aus banger Beſorgniß, er möchte in einer Fehde m Kunz das Leben verlieren. Noch jetzt ſtellen ſich gar oft Augenblicke bei mir ein, in denen ich dieſes thörichte Schweigen mir zum nagenden Vorwurfe mache. Wie ganz anders, wie edel, benahm ſich dagegen Ritter Hans! Er war ſehr betrübt, und bedauerte höchlich, daß ich nicht ihn wählte, freute ſich aber dennoch und tröſtete ſich darob, daß meine Wahl auf einen ſo wackern Ritter, wie Marquard, gefallen ſei. Doch zog er alſogleich auf ſeine Burg Königsegg, um ſeinen tiefen Kummer nicht hämiſchen Blicken zur Schau zu ſtellen.

„Ich erſchien mit meinem Bräutigame, zum erſtenmale öffentlich bei dem großen Feſte, womit man auf dem Tanzhauſe die Ankunft des Kaiſers Sigmund verherrlichte. Als ich mit Marquard in den Saal trat, mögen wohl ſchon über 200 Perſonen von Geſchlechtern und Fremden verſammelt geweſen ſein, des Kaiſers harrend, der gar lange auf ſich warten ließ, bis er erſchien, von meinem Bruder begleitet, bei dem er wohnte. Auch viele ſchöne Frauen und Jungfrauen waren da; aber Eine unter dieſen, die Tochter des Bürgermeiſters, damals Braut, überſtrahlte an wunderſamer Schönheit alle die Andern ...“

Die Dame ſchwieg, und blickte lächelnd auf ihre Freundin Sibille, die in ihrer Verlegenheit den Becher an die Lippen ſetzte, in kurzen Pauſen Meth ſchlürfte, und die neckende Elsbeth heimlich anblinzelte.

„Sonderbar!“ fuhr dieſe mit ſchalkhafter Miene fort, „ich weiß nicht, ob mein Gedächtniß mir untreu wird, oder ob alter Neid dabei im Spiele iſt, da ich, ungeachtet alles Nachſinnens an den Namen jener ſchönen Jungfrau mich nicht mehr erinnern kann, ſohin denſelben Euch leider auch nicht nennen kann; vielleicht weiß ihn Sibille, die auch dabei geweſen iſt.“

„Wie kannſt Du ſo muthwillig ſein, liebe Elsbeth,“ verſetzte Sibille, „zu ſcherzen, während wir erſt mit Dir weinten?“

„Nun denn,“ ſagte Frau von Königsegg, ſcheinbar zürnend, „da Du ſo freigebig mit einem Verweiſe biſt, ſo darfſt Du nicht mehr auf meine Schonung zählen, und . . .“

„O! ſagt es nicht, edle Frau,“ unterbrach ſie Agnes treuherzig, „daß jene ſo wunderſam holde Jungfrau Sibille Goſſenbrot hieß; Ihr ſeht ja, daß es Frau Langenmantel nicht gerne wiſſen läßt, obgleich Augsburg noch in den ſpäteſten Zeiten davon ſprechen wird.“

Und bei dieſen Worten verneigte ſich Agnes gar anmuthig vor ihrer Tiſchnachbarin.

Aber dieſe verſetzte auf eine eben ſo artige als verſtändige Weiſe:

„Ich danke Dir für dieſe Aeuſſerung, Agnes. Man verwechſelt gar oft blühende Jugend mit Schönheit; ich war damals jung, und kam gar ſtattlich gekleidet in's Tanzhaus; wohl möglich, daß mich Einige deßhalb hübſch fanden. Doch glaube ſicherlich, daß oft die Schönheit vielmehr ſchwere Prüfung des Himmels, als ein beneidenswerthes Geſchenk ſei; meine liebe Freundin Elsbeth hat dieß zur Genüge erfahren, und Gott möge Dich, Agnes, vor einem ähnlichen Unglücke gnädig bewahren!“

Bei dieſen feierlich geſprochenen Worten, wurde die Miene der Frau von Königsegg wieder ſo ernſt, wie zuvor, und Agnes nachdenkend.

Die Dame fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Bald nach der Ankunft des Kaiſers, ſtellte Marquard mich ihm vor. Der Kaiſer war ſehr gnädig, und ſprach:

„Ei, Ritter Marquard, wie habt Ihr ſo ſchön gewählt! Wohl müßt Ihr wiſſen, was ſchön iſt.“

„Drauf verſetzte der Ritter:

„Gnädiger Herr Kaiſer, wenn ich nicht wäre gewählt worden, ſo würde ich umſonſt gewählt haben.“

„Der Kaiſer wünſchte mir alles Glück.

„Bald nachher begab ſich Ritter Marquard auf ſeine Burg Seifriedsberg, die auf einem ſehr hohen Berge liegt, und das Stammſchloß der adeligen Familie von Seifriedsberg iſt, die um das Jahr 1200 ausſtarb, um dort Alles zu unſerer Hochzeit zu ordnen, welche in vierzehn Tagen, gerade an meinem Namenstage, gefeiert werden ſollte. Aber ſo wie Marquard nicht mehr bei mir war, befiel mich eine ſchreckliche Angſt, und allnächtlich quälten mich grauenhafte Träume, in denen ich gar oft Marquard's blutige Leiche ſah. Da rieth mir meine Freundin, die Frau des Jos Onſorg, mir von der Mutter Lintrude wahrſagen zu laſſen, und erbot ſich zur Begleiterin.

„Ihr ſprecht von der Attilahexe, edle Frau? fragte Agnes.

„Ja, dieſen Namen führte ſie auch,“ antwortete die Dame.

„Und führt ihn noch zur Stunde,“ bemerkte Frau von Langenmantel, „wenn dieſe Mutter Lintrude die nämliche iſt, zu der Du gehen ſollteſt. Man hat ſchon manche Attilahexe verbrannt, wie ich erzählen hörte, und bald darauf trieb wieder eine Attilahexe ihr Unweſen. Wohl möglich, daß der Leib, den das Feuer verzehrt, nur ein eitel Blendwerk iſt, und der böſe Geiſt, welcher darin ſteckt, gleich wieder in einen andern Leib fährt.“

„Es mag ſich wohl ſo verhalten, wie Du ſagſt, Sibille. Ich war lange unſchlüſſig, ob ich dieſen Gang machen ſollte; da mir aber einſt bei Nacht Ritter Marquard mit einer Wunde im Herzen erſchien, konnte ich meine Angſt nicht mehr ertragen. Ich ließ meiner Freundin ſagen, ſie möge in der nächſten Nacht zu mir kommen. Sie ſtellte ſich richtig ein, mit dem Gewande ihrer Magd angethan, und ich machte es eben ſo Gegen Mitternacht gingen wir fort, nicht ohne große Furcht, auf den Straßen geſehen, und für zwei thörichte Fräulein gehalten zu werden. Endlich gelangten wir zu einem großen runden Thurme, den man die Fledermaus nennt. Ich ſollte anklopfen, und getraute mir nicht; meine Freundin beſtand darauf; ich that's, und ... ſie lief davon, und ich ihr nach. Wir faßten wieder Muth, und klopften wieder an.

„Nach einigen Fragen und Antworten ging ein eiſernes Pförtlein ohne Geräuſch auf, und ein altes, entſetzlich häßliches Weib, wie ich all mein Lebtag keines ſah, ſtand ſo plötzlich vor uns, daß mir vor Schrecken die Knie brachen. Sie trug auf dem Kopfe eine große, ſchwarze Pelzkappe, und am Leibe einen ſchwarzen Rock, von ſchwarzen Bändern umflattert, die mit Zauberzeichen prangten. Eine ſchwarze Katze mit feurigen Augen hockte auf ihrer Schulter, ein pechſchwarzer Bock trippelte an ihrer Seite. Wie ich ſeitdem hörte, erſcheint ſie vor den Beſuchenden nicht immer ſo furchtbar.

„Sie fragte nach unſerm Verlangen, und als ich antwortete, daß ich eine Wittwe und zugleich Braut ſei, und wiſſen möchte, ob ich mit meinem zweiten Manne glücklich ſein würde, führte ſie uns in ihre Kammer hinauf, in die wir durch eine ſchmale Oeffnung kriechen mußten. Ich mußte ihr ſieben Pfennige geben. Ich ſah kein Licht brennen, und dennoch war es ganz hell. Zwiſchen zwei Skeletten erblickte ich eine gläſerne Kugel, in welche die Mutter Lintrude ſchaute, während meine rechte Hand auf dem glatten Schädel eines Skelettes ruhen mußte. Gleich nachher grinſete ſie mich an, und ſagte:

„Nach vielen Thränen werdet Ihr mit Eurem zweiten Manne recht glücklich leben.“

„Mir bangte ſehr ob dieſem dunklen Spruche. Meinte die Alte jene vielen Thränen, die ich um meinen Hainz weinte, oder ſollte ich im Anfange meines Eheſtandes noch viele Thränen weinen, bevor ich mit Marquard, meinem zweiten Manne, glücklich leben würde? Und wer oder was ſollte an dieſen Thränen Schuld ſein? Späterhin ſah ich freilich ein, daß die Alte mir die Wahrheit geſagt hatte. Ich war nur nicht auf den Gedanken gerathen, daß ein Anderer, als Marquard, mein zweiter Mann werden könnte.

„Ich kam tiefſinnig nach Hauſe.

„Marquard kehrte friſch und geſund von ſeiner Burg zurück was mich gar ſehr tröſtete, und ſechs Tage ſpäter, am Feſttage der heiligen Eliſabeth, brachen wir von Augsburg mit einem Gefolge von 40 Perſonen auf. Als ich den ſchönen weißen Zelter beſtieg, den mir Marquard ſchenkte, ſagte ich wieder im Stillen bei mir: Ich danke Dir, mein lieber Gott, daß Du meinen Wunſch erfüllet haſt ... Ich war thöricht genug, ihn ſchon für erfüllt zu halten! ...“

„Ein ſchöner, ſonniger Morgen zog mit uns. Als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, nämlich zu Geſſertshauſen an der Zuſam, ließen wir unſere Pferde füttern, und gingen inzwiſchen in eine unweit davon befindliche ſchöne Kirche, Diekirch genannt nach einer alten Sage, daß eine Stimme vom Himmel ihr dieſen Namen gab, und beteten dort eine Stunde lang. Der Abend brach an, und in dieſer Spätherbſtzeit dunkelte es bald. Ich fürchtete mich; Marq[illegible] tröſtete mich lächelnd. Bevor wir zum Walde bei Uſterſpach kamen, theilte er das Geleit in drei Haufen: den Erſten führte ſein Bruder, Hermann von Schellenberg, den Zweiten er ſelbſt an meiner Seite, und den Schluß des Zuges, bei dem die Wagen waren, und auf einem derſelben die Magd mit meinem

Kinde, der Ritter Hermann von Eiſenburg. Am Saume des Waldes ließ Marquard Fackeln anzünden, und wir ritten plaudernd fürbaß. Der Führer des erſten Zuges, Hermann, beſchleunigte den Ritt, um eine geraume Zeit vor uns auf Burg .Seifriedsberg anzukommen, wo die Schloßkirche bereits feſtlich erleuchtet war, und der Prieſter, einer großen Volksmenge gegenüber, ſchon am reich geſchmückten Choraltare ſtand, um nach unſerer Ankunft ſogleich die Trauung zu vollziehen.

„Plötzlich knackte es im nahen Dickicht, und alſogleich ſtürzte Marquard neben mir vom Pferde, mit den abgebrochenen Worten:

„Ah! . . . Kunz . . . das . . . war . . . ſchlecht . . . Mör . . . der!“

„Wie vom Blitze getroffen, ſchrie ich: Jeſus Maria! . . . und wendete raſch das Pferd zur Flucht aus dem Walde; doch in dieſem Momente brachen geharniſchte Reiter hervor, faßten den Zügel meines Pferdes, und meinen Arm, und ſprengten mit mir in die Tiefe des Waldes; dort hoben ſie mich auf einen mit ſechs Pferden beſpannten Wagen, banden mir Hände und Füße, ſteckten mir raſch ein Tuch in den Mund, damit ich nicht ſchreien konnte, und jagten wie raſend mit mir von dannen. Es war eine Gnade Gottes, daß mich eine tiefe Ohnmacht befiel; denn ſonſt hätt' ich mich zu Tode geweint, oder wäre wohl gar verzweifelt.

„Wie ich ſpäter erfuhr, w[illegible]ermann von Schellenberg, nach langem und vergeblichem Warten zu Seifriedsberg, mit einigen Reiſigen wieder aufgebrochen, um nach der Urſache unſers Zögerns zu forſchen. Da begegnete ihm bald Rapoto, ein verſprengter Reiter von unſerm Zuge, und quer vor ihm auf dem Sattel lag Marquard's blutende

Leiche, mit einer klaffenden, tiefen Bolzenwunde dicht am Herzen. Hermann und Rapoto ritten in die Burg. Es iſt nicht zu ſagen, was für ein Jammer dort ausbrach, als das Landvolk und die armen Leute, welche ihre Burgfrau zu begrüßen gekommen waren, ihren Gebieter ermordet erblickten. Rapoto berichtete, er habe nach langem Herumirren im Walde ein Stöhnen gehört, um ſich her getaſtet, und endlich einen Mann gefunden, der ihn um Waſſer bat. Dieſer Mann war Marquard. Er labte ihn aus ſeiner Feldflaſche; der Ritter ſprach mit ſchwacher Stimme:

„Ich muß ſterben . . . Kunz von . . . Villenbach . . . iſt . . . mein Mörder. Mögen es ihm Gott . . . und ſeine . . . heilige . . . Mut . . . ter verzeihen! Trag dieſen Ring, den ich von meiner lieben Braut erhielt, nach Seifriedsberg, zu . . . meinem . . . Bruder . . . Hermann; er ſoll den Ritter Hans von . . . Königsegg . . . bitten, meine . . . Elsbeth aus der Ge . . . fangen . . . ſchaft zu retten, und ſich ihrer . . . ritterlich anzunehmen . . .“

„Drauf ſtarb der arme, arme Marquard . . . in Rapoto's Armen.“

Und die mühſam verhaltenen Thränen der edlen Frau brachen jetzt hervor, und Sibille und Agnes weinten mit ihr . . .

Nach einer Pauſe des Schluchzens und Schweigens, fuhr die Dame fort:

„Als ich aus mein[illegible] Ohnmacht erwachte, lag ich in einer Kammer der Burg Villenbach auf einem Bette, losgebunden; ein altes Weib, Namens Bertha, brachte mir Speiſen und Wein; ich genoß nichts davon. Auch Kunz trat ein, tröſtete mich, und ſagte, er hoffe, daß ich in mein Schickſal, und gutwillig oder gezwungen in ſeinen Willen mich fügen werde; morgen wolle er mir dieſen näher erklären. Die ganze Nacht verging mir unter Weinen und Wehklagen, und meines Bräutigames und Kindes gedenkend, war ich der Verzweiflung ſo nahe, daß ich mir, ohne den Beiſtand der heiligen Mutter Gottes, ein Meſſer in das Herz geſtoßen hätte, der liebe Gott verzeih' es mir! In meinen großen Nöthen gelobte ich der heiligen Elsbeth in Augsburg bei St. Anna Brüdern einen Altar, wenn ſie mich retten würde. Damals wußte ich nicht, daß ſie mir bereits Hilfe geſendet, daß der ehrſame Rath den Ritter Hans von Königsegg zum Oberſten des Zuges ernannt, und fünf Hauptleute über die Reiſigen beſtellt habe: Stephan Hangenor, Hans Langenmantel von Radau, der zur ſelben Zeit dein Bräutigam war, liebe Sibille, Georg Rehm, Sebaſtian Ilſung, und Jos Onſorg.

„Am andern Morgen wiederholte Kunz ſeine Anträge und Drohungen. Ich nahm meine Zuflucht zur Verſtellung, und verlangte eine Bedenkzeit von acht Tagen, die er gewährte. Eines Abends kamen vier Reiſige in meine Kammer, und führten mich in ein tiefes Burgverließ hinab, wo große Schätze, die Frucht vieljährigen Raubes, in eiſernen Kiſten verſchloſſen lagen. Unaufhörlich, wie die Thränen aus meinen heißen Augen, ſickerte das Waſſer durch die kalten Wände. Nach einer Stunde klirrten die Riegel vor meiner Thüre; ſie ging zur Hälfte auf, und ich erblickte einen Bewaffneten, der in der linken Hand eine Fackel hielt, und ſich eben anſc[illegible]e, meine ſpärliche Aezung vom Boden aufzuheben, wohin er ſie geſtellt hatte, um die Riegel wegſchieben zu können, als ein durch den Gang Nacheilender ihn fragte:

„He, Jakob, wie ſteht's draußen?“

„Schlecht!“ antwortete dieſer flüſternd; da aber die Angſt alle Sinne ſchärft, hörte ich gut.

„Wie ſo?“

„Zwei Stürme ſind abgeſchlagen worden,“ verſetzte der Gefragte; „erfolgt aber ein dritter, bevor uns Beiſtand kommt, ſo ſind wir Alle verloren, und die Burg wird niedergebrannt und geſchleift.“

„Der Fragende entfernte ſich brummend.

„Nach meiner Rechnung in dieſer ſchlafloſen Nacht, mochte die Morgendämmerung angebrochen ſein, als wieder vier Reiſige eilig in meinen Kerker drangen, mich von meinem Strohlager aufriſſen und fortſchleppten. Anfangs ging es eine Zeitlang abwärts, dann gerade aus, immer durch ſchmale Gänge, in denen eine eiſige Luft mich anwehte. So mochte eine halbe Stunde vergangen ſein, als wir in's Freie kamen, und einige hundert Schritte vor uns ein Dorf erblickten, das wir bald erreichten. Ich erkannte nun Kunz unter meinen vielen Begleitern. Im Dorfe fanden wir mit Kiſten beladene Wagen, eine Menge Reiſige und Knechte. Ich wurde gebunden, und auf einen Wagen gelegt; ein Tuch verſchloß mir den Mund. Kunz ſchwang ſich auf ein Pferd, und ſprengte neben meinem Wagen. Alles eilte in wilder Flucht von dannen.

„Als die Pferde vor Ermüdung nicht mehr weiter konnten, ließ Kunz, damit ſie verſchnaufen ſollten, auf einer kleinen, rings vom Wald umſchloſſenen Lichtung halten.

„Jetzt ſind wir in Sicherheit!“ rief er hohnlachend aus.

„Indem hörte man haſtige Hufſchläge im Walde hinter uns, und zu beiden Seiten.

„Höll' und Teufel!“ ſchrie Kunz, „der Feind! der Feind!“

„Unwillkürlich ſtreckte ich den Kopf empor, ſah die Befreier anreiten, ſank aber gleich wieder zurück, weil ich wegen der gebundenen Hände meinen Leib nicht ſtützen konnte; dieß war mein Glück; es hätte mir das Leben koſten können, wär' ich aufrecht geblieben; denn als Kunz ſah, daß er eingeholt ſei, riß er ſein Schwert aus der Scheide, und rief wüthend:

„Stirb, Elende, weil Du denn doch nicht mein gehören ſolleſt!“

Da fügte es die heilige Elsbeth, daß Ritter Hans ihm zuvorkam, mit dem erſten Hiebe ſeinen Helm ſpaltete, und mit dem zweiten oberhalb der rechten Schläfe tief in den Kopf ſchlug. Er ſtürzte fluchend vom Roſſe, und verſchied erſt, als er Zeuge von ſeiner völligen Niederlage, meiner glücklichen Rettung, und des allgemeinen Jubels ob der praſſelnd lohenden Burg Villenbach geweſen war, deren ungeheure Qualmwirbel ein Sturmwind, des Sterbenden höhnend, über die Baumwipfel hinpeitſchte, ſo daß ſeine brechenden Augen verzweiflungsvoll zu dieſen Wirbeln hinaufſtarrten, während die unheimlichen Schatten derſelben über ſein erdfahles Antlitz hinzuckten . . .

„Noch am nämlichen Tage ſchloß ich mein geliebtes Kind in meine Arme! O! wer nie die Freudenthränen einer glücklichen Mutter weinte, weiß nicht, was Freudenthränen ſind! . . .

„Ritter Hans von Königsegg hatte mir Leben und Ehre gerettet; konnte ihm mein dankbares Herz, als die Trauerzeit vorüber war, weniger geben, als meine Liebe und meine Hand, um die er mich ſo beſcheiden bat?

„Seit zehn Jahren leben wir in einer glücklichen Ehe, aber leider in einer kinderloſen; es ſcheint, als ob kein Glück auf Erden vollkommen ſein dürfe. Dieß macht mich oft ſchwermüthig, und klag' ich dann meinem Hans dieſen Kummer, ſo tröſtet er mich immer gar liebevoll, und ſpricht:

„Beruhige Dich, liebe Elsbeth, es iſt Gottes Wille. Wer weiß, ob es zu unſerm Beſten wäre, wenn wir noch ein Kind hätten; wer weiß, ob es uns nicht großen Jammer bereiten würde; denn das Unglück ſchreitet ſchnell, und kehrt oft plötzlich in einem Hauſe ein, da man es am wenigſten ahnet."

Kaum hatte die edle Frau dieſe Worte geſprochen, als man vom untern Gemache herauf Bernauers lauten Schrei vernahm:

„Heiliger Gott!"

8.

Als Walfried das Haus ſeines Meiſters verließ, um zu dem erkrankten Scharfrichter Martin zu gehen, von Jörg gefolgt, der dieſen Unfall benützte, um unter dem annehmbaren Vorwande der möglichen Nothwendigkeit ſeiner Mitwirkung, der durch die Erlebniſſe dieſes Tages ungewöhnlich aufgeregten Neugier noch länger genügen zu können, hätte er gerne vor Allem den Ritter Heinrich Grafen von Löwenſtein aufgeſucht, und ihm die wunderliche Mähre von der Vermählung des Grafen von Werdenſtein mit Albrecht's Braut hinterbracht; allein die Pflicht ſeines Berufes und ſein menſchenfreundliches Herz überwogen jede andere Rückſicht . . . er eilte in Martin's Behauſung, zum Thurme am Henkerthörlein. In das Gäßchen einbiegend, welches zu dieſem Thurme führte, blieb Jörg einen Augenblick ſtehen, unſchlüſſig, ob er weiter gehen, oder lieber gleich zur Jagd auf Neuigkeiten umkehren ſollte; ein Blick Walfrieds beſtimmte ihn, denſelben nicht zu verlaſſen, was er auch nicht füglich thun konnte, da er Walfried's unſern Leſern ſchon bekannte lederne Taſche trug.

Judith guckte bereits durch das Fenſterlein, ſchloß es bei dem Anblicke Walfried's, eilte die Wendeltreppe hinab, und erwartete ihn auf der Schwelle der geöffneten Thüre.

„Ich dank' Euch herzlich," rief ſie dem Jünglinge ſchon von weitem entgegen, „daß Ihr meinem Manne ſo ſchnell zu Hilfe kommet. Er leidet heftige Schmerzen, und ächzet überlaut. O lieber Gott! wenn nur der Fuß nicht gebrochen iſt! Dieß gäbe gar ſchlimme Tage für mich; denn er iſt, wenn ihm etwas fehlt, gar ungeduldig und mürriſch."

„Wir wollen das Beſte hoffen," verſetzte der Jüngling tröſtend, „und ſollte auch der Fuß gebrochen ſein, ſo will ich es nicht an Fleiß gebrechen laſſen, damit er in kürzeſter Friſt geheilt werde."

Mit kläglichem Jammer begrüßte Martin, auf ſein Lager hingeſtreckt, den Eintretenden. Während Jörg die Taſche auf den Tiſch ſtellte und öffnete, und Walfried ſich die Hände rieb, um ſie zu erwärmen, zog Judith ſachte die Decke vom verletzten Fuße ihres Mannes weg. Ein flüchtiger Blick Walfrieds genügte, ihn zu überzeugen, daß der Fuß nicht gebrochen, ſondern nur verſtaucht ſei. Bevor Martin es ſich verſah, hatte der Jüngling den Fuß mit beiden Händen gepackt, und das verſchobene Gelenk mit einem kräftigen Rucke wieder eingerichtet.

Martin that einen durchdringenden Schrei.

„Ich wünſch' Euch Glück," ſagte Walfried lächelnd, indeſſen er ſich anſchickte, mit einer Meſſerklinge auf ein breites Stück Linnen eine ſchmerzſtillende Salbe zu ſtreichen, „Ihr habt nun Alles überſtanden; in weniger als fünf Minuten nach Anwendung dieſes Umſchlages, werden Eure Schmerzen verſchwunden ſein; bleibet morgen noch hübſch zu Hauſe, damit der Fuß noch ausruhen könne, und übermorgen möget Ihr wieder hingehen, wohin es Euch beliebt.“

Der Umſchlag nebſt dem Verbande war gemacht, und jeder Schmerz gewichen, bevor Walfried ſeine Taſche wieder geſchloſſen, und einige Worte mit Judith wegen der Wart und Pflege ihres Mannes gewechſelt hatte.

„Ich dank' Euch noch einmal, wackerer Walfried,“ ſagte Judith, und fügte leiſe bei: „Dächte die Meiſterin Bernauer, wie ich, ſo gäbe ſie Euch ihre Agnes zum Weibe; damit wäre dem alten Bernauer und Euch geholfen, und man könnte kein ſchöneres Pärchen ſehen.“

„Bis jetzt iſt nicht viel zu hoffen,“ erwiederte der Jüngling ernſt.

„Ei, nur Geduld, Walfried; der Baum fällt nicht auf einen Hieb, und gut Ding braucht Weile.“

„Ja wohl, eine lange . . . Weile,“ entgegnete Walfried lächelnd.

Eben wollte er nach ſeinem „Gehabt Euch wohl, Martin!“ die Kammer und den Thurm verlaſſen, als Martin ſich im Bette aufſetzte, und ihm zurief:

„Noch Eins, Meiſter Walfried! Ihr habt mir und meinem Weibe ſchon vielmals guten Beiſtand geleiſtet, und erſt jetzt wieder auf eine wunderſam ſchnelle Weiſe mir geholfen. Ich bin dafür Euer großer Schuldner, aber gewiß auch dankbar. Sollte jemals . . .“ und hier warf Martin einen ſtolzen Blick auf ſein Henkerſchwert, das in einer Scheide von ſchwarzem Sammet an einer blutrothen doppelten Schnur neben ihm an der Wand hing, von Jörg ſchon längſt mit ſcheuen Augen betrachtet, „. . . ſollte jemals ein Verwandter oder Freund von Euch, oder irgend eine andere Perſon, die Euch lieb und theuer iſt, mir in die Hände fallen, oder dieß Euch ſelbſt begegnen, was Gott verhüten wolle, ſo verlaßt Euch darauf, daß ich die Hinrichtung auf die freundſchaftlichſte Weiſe vollziehen werde, und . . .

„Biſt Du denn von Sinnen, Martin,“ unterbrach ihn Judith ärgerlich, „ſo gräuliches Zeug einem ſo ehrſamen Jünglinge vorzuſchwätzen? Glaubſt Du denn, er werde jemals etwas verſchulden, was in Deine Hände ihn liefern ſollte?“

„Verſchulden! Wer ſpricht denn von Verſchulden?“ entgegnete Martin. „Wir leben in ſo ſchlimmen Zeiten, daß der rechtſchaffenſte Mann, ohne daran zu denken, zu ſeiner großen Verwunderung, ſo daß er gar nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf ſteht, plötzlich geköpft werden kann. Sagt ſelbſt, Meiſter Walfried, iſt's nicht ſo?“

„Ja, es iſt leider ſo,“ antwortete Walfried, „und Gott bewahre uns Alle vor einem ſo furchtbaren Schickſale; ſollte es aber Gottes Wille ſein, daß ein ſolches mir, oder Jemanden, der mir lieb iſt, widerführe, ſo werd' ich gewiß nicht vergeſſen, an Euer Verſprechen Euch zu erinnern.“

„Das ich auch treulich halten werde,“ ſprach Martin.

Unter dem Vortritte Judith's, ſtiegen Walfried und Jörg wieder die Wendeltreppe hinab, und kaum hatte ſich die Thüre des Thurmes hinter ihnen geſchloſſen, als Jörg tief aufathmend ausrief:

„Gottlob, daß ich wieder im Freien bin!“

„Warum, Jörg?“

„Da oben war mir ganz bang; ich glaube, wenn Martin auf den Füßen hätte ſtehen können, er wäre aufgeſtanden, und würde uns Beide, zum Beweiſe ſeiner

Dankbarkeit, auf die freundſchaftlichſte Weiſe, wie er es verhieß, geköpft haben.“

Walfried lachte. „Führe mich hin, Jörg,“ ſagte er, „wo Du die württembergiſchen Abgeordneten ſaheſt; ich möchte ſie auch gerne ſehen.“

„Nur mir nach zum Rathhauſe!“ erwiederte Jörg.

In der Umgebung des Perlachthurmes gingen fünf Stallwärter hinter einander auf und ab; jeder führte mit der rechten Hand das reich gezäumte Pferd ſeines Ritters, mit der linken Hand ſein eigenes.

Das erſte Ritterpferd war ein prächtiger Apfelſchimmel mit einer Schabracke von grünem Sammet, deren vier geſtickte Ecken unter einer Grafenkrone das Wappen darſtellten, einen rothen gekrönten Löwen auf einem vierfachen Felſen, in ſilbernem Felde.

„Ah!“ dachte Walfried und errieth, als er die Schabrackenwappen der Ritterpferde betrachtet hatte, „das iſt ohne Zweifel das Wappen des Grafen von Löwenſtein. Ich wag's.“

Von unruhiger Neugier getrieben, ſtand Jörg ſchon nicht mehr in ſolcher Nähe, um Walfried's Frage zu hören:

„Nicht wahr guter Freund, dieß iſt das Wappen des Herrn Ritters Heinrich Grafen von Löwenſtein?“

„Ja.“

„Iſt er vielleicht im Rathhauſe oben?“

„Nein. Er iſt mit den andern Rittern auf den Frohnhof gegangen. Auf ihr Verlangen haben ſie der Landvogt und die Bürgermeiſter hingeführt.“

„Soll ein ſtattlicher Rittersmann ſein, der Herr Graf von Löwenſtein, hör' ich.“

„Ja wohl; um einen halben Kopf größer, als Alle, die bei ihm ſind.“

„Da iſt er ja ein zweiter König Saul!“

„Es mag nicht viel daran fehlen.“

Walfried winkte Jörg.

„Was gibt's?“ fragte dieſer herbeiſpringend.

„Fort zum Frohnhofe!“

Jörg klatſchte freudig in die Hände, und bildete ſich nicht wenig darauf ein, als ihm Walfried ſeine lederne Taſche um die Schultern hängte.

9.

Die Kunde von den emſigen Turnierzurüſtungen; von dem armen Müller, der am Baume hing; von dem unglücklichen Ende des Seilers Seiz Gablon; von den unzähligen Attilaheren, die wie Pilze aus der Erde ſchoſſen, und von der Ankunft der württembergiſchen Abgeordneten, hatte ſich ſo ſchnell verbreitet, daß faſt die halbe Stadt zum Frohnhofe ſtrömte, wo man alle dieſe Neuigkeiten in größter Ausführlichkeit zu erfahren hoffte. Dazu geſellten ſich die vielen Andächtigen, welche nach dem Ende einer jeden Meſſe aus der Domkirche ſich drängten, und die Zahl der Kirchenbeſucher vermehrte ſich ſeit geraumer Zeit von Tag zu Tag, weil Viele es für klüglich hielten, dadurch den ſtets lauernden Verdacht huſſitiſcher Geſinnungen von ſich abzuwenden.

Zur Stunde, da Walfried und Jörg auf dem Frohnhofe ankamen, wogte die Menge ſo dicht geſchloſſen, daß es unmöglich ſchien, auf irgend einer Seite vorzudringen. Außerhalb der vier Ecken der bereits gezogenen Turnierſchranken, wirbelten leichte Rauchſäulen von praſſelnden Herdfeuern empor, deren Gluth weithin den Schnee ſchmelzte, und müſſigen Gaffern die erſtarrenden Hände wärmte, während die Arbeiter Waſſer in Keſſeln, oder Leim in Töpfen ſotten, oder Klammern und Pfahlſpitzen glühten.

„Wo aus, Jörg?“ fragte Walfried, als der Junge ſich eben bückte, um zwiſchen den geſpreizten Füßen eines Fleiſcherknechtes durchzuſchlüpfen, und ſo nach und nach in die erſte Reihe ſich zu ſchmuggeln.

„Auf Kundſchaft!“ antwortete Jörg; bei Euch da ſeh' ich ja nichts; ich bin ja viel zu klein.“

„Komm, ich will Dich groß machen, größer, als ich ſelbſt bin,“ erwiederte der Jüngling; „ſteig zu meinen Schultern empor, und ſetze Dich rittlings auf meinen Hals; von dort aus wirſt Du alles überſehen, und mir ſagen können, wo die Herrn Bürgermeiſter ſtehen ...“

„Die fremden Ritter, die fremden Ritter; ... an den Bürgermeiſtern iſt nichts Neues zu ſehen,“ unterbrach ihn Jörg.

Walfried trat mit dem rechten Fuße einen Schritt zurück, und ſenkte das linke Knie; auf dieſes ſtieg Jörg, von da auf die linke Hüfte, und im Nu ſaß er zwiſchen den beiden Schultern im Nacken.

„Ah! wie prächtig man Alles ſieht!“ rief er aus. „Die Stadtſöldner halten Wache und Ordnung; ſie ſteigen vor den Schranken auf und ab, wie im Sommer die Pfaue im Garten des Peter Riederer auf dem Perlach, wo die Geſchlechter einkehren. Dort ... dort drüben bei den Begräbnißhallen, ſtehen die fremden Ritter; Einer von ihnen iſt ſo groß, daß ich glaube, er hat einen Schemel unter den Füßen. Gehen wir nicht zu ihnen hinüber?“

Und ſchon regte ſich Jörg unruhig in ſeinem lebendigen, ſprechenden Sattel, zog plötzlich die beiden Füße über die Arme und Schultern Walfried's, und rutſchte blitzſchnell hinunter.

„Ja,“ antwortete dieſer.

„Es wird uns aber Niemand Platz machen.“

„Kümmere dich nicht, und folge mir!“

Walfried kehrte ſich um, und ging fort; Jörg blieb ſtehen.

„Warum bleibſt Du ſtehen?“ fragte jener.

„Weil Ihr umkehret.“

„Wir wollen durch das Frauenmünſter in die Begräbnißhallen, oder in die Johanniskirche gehen; auf dieſe Art kommen wir bequem zu den fremden Rittern.“

„Dieß werdet Ihr wohl bleiben laſſen.“

„Warum?“

„Das Thor der Begräbnißhallen und jenes der Johanniskirche ſah ich geſchloſſen, und Niemand aus- und eingehen, als ich auf Eurem Nacken ſaß. Der Sacriſtan wird uns den Durchgang nicht erlauben.“

„Wir wollen ſehen; komm!“

Beide ſchritten an den merkwürdigen Thorflügeln vorüber, deren bronzene Rinden mit den vielen kleinen, heidniſche und chriſtliche Bilder darſtellenden Figuren, 380 Jahre früher unter Biſchof Heinrich zwölf Gehilfen des Münzmeiſters goßen, traten durch das Hauptthor in das von 56 hohen Säulen getragene Innere des im gothiſchen Style gebauten Frauenmünſters, und wendeten ſich in den Gang zur Linken, zwiſchen den Seitenaltären und vierzehn Säulen, die mit eben ſo vielen Säulen zur Rechten, das Schiff der Kirche wie verſteinerte rieſige Trabanten umſtehen.

Am Ende des Ganges trafen ſie den Kirchendiener, einen großen, ſtämmigen Mann, der einen gewaltigen Stock mit einem ſilberbeſchlagenen Knopfe in der rechten Hand trug.

„Wohin?“ fragte er die Kommenden.

„Durch die Begräbnißhallen oder durch die Johanniskirche auf den Frohnhof,“ antwortete Walfried.

„Nach einem Befehle meines Vorgeſetzten, darf ich Niemanden den Durchgang geſtatten.“

„Der Landvogt und die Bürgermeiſter ſind mit den eben erſt aus München zurückgekommenen württembergiſchen Abgeordneten auf dem Frohnhofe, von einigen Domherren begleitet. Unter dieſen iſt Einer plötzlich erkrankt, wie ich hörte; wegen des großen Gedränges konnte ich aber nicht in ſeine Nähe kommen, um ihm beizuſtehen. Ich wollte alſo den Weg durch die Kirche nehmen.“

„Wenn dem ſo iſt, will ich zuvor bei meinem Vorgeſetzten anfragen.“

Und der Kirchendiener kehrte ſich gemächlich um.

„Fragt zuerſt bei dem Tode an,“ entgegnete der Jüngling unwillig, „ob er warten wolle, bis Ihr bei Eurem Vorgeſetzten angefragt habt. Mir iſt's ganz gleichgültig, ob Ihr den Durchgang mir geſtattet, oder nicht; denn ich hab' Euch geſagt, zu welchem Zwecke ich ihn verlange; die Verantwortung trifft lediglich Euch.“

Und jetzt wendeten ſich Beide zugleich um; der Kirchendiener . . . wegen veränderter Geſinnung, Walfried . . . . um. ſich zu ſtellen, als ob er fortgehen wolle.

„So kommt mit mir; ich will Euch durch ein Hinterpförtlein ſchlüpfen laſſen, wo Euch Niemand bemerkt; denn ſähe man vom Frohnhofe aus einen Flügel des großen Thores ſich aufthun, ſo wäre bald des Zudranges kein Ende. Aber Ihr müßt mir etwas dafür verſprechen, Walfried.“

„Ihr kennt mich?“

„Euch kennt die ganze Stadt, und ehret Euch. Nun?“

„Was ſoll ich Euch verſprechen?"

„Bei dem Kranken die Bereitwilligkeit zu rühmen, mit der ich zu ſeinem Beſten die Verantwortung auf mich nahm, und that, was Ihr wolltet."

„Verlaßt Euch darauf, daß ich dieß thun werde, ſobald ich mit dem kranken Domherrn ſpreche."

Drei Minuten nachher waren Walfried und Jörg durch das Hinterpförtlein geſchlüpft.

„So, Jörg", ſagte der Jüngling zu dieſem, „geh jetzt um die Schranken herum, und hole mich, wenn Du einen Erkrankten findeſt, der meiner Hilfe bedarf. Ich biege links um die Ecke, und bleibe bei den äußern Grabſteinen der Begräbnißhallen ſtehen. Nenne mich nicht bei meinem Namen, wenn Du mit mir ſprichſt!"

„Warum?"

„Geh nur, geh!"

Jörg begann ſeine Wanderung um die Schranken.

Walfried bog in zwei Schritten um die Ecke, und war nicht viel weiter von den württembergiſchen Abgeordneten entfernt, die ſich mit dem Landvogte und den beiden Bürgermeiſtern eifrig unterhielten. Nur der Ritter Graf von Löwenſtein nahm in dieſem Momente keinen Antheil am Geſpräche, ſondern ſtand ein wenig rückwärts, und furchte gedankenvoll den Schnee mit dem ſtählernen Schnörkel am Ende der Scheide ſeines langen Schwertes.

Der Jüngling erkannte ihn alſogleich an ſeiner hohen, alle Andern überragenden Geſtalt. Er näherte ſich ihm bis auf einen Schritt, und flüſterte ihm mit halb abgewendetem Haupte zu:

„Schaut nicht um, Ritter Löwenſtein, damit kein Aufſehen entſtehet! Ich muß Euch etwas höchſt Wichtiges mittheilen. Wartet einen Augenblick, und betrachtet hier die Grabſteine hinter Euch, dann werdet Ihr das Weitere erfahren."

Kaum hatte Walfried dieſe Worte geſprochen, als er auch ſchon gebückt vor den Grabſteinen ſtand.

Zum Glücke war Löwenſtein ſo tief in Gedanken verſunken, daß er durch den raſchen Zuruf Walfried's erſt nach und nach zu ſich kam, ſonſt würde er vielleicht unwillkührlich eine raſche Bewegung gemacht haben. Wer weiß auch, ob er nicht gerade an das dachte, worüber er nun von dem Jünglinge einen völlig unerwarteten Aufſchluß erhalten ſollte.

Langſam trat der Ritter an Walfried's Seite.

„Was habt Ihr mir zu ſagen?" fragte er.

„Verſprecht mir zuerſt bei Eurem Ritterworte, Niemanden zu ſagen, daß Ihr das, was ich Euch mittheilen werde, von mir erfahren habet!"

„Ich verſpreche es."

„Wohlan! Johann Graf von Werdenberg entbietet Euch ſeinen Gruß."

„Ich danke Euch. Weiter nichts?"

„Er trug mir auf, ſeinem Freunde, Euch, zu berichten, daß er mit Eliſabeth Gräfin von Württemberg, der Braut des Herzogs Albrecht von Bayern ... vermählt worden ſei."

„Unmöglich! Seid Ihr wahnſinnig?"

„Ich hab' es möglich gemacht; ein ſchweres Stück Arbeit für einen Wahnſinnigen," fügte Walfried lächelnd bei, „nicht wahr, Herr Ritter?"

„Wer ſeid Ihr?"

„Zur Zeit nur ein Badergeſell bei Meiſter Bernauer hier, Namens Walfried, ein gar kleines Werkzeug, wie

Ihr ſeht, deſſen ſich der Himmel bediente, um etwas Großes zu vollbringen."

Und nun erzählte er dem Ritter in wenigen flüchtigen Worten ſeine Mitwirkung zur Flucht Eliſabeth's.

„Wichtig! Sehr wichtig!" murmelte Löwenſtein. „Ich dank' Euch für dieſe Botſchaft, und ſollte ich . . . wie heißt Ihr?

„Walfried."

„Und ſollt' ich Euch jemals nützen können, Walfried, ſo wendet Euch getroſt an mich. Ich pflege nicht viele Worte zu machen; aber wo ich helfen kann, geſchieht es gerne. Gehabt Euch wohl!"

Und mit einem freundlich grüßenden Blicke kehrte ſich der Ritter um, und geſellte ſich zu ſeinen Gefährten, denen gleich nachher einige Stadtſöldner, nicht ohne Spendung erklecklicher Püffe zu beiden Seiten, eine Gaſſe durch die Volksmenge bahnten, damit die Abgeordneten und die Häupter des ehrſamen Rathes ſich gemächlich entfernen konnten.

Walfried ſchaute ihm nach, den Kopf ſchüttelnd, und ſprach leiſe:

„Fürwahr, ein ſtattlicher Mann, deſſen Arm wohl viel ſtärker ſein mag, als ſein Gedächtniß . . . wie hätte er ſonſt meinen Namen ſo ſchnell vergeſſen können!"

In dieſer melancholiſchen Erwägung wurde der Jüngling durch einen Tumult geſtört, der ſich am entgegengeſetzten Ende der Turnierſchranken erhob.

Sowie Walfried nach der Richtung des Lärmens hinblickte, ſah er Jörg, der ſo eilig herbeirannte, daß die lederne Taſche auf ſeinem Rücken prallte.

„Kommt, Walfried" rief er aus, „kommt! Da drüben geht's bald los; vielleicht gibt's blutige Köpfe, und ſomit Arbeit für Euch."

Und der Jüngling folgte ihm unwillkürlich nach.

10.

Schmähende waren in zwei Hauſen getheilt.

In der Vorderreihe des Einen ſtanden die Junker von Ochſenburg, Mindelberg, Biberbach und noch einigen Burgen, die ihren Vätern, als Feinden der Stadt Augsburg, waren zerſtört worden. Mißvergnügte Bürger, viele heimliche Huſſiten, ſchaarten ſich um die Junker.

Ihnen gegenüber ſah man manche ehrſame Bürger, die auf Recht und Ordnung hielten, aber auch Viele, die gerne Unruhe ſtifteten, und jene, wohlvertraut mit ihren ſchwachen Seiten, durch laute Worte, Zuflüſterungen oder Geberden aufhetzten.

Die drei Junker, in Mäntel gehüllt, trugen ſchwarze Krämphüte mit einer rothen wallenden Feder, ein Schwert an der Seite, einen Dolch im Gürtel. Ihre hochfahrenden Mienen verriethen einen trotzigen Sinn.

„Wer hat den Streit begonnen?" fragte der Junker von Mindelberg. „Ihr! Wer gab Euch das Recht, mit verachtender Miene zu ſagen: „Wie kommen die da in unſere Stadt?" Wir ſind keine „die da"; merkt Euch dieß, Ihr Spießbürger!"

„Und wir ſind keine Spießbürger, ſondern ehrſame Bürger der uralten Stadt Augsburg."

„O ja, uralt," höhnte der Junker von Biberbach; „denn die Stadt Augsburg, wie Eure älteſten Chronikſchreiber melden, ſtand ſchon vor der Sündfluth. Verhält ſich's wirklich ſo, dann war's in der Sünden Fluth die größte."

Dieſer Einfall des Junkers veranlaßte ein ſchallendes Gelächter ſeiner Anhänger.

„Du übertreibſt das Alter der Stadt Augsburg,“ ſpöttelte der Junker von Ochſenburg; „die erſten Bewohner ſtammen bloß von den Trojanern ab.“

Wiederholtes Gelächter.

„Viel wahrſcheinlicher dünkt mir die Behauptung,“ äußerte der Junker von Mindelberg, „daß ſie die Nachkommen der aus Aſien vertriebenen Amazonen ſind, weil noch immer ihre Weiber das Hausregiment führen.“

Dieſer Ausfall wurde mit einem donnernden Hohngelächter geſchloſſen.

„Schreibt Euch dieſe wohlverdiente Abfertigung hinter Eure langen Ohren,“ ſagte der Junker von Biberbach, „und laſſet es künftig bleiben, Edelleute zu beleidigen!“

„Ihr nennt Euch Edelleute! Daß ſich Gott erbarme!“ verſetzte ein Steinbauermeiſter von mächtiger Schulterbreite, der einen Schritt aus der Vorderreihe trat, und ſich den Junkern trotzig gegenüberſtellte; „Ihr ſeid keine Edelleute, und noch weniger edle Leute, ſondern Straßenräuber; Ihr lauert von Euren Mordneſtern herab, die Ihr Burgen heißet, auf harmloſe Wanderer und arme Fuhrleute, die fremdes Eigenthum frachten, ſtürzet wie Geier auf ſie, plündert und mordet ſie, oder laſſet ſie in Euren Verließen, tief unter der Erde, wohin kein Strahl des Tages dringet, unter Molchen und Nattern verſchmachten. Raubritter ſeid Ihr, aber keine Edelleute, Raubritter, wie die Auer, Hohenfelſer, Erenfelſer, Freudenberger, Laber, und hundert Andere. Doch wozu mich ereifern? Eure Burgen ſind in Trümmer geſtürzt; Ihr habt keine Verſtecke mehr für die Früchte Eures Raubes.“

„Unſere Burgen können wir wieder bauen,“ entgegnete der Junker von Ochſenburg.

„Womit?“ fragte Jener verächtlich.

„Mit den Steinen Eurer Häuſer,“ antwortete der Gefragte lachend.

„Holet ſie nur!“ höhnte der Steinhauermeiſter.

„Wir werden ſie holen, verlaßt Euch darauf!“

„Zeit und Mühe, den Weg doppelt zu machen, könnten Euch erſpart werden, wenn jetzt unſer Hauptmann der Stadtſöldner da wäre, der würdige Junker von Villenbach, um Euch einſtweilen wegen Euerer Drohungen einzuſperren,“ äußerte ein alter Knopfmacher.

„Ah! der würdige Junker von Villenbach! Das läßt ſich hören! Der würdige Sohn ſeines würdigen Vaters, des Meuchelmörders und Frauenräubers,“ ſprach der Junker von Mindelberg, „den der Teufel geholt hat, und der jetzt auf der Zinne des einzigen Thurmes zu Villenbach, welchen der Ritter von Königsegg zum Andenken ſtehen ließ, weil die Braut des ermordeten Marquard von Schellenberg darin gefangen lag, an Vorabenden heiliger Feſttage, von Flammen umwirbelt und mit Ketten raſſelnd, herumwandelt!“

„Würdig iſt er,“ fügte der Junker von Biberbach bei, „ja wohl, aber nur jener würdig, die ihn für würdig halten.“

„Ein ſauberer Junker, dieſer Villenbach,“ bemerkte der Ochſenburger, „der dem ehrſamen Rathe, um erſter Stadthäſcher zu werden, ſein Fell verkauft hat; da ſeid Ihr viel würdiger; denn Ihr laſſet Euch das Fell unentgeltlich über die Ohren ziehen, ohne nur zu muckſen. Denkt zurück, wenn Ihr es vermöget, ohne zu erröthen, an die für Augsburgs Bürger glorreiche Zeit der Einführung des Zunftregiments, an den beherzten, klugen und beredten Hans Wizzig, den Weber, der vor ſechzig Jahren der kühne Sprecher der aufſtändigen Bürger war, und ſo Großes vollbrachte. Ja, ein Wizzig kommt nicht wieder! Ihr Alle miteinander könnet nicht ſo viel Witz auftreiben, als eine taube Haſelnuß faſſen würde; reißet die Gräber Eurer Väter auf, die dem wackern Weber treulich beiſtanden, und Ihr werdet finden, daß ſie ſich in ihren Gräbern vor Scham umwendeten, ſo entartete Söhne hinterlaſſen zu haben!“

„Das heißt Aufruhr predigen!“ ſchrie der Knopfmacher, und ſchlüpfte ſchnell hinter den Steinhauermeiſter, den er als einen Wall benützte.

„Nieder mit dieſen Aufwieglern!“ rief der Steinhauer; „drauf los!“

Und er ſchwang einen gewaltigen, ſpitzigen Hammer.

Die Schwerter der drei Junker fuhren blitzend aus den Scheiden; verborgene Waffen wurden hervorgezogen, Stöcke und Dolche ſichtbar; leichte Pfähle, Latten und Abfallholz der Zimmerleute raſch vom Boden aufgerafft; ein blutiger Kampf ſchien unvermeidlich.

In dem Momente, da die beiden Haufen ſich zum Angriffe anſchickten, trat Walfried, der in der Nähe den Wortwechſel hörte, ſeine beiden Hände ausſtreckend, mit dem begütigenden Zurufe unter ſie:

„Ich bitte Euch, ſeid ruhig!“

Die zwei Schaaren blieben einen Augenblick unſchlüſſig, und alle Augen waren auf den Jüngling gerichtet.

„Ich bitte Euch, ſeid ruhig!“ wiederholte er; „ich weiß wohl, daß ich der Geringſte unter Euch, daß ich nur ein armer Badergeſell bin, und weder mit Eurem Anſehen, noch mit Eurer Einſicht mich meſſen kann, wackere Bürger! Dennoch werdet Ihr von einem ehrlichen Gemüthe gerne einen guten Rath annehmen, deſſen Ihr aus meinem Munde wahrlich nicht bedürfen würdet, und den Ihr Euch ſelbſt geben könntet, wenn Ihr nicht ſo eben in einer gereizten Stimmung wäret. Bei den harten Worten, die von beiden Seiten fielen, konnte es auch nicht anders kommen. Seid billig! Den Herren Junkern da iſt ihre üble Laune nicht zu verargen; ſie haben durch die Schuld ihrer Väter Alles verloren; ſetzt Euch nur in ihre Lage; bedenkt, daß Ihr die Sieger waret, und daß den Siegern Großmuth geziemt. Scheidet friedlich von einander! Gebet den fremden Rittern kein Aergerniß! Sie ſollen Augsburg nicht mit dem Wahne verlaſſen, daß die wackern Bürger dieſer Stadt, die ſo oft für Geſetz und Ordnung im Innern ein männliches Wort ſprachen, ſo oft für ihr gutes Recht, für ihren eigenen Herd, für Weib und Kind, für Hab und Gut, auf freiem Felde und auf Sturmleitern feindlicher Burgen, ihr Herzblut vergoſſen haben, gleich einem rohen und beſitzloſen Pöbel die öffentliche Ruhe ſtören.“

„Er hat Recht!“ riefen viele Stimmen; „Recht hat er!“

„Und was habt Ihr zu erwarten, wenn Ihr handgemein werdet?“ fuhr der Jüngling fort: „Einſperrung, Strafen an Geld und Leib; der ehrſame Rath wird gerade wegen der Fremden um ſo ſtrenger verfahren. Dann ſehet Ihr auch nichts von allen Feſtlichkeiten, auf die ſich ganz Augsburg freuet. Folgt mir alſo und verhaltet Euch ruhig; was ich geſagt habe, ſagte ich zu Eurem Beſten; denn wollte ich als Badergeſell rathen,“ fügte er lächelnd bei, „der Geld erntet, wo man Wunden ſäet, ſo würde ich Euch zurufen: . . .“

„Dort kommt er! Fort! Mir nach!“ flüſterte der Junker von Mindelheim ſeinen beiden Freunden zu, und ſie verſchwanden alſogleich in der Menge, die ſie umgab.

„. . . Schlagt zu! Kümmert Euch den Teufel um Geſetz und Obrigkeit! Schlagt zu! Schlagt zu!“

Dieſe Worte Walfried's hörte noch der Junker von Willenbach, der ſo eben eiligen Schrittes um die linke Ecke des Hauſens bog, welcher zur Rechten des Jünglings hielt.

„Ha, Elender!“ rief er laut, „Du predigeſt Aufruhr! Hab' ich Dich endlich!“

„Der Hexenjäger! der Hexenjäger!“ ſchrien Hunderte unter Ziſchen und Lachen.

„Hier iſt von keinem Aufruhre die Rede,“ entgegnete Walfried mit einer halben Wendung rechts, ſo daß der Junker nun zwiſchen ihm und dem Steinhauermeiſter ſtand.

„Nein! von keinem Aufruhre, das iſt erlogen!“ beſtätigte dieſer.

„Holla, Stadtſöldner, zu mir her!“ gebot der Junker, und zog ſein Schwert.

Die Stadtſöldner rannten von allen Seiten herbei.

„Meine eigenen Ohren brauchen keine Zeugen,“ fuhr der fort; „dieſer Menſch iſt bei dem ehrſamen Rathe bereits des Landfriedensbruches und der Widerſetzung gegen die Obrigkeit angeklagt; nun hab' ich ihn auch als Aufruhrprediger gehört . . .-ſein Maß iſt voll.“

„So nehmet doch eine Erklärung an! Ihr habt meine Worte mißverſtanden . . . ich . . .“

„Schweig! . . . ich will keine Erklärung . . . ich kenne Dich; Du biſt ein ſchlechter Menſch; aber man wird Dir das Handwerk legen, wie Deiner ſaubern Agnes, die . . .“

„Haltet ein, ſag' ich Euch! Beſchimpfet mich in Eurem Uebermuthe; aber wagt es nicht, einen Engel zu ſchmähen, wie Agnes Bernauer . . .“

„Ja, ja,“ riefen zahlloſe Stimmen; „Agnes Bernauer iſt ein Engel; ſie iſt der Engel von Augsburg!“

„Bei Gott!“ fuhr Walfried begeiſtert fort, „ſie iſt der Engel von Augsburg, rein, wie der Engel, der in der Hunnenſchlacht auf dem Lechfelde dem Biſchofe Ulrich ein Kreuz vom Himmel brachte!

„Ja, ſo iſt's, ſo iſt's!“ brüllte die Menge.

„Fort mit dem Gottesläſterer!“ rief der Junker den Stadtſöldnern zu, und verſetzte zugleich mit der flachen Klinge dem Jünglinge einen Schlag auf die linke Schulter.

Walfried fuhr raſch mit ſeiner rechten Hand an ſeine linke Hüfte, im Wahne, ſein Schwert zu finden.

„Ah! wehrlos!“ ſtöhnte er.

„Waffen genug!“ rief der Steinhauermeiſter mit grimmigen Blicken, noch immer an der Spitze der drohenden Menge, die aus den zuvor getrennten beiden Haufen ſich gebildet hatte, und nur eines Winkes Walfried's gewärtig, um loszubrechen.

„Ihr habt mich geſchlagen,“ ſagte der Jüngling zum Junker; „vergeſſet nicht, dieß zu melden, wenn Ihr bei dem ehrſamen Rathe mich anklaget; auch rath' ich Euch, die Klage dießmal nicht mit verbundenen Augen zu führen, damit die Richter in Euren Augen leſen können, ob Ihr die Wahrheit ſaget, oder ob Ihr lüget.“

Kein vergifteter Pfeil wäre ſo vernichtend in des Junkers Herz gedrungen, als dieſe Anſpielung des Jünglings auf die verbundenen Augen des Junkers vor den Schranken des Vehmgerichtes; denn dieſen durchſchauderte die entſetzliche Angſt, Walfried möchte ſelbſt ein Wiſſender ſein, und in dieſem Falle war der Junker der tödtlichen Rache der Brüder der rothen Erde rettungslos verfallen; daher ſtarrten ſeine Augen regungslos, ſeine Wangen erblaßten, ſeine Glieder zitterten; die Menge hielt dieſe Zeichen für die Vorboten des grimmigſten Zornes. Noch war es Zeit, einzulenken, und nachgiebig zu werden; aber Wuth und falſche Scham hielten ihn davon ab. Wie ein im Ringkampfe Beſiegter an dem Rande eines Abgrundes, ſeine Arme um den Leib des Gegners klammert, nach dem letzten Troſte der Verzweiflung lüſtern, wenigſtens gemeinſam, an Felſenſpitzen zerſchellend, in das bodenloſe Grab zu ſtürzen, ſchrie der Junker mit ſchäumenden Lippen:

„Ich wiederhol' es: Du biſt ein ſchlechter Menſch, und Deine Agnes Bernauer iſt eine feile Metze!"

Ein zürnendes Murren, gleich dem Toſen einer Meeresbrandung anſchwellend, grollte wie Donner durch die Menge; Walfried war außer ſich; ſeine Augen funkelten, ſeine Züge wurden erdfahl, ſeine gekrampften Finger ſchienen ſich zu Tigerkrallen zu verlängern. Mit einem Sprunge riß er einen Feuerbrand von einem Herde, und ſchleuderte ihn mit ſolcher Kraft dem Junker an die Bruſt, daß dieſer, das Haupt von einer Funkengarbe überſprüht, rückwärts in die Arme der Stadtſöldner taumelte, indem er drohend kreiſchte:

„Schurke . . . morgen wirſt Du geköpft!"

Alſogleich bildete ein Theil der Stadtſöldner einen Wall zwiſchen dem Junker und dem Volke, mit vorgehaltenen Hellebarten; ein anderer Theil umzingelte den Jüngling, um den willig Folgenden hinter jenem lebendigen Walle in den Kerker zu führen; bei dem brüllenden Schreie:

„Befreiet ihn! D'rauf los!"
wendete ſich Walfried noch einmal um, ſtreckte bittend die Hände aus, und rief, ſo laut er konnte:

„Um Gotteswillen, ſeid ruhig! Keine Gewaltthat!"

Und das Volk verlor ſich murrend.

Der arme Jörg hatte, mit Todesangſt geſehen und gehört, was geſchah; als aber der Junker kreiſchte:

„Schurke . . . morgen wirſt Du geköpft!“
rannte er heulend nach Hauſe, ſtürzte athemlos in das Zimmer des Erdgeſchoſſes, worin wir den Meiſter Bernauer ließen, und ſtammelte mit leichenblaſſem Geſichte und mit gebrochener Stimme:

„Wal . . . fried . . . wird . . . morgen . . . geköpft!“

In dieſem Momente war's, da Meiſter Bernauer den lauten Schrei ausſtieß:

„Heiliger Gott!“
welcher bis in die oberen Gemächer des Hauſes drang.

11.

Der Häſcherzug war etwa noch zwanzig Schritte vom Stadtgefängniſſe, die Hexenlöcher genannt, entfernt, als ſchon das eiſerne Thor deſſelben ſich raſſelnd aufthat, und hinter den Eingetretenen von einem Gefängnißwärter und deſſen Gehilfen durch Vorſchieben eines gewaltigen Querbalkens gerade noch zur rechten Zeit geſchloſſen wurde, um einem nachſtrömenden lärmenden Volkshaufen das Nachdrängen zu wehren.

In dem engen, von hohen finſteren Mauern umgürteten Hofe, ſtand Walfried, von vierzehn Stadtſöldnern umzingelt, die unter dem Befehle des Rottmeiſters, eines vertrauten Spießgeſellen des Junkers von Villenbach, allerlei Spott- und Schimpfreden gegen den wehrloſen Jüngling ſich erlauben durften.

Nach wenigen Minuten kehrten der Gefangenwärter und ſein Gehilfe aus dem Hauſe, in welches ſie getreten waren, in den Hof zurück; der Eine trug in der Linken eine brennende Fackel, in der Rechten einen großen Bund Schlüſſel, der Andere einen Krug Waſſer und ein Stück ſchwarzes Brod.

„Iſt Stroh unten?“ fragte der Gefangenwärter barſch ſeinen Gehilfen, ohne ihn anzuſehen.

„Ja wohl,“ antwortete dieſer; „Ihr wiſſet es ja ſelbſt, daß ich vor anderthalb Jahren einen Bund Stroh hinuntergeſchleppt habe, und zwar für . . .“

„Richtig,“ unterbrach ihn der Andere, „für jene Hexe, welche noch in der nämlichen Nacht der Teufel ſpurlos holte.“

Und bei dieſen Worten warf er einen durchbohrenden Blick auf Walfried, der ihn aber nicht bemerkte, da etwas ganz Anderes ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte.

„Es war recht luſtig,“ verſetzte der Gehilfe mit einem rohen Gelächter; „das Geheul des Kettenhundes weckte mich gegen Mitternacht; ich ſprang aus dem Bette, und eilte in den Hof, um zu ſehen, was es gebe, und da ſah ich, wie der Teufel oberhalb des Kamines mit der Hexe fortſauſete; mir dünkte ſogar, es zu hören, wie er ihr das Genick umdrehte; aber ich muß mich wohl getäuſcht haben; denn die Teufel und die Hexen ſollen ja die innigſte Freundſchaft pflegen, wie man ſagt. — „Alſo . . . kein friſches Stroh?“

Der Gefangenwärter ſchien unſchlüſſig.

„Es wäre grauſam, ihm friſches Stroh zu geben,“ äußerte der Rottmeiſter ſpöttiſch; „vom friſchen Stroh ſteht man gar hart auf, wenn man geholt wird . . .“

Die Stadtſöldner brachen über dieſen grimmigen Witz in ein lautes Gelächter aus.

Aber auch dieſes Gelächter beachtete Walfried nicht, deſſen Aufmerkſamkeit noch immer in gleicher Spannung blieb.

Im Hintergrunde des engen Hofes erblickte man eine alte, mit Eiſenblech beſchlagene Thüre, deren Farbe durch

Verwitterung ein Gemiſch von Moosgrün und Bleigrau war. Erſt vier Schritte vor dieſer Thüre bemerkte man, daß die Mauer, deren Einmündung in den Hof ſie ſchloß, mit der Mauer gegenüber eine Gaſſe, und mit einer hohen ſchmalen Feuermauer im Hintergrunde ein längliches Viereck bildete.

Während der Gefangenwärter den Schlüſſel in das Schloß der Thüre ſteckte, betrachtete der Rottmeiſter dieſe Gaſſe und ihre hohen Mauern mit ſichtbarer Befriedigung, und ſagte laut:

„Da kann man herrlich köpfen, ohne Zuſchauer."

In demſelben Augenblicke, und als eben der Rottmeiſter mit dem Rücken gegen Walfried ſtand, ging zum vierten Male ein kleines Guckfenſter auf, hoch oberhalb der Thüre, faſt unmittelbar unter der Dachrinne, und der obere Theil eines weiblichen Antlitzes wurde ſichtbar, aus deſſen Zügen man nicht erkennen konnte, ob ſie Freude oder Trauer ausdrückten, und eine, wie verneinend, raſch gedrehte Hand, die ſich alſogleich hinter dem wieder zugemachten Guckfenſter verlor, als Walfried nickend ein Zeichen gab, daß er es bemerkt habe.

Aber dieſes Nicken entging auch dem Rottmeiſter nicht, der ſich im nämlichen Momente gegen Walfried umkehrte, welcher jedoch klüglich nicht aufwärts, ſondern mit geſenktem Kopfe genickt hatte.

„Warum nicket Ihr?" fragte er mit Befremden den Jüngling.

„Weil ich richtig finde, was Ihr eben ſagtet," antwortete dieſer gelaſſen."

In ihren Angeln ächzend ging die Thüre auf; eine eiſige Moderluft wehte ihnen aus dem gähnenden Abgrunde entgegen, in deſſen ſchaudervolle Tiefe, über vierzig, zum

Theile wackelnde und oft faſt zerbröckelte Stufen, eine ſo ſchmale ſteinerne Wendeltreppe führte, daß nur immer ein Mann hinter dem Andern gehen konnte.

„Vorwärts!“ rief der Rottmeiſter dem Gefangenwärter zu, der ſich behaglich an die geöffnete Thüre lehnte, „der Leuchter geht voran!“

„Hier nicht,“ erwiederte der Gefangenwärter; „hier muß immer die friſche Luft vorangehen, ſonſt erlöſchen das Fackellicht und das Lebenslicht zugleich.“

Wenige Minuten nachher begann die Einfahrt in den Hexenſchacht. Den Zug eröffnete der Fackelträger; ihm folgte ſein Gehilfe; dann kamen ſieben Stadtſöldner, nach ihnen Walfried, hinter dieſem die übrigen Sieben, und zuletzt der Rottmeiſter. Bisweilen glättete der Gefangenwärter ſeine pechtriefende Fackel an den feuchten Wänden, und ein lautes Ziſchen verkündete jedesmal den kurzen Kampf des Feuers mit dem Waſſer.

Schwerathmend gelangten ſie endlich unten durch einen kurzen Gang zu einer mit Riegeln und Querbalken wohl verwahrten Thüre, die man nur mit vereinter Mühe zu öffnen vermochte.

Als der Gefangenwärter in den Kerker trat, . . . eine weite Höhle, aber ſo niedrig, daß ein Mann kaum aufrecht ſtehen konnte, . . . brannte die Fackel alſogleich ſchwächer, und man mußte auch hier dem Einſtrömen der friſchen Luft Zeit gönnen, um den Aufenthalt in dieſem gräulichen Raume möglich zu machen. Dieſe Pauſe benützte der Gehilfe, um auf einen kleinen Mauervorſprung unterhalb einer Wandniſche den Krug Waſſer zu ſtellen, und auf denſelben das Brod zu legen, und deutlich hörte man unter ſeinen ſchwerfälligen Schritten krabbelndes Modergezücht quatſchen, das er mit den Köpfen der eiſernen

Nägel ſeiner dicken Schuhſohlen zermalmte. Der Jüngling warf einen flüchtigen Blick durch den weiten Raum, ohne deſſen Tiefe erforſchen zu können, die in ſo dichter Finſterniß lag, daß kein Strahl der flackernden Fackel durch ihren ſchwarzen, luſtigen Panzer drang. Bald fiel die Kerkerthüre wieder in ihre Riegel, und er ſtand allein da im Dunkel einer völligen Nacht; nicht ein einziges, freundlich tröſtendes Wort der Scheidenden blieb bei ihm zurück. . .

Der Gefangenwärter zog den Schlüſſel ab, und wollte ihn in ſeine Taſche ſtecken.

„Mir den Schlüſſel!“ ſagte der Rottmeiſter.

„Warum?“ fragte jener.

„Mein Hauptmann hat es befohlen.“

„Wie kann ich heute Abend dem Gefangenen wieder Waſſer und Brod bringen, wenn Ihr den Schlüſſel mitnehmet?“ verſetzte der Gefangenwärter.

„Ueberflüſſige Sorge! Ihr habt ja ohnehin dem Gefangenen ſo viel gegeben, daß er all' ſein Lebtage nichts mehr braucht,“ entgegnete der Rottmeiſter; aber ſein höhniſches Gelächter fand kein Echo im Munde der Uebrigen, die ſich von einem unheimlichen Schauder durchrieſelt fühlten.

Walfried überließ ſich keinen eitlen Täuſchungen. Er kannte den grimmigen Haß des Junkers, und deſſen mächtigen Einfluß, ſowie die eiſerne Strenge des ehrſamen Rathes, zu welcher dieſer durch die rohe, verwilderte und unglaublich ſittenloſe Zeit gezwungen wurde. Man ſollte meinen, daß Niemand daran denken mochte, die Voranſtalten zum feſtlichen Empfange erlauchter Gäſte mit dem Blute einer Hinrichtung zu beſudeln; allein es war eine eigenthümliche Erſcheinung in jenen aufgeregten Zeiten, daß die ſtrafende Gerechtigkeit es nicht verſchmähte, mit einem abſonderlich rückſichtloſen Verfahren, wenn auch innerhalb der Schranken der Geſetze, zu prunken, wie um aller Welt zu beweiſen, daß ſie ſich weder von Perſonen noch von Umſtänden einſchüchtern laſſe, und ſie glich dann gar oft irgend einem einſamen Wanderer, der in finſterer Nacht durch einen verdächtigen Wald zieht, und, anſtatt im Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Muthes, auf jedes Ereigniß gefaßt, ruhig und ſchweigend fürbaß zu gehen, durch lautes Singen oder Pfeifen herzhaft ſcheinen will, dadurch aber ſelten einen Andern täuſcht, als ſich ſelbſt.

Mit bangem Herzen muſterte der Jüngling die ſpärlichen Schatten von Rettungshoffnungen, die in ſeinem bekümmerten Gemüthe auftauchten. Ach! es iſt ſo hart, aus dem heiteren Morgenlichte der Jugend in die Nacht des Grabes zu ſteigen, zwei- und dreifach hart, wenn ein gewaltſamer Tod die ſüßen Bande zerreißt, die an das Leben knüpfen! Er zweifelte nicht an der Fürbitte des alten Bernauer, der holden Agnes, und der beiden Damen, ihrer Gönnerinnen; ja er hoffte ſogar auf die Verwendung des Grafen von Löwenſtein; aber wahrſcheinlich wurde jene nicht erhört, und dieſe höflich abgelehnt. Plötzlich dachte er an die Mutter Lintrude, an die gefürchtete Attilahexe. War ſie aber nicht ſelbſt bedroht? War nicht jeder ihrer Schritte überwacht? Lag es wohl in ihrer Macht, rettend in dieſes ſchauderhafte Verließ zu dringen? Doch was bedeutete das haſtige Handzeichen des Mädchens am kleinen Fenſter oberhalb der Gefängnißthüre? Rettung oder Tod? Er wußte es nicht; aber das Schlimmſte ſchien ihm das Glaubwürdigſte.

In jeder verhängnißvollen Lage iſt die Ungewißheit die ſchmerzlichſte Qual, weil wir dann ein noch ungekann[illegible] herannahendes Unheil, mit allen Schrecken der Einbildungskraft umgeben. Liebte ihn Agnes, oder liebte ſie ihn nicht? Dieß war die furchtbare Frage, um die der peinigende Zweifel in wahnſinnigem Wirbel kreiſete; denn noch war der achte Tag, die Entſcheidungsfriſt, nicht angebrochen. Liebte ſie ihn, ... o! dann ſpaltete das Henkerſchwert, welches ſein Haupt vom Rumpfe trennte, den in üppigem Blüthenflor prangenden Baum der Erkenntniß ſeines irdiſchen Glückes, von der Krone bis zu den Wurzeln; liebte ſie ihn nicht, ... dann blieb ſein ferneres Daſein nur ein Scheinleben, und der Tod erſchien ihm als ein Erlöſer von allen ſeinen Leiden ...

Es mochte etwa die zehnte Stunde der Nacht gekommen ſein. Ermüdet ſaß Walfried auf dem Mauervorſprunge; das Stück Brod ſtak in ſeinem Wammſe, der Waſſerkrug hing am Henkel an ſeinem linken Arme; dieß that er, um Beides vor den unſichtbaren, auf dem Boden raſchelnden kleinen Ungethümen zu bewahren, die von Zeit zu Zeit an ſeinen Beinen emporkrochen, und ihn aus ſeinem Halbſchlummer aufſchreckten.

Ein lautes Getöſe durchbebte ihn, und das blendende Zickzack eines Blitzes fuhr an der Kerkerwand gegenüber herab, ohne zu erlöſchen. Klirrende Riegel und das Stöhnen verroſteter Thürangeln überzeugten ihn, daß nebenan ein Kerker geöffnet werde, und der Blitz nur eine Einſtrömung von Fackellicht durch die klüftige Mauer ſei. Bald wurde die Thüre wieder geſchloſſen, und Walfried vernahm nur mehr im Finſtern tappende Schritte im nahen Kerker. Der Blitz war verſchwunden, und Alles lag wieder in tiefer Nacht.

Der Jüngling ging leiſe zur Mauerſpalte, und horchte.

„Es wär' doch verflucht, Vitus, wenn es uns anginge!" ſagte eine rauhe Stimme.

„Was denn?"

„Nun, der Stuhl."

„Was für ein Stuhl?"

„Wie Du nur ſo dumm fragen magſt! Saheſt Du im Kerkerhofe den Köpfſtuhl nicht ſtehen?"

„Ei freilich, Kilian; aber was geht denn der Köpfſtuhl uns an?"

„Was er uns angeht? Dieß werden wir ſchon erfahren, wenn wir auf ihm ſitzen."

„Biſt Du verrückt? Ich wüßte wahrhaftig nicht, warum man uns köpfen ſollte."

„O! das thut nichts; es ſind ſchon gar Viele geköpft worden, ohne daß die Richter und die Armeſünder eigentlich wußten, warum."

„Wir haben aber weder gemordet, noch geraubt; wir wurden bloß als Landſtreicher eingefangen, und der Staupbeſen iſt das Aergſte, was uns treffen kann."

„Geſchieht uns was immer, ſo haben wir es nur dem verdammten Saufen zu verdanken. Wären wir, anſtatt in der Herberge noch einen Humpen auszuſtechen, mit Haidſolkh, Triener und Stromayer fortgegangen, ſo würden wir nicht in die Hände der ſtreifenden Stadtſöldner gefallen ſein."

„Du haſt Recht. Aber dieſe Drei gehen nach Böhmen zu den Huſſiten, und dazu hab' ich keine Luſt."

„Ich wär' gleich dabei. Bei den Huſſiten darf man ſengen und brennen, rauben und morden, und kein Hahn kräht darnach."

„Ein ſauberes Leben! — Sie müſſen etwas Abſonderliches vorhaben; ich hörte ſie in einer Ecke der Herberge von Rache murmeln.“

„Glaub’s gerne. Ihre Väter waren Bürger in München, da ſie ſelbſt noch in den Windeln lagen; jene forderten die Zünfte zu einer allgemeinen Empörung auf; der Plan ſchlug fehl; ſie wurden gepackt, von dem ganzen inneren und dem aus dreihundert Bürgern beſtehenden äußeren Rathe, unter Vorſitz des Richters Georg Ortlinger, zum Tode verurtheilt und geköpft.“*)

„Wer hat Dir denn dieß geſagt?“

„Mein Vater, der mit ſeinem Schwager auch zu den verurtheilten Aufrührern gehörte. Allein mein Vater flüchtete ſich aus dem Rathhauſe in die Sacriſtei der St. Peterskirche, zog dort eilig ein Meßgewand an, und entkam glücklich; ſo auch der Schwager, welcher über die Stadtmauer ſprang.“

„Wollte Gott wir könnten es auch ſo machen!“

Eine Pauſe des Schweigens trat ein.

Bald darauf hörte Walfried, daß ſich Beide, ohne ferner ein Wort zu ſprechen, niederlegten, und ihr Schnarchen verrieth, daß ſie in einen tiefen Schlaf gefallen waren.

Walfried zweifelte keinen Augenblick, daß für **ihn** der Köpfſtuhl beſtimmt ſei, von welchem die beiden Gefangenen geſprochen hatten.

Er betete . . .

„Ich ſterbe für meine Agnes,“ ſagte er bei ſich, „denn ich muß ſterben, weil ich ihre Ehre vertheidiget habe.“

Mit dem letzten Schlage der Mitternachtſtunde trat der Stadtſchreiber in Walfried's Kerker, zwiſchen zwei Häſchern, von denen Jeder eine brennende Fackel in der Hand hielt; an der offenen Thüre ſtanden vier Stadtſöldner mit ihren Hellebarten.

---

*) Hiſtoriſch.

Der Stadtſchreiber trug eine Rolle Papier in ſeiner Rechten; er entfaltete ſie mit wichtiger Amtsmiene, und las dem Jünglinge ſein Todesurtheil vor, dahin lautend, daß er wegen Landfriedensbruches, gewaltthätiger Widerſetzung gegen die Obrigkeit, und wegen Aufforderung zu Aufruhr und Mord, zwei Stunden nach Verkündung des Urtheiles im Gefängnißhofe mit dem Schwerte hingerichtet werden ſolle.

„Ohne mich auch nur anzuhören?“ fragte Walfried.

„Ohne Euch auch nur anzuhören,“ erwiederte der Stadtſchreiber; „denn was in Gegenwart eines Theiles der obrigkeitlichen Gewalt geſchehen iſt, was viele Hunderte am hellen Tage mit ihren eigenen Augen geſehen, mit ihren eigenen Ohren gehört haben, bildet einen vollſtändigen Beweis, der Eures Geſtändniſſes nicht bedarf, und durch Euer Läugnen nicht entkräftet würde . . . Als ein Chriſt werdet Ihr die letzten Tröſtungen unſerer heiligen Religion wünſchen, die Euch der ehrſame Rath in ſeiner Weisheit und Gnade nicht vorenthalten will. Es ſteht bei Euch, Euern Beichtvater zu wählen, oder irgend einen andern Prieſter; der Gewählte wird eine Stunde vor der Hinrichtung erſcheinen, und Euch auf dem letzten Gange begleiten.“

„Ich wünſche den Beiſtand meines Beichtvaters.“

„Wie heißt er?“

„Pater Johannes, Pfarrer zu St. Moritz.“

„Gut; in einer Stunde wird er bei Euch ſein.“

Der Stadtſchreiber verließ den Kerker, und alſogleich trat Martin, der Scharfrichter, ein, um, nach altem Herkommen, den armen Sünder um Verzeihung zu bitten.

„Herr Walfried,“ begann er, „ich . . .“

Hier brach ihm die Stimme; er faltete die Hände; ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen; er konnte nicht mehr ſprechen.

Der Henker weinte!!

„Ein ſauberer Scharfrichter!“ ſagte eine Stimme im Dunkel des Kerkerganges, und ſchloß ihre Worte mit einem wilden Gelächter.

Walfried erkannte die Stimme des Junkers von Willenbach.

„Schon gut, Martin, ſchon gut!“ tröſtete der Jüngling den Troſtloſen; „ich verzeih' Euch von ganzem Herzen; verrichtet nur Euer Amt ſtandhaft und raſch!“

Er reichte ihm die Hand. „Grüßt mir noch Eure Judith,“ fügte er bei, „und ſaget ihr, ich laſſe ſie erſuchen, für mich zu beten!“

Martin wankte ſchluchzend hinaus.

Und wieder hüllte die Nacht den unglücklichen Jüngling in ihren ſinſtern Mantel.

Er kniete nieder, ſtreckte die Hände zum Himmel empor, und bat:

„Gott! . . . ſei meiner armen Seele gnädig!“

12.

In blendender Klarheit ſchwebte der Mond am nächtlichen Himmel, und theilte die Straßen in zwei Hälften: in grelles Licht und tiefen Schatten, den die alten Gebäude warfen.

Auch der Fledermausthurm, die geheimnißvolle Burg der Attilahexe, lag bereits im Schatten, mit Ausnahme eines Theiles des Pförtleins, durch welches man in dieſem Momente nicht hätte eintreten können, ohne von einem lauernden Auge ſchon aus weiter Ferne bemerkt zu werden.

Dieſem Pförtlein ſchräg gegenüber, in der Entfernung von fünf bis ſechs Schritten, erhob ſich, ebenfalls vom Schatten umdüſtert, eine alte, verwitterte Mauer mit einem eiſenbeſchlagenen Thore, das in ſeiner ganzen Breite mit einem flachen Schirmdache von Backſteinen verſehen war. Vermuthlich führte dieſes Thor in ein Getreidemagazin, und ſohin mochte wohl die ſteinerne Bank zur Rechten dieſes Thores den Arbeitsleuten zum Ausruhen dienen.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht lag auf dieſem Schirmdache ein rüſtiger Jüngling, mit einem büffelledernen Koller angethan; er trug eine dunkelbraune Faltenmütze auf ſeinem Kopfe, und in ſeinem Gürtel ſtak eine kleine Streitaxt. Gleich einem träumeriſchen Mönche, der vom Rande einer ſchattigen Gartenlaube den Blick nach der Sonnenuhr an der Kloſtermauer wirft, um zu ſehen, ob die erſehnte Stunde des Mahles nicht bald erſcheine, ſchaute der ſeltſame Gaſt auf dem Schirmdache nach dem Pförtlein des Fledermausthurmes, ungeduldig des Augenblickes harrend, da der langſam wachſende Schatten den letzten Lichtpunkt verdrängen würde.

Plötzlich vernahm er den fernen Wiederhall ſchwerfälliger, taktmäßiger Schritte, und dumpfe, unverſtändliche Worte. Er lauſchte mit pochendem Herzen. Es kam immer näher und näher; endlich bogen um die Straßenecke, zwiſchen der Mauer mit dem Schirmdache und zwiſchen dem Fledermausthurme, zwei Stadtſöldner mit ihren Hellebarten, und ſetzten ſich auf die erwähnte ſteinerne Bank, ohne die leiſeſte Ahnung, daß Jemand ihr Geſpräch behorche.

„Sag' an, Valentin," begann der Eine der beiden Stadtſöldner, „ob dieß nicht ein herrlicher Platz iſt, um unbemerkt Alles zu beobachten, was in der Nähe des Fledermausthurmes vorgeht?"

„Ja wohl, Peter; aber es wird uns doch nichts helfen."

„Warum?"

„Glaubſt Du denn, die Attilahexe werde ſo dumm ſein, da herauszukommen, und ſich von uns fangen zu laſſen? Sie wird gar viele Ein- und Ausgänge haben, von denen wir nichts wiſſen, gerade wie eine Feldmaus."

„Das Wetter wäre prächtig zum Hexenfange: hier dunkel, dort hell, wie zur Zeit, da wir . . ."

„. . . Den Nürnbergerhandelsherrn, der von der Ulmermeſſe heimkehrte, umbrachten . . ."

„St! St!"

„Du haſt Recht: die Wände haben Ohren."

„Es trug aber ein tüchtiges Stück Geld ein."

„Von dem kein Pfennig mehr übrig iſt."

„Wie gewonnen, ſo zerronnen!"

„Es geht nicht anders auf der Welt."

„Man ſagt: vergoſſenes Blut ſchreie um Rache, kein Mord bleibe unentdeckt und unbeſtraft . . . dummes Geſchwätz!"

„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!"

„Ei was, es iſt ſchon ein Jahr vorüber, und kein Hahn kräht mehr darnach."

„Unverhofft kommt oft!"

„Der Teufel hole Dich mit Deinen Sprichwörtern. Wenn eines davon in Erfüllung ginge, würden wir ohne weiters geköpft werden, wie der Badergeſell, der Walfried."

„Der wird's bald überſtanden haben."

„Nachts zwei Uhr, ſagte man."

„So iſt's."

In dieſem Momente knarrte das Pförtlein des Fledermausthurmes; eine Geſtalt in einem ſchwarzen Mantel mit einem breitgekrämpten Hute, huſchte um die Ecke durch das Pförtlein in den Thurm, und bevor die Stadtſöldner aufſpringen konnten, war das Pförtlein wieder geſchloſſen.

„Teufel! . . . War's die Hexe?" fragte Valentin.

„Nein," antwortete Peter, „die Hexe iſt viel kleiner."

„Als ob eine Hexe nicht nach Belieben groß oder klein werden könnte!"

„Gleichviel; wir wollen aufpaſſen; vielleicht kommt die Geſtalt wieder heraus. Du ſtelleſt Dich hinter die Ecke, aus welcher die Geſtalt kam, und ich verberge mich auf der andern Seite. Wenn die Geſtalt wieder herauskommt, müſſen wir warten, bis die Thüre hinter ihr wieder geſchloſſen iſt, ſonſt könnte ſie, im Falle wir zu voreilig wären, zurückſpringen, und uns die Thüre vor der Naſe zuſchlagen."

„Einverſtanden!"

Die beiden Stadtſöldner ſchlichen leiſe auf ihre Poſten. Der Jüngling auf dem Schirmdache war in einer unbeſchreiblichen Gemüthsſtimmung.

Kaum war die Geſtalt im ſchwarzen Mantel über die Schwelle des Pförtleins geſchritten, und dieſes hinter ihr wieder geſchloſſen, als Mutter Lintrude zu ihr ſagte:

„Faßt mich rückwärts am Gürtel, und folget mir! . . . Ich dachte nicht, daß Ihr ſo ſpät kommen würdet."

„Es war früher nicht möglich," erwiederte die Geſtalt mit bebender Stimme.

Beide erreichten bald die geheimnißvolle Kammer, in welche unſere Leſer früher bereits Walfried begleitet haben.

Erſchöpft glitt die Geſtalt auf einen Stuhl hin; ihr Hut fiel zu Boden, und ein wunderſchönes Frauenantlitz, aber blaß wie der Tod, wurde ſichtbar.

„Ihr zittert, Agnes?“ fragte Lintrude; „fürchtet Ihr Euch?“

„Die Angſt tödtet mich.“

„Seid Ihr allein gekommen?“

„O! um keinen Preis der Welt! Die Wittwe begleitete mich bis zur Ecke des Thurmes, und harret in der Nähe meiner Rückkehr.“

„Ah, die huſſitiſche Wittwe!“

„Ja.“

Nach einer kurzen Pauſe des Schweigens fragte Lintrude:

„Warum ſeid Ihr zu mir gekommen, Agnes?“

„Um Euch zu bitten, Walfried vom Tode zu retten.“

„Euern Geliebten?“

„Er iſt nicht mein Geliebter,“ erwiederte Agnes haſtig; „aber mir ſo lieb, wie ein Bruder.“

„Hat Euer Vater keine Fürbitte bei dem ehrſamen Rathe für ihn eingelegt?“

„Allerdings, aber vergebens. Viele angeſehene Herren und Frauen haben ſich für ihn verwendet; allein ohne Erfolg.“

„Habet Ihr nicht ſelbſt für ihn gebeten?“

„Ja. Ich ging mit meinem Vater, mit Frau von Königsegg und Frau Langenmantel, zu den Frauen des Landvogtes und der Bürgermeiſter, und wir wurden von ihnen bereitwillig zu ihren Männern geführt, wobei ſie unſere Bitten unterſtützten. Ach, es half nichts!“

„Es gab wohl ein Mittel, an das Ihr vielleicht nicht gedacht habet?“

„Welches?“

„Der Junker von Villenbach . .“

„Nun?“

„Er beſitzt großen Einfluß; wer weiß, ob er nicht wenigſtens die Todesſtrafe von ihm abgewendet hätte, wenn Ihr zu ihm gegangen wäret, und . . .“

„Haltet ein! . . . Ich ginge lieber in den Tod!“

„Ein Verſuch, denk' ich . . .“

„Nein, nein! Ich habe die entehrenden Anträge noch nicht vergeſſen, mit denen der Junker mich lange verfolgte.“

„Freilich, wenn die herzoglichen Gäſte von München da wären . . .“ äußerte Lintrude mit einem Seitenblicke auf Agnes, den dieſe nicht bemerken konnte.

„Ja, dann, dann . . .“ unterbrach die ſchöne Jungfrau ſie eifrig, raſch vom Stuhle ſich erhebend.

„Was dann?“ fragte die Alte gelaſſen.

„Dann ginge ich gleich zum Herzoge Albrecht, und bäte ihn gar inſtändig, er möchte dem Walfried das Leben retten, vielleicht die Freiheit dazu; der ehrſame Rath könnte ja doch ſeinen vornehmen Gäſten die Gewährung einer ſolchen Bitte nicht verſagen.“

Lintrude ſchien einen Augenblick nachzudenken, und ſagte dann: „Euer Einfall iſt nicht übel; leider iſt die Zeit zu kurz, um ihn zu benützen.“

„Wie ſo?“

„In weniger als zwei Stunden wird Walfried's Haupt fallen.“

„Heiliger Gott!“ rief Agnes, die Hände faltend, aus, und ſank auf ihren Stuhl zurück. „O! rettet ihn! rettet ihn!“

„Ich ſoll ihn retten? Ich? Und wie? Wiſſet Ihr nicht, Agnes, daß der ehrſame Rath mich auf dem Scheiterhaufen verbrennen läßt, ſobald ich in ſeine Hände falle? ... freilich erſt dann ...“ fügte ſie mit einem höhniſchen Lächeln bei.

„Ihr habet Euch ſelbſt am hellen Tage aus den Händen der Stadtſöldner auf eine wunderſame Weiſe befreiet; Euch iſt nichts unmöglich,“ entgegnete Agnes.

„Ich will verſuchen, ob ich nicht bewirken kann, daß die Hinrichtung des Jünglings bis nach dem Feſtturniere aufgeſchoben werde; inzwiſchen möget Ihr den Herzog Albrecht zum Fürbitter gewinnen, nicht wahr?“

„O! gewiß! gewiß! Doch Ihr ſagtet ja eben erſt, daß Walfrieds Haupt in weniger als zwei Stunden fallen werde? Mitternacht iſt ſchon vorüber; die Zeit, welche Euch zu dieſem chriſtlichen Werke der Barmherzigkeit übrig bleibt, iſt ſo kurz, daß ich an der Möglichkeit des Gelingens zweifeln muß.“

„Es kann gar viel in gar kurzer Zeit geſchehen, holde Jungfrau; in einer einzigen Minute könnte die ganze Erde in Trümmer ſtürzen ... Liegt Euch ſonſt kein Wunſch mehr am Herzen?“

Ich wüßte keinen ... antwortete Agnes zögernd, und mit verlegen geſenktem Köpfchen.

„Ei, ei, Ihr ſeid nicht aufrichtig, dünkt mir. Ohne Zweifel hat Euer Beſuch auch nebenbei ein Plänchen gehabt, von der Mutter Lintrude ein wenig den Schleier der Zukunft lüften zu laſſen. Nun, nun, es iſt den hübſchen jungen Mädchen nicht übel zu nehmen, wenn ſie zu erfahren wünſchen, welches Loos ihnen beſchieden iſt, im Falle ſie dereinſt das väterliche Haus verlaſſen. Hab' ich's errathen?"

Agnes ſchwieg.

„Ihr ſchweiget, und gebet mir dadurch zu verſtehen, daß Ihr einwilliget. Ich will alſo in dieſe gläſerne Kugel ſchauen, die mir Alles verkündet, was ich wiſſen will, und Euch ſagen, was Eurer harret. Soll ich?

Agnes nickte leiſe, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Wohlan!" ſagte Mutter Lintrude, und bückte ſich über die gläſerne Kugel, während Agnes zum erſtenmale die beiden Skelette und die übrigen ſchauerigen Gegenſtände in der Kammer mit innerem Entſetzen erblickte, weil das Halbdunkel in dieſem Raume plötzlich einem ſtrahlenden, der gläſernen Kugel entquellenden Lichte gewichen war.

Agnes ſtand drei Schritte hinter der Attilahexe, mit der linken Hand auf die Lehne des Stuhles ſich ſtützend, mit halb geöffneten Lippen und geſpannten Blicken den Kopf vorwärts neigend, als wollte ſie mit eigenen Augen die Löſung des großen Räthſels der Zukunft ſchauen.

„Ha, was ſeh' ich!" rief Mutter Lintrude aus, wankte zurück, wendete ſich zu Agnes, verneigte ſich tief, und fuhr fort:

„Heil Euch, holde Jungfrau! Ein größeres Glück harret Eurer, als irgend Einer von den Töchtern Augsburgs, wie vornehm auch ihr Geſchlecht ſein möge!"

Agnes bebte; ihre Knie wankten.

„Genügt euch dieß, oder wollet Ihr auch wiſſen, ob dieſes Glück von Dauer ſei? Beſinnet Euch wohl! ... Wollet Ihr es wiſſen?"

Nach einer kurzen Pauſe ängſtlichen Schweigens flüſterte Agnes leiſe:

„Ja!"

indem ſie mit beiden Händen ihr Antlitz verhüllte, und ihre Stirne mitten auf die Lehne des Stuhles ſtützte, als wollte ſie ſich gegen den plötzlichen Anblick von irgend etwas Entſetzlichem ſchützen.

Und wieder bückte ſich Mutter Lintrude über die gläſerne Kugel, deren Lichtſtrom dießmal alſogleich verſiegte, wie der Glanz der Sonne hinter einer drohenden Gewitterwolke.

Die Alte ſchüttelte den Kopf.

Agnes wollte fragen, aber die Stimme verſagte ihr; ſo heftig krampfte die Angſt ihr Herz, daß ſie jeden Pulsſchlag deſſelben hörte.

Mutter Lintrude wendete ſich zu ihr, und ſchaute ſie ſchweigend an.

Agnes fragte ſie mit ihren Blicken, da ihr die Worte fehlten.

„Ach! ich kann Euch nichts Tröſtliches ſagen!“ äußerte die Alte.

„Sprechet, um Gottes willen, ſprechet!“

„Euer Glück wird nach kurzer Friſt ...“

„Nun?“

„... Zu Waſſer werden!“ murmelte Lintrude.

„Zu Waſſer werden?“

„Ja.“

„Wodurch?“

„Dieß weiß ich nicht.“

Agnes faltete flehend die Hände, und verſetzte:

„O Mutter Lintrude, ich beſchwöre Euch, mir nur die einzige Frage zu beantworten: Wird mein Glück durch Untreue zu Waſſer werden?“

„Nein, Agnes, im Gegentheile: Euer Glück wird durch Treue zu Waſſer werden.“

„Durch Treue? fragte Agnes, deren Züge wieder heiter wurden."

„Ja, nur durch Treue."

„Durch Treue?" wiederholte die ſchöne Jungfrau, indem ſie Lintrudens beide Hände faßte, und ſie leiſe lächelnd anſchaute.

„Es iſt ſo, wie ich Euch ſage. Warum verwundert Ihr Euch darüber?"

„Weil es, was ich oft aus dem Munde tugendhafter, ſchöner und verſtändiger Frauen vernahm, ohne Treue kein Glück gibt, ſohin das Glück durch Treue nie zu Waſſer werden kann. Ich danke Euch für Eure Mühe, Mutter Lintrude; Eure Wahrſagung hat mich anfangs tief betrübt, doch jetzt bin ich vollkommen beruhiget."

„Dieß wünſch' ich Euch von Herzen," entgegnete die Alte, aber mit einem ſo ſchmerzlichen Ausdrucke des innigſten Mitleidens in ihren Zügen, daß er Agnes würde durchbebt haben, wäre ſie nicht ſo eben beſchäftiget geweſen, mit den Silberſtücken in ihrer Gürteltaſche geſenkten Hauptes zu klimpern.

„Nehmet dieſe Kleinigkeit," ſagte die ſchöne Jungfrau, „und ſeid überzeugt, daß . . ."

„Ich danke für Euern guten Willen," unterbrach die Alte ſie, mit der Hand abwehrend; „allein heute darf ich nichts von Euch annehmen, da mein Tagewerk noch nicht vollbracht iſt. Gehet nun nach Hauſe, Agnes, es iſt hohe Zeit!"

„Ach Gott! auch die Angſt der Heimkehr!" ſeufzte dieſe.

„Seid unbeſorgt; ſobald Ihr über die Schwelle meines Thurmes tretet, wird Euch ein Beſchützer geleiten, den Ihr an den Worten erkennen möget: „„Mich ſendet die Mutter Lintrude.""

„O! wäre Walfried da!“ ſagte Agnes; „bei dem heiligen Blute unſers Heilandes fleh' ich zu Euch: Rettet ihn! rettet ihn!“

„Wie Gott will!“ erwiederte die Alte.

Wenige Minuten nachher ſchloß ſich hinter Agnes das Pförtlein des Thurmes, das nun im tiefeſten Dunkel lag.

„Agnes!“ flüſterte ſeitwärts leiſe eine weibliche Stimme.

„Ja!“ verſetzte die Jungfrau mit verhaltenem Athem, und traf mit der ihrer harrenden Wittwe auf einer monderhellten Strecke von vier bis fünf Fuß Breite zuſammen, wo ſie ſich eben die Hände reichen wollten, um die Häuſer entlang nach Hauſe zu ſchleichen, als ſich plötzlich Jede von einem ſtarken Arme gepackt fühlte.

Ein zweifacher dumpfer Angſtſchrei erhob ſich.

„Ha! nun haben wir Euch, Nachtdirnen!“ rief Valentin aus.

„Wird Euch die Hexe jetzt retten, oder wer ſonſt?“ fragte Peter hohnlächelnd.

„Der Nürnberger Handelsherr!“ dröhnte eine hohle Stimme aus einer finſtern Ecke nebenan, wie wenn ſie tief aus dem Grabe erſchollen wäre.

Todesſchauder durchrieſelte die beiden Häſcher; ſie ließen ihre Beute fahren, und ſtarrten mit angſtvollen Blicken zitternd nach der Stelle, von woher die Racheſtimme des Ermordeten erklang.

Agnes und die Wittwe wankten mit furchtgelähmten Schritten fort.

Doch in demſelben Momente ſchmetterte eine Streitart in Valentin's Nacken, und ein zweiter Hieb, der blitzſchnell dem erſten folgte, ſpaltete Peters linke Schläfe.

Beide ſanken lautlos in den Tod.

„Ihr werdet uns nicht mehr verrathen!“ ſagte der rüſtige Jüngling mit dem büffelledernen Koller, den wir auf dem Schirmdache lauernd fanden, reinigte in einem Schneehaufen ſeine blutige Axt, ſteckte ſie wieder in ſeinen Gürtel, und holte in wenigen Sprüngen die zwei weiblichen Flüchtlinge ein.

„Mich ſendet die Mutter Lintrude!“ ſagte er, und willig und dankend nahmen die Erſchöpften ſeine Arme, die er ihnen zur Stütze bot.

„Ach!“ jammerte Agnes, „zwei Menſchen mußten durch meine Veranlaſſung eines gewaltſamen Todes ſterben!“

„Zwei Meuchelmörder!“ verſetzte der Jüngling, und erzählte ſein Abenteuer, das er mit den Worten ſchloß: „Gott hat ſie gerichtet!“

Als er an einem Hinterpförtlein des Bernauer'ſchen Hauſes von Agnes ſchied, ſprach er:

„Wenn Ihr Walfried, ſo Gott will, noch einmal zu ſehen bekommet, und zwar früher, als ich, ſo ſaget ihm, der ihm wohlbekannte Paul habe Euch aus den Klauen von zwei Häſchern befreiet, die Euch ein böſes Spiel hätten machen können. Gute Nacht, Jungfrau!“

Und er kehrte ſich zur Wittwe um, die einige Schritte hinter ihm ſtehen geblieben war.

Sie hatte ſich entfernt.

Ein dunkles Geräuſch ſchlug an ſein Ohr. Vom Ende der Straße her zogen etwa vierzig bis fünfzig Bewaffnete. Paul ſchmiegte ſich in die Vertiefung des nächſten dunklen Thorweges. Als jene näher kamen, erblickte er die Wittwe in ihrer Mitte, und hörte ſie, an ihm vorüberziehend, ermuthigend ſagen:

„Nur raſch voran, wir kommen zur rechten Zeit, um Walfried zu befreien, den meine Schweſter, die Magd der Gefangenwärterin, von dem Verſuche zu ſeiner Rettung bereits in Kenntniß geſetzt haben wird. Ihr könnet durch das offen gelaſſene Schlupfthörlein des Gartens unbemerkt in den Hofraum bringen; Walfried hat es um Eure Familien wohl verdient, die er . . ."

Sie zogen fürbaß; Paul konnte alſo nichts mehr hören.

In dieſem Momente verkündete die eherne Stimme des Thurmes der St. Moritzkirche die zweite Stunde nach Mitternacht.

„Sie werden zu ſpät kommen!" murmelte Paul, und begab ſich auf Umwegen wieder nach dem Fledermausthurme.

Drittes Buch.

1.

Das prachtvolle Feſtturnier war zu Ende.

Unſere Leſer haben gewiß ſchon ſo viele Schilderungen von Turnieren geleſen, daß ſie uns ohne Zweifel Dank wiſſen, wenn wir ſie mit der Mittheilung der Einzelnheiten dieſes Turnieres verſchonen, das ungeachtet ſeines wahrhaft kaiſerlichen Glanzes, doch ſchon alles Blendwerk der frühern Herrlichkeit ſolcher Feſte verloren hatte; denn während die ſtolzen Ritter innerhalb der Schranken gar zierlich ihre Lanzen brachen, knallten die Büchſen der Scheibenſchützen am Roſenauberge, und verkündeten mit ziſchenden, ehernen Stimmen die furchtbare Fortbildung einer zerſtörenden Erfindung, gegen deren weithin tragende Blitze die Rieſenkraft der männlichſten und waffenkundigſten Ritter nichts mehr vermochte.

Der menſchliche Geiſt ſchreitet voran, und keine irdiſche Macht hemmet ſeinen ewigen Gang. Seine Wirkungen ſind nothwendig, und vielleicht iſt er ſelbſt die Nothwendigkeit, und dann ſind jene Wirkungen ſeine Kinder. Doch da der Menſch mit zäher Kraft am Alten und Liebgewonnenen klebt, ſo ſchleppten die Ritter ihre Turniere noch über hundert Jahre lang fort; aber ſie näherten ſich immer mehr nur den Luſtturnieren. Das unglückliche Ende des Königs Heinrich II. in Folge eines Turnieres im Jahre 1559, machte dieſe gefährlichen Spiele in Frankreich verhaßt, was nicht ohne Rückwirkung auf Deutſchland blieb. Allein ſie wichen erſt der unwiderſtehlichſten Gewalt ... dem Lächerlichen. Um wenigſtens noch den Schatten der Turniere zu retten, verwandelte man ſie in harmloſe feſtliche Spiele an Höfen, in Carouſſele, wo man nach einem hölzernen Ritter, nach einem Ringe, oder nach einem Türkenkopfe von Pappe rannte.

Unſer alter, wackerer Dichter Hans Sachs, rühmt die Turniere gar höchlich und meint:

„Der Thurnier war des Adels Schul,
Der ſie behielt in ſtrenger Zucht.
Ganz Deutſchland bekam daraus Frucht,
Wann es ſtund über all deſto baß.
Weil der Adel ſo redlich was!"

Auch mag es nicht an Leuten fehlen, die ſich dem Wunſche des Dichters anſchließen:

„Gott aber geb' uns Ruh' und Fried,
Im römiſchen Reiche Einigkeit,
Daß wiederumb auch mit der Zeit
Durch kaiſerliche Majeſtat
Und Fürſten mit zeitlichem Rath
Wird aufgerichtet der Thurnier,
Daß bei Fürſten und Adels Zier
Frömbkeit und Tugend blüh' und wachs,
Das wunſch' ich, von Nürnberg, Hans Sachs."

Ein großer Theil der zahlloſen Zuſchauer war dem feſtlichen Zuge der vornehmen Gäſte, Ritter und Damen gefolgt, die nach dem Schluſſe des Turnieres nach dem Tanzhauſe ſich begaben, um im großen Saale desſelben der feierlichen Vertheilung der Preiſe beizuwohnen, und dann bei dem Feſtmahle mit Mummenſpielen und Tänzen ſich zu vergnügen.

Dem herzoglichen Bräutigame Albrecht war der erſte Dank im Speerrennen zuerkannt worden, worüber natürlich der Vater Ernſt und der Oheim Wilhelm innerlich die größte Freude fühlten; denn der Ruf dieſes ruhmwürdigen Turnierſieges mußte durch die heimkehrenden Ritter bald in den fernſten Gauen Deutſchlands, und in wenigen Tagen der darob ohne Zweifel entzückten Braut Eliſabeth bekannt werden.

Als man das Thor des Tanzhauſes hinter den Geladenen ſchloß, ſtrömte der lärmende Schweif des Geleites wieder dem Frohnhofe zu, deſſen mit koſtbaren Teppichen ausgeſchlagenen Schaugerüſte, die gold- und ſilbergeſtickten Standarten und Fähnlein der Ritter, die luſtigen Poſſen der vornehmen jungen Leute in Narrenkleidern, die rauſchende Muſik der Spielleute an den beiden Enden der Turnierſchranken, u. ſ. w., die Blicke feſſelten.

Stattlich funkelten die aufgepflanzten Wappenſchilde der turnier- und rittermäßigen Geſchlechter von altbayeriſcher Abkunſt: der Freiherren Ahaim ... Andreas von Ahalm focht tapfer gegen die Hunnen in der Schlacht von 935 ...; — Cloſen, von denen Michael, der ſich von Mylſperg ſchrieb, im Jahre 935 bei dem Turniere zu Magdeburg war; Fraunberg ... Heinrich war bei dem Turniere zu Rothenburg an der Tauber im Jahre 942, und im Jahre 948 bei dem Turniere zu Conſtanz als Turnierkönig von Bayern. Sie waren auch Grafen zu Haag; — Fraunhofen, die älteſten Freiherren des Landes ... Siegfried war Turnieroberſt in Bayern, im Jahre 942, Theſerus wurde 105 Jahre alt, und ſprang noch in dieſem Alter auf ſein Roß; — Gumppenberg ... Wilhelm bei dem Turniere zu Regensburg im Jahre 1284; — Haßlang ... Barbara beſah bei dem Turniere zu

Rothenburg im Jahre 942 die Helme; Königsfeld ... bei dem Turniere zu Trier im Jahre 1019 anweſend; — Leiblfing ... Wilhelm erlegte den großen Hunnenrieſen Crozgo, und brach bei dem Turniere zu Conſtanz im Jahre 948 fünfundzwanzig Lanzen. — Pienzenau ... Otto und Kaſpar Turniergenoſſen zu Zürich im Jahre 1165; — Rohrbach ... bei dem Turniere zu Augsburg im Jahre 1080 anweſend; — Sandizell, (theilweiſe Freiherren) ... Jakob bei dem Turniere zu Conſtanz im Jahre 948; — Seyboltsdorf ... Margaretha bei dem Turniere zu Magdeburg im Jahre 935; Albrecht turnierte zu Conſtanz im Jahr 948; — Weichs ... Marquard, bei dem Turniere zu Regensburg im Jahre 1284.

Unter den Grafen nennen wir Märlrain ... Armenus bei dem Turniere zu Zürich im Jahre 1165; — Nothhaft (Grafen und Freiherren) ... ſollen von Radipold, Fürſten von Friesland, abſtammen, und mit den Grafen von Egmont, Herren von Elſenheim, Hirnheim und Wart eines Geſchlechtes ſein. Katharina war bei dem Turniere zu Magdeburg im Jahre 935, Veronica bei jenem zu Conſtanz im Jahre 948; Preyſing ... Andreas bei dem Turniere zu Rothenburg im Jahre 942; — Tauffkirchen ... Willibald bei dem Turniere zu Merſeburg im Jahre 968; Törring ... Albinus, Oberſt der Salzburg'ſchen Truppen gegen die Hunnen im Jahre 933, und bei dem Turniere zu Magdeburg im Jahre 935.

Seitdem zählte und zählt Bayern noch viele andere altadelige und ruhmwürdige Geſchlechter, die aber meiſtens aus andern Ländern einwanderten.

Den Glanzpunkt des feſtlichen Gepränges bildete an dieſem Tage der Einzug der Wittwe des mächtigen Grafen Worſibey von Swinar aus dem Böhmerlande, von vier abenteuerlich vermummten Rittern, und von vier Knappen in maleriſch böhmiſcher Tracht begleitet. Die Dame ritt einen reichgeſchirrten milchweißen Zelter; in jeder Ecke der Schabracke von ſchwarzem Sammet funkelte das aus Perlen und Edelſteinen geſtickte, gräfliche Wappen. Sie ſelbſt ſtrahlte von Juwelen, wie eine Sterngruppe am laſurblauen Himmelsdome, wenn er in einer monderhellten Nacht des fernſten Südens über der ſchweigenden Erde ruht. Sie ſtrahlte aber nicht von Jugend und Schönheit, ſondern war eine ältliche Dame mit faſt ſchwermüthiger Miene, und nur dann zuckte ein leiſes Lächeln über ihre Lippen, wenn je nach einer halben Stunde einer von ihren vermummten Begleitern die Turnierſchranken von Außen umritt, und aus der Satteltaſche kleine Münzen unter das Volk warf, wobei Balgereien und komiſche Auftritte mancherlei Art ſchallendes Gelächter erregten.

In dem Momente, da die Gräfin an Albrecht's Arme zwiſchen Herzog Ernſt und Herzog Wilhelm in die Mitte des Tanzſaales gelangte, blieb ſie ſtehen, warf einen fragenden Blick um ſich, und ſeufzte.

„Ich verſteh' Euch,“ ſagte Albrecht, „eine ſchmerzliche Erinnerung ... Vor zehn Jahren ſtand hier Euer Gatte an der Seite des Kaiſers Sigmund, einen köſtlichen geſtickten Beutel haltend, aus welchem der Kaiſer die goldenen Ringe nahm, die er an die Finger der Frauen und Jungfrauen ſteckte.“

„Der Verluſt eines ſo edlen, weiſen und guten Mannes,“ bemerkte Herzog Ernſt, „bleibt nicht nur einer würdigen Gattin unvergeßlich, ſondern auch allen Gleichgeſinnten, die ihn kannten.“

„Ich kann Euch verſichern,“ äußerte Herzog Wilhelm, „daß der Kaiſer mir anvertraute, es vergehe kein Tag, an dem er ihn nicht vermiſſe, da er ein Mann des klugen Rathes und der kühnen That geweſen ſei. Gewiß ein ehrenvolles Lob!“

„Und ein wohlverdientes, Herzog, wahrlich ein wohlverdientes,“ verſetzte die Gräfin. „Sein längeres Leben würde Deutſchland mehr als die Hälfte des erlittenen Jammers, viele tauſend und tauſend Schlachtopfer des gräulichſten Todes erſpart, und dem hölliſchen Unweſen der verdammten Huſſiten . . . Gott verzeihe mir, daß ich mir das Richteramt anmaſſe . . . durch Unterhandlungen oder durch das Schwert längſt ſchon ein Ende gemacht haben.“

„Beruhiget Euch, Gräfin!“ erwiederte Wilhelm; „beide Mitiel werden bald wieder verſucht werden, und . . . ſo Gott will . . . auch gelingen.“

„Sie werden gewiß gelingen, gewiß,“ fügte Ernſt eifrig hinzu; „denn der Kaiſer iſt feſt entſchloſſen, alle Hinderniſſe zu entfernen, die bisher die gewaltigſten Anſtrengungen vereitelten. Deutſchland iſt nie einig; dieß iſt die Haupturſache aller unglücklichen Erfolge. Die Stände müſſen ſich zu einem allgemeinen Landfrieden bequemen, und die Einſtellung ihrer perſönlichen Fehden während der Dauer des neuen Feldzuges gegen die Böhmen, zu welchem beſonders Papſt Martin V. ungeſtüm dränget, eidlich geloben. Das Heer wird nicht mehr aus kriegsungeübten Bauern, und aus zuſammengelaufenen, räuberiſchen Landſtreichern beſtehen, die durch ihr feiges Ausreißen auch die kampfgewohnten Krieger in Verwirrung bringen. Mein Sohn Albrecht wird meine tapfern Bayern in die Schlacht führen. Um inzwiſchen die verheerenden Mordzüge der Huſſiten zu lähmen, und ihre Aufmerkſamkeit von dieſen heimlichen Vorkehrungen abzulenken, wird Kaiſer Sigmund, unter dem Vorwande einer friedlichen Ausgleichung, Procop den Großen, den oberſten Feldherrn der Huſſiten, zu einer Unterredung nach Presburg einladen; all' das geſchieht natürlich nur zum Scheine, und . . ."

Trompetenſchall unterbrach die vertraulichen Mittheilungen des Herzogs Ernſt, denen die Gräfin, wie es ſchien, ein höchſt aufmerkſames Ohr lieh, indeſſen Ritter und Damen, Männer, Frauen und Töchter von den Geſchlechtern Augsburgs, in den großen Saal und in die anſtoßenden Gemächer ſtrömten; alſogleich öffnete ſich die Thüre, und die Marſchälle des Turniers, auf geſtickten Sammetkiſſen die Preiſe tragend, hielten unter dem Vortritte der Spielleute ihren Einzug.

Der Saal war mit den prächtigſten Tapeten ausgeſchlagen, und überreich verziert mit den ſchönſten Blumen ferner Zonen, in Gewächshäuſern künſtlich gezogen. Im Hintergrunde wölbte ſich über einer Erhöhung von v. Stufen ein von Gold- und Silberſtickereien ſchimmernder Thronhimmel mit den verſchlungenen Wappen von Bayern und Augsburg, drei Armſtühle überragend, deren Lehnen von weißem, und deren Sitze von hellblauem Sammet waren.

In einer Entfernung von zwei Schritten, vorderhal der Stufen, ſtanden an jeder Seite fünf Armſtühle von hochrothem Sammet, für die Damen beſtimmt, welche die Turnierpreiſe an die Ritter vertheilten.

Stephan Eſper in Wagram, Landvogt über Augsbu geleitete den Herzog Ernſt auf ſeinen Stuhl, der Bürgermeiſter Ulrich Kuntzelmann den Herzog Wilhelm, und der Bürgermeiſter Hermann Nördlinger den Herzog Albrecht, nachdem dieſer zuvor aus der Reihe der Turnierſieger getreten war, und ſeinen Preis unter Trompetenſchall empfangen hatte.

Dieſe Turnierſieger erſchienen bereits in der damal üblichen feſtlichen Hoftracht, da Jeder gleich nach dem

Ende ſeines Turnierkampfes, in einem Saale des Dompropſtes nebenan, den Harniſch abgelegt, ſich umgekleidet und auf den für ihn vorbehaltenen Platz eines für die kämpfenden Ritter beſtimmten Schaugerüſtes begeben hatte.

Nach dem letzten Trompetenſtoße der Preiſevertheilung, die bei offenen Thüren geſchah, wollte Herzog Ernſt von ſeinem Sitze ſich erheben, als der erſte Bürgermeiſter, Ulrich Kuntzelmann, den Stufen ſich näherte, und nach einer tiefen Verbeugung ſprach:

„Meine gnädige Herren Herzoge von Bayern! Drei Augsburgerinnen haben zu der Zeit, als die Abſicht einer Vermählung des Herrn Herzogs Albrecht mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg bekannt wurde, an den ehrſamen Rath der Stadt Augsburg die Bitte geſtellt, Euch perſönlich eine Huldigung darbringen zu dürfen. Der ehrſame Rath hat nähere Einſicht von dieſer Bitte genommen, und keinen Grund gefunden, die Gewährung derſelben zu verſagen, jedoch vorbehaltlich der Erlaubniß der Herren Herzoge von Bayern.“

„Seit einer langen Reihe von Jahren,“ verſetzte Herzog Ernſt, „hat es der ehrſame Rath von Augsburg förmlich darauf angelegt, durch feſtliche Ehren uns Herzoge von Bayern zu ſeinen Schuldnern zu machen, wodurch uns eine würdige Vergeltung von Jahr zu Jahr immer ſchwieriger werden muß. Und jetzt, da der Dank für die glänzende Aufnahme, und für all' jene Pracht, die uns umgibt, noch ungeſprochen auf unſern Lippen ſchwebt, verkündet Ihr uns ſchon wieder eine neue, freudige Ueberraſchung, und wiſſet ſie ſogar in ein zierliches Geſuch um unſere Erlaubniß einzukleiden. Sag' an, mein lieber Bruder,“ fügte er bei, zu Herzog Wilhelm gewendet, ſollte man da nicht um eine Antwort verlegen werden?“

„Du haſt wahrhaftig Recht, Ernſt,“ antwortete Wilhelm mit ſeiner geiſtreich und wohlwollend lächelnden Miene; „wir wollen daher gar keine Erlaubniß geben, ſondern den Herrn Bürgermeiſter ganz einfach erſuchen, uns die zugedachte Freude nicht länger vorzuenthalten. Durch die Aeußerung dieſes Wunſches beweiſe ich einen großen Muth, Herr Bürgermeiſter; denn mein Bruder Ernſt iſt ein Ehemann, und mein lieber Albrecht ein Bräutigam; die Herzen dieſer Beiden ſind alſo gegen Amor's Pfeile gepanzert; aber ich bin Keines von Beiden, ſohin wehrlos, und wenn es dem Herrn Bürgermeiſter beliebt, mir drei Schönheiten, an denen Augsburg ſo reich iſt, gegenüberzuſtellen, ſo könnt' es ſich leicht fügen, daß ein Herzog von Bayern nach München zurückkäme, der ſein Herz im Tanzhauſe zu Augsburg verlor.“

Der Bürgermeiſter fragte den Herzog Ernſt mit ſeinen Blicken, ob er die drei Augsburgerinnen dürfe kommen laſſen.

„Ja wohl, ja wohl, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte Herzog Ernſt.

Herzog Albrecht nickte ſchweigend und lächelnd; keine innere Ahnung flüſterte ihm zu, daß jetzt der düſtere Vorhang ſeiner Lebensbühne emporrollen, und der erſte Auftritt eines thränenvollen Trauerſpieles beginnen werde, in welchem die unerforſchlichen Rathſchlüſſe Gottes ihm eine ſo ſchreckliche Rolle übertragen hatten.

2.

Der Bürgermeiſter Ulrich Kunzelmann verbeugte ſich, trat auf die unterſte Stufe der Erhöhung, und gab mit der Hand den Spielleuten ein Zeichen, welche eine rauſchende Fanfare blieſen. Nach dem Verklingen des letzten Tones rief er mit lauter Stimme:

„Frau von Königsegg!“

An der Schwelle der Thüre entſtand unter den Zuſchauern ein gewaltiges Gedränge, und eine Gaſſe that ſich auf, die bis an das Ende des langen Corridors reichte, durch welchen, unter dem Vortritte von ſechs Pagen mit großen Wachslichtern, die Frau von Königsegg ſchritt, von vier weißgekleideten Jungfrauen mit weißen Roſen in den Haaren gefolgt, von denen die zwei Jungfrauen, unmittelbar hinter ihr, ein breites Kiſſen von blauem Atlaß trugen, das eine Purpurdecke verhüllte.

Die Spielleute blieſen einen Feſtmarſch, und verſtummten, als die Dame die Mitte des Saales erreicht hatte.

Hier verneigte ſie ſich gegen den Herzog Ernſt, dann gegen den Herzog Wilhelm, dann gegen den Herzog Albrecht.

Hierauf näherte ſie ſich den Stufen, verneigte ſich noch einmal vor dem Herzoge Ernſt, und ſprach:

„Ihr wiſſet wohl, Herr Herzog, daß wir Frauen uns in müßigen Stunden gerne mit der Nadel beſchäftigen, und nicht leicht verſäumen, zur Verherrlichung irgend einer beſonders feſtlichen Gelegenheit nach Kräften beizutragen. Indem ich Euch alſo bitte, einen kleinen Verſuch meiner Nadel zum wohlwollenden Andenken an den heutigen Feſttag gnädig aufzunehmen, füg’ ich den ſehnlichen Wunſch bei, mit huldvoller Nachſicht zu erwägen, daß in Folge eines traurigen Ereigniſſes meines Lebens eine Schwäche in den Augen mir zurückgeblieben iſt, welche die Unvollkommenheit meines Werkes entſchuldigen möge.“

Bei dieſer ſchmerzlichen Erinnerung flimmerten einige Thränen in den Augen der edlen Frau; ſie wendete ſich einen halben Schritt rechts, die beiden Trägerinnen des

Kiſſens traten vor, und der linken Seite näherten ſich die andern zwei Jungfrauen, und zogen die Purpurdecke weg.

Nun nahm Frau von Königsegg die Stickerei, deren Rahmen ein halbcylinderförmiges Geflecht von ächtem Golddrahte auf einem Grunde von weißem Sammet war, verneigte ſich vor dem Herzoge Ernſt, und überreichte ſie ihm.

Nach aufmerkſamer Betrachtung mit allen Zeichen der größten Bewunderung, ſagte der Herzog Ernſt:

„Wahrhaftig, ein Meiſterſtück, Frau von Königsegg, ein überraſchendes Meiſterſtück! Meiſter Angler, der Maler in München, wird ſtaunen, wenn er mit eigenen Augen ſich überzeugt, wie würdig Eure kunſtreiche Nadel mit ſeinem Pinſel gewetteifert hat. Welche Wahrheit! Wie ſo lebendig Alles! Und wie ſprechend die Porträte der Kämpfer! Sieh' nur, Bruder Wilhelm, ſieh', Albrecht, wie hier Alles leibt und lebt!"

Und während Wilhelm das Bild aus den Händen ſeines Bruders nahm, und Albrecht, hinter dem Stuhle ſeines Vaters vorübergehend, es gemeinſchaftlich mit ſeinem Oheime beſah und bewunderte, fuhr Herzog Ernſt, zur Frau von Königsegg gewendet, mit heiterer Miene fort:

„Ihr habet mir eine große Freude gemacht, edle Frau, und Ihr hättet keinen Stoff wählen können, der meinem Herzen theurer geweſen wäre. Gerne würde ich über Eure Anmuth einige tiefgefühlte Worte beifügen, allein Euer Gemahl ſteht dort drüben, und bewacht meine Blicke mit ängſtlicher Sorgfalt, wie mir dünkt, was ich ihm nicht verübeln kann, da ich," ſetzte Ernſt mit lächelnder Miene hinzu, „als ein blühender Jüngling einer ſo liebenswürdigen Frau gar leicht gefährlich werden könnte."

Frau von Königsegg verneigte ſich, und wollte ſich entfernen.

„Nein, nein, edle Frau, ſo geht's nicht,“ äußerte der Herzog Ernſt; „Ihr dürfet nicht ohne ein Andenken von mir ſcheiden.“

Und alſo ſprechend, nahm er die prachtvolle goldene Kette von ſeinen Schultern, und ſchlang ſie um den Hals der Dame, die ſich mit den Worten verneigte:

„Empfanget meinen innigſten Dank, Herr Herzog!“

Der zweite Bürgermeiſter Hermann Nördlinger reichte ihr die Hand, und führte ſie zu einem Stuhle auf der linken Seite der Erhöhung, auf deren unterſten Stufe die böhmiſche Gräfin ſaß, hinter welcher ihre Ritter ſtanden.

Neben dem Stuhle der Frau von Königsegg ſtanden noch zwei leere Stühle, und oberhalb eines jeden dieſer drei Stühle ragte ein eherner Vorderarm aus der Wand hervor, mit einwärts gebogenen Fingern, die Daumenſpitzen auf den vorderſten Gelenken der Zeigefinger ruhend, und ſo einen Ring bildend, in welchen man eine Wachsfackel zu ſtecken pflegte.

Ein Page des Herzogs Ernſt hängte die Stickerei der Frau von Königsegg, die Schlacht von Alling darſtellend, wie unſere Leſer bereits wiſſen, an dem Vorderarm hinter dem Stuhle der edlen Dame an einer Schleife von ſeidenen Schnüren auf.

Und auf dieſelbe Weiſe, wie zuvor, erſchall der zweite Aufruf des erſten Bürgermeiſters Ulrich Kuntzelmann:

„Frau Sibille Langenmantel!“

„Sibille? Iſt's etwa Sibille Goſſenbrot, die wir vor zehn Jahren in dieſem Saale trafen?“ fragte Herzog Wilhelm den Bürgermeiſter leiſe, indem er ſich vorwärts neigte.

„Ja, Herr Herzog,“ antwortete der Bürgermeiſter.

Mit dem Geleite von Pagen und Jungfrauen, wie ihre Vorgängerin, trat Frau Sibille Langenmantel in den

Saal, bei weitem nicht ſo koſtbar gekleidet, wie jene, aber nach der neueſten Mode der Pariſerdamen, wodurch die neidiſchen Blicke aller Frauen und Jungfrauen gefeſſelt wurden.

Sie näherte ſich den Stufen mit dem ihr eigenthümlichen, königlichen Anſtande, aber ohne den mindeſten Stolz, verneigte ſich, wie Frau von Königsegg, und ſagte zu dem Herzoge Wilhelm:

„Ich bin eine Schülerin der Frau von Königsegg, Herr Herzog, und darf alſo wohl auf Eure gütige Nachſicht zählen, indem ich Euch bitte, einen ſchwachen Verſuch meiner Nadel zur huldvollen Erinnerung an den heutigen Feſttag und an die ſchüchterne Spenderin anzunehmen.“

Kaum hatte Herzog Wilhelm das Bild geſehen, als er freudig ausrief:

„Herrlich! Herrlich! Allzu beſcheidene Frau Langenmantel, Ihr ſeid wahrhaftig keine Schülerin, ſondern vielmehr eine doppelte Meiſterin.“

„Wie ſo, Herr Herzog?“

„Meiſterin im Sticken, und . . .“

„Und?“

„Und Meiſterin . . . in der Schelmerei.“

„Ich verſteh' Euch nicht, Herr Herzog.“

„Ihr habet es gar fein darauf angelegt, durch dieſes ſchöne Bild an jenen unvergeßlichen Tag mich zu erinnern, an welchem vor zehn Jahren Eure Liebenswürdigkeit mir noch viel härter zugeſetzt hat, als die Lanze des wackern Rehm, und heute bedrohet Ihr mich wieder mit der nämlichen Gefahr, denn dieſe zehn Jahre ſind wahrhaftig ſo ſpurlos an Eueren Reizen vorübergezogen, wie zehn Tage.“

„Ich danke Euch, Herr Herzog,“ verſetzte Frau Langenmantel lächelnd, „für dieſen ſchmeichelhaften Scherz womit Ihr mich beehret; ich aber ſah noch nichts, was der Macht von zehn Jahren widerſtehen konnte, als Euer Herz, Herr Herzog: denn ſonſt würde längſt ſchon eine holdſelige Gemahlin das ſegenvolle Wirken Eures Daſeins verſüßen.“

„Recht ſo, Frau Langenmantel, ſehr gut geſagt!“ äußerte Herzog Ernſt lachend.

Herzog Wilhelm theilte die Heiterkeit ſeines Bruders, und erwiederte ihr:

„Was nicht iſt, ſchöne Frau, kann noch werden.“

Und auch er löſ'te ſeine goldene Kette vom Nacken, ſchmückte damit die Frau Langenmantel, und fügte bei:

„Schöne Sibille Goſſenbrot . . . vergönnt mir, Euch noch einmal dieſen Namen geben zu dürfen, der mir ſo lieb geworden iſt . . . traget dieſe Kette als ein Zeichen meines Dankes für Euer ausgezeichnetes Bild, und zugleich zum Andenken an jenen feſtlichen Tag vor zehn Jahren, an dem ich, in eben dieſem Saale, Zeuge und Mitgenoß der Bewunderung geweſen bin, von welcher mein erlauchter Gönner und Herr, Kaiſer Sigmund, bei Euerm Anblicke ergriffen war!“

„Ich danke Euch, Herr Herzog,“ entgegnete Frau Langenmantel mit einem beſcheidenen Lächeln, „und bitte Gott, Euch vor jedem Unfalle, mich aber vor der Todſünde der Hoffahrt zu bewahren, zu der Eure lobpreiſenden Scherzreden mich verleiten könnten.“

Nachdem ſie ſich anmuthig verneigt hatte, geleitete ſie der Bürgermeiſter Nördlinger zum Stuhle neben der Frau von Königsegg, und nach zwei bis drei Minuten prangte oberhalb ihres Stuhles das von den Herzogen bewunderte Bild, deſſen zierlicher Rahmen von Silberfiligran auf einem durchſchimmernden Grunde von ſchwarzem Sammet ruhte.

Und zur dritten Einladung erhob der erſte Bürgermeiſter Ulrich Kuntzelmann die Stimme und rief:

„Jungfrau Agnes Bernauer!“

Wie durch einen Zauberſchlag wendeten ſich alle Blicke nach der Thüre, über deren Schwelle ſie kommen mußte. Der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit war, wie geſagt, in ganz Deutſchland verbreitet und ihr Name mußte in dieſem Momente um ſo mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, als ſie, weder dem Ritterſtande noch den Geſchlechtern entſproſſen, ſondern einer bürgerlichen Familie angehörend, deren Gewerbe noch vor wenigen Jahren für ein ehrloſes gehalten wurde, in einer ſo vornehmen Mitte nicht füglich erſcheinen, wenigſtens aber nicht verweilen konnte.

Darum glaubte auch der Bürgermeiſter Nördlinger, den drei Herzogen, während bereits im Hintergrunde des Corridors eine lebhafte Bewegung entſtand, dieſes Verhältniß bemerken, und entſchuldigend beifügen zu müſſen:

„Der ehrſame Rath glaubte, der Jungfrau Agnes Bernauer, in Erwägung ihres gottesfürchtigen und muſterhaft tugendſamen Lebenswandels, die Gewährung ihrer inſtändigen Bitte, zur Verherrlichung der herzoglichen Gäſte mitwirken zu dürfen, nicht verſagen zu können, weil es ja auch den geringſten Leuten vergönnt iſt, den höchſten Perſonen mit geziemender Demuth huldigend ſich zu nahen, doch ſie ſelbſt erklärte gleich bei dem Vorbringen ihrer Bitte, daß ſie unmittelbar nach ihrer Huldigung den Saal verlaſſen würde.“

Eine lautloſe Stille folgte den letzten Worten des Bürgermeiſters; denn in dieſem Augenblicke ſchwebte unter dem Vortritte von ſechs leuchtenden Pagen, und von vier Jungfrauen gefolgt, die in der Tracht ihrer Vorgängerinnen erſchienen, Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg, über die Schwelle.

Da ſie mit geſenkten Augen ihres Weges wandelte, erblickte ſie ihren Vater und ihre Mutter nicht, welche neben der Thüre der kommenden Tochter harreten. Das Geſicht ihres Vaters trug das Gepräge eines innern Kummers, den vielleicht die entſchuldigende Bemerkung des Bürgermeiſters Nördlinger mochte veranlaßt haben. Der alte Bernauer kannte den ganzen Werth ſeiner geliebten Agnes, und es mußte ihm ſchmerzlich fallen, ſchon zum voraus ihre Ausſchließung von einem Feſte verkünden zu hören, deſſen Krone zu bilden ſie verdient hätte.

Die Züge der Mutter dagegen waren ſeelenvergnügt; der eitlen Thörin genügte der Triumph, ihre Tochter alle Männer mit Bewunderung erfüllen, alle Damen an Schönheit überſtrahlen zu ſehen.

Hinter der geöffneten, und an die innere Wand des Saales gelehnten Thüre, hatte Jörg mit Hilfe einer Vorragung des gewaltigen Schloſſes von durchbrochener Arbeit, ſich emporgehißt, und überſah, wie auf einem Schaugerüſte ſtehend, von der Thüre herab mit aller Bequemlichkeit die ganze Verſammlung.

Das Erſcheinen des Engels von Augsburg im Feſtſaale, wurde von einem allgemeinen „Ah!“ der Bewunderung begrüßt.

In der That, nach dem einſtimmigen Urtheile aller Zeitgenoſſen der Agnes Bernauer, hat nie eine Jungfrau gelebt, die ſo viel Schönheit mit ſo viel Tugend verband.

Sie war beinahe ſo groß, wie Frau Langenmantel, dieſe hohe, ſchlanke Geſtalt, übertraf ſie aber bei weitem an dem vollendetſten Ebenmaße ihrer zierlichen Glieder; über ihren Rücken und ihre Schultern wogte wellenförmig bis zu den Kniekehlen hinab ihr bewundernswürdiges, üppiges Goldhaar, glänzend wie das Gefieder eines Paradiesvogels; wie man ungeſtüme Gewäſſer durch Dämme einenget, damit ſie nicht über ihre Ufer brauſen, hatte ſie den Strom ihrer geſcheitelten Haare auf jeder Seite ihres wunderſchönen Hauptes in drei gewaltige Flechten, gleichſam wie in drei Arme, geſchieden, und jeden dieſer Arme mit einem vierfingerbreiten, aus eben dieſen Haaren geflochtenen Ringe, zur ſchützenden Abwehre bewältigend gefeſſelt. So oft ſie ihr Haupt wendete, ſchimmerte das Meer ihrer Goldlocken wie das Gefunkel eines ungeheuern Straußes orangefarbener Brillanten im ſanftwogenden Lichte des Vollmondes... *)

Sie trug ein dicht anliegendes, ganz einfaches himmelblaues Gewand vom feinſten Wollengewebe, und vom Gürtel bis zum Halſe, welchen in vier Abſätzen eine Krauſe von faſt unſichtbaren Fältchen züchtig verhüllte, einen blendend weißen Ueberwurf von den auserleſenſten ſelbſt geklöppelten Spitzen, die bauſchärmelfömig über die beiden Elbogen hinunterreichten.

Kein Edelſtein, weder Gold noch Silber, nicht einmal eine Blume, zierte ihr Gewand.

Wir wagen es nicht, die himmliche Schönheit ihres Antlitzes mit einer irdiſchen Feder zu ſchildern.

Raphael Sanzio von Urbino malte ein herrliches Gemälde, unter der Bezeichnung bekannt: „Die Madonna des heiligen Sixtus V.“, zu deren Linken man die heilige Brigitta in betender Stellung erblickt; als der unſterbliche Malerfürſt dieſes Bild, eines der vorzüglichſten Meiſterwerke ſeines Pinſels, und für alle Zukunft von unerreichbarer Hoheit, Würde, Anmuth, Milde und Schönheit, für

---

*) ... habuit longos crines aurei coloris, (hatte lange goldfarbene Haare) ſagt Ladislaus Sunhemius ap. Oeffele Script. rer. boic. T. II. p. 570. D. B.

die Kirche St. Sixt zu Piacenza . . . gegenwärtig in Dresden . . . vollendete, mochte er wohl das Antlitz jener Heiligen nach einem wahrſcheinlich von dem berühmten Augsburgermaler Hans von Köz gemalten Porträte der Agnes Bernauer, welches ein Kunſtfreund nach Italien brachte, auf die Leinwand hingezaubert haben; denn alle uns bekannten Schilderungen des Antlitzes derſelben ſtimmen mit dem Antlitze jener Heiligen, in Bezug auf die Form der einzelnen Theile und ihrer Harmonie, Zug für Zug überein, und dieſes Himmliſche der Züge finden wir weder in Raphaels Porträte ſeiner Fornarina, obgleich ihn da die Liebe begeiſterte, noch im Porträte der wunderſchönen Johanna von Arragonien, die ihn doch gewiß mit Bewunderung erfüllte.

Von dieſer Bewunderung waren auch die drei Herzoge von Bayern in hohem Grade ergriffen, Albrecht aber im höchſten Grade, als die ſchöne Jungfrau ſich den Stufen näherte, und dreimal ſich verneigte.

Und als ſie ihr Haupt wieder erhob, und die langen und zarten Seidenwimpern ihrer blauen Augen aufſchlug, ſtrahlten dieſe, wie auf einem doppelten Vergißmeinnicht zwei Thautropfen, in denen ſich an einem ſchönen Maimorgen die Frühlichter der erwachenden Natur ſpiegeln . . .

„Fürwahr,“ äußerte der Vitzdom von Straubing, Heinrich von Nothhaft, zu ſeiner Umgebung mit leiſer Stimme, „ich habe nie eine ſo ſchöne weibliche Geſtalt geſehen.“

„Schade, daß ſie eine heimlich Huſſitin iſt,“ bemerkte dicht hinter ihm der Junker von Villenbach.

Der Vitzdom wendete ſich um, und ſchaute ihn mit einem fragenden Blicke an, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Ja, ja, es iſt ſo, Herr Vitzdom,“ fuhr der Junker fort, „ich weiß dieß aus eigener Ueberzeugung. Dagegen laſſe ich alles Uebrige dahingeſtellt ſein, was Neid und Verläumdung gegen ſie ausbrüteten: lockere Sitten, Zauberei, und Gott weiß was ſonſt noch Schlechtes, ja man erzählte mir ſogar, ſie ſei ſchon einmal vor der heiligen Vehme angeklagt worden, und nahe daran geweſen, vor den Schranken derſelben erſcheinen zu müſſen.“

Nothhaft ſchüttelte ungläubig den Kopf, und verſetzte:

„Ei, man darf ſie ja nur anſehen, um zu begreifen, daß Alles, was man Euch Nachtheiliges über ſie erzählte, unmöglich wahr ſein könne.“

„Ja, das glaub' ich gerne,“ erwiederte der Junker mit ſpöttiſcher Miene, „dieß iſt ja eben die Wirkung ihrer Zauberei.“

In dieſem Momente erhob Agnes ihre Stimme, melodiſch wie der Liedesklang eines Seraphes:

„Gnädiger Herr Herzog,“ begann ſie, „ich habe nie die Hoffnung gehegt, eine Stickerei anfertigen zu können, welche würdig wäre, von Euch angenommen zu werden; dieſe Ueberzeugung beſtimmt mich, die dankbare Schülerin von zwei edlen Frauen und Meiſterinnen in dieſer Kunſt, mit einem ſchwachen Verſuche meiner Nadel nicht zunächſt Euch eine Huldigung darzubringen, ſondern Eurer erlauchten Braut, der Prinzeſſin Eliſabeth; denn erſt durch Eure huldvolle Gewährung meiner unterthänigen Bitte, der Prinzeſſin meine Stickerei zu überreichen, wird dieſe werthvoll erſcheinen, aber nur deßhalb, weil ſie aus Euern Händen kommt, und von dem Umſtande begünſtiget, daß ſelbſt Eurer erlauchten Braut zärtliches Herz gewiß keinen andern Stoff gewählt hätte.“

Herzog Albrecht mag dieſe zierliche Rede der ſchönen Jungfrau vielleicht kaum theilweiſe gehört haben; denn ſeine ganze Seele lag in ſeinen bewundernden Augen. Ihm, dem feinen Kenner weiblicher Herzen, war es nicht entgangen, daß ihre Stimme leiſe bebte, ſo oft ſie das Wort „Braut" ausſprach. Schon liebte er ſie innig, und ſchmeichelte ſich, geliebt zu ſein. Darum drang auch die Erinnerung an ſeine Braut, die er nie liebte, wie der eiſige Stahl eines Dolches in ſein Herz. Wie wahr ſagt Schiller:

„Das iſt der Liebe Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt, und trifft, und zündet;
Wo ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl!"

Sein letzter Zweifel ſchwand, als Agnes ihm ſein eigenes Bild überreichte. Bei dem erſten Blicke auf dieſes Meiſterwerk wurde es ihm klar, daß nur die Liebe die Nadel der jungen Künſtlerin geführt haben konnte.

Die Schicklichkeit geſtattete ihm kein langes, wohlgefälliges Beſchauen ſeines eigenen Porträtes; nach jenem erſten flüchtigen Blicke reichte er es alſo ſeinem Vater, der voll Erſtaunen äußerte:

„Es iſt bewundernswerth, wie weit es dieſe Jungfrau in der Kunſt zu ſticken gebracht hat."

„Das iſt ja nicht geſtickt," fügte der Herzog Wilhelm mit lächelnden Zügen berichtigend hinzu, „das iſt gezaubert!"

Während nun ein Page des Herzogs Albrecht aus deſſen Händen das kunſtreiche Bild empfing, und am ehernen Arme, oberhalb des dritten, noch leeren Stuhles, neben jenem der Frau Langenmantel befeſtigte, machte der Prinz eine Anſtrengung der Selbſtbeherrſchung, um ſo ſehr als möglich ſeine innere Unruhe zu verbergen, und ſagte zu Agnes:

„Ich danke Euch, Agnes Bernauer, ſowohl für dieſes der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg zugedachte

Geſchenk, eine ruhmwürdige Schöpfung Eurer kunſtreichen Hand, welcher die erlauchte Dame gewiß jene volle Gerechtigkeit wird widerfahren laſſen, die Ihr ſelbſt Eurem Werke auf eine allzu beſcheidene Weiſe verſaget, ... als auch für das Vertrauen, das Ihr durch die Bitte in mich ſetzet, es eigenhändig der Prinzeſſin zu überreichen. Seid überzeugt, daß ich Euerm Vertrauen vollkommen entſprechen werde, und empfanget nebſt meinem wiederholten herzlichen Danke dieſes kleine Andenken von mir.“

Und ohne im Flammenſchwunge ſeiner Liebe zu gewahren, daß an ſeiner eben ſo koſtbaren als meiſterhaft gearbeiteten goldenen Kette, das Porträt ſeiner Braut hange, zog er dieſe Kette raſch von ſeinen Schultern, und ſchlang ſie um den Nacken der ſchönen Jungfrau, die bei der Berührung ſeiner Finger, wie von einem elektriſchen Schlage durchſtrömt, bis in ihre innerſten Fibern erbebte.

Der ſonderbare Umſtand, daß Albrecht in ſeiner Antwort es auf eine befremdende Weiſe vermieden hatte, das Wort „Braut“ auszuſprechen, war hinreichend, die Verwirrung der holden Agnes auf den höchſten Grad zu ſteigern; dennoch blieb ihr ſo viel Beſonnenheit, das Anſchlagen des Rahmens vom Porträte der Prinzeſſin an ihren Buſen zu ſpüren, als Albrecht ihr die Kette umhängte.

„Das Porträt Eurer Braut ... das Porträt ... das Porträt! ...“ flüſterte ſie ihm ängſtlich zu.

„Ah!“ erwiederte der wonnetrunkene Herzog, löſete behend das Porträt von der Kette, und barg es in ſeinem Wammſe.

Zum zweitenmal hatte Albrecht das Porträt ſeiner Braut vergeſſen, was dießmal von den Abgeordneten der Grafen von Württemberg nicht unbemerkt blieb.

Ein leiſes Geflüſter entſtand unter ihnen.

„Gottlob," ſagte Ritter Konrad von Stammheim zu Johann von Stadion, „der Schmerz wird den Herzog Albrecht nicht tödten, wenn er die Vermählung Eliſabeth's erfährt."

„Ja wohl," verſetzte Stadion.

„Was Albrecht ſo eben gethan hat," bemerkte Johann Sturmfeder, der Hofmeiſter, „iſt doch nur eine unvollſtändige Nachahmung."

„Wie ſo?" fragte der Ritter von Sachſenheim.

„Albrecht hat nur das Bild ſeiner Braut von der Kette losgemacht," antwortete jener, die Braut aber ſich ſelbſt."

„Sehr richtig. Was mögen wohl jetzt unſere Gebieter, die beiden Grafen von Württemberg, thun?" äußerte Stadion.

„Vermuthlich die zehntauſend Gulden zählen," entgegnete der Graf von Löwenſtein, „die vertragsmäßige Strafe, welche ſie bezahlen müſſen."

„Es gebricht mir an würdigen Worten, gnädiger Herr Herzog," ſagte Agnes, „Euch für ſo viel unverdiente Huld zu danken."

Und nach einer dreimaligen, tiefen Verneigung, wendete die geringe Bürgerstochter den Rücken, um von der Umgebung der Hochgeſtellten im Saale zu ſcheiden.

Dieſe Demüthigung der ſchönen Jungfrau erfüllte Albrecht mit einem qualvollen Schmerze; er hätte ſein Herzogthum hingegeben, um ſie ihr zu erſparen.

Kaum war ſie zwei bis drei Schritte von den Stufen entfernt, als Herzog Wilhelm von ſeinem Sitze ſich erhob, und mit ſonorer Stimme rief:

„Agnes Bernauer!"

Die Jungfrau wendete ſich würdevoll um, näherte ſich wieder den Stufen, verneigte ſich und fragte:

„Was befehlet Ihr, gnädiger Herr Herzog?"

Albrecht wußte nicht, was dieß bedeuten ſollte; ſein Blick hing mit fragendem Erſtaunen an Wilhelms Munde; Herzog Ernſt aber errieth die Abſicht ſeines Bruders, deſſen edelmüthige Geſinnungen er genau kannte.

„Ich weiß," begann Wilhelm, „daß Ihr, Jungfrau Agnes, vermöge Eures Standes an dieſem Feſte nicht Theil nehmen könnet. Allein, da wir Herzoge von Bayern oft gerne in Geſellſchaft vortrefflicher Künſtler und Künſtlerinnen uns ergötzen, ſo möcht' ich, obgleich ſelbſt nur ein Gaſt, Euch als eine ausgezeichnete Künſtlerin einladen, unter uns zu verweilen, vorausgeſetzt, daß die Herren Bürgermeiſter mir dieſe Gunſt gewähren wollen, und die übrigen durch ihre Geburt oder durch Einladung Anweſenden, nichts dagegen einzuwenden gedenken."

Und Herzog Wilhelm ließ ſeine geiſtvollen Augen freundlich lächelnd, harrend über die Menge hinſchweifen.

Allgemeines dumpfes Gemurmel freudiger Beiſtimmung.

Der erſte Bürgermeiſter Ulrich Kuntzelmann ergriff das Wort:

„Im Namen des ehrſamen Rathes der Stadt Augsburg erklär' ich," ſagte er, „daß wir uns hochgeehrt fühlen, einen ſo kunſtſinnigen Wunſch des Herrn Herzogs Wilhelm von Bayern erfüllen zu können."

Er winkte hierauf dem zweiten Bürgermeiſter Nördlinger, der einen Schritt vortrat, und ſich eben anſchickte, die Jungfrau zum Stuhle neben ihre beiden Vorgängerinnen zu geleiten, als Herzog Wilhelm ihm abwehrend zurief:

„Nein, nein, Herr Bürgermeiſter, ich kann nicht zugeben, daß Ihr, als einer von den Schirmvögten des alten Herkommens, meinetwillen eine Ausnahme davon machet, ſondern vergönnet mir, dieß zu thun, da ich nun einmal im Namen des ehrſamen Rathes ermächtiget bin, für meinen Gaſt zu ſorgen."

Und alſo ſprechend, ſtieg Herzog Wilhelm die vier Stufen hinunter, und reichte mit einem anmuthigen Nicken ſeines Hauptes, und mit freundlich lächelnder Miene, der beſtürzten Jungfrau ſeinen rechten Arm, auf deſſen Fauſtgelenk ſie nach der tiefeſten Verneigung ihre linke Hand ſtützte, und führte ſie zu dem leeren Sitze neben Frau Langenmantel und Frau von Königsegg, welche die ſo hoch Geehrte mit einer ſchweſterlichen Umarmung empfingen.

Bei dieſem tröſtenden, herzerhebenden Anblicke, rieſelten die heißen Thränen ſtiller Freude über die Wangen des alten Bernauer, und gewiß hätte die Frau Meiſterin die Hände über ihrem Kopfe vor Entzücken zuſammengeſchlagen, wäre ihr dieß nicht wegen des dichten Gedränges unmöglich geweſen.

Agnes konnte gerade noch zur rechten Zeit den Stuhl erreichen; einige Secunden ſpäter würde ſie unter der Wucht erſchütternder Gefühle zu Boden geſtürzt ſein.

Albrecht war vor innerem Jubel außer ſich.

Indem Herzog Wilhelm zu ſeinem Stuhle zurückkehrte, während Herzog Ernſt mit den beiden Bürgermeiſtern ſprach, flüſterte ihm Albrecht haſtig zu:

„Lieber Oheim, wenn Ihr einſt mein Leben brauchet, ſo ſagt es mir."

Wilhelm lächelte.

Ein Trompetenſtoß ließ ſich vernehmen.

„Meine Herren Herzoge von Bayern, und ſämmtliche zum Feſte Geladene," rief der erſte Bürgermeiſter Kunzelmann, „dieß iſt das Zeichen, zur Tafel zu gehen."

Herzog Ernſt erwiederte mit lauter Stimme:

„Bevor wir zur Tafel gehen, und bevor Einer von den Gäſten während oder nach derſelben ſich entfernen möge, lade ich Euch, Herren Bürgermeiſter und löbliche Mitglieder des ehrſamen Rathes der Stadt Augsburg, und alle anweſenden, von Euch geladenen Gäſte, zum Feſtſchmauſe der Vermählung meines lieben Sohnes mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg, an mein Hoflager in München ein; den Tag, an welchem dieſes meinem, und dem Herzen meines Sohnes ſo überaus erfreuliche Feſt gefeiert werden ſoll, werde ich Euch rechtzeitig kundgeben.“

„Die ganze Einladung wird dem Herzoge keinen Heller koſten,“ murmelte Graf von Löwenſtein dem Ritter Stadion in's Ohr.

„Warum?“ fragte dieſer zerſtreut.

„Soll Eliſabeth zweimal heirathen?“ flüſterte Löwenſtein.

„Ja ſo! ich dachte nicht mehr daran,“ verſetzte Stadion; „wenn nur Augsburg hinter uns läge, bevor die ſchlimme Botſchaft an den Herzog Ernſt gelangt.“

Dieſen billigen Wunſch werden ihnen unſere Leſer, die ſich in ihre Lage denken, gewiß nicht verargen.

3.

Die Spielleute blieſen jetzt einen feierlichen Marſch, eine Art von Polonaiſe unſerer Zeit, und die Gäſte, von den Feſtordnern nach ihrem Range mühſam gepaart, durchſchritten den Hauptſaal und die Nebengemächer, in denen zweiunddreißig Tiſche prächtig gedeckt waren. Die Herzoge von Bayern führten die Hausfrauen des Landvogtes und der beiden Bürgermeiſter, der Landvogt die böhmiſche

Gräfin, und ein Ritter ihres Gefolges bot Agnes die Hand.

Die Feinſchmecker unſerer Tage würden ohne Zweifel dieſe Gäſte um ihren Schmaus nicht ſehr beneiden; da gab es gebratene Pfaue, Gänſe, Hühner, auch Hühner in weißer Brühe nnd in Roſinen, weiße und braune Gemüſe, Paſteten, oft drei aufeinander, Siedfleiſch, Wildſchweinbraten, Preßſchweinköpfe, Fiſche und Krebſe, Milchſpeiſen, Lebkuchen, Backwerk u. ſ. w., zwar lauter Speiſen, aus denen unſere Kochkünſtlet dem Kennergaumen ſehr behagende Gerichte bereiten könnten, welche aber damals durch eine überreichliche Zuthat von Gewürzen, von: Safran, Pfeffer, Ingwer, Zucker und beſonders von „Zymatt, Nagell und Muſchatpluee,*) das Wohlſchmeckende ihrer natürlichen Beſchaffenheit verlieren mußten.

Deſto beſſer mochten die edlen Rheinweine, und die italleniſchen rothen Weine munden, die als Tafelweine galten, dann die zum Nachtiſche credenzten Weine: der gelbe, balſamiſche Malvaſier und der Muskateller, „Malmaſyr und Muſchatell genannt; denn damals hatte die Chemie glücklicherweiſe noch nicht den fluchwürdigen Triumph gefeiert, nicht bloß ächte Weine zu verfälſchen, ſondern ſogar alle Arten von Weinen zu erzeugen, ohne dazu auch nur einer einzigen Traube zu bedürfen.

Daß auf dieſer Tafel der unvermeidliche Meth nicht fehlte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Zu jener Zeit zählte Augsburg ſchon viele reiche Bürger, doch ſchien ihr Vermögen bei der Seltenheit des Geldes verhältnißmäßig unbedeutend. Unter den Tiſchgenoſſen befand ſich auch Andreas Fugger, der reiche

---

*) „Zimmet, Gewürznägelein und Muskatenblüte“. D. B.

Fugger genannt, der von ſeinem Vater Johannes, — in der Weberzunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe ſaßen, und Freiſchöpfe der weſtphäliſchen Vehme, — nach dem im Jahre 1409 erfolgten Tode deſſelben, dreitauſend Gulden erbte, die er durch glückliche Handelsgeſchäfte gar bald ungemein vermehrte. Die Pracht der Fugger ſtieg mit der Zunahme ihrer Reichthümer, und blieb nie der Milde gegen Bedürftige entfremdet; wir haben in einem früheren Werke*) von den irdiſchen Herrlichkeiten dieſer Rothſchilde der Chriſtenheit geſprochen, wie z. B. von Ulrich's goldener Schreibſtube.

Aber ihren Glanzpunkt erreichten ſie erſt hundert Jahre ſpäter, als Anton Fugger auf dem Weinmarkte wohnte, und ſein Bruder Raimund in dem etwas weiter entlegenen Hauſe in der Kleeſattlergaſſe. Beatus Rhenanus, ein alter Gelehrter, ſchilderte in einem lateiniſchen Briefe an einen Freund, im Jahre 1531, die wahrhaft königliche Pracht dieſer Behauſungen. Kaiſer Carl V. wohnte zur Zeit des denkwürdigen Reichstages zu Augsburg, 1530, ein ganzes Jahr lang in Anton's Hauſe, der freien Zutritt bei dem gewaltigen Machthaber genoß, und bei ſeinem Tode ſechs Millionen Goldkronen baar, dann Koſtbarkeiten und Juwelen in zahlloſer Menge, und Grundbeſitzungen in allen Ländern von Europa, und in den fernſten Gebieten der beiden Indien hinterließ, daher es glaublich iſt, daß dieſer Kaiſer bei dem Anblicke des königlichen Schatzes zu Paris ausrief: „In Augsburg lebt ein Leinweber, der all' das mit ſeinem eigenen Golde bezahlen kann.“

---

*) „Chriſtoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder: Der Löwenbund. Hiſtoriſcher Roman von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Mit einem Stahlſtiche. Augsburg 1844. v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.“

Der dankbare kaiſerliche Gaſt erhob am 14. November 1530 ſeinen Hauswirth und deſſen Bruder Raimund in den Grafen- und Pannerſtand, und erfreute ſich ſpäterhin noch oft ihrer Geldhilfe, wie z. B. gelegentlich ſeines Seezuges gegen Tunis im Jahre 1573.

Eine große Heiterkeit beſeelte das Feſtmahl, deſſen Pauſen durch Geſpräche mancherlei Art, je nach dem Stande und den Intereſſen der Sprechenden, ausgefüllt wurden. Mitunter ließen ſich Meiſterſänger hören, die Nachfolger der Minneſänger, welche, vom dreizehnten Jahrhundert an, einer großen Gunſt bei dem deutſchen Adel ſich erfreuten, bis mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Geräuſch der Waffen in zahlloſen Fehden die ſanften Klänge ſüßer Liebeslieder verſcheuchte. Die friedlichen Künſte flüchteten ſich dann hinter die Mauern der Städte, und fanden beſonders in den Reichsſtädten eine freundliche Aufnahme, und eine ſorgfältige Pflege.

Das Tanzen gehörte auch ſchon damals zu den Lieblingsvergnügungen der Jugend, beſonders der Damen. Unter den Tänzen gehörte der Windlichtertanz, eine Art von Fackeltanz, zu den zierlichſten, eine Art von Menuet voll reizenden Anſtandes und edler Einfalt. Die Hetztänze unſerer Zeit, bei denen weſpenförmig zuſammengeſchnürte Damenleiber mit erblaſſenden Zügen, ſchweißtriefenden Locken und keuchendem Athem, im ſtürmiſchen „Galoppe“ der galoppirenden Schwindſucht entgegen galoppiren, würden bei dem damals vorherrſchenden weiblichen Charakter voll Ernſt und ſtiller Gemüthlichkeit, keinen Anklang gefunden haben.

Agnes und Albrecht feſſelten tanzend alle Blicke, das ſchönſte Paar nicht bloß dieſes Feſtes, ſondern vielleicht ganz Teutſchlands. Ob aber auch das glücklichſte Paar? Gewiß nicht, obgleich von Allen beneidet, oder doch von den Meiſten. Sie liebten ſich, und dennoch ſchlich die Stunde ihrer ewigen Trennung immer näher, ach! eine um ſo ſchmerzlichere für Albrecht, als das unauflösliche Band der Ehe ihn an eine Gemahlin ſchmieden ſollte, die er nicht lieben konnte, und für Agnes eine doppelt peinliche, weil nicht nur der Jüngling, den ſie liebte, vermöge ſeiner Geburt nie ihr Gatte zu werden vermochte, ſondern zudem einer Andern die Hand reichen mußte, die er nicht liebte.

Dieſer Umſtand war ihr aus einer frühern Aeußerung der Frau von Königsegg während ihres gemeinſamen Stickens bekannt; Albrecht hatte nie ein Geheimniß aus ſeiner Abneigung gegen den Eheſtand überhaupt, der ihn weſentlich daran hindern mußte, dem ihm liebgewordenen Wechſel ſeiner Herzenslaunen zu genügen, und insbeſondere gegen eine Verbindung mit der Prinzeſſin Eliſabeth, von welcher er wußte, daß ihr Herz ſchon vergeben ſei, und daß ſie ihm nur aus Zwang, und in Folge der Drohungen ihrer Oheime die Hand reiche.

Bei dem lebhaften Verkehre der beiden Städte München und Augsburg, bei der vielfältigen Verbindung der Perſonen in den höheren Ständen derſelben, mochten dieſe Verhältniſſe bald auch in den Familien der reichsſtädtiſchen Geſchlechter zu den Tagsneuigkeiten gehören.

So manche Andere, außer Agnes, hätte eine Art von Beruhigung darin gefunden, daß der herzogliche Jüngling, der nicht ihr Gatte werden konnte, wenigſtens eine Gemahlin erhalte, die er nicht liebe, und von welcher er nicht geliebt werde. Das edle Herz der Agnes Bernauer war einer ſo gemeinen Geſinnung unfähig; zwar fühlte ſie ſich unglücklich bei dem Gedanken, ihn nicht beſitzen zu können, aber ſein eigenes Unglück verdoppelte das ihrige, ohne das ſeinige zu erleichtern.

Bei einem von jenen Tänzen, wo die Paare von Zeit zu Zeit ausſcheiden, traf die Reihe zufällig Agnes und Albrecht zugleich, welche, um den Tanzenden raſch Platz zu machen, in eine nahe Fenſtervertiefung traten.

4.

„Wenn ich dieſen Abend nicht ausſchließlich Euch weihe, Agnes,“ begann er, indem er mit einer halben Wendung, die ihn gegen Späherblicke ſchirmte, zärtlich ihre Hand drückte, „wenn ich Euch liebevolle Worte ſage, denen die ernſten Züge in meinem Antlitze zu widerſprechen ſcheinen, ſo denket ja nicht, daß ich nur meinen Scherz mit Euch treibe. Ich bin von gar vielen Augen bewacht, die ich täuſchen muß, damit ich nicht den Argwohn auf das Geheimniß meines künftigen Glückes durch meine eigene Unvorſichtigkeit lenke.“

„Ich verſteh' Euch nicht, Herr Herzog“ erwiederte Agnes verwundert.

„Warum nicht?“

„Euer künftiges Glück ſoll ein Geheimniß bleiben.“

„Nothwendiger Weiſe.“

„Ihr ſprechet wahrhaftig in Räthſeln, Herr Herzog. Wie ſoll Euer künftiges Glück ein Geheimniß bleiben, da Jedermann Eure nahe Vermählung weiß, da eben das heutige Feſt die Hoffnung auf Euer Glück verkündet, und da Ihr das Bild Eurer geliebten Braut auf Eurem Herzen traget, wie ohne Zweifel auch in Eurem Herzen?“

Albrecht ſchaute Agnes einen Augenblick wie unſchlüſſig an, ob ſie treuherzig oder ſpottend ſpreche.

„Wiſſet Ihr denn nicht, Agnes,“ fragte er, „daß dieſe Verbindung nicht meine freie Wahl iſt, und daß ich dazu gezwungen werde?“

„Alſo wirklich gezwungen?“ verſetzte Agnes; „ich hörte wohl davon ſprechen, aber ohne es zu glauben.“

„Ja, ich werde dazu gezwungen, und meine Braut befindet ſich in der nämlichen Lage; auch ſie wird geopfert.“

„Das iſt ja ſchrecklich!“ ſagte Agnes! aber wie kann man Euch zu dieſer Verbindung zwingen, wenn Ihr nicht wollet, und wer zwingt Euch?“

„Ja wohl, es iſt ſchrecklich, zu einer Verbindung gezwungen zu werden, die für die ganze Lebenszeit unglücklich macht. Aber dieß iſt das harte Loos von uns Fürſtenſöhnen, der freien Wahl unſerer Herzen zu entſagen, und diejenige als Gefährtin des Daſeins zu begrüßen, von der man glaubt, daß vervetterte Sippſchaft mit dem Herrſcherſtamme, dem ſie entſproß, dem Throne, welchen ſie künftig theilen, und dem Volke, deſſen Landesmutter ſie werden ſoll, den möglichſt größten Vortheil bringe.“

„O! wenn dem ſo iſt, Herr Herzog, ſo bedauere ich Euch innig.“

„Wenn Ihr jetzt ſchon mich bedauert, liebe Agnes, da Ihr das Aergſte noch nicht wiſſet, was bleibt Euch übrig, wenn ich auch dieß Euch anvertraue? Denn was ich bisher Euch ſagte, iſt noch nicht Alles.“

„Noch nicht Alles?“

„Nein … Wären wir, meine Braut und ich, einander gleichgültig, wären unſere Herzen frei, ſo möchte wohl die Gewohnheit des Beiſammenſeins mit der Zeit eine innige Freundſchaft erzielen, wie ſie in vielen Ehen erſt nach dem Erlöſchen einer flüchtigen Liebe zu erſcheinen pflegt. Allein das Herz meiner Braut iſt bereits vergeben, …“

„Alſo auch dieß iſt wahr?“ fragte Agnes.

„Ja … Ihr hörtet auch davon ſprechen?“

„Schon oft. Man ſagte, ſie liebe einen jungen Ritter.“

„So iſt's. Johann, Graf von Werdenberg iſt ihr Geliebter, ein in jeder Beziehung liebenswürdiger Jüngling, als welchen ihn Alle rühmen, die ihn kennen.“

„Weiß dieß Euer Vater?“

„Allerdings.“

„Und was ſagt er dazu?

„Er ſagt, es werde ſich ſchon geben, wenn ſie nur einmal von ihm getrennt ſein werde.“

„Ach!‘ ſeufzte Agnes, „wie ſchmerzlich muß es ſein, von dem getrennt zu werden, den man liebt!“

„Ihr habet Recht, liebe Agnes; auch ich kenne kein größeres Unglück. Nun möget Ihr ermeſſen, mit welchen Gefühlen meine Braut mir am Altare die Hand reichen werde.“

„Entſetzlich! … Aber immer weniger begreife ich nun das Geheimniß Eures künftigen Glückes, von dem Ihr ſprachet,“ bemerkte Agnes.

„Und doch iſt es ſehr begreiflich. Ich bin nämlich in derſelben Lage, wie meine Braut.“

„Wie ſo?“

„Ich liebe.“

„Ihr liebet?“ fragte Agnes mit einem unverkennbaren Erſtaunen.

„Ja,“ antwortete Albrecht, dem weder die Gemüthsbewegung der ſchönen Jungfrau, noch das Beben ihrer Stimme entging, „ja, ich liebe eine Jungfrau, reich an Vorzügen des Geiſtes und Herzens, von anmuthiger Geſtalt, aber leider keine Fürſtentochter, welcher ich als Herzog von Bayern meine Hand reichen könnte.“

„Da wird Euch wohl die Trennung von ihr recht ſchwer fallen," äußerte Agnes.

„Ich trenne mich nicht von ihr."

„Wie? Ihr trennet Euch nicht von ihr?"

„Nein."

„Und werdet doch der Gemahl einer Andern?"

„Ich werde der Gemahl einer Andern ſcheinen, aber nicht ſein . . . Doch dieß verſteht Ihr nicht, Agnes. . . . Ich werde der von mir geliebten Jungfrau eines meiner prächtigſten Schlöſſer ſchenken; die Jagd ſoll mich mehr als jemals zerſtreuen; ich gedenke, meinem knauſernden Vetter, dem Herzoge Heinrich von Landshut, noch manchen feiſten Hirſch wegzubürſchen, mag er ſich auch noch ſo oft bei meinem Vater, und ſelbſt bei den Ständen der Landſchaft bitterlich beklagen, was er ſchon häufig gethan hat; mein Vater ſoll dann immerhin wähnen, daß ich im Eifer des Jagens die fremden Bezirke von den eigenen nicht zu unterſcheiden wiſſe, während ich von den Mühen der Jagd auf dem Schloſſe ausruhe, welches die Liebe mir in ein Zauberſchloß verwandeln wird."

Agnes ſchüttelte ſachte ihr Lockenhaupt.

„Erlaubet mir eine Frage, Herr Herzog!"

„Fraget, Agnes, ich bin bereit, Euch zu antworten."

„Wie läßt ſich das Leben der Jungfrau auf jenem Schloſſe mit ihrer Ehre vereinigen?"

„Wird die Ehre einer Jungfrau durch reine Liebe verletzt?" erwiederte der Herzog.

„Nein; aber was wird die Welt dazu ſagen?"

„Was ſie will, wenn ſie es erfährt; doch ich werde ſchon dafür ſorgen, daß ſie es nicht erfahre. Die Welt, liebe Agnes, richtet nur nach dem Scheine, und die meiſten Menſchen legen bei der Beurtheilung ſolcher

Verhältniſſe nur den Maßſtab der eigenen Verderbtheit an. Was kümmert mich der Wahn der Welt, wenn ich glücklich bin!"

„Das Glück einer Jungfrau, welches die Welt nicht erfahren darf, dünkt mir bedenklich und nicht beneidenswerth."

„Verborgenes Glück iſt das dauerndſte, weil es dem Neide und der Verleumdung entgeht."

„Und was wird das Ende dieſer . . . dieſer reinen Liebe ſein?"

„Die Vergeltung . . . Die Zeiten ändern ſich; für die Mächtigen, wie für die Schwachen, bricht ein letzter Tag und eine letzte Stunde an; Gehorchende werden Gebieter . . . des Kaiſers Gunſt kann die Tochter einer Hütte zur Reichsfürſtin erheben. Dann werde ich vor die Jungfrau hintreten, und ſagen: „ „Jungfrau, Dein Glaube hat Dich nicht betrogen." " Und ich werde ihr meine Hand reichen."

Und wieder drückte er der ſchönen Agnes, zufällig durch den Rücken von Tanzenden verdeckt, mit einem bedeutungsvollen Blicke die Hand.

Aber Agnes ſchien weder dieſen Händedruck, noch dieſen Blick zu verſtehen.

„Ihr werdet ihr Eure Hand reichen! Welche Hand?" fügte ſie lächelnd bei; „doch nicht jene, die Ihr Eurer Gemahlin reichtet?"

„Die nämliche; das Band der Ehe, das mich an eine Gemahlin bindet, die meine Gemahlin nur ſcheinet, kann von der Kirche wieder gelöſet werden, wofern nicht der Tod ſchneller ſcheidet, als die Kirche."

Ein ſchmerzlicher Gedanke ſchien im Gemüthe der holden Jungfrau aufzutauchen, denn plötzlich verdüſterten ſich ihre erblaſſenden Züge.

„Mein Gott, was fehlt Euch?“ fragte Albrecht beſorgt.

„Ihr ſprachet ſo eben ein Wort aus, Herr Herzog, das mich tief erſchütterte,“ antwortete Agnes.

„Welches Wort?“

„Tod! . . .“

„Tod! . . . O! fürchtet doch den Tod nicht, liebe Agnes, da ihm keine Macht verliehen iſt . . . über die Engel des Himmels!“

„Ich ſpreche nicht von mir, Herr Herzog, und bin auch kein Engel; aber Ihr würdet mich recht glücklich machen, wenn Ihr durch Eure Fürſprache helfen wolltet, daß Walfried's Todesurtheil in Verbannung verwandelt würde.“

„Ich weiß nicht, was Ihr ſagen wollet,“ verſetzte Albrecht. „Erkläret Euch näher, und ſeid überzeugt, daß ich zur Erfüllung Eures Wunſches Alles thun werde, was Ihr verlanget.“

„Verzeihet, Herr Herzog, ich dachte nicht daran, daß Ihr nicht Zeuge dieſes Vorfalles waret, und den man Euch vermuthlich auch verſchwieg. Mein Vater hat einen Geſellen, Namens Walfried . . .“

„Vermuthlich Euer Liebhaber . . .“ unterbrach ſie der Herzog mehr eiferſüchtig als ſcherzend.

„Glückliche ſind zum Scherze leicht geneigt,“ erwiederte Agnes nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit ob Albrecht's leichtfertigem Zweifel an ihrer Sittenreinheit. Dann fuhr ſie fort:

„Walfried iſt die Stütze meines Vaters, ein rechtſchaffener und geſchickter, dabei friedſamer, von allen Bürgern hochgeachteter Jüngling. Weil er mich, als die Tochter ſeines Meiſters, gegen eine Läſterzunge in Schutz nahm, beſchuldigte man ihn des Landfriedensbruches und der

Widerſetzung gegen die Obrigkeit, warf ihn in einen finſtern Kerker, und wollte ihn noch in derſelben Nacht, zwei Stunden nach Mitternacht, im Hofraume des Gefängniſſes enthaupten."

„Ja, ja, an dieſer Eile erkenne ich den ehrſamen Rath der Stadt Augsburg, der, wie man ſagt und hört, in ſolchen Dingen nicht viel Federleſens macht. Und er lebt noch?"

„Ja; viele Männer und Frauen aus den Geſchlechtern ſind zu den Bürgermeiſtern gegangen, und haben für ihn gebeten, ohne einen günſtigen Erfolg zu erzielen; auch mein Vater, meine Mutter und ich flehten vergebens; am Tage von Walfried's Verhaftung, begab ſich ſogar der Ritter Graf von Löwenſtein zu den Bürgermeiſtern, und bat für ihn . . . verlorene Mühe!"

„Graf von Löwenſtein?" fragte Albrecht erſtaunt. „Wie kommt der Graf zu dieſer Verwendung?"

„Die Mutter Eurer erlauchten Braut hat meinen Vater zu Rathe gezogen, als das Uebel, an welchem ſie leidet, immer mehr ſich verſchlimmerte, und ihre Aerzte alle Hoffnung aufgaben, ihr helfen zu können. Bei dem erſten Beſuche meines Vaters zu Hohenurach, nahm er Walfried mit ſich, um ihn am Krankenbette zu belehren; doch nach genauer Erforſchung aller Umſtände, erkannte Walfried ſogleich die Urſache der Krankheit, und die von ihm vorgeſchlagenen Mittel bewirkten bald eine weſentliche Beſſerung. Seitdem ſendet mein Vater Walfried als Stellvertreter. Vermuthlich iſt dieſer Umſtand dem Herrn Grafen von Löwenſtein bekannt geworden, und hat ihn bewogen, ein gutes Wort für ihn einzulegen."

„Der Aufſchluß, den Ihr mir da gebet, liebe Agnes," erwiederte Albrecht, „ſoll, wie ich hoffe, zu einem günſtigen

Erfolge viel beitragen. Wiſſet Ihr aber gewiß, daß er noch lebet?

„Kurz vor der Stunde ſeiner Hinrichtung, tief in der Nacht, zog eine große Schaar bewaffneter Bürger nach dem Gefängniſſe, in der Abſicht, Walfried mit Gewalt zu befreien. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen der Herr Pfarrer zu St. Moritz, Johannes, den er zum Beichtvater gewählt hatte, der, als er ihr Vorhaben hörte, ihnen dieſes verwegene Unternehmen höchlich verwies, welches ihnen und ihren Familien unendlichen Jammer bereiten könnte, und mit der Verſicherung ſie beſchwichtigte, daß der Gefangenwärter mit einer höhniſchen Miene geſagt habe: er möge nur wieder nach Hauſe gehen, indem der ehrſame Rath in ſeiner Weisheit und Milde beſchloſſen habe, die Hinrichtung des Verbrechers auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen, jedenfalls aber ſo lange, bis die Feſte vorüber, und die herzoglichen Gäſte abgereiſet ſein würden.

„Gut. Ich will ſogleich mit den Bürgermeiſtern ſprechen, und gelobe Euch bei meinem herzoglichen Worte, Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen, um Walfried's Freilaſſung, oder wenigſtens die Umwandlung der Todesſtrafe in Verbannung zu bewirken.“

In dieſem Momente verſtummten die Spielleute; der Tanz war aus; die Paare luſtwandelten noch einige Minuten lang zur Erholung im Saale, und begaben ſich dann wieder an ihre Plätze.

Albrecht geleitete Agnes zur Frau von Königsegg, welche ihr winkte, und lächelnd mit dem Finger drohte.

Agnes erröthete.

Hinter ihrem eigenen Stuhle ſtand, halb abgewendet, den rechten Ellenbogen auf die hohe Lehne ſtützend, Frau Langenmantel, in majeſtätiſcher und dennoch ungezwungener

Haltung, mit dem erſten Bürgermeiſter Ulrich Kuntzelmann ſprechend, der ſie an die Triumphe ihrer Schönheit erinnerte, welche ſie vor zehn Jahren in dieſem Saale, in Gegenwart des Kaiſers Sigmund, als Sibille Goſſenbrot feierte.

„Ich danke Euch, Herr Bürgermeiſter," ſagte Frau Langenmantel, „daß Ihr mich nicht für eitel haltet, denn ſonſt würdet Ihr mich nicht an eine vermeintlich ſchönere Zeit erinnern, die, was jedes Auge zu bezeugen vermag, für mich längſt entſchwunden iſt, ohne jemals wiederzukehren."

„O! Ihr ſeid allzu beſcheiden, ſchöne Frau! ..."

„Stille! Stille!" unterbrach ihn Frau Langenmantel lächelnd," man kennt Euch Männer ſchon; Ihr habet die Schmeicheleien für Frauen und Jungfrauen am Schnürchen, weil Ihr wähnet, und vielleicht nicht immer mit Unrecht, daß wir ſie gerne hören. Da ... da ... nehmet Euch ein Beiſpiel an meinem vielgeliebten Ehegemahle, der dort oben an der Tafelecke den zwei liebenswürdigen Damen, der Frau von Cloßner und der Frau von Gumppenberg, ohne Zweifel die auserleſenſten Artigkeiten vorplaudert, weil ſie ſo herzlich darüber kichern, gerade ſo, als ob er auf Freiersfüßen ſtände. Ja, ja, ſo ſind die Männer, ſo ſind ſie Alle."

Und dieß ſprechend, wies ſie im Eifer ihrer ſcherzhaften Aeußerung dem Bürgermeiſter Kuntzelmann ihren Gatten mit einer flüchtigen Bewegung der Hand. Wie ſchnell auch dieſe Bewegung geſchah, ſo erhaſchte ſie doch ein zufälliger Blick des zweiten Bürgermeiſters Hermann Nördlinger, der gerade in dieſer Richtung um die Tafelecke bog, und in der Meinung, dieſes Zeichen mit der Hand habe ihm gegolten, mit der Geſchäftigkeit eines gefälligen Feſtordners zur Frau Langenmantel eilte, verbindlich fragend:

„Womit kann ich Euch dienen, Frau Langenmantel?“

„Mir?“ antwortete dieſe verwundert.

„Allerdings; gabet Ihr mir nicht ein Zeichen mit der Hand?“

„Wiſſet Ihr etwas davon?“ fragte Frau Langenmantel den Bürgermeiſter Kuntzelmann.

„Nein,“ erwiederte dieſer; „ich weiß nur, daß Ihr mir Euern Gemahl gewieſen habet.“

„Da hört Ihr es, Herr Bürgermeiſter Nördlinger,“ fuhr die anmuthige Frau fort, zu dieſem gewendet; „es war ein Mißverſtändniß, aber ich danke Euch für die Bereitwilligkeit, mit welcher Ihr meinem vermeintlichen Wunſche entſprachet, und lobe überdieß Eure Wahrheitsliebe, an der Euer Herr Collega Kuntzelmann ſich ſpiegeln dürfte.“

„Wie ſo?“ fragte dieſer geſpannt.

„Herr Bürgermeiſter Nördlinger hieß mich „Frau Langenmantel,“ — was die reine Wahrheit iſt, — Ihr aber nanntet mich „ſchöne Frau,“ was . . .“

„Ebenfalls die reinſte Wahrheit iſt,“ unterbrach ſie der Bürgermeiſter Nördlinger mit einer tiefen Verbeugung.

„Ah! ich ſehe ſchon, da iſt der Eine wie der Andere; es iſt Beiden nichts abzugewinnen,“ äußerte Frau Langenmantel.

„Dieß wolle Gott verhüten, holde und kunſtreiche Frau,“ ſagte Albrecht, der ſo eben mit Agnes zu den Sprechenden kam, und die letzten Worte der Frau Langenmantel gehört hatte, „denn ich gedenke den beiden Herren Bürgermeiſtern eine Schlacht zu liefern.“

5.

„Eine Schlacht?“ verſetzte der Bürgermeiſter Kuntzelmann; „dann dürfen wir uns darauf gefaßt machen, geſchlagen zu werden.“

„Ich triumphire nicht vor dem Siege,“ erwiederte der Herzog; „die Schlacht, welche ich Euch liefern will, meine Herren Bürgermeiſter, iſt von ganz eigener Art, indem ich den Sieg nur durch Eure Güte erlangen kann.“

Die beiden Bürgermeiſter ſchauten einander fragend an.

„Ich will mich deutlicher erklären,“ fuhr Albrecht fort. „Eine Bitte möchte ich an Euch ſtellen, deren Erfüllung ich für einen Sieg halten würde.“

„Wie möget Ihr von einer Bitte ſprechen, Herr Herzog,“ entgegnete der Bürgermeiſter Kuntzelmann,“ da Ihr doch wiſſet, wie gerne bereit wir ſind, jeden Wunſch unſerer hohen Gäſte zu erfüllen.“

„Wenn ich Euch nun bei Eurem Worte nehme?“

„Thut es immerhin!“

„Wohlan, ſo ſeid ſo gütig, die Freilaſſung des Badergeſellen Walfried anzuordnen, den man für einen Landfriedensbrecher, und der Himmel mag wiſſen, für was ſonſt noch, ausgeben will.“

„Man will ihn nicht bloß dafür ausgeben, Herr Herzog,“ bemerkte der Bürgermeiſter Nördlinger, „ſondern er iſt es wirklich, und vor aller Welt Augen auf friſcher That ertappt worden. Er hat den Tod durch das Schwert wohl verdient.“

„Ach lieber Herr Bürgermeiſter, wenn alle Jene geköpft werden ſollen, welche heut zu Tage geköpft zu werden verdienen, das gäbe ein ſauberes Stück Arbeit. Ein Kopf mehr oder weniger, daran iſt wohl nichts gelegen; zudem iſt dieſer Walfried der Leibarzt meiner künftigen Frau Schwiegermutter.“

„Ihr ſetzet mich in Erſtaunen, Herr Herzog,“ ſagte Kuntzelmann.

„Dieſer Umſtand war mir gänzlich unbekannt,“ fügte Nördlinger bei.

„Hat denn der Herr Ritter Graf von Löwenſtein dieſes Umſtandes nicht erwähnt,“ fragte Albrecht, „als er Euch um die Begnadigung des Gefangenen bat?“

„Nein.“

„Sonderbar!“

Agnes ſaß mit angſtvoll pochendem Herzen neben Frau von Königsegg, mit welcher ſie völlig zerſtreut ſprach, da ihr Ohr theilnehmend an den Lippen des Fürſprechers Albrecht hing.

„Ihr ſehet alſo,“ ſprach dieſer weiter, „daß ich einen guten Grund habe, Euch um Walfried's Freilaſſung zu erſuchen, deren Verweigerung wahrlich einen argen Mißklang in den ſchönen Accord des heutigen Feſttages brächte.“

„Erlaubet uns eine kurze Berathung, Herr Herzog!“ ſagte Kuntzelmann, und trat mit Nördlinger einige Schritte bei Seite.

„Ich habe eine gute Ausſicht, die Schlacht zu gewinnen, Agnes“, flüſterte Albrecht ihr leiſe zu; „ſie berathen, ſind alſo unſchlüſſig; Unſchlüſſige wanken, Wankende können fallen.“

Nach wenigen Secunden näherten ſich die beiden Bürgermeiſter wieder.

„Wohlan, was iſt Euer Beſchluß, meine Herren?“ fragte Albrecht.

„Euch die Wahrheit zu ſagen, Herr Herzog,“ antwortete Kuntzelmann.

„Und dieſe lautet?“

„Daß der ehrſame Rath weder die Hinrichtung noch die Freilaſſung Walfried's anordnen wird.“

„Somit will der ehrſame Rath den armen Walfried im Kerker vermodern laſſen?“ fragte Albrecht, die Stirne runzelnd.

Dieſe Frage mag Euch der Junker von Villenbach beantworten,“ erwiederte Kuntzelmann, und gab ein Zeichen mit dem Kopfe dem Bürgermeiſter Nördlinger, der zu dem Tiſche trat, an welchem der Junker, der böhmiſchen Gräfin gegenüber, dieſer ſo eben einen Teller mit Lebkuchen reichte.

„Herr Junker von Villenbach,“ ſagte er leiſe zu ihm, „der Herr Bürgermeiſter Kuntzelmann wünſcht ſogleich mit Euch zu ſprechen.“

„Ich komme,“ verſetzte der Junker, und folgte gleich darauf dem Voranſchreitenden.

„Man ſagte mir,“ äußerte Herzog Albrecht, „daß Walfried's Beichtvater, als er im Gefängniſſe erſchien, mit dem Bemerken fortgeſchickt wurde, daß man die Hinrichtung auf unbeſtimmte Zeit, jedenfalls aber bis nach der Abreiſe der herzoglichen Gäſte, vertagt habe. Dem gemäß begreiſe ich wohl, warum man „zur Zeit“ weder die Hinrichtung noch die Freilaſſung anordnen wird.“

„Eben recht, daß Ihr mich an den Vorfall mit dem Beichtvater erinnert, Herr Herzog,“ entgegnete der Bürgermeiſter; „dadurch wird die Frage einfacher, die ich an den Junker ſtellen will.“

In dieſem Momente erſchien mit dem Bürgermeiſter Nördlinger der Junker, verbeugte ſich vor dem Herzoge, vor dem erſten Bürgermeiſter, und vor den Frauen von Königsegg und Langenmantel, ohne Agnes eines Blickes zu würdigen.

„Was befehlet Ihr, Herr Bürgermeiſter?“ fragte er.

„Der Herzog Albrecht wünſchet zu erfahren, warum der Beichtvater Walfried's unverrichteter Dinge wieder fortgeſchickt wurde, als er ſich kurz vor der Hinrichtung bei dem Gefangenwärter meldete. Ihr waret Augenzeuge dieſes Vorfalles; erzählet ihn, wie Ihr ihn dem ehrſamen Rathe gemeldet habet!

Nur mit ſichtbarer Anſtrengung vermochte der Junker eine Aufwallung des Zornes zu bewältigen; erblaſſend biß er ſich auf die Lippen, doch plötzlich verſuchte er zu lächeln, und ſprach:

„Eine Viertelſtunde vor dem Erſcheinen des Beichtvaters, ging ich mit vier Stadtſöldnern zu dem Kerker des Verbrechers hinab, um ihn von da in das Armeſünderſtübchen zu führen. Ich ſelbſt bewahrte den Schlüſſel zu dem Kerker. Als ich ihn öffnete, und zwei Fackelträgern folgend eintrat, war der Verbrecher verſchwunden; denn entkommen kann aus jenem Kerker keine Maus, vielweniger ein Menſch. Und da auch ein Menſch nicht ohne des Teufels Hilfe verſchwinden kann, ſo hat ganz gewiß der Teufel den Verbrecher geholt, und wo einmal der Teufel ſein Spiel treibt, iſt die beſte Obrigkeit verloren...

Befehlet Ihr ſonſt nichts, Herr Bürgermeiſter?

„Nein, Herr Junker.“

Dieſer verbeugte ſich wieder, wie zuvor, und ging raſch von dannen.

„Iſt Euch jetzt der Beſchluß des ehrſamen Rathes klar, Herr Herzog?“ fragte Kuntzelmann.

„Völlig klar,“ antwortete jener, und fügte lächelnd bei: „Walfried müßte wahrhaftig keinen Kopf haben, wenn er ſich jetzt noch köpfen ließe.“

„Thut es, thut es!“ ſagte Frau von Königsegg zu Agnes, die ſie um etwas zu fragen ſchien.

Agnes ſchaute Frau Langenmantel an, wie um auch ihre Meinung zu vernehmen.

„Ja wohl, ohne Anſtand“ äußerte dieſe.

Und beide Frauen erhoben ſich, und nahmen Agnes in ihre Mitte, welche mit ihnen gerade nach jener Stelle ging, wo die Eltern der holden Jungfrau noch immer unter den Zuſchauern ſtanden; denn obgleich der alte Bernauer ſchon nach der nächtlichen Ruhe ſich ſehnte, ſo mußte er ſie doch der unerſättlichen Schauluſt der Frau Barbara zum Opfer bringen.

Von dem freudigen Gefühle einer frohen Botſchaft hingeriſſen, eilte Agnes, als ſie ihren Eltern ſich näherte, den beiden Frauen einige Schritte voraus, und rief ihnen zu:

„Vater! Mutter! ... Walfried iſt aus dem Kerker verſchwunden ... er iſt gerettet!“

„Iſt es aber auch wahr,“ fragte Bernauer mißtrauiſch, „oder nur eine Ausflucht?“

„Es iſt ohne Zweifel wahr,“ antwortete Frau von Königsegg hinzutretend, „denn wir hörten es aus dem Munde des Herrn Bürgermeiſters Kuntzelmann, und Ihr wiſſet, Meiſter Bernauer, daß dieſer Mann zu ſtolz iſt, um eine Lüge zu ſagen.“

„Es iſt ſo,“ beſtätigte Herzog Albrecht, der den drei Feſtkünſtlerinnen gefolgt war. „Euer Vater, Jungfrau Agnes, nicht wahr, und Eure Mutter, wie ich ſo eben vernahm?“ fragte er, zu Agnes ſich wendend.

„Ja, Herr Herzog!“ antwortete Agnes.

Und Albrecht reichte mit der größten Freundlichkeit dem Bernauer die Hand, und ſagte zu ihm:

„Es freut mich gar höchlich, Meiſter Bernauer, daß ich den wackern Mann ſo unvermuthet kennen lerne, auf deſſen weltberühmte Kunſt meine erlauchte Schwiegermutter in ihrem ſchweren Leiden ihr ganzes Vertrauen geſetzt hat.“

Und ohne eine Erwiederung Bernauers zu erwarten, der gewiß mit gerechter Beſcheidenheit alles Lob zu Gunſten Walfried's von ſich abgelehnt hätte, faßte Albrecht nun auch die Hand der Frau Barbara, drückte ſie, und behielt ſie in der ſeinigen, während er zu ihr ſprach:

„Liebe Frau Meiſterin, Ihr müſſet wohl eine gar verſtändige Hausfrau und vortreffliche Mutter ſein, da Ihr eine ſo vortreffliche Tochter beſitzet.“

Durch dieſes Lob ganz verblüfft, machte Frau Barbara drei tiefe Knixe nacheinander, und wiederholte eben ſo oft:

„O! gnädiger Herr Herzog, Ihr beſchämet mich durch eine ſo große Huld!“

Die beneidenswerthe Auszeichnung eines ſo langen herzoglichen Händedruckes in Gegenwart ſo vieler Zuſchauer, die wohl am nächſten Morgen dieſe große ihr erwieſene Ehre in der ganzen Stadt auspoſaunen mochten, verwirrte alle Sinne der Frau Meiſterin in ſo hohem Grade, daß ihre ſonſt ſo geläufige Zunge verſtummte.

„Gottlob,“ rief Bernauer aus, „daß der gute Walfried gerettet iſt!“

„Gottlob! Gottlob!“ wiederholte in Bernauer's Nähe der kleine Jörg oben von der Thüre, wie von einer Kanzel herab, und klatſchte im Schwunge ſeines mühſam verhaltenen Jubels in die Hände, des Ortes nicht mehr eingedenk, an dem er ſich befand.

Leider hatte der arme Junge in ſeiner Herzensfreude über Walfried's Rettung vergeſſen, daß ſeine Hände zugleich ſeine Klammern waren, vermittelſt welcher er ſich auf den obern Rand der Thüre ſtützte. In dem Augenblicke alſo, da ſeine Hände aufhörten, Klammern zu ſein, theilte ſich die Erſchütterung der Bewegung des Klatſchens dem Leibe mit, und drängte die Füße von der ſchmalen Vorragung des Schloſſes weg, wodurch es geſchah, daß der kleine

Klatſcher plötzlich von ſeiner bodenloſen Kanzel verſchwand, bevor ihn ſein Meiſter ſehen konnte, dem ſeine Stimme ſehr bekannt dünkte, und zwiſchen Thüre und Wand herabpolterte, was in der nächſten Umgebung ein lautes Gelächter erregte.

Alſogleich kam ein langfüßiger Tafeldiener, öffnete ſo gut als möglich die zwar offene, aber eingekeilte Thüre inmitten der Menge, die ſie umwogte, und bückte ſich, um den kleinen verwegenen Eindringling zu packen, und aus dem Verſtecke hervorzuziehen, in welchem er ruhig gekauert zu verweilen gedachte, eines günſtigen Momentes der Auferſtehung gewärtig.

Aber der Junge ſchoß wie ein Hausmarder zwiſchen den geſpreizten Beinen des Tafeldieners hindurch, drehte ſich wie ein Kreiſel, faßte ſie an den Knöcheln, zog raſch an, und der Tafeldiener plumpte der Länge nach zwiſchen Wand und Thüre hin, ein Faſchingsſpaß, der eine allgemeine Heiterkeit verbreitete.

Jörg eilte in das anſtoßende Gemach, drängte ſich durch die Gäſte, erreichte eine Thüre, ſchlüpfte in den Corridor, und wollte wieder durch den Haupteingang unter die Zuſchauer ſich ſchleichen, als er dieſe eine Gaſſe bilden, und in derſelben die fünf Abgeordneten der Grafen von Würtemberg von den ſie bis zur Thürſchwelle geleitenden drei Herzogen von Bayern Abſchied nehmen ſah; der Ritter Heinrich Graf von Löwenſtein entſchuldigte als Wortführer ihre Entfernung von den Feſtlichkeiten, welche noch zwei Tage lang dauern ſollten, durch den verbindlichen Wunſch, die Abreiſe der herzoglichen Braut an das Hoflager in München ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen. Deßhalb ſeien ſie geſonnen, nach kurzer Nachtruhe ihre Rückreiſe anzutreten.

„Ich danke Euch für Euren Eifer, meine Herren Abgeordneten,“ ſagte Herzog Ernſt, indem er Jedem von ihnen die Hand drückte, „und hoffe zuverſichtlich, Euch im Geleite meiner erlauchten Schwiegertochter wieder an meinem Hofe zu ſehen. Insbeſondere erſuch' ich Euch, Herr Hofmeiſter Sturmfeder, mir ſogleich Botſchaft zu ſenden, ſobald Ihr den Tag wiſſet, an welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit meinem Sohne in München kann vollzogen werden; denn ich habe beſchloſſen, in die bereits fertigen goldenen Ringe, die ich anfänglich hier unter die Frauen und Jungfrauen vertheilen wollte, durch meinen Siegelmeiſter Jahr, Monat und Tag der Vermählung ſtechen zu laſſen, und dieſe Ringe ſodann als Erinnerungszeichen an dieſes glückliche Ereigniß, den von mir zu den Hoffeſten in meiner Reſidenz eingeladenen Damen zu ſpenden. Und ſomit gehabt Euch wohl, meine Herren Abgeordneten! Gott geleite Euch!“

Die Abgeordneten verbeugten und entfernten ſich.

In dieſem Momente hörte Jörg innerhalb der Thürſchwelle, über welche er ſo eben trat, haſtige Schritte; die Angſt vor ſeinem langfüßigen Verfolger erfaßte ihn; der Haupteingang war ihm durch die Abgeordneten verlegt; da flog er wie ein losgeſchnellter Pfeil den Corridor entlang, bog um die Ecke, und verbarg ſich hinter dem hohen und breiten Schlußpfeiler des Geländers der Haupttreppe.

In der Nähe dieſes Pfeilers angekommen, blieben die Abgeordneten ſtehen.

„Wie wär's“, fragte Johann von Sachſenheim, „wenn wir ohne längeres Verweilen unſere Pferde ſatteln ließen, und von dannen ritten?“

„Dieß würde auffallend ſein,“ antwortete der Hofmeiſter Sturmfeder; „wir ſprachen von einer kurzen Nachtruhe; wie würde man dieſe Eile deuten?“

„So möge dieſe Nachtruhe wenigſtens ſo kurz als möglich gepflogen werden,“ bemerkte Johann von Stadion, „und in keinem Falle längere Zeit währen, als wir zum Umkleiden bedürfen.“

„Einverſtanden!“ verſetzte der Ritter von Stammheim; „denn bedenket nur unſere Verlegenheit, wenn noch während unſerer Anweſenheit die Botſchaft an den Herzog Ernſt einträfe, daß ſeine vermeintliche künftige Schwiegertochter, die Prinzeſſin Eliſabeth, bereits mit dem Ritter Johann von Werdenberg vermählt, Herzog Albrecht ſohin ein Bräutigam ohne Braut ſei!“

„Stille! Nicht ſo laut!“ ſagte Graf von Löwenſtein; „es bleibt dabei, wir kleiden uns um, und reiſen dann ſogleich ab, denn ich ahne, daß die Hiobspoſt nicht lange mehr ſäumen wird.“

Und die Abgeordneten gingen durch den zweiten, ebenfalls hell erleuchteten Corridor, in ihre aneinander ſtoßenden Gemächer, und ſchickten ſich zu ihrer eiligen Abreiſe an.

6.

Kaum hatten die Abgeordneten, ... es war ſchon nahe an Mitternacht ... den Saal verlaſſen, als Herzog Ernſt zum Bürgermeiſter ſagte:

„Ich gedenke, nach dem nächſten Tanze mit meinem Bruder und Sohne unbemerkt mich zu entfernen; ich fühle Schlaf, und muß neue Kräfte ſammeln, deren ich morgen, am zweiten Feſttage, wohl bedürfen werde. Laſſet aber deßhalb Tanz, Geſang und Scherz, und was Mummereien und Narrenpoſſen Luſtiges bieten können, nicht unbeachtet, damit Alt und Jung ſo lange ſich ergötzen mögen, als ſie Luſt haben.“

Der Herzog ſetzte ſich wieder neben die böhmiſche Gräfin, mit welcher er den ganzen ſpäten Abend hindurch von Kaiſer Sigmund's Plänen, und von ſeinen eigenen Hoffnungen und Beſtrebungen in Bezug auf ein baldiges Ende des Huſſitenkrieges ſprach, und der Bürgermeiſter Kuntzelmann wollte eben den Spielleuten das Zeichen geben, einen Tanz zu beginnen, als ein alter Meiſterſänger, deſſen kahle Stirne ſpärliche graue Locken umſchatteten, rauſchend in die Seiten ſeiner Harfe griff, und eine uralte Ballade von dem ſchmerzlichen Geſchicke der Ines de Caſtro mit ſonorer Stimme zu ſingen anhub.

Die Ritter und Damen bildeten in einem ſchicklichen Abſtande vom Sänger einen lauſchenden Halbkreis.

Da der Urtext dieſer Ballade nicht auf unſere Zeiten gekommen zu ſein ſcheint, ſo bitten wir unſere Leſer, ſich mit der kurzen Erzählung des Inhaltes derſelben zu begnügen.

Conſtantia die Gemahlin des Infanten Pedro, des Sohnes Alfonſo's IV., Königs von Portugal, war geſtorben, und hatte einen unmündigen Sohn, Namens Ferdinand, hinterlaſſen.

Pedro vermählte ſich hierauf im Jahre 1344 heimlich mit ſeiner Geliebten, Ines de Caſtro, welche, wie Pedro von mütterlicher Seite, ein Sprößling des caſtiliſchen Königsſtammes war. Die beharrliche Weigerung des Prinzen, ſich wieder zu vermählen, erregte den Argwohn der tückiſchen Rathgeber ſeines Vaters, des Diego Lopez Pachero, Pedro Coello und Alvaro Gonſalvez, welche die Schmälerung oder wohl gar den Verluſt ihres Einfluſſes durch die ſchöne Inez, durch ihren Bruder und ihre übrigen Verwandten befürchteten, wenn Pedro dereinſt den Thron beſtiege. Sie machten den königlichen Vater zum Mitwiſſenden ihres Verdachtes, und erfüllten ſein Herz mit der

Beſorgniß einer möglichen Verkürzung der Thronrechte ſeines Enkels Ferdinand. Pedro gebrach es an Muth, die ausdrückliche Frage ſeines Vaters: „ob er mit Ines vermählt ſei?“ zu bejahen; er konnte aber auch nicht in eine zweite Vermählung einwilligen, zu der ihn ſein Vater gebieteriſcher als je zuvor drängte, wodurch der Verdacht deſſelben zur Gewißheit geſteigert wurde.

Bei der nächſten Zuſammenkunft mit ſeinen Rathgebern wurde der Tod der unglücklichen Ines beſchloſſen. Vergebens warnten Pedro ſeine Mutter Beatrix und der Erzbiſchof von Braga; er wähnte, man habe dieſes Gerücht nur verbreitet, um ihn durch Drohung einzuſchüchtern.

Es geſchah, daß Pedro auf einige Tage von ſeiner Gemahlin ſich entfernte, um zu jagen. Ineß harrete mit ihren zwei Kindern ſeiner Heimkehr im Kloſter der heiligen Klara zu Coimbra. Dort erſchien plötzlich König Alfonſo; ſie ahnete das Schrecklichſte, ſtürzte mit ihren Kindern zu ſeinen Füßen, und flehte ihn ſchluchzend um Erbarmen an. Der rührende Anblick der jammernden Mutter und der unſchuldigen Kinder brach ſeinen Entſchluß. Er ſchied von ihr, ohne den blutigen Mord zu vollziehen.

Mit blutgieriger Ungeduld warteten die drei Rathgeber auf die erwünſchte Nachricht des vollführten Mordes aus dem Munde des Königs, in der Nähe verſteckt. Sie erſchracken, als ſie ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen; allein es gelang ihnen bald, durch Vorſpiegelung der Wohlfahrt Pedro's, des Thrones und des ganzen Reiches, die Geſinnung des wankelmüthigen Alfonſo umzuſtimmen, und ihm die Ermächtigung zu entlocken, das zu thun, was er nicht zu thun vermochte.

Noch in der nämlichen Stunde durchbohrten die drei Mörder mit ihren Dolchen das beweinenswerthe Opfer ihres grauſamen Neides; Ines wurde in dieſem Kloſter begraben.

Dieß geſchah im Jahre 1355.

Die Kunde dieſes furchtbaren Ereigniſſes durchſchauderte Pedro mit Entſetzen, Wuth und Rache, und er hätte ſich eine Flammenbahn der Empörung durch das ganze Reich gebrochen, wäre nicht dem Erzbiſchof von Braga die Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn gelungen, welcher manche wichtige Vorrechte gegen das eidliche Gelöbniß, wie man ſagt, erhielt, an den Mördern der unglücklichen Ines keine Rache zu nehmen, die zwei Jahre ſpäter, auf den dringenden Rath des ſterbenden Alfonſo, aus Portugal nach Caſtilien flohen, auf deſſen Throne damals Peter der Grauſame ſaß, den es gar ſehr nach einigen vornehmen Caſtiliern gelüſtete, welche ſich durch die Flucht nach Portugal der Griffweite ſeiner Tigerklauen entzogen hatten.

In der nicht unrichtigen Vorausſetzung, daß König Pedro von Portugal gerne der Rache fröhnen werde, gleich ihm, bewog Peter denſelben zur Auswechſelung jener Flüchtlinge gegen die Mörder der armen Ines, von denen der Dritte, Pacheco, noch rechtzeitig nach Aragonien entkam.

Fünf Jahre hatten Pedro's Rachegluth noch nicht abgekühlt; wort- und vielleicht ſogar eidbrüchig, ließ er die beiden Mörder auf die Folter ſpannen, um ihnen die Angabe von Mitſchuldigen abzuquälen, dann die Herzen aus ihren Leibern reißen, dieſe von Henkershänden in die Flammen ſchleudern, und die Aſche in alle Winde ſtreuen.

Und dieß geſchah im Jahre 1360.

Zwei Jahre verfloſſen wieder, da verſammelte König Pedro die Großen ſeines Reiches zu Cataneda um ſeinen Thron, und ſchwur in ihrer Gegenwart auf das heilige Evangelium, daß nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Conſtantia, ſeine Trauung mit Ines de Caſtro in Folge einer ausdrücklichen Bewilligung des Papſtes, und vor den Augen von zwei Zeugen, des Erzbiſchofs Guarda, und eines Würdeträgers ſeines Hofes, des Stephan Lobato, zu Braganza vollzogen wurde.

Von Cataneda begab ſich Pedro nach Coimbra, wo der Erzbiſchof und Lobato die Behauptung des Königs feierlich beſtätigten. Man verlas öffentlich die Urkunde jener päpſtlichen Erlaubniß.

Auf Pedro's Befehl wurde nun die Leiche ſeiner unvergeßlichen Ines aus der Gruft des Kloſters geholt, mit dem königlichen Gewande angethan, und mit einer funkelnden Krone auf dem erdfahlen Haupte auf den Thron geſetzt, wo ſie von allen Großen des Reiches, die ſich ihr nahen und den Saum ihres Kleides küſſen mußten, noch als Leiche jene Huldigungen einer regierenden Königin empfing, welche ein jammervolles Verhängniß ihr im Leben verſagt hatte.

Nach dieſer grauenvollen Verhöhnung der Macht des Todes und der nagenden Verweſung, führte ein prangender Trauerwagen die Leiche nach Alcobaza, ſiebenzehn Meilen von Coimbra entfernt. Als Leidtragende folgten dieſem Staatswagen des Grabes zu Fuß: der König, die Biſchöfe, die Großen der Krone und die Ritter des Reiches, durch eine ununterbrochene Doppelreihe von Tauſenden, deren brennende Fackeln einen wandelnden Flammendom bildeten.

Feierlich wurde zu Alcobaza die Leiche der geliebten Ines in eine Gruft getragen, auf deren Gewölbe ein Denkmal von weißem Marmor ruhte, die Kunſtſchöpfung einer Meiſterhand, darſtellend in Lebensgröße das Bild der ſchönen

Ines, und ſo die Geſchichte dieſer unglücklichen Liebe verewigend. *)

Als die letzten Worte dieſer düſteren Ballade mit den letzten Tönen der Harfe verklungen waren, umſchlang dieſe der alte Meiſterſänger, und verſchwand im Gedränge eines luſtig lärmenden, von jungen fröhlichen Gäſten aus dem Stegreife geſchaffenen Mummenſchanzes, der bunt geſtaltet und ſchäkernd zur Thüre hereinpolterte.

Dieſes Lied machte auf den Halbkreis der Zuhörer ſichtbar einen tiefen Eindruck.

„Der Henker hole dieſen langweiligen Schalksnarren mit ſeinem kläglichen Faſchingsliede!" rief der junge Bienzenauer aus.

„Luſtig, Spielleute, luſtig! Zum Tanze! Zum Tanze!" ſchrien die fröhlichen Mummen.

Albrecht ſtand ſinnend da, und ſchaute in das von Thränen des Mitleids verklärte Antlitz der holden Agnes.

Ihre Blicke begegneten ſich.

„Ach! das iſt eine recht traurige Geſchichte!" ſeufzte ſie.

„Vergeſſet ſie ja nicht!" flüſterte ihr eine dumpfe Stimme zu.

Sie wendete ihr Haupt, ſah aber Niemand . . .

---

*) „Der Talba von Portugal, oder Schickſale der Ines de Caſtro. Ein Gemälde aus der ſpätern Zeit der Mauren, von Mrs. Anna Eliza Bray. Aus dem Engliſchen von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Drei Theile. Augsburg. 1838. v. Jeniſch- und Stage'ſche Buchhandlung. — Eine ausgezeichnete Schöpfung dieſer geiſtvollen Schriftſtellerin.

7

Die Herzoge von Bayern benützten die geſpannte Aufmerkſamkeit, womit die meiſten Anweſenden das tolle Treiben der Mummen betrachteten, und ihren ſeltſamen Tanz in der Nähe ſchauten, um vor dem Ende deſſelben, von den beiden Bürgermeiſtern begleitet, den Saal zu verlaſſen.

„Auf Wiederſehen, liebe Agnes, auf recht baldiges Wiederſehen!“ ſagte Albrecht zu der ſchönen Jungfrau, deren Hand er faßte, und zärtlich drückte.

Agnes verbeugte ſich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Mit der größten Artigkeit nahm er auch von den Frauen von Königsegg und Langenmantel Abſchied, die, als Gönnerinnen und Freundinnen der Agnes, ſeine geheimen Abſichten ſpäterhin unterſtützen konnten.

Bald darauf begaben ſich auch dieſe Drei mit vielen andern Damen, unter der Bedeckung von Rittern und Knappen, in Sänften nach Hauſe.

Der Sänfte ihrer Tochter folgten der alte Bernauer, mehr beſorgt als erfreut, und Frau Barbara, die im Stillen eine förmliche Rede einſtudirte, welche ſie zu Hauſe über das der Familie Bernauer widerfahrene Glück zu halten gedachte.

Bald nach den Herzogen entfernte ſich auch die böhmiſche Gräfin mit ihrem Gefolge; die fremden Gäſte, alte Ritter und Damen, verſchwanden nach und nach, und nur noch die Väter und Mütter aus den Geſchlechtern, mit ihren jungen Söhnen und Töchtern, blieben zurück, und die zwangloſen Mummen zauberten durch ihre Poſſenſpiele den heiterſten Frohſinn.

Die Mitternacht ſchloß den letzten Tanz; die noch

Anweſenden, mitunter nur mehr Einzelne an einem einzelnen Tiſche, ſchaarten ſich an der langen Herzogstafel; die Becher kreiſeten, muntere Minne- und Trinklieder erſchollen zur Laute; denn damals gehörten Muſik und Geſang zu den beliebteſten Vergnügungen der gebildeten Familien Augsbürgs, und verhältnißmäßig auch des gemeinen Volkes. Noch im ſechzehnten Jahrhunderte finden wir in dieſer geſchichtlich merkwürdigen Stadt, einen der begeiſtertſten Liebhaber der Muſik, den Magiſter Paulus Jeniſch, einen evangeliſchen Gottesgelehrten von alter Abkunſt und bedeutendem Vermögen, der wöchentlich ein Concert in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe veranſtaltete, wo man alle durchreiſenden Freunde der Tonkunſt, und namentlich wälſche Virtuoſen, treffen konnte.

Dieß iſt der nämliche Jeniſch, welcher, abwechſelnd mit dem Magiſter Philipp Weber, im Jahre 1635, in den Tagen des Pfingſtfeſtes, den Gläubigen der Stadt, die ſich zur Augsburg'ſchen Konfeſſion bekannten, und in keinem Tempel Zutritt fanden, an einem Fenſter im Hofe des proteſtantiſchen Collegiums ſtehend, muthig das Wort Gottes predigte, welches die im Hofe zuſammengedrängten Einwohner, unter freiem Himmel jeder Unbill der Witterung ſchirmlos preisgegeben, mit wandelloſer Andacht vierzehn Jahre lang vernahmen, bis die Gnade Gottes, nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, am Pfingſtfeſte des Jahres 1649 den Proteſtanten die Thüren ihrer Kirchen wieder aufſchloß.*)

---

*) Seit zwei Jahrhunderten verkündet eine lateiniſche Inſchrift am Ephoratsgebäude die Verdienſte dieſer beiden Männer, deren Andenken in den dankbaren Herzen der Augsburger unvergänglich fortleben wird, was ſie auch durch die innige

Die Gefühle, welche Albrecht und Agnes ſcheidend in ihren Herzen trugen, waren von ſehr verſchiedener Natur. Sein flatterhafter Sinn hoffte eine gewohnte Eroberung der wunderſchönen Jungfrau, da ſie von geringer Herkunft war. Er kannte ſie noch zu wenig, um an eine ſtandhafte Tugend zu glauben. Die Erzählung von der geliebten Jungfrau, welcher er bis zum Tage der Vergeltung mit reiner Liebe zugethan bleiben wollte, war ein Ausforſchen, eine Prüfung, ein noch in Geheimniß gehüllter Antrag, der bei ihr keinen Anklang fand. Seiner Aeußerung gemäß, mochte er ſeine nahe Vermählung nicht als ein eigentliches Hinderniß am Vollzuge ſeiner Abſicht, ſondern nur als eine Erſchwerung betrachten. In welchem Lichte wäre Albrecht's Charakter der verſtändigen Beurtheilung der tugendhaften Jungfrau erſchienen, wenn je der Verſtand mit leidenſchaftlicher Liebe ſich paaren könnte, als ſie den Bräutigam von der Vertröſtung ſeines Liebchens auf den Tod ſeiner künftigen Gemahlin ſprechen hörte, mit welcher er noch nicht einmal getraut war?

Doch dieſe Künſte der Verlockung ſcheiterten an der Unſchuld und Einfalt der Jungfrau. Sie liebte zwar Albrecht leidenſchaftlich, von dem Tage an, da ſie zum erſtenmal ſein Bild ſah; allein ſie ahnete nicht im Geringſten, daß ihr das Loos der „geliebten Jungfrau“ zugedacht ſei,

---

Theilnahme bewieſen, womit ſie das allzufrühe Scheiden eines Nachkommen jenes Jeniſch aus ihrer Mitte bedauerten, des edlen Patriciers Karl von Jeniſch, eines ehrenhaften Geſchäftsmannes, welcher in ſeinem Hauſe, am Morgen des 30. Septembers 1847, an ſeinem 41. Geburtstage an einem Blutſchlage binnen drei Stunden ſtarb. D. V.

welches Albrecht mit ſo reizenden Farben ſchilderte: ihr Innerſtes hätte ſich gegen den bloßen Gedanken empört.

Vor Allem erfüllte ein allerdings wichtiger Umſtand Albrecht mit der Hoffnung des Gelingens ſeiner Abſicht, nämlich die große Auszeichnung, mit welcher ſein Oheim Wilhelm der kunſtreichen Agnes begegnete. Er wähnte ihre weibliche Eitelkeit durch dieſe beneidenswerthe und gewiß auch beneidete Ehrenbezeigung geſtachelt. Sie würde dadurch, dünkte ihm, zur Meinung verleitet werden, daß ſie wohl würdig ſei, an der Hand eines Herzogs zu wandeln, und daß kein unüberſchreitbarer Abgrund zwiſchen ihm und ihr liege. Eitelkeit aber iſt der Köder und zugleich die Falle weiblicher Tugend.

Dieſer Schluß Albrecht's war jedoch ganz irrig, und eine arge Selbſttäuſchung. Die Huld des Herzogs Wilhelm verblendete ſie nicht, ging aber eben ſo wenig ſpurlos an ihr vorüber. Sie betrachtete dieſe Huld als eine heilige Verpflichtung, ſich durch tadelloſe Sittenreinheit derſelben würdig zu bewähren, und dankbar gelobte ſie Gott, dem allweiſen und allgütigen Spender aller Prüfungen und Segnungen des irdiſchen Daſeins, dieſer Verpflichtung gewiſſenhaft zu genügen.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, entkleidete ſich die fromme Agnes in ihrem einſamen Kämmerlein. Sie löſ'te die prächtige goldene Kette, Albrecht's Geſchenk, vom Nacken, bewunderte ſie ſchweigend, und legte ſie dann in einen zierlichen kleinen Schrein von künſtlich geſchnitztem Elfenbein mit acht gewundenen Säulchen. Bevor ſie den Deckel ſchloß, näherte ſie die Kette im offenen Käſtchen ſo ſehr ihrem Antlitze, daß ſie eher einem Verlangen ihrer Lippen, als einem Bedürfniſſe ihrer Augen ſchien entſprechen zu wollen . . .

Dann kniete ſie ſich auf ihren Betſchemel hin, und betete ihr Nachtgebet.

Plötzlich erinnerte ſie ſich an die „recht traurige Geſchichte“ der unglücklichen Ines de Caſtro, ihrer Namensſchweſter, . . . denn Agnes heißt in der portugieſiſchen Sprache Ines, . . . und fügte ein andächtiges Vaterunſer und Ave Maria für die Ruhe ihrer Seele hinzu.

Das Licht erloſch . . . ihr Schutzengel neigte ſich über ihr Lager hin, und hauchte himmliſch-lächelnd die ſüße Ruhe der Unſchuld auf die entſchlummernden Augen der holdſeligen Jungfrau.

8.

Mit ſeinem alten Freunde Zenger in das Schlafgemach tretend, entließ Albrecht ſogleich die beiden zu ſeiner Bedienung anweſenden Pagen, um jenem ohne Zeugen die Gefühle ſeines Herzens anvertrauen zu können.

Kaum hatten ſich die Pagen entfernt, als der langfüßige Tafeldiener das von Agnes geſtickte Porträt brachte, und auf einen Schrank ſtellte.

Die Thüre ſchloß ſich wieder hinter ihm.

Der herzogliche Jüngling griff mit ſichtbarem Entzücken in die Saiten ſeiner Laute, der treuen Gefährtin, die nie von ſeiner Seite wich, und ſang:

„Wohl ſtieg vom Himmel nieder
Das Traumbild meiner Lieder;
Es ſteht mein Herz ihm offen,
Und ſicher darf ich hoffen,
Daß mir der Himmel gibt,
Was meine Seele liebt! . . .“

„Wie gefällt Dir dieſes Lied, alter Freund?“

„Nicht übel, gnädiger Herr,“ antwortete Zenger, „denn es klingt nicht mehr ſo traurig, ſo troſtlos, wie jenes, das Ihr kürzlich in der Burg zu München ſanget.“

„Nicht wahr?“

„Was ich Euch damals prophezeihte: daß Euch die ſüße Hoffnung nicht täuſchen werde, . . . trifft alſo wirklich ein,“ äußerte Zenger.

„Ja wohl, Gott ſei Dank!“

„Alſo doch eine glückliche Ehe! . . . Und Ihr waret ſo kleinmüthig!“

„Ehe? . . . Wer ſpricht denn von Ehe?“ verſetzte Albrecht, die Achſeln zuckend.

Zenger ſchaute ihn mit Erſtaunen an.

„Verzeihet, gnädiger Herr, ſeid Ihr denn kein Bräutigam?“ fragte Zenger.

„Ja . . . leider!“

„Leider?“

„Du verwunderſt Dich über dieſes Wort? Haſt Du denn ſchon vergeſſen, was ich Dir ſagte?“

„Warum lauten aber die Worte Eures Liedes jetzt ſo heiter?“

„Weil ich glücklich bin.“

„Glücklich?“

„Ja.“

Und indem Albrecht dieſes Wort ausſprach, legte er ſeine rechte Hand betheuernd auf ſein Herz.

Da ſpürte ſeine Hand das Bild ſeiner Braut, welches er in ſein Wamms geſteckt hatte, als er es von der für Agnes beſtimmten goldenen Kette löſ'te.

Haſtig riß er ſein Wamms auf, faßte das Bild, warf es auf den Tiſch, und ſagte mit unwilligem Tone:

„Immer im Wege!“

„Eurem Glücke?“ fragte Zenger.

„Ja!“

„Und dennoch ſeid Ihr glücklich?“

„Ja!“

„Wohlan, dieß wird wohl ein Räthſel für mich bleiben!“

„Nein; ich will es Dir löſen.“

Albrecht trat dicht vor ihn hin, ſchaute ihn einen Augenblick mit ſchweigendem Lächeln an, legte die rechte Hand auf ſeine linke Schulter, und fragte:

„Zenger, haſt Du noch nie einen Engel geſehen?“

„Einen lebendigen Engel?“

„Ja.“

„Wahrhaftig, nein, gnädiger Herr. Doch mein Gedächtniß iſt ſchon gar alt; vielleicht kann ich mich nur nicht mehr recht erinnern.“

„So wird's ſein . . . Wie gefällt Dir mein Bildniß dort?“

„Bei Gott, ein Meiſterſtück der Kunſt!“

„Und wie gefällt Dir die Künſtlerin, die es ſchuf?“

„Sie dünkt mir ein Meiſterſtück der Natur!“

„Ich ſage Dir, ſie iſt ein Engel.“

„Ihr ſprechet immer deutlicher, gnädiger Herr . . . Ihr liebet ſie wohl?“

„Unausſprechlich!“

„Und Eure Braut?“

„Wird die Gemahlin des Herzogs Albrecht.“

„Und der Engel?“

„Seine liebe Freundin.“

„Ah! . . . eine Freundin! Ihr fühlet Sehnſucht nach einer Freundin! Hm! hm! Dieß klingt mir ganz neu aus Eurem Munde. Da Ihr nicht gewohnt ſeid, Eure Gefühle zu vernachläſſigen, am wenigſten ein ſo zartes, wie die Freundſchaft iſt, ſo werdet Ihr wohl auch Eure Freundin bisweilen beſuchen."

„Sehr oft."

„In dieſem Falle rathe ich Euch wohlmeinend, außer Eurem Herzen im Buſen auch noch das Herz eines Wiedehopfes in Eurer Taſche zu tragen, indem es ſeinen Träger unſichtbar machen ſoll, wie man ſagt; denn ſo Ihr ſehr oft in Augsburg einreitet, um Eure Freundin in ihrem väterlichen Hauſe zu beſuchen, ſo möchte Eure Gemahlin von dieſer wunderlichen Freundſchaft nur allzubald Kunde erhalten."

„O! ich beſuche ſie nicht in Augsburg."

„Wo ſonſt?"

„Auf einem meiner Schlöſſer, das ich ihr ſchenke."

„Ei, Ihr ſchenket ihr ein Schloß, und ſie nimmt es als ein Unterpfand Eurer Freundſchaft an, und bewohnt es, um als Eure Freundin Eurer Beſuche zu harren?"

„So iſt es."

„Fürwahr, die Liebe muß eine Zauberin ſein, da ſie ſogar einen ſo ritterlichen Geiſt, ein ſo edles Gemüth, wie das Eurige, zu verblenden vermag. Doch Ihr ſcherzet nur, gnädiger Herr!"

„Nein, nein, Zenger, ich ſcherze nicht, und damit Du wiſſeſt, wie Ernſt es mir ſei, ſag' ich Dir, daß du der Burgvogt jenes Schloſſes, und der treue Wächter meiner treuen Freundin werden ſolleſt."

Mit Gunſt, gnädiger Herr, daraus wird nichts. Erlaubet mir, Eurem alten treuen Freunde, ein offenes Geſtändniß abzulegen. Ich bemerkte bei dem heutigen Feſte gar wohl, daß die ſchöne Agnes Bernauer Euer Herz gewonnen hat; Ihr ſchienet an ſie gebannt zu ſein, wie der Schatten an den Leib. Holla! dachte ich, etwa ein neues Liebchen, und gerade zur Unzeit! Dann ſtrich ich an den Tafeln herum, an denen die Alten ſitzen blieben, während die Jugend tanzte, und leitete ohne alles Aufſehen das Geſpräch auf die holde Agnes.“

„Und was hörteſt Du über ſie urtheilen?“ fragte Albrecht, indem er mit beklommenem Athem Zengers Hand faßte.

„Das Lob einer Heiligen,“ verſetzte der alte Ritter, „nicht den leiſeſten Tadel.“

„Ah!“ rief Albrecht freudig aus.

„Auch der Vater der Agnes, hieß es, ſei ein braver, rechtſchaffener Mann,“ fuhr Zenger fort, „die Mutter aber eine eitle Närrin, die immer für die Zukunft ihrer Tochter thörichte Pläne ſchmiede.“

In dieſem Momente wurde leiſe an die Thüre gepocht.

„Hörteſt Du nichts, Zenger?“

„Was?“

„An die Thüre pochen?“

„Nein.“

„Vielleicht neben an. Es klang täuſchend.“

„Entſaget alſo Eurer Hoffnung, gnädiger Herr,“ ſprach Zenger weiter; „daß ſie eine vergebliche iſt, wett' ich um meinen Kopf, den Ihr auf der höchſten Zinne des Schloſſes an jenem Tage mir möget abſchlagen laſſen, an welchem Agnes als Eure ſogenannte Freundin über die Schwelle deſſelben einziehen wird.“

„Das wird ſich zeigen!“ verſetzte Albrecht mit erkünſtelter Zuverſicht, jedoch unverkennbar entmuthiget.

Zum zweitenmal wurde an die Thüre gepocht, aber ſtärker, als zuvor.

„Herein!“ rief Albrecht, unwillig über dieſe Störung.

9.

Die Thüre wurde kaum halb geöffnet, und der pausbäckige Kopf eines Jungen guckte neugierig in das Gemach.

„Was willſt Du, Junge?“ fragte Albrecht.

„Mit dem gnädigen Herrn Herzoge Albrecht ſprechen,“ antwortete jener, ohne die Hand von der Klinke zu thun.

„Ich bin's“ erwiederte Albrecht; „tritt näher, und ſprich!“

Der Junge drückte mit ſeinem Rücken die Thüre zu, und näherte ſich ſchüchtern dem Herzoge, ohne ein Wort zu äußern.

„Warum ſprichſt Du nicht?“ fragte dieſer.

Der Junge ſchloß die vier Finger ſeiner rechten Hand, deren Daumen er vorragen ließ, indem er mit demſelben auf Zenger deutete.

„Ah, Du willſt mit mir allein ſprechen?“

Der Junge nickte verlegen mit dem Kopfe.

Albrecht gab Zenger ein Zeichen, in das anſtoßende Zimmer zu gehen, und zu horchen.

„Sag mir jetzt, wer Du biſt.“

„Ich bin der Jörg,“ verſetzte der Junge.

„Das mag ſein; aber was für ein Jörg?

„Ihr müßt mich ja kennen, gnädiger Herr, denn Ihr ſprachet ja heute mit dem Meiſter Bernauer ſo freundlich, daß ich vor Freude von der Thüre herabfiel; Ihr habet ja ſelbſt darüber gelacht.“

„Richtig, ich erinnere mich daran. Du kennſt alſo den Meiſter Bernauer?“

„Freilich kenn' ich ihn, und zwar recht gut; ich bin ja ſein Lehrjunge!“

„So, Du biſt ſein Lehrjunge! Und was willſt Du denn mit mir ſprechen, ſag' an?“

Albrecht hoffte bei dieſer Gelegenheit allerlei von dem Jungen über die ſchöne Agnes zu erfahren, ſetzte ſich alſo, und ſchickte ſich zu einem förmlichen Verhöre an.

Doch ſtatt zu antworten, begann Jörg bitterlich zu weinen.

Erſtaunt fragte Albrecht:

„Warum weinſt Du denn, Jörg?“

„Ihr waret heute ſo freundlich mit der Tochter meines Meiſters, und habet dieſem und meiner Frau Meiſterin mit vergnügter Miene geſagt, daß Walfried aus dem Kerker entkommen, und gerettet ſei.“

„Walfried ... Walfried ... ja ſo, der Liebhaber der Agnes, nicht wahr?“ fragte Albrecht mit geſpannter Neugier.

Jörg ſchüttelte den Kopf.

„O nein!“ entgegnete er, „Walfried iſt nicht ihr Liebhaber; er möchte wohl ihr Liebhaber ſein, aber ſie mag ihn nicht.“

„Nicht? ... Warum?“

„Weil ſie einen Andern liebt?“

„Einen Andern?“

„Ja.“

Albrecht fühlte eine heftige Beklemmung des Herzens, und entging der Zugabe eines gewaltigen Aergers nur durch die, eine Scheidewand bildende Thüre, welche ihn zu ſehen verhinderte, wie Zenger ſich triumphirend die Hände rieb, den jungen Herrn vor einer neuen Liebſchaft, ſo ſehr zur Unzeit entſtehend, bewahrt zu wiſſen.

„Und weißt Du auch, Jörg,“ fragte ihn Albrecht nach einer Anſtrengung der Selbſtbeherrſchung, „wen ſie liebt?“

„O ja!“

„Wohlan, wen liebt ſie?“

Ohne ein Wort zu erwiedern, deutete Jörg mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf ihn.

„Mich liebt ſie?“ fragte Albrecht, eben ſo erſtaunt als erfreut.

„Ja, Euch, gnädiger Herr!“

„Woher weißt Du dieß?“

„Ich wollte eines Tages Agnes mit einem Sträußchen friſcher Waldveilchen und Vergißmeinnicht, die ſie gar ſehr liebt, heimlich überraſchen, ſchlich mich, da ſie in die Kirche gegangen war, in ihr Schlafgemach, und ſteckte das Sträußchen in ein auf ihrem Betaltare ſtehendes Blumenglas. Eben ſchickt' ich mich an, wieder fortzugehen, als ich die Frau Meiſterin über die Treppe heraufhuſten hörte. Flugs duckte ich mich hinter den Altar, und da die Thüre dieſes Schlafgemaches immer offen ſteht, hörte ich die Frau Meiſterin den großen Schrank aufſchließen, und die friſche Wäſche ordnen, welche in zwei Körben vor dem Schranke ſtand.

„Dieſe Beſchäftigung mochte faſt eine Stunde gewährt haben, als die Frau Meiſterin endlich den Schrank ſchloß, und den Schlüſſel abzog. Ich hörte ſie die Thüre zumachen, und hielt mich bereits für erlöſet, als ich die Stimme der Jungfrau Agnes vernahm, die der Mutter auf der Treppe begegnete, und mit ihr ſprach.

„Bald darauf trat ſie ein, ging in ihr Schlafgemach, und legte ihr Gebetbuch und ihren Roſenkranz auf den Betaltar. Da wurde mir ſo bang, daß ich mich nicht genug verwundern konnte, warum ſie nicht das Pochen meines Herzens vernahm. Dann begab ſie ſich in das andere Zimmer, in welchem die Stickrahmen ſtanden.

Vermuthlich betrachtete ſie Euer Bild, gnädiger Herr, welches ſie ſticke, als ich ſie ſeufzen, und halb laut, aber doch ſo, daß ich es deutlich vernehmen konnte, ſagen hörte:

„„Ja, Albrecht, Dich liebe ich, obgleich ich nie Dich ſah, und Keinen ſonſt werde ich lieben, und das Geheimniß dieſer Liebe will ich mit mir ins Grab nehmen.““

„Nach einer kurzen Pauſe fügte ſie bei:

„„O! warum biſt Du nicht meines Standes, warum biſt Du nicht, was Walfried iſt! . . .““

„Drauf zog ſie, wie gewöhnlich, wieder ihr Hauskleid an, und ging in die Küche. Ich machte mich unbemerkt aus dem Staube, ſagte aber Niemanden, was Agnes ſprach; auch nicht dem armen Walfried; ach, er hätte ſich darüber zu Tode gegrämt!“

Jörg ſchwieg.

Albrecht war einen Augenblick ſprachlos vor Entzücken.

„Du haſt mir aber noch immer nicht geſagt, warum Du vorhin weinteſt?“ äußerte Albrecht.

„Aus Mitleiden mit Euch, gnädiger Herr!“ erwiederte Jörg.

„Aus Mitleiden?“ fragte der Herzog, ohne ſich erklären zu können, welchen Sinn der Junge mit dieſen Worten verbinde.

„Ja, gnädiger Herr; Ihr ſeid ſo theilnehmend, ſo herzlich gut, habet der Jungfrau Agnes ſo große Ehre erwieſen, und Euch ſo freundlich benommen gegen ihren Vater und ihre Mutter, und doch . . .“

„Und doch?“

„Und doch iſt Euch jetzt ein ſo großes Unglück begegnet.“

„Ein Unglück? . . . Ein großes Unglück."

„Ja, leider ja."

„Welches Unglück? Sprich!"

„Ihr ſeid ein Bräutigam, nicht wahr, gnädiger Herr?"

„Ja."

„Und habet eine Braut?"

„Natürlich."

„Und Ihr gedenket, dieſe Braut zu heirathen?"

„Gewiß."

„Ach! gnädiger Herr, das iſt nicht ſo gewiß, als Ihr meinet."

„Wie ſo?"

„Eure Braut wird Euch nicht heirathen."

„Aber warum denn?"

„Sie hat ſchon einen Andern geheirathet!"

„Einen Andern? Was ſagſt Du, Jörg? Einen Andern?" rief Albrecht aus, von ſeinem Stuhle aufſpringend.

„Ja, einen Andern. Ach du lieber Himmel, was für ein ſchreckliches Unglück für Euch, für einen ſo guten gnädigen Herrn!"

„Und wie heißt der Mann, den ſie geheirathet hat?" fragte Albrecht, der ſich, hoffend und zweifelnd, vor verhehlter Wonne kaum zu faſſen wußte.

Jörg beſann ſich ein wenig.

„Wer . . . Werden . . . wartet doch, es iſt etwas von einem Berg dabei . . . richtig! Werdenberg . . . ja, Werdenberg heißt er; ſo nannten ihn die fremden Ritter."

„Die fremden Ritter? Was für fremde Ritter?"

Und nun erzählte Jörg dem Herzoge Albrecht ausführlich Alles, was er hinter dem Treppenpfeiler gehört hatte, und ſchloß mit den Worten:

„Als ſie fort waren, dachte ich mir: der Herr Herzog Albrecht iſt ein ſo guter Herr; ich will ihn von dieſem Unglücke früher in Kenntniß ſetzen, als er es von ſonſt Jemanden erfährt, und ihn tröſten; er hat dieſen Troſt um meinen Meiſter, um Agnes und Walfried wohl verdient . . . Und obwohl ich wußte, daß mein Meiſter mich morgen mit Recht ein wenig durchprügeln könnte, wenn er gerade möchte, weil ich zu ſpät nach Hauſe komme, ſo blieb ich doch in meinem Verſtecke, bis Ihr den Tanzſaal verließet, und ſchlich Euch nach, um Euch dieſe traurige Botſchaft zu bringen, und wär' ich nicht rechtzeitig im Corridor in die dunkle Vertiefung einer Thüre geſchlüpft, ſo würde ich doch noch in die Klauen des langfüßigen Tafeldeckers gerathen ſein . . .

„Aber mein Gott! mein Gott! Ihr zittert ja, gnädiger Herr, Ihr haltet Euch an der Lehne Eures Stuhles, um nicht zu Boden zu fallen! O! es war recht dumm von mir, Euch dieſes Unglück zu hinterbringen; wie leicht könnte Euch vor Schrecken der Schlag treffen!"

„Sei unbekümmert, Jörg," verſetzte der Herzog, „ich bin ein Mann, und vermag jedes Unglück ſtandhaft zu ertragen."

Dann wendete er ſich zur Thüre, hinter welcher Zenger horchte, und rief:

„Zenger! Zenger!"

„Was verlanget Ihr, gnädiger Herr?" fragte dieſer, mit ſehr kleinmüthiger Miene über die Schwelle tretend; denn das von Jörg erzählte Ereigniß hatte ihn tief betrübt; er ahnete eine ſtürmiſche Zukunft.

„Zenger," ſagte Albrecht, der nur mit großer Mühe einen Aufſchrei des Jubels zu unterdrücken vermochte, „geh' doch zum Ritter Löwenſtein hinüber, wecke ihn, wenn er ſchläft, und ſag ihm in meinem Namen, daß ich ſogleich dringend mit ihm zu ſprechen wünſche.“

„Gut!“ erwiederte Zenger, und ſchickte ſich an, fortzugehen.

„Gebet Euch keine Mühe, Herr Ritter,“ bemerkte Jörg, , indem er ihm mit dem Zeichen des Bedauerns den Weg vertrat, „dieſe Herren ſind ſchon heimgeritten.“

„Wohin?“ fragte Albrecht.

„Ei, was weiß ich, auf und davon,“ antwortete der Junge.

„Wann?“

„Während des letzten Tanzes. Bei dem lauten Lärmen im Saale, konnte man dort das Strampfen der Pferde nicht hören.“

Albrecht ſtand mit verſchränkten Armen ſinnend da.

„Höre, Jörg,“ ſagte er „ich möchte Dich belohnen.“

„Wofür?“

„Für Deine Theilnahme an meinem ſchweren Unglücke“, erwiederte Albrecht, und unterdrückte das Lachen.

„Ich kam zu Euch, gnädiger Herr, weil ich Euch liebe und verehre, nicht des Lohnes wegen.“

„Gut; Leute mit ſolchen Geſinnungen kann ich brauchen. Magſt Du nicht in meine Dienſte treten?“

„O ja, herzlich gerne. Aber als was?“

„Willſt Du das Kriegshandwerk lernen?“

„Nein, ich danke; ich kann kein Menſchenblut ſehen.“

„Und doch willſt Du ein Bader werden?“

„Glaub's gerne, weil ich muß.“

„Wer befiehlt es Dir?“

„Meine Mutter, weil der Meiſter Bernauer kein Lehrgeld für mich verlangt.“

„Wer iſt denn Deine Mutter?“

„Eine arme Frau."

„Haſt Du vielleicht Luſt, ein Jäger zu werden?"

„Ah! das läßt ſich hören; ein Jäger mag ich ſchon werden; zu dieſem Leben taug' ich, denn ich bleibe ohnehin nicht gerne zu Hauſe."

Nach einer kleinen Pauſe des Schweigens fügte er mit trauriger Miene bei:

„Aber dann werde ich für die liebe Jungfrau Agnes keine Waldveilchen und keine Vergißmeinnicht mehr pflücken können?"

„Wer weiß es!" ſchwebte dem Herzoge auf den Lippen; doch er ſprach dieſe Worte nicht aus, ſondern antwortete:

„Pflücke ſie nur; ich will ſchon dafür ſorgen, daß ſie in ihre Hände kommen."

Und dieß ſagte der Herzog mit einem triumphirenden Blicke auf den Ritter Zenger.

Jörg hüpfte vor Freude.

Zenger unterdrückte einen Seufzer.

Albrecht trat an den Tiſch, und öffnete ein Käſtchen.

„Hier ſind drei Goldſtücke," fuhr er fort, zu Jörg gewendet; „eines davon gehört Dein, die andern zwei bring' Deiner armen Mutter. Nimm ſie in der nächſten Woche mit Dir auf mein Schloß Vohburg, und frage dort nach dieſem Ritter da, nach dem Herrn Pfleger Zenger; er wird ſchon für Euch Beide ein warmes Kämmerlein finden, und an Speiſe und Trank ſoll es Euch auch nicht fehlen."

„Dank, tauſend Dank!" rief Jörg, fiel dem Herzoge zu Füßen, und küßte ihm die Hand. „Gott im Himmel, wie wird ſich meine arme Mutter freuen!"

Und er ſtürzte zur Thüre hinaus.

Albrecht ging einige Minuten lang ſchweigend, aber mit haſtigen Schritten, an denen man ſeine innere Aufregung erkannte, im Gemache auf und ab, ohne für den ſtummen Jubel ſeines Herzens Worte zu finden.

Plötzlich blieb er vor Zenger ſtehen.

„Nun, Freund Zenger,“ fragte er ihn, „was ſagſt Du zu meinem Glücke?“

„O! gnädiger Herr,“ antwortete der Ritter, „gar manches Ereigniß im menſchlichen Leben ſcheint nur ein Glück, und iſt eigentlich nur der Anfang eines Unglückes.“

„Du wirſt doch nicht behaupten wollen,“ erwiederte Albrecht lachend, „es ſei ein Unglück, daß ich eine Braut verlor, die ich nicht liebte, und von der ich nicht geliebt wurde?“

„Es ſcheint Euch kein Unglück, gnädiger Herr, doch ob es keines iſt, kann nur die Zukunft lehren.“

„So viel weiß ich gewiß,“ äußerte Albrecht, „daß mein Vater ſich weit mehr über dieſe Geſchichte ärgern wird, als ich . . . Doch warum ſo betrübt, Zenger? Du haſt gerechte Urſache, luſtig zu ſein, denn Du darfſt Dich glücklich ſchätzen, daß ich die Wette um Deinen Kopf nicht angenommen habe; . . . Du könnteſt ihn leicht verlieren, wie ich meine Braut,“ fügte der Herzog ſcherzend hinzu.

„Es ſteht Euch auch jetzt noch frei, gnädiger Herr, meine Wette anzunehmen,“ erwiederte der Ritter.

„Ei, Du ſtörriger Unglücksprophet, Du kennſt mich ſchlecht, wenn Du glaubſt, daß ich . . .“

Ein lauter Lärm im Hofe unten, unterbrach den Herzog. Durch das offene, von Stadtſöldnern bewachte Thor des Tanzhauſes, ſprengten drei Reiter.

Im öden Raume wurden Stimmen lebendig; man hörte rufen und antworten; Stalldiener mit Laternen rannten herbei. Zwei von den drei Reitern waren gewappnete Reiſige; ſie ſprangen von ihren Rennern, und halfen dem Dritten vom Pferde, der voran geritten war.

Dieſer Dritte eilte mit ſteif gewordenen Füßen die Haupttreppe hinauf, und traf im erhellten Corridor einen herzoglichen Kämmerling, der ſich eben nach der Veranlaſſung dieſes Tumultes erkundigen wollte.

„Ah! Herr Geheimſchreiber Fuchsmundl!“ rief er dem Kommenden mit einer leichten Verbeugung entgegen.

„Wo ſind die Herren Herzoge Ernſt und Wilhelm?“ fragte dieſer haſtig, ohne die Begrüßung zu erwiedern.

„Sie ſchlafen bereits,“ antwortete der Kämmerling.

„Gleichviel; wecket ſie, und meldet mich!“

„Das kann ich nicht.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Warum?“

„Ich getraue mir nicht, die Nachtruhe der Herren Herzoge zu ſtören.“

„Ich ſchon,“ erwiederte der Geheimſchreiber, ſchob den Kämmerling bei Seite, und näherte ſich der Thüre des herzoglichen Schlafgemaches.

„Haltet, Herr Geheimſchreiber, haltet!“ verſetzte der Kämmerling; „wenn Ihr durchaus darauf beſtehet, mit den Herren Herzogen Ernſt und Wilhelm zu ſprechen, ſo will ich Euch in Gottes Namen auf Eure Verantwortung melden.“

„Thut es!“ ſagte Fuchsmundl.

Der Kämmerling trat in das Gemach der herzoglichen Brüder. Albrecht ſtand an ſeiner nur angelehnten Thüre und hörte Alles.

„Zenger," flüſterte er dieſem zu, „es muß etwas Wichtiges vorgefallen ſein, was den Geheimſchreiber von München nach Augsburg jagte, und ihn bewog, tief in der Nacht ſeine herzoglichen Gebieter aus dem Schlafe wecken zu laſſen."

„Ja wohl," verſetzte Zenger leiſe; „es wird ſich bald zeigen, was es iſt."

Gleich nachher öffnete der Kämmerling die Thüre des Schlafgemaches der herzoglichen Brüder, und rief:

„Wollet eintreten, Herr Geheimſchreiber!"

Die Thüre ſchloß ſich wieder hinter dieſem.

Sechs bis acht Minuten etwa mochten verfloſſen ſein, als der Kämmerling wieder im Corridor erſchien, und nach der Haupttreppe eilte.

„Was gibt's?" fragte ihn Zenger, der den Kopf durch ſeine halb geöffnete Thüre ſtreckte.

„Einen ſcharfen Ritt," antwortete der Kämmerling.

„Wohin?"

„Nach München!"

„Wie ſo?"

„Ich muß die Pferde ſatteln laſſen für die drei Herren Herzoge, die alſogleich heimkehren werden."

„Was iſt denn ſo Eiliges ausgebrochen?"

„Ausgebrochen iſt nichts, aber eingebrochen."

„Ich verſteh' Euch nicht!"

„Unter uns: Die Huſſiten ſind aus Böhmen in Bayern eingebrochen, und ziehen gegen Rietenau . . . Ich muß fort, Herr Ritter."

Der Kämmerling rannte die Treppe hinab.

„Was hältſt Du von dieſer Botſchaft, Zenger?" fragte Albrecht.

„Daß ſie ein Vorwand oder eine Nebenſache iſt," antwortete Zenger, den Kopf ſchüttelnd; „es ſteckt ſicher etwas Aergeres dahinter, ſonſt würde wohl Herzog Wilhelm, ein ſo kluger und vorſichtiger Staatsmann, das Aufſehen einer ſo plötzlichen Abreiſe inmitten der Feſtlichkeiten und der Nacht, wohlmeinend mißrathen haben.“

Zehn Minuten ſpäter ritten die drei Herzoge von Bayern von ihrem Dienſtgefolge begleitet, in ſcharfem Trabe durch die kalte Winternacht von dannen.

Liebesluſt und Becherklang und Mummenſcherz, waren im Tanzſaale verſtummet, und alle Gäſte heimgekehrt, auf den kommenden Tag ſich freuend.

Von den weithin ſchallenden Hufſchlägen der Pferde im Hofe aus ihrem erſten Schlummer aufgeſchreckt, waren die beiden Bürgermeiſter beſtürzt aus ihrem Bette geſprungen, und in ihren Nachtröcken in den Corridor geeilt.

Dort trat ihnen Georg Gundelfinger, der Hofmeiſter des Herzogs Ernſt, entgegen, und ſagte, daß er ſo eben zu ihnen gehen wollte, um ihnen im Namen der Herren Herzoge von Bayern den freundlichen Dank derſelben für die erwieſene Gaſtfreundſchaft, und entſchuldigend ihr tiefes Bedauern auszudrücken, daß ihre durch eine wichtige Staatsangelegenheit gebotene plötzliche Abreiſe, ihnen das Vergnügen entzogen habe, perſönlich von ihnen Abſchied zu nehmen.

Unter vielen Betheuerungen ihres Leidweſens, begleiteten die Bürgermeiſter den Ritter Gundelfinger in den Hof, wo er ſich auf ſein Pferd ſchwang, den Vorausgeeilten nachſprengend.

10.

Tek, das uralte Berg- und Stammſchloß der Herzoge von Tek, . . . dieſer Herzoge ohne Herzogthum, obgleich Abkömmlinge der alten Herzoge von Zähringen, ... erhob ſich eine ſtarke Stunde oberhalb des württembergiſchen Städtchens Kirchheim, auf einem hohen Berge, der mit einer Felſenſpitze über die andern Alpengebirge emporragt, wo die Alpen in eine Ecke auslaufen, und ſich auf der einen Seite in das Lenningerthal, und auf der andern gegen Biſſingen und Weilheim hindehnen.

In den räuberiſchen Zeiten des Fauſtrechts, war dieſes Schloß eine ſichere Stätte für ſeine Bewohner; denn nicht nur lag die Burg ſehr hoch, und bot weithin eine entzückende Fernſicht, ſondern der Berg war auch nur von einer Seite zugänglich, und auf dieſer Seite ſtand die Burg noch auf einem, mit einem Felſen gekrönten Hügel.

In der Richtung gegen Kirchheim befand ſich das einzige, durch einen tiefen Graben gedeckte Thor, auf allen Seiten von gewaltigen Abſtürzen umgürtet, auf denen Mauern und Thürme von ungeheuerer Dicke und Stärke, der Zerſtörungskraft von Jahrhunderten trotzten. Dieſes Bergſchloß galt lange für eine gute Feſtung; im Jahre 1519 wurde es vom ſchwäbiſchen Bunde raſch durch Liſt erſtiegen, und 1525 von den aufrühriſchen Bauern unter ihrem Anführer Hans Wunder erſtürmt und verbrannt.

Am Fuße des hohen Berges, auf welchem die Burg Tek ſtand, liegt in einem ſchönen und fruchtbaren Thale, reich an Weiden und Obſt, die kleine alte Stadt Owen an der Lauter, einſt das Eigenthum der Herzoge von Tek, ihre Reſidenz und Begräbnißſtätte, wie denn auch die alten Kirchen dieſer kleinen Stadt viele Grabmale dieſer alten Familie bewahrten, die ihren Namen von den Trecoſagen ſoll erhalten haben, welche aus Gallien nach Deutſchland einwanderten, und in dieſer Gegend ſich anſiedelten.

Es ſcheint ein Familiengebrechen der [illegible] von

Tek geweſen zu ſein, daß ſie immer mehr ausgaben, als ſie einnahmen, wodurch ſie in Schulden, und in den Verfall ihres Anſehens geriethen. Sie verkauften ein Gut und eine Herrſchaft nach der andern, und Friedrich, der eine Gräfin von Helfenſtein zur Gemahlin hatte, im Jahre 1381 ſeine Herrſchaft und Burg Tek, und die Städte Kirchheim und Owen an den Grafen Eberhard von Würtemberg, und zog, nach Veräußerung aller ſeiner Stammgüter in dieſer Gegend, auf ſeine Herrſchaft Mindelheim, die dem herzoglichen Hauſe Tek verblieb, bis der Stamm mit Ludwig, dem Patriarchen zu Aquileja, erloſch, der am 19. Auguſt 1439 zu Baſel an der Peſt ſtarb.

Zur Zeit unſerer Geſchichte gehörte alſo die Burg Tek nicht mehr den Herzogen von Tek, ſondern den Grafen von Württemberg.

Unſere Leſer werden ſich noch des Abendes erinnern, an welchem die Grafen Ludwig und Ulrich mit vielen Reiſigen die Schloßkapelle zu Hohenurach bewachten, in der Albrecht's Braut, Eliſabeth, vermeintlich betete, während ſie bereits mit dem Ritter Johann Grafen von Werdenberg entflohen war.

Man kann ſich leicht die Beſtürzung und Wuth der beiden getäuſchten Oheime denken, als ſie, des langen Harrens überdrüſſig, in die Kirche traten, und keine Eliſabeth darin fanden. Sie durchſuchten die ganze Kirche, alle Winkel der Gruft unter der Kirche, und des Thurmes bis zum Glockenſtuhle hinauf . . . vergebliche Mühe!

Alſogleich, aber jedenfalls zu ſpät, ſendeten ſie Streifzüge von Reiſigen nach allen Richtungen aus, die Flüchtlinge zu verfolgen; denn ſie zweifelten nicht im mindeſten an der Entführung Eliſabeth's durch Werdenberg, nur blieb ihnen die Art des Entkommens der Prinzeſſin ein geheimnißvolles Räthſel.

Um die Verfolger zu täuſchen, ließ Werdenberg, eine Viertelſtunde von Hohenurach, ſeine Leute in kleinen Truppen zu drei bis fünf Mann auf verſchiedenen Wegen raſch von dannen reiten; er ſelbſt ſprengte mit Eliſabeth, Paul und noch einem Diener, der bei Walfried die Rolle des Einſiedlers ſpielte, dem Kloſter zu, das ihn zur Trauung erwartete.

Werdenberg überließ ſich vertrauensvoll der Führung ſeines treuen Paul, der ihm auf ſo lange, bis ſeine Angelegenheit durch Vermittlung oder auf irgend eine Weiſe einen günſtigen Ausgang erhielte, eine Zufluchtſtätte verheißen hatte, die gewiß Niemand entdecken ſollte.

Dagegen beſtand er aber auch auf augenblicklicher Abreiſe nach vollzogener Trauung, indem die Ausgänge des Kloſters ohne Zweifel bald durch die Nachſetzenden würden verſperrt werden. Wirklich waren ſie kaum außer Hörweite der Hufſchläge ihrer Pferde, als ſchon Graf Ludwig mit ſeinen Reiſigen das Kloſter zu umkreiſen begann.

Ludwig trug dem Pförtner auf, dem Herrn Abte ſeinen Wunſch zu melden, perſönlich an ihn die Frage zu ſtellen: „ob keine Fremden im Kloſter ſeien?“

Der Abt ließ ſich durch Unpäßlichkeit entſchuldigen, und ihm bei ſeinem Prieſterworte die Verſicherung ertheilen: „daß ſich keine Fremden im Kloſter befinden.“

Dieß war thatſächliche Wahrheit.

Graf Ludwig brach alſo mit ſeinen Leuten wieder auf, ließ aber in unbemerkter Entfernung vom Kloſter einige beobachtende Poſten zurück.

Indeſſen ritten die Flüchtlinge ohne Aufenthalt fort, bis ſie die von Paul verheißene Zufluchtſtätte erreichten... das **Sibillenloch**.

Unterhalb der Burg Tek, in der Richtung gegen das Städtchen Owen, auf dem Abſturze eines ſchroffen Felſens und ſehr hohen Berges, lag eine weiträumige, aus verſchiedenen Kammern beſtehende Höhle, das **Sibillenloch** genannt, eine Schöpfung der launenvollen Natur; ein einziger ſchmaler Felſenvorſprung, nur ſo breit, daß ein Menſch hinter dem Andern, und überdieß nur mit äußerſter Vorſicht, gehen konnte, führte von Außen in dieſe Höhle.

In jenen finſtern Zeiten bevölkerte Pöbelwahn dieſe Höhle mit Unholden; aber auch die Ritter waren nicht weniger abergläubiſch, als ihre Troßknechte. Niemand wagte ſich hinein; man fürchtete Geiſter, Räuber, Mörder, Abgründe und Felſeneinſtürze zugleich. Paul hatte einige Zeit in der Burg Tek gedient, als ein muthiger Burſche und kühner Kletterer die ganze Höhle erforſcht, und entdeckt, daß ſie in einen großen Spalt des ältern, nicht mehr benützten, halb verſchütteten Burgbrunnens ausmünde. Dieſe Entdeckung benützte er gar oft zu nächtlichen Ausflügen, indem er auf einer Strickleiter in den Brunnen ſtieg, durch den Spalt und die Höhle in's Freie eilte, und auf demſelben Wege wieder heimkehrte.

Von Zeit zu Zeit bewohnte ein Klausner das Sibillenloch, und erhielt von den Einwohnern von Owen um ſo reichlichere Spenden, als ſie durch die Anweſenheit eines frommen Mannes vor den Neckereien der böſen Geiſter bewahrt zu ſein glaubten. Verſchwand aber der Klausner wieder, weil ihn etwa der halsbrecheriſche Zugang, beſonders bei Regenwetter, oder die Unwirthlichkeit der Höhle verſcheuchte, ſo glaubte man ohne weiters, der Satan müſſe die Oberhand über ihn gewonnen, ihm das Genick umgedreht, und ihn vermuthlich in irgend einen Abgrund geſchleudert haben. Dann wurde bei dem Anblicke des Sibillenloches ſchon von weitem das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht, bis das Hirngeſpinſt wieder in Vergeſſenheit gerieth.

Die benachbarten Landleute fanden es ſohin nicht auffallend, als am frühen Morgen nach dem Tage des Einzuges der Flüchtlinge in das Sibillenloch, der Einſiedler mit dem künſtlichen Barte ihre Mildthätigkeit in Anſpruch nahm; ſie waren vielmehr erfreut über ſeinen herzhaften Entſchluß, die verrufene Höhle zu bewohnen, verſorgten ihn reichlich mit Mundvorräthen und den nöthigſten Bedürfniſſen zu ſeiner Einrichtung, wobei ſie ſogar einen Krug und Becher nicht vergaſſen, um ſich Waſſer aus der Quelle ſchöpfen zu können, die im Innern der Höhle aus dem Geſteine hervorſprudelte.

Auch Paul war auf Kundſchaft ausgezogen, um zu erſpähen, ob es in der Umgegend ſicher ſei, damit die Neuvermählten die vor der erſten Verfolgung ſchützende Höhle, welche zu ihrem andauernden Aufenthalte in keinem Falle taugte, verlaſſen, und in irgend einer befreundeten Burg bis auf weiteres ein gaſtliches Aſyl finden könnten. Denn jetzt ſchon durfte es Werdenberg nicht wagen, auf ſeine Stammburg zu ziehen, ohne ſich der Gefahr einer Belagerung und Erſtürmung derſelben durch die weit überlegene, vereinigte Macht der beiden Grafen von Württemberg auszuſetzen.

Er ſtand eben an einer Waldesecke, dicht neben dem Fahrwege, der ſich zur Burg Tek emporſchlängelt, als er ein Maulthier, über deſſen Sattel rechts und links ſchwer beladene Körbe herabhingen, von einem Führer geleitet, dem Berge ſich nähern ſah.

Schon in einer Entfernung von dreißig Schritten erkannte Paul den Führer, obſchon dieſer mit geſenktem Kopfe ſeines Weges ging, denn er hatte mit ihm faſt gleichzeitig in der Burg Tek gedient.

Der Thorwart von Hohenurach war's.

„Diepold! Diepold!“ rief ihm Paul freudig zu.

Diepold hob den Kopf empor.

„Ah! Du biſt's, Paul!“ erwiederte er, und ſchüttelte ihm die Hand als er näher kam.

„Wie kommeſt Du nach Tek?“ fragte Paul.

„Du wirſt wohl wiſſen, antwortete Diepold lächelnd, „daß geſtern die Prinzeſſin Eliſabeth aus Hohenurach verſchwunden iſt. Als die beiden Grafen ſich davon überzeugt hatten, brach nach kurzer Berathung Graf Ludwig zur Verfolgung der Flüchtlinge mit einer großen Schaar von Reiſigen auf, und Graf Ulrich ließ ſeine kranke Schweſter, Eliſabeth's Mutter, die er mit gar harten Worten des Einverſtändniſſes beſchuldigte, aus ihrem Bette holen, in eine von Maulthieren getragene Sänfte ſetzen, und führte ſie nach Tek. Da nun der Burgvogt zu Tek ſchon lange an der Gicht darnieder liegt, und, von ſeinem Weibe gepflegt, ſein Lager nicht mehr verlaſſen kann, mußte ich den Grafen begleiten, der mir die Bewachung der Gefangenen mit dem Bemerken auftrug, daß ich mit dem Kopfe für ſie zu haften habe, jedoch als Lohn treuer Pflichterfüllung demnächſt die Stelle eines Burgvogtes zu Tek erhalten werde.“

„Eine ſaubere Pflichterfüllung!“ lachte Paul.

„Warum?“ fragte Diepold.

„Weil Du auf der offenen Straße den Fuhrmann macheſt, anſtatt in der Burg den Wächter.“

„Die Gräfin iſt jetzt vom Grafen Ulrich bewacht, bis ich mit den Einkäufen heimkehre, die er mir in Owen zu machen befahl; denn da die beiden Grafen die Burg

Tek nur zur Jagdzeit beſuchen, gebricht es darin an jeder Verpflegung.“

„Ja ſo!“

„Sag mir doch, Paul, wo ſind denn nun der Graf von Werdenberg und die Prinzeſſin?“

Obwohl Paul wußte, daß Diepold zu den Flüchtlingen half, ſo wagte er es doch nicht, ihm das Geheimniß anzuvertrauen; ohne unſchlüſſig zu erſcheinen, antwortete er ihm alſo:

„Zwei Stunden nach Eliſabeth's Flucht waren ſie ſchon vermählt, und jetzt ſind ſie vermuthlich an der Schweizergrenze.“

„Warum biſt Du zurückgeblieben?“

„Ritter Graf von Werdenberg ließ mich zurück, um zu erforſchen, was der Churfürſt von der Pfalz und die beiden Grafen von Württemberg gegen ihn zu unternehmen gedenken.“

„In dieſer Gegend biſt Du aber nicht recht ſicher.“

„Deßhalb brech' ich in einer Stunde auf, und reite vorläufig nach Augsburg; ich möchte gerne das Feſtturnier ſehen, und den herzoglichen Bräutigam ohne Braut. Dort erfahr' ich vielleicht Alles, was ich zu wiſſen brauche.“

„Ohne Zweifel.“

„Nun lebe wohl, Diepold! Sag der Gräfin, zum Troſte in ihrer Gefangenſchaft, was ich Dir von ihrer Tochter und von ihrem Schwiegerſohne erzählt habe, daß Beide vermählt und in Sicherheit ſeien, und ſie herzlich grüßen laſſen, auch für ihre baldige Befreiung auf friedlichem Wege ſorgen werden.“

„Ich werd' es ihr gewiß ſagen, Paul.“

„Gehab Dich wohl, Diepold!“

„Glückliche Reiſe!“

Auf dem Rückwege in das Sibillenloch beſchloß Paul, von der Anweſenheit der Gräfin-Mutter in Tek, und von dem Zuſammentreffen mit Diepold, ſowie von der Verbindung dieſer Höhle mit der Burg Tek durch den Schloßbrunnen, dem Grafen Werdenberg vorläufig nichts zu ſagen, ſondern von dieſen Verhältniſſen erſt zur geeigneten Zeit zum Beſten ſeines Gebieters Gebrauch zu machen. „Ich habe nichts Verdächtiges bemerkt Herr Ritter,“ ſagte Paul eintretend; „wir könnten wohl in der Dämmerung aufbrechen.“

„Aus Sorge für meine liebe Eliſabeth,“ verſetzte der Ritter, „will ich ſie keiner neuen Gefahr bloßſtellen, ſondern bis zum Ausgange der Sache in Gottes Namen in dieſer Höhle verweilen. Dir aber, treuer Paul, übertrage ich ein wichtiges Geſchäft; bring dieſes Schreiben meinem Schwager, dem Ritter Gaudenz von Rechberg auf Weiſſenſtein; übergib es ihm perſönlich, und bitte ihn um eine mündliche Rückäußerung; dann reite nach Augsburg, und trage dieſen Brief zu Meiſter Bernauer; ich will dem braven Walfried pünktlich Wort halten.“

Werdenberg zog das für den Fall des Gelingens der Entführung Eliſabeth’s längſt vorbereitete Schreiben an ſeinen Schwager aus dem Wammſe hervor, und den gleich nach ſeiner Vermählung im Kloſter geſchriebenen, und auch von der Neuvermählten unterzeichneten Brief an Bernauer. Zugleich gab er ihm Geld zum Ankaufe eines Pferdes in dem Städtlein Owen, und zu den Reiſekoſten, die damals höchſt unbedeutend waren, mit dem Auftrage, ja recht bald mit einer günſtigen Nachricht heimzukehren.

Paul machte ſich auf den Weg.

Vierzehn Tage ſchritten über das an einer Wand, in ſicherem Abſtande von dem aus Raſenſtücken errichteten

Feuerherde, befindliche Strohlager der Neuvermählten, deren Glück nur der quälende Gedanke an das Schickſal der armen Gräfin-Mutter ſtörte, als eines Abends Paul mit Diepold in die Höhle trat.

„Gute Nachrichen!“ rief er ihnen entgegen, „gute Nachrichten! Der Herr Ritter Gaudenz von Rechberg empfing mich freundlich, als er hörte, daß ich von Euch geſendet ſei, ſagte, er werde mit einigen Freunden die Vermittlung übernehmen, und ich ſollte in acht Tagen wiederkommen. Ich ritt nach Augsburg, wo ich in einer Schenke hörte, daß Walfried im Kerker liege, und zwar unſchuldig, bloß weil der Hauptmann der Stadtſöldner, der Junker von Villenbach, wegen der Agnes Bernauer auf ihn eiferſüchtig ſei. Man munkelte auch davon, daß die huſſitiſch geſinnten Bürger ihn mit Gewalt befreien wollten, wenn dieß nicht ſchon früher durch die Attilahexe geſchehe.

„Da ich ſchon längſt gerne eine Hexe geſehen hätte, ſo erkundigte ich mich näher nach ihr, und erfuhr, daß ſie im Fledermausthurme wohne. Dort beſuchte ich ſie, und fragte ſie, wie's mit Walfried ſtehe.

„Woher kennt ihr Walfried?“ erwiederte ſie mißtrauiſch.

„Ich ſprach mit ihm zu Hohenurach,“ verſetzte ich.

„Ah ſo!“ entgegnete ſie lächelnd, indem ſie ihren Kopf von oben nach unten, und von unten nach oben bewegte; „zu Hohenurach, wo Walfried eine Heirath ſtiftete.“

„Ihr wiſſet dieß?“ ſagte ich erſtaunt.

„Walfried erſtaunte, wie Ihr, als ich es ihm bei ſeiner Rückkehr ſagte.“

„Bevor er es Euch mittheilte, wußtet Ihr es ſchon?

„Ei freilich.“

Nach einer Pauſe des Schweigens fuhr die Alte fort:

„Ihr traget in Eurem Wammſe einen Brief des Ritters von Werdenberg an Meiſter Bernauer, nicht wahr?"

„Ich geſtand es, und war darob ganz verblüfft.

„Gebet ihn nicht eher ab, bis die Herzoge von Bayern nach dem Feſtturniere Augsburg wieder verlaſſen haben, ich rath' es Euch," ſprach ſie mit ernſter Miene.

„Ich verſprach es.

„Wie heißet Ihr?"

„Paul."

„Ihr könntet mir und Eurem Freunde Walfried einen großen Dienſt erweiſen."

„Welchen?"

„Heute gegen Mitternacht wird Agnes Bernauer zu mir kommen. Verſtecket Euch in der Nähe, und ſorget für ihre ſichere Heimkehr!"

„Verlaſſet Euch darauf! Aber Walfried?"

„Kümmert Euch nicht um ihn; es wird ihm kein Haar gekrümmt werden."

„In derſelben Nacht erſchlug ich zwei Stadtſöldner, welche die Agnes Bernauer ergriffen, als ſie den Fledermausthurm verließ. Dieſe Schufte verdienten es nicht beſſer, denn ich hätte ſie kurz zuvor von einem gemeinſam begangenen Raubmorde ſprechen hören. Ich brachte die erſchrockene Jungfrau glücklich nach Hauſe.

„Die Pracht des Feſtturniers, des großen Feſtmahles, der Tänze und Mummenſpiele, der Vertheilung der Turnierpreiſe, die feierliche Ueberreichung von kunſtvollen Stickarbeiten an die drei Herzoge von Bayern durch drei Augsburgerinnen, unter denen auch Agnes Bernauer ſich befand, werd' ich Euch zu einer andern Zeit ausführlich erzählen; das Wichtigere geht vor. Der arme Walfried darf ſich in Acht nehmen, daß Herzog Albrecht ſeine Agnes ihm nicht wegfiſcht; denn er verliebte ſich auf dem Tanzhauſe ſo ſehr in dieſelbe, daß er Euer Bildniß, edle Frau, erſt von ſeiner goldenen Kette nahm, als er dieſe bereits um den Nacken der ſchönen Jungfrau geſchlungen hatte; dann ſteckte er das Bildniß in ſein Wamms."

„Daran erkenn' ich meinen treuen Bräutigam," bemerkte Eliſabeth lächelnd.

„Als nach der Entfernung der drei Herzoge die meiſten Zuſchauer ſich verloren, wollte ich den Reſt der Nacht in den Ställen des Tanzhauſes verſchlafen, und fand Platz genug, da die Herren Abgeordneten der Grafen von Württemberg einige Zeit zuvor plötzlich heimwärts geritten waren."

„Vermuthlich in Folge der Nachricht," ſagte Werdenberg," die ich dem Grafen von Löwenſtein durch Walfried geben ließ. Sie wollten dem erſten Sturme ausweichen."

„Allein nach kurzer Friſt," fuhr Paul fort, „weckte mich ein toller Lärm im Hofe. Ich erwache, reibe mir die Augen, und erblicke beim Wiederſcheine der Stallaternen zwei Reiſige, welche drei Pferde in den Stall führen; den Einen hatte ich in Weiſſenſtein kennen gelernt; Beide waren in Dienſten des Herrn Ritters Gaudenz von Rechberg."

„Weiter? fragte Werdenberg mit geſpannter Neugier.

„Ei, wie kommſt denn Du nach Augsburg? ſagte mein Bekannter zu mir."

„Ich wollte das Feſtturnier ſehen," antwortete ich; „und Du?"

„Ich und mein Kamerad da mußten einen Herrn vom Münchnerhofe nach Augsburg begleiten, der den drei Herzogen melden ſoll, daß Botſchafter des Churfürſten Ludwig von der Pfalz und der beiden Grafen von Württemberg in

München angekommen ſeien, und dringend mit ihnen zu ſprechen wünſchen. — Auf meine Frage, wer denn dieſe Botſchafter ſeien, antwortete er: „Herzog Ulrich von Tek, Johann von Zimmern, Freiherr von Mößkirch, und Gaudenz von Rechberg."

„Ah! der brave Rechberg hat Wort gehalten!" rief Werdenberg aus.

„Nur Geduld, Herr Ritter, es kommt ſchon noch beſſer . . .

„Sonderbar, daß ich Dich nicht über Augsburg reiten ſah!" bemerkte ich.

„Glaub's gerne," lachte er, „die Ritter ſind über Landsberg geritten, um bei den Feſten in Augsburg nicht als ungebetene Gäſte zu erſcheinen."

„Bald nacher brachen die Herzoge in eitler Nacht nach München auf, und die zwei Reiſigen begleiteten auch den Herrn vom Hofe wieder dahin zurück.

„Am frühen Morgen ſattelte ich mein Pferd, und ritt vor Bernauer's Haus. Die Läden waren noch geſchloſſen; doch während ich mich beſann, ob ich klopfen oder ſpäter wieder kommen ſollte, ging der Laden nächſt dem Hausthore auf, und ein ziemlich alter Mann ſtreckte ſeinen mit einer Nachtmütze bedeckten Kopf zum Fenſter hinaus.

„Guten Morgen, Meiſter Bernauer," ſagte ich, „wenn ich recht grüße."

„Der bin ich, Landsmann; guten Morgen. Was wünſchet Ihr?"

„Hier iſt ein Brief an Euch."

„Von wem?"

„Dieß mag Euch der Brief beſſer ſagen, als ich. Gehabt Euch wohl!"

„Und ich trabte hurtig zum Thore hinaus.

„Unſers Herrn Thor war ſchon geſperrt, als ich ankam; ich übernachtete in einer Schenke außerhalb der Stadt, und trieb mich am andern Tage auf den Straßen und in den Herbergen herum, in der Meinung, daß die Botſchafter wohl erſt an dieſem Tage mit den Herzogen ſprechen würden. Die Bürger wußten es noch nicht, daß ihr junger Herzog ſeine Braut verlor; denn ich hörte ſie von nichts Anderem ſprechen, als von den Feſtlichkeiten, mit welchen ſie das ſchöne Brautpaar empfangen wollten.

„Am zweiten Tage hörte ich, die Botſchafter ſeien bei den Herzogen in der Ludwigsburg. Ich begab mich Nachmittags um zwei Uhr dahin, und blieb an der Haupttreppe ſtehen, um ſie fortgehen zu ſehen; denn ſie wohnten im Hauſe des Paul Arſinger, des Herzogs Ernſt Kammermeiſters, der einer von den Abgeordneten nach Heidelberg geweſen war.

„Ich durfte auf ihr Kommen nicht lange warten; ſie ſchienen vergnügt, denn ſie lachten. Ober mir, auf dem erſten Treppenabſatze, der eine Ecke bildet, blieben ſie ſtehen. Ich hörte den Herrn Ritter Gaudenz von Rechberg fragen:

„Sagt mir doch, Herzog von Tek, was dachtet Ihr Euch denn, als Ihr den Hofmeiſter Gundelfinger ſahet, den Enkel des Mannes, der Euern Großvater ermordete?“

„Ich dachte an dieſe Frevelthat,“ antwortete der Herzog von Tek, „aber ohne einen Groll gegen den Hofmeiſter zu hegen, der ſie ja nicht begangen hat; zudem unterſtützte er bei dem Herzoge Ernſt meine Verwendung kräftig, vielleicht um mich ob dieſer Erinnerung zu begütigen.“

„Von welchem Morde ſprechet Ihr denn?“ fragte Johann von Zimmern.

„Ihr wiſſet nichts davon?“ verſetzte Gaudenz von Rechberg.

„Nein!“

„Da Kaiſer Ludwig der Bayer in ſeiner eigenen Wohnung nicht genügenden Raum für zwei Hofhaltungen hatte, ſo bezog ſein Sohn, Ludwig, Markgraf von Brandenburg, ein Haus neben dem Blauententhurme, und ſchenkte es ſpäterhin ſeinem geheimen Rathe, dem Herzoge von Tek, als er ihn zum Hauptmanne in Oberbayern ernannt hatte; dieſer Herzog von Tek wurde gerade vor achtzig Jahren in dieſem Hauſe vom Großvater des Hofmeiſters Gundelfinger ermordet . . .“

„Schweigend gingen die Botſchafter vollends die Treppe hinab.

„Als Ritter Rechberg mich erblickte, winkte er mir bei Seite, und ſprach:

„Grüße mir meinen Schwager und meine liebe Schwägerin, und ſag' ihnen, die Vermittlung ſei bereits ſo weit gediehen, daß ſie meine Burg Hohenrechberg beziehen, und dort unter meinem Schutze bis auf weiters ungefährdet leben können; die Gräſin-Mutter aber wollen ihre zwei Brüder erſt nach der Schlichtung dieſer Angelegenheit freiwillig aus der Haſt entlaſſen. Reite auf dem Heimweg über Hohenrechberg; mein Burgvogt iſt ſchon beauftragt, Dir Diener und Pferde mitzugeben, um die neuen Gäſte abzuholen.“

„Er nickte mir freundlich zu, und machte zwei [illegible], um den Andern zu folgen. Plötzlich kehrte er um, und fügte bei;

„Wohlgemerkt, Paul . . . freiwillig geben die beiden Herren Grafen die Gräſin-Wittwe nicht heraus . . . aber unfreiwillig . . . ging's wohl eher . . .“

„Ich verſtand die Worte und die Miene des Herrn

Ritters recht gut . . . Das iſt das rechte Waſſer auf meine Mühle! . . .“

Und Paul ſchlug ſeinen Mantel auseinander, und ließ eine Strickleiter fallen.

„Eine Strickleiter?“ rief Werdenberg verwundert aus. „Wozu?“

„Zum Unfreiwilligen, Herr Ritter,“ antwortete Paul, und ſagte zu Eliſabeth:

„Edle Frau, Ihr werdet heute noch, ſo Gott will, Eure Mutter umarmen, und dieſe Euch nach Hohenrechberg begleiten.“

„Heiliger Gott!“ rief Eliſabeth freudig aus.

„Das iſt unmöglich!“ zweifelte Werdenberg. „Eine ſolche Flucht wird in Hohenurach nicht zum zweitenmal gelingen.“

„Ich ſpreche nicht von Hohenurach, Herr Ritter,“ bemerkte Paul.

„Ah! wo iſt denn meine liebe Mutter?“ fragte Eliſabeth.

„Hier, edle Frau!“

„Hier?“

„Ja, hier, . . . in der Burg Tek!“

„O! Werdenberg, Werdenberg,“ flehte Eliſabeth, „rette meine Mutter, die ſich für uns aufgeopfert hat!“

„Ueberlaſſet dieſe Arbeit mir, edle Frau,“ äußerte Paul; „ich hoffe, ſie zu Eurer Zufriedenheit zu verrichten.“

„Wie erfuhreſt Du, Paul, daß meine Mutter in Tek ſei?“

„Antworte ſtatt meiner, Diepold!“

Diepold erzählte nun ausführlich, was unſere Leſer bereits wiſſen, verſchwieg, nach Paul's Einſchärfung, ſein früheres Zuſammentreffen mit dieſem, ſchilderte die harte Behandlung der Gräfin-Mutter durch ihre Oheime während der jüngſten vierzehn Tage, und ſchloß mit den Worten:

„Heute Mittags brachte ich der armen Frau Gräfin, wie gewöhnlich, wieder eine beſſere Speiſe, als ihr hartherziger Bruder Ulrich erlaubte; zufällig kam er dazu, und jagte mich auf der Stelle aus der Burg. Betrübt ging ich auf der Landſtraße eine Stunde weit meines Weges, als ich auf Paul ſtieß, dem ich klagte, daß ich jetzt ohne Herrn und Obdach ſei, und weßhalb.“

„Und ich tröſtete Dich, und ſagte: Komm mit mir Diepold, mein Herr Ritter wird ſchon für Dich ſorgen!“

„Dieß werd' ich auch thun, wackerer Diepold,“ äußerte Werdenberg, „Du bleibſt in meinen Dienſten.“

„Tauſend Dank, edler Herr!“

„Mein kräftiges Pferd,“ fuhr Paul fort, „trug uns Beide in ein nahes Dorf, in welchem heute noch in ſpäter Abendſtunde Rechberg's Leute ankommen werden, die zum Geleite nach Hohenrechberg beſtimmt ſind. Wir können jedoch erſt mit der frühen Morgendämmerung aufbrechen, denn zuvor muß Eure Mutter befreit werden, edle Frau!“

„O Gott!“ rief dieſe aus.

„Ich kenne alle Gelegenheiten in der Burg oben,“ ſprach Paul weiter, „da ich darin eine Zeitlang diente, wie Ihr wiſſet, Herr Ritter, und habe von Diepold erfahren, daß ich nur, wie er es jedesmal zu thun pflegte, dreimal leiſe an ihre Thüre zu klopfen brauche, damit die alte Frau ſie mir öffne. Sie beſitzt Muth und Entſchloſſenheit, ſie wird mir folgen, woran ſie nichts hindert, da ihr Gemach nicht mehr von Wächtern umſtellt iſt, wie zu Hohenurach, dagegen aber von den beiden Grafen, die ſich jetzt in der Burg aufhalten, alle Zugänge, ja ſelbſt die ſtellen

Mauern in kurzen Abſtänden, durch wachende Reiſige beſetzt ſind.“

Werdenberg ſchüttelte den Kopf.

„Du ſagteſt ja ſelbſt ſo eben, daß alle Zugänge, und ſelbſt die Wälle, bewacht ſind; wie ſoll Dir alſo die kühne Befreiung gelingen!“

„Sehr leicht, Herr Ritter,“ erwiederte Paul, „und Ihr ſelbſt möget Zeuge davon ſein, wenn die Stunde der Nacht kommt, da im Innern der Burg Alles ſchläft.“

„Gott ſegne Dein Unternehmen, Paul!“ ſagte die Gräfin.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht befeſtigte Paul die gut zuſammengerollte Strickleiter an ſeiner linken Seite wie ein Jagdhorn; dann zündete er eine Holzfackel an, reichte ſie dem Grafen, und ſagte zu ihm:

„Ich bitte Euch, Herr Ritter, die Fackel zu tragen, und zu leuchten; Diepold muß das unterſte Ende der Strickleiter feſthalten, damit ſie nicht ſchwanke; unſer Einſiedler mag am Eingange der Höhle, mit meiner Axt bewaffnet, den Rücken decken.“

Dann ſteckte er einen Dolch in ſeinen Gürtel, zog ſeine Kletterhaken aus der Taſche, und winkte Beiden, ihm zu folgen.

Bald kamen ſie zu dem Brunnen, durch deſſen Spalte ſie ſich zwängten, an deſſen Mündung Eliſabeth betend kniete.

Bei dem flackernden Scheine der Fackel erblickte Paul ſogleich die wohlbekannten Mauerklüfte, und begann mit einer katzengleichen Behendigkeit hinaufzuklettern. Man hörte das Betaſten mit den Händen, das Anſtreifen mit den Füßen, das ſchrillende Einfügen der Kletterhaken, bisweilen das Herunterkollern loſen Mörtels.

Plötzlich wurde es ſtille . . .

Paul befeſtigte die Strickleiter an zwei von den eiſernen Klammern, welche ringsumher die Quaderſteine der Brunnenbrüſtung zuſammenhielten; dieß that er aus Vorſicht, damit, wenn auch eine von den Klammern aus ihren Fugen weichen ſollte, die andere vor dem zerſchmetternden Sturze in die Tiefe bewahren möchte.

Bald darauf rollte die Strickleiter zu den Harrenden hinunter, und ſchlug zwei- bis dreimal klatſchend an die Brunnenwand.

Ein morſches Brettergehäuſe umſchloß noch die Brüſtung des alten Brunnens, und ſtand durch einen bedeckten hölzernen Gang mit der Futterkammer des Burgſtalles in Verbindung; dieſe Futterkammer lag im Rücken des Stalles, und führte durch einen Corridor zur Treppe.

Paul wußte, daß im hölzernen Gange eine Flügelthüre war, die an den weiten Hofraum ſtieß; durch dieſe Thüre konnte ihm der Rückzug abgeſchnitten werden, bevor er wieder zum Brunnen gelangte, ſollte er auch allen übrigen Gefahren bereits entgangen ſein. Im Vorübergehen taſtete er alſo mit den Händen, um ſich zu überzeugen, ob dieſe Thüre verſperrt ſei.

Der Riegel war vorgeſchoben.

Der Sterne mattes Licht, das durch die Bogenfenſter des Vorplatzes im erſten Stockwerke brach, geleitete Paul zur Thüre des Gemaches der Gräfin-Wittwe.

Er klopfte dreimal leiſe an.

Die ſchlaflos Leidende, welche in ihrem Nachtmantel ſinnend und betend auf ihrem Lager ruhte, erhob ſich raſch, und lispelte:

„Ah! Diepold! . . . So ſpät?“

Auf dem Ofenſimſe brannte düſter eine kleine Lampe.

Paul fürchtete, ſie möchte, die Thüre öffnend, bei ſeinem plötzlichen Anblicke erſchrecken; daher flüſterte er ihr, als ſie die Hand auf die Klinke legte, und die Thüre kaum fingerbreit offen war, vorbereitend zu:

„Paul iſt's, edle Frau!“

„Jeſus! . . . Paul! . . . Was bringſt Du?“

„Rettung!“

„Rettung?“

„Ja. Folget mir nur ſchnell!“

„Gleich!“

Die Gräfin trat zu einem Tiſchlein neben ihrem Bette, nahm ein kleines Crucifix, und barg es in ihrem Buſen; dann ging ſie vertrauend mit ihrem Retter fort.

Paul legte auf ſeinen Rücken die linke Hand, welche die Gräfin mit ihren beiden Händen hielt; in ſeiner Rechten trug er den Dolch. So gelangten ſie ungehindert in den hölzernen Gang.

In der Mitte deſſelben zertrat die Gräfin zufällig etwa die Hälfte einer kleinen runden Fenſterſcheibe, die aus einem zwiſchen der Flügelthüre und dem Brunnen hoch oben, zur Erhellung des Zuganges ehedem angebrachten Kreuzſtocke mochte gefallen ſein.

Alſogleich hörte man eine Stimme im Hofe, faſt dicht außerhalb der verſchloſſenen Thüre, fragen:

„Hörſt Du?“

„Was?“

„Es klirrte da d'rin!“

„Bah!“

„Ich ſag' Dir's, es klirrte, wie zerbrechendes Glas.“

„Ein alter Kater, ein Steinmarder . . . weiter nichts!“

„Wer weiß! . . . Nehmen wir eine Laterne, gehen wir durch die Futterkammer, und ſchauen wir in dieſem Gange nach, was es denn iſt.“

„Warum nicht gar! Wir dürfen von der Mauer nicht weggehen . . . Komm! . . . Katzen fangen . . . Dieß ging mir auch noch ab! . . .“

Die Stimmen entfernten ſich wieder.

In dem Momente des Klirrens der halben Scheibe, blieb Paul mit der Gräfin ſtehen, in der Vorausſetzung der Möglichkeit, belauſcht zu werden; wären ſie fortgegangen, ſo würden die Wächter in der ſtillen Nacht ſelbſt ihre leiſeſten Tritte auf dem Sandboden gehört haben, da nur eine dünne Scheidewand ſie von den Flüchtlingen trennte.

„Wer leuchtet da unten?“ fragte die Gräfin leiſe, an der Brüſtung des Brunnens ſtehend, als ſie den ſchwachen Schimmer in der Tiefe bemerkte.

„Gute Freunde,“ antwortete Paul.

Er wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu ſagen, aus Beſorgniß, die überraſchende Freude möchte ſie allzuſehr erſchüttern, und ihr die nöthige Beſonnenheit und Kraft zum Hinunterſteigen rauben.

Paul neigte ſich über den Rand, und rief dumpf hinunter:

„Ho!“

„Ho!“ tönte es eben ſo von unten herauf, und ſogleich wurde die Strickleiter von Diepold ſtraff angezogen.

Nun ſteckte Paul den Dolch wieder in ſeinen Gürtel, ſchwang ſich über die Brüſtung, und ſtieg, den Rücken abwärts, drei Sproſſen hinab. Dann reichte er der Gräfin die Hand, und half ihr, in gleicher Haltung, auf die Strickleiter, mit ſeinen Armen ſie umſchließend.

Nach wenigen Schritten ſpürte Paul, daß die Dame bebte.

„Muth, edle Frau, Muth!“ ſagte er.

„Ich fühle Schwindel!“ klagte dieſe.

„Schließet die Augen!“ verſetzte Paul, „es iſt beſſer.“

Nach zwei Minuten äußerte ſie:

„Paul, . . . ich kann nicht mehr . . . meine Arme ermüden . . .“

„Nur ſtandhaft, edle Frau; in zehn Schritten ſind wir am Ziele.“

Eine kurze Pauſe trat ein.

„Hu! . . . wie ſchauerlich! . . . Da unten ſtöhnet es, wie erſticktes Weinen, Paul!“

„Der Wind pfeift durch die Klüfte,“ verſetzte Paul.

Und wieder eine Pauſe, eine kürzere Pauſe.

„Gott . . . Fieber ſchüttelt mich . . . meine Knie wanken . . . ich kann nicht mehr . . .“ jammerte ſie.

„O! nur jetzt haltet feſt, edle Frau, nur noch einige Augenblicke! . . .

„Unmöglich . . . meine Arme erſchlaffen . . .“

„Haltet feſt . . . nur noch vier Schritte . . . aus Liebe zu Eurer Tochter, die bald an Euer mütterliches Herz ſtürzen wird! . . .“

„Bald? . . . bald? . . . meine Eliſabeth? . . . meine liebe Eliſabeth?“

„Recht bald . . .“

Die Liebe ſtählte ihre ſchwindenden Kräfte; Paul erreichte den Boden, und hob die Dame von der Strickleiter herab.

Das flackernde Licht der Fackel blendete ihre Augen; ihr Qualm umſchleierte die Anweſenden, als ſie zu ihnen ſich umwendete.

Doch bei dem erſehnten Anblicke der blaſſen Züge ihrer leidenden, zitternden Mutter brach Eliſabeth in einen herzzerreiſſenden Aufſchrei des tiefſten Schmerzes aus, und ſtürzte in die Arme der Mutter, welche ohnmächtig an ihrer Seite zu Boden glitt . .

Paul ſtieg raſch wieder die Strickleiter hinauf, machte ſie los, rollte ſie zuſammen, hängte ſie an einer Schnur über ſeine Schulter, und kletterte mit Hilfe ſeiner Kletterhaken wieder herab.

Und als er in das Innere der Höhle trat, wo Werdenberg und deſſen Gemahlin zu beiden Seiten des Strohlagers knieten, auf welchem die Gräfin-Wittwe ſo eben die Augen mit den ſüßen Gefühlen der Liebe und Freiheit lächelnd aufſchlug, ſagte Werdenberg:

„Wo bleibeſt Du ſo lange guter Paul, und warum kommſt Du nicht, damit wir Dir danken?“

Und die beiden Damen ſchauten ihn mit freundlichen Mienen des innigſten Dankes an

„Sprechet nicht von Dank, Herr Ritter und edle Frauen; es iſt ja meine Pflicht, ein treuer Diener zu ſein. Ich bin noch einmal hinaufgeſtiegen, um die Strickleiter zu holen, damit keine Spur unſere Flucht verrathen möge.“

„Meine ſpäteſten Nachkommen,“ entgegnete der Ritter, indem er ihm die Hand ſchüttelte, „werden noch den kühnen Retter der beiden edlen Frauen lobpreiſen . . , Paul, den Kletterer! . .“

Zwei Stunden ſpäter waren Alle auf dem Wege nach der Burg Hohenrechberg, die ſie ungefährdet erreichten.

12.

Meiſter Bernauer hatte den Empfehlungsbrief des Ritters Grafen von Werdenberg und deſſen Gemahlin ſeit einer halben Stunde wohl ſchon zehnmal geleſen; er ging mit großen Schritten im Gemache auf und ab, und blieb von Zeit zu Zeit ſtehen, um wieder durch einen Blick in den Brief ſich zu überzeugen, ob er denn wirklich nicht träume.

Der alte Meiſter war nicht mehr allein wie bei dem Empfange des Briefes; er hatte ſeinem Weibe und ſeiner Tochter gerufen, damit ſie die Freude ſeines Herzens mit ihm theilen ſollten, vollkommen überzeugt, daß Frau Barbara, nach einer ſo vornehmen Empfehlung, gegen die Vermählung ihrer Tochter Agnes mit Walfried nichts mehr einwenden, und Agnes ſohin, des mütterlichen Segens ſicher, ohne ferneres Sträuben einwilligen werde.

Nach Bernauers Beurtheilung des Charakters ſeines Weibes, mußte ſich die eitle Thörin durch die faſt bittende Zuſchrift einer gräflichen Familie ſehr geſchmeichelt und bereit fühlen, dieſem Geſuche zu entſprechen, um ſo mehr, als die Verbindung der beiden jungen Leute, Walfried's und der holden Agnes, ſchon lange ein Lieblingswunſch des Meiſters Bernauer war.

Dem Meeresſturme geht oft eine verhängnißvolle Stille voraus; hier war ſie einem häuslichen Sturme gefolgt.

„Nun, was ſoll's mit dieſem Briefe?“ fragte Frau Barbara nach dem Vorleſen deſſelben ganz gleichgültig.

„Begreifeſt Du denn nicht, daß uns durch dieſen Brief einer gräflichen Familie eine große Ehre erwieſen wird?“ antwortete Bernauer.

„Eine große Ehre! Hm! . . . Geſtern iſt uns eine große Ehre wiederfahren, das laß ich mir gefallen, das war eine große Ehre; denn der ſchöne Herzog Albrecht von Bayern reichte mir die Hand, und drückte ſie, und behielt ſie in der ſeinigen, und ſagte zu mir, daß ich eine gar verſtändige Hausfrau und vortreffliche Mutter ſein müſſe, da ich eine ſo vortreffliche Tochter beſitze."

Bernauer zuckte die Achſeln.

„Und dieſe Hofſprache nahmeſt Du für baare Münze?" entgegnete Bernauer. „Merkteſt Du denn gar nicht, daß der Herr Herzog Albrecht, wie ein altes Sprichwort ſagt, den Zaun wegen des Gartens grüßte?"

„Den Zaun! Den Zaun!" fuhr Frau Barbara auf; „ich bin alſo ein Zaun? Ei, warum wareſt Du denn ſo einfältig, als Du um mich freiteſt, gerade umgekehrt, den Garten wegen des Zaunes zu grüßen? Hätteſt Du ebenfalls den Zaun wegen des Gartens gegrüßt, ſo würdeſt du einen Garten zur Frau bekommen haben, und keinen Zaun."

„Nun, nun, Barbara, Du braucheſt das Sprichwort nicht auf Dich zu beziehen; es will nichts Anderes bedeuten, als der Mutter ſchön thun, um die Tochter zu ködern, wie denn auch ein anderes altes Sprichwort ſagt: wem Gott eine ſchöne Tochter ſchenkte, dem hat der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt."

„Gerechter Himmel, was für gottloſe Reden der Mann führt! . . . Eine ſchöne Tochter iſt kein Teufelsei, ſondern ein wahrer Schatz, den . . ."

„Den jeder Lüſtling gerne haben möchte, und das eben iſt das hölliſche Ei, aus welchem Kummer und Sorgen entſpringen," unterbrach ſie der Meiſter. „Um häuslichem Unglücke vorzubeugen, will ich, daß Agnes heirathe."

„In dieſer Hinſicht bin ich ganz Deiner Meinung."

„Nun denn, ſo heirathe ſie Walfried; er iſt jung, hübſch, brav und geſchickt; ſeine Thätigkeit wird mir ein ruhiges Alter bereiten. Er liebt Agnes, und Agnes liebt ihn. Nicht wahr, liebe Agnes, Du liebeſt Walfried?“

Agnes, die am Herde ſtand, und das Frühſtück bereitete, huſtete aus Verlegenheit, wie wenn ihr Rauch in die Kehle gedrungen wäre, um die nöthige Zeit zu gewinnen, die überraſchende Frage wenigſtens begütigend beantworten zu können.

„Nicht wahr, Agnes,“ wiederholte der Vater, „Du liebeſt Walfried?“

„Ich bin ihm recht gut,“ antwortete ſie flüchtig, und drehte emſiger als zuvor den Kochlöffel im Topfe, um ſich durch dieſes Geräuſch einen Vorwand zu verſchaffen, als habe ſie nicht ſogleich hören können, im Falle der Vater eine weitere Frage dieſer Art ſtellen ſollte.

„Da hörſt Du es,“ äußerte Barbara; „Agnes iſt ihm recht gut; nun aber kann man Jemanden recht gut ſein, ohne ihn deßhalb auch zu lieben.“

„Genug, wenn Agnes dem Walfried recht gut iſt; die Liebe folgt dann ſchon nach.“

„Walfried! Walfried! . . . Du ſprichſt nur immer von Walfried, und wir wiſſen nicht einmal, ob Walfried noch am Leben iſt, oder ob er ſchon heimlich geköpft wurde.“

Agnes ſchauderte.

„Sagten nicht die Herren Bürgermeiſter dem Herrn Herzoge Albrecht, daß Walfried entkommen ſei?“

„Dieß konnten ſie leicht ſagen, um ihn zu beruhigen; denn im Falle ſie ihn hingerichtet haben, kommt er eben ſo wenig mehr zum Vorſcheine, als wenn er entflohen iſt. Wurde er geköpft, ſo iſt er todt; entfloh er, ſo darf er ſich in Augsburg nicht mehr ſehen laſſen, kann alſo unſer Anweſen nicht übernehmen. Gedenkeſt Du etwa, dieſes zu verkaufen, in eine heimathloſe Ferne zu ziehen, und dort ihm Agnes zum Weibe zu geben?'

„Warum nicht, wenn Agnes dabei glücklich wird?"

„Nein, nein, daraus wird nichts," erwiederte Frau Barbara. „Einem zum Tode verurtheilten und entflohenen Badergeſellen, ſelbſt wenn er vollkommen begnadigt wieder zu uns käme, unſere Agnes zum Weibe zu geben, wäre nicht bloß Unſinn, ſondern auch Schande."

„Du weißt, daß er nur dadurch in dieſes Unglück gerathen iſt, daß er die Ehre unſerer Tochter vertheidigte."

„Ich weiß nichts, und will nichts wiſſen; genug, daß es nun einmal ſo iſt, und nicht anders. Die Ehre einer Jungfrau läßt ſich recht gut vertheidigen, ohne daß man es ſo weit treibt, zum Tode verurtheilt zu werden."

„Was Du auch gegen Walfried einwenden magſt," entgegnete Bernauer, „ſo viel iſt richtig, daß er ein guter und ehrlicher Jüngling iſt; nicht wegen einer unredlichen That wurde er zum Tode verurtheilt, und daß etwas Achtungswerthes an ihm ſein müſſe, bezeugt das Empfehlungsſchreiben des Grafen und der Gräfin von Werdenberg."

„Bleib' mir mit Deinem Empfehlungsſchreiben vom Halſe! Wer iſt denn dieſer Ritter Graf von Werdenberg, und ſeine Ehefrau Eliſabeth? Ich kenne ſie nicht; ich hörte nie von ihnen ſprechen. Vielleicht ſind es knauſerige Grafenleute, die irgendwo auf einem alten Ritterneſte hauſen, und dem Walfried für Heilung etwas ſchulden; vielleicht hat dieſer ihnen von ſeiner Liebe zu unſerer Agnes vorgeplaudert, und ſie um eine Empfehlung gebeten, in der Meinung, wir würden dann eher unſere Einwilligung geben; vermuthlich dachten ſich dann die Grafenleute, daß wir uns durch eine ſolche Empfehlung abſonderlich geehrt fühlen, und wegen der Kurkoſten keine weitere Forderung mehr an ſie ſtellen dürften. Und dann iſt ja dieſer Brief viel früher geſchrieben worden, als der Vorfall ſich ereignete, der den Walfried in die Hexenlöcher brachte; ſo wie die Sachen ſtehen, können wir auf dieſen Brief keine Rückſicht mehr nehmen, ſelbſt wenn wir es früher hätten thun wollen. Nein, nein, und abermals nein . . . ein ſo ſchönes Mädchen, wie meine Agnes, welche würdig wäre, den Thron eines Kaiſers zu theilen, ſoll bei Gott! keinen dem Köpfen entſprungenen Badergeſellen heirathen.“

„Biſt du raſend, alte Närrin?“ rief Bernauer aus, dem die Geduld ſchwand, indem er ſo haſtig ſich ihr näherte, daß ſie unwillkührlich gegen das Fenſter zurückwich.

Alt genannt zu werden, dünkte der Frau Meiſterin die ärgſte Schmähung.

Sie wollte mit geläufiger Zunge losbrechen, faßte ſich aber, zuckte mit einer geringſchätzigen Miene die Achſeln, wendete ſich mit dem Geſichte gegen das Fenſter, und trommelte mit den Fingern ihrer beiden Hände auf die kleinen runden Scheiben.

„Liebe Eltern, das Frühſtück iſt fertig,“ ſagte Agnes mit ihrer ſanften Stimme.

Bernauer hatte ſeinen harten Ausdruck innerlich bereuet; er hielt das Schweigen ſeiner Frau für ein ſicheres Zeichen, daß er ſie tief gekränkt habe. War es im Grunde einer Mutter, welche die ſeltenen Vorzüge ihrer Tochter zu würdigen wußte, ſo gar ſehr zu verargen, daß ſie dieſer Tochter ein beſſeres Loos, als das alltägliche, zu bereiten wünſchte?

„Komm zum Frühſtücke, Frau!“ ſagte er mit gutmüthigem Tone.

„Ich mag nichts,“ erwiederte Frau Barbara, ohne ſich umzukehren.

„Nun, ſei nur nicht gleich ſo böſe! Warum ſtreiten wir denn eigentlich? Du willſt mit unſerer Agnes hoch hinaus; aber bis jetzt iſt noch kein Ritter gekommen, der zu mir geſagt hätte: Meiſter Bernauer: gebt mir Eure Agnes zum Weibe ... Wenn man Dich reden hört, ſollte man meinen, daß die vornehmen Freier einander die Thüre in die Hand geben, und daß ich ſie Alle abweiſe. Wo iſt denn ein ſolcher vornehmer Freier, ſag' an, Frau, wo iſt denn Einer?"

„Er wird ſchon kommen, wenn es an der Zeit iſt."

„Hm!"

Bernauer ging wieder auf und ab; plötzlich fiel ſein Blick auf den Wandtiſch, auf welchem das von fünf Gedecken umgebene Frühſtück ſtand.

Agnes wuſch ſich eben in einem kleinen ſteinernen Becken neben dem Herde die Hände.

„Fünf Gedecke? ... Ah!" ſeufzte er, „Agnes, Du denkeſt alſo doch noch an Walfried?"

„Ja, Vater."

„Und wo iſt denn Jörg? Ich ſah ihn ja nicht mehr, ſeitdem er geſtern fortging, um das Turnier zu ſchauen."

„Eine ſaubere Wirthſchaft! Der Meiſter kümmert ſich gar nicht um ſeinen Lehrjungen," äußerte Frau Barbara mit einer halben Wendung ihres Kopfes, „und läßt ihn ganze Nächte herumſchlendern, wie es ihm beliebt. Wie leicht könnte er in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, und Du biſt doch als Meiſter Gott und der Obrigkeit für ſein Seelenheil verantwortlich."

„Ganze Nächte! Ganze Nächte!" brummte Bernauer; „Du übertreibeſt, wie immer. Er wird ſich unter den Zuſchauern im Tanzhauſe verſpätet, und bei ſeiner Mutter übernachtet haben, um in unſerm Hauſe keine Störung mehr zu machen.“

„Ei, freilich, Du mußt ihn auch noch entſchuldigen; vielleicht lobſt Du ihn wohl gar dafür, daß er nicht nach Hauſe kam.“

„O nein, ich werde ihm ſchon einen derben Verweis geben.“

„Einen derben Verweis! Da muß ich lachen! Einen derben Verweis! Ein Verweis geht bei ihm zu dem einen Ohre hinein, und durch das andere wieder heraus. Ich aber will ihm ein paar tüchtige Maulſchellen abfliegen laſſen, die gewiß einen ſtärkeren Eindruck machen ſollen, als Dein Verweis. Er ſoll ſich nur ſehen laſſen, ich . . Ah! . . . da kommt er ja, der Schlingel! . . . Er ſieht mich, und kümmert ſich nicht darum; ſonſt ſchlich er an den Häuſern heran, und flugs in's Haus hinein; heute geht er ganz patzig mitten über die Straße, die linke Hand auf der Hüfte, und die Naſe hoch tragend . . . Warte, Schlingel, warte! Du ſollſt an mich denken! . . .“

Und ſehr vergnügt, einen Ableiter ihres gährenden Zornes gefunden zu haben, huſchte ſie hinter die Thüre, um den Eintretenden ſogleich packen zu können, aber nicht ſo ſchnell, daß Jörg dieſe Bewegung nicht gewahrte, die ihm ein wohlbekanntes Manöver verrieth, deſſen Gelingen er bisher noch immer glücklich vereitelt hatte.

Er riß alſo die Thüre angelweit auf, welche, wie eine Scheidewand, der Frau Barbara den unmittelbaren Angriff unmöglich machte, und ſchwenkte ſich ſchnell fenſterwärts um die obere Ecke des langen Tiſches, deſſen untere Ecke jedoch vom Meiſter Bernauer beſetzt war, daher Jörg, als die Meiſterin ihm auf dem Fuße folgte, in Gefahr gerieth, zwiſchen zwei Feuern zu ſtehen.

„Kommſt Du endlich heim, Du nichtswürdiger Schlingel?" begann Frau Barbara, und hob ihre flache Hand ſchlagfertig empor.

Agnes trat zu ihrem Vater, faßte ihn ſanft am Arme, und flüſterte ihm bittend zu, dem Jörg freien Durchgang zu geſtatten, im Falle er die Flucht ergreifen müßte.

Der Junge warf einen flüchtigen Blick auf den Frühſtückstiſch, ergriff raſch den zerbrechlichen Lieblingsteller der Meiſterin, ſtreckte ihn derſelben wie einen Schild entgegen, und erwiederte:

„Frau Meiſterin, wenn Ihr Luſt ſpüret, Eurem Lehrjungen eine Tracht Maulſchellen als Frühſtück aufzutiſchen, ſo verſparet ſie für meinen Nachfolger, denn ich bin nicht mehr Euer Lehrjunge."

Die drohende Hand der Meiſterin war ſchon bei dem Anblicke des Tellerſchildes, einen Henkel bildend, auf ihre rechte Hüfte herabgeſunken, durch die Beſorgniß erſchlafft, daß bei dieſem Treffen das ihr ſo werthe Gefäß zerbrechen möchte.

„Ei, ſeht doch einmal, Du biſt nicht mehr unſer Lehrjunge! Was biſt Du denn ſonſt, Du Tagedieb?"

„Ich bin auch kein Tagedieb, damit Ihr es nur wiſſet, Frau Meiſterin; ich muß mir alle Schimpfworte verbitten; denn ich bin jetzt in den Dienſten des Herrn Herzogs Albrecht von Bayern."

Frau Barbara ſchaute den Jungen ganz verblüfft an, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Lügſt Du, oder biſt Du närriſch?" fragte Bernauer, näher tretend.

Agnes lauſchte verwundert.

„Ich lüge nicht, und bin auch nicht närriſch, Meiſter," verſetzte Jörg. „Ich darf bei dem herzoglichen Jagdmeiſter zu Vohburg das edle Waidwerk erlernen, und ſogar meine liebe Mutter mitnehmen, mit der ich morgen von dannen ziehe. Sie iſt bereits zu den beiden Herren Bürgermeiſtern gegangen, um es ihnen anzuzeigen; denn ich übernachtete bei ihr als Ueberbringer dieſer frohen Botſchaft, und ſie wird dann zu Euch kommen, um Euch für alles Gute zu danken, das ich bei Euch genoſſen habe, und um von Euch Abſchied zu nehmen.“

„Wodurch . . .“ begann die Meiſterin eine Frage, und ihr Geſicht wurde ſchon immer heiterer.

„Da ſeht nur,“ unterbrach ſie Jörg, indem er ſein Goldſtück aus der Taſche zog und vorwies, „dieß hat mir der Herr Herzog Albrecht geſchenkt, und noch zwei ſolche Goldſtücke für meine Mutter.“

„Wodurch haſt Du Dir denn des Herzogs Gnade ſo ſehr erworben, Jörg? ergänzte Frau Barbara ihre begonnene Frage; von einem „Schlingel“ und „Tagediebe“ war keine Rede mehr.

„Weil . . . ich weiß nicht, ſoll ich's ſagen oder nicht? . . . Ei was, ich ſag's! weil ich dem Herrn Herzoge Albrecht heute Nacht die Botſchaft brachte, daß er . . . daß er . . . keine Braut mehr habe.“

„Wie ſo?“ fragte Bernauer erſtaunt.

Agnes bebte . . .

„Keine Braut mehr?“ rief Frau Barbara freudeſtrahlend aus, indem ſie ihre Hände zuſammenſchlug.

„Ja, ſo iſt's . . . der Herr Herzog hat keine Braut mehr,“ erwiederte Jörg.

„Iſt ſie geſtorben?“ fragte die Meiſterin.

„Nein; ſie hat bloß einen Andern geheirathet.“

Heilige Maria! Einen Andern geheirathet! Iſt's denn auch wahr, lieber Jörg?“

Der „Schlingel“ und der „Tagedieb“ war ſchon ein „lieber“ Jörg geworden.

Agnes zitterte heftiger als zuvor; ſie ſtützte, an der Seite ihres Vaters, ihre linke Hand auf den Tiſch.

Der Alte ſchüttelte den Kopf.

„Freilich iſt's wahr,“ antwortete der Junge.

„Wen hat ſie denn geheirathet?“ fragte die Meiſterin wieder.

„Den Ritter von Werdenberg.“

„Werdenberg? Werdenberg?“ murmelte Frau Barbara mit einem Blicke auf den Meiſter Bernauer, der haſtig in den Brief ſchaute, den er noch in ſeinen Händen hielt, und dann ſeiner Frau zunickte.

Unwillkührlich neigte ſich Agnes vorwärts, als ihr Vater den Brief wieder entfaltete, um ſich ebenfalls Ueberzeugung zu verſchaffen.

„Und wie hieß des Herzog's Braut?“ fragte die Meiſterin, zu ihrer Tochter ſich wendend.

„Eliſabeth,“ liſpelte dieſe ſchüchtern, wie aus Beſorgniß, ihre geheimſten Gefühle zu verrathen.

„Sie iſt's ganz gewiß,“ äußerte der Alte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Unterſchrift der Gräfin ſtreifend. „Nun begreif' ich auch, wie der Brief entſtand.“

„Wie denn?“ fragte die Meiſterin.

„Nun, Walfried behandelte ja die Gräfin-Mutter in ihrer Kranheit.“

„Richtig; aber Walfried muß der edlen Frau doch ſeine Abſicht mitgetheilt haben, unſere Tochter zu heirathen?“

„Natürlich.“

„Gleichviel; die Umſtände haben ſich geändert ... Es wird jetzt Alles ganz anders gehen ... frühſtücken wir! ...“

Vater, Mutter und Tochter, und Jörg, ſetzten ſich an den Tiſch; aber mit Luſt aß nur der Junge, den Uebrigen war ſie in Folge verſchiedenartiger Gemüthsaufregung vergangen.

Eine Magd erſchien, und ſagte: „die Frau von Königsegg befinde ſich nicht ganz wohl; Meiſter Bernauer möchte doch zu ihr kommen.“

„Magſt Du mitgehen, Agnes?“ fragte Bernauer.

„O ja, lieber Vater,“ antwortete ſie.

Beide entfernten ſich.

Frau Barbara und Jörg waren allein.

„Iß nur, lieber Jörg, iß,“ ſagte ſie, „denn Du wirſt leider nicht mehr lange bei uns eſſen . . . Ich verliere Dich ungerne, denn Du warſt immer ein fleißiger und williger Junge; dagegen wirſt Du auch einſehen, daß ich Dir immer that, was ich Dir an den Augen anſehen konnte.“

Jörg ſchnitt unbemerkt gräuliche Erinnerungsgeſichter in ſeine Schüſſel.

„Das iſt wahr,“ erwiederte er.

„Und wenn ich auch oft mit Dir zankte, lieber Jörg, ſo ließ ich zuletzt doch immer Alles nach Deinem Kopfe gehen.“

„Ja wohl, wo nicht immer, ſo doch meiſtens . . . ging Alles nach meinem Kopfe,“ bemerkte Jörg mit einer höhniſchen Miene.

„Ewig können wir doch nicht beiſammen bleiben,“ fuhr die Meiſterin fort, „und da iſt es mir denn ſehr lieb, daß Du in die Dienſte des Herrn Herzogs Albrecht kommſt, der ein gar guter und braver Herr iſt.“

„Gewiß.“

„Und damit Du ſiehſt, daß ich es gut mit Dir meine, will ich Dich auch noch mit Wäſche ausſtatten, und Dir getragene Kleider vom Meiſter und mir ſchenken, die Deine Mutter für Dich und ſich zurechtmachen kann."

„Ihr ſeid recht gütig gegen mich, Frau Meiſterin," äußerte Jörg, der ſich die Urſache dieſes veränderten Benehmens nicht erklären konnte; „wenn ich nur wüßte, wie ich es Euch jemals zu vergelten vermöchte!"

„Nichts iſt leichter, als dieß, lieber Jörg; der Herr Herzog Albrecht wird Dich oft über uns ausfragen, und dann ſprich ja immer recht viel Gutes von uns, und lobe Agnes recht tüchtig wegen ihrer Schönheit, Tugend und Herzensgüte."

„Dieß thu' ich ſchon, darauf dürft Ihr Euch verlaſſen, Frau Meiſterin, denn die Jungfrau Agnes iſt ja ein wahrer Engel."

In dieſem Momente traten zwei Nachbarinnen ein, um ſich zu erkundigen, was der Herzog Albrecht im Tanzſaale mit ihr geſprochen habe, da ſie zu entfernt ſtanden, um es es zu hören.

Dieß war für die geſchwätzige Stadtfraubaſe Barbara eine erwünſchte Gelegenheit, ſie gar nicht mehr zum Worte kommen zu laſſen. Sie brüſtete ſich höchlich mit dem Lobe des Herzogs: „daß ſie eine gar verſtändige Hausfrau und vortreffliche Mutter ſein müſſe, da ſie eine ſo vortreffliche Tochter beſitze," und fühlte ſich ganz ſelig, die große Neuigkeit auskramen zu können, daß der herzogliche Bräutigam ſeine Braut verloren habe, indem dieſe einen Andern, den Ritter Grafen von Werdenberg, heirathete.

Inzwiſchen verzehrte Jörg gemüthlich das ganze, für fünf Perſonen beſtimmte Frühſtück, ſchlich dann, von den eifrigen Plaudertaſchen ungeſehen, zur Thüre hinaus, und eilte in die Wohnungen ſeiner Kameraden, um ihnen ſein unverhofftes Glück und ſeine nahe Abreiſe zu verkünden.

Die beiden Nachbarinnen ſtanden auf glühenden Kohlen, bis Frau Barbara den Knäuel ihrer Mittheilungen abgehaſpelt hatte; dann rannten ſie fort, und erzählten die wunderliche Mähre von der verlornen Herzogsbraut in dem Eckhauſe einer jeden Straße, wodurch ſie bald wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitet wurde, deren meiſte Einwohner über dieſe unvermuthete Vereitelung weiterer Feſtlichkeiten ſich nicht wenig ärgerten.

Bei dem Mittagseſſen, zu welchem auch Jörg's Mutter geladen wurde, welche gekommen war, um zu danken und Abſchied zu nehmen, führte Frau Barbara faſt ausſchließlich das Wort, um ihre große Freude über die auſſerordentliche Ehre auszudrücken, die von den Herren Herzogen Wilhelm und Albrecht ihrer Tochter Agnes erwieſen wurde. Natürlich vergaß ſie auch die ſchon oft wiederholten Lobſprüche nicht, mit denen Herzog Albrecht ſie ſelbſt beglückt hatte.

Nach dem Eſſen führte ſie ihren weiblichen Gaſt in ihr Zimmer, gab ihr, wie ſie Jörg verſprach, die Wäſche und getragenen Kleider, tiſchte ihr einen Becher Meth und Pfefferkuchen auf, und bewog ſie zu dem Verſprechen, in allen Fällen der Anweſenheit des Herzogs Albrecht auf Vohburg, ihn auf eine paſſende Weiſe an Agnes zu erinnern.

„Wozu noch immer ein fünftes Gedeck?" äußerte Frau Barbara, als die Familie nach dem üblichen Gebete ſich zum Nachteſſen an den Tiſch ſetzte; „Walfried wird es ja doch nimmer wagen, unſer Haus zu betreten."

Mit einer wehmüthigen Miene nahm Agnes dieſes fünfte Gedeck, und ſtellte es in einen Wandſchrank.

Die frühere heitere Laune des häuslichen Lebens, war auch von dieſem Mahle gewichen; wie tapfer auch der kleine Jörg zugriff, ſo ſtahlen ſich doch Thränen aus ſeinen Augen, je näher die ſiebente Stunde rückte, die Zeit ſeines Scheidens aus dieſem Hauſe, in welchem der arme Knabe eine ſo mildthätige Aufnahme gefunden hatte.

Und dieſe einzelnen Thränen ſchaarten ſich, und rieſelten wie ein Sprühregen über ſeine Wangen, als er dem Meiſter und der Meiſterin, und der Jungfrau Agnes für alle empfangenen Gutthaten dankte, und für ſie täglich zu beten verſprach.

Der alte Bernauer gab ihm ſeinen Segen und eine kleine Flaſche ſelbſt bereiteter Lebenseſſenz zur Herzſtärkung der Mutter auf der Reiſe; Frau Barbara ſchenkte ihm eine geweihte kleine ſilberne Münze mit dem Bildniſſe der heiligen Afra an einer Schnur, um ſie auf ſeinem Herzen zu tragen, und von Agnes, auf deren Hand, die er küßte, heiße Thränen fielen, erhielt er eine große Düte voll Pfeffernüſſe.

Bei der Thüre kehrte er ſich noch einmal um, und bat ſchluchzend:

„Meiſter Bernauer, wenn Ihr etwa den armen Walfried wieder einmal ſehet, ſo grüß't ihn von mir vielmals . . . ich bitte Euch . . . und ſaget ihm, daß ich ihm für ſeine Mühe und . . . Geduld danken, . . . recht danken laſſe . . .“

Thränen brachen die Stimme des Jungen, und er eilte zur Thüre hinaus.

Eine unheimliche Stimmung verdüſterte die Züge der Zurückgebliebenen. Zwei Perſonen, man darf wohl ſagen . . . zwei Familienglieder . . . waren nun aus dem gewohnten Stillleben des Hauſes geſchieden, und Gewohntes vermiſſen, erregt lange Zeit ein beklemmendes Gefühl.

Agnes räumte den Tiſch ab, und breitete dann einen

Teppich darüber. Der Meiſter Bernauer ſäuberte und zerſchnitt getrocknete Heilkräuter, die Mutter und die Tochter ſetzten ſich an ihre Kunkeln, und ließen fleißig die Spindeln ſchnurren.

Man hörte keinen andern Laut, als jenen, welchen die thätigen Hände hervorbrachten.

Vermuthlich vergaß Jörg in ſeiner Betrübniß, das Hausthor völlig zu ſchließen; denn ohne daß an das Erkerguckfenſter geklopft wurde, durch welches man die Beſuche ſehen konnte, welche Einlaß begehrten, ging plötzlich die Thüre auf, und ein gräulicher Bettler trat in das Gemach, ſchloß ſchnell die Thüre wieder, und blieb neben ihr ſtehen, ohne ein Wort zu ſprechen.

Bei dieſem unvermutheten Geräuſche, und bei dem ſchauderigen Anblicke dieſes in Lumpen gekleideten Menſchen mit ſonneverbranntem Geſichte, mit dichten, rabenſchwarzen, ſtruppigen Haaren, die weit ſtirneinwärts ragten, und wie eine Mähne über Nacken, Schultern und Bruſt hinabſtarrten, aus deſſen Fetzengürtel ein kupferner Dolchgriff ſchimmerte, fuhren Agnes und ihre Mutter mit einem Schreie des Schreckens von ihren Sitzen auf, und flüchteten ſich hinter den alten Bernauer, der raſch ſich erhob, die linke Hand über die ſeine Augen blendende Lampe hielt, und ohne Anſchein von Furcht den Bettler fragte:

„Was führt Euch ſo ſpät in mein Haus, Landsmann?“

„Die Bedenkzeit . . .“ antwortete der Bettler.

„Jeſus! Walfried! . . .“ rief Agnes aus, eilte zu ihm, und ergriff ſeine Hand.

„Walfried, Du biſt's?“ ſagte Bernauer; „Gottlob, daß Du lebeſt!“

„Wie? Ihr wagt es, Walfried . . .“ äußerte Frau Barbara.

„Mich nicht unſchuldig köpfen zu laſſen?“ unterbrach ſie der Jüngling mit einem grimmigen Gelächter; „ja, dieß wagte ich. Doch fürchtet Euch nicht, Frau Meiſterin; Ihr werdet es ebenſo wenig verrathen, wie ich, daß ich bei Euch war.“

„Aber wie leicht könnte man Euch auf der Straße erwiſchen!“ bemerkte die Meiſterin.

„Seid deßhalb unbeſorgt, Frau Meiſterin; ſie werden es nicht wagen, mir auch nur ein Haar zu krümmen; denn es würde mehr Blut vergoſſen werden, als der ganze ehrſame Rath und alle Stadtſöldner miteinander in ihren Adern haben.“

„Er iſt wahnſinnig!“ murmelte Frau Barbara.

„Ihr ſcheinet recht elend zu ſein, armer Walfried!“ ſeufzte Agnes.

„O! O! namenlos elend!“

„Dieſes armſelige Kleid . . .“

„Iſt Kaiſer Sigmund's Hermelinmantel im Vergleiche mit dem Elende meines Herzens, und, wie Ihr aus meinen ſchwarzen Haaren erſehen möget, nur eine Vermummung, die ich gewählt habe, um unerkannt zu Euch zu kommen, und ſo durch die Verhütung meiner Entdeckung der Stadt ein großes Unglück zu erſparen.“

Eine Pauſe des Schweigens trat ein.

„Verzeihet, Agnes,“ fuhr er fort, „daß ich ſo ſpät komme, mich nach dem Erfolge Eurer Bedenkzeit zu erkundigen; ein Gefangener iſt wegen eines ſolchen, unfreiwilligen Säumens leicht zu entſchuldigen. Zwar kann ich Euch auf kein prächtiges Schloß führen, wie irgend ein vornehmer Herr es einer ſchönen Jungfrau verſprechen mag, um ſie zu ködern, wohl aber ein behagliches Leben verheißen, wie es einem ehrliebenden Weibe von Eurem Stande genügen dürfte. Nun denn, liebe Agnes, wie habet Ihr Euch beſonnen?“

Agnes erſchrack bei der Erinnerung an das prächtige Schloß, unzweifelhaft eine Anſpielung auf das, was Albrecht im Tanzſaale zu ihr ſagte; wenn aber dieß nicht eine wunderſame Fügung des Zufalles war, wie konnte Walfried erfahren haben, was nur zwiſchen vier Augen geſprochen wurde?

Die Jungfrau zögerte.

„Hat vielleicht die Verwendung des Grafen und der Gräfin von Werdenberg Eure Gunſt mir nicht gewonnen, Frau Meiſterin?“

„Wie? Ihr wiſſet ſogar, daß eine ſolche Verwendung bereits an uns gekommen ſei?“ fragte Frau Barbara.

„Ja, ich wußte, daß ſie kommen könne, aber glaubte es nicht; ich erfuhr, daß ſie kam, und hoffte nichts; Ihr ſehet, mir fehlten Glaube und Hoffnung, und ich ahne, daß mir auch die Liebe fehlen wird. Saget an, Agnes, iſt meine Ahnung eine Wahrheit?“

Agnes ſchwieg.

„Ihr werdet begreifen,“ erwiederte die Meiſterin, die Achſeln zuckend, „daß nach Allem, was Euch in jüngſter Zeit begegnete, von Eurer Abſicht, unſere Agnes zu heirathen ...“

„... Weniger, als jemals die Rede ſein könne, wolltet Ihr ſagen, Frau Meiſterin, nicht wahr?“ unterbrach ſie Walfried.

„Ja,“ verſetzte Frau Barbara.

„Und was ſaget Ihr dazu, Meiſter Wernauer?“

„Was ich immer geſagt habe: meine Einwilligung geb' ich gerne, wenn Agnes Dich heirathen will, lieber Walfried; denn in meinen Augen biſt Du noch immer der ehrliche Walfried, obgleich der ehrſame Rath Dir den Kopf abſchlagen wollte. Allein Du biſt geächtet, Du darfſt Dich nicht vor den Leuten ſehen laſſen; unter ſolchen Umſtänden Dir meine Tochter zu geben, wirſt Du vernünftiger Weiſe von mir wohl ſelbſt nicht verlangen. Wende Dich noch einmal an Deine Gönner, an den Grafen und die Gräfin von Werdenberg, und bitte ſie, ſich dahin zu verwenden, daß durch die Vermittlung des Kaiſers Sigmund das über Dich verhängte Todesurtheil als nicht zu Recht beſtehend wieder aufgehoben werde, und dann wirſt Du als Schwiegerſohn mir willkommen ſein."

„Nun, das heiß' ich ſprechen, wie ein Mann und wie ein Vater. Jetzt kommt es noch auf Euch an, liebe Agnes. Liebet Ihr mich, und wollet Ihr die Gefährtin meines Lebens werden, wenn ich die Bedingungen erfüllen kann, die Euer Vater mir ſo eben angegeben hat?"

„Walfried," erwiederte Agnes mit bebender Stimme, „ich habe die Bedenkzeit benützt, um mein Herz genau zu erforſchen; es hat ſich nicht geändert; ich liebe Euch, wie ich Euch immer liebte, wie einen Bruder, mit der ganzen Innigkeit einer zärtlich liebenden Schweſter, aber meine Hand kann ich Euch nicht reichen . . . Zürnet mir nicht darob, lieber Walfried, denn es kann ja Niemand ſeinem Herzen gebieten."

Und laut ſchluchzend verhüllte ſie ihr Antlitz mit ihren Händen.

„Ich verſteh' Euch, Agnes, ich verſteh' Euch," ſtöhnte Walfried, indem er ſeine Thränen gewaltſam zu bewältigen ſuchte.

Nach einer kleinen Pauſe banger Stille, fuhr er mit der Hand über ſeine Stirne, und rief:

„Mein Schwert! Mein Schwert!“

Haſtig trat er zu einer Wandvertiefung, rechts hin, dem Herde gegenüber, in welchem ſein Schwert hing; unter dieſem ſtand eine kleine Truhe, die ſeine Habſeligkeiten barg. Er nahm das Schwert und ſagte:

„Meiſter, dieſe kleine Truhe, mit Allem, was darin liegt, ſchenk' ich dem Jörg. Grüßt ihn von mir, wenn er nach Hauſe kommt. Ich hätt' ihn gerne noch einmal geſehen.“

„Jörg iſt heute von uns weggekommen.“

„Weggekommen?“

„Ja; kurz vor Deiner Ankunft verließ er unſer Haus, um bei ſeiner Mutter zu übernachten. Er läßt Dich vielmals grüßen, und Dir recht ſehr danken für Deine Mühe und Geduld.“

„Aber *warum* iſt er von Euch fort?“ fragte Walfried erſtaunt.

„Weil ihn der Herr Herzog Albrecht in ſeine Dienſte genommen hat,“ antwortete Frau Barbara geſchäftig; „er darf ſeine Mutter mitnehmen, und auf dem herzoglichen Schloſſe Vohburg das edle Waidwerk erlernen.“

„Ah!“ rief der Jüngling mit einem Blicke des tiefeſten Schmerzes auf Agnes, „Jörg iſt alſo *vorausgegangen* . . .“

„Ja, er iſt Euch vorausgegangen,“ bemerkte Frau Barbara, ohne die Tragweite dieſes Wortes zu faſſen, das Agnes wohl verſtand, ohne jedoch, im Bewußtſein ihrer Unſchuld, durch dieſen unverſchuldeten Vorwurf gekränkt zu ſcheinen, — „und ich wünſche Euch von Herzen, daß Ihr ebenfalls eine ſo gute Verſorgung finden möchtet.“

„Ich beneide nur Einen auf der Welt," entgegnete Walfried, „. . . den Jüngling, welchen Eure Agnes, Frau Barbara, mit ihrer Liebe beglücken wird."

„O! Walfried, ich werde mit meiner Liebe Niemand beglücken; ich wiederhole Euch, was ich ſchon öfter äußerte: ich werde bei meinen Eltern bleiben, ſo lange ſie leben, und dann in ein Kloſter gehen, im Falle mir das traurige Loos beſchieden iſt, ſie zu überleben."

„Das iſt ein Vorſatz, den Zeit und Umſtände ändern können," erwiederte der Jüngling; „ſagtet Ihr nicht eben ſelbſt, daß Niemand ſeinem Herzen gebieten könne?"

„Ja . . . zu lieben, wenn es nicht liebt; aber wenn es liebt, kann es entſagen."

Walfried lächelte wehmüthig und ungläubig.

„Mein Gott," ſprach Bernauer, „da laſſen wir den armen Walfried ſtehen, und bieten ihm keinen Stuhl, und weder Speiſe, noch Trank. Doch Du biſt hier zu Hauſe; ſag's, wenn Du müde biſt, oder Hunger und Durſt haſt."

Agnes machte eine Bewegung, um zu dem Wandſchranke zu gehen; der Jüngling hielt ſie zurück.

„Laßt's gut ſein, liebe Agnes," ſagte er, „mir geht's wie den Todten . . . ich brauche nichts."

„Was gedenkeſt Du jetzt zu thun, Walfried?" fragte Bernauer.

„Ich will das Kriegshandwerk wieder verſuchen, und nach Frankreich gehen, deſſen junger König Carl VII. nicht nur von den Engländern unter der Anführung der Grafen von Sommerſet, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Faſtolfe ſchwer bedrängt, ſondern auch von ſeiner eigenen unnatürlichen Mutter Iſabella verſtoßen und verrathen iſt. Ein deutſches Schwert wird ihm vielleicht willkommen ſein."

„Warum kämpfeſt Du nicht lieber gegen die Huſſiten?"

„Da könnt' ich nicht einmal einen ehrenvollen Tod finden; denn wo die Ritter davon laufen, theilen die Reiſigen nur ihre Schande."

„Ich ſage Dir, Walfried, es thut mir in der Seele weh, Dich zu verlieren; auf Dich hab' ich meine Hoffnung eines ruhigen Alters gebaut; dieſe Hoffnung iſt vereitelt. . . . Du haſt durch die Vertheidigung der Ehre meiner lieben Agnes Dein Leben verwirkt; Du entrinneſt durch ein mir unbekanntes Wunder dem ſchimpflichen Tode durch Henkershand, und mußt arm und hilflos in ein fernes Reich wandern. Du ſiehſt wohl ein, daß wir nicht im Stande ſind, Dir ein ſo großes Opfer zu vergelten, ja nicht einmal Dir würdig dafür zu danken."

Bernauer zog einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete eine Schublade des langen Tiſches, und ſprach:

„Empfange Deinen rückſtändigen Sold, lieber Walfried, und dazu ein kleines Geldgeſchenk als Zehrpfennig auf Deiner Wanderung; ich reiche es Dir mit ſo liebevollem Herzen, daß Du es nicht wohl verſchmähen kannſt."

Und der Meiſter füllte mit freigebiger Hand einen ledernen Beutel.

„Laßt's gut ſein, Meiſter, ich nehme nichts von Euch an, aber ich ſchenke Euch auch nichts, weil ich weiß, daß ich Euch dadurch kränken würde. Gebet daher meinen rückſtändigen Sold und meine Truhe dort, der armen huſſitiſchen Wittwe, die ich noch herzlich grüßen laſſe; Agnes wird dieſes chriſtliche Werk der Barmherzigkeit gerne üben. Damit Ihr aber nicht mein Schuldner zu bleiben brauchet, wie Ihr vielleicht wähnen dürftet, lieber Meiſter, ſo möge mir eine letzte Bitte gewährt werden, welche die gute Agnes erfüllen kann.“

„Sprecht, Walfried, ſprecht,“ erwiederte Agnes, „gerne erfüll' ich Euern Wunſch, wenn ich es vermag.“

„Wohlan, liebe Agnes, ſo beglücket mich mit einem einzigen Haare Eures engelgleichen Hauptes; ich werde es, ſo lang' ich athme, auf meinem Herzen tragen wie einen Zauberſchild, der mich im blutigen Kampfe ſchützen mag.“

„Die Erfüllung eines Wunſches, welche ich einem Bruder nicht verweigern könnte, werde ich auch Euch nicht verſagen,“ verſetzte Agnes, nahm eine Scheere, und ſchnitt dicht am Hinterhaupte langes, wellenförmiges Goldhaar ab, faſt von dem Umfange des vierten Theiles einer Strähne, rollte es über die zarten Finger ihrer linken Hand, und reichte es lächelnd Walfried, der es wonnetrunken an ſein Herz drückte, ſchnell in eine Brieftaſche legte, und unter ſeinem Wammſe barg.

„Dank, liebe Agnes,“ ſtammelte er, „ewigen Dank!“

Nach einer kurzen Pauſe der Selbſtüberwindung, reichte Walfried nacheinander dem alten Bernauer, der Frau Meiſterin und Agnes die Hand, drückte ſie krampfhaft und ſprach:

„Jetzt muß ich von Euch ſcheiden . . . Gott weiß, ob wir uns auf dieſer Welt wieder ſehen . . . Ich möchte Euch gerne danken, Vater, und Mutter, und Tochter, für ſo viel Gutes, das Ihr jahrelang mir gethan, für ſo viele herzinnige Liebe, die Ihr mir zugewendet, wie Eurem eigenen Kinde; ich möchte Euch um Verzeihung bitten, wenn ich Euch jemals kränkte, aber ach! . . . die Stimme verſagt mir . . . o! . . . nehmet meine . . . Thränen . . . für meine Worte! . . .“

Und als er mit beiden Händen ſeine Augen bedeckte, und die heißen Zähren des vernichtenden Jammers der Trennung von ſeiner angebeteten Agnes durch ſeine Finger quollen, flackerten die fadenſcheinigen Aermelfetzen wie plappernde Geiſterzungen, die das ganze Elend dieſes vater- und mutterloſen, verzweiflungsvollen Jünglings, lautlos durch das Haus kreiſchten . . .

Agnes brach in einen Strom von Thränen aus; Bernauer ſtützte auf die Rücklehne ſeine gefalteten Hände, und auf dieſe ſein greiſes Haupt, und an der ruckweiſen Erſchütterung ſeines Leibes war der gewaltige Schmerz zu erkennen, der ihn durchbebte. Auch die Meiſterin weinte, ihr Geſicht mit der Schürze verhüllend.

Der Jüngling fuhr fort:

„Eure Liebe, holde Jungfrau, ein ſchöner, flüchtiger Traum, war mein Himmel auf Erden; er iſt eingeſtürzt, und hat mich unter ſeinen Trümmern begraben . . . O! könntet nur Ihr glücklich werden, Agnes, ich würde gerne auf mein Glück verzichten! Ich beſchwöre Euch bei dem ewigen Gotte, laſſet Euch nicht von einem Manne bethören, deſſen Stand weit den Eurigen überſtrahlet . . . es wäre Euer Verderben! Denket an das entſetzliche Loos der Ines de Caſtro, obgleich ſie einem königlichen Stamme entſproß; Ihr hörtet das Lied des alten Meiſterſängers, Ihr ſagtet ja ſelbſt im Tanzſaale, daß es eine „recht traurige Geſchichte“ ſei . . . Vergeſſet ſie ja nicht!“ . . .

Agnes fühlte ihr Blut bei dem Gedanken erſtarren, daß Walfried auch dieß wußte, daß er die nämlichen Worte wiederholte: „Vergeſſet ſie ja nicht!“ die im Tanzſaale die Stimme eines Unſichtbaren zu ihr geſprochen hatte.

„Mein Verhängniß gebietet, daß ich durch die Bluttaufe der Schlachten den Taufſchein des Ruhmes und der Ehre mir erkämpfe; falle ich, dann gedenket meiner in Eurem frommen Gebete mit einem Vaterunſer, und dann möge Eure Unſchuld Euer Schutzengel ſein; kehr' ich aber gerechtfertigt zurück, neugeboren, wie ein Phönix ſeiner Aſche entſchwebt, obwohl mit gebrochenem Herzen, ſo wird mein Arm ſtark genug ſein, Euch gegen den mächtigſten und furchtbarſten Feind Eures Daſeins zu beſchützen, . . . gegen das Geheimniß Eures Herzens! . . . Lebet wohl! Lebet wohl!“

Und Walfried ſtürzte zur Thüre hinaus, und als das Thor hinter ihm in das Schloß dröhnte, durchſchauderte Agnes dieſer dumpfe Laut wie das unheimliche Gepolter der erſten Schaufel voll Erde, die auf den Sarg ihres ganzen Lebensglückes hinunterkollerte ...

Agnes wankte zum kleinen Guckfenſter, riß es auf, und ſtöhnte dem armen Jünglinge nach:

„Lieber Walfried! ... lebt ... wohl! ...

„Lebt ... wohl! ... tönte eine ferne Stimme, dumpf, wie ein Echo des Grabes ...

Sie ſank auf einen nahen Stuhl, und barg ſchluchzend ihr Antlitz in ihren Händen.

Da mochte ſie wohl gedacht haben, was ein unſterblicher Dichter*) unſerer Zeit mit ſo erſchütternder Wahrheit ſprach:

„O! das iſt tiefſte Todtentrauer in einem Menſchen,
„und ſein Leben iſt ein ewiges Leichenbegängniß, wenn
„er ſich nach einem gekränkten, verwundeten Weſen troſt-
„los ſehnen muß, womit der geflügelte Tod in die Erde
„entfloh, eh' er bitten konnte: vergib mir! und eh' er
„ſagen konnte: ich habe Dir wehe gethan, aber ich habe
„Dich doch geliebt!“

---

*) Jean Paul.

Zweiter Theil.

Erſtes Buch.

1.

Das von Kaiſer Sigmund gegen die Huſſiten aufgebotene, furchtbare Heer, beſtehend aus einer Reiterei von vierzigtauſend Mann, aus neunzigtauſend Mann Fußvolk, aus einer verhältnißmäßigen großen Zahl von Kanonen, und aus neuntauſend Wagen mit dem nöthigen Geſpanne, war in die Schlachtlinie eingerückt, und lagerte in der Gegend von Tauß in Böhmen, nicht weit von der bayeriſchen Grenze, den linken Flügel über Rollenberg und Hoſtau, den rechten über Neumarkt hindehnend, mit einer bei Falkenau poſtirten Nachhut, die, je nach dem Bedürfniſſe, zur Verſtärkung des rechten Flügels entweder links nach Tauß oder rechts nach Neumarkt ſich wenden ſollte, um die Vernichtung der Huſſiten vollenden zu helfen.

Dieſer neue Feldzug gegen die Huſſiten, war zu Nürnberg vom Kaiſer und den Fürſten des Reiches auf eine feierliche Weiſe beſchloſſen worden. Der heilige Vater hatte wieder einen Legaten mit einer Kreuzbulle nach Deutſchland geſendet, den Cardinal Julian, der bei einem feierlichen Hochamte in der Sebalduskirche in Nürnberg aus des Kaiſers Hand das Reichsſchwert empfing, und es unter vielen Gebeten und Segnungen dem zum oberſten Reichsfeldherrn ernannten Churfürſten Friedrich von Brandenburg überreichte. Geweihte Banner und Fahnen wurden unter viele andere Fürſten ausgetheilt.

An der Spitze der einzelnen Schlachthaufen dieſes gewaltigen Herres ſtanden: der Cardinal Julian, die Churfürſten von Cöln und Sachſen, die Prinzen Johann und Albrecht, Söhne des Churfürſten Friedrich von Brandenburg, Herzog Albrecht von Bayern, Pfalzgraf Johann von Neumarkt und ſein Sohn Chriſtoph, die Landgrafen von Thüringen und Heſſen, und die Biſchöfe von Bamberg Würzburg und Eichſtädt.

Am äußerſten weſtlichen Ende des Lagers der Nachhut, deren Oberbefehl dem Herzoge Albrecht von Bayern übertragen war, ſtand eine große, roh gezimmerte, dach- und thürloſe Scheune, das hölzerne Marketenderzelt des wackern Blaſius, des Wirthes der Schenke „zum ewigen Durſte,“ auch „zum Kupferhammer“ genannt, in der Burggaſſe zu München, wie unſere Leſer ſich noch erinnern werden. Dieſe Scheune war von Landsknechten noch zur eilften Stunde vor Mitternacht angefüllt, denen es dringender um Betäubung durch Genuß des Weines, als um Stärkung durch den Genuß des Schlafes zu thun war. Nur eine einzige Stunde trennte ſie noch vom Anbruche des 14. Auguſt 1431, von dem Tage, an welchem, nach der Meinung des Churfürſten von Brandenburg, eine Schlacht mit den Huſſiten beginnen, und mit der völligen Vertilgung derſelben enden ſollte.

In der Scheune ſpendeten brennende Holzſpäne, zwiſchen die Fugen eines aus Raſenſtücken aufgeworfenen kleinen Herdes gezwängt, ein flackerndes, unſicheres Licht. Ringsumher ſtanden, lehnten, ſaßen, kauerten, lagen bunt gemiſcht die Landsknechte und das Wagengeſinde, und thaten ſich gütlich.

„Das letzte Faß!“ rief Blaſius zur Oeffnung der Scheune hinein, „Platz da!“ und einer von ſeinen Knechten rollte ein anſehnliches Faß hinein, das ſogleich von dem nämlichen alten Landsknechte Gerhard in Empfang genommen wurde, den wir zu gleicher Zeit mit dem Wirthe Blaſius in deſſen Schenke zu München kennen lernten, wo er ſeine Kometenkenntniſſe auskramte.

In dem Augenblicke, da Blaſius die Gäſte in der Scheune mit dem Zurufe, „das letzte Faß!“ nicht viel weniger erſchreckte, als es durch ein Zetergeſchrei von dem Anrücken der Huſſiten geſchehen wäre, hatte er ſo eben die Bezahlung für dieſes letzte Faß Wein vom alten Landsknechte erhalten, welcher die Rolle eines Afterwirthes ſpielte, den Wein faßweiſe zu billigerem Preiſe von Blaſius kaufte, der dadurch einer großen Mühe und Sorge überhoben blieb, und becherweiſe an ſeine Kameraden abſetzte.

„Warum das letzte Faß, Blaſius?“ fragte er beſtürzt.

„Weil ich ſonſt morgen keinen Vorrath mehr für Euch hätte,“ antwortete der Wirth, und fuhr fort, leere Fäſſer und allerlei Marketendergeräthe auf einen Wagen zu laden, an welchen ein Knecht ſo eben zwei kräftige Pferde ſpannte.

„Was Teufels treibſt Du denn, Blaſius, daß Du bei Nacht einſpanneſt? Und dort führt man Pferde auch zum zweiten und dritten Wagen? Was ſeh' ich! Alle drei Deichſeln ſchauen nach Neukirchen? Willſt Du denn heimfahren?“

„Heimfahren gerade nicht,“ verſetzte der Wirth zum ewigen Durſte, „aber vorausfahren ...“

„So, ſo, Du glaubſt alſo, wir werden heimgejagt?“

„Wer ſpricht denn vom Heimjagen? Ihr ſchlaget morgen die Huſſiten auf's Haupt, wie gewöhnlich, daß ihnen der Durſt auf ewige Zeiten vergeht, und trinket dann ihren Wein, den ſie nicht mehr trinken können. Nach dem großen Siege wird ein ſo großes Heer mehr läſtig als nützlich ſein, ſohin ein großer Theil deſſelben heimgeſchickt werden. Bei dem Umkehren wird die Nachhut zur Vorhut; ich fahre alſo zu guter Zeit über Neukirchen voraus, und beſtelle für Euch zu Kötzting das Mittagseſſen. Verſäumt aber die Mahlſtunde nicht, ſonſt treibt mich die Langeweile nach Straubing fort."

Blaſius ſprach all das mit verſtelltem Ernſte, und mit einer unverkennbar ſchelmiſchen Miene.

Gerhard hörte ihn mit einem ſchlauen Lächeln an

„Ich verſtehe Dich, Blaſius," ſagte er, „Du magſt Recht haben; wir werden die Huſſiten auf's Haupt ſchlagen, wie gewöhnlich, und werden heimgeſchickt werden, ebenfalls wie gewöhnlich. Du biſt eine ehrliche Haut, Blaſius; da, ſei ſo gut, nimm dieſen ledernen Beutel voll Geld, das ich mir theils redlich erſpart, theils tapfer erobert habe, und bring ihn mit meinem herzlichen Gruße meiner Alten nach München, wenn ich etwa morgen das Mittagseſſen in Kötzting verſäumen ſollte. Du weißt, wo ſie wohnt?"

„Ja wohl, Gerhard," antwortete Blaſius, „in d
Nähe des Löwenecks, nicht weit von meinem Hauſe."

„Richtig."

„Du lieber Gott, wie ſollt' ich ſie nicht kennen, da
Euch gar oft aus meiner Schenke nach Hauſe führte, wen
Ihr nicht mehr allein gehen konntet."

„Auch richtig. Alſo . . . glückliche Fahrt! Ich mi zu den Andern hinein, ſonſt trinken ſie das Faß aus, ohne mir etwas zu bezahlen.“

„Auf Wiederſehen . . . morgen . . . morgen . . .“ wiederholte Blaſius, indem er mit ſeiner rechten Hand neben der Hüfte eine rudernde Bewegung machte, welche die Heimkehr bezeichnete.

Gerhard drohte dem Wirthe lachend mit dem Finger, und war kaum in die Scheune getreten, als Blaſius, ohne auf ſein letztes Faß zu warten, mit ſeinen drei Wagen von dannen fuhr.

„Laßt Euch den Wein munden, Kameraden; es iſt das letzte Faß!“ rief Gerhard eintretend, der ſich ſogleich anſchickte, die labende Quelle aus des Faſſes hölzernem Bauche zu zaubern, und die leeren Becher der Nimmerſatten zu füllen, die ihn dicht umzingelten.

Da erhob ſich unter den wüſten Geſellen ein lautes Schimpfen und Fluchen, denn ſie hätten gerne fortgezecht bis zum erſten Trompetenſtoße.

„Unſinnige Säufer!“ donnerte der graubärtige Gerhard, „wollet Ihr euch denn von den Huſſiten morgen wehrlos todtſchlagen laſſen, wie Mücken? Je mehr Ihr trinket, deſto ſchwerer werden Eure Köpfe, und deſto ſchwächer Eure Arme, und gegen die Huſſiten, . . . glaubet mir, der ich den Spaß ſeit zwölf Jahren mitmache . . . könnte jeder von Euch recht wohl vier Arme brauchen, anſtatt zwei. Geht's morgen zum Siege, ſo wird unſer Beiſtand den Sieg entſcheiden; geht's heim zu . . . was Gott verhüten möge . . . ſo müſſen wir den Rückzug decken, und unſern lieben Herzog Albrecht; in beiden Fällen wird es alſo genug zu thun geben. Wenn nun morgen Beute gemacht werden ſoll, und der Rauſch wie Blei auf Euern Augenlidern laſtet, daß Ihr Edelſteine vielleicht für Kieſelſteine haltet, und ſie liegen laſſet . . . wäre das nicht ſchrecklich? Seid alſo klug, und folget meinem Rathe, denn ich bin ein alter Fuchs: trinket aus, und ſchlafet noch drei Stunden, und Ihr werdet morgen ſo rüſtig ſein, daß Jeder von Euch wenigſtens drei Huſſiten mit Haut und Haaren zu freſſen vermag."

Ein wildes Gelächter verkündete die gelungene Beſchwichtigung.

„Nun, wir wollen thun, was Du verlangteſt, Gerhard," ſagte einer von den Anweſenden; „erzähle uns aber dagegen recht viel Gräuliches, was die Huſſiten verübt haben, ſeitdem Du gegen ſie zu Felde zieheſt, damit der Zorn uns aufſtachelt, und wir morgen deſto grimmiger d'rein hauen."

„Ah! da könnt' ich acht Tage lang erzählen!" erwiederte Gerhard. „Ich weiß Alles, als ob ich es aufgeſchrieben hätte. Ich will aber nur das Hauptſächliche berichten, denn im Grunde gings doch immer nur auf's Umbringen hinaus. 1420 verbrannte Ziſka in der Stadt Prachatz 80 Bürger, und erſchlug die Uebrigen; in Prag führten die Huſſiten 16 gefangene Deutſche auf die Stadtmauer, ſteckten ſie in eben ſo viele ausgepichte Bierfäſſer, und verbrannten ſie. Im folgenden Jahre wurden von den Huſſiten 43 Klöſter geplündert, zerſtört, die Mönche in die Flammen geſchleudert; in der Stadt Kommotau 2500 Bürger ermordet, ungerechnet die auf der Mauer im Kampfe Gefallenen, die Stadt verwüſtet, Weiber und Töchter von Huſſitinnen entkleidet, in Hütten geſperrt, und verbrannt."

„Das iſt ja gräßlich!"

„Es iſt leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß ſich die Huſſiten einbilden, den rechten Glauben zu haben, und darüber wüthend ſind, daß wir dieß nicht glauben wollen. Den rechten Glauben aber haben wir, und natürlich wollen dieß die Huſſiten auch nicht glauben. Einige von ihnen ſind ſchon förmlich verrückt geworden, die ſogenannten Adamiter in Mähren, auf einer Inſel der Morawe, im Dorfe Nedakuniz, das ſie Neutabor nannten. Dieſe Schufte gingen ganz nackt, nach der Lehre ihres mähriſchen Prieſters Martin Loquis, und verbrannten das Kloſter Welehrad ſammt dem Prälaten und 6 Mönchen. Ziska legte ihnen bald das Handwerk; er umſtellte ſie wie wilde Thiere, und ließ 50 derſelben ſammt ihrem Prieſter in die Flammen werfen. . . . doch was ſag' ich . . . werfen! Als ſie zum Scheiterhaufen geführt wurden, ſprangen ſie wetteifernd und voll Freude in das Feuer."

„Ja, ja, ohne Zweifel waren es Narren."

„Die Freude der Schneider wird doch viel größer geweſen ſein, als die Freude der Adamiter," äußerte ein Landsknecht im Hintergrunde des Halbzirkels, der dem Gerhard gegenüberſtand, welcher dicht bei dem Faſſe ſaß, und als Afterwirth gegen baare Bezahlung einſchenkte.

„Warum?"

„Weil keine Leute mehr nackt gingen."

Ein ſchallendes Gelächter begrüßte dieſen Einfall.

„Mit den Mönchen und Nonnen gingen ſie gar ſchlimm um; noch im Winter des vorigen Jahres zogen ſie dieſelben nackt aus, übergoſſen ſie mit kaltem Waſſer und ließen es ſammt den Leibern zu Eis frieren; jene, welche lebendig in's Feuer geworfen wurden, waren noch glücklich zu preiſen, denn viele ließen ſie langſam braten."

„Schauderhaft!"

„Die Huſſiten mögen wohl nicht vergeſſen haben, daß die katholiſchen Bergleute zu Kuttenberg vor zwölf Jahren durch Fang oder Kauf ſo viele Huſſiten aufzutreiben ſuchten, als ihnen nur immer möglich war, und in jenem einzigen Jahre 1600 derſelben lebendig in einen Schacht ſtürzten.“

„Je nun, ſie haben ſich bezahlt gemacht. Aber ſag' Gerhard, warum dauern denn die Kriege mit den Huſſiten ſchon zwölf Jahre lang, warum iſt der Kaiſer mit dem Beiſtand von ganz Deutſchland nicht im Stande, dieſe verruchten Schufte von dem Erdboden zu vertilgen?“

„Weil wir kein einiges Deutſchland haben, weil die vielen deutſchen Fürſten, Grafen, Freiherren und übrigen Ritter einander ſelbſt immer in den Haaren liegen; viel Köpfe, viel Sinn; doch das geht uns nichts an; wir ſchlagen zu, weil wir bezahlt werden, und wenn unſere Ritter die Flucht ergreifen, brauchen wir nicht ſtehen zu bleiben; denn wir ſind verpflichtet, unſern Rittern zu folgen; unſere Herren haben eine blinde Furcht vor dieſen lumpigen Huſſiten; aus eigener Erfahrung will ich Euch einen guten Rath geben, was Ihr zu thun habet, wenn es morgen d'rauf und d'ran gehen, und die Reihe auch an Euch kommen ſollte: ſcheinet nicht zaghaft; erhebt ein wüthendes Geſchrei, wie der brüllende Löwe im Evangelium; verdrehet die Augen, als ob Ihr tobſüchtig wäret, und hauet und ſtechet d'rauf los, wie wenn Ihr das ganze Böhmerland in die Pfanne hauen, und das ganze huſſitiſche Heer wie Haſelhühner an Bratſpieße ſtecken wolltet . . . ſo macht's, und ich ſteh' Euch gut dafür, daß ſie davon laufen. Ich hab's auch ſo gemacht.“

„Du biſt alſo auch davongelaufen?“ fragte ſein nächſter Nachbar mit tückiſcher Treuherzigkeit, und erregte ein ſchadenfrohes Lachen.

„Dummer Spaß!“ brummte Gerhard; „Du haſt mich nur wohl verſtanden. Seid einig, helfet einander, theilet mit Jedem, der an Eurer Seite kämpfen ſoll, den letzten Biſſen Brod, den letzten Trunk Wein, denn . . . horcht! . . . Höret Ihr nicht dumpfe, haſtige Schritte, wie von einer Schaar Bewaffneter?“

Einer von den Landsknechten, der vor wenigen Minuten die Scheune verlaſſen hatte, trat eilig ein.

„Was gibt's draußen?“ fragte Gerhard.

„Der Ritter Sattelboger von Lichtenegg, Hauptmann des Augsburgerfähnleins,“ antwortete der Gefragte, „iſt ſo eben mit 80 Pferden und zwei Büchſen eingerückt.“

„Alle Wetter!“ rief Gerhard, „das Faß geht auf die Neige; wer noch Wein will, laſſe ſich einſchenken, und bezahle hübſch, ſonſt müſſen wir den letzten Trunk mit den neuen Ankömmlingen theilen, und der letzte Trunk ſchmeckt doch immer am beſten.“

Gerhard's kameradſchaftlicher Rath hatte die Probe nicht beſtanden; er ſelbſt verläugnete ihn durch einen zweiten Rath. Wie die Herren, ſo die Diener.

Viele von den trunkenen Geſellen wankten in ihre Zelte, vielleicht um den letzten Schlaf zu thun; die Meiſten blieben gleich an Ort und Stelle liegen.

Bald darauf herrſchte im Lager der Nachhut das unheimliche Schweigen des Todes.

2.

Während bei dem Hauptheere, im Mittelpunkte, der Churfürſt von Brandenburg in ſeinem Zelte, von den oberſten Führern der einzelnen Schlachthaufen umgeben, an der reichbeſetzten Tafel mit köſtlichen Weinen und Speiſen ſich gütlich that, überſelig im Vorgenuſſe der Feier eines nahen groſſen Sieges über die Huſſiten, lag Herzog Albrecht von Bayern mit ungewappnetem Oberleibe, in ſeinen Mantel gehüllt, auf Schichten von ledernen Polſtern. Vergebens erſehnte er den labenden Schlaf; ſchwermüthig ſchaute er dem Verſcheiden einer kleinen Feldlampe zu, deren Flämmchen ruckweiſe emporziſchte, und immer ſchmäler durch die zinnernen Lippen der Mündung züngelte.

Er dachte an ſeine geliebte Agnes, an die vielen hoffnungsloſen Verſuche, ſie zur Annahme einer ſtattlichen Burg im bayeriſchen Walde zu bewegen, die er ihr zum Geſchenke anbot, wo ſie, ſelbſt mit ihren Eltern, wenn ſie es vorzöge, wohnen, und ſeine Beſuche empfangen ſollte, die er, unter dem Vorwande von Jagdausflügen, von Straubing aus zu machen gedachte; denn als Stellvertreter ſeines herzoglichen Vaters, hielt Albrecht zu Straubing Hof, ſeitdem das Erbe von Straubing unter kaiſerlichem Vorſitze durch das Reichsgericht zu Preßburg gleichheitlich unter die vier gleichverwandten Fürſten zu Bayern war getheilt, und dieſe Entſcheidung am Tage St. Peters und Pauls im Jahre 1429 zu Straubing durch den Spruch von 25 erwählten Männern vollzogen worden.

Agnes hatte ihm ohne Ziererei geſtanden, daß ſie ihn liebe, und nie einen Andern lieben, ſondern nach dem Tode ihrer Eltern in ein Kloſter gehen, aber nie und nimmermehr ein Verhältniß anknüpfen werde, das ihre jungfräuliche Ehre auch nur durch einen Schatten von Verdacht zu verunglimpfen vermöchte. Der alte Bernauer bat ihn ſogar inſtändig, zur Verhütung dieſes Verdachtes, ſeine Beſuche in Augsburg einzuſtellen, indem er ſonſt noch bei ſeinen Lebzeiten, obwohl mit ſchwerem Herzen, ſeiner lieben Tochter Agnes geſtatten müßte, den Schleier zu nehmen, und ſomit für immer von den Verſuchungen der Welt zu ſcheiden.

Darob ward Albrecht von einer düſteren Melancholie erfaßt. Innige Gemüthlichkeit, Herzensgüte, glühende Begeiſterung im Erſtreben, nicht immer wandelloſes Beharren auf dem Erſtrebten, ſtürmiſche, aber oft nur flüchtige Aufwallungen, und daher auch meiſtens Veränderlichkeit in Liebesneigungen, waren Grundzüge ſeines Characters; der ungewohnte Widerſtand eines Mädchens von ſo geringer Abkunft, mußte wohl ſeine Leidenſchaft auf den höchſten Grad ſteigern, ſo zwar, daß ſie ſogar die Ruhmesliebe überwog, und er im Jahre 1429 ſeinen Vater Ernſt nicht begleitete, als dieſer und Herzog Wilhelm, ſein Bruder, in dieſem Jahre wieder einen glücklichen Feldzug nach Böhmen unternahmen. Seine Ausflucht beſtand in der Bemerkung, daß es durch die Zwietracht der bayeriſchen Fürſten, abſonderlich durch die Ränke des alten Störefried, Ludwigs des Gebarteten von Ingolſtadt, Feinde genug im Innern, des Landes zu bekämpfen gebe, deren Ueberwachung eben ſo nothwendig als verdienſtlich ſei.

Auf ſeinem Schloſſe zu Straubing führte er alſo indeſſen das abgeſchloſſene Leben eines düſteren Träumers. Nur ein einziger Gedanke lebte in ſeinem Herzen — der Gedanke an ſeine geliebte Agnes. Drohte Kleinmuth ihn zu überwältigen, ſo griff er nach ſeiner Laute, und ſuchte den nagenden Kummer auf kurze Zeit durch das Singen ſelbſtgedichteter Klagelieder, freilich nur minutenlange, zu verſcheuchen. Daß in dieſen Liedern der Name Agnes [illegible] erklang, läßt ſich denken, und daß er, obgleich Albrecht im äußerſten Gemache ſang, das die reizende Ausſicht über die Donau bot, dennoch bisweilen auch in die Ohren neugierig lauſchender Diener tönte, [illegible] nicht minder begreiflich.

Es iſt um ſo glaubwürdiger, daß mancher Späher unter Albrecht's Dienern ſich befand, als der Junker von

Villenbach, — durch die bei den Feſtlichkeiten in Augsburg gewonnene Gunſt des Vitzdoms von Straubing, Heinrich von Nothhaft, — Pfleger zu Runding, einer prächtigen Burg deſſelben, die auf einer rundlichen Bergkuppe prangte, geworben war, weil er nach dem verfehlten Anſchlage auf die Ehre und das Leben Walfried's, nicht mehr in Augsburg zu verweilen wagte, deßhalb aber gewiß ſeine Rachepläne doch immer eifrig fortbrütete.

In ſeiner ſchwermüthigen Stimmung verlor Albrecht ſelbſt alle Neigung zu ſeinen Berufsgeſchäften, daher es eines Tages geſchah, daß er, in Gedanken verſunken, zum Bogenfenſter hinausſtarrte, während ein armer Mann ihm ſein Anliegen klagte, ohne Gehör zu finden.

Tief betrübt über dieſe Gleichgültigkeit des Herzogs, der doch ſonſt gegen die Geringſten gerecht und billig und voll Milde war, und deſſen edles Herz jedem Bittenden offen ſtand, ſagte der arme Mann:

„Gnädiger Herr, Euer Auslugen iſt mein großes Verderben, wann Ihr doch ſolltet merken meine Klage, die ich Euer Gnaden thue, daß mir geholfen werde!“

Da wendete ſich Albrecht lächelnd zu dem armen Manne, hörte freundlich ſeine Klage an, gewährte ſeine Bitte, und ſchaute nie wieder zum Fenſter hinaus, wenn arme Leute ihm ihre Beſchwerden vortrugen.

„Vnd dy Rät lobten den pawrn, daß er dem fürſten dy wahrheit hat geſagt;“ meldet die alte Handſchrift eines Zeitgenoſſen.*)

Nach der vereitelten Vermählung Albrecht's mit Eliſabeth von Württemberg, dacht[illegible]in Vater, Herzog Ernſt, gar bald an eine andere Verbindung, und hielt die Prinzeſſin Anna von Braunſchweig für einen vollgenügenden Erſatz der verlorenen Braut. Bei der erſten Anſpielung des allzu theilnehmenden väterlichen Herzens, erklärte jedoch Albrecht, daß die Neigung zum Eheſtande ihm jetzt mehr als jemals auf lange Zeit verleidet ſei, und daß er vorher durch Kriegsruhm ſeiner glorreichen Ahnen aus dem Hauſe Wittelsbach ſich würdig bewähren wolle.

---

*) Hiſtoriſch.

In Folge dieſer Erklärung führte er nun die Bayern gegen die Huſſiten, und wir finden ihn einſam in ſeinem Zelte, unſchlüſſig ſinnend, ob es für ihn nicht beſſer ſei, in der nächſten Schlacht eines ruhmvollen Todes zu ſterben, als durch ein ihm verhaßtes Band der Ehe noch mehr den Abgrund zu erweitern, der zwiſchen ihm und ſeiner geliebten Agnes aufgähnte, drohend, ſein ganzes Lebensglück zu verſchlingen.

3.

Durch das Einrücken des Ritters Sattelboger aus dem Zelte gelockt, trat Albrecht's Page wieder ein, und meldete, daß ein ſtattlicher Ritter, in ganz ſchwarzer Rüſtung mit einem blutrothen Helmbuſche, mit dem Herzoge zu ſprechen wünſche.

„Sein Name?“ fragte dieſer.

„Hugo von Falkenſtein,“ antwortete der Page.

Albrecht ſprang von ſeinem Lager auf. Der Ritter trat ein. Er ſchlug ſein Viſir auf, und zeigte ein ſchön geformtes, aber leichenblaſſes Antlitz.

„Was wollet Ihr, Herr Ritter?“ fragte Albrecht.

„Ich bin der Ritter [illegible]go von Falkenſtein,“ erwiederte der Eingetretene, „Dienſtmann des Herrn Herzogs Wilhelm III. von Bayern, der zur Zeit Stellvertreter des

Kaiſers Sigmund bei dem Concilium zu Baſel iſt, und Euch einen herzlichen Gruß entbieten läßt.“

„Ich danke Euch für die Botſchaft. Wie befindet ſich mein lieber Oheim?“

„Sehr wohl, Herr Herzog.“

„Ihr kommet alſo von Baſel?“

„Ja, Herr Herzog. Durch die Theilung des Straubingererbes iſt Herr Herzog Wilhelm mein Gebieter geworden. Er ſchickte mich in ſeinen Angelegenheiten an das Hoflager des Kaiſers, und als ich von da nach Baſel zurückkehrte, bat ich ihn um die Erlaubniß, gegen die Huſſiten ziehen zu dürfen, und erhielt ſie. Zugleich truz er mir auf, über Ingolſtadt zu reiten, und Herzog Ludwig den Gebarteten in ſeinem Namen zu bewegen, ebenfalls einige Fähnlein unter der Anführung des tapfern Laiminger gegen die Huſſiten zu ſenden.“

„Und was entgegnete mein Vetter?“

„Er klopfte mir lächelnd auf die Schulter, und ſagte: „„Mein lieber Vetter Wilhelm iſt ein loſer Schalk, der ſeinen Spaß mit mir treibt. Er weiß recht gut, wie arg man von allen Seiten Feinde gegen mich gehetzt hat, die nicht viel beſſer ſind, als die Huſſiten, ſo daß ich wirklich nicht einmal die kopfleere Sturmhaube des geringſten Söldners entbehren könnte.“

„Dieß ſieht dem alten Herrn ganz gleich.“

„Nach reichlicher Bewirthung ritt ich wieder von dannen, und ſchloß mich zu Cham dem Sattelboger an, mit welchem ich vor einer Stunde im Lager des Churfürſten von Brandenburg eintraf, dem ich ein Schreiben Herzog Wilhelms III. übergeben mußte. Er beſchied mich, mit dem Fähnlein des Sattelboger zur Nachhut zu ziehen, und Eure Befehle zu gewärtigen.“

„Ihr ſeid gewiß ein wackerer Ritter, da Ihr das Vertrauen meines lieben Oheimes beſitzet, und darum freut es mich um ſo mehr, daß Ihr zur rechten Zeit eingetroffen ſeid, und ſomit an dem Ruhme eines glänzenden Sieges über die Huſſiten Theil nehmen könnet.“

„An einem Siege, Herr Herzog?“

„Ohne Zweifel.“

„Ohne Zweifel? Ihr ſeid ja das Echo des Herrn Churfürſten von Brandenburg, Herr Herzog; denn auch er hat vorhin mich glücklich geprieſen, zu denen gezählt zu werden, die unter ſeinem Oberbefehle ſiegen. Aber . . .“

„Aber? . . .“

„Aber ich glaube nicht daran.“

„Nicht? Warum?“

„Weil eigentlich ſeit zwölf Jahren die Huſſiten nie geſchlagen wurden.“

„Es iſt noch nicht aller Tage Abend.“

„Die Stellung unſeres Heeres verkündet dieſen Abend nicht; die beiden Flügel ſind zu weit ausgedehnt; Eure Nachhut iſt zu entfernt, und deckt nur den rechten Flügel, anſtatt hinter dem Mittelpunkte zu ſtehen, um von da aus, je nachdem die Schlacht ſich geſtaltet, jeden bedrängten Theil ſchnell unterſtützen zu können.“

Eine Pauſe des Schweigens trat ein.

„Im Grunde iſt Eure Bemerkung richtig,“ erwiederte Albrecht; „allein wir kennen den Schlachtplan des Oberfeldherrn nicht. . . . Entſaget deßhalb der Hoffnung des Sieges nicht; mit ihr würde auch die Begeiſterung zum Kampfe ſchwinden. Nehmt es nicht übel, Herr Ritter: Eure ſchwarze Rüſtung ſcheint mir das ſichtbare Zeichen Eurer düſteren Stimmung. Traget Ihr dieſe ſchwarze Rüſtung in Folge irgend eines Gelübdes?“

„Ich trage ſie, um in der Schlacht geſehen zu werden; ich wünſche mir dadurch die Beſtätigung zu erleichtern, meine Pflicht gethan zu haben, damit mein Gebieter, Herzog Wilhelm, mit mir zufrieden ſein möge.“

„Gut . . . Wollet Ihr für dieſe Nacht mein Lager mit mir theilen, Herr Ritter? Ich kann Euch leider keine andere Schlafſtätte anbieten?“

„Ich danke, Herr Herzog. Der Schlaf und ich, wir ſind ſchon lange keine vertrauten Kumpane mehr, und zum Ausruhen genügt mir Gottes liebe Erde unter der großen Eiche, die ich in der Nähe Eures Zeltes bemerkt habe.“

„Wie Ihr wollet. Sammelt Euch Kräfte zum Ehrentage . . . morgen . . . Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Herzog!“

Hugo von Falkenſtein ſetzte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, unter eine große Eiche, die auf einer leichten, mit Zwergſtauden bewachſenen Anhöhe ſtand, das Antlitz gegen die weite Ebene gewendet, welche die Siegträumer von den noch unſichtbaren Huſſiten trennte.

Der breite Stamm deckte ſeinen Rücken ſo völlig, daß man ihn von rückwärts nicht ſehen konnte. Dieß wäre aber ſchon an und für ſich unmöglich geweſen, denn bald wurde es ſo finſter, daß man auf Griffweite keinen Gegenſtand zu unterſcheiden vermochte.

Etwa eine halbe Stunde lang ſtarrte der Ritter ſinnend in das geheimnißvolle Dunkel der Nacht hinaus, deren Stille nur vom Wiehern und Strampfen der Roſſe, und bisweilen vom kreiſchenden Pfeifen eines einſamen Uhu's, oder von dem gellenden Geheule hungeriger Wölfe unterbrochen wurde, deren Ungeduld bereits den üppigen Fraß des kommenden Tages witterte, als plötzlich ein unheimliches, leiſes, ruckweiſes Raſcheln im Gebüſche hinter ihm, wie vom Fortwälzen des buntfarbenen Schuppengefüges einer gewaltigen Schlange, ſeine Aufmerkſamkeit ſpannte.

Er legte die rechte Hand an den Griff ſeines Schwertes, und lauſchte regungslos.

Das Raſcheln kam immer näher, rechts und links, etwa in einer Entfernung von acht Schritten zu beiden Seiten der Eiche. Eine feindliche Schaar konnte es nicht ſein, dazu war das Geräuſch zu unbedeutend, und die Möglichkeit nicht wohl denkbar, die ausgeſtellten Poſten unbemerkt zu umgehen.

Auf einmal ward es ſtille.

Der ſchwache Ton einer Meiſenpfeife ließ ſich vernehmen, mit welcher man die Meiſen in die Kloben oder Kaſten zu locken pflegt.

Ein ähnlicher Ton antwortete.

Und wieder begann ein Raſcheln, aber nur ein einfaches, und von entgegengeſetzter Richtung, von dem Lager her gegen die Eiche.

„Haid . . . .?" flüſterte fragend eine Stimme, die von der Lagerſeite zu kommen ſchien.

„ . . . . ſolch . . . antwortete ergänzend, nach verabredeter Loſung, der Gefragte.

„Trie . . . .?"

„ . . . . ner . . ." lautete auf ähnliche Weiſe die Erwiederung, mit dem Beifügen:

„Stroh . . . .?"

„ . . . . maher . . . ." lautete die Antwort.

Die drei Verſchworenen hatten ſich erkannt, von denen Walfried im Kerker zu Augsburg die zwei Landſtreicher reden hörte, daß ſie zu den Huſſiten nach Böhmen gegangen ſeien, und welche ihr Verhängniß nun in die Nähe des Ritters Hugo von Falkenſtein brachte, der von ihrem Racheplan nichts wußte: durch die Ermordung des Herzogs Albrecht den Henkertod ihrer Väter an dem Herzoge Ernſt zu rächen.

Nach ihrer Entlaſſung aus dem Kerker zu Augsburg, waren Vitus und Kilian deutſche Landsknechte geworden, und als Vorpoſten von Albrechts Heeresabtheilung, welche die Nachhut des Hauptheeres des Churfürſten von Brandenburg bildete, mit den drei Verſchwörern zuſammengetroffen, die ihnen für getreue Mitwirkung zum Vollzuge ihrer Rache, im Namen des Oberbefehlshabers der Huſſiten Procpp des Großen, vielleicht ohne ſein Vorwiſſen, zur Belohnung Offiziersſtellen im Heere desſelben verhießen.

Strohmayer ſchlich ſich in der Verkleidung eines mit Eiern handelnden Bauers aus dem bayeriſchen Walde, mit Hilfe des Vitus und Kilian in Albrecht's Lager, um alle günſtigen Umſtände zum Gelingen der blutigen Frevelthat zu erſpähen. Seine beiden Mordgenoſſen krochen in der Nacht jenes Tages, an welchem ſie von Strohmayer ein verabredetes Zeichen erhielten, zwiſchen Vitus und Kilian, die eben wieder auf Vorpoſten ſtanden, in das Lager hinein; ſie krochen, um nicht in aufrechter Stellung von andern Vorpoſten bemerkt, oder durch den Wiederſchein irgend eines jählings auflodernden Feuerbrandes im Lager, verrathen zu werden.

Das Erkundigungsgeſpräch der beiden Ankömmlinge wurde mit Strohmayer ganz leiſe geführt, und der Ritter konnte es nur vernehmen, weil die Nacht ein viel ſchärferes Gehör beſitzt, als der Tag.

„Herzog?“ fragte Triener.

„Schläft,“ antwortete Strohmayer.

„Allein?“

„Allein.“

„Wache?“

„Betrunken.“

„Page?“

„Auch.“

„Gut.“

„Waſſen?“ fragte Strohmayer.

„Dolche“, erwiederte Haidſolkh.

„Recht.“

„Jetzt?“

„Ja.“

„Kriechen?“

„Schleichen.“

„Unterm Zelte?“

„Ich.“

„Vorne?“

„Ihr.“

„Wohl!“

Und die beiden kriechenden Ungethüme erhoben ſich vorſichtig vom Boden, zogen ihre Dolche, faßten ſich an den Kittelſäumen, und ſchlichen, unter dem leitenden Vortritte Strohmayers, dem Zelte Albrecht's zu.

Doch zu gleicher Zeit hißte ſich der Ritter geräuſchlos am Knaufe ſeines Schwertes empor, zog es aus der Scheide und folgte jenen mit den leiſen Tritten eines lauernden Löwen.

Der Schimmer von Albrechts Lampe war ſo ſchwach geworden, daß er nicht mehr durch die Stellen des Zeltes drang, aber noch kennbar die Gegenſtände im Innern desſelben erleuchtete.

Bald nach der Entfernung des Ritters Hugo von Falkenſtein, ſank Albrecht in tiefen Schlummer. Er lag halbgerüſtet auf ſeinem Feldbette; ſein rechter Arm hing faſt bis auf den Boden hinab, nur durch einen fußbreiten Raum von der Zeltwand geſchieden.

Einen Strick mit laufender Schlinge in der Hand, kroch Strohmayer auf dieſer Seite unter dem Zelte durch, in der Abſicht, die Schlinge dem Herzoge, je nach den Umſtänden um den Hals, um einen Arm oder Fuß zu werfen, zur Verhinderung einer kräftigen Vertheidigung gegen die Mörder, welche behutſam durch den Eingang in das Zelt ſchlichen, und ſich dem ſchlummernden Albrecht näherten.

Kaum erblickte Strohmayer den herabhangenden Arm desſelben, als er ſich anſchickte, die Schlinge zu gebrauchen, und durch ihr Zuſammenziehen den Arm feſtzuhalten. Dieſen Moment erlauernd, ſtanden Haidfolkh und Triener hinter dem Pfühle des Herzogs, und ſchwangen eben ihre Dolche zum tödtlichen Stoße, als Strohmayer einen gellenden Schrei ausſtieß, und die Schlinge ſeinen Händen entſank; denn Ritter Hugo hatte ihn mit ſeinem Schwerte oberhalb der rechten Hüfte durchbohrt.

Durch den Lärm erſchreckt, fuhr Albrecht von ſeinem Lager empor, und ſah noch die beiden Mörder aus dem Zelte ſpringen. Indem er raſch nach dem Schwerte griff, erblickte er die Strickſchleife an ſeinem rechten Handgelenke, und hörte das ſchauderige Stöhnen Strohmayer's, der ſich vergebens abmühte, ſeinen Oberleib unter der Zeltwand zurückzuziehen.

Wie ein Würgengel ſtand der ſchwarze Ritter vor dem Eingange des Zeltes, und tauchte den blutgerötheten Stahl in Trieners Bruſt, der lautlos zu Boden fiel; Haidfolkh entrann . . . aber nicht ſeinem Schickſale; ſchon eilte er die Anhöhe hinauf, um jenſeits derſelben wie ein flüchtiger Hirſch über die Heide zu rennen, als er in dem

Augenblicke auf eine ſtarke Streifwache ſtieß, da der Mond durch einen breiten Schlitz des Wolkenmantels der Nacht ſchimmerte. Verzweiflungsvoll wehrte er ſich mit ſeinem Dolche, und ſtürzte unter den Streichen ſeiner Gegner in den Tod.

Strohmayer legte ein ausführliches, reumüthiges Geſtändniß ab, und verſchwieg auch die Mitwirkung von Vitus und Kilian nicht, als er bei einem ſchnell geſchürten Wachfeuer die Leichen ſeiner getödteten Schuldgenoſſen erblickte. Er beichtete auch einem von den Mönchen, die bei der Nachhut waren, und nun wollten ihn die ergrimmten Landsknechte an die große Eiche aufknüpfen; doch Albrecht ſchenkte ihm mitleidig das Leben, das übrigens nur mehr eine Stunde dauerte.

Man ſchickte ſogleich Landsknechte hinaus, Vitus und Kilian abzulöſen; allein dieſe hatten den Lärm des Kampfes mit der Streifwache vernommen, und da die drei Mordgeſellen nicht zurückkehrten, das Mißlingen des Unternehmens errathen ... Sie waren bereits als Ueberläufer bei dem Heere der Huſſiten angekommen.

Tief ergriffen umarmte Albrecht den ſchwarzen Ritter, und ſagte zu ihm:

„Ihr habet mir das Leben gerettet, Herr Ritter; empfanget daher meinen herzlichſten Dank! Ich will von einer Vergeltung ſprechen, weil ich mit Recht fürchten müßte, Euch dadurch zu kränken; auch würde es mein Vater mir verargen, wollt' ich ihm die Freude verkümmern, an meinem Danke Theil zu nehmen. Ich kann ſohin nichts thun, als Euch um Eure Freundſchaft bitten.“

Nach einer kurzen Pauſe des Schweigens verſetzte der ſchwarze Ritter:

„Nicht mir danket für die Rettung Eures Lebens, Herr Herzog, ſondern Gott, deſſen Werkzeug ich war. Durch das Anerbieten Eurer Freundſchaft habet Ihr mir die größte Ehre erwieſen; allein ich muß . . . darauf verzichten.“

„Warum?“ fragte Albrecht erſtaunt.

„Euer hoher Rang bildet eine ſo weite Kluſt zwiſchen uns, daß die Freundſchaft ſie nicht überſchreiten kann. Erlaubet mir, daß ich mit Euerm Wohlwollen mich begnüge, deſſen ich gerne durch das Opfer meines Lebens mich würdig bethätigen werde.“

Albrecht wollte eben antworten, als fernhin, die ganze Linie des Hauptheeres entlang, von den ſchmetternden Trompeten die durch die Baumkronen des am äußerſten Saume der rieſigen Heide nebelumgürtet auftauchenden Waldes blitzenden Frühlichter der Sonne, mit kampfmuthigem Trotze begrüßt wurden.

4.

Den Saum der großen Ebene, am Schluſſe derſelben, bildete ein dichter, breiter, hochſtämmiger Föhrenwald, deſſen melancholiſche Bäume ſtummen Zeugen glichen, zu einem ſchauderhaften Ereigniſſe geladen, das ſie mit unheimlicher Angſt zu erwarten ſchienen, da ein leiſes Beben ihre Aeſte und Zweige durchrieſelte.

Jenſeits dieſer natürlichen Scheidewand des Reichsheeres und der Huſſiten, dehnte ſich eine zweite Ebene hin, an deren äußerſtem Rande ein mächtiger Hügel emporragte, auf deſſen Zinne das Zelt des huſſitiſchen Oberfeldherrn Procop des Großen ſtand. Hinter dieſem Zelte führte eine halbkreisförmige ſanfte Abdachung in ein ungeheueres Thal, in das Lager der Huſſiten, welches den ſchrecklichen Anblick des Abgrundes eines plötzlich verſiegten Meeres bot, worin gräuliche Ungethüme in unentwirrbaren Knäueln ſchlummern . . .

Dreihundert der tapferſten Huſſiten, Procop's Leibwache bildend, umgürteten das weiträumige Zelt, in deſſen Mitte ein langer und ſchmaler Feldtiſch ſtand, mit zahlreichen vollen Weinflaſchen und kelchförmigen Bechern bedeckt. Die Zeltwände entlang lieſen ringsherum breite Sitze von aufgeſchichteten Bärenfellen. Oberhalb des Tiſches hing von der Decke herab an einer ſtählernen Kette eine ſiebenflammige Lampe, die ihr unheimliches Licht auf die Geſtalt einer ältlichen Dame warf, welche an der Wand dem Eingange gegenüber, mit zurückgelehntem Haupte, geſchloſſenen Augen, und auf der Bruſt gekreuzten Armen, auf dem Ruheſitze von Bärenfellen zu ſchlummern ſchien.

Die Dame ſchlummerte aber nicht; ſie war nur in tiefes Sinnen verſunken.

Der Thürvorhang öffnete ſich, und der Kopf eines Mannes ſchaute in das Zelt, bog mit leiſen Schritten links um die Ecke des Tiſches, und näherte ſich der ſcheinbar Schlummernden.

Dieſe jedoch erhob ſich plötzlich, und fragte haſtig:

„Schon da?“

„Wer?“

„Procop.“

„Nein. Die Feuerzeichen haben verkündet, daß er von Eger bereits weggeritten iſt, und da er bekanntlich immer mit dem Teufel in die Wette reitet, ſo wird er wohl bald im Lager eintreffen.“

„Zum Siege, ach! zum Siege!“

„Ja wohl, liebe Schwägerin, zum Siege!“

„Leider!“ —

„Leider? Warum leider?“

„Weil jeder Sieg Procop's ihn den Huſſiten theurer, und mich entbehrlicher macht. Doch, gleichviel! Meine Hoffnung iſt ja doch für immer verſchwunden; das Grab gibt ſeine doppelte Beute nicht zurück.“

„Ich verſteh' Euch nicht, Schwägerin.“

„So will ich mich deutlicher erklären; nehmet Platz an meiner Seite!“

Der Mann ſetzte ſich neben die Dame.

„Mein in Gott ruhender Gatte, Nicolaus von Huſſinecz,“ begann die Dame, „Huſſens älteſter Freund, befehligte unter Ziska, und ſtarb vor eilf Jahren, gerade am Chriſttage, zu früh für Böhmens Wohl. Ich ſage Euch, daß er Böhmens Krone trüge, wenn er jetzt noch leben würde.“

„Ja wohl; als die Böhmen vernahmen, daß König Wenzel ihn unter Androhung des Stranges aus Prag verwieſen habe, beſchloſſen ſie, dieſen vom Throne zu ſtürzen, und dem vielgeliebten tapfern Nicolaus von Huſſinecz die Krone auf's Haupt zu ſetzen; mein Weib, Eure Schweſter, erwartete eines Tages ſchon einen Boten mit der Nachricht dieſes freudigen Ereigniſſes; da erſcholl die Trauerkunde ſeines Todes: er ſtarb zu früh für Böhmens Wohl.“

„Und hinterließ mich als kinderloſe Wittwe . . . Hätte mir nicht, während mein Gatte in fernen Landen kämpfte, der Tod mein einziges Kind, meinen einzigen Sohn, am dritten Tage nach ſeiner Geburt, geraubt, ſo würde er jetzt ein Jüngling von ſieben und zwanzig Jahren ſein, und ohne Zweifel ſchon die Krone tragen, die ſein Vater nicht mehr erlebte.“

„Gewiß . . . Der Tod dieſes Kindes war wohl ein großes Unglück.“

„Ach! dieſes Unglück erneuerte ſich,“ äußerte die Dame, als mein Sohn im vorigen Jahre zum zweitenmale ſtarb . . ."

Nach dieſen Worten ſtarrte ſie mit geſenktem Haupte ſeufzend den Boden an.

Eine Pauſe des Schweigens trat ein, während welcher der Mann leiſe den Kopf ſchüttelte, aber nicht ſo unmerkbar daß dieſe Bewegung des Zweifels der Dame entgangen wäre.

„Ihr denket wohl, lieber Schwager, daß ich nicht recht bei Sinnen ſei?"

„Ich muß geſtehen, daß ich Eure Aeußerung unbegreiflich finde; allein . . ."

„Meine Erklärung wird Euch alles begreiflich machen. Ihr wiſſet, daß Huſſitinnen von unternehmendem Geiſte in verſchiedene Länder geſendet wurden, um Anhänger für unſern Glauben zu werben."

„Ja. Ihr zoget nach Augsburg, eine Zweite ging nach Regensburg, eine Dritte nach Nürnberg, und . . ."

„Genug . . . um bequemer mit dem gemeinen Volke zu verkehren, auf welches meine Sendung vorzugsweiſe berechnet war, benützte ich die in Augsburg herrſchende uralte Sage von der Attilahexe, und ſpielte dieſe Rolle lange mit großem Erfolge. Ein zahlreicher Theil der Bewohner bekehrte ſich zu unſerm Glauben."

„Ich erkannte dieß mit großem Vergnügen aus Eurem Munde, da ich kurz vor dem Feſtturniere, in der Vermummung eines Zigeunerhauptmannes, mit treuen Gefährten nach Augsburg kam . . ."

„Und bei dieſem Feſte erſchien ich als Wittwe des Grafen Vorſibry, und Ihr Alle umgabet mich als Edle des böhmiſchen Hofes."

„Es war ein kühnes Unternehmen."

„Erinnert Ihr Euch noch deſſen, Schwager, was zuvor in der Sandgrube geſchah?“

„Sehr gut. Eurem Auftrage gemäß brachte ich Euch einen aus dünnem Drahte geflochtenen, von blanken Goldſtücken ſtrotzenden Beutel, und in einem verſiegelten Umſchlage befindliche Papiere, die ich mit einem handbreiten ſchwarzen Lammfelle umwickelte, um ſie vor Näſſe zu bewahren. Den Inhalt dieſer Papiere kannte ich nicht; mein Weib holte ſie in dem von Euch bezeichneten Verſtecke in Eurem Schloſſe.“

„Dieſe Papiere enthielten den Taufſchein meines verſtorbenen Sohnes, und einige andere Familienurkunden.“

„Den Taufſchein?“

„Ja. Ihr wundert Euch? Gebt Acht, was ich Euch ſage. Ich beſuchte eines Morgens eine kranke huſſitiſche Wittwe, und ſaß tröſtend an ihrem ärmlichen Bette, als plötzlich ein ſchöner Jüngling eintrat, den die Wittwe freudig mit den Worten begrüßte: „„Guten Morgen, lieber Meiſter Walfried!““

„Walfried! ... Walfried! ... Hieß nicht jener Jüngling Walfried, mit dem Ihr in die Sandgrube zu uns kamet?“ fragte der Schwager die Dame.

„Ja, der nämliche Jüngling war's, der in die Stube der Huſſitin trat, um ihr Arzenei zu bringen; denn er diente bei dem alten Meiſter Bernauer, Bader in Augsburg, Vater der berühmten, ſchönen Agnes Bernauer, die bei dem Bankette Eure Bewunderung weit mehr feſſelte, als ...“ fügte die Dame lächelnd bei, „meine Schweſter es gebilliget hätte, wäre ſie eine Augenzeugin Eurer Begeiſterung geweſen.“

„Ihr ſcherzet, liebe Schwägerin; ich bewunderte wohl mit Recht die Schönheit der Agnes Bernauer, aber die

Begeiſterung mußte ich dem Herzoge Albrecht überlaſſen, und den Meiſter Walfried, der vermummt in Eurem Gefolge ſich befand, beneidete ich nicht um ſeine Eiferſucht.“

„Ah! Ihr habet ſie bemerkt! . . . Bei dem Anblicke Walfried's, als er in die Stube trat, war ich wie vom Donner gerührt; er glich Zug für Zug meinem Gatten, zur Zeit, da dieſer mir als Bräutigam am Altare die Hand reichte. Wäre mein Sohn vor ſeinem Tode auch nur einen Augenblick von meiner Seite gekommen, ſo hätte ich geglaubt, er ſei ausgetauſcht worden . . .“

„Ein Spiel der Natur alſo! Ein Werk des Zufalles!“

„Ja . . . Iſt Euch dieſe Aehnlichkeit nicht aufgefallen, als Ihr ihn ſahet?“

„Ich kannte meinen Schwager in ſeiner Jugend nicht, und in der letzten Zeit ſeines Lebens hatten die Anfälle eines heftigen Zehrfiebers, als ich ihn kennen lernte, ſeine Züge bereits ſo entſtellt, daß ihn ſelbſt ſeine beſten Freunde kaum mehr erkannten.“

„So iſt's . . . Als Walfried fortgegangen war, erkundigte ich mich nach ſeinen Verhältniſſen und hörte, ſeine Heimath im bayeriſchen Walde ſei vor vier Jahren von den Huſſiten mit Feuer und Schwert zerſtört worden; man habe ſeinen Vater, einen Sacriſtan, und ſeine Mutter, in die Flammen geworfen. Bei dieſem Ereigniſſe ſei auch ſein Taufſchein verbrannt, wie mir die kranke Wittwe erzählte, und dieß ſchmerze ihn um ſo mehr, als er dadurch gehindert ſei, wirklicher Meiſter in Augsburg zu werden, und um die Hand von Bernauers Tochter ſich zu bewerben.“

„Dieß war's, was Ihr mir zur Antwort gabet, als ich Euch vor drei Jahren, bei der Heimkehr von Augsburg, nach der Herkunft Walfrieds fragte.“

„Auch erzählte ich Euch, daß ich ihn aus dem Kerker befreite, und dadurch vom Tode rettete. Nun vernehmet noch, was ich Euch damals verſchwieg, und bis zu dem letzten Momente der Ausführung oder des völligen Mißlingens verſchweigen wollte.“

Frau von Huſſnecz verſtummte einen Augenblick, wie um einen tiefen Seufzer zu bewältigen, und fuhr dann fort:

„So wie ich hörte, daß Walfried keinen Taufſchein habe, tauchte der Gedanke in mir auf, ihn . . . für meinen Sohn auszugeben, der mir von einer bettelnden Zigeunerin aus der Wiege geſtohlen wurde. Ich wollte den Wiedergefundenen in das Lager der Huſſiten führen, unter denen alle älteren Anführer, die meinen Gatten noch als Jüngling kannten, Walfried ohne Bedenken für den Sohn desſelben gehalten hätten, denn eine ſolche Aehnlichkeit mußte jeden Zweifel löſen.“

„Ein gewagter Plan, fürchte ich, wenn irgend ein Zeuge vom wirklich erfolgten Tode Eures Sohnes lebt.“

„In dieſem Falle würde ich erwiedern, daß ich es aus Furcht vor dem Jähzorne meines Gatten nie gewagt hätte, ihm den Raub des Kindes zu geſtehen; daß ich noch in derſelben Nacht meinem vertrauten alten Diener Stanislaus, der jetzt längſt ſchon in der Erde ruht, den Auftrag ertheilte, eines von den zahlloſen Kindern zu holen, welche zur Zeit der damaligen gräßlichen Hungersnoth geſtorben waren, und von ihren Eltern, den armen Landleuten, auf Kreuzwege in Wäldern gelegt wurden; dieſes Kind habe ich als das meinige feierlich beerdigen laſſen . . . Ich denke, daß in dieſer Erklärung viel Glaubwürdiges liege.“

„Allerdings; wie nahm Walfried die freudige Nachricht auf, ſeine Mutter wieder gefunden zu haben?“

„Mit ſtiller, anfangs ſogar mit zweifelnder Rührung;

mag nun die Frau des Sacriſtans ſeine Mutter geweſen ſein, oder nicht, er liebte ſie doch als ſeine Mutter, wie jedes Kind die Frauensperſon liebt, von der es liebevoll gepflegt wird, wenn ſie auch nicht ſeine Mutter iſt, und oft mehr als dieſe liebt, wenn dieſe nur zeitweiſe um das Kind ſich bekümmert . . . Ich ſetzte Walfried von dem Geheimniſſe ſeiner Geburt, das heißt: von meinem Hirngeſpinnſte, erſt an dem Tage in Kenntniß, an welchem er Augsburg, wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit, verlaſſen mußte. Der Taufſchein ſchien ihm das Liebſte an der ganzen Sache zu ſein; er träumte ſich noch einen Augenblick in die ſchöne Zeit der Hoffnung zurück, vermittelſt ſeines Taufſcheines Meiſter, und überſeliger Gatte der ſchönen Agnes Bernauer werden zu können.“

„Walfried, mein lieber Sohn,“ ſagte ich zu ihm, „Du biſt zu etwas Höherem beſtimmt: Du ſollſt Oberfeldherr der Huſſiten, und in kurzer Zeit König von Böhmen werden!“

„O! Mutter,“ erwiederte er lachend, „wo denkt Ihr hin! Ich müßte ein ſauberer Oberfeldherr ſein!“

„Sei unbekümmert! Die ſchlachtenkundigſten Führer, alte Freunde Deines verſtorbenen Vaters, werden Dir als Rathgeber beiſtehen!“

„Da müßte ich wohl den huſſitiſchen Glauben annehmen?“ fragte er.

„Ei freilich.“

„Daraus wird nichts, Mutter,“ verſetzte er raſch; „ich bin im katholiſchen Glauben erzogen, und werde ihn wegen irdiſcher Vortheile nicht verläugnen.“

„Auch dann nicht, wenn Du von Gott berufen biſt, ein ganzes Reich vom Untergange zu retten?“ wendete ich ein.

„Walfried . . . ich nannte und nenne ihn noch immer ſo, obgleich er nach Inhalt ſeines Taufſcheines Waldemar heißt, . . .“ ſchüttelte den Kopf und antwortete:

„Ich fühle nichts von einem ſolchen Berufe in mir; wär' ich Meiſter Bader in Augsburg, und Agnes mein Weib, ſo würde ich weder König noch Kaiſer beneiden.“

„Entſage dieſer eitlen Hoffnung, lieber Sohn; Du kannſt Agneſens Liebe zu Albrecht nur durch eine Königskrone aus ihrem Herzen blenden.“

„Nicht einer Krone will ich ihre Liebe verdanken,“ entgegnete Walfried; „gelingt es Euch aber, Mutter, Agnes zu bewegen, daß ſie mir, dem Ritter Waldemar von Huſſinez, die Hand am Altare reicht, dann bin ich bereit, Alles zu thun, was Ihr verlanget, unbeſchadet meiner ritterlichen Ehre.“

„Wohlan, es ſei!“

„Während Ihr mit dem Glücke meines Herzens Euch beſchäftiget, will ich mir in Frankreich durch kühne Thaten die Ritterſporen verdienen. Sobald Ihr, nach einem halben Jahre, meine Heimkehr für nöthig erachtet, um meine Vermählung mit Agnes zu feiern, ſo laßt mir durch irgend einen Mann, der aus Deutſchland in das Lager des Königs Karl VII. von Frankreich zieht, Botſchaft thun.“

„Hierauf umarmte er mich ohne beſondere Rührung, und ſchied. Die Stimme der Natur regte ſich nicht in ihm . . .“

„Wie ging's Euch mit der Agnes, liebe Schwägerin, von der Ihr ſprachet?“

„Alle meine Bemühungen waren vergebens; Rathſchläge, Ermahnungen, Warnungen, Weiſſagungen, Zauberkünſte, . . . Alles fruchtlos verſucht. Da ſie nicht die Gemahlin des Herzogs Albrecht werden könne, wolle ſie im jungfräulichen Stande bei ihren Eltern verbleiben, und nach dem Tode derſelben in ein Kloſter gehen.“

„Was hörtet Ihr von Walfried?“

„Im Herbſte des vorigen Jahres kehrte ein böhmiſcher Ritter aus Frankreich zurück, der im Heere der Engländer diente. Er ſuchte mich auf, um mir zu erzählen, daß er in den feindlichen Reihen der Franzoſen einen tapfern Jüngling erblickt habe, der meinem verſtorbenen Gatten, ſo wie dieſer in ſeiner Jugend war, ſprechend ähnlich ſah. Dieß ſei zu Beaurevoir geweſen, wo die gefangene Jungfrau von Orleans durch einen Sprung aus dem Thurme, worin ſie eingeſperrt war, ſich retten wollte. Gefährlich beſchädiget fiel ſie in die Gewalt der Engländer, aber erſt nach einer raſenden Vertheidigung eines Häufleins ihrer treuen Anhänger, unter denen der erwähnte Jüngling Wunder der Tapferkeit gethan habe, bis er, nach eigenhändiger Tödtung zweier engliſchen Feldherren, blutend auf die Erſchlagenen hingeſunken ſei.

„Nun wiſſet Ihr,“ ſchloß die Dame, „wie's geſchah, daß mein Sohn *zum zweitenmale geſtorben*, und dadurch für ihn die Krone, für uns Beide, lieber Schwager, die Herrſchaft Böhmens verloren iſt.“

Mit dieſen Worten erhob ſich die Dame von ihrem Sitze und ging mit verſchränkten Armen zwiſchen Tiſch und Zeltwand auf und ab.

Auch der Mann, welchen die Dame ihren Schwager nannte, ſtand auf, und wollte ſie, . . . wenigſtens verrieth dieß ſeine bedenkliche Miene, . . . durch eine ausführliche Darſtellung der bei dem Vollzuge eines ſo verwegenen Unternehmens drohenden Gefahren tröſten, als haſtige Sporen vor dem Eingange des Zeltes klirrten, und in demſelben Momente der gräuliche Procop der Große ſo behend in das Zelt trat, wie oft in Märchen der Teufel aus einer ſpiegelglatten Marmorwand urplötzlich mitten in einen prunkvollen Bankettſaal ſpringt . . .

5.

„Guten Morgen, edle Dame!“ rief er mit ſeiner rauhen, kreiſchenden Stimme, und fügte bei, zu dem Manne ſich wendend:

„Oberſt Ladislaw, laſſet die Wagenburg auf die Ebene vor dieſem Zelte in die Schlachtlinie bringen!“

Ladislaw verbeugte und entfernte ſich.

„Nicht ſo eilig, Oberſt,“ fuhr Procop fort: „ſtärket Euch zuvor mit einer Flaſche Wein: denn auf der Treibjagd, die ich mit Tagesanbruch beginnen will, werden wir zum Trinken keine Zeit mehr finden.“

Während er dieſe Worte ſprach, füllte er alle Becher auf dem Tiſche mit Wein, und ſtürzte haſtig einen nach dem andern hinunter.

Procop war ein Mann von mittlerer Größe und ungewöhnlich breiten Schultern, zwiſchen denen ein dicker, ſtruppiger Kopf mit einer Habichtsnaſe, und kleinen blitzenden Augen emporragte; er hatte ein rabenſchwarzes Geſicht, ſo daß man von ihm zu ſagen pflegte: „in uno Bohemo milite centum esse Daemones.“*) Er ſtammte aus einer böhmiſchen adeligen Familie ab, und erhielt von Einigen den Beinamen Smahors. Der Bruder ſeiner Mutter, ein Herr von Woda, oder von Aqua, wie ihn Pantaleon in ſeiner Geſchichte berühmter Männer nennt, nahm ihn an Kindesſtatt an, und ließ ihn ſtudiren. Hierauf machte er eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien, und in das gelobte Land, und ging nach ſeiner Heimkehr, auf das Zureden ſeiner Verwandten, in ein Kloſter. Allein dieſe ſtille, einförmige Lebensweiſe behagte ihm ſo wenig, daß er ſie mit dem Kriegshandwerke vertauſchte, und unter Ziska Dienſte nahm, der ihn wegen ſeines militäriſchen Scharfblickes und ſeiner wilden Tapferkeit, zum Nachfolger in der Oberfeldherrnwürde empfahl. Nach Ziska's Tode, der ihn oft den deutſchen Herkules nannte, wurde er wirklich von der Mehrzahl der Taboriten zum Feldherrn erwählt, und rechtfertigte dieſe Wahl durch zahlloſe Siege. Er wurde auch der Geſchorene, — Holy, rasus — genannt, weil er früher ein Mönch war, nach der Meinung des Fabricius aber geſchah dieß deßhalb, weil er ſich und allen ſeinen Soldaten, zur Verachtung der Geiſtlichen, eine Platte ſcheren ließ.

---

*) „In einem böhmiſchen Soldaten ſeien tauſend Teufel.“

Procop trug einen ſpiegelhellen, ſtahlblauen Panzer, und auf jeder Seite ſeines Helmes einen Adlerflügel, wodurch er in den Schlachten einer fernhin ſichtbaren leuchtenden Heeresſäule glich.

„Seid willkommen, Procop!“ erwiederte die Dame ſeine Begrüßung, ergriff einen von den gefüllten Bechern, ſtieß mit ihm an, und ſagte:

„Auf Euer Wohl!“

„Und auf das Verderben des Kaiſers und des Reichsheeres!“ fügte der Feldherr bei.

Die Dame nickte bejahend, und ſtieß zugleich auch mit ihrem Schwager an.

„Ich verſteh' Euch, Procop,“ ſagte die Dame; „Euer Trinkſpruch hat mir eine Frage beantwortet, bevor ich ſie an Euch ſtellte. Die Unterhandlung mit dem Kaiſer iſt alſo abgebrochen?“

„Völlig geſcheitert, edle Dame, völlig geſcheitert,“ verſetzte Procop. „Der glattzüngige Sigmund hat die böhmiſchen Stände nach Eger gelockt, unter dem Vorwande eines Verſuches gütlicher Ausgleichung der alten Zerwürfniſſe, im Grunde aber nur, um unſere Abſichten zu erforſchen, Zeit zu gewinnen, und mich zu hindern, die nöthigen Anſtalten gegen die Aufſtellung des Reichsheeres zu treffen. Der Kaiſer nahm die Backen gewaltig voll, als er mit dem Reichsheere drohte; er ſah wahrhaftig aus, als ob ſeine Reichstaſchen weit genug wären, mit einem einzigen Griffe alle Huſſiten hineinzuſtecken.“

Procop machte eine kurze Pauſe, die er zum Trinken verwendete; dann fuhr er fort:

„Mein höhniſches Lächeln mußte ihn aus der Faſſung gebracht haben, denn er vergaß ſich ſo weit, zu ſagen, daß fortan für die Huſſiten nur Heil in ſeiner Gnade zu finden ſei, und wollten wir dieſe nicht anflehen, ſo möchten wir uns aus ſeinem Angeſichte entfernen, und unſerer Vernichtung durch das Reichsheer gewärtig ſein.“

Der Feldherr verſtummte wieder, fuhr mit der Hand ſinnend über die Stirne, und ſprach:

„„Ladislaw, geht jetzt, und ordnet die Wagenburg. Ich verheiße Euch einen der glorreichſten Siege, der jemals von Huſſitenwaffen errungen wurde.“

Ladislaw entfernte ſich raſch, und bald darauf hörte man ein fernes dumpfes Raſſeln der Wagen, wie das Rollen des Donners.

„Und was habt Ihr dem Kaiſer geantwortet?“ fragte Frau von Huſſinecz mit einem forſchenden Blicke.

„Die Augen aller Anweſenden waren auf mich gerichtet,“ erwiederte Procop; „ich mußte dem kalten Hohne, der Selbſtbeherrſchung, der Mäßigung entſagen, um nicht eingeſchüchtert, wankend, vielleicht gar feige zu erſcheinen, und dadurch der Zuverſicht meiner tapferſten Kampfesgenoſſen und meines ganzen Heeres zu ſchaden. Uebrigens war dieß eine leichte Aufgabe für mich: ich brauchte nur meinem angebornen Ungeſtüme die Zügel zu laſſen. Stolz legte ich meine linke Hand an den Griff meines Schwertes, trat zwei Schritte vor, dem Kaiſer mich nähernd, der auf einem alten goldgeſtickten Lehnſtuhle von purpurrothem fadenſcheinigen Sammet ſaß, ſtreckte meine rechte Hand gegen ihn aus, und ſprach:

„Die Huſſiten können, wenn ſie auch wollten, in Eurer Gnade, Sigmund, ihr Heil nicht ſuchen und nicht finden; denn Eure Gnade und Euer Kaiſerwort ſind mit dem armen Huß verbrannt worden. Die Scheiterhaufen von Huß und Hieronymus brennen aber noch immer fort, iſt auch ihre Aſche längſt ſchon in alle Winde geſtreuet . . . Eure Drohung mit unſerer Vernichtung durch das Reichsheer, iſt übrigens wohl nur ein kaiſerlicher Scherz; denn für ſo ſchwach halte ich Euer Gedächtniß nicht, daß Ihr Euch nicht mehr erinnern ſolltet, was aus Euern Reichsheeren geworden iſt, die Ihr bisher auf die Schlachtbank der Huſſiten geliefert habt; freilich habt Ihr dießmal ein großes und tapferes Heer gegen uns gehetzt; denn bloß die Kreuzſoldaten des Cardinals Julian verbrannten bei zweihundert Dörfer; aber ich ſage Euch, dieſes Heer wird das ſchmachvolle Loos aller früheren theilen . . . Eben ſo wenig möget Ihr vergeſſen haben, daß ich vor drei Jahren die Vorſtädte von Preßburg in Ungarn verbrannte, und daß Wien nur durch die Donau gerettet wurde. Verlaſſet Euch aber ja nicht zum zweitenmal auf den Beiſtand dieſes Stromes, denn das Waſſer iſt ein trügeriſches Element, und ich gedenke mitten im ſtrengſten Winter über ſeinen zu Eis erſtarrten Rücken hinzuſtürmen, um Eure Hauptſtadt Wien durch Feuer und Schwert von der Erde zu vertilgen. Und ſomit Gott befohlen!“ “

„Sigmund ſaß leichenblaß da, und ſprach kein Wort; ich ſah die Finger an ſeinen Händen zittern, die auf den beiden Armen ſeines Lehnſtuhles ruhten. Wir ſchwangen uns auf unſere Roſſe, und ſprengten zu den Thoren von Eger hinaus, wie vom Sturmwinde fortgewirbelt . . .“

„Ihr habet wohl gethan, Procop,“ erwiederte die Dame, „nach dieſer trotzigen Rede die erſte Beſtürzung des Kaiſers zur ſchleunigſten Eile zu benützen, bevor der meineidige Sigmund das Euch gewährte ſichere Geleit brechen, und Euch und Eure Gefährten dem Henker überliefern konnte.“

„Ihr täuſchet Euch, edle Frau, wenn Ihr glaubet, Procop werde in die Falle des Verrathes gehen, wie unſer Apoſtel Huß. In dem Momente, da der Kaiſer den Befehl ertheilt hatte, uns zu verhaften, würde ein junger Mann aus ſeiner Umgebung, ein heimlicher fanatiſcher Anhänger der Huſſiten, ihn mit einem Dolche durchbohrt, und ſomit freiwillig für die gute Sache ſich aufgeopfert haben. Ich ſah, wie er während meiner kühnen Sprache die rechte Hand auf ſeiner Br[illegible] unter dem Mantel ballte, das Heft des Dolches kräftig packend. Wir hätten im Tumulte des allgemeinen Schreckens, vielleicht ſogar den Rächer des Treubruches rettend, uns ächt huſſitiſch durchgehauen.“

„Eure Tapferkeit, Procop,“ verſetzte die Dame, „wird in der nahen Schlacht ein weites Feld finden.“

„Und ein leichtes Spiel, ſag' ich Euch; denn ich habe mich überzeugt, daß das Reichsheer, mit unbedeutender Aenderung, ſeine Stellungen nach jenem Plane wählte, von welchem der Herzog Ernſt von Bayern vor drei Jahren auf einem Feſtbankette zu Augsburg, mit Euch, der vermeintlichen Gräfin-Wittwe Borſibry von Swinar, ſo vertrauensvoll geſprochen hat. Wenn die Söldlinge des Reichsheeres nicht flüchtigere Füße haben, als die Huſſiten, ſo werden wohl nur Wenige von ihnen die Kunde ihrer ſchmachvollen Niederlage nach Deutſchland bringen ... Der Teufel hole ſie Alle!“ fügte er bei, indem er einen Becher Wein auf ihr Verderben hinunterſtürzte.

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort:

„Schade, daß Euer Sohn nicht mehr lebt ... Die Krone Böhmens könnte ihm nicht entgehen, wie ſie auch ſeinem braven Vater nicht entgangen wäre, hätte ihn nicht der Tod durch den unglücklichen Sturz ſeines Pferdes weggerafft. Es iſt aber noch nicht aller Tage Abend ... Ich weiß, daß eine geheime Verſchwörung des katholiſchen Adels von Böhmen gegen mich beſteht, deren Oberhaupt der Ritter Meinhard von Neuhaus iſt. Nach der Wegräumung dieſes letzten Hinderniſſes, werde ich, wenn Ihr Euch entſchließen möget, mir, dem ſchwarzen Ungethüme, die Hand zu reichen, wenn auch nur zum Scheine zu reichen ... den Thron von Böhmen mit Euch, als Böhmens Königin, freudig theilen.“

Frau von Huſſinecz nickte lächelnd, und wollte antworten, als weithin die gräßlichen Töne der huſſitiſchen Schlachthörner durch die geſpenſtiſchen Nebelflöre des anbrechenden Tages gellten, ſchaudervolle Töne, wie die Wehſchreie vorſündfluthlicher Ungeheuer.

„Laſſet es Euch belieben, edle Frau,“ ſagte Procop, „Euern Zelter zu beſteigen, und an meiner Seite zu halten, bis die Huſſiten vorübergezogen ſind; der Anblick unſerer Eintracht wird ihre Begeiſterung erhöhen.“

Procop und Frau von Huſſinecz verließen das Zelt.

6.

Gleich einer Feſtung auf Rädern ſtand die Wagenburg der Huſſiten auf jener Ebene, die nur ein Föhrenwald vom Reichsheere trennte, aus dreitauſendſechshundert durch doppelte eiſerne Ketten unter ſich verbundenen Wagen gebildet, aus deren Lücken Feuerſchlünde gähnten, von zahlloſen Lanzenſpitzen überragt. Im Innern dieſes lautloſen Bollwerkes, wie im Bauche des trojaniſchen Pferdes, war Procop der Große mit ſeiner Leibwache von dreihundert der Tapferſten, war der Kern des huſſitiſchen Heeres, und die Uebrigen lagen unſichtbar in den Wäldern der beiden Flanken.

Siegesſtolz ſchon vor dem Siege, zog das unermeßliche Reichsheer zum Angriffe heran; die blanken Harniſche wiederſpiegelten die Frühlichter der Sonne, daß es den Augen ſchmerzlich fiel, ihren Glanz zu ertragen.

Schon in einer Entfernung von mehr als tauſend Schritten, fühlte ſich das Reichsheer von einem unwiderſtehlichen Ekel befallen, durch einen Modergeruch veranlaßt, dem durch die Luft verdünnten Verweſungsdunſte vergleichbar, welcher in der Nähe von Waſenmeiſterſtätten aus den Verſenkgruben der Aeſer aufſteigt. Selbſt die Roſſe ſchüttelten ſchnuppernd die Köpfe, und wollten nicht vorwärts. Nur jene Söldlinge, die ſchon früher gegen die Huſſiten zu Felde zogen, kannten die Urſache dieſes Peſtgeruches. Die Mehrheit von zahlloſen Tauſenden der ſengenden, brennenden, mordenden und plündernden Huſſiten, beſtand aus einem hemdenloſen Geſindel mit nie gereinigten Leibern, angethan mit blutbefleckten, mordbranddurchräucherten Fetzen, die ſie bei Tag und Nacht nicht ablegten, weil das Wiederanziehen der zerfallenden Stücke eine Unmöglichkeit geweſen wäre; doch das Gräulichſte des dadurch nothwendigerweiſe entſtandenen widrigen Geruches, entſprang aus jener eigenthümlichen Ausdünſtung, die man bei dem Eintritte in die reinlichſten Zellen der Wahnſinnigen ſpürt, eine Folge des raſtloſen Einwirkens der überſpannten, unnatürlichen Thätigkeit des Geiſtes auf den Körper, eines andauernd krankhaften Zuſtandes, den die Fanatiker mit den Wahnſinnigen gemein haben . . .

Das Reichsheer unternahm mit geſammter Kraft einen Sturm auf die Wagenburg der Huſſiten, doch mit ebenſo nichtiger Wirkung, wie das Branden der Meereswogen an Felſenriſſen. Die Feuerſchlünde ſchmetterten die Angreifer nieder, anſprengende Roſſe ſtürzten geſpießt unter ihren Reitern zu Boden; als die Kräfte der vergeblich Stürmenden bereits halb erſchöpft waren, donnerten plötzlich die Scheinthore der Wagenburg auf, und mit einem ſo entſetzlichen Geheule, daß man hätte meinen mögen, das Blut in den Adern müſſe vor Grauen darob zu Eis gerinnen, ſtürzten die Huſſiten mit dem raſenden Geiſte eines unwiderſtehlichen Grimmes hervor, als ob die Hölle ihre ehernen Pforten zerſprengt, und alle ihre Teufel auf die Erde geſpien hätte . . .

Die aus aller Herren Länder vom Schickſale zuſammengewürfelten Söldlinge des Reichsheeres, ſtoben ſammt ihren prahleriſchen Rittern in wilder Flucht auseinander, wie Spreu im Winde, und wurden in ganzen Maſſen aufgerollt, gleich ſturmgepeitſchten Staubwolken. Damit nichts ihre Flucht hemme, warfen ſie alle Waffen weg, und zerriſſen ihre Fahnen. Bei Rieſenburg, einem drei Viertelſtunden von Tauß entfernten Orte, wollte Cardinal Julian mit ſeinen Kreuzſoldaten die Fliehenden ſammeln, und einen Augenblick Stand halten; aber dieſes mordbrenneriſche Geſindel wurde von den nachſtürmenden Huſſiten, mit

Procop und ſeinen dreihundert Auserleſenen an der Spitze, ſpurlos weggefegt. Alles Feldgeräthe, dreitauſend ſchwer beladene Wagen, die meiſten derſelben mit vierzehn Pferden beſpannt, zahlreiche unter ihnen mit Geld und Koſtbarkeiten angefüllt, und hundertfünfzig ſchwere Feuerſchlünde nebſt eilftauſend Gefangenen, fielen den Siegern in die Hände. Auch erbeuteten ſie den ganzen unermeßlichen Pulvervorrath der Fliehenden; da dieſen ein ſcharfer Nordoſtwind in den Rücken ſtrich, zündeten die Huſſiten dieſes Pulver an, um durch den hölliſchen Donner die Todesangſt der Haſenfüßigen zu ſteigern, durch die berghochqualmenden Rauchwolken die ohnehin ſchon Athemloſen zu erſticken, und dadurch die ermüdende Arbeit des Würgens ſich zu erleichtern. Dennoch erſchlugen ſie mehr als zwölftauſend, und jagten die Uebrigen nach Deutſchland zurück, wo ſie die erſte freie Pauſe zu den leidenſchaftlichſten wechſelſeitigen Vorwürfen und Beſchuldigungen benützten . . . Das alte Bild der deutſchen Einigkeit! . . .*)

Das Hauptheer wurde auf die Nachhut zurückgeworfen, die unter dem Oberbefehle des Herzogs Albrecht von Bayern, um nicht wie von einem einſtürzenden Gebirge zermalmt zu werden, in beflügelter Eile rechtshin ausweichen mußte, den reißenden Strom der Fliehenden nicht zu ſtauen. So wurde die Nachhut der zuerſt Siegesſtolzen, nun auch die Nachhut der Fliehenden, deren Rückzug mit glänzender Tapferkeit deckend. Glorreich kämpfte Herzog Albrecht, der Sattelboger mähte unter den hagern Huſſiten, und der Ritter in der ſchwarzen Rüſtung mit dem blutrothen Helmbuſche, tobte im Kampfe, wie der raſende Ajar.

---

*) Hiſtoriſch.

Als Procop mit der Schaar ſeiner Würgengel vorüberbrauſete, ſprengte ihm Hugo von Falkenſtein querfeldein entgegen, ſtand in den Steigbügeln auf, hielt das Schwert hoch empor, und rief ihm herausfordernd zu:

„Steh, Procop, ſteh, ſteh!“

Doch Procop wies lachend ſeinen Gefährten mit dem Finger den kecken Gegner, und ſprach:

„Der ſchwarze Mann dort mag wohl ein Narr ſein!“

Dann jagte er unbekümmert vorüber.

Bald wurde auch die Nachhut von der allgemeinen Flucht fortgeriſſen, wie alle beweglichen Gegenſtände, die von der Strömung eines über ſeine Ufer brauſenden Fluſſes erreicht werden.

Inzwiſchen hatte Blaſius in Kötzting ſo viel Fleiſch ſieden und braten laſſen, als er für nöthig erachtete, um zwei- bis dreihundert Ausreißer zur Mittagszeit zu füttern, auf deren Eintreffen er ſelbſt für den höchſt unwahrſcheinlichen Fall eines von dem Reichsheere erfochtenen Sieges mit Zuverſicht rechnete. Wie friedliche Kanonen waren die Fäſſer mit dem damals für köſtlich erachteten Biere von Cham gefüllt, bereits durſtlöſchfertig aufgeprotzt, und eben ſchnitt Blaſius in ſeiner großen Bretterbude mit einem langen ſchmalen, ſcharfen Meſſer dünne Brodſtückchen, als zu ſeinem größten Erſtaunen der alte Landsknecht Gerhard auf einem ſtattlichen Ritterpferde mit verhängten Zügeln über den Marktplatz heranſprengte.

Blaſius traute kaum ſeinen Augen.

„Gott'sblitz!“ fragte er, „wie kommt Ihr zu dieſem ſchönen Pferde, und wie kommt das Pferd mit Euch nach Kötzting?“

„Du haſt es errathen, Blaſius, das Reichsheer iſt geſchlagen, und in voller Flucht. Als ich dieß ſah, dachte ich: je nun, ich allein kann es doch nicht ändern; da fing ich ein herrenloſes Ritterpferd, ſchwang mich in den Sattel, und . . , da bin ich.“

„Ei, ei, ei!“

„Gib mir ſchnell zu Eſſen und zu Trinken; inzwiſchen will ich mein Pferd füttern; dann nehme ich das Geld mit, welches ich Dir anvertraute, und ziehe gemüthlich voraus nach München zu meiner Alten, bevor die Andern nachkommen.“

„Was für ein Geld wollet Ihr denn mitnehmen?

„Wie Du nur ſo dumm fragen kannſt! Das Geld welches ich Dir gab, damit Du es meinem Weibe heimbringen mögeſt.“

„Ihr habet mir Geld übergeben?“

„Ja doch; biſt Du denn verrückt?“

„Wo gabet Ihr es mir?“

„Geſtern, im Lager, in einem ledernen Beutel.“

„Ah! Ah! richtig, jetzt fällt es mir ein. Da . . . da habet Ihr Euern ledernen Beutel.“

Er öffnete eine kleine mit Eiſen beſchlagene Truhe, zog den ledernen Beutel heraus, und reichte ihn Gerhard.“

„Sehet nur, Gerhard,“ ſagte er, „wie viele Beutel mit anvertrautem Gelde in dieſer Truhe liegen; aber ich habe ein ſo ſchwaches Gedächtniß, daß es mir durchaus nicht mehr einfällt, von wem ich ſie bekommen habe, und was ich damit thun ſoll. Es iſt ein wahres Glück, daß Ihr Euer Geld ſelbſt geholt habet; wäret Ihr nicht mehr gekommen, ſo hätt' ich wahrſcheinlich geglaubt, es gehöre mein. Mein Gott, einem Gewerbsmanne, der vor Arbeit nicht weiß, wo ihm der Kopf ſteht, iſt eine ſolche Vergeſſenheit leicht zu verzeihen.“

„Allerdings, allerdings!“ verſetzte Gerhard, und murmelte für ſich, während er ſein Pferd abzäumte, und es in eine nahe Scheune führte, wo er es fütterte:

„Wart nur, Du rothbrüchiges Diebsgeſicht!“

Bei ſeiner Rückkehr nahm er an einer langen Tafel Platz, die aus ungehobelten Brettern beſtand, welche auf Holzblöcken und Fäſſern lagen, und ließ ſich Braten, Bier und Wein weidlich munden.

„Wie ſteht's, Gerhard,“ fragte Blaſius, „werde ich heute wohl noch einige Gäſte bekommen?“

„Einige?“ antwortete Gerhard, „viele Tauſende, ja, viele Tauſende! Die Trümmer des Reichsheeres rennen wie beſeſſen auf den beiden Hauptſtraßen dahin, über Eſchelkam und Furth am Walde nach Cham; und über Neukirchen nach Kötzting, und zwiſchen beiden, und rechts und links von beiden Straßen durch Dick und Dünn. Du wirſt ſehen, daß in wenigen Stunden der ganze Rosbacherwald da drüben lebendig wird. Laß alle Ochſen, Kühe, Kälber, Gänſe, Enten und Hühner von ganz Kötzting ſchlachten, an Abſatz wird es Dir gewiß nicht fehlen, und alle Deine Fäſſer werden ausgetrunken; aber ich rathe Dir wohlmeinend, Deine kleine Truhe mit den anvertrauten Beuteln voll Geld zuvor in Sicherheit zu bringen, bevor Leute kommen, die Dir einen unlieben Ueberſchlag über Dein ſchwaches Gedächtniß machen, und, wohlgemerkt, keinem einzigen Soldaten des Reichsheeres, ohne Unterſchied, Speiſe oder Trank zu geben, ohne vorher die Bezahlung erhalten zu haben.“

„Pah! ſo dumm bin ich nicht; da geſchähe mir gerade Recht!“ entgegnete Blaſius.

Und alſogleich ſendete er müßige Jungen, die in Menge ſeine Bude gaffend umſtanden, mit der Nachricht durch den Markt, daß er alles Schlachtvieh und Geflügel, alles Brod und Gemüſe, kurz, Lebensmittel aller Art, ſogleich kaufe und ſogleich baar bezahlte.

Während des dadurch entſtandenen rührigen Treibens, beſtieg Gerhard ſein Pferd, und trabte um die Ecke der Bude.

„Haltet, Gerhard! die Zeche! die Zeche!“ rief ihm Blaſius zu.

„Was fällt Dir ein, Blaſius? Hab' ich Dich nicht erſt gewarnt, von jedem Soldaten des Reichsheeres vorher Dich bezahlen zu laſſen? Gabſt Du mir nicht zur Antwort: ſo dumm ſeieſt Du nicht, und es geſchähe Dir gerade Recht? Wenn Dir Recht geſchieht, ſo kannſt Du Dich ja über kein Unrecht beklagen. Tröſte Dich alſo mit Deinem ſchwachen Gedächtniſſe, mittelſt deſſen Dir dieſe Zeche bald aus dem Kopfe kommen wird.“

„Ei, Ihr loſer Schalk,“ erwiederte Blaſius lachend, „ſo reitet mit Gott heim, und grüßet mir mein Weib; Eure Zeche müſſen heute ſchon Andere bezahlen.“

Gerhard ritt mit einer ſpöttiſchen Miene fort, und zwei Stunden ſpäter ſah man die Spitzen des fliehenden Reichsheeres heranſtrömen.

In Straubing ſchied Ritter Hugo von Falkenſtein vom Herzoge Albrecht, und kehrte über Regensburg, Ingolſtadt, Donauwörth und Ulm nach Baſel zurück.

Herzog Albrecht hatte in dieſem Feldzuge ſein ganzes Gepäck verloren, und einen ſo großen Schaden erlitten, daß er bei ſeiner Ankunft in München Geld von den Juden borgen mußte; ſie liehen ihm aber nur zweihundert Gulden. *)

---

*) Hiſtoriſch. (Krenner, 1, 68.)

7.

Voll gerechten Unwillens über die allgemeine Niederlage des Reichsheeres, verließ Albrecht nach wenigen Tagen den Hof ſeines Vaters, und zog nach Vohburg, einem Schloſſe auf einer Anhöhe an der Donau, der Reſidenz der ehemaligen Grafen von Vohburg, welche die markgräfliche Würde auf dem Nordgaue bekleideten, und 1204 mit Berthold IV. ausſtarben. In dieſem Schloſſe feierte Kaiſer Lothar III. ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter von Otto dem Erlauchten, im Jahre 1246, und ſiebenzig Jahre ſpäter hielt Ludwig der Bayer ſeinen Bruder Rudolph hier eingeſchloſſen, der ſich durch die Flucht nach Wolfrathshauſen rettete; die Burg wurde dann nebſt ihrer Umgebung theilweiſe zerſtört, und dieſe Zerſtörung von den Schweden im Jahre 1641 vollendet. Im Jahre 1413 löſete Abrecht's Mutter die Grafſchaft Vohburg von den Seiboltſtorfern um 9500 ungariſche Gulden aus, und vermachte ſie eilf Jahre nachher, als Schenkung unter Lebenden, ihrem Sohne, Herzog Albrecht, jedoch unter der Bedingung, daß dieſe Grafſchaft, im Falle er ohne Leibeserben ſtürbe, den Herzogen Ernſt und Wilhelm zufallen ſollte.

Der Marktflecken Vohburg liegt dicht an der Donau, zwei Stunden von Ingolſtadt. Auf dem Marktplatze ſteht die St. Andreaskirche, worin der fromme Bauer von Vohburg begraben liegt, welcher von Leuten ſeines Standes mit vieler Andacht verehrt wird.

Dieſer fromme Bauer, von Vielen auch der heilige Bauer genannt, lebte vor 250 Jahren, war ein reicher, gottſeliger Landmann, verkaufte ſeinen Hof bei Vohburg, hauſete einſam in einer Hütte, und that den Armen viel Gutes. Endlich wurde er von Räubern geplündert und aufgeknüpft, wegen Verdachtes des Selbſtmordes unter dem Vohburgergalgen begraben, erhielt aber, als ſpäterhin die Wahrheit an den Tag kam, in der Kirche zu Vohburg eine ehrenvolle Grabſtätte, zugleich baute ihm in der Nähe des Dorfes Schwaig, in der Richtung gegen Geiſenfeld, die Verehrung des Landvolkes eine Kapelle.

Albrecht führte zu Vohburg ein Stillleben voll Sehnſucht und Schwermuth. Er dichtete Lieder, und ſang ſie zur Laute. Sie waren, wie Taſſo's Sonnette, die ſüßen Wiederklänge ſeines liebeglühenden Herzens, die Verherrlichung ſeiner angebeteten Agnes in wechſelreichen Formen. Selten genoß er die entzückende, unermeßliche Fernſchau gegen Oſten, vom Söller ſeines Schloſſes, Donauabwärts; er ſaß weit lieber in einem Erkerthürmchen gegen Südweſten, mit thränenfeuchten Augen dorthin ſtarrend, wo Augsburg liegen mußte. Jede Beſchäftigung, die ihn ſeinen Träumereien entzog, war ihm läſtig. Jörg mußte jeden freien Augenblick bei ihm in ſeinem trauten Thürmchen verleben, und dann wußte er dem redſeligen jungen Menſchen immer die Zunge zu löſen, ſo daß er dem Herzoge oft ſtundenlange von ſeiner ſchönen Agnes vorplauderte, und tauſend edle Züge ihres Herzens erzählte, deren Zeuge er geweſen. Es gibt wenige ſo ſtarke Seelen, daß ſie Freude oder Leid ohne Mittheilung ertragen können; Albrecht fand deßhalb einen großen Troſt im täglichen Verkehre mit ſeinem alten treuen Freunde Zenger, dem Pfleger von Vohburg.

Mit Recht mag man ſich verwunderh, daß Albrecht nicht gleich nach ſeiner Heimkehr aus dem Feldzuge gegen die Huſſiten, nach Augsburg eilte; als Sieger . . . würde er nicht gezögert haben, ſich dort öffentlich zu zeigen, als Beſiegter . . . wenn auch ohne ſeine Schuld, fühlte er eine falſche Scham, die ihn abhielt. Agnes würde ſich nicht darum bekümmert haben; allein ein heimlicher Beſuch in ihrem Hauſe konnte verrathen, und ſomit ſeine Scheu vor fremden Augen offenkundig werden. In einem überaus zärtlichen Briefe, voll der heiligſten Betheuerungen einer wandelloſen Fortdauer ſeiner innigſten Liebe, hatte er ſeiner geliebten Agnes die glückliche Rückkehr aus Böhmen gemeldet, und den eben erwähnten Grund angegeben, der ihn vorläufig von einem perſönlichen Beſuche abhalte. Dieſen Brief legte er einem Briefe an Frau von Königsegg bei, mit der Bitte, ihn gelegentlich ſeiner lieben Agnes zu geben, und bei dieſer auch fortan die Fürſprecherin ſeiner Liebe zu bleiben.

Im völligen Widerſpruche mit dieſer Bitte, trug Albrecht noch einen andern Verhinderungsgrund ſeines Beſuches tief im Herzen verborgen: den Verſuch einer Entſagung! . . . O eitles Streben, die Macht einer Leidenſchaft zu bewältigen, deren Flammen bereits im Herzen lodern! Er war zu verſtändig, um ſich die trübe Zukunft ſeiner Liebe zu verhehlen. Nie durfte er hoffen, daß Agnes als ungetrautes Liebchen die Einſamkeit irgend eines Schloſſes ihm verſchönern würde; nie durfte er hoffen, daß ſein Vater, der ſtrenge Herzog Ernſt, des Sohnes Verzicht auf die Nachfolge im Herzogthume Bayern-München für ſich, ja nicht einmal für ſeine aus einer morganatiſchen Ehe mit Agnes erzeugten Kinder beſtätigen würde, zuvörderſt und hauptſächlich, weil er den Regentenſtamm des eigenen Hauſes nicht wollte erlöſchen laſſen, das ohnehin nur mehr auf einer einzigen Säule ruhte, auf Albrecht, und dann auch wegen des blutigen Krieges, der unfehlbar, früher oder ſpäter, die bayeriſchen Lande verwüſten mußte.

Während Albrecht in dieſem nichtigen Kampfe mit ſeinem Herzen ſich abmühete, erhielt er einen Brief von Frau von Königsegg, worin ſie ihm den Empfang ſeiner Zuſchrift und die richtige Beſtellung der Beilage an Agnes anzeigte, und ihn zugleich im Namen ihres Gatten zur Herbſtjagd nach Schloß Königsegg einlud, welche am 6. Oktober beginnen, und drei Wochen lang dauern ſollte. „Er möge ungeſcheut kommen," ſchrieb die edle Dame, „denn um der Ehre dieſes Beſuches ſich ungeſtört erfreuen zu können, habe ihr lieber Hans außer Albrecht keinen Ritter eingeladen."

Albrecht fand dieſe Einladung ſehr erwünſcht; ſie gewährte ihm Zerſtreuung, und verhieß ihm die Wonne, mit Frau von Königsegg in ſo manchen jagdfreien Stunden von ſeiner Agnes ſprechen zu können. Von nun an dünkten ihm die Tage unerträglich lange. In ſeinem Schlafgemache hing ein altes Gemälde, darſtellend den Gott der Zeit, Saturnus, als einen Greis mit Flügeln, und mit einer Sichel in der Hand. So oft er dieſes Bild anſchaute, meinte er, es ſei zwar begreiflich, daß ein Greis die Flügel nicht ſchneller regen könne, wohl aber vermöge er mit der Sichel gemächlich die Tage abzukürzen, wenn er nur wolle; aber leider wollte der alte Herr nicht. Dagegen blieb kein anderes Mittel, als die Geduld, dieſe Zwillingsſchweſter der Langweile.

Endlich brach der erſehnte Tag an. Im einfachen Jagdkleide, nur mit einem Mantel angethan, ritt er von Wohburg weg. Zenger gab ihm das Geleit bis zum letzten Walde vor Schrobenhauſen, und ſchied dann von Albrecht, der, ohne Augsburg zu berühren, am 5. Oktober Abends 7 Uhr vor dem Hauptthore der Burg Königsegg ankam.

8.

Sein Hiefhorn erklang.

„Wer begehrt Einlaß?“ fragte der Thurmwart.

„Sag' Deinem Gebieter,“ antwortete Albrecht, „daß der zur Herbſtjagd geladene Gaſt gekommen ſei.“

Nach einer kurzen Pauſe ſah Herzog Albrecht Lichter hinter den Burgfenſtern eilen; bald darauf fiel die Zugbrücke nieder, die eiſernen Querbalken des Thores wurden zurückgeſchoben, und Albrecht ſprengte in den Burghof zur Freitreppe, an deren Fuße ein Stallwärter ſein Pferd in Empfang nahm, während ein alter Diener ihm mit einer Fackel die Stufen hinaufleuchtete.

Am Portale der Freitreppe ſtand der Ritter von Königsegg, der ihm freudig entgegenrief:

„Herr Herzog, meiner Burg iſt durch Euren freundlichen Beſuch ein großes Heil widerfahren!“

„Wir wollen ſehen, Herr Ritter,“ entgegnete Albrecht lächelnd, und ihm die Hand ſchüttelnd, „ob Ihr dieſe Geſinnung auch dann noch zu betheuern vermöget, wenn ich Euch drei Wochen lang zur Laſt werde gefallen ſein.“

Arm in Arm mit Königsegg ſchritt Albrecht die Schloßtreppe hinauf, und fragte ſo eben, auf dem vorletzten Treppenabſatze angekommen:

„Wie befindet ſich Eure liebe Hausfrau?“ als von oben herab eine zarte Stimme antwortete:

„Ich danke Euch, Herr Herzog, ſehr wohl; ſeid uns herzlich willkommen!“

Ueberraſcht blieb Albrecht ſtehen, ſchaute empor, und rief:

„Ah! Frau von Königsegg! Ihr empfanget mich allzu gütig! Meinen Dank! Meinen Dank!“

„Eine nur Gutes weiſſagende Sibille empfiehlt ſich dem Herrn Herzoge Albrecht ebenfalls beſtens,“ ſprach eine zweite Frauenſtimme.

Und aus dem Dunkel trat in den hellen Schein der Windlichter eine zweite, hohe Frauengeſtalt.

„Frau Langenmantel! . . . Ah! Ah! da folgt ja eine Ueberraſchung der andern!“ ſagte Albrecht. „Ich grüße Euch gar freundlich!“

Und er reichte jeder von den beiden Damen einen Arm, und folgte mit ihnen ihrem Wegweiſer, dem Ritter von Königsegg, in den Speiſeſaal, wo bereits ein Tiſch mit vier Gedecken der Eintretenden harrete.

Noch im Corridore, auf dem Wege dahin, äußerte Albrecht in der heiterſten Laune:

„Herr Ritter, als Tafelgaſt hoffe ich Euern ganzen Beifall zu erwerben; fürchte aber ſehr, als Jagdgaſt durch Saumſal Eure Unzufriedenheit zu verſchulden, da es mir gar oft ſchwer fallen wird, eine ſo liebenswürdige Umgebung zu verlaſſen, um in Wäldern herumzuirren.“

„Ich würde Euch dieß auf's Wort glauben, Herr Herzog,“ erwiederte Frau von Königsegg, „wenn die Umgebung wirklich ſo liebenswürdig wäre, als Ihr ſie wünſcht.“

Dabei warf ſie ihm, lächelnd mit dem Kopfe nickend einen ſchelmiſchen Blick zu, welcher zu ſagen ſchien:

„So, Herr Herzog, da habt Ihr Euern Theil!“

„Wie befindet ſich Eure Freundin Agnes?“ fragte Albrecht; „eben recht, daß Eure Aeußerung auf ſie anſpielt, edle Frau.“

„Wirklich?“ erwiederte Frau von Königsegg. „Vermuthlich hättet Ihr ſonſt gar nicht daran gedacht, nicht wahr?“ fügte ſie neckend bei.

„O! Ihr wollet mich quälen!“

„Gewiß nicht. Doch wendet Euch lieber an Frau von Langenmantel, die erſt geſtern von Augsburg kam, ſohin die neueſte Botſchaft weiß.“

„Als ich Augsburg verließ, war ſie bei mir, und ſo heiter, als es die Sorge um ihre unpäßliche Mutter geſtattete,“ bemerkte Frau Langenmantel.

Die Sprechenden ſtanden in einer Fenſtervertiefung des hell erleuchteten Speiſeſaales, und der Ritter von Königsegg wendete ſich eben zur Thüre, als ein Diener eintrat, und ihm leiſe einige Worte zuflüſterte.

„Die Küche iſt fertig,“ ſprach der Ritter laut; „iſt's gefällig, Herr Herzog, Platz zu nehmen? . . . Da . . . da . . . ich bitte Euch . . . zwiſchen Frau Langenmantel und meiner lieben Hausfrau.“

Dem Herzoge gegenüber, einige Schritte vom Stuhle entfernt, erhob ſich ein hoher, prächtiger Credenztiſch, der mit den zierlichſten und werthvollſten goldenen und ſilbernen Gefäßen, und mit zahlreichen funkelnden Lichtern geſchmückt war.

„Ich muß Euch um Vergebung bitten, Herr Herzog,“ begann Frau von Königsegg.

„Weßhalb, edle Frau?“ fragte Albrecht verwundert.

„Weil ich keine, Eures hohen Standes würdige Bedienung bei unſerm Abendimbiſſe angeordnet habe,“ antwortete die Hausfrau. „Ich dachte mir, daß wir vielleicht manches am erſten Abende ſprechen würden, was das Geſinde nicht zu wiſſen braucht, und übertrug aus dieſem Grunde die Bedienung der Tafel lediglich der alten tauben Beſchließerin von Königsegg, die ganz gewiß Niemanden den Inhalt unſerer Unterhaltung verrathen wird.“

„O! edle Burgfrau, nur keine Umſtände! Ihr kränket mich ja, wenn Ihr ſo fremd mich behandelt. Machet es mit mir, wie mit jedem andern Ritter, und wollt Ihr eine recht große Freude mir bereiten, ſo geht mit mir um, wie mit einem Freunde.“

Während der Herzog dieſe Worte ſprach, trat hinter dem Credenztiſche die alte Beſchließerin hervor, die Suppenſchüſſel auf einer ſilbernen Platte tragend, ging rechts um den Rücken der Frau von Königsegg herum, an Albrecht’s hoher Stuhllehne vorüber, und dann ſtellte die Bringerin der Suppe dieſelbe zur Rechten des Herzogs, und wünſchte mit melodiſcher Stimme:

„Wohl bekomm’s, Herr Herzog!“

Albrecht bebte bei dem Klange dieſer Stimme, wendete ſein Antlitz, und ſchlug mit dem Erſtaunen des höchſten Entzückens die Hände zuſammen, indem er von ſeinem Sitze auffuhr, und ſtammelte:

„Agnes! . . . Agnes! . . .“

Im einfachen Hauskleide, erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen, ſtand ſie vor ihm, ähnlich einem von Gott geſendeten Engel. Schon öffnete er die Arme, um ſie an ſein Herz zu drücken, doch raſch ſich faſſend, ergriff und küßte er ihre rechte Hand.

Dieſe Ueberraſchung war von den beiden Frauen erſonnen. In dem Augenblicke, da die alte Beſchließerin hinter dem Credenztiſche hervortrat, näherte ſich Agnes durch die ihm entgegengeſetzte Thüre der hohen und breiten Stuhllehne Albrecht’s, nahm dort der alten Beſchließerin die Platte mit der Suppenſchüſſel ab, und die Alte verſchwand ſogleich durch die nämliche Thüre, welche Agnes benützt hatte. Gleich nachher kam die Alte zum zweitenmal hinter dem Credenztiſche hervor, und legte lächelnd ein fünftes Gedeck, für Agnes, zwiſchen dem Burgherrn und der Frau Langenmantel, dem Herzoge Albrecht gegenüber, auf den Tiſch.

„Ich bitte Euch, erkläret mir doch dieſes Wunder, Frau von Königsegg,“ ſagte Albrecht, ohne jedoch, aus leicht begreiflicher Zerſtreuung, ſeine Augen von der Geliebten abzuwenden.

„Es läßt ſich auf eine ſehr natürliche Weiſe erklären,“ verſetzte Frau von Königsegg; „ich machte dem Meiſter Bernauer und deſſen Weibe den Vorſchlag, Agnes auf drei Wochen mit mir nach Königsegg zu nehmen, damit ſie in der friſchen Luft der freien Natur ihre frühere Heiterkeit wieder finden möge; Frau Langenmantel und mein Hans ſtanden mir bei, und ſomit durfte ſie mit uns ziehen.“

„Ich hätte mir dieß nicht träumen laſſen!“ rief Albrecht aus; „welche ſüße Ueberraſchung!“

„Ei, ei, wie doch der Herr Herzog ſich verſtellen kann!“ äußerte Frau Langenmantel.

„Wie ſo?“ fragte Albrecht.

„Ihr ſprechet noch von Ueberraſchung,“ antwortete jene, „und ich ſagte es Euch doch deutlich, daß Agnes hier ſei!“

„Davon weiß ich kein Wort.“

„Wie? Sprach ich nicht erſt vor einer Viertelſtunde: „„Als ich Augsburg verließ, war ſie bei mir?““ Iſt dieß nicht deutlich genug?“

„O! eine ſo kühne Auslegung Eurer Worte hätte ich nie gewagt,“ entgegnete Albrecht.

Dieſem erſten Abende folgten in raſcher Eile die übrigen aus denen die drei Wochen beſtanden, und Albrecht faßte eine ganz andere Meinung von Saturnus, dem Gotte der Zeit; es dünkte ihm, daß der alte Herr, den er vor Kurzem träge ſchalt, die Sichel nunmehr allzurührig handhabte.

Die beiden Frauen und Agnes ſchliefen im nämlichen Gemache; Albrecht bewohnte in einem andern Flügel der Burg das ſchönſte Prunkgemach. Er ſprach nie mit Agnes, ohne daß wenigſtens eine der beiden Frauen gegenwärtig geweſen wäre, aber gewöhnlich in ſo beſcheidener Entfernung, daß ſie mehr als Ehrendamen, denn als Erlauerinnen der Worte der Liebenden erſchienen. So war's in den Gemächern der Burg, im Garten, und nahen Waldesdunkel.

Albrecht hielt Wort, ein ſchlechter Jagdgaſt zu ſein; er blieb lieber zu Hauſe, und wenn er Morgens aufſtand, und ein umwölkter Himmel ihm einen zur Verhinderung der Jagd hinreichenden Regen verhieß, fühlte er ſich glücklich, weil die Natur ſeine Wünſche begünſtigte, während ein eifriger Jäger darüber betrübt geworden wäre.

In den Morgenſtunden beſchäftigten ſich die Frauen und Agnes mit Bereitung der Speiſen für den Mittagstiſch; mit dem Einmachen von Früchten, die der große Burggarten lieferte, oder Landleute zum Verkaufe brachten; mit dem Ausziehen von Säften aus allerlei Heilkräutern zur Aufbewahrung in mit Schweinsblaſen dicht verſchloſſenen gläſernen oder irdenen Gefäßen, wobei vorzüglich Agnes ihre große Kunſtfertigkeit entwickeln konnte, und nicht ſelten ſah man Albrecht an allen dieſen Arbeiten, zur größten Heiterkeit der Damen, den thätigſten Antheil nehmen.

Nach dem Mittagstiſche wurde im Garten oder im Walde, bei freundlichem Wetter, ſpazieren gegangen, ſpäterhin geſtickt, vor der Abendtafel in den Viehſtällen und im Geflügelhofe, zur Zeit der Fütterung, nachgeſehen, dann geſponnen, und zuletzt Muſik gemacht; Albrecht ſpielte die Laute, und ſang züchtige Liebeslieder, die er faſt täglich in den früheſten Morgenſtunden dichtete, und Frau von

Königsegg wußte der Harfe die lieblichſten Klänge zu entlocken.

Albrecht fühlte ſich überaus glücklich; er ſehnte ſich nach einem ſo wonnigen Stillleben an Agneſens Seite, und hätte dafür freudig die Thronfolge hingegeben, was er mehr als einmal der Geliebten leiſe zuflüſterte . . .

An einem einzigen Abende wurde der tägliche, gemeinſame Frohſinn einen Augenblick unterbrochen, und zwar, als Albrecht ſeinen Feldzug gegen die Huſſiten, und die große Gefahr erzählte, in welcher ſein Leben durch Mörder ſchwebte, aus deren Händen ihn der Ritter Hugo von Falkenſtein rettete. Da zerfloß Agnes in bittere Thränen, und ſagte:

„O! den Namen Eures Retters werde ich nie vergeſſen!“

Am letzten Tage der dritten Woche traf ein neuer Gaſt ein, der dem Herzoge Albrecht ſehr unerwünſcht kam, . . . Herr Langenmantel, der ſeine Ehefrau, ſohin auch Agnes, abholte. Es gelang dem Burgherrn, ihn durch den Köder der Jagd noch vier Tage lang hinzuhalten; dann aber wurde aufgebrochen, und Albrecht ritt am Schlage des Wagens bis auf eine Stunde von Augsburg, wo er von Agnes, wenn auch auf baldiges Wiederſehen, einen ſchmerzlichen Abſchied nahm.

9.

In Vohburg fielen dem Herzoge die einſamen Stunden läſtiger als jemals, da die Erinnerung an die Wonne der drei Jagdwochen ohne Jagd, noch gar lebhaft war. Der immer näher rückende Winter mit ſeiner langen weißen Mantelſchleppe, verhieß ihm düſtere Tage der Einſamkeit; doch Albrecht hatte, wahrſcheinlich ſchon zu Königsegg, ein ſehr wirkſames Mittel dagegen erſonnen, einen ununterbrochenen Briefwechſel mit ſeiner Agnes, mit den Frauen von Königsegg und Langenmantel, einen Briefwechſel, deſſen Mittheilung, neben der Löſung von manchem ſcheinbaren Räthſel aus der Geſchichte jener Zeit, zugleich eine rührende Schilderung von den Leiden und Freuden der beiden geſchichtlich unſterblichen Liebenden, von dem vertraulichen Austauſche der edelmüthigſten Gefühle und Geſinnungen aller dieſer unter ſich befreundeten Weſen, liefern würde, wie in neueſter Zeit Schillers Briefe eine wunderbare Einſchau in die tiefeſte Tiefe ſeines herrlichen Gemüthes gewähren.

Allein die Herausgabe jenes Briefwechſels müßte jedenfalls einer günſtigeren, ruhigeren, für Zartes empfänglicheren Zeit vorbehalten bleiben, als die gegenwärtige iſt, welche noch an den Nachwehen jener politiſchen Windsbraut leidet, die einſt bei dem bloßen Rufe der Geburt einer franzöſiſchen Republik urplötzlich wie ein Donnerſchlag aus heiteren Höhen losbrach, über ganz Europa hinſtürmte, und die mächtigſten Staaten in ihren Grundfeſten zu erſchüttern verſuchte . . .

An jedem Sonnabende, immer pünktlich zur nämlichen frühen Morgenſtunde, ritt Jörg, den, wie wir wiſſen, Albrecht in ſeine Dienſte nahm, auf einem flüchtigen Renner zum nordweſtlichen Thore von Vohburg hinaus, und traf in einer Waldkapelle vor Schrobenhauſen mit einem alten Diener des Ritters von Königsegg zuſammen; dort wechſelten Beide lederne Brieftaſchen mit Schlöſſern ohne Schlüſſel aus, und ritten wieder heim, nach kurzer Raſt in der Schenke eines nahen Dorfes.

Albrecht's Briefwechſel wurde auf eine ſchmerzliche Weiſe unterbrochen. Ein Eilbote des Herzogs Ernſt beſchied ihn in der Mitte des Monats Januar 1432 nach München, an das Krankenlager ſeiner vortrefflichen Mutter, deren Liebling er war. Mit ſeinen beiden Schweſtern vereint, pflegte er ſie mit der zärtlichſten kindlichen Liebe, und empfing mit ihnen, an der Seite ſeines Vaters, den Segen der ſterbenden Mutter, die am 2. Februar dieſes Jahres gottſelig vom Leben ſchied . . .

Ernſt ſuchte Troſt im Kreiſe ſeiner Kinder; Albrecht konnte alſo München nicht ſo bald verlaſſen, als er es wünſchte. Er wagte es auch nicht, ſeinen Briefwechſel fortzuſetzen, aus Furcht, verrathen zu werden. Nach dem Ende der kirchlichen Trauerfeierlichkeiten, verweilte er noch vier Wochen am Hofe ſeines Vaters, und als er endlich zum Aufbruche ſich anſchickte, ſagte Ernſt zu ihm:

„Durch den Tod Deiner Mutter iſt mein Hof verwaiſet; in wenigen Tagen werden ihn auch Deine Schweſtern verlaſſen, welche nur die Kunde vom Hinſiechen ihrer Mutter in die väterliche Reſidenz zurückführte, und wieder in die Arme ihrer Gatten eilen. Ich ſelbſt fühle meine Kräfte ſchwinden, und würde dem Tode viel ruhiger entgegenſehen, wüßte ich Dich zuvor glücklich vermählt, und die Thronfolge meinem Stamme geſichert . . . Darum denke ich ſeit einiger Zeit ernſtlich an dieſe dringende Nothwendigkeit, und werde unverzüglich alle Voranſtalten treffen, um gleich nach der erſten Hälfte des Trauerjahres Unterhandlungen wegen Deiner Vermählung mit der Prinzeſſin Anna von Braunſchweig einleiten zu können, wodurch, nach übereinſtimmenden Mittheilungen, nicht nur Bayern einen tapfern Bundesgenoſſen erhalten, ſondern auch Dir das ſeltene Glück einer tugendhaften und zugleich ſchönen Gemahlin beſchieden wird.“

Albrecht rang nach Faſſung, um dem Vater nicht ſeine innerſte Geſinnung zu verrathen.

„O! lieber Vater,“ erwiederte er, „mit dem Heirathen hat es keine Eile; Ihr wiſſet, daß ich kein Freund vom Heirathen bin; zudem hat es mir die Württembergerin zur Genüge verleidet. Ich geſteh's Euch offen, daß ich mehr Luſt fühle, ein Mönch zu werden, als ein Ehemann. Ihr werdet wohl meinen Geſinnungen keinen Zwang anthun wollen, und eben ſo wenig es mir zu verargen gedenken, wenn ich den geiſtlichen Stand einer Verbindung vorzöge, die meinen Gefühlen nicht entſprechen würde. Wahrlich, ich möchte nicht an das Heirathen denken, ſo lange ein Theil der Schmach jener Niederlage bei Tauß an den bayeriſchen Fahnen klebt, und ſo lange der katholiſche Glaube von den ketzeriſchen Huſſiten bedroht iſt, deren Irrlehren ſelbſt im geſammten Bayerlande immer mehr Anhänger finden. Euer ganzes Ausſehen bezeuget, Gottlob! daß Eure Geſundheit ungefährdet iſt, zum Wohle Bayerns, zu meiner innigſten Freude; entſaget alſo allen Unterhandlungsplänen zu meiner Vermählung bis zum Ende des Trauerjahres!“

Der Herzog verſprach, was Albrecht wünſchte, weil er ihn als unbeugſam, und zum Aeußerſten entſchloſſen kannte, ſobald man ihn zu irgend etwas zwingen wollte, war aber weit entfernt von dem Gedanken, ſein Verſprechen zu halten, ſondern gedachte, die Unterhandlungen ohne Wiſſen ſeines Sohnes zu pflegen, und in irgend einem günſtigen Augenblicke abzuſchließen.

Am Abende des andern Tages war Albrecht wieder in Vohburg. Sein Freund Zenger blieb bis tief in die Nach bei ihm; viel Wichtiges wurde da beſchloſſen. Der unterbrochene Brief wechſel wurde thätiger als jemals fortgeſetzt. Im Frühlinge und Sommer machte Albrecht kurze Ausflüge in die Ritterburgen an der Donau und im bayer'ſchen Walde, beſchränkte aber jeden Beſuch auf einen einzigen Tag, um die koſtbare Zeit nicht zu vergeuden, deren er zu ſeinem Briefwechſel bedurfte. Ohne Zweifel war ſeine Abſicht bei dieſen Beſuchen, die Ritter ſich für mögliche künftige Fälle zu befreunden.

Eines Morgens, . . . es war am erſten Sonntage im Monat September . . . als Albrecht nach dem Gottesdienſte aus der Schloßkapelle trat, und die Bewohner der Burg ihn umſtanden, mit denen er gar freundlich ſprach, näherte ſich ihm der alte Zenger mit einer ſehr traurigen Miene, einen offenen Brief in der Hand haltend, und ſprach:

„Gnädiger Herr Herzog, ich habe ein ſchweres Anliegen.“

„Was für Eines, lieber Zenger, ſprich!“

„So eben erhielt ich von meiner leiblichen Nichte Irma einen gar traurigen Brief, worin ſie mir ſchreibt, daß ſie eine arme hilfloſe Doppelwaiſe geworden ſei.“

„Dieß bedauere ich recht ſehr, mein Freund. Doch was willſt Du eigentlich?“

„Euch um Erlaubniß bitten, gnädiger Herr, meine Nichte zu mir nehmen zu dürfen; ich bin ein Vierundſiebenziger, und bedarf, wenn auch jetzt noch rüſtig, vielleicht bald einer ſorgſamen Pflege; meine gute Alte lebt auch nicht mehr . . .“

Die Rührung brach Zenger's Stimme; er trocknete die Augen.

„Das magſt Du immerhin thun, lieber Zenger. Du wirſt wohl Deine Nichte ſelbſt abholen, ihres ſicheren Geleites halber?“

„Ja, wenn Ihr es erlaubet.“

„Recht gerne; und wann?“

„Ich gedenke, gegen Ende dieſes Monates fortzureiten, und in der erſten Woche des nächſten Monates mit ihr in Wohburg einzutreffen.“

„Gut“.

Alle, die dieß hörten, bewunderten Albrecht's gutmüthiges Herz.

„Sie wird auch,“ fügte Zenger bei, „als Beſchließerin im Schloſſe, durch die Führung der Küche und durch die Oberleitung des weiblichen Geſindes, weſentliche Dienſte leiſten können.“

„Ja, ja,“ verſetzte Albrecht, „mein treuer Zenger denkt doch an Alles.“

Am 24. September trabte Zenger über die Donaubrücke, um ſeine Nichte Irma zu holen; am andern Morgen wurde Jörg in des Herzogs Gemach beſchieden.

„Jörg,“ begann Albrecht, indem er freundlich die rechte Hand auf ſeine linke Schulter legte, „ich habe von meinem Jägermeiſter mit Vergnügen gehört, daß Du ein tüchtiger Forſtmann geworden biſt; ich will Dich alſo mit einer guten Verſorgung erfreuen, damit Du auch Deiner Mutter gute Tage bereiten kannſt. Mein Wildmeiſter zu Geiſenfeld kann wegen Altersſchwäche nicht mehr recht fort, ich habe ihn zum Caſtellane meines Schloſſes Pfaffenhofen; und Dich zu ſeinem Nachfolger, zum Wildmeiſter von Geiſenfeld ernannt. Am 1. October mußt Du Deinen neuen Dienſt antreten. Da Du gut leſen, ſchreiben und rechnen kannſt, ſo biſt Du zu dieſem Poſten ganz geeignet, da aus dem Geiſenfelderforſte jährlich eine große Menge Eichenbretter, Dielen und Kufdaubenholz auf der Donau fortgeführt wird, die verrechnet werden müſſen. [illegible]?

„Aber . . .“ erwiederte Jörg, während ihm Thränen in die Augen traten: „dann muß ich ja von Euch fort, gnädiger Herr Herzog?“

„Ei freilich; man kann nicht immer beiſammenbleiben. Tröſte Dich nur, Jörg; in drei Wochen ſehen wir uns wieder, wenn ich im Geiſenfelderforſte jage. Mein Jägermeiſter, der Sohn des Thomas Hinterkirchner, Jägermeiſters meines herzoglichen Vetters zu Ingolſtadt, wird vielleicht ſchon in Jahr und Tag den Dienſt ſeines Vaters übernehmen, der auch nicht mehr recht fort kann, und dann ernenne ich Dich zu meinem Jägermeiſter in Vohburg; verlaß Dich auf mein Wort.“

Jörg ſtieß einen Jubelſchrei aus, küßte dankbar den Saum von Albrecht's Hausrocke, und rannte mit der frohen Kunde zu ſeiner Mutter, die ſogleich mit den Reiſeanſtalten zu dieſem neuen Umzuge begann.

Noch am nämlichen Tage traf Albrecht in Regensburg ein, und pflog eine lange Unterredung mit ſeiner natürlichen Schweſter Oſanna, Aebtiſſin des gefürſteten freiweltlichen adeligen Fräuleinſtiftes Niedermünſter daſelbſt; denn ſein Vater, Herzog Ernſt, hatte außerehelich mit Caſparn der Wintzrarin drei Kinder erzeugt: Matthias, Hans und Oſanna.*)

Dieſe weibliche Abtei hatte Judith, eine Tochter Herzogs Arnulf in Bayern, Gemahlin Herzogs Heinrich I. in Bayern, und Großmutter des Kaiſers Heinrich II. geſtiftet. Die erſte Erbauung des Kloſters ſoll im Jahre 900 geſchehen ſein. Nur die Aebtiſſin dieſes Kloſters mußte das Gelübde der Keuſchheit ablegen, die Fräulein, — altem Adel entſproſſen, — durften noch vor 50 Jahren aus dem

---

*) Hiſtoriſch.

Stifte heirathen, Beſuche machen und annehmen, und wie unabhängige Damen leben, die ein bedeutendes Vermögen beſitzen. Unter gleichen Verhältniſſen beſtand das andere Fräuleinſtift in Regensburg, Obermünſter, das ſeinen Urſprung der Gemahlin des Königs Ludwig des Deutſchen, Hemma, zu danken hatte, von der es im Jahre 896 ſein Daſein erhielt.

Mit dem erſten Grauen des nächſten Tages, ſchwang ſich Albrecht auf ſein Roß, und ritt fröhlich von dannen ohne die leiſeſte Ahnung jener Schmach, die in dieſer Stadt, zwei Jahre ſpäter, ihm widerfahren, und zugleich die jammervolle Vernichtung des Himmelsglückes ſeiner Liebe veranlaſſen ſollte . . .

10.

In der zehnten Abendſtunde des 5. Octobers, ſtanden ſo eben die Frau Meiſterin Bernauer und ihre Tochter, die ſchöne Agnes, von ihren Stühlen auf, ſtellten ihre Spinnrädchen, die ſeit ſieben Uhr geſchnurrt hatten, in die gewohnten Ecken, und der alte Bernauer that ſeine Arbeitsjacke und die breite Schürze in einen Wandſchrank, und Alle ſchickten ſich zur nächtlichen Ruhe an, als an das unſern Leſern wohlbekannte Erkerguckfenſterlein, durch welches Agnes dem ſcheidenden Walfried den letzten Gruß nachſendete, zuerſt leiſe, und dann ſtärker gepocht wurde.

Neugierig ſchauten Mutter und Tochter dem Meiſter nach, der verwundert in die Ecke trat, das Fenſterlein öffnete, und fragte:

„Wer klopft?“

„Ich bin's, Meiſter Bernauer,“ antwortete eine Stimme, „Peter, der Sacriſtan des hochwürdigen Herrn Pfarrers Johannes an der St. Moritzkirche.“

„Was wollet Ihr, Peter? Iſt etwa der Herr Pfarrer krank geworden, oder ſonſt Jemand in ſeinem Hauſe?“

„Niemand, Meiſter, Niemand, Gottlob! . . . Der hochwürdige Herr Pfarrer läßt Euch freundlich grüßen und ſagen, Ihr möget ſo gut ſein, mit der Frau Meiſterin und der Jungfrau Tochter ſogleich zu ihm hinüber zu kommen, da er dringend mit Euch zu ſprechen habe.“

„Aber was?“

„Darüber kann ich Euch keinen Aufſchluß geben, da ich nichts davon weiß.“

„Gut. Wir wollen uns nur ſchicklich kleiden, und dann gleich nachfolgen.“

„Der hochwürdige Herr Pfarrer befahl mir ausdrücklich, Euch zu bemerken, daß Ihr in den Kleidern kommen möget, in denen ich Euch treffe, weil ſeine Unterredung mit Euch unverſchieblich ſei; ich ſolle Euch gleich mitbringen.“

„Nun denn, wir kommen ſogleich.“

Den Kopf ſchüttelnd ſchloß der Meiſter das Fenſterlein; alle Drei ſchauten ſich erſtaunt einander an; dann griffen ſie nach ihren im nämlichen Gemache aufbewahrten Kleidern, in denen ſie den Tag über auszugehen pflegten. Wenige Minuten ſpäter gingen ſie mit dem Sacriſtane zu dem Herrn Pfarrer der nicht weit von ihrem Hauſe entfernten St. Moritzkirche.

Der Pfarrer Johannes, ein Meiſter in der Kunſt, Siegel in Holz zu ſchneiden, angethan mit einem ſchwarzen weiten, prieſterlichen Hausrocke, der ihn vom Halſe bis zu den Knöcheln verhüllte, empfing die Eintretenden freundlich in ſeinem Studirzimmer, erwiederte ihren Gruß, und winkte ihnen mit der Hand, ihm durch eine offene Seitenthüre in das anſtoßende Gemach zu folgen.

So wie ſie über die Schwelle desſelben traten, erblickten ſie zu ihrem größten Erſtaunen den Herzog Albrecht, an deſſen linken Seite ein ihnen unbekannter Greis ſtand, . . . Zenger war's . . ., den Herrn von Königsegg und deſſen Ehefrau, Beide im alltäglichen Gewande.

„Während Frau von Königsegg ſogleich der bebenden Agnes ſich näherte, ihre Hand ergriff, und ihr ermuthigende Worte zuflüſterte, ging Albrecht den Eltern derſelben entgegen, grüßte ſie anmuthig, und ſprach:

Ihr, Meiſter Bernauer, und Ihr, Frau Meiſterin, kennet mich ſchon; wir plauderten vor vier Jahren bei dem Feſtbankette auf dem hieſigen Rathhauſe miteinander. Damals ſah ich zum erſtenmal Eure Tochter Agnes, und liebte ſie; ich lebe in der ſüßen Hoffnung, daß ſie mit ihrer Gegenliebe mich beglücket."

Der alte Bernauer warf einen ernſten Blick voll Befremdung bald auf Frau Barbara, deren Antlitz voll Freude ſtrahlte, bald auf Agnes, die ihr goldnes Lockenhaupt ſenkte, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Seit jenem Bankette," fuhr Albrecht fort, „ſind, wie geſagt, vier Jahre verſtrichen, eine mehr als genügende Zeit, um flüchtige Aufwallungen zu vergeſſen; daraus möget Ihr erkennen, Meiſter Bernauer, daß meine Liebe zu Eurer Tochter eine wahre und ſtandhafte iſt, und daß ich nicht ohne reifliche Ueberlegung handle, indem ich Euch jetzt bitte, mir Eure Tochter Agnes zur ehelichen Hausfrau zu geben"

Bernauer war ſo überraſcht, daß ihm die Knie brachen; er mußte den Arm ſeines Weibes faſſen, um nicht zu fallen. Agnes ſank an den Buſen der Frau von Königsegg.

Nach einer Pauſe des Schweigens, während welcher der alte Vernauer ſtöhnend ſich zu ſammeln ſuchte, erwiederte dieſer mit bewegter Stimme:

„Gnädiger Herr Herzog, ich kann nicht glauben, daß Ihr mit mir altem Manne Euren Scherz treibet, kann aber auch die Möglichkeit nicht begreifen, daß ein Herzog eine Baderstochter heirathen wolle und dürfe.“

„Ihr ſeid im Irrthume, Meiſter Vernauer,“ verſetzte Albrecht; „wenn ein Herzog eine Bürgerstochter heirathet, ſo iſt zwar dieſe Ehe keine ebenbürtige, wie man die Vermählungen mit Prinzeſſinnen nennt, aber ſie iſt vor Gott und der Kirche eben ſo gültig. Nicht wahr, hochwürdiger Herr Pfarrer?“

„Ja,“ antwortete Pfarrer Johannes, „eine ſolche Ehe iſt eben ſo gültig, und nur der Tod kann ſie trennen.“

„Gnädiger Herr Herzog,“ nahm der alte Vernauer wieder das Wort, „habet Ihr die Einwilligung und den Segen Euers Vaters zu dieſer Ehe?“

„Ich konnte ſeine Einwilligung weder nachſuchen noch erhalten,“ entgegnete der Herzog, „weil die Trauerzeit noch nicht vorüber iſt; es iſt aber dringend nothwendig, daß ich mit Agnes mich augenblicklich vermähle, will ich die günſtige Zeit nicht verſäumen, da mein lieber Oheim, Herzog Wilhelm, der vertraute Freund des Kaiſers, deſſen Stellvertreter bei dem Concilium zu Baſel iſt, und als ſolcher ihn zu bewegen vermag, nicht bloß nachträglich die Einwilligung und den Segen meines Vaters zu erwirken, ſondern auch meine Gemahlin Agnes mindeſtens in den Fürſtenſtand zu erheben, wo nicht gar im Benehmen mit dem Papſte Eugenius IV., meinen Nachkommen aus dieſer Ehe, als Ausnahme von deutſcher Sitte und Reichsverfaſſung, die Thronfolge im Herzogthume Bayern-München zu gewähren.“

„O Gott! O Gott!“ rief die Meiſterin entzückt aus, indem ſie ihre Hände ineinanderſchlug, mit zurückgelehntem Kopfe zur Zimmerdecke emporſchaute, und einige Secunden haſtig auf- und abging, „meine Agnes eine Fürſtin, meine Agnes vielleicht gar eine regierende Frau! O Gott! O Gott!“

„Mit Gunſt, gnädiger Herr Herzog,“ bemerkte Bernauer, „was Ihr da ſaget, verſteh' ich nicht recht; nur ſo viel glaube ich daraus zu erkennen, daß von einer heimlichen Ehe die Rede iſt, und es thut mir in der Seele weh, daß meine ehrliche Tochter, die den hellen Tag nicht zu ſcheuen braucht, heirathen ſoll, ohne daß es die Leute erfahren dürfen.“

„Allerdings ſoll dieſe Ehe bis auf weiters eine heimliche ſein,“ erwiederte Albrecht, „aber nur aus höhern Gründen, um Eure Tochter ſo glücklich zu machen, als ihre Tugend es verdient. In Bezug auf Gewiſſen und Ehre möget Ihr übrigens ganz unbeſorgt ſein; denn dieſe Ehe, obgleich einſtweilen nur eine heimliche, iſt deßhalb, wie der hochwürdige Herr Pfarrer bereits erklärte, dennoch eben ſo gültig vor Gott und der Kirche, als wäre ſie vor aller Welt Augen geſchloſſen worden.“

„Ja, das iſt ſie,“ beſtätigte der Pfarrer Johannes.

„Gleich und gleich geſellt ſich gerne, ſagt ein altes Sprichwort,“ äußerte Bernauer, „und darum wär' es mir lieber geweſen, meine Agnes hätte Walfried geheirathet; ſie würde dann bei mir geblieben ſein, und mir einſt die Augen zugedrückt haben.“

Er verhüllte ſeine Augen mit ſeinen beiden Händen, und die heftige Bewegung ſeiner Bruſt verrieth, daß er den väterlichen Schmerz in ſeinem Innern zu bewältigen ſuchte.

„Liebe Agnes,“ bat Albrecht, indem er ihre Hand ergriff, „helfet mir Euern Vater um ſeine Einwilligung bitten!“

Agnes wankte zu ihrem Vater hin, fiel ihm um den Hals, und ſtammelte:

„Lieber Vater . . . ich bitte Dich . . .“
und brach in einen Strom von Thränen aus.

„So ſag' doch ja, ſo ſag' doch ja, Kaspar!“ mahnte ihn die Frau Meiſterin leiſe, indem ſie ihn am Rockſchoſſe zerrte.

Bernauer drückte ſeine Tochter zärtlich an ſein Herz, und ſprach:

„Deine Bitte überzeugt mich, daß Du den gnädigen Herrn Herzog liebeſt; ich brauche Dich nicht mehr darum zu fragen. Empfange alſo mit meiner Einwilligung zugleich meinen herzlichſten Segen, der auch Euch gelten möge, gnädiger Herr Herzog, wenn Euch an dem Segen eines alten Vaters etwas liegt; ſeid glücklich, und bittet Gott täglich im Gebete, daß er Euch in ſeinen heiligen Schutz nehme; denn der Segen des Menſchen iſt ohne Kraft, wenn ihn nicht der Segen Gottes heiliget.“

„Ich danke Euch, Meiſter Bernauer,“ verſetzte Albrecht, indem er ihm die Hand drückte, „das Glück Eurer Agnes wird das eifrigſte Streben meines Lebens ſein.“

„Gnädiger Herr Herzog,“ ſprach Frau Barbara mit einem tiefen Knixe, „meine Tochter bekommt ſchon eine ordentliche Ausſteuer, und auch das Haus und das Baderrecht wird ſie dereinſt erben, wenn wir . . .“

„O! ſprechet von keiner Ausſteuer!“ unterbrach ſie Albrecht lächelnd; „Agnes braucht keine Ausſteuer, und ſterbe ich, bevor meine Pläne in Erfüllung gehen, ſo iſt durch dieſe Urkunde für ſie geſorgt.“

Ritter Zenger entrollte eine Urkunde, und reichte ſie dem Herzoge.

„Für den Fall meines Todes,“ fuhr der Herzog fort, „iſt mein Schloß Hohenwart mit allen Einkünften deſſelben, zum freieigenen Wittwenſitze meiner geliebten Agnes beſtimmt.“

„Gedenket Ihr vielleicht gar ſchon in dieſem Monate die Vermählung zu vollziehen?“ fragte die Meiſterin den Herzog Albrecht.

„In dieſem Monate?“ antwortete dieſer erſtaunt; „nicht in dieſem Monate, ſondern in dieſem Augenblicke.“

„Unmöglich!“ rief die Meiſterin ganz beſtürzt aus; „wie kann man ſich denn ohne Hochzeitkleid trauen laſſen!“

„Daß dieß recht wohl geſchehen kann,“ verſetzte Albrecht, „werdet Ihr gleich ſehen, liebe Frau Meiſterin; beliebet nur umzuſchauen.“

Haſtig drehte Frau Barbara den Kopf um, und ſah den Pfarrer Johannes im kirchlichen Ornate ſtehen, den er bereits unter ſeinem weiten Hausrocke getragen hatte.

„Hilf Himmel, es iſt ſo!“ rief ſie kläglich aus.

„Ja wohl,“ äußerte Albrecht; „Herr Ritter von Königsegg iſt Agneſens Trauungszeuge, Zenger der meinige, der meine Neuvermählte, gleich nach der Trauung, mit mir nach Vohburg begleiten wird.“

„Ach! ich ſoll ſo plötzlich von meiner Tochter ſcheiden! Gott weiß, ob ich ſie je wieder ſehen werde!“ ſeufzte Bernauer.

„Seid unbekümmert, Meiſter Bernauer,“ verſetzte der Herzog, „ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihr Eure Tochter in den letzten zwei Tagen eines jeden Monates in einem kleinen, einſamen Jagdſchloſſe ſehen könnet, das beinahe in der Mitte zwiſchen Augsburg und Vohburg liegt.“

„Aber fürchtet Ihr nicht, gnädiger Herr Herzog,“ fragte Bernauer, „daß durch Eure zahlreiche Dienerſchaft zu Vohburg, das Geheimniß Eurer Vermählung offenkundig werde?“

„Dieß wird nicht geſchehen,“ antwortete Albrecht; „denn Agnes erſcheint zu Vohburg als Zenger's Nichte Irma, die Doppelwaiſe eines thüringen'ſchen Ritters. Dazu wurde ſchon früher die Einleitung getroffen, ſo daß Niemand daran zweifeln wird.“

„Nun hab' ich noch eine letzte Bedenklichkeit auf dem Herzen,“ ſagte Bernauer; „erlaubet Ihr, gnädiger Herr Herzog, daß ich ſie äußere?“

„Sprecht, Meiſter Bernauer!“

„Was ſoll ich den Leuten antworten, die mich fragen werden: „„Meiſter Bernauer, wo iſt denn Eure Tochter Agnes hingekommen, daß wir ſie gar nicht mehr ſehen?““

„Solchen Leuten,“ entgegnete Albrecht, indem er ein Papier aus ſeinem Wammſe zog, „zeiget dieſen Brief, oder leſet ihnen denſelben vor, wenn ſie nicht leſen können.“

Und er reichte Bernauer dieſen Brief.

Bernauer entfaltete ihn, und las:

„Wir, Oſanna, von Gottes Gnaden, des heiligen
„Römiſchen Reichs Fürſtin, und des kaiſerlichen frei-
„hoch-adeligen Stifts Niedermünſter in Regensburg Aeb-
„tiſſin, —

„Entbieten der ehrbaren Jungfrau Agnes Bernauer,
„Bürgers- und Baderstochter zu Augsburg, Unſern fürſt-
„lichen Gruß zuvor.

„Nachdem wir in ſichere Erfahrung gebracht haben,
„daß beſagte Jungfrau Agnes Bernauer eine berühmte

„Meiſterin in der Kunſt der Porträtſtickerei iſt, ſo laden wir Dieſelbe ein, auf unbeſtimmte Zeit in Unſer Stift zu kommen, und Unſern Stiftsfräulein in dieſer löblichen Kunſt gegen eine reichliche Belohnung Unterricht zu ertheilen.

„Unſer Viceſchirmvogt iſt beauftragt, dieſes Unſer Einladungsſchreiben der beſagten Jungfrau Agnes Bernauer zu überbringen, und Dieſelbe alſogleich anher zu geleiten.

„Schließlich verheißen Wir der Jungfrau Agnes Bernauer eine freundliche Aufnahme, und Unſere fürſtliche Gnade.

„Gegeben in Unſerem kaiſerlichen Stifte Niedermünſter am 26. September 1432.

„Oſanna.“

„Jetzt bin ich vollkommen beruhiget,“ äußerte Bernauer, „denn ich ſehe, gnädiger Herr Herzog, daß Ihr für Alles zu ſorgen wiſſet.“

Während er den Brief in ſeine Taſche ſteckte, flüſterte Frau von Königsegg dem Herzoge zu:

„Schade, daß Ihr nicht des Kaiſers Kanzler ſeid, Herr Herzog, Ihr könntet ihn aus jeder Verlegenheit ziehen.“

„Ihr ſchenket mir ein großes Vertrauen, edle Frau,“ verſetzte Albrecht lächelnd, und fügte bei:

„Jetzt wollen wir in die Kirche ziehen.“

Den Zug eröffnete der Pfarrer Johannes mit dem Sacriſtane zur Linken, der vor der Schwelle der äußern Thüre mit einer vergitterten Glaslaterne wartete; dann folgten Agnes am Arme des Brautführers, des Ritters von Königsegg, Frau Barbara am Arme des Herzogs Albrecht, Frau von Königsegg am Arme des Ritters Zenger; Bernauer ſchloß den Zug.

Frau Barbara war überſelig bei dem Gedanken, die Schwiegermutter eines jungen Herzogs zu ſein; die große Ehre, von dieſem am Arme geführt zu werden, verrückte faſt ihren ſchwachen Verſtand; ſie lachte oft laut auf; ſie ging nicht, ſie ſchwebte vor Hoffart, während der alte Bernauer hinten, in der nicht zu bewältigenden Vorahnung einer traurigen Zukunft, ſtille, aber bittere Thränen weinte . . .

In der Kirche angekommen, zog Frau von Königsegg die zwei goldenen Eheringe aus ihrer Gürteltaſche, und reichte ſie dem Bräutigame und der Braut.

Nur zwei Kerzen auf dem Choraltare erleuchteten ſpärlich das weite Schiff der Kirche.

Dort, wo die Betſtühle begannen, ſtellte der Sacriſtan ſeine Laterne auf den Boden.

Auf der erſten Stufe des Choraltars ſtehend, vollzog Pfarrer Johannes die kirchliche Trauung.

Die Thränen rieſelten über Agneſens Wangen herab.

Es ſchlug gerade Mitternacht, als der Prieſter das letzte Wort des Segens der Kirche ausgeſprochen hatte.

Plötzlich bedeckte eine tödtliche Bläſſe ſein Antlitz; er zitterte am ganzen Leibe; ſeine Augen ſtarrten einen Moment über das Haupt der Braut hin, dann ſchloß er ſie . . .

Niemand bemerkte dieſe Zeichen einer gewaltigen Gemüthsbewegung.

Dann machte er den Neuvermählten die üblichen Glückwünſche, empfing von Albrecht eine fürſtliche Spende, und geleitete alle Anweſenden in die Sacriſtei, wo ein herzzerreiſſender Abſchied zwiſchen dem alten Bernauer und ſeiner lieben Agnes ſtattfand . . .

Während Albrecht Agnes in einen Reitermantel hüllte, und einen breitgekrämpten Hut ihr auf den Kopf ſetzte, flüſterte er ihr zu:

„Heute iſt der 5. October . . . Erinnere Dich an die ſüße Ueberraſchung, liebe Agnes, die Du mir am nämlichen Tage des vorigen Jahres zu Königsegg bereitet haſt. . . . Dieſe Ueberraſchung hab' ich jetzt vergolten.“

Ritter von Königsegg geleitete Agnes, Albrecht und Zenger zum Thore hinaus, das der Thorwart ſogleich öffnete, als er die Stimme des Ritters von Königsegg erkannte.

In der Scheune eines Gartens vor dem Thore, welcher dem Herrn von Königsegg gehörte, ſtanden drei geſattelte Pferde, unter dieſen ein frommer Zelter, auf welchen Albrecht ſeine Agnes hob. Er und Zenger nahmen ſie in die Mitte, und ſo ritten ſie von dannen, und wiewohl alle Drei gleichſchnell ritten, ſo kam doch Ritter Zenger mit —– ſeiner Nichte Irma, erſt zwei Tage nach dem Herzoge Albrecht, und durch ein entgegengeſetztes Thor, zu Vohburg an.

Und als Agnes, um eine Ecke der Landſtraße biegend, den letzten Scheideblick auf ihre Geburtsſtadt Augsburg warf, mochte ſie wohl heimlich gedacht haben, was ſechsundachtzig Jahre ſpäter Kaiſer Maximilian I., im Jahre 1518 von dem Reichstage in Augsburg heimkehrend, auf dem Lechfelde mit tiefer Wehmuth ausrief, indem er noch einmal ſein Antlitz gegen die Stadt wendete:

„Nun ſo behüte Dich Gott, Du liebes Augsburg!
„Wohl haben wir manchen guten Muth in Dir gehabt;
„nun werden wir Dich nimmer ſehen . . .“

Nach der Entfernung der Anweſenden aus der Sacriſtei, ſchloß der Sacriſtan dieſe, und wünſchte, ſehr zufrieden mit ſeinem Antheile an dem Ertrage dieſer Trauung, dem hochwürdigen Herrn Pfarrer eine recht gute Nacht, dem er bis an die Thüre ſeiner Wohnung voranleuchtete.

Hier zündete Pfarrer Johannes ſeine Studirlampe an dem Lichte der vergitterten Glaslaterne Peters an, trat ein, und verriegelte die Thüre.

Dann ging er, bisweilen den Kopf ſchüttelnd, mit verſchränkten Armen auf und ab, blieb oft nachdenkend ſtehen, und nahm endlich von einem Wandgeſtelle ein langes und ſchmales, in ſchwarzgefärbtes Schweinsleder gebundenes Regiſter, ſetzte ſich an den Tiſch, und ſchrieb Folgendes hinein:

„Am 5. October 1432, kurz vor Mitternacht, habe ich am Choraltare der St. Moritzkirche den Herrn Herzog Albrecht in Bayern mit der ehrbaren Jungfrau Agnes Bernauer, Bürgers- und Baderstochter zu Augsburg, auf die linke Hand getraut.

„Anweſend waren: Kaspar und Barbara Bernauer, die Eltern der Jungfrau Braut, Herr Ritter von Königsegg als Brautführer und deſſen eheliche Hausfrau, und Ritter Zenger, Pfleger zu Vohburg.

„Es ſchlug eben Mitternacht, als ich das letzte Wort des Segens der Kirche geſprochen hatte.

„Da begab es ſich, daß ich plötzlich an allen Gliedern meines Leibes zu zittern begann; denn ich ſah in dem Gange, der die beiden Reihen der Betſtühle trennt, eine weibliche Geſtalt, von oben bis unten in ein weißes Leichentuch gehüllt, langſam und lautlos heranſchreiten.

„Als dieſe Geſtalt an Peters vergitterter Glaslaterne

„vorüberglitt, die er dort, wo die Betſtühle beginnen, „auf den Boden geſtellt hatte, glaubte ich, bei dem ſchwachen Wiederſcheine ihres Lichtes, in dem unverhüllten „Antlitze der Geſtalt deutlich die Züge der Braut zu erkennen, aber erdfahle Züge, von den Schauern des Todes gebrochene Augen . . .

„Wenige Schritte hinter der Braut verſchwand dieſe „unheimliche Geſtalt mit einer raſchen Zuckung, ähnlich „dem unhörbaren Zerplatzen einer Seiſenblaſe.

„Dieß iſt der vierte Fall dieſer Art, welcher mir begegnete, ſeitdem ich Pfarrer an der St. Moritzkirche „bin, und immer ereignete es ſich, daß die Braut bald „darauf ſtarb . . .

„Gott möge dieſes Unglück abwenden!“

Pfarrer Johannes legte das Regiſter wieder auf das Wandgeſtell, kniete auf einen Schemel vor ſeinen Hausaltar hin, und betete andächtig für die Neuvermählten.

Dann blies er das Licht der Lampe aus, und begab ſich zur Ruhe . . .

11.

Mit glänzender Beredſamkeit hatte der Cardinal Julian auf dem Concilium zu Baſel die verſammelten Väter bewegen, in eine freundſchaftliche Einladung der Böhmen zu willigen, unter vollſtändiger Verbürgung ihrer perſönlichen Sicherheit Abgeordnete nach Baſel zu ſenden, und dieſe zu ermächtigen, über alle jene Glaubenspunkte, auf welche ſie einen beſondern Werth legen, mit dem Concilium ſich zu verſtändigen, um endlich wo möglich durch einen Vertrag den jahrelangen, Alles verwüſtenden Kriegen ein Ziel zu ſetzen.

Die erſte Sendung nach Böhmen zu dieſem Zwecke mißlang; ſie wurde ſogleich abgewieſen; ihr folgte eine Zweite, deren Erklärungen das Mißtrauen der Böhmen beſchwichtigten. Sie ließen zwei Abgeordnete nach Baſel ziehen, um daſelbſt die Geſinnungen der verſammelten Väter zu erkunden. Heimgekehrt rühmten ſie höchlich ihre gute Aufnahme zu Baſel; in gleicher Abſicht begab ſich dann eine Abordnung nach Eger; auf den Rath des Churfürſten Friedrich von Brandenburg, und in Folge der Vorſtellungen des Ritters Meinhard von Neuhaus, wurde auf einem förmlichen Landtage der Beſchluß gefaßt, die gelehrteſten Männer, hochgeſtellte durch die Gabe der Beredſamkeit berühmt, aus dem geiſtlichen und weltlichen Stande, nach Baſel zu ſenden, geleitet von dreihundert der tapferſten böhmiſchen Ritter, unter dem Oberbefehle Procop's des Großen.

Die Grundlage ihrer Verhandlungen bildeten vier Punkte, deren Vertheidigung, unter dem Namen Prager-Ärtikel, bereits einen blutigen Ruf erlangt hatte: 1) die Prieſter der Huſſiten ſollen im ganzen Königreiche Böhmen frei predigen, 2) das heilige Abendmahl jedem, der es verlangte, unter beiden Geſtalten reichen, 3) aber dieſe ihre Prieſter, nach dem Beiſpiele der Apoſtel, keine weltlichen Güter und kein Eigenthum beſitzen dürfen; 4) endlich ſollten alle jene Vergehen, die man Todſünden nennt, künftig vor das weltliche Gericht gezogen, und von dieſem beſtraft werden.

Procop der Große hielt am Tage der heiligen drei Könige, am 6. Januar 1433, ſeinen feſtlichen Einzug zu Baſel; an die Spitze des Ehrengeleites, das ihn ſchon an der Grenze empfing, hatte ſich zu Regensburg Biſchof Konrad geſtellt. Tauſende zogen ihm aus dem Thore von Baſel entgegen, um dieſen bluttriefenden Helden, den Schrecken der deutſchen Heere, und ſeine grimnigen, mord- und brandſchnaubenden Paladine zu ſehen. Väter und Mütter wieſen Procop ihren Kindern mit den Fingern, und von tauſend Lippen hörte man rufen: „Das iſt er! Das iſt der Mann, der die Taboriten angeführt, und, wo er ankam, geſiegt hat!“

Schon am nächſten Tage begannen die Sitzungen im großen Saale der Kirchenverſammlung, und wurden, mit Ausnahme der Feiertage, fünfzig Tage lang fortgeſetzt.

Eines Tages trat Ritter Hugo von Falkenſtein, durch den Vollzug eines Auftrags des Herzogs Wilhelm abgehalten, in den Sitzungsſaal, als die Verhandlungen bereits zwei Stunden lang gedauert hatten, und ſtellte ſich hinter ſeinen Gebieter.

Eben ſchloß der Cardinal Julian eine begeiſterungsvolle Rede zur Verherrlichung der katholiſchen Religion, und fügte eine lobpreiſende Anerkennung des Wirkens der katholiſchen Geiſtlichkeit bei.

Da fuhr Procop mit dem ihm eigenen Ungeſtüme von ſeinem Sitze auf, wie von einer Springfeder emporgeſchnellt, und verſetzte mit funkelnden Blicken:

„Seid Ihr von Sinnen, Cardinal, oder wähnet Ihr etwa, wir ſeien es? Ihr waget es, Euern Clerus zu lobpreiſen, und möchtet ihn gerne unſern Prieſtern als Muſter hinſtellen, ſcheinet aber zu vergeſſen daß die erſte Sitzung dieſes Conciliums zu Baſel — am 14. Dezember 1431 — die Reformation der Geiſtlichkeit zum Hauptgegenſtande wählte. Wohl möglich iſt es, aber nicht wahrſcheinlich, daß Ihr mein Schreiben nicht laſet, worin ich die Verderbniſſe der katholiſchen Kirche, der Wahrheit getreu, ſchilderte, und welches ich im Jahre 1430 an alle Monarchen von Europa ſendete, mit dem Anerbieten meines

Beiſtandes zur Verjagung der katholiſchen Prieſter *); ich will Euch alſo nur an Euer eigenes Schreiben erinnern, das Ihr als Legat des Conciliums mit einem gräulichen Gemälde von der Sittenloſigkeit des Clerus an Euern Papſt Eugen geſendet, und mit den ausdrücklichen Worten geſchloſſen habet:

„„Wenn das Concilium nicht hilft, ſo werden die „Völker aufſtehen und die Geiſtlichen todtſchlagen, und „Gott dadurch einen Dienſt zu erweiſen glauben.““ **)

„Ihr ſehet, Cardinal, daß ich wohl unterrichtet bin, und ſelbſt Eure geheimſten Urkunden kenne.“

Der Cardinal ſchüttelte den Kopf.

„Wollet Ihr es läugnen?“ fragte Procop mit drohenden Blicken. „Habt Ihr es geſchrieben? Ja oder Nein?“

„Ja, ich habe dieß geſchrieben,“ entgegnete der Cardinal mit würdevoller Ruhe, „ich habe wirklich dem Papſte Eugen ein furchtbares Gemälde von dem Verfalle der Sitten des Clerus geſendet, ja, ich habe in meinem Schreiben die von Euch mit ſo worttreuem Gedächtniſſe angeführten Schlußworte gebraucht. Allein dieſer Bericht umfaßt alle vernommenen Klagen, alle mehr oder minder glaubwürdigen Gerüchte, und beſchränkt ſich nicht auf die Minderzahl erwieſener Thatſachen, um durchgreifende Maßregeln zu erwirken. Auch Prieſter ſind nur Menſchen, und wenn Viele von dem Strome der wildeſten Barbarei fortgeriſſen wurden, der zu einer Zeit, wo alle geſetzlichen

---

*) Fabric in Orig. Sax. — Theob. Huſſitenkrieg; Pantal. de illustr. viris P. II.

**) Regensburger-Chronik, J. 1430 u. 1433. Meichelbek histor. Frising. II p. 104. — Aeneae Sylvii comment. Concil. Basil p. 71 83.

Schranken in Trümmer ſtürzen, ganz Europa überfluthet, und es in einem Abgrunde unerhörter Frevelthaten zu vernichten droht, wird der ruhige, unbefangene Menſchenkenner ein beſonnenes Urtheil fällen. Sittenloſe katholiſche Prieſter begründen keinen Zweifel an der katholiſchen Kirche; ſchlechte Richter beweiſen noch nicht, daß das Geſetz ſchlecht ſei.

„Uebrigens kann Euch, Procop, der Ihr Geheimniſſe wiſſet, wohl auch das Offenkundige nicht entgangen ſein, daß das Concilium zu Baſel nur als eine Fortſetzung des Conciliums zu Conſtanz betrachtet werden ſolle, welches letztere die erhabene Beſtimmung erhielt, die Verbeſſerung des ſo ſehr geſunkenen moraliſchen Zuſtandes der Menſchheit nicht nur bei den Geiſtlichen, ſondern auch bei allen andern Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft zu bezwecken.“

Procop brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes! Ah! Ah! Cardinal, jetzt begreif' ich es, warum man in Baſel fünfzehnhundert Luſtdirnen duldet! Sie werden wohl zur Verbeſſerung ihres moraliſchen Zuſtandes gekommen ſein! . . .

Und er lachte von Neuem, unterbrach ſich aber plötzlich, und fügte bei:

„Je nun, die Kleinen machen es, wie die Großen; man hat mir kürzlich von einem Grafen von Vohburg erzählt, der die Niederlage zu Tauß in den Armen ſeines Kebsweibes zu vergeſſen ſucht, der bekannten ſchönen Baderstochter von Augsburg, Agnes Bernauer.“

Bei den Worten: „Grafen zu Vohburg“, wurde die ruhige Miene des Herzogs Wilhelm düſter, und er ſchien bereit, eine nähere Erklärung von Procop zu verlangen, als der Ritter Hugo von Falkenſtein aus des Herzogs gebung einen Schritt vortrat, und mit lauter Stimme, und mit dem eiſigen Tone der Verachtung verſetzte:

„Das iſt eine Lüge!“

Zornentbrannt fuhr Procop mit ſeiner rechten Hand an den Griff ſeines Schwertes, und ſchrie:

„Wer wagt es zu ſagen, daß ich lüge?“

Und ein leichtes Beben durchzuckte ihn, als er in das Antlitz des Ritters von Falkenſtein ſchaute.

„Ich ſagte nicht, daß Ihr lüget,“ erwiederte Hugo von Falkenſtein, „denn Eure Aeußerung war nur eine Wiederholung deſſen, was man Euch erzählte; aber ich kann Euch mein ritterliches Wort verpfänden, daß man Euch eine Lüge erzählte.“

„Wer ſeid Ihr, daß Ihr Euch anmaſſet, Procop widerſprechen und ihn belehren zu wollen? Euer Name? . . .“

„Meinen Namen, Procop, hättet Ihr ſchon bei Tauß erfahren können,“ entgegnete Hugo, „als ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit bluthrothem Helmbuſche Euch herausfordernd zurief:

„„Steh, Procop, ſteh, ſteh!““

„Aber Ihr ſtandet nicht; lachend wieſet Ihr mich Euren Gefährten mit dem Finger, und ſprachet:

„„Der ſchwarze Mann dort mag wohl ein Narr ſein! . . .““

„und ſo habt Ihr euch an jenem Tage auf eine bequeme Weiſe um meinen Namen gebracht. Ich heiße Hugo von Falkenſtein, und bin ein bayeriſcher Ritter.“

„Ich erinnere mich dieſes Umſtandes,“ verſetzte Procop „War's nicht ſo?“ fügte er bei, zu ſeinen Paladinen ſich wendend, die ihn umſtanden, und ihm mit ſpöttiſchen Mienen bejahende Geberden machten.

„Nun denn,“ fuhr er fort, und richtete ſeine Blicke nieder auf Hugo. „Ihr begreifet wohl, daß ein Löwe, der einer fliehenden Schlange nachſetzt, die Zeit nicht damit vergeuden kann, einen Wurm zu zertreten."

Ein rohes Gelächter der Böhmen begrüßte dieſe Beſchimpfung; ein mißbilligendes Gemurmel lief durch die Reihen der deutſchen Ritter.

„Beſonnen, Hugo, beſonnen!" flüſterte Herzog Wilhelm dem jungen Ritter zu.

Mit einer Faſſung, die von einem inmitten einer ſo erlauchten Verſammlung ſchwer beleidigten, tapferen jungen Ritter kaum zu erwarten war, aber mit einem Lächeln vernichtenden Hohnes, das über ſeine bebenden Lippen glitt, antwortete Hugo:

„Wenn zu einer andern Zeit, und an einem andern Orte, Procop, Euch der Wurm wieder zuruft:

„„Steh, Procop, ſteh! ſteh!""

o! ſo bleibet ſtehen, und ſchauet, ob dieſer Wurm nicht ein Lindwurm ſei, würdiger, als eine Schlange, von einem Löwen bekämpft zu werden, und dann möge ja der Löwe nicht zum zweitenmale den Rücken kehren, damit Niemand ſagen könne, daß ein Löwe vor einem Wurme geflohen ſei . . ."

Und mit einer Verbeugung vor dem Herzoge Wilhelm verließ der junge Ritter den Saal.

Nun entſtand eine ſtürmiſche Aufregung, die erſt durch eine beſchwichtigende Anrede des Cardinals Julian geſtillt wurde.

Fünfzigtägige Verhandlungen, und eine Menge von vermittelnden Privatunterredungen, waren nicht im Stande, die huſſitiſchen Feldherren und Gelehrten dahin zu bringen, auch nur im Geringſten von den vier Pragerartikeln abzuweichen. Die zu Baſel verſammelten Väter gaben dennoch die Hoffnung nicht auf, ſpäterhin durch gütiges freundliches Nachgeben zu bezwecken, was ihre theologiſche Beredſamkeit nicht zu erwirken vermochte. Als die böhmiſchen Abgeordneten Anfangs April Baſel wieder verließen, wurden ſie alſo wieder durch die wohlwollendſten Ehrenbezeigungen ausgezeichnet, um eine künftige Annäherung dadurch zu erleichtern.

Mit dem Vollzuge dieſes Planes wurde nicht geſäumt.

Am achten Tage nach der Abreiſe der böhmiſchen Gäſte, ſagte Herzog Wilhelm zu Hugo:

„Die Kirchenverſammlung hat beſchloſſen, in ehrender Erwiederung des Beſuches der böhmiſchen Abgeordneten, eine zahlreiche Geſandtſchaft nach Prag zu ſenden, und mich erſucht, an die Spitze derſelben mich zu ſtellen. Man hofft, es werde mir gelingen, eine Verſtändigung herbeizuführen, oder wenigſtens anzubahnen. Ungerne vermiſſe ich Euch in meinem Geleite, gleich von Baſel aus; aber es iſt dringend, daß Ihr nach München und Vohburg reitet, und dieſen Brief meinem Bruder, dem Herzoge Ernſt, und dieſen hier meinem Neffen Albrecht überbringet. Iſt dieß geſchehen, ſo eilet von Vohburg aus, nach genügender Erholung, zu mir nach Prag, denn mir iſt, als fehlte mir die rechte Hand, wenn Ihr nicht in meiner Nähe ſeid.“

Ritter Hugo verbeugte ſich mit ſchweigendem Dank.

„In Vohburg erzählet dem Herzoge Albrecht ausführlich Euren Zwiſt mit Procop,“ fuhr Wilhelm fort, „bei dem Euer Benehmen meinen ganzen Beifall verdiente, und ſaget ihm in meinem Namen, daß ich ihn eben ſo wenig, wie Ihr, einer ſo ſchmachvollen Aufführung fähig halte. Es kann ihm nur erwünſcht ſein, früher durch Euch in

Kenntniß geſetzt zu werden, damit er nicht unvorbereitet ſein möge, im Falle ſein ſtrenger Vater, der gewiß bald Kunde davon bekommt, mit harten und ungeſtümen Worten ihn darüber zur Rede ſtellt . . . Gebet wohl Acht, mit welcher Miene Ernſt und Albrecht dieſe Briefe leſen; es iſt mir viel daran gelegen, und damit Ihr die Urſache dieſes Wunſches wiſſet, will ich Euch anvertrauen, daß dieſe Briefe die Nachricht von meiner Vermählung enthalten, die am 3. Mai hier in Baſel vollzogen wird.“

„Ihr vermählet Euch Herr Herzog?“ fragte Hugo verwundert.

„Ja. Es ſcheint, daß Ihr darüber erſtaunet?“

„Allerdings, Herr Herzog, da Ihr ſo lange ein Hageſtolz geweſen ſeid.“

„Je nun, die rechte Stunde hatte noch nie geſchlagen. Uebrigens werden gar Viele Euer Erſtaunen, und ohne Zweifel in einem weit höheren Grade theilen, wenn ſie vernehmen, daß meine Braut, Margareth, die Tochter des Herzogs Adolph zu Cleve, erſt neunzehn Jahre zählt.“

„Ich finde hierin nur eine leicht begreifliche Anerkennung Eurer ſeltenen Vorzüge, Herr Herzog,“ verſetzte Hugo.

„Ah! ich danke Euch für Eure gute Meinung,“ erwiederte Wilhelm, „und wünſche nur, daß meine Braut die wohlwollende Geneigtheit, mir ihre Hand zu reichen, nie als eine übereilte bereuen möge. Was mich zu dieſer, wenn auch ſpäten Heirath bewog, war der ſehnliche Wunſch, nach langen Mühen den Abend meines Daſeins im häuslichen Kreiſe, in der Umgebung heiterer Jugend zu verleben. . . .“

„Gott ſegne Euer Vorhaben, Herr Herzog! . . . Wann ſoll ich aufbrechen?“

„Je eher, deſto lieber.“

„Alſo in dieſer Stunde noch. Gehabt Euch wohl, Herr Herzog!

„Auf baldiges Wiederſehen, mein lieber Ritter Hugo!“

Hugo ſteckte die beiden Briefe in ſein Wamms, verbeugte und entfernte ſich.

Eine halbe Stunde ſpäter trabte er zu dem Thore von Baſel hinaus, in ſchwarzer Rüſtung mit blutrothem Helmbuſche.

Manche Tage verſtrichen . . .

An einem ſchönen Frühlingsmorgen ritt Hugo in den Schloßhof zu Vohburg. In demſelben Augenblicke gewahrte er einen greiſen Ritter, der ſich in den Sattel ſchwang, und zwar mit der Gewandtheit eines Jünglings.

Ritter Zenger war's, der Pfleger zu Vohburg.

Dieſer neigte ſich eben über den Hals ſeines Pferdes, und ſprach mit einem Pagen, dem er Weiſungen zu ertheilen ſchien. Bei den Hufſchlägen von Hugo's Pferde hob er raſch den Kopf empor, hielt die linke Hand über ſeine Augen, weil ihn die Strahlen der Sonne blendeten, und ſprengte mit dem freudigen Ausrufe auf ihn zu:

„Ei, Gott zum Gruße, Herr Ritter Hugo von Falkenſtein!“

„Ihr kennet mich?“ erwiederte Hugo erſtaunt.

„Wie ſollte ich Euch nicht kennen, edler Ritter,“ antwortete Zenger freudig, „da Ihr die ſchwarze Rüſtung mit dem blutrothen Helmbuſche traget, gerade wie in jener Nacht, da Ihr dem Herzoge Albrecht das Leben gerettet habt.“

„O! ſprecht nicht davon; die Sache iſt zu unbedeutend; bedeutend iſt nur das werthvolle Leben des Herrn Herzogs Albrecht, aber unbedeutend die That, durch die es gerettet wurde.“

„Mit Gunſt, Herr Ritter, von ſo etwas ſpricht man ſchon, und der Herzog ſpricht gar oft davon, denn er hat ein gar dankbares Herz.“

„Iſt der Herr Herzog hier, in ſeinem Schloſſe?“

„Nein, zur Zeit nicht. Seitdem Herzog Ernſt ihm die Verweſerſchaft des Straubingerantheiles übertragen hat, iſt er häufiger als ſonſt abweſend, um mit ſeinen Räthen in Straubing die Regierungsgeſchäfte zu beſorgen. Wünſchet Ihr vielleicht, mit ihm zu ſprechen?“

„Ja; ich komme von Baſel mit einer Botſchaft des Herrn Herzogs Wilhelm an Herzog Albrecht.“

„Ah! von ſeinem lieben Oheime! Das wird eine große Freude für ihn ſein. Der Herzog kommt heute von Straubing zurück; wir erwarten ihn zum Mittagstiſche. Er läßt einem armen Manne, einem Vater von zehn Kindern, dem das Hochwaſſer der Donau kürzlich ſeine Mühle wegriß, eine Stunde von hier eine neue und größere Mühle bauen, und trug mir auf, ihn bei ſeiner Heimkehr dort zu erwarten, um das Nähere deshalb mit mir zu verabreden, denn ich bin ſein Pfleger zu Vohburg, Hans Zenger.“

„Ein Name, der bei der deutſchen Ritterſchaft einen gar guten Klang hat. Es freut mich herzlich, den tapfern Ritter Zenger kennen zu lernen.“

„O! ich danke Euch; ich bin nicht tapferer, als ein Anderer,“ entgegnete Zenger. „Bei mir heißt's: d'rauf und d'ran, und dann ſchlag' ich drein, ſo lang' ich einen Arm aufheben kann; das iſt meine ganze Tapferkeit.“

„Nun, mehr braucht's nicht, denk' ich“ verſetzte Hugo lächelnd.

„Alle Wetter!“ rief Zenger aus, „was treib' ich denn! Da plaudere ich mit Euch, anſtatt Euch gaſtlich aufzunehmen, und dann meines Weges zu reiten. Steiget doch ab, Herr Ritter! Euer Pferd dampft, Ihr möget ſcharf geritten ſein. Holla! Günther, eine Decke über das Pferd, und führt es am Zügel im Schloßhofe auf und ab, bevor Ihr es in den Stall bringt! Und Ihr, Page Berthold, geleitet den Herrn Ritter zu meiner Nichte Irma hinauf, beſorget für ihn einen tüchtigen Imbiß, damit er nach einem ſolchen Ritte nicht bis zur Tafelſtunde zu hungern braucht, und tiſchet ihm einen Humpen von dem alten Hochheimer auf, aus dem Kreuzfaſſe, Ihr kennet es ſchon, das letzte ganz hinten im zweiten Keller. Ich nenne es das Kreuzfaß, weil ich mit Kreide ein Kreuz daran anbrachte; denn es iſt ein Kometenwein von 1401, der Euch weidlich munden wird; einen ſolchen Wein hat die ganze chriſtliche Ritterſchaft nicht aufzuweiſen. Und nun Gott befohlen auf baldiges Wiederſehen! . . .“

Und er ſchüttelte dem Ritter Hugo, der bereits neben dem Pferde ſtand, derb die Rechte, und flog zum Thore hinaus.

Hugo folgte dem Pagen, der ihn in das erſte Stockwerk hinaufführte. Dieſer öffnete eine Spitzbogenthüre, und ließ den Ritter voran in ein geräumiges Gemach treten.

„Geduldet Euch einen Augenblick,“ ſagte der Page; „das Fräulein Irma wird auf dem Söller ſein. Ich will ihr Eure Ankunft melden.“

Der Page trat in ein anſtoßendes kleines Zimmer, deſſen Thüre er offen ließ, ſo daß Hugo ſah, wie er durch eine Glasthüre auf den Söller trat, und ſich links wendete, wo er verſchwand.

In der That ſaß Agnes, die angebliche Irma, in der linken Ecke des Söllers, und ſchaute ſehnſuchtsvoll in die Ferne hinunter, wo Straubing lag; denn von dort her mußte ihr geliebter Albrecht kommen. Auf einem kleinen Tiſche lag ein Stickrahmen, aber ſie ſtickte nicht. Sie ſchaute in die halb geöffnete Schublade des Tiſches, um jene Briefe wieder zu leſen, die ſie in der jüngſten Zeit ihres Aufenthaltes in Augsburg von Albrecht erhalten hatte. Ohne Zweifel wählte ſie dieſe heimliche Art zu leſen, um im Falle der Annäherung irgend einer Perſon, was ihr das Geräuſch der Thüren ſogleich verrathen mußte, durch raſches Schlieſſen der Schublade ihre Beſchäftigung jedem neugierigen und unberufenen Blicke entziehen zu können. Dieß that ſie auch dießmal, als der Page die Glasthüre öffnete, und bevor er den Söller betrat.

„Was gibt's, Berthold?“ fragte Agnes.

„Der Herr Ritter Zenger hat mir aufgetragen, Fräulein,“ antwortete der Page, „einen Ritter zu Euch zu führen, der ſo eben vom Herrn Herzoge Wilhelm aus Baſel mit einer Botſchaft an Herrn Herzog Albrecht hier angekommen iſt. Er wartet im großen Gemache.“

„Wie heißt er?“ verſetzte Agnes.

„Ah! Verzeihet, Fräulein, ich ſtand zwar in der Nähe, als die beiden Herren mit einander ſprachen, aber den Namen des fremden Ritters konnt' ich nicht recht verſtehen. So viel ich mich erinnere, iſt er ein Ritter von . . . von . . . Stein.“

„Ah! Berthold, wenn der Fremde ein Ritter von Stein iſt,“ verſetzte Agnes lächelnd, „ſo wird unſere Unterredung nicht ſehr lebhaft werden. . . . Saget ihm, daß ich ſogleich komme.“

Der Page entfernte ſich, meldete dieß dem Ritter Hugo, und ließ ihn allein.

Dieſer hörte die Glasthüre öffnen und ſchließen, ſah aber Niemand; da der Page die Thüre zugemacht hatte, welche vom großen Gemache in das anſtoßende kleine Zimmer führte, das zwiſchen, jenem und dem Söller lag.

Die Thüre ging auf; Agnes trat in dem einfachen Hauskleide der Zofe einer Ritterdame in das anſtoßende Gemach, und ſprach:

„Verzeiht, Herr Ritter . . .“

Der melodiſche Klang der Stimme von Zenger's Nichte Irma, durchzuckte den Ritter wie ein elektriſcher Strahl, und er unterbrach ſie nach einem raſchen Blicke in ihr Antlitz, mit dem Ausrufe des höchſten Erſtaunens:

„Heiliger Gott! . . . Agnes! . . .“

„Jeſus-Maria! . . . Walfried! . . .“ ſtammelte Agnes, und wankte zwei Schritte links, wo ſie an der Rücklehne eines Armſtuhles ſich feſthielt.

„Walfried . . . war einſt mein Name, in der ſchönen Zeit der ſchönen Träume,“ ſagte Hugo traurig, „jetzt heiße ich . . . Hugo von Falkenſtein.“

„Dieſer Name . . . dieſe ſchwarze Rüſtung . . . der rothe Helmbuſch . . . ja, Walfried, Ihr ſeid der Lebensretter meines . . . des Herzogs Albrecht . . . Ich danke Euch herzlich.“

Und ſie trat zu Hugo, und reichte ihm mit einem wehmüthigen, rührenden Blicke die Hand.

Nach einer kurzen Pauſe des Zögerns ergriff er dieſe Hand, und bückte ſich über ſie. Eine heiße Thräne fiel auf dieſe ſchöne Hand, von ſeinen bebenden, glühenden Lippen mit einem Kuſſe getrocknet. Dann richtete er ſich empor, leichenblaß, drückte die Augen zu, wie um die Zähren in die Tiefe des Herzens zurückzudrängen, aus der ſie gleich einem Springquelle ſprudelten, und preßte die Lippen zuſammen, um das Stöhnen zu bewältigen.

„O, Walfried!“ flehte Agnes mit gefalteten Händen, „um Gottes willen faſſet Euch, Euer Schmerz tödtet mich!“

In dieſem Momente hörte ſie Schritte außerhalb der Schwelle der Eingangsthüre. Dieſe öffnete ſich und zwei Diener traten ein, von denen der eine einen Humpen Wein und drei Becher, der Andere kalten Rehbraten, Brod und Kuchenſchnitten auf einer Platte trug.

Mit einer Anſtrengung der Selbſtbeherrſchung ſagte ſie:

„Leget doch Euern Helm ab, Herr Ritter; ich hoffe, Ihr werdet es nicht verſchmähen, einer Doppelwaiſe Beſcheid zu thun.“

Während Hugo die Einladung, ſeinen Helm abzulegen, benützte, um ſein verſtörtes Antlitz vor den Dienern zu verbergen, und Agnes zwei Becher füllte, entfernten ſich die Eingetretenen wieder.

„Stoßet an, Walfried!“ fuhr Agnes fort, reichte ihm freundlich einen Becher, und ergriff den zweiten. „Auf Euer Wohl!“ fügte ſie bei.

„Und auf das Eurige!“ erwiederte Hugo.

Sie ſtießen an und tranken.

„Nehmet doch Platz, Walfried,“ äußerte Agnes, „da, mir gegenüber, damit wir leichter miteinander plaudern können. Greift doch zu! Ihr werdet Hunger und Durſt haben. Nun, wie mundet Euch dieſer Wein?“

„Vortrefflich!“ antwortete Hugo, „aber doch nicht ſo gut, wie ein Becher Meth, wenn Ihr ihn mir in Eures Vaters Hauſe credenzt hättet, als ich auf meinem Ritte von Baſel nach Vohburg durch Augsburg kam.“

„Ihr waret in Augsburg?“ fragte Agnes mit banger Freude.

„Ja.“

„Sind meine lieben Eltern wohl?“

„Ja.“

„Vergnügt?“

„Eure Mutter . . . ja; doch Euer Vater ſcheint einen geheimen Kummer zu hegen.“

„Ach!“

„Ich freute mich wie ein Kind,“ fuhr Hugo fort, „als ich von weitem einen alten Bekannten wieder erblickte, den Perlachthurm. Ich hoffte, Euch im väterlichen Hauſe zu finden, im Falle Eure Eltern noch am Leben wären, vertrauend auf Eure oft wiederholte Betheuerung, Eure Eltern bis an ihren Tod zu pflegen, und dann in ein Kloſter zu gehen.“

Agnes ſchlug ſchweigend die Augen nieder.

Hugo ſprach weiter:

„Eine innere Bangigkeit trieb mich an, den Thorwart zu fragen:“

„„Wiſſet Ihr nicht, ob der alte Meiſter Bernauer zu Hauſe iſt?““

„„Ah! Ihr habet wahrſcheinlich ein krankes Weib oder Kind daheim?““

„„Ihr habt es errathen . . . ein krankes Weib,““ antwortete ich.“

„„Nun, ſo kommt Ihr eben zur rechten Zeit, denn der Meiſter Bernauer iſt gerade vor einer Stunde zum Thore hereingegangen.““

„Mit neuer Hoffnung im Herzen ritt ich in eine Herberge, und ging dann ſogleich in das Haus Eurer Eltern. Ich traf ſie Beide wie gewöhnlich beſchäftigt. Euer Vater erkannte mich nicht an der Stimme; er war nicht darauf gefaßt, Walfried als Ritter Hugo von Falkenſtein zu ſehen.“

„Dieß iſt auch für mich ein Räthſel,“ unterbrach ihn Agnes; „ich wollte Euch vorhin bitten, es mir zu löſen.“

„Erlaubet, daß ich dieß nach der Heimkehr des Herrn Herzog's Albrecht thue,“ entgegnete Hugo. „Als ich zum Meiſter Bernauer ſagte: „„Kennet Ihr denn Euern Walfried nicht mehr?““ zeigte er einen freudigen Schrecken; aber ſein Schrecken ſchien mir größer, als ſeine Freude . . .

„„Ihr wölltet Eure Tochter immer nur einem Ritter zum Weibe geben, Frau Meiſterin,““ ſagte ich zu dieſer; „„wohlan, ich bin jetzt ein Ritter, und beſitze eine ſtattliche Burg; gebet mir nun Eure Tochter, und ziehet zu mir auf meine Burg; quälet Euch nicht mehr ſo in Euern alten Tagen, Meiſter und Meiſterin; verlebet den Abend Eures Daſeins in friedlicher Stille bei Euern Kindern! . . .““

„„Sprecht hiewegen mit Agnes,““ erwiederte Eure Mutter.“

„„O! ſo rufet ihr doch gleich! Wo iſt ſie denn? Im Zimmer oben am Stickrahmen?“ fragte ich ſie.

„„Sie iſt nicht zu Hauſe,““ antwortete ſie, und machte ſich etwas zu ſchaffen, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „„Ei, ſo zieht doch Eure Rüſtung aus,““ fügte ſie bei; „„ich hoffe wohl, daß Ihr unſer Mittagsmahl theilen, und uns recht viel von den Abenteuern erzählen werdet, die Ihr beſtanden habet.““

„In der Hoffnung Eurer baldigen Heimkehr verweilte ich, legte meine Rüſtung ab, ſetzte mich neben Euern Vater, und erzählte ihm mein Leben und Treiben ſeit dem Abende, an welchem ich aus ſeinem Hauſe ſchied. Euer Vater war freundlich mit mir, jedoch nicht mehr ſo herzlich, wie ehedem, was ich meinem veränderten Stande beimaß. Aber für die ſcheuen Blicke, die er bisweilen heimlich auf mich richtete, wähnend, daß ich ihn nicht ſehe, während ich irgend eine Frage

Eurer Mutter beantwortete, konnte ich keinen Grund finden. Seine unverkennbare Beſtürzung, wie man ſie manchmal bei einem unerwarteten und unlieben Beſuche fühlt, war mir unerklärbar. Ich ſah der Meiſterin zu, wie ſie den Tiſch deckte . . . Vier Gedecke . . . ich dachte nicht daran, daß an Jörg's Stelle ein anderer Lehrling gekommen ſei. Ich näherte mich dem Tiſche . . .

„„Ah! Frau Meiſterin" fragte ich, „wie kommt's, daß Agnes die Suppe nicht mehr aus ihrem Lieblingsteller, mit rothem Rande, gelbem Boden und ſchwarzen Tupfen, ißt?""

„„Ich ſagte es Euch ja ſchon, daß Agnes nicht zu Hauſe iſt,"" antwortete Eure Mutter ohne mich anzuſehen, während ſie das Brod aus dem Wandſchranke holte.

„„Aber ſie kommt doch zum Eſſen nach Hauſe?"" fragte ich wieder.

„„Nein . . . ſie iſt nicht mehr in Augsburg,"" verſetzte ſie.

„„Nicht mehr in Augsburg?"" erwiederte ich ganz erſtaunt.

„„Nein.""

„Wo iſt ſie denn"

„„Im Kloſter.""

„„Wie? im Kloſter? Sie gelobte ja, bei Euch zu bleiben, ſo lange Ihr lebet, und dann erſt in ein Kloſter zu gehen?""

„„Sie iſt auch nicht für immer in's Kloſter gegangen,"" bemerkte Eure Mutter, „„ſondern nur auf einige Zeit. Nicht wahr, Kaspar?""

„„Auf einige Zeit! . . . So, ſo . . ."" entgegnete ich und alſogleich tauchte eine düſtere Ahnung in mir auf, und dieſe Ahnung hatte mich nicht getäuſcht, wie ich jetzt ſchmerzvoll mich überzeuge . . ."

Agnes machte eine Bewegung, als ob ſie ſprechen wollte.

„Ich bitte Euch um Geduld, Agnes, ich habe nur noch wenig zu ſagen . . . Euer Vater zog einen Brief aus der Tiſchſchublade, entfaltete ihn mit zitternden Händen, und reichte ihn mir, ohne ein Wort zu ſprechen . . . Der ehrliche Mann wollte keine Unwahrheit ſagen, darum ſchwieg er . . . Aufmerkſam las ich den Brief der Aebtiſſin Oſanna zu Niedermünſter, und da ich wußte, daß ſie die natürliche Schweſter des Herzog's Albrecht ſei, ließ ſein Inhalt keinen Zweifel in mir zurück . . . Gelaſſen gab ich dem Meiſter den Brief wieder, und fragte, nicht ihn, um ihn zu keiner Lüge zu zwingen, ſondern Eure Mutter: ob ich Euch keine Botſchaft, oder wenigſtens einen Gruß bringen dürfe, da ich über München nach Regensburg reiten, und daſelbſt im Kloſter Niedermünſter Agnes beſuchen würde.

„Beherzt erwiederte Eure Mutter:“

„„Ja wohl, bringet ihr einen herzlichen Gruß von uns wenn Ihr ſie ſehet.““

„Wenn Ihr ſie ſehet! . . . ſeufzte ich heimlich . . .

Ich wollte Euern guten Vater nicht kränken, ſonſt hätte ich alſogleich das Haus verlaſſen, denn mir war zu Muthe, als wollte mir das Herz im Leibe zerſpringen . . . Die Anweſenheit des Lehrlings war mir erwünſcht: ſie rechtfertigte mein Schweigen. Ich beſchränkte mich auf Erkundigungen nach den ſeit meiner Entfernung geſchehenen Veränderungen, und mit treuem Gedächtniſſe und mit ſeh-

Vitzdom einen lang genährten Wunſch erfüllte, indem er ihm die durch Todesfall erledigte Stelle eines Scharfrichters zu Straubing verlieh.

„Nach Tiſch nahm ich Abſchied. Euer Vater ſchien ſehr bewegt, als er mir mit den Worten die Hand drückte:

„„Gehabt Euch wohl, Walfried, . . . erlaubet mir Herr Ritter, daß ich Euch dieſen Namen gebe, unter dem ich Euch ſo lieb gewonnen habe. Gedenket meiner bisweilen! . . . Gott mit Euch!““ . . .

„Ich kam über München, wo ich dem Herzoge Ernſt eine Botſchaft von Herzog Wilhelm überbringen mußte, nach Regensburg . . .

Hugo machte eine kleine Pauſe . . . Agnes bebte.

„Ich eilte an das Sprachgitter von Niedermünſter. Eine Dienerin des Kloſters meldete der Frau Aebtiſſin meine Bitte, mit Agnes Bernauer zu ſprechen. Es verging faſt eine halbe Stunde bis die Dienerin wieder kam, und mir die Antwort brachte:

„„Agnes Bernauer liege krank darnieder und dürfe, nach der Ausſage des Arztes, vor vier Wochen das Bett nicht verlaſſen.““

„„Gut““, erwiederte ich, „„ich werde alſo in vier Wochen wieder kommen, und wenn Agnes Bernauer bis zu jener Zeit nicht geneſen ſein ſollte von acht Tagen, zu acht Tagen nach ihrem Befinden mich erkundigen.““

„Angſt und Zweifel im Herzen trieben mich nach Vohburg. Der tapfere Zenger erkannte mich an meiner Rüſtung, vermuthlich nach der Schilderung, welche der weis des Vertrauens. Er dachte ſich: wenn ich Euch nicht kenne, ſo hat es nichts zu bedeuten, und kenne ich Euch, ſo würde ich wohl, als Lebensretter des Herzog's Albrecht, gewiß nicht ein Verräther an ſeiner Liebe werden.

„Man geleitete mich alſo zu Zenger's Nichte . . . Irma, und ich fand . . . Agnes! . . .

„Als ich Euch ſah, gerann mir das Blut in meinem Herzen vor Entſetzen zu Eis; mich wundert nur, daß ich nicht plötzlich vor Euern Augen ſtarb . . . Erinnert Euch deſſen, was ich warnend zu Euch ſagte, als ich aus Eures Vaters Hauſe ſchied . . . Damals bat ich Euch um ein einziges Haar Eures engelgleichen Hauptes, und gelobte, es, ſo lang' ich athme, auf meinem Herzen zu tragen, wie einen Zauberſchild, der mich im blutigen Kampfe ſchützen möge.“

Hugo riß die zwei Panzerriemen an ſeiner linken Seite auf, öffnete haſtig ſein Wamms, und zog ein goldenes Herz hervor, das an einer feinen ſtählernen Kette hing.

„Sehet, Agnes,“ fuhr er fort, „in dieſem goldenen Herzen ruht das heiligſte Kleinod meines Lebens, die reiche Locke, die Ihr, als ich von Euch ſchied, von Eurem jungfräulichen Haupte für mich ſchnittet; ſie war mein ſchützender Schild, als ich im blutigen Schlachten, an der Seite der von Gott begeiſterten Jungfrau von Orleans, für den König Karl VII. von Frankreich glorreiche Siege erkämpfen half, für dieſen ſchwachen, undankbaren König, der es unthätig geſchehen ließ, daß man die ihm von Gott Retterin auf einem Scheiterhaufen verbrannte . . .

Wammſe verſchloß, und die Panzerriemen befeſtigte, fügte er bei:

„In der Scheideſtunde zu Augsburg habet Ihr mich mit den Worten getröſtet:

„„Niemand könne ſeinem Herzen gebieten, zu lieben, wenn es nicht liebt; aber wenn es liebt, könne es entſagen.““

„Habt Ihr dieß nicht geſagt, Agnes?“

„Ja, ich ſagte es,“ verſetzte dieſe mit leiſer Stimme.

„O! Procop! Procop!“ murmelte Hugo, „ich habe Dir Unrecht gethan, . . . es war keine Lüge! . . .“

Dann fuhr er fort, zu Agnes gewendet:

„Agnes, ich habe Euch geliebt, wie nie ein Mann geliebt hat, wie nie ein Mann lieben wird. Ihr habet meine Liebe nicht erwiedert, denn Niemand kann ſeinem Herzen gebieten, zu lieben, wenn es nicht liebt; dieſe Aufgabe war für Euch eine leichte; deſto ſchwerer fiel es Euch, die zweite zu löſen, nämlich: Albrecht zu entſagen; Ihr ſeid nicht bei Euern Eltern geblieben, um ſie zu pflegen, ſo lange ſie leben würden, und dann in ein Kloſter zu gehen, wie Ihr gelobtet; Ihr ſeid auch nicht in's Kloſter gegangen während ihres Lebens, Ihr habet nicht entſagt; doch ja, ja, Ihr habet wirklich entſagt, Ihr habet Eurer Tugend, Eurer Unſchuld, Eurer Ehre entſagt, um ferne von Eurem gramgebeugten Vater in Albrecht's Armen einer ſchmachvollen Liebe zu fröhnen! . . .“

Und von ſtöhnendem Schmerze überwältiget, ſchlug ſich Hugo mit geballten Fäuſten vor die Stirne.

Eine kurze peinliche Pauſe des Schweigens trat ein.

kenne ja ſelbſt die Macht der Liebe. Ja, ich habe die Kraft meines Willens überſchätzt; es war mir unmöglich, Albrecht zu entſagen, aber ich habe weder meiner Tugend, noch meiner Ehre entſagt; denn ich bin … Albrecht's Gemahlin! …"

„Albrecht's Gemahlin!" rief der Jüngling mit dem höchſten Erſtaunen aus, indem er einen Schritt zurückfuhr, die Hände ineinanderſchlug, und ſie gefaltet unter ſein Kinn ſtützte. Dann ſtürzte er zu ihren Füßen, ergriff ihre rechte Hand, küßte ſie ungeſtüm, und bat:

„O! verzeihet mir, Agnes, daß ich in der Raſerei meiner Liebe einen Augenblick an Eurer Tugend, an Eurer Ehre zweifeln konnte; ich werde dieſen Wahn durch das Opfer meines Lebens für Euch vergüten … Heiliger Gott! … Albrecht's Gemahlin! … Eure Liebe war das Eiſen, welches dem Magnete nicht zu widerſtehen vermag, war der Strohhalm, den des Stromes Wirbel feſthält, war der Nachtfalter, der gierig in den lockenden Glanz der Flamme flattert, die ihn verſengt und tödtet … Scheidend beſchwor ich Euch bei dem ewigen Gotte, Euch nicht von einem Manne bethören zu laſſen, deſſen Stand den Eurigen überſtrahle, indem es Euer Verderben wäre … Ich mahnte Euch an das entſetzliche Loos der Ines de Caſtro … umſonſt … vergebens … Ihr hörtet nicht auf die Stimme des Warners, und ließet Euch von Eurem Verhängniſſe hinreißen … Damals rief ich aus: O! könntet nur Ihr glücklich werden, Agnes, ich würde gerne auf mein Glück verzichten … Nun, ich bitte Euch, gewähret mir die Beruhigung, daß ich nicht fruchtlos verzichtete, gebet mir den einzigen Troſt in meinem Unvollen Augen, „nein, Walfried, ich bin nicht glücklich, denn die nagende Ahnung einer ſchlimmen Zukunft hauſet wie ein finſterer Geiſt in meinem Herzen . . .“

Walfried wollte ſprechen, als Hufſchläge im Schloßhofe dröhnten.

Agnes trat raſch an's Fenſter.

„Albrecht iſt's,“ ſagte ſie; „Zenger kommt mit ihm. Faßt Euch! Seid ein Mann! Ich werde Albrecht ſagen, daß Ihr mein treuer Walfried ſeid.“

Sporen klirrten über die ſteinerne Wendeltreppe herauf, und Albrecht trat haſtig ein mit dem Ausrufe:

„Seid mir tauſendmal willkommen, Ritter Hugo von Falkenſtein, mein unvergeßlicher Lebensretter!“

Und er reichte ihm die Hand.

Um Albrecht eine Verlegenheit zu erſparen, fügte Agnes raſch bei:

„Und zugleich mein treuer Freund . . . Walfried!“

„Wie? Walfried? Ritter Hugo iſt zugleich Walfried?“ fragte Albrecht erſtaunt.

„Ja,“ antwortete Agnes.

„Bei Gott! auf eine ſo freudige Ueberraſchung war ich nicht gefaßt,“ entgegnete jener; „ich bin Euch ſohin auch für Alles, was Ihr für meine Agnes gethan, zu ewigem Danke verpflichtet, Ritter Hugo.“

„Ihr beſchämet mich wahrhaftig, Herr Herzog,“ lispelte Hugo.

„Warum ſagtet Ihr mir dieß nicht gleich?“ bemerkte Zenger lächelnd; „ich hätte Euch dann zur Frau Herzogin geleiten laſſen, anſtatt zu meiner Nichte Irma.“

„Was Ihr zu thun unterließet, Herr Ritter,“ erwie-

Zenger lachte.

„Alle Wetter!“ ſagte er, dem Tiſche ſich nähernd, „Ihr habt ja den herrlichen Hochheimer kaum gekoſtet ... Es iſt heute verdammt heiß, und meine Kehle ganz trocken.“

Er leerte einen vollen Becher auf einen Zug.

„Schwere Wetterwolken thürmen ſich über Ingolſtadt auf ... Ja, ja, der Gebartete verſteht ſich gut darauf, von Zeit zu Zeit ein tüchtiges Donnerwetter zu machen ... Bis zum Abende wird's wohl losbrechen.“

Und er leerte wieder einen Becher.

Inzwiſchen hatte Hugo dem Herzoge Albrecht das Schreiben ſeines Oheims überreicht.

„Er heirathet, er heirathet!“ rief er fröhlich aus, indem er ſeiner Agnes das Papier reichte. „Freue Dich mit mir darüber, liebe Agnes; unſere Ausſicht für die Zukunft wird dadurch viel heiterer. Möge ihm Gott bald einen Sohn ſchenken! Weiß es mein Vater ſchon, Ritter Hugo?“

„Ja,“ erwiederte dieſer, „ich ritt über München, und überbrachte ihm ebenfalls ein Schreiben des Herrn Herzogs Wilhelm mit dieſer Anzeige.“

„Wie nahm er Euch auf?“

„Mich ... ſehr gnädig; er nannte mich den Lebensretter ſeines Sohnes, und gelobte mir bei ſeinem herzoglichen Worte, mir eine Bitte zu gewähren, deren Erfüllung in ſeiner Macht ſtehe. Ich mußte ihm verſprechen, dieſe Bitte an ihn zu ſtellen, ſobald es mir beliebe ... Als er aber das Schreiben las, verdüſterte ſich ſein Antlitz, und ich hörte ihn die Worte murmeln: „„So alt ... ſo jung.““

„Ihr werdet mir doch die Freude machen, einige Wochen bei mir in Vohburg zu verweilen, Ritter Hugo“, ſprach er. „Ich laſſe dann eine ſchöne Jagd im Geiſenfelderforſte veranſtalten, wo Ihr auch einen alten Bekannten treffen werdet, Jörg, der jetzt dort Wildmeiſter iſt.“

„Einige Wochen, Herr Herzog?“ verſetzte Hugo? „Nein, leider nur noch einige Stunden; heute Abend reite ich wieder fort, denn der Herr Herzog Wilhelm, mein Gebieter, iſt mit einer Abordnung nach Prag gezogen, um Procop's Beſuch in Baſel zu erwiedern, und noch einen Verſuch zu machen, die huſſitiſchen Glaubenszwiſte auf eine gütliche Weiſe zu ſchlichten. Er trug mir ausdrücklich auf, ihm ſchleunigſt dahin zu folgen.“

„Wohlan, ſo geh, Agnes, und ordne ein gutes Mittagsmahl an; dann komm in mein Gemach, um einige Zeilen dem Briefe beizufügen, welchen ich an meinen lieben Oheim ſchreiben will, und den mir Ritter Hugo beſtellen wird. Rufe einem Pagen, Zenger, damit er dem Ritter die Rüſtung abnehme, und zeige ihm dann, was im Schloſſe etwa geſehen zu werden verdient. Bei der Mittagstafel ſehen wir uns wieder, und ich hoffe, Ihr werdet uns dann manche ſchöne Mähre zu erzählen wiſſen.“

Agnes und Albrecht verließen das Gemach, die beiden Ritter aber erſt, als Zenger ſich überzeugt hatte, daß aus dem Humpen, im Falle des Umſtoßens durch die Hand eines unbehilflichen Pagen, kein Tropfen mehr rinnen konnte.

12.

„Ihr wiſſet nun aus meinem Munde, Ritter Hugo,“ ſchloß Albrecht am Ende des Mittagsmahles ſeine Erzählung, „wie es kam, daß Agnes ſo plötzlich meine Gemahlin wurde; es iſt nun an Euch die Umſtände zu berichten, die den wackern Walfried, den treuen Freund meiner Agnes, in einen tapfern Ritter verwandelten, dem ich die Rettung meines Lebens zu verdanken habe.“

„Vom ehrſamen Rathe der Reichsſtadt Augsburg“, begann Hugo, „in Folge einer falſchen Anklage des Junkers von Willenbach, damaligen Hauptmannes der Stadtſöldner zu Augsburg, Eures Todfeindes, Frau Herzogin,“ fügte er mit einer Verbeugung hinzu, „zum Tode verurtheilt, lag ich in einem ſcheußlichen Kerker; in einer Stunde ſollte der Henker ſein blutiges Amt an mir vollziehen. Mitternacht mochte vorüber ſein; ich ſaß ſtill betend auf dem kleinen Mauervorſprunge einer Art von Niſche, als ich plötzlich von einer friſchen Luft mich umweht fühlte, und ein ſchwacher Schimmer die Gegenſtände um mich her ſichtbar machte.

„Ich kehrte mich um. Die Niſche war halb auswärts gedreht, und ich erblickte Mutter Lintrude, vom Volke die Attilahexe genannt. Eine kleine Lampe, die weit hinter ihr am Boden ſtand, erhellte ſo ziemlich ihre Umriſſe. Sie winkte mir ſchweigend; ich folgte ihr, ohne ein Wort zu ſprechen. Lautlos ſchloß ſich hinter mir die Niſche wieder. Sie führte mich auf Wegen, die ich zuvor nie betrat, in ihre unheimliche Behauſung, in den Fledermausthurm, wo ich in voller Sicherheit verborgen blieb.

„In einer finſtern Nacht ging ich mit ihr in einen Wald; in den unterirdiſchen Räumen einer alten, verfallenen Burg, fand ich den Zigeunerhauptmann mit ſeinen Leuten wieder, mit denen ich früher in einer Sandgrube zuſammentraf, wie Ihr wiſſet, Frau Herzogin, — in der Tracht vornehmer Böhmen, was ſie auch wirklich waren. Reich gezäumte Pferde ſtanden für Alle bereit; ich befand mich vermummt im Gefolge der angeblichen Gräfin-Wittwe

Borſiby von Swinar, als ſie bei dem Feſtturniere, und bedem glänzenden Bankette erſchien.“

„Wie? Ihr waret bei dem Bankette anweſend?“ fragte Agnes verwirrt.

„Ja, Frau Herzogin, und ich fühlte mich dort ſchmerzlich ergriffen, ſehr ſchmerzlich, als ich . . . als ich die Romanze von Ines de Caſtro ſingen hörte . . . ach! das war eine „„recht traurige Geſchichte!““

Hugo betonte die letzten drei Worte mit einem Blicke des tiefſtens Bedauerns, vor welchem Agnes die Augen niederſchlug; denn dieſe Worte waren ihre eigenen, die ſie bei dem Feſtbankette geſprochen hatte. Sie klangen damals wie eine Weiſſagung ihres eigenen Looſes, und erzeugten jetzt einen ſchauerlichen Nachhall in ihrem bangen Herzen

„Am Nachmittage vor dem Abende, an welchem ich in das Haus Eures Vaters kam, um Abſchied zu nehmen, entdeckte mir Mutter Lintrude, daß ſie die Wittwe des von den Böhmen einſt hochgefeierten Nikolaus von Huſſinecz, und ich ihr Sohn ſei; eine bettelnde Zigeunerin habe mich ihr aus der Wiege geſtohlen. Sie gab mir meinen Taufſchein, aus dem ich erſah, daß ich Waldemar heiſſe. Ihrer Meinung nach ſollte ich Oberfeldherr der Huſſiten, ja wohl gar König von Böhmen werden . . . Ich hielt die arme Mutter Lintrude für verrückt; die Stimme der Natur regte ſich nicht in meinem Herzen.

„Ich antwortete ihr: um mich zu ſolchen Hoffnungen zu berechtigen, müſſe ich zuvor durch kühne Waffenthaten mich ausgezeichnet haben; ich wolle alſo nach Frankreich ziehen, und gegen die Engländer kämpfen; wenn meine Mutter nach einem halben Jahre meiner bedürfe, ſo möge ſie mir in das Lager des Königs Karl VII. Botſchaft thun laſſen. Dieſe Botſchaft erhielt ich nie.

„In einer Herberge zu Ulm traf ich auf meinem Durchritte einen deutſchen Ritter von vierundfünfzig bis ſechsundfünfzig Jahren, der vor der Hausthüre ſtand, meinen Gruß freundlich erwiederte, und aufmerkſam den Griff meines Schwertes betrachtete. Er fragte mich, wie ich zu dieſem Schwerte gekommen ſei, und äußerte über dieſen Zufall ſeine Verwunderung.

„„Dieſes Schwert gehörte einſt mein,““ ſagte er. „„Mein einziges Söhnlein Hugo, zwei Jahre alt, bei deſſen Geburt mein liebes Weib ſtarb, ſpielte in meinem Burggarten zu Falkenſtein mit meinem Schwerte, das ich, eben heimgekehrt, ſammt dem Wehrgehenke neben ihn hingelegt hatte, damit er ruhig ſpiele, während ich in den Stall ging, um nach den Pferden zu ſchauen. Die Wärterin des Knaben, in der Meinung, daß ich länger dabei verweilen würde, war in die Obſtkammer geeilt, um Aepfel für den Kleinen zu holen. Ein gellender Angſtſchrei der Wärterin verkündete mir das Unglück: der Knabe war nebſt dem Schwerte verſchwunden. Vergebens ließ ich die ganze Gegend weithin durchſtreifen. Einige Wochen ſpäter vernahm ich, man habe zur ſelben Zeit fünf herrenloſe Landsknechte in den Böhmerwald ziehen ſehen, von denen Einer einen kleinen Knaben auf den Armen trug, ein Anderer ein großes Schwert an der Hand ſchleppte. Vielleicht ſchrie der Knabe, während er allein war, und die lauernden Gaudiebe ſchlichen durch die angelehnte Gartenthüre, und raubten Kind und Schwert. O! ich würde meinen Hugo unter Tauſenden erkennen, da er auf ſeinem linken Schulterblatte ein Mahl in der Form einer Roſenknoſpe hatte.““

„Ich habe dieſes Mahl!“ erwiederte ich freudig.

„Der Ritter Ulrich von Falkenſtein überzeugte ſich, . . . ich lag in meines Vaters Armen . . .

„Zwei Tage verweilte ich bei ihm in Ulm; er billigte mein Vorhaben, für König Karl VII. zu kämpfen, ließ mir eine Urkunde ausfertigen, welche bezeugte, daß ich ſein Sohn ſei, nahm liebevoll Abſchied von mir, ſegnete und ermahnte mich, dem Namen meines Vaters und der deutſchen Tapferkeit Ehre zu machen.“

„Immer ſprechen und gar nicht trinken, das iſt mir unbegreiflich,“ äußerte Zenger, den Kopf ſchüttelnd; „trinkt doch, trinkt!“

Und er reichte Hugo einen vollen Becher.

Hugo trank lächelnd, und fuhr fort:

„Dunois, der Baſtard von Orleans, nahm mich in ſeine Kriegsdienſte. Da er der unzertrennliche Waffengefährte der offenen und freimüthigen, feſten und beharrlichen, ritterlich frommen und kühnen Jungfrau von Orleans war, ſo fand ich Gelegenheit, immer unter ihren Augen zu kämpfen.“

„Man ſagt, ſie ſoll ſehr ſchön geweſen ſein,“ bemerkte Agnes.

„Sehr ſchön,“ erwiederte Hugo, „ſchön wie ein Engel, und ich glaube, daß ſie unter allen weiblichen Weſen auf Erden an Schönheit nur von Euch, Frau Herzogin, übertroffen wurde.“

„Ihr ſchmeichelt, Ritter Hugo,“ verſetzte Agnes.

„Nein, Frau Herzogin, ich ſchmeichle nicht, und habe nie geſchmeichelt. Gar oft aber dachte ich mir: wenn Agnes Bernauer als Deutſchlands Jungfrau von Orleans gegen die Huſſiten ziehen, und die dreifarbige Reichsfahne, in der Mitte das Bildniß der heiligen Jungfrau — dem Heere vorangetragen würde, ſo müßten die Huſſiten fliehen, wie jetzt die Reichsheere fliehen.“

„Ach! mich beſeelte kein kriegeriſcher Geiſt, ich war keine von Gott begeiſterte Jungfrau!“ entgegnete Agnes.

„Ich war bei den 10,000 Mann,“ ſprach Hugo weiter, „mit denen die Jungfrau von Orleans von Blois aufbrach; wir zogen am 29. April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein; unter ihrer Führung, durch den Muth von St. Severe, Dunois und La Hire entflammt, zwangen wir die Engländer durch die kühnſten Ausfälle, die Belagerung aufzuheben, was am 8. Mai geſchah, und am 18. Juni ſchlug ſie dieſelben bei Patay; hier war's, wo ſelbſt der tapfere Faſtolfe floh, hier war's, wo ich den engliſchen General Talbot mit eigener Hand gefangen nahm. Ich erhielt den Ritterſchlag auf dem Schlachtfelde . . .“

„Wohlverdient, Ritter Hugo, wohlverdient,“ ſagte Albrecht, „denn, bei Gott! dieß war eine glänzende Waffenthat!“

„Ich zog mit König Karl VII. in Rheims ein; ich ſtand bei der Salbung und Krönung an der Seite der Jungfrau. Von ihr ſelbſt an einen andern bedrohten Punkt entſendet, war ich nicht bei ihr, als ſie bei einem Ausfalle aus Compiegne von den Burgundern gefangen wurde . . . An der Spitze einer Schaar der verwegenſten Wagehälſe, wollte ich ſie retten, als ſie im Thurme zu Beaurevoir gefangen lag. Unſer Vorhaben wurde verrathen; eine zehnfach überlegene Macht überfiel uns in dem Augenblicke, da die Jungfrau durch einen unglücklichen Sprung aus dem Thurme ſo ſchwer ſich verletzte, daß ſie nicht fliehen konnte. Sie fiel in die Hände der Engländer, die dieſe koſtbare Beute mit ihrem Herzblute bezahlen mußten. Nachdem ich zwei ihrer Feldherren getödtet hatte, ſank ich wie todt unter die Todten hin . . . Seitdem iſt die edle Jungfrau von Orleans zu Aſche verbrannt worden, aber ihr glorreiches Andenken wird unſterblich fortdauern, ſo lange die Welt ſteht! . . .“

In dieſem Momente hörte man fernhin den Donner grollen.

„Wahrhaftig, Ritter Hugo,“ verſetzte Albrecht, „Ihr ſeid noch ſo jung, und habet ſchon ſo viele Heldenthaten gethan, daß Euch die älteſten Ritter darum beneiden dürften.“

„O! glaubet nicht, Herr Herzog,“ erwiederte Hugo mit dem Tone der innerſten Ueberzeugung, „daß ich Euch meine Waffenthaten, die Ihr Heldenthaten zu nennen beliebet, ſo vorgeprahlt hätte, würde mir mein Gewiſſen nicht zurufen, daß ſie mir nicht zum Ruhme gereichen. Ich kämpfte nicht wie irgend ein frommer, tapferer Ritter, ſondern mich jagte die Raſerei der Verzweiflung mitten in das dichteſte Schlachtgewühle; es waren nur verbrecheriſche Verſuche eines Selbſtmordes von fremder Hand; ich wollte ſterben, aber, ach! ich ſtarb nicht! . . .“

Eine Pauſe des Schweigens trat ein. Agnes fühlte die ganze Bedeutung der Worte Hugo's.

„Und nun bin ich mit meiner Erzählung fertig,“ ſchloß Hugo, „und verabſchiede mich von Euch, da ich alſogleich aufbrechen will.“

„Wo denkt Ihr hin!“ erwiederte Albrecht. „Vielleicht ſchon in einer halben Stunde wird ein heftiges Gewitter ausbrechen; auch rückt die Nacht heran; bleibet wenigſtens bis morgen früh bei uns!“

„Ja, bleibet bei uns, Herr Ritter!“ ſagte Agnes.

„Ich danke Euch für die freundliche Einladung, Herr Herzog und Frau Herzogin,“ verſetzte Hugo, „allein es iſt mir unmöglich, davon Gebrauch zu machen. Durch dieſen nächtlichen Ritt gewinn' ich einen halben Tag, den ich bei meinem Vater in Falkenſtein zu verleben gedenke.“

„Eurer kindlichen Liebe will ich keinen Zwang anthun,“ bemerkte Albrecht, und ſagte zu Zenger, er möge Anſtalt treffen, daß ein Page den Ritter wappne, und ein Stalldiener ſein Pferd ſattle.

Zenger entfernte ſich.

Agnes war auf den Söller getreten, um ſich von ihrer heftigen Gemüthsbewegung zu erholen, von welcher ſie bei Hugo's Worten am Schluſſe ſeiner Erzählung war ergriffen worden.

Dieſen Moment benützte Hugo, um, dem Willen des Herzogs Wilhelm gemäß, Albrecht die unſern Leſern bereits bekannte Scene mit Procop dem Großen zu erzählen.

„Ich danke Euch für das Vertrauen,“ erwiederte der Herzog Albrecht, „womit Ihr die Ehre meiner Agnes vertheidiget habet. Mit ſchonender Klugheit verſchwieget Ihr dieſen widrigen Vorfall in Gegenwart der Herzogin, die er tief betrübt, und mit neuer Angſt erfüllt hätte. Ihr begreifet, daß ich meine Vermählung zur Zeit geheim halten muß, bis günſtigere Umſtände eintreten, daher es mir ſehr unlieb wäre, wenn mein Vater etwas davon erführe, weil es ihn zu Nachforſchungen veranlaſſen würde, welche ohne Zweifel heftige Auftritte erregen möchten.“

„Es will nicht ſein, daß Ihr heute noch fortreitet,“ ſagte Zenger, indem er lachend eintrat.

„Warum?“ fragte Ritter Hugo verwundert.

„Ei,“ antwortete jener „alle unſere Stallwärter miteinander ſind nicht im Stande, Euer Pferd zu ſatteln und zu zäumen. Es geberdet ſich wie toll, haut mit den Vorderfüßen und ſchlägt aus; einer von den Stallwärtern glaubte dem Pferde einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, indem er ihm einen Becher Wein unter den Haber goß."

„Das glaub' ich gerne", entgegnete Hugo lächelnd; „es iſt voll Feuer und Leben, auch ohne Wein, ein edles Thier aus der Barbarei, von wunderſamer Flüchtigkeit und Ausdauer, ein Geſchenk des Baſtards von Orleans. Ihr habet es ſchon früher geſehen, Herr Herzog; ich ritt es bei Tauß . . . Ich gehe ſelbſt in den Stall; ſobald es mich erblickt, wird es ſich fügen."

Es geſchah, wie der Ritter ſagte.

Bald darauf kehrte er gewappnet in den Speiſeſaal zurück, empfing von Albrecht deſſen Brief an Herzog Wilhelm in einem verſiegelten Umſchlage von Wachstaffet, und nahm Abſchied.

„Beſucht uns nur recht bald wieder, Herr Ritter," ſagte Agnes, die Hand ihm zum Abſchiede reichend, die er küßte, ohne ſie zu drücken, „denn Ihr werdet in unſerem Schloſſe ſtets ein willkommener Freund ſein."

„Ja wohl," fügte Albrecht bei, „aber dann werden wir Euch ſo bald nicht mehr von dannen ziehen laſſen."

Er trat an's Fenſter.

„Ah! zwei Stallwärter halten Euer feuriges Roß am Zügel! Ungeduldig ſtrampft es, mit geſchwellten Nüſtern ſchnaubend; es wittert wohl den nahen Sturm. Wir wollen Euch von dieſem Fenſter aus fortreiten ſehen, und dann vom Söller aus nachſchauen, wenn Ihr über die Donaubrücke ziehet, und ſo lange wir Euch erblicken können."

„Gehabt Euch wohl, Herr Herzog und Frau Herzogin," erwiederte Hugo mit qualvoll gepreßtem Herzen bei dem Gedanken an Albrecht's Glück, „möge Euch Gott in ſeinen heiligen Schutz nehmen!"

Die Donnerwolken wölbten ſich über Vohburg, wie ein zur Trauer ausgeſchlagener rieſiger Dom, von raſchen Blitzen erleuchtet, von gewaltigen Donnerſchlägen durchhallt.

Hugo ſchwang ſich in den Sattel, und alſogleich ſtieg ſein Roß ſenkrecht in die Höhe, und drehte ſich im Kreiſe. Das Viſir des Ritters war offen, als er ſich noch einmal gegen das Fenſter hinauf in dem Momente verbeugte, da ein ſchrecklicher Blitz, welcher den Schloßhof faſt mit einem Flammenmeere überſchwemmte, ſein leichenblaſſes Antlitz erhellte.

Agnes bebte vor Mitleiden und Angſt, als ſie und Albrecht dem Scheidenden noch mit der Hand zuwinkten.

Das Gewitter war völlig ausgebrochen, als Hugo auf die Donaubrücke ſprengte; es regnete Blitze, der Donner krachte Schlag auf Schlag, wie wenn das Gewölbe des Himmels einſtürzen wollte.

Hugo's Roß wurde ſcheu, bäumte ſich, und wirbelte wie raſend auf den Hinterfüßen

Doch der Ritter ſaß unerſchütterlich im Sattel, wie ein ehernes Reiterſtandbild.

Plötzlich ſah er, nach dem Söller ſchauend, bei der zuckenden Blendung eines erdfahlen Blitzes, wie Agnes, zur Linken Albrecht's ſtehend, ihren rechten Arm um ſeinen Nacken ſchlang, und ſich dicht an ihn ſchmiegte.

Dieß that ſie aus Furcht; Hugo hielt es für eine Regung der Liebe . . .

Die Furie der Eiferſucht ſchleuderte ihre brennende Fackel in ſein Herz. Der Wahnſinn des Jammers um ſein verlornes Lebensglück, loderte wie eine verzehrende Flamme in ſeiner Seele empor.

Liſch aus, mein Schmerz, . . . auf ewig aus! . . ." rief er verzweiflungsvoll, warf mit einem mächtigen Rucke der Zügel ſein ſtürmiſches Roß Ali herum, ſetzte die Sporen ein, und flog über das Geländer der Brücke in die Donau hinunter, deren Wellen brauſend über ihm zuſammenſchlugen . . .

Gleich dem zürnenden Neptun fuhr mitten im Strome eine zackige Schaumſäule bis zur Höhe eines Schwibbogens der Brücke empor.

„Ah! ja wohl,“ murmelte Albrecht, „der arme Hugo will ſterben!“ . . .

Mit einem dumpfen Schrei glitt Agnes an ſeiner Seite ohnmächtig zu Boden.

Und die ganze Gegend verſank einen Augenblick wieder in die finſtere Nacht des Grabes . . .

Zweites Buch.

1.

In ſeinem Städtchen Neuburg vor dem Walde, am linken Ufer der Schwarzach, lag am 20. September 1433 in einem Erkergemache des alten Schloſſes Pfalzgraf Johann auf einem Lotterbette; ſein rechter Fuß war ſorgfältig in Flanell gewickelt, denn das Zipperlein war wieder bei ihm eingekehrt.

Zur Seite ſeines Pfühles ſtand ein kleiner Nachttiſch, und auf dieſem ein großer Humpen, einen Kräutertrank enthaltend, den ihm der heilkundige Schloßcaplan bereitet hatte.

Aber dem Pfalzgrafen mundete der Wein viel beſſer, als der Kräutertrank; deßhalb war der Nachttiſch mit ſeiner kleinen Thüre bettwärts geſtellt, und barg in ſeinem Innern vier Becher, ſtets mit altem Nierenſteiner gefüllt, die von Stunde zu Stunde von einem die Weinwache beſorgenden Pagen wieder gefüllt wurden, der dann mit der Quelle des pfalzgräflichen Heiles, mit dem Humpen Nierenſteiner, verſchwand, nachdem er zuvor zwei Becher Kräutertrank durch das Fenſter in den Schloßgraben geſchüttet hatte, damit der Schloßcaplan, im Falle er den Patienten überrumpeln ſollte, an dem fleißigen Gebrauche des von ihm verordneten Heilmittels nicht zweifeln möge.

So oft der Inhalt von zwei Bechern Heiltrank zum Fenſter hinausgegoſſen wurde, lachte der Pfalzgraf aus vollem Halſe.

„Wenn ich wieder geſund bin,“ äußerte er, „ſo wird ſich der Schloßcaplan einbilden, daß ſein Kräutertrank mich geheilt habe.“

Dieſe Worte ſprach er zu einem alten Ritter, der an einer langen Tafel ſaß, die zwei Spannen weit vom Nachttiſche entfernt begann, und faſt die ganze Breite des Gemaches einnahm. Behaglich lehnte er in einem aus Eichenholz künſtlich geſchnitzten Armſtuhle, den linken Elbogen auf die Tafel ſtützend; auf der linken hohlen Hand ruhte ſein eisgraues Haupt, ſein rechtes Bein auf dem linken Knie, und in ſeiner rechten Hand hielt er einen Becher Nierenſteiner. Langſam drehte er den Becher hin und her, und ergötzte ſich an dem ſchillernden Glanze dieſes köſtlichen Weines.

„Ihr foppet zwar Euch ſelbſt mehr, als den Schloßcaplan, Herr Pfalzgraf,“ erwiederte er, „aber wenn ich dieſen herrlichen Wein da ſo recht andächtig betrachte, kann ich es Euch wahrhaftig nicht übel nehmen.“

„O! Ritter Zenger,“ verſetzte der Pfalzgraf, „das Zipperlein kümmert ſich weder um den Kräutertrank, noch um den Wein. Es kommt, quält, und geht wieder; das iſt ſein Verlauf, den ich recht gut kenne, denn wir ſind zwei alte Bekannte. Der Kräutertrank ſchwächt den Leib, der Wein ſtärkt ihn, und der Leib braucht Kraft, um den läſtigen Gaſt zur rechten Zeit hinauszuwerfen; darum trink' ich Wein.“

„Einverſtanden, Herr Pfalzgraf, einverſtanden! Auf baldige Geneſung!“

Und Zenger leerte wieder einen Becher.

„So Gott will! Ich danke, ich danke, Ritter Zenger!“

Und der Pfalzgraf that redlich Beſcheid, und leerte auch einen Becher.

„Doch zur Sache, Ritter Zenger!“ fuhr er fort. „Als Ihr vor einer Stunde bei mir eintratet, ſagtet Ihr, daß Euch etwas Wichtiges zu mir führe. Sprecht, was iſt's?“

„Ich will mich kurz faſſen, Herr Pfalzgraf. Der Klugheit des Herzog's Wilhelm gelang es, als er im Monate April in Prag war, die Huſſiten zu bewegen, wieder einige Theologen nach Baſel zu ſenden, indem er ihnen ſeine kräftigſte Verwendung bei der Kirchenverſammlung verſprach, damit ein für die Huſſiten günſtiger Vertrag hinſichtlich der vier Pragerartikel zu Stande komme. Dieſe Theologen reiſeten wirklich nach Baſel. Ungeachtet mancher Nachgiebigkeit der Kirchenverſammlung, ſollen aber dieſe Theologen allerlei Ausflüchte gebrauchen, die den geiſtlichen Herren ganz unbegreiflich ſcheinen. Herzog Wilhelm hat ſie aber ſchon begriffen, und obgleich er jede freie Stunde bei ſeiner jungen Gemahlin verlebt . . .“

„Das ging auch noch ab,“ unterbrach ihn der Pfalzgraf, „daß der alte Herr eine junge Prinzeſſin heirathete. Ja wohl, Alter ſchützt vor Thorheit nicht.“

„Mit Gunſt, Herr Pfalzgraf, ich würde es ebenſo machen, wenn ich heirathen möchte, und bin doch um neunzehn Jahre älter, als der Herr Herzog Wilhelm; Gott bewahre mich vor einem alten Zankeiſen! . . . Was wollte ich denn vorhin ſagen? . . . Richtig! Obgleich der Herzog Wilhelm jede freie Stunde bei ſeiner jungen Gemahlin verlebt, ſo vergißt er doch nicht ſeine Pflichten als Stellvertreter des Kaiſers bei der Kirchenverſammlung. Er vernahm alſo von einem gut bezahlten Spione, der im Kamine des Gemaches verſteckt war, in welchem die huſſitiſchen Theologen eine Berathung pflogen, daß ſie den Abſchluß des Vertrages ſo lange verſchieben wollten, bis ſie erfahren würden, ob ein huſſitiſches Heer von einigen tauſend Mann, welches demnächſt über Pilſen und Cham in die Gebiete der Oberpfalz einbrechen ſolle, den Sieg erkämpfet, oder eine Niederlage erlitten habe. Im erſteren Falle wollten ſie ihre Forderungen höher ſpannen, im zweiten Falle . . . nachgeben. Alſogleich ſendete Herzog Wilhelm einen Boten mit einem Schreiben an Herzog Albrecht, meinen Gebieter, worin er ihn dringend ermahnte, ſchnell zu rüſten, und alle Ritter des Straubingerantheiles unverzüglich aufzufordern, ſich mit ihren Reiſigen ſchlagfertig zu halten. Ich machte einen Rundritt in ihre Burgen; Viele waren nicht zu Hauſe, auf der Jagd oder bei Gelagen fernab; Viele gaben vor, durch die Feldzüge gegen die Huſſiten, oder durch die Plünderungen und Mordbrennereien derſelben verarmt zu ſein; nur Wenige ſagten zu. Und doch wäre Hilfe jetzt ſo dringend und ſo entſcheidend. Was iſt da zu thun?"

„Was da zu thun iſt? Ich habe genug gethan?" antwortete der Pfalzgraf, deſſen Züge während dieſes Vortrages immer mehr ſich verdüſterten; „die Huſſiten nahmen das Schloß Reichenſtein, warfen eine Beſatzung hinein, und machten von da aus verheerende Streifzüge weit und breit. Da ſchrien die Ritter allüberall in der Runde: „„Pfalzgraf Hans, das dürfet Ihr nicht leiden; jaget die Huſſiten davon, wir helfen Euch mit Gut und Blut!"" Als es aber darauf ankam, zu helfen, da kamen nur wenige Ritter, um mir zu helfen, und von den Schreiern kein Einziger! ... Ich half mir aber ſchon ſelbſt; mit einer Schaar meiner Getreuen ſtürmte ich das Schloß Reichenſtein, und jagte die Huſſiten nicht bloß aus dem Schloſſe, ſondern auch aus dem Lande hinaus."

„Ihr habet wie ein Held geſtritten, Herr Pfalzgraf; es war ein koſtbarer Sieg."

„Ja, wahrhaftig, ein ſehr koſtbarer," erwiederte dieſer, „denn dieſer Krieg verurſachte mir ſo unerſchwingliche Ausgaben, daß ich meine Schlöſſer Pfaffenhofen und Lauterhofen an die Mönche des Kloſters Kaſtl um 2000 Goldgulden und 6000 Silbergulden verkaufen mußte. Mit dieſem Gelde rüſtete ich 200 Reiſige, um nur einigermaſſen die Einfälle der Huſſiten abzuwehren; aber gegen Tauſende können ſie nicht Stand halten, und das Geld ſchwindet von Tag zu Tag, und mit dem letzten Silbergulden wird auch der letzte Söldling verſchwinden. Der Teufel hole die Huſſiten und das Schießpulver, denn vor Beiden haben die deutſchen Ritter eine ſolche Scheu, daß ſie lieber unter dem Haſenpanier davon laufen, als unter dem Reichspanier kämpfen."

„Nun, nun, Herr Pfalzgraf," verſetzte Zenger begütigend, „ſeid nur getroſt, die Herzoge von Bayern werden ſchon . . ."

„Zu Hauſe bleiben, ja, und auch nichts bezahlen," brummte der Pfalzgraf; „bleibt mir doch mit Euren Herzogen vom Halſe; der bärtige alte Fuchs in Ingolſtadt lacht ſich in's Fäuſtchen, wenn er hört, daß die andern Herren und Ritter um Hab und Gut kommen; er ſtiftet überall Unfrieden, weil er gerne im Trüben fiſcht; ſeinem geizigen Vetter Heinrich in Landshut, den er nur immer den Bluthund nennt, mit welchem er Jahr aus, Jahr ein in den Haaren liegt, iſt eine räudige Hirſchkuh werthvoller, als Leben und Eigenthum der Landleute an der böhmiſchen Grenze. Ludwig haßt ihn als einen Feind ſeines Hauſes unverſöhnlich, beſonders ſeit er die Mark Brandenburg erwarb, und ich erinnere mich noch recht gut der Worte in einem Briefe Ludwigs an Heinrich, den dieſer mir im höchſten Zorne wies, und worin der Gebartete ihn ſchimpfte:

„„Du hochgemachter unredlicher Edelmann, Du lügen-
„hafter Markgraf, Du ſchäbiger Hund, Du Gloſſirer der
„Lüge zur Wahrheit, der Ehre an Deinem ganzen Leibe iſt nicht
„ſo viel, daß man damit einen Bolz füttern könnte.““ *)

„Der alte Fuchs ſcheint ein guter Porträtmaler zu ſein,“ entgegnete Zenger lachend, „aber Ihr müſſet doch geſtehen, Herr Pfalzgraf, daß die Herzoge Ernſt, Wilhelm und Albrecht treffliche Fürſten ſind.“

„Zugegeben, Zenger; aber ich habe an Jedem von dieſen Dreien etwas zu tadeln.“

„Wie ſo?“

„Herzog Ernſt hat eine unſelige Sucht, Heirathspläne für ſeinen Sohn Albrecht zu ſchmieden, der doch nicht heirathen mag; Herzog Wilhelm iſt ein gar kluger Staatsmann, und als ſolcher die rechte Hand des Kaiſers Sigmund; aber durch ſeine beſtändige Abweſenheit bringt er dem eigenen Lande keinen Nutzen. Herzog Albrecht hat ein edles, menſchenfreundliches Herz, einen kühnen tapfern Geiſt; aber leider verkümmert ſeine Mannheit in Vohburg, wo er, anſtatt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten fleißig das Schwert zu handhaben, lieber Minnelieder ſingt, und die Laute ſchlägt, vermuthlich um Eure ſchöne Nichte Irma zu ergötzen, die ihm, wie man ſagt, den Kopf verrückt haben ſoll.“

---

*) Hiſtoriſch.

Raſch erhob Zenger ſich von ſeinem Sitze, verſchränkte ſeine Arme, und fragte mit ernſtem Blicke:

„Mit Gunſt Herr Pfalzgraf, glaubet Ihr wirklich an dieſe Mähre von meiner ſchönen Nichte Irma?“

„Viele Ritter haben ſie mir erzählt.“

„Müſſige Kunden mögen ſie geweſen ſein, Herr Pfalzgraf, die Euch dieſes nichtige Geſchwätz vorgeplaudert haben; denn ich gebe Euch mein Ritterwort, daß ich gar keine Nichte habe, daß auch keine Irma in ganz Vohburg zu finden iſt, und daß ich lieber meinen Abſchied nehmen und das Schloß Vohburg verlaſſen, als auch nur den Schein eines unehrbaren Lebenswandels in demſelben dulden würde. Euern Vorwurf, Herr Pfalzgraf, hab' ich alſo nicht verdient.“

„Von einem Vorwurfe war gar keine Rede, wackerer Ritter Zenger,“ verſetzte der Pfalzgraf begütigend,“ denn ich habe keine beſtimmte Behauptung aufgeſtellt, ſondern nur eines Gerüchtes erwähnt, als deſſen Urheber man mir den Vitzdom Nothhaft zu Straubing nannte.“

„Ah! dieſer giftigen Schlange ſieht ſo etwas gleich, und wenn ihr der Herr-Herzog Albrecht, mein gnädiger Gebieter nicht bald den Kopf zertritt, und Nothhaft's Spießgeſellen den Junker von Villenbach, Pfleger zu Runding, nicht bald aufknüpfen läßt, um was ich täglich den Herzog bitte, ſo werden ſie ihm ſicher noch ein Unheil bereiten, daß er die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen wird.“

„Im Grunde darf man ſich nicht verwundern, daß ſolche Gerüchte entſtehen,“ bemerkte der Pfalzgraf, „da ſich Niemand das Einſiedlerleben dieſes ſchönen und ehemals ſo lebensfrohen Herzog's Albrecht auf eine andere Weiſe erklären kann.“

„Dieſe Erklärung kann ich Euch geben, Herr Pfalzgraf,“ entgegnete Zenger; „das Gemüth des Herzogs Albrecht iſt verſtimmt; er kann ſeines Vaters verunglückte Heirathsprojekt nicht vergeſſen, . . . ich meine die Württembergerin, Ihr verſteht mich ſchon, . . . und iſt ſehr aufgebracht über die immer wiederkehrende Feigheit des deutſchen Reichsheeres in ſeinen Feldzügen gegen die Huſſiten.“

„Herzog Albrecht ſollte Gott danken, daß ihm die Württembergerin damals davon lief; denn da ſie ihn nicht liebte, hätte ſie ihn auch nicht glücklich gemacht,“ äuſſerte der Pfalzgraf; „zudem wird ſein Vater um eine Braut für ihn nicht verlegen ſein; und will er zeigen, daß er tapferer gegen die Huſſiten ſei, als das Reichsheer, ſo möge er nur bald mit ſeinen Rittern und Reiſigen zu mir kommen; an Huſſiten wird es wohl in kurzer Zeit nicht fehlen.“

In dieſem Momente erſcholl vom Schloßhofe herauf ein Getöſe von Stimmen und trabenden Pferden.

2.

„Was gibt's da unten?“ fragte der Pfalzgraf unruhig.

Zenger trat an's Fenſter.

„Alle Wetter!“ rief er aus, „Euer Sohn Chriſtoph, Euer Feldoberſt Heinrich Pflug von Schwarzenberg, Wilhelm Paulsdorfer und noch viele andere Ritter und Reiſige ſind gekommen, Herr Pfalzgraf; was mögen ſie wohl Neues bringen?“

„Gewiß nichts Gutes,“ verſetzte der Pfalzgraf, „und ich fürchte, daß meine Weiſſagung: es werde wohl in kurzer Zeit nicht an Huſſiten fehlen, . . . bereits in Erfüllung ging.“

„Wenn die Huſſiten denn doch nicht ausbleiben wollen,“ erwiederte Zenger, ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ſie gerade jetzt kommen, da ich hier anweſend bin; denn wo getrunken oder d'rein geſchlagen wird, da iſt der alte Zenger in ſeinem Elemente."

Und er leerte einen vollen Becher.

Die Thüre flog auf; Chriſtoph ſtürzte herein, von den genannten Rittern gefolgt; ſie riefen dem Ritter Zenger einen freundlichen Gruß zu, der haſtig ſeinen Becher wieder füllte, und den beiden Rittern flüſternd credenzte, während Chriſtoph ſich dem Bette ſeines Vaters näherte.

Dieſer richtete ſich auf beiden Händen im Bette auf, lehnte den Oberleib vor, und fragte mit geſpannter Neugier:

„Nun?"

„Lieber Vater," ſprach Chriſtoph, „die Huſſiten ſind wieder von Pilſen in Bayern eingefallen, und rauben und brennen und morden ſchon von Mittwoch bis Montag, ſchänden Weiber, tödten Greiſe und Kinder. Man ſagt, daß ihrer wenigſtens 2000 ſind."

„Mein Schwert! mein Schwert!" rief der alte Pfalzgraf wuthentbrannt aus: „rufet einem Pagen, damit er mich wappne! So wahr Gott im Himmel iſt, will ich dieſes Ketzergeſindel . . ."

Die heftige Bewegung hatte ſich dem kranken Fuße mitgetheilt; der Pfalzgraf ſank mit einem durchdringenden Wehſchrei auf ſeinen Pfühl zurück.

„O lieber Vater, ſchonet Eures Lebens!" bat Chriſtoph.

„Gott nimmt den guten Willen für das Werk," ſagte ſein Feldoberſt, Heinrich Pflug von Schwarzenberg; „hütet das Schloß, Herr Pfalzgraf, und betet für uns, während wir kämpfen; das andächtige Gebet für eine gerechte Sache hat die Kraft des Schwertes."

„Ja, Herr Pfalzgraf,“ äußerte Zenger, „befolgt dieſen weiſen Rath; ich ziehe an Eurer Stelle mit.“

„Wie viel ſind Eurer, Feldoberſt?“ fragte der Pfalzgraf.

„Zehn Ritter und 200 Reiſige,“ antwortete jener.

„Und mit dieſer Handvoll Leute wollet Ihr 2000 Huſſiten angreifen?“

„Das Landvolk iſt weit und breit aufgeboten,“ antwortete der Feldoberſt, „und wird um 2 Uhr nach Mitternacht auf dem beſtimmten Sammelplatze, eine Stunde dieſſeits des Dorfes Hiltersried, eintreffen; denn in dem langen engen Thale in der Nähe dieſes Dorfes, lagern die Huſſiten, und erwarten Verſtärkung, wie meine Kundſchafter gemeldet haben. Ich gedenke, ſie zu überrumpeln, und von vorne und hinten zugleich anzugreifen.“

„So möge Gott Eure Waffen ſegnen,“ entgegnete der Pfalzgraf, „ich aber will inzwiſchen im Gebete um einen glorreichen Sieg für Euch bitten.“

Eine Stunde lang ſah man jetzt nur Pferde füttern, eſſen, trinken und ruhen. Der alte Zenger trank ſo herzhaft, als ſollte dieſer Wein die letzte Labung ſeines Lebens ſein.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kam das kleine Häuflein auf dem Sammelplatze an, traf aber dort bei weitem nicht die erwartete große Zahl von Landleuten, denen man es im Grunde nicht verargen konnte, nicht muthiger zu ſein, als die Ritter des Reichsheeres, die immer vor den Huſſiten davon liefen.

Eine halbe Stunde ſpäter brachten Landleute, von den ausgeſtellten Poſten entſendet, einen alten, zerlumpten, unter einem großen Reisbündel auf ſeiner linken Schulter gebückten Bettler, der ſich auf eine verdächtige Weiſe vorüberſchleichen wollte.

Sie führten ihn zu dem Feldoberſten, der in einige Entfernung mit den Rittern berathſchlagte, meldeten den Vorfall, und zogen ſich dann ungefähr zwanzig Schritte weit zurück, weiterer Befehle gewärtig.

„Wer biſt Du“ fragte der Feldoberſt, „und warum treibſt Du Dich zu ſo verdächtiger Stunde in dieſer Gegend herum?“

„Seid Ihr der Anführer dieſer Leute, Herr Ritter?“ erwiederte der Bettler.

„Ja.“

„Seid Ihr gekommen, um die Huſſiten anzugreifen, die da drüben im Thale, in der Nähe des Dorfes Hiltersried lagern?

„Ja.“

„Nun, dann bin ich ſchon bei dem rechten Manne.“

„Wie ſo?“

„Am andern Ende jenes Thales liegt ein Wald.“

„Was weiter?“

„Nun, in dieſem Walde warten acht Ritter und vierzig Reiſige auf Euch, die auf ein verabredetes Zeichen mit Euch zugleich die Huſſiten angreifen wollen.“

„Wie heißt der Anführer?“

„Den Namen darf ich nicht nennen, aber ich will Euch Zeichen ſagen, an denen Ihr ihn erkennen werdet. Er ſitzt auf einem Rappen in ſchwarzer Rüſtung mit einem blutrothen Helmbuſche.“

„Heiliger Gott! er lebt alſo?“ rief Zenger aus.

„Ah! Herr Ritter,“ antwortete der Bettler, „Ihr meinet wohl, er könnte ertrunken ſein, als er mit ſeinem Pferde über die Brücke zu Vohburg in die Donau ſprengte?

Rein; das Pferd war klüger, als ſein Herr, fand eine Furth, und trug ihn glücklich an's Land."

„Herr Ritter," ſagte Zenger hocherfreut zu dem Feldoberſten, „Ihr dürfet dieſem Manne unbedenklich glauben; er iſt gewiß ein Vertrauter des ſchwarzen Ritters mit dem rothen Helmbuſche."

„Ja, der bin ich," entgegnete der Bettler, „und weder ein Greis noch ein Bettler."

Und plötzlich ſtand er in jugendlich kräftiger Haltung da.

Dann fügte er bei:

„In dieſem Reisbündel iſt meine Streitaxt verborgen. Ich ziehe mit Euch; Ihr werdet Zeugen ſein, wie ich ſie zu handhaben weiß."

„Wie verhält es ſich aber mit dem verabredeten Zeichen?" fragte Wilhelm Paulſtorfer, der das Banner trug.

„Sobald Ihr mir bedeutet, Herr Ritter," verſetzte der Gefragte, zu dem Feldoberſten gewendet, „daß Ihr den Angriff beginnen wollet, werde ich den Schrei eines Uhu's hören laſſen; dieſer Schrei wird von Euern Freunden im andern Walde vernommen, und von Einem ihrer Reiſigen erwiedert; dann muß ich dieſen Schrei wiederholen, um ſie in Kenntniß zu ſetzen, daß wir wiſſen, ſie ſeien zum Kampfe bereit, und daß wir ſelbſt in dieſem Augenblick angreifen."

„Gut ausgedacht!" bemerkte Paulſtorfer.

„Ja, Herr Ritter; zudem kann ich den Schrei eines Uhu's ſo täuſchend nachmachen, daß Ihr darauf ſchwören werdet, ich ſei ein geborner Uhu. Ich ging, ſchlich und kroch um das ganze Lager der Huſſiten herum, wie ein Fuchs; ſie ſchwelgten und lärmten unſinnig; Weinfäſſern ſchlugen ſie den Deckel ein, ſchöpften mit Hüten und Sturmhauben, und ſoffen ſich toll und voll Sie ſchlafen wie die Ratten. Das Beſte, was wir thun können, wird wohl ſein, ſo bald als möglich dafür zu ſorgen, daß ſie nicht mehr zu erwachen brauchen . . .“

Der Zug brach auf, und marſchirte in größter Stille. Niemand durfte ſprechen. Auf einer ſanften waldigen Anhöhe, dem Lager der Huſſiten gegenüber, angekommen, erblickte man nur noch einige ſpärliche Wachfeuer, von einzelnen ſchwarzen hagern, nachſchürenden Geſtalten umwankt.

Der Feldoberſt ordnete ſeine Schaar zum Angriffe. Dann flüſterte er dem Bettler zu, ſich jetzt in einen Uhu zu verwandeln. Alſogleich trat dieſer einige Schritte zurück, kehrte ſich um, hielt ſeine beiden hohlen Hände vor den Mund und man hörte den dumpf gellenden Schrei eines Uhu's, als ob er hoch oben aus dem Wipfel einer Eiche ſchalle.

In einer halben Minute wurde dieſer Schrei im Walde am andern Ende des Thales erwiedert; noch einmal ſpielte der Bettler einen Uhu, und nun brach der Sturm von den beiden Enden des Thales auf das Lager der Huſſiten los.

Es war ein gnadeloſes, gräuliches Schlachten. Wie eine brauſende Meereswoge rieſige Maſten eines geſtrandeten Schiffes zertrümmert, ſo ſchlugen der ſchwarze Ritter und ſeine Gefährten Alles nieder, was ſich ihnen entgegenſtellte. Der alte fünfundſiebenzigjährige Zenger, beſchämte den rüſtigſten Jüngling durch die Kraft und Behendigkeit ſeiner Schwertſtreiche. Mitten im wildeſten Gedränge des Kampfes flatterte hoch empor das ſiegreiche Banner der Bayern, die mit todesmuthigem Grimme für das Vaterland, für Weib und Kind, für Hab und Gut ſtritten, und das Banner wankte nicht, obgleich der Bannerträger, Ritter Wilhelm Paulſtorfer, aus mehreren Pfeilwunden blutete.

Endlich war Alles aus . . .

Als 1800 Huſſiten erſchlagen auf der Wahlſtatt lagen zerſtoben die übrigen 200 nach allen Richtungen hin; aber nur Wenige konnten die Kunde dieſer furchtbaren Niederlage nach Böhmen bringen, da die Meiſten derſelben von den rächenden Landleuten auf ihrem Rückwege nach der Heimath getödtet wurden. Bei der Ankunft der Flüchtlinge im Lager von Pilſen, das eben damals Procop der Große mit ſechsunddreißigtauſend Mann belagerte, geriethen die Unterfeldherren deſſelben, welche ihm die Schuld dieſer ſchmachvollen Niederlage zuſchrieben, in einen ſo gewaltigen Zorn, daß ſie bei einem Gelage ſich die Gläſer einander an die Köpfe warfen.

Den Siegern fiel eine koſtbare Beute zu: der ſechstägige Raub der Huſſiten. Er wurde auf Wagen geladen, und in das Schloß des Pfalzgrafen geführt, Alles aber, was die erſchlagenen Huſſiten an ihrem Leibe trugen, den Landleuten überlaſſen, die den wunderſamen Sieg erkämpfen halfen.

Nach einer dreiſtündigen Ruhe bei einem ſiegesfreudigen Mahle, wo die Becher in wechſelſeitiger Ehrung der Tapferkeit der Ritter kreiſeten, und der Ritter in der ſchwarzen Rüſtung die Wunden des Bannerträgers Paulſtorfer mit einer Kunſtfertigkeit verband, die Niemand begreifen konnte, außer Zenger und der Uhu, welcher kein Anderer war, als der unſern Leſern wohlbekannte Paul, wurde zum Aufbruche geblaſen.

Zenger und Hugo hatten lange Vertrauliches miteinander über Wohburg geplaudert . . .

Sie ſchieden in entgegengeſetzten Richtungen.

Die heimgekehrten Sieger trafen den alten kranken Pfalzgrafen in ſeinem Gemache, vor dem Hausaltare ſeines

Schutzpatrons auf den Knien mit ausgeſpannten Armen inbrünſtig zu Gott um den Sieg betend.

In allen Orten, wohin die Kunde dieſes denkwürdigen Sieges drang, wurde in den Kirchen ein feierliches Hochamt gehalten, ſo auch in dem darob hocherfreuten Regensburg; der tapfere und zugleich fromme Pfalzgraf Johann, der Gründer des Frauenkloſters, eine Stunde von Altdorf ſtiftete zum ewigen Gedächtniſſe des Heldentages zu Hiltersried einen Jahrtag zu Neuburg vor dem Walde, und das Banner, unter welchem damals geſiegt wurde, mußte bei dem feierlichen Umzuge am St. Rupertstage immer von einem Sprößlinge irgend eines Ritters getragen werden, der in jener blutigen Schlacht mitgekämpft hatte. *)

3.

Die Kunde dieſes Sieges erfüllte die deutſchen Lande mit der größten Freude, die bisher unbeſiegbaren Huſſiten mit betäubender Beſtürzung, deren erſte Folge der Abſchluß eines Vergleiches der huſſitiſchen Theologen in Baſel mit der dortigen Kirchenverſammlung, am 20. November, geweſen iſt. Durch dieſen Vergleich wurde ihnen von den vier Pragerartikeln Manches gewährt, allein unter Einſchränkungen, die nur eine theilweiſe Beruhigung geſtatteten. Unter andern Klauſeln mußten die Prieſter in Böhmen und Mähren, bei der Spendung des heiligen Abendmahles unter beiden Geſtalten, auch die Bedingung vollziehen, jedesmal zuvor den am Tiſche des Herrn erſcheinenden Perſonen ausdrücklich zu bemerken, daß es keine unerläßliche Nothwendigkeit ſei, das Abendmahl unter beiden Geſtalten zu empfangen. Der Gräuel blutiger Glaubenszwiſte müde,

---

*) Hiſtoriſch.

und endlich nach Ruhe ſich ſehnend, begnügten ſich die meiſten Böhmen mit dieſer Einräumung, und ſchloſſen ſich wieder der katholiſchen Kirche an.

Doch damit war es nicht abgethan: ein innerer Krieg zwiſchen den böhmiſchen Ständen, Rittern und Herren, und zwiſchen den Taboriten und Waiſen, brach aus, die unter ihren Feldherren, Procop dem Großen und Procop dem Kleinen, jene Halbheit mit verachtender Entrüſtung von ſich wieſen. Die böhmiſchen Stände wählten aus ihrer Mitte einen allgemein hochgeachteten Ritter zum Statthalter des Königreiches, und vier Räthe deſſelben, unter denen ſich auch der kluge und tapfere Ritter Meinhard von Neuhaus befand, der den Oberbefehl über das ſtändiſche Heer übernahm, es mit zahlreich herbeigeeilten Landleuten verſtärkte, die Neuſtädter zu Prag unter ihrem Anführer, Procop dem Kleinen, ſchlug, und dann in das Feld zog, um durch eine Hauptſchlacht das Geſchick Böhmens zu entſcheiden.

Bei der Nachricht von dem Beſtehen und den ſiegreichen Fortſchritten einer ſtändiſchen Armee, hob Procop der Große die Belagerung von Pilſen auf, welche zehn Monate lang erfolglos geblieben war. Mit raſender Wuth verbrannte er ſein ganzes Lager mit allen Kranken und Verwundeten, und ſtieß hölliſche Drohungen gegen Alle aus, die es wagten, ſeinem Willen zu widerſtreben. Gleich einer Lawine ſchwoll ſein Heer auf dem Marſche durch die Zuzüge an, welche die meiſten königlichen Städte aus Angſt vor ſeinem Grimme ſendeten. Wie ein vom Himmel geſtürzter, flammender, über die Erde hinrollender Komet, ließ er Wüſteneien hinter ſeinen Ferſen zurück . . . Am 29. Mai 1434 erreichte er das kleine Heer des Ritters Meinhard von Neuhaus, das nur aus zehntauſend

Mann zu Fuß, tauſend Reitern, und ſiebenhundert Kriegswagen beſtand

Procop verwendete dieſen Tag zur Ruhe, und zum künſtlichen Baue der Wagenburg.

Ritter Meinhard von Neuhaus, von vielen Rittern umgeben, ſtand am Abende dieſes Tages vor ſeinem Zelte, als ein bayeriſches Fähnlein heranflatterte. Dieſes Fähnlein trug Paul, dem zur Rechten Hugo von Falkenſtein in ſchwarzer Rüſtung mit rothem Helmbuſche an der Spitze von vierzehn bayeriſchen Rittern und hundert Reiſigen ritt.

Hugo hielt ſein Roß an, und fragte:

„Seid Ihr der Feldherr, Ritter Meinhard von Neuhaus?“

„Ja.“

„Ich habe zwei Schreiben an Euch abzugeben, vom Herrn Herzoge Wilhelm III. und vom Herzoge Albrecht von Bayern. Wir wünſchen, wenn Ihr nichts einzuwenden habet, die Ehre der nächſten Schlacht zu theilen.“

„Seid uns höchlich willkommen,“ erwiederte Meinhard, „und tretet, ſo es Euch beliebt, mit Euern Rittern in mein Zelt.“

Dieß geſchah.

Meinhard las die beiden Schreiben.

„Ah!“ ſagte er, „was ich vermuthete, als ich Eure ſchwarze Rüſtung und den bluthrothen Helmbuſch ſah, finde ich hier beſtätiget. Ihr ſeid der tapfere Ritter, der bei dem Siege zu Hiltersried ſo großen Ruhm geerntet hat.“

„An jenem heißen Tage hat Jeder nur ſeine Pflicht gethan,“ verſetzte Hugo.

„Und auch gegen die Engländer, wie ich hier las, habet Ihr ruhmvoll gekämpft, an der Seite der von Gott begeiſterten Jungfrau von Orleans. Gewiß werdet Ihr Euch in der Schlacht, die ich morgen zu liefern gedenke, Eurer früheren Thaten würdig bewähren.“

„Morgen?“

„Ja.“

„Morgen iſt der 30. Mai, der Jahrestag des Martertodes der Jungfrau von Orleans. Ich werde ihn durch eine Waffenthat feiern, indem ich Procop den Großen tödte, oder ſterbe.“

„Ihr wollet Procop den Großen tödten?“ fragte Meinhard erſtaunt.

„Ja, ſo Gott will. Ihr verwundert Euch darüber?“

„Procop der Große iſt ſtets von dreihundert ſeiner tapferſten Krieger umgeben.“

„Und wären ſie die Fürſten der Hölle,“ rief Hugo aus, „ſo muß ich dennoch Mann an Mann mit ihm zuſammentreffen, und dann mag Gott entſcheiden . . . Es iſt eine Schuld aus Baſel, deren Zahlung ich ihm dort ſchon angekündigt habe. Zu dieſem Zwecke müſſet Ihr mir aber erlauben, Ritter Meinhard, daß ich die Stellung meines Fähnleins und die Zeit des Angriffes nach meinem Gutdünken wähle.“

„Ich überlaſſe dieß Eurer Wahl.“

„Ich danke Euch.“

Meinhard trat dicht zu Hugo hin, und flüſterte ihm in das Ohr:

„Laſſet Euch ja nicht durch einen Rückzug täuſchen, den ich vielleicht im Beginne der Schlacht verſuchen könnte!“

Procop der Große ſtand bei Lipan mit ſeinem Heere, das bei weitem zahlreicher war, als das ſtändiſche Heer, in ſeiner kunſtreich geordneten Wagenburg verſchanzt.

Am Morgen des 30. Mai rückte Meinhard von Neuhaus mit ſeinen Schaaren gegen dieſe Wagenburg vor. In dem Momente, da die Taboriten und Waiſen im Innern derſelben ihr gewöhnliches furchtbares Geſchrei erhoben, ließ Meinhard durch ſeine bereits davon verſtändigten Hauptleute und Soldaten einen haſtigen, aber beſonnenen Rückzug antreten. Die Huſſiten, mit dem Fliehen ihrer Feinde längſt vertraut, hielten auch dießmal für Flucht, was nur Kriegsliſt war, und ſtürmten den vermeintlich Fliehenden mit dem wildeſten Ungeſtüme nach.

Plötzlich wendeten ſich dieſe um, auf der weiten Ebene angekommen; raſch öffnete ſich ihre dichte Heeresſäule, wie ein großes Thor ſeine beiden Flügel, und die ehernen Rachen der zahlreichen Geſchütze ſpien Tod und Verderben unter die, ob der unerhörten Kühnheit eines Widerſtandes ganz verblüfften Huſſiten, welche, von paniſchem Schrecken erfaßt, zurück in die Wagenburg flohen, in die zugleich mit ihnen ſtürmend die Verfolger drangen.

Procop der Große, der ſtolze Siegesfürſt, wähnte bei dem Anblicke der fliehenden Huſſiten, in einem gräßlichen Traume zu erſtarren. Eine Niederlage ſeines Heeres dünkte ihm eine Unmöglichkeit. Und dennoch konnte er nicht mehr daran zweifeln. Mit entſetzlichen Flüchen raffte er ſich aus ſeiner Betäubung auf, ſchaarete den Würgertrupp ſeiner verwegenſten Paladine, unter denen auch Procop der Kleine ſich befand, und brach mit unwiderſtehlicher Wuth eine blutige Bahn über Leichen und Trümmer mitten in das Herz des ſtändiſchen Heeres, das vor dieſem vernichtenden Anpralle bereits zu wanken ſchien.

Meinhard von Neuhaus fürchtete einen Umſchlag des Sieges. Sehnſuchtvoll ſchaute er an den Ort hin, wo die Bayern ihre Stellung genommen hatten . . . er war unbeſetzt . . .

Aber in demſelben Momente erſcholl im Rücken der langſam weichenden, aber fortwährend kämpfenden Huſſiten, hundertſtimmiger Schrei:

„Platz für Bayern! Platz für Bayern!“

Hocherfreut ſah Meinhard das bayeriſche Fähnlein flattern, und ließ ſeine Leute eine ungeheure Gaſſe bilden, durch welche die kühnen Retter heranſprengten, an der Spitze die Ritter mit eingelegten Lanzen, in ihrer Mitte wie ein Herold des Todes, Hugo von Falkenſtein in ſchwarzer Rüſtung mit dem bluthrothen Helmbuſche, und mit offenem Viſire.

„Mit Gott und der heiligen Agnes!“ murmelte er dreimal in der Ferne, und auf zwanzig Schritte herangeflogen, ſchrie er mit hochgeſchwungenem Schwerte, wie einſt bei Tauß:

„Steh, Procop, ſteh, ſteh! Der Lindwurm kommt!“

Viele von Procop's Gefährten riefen ſtaunend aus:

„Huſſinecz! Huſſinecz! . . . Die Todten ſteigen aus ihren Gräbern herauf! . . .“

Die lähmende Wirkung dieſes Wahnes fürchtend, wollte Procop raſch mit einem verzweiflungsvollen Schwertſchlage den Gegner tödten, und holte aus, als hoffte er, wie ein zweiter Gottfried von Bouillon, ihn vom Wirbel des Halſes bis zum Sattelknopfe zu ſpalten.

„Stirb, Prahler!“ ſchrie er ihm zu, und ſein Schwert ziſchte, wie ein Wetterſtrahl durch die Luft.

Hugo wendete ſich rechts, und der Schwertſtreich ſchlug ihm nur die Schiene des Elbogens am linken Arme weg, an welchem Procop's Klinge herabfuhr.

Da riß eine vorüberpfeifende Kugel den linken Adlerflügel und deſſen eiſernen Halter von Procop's Helme weg. Die Erſchütterung wirkte faſt betäubend. Unwillkührlich griff er mit ſeiner linken Hand nach der zerſtörten Stelle des Helmes, die Rechte zu einem zweiten noch grimmigeren Streiche erhebend; aber blitzſchnell, und mit dem Ausrufe:

„Stirb, Lügner von Baſel!“

ſtieß ihm Hugo das Schwert durch die linke unbeſchirmte Achſelhöhle, daß die Spitze deſſelben unterhalb des rechten Schlüſſelbeines hervorragte.

Procop's rechter Arm ſank mit dem Schwerte an den Bauch ſeines Roſſes, ſein Leib auf den Rücken deſſelben hin; dunkelrothes Blut, durch die Viſirſpangen quellend, erſtickte einen dumpfen Schrei, . . . er war todt …

Des lenkenden Zügels ledig, bäumte ſich das wilde Schlachtroß, wendete ſich um, und ſprengte wie raſend durch die Reihen der Huſſiten, die Leiche ihres erſchlagenen Oberfeldherrn — mit den großen Sporen am linken Steigbügel hangend, — über das Schlachtfeld fortreiſſend.

Der Muth der tapferſten Taboriten und Waiſen brach bei dieſem entſetzlichen Anblicke; ſie flohen. Procop den Kleinen hatte Pauls Streitaxt in den Tod geſchmettert; mit gräßlichen Wunden bedeckt, lagen die Paladine des Oberfeldherrn auf Leichenhügeln, das Gepräge des blutdürſtigen Grimmes, der einſt ihr lebendes Antlitz ſo ſcheußlich entſtellte, auch im lebloſen bewahrend.

Der Sieg des ſtändiſchen Heeres war ein vollſtändiger.

Meinhard umarmte Hugo im Angeſichte des Heeres, und ſagte zu ihm:

„Ich danke Euch im Namen des Kaiſers Sigmund, der Euch gewiß nach Verdienſt belohnen wird, denn Ihr ſeid der Sieger dieſes Tages. Bei Gott! Ihr habet Wort gehalten!“

„Und mit Gott hab' ich Wort gehalten! Herr Ritter,“

verſetzte Hugo; „Gott allein alſo gebührt unſer Aller Dank; denn Jeder von uns, bis zum geringſten Landsknechte herab, hat rühmlich gekämpft. Und nun gehabt Euch wohl, tapfere Schlachtgenoſſen! und gedenket bisweilen freundlich meiner!“

Und ehe Meinhard es ſich verſah, ritt Hugo in geſtrecktem Trabe ſammt ſeinem Häuflein von dannen, mit dem freilich manch' ein wackerer Kämpfer nicht wieder heimkehrte. . . .

4.

Bald hüllte ſie ein endloſer Wald in ſeine öden Schatten. Paul ritt an Hugo's Seite, der ihn wegen ſeiner zu Hiltersried und Lipan bewieſenen Tapferkeit lobte, und Paul betheuerte ſo eben wiederholt, wie ſehr es ihn freue, daß er auf den glücklichen Gedanken gerieth, von ſeinem Gebieter Urlaub zu verlangen, um den braven Walfried aufzuſuchen, der ein berühmter Ritter geworden, wie der Graf von Löwenſtein bei einer Einkehr zu Hohenrechberg erzählt habe, als ein ferner Nothſchrei Hugo's Aufmerkſamkeit feſſelte.

Er hielt an, und lauſchte . . . Der Nothſchrei erſchoß noch einmal und deutlicher, als zuvor. Hugo ſprengte mit Paul und den nächſten Rittern, von den Uebrigen gefolgt, in der Richtung fort, von woher der Nothſchrei ſich vernehmen ließ. Am Saume einer Lichtung erblickte er eine Frauensperſon, welche von zwei Landsknechten in den Wald gezerrt wurde. Bei dem Dröhnen der Hufſchläge und dem Krachen dünner Aeſte, die durch das Anſtreifen der Reiter zerbrachen, ließen die Böſewichte ihre Beute fahren, und entſprangen hurtig in das dichte Geſtrüppe, worin ſie verſchwanden.

Die Frauensperſon, eine reichgekleidete Dame, war auf die Knie geſunken, das Haupt auf ihre gefalteten Hände ſtützend.

Hugo ſchwang ſich vom Pferde, deſſen Zügel Paul ergriff, trat zur Dame, und fragte:

„Was gab's hier, Dame?“

Bei dem Klange dieſer Stimme ſchien eine Erinnerung in dem verſtörten Gemüthe derſelben plötzlich aufzuzutauchen.

Sie erhob ſich, ſchaute mit wachſendem Erſtaunen in Hugo's Antlitz, und ſtürzte mit dem freudigen Ausrufe an ſeine Bruſt:

„Gott im Himmel! Waldemar, mein Sohn Waldemar, mein Lebensretter! Du lebſt noch?“

Die Ritter ſchüttelten die Köpfe, und ſahen ſich verwundert einander an.

Hugo machte ſich ſanft von der Dame los, und erwiederte:

„Ich glaube nicht, daß Ihr mich wegen irgend eines Zweckes abſichtlich täuſchen wollet, Frau von Huſſinecz; darum ſag' ich Euch, daß Ihr Euch irret, daß ich nicht Euer Sohn bin, daß ich meinen Vater gefunden habe, und daß meine Aehnlichkeit mit Eurem verſtorbenen Gatten nur eine Laune der Natur iſt. Ich bin der Ritter Hugo von Falkenſtein“. . .“

„O! Ihr raubet mir die letzte Freude meines Lebens!“ klagte die Dame.

„Dennoch lieb' ich Euch, wie ein Sohn,“ fuhr Hugo fort, „denn nie werde ich vergeſſen, daß Ihr das Leben mir gerettet habt . . . Sagt an, edle Dame, was war dieß ſo eben? Ihr ſcheinet mir ſchwer bedroht.“

„Ja, durch Hinterliſt Ich war in Procop's Lager. Vor dem Beginne der Schlacht ließ er mich, angeblich zu meiner Sicherheit, durch zwölf Reiſige nach meinem Schloſſe geleiten, das eine halbe Stunde von hier liegt, und verſprach mir, Ladislaw mit der Siegesbotſchaft zu ſenden. Aber bevor wir zu dieſer Lichtung kamen, kehrten die Reiſigen plötzlich eilig um, einen Nebenweg einſchlagend; aus dem Gebüſche ſprangen zwei wilde Geſellen, riſſen mich vom Pferde, und kündigten mir an, daß ſie auf Befehl Procop's des Großen mich ermorden müßten. Gott hat durch Euch dieſen Mord vereitelt; aber ich wünſche, von Euch geleitet, in meinem Schloſſe mein Gold und meine Juwelen zu holen, und unter Euerm Schutze nach Deutſchland zu ziehen, wie ſchwer ich auch von meiner Heimath ſcheide, da mich ſonſt Procop's blutige Rache unfehlbar erreichen würde."

„Bleibet unbeſorgt in Eurem Schloſſe, und in Eurer Heimath, edle Dame," entgegnete Hugo, „denn Procop der Große wird Euch nicht mehr ſchaden. Er hat heute nicht nur die Schlacht, ſondern auch das Leben verloren, wie Procop der Kleine, wie alle, alle ſeine kühnſten Unterfeldherren, deren Leichen das Schlachtfeld von Lipan bedecken."

„Gerechter Himmel!" rief die Dame aus, und ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen.

Hugo reichte ihr ſeinen Arm, und geleitete ſie ſo, an der Spitze des Geſchwaders, nach ihrem Schloſſe. Hugo erzählte ihr ſeine ſeit ihrer Trennung zu Augsburg erlebten Abenteuer, bis zu dem gegenwärtigen Momente des Wiederſehens, und Frau von Huſſinecz gab ihm über die Urſache Aufſchluß, welche Procop's Befehl, ſie zu ermorden, bewirkte. Im Falle des Sieges bei dieſer Schlacht, gedachte nämlich Procop der Große, die Krone von Böhmen auf ſein eigenes Haupt zu ſetzen, und ſich die Läſtige vom

Halſe zu ſchaffen, mit welcher den Thron zu theilen er früherhin verheißen hatte. — Ihre wiederholten Anträge, ſeine ſprechende Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Gatten, wäre ſie auch nur eine Laune der Natur, wie er ſie nannte, unter ſo höchſt günſtigen Umſtänden zu benützen, als glücklicher Bewerber um die Krone Böhmens aufzutreten, ſcheiterten an Hugo's beharrlicher Weigerung.

Hocherfreut begrüßte die edle Frau und deren Geleit, vor dem Schloßthore Ladislaw, der Schwager der Dame, welcher dem furchtbaren Verhängniſſe dieſes Tages glücklich entrann. Die Dame lud Hugo ein, mit ſeiner Schaar ſo lange im Schloſſe zu bleiben, als es ihm beliebe; er verweilte aber nur drei Stunden lang, um ſeinen Leuten und Pferden die nöthige Erholung zu gönnen.

Die Burgfrau und Hugo trennten ſich mit wechſeitiger tiefer Rührung; ſie winkte ihm mit einem weißen Tuche ſo lange nach, bis er um eine Waldesecke bog.

„Dieſe Dame kommt mir ſehr bekannt vor, Herr Ritter,“ äuſſerte Paul, „ich muß ſie ſchon irgendwo geſehen haben.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte Hugo, „ſie hat große Aehnlichkeit mit der Frau in Augsburg, bei der Du dich einſt nach mir erkundiget haſt; wenn ich nicht irre, hieß ſie Mutter Lintrude . . .“

„Richtig, richtig, ſo iſt's,“ verſetzte Paul, „das iſt eine wunderſame Aehnlichkeit . . . ich hätte darauf geſchworen, daß dieſe Burgfrau und die Mutter Lintrude eine und die nämliche Perſon wären . . .“

Schweigend ſchloß Hugo ſein Viſir, um die Thränen wehmüthiger Erinnerungen zu verbergen, die bei dem Namen „Mutter Lintrude“ ſeinen Augen entquollen.

Der allgemeine Schrecken des entſcheidenden Sieges bei Lipan bewirkte, daß die von Taboriten und Waiſen beſetzten Städte und Flecken, dem Ritter Meinhard von Neuhaus faſt ohne Widerſtand ſich ergaben, der es für nöthig hielt, dieſes entmenſchte Raub- und Mordgeſindel von der Erde zu vertilgen. Zu dieſem Zwecke erließ er einen Aufruf: die Bauern ſollten zu ihrer Feldwirthſchaft zurückkehren, die kampfbewährten Taboriten und Waiſen aber unter ſeine Fahnen treten, indem er jetzt die angrenzenden, bisher huſſitenfeindlichen Länder, züchtigen wolle.

Da zogen viele Tauſende ſchaarenweiſe heran, „ſchwarz„gelbe, von Hitze und Staub und Wind abgehärtete und verwilderte Leute ſcheußliche und vom Anſehen fürchterliche „Geſtalten, mit verwachſenem Haupthaar und Bart, feurigen „und entſetzlichen unempfindlichen Gliedern,“ ſeiner Befehle gewärtig. Freundlich empfing er ſie, und ließ ſie zu einer regelmäßigen Verpflegung große Hütten und Scheunen beziehen, dieſe aber nächtlicher Weile verrammeln, anzünden, und die vom Schlafe Betäubten zu Aſche verbrennen . . .*)

5.

In dem Vorzimmer der herzoglichen Gemächer in der Ludwigsburg zu München, gingen in der neunten Morgenſtunde eines ſchönen Auguſttages, zwei Männer in eifrigem Geſpräche auf und ab: Görz, des Herzog's Ernſt Kanzler, und der Vitzdom Nothhaft von Straubing.

Daß ſie in Amtsgeſchäften erſchienen waren, verriethen zwei Haufen Papiere auf dem mit einem grünen Teppiche überbreiteten Tiſche, der mitten in dieſem Zimmer ſtand.

In einer Fenſtervertiefung lehnte der Hoffiſchmeiſter, und zerbrach ſich vergebens den Kopf, um den Grund zu erforſchen, warum er unmittelbar zum Herrn Herzoge berufen wurde, anſtatt, wie ſonſt, zum Hofmarſchalle. Irgend einen Verweis befürchtend, hielt er eine förmliche Muſterung über ſein Gewiſſen, ob nicht etwa in irgend einem Winkel deſſelben ein achtpfündiger Hecht in Gedanken ſtecken geblieben ſei.

---

*) Hiſtoriſch.

Herzog Ernſt war erſt ſpät in der Nacht von einem dreitägigen Ausfluge zurückgekehrt, wie ein Page dem Kanzler vertraulich eröffnete, aber wo er geweſen war, wußte er nicht zu ſagen. Der Kanzler und Nothhaft erſchöpften ſich hierüber ebenfalls in Vermuthungen, wie der Fiſchmeiſter, nur mit dem Unterſchiede, daß ihre Gemüthsruhe durch keine Hechtgedanken geſtört wurde.

Ein Page trat aus des Herzog's Gemache, und ſagte:

„Der gnädige Herr Herzog erwartet Euch, Herr Kanzler und Herr Vitzdom.“

Beide traten ein. Der Page wollte eben die Thüre hinter ihnen ſchließen, als der Herzog ausrief:

„Iſt mein Fiſchmeiſter nicht im Vorzimmer, wie ich befahl?“

„Ja, gnädiger Herr Herzog,“ antwortete der Page.

„Nun denn, er ſoll ſogleich hereinkommen.“

Der Hoffiſchmeiſter ſchlich mit gekrümmtem Rücken, wie unter der Laſt von gar vielen acht- und mehrpfündigen Fiſchen, und mit einem Herzen, welches vor Angſt zappelte, wie ein friſcher, trefflicher Chamkarpfen an der Angel, in das herzogliche Gemach, mit einem ſo tiefen Bücklinge, als es ihm nur immer das Gleichgewicht ſeines Leibes geſtattete.

Der Page hatte ſich entfernt, und die Thüre hinter ſich geſchloſſen.

Der Herzog näherte ſich ihm ſogleich, legte ſeine rechte Hand ihm auf die linke Schulter, und ſprach:

„Lieber Fiſchmeiſter . . .,“

Dieſer athmete zum erſtenmal wieder, ſeit ſeinem Eintritte in das Vorzimmer, und alle Fiſche, die ſich in die ſtille Bucht ſeines Gewiſſens verirrt hatten, ſchwammen wieder luſtig in das raſche Fahrwaſſer der Vergeſſenheit hinaus . . .

„. . . ich befehle Dir, dem Rathe von Landsberg alljährlich und zu ewigen Zeiten, im Monate Auguſt drei der ſchönſten Goldforellen aus dem Würmſee zu bringen.“

„Mit Gunſt, gnädiger Herr Herzog, wenn ich aber vielleicht nicht zu ewigen Zeiten lebe?“ fragte der Fiſchmeiſter in ſeiner Beſtürzung mit der unbefangenen Miene treuherzigen Zweifels.

Der Herzog lachte laut auf.

„Sollte wider Erwarten dieſer Fall eintreten,“ verſetzte er mit großer Heiterkeit,“ ſo ſollen Deine Kinder und Kindeskinder meinen Auftrag vollziehen, über den ich eine eigene Urkunde werde ausfertigen laſſen.“

„Tauſend Dank, gnädiger Herr Herzog,“ erwiederte der Fiſchmeiſter, „für dieſe meiner ſpäteſten Nachkommenſchaft zugeſicherte Huld und Gnade!“

Und er küßte den Saum von des Herzogs Hausrocke, und ging unter vielen Verbeugungen zur Thüre hinaus.

„In meiner Herzensfreude über den glücklich beendigten Huſſitenkrieg,“ ſagte der Herzog, „ritt ich vor drei Tagen nach Landsberg, um meine lieben Bürger daſelbſt mit einem Beſuche zu überraſchen. Niemand am Hofe wußte, wohin ich ritt, ſelbſt nicht mein Hofmeiſter Gundelfinger, den ich mit der Verſicherung beruhigte, daß ich in drei bis vier Tagen heimkehren würde. Die guten Landsberger waren ganz außer ſich vor Freude über meinen Beſuch, und wollten mich auf alle Weiſe ehren. Ich tanzte auf dem Rathhauſe mit ihren Frauen und Töchtern, und ging dann in die Trinkſtube hinab, wo ich köſtlichen Wein mit ihnen trank. Als ich am zweiten Tage wieder auf das Rathhaus kam, war ich ganz erſtaunt, unter demſelben einen ſchönen, die lieblichſte Kühlung ſpendenden Springbrunnen zu erblicken, den ſie über Nacht ſchufen, um mir eine Freude zu bereiten. Im Becken dieſes Springbrunnens plätſcherten kleine Goldfiſchchen, die mich auf den Gedanken der jährlichen Goldforellenſendung brachten. Vergeſſet nicht, Kanzler Görz, mir eine Urkunde hierüber zur Unterſchrift vorzulegen!“

Der Kanzler verbeugte ſich.

Der Herzog Ernſt unterzeichnete dieſe Urkunde am Mittwoch nach dem St. Andreastage des nämlichen Jahres 1434, und es heißt darin, der Goldforellen erwähnend: „Dy ſollen ſy durch unſern Willen auf der Trinkſtuben „eſſen und unſers Tantzs dabei gedenken. Wir achten „auch nit, was ſy mer dabei verzeren.“

„Unter den Bürgerstöchtern, die auf dem Rathhauſe tanzten,“ fuhr der Herzog fort, „ſah ich viele recht hübſche und tugendſame, aber unter dieſen auch arme Mädchen, die in dieſen habſüchtigen Zeiten ſchwerlich einen Freier finden dürften, obgleich ſie alle Eigenſchaften beſitzen, einen Mann glücklich zu machen. Ich will etwas für ſie thun. Ich gedenke, die Steuer der Stadt Landsberg zu einer jährlichen Ausſtattung von vier armen Mädchen daſelbſt zu verwenden, damit ihre Unſchuld nicht durch ihre Armuth in Verſuchung gerathe, und ſie durch Heirath rechtſchaffene Mütter wackerer Bürger werden mögen.“

„Dieß iſt ein neuer Beweis Eurer großmüthigen Geſinnungen,“ äußerte der Kanzler Görz, „erlaubt mir jedoch zu bemerken, Herr Herzog . . .“

„Daß wir zur Zeit dieſes Geld zu dringenderen Bedürfniſſen brauchen, wolltet Ihr ſagen, Kanzler, nicht wahr?" unterbrach ihn der Herzog.

„Ja."

„Nun, ich will mich ſchon noch einige Zeit gedulden," verſetzte Herzog Ernſt; „aufgeſchoben iſt darum nicht aufgehoben."

Sein hochherziger Entſchluß wurde erſt drei Jahre ſpäter vollzogen, und der Stiftungsbrief am Freitage vor dem Feſte der heiligen Drei Könige des Jahres 1437 zu München ausgefertiget. Als Beweggrund iſt darin angeführt: „Daß oft ains frommen Manns Tochter in Unlauterkeit falle, vnd ir jungfrauliche Eron verlieſſe, darumb, „daß Vater vnd Mutter ſo arm ſind;" auch war dem Herzoge an der treulichen und ununterbrochenen Aufrechthaltung dieſer ſchönen Stiftung ſo viel gelegen, daß er in der Urkunde Jedem, der den Beſtimmungen dieſer Stiftung entgegen handle, ausdrücklich drohte: „er werde es am Tage „des jüngſten Gerichtes vor Gott dem Allmächtigen verantworten, und eine harte Strafe deßhalb leiden müſſen."

6.

„Es war die höchſte Zeit, daß ich Landsberg wieder verließ," ſprach der Herzog lachend; „denn ich war nahe daran, mich zu verlieben, oder vielmehr . . . ich habe mich wirklich verliebt."

„Wollte Gott," äußerte der Vitzdom, „Ihr verliebtet und vermähltet Euch wirklich ſtandesmäßig, wie Euer erlauchter Herr Bruder, Herzog Wilhelm; Ihr würdet dadurch dem ganzen Lande eine Beruhigung ſchenken, nach der es ſich ſo dringend, aber, wie ich fürchte, wohl vergebens ſehnet."

Der Herzog verſcheuchte eine flüchtige düſtere Wolke von ſeiner Stirne, und erwiederte:

„Ei, Vitzdom, ich mag keine alte Herzogin, die nicht mit mir alt geworden, und keine junge, weil die Jugend nicht zum Alter paßt.“

„Aber der Herr Herzog Wilhelm . . .“

„Ja, mein Bruder! . . . Er iſt ein Junggeſell, und der Gott der Liebe hat ſich endlich an dem trotzigen Hageſtolzen gerächt. Der weiſe Staatsmann, der in der Regel die Geſchicke des Reiches in ſeiner Hand wiegt, wiegt jetzt ausnahmsweiſe ſein Söhnlein Adolph, das viel paſſender ſein Enkelein ſein könnte . . . Doch ich darf nur getroſt vor meiner eigenen Thüre kehren; mir ging's um kein Haar beſſer; ich verliebte mich, wie geſagt, aber zum Glücke in keine Prinzeſſin. Ihr kennet wohl den Richter zu Berchtoldsgaden, Hans Ruland,“ fügte er bei, zum Kanzler gewendet, „den ich bisweilen in wichtigen Rechtsfällen zu Rathe ziehe, obgleich er nicht in meinen Dienſten ſteht, ſondern in jenen des Herzog's Heinrich in Landshut?“

„O! ich kenne ihn ſehr gut,“ antwortete der Kanzler Görz, „er iſt ein braver und kluger Mann.“

„Ich traf ſein Weib Eliſabeth, eine gar gemüthliche und verſtändige Frau, die ihre kranke Schwägerin in Landsberg beſuchte, die Frau des dortigen Pflegers, und ihre zwei Kinder bei ſich hatte, ihren Sohn Karl, einen wackern und geſchickten jungen Mann, der in fernen Ländern die Baukunſt ſtudirte, und den ich zu meinem Hofbaumeiſter ernennen werde, und ihre Tochter Johanna, etwa im Alter meiner Schwägerin, höchſtens neunzehn Jahre alt, eine tugendhafte und ſchöne Jungfrau, deren liebliches Antlitz eine fromme Heiterkeit verklärt. Und dieſe iſt's, in die ich mich verliebte . . .“

„Ich tanzte zweimal mit ihr, und als ich ſie neckend fragte, ob ſie nicht bald heirathen werde, antwortete ſie erröthend, daß ſie Nonne im Kloſter Frauenchiemſee zu werden gedenke. Als der Tanz zu Ende war, nahm ich ſie bei der Hand, trat mit ihr vor den Bürgermeiſter hin, an deſſen Seite ihre Mutter ſaß, und ſprach:

„„Herr Bürgermeiſter, ich wünſche mit dieſer holden Jungfrau mich heimlich zu vermählen; wollet die Güte haben, mir dazu hilfreich zu ſein!““

„Johanna ſchien bei dieſen Worten plötzlich wie mit Purpur übergoſſen; ſie ſchlug die Augen nieder; ich ſpürte an ihrer Hand, die ich in der meinigen hielt, daß ſie vor Schrecken . . . wahrſcheinlich wegen des alten Bräutigam's . . . an allen Gliedern zitterte.

„Der Bürgermeiſter und ihre Mutter verſtanden meinen Blick und meine Miene, und jener antwortete mit ſchneller Faſſung:

„Herr Herzog, wenn Ihr Euch heimlich zu vermählen gedenket, ſo müſſet Ihr gleichwohl einen andern Ort dazu wählen, als Landsberg; denn hier iſt dieß durch eine alte Verordnung von 1361, vom damaligen Pfleger, Rüger dem Ödver, erlaſſen, ſtreng verpönt."

„Und wie lautet dieſe Verordnung?" fragte ich.

„Der Bürgermeiſter erwiederte:

„Wer ſich in der Stadt Landsberg heimlich vermählt, der ſoll der Stadt Landsberg zur Beſſerung zehn Pfund gute Augsburgerpfennige geben, und kann die Zahlung nicht geleiſtet werden, ſo ſoll man zur Beſſerung eine Hand oder einen Fuß abſchlagen, Frau oder Mann. Zeugen und Fürbitter trifft die nämliche Strafe." *)

---

*) Hiſtoriſch. (v. Lori, Geſchichte des Lechrains, Th. II. S. 65.)

„Ah! lieber Bürgermeiſter,“ verſetzte ich, „auf dieſen Handel können wir uns nicht einlaſſen. Wenn wir entbehrliche gute Augsburgerpfennige haben, ſo wollen wir ſie lieber den Armen ſchenken, und unſere ohnehin nur paarweiſen Hände und Füße, brauchen wir ſelbſt gar nothwendig. Unter ſolchen Umſtänden können wir nichts Klügeres thun, als gleich nach der heimlichen Vermählung entfliehen.“

„In dieſem Falle,“ bemerkte der Bürgermeiſter, „wird den Entflohenen, wenn man ſie nicht wieder erwiſcht, die Stadt Landsberg zur Beſſerung hundert Jahre und einen Tag lang zu betreten verboten.*)“

„Gut,“ ſagte ich; „da wir aber die Landsberger gar ſehr lieben, ſo werden wir in hundert Jahren und zwei Tagen wieder kommen, indem wir ſodann unſere guten Augsburgerpfennige, unſere Hände und Füße ungefährdet behalten dürfen.“

„Es entſtand nun ein lautes Gelächter, in welches auch die holde Jungfrau herzlich einſtimmte, als ſie ſich von ihrer klöſterlichen Beſtürzung erholt hatte.

„Jetzt wiſſet Ihr meine Reiſeabenteuer; nun wollen wir von Staatsgeſchäften ſprechen, an die Eure dickleibigen Akten mich erinnern. Wie ſteht's mit der Braunſchweigerheirath, Kanzler?“

„Vortrefflich, Herr Herzog,“ antwortete der Kanzler; „Herzog Erich von Braunſchweig hat ſich bereit erklärt, ſeine Tochter, die Prinzeſſin Anna, mit einem Herzoge von Bayern-München vermählen zu laſſen; es fehlt nur mehr Eure Einwilligung, Herr Herzog, und dann könnet Ihr die Prinzeſſin heirathen, ſobald es Euch beliebt.“

Eine kurze Pauſe des Schweigens trat ein, während welcher Herzog Ernſt den Kanzler mit dem Erſtaunen des Zweifels am Verſtande deſſelben anſchaute.

---

*) Hiſtoriſch.

7.

„Ich ſoll ſie heirathen, ich?“ fragte er.

„Es wird wohl nichts Anderes zu machen ſein;“ verſetzte der Kanzler, die Achſeln zuckend; „ich kam geſtern von Vohburg zurück, wo ich, Eurem Auftrage gemäß, wieder einen Verſuch machte, Herzog Albrecht zur Einwilligung in dieſe Vermählung zu bewegen.“

„Und was gab Albrecht zur Antwort?“

„Ich werde Euch Wort für Wort ſagen, Herr Herzog, was Herzog Albrecht mir erwiederte. „„Sagt meinem lieben Vater,““ entgegnete er, „„daß ich ſchon einmal meine Neigung, ledig zu bleiben, ſeinem Willen zum Opfer bringen wollte; daß ich Gott für ſeine unglückliche Wahl danke, obgleich ich dadurch lächerlich wurde; daß ich auf unbeſtimmte Zeit keine Luſt mehr fühle, mich zu vermählen, und daß dieß auch nicht mehr nothwendig iſt, ſeitdem mein Oheim Wilhelm durch ſeine Heirath jede Befürchtung hinſichtlich der Thronfolge im Herzogthume Bayern-München bereits genügend abgewendet hat.““ Dieß war die Antwort, welche mir Herzog Albrecht gab, und vergebens waren alle meine Bemühungen, ſeinen Entſchluß zu ändern.“

„Habet Ihr nicht vergeſſen, Kanzler, meinem Sohne zu erklären, daß ein Thronfolger der hohen Pflicht gehorchen müſſe, zum Wohle des Landes ſeinen nicht damit vereinbarlichen Neigungen zu entſagen?“

„Dieß wählte ich zu meinem letzten Mittel der Ueberredung, und hoffte auf eine erhebliche Wirkung, täuſchte mich aber gar ſehr.“

„Wie ſo?“ fragte der Herzog geſpannt.

„Herr Herzog Albrecht entgegnete mir lächelnd:

„„Ich bin ganz Eurer Meinung, Kanzler, inſoferne von einem Thronfolger die Rede, dem daran gelegen iſt, dereinſt zu regieren. Ich aber fühle wenig Neigung dazu, und habe mich durch meinen einſamen Aufenthalt zu Vohburg ſo ſehr an das beſchauliche Leben gewöhnt, daß ich lieber ein Mönch, als ein Ehemann wider Willen würde.““ Und als er dieſe Worte ſprach, ſah er ganz darnach aus, Wort zu halten.“

„Die Heirathsunterhandlungen mit Braunſchweig,“ äußerte Herzog Ernſt, „ſind ſchon zu weit gediehen, um ſie noch mit Ehren abbrechen zu können.. Unbegreiflich! Ich weiß zwar, daß die Beſtändigkeit in der Liebe keine von Albrecht's Eigenſchaften iſt; dennoch bleibt mir ſeine beharrliche Abneigung gegen den Eheſtand ein Räthſel. Was ſagt Ihr dazu, Vitzdom?“

„Ich erkläre mir dieſe Abneigung aus irgend einer heimlichen Liebe, welche das Herz Eures Sohnes gefeſſelt hält,“ antwortete der Vitzdom Rothhaft mit einer tiefen Verbeugung.

„Wie kommet Ihr auf dieſen Gedanken, Rothhaft?“ fragte der Herzog.

„Gnädiger Herr,“ erwiederte jener, „dieſe Anſicht iſt eine Folge theils meiner eigenen Beobachtungen, theils der eingezogenen Erkundigungen. Herr Herrzog Albrecht kommt wöchentlich zweimal von Vohburg nach Straubing, um die Regierungsgeſchäfte der Verweſerſchaft zu beſorgen, was er mit großer Kenntniß, Umſicht und Milde thut. Allein ſowie er zum Schloßthore hereinreitet, und ein Stallwärter die Zügel ſeines Pferdes ergreift, muß ein zweiter Stallwärter ſogleich ein anderes Pferd ſatteln, in deſſen Sattel der Herr Herzog Albrecht nach dem letzten Federzuge ſich ſchwingt, um wieder nach Vohburg heimzukehren. Früher war dieß nicht der Fall; Euer Sohn verweilte gerne in Straubing, was den Bürgern wohl gefiel, obgleich er lieber in ſeinen innerſten Gemächern ein einſames träumeriſches Leben führte, und in ſeinen Mußeſtunden mit Dichten und Singen ſich ergötzte, anſtatt, wie Ihr, Herr Herzog, durch Theilnahme an den kleinen Feſten der Unterthanen, ſich die Herzen derſelben zu gewinnen.“

„Auch dieß iſt mir unbegreiflich,“ äußerte Herzog Ernſt, „denn ich erinnere mich einer Zeit, wo mein Sohn Albrecht fleißig mit den Bürgern verkehrte und“, fügte er lächelnd bei, „mehr als billig auch mit ihren Töchtern und Frauen. Woher nun dieſe plötzliche Umwandlung der Denkweiſe und Neigungen?“

„Mir dünkt,“ antwortete Nothhaft, „daß ein Magnet den Herrn Herzog Albrecht nach Vohburg ziehe.“

„Wie verſteht Ihr dieß, Vitzdom?“

„Nun, ich meine ein holdes Schätzchen.“

„Bah!“ ſagte Herzog Ernſt, „Albrecht iſt zu flatterhaft, um ſich lange feſſeln zu laſſen.“

„Bedenket, Herr Herzog,“ verſetzte der Vitzdom mit wichtiger Miene, „bedenket, daß es Zaubertränke giebt, ja, ja, Zaubertränke!“

„Es mag ſein,“ äußerte Herzog Ernſt: „aber bevor von einem Zaubertranke die Rede ſein kann, müſſen wir doch erſt von einer Perſon Kunde haben, die einen ſolchen Verdacht rechtfertiget.“

„Man ſprach von einer gewiſſen Irma . . .“ bemerkte der Kanzler mit einer Miene, welche verrieth, daß er ſich viel darauf einbilde, dieß zu wiſſen.

„Die eine Nichte des Pflegers zu Vohburg, des Hans

Zenger ſein ſoll, nicht wahr, Herr Kanzler?" fragte Nothhaft.

„Ei, ei, Herr Vitzdom," erwiederte der Kanzler, „auch Ihr ſeid alſo in dieſes Geheimniß eingeweiht?"

„Mehr als Ihr, Herr Kanzler; ich weiß ſogar einen wichtigen Umſtand, dieſes Geheimniß betreffend, der Euch völlig unbekannt zu ſein ſcheint."

„Und was für ein wichtiger Umſtand wäre dieß?" fragte Görz neugierig.

„Daß kein wahres Wort daran iſt," antwortete Nothhaft.

„Unmöglich" rief der Kanzler aus.

„Es iſt ſo, wie Nothhaft ſagt," verſetzte Herzog Ernſt; „ich weiß es aus dem Munde des Pfalzgrafen Johann, welchem Zenger ſein Ritterwort verpfändete, daß er gar keine Nichte habe, und daß keine Perſon, Namens Irma, in Vohburg ſei."

„Ja," bemerkte der Vitzdom, „dieß ſagte Hans Zenger; aber der alte Fuchs wurde dem Pfalzgrafen zu ſchlau. Es mag wahr ſein, daß Zenger keine Nichte hat, und daß keine Perſon in Vohburg Irma heißt; aber daß eine Perſon dort iſt, welche für ſeine Nichte gehalten, und Irma genannt wird, das iſt eine zweifelloſe Thatſache."

„Woher wiſſet Ihr dieß, Nothhaft?" fragte der Herzog erſtaunt.

„Von vielen Landleuten," antwortete jener, „die aus der nächſten Umgegend Vohburg's nach Straubing kommen, und dort in Herbergen und auf öffentlichem Marktplatze die Mildthätigkeit der ſchönen Beſchließerin zu Vohburg, Irma, nicht genug lobpreiſen können, die den Armen reichlich ſpende, und die Kranken beſuche, um ihnen Troſt und Hilfe zu bringen, doch ſtets verſchleiert."

„Wie kann man aber wiſſen, daß ſie ſchön iſt," wendete der Kanzler ein, „wofern ſie ſtets einen Schleier trägt?"

„Ein Schleier wird bisweilen hinderlich," entgegnete der Vitzdom, „und wenn man ſich eben unbemerkt glaubt, einen Augenblick gelüftet, oder zurückgeſchlagen."

„Ihr hättet nachforſchen ſollen, Nothhaft, wer denn eigentlich dieſe ſchöne Beſchließerin iſt," bemerkte Herzog Ernſt.

„Dieß that ich, Herr Herzog, o! dieß that ich ſchon. Das heißt: ich ſelbſt nicht, ſondern durch meinen Pfleger zu Runding, den Junker von Villenbach, ehedem Hauptmann der Stadtſöldner zu Augsburg, ein gar rechtſchaffener, gottesfürchtiger und verſtändiger Mann. Dieſer ſtrich lange, als ein greiſer Pilger vermummt, in den Hütten der Landleute bei Vohburg herum, und hörte eines Tages, daß in einer alten moosbedeckten Hütte, gleich in der Nähe der Donaubrücke, eine ſehr alte Bäuerin darniederliege, die ſich mit der Senſe den rechten Fuß ſchwer verlezte; zu dieſer Bäuerin nun komme die Beſchließerin Irma täglich zweimal, Morgens acht Uhr und Nachmittags ſechs Uhr, ihr die Wunde zu verbinden. Einen ſolchen Augenblick erlauerte der ſchlaue Pilger, und trat fünf Minuten nach der Ankunft der Beſchließerin, ganz unbefangen und ohne Aufſehen in die Kammer der Kranken."

„Nun?" fragte der Herzog ungeduldig.

„Die Beſchließerin hatte den Schleier zurückgeſchlagen, um bei dem Verbinden nicht gehindert zu ſein. Bei dem Geräuſche des Oeffnens der Thüre, wendete ſie unwillkührlich den Kopf, vermuthlich in der Meinung, daß der Bauer oder ein Kind eintrete, zog aber, bei dem Anblicke des greiſen Pilgers, ſogleich den Schleier über ihr Antlitz, vollendete den Verband, tröſtete mit ſanften Worten die Krank griff in ihre Gürteltaſche, gab dem Pilger ein reichliche Almoſen, und entfernte ſich . . . Der Pilger hatte ſeine Zweck erreicht: die wohlbekannten Geſichtszüge und di Sprache der Beſchließerin verriethen ihm alſogleich, we ſie ſei.“

„Und wer iſt ſie?“ fragte der Herzog mit einer ſteigenden Unruhe, die er vergebens zu verhehlen ſuchte.

8.

Nothhaft ſchwieg einen Augenblick, und ſchaute höhniſchlächelnd bald den Herzog, bald den Kanzler mit eine triumphirenden Miene an.

„Agnes Bernauer!“ antwortete er mit der Zuverſicht der Ueberzeugung.

Da brach der Kanzler in ein lautes Gelächter aus und erwiederte:

„Weit gefehlt, Herr Vitzdom, weit gefehlt! Da habe Ihr Euch einen Bären aufbinden laſſen! Dieſes Gerüch iſt dem Herzoge Ernſt und mir ſchon lange bekannt, und mein gnädiger Gebieter ſäumte nicht, mir nähere Nachforſchung aufzutragen. Der erſte Bürgermeiſter in Augsburg Ulrich Kuntzelmann, ſchrieb mir, daß er mit eigenen Augen einen Brief der hochwürdigen Frau Aebtiſſin Oſanna zu Niedermünſter in Regensburg, geleſen habe, worin Agne Bernauer eingeladen iſt, Sticklehrerin der Stiftsfräulei daſelbſt zu werden.“

„Eingeladen, ja, eingeladen,“ verſetzte der Vitzdom „das glaub' ich Euch auf's Wort, Herr Kanzler; habe Ihr aber auch geleſen, daß Agnes Bernauer dieſe Einladung angenommen hat, daß ſie wirklich zu Niedermünſter iſt?“

„Nein.“

„Sie kann dieſe Einladung ſehr wohl benützt haben,“ fuhr Nothhaft fort, „um nach Vohburg zu ziehen, ohne einen Verdacht ihres Aufenthaltes daſelbſt zu erregen, da die müßigen Neuigkeitskrämer ſich mit dem Wahne begnügen dürften, daß ſie Sticklehrerin zu Niedermünſter ſei. Wer mir dieß vollgültig zu beweiſen vermag, dem bezahle ich dreihundert Goldgulden für ſeine Mühe.“

Der Kanzler ſchüttelte den Kopf.

„Glaubt Ihr denn, Herr Kanzler,“ ſprach der Vitzdom weiter, „daß ich die Hände unthätig in den Schooß gelegt, und mich nicht erkundiget habe? Da würdet Ihr Euch ſehr irren! Ich ſage Euch: kein einziges Stiftsfräulein zu Niedermünſter weiß auch nur eine Sylbe davon, daß eine Sticklehrerin in das Kloſter gekommen ſei. Zweifelt ja nicht mehr, daß Agnes Bernauer in Vohburg iſt!“

„Ich begreife nur nicht,“ ſagte der Herzog, „daß ein ſo ehrbarer Ritter, wie Hans Zenger ſo etwas dulden könnte.“

„O! er liebt Albrecht allzu innig, um nicht mit einer ſolchen Schwäche Nachſicht zu haben.“

„Was rathet Ihr, Vitzdom? Was iſt zu thun, um dieſer Liebſchaft ein Ende zu machen?“

Nothhaft zuckte die Achſeln, und antwortete:

„Wäre Agnes Bernauer ein gewöhnliches hübſches Mädchen, und weiter nichts, ſo könnte man allenfalls ruhig zuwarten, bis des Herzogs Albrecht Neigung ſich von ſelbſt verlöre, was dann wohl nach kurzer Friſt geſchehen dürfte.

„Allein Agnes Bernauer iſt nicht bloß eine wunderſchöne Frauensperſon, — nun, bei dem Feſtbankette in Augsburg vor ſechs Jahren ſahet Ihr ſie ja ſelbſt auf dem Rathhauſe, — ſondern ſie iſt auch, wie mir mein wackerer

Pfleger zu Runding erzählte, der ſie genau kennt, und als Hauptmann der Stadtſöldner in Augsburg lange Zeit alle ihre Schritte und Tritte beobachtete, . . . eine vollendete Heuchlerin von mehr als zweideutigen Sitten; ſie verkehrte häufig mit der berüchtigten Attilabere, von welcher ſie, neben andern hölliſchen Kunſtſtücken, ohne Zweifel auch die zauberiſche Bereitung der Liebestränke wird erlernt haben; endlich ſoll ſie auch den huſſitiſchen Glaubenslehren eifrig zugethan ſein. Nach der glaubwürdigen Verſicherung meines Pflegers, wurde ſie deßhalb ſogar bei dem Vehmgerichte in Augsburg angeklagt, und entging der ſtrafenden Gerechtigkeit deſſelben nur durch die ſchonende Berückſichtigung ihrer Jugend und Unerfahrenheit . . ."

Der Herzog hörte den Vitzdom mit der Miene der größten Beſorgniß an; bei der Beſchuldigung: daß Agnes auch den huſſitiſchen Glaubenslehren zugethan ſei, zuckte eine finſtere Wolke über ſeine Stirne.

„Vollendet, Nothhaft," erwiederte er, „denn Ihr habet meine Frage noch nicht beantwortet."

„Man weiß," fuhr der Vitzdom fort, „welchen Einfluß eine ſchöne Frauensperſon auf das Herz eines in ſie wahnſinnig verliebten Jünglinges ausübet. Sie hat es ſchon ſo weit gebracht, daß Albrecht ohne ſie, ſo zu ſagen, gar nicht mehr leben kann. Er geht nur mehr ſelten auf die Jagd, was doch ehedem ſein Lieblingsvergnügen war, und kehrt längſtens nach zwei Stunden wieder heim. An ritterlichen Uebungen nimmt er gar nicht mehr Theil. Dieß iſt jedoch im Grunde etwas Unbedeutendes. Am meiſten iſt nur zu befürchten, daß Agnes ihren mächtigen Einfluß auf Euern Sohn dazu mißbraucht, ſein argloſes Gemüth mit den verdammten huſſitiſchen Ketzerlehren zu umgarnen, was in einer ſpätern Zeit die geſammten bayeriſchen Lande mit den größten Gefahren bedrohen, und vorausſichtlich in blutige Bürgerkriege ſtürzen könnte und müßte.“

„Das iſt wahr! das iſt wahr!“ verſetzte der Herzog, indem er ängſtlich mit der Hand über die Stirne fuhr, und haſtig auf und abging.

Zur Rettung des Seelenheiles Eures Sohnes und ſo vieler tauſend und tauſend Menſchen, muß ein wirkſames Mittel angewendet werden. Wär' ich ein blutdürſtiger Mann, ſo würde ich Euch rathen: tödtet ſie! . . . ſchnell, im Stillen, ohne alles Aufſehen . . . Euer Sohn würde eine Zeitlang toben, aber dann Alles abgethan ſein. Was liegt am Leben eines einzelnen Menſchen, wenn es ſich um das Wohl eines ganzen Landes handelt! Meine angeborne Gutmüthigkeit verſchmäht ſo harte Mittel; beſſer iſt es der Herzog Albrecht entſagt freiwillig dieſer ſchmachvollen Liebe.“

„O! freiwillig! Was fällt Euch ein, Vitzdom!“ rief der Kanzler aus.

„Ja, freiwillig!“ fuhr jener fort. „Das ritterliche Gefühl für Ehre kann in der Bruſt eines bayeriſchen Herzogs nie erlöſchen. Man muß alſo Albrecht in eine Lage bringen, wo er öffentlich nur zwiſchen Ehre und Schande wählen kann. Schreibet irgendwo ein Turnier aus, Herr Herzog, ein Turnier bloß für bayeriſche Ritter, . . . denn die ganze Angelegenheit ſoll als eine Familienſache behandelt werden . . ., laſſet in der Einladung ausdrücklich bemerken, daß Ihr ſammt Eurem lieben Sohne Albrecht bei dieſem Turniere erſcheinen wollet. Nichts Schlimmes ahnend wird er kommen und dann . . .“

„Und dann? . . “ fragte der Herzog geſpannt

„Dann laſſet durch die Marſchälle die Turnierſchranken ſchließen, und Eurem Sohne verkünden, er habe ſich zuvor gegen die erhobene Beſchuldigung zu verantworten, daß er zu Vohburg mit einer Frauensperſon in Unehe ſitze, dann erſt könne man ihm nach den Beſtimmungen der Turnierordnung die Schranken öffnen.“

„Was wird wohl mein Sohn auf dieſe Anklage antworten?“

„Er wird antworten:

„„Bei der Hofhaltung zu Vohburg ſind mehrere Frauensperſonen beſchäftiget, aber ich ſitze mit Keiner von ihnen in Unehe. Wie heißt jene, die zu dieſer Verleumdung Anlaß gab?““

„„Agnes Bernauer,““ wird mein Pfleger, der Junker von Villenbach, erwiedern, der, im Vertrauen auf Euern Sch[illegible], die Anklage übernehmen will. Zur Wahrung ſeiner ritterlichen Ehre bleibt Eurem Sohne dann nichts Anderes übrig, als zu betheuern, daß er mit ihr in keiner unerlaubten Verbindung ſtehe, und bereit ſei, ſie alſogleich aus den Dienſten der Hofhaltung zu entfernen, wenn die verſammelten Ritter glauben ſollten, daß die Anweſenheit der Agnes Bernauer auch nur den Schatten eines ſolchen Verdachtes auf ihn werfen könne. Läugnen kann er natürlich nicht, daß ſie dort iſt, weil er vorausſetzen muß, daß ein Augenzeuge gegen ihn auftreten möchte.“

„Ah! mit dieſer Entfernung von Vohburg iſt nur der Ort geändert, aber nicht die Sache,“ bemerkte der Kanzler.

„König Salomon könnte nicht weiſer ſprechen,“ verſetzte der Vitzdom ſpöttiſch, „nur ſcheint es Euch entgangen zu ſein, daß ich noch nicht ausgeredet habe . . . Nach dem Anerbieten Albrecht's: Agnes Bernauer von Vohburg zu entfernen, müſſet Ihr, Herr Herzog, zu erwiedern belieben:

„„Gewiß glauben alle anweſenden Ritter Deiner Betheuerung, mit dieſer Frauensperſon nicht in Unehe zu ſitzen: allein ihre Entfernung aus Vohburg wird nicht genügen, die Mehrzahl des Volkes zu beruhigen, an deſſen Liebe und Vertrauen Dir gelegen ſein muß, da Du von der göttlichen Vorſehung auserwählt biſt, einſt über dasſelbe zu herrſchen. Das Volk aber wird glauben, Du habeſt ſie nur an einen andern Ort gebracht. Vollſtändig kannſt Du Dich von jedem Verdachte nur dadurch reinigen, daß Du alſogleich einwilligeſt, mit jener Prinzeſſin Dich zu vermählen, mit deren Vater die Unterhandlungen längſt ſchon eingeleitet ſind, ſo, daß der Vertrag zu ſeinem Abſchluſſe nur noch Deiner Unterſchrift bedarf.""

„Nach dieſen Worten müſſen alle davon verſtändigten Ritter einſtimmig rufen:

„„Ja, Herzog Albrecht, williget ein, williget ein!""

„Und ſo wahr ich vor Euch ſtehe: das ritterliche Ehrgefühl des Herzog's Albrecht, wird dieſem allgemeinen Zurufe nicht widerſtehen können . . ."

Nach einer Pauſe tiefen Nachſinnens ſagte der Herzog:

„Gut, Vitzdom, Euer Vorſchlag gefällt mir; ich will dieſen Verſuch anſtellen, fürchte aber, daß er ganz anders ausfallen dürfte, als Ihr vermuthet . . . Nun zu den Geſchäften, an denen heute kein Mangel ſein wird, wie ich aus den zwei dickleibigen Aktenſtößen erſehe, die Ihr mitgeſchleppt habet . . ."

. . . .

Als der Vitzdom die Treppe hinunterging, ſchaute er behutſam um ſich her, und murmelte leiſe:

„Der Same iſt in einen empfänglichen Boden gefalſen; es kommt jetzt nur noch darauf an, daß der Teufel die Ernte ſegnet . . .“

9.

Eine innere Angſt, ihren geliebten Albrecht zu verlieren, ließ Agnes ihres Glückes und ihrer Liebe nie recht froh werden. In einſamen Stunden erinnerte ſie ſich oft an die Weiſſagung der Mutter Lintrude: ihr Glück würde nach kurzer Friſt zu Waſſer werden, ... durch Treue, hatte die Alte beigefügt, aber gerade dadurch das peinliche Geheimniß noch unbegreiflicher gemacht. In dieſem Zuſtande fortwährender Gemüthsunruhe, fand Agnes keinen ſüßeren Troſt, als im Gebete, und in Werken chriſtlicher Barmherzigkeit. Arme und Kranke des Burgfleckens Vohburg, und weithin in der Umgegend, ſegneten ihre hilfreiche Hand. Dürftige Wittwen und Waiſen prieſen Zenger's vermeintliche Nichte als ihre wohlthätige Mutter.

Herzog Wilhelm war im April des vorigen Jahres, auf ſeiner Rückkehr von Prag nach Baſel, um daſelbſt am 3. Mai ſeine Vermählung mit Margareth, der Tochter des Herzogs Adolph zu Cleve, zu feiern, nach Vohburg gekommen, die jungen Eheleute mit einem Beſuche zu erfreuen. Albrecht führte ſeinen Oheim in ein geräumiges Zimmer, worin Agnes in der Mitte von zweiundzwanzig kleinen Mädchen ſich befand, die ſie im Spinnen, Nähen und Stricken unterrichtete, während ſie ihre jugendlichen Gemüther durch gute Lehren der Tugend und Sittlichkeit bildete. Alle dieſe armen Kinder waren durch die mildthätige Agnes gekleidet, und erhielten eine ländliche Mittagskoſt nach ihrer gewohnten häuslichen Lebensweiſe; am Abende kehrten ſie zu ihren Eltern zurück, welche Agnes, oder vielmehr die Beſchließerin Irma, nicht genug lobpreiſen konnten, und gar oft wünſchten, daß der Herzog ihnen einmal eine ſo gütige Burgfrau bringen möchte.

Sie ſcheute ſich nicht, Kranke zu beſuchen, die ſie tröſtete, denen ſie Heiltränke brachte, deren Bereitung und Anwendung ſie im Hauſe ihres Vaters gelernt hatte; ſie verband ſogar eigenhändig Wunden, und ſendete den Geneſenden ſtärkende Speiſen und Getränke. Auf dieſe Art erwarb ſie ſich den Namen des Engels von Vohburg, wie man ſie einſt den Engel von Augsburg hieß.

Bei dem Anblicke der ſchönen jungen Frau im beſcheidenen einfachen Hauskleide, die eben nach den Worten Jeſu handelte: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen!“ entquollen Thränen der Rührung den Augen des Herzog's Wilhelm. Sie verneigte ſich tief vor ihm, öffnete die Thüre eines Seitengemaches, in welches ſie dem Herzoge mit Albrecht folgte, und rief, auf der Schwelle ſich umwendend, freundlich den Kindern zu: „Ich komme gleich wieder!“

Nun faßte ſie die Hand des Herzog's, um ſie zu küßen; allein er zog ſie abwehrend zurück, umarmte Agnes, und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Liebe Baſe,“ ſagte er, „es hat mich ſehr gefreut, Euch mitten in der Uebung chriſtlicher Barmherzigkeit zu überraſchen. Fürwahr, in Euerm ſchönen Leibe wohnt eine ſchöne Seele. Gott ſei mit Euch!“

Aber als Agnes ſich entfernt hatte, um für die feſtliche Bewirthung des hohen Gaſtes zu ſorgen, trat dieſer mit Albrecht in eine Fenſtervertiefung, und begann:

„Du weißt, Albrecht, wie ſehr ich Dich liebe, und daß ich bei jedem Zwiſte zwiſchen Deinem Vater und Dir, ſtets Deinen Fürſprecher machte. Meine Liebe hätte Dein volles Vertrauen verdient; Du haſt es mir entzogen, indem

Du heimlich Agnes heiratheteſt, ohne mich zuvor um Rath zu fragen.“

„O! lieber Oheim,“ antwortete Albrecht, „ich . . .“

„Laß mich ausreden, Albrecht; ich übernehme gleich ſelbſt Deine Vertheidigung. Du wußteſt wohl, daß ich Deine Heirath gemißbilliget hätte, und nach einer ſolchen Erklärung wäre es Deiner Liebe zu mir unmöglich geweſen, mich durch eine Heirath wider meinen Willen zu kränken. Unfähig, Deiner Liebe zu Agnes zu entſagen, — und dieſen Rath mußteſt Du vernünftiger Weiſe von wir erwarten, — folgteſt Du der gebieteriſchen Stimme Deines liebenden Herzens. Iſt's nicht ſo?“

„Ja, ſo iſt's lieber Oheim,“ antwortete Albrecht.

„Wohlan, nun iſt's geſchehen . . . Da Du der einzige Sohn meines Bruders Ernſt biſt, ſo wird er dieſe Heirath nie dulden, weil nach den Reichsgeſetzen Deine Kinder aus dieſer unebenbürtigen Ehe nicht zur Thronfolge gelangen können. Es wäre mir vielleicht möglich, meinen Gönner, den Kaiſer Sigmund, dem ich ſchon ſo weſentliche Dienſte leiſtete, zu einer Ausnahme, zu einem Machtgebote zu bewegen, in Folge deſſen er Agnes in den Fürſtenſtand erheben, und ihre Kinder erbfolgefähig erklären würde. Um dieſes Ziel zu erreichen, muß ich aber gerade einen günſtigen Moment benützen, der mir das Gelingen ſichert. Dieſer Moment iſt noch nicht gekommen. Ich anempfehle Dir alſo dringend, bis dahin . . . und ich werde Dich von dem Eintreten jenes Momentes rechtzeitig in Kenntniß ſetzen laſſen . . . Deine Heirath in das ſtrengſte Geheimniß zu hüllen, da ſonſt bei dem heftigen Character meines Bruders das Schlimmſte zu befürchten wäre. Zur Abwendung eines jeden Verdachtes, ändere Deine bisherige Lebensweiſe; ſchließe Dich fortan nicht mehr von ritterlichen Feſten, Jagden und Gelagen aus, ſonſt muß der Argwohn immer ſtärker werden, daß ſüße Bande Dich zu Vohburg gefangen halten. Ich weiß wohl, daß eine große Selbſtbeherrſchung dazu gehört, denn Agnes wäre wegen ihrer wunderſamen geiſtigen und leiblichen Vorzüge würdig, den glänzendſten Thron der Chriſtenheit zu ſchmücken, und da ich ſelbſt, ungeachtet meiner vorgerückten Jahre, der Gewalt der Liebe nicht widerſtehen konnte, ſo begreife, ich ſehr wohl ihren hinreißenden Einfluß auf jüngere Herzen. Mit Gottes Hilfe wird Alles noch recht werden, lieber Albrecht; aber nur vorſichtig, vorſichtig!“

Albrecht dankte dem Oheime herzlich für ſeinen guten Rath, dem er getreulich zu folgen verſprach, und empfahl ſeinem mächtigen Schutze ſich und ſeine Agnes. Dieſe vernahm bei der Abendtafel mit ſtillem Mitleiden, als von Ritter Hugo von Falkenſtein die Rede war, das Lob deſſelben aus dem Munde des Herzog's Wilhelm, daß er ein tapferer Ritter von hochherzigen Geſinnungen ſei, der gewiß noch durch große Thaten ſich auszeichnen werde.

Dieſe Weiſſagung war ſpäterhin, wie wir bereits wiſſen, zu Hiltersried und in der Schlacht bei Lipan in Erfüllung gegangen.

Am nächſten Morgen nahm Herzog Wilhelm einen rührenden Abſchied. Agnes ergriff ſeine Hand, und benetzte ſie mit Thränen, als ſie ihn um ſein ferneres Wohlwollen und um ſeinen Schutz bat. Mit ſchwerem Herzen riß er ſich von Beiden los. Albrecht gab ihm das Geleit über Geiſenfeld bis Pfaffenhofen, da Herzog Wilhelm ſeinem Bruder Ernſt in München einen flüchtigen Beſuch machen wollte.

Albrecht's Ausflüge, nach dem weiſen Rathe ſeines Oheim's Erg[illegible]en, währten nur kurze Zeit. Jede Stunde, ferne von Agnes, dünkte ihm der Verluſt eines Lebensjahres, und erfüllte dieſe mit beſtändiger Angſt. Er verſchloß ſich alſo wieder, wie ehedem, in ſein Paradies zu Vohburg.

Da kam die Einladung zu einem Turniere in Regensburg, das am Tage des heiligen Clemens, am 23. November 1434 ſtattfinden ſollte. Albrecht, überzeugt, daß ſein Oheim es ihm höchlich verargen würde, wenn er nicht daran Theil nähme, ein Grund, gegen welchen auch Agnes nichts einzuwenden wagte, gab die Zuſage ſeines Erſcheinens, und ließ den Ritter Hugo von Falkenſtein, der in ſeiner Burg des kranken Vaters pflegte, freundlich erſuchen, ihn zum Turniere zu begleiten.

Hugo erſchien zu Vohburg, mit ihm Paul als ſein Schildknappe.

Agnes ergriff die beiden Hände des Ritters in der ſchwarzen Rüſtung mit dem blutrothen Helmbuſche, und bat ihn flehentlich, ihren Albrecht zu beſchützen. Er gelobte es . . . man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen!

Prachtvoll gewappnet, mit einem ſtattlichen Gefolge, an Hugo's Seite, verließ Albrecht das Schloß Vohburg, nachdem er ſeinem Freunde Zenger die höchſte Wachſamkeit aufgetragen hatte.

Agnes winkte ihm vom Söller aus mit einem weißen Tuche zu, ſo lange ſie ihn ſehen konnte, dann kehrte ſie ſchluchzend in ihr Gemach zurück . . .

10.

Herzog Ernſt beſuchte gleich nach ſeiner Ankunft in Regensburg ſeine natürliche Tochter, Oſanna, Aebtiſſin zu Niedermünſter, und ließ ſich alle Stiftsfräulein und alle Lehrerinnen daſelbſt vorſtellen. Agnes Bernauer war nicht unter ihnen . . . Dieß genügte ihm. Er wollte nicht, mit Berufung auf das allgemeine Gerede von der Anweſenheit der Baderstochter von Augsburg als Sticklehrerin zu Niedermünſter, ſeine geliebte Tochter Oſanna in Verlegenheit ſetzen, und etwa zu einer mit ihrem Gewiſſen unvereinbaren Aeußerung verleiten.

Im reichen Strahlenglanze einer milden Spätherbſtſonne, bot am nächſten Morgen der Turnierplatz einen prachtvollen Anblick. Herzog Ernſt war von allen vornehmen bayeriſchen Rittern umgeben, die wir ſchon vor ſechs Jahren in der Ludwigsburg zu München bei der Unterzeichnung des Heirathsvertrages mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg, und bald darauf bei dem Faſchingsturniere in Augsburg trafen; aber, ach! der tapfere ehrenhafte Ritter Kaſpar der Torringer, die Zierde der bayeriſchen Ritterſchaft, war nicht unter ihnen. Die Urſache werden unſere Leſer ſpäter erfahren.

Ferner waren noch anweſend: Pfalzgraf Johann und ſein Sohn Chriſtoph, vier Cloßner: Georg Cloßner, der freimüthige Stephan Cloßner zu Gern, Hans Cloßner zu Stubenberg und Alban Cloßner, die Brüder Georg und Leonhard Aichberger zu Seldenau, der kühne Laiminger, der gefürchtete Jörg Ottlinger zu Orttling, ein Armanſperger zu Ginkofen, Chriſtoph von Parſperg, Erhard von Murach, Hans von Degenberg zum alten Nußberg, Degenhard Hofer von Sünching, Heinrich von Nothhaft, Vitzdom von Straubing, und noch viele andere Ritter und Herren. Ein köſtliches Blumenflor der ſchönſten Ritterfrauen und Fräulein, ſchmückte die für die Damen mit Sammet von weißer und blauer Farbe ausgeſchlagenen, und mit Silberquaſten gezierten Bühnen. Alle dem Volke vergönnten Räume wimmelten von Zuſchauern.

Schon ſeit einer Stunde ſchmetterten die Trompeten; die Ritter rannten mit Speeren gegeneinander. Mit merkbarer Unruhe ſchaute Herzog Ernſt von ſeinem Sitze aus, die lange Straße hinunter, die zum Turnierplatze führte, . . . ſein Sohn kam nicht. Und er hatte doch zugeſagt. Sollte er ſein Wort brechen? Dieß war von ihm nicht zu befürchten, woferne ihm nicht der ganze Anſchlag verrathen wurde, der, wenn Albrecht aus dieſem Grunde nicht kam, nie wieder konnte erneuert werden . . .

Endlich mündete Bayerns Banner in die lange Straße ein, und hinter ihm das glänzende Geſchwader.

„Herzog Albrecht kommt!“

hieß es innerhalb der Turnierſchranken, und alſogleich erſcholl ein donnernder Zuruf des Volkes, das ihm entgegenſtrömte; denn Albrecht war wegen ſeiner Leutſeligkeit gegen die Geringſten überall beliebt.

Dieſe Kundgebung der Volkszuneigung behagte dem Herzoge Ernſt gar wenig. Beſorgt wendete er ſich um zu dem, einen Schritt hinter ihm ſtehenden Vitzdom und ſagte:

„Mein Sohn ſcheint einen großen Anhang zu haben.“

„Volksgunſt iſt vergänglich, Herr Herzog,“ verſetzte der Vitzdom.

Und als Zug und Volk ſich näherten, und dieſes an Albrecht's Seite den Ritter in der ſchwarzen Rüſtung mit dem blutrothen Helmbuſche erblickte, der, was längſt offenkundig, und bei allen Gelagen aus dem Munde der Meiſterſänger zu vernehmen war, das Reichsheer von ſeinem bisher unüberwindlichen, furchtbarſten Feinde, Procop dem Großen befreit hatte, lief ein ſtaunendes Gemurmel durch die Menge, und ein tauſendſtimmiges:

„Das iſt der Ritter, der Procop den Großen erſchlagen hat!“ gelangte früher, als der Zug, zu den Turnierſchranken aus denen Pfalzgraf Johann und ſein Sohn Chriſtoph dem Ritter Hugo ſogleich haſtig entgegengingen, um mit freundlicher Begrüßung ihm die Hand zu reichen.

Das Geſchwader bewegte ſich langſam gegen die Turnierſchranken; Albrecht und Hugo ſenkten ehrerbietig die Lanzen vor dem Herzoge Ernſt, vor den Edelfrauen und Fräulein.

Zwei Ritter verließen ſo eben die Stechbahn.

Ein Trompetenſtoß verkündete, daß es neuen Kämpfern freiſtehe, einzureiten.

Chriſtoph der Sohn des Pfalzgrafen Johann, ritt von der entgegengeſetzten Seite in die Schranken.

Albrecht ſprengte an die Schranken und rief:

„Marſchall, öffnet die Schranken!“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte dieſer.

„Kennt Ihr mich nicht?“ erwiederte Albrecht, ſein Viſir aufſchlagend, mit flammendem Blicke.

„Ich kenne Euch,“ entgegnete der Marſchall, „da aber Euer Wappen nicht mehr bei jenem der übrigen kämpfenden Ritter aufgehängt iſt, um es mit Eurem Banner vergleichen zu können, ſo muß ich Euren Namen aus Eurem Munde erfahren, damit ich zu beurtheilen vermag, ob Ihr turnierfähig ſeid.“

Hugo, der neben ihm hielt, flüſterte ihm zu:

„Das iſt ein Anſchlag auf Eure Ehre; ſeid wahr, feſt und beſonnen!“

„Sie ſollen mich kennen lernen,“ erwiederte Albrecht leiſe.

Die beiden Marſchälle vermutheten, daß Ritter Hugo den Herzog Albrecht an etwas erinnert habe, das ſich auf das Aufhängen ſeines Wappens beziehe.

Albrecht erwiederte dem Marſchalle:

„Mein Begleiter, Ritter Hugo von Falkenſtein, ſagt mir ſo eben, daß mein Wappen zugleich mit dem ſeinigen aufgehängt worden ſei. Es ſcheint alſo, daß Ihr Euch irret, Marſchall; ich bin Albrecht, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, und Graf zu Vohburg; öffnet die Schranken!“

„Ihr habet Recht,“ erwiederte der Marſchall, „Euer Wappen hing wirklich neben jenem des Ritters Hugo von Falkenſtein; es wurde jedoch abgenommen.“

„Abgenommen?“ fragte Albrecht; „auf weſſen Befehl?“

„Auf Befehl des Herrn Herzogs Ernſt von Bayern,“ antwortete der Marſchall.

„Ha! der eigene Vater beſchimpft mich!“ rief Albrecht aus, mit einem Blicke ſchmerzlichen Vorwurfes auf Herzog Ernſt.

„Nach uralten Turniergeſetzen,“ fuhr der Marſchall fort, „könnet Ihr, Albrecht, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Graf zu Vohburg, nicht turnieren.“

„Warum nicht?“ fragte Albrecht.

„Weil Ihr zu Vohburg mit einer gemeinen Dirne in Unehe ſitzet,“ antwortete der Marſchall.

„Das iſt eine niederträchtige Lüge!“ donnerte Albrecht; „wer iſt der Frevler an meiner Ehre, welcher dieß zu behaupten ſich erfrecht?“

„Ich!“ entgegnete Herzog Ernſt, von ſeinem Sitze ſich erhebend.

Eine lautloſe Stille allgemeiner Betäubung . . . .

11.

„Ihr klaget mich an, Ihr? rief Albrecht ganz erſtaunt aus, zu ſeinem Vater gewendet. „Wohlan, ich danke

Euch dafür, Herr Herzog Ernſt, Ihr nehmet einen ſchweren Stein von meinem Herzen, das quälende Bewußtſein, daß ich Euch ſeit zwölf Jahren eine heilige Schuld nicht bezahlen konnte. Damals war ich Euer Sohn, Herzog Ernſt, damals habet Ihr in der Schlacht bei Alling mir das Leben gerettet, jetzt aber mit Wucherzinſen ſelbſt Euch bezahlt gemacht: wir ſind einander nichts mehr ſchuldig . . .

„Ich fordere Euch auf, meine lieben Leute,“ fuhr er fort, indem er in den Steigbügeln ſich erhob, und ſeine rechte Hand gegen das verſammelte Volk hin ausſtreckte, „ich fordere Euch auf, mir Zeugniß zu geben, denn des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme: wenn Einer unter Euch iſt, der ſagen kann, ich hätte jemals die Pflichten der Ritterehre verletzt, irgend Jemanden wiſſentlich Unrecht gethan, oder auch nur ein Kind beleidiget, der trete ungefährdet vor, und kläge mich an vor Aller Augen!“

„Nein, nein!“ brüllten Tauſende, „Herzog Albrecht lebe hoch! hoch! Nieder mit ſeinen Feinden, nieder!“

Als der Sturm ſich gelegt hatte, ſprach Albrecht weiter:

„Und mich, mich wagt man zu beſchuldigen, daß ich mit einer gemeinen Dirne in Unehe ſitze!“

„Dieſe Beſchuldigung wird nicht ohne Beweis bleiben,“ äußerte Herzog Ernſt, und ſagte zu dem [illegible], hinter welchem der Junker von Billenbach ſtand:

„Laſſet den Junker von Billenbach vortreten, und ſeine Erklärung abgeben!“

Blaß und mit unſichern Schritten ging der Junker von Billenbach über die Stufen hinab in die Kampfbahn, blieb in kurzer Entfernung hinter den beiden Marſchällen ſtehen, halb gegen den Herzog halb gegen Albrecht gewendet, und ſprach:

chriſtkatholiſchen Glauben der Agnes Bernauer vorgebracht hat, eitel Lug und Trug iſt. Aus Rache, weil ſie ſeine ſchimpflichen Anträge mit Abſcheu zurückwies, hat er gegen dieſe unſchuldige und gottesfürchtige Jungfrau, die vor Gott und der Welt den Namen des Engels von Augsburg verdient, bei der heiligen Vehme eine falſche Anklage erhoben, wie die übereinſtimmenden Ausſagen von drei und achtzig Zeugen dargethan haben. Noch fehlen vier Zeugen, die in fernen Landen weilen; wenn ſie nach ihrer Heimkehr die Ausſage der Uebrigen beſtätigen, woran nicht zu zweifeln iſt, ſo wird die heilige Vehme über dieſen Verleumder ihr unerbittliches Urtheil fällen! . . .“

Nach dieſen weithin dröhnenden, alle Anweſenden erſchütternden Worten, ſchritt die ſchwarze Geſtalt in feierlicher Haltung an dem Junker von Villenbach vorüber, und verſchwand am Ende der Schranken in den Reihen des Volkes.

Als der Junker von Villenbach mehr todt als lebendig wieder über die Stufen hinaufſchlich, fragte ihn der Pfalzgraf Johann, der an der linken Seite des Herzog's Ernſt ſaß:

„Ei, Pfleger, was war denn dieß?“

„Ein verabredetes Gaukelſpiel,“ antwortete er, „weiter nichts!“ und verſuchte zu lächeln; aber es ging nicht, denn die Angſt krampfte ſeine Lippen.

Und der Vitzdom fuhr ihn unwillig an:

„Warum habt Ihr den Gaukler nicht durchbohrt?“

Der Junker ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Unbekümmert um das, was um ihn her geſprochen wurde, wendete Herzog Ernſt ſeine Blicke nicht von Albrecht ab.

„Ihr habt es gehört! Ihr habt es gehört!“ rief dieſer mit triumphirender Miene aus, als die Worte des Freiſchöpfen verklungen waren.

„Ich will nicht unterſuchen,“ ſprach der Herzog Ernſt, „wer Recht habe: der angebliche Freiſchöpfe oder der Junker von Villenbach; was ſogleich entſchieden werden kann, iſt nur die Frage: ob Agnes Bernauer in Vohburg ſich befinde, oder nicht? Antwortet, Graf zu Vohburg!“

„Wenn Agnes Bernauer,“ antwortete Albrecht, „in den Dienſten der Hofhaltung des Grafen zu Vohburg ſich befände, wäre dieß in Euren Augen ſchon ein Beweis, daß er mit ihr in Unehe ſitze?“

„Nein,“ verſetzte Herzog Ernſt; „allein wenn dadurch der allgemeine Verdacht der Ritterſchaft entſtanden iſt, daß dem alſo ſei, ſo müßte der Graf zu Vohburg dieſe Dirne alſogleich aus ſeinen Dienſten entfernen, denn die Ehre eine Ritters darf auch nicht einmal von dem Scheine eines unehrbaren Lebenswandels befleckt werden, und der Verdacht iſt hier um ſo gegründeter, als der Graf zu Vohburg ſich beharrlich weigert, mit einer erlauchten Prinzeſſin ſich zu vermählen, die ſein Vater für ihn gewählt hat.“

„Der Graf zu Vohburg,“ entgegnete Albrecht, „hat es zur Genüge erfahren, wie unglücklich ſein Vater in der Wahl von Bräuten iſt; der Graf zu Vohburg wollte nicht zum zweitenmale gefoppt, nicht zum zweitenmale zum Gelächter der ganzen deutſchen Ritterſchaft werden, darum hat er ſelbſt gewählt. Wiſſet alſo, Ihr Ritter und Herren, daß Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg, zu Vohburg ſich befindet; doch mit Verachtung weiſe ich die Anklage zurück, daß ich in Unehe mit ihr ſitze, und damit auch nicht einmal der Schein eines unehrbaren Lebenswandels meine Ehre beflecken möge, betheure ich bei meinem Fürſtenworte, daß Agnes Bernauer meine vor dem Angeſichte Gottes und ſeiner heiligen Kirche mir angetraute Gemahlin iſt!"

„Und ich bezeuge es bei meinem Ritterworte!" fügte Hugo mit lauter Stimme bei.

Darob entſtand eine ungeheuere Aufregung. Das Volk, durch die herzogliche Wahl einer Bürgerstochter geſchmeichelt, brach in einen donnernden Jubel aus.

Herzog Ernſt fuhr von ſeinem Sitze auf, bebend vor Entſetzen und Zorn. Die Edelfrauen und Fräulein drängſich auf ihrer Bühne ängſtlich aneinander.

„Ha! Alles vereitelt!" flüſterte der Junker dem Vitzdome zu.

„Wie ſo?"

„Dieſe Heirath . . ."

„Ah! deſto beſſer! . . ."

Die Ritter ſchrien durcheinander dem Herzoge Albrecht zu:

„Das iſt eine unebenbürtige Ehe!

„Ihr habet nach den Reichsgeſetzen dadurch die Thronfolge verloren!"

„Kein ehrlicher Ritter wird mit Euch turnieren!"

„Was kümmert mich die Thronfolge! Darüber mögen der Kaiſer und die Stände des deutſchen Reiches entſcheiden, denn die Reichsgeſetze ſind, Gottlob! nicht unſterblicher Natur. Was kümmert mich die Thronfolge! Wär' ich geſtorben oder ein Mönch geworden, ſo bliebe ich auch von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Wenn nur mein liebes Vaterland Bayern unter dem, der es regiert, ſich glücklich fühlt, ſo iſt mir nichts daran gelegen, wer es regiert . . ."

Die meiſten Ritter hatten ſich nach und nach in der Stechbahn geſchaart, Viele um die Schranken herum ſich dem Herzog Albrecht genähert.

Dieſer fuhr mit ſteigendem Grimme fort:

„Kein ehrlicher Ritter wird mit mir turnieren! Ha! ha! ha! Ehrliche Ritter! . . . Ein feiger Verrath hat dieſes Turnier zuſammengewürfelt, um einen Herzog aus dem Geſchlechte der Wittelsbacher zu beſchimpfen. Ich will nicht mit Euch turnieren, ich will nicht! Ich würde vor Scham in den Boden ſinken, müßt' ich in eine Stechbahn reiten, in der ich unter den ſogenannten ehrlichen Rittern, Diebe, Räuber und Mörder ſehe, die ich am nächſten Baume aufknüpfen ließe, wenn ich ſie auf meinem Gebiete träfe.“ *)

„Schimpf für Schimpf!“

ſchrie der Ritter von Hohenfels, ein oberpfälziſcher Raubritter, und ſchlug**) mit der Scheide ſeines Schwertes den Herzog Albrecht über den Rücken.

Raſch wendete Albrecht ſein Roß, und ſchmetterte mit einem gewaltigen Stoße ſeines Lanzenſchaftes den Ritter von Hohenfels nieder, daß ein Blutſtrom aus dem Munde desſelben ſchoß, und er leblos weggeſchleppt wurde.

---

*) Herzog Albrecht hielt ſpäterhin Wort, als er während ſeiner Regierung, im Jahre 1443, die feſte Burg Neuhaus bei Cham zerſtörte, und 50 Raubritter, die ſich darin eingeſchloſſen hatten, durch den Strang, durch Waſſer und Schwert hinrichten ließ. (Weſtenrieder, Beiträge Bd. IV. S. 206 . . . Regensburger-Chronik, III. 143.)

**) Hiſtoriſch. „Fuit impugnatus et percussus,“ melden übereinſtimmend die Quellen. (Andreae Presb. Chron. Bav. l. c. p. 130 . . . Laurentii Hochwarti Episc. Ratisb. Cathal. ap. Oeffele l. c. p. 220 . . . Anonymi Farrago Hist. rer. Ratisb., ap. Oeffele l. c. T. II. p. 513 . . . Ratisbona monastica Th. 1. S. 357.)

Dann zertrümmerte er die Lanze auf ſeinem ſtählernen Sattelknopfe, ſchleuderte die Stücke mitten in die Stechbahn, und rief wie raſend:

„Ehrlos und von Gott verflucht ſei jeder Ritter, der in dieſem Turniere noch eine Lanze bricht, noch ein Schwert zieht!“

Und ſein blitzendes Schwert hoch in der Luft ſchwingend, fügte er bei:

„Mir nach, meine treuen Bayern, und Ihr Alle, die Ihr mich liebet, mir nach, zur Rache, zur blutigen Rache!“

An der Spitze ſeines Geſchwaders jagte er die lange Straße hinunter; ihm folgten alle Ritter des Straubingerantheiles, und viele Andere, und wie eine Springfluth rauſchte das tobende Volk auf der Fährte dröhnender Hufſchläge dahin.

Das Turnier war aus, und in den Zügen aller Anweſenden die höchſte Beſtürzung ausgeprägt . . .

Als Herzog Ernſt über die Stufen hinabging, blieb er plötzlich ſtehen, wendete ſich mit düſterer Miene um, und flüſterte dem Vitzdome zu:

„Nun, gar kluger Herr Vitzdom, ſagte ich Euch nicht in München, daß Euer Verſuch ganz anders ausfallen dürfte, als Ihr vermuthet? Wahrhaftig, er hat ein ſauberes Ende genommen!“

„Nur Geduld, Herr Herzog, nur Geduld,“ verſetzte Nothhaft mit dem höhniſchen Lächeln der Argliſt, „dieß war ja erſt der Anfang vom Ende . . .“

12.

Albrecht's treue Ritter hatten ihm gelobt, ſich auf ſeinen erſten Wink bereit zu halten, und waren nach ihren Burgen geritten. Mit Hugo und ſeinem Geſchwader beeinem Kreuzwege, eine Stunde von Vohburg, angekommen, hielt Albrecht plötzlich an, ſchien einen Augenblick zu überlegen, und ſagte dann:

„Ja, ich darf nicht ſäumen . . . Hugo, ich ſcheide von Euch, um nach Ingolſtadt zum Gebarteten zu reiten; der iſt ein alter Fuchs, viel ſchlauer, als ſeine ſchlaueſten Feinde; er ſoll mir rathen. Ziehet nach Vohburg, erzählet meiner Agnes, was Ihr ſahet, tröſtet ſie, und ſaget ihr, daß ich ihr die glänzendſte Genugthuung verſchaffen werde, die in meiner Macht liegt, ſollte auch ein unnatürlicher Vater darob die Haare ſich ausraufen.“

Sprach's und ſprengte von dannen . . .

Am Ende der Stadt Ingolſtadt, an der Donau, lag das alte Reſidenzſchloß der Herzoge von Bayern-Ingolſtadt, mit zwei ſtarken Thürmen und einem tiefen Graben verſehen.

Im Schloßhofe führte ein Stallwärter einen ſchaumbedeckten Renner auf und ab.

Im erſten Stockwerke, am großen mittleren Spitzbogenfenſter, ſtand Herzog Ludwig der Gebartete im eifrigſten Geſpräche mit ſeinem Feldoberſten Laiminger.

Durch das Thor gegenüber ſprengte in dieſem Augenblicke Herzog Albrecht in den Hof.

Kaum erkannte ihn Herzog Ludwig, als er das Fenſter aufriß, und ihm zurief:

„Ah! willkommen, lieber Vetter! willkommen!“

„Gott zum Gruß, Vetter!“ erwiederte Albrecht, der mit dem Kopfe nickend zum Fenſter emporſchaute, und ſchnell ſich vom Sattel ſchwang, um über die Treppe hinaufzueilen.

Ludwig ſchloß das Fenſter, und ſagte lächelnd zu Laiminger:

„Der liebe Vetter kommt zu mir, weil ihm das Waſſer an den Hals läuft; nun, wir wollen ſehen, ob ſich aus dieſem Waſſer nichts fiſchen läßt . . .“

Ein Page öffnete die Thüre; Albrecht erſchien auf der Schwelle.

Ludwig ging ihm mit offenen Armen entgegen:

„Umarmet mich, lieber Vetter,“ ſagte er, „und ſeid mir tauſendmal willkommen!“

Sie umarmten ſich.

„He da, Page,“ fügte er bei, „Imbiß und Wein! Schnell, ſchnell!“

Der Page verbeugte und entfernte ſich eilig.

„Ihr ſeid ein weiſer Fürſt, Vetter,“ begann Albrecht, „ich komme um guten Rath zu Euch. Ich . . .“

„Ich weiß ſchon,“ unterbrach ihn Ludwig, „was Euch zu mir führt: das Turnier zu Regensburg. Ihr hättet fliegen müſſen, um ſchneller zu reiten, als mein Laiminger. Ja, ja, man ging ſchändlich mit Euch um. Zweifelt nicht, daß der ganze angelegte Handel ein Bubenſtück des Nothhaft iſt, der auch den Brand ſchürt zwiſchen Heinrich zu Landshut, ſeinem Gönner, und mir. Sinnet nur nach, ob Ihr ihn nicht auf irgend eine Weiſe beleidiget habet, ſei's auch nur durch ein einziges unbewachtes Wort. Er vergißt nichts, er rächt Alles. Ich rathe Euch dringend, nehmet Euch ja vor ihm wohl in Acht, und vor ſeinem ſchuftigen Spießgeſellen, dem Pfleger von Runding. Und geſchlagen hat man Euch, lieber Vetter, geſchlagen! Das iſt unerhört, das iſt abſcheulich! . . .“

„Es war des Thäters letzter Schlag,“ bemerkte Laiminger mit wildem Gelächter, „denn raſch wie der Blitz ſtieß ihm der Herr Herzog mit ſeinem Lanzenſchafte die ſchlechte Seele aus dem Leibe hinaus.“

„Was ſoll ich jetzt thun, Vetter?“ fragte Albrecht.

„Vor Allem zugreifen,“ erwiederte Ludwig heiter, auf den Pagen weiſend, der Imbiß und Wein auf den Tiſch ſtellte, und dann das Gemach verließ; hierauf fuhr er fort: „Das Klügſte dünkt mir, daß Ihr ohne Verzug die ganze Geſchichte Eurem Oheime ſchreibet, dem Herzoge Wilhelm, ihn um ſeinen Rath und um Vermittlung bei dem Kaiſer Sigmund erſuchet, damit dieſer durch ein Machtgebot die Gültigkeit Eurer Heirath, unbeſchadet Eurer Thronfolge, erklärt, wenn auch Eure Kinder davon ausgeſchloſſen werden ſollen, und ſich begnügen müſſen, Grafen oder Gräſinnen zu Vohburg zu heißen.“

„Der Kaiſer wird es nicht thun,“ äußerte Albrecht.

„Der Kaiſer kann Eurem Oheime nichts Billiges verſagen,“ entgegnete der Gebartete,“ und ein Geſuch, wie dieſes, das dem Kaiſer keinen Heller koſtet, iſt gewiß ein ſehr Billiges. Und geht's ſo nicht, ſo geht's mit Geld. Kaiſer Sigmund braucht immer Geld, und mit Geld iſt bei ihm Alles durchzuſetzen.“

„Ah! Vetter, ich werde nicht ſo viel Geld haben, als der Kaiſer Sigmund braucht,“ erwiederte Albrecht.

Dafür laßt mich ſorgen. Ich habe eine Pfarrkirche hier gebaut, die mir ſchon in den erſten fünf Jahren 500,000 fl. koſtete, und ihr ein Marienbild von maſſivem Golde, mit den koſtbarſten Edelſteinen verziert, ein Meiſterſtück der Ciſelirkunſt, im Werthe eines Königreiches,*) geſchenkt, ein Spital für arme Leute, zwei Stadtthore und ein Schloß gebaut, die ſchweren Koſten fortwährender Kriege beſtritten. Ich bin gewiß ein guter Chriſt, wie Ihr hieraus erſehet; dennoch ſprach das Concilium zu Baſel den Kirchenbann über mich aus, und erklärte mich meiner Lande und Leute, Ehren und Würden verluſtig. Papſt Eugen ſchärfte ihn noch durch das Verbot, irgendwo Gottesdienſt zu halten, wenn ich anweſend bin. Nicht genug! Ulrich Kagrer, Jörg Frauenhofer, Wilhelm Turnier und Erasmus Haslanger, erwirkten gegen mich ein verurtheilendes Erkenntniß der heimlichen Acht, das mich abermals meiner Lehen, Lande und Leute verluſtig erklärte. Ich ſchickte zwei Räthe nach Baſel, Gebhard von Cham und Conrad Wolf, welche die Einrede der Ungeſetzmäßigkeit des Gerichtes vorbringen mußten. Darob ergrimmte der Kaiſer ſo arg, daß er ſchon am erſten Tage die Reichsacht gegen mich ausſprach, worin man mich, außer andern Verbrechen, beſchuldigte: daß ich den Kirchenbann über Jahr und Tag getragen, ſohin die Pön der Carolina, einer Anordnung des Kaiſers Karl IV. verwirkt, daß ich Räuber, Mörder und ſelbſt Ketzer in meinen Sold genommen, und was ich auch nicht läugnen will — einem aufgefangenem kaiſerlichen Boten die Ohren habe abſchneiden laſſen, und einen andern Boten gezwungen, die von mir eröffneten Briefe zu freſſen." *)

---

*) Im Munde des Volkes, doch in der Münze zu München, wohin dieſes Marienbild mit anderen Kirchenſchätzen im Beginne dieſes Jahrhunderts wanderte, nur zu 8600 fl. geſchätzt. A. d. V.

Ludwig ergriff einen Becher Wein, ſtieß mit Albrecht an, und fuhr fort:

**) Durchaus hiſtoriſch. — In Gmeiner's Chronik von Regensburg, III. 43—50. iſt dieſer Achtbrief aus Baſel vom 28. April 1434. ausführlich enthalten. A. d. V.

„Dünkt Euch nicht, Vetter, daß meine Lage eine ſehr verzweifelte war?"

„Gewiß; es iſt kaum möglich, in einer bedrängteren Lage zu ſein."

„Und dennoch wußt' ich mir zu helfen . . . Der Kaiſer ſchrieb einen Reichstag nach Ulm aus. Ich reiſete hin, und unterhandelte drei Wochen lang perſönlich mit ihm, Alles verſuchend, ſeinen Zorn zu beſchwichtigen."

„Und es gelang Euch?"

„Es gelang mir, obwohl Sigmund bereits geſagt hatte: „„Und bin ich einmal über die Donaubrücke geritten, will ich nicht mehr richten laſſen, ſondern dem ſtörrigen Manne Land und Leute abgewinnen."" *) Ich erließ ihm eine Schuld aus der Zeit der Conſtanzer-Synode, im Betrage von 23000 Dukaten, bezahlte in Ulm für ihn 13000 fl. Zehrungskoſten, und bewog durch Verzicht auf Donauwörth die Bürger dieſer Stadt, dem Kaiſer ſein Silbergeſchirr auszulöſen, das er zu Baſel für 5140 fl. verpfändet hatte. Im Monate Auguſt waren wir ſchon wieder die beſten Freunde, und in einer Urkunde vom 15. September d. J. — dort liegt ſie auf jenem Schranke, — nannte er mich ſeinen lieben Oheim und Fürſten, und that ſein Möglichſtes, mir wieder das Wohlwollen der bayeriſchen Geiſtlichkeit zu verſchaffen; das Concilium zu Baſel aber will den Kirchenbann nicht zurücknehmen. Je nun, wenn nur unſer Herr Gott mich lieber hat, als das Concilium, ſo kann ich mich leicht tröſten . . . Als nun Kaiſer Sigmund von Ulm nach Regensburg reiſete, wurde er von einem Ritter von Abensberg angefallen, und ſammt ſeinem Gefolge rein ausgeplündert. Er konnte folglich zu Regensburg,

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. D. V.

das er zu Anfang des vorigen Monates wieder verließ, ſeine Zeche von 4600 fl. nicht bezahlen, und mußte abermals ſein Silbergeſchirr, und ſelbſt ſeine Krone, die auf einem andern Wege unter ſtarker Bedeckung glücklich dort angekommen waren, als Pfand zurücklaſſen. *) Wenn ich nun dem Kaiſer Sigmund, im Falle Wilhelm's Verwendung nicht genügen ſollte, dieſes Pfand auslöſe, ſo wird er ganz gewiß nicht nur Eure Bitte gerne bewilligen, ſondern ſogar Euch und Eure Agnes an Eurem Hoflager zu Straubing beſuchen. und mit der ihm bei ſchönen Frauen und Jungfrauen eigenthümlichen, alle Herzen gewinnenden Huld, die junge Herzogin ebenſo unbedenklich ſeine liebe Baſe nennen, wie er mich ſeinen lieben Oheim nannte."

„Ihr ſaget mir tröſtliche Worte, Vetter."

„Die auch in Erfüllung gehen werden, verlaſſet Euch darauf; ich bin 68 Jahre alt, und habe oft genug Gelegenheit gehabt, die Menſchen und ihre Leidenſchaften kennen zu lernen."

„Ich danke Euch, lieber Vetter; nun kann ich doch den Gram meiner einſamen Agnes lindern."

„Ah! Vetter, Eure Agnes darf nicht länger einſam und verborgen leben; dieß ſähe einer ſchuldbewußten Furcht gleich, wie ein Ei dem andern. Führt ſie als Herzogin in einem feierlichen und prunkvollen Zuge in Euer Schloß zu Straubing, gebet ihr ein eigenes Hofgeſinde, einen ihrem Rang geziemenden Hofſtaat! Wenn Ihr es wünſchet, will ich dem Zuge meinen Sohn und meine beſten Ritter beigeſellen, damit die Gegner Eurer Ehe vorläufig zu ihrer Warnung erſehen mögen, auf welchen Säulen Euer Wille ruhe."

---

*) Regensb. Chronik. III. 60—61.

„Ich nehme Euer Anerbieten mit großem Danke an. Aber noch quält mich ein Zweifel.“

„Welcher?“

„Wär's nicht möglich, daß Kaiſer Sigmund die Anerkennung meiner Ehe von der Beiſtimmung des Papſtes abhängig erklären würde, wenn auch nur, um ſich aus der Schlinge zu ziehen? Auf die Gunſt des römiſchen Hofes dürfte ich ſchwerlich hoffen; erinnert Euch nur, daß vor drei Jahren mein Vater und mein Oheim an den Papſt Martin V. Botſchafter mit der vergeblichen Bitte ſendeten, ſie vom Kirchenbanne loszuſprechen, womit der Papſt den Kaiſer Ludwig und ſeine Erben bis zur vierten Sippſchaft belegt hat.“ *)

„Ei, lieber Vetter, ein Kirchenbann und eine Heirathsangelegenheit ſind zwei verſchiedene Dinge. In letzterer Beziehung war Papſt Martin viel nachgiebiger. Im Januar des Jahres 1417 hat er zu Conſtanz durch eine Bulle die Bewilligung zur Ehe Jakobea's mit dem blutsverwandten Herzoge von Brabant ertheilt; die Gegenpartei bot Himmel und Erde dagegen auf, und was geſchah? Der Papſt widerrief ſeine Bulle noch zu Conſtanz im April des nämlichen Jahres, und in demſelben Jahre, im Juni, hat er zu Florenz den Widerruf widerrufen . . . Man muß ſich nur nicht abſchrecken laſſen: Beharrlichkeit führt zum Ziele. Und zudem ſitzt ja jetzt Papſt Eugen IV. auf dem Stuhle des heiligen Peter.“

„Ihr habt mich vollkommen beruhiget, lieber Vetter, ich dank' Euch. Nun lebt wohl!“

Wie? Ihr wollet ſchon wieder aufbrechen, ohne ausgeruht, ohne Euch durch Speiſe und Trank geſtärkt zu haben?“

---

*) Bayriſches Hausarchiv.

„Ich habe weder Raſt noch Ruhe, bis ich wieder zu Vohburg bin. Auch will ich heute noch meinem Oheime ſchreiben.“

„Thut dieß! Grüßet mir Eure Agnes, meine liebe Baſe, und bewahret ſie ja recht gut, damit ſie nicht durch die Mörderhände ihrer und Eurer Feinde ſpurlos von der Erde verſchwindet, wie der biedere Ritter Kaſpar der Torringer vor vier Jahren.“

„Ha! das wäre ſchrecklich!“

„Torringer, dem Sigmund kein Gehör gab, hatte den heilloſen Heinrich von Landshut bei der weſtphäliſchen Vehme verklagt, daß er ein Lügner, ein Räuber und ein Mörder ſei, und als ſolcher das Leben verwirkt habe. Der Herzog wurde von dem Freiſtuhle der Stadt Dortmund vervehmt, und der Freiſtuhl der Stadt Limburg beſtätigte das Urtheil. Wiſſet Ihr, wie dieſes Urtheil lautet?“

„Nein.“

„Verweilet noch einen Augenblick, Vetter; ich will es Euch vorleſen, damit Ihr Eure Leute kennen lernet . . . Laiminger, bring mir den zweiten Aktenſtoß, der dort auf dem Schrankgeſtelle liegt . . . Da ich immer in Streithändel verwickelt bin, ſo ſieht es bei mir aus, wie bei einem Procurator.“

Laiminger hatte den verlangten Aktenſtoß auf den Tiſch gelegt. Ludwig durchblätterte ihn, zog ein Papier heraus, und las:

„„Das Gericht hat Heinrich, der ſich ſchreibt einen
„Herzog von Bayern, vervehmt und vervortet aus dem echten
„Tall in den unechten, aus dem obern in den niedern,
„von allen Rechten ausgeſchieden und gewieſen von den vier
„Elementen, die Gott dem Menſchen zum Troſt gegeben,
„daß ſein Leichnam nimmer dazu gemengt werde, und ſein

„Hals und ſein Leben ſei dem Reiche und dem König verfallen. Man möge mit ihm verfahren als mit einem vervehmten Manne. und ihn richten nach dem Geſetze des „Rechtes . . . Alle Freiſchöpfen werden aufgeboten, das „Recht der heimlichen Acht an ihm zu vollziehen, und dem „Torringer zu helfen, daß er, ſeine Hausfrau und ſeine „Erben wieder in ihr Gut eingeſetzt werden.""

„Nun hätte man meinen mögen, daß die ſchwarzen Kutten der heiligen Vehme den Landshuter nächſter Tage aufhängen würden. Nichts weniger! Heinrich hatte ja Geld, viel Geld, und alle Fürſten Deutſchlands dachten ſich: „„Heute Dir, morgen mir!"" Der Churfürſt von Brandenburg und Pfalzgraf Otto bewirkten, daß die Sache an den Freiſtuhl des Herzogs Adolph von Jülich unter dem Vorwande gebracht wurde: Herzog Heinrich ſei von dem Freiſtuhle der Stadt Dortmund nicht vorgeladen, ſohin gar nicht gehört worden, eine aus der Luft gegriffene Lüge, denn Heinrich war vorſätzlich nicht erſchienen.

„Nichts Arges ahnend, ritt der biedere Torringer von dannen, um ſich zu dem neuen Freiſtuhle zu begeben Er kam nicht hin, und Niemand weiß, wo er geblieben iſt... er verſchwand ſpurlos von der Erde, *) wie geſagt . . .

---

*) Herr Joſeph Auguſt Graf von Törring-Gutenzell, einſt ein hochgefeierter Patriot aus dem uralten bayeriſchen Adel, Verfaſſer des hiſtoriſchen Schauſpieles Kaſpar der Thorringer," und des hiſtoriſchen Trauerſpieles: „Agnes Bernauerin", ſagte einſt zu ſeinem Rechtsconſulenten, Herrn Rath von Miller, „Kaſpar der Thorringer habe den Proceß noch ſpäter wieder aufgenommen, ſich mit dem Herzog Heinrich von Landshut ausgeſöhnt, auch ſeine confiſcirten Güter zurückerhalten, ſei endlich, erſt 20 Jahre ſpäter, bei Köln

Herzog Heinrich fand glücklich den rechten Weg zum neuen Freiſtuhle, der das Limburgerurtheil, aber erſt nach dem Verſchwinden Torringers, aufhob, mit den Worten, die hier beigefügt ſind:

„„Das was zu Limburg geſchehen, ſei ein Ungericht, „(nicht ein rechtes Urtheil) das nicht zu Recht beſtehen „könne, und dem Herzoge unſchädlich an ſeiner Würde, „Glimpf, Leib und Ehre, weil er nicht vorboten (vor„geladen) wurde, wie ſich's gebührt.““

„Da nun das Dortmunder- und vom Limburgerfreiſtuhle beſtätigte Urtheil nur wegen Verletzung einer Form, und ohne eine Rechtfertigung Heinrich's gegen die Beſchuldigungen im erſtrichterlichen Urtheile, abgeändert wurde, ſo iſt Heinrich in den Augen eines jeden ehrlichen Mannes noch immer ein Lügner, ein Räuber und ein Mörder, und es darf Euch ſohin nicht wundern, daß ich mit ihm beſtändig in Fehde liege. Verzeihet, Vetter, ich bin ein alter Mann, der gerne plaudert; ich darf Euch nicht länger von der Heimkehr abhalten. Alſo . . . verfüget über mich zu jeder beliebigen Stunde! Und nun gehabt Euch wohl! Glückliche Reiſe!“

Zehn Minuten ſpäter ſprengte Albrecht zum Thore von Ingolſtadt hinaus.

---

am Rhein todt gefunden, oder, wenn er nicht ſehr irre in der Barfüßerkirche in Köln ſelbſt erſtochen, und dort begraben worden. Dieß laſſe ſich urkundlich nachweiſen.“

D. V.

Drittes Buch.

1.

Der feſtliche Einzug Albrechts und ſeiner Gemahlin Agnes in Straubing, unter den herzlichen Jubelrufen der Stadtbewohner und des Landvolkes, war vorüber. Albrecht hatte ihr eine ſüße Ueberraſchung bereitet, und durch Paul, der mit ſeinem Schreiben an Herzog Wilhelm über Augsburg nach Baſel eilte, die Eltern ſeiner lieben Agnes einladen laſſen, an einem von ihm beſtimmten Tage zuverläſſig im herzoglichen Schloſſe zu Straubing einzutreffen, wo Ritter Zenger ſie empfing. Ein tüchtiger Geſell, welchen der alte Bernauer bald nach Walfrieds Abreiſe in ſeine Dienſte nahm, vertrat inzwiſchen die Stelle des Meiſters. Ueber die Schwelle des innerſten Gemaches ſchreitend, erblickte Agnes plötzlich ihre Eltern, ſank mit einem lauten Freudenſchrei in die Arme ihres geliebten Vaters und brach in einen Strom von bittern Thränen aus; denn eine wehmüthige Erinnerung an die glücklichen Tage ihrer Jugend im väterlichen Hauſe, tauchte wie ein ſcheidender Schutzengel vor ihrer Seele auf. . . .

Die Kunde von dem betrübenden Ereigniſſe zu Regensburg bei dem Turniere, hatte das ohnehin ſo bange Gemüth der armen Agnes tief erſchüttert; ſie ſah eine drohende Zukunft herannahen, und die Weiſſagung der Mutter Lintrude: „ihr Glück werde zu Waſſer werden,“ . . . immer mehr der Erfüllung entgegenreifen. Dieſe nie ruhende Angſt durchſchauderte die ſeligſten Stunden ihrer Liebe, und verſchloß ihr die Pforte des irdiſchen Paradieſes des Mutterglückes . . . Eine rührende Schwermuth prägte ſich in allen ihren Zügen aus, und nur ein leiſes Lächeln zuckte über ihre Lippen, ſo oft Albrecht mit unwandelbar glühender Liebe ihr liebkoſete, und ſie mit der Verheißung des Oheim's Wilhelm, mit den Plänen Ludwigs des Gebarteten tröſtete.

Herzog Wilhelm hatte in einem Schreiben ſeinem Bruder Ernſt den angelegten Handel bei dem Turniere in Regensburg, als eine dem herzoglichen Hauſe Bayern-München unbeſonnen zugefügte Schmach, ſtrenge gerügt, und ihm dringend eingeſchärft, ſich jeder Gewaltthat zu enthalten, wofern er nicht einen blutigen Bürgerkrieg veranlaſſen, und ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzen wolle, vom Throne der Wittelsbacher herabſteigen zu müſſen; er möge ſich demnach gedulden, bis er . . . Herzog Wilhelm . . . durch ſeine Vermittlung bei dem Kaiſer Sigmund, wozu der rechte Augenblick noch nicht gekommen ſei, dieſe Sache auf eine alle Theile befriedigende Weiſe würde geſchlichtet haben.

Dem Herzoge Albrecht ſchickte er eine Abſchrift dieſes Schreibens, mit dem Beifügen: „er ſolle ſich ruhig verhalten, und insbeſondere den aufhetzenden Einflüſterungen des Gebarteten kein Gehör ſchenken, übrigens unbeſorgt ſeines häuslichen Glückes ſich erfreuen; denn ſo lange ſein Oheim ein offenes Auge habe, werde es Niemand wagen, dem Herzoge Albrecht und ſeiner Gemahlin Agnes auch nur ein Haar zu krümmen.“ .

Auf Albrecht's Wunſch und mit bereitwilliger Beiſtimmung des Ritters Hugo, wurde Paul, bis zur Entſcheidung des Kaiſers, wegen ſeiner ſcharfſichtigen Wachſamkeit und ſeiner kühnen Entſchloſſenheit, in die Zahl der Diener von Albrecht's Gemahlin aufgenommen. Paul ſollte zunächſt alle Schritte und Tritte des Vitzdom und des Junkers von Villenbach belauern; allein dieſer ließ ſich nicht mehr in Straubing ſehen, und Niemand wußte, daß der Vitzdom von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande eines dienſtlichen Umrittes, mit ſeinem Pfleger, zu geheimen Verabredungen, in Stallwang, einem Dorfe zwiſchen Straubing und Cham, zuſammentraf.

Frau Barbara fühlte ſich überſelig in dem Bewußtſein, die Mutter einer Herzogin zu ſein, und als ſolche in einem herzoglichen Schloſſe zu leben und geehrt zu werden; es ſchien ihr unmöglich, daß nicht ſie und ihre Tochter die zwei glücklichſten Weſen auf Erden ſein ſollten.

Der Vater Bernauer barg ganz andere Gefühle in ſeinem Herzen. Der Gram, den ſeine liebe Agnes in ihrem Innern verſchloß, um den geliebten Vater nicht zu betrüben, entging ſeinem kummervollen Blicke nicht, und nagte an dem Frieden ſeiner Seele. „O! mit Walfried wäre ſie glücklich geweſen!“ ſeufzte er oft im Stillen. Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen nahm er einen ſchmerzlichen Abſchied von ſelber Tochter, um mit ſeinem Weibe nach Augsburg heimzukehren.

Agnes lag ſchluchzend an ſeinem Herzen.

„Ich ſegne Dich, liebe Tochter,“ ſtammelte Bernauer, „denn Gott weiß, ob ich Dich jemals wieder ſehe . . . vielleicht erſt dort . . .“

Und er ſchlug die thränenvollen Augen zum Himmel empor, aber plötzlich fürchtend, Agnes möchte ſeine düſteren Worte als eine Weiſſagung ihres frühen Todes deuten, fügte er bei:

„. . . denn ich fühle, daß meine Kräfte ſchwinden, und daß meine Tage gezählt ſind . . .“

„O! ſprich nicht ſo traurige Worte,“ lieber Vater, erwiederte Agnes; „Du wirſt noch viele, viele Jahre lang leben, und zwar ſammt der Mutter bei mir und Albrecht für immer, wenn einmal Alles geordnet iſt . . . Und jetzt noch eine Bitte, lieber Vater!“

„Welche?“

„Schicke mir meinen kleinen Hausaltar und den Betſchemel, auf dem ich ſchon als Kind täglich für meine guten Eltern betete . . .“

„Ja, liebe Agnes.“

Die innigſte Rührung brach Beiden das Herz; ſie hielten ſich krampfhaft umſchlungen, in Thränen zerfließend . . .

Albrecht gab dem Meiſter Bernauer Einladungsſchreiben mit, an Herrn und Frau von Königsegg, an Herrn Langenmantel und deſſen Frau, die hübſche Sibille. Nach drei Wochen trafen ſie ein, . . . Herr Langenmantel blieb wegen dringender Geſchäfte in Augsburg, . . . ohne die Reiſebeſchwerden in einem ſtrengen Winter zu ſcheuen. In Straubing wurden ſie mit allen Ehren empfangen und bewirthet, und mußten auf Albrechts Bitte von Woche zu Woche ihre Heimreiſe verſchieben, weil ihre Anweſenheit zur Gemüthserheiterung ſeiner Agnes weſentlich beitrug. Die freundlichen Gäſte hatten ihren kleinen Hausaltar und den Betſchemel mitgebracht, womit ſie das Spitzthürmchen ſchmückte, das wenige Schritte diesſeits des Thores, welches zur Donau führt, aus der Mauer des Schloſſes hervorragte, deſſen Bau Herzog Wilhelm I. im Jahre 1356 begonnen hatte.

Als die Gäſte wieder abreiſeten, äußerte Frau Langenmantel unter Weges:

„Mir bangt vor der Zukunft der lieben Agnes; ſie iſt innerlich immer traurig, wenn ſie auch fröhlich ſcheint.“

„Ach! ich fürchte, daß ich ſie nicht mehr ſehe, und weiß doch nicht, warum;“ ſagte Frau von Königsegg.

„Und mir iſt zu Muth,“ bemerkte der Ritter von Königsegg, „als ob es kein gutes Ende nähme.“

Auch Jörg, der Wildmeiſter von Geiſen[illegible], erſchien, um ſeine hohe Gebieterin ehrfurchtvoll zu begrüßen. In ihr Gemach tretend vergaß er alle Veränderung der Verhältniſſe ſeit ſeinem Scheiden aus Bernauer's Hauſe, und begann mit alter Vertraulichkeit, als er Agnes in einem einfachen Hauskleide ſitzen ſah:

„Ei, liebe Agnes, wie freut es mich, daß ich Euch nach ſo langer Zeit wieder ſehe!“

Aber plötzlich erinnerte er ſich, daß ſie eine Herzogin ſei, erröthete über und über, und ſtammelte eine Entſchuldigung. Lächelnd beruhigte ihn Agnes, und murmelte leiſe:

„Wollte Gott, es wäre Alles noch ſo, wie es war!“

Ritter Hugo kam oft nach Straubing, denn Albrecht verkehrte gerne mit ihm, und vermißte ihn gleich, ſo oft er ungewöhnlich lange ausblieb.

Eines Tages trat Hugo mit Thränen in den Augen in das Gemach der Herzogin, die allein war.

„Was fehlt Euch, Hugo?“ fragte ſie theilnehmend.

„Ach! Frau Herzogin,“ erwiederte er, „ich habe meinem armen Vater die Augen zugedrückt; jetzt ſteh' ich allein da auf der Welt.“

Agnes faßte ſeine beiden Hände, und verſetzte:

„Tröſtet Euch, guter Hugo; der Tod iſt das Ende aller Leiden, und das Loos aller Menſchen, früh oder ſpät;

allein ſaget nicht, daß Ihr jetzt allein da ſtehet auf der Welt, da ich Euch wie eine Schweſter liebe."

Er küßte ſchweigend ihre Hand, auf die ſeine ſchmerzlichſte Thräne fiel . . .

Agnes war in Straubing, wie in Vohburg, die Mutter der Wittwen und Waiſen, die Tröſterin der Betrübten, die Wohlthäterin der Armen, wie eine Heilige von allen Leidenden verehrt, in deren armſelige Kammern und Hütten ſie, von Paul begleitet, Hilfe brachte. Sie ging mit dieſem ſogar in die Behauſung des Scharfrichters Martin, bei dem ein Fußübel ſich wieder einſtellte, an dem er ſchon in Augsburg gelitten hatte. Eigenhändig verband ſie dieſen kranken Fuß mit einem ſelbſt bereiteten Heilpflaſter.

Agnes war immer andächtig; ſie beſuchte fleißig die Kirchen. Oft ſtand ſie an der Stelle der St. Peterspfarrkirche in der Altſtadt, wo nach kurzer Friſt ihre erſte Grabſtätte ſich erhob, und ſchaute von da nach der Donaubrücke hin, ohne eine Ahnung ihres traurigen Looſes. Ihre Vorliebe blieb dem Kloſter der Carmeliter zugewendet, deſſen ehrwürdiger Prior Colomann, ein zweiundachtzigjähriger Greis mit wallendem ſilberweißen Barte, das ganze Vertrauen der Herzogin gewann, als ſie ihn bei dem erſten Beſuche der Kloſterkirche ſah, da er zwiſchen den zwölf hohen Säulen, auf denen das Gewölbe ruht, ſegnend ihr entgegentrat. Sie wählte ihn zu ihrem Beichtvater, und ließ in der Kapelle des Heiligen Nicolaus daſelbſt, deren Bau ſie anordnete, eine Gruft zur ewigen Ruheſtätte ihrer irdiſchen Hülle herſtellen.

Ihr ganzes Leben und Wirken bewies, daß ſie ſchon mehr dem Himmel angehörte, als dem irdiſchen Daſein.

So ſchwanden Monate dahin, und mit jedem Beginne eines neuen harrte Albrecht vergebens einer Nachricht von ſeinem Oheime, daß der günſtige Augenblick zur Vermittlung ſeiner Angelegenheit gekommen ſei. Da traf in der Nacht vom 9. auf den 10. September 1435, ein Eilbote auf flüchtigem Renner in Straubing ein, von Friedrich Aichſtätter, dem Kanzler des Herzogs Wilhelm geſendet, mit einem Schreiben, worin der Kanzler dem Herzoge Albrecht aus Auftrag des herzoglichen Oheimes meldete: „daß dieſer, deſſen Kräfte ſeit kurzer Zeit in Baſel auf eine bedenkliche Weiſe zu ſchwinden begannen, in kurzen Tagereiſen mit ſeiner jungen Gemahlin, die noch in dieſem Monate ihrer zweiten Entbindung entgegenſehe, und mit ſeinem kränkelnden Söhnlein Adolph, zum Zwecke einer beſſeren Wart und Pflege in München angekommen ſei, und dringend einen Beſuch ſeines Neffen wünſche, da des Oheimes täglich zunehmende Schwäche denſelben mit einer baldigen Auflöſung bedrohe.“

Dieß war ein Donnerſchlag für Albrecht: die einzige Säule, auf welcher die ganze Zukunft ſeines häuslichen Glückes ruhte, wankte und drohte zuſammenzuſtürzen.

Augenblicklich mußte Paul nach Falkenſtein reiten, und den Ritter Hugo erſuchen, mit allen in der Burg entbehrlichen Reiſigen, zur perſönlichen Sicherheit der Herzogin Agnes während Albrecht's Abweſenheit, nach Straubing zu eilen, wohin er auch unverzüglich aufbrach.

Nach ſeiner Ankunft in Straubing ritt Albrecht, nur von Paul begleitet, ſogleich von dannen. Schon war er am 11. September um 4 Uhr Nachmittags etwa nur noch eine Stunde von Landshut entfernt, als ihm ein zweiter Eilbote des Kanzlers Aichſtätter auf der Landſtraße begegnete, der ihm ein ſchwarzgeſiegeltes Schreiben überreichte. Albrecht erbrach es mit feſter Hand, aber mit zitterndem Herzen, und las die Trauerkunde: „daß Herzog Wilhelm am nämlichen

Tage, den 11. September, mit anbrechendem Morgen, in den Armen ſeiner Gemahlin plötzlich und ſanft verſchieden ſei.“

Erſchüttert wendete Albrecht ſein Roß, und flog mit Paul nach Straubing zurück.

Nun blieb ihm keine Wahl mehr; er durfte keinen Augenblick ſäumen; der Oheim war todt, der einzige Mann, der den heftigen Ernſt von Gewaltthaten abzureden vermochte. Albrecht wollte ſelbſt zum Kaiſer Sigmund ziehen, von Ritter Hugo begleitet, die großen Verdienſte ſeines verſtorbenen Oheim's, Hugos Heldenthat . . ., den Tod Procops des Großen . . ., wodurch der Huſſitenkrieg ein Ende nahm, und allenfalles die von dem Gebarteten zugeſagten 4600 Gulden in die Wage legen, um ſomit das Jünglein derſelben für ſeine Wünſche günſtig zu ſtellen. Aber der Kaiſer Sigmund war in Italien, und Niemand wußte die Zeit ſeiner Rückkehr . . .

2.

Am Morgen des 5. Oktober, am dritten verhängnißvollen Jahrestage, ſtand im Vorzimmer des herzoglichen Gemaches in der Ludwigsburg zu München, unter vielen Hofherren in Trauerkleidern, auch der Vitzdom von Straubing. Er drückte dem Friedrich Aichſtätter die Hand, und wünſchte ihm Glück zu ſeiner Ernennung zum Kanzler des Herzogs Ernſt, deſſen alter Kanzler Görz in den Ruheſtand getreten war.

Zehn Minuten ſpäter ging die Thüre des herzoglichen Gemaches auf. Man ſah den Herzog Ernſt in ſchwarzer Tracht ſtehen; Hans Ruland, der Richter zu Berchtoldsgaden, verbeugte ſich, um ſich zu entfernen, mit den Worten:

In frommer Entrüſtung entgegnete Agnes:

„Entweihet nicht durch Frevel dieſes heilige Wort; denn Ihr ſeid nicht mein Richter, ſondern mein Mörder! . . .“

„Sie ſchwieg einige Secunden, und fügte dann mit dem begeiſterten Seherblicke höherer Eingebung bei:

„Ich lade vor Gottes Richterſtuhl den Herzog Ernſt innerhalb drei Jahre, und ein Jahr ſpäter . . . Euch, Vitzdom! . . . *)

Dieſer verſuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht . . .

Er bebte ſichtbar.

„Laſſet mir meinen Beichtvater holen, den Prior Colomann aus dem Carmeliterkloſter!“ ſagte ſie.

„Er iſt bereits in Eurem Zimmer, dort . . . links,“ verſetzte Nothhaft.

Agnes faltete die Hände, ſchaute mit einem tiefen Seufzer empor, wankte mühſam zur Thüre ihres Gemaches, und erreichte gerade noch die Klinke derſelben, ſonſt wäre ſie zu Boden geſunken.

„Ach!“ murmelte ſie, „Lintrude, Du haſt Recht, mein Glück muß durch Treue . . . zu Waſſer werden.“

Als ſie die Thüre öffnete, erblickte man gegenüber in der Vertiefung des Spitzthürmleins ihr Hausaltärchen, auf welchem zwei Kerzen brannten; auf dem Betſchemmel kniete der ehrwürdige Prior . . .

Sie ſchloß und verriegelte die Thüre mit zitternden Händen. Der Prior erhob und wendete ſich, und ſtreckte ſeine rechte Hand ſegnend gegen ſie aus, und mit einem Wehſchrei ſtürzte ſie zu ſeinen Füßen, ergriff die Hand, welche ſie geſegnet hatte, und benetzte ſie mit ihren bitterſten

---

*) Herzog Ernſt ſtarb 1438, und Heinrich von Nothhaft 1439. D. V.

„Ich erkläre, als Augenzeuge zu wiſſen, daß zu Vohburg Agnes Bernauer ſich befindet, die Baderstochter von Augsburg, eine gemeine Dirne von lockeren Sitten, welche Buhlſchaft pflog mit dem Geſellen ihres Vaters, Walfried, und andern Wüſtlingen, in häufigem Verkehre mit einer berüchtigten Zauberin ſtand, mit der ſogenannten Attilahexe, und dem huſſitiſchen Glauben eifrig zugethan war, auch deßhalb bei der heiligen Vehme daſelbſt angeklagt, und nur wegen ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit ſtraflos gelaſſen wurde.“

Er verbeugte ſich vor dem Herzoge Ernſt, und ſchickte ſich an, wieder an ſeinen Platz zu gehen, als Ritter Hugo, indem er ſein Viſir öffnete, ihm zurief:

„Kennet Ihr denn Walfried?“

Und aus ſeinen Augen drohte des Junkers Tod . . .

„Jeſus! . . . Sein Geiſt!“ ſtammelte der Junker, wankte einige Schritte, und klammerte ſich mit ſeinem linken Arme an die Schranken, um nicht zu Boden zu ſinken . . .

Er raffte ſich zuſammen, und ging weiter.

Da fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, und hörte eine dumpfe Stimme, die ihm gebot:

„Halt!“

Erſchrocken drehte er ſich um, und erblickte eine lange hagere Geſtalt, in einer ſchwarzen Kutte mit einer ſchwarzen Capuze, aus der nur zwei tiefliegende Augen mit unheimlichem Feuer hervorblitzten.

Dieſe Geſtalt, welche hinter dem Rücken des Junkers unter den Schranken durchgeſchlüpft war, ſtand vor ihm, wie urplötzlich aus dem Boden aufgetaucht.

„Und ich,“ ſprach die ſchwarze Geſtalt, „ich, ein Freiſchöpfe der heiligen Vehme in Augsburg, erkläre, daß Alles, was dieſer Böſewicht ſo eben gegen die Tugend und den

„Wie geſagt, es liegt durchaus kein Rechtsgrund dazu vor.“

„Gut . . . Grüßet mir die Eurigen, und ſaget dem Karl, daß er am 1. Januar ſeinen Dienſt als Hofbaumeiſter dahier antreten ſolle.“

„Ich danke Euch für dieſe Gnade, Herr Herzog.“

Ruland trat über die Schwelle.

„Noch ein Wort!“ rief ihm der Herzog zu. „Was macht Eure Nonne Johanna?“

„Meine Nonne Johanna?“ fragte der Richter erſtaunt.

„Nun ja,“ verſetzte der Herzog, „ſie ſagte mir im vorigen Jahre zu Landsberg, daß ſie Nonne zu Frauenchiemſee werden wolle.“

„Richtig, gnädiger Herr, ich erinnere mich, daß ſie früher dieſen Plan faßte; allein ſeitdem hat ſie ihren Sinn geändert, und den Ritter Benno von Marquardſtein geheirathet.“

„Ah! ſie hat alſo nur den Schleier gewechſelt, und ſtatt des Nonnenſchleiers den Brautſchleier genommen. Grüßt ſie in meinem Namen, wenn Ihr ſie heimkehrend beſuchet; ich laſſe ihr alles Glück wünſchen.“

Ruland verbeugte und entfernte ſich.

„Nur herein, Vitzdom!“ rief der Herzog, deſſen linke Hand auf der innern Klinke der Thüre ruhte.

Rothhaft trat mit einem tiefen Bücklinge ein.

Die Thüre ſchloß ſich hinter ihm.

„Es läßt ſich durchaus nichts machen,“ begann der Herzog ſogleich; „Ruland erklärte mir ſo eben ausführlich, daß kein Grund auch nur zu einem gewöhnlichen geſetzlichen Einſchreiten, vielweniger noch zu einem peinlichen Verfahren gegen Agnes vorliege. Ich kann nie zugeben, daß in meinem Namen Jemanden Unrecht geſchehe, oder etwas gethan werde, was ich nicht vor Gott und der Welt zu rechtfertigen vermag.“

„Dieſes Rechtsgefühl, Herr Herzog, gereicht Eurem Geiſte und Eurem Herzen zur größten Ehre, und ich kann nichts dagegen einwenden, als die gebieteriſche Pflicht der Staatspolitik, die in den bekannten Worten enthalten iſt: Salus publica prima lex esto . . . *) Euer Sohn iſt zum Kaiſer geritten! . . .“

„Zum Kaiſer?“ fragte Ernſt raſch und beſtürzt.

„Ja, zum Kaiſer Sigmund. Vorgeſtern ſpeiſete ein fränkiſcher Ritter an der herzoglichen Tafel zu Straubing, der dem aus Italien heimkehrenden Kaiſer vorauseilte, und Eurem Sohne erzählte, daß Sigmund zwiſchen dem 10. und 13. October über Baſel in Ulm anzukommen gedenke. Kaum war der Ritter wieder fort, als Herzog Albrecht mich rufen ließ, und ſagte, daß er wegen einer kleinen Reiſe wohl acht Tage lang nicht mehr nach Straubing kommen werde. Eine Stunde ſpäter brach er mit Agnes und dem Ritter Hugo von Falkenſtein, von allen Reiſigen begleitet, von Straubing auf. Euer Sohn ſagte mir nicht, wohin er reiſe, auch kein Wort von der nahen Rückkehr des Kaiſers, die ich als eine Neuigkeit aus dem Munde des fränkiſchen Ritters erfuhr, als ich dem Scheidenden auf der Treppe begegnete . . .“

„Weiter?“

„Meine Spione folgten auf Seitenwegen. Der Zug ritt in Vohburg ein. Eine Stunde nachher verließen Euer Sohn und Ritter Hugo eilig das Schloß, von zwei Reiſigen gefolgt, hinter den Sätteln ihrer Pferde Gepäck mit-

---

*) „Das Wohl des Staates ſei das erſte Geſetz.“

ſchleppend. Augenblicklich wurden die Fallbrücken aufgezogen, die Wachen auf den Mauern verdoppelt, und von Zenger aufgeſtellt. Herzog Albrecht und Ritter Hugo kamen in Ingolſtadt an . . .“

„In Ingolſtadt?“

„Ja, bei Herzog Ludwig dem Gebarteten.“

„Bei dieſem Unruhſtifter? Heiliger Gott!“

„Nun, Herr Herzog, darüber dürfet Ihr Euch nicht wundern. Euer Sohn und Ludwig der Gebartete ſind gute Freunde. Ihr wiſſet es ja aus meinem Munde, daß Euer Sohn vom Turniere zu Regensburg geraden Weges nach Ingolſtadt ſprengte. Damals wird ihm der alte Fuchs wohl ſchon einen guten Rath ertheilt haben, den Euer Sohn jetzt vollziehen will, da er durch den Tod des Herzoges Wilhelm ſeinen gütigen Fürſprecher bei Euch, ſeinen mächtigen Vermittler bei dem Kaiſer, verloren hat. Nach kurzer Friſt verließen ſie Ingolſtadt, und zogen auf dem Wege nach Ulm fort.“

„Und was wird Albrecht in Ulm thun?“

„Erinnert Euch, Herr Herzog, daß Euer Sohn bei dem Turniere in Regensburg ſagte: „„die Reichsgeſetze ſind, Gottlob! nicht unſterblicher Natur.““ Er wird den Kaiſer um jeden Preis zu bewegen ſuchen, ſeine Heirath mit Agnes anzuerkennen. Dann müſſet Ihr Euch eine gemeine Dirne und heimliche Huſſitin als herzogliche Schwiegertochter gefallen laſſen. Was wird der Braunſchweigerhof dazu ſagen, der ſeit der Turniergeſchichte ſchwieg, daß Ihr noch immer die Heirathsunterhandlungen fortſetztet, da doch Euer Sohn ſchon lange vermählt war!“

„Die Anerkennung dieſer Ehe durch den Kaiſer, kann ſich nach dem Rechte, nach den Reichsgeſetzen, ſelbſt wenn er Agnes zu einer Fürſtin erhöbe, nie bis zur Thronfolge ihrer Kinder erſtrecken.“

„Seid Ihr ſchon ſo nachgiebig geworden, Herr Herzog, daß Ihr darin einen Troſt zu finden vermöget? Recht, Geſetze! Ei, wiſſet ihr nicht, daß die Macht der Inbegriff aller Rechte iſt, und daß Geſetze nur wächſerne Naſen ſind, welche die Macht nach ihrem Belieben dreht? Der kluge Kaiſer Sigmund wird nach ſeinem Vortheile entſcheiden; es gelüſtet ihn nach dem ſchönen Bayern, wie zur Zeit des Streites um das Erbe von Bayern, vor ſechs Jahren. Ein Bürgerkrieg wird ihn an das Ziel führen, und ein Bürgerkrieg wäre unausbleiblich, wenn der Kaiſer den Kindern aus der Ehe Eures Sohnes die Thronfolge zuſichern würde. Schon in dem Falle, daß Albrecht für ſeine Perſon die Thronfolge behielte, würden ihn die Ritter wegen ſeiner unebenbürtigen Ehe nicht anerkennen, und jeden Machtſpruch des Kaiſers mit bewaffneter Hand bekämpfen.“

„Das iſt ſchrecklich!“

„Ja wohl iſt es ſchrecklich! Der Kaiſer mag für oder gegen Euern Sohn entſcheiden, ſo erliſcht, im glücklichſten Ausgange der Sache, wofern Agnes nicht früher ſtirbt, als Euer Sohn, und wofern dieſer ſodann nicht eine ebenbürtige, von Gott mit Nachkommen geſegnete Ehe ſchließt mit dem Tode Eures Sohnes Albrecht die Thronfolge in Eurem perſönlichen Stamme. Euer Bruder iſt todt, Euer einjähriger Neffe Adolph ſiechet, und nach einem im Volke verbreiteten Gerüchte, ſoll Agnes ihm dieſes Weh durch Zaubermittel angethan haben, zwar ein unglaubwürdiges, abſcheuliches Gerücht, aber denn doch ein vom dummen Volke geglaubtes Gerücht, und des Herzog's Wilhelm vor wenigen Tagen geſtorbenes Söhnlein, ein nachgebornes Kind, mindert noch mehr die Hoffnung auf eine künftige Thronfolge, . . . nach Albrechts Tode . . . im wittelsbachiſchen Stamme des herzoglichen Hauſes Bayern-München. Wehe! Wehe! Jammervolle Zeiten werden über mein geliebtes Fürſtenhaus, über mein theures Vaterland hereinbrechen . . . Guter Gott, gib nicht zu, daß ich ſie erlebe! . . .“

Und er faltete die Hände mit einem heuchleriſchen Blicke zum Himmel, zog ein weißes geſticktes Taſchentuch aus ſeinem Wammſe, und preßte es bald auf ſein rechtes, bald auf ſein linkes Auge, um einige künſtliche Krokodilsthränen zu zerdrücken, die durch ſeine Wimpern ſchlichen . . .

„Um Gotteswillen, Vitzdom“, rief der Herzog aus, indem er, die Hände ringend, haſtig auf und abging, „was iſt da zu thun? Rathet mir, helfet mir!“

„Ich habe bisweilen ſchlafloſe Nächte,“ entgegnete Nothhaft, „und in ſolchen Stunden ziemlich gute Einfälle. Eine ſolche Nacht war meine jüngſte in Straubing . . ., Ihr wünſchet, daß Herzog Albrecht in den Stand geſetzt werde, eine ebenbürtige Ehe zu ſchließen, nicht wahr?“

„Ja.“

Dieſer Zweck iſt weder durch eine freiwillige, noch durch eine gezwungene Scheidung des Ehepaares zu erzielen, denn dieſe Ehe iſt nach den Kirchengeſetzen eine gültige, und ſo lange Beide leben, dürfte Keines von Beiden ein anderes Ehebündniß ſchlieſſen. Da kam mir in der erwähnten Nacht der Gedanke, ob ſich jener Zweck nicht durch eine freiwillige Trennung der Agnes . . . durch ſchwere Androhung vermittelt, . . . oder durch eine gezwungene Trennung derſelben von Albrecht, . . . durch Entführung . . . in beiden Fällen, während Albrechts Abweſenheit, — bewirken ließe, und in beiden Fällen müßte Agnes durch vertraute Leute, etwa durch meinen Pfleger zu Runding, in ein Nonnenkloſter in Italien gebracht werden, und dort den Schleier nehmen. Ich wette darauf, daß ſie vor Jahr und Tag aus Zorn über die Auflöſung ihres durch hölliſche Künſte zu Stande gebrachten Ehebündniſſes ſtürbe; dann käme ein Todtenſchein, und Herzog Albrecht wäre frei . . .“

„Aber wenn ſie die ſchwere Androhung nicht ſcheuen, wenn ſie nicht freiwillig fortgehen, wenn ſie gewaltſam entführt, und dieß bekannt würde, wie könnte man dieſe Gewaltthat vor Albrechts Grimme beſchönigen?“

„Ihre freiwillige oder gewaltſame Entfernung müßte man als eine geheime Urtheilsvollſtreckung der heiligen Vehme darſtellen, vor deren Schranken ſie ohnehin ſchon früher angeklagt wurde.“

Der Herzog Ernſt ſchien zu überlegen.

„Der Plan iſt gut ausgedacht,“ erwiederte er, „doch ſcheint mir ſeine Ausführung ſehr gewagt, und der Erfolg zweifelhaft.“

„Nicht im mindeſten, Herr Herzog; ich verbürge mich für das Gelingen; allein der Plan muß vor der Rückkehr Eures Sohnes ausgeführt werden.“

„Ei, Vitzdom, Ihr werdet doch nicht Vohburg erobern wollen, das, wie Ihr ſagtet, von Ritter Zenger vertheidigt wird?“

„O nein, ich brauche ja Vohburg nicht, ſondern nur Agnes, und ich hoffe ſie in meine Gewalt zu bekommen, ohne Vohburg zu erobern, vielleicht ohne einen einzigen Schwertſtreich.“

„Durch Verrath etwa?“

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete der Vitzdom, die Achſeln zuckend. „Ich bedarf nur Eurer Vollmacht, Herr Herzog; erlaubet!“

Nothhaft ſetzte ſich an den Arbeitstiſch des Herzoges, nahm einen Bogen Papier, und ſchrieb:

„Ich ermächtige den Vitzdom Nothhaft zu Straubing,
„die Baderstochter von Augsburg, Agnes Bernauer, welche,
„ohne Zweifel durch einen Liebestrank, meinen lieben Sohn
„Albrecht bethört, und zu einer unebenbürtigen Ehe mit
„ihr verleitet hat, wodurch ſein häusliches Glück geſtört,
„Bayern mit einem Bürgerkriege bedroht, und der Fortbe-
„ſtand des glorreichen Hauſes Wittelsbach gefährdet wird,
„von meinem Sohne Albrecht zu trennen, jedoch ohne Ver-
„letzung der beſtehenden Geſetze.“

„Herr Herzog,“ ſagte der Vitzdom, „beliebet dieſe Vollmacht zu unterzeichnen, damit in dieſer wichtigen Sache keine Förmlichkeit unbeachtet bleibe!“

Der Herzog las dreimal dieſes Papier aufmerkſam; zweimal tauchte er die Feder ein, und bückte ſich, dieſe Vollmacht zu unterzeichnen, und immer ſchien eine Bedenklichkeit ſeine Hand zurückzuhalten.

Der Vitzdom ſtand einen Schritt rückwärts zu ſeiner Linken. Mit gierigen Blicken folgte er jeder Bewegung des Herzoges; er biß ſich auf die Lippen; die Unſchlüſſigkeit des Gebieters krampfte ſeinen Athem . . .

Nach einer langen, für Nothhaft qualvollen Pauſe, legte Ernſt die Feder hin, und wendete ſich ſchweigend zum Vitzdome um.

Im Wahne, der Herzog habe ſich anders beſonnen, ſpürte Nothhaft, wie alles Blut zu ſeinem Herzen ſtrömte.

Da ſprach Ernſt ruhig:

„Füget nach dem letzten Worte der Vollmacht noch bei: „„und ohne Blut zu vergießen;““ — ich will gerecht ſein, aber nicht blutdürſtig.“

„Das iſt von Eurem edlen Herzen nicht anders zu erwarten," verſetzte Nothhaft, beeilte ſich, die fünf Worte beizufügen, und reichte dem Herzoge die Feder zum Unterzeichnen.

Noch einmal erwachte warnend das Vatergefühl, denn er unterzeichnete mit einem leiſen Seufzer . . .

„Ah!" murmelte der Vitzdom, legte die Vollmacht mit erkünſtelter Gleichgiltigkeit zuſammen, die kaum das Zittern ſeiner Finger verhehlte, und ſteckte das Papier in ſeinen Buſen.

„Und nun erlaubet, Herr Herzog, ſagte der Vitzdom, „daß ich ſogleich heimkehre; denn meine heilige Pflicht gebietet mir, einem Unternehmen, welches über das Heil des herzoglichen Hauſes und des ganzen Vaterlandes entſcheidet, unbedenklich ſelbſt mein Leben zu opfern."

„Reiſet mit Gott, Vitzdom, und wenn Euer Unternehmen Euch gelinget, ſo werdet Ihr Euch einer wohlverdienten Bethätigung meiner herzoglichen Gnade erfreuen dürfen."

„Nothhaft entfernte ſich mit einem tiefen Bücklinge.

Kaum war die Thüre hinter ihm geſchloſſen, als Herzog Ernſt raſch zwei Schritte machte, wie wenn er ihn zurückrufen wollte, um ihm noch einen Auftrag zu ertheilen. Plötzlich blieb er ſtehen, und fuhr mit der rechten Hand über ſeine Stirne, als ob augenblicklich ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden wäre, was er dem Vitzdome ſo eben nachträglich zu ſagen gedachte.

Er trat an den Tiſch, und klingelte.

Ein Page erſchien.

„Laß die Harrenden der Reihe nach eintreten!" befahl der Herzog.

3.

Düſtere Herbſtnebelſchleier rollten am Morgen des 11. Oktober aus der Donau und den umliegenden Gründen empor, und lagerten ſich dumpf und ſchwerfällig auf die Gegend von Vohburg, ihre Umriſſe verhüllend, und die Fernſchau hemmend.

Von den koſenden Frühlichtern der Sonne verlockt, ſaß Agnes an ihrem kleinen Tiſche auf dem Söller, und ſchrieb einen Brief an ihren Albrecht voll zärtlichſter Liebe. Der Brief begann:

„Mein lieber, guter Albrecht!

„O kehre doch recht bald zurück, um der qualvollen „Angſt ein Ende zu machen, die Deine arme, verwaiſete „Agnes verzehret . . . Biſt Du wohl?“ Gott geb' es, den „ich ſtündlich darum bitte. Aber komm nur, und kümmere „Dich nicht um des Kaiſers Anerkennung unſerer Ehe; „ziehe mit mir in ein fernes Land, wo wir keine Feinde „haben; an Deinem treuen Herzen wär' ich auch in der „armſeligſten Strohhütte glücklicher, als die mächtigſte Königin auf ihrem Throne, und gerne würde ich die ſchwerſten Arbeiten des ärmſten Weibes verrichten, könnt' ich „nur in Ruhe und Frieden mit Dir leben . . . Seit Du „fortgegangen biſt, labet mich kein Schlaf mehr, und ſchlimme „Träume unterbrechen einen kurzen, leiſen Schlummer.

„In ſolchen Träumen erſcheineſt Du mir oft bleich „und weinend, und in der eben vergangenen Nacht ſah ich „meinen guten alten Vater im Leichentuche vor meinem „Bette ſtehen; er lächelte mir wehmüthig zu, und ſegnete „mich, und . . . verſchwand . . . Beſuche ihn ja auf dem „Heimwege, und grüße ihn von mir recht herzlich, und auch „die Mutter; aber verweile ja nicht länger dort, als eine

„Stunde, denn jede Stunde, ferne von Dir, iſt für mich
„ein ganzes Leben voll Trauer . . .

„Komm doch, komm ſchnell, mein lieber Albrecht,
„ſonſt findeſt Du nur noch die Leiche Deiner Agnes, die
„der Gram tödten wird . . . Mir iſt ſo bang, ach! ſo
„bang um's Herz, als ob dieß der letzte Brief wäre, den
„ich an Dich ſchreibe . . . Morgen bricht für mich ein
„Tag an, der Tag, an welchem Kaiſer Sigmund in Ulm
„eintreffen ſoll . . . Ach Gott! wie wird dieſer entſchei-
„dende Tag für mich enden! . . .“

Traurig, nachſinnend, ſtützte Agnes ihren linken Elbogen auf den kleinen Tiſch, und legte ihr Engelshaupt in die hohle Hand, und kritzelte in ſehnſuchtvoller Zerſtreuung mit der Feder auf ein aus der Unterlage hervorragendes Stückchen Papier: „Albrecht, lieber Albrecht, guter Albr . . .“

Sie vollendete das Wort nicht, denn in dieſem Momente ſah ſie in geringer Entfernung vom Söller zwei alte Bauern, deren lautes Geplauder ſie aufmerkſam machte, eine aus Baumäſten gemachte, mit Weidenzweigen befeſtigte Tragbahre vorüberſchleppen, auf welcher ein Menſch zu liegen ſchien, mit einem ſchmutzigen Linnentuche zugedeckt.

Agnes ſtand raſch auf, trat an die Brüſtung des Söllers, und rief ihnen zu:

„Was gibt's, liebe Leute, was gibt's?“

Die zwei Bauern ſtellten die Tragbahre auf den Boden, und der Vordermann antwortete:

„Nichts, gnädige Frau-Herzogin, nichts; die alte Brigitta hat Reiſig geſammelt, iſt in die Sandgrube gefallen, und hat, glaub' ich, den linken Arm gebrochen.“

Und gleichgültig hoben die beiden alten Bauern die Tragbahre wieder auf, und gingen langſam ihres Weges.

„Ach Gott!“ welch' ein Unglück für die arme alte Frau!“ ſeufzte Agnes, eilte in das anſtoßende Gemach, nahm ein Käſtchen unter den Arm, das ihre Heilmittel verſchloß, ſchwebte über die Wendeltreppe hinab, durch den Schloßhof, ſchob den eiſernen Riegel vom Schlupfthörlein, und rannte über den ſchmalen Steg mit barmherziger Seele der Tragbahre nach . . . . . .

Zu gleicher Zeit lief Ritter Zenger um eine entgegengeſetzte Ecke des Schloſſes in den Stall, und ſchrie den Stallwärtern zu:

„Schnell alle Pferde geſattelt! . . . Meinen Renner zuerſt!“ . . . Die Wachen auf der Mauer ſehen verdächtige Reiſige in der Nähe herumſtreifen!“

Ein gellender Schrei ſchlug an ſein Ohr . . .

Er ſprang zur Stallthüre hinaus, lauſchte, und ſchaute unwillkührlich zum Thurme empor, auf deſſen Zinne der Wart verzweiflungsvoll die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug . . .

Zenger wölbte ſeine beiden Hände über Naſe und Mund, um den Ton zu verſtärken, und rief ihm zu:

„Joſt, was iſt's?“

Joſt warf einen kreiſenden Blick auf die Schloßräume unter ihm, gewahrte den Ritter Zenger, ſtreckte die rechte Hand mit vorgebeugtem Leibe in öſtlicher Richtung aus, und erwiederte einige Worte, von denen nur zwei vernehmbar lauteten:

„. . . Herzogin . . . fort! . . .“

Dann verſchwand er in einer Vertiefung des Thurmes, packte dort krampfhaft die Glockenſtränge, und alſogleich begann die Sturmglocke ihr fürchterliches Geheul . . .

Zenger ſah das Schlupfthörlein offen.

„Heiliger Gott!“ rief er mit Entſetzen aus, rannte in die Kammer neben dem Stalle, wo die Waffen der Reiſigen hingen, riß ein Schwert vom Nagel, faßte ſeinen noch ungeſattelten Renner bei dem Zügel, und gebot, während er ihn zur Stallthüre hinauszerrte, mit haſtiger Stimme:

„Schwerter dort! . . . Alle auf's Roß . . . ohne Sattel . . mir nach . . . mir nach!“

Der Hilferuf der Sturmglocke jagte die Reiſigen von allen Seiten her in den Stall.

„Zugbrücke 'runter!“ brüllte Zenger, indem er ſich im einfachen Hauskleide von geköpertem Wollenzeuge, eine alte Faltenmütze auf dem Kopfe, mit der Behendigkeit eines Jünglings auf ſeinen Renner warf.

Das Thor flog auf, die Zugbrücke donnerte in ihre Balkenfugen nieder, und Zenger ſprengte wie raſend über ſie von dannen, dröhnenden Hufſchlägen folgend, welche ihm die Fährte der zweifelloſen Entführer der Herzogin verriethen.

Die Entführer hatten einen bedeutenden Vorſprung durch den Nebel, welcher ſie den Augen der Nachſetzenden entzog, ein doppelter Gewinn.

Raſtlos jagte Zenger auf der Straße fort, und ſchrie unaufhörlich:

„Mir nach! mir nach!“
und hörte bereits das ferne Toſen ſeines Geſchwaders, als er plötzlich auf ſechs gewappnete Reiter ſtieß, die ihm kampffertig den Weg verſperrten.

„Platz da, Geſindel!“ donnerte er, ſchlug dem nächſten Gegner, der kein Anderer war, als der Junker von Villenbach, das Schwert aus der Hand, und holte zu einem blitzſchnellen Hiebe aus, der ihm unfehlbar den Schädel geſpalten hätte; da knackte ſeitwärts zu ſeiner Linken die Armbruſt eines

Meuchelmörders, und ein tückiſcher Bolzen ſchlug mitten in das alte treue Herz . . .

Alſogleich wendeten die ſechs Reiter ihre Roſſe, und ſprengten mit verhängten Zügeln den Entführern der armen Agnes nach.

Zenger, der treue Zenger, ſank blutend von ſeinem Roſſe, das wie trauernd bei ſeinem edlen Reiter ſtehen blieb. Der biedere Greis ſtöhnte:

„Ag . . . nes! Albrecht . . . ich ſter . . . be für . . . Euch! . . . Gott ſchütze . . . Euch, und . . . ſei mir . . . gnädig! . . .“

Die Reiſigen Vohburgs fanden Zengers Leiche neben ſeinem mit geſträubten Haaren ſchnaubenden Pferde. Von Entſetzen ergriffen, ohne Führer rathlos, hielten ſie geraume Zeit unſchlüſſig ſtille; kleinmüthig verzichteten ſie auf weitere Verfolgung der Räuber ihrer Herzogin, der Mörder des tapfern Zenger; ſie luden ihn auf ihre Roſſe, und kehrten in das Schloß zurück, von deſſen Zinne ſodann, zum Zeichen der Trauer, der Thurmwart Joſt eine ſchwarze Fahne flattern ließ.

4.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht deſſelben Tages ſaßen im Schloſſe zu Straubing, an einer hufeiſenförmigen Tafel, auf welcher ein großes Crucifix und ein Todtenkopf, durch eine von der Decke herabhangende Lampe ſpärlich erleuchtet, einen düſtern Anblick boten, Heinrich von Nothhaft, Vitzdom zu Straubing, und zu ſeinen beiden Seiten Hans von Degenberg, Herzog Ernſts Erbhofmeiſter, Jan Ramſperger, Wernhard Waldecker, Friedrich Ramſperger, Emeran Nusperger zu Kalmberg, Hans Sattelboger, Wiguläus Tegenberger, Paul Arſinger, Kammermeiſter, Ulrich und Konrad Dachauer, Georg Waldecker und Hans Velhamer.

Dem Vitzdome gegenüber, zwiſchen den Seitenflügeln der Tafel, ſtand ein leerer Armſtuhl.

Seit zwei Tagen waren in kleinen Truppen von 6 bis 8 Mann, bewaffnete Reiſige in das Schloß gekommen, und hatten alle Räume im Erdgeſchoſſe deſſelben bezogen. Sie ſchienen unter dem Befehle eines Ritters zu ſtehen, welchen Paul ſchon irgendwo geſehen zu haben glaubte. Dieſer Ritter ging eben über den Schloßhof, als Paul eines Nachmittags mit dem Koche des Herzog's Albrecht an einem Fenſter ſtand, und ihn erblickte.

„Iſt dieß nicht der . . . Mein Gott, ich kann mir dieſen Namen nicht merken . . . der . . .“

„Der Junker von Villenbach, Pfleger von Runding, des Vitzdoms Vertrauter,“ erwiederte der Koch.

„Ah! richtig! . . . Wenn alle dieſe Reiſigen im Schloſſe bleiben, wird es Euch in der Küche nicht an Arbeit fehlen.“

„Ja wohl, leider!“

„Was wohl dieſe vielen Reiſigen bedeuten mögen?“

„Gewiß nichts Gutes, Paul, da der Pfleger zu Runding bei ihnen iſt; denn in jedes Haus, das dieſer Böſewicht betritt, kehrt immer ein Unglück ein.“

Paul merkte ſich dieß recht gut. Er ahnete kein Unglück für die Herzogin Agnes, die er zu Vobburg in größter Sicherheit, unter dem Schutze des tapfern Zenger wähnte, und ſollte auch eine überlegene Macht jenes Schloß zu erobern verſuchen, ſo würde der mächtige Beiſtand des Gebarteten im nahen Ingolſtadt nicht ſäumen.

In dieſer nächtlichen Stunde waren die Schloßthore in Straubing geſperrt, der ganze Schloßhof, die Haupt-

und jede Nebentreppe, und alle Gänge, ja ſelbſt jede Thürſchwelle mit Reiſigen beſetzt, welche den Auftrag hatten, im Umfange des Schloſſes Ein- und Austritt nur in Gegenwart und mit Bewilligung des Pflegers zu Runding zu geſtatten.

Ueberall herrſchte eine lautloſe Stille . . .

Der Vitzdom ergriff das Wort:

„Der Fang der Agnes Bernauer, iſt, wie geſagt, der ſinnreichen Liſt des Junkers von Villenbach, meines Pflegers zu Runding, glücklich gelungen, was ich innerhalb einer Stunde durch ausgeſtellte Poſten erfuhr, die einander im Auge behielten, und durch ein verabredetes Zeichen die fröhliche Kunde mittheilten. Ich danke Euch für die Bereitwilligkeit, mit welcher Ihr ſeit drei Tagen dieſes Ereigniß hier erwartet habt; meine Anſicht wiſſet Ihr; wir ſind zu weit gegangen, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben; wir müßten vor Albrechts Rache aus dem Lande fliehen, und unſere Burgen von ſeinem Grimme zerſtören laſſen, denn das ganze Volk iſt für Albrecht und Agnes, und wenn ein ganzes Volk wie ein vieltauſendköpfiger Rieſe ſich erhebt, vermag keine Macht ſeiner Wuth zu widerſtehen. Ihr kennet auch meine vom Herrn Herzoge Ernſt unterzeichnete Vollmacht. Ich bin daher der Meinung, der Agnes Bernauer nur die Wahl zu gönnen, alſogleich in ein italieniſches Nonnenkloſter ſich abführen zu laſſen, und dort den Schleier zu nehmen, oder . . . zu ſterben.“

„Wähnet Ihr denn, Vitzdom,“ entgegnete Wernhard Waldecker, „Albrecht würde das Verſchwinden ſeiner Agnes nicht rächen?“

„An der heiligen Vehme? . . . Pah! . . . Erinnert Euch doch an meine geſtrigen Worte!“

„Aber wenn wir ſie tödten,“ bemerkte Hans Sattelboger, „ſo muß ja Albrechts Rache unfehlbar den Bürgerkrieg entflammen?“

„Todt iſt todt! . . .“ verſetzte Nothhaft; „wenn das dumme Volk hört, Agnes wollte lieber ſterben, als in ein Kloſter gehen, ſo wird es um ſo mehr glauben, daß ſie durch das richterliche Urtheil mit Recht als eine Zauberin hingerichtet wurde, und durch die Furcht des Gewiſſens von einem Bürgerkriege abgehalten werden. Auch iſt ſchon Alles vorbereitet, durch ein Machtgebot des Kaiſers einem ſolchen Unheile vorzubeugen. Zudem übernehme ich allein alle Verantwortung; denn ich bin geſonnen, gleich nach der Hinrichtung — nicht zu meinem Gebieter, dem Herrn Herzoge Ernſt, ſondern zu dem Herrn Herzoge Heinrich in Landshut mich zu begeben, um allen Verdacht einer Theilnahme vom Herzoge Ernſt abzulenken, und von Landshut aus werde ich dem Herzoge Albrecht ſchreiben, daß ich gegen die Anſicht aller übrigen Richter, die Hinrichtung der Agnes Bernauer, zum Wohle Bayerns, aus eigener Machtvollkommenheit befohlen habe. Dadurch ſeid ihr Alle vor Albrechts Rache geſichert.“

„Wer ſichert aber Euch vor dem Zorne des Herzog's Ernſt?“ fragte Hans Pelhamer. „Ihr vergeſſet, Vitzdom, des Herzogs Schlußworte ſeiner Vollmacht: „„und ohne Blut zu vergießen.““

„Gott bewahre mich vor dem Gedanken, Blut zu vergießen!“ erwiederte Nothhaft, und fügte böhniſch lächelnd bei: „ich gedenke ja, die arge Zauberin Agnes in der Donau ertränken zu laſſen . . .“

Ueber dieſe Argliſt erſchrocken, ſchauten die milder geſinnten Richter mit Erſtaunen einander an.

In dieſem Augenblicke hörte man haſtige Schritte im Gange. Die Thüre öffnete ſich, und unter dem Vortritte des Junkers von Villenbach, ſchleppten vier Reiſige die durch die erſchütternde Gemüthsbewegung der gewaltſamen Entführung, und durch die Anſtrengung eines ſo weiten Rittes mit geknebeltem Munde, ganz erſchöpfte und faſt ohnmächtige Agnes in das Gemach, und ſetzten ſie auf den für ſie bereitgehaltenen Armſtuhl.

Mehrere Richter ſchienen von ihrem Anblicke tief gerührt.

Sie lag wohl drei Minuten lange beſinnungslos im Armſtuhle; einen Schritt hinter ihr ſtand mit Grimmeszügen eines blutdürſtigen Henkers der Junker von Villenbach, ohne ein Auge von ſeinem Opfer abzuwenden.

Die viet Reiſigen verließen auf eine .Geberde ſeiner Hand das Gemach.

Endlich erwachte Agnes wie aus einem tiefen, ſchlimmen Traume, ſtarrte mit verwirrten Blicken vor ſich hin, faßte die beiden Arme des Lehnſtuhles, um ſich zu erheben, und ſank aus Schwäche wieder zurück.

„Wer ſeid Ihr? Was wollet Ihr von mir?“ fragte ſie.

„Wir ſind Eure Richter, Agnes Bernauer,“ antwortete der Vitzdom.

„Ich bin nicht mehr Agnes Bernauer,“ verſetzte die Herzogin, „ſondern Agnes, Herzogin von Bayern, die rechtmäßige Gemahlin des Herzog's Albrecht, Eures Gebieters, Vitzdom, und erkenne Euch, die Ihr unter dem Vorſitze des Vitzdom's Nothhaft hier verſammelt ſeid, nicht für meine Richter; denn ich habe keinen andern Richter, als den Herzog Albrecht, meinen Gemahl, dem man mich durch eine hölliſche Täuſchung meines mitleidigen Herzens geraubt hat.“

„Ihr geſtehet ſo eben ſelbſt,“ entgegnete der Vitzdom, „die rechtmäßige Gemahlin des Herrn Herzogs Albrecht zu ſein. Das iſt genug, mehr brauchen wir nicht. Ihr waret eine gemeine Baderstochter, und habet dem Herzoge Albrecht durch Eure körperlichen Reize, und durch das teufliſche Mittel eines zauberiſchen Liebestrankes, zu dieſer unebenbürtigen Ehe verführt, wodurch Ihr die künftige Thronfolge im wittelsbachiſchen Stamme von Bayern-München vereitelt, und das ganze Land den grauenvollen Verwüſtungen eines Bürgerkrieges preisgebet. Ihr habet ſomit das Verbrechen des Hochverrathes begangen, und ſeid des Todes ſchuldig."

Schaudernd verhüllte ſich Agnes die Augen mit ihren zitternden Händen.

„Da bereits Euer eigenes Geſtändniß hinreicht, Agnes Bernauer, Euch zum Tode zu verurtheilen, da Ihr ferner uns nicht als Eure Richter anerkennen wollet, und wir als ſolche, aus beſonderer Rückſicht für den Herrn Herzog Albrecht, auf die geſetzliche Befugniß verzichten, durch Anwendung der ſonſt gebräuchlichen Folter Eure Anworten zu erzwingen, ſo will ich Euch auch nicht an andere todeswürdige Verbrechen erinnern, zum Beiſpiele an das Siechthum des jungen Prinzen Adolph, das Ihr, wie die allgemeine Sage geht, durch Zaubermittel bewirkt habet, dagegen aber iſt es durch eidliche Ausſage erwieſen, daß Ihr, mit Verläugnung des chriſtkatholiſchen Glaubens, eine geheime Huſſitin ſeid."

„Gerechter Gott! Ich ſollte dem lieben Söhnlein des leiblichen Oheimes, des väterlichen Freundes meines Gemahles, ein Leid zugefügt haben! . . . Und welcher Frevler hat es gewagt, Gott zum Zeugen anzurufen, daß ich meinen Glauben verläugnet habe, daß ich eine geheime Huſſitin ſei? . . ."

„Ich!" antwortete der Junker von Billenbach, und trat zwei Schritte vor, der Herzogin zur Seite.

„Ihr?“ rief Agnes aus, vor Entſetzen die Hände ineinanderſchlagend; dann fügte ſie mit einem rührenden Tone bei, der einen Stein hätte erweichen müſſen: „Was hab' ich Euch gethan, Junker von Villenbach, daß Ihr mit Euren Verleumdungen mich bis in den Tod verfolget?“

„Ich habe die Wahrheit beſchworen,“ erwiederte der Junker mit trotziger Kälte.

„Die Wahrheit? . . . Die Wahrheit? . . .“ entgegnete Agnes, ſich erhebend, und richtete einen Blick auf ihn, der in das Innerſte ſeiner Seele drang; er ſchlug die Augen nieder.

Sie ſtand wie eine lebloſe Bildſäule da, die rechte Hand auf den linken Rand des Lehnſtuhles ſtützend. Nach einigen Secunden ſchien ſie ſich wieder zu beſeelen; ſie ſtreckte die linke Hand warnend gegen den Junker aus, und ſprach mit ruhigem Tone:

„Junker von Villenbach, ich verzeihe Euch; aber bereuet Eure Sünden, und ſöhnet Euch mit Gott aus, denn wahrlich ich ſage Euch, das Strafgericht des Himmels wird Euch erreichen, bevor vierzehn Tage vergehen . . .“

Und wie von der Gabe der Weiſſagung erſchöpft, ſank ſie wieder auf den Stuhl hin.

Ein unheimlicher Schauder durchrieſelte alle Anweſenden, deſſen ſelbſt der Vitzdom ſich nicht erwehren konnte.

Er gab dem Junker ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Dieſer verbeugte ſich, und verließ das Gemach.

5.

Der Vitzdom faßte ſich, und begann wieder:

„Um ſeinen Thron und ſein Land von dem Verderben zu retten, in welches die unebenbürtige Ehe, zu der Ihr den Herzog Albrecht verleitet habet, Thron und Land unausbleiblich ſtürzen würde, will Herzog Ernſt von Bayern, daß dieſe Ehe getrennt werde. In ſeiner Huld und Gnade läßt er Euch jedoch die Wahl, ob Ihr lieber alſogleich unter ſicherem Geleite in ein italieniſches Nonnenkloſter ziehen, und dort den Schleier nehmen, oder den Tod einer Hochverrätherin ſterben wollet. Entſcheidet, Agnes Bernauer!“

„Wenn Herzog Ernſt dieß ſprach,“ erwiederte Agnes, „ſo iſt er ein unnatürlicher Vater, und ein grauſamer Tyrann.“

„Ha! Ihr höret es, Richter,“ rief der Vitzdom, „ſie hat ſich wiederholt des Hochverrathes ſchuldig gemacht!“

„Denn was der Himmel bindet, ſoll die Welt nicht trennen,“ fuhr Agnes fort. „Gott ſei mein Zeuge, daß ich Albrecht nicht einmal mit Worten, vielweniger noch durch Zaubermittel oder Liebestränke, von denen ich gar nichts weiß, zu dieſer Ehe verleitet habe, die nur durch wechſelſeitige Liebe geſchloſſen wurde. Am heiligen Altare hab' ich meinem Albrecht Treue geſchworen bis in den Tod, und nur der Tod ſoll mich von ihm trennen, ſo wahr Gott im Himmel lebt!“

„Iſt dieß Euer letztes Wort, Agnes Bernauer?“ fragte Nothhaft.

„Ja,“ antwortete Agnes, faltete die Hände wie zum Gebete, während ihre Lippen leiſe liſpelten; ihre Augen waren geſchloſſen; von Ermüdung überwältigt ſank ihr Haupt an das rechte Ohr des Armſtuhles . . . ſie entſchlummerte . . .

„Sie ſchläft,“ ſagte der Vitzdom, „es iſt ſo viel, als wäre ſie nicht da . . . Ihr ſeid vom Thatbeſtande vollkommen unterrichtet; das Geſtändniß der Angeklagten liegt vor; wir können darüber abſtimmen, ob ſie des Todes ſchuldig ſei, worüber freilich kein Zweifel mehr beſteht, ſo daß unſere Abſtimmung lediglich als eine Förmlichkeit erſcheint; allein gerechte Richter dürfen auch keine Förmlichlichkeit außer Acht laſſen."

Er griff unter ſeinen Stuhl, und zog mit jeder Hand eine Sturmhaube hervor; in der einen lagen dreizehn weiße, in der andern dreizehn ſchwarze Kugeln; er nahm eine weiße und eine ſchwarze Kugel, und legte ſie vor ſich hin; dann ließ er eine Sturmhaube nach der andern von Hand zu Hand gehen, und jeden Richter eine weiße und eine ſchwarze Kugel nehmen.

Hierauf erhob er ſich, und ſprach:

„Ich werde mit dieſer leeren Sturmhaube zu jedem von Euch treten; wer die angeklagte Agnes Bernauer des Todes ſchuldig hält, wirft eine ſchwarze Kugel in die Sturmhaube; wer ſie des Todes nicht ſchuldig hält, eine weiße, und ſeine zweite Kugel möge jeder Richter zum Andenken an dieſe feierliche Rettungsſtunde des Thrones und des Vaterlandes behalten."

Nothhaft ſammelte die Kugeln.

Als er zu dem Ritter und Richter Hans Sattelboger kam, ſchaute ihn dieſer mit ernſter Miene an, wies ihm eine weiße Kugel, die er zwiſchen ſeinen Fingern hielt, und ſagte:

„Sehet, Vitzdom, ich werfe eine weiße Kugel in die Sturmhaube; denn, bei Gott! ich möchte lieber meine letzte Burg, als das Leben dieſes frommen und unſchuldigen Weibes zerſtören helfen."

Der Vitzdom ſchwieg.

Er kehrte an ſeinen Sitz zurück, ſtülpte die Sturmhaube, und zählte die geſammelten Kugeln.

„Ei, ei," ſagte er, „ſechs weiße und ſechs ſchwarze Kugeln! . . . Die Entſcheidung müßte meinem mitleidigen Herzen ſchwer fallen, würde nicht mein heiliges Pflichtgefühl mich ſtärken."

Er nahm ſeine ſchwarze Kugel, und legte ſie zu den Kugeln der Abſtimmung, mit den Worten:

„Wohlan, ſie ſterbe!" . . .

Ein dumpfes Geflüſter, welches Agnes aus ihrem leiſen Schlummer aufſcheuchte, lief durch die verſammelten Richter.

Alles wurde wieder ſtille . . . Man hörte von der Straße herauf den Nachtwächter mit kreiſchender Stimme die erſte Stunde nach Mitternacht ausrufen, während Nothhaft einen Bogen Papier aus der Schublade zog, auf welchem das Todesurtheil der Agnes Bernauer ſchon zum voraus geſchrieben ſtand. Er unterzeichnete es, und murmelte, an Albrechts Aeußerung ſich erinnernd, mit welcher er vor ſieben Jahren in der Ludwigsburg zu München, gelegentlich der Unterzeichnung des Heirathsvertrages, Nothhaft's Verhöhnung des tapfern Torringer wegen der Ziskatrommel auf eine Weiſe rügte, darob der Vitzdom damals ein Gegenſtand des allgemeinen Gelächters wurde, die nämlichen Worte wieder, wie an jenem Tage:

„Die Feder trifft oft ſchärfer, als das Schwert . . ."

„Agnes Bernauer," begann er, „das Gericht hat geſprochen . . . vernehmet Euer Urtheil."

„Ich wiederhole Euch feierlich, daß ich dieſes Gericht nicht anerkenne," verſetzte die Herzogin.

Der Vitzdom erhob ſich mit ſämmtlichen Richtern, und verlas das Urtheil, welches mit den Worten ſchloß:

„Demnach wird beſagte Agnes Bernauer, zu ihrer

„wohlverdienten Strafe, Anderen aber zum abſchreckenden „Beiſpiele zum Tode verurtheilt, und dem Scharfrichter zu Handen und Banden übergeben, damit er die Verbrecherin in „der ſiebenten Morgenſtunde des heutigen Tages über die „Brücke werfe, und in der Donau ertränke.

„Von Rechtswegen
„Alſo geurtheilt und vollzogen
„in der herzoglichen Stadt Straubing
„den 12. October 1435.“

Und er legte das Papier auf den Tiſch, nahm ein ſchwarzes Stäbchen, brach es mitten entzwei, und warf die beiden Stücke der Herzogin mit den Worten vor die Füße:

„Gott ſei Eurer Seele gnädig!“

„Amen!“ murmelten die Richter.

„Jeſus Maria!“ jammerte Agnes, die Hände faltend, „ſo muß ich denn ſterben, ſo jung, ſo unſchuldig, ſo gewaltſam, ſo ſchnell! ... O! mein Albrecht! Mein Vater! Meine Mutter! Weh mir!“

„Ihr müſſet ja nicht ſterben, Agnes Bernauer,“ verſetzte der Vitzdom; „ſo lange Ihr nicht zur Stunde Eurer Hinrichtung über die Schwelle des Schloſſes ſchreitet, ſteht Euch die angebotene Wahl noch immer frei, in einem italieniſchen Nonnenkloſter den Schleier zu nehmen, oder . . . zu ſterben.“

Agnes gewann ihre ganze Faſſung wieder.

„Nie, nie werde ich den heiligen, meinem Albrecht geſchwornen Eid brechen, lieber ſterben!“

Nothhaft zuckte die Achſeln, und erwiederte mit einer höhniſchen Miene:

„Je nun, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!“

Thränen ... Mit tröſtenden Worten, die wie vom Himmel klangen, geleitete ſie der Prior zu einem Stuhle in der Nähe ihres Hausaltärchens, und ſetzte ſich neben ſie.

Da hörte ſie ſeitwärts heftig ſchluchzen, blickte hin, und ſah einen Mann knien, vom tiefeſten Schmerze überwältiget.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte ſie erſtaunt.

„Wenn dieſer Mann vor Leidweſen ſprechen könnte, Frau Herzogin,“ antwortete der Prior, „ſo würde er Euch bitten, ihm zu verzeihen, daß er ſeine traurige Dienſtpflicht vollziehen muß.“

„Ah! ... Martin, Ihr ſeid es? Nun, ich verzeihe Euch gerne, obgleich ich Euch nichts zu verzeihen habe ... Wie ſteht's mit Eurem kranken Fuße? Gebrauchet fleißig die Salbe, welche ich Euch gab; ſie hilft gewiß ...

Grüßet mir Euer Weib Judith, und ... betet Beide für meine arme Seele! ...“

Sie reichte ihm ihre Hand, aber er küßte nur den Saum ihres Gewandes, ſtand auf, und taumelte weinend und die Hände ringend zur andern Thüre hinaus.

„O! Prior, ich muß von meinem Albrecht ſcheiden, von meinem lieben, alten Vater, von meiner guten Mutter! ... Ach! mein Tod wird meinem Vater das Leben koſten, und manches Herz brechen, das mich liebt! ...“

Sie dachte an Walfried ...

„Gott! wäre doch mein armer Vater früher geſtorben, um nicht von der Jammerkunde meines traurigen Endes getödtet zu werden!“

„Der barmherzige Gott ſendet Euch dieſen Troſt durch mich, Frau Herzogin; Euer Vater verſchied geſtern mit Tagesanbruch, in den Willen Gottes ergeben, mit allen heiligen Sterbſakramenten verſehen, ſanft und ruhig in den

Armen Eurer Mutter, die der Pfarrer Johannes zu St. Moritz tröſtet, von dem ich vor fünf Stunden einen Eilboten erhielt. Eures Vaters letzte Worte waren: „„Meine liebe gute Agnes, Gott ſei mit Dir!““

Ein Strom von Thränen ſtürzte aus den Augen der armen Agnes; mit erhobenen Armen ſank ſie auf den Betſchemmel hin, und ſtammelte:

„Mein Gott, ich danke Dir! Heilige Jungfrau Maria, heilige Agnes, mein Schutzengel, bittet für mich! Jeſus, mein Heiland, ſteh mir bei in meiner Todesſtunde! Lieber, guter Vater, ſchau auf mich herab, und ſegne mich, und bitte einen Engel, daß er meinen Albrecht und meine Mutter tröſte! Vater lieber Vater, ich komme zu Dir, ich komme bald zu Dir! . . .“

Und mit dem letzten Aufſchrei ihrer wehklagenden Seele ſank ſie erſchöpft zu Boden . . .

Eine halbe Stunde nachher kniete Agnes vor dem auf einem Stuhle ſitzenden, ehrwürdigen Prior, wie in ſpätern Zeiten die unglückliche Anna Boleyn, Gemahlin Heinrich des VIII., dieſes gekrönten Lindwurmes von England, am Tage vor ihrer Hinrichtung durch den Scharfrichter von Calais, vor dem Erzbiſchofe von Canterbury beichtend kniete.

Allein . . . wie Agnes Bernauer beichtete, ſo konnte nur ein Engel des Himmels beichten . . .

6.

Dem Scharfrichter Martin, welcher ebenfalls das Schloß nicht mehr verlaſſen durfte, war am Ende des zweiten Stockwerkes im Hintergebäude eine Kammer angewieſen, und die Thüre derſelben, nach ſeiner Rückkehr von der Herzogin Agnes, von einem der zwei Bewaffneten, die auf dem Gange wachten, durch doppeltes Umdrehen des Schlüſſels verſperrt worden.

Alle dieſe Sicherheitsmaßregeln waren vom Pfleger von Runding angeordnet. Kaum war Martin in die Kammer getreten, als er das Schnabellämpchen in ſeiner Hand auf den Tiſch ſtellte, und ſich zu entkleiden begann, um auf einem Geſindelager, das in einer Ecke ſtand, eine kurze Ruhe zu ſuchen.

Er blies das Licht aus.

Da klopfte es leiſe an ſein Fenſter.

Erſchrocken ſchaute er auf die runden Glasſcheiben hin; er ſah nichts; die Nacht war finſter.

Während er dachte, er täuſchte ſich, oder eine vorbeiſchwirrende Fledermaus ſtreifte an, klopfte es wieder.

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ murmelte Martin, ſich bekreuzend, und ſchickte ſich an, das Fenſter langſam zu öffnen. Kaum war ein Flügel desſelben meſſerrückenbreit gelüftet, als eine Stimme flüſterte:

„Paul iſt's, Martin! Stille, ſtille!“

Leiſe, wie eine Katze, ſchlich er in die Kammer.

„Nur ruhig, Paul, es ſind Wächter draußen!“ ſagte Martin.

„Wie überall.“

„Um Gotteswillen, wie kommt Ihr ſo hoch herauf?“

„Zwiſchen der Dachrinne und den Mauerſpalten; auf dieſe Kunſt verſteh' ich mich, wie Ihr wiſſet, aber heute hätte ich bald den Hals gebrochen.“

„Was wollet Ihr!“

„Die unſchuldige Herzogin retten.“

„Auf welche Art?“

„Durch Euch.“

„Durch mich?“

„Ja.“

„So ſagt an, was ſoll ich thun?“

„Wenn Ihr der Herzogin die Füße bindet, bevor Eure Knechte ſie über das Geländer werfen, ſo ſchlinget nur einen loſen Knoten, der im Waſſer durch die Bewegung der Füße leicht ſich öffnet.“

„Gut, dieß kann ich thun; aber wozu? Dann muß ſie ja länger mit dem Tode ringen.“

„Nein; ſaget Euren beiden Knechten, ſie ſollen ſie nicht in die Mitte des Stromes werfen, damit die Strömung ſie nicht ſo ſchnell fortreiße, ſondern mehr links hinüber, um dem Volke Gelegenheit zu geben, ſie länger zu ſehen. Unter dem Weidengebüſche, das etwa fünfzehn Schritte vom linken Ufer abwärts ein ſchattiges Dach bildet, befeſtige ich einen Fiſcherkahn, der von der Brücke aus nicht zu ſehen iſt.“

„Ihr wollet doch nicht die Herzogin auffiſchen? Sie müßte dennoch im Waſſer ſterben, und Euch ließe der Vitzdom an den Galgen hängen.“

„Dieß iſt auch nicht meine Abſicht,“ entgegnete Paul; „durch die Stellung des Kahnes wird der Lauf des Waſſers in der Nähe des Ufers langſamer; dadurch kann es der Herzogin gelingen, indem ſie die Füße aus dem Knoten zieht, das Ufer zu erreichen, und ſich irgendwo anzuklammern; in dieſem Falle wäre ſie, wie Ihr wiſſet, nach uraltem Herkommen, der Todesſtrafe ledig, und das ganze Volk würde ſich ihrer annehmen. Findet ſie auch früher keinen Halt am Ufer, ſo wird ſie doch unfehlbar durch den Kahn gerettet. Aber Ihr müſſet die Herzogin von Allem unterrichten, damit ſie weiß, was ſie zu thun hat, und ſaget ihr auch, daß ihr treuer Diener Paul dieſen letzten Verſuch ihrer Rettung erſann.“

„Ich werde es ihr ſagen, wenn ich zu ihr gerufen werde, um ihr vor der Ausführung die Hände zu binden.“

„Ach! der gute Herzog Albrecht, und mein armer Ritter Hugo, der Euch als Walfried viel Gutes that, wie werden ſie jammern! Ja, freilich werden ſie jammern, aber auch mit Feuer und Schwert toben, als ob der jüngſte Tag gekommen ſei . . . O! wenn ſie nur jetzt in die Stadt hineinritten! Die ganze Bürgerſchaft würde ſich für die Frau Herzogin erheben, und das mörderiſche Richtergeſindel in Stücke gehauen werden!“

„Woher wiſſet Ihr denn, was der Frau Herzogin bevorſteht?“

„Begleitet von den zwei Wächtern vor meiner Kammer, die unter der Eurigen iſt, mußte ich den Richtern in ihre Gemächer leuchten, die kein Wort ſprachen. Aber die letzten zwei Richter, Georg Waldecker und Hans Sattelboger, nahmen ſich kein Blatt vor den Mund, und ſchimpften gewaltig über den Vitzdom, daß er die unſchuldige Agnes ſchon in wenigen Stunden in der Donau ertränken laſſe.“

Paul ſchwieg, und drückte mit ſeiner rechten Hand Martin's linken Arm.

„Was gibt's?“

„Schritte nähern ſich der Thüre . . . es wird nachgeſchaut . . . ich gehe . . . macht leiſe das Fenſter zu, und ſuchet ſchnell Euer Lager . . . Vergeſſet nicht, was ich Euch ſagte! . . .“

Das ganze Geſpräch wurde vom Munde zum Ohre geflüſtert.

Paul verſchwand durch das Fenſter; Martin ſchloß es, und legte ſich nieder.

Der Schlüſſel im Schloſſe der Thüre wurde zweimal umgedreht, und dieſe geöffnet.

Ein Wächter ſtreckte eine Laterne vor ſich hin, in welcher der kleine Reſt einer Kerze brannte, von ſeiner breiten Hand überragt, um beſſer ſehen zu können.

„Alles ruhig!“ ſagte er, „mir war's, als hätt' ich reden hören.“

„Bah!“ erwiederte eine Stimme hinter ihm, „der Martin wird im Schlafe aufgeſprochen haben . . .“

Der Schlüſſel wurde wieder zweimal umgedreht, und im ganzen Schloſſe herrſchte eine Grabesſtille . . .

7.

Um halb ſieben Uhr Morgens ſtanden zwei Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren auf der Donaubrücke, und theilten ein großes Stück Brod miteinander.

Der eine hieß Andreas, ein Tuchmachersſohn aus Straubing, der Andere Philipp, Sohn eines Bauers in der Nähe der Stadt.

Während ſie das Brod verzehrten, ſchauten ſie ſtromabwärts über die Brücke.

„Komm,“ ſagte Andreas, „wir wollen nach unſern Legangeln ſehen!“

„Bleib da!“ erwiederte Philipp; „wenn uns der Fiſcherſeppel erwiſcht, ſchneidet er uns die Ohren ab. Du weißt, er hat uns ſchon damit gedroht.“

„Es iſt gar nicht möglich, daß er uns erwiſcht,“ äußerte Andreas, „wir können weit ſchneller laufen, als er.“

„Nicht möglich? Alles iſt möglich. Als heute der Tag ein wenig graute, machte mein Vater das Fenſter auf, um nach dem Wetter zu ſehen. Da erblickte er einen

Mann auf dem Schloßdache, der wie eine Katze an der Rinne herabkletterte, in die Donau ſprang, und eine Zeit lang abwärts ſchwamm, gegen das andere Ufer hin, wo Fiſcherhütten ſtehen. Dort verſchwand er. Wer ſollte glauben, daß dieß möglich iſt, und doch war's möglich."

„Ah! Ah!"

„Es iſt ſo, wie ich Dir ſage. Vielleicht hat ſich der Fiſcherſeppel gar irgendwo in der Nähe verſteckt, und lauert auf uns," bemerkte Philipp.

Er bückte ſich, ſteckte ſeinen Kopf zwiſchen den Geländerbalken und das erſte Brett unter demſelben, und ſchaute zuerſt nach dem rechten, dann nach dem linken Widerlager der Brücke.

Plötzlich winkte er ſeinem Kameraden Andreas haſtig mit der rechten Hand, die er auf ſeinen Rücken legte, um den Kopf nicht aus der Oeffnung ziehen zu dürfen, und rief ihm leiſe und ängſtlich zu:

„Da . . . da . . . ſieh nur . . . hinter dem Eckpfeiler des linken Widerlagers raget die vordere Hälfte von zwei Schuhen hervor. Gewiß ſteckt der Fiſcherſeppel in dieſen Schuhen, und wartet, bis er uns ſieht, oder hört. Mach, daß wir weiter kommen!"

Flugs überzeugte ſich Andreas mit eigenen Augen, und zog dann ſchnell den Kopf zurück, erwiedernd:

„Wahrhaftig, es iſt ſo!"

Beide rannten über die Brücke hinaus, und hätten bald ein altes Weib von den Landleuten über den Haufen geworfen, welche Gemüſe, Eier, Geflügel, Fiſche und andere Lebensmittel in die Stadt trugen.

Dieſe Landleute wurden von einem Reiterzuge zurückgedrängt, der aus der Stadt kam, und die Breite der Brücke einnahm.

Die Reiter waren der Vitzdom Nothhaſt und die übrigen Richter, und ein berittener Stallwärter führte ein geſatteltes, aber reiterloſes Pferd, an der Hand.

Der Stallwärter hielt mit dem ledigen Pferde am Eingange der Brücke, die übrigen Reiter ſtellten ſich am Ende der Brücke auf.

Hinter den Reitern wankte Agnes Bernauer, von zwei Henkersknechten eilig fortgeſchoben. Die Bläſſe des Todes überzog ihre zarten Wangen; ſie trug ein weißes Sterbekleid, und zwiſchen ihren gebundenen Händen inmitten eines kleinen Blumenſtraußes ein Crucifix, das ſie immer an ihre bleichen, zitternden Lippen drückte, mit ausgeweinten, glanzloſen Augen zum Himmel emporſtarrend, von ihren entfeſſelten prachtvollen Haaren, wie von einem goldenen Talare umfunkelt . . .

An ihrer linken Seite ging der Prior Colomann, der ſie mit den heiligen Wahrheiten der chriſtlichen Religion tröſtete.

Dem Prior folgte Martin weinend . . . ein weinender Henker! . . .

Eine Schaar von Reiſigen ſchloß den Zug, aber kaum zwanzig Stadtleute lieſen ihm nach, die bei ſeinem Ausmarſche aus dem Schloſſe eben in der Nähe waren.

Mitten auf der Brücke blieben die Henkersknechte ſtehen, und faßten Agnes bei den Armen.

Martin trat vor, kniete ſich nieder, und ſchlang ſchluchzend mit einem Stricke den loſen Knoten um die beiden Füße des unſchuldigen Opferlammes . . .

Agnes jammerte mit herzzerreißenden Tönen:

„Heilige Mutter Gottes, ſteh mir bei! Heilige Agnes, bitt' für mich! O! Albrecht! Mutter . . . Vater, ich komme!

. . . O! mein lieber Schutzengel, verlaß mich nicht! . . .“ O! Albrecht! ich muß ſterben! . . .“

In dem Augenblicke, da Martin ſich von ihr entfernte, rief ſie dem Prior zu:

„Prior, ſagt meinem Albrecht, daß ich für ihn geſtorben bin, treu bis in den Tod . . . daß ich allen meinen Feinden verziehen habe, und daß ich ihn herzlich bitten laſſe, meinen Tod nicht zu rächen!“

„Wird's bald?“ donnerte der Vitzdom, hoch zu Roſſe. „Fort mit dem Weibe!“

Martin gab den Henkersknechten ein Zeichen, welche die arme Agnes bei den Schultern und Füßen ergriffen, und auf das Geländer der Brücke hoben.

Sie ſtöhnte mit brechender Stimme:

„Heilige Mutter Gottes! . . . Jeſus, mein Heiland! . . .“

„Standhaft, Herzogin, ſtandhaft!“ rief ihr der Prior zu, Augen und Arme in heiliger Verzückung begeiſtert zum Himmel erhebend, „ich ſehe den Himmel ſich aufthun, und einen Engel herabſchweben, Eure unſchuldige Seele zum Throne Gottes zu geleiten! . . .“

Ein Schwung . . . und Agnes flog links hin über das Geländer hinaus, und ihr letzter Schrei:

„Jeſus! Maria!“

ſchrillte weit umher . . .

Eine muſchelförmige Welle ſchlug über dem wunderſchönen Leibe zuſammen; doch nach einer Secunde tauchte Agnes wieder empor, ruderte mit dem freigewordenen rechten Fuße, während ſie am linken Knöchel den aufgelöſeten Strick ſchleppte, und den Oberleib fortwährend emporſchwingend, dem Ufer zu, dem ſie bereits auf Griffweite ſich näherte.

Noch einmal verklärte ein Hoffnungsſtrahl den Meitung ihre brechenden Augen, und mit heiſerer Stimme ſchrie ſie:

„Helft! Helft!“ *)

Da verſchwanden die beiden Schuhe am Eckpfeiler des nahen Widerlagers, vor denen eben erſt die beiden Knaben geflohen waren, und ein Henkersknecht, deſſen graue Haare im Winde flatterten, rannte mit einer langen Hakenſtange herbei, ſchaute Agnes mit einem grimmſprühenden Geſichte an, wie ein ausgehungerter, blutdürſtiger Tiger die zarte Gazelle, auf ihrem einſamen Lager ſie überraſchend, faßte mit dem Haken der Stange die üppigen, ſchimmernden Locken, die wie ein goldener Delphin hinter ihrem Engelshaupte wogten, und bohrte dieſes, deſſen Augen in dieſem Momente aus Entſetzen vor dem Baſiliskenblicke des Mörders ſich auf ewig ſchloſſen, in die Tiefe des Stromes... **)

In einer halben Minute ſpürte der Henkersknecht, daß die unterſinkende Leiche ſeine Stange abwärts zerrte.

„Sie iſt todt!“ murmelte er, und riß die Stange los, an deren Haken ein wirrer Knäuel triefender Haare hing...

Wie zum Vollzuge eines verabredeten Zeichens, hob der Henkersknecht die Stange hoch empor, und eilte der Brücke zu. Bevor er ſie erreichte, ſtolperte er über einen

[illegible]

---

*) Hiſtoriſch.

**) Laur. Hochwarti Episcop. Ratisb. Cathalogi ap. Oeffele script. rer. boic. T. I. P. 220. — Anon. Farrago Hist. rer. Ratisb. ap. Oeffele T. II. P. 512. worin es ausdrücklich heißt: ex mandato Ernesti Ducis Bavariae, ... aus Auftrag des Herzog's Ernſt von Bayern..., was von allen gleichzeitigen und ſpäteren Autoren behauptet wird.

in den Boden eingerammten Pfoſten, ſtürzte nieder, und das falſche ſtruppige graue Haar fiel von ſeinem Kopfe. Schnell raffte er ſich auf; da erblickte der Knabe Andreas, der mit Philipp in der Nähe ſtand, ſein Geſicht, und rief erſtaunt aus:

„Ah! der Pfleger von Runding!“

Dieſer Ruf pflanzte ſich ſchnell unter dem nach und nach herbeigeſtrömten Volke fort, und viele Stimmen ſchrien zürnend:

„Schlagt ihn todt! Werft ihn in's Waſſer!“

Er brach ſich mit der Hakenſtange eine Bahn, ſchwang ſich auf das ledige Roß, und jagte über die Brücke an den Leuten vorüber, die hinter dem Prior bei dem Geländer knieten, für die Seelenruhe der unglücklichen Herzogin betend, dem Vitzdome nach, der, voll Angſt vor der Rache der wackern Bürger von Straubing, nicht mehr durch die Stadt zu reiten wagte, ſondern mit den übrigen Richtern auf der Straße nach Bogen davon ſprengte, um auf dieſem Umwege zu dem Herzoge Heinrich in Landshut zu ziehen.

Dieſer Gedanke rettete ihm das Leben; denn an einem halbgeöffneten Fenſter im Spitzthürmlein des Schloſſes, hinter dem Hausaltärchen der frommen Agnes, lauerte Paul mit geſpannter Armbruſt, um den Vitzdom bei ſeinem Einreiten durch das Thor vom Pferde zu ſchießen.

Noch wußte er nicht, daß der Junker von Villenbach der Mörder der Herzogin geweſen war. Martin erzählte es ihm ſchluchzend; da warf er ſich verzweiflungsvoll auf den flüchtigſten Renner im herzoglichen Marſtalle, und flog nach Vohburg . . .

Die Fiſcher holten die Leiche der Agnes Bernauer aus dem Strome. Sie wurde auf dem Kirchhofe der St. Peterspfarrkirche in der Altſtadt, auf einer freien und anmuthigen Höhe zunächſt der Donau, ehrenvoll begraben.

In ganz Straubing erhob ſich über ihr ſchreckliches Loos ein wehklagender Jammer . . .

So ſtarb die tugendhafteſte und ſchönſte Frau ihres Jahrhunderts, als ein für alle Zeiten beweinenswürdiges Opfer für das Wohl von Bayern, welches durch ihren gewaltſamen und ungerechten Tod vielleicht vom Untergange gerettet wurde.

Und dieſer himmelſchreiende Mord iſt geſchehen am Mittwoch vor dem Tage des heiligen Gallus, am 12. October im Jahre des Herrn eintauſend vierhundert fünf und dreißig . . .

8.

Am Tage der erwarteten Ankunft des Kaiſers Sigmund in Ulm, traf ein Eilbote desſelben mit der Nachricht ein, daß er wegen unvermutheter Hinderniſſe ſchwerlich vor drei Wochen kommen werde.

Eine ſo lange Zeit wollte Albrecht nicht ferne von ſeiner geliebten Agnes verleben; er brach mit Ritter Hugo zur Heimkehr auf. Als er am 12. Oktober in Augsburg einritt, ſah er von weitem einen großen Leichenzug ſich bewegen.

„Wer wird hier begraben?“ fragte Hugo einen alten Bürger, der dem Zuge keuchend nacheilte

„Meiſter Bernauer,“ antwortete der Bürger.

Die beiden Reiter erſchracken.

„An welcher Krankheit ſtarb er?“ fragte Albrecht.

„O! . . . wie es ſcheint, an einem geheimen Kummer.“

Und der Bürger ging wieder ſeines Weges.

„Wollt Ihr vielleicht die Meiſterin tröſten,“ Herr Herzog?

„Nein; wir wollen ſchnell durch Seitengaſſen fortreiten, damit ich der Trauerkunde nach Vohburg vorauseile; von fremden Lippen würde meine Agnes ſie troſtlos vernehmen.“

Die Sonne ſtand am andern Tage ſchon hoch am Himmel, als die zwei Reiſenden im Wiederſcheine ihrer Strahlen, auf der Zinne von Vohburg eine ſchwarze Fahne flattern ſahen . . .

„Wehe, wir kommen zu ſpät! Agnes hat die traurige Nachricht ſchon erhalten, und der gute Zenger die ſchwarze Fahne ehrend aufgepflanzt. Vorwärts! . . .“

Sie fanden die Brücke herabgelaſſen.

„Wie? Die Zugbrücke herabgelaſſen, ... gegen meinen ausdrücklichen Befehl? . . .“ rief Albrecht aus, und ſprengte mit Hugo in den Schloßhof, ohne den Wildmeiſter Jörg zu bemerken, der am Geländer der Brücke ſtand, und ſich tief verbeugte.

Beide ſchwangen ſich von den Roſſen, und warfen die Zügel zwei Stallwärtern zu, mit denen Paul herbeieilte.

Jörg ging langſam und mit betrübter Miene zum Thore herein.

„Warum ſteckt eine ſchwarze Fahne auf der Zinne?“ fragte Albrecht.

Paul ſah ihn mit verſtörten Blicken an, und ſeufzte:

„Wegen des Todes . . .“

„Ah!“ unterbrach ihn Albrecht, „im Schloſſe weiß man ſchon, daß der Meiſter Bernauer geſtorben iſt. Die arme Agnes!“

Er ſchaute zu den Fenſtern empor.

„Sie iſt noch nicht an's Fenſter geeilt, wie ſonſt,“ fügte er bei, „ich will ſie tröſten . . .“

Er machte zwei Schritte gegen die Freitreppe.

„Ihr wiſſet alſo nicht, Herr Herzog . . .“

„Was?“ fragte Albrecht, ſich umwendend.

„Daß der Vitztom von Straubing . . .“

„Nun?“

„ . . . Die gnädige Frau Herzogin Agnes geſtern. . .“ er weinte hier bitterlich ... „in der Donau ertränken ließ! . . .“

Wie vom Blitze getroffen, ohne Zeichen des Lebens, ſtürzte Albrecht zu Boden . . .

An allen Gliedern bebend, ſtützte Hugo ſich auf ſein Schwert. Ein dumpfer Schrei entrang ſich ſeiner Bruſt.

Erſt in der Nacht kehrte Albrecht in das Leben zurück; allein er war von Sinnen . . .

Der geſchickten Behandlung und unermüdlichen Pflege Hugos, gelang die Geneſung Albrechts nach vier Tagen.

Einen Augenblick allein, ging er auf den Balkon hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen. Da las er den unvollendeten Brief ſeiner Agnes, und brach in ein ſo gräßliches Toben und Raſen aus, daß alle Bewohner des Schloſſes ſich darob entſetzten.

Er ſchwur verzweiflungsvoll, ſeinem Haupte keine Ruhe zu gönnen, bis er den ſchändlichen Mord ſeiner Agnes an Allen blutig würde gerächt haben, die irgend eine Schuld an ihrem Tode trügen.

Er jagte mit Hugo und Paul, und mit allen im Schloſſe entbehrlichen Reiſigen, nach Ingolſtadt zum Gebarteten.

„Lieber Vetter, Ihr habet lange auf Euch warten laſſen“ rief ihm Ludwig entgegen, als Albrecht, von Hugo gefolgt, mit dem Ausrufe:

„Rache! Rache!“

in das Gemach ſtürmte.

„Meine Rache iſt wie die Reue," verſetzte Albrecht; „ſie hinkt hinten nach, aber ſie kommt ... Was ſoll ich thun, Vetter?"

„Was im umgekehrten Falle, vor dreiundvierzig Jahren, ein Vater ſeinem Sohne gethan hat," antwortete Ludwig mit finſterem Ernſte. „Erinnert Euch, Vetter, an den Herzog Albrecht I. zu Straubing, welcher während des Wahnſinnes ſeines Bruders, Wilhelm I., Statthalter in den Niederlanden war, und ſpäter ſein Erbe wurde. Albrecht lebte in Haag überſelig in den Armen eines wunderſchönen Mädchens, Aleide von Pölgeeſt, und kümmerte ſich wenig um die Regierungsgeſchäfte, die er ſeinen Lieblingen überließ. Darob ergrimmte ſein Sohn Wilhelm, und ging zu der ſeinem Vater feindlichen Partei über, welche man die Haken nannte. Um ihm ihre Freude und Theilnahme wegen ſeines Uebertrittes zu bezeigen, ermordeten ſie die Geliebte ſeines Vaters. Die grimmige Rache desſelben traf 54 Männer und Jünglinge, die Blüthe des Adels. Als Flüchtlinge mußten ſie im Elende herumirren, ihre Burgen wurden zerſtört, ihre Beſitzungen verkauft. Der wüthende Vater zündete das Haus an, in welchem der fliehende Sohn eine Freiſtätte ſuchte, und hätte ihn lebendig verbrannt, wär's ihm nicht durch einen glücklichen Zufall gelungen, dem gräßlichen Tode zu entrinnen. Erſt nach drei Jahren eines unſtäten Herumſtreifens, verſöhnte Wilhelm ſeinen Vater wieder durch ſeine ruhmvollen Siege über die empörten Frieſen ... *) Jetzt wiſſet Ihr es, lieber Vetter, was Ihr thun ſollet."

Ihr ſprechet mir aus der Seele, Vetter," verſetzte Albrecht; „bereitet Euern Beiſtand, und meine Rache wird nicht ſäumen!"

„Mein Beiſtand iſt bereit," entgegnete Ludwig, „und

---

*) Hiſtoriſch.

ich will Euch ſieben Zeugen ſtellen, die Euch die Wahrheit meiner Worte mit feurigen Zungen verbürgen. Iſt's Euch aber auch Ernſt mit Eurer Rache?"

„Ja, ſo wahr mir Gott helfe!"

Der Gebartete öffnete ein hohes Bogenfenſter, und ſteckte eine rothe Fahne in einen eiſernen Ring, der auſſerhalb neben dem ſteinernen Geſimſe angebracht war.

„Schauet jetzt fleißig in die Gegend hinaus, Vetter, ſo weit Euer Auge reicht, bis ich in wenigen Minuten wieder komme; mein Marſchalk Ruggenthal erwartet mich in den Ställen; ergötzet Euch inzwiſchen an den ſieben Zeugen!"

Und der Gebartete verließ das Gemach.

Nach zwölf bis fünfzehn Minuten ſtaunenden Harrens erblickten Albrecht und Hugo am fernen Horizonte, in verſchiedenen Richtungen, ſieben Flammenſäulen, die, von helmförmigen Rauchwolken überragt, aus ländlichen Behauſungen zum Himmel emporloderten.

„Ha!" rief Albrecht mit wildem Grimme aus, „dieß ſind die erſten Brandfackeln der Rache, die in die finſtere Nacht meines Jammers leuchten! Seid mir willkommen! ..."

„Herzog Albrecht," ſagte Hugo mit ernſter Miene; „ich ſcheide von Euch ..."

„Warum?" fragte der Herzog ganz erſtaunt.

„Ich ziehe fort," antwortete Hugo, „um mit Gottes Hilfe Alle zu tödten, die an dem grauſamen Morde Eurer unſchuldigen Gemahlin Schuld tragen, wär's auch Euer leiblicher Vater; aber ich find' es mit meinem Gewiſſen unvereinbar, Leben, Hab und Gut ſchuldloſer Landleute zu zerſtören, oder es auch nur zu dulden. Gehabt Euch wohl!"

Und eilig ſchritt er über die Schwelle in den Schloßhof hinab, wo Paul die beiden Pferde am Zügel hielt, und ſprengte mit ihm und ſeinen Reiſigen von dannen.

„Ach! mein treueſter Freund hat mich verlaſſen!" murmelte Albrecht, und ſtarrte mit düſteren Blicken und gekrampftem Herzen, nach den ſieben feurigen Zungen der ſieben Zeugen des Gebarteten hinaus . . .

9.

Mit patriotiſchem Schmerzgefühle wenden wir uns von den blutigen Gräueln, von den rauchenden Brandſtätten geplünderter Ortſchaften und armſeliger Hütten, von den Leichen ſchuldlos Erſchlagener ab, die wir, als ſchauderhafte Scenen der Rache des verzweiflungsvollen Albrecht, nicht mehr aus verſchollenen Jahrhunderten heraufzubeſchwören vermöchten, ohne unſere zitternde Feder in Blut und Thränen zu tauchen. Darum eilen wir mit einigen flüchtigen Zügen dem Schluſſe unſerer „recht traurigen" Geſchichte zu.

Am ſiebenten Tage nach dem Tode der Herzogin Agnes, am neunzehnten October, wurde in der St. Moritzkirche zu Augsburg vom Pfarrer Johannes ein feierlicher Trauergottesdienſt für die erlauchte unglückliche Frau gehalten. Die Kirche war von Trauernden überfüllt. Zwei Damen, in ſchwarze Gewänder gehüllt, weinten untröſtlich: die Freundinnen der Ermordeten, Frau von Königsegg und Frau Langenmantel.

Aber die Mutter der armen Agnes war nicht in der Kirche; bei dem Empfange der Trauerkunde rang ſie untröſtlich die Hände, ſtürzte wie wahnſinnig zum Thore hinaus, und betrat es nie wieder . . .

An demſelben Tage und zur nämlichen Stunde, ritt Hugo mit Paul und fünfzehn Reiſigen, von Munchsmänſter kommend, zu Sigenburg über die Abensbrücke aufwärts gegen Oberlauterbach, in Folge einer Meldung ſeiner Kundſchafter, daß Ludwig's kühner Ritter Ortlinger eine von Nothhaft geführte Schaar von Söldlingen des Herzog's Heinrich von Landshut, bei Oberhornbach überfallen, geſchlagen und zerſprengt habe.

Sie kamen zu einem Walde, durch den ein Weg führte, breit genug für zwei Pferde neben einander. Hugo ließ ſeine Leute vor dem Eingange des Waldes, zu beiden Seiten desſelben, je in einer Entfernung von fünfzig Schritten von dieſem Eingange, ſeitwärts dicht am Saume des Waldes, ſtille halten, um eine fliehend ausmündende Rotte im Rücken zu faſſen. Er ſelbſt und Paul ſtiegen ab, und gingen auf dem Waldwege fort, um zu ſpähen; bisweilen ſchmiegten ſie das Ohr an den Boden, in der Hoffnung, Hufſchläge aus weiter Ferne deſto leichter zu vernehmen.

Sie mochten ungefähr zweihundert Schritte weit gegangen ſein, als ſie zu einer kleinen Lichtung kamen, die ſich zur Rechten tief in den Wald hindehnte, ähnlich jenen Lichtungen, wie man ſie in großen Jagdparken findet. Dieſe Lichtung entlang ſprengte laut wiehernd ein geſatteltes, reiterloſes Pferd, das bald am Ende derſelben im Waldesdunkel verſchwand.

„Sicher ſind Verſprengte in der Nähe," flüſterte Hugo.

Paul nickte beiſtimmend.

Nach wenigen Schritten erblickten ſie eine kleine Wallfahrtkapelle neben einer ſtattlichen Eiche, deren gewaltige Aeſte, wie die Arme eines Kronleuchters, bis auf Mannshöhe herab den Boden überſchatteten. Hinter der Kapelle murmelte ein luſtiges Bächlein vorüber. Hugo warf einen Blick in dieſe; die morſche, klüftige Thüre ſtand offen. Den einfachen Altar zierten zwei hölzerne Leuchter ohne Kerzen, und vier langhalſige Krüge von Steingut mit Büſcheln von verwelkten Feldblumen. Auf jeder Seite des Altares, der ein mit ländlicher Einfalt auf Holz gemaltes Bild der Maria vom guten Rathe wies, verengte den Raum ein ganz vergitterter Beichtſtuhl, und ſechs Betſtühle faßten an den Feſttagen dieſes Bethäuschens freilich nur immer eine gar kleine Zahl der Andächtigen.

„Horcht, Ritter Hugo!“ ſagte Paul zu jenem, als er aus der Kapelle trat.

„Was gibt's?“ fragte Hugo.

„Höret Ihr nichts?“

Der Ritter lauſchte, und hörte ein ſchmerzliches Stöhnen. Er eilte um die Ecke, und ſah einen Mann, der mit Hilfe ſeiner beiden Hände auf dem rechten Knie aus einem Gebüſche hervorrutſchte, dem Bächlein ſich nähernd, während aus einer klaffenden Wunde ſeines linken Schenkels Blut rann, und bisweilen wie der fadendünne Strahl eines Springbrünnleins ſpritzte.

„Ein Verwundeter!“ murmelte Hugo.

Dieſer Mann, mit dem Rücken gegen den Ritter gewendet, fiel nach jeder Bewegung zuſammen, und wimmerte unabläſſig:

„Gott! . . . Waſſer . . . Waſſer . . . ich verbrenne . . . Waſſer!“

Hugo trat vor den Verwundeten hin, und fragte:

„Wer ſeid Ihr? Was fehlt Euch?“

Der Verwundete hob ſein erdfahles Geſicht empor, und ließ mit dem angſtvollen Schreie:

„Walfried!“

ſeine Stirne wieder auf den mooſigen Boden fallen.

„Ha! Verfluchter! . . .“ rief der Ritter aus, ſein Schwert zum tödtlichen Schlage ſchwingend.

Der Junker von Villenbach war's! . . .

„Ich bin wehrlos,“ ächzte er, „gebt mir nur einen Trunk Waſſer, und dann tödtet mich! . . .“

Die Bitte eines Verwundeten und Wehrloſen, der ſich nicht vom Boden erheben konnte, lähmte Hugo's rächenden Arm, doch gelang es nur ſeinem ſtrengen Befehle, Paul abzuhalten, den Mörder der unglücklichen Herzogin an den Boden zu ſpießen . . .

„Waſſer! . . . Um Gotteswillen Waſſer!“ . . . ſtöhnte der Junker, der kaum mehr drei Knierucke vom Bächlein entfernt war.

„Paul“, ſagte Hugo, ſchöpfe Waſſer mit Deiner Sturmhaube, und laß ihn trinken!“

„Der Bluthund ſoll ſein eigenes Blut ſaufen!“ entgegnete Paul wüthend.

„Paul, ſelig ſind die Barmherzigen! . . .“ verſetzte Hugo mit einem mitleidigen Blicke.

Brummend nahm Paul ſeine Sturmhaube ab, ſchöpfte Waſſer, und trat zu dem Verwundeten. Er bückte ſich, um es ihm zu reichen.

„Halt!“ gebot eine dumpfe Stimme.

Raſch aufblickend, ſah Hugo an der Rückwand der Kapelle, jene lange, hagere Geſtalt, in einer ſchwarzen Kutte mit einer ſchwarzen Capuze, aus der nur zwei tiefliegende Augen mit unheimlichem Feuer hervorblitzten, die ſchon bei dem Turniere in Regensburg dem Junker von Villenbach drohend erſchienen war.

Zwei Schritte ſeitwärts dieſer Geſtalt, ſtand eine zweite, ihr ähnlich, aber kleiner . . .

Die beiden Geſtalten ſchritten dem Verwundeten gegenüber, der bei ihrem Anblicke ein kreiſchendes Geheul ausſtieß.

„Junker von Villenbach," begann die lange Geſtalt, „die heilige Vehme hat Dich, den Verleumder der Agnes Bernauer, zum Tode verurtheilt, und uns beauftragt, das Todesurtheil an Dir, dem Möder der Herzogin Agnes von Bayern, zu vollziehen. Bete, denn in drei Minuten mußt Du ſterben."

Und zu Hugo und Paul ſich wendend fügte die Geſtalt bei:

„Wer einem Vervehmten beiſteht, deſſen Leben iſt der heiligen Vehme verfallen . . . Entfernet Euch! . . ."

„Verzeihung, Walfried! Verzeihung!" wimmerte der Junker.

„Ich verzeihe Euch," entgegnete Hugo, „was Ihr einſt mir gethan; den Mord der armen Agnes mag Euch Gott verzeihen! . . ."

Und Hugo und Paul gingen waldeinwärts, und hielten bei einem Gebüſche, von wo aus ſie ungeſehen ſchauen konnten.

„Sind denn dieſe Schwarzen ſo plötzlich aus der Erde geſtiegen?" fragte Paul den Ritter leiſe.

„Nein" antwortete dieſer eben ſo, „aber vermuthlich aus den zwei vergitterten Beichtſtühlen der Kapelle, in denen ſie verborgen waren."

Sie hörten fortwährend ächzen und winſeln, und die zwei ſchwarzen Geſtalten ſchienen ſich mit gebückten Leibern der ſtattlichen Eiche zu nähern; dieß geſchah, weil ſie den Junker zu dem Baume ſchleppten . . .

Hier ſtreckte ſich die lange Geſtalt, und warf über einen ſtarken Queraſt des Baumes einen langen Strick, der jenſeits des Aſtes in eine Schleife auslief . . . Die kürzere Geſtalt trat hurtig auf die beiden Hände des Verfehmten, und ſchlang die Schleife um ſeinen Hals Drauf huſchte ſie zu der langen Geſtalt, und der Junker ſtieß noch zwei heiſere Todesſchreie in dem Momente aus, da die Geſtalten mit rüſtigen Fäuſten am Stricke zogen, und den Elenden zum Aſte aufhiſſeten.

Die Sonne erhellte, über die Lichtung her, mit vollen Strahlen dieſe ſchauderige Scene.

Der Junker ſchlenkerte mit ſeinen Armen und Füßen, deren Bewegungen eine am linken Beine befeſtigte, bis auf den Boden reichende, purpurrothe Schnur zu folgen ſchien; doch war dieß nur eine Täuſchung der Augen durch die Ferne, und keine Schnur, ſondern ein Blutſtrahl aus der Schenkelwunde. . .

Als nur noch eine Spanne den Scheitel des Pflegers von Runding von dem Aſte trennte, ſchlangen die beiden ſchwarzen Geſtalten das andere Ende des Strickes, das ſie in ihren Händen hielten, wie einen Gürtel um den Stamm der Eiche, und ſchürzten drei geheimnißvolle Knoten, den Wiſſenden zur Kunde, daß hier die heilige Vehme ihr unvermeidliches Richteramt vollzogen habe.

„Er iſt todt!“ ſagte die lange Geſtalt, emporſchauend, mit hohler Stimme.

„Er iſt todt!“ beſtätigte ſein Gefährte, und Beide vertieften ſich langſam in den finſtern Föhrenwald gegenüber, während der teufliſche Mörder der unſchuldigen Agnes Bernauer, mit ſtruppigen Haaren, offenen, ſtarren, glaſicht-gebrochenen Augen, bleifarbenen, todesangſtſchweißkleberigen Wangen, ſchaumumſpültem, verzerrten Munde, ſchlumpenden Armen und krallenförmig gekrampften Fingern, . . . unter dem leiſe knarrenden Aſte baumelte . . .

„Er hat gebüßt!" äußerte Hugo, und wendete ſich ſchaudernd von dieſem Anblicke ab.

„Ah! viel zu wenig!" murmelte Paul mit verhaltenem Grimme, und Beide kehrten zu den Reiſigen zurück.

10.

Das Jahr 1435 ſchwand.

Ueber Schneefelder und Eispanzer der Ströme zog der Winter langſam heim zu ſeinen düſtern Nordpaläſten, und der Frühling kehrte wieder, nicht im heiteren Flügelgewande der Freude, ſondern mit dem Purpur des Bürgerblutes angethan . . .

Vereint mit Ludwig dem Höckerichten, dem Sohne des Gebarteten, und mit dem Freiherrn Johann von Abensberg, verbrannte Albrecht am 30. April das Dorf Aufhauſen im Gebiete des Herzogs Heinrich von Landshut; nur die Hälfte der Schenke blieb von den Flammen verſchont. In dieſer Schenke hielten etwa 20 bis 30 Landsknechte ein nächtliches Trinkgelage, jedoch ohne zu lärmen, — denn in einem klüftigen Verſchlage in der Ecke der Stube ſchlief Albrecht ermüdet auf Stroh.

Die Stube war nur durch das flackernde Licht von Holzſpänen ſpärlich erhellt, die auf dem Herde unterhalb des Kamines in einer eiſernen Klammer ſtaken.

Schwermüthige Harfenklänge weckten Albrecht aus ſchweren Träumen. Erſtaunt richtete er ſich auf ſeinem Strohlager empor, und horchte, ſein rechtes Ohr an eine Spalte des Verſchlages ſchmiegend, durch welche das düſtere Licht der brennenden Holzſpäne ſickerte.

„Daher ſetzt Euch, Meiſterſänger, daher, und thut uns Beſcheid, bevor Ihr ſinget," ſagte eine Stimme.

Albrecht konnte jedes Wort hören.

„Ich will Euch das neue Lied von der ſchönen Bernauerin ſingen,“ verſetzte der Meiſterſänger, entlockte ſeiner Harfe klagende Töne, und ſang:

Es reiten drei Reiter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin ihr Haus:
Bernauerin, biſt du drinnen,
ja drinnen?

*

Biſt du darinnen, ſo tritt du heraus. —
Der Herzog iſt draußen vor ihrem Haus
Mit allem ſeinen Hofgeſinde,
ja Geſinde

*

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein ſchneeweißes Hemd zog ſie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu trten,
ja treten.

*

Sobald die Bernauerin vor's Thor nauskam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
„Bernauerin, was willſt Du machen,
ja machen?“

*

„Ei willſt du laſſen den Herzog entweg'n?
„Oder willſt Du laſſen dein jungfriſches Leb'n,
„Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer?

*

„Und als ich will laſſen mein'n Herzog entweg'n,
„So will ich laſſen mein jungfriſches Leb'n,
„Ertrinken im Donauwaſſer,
a Waſſer.

•

„Der Herzog iſt mein,
„Und ich bin ſein;
„Sind wir gar treu verſprochen,
ja verſprochen. —“

•

Bernauerin auf dem Waſſer ſchwamm;
Maria Mutter Gottes hat ſie gerufen an,
Sollt ihr aus dieſer Noth helfen,
ja helfen!

•

„Hilf mir Maria aus dem Waſſer heraus,
„Mein Herzog läßt dir bauen ein neu's Gotteshaus
„Von Marmelſtein ein'n Altar,
ja Altar!“

•

Sobald ſie dieſes hat geſprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus,
Und vor dem Tod ſie errettet,
ja errettet. —

•

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
„Bernauerin, was willſt machen,
ja machen?“

•

„Ei willſt du werden ein Henkersweib,
„Oder willſt du laſſen dein'n jung ſtolzen Leib
„Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer?“

•

„Und eh ich will werden ein Henkersweib,

„So will ich laſſen mein'n jung ſtolzen Leib
„Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer!“ — —

*

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
„Bernauerin iſt ertrunken,
ja ertrunken!“ —

*

„Auf, rufet mir alle Fiſcher daher,
„Sie ſollen fiſchen bis in das rothe Meer,
„Daß ſie mein feines Lieb ſuchen,
ja ſuchen.“

*

Es kommen gleich alle Fiſcher daher,
Sie haben gefiſcht bis in das rothe Meer,
Bernauerin haben ſie gefunden,
ja gefunden.

*

Sie legen ſ' dem Herzog wohl auf den Schooß,
Der Herzog wohl viel tauſend Thränen vergoß;
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen!

*

„So rufet mir her fünftauſend Mann,
„Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
„Mit meinen Herrn Vatern eben,
ja eben.“

*

„Und wär mein Herr Vater mir nicht ſo lieb,
„So ließ ich ihn aufhenken, als wie einen Dieb;
„Wär aber eine große Schande,
ja Schande.“

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
„Sein Herr Vater iſt geſtorben,
ja geſtorben.“

*

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n
„Rothe Manteln müßen ſie hab'n,
„Roth müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen!“

*

„Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n,
„Schwarze Manteln müſſen ſie hab'n,
„Und ſchwarz müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen!“

*

„So wollen wir ſtiften eine ewige Meß,
„Daß man die Bernauerin nicht vergeß.
„Man wolle für ſie bethen,
ja bethen!“ — *)

* * *

Albrecht ſprang von ſeinem Strohlager auf, und eilte in die Stube. Zur Rechten des Meiſterſängers, der am Schluſſe des Liedes einen ſchwermüthigen Trauermarſch ſpielte, ſaß eine unheimliche Geſtalt. Es war ein betagtes

---

*) Dieſes intereſſante und uralte „Lied von der ſchönen Bernauerin“ befindet ſich in dem Werke: „Der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter, — eine Sammlung einzelner Aufſätze, herausgegeben von Dr. J. G. Büſching. Erſter Band. Mit 5 Kupfern und 3 Steindrucken, (unter dieſen auch die Muſik zu dem

Weib mit einer herzoglichen Krone von Flittergold auf dem Kopfe, deſſen zerrüttete Haare ein abgemagertes, erdfahles, von wahnſinnigen Augen überblitztes Antlitz umſchatteten, angethan mit einem kurzen und engen, aus bunten Fetzen von alten Gold- und Silberſtoffen zuſammengeflickten Mäntelchen. Dieſe Frauensperſon ſaß mit aufgezogenen Schultern in ſtolzer Haltung da, den Kopf in den Nacken legend; ihre bleichen Lippen klappten mit der Haſt eines ſchnurrenden Rädchens auf und nieder, ohne ein Wort hervorzubringen, ſo daß man nicht wußte, ob ſie angſtvoll bete, oder ob ſie vor innerem Fieberfroſte mit ſpärlichen Zähnen klappere.

Viele Landsknechte wiſchten ſich Thränen aus den Augen . . .

Der Herzog erkannte den alten Meiſterſänger, der bei dem Feſtbankette zu Augsburg das traurige Lied von der unglücklichen Ines de Caſtro weiſſagend geſungen hatte.

Liebe). Breslau 1817. im Auftrage bei Willibald August Holäufer. S. 409—412.

Dieſem hier buchſtäblich mitgetheilten Gedichte, iſt nachſtehende Anmerkung beigefügt:

„Dieſes geſchichtliche Lied, welches ich das erſtemal von einer Frau aus Regensburg ſingen hörte, und aufſchrieb, iſt, wie ich mich gegenwärtig überzeugte, in ganz Oeſterreich verbreitet. Es giebt wenige alte Leute allhier, denen es völlig unbekannt iſt. Mir kam auch ein alter, gewiß hundertjähriger Druck von dieſem Liede zu Geſicht, und eine neue, bis auf einige Wortveränderungen, getreue Auflage davon als Flugſchrift mit dem bedeutenden Titel: Drey ſchöne neue weltliche Lieder — vom Jahre 1817.

Franz Ziska.“

„Wer iſt dieſe Närrin?“ fragte Albrecht den Meiſterſänger.

„Ich traf ſie vor vierzehn Tagen in einer Schenke,“ antwortete dieſer, „wo ſie mich das neue Lied von der ſchönen Bernauerin ſingen hörte. Seitdem weicht ſie mir nicht mehr von der Seite. Das mitleidige Weibervolk auf dem Lande ſchenkt ihr viel, und da helfen wir einander aus. Sie iſt verrückt, wie Ihr ſehet, aber harmlos. Die Unglückliche bildet ſich ein, die Mutter der armen Agnes Bernauer zu ſein, aber ich glaub's nicht . . .“

Albrecht bebte . . .

„Wer ſeid ihr, Weib?“ fragte er die Wahnſinnige, die mit ihren langen dürren Fingern auf dem Tiſche trommelte.

„Ich bin die Mutter der todten Herzogin, ich bin die Mutter der todten Herzogin!“ . . . antwortete ſie, ohne den Kopf oder ein Auge zu bewegen, und mit endloſer Geläufigkeit.

„Stille, ſtille!“ ſagte der Meiſterſänger, und verſchloß ihr mit ſeiner Hand den Mund.

„Ha! ſie iſt's!“ rief der Herzog erſchüttert aus, der ſie an der Stimme erkannte.

Albrecht drückte dem Meiſterſänger zwei Goldgulden in die Hand, und ſagte:

„Bringet dieſe Unglückliche nach Geiſenfeld zum Wildmeiſter Jörg; er ſolle ſie ſorgfältig pflegen, bis ich komme. Vier Reiſige ſollen Euch zu Eurer Sicherheit geleiten.“

„Wer ſeid Ihr?“ verſetzte der Meiſterſänger.

„Dieß wird der Wildmeiſter von den Reiſigen erfahren.“

Der Herzog wendete ſich um.

Der Meiſterſänger öffnete die Hand, und ſah die zwei

Goldgulden. Hocherfreut über dieſe reichliche Spende, griff er in die Saiten ſeiner Harfe, und entlockte ihr kriegeriſche Töne, während Albrecht murmelte:

„Sie todt, ihr Vater todt . . . die Mutter wahnſinnig . . . O! O! . . .“

Da loderte die Flamme des alten Grimmes in Albrechts Herzen wieder empor, und er raſete mit ſeinen wilden Landsknechten zur Schenke hinaus, zu neuer Verwüſtung . . . Die Dörfer Mangolting und Sengkofen wurden verbrannt.

Rächend feierte am folgenden Tage, am 1. Mai, Nothhaft, der neue Feldoberſt des Herzog Heinrich von Landshut, das Maifeſt durch den Opferbrand des Marktes Mainburg, der doch dem Herzoge Ernſt gehörte, worüber dieſer in den höchſten Zorn gerieth, dem Herzoge Heinrich in einem Schreiben die bitterſten Vorwürfe machte, und ſich an die zu Regensburg anweſenden Fürſten, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg und den Pfalzgrafen Johann, um Vermitlung wendete, denen ſchon am 6. Mai der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes zwiſchen Herzog Heinrich und Albrecht, jedoch nur bis Pfingſten, und ohne Ausdehnung auf den Gebarteten, gelang.

Gegen dieſen wüthete Nothhaft ohne Unterbrechung fort. Am 13. Mai zündete er den Markt Geiſelhöring an, deſſen tapfere Vertheidiger aus der Kirche ein Bollwerk machten, plünderte überall, belagerte Dingolfing, das ſich am 14 Juni ergab, eroberte am 2. Juni das feſte Schloß Kirchberg, und verbrannte Roteneck. Ueberall ſtiegen Feuerſäulen auf . . .

Bald nach dem Tode der Agnes Bernauer, am 28. October, ſendete Herzog Ernſt ſeinen Kanzler Friedrich

Aichſtätter, mit einem Schreiben an das Hoflager des Kaiſers Sigmund. In dieſem Schreiben meldete er dem Kaiſer das Ableben ſeines Bruders, des Herzog's Wilhelm, und ergoß ſich dann in die heftigſten Klagen, wegen des durch den Tod der Agnes Bernauer von ſeinem Sohne Albrecht gegen den eigenen Vater begonnenen Krieges; er äußerte: „er thue auch Seiner kaiſerlichen Gnaden zu wiſſen, daß ſein Sohn beladen ſei geweſen mit einem böſen „Weibe, und dieſes hart und ſtreng gegen ihn verfahren, „daß man es mit wenigen Worten nicht ausſprechen könne; „auch ſei ſein Sohn in den drei oder vier Jahren nie recht „fröhlich geweſen; zudem habe er erfahren, daß ſie ſeines „Bruders Sohn vergiften wollte; und da ſich die Sache „ſo in Bosheit verlängerte, und je länger deſto mehr „Uebel daraus hervorging, ſo habe er dieſes Weib ertränken laſſen.“

Dann folgte ein ſtrenger Tadel des Benehmens Ludwigs des Gebarteten, der dieſe Gelegenheit benützte, den Sohn gegen den Vater aufzuhetzen. Er bat den Kaiſer, ſeinem Sohne ſein Befremden über das Unbillige eines ſolchen Verfahrens auszudrücken, und beizufügen: „er ſolle „es für keine Schande erachten; in kurzer Zeit werde Niemand mehr davon ſprechen, wenn er nur ſelbſt davon „ſchweige; er möge nur einſehen, daß man ihm zu Nutz „und Frommen gethan habe; aber der Handel, den er mit „der Frau weiland gehabt, ſei ihm, ſo lange ſie gelebt „eine Schande und Schmach geweſen, die ihn und alle „Fürſten von Bayern in fremden Landen in ihrem Anſehen „geſchwächt habe, und dieſe Schande wäre, ſo lange ſie gelebt hätte, nimmer vergeſſen worden, was ihn — den Vater — in ſeinem Gemüthe oft betrübt habe.“ *)

---

*) Hiſtoriſch.

Der kluge Kaiſer durchſchaute die eigentlichen Beweggründe dieſes Schreibens, die unerwieſenen Beſchuldigungen der unglücklichen Agnes Bernauer, zur Beſchönigung einer grauſamen Gewaltthat. Ernſt erhielt vom Kaiſer keine Antwort. Der von allen Verhältniſſen wohl unterrichtete Herzog Ludwig der Gebartete von Ingolſtadt, erfuhr dieſen Schritt des Herzog's Ernſt nebſt dem vollen Inhalte des Schreibens, und ſetzte Albrecht in einer Zuſchrift vom 6. Januar 1436 davon in Kenntniß, wodurch natürlich der Grimm deſſelben gegen ſeinen Vater noch mehr aufgeſtachelt wurde.

Aus dieſem Grunde blieben auch alle Abſendungen von Boten des Herzogs Ernſt an Albrecht, voll dringender Ermahnungen und Bitten, völlig erfolglos.

Einem dieſer Boten ſagte er:

„Melde dem Herzoge Ernſt, daß ich das Schwert der Rache nicht wieder in die Scheide ſtecke, bis nicht meine arme, von ihm ermordete Agnes, aus ihrem Grabe mir zuruft: „„Verzeihe!““

Und die blutigen Würfel des Bürgerkrieges rollten wieder über Leichen und Brandſtätten hin . . .

11.

Mitten in einem ſtillen Dorfe ſtand auf einer Erhöhung von zehn loſe gefügten Bretterſtufen, ein ärmliches Kirchlein, von einem engräumigen Friedhofe umgürtet. Seitwärts der Kirchthüre, noch innerhalb der Umfriedung, erhob ſich ein altes verwittertes hölzernes Kreuz, woran ein roh geſchnitzter Chriſtus mit einem Krönlein von Heideröschen hing.

An dem Stamme dieſes Kreuzes lehnte am Morgen des 16. Juli 1436. Herzog Albrecht, auf ſein langes

Schwert geſtützt. Er war in finſtere Gedanken verſunken, die ſich in ſeinen düſtern Mienen ausprägten. Wie mahnende warnende Schatten, tauchten die entſchwundenen Tage, Wochen und Monde wieder in ſeinem Innern auf. Seine Landsknechte waren im Dorfe vertheilt; nach allen Seiten hin Poſten ausgeſtellt. Albrecht hatte befohlen, dieſes Dorfes zu ſchonen, da ihm gemeldet wurde, es ſeien zwei feindliche Ritter mit einem Friedensfähnlein im Anzuge.

Plötzlich ſchmetterten Trompeten, und geleitet von zwölf Reiſigen der Vorhut, erſchienen die Ritter Georg Cloßner und Stephan Cloßner zu Gern, jener vom Herzog Ernſt, dieſer vom Herzog Heinrich von Landshut entſendet. Die beiden Ritter ſtiegen von ihren Roſſen, und die Stufen hinauf zum Herzoge Albrecht.

„Gott zum Gruße Herr Herzog!" ſagten die Ritter.

„Seid mir willkommen, wackere Cloßner, was bringt Ihr mir?"

„Euer Vater," begann Stephan Cloßner, „hat ſich, da der Kaiſer nicht im Lande iſt, an das Concilium zu Baſel, um deſſen Vermittlung zur Beendigung eines zerſtörenden Bürgerkrieges gewendet, und das Concilium alſogleich zwei Legaten, den Biſchof Johann von Lübeck und den Erzdiacon Nicolaus Cuſa, nach Regensburg geſchickt, wo die bayeriſchen Herzoge am 21. Juli mit ihren Landſchaften erſcheinen werden, um dieſe Angelegenheit zu ſchlichten. Bei dem guten Willen der Parteien iſt am glücklichen Gelingen nicht zu zweifeln: aber Ihr würdet Euch den Dank des ganzen Bayerlandes verdienen, dieſes Gelingen durch die frühere Verſöhnung mit Eurem Vater zu erleichtern."

„Zu dieſem Zwecke," fügte ſein Bruder, Georg Cloßner, bei, „ſendet Euch Euer Vater Herr Herzog Ernſt, durch mich einen Geleitsbrief.“

„Verſöhnungsanträge und Geleitsbriefe kommen zu ſpät,“ erwiederte Albrecht, den Kopf ſchüttelnd: „Herzog Ernſt hätte ſie ſenden ſollen, bevor er den lügenhaften Schandbrief an den Kaiſer Sigmund ſchrieb, worin er die von ihm ermordete Agnes noch ſchwer verleumdete. Wahrhaftig, der Kanzler Aichſtätter muß eine eiſerne Stirne haben, da er nicht vor Scham in den Boden ſank, als er dieſes Lügengewebe des heilloſen Ernſt dem Kaiſer überreichte.“

„Erlaubt, Herr Herzog,“ . . . äußerte Stephan Cloßner.

„Laßt mich ausreden,“ unterbrach ihn Albrecht; „als Nothhaft nach der Ermordung meiner geliebten Agnes zum Heinrich von Landshut floh, wähnte ich, der verruchte Vitzdom habe den teufliſchen Frevel aus perſönlichem Haſſe gegen Agnes oder gegen mich verübt; doch jenes ſaubere Schreiben des Herzog's Ernſt an den Kaiſer, das ich vollſtändig erfuhr, hat mich ſchrecklich enttäuſcht; Ernſt geſteht darin offen, daß er den Mord anbefohlen habe; Ernſt iſt alſo der Mörder meiner lieben Agnes, und mit einem Mörder will ich keine Gemeinſchaft haben.“

„Der Cloßner von Gern“ verſetzte dieſer, „pflegt die Wahrheit zu ſprechen, ohne Anſehen der Perſon; dieß iſt Euch bekannt, Herr Herzog; erlaubet mir alſo, daß ich die Wahrheit ſpreche. Ihr liebtet Agnes; ſie war ein frommes, ſittſames Mädchen; Ihr hättet dieſer Liebe männlich entſagen, aber nicht ſie heirathen ſollen; denn daß Eure unebenbürtige Ehe für ganz Bayern verderblich werden müſſe, konnte Euch keinen Augenblick zweifelhaft ſcheinen. Ich geſtehe, daß die Ermordung der armen Agnes ein himmelſchreiendes Unrecht war; aber es gab kein anderes

Mittel, das Vaterland zu retten für deſſen Heil die Unglückliche geſtorben iſt.“

„Wenn Ernſt,“ entgegnete Albrecht, „einen guten Zweck durch ein ſchlechtes Mittel erreichen wollte, ſo hätte er in ſeinem Schreiben an den Kaiſer geradezu ſagen ſollen, daß er Agnes zum Heile des Vaterlandes ermorden ließ, nicht aber den makelloſen Ruf dieſes Engels auf eine ſo ſchändliche Weiſe verleumden.“

„Dazu verleitete Euern Vater,“ bemerkte Georg Cloßner, „in der erſten Aufregung nach dem gräulichen Ereigniſſe, die Erinnerung an die mündlichen und ſchriftlichen Berichte des Vitzdom's Nothhaft; die beſten Fürſten werden durch ſchlechte Rathgeber, die ihnen ihr Vertrauen durch den Anſchein ſtrengen Pflichtgefühles abgeheuchelt haben, zu böſen Thaten verleitet. Herzog Ernſt will den Fehler ſeiner Leichtgläubigkeit wieder gut machen, und über dem Grabe Eurer Agnes eine Kapelle und einen Altar errichten laſſen, ſowie einen Jahrtag und eine tägliche Meſſe ſtiften.“

Dieß machte ſichtbar einen günſtigen Eindruck auf das Gemüth des Herzog's Albrecht.

In dieſem Augenblicke zogen durch das andere Gatter des Kirchhofes etwa zwanzig Knaben und Mädchen in einem Alter von 8 bis 12 Jahren, zerlumpte Kinder mit ausgehungerten Geſichtern, eine alte Frau an ihrer Spitze. Jedes Kind trug ein Sträußchen mit Feldblumen in der Hand . . . Als die alte Frau mit dieſen Kindern in die Nähe Albrecht's kam, knieten ſie ſich Alle nieder, und die alte Frau ſprach:

„Gnädiger Herr Herzog, wir Alle danken Euch, daß Ihr unſere Hütten nicht verbrannt habet; da ſie aber längſt ſchon geplündert wurden, ſo können wir Euch zum Beweiſe unſerer Dankbarkeit nichts geben, als dieſe Feldblumen."

Und die Frau und die armen Kinder legten die Sträußchen zu des Herzog's Füßen, und wankten neben dem Kreuze über die Stufen hinab.

Albrecht war gerührt; er rief ſeinen Reiſigen zu, der alten Frau und jedem Kinde ein Stück Brod zu geben.

„Wir haben ſeit geſtern ſelbſt kein Brod mehr," erwiederte einer von den Reiſigen.

„Ah! da bringt ja einer von den verdammten Bauern eine große Truhe auf einem Schiebkarren," rief ein anderer aus; „ſicher ſteckt Brod darin . . . Her mit der Truhe, alter Schurke!" Die Kinder ſchaarten ſich um dieſe Truhe, in der Hoffnung, Brod zu erhalten.

„Laßt den Mann!" gebot Albrecht, an die Brüſtung der Kirchhofmauer tretend. „Was haſt Du da, Alter?" fragte er ihn.

„Die letzte Steuer für den gnädigen Herrn Herzog Albrecht," erwiederte der Alte, die Mütze vom ergrauten Kopfe ziehend.

„Was für eine Steuer?"

„Blutzehent!" kreiſchte der Alte, und riß den Deckel der Truhe auf.

Albrecht erblickte die rauchgeſchwärzten Leichen von fünf, in einem brennenden Hauſe erſtickten Kindern . . .

„Meine Enkel!" wehklagte der Greis, und warf ſich verzweiflungsvoll über die Truhe hin.

Schaudernd wendete ſich Albrecht von dieſem gräßlichen Anblicke ab, und trat wieder zum Stamme des Kreuzes.

„Ihr werdet noch viele Ladungen von ſolchem Blutzehent empfangen, Herr Herzog, wenn Ihr nicht verzeihet," äußerte Stephan Cloßner mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke ſeiner Miene.

„Ja, ohne Verſöhnung mit Eurem Vater,“ ſagte Georg Cloßner, „ohne Verzeihung, werdet Ihr das ſchöne Bayern in Tod und Elend ſtürzen. Ihr könnet es vor Gott nicht verantworten!“

Während der Scene mit der Truhe war ein Pilger auf dem Kirchhofe erſchienen, und auf der nämlichen Seite hinaufgegangen, wie die Kinder mit den Sträußchen von Feldblumen.

„Wiederholet dem Herzoge Ernſt,“ verſetzte Albrecht, „was ich ihm ſchon durch einen ſeiner Boten melden ließ: daß ich das Schwert der Rache nicht wieder in die Scheide ſtecke, bis nicht meine arme, von ihm ermordete Agnes, aus ihrem Grabe mir zuruft: „„Verzeihe!““

„Agnes ruft Euch zu: „„Verzeihe!““ ſprach der Pilger mit einem Tone wehmüthiger Rührung.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Albrecht, raſch ſich nach der Stimme umwendend.

„Ein Bote des Friedens und der Verſöhnung, an Euch geſendet von Eurer unſchuldigen, unglücklichen Agnes . . .“

„Euer Name?

„O! Herr Herzog, Ihr kennet mich recht gut. Ich wankte Euch ſchon lange auf der blutigen Bahn Eurer Rache nach; und preiſe Gott, daß es mir gelungen iſt, Euch zu erreichen, bevor ich ſterbe. Ich bin der Prior Colomann, der Beichtvater Eurer Gemahlin . . .“

Und der Pilger nahm ſeinen Hut ab, und wies ſein ehrwürdiges Haupt.

„„O! O! Prior, hat meine Agnes mir nicht gezürnt?“ rief Albrecht aus, des Greiſes beide Hände faſſend.

Dieſer erwiederte:

„Ihre letzten Worte waren: „„„Prior, ſagt meinem „Albrecht, daß ich für ihn geſtorben bin, treu bis in den „Tod . . . daß ich allen meinen Feinden verziehen habe, „und daß ich ihn herzlich bitten laſſe, meinen Tod nicht zu „rächen! . . .“

„Iſt dieß wahr, iſt dieß wahr?“

„So wahr mir Gott helfe, und ſein heiliges Evangelium!“ antwortete der Prior, die Hand zum Schwure erhebend.

Mit gebrochener Kraft ſtürzte Albrecht auf ſeine Kniee am Stamme des Kreuzes, den er mit ſeinen Armen umſchlang, und brach in einen Strom der bitterſten Thränen aus, die nie mehr zu verſiegen ſchienen . . .

Der Prior ſprach mit feierlichem Tone:

„Herr Herzog, Ihr umſchlinget den Stamm des Kreuzes, welches das Bild des Heilandes trägt, der den Erlöſertod für die Sünden aller Menſchen geſtorben iſt. Sein heiliges Gebot lautet: „„„Verzeihet Euern Feinden, und thut ihnen Gutes!“„ Eure unſchuldige Gemahlin hat ſterbend allen ihren Feinden verziehen, und Euch herzlich bitten laſſen, ihren Tod nicht zu rächen. Bedenket, daß Ihr, wenn Ihr vom Kreuzesſtamme, den Ihr troſterflehend in tiefeſter Wehmuth umſchlinget, mit taubem Herzen gegen Frieden und Verzeihung Euch erhebet, . . . durch verweigerte Erfüllung der Bitte Eurer Agnes, ſie noch im Hauſe des himmliſchen Vaters betrübet, und für immer gnadenlos vom Stamme des heiligen Kreuzes ſcheidet! . . .“

Albrecht hielt knieend den Stamm des Kreuzes mit ſeiner linken Hand umſchlungen, ſtreckte die Rechte nach

Georg Cloßner hin, und ſtammelte mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme:

„Cloßner . . . gebet mir . . . den Geleitsbrief! . . . Frieden in Bayern . . . Verſöhnung . . . ich verzeihe! . . .“

. . . .

Am folgenden Tage, den 17. Juli 1436, um fünf Uhr Nachmittags, empfing Herzog Ernſt, an der Schwelle der Haupttreppe der Ludwigsburg, ſeinen Sohn Albrecht.

Beide lagen lange, lange, ſchluchzend einander in den Armen, ohne ein Wort zu ſprechen . . .

Albrecht fand geraume Zeit ſeinen einzigen Troſt nur darin, ſich mit dem Andenken an ſeine geliebte Agnes zu beſchäftigen. Er ſtiftete ihr einen Jahrtag und eine tägliche Meſſe bei den Carmelitern zu Straubing, und beſtimmte dazu einen Theil der Erträgniſſe des Zolles zu Regensburg, den er von Parcival Zenger mit jenen 10,000 fl. erkaufte, welche die Prinzeſſin Eliſabeth zur Strafe des gebrochenen Eheverlöbniſſes vertragsmäßig hatte bezahlen müſſen.

Viele beruhigende Momente gewährte ihm der ſüße Zauber der Muſik.

Selbſt in ſeinem Siegel wollte er die Erinnerung an das traurige Loos der armen Agnes verewigen. Er ließ ſich ein neues Siegel ſtechen mit dem bayer'ſchen und pfälziſchen Wappen, darſtellend einen Helm, überragt von einer anſehnlichen Krone, und dieſe von einem gekrönten Löwen zwiſchen zwei Hörnern, die auf beiden Seiten mit Laubwerk luſtig verziert ſind; auf der linken Seite ſieht man eine bis zum Gürtel nackte Frauensperſon, mit einer langen Kette in beiden Händen, andeutend, daß man ihr gewaltthätig Alles geraubt habe. *)

---

*) Hiſtoriſch.

Die allmächtige Zeit, welche alle Wunden heilt, die ſie ſchlägt, ging auch an Albrecht nicht ſpurlos vorüber. Agnes blieb ihm unvergeßlich, aber nicht völlig unerſetzlich . . .

12.

Am Tage des heiligen Leonhard, den 6. November 1436, in der zehnten Nachtſtunde, kniete ein Mann, in einen Mantel gehüllt, eine Faltenmütze auf dem Kopfe, am Grabe der Agnes Bernauer, und betete.

Dann murmelte er:

„Arme Agnes, Dein Grab iſt eine ſtille Klauſe, wo hinunter nicht der Trompeten- und Paukenſchall des prunkvollen Beilagers dringet, welches Dein treuer Albrecht zu dieſer Stunde in München mit der Prinzeſſin Anna von Braunſchweig feiert. Erinnerſt Du Dich noch an die Geſchichte der Ines de Caſtro? O! . . . er hat Deine Gebeine nicht geholt . . . Du biſt nun eine todte Wittwe . . . Bleib mir treu, bis ich wieder komme! Ich gedenke dann ein geſchwiſterliches Beilager des Todes mit Dir zu feiern . . ., und Dich nicht mehr zu verlaſſen, bis zum Tage der Auferſtehung . . .“

Der Mann ſtand auf, bekreuzte ſich dreimal, verließ den Kirchhof, und Niemand wußte, wohin er ging . . .

Dieſer Mann war der untröſtliche Ritter Hugo.

Von ihm reichlich beſchenkt, war der treue Paul am vorigen Tage, ſchmerzlich ſcheidend, zu ſeinem erkrankten Vater heimgeritten.

Herzog Albrecht überließ ſich ſpäterhin ganz der Leitung der Prieſter; an der Tafel wurden ihm geiſtliche Bücher vorgeleſen; er überwachte die Sittenreinheit der Klöſter durch eifrige Unterſuchungen, und ſtiftete die herrliche

Benediktinerabtei auf dem Berge Andechs; darum bekam er auch den Beinamen des Frommen . . .

Albrecht's Verzeihung war vollſtändig. Er beſtätigte nicht nur den Vitzdom Nothhaft von Straubing in ſeinem Amte, ſondern ſchenkte ihm auch im Jahre 1439 die feſte Burg Lenzmanſtein in der Lengfelder-Herrſchaft, mit Vorbehalt der Oeffnung. Emeran von Nußperg, Richter von Straubing, der ſehr eifrig für den Tod der armen Agnes ſtimmte, erhielt vom Herzoge Ernſt die Beſtätigung im Beſitze des Wildbannes zu Kalmberg, und das Fiſchwaſſer, der Riedbach genannt, zum Geſchenke.

In dieſer Ehe wurde Albrecht Vater von zehn Kindern, von ſieben Söhnen und drei Töchtern; aber ſeiner Gemahlin gelang es nicht, ſein Herz ganz zu feſſeln, wie einſt Agnes. Er flatterte wieder zu andern Blumen, wie zur Zeit, da er den Engel von Augsburg noch nicht geſehen hatte. Eine Frauensperſon, welcher er mit andauernder Liebe zugethan blieb, hieß Urſula, eine Kirſchnersfrau in München, die der Stadtmagiſtrat daſelbſt nach dem im Jahre 1460 erfolgten Tode des Herzog's, nebſt ihrem Gatten aus dem Burgfrieden verwies. Einige Verordnete der Landſtände leiteten, gemeinſchaftlich mit den herzoglichen Räthen, den Prozeß wider ſie ein.

Albrecht ſteigerte die Erinnerung an ſeine geliebte Agnes bis zur Schwärmerei. Er vertagte die Ausfertigung des Heirathsbriefes, der Widerlags- und Morgengabsurkunde, nach ſeiner Vermählung mit Anna von Braunſchweig, noch zwei Monate lang, bis zum 21. Januar 1437, am Tage der heiligen Agnes, und zehn Jahre ſpäter, wieder am Namenstage ſeiner unvergeßlichen Agnes, unterzeichnete er eine Urkunde, worin er ſie ſeine ehrſame Frau nannte, und die Stiftung ihres Jahrtages und der täglich zuleſenden Meſſe erneuerte. Um ihrem oft geäußerten Wunſche, dereinſt in der von ihr bereits bei den Carmelitern in Straubing erbauten Kapelle zu ruhen, zu genügen, ließ er ihre Gebeine erheben, und dorthin bringen, und ihr einen koſtbaren marmornen Grabſtein ſetzen, auf den ſie in Lebensgröße in Stein ausgehauen war. Ihr Haupt ruhte auf einem mit vier großen Quaſten verzierten Kiſſen, und war mit einem Schleier umhüllt, eine Auszeichnung, die man damals nur bei Aebtiſſinnen und vornehmen Damen auf ihren Grabſteinen fand. Ihren Leib umſchloß ein mit Hermelin gefütterter Mantel; die rechte Hand, welche über die linke gelegt war, hielt einen Roſenkranz. Zu ihren Füßen, ein wenig oberhalb derſelben, erblickte man einen Hund und eine Eidechſe, die Sinnbilder ehelicher Treue und häuslicher Geſelligkeit.*)

Dieſe Grabkapelle der unglücklichen Agnes, der todten Herzogin, deren wahnſinnige Mutter längſt ſchon im Grabe ruhte, war Jahr aus Jahr ein mit einem wunderſchönen geiſterbleichen Lilienflor geſchmückt, den in rauhen Spätherbſttagen und in Winterſtürmen künſtliche Lilien, blendend weiße Schwäne aus dem Pflanzenreiche, von derſelben Hand, welche die natürlichen brachte, der Natur täuſchend nachgebildet, erſetzten.

In einer eiſigen Decembernacht, da des Mondes fahler Schimmer durch den Kreuzgang ſickerte, trat ein Carmelitermönch aus einer Seitenthüre, und wankte an den alten Grabſteinen vorüber bis zur Grabkapelle der Agnes Bernauer. Dieſer Mönch war ein Mann von zweiundvierzig bis dreiundvierzig Jahren, jedoch mit den verfallenen Zügen eines gramgebeugten Greiſes. Er trug unter jedem Arme ein aus Holz geſchnitztes Gefäß mit künſtlichen Lilien. Dieß war ſein ſechſter Gang . . .

---

*) Hiſtoriſch.

Er ſtellte die beiden Gefäße zu den übrigen zehn.

„Zwölf Gefäße . . .“ ſagte er . . . „vor zwölf Jahren ſtarb ſie . . .“

Dann kniete er ſich hin, faltete die Hände, und betete. Der Mönch war todmüde . . . Er umfaßte mit ſeinen Händen die Seitenflächen vom ſteinernen Rahmen des Grabmales der unglücklichen Agnes Bernauer, legte ſein Haupt zu ihren Füßen, zwiſchen den Hund und die Eidechſe, und entſchlummerte, die Worte murmelnd:

„Treu bis in den Tod!“

Zwei Stunden ſpäter trat der Sacriſtan in die Zelle des Paters Cöleſtin, um ihn zur Frühmeſſe zu holen.

Die Zelle war leer . . .

„Ah!“ ſagte der Sacriſtan, „Pater Cöleſtin iſt gewiß wieder bei der Agnes Bernauer.“

Er eilte in den Kreuzgang, und fand den Pater Cöleſtin, wo er ihn vermuthete.

„Pater Cöleſtin,“ flüſterte der Sacriſtan, „kommet in die Kirche, es iſt Zeit zur Frühmeſſe!“

Da der Pater nicht antwortete, wiederholte er dieſe Worte, und berührte ſanft ſeine rechte Schulter.

Der Pater blieb ſtumm.

In dieſem Momente erhellte ein flüchtiger Strahl des Mondes das blaße Antlitz des Entſchlummerten. Der Sacriſtan bückte ſich, und lauſchte am Munde des Mönches, in deſſen Buſen kein Athem mehr ſich regte . . .

„Jeſus! der Pater Cöleſtin iſt todt!“ rief der Sacriſtan erſchrocken aus, und rannte von dannen, es dem Prior Benedikt zu melden.

Pater Cöleſtin war todt; er ſtarb an gebrochenem

Herzen, und wurde, um was er lebend bat, neben der unglücklichen Agnes Bernauer in eine ſtille Gruft gebettet. Um ſeinen Hals trug er eine feine ſtählerne Kette, an welcher jenes goldene Herz hing, das in ſeinem Innern eine Locke der armen Agnes Bernauer barg.

Dieſer Pater Cöleſtin war jener Mann, der vor eilf Jahren am Grabe der Agnes Bernauer zu St. Peter in der Altſtadt kniete, und dort die Worte gemurmelt hatte:

„Du biſt nun eine todte Wittwe . . . bleib mir treu,
„bis ich wiederkomme! Ich gedenke dann ein geſchwiſterliches
„Beilager des Todes mit Dir zu feiern . . ., und Dich nicht
„mehr zu verlaſſen, bis zum Tage der Auferſtehung . . .“

Ende.

Die beiden Ströme.

— Schluß-Sonnett. —

Wer von der Brücke ſchaut, vor Straubing's Mauern,
Hinab, wo einſt des Donauſtromes Fluthen
Auslöſchten grauſam ſüßer Liebe Gluthen,
Entrinnet nicht der Wehmuth Doppelſchauern:

Denn Herzen, die gebrochen ſchweigend trauern,
Ertränkt auch oft ein Thränenſtrom, die guten,
Nach Wonnetraumes flüchtigen Minuten,
Die, ungekannt, verewigt kein' Bedauern.

An dieſe mahne Euch der Agnes-Ende,
Das nie ein Herz wird ohne Trauer hören,
Beweinend ſie, wie in der Kindheit Tagen.

Dann fleht zu Gott, daß Euch kein Wahn verblende,
Noch glatte Worte das Gemüth bethören,
Und in des Thränenſtromes Fluthen jagen!

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Ehren-Spiegel

des

Glorreichen Hauſes Wittelsbach.

Ein bayeriſches Geſchichts- und Volksbuch

für alle Stände,

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

WITTELSBACHER LEU
STARK UND TREU
L

Der Reinertrag iſt für den bayeriſchen Invalidenfond beſtimmt.

München, 1867.
E. A. Fleiſchmann's Buchhandlung.
Maximilianſtraße Nro. 2.

„Meine Bayern ſind ein treues und biederes Volk, wie
„es keines wieder gibt. — Alles für Meine Bayern, denn
„ſie thun Alles für Mich!"

Maximilian Joseph I.,
König von Bayern.

Vorwort.

Dieſes bayeriſche Volksbuch, auch zu Leſe- und Preiſebüchern für Schulen vorzüglich geeignet, erzählt in einfacher, klarer und volksverſtändlicher Sprache, die Lebens- und Regierungsgeſchichte bayeriſcher Fürſten aus dem glorreichen Hauſe Wittelsbach, vom Herzoge Otto dem Größern, dem Stifter dieſer Linie im Jahre 1180, bis zur Stunde der Vollendung dieſes Werkes, jedoch zunächſt in Bezug auf die von dieſen Fürſten ihrem Volke geſpendeten, ewig dankenswerthen Segnungen, ſowie auf des Volkes Thaten unerſchütterlicher Liebe, Treue und Hingebung, daher dieſes Volksbuch ſich von andern Schilderungen bayeriſcher Fürſten durch den patriotiſchen Zweck weſentlich unterſcheidet: „alle Bayern, bis in die unterſten Schichten der Staatsangehörigen, in der gemeinſamen Liebe zum Könige und Vaterlande, und in der heiligen Achtung für Geſetz und Ordnung zu vereinigen.“

Die freundlichen Leſer werden darin auch die erſchütternde Geſchichte des großen Aufſtandes des patriotiſchen bayeriſchen Volkes im Jahre 1705 finden, die Namen der in der mörderiſchen Sendlingerſchlacht am

Chriſttage des nämlichen Jahres für Fürſt und Vaterland todesmuthig gefallenen Oberländerbauern, ferner die Namen muthiger Patrioten in ſtürmiſchen Kriegszeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts, ausgezeichnet durch goldene oder ſilberne Ehrenzeichen des Civil-Verdienſtordens, oder durch öffentliche Belobungen im k. Regierungsblatte, ſowie die Namen von gleichzeitig verdienſtvollen Stadt- und Landgemeinden, die durch Verleihung von Fahnen, Standarten, Wappen und Siegeln, oder durch öffentliche rühmende Erwähnungen belohnt wurden.

Möge dieſes vaterländiſche Werk, das in Folge höherer Prüfung bereits einer ehrenden Anerkennung patriotiſcher Geſinnungen gewürdiget wurde, von allen Bayern mit jener Liebe aufgenommen werden, womit es geſchrieben hat

der Verfaſſer.

München, den 18. October 1866.

An Seine Majeſtät
Ludwig II.,
König von Bayern.

Bavaria.

Stolz ſegelt auf dem Weltmeer der Geſchichte,
Seit tauſend Jahren ſchon ein feſtes Schiff,
Und ob es ankre, ob die Anker lichte,
Ob dort, wo bräuend ſtarrt ein Felſenriff,
Wo immer hin die Fahrt es ſorgſam richte,
Verhütet ſtets des Führer Rudergriff,
Daß nicht an einer grauſen Klippenſchwelle,
In Trümmer dieſer ſchöne Bau zerſchelle.

Mit wilden Stürmen hat das Schiff gerungen,
Und manchmal jede Rettungshoffnung wich,
Doch aus den Stürmen fuhr es unbezwungen,
Weil nichts der Liebe und der Treue glich,
Womit bis zur Begeiſterung durchdrungen,
Das Schiffsvolk kämpfte unerſchütterlich,
Wetteifernd, Hab' und Gut, und Blut und Leben,
Für den geliebten Führer hinzugeben.

Urplötzlich bricht ein Sturm los über Alle,
Die ſich in Schiffen auf das Meer gewagt,
Das mit der Brandung finſterm Wogenſchwalle,
Der Maſten höchſte Spitzen überragt.
Der Abgrund gähnt gleich einer Leichenhalle,
Worin noch nie ein Sonnenſtrahl getagt;*
Die Schiffe beben in den tiefſten Fugen,
Und tauſend Herzen, die auf ihnen ſchlugen.

Da ſchien in neue Richtung fortgetrieben
Mit andern auch das Schiff Bavaria,
Das feſte Schiff, das unverſehrt geblieben
In allen Stürmen, die es toben ſah.
Es ſollte niemals rettungslos zerſtieben;
Vertrauend, wie's in alter Zeit geſchah,
Der Führer läßt des Schiffes ſchlanke Lenden,
Von Sohnes Hand zum ſichern Hafen wenden.

Recht, Wahrheit, Freiheit, — vom Geſetz geboren,
Ein Sterngebild am hohen Himmelsdom,
Der edle Argonaut Sich hat erkoren,
Das Schiff zu lenken aus dem Wogenſtrom'.
Treu blieben, welche Treus Ihm geſchworen,
Bald ſchwand auch die Gefahr wie ein Phantom;
Vom Bangen Aller, die am Ufer ſtanden,
Erſehnt, begann Bavaria zu landen.

Max hat gekannt das Schiff und die Gefahren,
Die lange meerdurchbrauſend es bedroht,
Die Sterne, welche weiſe Schirmer waren,
Max kannte ſie, der König, als Pilot,
Und auch Sein treues Schiffsvolk, das in Schaaren
Zur Rettung ſich gedrängt in Schiffbruchnoth,
Bereit zu Opfern, die an jene mahnen,
Die es gebracht für Seine großen Ahnen.

Max ſchied von uns! Ihm hat das Herz gebrochen
Die Lage Deutſchlands durch verhöhntes Recht;
Was mit dem Sohne ſterbend Er geſprochen,
War geiſtiges Vermächtniß, groß und echt.
Wenn Stürme an die Pforten Bayerns pochen,
Wird glorreich auch das lebende Geſchlecht,
Wie die entſchwundenen zu allen Zeiten,
Für den geliebten König Ludwig ſtreiten.

Dem Weltmeer der Geſchichte iſt es eigen,
Daß oft im Abgrund ſchon ein Seeſturm rauſcht,
Von dem ſich oben keine Spuren zeigen,
Der heimlich gährend, Unheil brütend lauſcht.
Aus Gräbern werden Patrioten ſteigen,
Wird jemals Krieg für Frieden eingetauſcht,
Die ſich für Wittelsbach den Ruhm erwarben,
Weil treu ſie kämpften, ſiegten oder ſtarben.

Was Bayern ſeit Jahrhunderten erlebet,
Was Fürſtenliebe für das Volk gethan,
Und für die Fürſten treu das Volk erſtrebet,
Verkünd' ich treu auf der gewählten Bahn.
Dir, Ludwig, von des Vaters Geiſt' umſchwebet,
Dir, edlem Sohn, von Maximilian,
Den treu wir lieben bis zum Grabesrande,
Dir, **Ludwig**, Heil, und Heil dem Vaterlande!

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Geſchichtliche Einleitung.

In uralter Zeit gab es in Bayern nur Freie und Leibeigene, und an der Spitze der Freien ſechs hochedle Geſchlechter, unter denen jenes der Agilolfingen das vornehmſte geweſen iſt, aus welchem Garibald I. als erſter Herzog von Bayern hervorging, das er von 555 bis 595 beherrſchte.

Ihm folgten: Thaſſilo I. bis 609; Garibald II. bis 640; Theodo I. bis 680; Theodo II. bis 717, der das Land mit ſeinen drei Söhnen theilte: Theodobert, geſtorben 724, Grimoald, ermordet 725, und Theodobald, geſtorben 712, deſſen Sohn Hugibert bis 737 regierte; Odilo bis 748; Thaſſilo II. bis 788, der letzte Herzog von Bayern aus dem Geſchlechte der Agilolfingen. Da er durch ſein Streben nach der Unabhängigkeit Bayerns von der fränkiſchen Herrſchaft ſeinen Lehenseid brach, wurde er von Kaiſer Karl dem Großen i. J. 788 auf einem Reichstage zu Ingelheim des Herzogthums Bayern entſetzt, als Benediktinermönch in das Kloſter Gemeticum bei Rouen geſperrt, ſpäter auch in die Klöſter St. Gever und Lorch gebracht. Sein älterer Sohn Theodo kam in das Kloſter St. Maximin bei Trier, ſein jüngerer Sohn Theodobert in ein anderes, eine Tochter in das Kloſter Cala, eine zweite in das Kloſter zu Laon.

Thaſſilo mußte nach ſechs Jahren, im Jahre 794, im Mönchsgewande, in einer großen Verſammlung zu Frankfurt am Main, auf das Herzogthum Bayern für ſich und ſeine Nachkommen feierlich verzichten, und dann in einem unbekannten Kloſter bis zu ſeinem Ende verbleiben. Von dem ferneren

Schickſale dieſes unglücklichen Herzogs, ſeiner Söhne und Töchter, ſowie ſeiner Gemahlin Luitperga, einer Tochter des Longobardenköniges Deſiderius, ſchweigt die Geſchichte.

So endete das erlauchte Geſchlecht der Agilolfingen, das 233 Jahre lang in Bayern regiert hatte.

Die Herrſchaft über Bayern führten nun von 788—911 folgende Regenten aus dem Geſchlechte der Karolingen, alſo genannt von Karl dem Großen: Karl der Große 788 bis 813; Bernhard bis 814; Lothar bis 817; Ludwig der Fromme bis 825; Ludwig II., genannt der Deutſche, der die Pfalzgrafen einführte, bis 875; Karlmann bis 880; Ludwig III. bis 882; Karl II., genannt der Dicke, bis 887; Arnulf I. bis 899, Ludwig IV., genannt das Kind, bis 911.

In dieſem Jahre 911 erloſch das Geſchlecht der Karolingen in Bayern, nachdem es 123 Jahre lang regiert hatte, mit Ludwig IV., ſeiner Jugend wegen genannt das Kind, der in einem Alter von noch nicht 17 Jahren am 20. Juni 911, ein Opfer ſeines Kummers, zu Regensburg verſchied. Unter ſeiner Regierung ſtarb ſein tapferer Heerführer Luitpold eines ruhmvollen Todes für das Vaterland im Juli 907 in einer dreitägigen Schlacht gegen die Ungarn, in der Nähe von Preßburg, mit 19 bayeriſchen Grafen, dem Erzbiſchofe Dietmar von Salzburg, den Biſchöfen Otto von Freiſing und Zacharias von Säben, nebſt 3 Aebten; denn damals und noch lange in ſpäteren Zeiten, zogen auch Geiſtliche in den Krieg, und kämpften mit ritterlichem Muthe.

Die ſiegenden Ungarn überſchwemmten das flache Land von Bayern mordend, brennend und plündernd, und zerſtörten von 53 bayeriſchen Klöſtern 21: Ober- und Niederalteich, Benediktbeuern, Dieſſen, Kremsmünſter, Matſee, Monſee, Münchsmünſter, Oetting, Oſterhofen, Polling, Sandau, St. Pölten, Scheftlarn, Schlechdorf, Schlierſee, Siberſtadt, (jetzt Seiberſtätten am rechten Ufer des Lech), Tegernbach, Tegernſee, Thierhaupten und Weſſobrunn. Die meiſten der übrigen 32 Klöſter litten mehr oder weniger durch die Verwüſtungen der wilden, grauſamen Feinde. Vergebens verſuchten bayeriſche Landleute bei Lengfeld, oberhalb Abach, in deſſen Schloſſe Heinrichsburg im Jahre 972 Kaiſer Heinrich III., genannt der Heilige, geboren wurde, zwiſchen Felſen und der Donau den Räubern die Gefangenen zu entreißen; die Mehrzahl dieſer Landleute wurde getödtet, nur Wenige entkamen.

Nach dem Tode Luitpold's machten die Bayern von ihrem alten Rechte der Wahlfreiheit Gebrauch, und wählten Luitpold's Sohn, Arnulf I., zum Herzoge, der am 14. Juli 937 ſtarb, dann deſſen älteſten Sohn Eberhard, 937—938, und nach dieſem Berthold, den Bruder des Herzogs Arnulf I., 938—948. Als Herzog Berthold I. geſtorben war, gab Otto I., König von Deutſchland, das Herzogthum Bayern ſeinem eigenen Bruder, Heinrich I., wodurch der rechtmäßige bayeriſche Luitpold'ſche Regentenſtamm von nun an, vom Jahre 948—1080, ſohin 132 Jahre lang, verdrängt blieb.

Während dieſer 132 Jahre herrſchten in Bayern, und zwar vom Jahre 948—1026 folgende Herzoge aus dem ſächſiſchen Hauſe, mit Untermiſchung eines Bayern und eines Luxemburgers: Heinrich I. von 948—955; Heinrich II. bis 976; Otto I. bis 982; Heinrich III., ein Bayer, bis 985; Heinrich IV. bis 1004; Heinrich V., ein Luxemburger, bis 1026.

Aus dem fränkiſchen Hauſe, von 1027—1070: Heinrich VI. bis 1040; Heinrich VII. bis 1047; Konrad I., 1049 bis 1053; Heinrich VIII. bis 1056; Konrad II., ein kleines Kind, 1056, und in dieſem Jahre geſtorben; Agnes, ſeine Mutter, 1057—1061; Otto II. bis 1070.

Aus dem Hauſe der Welfen, von 1070—1179: Welf I. bis 1101; Welf II. bis 1120; Heinrich IX. bis 1126; Heinrich X. bis 1138; Leopold I. bis 1141; Heinrich XI. 1142—1156; Heinrich XII., genannt der Löwe, bis 1179.

Luitpold, Herzog von Bayern, ein Blutsverwandter des am 13. Auguſt 875 geſtorbenen Ludwig II., genannt der Deutſche, Königs und Kaiſers in Italien, iſt der Stammvater aller Herrſcher in Bayern aus dem Hauſe Wittelsbach, ſohin das Haus Wittelsbach, in gerader Linie abſtammend vom Herzoge Garibald I., nämlich von den älteſten Agilolfingen durch die Gemahlin des Herzogs Odilo, und blutsverwandt mit den Karolingen, durch ein Alter von eintauſend dreihundert Jahren das **älteſte Fürſtengeſchlecht auf der ganzen Erde**.

Endlich, im Jahre 1180, kam das Herzogthum Bayern wieder an ſeine rechtmäßigen Beſitzer durch Otto den Größeren, Pfalzgrafen von Bayern.

Es ſoll nun erzählt werden, auf welche Art dieß geſchehen iſt.

Otto I., genannt der Größere.

Geboren einige Jahre vor 1120.
Geſtorben in Conſtanz den 11. Juli 1183.
Ruht im Kloſter Scheyern.

Gemahlinnen: I. Agnes, Gräfin von Loeß, verm. zu Scheyern 1174, geſt. 1178, ruht im Kloſter Scheyern.

Kinder: 1) **Ludwig**; 2) Sophie, geb. —, verm. mit Hermann, Landgrafen von Thüringen und Heſſen, geſt. in Eiſenach am 10. Aug. 1238.

II. Agnes, Gräfin von Waſſerburg und Altenhohenau, verm. 1179, geſt. 1190, ruht im Kloſter Scheyern.

Kinder: 3) Mathilde, geb. —, verm. mit dem Grafen Rapoto III. von Ortenburg, geſt. als Wittwe 1231; 4) Otto, geb. —, geſt. um das Jahr 1181; 5) Eliſabeth, geb. —, verm. mit Berthold II., Markgrafen von Vohburg, geſt. als kinderloſe Wittwe.

Otto der Größere, alſo genannt zum Unterſchiede von ſeinem jüngeren Bruder, der gleichfalls Otto hieß, war der Sohn von Otto IV., Pfalzgrafen von Scheyern und Landgrafen von Wittelsbach, und deſſen Gemahlin Helika, einer geborenen Gräfin von Lengenfeld. Als Herzog von Bayern wäre er der Dritte dieſes Namens, als Graf von Scheyern und Wittelsbach der Fünfte, doch als Gründer eines neuen Herrſchergeſchlechtes von Bayern erſcheint derſelbe als Otto der Erſte. Nach der Sitte der vornehmen Herren jener Zeit, wurde Otto ſchon als kräftiger Knabe in der Handhabung der ritterlichen Waffen unterrichtet, und erwarb ſich in dieſen Uebungen bald eine erſtaunliche Gewandtheit. Dabei verſäumte aber ſein kluger Vater nicht, den heranreifenden Sohn auch ſchon frühzeitig mit der Einſicht in die Führung der Staatsangelegenheiten vertraut zu machen, um ihn für einen künftigen höheren Wirkungskreis vorzubereiten. Der Vater war Schirmvogt von Freiſing, Niedermünſter, Geiſenfeld, Weihenſtephan, Ensdorf, Scheyern, und des Kloſters St. Ulrich und Afra in Augsburg. In Angelegenheiten des Kloſters Ensdorf erſcheint Otto I. ſchon i. J. 1129 dreimal als Zeuge; er iſt alſo wohl einige Jahre vor 1120 geboren, — welches Jahr viele Geſchichtſchreiber für ſein Geburtsjahr halten, — weil man füglich annehmen kann, daß man nicht ein Kind von neun Jahren als Zeugen hätte gelten laſſen.

Otto hatte eine Schweſter, unbekannten Namens, vermählt an den Grafen Otto von Wolfrathshauſen, und drei Brüder: Konrad, welcher Erzbiſchof von Mainz, Salzburg, Sabina, und wieder von Mainz wurde, Friedrich und Otto. Im Vereine mit dieſen zwei Brüdern, gerieth Otto I. in Streit mit Freiſing, der damit endete, daß Otto i. J. 1151 als Geißel an den Hof des Königs Konrad kam, und dort verweilte, bis dieſer König am 12. Februar 1152 zu Bamberg ſtarb. Manches widrige Ereigniß gereicht oft demjenigen zum Vortheile, der es Anfangs für ein Unglück hält. Dieß war auch der Fall bei Otto. Durch ſeinen Aufenthalt als Geißel am Hoflager des Königs Konrad, wurde er mit Friedrich, dem jungen Herzoge von Schwaben, ſpäterhin König und Kaiſer, bekannt, und dadurch der Grund zu ſeinem künftigen Glücke gelegt.

In Frankfurt wurde Friedrich, der i. J. 1121 geboren war, am 5. März 1152 zum deutſchen Könige erwählt, am

8. Dezember des nämlichen Jahres in Aachen geſalbt, wonach die Krönung zu Pavia in Italien erfolgte; er bekam die eiſerne Krone der Lombardei zu Monza, und Papſt Hadrian ſchmückte in Rom am 18. Juli 1152 ſein junges Heldenhaupt mit der römiſch-deutſchen Kaiſerkrone. Friedrich I., wegen ſeines rothen Bartes genannt der Rothbart, oder Barbaroſſa in italieniſcher Sprache, war der zweite deutſche Kaiſer aus dem ehrwürdigen Hauſe der Hohenſtaufen, von edlem und majeſtätiſchen Anſehen, ein tapferer, freigebiger, in Glück und Unglück gleich ſtandhafter Fürſt, beſaß ein bewundernswürdiges Gedächtniß, für ſein Zeitalter ungewöhnliche Kenntniſſe, und ſchätzte die Gelehrten, beſonders die Geſchichtſchreiber, aus deren Werken er das Vorbild eines Kaiſers ſchöpfte, das er durch ſeine Regierung zu verwirklichen ſtrebte.

Da nun ein Fürſt von ſo erhabenen Eigenſchaften Otto ſeiner Freundſchaft und ſeines Vertrauens würdig hielt, ſo iſt dieß wohl ein ehrenvolles Zeugniß für den edlen Charakter des Stifters eines über Bayern auf immer herrſchenden Stammes. Auch ein Zeitgenoſſe Otto's, der ihn perſönlich kannte, Radewich, Domherr zu Freiſing, rühmt an ihm: „Adel des Geſchlech„tes, Würde und Anmuth der Geſtalt, Talent und Weisheit, „Unerſchrockenheit des Gemüthes, die jeder Schwierigkeit und „Gefahr trotzt, Ruhmbegier und Freigebigkeit," und der am 19. Oct. 1167 geſtorbene Podeſtà (Amtmann, Stadtrichter) von Lodi, Acerbo Morena, ſchildert Otto als einen großen, kraftvollen, ſtattlichen Mann von länglichem, gebräunten Geſichte, langen, ſchwarzen Haaren, glutvollen ſchwarzen Augen, ſtreng, weiſe, gerecht, außerordentlich tapfer, vom Kaiſer Friedrich, ſeinem Blutsverwandten, (denn Friedrich's Mutter war die Prinzeſſin Judith, eine Tochter Heinrich's des Schwarzen, Herzogs von Bayern,) herzlich geliebt wegen der unerſchütterlichen Treue, womit er ihm und dem Reiche zugethan blieb.

Einen ſolchen Mann konnte Kaiſer Friedrich brauchen, als er bald nach ſeiner Zurückkunft aus Italien erfuhr, daß dort die mächtigen Städte, beſonders in der Lombardei, wieder

Unruhen erregten, und er ihren Uebermuth zu züchtigen beſchloß. Zu einem neuen Feldzuge nach Italien, verſammelte alſo Friedrich im Juni des Jahres 1154 die deutſchen Hülfstruppen auf dem Lechfelde bei Augsburg, wo auch Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern, erſchien, und auch Otto von Wittelsbach mit ſeinem Fähnlein. Der Ruf ſeiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit muß ſchon damals weitkundig geweſen ſein, weil Kaiſer Friedrich ihm die Reichsfahne anvertraute, im Angeſichte des ganzen hierüber frohlockenden Heeres, welches noch am nämlichen Tage gegen Italien aufbrach. Dort rechtfertigte und übertraf er durch ruhmwürdige Thaten alle Erwartungen ſeines kaiſerlichen Freundes. Er kämpfte muthvoll bei Tortona, bei dem Thurme des Creſcentius und bei der Tiberbrücke im Juni des Jahres 1155; die glorreichſte Heldenthat in dieſem Feldzuge aber vollbrachte Otto, in der erſten Woche des Monates September im nämlichen Jahre, in dem Engpaſſe von Verona, genannt die Veroneſer-Klauſe.

Kaiſer Friedrich entließ nach alter Sitte, kurz vor ſeiner Rückkehr nach Deutſchland, einen großen Theil ſeines Heeres. Die Stadt Verona verweigerte ihm, mit Berufung auf ein altes Recht, den Durchzug, und bot ihm zum Uebergange über die Etſch eine oberhalb der Stadt abſichtlich ſchwach und zerbrechlich gebaute Schiffbrücke an, damit die Veroneſer, ſobald ein anſehnlicher Theil des Heeres das jenſeitige Ufer erreicht hätte, nach Zerſtörung der Schiffbrücke durch ſtromabwärts ſchwimmende gewaltige Baumſtämme, und dadurch vollbrachte Trennung der Truppen, den zurückgebliebenen Reſt derſelben aufreiben könnten. Dieſer künſtliche Plan mißlang jedoch; das ganze Heer kam glücklich über die Schiffbrücke, bevor die gefährlichen Holzmaſſen ihr Ziel erreichten. Am andern Morgen begann der Zug durch den Engpaß, den rechts ein weithinreichender ſenkrechter Felſen mit einem einzigen überaus ſchmalen Pfade, und links die tiefe und reißende Etſch bildeten. Der Vortrab des Heeres zog ungefährdet hindurch; als aber mit dem Anbruche des nächſten Tages das Hauptheer an dem Engpaſſe eintraf, ſtürzten Felſenſtücke von der Höhe herab, die ihm den Weg verſperrten.

Jene Höhe hielt Alberich, ein adeliger veroneſiſcher Ritter, mit verwegenen und raubgierigen Genoſſen beſetzt. Der Kaiſer entſendete zwei vornehme veroneſiſche Ritter, Garzaban und Iſaac, ſeine Begleiter bis zum Engpaſſe, zur Erkundigung nach dem Grunde dieſes Verfahrens; anſtatt ihnen eine Antwort zu geben, ſchleuderte man Steine auf ſie herab. Bei einer zweiten Anſprache an die Wegelagerer, verlangte eine Stimme von oben: „daß der Kaiſer eine ihnen genügende Summe Geldes bezahlen, und jeder von ſeinen Rittern Harniſch oder Pferd zurücklaſſen ſolle, außerdem der Durchzug nicht geſtattet würde.“ Die Ehre des Kaiſers und ſeiner überall ſiegreichen Waffen litt es nicht, auf einen ſo ſchimpflichen Antrag einzugehen, obgleich er ſich in einer höchſt gefährlichen Lage befand. Zerſchmettert war die Brücke hinter ihm, und nur durch einen andern Engpaß führte die Rückkehr nach Verona. Dem Kaiſer blieb keine andere Wahl, als die ſcheinbar unzugängliche Stellung der Feinde zu nehmen. Die Ritter Garzaban und Iſaac, die er deßhalb, als der Gegend Kundige, um ihren Rath fragte, erklärten, daß ihm dieß nur gelingen könne, wenn ſeine Krieger den Gipfel jenes ungeheuer hohen Felſens unbemerkt zu erklimmen vermögen, unter welchem Alberich mit ſeiner Schaar ſich aufhalte.

Dieß ſchien unmöglich, und jener Gipfel kaum den Gemſen erreichbar, zu welchem unbetretene Wälder, tiefe Schluchten und ſchroffe Steinwände emporführten. Kaiſer Friedrich warf einen kummervollen Blick auf ſeinen Freund Otto, den Zeugen ſeiner Unterredung mit den beiden ihm treu gebliebenen veroneſiſchen Rittern. „Was meinſt du, Otto?“ fragte er dieſen mit bangem Herzen; denn auf ihn ſetzte er ſeine letzte Hoffnung. „An der „Spitze von 200 der tapferſten Männer,“ antwortete Otto, „gedenke ich, mit Gottes Hülfe, den Felſengipfel zu erreichen, „und unſere Feinde zu vernichten.“ Freudig überließ der Kaiſer dem heldenkühnen Otto die Wahl ſeiner Gefährten, mit denen er, die Reichsfahne in ſeiner Linken, das immer und überall ſiegreiche Schwert in ſeiner Rechten, den äußerſt gefahrvollen Zug im Rücken der Feinde begann, die nichts davon bemerkten.

Nach glücklicher Ueberwindung unbeſchreiblicher Schwierigkeiten, da die Krieger oft auf die Schultern ihrer Kameraden klettern mußten, um aus Baumäſten und Lanzenſchäften in der Eile bereitete Leitern an irgend einer vorragenden Felſenſpitze zu befeſtigen, kamen die Tapferen glücklich auf dem höchſten Punkte des Felſens an, zuerſt Otto, der ſogleich die Reichsfahne flattern ließ, unter donnerndem Jubelgeſchrei ſeiner Gefährten, das unten im Thale von dem Heere auf gleiche Weiſe erwiedert wurde. Die raubgierigen Wegelagerer erblaßten bei dem gänzlich unerwarteten Anblicke eines zweiten Feindes über ihren Häuptern, auf jener Höhe, die ſie, als einen für Menſchen vermeintlich nicht erreichbaren Punkt, unbeſetzt gelaſſen hatten, und erkannten ſogleich, daß ſie, von oben und von unten zu gleicher Zeit angegriffen, rettungslos verloren ſeien.

Viele wagten den Verſuch, durch Felſenklüfte zu entkommen, ſtürzten aber zerſchmettert in die Tiefe. Unter dem Schwerte des Pfalzgrafen Otto und ſeiner muthigen Schaar, erlagen mehr als 500 der Ueberfallenen; die Sieger führten Alberich und zwölf ſeiner vornehmen Genoſſen als Gefangene vor den Kaiſer, der ihr Anerbieten, ſich durch große Summen Geldes loszukaufen, nicht annahm, ſondern ſie verurtheilte, gehenkt zu werden, was ein Franzoſe aus Alberich's Schaar, den man in einer Felſenhöhle verſteckt gefunden hatte, zur Rettung ſeines Lebens thun mußte. Aus den ſämmtlichen getödteten Feinden ließ der Kaiſer an der Straße einen Leichenhügel aufwerfen, um Allen, die des Weges kommen würden, ein abſchreckendes Zeichen zu hinterlaſſen, wie er den frevelhaften Verſuch, ihm Schmach zu bereiten, gezüchtiget habe. An dieſe Heldenthat erinnert ein Bild im Bogengange des k. Hofgartens in München. An der Decke Otto's Wappen, der rothe Adler und die Deviſe: „An Euch iſt es, Pfalzgraf Otto, ſolche Schmach zu rächen.“ Gegenüber als Sinnbild des Helden die Stärke mit ihren Attributen, der Keule und dem Löwen, vorgeſtellt. Bild und Allegorie gemalt von E. Förſter aus Altenburg.

Otto's ruhmvolle Tapferkeit hatte den Kaiſer, deſſen Heer, und die Ehre der deutſchen Waffen gerettet, das volle Vertrauen Friedrich's gewonnen, den dafür wohlverdienten Lohn aber erſt 25 Jahre ſpäter erhalten. Glücklich erreichte der Kaiſer mit ſeinen Kriegern die deutſche Erde; aber Otto fand ſeinen Vater, den greiſen Pfalzgrafen, nicht mehr am Leben, der ſchon am 4. Auguſt 1155 geſtorben, und im Kloſter Ensdorf begraben war. Friedrich gab ſeinem Freunde Otto dadurch einen Beweis beſonderer Gunſt, daß er auf der Burg deſſelben, Kelheim, i. J. 1156 die Pfingſttage verlebte. Ohne Zweifel wurden bei dieſem Beſuche wichtige Entwürfe für die nächſte Zukunft berathen; denn nachdem der Kaiſer in der erſten Hälfte des Monates September dieſes Jahres Heinrich dem Löwen das Herzogthum Bayern verliehen hatte, ſendete er im Winter des folgenden Jahres 1157, vor dem Anfange des zweiten Feldzuges nach Italien, zuvor zwei kaiſerliche Geſandte dahin, um ſich durch Entfernung mancher Schwierigkeiten den Weg zu bahnen: den Kanzler Reinald, einen Mann von hoher Auszeichnung, und den Pfalzgrafen Otto, deſſen Gewandtheit in Beſorgung von Staatsangelegenheiten der Kaiſer wohl zu würdigen wußte.

Dieſe beiden Vertrauensmänner vollzogen den erhaltenen Auftrag mit Weisheit, Muth und Entſchloſſenheit, ganz nach dem Wunſche des Kaiſers. Bei der Belagerung von Mailand mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann, vom 25. Juli bis 3. September 1155, führte Otto, umgeben von ſeinen Brüdern Friedrich und Otto dem jüngern, die ſechſte Schaar, und alle Drei bedeckten ſich mit Ruhm bei einem Sturme auf Mailand, deſſen Trotz endlich gebrochen wurde. Nun entließ der Kaiſer den größten Theil ſeines Heeres; Otto verweilte bei ihm in Italien, zwang Ferrara's widerſpenſtige Bewohner, vierzig Geißeln zu ſtellen, leitete i. J. 1159 gemeinſchaftlich mit Heribert, dem Probſte von Aachen, Unterhandlungen in Rom, war der Tapferſte der Tapfern bei der ſchreckenvollen Belagerung der Stadt Crema, welche am 27. Januar 1160 der Plünderung und den Flammen verfiel, und deren Einwohner ihr Leben und den freien Abzug mit ihren tragbaren Habſeligkeiten, ohne Waffen, nur der von ihnen erflehten Vermittlung Heinrich's des Löwen und Peregrin's, des Patriarchen von Aquileja, verdankten.

Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachſen, Herr von Braunſchweig, Weſtphalen, Holſtein, Mecklenburg, ganz Pommern, Oſtfriesland und einigen Gütern in Schwaben, bereits mächtiger als der Kaiſer, ein Mann von kräftiger Geſtalt, dunklem Haare und Barte, dunklen Augen voll Glut, ein ſeltener Meiſter in allen ritterlichen Uebungen, rauhen Gemüthes, ſtreng, beharrlich, hatte dem Kaiſer Friedrich dem Rothbart in deſſen italieniſchen Feldzügen mit jener beiſpielloſen Tapferkeit gedient, die man ſpäterhin an Heinrich's Schwager, Richard Löwenherz, im Kreuzzuge gegen Saladin bewunderte. Ein einziger ſolcher Kriegszug nach Italien, im Jahre 1159, hatte Heinrich's Geldkräfte aufgezehrt, und ſeine oft lange dauernde Abweſenheit aus ſeinen eigenen Ländern, dieſen manche Nachtheile veranlaßt. Als nun überdieß Welf III. nach dem im Jahre 1167 im Lager von Rom erfolgten Tode ſeines einzigen Sohnes Welf IV., ſeine Güter in Italien, am Lechrain und in Schwaben, deren angebotenen Kauf Heinrich der Löwe ablehnte, weil er ſie nach dem Tode Welf's III. ohnehin zu erben hoffte, an Kaiſer Friedrich I. verkaufte, der dieſe Gelegenheit zur Vergrößerung ſeiner Macht mit Freuden benützte, ergrimmte Heinrich der Löwe hierüber gegen Friedrich in ſo hohem Grade, daß er ihm zum fünften Feldzuge nach Italien im Jahre 1174 ſeinen mächtigen Beiſtand verſagte, zu welcher Weigerung ihn zudem auch Griechen und Lombarden durch große Summen Geldes ſollen bewogen haben.

Zu Partenkirchen demüthigte ſich der Kaiſer ſo ſehr, daß er ſeinen Stuhl verließ, um Heinrich's Knie bittend zu umklammern; doch vergebens! Heinrich verweigerte durchaus jede Kriegshülfe, und machte dem Kaiſer dagegen Anträge, ihm Länder in Deutſchland, durch die er ſeine Macht vergrößern wollte, für Geld zu überlaſſen, was natürlich nicht in den Abſichten des Kaiſers lag. Ueber dieſen peinlichen Auftritt entrüſtet, ſchritt die anweſende Kaiſerin zu ihrem Gemahle, und ſprach: „Steh auf, mein lieber Herr! Gott wird dir beiſtehen, „wenn es Zeit ſein wird, dieſes Tages und dieſes Hochmuthes zu gedenken!“ Die Zukunft erfüllte dieſe Weiſſagung; denn am Reichstage zu Erfurt, im November 1181, warf ſich Herzog Heinrich in äußerſter Bedrängniß dem Kaiſer Friedrich zu Füßen, der jedoch durch ſein edles Benehmen den zu Partenkirchen ſo unbeugſamen Heinrich beſchämte.

Tief erſchüttert von dem traurigen Schickſale des einſt ſo mächtigen Helden, umarmte und küßte ihn der Kaiſer, während ihm Thränen der Rührung über die Wangen floſſen, bedauerte theilnehmend, daß es ſo weit gekommen ſei, ließ es aber dabei bewenden. Die Zeit hatte die früheren freundſchaftlichen Verhältniſſe der beiden Fürſten weſentlich geändert; denn in Folge des von Heinrich zu Partenkirchen verweigerten Beiſtandes, erlitt Kaiſer Friedrich in der Schlacht bei Legnano, am 30. Mai 1176, eine ſo völlige Niederlage, daß er alle ſeine früher errungenen Vortheile in Italien verlor, und mit ſeinen Feinden einen ungünſtigen Frieden ſchließen mußte. Die Erbitterung des Kaiſers über Herzog Heinrich, wurde nun von vielen deutſchen Fürſten zu dringenden Beſchwerden gegen ihn wegen häufiger Gewaltthätigkeiten deſſelben benützt, und es kam ſo weit, daß Heinrich der Löwe auf einem Reichstage zu Goslar wegen Auflehnung gegen den Kaiſer, Beraubung der Kirchengüter und Verletzung der Reichsgeſetze in die Reichsacht erklärt, und ſeiner ihm als Reichslehen verliehenen Herzogthümer Bayern und Sachſen verluſtig erklärt wurde.

Otto hatte ſich, nebſt ſeinen Brüdern Friedrich und Otto, auch bei der dritten Belagerung von Mailand, in den Jahren 1161 und 1162, ausgezeichnet, Wunder der Tapferkeit vollbracht, und war dem Kaiſer treu geblieben bis zum Abſchluſſe des Friedens. Von nun an lebte Otto, fortwährend ein Freund und Rathgeber des Kaiſers, auf ſeinen Beſitzungen, und beſchäftigte ſich, wie früher manche große Männer aus der altrömiſchen Zeit, die zuvor berühmte Feldherren waren, vorzüglich mit der Landwirthſchaft, durch deren Verbeſſerung die damaligen Klöſter als Muſterwirthſchaften, urkundlich die größten und dankenswürdigſten Verdienſte ſich erworben haben. Am liebſten verweilte Otto in Kelheim, beſuchte aber auch häufig ſein Schloß Wartenberg zwiſchen Landshut und Erding, in deſſen Nähe er, in der ſogenannten Potenau, eine große Ochſenmäſtungsanſtalt beſaß. Die öden Moorflächen zwiſchen Landshut und Erding waren in jener Zeit noch ein fruchtbarer Boden, welcher erſt ſpäter, durch lange Kriege verwüſtet und vernachläſſiget, in die Gewalt des Waſſers gerieth, wie denn auch die früher ſo blühende Bienenzucht, für die ſogar eigene, ſogenannte Zeidlergerichte beſtanden, durch den dreißigjährigen Krieg zerſtört, und erſt ſpäter wieder in Aufſchwung gebracht wurde. Weinbau gab es damals noch im ganzen Lande, und das aus ſelbſterzeugtem Hopfen gebraute Bier war das berühmteſte Bier in allen deutſchen Ländern.

Jetzt endlich ſchlug die Stunde der wohlverdienten Belohnung Otto's für ſo vieljährige, große und wichtige Dienſte die er dem Kaiſer und dem Reiche mit unwandelbarer Treue geleiſtet hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg, am 29. Juni 1180, erhob ſich Kaiſer Friedrich der Rothbart, inmitten der Fürſten des Reiches, unter denen ſich auch Otto befand, von ſeinem Stuhle, und ſprach:

„Dem hochgeborenen Manne, dem Pfalzgrafen Otto von „Wittelsbach, meinem Freunde von Jugend auf, meinem treueſten Waffengefährten ſeit 30 Jahren, dem in Gefahren oft „und viel Geprüften, der Glück und Unglück mit mir getheilt, „dem Redlichen und Reinen, welcher immer nur für das Wohl „des Kaiſers und des Reiches beſorgt war, will ich das erledigte Herzogthum Bayern verleihen; er hat es vor Andern „verdient.“ Zur Leiſtung des Lehenseides: „treu zu ſein dem

„Kaiſer, ſo lange er lebe, und zu folgen, wohin er ihn rufe,“ kniete er an den Stufen des kaiſerlichen Thrones, und der Kaiſer reichte ihm die herzogliche Fahne mit den Worten: „Ich „meine, eures Treumuths zu gedenken!“ Dieſe Worte ſind noch an der Decke vor dem Bilde dieſes merkwürdigen Ereigniſſes in dem Bogengange des k. Hofgartens in München zu leſen, gegenüber das Sinnbild der Treue, ein Weib mit einer Lanze bewaffnet, wie es eine Schlange tödtet, welche von einem Hunde verfolgt wird, gemalt von Profeſſor Clem. Zimmermann. Die Pfalzgrafſchaft wurde von da an Otto’s Bruder, Otto dem jüngern, übertragen. Weil aber bei dieſem Reichstage zu Regensburg viele Fürſten aus Norddeutſchland fehlten, wiederholte der Kaiſer Otto’s Belehnung mit dem Herzogthume Bayern am 10. October 1180 zu Sachſen-Altenburg.

Heimgekehrt reiſete Herzog Otto mit ſeinem Bruder Konrad durch alle Gauen, und empfing überall die freudigſte Huldigung ſeiner treuen Bayern, die nach 232 Jahren wieder von einem Fürſten aus eigenem Stamme beherrſcht wurden. Mit Weisheit und väterlicher Liebe ſorgte er für die Verbeſſerung des Zuſtandes ſeines treuen Volkes, reiſete im Lande umher, und hielt Gericht an öffentlichen Plätzen und vor den Thoren der Kirchen. Um jedoch den Leuten Verzögerung des Rechtes, weite Wege und Zeitverſäumniß bei geringen Streithändeln zu erſparen, verlieh Otto die niedere Gerichtsbarkeit an Herren und Klöſter, denen er beſonders geneigt war. Durch kluge Sparſamkeit fand er die Mittel zur feſten Begründung und Vergrößerung der Macht des Hauſes Wittelsbach; dieſen hohen Zweck erreichte der edle Fürſt ohne Unrecht, ohne Gewaltthat. Er kaufte um 10 Mark Goldes und 800 Mark Silbers die Grafſchaft Dachau von Adelheid, der kinderloſen Mutter des verſtorbenen Grafen Konrad III. von Dachau, mit Einwilligung deſſen Oheims, Arnulf von Dachau, der ebenfalls keine Nachkommen hatte. Die durch den Tod des Grafen Konrad von Rothenburg und Ramgau, der keine männlichen Erben hinterließ, heimgefallenen Lehengüter, verlieh Otto nicht wieder, ſondern behielt ſie ſelbſt.

Es beſteht eine alte Sage von einem Grafen Otto von Dachau, der i. J. 1127 auf der Jagd in einem Walde unweit von Schleißheim ermordet wurde. Die Mörder hieben ihm die rechte Hand ab, welche Otto's treuer Hund in das Schloß Dachau trug, und dort zu den Füßen der unglücklichen Mutter des Grafen, Namens Beatrix, legte. Dieſe erkannte die Hand an dem Ringe, der noch an einem Finger ſtak, ließ im folgenden Jahre an dem Orte der blutigen Frevelthat eine Kapelle erbauen, und ſchenkte dieſen Wald dem Kloſter Indersdorf, von deſſen geſchichtlichem Urſprunge i. J. 1762 eine Nachricht im Drucke erſchien, welche dieſe Sage wieder erzählt. Jene Kapelle wurde im Jahre 1454 nach Rothſchwaig verſetzt, einem Orte, das ½ Stunde vor Dachau, auf der Straße von München dahin, liegt, 1764 neu erbaut, und von dem trefflichen Maler Georg Dieſſenbrunner, neben andern ſchönen Freskobildern, mit einem dieſe Sage vorſtellenden Gemälde geziert wurde.

Otto erweiterte die Stadt Kelheim, legte den Grund zur Stadt Landshut und der Burg Trausnitz, und wollte durch allerlei weiſe Verfügungen ſein gutes und treues Volk noch recht glücklich machen, als er zu Conſtanz, wo damals ſein Jugendfreund, Kaiſer Friedrich der Rothbart, einen Reichstag hielt, nach erſt dreijähriger Regierung, am 11. Juli 1183 ſtarb. Mit Recht darf man ſagen, daß dieſer große und herrliche Fürſt, der Stolz und die Liebe ſeines ganzen treuen Volkes, für den Kaiſer und das Reich ſtarb, in deſſen vieljährigen Kriegsdienſten Otto durch unerhörte Anſtrengungen ſeine Kräfte erſchöpft hatte.

Seiner Anordnung gemäß wurde ſeine Leiche in das Kloſter Scheyern gebracht, und daſelbſt mit feierlicher Pracht in die Ahnengruft geſenkt, in Beiſein ſeines kaum erſt neunjährigen Sohnes Ludwig, der Prinzen des Kaiſers Friedrich, vieler deutſchen Fürſten, der Grafen Arnulf von Dachau, Konrad von der Valley, Heinrich von Dörnberg, Konrad von Moosburg, dann der Herren: Heinrich von Stauf, Wernher von der Laber, Hohold von Wolnzach, Altmann und ſeines Bruders Eberhard von Abensberg, des ganzen Adels im Lande, und weit und breit herbeigeſtrömten Volkes. Bayern beweinte den allzufrühen Verluſt ſeines geliebten Herzogs Otto des Großen, des unſterblichen Gründers des glorreichen Hauſes Wittelsbach.

Ludwig I., genannt der Kelheimer.

Geboren in Kelheim den 23. Dezember 1174.
Ermordet außerhalb der Brücke von Kelheim den 14. Sept. 1231.
Ruht im Kloſter Scheyern.

Gemahlin: Ludmilla, Tochter des Königs Ladislaus II. von Böhmen, Wittwe des Grafen Albrecht IV. von Bogen, verm. 1204, geſt. den 5. Auguſt 1240, ruht im Kloſter Seligenthal bei Landshut.

Kinder: 1) **Otto**; 2) Friedrich, jung geſtorben; 3) Anna, verm. an Rudolph, Herzog aus Sachſen.

Mit der Sorgfalt und zärtlichen Liebe einer leiblichen Mutter, wurde der junge Ludwig von ſeiner Stiefmutter, Agnes von Waſſerburg, erzogen, und ſeine Vormünder waren, wie ſein Vater im letzten Willen beſtimmt hatte, **Konrad**, Erzbiſchof von Mainz, Pfalzgraf Otto, und Friedrich, Mönch zu Ensdorf, die drei Brüder Otto's des Größeren. Ludwig wurde zu gleicher Zeit mit Philipp von Schwaben auf einem Reichstage zu Worms, am 24. Mai 1192 durch Umgürtung mit dem Schwerte wehrhaft gemacht, und übernahm nun ſelbſt die Regierung, welche in eine kriegeriſche Zeit fiel. Im J. 1198 ſtarb Albert III., Graf von Bogen, und hinterließ ſeine Wittwe Ludmilla, durch Schönheit und Tugend die gefeiertſte Frau ihrer Zeit, als Mutter von drei Söhnen und einer Tochter. Ludwig ſah und liebte ſie. Oft führte ihn die Sehnſucht zu ihr nach Landau an der Iſar. Um ſeine wiederholten Betheuerungen ernſtlicher Abſichten zu prüfen, bediente ſich Ludmilla einer Liſt.

Als er eines Tages, bei einem Beſuche, wieder von ſeiner Liebe ſprach, und wie glücklich ihr Beſitz ihn machen würde, erwiederte ſie ſcherzend: „Wenn dies Euer Ernſt iſt, ſo gelobet mir die Ehe vor dieſen drei Rittern!“ Und dabei wies ſie ihm mit der Hand die Bildniſſe von drei Rittern auf einer Tapete, welche den Eingang in ein anſtoßendes Gemach verhüllte. Ludwig gab ihr ſogleich ſein Wort, ſie zu heirathen, und in demſelben Augenblicke traten die drei gemalten Ritter lebendig hervor. Aus Aerger über dieſe Täuſchung und den dadurch ihm bewieſenen Mangel an Vertrauen, entfernte ſich der Herzog, und machte ein ganzes Jahr lang keinen Beſuch mehr bei ihr. Länger konnte er die Trennung von der tugendhaften und liebenswürdigen Frau nicht ertragen; er kam wieder, um ſich i. J. 1204 mit ihr zu vermählen, und Beide führten eine glückliche Ehe, welche 27 Jahre lang dauerte.

Im Jahre 1208 erſchien ein Komet am Himmel, den das Volk, wie es auch jetzt noch häufig zu geſchehen pflegt, als das Vorzeichen irgend eines ſchlimmen Ereigniſſes betrachtete, welches auch wirklich eintrat. König Philipp, früher Herzog von Schwaben, ein Fürſt von edlem Gemüthe, hatte am 21. Juni ſeine Nichte Beatrix, die einzige Tochter ſeines verſtorbenen Bruders Otto von Burgund, an der Hand in die Domkirche geleitet, wo ſie mit Otto I., Herzoge von Meran, vermählt wurde, und ſich dann in ſein Schloß zurückgezogen, um dort, weil er ſich unwohl fühlte, nur von ſeinem Kanzler, dem Biſchofe Konrad von Speier und dem Truchſeſſe Heinrich von Waldburg umgeben, beſſer der nöthigen Ruhe pflegen zu können. Der König ſpielte eben Schach mit ſeinem Kanzler, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Geſchwiſterkind mit Herzog Ludwig dem Kelheimer, ein junger Mann von 25 Jahren, rauh und ſtreng, aber ein höchſt tapferer Ritter, der dem Philipp ſchon große und wichtige Dienſte geleiſtet hatte, mit den wuthentbrannten Blicken eines Wahnſinnigen in das Gemach ſtürzte, das entblößte Schwert in der Hand ſchwingend. Philipp verwies ihm dieſes ungeſtüme Benehmen, zu dem hier weder Ort noch Zeit ſei. „O! Zeit und Ort, einen Wortbrüchigen zu beſtrafen!“ rief Otto grimmig aus, und hieb mit dem Schwerte durch die Pulsader des Halſes Königs Philipp tief hinein, ſo daß dieſer mit einem Schreie vom Stuhle in ſein Blut ſank. Der Kanzler rettete ſich in eine Ecke des Gemaches, welches der Truchſeß verriegeln wollte, um den Mörder feſtzuhalten, woran ihn jedoch ein Schwerthieb in die Wange verhinderte, wornach Otto ungefährdet entkam.

Philipp's Gegenkönig, Otto von Braunſchweig, ein Sohn Heinrich's des Löwen, ſprach die Reichsacht über den Pfalzgrafen Otto aus, und erklärte ihn vogelfrei, ſo daß ihn Jedermann tödten konnte. Herzog Ludwig vollzog dieſe Reichsacht an den Burgen des Mörders und ſeiner Mitſchuldigen, die um den Mordplan wußten; er zerſtörte das Schloß Wittelsbach, aus deſſen Steinen das Städtchen Aichach und das Kloſter Andechs gebaut wurden, nachdem auch die Burgen Andechs, Glaneck und Buchhorn waren geſchleift worden. Der geächtete Otto floh geraume Zeit unſtät durch das Land, bis einſt ſein Aufenthalt in einem Meierhofe in der Nähe von Abach, dem nachſetzenden Marſchalke des ermordeten Königs Philipp, Heinrich Kalatin, verrathen wurde, der mit ſeiner Schaar den Pfalzgrafen überfiel, tödtete, und deſſen vom Rumpfe getrenntes Haupt in die Donau warf. Erſt nach neun Jahren wurde der Leichnam im Kloſter Indersdorf, auf Bitten der dortigen Mönche, und mit Bewilligung des Papſtes Innocenz, in die Gruft gelegt.

Als Philipp noch Herzog in Schwaben war, hatte er dem Pfalzgrafen Otto zur Belohnung ſeiner kriegeriſchen Dienſte die Hand ſeiner Tochter Kunigunde verſprochen, aber als König ſein Wort nicht gehalten, ſondern dieſe Tochter dem Könige Wenzeslaw von Böhmen gegeben, weil ihn Otto's wilder und jähzorniger Charakter für die Zukunft Kunigundens mit gerechter Beſorgniß erfüllte. Otto zürnte, tröſtete ſich aber mit der Hoffnung, der Gemahl einer polniſchen Prinzeſſin zu werden, und erſuchte den König Philipp, ſeine Werbung mit einem Empfehlungsſchreiben an den künftigen Schwiegervater zu unterſtützen. Philipp gab ihm dieſes Schreiben, worin er zwar die große Tapferkeit Otto's rühmte, zugleich aber auch vor deſſen Gemüthsart warnte. Aus Argwohn erbrach der Pfalzgraf dieſes Schreiben, erfuhr dadurch den Inhalt deſſelben, der ihn zum Morde Philipp's hinriß. Auf dieſe Weiſe iſt die blutige That erklärt, aber nicht gerechtfertigt.

König Otto bewies ſeinen Edelmuth nach dieſem ſchrecklichen Ereigniſſe, indem er es den übrigen Wittelsbachern nicht entgelten ließ. Anſtatt das Herzogthum Bayern wieder an ſich zu ziehen, das einſt ſeinem Vater, Heinrich dem Löwen, abgenommen wurde, verzichtete er darauf für ſich und ſeine Nachkommen, und verlieh es, während Otto der Größere es von Friedrich I. nur als perſönliches Lehen empfangen hatte, an den Herzog Ludwig den Kelheimer nun als Erblehen, wodurch dieſer die Sicherſtellung des Beſitzes für ſein Haus, und zugleich größere Selbſtſtändigkeit gewann. Ueberdieß ſchenkte er ihm alles perſönliche Eigenthum ſeines Vaters in Bayern, und noch viele andere Beſitzungen und Gerechtſame; Ludwig erbte die Burgen, Lehen und Güter des getödteten Pfalzgrafen Otto, und Rapoto von Ortenburg erhielt das erledigte Amt eines Pfalzgrafen.

Wie einſt ſein Vater, benützte auch Ludwig jede rechtliche Gelegenheit, ſein Land zu vergrößern; kein ungerechtes Gut haftet an den Beſitzungen der Wittelsbacher. Er bekam unter andern die großen Gebiete der erloſchenen Geſchlechter von Sulzbach und Riedenburg, dann Reichenhall, Vohburg, Cham, Eger und Neuburg mit allen dazu gehörigen Orten, und von Friedrich II. die mächtige Pfalzgrafſchaft am Rhein erbeigen für ſich und ſeine Nachkommen, deren ruhigen Beſitz Herzog Ludwig i. J. 1215 durch Verlobung ſeines Sohnes Otto mit Agnes, der Tochter des vertriebenen Pfalzgrafen Heinrich des Welfen für immer ſicherte. Um den beſtändigen Kriegshändeln der vielen Grafen und Herren im Lande kräftiger entgegentreten, und dadurch dem Volke mehr Sicherheit und Ruhe verſchaffen zu können, ummauerte und befeſtigte Ludwig viele Orte, ſo auch Abach i. J. 1210, erneuerte Straubing i. J. 1218, legte den Grund zur Stadt Landau an der Iſar i. J. 1223, vollendete in dieſem Jahre die Stadt Landshut und das dortige Schloß Trausnitz, auch Braunau i. J. 1224, und vergrößerte die Stadt Dingolfing an der Iſar, die zu den älteſten Städten Bayerns gezählt wird.

In München erbaute er ein geräumiges Haus als gaſtlich verpflegende Herberge für Pilger und Arme, zu Altötting ſtatt der alten kleinen Kapelle eine größere Kirche mit einem Kollegiatſtifte, und zu Stadtamhof ein Spital, auf den Ruinen von Wittelsbach eine Kirche und ein Kloſter zu Ehren der Mutter Gottes. Schwere Landplagen betrübten Ludwig's volksväterliches Herz: i. J. 1211 Peſt und Hungersnoth, veranlaßt durch gewaltige, die Feldfrüchte zerſtörende Ueberſchwemmungen; im J. 1217 eine große Theuerung; i. J. 1223 eine über das Land und ganz Süddeutſchland ſich erſtreckende Viehſeuche; i. J. 1223 eine allgemeine Hungersnoth, die beſonders drückend in der Umgebung von München war. Gleich dem liebenden Vater einer großen Familie, ſuchte Ludwig die Leiden ſeines geliebten Volkes zu lindern.

Im Jahre 1220 führte Ludwig, nach dem Wunſche des Kaiſers Friedrich II., einen Kreuzzug in's gelobte Land, aus dem er glücklich zurückkehrte. Er war am 8. Mai 1222 anweſend zu Aachen bei der Krönung Heinrich's, des eilfjährigen Sohnes Kaiſer Friedrich's II., zum römiſchen Könige; der Kaiſer übertrug Ludwig die Reichsverweſerſchaft und die Leitung des jungen Königs, der jedoch bald unfolgſam, undankbar und feindlich gegen den Herzog handelte, und gegen ſeinen eigenen Vater ſich empörte. In der neuerbauten Burg zu Straubing wurde in den erſten Tagen des Monates Juni 1225, in den Pfingſtfeiertagen, die Vermählung Otto's, des Sohnes

Ludwig's, mit Agnes, der Erbtochter des ein Jahr früher verſtorbenen Heinrich des Schönen, Herzogs von Braunſchweig und Pfalzgrafen bei Rhein, durch prächtigen Umzug, großes Turnier und feſtliches Bankett gefeiert, in Anweſenheit Ludwig's und des ganzen reich geſchmückten bayeriſchen Adels in funkelnden Rüſtungen, des römiſchen Königs Heinrich, des Erzbiſchofes von Salzburg, der Biſchöfe von Augsburg, Bamberg, Brixen, Chiemſee, Eichſtädt, Lavant, Paſſau, Regensburg, Seckau, der Herzoge von Kärnthen, Meran und Oeſterreich, und vieler andern von den erſten Fürſten Deutſchlands, zahlreicher auswärtiger Grafen und Freiherren. Das junge fürſtliche Ehepaar begab ſich nach dem Schluſſe der Feſtlichkeiten in das Schloß zu Heidelberg. Ein Bild dieſer Vermählung, gemalt von Wilh. Röckel aus Schleißheim, gegenüber ein Genius des Glückes nach dem Entwurfe des Prof. Zimmermann, gemalt von C. Sittmann, mit dem Wahlſpruche an der Decke: „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's," iſt im Bogengange des kgl. Hofgartens in München zu ſehen.

Als König Heinrich VII., die Warnungen Ludwig's mißachtend, ſich gegen ſeinen Vater empörte, verließ der Herzog Ludwig den Hof deſſelben, und begab ſich auf ſein Schloß zu Kelheim. Am 14. September 1231 luſtwandelte er mit ſeinem Hofgefolge nach dem Mittagsmahle am Ufer der Donau. Da näherte ſich ihm ein unbekannter Menſch, der ihm ein Schreiben überreichte, und in dem Augenblicke, da er es ergriff, einen Dolch in den Hals ſtieß. Ludwig wankte noch einige Schritte fort, und ſtürzte dann todt zu Boden. Seine Leute tödteten ſogleich den Mörder, wodurch die Veranlaſſung und die Mitſchuldigen unentdeckt blieben. Auf eine ſo ſchreckliche Weiſe ſtarb Ludwig I., genannt der Kelheimer, ein Fürſt von hoher, ſchlanker Geſtalt, glanzvollen Augen, ſcharf ausgeprägten Zügen des Antlitzes, in Führung ritterlicher Waffen unvergleichlich, hohen Verſtandes, ſtaatsklug, mäßig, überflüſſigen Ausgaben abhold, wahrhaft fromm, heiter, edelmüthig, ein redlicher Mehrer ſeines Landes, Förderer von Künſten und Gewerden, von allen ſeinen Bayern innig geliebt, hochgeachtet von allen Fürſten und Herren ſeiner Zeit, unter ihnen er ſelbſt der Reicheſte mit einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen viermalhunderttauſend Gulden, die er größtentheils zu Gebietserwerbungen, verwendete, um eine große und dauernde Macht des Hauſes Wittelsbach für künftige Jahrhunderte zu begründen. Nach einer ſelbſtſtändigen Regierung von vierzig Jahren, ſtarb Ludwig in einem Alter von 56 Jahren und 10 Monaten, in die Ahnengruft zu Scheyern feierlich geſenkt in Gegenwart ſeines aus der Rheinpfalz herbeigeeilten, untröſtlichen Sohnes und Nachfolgers Otto, der Biſchöfe von Augsburg, Chiemſee, Freiſing, Paſſau, Regensburg, Seckau, vieler Aebte, Grafen und Herren, und zahlloſen weinenden Volkes. Seine trauernde Wittwe ſtiftete i. J. 1232 aus ihrem eigenen Vermögen das Kloſter Seligenthal bei Landshut, wohin ſie Nonnen des Ciſterzienſerordens von Trebniz in Polen berief, und in deſſen Kirche die erlauchte Stifterin nach ihrem am 5. Auguſt 1240 erfolgten Tode ihre irdiſche Ruheſtätte fand.

Otto II., genannt der Erlauchte.

Geboren in Kelheim den 7. April 1206.
Geſtorben in Landshut den 29. November 1253.
Ruht im Kloſter Scheyern.

Gemahlin: Agnes, Tochter Heinrich's des Schönen, Pfalzgrafen bei Rhein, geb. 1201, verm. den 18. Mai 1225, geſt. den 16. Nov. 1267, ruht in Scheyern.

Kinder: 1) Eliſabeth, geb. 1226, verm. zuerſt zu Vohburg 1246 mit Konrad IV., römiſchem Könige, in zweiter Ehe am 27. October 1258 mit Mainhard III., Grafen von Görz, geſt. den 10. October 1273, ruht zu Stams in Tirol; 2) **Ludwig**; 3) Heinrich, geb. den 20. Auguſt 1235 in Landshut, geſt. den 4. Febr. 1290 in Seligenthal bei Landshut; 4) Sophie, geb. 1236, verm. 1259 mit Gebhard, Grafen von Hirſchberg, geſt. den 9. Auguſt 1289; 5) **Agnes**, vor ihrem Vater geſtorben.

Als **Ludwig** I. ſtarb, war eben eine ſehr große Theuerung im Lande; der Scheffel Korn koſtete nach unſerm Gelde 25 bis 30 Gulden; Tauſende mußten verhungern. Verwüſtende Seuchen tödteten Menſchen und Thiere. **Otto** glaubte, das Andenken ſeines geliebten, von ihm und dem ganzen Volke beweinten Vaters, nicht würdiger ehren zu können, als durch das Oeffnen ſeiner Getreidſpeicher und freigebige Spendung von Korn und Brod an das Volk. Er war ein ſchöner, muthiger, geiſtvoller, weiſer und gottesfürchtiger Fürſt, weßhalb er auch den erhabenen Namen: „der **Erlauchte**“ erhielt, beſtätigte die frommen Stiftungen und Schenkungen ſeines Vaters, für deren ungeſtörte Fortdauer er ſorgte, ſtiftete in München eine Krankenherberge zum heil. Geiſte i. J. 1251, und legte den Grund zum heil. Geiſt-Spitale daſelbſt; ſeiner Gemahlin **Agnes** verdankt das Spital am Gaſteigberge ſein Entſtehen. Die **Rheinpfalz** vergrößerte er mit Waldorf, Sintzheim, Moosbach mit vielen Gütern, mit der Hälfte der Grafſchaft Katzenelenbogen, mit Burg und Ort Braubach am Rhein, Homburg an der Höhe, Umſtadt, Rheinheim und andern Ortſchaften; an **Bayern** kamen: die Grafſchaft Kirchberg, die Eigengüter und Lehen der i. J. 1238 ausgeſtorbenen Grafen von Valley nebſt Aibling; ferner Waſſerburg, Neuburg und Schärding am Inn, Velburg an der Laber, Kalmünz, das große Gebiet der erloſchenen Adelsgeſchlechter zu Grünbach und Libenau mit Einſchluß von Burghauſen, und der Grafen zu Hohenbogen, viele Vogtſchaften über Kirchen und Klöſter, und das Burggrafenthum zu Regensburg.

Unaufhörliche Kriege und Fehden, Kreuzzüge, Wahl des klöſterlichen Lebens und dadurch Minderung der Ehen, frühe Zerſtörung der Geſundheit durch wilde Sitten, veranlaßten das Ausſterben von vielen mächtigen adeligen Familien in Bayern, deren Beſitzungen an das Herzogthum Bayern übergingen; von

30 Markgrafen, Land- und Gaugrafen zur Zeit des Regierungsantrittes Otto's des Größeren i. J. 1180, waren ſchon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur noch wenige vorhanden, und i. J. 1798 nur noch das Haus Ortenburg.

Durch das allmälige Erlöſchen dieſer kleinen Staaten im Staate, gewann die herzogliche Regierung an Einheit und Stärke; Recht und Ordnung konnten ſicherer gehandhabt werden, und dieß that Otto, der ſein Volk liebte, und deſſen Eigenthum ſchützen wollte, mit großer Strenge; an einem einzigen Tage ließ er einſt 50 Räuber enthaupten. Während ſeiner zweiundzwanzigjährigen Regierung war er fortwährend in Kriege verwickelt, namentlich in Folge ſeiner treuen Anhänglichkeit an Kaiſer Friedrich II., nach deſſen Tod' er als Reichsverweſer den Sohn der Tochter Friedrich's des Streitbaren mit Oeſterreich belehnte, gegenüber deſſen entartetem Sohne, König Heinrich. Dadurch kam der Kirchenbann über Bayern; ſieben Jahre lang gab es keinen Gottesdienſt mehr in den geſchloſſenen Kirchen; den Neugeborenen wurde die heil. Taufe verſagt, den Geſtorbenen die Beerdigung nach chriſtlichen Gebräuchen, um das Volk zur Empörung gegen den Herzog zu zwingen; allein das Volk blieb ſeinem Herzoge treu; viele Pfarrer, vom Herzoge beſchützt, vollzogen die kirchlichen Verrichtungen, und Meiſter Heinrich, Chorherr von Speier, ſprach den Herzog von Bayern und alle ſeine Unterthanen aus eigenem Antriebe vom Banne los.

Otto ſorgte für den öffentlichen Unterricht, für die Verbeſſerung der perſönlichen bäuerlichen Verhältniſſe, der Landwirthſchaft, des Handels und der Gewerbe, und baute die Stadt Dingolfing mit Ringmauern und einer Veſte. Kummer und Anſtrengungen in den Feldzügen erſchöpften ſeine Kräfte ſo ſehr, daß er nach einem im Kreiſe ſeiner Familie heiter verlebten Abende, zu Landshut am 29. November 1253 an einem Nervenſchlage plötzlich ſtarb, in einem Alter von 47 Jahren und 7 Monaten. Seine Leiche wurde in das Kloſter Scheyern gebracht. Während Otto's Regierung lebten und wirkten in

Bayern manche gelehrte Männer, unter ihnen zwei mit beſonderer Auszeichnung: 1) Hermann, ſeit 1242 Abt zu Niederaltaich, fromm, klug, barmherzig, ſparſam, Verfaſſer von Jahrbüchern, enthaltend die Begebenheiten von 1147 bis 1273, nach ſeinem i. J. 1273 in einem Alter von 75 Jahren erfolgten Tode fortgeführt von ſeinem Kaplane Heinrich Stero bis zum J. 1300; 2) Albert, genannt der Große wegen ſeiner außerordentlichen Kenntniſſe in der Mechanik und in den Naturwiſſenſchaften, die ihm bei ſeinen Zeitgenoſſen ſogar den Ruf eines Zauberers zuzogen, aus dem gräflichen Hauſe Bollſtädt, ſieben Jahre vor oder fünf Jahre nach 1200 zu Laungen in Bayern geboren, geſtorben 1280 im Dominikanerkloſter zu Köln, wohin er ſich aus Liebe zu den Wiſſenſchaften nach einer zweijährigen vortrefflichen Wirkſamkeit als Biſchof von Regensburg zurückzog, zu welcher Würde ihn Papſt Alexander IV. erhoben hatte. Seine hinterlaſſenen Werke erſchienen i. J. 1651 zu Leiden in 21 Foliobänden. In der großen Gallerie des Dominikanerkloſters zu Padua, wurde i. J. 1684 über der Thüre einer Zelle, welche Albert der Große bewohnt haben ſoll, da er zum Beſuche der Schulen dahin geſendet wurde, ein Denkmal mit einer lateiniſchen, aus 18 Zeilen beſtehenden Inſchrift angebracht, und an einem andern Orte in dieſem Kloſter unter ſein gemaltes Bildniß ein lateiniſcher zweizeiliger Vers, für ihn höchſt ruhmwürdigen Inhaltes, geſchrieben.

Ludwig II., genannt der Strenge.

Geboren zu Heidelberg den 13. April 1229.
Geſtorben zu Heidelberg den 3. Februar 1294.
Ruht im Kloſter Fürſtenfeld.

Gemahlinnen: 1. Maria von Brabant, Tochter des Herzogs Heinrich des Großmüthigen von Brabant, verm. den 2. Auguſt 1254, in Folge einer grundloſen Eiferſucht Ludwig's enthauptet am 18. Januar 1256 auf dem Schloſſe zu Donauwörth, ruht im Kloſter Mangoldſtein daſelbſt.

Kinder: —

II. Anna, Tochter Konrad's II., Herzogs von Schleſien und Glogau, verm. den 11. November 1260, geſt. den 25. Juni 1271, ruht im Kloſter Fürſtenfeld.

Kinder: 1) Agnes, geb. 1262, geſt. den 21. Oct. 1269; 2) Agnes, verm. den 15. Januar 1290 mit Heinrich I., Landgrafen von Heſſen, und nach dem Tode deſſelben mit Heinrich dem Aeltern, Markgrafen von Brandenburg; 3) Ludwig III., geb. den 13. Sept. 1267, verm. 1287 mit Eliſabeth, Tochter Friedrich's II., Herzogs von Lothringen, geſt. den 7. Sept. 1290, am zehnten Tage nach ſeiner Verwundung durch den Grafen Kraft von Hohenlohe auf einem Turniere zu Nürnberg, begraben zu Fürſtenfeld; 4) Mechtilde, verm. den 19. April 1287 mit Herzog Otto von Braunſchweig, geſt. den 31. März 1319, ruht in Braunſchweig; 5) Anna, verm. mit Rudolph, dem Sohne des Kurfürſten Albert II. von Sachſen; 6) Agnes, wurde Nonne in Ulm.

III. Mechtilde, Tochter des Kaiſers Rudolph I. von Habsburg, verm. den 3. Nov. 1273, geſt. den 23. Dez. 1304, ruht zu Fürſtenfeld.

Kinder: 1) Rudolph I., geb. in der Ludwigsburg (alter Hof) in München den 4. October 1274, verm. zu Nürnberg den 2. Sept. 1294 mit Mechtilde, dritter Tochter des Königs Adolph von Naſſau, geſt. am 19. Auguſt 1319, fern von Bayern, unbekannt wo; 2) **Ludwig**.

Ludwig kämpfte mit wittelsbachiſcher Tapferkeit in den vielen Kriegen ſeines Vaters Otto, erſtürmte Waſſerburg, überfiel das Schloß Teisbach und ſchleifte es, eroberte die Gebiete an der Ens mit der Stadt Linz und die ſteieriſchen Länderſtrecken im Gebirge. Doch kaum hatte er nach ſeines Vaters Tode die Regierung übernommen, als er nach allen Seiten hin Friede ſchloß, wodurch er die Aufhebung des Kirchenbannes erreichte, und dem erſchöpften Lande Gelegenheit gab, ſich wieder zu erholen. Ludwig's Bruder, Heinrich, kehrte im October 1254 vom Hofe des Königs Bela von Ungarn zurück, deſſen Tochter Eliſabeth, eine der ſchönſten Damen jener Zeit, ſeine Gemahlin geworden war, und verlangte, in Folge gleichen Erbrechtes, Antheil an der Regierung. Die beiden Brüder kamen nach einer kurzen gemeinſchaftlichen Regierung überein, ihre Länder zu theilen, was durch eine Urkunde vom 16. Januar

1255 geſchah. Ludwig erhielt Oberbayern, die Burggrafengerechtſame in Regensburg, und die Rheinpfalz, Heinrich aber Niederbayern. Dieß war die erſte Theilung in Bayern, die aber für das ganze Land eben ſo wenig vortheilhaft geweſen iſt, wie jede ſpätere Theilung. Ludwig wählte München zu ſeinem Aufenthalte, Heinrich die väterliche Burg Landshut. Dieſer war von ſchwachem und mißtrauiſchem Charakter, Ludwig ein ſtaatskluger Fürſt von ſtrengen Sitten, aber äußerſt jähzornig, wodurch er ſich ein großes häusliches Unglück bereitete.

Er war nämlich in die Pfalz gezogen, um im Bunde mit Städten am Rhein die von Räubern aller Art, insbeſondere auch durch Ausfälle von Raubrittern aus ihren Burgen geſtörte Sicherheit der Landſtraßen und Ströme wieder herzuſtellen, und hatte, bis zu ſeiner Heimkehr, ſeine ihm ſeit kaum zwei Jahren angetraute Gemahlin Maria, eine Enkelin des Königs Philipp von Schwaben, nach der Veſte Donauwörth geführt, wo ſie mit der Schweſter ihres Gemahles blieb, mit Eliſabeth, Wittwe des Königs Konrad, und deren Sohne Konradin. Inzwiſchen gelang es Ludwig, bei dem ſich auch der tapfere Graf Heinrich von Hirſchau befand, in kurzer Zeit gegen vierzig Raubburgen zu zertrümmern. Maria bangte für das Leben ihres kriegeriſchen, kühnen Gatten; in einem Briefe voll Zärtlichkeit und Sehnſucht bat ſie ihn, bald wieder zu ihr zu kommen, und ſchrieb zu gleicher Zeit an den Grafen von Hirſchau, er möge ihre Bitte bei dem Herzoge unterſtützen, mit dem beigefügten Verſprechen: „ihm zu bewilligen, um was er ſie ſchon ſo oft gebeten habe, wenn es ihm gelinge, den Herzog zur Heimkehr zu bewegen.“ Maria fürchtete jedoch, Ludwig könnte es ihr verargen, in dieſer Herzensangelegenheit die Fürſprache einer dritten Perſon für nöthig zu halten, als fehle es ihr an ausſchließlichem Vertrauen auf die Liebe ihres Gatten; deßhalb ſiegelte ſie den Brief an dieſen roth, und den Brief an Hirſchau ſchwarz, und trug dem Boten auf, der nicht leſen konnte, die Briefe ja nicht zu verwechſeln. Dennoch geſchah dieß.

Ludwig las den für den Grafen beſtimmten Brief im Schloſſe zu Heidelberg, wurde von raſender Eiferſucht ergriffen, ſtieß mit dem Dolche den Boten nieder, und ſprengte raſtlos, daß drei Roſſe todt unter ihm zuſammenſtürzten, nach Donauwörth, wo er am zweiten Tage ankam; hier durchbohrte er mit dem Schwerte den ihn empfangenden Schloßvogt, und eilte in das Gemach der Herzogin Maria, vor deſſen Schwelle er ihr Hoffräulein, Helica von Brennberg, ermordete; in blinder Wuth überhäufte er ſeine unſchuldige Gattin mit den ſchrecklichſten Vorwürfen über ihre vermeintliche Untreue, taub gegen alle ihre Bitten und Betheuerungen ihrer Unſchuld, taub gegen das beruhigende Zeugniß ſeiner Schweſter, der Königin-Wittwe Eliſabeth und aller Frauen im Schloſſe, unerweicht durch den Jammer und die Thränen des jungen Konradin. Maria mußte auf der Stelle beichten, empfing das heilige Abendmahl, und wurde um 2 Uhr Nachmittags, am 18. Januar 1256, auf der Zinne des Schloßthurmes enthauptet, und ihre Oberhofmeiſterin, eine alte adelige Dame, von da in die Tiefe geſchleudert; dorthin folgten ihr noch vier andere Fräulein.

Am andern Morgen trat der erſt ſechsundzwanzigjährige Herzog Ludwig mit grauen Haaren aus ſeinem Schlafgemache; die Beſonnenheit war ihm zurückgekehrt; Reue und Verzweiflung wühlten in ſeinem Herzen. Um Mitternacht ſollen, wie die Sage geht, die Geiſter der Ermordeten vor ſeinem Lager mit drohenden Blicken auf ihre blutenden Wunden gewieſen haben, und über ihnen Chriſtus erſchienen ſein als ſtrafender Richter, wie am Tage des jüngſten Gerichtes. Bald wurde dem Reuigen die völlige Unſchuld ſeiner Gemahlin durch unverwerfliche Zeugen ſonnenklar. Der Graf von Hirſchau hatte nämlich die Herzogin Maria ſchon öfter um die Ehre gebeten, ihn zu duzen, wie andere hochgeſtellte Ritter, nach damaliger Sitte, was Maria jedoch ſtets verweigerte, wahrſcheinlich weil ſie beſorgte, daß dieß gerade bei dieſem Manne, der wegen ſeiner geſelligen Anmuth am ganzen Hofe beliebt war, den Argwohn ihres eiferſüchtigen, ſie über Alles liebenden

Gatten erregen könnte. Auf dieſen Umſtand bezog ſich Maria's Verſprechen in ihrem Briefe an Ludwig, welches ihn zu dieſer grauenvollen That der Uebereilung hingeriſſen hatte. Er ließ die Ermordeten ſogleich feierlich beerdigen, eilte nach Rom, und warf ſich mit reumüthigem Bekenntniſſe dem Papſte Alexander IV. zu Füßen, der ihm die Losſprechung von dieſer Blutſchuld unter der Bedingniß ertheilte, ein von einem Dolche durchbohrtes Herz Tag und Nacht, bis an ſein Ende, auf der Bruſt zu tragen, und ein Karthäuſerkloſter zu ſtiften. So entſtand das Kloſter Fürſtenfeld bei Bruck, 6 Stunden weſtlich von München. Da es in Bayern damals keine Karthäuſermönche gab, erhielt Ludwig von Papſt Alexander's Nachfolger, Klemens IV., die Erlaubniß, das Kloſter für Ciſterzienſer ſtiften zu dürfen*).

Ottokar, der junge kriegeriſche König von Böhmen, bereits auch Herr von Oeſterreich, wollte die Steiermark dem Könige von Ungarn entreißen, und haßte deſſen Schwiegerſohn, den Herzog Heinrich von Niederbayern, von dem er Neuburg am Inn und Schärding zurückverlangte, die nach dem Tode der Grafen von Andechs Lehen des Hauſes Wittelsbach geworden waren. Eingedenk ſeines Zuges mit 60,000 Mann gegen die heidniſchen Preußen, mit 100,000 Mann gegen die Madſcharen, wähnte er, mit einem kleinen bayeriſchen Herzoge bald fertig zu werden, und ſendete den Fehdebrief an Heinrich, der ſich eben mit ſeinem Bruder Ludwig in Aachen bei der daſelbſt am 13. Mai 1257 erfolgten Krönung des Richard von Cornwallis zum deutſchen Könige befand. Ottokar ſäumte nicht, ſogleich mit großer Heeresmacht in Bayern einzufallen, eroberte Neuburg und Schärding, brannte Ried nieder, verwüſtete den fruchtbaren Vilsgau, und hauſete mit Feuer und Schwert bis auf die Höhen des Schloſſes Fraunhofen, 2 Stunden ſüdlich von Landshut, vermeſſen prahlend, in der nächſten Nacht in Heinrich's Bette zu Landshut zu ſchlafen. Es ging aber ganz anders, als der ſtolze König von Böhmen dachte.

---

*) Siehe: Maria von Brabant. Ein hiſtoriſch-romantiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Dresden, 1824. Im Verlage der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Das ganze Volk der Bayern erhob ſich, als es das Vaterland und ſeine Herzoge von ſo großer Gefahr bedroht ſah, im Rücken der Feinde und zu beiden Seiten, in Thälern und auf Bergen, in Wäldern und Schluchten. Sturmglocken riefen zum Kampfe, Feuerzeichen erhellten ihre Wege. Dem Ottokar gegenüber ſtanden bereits die beiden herzoglichen Brüder, aus weiter Ferne herbeigeeilt, an der Spitze eines wohlgerüſteten Heeres. Bei dieſem Anblicke ſchwand der Uebermuth des Böhmenkönigs, und er ſuchte ſich durch eine Liſt aus der Schlinge zu ziehen. Der folgende Tag — 24. Auguſt 1258 — war ein Feiertag, das Feſt des heiligen Bartholomäus, für welches Ottokar am Vorabende im Lager der Herzoge Waffenſtillſtand verlangte und erhielt, ihn jedoch dazu benützte, nächtlicher Weile mit ſeinen vornehmſten böhmiſchen Rittern heimlich den Rückzug anzutreten, den jedoch das unvermeidliche Geräuſch bald ſeinen Kriegern verrieth, welche, von plötzlicher Furcht ergriffen, fliehend ihrem Könige folgten.

Die Bayern ſtürmten ihnen raſtlos nach über Neumarkt nach Mühldorf, wo die hölzerne Innbrücke unter der Laſt der fliehenden Feinde, ihrer Roſſe und Wagen, einbrach, während ganze Schaaren Nachdrängender in den reißenden Strom geſprengt wurden, der gegen 5000 Feinde verſchlang, unter dieſen den Hauptmann des ſalzburgiſchen Beiſtandes, Ulrich von Lobenſtein, ſammt ſeinem Roſſe. Dem tapferen Haudegen Emilo von Lichtenburg gelang es, mit ſeinem geharniſchten Roſſe hinüberzuſchwimmen. Ein Streithaufen warf ſich in einen gewaltigen Thurm am linken Ufer des Inns; dieſen Thurm ließ Herzog Ludwig, zur Vergeltung feindlicher Mordbrennereien, anzünden, und die von Rauch und Flammen Herausgejagten niederhauen, dann Mühldorf belagern, welches viele vornehme Herren aus Böhmen und Oeſterreich, aus dieſem unter andern der Kriegsheld Heinrich von Lichtenſtein und ſein Bruder Ulrich, bekannt als Dichter des „Ytwitz“ und des „Frauendienſtes,“ neun Tage lang muthvoll vertheidigten.

Dann ſtreckten die Waffen und ergaben ſich die mächtigen böhmiſchen Kämpfer: Wocko von Roſenberg, Zunlo von Leuchtenburg, Wilhelm von Podiebrat, Wichard von Thürnach, Schazla von Friedland, Ibis von Schechner, Beneis von Wolkenſtein, Burchard von Klingberg, Ulrich der Schenk von Ellnpogen, Jenezo, Burggraf von Grauzunl, Wocko's Bruder, ſein Vetter Hauer, Dlohomil von Nabzden, Stiborius Kopf und Ulrich Roſenthal, und die öſterreichiſchen: die beiden obengenannten Brüder Heinrich und Ulrich von Lichtenſtein, Albert und Heinrich von Chuenring, Ulrich von Capell, Ludwig von Zelking und Sighard Piber. Die Herzoge von Bayern ehrten ihre Tapferkeit durch die Gunſt, ſie mit ihren Roſſen und ſo viel Gepäck, als jeder tragen konnte, unter der Verpflichtung abziehen zu laſſen, Ottokar zu einem dauernden Frieden zu bewegen, außerdem aber perſönlich wieder als Kriegsgefangene zurückzukehren.

Dieſer Friede wurde zu Cham am Tage des heiligen Martin, am 10. November 1258, zwiſchen den beiden anweſenden Herzogen von Bayern und den Bevollmächtigten des Königs Ottokar geſchloſſen, welcher Schärding, Neuburg, Ried unter ewigem Verzicht herausgab, und zur Entſchädigung Niederbayerns Neumarkt und die Stadt Schüttenhofen an dem goldhaltigen Fluſſe Wottawa in Böhmen abtrat. Aus Vorſicht erhob Herzog Heinrich Braunau zu einer ſtarken Grenzveſte. In dieſem vaterländiſchen Befreiungskampfe war unter den Bayern Graf Gebhard von Hirſchberg, der Letzte ſeines Geſchlechtes, das ſchon in den Zeiten der Agilolfingen blühte, der Tapferſte geweſen; die Herzoge gaben ihm zur Belohnung ihre Schweſter Sophie zur Gemahlin, eine Prinzeſſin von wunderſamer Schönheit, damals 23 Jahre alt.

Unter den Wandgemälden im Bogengange des kgl. Hofgartens in München, befindet ſich auch, als viertes in der Reihenfolge, der Einſturz der Innbrücke bei Mühldorf, gemalt von C. Stürmer aus Berlin, gegenüber das Sinnbild des Krieges von C. Förſter, zur Seite das Sinnbild der Strenge, gemalt von Hiltenſperger nach der Zeichnung von Eberle. Die Aufſchrift an der Decke lautet: „Tritt mich nit, ich leid's fein nit!“

Gerade am zweiten Jahrestage des zu Cham mit König Ottokar geſchloſſenen Friedens, am 11. November 1260, vermählte ſich Herzog Ludwig, ein Fürſt von großer und ſchöner Geſtalt, von leutſeligſtem Benehmen, von Ordnungsliebe und weiſer Sparſamkeit, zum zweiten Male, und zwar mit Anna, einer Tochter des Herzogs Konrad von Schleſien und Glogau, deren Mutter eine Schweſter Ottokar's war; ſie ſtarb i. J. 1271. Ludwig wurde von keinem Fürſten Deutſchlands an den erhabenſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens übertroffen; Recht und Frieden ſeiner Völker ſchützte er mit väterlicher Liebe und feſtem Arme; fünfzig Raubritter hat er, wie man ſagt, nebſt ihren Knechten an einem einzigen Tage enthaupten laſſen, mehr gerecht als ſtreng. In den wichtigſten Zwiſten weltlicher und geiſtlicher Machthaber, wählte ihn das ehrenvollſte Vertrauen zum Schiedsrichter, und nach dem am 2. April 1271 erfolgten Tode des deutſchen Königs Richard, führte er zwei Jahre lang mit großem Ruhme die Reichsverweſung; er wäre auch deutſcher König geworden, wenn er ſeinen mächtigen Einfluß hätte geltend machen wollen; denn die drei geiſtlichen Kurfürſten waren dem weiſen und gottesfürchtigen Ludwig gewogen, und zwei von ihnen, Wernher, Kurfürſt von Mainz, und Engelbert, Kurfürſt von Köln, verbürgten ihm in eigenen Zuſchriften ihre thätigſte Verwendung. Bei der Wahl zu Frankfurt am Main überließen ihm die unſchlüſſigen Wahlfürſten, den Würdigſten zu beſtimmen, und er empfahl Rudolph, Grafen zu Habsburg und Kyburg, durch Vermittlung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der ihm das Wohlwollen des neuen Kaiſers, und eine von deſſen ſechs Töchtern nach eigener Wahl zur Gemahlin verhieß. Schon am dritten Tage nach der Krönung Rudolph's in Aachen, am 3. November 1273, vermählte er ſich mit der ſehr ſchönen Prinzeſſin Mechtilde, die ihm ſpäter den berühmten Kaiſer Ludwig den Bayer gebar.

Unerſchütterlich treu blieb er ſeinem Schwiegervater Rudolph, kämpfte für ihn gegen den feindlichen König Ottokar von Böhmen, bis dieſer in einer großen Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien am 26. Auguſt 1278, mit 18 Wunden bedeckt, ſein Leben verlor. Ludwig's Bruder, der Herzog Heinrich von Niederbayern, ſtarb am 4. Febr. 1290 auf ſeiner Bergveſte Burghauſen, wurde im Kloſter Seligenthal zu Landshut begraben, und hinterließ drei Söhne: Otto III., geb. den 11. Febr. 1261, geſt. den 9. Sept. 1312; Ludwig III., geb. den 9. Oct. 1269, geſt. den 14. Sept. 1297; Stephan I., geb. den 6. März 1271, geſt. an der Peſt den 21. Decbr. 1310, König Rudolph aber verſchied im Sommer 1291 zu Germersheim in den Armen ſeines Eidams und Freundes Ludwig. Um ſich den Geſchäften der neuen Königswahl ungeſtörter weihen zu können, übertrug dieſer ſeinem ſiebenzehnjährigen Sohne Rudolph die Regierung von Oberbayern, und blieb auf ſeinem Lieblingsſchloſſe Heidelberg.

Die Herzoge Ludwig und Heinrich vermehrten gleichzeitig ihre Lande durch die Erbſchaft der heimathlichen Beſitzungen des letzten Hohenſtaufen, des unglücklichen ſechzehnjährigen Prinzen Konradin, ihres Neffen, eines Sohnes ihrer Schweſter Eliſabeth, der i. J. 1267 mit ſeinem Jugendfreunde, Friedrich von Baden, an der Spitze von 3500 Kriegern nach Italien gezogen war, um die entriſſenen väterlichen Kronen von Neapel und Sicilien wieder zu erobern. Er ſiegte in der Ebene von Tagliacozzo am 23. Auguſt 1268, aber ſein ſiegesfroh ſorgenloſes Heer wurde durch Liſt überfallen und zerſtreuet. Durch Verrath geriethen die beiden Prinzen in die Gewalt ihres Feindes, des Karl von Anjou, Königs von Neapel, der ſie auf dem Marktplatze zu Neapel, an der Meeresküſte, am 29. Oct. 1268 öffentlich enthaupten ließ, nach dem Urtheile eines einzigen feilen Richters, welchen des Königs Karl eigener Eidam, Robert von Flandern, aus Entrüſtung über dieſe Frevelthat, vor den Augen des zuſchauenden Königs mit dem Schwerte durchbohrte, indem er ausrief: „Elender, dir ſteht „nicht an, ſolch edelm Herrn den Tod zu ſprechen!“

Von der Konradiniſchen Erbſchaft erhielt Ludwig, deſſen Vorſchüſſe an Konradin 288,000 Gulden betrugen, durch den Ausſpruch von zehn Schiedsrichtern zu Aufhauſen an der großen Laber, gerade am erſten Jahrestage des unglücklichen Ereigniſſes, am 29. Oct. 1269, die Beſitzungen zwiſchen der Donau, der Wertach und dem Gebirge, Heinrich den Reſt. Dieſer vergrößerte ſein Gebiet theils lehen- theils kaufweiſe mit den Gütern Konrad's, des letzten Grafen von Moosburg und Rottenburg, kaufte Vilshofen nebſt dem Rotthale, Marquartſtein und Kraiburg, und erbte die Gebiete und Rechte der Herren von Landau, der Grafen von Biburg und der Grafen von Wald.

Noch größeren Länderzuwachs erhielt Herzog Ludwig in Oberbayern: durch das Ausſterben der Herren von Landsberg, Krandsberg, und der Grafen von Falkenſtein; durch Kauf die Grafſchaft Roteneck, Train und Räzhofen, die Güter der Grafen von Ortenburg, die Grafſchaft Pruggen, und die Landgrafſchaft Leuchtenburg mit allen Rechten, Ehren und Würden; in der Pfalz am Rhein durch Kauf: Merkelingen, Wiſenloch, Lindenfels, Bretten, Musloch, Reutlingen, Hekenheim, Werſchau, das Städtchen Chaub u. ſ. w., und durch Erbſchaft die geſegneten Güter der Grafen von Altzei. Unter Ludwig's Regierung wurde Oberbayern ein ſtarkes und geachtetes Land, und München eine bedeutende Stadt, worin die Bürger aller Gewerbe, unter denen die Handelsleute auf ſeine Verwendung durch den Kaiſer Rudolph die Befugniſſe der Kaufleute zu Regensburg erhielten, ſich überaus zahlreich vermehrten. Ludwig baute ſich in München eine neue Reſidenz, die Ludwigsburg, in ſpäteren Zeiten der alte Hof genannt, dazu eine Hofkirche, und in der Nähe i. J. 1284 das Franziskanerkloſter, und das

i. J. 1291 gebaute Auguſtinerkloſter iſt ſicher auch ein Zeugniß ſeiner Frömmigkeit. Das von ſeinem Vater errichtete Spital für arme und kranke Bürger, erhielt von Ludwig das Recht, Bier zu brauen. Unter ihm entſtand auch der Stadtrath, zu deſſen erſtem Stadtrichter Albrecht der Muracher gewählt wurde.

Da geſchah es, daß Herzog Ludwig, in Folge einer vernachläſſigten Geſchwulſt am Unterleibe, auf dem Schloſſe zu Heidelberg tödtlich erkrankte. Das zu lange verheimlichte Uebel vereitelte die Hülfe ſeines Arztes, des Meiſters Friedrich. Reumüthig beichtete Ludwig ſeinem Beichtvater Berthold Ezzelingen, empfing andächtig die heil. Sterbſakramente, verordnete die mögliche Vergütung alles von ihm begangenen Unrechtes, in ſeinem von dieſen beiden Männern unterzeichneten letzten Willen, den er nebſt ſeinem Trauringe an ſeine geliebte Gattin Mechtilde ſendete, und ſtarb am 3. Februar 1294 in einem Alter von 64 Jahren, 9 Monaten und 21 Tagen, in dem nämlichen Gemache, in welchem er war geboren worden. Nach Herausnahme der Eingeweide aus ſeiner ſterblichen Hülle, wurde dieſe, unter allgemeinem großen Jammer des ganzen Landes, einer früheren Verordnung des Herzogs gehorchend, feierlich in das von ihm geſtiftete Kloſter Fürſtenfeld gebracht, und erhielt daſelbſt in Beiſein ſeines Sohnes Rudolph, der Biſchöfe von Augsburg, Regensburg und Eichſtädt, zahlreicher Prälaten und Edelleute, am eilften Tage nach dem Ableben, in der herzoglichen Gruft neben der zweiten Gemahlin Agnes und den vorausgegangenen Kindern, mit großem Gepränge die irdiſche Ruheſtätte.

Ludwig der Bayer.

Geboren im Jahre 1282*).
Geſtorben auf einer Wieſe bei Fürſtenfeld am 11. October 1347.
Ruht in der Frauenkirche in München.

Gemahlinnen: I. Beatrix, Tochter Heinrich's III., Herzogs von Glogau und Schleſien, verm. i. J. 1308, geſt. am 24. Auguſt 1322, ruht in der Frauenkirche in München.

Kinder: 1) Mechtilde, verm. i. J. 1324 mit Friedrich, Markgrafen von Meißen, geſt. am 2. Juli 1346; 2) **Ludwig**, genannt der **Brandenburger**; 3) Stephan II. mit den Haften, geb. am 23. December 1316, geſt. den 10. Mai 1375, ruht in der Frauenkirche in München; 4) Anna, geſt. 1319, im dritten Jahre ihres Lebens, begraben in der Kloſterkirche zu Kaſtel in der Oberpfalz.

II. Margaretha, Erbſchweſter des Grafen Wilhelm IV. von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, verm. am 15. Auguſt 1323, geſt. 1356, begraben zu Valenciennes im Hennegau.

Kinder: 1) Margaretha, verm. 1350 an einen ungariſchen Prinzen Stephan, und, nach deſſen Tode, i. J. 1356 mit Gerlach, Grafen von Hohenlohe; 2) Ludwig der Römer, geb. zu Rom den 27. Januar 1328, kinderlos geſt. 1365; 3) Wilhelm I., geb. 1322, wurde 1358 wahnſinnig, und ſtarb 1377 kinderlos im Gefängniſſe zu Gueſſnoy; 4) Agnes, geb. 1334, geſt. 1352 in einem Alter von 18 Jahren als Nonne im Kloſter zu St. Klara in München, ruht in der Frauenkirche daſelbſt; 5) Albert I., geb. 1336, geſt. den 13. Dezember 1404, begraben zu Gravenhaag; 6) Otto, geb. am 11. October 1347, am Todestage ſeines Vaters, geſt. kinderlos am 15. November 1379; 7) Eliſabeth, verm. 1350 zuerſt an Cane della Scala, und, nach deſſen Tode, i. J. 1362 an den Grafen Ulrich von Württemberg.

Ludwig zählte noch nicht 13 Jahre, als ſein älterer Bruder Rudolph, nach dem Tode des Vaters, die Regierung im Herzogthume Oberbayern und in der Pfalz übernahm. Die Mutter Mechtilde ließ ihren lieben Sohn Ludwig am Hofe ihres Bruders, des Herzogs und nachmaligen deutſchen Königs Albrecht, zu Wien erziehen, wo er mit ſeinem Vetter Friedrich, ſpäter der Schöne genannt, im freundſchaftlichſten Verhältniſſe lebte. In einem Alter von kaum 20 Jahren erhielt Ludwig die Mitherrſchaft in Bayern, und blieb bei ſeiner ſtaatsklugen und hochherzigen Mutter, deren vertrauter Rath ein kluger, rechtſchaffener und erfahrener Mann war, Konrad von Oettlingen, Burghauptmann von Mühlhauſen.

---

*) Nach Dr. Wolf wahrſcheinlich im October 1285, nach Weſtenrieder um 1287. B.

Ludwig hatte eine hohe, kräftige, wohlgebildete Geſtalt, ein volles, lebhaftes Antlitz, eine ſanftgebogene Naſe, große blaue Augen, ein rundes Kinn, röthliche, dünnlockige Haare, eine wohlwollend lächelnde Miene, durchdringenden Verſtand, große Beredſamkeit, umfaſſendes Wiſſen, ſeltene Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen, ein weiches, verſöhnliches Gemüth, eine edle Seele, werkthätige Liebe zu den Gelehrten, Friedensliebe, erhabenen Sinn für Religion, Recht, Tugend, Freundſchaft und Dankbarkeit, als liebevoller Gatte und Vater die zärtlichſte Liebe für ſeine beiden Gemahlinnen und ſeine vielen Kinder, durch ſeine beſtändige Sorge für das Emporblühen der Städte in bereitwilliger Verleihung zweckförderlicher Freiheiten, gerechten Anſpruch auf den ſchönen Namen eines wahren Bürgerfreundes und eines Wohlthäters der Menſchheit, einen unerſchütterlich ſtandhaften Geiſt im Unglücke, im Glücke Beſonnenheit und Mäßigung.

Herzog Otto III. von Niederbayern, deſſen Mutter eine Tochter des Königs Bela IV. von Ungarn geweſen war, Geſchwiſterkind Ludwig's des Bayern, wurde von den Ungarn, nach dem Tode ihres Königs Andreas III., zum Könige gewählt, und i. J. 1305 zu Stuhlweiſſenburg gekrönt, verlor aber bald, durch den Wankelmuth ſeiner Anhänger und die Ränke der Parteien, Krone und Land, und kehrte auf gefahrvollen Wegen in ſein bayeriſches Herzogthum zurück. Vier Jahre ſpäter kam die Zeit der Vergeltung. Das Volk der Bayern erhob ſich, als Otto in dem ſtrengen Winter von 1309 rüſtete, und die von dem tapfern Lamberg vertheidigte ſtarke Veſte Neuburg am Inn neunzehn Wochen lang belagerte, bis ihre Mauern durch die unterirdiſchen Arbeiten der herzoglichen Bergleute einſtürzten. Lamberg übergab die Burg den Flammen und flüchtete ſich auf ein Schiff mit mehr als ſechzig ſeiner Krieger. Die bayeriſchen Schützen eilten herbei, ſie mit ihren Pfeilen zu tödten. Die Bedrängten flehten mit ausgeſtreckten Armen die Gnade des Herzogs Otto an, welcher herbeiſprengte und mit Wittelsbachiſcher Großmuth ſeinen Streitern zurief: „Laſſet von dieſen Männern, die ihrem Herrn „ſo treu gedient! Treue iſt auch am Feinde ehrenwerth.“

Im nächſten Jahre 1310 kam Herzog Friedrich der Schöne von Oeſterreich vom Rheine zurück und ſendete ein rächendes Heer von 15,000 Mann unter dem Befehle ſeines bewährteſten Feldhauptmannes Ulrich von Walſee, der das nur von Holz gebaute Ried erſt nach vierzehn Tagen bezwang, und hierauf Schärding. Sein Heer litt viel durch Kälte, Hunger und peſtartige Seuche. Mit 1500 Reiſigen eilten die Herzoge Otto und Stephan herbei, ein ſchwaches Häuflein gegen eine ſo große Macht; doch abermals erhoben ſich die Bayern für ihre Herzoge und das Vaterland in der bei deſſen damaligem Umfange ungeheuern Zahl von 60,000 Mann, deren Anblick den Feind mit der größten Furcht erfüllte, obgleich er durch den Inn geſchützt war.

Dieſer Schutz wurde ihm bald entzogen. An der Spitze der Bayern war Hartlieb von Puechberg, der bei Nacht eine Brücke bauen ließ, und noch bevor der Tag graute, ſchon am andern Ufer ſchlagfertig anrückte. Da flohen die Feinde in größter Haſt, und die Sieger erbeuteten das Lager mit Allem, was es Brauchbares und Werthvolles enthielt. Aber eine noch größere Beute machte die Lagerſeuche, weithin durch die deutſchen Gauen tödtend, ſelbſt den Herzog Stephan am 21. Dezember 1310. Bei dem Friedensſchluſſe wurde Herzog Ludwig von München durch allſeitiges Vertrauen auf ſeine unparteiiſche Gerechtigkeitsliebe zum Schiedsmanne erwählt.

Seinem Bruder Stephan folgte bald in das Grab Herzog Otto, am 9. Sept. 1312, begraben in Seligenthal. Wenige

Tage zuvor, am 28. Auguſt, hatte ihm ſeine zweite Gemahlin, Anna, einen Sohn geboren, Heinrich, und von ſeinem Bruder Stephan lebten noch zwei vaterloſe junge Waiſen, Heinrich, geb. 1304, und Otto, geb. 1308. Als Herzog Otto fühlte, daß er vom Leben ſcheiden müſſe, verurſachte ihm der Gedanke an das Schickſal dieſer drei hülfloſen Waiſen bitteren Kummer. Da gedachte er ſeiner guten Bürger zu Landshut und Straubing, die ihm ſchon ſo viele Beweiſe von Liebe und Treue gegeben hatten. Er ließ die Anſehnlichſten unter ihnen heimlich kommen, die ihm, ſeinem Wunſche gemäß, mit heiligem Eide gelobten, die Vormundſchaft und Erziehung der drei herzoglichen Waiſen zu übernehmen, und das Herzogthum Niederbayern nur dem Herzoge Ludwig von Oberbayern zu überlaſſen. Nun konnte Otto getroſt die Augen ſchließen.

Aber die niederbayeriſchen Ritter, unter ihnen Albrecht und Adelraim von Hals, Ebran von Degenberg, Hartlieb von Puechberg, Albert von Schönſtein und Andere, waren über dieſe Zurückſetzung durch den Vorzug von Bürgern erbittert, und verbündeten ſich zu Linz mit Friedrich dem Schönen von Oeſterreich und deſſen eben ſo kriegsluſtigem Bruder Leopold, denen ſie die Pflegſchaft der Unmündigen übertragen wollten. Zu dieſen ritt Ludwig eilig nach Landshut, jener Ränke kundig, um ſie zu warnen, dann nach Landau an der Iſar, dort durch die Macht der Rede ſeinen ehemaligen Jugendfreund Friedrich von dieſem Bündniſſe abzuwenden. Vergebens! Sie ſchieden feindlich von einander. Friedrich und Leopold rüſteten in Schwaben.

Unter dem Beiſtande der niederbayeriſchen Ritter, ihrer Bundesgenoſſen, zogen unter Ulrich von Walſee, Ulrich dem Pfaunberger und Leopold von Haunberg, die Oeſterreicher, die Ungarn und Cumanen, treffliche Pfeilſchützen, über den Inn, die Rott und Vils, nahmen und plünderten Landshut, ſetzten bei Moosburg über die Iſar und Amper, und ſchlugen lagernd eine Wagenburg auf den Höhen zwiſchen Iſareck und Gamelsdorf, auf dem Boden einer alten Römerſchanze, wo ſie bis zur Ankunft des Heeres aus Schwaben ſicher zu verweilen gedachten.

Ludwig verlor keine Zeit, dieſe Vereinigung zu vereiteln. Er ſtellte ſeine Kriegsſchaaren in die Nähe des Kloſters Altenmünſter, am Zeidelbache, an der Straße zwiſchen München und Augsburg auf, beſtehend aus oberbayeriſchen und nordgauiſchen Rittern und Reiſigen, aus Zuzügen fränkiſcher und ſchwäbiſcher Ritter mit ihren Leuten, und vorzüglich aus Bürgern ſeines eigenen Landes. In einem von Ludwig angeordneten Kriegsrathe ſeiner tapferſten Ritter: Berthold von Graisbach, Berthold von Neyffen, Wigand von Trausnitz, der Hügelberger, der Schenken von Biberach, der Schlüſſelburger, u. ſ. w., wurde unverweilter Angriff beſchloſſen. Unbemerkt verließ Ludwig mit vierhundert Reitern ſein Heer, das im Hauptlager zur Ueberwachung und Täuſchung der feindlichen Herzoge bleiben mußte, die jenſeits des Lech ſtanden, und eilte durch das Glon- und Amperthal, 10 Stunden weit, dem Feinde entgegen, deſſen Blicken ein dichter Nebel die drohende Gefahr verbarg.

Bei Moosburg warteten ſchon die ſtreitbaren Bürger von Moosburg, Landshut, Ingolſtadt und Straubing. In der Ebene des Dorfes Gamelsdorf, eine Stunde nördlich von Iſareck, wohin der Feind bereits über die Iſarbrücke bei Volkmansdorf gerückt war, begann am 9. November 1313 die Schlacht, und ſchon nach der erſten Stunde konnte die zerſprengte feindliche Macht nur noch in einzelnen Abtheilungen kämpfen. Mitten in die Feinde ſtürzte ſich ein Ritter aus dem Nordgau, Rüdiger der Pinzinger, entriß dem Bannerträger Udemir das Banner, und nahm ihn gefangen, für welche kühne Waffenthat ihm ſpäter die beiden Herzoge Rudolph und Ludwig 100 Pfund verſchrieben, und weitere 40 Pfund für ſeinen Beiſtand an dieſem Tage. Mit einem noch nicht in's Gefecht gebrachten Reitergeſchwader vollendeten die Herren von Schlüſſelburg gegen Abend die Niederlage des fliehenden Feindes, unter welchem die Brücke bei Volkmansdorf zuſammenbrach. Gegen 350 adelige Herren aus Oeſterreich, Kärnthen, Mähren und Steiermark, und ihrer eine große Zahl aus Niederbayern wurden gefangen, theils auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen Ludwig feindlich zu dienen, entlaſſen, theils gebunden auf Roſſen und Wagen fortgeſchleprt. Das ganze, an den werthvollſten Sachen überaus reiche Lager, fiel dem Sieger Ludwig in die Hände, der dieſe koſtbare Beute den Siegern überließ, die ſich zuerſt derſelben bemächtigteu, dem Landvolke der Umgegend und den Bürgern von Moosburg und Landshut, wodurch viele derſelben plötzlich reich wurden, und den erkämpften Reichthum auf ihre Nachkommen übertrugen.

Als belohnende Anerkennung treuer Anhänglichkeit und des in dieſer Schlacht bethätigten Heldenmuthes der Bürger von Ingolſtadt und Landshut, verlieh Herzog Ludwig jenen den blauen, feuerſpeienden Panther in ihren Schild, und Letzteren, weil ſie ritterlich-tapfer gekämpft, drei Helme in ihr Stadtwappen ſtatt der früheren drei Pikelhauben. Auch Moosburg und Straubing erhielten Beweiſe ſeiner Dankbarkeit. Dieſer Sieg brachte Ludwig großen Ruhm in ganz Deutſchland, und war ein Hauptbeweggrund ſeiner Wahl zum deutſchen Könige nach dem am 25. Auguſt 1313 erfolgten Tode Heinrich's VII., obgleich er ernſtlich dieſe Würde abzulehnen ſuchte. Mit vier Kurſtimmen wurde er zu Frankfurt am Main den 20. October 1314 gewählt, und jenſeits dieſer Stadt, in Sachſenhauſen, mit nur zwei Kurſtimmen, Friedrich der Schöne von Oeſterreich als Gegenkönig. Die Krönung Ludwigs und ſeiner Gemahlin Beatrix erfolgte feierlich am 26. November zu Aachen durch den weiſen Kurfürſten Aichſpalter, Erzbiſchof von Mainz, jene Friedrich's des Schönen aber einen Tag früher, am 26. November, zu Bonn durch ſeinen Freund, den Erzbiſchof Heinrich von Köln, auf freiem Felde, wobei eine Tonne als Throngerüſt verwendet wurde. Ein unwiderſtehlicher Gang der Ereigniſſe trennte die beiden Jugendfreunde Ludwig und Friedrich, und bedrohten das deutſche Reich mit blutigen Kriegen.

Die Bürger von München begrüßten ihren väterlichen Herzog und großen deutſchen König Ludwig bei ſeinem Einzuge am 15. April 1315 mit dem herzlichſten Jubel liebender Kinder. Im nächſten Jahre beſchäftigte ihn der kleine Krieg in Bayern, Schwaben, Franken, und, nach verſtändiger Beſchwichtigung eines gegen den König Johann von Böhmen ausgebrochenen Aufruhres, auch in der Rheinpfalz, überall ſiegreich. Durch einen Vertrag vom 26. Febr. 1317 trat Herzog Rudolph ſeinem Bruder Ludwig das Recht der Mitherrſchaft ab gegen einen jährlichen Bezug von 5000 Pfund Münchner-Pfennigen, 3000 Käſe, noch andere Vortheile, und Zuſicherung von Weinheim und Lindenfels als Witthum für ſeine Gemahlin, die Pfalzgräfin. Dann verließ Rudolph Bayern, und ſtarb, vermuthlich in Oeſterreich, am 19. Auguſt 1319, wie auf einem Monumente in der Auguſtinerkirche in Heidelberg zu leſen iſt; der Ort ſeines Todes blieb bis jetzt unbekannt.

Aus ſieben Feldzügen Ludwig's zu jener Zeit, hat die Geſchichte nur eine einzige rühmliche Waffenthat aufgezeichnet, welche in einem blutigen Treffen in der Nähe von Eßlingen, einer dem Herzoge Ludwig treuen Reichsſtadt, geſchah, die, nebſt Heilbronn, von den Oeſterreichern ſchwer bedroht, ſeine Hülfe erbeten und erhalten hatten. Zwei Ritter geriethen ſcharf aneinander: der Oeſterreicher Heinrich Schweinkenriſt und der Bayer Stephan von Gumpenberg, deſſen edles Geſchlecht bis in das Jahr 1282 zurückreicht, wo ein Marſchalk Hildebrand von Gumpenberg genannt wird, und noch zur Zeit rühmlich fortblüht in zahlreichen Nachkommen. Obgleich ſchon aus vielen Wunden blutend, ließ Gumpenberg nicht vom Kampfe ab, tödtete das Roß des Gegners durch einen Schwertſtoß, nahm ihn gefangen, beſchützte ihn gegen Herbeieilende, die ihn umbringen wollten, half ihm auf ſein eigenes Pferd, und ließ ihn gegen das Verſprechen, zur beſtimmten Friſt das Löſegeld zu bringen, ungefährdet von dannen reiten. Als der Gefangene, treu ſeinem Worte und Handſchlage, rechtzeitig wieder erſchien, um das Löſegeld zu zahlen, verweigerte Gumpenberg die Annahme deſſelben mit den Worten: „Des hab' ich nicht Noth!“

In dieſem Treffen, um das Jahr 1318, focht auch mit großer Tapferkeit Graf Ludwig von Oettingen, Bruder des Grafen Friedrich von Oettingen, und vertrauter Mitwiſſer aller Abſichten und Beſorgniſſe Königs Ludwig, an dem er im folgenden Jahre 1319 zum Verräther wurde bei dem Gegenkönige Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, der ihn dafür mit der Hand ſeiner Schweſter Jutta belohnte. Dieſer Verrath begann bald ſeine Thätigkeit. Ludwig lagerte auf den Höhen bei Mühldorf, Herzog Friedrich dem Schönen gegenüber, der mächtig über Salzburg herangezogen war, während ſein Bruder Leopold mit 800 Rittern am Lech ſtand. Da erhob ſich in der Nacht vom 28. auf den 29. Sept. das Gerücht im Lager der Bayern, daß Ludwig in der nächſten heiligen Meſſe von Meuchelmördern getödtet, und das Heer von Verräthern an Oeſterreich ausgeliefert werde; Andere behaupteten, Ludwig ſei bereits von ſeinen eigenen Leuten ermordet worden. Der Schrecken im Lager war ſo allgemein, daß ſich das ganze Heer auflöſete, und Ludwig es vergebens zurückzuhalten ſuchte. Er eilte mit dem Reſte ſeiner Getreuen, — Bürger von München und Regensburg, — in das befeſtigte München, und trieb von da aus den anrückenden Leopold wieder an den Lech zurück, von wo dieſer Herzog an den Rhein zog.

Unter ſo widrigen Erlebniſſen fühlte Ludwig die ganze Laſt ſeiner von ihm nicht begehrten Krone; aber ſein ſtarker Geiſt wankte nicht. Ludwig erſchien mit kriegeriſcher Macht in den Rheinländern, wo ihm Leopold überall weichen mußte. Straßburg öffnete ihm ſeine Thore; er beſtätigte dieſer Stadt ihre alten Freiheiten. München ſah ſeinen Herzog und König Ludwig erſt zu Anfang des Monates Februar 1321 wieder, und Ludwig begann gegen Mitte Aprils Reiſen zum Abſchluſſe von Bündniſſen und Kriegsrüſtungen, um bei der herannahenden Entſcheidungszeit nicht unvorbereitet zu ſein.

Herzog Leopold und ſein Bruder Albrecht rückten aus Schwaben heran mit einem zahlreichen Heere von 20,000 Mann, darunter 1500 Geharniſchte, und von Salzburg her mit 30,000

Mann Fußvolk und 200 tapferen Rittern Herzog Friedrich der Schöne und ſein Bruder Heinrich, umgeben von ihren erfahrenſten Feldherren, den Brüdern von Walſee, dem Marſchalle Dietrich von Pillichsdorf, u. A. Karl Robert, König von Ungarn, hatte ihm auch die heidniſchen Raizen, Serben, Cumanen und Bulgaren zu Hülfe geſendet, die in Oeſterreich und Bayern die ſcheußlichſten Gräuelthaten des Raubes, Mordes und der Kirchenſchändung verübten. Das feindliche Heer verſchanzte ſich bei Mühldorf, den Herzog Leopold erwartend, der bereits am Lech ſtand, um durch vereinte Kraft den Sieg deſto ſicherer zu erringen.

Ludwig hatte inzwiſchen nicht geſäumt, ſich zum kräftigſten Widerſtande zu rüſten. Ganz Bayern ſtand für ihn auf wie **ein** Mann. Die Bürger in allen Städten griffen für ihn zu den Waffen, namentlich in Ingolſtadt, Regensburg, Landshut, vorzüglich in München, wo faſt die ganze Zunft der Sauerbäcker in das Feld zog. In allen Städten und Märkten, durch die Ludwig kam, rannten ihm Alle nach, welche Waffen tragen konnten. Zum Beiſtande Ludwig's erſchienen: König Johann von Böhmen, einer der ſchlachtenmuthigſten Fürſten ſeiner Zeit, die Herzoge von Niederbayern, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Adel auf dem Lande; aus dem Auslande: Graf Poppo von Henneberg, die Grafen von Hohenlohe und Schlüſſelburg, zwei Grafen von Oettingen, den Verrath ihres Oheims ſühnend, des Grafen Ludwig von Oettingen, Wilhelm Graf von Montfort und Albrecht von Hohenrechberg, rheiniſche und niederländiſche Streiter, und von Stunde zu Stunde aus allen Gauen von Deutſchland, wodurch das Heer der Bayern ſo zahlreich wurde, wie das feindliche. Ludwig nahm eine Stellung an dem Flüßchen Iſen, gegen Weſten durch Berge und Wälder gedeckt, ſein Hauptquartier, nebſt dem Könige Johann, in Ampfing.

Friedrich wartete vier Tage lang vergebens auf den Zuzug ſeines Bruders Leopold; ihre wechſelſeitigen Boten ließ Abt Volkmar zu Fürſtenfeld auffangen, und die ihnen abgenommenen Briefe dem Könige Ludwig zuſtellen, in deſſen Lager am 27. Sept. die Nachricht eintraf, daß Leopold bereits am Lech eingetroffen ſei, und nun an die Iſar vorrücken wolle, um ſich mit ſeinem Bruder Friedrich zu vereinigen. Die beiden Könige Ludwig und Johann, waren darüber einig, dieſe Vereinigung durch eine Schlacht zu vereiteln, und ließen den Beſchluß derſelben noch am nämlichen Abende den feindlichen Feldherrn verkünden. Freudig empfing dieſe Kunde der tapfere Friedrich; ſie ſchien ihm eine Siegesverheißung des Himmels, weil gerade am nächſten Tage, am 28. Sept. 1322, der fünfzigſte Jahrestag der Wahl ſeines großen Ahnen, Rudolphs von Habsburg, zum Kaiſer, nicht würdiger könnte gefeiert werden. Taub gegen alle Abmahnungen ſeiner einſichtsvollſten Kriegsmeiſter, welche ihm dringend riethen, die Ankunft Leopold's zu erwarten, achtete er ſelbſt nicht auf die Warnung ſeines Sterndeuters, der Böſes weiſſagte aus einem bleich und trübe ſchimmernden Hausjuwele der Habsburger, einem goldenen Ringe, den ein tapferer Ahn dieſes Stammes einſt von einem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande heimgebracht hatte.

Am ſonnenhellen Herbſtmorgen des 28. Sept. 1322 begann die Schlacht, die über das fernere Beſtehen Bayerns entſcheiden ſollte, und in welcher von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit geſchahen. Oberfeldherr Ludwig's war ein ſehr erfahrener Kriegsmeiſter, Ritter Seyfried Schweppermann, im Dienſte des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, erſt ſpät am Vorabende angekommen, ein mehr als ſechzigjähriger, eisgrauer, ein wenig hinkender kleiner Mann mit einem leichten Höcker, von den jungen Streitern Ludwig's laut verlacht, als ſie ihn bei dem Anblicke von Friedrich's prächtigem Heere mit den Füßen in den Bügeln zittern ſahen. Schweppermann erwiederte gelaſſen: „Dieß ſei nur die Wirkung eines alterſchwachen Leibes, ſein Geiſt aber kenne keine Furcht." Er ordnete die Stellung des Heeres, deſſen Hauptbanner Graf Konrad von Schlüſſelburg trug, der ſchon bei Gammelsdorf ſich ausgezeichnet hatte. König Johann mit ſeinen Böhmen ſtand auf dem linken Flügel, gegenüber der ſtärkſten Macht des Feindes, hinter ihm, im zweiten Treffen, Herzog Heinrich von Niederbayern, in der Mitte mit den Rittern aus Bayern und dem Nordgau, mit den Bürgern der treuen Städte, den Handwerkern, und namentlich mit den Sauerbäckern von München, König Ludwig im einfachen, mit blauen und weißen Kreuzen gezierten Waffenrocke eines wallfahrtenden Ritters, auf einem flüchtigen Renner, umgeben von eilf der kühnſten und mannlichſten Ritter. Viele erprobte Kriegsmänner, von ähnlicher Geſtalt, wie Ludwig, erſchienen in gleicher Tracht, wie dieſer; denn er hatte erfahren, daß man ihm nach dem Leben trachte, ſelbſt im Falle er gefangen würde. Den rechten Flügel, aus dem Beiſtande der Reichstruppen und vielen Oberbayern zuſammengeſetzt, befehligte Ritter Konrad von Bayerbrunn, und ein ſtreifendes Reitergeſchwader, ausſchließend gegen Friedrich den Schönen beſtimmt, Albrecht von Rindsmaul, Pfleger von Neuſtadt an der Aiſch, deſſen Schweſter Katharina die Gattin Schweppermann's war. Jenſeits des Flüßchens Iſen, auf dem durchſchnittenen Boden, durch Thal und Wald allen Blicken entzogen, in öſterreichiſche Farben gekleidet, und mit öſterreichiſchen Fahnen, hielt Burggraf Friedrich von Nürnberg mit ſeiner Reiterſchaar.

Vor der Schlacht ereignete ſich noch durch eine verwegene Waffenthat ein für die Böhmen herber Unfall, ein böſes Vorzeichen, wie ſich ſpäter zeigte, eines zweiten ſchlimmen Ereigniſſes von den bedauerlichſten Folgen in Bezug auf den Gang der Schlacht. Ein böhmiſcher Rieſe, Plichta von Zierotin, tummelte plötzlich vor den Königen Ludwig und Johann ſeinen feurigen Hengſt, ſchrie mit einer Löwenſtimme: „Schau auf, mein König!“ ſprengte mit raſender Eile mitten in die Feinde hinein, durchbrach das ganze Lager, Alle niederſchmetternd, die ihm in den Wurf kamen, und brauſete eben ſo zermalmend zurück, indem er lächelnd vor den Augen ſeines Königs ſein ſchnaubendes Roß Athem ſchöpfen ließ. Auch die Wiederholung dieſes kühnen Wagniſſes gelang dem Rieſen.

Doch bei dem dritten Ritte ſtürzte das Roß an den Ketten und Gruben der feindlichen Wagenburg mit dem Rieſen, der ſogleich mit Streithämmern erſchlagen wurde, bevor Friedrich der Schöne zu ſeiner Rettung erſcheinen konnte. Die Tapferkeit auch am Feinde ehrend, ſendete Friedrich die Leiche des erſchlagenen Helden unter ritterlichem Geleite ſeinem Könige hinüber, der ſie, wie Ludwig, mit dem ſchmerzlichſten Bedauern empfing, und in die Gruft des von Zierotin geſtifteten Nonnenkloſters in Türnitz bringen ließ.

Das oben erwähnte zweite ſchlimme Ereigniß geſchah, als die Cumanen und Bulgaren die Böhmen angriffen, deren kühner König Johann allzu raſch vorwärts drang. Da warf ſich der Kern der öſterreichiſchen ſchweren Reiter auf die Böhmen; fruchtlos war die größte Tapferkeit ihrer berühmteſten Ritter: Birka von Duba, Czernin, Kolowrat, Lippa, Lichtenburg, Mallowetz, Martinez, Rieſenburg, Rziczan, Sternberg, Wartenberg, u. ſ. f.; die Böhmen wurden geworfen; König Johann ſtürzte mit ſeinem von einem Pfeile durchbohrten Roſſe, von Gefangenſchaft bedroht, ſelbſt vom Tode unter den Hufen des Pferdes des Marſchalls von Pillichsdorf, der eben über ihn wegreiten wollte, als ein unbekannter öſterreichiſcher Ritter den König aufhob, und ihm ein Pferd zur Rettung gab; 500 Böhmen mußten die Waffen ſtrecken, der fliehende Reſt wurde von den Reitern des Herzogs Heinrich von Niederbayern im zweiten Treffen aufgenommen.

Wie ein Würgengel tobte inzwiſchen der Gegenkönig Friedrich der Schöne von Oeſterreich an der Spitze von 800 geharniſchten Reitern durch die dichteſten feindlichen Reihen, in einer prachtvollen, weithin ſtrahlenden Rüſtung, mit den Abzeichen der königlichen Würde. Mit eigener Hand erlegte er mehr als fünfzig Feinde. Sein ſcharfes Auge ſpähte überall nach ſeinem großen Gegner Ludwig, deſſen Banner er in der Mitte einer gewaltigen Kriegsſchaar flattern ſah, in die er unwiderſtehlich einbrach, das Banner in Stücke hauend. Die bayeriſchen Fußgänger wichen unter dem Freudengeſchrei der

Feinde, wurden aber von der auf den weſtlichen Anhöhen aufgeſtellten Reiterei bald wieder geordnet, und die geſammte Macht drang wiederholt zum Kampfe in die Ebene bis Ampfing vor. Ludwig entging bei dieſem Angriffe der drohenden Gefangenſchaft, und wahrſcheinlich auch dem Tode, nur durch den ritterlichen Heldenmuth der Bürger von München, und vorzüglich der Bäcker von München, die bis zu ſeiner Rettung einen undurchdringlichen Wall um ihn bildeten.

Inzwiſchen hatte Schweppermann den linken Flügel über die Iſen in eine ſolche Stellung zurückgezogen, daß Sonne, Staub und Wind die Augen der Feinde quälten. Der Sieg ſchwankte zwiſchen beiden Heeren, neigte ſich aber gegen 2 Uhr Nachmittags zweifellos auf die feindliche Seite. Jetzt gab Schweppermann das verabredete Zeichen, und von Weſten her brauſete ein mächtiges Reitergeſchwader, deſſen öſterreichiſche Farben und Fahnen den ſiegjubelnden Feinden den Vortrab des Heeres des Herzogs Leopold zu verkünden ſchien. Eine kurze Täuſchung! Der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit ſeinem Hinterhalte war's, der, mit noch ungebrauchter Kraft, die Feinde von der Seite und im Rücken faßte, und, vereint mit den befreundeten Streitern, ſie nach einem blutigen Gemetzel in die Flucht trieb. Unfern des Schloſſes Zangberg machten die Sieger einen großen Fang auf der Ebene, deßhalb genannt die Fachwieſe; dort ergaben ſich Herzog Heinrich, Friedrich's Bruder, vom Tode bedroht, dem zögernden Marſchalle von Pillichsdorf das Banner aus den Händen reißend, um es als Zeichen des Ergebens zu überreichen, ferner ſein Oheim Heinrich, Herzog von Kärnthen, der nach der böhmiſchen Krone ſtrebte, und gegen 1500 Ritter, die Blüthe des Adels von Oeſterreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Tirol.

Noch kämpften vier Helden mit verzweiflungsvoller Tapferkeit: König Friedrich der Schöne, Hektor von Trautmannsdorf, Heilwig von Wurmbrand, und Dietrich von Pillichsdorf; zweiundzwanzig Ritter von Trautmannsdorf fanden den Tod in dieſer Schlacht, mit ihrem Anführer, dem Greiſe Albrecht, der ſchon vor 44 Jahren für Rudolph von Habsburg auf dem Marchfelde gegen Ottokar von Böhmen ruhmvoll gekämpft hatte. Wie ein Raſender wehrte ſich noch durch Hiebe und Stiche, bereits unter ſeinem Pferde liegend, Heilwig von Wurmbrand, der auf den Zuruf, ſich zu ergeben, da er ſeiner Ritterpflicht genug gethan, mit kräftiger Stimme erwiederte: „Ich mein's!" und ſpäterhin dieſe Worte zum Andenken dieſer Stunde auf Helmzierde und Schild trug. Der letzte Ritter, welcher ſich ergab, war der Marſchall von Pillichsdorf; aus vielen Wunden blutend, reichte er ſein Schwert dem Burggrafen von Nürnberg.

Friedrich's des Schönen Verhängniß trieb ihn endlich der ſpähenden Schaar des Albrecht von Rindsmaul entgegen, der ihn, nachdem er mit ſeinem von Pfeilen durchbohrten Roſſe geſtürzt war, nach vergeblichem Widerſtande zum Gefangenen machte. Dem herbeigeholten Burggrafen von Nürnberg übergab er ſein Schwert mit den Worten: „Vor dieſem Kuhmaul konnt' ich mich heute nimmermehr erwehren," indem er auf den Schild ſeines Ueberwinders wies, auf welchem ein Büffelskopf mit dem Ringe zu ſehen war. Der Burggraf von Nürnberg geleitete den gefangenen Gegenkönig Friedrich den Schönen zu ſeinem Beſieger, König Ludwig, der ihm freundlich die Hand reichte, und mit den Worten begrüßte: „Willkommen, Vetter! Ich freue mich, euch zu ſehen!" Bei der dem Ludwig ganz eigenen Güte und Treuherzigkeit iſt es klar, daß er mit dieſen Worten nicht eine Freude, ihn beſiegt, ſondern ihn gerettet zu ſehen, ausdrücken wollte.

Der Bogengang im k. Hofgarten zeigt dieſes Ereigniß in einem von Karl Hermann aus Dresden gemalten Bilde, gegenüber das Sinnbild der Mäßigung, gemalt von Profeſſor Foltz nach der Zeichnung von Eberle. An der Decke ſind obige Worte zu leſen: „Willkommen, Vetter, ich freue mich, euch zu ſehen."

Friedrich der Schöne erwiederte keine Silbe auf Ludwig's Gruß, ſondern blickte ſchweigend und ganz beſtürzt zu Boden, indem er ſeinen Gegenkönig in der Schlacht eigenhändig getödtet zu haben glaubte. Zu dieſem Wahne verleitete ihn die kluge Vorſicht Ludwig's, deſſen Rüſtung dem Feinde verrathen war, dieſe durch andere Männer in gleicher Rüſtung zu täuſchen.

Nach der Entſcheidung des glorreichen Sieges, trugen die Münchener-Sauerbäcker eben den König Ludwig auf ihren Schultern, und riefen ihn jubelnd aus als Ueberwinder und nunmehrigen Alleinherrn des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, als Ritter Gebhard der Grieſſenbeck vor Ludwig erſchien, mit tiefer Verbeugung 6 blutbeſpritzte Fahnen in ſeiner blutigen Fauſt tragend. Da ſprach Ludwig: „Du blutiger Held, der Greif auf deinem Schilde, grau wie ein „Mönch, ſei von heute an blutroth wie du, in der Farbe „des Sieges," und ſetzte ihm den blutrothen Greif in das Wappen und auf den Helm. Zu den merkwürdigen Gefangenen gehörten Hans von Abensberg und Traun, einer von den Enkeln des Babo von Abensberg, der 32 Söhne und 8 Töchter hatte, und Friedrich der Chreuzpeck, ein tapferer Kämpfer in allen Ländern, von Schottland bis Indien, von Schweden bis zu den Pyramiden, der dreimal am heiligen Grabe kniete.

Nach der Ruhe von einigen Stunden brach Ludwig's Heer noch in der Nacht nach Oetting auf, und zwar wegen eines ſo großen Mangels an Lebensmitteln, daß ſogar im Hauptquartier Ludwig's zu Ampfing nur mehr eine unzureichende Anzahl von Eiern vorräthig war, bei deren Vertheilung es geſchah, daß Ludwig ſagte: „Jedermann ein Ei, „dem frommen (tapfern) Schweppermann zwei," eine unter dieſen Umſtänden glorreiche Auszeichnung für den ſiegreichen alten Feldhauptmann, der i. J. 1337 ſtarb, und nach ſeinem Wunſche in der Stiftskirche des damaligen Benediktinerkloſters Kaſtel, 3 Stunden von Amberg, an der Lauterach, begraben wurde. In einer Ecke des Kloſterthurmes iſt ſein gemaltes Bildniß, ein geharniſchter Ritter zu Pferd mit der bayeriſchen Fahne, ſeinem doppelten Wappen auf der Pferdedecke, und der Inſchrift:

„Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles Thuns und Wandels lobeſam,
Ein Ritter keck und veſt,
Der bei Gamelsdorf und Ampfingen
Im Streite that das Beſt.
Er iſt nun todt,
Dem Gott genod.
Jedem Mann Ein Ey
Dem frommen Schwepperman zwey.“

Im Jahre 1791 erſchien von A. W. Küffner in Nürnberg ein vortrefflicher Kupferſtich, 1 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß breit. Im Vordergrunde, in der Mitte eines Zeltes, iſt Ludwig der Bayer zu ſehen, wie er Schweppermann, zum Zeichen ſeiner Achtung und Erkenntlichkeit, zwei Eier reichen läßt, während jeder von den übrigen Feldhauptleuten nur eines erhielt, mit den bekannten Reimen. Der alte Schweppermann ſteht unter demüthiger Verbittung dieſer großen Gnade vor Ludwig, auf deſſen Befehl ein Edelknabe die Eier reicht. Hinter Ludwig ſtehen der gefangene Gegenkönig Friedrich der Schöne und König Johann von Böhmen. Zur Rechten Ludwig's befindet ſich der Burggraf Friedrich von Nürnberg in völliger Rüſtung, und zur Linken, in Schweppermann's Nähe, Konrad von Rindsmaul, welcher den Herzog Friedrich gefangen nahm, mit dem bekannten Wappen auf ſeinem Schilde. Außer den hier namentlich aufgeführten Perſonen, erblickt man noch 21 Heldengeſtalten im Vorder- und Hintergrunde, ganz in der Kriegstracht jener Zeit. Ein Blatt mit einer ſchönen Vignette, Schweppermann's Grabmal darſtellend, erzählt die Geſchichte.

Seit Jahrhunderten iſt in der ganzen Umgegend die in dem Kirchthurme des Kloſters Kaſtel befindliche ſogenannte Siegesglocke wegen ihres weithin hörbaren majeſtätiſchen Klanges berühmt, ein frommes Denkmal der Dankbarkeit für den in der Schlacht bei Ampfing am 28. Sept. 1322 den tapfern Bayern und ihrem geliebten Ludwig verliehenen göttlichen Schutz, errichtet i. J. 1322 unter dem Abte Hermann, aus den Beiträgen deſſelben und der im Nordgaue begüterten Ritter und

Edlen, Ludwig's treuer Anhänger. So heißt es von einer Guttuba von Lotterham: „ſie habe viel köſtlich Metall von Silber hergeben.“ Der ſiegreiche König Ludwig kam ſelbſt nach Kaſtel, mit vielen ſeiner Ampfinger Helden, am 6. Januar 1323, und vernahm da zum erſten Male dieſer bedeutungsvollen Siegesglocke wunderſamen Klang, der ihn zum andächtigen Gebete in die Kirche geleitete. Am nämlichen Tage verlieh Ludwig dem unterhalb des Kloſters liegenden Orte Kaſtel die Wochenmarktsgerechtſame.

Nach einem Gelübde des gottesfürchtigen Ludwig des Bayern, für den Fall ſeines Sieges in der Schlacht bei Ampfing, ſtiftete derſelbe in der Nähe dieſes Ortes auf der bereits genannten Fach- oder Bachenwieſe, eine Feldkapelle mit Glöcklein, die Schweppermannskapelle, welche nach 400 Jahren, i. J. 1722, in ihrer gegenwärtigen Form einer Rotunde neu erbaut wurde, bei dem Weiler Wimpaſing, dem heil. Johannes dem Täufer geweiht, deſſen aus Holz geſchnitztes Bild auf dem Choraltare ſteht. Die Decke enthält die bildliche Darſtellung der Schlacht, und ein Tafelgemälde, das einſt an einer Seitenwand hing, aber ſchon vor vielen Jahren in das nahe Schloß Zangberg gebracht wurde, die Eiervertheilung und Inſchrift.

Am erſten Tage nach der Schlacht wurde in Oetting über das Schickſal der Geſangenen verfügt, die unter die vornehmen Sieger bis zur Entrichtung der Löſegelder vertheilt wurden. Ludwig erhielt Friedrich den Schönen, den der Vitzthum Ritter Weigl auf ſeine feſte Burg Trausnitz bei Nabburg in Gewahrſam nehmen mußte. König Johann von Böhmen bekam Herzog Heinrich, den Bruder Friedrich's, den er im Schloſſe Bürglitz in Ketten 8 Wochen lang geſangen hielt, bis er eine große Summe zur Loskaufung bezahlt hatte. Mit königlicher Großmuth belohnte Ludwig alle ſeine Bundesgenoſſen, die getreuen Mitſieger in dieſer großen Schlacht, den Adel auf dem Lande, die Bürger in den Städten, durch Lehen, Privilegien, Rechte und Freiheiten, auch die Geiſtlichkeit in Ober- und Niederbayern, und den Rettern ſeines Lebens und ſeiner

Freiheit, den heldenmüthigen Bäckern von München, ließ er nächſt der Hochbrücke in München, auf dem Platze, wo zuvor eine Linde geſtanden, unter Verleihung beſonderer Freiheiten, ein eigenes Haus erbauen, mit dem Freibriefe, den es als Inſchrift erhielt:

„Kayſer Ludwich der threue Höld:
Ein Fürſt in Bayern auserwöhlt,
Hat der Bäcken Knecht Bruderſchafft
Beſtehlt mit Briefen groſer Kraft,
Von wegen ihrer ritterlichen that,
Weil ſie kaiſerliche Majeſtat
In einer Schlacht errettet haben,
Thet ſie auch mit dem Hauſ begaben,
Und ſetzt Inen in Jr Panier,
Den Adler ſchön in groſer Zier,
Man that in allen Briefen leſen,
Der Bäcken khnecht ſeynd fünf geweſen,
So dieſe Bruederſchaft haben auffgericht,
Gott geb allen Bruedern und Schweſtern Glick.“
Geſchehen nach Chriſti Geburt, 1323.

Ludwig hatte ihnen nämlich die Bitte bewilliget, eine geiſtliche Geſellſchaft unter dem Schutze der heiligen Jungfrau zu errichten. Meichelbek hat die alten Reime mitgetheilt, welche die ruhmwürdige That der Bäcker bezeichnen:

„Unglikh thet ob den Kaiſer ſchweben,
Der Feind hatt ihn gar hart umbgeben.
Da ſolches die Bekhen Knecht geſachen
theten ſie ſich den Kaiſer nachen.“

Schon weit früher, bei einer andern Gelegenheit, haben ſich auch die Schuhmacher in München durch eine tapfere Waffenthat ausgezeichnet, und dafür i. J. 1295 von Ludwig, der aber damals erſt 13 Jahre alt war, beſondere Freiheiten erhalten, wie eine Urkunde meldet, die unter dem Nachlaſſe des am 27. März 1786 zu Neuburg an der Donau verſtorbenen Herrn v. Lori gefunden wurde, mit dem förmlichen Münchener-Stadtwappen eines einfachen Mönches, und mit der etwas beſchädigten Unterſchrift verſehen:

„Alſ ſich zu Kaiſer Ludwigszeit
Erheben thet ein harter ſtreit,

Dermaſſen das in khürtzer ſtündt
Alle Paner giengen zu gründt,
Ausgenommen der Schuechmacher werth,
Blieb aufrecht und gantz unuerſert,
Der ſeindt kain mie und vleis nit ſpart,
Diſem Fehndlein zueſetzet hart,
Mit aller macht zu vntertreiben,
ſtandthafft that es vor im beleiben,
Mit hertzhafft manlicher handt
— — —ch groſſen Widerſtandt,
— ritterlich ſagen ob
— Sig erhielten mit Preiſ und lob.
Von wegen diſer ritterlichen that
Begabt Kaiſerliche Majeſtatt
Die Schuehmacher Inſonderhait
Mit einer ewigen Freihait,
Daſ ſie dörffen on meniglicks Iren
Den Münch in Irem Paner fürren,
Vnd den Schuehknechten weilſs ſo threu
Irn Maiſtern ſein geſtanden bei,
Vnd dargeſtreckht Ir Leib und Leben,
Hat Kayſerliche Majeſtät In geben
Auch ain ewige Freyheit zwar,
Daſ ſy zu Alten Hof all Jar
In der fürſtlichen Kürch herblich
Iren Gottesdienſt verrichten ehrlich,
Ain ewiges liecht Prennen darneben.
Solch Freyheit hat Kaiſer Ludwig geben.
Daſ iſt geſchehen offenbar,
Als man nach Chriſti geburtt Clar
Zelt ain tauſend zwayhundert jar,
Vnd Fünf vnd Neuntzig Ja und war.“

Noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts durften die Schuhmacher in der damaligen Altenhofkirche St. Lorenz in München alle Quartale eine Meſſe, an ihrem ſogenannten Tänzeltage den Gottesdienſt halten, und dabei eine beſondere Kerze brennen.

Ludwig hielt, nachdem er am 2. October 1322 in Regensburg, am 14. October in Ingolſtadt und Neuburg, und am 5. November in Kufſtein geweſen war, am 19. November 1322 in München, durch das Iſarthor, ſeinen feierlichen und jubelvollen Einzug, der auf Anordnung des Königs Ludwig I. von Bayern i. J. 1833 durch Freskomalereien auf dem in ſeiner urſprünglichen Bauart wiederhergeſtellten Iſarthore verewiget iſt.

Durch den glorreichen Sieg bei Ampfing befeſtigte Ludwig ſeine Königswürde in Deutſchland. Er ehrte die Wiſſenſchaften und Künſte, und hatte geiſtreiche Männer an ſeinem Hofe, darunter drei Mönche aus dem Orden des heil. Franziskus: Wilhelm Occam, geſt. 1347, Michael v. Ceſena, geſt. 1343, und Bonagratia von Bergamo, ſeine eifrigen Vertheidiger, welche in dem Franziskanerkloſter in München begraben wurden, auf deſſen Stätte ſich jetzt das k. Hof- und Nationaltheater befindet. Einer Nonne im Kloſter Maria, unweit Dillingen, Namens Margarethe Ebner, i. J. 1291 aus einem alten Geſchlechte Nürnberg's geboren, erſchien einſt in einer ihrer heiligen Entzückungen das Jeſuskind, und ſagte zu ihr: „Ich will ihn (Ludwig) nimmer verlaſſen, denn er „hat lieb zu mir, das entbeut (ſag) ihm."

Aber bald bedrohten Ludwig große Gefahren, da der tapfere Herzog Leopold von Oeſterreich alle Mittel ergriff, ſeinen Bruder Friedrich den Schönen aus der Gefangenſchaft zu befreien. Mächtige Feinde erhoben ſich gegen Ludwig: König Karl IV. von Frankreich, welcher auch deutſcher König werden wollte; Italien, Ungarn, Polen, Schleſien, Litthauen; ſelbſt mehrere deutſche Fürſten wollten ſich mit Leopold verbünden. Man rieth Ludwig, ſeinen Gegenkönig Friedrich bis zu deſſen Tode in einem unbekannten Kerker zu verwahren, oder auch förmlich hinrichten zu laſſen. Ludwig's edles Gemüth entſetzte ſich ob einer ſolchen Zumuthung; er faßte einen hochherzigen, eines Wittelsbachers würdigen Entſchluß, deſſen Ausführung zwei ehrenwerthe Mönche vermittelten: ſein eigener Beichtvater, Konrad Tattendorfer, Prior des Auguſtinerkloſters in München, und der Beichtvater Friedrich's, Gottfried, Prior des Karthäuſerkloſters zu Marbach. In den erſten Tagen des Monates März 1325, trat Ludwig in das Haftgemach des erſchreckenden Friedrich, der ſein Todesurtheil erwartete.

Sein bleiches Antlitz mit langem Barte verrieth keine Spur ſeiner früheren Schönheit. Doch freundlich grüßte und umarmte ihn Ludwig. Die Verſöhnung der beiden Jugendfreunde geſchah vollſtändig, und ſie beſchworen die hierüber von den dazu berufenen Herren, dem Grafen Berthold von Henneberg und dem Dietrich von Pillichsdorf, Marſchall in Oeſterreich, dem berühmten Helden in der Schlacht bei Ampfing, den 6. März ausgefertigten Friedensvertrag, am 13. März in der Schloßkapelle durch einen feierlichen Eid auf die heilige Hoſtie, von welcher jeder der beiden Gegenkönige, nach dem Friedensſchluſſe, die Hälfte empfing.

Friedrich verzichtete in dieſer Urkunde auf die deutſche Königskrone, ſo lange Ludwig lebe, verhieß, ſeine Tochter Eliſabeth dem Sohne Ludwig's, Stephan, zur Ehe zu geben, ſeine Brüder zur Beiſtimmung zu bewegen, und im Falle es ihm nicht gelänge, ſich wieder als Gefangener in München zu ſtellen. Nach dritthalbjähriger Gefangenſchaft kehrte Friedrich gegen Ende April nach Oeſterreich, vom Volke daſelbſt mit unendlichem Jubel begrüßt, zu ſeiner Familie zurück, die ihn mit unbeſchreiblicher Wonne empfing; überſelig ſtürzte ſeine Gemahlin Eliſabeth an ſein Herz, die, ſein trauriges Schickſal unaufhörlich beweinend, das Licht ihrer Augen verloren hatte. Seinem alten Freunde, dem Könige von Ungarn, ſchickte er ſeinen langen Bart als Wahrzeichen langen Leidens.

Friedrich's guter Wille ſcheiterte an der Unbeugſamkeit ſeines Bruders Leopold; treu ſeinem Eide erſchien er wieder gegen Ende Juni als Gefangener an Ludwig's Hofe zu München, der aber, nicht minder edelmüthig, als vertrauter Freund mit ihm lebte, am nämlichen Tiſche mit ihm aß, und in einem gemeinſamen Bette mit ihm ſchlief. Als Ludwig ſeinem von den Heiden aus Litthauen ſchwer bedrängten Sohne Ludwig zu Brandenburg hülfreich beiſtehen wollte, nahm er das Anerbieten Friedrich's an, inzwiſchen ſeine Gemahlin und Kinder, und das ganze Herzogthum Bayern zu ſchützen, und Friedrich verkündete dieß allen Bayern durch einen offenen

Brief vom 1. Sept. 1325. Vor ſeiner Abreiſe ſchloß Ludwig ſogar einen Vertrag mit Friedrich über gemeinſchaftliche Reichsregierung vor zehn Zeugen; beide Freunde trugen königliche Siegelringe mit verſchlungenen Namenszügen, und in jedem Ringe ſtand der Namenszug des andern Freundes voran. Die auf dem Wege erhaltene Nachricht des völligen Abzuges der Feinde ſeines Sohnes, führte Ludwig bald wieder in ſeine Hauptſtadt zurück.

Wie beider Könige Ausſöhnung und brüderliche Freundſchaft das höchſte Erſtaunen veranlaßte, ſo erregte die ungeachtet alles Geheimhaltens kundgewordene Mitherrſchaft im deutſchen Reiche die Mißbilligung aller Fürſten, die in einer getheilten Reichsregierung kein Heil ſahen. Nun wurde dieſe für ein grundloſes Gerücht ausgegeben, wofür bald ein neues entſtand: „daß Friedrich König von Deutſchland werden ſolle, ſobald Ludwig zu Rom die kaiſerliche Krone empfangen habe.“ Jetzt war auch Herzog Leopold verſöhnt, und hörte auf, Ludwig's Feind zu ſein, der ihm die Statthalterſchaft der Lombardei bei der Theilnahme am Feldzuge nach Italien verſprochen hatte. Allein Leopold erlebte dieß nicht mehr. Er brach eben auf, die Stadt Speyer mitten im Winter anzugreifen, als er unterwegs ſo ſchwer erkrankte, daß man ihn ſchleunigſt nach Straßburg bringen mußte, wo er im Hauſe des Herrn von Ochſenſtein am 27. Febr. 1326 an einem hitzigen Fieber ſtarb, erſt 34 Jahre alt, ein kräftiger, kühner Kriegsheld, Friedrich's treueſte Stütze, der ſeinen frühen Tod mit dem tiefeſten Schmerze betrauerte, und lange genug Ludwig's Todfeind.

Im Monate Januar 1327 ſah Ludwig in Innsbruck zum letzten Male ſeinen Freund, Friedrich den Schönen, der am 13. Januar 1330 im Schloſſe Guttenſtein an einer Hautkrankheit ſtarb, begann bald darauf ſeinen Zug nach Italien, und kam am 13. Mai 1327 in Mailand an, wo er am 31. Mai (Pfingſtfeſt) vom Biſchofe zu Arezzo mit der eiſernen Krone, ſeine zweite Gemahlin Margarethe aber mit der goldenen Krone der Lombardei gekrönt wurde. Am 7. Januar 1328 hielt er an der Spitze ſeines Heeres einen glänzenden Einzug in Rom, wo er im Lateran abſtieg, am 11. Januar auf dem Capitol in einer lateiniſchen Rede den Römern die Wiederherſtellung ihres Ruhmes, ihrer Größe und ihres Wohlſtandes verhieß, und am 17. Januar mit ſeiner Gemahlin vom Palaſte St. Maria Maggiore durch die prächtig geſchmückten Straßen zur St. Peterskirche ritt, wo Beide feierlich gekrönt wurden, wonach ein Herold verkündete: „Ludwig ſei römiſcher „Kaiſer und Herr der Welt.“ Wenige Tage nach dem Krönungsfeſte gebar ihm Margarethe am 27. Januar einen Sohn Ludwig, zum Andenken an dieſes Ereigniß der Römer genannt.

Im Bogengange des k. Hofgartens in München iſt das Bild dieſer Krönung zu ſehen, gemalt von Hermann Stilke aus Berlin, gegenüber das Sinnbild des Ueberfluſſes, gemalt von C. Schorn. Der Sinnſpruch an der Decke lautet: „Mein „Volk zu ſchirmen, trag ich Schwert und Scepter, es „zu beglücken, meine Krone.“

Feindliche Umtriebe in Italien und Deutſchland bewogen Ludwig, mit ſeinem Heere Rom zu verlaſſen, am 6. Auguſt 1328. In Pavia ſchloß er am 4. Auguſt 1329 den berühmten Hausvertrag mit ſeinen drei Neffen, Rudolph, Ruprecht I. und Ruprecht II., wodurch dieſe die Regierung in der Rheinpfalz und der Oberpfalz, und die Abwechslung in der Kurwürde erhielten; der männliche Stamm der überlebenden Linie ſoll die erloſchene beerben, wittelsbachiſches Gut ewig unveräußerlich ſein an Fremde.

Nach ſeiner Heimkehr ſtiftete Ludwig, der am 16. Febr. 1330 in München ankam, das Kloſter Ettal, welches ſpäterhin zu München nächſt dem ſchönen Thurme ein Haus beſaß, woran ein Gemälde darſtellte, wie der heilige Benedikt dem Kaiſer Ludwig dem Bayer ein Muttergottesbild überreicht. Die Legende erzählt hierüber, daß Ludwig, während ſeines Aufenthaltes in Italien, einſt ſorgenvoll in einer der heiligen Maria geweihten Kapelle andächtig gebetet habe. Da ſei ihm der heilige Benedikt erſchienen, mit dem Verſprechen der gewünſchten Hülfe gegen die Gelobung, nach ſeiner Ankunft in Bayern zu Ampherang ein Kloſter zu bauen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Ludwig gelobte dieſen Bau; der heilige Benedikt überreichte ihm ein kleines Muttergottesbild von Alabaſter, und verſchwand. Ludwig fand die ihm verheißene nöthige Hülfe.

Gleich nach ſeiner Ankunft auf bayeriſchem Boden erkundigte ſich Ludwig lange vergebens nach dem Orte Ampherang, bis ihn ein ortskundiger Jäger, Heinrich Bend, in eine wilde Gegend in einem ſchauerlichen Walde führte. Dieſe Stelle ließ Ludwig lichten, und legte am 28. April 1332 den erſten Stein zum Kloſter Ettal, dem er auch das erwähnte Muttergottesbild ſchenkte, zu welchem ſpäter eine berühmte Wallfahrt entſtand. Auch zeigte man in dieſem Kloſter einen goldenen Ring, nach einer Sage aus jenem Golde gemacht, das einſt die Weiſen aus dem Morgenlande an der Krippe zu Bethlehem opferten.

Ludwig beſtimmte dieſes Kloſter für 20 Mönche vom Orden des heiligen Benedikt, und als Belohnung für tapfere Kriegsdienſte zu einer Verſorgungsanſtalt für 13 Ritter und ihre Ehefrauen, ſowie für 6 Wittwen ſolcher Ritter. Die Ritter ſtanden unter einem Meiſter, ihre Frauen unter einer Meiſterin; jene waren blau und grau gekleidet, und durften nicht um Geld ſpielen, wohl aber mit der Armbruſt ſchießen und auf die Jagd ziehen; dieſe erſchienen in blauer Tracht, und durften nicht tanzen. Zur Bedienung erhielt jede Wittwe zwei Mägde, jeder Ritter ſammt ſeiner Frau einen Knecht, eine Dirne und zwei Heizer, der Meiſter aber vier Pferde, einen Koch, zwei Junker, einen Schreiber, einen Jäger mit 12 Hunden, und einen Falkner mit zwei laufenden Knechten. Acht Pferde ſtanden im Stalle zum gemeinſamen Gebrauche der übrigen Ritter. Die Wittwer hatten ſogar die Erlaubniß, im Kloſter wieder in den Stand der Ehe zu treten.

Ludwig gab dem Kloſter reichliche Einkünfte: Burg und

Dorf Möring, Peitingau, und ſtatt deſſen ſpäterhin Ammergau und noch andere Güter. Das ehemalige Kloſter Schlechdorf beſaß ein nur aus 10 Quartblättern beſtehendes Büchelchen mit dem Titel: „Ein ſchöne kronik von Kayſer Ludwigen des „vierdten wyn durch in das loblich Gotzhaus unſer Frawen zu „Etal Erpawet und geſtyfft iſt worden. Gedruckt durch Lucas „Geyſſenmayr zu Weſſoßprunn.“ Auf dem Titelblatte iſt das Bildniß der Mutter Gottes zu Ettal, am Ende Kaiſer Ludwig in Kriegsrüſtung mit dem kaiſerlichen Mantel und einer geſchloſſenen Krone; in der Rechten trägt er den Zepter, geſtützt auf einen Schild mit dem Reichsadler, in der Linken die erſte Kloſterkirche, die i. J. 1363 der heiligen Maria zu Ehren eingeweiht, aber 1744 durch einen großen Brand ſammt dem Kloſter in Aſche gelegt, ſodann wieder prächtig neu erbaut wurde, die Kirche in der Form einer herrlichen Rotunde, noch jetzt die Bewunderung aller Beſucher. Nach dem Tode des Kaiſers Ludwig ließ man die Ritter und Frauen ausſterben, ohne neue Beſetzung, und ſo die Stiftung nach und nach erlöſchen.

Der i. J. 1709 gewählte und 1736 geſtorbene Abt Placidus hat ſich große und dankenswürdige Verdienſte erworben durch die mit bedeutenden Schwierigkeiten verbundene Errichtung einer Ritterakademie zu Ettal, einer öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanſtalt für die Adeligen, welche ein ſo hohes Zutrauen ſich erwarb, daß man mit gemeinſamem Eifer die Blüthe des deutſchen Adels aus allen Ländern Süddeutſchlands nach Ettal ſchickte; dort war es auch, wo am Todestage des Abtes Placidus, am 3. Auguſt 1736, Graf Maximilian Emanuel von Wartenberg, ein Jüngling von 18 Jahren, der letzte Sprößling dieſes erlauchten Hauſes, an einem Pfirſichkerne erſtickte.

Unter den Zöglingen aus Bayern und der Pfalz befanden ſich i. J. 1734 noch jetzt bekannte Namen: Arco, Blumenthal, Ehlingensperg, Cloſen, Coulon, Delling, Donnersperg, Fugger, Frauenhofen, Füll, Gumpenberg, Hörwarth, Hazfeld, Holſtein, Haslang, Hirſchberg, Hallberg, Kreit, Lamberg, Lodron, Leiblfing, Leyden, Löſch, Lerchenfeld, Lachmayr, Morawizki, Neſſelroth, Rothhaft, Oeſſele, Preyſing, Perchem, Pfetten, Salern, Seibelſtorf, Seinsheim, Stromern, Sickingen, Schrenk, Sprunner, Steinheil, Taufkirchen, Toring, Törring, Viereck, Vequel. Unter den Ausländern waren gefeierte Namen: Auersberg, Aretin (als geborener Armenier), Buol, Colloredo, Colowrath, Freyberg, Hamilton, Hohenzollern, Henneberg, Königsegg, Khuen, Khevenhüller, Kauniz, Lodron, Lobkowitz, Langenmantel, Metternich, Minucci, Merſeldt, Spauer, Sternberg, Schenk, Spreti, Stauffenberg, Wolkenſtein, Wurmbrand.

Zur Verhütung künftiger Zwiſte bewirkte Kaiſer Ludwig auf dem Kurfürſtenvereine zu Renſe am Rhein, am 15. Juli 1338 das Reichsgeſetz: „daß, wer auf rechtmäßige Weiſe von der Mehrzahl der Kurfürſten auf den deutſchen Thron erhoben worden, für einen wahren und rechtmäßigen Kaiſer und König zu halten ſei, ohne erſt der Einwilligung und Beſtätigung des Papſtes zu bedürfen.“ Herzog Heinrich von Niederbayern ſtarb am 1. Sept. 1339, ſein zehnjähriger Sohn Johannes am 22. December 1340, ſeine Gemahlin Margaretha den 10. Juli 1340; Ludwig nahm nun am 2. Januar 1341 Beſitz von Niederbayern, und vereinigte es wieder, nach einer ſechsundachtzigjährigen Trennung, mit Oberbayern. Zu dieſer Vergrößerung ſeiner Hausmacht kamen Tirol durch die Vermählung ſeines Sohnes, Ludwig des Brandenburgers, mit Margarethe von Tirol, am 10. Febr. 1342, und Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, nachdem der Bruder ſeiner eigenen zweiten Gemahlin Margarethe, Graf Wilhelm, im Kampfe gegen die empörten Frieſen das Leben verloren hatte.

Ludwig war eben in Italien, um einen neuen Feldzug dahin vorzubereiten, als er die Nachricht erhielt, daß der Sohn des Königs Johann von Böhmen, unter dem Namen Karl IV., am 11. Juli 1346, zu Renſe zum Gegenkönige gewählt worden ſei. Raſch eilte Ludwig zurück, traf aber nirgends einen

Feind; denn Karl war mit ſeinen Luxemburgern dem Könige Philipp von Frankreich gegen den König Eduard von England zu Hülfe gezogen, und in der Schlacht bei Crezy am 27. Auguſt 1346 ſchwer verwundet worden, in welcher ſein blinder Vater, König Johann von Böhmen, zwiſchen zwei Rittern kampfgierig in die Feinde dringend, einen rühmlichen Tod fand. Karl ſchlich ſich nach Böhmen zurück, nichts mehr unternehmend gegen Ludwig, außer einem Einfalle der Böhmen in Niederbayern, wo ſie von dem ſeinem rechtmäßigen Herrſcher treu ergebenen Volke heimgejagt wurden. Unerſchütterlicher Muth, Gerechtigkeit und Glück, befeſtigten den Thron des von allen deutſchen Fürſten und Städten hochgeachteten Ludwig; doch nun erſchien unerwartet ſein letzter Tag.

Im heiteren Geſpräche mit zwei erlauchten, auf Beſuch anweſenden Frauen, der Burggräfin von Nürnberg, und der aus Schwaben heimkehrenden Johanna, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Oeſterreich, ſaß Ludwig am 11. Okt. 1347 in ſeiner Burg zu München an der Mittagstafel, als er plötzlich in ſeinen Eingeweiden Schmerzen ſpürte, zu deren Entfernung oder Linderung er mit kleinem Gefolge einen Ritt auf die Bärenjagd in der Gegend des von ſeinem Vater Ludwig dem Strengen geſtifteten Kloſters Fürſtenfeld unternahm, wo er bei ſeinem vielfältigen Rathgeber, dem Abte Johannes I., eine kurze Raſt hielt, und dann in weſtlicher Richtung gegen Puch zur Jagd zog. Er trabte eben, nicht weit von dieſem Orte, ſein Gefolge eine ziemliche Strecke zurücklaſſend, über eine Wieſe, ſpäterhin die Kaiſerwieſe genannt, als er auf dem Pferde ſchwankte, und gleich darnach zur Erde ſank. Hier ſtarb er in den Armen eines herbeigeeilten Landmannes nach den Worten: „Vergib mir, Gott! Ich habe viel geſündiget, „aber doch Treue dir gehalten in Herz und Glauben.“ Seine Begleiter, eiligſt zu ihm ſprengend, fanden ihn bereits todt. Seine Leiche wurde in das Kloſter Fürſtenfeld zurückgebracht, deſſen dankbare Mönche ſie in ſeiner elterlichen Gruft beiſetzen wollten, bald aber von den treuen Bürgern Münchens abgeholt, feierlich in die Hauptſtadt geführt, mit Ausnahme ſeines im Kloſter gebliebenen Herzens, und in der kleinen alten Frauenkirche begraben, von wo die Gebeine dieſes großen Kaiſers in ſpäterer Zeit, nach der durch Herzog Sigmund von 1468 bis 1488 geſchehenen Erbauung der großen Kirche zu U. L. Frau, in die Fürſtengruft daſelbſt gebracht worden ſind.

Schon Herzog Albrecht V., genannt der Großmüthige, und ſein Sohn, Herzog Wilhelm V., genannt der Fromme, wollten das Andenken des Kaiſers Ludwig durch ein großes Denkmal in dieſer Kirche verherrlichen, was jedoch, wegen der Zeitumſtände, dem Enkel i. J. 1622 vorbehalten blieb, unſerm großen Kurfürſten Maximilian I., dem mächtigen und ſtandhaften Schirmvogte der katholiſchen Religion. Dieſes meiſterhafte Grabmal iſt nach der Zeichnung des Peter Candid von dem kurfürſtlichen Bildhauer und Erzgießer Johann Krumpter von Weilheim ausgeführt, 16½ Fuß lang, 11 Fuß breit, 13 Fuß hoch, aus dunkelrothem Marmor, alle Figuren und Verzierungen aus Erz. Die ſinnbildlichen Figuren oben bei der Reichskrone bedeuten Weisheit und Tapferkeit; die kleineren Figuren, inwendig auf dem weißen Steine, ſind, auf der oberen Hälfte: Ludwig IV. mit der kaiſerlichen Krone auf dem Haupte, in der einen Hand den Zepter, in der anderen den Reichsapfel; in der Mitte iſt der Reichsadler mit dem bayeriſchen Wappen auf der Bruſt. Auf der unteren Hälfte befindet ſich die Kaiſerin Beatrix, Ludwig's erſte Gemahlin, mit ihrem Sohne Stephan. Außerhalb ſtehen in Lebensgröße Albrecht V., und auf der andern Seite Wilhelm V.; eine Inſchrift lautet:

> »Ludovico. Quarto. Imperatori. Augusto. Maximilianus. Bavariae. Dux. Sac. Rom. Imp. Elector. Jubentibus. Alberto. Quinto. Avo. Guilielmo. Quinto. Parente. Posuit. Anno. Sal. M. D. C. XXII.«

(Deutſch): „Dem erhabenen Kaiſer Ludwig dem Vierten, ſetzte Maximilian, Herzog von Bayern, des heiligen römiſchen Reiches Kurfürſt, auf Geheiß Albrecht's des Fünften, des Großvaters, Wilhelm's des Fünſten, des Vaters, (dieſes Denkmal) im Jahre des Heiles 1622.“)

Es kam eine Zeit, das Jahr 1794, wo auch das Kloſter Fürſtenfeld ſeinem Wohlthäter, dem Kaiſer Ludwig, ein Denkmal errichten wollte. In dieſem Jahre begann der am 14. Juni 1779 gewählte Abt Tecelin Kazmayr von Grafing die Herſtellung, legte aber am 18. Juli 1796 ſeine Würde nieder, und ſtarb am 28. November 1798. Sein Nachfolger, Gerhard Führer, ein Bürgersſohn von Erding, welcher ſchon als Prior ſein ganzes Vermögen von mehr als 800 fl. für dieſen Plan aufgeopfert hatte, bewirkte die Vollendung, für die der Herr Herzog Wilhelm in Bayern die regeſte Theilnahme bethätigte. Das Kloſter Ettal ſpendete als Geſchenk den nöthigen Marmor, und eben ſo das Kloſter Dieſſen die Tuffſteine. Die Ausführung des Denkmals in Stein war dem Bildhauer Roman Boos beſchieden, die Aufſtellung des im Jahre 1797 fertigen Monumentes unterblieb jedoch unter den Unruhen jener kriegeriſchen Zeit. Nun aber erhebt ſich auf der Todesſtätte des Kaiſers Ludwig, auf der Kaiſerwieſe, eine coloſſale Pyramide von weißem Ettalermarmor mit einem Grottenbrünnlein, von einer engliſchen Anlage umfriedet, von König Maximilian Joſeph I. im Jahre 1808 errichtet, oben mit dem gekrönten Haupte des Kaiſers Ludwig des Bayern, und unten mit der Inſchrift:

»Piis manibus Divi Ludovici Bavari. Romanor.
»Imperat. Libertat. German. Defensoris. Legum
»Boicarum Conditoris. Viri Fort. et Constant. Mo-
»numentum posuit Maximilianus. Rex Bojariae.
»M.DCCCVIII.«

(Deutſch): „Dem frommen Andenken Ludwigs des Bayern,
„römiſchen Kaiſers, deutſcher Freiheit Vertheidigers, der bayeri-
„ſchen Geſetze Spenders, des muthvollen und beharrlichen
„Mannes, hat dieſes Monument geſetzt Maximilian König
„von Bayern. 1808.“

Auf der Kehrſeite ſteht unter dem kaiſerlichen Doppeladler, im Herzſchilde, mit bayeriſchen Wecken: „Hier ſtarb in den „Armen eines Bauers, vom Tode überraſcht, den 11. Okt. „1347 Ludwig der Bayer, römiſcher Kaiſer.“

Es ſteht geſchrieben, daß Kaiſer Ludwig an einem Schlagfluſſe geſtorben ſei, doch ging auch die Sage, daß man ihn vergiftet habe, veranlaßt durch die Thatſache, daß er von der Zeit ſeiner Wahl zum deutſchen Könige bis zum Ende ſeines Lebens, von Meuchelmördern und Giftmiſchern umſchlichen wurde, ſo zwar, daß Ludwig fortan täglich nüchtern ein Gegengift zu ſich nahm, welches ſein Freund, der Erzbiſchof von Mainz, durch ſeinen Leibarzt Johann von Göttingen, für ihn bereiten ließ. Als Ludwig nach ſeiner Krönung zu Aachen zu Oppenheim verweilte, wollte ihn Heinrich von Alzey, ein Vaſall Friedrich's, der unter dem Vorwande, bei Ludwig Kriegsdienſte zu nehmen, den Zutritt in deſſen Wohnung erhielt, mit einem vergifteten Pfeile erſchießen. Ludwig, bereits von Heidelberg aus gegen ihn gewarnt, ließ ihn verhaften; unter ſeinem Mantel fand man eine kleine Armbruſt und vergiftete Pfeile. Er geſtand ſeine verbrecheriſche Abſicht, wurde am Schweife eines Pferdes zur Richtſtätte geſchleppt, und mit dem Rade hingerichtet.

Bei der Heimkehr Ludwig's, i. J. 1314, vom Rhein nach Bayern, ließ Graf Kraft von Hohenlohe, ein Anhänger des Gegenkönigs Friedrich, zu Herrieden die Hütte anzünden, in welcher Ludwig übernachtete, um ihn und ſeine Begleiter zu verbrennen; doch dieſes ſchändliche Vorhaben mißlang. Rächend eroberte Ludwig mit einem Heere, deſſen Unteranführer Graf Berthold von Neyſſen, Heinrich von Ehrenfels, Heinrich von Paulſtorf und Weigand von Trausnitz waren, des Meuchelmörders Burgen und Orte, die für unbezwinglich gehaltene Felſenburg Schillingsfürſt, die Stadt Herrieden, welche er, als Meuchelmörderſtätte, mit Feuer und Schwert vertilgen ließ, und das Schloß Wartberg. Im J. 1320 war Ludwig in Straßburg, ſein Heer außerhalb der Stadt. Ein Theil der Bürger, die Zorner, Anhänger Friedrich's, umringten bewaffnet das von Ludwig bewohnte Haus, deſſen von ihnen verlangte Oeffnung der Wirth ſo lange ſtandhaft verweigerte, bis Ludwig eilig die Stadt verlaſſen hatte.

Vom 10. November bis 10. Januar 1325 belagerte Ludwig die ſtarke Veſte Burgau; man rieth ihm, ſie zu verbrennen, wozu ſein edles Herz ſich nicht entſchließen konnte, um nicht Unſchuldige mit den Schuldigen zu verderben; er wollte die Veſte durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Mit ſeiner Bewilligung kehrten die Zuzüge von Augsburg und andern Städten heim, Rückkehr gelobend, ſobald er ihrer bedürfe. Ludwig hatte nur noch den dritten Theil ſeines Heeres. Dieß erfuhren Herzog Leopold und ſein Bruder Albrecht, die am Bodenſee ſtanden, und mit einer Schaar von 400 kühnen Reitern Ludwig lebendig zu fangen, oder doch gewiß zu tödten gedachten. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg, zur ſelben Zeit am Bodenſee in Geſchäften, hörte von dieſem Anſchlage, ſprengte augenblicklich raſtlos zu Ludwig, und warnte ihn noch in finſterer Nacht, wodurch er ihm Freiheit und Leben rettete. Sogleich hob Ludwig die Belagerung auf, und zog ſich über die Donau in ſeine feſte Stadt Lauingen zurück. — In Italien ſaß Ludwig einſt als Gaſt an der Tafel des Galeazzo Viſconti, deſſen jüngſter Bruder Stephan nach dem Koſten eines vergifteten Trankes ſtarb, da er ihn eben, als Mundſchenk Ludwig's, dieſem kredenzen wollte. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herzog Friedrich der Schöne von Oeſterreich, als Gegenkönig der Feind Ludwig's, dennoch ein edler und hochherziger Fürſt war, und Meuchelmordverſuche gegen ihn weder anordnete noch billigte.

Ludwig gab den Bürgern von München wegen ihrer Treue Schutz- und Geleitsbriefe durch das ganze deutſche römiſche Reich für Perſonen und Waaren, verlieh dieſer Stadt freie bürgerliche Verwaltung, gegenſeitige Zollfreiheit mit mehreren Reichsſtädten, gründete auch eine Hauptſalzniederlage; er hat Bayern groß und mächtig gemacht; ſeine Vitzthume beauftragt, redlich zu dienen, und Jedermann, ohne Unterſchied des

Standes vor Gewalt und Unrecht zu ſchützen; ein Rechtbuch von zweihundertjähriger Dauer gegeben; München um ein Drittheil vergrößert und verſchönert, mit vielen und großen Freiheiten beſchenkt, und zwar ſtets für bethätigte Bürgertreue, eine in ähnlichen Fällen ſchon im 12. und 13. Jahrhunderte immer vorkommende Begründung; Handel und Gewerbe kräftig begünſtiget; ein kaiſerliches Hofgericht hergeſtellt, mit einem geſchriebenen Geſetze; den Landfrieden zu Stande gebracht; den meiſten Klöſtern im Oberlande die niedere Gerichtsbarkeit verliehen; das Auguſtinerkloſter in München (mit ſeinem Bruder Rudolph) geſtiftet, auch das Kloſter Ettal, und das Nonnenkloſter Pillenreut im Nürnbergerwalde; Spitäler erbaut zu München, Ingolſtadt, Amberg, und an andern Orten, zum Troſte der Leidenden, und noch andere zahlloſe Wohlthaten geſpendet, ſo daß er mit Recht genannt zu werden verdient: „ein Vater des Vaterlandes". Ulrich Haugenohr von Augsburg war ſein Vertrauter und Miniſter in innern und äußeren Angelegenheiten.

Ein ſchönes und glaubwürdiges Zeugniß von den Tugenden dieſes großen Kaiſers, haben vier Zeitgenoſſen Ludwig's, die Kurfürſten von Mainz, Trier, Sachſen und Brandenburg mit den merkwürdigen Worten ausgeſtellt: „Ludwig der Kaiſer „iſt ein ſehr chriſtlicher Monarch, ein Eiferer für ſeinen Glauben, ein Freund der Diener der Kirche und des heiligen Friedens, ein tapferer Krieger in Waffen, ein gerechter Schiedsmann im Gerichte, ein in ſeinen Anſchlägen vorſichtiger, „edelgeſinnter, gutthätiger, leutſeliger und in Regierungsgeſchäften weiſer Fürſt."

Ludwig der Kaiſer wird zu ſeinem ewigen Ruhme unſterblich fortleben in der Geſchichte, wie in den dankbaren Herzen der Bayern.

Ludwig V., der Brandenburger.

Geboren 1315.
Geſtorben den 18. Sept. 1361 bei Zorneding am Schlagfluß.
Ruht in der Gruft der Frauenkirche in München.

Gemahlinnen: I. Margarethe, Tochter des Königs von Dänemark, verm. 1324, geſt. 1341.

Kinder: —

II. Margarethe, genannt die Maultaſche, Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen, und Erbin von Tirol, verm. den 10. Febr. 1342, geſt. am 3. October 1369 in Wien, wo ſie im Kloſter zum heil. Kreuze ruht.

Kinder: **Rainhard.**

Mit dem Tode des Kaiſers Ludwig IV. begannen für Bayern unglückliche Zeiten, veranlaßt durch Ländertheilungen ſeiner ſechs Söhne in den Jahren 1349, 1351 und 1353, und dadurch herbeigeführte Schwächung der Geſammtmacht, obgleich der weiſe Vater in ſeinem letzten Willen geboten hatte, 20 Jahre nach ſeinem Tode keine Theilung ſeines Erbes vorzunehmen; ferner durch den Haß des Kaiſers Karl IV. gegen Wittelsbach, des Sohnes jenes Königs Johann von Böhmen, der einſt in der Schlacht bei Ampfing ſo tapfer für Ludwig den Bayer gekämpft hatte, und ſpäter ſein grimmiger Feind geworden war. Bayern verlor den Zepter des Reiches, die Kurwürde, Tirol, Brandenburg, Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Dieſen betrübenden Thatſachen gingen unheilverkündende Naturerſcheinungen voraus, zuerſt i. J. 1348 ein Erdbeben von unerhörter Stärke und Dauer, das 40 Tage lang Italien, Dalmatien, Ungarn und Süddeutſchland im innerſten Schooße erſchütterte, mit ſinkenden Bergen die Thäler verſchüttete; viele Tauſende wurden in ihren Behauſungen erſchlagen, zu Villach und in andern Orten Kärnthens bei 5000 Menſchen; im obern Bayern ſtürzten die Mauern von mehr als 20 Städten und Schlöſſern ein. Dann zog die Peſt aus Indien über ganz Europa, und tödtete vier Jahre lang ihre Opfer immer in drei

Tagen. An einem einzigen Tage erlagen ihr in Paſſau gegen 300, in Wien bei 1200 Menſchen. Dazu kamen noch Heuſchrecken in ungeheuern Schwärmen über das Meer, und erzeugten Hungersnoth durch das Abfreſſen der keimenden Saaten.

Nach jenen Ländertheilungen regierte Ludwig der Brandenburger als Herzog in Oberbayern mit väterlicher Liebe und Sorgfalt für das Land, friedliebend, bieder, treu und rechtlich, wie ſein Vater, Ludwig der Bayer. Der Geiſtlichkeit war er gewogen; er beſtätigte alte Freiheiten den Gotteshäuſern zu Illmünſter, Aquileja, Trient, Brixen und an andern Orten, und verlieh neue an die Klöſter Polling, Raitenbuch und Oberaltaich. Er ſtiftete eine tägliche Meſſe in der Fürſtenkapelle zu Scheyern, unter der Verpflichtung, täglich 6 Arme zu ſpeiſen, die für das Seelenheil aller aus dem Stamme der Schyren bereits Verſtorbenen beten, und dem Gottesdienſte für dieſelben beiwohnen ſollten, zu welchem Zwecke Ludwig dem Kloſter große Einkünfte verſchrieb.

Beſondere Gunſt ſchenkte er den Städten, eingedenk der Liebe und Treue, womit ihre Bürger ſeinem Vater zugethan waren. Die größeren Städte verſchönerte er, und ſorgte für die Erweiterung der kleineren; Ingolſtadt vergrößerte er, vermehrte die Einwohner der Stadt Rain, welcher er zwei Jahrmärkte gab, und Jedem, der ſich innerhalb 10 Jahren darin anſäſſig machen wollte, verlieh er das Bürgerrecht; Landsberg erhielt von ihm Salzniederlage und Steuerfreiheit, München Frohnwage, Markt- und Salzzoll, und in baulicher Hinſicht vortreffliche Einrichtungen. Den Städten gab er ein Rechtbuch, und beförderte den vaterländiſchen Handel auf alle Weiſe. Das Land genoß ſeltene Tage ruhigen Glückes und aufblühender Wohlfahrt. Dieſer edle Herzog ſtarb, wie ſein Vater, Ludwig der Bayer, eines plötzlichen Todes, am Schlagfluſſe, zu Zorneding, einem Dorfe, 5 Stunden öſtlich von München, am 18. Sept. 1361.

Mainhard.

Geboren 1343.
Geſtorben den 13. Januar 1363 kinderlos.

Gemahlin: Margarethe, jüngſte Tochter des Herzogs Albrecht II. von Oeſterreich, geſt. den 14. Januar 1366 als Gattin des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren.

Kinder: —

Mainhard, bei dem Adel und den Städten beliebt, gegen dieſe und die Klöſter freigebig, ſtarb nach einer kurzen Regierung von 2 Jahren, am 13. Januar 1363, erſt 20 Jahre alt, auf ſeinem Schloſſe Tirol, an einem allzukalten Trunke, welchen dem vom Tanze Erhitzten ſeine Mutter Margarethe, die Maultaſche, gereicht hatte, die dann laut Urkunde aus Botzen vom 26. Januar 1363, das Land Tirol an Oeſterreich gab.

In Folge der Ländertheilungen, die von 1349 bis 1505 währten, entſtanden vier Linien: Bayern-München, Straubing-Holland, Bayern-Landshut, und Bayern-Ingolſtadt. Bayern-Ingolſtadt fiel i. J. 1445 an die Linie Bayern-Landshut, und dieſe nach dem am 3. December 1503 erfolgten Tode des Herzogs Georg des Reichen, nach Entſchädigung ſeiner Enkel Otto Heinrich und Philipp durch Errichtung der „jungen Pfalz“ aus Gebietstheilen an der Donau und im Nordgau, am 30. Juli 1505 an die Linie Bayern-München, die mit Ludwig dem Brandenburger begonnen hatte. Da dieſe Linie im Laufe der Zeit die noch übrigen drei Linien in ſich aufgenommen hat, ſo wird es am beſten ſein, um die Einheit der Darſtellung nicht zu ſtören, die Herzoge von Bayern-München der Reihe nach ausſchließlich aufzuführen, und jener der übrigen Linien, bis zum

Erlöſchen derſelben, je nach ihrer Einwirkung Erwähnung zu thun.

Als Herzog Mainhard kinderlos geſtorben war, fiel Bayern-München an ſeinen Oheim, den zweiten Sohn aus der erſten Ehe des Kaiſers Ludwig, an den Herzog von Bayern-Landshut:

Stephan II. mit den „Haften“.

Geboren den 23. Dezember 1316.
Geſtorben den 10. Mai 1375.
Ruht in der Frauenkirche zu München.

* * *

Gemahlinnen: I. Eliſabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Sicilien, verm. 1335, geſt. den 21. März 1349.

Kinder: 1) Stephan III., genannt der Knäufel, geb. um 1337, geſt. den 2. October 1414; 2) Friedrich, geb. um 1339, geſt. den 14. Dezember 1392; 3) **Johann.**

II. Margarethe, Tochter des Burggrafen Johann II. von Nürnberg, verm. den 14. Febr. 1339, geſt. den 19. Sept. 1377.

Kinder: —

* * *

Herzog Stephan II. hatte den Beinamen: „mit den Haften,“ wegen der vielen und auserleſenen Schnüre und Spangen an ſeinen Kleidern. Das Volk liebte ihn; er war tapfer, Freund der Ordnung, verſtändig, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, und beſtätigte alle Rechte. Aber vergebens kämpfte er, voll Eifer für die Ehre Bayerns, an der Spitze ſeines muthigen Volkes, das viele tapfere Helden zählte, unter dieſen den Vitzthum Grans und den weithin berühmten Turnierſieger Frauenberger, um Tirol wieder an Bayern zu bringen; durch den Spruch zu Schärding, am 29. Sept. 1369 bekam es Oeſterreich, und Bayern dafür eine geringe Entſchädigung an Geld und Gebiet. In Brandenburg hatten Ludwig der Römer und ſein Bruder Otto V. gemeinſchaftlich und friedfertig regiert, dieſer allein, als jener 1363 kinderlos in Berlin ſtarb.

Der Herzog von Pommern bedrängte Otto mit Kriegsmacht, dem ſein eigener Schwiegervater, Kaiſer Karl IV., nicht beiſtand. Da ſendete ihm Herzog Stephan ſeinen eigenen Sohn, den geiſtvollen und kriegeriſchen Friedrich, zu Hülfe, der ihn rettete, und welchem Otto die alte Mark und Priegniz pfandweiſe überließ. Aber Karl IV. verwarf alle dieſe Verfügungen Otto's, und zwang ihn durch Waffengewalt, alle ſeine Anſprüche auf die Mark an Wenzeslaw, den Sohn des Kaiſers Karl IV., zu verkaufen. So ging Brandenburg i. J. 1370 für Bayern verloren, wohin Otto auf das Schloß Wolfſtein, unterhalb Landshut's, ſich begab. Dort ſtarb er am 15. November 1379 ohne Kinder, und wurde zu Seligenthal begraben.

Die größte Wohlthat erwies Stephan ſeinem Lande durch Herſtellung des Landfriedens, wozu ſich ſechs Herzoge in Bayern, hundert und zehn adelige Herren, neun Städte und fünfzehn Marktflecken durch einen feierlichen Eid verbündet hatten; denn die Zügelloſigkeit verderblicher Selbſtrache, die Unſicherheit des Lebens und Eigenthums, eine Folge der fortwährenden Kriege und Fehden, waren auf den höchſten Grad geſtiegen. Nach dieſer Segensthat ſtarb der wackere Herzog Stephan am 10. Mai 1375. Seine drei Söhne waren: Stephan III., wegen ſeiner zierlichen Geſtalt, der Knäufel genannt, ein ritterlicher, kriegsluſtiger, Turniere liebender, überaus freigebiger Herr; Friedrich, ein Prinz von wahrhaft fürſtlichem Gemüthe, feurig, klug, beredt, raſtlos thätig, für den Ruhm Wittelsbach's glühend; Johann, an Verſtand und Tapferkeit mit ſeinen Brüdern wetteifernd, doch von ſchlichtem Charakter, ein unermüdlicher Jagdfreund. Siebenzehn Jahre lang regierten die drei Brüder gemeinſam in Frieden und Eintracht, und dadurch ſtark.

Johann Galeazzo, Graf von Vertus, hatte ſeinen eigenen Oheim Barnabo Visconti, Herzog in Mailand, den Schwiegervater Stephan's III., im Kerker vergiften laſſen, und den Fürſten von Padua, Franz von Carrara, aus ſeinem Reiche vertrieben. Auf Anſuchen dieſes Fürſten zog Stephan mit 6000 Pferden in die Lombardei, kam in Padua am 1. Juli 1390 an, und ſetzte Franz von Carrara wieder in ſein Fürſtenthum ein. Bei dem Anblicke des lauernden Mißtrauens italieniſcher Fürſten, wiederholte Stephan eine für ſeine Bayern ehrenvolle, ſchon früher am Hofe ſeines Schwiegervaters gemachte Aeußerung: „Ich wenigſtens darf furchtlos im Schooße „jedes meiner Unterthanen ſchlafen," und dieß konnte und kann jeder Fürſt aus dem Hauſe Wittelsbach in voller Wahrheit ſagen.

Während der gemeinſchaftlichen Regierung der drei herzoglichen Brüder, ereignete ſich eine wunderſame Begebenheit. Am nächſten Tage nach dem St. Urbanstage des Jahres 1388, an einem Dienſtage, las an dem Altare der St. Nikolauskapelle in der Kirche des Kloſters Andechs, 10 Stunden weſtlich von München, in der Nähe des Ammerſee's, ein Kaplan daſelbſt, Jakob Dachauer, aus dem Orden der Franziskaner, die heil. Meſſe, und ſah unter dem Altare eine Maus hervorlaufen, ein Zettelchen tragend, und wieder in die Vertiefung zurückkehren. Dem Kaplane war aus alten Schriften bekannt, daß vor mehr als anderthalbhundert Jahren in ſchweren Kriegszeiten köſtliche Reliquien in dieſem Kloſter vergraben wurden, die wohl unter dieſem Altare verborgen ſein möchten. Das Zettelchen konnte das Verzeichniß der Reliquien geweſen ſein, das man denſelben beizufügen pflegte. In Gegenwart der drei Herzoge wurde nachgegraben, und der Reliquienſchatz gefunden, 288 an der Zahl. Das vom Papſte verliehene große Gnadenfeſt wurde i. J. 1392 zu München, unter außerordentlichem Zudrange von Pilgerſchaaren, fünf Monate lang, von Oſtern bis Jakobi, gefeiert, und die jährliche Wiederholung dieſes Feſtes veranlaßte die noch jetzt beſtehende Jakobidult.

Am 21. Dezember 1392 geſchah wieder eine Ländertheilung. Stephan III. erhielt Bayern-Ingolſtadt, Friedrich Bayern-Landshut, und Bayern-München

Johann I., Stifter der Linie von Bayern-München.

Geboren 1341.
Geſtorben in München den 8. Auguſt 1397.
Ruht zu Seligenthal.

Gemahlin: Katharina, Tochter des Grafen Mainhard von Görz, verm. 1370, geſt. den 21. Juni 1391, ruht zu Seligenthal.

Kinder: 1) **Ernſt**; 2) **Wilhelm**; 3) Sophie, geb. 1376, verm. im Juli 1393 mit König Wenzeslaus von Böhmen, geſt. 1428.

Johann genoß die Liebe ſeines Volkes wegen ſeiner Gerechtigkeit und Mäßigkeit, ſeines ſchlichten und leutſeligen Benehmens im Umgange, und ſeines oft vergeblichen guten Willens, für die Wohlfahrt ſeines Volkes den Frieden zu bewahren. Manche Beweiſe ſeiner Huld gab er dem Kloſter Benediktbeuern durch Vergrößerung ſeines Gebietes, und durch Befreiung von vielen drückenden Reichniſſen. Ihm folgten in gemeinſamer Regierung des Landes ſeine beiden Söhne Ernſt I. und Wilhelm III.

Ernſt I.

Geboren 1373.
Geſtorben den 1. Juli 1438.
Ruht in der Gruft der Frauenkirche in München.

Gemahlin: Eliſabeth, Tochter des Herzogs Barnabas von Mailand, verm. im Februar 1396, geſt. den 2. Febr. 1432, ruht in der Frauenkirche zu München.

Kinder: 1) **Albrecht**; 2) Beatrix, verm. im Mai 1428 mit dem Grafen Herrmann von Cilley und, nach deſſen Tode, am 2. Sept. 1428 mit dem Pfalzgrafen Johann auf dem Nordgau, geſt. den 14. März 1447; 3) Eliſabeth, verm. den 14. Febr. 1430 mit Herzog Adolph von Jülich und Berg, und, nach deſſen Tode, am 9. März 1440, mit dem Grafen Haſſo von Leiningen, geſt. im Juni 1467.

Wilhelm III.

Geboren —
Geſtorben den 11. September 1435.

Gemahlin: Margarethe, Tochter des Herzogs Adolph zu Cleve, geb. 1414, verm. zu Baſel den 3. Mai 1433 mit Wilhelm III., und, nach deſſen Tode, i. J. 1441 mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg, geſt. 1444.

Kinder: 1) Adolph, geb. 1434, geſt. 1438; 2) Wilhelm, nach des Vaters Tode geboren, geſt. im September 1435.

Ernſt war klug und tapfer, heftig, ein Beſchirmer der katholiſchen Religion, der Jagdluſt zugethan, von kräftiger Geſtalt, ein eifriger Freund der vaterländiſchen Geſchichte, deren Forſcher er gerne auszeichnete, wie z. B. den altbayeriſchen Chroniker Peter Andreas, einen Mönch zu St. Mang bei Regensburg, welcher in Angelegenheiten ſeines Kloſters in Straubing war, als eben auch Ernſt zufällig ſich dort aufhielt, der auf ihn zuging, ihn öffentlich umarmte, und mit der lebhafteſten Theilnahme ſich erkundigte, mit welchem Gegenſtande der bayeriſchen Geſchichte derſelbe zur Zeit beſchäftiget ſei. In der Schlacht bei Alling unweit München, am 29. Sept. 1422, rettete er ſeinem zu tief in die feindlichen Reihen eingedrungenen Sohne Albrecht, der hier die erſte Waffenthat vollzog, perſönlich das Leben. In dieſer Schlacht kämpften Münchens 37 Zünfte der Gewerbe mit ihren Fähnlein, wie Kaiſer Ludwig ſie einſt geordnet hatte. Hans von Barth führte das alte Stadtpanier, umgeben von den andern Männern aus den edlen Bürgergeſchlechtern, unter ihnen vorzüglich der Richter Otto von Rohrbach, der Schildbaz, der Hundertpfund, Ligſalz, die Riedler, der Schrenk, Arſinger, Konrad der Dachauer ꝛc.; durch große Tapferkeit zeichneten ſich beſonders die Tuchmacher von München aus, welche viele Hellebarden und Paniere eroberten, weßhalb dieſe Zunft nach einer alten Hofſtiftung bei der Fronleichnamsproceſſion in Rüſtkleidung erſcheinen darf.

Ernſt genoß die größte Hochachtung des Kaiſers und aller Fürſten des Reiches, wie ſein Bruder Wilhelm, der ein muthiger, weiſer, wohlwollender Fürſt war, gewandt in Turnieren, ein einſichtsvoller Staatsmann, Freund verſöhnender Vermittlung, Stellvertreter des Kaiſers Sigmund bei dem am 23. Juli 1431 eröffneten Concilium zu Baſel, deſſen Nachfolger er ſicher geworden wäre, wenn er ihn überlebt hätte. Wilhelm, vom ganzen Volke geliebt, war fromm und freigebig, gab dem Bisthume Regensburg das von deſſen Biſchofe um 35,000 Gulden an Bayern verpfändete Schloß Werdenfels beſſer ausgebaut und mit 10,000 Gulden Nachlaß zurück, desgleichen dem Bisthume Freiſing die Grafſchaft Werdenfels mit Nachlaß von 500 Gulden am Pfandſchillinge. Beide herzogliche Brüder, die auch in den Kriegen gegen die Huſſiten tapfer kämpften, ſowie Herzog Albrecht, regierten gemeinſam in ungeſtörter Eintracht bis zu dem am 11. September 1435 allzufrüh erfolgten, in Bayern und ganz Deutſchland allgemein betrauerten Tode des Herzogs Wilhelm.

Im Jahre 1434 beſuchte Ernſt die Bürger zu Landsberg, die ihn, überaus erfreut über dieſen Beſuch, auf alle Weiſe zu ehren ſuchten. Er tanzte auf dem Rathhauſe mit den Frauen und Töchtern der Bürger, und ging dann in die Trinkſtube hinab, wo er köſtlichen Wein mit ihnen trank. Als er am zweiten Tage wieder auf das Rathhaus kam, erblickte er mit Erſtaunen unter demſelben einen ſchönen, über Nacht hergeſtellten Springbrunnen, in deſſen Becken kleine Goldfiſche plätſcherten. In dankbarer Anerkennung dieſer Aufmerkſamkeit, befahl Herzog Ernſt, alljährlich und zu ewigen Zeiten im Monate Auguſt drei der ſchönſten Goldforellen aus dem Würmſee dem Rathe von Landsberg zu bringen, und unterzeichnete am Mittwoch nach dem St. Andreastage des nämlichen Jahres eine eigene Urkunde hierüber, worin es, der Goldforellen erwähnend, heißt: „Dy ſollen ſy durch unſern Willen auf der „Trinkſtuben eſſen und unſers Dantzs dabei gedenken. Wir achten auch nit, was ſy mer dabei „verzeren."

Dieß genügte dem edlen Herzoge noch nicht. Er gedachte, die Steuer der Stadt Landsberg zu einer jährlichen Ausſtattung von vier armen Mädchen daſelbſt zu verwenden, damit ihre Unſchuld nicht durch ihre Armuth in Verſuchung gerathe, und ſie durch Heirath rechtſchaffene Mütter wackerer Bürger werden mögen. Dieſer hochherzige Entſchluß konnte aber erſt drei Jahre ſpäter vollzogen werden, und der Stiftungsbrief wurde am Freitage vor dem Feſte der heiligen drei Könige des Jahres 1437 zu München ausgefertiget. Als Beweggrund iſt darin angegeben: „Daß oft ains frommen Manns Tochter in „Unlauterkeit falle, vnd ir jungfrauliche Cron verließe, darumb, daß Vater vnd Mutter ſo arm ſind," auch war dem Herzoge an der treulichen und ununterbrochenen Aufrechthaltung dieſer ſchönen Stiftung ſo viel gelegen, daß er in der Urkunde Jedem, der den Beſtimmungen dieſer Stiftung entgegenhandle, ausdrücklich drohte: „er werde es am Tage des „jüngſten Gerichtes vor Gott dem Allmächtigen verantworten, „und eine harte Strafe deßhalb leiden müſſen."

Während der Regierung der beiden Herzoge gingen auch Holland, Seeland, Friesland und Hennegau für Bayern verloren, indem Herzog Philipp der Kühne von Burgund ſeine eigene Enkelin, die Tochter ſeiner an den Herzog Wilhelm II. von Straubing-Holland vermählten Tochter Margarethe, Jakobäa, geb. den 25. Juli 1401, die rechtmäßige Erbin und Beſitzerin dieſer Länder, i. J. 1433 zur Abtretung derſelben an ihn durch Ränke und Drohungen zwang. Sie ſtarb aus Gram am 8. October 1436, und wurde zu Haag begraben.

Ein trauriges Ereigniß verurſachte dem Herzoge Ernſt in ſeinen letzten Lebensjahren manche trübe Stunde. Sein einziger Sohn Albrecht hatte ſich heimlich vermählt mit Agnes

Bernauer*), die Tochter eines Baders zu Augsburg, einem Wunder von Tugend und Schönheit. Sein Vater Ernſt war äußerſt erzürnt über dieſe Mißheirath, die ganz Bayern mit einem verheerenden Bürgerkriege bedrohte, wenn dereinſt ein Sohn aus dieſer Ehe, nach Albrecht's Tode, Anſprüche auf die Thronfolge machen ſollte. Was Ernſt befürchtete, konnte auch eintreten, wenn Albrecht unbeerbt ſtürbe; über einen ſolchen Fall könne man aber, wie über eine Fügung Gottes, nur dann ſich tröſten, wenn er ſich in einer ebenbürtigen Ehe ereigne. Strenge Maßregeln des Vaters Ernſt wußte Herzog Wilhelm, welcher Albrecht innig liebte, oft durch kluge Vorſtellungen abzuwenden, ſo lange Wilhelm lebte; doch bald nach ſeinem Tode wurde Agnes, während einer zufälligen Abweſenheit ihres Gemahles, der ſeit 1433 als Statthalter in Straubing Hof hielt, plötzlich verhaftet, vor ein Gericht daſelbſt geſtellt, zum Tode verurtheilt, und am 12. October 1435 in der Donau ertränkt. Das verſöhnende Wiederſehen des Herzogs Ernſt und ſeines Sohnes Albrecht, geſchah erſt am 17. Juli 1436 in München. Ernſt ließ über dem Grabe der ſchuldloſen Unglücklichen eine Kapelle erbauen, und Albrecht, der ſeine Agnes nie vergeſſen konnte, ſtiftete noch in ihrem Todesjahre tägliche Meſſen und einen Jahrestag im Karmeliterkloſter zu Straubing.

Herzog Ernſt gewann die Herzen der Städte durch ſeine Leutſeligkeit und freudige Theilnahme an ihren Ergötzungen, erließ aber zur Aufrechthaltung öffentlicher Zucht und Ordnung, viele heilſame Verordnungen. Im Vereine mit den Ständen ſeiner Landſchaft ſuchte er durch eine Urkunde von 1437 einen zehnjährigen Landfrieden zu begründen, in Folge deſſen in ſeinem Lande alle Selbſthülfe aufzuhören, und Jeder ſein Recht bei den Gerichten zu ſuchen habe. Im J. 1438 ließ er die nach München gebrachten Reliquien wieder nach Andechs zurückführen, wo er eine Stiftung für einen Probſt und ſechs Chorherren machte, die jene Heiligthümer zur öffentlichen Verehrung verwahren ſollten. Unter frommen Geſinnungen und Thaten ſchied **Ernſt** friedlich vom Leben.

---

*) Siehe: „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg“. Hiſtoriſch-romantiſches Zeit- und Sittengemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein deutſches Volksbuch von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Zwei Theile in einem Bande. Mit dem Bildniſſe der Agnes Bernauer in ganzer Figur. 609 Seiten. München, 1854. Bei E. A. Fleiſchmann.

Albrecht III., genannt der Fromme.

Geboren 1401.
Geſtorben den 22. Februar 1460.
Ruht im Kloſter Andechs.

* * *

Gemahlin: **Anna**, Tochter des Herzogs Erich von Braunſchweig, verm. den 6. November 1436, in zweiter Ehe mit Friedrich, Herzog von Braunſchweig im Februar 1463, geſt. den 9. October 1474, ruht im Kloſter Andechs.

Kinder: 1) **Johann**, geb. den 4. October 1437, unverm. geſtorben zu Harthauſen (Menterſchwaige) bei München an der Peſt den 19. November 1463, ruht in Andechs; 2) **Ernſt**, geb. im Auguſt 1438, und bald geſtorben; 3) **Sigmund**, geb. den 26. Juli 1439, unverm. geſt. den 25. Febr. 1501, ruht in der Frauenkirche zu München; 4) **Albrecht**, geb. 1440 und jung geſtorben; 5) **Margarethe**, geb. den 1. Juni 1441, verm. 1462 mit Friedrich Gonzaga, Markgrafen von Mantua, geſt. 1479; 6) **Eliſabeth**, geb. den 23. Febr. 1442, verm. den 11. Nov. 1460 mit dem Herzoge Ernſt von Sachſen, geſt. den 5. März 1480; 7) **Albrecht**; 8) **Chriſtoph**, geb. den 5. Juni 1449, geſt. den 15. Auguſt 1493 auf der Inſel Rhodus, vom heiligen Grabe zu Jeruſalem zurückkehrend, ruht daſelbſt in der Kirche des heil. Antonius; 9) **Wolfgang**, geb. 1451, unverm. geſt. den 25. Mai 1514; 10) **Barbara**, geb. 1455, wurde mit 15 Jahren (1470) Nonne im Kloſter St. Clara in München, geſt. 1472, ruht in der Frauenkirche daſelbſt.

* * *

Als Herzog **Albrecht III.** die Regierung antrat, war er 37 Jahre alt, von hoher Geſtalt, dunkelkaſtanienbraunen Haaren, großen, dunklen, mildglänzenden Augen; die leichtgebogene

Naſe ſenkte ſich zum wohlgeformten Munde, und aus allen Zügen ſeines Antlitzes leuchteten ſein kluger Geiſt, ſein frommes, ſanftes, friedfertiges, munteres, leutſeliges und menſchenfreundliches Gemüth. Die Geiſtlichkeit hielt er hoch in Ehren, war ein Meiſter in Geſang und Muſik, ein leidenſchaftlicher Jagdfreund, und in Folge eines längern Aufenthaltes in ſeiner Jugend in Prag bei der Tante Sophie, Königin von Böhmen, wo er eine treffliche Erziehung erhielt, der böhmiſchen Sprache vollkommen mächtig. Mit ſeiner Güte verband er auch den nöthigen Ernſt zur Abſtellung von Mißbräuchen; er ſorgte für die Verſchönerung ſeiner Städte, führte gleiches Maß und Gewicht, wie es für München galt, im ganzen Lande ein, verbot den Vorkauf von Getreid und Vieh, eiferte für bürgerliche Zucht und Ehrbarkeit, half armen Adeligen mit Pfründen an ſeinem Hofe, beſchützte den Landmann vor den Bedrückungen ihrer Grundherren, und war gegen die Raubritter vor dem Walde ſo ſtreng, daß er i. J. 1445 ihrer 50 fangen, henken, erſäufen und enthaupten ließ, wodurch er die öffentliche Sicherheit der Straßen herſtellte. Seine unerbittliche Strenge in Handhabung der Gerechtigkeit wirkte abſchreckend auf eigennützige oder dienſtesträge Richter zum Beſten des Volkes.

Von ſeiner Gerechtigkeitsliebe hatte er ſelbſt in früheren Jahren ein perſönliches Beiſpiel gegeben, da er noch unvermählt in Straubing als Statthalter lebte. Da geſchah es nämlich eines Tages, daß er, in Gedanken verſunken, zum Bogenfenſter hinausſtarrte, während ein armer Mann ihm ſein Anliegen klagte, ohne Gehör zu finden. Tief betrübt über dieſe Gleichgültigkeit des Herzogs, der doch ſonſt gegen die Geringſten gerecht und billig und voll Milde war, und deſſen edles Herz jedem Bittenden offen ſtand, ſagte der arme Mann: „Gnädiger Herr, Euer Auslugen iſt mein großes Verderben, „wann Ihr doch ſolltet merken meine Klage, die ich Euer Gnaden thue, daß mir geholfen werde!“ Da wendete ſich Albrecht lächelnd zu dem armen Manne, hörte freundlich ſeine Klage an, gewährte ſeine Bitte, und ſchaute nie wieder zum

Fenſter hinaus, wenn arme Leute ihm ihre Beſchwerden vortrugen. „Vnd dy Rät lobten den pawrn, daß er dem fürſten dy wahrheit hat geſagt,“ meldet die alte Handſchrift eines Zeitgenoſſen.

Im J. 1439 ſtarb Kaiſer Albrecht II., König von Ungarn und Böhmen, und hinterließ eine Gemahlin, die nach ſeinem Tode einen Sohn, Ladislaus, gebar. Die Stände von Böhmen wählten Herzog Albrecht III. von Bayern zu ihrem Könige, und trugen ihm die Krone an durch eine eigene glänzende Geſandtſchaft i. J. 1440, beſtehend aus Großen des Reiches, darunter Mainhard von Neuhaus, der Beſieger des huſſitiſchen Heerführers Procop des Großen, aus Mitgliedern des Ritterſtandes, des niedern Adels und der Städte; unter den drei vorausgegangenen Anmeldern befand ſich auch ein Plichta von Zierotin, Enkel des in der Schlacht bei Ampfing gefallenen Rieſen. Am 24. Aug. des eben genannten Jahres ritt Albrecht von Straubing zur Zuſammenkunft nach Cham, und auf der Donaubrücke, unter welcher vor 5 Jahren ſeine geliebte Agnes in den Fluthen des Stromes den Tod fand, ſtürzte das Pferd mit ihm, wobei er jedoch nicht verletzt wurde. Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, der ſpäter als Pius II. den päpſtlichen Thron beſtieg, brachte dem Herzoge Albrecht ein Schreiben des Kaiſers Friedrich vom 28. Auguſt 1440, das ihn nur in ſeiner Ueberzeugung von dem Anſpruche des jungen Ladislaus auf die Krone von Böhmen beſtärkte, welche Albrecht in Gegenwart der Abgeſandten mit den Schlußworten ausſchlug: „Und billig ſoll man Waiſen beſchützen, „nicht aber berauben.“ Aeneas rühmt in ſeiner Schilderung dieſer ihm gelungenen Sendung, die Mäßigung und Seelengröße des Herzogs Albrecht, ſowie deſſen Aeußerung: „König Albrecht habe einen Sohn hinterlaſſen, dem müſſe das „väterliche Erbe bleiben. Eine Krone erringen, die einem Andern gehört, ſei Verluſt, nicht Gewinn, und Raub an Wittwen „und Waiſen ſei dem Himmel und den Menſchen gleich verhaßt.“ Dieſen gerechten und hochherzigen Worten fügt Aeneas die Bemerkung bei: „So hat ſich Albrecht als den herrlichſten „König bewährt; denn zweifelsohne iſt die wahre Macht bei „denen, die ſie von ſich werfen, nicht bei denen, die darnach „haſchen.““

Die Wohlfahrt ſeines Landes lag ihm weit mehr am Herzen, als die Gebietsvergrößerung deſſelben, und als Herzog Heinrich von Landshut nach dem am 1. Mai 1441 in Burghauſen erfolgten Tode Ludwig's des Gebarteten von Ingolſtadt, deſſen Erbe in Beſitz nahm,, ohne etwas davon abtreten zu wollen, vermied es Albrecht aus Liebe zu ſeinem Volke, durch Behauptung ſeiner Rechte einen Bürgerkrieg zu veranlaſſen.

Den erhabenen Augenblick, in welchem Herzog Albrecht die böhmiſche Krone ausſchlägt, verherrlicht im Bogengange des k. Hofgartens in München ein Bild, gemalt von Georg Hiltenſperger aus Haldenwang, gegenüber das Sinnbild der Frömmigkeit, gemalt von Chr. Ruben, an der Decke der Wahlſpruch: „Man muß Waiſen beſchützen, nicht berauben.“

Seine geliebte Agnes konnte er nie vergeſſen. Er feierte ihren Namenstag noch 12 Jahre nach ihrem Tode, am 21. Januar 1447, durch feierliche Erneuerung der Stiftung ihres Jahrestages und der täglich zu leſenden Meſſe, ließ auch die Gebeine der „ehrſamen Frau“, wie er ſelbſt ſie in der Urkunde nennt, in die einſt von ihr gewählte Ruheſtätte bringen, und dieſe mit einem Grabſteine von Marmor ſchmücken, mit ihrem in Lebensgröße gemeißelten Bildniſſe. Ihr Haupt ruhte auf einem mit vier großen Quaſten verzierten Kiſſen, und war mit einem Schleier umhüllt, eine Auszeichnung, die man damals nur auf den Grabſteinen der Aebtiſſinnen und vornehmen Damen fand. Ihren Leib umſchloß ein mit Hermelin gefütterter Mantel, die rechte Hand, über die Linke gelegt, hielt einen Roſenkranz. Zu ihren Füßen, ein wenig oberhalb derſelben, erblickte man einen Hund und eine Eidechſe, die Sinnbilder ehelicher Treue und häuslicher Glückſeligkeit.

Herzog Albrecht war ein Vorbild frommer Andachtsübungen. Noch als Erbprinz ging er am heiligen Palmabend

1437 mit ſeiner Gemahlin Anna und dem ganzen Hofgefolge in das Kloſter Indersdorf, legte daſelbſt ſeinem Beichtvater, dem Dechant Johannes, eine Beichte ab, die ſein ganzes Leben umfaßte, empfing das Abendmahl und vollen Ablaß, und ließ ſich hierauf mit ſeinem ganzen Hofgefolge in die Brüderſchaft dieſes Kloſters aufnehmen. Mit Vollmacht der Kirchenverſammlung zu Baſel, und unter Beirath und Mitwirkung des Abtes Kaſpar zu Tegernſee, des Probſtes Peter zu Rohr, und des Dechantes Johannes zu Indersdorf, ſtellte er die alte Ordnung und das rechte Weſen der Klöſter ſeines Landes her, die er perſönlich mit den lehrreicheſten Ermahnungen beſuchte. Auf dem heiligen Berge Andechs baute er, vom Papſte Nicolaus IV. mit 3000 fl. unterſtützt, für Benediktiner, die er aus Tegernſee berief, ein weiträumiges, am 17. Mai 1455 feierlich eingeweihtes Kloſter, zu deſſen Heiligthümern jährlich viele tauſend Gläubige wallfahrteten. Die Kirche erhielt von ihm reiche Zierden von Gold, Silber und Edelſteinen; die bisherigen weltlichen Chorherren bekamen Pfründen an andern Orten.

In der letzten Zeit ſeines Lebens, oft von körperlichen Schmerzen heimgeſucht, tröſtete und beglückte ihn einſames Gebet; über Tiſch ließ er ſich immer geiſtliche Betrachtungen vorleſen, im Ganzen 15 an der Zahl, deren Anfangsbuchſtaben in der Zuſammenſetzung den Namen ſeines Beichtvaters: JOHANNES DECANVS (zu Indersdorf) bilden. So mit vollem Rechte den Beinamen „der Fromme“ verdienend, entſchlief, allgemein beweint, Herzog Albrecht gottſelig inmitten ſeiner Söhne, am Freitag nach Aſchermittwoch, den 22. Februar des Schaltjahres 1460, im letzten Willen verordnend, daß nach ſeinem Tode, zur Verhütung verderblicher Landestheilungen, je die zwei älteſten Söhne gemeinſam herrſchen ſollen. Seine Leiche lag über Nacht in der Frauenkapelle, und wurde am andern Tage nach Andechs, ſeiner von ihm gewählten Ruheſtätte, gebracht, begleitet von Sigmund Polſchner und Hans Khray aus dem innern, ferner von Hans Rudolph und Jörg Riedler aus dem äußeren Stadtrathe.

Albrecht IV., genannt der Weiſe.

Geboren den 15. Dezember 1447.
Geſtorben den 18. März 1508.
Ruht in der Frauenkirche zu München.

* * *

Gemahlin: Kunigunde, die einzige Tochter des Kaiſers Friedrich III., geb. den 16. März 1465, verm. zu Innsbruck den 1. Januar 1487, geſt. am 5. Auguſt 1520, ruht in der Frauenkirche zu München.

Kinder: Sibonie, geb. 1488, geſt. den 29. März 1506 an den Folgen der Pocken als Braut des Kurfürſten Ludwig V. von der Pfalz; 2) Sibille, geb. 1489, verm. mit dieſem Ludwig V. den 23. Febr. 1511, geſt. den 18. April 1519; 3) Sabine, geb. den 11. April 1492, verm. mit Herzog Ulrich von Württemberg den 2. März 1511, geſt. am Schlagfluſſe zu Nürdingen am 30. Auguſt 1564, ruht zu Tübingen; 4) **Wilhelm**; 5) Suſanne, geb. und geſt. 1494; 6) Ludwig, geb. den 18. Sept. 1495 in München, geſt. den 21. April 1545 unvermählt, ruht in Seligenthal; 7) Ernſt, geb. den 13. Juni 1500, i. J. 1517 Biſchof von Paſſau, 1540 Erzbiſchof von Salzburg, reſignirt 1554, geſt. den 6. Dezember 1560 auf ſeiner Herrſchaft Glatz in Böhmen, ruht in der Frauenkirche zu München; 8) Suſanna, geb. den 2. April 1502, verm. zuerſt am 24. Sept 1518 in Augsburg mit dem Markgrafen Kaſimir von Brandenburg-Kulmbach, und nach deſſen Tode mit Otto Heinrich, Kurfürſt und Pfalzgraf bei Rhein, am 16. October 1529, geſt. den 12. März 1543, ruht in der Frauenkirche zu München.

* * *

Der Nachfolger Albrecht's III. in der Regierung, war deſſen älteſter Sohn, Johann III., damals ein junger, kleiner, hagerer Mann, von bräunlicher Geſichtsfarbe, mit einer Adlernaſe, über die Schultern wallenden ſchwarzen Haaren, lebhaft, voll Geiſt und edler Grundſätze, redlich und wahrheitsliebend, mit Eifer ſeinem neuen Berufe ſich weihend. Nach dem Willen ſeines verſtorbenen Vaters ſollte er gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Sigmund regieren, einem leutſeligen, gutmüthigen, immer heiteren Jünglinge mit krauſen, dunkelbraunen Haaren, dem die Jagdfreuden und das friedliche Leben eines Privatmannes lieber waren, als der ſorgenvolle Glanz der Herrſchaft, die er jedoch, auf alle ſeine Lieblingsneigungen verzichtend, mit der größten Pflichttreue zwei Jahre lang führte, als ſein Bruder Johann am 19. November 1463 an einer bösartigen, ganz Deutſchland heimſuchenden Seuche, die in Augsburg vom 25. Juli bis 13. Dezember dieſes Jahres bei 9000 Menſchen tödtete, in dem Dorfe Haidhauſen bei München ſtarb, wohin er ſich vor ihr geflüchtet hatte. Am Sonnabend nach Michaelis ging ein Wallfahrtszug von etwa 5000 Perſonen, mit getrennten Geſchlechtern, an der Spitze die Pfarreien und Klöſter, mit weinenden Augen und andächtigen Herzen, nach dem heiligen Berge Andechs, und vierzehn Tage ſpäter zur Mutter Gottes nach Freiſing.

Zur ſelben Zeit regierte in Landshut des Herzogs Heinrich des Reichen edler Sohn, Ludwig der Reiche, geb. zu Burghauſen i. J. 1417, geſt. zu Landshut den 17. Januar 1479, begraben zu Seligenthal, den der Vater zu Burghauſen erziehen und an manche Entbehrungen gewöhnen ließ. Dennoch liebte ihn der Sohn Ludwig zärtlich. Dieſer war ſchon 30 Jahre alt, als man ihm den Rath gab, durch die Flucht nach Wien zu ſeinen Vettern ein freieres und angenehmeres Leben ſich zu verſchaffen. Er aber antwortete mit kindlicher Zärtlichkeit: „Das ſei ferne, daß ich meinen Vater verlaſſe! Ich „möcht' ihm mit keinem Blicke meines Auges wehe „thun!" Nach ſeines Vaters Tode — 30. Juli 1450 — verherrlichte er den erſten Tag ſeiner Regierung durch Ausſpeiſen aller Armen von Landshut auf ſeine Koſten. Er begann ſogleich damit, den dringendſten Beſchwerden ſeiner Unterthanen abzuhelfen, reinigte Wälder und Felder von dem für das Landvolk verderblichen Hochwilde, ſchritt ſtrenge gegen Wucher ein, eiferte für Herſtellung guter Sitten, hob Land- und Bergbau, erhielt und vermehrte die ererbten Schätze durch kluge Staatshaushaltung, ordnete den Wirkungskreis jeder Behörde, und machte ſein Land blühend. Er ſtiftete auch die hohe Schule zu Ingolſtadt durch Urkunde vom 2. Januar 1472*).

---

*) Die Lehrer lebten bei gemeinſamer Verpflegung im Pfründhauſe, ebenſo die Schüler in verſchiedenen Herbergen oder Burſen, daher ſie den

Im Jahre 1458 wollte Ludwig die Stadt Donauwörth, als Pfandſchaft durch Konradin von Staufen an Bayern gekommen, aber erſt vor Kurzem durch die Gunſt des Kaiſers Sigmund wieder eine Reichsſtadt geworden, in Beſitz nehmen, was auch am 20. October dieſes Jahres durch Uebergabe geſchah. Er war ausgezogen mit 12,000 Fußgängern und 3000 Reiſigen, deren Vortrab mit 500 Reitern Georg Aheimer und Oswald der Törringer führten. Dieß zog dem Herzoge Ludwig die Reichsacht durch Kaiſer Friedrich zu, um die er ſich nicht kümmern zu dürfen glaubte, im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit der Bayern. Ludwig beharrte auf ſeinem Rechte. Er beſtand den Kampf mit dem Kaiſer und dem Reiche, unterſtützt vom Pfalzgrafen Friedrich dem Sieghaften, von ſeinen Feinden der böſe Fritz geſcholten, und dem großen Böhmenkönige Georg vom Hauſe Podiebrad-Cunſtadt, bis zum Frieden von Prag i. J. 1463 nach dem glorreich gewonnenen Siege bei der Reichsſtadt Giengen, an einem ſchönen heißen Sommermorgen vor St. Magdalena, den 19. Juli 1462.

In dieſer Schlacht ſtand ihm als Feind gegenüber auch ſein Jugendgeſpiele und Vetter, mit dem er einſt gleichzeitig in Burghauſen war erzogen worden, Markgraf Albrecht von Brandenburg, wegen ſeiner Tapferkeit Achilles genannt. Vor dem Beginne der Schlacht ertheilte Ludwig vierzig Herren des Adels den Ritterſchlag, er ſelbſt empfing ihn von Thoman dem Preiſinger, ſeinem Pfleger zu Krantsberg. Den Vortrab von 500 Reiſigen führte Heinrich von Gumpenberg; bei dem Hauptbanner mit 1000 Reiſigen waren Georg der Törringer, Friedrich von Pienzenau, Heinrich der Moroltinger, und Ritter Hans Ebran. In feſter Fauſt die herzogliche Fahne haltend, ritt Wolfgang von Cham vor dem Herzoge Ludwig, den die muthigen Preiſinger,

---

Namen bursarii, Burſchen, erhielten, wie ſie noch heut zu Tage auf allen hohen Schulen heißen.

Fraunberger und Fronhofer umgaben, und welcher perſönlich an der Spitze ſeiner tapfern Bayern in die Schlacht ſprengte. Vergebens baten ihn dieſe treuen Waffengefährten, zur Rettung ſeines Lebens an eine gefahrloſe Stelle ſich zu begeben. Als ein ächter Wittelsbacher antwortete ihnen Herzog Ludwig mit lauter Stimme: „Heute, lebendig oder todt, bleib' ich bei meinem Volke!“

Von dieſen Worten zu Todesmuth begeiſtert, mit dem Eichenzweige als Feldzeichen geſchmückt, und mit der Loſung: „Heilige Maria!“ und „Bayerland!“ flogen die Reiter voraus, von den Seiten die Fußgänger mit dem Schlachtgeſange:

„Wer heut nit wohl ſchießen kann,
„Der iſt meinem Herrn ein unnütz Mann.“

gegen die noch nicht geſchloſſene feindliche Wagenburg empor, unterſtützt durch 4000 von Wolfgang von Schaumburg geführte Böhmen. Ludwig ſchlug vollſtändig die Macht des geſammten Reiches; ſelbſt der tapfere Achilles mußte fliehen, und rief fliehend, von Scham und Schmerz über dieſe Schmach vernichtet: „Lieben Söhne, fliehet Giengen zu!“ Außer einer reichen Beute eroberte Ludwig das Panier des heiligen Reiches, die kaiſerliche Fahne, das Banner des Markgrafen Albrecht, ſo auch des Reichsmarſchalkes und des Grafen von Württemberg; alle dieſe Siegeszeichen prangten auf ihrem Zuge nach Burghauſen durch das Land. Obgleich Sieger, entſagte Ludwig dennoch bei dem Friedensſchluſſe, aus Großmuth und Liebe zum Frieden, dem Beſitze der Stadt Donauwörth.

Ein Bild dieſer Schlacht bei Giengen iſt zu ſehen im Bogengange des k. Hofgartens in München, gemalt von Wilhelm Lindenſchmitt aus Mainz, gegenüber das Sinnbild des Reichthums, gemalt von Ph. Foltz, nach der Zeichnung von W. von Kaulbach; der Wahlſpruch an der Decke lautet: „Heut, lebendig oder todt, bleib ich bei meinem Volk.“

Nach Umlauf der zwei Jahre nahm Sigmund, dem väterlichen Willen gehorſam, ſeinen Bruder Albrecht am

Dienſtage nach Mariä Geburt 1465 auf dem Rathhauſe zu München feierlich in die Mitherrſchaft auf. Albrecht war damals ein ſchöner Jüngling von 18 Jahren, an Geiſt aber ein ſeltener Mann. Gelehrte Bildung hatte er ſich auf den Hochſchulen zu Pavia, Siena und Rom erworben, ſprach lateiniſch und italieniſch ſo fertig, wie deutſch, führte die Feder ſo gewandt, wie das Schwert, liebte die geſchichtliche Vorzeit ſeiner großen Ahnen, war vertraut mit den Geſetzen und Waffenthaten auswärtiger Staaten, ein eifriger Freund der Wiſſenſchaften und Künſte ſein ganzes Leben hindurch, das ſie ihm erheiterten und veredelten, namentlich die Tonkunſt, deren Uebung ihm, wie einſt ſeinem Vater, manche einſame Stunden verſüßte. An ſeinem Hofe lebte, mit einem jährlichen Gehalte von 80 Gulden rhein., der blindgewordene Konrad Paulmann von Nürnberg, der berühmte Verfertiger von Orgeln, Lauten, Zithern, Geigen, Pfeifen und Hörnern, im Spiele dieſer Tonwerkzeuge ein unerreichter Meiſter ſeiner Zeit, welcher in Italien die Ritterwürde, vom Herzoge von Mantua einen goldverbrämten Rock, eine goldene Halskette, ein Ritterſchwert mit vergoldetem Gürtel, vom Fürſten von Ferrara einen golddurchwirkten Mantel erhalten hatte, zu München i. J. 1473 ſtarb, und in der Stiftskirche daſelbſt begraben wurde.

Mit freudiger Beruhigung bemerkte Sigmund die geiſtige Ueberlegenheit und das entſchiedene Herrſchertalent ſeines Bruders Albrecht, dem er die Alleinherrſchaft, zur ſichern Wohlfahrt des Landes, getroſt überlaſſen dürfe, was er auch nach zwei Jahren durch Vertrag vom 3. Sept. 1467 gethan hat. Im Genuſſe reichlicher Einkünfte fühlte er ſich wieder glücklich im Stillleben, wohnte abwechſelnd auf dem alten Schloſſe zu Dachau, im Jagdſchloſſe zu Grünwald oder zu Bayerbrunn, zu Neuhofen oder Menzing, wo in den Vorhöfen ſeltene ausländiſche Thiere, Pfauen, weiße Tauben und buntes Geflügel aller Art zu ſehen waren, mit Jagd und Tonkunſt ſich ergötzend, vielfältig Gelehrte und Künſtler als Gäſte bewirthend, den Armen ein freigebiger Spender.

Von allen Bürgern Münchens geliebt, kam er oft dahin, und vergalt ihre Zuneigung zu der neuen großen Kirche zu Unſer Lieben Frau daſelbſt, die noch heut zu Tage in ihrer alten Geſtalt ſein Andenken verewigt. Perſönlich legte er, als junger Fürſt von 29 Jahren, den Grundſtein zu dieſer ſtattlichen Domkirche am 9. Februar 1468, Nachmittags 3 Uhr, welche nach 20 Jahren, i. J. 1488, vollendet, und am 14. April 1494 feierlich eingeweiht wurde. Ihr Baumeiſter, im Jahre des fertigen Baues geſtorben und dort begraben, war Georg Sandhofer von Haſſelbach. In der Nähe des Taufſteines hangt ſein Bildniß an der Wand, ſowie jenes des Zimmermeiſters. Die Länge der Kirche iſt 370 Fuß, jene der Thürme 336 bayeriſche Fuß; ſie iſt 128 Fuß breit, 115 Fuß hoch, hat 24 achteckige, 7 Fuß dicke Säulen, 30 Fenſter, jedes 70 Fuß hoch, theilweiſe noch mit Glasmalereien von Egid Trautenwolf, 3 Schiffe, 30 Altäre, 25 Kapellen, die St. Bennoglocke, zu Regensburg gegoſſen, ein Gewicht von 120 Zentnern, die am Pfingſtfeſte 1490 zum erſten Male ertönte. Im Chor der Kirche hangt ein Cardinalshut, in dankbarer Erinnerung dahin geſendet von Melchior Kleſel, einem Bäckersſohne von München, welcher Erzbiſchof zu Wien und Cardinal geworden war, und zu Wien i. J. 1690 ſtarb. Die Türkenfahne, der Kanzel gegenüber, iſt ein Siegeszeichen des ritterlichen Kurfürſten Maximilian Emanuel, der ſie i. J. 1688 bei Griechiſch-Weißenburg den Türken entriſſen hat*).

Albrecht's nächſtgeborener Bruder Chriſtoph**), war ein unſcheinbarer hagerer Jüngling, aber von außerordentlicher körperlicher Kraft und Behendigkeit, voll Glut und Ruhmgier, freigebig, lebensluſtig, waghalſig, ritterliche Abenteuer liebend, ein unerreichter Meiſter im Wettlaufe, Ringen, Turniere, und Tanze bei fröhlichen Feſten. Das k. Zeughaus bewahrt ſein faſt 3 Ellen langes Schwert. In der offenen Bogenhalle zwiſchen dem Kapellen- und Brunnenhofe in der Reſidenz, ſieht man einen am Boden befeſtigten Stein, 364 Pfund ſchwer, und nebenan eine eingemauerte Gedenktafel mit 3 Nägeln in Zwiſchenräumen übereinander, auf welcher die nachſtehenden alten Reime die körperliche Gewandtheit des Herzogs Chriſtoph verkünden:

---

*) Aeltere Schilderung vor der Renovirung in den jüngſten Jahren.

**) Siehe: „Chriſtoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder: Der Löwenbund. Hiſtoriſche Erzählung von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Mit einem Stahlſtiche (Chriſtoph's Tod auf der Inſel Rhodus). 320 Seiten. Augsburg, 1844. v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

„Als nach Chriſti Geburt gezehlt war,
Vierzehnhundert, neun und achtzig Jahr,
Hat Herzog Chriſtoph hochgeborn,
Ein Held aus Bayern auserkohrn,
Den Stein gehebt von freyer Erd,
Und weit geworfen ohngefehrd.
Wiegt dreyhundert vier und ſechzig Pfund,
Das giebt der Stein und Schrift Urkund.
Drey Nägel ſtecken hie vor Augen,
Die mag ein jeder Springer ſchaugen,
Der Höchſte zwölf Schuh von der Erd,
Den Herzog Chriſtoph ehrenwerth,
Mit ſeinem Fuß herab thät ſchlagen,
Cunrad luef biß zum andern Nagel,
Wohl von der Erd zehnthalb Schuh,
Neundthalb Philipp Springer luef,
Bis zum dritten Nagel an der Wand,
Wer höher ſpringt, wird auch bekannt.“

Einen merkwürdigen Beweis ſeines Muthes und ſeiner Stärke gab Herzog Chriſtoph i. J. 1475 bei dem Feſtturniere zur Feier der am 14. November vollzogenen Vermählung des Herzogs Georg zu Landshut mit Hedwig, der Tochter des Königs Kaſimir III. von Polen. Rimatowsky, ein polniſcher Woywode von Lublin, nicht mit dem Gefolge der Braut gekommen, ſondern auf eigene Fauſt, nach Abenteuern lüſtern, ein Mann von rieſiger Geſtalt, deſſen Roß ſilberne Hufe trug, verhöhnte das gefahrloſe Lanzenſpiel, und rief in ſtolzem Uebermuthe: „wer Luſt habe, im ſcharfen Rennen ſich mit ihm zu meſſen, mit dem wette er um tauſend Gulden.“ Chriſtoph trat in die Schranken. Der Rieſe lachte über den ſchmächtigen Gegner, der aber bald gewahrte, daß jener mit Riemen an den Sattel gebunden war. Dieſe wurden gelöſet unter lautem Gelächter aller Ritter. Nun ſprengten die beiden Kämpfer gegeneinander. An Chriſtoph's Bruſt zerſplitterte die Lanze des Rieſen, der durch den gewaltigen Stoß des Herzogs zwei Mannslängen weit über ſein Roß in den Sand geſchleudert wurde, und ſterbend mit matter Stimme ſagte: „Ohne Teufels Hülfe hätte mir der magere ſchwarze Herr nicht das Herz entzwei geſtoßen!" Ein donnernder Jubel begrüßte den Sieger, welchem des Bräutigams Vater, Herzog Ludwig der Reiche, den Betrag der Wette verdoppelte, aus großer Freude über dieſe Rettung der Waffenehre bayeriſcher Ritter.

Die Feſtlichkeiten dieſer Vermählung, verherrlichet durch die Anweſenheit des Kaiſers Friedrich und ſeines Sohnes Maximilian, der vornehmſten Fürſten des Reiches, der Geſandten von Königen und Städten, geiſtlicher und weltlicher Herren aus allen Ländern mit mehr als 9000 Roſſen, währten acht Tage, und koſteten mehr als ſiebenzig tauſend ſieben hundert Dukaten. Verzehrt wurden von den Gäſten, nach Ausweis der Kammerrechnung, 333 Ochſen, 1130 ungariſche Schafe, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 285 Schweine, 12,000 Gänſe, 75,000 Krebſe, 162 Hirſche, mehr als 40,000 Hühner, 194,045 Eier, gegen 6000 Eimer Wein, 2 Eimer Meth, u. ſ. w. Der damalige Kloſterſchreiber von Seligenthal, Hans Seybold von Hochſtetten, hinterließ eine ausführliche Schilderung dieſes berühmten Hochzeitfeſtes mit Namensbezeichnung der Gäſte*).

Deſto einfacher waren die fürſtlichen Hofhaltungen an gewöhnlichen Tagen, außer der Zeit gaſtlicher Bewirthungen, und zwiſchen den herzoglichen Familien und dem Volke herrſchte oft ein trauliches Verhältniß. Nicht ſelten machten an feſtlichen

---

*) Siehe: „Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte von Weſtenrieder", Band 2, Seite 105—221.

Tagen die Bürger den Herzogen Geſchenke an Naturalien, und die Herzoge aßen, tranken und tanzten mit den Bürgern, wie z. B. i. J. 1401 Herzog Stephan von Ingolſtadt mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter Eliſabeth, die ſpäterhin mit König Karl VI. von Frankreich vermählt wurde, auf Beſuch nach München kam, wo ſie auf dem Marktplatze mit den Bürgern und Bürgerinnen tanzten, und der vierundſechzigjährige Herzog luſtig über das Sonnenwendfeuer ſprang. Herzoge und Herzoginnen ſendeten oft Gelehrten, Künſtlern und achtbaren Bürgern zu ihren Hochzeiten, Kindstaufen, u. ſ. w., ehrende Spenden, denen das dadurch bewieſene Wohlwollen einen unſchätzbaren Werth verlieh.

Herzog Georg der Reiche von Landshut, Sohn Herzogs Ludwig des Reichen, geb. den 15. Auguſt 1455, geſt. den 1. Dezember 1505, begraben zu Seligenthal, Herr von 36 Städten, 57 Märkten, 67 Schlöſſern, 64 Klöſtern und des großen Schatzes in einem Schloßthurme zu Burghauſen, darunter auch die 12 Apoſtel in Lebensgröße von Silber, geſammelt von Herzog Ludwig dem Gebarteten von Ingolſtadt, vermehrt von deſſen Erben, Herzog Heinrich dem Reichen von Landshut, deſſen Sohne, Ludwig dem Reichen von Landshut, und dem Enkel, Georg dem Reichen, nach deſſen Tode ſein Schwiegerſohn Ruprecht, Sohn des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, dieſen Schatz auf 70 ſechsſpännigen Wagen von Burghauſen nach Neuburg führte, — war ein gerechter und billiger Fürſt, wählte immer nur Männer von Einſicht und Redlichkeit zu ſeinen Räthen, wie Dr. Friedrich Maurkircher, ſpäter Biſchof von Paſſau, und Wolfgang Kolberger, verfuhr mit größter Strenge gegen beſtechliche Beamte, half bereitwillig den gegründeten Beſchwerden ſeiner Unterthanen ab, die ihn ehrten und liebten, verzichtete, obgleich ein großer Freund der Jagdluſt, auf die größeren Jagden auf Hirſche und Schweine, weil die Bauern über die Verwüſtung ihrer Felder klagten, und machte fremden Höfen ſeine Jagdhunde und Reiher zum Geſchenke. Zu der von ſeinem Vater

Ludwig errichteten Hochſchule Ingolſtadt, machte er i. J. 1497 die Georgiſche Stiftung zur unentgeltlichen Verpflegung von 11 ſtudirenden Jünglingen aus 11 verſchiedenen Städten. Sein Land wurde blühend während ſeiner friedlichen Regierung.

Albrecht, der Weiſe, der erſte Staatsmann ſeiner Zeit, war ein Mann von hoher, kräftiger Geſtalt und breiten Schultern; Ruhe und Würde leuchteten aus den großen und geiſtvollen Augen ſeines hagern Antlitzes; unter dem einfachen Sammetbarette wallten die im Ringe geſchnittenen Haare ſeines Hauptes über den Nacken und die Schultern herab; eine prächtige Kette von ſchwerem Golde ſchlang ſich um ſeinen Hals, und ſchmückte zugleich das pelzverbrämte Gewand. **Für die Wohlfahrt ſeines Volkes zu ſorgen, war ſeine Lieblingsneigung.** Er begünſtigte die Sicherheit der Straßen durch ſtrenges Verfolgen der Landſtreicher, des herrenloſen Geſindels aller Art, Bergbau, Handel, Gewerbe, die geſammte Landwirthſchaft durch das Vorbild der eigenen herzoglichen Güter, ließ, in Uebereinſtimmung mit dem Herzoge **Georg**, durch beiderſeitige Räthe, ein neues **Landrecht** entwerfen, das jedoch erſt i. J. 1518, nach ſeinem Tode, vollendet wurde, beſtimmte näher die Verfaſſung und Befugniſſe der Zünfte zur Sicherſtellung des Nahrungsſtandes der angeſeſſenen Handwerker, und beförderte gerne die Verſchönerung der Städte. Seiner Weisheit und Beharrlichkeit gelang die größte und für alle Zeiten dauernde Wohlthat: **die Feſtſtellung des Rechtes der Erſtgeburt von Sohn zu Sohn, und dadurch der Untheilbarkeit des geſammten Vaterlandes Bayern, am 8. Juli 1506.**

Dieß geſchah, als ſeine beiden Brüder, **Chriſtoph** und **Wolfgang**, ihre vieljährigen Verſuche, zur Mitherrſchaft zu gelangen, aufgegeben hatten. **Chriſtoph** war ſchon i. J. 1493 mit ſeinem Neffen **Friedrich**, dem Sohne ſeines Schwagers, des Kurfürſten Ernſt von Sachſen, und mehrern andern deutſchen

Fürſten, Grafen und Herren, in das gelobte Land, an das Grab des Erlöſers gezogen, und hatte am 16. Mai 1493 zu Venedig in ſeinem letzten Willen ſeinen Bruder Albrecht aus brüderlicher Liebe, Treue und Huld, zum Erben ſeines Eigenthumes an Land und Leuten, Kleinodien und andern Dingen, eingeſetzt. Am 27. Juli kniete er am heiligen Grabe, beichtete dem Guardian der Franziskaner, empfing das heil. Abendmahl, erkrankte auf der Heimkehr, ſuchte Hülfe auf der Inſel Rhodus, wo aber ſein Fieber tödtlich zu werden begann. Wenige Augenblicke vor ſeinem am 15. Auguſt 1493 erfolgten Tode, löſete er eine prächtige Spange von ſeinem Arme, und ſendete ſie ſeiner lieben Schwägerin Kunigunde zum Andenken, der Gemahlin ſeines Bruders Albrecht. In der Kirche des heiligen Antonius zu Rhodus wurde die Leiche Chriſtoph's, des letzten Ritters von Bayern, in Gegenwart ſämmtlicher Johanniter-Ordens-Ritter feierlich beerdiget. Wolfgang hatte als ein Mann von 55 Jahren, unvermählt, ruhig und gemächlich auf ſeinem Schloſſe Lichtenberg lebend, am 8. Juli 1506 ſeinem Anſpruche auf Mitherrſchaft gegen reichliche Abfindung freiwillig entſagt.

Dieſe Gründung des Rechtes der Erſtgeburt iſt auch in einem Bilde in dem Bogengange des k. Hofgartens in München gefeiert, gemalt von Ph. Schilgen aus Dresden, gegenüber das Sinnbild der Weisheit, nach W. v. Kaulbach's Zeichnungen gemalt von Ph. Foltz, mit Albrecht's weiſem Sprichworte als Sinnſpruch an der Decke: „Gottes Wille geleitet zu Rath und That.“ Im J. 1494 baute Albrecht IV. die St. Salvatorkirche in München.

Mit lautem Jammer vernahm das ganze Volk die Trauerkunde von dem Hinſcheiden ſeines geliebten Landesvaters Albrecht am Morgen des 18. März 1508. Dem feſtlichen Leichenzuge folgte auch weinend die herzogliche Wittwe Kunigunde, wohnte dem Trauergottesdienſte am 2. April bei, und begab ſich nach demſelben nicht mehr in das Schloß, ſondern zu den nach der Regel des heiligen Franziskus lebenden

Kloſterfrauen des Bittrich-Regelhauſes in München, wo ſie in Andacht noch zwölf Jahre lang lebte, bis 5. Auguſt 1520, nur mit dem Wohle ihrer Kinder beſchäftiget.

* * *

Wilhelm IV., genannt der Standhafte.

Geboren den 23. November 1493.
Geſtorben den 6. März 1550.
Ruht in der Frauenkirche.

* * *

Gemahlin: Maria Jakobäa, Tochter des Markgrafen Philipp von Baden, geb. den 25. Juni 1507, verm. den 3. October 1522, geſt. den 15. November 1580, ruht in der Frauenkirche zu München.

Kinder: 1) **Theodo**, geb. den 10. Febr. 1526, geſt. den 11. Juni 1534 zu Wolfrathshauſen, ruht zu Andechs; 2) **Albrecht**; 3) Wilhelm, geb. den 17. Februar 1529, geſt. den 22. October 1530; 4) Mechtilde, geb. den 14. Juni 1532, verlobt mit Herzog Philipp von Braunſchweig, und nach deſſen i. J. 1553 erfolgten Tode in einer Schlacht, verm. den 17. Januar 1556 mit dem Markgrafen Philibert von Baden, geſt. den 2. Nov. 1565.

* * *

Wilhelm zählte noch nicht 15 Jahre, als ſein Vater, Albrecht IV. ſtarb, deſſen Bruder, Herzog Wolfgang, als Vormund die Verweſerſchaft übernahm, unter Beiſtand von ſechs Mitgliedern der Landſchaftsverordneten: Dr. Johann Neuhauſer, Probſt in München, Johann von der Leiter, Johann von Pfeffenhauſen zu Reichertshauſen, Georg von Trenbach zu Waltbach, Bartholomäus Schrenk von München, und Veit Peringer von Ingolſtadt. Wolfgang waltete als ein beſorgter Freund des Volkes, und war immer bereit zu wohlwollender Vermittlung. Am 23. November 1511, volljährig mit 18 Jahren, übernahm Wilhelm die Regierung, unterſtützt von dem weiſen Rathe redlicher Männer, dem Kanzler Neunhofer, Dietrich Reiſacher, einem Meiſter beider Rechte, Johann Weißenfelder, Bonacorſi, Kaſpar Winzerer, Dietrich Plieninger, Konrad Fuchs, Georg Stockhammer, Wolf von Schellenberg, Chriſtoph von Schwarzenberg, Auguſtin Löſch, Franz Burchard von Burckhardis, u. A. Kaum war ein Jahr verfloſſen, als Wilhelm's jüngerer Bruder Ludwig eine Theilung des Landes verlangte, und zwar für ſich den dritten Theil. Kaiſer Maximilian, der eben zu Innsbruck war, ſprach ihm den vierten Theil zu. Aber Wilhelm gewährte ihm, aus Liebe zu ihrer gemeinſamen Mutter Kunigunde, einer geiſtvollen und frommen Fürſtin, nicht bloß den dritten Theil des Landes mit dem Sitze zu Landshut, ſondern ſogar volle Mitherrſchaft, die in ungeſtörter Eintracht bis zum 21. April 1545 währte, an welchem Tage der fromme und leutſelige Ludwig ſtarb, wornach Wilhelm allein regierte.

Schon mehr als 20 Jahre früher war die neue Glaubenslehre des Martin Luther auch nach Bayern gedrungen. Herzog Wilhelm, im Vereine mit ſeinem Bruder Ludwig, wirkte ſo beharrlich für die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens, daß er den Beinamen „der Standhafte“ erhielt, kräftig hierin unterſtützt von ſeinem Kanzler und vertrauten Freunde, Leonhard von Ek, Herrn zu Randek, Wolfsek und Eiſenhofen, einem Landrichtersſohne von Kelheim, einem gelehrten Staatsmanne, Gönner der Wiſſenſchaften, eifrigen Katholiken, geb. 1480, geſt. am 17. März 1550 in München, begraben in der damaligen Franziskanerkirche daſelbſt, von welchem Kaiſer Karl V. ſagte: „Was Ek in Staatsſachen nicht beſchließt, wird „ſchwerlich beſchloſſen werden.“ Liebe und wechſelſeitiges Vertrauen verbanden die Herzoge und das Volk, deſſen gerechte Beſchwerden ſie immer nach Möglichkeit bereitwillig ſtillten. Darum erhielten ſie auch leicht die Ordnung in ihrem Lande, indeſſen der Aufruhr im ganzen obern Deutſchland und weithin abwärts tobte. Im Bauernkriege brachen gegen vierzehntauſend Bauern aus Schwaben hervor gegen den Lech, ſuchten mit Plünderung und Brand die Klöſter Steingaden und Raitenbuch heim, und forderten bayeriſche Bauern unter furchtbaren Drohungen zur Genoſſenſchaft auf. Aber die Bayern erhoben ſich bewaffnet für ihre Herzoge, lagerten ſich auf

Bergen, viele Hunderte auf dem Hohenpeißenberge, und ſchwuren, für ihre Fürſten lieber zu ſterben, als ihnen untreu zu werden Dadurch ſcheuchten ſie die Aufrührer nach Schwaben zurück. Ohne die mächtige Verwendung des Kaiſers Karl V. für ſeinen Bruder, den Herzog Ferdinand von Oeſterreich, wären i. J. 1526 die Kronen von Böhmen und Ungarn auf das Haupt Herzogs Wilhelm IV. geſetzt worden.

Damals lebte in Bayern der gelehrte und berühmte Geſchichtſchreiber Johannes Thurmayr, am St. Ulrichstage — 4. Juli — 1477 geboren, der Sohn eines armen Bürgers von Abensberg, und darum Aventinus genannt, 1509 Lehrer an der Hochſchule zu Ingolſtadt, i. J. 1512 nach München berufen als Hofmeiſter der Prinzen Ludwig und Ernſt, die in Burghauſen ſtudirten; er beſuchte mit dem Prinzen Ernſt die Städte und Höfe Italiens, auch Rom, und ſchrieb dann in acht Büchern die Geſchichte Bayerns unter den Mühen mehr als zwanzigjähriger Quellenforſchung, gegen Bezug eines jährlichen Unterhaltes von 100 Gulden und anderer Geſchenke, und zwar im einſamen Gartenhauſe in Abensberg, oder bei dem Chorherrn Erasmus Brims in Regensburg, den er als Schüler bei ſich behalten und völlig herangebildet hatte aus Dankbarkeit gegen deſſen Vater, Andreas Brims, einem Bürger von Regensburg, für hülfreiche Aufnahme und Verpflegung, als er einſt von Wien über Regensburg nach Abensberg heimkehrte. Der Kanzler Leonhard von Ek übertrug ihm die Leitung des Unterrichtes ſeines Sohnes Oswald auf der hohen Schule zu Ingolſtadt. Er reiſete nach Regensburg, um Weib und Kind abzuholen, ſtarb aber daſelbſt, in Folge einer Erkältung, am 9. Januar 1534, und wurde im Kloſter St. Emeran begraben, wo ihm Johannes Taylenk, Rathsmitglied zu Straubing, ein Grabmal von weißem Marmor mit einer ehrenden lateiniſchen Inſchrift errichten ließ.

Die beiden Herzoge wirkten mit landesväterlicher Sorgfalt für einen geſetzlichen Zuſtand, für öffentliche Sicherheit, Verbeſſerung der Sitten und Ordnung, ſo daß man Bayern in Deutſchlands andern Staaten um ſeine Einrichtungen, ſein kräftiges, treues Volk, ſeinen blühenden Landbau, und den Reichthum ſeines Adels und ſeiner Klöſter beneidete. München war berühmt wegen ſeiner vielen prächtigen Gebäude, Landhäuſer und Gärten, und ihrer inneren oft fürſtlichen Ausſchmückung durch Edelleute und reiche Bürger. Auch Herzog Ludwig hatte ſich i. J. 1536 in Landshut ein neues Schloß bauen laſſen, deſſen Baumeiſter Bernhard Zwitzel war.

Uebrigens konnte ſich das Volk ein Muſter nehmen an dem einfachen und ſparſamen Haushalte der herzoglichen Brüder, wodurch ſie die Mittel zur Einlöſung verpfändeter Güter, wie der Herrſchaft Schwabeck, oder zum Ankaufe neuer Beſitzungen gewannen, wie der Grafſchaft Hals. Dagegen entfalteten ſie, ihres Ranges würdig, den vollen Glanz ihres Reichthumes bei feſtlichen Gelegenheiten, zu denen auch ein viertägiger Beſuch des Kaiſers Karl V. in der Pfingſtwoche 1530 in München, auf ſeiner Reiſe von Wien zum Reichstage nach Augsburg, gehörte. Mit einem glänzenden Reitergeſchwader von 150 adeligen Herren, 1600 bewaffneten Fußgängern, 18 Feldgeſchützen, unter Zuſtrömen von Bürgern und Bauern, waren die Herzoge dem Kaiſer bis Kufſtein entgegengezogen. Sie gaben ihm vor dem Thore das Schauſpiel einer von Holz erbauten, vertheidigten und erſtürmten Burg, ließen zum Zeichen ſeines Einzuges einen künſtlichen Drachen hoch emporſteigen, und auf dem Marktplatze ein ſchönes Schloß von bemalter Leinwand durch Flammen verzehren, ganz im Geſchmacke jener Zeit, und geleiteten dann erſt den gekrönten Gaſt zu prächtigen Feſtlichkeiten in die herzogliche Burg.

Zur beſſeren Abwehr der neuen Glaubensrichtung, ließ Wilhelm drei gelehrte Jeſuiten an die Hochſchule zu Ingolſtadt berufen: Claudius Jagus aus Savoyen, Alfons Salmeron aus Spanien, und Peter Caniſius aus den Niederlanden, geb. zu Nimwegen in Holland 1520, geſt. zu Freiburg in Breisgau 1548, deſſen chriſtkatholiſcher Katechismus Jahrhunderte fortdauerte, auf Anſuchen des Herzogs vom Papſte Paul III. geſendet, dem er die Auswahl überlaſſen hatte. Wilhelm ſtarb am 6. März 1550, und am 17. März deſſelben Jahres folgte ihm ſein treuer Freund, der Kanzler Ek, in die Ewigkeit.

Wilhelm beſaß ein überaus edles Gemüth; er war für ſeine Unterthanen zugänglich, wie ein Vater für ſeine Kinder, huldvoll, billig, einfach, ſanft, friedſam, gottesfürchtig und beharrlich. Eines ſolchen Vaters vollkommen würdig war auch ſein Sohn und Nachfolger Albrecht.

Albrecht V., genannt der Großmüthige.

Geboren den 29. Februar 1528.
Geſtorben den 24. October 1579.
Ruht in der Frauenkirche zu München.

Gemahlin: Anna, Tochter des Kaiſers Ferdinand I. von Oeſterreich, geb. den 10. Juni 1529, verm. in Regensburg den 4. Juli 1546, geſt. den 16. October 1590, ruht in der Frauenkirche in München.

Kinder: 1) Karl, geb. am 7. Sept. 1547 im Schloſſe Almanshauſen am Würmſee, geſt. ſchon am 2. Dez.; 2) **Wilhelm**; 3) Ferdinand, geb. in Landshut den 19. Januar 1550, verm. am 26. Sept. 1588 mit Maria Petenbek, geſt. den 30. Januar 1608 zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags, ruht in der Frauenkirche in München; 4) Marie, geb. in München den 21. März 1551, verm. den 26. Auguſt 1571 mit dem Erzherzoge Karl von Oeſterreich, geſt. den 29. April 1608; 5) Marie Mariliana, geb. in München den 3. Juli 1552 in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr, unverm. geſt. den 11. Juli 1614, ruht in der Frauenkirche zu München; 6) Friedrich, geb. den 26. Juli 1553, geſt. den 21. März 1554; 7) Ernſt, geb. in München den 17. Dez. 1554, Biſchof zu Freiſing 1566, zu Hildesheim 1573, zu Lüttich 1580, Erzbiſchof und Biſchof zu Köln 1583, geſt. den 27. Febr. 1612 zu Arnberg in Weſtphalen.

Wer Albrecht ſah, mußte ihn lieben; denn er gewann alle Herzen durch die offenen wohlwollenden Züge ſeines vollen, von einem dichten langen ſchwarzen Kinn- und Knebelbarte umſchatteten Antlitzes, in welchem Würde und Heiterkeit ſich paarten. Seine Geſtalt hatte eine edle und kräftige Form, und gerne ſchmückte er ſein fürſtliches Gewand mit Juwelen und Gold, ſowie er auch immer von einem glänzenden Gefolge umgeben erſchien, da er die Pracht liebte, aber auch eben ſo ſehr die Wiſſenſchaften und Künſte, für welche er, mit zartem Sinne für alles Schöne, mit lebhaftem Gefühle, gebildetem Geiſte und feinem Geſchmacke, keinen Aufwand ſcheute, ſo daß ihn Dichter und Schriftſteller begeiſtert einen Vater der Muſen prieſen.

In ſeinem Gemache folgte ihm ein zahmer Löwe, das Sinnbild der Großmuth, immer auf dem Fuße nach, wie ein treuer Hund, auch hielt er in ſeinen Zwingern Löwen, Leoparden, Panther und andere wilde Thiere, und die Jagd war eine Lieblingsneigung von ihm; auch verweilte er gerne in Starnberg, wo er mit einer Flotille, beſtehend aus einer Fregatte, drei Schiffen mit Säulen von Eichenholz, und zierlich geſchmückten Venetianergondeln, oft Luftfahrten anſtellte, wobei es ſich einſt i. J. 1576 ereignete, daß die herzogliche Familie auf dem See von einem ſtürmiſchen Hagelwetter überfallen wurde, und Albrecht ſeine erſchrockene Gemahlin und deren Damen beruhigen mußte. Im J. 1576 ließ Albrecht die Gebeine des heiligen Benno von Meiſſen nach München in ſeine Reſidenz, die Neue Veſte, zur Verehrung bringen; aber erſt i. J. 1580 wurde dieſer Land- und Stadtpatron in eine eigene Kapelle in der Frauenkirche gebracht.

München erhob er zur Hauptſtadt der Künſte in Deutſchland, wie einer ſeiner ſpäten Nachfolger, König Ludwig I. Vorgebildet auf einer Reiſe durch das damals gelehrte Italien nach ſiebenjährigen Studien auf der hohen Schule zu Ingolſtadt, ununterbrochen von großen Meiſtern umgeben, erwarb er ſich die reichen Kenntniſſe eines tiefen Kenners der Künſte, und ſein ſcharfer Verſtand lernte im Verkehre mit den gelehrteſten Männern des Landes, mit ſeinem Rathe Erasmus Vend, dem Vorſtande des Hofrathes, Wiguleus Hund, geb. 1514, geſt. in München den 18. Februar 1588, und dem Kanzler Simon Ek, eine ſehr ſichere und gewandte Beurtheilung der Staatsgeſchäfte. Sein Kämmerer und geheimer Rath, Hans Jakob Fugger, geb. zu Augsburg, Verfaſſer des Spiegels der Ehren des Erzhauſes Oeſterreich, ſtarb in München im J. 1575 in einem Alter von 59 Jahren.

In der Ludwigsburg, in dem ſogenannten alten Hof, legte Albrecht den Grund zu der beſtehenden Hof- und Staatsbibliothek durch ſorgfältigen Ankauf der ſeltenſten Bücher und Handſchriften mit großen Koſten, und fand unter dieſen reichen Geiſtesſchätzen gewöhnlich Abends, nach den Mühen des Tages, Erholung und geiſtigen Genuß, theils im Geſpräche mit fleißigen und talentvollen Männern des Landes, die dahin kamen, theils durch perſönliche Benützung der Bücher, wie man denn noch wenige Jahre vor dem Beginne dieſes Jahrhunderts, daſelbſt hölzerne Pulte ſah, auf denen er Auszüge aus den Büchern ſchrieb.

Deutſchland, und vielleicht ganz Europa, beſaß kein beſſeres Orcheſter, und darin keine größeren Meiſter, herangebildet durch Orlando Laſſo, geb. 1532 zu Bergen im Hennegau, 1557 an den Hof nach München berufen, 1562 herzoglicher Kapellmeiſter mit einem Jahresgehalte von 400 fl., geſt. 14. Juni 1594, neben welchem der treffliche bayeriſche Tonſetzer Adam Gumpelzheimer von Troſtburg genannt zu werden verdient, der i. J. 1581 bei St. Anna in Augsburg Sänger wurde. Am Hofe wurden geiſtliche Singſpiele in italieniſcher Sprache aufgeführt, in ihrer Mehrzahl gedichtet und in Muſik geſetzt von Simone Gatti und Maſſimo Trojano, die ſelbſt darin als Sänger mitwirkten. Wandernde Italiener gaben bisweilen auf dieſer Hofbühne wortloſe Geberdenſpiele mit Tanz. Der Maler Hans Bocksberger ſchmückte mit ihrer Abbildung, aus Auftrag des Herzogs, die Zimmerdecke im Schloſſe Trausnitz zu Landshut.

Im Jahre 1557 errichtete Albrecht in München einen geiſtlichen Rath, und ſchloß mit allen Biſchöfen Bayerns einen Bund zur Aufrechthaltung der katholiſchen Religion, ſendete im J. 1561 zwei gelehrte Vertrauensmänner, ſeinen Rath Auguſtin

Baumgärtner und den Jeſuiten P. Cavillon, Lehrer an der Hochſchule zu Ingolſtadt, mit Vorſchlägen zur Sittenverbeſſerung an die Kirchenverſammlung zu Trient, wo ſie jedoch erfolglos blieben, wie auch eine i. J. 1564 unmittelbar an Papſt Pius IV. erneuerte Bitte, worauf der Herzog den Beſchlüſſen jener Verſammlung unbedingten Gehorſam verſchaffte.

Er legte Prieſterhäuſer an zur zweckförderlichen Heranbildung von Geiſtlichen, erließ eine Schulordnung, ſorgte für Schulen und Unterſtützung talentvoller und dürftiger Jünglinge, gründete für arme Studirende i. J. 1574 das Gregorianiſche Seminar, und in Ingolſtadt das Albertiniſche, baute 1578 für Söhne des Adels eine Schule, ließ Bayern vermeſſen, beſchreiben und abzeichnen durch Peter Apian, — geb. den 14. Sept. 1531, geſt. zu Tübingen 1589, — der i. J. 1561 die Karte von Bayern in einem Blatte, und 1566 die bekannten bayeriſchen Landtafeln in 24 Blättern herausgab, Sohn des Peter Apian, Lehrers an der Hochſchule zu Ingolſtadt; beſchäftigte, ehrte und ermunterte bayeriſche Maler, wie Chriſtoph Schwarz, genannt der deutſche Raphael, geb. zu Ingolſtadt 1580, geſt. zu München 1594, und Hans Mielich, geſt. 1572, Bildhauer und andere Künſtler; vermehrte die Hausgüter durch Ankauf, wie z. B. der Grafſchaft Haag, die er, wegen Anwartſchaft auf dieſes offene Lehen, für eine Summe von mehr als 30,000 fl. erhielt, und i. J. 1567 die verpfändet geweſene Reichsherrſchaft Hohenſchwangau für 170,000 fl. Er bereicherte die Kunſtkammer mit Meiſterwerken des Pinſels und Meißels aus Italien, mit geſchnittenen Steinen und köſtlichen Zeichnungen, legte auch ein Münzkabinett an.

Albrecht's letztes Werk war, daß er i. J. 1578 das Recht der Erſtgeburt vom Kaiſer Rudolph II. beſtätigen ließ. Viel Großes, Gutes und Schönes gedachte er noch zu Stande zu bringen zum Heile ſeines geliebten Volkes, auch ein prächtiges Denkmal für Kaiſer Ludwig den Bayer; doch ein allzufrüher Tod endigte ſein ſegenreiches Leben und Wirken. Unwohl kehrte er eines Tages von Augsburg in die Neue

Veſte zurück; das Uebel verſchlimmerte ſich, und bald geſtand ihm ſein Leibarzt Philipp Menzl, daß keine Hoffnung mehr ſei, ſein Leben zu retten. Da nahm er zärtlichen Abſchied von den Seinigen, empfahl ſeinem Sohne und Nachfolger, Wilhelm V., auf gleicher Bahn zu wandeln, vor Allem aber eine feſte Stütze des katholiſchen Glaubens zu ſein und zu bleiben. Er ſtarb am 24. Oktober 1579, zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends, in dem ſchönen Mannesalter von 51 Jahren.

Den erhabenen Beinamen des Großmüthigen erwarb ſich Herzog Albrecht V. durch ſein freigebiges Wirken für Gelehrſamkeit und Kunſt, und durch ſein edles, verſöhnliches Gemüth.

Wilhelm V., genannt der Fromme.

Geboren in Landshut den 29. September 1548.
Geſtorben in München den 7. Februar 1626.
Ruht in der St. Michaelskirche in München.

Gemahlin: Renata, Tochter Franz I., Herzogs von Lothringen, geb. 1543, verm. den 22. Febr. 1568, geſt. den 23. Mai 1602, ruht in der Michaelskirche in München.

Kinder: 1) Chriſtoph, geb. und geſt. den 23. Januar 1571; 2) Chriſtine, geb. den 23. September 1572, geſt. den 27. April 1580; 3) **Maximilian**; 4) Maria Anna, geb. den 8. Dez. 1574, verm. den 23. April 1600 mit Erzherzog Ferdinand, ſpäter Kaiſer Ferdinand II., geſt. den 27. Febr. 1616; 5) Philipp, geb. den 22. Sept. 1576, im Mai 1595 Biſchof zu Regensburg; den 25. Januar 1597 Cardinal, geſt. in Dachau den 21. Mai 1616, ruht in der Frauenkirche in München; 6) Ferdinand, geb. den 6. October 1577, 1595 Coadjutor und 1612 Erzbiſchof und Biſchof zu Köln, geſt. den 13. Sept. 1650; 7) Eleonore Magdalene, geb. den 7. October 1578, geſt. den 18. April 1579; 8) Karl, geb. den 30. Mai 1580, geſt. den 27. October 1587; 9) Albrecht VI., geb. den 18. April 1583, geſt. den 5. Juli 1666, ruht zu Altötting; 10) Magdalene, geb. den 4. Juli 1587, verm. i. J. 1613 mit Wolfgang Philipp, Herzog von Neuburg, geſt. 1628.

Wilhelm wurde von Jeſuiten erzogen, die ſein Vater an den herzoglichen Hof berufen hatte, und faßte deßhalb eine große

Vorliebe für ſie, von welcher er ſchon in früher Jugend ein ſchönes Beiſpiel gab, das zugleich von ſeiner edlen Beſcheidenheit zeugt. Er verlebte ſeine Jugend im Schloſſe Trausnitz bei Landshut, von vorzüglichen Lehrern gebildet, zu denen, nach der Wahl des Vaters Albrecht, auch der Jeſuit Caniſius gehörte, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten, welcher in ſeinen Freiſtunden auch mit Anfertigung wiſſenſchaftlicher Werke ſich beſchäftigte, zu denen er ſich eine Zeitlang, kurz zuvor von einer ſchweren Augenkrankheit befallen, und deßhalb genöthiget, die Augen durch eine Binde verſchloſſen zu halten, der Beihülfe eines Schreibers bediente. Dieſer mußte ſich einſt auf etwa eine Stunde entfernen, verſprach jedoch, ſobald als möglich wieder zu kommen. Inzwiſchen trat der damals achtzehnjährige Prinz Wilhelm in das Zimmer, und der Pater, in der Meinung, ſein Schreiber ſei es, rief ihm erfreut zu: „Mein lieber Socius, ihr habt euer Geſchäft wohl geſchwind „abgethan, ſo ſchreibt denn wieder!“ Der Prinz erkannte dieſen Irrthum ſogleich, ſetzte ſich ſchweigend an den Tiſch, und ſchrieb fleißig, was der Pater ihm in die Feder ſagte. Als der Schreiber zurückkam, und mit Erſtaunen an ſeinem Platze den Prinzen ſchreiben ſah, rief er haſtig aus: „O mein Herr Pater, „was thut ihr? Nicht ich, ſondern Seine fürſtlich Gnaden, der „Prinz Wilhelm, iſt es, der für euch ſchreibt!“ Ueberraſcht und beſchämt wollte ſich der fromme Gelehrte dem Prinzen zu Füßen werfen, und ſich entſchuldigen. Allein Wilhelm faßte freundlich ſeine Hand, küßte ſeine Stirne, und ſagte: „Es freut „mich, an einem ſo heiligen Werke auch Hand angelegt zu „haben.“ Späterhin, als Herzog, ließ er das Schloß Trausnitz mit den ſchönſten Waſſerwerken und Grotten zieren.

Am Donnerstage den 19. Febr. 1568 war Wilhelm's Braut, Renata von Lothringen, die als eine der frömmſten Frauen ihrer Zeit von allen Bayern herzlich geliebt, vom ganzen Auslande hochverehrt wurde, mit einem großen Gefolge in Dachau angekommen. Am Sonnabend den 21. Februar geſchah der Zug von Dachau nach München. Im erſten Zelte, von

München aus, wurde die Braut vom Bräutigam, deſſen Vater, dem Herzoge Albrecht, und einem glänzenden Gefolge empfangen. Ihr Kleid war nach ſpaniſcher Art, lang, vom Gürtel an nach unten offen, von carmoiſinrother Seide, worauf aus Gold und Silber Figuren eingewirkt waren, mit einem bei vier Finger breiten Saume, geſchmückt mit großen Perlen und herrlichen Rubinen. Auf dem Haupte trug ſie köſtliche Blonden mit Perlen und Rubinen, und kronförmig geflochtene Perlenſchnüre ſchmückten die ſchöne Stirne; ferner eine prächtige Halskette von Diamanten, Rubinen und Perlen, worunter ein vor den andern ausgezeichneter Rubin von unſchätzbarem Werthe an ihrer Bruſt hing, endlich einen Hut, mit unzähligen koſtbaren Perlen geziert. Sie fuhr mit ihrer Schweſter Dorothea, Louiſe von Vaudemont und der Gräfin von Salm, in einem von dem Bräutigam ihr entgegengeſendeten ſchön vergoldeten Wagen, mit vier Löwen geziert, zwei auf der Vorder- und zwei auf der Rückſeite, die in ihren Klauen die Wappen von Oeſterreich, Bayern und Lothringen hielten, und mit herrlichem Tuche von breiter goldener Einfaſſung bedeckt, von ſechs ſtattlichen Schimmeln gezogen, welche Decken trugen von carmoiſinfarbigem Sammet und Seide, mit reichen Franſen von Gold und mit goldenen Spangen, auf deren jeder in drei Buchſtaben die Namenszüge des herzoglichen Brautpaares in erhabener Arbeit glänzten. Die Zahl der die Braut geleitenden Reiter betrug 5640.

Die Trauung wurde am Sonntage den 22. Februar in der Frauenkirche durch den Cardinal und Biſchof Otto von Regensburg, hiezu vom Papſte geſendet, feierlich vollzogen. Der Bräutigam trug Beinkleider, Wamms und Kollett von Brocat mit Silber geſtickt, ein Oberkleid von ſchwarzem Sammet, mit wohlriechendem Zobelpelze gefüttert, ein mit Perlen, Diamanten und Roſetten herrlich geſchmücktes Barett, unter deſſen Federn eine Medaille von unſchätzbarem Werthe. An der Schnalle des Gürtels, dem Griffe des Degens und Dolches, waren von maſſivem Golde die geſchmackvollſten Verzierungen in erhabener Arbeit. Die Braut trug ein Kleid von Brocat mit ſilbernen und azurblauen Streifen, einem breiten, mit Perlen und Diamanten geſchmückten Saume, und einer langen Schleppe. Den Hals zierte eine Kette von den reicheſten Edelſteinen, die Bruſt ein lichthell funkelnder Diamant, im Werthe von 40,000 Gulden, und das Haupt ein Häubchen, mit Perlen und Diamanten köſtlich geſchmückt, mindeſtens 35,000 Gulden werth. Kirchenfeierlichkeiten, Feſtbankette, Ring- und Scharfrennen, Kron- und Kübelſtechen, Mummenſchanz, Feuerwerke und Tänze, erheiterten in prächtiger Bewirthung der zahlloſen vornehmen Gäſte die Feſttage der Vermählung des herzoglichen Brautpaares, dem überall, wo es ſich zeigte, das liebende Volk zujubelte: „Es lebe Wilhelm und die ſchöne Renata!“

Das Aeußere Wilhelm's verkündete Hoheit und Würde: edle Geſtalt, große, wohlgebildete Naſe, große glänzende Augen, Kinn- und Knebelbart von ſchwarzbrauner Farbe, das Haupt kahl geſchoren. Die ſtarken Knochen verriethen einen kräftigeren Körper, als er wirklich beſaß. Er war ein zärtlicher und treuer Gatte, ein liebevoller Vater und ſorgfältiger Erzieher ſeiner Kinder, unter denen er ſich froh und glücklich fühlte, und die er gewiſſenhaft zum Lernen und zur Gottesfurcht anhielt. So ſchrieb er einſt wörtlich den nachſtehenden Brief an ſeinen zwölfjährigen Sohn Albrecht, der damals in Ingolſtadt ſtudirte:

„Meinen gnädigen Gruß zuvor,
„lieber Albrecht.

„Ich her gern, daß du in deinem Studiren ſo fleißig biſt, „und ſchon ein Proemium bekhomen. Die Frau Mutter wird „etwas ſchicken, Ich aber nit, du ſchreibſt mir den, was du „gern hättſt, darnach wollen wir ſehen, quid expediat, beſinn „dich darauf.

„Den Ausſtand deiner Leut auf der Khamer habe ich „albereit deinem Bruder Maximilian, und gedachter Khamer „inſinuirt, wehre guet, du ſchreibſt deinem Bruder auch darunter „zu, wie auch dem Khamer proesidenten, die Frau Mutter, „Magdalena und P. Torrentin laſſen dich faſt grüßen, ſey

„gottesfürchtig, und fleißig, und ſtudire das Khracht, und das „mans bis gen München hören künde, ſo komſt du gewiß zu „großen Ruehm, und letztlich im Himel, derwegen es der „Mühe wohl werth iſt, dann es daſelbſt gar ſchöne Proemia „abſezt, und wenn diß thueſt, ſo haſt du auch allhier an uns, „ſo lange wir beyde leben, einen getreuen Vatter, und Muetter ꝛc.

„datum München 6. Novebr. 1596.

„Wilhelm Herzog."

Den beiden Hofmeiſtern ſeiner Söhne Maximilian und Philipp hatte er eine eigene, ausführliche ſchriftliche Weiſung vom 3. Januar 1584 in Bezug auf den Unterricht und die Erziehung dieſer Prinzen gegeben. In ſeiner Jugend liebte Wilhelm die Jagd und das Ballſpiel, entſagte aber ſpäter beiden Ergötzungen. Sein frommes Gemüth liebte den Frieden, welchen er auch ſeinem Lande zu erhalten wußte, mit Ausnahme eines kurzen, aber ſiegreichen Feldzuges der Bayern unter Anführung ſeines Bruders des Herzogs Ferdinand, nach Beſchluß des Reichstages in Augsburg i. J. 1582, gegen Gebhard, Truchſeß von Waldburg, Erzbiſchof und Kurfürſt zu Köln, der, zum Glauben Zwingli's übergetreten, die Gräfin Agnes von Mansfeld geheirathet hatte, und dem vom Domkapitel der Stadt Köln am 22. Mai 1583 zum Erzbiſchofe und Kurfürſten erwählten Herzoge Ernſt, dem Bruder Wilhelm's, nicht weichen wollte.

Ferdinand erſtürmte an der Spitze der Bayern die Burg Godesberg, eroberte Bonn, und ſchlug Herzog Heinrich von Braunſchweig in offener Feldſchlacht. Gebhard floh zuerſt nach Holland, dann nach Straßburg, wo er den 21. Mai 1601 ſtarb. Dieſe Erſtürmung von Godesberg zeigt im Bogengange des königl. Hofgartens in München ein Bild, nach dem Entwurfe Stilke's gemalt von G. Gaſſen aus Coblenz, gegenüber die Friedensgöttin, gemalt von C. Förſter und das Sinnbild der Schutzwehr von C. Schorn, mit dem Wahlſpruche an der Decke: „Wenn Gott mit Uns iſt, wer iſt dann wider Uns."

Dieſer Herzog Ferdinand vermählte ſich am 26. Sept. 1588 mit Maria Petenbek, Rentmeiſterstochter von Haag, und gründete durch ſeine Kinder das Geſchlecht der Grafen von Wartenberg, deſſen letzter Sprößling Maximilian Emanuel von Wartenberg, am 3. Auguſt 1736 als Zögling der adeligen Erziehungsanſtalt im Kloſter Ettal an einem Pfirſichkerne erſtickte.*)

Unter der Regierung des Herzogs Wilhelm war München die Heimath der Künſte in Deutſchland. Talentvolle Jünglinge ließ er auf ſeine Koſten nach Italien reiſen, und lud berühmte Maler des Auslandes an ſeinen Hof, wie Anton Maria Viviani von Urbino. Kryſtall- und Rubinſchneider, Bildhauer, Schnitzer und Gießer, Perlenfiſcher, Feuerwerker, Baumeiſter, Seidenſticker und andere kunſtgeübte Hände, fanden an ſeinem Hofe ſtets Beſchäftigung und reichen Erwerb. Zum Ankaufe neuer Gemälde für ſeine Sammlung, gab er jährlich 400 fl., aber gewöhnlich noch mehr. Für Religion, frommes Beten und ein heiliges Leben, aber nicht bloß in Worten, ſondern auch in Thaten der wohlwollendſten Nächſtenliebe, war Wilhelm begeiſtert, und an chriſtlicher Demuth übertraf ihn kein Fürſt, und wohl auch kein Privatmann ſeiner Zeit.

In demſelben Jahre 1585, da ihn am Fronleichnamstage der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich im Namen des Königs von Spanien in der Martinskirche zu Landshut mit dem Orden des goldenen Vließes ſchmückte, machte er mit einem Gefolge von vier Perſonen eine Wallfahrt nach Loreto in Italien, wohin er dem wunderthätigen Marienbilde einen vierundzwanzigarmigen Hängeleuchter aus 80 Pfund Silber, von höchſt künſtlicher Arbeit, die Flucht Joſeph's aus Egypten von Ebenholz und Silber, eine Auferſtehung Chriſti von Gold und Diamanten, und viele andere Kleinode von hohem Werthe zum Geſchenke brachte. Den Jeſuiten bereitete er Wohnſitze zu Regensburg, Altötting, Ebersberg, Biburg und Münchsmünſter, und baute ihnen in einem gemiſchten ſpätitalieniſchen, korinthiſchen und joniſchen Bauſtyle die Michaeliskirche nebſt dem anſtoßenden Gebäude von 800 Fenſtern, an Pracht nur von dem Kloſter Escurial in Spanien übertroffen. Wolfgang Müller hieß der Baumeiſter. Der Grundſtein wurde den 18. April 1583 gelegt. Am 10. Mai 1590 ſtürzte der 200 Fuß hohe Kirchthurm ein, und zerſchmetterte das kunſtvolle Deckengewölbe. Als dieß Herzog Wilhelm vernahm, mit der tröſtenden Nachricht, daß Niemand dabei verunglückt ſei, erwiederte er mit ruhiger, lächelnder Miene: „Das Deckengewölbe wird wohl zu ſchlecht und klein geweſen ſein für den Fürſten der Engel.“ Die Kirche, mit ihrem merkwürdigen großen Tonnengewölbe ohne Stütze, hat 12 Altäre, iſt 284 Fuß lang, 114 Fuß breit, der von A. Gundelfinger gebaute Chor iſt 84 Fuß lang, 54 Fuß breit.

---

*) Siehe: „Eichenkronen". Ein Almanach aus Bayern, herausgegeben von Friedrich Wilhelm Bruckbräu, und darin deſſen erſte Erzählung: „Maria Petenbek". Erſter Jahrgang. München, 1832.

Am 43. Geburtstage Wilhelm's, den 29. Sept. 1591 geſchah die erſte, und am 6. Juli 1597 die Haupteinweihung in Gegenwart von 24 fürſtlichen Perſonen auf die feierlichſte Weiſe, mit öffentlicher Ausſpeiſung von 2000 Perſonen. Das Volk drängte ſich an einem der nächſten Tage zu der auf offenem Platze errichteten Schaubühne, auf welcher die Zöglinge der Jeſuiten ein prunkvolles Singſpiel des Muſikdirektors der Jeſuiten, Georg Victorin, darſtellten: „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Lucifer,“ wobei Chöre von 900 Stimmen gehört, und zuletzt die von Gott abgefallenen Engel in den flammenden Schlund der Hölle geſtürzt wurden. Die neue Fürſtengruft von 1602 bis 1706 befindet ſich unter dem Chor, dem zur Rechten, vom Choraltare aus, das Denkmal des am 21. Februar 1824 geſtorbenen Herzogs Eugen von Leuchtenberg, mit deſſen ſprechend ähnlichem Standbilde ſich erhebt, 30 Fuß hoch, aus carrariſchem Marmor gemeißelt von Thorwaldſen im Auftrage der ſeitdem am 13. Mai 1851 ihrem Gemahle nachgefolgten Frau Herzogin-Wittwe Auguſte Amalie, die nun auch an ſeiner Seite ruht. Sie war die erſtgeborene Tochter des Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern.

Der Schatz dieſer Kirche, wie er noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in einem eigenen Gewölbe zu ebener Erde im ehemaligen Jeſuitencollegium aufbewahrt wurde, und durch großmüthige Spenden des Herzogs Wilhelm V., anderer bayeriſcher Fürſten, und vieler Privatwohlthäter entſtand, verdient eine Schilderung. In dieſem Schatze waren: ein ſilberner Erzengel Michael, 67 Pfund ſchwer, mit einem Smaragde von der Größe einer Muskatnuß auf der Bruſt; ein 15 Fuß hohes, maſſiv-ſilbernes Tabernakel, von zwei Engeln in Menſchengröße gehalten, mit einem Crucifixe, das mit Saphiren, Smaragden und Rubinen geſchmückt war; 16 maſſiv-ſilberne Antependia zum Altartiſche; eine ſehr ſchöne ſilberne, vergoldte und emaillirte Schüſſel mit bibliſchen Geſchichten, verziert mit Saphiren, Amethyſten und Chryſolithen; 44 ſilberne und vergoldete Leuchter, und noch 32 ſehr große von gediegenem Silber, jeder einen halben bis zu einem ganzen Zentner im Gewichte; zwei Standbilder bayeriſcher Herzoge, ein mit vielen Rubinen und Türkiſen beſetzter goldener Kelch; ein anderer goldener Kelch, das Geſchenk eines Kurfürſten von Köln, mit 10 emaillirten Platten, die Geſchichte Chriſti darſtellend, prächtig geſchmückt mit Rubinen, Topaſen, Türkiſen und Chryſolithen; ein goldenes Ciborium, von einer Krone überragt, die mit vielen Türkiſen, großen Perlen und 61 auserleſenen Brillanten beſetzt war; eine Perlenkrone für ein Marienbild, mit 34 goldenen, mit Diamanten und Rubinen verzierten Roſetten; eine überaus prächtige Monſtranz, 29 Pfund ſchwer, mit 14 mit Türkiſen und Rubinen beſetzten Roſetten; eine Monſtranz mit 17 Cameen (erhaben geſchnittene koſtbare Steine) aus der Lebensgeſchichte Chriſti, verziert mit Brillanten, Rubinen, Türkiſen und Perlen, auf 60,000 fl. geſchätzt; eine andere goldene Monſtranz mit 42 Roſetten von Diamanten, Rubinen und Perlen; viele Schränke von Ebenholz mit Gold- und Lapis-Lapuli-Platten ausgelegt, auch über 150 Kirchenornate, darunter einer mit ſehr prächtigen, eine Elle breiten Brüſſelerſpitzen; ſehr viele Meßgewänder, eigenhändig geſtickt von der Kaiſerin Amalia, Gemahlin des bayeriſchen Kurfürſten und Kaiſers Albrecht VII., u. ſ. w. Die Jeſuiten hießen München das deutſche Rom, und ſagten: „Wenn die heilige Jungfrau nochmals ein irdiſches Vaterland „wählen ſollte, Bayern käme gewiß in die Wahl.“

Herzog Wilhelm V. baute in München ein Pilgerhaus. Er ſelbſt, bis in ſein hohes Alter, empfing die Pilger, küßte ſie, wuſch ihnen mit ſeinen eigenen Händen die Füße, bewirthete und bediente ſie bei der Tafel, und entließ ſie wohlbeſchenkt. Einige tauſend Goldgulden waren jährlich zu dieſem Zwecke beſtimmt. Er ſtiftete ein Siechenhaus, worin er die Siechen beſuchte, und mit den heiligen Sprüchen der Bibel tröſtete; zwei- bis dreimal in jeder Woche ließ er die armſeligſten Bettler von der Straße an ſeine herzogliche Tafel laden; ſie mußten ganz oben die Ehrenplätze einnehmen; eigenhändig ſchnitt er ihnen die Speiſen vor, goß den Wein in ihre Becher, und ſchenkte ihnen überdieß auch noch Geld, um den armen Weibern und Kindern zu Hauſe einen frohen Tag zu bereiten. Er ſoll jährlich 100,000 Dukaten zur Unterſtützung der Armen verwendet haben.

Treu den Lehren unſers Heilandes beſuchte er die Spitäler zu St. Eliſabeth und das Lazareth zum heil. Geiſte, um die Leidenden zu tröſten; der Anblick der ekelhafteſten Krankheiten ſchreckte ſein menſchenfreundliches Herz nicht zurück. Er legte für die Armen eine eigene Apotheke an, und beſoldete hiefür einen eigenen Arzt, und ſtiftete ein Waiſen- und Findelhaus, worin für gute Erziehung und chriſtlichen Unterricht der Kinder geſorgt wurde. Er ſchenkte Kirchen Altarblätter von trefflichen Meiſtern, baute die St. Sebaſtianskirche in München, erließ i. J. 1580 eine ausführliche Anordnung zur würdigen Feier des Fronleichnamsfeſtes in München, und führte am 28. Dez. 1582 den Gregorianiſchen Kalender in Bayern ein.

Schon i. J. 1591, da ſein Sohn und Erbe Maximilian achtzehn Jahre zählte, weihte ihn ſein Vater Wilhelm in die

Staatsgeſchäfte ein, und machte ihn im Beginne des Jahres 1595 förmlich zum Mitherrſcher, ohne deßhalb die eigene landesfürſtliche Gewalt ganz abzulegen. Doch drei Jahre ſpäter, durch Ausſchreiben vom 4. Februar 1598, überzeugt von den hohen Einſichten ſeines Sohnes in der Staatsführung, und von der Kraft ſeines Geiſtes, zudem von der eigenen unwiderſtehlichen, von ſeiner Gemahlin Renata vollkommen getheilten Neigung zu einem einſamen und frommen Leben angezogen, entſagte er völlig der Herrſchaft, und übertrug ſie ſeinem Sohne Maximilian.

Nun bezogen Wilhelm und Renata die Maxburg, wo ſie, immer ſchwarz gekleidet, wie ihre ganze Dienerſchaft, ein klöſterliches, nur der Andacht und den Werken der Barmherzigkeit geweihtes, gottſeliges Leben führten, und täglich, ſelbſt in Anweſenheit fürſtlicher Gäſte, von irdenem Geſchirre ſpeiſeten, wie Thomas Fyens, Leibarzt des Herzogs Maximilian, in einem Briefe an Juſtus Lipſius meldet. Häufig ſah man ihn, allein, einfach gekleidet, von den Meiſten unerkannt, mit einem hölzernen Pilgerſtabe in der Hand, zu Wallfahrtkirchen der heiligen Maria wandern; am Liebſten wanderte er in einſamen Zellen ſeines Schlößchens zu Schleißheim, drei Stunden nördlich von München, betend, faſtend, und ſich caſteiend. Seine fromme Gemahlin Renata ſtarb 24 Jahre vor Wilhelm, am 22. Mai 1602, gewiß eine harte Prüfung für den gottſeligen Fürſten, der ihr am 7. Februar 1626 in die Ewigkeit folgte. Wilhelm hat nicht bloß den Beinamen „der Fromme,“ ſondern wohl auch den Beinamen „der Heilige“ verdient.

Maximilian I.

Geboren in Landshut den 17. April 1573.
Geſtorben in Ingolſtadt den 27. September 1651.
Ruht in der Michaelskirche in München.

Gemahlinnen: I. Eliſabeth, Tochter des Herzogs Karl II. von Lothringen, geb. 1573, verm. zu Nancy den 6. Febr. 1595, geſt. den 4. Januar 1635 zu Ranshofen, ruht in der St. Michaelskirche in München.

Kinder: —

II. Maria Anna, Tochter des Kaiſers Ferdinand II., geb. den 13. Januar 1610, verm. zu Wien in der Auguſtinerkirche den 17. Juli 1635, geſt. den 25. Sept. 1665, ruht in der St. Michaelskirche in München.

Kinder: 1) **Ferdinand Maria**; 2) Max Philipp Hieronymus, geb. den 30. Sept. 1638, durch väterliche Anordnung vom 5. Juni 1650 Herr der Landgrafſchaft Leuchtenburg als ein rechtes Patrimonium, verm. auf dem Schloſſe Thierry in Frankreich den 24. Mai 1668 mit Maurizia Febronia de la Tour, einer Tochter des Herzogs Friedrich Moriz von Bouillon, geb den 12. April 1662, die den 20. Juni 1706 ſtarb, und in der St. Michaelskirche in München neben ihrem Gemahle Max Philipp ruht, der bereits den 20. März 1705 zu Türkheim kinderlos geſtorben war.

Eine ſtürmiſche Zeit ſchien über ganz Europa hereinzubrechen, als Maximilian I. die Herrſchaft übernahm. In einer ſolchen Zeit brauchte das Land einen ſolchen Fürſten, und Gott hatte ihn geſendet. Schon als Knabe, von der Natur mit einem ſeltenen Gedächtniſſe begabt, zeigte er natürlichen Verſtand, ernſten, andauernden Fleiß, ſpäter Streben nach Auszeichnung, und Neigung zu ernſten Arbeiten. Er ſprach lateiniſch, italieniſch, franzöſiſch und ſpaniſch ſo fertig, wie deutſch. Tonkunſt und Malerei ergötzten ihn oft in ſeinen Erholungsſtunden. Nach Vollendung ſeiner Studien auf der Hochſchule in Ingolſtadt und zwanzigjähriger Einweihung in die Staatsgeſchäfte durch ſeinen Vater Wilhelm V., reiſete er im Febr. 1593 nach Prag an den Hof des Kaiſers Rudolph II., dann über München und Innsbruck nach Italien, nach Mantua, Piſa, Rom, Neapel, Loreto, deſſen Gnadenbild der wunderthätigen Maria von ihm, als Kurfürſten, ein großes goldenes Herz an einer goldenen, mit Rubinen und Diamanten beſetzten Kette erhielt, über Einſiedeln in der Schweiz nach Nancy zu ſeinem Oheime, Karl von Lothringen, Bruder ſeiner Mutter, deſſen anmuthige Tochter Eliſabeth er zu ſeiner Gemahlin wählte, und kam am 4. Juli des nämlichen Jahres wieder in München an.

Maximilian war, nach der Schilderung ſeines Leibarztes Thomas Fyens vom Jahre 1601, von mittlerer Größe, aber feſt und muskelkräftig; unter der hohen und klaren Stirne leuchteten die blauen Augen voll Ernſt, durchdringend in der Nähe, nicht fernſichtig, die Naſe ſanft gebogen. Seine Züge waren würdevoll und einnehmend, ſein Geiſt unerſchöpflich in großartigen Entwürfen, Gerechtigkeit liebend, Einwirkungen unzugänglich, ſtandhaft und wandellos im Glücke wie im Unglücke; von keiner Leidenſchaft beherrſcht, ſein Verſtand umfaſſend, ſeine Thätigkeit in Staatsgeſchäften unermüdlich, oft noch um Mitternacht wirkend, ſtets alle Behörden überwachend. Ohne dem heiteren Verkehre zu entſagen, erhob er ihn doch nie zur Gewohnheit. Aber das Höchſte war ihm die Religion, die innere Heiligung des Menſchen, gläubige Andacht, die gereifte Frucht ſeiner Erziehung, nach dem Vorbilde ſeiner frommen Eltern; damit verband er jedem Tadel unerreichbare Sitten.

Gottesfürchtig wallfahrtete er zu Fuß, im Beginne ſeiner Regierung, mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth nach Altötting zur Mutter Gottes, um dort die Weihe des Himmels zu ſeinem neuen und hochwichtigen Berufe zu erflehen. An ſeinem Hofe führte er Erſparungen ein, unbeſchadet der ſeines Ranges würdigen Pracht, ſtellte eingeſchlichene Mißbräuche ab, und wehrte Verſchleuderungen. Vom Jahre 1601 an hob er die alte Sitte auf, daß die bei den Behörden Angeſtellten bei Hof ſpeiſeten; er beſoldete ſie reichlich, verlangte aber auch eifrige Dienſtleiſtungen; baute zur Belebung des Verkehres neue Landſtraßen, verbeſſerte alte, errichtete zum Beſten vaterländiſcher Gewerbe einen Handelsrath, unterſtützte ſie mit bedeutenden Darlehen, kleidete ſich mit dem ganzen Hofe in inländiſche Zeuge, gab unterm 24. Januar 1617 ein neues Geſetzbuch, beſchränkte darin die Anwendung der Folter, hob grauſame Hinrichtungen auf, und entzog den Erben der Hingerichteten nicht mehr ihr Erbtheil, beſeelt vom Geiſte der Mäßigung und Billigkeit; errichtete ein ſtehendes Heer, ohne welches er unter den Stürmen jener Zeit das Vaterland nicht gerettet hätte; ſchlug die kaiſerliche und böhmiſche Krone aus, die man ihm beinahe aufgedrungen hat, aus Edelmuth und weiſer Ueberzeugung ihrer Unverträglichkeit mit der Ruhe und dem Glücke Bayerns; vergrößerte ſein Gebiet durch Ankauf und Erbſchaft; baute in München eine prächtige Reſidenz, jetzt die alte genannt, 1612 vollendet, und durch ſeinen Hofbaumeiſter Simon Reiſenſtuhl 1616 die ſinnreiche Soolenleitung von Berchtesgaden nach Traunſtein, 7 Stunden weit in bleiernen Röhren über eine Höhe von 2168 Fuß; baute dem großen Kaiſer Ludwig IV., genannt der Bayer, in der Frauenkirche ein prächtiges Denkmal, und unterſtützte Klöſter, Kirchen und Spitäler; ſorgte väterlich für die durch den Krieg ihrer Väter beraubten Waiſen; war ein großer und tapferer Feldherr; hinterließ ſeinem Nachfolger Ferdinand Maria eine ſchriftliche Anleitung zu einer weiſen und volksbeglückenden Regierung, und ſpendete zu milden Stiftungen und wohlthätigen Anſtalten, ſowohl in München als auch in andern Städten und Orten des Landes, aus ſeinem eigenen erſparten Vermögen, die im Verhältniſſe zu dem damaligen Geldwerthe und zu der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges ungeheuere Summe von einer Million einmalhundert vierundzwanzigtauſend neunhundert vierundſiebenzig Gulden. Große Summen gab er den Armen durch Geiſtliche, um unerkannt zu bleiben. Uebrigens war er ein wahrhaft-deutſcher Fürſt, und ſo begeiſtert für deutſche Unabhängigkeit, daß er eines Tages ſagte: „Lieber das Aug im Sarge ſchließen, als fremde Macht in Deutſchland ſehen.“

Er war mäßig im Eſſen und Trinken, ohne Kleiderprunk, wie er denn auch eine Kleiderordnung einführte, ein Muſter ehelicher Treue, ſparſam, ohne die Unterthanen zu drücken, deren beſcheidene Behandlung er befahl, wie z. B. dem Statthalter Dondorf in Donauwörth; begünſtigte tüchtige Gelehrte, beſchäftigte Künſtler, Baumeiſter, Bildhauer, Maler, die Maler Chriſtoph Schwarz, Ulrich Loth, Mathias Kager, die Kupferſtecher Sadeler und Kilian, den Tonkünſtler Orlando; an ſeinem Hofe arbeiteten die berühmteſten Stahlſchneider Europa's. Er war ein gründlicher Kenner der Wiſſenſchaften, vorzüglich der Geſchichte, ließ ſich von allen Abteien ein Verzeichniß der in ihren Bibliotheken befindlichen Handſchriften einſenden, vergrößerte die Gemäldeſammlung, baute Schulhäuſer und Wohnungen für die Jeſuiten zu Burghauſen, Amberg und Mindelheim; vollendete 1638 die Befeſtigung von München, baute oder verſtärkte die Feſtungswerke von Braunau, Schärding, Ingolſtadt, Burghauſen, Rhain, Landsberg und Amberg. Seine Beiſpiele von Wohlthätigkeit fanden Nachahmer. Der Handelsmann Hackl in München ſorgte, theils aus eigenen Mitteln, theils aus milden Beiträgen, für die Unterkunft von Waiſenkindern, und dadurch entſtand 1625 das bürgerliche Waiſenhaus; der Bürgermeiſter und innere Rath Wilhelm Altershammer, gab zum Spitale der Unheilbaren auf dem Gaſteige 30,000 Gulden.

Seine erſte, von ihm aus Liebe gewählte Gemahlin Eliſabeth, mit welcher er vierzig Jahre lang in einer glücklichen, aber kinderloſen Ehe gelebt hatte, war am 4. Januar 1635 zu Ranshofen am Inn geſtorben. Maximilian war damals beinahe 62 Jahre alt. Von dem Wunſche geleitet, dem Vaterlande pold, die Erzherzogin Emilie Renata, Albrecht VI., Bruder des Bräutigams, Kaſimir, königl. Prinz von Polen, Pfalzgraf und Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg, viele Fürſten und Prinzen. Am 31. Juli 1635 hielt Maximilian mit ſeiner Gemahlin einen feſtlichen Einzug in München unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, deſſen herzliche Liebe Maria Anna bald durch ihr leutſeliges, huldvolles Wohlwollen gewann. Sie lebte 16 Jahre lang glücklich mit Maximilian, gebar ihm zwei Söhne, ſtarb erſt 14 Jahre nach ihm, und ruht an ſeiner Seite in der St. Michaelskirche in München.

Der i. J. 1555 geſchloſſene Religionsfriede zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten hatte ſeinen Zweck: die Befeſtigung des Friedens von Deutſchland, nicht erreicht, das in zwei Hälften getheilt war, in die nördliche proteſtantiſche, und in die ſüdliche katholiſche, die ſich Beide mißtrauiſch mit unruhiger Eiferſucht belauerten, und heimlich zu einem entſcheidenden Kriege rüſteten. Wegen Störung einer öffentlichen kirchlichen Feierlichkeit der Katholiken in der Reichsſtadt Donauwörth durch Proteſtanten daſelbſt i. J. 1607, verhängte Kaiſer Rudolph II. über dieſe Stadt die Reichsacht, welche Maximilian vollzog, der am 16. December 1607 die Stadt beſetzte, und bis zur Erſtattung der Kriegskoſten behielt. In Folge dieſes Verfahrens ſchloſſen die proteſtantiſchen Fürſten den 4. Mai 1608 zu Ahauſen am Odenwalde einen Bund, die Union genannt, an deſſen Spitze Friedrich V. von der Pfalz ſtand; die katholiſchen Fürſten errichteten am 10. Juli 1609 in München einen Gegendem Bilde der heiligen Jungfrau Maria, und mit dem Feldgeſchrei „Heilige Maria!“ die berühmte Schlacht am weißen Berge, eine Stunde von Prag, gewann, welche den neuen König Friedrich entthronte und zur Flucht zwang. In einem Kriegsrathe, gehalten vor dem Beginne jener Schlacht, entflammte zu unverzüglichem Angriffe der greiſe Karmeliter-General **Dominik** di Gieſu Maria durch eine Anſprache voll heiliger Begeiſterung, indem er zugleich auf ein an ſeiner Bruſt befeſtigtes Bildniß der heiligen Maria wies, dem die Augen ausgeſtochen waren, und das er im Schutte des zerſtörten Schloſſes Rakonitz gefunden hatte. Dieſes Bild iſt ſpäter auf den Hauptaltar der Karmeliterkirche S. Madonna della Vittoria zu Rom, früher dem heiligen Apoſtel Paulus geweiht, gebracht, und vom Hauſe Oeſterreich und deſſen Bundesgenoſſen mit den koſtbarſten Geſchenken verſehen worden. In den Schatz des Kloſters kamen: das Bildniß der heiligen Maria aus einem Stücke Bernſtein, etwa einer Spanne hoch, Antlitz und Chriſtkindlein von Elfenbein, ein Geſchenk des Hauſes Bayern, und eine goldene Krone für das wunderthätige Marienbild, geſchmückt mit Smaragden, Rubinen und andern Edelſteinen, darunter ein Saphir von der Größe einer Haſelnuß, ein Geſchenk des Kaiſers Ferdinand II. Mit einem großen Gemälde, die Schlacht am weißen Berge darſtellend, und mit dem Bildniſſe des obengenannten Dominik, wurde eine Kammer geſchmückt. In der Gruft dieſes Kloſters ruht die Leiche eines Sohnes aus der zweiten Ehe des Kurfürſten **Max Emanuel** von Bayern, **Philipp Moriz**, geb. den 5. Auguſt 1698, erwählt zum Biſchofe von Paderborn den 14. März 1719, und ſieben Tage ſpäter, den 21. März, auch zu Münſter, aber noch vor der

P. König ausgeführt. Maria mit dem Kinde, aus Erz gegoſſen von Johann Krumpter aus Weilheim, und ſtark vergoldet, ſteht auf dem Halbmonde; auf dem Fußgeſtelle an den vier Ecken ſind vier Engel in Waffenrüſtungen, von denen jeder eine von den vier Landplagen tödtet: Peſt, große Sterblichkeit, Hungersnoth und Krieg. Maximilian legte den Grundſtein zu dieſer Säule, welche der Fürſtbiſchof zu Freiſing eingeſegnet hat. Früher wurden vom Landvolke jährlich oft gegen 100 Kreuzgänge zu dieſer Säule gehalten; die letzte öffentliche Feier zur Erinnerung an jene Schlacht geſchah am 22. Sonntage nach Pfingſten i. J. 1773. Unter König Maximilian II., im J. 1854, hat die Marienſäule immer dauernde Verherrlichung gefunden.

Am 25. Februar 1623 erhob Kaiſer Ferdinand II. ſeinen großen Bundesgenoſſen Maximilian I. zum lebenslänglichen Kurfürſten und Truchſeſſen des heiligen römiſchen Reiches, und am 6. März leiſtete der Kurfürſt feierlich den Eid. Im Bogengange des k. Hofgartens in München bewahrt dieſe Feſtlichkeit ein Bild, gemalt von Adam Eberle aus Düſſeldorf, gegenüber das Bild der Religion, gemalt von C. Stürmer, mit dem Sinnſpruche an der Decke: „Der die Krone eines andern ehrt, iſt auch der ſeinen werth." Als Vergütung von dreizehn Millionen, welche Maximilian zuerſt an Oeſterreich's Erhaltung und an die Bezwingung Böhmens verwendet hatte, empfing er am 22. Februar 1628 die Oberpfalz. Der dreißigjährige Krieg mit ſeinen ſchrecklichen Verwüſtungen, der unſerm Vaterlande Bayern ſicher einen Geſammtſchaden von tauſend Millionen zufügte, währte von 1618 bis 1648, in welchem Jahre, den 4. November, der am 24. October 1648 zu überlebten ihn vollſtändig nur Maximilian und ſein Bruder Ferdinand, Kurfürſt von Köln.

Das Kur- und Erztruchſeſſenamt kam wieder erblich an Bayern, das damals nicht $^1/_3$ ſo ſtark war, wie das heutige, und doch ſo unglaublich viel geleiſtet hatte. In dieſem langen Kriege war das Glück oft wandelbar, nie Maximilian's Standhaftigkeit, nie die Treue und Tapferkeit der Bayern, deren Banner ſiegreich flatterten gegen die badiſchen Fahnen, jene des Braunſchweig und des Mansfeld, bei Wimpfen, Höchſt, Stadtloo und Minden; gegen die engliſchen Fahnen bei Mannheim; gegen die däniſchen bei Havelberg und Lutter; gegen die ſchwediſchen bei Bamberg, Nördlingen und Neuburg vor dem Walde; und gegen die franzöſiſchen bei Duttlingen, Mergentheim und Allersheim.

Ein i. J. 1620 erſchienener Komet weiſſagte dem Volkswahne ſchreckliche Dinge, welche auch wirklich eintrafen. Durch dieſen langen und verheerenden Krieg war Bayern faſt eine Wildniß geworden. In ganzen Ortſchaften, die früher 100 und mehr Bewohner zählten, traf man nicht 10 bis 12 Perſonen, und Bauerngüter zu 20,000 fl. und darüber im Werthe, konnten für 70 bis 80 fl. gekauft werden. Auch München mußte ſchwere Leiden ertragen. Der ſtädtiſchen Kammer koſtete der dreißigjährige Krieg, ohne Einrechnung der Contributionen und Kriegsbeiträge, dann der fortwährenden außerordentlichen Kriegsſteuern und anderer Auslagen der Einwohner, die Summe von 281,797 fl. Noch größeres Unheil brachten die Seuchen, entſtanden den 28. September 1628, und 6 Jahre ſpäter, im nämlichen Monate, die wirkliche Peſt, heftig ausgebrochen durch 4000 Mann ſpaniſches Hülfsvolk, aus Weilheim und Tölz in das feindlich bedrohte München berufen. In München ſtündlich dem ſchmerzlichſten Tode preisgab, — **Ferdinand Schock**, äußerer Stadtrath und bürgerlicher Goldſchmied, der durch ſeine unermüdliche Thätigkeit ſehr viel zum Troſte der Unglücklichen und zur Abnahme des Uebels beitrug.

Er wurde mit einigen Gehülfen zur Oberaufſicht der Lazarethhäuſer und Beſorgung der nöthigen Anſtalten während der Peſtzeit beſtellt, und hatte, nachdem ſeine Gehülfen theils geſtorben, theils als erkrankt in ihren Häuſern abgeſperrt waren, beinahe allein, mit raſtloſer Anſtrengung und täglicher Gefahr ſeines Lebens, die ganze Zeit hindurch dieſes ſchwierige Geſchäft beſorgt. Kein Denkmal verherrlichet dieſen hochherzigen Menſchenfreund, dieſen edlen Bürger von München, aber ſein Andenken verdient der Nachwelt in der Geſchichte aufbewahrt zu werden, und mag in künftigen Tagen der Gefahr zum Vorbilde und zur Ermuthigung dienen. Siegreich zog Guſtav Adolph, König von Schweden, am 7. Mai 1632 um die Mittagszeit in München ein, das er am 7. Juni mit ſeinem Heere wieder verließ. Wenig bekannt iſt, daß er auf der Perlachhaide, zwiſchen Perlach und Trudering, etwa zwei Stunden öſtlich von München, eigenhändig Bäume pflanzte, welche Pflanzung am 17. Dezember 1803 Guſtav IV., König von Schweden, bei einem Beſuche in München, in Begleitung unſers damaligen Kurfürſten **Maximilian Joſeph**, zu Wagen beſuchte, und mit Vergnügen betrachtete.

Die Namen der am 7. Juni 1632 durch die Schweden von München nach Augsburg geführten Geißel, welche Mißhandlungen, Hunger und Elend erdulden mußten, und am 3. April 1634, mit Ausnahme der vier inzwiſchen Geſtorbenen: Benedikt Hagn, Johann Aindorfer, Johann Huber und Johann Stöberl, unter lautem Jubel ihrer Mitbürger und Familien

Brunner, Chriſtoph Kletzlin, Chriſtoph Widmann, Adam Schifferl. Die Auguſtiner: Benedikt Hagn, Vincenz Geßler, Literat Hörker, Fulgenz Kirchmair. Aus dem reformirten Franziskaner-Orden: Paulus Albel, Kaſpar Mayr, Franz Sigl, Blaſius Röhrbacher. Aus dem Kapuziner-Orden: Klaudius, Euſebius, Geminianus, Philibertus.

Weltliche: Wolfgang Jakob Pronner von Brandhauſen, innerer Stadtrath. Aeußere Räthe und bürgerliche Handelsleute: Paulus Parſtorfer, Hans Rapp, Hartmann Reiſchl, Martin Valpichler (der nirgends als Geißel vorkommt, weil er 1633, wider ſein gegebenes Wort, ſich nicht mehr in Augsburg ſtellte), Albrecht Inderſtorfer, Gaſtgeb; Johann Geyerſperger, Gaſtgeb; Georg Egeter, Lebzelter; Georg Voyth, Barettmacher; Johann Jakob Koch, Krämer; Melchior Camerloher, Lebzelter; Mathias Byecher, Tuchmanninger; Joh. Aindorfer, Eiſenhändler; Georg Starnberger, Bierbrauer; Joh. Stöberl, Eiſenfaktor; Wilhelm Mayr, Handelsmann (als freiwilliger Stellvertreter ſeines alten Vaters Wolfgang Mayr); Johann Huber, Tuchmanninger; Ludwig Reitter, Methſchenk; Michael Reitter, Lebzelter.

Unter dieſen Geißeln zeichnete ſich vorzüglich ein gelehrter Jeſuit aus, Andreas Buchner († 1650), als vaterländiſcher Geſchichtſchreiber allgemein bekannt, den die übrigen Geißel zu ihrem erſten Rathgeber, Vorſprecher, Geheimſchreiber, und gewöhnlich auch zu ihrem Abgeordneten wählten, wozu von den weltlichen meiſtens Hartmann Reiſchl oder Paul Parſtorfer beigegeben wurden. Brunner traf auf einer Reiſe nach München und Braunau den Martin Valpichler, welcher mit Einem der Geißel von Landshut eidbrüchig nicht mehr zurückgekehrt war, erklärte ihm die Pflichten ſeines Eides und bemühte ſich, ihm die falſchen Meinungen hierüber, womit er ſich

„Treue und Glauben halten, und, wie es einem Biedermanne „gebührt, meine Ehre höher achten, als mein Leben."

Im J. 1646 feierten die Bürger und übrigen Bewohner von München, nebſt den dahin geflüchteten Landleuten, das fünfzigjährige Regierungsjubiläum ihres geliebten Kurfürſten Maximilian I. — 1596 bis 1646 — am würdigſten durch ihren Muth, mit dem ſie, unter der Anführung des thätigen Kommandanten, des Generalmajors von Rouyer, als ſtreitbare Männer auf den Wällen ſtanden, bereit zur tapferen Vertheidigung gegen den ſchwediſchen General Wrangel, der mit Franzoſen in die Nähe von München heranrückte.

Während der ganzen Dauer des dreißigjährigen Krieges blühte die Hochſchule zu Ingolſtadt, geſchützt durch die unbeſiegte Feſtung, zu deren Vertheidigung bei Annäherung des Feindes auch Bürger und Studenten Dienſte leiſteten. Maximilian ſelbſt berief die berühmteſten Männer jener Zeit als Lehrer an die Hochſchule zu Ingolſtadt: Chriſtian Schreiner, der die Sonnenflecken entdeckte; Heinrich Caniſius; Jakob Gretſcher, den kein Zeitgenoſſe an Gelehrſamkeit überragte, Verfaſſer von 17 Folianten meiſt geſchichtlicher Werke; Nicolaus Burgundius, Albertus Wenzel, Johann Biſſel, Chriſtoph Beſold, Kaſpar Manz, der Philoſoph; auch Jakob Balde dichtete dort ſeine religiöſen, herrlichen Geſänge. Ein ſehr beklagenswerther und unerſetzlicher Verluſt durch die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges, iſt die Zerſtörung von Archiven mit den wichtigſten Urkunden, von Bibliotheken mit den ſeltenſten Bücherſchätzen, von Tauf- und Sterbebüchern in Städten, Klöſtern, Schlöſſern und Pfarreien.

Die letzten Lebensjahre Maximilian's verſüßte die Ueberzeugung, daß ſein hoffnungsvoller Sohn und Nachfolger, erkrankt, verſchied er am ſechsten Tage ruhig in den Armen ſeines vertrauten Rathes, des Grafen Kurtz, am Morgen des 27. September 1651, im dreiundfünfzigſten Jahre ſeiner Regierung, und ſeine Leiche wurde prunklos in die Gruft der St. Michaelskirche in München geführt; ſeine Eingeweide kamen in die Kirche zu U. L. Frau daſelbſt, und ſein Herz nach Altötting. Er hatte die eigenhändig geſchriebene Anordnung hinterlaſſen, die für dieſen „Pomp“ beſtimmten Koſten den Armen zu geben. Auch trug er den Predigern auf, öffentlich in den Kirchen ihre Zuhörer in ſeinem Namen um Verzeihung zu bitten, im Falle er ſie irgendwie beleidiget oder geärgert haben ſollte, und Alle um ihr Gebet für ihn zu erſuchen, „mit dem Erbieten,“ wie es in Maximilian's Handſchrift heißt, „daß ich hinwieder, da ich das Angeſicht Gottes durch „ſeine unendliche Güte und Barmherzigkeit theilhaftig würde, ſolches zu thun nit unterlaſſen wöll.“

König Ludwig I. von Bayern errichtete dieſem großen Fürſten und mächtigen Schirmherrn der katholiſchen Religion, auf dem Wittelsbacherplatze in München, ein herrliches, am 12. Oktober 1839 feierlich enthülltes Denkmal, Maximilian I. auf ſeinem Schlachtroſſe darſtellend, die rechte Hand gegen Süden ausſtreckend, modellirt von Thorwaldſen in Rom, aus Erz gegoſſen von Stiglmaier in München, 18 Fuß hoch, 220 Zentner ſchwer, auf einem Marmor-Piedeſtale von 18 Fuß Höhe ruhend, mit zwei Inſchriften auf demſelben: „Maximilian I. Churfürſt von Bayern.“ Auf der Rückſeite: „Errichtet von Ludwig I. König von Bayern. XII. Oct. MDCCCXXXIX.“

Ferdinand Maria.

Geboren in München den 31. October 1636.
Geſtorben im Schloſſe Schleißheim den 26. Mai 1679.
Ruht in der Theatinergruft in München.

Gemahlin: Henriette Adelheid, Tochter des Victor Amadeus I., Herzogs von Savoyen, geb. den 6. Nov. 1636, verm. den 23. Juni 1652, geſt. den 18. März 1676, ruht in der Theatinergruft in München.

Kinder: 1) Maria Anna Chriſtina, geb. den 7. Nov. 1660, verm. den 7. März 1680 zu Verſailles mit Ludwig, dem Sohne und Thronerben Ludwigs XIV., Königs von Frankreich, geſt. den 20. Febr. 1690; 2) **Max Emanuel**; 3) Louiſe Margarethe, geb. den 18. Sept. 1663, geſt. den 9. Nov. 1665, ruht in der Theatinergruft; 4) Ludwig Amadeus, geb. den 6. April 1665, geſt. den 11. Dez. des nämlichen Jahres, ruht in der Theatinergruft; 5) Ein Prinz, geb. und geſt. den 4. Aug. 1666, ruht in der Theatinergruft; 6) Cajetan Maria Franz, geb. den 2. Mai 1670, geſt. den 7. Dezember des nämlichen Jahres, ruht in der Theatinergruft; 7) Joſeph Klemens, geb. den 5. Dez. 1671, im Nov. 1685 Biſchof von Freiſing und Regensburg, den 19. Juli 1688 Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln, ſodann Fürſt von Berchtoldsgaden, 1694 Coadjutor von Hildesheim und Lüttich, geſt. den 20. Nov. 1733; 8) Violanda Beatrix, geb. den 23. Januar 1673, verm. den 9. Januar 1689 mit Ferdinand III., Erbprinzen von Florenz, geſt. den 29. Mai 1731.

Das Vaterland bedurfte eines langen Friedens nach den furchtbaren Leiden des dreißigjährigen Krieges, welche die treuen Bayern mit der herzlichſten Hingebung für ihren geliebten Maximilian ſtandhaft erduldet hatten. Mit allen Segnungen eines langen und ungeſtörten Friedens beglückte Ferdinand Maria, der, nach ſeines Vaters Willen, ſchon am 9. April 1650, da er noch nicht 14 Jahre zählte, auf dem Rathhauſe zu München die Huldigung als künftiger Kurfürſt von Bayern empfing. Auch eine Gemahlin wählte der beſorgte Vater für ſeinen Sohn. Adelheid von

„Topfe habe.“ Die junge Braut, nur 6 Tage jünger, als ihr Bräutigam, mit den zarten, ſinnigen Zügen ihres Antlitzes eine der holdſeligſten Damen ihrer Zeit, beſaß einen hochgebildeten, eines Thrones würdigen Geiſt, ein alle Herzen gewinnendes Benehmen, die Kunſt des Geſanges und Lautenſpieles. Vom Oberhofmarſchalle, dem Grafen Philipp von Kurtz, mit einem glänzenden Gefolge von 360 Perſonen aus Turin abgeholt, betrat ſie am 17. Juni 1652 bei Kufſtein den bayeriſchen Boden, daſelbſt empfangen von dem zu ihrer Begrüßung im Namen der Kurfürſtin-Wittwe geſendeten Hofmarſchalle Freiherrn von Metternich. Unter den ihn begleitenden vielen und auserleſenen Perſonen, befand ſich auch Ferdinand, um ſeine Braut zuerſt unerkannt zu ſehen, verrieth ſich aber bei der Ueberreichung eines Briefes durch ſein beigefügtes eigenes Bildniß zur freudigſten Ueberraſchung der ſchönen Braut. Maximilian I. ſah ſie nicht mehr; er lag ſchon ſeit länger als einem Jahre in der Gruft ſeiner Ahnen.

Damals war Ferdinand ein heranblühender Jüngling mit ſchwarzbraunen Locken, die, auf der Stirne geſcheitelt, über beide Schultern herabwallten. Der heitere Blick ſeiner großen Augen war voll Güte und Wohlwollen, die Naſe gebogen, das Kinn rund. Spätere Jahre bildeten ſeine Geſtalt noch vortheilhafter aus, und machten ihn zu einem ſchönen Fürſten, deſſen edles Gemüth jedes Herz gewann, welches in ſeine Nähe kam. Franzöſiſch und italieniſch ſprach er mit größter Fertigkeit, und die Befeſtigungskunſt hatte er gründlich ſtudirt. Bis zu ſeiner i. J. 1654 erfolgten Mündigkeit führten die Vormundſchaft ſeine Mutter Anna, und ſein Oheim Albrecht. Männer mit gefeierten Namen, einſichtvolle und redliche Vaterlandsfreunde, umgaben den jungen Kurfürſten Ferdinand, und unterſtützten ihn bei der Leitung der Staatsgeſchäfte mit ihrem weiſen Rathe: Johann Adlzreiter von Tettenweis, Bürgersſohn von Roſenheim, geb. 1596, geſt. in

Hofmarſchall, früher ſchon mit dem vollen Vertrauen Maximilian's I. beehrt, geſt. 1662; der Freiherr Georg Chriſtoph von Haslang, deſſen Name ſchon 720 Jahre früher bei dem Turniere zu Rothenburg genannt wurde, Bayerns Bevollmächtigter bei der Unterhandlung des weſtphäliſchen Friedens; Rechberg, Pienzenauer, Törring, uralten Stammes, und Andere. Oft würdigte Ferdinand auch gerne die geiſtvollen Anſichten ſeiner Gemahlin Adelheid, die, nach der Meinung eines glaubwürdigen Zeitgenoſſen, keinen mindern Ruhm ſich erworben hätte, als die Königin Eliſabeth von England, wäre ſie zur Alleinherrſchaft berufen geweſen.

Nach dem im April 1657 erfolgten Tode des Kaiſers Ferdinand III., übernahm Ferdinand Maria die ihm gebührende Reichsverweſerſchaft; aber aus Sorge für die Ruhe und das Glück Bayerns ſchlug er die ihm angebotene Kaiſerkrone ſtandhaft aus, ungeachtet aller Verſuche und der glänzendſten Anerbietungen Frankreichs, und erhielt die Kaiſerkrone, trotz aller Umtriebe Ludwigs XIV., bei Oeſterreich. In der Ruhe eines faſt dreißigjährigen Friedens, welchen Ferdinand nach einem dreißigjährigen Kriege ſeinem Lande zu erhalten wußte, konnte dieſes um ſo mehr ſich wieder erholen, als er in den erſten 18 Jahren ſeiner Regierung nur 17 Steuern erhob, während ſonſt in einem Jahre 2 und 3 Steuern bezahlt werden mußten. Den Armen ſchenkte er jährlich 50,000 fl., und zu milden Stiftungen und wohlthätigen Anſtalten während ſeiner Regierung 72,196 fl. Zur Karmeliterkirche nebſt dem Kloſter legte er i. J. 1654, zur Erfüllung eines Gelübdes ſeines Vaters, Maximilian I., den Grundſtein; das erſte Choraltarblatt von Karl Pfleger ſtellte den Sieg am weißen Berge bei Prag vor.

Acht Jahre lang blieb Ferdinands Ehe ohne Kinder; ein Gelübde ſeiner Gemahlin Adelheid, deren Schutzpatron der heil. Kajetan war, veranlaßte den Bau der Theatinerkirche

Bologna in der Kreuzform nach dem Muſter der St. Peterskirche in Rom, am 11. Juli 1675 fertig und eingeweiht. Die Vollendung der Vorderſeite geſchah, wegen ungünſtiger Zeiten, erſt i. J. 1767 unter der Regierung des Kurfürſten Maximilian Joſeph III. durch den franzöſiſchen Baumeiſter Couvillers; der Bildhauer Roman Boos lieferte die vier großen Statuen, darſtellend: Adelheid, Ferdinand, Kajetan und Maximilian; die Steinhauerarbeit Kajetan Linſinger.

Die im Innern mit Stukkaturarbeit reich verzierte Kirche iſt 226 Fuß lang, 126 Fuß breit. Das Gemälde des ringsum frei ſtehenden Chores von Zanchi zeiget Adelheid und Ferdinand Maria auf den Knien, mit dem zwiſchen ihnen knienden Sohne Maximilian Emanuel, welche, von ihrem Hofſtaate umgeben, dem heiligen Kajetan und der heiligen Adelheid für die Erfüllung ihrer Wünſche danken. Eine Zierde dieſes Tempels iſt das vom Profeſſor Konrad Eberhard nach Klenze's Entwurfe aus carrariſchem Marmor meiſterhaft ausgeführte Denkmal, das die Königin Caroline von Bayern ihrer am 21. Juni 1810 geborenen, und am 4. Februar 1821 geſtorbenen Prinzeſſin Joſepha Maximiliana Carolina ſetzen ließ. In dieſer Kirche befindet ſich die dritte und jüngſte Fürſtengruft, worin die Stifter und ihre Nachkommen ruhen. Die Kurfürſtin Adelheid hatte zu dieſer Kirche auch eine Stiftung gemacht, vermöge welcher bei Tag und bei Nacht für ſterbende Kranke eine Glocke drei Mal zum Gebete geläutet, und dann das Allerheiligſte, an deſſen Altarſtufen zwei Theatiner eine halbe Stunde lang beteten, ausgeſetzt wurde. Einſt lebte in dieſem damaligen Kloſter der berühmte Gelehrte, Pater Sterzinger, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, 1769 Direktor der hiſtoriſchen Klaſſe, geb. den 24. Mai 1721 auf dem Schloſſe Liechtenwörth in Tirol, geſt. in München in ſeinem Kloſter den 18. März 1786.

Die Geburt eines Thronerben, Maximilian Emanuel, gegen 5 Uhr Nachmittags in der Kirche zu Unſer Lieben Frau von Guidobald Grafen von Thun, Cardinal und Fürſt-Erzbiſchofe von Salzburg, vorgenommen. Bei dem feſtlichen Zuge zur Kirche befanden ſich auch Kurfürſt Ferdinand Maria zu Pferd; der Herzog von Jülich; der Täufling in den Armen der Oberhofmeiſterin Gräfin von Wolkenſtein; der Oberhofmarſchall Graf von Fürſtenberg mit der kurfürſtlichen Krone auf einem purpurnen Kiſſen, und der Graf von Wartenberg, der das weiße Taufkleid trug; Maximilian Trouches, Statthalter der Oberpfalz; der Oberkammerherr Freiherr von Haslang; die regierende Kurfürſtin Adelheid mit der Herzogin von Jülich in einem prachtvollen Gallawagen. Taufpathen waren: Herzog Maximilian, Bruder des Kurfürſten, zugleich im Namen Seiner Königlichen Hoheit von Savoyen und des Kurfürſten Maximilian Heinrich von Köln, und Herzog Albrecht. Unter den zahlreichen Damen waren auch Katharina Anaſtaſia von Törring, Anna Maria von Törring-Seefeld, aus dem altadeligen Hauſe von Aglie, Marcheſe von San Germane in Piemont, und Katharina von Spaar. Nach der Rückkehr des Täuflings in die Reſidenz, wurde noch die Veſper, und dann die Hymne: „Gott, dich loben wir," geſungen, unter dem Donner der Kanonen und dem Jubel des herbeigeſtrömten Volkes.

Die Nacht war angebrochen, als der feſtliche Zug zurückkehrte, und plötzlich waren alle Straßen der Stadt beleuchtet, und die ganze Vorderſeite des Palaſtes geſchmückt mit ſtrahlenden Pyramiden, Säulen und andern Verzierungen, mit den Namen des neugebornen Prinzen und den Wappen von Bayern und Savoyen in bunten und auserleſenen Farben. Am darauffolgenden Sonntage ſprudelte reichlich Wein aus einem Springbrunnen vor der kurfürſtlichen Reſidenz, der dem zahlreich herbeigeeilten Volke ſehr gut mundete. In dem nach dem Muſter des Theaters zu Vicenza i. J. 1658 hinter der Salvatorkirche lichen Kammerherrn Grafen Peter Paul Biſſari, und das Drama: Antropa giustificata aufgeführt, verherrlicht durch die Anweſenheit des Kurfürſten und deſſen Bruders, des Herzogs Maximilian, und von mehr als achtzig Grafen, Baronen und andern Edelleuten in reichſter Galla. So endete das Freudenfeſt über die Geburt des Prinzen Maximilian Emanuel, ohne eine mögliche Ahnung ſeiner ſpäteren verhängnißvollen Geſchicke.

Ferdinand Maria führte ein ſehr einfaches Hofleben, und ſpeiſete gewöhnlich im engern Kreiſe ſeiner Familie; kamen aber erlauchte Gäſte oder Feſttage, dann entfaltete er alle Pracht ſeines Hauſes. Zu den Freuden der Jagd und des Fiſchfanges beſuchte die kurfürſtliche Familie in den Sommermonaten gerne den Starnbergerſee. Der Kurfürſt ließ ein prachtvolles Schiff, von dem ſeit einem halben Jahrhunderte keine Spur mehr übrig iſt, den Bucentaur, von italieniſchen Baumeiſtern nach dem Muſter des gleichnamigen Schiffes erbauen, auf welchem der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrttage mit dem adriatiſchen Meere ſich zu vermählen pflegte, indem er einen goldenen Ring in's Meer warf, mit den Worten: „Desponsamus te, o mare, in signum perpetui dominii.“ (Wir vermählen uns mit dir, o Meer! zum Zeichen der immerwährenden Herrſchaft!)

Dieſes Schiff hielt in der Länge 100, in der Breite 25, und in der Höhe, ohne die oberſte Gallerie, 17 Fuß, und beſtand aus drei Verdecken, von denen das erſte für die Schiffleute, das zweite für den Hof, das dritte für die Muſiker und Dienerſchaft beſtimmt war. Es war mit einem großen und kleinen Segel, mit Strickleitern und Tauwerk verſehen; auf dem hohen Maſtbaume flatterte eine blau und weiße Flagge; die Hauptfarben daran waren blau und roth, mit ſtark vergoldetem Schnitzwerke verziert. Die äußeren Theile des Schiffes umgab ein Tanz von Sirenen, Najaden und Tritonen, gemalt; auf der vorderen Spitze ſtand ein vergoldeter Neptun mit einer am hinteren Theile eine vergoldete Pallas. Die ganze Mitte des Schiffes umgab eine Gallerie von durcheinander verflochtenen Fiſchen und gedrehten Säulen von Schnitzwerk.

In dem mittleren Stockwerke, gleich bei dem Eintritte in die Zimmer, erblickte man oben das bayeriſche und ſavoyiſche Wappen. Die äußeren Zwiſchenräume der Fenſter dieſer Gemächer wieſen 34 geſchnitzte Termesbilder. In den Saal tretend, ſah man eine Herkulesfigur, und in der Mitte des Saales Neptun auf einem Delphin in einer großen Muſchel. Hier pflegte der Kurfürſt Jene zu taufen, die zum erſten Male auf das Schiff kamen. Die Decke des Saales war auf rothem Grunde mit Früchten und Blumen bemalt, mit rothem, goldgeſäumten Sammet ausgeſchlagen, und mit vier großen Spiegeln geſchmückt. Die anſtoßenden zwei Kabinette waren blau in blau gemalt; die Decke prangte mit Göttergeſchichten. Im Vordertheile des Schiffes führten zwei Treppen zur oberſten Gallerie, auf welcher 24 Trompeter mit 2 Paukern und andern Muſikern ihren Platz hatten.

Dieſes Schiff trug 16 Kanonen. An den großen Rudern arbeiteten paarweiſe 68 Mann, und an den kleinen 32. Zwei Mann waren zum Auspumpen, und 8 Mann zum Anker beſtellt, folglich im unterſten Verdecke 110 Arbeiter beſchäftiget; oft befanden ſich 500 Perſonen auf dem Schiffe, das aber nur 3 Fuß tief im Waſſer ging, ſohin bei heftigem Winde keine Segel zuließ, und keine Sicherheit gewährte. Die Baukoſten deſſelben betrugen 30,000 Gulden. Wenn der Bucentaur bei den kurfürſtlichen Luſtfahrten in den See ſtach, war er immer von einer kleinen Flotte umgeben, und zwar, außer den kleinen Holzſchiffen und den zahlreichen Einbäumen, — ſo genannt, weil ein ſolcher Einbaum nur aus einem einzigen ausgehöhlten Baume beſteht, — von 17 ſehr ſchönen Schiffen, auf denen bei 2000 Perſonen Raum fanden, die Alle auf dem See bewirthet officianten, die rothe Gallerie mit 20 Arbeitern beſetzt, ein Kammerherrnſchiff, und noch viele andere.

Im nämlichen Jahre 1663 wurde eine Stunde weſtlich von München der Grundſtein zu einem Luſtſchloſſe gelegt, das die Kurfürſtin Adelheid, welche den Platz dazu mit weiter Umgebung von ihrem Gemahle zum Kindbettgeſchenke erhalten hatte, unter dem ſelbſtgewählten Namen „Nymphenburg“ bauen zu laſſen begann, deſſen Vollendung ſie aber nicht mehr erlebte. Dieſes Schloß iſt im Style von jenem zu Verſailles erbaut, mit einer Freitreppe aus grauem Marmor, einem 90 Fuß hohen Springbrunnen, einem Schloßgarten, 2442 Schritte lang, 970 breit, 2 Stunden im Umfange, geſchmückt mit einem kleinen See und drei kleinen Luſtſchlöſſern: Pagodenburg, Amalienburg und Badenburg. Denkwürdig iſt, daß in dieſem Schloſſe, außer dem franzöſiſchen Obergeneral Moreau i. J. 1800, die Kaiſer Napoleon I. von Frankreich, Alexander I. von Rußland und Franz I. von Oeſterreich wohnten, und König Maximilian Joſeph I. von Bayern, deſſen Schlafgemach dort noch unverändert zu ſehen iſt, in der Nacht vom 12. auf den 13. Okt. 1825 verſchied, dann unſer König Ludwig II. am Geburtstage ſeines Großvaters, des Königs Ludwig I., darin am 25. Auguſt 1845 geboren wurde.

Im Sommer des Jahres 1667 reiſeten Ferdinand Maria und Adelheid nach Italien, um die warmen Bäder von Abano zu gebrauchen, die eine halbe italieniſche Meile von dieſem Dorfe liegen, das 4½ ſolche Meilen von der Stadt Padua entfernt iſt. Von Abano begaben ſich die erlauchten Reiſenden nach Arqua oder Arquato, um das Grab des berühmten Dichters Francesco Petrarca zu beſuchen, welcher, von verbannten florentiniſchen Eltern den 20. Juli 1304 zu Arezzo in Toscana geboren, zuletzt in Arqua wohnte, wo er am 18. Juli 1374 ſtarb, und bei der Kirche dieſes Ortes begraben wurde. Man fand ihn Morgens entſchlafen, in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. An der Mauer denken an dieſen zartſinnigen Beſuch des Kurfürſten und ſeiner Gemahlin, eine mit Recht lobpreiſende lateiniſche Nachricht in 28 Zeilen eingegraben, geweiht von Ritter Marcus Hieronymus Bellinus, Erzprieſter dieſes Vicariats, den 1. Juli 1667.

Ferdinand war fromm und gottesfürchtig, wie ſein Vater Maximilian. Gleich dieſem bezog er mit Bewilligung des päpſtlichen Stuhles zwei Dritttheile von den Einkünften aller Klöſter in der Oberpfalz, — welcher er bereits i. J. 1657 ein neues Landrecht gegeben hatte, — auf die er unterm 17. Juli 1669 verzichtete, und ſomit die Wiederherſtellung der Klöſter Reichenbach, Ensdorf, Weißenohr, Michelfelden, Waldſaſſen, Walderbach, Speinshard und Schönthal bewirkte. Er gründete i. J. 1671 zu München eine Stiftung für fromme Jungfrauen nach der Vorſchrift des heiligen Franz von Sales, kaufte, laut Schenkungsurkunden von 1668 und 1672, in der Neuſtadt zu Landshut vier Häuſer zu einem Kloſter der Urſulinerinnen, zu welchem er am 25. Oct. 1671 den erſten Stein legte. Dahin berief er, zum Unterrichte der weiblichen Jugend im Leſen, Schreiben, Nähen und Stricken, aus dem Kloſter Mößkirch in Schwaben als Oberin Maria Katharina Iſabella, eine Engländerin aus dem gräflichen Geſchlechte Weſtern mit 9 Nonnen, die das Kloſter i. J. 1679 bezogen, deſſen Einweihung am 20. Oct. dem heiligen Joſeph zu Ehren geſchah. Im J. 1699 wurde auf dem Choraltare der Kirche ein wunderthätiges Marienbild zur Verehrung ausgeſetzt, das ein Beichtvater der Nonnen, Jakob Schmiedhofer, Kanonicus bei St. Martin, denſelben i. J. 1680 geſchenkt hatte.

Ferdinand unternahm gerne andächtige Wallfahrten, und errichtete eine eigene Brüderſchaft der Verehrung des heiligen Leibes und Blutes im Abendmahle, aus männlichen und weiblichen Laien. In ungeſtörtem Frieden lebten Ferdinand und Adelheid, mit den Segnungen desſelben das ganze Land beglückend. Die abgebrannten Dörfer erhoben ſich neu aus ihrer ſie führte in München die italieniſche Oper ein, für welche, außer dem ſchon genannten Grafen Biſſari, auch der kurfürſtliche Rath Ludwig Orlando, der geheime Sekretär Gisberti und Andere ſchrieben und dichteten, und die Gemäldegallerie zu Schleißheim wurde immer reicher an ſchönen Bildern.

Da kam plötzlich eine Nacht großen Unglückes und harter Prüfung, von traurigen Folgen, die das Leben des edlen Kurfürſten und ſeiner geliebten Gemahlin verkürzten. Ferdinand Maria war am 8. April 1674 nach Braunau gereiſet, um die dort, wie in Ingolſtadt, angeordnete Verſtärkung der Feſtungswerke zu beſichtigen. In der Nacht vom 9. April hatte ſich die erſte Kammerfrau der Kurfürſtin, ein Fräulein von La Peyrouſe, zur Ruhe begeben, und entſchlummerte während ihres Nachtgebetes. Eine auf dem Nachttiſche brennende Wachskerze entzündete die Bettvorhänge, und griff ſo raſch um ſich, daß die Kurfürſtin, ihre Kinder und die Kammerfrauen, Alle in höchſter Eile halb bekleidet, nur mit Mühe durch einen Verbindungsgang in das Theatinerkloſter ſich flüchten konnten. Alle Löſchverſuche waren vergebens; der Brand verzehrte Koſtbarkeiten von unſchätzbarem Werthe, viele Meiſterwerke der Kunſt, und, was als unerſetzlich am meiſten zu beklagen iſt, die Bildniſſe der alten Fürſten und ihrer Gemahlinnen aus dem Hauſe Wittelsbach. Nur eine große Feuermauer am Kaiſerſaale und der glückliche Gedanke eines italieniſchen Baumeiſters, den Flammen ihren Weg zu den Vorgemächern zu entreißen, retteten die Reſidenz vor der völligen Vernichtung. Von dieſem Unglücke in Kenntniß geſetzt, ſprengte Ferdinand raſtlos nach München zurück. Sein gottergebenes Gemüth bewies er durch ſeinen Gleichmuth bei dem furchtbaren Anblicke der Brandſtätte, ſein edles Herz, wie auch die Kurfürſtin, durch wohlwollende Beruhigung des als Urheberin dieſes ſchmerzlichen Ereigniſſes faſt untröſtlichen Fräuleins von La Peyrouſe.

Lange verzögerte ſich die Geneſung der Kurfürſtin von einer ſchweren Krankheit, in Folge beigeſellte, die Trauerkunde: daß am 12. Juni 1675 ihr Bruder Herzog Karl Emanuel von Savoyen, in Turin geſtorben ſei, der ihr ſterbend jene 44 köſtlichen Ringe zum Andenken ſendete, mit denen er ſich lebend gerne zu ſchmücken pflegte. Von da an nagte ein durch keine Thränen gelinderter Gram an ihrem Herzen und brach dieſes am 18. März 1676. Mit ihr war die letzte Freudenblume im Leben Ferdinand's verwelkt; in Andacht und Gebet, allem Prunke des Hofes entſagend, erflehte er nun den Troſt des Himmels an einſamen Orten, meiſtens zu Schleißheim, wo er auch, an den Folgen einer Verletzung im Unterleibe durch jenen heftigen Ritt von Braunau nach München, in dem ſchönſten Mannesalter von 43 Jahren, am 26. Mai 1679, ſeiner geliebten und unvergeßlichen Gemahlin Adelheid in die Ewigkeit folgte.

Maximilian Emanuel.

Geboren in München den 11. Juli 1662.
Geſtorben in München den 26. Februar 1726 gegen 7 Uhr Abends.
Ruht in der Theatinergruft in München.

Gemahlinnen: I. **Maria Antonia**, Tochter des Kaiſers Leopold I., geb. den 18. Januar 1669, verm, in Wien den 15. Juli 1685, geſt. in Wien den 24. Dez. 1692, ruht daſelbſt bei den Kapuzinern.

Kinder: 1) **Leopold Ferdinand**, geb. den 22., geſt. den 25. Mai 1689, ruht in der Theatinergruft in München; 2) **Anton**, geb. und geſt. den 18. Nov. 1690; 3) **Joſeph Ferdinand**, geb. in Wien den 28. October 1692, in Brüſſel plötzlich geſtorben den 6. Febr. 1699, und begraben daſelbſt in der St. Gudula-Stiftskirche

II. **Thereſe Kunigunde**, Tochter des Königs von Polen, Johann II. Sobiesky, geb. den 4. März 1676, verm. zu Weſel den 2. Januar 1695, geſt. zu Venedig den 10. März 1730, Nachts zwiſchen 1 und 2 Uhr an einem Keuchhuſten, ruht in der Theatinergruft in München.

geſt. den 9. October 1750; ſeit 20. Febr. 1809 ruhen ihre Gebeine, auf Befehl des Königs Maximilian Joſeph I. in der Fürſtengruft zu Unſer Lieben Frau; 2) **Karl Albrecht**; 3) Philipp Moriz, geb. in Brüſſel den 5. Auguſt 1698; den 14. März 1719 zum Biſchofe in Paderborn, und 7 Tage ſpäter, den 21. März, auch zum Biſchofe in Münſter gewählt, erlebte aber dieſe Erwählung nicht, indem er ſchon am 12. Mai 1719 in Rom ſtarb, wo er in der Gruft der Kirche St. Maria della Vittoria ruht; 4) Ferdinand Maria Innocens, geb. in Brüſſel den 5. Auguſt 1699, Ritter des goldenen Vließes, k. k. General-Feldzeugmeiſter, verm. den 25. Februar 1727 mit Maria Anna Carolina, Pfalzgräfin von Neuburg, geſt. den 9. Dezember 1738 am Nervenfieber, ruht in der Theatinergruft in München; 5) Klemens Auguſt, geb. in Brüſſel den 15 Auguſt 1700, Coadjutor zu Regensburg den 19. Dez. 1715, Biſchof zu Münſter den 26. März 1719, Biſchof zu Paderborn den 27. März 1719, Coadjutor zu Köln den 9. Mai 1722, dann Erzbiſchof und Kurfürſt zu Köln den 12. Nov. 1723, Biſchof zu Hildesheim den 8. Febr. 1724, Biſchof zu Osnabrück den 4. Nov. 1728, Großmeiſter des Johanniter-Ordens den 17. Juli 1732, geſt. den 6. Febr. 1761 auf dem Chur-Trier'ſchen Schloſſe Ehrenbreitſtein; 6) Wilhelm, geb. in Schleißheim den 14. Juli 1701, geſt. den 12. Febr. 1704, und 7) Johann Alois, geb. den 21. Juni 1702, geſt. den 18. Juni 1705, ruhen in der Theatinergruft in München; 8) Johann Theodor, geb. in München den 3. Sept. 1703, Biſchof zu Regensburg den 29. Juli 1719, Biſchof zu Freiſing den 23. Febr. 1727, Biſchof zu Lüttich den 23. Januar 1744, Cardinal den 19. Januar 1746, geſt. zu Lüttich den 27. Januar 1763; 9) Max Emanuel, geb. in München den 21. Dez. 1704, an den Pocken geſt. den 18. Febr. 1709, ruht in der Theatinergruft in München.

Schon als Kind berechtigte Maximilian Emanuel durch fleißiges Lernen, williges Gehorchen und anſtändiges Benehmen, zu ſchönen Hoffnungen. Als Jüngling mehrerer Sprachen mächtig, redete und ſchrieb er die Franzöſiſche, welche allmälig zur Europäiſchen wurde, mit vollendeter Fertigkeit, da der vielerfahrene Marquis von Beauveau, ein Franzoſe, ſein Hofmeiſter war, und erwarb ſich im Tanzen, Fechten und Reiten die höchſte Gewandtheit. In der Kenntniß und Führung der Staatsgeſchäfte unterrichtete ihn der Freiherr von Prielmaier, Vorſtand des geheimen Rathes. Da er bei dem Tode ſeines Vaters Ferdinand Maria noch nicht volljährig derſelben noch vierzehn Monate lang. Maximilian Emanuel, ein junger Fürſt von 18 Jahren, voll Feuer und Leben, reich an den vortrefflichſten Eigenſchaften, geiſtvoll, zartfühlend, mild, gutmüthig, leutſelig, hülfreich für Bedrängte, überaus freigebig, Großmuth, Pracht und Ruhm liebend, der perſönlich Tapferſte der Tapfern aller Herzoge Bayerns ſeit Otto dem Größeren, kriegsluſtig, ein tüchtiger Kriegsmeiſter, wurde von ſeinem treuen Volke, das er innig liebte, herzlich geliebt, ſo lange er lebte, im Glücke wie im Unglücke. Das eben iſt ein edler Zug im Charakter der Bayern zu allen Zeiten, daß ihre wandelloſe Liebe zu ihren Fürſten, ſo oft dieſen Gefahren drohten, immer zu todesmuthiger Hingebung ſich ſteigerte. Einen ruhmwürdigen Beweis hievon werden wir auch ſpäter im Leben des Kurfürſten Maximilian Emanuel finden.

Dieſer ſchöne Fürſt gewann ſchon immer bei dem erſten Anblicke alle Herzen durch ſein Aeußeres: eine edle, ſchlanke Geſtalt, ein längliches Geſicht mit feinen und doch kräftigen Zügen, eine leicht gebogene, zierlich geformte Naſe, Augen voll Liebreiz mit zauberiſch feſſelndem Blicke, dazu die glanzreiche Tracht der Mode jener Zeit. Würdige Patrioten: der Oberhofmeiſter Freiherr von Rechberg, der Oberſtkammerherr Graf Max Ferdinand von Törring, der Oberhofmarſchall Max Johann Franz von Preiſing, und vorzüglich dringend ſein Oheim Maximilian Philipp, riethen dem jungen Fürſten, als Frankreich und Oeſterreich ihn zu gewinnen ſuchten, dem Hauſe Oeſterreich ſich anzuſchließen. Dieß geſchah zu Altötting, als er im September 1681 den Kaiſer Leopold begrüßte, der dahin eine Wallfahrt unternommen hatte, und von dem er einen goldenen Degen erhielt, deſſen kunſtreich mit Brillanten geſchmückter Griff 3000 Thaler werth war, mit der Ermahnung: „ihn als ächter Ritter wider alle Feinde der heiligen „Jungfrau und des Hauſes Oeſterreich zu gebrauchen." Bei dieſer Gelegenheit äußerte der Kaiſer auch die freudige Hoff-

Am 12. Sept. 1683 entſetzte Maximilian Emanuel an der Spitze ſeiner Bayern, vereint mit dem heldenmüthigen Johannes Sobiesky, König von Polen, und vielen andern deutſchen Fürſten und deren Kriegsvolke, das von den Türken belagerte Wien, welches der Großweſſir Kara Muſtapha nur durch Uebergabe einnehmen wollte, um es zur Hauptſtadt des neuen türkiſchen Weſtreiches zu beſtimmen. In Wien befehligte Ernſt Rüdiger, Graf von Stahremberg; mit einem Zettel deſſelben, auf welchem geſchrieben ſtand: „Keine Zeit „mehr verlieren, gnädigſter Herr, um Gotteswillen, „keinen Augenblick mehr!“ ſchwamm am Vorabende ein Reiter über die Donau, und als es dunkelte, verkündeten Raketen vom Stephansthurme die äußerſte Noth der Stadt. Vor der Schlacht hatte der König von Polen ſeinen Sohn zum Ritter geſchlagen: „zum Andenken des größten Tages, den er je er„leben könne, indem es heute einen Streit gelte, nicht für „eine einzelne Stadt, ſondern für die geſammte Chriſtenheit, „einen Streit, nicht bloß um irdiſche Hoheit und Macht, ſon„dern für Gott ſelber, einen Streit, in welchem ſelbſt das un„belohnte Streben rühmlich, und zu fallen, eine Himmelskrone „ſei.“ 86,100 Verbündete: 27,100 Oeſterreicher, 26,600 Polen, 12,600 Bayern, 11,400 Sachſen, 8400 Schwaben und Franken, errangen einen glorreichen Sieg über 168,000 Türken, zwangen ſie zum Rückzuge nach Raab, und machten eine unermeßliche Beute.

Maximilian Emanuel und ſeine Bayern thaten Wunder der Tapferkeit. Als Kaiſer Leopold am 15. Sept. von der Burg Dürenſtein in das Lager bei Semmering kam, an deſſen rechtem Flügel ihn Maximilian Emanuel bewillkommte, zog er nur vor dieſem den Hut ab, und ließ ſich von ihm durch das ganze Lager geleiten. Hier war es, wo der ritterliche Kurfürſt von Bayern ſagte: „Das iſt derſelbe Degen, den ich „in Altötting aus den Händen Eurer kaiſerlichen Majeſtät er-

Gefolge von 543 Perſonen und 860 Pferden nach Wien gereiſet, wo er mit der Tochter des Kaiſers Leopold, Maria Antonia, einer Prinzeſſin von 16 Jahren, welcher der Kurfürſt durch ſeinen Geſandten einen Brautſchmuck von 100,000 Gulden im Werthe geſendet hatte, am 15. Juli, unter Paradirung ſeines Leibregiments, das damals eben durch Wien zog, durch den Cardinal Kolonitſch, zur ſelben Zeit Biſchof von Raab, vermählt wurde. Gleich nach den Feſttagen kämpfte der junge Held bei der Einſchließung und Eroberung des berühmten Neuhäuſel, und bei dem Siege von Almas über den zum Entſatze anrückenden Seraskier von Ofen. Die Bayern bewährten ihre Tapferkeit auch bei der Eroberung der Schlüſſel von Oberungarn, Eperies und Kaſchau.

Maximilian Emanuel's feſtlicher Einzug in München, am 9. October 1685, mit ſeiner jungen Gemahlin, war für die Hauptſtadt und das ganze Vaterland ein Tag des Jubels, der ihn von der Landesgrenze bis in ſeine Reſidenz geleitete. München begrüßte ihn mit dem Geläute aller Glocken, mit dem Donner von 80 Kanonen von den Wällen herab; die Straßen geſchmückt mit Baumreihen, die Häuſer mit bunten Teppichen, Malereien, Blumen; durch eine Ehrenpforte bewegte ſich der Zug durch das Thal, über den großen Platz nach der Kirche zu Unſer Lieben Frau, dann über den Platz zurück durch die Diener- und Reſidenzſchwabingerſtraße in die Reſidenz. Das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken, Glockengeläute und Kanonendonner, wurden vom Jauchzen des wonnetrunkenen Volkes übertäubt. Regimenter Reiterei und Fußvolk, aus dem Türkenkriege zurück, bildeten Reihen, zwiſchen denen der prachtvolle Zug ſich bewegte: Trompeter, Hofdiener; 120 ganz neu uniformirte Bürger mit ihren Bannern, blau und weiße Federn auf ihren ſchön gezierten Hüten; 24 köſtlich geſchmückte Maulthiere mit herrlichen Decken und Wappenbildern; von Maulthieren getragene Sänften; eine Menge von Handſtarrend von Gold, Silber und reicher Stickerei; viele Gallawagen des Hofes, der Miniſter und Geſandten; eine große Zahl prächtig gekleideter Trompeter und Paukenſchläger; die Truchſeſſe, Kammerherren, adeligen Landſtände und der Kanzler auf reich geſchirrten Roſſen; der Oberſthofmeiſter Freiherr von Rechberg ganz allein; Graf von Kaunitz, kaiſerlicher Geſandter; die Trabanten in altburgundiſcher Tracht zu Fuß, angeführt von dem Oberſten der Leibgarde zu Pferd, an der Spitze Trommler und Pfeifer; eine lange Reihe verſchiedener Klaſſen von Hofdienern, in der Farbe des kurfürſtlichen Hauſes neu und koſtbar gekleidet; der Oberſtſtallmeiſter Freiherr Albert von Rechberg; auf einem außerleſenen Pferde Herzog Maximilian Philipp von Bayern, Oheim des Kurfürſten, mit deſſen vierzehnjährigem Bruder, dem Prinzen Joſeph Klemens, zur Seite; dann auf einem prachtvollen, feurigen, mit breiten goldenen Bändern geſchmückten Rappen der ruhmgekrönte junge Held, Kurfürſt Maximilian Emanuel, ganz in deutſcher Tracht von ſchwarzem Sammet, durchflochten von Diamantſpangen, deren Schimmer die ſchöne Geſtalt des heldenmüthigen Fürſten bei der leiſeſten Bewegung blendend umfunkelte, während der Hut mit wallenden weiß und blauen Schwungfedern von Diamanten blitzte; in geringer Entfernung zu beiden Seiten die Pagen, Söhne des vornehmſten bayeriſchen Adels, einige darunter des Kurfürſten Begleiter in den Türkenkrieg; in einem überaus prächtigen, von 8 Schimmeln gezogenen, von mehreren Pagen umgebenen Gallawagen die junge Kurfürſtin Maria Antonia in einem Gewande von weißem Sammet, in herrlichem Brautſchmucke ſchimmernd, mit der Gemahlin des Herzogs Maximilian Philipp und der zwölfjährigen Prinzeſſin Violanda Beatrix, Schweſter des Kurfürſten; die Oberſthofmeiſter der Kurfürſtin und des Herzogs Philipp: die Grafen Paul und Max von Fugger; viele berittene Hofdiener; Trompeter und Pauker; der Oberſt der Leibgarde-Hartſchiere zu Pferd; hinter ihm ſeine ganze Escadron; Hofdamen in vielen Wagen; allerlei Hofbeamte und adelige Familien in 32 vierſpännigen Wagen; zahlreiche Feldequipagen und Wagen aus dem Hauptquartiere des Kurfürſten mit einer Menge von erbeuteten Siegeszeichen aus dem Türkenkriege. Der glänzende Zug endete nach zwei Stunden, aber noch bis tief in die Nacht dauerte der Jubel des Volkes.

Im folgenden Jahre 1686 zog der junge Held wieder in den Türkenkrieg, zur Befreiung Ofens von dem anderthalbhundertjährigen Joche der Türken. Zehn Belagerungen von 1530 bis 1686 waren erfolglos geblieben. Bei dem Kurfürſten befanden ſich als Kampfgenoſſen zwei Wittelsbacher: der Prinz Karl Georg von Veldenz und der Hochmeiſter von Neuburg; jener fiel bei dem Sturme vom 13. Juli, dieſer wurde von einem ſchweren Steine getroffen. Freiwillige aus den erſten Adelsgeſchlechtern von ganz Europa waren anweſend, aus dem heutigen Bayern Namen von gutem Klange: Arco, Fugger, Oettingen, Otting, Pappenheim, Peruſa, Sandizell, Seinsheim, Seyboldsdorf, Törring. Das Geſchütz leitete ein Franziskaner, welchen die Ungarn den feurigen Gabriel nannten. Es gelang ihm, durch eine glühende Kugel das große Pulvermagazin in Ofen in die Luft zu ſprengen; die Erde erbebte eine Stunde weit ringsum, die Donau überſtrömte ihre Geſtade, der Pulverdampf hüllte zwei Stunden lang die Gegend in Finſterniß; auf das bayeriſche Lager regnete es Bomben, Kugeln, Steine verſchiedener Größe, Erdſtücke und Mauertrümmer. Maximilian Emanuel, im furchtbaren Gedränge zu Boden getreten, wurde von ſeinen Offizieren nur mit äußerſter Anſtrengung auf das jenſeitige Ufer gerettet.

Ofen vertheidigte mit unerſchütterlichem Heldenmuthe Abdy Paſcha, aus der franzöſiſchen Schweiz, früher Offizier in Venedigs Dienſten. Bei dem zweiten Sturme, am 9. Auguſt, wurde die Breſche neunmal erſtürmt, und eben ſo oft durch auffliegende Minen reingefegt. Der Erſte auf der Breſche war Martin Günther von Pechmann, Oberſt des bayeriſchen Leibregiments, für welche Waffenthat Kaiſer Leopold I.

denſelben in den Freiherrnſtand erhob, und ſein Wappen mit der heiligen Krone Ungarns ſchmückte. Mehr als 200 Offiziere ſtarben bei dieſem Sturme den Tod der Ehre. Vergebens hoffte Abdy Paſcha auf Entſatz durch den Großweſſir, von deſſen Niederlage am 13. und 15. Auguſt er keine Kenntniß erhalten hatte. Am 2. September fiel Ofen durch Sturm, und dabei der tapfere Paſcha durch eine Kugel. Mehr als 6000 Todte lagen in den Straßen. Der Kurfürſt behielt des Paſcha Lieblings-Elephanten, der noch zur Zeit in der k. Naturalienſammlung in München zu ſehen iſt.

Glorreich war der Sieg, den Maximilian Emanuel und Karl von Lothringen i. J. 1687 bei Mohacz errangen, wo die Türken 40,000 Mann, Geſchütz, Gepäck und Lager verloren. Der Kurfürſt, im heftigſten Kampfe durch eine Kugel an der rechten Hand verwundet, ſein Hut und Federbuſch von Kugeln zerriſſen, nahm von der auf 4 bis 5 Millionen geſchätzten Beute das prächtige Zelt des Großweſſirs, das noch jetzt bei Luſtlagern des bayeriſchen Heeres benützt wird, ſeine vermeintlich durch Zaubermittel ſchirmenden Hemden und Waffen, eine ſchöne, kunſtreiche Schale mit merkwürdiger Inſchrift, aufbewahrt in der Hofbibliothek zu München, und andere zahlloſe Siegeszeichen, durch den großen Reſidenzbrand von 1750 größtentheils vernichtet. Maximilian Emanuel wurde zum Generaliſſimus ernannt, was die Eiferſucht des Herzogs von Lothringen erregte.

Während der letzten Tage der Belagerung von Belgrad, i. J. 1688, blieb Maximilian Emanuel bei Nacht immer in den Laufgräben. Am Tage des Hauptſturmes, den 6. Sept., ſprangen die Bayern und Oeſterreicher muthig in den Graben, und erſtiegen die Breſche, obgleich ein Regen von Kugeln, Pfeilen, Steinen, Granaten, ſiedendem Waſſer, Pech-, Schwefel- und Pulverſäcken auf ſie herabſtrömte. Die Zahl der Türken war allzu überlegen; alle Befehlshaber wurden getödtet, unter ihnen der bayeriſche General Steinau, der Feldmarſchall Graf Schärfenberg, Graf Auersberg, der Landgraf

Emil Fürſtenberg. Da eilte Maximilian Emanuel ſelbſt auf die Höhe, durch ſein Beiſpiel und ermuthigende Worte zu neuer Anſtrengung begeiſternd. Bei ſeinem gefürchteten Anblicke ſchrien die Türken: „Der blaue König! Der blaue König!“ So nannten ſie ihn wegen der Hausfarbe ſeiner Tracht. Gräßlich war das Gemetzel, aber die Breſche wurde behauptet. Ein Pfeil traf den Kurfürſten unterhalb des Auges, ein Lanzenſtoß in die Schulter. An ſeiner Seite erhielt Prinz Eugen von Savoyen, in ſpätern Jahren ſein gefährlicher Gegner im Felde, einen Hieb in den Kopf von einem Janitſcharen, dem dann der Prinz den Degen in den Leib rannte. Plötzlich gähnte den Vordringenden noch ein tiefer Graben entgegen, an deſſen Ende eine hohe Mauer ſtand. Ueberläufer hatten andere Meldung gethan. Der Muth der Angreifenden ſchien erſchöpft zu ſein, und man wollte ſich auf die Behauptung der Breſche beſchränken. Dieß war eine viel zu langweilige Ausſicht für den heldenkühnen Maximilian Emanuel, der vertrauensvoll auf das Alt-Stahrembergiſche und auf ſein bayeriſches Leibregiment ſchaute, und ausrief: „Brüder, wer folgt mir? — Bayern, mir nach!“

Er war der Erſte, der in den Graben ſprang, ihm nach wie raſend die Bayern, blitzſchnell 5 Regimenter, an Bajonnetten, Schußſcharten, auf nachfliegenden Leitern die Mauer emporkletternd, wobei vom bayeriſchen Leibregimente der Major Liebert, 6 Hauptleute und 2 Fähnriche fielen, während der Feldmarſchalllieutenant Baptiſt Arco durch das Donauthor, General Häusler von der Sauſeite, Mator Pinni durch die Waſſerſtadt eindrangen. In zwei Stunden war der Sieg erſtürmt. Vom Schloſſe herab wehte die weiße Fahne zum Zeichen der Uebergabe, und die Großmuth und Menſchenliebe des Kurfürſten retteten der Beſatzung das Leben; die wüthenden Sieger wollten nämlich auch das Schloß ſtürmen, und deſſen Vertheidiger niederhauen. Aber genug des Blutes war gefloſſen; von 16,000 Türken, die mit dem Anbruche dieſes Tages noch lebten, befanden ſich etwa noch 1800 in der Stadt, 2500 im Schloſſe.

Das kirchliche Dankfeſt für die Befreiung Ungarns hielt zu Belgrad am 8. Sept., am Tage Mariä Geburt, Marcus Avianus, des Kaiſers Liebling, der berühmte Kapuziner, welcher 5 Jahre früher, am 12. Sept. 1683, am halbzerſtörten Altare der Leopoldskapelle auf dem Kahlenberge, eine von dem Könige von Polen miniſtrirte Meſſe geleſen, und den ihn umſtehenden ſieghoffenden Fürſten und Herren den heiligen Segen ertheilt hatte.

Maximilian Emanuel's Erſtürmung Belgrad's i. J. 1688 iſt im Bogengange des k. Hofgartens in München in einem Bilde zu ſehen, gemalt von Karl Stürmer aus Berlin, und von dieſem auch gegenüber das Sinnbild des Heldenmuthes; der Friede in der erſten Abtheilung von E. Förſter; an der Decke ein Marienbild mit der Umſchrift: „Bayern, mir nach!“ von K. Stürmer. Ausführlich wurden von älteren Malern dieſe Heldenthaten des Kurfürſten im Victorienſaale der Gemäldegallerie in Schleißheim bei München verewigt; 1) von Franz Joachim Beich, — geb. 1663, geſt. 1748, — welcher die Schlachtfelder perſönlich bereiſete; der Entſatz von Wien, Schlacht bei Barkans, Eroberung Grans 1683; Neuhäuſels Eroberung; Schlacht bei Almas 1685; Gefecht an der Schiffbrücke von Peſth und Erſtürmung von Oſen 1686; Donauübergang bei Siklos, ſchwieriger Rückzug von Eſſeck, Sieg von Mohacz 1687, Uebergang über die Sau und Erſtürmung Belgrad's 1688. 2) Von Amigoni: die Audienz, in welcher Maximilian Emanuel nach der Erſtürmung von Belgrad, im Lager außerhalb deſſelben die türkiſchen Botſchafter empfing, die über die Jugend und Unbärtigkeit des „blauen Königs“ in das höchſte Erſtaunen geriethen. 3) Von Martin: das Treſſen bei Kalwghe am karpathiſchen Gebirge, wo die ſchönſte Frucht des Sieges der Bayern und Polen die Befreiung von 30,000 Chriſtenſclaven war, fortgeſchleppt aus Oeſterreich und Ungarn, unter ihnen viele Söhne und Töchter aus edlen Geſchlechtern; der Entſatz von Wien, die Eroberung von Gran. Maximilian Emanuel hat mit perſönlicher todesmuthiger

Hingebung, mit dem Leben von 32,000 in Schlachten und Seuchen gefallener Bayern, und durch den Aufwand von 30 Millionen für dieſen letzten Türkenkrieg, Kaiſer Leopold's Geſchenk des goldenen Degens zu Altötting auf eine des unſterblichen Ruhmes würdige Weiſe vergolten.

Maximilian Emanuel gab ſpäter noch zahlreiche Beweiſe ſeines Feldherrntalentes, ſeines unerſchrockenen Muthes, und ſeiner außerordentlichen perſönlichen Tapferkeit im Kriege gegen Frankreich wegen deſſen Anſprüche auf die Pfalz und Köln, in Italien zur Rettung Savoyens, bei der Belagerung von Carmagnola, wo er dem Befehlshaber der Feſtung, welcher ihn aus zarter Aufmerkſamkeit um Bezeichnung ſeines Zeltes zur Schonung deſſelben fragen ließ, die Antwort ſendete: „Aller Orten im Lager," und, als er bereits die vom Könige Karl II. von Spanien ihm mit einem monatlichen Gehalte von 75,000 Thalern angebotene Statthalterſchaft der Niederlande angenommen hatte, in den flandriſchen Feldzügen des Königs Wilhelm von England. Hier war es, wo Maximilian Emanuel, nach der von den Engländern verlorenen Schlacht von Neerwinden, an der Spitze ſeiner Bayern verzweiflungsvoll kämpfend noch den Sieg erzwingen wollte, und nur nach den dringendſten Vorſtellungen aller Generale ſich bewegen ließ, die Blutſtätte zu verlaſſen.

Seine junge Gemahlin Antonia, eine Enkelin des ſpaniſchen Königs Karl II., die ihm am 28. October 1692 den Prinzen Joſeph Leopold geboren hatte, war in Wien, in der väterlichen Burg, zwei Monate ſpäter geſtorben, am 24. Dezember 1692, erſt 23 Jahre alt. Nach zwei Jahren vermählte ſich Maximilian Emanuel zum zweiten Male mit Thereſia Kunigunde, der Tochter ſeines früheren tapferen Waffengefährten, des Königs Johann Sobiesky von Polen. Der kleine Prinz Joſeph kam nach dem Tode ſeiner Mutter am 7. Juni 1693 nach München, wo er unter ſorgfältigſter Pflege zum Lieblinge ſeines Vaters heranwuchs. Mitleidigen Herzens ſchrieb einſt Joſeph an den liebenden Vater ſeinen erſten Brief, worin er ihn um Begnadigung einer „zur wohlverdienten Strafe“ abgedankten Compagnie Hartſchiere bat. Die Antwort des Vaters iſt ein ſo denkwürdiges Zeugniß edlen Gemüthes und gewiſſenhafter Sorge für das Beſte ſeines Sohnes, daß ſie hier buchſtäblich mitgetheilt wird:

„Herzliebſter Sohn

„Daſ du dir die Handt haſt fieren laſſen, vmb Schrifftlichen bey mir deine Erſte bitt vor die, von mir zu woll verdienter Straff abgedanckhte Compagl hartſchier anzuwendten, hat mir vmb deſto mehr eine recht Jnerliche Verguikhung gemacht, indem ich darauſ die guete neigung deines Gemiets, ſo dich zum mitleiden, vnd Sanfftmietigkheit bewegt, habe verſpieren khönen: Derohalben deine Vorbitt allein bey mir vermögt, den Parton vmb welchen du mich gebetten erſagter Compagl zu ertheilen. Ewen dein guetes Gemieth vnnd andere Gaben, ſo zu deinen alter genuegſamb erſchienen, vnnd welchen dich Gott der allmechtige zu deiner hegſten consulation begnadet machen, das ich mich billich verſechen khann, du werdeſt auch meine Erſte vetterliche Ermanungen alſo beherzigen, vnnd in dein gemieth vnnd gedechtnus eintruckhen, daß du allezeit ſelbe vor augen haben, vnnd ſolchen nachkhomen werdeſt, welche beſtehen, daſ du alzeit

1) Die forcht gottes vor allen ſachen in herzen haben, vnnd gedenchen ſolleſt, das aller anfang deines zeitlichen, vnnd ewigen glickhs von dem ſelben herrieren vnnd khomen.

2) Den gehorſam gegen mir vnnd denen Jenigen, ſo zu deiner Education ohne einzige widerſpenzdigkheit zu beobachten, vnnd gedenckhen daß, wan man dir etwaſ vnnterſagt, oder ermant, wan es dich auch ſchon hart ankhombt, alles zu deinen beſten angeſechen ſeye.

3) Wan du von tugenten deiner voreltern oder andern groſſen Firſten erzellen höreſt dich nach proportion deines

alters ſelbe zu imidiren befleiſſeſt, herentgögen abſcheuchen von allen Laſtern haben ſolleſt.

4) Gleich wie nichts ſchöners an einen groſſen Fürſten, als alle ſeine Wiſſenſchaften zu haben, alſo mach dir ein begiert alles zu lernen, vnnd zu wiſſen, was einen Fürſten woll anſtehet, deßwegen ſey nit verdrießlich, bei deinen jezigen Jungen Jahren dich in ſolchen anfang vnnderweiſen zu laſſen, vnnd alles von deinen meiſtern die dir werden zugegeben billich anzunemben.

5) Ermane ich dich abſonderlich den zorn vnnd gehe zu meiſtern, vnnd dich zu überwündten, auch thueſt deſto mehr, mich (dich) darzue anwendten, weillen es ſcheint das dein natur dahin incliniert.

6) Leſtlichen ſeye niemals vndanckhbar gegen allen denen Jenigen, die vor dich arweithen, vnnd ſorgen, auch denen die dir threu dienen gedenckhe das eine von denen greſten glickhſeligkheiten eines Fürſtens denen leithen khönen guetes thuen, nun billich dir deine Erſte bitt nit abgeſchlagen, alſo hoffe ich billich du wirſt mir auch dieſe meine Erſte begehren geweren, vnnd mithin alles glickh vnnd Seegen von himel über dich ziehen, welches ich dir von threuiſten Vetterlichen herzen wünſche, auch aus Ewen dieſen von grundt derſelben meinen Vetterlichen Seegen hiermit ertheille, vnnd beſtendig verbleibe

dein gueter und threuer Vatter

Brüſſl den 22. nouemb. 1697.

Max Emanuel
Churfirſt.“

Dem Tode nahe, ernannte der kinderloſe Karl II., König von Spanien, dieſen unmündigen Prinzen Joſeph, ſeinen Urenkel, zu ſeinem Nachfolger und Alleinerben aller ſpaniſchen Reiche. Joſeph wurde nach Brüſſel zu ſeinem Vater gebracht, und daſelbſt mit königlichen Ehren empfangen. Schon lagen 24 ſtattliche Kriegsſchiffe vor Amſterdam, um Joſeph, den jungen Prinzen von Aſturien, wie man den Kronprinzen von Spanien zu nennen pflegte, nach Spanien zu bringen; keine Feder vermag die grenzenloſe Freude des Vaters Maximilian Emanuel zu ſchildern; aber leider verwandelte ſie ſich bald in eben ſo maßloſen Jammer; denn plötzlich erkrankte der junge Erbe des größten Reiches der Welt, über drei Welttheile ſich erſtreckend, worin die Sonne nie unterging, und ſtarb rettungslos ſchon am ſiebenten Tage, den 6. Februar 1699, unter Verzuckungen und Ohnmachten, nach der Meinung Einiger an vernachläſſigtem Ausbruche der Blattern, die der Leibarzt nicht erkannte, nach der Meinung Anderer, denen auch Maximilian Emanuel beiſtimmte, an beigebrachtem Gifte. Dieſen Verdacht begünſtigten die politiſchen Verhältniſſe, doch fehlt der Beweis, den nur eine Oeffnung der Leiche des jungen Prinzen hätte liefern können, von deren Vornahme aber keine Erwähnung geſchieht. Verzweiflungsvoll rauſte ſich der troſtloſe Vater die Haare, und jammerte: „Nimm mich aus der Welt, o Gott! und erhalte meinen Sohn!“ Wohlthätig unterbrach eine Ohnmacht ſeinen unausſprechlichen Schmerz, die man benützte, ihn von der Leiche ſeines geliebten Kindes zu entfernen, und dann zur Zerſtreuung nach dem Schloſſe Beurne zu bringen. Der Leibarzt des jungen Prinzen Joſeph hieß Don Louis; zwei Tage nach dem Prinzen ſtarb ſein erſter Kammerherr Graf von Tattenbach.

Nun ernannte Karl II., kurz vor ſeinem am 1. November 1700 erfolgten Tode, den Herzog Philipp von Anjou, Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, zum Thronfolger. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg entſtand zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, und Maximilian Emanuel ſchloß ſich Frankreich an. Der Kurfürſt zählte erfahrene Führer in ſeinem Heere: Baptiſta von Arco, Fels, Harthauſen, Lützelburg, Maffei, Monaſterole, Santini, Spielberg, Tattenbach, Taufkirchen, Weichel, Wolframsdorf und Andere, erfocht Anfangs viele Siege, und drang im J. 1703 raſch in das Innere von Tirol, um dem aus Italien heranziehenden franzöſiſchen Marſchalle Vendome die Hand zu bieten, bis das tapfere Volk der Tiroler für ſeinen Kaiſer und das Vaterland ſich erhob, und zuletzt den Kurfürſten zum Rückzuge nach Bayern zwang. Auf dem Wege von der Martinswand nach Zirl, ritt der Kurfürſt, unſcheinbar gekleidet, ſeinen goldenen Bließorden eingeknöpft tragend, auf einem Fußwege, vor ihm aber ſein Kammerherr Graf Ferdinand von Arco in glänzender Uniform, die er vermuthlich in der edlen Abſicht gewählt hatte, die Spähe des Feindes vom Kurfürſten abzulenken, deſſen zwei jungen italieniſchen Läufer eben zufällig vor dem Pferde des Grafen liefen, als ſie an eine Stelle kamen, die reißende Wand genannt. Hier lauerte ein Tirolerſchütze auf den Kurfürſten, und erſchoß den Grafen Arco, in dem Wahne, derſelbe ſei das erſehnte Ziel; dann entfloh er. So ſtarb der hochherzige Arco für ſeinen Fürſten.

Die drei berühmteſten Feldherren jener Zeit ſtanden dem Kurfürſten feindlich gegenüber: Prinz Eugen von Savoyen, als neunzehnjähriger Oberſtlieutenant einſt ſein Waffengefährte im Türkenkriege, nun Oberfeldherr des öſterreichiſchen Heeres, Markgraf Ludwig von Baden mit den Reichsvölkern, und der Herzog von Malborough mit 30,000 Engländern, Hinter unvollendeten Schanzen ſtanden unter dem Grafen von Arco am 2. Juli 1704 auf dem Schellenberge bei der treuen Stadt Donauwöth, von deren Mauer herab ein Bürger, der Lederhändler Lorenz Schwemmer, allein zwei kaiſerliche Anführer und mehrere Gemeine erſchoß, Bayern und Franzoſen, und vertheidigten ſich fünf Stunden lang bei der Erſtürmung des Berges mit Löwenmuth, bis ſie der Uebermacht weichen mußten. Unter den Feinden fiel ſchon bei dem erſten Angriffe der holländiſche Feldzeugmeiſter Goor; der öſterreichiſche General Styrum ſtarb wenige Tage nach ſeiner Verwundung zu Nördlingen; eine Fußwunde des Markgrafen von Baden veranlaßte deſſen baldigen Tod. Auf jeder Seite blieben gegen 4000 Mann. Maximilian Emanuel hatte ſein Hauptquartier zu Nordheim, und fand kaum noch Zeit zu ſeiner Rettung; ein Wirth von Eglau ſchiffte ihn über den Bach, und empfing dafür als

Belohnung das Urfahrrecht und Befreiung von allen Abgaben auf ewige Zeiten.

Entſcheidender war die große Schlacht bei Höchſtädt an der Donau am 13. Auguſt 1704. Den linken Flügel befehligte Maximilian Emanuel mit ſeinen Bayern und einer Abtheilung Franzoſen ſo ſiegreich, daß der kühne Prinz Eugen von Savoyen dreimal vor ihm floh. und nahe daran war, eine völlige Niederlage zu erleiden. Wo immer ein hartnäckiges Schlachtgedräng entſtand, da ſprengte Maximilian Emanuel mitten in die Feinde, und hieb ein mit ſeinem faſt handbreiten ungariſchen Säbel wie ein gemeiner tapferer Reiter. Allein in Folge eines Verſehens in der Aufſtellung des ganzen Heeres durch den franzöſiſchen Marſchall Tallard, durch welche die Zwiſchenräume zu ſchwach beſetzt blieben, wurde der rechte Flügel geſchlagen; das Centrum folgte; mehr als 25,000 Mann Franzoſen, die ſchönſten Regimenter Frankreichs, mußten die Gewehre ſtrecken und ſich ergeben; ihr Marſchall Tallard wurde von Boineburg, einem Adjutanten des Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, in dem Augenblicke gefangen, da er eben mit ſeinem Pferde, wie die übrige Reiterei, in den Wellen der Donau Rettung ſuchen wollte. Auf dem Schlachtfelde lagen gegen 20,000 Todte und Verwundete, nach einem nur ſechsſtündigen Kampfe. Unter den Gefangenen waren keine Bayern. Maximilian Emanuel rettete aus den Trümmern des großen Heeres 12,000 Bayern und eine gleiche Zahl Franzoſen, mit denen er in guter Ordnung am 15. Auguſt die Gegend von Ulm erreichte. Er wollte den Krieg in Schwaben fortführen; die franzöſiſchen Feldherrn drangen aber darauf, an den Rhein zu ziehen.

Die Kurfürſtin Thereſia, geſegneten Leibes, vier Monate vor ihrer Entbindung, kam mit ihren Kindern und Koſtbarkeiten nach Memmingen, um von da aus die unzertrennliche Gefährtin ihres geliebten Gemahles auch im Unglücke zu bleiben, wie ſie es im Glücke geweſen war. Aber der hochherzige Kurfürſt **Maximilian Emanuel** dachte an ſeine armen, verlaſſenen, treuen Bayern, und beſchloß, ihnen durch das größte Opfer, das er als zärtlicher Gatte und Vater zu bringen vermochte, einen unſterblichen Beweis ſeiner Liebe und Dankbarkeit zu geben. Er bewog ſeine geliebte Thereſia, mit den Kindern nach München zurückzukehren, und als ein Schutzengel des Landes ſtatt ſeiner die Regierung zu übernehmen. Herzzerreißend war der ſchmerzliche Abſchied, den ſie unter einem Strome von Thränen nahmen; ſie wußten nicht, ob und wann ſie ſich jemals wiederſehen würden.

Maximilian Emanuel begab ſich als Statthalter der Niederlande nach Brüſſel, wo er am 3. Okt. 1704 ankam. Thereſia gebar am 21. December 1704 einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt, und am 18. Febr. 1709 an den Pocken ſtarb; der Vater hat ſein letztes Kind nie geſehen. Die tiefeſte Trauer der Kurfürſtin über die Leiden des Landes, das nun unter öſterreichiſcher Verwaltung ſtand, und durch die Entbindung zurückgebliebene körperliche Schwäche machten der unglücklichen Mutter, nach dem Ausſpruche der Aerzte, den Genuß eines milderen Himmelsſtriches unerläßlich; Thereſia übergab ihre Kinder der Obhut treuer Räthe, und reiſete am 16. Februar 1705 nach Venedig, wohin ihre Mutter tröſtend von Rom eilte. Kaiſer Leopold verlangte am 29. April 1705 als rechtmäßiger Landesherr von Bayern die Huldigung; er ſtarb ſchon nach 6 Tagen, am 5. Mai; die Huldigung für ſeinen Sohn und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I., wurde am 13. Auguſt 1705 ausgeſchrieben, am erſten Jahrestage der unglücklichen Schlacht von Höchſtädt.

Befehle und Verfolgungen, wohl auch häufig noch härter ausgeführt, als ihr Vollzug nöthig machte, eigenmächtige Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten untergeordneter Werkzeuge aus Rachgier und Habſucht, verbreiteten ſo großes Elend im Lande, daß die Kurfürſtin Thereſia, ihre Pflicht höher achtend, als Geſundheit und Leben, nach München zurückeilen wollte, aber an der ſüdlichen Grenze von Tirol mit dem Befehle zur Umkehr gezwungen wurde: „den bayeriſchen Boden nicht wieder zu betreten.“ Dadurch war auch ihre tröſtende Hoffnung des Wiederſehens und der Umarmung ihrer Kinder vereitelt. Die Briefe ihres Gemahles an ſie und die beiden älteſten Söhne, unverdächtigen Inhaltes, wurden aufgefangen, darunter auch einer aus „Val de noſtre Dame“ vom 7. Juni 1705, mit welchem er ſeinem Sohne Philipp Hemdknöpfe von Diamanten ſendete, „wegen des erſten Briefs, ſo er mir geſchrieben.“ Endlich wurde das Maß der Leiden voll, und die Geduld des Volkes erſchöpft durch das Gebot vom 16. Juni 1705, mit deſſen ſtrenger Vollziehung erſt im Auguſt des nämlichen Jahres begonnen wurde: zwölftauſend Bayern, zum kaiſerlichen Kriegsdienſte in Italien und Ungarn, auszuheben. Da geſchah der in der Geſchichte Bayerns unſterbliche

Große Aufſtand des Volkes für ſeinen Fürſten und das Vaterland.

Wir halten es für nöthig, vor der Erzählung deſſelben durch einige Bemerkungen den Standpunkt ſeiner Beurtheilung zu beleuchten, und beginnen mit den Worten unſers großen deutſchen Dichters Schiller:

„Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
„Das iſt das Schickſal und Geſchick der Welt.“

Heil dem Fürſten und dem Lande, deſſen Volk von dieſer Geſinnung durchdrungen und begeiſtert iſt! — Ohne den Aufſtand der tapferen Tiroler i. J. 1704, würde Maximilian Emanuel ſeinen Zweck der Vereinigung mit dem aus Italien heranrückenden Marſchalle Vendome erreicht haben; ſie waren glücklicher in ihren Erfolgen, als die Bayern bei ihrem Aufſtande für Fürſt und Vaterland i. J. 1705, weil keine Verräthereien und geheimen Ränke ihre Anſtrengungen vereitelten. Und wieder erhoben ſich die Tiroler, gerade hundert Jahre ſpäter, i. J. 1805, und dann i. J. 1809, in welchem ihr oberſter Anführer, der biedere Sandwirth Andreas Hofer, durch Verrath in ſeiner Zufluchtſtätte, einer Alpenhütte in Paſſeyr, in die Hände der Franzoſen fiel, die ihn, weil er den Schutz der öffentlichen Begnadigung (Amneſtie) durch Wiederbeginn der Feindſeligkeiten verwirkt hatte, am 20. Februar 1810 zu Mantua ſtandrechtlich erſchoſſen. Er ſtarb für den Kaiſer und das Vaterland, und der dankbare Kaiſer Franz I. erhob in den Adelſtand die Familie des Andreas Hofer, deſſen Standbild die Franziskaner- oder Hofkirche zum heiligen Kreuze in Innsbruck ſchmückt. Auch wir Bayern haben die heilige Pflicht, die tapferen, todesmuthigen Landesvertheidiger von 1705 zu lieben und zu ehren. Anderthalbhundert Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; jene Zeit gehört der Geſchichte an.

Die Aushebung zu fremden Kriegsdienſten veranlaßte den Ausbruch des Aufſtandes zunächſt in den Landgerichten Kötzting und Neuburg vor dem Walde, nach der Erntezeit, und bald darauf an der Iſar, Vils und dem Inn. Als Anführer dieſes Aufſtandes ſind bekannt: Georg Sebaſtian Plinganſer, Oberanführer, der alle ſeine Aufrufe: „Churbayeriſche Lands-Defenſion, J. H. Wormbs“ unterzeichnete; Offiziere verſchiedenen Ranges: Georg Meindel, ſein Freund, früher Student, Oberſt und Führer einer Schaar von 500 Reitern; Franz Dallmaier, an der Spitze von 4 bis 500 Huſaren; Xaver Oertel, Führer von Dragonern, Jägern und anderem Fußvolke; Chriſtian Jäger, von Fußvolk; Johann Hoffmann, vormals Wachtmeiſter im Weichel'ſchen Küraſſierregimente, Exercitienmeiſter; er diente ſchon unter Maximilian Emanuel im Türkenkriege; Chriſtian Ziegler, kurbayeriſcher Adjutant, Commandant der Landwehr bei der Eroberung von Schärding; Georg König, ehemaliger Rittmeiſter; Andreas Ettel und Adam Jutzinger, früher Lieutenants; Johann Meyer, ehemals Hauptmann; Bauer Jockel, Oberſt in dem Treffen bei Biburg, in welchem Rieppel, General von 1500 Landesvertheidigern, gefangen wurde; Sigmund Karl Manninger, Stadtſchreiber von Oſterhofen, zugleich Kriegscommiſſär der Landesvertheidiger, im Treffen bei Dingolfing gefangen mit Kaſpar Dörffel, Feldmeſſer von Vilshofen; in dieſem Gefechte kämpften auch der Bruder des Hofrichters von Oberndorf und der Jägermeiſter zu Haarburg; als erſter Commandant in Cham: Pfarrer Müller von Viechtach, deſſen Unterſchrift immer lautete: „Florian Sigismund Maximilian, Edler Herr von Althamerthal und Fronhofen, kurfürſtlicher wirklicher Brigadier und Commandant;" als zweiter Commandant in Cham: ein Bürger, Färbermeiſter, unbenannt, und zwei Hauptleute unter den angenommenen wunderlichen Namen Bratwurſt und Haderlumpen; von dieſen vier Führern wurden die erſten Drei gefangen; von Abel, ehemaliger Adjutant im Regimente Lützelburg; von Lange; der Wirth von Ried; der Pfleger von Mühlheim und die Söhne des Brauers von Altheim; Kraus, Bürger und Metzger zu Kelheim, Oberſtlieutenant der Landesvertheidiger; der Landgerichtsoberſchreiber von Schärding, unbenannt; Weber, früher kaiſerlicher, dann württembergiſcher Hauptmann; Peter Gauthier, ein franzöſiſcher Hauptmann, der in Bayern zurückgeblieben war, und als Anführer in der Sendlingerſchlacht fiel; Joh. Ferd. Leo Rainer von und zu Hakenbuch, Schützenhauptmann; Corporal der Schützen: Wolf Andeſtner; Kunſt, Pfleggerichtsſchreiber; Peter Wieſer, Wagnermeiſter von Gmund; Kaſpar Hirner, Poſthalter von Anzing, welcher der Landesvertheidigung ſehr weſentliche Dienſte leiſtete, ſchon verhaftet den Feinden durch die Schnelligkeit ſeines Rennpferdes entging, bei den Kapuzinern in Erding im Ordenskleide verborgen lebte, in ganz entſtellender Tracht ſeine Familie beſuchte, und glücklich wieder in das Kloſter nach Erding zurückkehrte. Zum Andenken an die glückliche Rettung des Vaters, ſtiftete ſein Sohn, Franz Hirner, im Jahre 1722 das Hirner'ſche Familienbeneficium in der Pfarrei zu Anzing.

Georg Sebaſtian Plinganſer wurde in dem ſchönen Markte Pfarrkirchen im Rottthale Niederbayerns in dem Hauſe geboren, das im untern Theile dieſes Marktes, an der Hauptſtraße, im J. 1833 neben dem Ausgangsthore rechts die Nummer 85 trug, und im genannten Jahre als Eigenthum der Gemeinde zur Marktſchreiberei verwendet war. Jahr, Monat und Tag ſeiner Geburt ſind unbekannt. Schon i. J. 1694 verlor er durch den Tod ſeinen Vater, einen ſehr geachteten Bürger daſelbſt, Johann Georg Plinganſer, Wein- und Weißbierwirth, zugleich Baron Imsland'ſcher Verwalter zu Thurnſtein. Nun heirathete ſeine Mutter, Barbara Plinganſer, einen Bürgersſohn von Pfarrkirchen, Namens Adam Roman Peyerer, der mit der Sorgfalt eines leiblichen Vaters die Koſten nicht ſcheute, ſeinen talentvollen Stiefſohn, Georg Sebaſtian Plinganſer, zu Burghauſen, und dann auf der Hochſchule zu Ingolſtadt die Rechte ſtudiren zu laſſen. Der Bruder dieſes hochherzigen Jünglings, Michael Plinganſer, war ſpäter Weingaſtwirth im väterlichen Hauſe, deſſen Sohn Alois erſt in unſerem Jahrhundert als ein beinahe neunzigjähriger blinder Greis im Bürgerſpitale zu Pfarrkirchen geſtorben iſt.

Georg Sebaſtian Plinganſer befand ſich eben dort, als einige hundert aufſtändiſche Bauern im Orte erſchienen, mit dem feſten Entſchluſſe zur äußerſten Vertheidigung gegen den an der Spitze von 1000 Mann anrückenden kaiſerlichen Oberſt von Wendt. Sie kannten die begeiſterte Vaterlandsliebe des verſtändigen, kenntnißvollen, kräftigen und feurigen Jünglings, der ſeit einem halben Jahre nach Vollendung ſeiner Studien von Ingolſtadt zurückgekehrt war, und hatten ein ſo unbedingtes Vertrauen zu ihm, daß ſie ohne ſeine Leitung ihre Sache für verloren hielten, daher ſie am 9. Novbr. 1705 ihre dringende Aufforderung an ihn, die Hauptmannsſtelle bei der Reichenberger-Landfahne zu übernehmen, ſogar mit der Drohung verbanden, ihn außerdem auf der Stelle zu erſchießen, wie Plinganſer ſelbſt in ſeinem ſpäteren, noch vorhandenen, ausführlichen, eigenhändigen Berichte über dieſen Befreiungskrieg an den Kurfürſten Maximilian Emanuel erzählt. In dieſem Berichte erklärt Plinganſer die Sache der Aufſtändiſchen als eine gerechte Sache, „weil die kaiſerliche Adminiſtration die Vertragspunkte, ſo viel den widerrechtlichen Einfall in das

Rentamt München betrifft, zuerſt verletzt, der durchlauchtigen Landesfrau gegen die Uebereinkunft den Beſitz ihrer Länder nicht mehr zugeſtanden, und Verſuche gemacht hat, die Prinzen wegzuführen.“

Deßhalb ſagt Plinganſer in jenem Berichte wörtlich:
„Zu dem endte wurdte zwiſchen privatperſonen ein ſolch genaue
„Verbindnuß abgeſchworen, daß Sye ehender Leib und Leben
„in die Schantz ſchlagen vnd biß uff den letzten Bluetstropffen
„fechten, als das edliſte Cleinod des liebwerthiſten Vaterlandts,
„die durchleichtigſte Nachvolge Vnſerer gnädigſten Fürſten und
„Herren den rauberiſchen Handen entlaſſen wollten.“ Der patriotiſche Befreiungsverſuch iſt zwar geſcheitert, hauptſächlich durch vielfältigen Verrath und unterwühlende Ränke mancher Art; dennoch wurde der große Erfolg des Aufhörens der gewaltſamen Aushebungen zu fremdländiſchen Kriegsdienſten erzielt, daher Plinganſer am Schluſſe ſeines Berichtes mit Recht bemerken konnte: „Auch werden Eure kurfürſtliche Durch-
„laucht Dero höchſte Gnade mir um ſo mehr zukommen laſſen,
„als nämlich durch beſagtes Aſſociationswerk über hunderttau-
„ſend Patrioten, folglich das wertheſte Vaterland, bei ſeinen
„innerlichen Landeskräften zu künftigen Thaten von mir er-
„halten wurde; denn wenn ich die kaiſerlicher Seits zur gänz-
„lichen Verödung des Landes unternommene Muſterung nicht
„unterbrochen hätte, ſo würde das Land zur Vermehrung Höchſt-
„dero Truppen keine tauſend Mann mehr haben ſtellen können.“

Gefangene aus dem Heere der Landesvertheidiger haben ausgeſagt, daß die wörtlich nachſtehende Aufforderung des Kurfürſten den Aufſtand veranlaßt habe:

„Wir, von Gottes Gnaden, Maximilian Emanuel,
„Kurfürſt von Bayern, ꝛc.

„Nachdem Wir mit Schmertzen vernommen, daß ihr, meine
„Liebe, Getreue, ſeit unſer Abweſenheit mehr und mehr be-
„ſchweret werdet, und man euch eine Million nach der andern
„abpreſſet, benebenſt den Teutſchen Krieg aus euren Mitteln
„fortſetzen wolle, wodurch denn die Armuth bei euch dermaſſen

„zugenommen, daß ihr die unerträglichen Laſten, ſowohl in
„Geld, Mannſchaft, freie Einquartirung, und hin- und wieder-
„Marches (Märſche) nicht länger ertragen könnet, daß ihr auch
„euer Vieh und Haus-Zierathe zu Gelde gemacht, und nichts
„mehr als die leere Wohnung übrig habt, ſo haben Wir nach
„der allezeit gegen euch erwieſenen und noch habenden Güte und
„Vorſorge, rathſam und gut befunden, euch ſolches vorzu-
„ſtellen und zu ermahnen, daß ihr ſolche unchriſtliche Beſchwerungen
„nicht länger dultet, ſondern hingegen geſamter Hand einander
„beyſtehet, mit Gewehr euch verſorget, und auf alle Arth und
„Weiſe das Land ſelbſt zu beſchirmen trachtet, und ſolches um
„ſo viel mehr, da man noch über dem die bequeme Mann-
„ſchaft zu dem Krieges-Dienſt mit Gewalt zwingen und weg-
„führen will. Zu dem Ende wollen Wir auch nicht unterlaſſen,
„euch, ſo viel möglich iſt, beyzuſtehen, und unſer Winter-Lager
„nahe bey euch zu nehmen, biß ihr einen feſten Fuß in's Land
„haben werdet. Womit Wir, wie vor dieſem, euch in Gnaden
„und Gunſt gewogen verbleiben."

Ohne zu unterſuchen, von wem und zu welchem Zwecke eine ſolche Aufforderung unter dem Namen des Landesfürſten verbreitet wurde, iſt es leicht, zu beweiſen, daß nicht Maximilian Emanuel ſie erlaſſen hat. Wäre dieß der Fall geweſen, ſo würde ohne allen Zweifel der geſammte kampffähige Adel ſogleich an dem Aufſtande Theil genommen haben, was nicht geſchehen iſt. In der Aufforderung verheißt der Kurfürſt ſeinen Beiſtand, und die Nähe ſeines Winterlagers, und dieß zu einer Zeit, da er in Brüſſel lebte. Maximilian Emanuel war ein Fürſt von Wort; er hätte den Landesvertheidigern, wenn auch keine Hülfstruppen, doch einen tüchtigen General und geſchickte Offiziere geſendet, deren Mangel großen Theils das Gelingen des Aufſtandes vereitelte. Aber er war auch ein zu kriegskundiger Feldherr, um nicht die Haltloſigkeit eines ſolchen Aufſtandes, ohne den Beiſtand von regelmäßigem Militär, einzuſehen, und liebte ſein Volk zu väterlich, um deſſen ohnehin ſchon höchſt traurige Lage durch einen ſolchen

Aufſtand und die Folgen deſſelben noch mehr verſchlimmern zu wollen. Jene Aufforderung hat der Kurfürſt nicht erlaſſen, was klar hervorgeht aus ſeinen noch vorhandenen, eigenhändigen, an ſeine Gemahlin in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen, vertraulichen Briefen, die der Verfaſſer dieſes Werkes für die Leſer deſſelben überſetzt hat, wie folgt:

I. Brief vom 1. Januar 1706. — „Die Sache der „Landleute in Bayern wird, nach den öffentlichen und Zeitungsnachrichten, denn andere hab' ich hierüber nicht, täglich „ſtärker, und wenn die Feinde irgendwie gerecht denken, ſo „müſſen ſie, anſtatt Ihnen eine Schuld daran beizumeſſen, einſehen, daß, wenn ſie uns den Vertrag gehalten hätten, und „Sie in Bayern geblieben wären, ſo etwas niemals würde geſchehen ſein."

II. Brief vom 15. Januar 1706. — — „Gleichwohl kann ich Ihnen aufrichtig ſagen, daß ich niemals von dieſem Aufſtande gewußt, noch irgend „eine Mittheilung erhalten habe. Ich weiß nicht „einmal, wer ihre Anführer ſind, und wer das Ganze „leitet. Von ihrer Seite iſt nichts an mich gelangt, „und Alles, was ich weiß, weiß ich aus den holländiſchen „Zeitungen, und bisweilen aus einem Briefe, den irgend eine „Perſon an meinem Hofe empfängt. Ich habe dieſes Unternehmen immer für wenig ſolid gehalten; es war „nicht die geeignete Zeit, es zu beginnen, um einigen Vortheil „davon zu hoffen, ſondern eher, wenn die Heere im Felde geweſen wären."

III. Brief vom 12. Februar 1706. — — — „O Gott! „wie viel unſchuldig vergoſſenes Blut! Und wie viel Thränen vergieße ich darüber, ſo oft ich allein bin! Wenn „ich an dieſem Unternehmen Theil genommen hätte, „ſo würde ich dieſe armen Leute nicht verleitet haben, geopfert zu werden, ohne ſie unterſtützen zu können."

Auch der landwirthſchaftliche Ausſchuß berief ſich in einer

Abmahnung vom 4. Januar 1706 ausdrücklich auf Briefe aus Brüſſel und Venedig.

Mit Begeiſterung übernahm Plinganſer die Hauptmannsſtelle, und führte die Reichenbergerlandfahne noch am Abende des nämlichen Tages, — 9. November — aus dem unhaltbaren Pfarrkirchen an den Inn. Bald ſtand der einſichtvolle tapfere Jüngling an der Spitze des ganzen Aufſtandes, der gegen die Mitte des November 12,000, und gegen Anfang des December 24,000 bis 30,000 Streiter zählte, Viele darunter regelmäßig bewaffnet, die Meiſten aber mit Senſen, Heugabeln, Haken, Streithämmern, Morgenſternen. Auf ihren Fahnen war zu leſen: „Lieber bayeriſch ſterben, als in des Kaiſers Unfug verderben.“ Obgleich Oberfeldherr, unterſchrieb ſich der beſcheidene Plinganſer doch gewöhnlich nur: „Landes-Defenſions-Kriegs-Commiſſär,“ mit Beifügung des angenommenen Namens J. H. Wormbs.

Der Beſitz feſter Plätze ſchien dringend nothwendig. Am 14. November 1705 verſuchten 800 Mann, unter Anführung des Pflegers von Mühlheim und der Söhne des Brauers von Altheim, durch einen Handſtreich die Stadt Burghauſen zu nehmen, im Einverſtändniſſe mit einem Handſchuhmacher daſelbſt, einem Bekannten von Plinganſer und deſſen vertrautem Freunde, dem tapfern und beredten Meindel, aus der Zeit, da ſie daſelbſt in den untern Schulen ſtudirten. Der Handſchuhmacher, deſſen Haus in der Nähe des am ſüdlichen Ende der Stadt befindlichen Mautthörleins ſtand, auf der Rückſeite durch einen ſchmalen Weg von dem erhöhten linken Uferrande der Salzach getrennt, ließ ſie um 6 Uhr Morgens durch eine hintere Thüre des Hauſes in die Stadt, wornach ſie ſich ſogleich des Mautthörleins bemächtigten, welches ſie den übrigen Kameraden öffneten. Sie vereitelten jedoch ſelbſt das Gelingen ihres Anſchlages durch allzufrühes Lärmen, weßhalb Plinganſer in ſeinem Berichte an den Kurfürſten hierüber ſagt: „Denn

„die vnſrige ſich ſelbſt mit tumen Geſchrei verrathen vnd nebſt hinterlaſſung 30 todten vnd yber 300 gefangnen ſchändlich zurücktreiben laſſen." Die kaiſerliche Beſatzung beſtand nur aus 170 Mann; ein Feldwebel eilte ſogleich mit hundert derſelben den Eingedrungenen entgegen. Gleich Anfangs wurden 24 Landesvertheidiger todtgeſchoſſen, Andere, darunter 80 Studenten, auf den Kirchhof gedrängt, wo ſie ſich 8 Stunden lang, bis 2 Uhr Nachmittags, vertheidigten. Wer ſich nicht verbergen oder auf irgend eine Weiſe flüchten konnte, wurde erſchoſſen oder niedergehauen; bei 300, in verſchiedene Stadttheile verſprengt, geriethen in Gefangenſchaft.

Doch rächend erſchien Plinganſer am andern Tage mit vierthalbtauſend Aufſtändiſchen vor Burghauſen, deſſen nur noch aus 140 Mann beſtehender Garniſon bei dem Rückzuge aus der Stadt in das feſte Schloß durch die Bürger von Burghauſen der Weg verrannt, und wobei der kaiſerliche Befehlshaber getödtet wurde. Burghauſen nebſt dem feſten Schloſſe fiel am 17. November in die Gewalt der Landesvertheidiger. Auf Plinganſer's Befehl zog Meindel mit 6000 Mann vor die Stadt Braunau, die er mit glühenden Kugeln beſchoß, und zweimal ſtürmte; bei dem dritten Sturme zwangen die Bürger von Braunau den kaiſerlichen Befehlshaber zur Uebergabe; die Garniſon von 900 Mann ſtreckte das Gewehr. Dieß geſchah am 27. November. Zu ſpät erſchien der kaiſerliche Oberſt von Wendt nach der ihm am 24. November gelungenen Rettung Waſſerburg's; Plinganſer, mit Meindel vereinigt, lagerte neben der Stadt in einem Gürtel von Verhauen, des Angriffes gewärtig. Wendt ſendete Plinganſer's Stiefvater, Adam Roman Peyerer, zu ihm, der den muthigen Jüngling, dem das Vaterland lieber war als der Vater, weder durch ſeine eigenen Bitten, noch durch die Mittheilung von Wendt's glänzenden Verheißungen und ſchrecklichen Drohungen, von ſeinem feſten Entſchluſſe der Befreiung des Vaterlandes abzubringen vermochte. Da griff der Oberſt Wendt wüthend an, wurde aber nach einem hartnäckigen Kampfe von

Plinganſer zurückgetrieben, der bald darauf, am 4. December, auch die ſeit mehreren Wochen von 5000 Bayern eingeſchloſſene Stadt Schärding nebſt 50 Kanonen und 500 Zentnern Pulver und vielen Waffen durch Uebergabe eroberte, nachdem die Breſche in der Mauer bei dem Kapuzinerkloſter bereits gangbar war. Der kaiſerliche Oberſtwachtmeiſter Bittner mit der Beſatzung von 475 Mann erhielt freien Abzug nach Oeſterreich, unter der eidlichen Verpflichtung, nicht gegen den Kurfürſten von Bayern, deſſen Volk und den König von Frankreich zu ſtreiten. Auf dieſe Art, menſchlich und mit gewiſſenhafter Einhaltung der Uebergabsbedingungen, verfuhren die Landesvertheidiger bei allen Gelegenheiten gegen feindliche Beſatzungen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich nun der Aufſtand in allen Gegenden zwiſchen der Iſar und dem Inn. Die Hinrichtungen von vielen gefangenen Landesvertheidigern durch Rad, Schwert und Strang, ſchreckten nicht ab, für den Kurfürſten und das Vaterland zu kämpfen. Gewiß hätte Plinganſer nach der Eroberung von Schärding auch Paſſau weggenommen, würden ihn nicht andere Rückſichten, und insbeſondere der allgemeine Wunſch der Landesvertheidiger, unaufhaltſam nach München zur Befreiung der Hauptſtadt von den Feinden vorzudringen, davon abgehalten haben. Graf von Löwenſtein-Wertheim und die kaiſerliche Verwaltung in München, hielten ihre Beſatzung für zu ſchwach zum Widerſtande, und wollten den Zuzug von Truppen aus Franken und Schwaben erwarten, ſchlugen daher den Landesvertheidigern Unterhandlungen vor, um Zeit zu gewinnen. In dem Dorfe Anzing, ſechs Stunden öſtlich von München, trafen ſich die Bevollmächtigten am 4. December. Jeder der neun dazu Abgeordneten der Landesvertheidigung, mit einem Ehrengeleite von 3000 vollſtändig Bewaffneten, kam in einem ſechsſpännigen Wagen angefahren, um auch durch äußerliches Gepränge an ihre Siege zu erinnern. Unter ihnen befanden ſich der Vorſtand der gewählten Landesverwaltung zu Burghauſen, Freiherr von Prielmaier und Oberſt Meindel. Die Unterhandlung hatte keinen andern

Erfolg, als einen Waffenſtillſtand auf 9 Tage, welchen, als erwünſcht und vortheilhaft für die Feinde, Plinganſer zürnend verwarf, ſogleich die Oeſterreicher aus Neuötting vertreiben, und dieſe Stadt durch ſeine Leute beſetzen ließ.

Am 13. December, während bereits zahlreiche preußiſche, pfälziſche, württembergiſche, ansbachiſche und wolfenbüttel'ſche Truppen zur Dämpfung des Aufſtandes heranzogen, fiel die Stadt Kelheim an der Donau, worin eine kaiſerliche Beſatzung von nur 40 Mann lag, durch eine Liſt des dortigen Bürgers und Metzgers Kraus, in die Gewalt der Landesvertheidiger. Nachts 11 Uhr kam Kraus vor das Brauhaus, und bat um Einlaß, weil er nothwendig mit ſeiner Gattin reden müſſe. Nach einiger Weigerung wurde ihm ein Pförtlein geöffnet, durch welches ſogleich hinter ihm ſein verſteckter Hinterhalt eindrang, und die kleine Beſatzung zu Gefangenen machte. Kraus wurde zum Oberſtlieutenant gewählt. Aber ſchon am 16. December zog der kaiſerliche Oberſt Truchſeß mit 800 Mann aus Ingolſtadt, vereinigte ſich mit 6 Compagnien ansbachiſcher Grenadiere und 2 bayreuthiſchen Compagnien, und berannte Kelheim. Die Landesvertheidiger darin blieben ſtandhaft. Am 18. December kam Artillerie für die Belagerer; um 5 Uhr Abends wurde die Stadt erſtürmt, und Kraus gefangen. Die übrigen Gefangenen mußten um ihr Leben ſpielen; das Todesloos traf von den Bürgern je den fünfzehnten Mann, von den übrigen Landesvertheidigern je den fünften Mann; ſie ſtarben muthig für ihren Fürſten; Alle verloren ihr Habe; die vom Tode verſchonten Tauglichen führte man als Rekruten fort, Kraus aber nach Ingolſtadt, wo er geviertheilt wurde; die vier Stücke ließ man in den vier Rentämtern aufhängen. Ein anderes Unglück traf 2000 Landesvertheidiger bei Dingolfing, wo ſie von kaiſerlicher Reiterei geſchlagen und zerſprengt, und ihre Anführer, Kaſpar Dörffel und Sigmund Karl Manninger gefangen wurden.

Die Einnahme von München durch die Landesvertheidiger, zur Befreiung der kurfürſtlichen Prinzen, hätte unfehlbar gelingen müſſen, wären nicht kaum 2500 derſelben, aus dem Oberlande, unter ihnen der rieſige Schmid von Kochel, Balthaſar Mayer mit ſeinen zwei Söhnen Lorenz und Paul, angeführt von dem muthigen Peter Gauthier, einem franzöſiſchen Hauptmanne, dem Hauptmanne Johann Meyer, von Lange, früher bayeriſcher Lieutenant, und von Abel, ehemals Adjutant im Regimente Lützelburg, einen Tag zu früh nach München gezogen, ohne die Ankunft der geſammten Macht der Landesvertheidigung von vierzigtauſend Mann zu erwarten, welche, wie Plinganſer in ſeinem Berichte an den Kurfürſten ſagt, von Anzing her am Chriſttage vor München würden erſchienen ſein, wo durch geheimes Bündniß die Mitwirkung einer bedeutenden Zahl der Einwohner geſichert war. Zu den Thätigſten derſelben gehörten zwei Bürger: der Eiſenhändler Senſer, und der Wirth Gütler im Thale. Senſer lieferte Pulver, Blei, Gewehre, Schanzzeug, Granaten und andere Bedürfniſſe, wußte auch einen Schlüſſel zu einer gewiſſen Schanze ſich zu verſchaffen, und ſollte zugleich Anführer von 600 Studenten aus der Stadt ſein. Gütler, einer von den Hauptanführern der Landesvertheidiger, hatte die Gerichte Erding, Schwaben und andere zum Aufſtande bewogen, auch den Weißbierbraumeiſter dahin gebracht, ihm zu einer verabredeten Stunde die Thüre des Brauhauſes an der Stadtmauer zu öffnen, und die Anordnung getroffen, daß die Studenten auf dem Anger, die Hofdiener vor der Reſidenz, und die für den Kurfürſten opfermuthigen Bürger bei den Auguſtinern zuſammenkommen, die Beſatzung raſch entwaffnen, und ſich eines bezeichneten Thores bemächtigen ſollten, ſobald Granaten vor der Stadt das Anrücken der Befreier verkünden würde.

Dieſe ſtrömten von allen Seiten in die Gegend des Kloſters Scheftlarn, fünf Stunden ſüdlich von München, wo gemuſtert, geordnet und berathen wurde. An dieſer Berathung nahmen Theil der Kriegscommiſſär Fuchs, ein Mann, der die Schaaren zu ordnen und durch Anſprache zu begeiſtern verſtand, und der Pfleger von Starnberg, Johann Joſeph Oettlinger, welcher am heiligen Chriſtabend Nachmittags eilig nach München fuhr, und dem Grafen Löwenſtein-Wertheim Alles verrieth, was er in Scheftlarn hinſichtlich der Verſchwörung in München erfahren hatte, daher die Bürger wiederholt entwaffnet, und bei ſtrengſter Strafe angewieſen wurden, ihre Häuſer nicht zu verlaſſen. Man verhaftete die verrathenen Häupter der Verſchwörung, Senſer und Gütler, und beſetzte die verabredeten Vereinsplätze mit zahlreichen Truppen. Die oberländiſchen Landesvertheidiger, deren Fahnenträger der damalige unbenannte Wirth von Bayerbrunn war, unter ihnen nur 500 mit Schießgewehren, die Uebrigen mit andern Waffen aller Art, zogen in zwei Schaaren, die Eine über Grünwald und Gieſing auf der rechten Uferhöhe der Iſar, durch die Au, wo die wackere Zunft der Zimmerleute ſich mit ihnen vereinigte, die Andere über Sendling gegen München.

Die Chriſtnacht war angebrochen; eine Stunde ſpäter verkündeten ſie durch Kanonendonner ihre Ankunft, ohne durch irgend ein verabredetes Zeichen aus der Stadt begrüßt zu werden. Sie erſtürmten den Brückenthurm an der Iſar, und würden durch raſches Vordringen, anſtatt die Zeit mit dem Umſchwärmen der Stadt und fruchtloſem Schießen zu verlieren, München, ungeachtet der vom Feinde getroffenen Maßregeln, dennoch erobert haben. Mit Sonnenaufgang kam in einem Eilmarſche von Anzing her General Kriechbaum, im Rücken der Landesvertheidiger, welche dadurch zwiſchen zwei Feuer geriethen, und gezwungen wurden, mit bedeutendem Verluſte nach dem bereits verſchanzten Dorfe Sendling, $^{3}/_{4}$ Stunden weſtlich von München, ſich zurückzuziehen, wo ſie ſich hinter dem Verhaue, auf dem ummauerten, hochliegenden Kirchhofe, und auf den ihn umgebenden Anhöhen, in Häuſern und Scheunen, aufſtellten.

Um 9 Uhr Morgens am Chriſttage begann der ungleiche Kampf gegen die kaiſerlichen regulären Fußgänger mit Artillerie, und gegen zahlreiche Reiterei. Die Landesvertheidiger ſtritten mit dem Heldenmuthe der Verzweiflung, von allen Seiten umzingelt. Gauthier fiel, von einer Kugel durchbohrt, mit ihm ihre Hoffnung, unter den Letzten der gefürchtete rieſige Schmid von Kochel, Balthaſar Mayer, der mit ſeiner eiſernen Keule zahlreiche Feinde erſchlagen hatte, mit ſeinen beiden Söhnen Lorenz und Paul, und ſeinem Vetter, dem ſchönen Zimmermeiſter Reifenſtuel von Gmund. Weithin bedeckten das blutige Schlachtfeld die Leichen von mehr als 2000 Landesvertheidigern, unter ihnen die 34 Zimmerleute aus der Au, nebeneinander, die für ihren geliebten Kurfürſten und das Vaterland ruhmvoll geſtotben waren. 600 ſchwer Verwundete, unter ihnen der Hauptmann Johann Meyer, der im Gefängniſſe an ſeinen Wunden ſtarb, und die Offiziere von Lange und von Abel, wurden in die Stadt geſchleppt, wo Viele vor dem Verbande, Viele unter den Händen der Wundärzte ſtarben. Die Feinde erbeuteten 4 Fahnen mit bayeriſchen Wappen, 6 kleine Feldſtücke, 1 Paar Pauken, und 5 Wagen mit Munition und Granaten. Ein Bauernknecht von Sendling, Polal, der damals ſich in den Kamin eines Häuschens bei dem Angerbauernhofe geflüchtet hatte, worin er zu ſeiner Sicherheit drei Tage lang verweilte, ſchilderte noch als Greis den Landleuten jene mörderiſche Schlacht, und insbeſondere das in ſeiner Nähe vorgefallene blutige Treffen zwiſchen Ungarn und Gebirgsbauern, welche jene an dem Eindringen von der Seite des Heiligengeiſthofes verhindern wollten.

„Ein Actenſtück zur Geſchichte der Sendlinger-Schlacht,“ mitgetheilt 1858 durch den verdienſtvollen hiſtoriſchen Quellenforſcher, Herrn k. Hofbibliothekar und Akademiker Heinrich Konrad Föringer in München, enthält eine an den Kurfürſten Max Emanuel gerichtete Bittſchrift des gräflich-Tattenbachiſchen Pflegers der Grafſchaft Vallai und nachmaligen kurfürſtlichen Kriegscommiſſärs Maximilian Alram, der an der Spitze von 400 Vallaiſchen Unterthanen den von den heldenmüthigen Hochländern beabſichtigten Befreiungszug nach München mitmachte, aus dem mörderiſchen Kampfe zwar das Leben rettete, aber dem ſofort auf ihn lauernden Tode durch Henkershand nur durch die Flucht entrann, und nach zweijährigem Umherirren das erwähnte Geſuch an ſeinen Landesherrn um Unterſtützung und um Verwendung im bayeriſchen Staatsdienſte abfaßte.

Von großer Erheblichkeit iſt die zuverläſſige Angabe in Alram's Berichte, daß nach der Muſterungsliſte die geſammte Streitmacht der tapferen und todesmuthigen Patrioten aus kaum dritthalbtauſend Mann beſtand, wovon etwa ein Drittheil bewaffnet war, während ihre Feinde: die kaiſerliche Beſatzung der Stadt München 5000, und das Kriechbaum'ſche Corps 3000 Mann ſtark waren, alſo kaum 2500 Mann gegen 8000 Mann regelmäßige Truppen kämpften!

Zum ehrenden Andenken an jenen glorreichen Bluttag des Opfertodes der Bauern aus dem bayeriſchen Oberlande für Fürſt und Vaterland, folgt hier das von Wilhelm Freiherrn von Gumppenberg, vor ſeinem Tode Gutsbeſitzer von Wallenburg bei Miesbach, i. J. 1841 mit großer Mühe zuſammengeſtellte und mitgetheilte, vom Verfaſſer dieſes Buches alphabetiſch geordnete

Namens-Verzeichniß

der in der Sendlingerſchlacht am Chriſttage 1705 für Fürſt und Vaterland gefallenen Bauern aus dem Landgerichtsbezirke Miesbach.

Pfarrei Osterwarngau.

Aus dem Dorfe **Föching**: 1) Aigenmann, Georg; 2) Hafner, Balthaſar, verheirathet ſeit 1704; ihm ward fünf Monate nach ſeinem Tode eine Tochter Anna geboren; 3) Hermaler, Mathias, verh. ſeit dem J. 1703; 4) Kirſchenhofer, Kaſpar; 5) Kirſchenhofer, Sebaſt., 26 J. alt, Bruder des Vorhergehenden; 6) Pichelmayer, Benedikt, 21 J. alt, verh. ſeit 1705; 7) Thalhuber, Georg, verh. ſeit 1703; er ſchleppte ſich nach der Schlacht, ſchwer verwundet, bis zum Dorfe Deining, wo er ſtarb und begraben liegt; 8) Widmann, Joſ., verh. zum zweiten Male ſeit dem J. 1703. — Aus dem Dorfe **Fellach:** 9) Buchberger, Kaſpar, verh.; 10) Rechthaler, Petrus, verh. — Aus **Unterlaindern:** 11) Berghamer, Lorenz. — Aus **Schmidham:** 12) Taubenberger, Joh., 22 J. alt; 13) Taubenberger, Sebaſt., 26 J. alt, Bruder des Vorhergehenden; Beide waren ledig und gebürtig auf dem Klasl-Anweſen, wo noch hauſet Markus Taubenberger, Klasl in Schmidham.

Aus **Oberwarngau:** 14) Auer, Balth.; 15) Auracher, Wolfg.; 16) Feſchinger, Kaſpar, von Reitham; 17) Haltmayr, Matthäus, von Reitham; 18) Kiſtenhofer, Wolfg.; 19) Letner, Kaſpar, von Ried; 20) Perghamber, Georg; 21) Peirl, Adam; 22) Ruml, Joh.; 23) Stegmayer, Sixtus, Bäcker; 24) Tölzler, Ant., Schneider. — Gerettet: Weber, Hieronymus, laut einer Votivtafel in Oberwarngau von dieſem ſchwer verwundet zurückgekehrten Bauer. — Aus **Oſterwarngau:** 25) Angerer, Melchior, Wöhrerbauer, 30 J. alt, verh. ſeit 1697; zwei Monate nach ſeinem Tode wurde ihm ein Sohn Joſeph geboren. Außer dieſem Sohne hinterließ er noch mehrere Kinder, von deren Nachkommen (in dritter Generation) noch folgende ſich am Leben befinden, als: a) auf dem Wöhrer-Anweſen ſelbſt: Angerer, Steph., Angerer, Ant., anſäſſig in Reitham; zwei Brüder blieben im ruſſiſchen Feldzuge; b) auf dem Limmer-Anweſen zu Drachſelham: Angerer, Balth., Anna, deſſen Schweſter, Maria Schweſter, verehelichte Weber, jetzt in Tölz; c) Angerer, Mathias, auf dem Lamprechts-Anweſen zu Hohenbilching. 26) Kray, Balth., verh. ſeit 1691; 27) Rumelsberger, Simon, 37 J. alt; 28) Sackerer, Paul, auf dem Wagner-Anweſen, zum zweiten Male verh. ſeit 1705. — Aus **Drachſelham:** 29) Angerer, Joſ., auf dem Schmied-Anweſen, 21 J. alt; 30) Limmer, Gabriel, auf dem Limmer-Anweſen, 26 J. alt; 31) Reiſchl, Joh., 23 J. alt; 32) Reiſchl, Urban, 21 J. alt. — Aus **Roggersdorf:** 33) Lechner, Kaſpar, verh. ſeit dem J. 1684. — Aus den **Gotzingerbergen:** 34) Taubenberger, Georg, Güntherer auf dem Günthersberg, verh.; 35) Taubenberger, Wolfg., Paderer, verh. ſeit 1682. Die Todtenbücher bemerken aber zugleich, der größte Theil der Todten ſei gar nicht aufgezeichnet, ſondern nur die ordentlich und pfarrlich Begrabenen, meiſtens ſchwer Verwundete, die ſich noch nach Hauſe ſchleppten.

Pfarrei Hartpenning.

36) Hann, Benedikt, 24 J. alt; 37) Hechenſtainer, Kaſpar, Bauersſohn von Sufferloch, ſtarb drei Tage nach der Schlacht an ſeinen Wunden; 38) Hilgenrainer, Balth., 30 J. alt, ſtarb 10 Tage nach der Schlacht an den erhaltenen Wunden.

Pfarrei Wahl.

In den aus zerſtreuten Höfen beſtehenden Gemeinden **Wahl** und **Gotzing:** 39) Drathzieher, Kaſpar, am Markhaus; 40) Fiſcher, Balth., Weber zu Winkelloh; 41) Hohenadel, Martin, zum Lechner; 42) Hueber, Sebaſt., am Keilshofe; 43) Khray, Joh., am Kirchlehen; 44) Marold, Quirin, zum Dickel; 45) Pernlochner, Johann, zum Bäcker am Hard; 46) Piechel, Simon, Weber am Hungersberg; 47) Schmid, Georg, zu Hechenſtein; 48) Schmid, Philipp, zum Thalhammer; 49) Troſt, Johann, zum Troſt.

Bemerkung. Von Obigen hauſen nur mehr die Nachkommen des Pernlochner, Joh., — 45 — und Troſt, Joh., — 49 — auf dem angeerbten Eigenthume, die übrigen Anweſen ſind ſämmtlich in fremde Hände gekommen.

Pfarrei Miesbach.

In dem Markte **Miesbach** ſelbſt: 50) Andreter, Adam, Schneider; 51) Floßmann, Franziskus, Sattler; 52) Fritz, Aegidius, Glaſer; 53) Lindtmayer, Franziskus, beim Brunnfärber genannt; 54) Prandt, Martin, ledig, auf dem Prandlhofe zu Hauſe; 55) Reider, Peter, Zimmermann; 56) Rieſch, Franziskus, Bäcker; 57) Schalk, Balth., led.; 58) Schäbel, Metzger; dieſer flüchtete ſich verwundet nach der Schlacht nach Böhring, wo er ſtarb und begraben liegt; 59) Schwaiger, Kaſp., Lederer.

Pfarrei Neukirchen.

Ortſchaft **Holzzolling:** 60) Göttfried, Balth., beim Göttfried, led.; 61) Hirſch, Balth., led. von Haus; 62) Paulus, Andreas, led.; 63) Reiſerer, Quirin, led., beim Hinteröder; 64) Seeſtaller, Georg, led.; 65) Waldleitner, Franz, led., von der Oed bei Holzzolling. — Ortſchaft **Groß-Pienzenau:** 66) Disl, Steph., led., beim Neuermaier; 67) Haſch, Wolfg., led.; 68) Schaperer, Jak., led. — Ortſchaft **Klein-Pienzenau:** 69) Hofmayer, Wolfg., led., beim Pachmayer; es ſind noch Nachkommen dieſes Namens auf dem Hauſe. — Ortſchaft **Sonderdilching:** 70) Piſchl, Kaſp., led.; 71) Riedlechner, Wolfg., verh. — Ortſchaft **Naring:** 72) Dollinger, Ant., led.; 73) Pichlmayer, Valentin, led.; 74) Pötzinger, Georg, verh.; 75) Pötzinger, Georg, led.; 76) Schwaiger, Dionys, led. — Ortſchaft **Groß-Seeham:** 77) Kerndl, Matthias, verh.; 78) Lechner, Georg, verh.; 79) Lechner, Hans, led., beim Glas; es ſind noch Nachkommen da; 80) Lechner, Hans, verh. — Ortſchaft **Klein-Seeham:** 81) Gaſteiger, Matthias, led.; 82) Paulus, Dionys, led. — Ortſchaft **Thalham:** 83) Haltmaier, Urban, verh.; 84) Hinterhuber, Hans, verh.; 85) Hofmayer, Adam, verh.; 86) Pachmayer, Gregor, verh. — Ortſchaft **Stürzelham;** 87) Jelmühl, Ulrich, verh.; 88) Mayer, Sixtus, verh.; 89) Uebelocher, Auguſtin, verh. — Gemeinde **Reichersdorf:** 90) Hinterhuber, Sebaſt., led., beim Pfiſterer in den Reichersdorfer-Einöden; 91) Rieder, Balth., verh., beim Meßner. — Gemeinde **Wallersdorf:** 92) Hagen, Paulus, verh., beim Bäck; es ſind noch Nachkommen gleiches Namens vorhanden; 93) Pamer, Joſeph, verh.; 94) Schnaitl, Mich., verh. — Gemeinde **Vehmbach (Fendbach):** 95) Fries, Heinrich, led.; 96) Huber, Balth., verh.; 97) Marold, Balth., verh. — Gemeinde **Eſterndorf:** 98) Hallmannsecker, Georg, verh., beim Holzer; es ſind noch Nachkommen gleiches Namens vorhanden. — Gemeinde **Gotzing:** 99) Kirſchenhofer, Kaſp., beim Wildenbichler; 100) Schliersmayer, Aegyd, led., beim Thaler; der Stamm hauſet noch auf dem Anweſen. — **Einzelnhöfe:** 101) Eder, Adam, verh., zum Ponleithen am Heimberg; 102) Feller, Georg, verh., zu Bach; 103) Frey, Hans, verh. zu Pölehen am Heimberg; 104) Kellerer, Paulus, verh., zu Grainholz; 105) Kogler, Balth., led.; es hauſet noch der Stamm auf dem Anweſen am Heimberg; 106) Lichtenfurtner, verh., zu Ainshaus; 107) Markſteiner, Kaſp., led., zu Markſtein am Heimberg; 108) Reider, Georg, verh., zu Bach; 109) Rieſenberger, Balth., Schmid zu Bach; 110) Seeſtalher, Georg, led. zu Seiding; 111) Spögberger, Simon, verh., zu Bruck.

Wilhelm Freiherr von Gumppenberg, k. Major à la suite, ſchließt dieſes im Jahre 1841 verfaßte und im Jahre 1843 mitgetheilte Verzeichniß mit den Worten:

„So weit gelang es dem Einſender dieß, die Namen und bürgerlichen Verhältniſſe der gefallenen Vaterlandsvertheidiger zu ermitteln, wobei ihm die Herren Pfarrer im Bereiche des k. Landgerichtes Miesbach mit großer Gefälligkeit hülfreich die Hand boten. Mehrere einzelne, im obigen Verzeichniſſe nicht Genannte, entkamen ſchwer verwundet dem Blutbade, kehrten zu den Ihrigen zurück, und erreichten, von ihren Wunden geheilt, ein hohes Alter. Greiſe in jenen Gegenden wiſſen noch von ihnen zu erzählen, was ſie als Knaben von ihren Vätern vernommen, und daß die Heimgekehrten bis zu ihrem Tode der hohen Achtung ihrer Umgebung genoſſen haben. — Dieß war ihr einziger Lohn, — der Dank der Nachwelt ſchmücke ihr Grab.“

Zur Ergänzung folgt nun von dem Verfaſſer dieſes Werkes ein weiteres ſolches Verzeichniß der in der Sendlingerſchlacht *gefallenen und geretteten* Bauern aus den Landgerichtsbezirken *Tegernſee*, *Tölz*, *Aibling*, *Starnberg* und *Weilheim*.

Landgericht Tegernſee.

In der Pfarrkirche zu *Egern* befindet ſich eine Verlobnißtafel, oben mit der Mutter Gottes Maria und dem Jeſukinde nebſt zwei Engeln, links das Dorf *Sendling*, rechts die Stadt *München*, links öſterreichiſche Infanterie, rechts berittene Panduren, die bayeriſchen Oberländerbauern mitten in der blutigen Schlacht von 1705. Hinter der Reiterei erblickt man einen Transport Gefangener, bis auf das Hemd ausgeplündert, im Vordergrunde einen Arm der Iſar mit hineingeſprengten Bauern. Unten iſt folgendes wörtlich zu leſen:

„Andächtiger Marianiſcher Leſer! Billich iſt, Mit bluetigen
„Benſel der Nachwelt zu verzeichnen Jene traurige Niderlag
„Und Entſetzliche Vergießung ſo villen Menſchen-Bluetß,
„welche geſchehen im Jahre 1705 an den *heil. Chriſtag* vor
„*Sendtling Negſt Minchen*, aber bei diſen Unglikhs-Gewitter
„haben zugleich auch die helle ſtralen des wunderthetigen
„Marianiſchen Troſt- und *gnaden-Bilts Egern* ſonderbar
„hervor geblikhet, und ſeindt diejenige abſontterlich Vnter dem
„ſchutz-mantel Maria bey ihren Leben erhalten worden, welche
„alhero ihr khindiches Verdrauen und zueflucht genommen.
„Dieſe groſſe, von Maria der Troſtreichen Muetter zu *Egern*
„Empfangene Guetthaten mit dankhbaren khindtlichen gemieth
„in etwas erkennen zu geben, haben ſowol die durch die villvermögente
„Vorbitt Maria noch bei den Leben *erhaltene*,
„als die anſtatt deren ſo vnſchultig vmb *das Leben gebrachte*
„Liebe Befreundte ſambt ihren Beiderſeits Beigeſetzten
„Namen diſe *Tafel alhero verlobt*, vnd zur ewigen gedechtnus
„vor den *Marianiſchen gnaden Biltt* zu *Egern*
„aufrichten laſſen.“

Pfarrei Tegernſee.

A. **Gefallen:** 1) Vierbichler, Lorenz; 2) Erhard, Simon; 3) Faſchinger, Andreas; 4) Gſchwändtner, Chryſogonus; 5) Gſchwändtner, Sebaſt.; 6) Hayn, Paul; 7) Höß, Melchior; 8) Inenlocher, Joh.; 9) Oeberl, Quirin; 10) Radl, Simon; 11) Roboger, Quirin; 12) Sauerlacher, Joh.; 13) Strohſchneider, Benedikt; 14) Widmann, Blaſius; 15) Winkler, Joſ.; 16) Winkler, Markus.

B. **Gerettet:** 1) Auer, Lorenz; 2) Berger, Johann; 3) Daller, Jak.; 4) Deiſenriederer, Georg; 5) Erhart, Veit; 6) Erlacher, Joh.; 7) Frank, Joſ.; 8) Fürt, Ant.; 9) Gniel, Georg; 10) Gſchwändtner, Paul; 11) Hagen, Lorenz; 12) Härſchl, Matthias; 13) Höß, Gotthart; 14) Kriner, Joſ.; 15) Mößner, Rupert; 16) Mühlbacher, Seb.; 17) Präbock, Iſaak; 18) Riederer, Georg; 19) Vögel, Ignaz.

Pfarrei Egern.

A. **Gefallen:** 1) Berger, Barthol.; 2) Dufner, Joſ., von Hagrain, Maurer; 3) Erhard, Georg, von Oberpoint; 4) Erlacher, Mart., von Hagrain; 5) Floßmann, Kaſp., von Egern, Bräumeiſter, und, der Sage gemäß, Fahnenträger; 6) Frank, Joh., von Elma; 7) Greillinger, Egid, von Pfören; 8) Gſchwändtner, Paul, von Rottach, verh. Kloſterdiener zu Tegernſee; 9) Hagn, Jak., von Oberhof; 10) Hagn, Johann, vom Gut; 11) Hagn, Quirin, unterm Wallberg; 12) Höß, Barthol., verh. von Hagrain; 13) Höß, Leonh., von Enterfels; 14) Lackner, Joh., verh., von Staudach; 15) Mayr, Paul, von Reitrain; 16) Mayr, Thomas, von Rottach; 17) Meſſerer, Pet., von Egern, kurf. Bombardirer; 18) Oettl, Blaſius, unterm Wallberg; 19) Oettl, Jak., von Schwaighof; 20) Oettl, Joſ., von Rottach; 21) Oettl, Mich., aus dem Kühethal; 22) Reiter, Thomas, Maurer von Rottach; 23) Rixner, Paul, von Schörſen; 24) Rupprecht, Seb.; 25) Sägl, Martin, von Oberaich; 26) Schmid, Sebaſt., Holzarbeiter zu Riedlern; 27) Schorlacher, Beneb., von Schörſen, und

28) ſein Bruder Schorlacher, Georg; 29) Strohſchneider, Andreas, von Rottach; 30) Strohſchneider, Andreas, am Berge; 31) Waſenſteiner, Joh., am Reitrain; 32) Zehendmair, Joh., von Oberpoint.

B. **Gerettet:** 1) Biechl, Mich.; 2) Derſch, Steph.; 3) Enterrottacher, Egid; 4) Erhard, Simon; 5) Erlacher, Melchior; 6) Feichtner, Lorenz; 7) Fellerer, Joh.; 8) Geineder, Sebaſt.; 9) Götſchl, Egid; 10) Gſchwandtner, Georg; 11) Hagn, Bened.; 12) Hagn, Chryſogonus; 13) Haindl, Mart.; 14) Hechenſteiner, Georg, † 1789 in einem Alter von 100 Jahren; 15) Hilgenrainer, Georg; 16) Höll, Seb.; 17) Jaudt, Sebaſt.; 18) Kienning, Ant.; 19) Kindler, Quirin; 20) Kölb, Balth.; 21) Kray, Bened.; 22) Mair, Georg; 23) Mayr, Andreas; 24) Mayr, Franz; 25) Mittermair, Peter; 26) Oettl, Andreas; 27) Pilgram, Jak.; 28) Rainer, Veit; 29) Reiter, Ignaz; 30) Schiller, Thomas; 31) Schmerold, Joſ.; 32) Schöfmann, Konrad; 33) Snamoſer, Quirin; 34) Soyer, Andreas; 35) Widmann, Joh.; 36) Winkler, Bened.

Pfarrei Gmund.

Gefallen: Reiſenſtuel, ein ſchöner junger Zimmermann.

Landgericht Tölz.

Pfarrei Länggries.

A. **Gefallen:** 1) Chriſtl, Georg, vom Streidl zu Gilgen, jenſeits der Iſar; 2) Danner, Joh., vom Anger bei Hohenburg; 3) Fuhrwieſer, Joh., vom Wieſer in der Gaſſen zu Länggries; 4) Gaisreiter, Ant., von Gilgen, jenſeits der Iſar; 5) Graber, Mich., von obern Rieſchen; 6) Graber, Veit, vom Steurer zu Länggries; 7) Heiß, Gabriel, vom Liendlmair zu Längg.; 8) Heufelder, Georg, vom Winkelmair zu Längg.; 9) Hohenwieſer, Georg, vom Chriſtophen aus dem Mühlbache; 10) Hölzl, Bened., vom Schmucken im Winkel; 11) Jaud, Pet., vom Loißl bei Längg.; 12) Kohlhauſ, Georg, vom Moritzen jenſeits der Iſar; 13) Lettner, Andr., vom Inwohner auf den Letten; 14) Loidl, Joh., vom Loidl zu Längg.; 15) Moſer, Joh., vom Huſſenbauer zu Längg.; 16) Rößner, Kaſp., vom Baumeiſter im Winkel; 17) Pfattiſcher, Georg, vom Sägler zu Längg.; 18) Pichelmayr, Gregor, vom Pichelmayr unter dem Waſenſtein; 19) Rauchenberger, Georg, von Klaſen am obern Murbach; 20) Rieſch, Franz, von der Wegſcheid, jenſeits der Iſar; 21) Rieſch, Georg, vom Schullerbauer zum obern Rieſch, jenſeits der Iſar; 22) Schmerold, Joh., Bader von Längg.; 23) Schöfmann, Georg, vom Schöfmannsbauer jenſeits der Iſar; 24) Schöfmann, Jak., von der Wegſcheid; 25) Schöfmann, Korbinian, vom Agathaſchöfmann am Anger; 26) Ströbl, Georg, vom Pfeiffer zu Längg.; 27) Thomann, Chriſtoph, von Längg.; 28) Waſenſteiner, Wolfg., vom Michaelloipold jenſ. d. Iſar; 29) Wennig, Kaſp., aus dem Trabl.

B. **Gerettet:** 1) Hohenwieſer, Joh.; 2) Lettner, Georg; 3) Probſt, Franz, von Gramb; 4) Schöfmann, Joh., vom untern Murbach. — Auf dem Hohenburger-Calvarienberge iſt noch ein großes Gemälde, Votivtafel zum ſchmerzhaften Jeſu am Kreuze, von dieſen 4 hart verfolgten, aber glücklich geretteten Länggrieſern.

Aus zerſtreuten Orten.

A. **Gefallen:** 1) Gauthier, Pet., ein Franzoſe, einer der Anführer der Bauern; 2) Linſinger, Georg, aus dem Achenthale; 3) Seyrl, Joſ., aus der Provinz Salzburg, Dienſtknecht zu Längg.

B. **Gerettet:** 1) Mannhart, N., ſpäterhin Wirth in Waakirchen, deſſen Schädel in der Todtenkapelle daſelbſt, mit einer ſichtbaren Hiebwunde, gezeigt wird; 2) Perſig, Georg, von Schöneck, Lg. Wolfratshauſen; 3) Waldhauſer, Kaſp., nach einer Votivtafel in einer Wallfahrtkirche Landg. Wolfratshauſen.

Landgericht Aibling.

Pfarrei Helfendorf.

Gefallen: 1) Bauer, Melchior, von Göggenhofen; 2) Tanner, Joſ., von Haimatshofen; 3) Höß, Joſ., Huber von Grub; 4) Kirſchner, Joh., von Graß; 5) Mayer, Andr.; 6) Orthofer, Joſ., von Grub; 7) Prunauer, Melchior, von Grünſtett; 8) Weber, Kaſp.

Pfarrei Reichersbeuern.

Gefallen: 1) Egg, Mich., Schmidſohn; 2) Gerg, Franz; 3) Gerg, Matthias, Bäckersſohn; 4) Hofperger, Schreiber; 5) Meyer, Joh.; 6) Ott, Pet., von Greiling; 7) Raßhofer, Franz, Maurer; 8) Rieder, Gregor; 9) Schmidt, Sebaſt.; 10) Suttner, Albert, Maurer; 11) Wörſchhauſer, Bauersſohn.

Landgericht Starnberg.

Pfarrei Gilching.

Gerettet: Huber, Joſ., von Gilching. — Zum Andenken an denſelben ſind bei der Fronleichnamsproceſſion zwei ſogenannte Engelſtangen oder Stangenlichtträger geſtiftet.

Beikirche Holzhauſen.

Gerettet: In dieſer Kirche befindet ſich eine Votivtafel, welche von den Söldnersleuten Nr. 7 geſtiftet wurde. In der Sendlingerſchlacht kämpfte auch der Familienvater, ein Bauer, der bis zum Anbruche der Nacht unter den Leichen hingeſtreckt lag. Die traurige Kunde von ſeinem Tode traf ſchon zur Abendzeit in Gilching und deſſen nächſten Behauſungen ein. Mit dem andern Morgen trat jedoch der vermeintlich Gefallene gerettet in die Mitte ſeiner trauernden Familie. Voll Jubel rannten Weib und Kinder durch das ganze Dorf mit der freudigen Nachricht, daß ihr Nährer wieder da ſei. Seitdem und bis zur Stunde iſt dieſem Hauſe der rührende Name geblieben: zum Nährer.

Landgericht Weilheim.

Pfarrei Kochel.

Gefallen: 1) Balthaſar Mayer, der rieſige Schmied von Kochel, und ſeine zwei Söhne: 2) Paul und 3) Lorenz Mayer.

Dieſe beiden Verzeichniſſe vermögen nur die Namen von 214 Gefallenen und 65 Geretteten zu nennen, obgleich gegen 1500 den Tod fanden, und wohl auch weit mehr als 65 ſich gerettet haben. Doch die Genannten wie die Ungenannten leben unſterblich fort in den Herzen des dankbaren Vaterlandes.

Der Muth der übrigen Landesvertheidiger in andern Gegenden, wurde durch die Niederlage bei Sendling nicht gebeugt. Durch verrätheriſche Ränke, ohne Unterſtützung, verloren ſie jedoch, 7000 Mann ſtark, unter Hoffmann's Anführung, weil dieſer, von einer plötzlichen Furcht erfaßt, gleich Anfangs die Flucht ergriff, die am 8. Januar 1706 Mittags 1 Uhr bei Aidenbach, drei Stunden von Vilshofen, begonnene Schlacht gegen den mit 2000 Mann, größtentheils Reiterei, anſtürmenden General Kriechbaum. Plinganſer gibt die Zahl der Todten zu 2000 an, die eine Stunde in der Länge und Breite den Kampfplatz bedeckten, und bezeichnet als Veranlaſſer dieſer Niederlage vorzüglich den Gerichtsſchreiber Johann Paul Wagner zu Pfarrkirchen, der das Lager der Landesvertheidiger erſpähet, und die Feinde unter General Kriechbaum auf dem kürzeſten Wege nach Aidenbach geführt habe. Der Verluſt dieſer Schlacht ſtachelte nur den Muth der Landesvertheidiger zu begeiſterten Anſtrengungen, anſtatt ihn zu brechen. Die Stadt Oſterhofen machte das Anerbieten der Ausrüſtung einer vollzähligen Reiterſchaar auf ihre eigenen Koſten.

Aber der in Braunau verſammelte Landesvertheidigungs-Ausſchuß vereitelte alle Bemühungen und Anſtrengungen der

Landesvertheidiger ſo beharrlich und erfolgreich, daß dieſe in ihrer Wuth beſchloſſen, am 1. Januar 1706 alle adeligen Mitglieder jenes Ausſchuſſes zu ermorden, was der edelmüthige Plinganſer nur durch die große Macht ſeines Anſehens, und durch ſeine ſiegende Beredſamkeit zu verhindern vermochte. Dagegen rühmt Plinganſer in ſeiner Schilderung des Aufſtandes dem Kurfürſten die Vaterlandsliebe der Grafen von Leyden und Paumgarten. Von allen Seiten rückten Reichstruppen in das Land; das tapfer vertheidigte Cham fiel am 16. Januar durch Uebergabe, unter Zuſicherung ehrenvollen Abzuges, in die Gewalt des feindlichen Oberſten v. Argnan, der jedoch den Vertrag brach, die Abgezogenen mit überlegener Macht niederſchießen, niederhauen, oder in den Regenfluß ſprengen ließ; drei Anführer wurden gefangen und hingerichtet. Bald gingen auch die Städte an der Salzach und dem Inn verloren: Burghauſen, von den muthloſen Mitgliedern der Landesverwaltung ohne Widerſtand den Feinden übergeben; Schärding, den 14. Januar, das die in der Nähe gelagerten Landesvertheidiger erſt nach der ſtandhafteſten Gegenwehr verließen; Braunau durch die Verrätherei des Generals Freiherrn von Oefort, der die 3000 Mann ſtarke Beſatzung beredete, die Feinde im offenen Felde anzugreifen, dann den enttäuſcht rückkehrenden Landesvertheidigern den Eingang wehrte und eigenhändig die Kanonen auf den Wällen gegen ſie richtete, während er die Feinde durch ein anderes Thor in die Stadt ließ.

Auf allen Seiten verrathen und verloren, löſeten ſich die Landesvertheidiger unter Thränen und Flüchen auf, zuletzt der tapfere Meindel mit ſeinen Getreuen im verſchanzten Walde bei Waſſerburg. Plinganſer brach ſein Schwert, mit dem er das geliebte Vaterland nicht hatte retten können, und verließ dieſes mit ſeinem heldenmüthigen Freunde Meindel, der in die Schweiz ſich begab, nach einem ſchmerzlichen Abſchiede von ſeinen treuen, tapferen Kampfgenoſſen. Plinganſer kam erſt nach Bayern zurück, als Kurfürſt Maximilian Emanuel wieder Landesherr war, wurde i. J. 1716 Anwalt bei dem Hofgerichte in München, i. J. 1723 Kanzler und erſter Rath des Reichsſtiftes St. Ulrich in Augsburg, wo er am 7. Mai 1738 ſtarb. Seine Ruheſtätte iſt nicht bekannt. Zum ehrenden Andenken dieſes edlen Mannes und ruhmwürdigen Patrioten, ließ die k. Regierung von Niederbayern i. J. 1833 zwiſchen dem Erdgeſchoſſe und dem erſten Stockwerke des Geburtshauſes Plinganſer's eine Gedenktafel einmauern, beſtehend aus einer länglichen Gußeiſenplatte mit folgender Inſchrift in erhabenen vergoldeten Buchſtaben auf ſchwarzem Grunde: „Dem Andenken des Georg Seb. Plinganſer, „Feldherrn der Landesvertheidiger im Befreiungs-„Kriege MDCCV die dankbare Regierung."

Auch die Opfer bei dem Markte Aidenbach an der Aitrach, erhielten eine ehrende Gedenktafel von Eiſenguß, 4 Fuß hoch und 3 Fuß breit, an der Pfarrkirche daſelbſt, wo ſeit jener Zeit täglich bei der heil. Meſſe nach der Wandlung mit der kleinen Glocke das Zeichen zum Gebete für die treuen Gefallenen gegeben wird, mit der Inſchrift in erhabenen vergoldeten Buchſtaben: „Dem Andenken der Landesvertheidiger aus den Thälern der Donau, Vils und „Rott, welche den Heldentod für das Vaterland „ſtarben, auf den Feldern von Aidenbach, den 8. Januar 1706. Die dankbare Regierung."

In den großen Volksaufſtand war, nebſt dem geheimen Sekretär Neuſonner, auch der geheime Sekretär des kurfürſtlichen Rathes verflochten, Urban Hekenſtaller, dem es gelang, als Prieſter verkleidet in ein Kloſter zu Freiſing ſich zu flüchten, wo er, bis zur Heimkehr des Kurfürſten, in der unſcheinbaren Eigenſchaft eines Küchendieners verborgen blieb. Aber ein trauriges Loos war vier andern Aufſtändiſchen beſchieden. Am 29. Januar 1706 wurden auf einer Bühne, errichtet auf dem Schrannenplatze in München, enthauptet: der Lieutenant von Lange und der Adjutant von Abel, Beide in ihren Uniformen, der Bürger und Eiſenhändler Senſer (mit vier Hieben wegen Ungeſchicklichkeit des Nachrichters), und der Bürger und Wirth Gütler im Thale, dieſer ſodann geviertheilt, die Viertel in den vier Hauptſtraßen aufgehängt, und der an ein ſpitziges Eiſen geſpießte Kopf auf der Zinne des Brückenthurmes an der Iſar, den die Landesvertheidiger zuerſt erſtürmt hatten, aufgeſteckt. Johann Hoffmann, Anführer der Landesvertheidiger bei Aidenbach, wurde noch im J. 1707 nach München gebracht, und daſelbſt, wegen verdächtiger Reden und Schriften, geviertheilt. Alle fünf Patrioten ſtarben ſtandhaft den ehrenvollen Tod für Fürſt und Vaterland.

„Den im Jahre 1705 am heiligen Chriſttage den „25. December im Kampfe für Fürſt und Vaterland „gefallenen Oberländer-Bauern", lautet die Umſchrift eines ihnen zu Ehren auf dem Kirchhofe in München errichteten religiöſen Denkmals in Geſtalt eines coloſſalen, auf vier ſteinernen Stufen ſich erhebenden Weihbrunnkeſſels, in der Erzgießerei zu München gegoſſen. Schon der Höchſtſelige König Max Joſeph I. hatte dazu eine von den vielen in Kriegen eroberten Feldſchlangen, 14 Zentner Metall haltend, geſchenkt, der Betrag der Spenden von Privaten 1118 fl. 3 kr. 1 hl. geliefert, und der Magiſtrat bedeutende Zuſchüſſe gemacht. Am Allerheiligentage — 1. November — des Jahres 1831, Mittags halb 12 Uhr, wurde das feſtlich geſchmückte Monument, das die Gebeine von etwa 500 von den in jener Schlacht gefallenen Bauern aus dem Oberlande deckt, feierlich enthüllt und eingeweiht, in Gegenwart von 9 Abgeordneten aus den k. Landgerichten Tölz, Tegernſee und Miesbach, in ihrer Volkstracht, ſämmtliche Neun Abkömmlinge jener Gefallenen: 1) Lorenz Strohſchneider von Berg; 2) Thomas Reifenſtuel von Rottach, Gemeindevorſtand; 3) Joſeph Schußmann von Oſtin, Gemeindevorſtand; 4) Stephan Höß von Oſtin; 5) Petrus Höß von Enterbach, k. Ldg. Tegernſee; 6) Georg Pichlmair, beim Jauden, Pfarrei Länggries; 7) Joſeph Probſt, beim Hintergraber, k. Landg. Tölz; 8) Anton Bernlocher von Suſſerloch, und 9) Joſeph Bernegger, von Hechenſtein, k. Landg. Miesbach, beide im Militär gedient.

Zwei von dieſen Männern reichten den Gläubigen Weihbrunnwedel, die Uebrigen hielten gelbe brennende Wachskerzen in den Händen. Der Herr k. Stadtpfarrer Schuſter (†) zu St. Peter hielt eine rührende Anrede an die ungeheure Volksmenge, die mit Thränen in den Augen lautlos ſtand. Jene Abkömmlinge der gefallenen Oberländerbauern wurden vom Magiſtrate in München genügend entſchädiget, in dem Bögner'ſchen Weingaſthauſe im Thale gaſtfreundlich bewirthet, und ihnen durch den Herrn Magiſtratsrath Wendling (†) der Zutritt zu verſchiedenen Sehenswürdigkeiten: Sattel- und Gewehrkammer, Bildergallerie, Glyptothek und Hoftheater, (bei der Darſtellung des Beliſar) verſchafft. Am 3. November vereinte der patriotiſche Weingaſtgeber im Odeon, Herr Joh. Bapt. Findel, (†), Hauptmann der Landwehr-Artillerie und Inhaber der goldenen Ehrenmünze des Verdienſtordens der bayeriſchen Krone, mit mehrern gleichgeſinnten Bürgern Münchens, jene Abgeordneten bei einem auserleſenen Mittagsmahle, wobei zahlreiche Champagnertoaſte auf den König und das Vaterland ausgebracht wurden.

Auf dem Kirchhofe von Sendling ließ der edle Patriot, Herr geheimer Rath von Zwackh (†) ein Denkmal aus Gußeiſen und ein coloſſales Grab mit ehrender Inſchrift errichten, und ſtiftete einen Jahrtag in der Kirche daſelbſt. Ein Ausländer, der Maler Wilhelm Lindenſchmitt (†) von Mainz, ſchmückte uneigennützig den Raum oberhalb der nördlichen Kirchthüre, gegenüber der emporführenden Landſtraße, mit einem vortrefflichen Frescobilde, auf Stein gezeichnet von Friedrich Hohe, darſtellend den rieſigen Schmied von Kochel, Balthaſar Mayer mit ſeinen zwei Söhnen Paul und Lorenz, mitten im wildeſten Schlachtgewühle kämpfend.

„Für Fürſt und Vaterland!“ Ein bayeriſches Lied,
„Mit Blut geſchrieben hier von Balthaſar dem Schmied.
„Von Kochel zog er aus mit einer Heldenſchaar,
„Die wuthentbrannt und kühn zu Rettungsthaten war.

„Zwei Söhne nahm er mit, ſein ganzes Hab und Gut,
„Für Max Emanuel beſeelt von Todesmuth.
„Ihr Amboß war der Feind, und Jeder hieb und ſtach,
„Bis ihm der Athem wich, bis ihm das Auge brach.
„Für Bayern ſtarben ſie, doch ſtarb ihr Geiſt nicht aus;
„Unſterblich lebt er fort für's Wittelsbacher Haus!"

F. W. Bruckbräu.

Den Bemühungen des Zimmermannes Herrn Kohlhofer in der Vorſtadt Au bei München, gelang die Erneuerung einer religiöſen alten Stiftung. König Ludwig I. bewilligte den biedern Bewohnern jener Vorſtadt die Bitte, von 3 zu 3 Jahren, jedesmal am 27. Juni, eine Wallfahrt nach dem heiligen Berge Andechs unternehmen zu dürfen, um dort für die Seelen der in der Sendlingerſchlacht von 1705 gefallenen 34 Zimmerleute aus der Vorſtadt Au, und jener edlen Wohlthäter zu beten, welche damals den Wittwen und Waiſen jener tapfern Zunftgenoſſen hülfreich waren. Am Sonntagsmorgen des 4. Juli 1830 bewegte ſich zum erſten Male wieder ein langer Zug von der damaligen Pfarrkirche in der Vorſtadt Au nach dem Münchener-Kirchhofe, und von da auf den Kirchhof zu Sendling, deſſen Gemeindevorſteher ihnen mit dem Kreuze bis an den Burgfrieden entgegenging, und den Zug mit acht jungen Bauernmädchen eröffnete, welche in ihre Landestracht gekleidet waren: weiße weite Aermel, weiße Schürzen und Krägen, ſchwarzgeſtreifte Mieder mit einem goldverzierten Bruſtſtücke, die Zöpfe um den Kopf gewunden, und darüber ſchöne ſchwarze, mit Gold verbrämte Pelzhauben.

Dann folgten acht in die Landestracht gekleidete Mädchen aus der Vorſtadt Au, mit Kerzen in der Hand, der Stiftung gemäß die Waiſen der in der Schlacht Gefallenen vorſtellend. Hierauf kam der Prieſter, und hinter ihm eine große Zahl von Zimmerleuten; den Schluß machten die Weiber und das übrige Volk, andächtig betend. Nach einem feſtlichen Gange um die Kirche auf dem an den grimmigſten Kampf erinnernden Boden, verſammelten ſich Alle an dem großen, mit vielen Kränzen und Lichtern geſchmückten Grabhügel, über welchem die

Waffen jener Zeit: Büchſen, Piken, Hellebarden, Aexte, Gabeln, Spieße, Streithämmer und Morgenſterne, aufgeſtellt waren. Hier hielt der würdige Prieſter Herr Dr. Irenäus Haid eine Rede voll religiöſer Geſinnung und tief ergreifender vaterländiſcher Begeiſterung, und ſegnete das Grab ein nach gottesdienſtlichen Gebräuchen, wornach der Wallfahrtzug, für deſſen Kinder die Gemeinde Sendling zwei ſchöne Wagen zum Mitfahren geſtellt hatte, den Weg fortſetzte über Gauting und Perchting, überall mit Glockengeläute, Kreuz und Fahnen empfangen, nach dem heiligen Berge Andechs, von wo er, nach dem feierlichen Gottesdienſte am andern Tage, Abends wieder in der Maria-Hülf-Kirche in der Vorſtadt Au eintraf.

Dieß iſt die kurze Geſchichte des großen Volksaufſtandes von 1705 für Fürſt und Vaterland.

Nach dem Ende dieſes Aufſtandes kamen noch zehn ſchwere Prüfungsjahre über Bayern. Die Söhne Maximilian Emanuel's: Karl Albrecht, Philipp Moritz, Ferdinand Maria und der fünfjährige Klemens Auguſt, wurden als Geißel nach Klagenfurt in Kärnthen gebracht, und daſelbſt als Grafen von Wittelsbach erzogen, die einzige Tochter des Kurfürſten aber, Mariane Caroline, eine Prinzeſſin von 9 Jahren, in das Kloſter auf dem Anger gethan, die jüngeren Kinder, von denen Johann Alois am 30. Juni 1705 in einem Alter von 3 Jahren geſtorben war, der ehemaligen Oberhofmeiſterin von Weichs zur Pflege übergeben. Da ſtarb am 17. April 1711 Kaiſer Joſeph, und den Thron beſtieg ſein Bruder als Karl VI., der bald darauf die gefangenen Prinzen, nebſt ihrem jüngſten Bruder Theodor, nach Grätz bringen, und unter der Oberaufſicht des tröſtend theilnehmenden kaiſerlichen Grafen Preiner, auf eine milde und fürſtlichere Weiſe behandeln ließ. In den nöthigen Wiſſenſchaften und Künſten, im Tanzen, Reiten, u. ſ. w., unterrichtet, ſpielten

Karl Albrecht, Ferdinand und Klemens die Laute, Philipp die Flöte, und Theodor die Zither. England änderte ſeine Politik, ſchloß den 11. April 1713 Frieden mit Frankreich, und durch den Frieden von Raſtadt am 4. März und vollendet zu Baden im eidgenöſſiſchen Aargau den 7. Sept. 1714, bekamen Maximilian Emanuel und ſein Bruder, der Kurfürſt von Köln, ihre geſammten Lande und Rechtſame wieder ungeſchmälert zurück.

Bei dieſer freudigen Nachricht war ganz Bayern von unermeßlichem Jubel erfüllt. Am 16. Januar 1715 wurde die Landesverwaltung an die bayeriſchen Behörden übergeben, — in der Oberpfalz erſt am 6. März, — und am 18. Febr. ein großes Dank- und Freudenfeſt im ganzen Lande gefeiert. Im Monate März reiſeten die Prinzen von Grätz in ihr Vaterland, wohin ihre Mutter, die Kurfürſtin Thereſe, aus Venedig eilte, und Maximilian Emanuel aus dem Schloſſe St. Cloud bei Paris. Im kurfürſtlichen Luſtſchloſſe Lichtenberg, drei Stockwerke hoch, mit einem Thurme, auf einem anſehnlichen Berge, zu dem ein ſchmaler Weg emporführt, am rechten Ufer des Lech, ſahen ſich am 8. April 1715 die ſeit ſo vielen Jahren Getrennten zum erſten Male wieder. Aber, ach! zwei liebe Kinder fehlten, die ſchon in der ſtillen Ahnengruft ruhten: die Prinzen Johann Alois und des Vaters Namensträger Maximilian Emanuel, den der Vater nie geſehen hatte. Eltern und Kinder wechſelten zuerſt fragende Blicke des mühſamen Wiedererkennens nach ſo langer Zeit, nach ſo vielen ausgeſtandenen ſchweren Leiden; dann verweilten ſie lange in wortlos ſchluchzender Umarmung, während Freudenthränen über ihre Wangen rieſelten. Unbemerkt kam der Kurfürſt, um den Einwohnern von München alle Ausgaben für einen prunkvollen Empfang zu erſparen, mit ſeiner ganzen Familie am 10. April 1715 in ſeiner Reſidenz an, auf welches freudigſte Ereigniß eine Münze mit lateiniſcher Inſchrift geprägt wurde.

Zur Erfüllung eines in Venedig gemachten Gelübdes, ſtiftete die Kurfürſtin Thereſia noch im Jahre ihrer Heimkehr,

— 1715 — das Kloſter der Servitinnen in München. Das einzige Beſtreben des Kurfürſten war fortan, das Wohl des Volkes wieder herzuſtellen, das ihn dafür ſegnete. Er hob die von den Feinden eingeführten hohen Steuern auf, erleichterte andere durch veränderte Art der Entrichtung, ermunterte alle Gewerbsbetriebe, und die Urbarmachung öder Gründe durch Freijahre von Stift, Steuern und andern Reichniſſen, gewährte auch den Waſenmeiſtern, Eiſen- und andern Amtleuten Ehrlichſprechung und Gleichheit der Rechte, wie ſie die übrigen Unterthanen genoſſen.

Er begünſtigte die Wiſſenſchaften und Künſte, wie die unter dem Schutze und Namen des Kurfürſten Karl Albrecht von gelehrten Biedermännern i. J. 1720 geſtiftete Karl-Albertiniſche Akademie, zu deren würdigſten Mitgliedern gehörten: Agnellus Kandler von Regensburg, ein Auguſtinermönch, ein verdienſtvoller Forſcher der bayeriſchen Geſchichte, geb. den 16. Aug. 1692, geſt. den 19. Febr. 1745; Euſebius Amort, ein ſcharfſinniger Vertreter der Rechte des heiligen Stuhles, und Joſeph Grünwald, Gürtlersſohn von Wolfratshauſen, in der Gegend von Tölz geboren, ein junger geſchickter Arzt, als greiſer Chorherr des Kloſters Polling am 5. Febr. 1775 geſtorben.

Die frühere Freundſchaft zwiſchen Bayern und Oeſterreich kam bald wieder ſo innig zu Stande, daß Maximilian Emanuel im Juni 1717 ſeine Söhne Karl Albrecht und Ferdinand Maria mit 6000 Bayern dem Kaiſer als Mitſtreiter in Ungarn und Serbien ſendete; ſie fochten überall muthvoll, auch bei Belgrad, wie einſt dort der Kurfürſt ſelbſt. Kaiſer Karl VI. wurde dem Kurerben Karl Albrecht ſo gewogen, daß er ihm die Prinzeſſin Maria Amalia, die jüngſte Tochter des Kaiſers Joſeph I., am 24. Auguſt 1722 zur Gemahlin gab.

Durch Maximilian Emanuel erhielten Maler, Tonkünſtler, Baumeiſter und andere Künſtler, immer reichlichen Erwerb, und die Gemäldeſammlung ſehr viele Meiſterwerke, namentlich niederländiſcher Maler. Die Anlage, Erweiterung und Verſchönernng von Gebänden leitete er gerne mit perſönlicher Sorgfalt, wie in ſeinen Luſtſchlöſſern Nymphenburg, Schleißheim, und an deſſen öſtlichem Gartenende im kleinen Luſtheim, dann in Dachau, und im Jagdſchloſſe Fürſtenried, $2^{5}/_{8}$ Stunden weſtlich von München. Großmüthig ſpendete der Kurfürſt, welcher i. J. 1719 zu Fuß nach Dorfen wallfahrtete, jährlich Hunderttauſende, zu Unterſtützungen beſtimmt, und ungeachtet des jahrelangen ungeheuern Aufwandes zur Beſtreitung von Kriegskoſten, vermochte er dennoch, zu milden Stiftungen und wohlthätigen Anſtalten vom Jahre 1679 bis 1726 die Summe von einmalhundert fünfundſechzigtauſend fünfhundert und zwanzig Gulden zu ſchenken.

Ein ſeltſamer Vorfall wird aus dem Jahre 1721 gemeldet:
„Anno 1721 den 22. Julij iſt bey dem Iſarthore (Münchens)
„der ewige Jud oder der bis an zu Endt der Welt lauffende
„Schueſter ankhommen, iſt aber nicht in die Statt gelaſſen
„worden, derowegen er ſich zu weidthauſen eine Zeit aufgehalten,
„und mit denen zuelauffenden Perſonen geredet und geſagt, das
„die Familia von denen Juden ſo Chriſtum den Packenſtreich
„gegeben, allen die rechte Hand zweymal läyger, als die linke
„ſey, von dieſem Geſchlecht aber, ſo Jeſum angeſpiben, ſolche
„ſpelben ſich allezeit ſelbſt an; er ſagte weiters, daß er ſey ſchon
„7 mal die Welt außgangen, auff dem gaſteigberg betrachtete
„und bettete er vor dem Crucifix. Als er deſſen gefragt wurde,
„gab er zur Antwort, diſes ſey die rechte Abbildung vnſers
„Herrn; vnd die lenge, vnd in allen gleich, er handlete auch
„mit geſchmuck vnd Perlein. Hat obiges Crucifix Gabriel Luidl
„Hofbildhauer zu München aus Bley gegoſſen."

Maximilian Emanuel hatte oft den Wunſch geäußert, in der Einſiedelei, die er im Schloßgarten zu Nymphenburg 1720 erbauen ließ, darſtellend eine Kapelle mit einem kleinen Thurme, inwendig mit Muſcheln und Corallen zierlich grottirt, auf dem Altare ein Crucifix mit zwei Leuchtern von Ahorn, an der Decke die Lebensgeſchichte Jeſu, von Amigoni kunſtreich gemalt, in einer Niſche eine große büßende Magdalena von Gyps, mit Vögeln umgeben, welche Waſſer ſpritzen, nebenan noch einige einſiedleriſch eingerichtete Zimmer, — dereinſt, nur in Geſellſchaft ſeines Beichtvaters und eines Kammerdieners, den Reſt ſeines Daſeins zu verleben; aber Gott hatte es anders beſchloſſen.

Die Todesſtunde des edlen Fürſten, deſſen Geſundheit ſo lange und ſchwere Leiden erſchüttert hatten, rückte heran in Folge einer heftigen, mit einem Schlundkrampfe verbundenen Krankheit, welcher das Schlucken der Speiſen peinlich machte. Er ließ ſich täglich aus geiſtlichen Büchern vorleſen, beichtete reumüthig öffentlich, von ſeiner Familie und ſeinen Hausgenoſſen umgeben, die er Alle um Verzeihung bat, gedachte noch ſterbend ſeiner treuen Bayern, und beſchwor weinend ſeinen Sohn, den Kurerben Karl Albrecht, „ſich des armen Volkes zu erbarmen,“ und immer in Frieden zu leben mit Oeſterreich. Nach einem herzerſchütternden Abſchiede von ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, unter welchen ſich auch der einen Tag früher angekommene Sohn Klemens Auguſt, Kurfürſt von Köln, befand, denen er den letzten väterlichen Segen ertheilte, verſchied er am 26. Februar 1726 gegen 7 Uhr Abends. Unter einem Baldachine in der Ritterſtube lag die fürſtliche Leiche in ſchwarzer Tracht inmitten von vier Altären, an denen fortwährend heilige Meſſen geleſen wurden bis zum 2. März, an welchem Tage ſie um 7 Uhr Abends mit feierlichem Gepränge in die Fürſtengruft des Theatinerkloſters gebracht wurde.

Karl Albrecht, Kurfürſt und Kaiſer.

Geboren in Brüſſel den 6. Auguſt 1697.
Gekrönt als Römiſcher Kaiſer den 12. Februar 1742.
Geſtorben in München den 20. Januar 1745.
Ruht in der Theatinergruft in München.

* * *

Gemahlin: Maria Amalia Joſepha, Tochter des Kaiſers Joſeph I., geb. den 22. October 1701, verm. den 5. October 1722, gekrönt als Römiſche Kaiſerin am 8. März 1742, geſt. den 11. Dezember 1756, ruht in der Theatinergruft in München.

Kinder: 1) Maria Antonia Walburga Symphoroſa, geb. den 18. Juli 1724, verm. den 13. Juni 1747 mit Friedrich Chriſtian Leopold, Kronprinzen von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Wittwe ſeit 17. Dezember 1763, geſt. zu Dresden den 23. April 1780; 2) Thereſia Benedikta, geb. in München den 6. Dez. 1725, geſt. in Frankfurt a/M. an den Pocken den 29. März 1743, ruht in der St. Michaelsgruft in München; 3) **Maximilian Joſeph**; 4) Joſeph Ludwig, geb. den 25. Aug. 1728, geſt. den 2. Dezember 1733, ruht in der Theatinergruft in München; 5) Maria Joſepha Auguſta, geb. den 7. Aug. 1734, verm. den 20. Juli 1755 in Ettlingen mit Ludwig Wilhelm Georg, Markgrafen von Baden-Baden, Wittwe ſeit 22. October 1761, geſt. in München den 7. Mai 1776, ruht in der Theatinergruft daſelbſt; 6) Maria Joſepha Antonia Maria Walburga Felicitas Regula, geb. den 30. März 1739, verm. den 23. Januar 1765 mit Kaiſer Joſeph II., geſt. den 28. Mai 1767 zu Wien, wo ihre entſeelte Hülle ruht.

* * *

Wie ſchon im Leben des Kurfürſten Maximilian Emanuel gemeldet wurde, ſendete er, nach ſeiner Ausſöhnung mit dem Kaiſer, demſelben 6000 Mann Bayern zu Hülfe gegen die Türken, unter der Anführung ſeiner beiden Söhne Karl Albrecht und Ferdinand Maria. Sie kamen mit 50 Schiffen in Wien an, den 21. Mai 1717, und fanden am kaiſerlichen Hofe einen ausgezeichneten Empfang. Das Schiff der Prinzen war prächtig, und mit auserleſenem Geſchmacke verziert. Das Verdeck beſtand aus einem reichvergoldeten Löwen; es war ganz mit Sammet von weiß und blauer Farbe bedeckt, umweht von prächtigen weiß und blauen, mit künſtlich verfertigten Wappenſchildern und Sinnbildern geſchmückten Standarten und Wimpeln, und auf allen bayeriſchen flaggten Fahnen von gleicher Farbe. Die beiden Prinzen trafen vor ihren Truppen vor Belgrad zu Waſſer ein. Der berühmte Prinz Eugen von Savoyen war Oberfeldherr. Eine böſe Seuche ſchlich durch das Lager ſeines Heeres, welches kaum 72,000 Mann zählte, während vor ihm, in der Feſtung Belgrad, 50,000 Türken lagen, und in ſeinem Rücken der Großweſſier mit 160,000 Mann ihn bedrohte. Am 16. Aug. 1717 geſchah die Entſcheidungsſchlacht, in welcher die beiden Prinzen, heldenmüthig, wie ihr Vater, an der Spitze der tapfern Bayern zuerſt die türkiſche Hauptſchanze erſtiegen, den Paſcha und mehrere Aja's nebſt 1200 Türken gefangen nahmen, 1 Roßſchweif, 4 Standarten und 27 Kanonen eroberten. Dieſe Heldenthat bewahrt ein Bild, gemalt von Dietrich Monten aus Düſſeldorf, in dem Bogengange des k. Hofgartens in München, mit dem Wahlſpruche an der Decke: „Reizet den Löwen nicht!“

Karl Albrecht beſaß ein edles, weiches, frommes, leutſeliges Gemüth, ausgebreitete Kenntniſſe, erworben in der Gefangenſchaft zu Grätz, eine wohlgeformte Geſtalt, ausdrucksvolle Züge, große Augen voll Milde, eine Adlernaſe, ſchwellende Lippen, in ſeinem ganzen Weſen angeborene Hoheit und deutſche Biederkeit, Anmuth im Umgange, Gewandtheit in kriegeriſchen Uebungen, und war ein trefflicher Tänzer und Reiter. Reiſen nach Italien, als Graf von Trausnitz, i. J. 1716 und 1724, und nach Paris i. J. 1725 zur Hochzeitfeier des Königs von Frankreich, benützte er zur Sammlung von Erfahrungen. Tief erſchüttert von den Ermahnungen und Bitten ſeines ſterbenden Vaters, beſchloß der neunundzwanzigjährige Kurfürſt den Vollzug derſelben, unter dem Beirathe ſeiner hierüber hocherfreuten landesfürſtlichen Räthe, der edlen Patrioten Törring, Preiſing, Rechberg, Fugger, Seinsheim. Die Anordnung und Aufſicht des Staatshaushaltes, übertrug er einem ſeiner erſten Vertrauten, dem Oberſtallmeiſter Grafen Maximilian Emanuel von Preiſing. Die Erſparungen wurden am kurf. Hofe mit allen entbehrlichen Ausgaben deſſelben begonnen, für Schuldentilgung und Beförderung des Handels und der Gewerbe geſorgt.

Ein großes Unglück, das ſich unter Ferdinand Maria ereignet hatte, wiederholte ſich in der Nacht vom 14. Dezember 1729, ein Brand in der Reſidenz, entſtanden in der Nähe des Schlafgemaches des Kurfürſten und ſeiner Gemahlin, die kaum noch Zeit zur Flucht in Nachtkleidern fanden. Das Feuer zerſtörte zwei Stockwerke der Reſidenz, und damit einen Werth von fünf Millionen. Mit frommgläubiger Andacht, gleich ſeinen Ahnen, vereinte er gerne Freigebigkeit mit Pracht, und unternahm viele Wallfahrten: i. J. 1721 nach Dorfen, i. J. 1726 nach Eichſtädt zur heiligen Walburga; er ſchenkte der Kirche eine ſilberne Lampe im Werthe von 4000 Gulden; im Jahre 1736 mit ſeiner Gemahlin nach Dorfen; im Auguſt 1736 zu Fuß nach Altötting, der heiligen Kapelle daſelbſt ein ſilbernes Standbild ſeines Sohnes und Kurerben Maximilian Joſeph opfernd, von dem leiblichen Gewichte dieſes damals achtjährigen Prinzen, in Folge eines Gelübdes bei einer ſchweren Krankheit deſſelben i. J. 1733; im Sommer 1737 mit ſeiner Gemahlin über Padua, wo er dem heil. Antonius einen goldenen Kelch weihte, zur wunderthätigen Mutter Gottes zu Loreto, in Folge eines während der Krankheit ſeines Sohnes gemachten Gelübdes, und opferte daſelbſt in der heiligen Kirche außer andern Geſchenken auch eine Lampe von gediegenem Golde. Auch i. J. 1739 kam er zur heil. Walburga nach Eichſtädt, wohin ſeine Gemahlin mit ſeinem Bruder, dem Herzoge Klemens, vorausgegangen war.

Aus inniger Verehrung der heil. Jungfrau Maria ſtiftete er i. J. 1729 zur Vertheidigung ihrer unbefleckten Empfängniß den Orden des heil. Georg, deſſen erſte Ritter, in Anweſenheit des Kurfürſten als ihres Großmeiſters, am Namensfeſte des heil. Georg, den 14. April 1729, in der Kirche zu Unſer Lieben Frau in München eingeweiht wurden. Von 1727 bis 1733 erbaute er das Hieronymitanerkloſter (jetzt ein Franziſkanerkloſter), am Lehel in München, das am 19. Sept. 1737 die Einweihung erhielt. Zur zweiten Erbauung der Kirche zu Unſer Lieben Frau vom Schnee in Aufhauſen bei Landau an der Iſar gab Karl Albrecht ein Geſchenk von 3000 fl. und wies noch andere Einkünfte hiezu an. Zu milden Stiftungen und wohlthätigen Anſtalten ſchenkte er von 1726 bis 1745 die große Summe von zweimalhundertſiebentauſend einhundertfünfundzwanzig Gulden. Die Gebrüder Rokher, Bürger und Wechſelherren in München, errichteten von 1742 bis 1743 das Stadtkrankenhaus am Anger.

Der Kurfürſt hatte für die Jagd eine große, von ſeiner Gemahlin mit eifriger Neigung getheilte Vorliebe. Im Schießen ſehr gewandt, begleitete ſie ihn auf allen Jagdzügen in grüner Mannskleidung mit einer kleinen weißen Perrücke, nach der Mode jener Zeit, umgeben von ihren Fräulein in Amazonentracht, ohne Hitze und Kälte oder Moorgründe und andere Beſchwerden der Jagd zu ſcheuen, ungeachtet ihre kleine und zarte Geſtalt nicht dazu geeignet ſchien.

Unter der Regierung Karl Albrecht's. kamen mehrere Beſitzungen an Bayern: die Grafſchaft Hohenwaldeck nach dem am 12. November 1734 erfolgten Tode des letzten Sprößlings dieſes Stammes, der keinen männlichen Erben zurückließ; die Herrſchaft Wartenberg, nach dem Erlöſchen dieſes Hauſes am 3. Aug. 1736; die Gebiete des am 20. April 1740 erloſchenen Geſchlechtes der Grafen von Wolfſtein in der Oberpfalz; von größerer Bedeutung war die Erbſchaft des Pfalzgrafen Chriſtian von Birkenfeld, geb. den 7. November 1674, geſt. den 3. Februar 1735, Generallieutenant in franzöſiſchen Dienſten, ruhmvoller Kämpfer auf den Wällen von Barcellona, in den Niederlanden und am Rhein, welcher nach dem Tode des Guſtav Samuel Leopold, Herzogs von Zweibrücken, letztgebornen Sohnes des Pfalzgrafen Adolph Johann von Kleeburg, geb. den 2. April 1670 und ohne Leibeserben geſt. den 17. Sept. 1731, das Herzogthum Zweibrücken erhielt.

Kaiſer Karl VI. hatte keinen männlichen Erben, und verfügte ſohin durch eine neue Erbfolgeordnung vom 19. April 1713, daß die Aelteſte ſeiner Töchter den Thron des Hauſes Habsburg beſteigen ſolle, wenn nach ſeinem Tode kein männlicher Erbe vorhanden ſein ſollte. Am 20. Oct. 1740 ſtarb Kaiſer Karl VI., ohne einen Sohn zu hinterlaſſen. Seine älteſte Tochter Maria Thereſia war nun Erbin der Krone. Dagegen trat aber Kurfürſt Karl Albrecht mit Anſprüchen auf Oeſterreich, Tirol, Ungarn und Böhmen auf, die er vorzüglich auf das Erbrecht der Tochter Ferdinand I., Anna, gründete, mit welcher ſich Herzog Albrecht V. von Bayern am 4. Juli 1546 vermählt hatte.

Als ein deutſcher Fürſt hatte Karl Albrecht für ſeinen Sohn, den Kurerben Maximilian Joſeph, einen deutſchen Lehrer verlangt, und hiezu, auf Empfehlung des Grafen von Stadion, Johann Adam Ikſtatt mit einem Gehalte von 2500 Thalern ernannt, geb. den 6. Januar 1702 zu Bockenhauſen, einem Dorfe bei Epſtein im damaligen Erzbisthume Mainz, Sohn eines Hammerſchmiedes, einen durch eigenen Fleiß wiſſenſchaftlich hochgebildeten Mann, öffentlichen Lehrer des Rechtes an der Hochſchule zu Würzburg, ſpäterhin von Karl Albrecht, als er Kaiſer war, in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, nach dem Regierungsantritte Maximilian Joſeph's Direktor der Studien, und Lehrer des Natur-, Völker- und Staatsrechtes an der Hochſchule zu Ingolſtadt, geſt. den 17. Aug. 1776. Ikſtatt war unter Vielen, die damals ſchrieben, der geiſtvollſte und ſcharfſinnigſte Vertheidiger des Hauſes Wittelsbach, und der Anſprüche deſſelben. Doch nicht die Feder, ſondern das Schwert ſollte entſcheiden.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg brach aus. Mächtig durch Verträge mit Frankreich, Spanien, Preußen und Sachſen, drang der Kurfürſt über Linz vor, nahm die Stadt Mautern und St. Pölten, wendete ſich aber plötzlich, ohne nach Wien zu ziehen, von dem ihn nur mehr 10 Meilen trennten, nach Böhmen, eroberte Prag, wo er am 7. Dezember 1741 feierlich zum Könige und Erbherrn von Böhmen ausgerufen wurde, kam am 3. Jan. 1742 in München, am 16. Januar Abends in Mannheim an, wo er zuerſt durch den Grafen von Elty die freudige Nachricht ſeiner am 24 Januar 1742 erfolgten Erwählung zum Römiſchen Kaiſer als Karl Albrecht VII. erhielt, wofür er ihn mit dem koſtbarſten Ringe belohnte, der ſeine Hand ſchmückte. Mit außerordentlicher Pracht geſchah ſein Einzug zu Frankfurt a/M. am 31. Januar, eben ſo am 12. Februar ſeine Krönung durch ſeinen Bruder, den Kurfürſten Klemens Auguſt von Köln, und am 8. März jene ſeiner Gemahlin. Viele überaus glänzende Feſte verherrlichten die Wahl des neuen Kaiſers, deſſen huldvolles Benehmen alle Herzen mit Entzücken erfüllte. Unter dem Geläute aller Glocken wurden in den Kirchen von München Dankgebete gehalten, und öffentliche Freudenfeſte veranſtaltet.

Doch der Zug des Kaiſers nach Prag anſtatt nach Wien, hatte verhängnißvoll über die ganze Zukunft ſeines Lebens entſchieden. Von da an wich das Glück von ihm, und ſpendete ihm nur noch ſelten einen flüchtigen freundlichen Blick. Die Ungarn hatten ſich begeiſtert für ihren König Maria Thereſia erhoben: Gleich einem reißenden Strome drangen mit den Oeſterreichern wilde, raub- und mordfertige Kriegsvölker in Bayern ein. Heiduken und Tolpatſchen, Ungarn, Kroaten, Lykaner, Morlachen, Dalmaten, und Panduren unter ihrem blutdürſtenden Oberſten Franz von der Trenk. Die Bürger des Marktes Mainburg, vereint mit einigen bayeriſchen Schaaren, wehrten ſich verzweiflungsvoll, bis ſie unter der Uebermacht ſtürmender Feinde in den Tod ſanken. Mit unerſchütterlicher Tapferkeit und unbezwungen, kämpften die Bürger von Straubing in brüderlicher Eintracht mit bayeriſchen Soldaten unter dem Oberſten Freiherrn von Wolfswieſen Tag und Nacht auf den vom franzöſiſchen Kriegsbaumeiſter Du Chaval vortrefflich hergeſtellten Feſtungswerken, obgleich binnen fünf Tagen, außer Brandkugeln und Steinen, auch 975 Bomben und 534 glühende Kugeln in die Stadt fielen. Der Bürger Einſiedler zeichnete ſich als geſchickter Kanonier aus, unfehlbar Jeden tödtend, den er vom Walle herab ſich zum Ziele wählte.

Als Anführer von Freiwilligen, ein Schrecken der Panduren und Kroaten, vollführte die verwegenſten Unternehmungen Johann Michael Gſchray, geb. etwa 1692 zu Monheim bei Donauwörth, Sohn eines Eiſenamtmannes, und ſelbſt Eiſenamtmann in Deggendorf, von Karl Albrecht VII. wegen ſeiner Thaten für Straubing zum Hauptmanne der Freiwilligen ernannt, ſpäterhin preußiſcher Generalmajor, geſt. zu Wembing in Bayern in einem Alter von 70 Jahren. Unter dem Hauptmanne Gſchray diente als Lieutenant ein anderer Bayer, von gleich verwegenem Muthe, Nikolaus Lukner, geb. 1721 zu Cham, Sohn eines Bierbrauers und Hopfenhändlers, auch Bürgermeiſters daſelbſt. Nach verſchiedenen Erlebniſſen wurde er franzöſiſcher Marſchall, erhielt in der Folge einen jährlichen Gnadengehalt von 36,000 Livres, lebte im Elſaß, ging nach Paris, um die ihm eines Tages zur Zeit der Revolution verweigerte Auszahlung ſeiner Penſion zu betreiben, ſtarb aber daſelbſt unter dem Mordſtahle der Guillotine am 4. Jan. 1794.

Straubings Tapferkeit und Opfer belohnte Kaiſer Karl Albrecht VII. dankbar durch ein eigenes Schreiben, durch gänzliche Aufhebung der Herdſteuer, und minderte die jährliche Entrichtung von 500 fl. wegen des Stadtoberrichteramtes auf 50 fl., auch ehrte er ſpäter die Stadt durch eine goldene Schaumünze für bewieſene Treue. Die Bürger von Braunau fochten ebenfalls heldenmüthig an der Seite der Truppen, als die Feinde dieſe Stadt aus Mörſern und Haubitzen beſchoſſen, vom 26. November bis 10. Dezember 1742, wo der rettende Entſatz kam. Der Krieg dauerte i. J. 1743 fort, unglücklich für Bayern, vorzüglich durch den zweideutigen Beiſtand Frankreichs. Karl Albrecht hatte ſich am 8. Juni von München nach Augsburg geflüchtet, von da am 28. Juni nach Frankfurt a/M. Den freundlichen Markt — jetzt Stadt — Roſenheim wollte der Pandurenhauptmann Georg von Schlangen niederbrennen laſſen; aber ſein Herz erbebte ob der erſchütternd warnenden Anſprache des ehrwürdigen greiſen Kapuziner-Guardians **Romedius**, der zur Rettung Roſenheims ſein Leben wagte, und ſeine menſchenfreundliche Abſicht erreichte.

In der traurigſten Lage Bayerns nahmen die Verhältniſſe des Vaterlandes noch einmal eine günſtige Wendung durch den am 22. Mai 1744 von König Friedrich dem Großen von Preußen, in gleicher Geſinnung mit Frankreich, geſchloſſenen **Verein** mit **Karl Albrecht** VII., **Karl Theodor**, dem Kurfürſten in der Pfalz am Rhein, dem Könige Friedrich von Schweden, und dem Landgrafen von Heſſen. Blitzſchnell zog König Friedrich von Preußen mit 100,000 Mann nach Böhmen; **Karl Albrecht**, nach Gichtleiden und einem Blutſturze kaum dem Grabe entronnen, ging von Frankfurt a/M. über Augsburg nach München, wo er am 23. October 1744 zu Pferde mit feſtlichem Gepränge einzog, wie ein lange vermißter, zärtlich geliebter Vater, von ſeinen Kindern, den treuen Bürgern, mit endloſen Jubelrufen und Freudenthränen empfangen. In allen Kirchen ſtiegen feierliche Dankgebete zu Gott empor. **Karl Albrecht's** krankhafte Zuſtände, die ihm beinahe ſeit einem Jahre nur noch den Genuß von Milch geſtatteten, entmuthigten, wie in Folge einer inneren Ahnung, ſeinen Geiſt, weßhalb er oft zu ſeiner Umgebung ſagte: „**Mich wird das Unglück nicht verlaſſen, bis ich es verlaſſe.**“ Ihm war das Vertrauen auf eine noch glückliche Zukunft entſchwunden. Am 17. Dezember hielt auch ſeine Gemahlin mit ihren Töchtern, von Frankfurt a/M. zur ſorgſamen Pflege des Gemahles und Vaters herbeieilend, einen feierlichen Einzug in die Reſidenzſtadt. Die Feinde begannen wieder in Bayern einzurücken jenſeits der Donau.

Da brach des Kaiſers letzte Kraft unter der Laſt eines lange und heftig wühlenden Kummers zuſammen. Die Fußgicht trat in den Leib zurück; er fühlte das Herannahen des Todes. Der apoſtoliſche Nuntius, Erzbiſchof von Korinth, leiſtete ihm in ſeinen letzten Stunden Beiſtand, reichte ihm das heilige Sacrament der letzten Oelung, und gab ihm den apoſtoliſchen Segen, nachdem er eine allgemeine Beichte vorher abgelegt, und mit einer beſondern Gottesfurcht den letzten Zehrpfennig aus den Händen ſeines Hofkaplans empfangen hatte. Am letzten Morgen ſeines Lebens ließ er die Gemahlin und ſeinen einzigen Sohn, den Kurerben Maximilian Joſeph, an ſein Sterbelager kommen. Hier erklärte er dieſen, der in zehnthalb Wochen achtzehn Jahre alt geworden wäre, volljährig, ertheilte ihm andächtig den väterlichen Segen, nahm einen rührenden Abſchied von Beiden, empfing von ſeinem greiſen Marſchalle Seckendorf die beruhigende Betheuerung, dem hoffnungsvollen Sohne immer ein treuer Rathgeber, bereit zu jedem Opfer für ihn, und der Vermittler eines ehrenvollen Friedens ſein zu wollen. Dann verſchied der Kaiſer ſanft in Gott am 20. Januar 1745, Abends 7 Uhr, in der Blüthe des männlichen Alters, im 48. Jahre. Bei der Oeffnung der Leiche entdeckte man in dem Herzen des Kaiſers einen Polypen, in der Niere einen Stein, ſo groß wie ein Pfirſichkern, und Lunge und Leber im Zuſtande der Auflöſung. Um 8 Uhr Abends wurde Karl Albrecht in der Tracht eines ſpaniſchen Ritters auf ein Schaubett gelegt, ſeine entſeelte Hülle, deren Herz nach Altötting kam, in einem von 24 Kammerherren abwechſelnd auf ihren Schultern getragenen Sarge, in die Fürſtengruft bei den Theatinern gebracht.

Nach Empfang der Kunde von des Kaiſers Tode, rühmte ihn Papſt Benedikt XIV. in einer Anſprache an die Cardinäle als einen gehorſamen Sohn der Kirche, und als einen großen Prinzen, empfahl ihn auch ihrem Gebete.

Die Kaiſerin-Wittwe Maria Amalia hat i. J. 1756 die barmherzigen Schweſtern nach München berufen, und ihnen vierzigtauſend Gulden geſchenkt. Die wohlthätigen Leiſtungen dieſes weiblichen Ordens, werden in den Herzen der durch ihn ſorgſam gepflegten und getröſteten Kranken, dem Namen der edlen Kaiſerin ein ewiges Andenken bewahren.

Maximilian Joſeph III.

Geboren den 28. März 1727.
Geſtorben in München den 30. Dezember 1777.
Ruht in der Fürſtengruft der Theatinerkirche.

Gemahlin: Maria Anna Sophia, Tochter des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt III., geb. den 29. Aug. 1728, verm. den 13. Juni 1747, Stifterin des St. Anna-Ordens für adelige Damen, geſt. den 17. Februar 1797; ruht ebenfalls in der Fürſtengruft der Theatinerkirche.

Kinder: —

Gleich nach dem Tode ſeines Vaters, durch dieſen zuvor noch mündig erklärt, übernahm Maximilian Joſeph die Regierung ſelbſtſtändig. Er beſaß eine zarte, edle Geſtalt, feine Geſichtszüge, große und ſanfte Augen, eine erhabene, menſchenfreundliche, das Glück einer Welt erſehnende Denkweiſe, ein biederes, redliches, weiches, überaus leutſelges Gemüth, die zärtlichſte Vaterliebe für ſein Volk, dieſem ein würdiges Vorbild der reinſten Sittlichkeit durch ſeinen tugendhaften Lebenswandel bis an ſein Ende; claſſiſche Bildung, umfaſſende und tiefe Kenntniſſe in der Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, Philoſophie, Mathematik und Meßkunſt, ſo daß er ſchon als ein junger Prinz von 17 Jahren zu Frankfurt a/M. i. J. 1743 die Aufgabe gelehrter Sätze mit Scharfſinn und glänzender Beredſamkeit öffentlich löſete, und gegen alle Einreden ſiegreich auftrat. Während ſeiner Regierung von 1745 bis 1777, ſpendete er jährlich den Hausarmen die Summe von vierzigtauſend Gulden, aus ſeinem eigenen Gelde, Gnaden- und Jahrgelder über 200,000 fl., ſchenkte zu milden Stiftungen und wohlthätigen Anſtalten 21,900 fl., ließ jedem armen Studenten in der Hofbäckerei wöchentlich einen Laib Brod, Vielen auch täglich die Koſt reichen, und gab für arme Schulkinder aus ſeinem Hausgelde jährlich 600 fl.

Maximilian Joſeph war auch ein frommer und andächtiger Herr, und der regelmäßige Beſuch der Hof- und Kirchenfeſte durch die durchlauchtigſten Perſonen, mit Bezeichnung des Monates, Tages und der Stunde, ſowie der zu beſuchenden Kirche, vorausbeſtimmt. Im J. 1759 machte er eine Wallfahrt nach Prag. Auf ſeinen Befehl wurde der allgemeine Volksgeſang in den Kirchen eingeführt. Er errichtete eine Anſtalt zur Bildung von Predigern, und verlieh goldene und ſilberne Preismünzen für die beſten eingeſendeten Predigten, welche gedruckt wurden.

Der Kurfürſt fuhr an jedem Sonnabend im Jahre um halb 12 Uhr zur heiligen Meſſe in die Herzogſpitalkirche. Als er von da eines Tages in die Reſidenz zurückkehrte, zur Zeit der an Hungersnoth grenzenden Theuerung i. J. 1771, wo Viele nicht nur Wurzeln und Baumrinden, Gras und unreifes Gemüſe, ſondern ſelbſt verſcharrte und wieder ausgegrabene Aeſer verzehrten, umringten bleiche, hohläugige Jammergeſtalten, die Hände faltend, ſeinen Wagen weinend und wehklagend, und flehten: „Hülfe! gnädigſter Herr! Brod! Brod! wir müſſen ſonſt verhungern!“ Der Kurfürſt wußte nichts von dieſer großen Noth, und erfuhr nun von dieſen armen Leuten mit Schrecken die Wahrheit. Thränen rieſelten ihm über die Wangen, während er ihnen alles Geld in ſeiner Taſche zum Wagen hinausreichte. Tröſtend ſagte er zu ihnen: „Kinder, o meine „Kinder, wie jammert ihr mich! Ihr werdet Brod „bekommen und nicht verhungern!“ Noch in derſelben Stunde befahl er, 15,000 Scheffel Getreide aus Italien kommen zu laſſen, und ſchickte zu dieſem Zwecke den Kaufmann Sabbadini dorthin. Er verwendete zwei Millionen Gulden, um den Hunger ſeines leidenden Volkes zu ſtillen.

Er liebte alle Bayern, ohne Unterſchied der Geburt und des Standes, mit gleicher Liebe, hörte leutſelig den Aermſten ſeiner Unterthanen helfend oder wenigſtens tröſtend an, und übte Gerechtigkeit auf gleiche Weiſe. Ein Vornehmer aus ſeiner Umgebung, mit ſeinem Wohlwollen beglückt, ließ ſich einſt vom

Zorne hinreißen, einem niedrigen Beamten zwölf Stockſtreiche zu geben. Da gebot der Kurfürſt, daß der Thäter dem Geſchlagenen für jeden Streich tauſend Gulden bezahlen ſolle, was auch geſchah. Der Kurfürſt beſaß das unbedingte Vertrauen ſeines Volkes. Einſt ſteckte er ungeleſen die Bittſchrift eines Bauers in die Taſche, worauf dieſer ſeufzte: „So iſt denn meine gute Sache verloren!“ Lächelnd erwiederte der Kurfürſt: „Wie ſo?“ Der Bauer antwortete: „Was unſer gnädigſter Fürſt nicht liest, ſondern Andern gibt, wir wiſſen's wohl, „iſt der Ewigkeit gegeben.“

Maximilian Joſeph fand bei dem Antritte der Regierung den Staatshaushalt in Folge der früheren langen Kriegszeiten in einem ſo mißlichen Zuſtande, daß er aus Liebe zu ſeinen Bayern in ſpaniſche Dienſte zu treten geſonnen war, um ihnen die Ausgaben für den Hof zu erſparen, und entſagte dieſem Vorhaben nur in Beachtung der Vorſtellung, daß der Zweck einer Erleichterung des Volkes unter ſeiner perſönlichen Leitung auch durch andere Mittel erreicht werden könne. Aus kindlicher Liebe zu ſeiner Mutter, aus väterlicher Liebe zu ſeinen Bayern, welche er ſobald als möglich durch die Segnungen des Friedens beglücken wollte, ſagte er in einem Kriegsrathe, wo man zur Fortſetzung des von ſeinem Vater geführten Krieges rieth, weil Ausſichten auf günſtige Erfolge vorhanden ſeien: „Wenn denn Niemand den Frieden „haben will, ſo will ich ihn haben!“ und der Friede wurde in Füſſen am 22. April 1745 unterzeichnet. Während der Dauer des dadurch beendigten Krieges, hatten ſich die Bürger und Studenten von Amberg, und die Bürger von Nabburg in ihren Städten heldenmüthig vertheidiget.

Maximilian Joſeph hieß mit Recht der Allgeliebte, im Munde des ganzen Volkes der gute Max. Er liebte ein einfaches, häusliches Stillleben, dem nur das Glück fehlte, Vater eines Kindes zu ſein, und fühlte ſich im Kreiſe von Verwandten ſo wohl, daß der damalige berühmte Hiſtorienmaler Peter Hormann in München, eine ſolche Familienſcene durch ein Gemälde verewigen mußte, welches 300 Dukaten koſtete, und in einem Gemache des Luſtſchloſſes Nymphenburg aufbewahrt wurde: der Kurfürſt Maximilian Joſeph ſpielt an einem Tiſche Karte mit drei Hofdamen; die Kurfürſtin unterhält ſich mit dem Kurprinzen von Sachſen, der auf einem Rollwagen ſitzt; die Kurprinzeſſin von Sachſen trinkt Kaffee an einem Tiſche mit der Prinzeſſin Joſepha und der Herzogin Klemens, und die Markgräfin von Baden, Schweſter des Kurfürſten, ſpielt Clavier. Dieſes ſchöne Bild verdiente wohl, durch Stahlſtich, oder auf irgend eine andere Kunſtweiſe vervielfältiget zu werden. In Mußeſtunden fand der Kurfürſt Erholung und Erheiterung in der Tonkunſt und an der Drechſelbank; er ſpielte, außer andern Inſtrumenten, das Violoncell meiſterhaft, ſetzte auch mehrere Litaneien in Muſik; das Drehen lernte er vom bürgerlichen Drechslermeiſter Willenbacher, wie er denn auch einen ſchönen Kronleuchter von Elfenbein verfertigte. Im Freien ergötzte er ſich gerne mit der Jagd, aber auf eine ſehr ſparſame Art und ohne allen Aufwand. Jährlich am 4. November wurde zu Nymphenburg die ſogenannte Hubertusjagd, und nach dem feierlichen Hochamte offene Tafel gehalten. Bei dieſem Feſte erſchienen der Kurfürſt, die Kurfürſtin, ſämmtliche Hof- und Staatsdamen und der ganze Adel in Jagdkleidern, und am darauf folgenden Tage, den 5. November, war immer die kleine Hubertusjagd zu Fürſtenried.

Nach hergeſtelltem Frieden feſt entſchloſſen, während ſeiner Regierung nie mehr einen Krieg zu führen, beſchloß der Kurfürſt, ſein Volk durch Erleichterung der Laſten und durch geiſtige Bildung zu beglücken. Er begann mit den Erſparungen durch Einſchränkung an ſeinem eigenen Hofe, ohne deßhalb zu verſäumen, was dem fürſtlichen Stande und Anſehen geziemt. Gering beſoldete Diener unterſtützte er freigebig. Reiche Herren aus dem vornehmſten bayeriſchen Adel, Namen von patriotiſchem Klange in Bayern: Preiſing, Königsfeld, Lerchenfeld, Taufkirchen, Törring-Jettenbach, Graf von Rheinſtein zu Tattenbach und Ballai, u. A., verſahen unentgeltlich, nur der Ehre wegen, die oberſten Hofämter; in der Staatsverwaltung wurden die zu hohen Beſoldungen und das Perſonal vermindert, das Militär auf 6000 Mann beſchränkt, eine Schuldentilgungs-Commiſſion errichtet, neue Geſetzbücher eingeführt, und zwar am 7. Oct. 1751 das Strafrecht, die Civilproceßordnung i. J. 1753, und das Civilrechtsgeſetzbuch i. J. 1756, dem ſpäter ausführliche Anmerkungen folgten, Alles aus der Feder des berühmten Rechtsgelehrten Wiguleus Aloiſius Freiherrn von Kreitmayr, unter Kaiſer Karl VII. zum Reichsfreiherrn erhoben, deſſen Standbild, nach Schwanthaler's Modelle in Erz gegoſſen von Ferdinand Miller, auf dem Promenadeplatze in München auf einem Poſtamente von Granit ſich erhebt, errichtet i. J. 1845 durch Spenden von König Ludwig I. und von Privatperſonen, mit 2 Inſchriften in ehernen lateiniſchen Buchſtaben, auf der Vorderſeite: W. X. A. „Freiherr „von Kreitmayr, Churf. Geh. Bayer. Kanzler, geb. zu München „den 14. Dezember 1705, geſt. den 17. Oct. 1790," auf der Rückſeite: „Dem Verfaſſer der bayeriſchen Geſetzbücher das dankbare Vaterland." In Folge jenes Strafrechtes wurden ſehr viele Todesurtheile gefällt, deren Unterzeichnung dem menſchenfreundlichen Herzen des Kurfürſten jedes Mal die ſchmerzlichſten Gefühle und einen Tag der Trauer bereitete.

Sehr viel geſchah zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft, Förderung des inländiſchen Kunſtfleißes, des allgemeinen Verkehres, des Handels und Wandels, der Viehzucht, des Forſtweſens, des Bergbaues und der Fabriken, für Straßen- und Waſſerbau, Bienenzucht, Hopfenbau, Minderung des Wildſchadens; auch mehrere Getreidniederlagen wurden errichtet, Staatsgüter angekauft, die noch fehlenden Theile der Grafſchaften Wieſenſteig und Helfenſtein, die Rittergüter Hohenreiching, Wertingen, Illerdieſſen, Schwabmünchen, Durnau und Peternau, und die noch rückſtändige Schuld für die Grafſchaft Wolfſtein mit 226,000 Gulden bezahlt; das Land erhielt auch eine verbeſſerte Einrichtung der Gemeindeverfaſſung mit jährlicher Wahl der Vorgeſetzten. Der Kurfürſt ehrte und liebte auch den Bauernſtand, und bewies ihm ſeine Theilnahme durch die Antwort, welche er gab, als man ihm einſt eine Verordnung zur Beſchränkung des Weidganges vorlegte: „Wer von euch „möchte denn bayeriſcher Bauer ſein, ihr Herren? Gönnet doch „jedem Hausvater freie Hand in ſeinem Hauſe, nur daß er der „Gemeinde ſchone, und gönnet der Gemeinde freie Hand, ihre „Sache zu haben, nur daß ſie des Landes ſchone, gleichwie ich „mein Recht habe in Bayern, wenn ich nur der Nachbaren und „des Reiches ſchone."

Als ihm einſt ein Projektant den Vorſchlag machte, für jeden Scheffel Getreide vom Verkäufer und Käufer eine beſondere Zahlung entrichten zu laſſen, erwiederte er ärgerlich: „Soll ich unter meinem Volke noch Räuberei treiben?" Der eben anweſende patriotiſche Graf von Seinsheim ſetzte ſpottend hinzu: „Beſſer, man geböte dem Bauer, das Korn, anſtatt „auf dem Markte, ohne Bezahlung im Schloſſe abzuladen; das „brächte weit mehr ein." Ein großes Unglück traf dieſen edlen Fürſten i. J. 1750, ein Brand in ſeiner Reſidenz, der in einer Nacht nach der Darſtellung eines franzöſiſchen Theaterſtückes im St. Georgen-Ritterſaale plötzlich ausbrach, dieſen nebſt den Archiven und allen darin enthaltenen Koſtbarkeiten im Werthe einer Million verzehrte, und wobei mehrere Perſonen ihr Leben einbüßten. Zu dieſem Verluſte kamen die Koſten der Wiederherſtellung.

Maximilian Joſeph hat ſich um die geiſtige Bildung des Landes unſterblich gemacht durch die an ſeinem zweiunddreißigſten Geburtstage, den 28. März 1759, unterzeichnete, vom Grafen Sigmund von Haimhauſen und Freiherrn von Kreitmayr vorgelegte Stiftungsurkunde der Akademie der Wiſſenſchaften, — welche bedeutende wiſſenſchaftliche Beiträge erhielt von den Klöſtern Ettal, Polling, Weyarn, Tegernſee, Benediktbeuern und Altaich, — verherrlichet durch ein von Ph. Foltz aus Bingen gemaltes Bild im Bogengange des k. Hofgartens in München, mit den eigenen Worten des Kurfürſten als Deviſe an der Decke: „Ohne Geſchichte „des Vaterlandes gibt es keine Vaterlandsliebe.“ Sie verdankt ihr Entſtehen zunächſt den raſtloſen Beſtrebungen von zwei verdienſtvollen Männern, die zuvor ſchon einen am Abende des 12. Oct. 1758 berathenen Gelehrtenverein zu Stande gebracht hatten: 1) Johann Georg von Lori, aus dem uralten italieniſchen Geſchlechte der von Lori, von denen Einige mit den welfiſchen Herzogen nach Bayern kamen, nach ſeinem Taufſcheine geb. den 17. Juli 1723 in dem Dörflein Gründel bei Steingaden, Münz- und Bergrath, Archivar und geheimer Rath der auswärtigen Angelegenheiten, geſt. unverehelicht mit den letzten Worten: „Iſt halt doch gut ſterben, „wenn man ehrlich gelebt hat,“ am 27. März 1786 zu Neuburg an Donau, und daſelbſt bei St. Georg im Kirchhofe der obern St. Peters-Stadtpfarrkirche begraben; 2) Johann Georg Dominikus von Linbrunn, geb. den 10. Januar 1714 zu Viechtach, Sohn eines kurf. Pfleg- und Landgerichtsſchreibers daſelbſt, Münz- und Bergrath, ord. Hofkammerrath, von Kaiſer Franz I. in den Reichsadelſtand erhoben, von der Kaiſerin Maria Thereſia mit einer goldenen Kette beſchenkt, woran ihr Bildniß hing, plötzlich geſtorben in München den 14. Juni 1787.

Mitglieder dieſes Gelehrtenvereines waren, — außer manchen andern ruhmwürdigen Männern, auch Graf Sigmund von Haimhauſen, kurf. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Präſident des Bergwerkscollegiums und oberſter Münzmeiſter, geb. in München den 28. Dezember 1708, geſt. daſelbſt den 16. Januar 1793, Graf Emanuel von Törring und Freiherr von Kreitmayr; ferner: Euſebius Amort, Dechant zu Polling, ſein Prälat Franz Döpſel und ſein Mitbruder Prosper Gollhofer; Innocenz, Probſt von Schlehdorf und ſein Kapitular Leopold Leeb, Miedamer, Pfarrer zu Dingolfing, Brander, ein berühmter Mechaniker in Augsburg, Dr. Rauch, Landphyſikus zu Wieſenſteig, Fulgentius Mayer, Angelus Merz und Adrian, drei Auguſtinermönche in München, Wagenegger, Hofkaplan, von Stubenrauch, Commerzienrath, Stigler, Profeſſor der Mathematik im Kadettencorps, Kennedy, Mich. Bergmann, Lipowsky, von denen ſpäter Erwähnung geſchieht.

Maria Antonia, Kurfürſtin von Sachſen, Schweſter des Kurfürſten Maximilian Joſeph, zu jener Zeit mit ihrem Gemahle in München anweſend, nahm mit all' der Liebe und Wärme, womit ſie ſich um die Künſte und Gelehrſamkeit ewige Verdienſte erworben hat, den perſönlichſten Antheil an dem ruhmvollen Vorhaben der Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften. Der Kurfürſt bezeichnete der hiſtoriſchen Klaſſe derſelben ſeine Anſichten und Wünſche mit den Worten: „Keine „rechte Vaterlandsliebe ohne eine rechte Vaterlands„geſchichte." Als man ihm einſt ein Verzeichniß von Namen der angeblich in Bayern lebenden Freigeiſter, die man als gefährliche Feinde des Staates entfernen müſſe, überreichte, las er aufmerkſam dieſe Namen, und rief dann aus: „Wie? iſt „das nicht die Namensreihe meiner treueſten und „einſichtvollſten Leute? Wen hat das Land, wenn „die fehlen?" Und dem beſchämten Verleumder den Rücken kehrend, warf er das Verzeichniß in's Feuer. Er ſchätzte und belohnte Kunſt und Künſtler; unter ihm entſtand in München eine Zeichnungs-, Maler- und Bildhauerſchule; die bürgerlichen Gewerbe förderte er durch Achtung und Unterſtützung, und gab ausgezeichneten Handwerkern gerne die Mittel zu fernerer Ausbildung und neuen zweckdienlichen Verſuchen. Im J. 1765 entſtand durch Joh. Franz von Hoppenbihl zu Altötting eine Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften, die ſpäterhin als landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu Burghauſen bis 1801 vortheilhaft wirkte. An der Spitze der gelehrten Geſellſchaft zu Altötting und Burghauſen, ſtanden Graf Morawitzky und Freiherr von Hartmann, deren Schriften viel zum Beſten des Bürger und Bauernſtandes beitrugen.

Unter der beglückenden Regierung dieſes Kurfürſten, der an gelehrten Arbeiten perſönlich ſo eifrig Theil nahm, daß er vor der zweiten Ausgabe eines Werkes des Peter von Oſterwald, — geb. 1718 zu Weilburg im Naſſauiſchen, und geſt. in München den 29. Januar 1778, — eigenhändig Verbeſſerungen einſchaltete, gab es in Bayern eine große Menge gelehrter und verdienſtvoller Männer: Graf von Spreti, von Stöb und Aichberger, die ſich um Fürſt und Vaterland verdient machten; Franz Joſeph Freiherr von Unertl, Kanzler des geheimen Rathes, 75 J. alt, geſt. den 24. Januar 1750; Johannes Michael Poppel, Sohn eines Faßbinders aus der Vorſtadt Au bei München; Privatlehrer, ein edler Menſchenfreund, der mit unendlicher Mühe ein Waiſenhaus daſelbſt errichtete, geſt. 1763; Joſ. Anton Aettenkhover, Archivar, bayeriſcher Geſchichtforſcher; Heinrich Braun, Dr. der Theologie, geiſtlicher Rath, Verbeſſerer des Schulweſens, geb. zu Troſtberg den 17. März 1732, geſt. in München den 8. November 1792, in ſeinem Wirken beſonders kräftig unterſtützt von Karl Sebaſtian Grafen von Baumgarten, einem der einſichtvollſten Räthe des Kurfürſten, geſt. 1771; Jak. Anton Kollmann, geiſtlicher Rath, geb. den 21. Juli 1728 zu Friedberg, Sohn eines kurf. Holzförſters und Jägers, plötzlich geſt. den 5. Oct. 1787 zu Affing, Pfleggerichts Aichach; Johann Eucharius Freiherr von Obermayr, geh. Rath, geb. den 26. April 1724 zu Wembding, 1769 von Kaiſer Joſeph II. in den Reichsadelſtand, 1772 vom Kurfürſten Maximilian Joſeph in den Reichsfreiherrnſtand erhoben; Anton Johann Lipowsky, geheimer Sekretär des geiſtlichen Rathes, Geſchichtforſcher, geb. zu St. Martin in Bayern den 28. Oct. 1723, geſt. in München 1790; Michael Adam von Bergmann, Oberrichter der Stadt München, Geſchichtforſcher, geb. in München den 15. Aug. 1733, geſt. daſelbſt den 20. Mai 1785; Andreas Felix von Oefele, Vorſtand der k. Hofbibliothek, gelehrter Geſchichtſchreiber, Sohn eines Wirthes, vom Kurfürſten in den Adelſtand erhoben, geb. in München den 17. Mai 1706, geſt. den 24. Febr. 1780; Herrmann Scholliner, Prior zu Oberviehbach, geb. zu Freiſing den 15. Januar

1722, geſt. den 16. Juli 1795; Frobenius Forſter, von Eltern aus ganz gemeinem Stande, gefürſteter Abt zu St. Emeran, geb. den 30. Aug. 1709 zu Königsfeld in Oberbayern, geſt. 1790; Roman Zirngiebel, Benediktiner zu St. Emeran, Geſchichtforſcher, geſt. zu Regensburg den 29. Aug. 1816; Peter Paul Finauer, Gelehrter, Sekretär des geiſtlichen Rathes, geb. in München 1732, geſt. den 22. Nov. 1788; Nepomuk Mederer, Sohn eines Bauers, geb. zu Stöckelberg in der Oberpfalz den 2. Juni 1734, Lehrer der vaterländiſchen Geſchichte zu Ingolſtadt, dort geſt. den 15. Mai 1808; Benedikt Stattler, ein Jeſuit, tiefdenkender und freimüthiger Schriftſteller, geiſtlicher und Cenſurrath in München, geb. zu Kötzting den 30. Januar 1728, geſt. 1797; Ildefons Kennedy, Naturforſcher, geb. den 20. Juli 1722 in der ſchottiſchen Landſchaft Perth, geſt. in München den 9. April 1804; Anſelm Deſing, Abt zu Ensdorf; Pfeffel; du Buat, Maltheſerritter, franzöſiſcher Geſandter in München, Geſchichtforſcher; Bacchiery; Beda; Lorenz von Weſtenrieder, deſſen Standbild aus Erzguß ſeit 1. Auguſt 1854 die Weſtſeite des Promenadeplatzes in München ſchmückt, Bürgersſohn von München, Domherr, geheimer Rath, Ritter des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone, beſtändiger Sekretär der hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften, Geſchichtſchreiber, geb. in München den 1. Aug. 1748, und daſelbſt geſt. den 15. März 1829, und Andere.

Errichtet wurden: 1774 eine Sternwarte auf dem Gaſteigberge; zur Bildung von Künſtlern eine Zeichnungsſchule im J. 1770 durch einige der erſten Künſtler: Chriſtian Wink, Roman Boos, Hofbildhauer, geb. zu Roßhaupten bei Füſſen den 28. Februar 1735, geſt. in München, und Xav. Feuchtmayr; 1777 durch Heinrich Braun eine Bildungsanſtalt für Prediger in geiſtlicher Beredſamkeit; 1771 durch Johann Baptiſt Nießer, früher Juriſt, geb. in Augsburg, geſt. 1811 in München, eine deutſche Bühne unter dem beſondern Schutze der Kurfürſtin, die ſelber ein von ihr aus dem Franzöſiſchen überſetztes Stück: „die Nothleidenden“ zur Aufführung gab; zu dieſer deutſchen Bühne lieferten von 1772 bis 1776 bayeriſche Dichter und Schriftſteller 41 Schauſpiele, theils von eigener Erfindung, theils Ueberſetzungen. Der Kurfürſt ließ vom Jahre 1752 bis 1765 zwiſchen der Reſidenz und dem Franziskanerkloſter, wo jetzt das k. Hoftheater ſteht, ein neues, prächtiges Schauſpielhaus bauen, das 500,000 fl. koſtete. Es hatte vom Fußboden an 4 Bogenreihen, auf jeder Seite 28 Logen. Die kurfürſtliche Loge war ungemein prachtvoll und glänzend, ſtark vergoldet und mit 28 Spiegeln ausgelegt, an den Seiten 4 vergoldete Karyatiden; 4 runde graue Marmorſäulen, mit goldenem Laubwerke umwunden, unterſtützten das Theater, über welchem das kurfürſtliche Wappen mit dem St. Georgsorden prangte. Neben der Bühne befanden ſich noch 2 fürſtliche Logen; die Logen waren mit vergoldeten Karyatiden und Löwenköpfen ausgeſchmückt, der Plafond ſehr ſchön al fresco gemalt, und mit 8 kryſtallenen Kronleuchtern verſehen. Dieſes nach und nach verfallene Schauſpielhaus, wurde von König Max II. im urſprünglichen Style neu hergeſtellt, und der Raum zwiſchen ihm und dem großen Hoftheater auf eine eben ſo zweckmäßige als ſinnige Weiſe zur Anlage eines ſchönen kgl. Wintergartens benützt.

Unter der Regierung Maximilian Joſeph's bauten die barmherzigen Brüder i. J. 1754 in München ein Kloſter, die Kirche aber erſt i. J. 1772, wozu Maximilian Emanuel, Graf von Preiſing, eine große Summe ſchenkte, und der Pfarrer Streicher zu Kelheim 14,000 fl. zur Errichtung von 13 Krankenbetten.

Um für den Fall ſeines kinderloſen Hinſcheidens durch Feſtſtellung der Nachfolge in der Regierung ſeinen lieben Bürgern Ruhe und Frieden zu bewahren, ſchloß der Kurfürſt auf Anrathen des Freiherrn von Ickſtatt, und unter thätiger Mitwirkung der patriotiſchen Herzogin Maria Anna, Gemahlin des Herzogs Klemens, mit Karl Theodor, Kurfürſten von der Rheinpfalz und Herzog von Neuburg und Sulzbach, als nächſtem Erben des Kurfürſtenthums Bayern, drei Verträge zu München: vom 5. September 1766, 26. Februar 1771 und 17. Juni 1774, über wechſelſeitige Nachfolge in der Regierung und Mitbeſitz ſämmtlicher beiderſeitigen Länder, dieſen jedoch ohne Anwendung während der Dauer des beiderſeitigen Mannsſtammes, wodurch Bayern eintretenden Falles gegen fremde Erbanſprüche geſichert blieb.

Ein merkwürdiges Ereigniß während der Regierung Maximilian Joſeph's, war die allgemeine Aufhebung des Jeſuitenordens durch Papſt Klemens XIV. (Ganganelli) am 21. Juli 1773.

Am Abende des 8. Dezember 1777, des Maria Empfängnißtages, von den Feierlichkeiten des Georgi-Ritterfeſtes in ſein Gemach zurückgekehrt, fühlte ſich der Kurfürſt plötzlich unwohl. Dennoch begab er ſich am andern Tage, mit Zuſtimmung ſeines Leibarztes Sänftel, zu einer von ihm veranſtalteten Hirſchjagd. Unterwegs ſtürzte ſein Kutſcher in einen Graben, und brach ein Bein, worüber ſich der menſchenfreundliche Fürſt ſo entſetzte, daß er ſogleich umkehrte und ſich zu Bett bringen ließ, ohne deßhalb der Beſchäftigung mit den Staatsangelegenheiten zu entſagen. Mit großer Unruhe erfüllte ihn die Nachricht von der Erkrankung der Hofdame Riva an den Pocken, die gerade damals in der ganzen Stadt herrſchten. Einen rothen Ausſchlag an ſeinem ganzen Leibe erklärte ſein alter, ſorgloſer Leibarzt Sänftel, gegen die von den mitrathenden Aerzten geäußerten Bedenklichkeiten, für die Maſern, wodurch die geeigneten, im Anfange der Krankheit noch wirkſamen Mittel, verſäumt wurden. Zu ſpät ſah er ſeinen Irrthum ein, als die Pocken ſich immer mehr ausbildeten. Von dieſem Augenblicke an verlor der Kurfürſt alle Hoffnung ſeiner Geneſung; vergebens tröſteten ihn ſeine Gemahlin, ſeine liebevolle Pflegerin, die ihn täglich nur auf wenige Stunden verließ, und theure Freunde. Er ſprach nur immer von ſeinem Tode, und erzählte eines Tages ſeinem Beichtvater, dem Jeſuiten Daniel Stadler, daß er in der vorigen Nacht geträumt habe, geſtorben zu ſein. Dieſe Hoffnungsloſigkeit lähmte die Widerſtandskraft der Natur. Ein ſchlimmes Zeichen war das Zuſammenfließen der Pocken, wodurch das ganze Geſicht entſtellt wurde.

Ein unermeßlicher Jammer ergriff das ganze Volk bis in ſeine unterſten Schichten; alle öffentlichen und häuslichen Feſte hörten auf; aus eigenem Antriebe ſchickten die Ortſchaften einander Boten zur Mittheilung von Nachrichten und Sagen über den Stand der Krankheit des angebeteten Vaters von Bayern; alle Kirchen waren überfüllt von Betenden, auf den Straßen wogten Weinende, unter ihnen theilnehmend fremde Reiſende; ſogar Juden eilten zu katholiſchen Prieſtern mit Geldſpenden zum Leſen heiliger Meſſen für die Rettung des kranken Fürſten, die durch das Schwinden der Pocken einen kurzen Augenblick möglich ſchien; dem Volke dünkte dieſe Hoffnung ſchon Gewißheit; ſein Wehklagen verwandelte ſich in unbeſchreiblichen Jubel. In München wurden Denkmünzen geſchlagen, in Straubing und andern Städten in den Kirchen Dank- und Freudenfeſte gefeiert; aber bald folgte eine ſchmerzliche Enttäuſchung; denn das Schwinden der Pocken war kein zur Heilung führendes Abtrocknen, ſondern veranlaßte eine lebensgefährliche Entzündung. Das Sperren der Thore Münchens verkündete die äußerſte Gefahr; die Angſt aller Einwohner erreichte den höchſten Grad; vor dem Gnadenbilde der heil. Maria in der Herzogſpitalkirche, und von der Schwelle derſelben weg viele Straßen entlang bis zur Reſidenz, knieten die Leute, bleich, ſtarren Blickes, weinend; andere folgten heulend dem unter prieſterlichem Geleite in öffentlichem Bittgange vorgetragenen Bildniſſe des heil. Benno als Stadt- und Landpatrons, deſſen Stab, ſowie das Marienbild aus dem Herzogſpital, zu dem Fürſten gebracht wurden. „Es war nicht, als wenn eines einzelnen Mannes, „ſondern eines ganzen Volkes Ende bevorſtehe.“

Da erſcholl vom Thurme herab die Sterbeglocke. — Der Kurfürſt war ſanft verſchieden am 30. Dezember 1777, Mittags zwiſchen 1 und 2 Uhr, in einem Alter von 51 Jahren, 7 Monaten und 2 Tagen. Als er das Herannahen des Todes fühlte, hatte er einen herzerſchütternden Abſchied von ſeiner Gemahlin genommen, und ſterbend die letzten Worte geſprochen: „Leb wohl, ewig wohl, Liebe! — — Du mein ſchönes „Land, meine lieben Unterthanen, ihr lieget mir „am Herzen! — Betet für mich; auch ich will euch „Segen bei Gott erflehen!“ — Ohnmächtig ſank die Kurfürſtin mit den Worten zu Boden: „Mir iſt nicht zu rathen und zu helfen!“ — „Mir auch nicht!“ flüſterte verwirrt der Leibarzt Sänftel, und verließ die Reſidenz. Ganz Bayern weinte um ſeinen guten Max, dem es einen dreißigjährigen Frieden verdankte, dem Letzten von den Nachkommen Ludwigs des Bayern, die ſeit dem Vertrage von Pavia 448 Jahre in Bayern, und 149 Jahre in der Oberpfalz geherrſcht hatten.

Nach dem Inhalte ſeines letzten Willens wurden den Armen von München — das er herzlich liebte, wie er denn oft, von Ausflügen heimkehrend, bei dem Erblicken der Frauenthürme ſie ſcherzweiſe ſeine zwei Spargel zu nennen pflegte — und den Armen von Altötting Almoſen geſpendet, in München von 7674 Perſonen jeder 12 kr., und den vier Rentämtern und der Oberpfalz eilig 5000 fl. für die Hausarmen zum Gebete für die abgeſchiedene Seele übermacht.

Die irdiſche Hülle dieſes unvergeßlichen Fürſten ruht in der Theatinergruft, ſein Herz aber bei dem Gnadenbilde der heil. Jungfrau Maria in der Wallfahrtkapelle zu Altötting.

Karl Philipp Theodor.

Geboren den 11. Dezember 1724 auf dem Schloſſe Drogenbuſch unweit Brüſſel.
Geſtorben den 16. Februar 1799 in München.
Ruht in der Fürſtengruft der Theatinerkirche.

Gemahlinnen: I. Maria Eliſabeth, Herzogin von Sulzbach, geb. den 17. Januar 1721, verm. zu Mannheim an ihrem 21. Geburtstage den 17. Januar 1742, geſt. zu Weinheim den 17. Auguſt 1794; ruht in der Fürſtengruft der Theatinerkirche.

II. Maria Leopoldina, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, geb. den 10. Dezember 1776, verm. zu Innsbruck am 15. Februar 1795, geſt. den 24. Mai 1848 in Folge eines Wagenſturzes auf dem Berge bei Waſſerburg nach 3 Minuten, nach früherer letztwilliger Verfügung in der Gruft ihres Landgutes Stepperg ruhend.

Im Leben dieſer beiden fürſtlichen Gemahlinnen liegt etwas Seltſames in Bezug auf Zahlen. Der Tag 17 war der Tag der Geburt, der Vermählung und des Todes der Erſten; die Zweite wurde im Monate und Vortage der Geburt des Kurfürſten geboren, und im Monate und Vortage ſeines Todes mit ihm vermählt.

Karl Theodor, Sohn des Herzogs von Sulzbach, Johann Chriſtian, wurde von ſeiner frommen Mutter Maria Anna Henriette — geb. den 24. October 1708 und geſt. zu Hilpoltſtein den 28. Juli 1728 — in der Furcht Gottes erzogen, und erſchien als Kind, nach einem mütterlichen Gelübde, immer in der Tracht des Paulanerordens, dem er auch fortan geneigt blieb, ſo daß er in München nie verſäumte, jährlich am 2. April, dem Feſttage des heil. Franz von Paula, in der Paulanerkirche in der Vorſtadt Au bei München eine Meſſe zu hören. Nach dem am 20. Juli 1735 zu Sulzbach erfolgten Tode ſeines Vaters, war er eine Doppelwaiſe von 11 Jahren, und ſchon mit 18 Jahren, den 31. Dezember 1742, Kurfürſt in der Pfalz bei Rhein und Erzſchatzmeiſter des heiligen römiſchen Reiches. Von der Natur mit ausgezeichneten Talenten ausgeſtattet, den Wiſſenſchaften eifrig zugethan unter der Anleitung ſeines Lehrers, des gelehrten Jeſuiten Franz Seedorf, erwarb er ſich auf hohen Schulen und Reiſen eine Fülle von großen Kenntniſſen, raſche Beurtheilung; vielſeitig gebildet, geiſtreich, aufgeklärt und ſcharfſinnigen Verſtandes, führte er viele Staatsgeſchäfte perſönlich mit der größten Gewandtheit, namentlich die auswärtigen Angelegenheiten, und gewann durch ſein wohlwollendes Herz und ſeine Freigebigkeit die allgemeine Liebe ſeiner Unterthanen in der Pfalz, die er aber auch durch ſeine Regierung zu dem höchſten Danke verpflichtete.

Zum Militärleben hatte er niemals Neigung gezeigt, obgleich er ſchon früh zum Hauptmanne der kurfürſtl. Leibgarde war ernannt worden. Die Tonkunſt gewährte ihm Erheiterung; gefühlvoll ſpielte er die Violine und blies die Flöte; auch verſuchte er ſich gerne in den Künſten der Taſchenſpieler. Gelehrte und Künſtler fanden eine Art von Heimath an ſeinem glänzenden, prachtliebenden Hofe, und auserleſene Schätze von Gemälden, Alterthümern, Kunſtwerken jeder Art, ſeltenen Büchern und Handſchriften. Wie Maximilian Joſeph III. in München, ſo ſtiftete auch Karl Theodor in Mannheim am 15. October 1766 eine Akademie der Wiſſenſchaften von europäiſchem Rufe, und zur Bildung des guten Geſchmackes und der deutſchen Sprache eine deutſche gelehrte Geſellſchaft, unter deren Mitgliedern claſſiſche Namen prangen: Leſſing, Klopſtock, Wieland, Schiller, u. ſ. w. Ihm verdankte Mannheim eine Akademie der bildenden Künſte, eine Zeichnungs- und Bildhauerſchule, eine Gemäldegallerie, ein Kupferſtich- und Antiquitätenkabinett. Für Kunſtwerke und prächtige Gebäude verwendete er während ſeiner Regierung daſelbſt 35 Millionen; dahin gehören auch die hochberühmten Gärten im Luſtſchloſſe Schwetzingen, die von Raballiati angelegt, von Wilhelm und Ludwig Skell noch mehr verſchönert wurden, das muſterhafte Theater in Mannheim, das ſtattliche Zeughaus, die Porcellanfabrik, herrliche Gebäude zu Frankenthal, der neue Canal von Mannheim in den Rhein, deſſen Geſtade noch viele andere Schöpfungen ſeiner Bauliebe ſchmückten.

Allen Fürſten in Deutſchland ging Karl Theodor mit der Aufhebung des franzöſiſchen Schauſpieles voran, und mit der Schöpfung einer ausgezeichneten deutſchen Bühne, an welche er Leſſing und nach ihm Iffland berief. Das Orcheſter zu Mannheim, reichlich beſetzt mit inländiſchen Tonkünſtlern, das nicht ſeines Gleichen hatte, wurde zu Stande gebracht von dem Muſikdirektor Johann Stamitz aus Deutſchbrot, und ſpäter rühmlich geleitet vom Abbé G. Joſ. Vogler und dem Kapellmeiſter Peter Winter. Großen Meiſtern waren eigene Schulen für Schauſpiel, Tanzkunſt, Geſang und Muſik übertragen. Die italieniſche Oper und das Ballet, ausgeſtattet mit erfindungsreicher Pracht, gehörten auch fortan zu den Kunſtzierden Mannheims. Aber auch die Gewerbsthätigkeit in allen ihren Zweigen genoß ſeine freigebige Gunſt, und einſichtsvoll ordnete er die Verhältniſſe der Staatsverwaltung, insbeſondere die Finanzen, durch geregelte friſtenweiſe Tilgung bei ſeinem Regierungsantritte übernommener Schulden, verminderte die Koſten der Hofhaltung in allen ihren Theilen, verwandelte unſtändige Dienſteseinkünfte der Hof- und Staatsdiener, zur Abwendung beſtehender Mißbräuche, in feſtgeſtellte Beſoldungen, verbeſſerte den Geſchäftsgang in der Verwaltung und Gerichtspflege, auch in der Militärverfaſſung durch einen eigenen Kriegsrath, und ſorgte für öffentliche Schulen und kirchliche Anſtalten, von der Anſicht geleitet, daß die Religion zur Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft, der Staaten und Thronen unentbehrlich ſei. In Düſſeldorf ſtiftete er eine Akademie der ſchönen Künſte, und bereicherte die berühmte Bildergallerie daſelbſt mit den herrlichſten Meiſterwerken.

Nach ſolchen rühmlichen Thatſachen war es ganz natürlich, daß dem neuen Kurfürſten von Bayern, Karl Theodor, der am 2. Januar 1778 in München ankam, ein günſtiger Ruf vorausging. Allein die Bayern konnten ihn nur mit Ehrfurcht empfangen, ihre Liebe war dem guten Max in die Gruft gefolgt, und trauerte noch an ſeinem Sarge. München iſt durch Hausverträge die beſtändige Reſidenz der regierenden Fürſten; Karl Theodor ſchied wohl ungerne von Mannheim, das ihm durch den Aufenthalt von mehr als 35 Jahren lieb geworden war. Bald begann der bayeriſche Erbfolgekrieg durch Anſpruch Oeſterreichs auf Niederbayern, welches Herzog Johann ſeinem Eidame, dem Erzherzoge Albrecht von Oeſterreich vermacht, und dieſer vom Kaiſer Sigmund i. J. 1426 als Lehen erhalten hatte. Karl Theodor mochte wohl an das Recht dieſes Anſpruches glauben, und ſcheute deshalb einen Krieg. Doch auch dieſes Mal nahm ſich die patriotiſche Herzogin Maria Anna, ſeit 1770 Wittwe des Herzogs Klemens, Bayerns an, wohlberathen von den geheimen Räthen Lori, Obermayr und Kreitmayr, welche wußten, daß der Kaiſer Sigmund jene Belehnung wieder zurückgenommen, und Niederbayern den übrigen bayeriſchen Herzogen zugeſprochen, auch Erzherzog Albrecht von Oeſterreich ſeinen bezüglichen Anſprüchen entſagte, und eine Verzichtsurkunde ausgeſtellt habe, die jedoch im Archive nicht mehr aufgefunden wurde.

Im Einverſtändniſſe mit Maria Anna verweigerten der Herzog Karl von Zweibrücken und insbeſondere ſtandhaft ſein zweiundzwanzigjähriger Bruder Maximilian Joſeph, damals Oberſt in franzöſiſchen Dienſten in Straßburg, ſpäterhin König von Bayern, ihre nothwendige Zuſtimmung, und Friedrich der Große, König von Preußen, gewährte auf Anſuchen der Herzogin Maria Anna ſeinen mächtigen Beiſtand; ſchon am 13. Mai 1779 wurde der Bayern rettende Friede zu Teſchen unterzeichnet. Große Verdienſte in dieſer Angelegenheit erwarben ſich auch Graf Euſtach von Görtz, in Dienſten des Königs von Preußen, Freiherr Chriſtian von Hohenfels, Bevollmächtigter des Herzogs Karl von Zweibrücken in Wien; André, Zahlmeiſter und Vertrauter der Herzogin Maria Anna, und ein heſſendarmſtadt'ſcher Rath, Renatus Leopold von Senkenberg, der unter den Papieren ſeines verſtorbenen Vaters zufällig die Urſchrift der vom Erzherzoge Albrecht von Oeſterreich am 30. November 1429 zu Regensburg ausgeſtellten Entſagungsurkunde aufgefunden hatte.

Unter der Regierung Karl Theodors geſchah manches Gute und Nützliche: die Aufhebung der bisherigen Grundgerechtigkeiten und Einführung des gefreiten Erbrechtes, nicht minder zum Beſten des Landvolkes die Freigebung der allgemeinen Cultur ſeines Grundes; die Errichtung eines Landesſicherheitscorps, deſſen weſentlichen Nutzen wir insbeſondere an den großen Leiſtungen unſeres Gendarmeriecorps ſehen; die Errichtung einer meteorologiſchen Geſellſchaft in München; ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften Franz Xaver Epp ſetzte den erſten Blitzableiter in München; vortreffliche Anweiſungen für den Landmann zur beſſeren Bewirthſchaftung der Felder; die Einführung der Seidenzucht i. J. 1783, mit Anlage von Maulbeerpflanzungen an allen dazu geeigneten Orten des Landes; der ſehr geſchickte Seidenfabrikant Franz Altmutter zu Innsbruck, errichtete eine Seidenfabrik in München, verlor aber durch einen in Folge derſelben veranlaßten Proceß den Reſt ſeines, dieſem Unternehmen patriotiſch geopferten Vermögens, und verarmte völlig; — die Verbeſſerung der Salinen zu Traunſtein und Reichenhall durch den thätigen und geſchickten Schweizer Clais von Winterthur i. J. 1782; die neue Forſteinrichtung vom 14. März 1789; die Freigebung der Bergwerke für Gewerkſchaften; die Erbauung einer Gemäldegallerie (1779) auf den nördlichen Arkaden des Hofgartens, in welcher i. J. 1788, am Namensfeſte des Kurfürſten, der Gemäldegallerie-Direktor und kurf. Hofkammerrath Jakob Dorner die erſte Ausſtellung von Gemälden veranſtaltete, und zwar von folgenden Künſtlern und Künſtlerinnen: aus München — Joſeph Puzeli; Frl. Maria Anna Kürzinger; Ignaz Kürzinger; Frl. Amalie Bader; Mathäus Huber; Friedrich Baumgartner; Franz Gebhard; Kaſpar und Simon Kloz; Benno Riesl; Jakob Dorner, Sohn des Galleriedirektors; Joſeph Heigl; ferner: Frl. Barbara von Drouin aus Ungarn; Franz Teſtrazer aus Schlanders in Tirol; Johann Mayrhofer von Oberneukirchen in Oeſterreich; Neher von Bibrach; Leonhard Kuen von Weißenhorn; Jean Perier aus Lyon; Martin Oberſteg von Stanz, Kantons Unterwalden in der Schweiz; Joh. Bapt. Hütmair aus Salzburg; Joſeph Hauber aus Algäu; Abbé Dillis; Franz Paul Gail von Aibling; Hermann Mitterer von Oſterhofen; Franz Zeller von Mannheim; Albert Jungermaier von Erding; Karl Sturm und Ignaz Niederreiter von Schleißheim; Johann Quaglio, Sohn, von Lamo in Italien; Karl Egel von Mannheim; — 1780 die Aufhebung des Geburtsmakels aller unehelich Geborenen, eine weiſe und ruhmwürdige Verfügung Karl Theodor's; i. J. 1784, auf Empfehlung des kurfürſtlichen Geſandten Grafen von Haslang in London, die Berufung des i. J. 1752 zu Rumford, einem Flecken der engliſchen Graſſchaft Eſſexſhire (nach andern Angaben in Amerika) gebornen Ritters Benjamin Thomſon, eines Sohnes armer Eltern, nach München, wo er ſogleich Oberſt der Cavallerie und Leibadjutant des Kurfürſten, und von dieſem, als Reichsvikar nach dem am 21. Febr. 1790 erfolgten Tode des Kaiſers Joſeph II., zum Reichsgrafen von Rumford ernannt wurde.

Rumford erwarb ſich als ein kenntnißreicher und thätiger Mann unvergängliche Verdienſte um die Verſchönerung Münchens durch Paläſte, Gärten und Luſthäuſer, durch gemeinnützige und wohlthätige Anſtalten und kluge Erſparungsvorſchläge, zu welchen letzteren auch ſeine Vorſchläge vom 7. Februar 1788 zur Vermehrung und Verbeſſerung des kurfürſtlichen Heeres ohne Erhöhung der hiefür beſtimmten Ausgaben gehören. Ihm verdankte man die Wiederherſtellung der Militärakademie in München i. J. 1786, die Errichtung von Militärſchulen bei den Infanterieregimentern; des Armeninſtitutes in München am 1. Januar 1789; die Umwandlung der ſogenannten Hirſchau, eines Waldes dicht vor München, in einen engliſchen Garten unter einſichtvoller Mitwirkung des Hofgarteninſpektors von Skell, im nämlichen Jahre; die Errichtung einer Thierarzneiſchule am 19. Febr. 1790; eines Arbeitshauſes, das den Straßenbettel verdrängte; die Anlage eines allgemeinen Kirchhofes vor der Stadt, wodurch die der Geſundheit nachtheiligen Beerdigungen in und an den Kirchen aufhörten, i. J. 1789; die Austrocknung des Donaumooſes zwiſchen Ingolſtadt und Neuburg, 10 Meilen im Umfange, eines Sumpfes von 60,000 Tagwerken, für deſſen Waſſerableitung durch einen Hauptkanal und mehrere Nebenkanäle, Karl Theodor eine Million Gulden aus ſeiner Kabinettskaſſe verwendete. Ein Verein von 30 Aktieninhabern übernahm i. J. 1790 den weiteren Betrieb; Schwierigkeiten und Privatprozeſſe verzögerten Jahrelang die Vollendung des Werkes, welche jedoch Karl Theodor noch erlebte, der überdieß zu großem Danke verpflichtete durch die Herſtellung eines drei Stunden langen Kanals in der Gegend von Ingolſtadt, wodurch er der Donau eine gerade Richtung anwies, das für die Cultur gewonnene Gebiet des Donaumooſes vor den Ueberſchwemmungen des Stromes ſchützte, und den Schiffern eine Zeiterſparniß von dritthalb Stunden verſchaffte. Im J. 1807 waren auf dem ehemaligen Mooſe 18 neue Ortſchaften, darunter Karlskron die vorzüglichſte, und 7 Einöden von 1631 Menſchen in 339 Häuſern bewohnt zu ſehen, ferner über den Kunſtgräben und Bächen, auf und an den Erdwällen 89 Brücken, 42 Durchläſſe und 4 Schleuſen.

Im Jahre 1790 wurde die Bergſtraße bei Dachau, 4½ Stunden weſtlich von München, unter der Leitung des Direktors Adrian von Riedel, ſanfter abgedacht und erweitert, da früher manches Unglück durch Wagenſturz geſchehen war; ein Monument an der Wand auf der Höhe des Berges bezeugt dieſe Fürſorge Karl Theodor's. Im folgenden Jahre 1791 wurde der Wall vor dem Neuhauſerthore eingeebnet, ein neues Thor, Karlsthor genannt, durch Beiträge aus allen Ständen Münchens erbaut, und bald mit Häuſern in einem Halbkreiſe geziert. Einem dringenden Bedürfniſſe ließ der Kurfürſt durch

Sprengung der Felſen und Erweiterung der engen, gefährlichen, und bei Hochwaſſer immer unfahrbar gewordenen Straße auf dem Wege von Poſtſaal nach Regensburg abhelfen; ein ſchönes Denkmal mit Inſchrift ehret das Andenken Karl Theodor's und ſeines Baumeiſters Adrian von Riedel. Die ſogenannte Rumforderſuppenanſtalt, von Rumford ſchon vor mehr als einem halben Jahrhunderte in München eingeführt, und von vielen Städten und Ländern nachgeahmt, eine wahre Wohlthat für arme und dürftige Perſonen, wird ſeinen gefeierten Namen wohl für immer in dankbarer Erinnerung bewahren.

Dem weichen Gemüthe Karl Theodor's fiel die Unterzeichnung eines Todesurtheiles immer ſchwer; er begnadigte zu geringeren Strafen, wo er konnte, und wenn dieß nicht möglich war, ohne der Gerechtigkeit und dem Anſehen der Geſetze Eintrag zu thun, milderte er doch immer das Rädern in Enthaupten. Aus dieſem Grunde entſetzte er ſich auch über die Gräuel der erſten franzöſiſchen Revolution. Vergebens ſuchte er von einem Reichskriege gegen Frankreich mit der Vorausſicht eines weiſen Staatsmannes abzumahnen, und äußerte oft in ſeinem nächſten Kreiſe:

„Nähere ſich Keiner dem Vulkane, er möge ſich in ſich
„ſelbſt verzehren. Iſt die Staatsveränderung den Franzoſen
„wohlthätig, ſo miſche ſich keine fremde Macht darein. Iſt ſie
„ihnen verderblich, ſo werden ſie früher oder ſpäter die könig-
„liche Gewalt wieder herſtellen, Krieg aber werde die Parteien
„Frankreich's alle unter eine Fahne vereinigen. Man ſperre
„daher lieber die Grenzen, und laſſe keinen Franzoſen, er ſei
„königlich oder republikaniſch geſinnt, auf deutſchen Boden.“

Eine Weiſſagung, die ſpäter in Erfüllung ging! Dieß war jene erſte franzöſiſche Revolution von 1789 und den folgenden Jahren, in welcher unter der Schreckensherrſchaft des Danton und Robespierre eine Million und 26,606 Franzoſen hingerichtet wurden.

Bayern erlitt durch den franzöſiſchen Krieg auf deutſchem Boden, i. J. 1796, durch Requiſitionen, Plünderung, Gelderpreſſungen, Beſchädigung an Gebäuden und liegenden Gründen, ohne die Koſten für Einquartierung, Fourage und Vorſpann, einen amtlich berechneten Schaden von zehn Millionen dreimalhundert achtunddreißigtauſend ſechshundert ſiebenundneunzig Gulden, 28 Kreuzer 1 Pf.

Zu den denkwürdigen und verdienſtvollen Perſonen unter der Regierung Karl Thedor's gehören, außer den ſchon unter Maximilian Joſeph Genannten, Joſeph Albert, Bürger, Weingaſtgeber und äußerer Stadtrath in München, der auch immer für Verbeſſerung des Schulweſens ſorgte, und an der Spitze eines von Karl Theodor den 4. Januar 1779 beſtätigten, wohlthätigen Vereines ſtand. Aus den freiwilligen Beiträgen von Gutthätern wurden von dieſem Vereine vielen Hausarmen monatliche Unterſtützungen gereicht, dürftigen Gewerbsleuten unverzinsliche Darlehen gegeben, arme oder verwaiste Kinder bei rechtſchaffenen Bauersleuten im Dorfe Alach, an einem Kanale des Flüßchens Würm, eine Stunde hinter Nymphenburg, chriſtlich erzogen, und für fähige Knaben zur Erlernung einer Kunſt oder eines Handwerkes das Lehrgeld bezahlt. Jene Beiträge erreichten bis zum Jahre 1788 die Summe von 22,823 fl. 58 kr. Albert war i. J. 1728 in München geboren, ſtudirte in ſeiner Jugend zu Straßburg die Anatomie, und verſah auch einige Zeit rühmlich das Amt eines Proſektors zu Ingolſtadt, und ſtarb in München am 7. November 1789. Nach ſeinem Tode übernahm Graf Anton von Törring-Seefeld die Vorſtandſchaft dieſes Vereines. In Alach lebte auch der geſchickte Landbienenmeiſter Pöſel als Pfleger des Muſterbienenhauſes, das der von ihm i. J. 1784 gegründeten bayeriſchen Bienenzuchtgeſellſchaft gehörte.

Eine eifrige Gönnerin aller patriotiſchen Beſtrebungen für den Ruhm des Vaterlandes, war die anmuthige, einſichtvolle und hochgebildete Gräfin Auguſta von Seyſſell d'Aix, aus dem altfreiherrlichen Geſchlechte der Reizenſtein, mit großen

Beſitzungen in der Oberpfalz und einflußreich am Hofe und bei deſſen Großwürdenträgern. Karl von Hetzendorf, Landpfarrer zu Pörkirchen, ſchenkte der i. J. 1795 auf dem Gaſteigberge bei München entſtandenen Armenverſorgungsanſtalt aus ſeinem Vermögen die Summe von 6398 fl.

Ferner verdienen rühmende Erwähnung: Placidus Heinrich, Benediktiner zu St. Emeran in Regensburg, und Mathias Flurl, Naturforſcher; Franz von Paula Schrank, der Pflanzenkundige; Franz Xaver und Joſeph Baader, ſinnvolle Mechaniker; Anton Däzel, Lehrer und Verbeſſerer des Forſtweſens; die Geſchichtsforſcher Karl von Vacchieri, Vincenz Pall von Pallhauſen, Anton Johann, Auguſt Maximilian, Johann Felix und Joſeph Felix Lipowsky, der Bürgermeiſter Georg Sutner, Gottfried von Krenner, Heller von Hellersberg, Feßmaier, Theodor Gmeiner, der Zeitgeſchichtſchreiber von Regensburg; die geiſtreichen Freiherren von Aretin, Jakob Dorner, kurf. Hofkammerrath und Gemäldegalleriedirektor; Andreas Zaupſer, Hofkriegsrathsſekretär, Schriftſteller und Dichter, geb. in München am 27. Dezember 1747, geſt. daſelbſt am 1. Juli 1795; Joſeph Utzſchneider, geb. den 2. März 1763 zu Rieden am Staffelſee, Sohn eines Landmannes, geſt. zu München am 31. Januar 1840 an den Folgen eines Wagenſturzes, geheimer Sekretär und Vertrauter der edlen Herzogin Maria Anna, der den Sturz des ſtaatsgefährlichen Illuminatenordens veranlaßte; Alois Dietel, Pfarrer zu Berg, Vorbild eines frommen und weiſen Prieſters, geb. zu Preſſath in der Oberpfalz den 19. Februar 1752; der vielfach verdienſtvolle Kammerpräſident Graf von Törring und Gronsfeld zu Jettenbach, aus jenem erlauchten Geſchlechte, das zu allen Zeiten mit wahrer Fürſten- und Vaterlandsliebe Bayern die dankenswürdigſten Dienſte geleiſtet hat; Freiherr von Weichs, der thätige Förderer der Landeswohlfahrt; der uneigennützige und redliche Freiherr Stephan von Stengel; der weiſe und tugendhafte Abt Rupert von Prüfening bei Regensburg;

Anton Bucher, Sohn eines Malers von München, Pfarrer zu Engelbrechtsmünſter, geb. den 11. Januar 1746, geſt. an ſeinem Geburtstage, den 11. Januar 1817, Beförderer eines beſſeren Unterrichtes in Bayern; Georg Chriſt. Crollius, pfalzgräflich-zweibrücken'ſcher Hofrath und Geſchichtſchreiber, geſt. den 23. März 1790; Johann Franz Seraph von Kohlenbrenner, geb. in der Salinenvorſtadt Au bei Traunſtein, Sohn eines Salzverwahrers, Mitglied von mehreren gelehrten Geſellſchaften, Verbeſſerer des Salinenweſens, ſchon von Maximilian Joſeph III. ſehr geſchätzt, Freund der Lehrer, beſonders jener auf dem Lande, nach Kräften ſie unterſtützend; Karl Theodor überreichte ihm am 26. Juli 1778 das Adelsdiplom; er ſtarb 1783; Kaſpar Steigenberger, geb. zu Peiſſenberg, Mönch zu Polling, mit dem Kloſternamen Gerhof, Profeſſor zu Ingolſtadt, dann Hofbibliothekar in München, geiſtlicher Rath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, geſt. 1787; Anton von Wolter, von geringer Herkunft, kurfürſtlicher wirklicher geheimer Rath und Leibarzt Maximilian Joſeph's III., unter deſſen Regierung er von Luxemburg nach Bayern kam, Mitglied und 1760 Direktor der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften, geſt. 1787; Joh. Joſ. Prugger, geb. zu Landsberg 1717, folgte, nach vollendetem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, der Fahne im öſterreichiſchen Erbfolgekriege von 1740 bis 1745, Senior der juridiſchen Fakultät zu Ingolſtadt, dreimal Univerſitätsrektor, ſiebenmal Dekan, ein guter Chriſt, ein grundehrlicher Mann, ein williger, aufrichtiger und zuverläſſiger Rathgeber, ein überaus dienſtfertiger, geſelliger, liebreicher und gefälliger Freund, allgemein geehrt und geliebt, geſt. den 15. Dezember 1788; Franz Xaver Hunter, geb. 1748 in München, Sohn eines Hofſchneidermeiſters, Profeſſor der Theologie in Straubing mit dem Titel eines geiſtlichen Rathes, ein gewandter Redner auf der Kanzel und dem Lehrſtuhle, hochverdient um das deutſche und lateiniſche Schulweſen, geſt. zu Straubing den 13. April 1790, und viele Andere. Im J. 1788 legte Andreas Forſter die erſte

Feiertagsſchule in Landshut an, und i. J. 1793 Franz Xaver Kefer eine ſolche in München. Als verdienſtvoller Schriftſteller verdient der Hofrath und Archivar, Karl von Eckartshauſen, ehrend genannt zu werden.

Karl Theodor war zweimal in Rom, deſſen Kunſtſchätze ſeinem feingebildeten Geiſte die herrlichſten Genüſſe bereiteten. Papſt Pius VI. wollte ihm auf der Heimkehr von Wien einen Beſuch machen; Herzog Wilhelm in Bayern empfing den Papſt zu Altötting im Namen des Kurfürſten, der ihn in Ramſau bei Haag begrüßte, und am 12. April 1783 feſtlich in München einführte, wo er fünf Tage lang verblieb.

Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin vermählte ſich Karl Theodor, 71 Jahre alt, am 15. Febr. 1795 mit der neunzehnjährigen Erzherzogin Maria Leopoldina von'Oeſterreich, mit welcher er noch vier Jahre lang in kinderloſer Ehe lebte. Karl Theodor ſpielte am 12. Februar 1799 Abends eben l'Hombre mit dem Grafen Waldkirch und dem Freiherrn von Hertling, als ihn um 9 Uhr der Schlag traf, in deſſen Folge der Fürſt am 16. Februar Nachmittags 2 Uhr 20 Minuten ſtarb. Erſt am 27. und 28. Februar geſchahen die Beiſetzung der Leiche Karl Theodor's in der Fürſtengruft der Theatinerkirche und die Leichenfeierlichkeiten mit außerordentlicher Pracht nach der ausdrücklichen Anordnung des Nachfolgers Maximilian Joſeph IV., Höchſtwelcher durch perſönliche Anweſenheit mit ſeinem ganzen Hofſtaate bei dieſen Feierlichkeiten während jener zwei Tage, das Andenken ſeines Vorgängers geehret hat.

Mit dem Tode Karl Theodor's endete in Bayern und Pfalz die Sulzbacher-Linie.

Ahnenreihe

des

gegenwärtig regierenden Zweiges des Hauſes Wittelsbach, von deſſen Gründung, 1180, beginnend.

1. **Otto** der Größere, Gründer des Hauſes Wittelsbach, erſter Herzog von Bayern, geboren vor 1120, geſtorben 1183.
2. **Ludwig I.**, der Kelheimer, erſter Pfalzgraf bei Rhein, geb. den 23. Dezember 1174, ermordet den 14. September 1231.
3. **Otto II.**, der Erlauchte, Herzog von Ober- und Niederbayern und Pfalzgraf bei Rhein, geb. den 7. April 1206, geſt. den 29. November 1253.
4. **Ludwig II.**, der Strenge, Herzog von Oberbayern und Pfalzgraf bei Rhein (ſein Bruder Heinrich I., Herzog von Niederbayern), geb. in Heidelberg den 13. April 1229, geſt. daſelbſt den 3. Februar 1294.
5. **Rudolph I.**, Herzog von Oberbayern und Pfalzgraf bei Rhein, dann Kurfürſt der Rheinpfalz nach der Theilung mit ſeinem Bruder Ludwig, der ſpäterhin Kaiſer wurde, geb. den 4. October 1274, geſt. den 19. Auguſt 1319.
6. **Adolph**, geb. den 27. September 1300, geſt. den 19. Juni 1327, ohne regiert zu haben.
7. **Ruprecht II.**, Kurfürſt, geb. den 12. Mai 1325, geſt. den 6. Januar 1398.
8. **Ruprecht III.**, der Gütige, Kurfürſt von der Pfalz, geb. den 5. Mai 1352, am 20. Aug. 1400 zum Kaiſer von Deutſchland gewählt, geſt. den 18. Mai 1410.

9. **Stephan,** Pfalzgraf, geb. 1385, geſt. den 14. Febr. 1459, gründete die Linie Simmern-Spanheim.

10. **Ludwig,** als Pfalzgraf der I. dieſes Namens, geb. 1418, geſt. den 19. Juli 1489.

11. **Alexander,** Pfalzgraf, geb. den 26. Mai 1462, geſt. den 31. October 1514.

12. **Ludwig,** als Pfalzgraf der II. dieſes Namens, geb. 1502, geſt. den 3. Dezember 1532.

13. **Wolfgang,** Pfalzgraf, geb. den 26. Dezember 1526, geſt. zu Neſſun in Frankreich den 11. Juni 1569, gründete die fünf Spezial-Linien: Neuburg, Zweibrücken, Sulzbach, Hilpoltſtein und Birkenfeld.

14. **Karl,** Pfalzgraf, geb. zu Neuburg den 4. Sept. 1560, geſt. zu Birkenfeld den 6. Dezember 1600.

15. **Chriſtian I.,** Pfalzgraf, geb. zu Birkenfeld den 24. Auguſt 1598, geſt. zu Neuenſtein im Hohenlohe'ſchen den 17. Auguſt 1654.

16. **Chriſtian II.,** Pfalzgraf, geb. zu Biſchweiler den 12. Juni 1637, geſt. den 26. April 1717 in Birkenfeld, das er 1671 erhielt.

17. **Chriſtian III.,** Pfalzgraf, geb. zu Straßburg den 29. Oct. 1674, geſt. zu Zweibrücken den 3. Febr. 1735. Im Jahre 1761 erhielt er die geſammten Zweibrückener-Lande.

18. **Friedrich Michael,** geb. in Rapoltsweller den 27. Febr. 1724, geſt. in Schwetzingen den 15. Auguſt 1767; ſein dritter Sohn war **Maximilian Joſeph,** als Kurfürſt von Bayern der IV., als König der I., mit dem nun die Reihe der ruhmvollen Wittelsbacher fortgeſetzt wird.

* * *

Maximilian Joſeph I., König von Bayern.

Geboren zu Mannheim den 27. Mai 1756, Morgens 4¼ Uhr.

Geſtorben im Schloſſe Nymphenburg bei München in der Nacht vom 12. auf den 13. October 1825.

Ruht in der Fürſtengruft der k. Hofkirche zu St. Cajetan in München (ehemalige Theatinerkirche).

Gemahlinnen: I. Marie Wilhelmine Auguſte, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, geb. den 14. April 1765, verm. den 30. Sept. 1785, geſt den 30. März 1796 zu Rohrbach, ruht in Darmſtadt.

Kinder: 1) **Ludwig Karl Auguſt**; 2) Auguſte Amalie, geb. zu Straßburg den 21. Juni 1788, verm. in München den 14. Januar 1806 mit dem Prinzen Eugen, damals Vicekönig von Italien, ſpäter Herzog von Leuchtenberg und Fürſt von Eichſtädt, Wittwe ſeit 21. Febr. 1824, geſt. den 13. Mai 1851, ruht in der Fürſtengruft der Hofkirche zum heil. Michael, wie ihr Gemahl; 3) Amalie, geb. zu Mannheim den 9. October 1790 Morgens 7¾ Uhr, geſt. den 24. Januar 1794 zu Darmſtadt; 4) Charlotte Auguſte, geb. zu Mannheim den 8. Februar 1792, verm. den 10. Nov. 1816 mit Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, Wittwe ſeit 2. März 1835; 5) Karl Theodor, geb. zu Mannheim den 7. Juli 1795 Vormittags 11¼ Uhr.

II. Friederike Wilhelmine Karoline, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden und Hochberg, geb. den 13. Juli 1776, verm. den 9. März 1797 in der Schloßkapelle zu Karlsruhe, Wittwe ſeit 13. Oct. 1825, geſt. den 13. Nov. 1841, Nachts 10 Uhr in der Marburg zu München, ruht in der Fürſtengruft der k. Hofkirche zu St. Cajetan daſelbſt.

Kinder: 1) Ein Prinz, geb. den 5. Sept. 1799, geſt. in der Geburt, ruht in der St. Cajetansgruft; 2) Karl Friedrich Wilhelm Ludwig Maximilian Joſeph, geb. zu Amberg den 27. October 1800, geſt. in München den 12. Febr. 1803; Zwillinge, geb. in München den 13. November 1801: 3) Eliſabethe Ludovike, verm. den 29. Nov. 1823 in Berlin mit Friedrich Wilhelm, damals Kronprinz von Preußen, König ſeit 7. Juni 1840, und 4) Amalie Auguſte, verm. den 21. Nov. 1822 in Dresden mit dem k. Prinzen Johann Nepomuk von Sachſen, König ſeit 9. Auguſt 1854; Zwillinge, geb. in München den 27. Januar 1805: 5) Sophie Dorothea Wilhelmine, verm. den 4. Nov. 1824 in Wien mit Franz Karl, k. k. Hoheit, Erzherzog von Oeſterreich, und 6) Marie Leopoldine Anna Wilhelmine, verm. den 24. April 1833 in Dresden mit Friedrich Auguſt, damals Mitregent von Sachſen, König ſeit 6. Juni

1830; ſie iſt Wittwe ſeit 4. Auguſt 1854, da der König Friedrich Auguſt an dieſem Tage, Morgens 9³/₄ Uhr, in Folge eines Wagenſturzes in Tirol, auf dem Wege von Brennbüchel nach der Brücke herab, geſtorben iſt; 7) Ludovike Wilhelmine, geb. in München den 30. Auguſt 1808, verm. im k. Luſtſchloſſe Tegernſee den 9. Sept. 1828 mit Maximilian, Herzog in Bayern, k. Hoheit; 8) Maximiliana Joſephine Karoline, geb. im k. Luſtſchloſſe Nymphenburg bei München den 21. Juli 1810, geſt. in München den 4. Febr. 1821, ruht in der Fürſtengruft der k. Hofkirche zu St. Cajetan, im Seitengange links vom Choraltare dieſer Kirche ihr marmornes Grab-Denkmal nach dem Entwurfe des Leo von Klenze von Profeſſor Konrad Eberhard.

~~~~~~

Der neugeborne Prinz Maximilian Joſeph wurde noch am Tage ſeiner Geburt, Vormittags 11 Uhr, vom Pfarrer Seeholz ohne Gepränge auf den Namen ſeines Pathen, des Kurfürſten Maximilian Joſeph III. von Bayern, des Vielgeliebten, getauft, und wohl nie hat die alte Volksmeinung: „daß eines Pathen Gemüth im Täuflinge fortlebe,“ eine ſegenreichere Beſtätigung gefunden; denn Güte und Sanftmuth, Wohlwollen und Mitleiden, waren ſchon dem muntern Knaben eigen. Sein Vater, Friedrich Michael, geb. in Rapoltsweiler am 27. Febr. 1724, ſeit 1758 öſterreichiſcher Feldmarſchall, geſt. zu Schwetzingen am 15. Aug. 1767, da Prinz Maximilian Joſeph erſt ein Alter von 11 Jahren erreicht hatte, und in der St. Michaelskirche in München ruhend, war faſt immer im Dienſte abweſend, daher die Erziehung des jungen Prinzen in den erſten 6 Jahren ſeine ihn zärtlich liebende, ſanfte und fromme Mutter leitete, Maria Franziska Dorathea, Tochter des Wittelsbachers Joſeph Karl Emanuel von Sulzbach; ſie wurde geboren den 16. Juni 1724, und ſtarb zu Sulzbach, wo ſie auch ihre Ruheſtätte fand, am 14. November 1794.

Der ſechsjährige Prinz bedurfte nun einer männlichen Fortbildung, und kam zu dieſem Zwecke an den Hof ſeines Oheimes Chriſtian IV., geb. zu Biſchweiler den 6. Sept. 1722, geſt. zu Petersheim den 5. November 1775, des Pfalzgrafen und Herzogs von Zweibrücken, wo ihn der Regierungs-
~~~~~~

rath Weiß in den Anfangsgründen der Lehrgegenſtände, und der Abbé Salabert in der Religion unterrichtete. Drei Jahre ſpäter war Profeſſor Exter, ſein Hofmeiſter, in der Erdebeſchreibung, Geſchichte und Mathematik, und der Franzoſe Keraulio in der franzöſiſchen Sprache ſein Lehrer, und in allen Fächern machte der fleißige talentvolle Zögling die ausgezeichnetſten Fortſchritte. Nebenbei wurden alle jene Uebungen nicht verſäumt, welche ihn für ſeinen künftigen Beruf, den Militärſtand, vorbereiten ſollten. Die Neigung dazu wußte ſein Sprachlehrer Keraulio, ſelbſt Schriftſteller im Kriegsſache, durch die Erinnerung an die Thaten der Alten und der Vorzeit, ſeiner ruhmvollen Ahnen, ſeines Vaters und Friedrich's des Großen von Preußen, zu wecken und zu nähren.

Maximilian Joſeph hatte als blühender kräftiger Jüngling eine hohe, ſchlanke Geſtalt, eine freie, offene Stirne, eine wohlgebildete Naſe, einen alle Herzen gewinnenden, heiteren Blick der lebhaften Augen, und die feinſte Anmuth im geſelligen Verkehre. So erſchien er bisweilen zum Beſuche ſeines Pathen in München und Nymphenburg, immer freigebig gegen die Armen, oft über ſeine Kräfte. Zwei Jahre nach dem Tode ſeines Oheimes und väterlichen Erziehers, Chriſtian IV., welchem in der Regierung von Zweibrücken der ältere Bruder Maximilian Joſeph's folgte, Karl Auguſt, geb. zu Schwetzingen den 29. Oct. 1746, geſt. in Mannheim den 1. April 1795, ruhend in der Fürſtengruft der St. Michaelshofkirche in München, ernannte der ſpäter ſo unglückliche Ludwig XVI., König von Frankreich, Maximilian Joſeph i. J. 1777 zum erblichen Oberſt des Regiments Elſaß, das zu Straßburg in Garniſon lag, deſſen Liebe und Hingebung er in kurzer Zeit ſich erwarb, und beförderte ihn i. J. 1778 zum General-Major und Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig. Er reiſete dreimal nach Paris, und geraume Zeit im ſüdlichen Frankreich.

Wenige Jahre nach ſeiner erſten Vermählung begann die franzöſiſche, grauenvolle Revolution; er nahm am 29. Auguſt 1789 ſeine Entlaſſung aus franzöſiſchen Dienſten. Das Herzogthum Zweibrücken wurde von den Franzoſen beſetzt, und von ſeinem Erbe blieb ihm nichts nach dem Tode ſeines Bruders Karl Auguſt. Zu mancher bedrängten Lage kam noch die Betrübniß über den am 30. März 1796 erfolgten Tod ſeiner Gemahlin. Die zweite Ehe ſchloß er am 9. März 1797. Aber auch Karl Theodor, Kurfürſt von Bayern, obgleich ſchon 71 Jahre alt, vermählte ſich wieder in der unerfüllten Hoffnung, einen Erben zu erhalten. Er ſtarb am 16. Febr. 1799, und Maximilian Joſeph war nun, nach ſo manchen harten Prüfungen, Kurfürſt von Bayern, und ſomit die merkwürdige Weiſſagung der erlauchten Frau Maria Eleonora Amalia, geb. den 25. Sept. 1675, geſt. den 27. Januar 1720, Tochter des Landgrafen Wilhelm zu Heſſen-Rheinfels in Rothenburg, Gemahlin des Pfalzgrafen Theodor, Herzogs zu Sulzbach, in Erfüllung gegangen. Dieſe fromme und gottbegeiſterte Fürſtin erblickte nämlich einſt wachend, bei hellem Tage, am 1. Mai 1718, in dem großen Spiegel ihres Gemaches eine Erſcheinung, über welche erſtaunend ſie ausrief: „Ich ſehe den Stamm „der Pfalzgrafen, und einen an der Spitze von allen „andern glänzen.“ Oefter erzählte ſie dieß ihren Freunden, aus deren Munde es Thomas Leinberger*) in ſeiner 1783 gedruckten Schrift: „Die Beherrſcher der Stadt Sulzbach“ mittheilte.

Um den Trauerfeierlichkeiten des verſtorbenen Kurfürſten beizuwohnen, kam Maximilian Joſeph, welchem Herzog Wilhelm entgegengefahren war, ſchon am 20. Februar Abends 6¾ Uhr in München an. Er fuhr durch das Karlsthor in die Herzog Max-Burg, mit ungeheuerm Jubel empfangen, und ein Bierbrauer, der treuherzig dem Kurfürſten die Hand reichte, und mit Freudenthränen in ſeinem Geſichte in oberbayeriſcher Mundart die Worte ſprach: „Nu, Maxl! wei nur du do biſt!" drückte die Gefühle des ganzen Volkes aus. Es ſchien, als ob der noch immer troſtlos beweinte Maximilian Joſeph III. aus ſeiner Gruft auferſtanden, und liebend unter ſeine lieben Bayern getreten wäre.

---

*) Geboren zu Weiden den 24. Nov. 1752, geſt als k. b. geiſtl. Rath und Dechant des Collegiatſtiftes zur alten Kapelle in Regensburg, den 2. October 1829.

Der feſtliche Einzug geſchah erſt am 12. März 1799, Nachmittags 4½ Uhr durch das Karlsthor, unter Glockengeläute, Kanonendonner und endloſem Zujauchzen. Der Zug bewegte ſich, wie folgt: 12 Poſtillons, an ihrer Spitze der Poſtſtallmeiſter Weiß; die Poſtcommiſſäre Kemeter und Bader; eine Abtheilung Chevauxlegers; die erſte Hälfte der bürgerlichen Cavallerie-Escadron; ein ſechsſpänniger Gallawagen: Der Kurfürſt, die Kurfürſtin, Herzog Wilhelm, Prinzeſſin Amalie von Baden, Schweſter der Kurfürſtin, begleitet an jeder Seite von zwei kurfürſtlichen Kammerknaben, vom Stadtcommandanten, Platzoberſtlieutenant, Platzhauptmann, Oberſtjägermeiſter, und einer Abtheilung bürgerliche Cavallerie; ein ſechsſpänniger Gallawagen: Der Kurprinz und die Prinzeſſinnen; bürgerliche Cavallerie; ein ſechsſpänniger Gallawagen: Prinz Karl mit ſeiner Amme; Chevauxlegers; die bürgerliche Metzgerzunft zu Pferde, welche nach Nymphenburg vorausgeeilt war. Muſikchöre auf allen Hauptplätzen. Ein fortwährender Jubelſturm umbrauſete die Wagen der höchſten Herrſchaften bis zur kurfürſtlichen Reſidenz, wo ſie an der großen Treppe von den erſten Würdenträgern empfangen wurden. Den jubelvollen Tag ſchloß Abends die Beleuchtung der ganzen Stadt, von der ganzen kurfürſtlichen Familie überall beſichtiget. Ganz München jubelte; ſelbſt Männer vergoßen Freudenthränen.

Maximilian Joſeph regierte im Geiſte ſeines Wahlſpruches: „Für Gott und Volk!" Umgeben von ſeinen gewählten Miniſtern: Maximilian Freiherr von Montgelas*), dem vieljährig geprüften einſichtvollen Rathgeber und treuen Gefährten in den Zeiten des Mißgeſchickes, in den wechſelnden Aufenthaltsorten Zweibrücken, Mannheim, Heidelberg, Ansbach, ernannt zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; Graf Topor Morawitzky*) für die geiſtlichen Angelegenheiten und das Unterrichtsweſen; Franz Karl Freiherr von Hompeſch für die Finanzen; Friedrich Freiherr von Hertling für die Juſtiz; die Leitung der Militärangelegenheiten ſich ſelbſt vorbehaltend, begann der Kurfürſt ſogleich mit raſtloſer Thätigkeit die Berathung jener Verordnungen, durch welche er zum Wohle Bayerns das Volk beſſern, bilden, und auf eine höhere geiſtige Stufe leiten wollte. In den meiſten Fällen überraſchte er bei ſolchen Sitzungen durch den Scharfſinn ſeines Geiſtes, durch die Klarheit ſeines Verſtandes, und die Richtigkeit ſeines Beurtheilens der Verhältniſſe, wie denn auch thatſächlich die weitaus überwiegende Mehrzahl wahrhaft nützlicher Verordnungen durch ſeine eigene Anregung zu Stande kam.

---

*) Aus altem ſavoyiſchen Reichsadel, Sohn eines bayer. Generalmajors und ſeiner Mutter, einer gebornen Gräfin Trauner, geb. in München den 10. Sept. 1759, geſt. in der Nacht vom 12. auf den 13. Juni 1838.

Die Früchte dieſer Berathungen waren: Aufhebung des bisher beſtandenen geheimen politiſchen Ausſchuſſes, mildere Cenſur, Biedermännern übertragen: Weſtenrieder, Babo, Flurl, Imhof, Klein, Mann; Aufhebung der Dienſtanwartſchaften, und erblichen Aemter; Neugeſtaltung der Schulen im ganzen Lande; Bildungsanſtalten für Volksſchullehrer, und Verbeſſerung ihrer Lage; eine Feiertagsſchule in München, geſtiftet 1793 von Franz Xaver Keſter, Sohn eines Gerichtsdieners, geb. zu Aix — gewöhnlich Ax Oed — bei Eggenfelden, geſt. in München den 11. Sept. 1802, dem der Kurfürſt einen Grabſtein mit der Inſchrift ſetzen ließ: „Max Joſeph, Kurfürſt, ehret das Andenken an Franz Xaver Keſer, Stifter „und erſter Lehrer an der Feiertagsſchule für Künſtler und „Handwerker in München durch dieſes Denkmal. Tauſende „ſeiner Schüler durch Europa ehren es in ihren Herzen, „Freunde und Mitgenoſſen ſeines Amtes durch Thränen;" zweckförderliche wohlfeile Schulbücher; Brandverſicherungsanſtalt;

---

*) Geboren in München den 31. October 1735.

Wittwenkaſſe für die Hinterlaſſenen der Staatsdiener; Aufhebung des Bier- und Brodzwanges; Verbeſſerung der Landwirthſchaft; Aufhebung der Leibeigenſchaft; Verkehrsbeförderung mit dem Auslande; Auftrag an die unteren Behörden zur milden Behandlung des Volkes; Ueberſiedelung der Univerſität Ingolſtadt nach Landshut, mit den ausgezeichneten Lehrern: Feuerbach, Gönner, Mannert, Mittermaier, Röſchlaub, Sailer, Schelling, Schrank, Schultes, Socher, Walther, Weber, Zimmer, und vielen Andern. Um von dem inneren Werthe der Verordnungen das Volk zu überzeugen, wurden in öffentlichen Blättern die Beweggründe (Motive) belehrend mitgetheilt, wie noch jetzt bei Geſetzentwürfen, welche die Staatsregierung dem Landtage vorlegt.

Ferner: Duldung und Gleichberechtigung aller chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe in Bayern; Abſchaffung der Folter; Einführung der Conſcription ſtatt der Werbung; Verbeſſerung der Gefängniſſe; zweckmäßige Einrichtung der Zucht- und Arbeitshäuſer; Kuhpockenimpfung; Irrenhaus; Verlegung von Leichenhäuſern und Begräbnißſtätten außerhalb der Orte; Todtenbeſchau; Lehrſchulen für Taubſtumme, für den Forſtdienſt, für Feldmeſſer, Landärzte, Geburtshelfer; Verbeſſerung des Berg- und Hüttenweſens; Urbarmachen von Mooren und Bewirthſchaftung bisher unbenützter Gründe gegen fünfundzwanzigjährige Zehentbefreiung; Obſtbäume auf den Landſtraßen; Entſumpfung und Anbau von Stadt- und Marktgräben, mit Entfernung der alten Ringmauern, zur Verſchönerung und Luftverbeſſerung; Vereinigung des kurfürſtlichen Familiengutes und aller vorbehaltenen Einkünfte und Gefälle mit dem Staatseigenthume; Schuldenpragmatik des Kurhauſes zur Verhütung des demſelben ſowie den Unterthanen nachtheiligen, willkürlichen Schuldenanhäufens; Verbeſſerung des Waſſer-, Brücken- und Straßenbaues; Herſtellung von Gemeindewegen und Brücken; Stiftung des Militär-Max-Joſeph's-Ordens für Treue und Tapferkeit; des Civil-Verdienſt-Ordens der bayer. Krone für ausgezeichnete Verdienſte auf der Bahn des Friedens; Neugeſtaltung der Akademie der Wiſſenſchaften mit Berufung berühmter Männer aus andern deutſchen Ländern: Breyer, Jacobi, Niethammer, Schelling, Schlichtegroll, Thierſch ꝛc., vereint mit den Bayern: Imhof, Pallhauſen, Schrank, Streber, Weiller, Weſtenrieder; ſo wie der Akademie der bildenden Künſte: die beiden Langer, Vater und Sohn, Karl Ernſt Heß, Wilhelm von Kobell, Joſeph Hauber, Moriz Kellerhoven, Konrad Eberhard, Alois Sennefelder, Erfinder der Kunſt, auf Stein zu ſchreiben und zu zeichnen, und dieß wie durch den Abdruck von Kupferplatten zu vervielfältigen; Gründung des topographiſchen Bureau; ein allgemeines Steuerproviſorium; allgemeines Maß und Gewicht; Beförderung der Heirathen auf dem Lande; Aufhebung der Güter-Confiſcation mit Ausnahme der Deſertion; zweckmäßige Gliederung der Staatsſtellen und Behörden in allen Zweigen; Dienſtes-Pragmatik vom 1. Januar 1805, eine ewig dankenswürdige Wohlthat; Errichtung des Bürgermilitärs; landwirthſchaftlicher Verein; der Baurath Dr. Guſtav Vorherr wirkte verdienſtvoll für landwirthſchaftliches Bauweſen, zweckmäßige Verſchönerung des Landes, der Dörfer und Märkte, durch Unterricht und ein Monatsblatt für Verbeſſerung des Landbauweſens, den Sonnenbau empfehlend; Errichtung der Gendarmerie für die öffentliche Sicherheit; ein neues Strafgeſetzbuch; Verbeſſerung im Unterrichts- und Erziehungsweſen mit umfaſſender Schulordnung unter Freiherrn von Frauenberg, Freiherrn von Zentner, von Niethammer, zu einer allgemeinen zweckmäßigen Volksbildung; Verfaſſung und Verwaltung der Gemeinden vom 17. Mai 1818; die **Verfaſſungs-Urkunde** des Königreiches Bayern vom 26. Mai 1818, eine unſterbliche Segnung, öffentlich verkündet am Geburtstage des Königs, den 27. Mai, entworfen vom damaligen Staatsrathe und nachherigen Juſtizminiſter, Freiherrn von Zentner.

Der feierliche Akt der Verleihung der Verfaſſungsurkunde, dieſes großmüthigen, wahrhaft königlichen Geſchenkes, iſt in einem von Dietrich Monten aus Düſſeldorf gemalten Bilde im

Bogengange des kgl. Hofgartens in München dargeſtellt, an der Decke mit dem Wahlſpruche um das bayeriſche Wappen: „Die Liebe Meines Volkes iſt das Glück meines Herzens, und ſoll der Ruhm meines Thrones ſein.“

Der König nannte den Tag, an welchem er zum erſten Male in der Mitte ſeiner getreuen Stände erſchien: „den ſchönſten ſeines Lebens.“

Viel Unheil über Bayern brachte, inmitten der für das Wohl des Landes begonnenen Verbeſſerungen, der Krieg von 1800, in welchem Bayern und Oeſterreich vereint gegen die Franzoſen fochten, die unter ihrem Obergeneral Moreau am 3 Dezember 1800 die entſcheidende Schlacht zu Hohenlinden gewannen. Die kurfürſtliche Familie flüchtete mit den Schätzen des Landes, darunter auch jene der Wallfahrtkapelle zu Altötting, nach Amberg, ſpäter nach Bayreuth, von wo aus die hochherzige Kurfürſtin Caroline in nachſtehendem Briefe an einen Bürger in München, einen ſchönen Beweis ihrer innigen Liebe zu den Bayern gab:

„Ich danke dem W— H— für ſeine treuen Wünſche bei
„Gelegenheit meines Namensfeſtes, und hoffe mit Gewißheit,
„dieſen Tag künftighin fröhlicher in der Mitte eines edlen
„Volkes zu feiern, deſſen Anhänglichkeit ich ſchätze, und mit
„gerührtem Herzen erkenne; dann wird es mir ſtete Pflicht ſein,
„das Andenken der Leiden, unter denen das Vaterland ſeufzet,
„vergeſſen zu machen, und durch die thätigen Beweiſe der herzlichſten
„Theilnahme die guten Bürger zu überzeugen, daß ich
„nur in dem Glücke meiner Mitbürger das meinige ſuche.

„Bayreuth, den 10. Februar 1801.

„Caroline, Kurfürſtin.“

In jener ſchlimmen Zeit war München in der Gewalt der Franzoſen. Da geſchah es, daß im Saale des alten Redoutenhauſes in der Prannersgaſſe daſelbſt, ſeit 1819 der Sitzungsſaal der Kammer der Abgeordneten, über drei, der Ermordung eines fränkiſchen Soldaten angeklagte bayeriſche Bauern, Kriegsgericht gehalten wurde, deſſen Vorſtand einen Aufruf zur freiwilligen Uebernahme der Vertheidigung dieſer Beſchuldigten erließ. Dazu meldete ſich der damalige Auditor Gruber, der durch Muth und Geſchicklichkeit ein Erkenntniß bewirkte, durch welches jene drei Bauern freigeſprochen und entlaſſen wurden. Mög' es dem Verfaſſer dieſes Werkes vergönnt ſein, aus kindlicher Liebe hier auch ſeines Vaters ehrend gedenken zu dürfen, Joſeph Bruckbräu, geb. zu Indersdorf den 9. Mai 1759, geſt. in München als General-Zoll- und Maut-Direktionsrath den 27. Februar 1832, der ſich in den Kriegsjahren 1796, 1800 und 1805 viele Verdienſte um die Stadt München und die Bürgerſchaft erworben, und namentlich im Jahre 1800 als damaliger Magiſtratsrath, Mitreferent in Gewerbs-Polizeigegenſtänden, Vorſtand der bürgerlichen Zünfte und der Einquartierungs-Commiſſion, und Commiſſär bei mehrern Stiftungen des Cultus und der Wohlthätigkeit, das große, höchſt werthvolle kurfürſtliche Habermagazin auf dem Anger, welches ſpäter in ein Erziehungsinſtitut der adeligen Fräulein umgewandelt wurde, durch kühne Entſchloſſenheit mit Lebensgefahr gerettet hat. Als er nach einiger Zeit, an der Spitze von Abgeordneten, vor dem Kurfürſten erſchien, legte ihm Höchſtderſelbe, jenes patriotiſchen Wagniſſes huldreichſt erwähnend, den neugebornen Sprößling des Hauſes Wittelsbach, Maximilian Joſeph, mit väterlicher Rührung in die Arme!

Kriege folgten ſich: i. J. 1805 gegen Oeſterreich, in welchem Bayern aus Nothwehr und zur Selbſterhaltung mit Napoleon verbunden war, um von dieſem übermächtigen und überall ſiegreichen Feldherrn nicht verſchlungen zu werden; denn Deutſchland war noch nicht einig; 1806/7 gegen Preußen und Rußland; 1809 wieder gegen Oeſterreich, glücklicherweiſe damals zum letzten Male; 1812 gegen Rußland, wo Napoleon, der unter ſo vielen Warnungen auch jene unſers Königes

Maximilian Joſeph nicht beachtete, von der Vorſehung durch die Natur beſiegt wurde; 1813 und 1814/15 die Befreiungskriege mit Oeſterreich und allen Mächten gegen Napoleon, wo unſer damals noch nicht achtzehnjähriger, heldenmüthiger Prinz Karl, in der Schlacht bei Brienne das Kreuz des militäriſchen Maria-Thereſia-Ordens errang.

Zur Zeit der Kriege von 1805 und 1809 erhob ſich das Volk wieder für ſeinen geliebten Maximilian Joſeph und das Vaterland gegen die aufſtändiſchen Tiroler. Sein Aufruf voll Vertrauens auf die Treue und Tapferkeit ſeiner Bayern, zauberte in kurzer Zeit ein eigenes Corps bayeriſcher Gebirgsſchützen von 6000 Mann zu Fuß und 150 zu Pferd, zu welchem Söhne adeliger Familien, der Beamten von jeder Rangſtufe, Bürger und Bauern ſtrömten, die ſich auf eigene Koſten kleideten und bewaffneten. Die Berittenen brachten ſelbſt ihre Pferde; Patrioten ſtellten Freiwillige aus ihrem Vermögen mit Kleidung und Waffen. Begeiſterung entflammte die Bewohner des Oberlandes in den Landgerichten Aibling, Fiſchbach, Miesbach, Schongau, Tölz, Weilheim, Werdenfels, u. ſ. w.

Während ſie muthig gegen die Aufſtändiſchen kämpften, erbarmte ſich Maximilian Joſeph der gefangenen Söhne derſelben, ließ den Sohn des kühnen Speckbacher in die kgl. Erziehungsanſtalt in München aufnehmen, für die Uebrigen väterlich ſorgend. Bezeichnend für den Edelmuth ſeines Charakters ſind die nach ſeiner Rückkehr von Paris i. J. 1809 zu einem Staatsmanne mit dem Ausdrucke des Bedauerns geſprochenen Worte: „Denken Sie nur, jetzt haben ſie mir den Hofer erſchoſſen!“ Auf ſeine Verwendung erließ Napoleon den Tirolern eine auferlegte Zahlung von neun Millionen Thalern!

Jenen freiwilligen Landesvertheidigern ſei hiermit in dieſem Werke ein rühmliches Denkmal geſetzt, zur dankbaren Erinnerung an ihre Treue und Tapferkeit, zum Vorbilde für künftige Zeiten!

Namens-Verzeichniß

der bayeriſchen Staatsbürger, die im Kriege von 1805 wegen ausgezeichneter Vaterlandsliebe mit dem goldenen oder ſilbernen Ehrenzeichen des Civil-Verdienſt-Ordens geſchmückt, oder deßhalb im Regierungsblatte öffentlich belobt wurden.

I. Das goldene Ehrenzeichen erhielten:

1) Bäck, Xav., Bürger in Amberg. 2) Berner, Landgerichtsarzt zu Kronach. 3) Dippel, Bergamtsverweſer im Fichtelberg. 4) Ehrhart, Doctor der Medicin in Salzburg. 5) Fleiſchmann, Karl, Bürger in Amberg. 6) Kuiſel, Bürger-Adjutant in Landshut. 7) Krenkl, Adjutant in Landshut. 8) Langmantel, Anton, Mautſchreiber. 9) Lonimi, Kreisarzt in Brixen. 10) Müller, Doctor der Medicin zu Donauwörth. 11) Nübling, Bürger-Major in Ulm. 12) Ott, Straßen- und Waſſerbau-Inſpektor in Roſenheim. 13) Paliſan, Doctor der Medicin in Salzburg. 14) Rainer, Landgerichtsarzt in Pfarrkirchen. 15) Santer, Bürger-Oberlieutenant in Ulm. 16) Schwarz, Doctor der Medicin in Neuburg. 17) Stark, Anton, Bürger-Hauptmann in Mühldorf. 18) Stürzer, Andr., Oberförſter in Reichenhall. 19) Tecini, Dechant und Pfarrer in Perpigne.

II. Das ſilberne Ehrenzeichen erhielten:

1) Amann, Georg, Salzbote in Roſenheim. 2) Anſtadt, Gg., beurlaubter Soldat. 3) Attenkofer, Ant., Buchbindersſohn in Ingolſtadt. 4) Bauer, Xav., Oberrottmeiſter und Revierförſter zu Elbach. 5) Bierdimpfel, Mautbeamter zu Rait im Winkel. 6) Drindel, Johann, in Roſenheim. 7) Freudenſprung, Sim., Chirurg in München. 8) Gebhard, Xav., Bürgerhauptmann in Landshut, (1841 für 1800 bis 1805 wegen Muthes und Entſchloſſenheit ohne Berückſichtigung der ihm drohenden Lebensgefahr). 9) Giel, Impfarzt

in München. 10) Hafner, Steph., bürgerl. Fiſcher und Jäger zu Reichenhall. 11) Hochſteller, Kooperator in Gleiſſenberg. 12) Jäger, Joh., Oberjäger in München. 13) Keller, Bürgerhauptmann in Neuburg. 14) Kellner, Chriſtian, Mautdiener zu Ingolſtadt. 15) Kirchheimer, Karl Theodor, in München. 16) Kloo, Pet., Wegm. in Roſenheim. 17) Knoll, Gemeindevorſtand von Wirl. 18) Lohr, Mich., Bürger-Cavalleriekorporal in Straubing. 19) Lorenz, Max, Kaufmannsſohn in Ingolſtadt. 20) Maier, Landg.-Aktuar zu Freiſing. 21) Meſtl, Mich., Wirth in Ramersdorf. 22) Metzger, Thadd., Söldner zu Illertiſſen. 23) Mühlauer, Brückenmeiſter in Roſenheim; außerdem die beſondere allerhöchſte Zufriedenheit für ſein muthvolles Benehmen am 27. Oct. 1805 bei Ueberſchiffung des k. b. Oberlieutenant Anton v. Grafenſtein und einiger Schützen, ungeachtet des auf ihn gerichteten feindlichen Feuers. 24) Reßner, Mich., Bürger-Gemeiner in München. 25) Pfaller, Joſeph, Bürger von Neuötting. 26) Pichelhofer, Polizeiofficiant in Paſſau. 27) Reitzer, Sebaſt., vorm. fürſtl. Paſſau'ſcher Kammerdiener. 28) Röckel, Gerichtsdiener in Reichenhall. 29) Schabenberger, Chirurg in Ebersberg. 30) Scheibenpflug, Peter, Mautſtat. zu Bayeriſch-Zell. 31) Schmid, Gg., Zimmermann in Roſenheim. 32) Stumpf, Joh., Bürger-Gemeiner in München. 33) Tiefenthaler, Vitus, Zimmermann in Roſenheim. 34) Wiegand, Ant., Revierförſter in Reichenhall.

III. Im Regierungsblatte wurden öffentlich belobt:

1) Angerer, Brückenmeiſter in Mühldorf. 2) Aſchenbrenner, Landrichter in Abensberg. 3) Baumgärtner, Gottlieb, Rentamtsoberſchreiber in Mühldorf. 4) Bittlmair, Marquard, Forſtgehülfe. 5) Brandner, Seb., Bürger-Rittmeiſter in Landshut. 6) Gruber, k. Stadt- und Polizei-Commiſſär in Ingolſtadt. 7) Heerdan, von, Hofkriegsrath. 8) Mittl, Gg., Landesdirektionsſekretär zu Neuburg. 9) Peter, Marian von, Landg.-Aktuar in Vohburg. 10) Rhein-

gruber, Landrichter zu Pfaffenhofen. 11) Riedl, Michael, Waſſerbau-Inſpector in Mühldorf. 12) Seraing, Frhr. v., Landrichter zu Moosburg. 13) Vogl, Pantaleon, Kaplan zu Wapenhofen. 14) Wels, v., Landrichter in Kelheim. 15) Wittmann, Landrichter in Ingolſtadt.

Namens-Verzeichniß

der bayeriſchen Staatsbürger, die im Kriege von 1809 wegen ausgezeichneter Vaterlandsliebe mit dem goldenen oder ſilbernen Ehrenzeichen des Civil-Verdienſt-Ordens geſchmückt, oder deßhalb im Regierungsblatte öffentlich belobt wurden.

I. Das goldene Ehrenzeichen erhielten:

1) Abigola, Forſtamtsaktuar zu Ulm. 2) Baier, Xav., Pfarrer in Pfronten. 3) Bauer, Joſ., Revierförſter in Kreuth, Landg. Miesbach. 4) Bayr, Joſ., Bürger-Major in Straubing. (Nach ſeinem Tode durfte ſein goldenes Ehrenzeichen bei der Fahne des Bataillons verbleiben.) 5) Blachian, Franz Xaver, Bürger-Lieutenant in Neuötting. 6) Ganter, Peter, 60jähriger Ortslader zu Alten-Eglofsheim im Landg. Stadtamhof. 7) Greyers, v., Oberförſter in Günzburg. 8) Hafner, Mich., Arzt in Eichſtädt. 9) Hafner, Steph., Fiſcher in Reichenhall. (Erhielt ſchon i. J. 1805 das ſilberne Ehrenzeichen.) 10) Hausböck, Guido, 65jähriger Salzfertiger in Reichenhall. 11) Heidemann, Joh. Bapt., Reg.-Chirurg in München. 12) Hörmann, Martin, Pfarr-Hptm. in Pfronten. 13) Hörting, Poſterpeditor in Seefeld. 14) Hübner, Ign., Bürger-Major und Commandant in Ingolſtadt. 15) Jakob, Joh., Polizeidiener in Landshut. 16) Jehle, Engelb., Bürger-Hptm. in München. 17) Keller, Bernhard, erſter Bürger-Major in Landshut. 18) Kleber, Alexander v., Bürger-Oberſtlieutenant in München. 19) Koch, Anton, Bürger-Batail.-Chirurg in München. 20) Koibl, Jak., Bürger-Major

in Landshut. 21) Koz, A., Bürgermeiſter in Vils. 22) Kraus, Joh., Hallamtsdiener in Straubing. 23) Kriechbaum, Ign., Beneficiat zu Freudenheim nächſt Paſſau. 24) Männer, Joſ., Beſitzer des Scheuerhofes zu Raitenhaslach, Landg. Burghauſen. 25) Moosmüller, Jak., Oberjäger und Revierförſter in der Riß, Landg. Tölz. 26) Moſer, Joſ., Dünkler-Bauer zu Aich, Landg. Vilsbiburg. 27) Nager, Joh., Bürger-Unteroffizier in Moosburg. 28) Ponſchab, Valentin, Pfarrer zu Rait im Winkel, Landg. Traunſtein. 29) Prändl, Joh., Brückenbaumeiſters-Praktikant zu Kufſtein. 30) Rödlich, Gg., Bürgermeiſter in Mittenwald. 31) Scheill, Joh., Bauersſohn am Jettenberg, Landg. Reichenhall. 32) Seidelmann, Joſ., Gerichtsamtmann in Neſſelwang. 33) Stuber, 70jähriger Zimmermeiſter zu Burghauſen. 34) Voreiſer, Gg., Schütze aus Lechhauſen. 35) Weimar, Oberförſter in Ulm. 36) Weiſſenbach, Dr. Alois, in Salzburg. 37) Winkler, Kajetan, Oberjägersſohn zu Länggries, Landg. Tölz. 38) Wölkern, Karl Sigm. Ferd. Frhr. von, Bürger-Oberſt in Nürnberg. 39) Zipper, Joſ., Rentamtsbote in Feldkirch.

II. Das ſilberne Ehrenzeichen erhielten:

1) Bachlechner, Joh., 60jähriger Zimmerpalier von Mühldorf. 2) Bader, Joh., Bürger-Hauptm. zu Mittenwald. 3) Baumgarten, Benjamin, Rechnungscommiſſär des Salzachkreiſes. 4) Breier, Forſtwart im Reviere Weiſmigen. 5) Breyvogel, Magiſter, Chirurg in Augsburg. 6) Burgmair, Bürger-Adjutant in Straubing. 7) Cartier, Pet., Bürger-Unteroffizier in Neuötting. 8) Chretien, Karl, Bürger-Sergeant in Ingolſtadt. 9) Danzer, Simon, Fiſchermeiſter in Landshut. 10) Diesbacher, Joſ., Taglöhner zu Reichenhall. 11) Diesbacher, Sebaſt., Bauersſohn zu Rißſeicht. 12) Egloff, Forſtamtsgehülſe in Günzburg. 13) Eiſenbüchler, Math., Salinen-Zimmermann zu Reichenhall. 14) Engießer, Mart., Bürger-Sergeant zu Ingolſtadt. 15) Enzmann, Lorenz, Söldnersſohn aus Leitendorf, Landg. Pfaffen-

berg. 16) Fellerer, Gg., Bürger-Rittmeiſter in Landshut. 17) Ferchel, Franz Ant., Förſter zu Karlſtein. 18) Ferchel, Joſ., Förſtersſohn zu Karlsſtein. 19) Fiſcher, Joh., Schütze zu Ingolſtadt. 20) Fiſcher, Gg., Bürger-Artilleriekorporal in Nürnberg. 21) Fuchs, Barth., von Ingolſtadt. 22) Gaigl, Ant., Weinwirth in Mühldorf. 23) Gleichauf, Joſ., Chirurg zu Neuötting. 24) Götz, Michael, Wundarzt zu Pfatter. 25) Graßl, Johann, Salinen-Zimmermann in Reichenhall. 26) Gruber, Vincenz, Bauernknecht am Jettenberg, Landg. Reichenhall. 27) Helldorfer, Lorenz, Wundarzt zu Sinching. 28) Hertel, Bürger-Hauptm. in Augsburg. 29) Höck, Joſ., aus Ollſtadt, Landg. Weilheim. 30) Huber, Gg., zu Reichenhall. 31) Hummel, Michael, Jagdgehülfe zu Hofeldingen. 32) Jäger, Bürger-Oberlieutenant und Adjutant in Ingolſtadt. 33) Kallhuber, Andr., Bauersſohn zu Schachten. 34) Käfer, Ant., gräfl. Preiſing'ſcher Revierjäger in Neubeuern. 35) Käſtner, Math., Bürger-Gemeiner in München. 36) Kohlhofer, Simon, Schütze in der Vorſtadt Au bei München, wegen vorzüglicher Auszeichnung im Gefechte bei Mittenwald am 2. Juni 1809. 37) Koller, Franz Xav., Bürger-Hauptm. in Abbach. 38) Kollermann, Gg., Forſtgehülfe zu Baierbrunn, Landg. Wolfrathshauſen. 39) Kollmann, Revierforſtgehülfe in Ebenberg. 40) Kugler, Emer., Polizeiſoldat in München. 41) Langmaier, Alois, Schullehrer zu Ufing. 42) Laskorn, Joſ., Wundarzt zu Allkofen. 43) Lautner, Oberrottmeiſter in München. 44) Leidinger, Barth., Salinen-Holzſpalter zu Reichenhall. 45) Maier, Xav., Bürger-Gemeiner in Moosburg. 46) Maier, Bürger-Feldwebel in München; weil er inzwiſchen ſtarb, wurde dieſes Ehrenzeichen ſeinen Eltern als Andenken zugeſtellt. 47) Manz, Bürger-Feldwebel zu Neuötting. 48) Martin, Kajet., Bürger-Bataill.-Chirurg in München. 49) Mehrle, Kaſpar, von Buchingen, Landg. Schongau. 50) Moreth, Gg., Bürger-Hauptmann von Neukirchen. 51) Muff, Johann, Bürger-Grenadierhauptmann in Donauwörth. 52) Nager, Johann

Bapt., Bürger-Gemeiner in Moosburg. 53) Nagl, Sebaſt., Schiffknecht aus Mühldorf. 54) Pauli, Anton, Forſtgehülfe zu Karlsſtein. 55) Peter, Thadd., penſ. Forſtmeiſter zu Garmiſch. 56) Petermann, Phil., Salinen-Wachtmeiſter zu Reichenhall. 57) Pöſel, Bürger-Feldwebel in Neuötting. 58) Prückl, Ant., Bürger-Oberlieutenant von Neukirchen. 59) Puchner, Ant., Poſthalter zu Reichenhall. 60) Regauer, Joſ., Chirurg in Moosburg. 61) Reiſer, Joſ., Obmann zu Sindelsdorf. 62) Remele, Konr., Chirurg zu Mühldorf. 63) Rieder, Ant., Stadtrathsdiener in Landshut. 64) Ruprecht, Alois, von Neuötting. 65) Rompus, Forſtamtsgehülfe in Geißlingen. 66) Schaumberg, R., Straßen- und Waſſerbau-Inſpektor zu Pfaffenhofen. 67) Schenk, v., Forſtamtsgehülfe in Günzburg. 68) Schieferl, Kaſp., Bürger-Lieutenant von Neukirchen. 69) Schmid, Forſtwart im Revier Ebenberg. 70) Schmidt, Bürger-Oberlieutenant von Neukirchen. 71) Schmitt, Bürger-Hauptmann in Straubing. 72) Schmotzer, Joh., Jagdgehülfe zu Schleißheim. 73) Schneider, Joh. Bapt., Bürger-Hauptm. in Ingolſtadt. 74) Schönweis, Andreas, Bürger-Bataillons-Adjutant in Nürnberg. 75) Schröder, Kaſp., Bräuersſohn zu Tölz. 76) Schwaiger, Joſ., Forſtgehülfe zu Reichenhall. 77) Schwaiger, Mich., Bauer am Jettenberg, Landg. Reichenhall. 78) Schwarzkönig, Cordons-Rottmeiſter in Viechtach. 79) Schweigländer, Chriſtoph, Unterthan von Nußdorf. 80) Sedlmair, Bened., Obmann zu Schöfau und Unkundenwald. 81) Seebald, Chriſtoph, Bürger-Hauptm. zu Nürnberg. 82) Seybold, Ignaz, gräfl. Zech'ſcher Jäger zu Länggries, Landg. Tölz. 83) Singer, Wolfg., Chirurg zu Kaiſersheim. 84) Sixt, Joſ., Polizeidiener in Landshut. 85) Sollacher, Joſ., Forſtgehülfe zu Bayeriſch-Zell, Landg. Miesbach. 86) Spötel, Sim., Obmann zu Burgau, Landg. Füſſen. 87) Stöger, Joſ., von Tiſtling. 88) Wagner, Joh. Georg, Maut- und Hallbeamter. 89) Wallinger, Ant., erſter Bürger-Major in München. 90) Weber, Georg Berth., Bürger-Gemeiner von

Moosburg. 91) Weigel, Math., Kaminfeger zu Rattenberg. 92) Wein, Franz, Salinen-Revierförſter zu St. Zeno. 93) Werndl, Ant., von Tiſtling. 94) Widmann, Chirurg in Abensberg. 95) Wimmer, Andr., Salinen-Holzſpalter zu Reichenhall. 96) Zimmermann, Frz., Bürger-Hauptmann und Regiments-Adjutant in München.

Die Uebergabe des goldenen Ehrenzeichens an Bayr, Joſ., — I. 4. —, und des ſilbernen an Burgmair — II. 6. — und Schmitt, — II. 71 —, geſchah in Straubing am 28. Januar 1810 durch den franzöſiſchen Reichsmarſchall Davouſt, Herzog von Auerſtädt und Fürſten von Eckmühl.

III. Oeffentliche Ehrenmeldungen im Regierungsblatte für die Nationalgardiſten (Landwehrmänner):

Albertshauſer, Gemeiner in München. Allioli, Rittmeiſter in Amberg. Altendörfer, Ant., Gmr. in Marktl. Amann, Hauptm. in Bogen. Arnet, Sergeant in Bamberg. Arnold, Lieut. in Straubing. Bader, Chir. in München. Bachmaier, Wolfg., Gmr. in Eſchelkam. Berchtold, Gmr. in München. Bierling, Gmr. in München. Bomann, Johann, Gmr. in Eſchelkam. Bollinger, Gmr. in München. Botzleiner, Joſ., Gmr. in der Vorſtadt Au. Böhm, Hauptm. in Bamberg. Brandl, Cav.-Korporal in Straubing. Bruckner, Feldwebel in München. Bruckmüller, Thom., Cav.-Oberlieut. in Amberg. Brün, Lieut. in Bamberg. Bundſchuh, Joſ., Gmr. in Altötting. Erucius, Erasm., Gmr. in der Vorſtadt Au. Deible, Gmr. in München. Deiß, Korp. in München. Dimmer, Feldw. in München. Dölzer, Georg, Oberlieut. in Kelheim. Drexler, Gg. Friedr., Hauptmann in Landsberg. Eberl, chir. Candidat in München. Eckart, Bat.-Adjut. in Bamberg. Eckart, Chir. in München. Egger, Thom., Hauptm. in Eggenfelden. Eichfelder, Serg. in Bamberg. Elblein, Lieut. in Bamberg. Eyerhammer, Gmr. in München. Falter, chir. Cand. in München. Falter, Serg. in München. Feldweg, Gmr. in München. Fleiſchmann, Joſ., Hauptm.

in Amberg. Förchl, Gmr. in München. Freidtmayr, Franz Xaver, Oberlieut. in München. Fuchs, Serg. in München. Gaurieder, Gmr. in München. Gerbel, Jakob, Gmr. in Straubing. Giglberger, Gmr. in der Au. Glonecker, Gmr. in Tiſtling. Gottſchalk, Feldw. in Bamberg. Gößwein, Mich., Major in Neumarkt i. d. Oberpfalz. Graf, Gmr. in München. Greiner, Oberl. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. Gruber, Maj. in Eichſtädt. Gruber, Joſ., Gmr. in Eſchelkam. Grünewald, Gmr. in München. Guggenberger, Joſ., Oberlieut. in Ergoltsbach. Guth, Joſ., Gmr. in Dietfurt. Hackel, chir. Cand. in München. Hackl, Adam, Feldw. in Zwiſel. Hannes, Chriſtoph, Gmr. in Zwiſel. Hanfſtengel, Serg. in München. Hannevogel, Hauptm. in Cham. Haſelbäck, Gmr. in der Vorſtadt Au. Haſtreiter, Ant., Gmr. Haſtreiter, Joſ., Gmr. Haſtreiter, Wolfg., Gmr., alle Drei von Eſchelkam. Helldorfer, Joh., Gmr. in Pottenſtein. Heiß, Franz, Gmr. in Mittenwald. Hilz, Adam, Oberlieut. in Zwiſel. Hirner, Hauptm. in Amberg. Holmayr, 15jähriger Tambour in Kötzting. Hopf, Joſ., Wundarzt in Tittmoning. Hornſteiner, Joſ., Gmr. in Mittenwald. Hölzl, Joſ., Gmr. in Eſchelkam. Huß, Gmr. in München. Jakob, Joſ., Oberlieut. in Nittenau. Kainz, Mich, Gmr. in der Vorſt. Au. Kammerlochner, Martin, Gmr. in Marktl. Kammerl, Gmr. in München. Karlinger, Füſelier in München. Kaſparbauer, Lieut. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. Kellner, Gmr. in München. Kern, Gmr. in Bamberg. Kilger, Andr., Gmr. in Eſchelkam. Klebauer, Lieut. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. Knilling, Thom., Gmr. in Mittenwald. Knittelberger, Joſ., Gmr. in der Vorſtadt Au. Knoll, Lieut. in Straubing. Knoll, Serg. in München. Kolb, Lieut. in Bamberg. Korferer, Joſ., Gmr. in Eſchelkam. Kornfelder, Joſ., Oberlieut. in München. Korntheuer, Gmr. in München. Kölbel, Gmr. in München. Kreps, Joſ., Lieut. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. Krieger, Gg., Bürgersſohn und Freiwilliger in Zwiſel. Lachs, Mich., Gmr. in Eſchelkam. Lan-

thaller, Mathias, Füſ. in München. **Lappometti**, Joſ., Füſ. in München. **Lau**, Gg., Oberlieut. und Bat.-Adjut. in Eichſtädt. **Leutermann**; Pet., Gmr. in Eſchelkam. **Leskier**, Hauptm. in Kötzting. **Liedinger**, Jak., Feldw. in Landsberg. **Lindner**, Feldw. in Bamberg. **Lindner**, Gemeiner in München. **Lipp**, Moritz, Tambour in München. **Lohner**, Gmr. in Straubing. **Loritz**, Franz, Lieut. in Rittenau. **Loritz**, Friedr., Hauptm. in Rittenau. **Ludwig**, Adam, Gmr. in der Vorſt. Au. **Maierlipp**, Hauptm. in Cham. **Mair**, Mich., Apotheker in Waldſaſſen. **Mair**, Paul; Korp. in der Vorſt. Au. **Madler**, Lieut. in Bamberg. **Mann**, Chir. in München. **Menzinger**, Chir. in München. **Molker**, Tambour in München; (noch nach ſeinem Tode belobt). **Moosmüller**, Gmr. in München. **Moys**, Andr. Felix, Landrichter zu Neumarkt i. d. Oberpfalz. **Mühlberger**, Gmr. in München. **Müßgang**, Gmr. in München. **Neßner**, Mich., Gmr. in München. **Renner**, Joh., Serg. in der Vorſt. Au. **Neuwirth**, Joſ., Gmr. in Dietfurt. **Riggl**, Joſeph, Gmr. in Mittenwald. **Obermayr**, Franz, Korp. in Altötting. **Ott**, Füſ. in München. **Penzenkofer**, Andr., in Eſchelkam. **Petermayr**, Ant., Gmr. in Tiſtling. **Pfaffenberger**, Thom., Gmr. in Tiſtling. **Pfannenſtiel**, Joſ., Bürgersſohn und Freiwilliger in Zwiſel. **Pfeffer**, Joſ., Gmr. in Eſchelkam. **Pfeffer**, Vitus, Gmr. in Eſchelkam. **Pibringer**, Fr. Xav., Oberlieut. in Freiſing. **Pinzinger**, Ant., Lieut. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. **Pitzel**, Chir. in München. **Pongratz**, Iſidor, Gmr. in Zwiſel. **Prantl**, Oberlieut. in Cham. **Preiſer**, Adam, Cav.-Korporal in Straubing. **Probſt**, Joſeph, Oberlieut. in München. **Pröbſtl**, Silveſter, Füſ. in München. **Reinecker**, Hauptm. in Bamberg. **Reiter**, Lieut. in Kelheim. **Reitter**, Joh., Oberl. in Wurmannsquick. **Ring**, Paul, Oberlieut. in Landsberg. **Rösl**, Füſ. in München. **Rückauer**, Ignaz von, k. Polizeicommiſſär in Amberg. **Rückner**, Feldw. in Bamberg. **Sack**, Korp. in Bamberg. **Saiferling**, der Sohn, Gmr. in München. **Saiferling**, der Vater, Korp. in München. **Sailer**, Anton, Gmr. in Mittenwald.

Sailer, Füſ. in München. Salinger, Lieut. in München. Schaup, Hauptm. zu Viechtach und Ruhmannsfelden. Scheck, Gmr. in München. Schenkl, Hauptm. in Amberg. Scherbauer, Lieut. in Cham. Schlotthauer, Joh., Füſ. in München. Schmid, Gg., Korp. in Altötting. Schmid, Gg., Gmr. in der Vorſt. Au. Schmidbauer, Thom., Hauptm. in Deggendorf. Schneider, chir. Cand. in München. Schneider, Gmr. in München. Schnitzlbaum, Fr. Xav., Hauptm., in Deggendorf. Schreiner, Xav., Gmr. in Eſchelkam. Schwaiger, Gmr. in Tiſtling. Schwarz, Bernh., Feldw. in Altötting. Sedlmair, Gmr. in München. Sedlmair, Leonh., Oberſt in München. Seidl, Michael, Gmr. in Eſchelkam. Sendtner, Serg. in München. Seitz, Joh., Gmr. in Mittenwald. Sieber, Chir. in München. Sonnenburg, von, Hauptm. in Furth a/W. Spöckmair, Andr., Regim.-Audit in München. Spohrer, Joh., Gmr. in Eſchelkam. Springer, Andr., Gmr. in Mittenwald. Söldner, Ignaz, Gmr. in Straubing. Stadler, Pet., Feldw. in Straubing. Steer, Joſ., Gmr. in Mittenwald. Steidele, chir. Cand. in München. Stelzer, Mart., Gmr. in Marktl. Stöckl, Chir. in München. Strobl, Gmr. in Mittenwald. Teichlein, Gmr. in München. Teufelhart, Gmr. in München. Träger, Lieut in Kelheim. Urban, Serg. in München. Veſt, Joſeph, in Eſchelkam. Walch, Gmr. in München. Wagner, Joſ., Korp. in Straubing. Wagner, Joſ., Gmr. in Zwiſel. Walndöfer, Füſ. in München. Waßler, Chir. in München. Weber, Ant., Hauptm. in Deggendorf. Weber, chir. Cand. in München. Weger, Gmr. in München. Weigel, Oberlieut. in Neuötting. Wenglein, Hauptmann in Bamberg. Werner, Lieut. und Bat.-Adjut. Weſtermair, chir. Cand. in München. Wimmer, Joſ., Gmr. in der Vorſt. Au. Wolf, Chir. in München. Wolf, Erasmus, Korp. in Landsberg. Wurzer, Korp. in Bamberg. Würz, Maj. in München. Zeckl, Hauptmann in Amberg. Zenetti, Fr. Xav., Hauptm. in Kelheim. Zoller, Gmr. in München, zuſammen 205.

Belobt wurden die Gemeinden:

Abbach. Abensberg. Aibling. Altötting. Amberg. Au, Vorſtadt von München. Auerbach. Augsburg. Bamberg. Bernau. Biburg. Bogen. Burghauſen. Muthige Bürger dieſer Stadt haben ſchon unter Max Emanuel tapfer gegen die Türken gekämpft, und von ihm eine Fahne erhalten, welche, zur Belohnung des Anerbietens i. J. 1814: „an die Grenzen des Reiches zu ziehen, und dort gegen den Feind zu fechten,“ am 19. Mai 1834 mit dem Armeedenkzeichen geſchmückt wurde von dem Landwehr-Oberſtlieutenant und Diſtrikts-Inſpektor, Herrn Dr. Max Auguſt von Schilcher, damals k. Landrichter in Altötting, ſpäter k. Staatsrath und Kabinettsſekretär Seiner Majeſtät des Königs Maximilian II., bei welcher Gelegenheit Herr Dr. von Schilcher eine ausgezeichnete patriotiſche Rede an das Landwehrbataillon Burghauſen hielt. — Cham. Deggendorf. Dietfurt. Die Nationalgarde hat ſich verbindlich gemacht, auf den an daſſelbe ergehenden Ruf zum Schutze des Königs herbeizueilen. Dillingen — bot eine beträchtliche Anzahl von Freiwilligen an, um gegen die Feinde nach Kempten zu ziehen. — Dingolfing. Dinkelsbühl. Dorfen. Eggenfelden. Erbendorf. Erding. Eſchenbach. Eslarn. Eſchelkam. Falkenberg. Fiſchbach. Floß. Freiſing. Furth a/W. Fürſtenfeldbruck. Gangkofen. Geiſenfeld. Grafenwörth. Gräfing. Hahnbach. Hirſchau. Hohenwarth. Illerdieſſen. Das dortige k. Bürgermilitär zog in den Tagen herannahender Gefahr gegen die von feindlicher Reiterei unterſtützten Tiroler, welche bereits Memmingen beſetzt hatten, und ihren Zug noch weiter ausdehnen wollten, muthig aus, ſchloß ſich in Reih und Gliedern dem k. Linien-Militär freiwillig an, und half ſelbſt fremde Kreiſe von feindlichen Einfällen befreien.

Ferner: Ingolſtadt. Kelheim. Iſen. Kemnath-Stadt. Kirchenthumbach. Konersreuth. Königsſtein. Kötzting. Landau. Landsberg. Landshut. Lauingen — bot eine beträchtliche Anzahl von Freiwilligen an, um gegen die Feinde nach Kempten zu ziehen. — Lauterhofen. Leuchtenberg. Luhr. Mantel. Marktl. Miesbach. Mittenwald. Mitterteich. Mosbach. Moosburg. 1 Unteroffizier und 3 Gemeine des braven Bürgermilitärs daſelbſt, haben bei einer freiwilligen Streife 160 Feinde zu Gefangenen gemacht. — Jene Nationalgardiſten von Moosburg, welche wegen ihres Alters von 60 Jahren austreten, dürfen ihre Uniformen bei feierlichen Gelegenheiten forttragen. — München. Nabburg. Neuburg a/D. Neuhaus bei Windiſcheſchenbach. Neukirchen. Neukirchen-Balbini. Neunburg v. d. Walde. Neumarkt in der Oberpfalz. Neuötting. Neuſtadt am Kulm. Neuſtadt an der Waldnab. Nördlingen. Nürnberg. Oberviehbach. Paſſau. Pfaffenhofen. Pfarrkirchen. Pfreimt. Pleiſtein. Preſſath. Regensburg. Regenſtauf. Reichenhall — erhielt am 11. April 1810 das bei Erſtürmung des Bodenbühl am 17. Oct. 1809 den Tirolern abgenommene metallene Falkonett nebſt Laffette und Zugehör, zum Beweiſe beſonderer Zufriedenheit mit der von den dortigen Bürgern während des ſeitdem beendigten Krieges bethätigten treuen Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe. — Rieden. Rohr. Rothalmünſter. Rötz. Ruhmannsfelden. Schnaitenbach. Schongau. Schönberg. Schönſee. Schwaben. Schwandorf. Schwarzhofen. Stadtamhof. Straubing. Sulzbach. Tennesberg. Thann. Tirſchenreith. Tiſtling. Tölz. Traunſtein. Triftern. Viechbach. Vilseck. Waldmünchen. Waldſaſſen. Waltershof. Wartenberg. Weiden. Weilheim. Wernberg. Windiſcheſchenbach. Winklarn. Wollnzach. Wurmannsquick. Zwiſel; alle Städte und Märkte des Oberdonaukreiſes, und die meiſten Städte des Altmühlkreiſes.

Belohnungen mit Fahnen, Standarten, Wappen und Siegeln.

Donauwörth, (Stadt), erhielt eine Fahne wegen ihrer ſeit langer Zeit durch Treue und Anhänglichkeit, und beſonders im Kriege von 1805 für die Sache des Vaterlandes durch vortheilhafte Dienſtleiſtung erworbenen Verdienſte. Weihe und feierliche Uebergabe am 27. Mai 1808. — **Ingolſtadt**, (Stadt). Das Bürgermilitär daſelbſt erhielt eine Fahne, zur Belohnung ſeines während der Kriege von 1800 und 1805 bei jeder Gelegenheit zu Allerhöchſter Zufriedenheit bewieſenen vorzüglich ſtandhaften Benehmens. Weihe und feierliche Uebergabe am 28. Januar 1808. — **Landshut**, (Stadt). Das Bürgermilitär daſelbſt erhielt eine Fahne aus Allerhöchſter beſonderer Zufriedenheit mit deſſen zum Allergnädigſten Wohlgefallen geleiſteten weſentlichen Dienſten. Weihe und feierliche Uebergabe am 12. October 1807. — **München**, (k. Reſidenzſtadt). Das Bürgermilitär daſelbſt erhielt drei Fahnen und eine Standarte, zur Bezeigung des Allerhöchſt beſondern Wohlgefallens über die Seiner Majeſtät dem Könige gegebenen vielfältigen Beweiſe von patriotiſcher Ergebenheit und Anhänglichkeit, dann zum Merkmale der Allerhöchſten Zufriedenheit mit dem während des Krieges mit Eifer und Ordnung verſehenen Garniſonsdienſte. Die Weihe dieſer Trophäen geſchah am 12. Oct. 1806 in der St. Michaelskirche in Gegenwart Sr. k. Hoheit des Kronprinzen Ludwig, Höchſtwelcher im Namen Seiner Majeſtät des Königs, Ihrer Majeſtät der Königin, und in Höchſtdeſſen eigenem Namen die erſten drei Nägel einzuſchlagen geruhte, dann Sr. k. Hoheit des Prinzen Karl, der k. Generalität, und der übrigen Civil- und Militärbehörden, durch den Herrn Weihbiſchof zu Freiſing, Freiherrn von Wolf, und die feierliche Uebergabe durch den k. Generalmajor und Stadtkommandanten Freiherrn von Ow. —

Wappen erhielten:

Fürſtenfeldbruck, (Markt), wegen guten Verhaltens der Nationalgarde, beſonders im Kriege von 1809 und ſonſt. Das Wappen beſteht in einem blauen Schilde, worin ſich eine auf drei Bogen ruhende, und auf einem grünen Felde aus weißen Quaderſteinen erbaute Brücke befindet, über welche drei ſilberne Kreuze ſchweben. — **Miesbach**, (Markt). Dieſes Wappen beſteht in einer blau und weißen Standarte mit dem Zeichen des ſilbernen Baches im rothen Felde. Feier der Weihe am 12. Oct. 1812. — **Nördlingen,** (Stadt). Um die Verdienſte zu ehren, welche ſich die Nationalgarde dritter Klaſſe daſelbſt, vorzüglich auch im Kriege von 1809 erworben hat, erhielt ſie eine Fahne mit darauf geſticktem Wappen. Das Wappen, welches auch die Stadt Nördlingen zu führen hat, beſteht in einem in zwei gleiche Theile horizontal getheilten Schilde, wovon das obere Feld Silber, und mit fünf ſenkrecht aufgeſtellten lazurnen Rauten geziert iſt; das untere Feld aber iſt ſchwarz, und enthält in ſeiner Mitte einen achteckigen goldenen Stern. Uebergabe am 12. Oct. 1811. — **Pfaffenhofen,** an der Ilm, (Stadt), weil ſich die k. Nationalgarde und die Bürger daſelbſt in den geweſenen Kriegen und ſonſt durch ein treues und anhängliches Benehmen ausgezeichnet, und beſonders im Kriege von 1809 einen rühmlichen Dienſteifer bewieſen haben. Das Wappen iſt das der alten Grafen von Scheyern, und beſteht aus einem lazurnen deutſchen Schilde, in deſſen Mitte ſich drei goldene befinden, und der von zwei grünen Eichenzweigen außerhalb umſchloſſen iſt. — (1812). —

Siegel erhielten:

Abensberg, (Stadt); um die Verdienſte der dortigen Nationalgarde dritter Klaſſe, dann der übrigen braven Bürger überhaupt, welche ſich dieſelben während und nach der dort gelieferten Schlacht (1809) erworben haben, zu belohnen, und denſelben das Allerhöchſte Wohlgefallen für das vorzüglich gute und ſtandhafte Benehmen, welches ſie überhaupt während des Krieges von 1809 zu ihrem Ruhme bewieſen, ehrenvoll zu bezeigen, und der Nachwelt zu verewigen, erhielt dieſe Nationalgarde ein neues Siegel, deſſen ſich auch die Stadt Abensberg zu bedienen hat. Dieſes Siegel beſteht zur Hälfte in einem mit abwechſelnd theils ſilbernen, theils lazurnen Rauten oder Wecken geſchmückten Schilde, und in der andern Hälfte in dem bisherigen Abensberger-Wappen, einem diagonal getheilten

Schilde, deſſen oberer Theil von Silber, der untere aber ſchwarz iſt. In der Mitte befinden ſich zwei über das Kreuz gelegte, blanke Schwerter, deren Griffe von Gold, die Klingen aber von Silber ſind. — **Cham,** (Stadt), wegen der von der Nationalgarde und den übrigen braven Bürgern daſelbſt während des Krieges von 1809 wiederholten Beweiſe ihrer Treue und Anhänglichkeit, als ein bleibendes, und ihre Bürgertugenden noch in den ſpäteſten Zeiten ehrendes Denkmal. Das Siegel beſteht in einem abwechſelnd mit ſilbernen und lazurnen Rauten oder Wecken gezierten Schilde, in deſſen Mitte zwei über das Kreuz gelegte blanke Schwerter, deren Griffe von Gold ſind, ſich befinden. Dieſes Siegels hat ſich die Stadt Cham und die Nationalgarde daſelbſt zu bedienen. —

Kelheim, (Stadt), und die Nationalgarde dritter Klaſſe daſelbſt, die ſich im Laufe des Krieges von 1809 ganz beſonders auszeichnete; um dieſe Bürgertugenden zu ehren, und dieſer Nationalgarde ein dieſelbe ehrendes und bleibendes Denkmal zu geben. Dieſes Siegel beſteht in einem abwechſelnd mit ſilbernen und lazurnen Rauten oder Wecken gezierten Schilde, in deſſen Mitte ein aufrechtſtehender, gekrönter, rechtsſehender, goldener Löwe ſich befindet, der in der erſten Pracke ein blankes Schwert, in der linken aber einen goldenen Zepter hält. — **Neuötting,** (Stadt); um dem braven Bürgermilitär daſelbſt die Allerhöchſte Zufriedenheit über das vorzüglich ſtandhafte und gute Benehmen bei jeder Gelegenheit während des Krieges von 1805 zu bezeigen, und deſſelben Muthe und treuer Anhänglichkeit ein dauerndes, jedes Individuum ausgezeichnet ehrendes Denkmal zu gründen. Dieſes Siegel beſteht in einem mit abwechſelnd theils ſilbernen, theils lazurnen Rauten oder Wecken geſchmückten Schilde, in deſſen Mitte ſich die königliche Krone befindet. —

Auch andern Städten wurden ähnliche Auszeichnungen verliehen, hier aber nur jene aufgenommen, bei denen in den Allerhöchſten Entſchließungen, deren Wortlaut überall beigefügt iſt, ausdrücklich der in den Kriegen bis und mit 1809 erworbenen Verdienſte Erwähnung geſchah. —

Maximilian Joſeph wurde am 1. Januar 1806 durch den Herold als König von Bayern feierlich verkündet. Alle Würdenträger des Hofes und viele Andere waren zum Ausdrucke ihrer Glückswünſche im größten Glanze verſammelt, des Königs harrend, der, nach ihrer Meinung, in dem Prachtgewande eines Königs erſcheinen würde. Da trat er im einfachen Kleide plötzlich vor die Ueberraſchten hin, nur mit der bezaubernden Würde eines geborenen Königs geſchmückt, jeder Zoll ein König, und grüßte ſie gütig lächelnd mit den Worten: „Es freut mich, euch zu ſehen. Ich wünſche „euch Allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die „Alten!“ Seine große Seele kannte den Stolz nicht; deßhalb ſagte er einſt mahnend zu ſeinen von ihm ſo innig geliebten Enkeln, den Prinzen Max und Otto: „Um was ich euch, „meine Lieben, bitte, iſt, daß ihr mir nicht ſtolz „werdet; unſer Stolz ſoll allein ſein, von Allen „geliebt zu werden.“ Es war ein wahrhaft deutſcher Fürſt, und durch und durch ein Bayer, wie er denn auch einſt, lange bevor er den Thron der Wittelsbacher beſtieg, in einem Briefe an den Kanzler, Grafen von Preiſing, ſagte: „Ich „bin ein Bayer, und werde es bleiben bis an meinen „Tod.“ Er hat Wort gehalten. Sein zartfühlendes Vaterherz blieb von mancher ſchweren Heimſuchung nicht verſchont; am 20. Februar 1803 ſtarb in München ſein einziger lebender Prinz aus zweiter Ehe, Maximilian Joſeph, in einem Alter von 2 Jahren, 3 Monaten und 16 Tagen; am 4. Febr. 1821 in München ſeine geliebte jüngſte Prinzeſſin Karoline, 10 Jahre, 6 Monate und 14 Tage alt; am 4. Februar 1824 in Banz ſeine Schweſter Maria Anna, Gemahlin des Herzogs Wilhelm in Bayern, 71 Jahre alt; 17 Tage ſpäter, am 21. Februar 1824, in München ſein Schwiegerſohn, der ritterliche Eugen, Herzog von Leuchtenberg und Fürſt von Eichſtädt. So war der Februar vier Mal ein verhängnißvoller Monat. Aber auch viele freudige Tage erlebte er im häuslichen Kreiſe, umgeben von vielen liebenswürdigen Kindern, Enkeln und Enkelinnen, und glückliche Vermählungen erfüllten ſein Vaterherz mit reicher Wonne.

Im Jahre 1817 kaufte der König Tegernſee, eine ehemalige Benediktiner-Abtei, am Fuße der bayeriſchen Alpen, 14 Stunden ſüdlich von München, und ſchmückte dieſen ſeinen Lieblings-Aufenthalt in den Sommermonaten, bald mit allen Schätzen der Natur und veredelnder Kunſt. Dort verlebte er oft, im freundlichen Verkehre mit den treuherzigen Alpenbewohnern, ſeine fröhlichſten Stunden. Dort erfreute ihn am 8. Oct. 1822 der Beſuch ſeines Eidames, des Kaiſers Franz I. von Oeſterreich mit der erlauchten Gemahlin Karoline, des Königs geliebten Tochter, und des Kaiſers Alexander I. von Rußland, und vieler anderen hohen Perſonen zu dieſer und in früherer und ſpäterer Zeit. Sechs wohlthätige Stiftungen, die ſeine beſtändige Sorgfalt für das geiſtige und leibliche Wohl ſeiner Unterthanen beurkunden, bewahren auch in jener lieblichen Alpenwelt ſein ſegenvolles Andenken: 1) eine Cantorei- und Organiſtenſtelle in Tegernſee; 2) ein Beneficium für die Badeanſtalt Kreuth und die Schule in der Glashütte; 3) eine Feiertags- und Zeichnungsſchule in Tegernſee; 4) eine Strick- und Nähſchule; 5) eine jährliche Geldſpende an die würdigſten Dürftigen; 6) das Maximilians-Armenbad in Kreuth mit einer Kapitalſumme von 50,000 fl. laut Urkunde vom 28. Sept. 1824, für kranke Arme zum unentgeltlichen Gebrauche dieſer Heilquelle, die der König kaufte, und mit ſtattlichen Gebäuden verſehen ließ. Außer dieſen Armen erhielt jährlich eine überaus große Zahl von Leidenden, denen ihre häusliche Lage eine ſolche Ausgabe nicht geſtattete, die Benützung des Bades und volle Verpflegung auf Privatkoſten des Königs, mit der ſchonenden Verfügung, daß außer dem Bade-Inſpektor kein zahlungsfähiger

Badegaſt Kenntniß davon erhielt. Dieſe Gnadenſpende wurde fortgeſetzt von der wohlthätigen Königin-Wittwe Karoline, und wird, ſeit dem Hinſcheiden dieſer herrlichen Fürſtin, noch immer eben ſo reichlich gewährt von dem erlauchten Erben der Beſitzung Tegernſee, von Seiner k. Hoheit, dem menſchenfreundlichen, großmüthig hülfreichen Prinzen Karl.

König Max würde jeden, ohne eine geſpendete Wohlthat verlebten Tag, für einen verlorenen gehalten haben. Darum war Tegernſee der tröſtende Wallfahrtort für Bedrängte, Leidende und Unglückliche der Umgebung und aus weiter Ferne. Wer könnte alle von ihm in ſeinem Leben, das allein ſchon die größte Wohlthat für Bayern und ein wahrer Segen Gottes war, oder lediglich in Tegernſee erwieſenen Wohlthaten erzählen oder auch nur zählen! Ihm verdankte auch unſer geiſtreicher Landsmann, der Schriftſteller Jean Paul Friedrich Richter, geb. zu Wunſiedel in Bayern den 21. März 1763, geſt. in Bayreuth den 14. Novbr. 1825, auf die Verwendung des Miniſters Freiherrn von Montgelas, den Fortbezug jener jährlichen Penſion, welche ihm einſt der edle Primas von Dalberg zur Sicherſtellung ſeines Lebensunterhaltes angewieſen hatte, aber nach dem Verluſte ſeines Landes nicht mehr geben konnte. Die reicheſte Unterſtützung, in Berückſichtigung der Zeit, gab König Max gewiß, da er als Prinz Maximilian in Maikammer ſelbſt in bedrängten Verhältniſſen lebte. Dort überzeugte er ſich in einer Unterredung mit dem damals bekannten Schriftſteller F. Ch. Laukhard, von der mißlichen Lage deſſelben. Viel konnte der edle Prinz ihm nicht geben, aber nichts zu geben, war ihm ganz unmöglich. Er ſchickte ihm alſo das nachſtehende, eigenhändig geſchriebene Billet, in welchem ein Goldſtück lag:

> »C'est pour soulager un peu Votre situation que je
> »Vous prie de recevoir ce petit présent. Si un jour
> »Vous trouvez que je puis Vous être utile, comptez
> »sur l'amitié de Votre
>
> Maximilien.«

(Deutſch.) „Um Ihre Lage ein wenig zu erleichtern, bitte
„ich Sie, dieſes kleine Geſchenk zu empfangen. Wenn Sie einſt
„finden, daß ich Ihnen nützlich ſein kann, dann rechnen Sie
„auf die Freundſchaft

Ihres

Maximilian."

Die Menſchenfreundlichkeit Maximilian Joſeph's bereicherte zur Zeit eines unglücklichen Ereigniſſes die Wiſſenſchaft mit einem unſterblichen Nutzen. Als am 21. Juni 1801 das Haus des Hofſpiegelmachers und Glasſchleifers Weichſelberger im Thiereckgäßchen in München einſtürzte, wurde ſein Lehrling Joſeph Fraunhofer, geb. den 6. März 1787 zu Straubing, geſt. den 7. Juni 1826 in München, verſchüttet. Der herbeigeeilte Kurfürſt, die drohende Gefahr eines gleichen Geſchickes nicht ſcheuend, ſprach ihm perſönlich Muth zu, bewirkte ſeine Rettung, ließ ihn ſpäterhin in die Reſidenz kommen, ſchenkte ihm 18 Dukaten, und verhieß ihm, wie ein Vater für ihn zu ſorgen, was auch geſchah. Jener arme Lehrjunge iſt der weltberühmte Ritter von Fraunhofer geworden, der uns die Sterne genähert, und im Vereine mit Joſ. von Utzſchneider und Georg von Reichenbach, — dieſer geb. den 24. Aug. 1772 zu Mannheim, geſt. den 21. Mai 1826 in München — ſo viel Großes und Nützliches geleiſtet hat.

Der 16. Februar 1824 erſchien, der allgemeine Landesfeſttag der Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Königs. Denkwürdig ſind die Worte, die er am Vortage mit tiefer Rührung und Thränen in den Augen zu dem damaligen zweiten Bürgermeiſter Klar ſprach, welchen er mit der Meldung der Feſtlichkeiten bei Ihrer Majeſtät der Königin Karoline traf:

„Daß ihr mich liebet, ihr Münchner, die ihr mich immer
„in eurer Mitte ſehet, die ihr mich kennet und wißt, daß ich
„es gut meine, das iſt mir begreiflich; aber wie ich es um alle
„Dörfer der äußerſten Grenze verdient habe, die mich nie ge-
„ſehen, das weiß ich nicht und meine faſt, ich ſei ſolcher Liebe

„unwürdig. Doch mein Wille war rein und gut immerfort, „und meine Bayern ſind ein treues und biederes „Volk, wie es keines wieder giebt. Dieß hab' ich zu den „Kaiſern von Rußland und Oeſterreich geſagt, und möchte mit „ihren großen Reichen nicht tauſchen; dieß hab' ich oft geſagt, „und wiederhol' es als Greis: Alles für meine Bayern, „denn ſie thun Alles für mich!" —

Nie hat ein Volk von einem ruhmwürdigen Könige ein ruhmwürdigeres Zeugniß erhalten! Dieſer Vorabend ſchloß mit einem feierlichen Abendgottesdienſte, einer feſtlichen Vorſtellung im k. Hoftheater, und Abendmuſik mit Feſtliedern auf dem Hauptplatze.

Schon am 26. Mai 1820 hatten der Magiſtrat und die Gemeindebevollmächtigten von München, nach dem Antrage der damaligen beiden Bürgermeiſter Franz von Paula Reichsedler von Mittermayr und Joſeph von Utzſchneider, im Namen der k. Reſidenzſtadt den Beſchluß gefaßt, Seiner Majeſtät aus reiner Dankbarkeit und Liebe in der Mitte der Stadt ein öffentliches Denkmal zu errichten, und hiezu die allerhöchſte Erlaubniß erhalten. Am 16. Februar 1824 geſchah die feierliche Grundſteinlegung auf dem Max-Joſeph-Platze, bei welcher König Max, einen Enkel auf ſeinem Arme, hinter einem Gitterfenſter der Südſeite der Reſidenz, — denn damals ſtand der Königsbau noch nicht, — mit Thränen der Rührung in den Augen ob der allgemeinen Theilnahme, Zuſchauer war. Nach einiger Zeit von dem Volke erſpäht, begrüßte es den geliebten Landesvater mit ungeheuerem Jubel. Viele wohlthätige Handlungen ſchmückten dieſes Freudenfeſt: 802 Pfründner, 350 Kinder des Waiſenhauſes und der Armenſchule und 15 Dienſtboten des allgemeinen Krankenhauſes, wurden feſtlich ausgeſpeiſet; die vorhandenen 1475 Almoſenbezieher erhielten den Betrag eines Wochenalmoſens, 78 Hausarme den Betrag einer monatlichen Unterſtützung, und 911 andere dürftige Familien, die nicht im Armenverbande ſtanden, angemeſſene Unterſtützungen. Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, ꝛc, ein hochgefeierter Vater der Armen, ſendete von ſeinem letzten Krankenlager aus den Herren Pfarrern in München 3500 Gulden, um ſie an dieſem Tage unter die Armen zu vertheilen. Ein unbekannter Wohlthäter ließ durch den Cooperator der Dompfarrkirche, Prieſter Andreas Außerſtorfer, jedem der im allgemeinen Krankenhauſe liegenden 319 Kranken einen Kronthaler überbringen. Andere zahlloſe Wohlthaten erfuhr Niemand außer den Betheiligten.

Am zehnten Jahrestage des Todes des Unvergeßlichen, am 13. Oct. 1835, wurde dieſes Denkmal enthüllt, nach dem Entwurfe des Leo von Klenze durch Profeſſor Rauch in Berlin modellirt, von J. B. Stiglmaier in München in Erz gegoſſen, 34 Fuß hoch, 13 Fuß tief, 9 Fuß breit, ruhend auf 3 Granitſtufen — 4 Fuß hoch, 18 Fuß breit, 23 Fuß tief. Die Geſtalt des Königs, die rechte Hand wie zum Segen ausſtreckend über München und das ganze Land, ſitzt auf einem Thronſtuhle, der auf einer Unterlage von zwei länglichen, übereinander geſtellten, reich verzierten Würfeln ruht. Das Fußgeſtell, von vier Löwen getragen, iſt mit Hochreliefs und verſchiedenen Zierathen geſchmückt.

Der Feſttag des 16. Februar 1824 endete mit der großartigſten und prächtigſten Beleuchtung, welche München jemals geſehen hat, und deren Hauptpunkt auf dem Max-(Dult-)platze ein längliches, an den äußerſten Enden zugerundetes Viereck war, 2800 Fuß im Umfange, mit einer großen Triumphpforte als Eingang, umgeben mit einem beleuchteten Bogengange, alle Jahre ſeiner glorreichen Regierung durch Transparentgemälde verherrlichend, deren Inſchriften, unter Namensbeifügung der Künſtler, welche ſie ausführten, hier folgen: 1799. Bayerns glücklicher Morgen; — Ankunft Marimilian's — von Heideck. 1800. Liebe und Licht ſein erſtes Gebot. — Religiöſe Duldung — von Heideck. 1801. Bürgerliebe die ſtärkſte Mauer. — Die alten Mauern Münchens fallen — von Heideck. 1802. Dem Beförderer der Landeskultur. — Ländliche Scene — von Rombach.

1803. Wohlthätigkeit und Volksbildung. — Feiertagsſchule und Rumfordſuppe — Rombach. 1804. Gleiche Pflicht, gleiche Ehre der Waffen. — Bavaria reicht der waffenpflichtigen Jugend einen Lorbeer — Rombach. 1805. Wiederkehr in das Vaterhaus. — Triumphzug — Heideck. 1806. Maximilian Joſeph I. im Krönungsſchmucke; Peter Heß. 1807. Für König und Vaterland. — Bürgermilitär, den Eid leiſtend — Peter Heß. 1808. Den Künſten eine neue Heimath. — Minerva mit den Künſten — Wagner. 1809. Jedem das Seine. — Bodenvermeſſung — Peter Heß. 1810. Das Octoberfeſt — Rennen und Preisvieh — Peter Heß. 1811. Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. — Diener der Gerechtigkeit — Peter Heß. 1812. Dem Vater der Leidenden. — Portal des allgemeinen Krankenhauſes, und Ankunft eines Kranken — Romberg. 1813. In Treue feſt. — Bayeriſche Krieger — Peter Heß. 1814. Feſt hält, was Liebe vereint. — Vereinigung der verſchiedenen Provinzen — Peter Heß. 1815. Er ebnet die Straßen und dämmet den Strom. — Minerva, die Baukunſt, ein Flußgott, eine Brücke — Peter Heß. 1816. Er gründet der Gemeinden Wohl. — Der Genius der Städte erhält von Maximilian auf einer Rolle die Verfaſſung der Gemeinden — Heideck. 1817. Vaterhülfe in der Noth. — Brodvertheilung unter das Volk — Heideck. 1818. Sein Geſchenk. — Ein Herold verkündet die Verfaſſung — Peter Heß. 1819. In der Mitte der Seinen. — Der König eröffnet die erſte Ständeverſammlung — Peter Heß. 1820. Seinem Willen huldigt die Natur. — Die Soolenleitung von Jlſang — Peter Heß. 1821. Das Konkordat. — Biſchöfe — Graf Auguſt von Seinsheim. 1822. Verborgen, wie ſo manche ſeiner Gaben. — Die Heilquelle Kreuth — Heideck. 1823. Der Stamm des Gerechten wird blühen. — Familiengemälde — Stieler. 1824. Gott erhalte ihn! — Ein Tempel am Maxthore — Himbſel; — Bavaria vor einem brennenden Opferaltare kniend — Lorenz Quaglio. — Das letzte Transparentgemälde: Tegernſee, von M. J. Wagenbauer unter Mitwirkung von D. Quaglio, J. C. Dillis und A. Adam, war in der Prannersſtraße.

Der König, die Königin und die ganze königliche Familie beſahen die ganze Beleuchtung in einem glänzenden Zuge, wie am 18. Februar auch jene der Vorſtadt Au, und alle zu jenem Ehrentage veranſtalteten öffentlichen Feſtlichkeiten; am 18. Febr. erließ der König folgendes Allerhöchſt eigen vollzogenes Handſchreiben an den Magiſtrat:

„Der Magiſtrat, die Gemeindebevollmächtigten, die Bürger und alle Klaſſen der Einwohner Meiner Reſidenzſtadt haben bei Gelegenheit der Feſtlichkeiten, welche ſie zur Gedächtnißfeier Meines vor fünfundzwanzig Jahren erfolgten Regierungsantrittes veranſtaltet haben, ihre treuen Geſinnungen und ihre innige Anhänglichkeit an Mich und Mein Königliches Haus an den Tag gelegt. In dieſen neuen Beweiſen einer vielfach bewährten Ergebenheit finde Ich eine Meinem Herzen ſehr willkommene Veranlaſſung, denſelben Mein beſonderes Wohlgefallen und Meinen Dank hiefür auszudrücken, zugleich ſie Meiner fortwährenden Gnade zu verſichern.

„München, den 18. Februar 1824.

„Max Joſeph."

Am Schluſſe aller Feſtlichkeiten erſchien im Regierungsblatte vom 20. Februar eine Königliche Erklärung nachſtehenden Inhaltes:

„Maximilian Joſeph,
„von Gottes Gnaden König von Bayern.

„Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweiſe aufgenommen, durch welche Unſere getreuen Unterthanen aller Kreiſe und aller Stände am 16. Februar ds. Js., als dem Jahrestage Unſerer 25jährigen Regierung, ihre liebevolle Anhänglichkeit an Uns ſowohl ſchriftlich, als durch öffentliche Veranſtaltungen aller Art abermals an Tag zu legen gewett-

„eifert haben. Erfreulich und erhebend iſt dieſes von Bayerns
„Bewohnern in ſchöner Eintracht gefeierte große Familienfeſt.
„Kein Band kann inniger als dieſe treue Liebe Uns mit Unſe-
„rem Volke, und dieſes unter ſich vereinen; kein Lohn für die
„treue Regenten-Sorge, deren Wir Uns bewußt ſind, beneidens-
„werther ſein. Wenn Wir mit Gottes Hülfe den Staat durch
„25 Jahre einer thaten- und gefahrvollen Zeit glücklich hindurch
„geleitet haben, ſo war es die unerſchütterliche Geſinnung
„Unſeres Volkes, auf welche Wir dabei vertraut haben, und
„durch die *Wir* mit gleichem Vertrauen unterſtützt worden ſind.
„Wir bitten den Allmächtigen, daß Er Unſere Bemühungen
„zum *Wohle* dieſes Volkes, deſſen Liebe Unſer Glück und Unſer
„Stolz iſt, fortan ſegnen, und was Er an Jahren Uns noch
„beſchieden haben mag, mit ſolchen Ereigniſſen erfüllen möge,
„durch die Wir in deſſen dankbarem Andenken fortzuleben hoffen
„können.

„München, den 19. Februar 1824.

„*Maximilian Joſeph.*

„Graf von Thürheim.

„Auf Königlichen Allerhöchſten Befehl
„der Generalſekretär:
„Franz v. Kobell.“

Im Sommer des Jahres 1825 gewahrte man zuerſt ein Sinken der körperlichen Kräfte des Königs, und hielt es für ein Zeichen des Eintrittes in das höhere Greiſenalter, ohne eine nahe Gefahr zu ahnen. Am 2. Oktober beglückte der König mit ſeiner Gegenwart das jährliche Oktoberfeſt auf der Thereſienwieſe, bei deſſen erſter Feier i. J. 1810 er den anweſenden hohen Gäſten tief gerührt das jubelnde Volk mit den Worten gewieſen hatte: „*Sehen Sie hier mein gutes und mein treues Volk!*“ Auch dieſes Mal begrüßte ihn bei der Ankunft und Abfahrt ein endloſer Jubel. Ein Knabe und zwei Mädchen in altwittelsbachiſcher Tracht, überreichten dem

Könige und der Königin auf einem goldenen Credenzteller die auserleſenſten Blumen, von weißen Atlasbändern umſchlungen, auf welche kleine Gedichte als Huldigung der Blumen gedruckt waren, und im größten Querformate, im Namen der Gemeinde der Stadt München, ein vom Könige mit ſichtbarem Wohlgefallen aufgenommenes Feſtgedicht von Friedrich Wilhelm Bruckbräu, in der von dieſem entworfenen Form den Anblick eines Bildes gewährend: Sechsundzwanzig Sterne, andeutend die ſechsundzwanzig Regierungsjahre des Königs, bildeten eine Sonne, in deren Mitte die Namenszüge Seiner Majeſtät des Königs und Ihrer Majeſtät der Königin ſchwebten, mit Lorbeeren und Blumen geſchmückt, überragt von der königlichen Krone. Jeder Stern umſchloß einen Buchſtaben, und die kreisförmigen 26 Buchſtaben bildeten den Jubelruf: „Heil dem Vater des Vaterlandes!“ Zugleich war jeder dieſer Buchſtaben der erſte einer Zeile, und dieſe 26 von den Sternen ausgeſendeten Zeilen, bildeten die Strahlen der Sonne. Unten ſchloß das Stadtwappen von München.

Wider alle Hoffnung erſchien der König auch bei der Nachfeier dieſes Feſtes, den 9. Oktober, ohne in das bereits von Zuſchauern überfüllte königliche Zelt zu treten, um ſie von ihren Plätzen nicht zu verdrängen. Bei dem Anblicke des geliebten Königes erhob das zahlreiche Volk einen ſolchen Jubelſturm, daß er mit inniger Rührung und mit Thränen in den Augen dankte. An dieſem Abende ſchied der König zum letzten Male von der Feſtwieſe. Am Abende Seines Namensfeſtes, den 12. Oktober 1825, an deſſen Morgen er ſchon ungewöhnlich über Ermüdung geklagt hatte, fuhr er mit der Königin und der königlichen Familie von Nymphenburg zu dem ihm zu Ehren vom ruſſiſchen Geſandten, Herrn Grafen Woronzow, mit der ſinnreicheſten Pracht veranſtalteten Feſtballe. Der König war da nicht heiter, wie ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten, und ſchweigſam. Die Hitze einer glanzvollen Beleuchtung durch Wachskerzen, die durchdringenden Düfte wohlriechender Blumen und Wäſſer und würziger Speiſen, machten dem

Könige einen langen Aufenthalt unangenehm. Er fuhr ſchon nach 9 Uhr unbemerkt wieder nach Nymphenburg, und ſagte in ſeinem Kabinette nach der Entkleidung: „Jetzt iſt mir „wieder wohl. Laßt mich morgen eine Viertelſtunde „länger ſchlafen, dann weckt mich!“ Denn gewöhnlich ſtand er ſchon Morgens 5 Uhr auf.

Der müde König entſchlummerte ſanft — für immer! Ein ſogenannter Waſſerſchlag endete ſchmerzlos ſein ſegenreiches Leben. Am Morgen des 13. Okt. erwartete der Kammerdiener Jacubezky vergebens auf das Erwachen des Königs; er trat leiſe in das königliche Schlafgemach; da ſah er den guten Vater Max ruhig liegen, aber entſeelt, den Frieden der Verklärung in ſeinem edlen Antlitze. Den Jammer der königlichen Familie, des Hofes, der Reſidenzſtadt und des ganzen Landes — wer vermöchte ihn zu ſchildern! Und dennoch war dieſes raſche und ſanfte Scheiden vom Leben eine Wohlthat des Himmels, der den geliebten König mit den körperlichen Leiden einer vielleicht langen Krankheit verſchonen, und ſeinem zartfühlenden Vaterherzen, ſo wie ſeiner ihn ſo innig liebenden Familie, den unendlichen Schmerz eines letzten Abſchiedes erſparen wollte.

Am 15. October Nachmittags 4 Uhr wurde die entſeelte Hülle in die Reſidenz gebracht, und auf ein Paradebett gelegt. Unter dem Trauerklange aller Glocken und dem Donner von 101 Kanonenſchüſſen, begann am 18. Oct. Nachmittags 3 Uhr der feierliche Leichenzug von der k. alten Hofkapelle durch die Briennerſtraße über den Maxplatz durch das Karlsthor, die Kaufingerſtraße, Weinſtraße und Theatinerſchwabingerſtraße zur Theatiner-Hofkirche, in welcher die Leiche des Königs auf ein Trauergerüſt geſtellt, die Todesveſper gebetet, vom Herrn Erzbiſchofe die Einſegnung vorgenommen, der Sarg in die königl. Gruft getragen, mit zwei Schlöſſern verſchloſſen, und mit zwei Siegeln verſehen wurde. Sein Herz kam in die Wallfahrtkirche zu Altötting in einer ſilbernen Urne, mit der von ſeinem erlauchten Nachfolger, König Ludwig I. angeordneten, eben ſo ſinnigen als rührenden Inſchrift: „Das beſte Herz!“

Gleich den Athenern, die einſt das Denkmal des berühmten Tragikers Euripides mit einer Inſchrift zierten, können wir Bayern von unſerm geliebten Könige Maximilian Joſeph ſagen:

„Ganz Bayern iſt ſein Denkmal,
„Die Ahnengruft umſchließt nur ſeine Gebeine.“

Vier Jahre nach dieſem ſchmerzlichen Ereigniſſe, am 11. April 1829, wurde in einem großen Concerte in der Geſellſchaft zur Reſſource in München, mit Begleitung des ganzen Orcheſters, das nachſtehende, von Friedrich Wilhelm Bruckbräu nach der damals beliebten Melodie von Bertrand's Abſchied verfaßte Gedicht geſungen, bei deſſen ſeelenvollem Vortrage zahlloſe Thränen der Rührung floſſen:

König Max

an ſeine Bayern.

Geiſterruf.

Seid mir gegrüßt, o Bayern, meine Kinder,
Aus Meinem lichtumſtrahlten Heimathland!
Euch Alle liebt Mein Herz auch jetzt nicht minder,
Als da Ich noch in eurer Mitte ſtand.
Ich weiß es wohl, daß Meiner ihr gedenket,
Ja, Vater Max bleibt unvergeßlich euch;
Die Liebe, die ihr kindlich Mir geſchenket,
War theurer Mir, als ſelbſt Mein Königreich.

In Meinem Herzen hab' Ich euch getragen,
Wie Meine Kinder hab' ich euch geliebt,
Und fand in guten, wie in ſchlimmen Lagen,
Daß auf der Welt es nur Ein Bayern gibt.
Wie kühne Löwen habet ihr gefochten,
Für Thron und Vaterland, für Weib und Kind;
Noch blüh'n die Lorbeern, die ihr euch geflochten,
Die ew'ge Zeugen eures Ruhmes ſind.

Ich gab euch dankbar Meine beſte Gabe,
Ich gab euch der Verfaſſung feſten Schild,
Die ſchönſte Perle Meiner Königshabe;
Was Ich gelobt, das hab' Ich treu erfüllt;
Den Kummer hab' Ich väterlich gelindert,
Und grämte Mich, ſo oft Ich Thränen ſah,
Und Hülfe war, ſtets ſchnell und ungemindert,
Den Wittwen und den Waiſen immer nah.

Ich ließ zurück die Wonnen Meines Lebens,
Mein edles Weib, die lieben Kinder auch;
Doch Wiederſehen hoff' Ich nicht vergebens,
Das Leben iſt nur eines Schattens Hauch.
O weinet nicht, daß Ich von euch geſchieden,
Und nicht der Trennung letzte Worte ſprach;
Ich ging ja ein in Gottes ſüßen Frieden,
Und freudig blüht Mein Stammhaus Wittelsbach!

Mein theurer Ludwig hat den Thron beſtiegen,
Und ihn mit hohen Tugenden geſchmückt,
Die glorreich über Wahn und Zweifel ſiegen,
Indeß Sein Geiſt ein braves Volk beglückt.
So lebt denn wohl, gedenket Meiner gerne,
Und wendet oft die Blicke himmelwärts,
Wo ihr mit Gott auf dem verwandten Sterne,
Einſt wiederſehet euer „beſtes Herz!"

Ein ſchmerzlicher Tag für den väterlichen König Max I., war ſichtbar auch der 15. Februar 1812, als Er, in Uniform, mit den königlichen Prinzen, an einem offenen Fenſter der Nordſeite der Reſidenz, dem Hofgarten gegenüber, aus der Kaſerne hinter demſelben, Mittags 12 Uhr, die Truppen nach Rußland, gewiß mit der Ahnung, ſie nicht wieder zu ſehen, vorüberziehen ſah. Mit einem weißen Taſchentuche in der Hand, mit welchem Er oft die Thränen in Seinen Augen trocknete, winkte der König freundlich den Soldaten zu, beſonders dem Reiteroberſten Grafen von Wittgenſtein, den Er, wie auch einige andere Stabsoffiziere, mit kräftiger Stimme bei ihren Namen rief. Einige Fenſter links ſchaute die Königin Caroline herab, wegen der winterlichen Witterung dicht eingehüllt.

Vater Max.

Ein Feſtgedicht für das Volk

zur

Feier des hundertjährigen Geburtsfeſtes

Seiner Majeſtät des höchſtſeligen Königs von Bayern,

Maximilian Joſeph I.

27. Mai 1756 — 27. Mai 1856.

Vor hundert Jahren wurde Max geboren,
Der Vater Max, der Bayerns Retter war;
Denn ohne Ihn wär' Bayern längſt verloren,
Wie die Geſchichte lehret ſonnenklar.
Ihn hat uns Gott zum Herrſcher auserkoren,
Nach ſchwerem Kampf mit manchem Prüfungsjahr,
Und als Er einzog durch der Hauptſtadt Mauern,
Verwandelte in Jubel ſich das Trauern.

Aus Nacht zum Licht hat Bayern Er geführet,
An Seiner väterlichen Schöpferhand,
Die auch in Kriegen, von der Zeit geſchüret,
Durch weiſe Lenkung ſiegend widerſtand,
Wofür Ihm wandelloſer Dank gebühret,
Den heute tief bewegt das Vaterland
Dem König bringt, dem Vater Seiner Kinder,
Und aller Schwierigkeiten Ueberwinder.

In Blumenflor ſeht ihr Sein Standbild prangen,
Die Hand der Liebe hat es reich geſchmückt;
Viel tauſend Thränen fließen von den Wangen
Von Tauſenden, die lebend Er beglückt,
In deren Herzen Troſt und Hilfe drangen,
Wodurch Er ſie dem Kummer hat entrückt.
Von jenen, die ſeitdem das Grab verſchlungen,
Lobpreiſen Ihn die Kinder dankdurchdrungen.

Wer ſelbſt noch ſah, wie einſt auf Berg und Auen
Von Tegernſee Er wie ein guter Geiſt,
Nur immer Segen ſpendend war zu ſchauen,
Und die Bedrängten nahen durften dreiſt,
Und ſicher auch auf Seine Gnade bauen,
Wofür noch jetzt das Alpenvolk Ihn preiſt,
Vermag die tiefe Wehmuth zu erfaſſen,
Von der die Herzen ſich ergreifen laſſen.

So war's in München und an andern Orten,
In Nymphenburg, auf Reiſen, überall;
Wohl keine Feder ſchildert je mit Worten
Der Segensthaten Jubelwiederhall;
Und als Er einging durch des Himmels Pforten,
Da glich der Schmerz ob dieſem Trauerfall,
Dem Herzensweh von vaterloſen Kindern,
Das nur die Macht der Zeit vermag zu lindern.

Und dieſe Zeit, die alle Wunden heilet,
Hat Jahr für Jahr das Ihrige gethan;
Bei Sohn und Enkel prüfend wer verweilet,
Bei Ludwig und bei Maximilian,
Gewiß die volle Ueberzeugung theilet:
„Sie wandeln auf des **„Beſten Herzens“** Bahn“,
Und noch ein Sohn, Prinz Carl, ſo reich an Güte
Und Großmuth, und von edelſtem Gemüthe.

Sie ſind des **„Beſten Herzens“** treue Erben,
Und haben das Vermächtniß treu bewahrt,
Durch das Sie jene Liebe ſich erworben,
Nach Wittelsbach's uralter Fürſtenart,
Womit wir Bayern freudig für Sie ſterben,
Um Bayerns Ruhmesbanner dicht geſchaart,
Wie einſt für **Vater Max** in blut'gen Kriegen,
In lorbeerreichen, kühn erkämpften Siegen.

Dem **Vater Max** ſoll heut' die Feier gelten,
Der kommend dieß Jahrhundert eingeweiht
Durch Herrſcherthaten, wie ſie wohl nur ſelten
So offenbar mit Gottes Schutzgeleit,
Für Thron und Land des Volkes Geiſt erhellten.
Mag ein Jahrhundert trennen von der Zeit,
Die Ihn gebar; Jahrhunderte nicht trennen
Das Herz von Ihm, den **„Vater Max“** wir nennen.

Und von dem Enkel **Max** und Seinem Stamme,
Dem Bayern ſeine Neugeburt verdankt,
Wo feſt geſchirmt von der Geſetze Damme,
Sich Zweig um Zweig im Vorwärtsſtreben rankt,
Wo unauslöſchbar glüht die Herzensflamme
Der treuen Liebe, welche niemals wankt,
Und heilig dieß gelobt am Tag' des Feſtes,
An dem wir feiern heut' der **Herzen Beſtes**!

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Ludwig I., König von Bayern.

Geboren zu Straßburg am Freitage den 25. August 1786 Morgens 1 Uhr und 20 Minuten, verzichtete auf die Krone zu Gunſten des Kronprinzen Maximilian den 20. März 1848.

Gemahlin: Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, herzogliche Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, ſeit 1826 von Sachſen-Altenburg, geb. den 8. Juli 1792, verm. in München den 12. Oct. 1810, geſt. daſelbſt den 26. October 1854; ruht in der Theatinergruft in München.

Kinder: 1) **Maximilian;** 2) Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, geb. zu Augsburg den 30. Aug. 1813, verm. zu München den 26. Dezember 1833 mit dem Erbgroßherzoge Ludwig von Heſſen; geſt. den 25. Mai 1862; 3) Otto Friedrich Ludwig, geb. zu Salzburg den 1. Juni 1815, König von Griechenland am 27. Mai 1832, verm. zu Oldenburg am 22. November 1836 mit Marie Friederike Amalie, großherzogliche Prinzeſſin von Oldenburg, geb. den 21. October 1818; 4) Theodolinde Charlotte Luiſe Marie Anna Thereſe, geb. zu Würzburg den 7. Oct. 1816, geſt. daſelbſt am 12. April 1817; 5) Luitpold Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. zu Würzburg den 12. März 1821, verm. zu Florenz den 15. April 1844 mit Auguſte Friederike Luiſe Max. Joh Joſ., Prinzeſſin von Toskana, geb. den 1. April 1825, geſt. zu München den 26. April 1864; 6) Adelgunde Auguſte Charlotte Carol. Eliſe Amalie Sophie Marie Luiſe, geb. zu Würzburg den 19. März 1823, verm. zu München am 30. März 1842 mit Franz. Ferd. Geminian, Herzog von Modena und Maſſa-Carrara, geb. den 1. Juni 1819; 7) Hildegarde Luiſe Charl. Thereſe Friederike, geb. zu Würzburg den 10. Juni 1825, verm. in München am 1. Mai 1844 mit Albrecht Friedrich Rudolph, Erzherzog von Oeſterreich, geb. den 3. Auguſt 1817, geſt. zu Wien den 2. April 1864; 8) Alexandra Amalia, geb. zu

Aſchaffenburg den 26. Auguſt 1826; 9) Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. zu München den 19. Juli 1828, verm. zu Madrid am 25. Auguſt 1856 mit Ihrer k. Hoheit Maria Amalia, Infantin von Spanien, geb. den 12. October 1834.

Ludwig XVI., König von Frankreich, war, nebſt Karl Auguſt, Herzog von Zweibrücken, der Pathe des neugebornen Prinzen Ludwig Karl Auguſt, für den er als Pathengeſchenk einen prachtvollen Brillantenſtrauß, 80,000 Livres werth, nebſt dem Patente eines Oberſten mit dem Jahresgehalte von 12,000 Livres, und für die erlauchte Wöchnerin an einer goldenen Kette das Medaillon von Frankreich, ausſchließlich nur ein Ordensſchmuck für Fürſtinnen aus königlichem Geblüte, durch den Gouverneur von Straßburg, Marquis de la Salle, überreichen ließ, den der königliche Pathe beauftragt hatte, den Prinzen in ſeinem Namen mit dem nämlichen feſtlichen Gepränge über die Taufe zu halten, wie wenn er ſelbſt perſönlich dieſe Handlung vollziehen würde.

Die Freudenfeſte wegen der Geburt dieſes Prinzen, dauerten in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz und Rheinpfalz, zwei Monate lang, aus kirchlichen Feierlichkeiten und Spenden für die Armen beſtehend, namentlich in: Aichach, Altötting, Amberg, Dachau, Donauwörth, Engelbrechtsmünſter, Friedberg, Haag, Heidelberg, Ingolſtadt, Kraiburg, Landsberg, Landshut, Mannheim, München, Pappenheim, Pfaffenhoſen an der Ilm, Pfatter, Rain, Roſenheim, Scheyern, Schongau, Sünching, Sulzbach, Weiden, Weilheim, Zweibrücken. Unter den vielen Werken der Wohlthätigkeit in München, verdient beſondere Erwähnung eine Stiftung des Edlen von Pilgram, von 100 Conventionsthalern zum Findelhauſe, und 100 Conventionsthalern zum Militärwaiſenhauſe.

Im zweiten Lebensjahre bekam der Prinz die bösartigen Pocken, von denen er durch die geſchickte Heilart des Leibarztes ſeines Vaters, Dr. Besnard, glücklich hergeſtellt wurde. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution kam er mit ſeinen

Eltern in verſchiedene Zufluchtſtätten. Zur Entſchädigung für ſein verlornes Patent als franzöſiſcher Oberſt, ertheilte ihm der Kurfürſt Karl Theodor von Bayern am 5. Juli 1792 das Patent eines Oberſten der Cavallerie und Proprietärs des 2. Küraſſierregiments. Noch nicht zehn Jahre alt, am 30. März 1796, verlor der junge Prinz ſeine ihn zärtlich liebende und pflegende Mutter; doch mit gleicher Liebe war ihm ſeine zweite Mutter zugethan, Friederike Wilhelmine Karoline, die er am 9. März 1797 erhielt. Die herzoglichen Eltern wohnten in Rohrbach mit ihren Kindern, von deren Hofmeiſter, dem würdigen Prieſter Sambuga, Prinz Ludwig, der ihm, ſo lange er lebte, dankbare Zuneigung bewahrte, den vorbereitenden Unterricht zum Bezuge der Hochſchule empfing.

Nach dem Regierungsantritte Maximilian Joſeph's als Kurfürſt von Bayern, kam auch der Kurprinz Ludwig am 6. März 1799 nach München, und widmete ſich mit unabläſſigem Eifer den Studien, beſeelt von einer außerordentlichen Vorliebe zu denſelben. Am 24. März 1800 wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in München, am 8. Dezbr. 1801 Großprior des St. Georgi-Ritterordens, und begab ſich am 6. Mai 1803, begleitet vom geheimen Rathe von Kirſchbaum, ſeinem erſten Lehrer und Hofmeiſter, nach der Hochſchule Landshut; dort waren ſeine Lehrer und zugleich Zeugen ſeines beharrlichen Fleißes und religiöſen Gemüthes: Feßmayr für bayeriſches Staatsrecht, Gönner für deutſches Staatsrecht, Magold für Mathematik, Milbiller für Statiſtik, Schrank für die Fächer der Naturgeſchichte und Oekonomie. Heimgekehrt nach Nymphenburg am 24. Sept. 1803, bezog der Kurprinz Ludwig, über Frankfurt a/M. reiſend zur Beſichtigung der dortigen Kunſtſchätze, am 30. Oct. die Univerſität Göttingen, deren Vorleſungen am 4. November 1803 ihren Anfang nahmen. Die berühmteſten Lehrer des Kurprinzen, deſſen Leutſeligkeit im Verkehre mit den Studenten ihm die allgemeine Liebe erwarben, waren Blumenbach, Böckmann, von Martens und Schlözer. Die Oſterferien benützte der Kurprinz am 31. März 1804 zu einem Ausfluge, unter dem Namen eines Herrn von Berg, nach Hamburg und Lübeck, mit einem Beſuche von Travemünde, und kam, nach dem Ende des Studienjahres, am 14. Sept. 1804, wieder in München an.

Schon am 25. Auguſt dieſes Jahres war Ludwig volljährig geworden, und begann am 12. November ſeine erſte große Reiſe nach Italien, über das ihm ſpäter ſo lieb gewordene Salzburg, nach Venedig, Vicenza, Verona, Mantua und Rom, Neapel, Livorno, Florenz und Mailand, wo er auf der Villa Bonaparte von dem Vicekönige Eugen, ſpäterhin ſein Schwager, am 3. Aug. auf das freundlichſte empfangen wurde, zurück über Lauſanne nach München, wo er am 5. Novbr. eintraf. Auf dieſer Reiſe befanden ſich im Gefolge des Kurprinzen der geheime Rath Herr von Kirſchbaum, Herr Graf Karl von Seinsheim und der Leibarzt Herr Dr. Loé. Der lange Aufenthalt in Italien bei unermüdlicher Beſichtigung aller Kunſtſchätze, weckte und nährte den hohen Kunſtſinn Ludwig's, welcher ihn noch gar oft in das altberühmte Vaterland der bildenden Künſte, nach Italien, führte, und zu dem Vorhaben begeiſterte, in Bayern dereinſt ein wahrhaft königlicher Gönner und Förderer der bildenden Künſte zu werden, ein Vorhaben, welches Ludwig, als Kronprinz beginnend, ſpäter als König auch ruhmwürdig ausführte.

Am nächſten Tage nach der Ankunft des Kurprinzen in München, am 6. November 1805, reiſeten der Kurfürſt und der Kurprinz nach Linz in das Hauptquartier des Kaiſers Napoleon. Am 15. November 1805 wurde Ludwig General-Major, am 1. Januar 1806 Kronprinz, da der Herold Stürzer ſeinen Vater als König von Bayern ausrief. Ludwig war damals ein ſtattlicher Prinz von hoher, ſchlanker Geſtalt und regelmäßigen Zügen des Antlitzes, wie man aus einem Bildniſſe in Lebensgröße erſehen kann, das ſich in der neuen Pinakothek in München befindet, und von der berühmten Malerin Angelica Kaufmann gemalt wurde, welche am

5. November 1807, in einem Alter von 66 Jahren, zu Rom geſtorben iſt.

Am 25. Januar 1806 machte der Kronprinz eine Reiſe nach Paris zum Beſuche des kaiſerlichen Hofes, wo er ſeine Zeit vorzüglich auf die fleißige Beſchauung aller Kunſtſchätze und merkwürdigen Anſtalten verwendete, darunter auch des Taubſtummeninſtitutes des Abbé Sicard. Ueber Mailand, wo der Kronprinz ſeine Schweſter Auguſte Amalie, ſeit 14. Januar 1806 Vicekönigin von Italien, beſuchte, kam er am 7. Sept. wieder in Bayern an, übernahm am 4. März 1807, im franzöſiſch-preußiſchen Kriege, als Generallieutenant, das Commando der zweiten bayeriſchen Armeediviſion, und zeichnete ſich überall aus, immer voll menſchenfreundlicher Sorgfalt für gute Verpflegung ſeiner kämpfenden und kranken Krieger, als kriegskundiger General und durch heldenmüthige Tapferkeit im dichteſten Kugelregen, insbeſondere bei dem Uebergange über die Narew im Kampfe mit den Ruſſen, ſo daß die bayeriſchen Generale ſich verpflichtet fanden, den feurigen Muth des Kronprinzen ernſtlich zu mäßigen, wie der franzöſiſche Reichsmarſchall Maſſena in ſeinem Berichte vom 19. Mai aus dem Hauptquartier Prasnitz an Seine Majeſtät den König wörtlich und rühmend bemerkte. Der königliche Vater belohnte die Tapferkeit ſeines Sohnes mit dem Großkreuze des Militär-Max-Joſeph-Ordens.

Mit gleicher Kriegskunde und Tapferkeit kämpfte Ludwig i. J. 1809 im franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege als Commandant des erſten bayeriſchen Armeecorps in der Schlacht von Abensberg, nach welcher den heldenkühnen Prinzen Kaiſer Napoleon öffentlich, vor der Front des tapferen bayeriſchen Heeres, mit den Worten umarmte: »C'est bien, mon Prince, »c'est ainsi qu'on devient Roi!« („So iſt's recht, mein „Prinz, auf ſolche Art wird man König!“), ferner in der Schlacht bei Eckmühl, auch an der Spitze einer Diviſion gegen die aufſtändiſchen Tiroler, mit Wrede in Oberöſterreich, dann zum zweiten Male in Tirol, bei Meleck und am Berge Iſel.

Der Friede kam, und am 12. Oct. 1810 die Vermählung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, im ganzen Lande acht Tage lang durch Feſtlichkeiten gefeiert, zu denen auch das erſte Pferderennen auf der von nun an nach dem Namen der Frau Kronprinzeſſin genannten Thereſienwieſe gehörte. Dieſe glückliche Ehe wurde mit vielen erlauchten Sprößlingen geſegnet. Die Neuvermählten begaben ſich am 27. Oct. nach Innsbruck, und am 15. Juni 1811 nach Salzburg. Nach der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, — 18. Oct. 1813 —, wurde der für Deutſchland's Befreiung begeiſterte Kronprinz Ludwig Oberbefehlshaber der Reſerve-Armee; nach ſeinem Aufrufe vom 16. Dezbr. 1813, das franzöſiſche Joch zu zertrümmern, erhob ſich ganz Bayern in Waffen, und Ludwig befahl, alle lobenswerthen Beweiſe patriotiſcher Beſtrebungen und Beiträge öffentlich bekannt zu machen. Er ſelbſt gab 20,000 Gulden zum Ankaufe von Pferden für unbemittelte Huſaren. In dieſem Feldzuge erſtürmte Prinz Karl von Bayern heldenmüthig eine feſte Stellung des Marſchalls Marmont. Der Bogengang des k. Hoftheaters in München enthält ein Bild der Entſcheidungsſchlacht von Bar für Aube i. J. 1814, gemalt von Dietrich Monten aus Düſſeldorf; die Deviſe iſt eine Strophe aus einem Kriegsliede: „Hört ihr's, ſchon jauchzt es uns donnernd entgegen, Brüder! hinein in den blitzenden Regen!"

Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba i. J. 1815, zog der Kronprinz am 20. Mai mit Wrede gegen Frankreich. Die Avantgarde befehligte ſein erlauchter Bruder, der ritterliche, tapfere Prinz Karl. In den Jahren 1816 bis 1825 war das Hoflager des Kronprinzen abwechſelnd in Aſchaffenburg, Würzburg und Brückenau; der Kronprinz nahm thätigen Antheil an den Sitzungen des Reichsrathes, und machte auch Reiſen nach Italien, am 15. Oct. 1817 zur völligen Wiederherſtellung ſeiner durch eine äußerſt gefährliche Lungenentzündung in München erſchütterten Geſundheit, im Winter 1820 auf 1821, und im Oct. 1823. Am 14. Oct. erhielt Ludwig die Trauerkunde vom Tode des königlichen Vaters, reiſete am 15. Oct. nach

München, kam daſelbſt am 18. Oct. Nachts 10 Uhr an, leiſtete am 19. Oct. den Verfaſſungseid, und ſchloß ſodann eine kurze aber inhaltreiche Anſprache mit den Worten: „Schwer iſt es, „nach einem Könige, wie der uns entriſſene war, zu „herrſchen, ihn zu erreichen — unmöglich.“

Der Kronprinz beſtieg den Thron der Wittelsbacher als Ludwig I., König von Bayern, mit dem Wahlſpruche: „Gerecht und beharrlich.“ Wohl jedem Fürſten und jedem ſeiner geringſten Unterthanen, der mit dem tröſtenden Bewußtſein ſterben kann, wiſſentlich Niemanden jemals Unrecht zugefügt zu haben! Der König begann eine wirkſame Neugeſtaltung der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen mit Erſparungen im Staatshaushalte und Vereinfachung der Geſchäfte. Was König Ludwig während der dreiundzwanzigjährigen, von andauerndem Frieden begünſtigten Regierung, Großes, Nützliches und Schönes für Bayern zu Stande gebracht hat, verkünden Thatſachen: Hebung des Kredites des Landes; Minderung der direkten Steuerlaſt; Wiedererbauung der Feſtungen Ingolſtadt und Germersheim zur Sicherung des Landes in künftigen Kriegszeiten; Kreishülfskaſſen und Sparkaſſen; Einführung der Landräthe; eine Landwehrordnung; ein neues Conſcriptionsgeſetz; Errichtung einer Hypotheken- und Wechſelbank; die Erbauung des Ludwigskanals; die Geſetze: über die Reviſion der Verfaſſung und Verwaltung der Gemeinden; über die Anſäſſigmachung und Verehelichung mit dem Rechte des ohne zuläſſige weitere Berufung hindernden Widerſpruches der Gemeinden; über einige Verbeſſerungen der Gerichtsordnung in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten zur Beſchleunigung der Rechtspflege; über Verhütung ungleichartiger Erkenntniſſe bei dem oberſten Gerichtshofe; über die Abtretung von Grundeigenthum für öffentliche Zwecke; über den Schutz des Eigenthums an Erzeugniſſen der Literatur und Kunſt; über die Zwiſchenwahlen der Abgeordneten; Eiſenbahnen; Aufhebung der Cenſur für nicht politiſche Blätter ſchon am 24. Novbr. 1825; der große Zollverein zwiſchen Bayern, Preußen, Württemberg und Heſſen, das ſtärkſte

Band der Einigung Deutſchlands; die Erhebung des Prinzen Otto von Bayern auf den Thron von Griechenland; die Gründung polytechniſcher und landwirthſchaftlicher Schulen, u. ſ. w.

Noch als Kronprinz ſpendete Ludwig der Akademie der Wiſſenſchaften 12,000 fl. zum Ankaufe der Cobreſiſchen Sammlung in Augsburg, beſtehend aus naturhiſtoriſchen Büchern, Mineralien und Conchylien. Zahlreich ſind ſeine Gaben zu wohlthätigen Zwecken, die Mehrzahl derſelben verſchwiegen, unter den bekannt gewordenen durch die Dankbarkeit der Empfänger: 12,000 fl. für die i. J. 1809 in Regensburg Abgebrannten; 1000 fl. den Armen in Augsburg bei der Geburt der Prinzeſſin Mathilde; 10,000 fl. der Blindenanſtalt in Regensburg im April 1816; 3000 fl. einigen durch Wolkenbruch verunglückten Gemeinden um Bamberg; 10,000 fl. der Blindenanſtalt in Würzburg.

Als König: 50,000 fl. der in Freiſing zu errichtenden Blindenanſtalt, am 27. Sept. 1826, und den Ertrag der im März 1829 erſchienenen Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, (bereits 4 Bände; ſeine Walhalla-Genoſſen" erſchienen im Juli 1842); 1000 fl. dem Münchener-Frauenvereine für arme Wöchnerinnen, am 27. Oct. 1829; 10,000 fl. zur Errichtung einer Erziehungsanſtalt für arme Kinder in Regensburg, im Oct. 1830, und 1000 fl. zum Holzankaufe für Dürftige in München; 1500 fl. zu gleichem Zwecke im November 1831; 1000 fl. zur Errichtung von Kleinkinderbewahranſtalten in München, im Spätherbſte 1833; 5000 fl. den Abgebrannten von Reichenhall, am 15. Novbr. 1834; 1000 fl. für die Kleinkinderbewahranſtalt in der Vorſtadt Au, am 3. Juni 1836; 100,000 fl. zur Gründung einer Blindenbeſchäftigungsanſtalt in Verbindung mit der ſchon errichteten Blinden-Erziehungsanſtalt, am 25. Auguſt 1836; 20,000 fl. den Armen in Orb, am 20. Novbr. 1839, u. ſ. w.; denn zu allen wohlthätigen Zwecken, bei jedem öffentlichen Unglücke durch Elementarereigniſſe, war und iſt König Ludwig's Hülfe raſch und ergiebig.

Schon als Kronprinz von religiöſen Geſinnungen beſeelt, bethätigte **Ludwig** ſie auch als **König** durch großartige Spenden von Geld und Kunſtwerken an die Dome von Köln und Speier, durch Wiederherſtellung und reiche Fundirung des Benediktinerordens in Augsburg, der Klöſter Scheyern, Weltenburg, Metten, vieler anderen Klöſter, des Nonnenſtiftes Frauenwörth im Chiemſee, zu deſſen Gründung er 36,000 fl. ſchenkte, der wohlthätigen Orden der „barmherzigen Schweſtern“ und der „armen Schulſchweſtern.“

In Bezug auf **Regierungsanſichten** enthalten **zwei** Thronreden denkwürdige Worte des Königs **Ludwig**, und zwar am 1. März 1831:

„Ein erhebendes Gefühl iſt es, König von Bayern zu „ſein, von Bayern, das in allen ſeinen Theilen die angeſtammte „alte Treue rühmlich bewährte, während Aufſtände fern und „nah ſich erhoben; —“

„Ich kenne nichts Süßeres, als von Meinem Volke geliebt „zu ſein; aber es gibt auch eine falſche Volksgunſt — Volksgunſt auf des Staatszwecks Koſten darf nicht erworben „werden;“ —

„Das kann Ich ſagen — gewiſſenhafter als Ich hält Niemand die Verfaſſung — Ich möchte nicht unumſchränkter „Herrſcher ſein;“ —

und am 8 März 1834:

„Meine Bayern lieben Mich, ſie kennen Mein Beſtreben „für ihr Wohl.“

Durch Prachtbauten und andere Kunſtſchöpfungen hat König **Ludwig** nicht nur ſein Andenken verewigt, ſondern auch namentlich die Reſidenzſtadt **München** zu einer **Kunſtſtadt** erſten Ranges in der ganzen civiliſirten Welt erhoben, und durch ein nie endendes, durch Eiſenbahnen erleichtertes Zuſtrömen kunſtſinniger oder ſchauluſtiger **Fremden**, bedeutende Einnahmsquellen geöffnet und geſichert. Dieſe herrlichen Kunſtſchöpfungen, entſtanden unter Mitwirkung der berühmten Künſtler: **von Cornelius**, **von Schwanthaler**, **von Kaulbach**, **von Klenze**, **von Gärtner**, **Ohlmüller**, Zielband, C. Rottmann, von Heß, Fernbach, Ainmüller, Stiglmaier, Ferd. von Miller und Anderer, ſind: das Odeon; die alte und neue Pinakothek; der Königsbau; die Allerheiligen-Hofkirche; die proteſtantiſche Kirche; die Ludwigskirche; die Arkaden im k. Hofgarten mit den Freskobildern, darſtellend denkwürdige Ereigniſſe aus der bayeriſchen Geſchichte, italieniſche Landſchaften mit Inſchriften, von König Ludwig gedichtet, und Scenen aus dem griechiſchen Befreiungskriege; das Hof- und Staatsbibliothekgebäude; der Feſtſaalbau; der eherne Obelisk zum Andenken an die in Rußland gefallenen 30,000 Bayern; die neue Univerſität; das Georgianum, ein Seminar zur Heranbildung katholiſcher Prieſter, und das Gebäude der Erziehungsanſtalt für Töchter aus höheren Ständen; die Baſilica oder Bonifaciuskirche mit einem Benediktinerkloſter; das Monument Maximilian Joſeph I., von der Stadtgemeinde München errichtet, und am 13. Oct. 1835 enthüllt; das neue Damenſtiftsgebäude; die Glyptothek; das Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellungsgebäude; die Mariahülfkirche in der Vorſtadt Au bei München; das Monument des Kurfürſten Maximilian I. auf dem Wittelsbacherplatze; die Feldherren-Halle zwiſchen der Reſidenz und der Theatinerkirche; Bavaria, das vollkommenſte Meiſterwerk der Bildnerei und Erzgießerei, das auf der ganzen Welt nicht ſeines Gleichen hat, mit der Ruhmeshalle, auf der Thereſienwieſe; die Ludwigsſtraße mit den beiden koloſſalen antiken Springbrunnen; das Siegesthor; die Villa der Königin Thereſe; die Monumente der Tondichter Gluck und Orlando di Laſſo; die Glasmalereianſtalt; die k. Erzgießerei; das Iſarthor; der neue Leichenacker; die Propyläen, in der Briennerſtraße, im doriſchen Style, mit einem dreifach geöffneten Thore, 2 Thürmen und zwei ſchönen Giebelfeldern nach beiden Seiten im Mittelbaue. In andern Provinzen Bayerns: der Brückenauer-Kurſaal; die Feſtung Ingolſtadt; die Walhalla bei Donauſtauf;

die Feſtung Germersheim; der Ludwigskanal; die Befreiungshalle bei Kelheim, u. a.

Die immer jugendlich friſche, nie ruhende, geiſtige Thätigkeit des Königs Ludwig, des Staatsmannes, Feldherrn und Dichters, dieſes Königes auch im Reiche der Künſte, vereint mit körperlicher rüſtiger Manneskraft ſelbſt noch in vorgerückten Lebensjahren, verhieß ſeiner Regierung noch eine lange Dauer; ſie endete aber mit ſeinem freien Willen auf eine für Alle völlig unerwartete Weiſe.

Der Sturz des franzöſiſchen Königsthrones am 24. Febr. 1848, auf deſſen Trümmern die franzöſiſche Republik wie ein flüchtiges Meteor ſich erhob, erſchütterte ganz Europa, und veranlaßte auch in Bayern wie in andern deutſchen Staaten, manche Neuerungen. Da erſchien die Königliche Proklamation vom 6. März 1848 mit ihren Verheißungen, welche die größte Begeiſterung erregten. Am Montage den 13. März war ganz München reich beleuchtet zum Zeichen huldigender Dankbarkeit, am Sonntage den 19. März Mittags 1 Uhr großer Familienrath, in welchem König Ludwig, beharrlich gegen alle Vorſtellungen und Bitten, ſeinen erhabenen Entſchluß verkündete, der am andern Tage, den 20. März 1848, im dreiundzwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, dem Volke in einem Königlichen Patente eröffnet wurde, enthaltend die Verzichtleiſtung des Königs Ludwig auf die Krone zu Gunſten ſeines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian, Königlichen Hoheit.

Zugleich erſchienen folgende, höchſt denkwürdige

Königliche Worte an die Bayern.

„Bayern! Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere,
„als die in der Verfaſſungs-Urkunde enthaltene, in welcher Ich
„nun im 23. Jahre geherrſcht. Ich lege die Krone nieder zu
„Gunſten Meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maxi-
„milian. Treu der Verfaſſung regierte Ich, dem Wohle des
„Volkes war Mein Leben geweiht; — als wenn Ich eines

„Freiſtaates Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging Ich mit dem „Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem „offen in die Augen ſehen. — Und nun Meinen tiefgefühlten „Dank Allen, die Mir anhingen. Auch vom Throne herabgeſtiegen, ſchlägt glühend Mein Herz für Bayern, für Deutſchland.

„München, den 20. März 1848.

„Ludwig."

König Ludwig hat ſeine deutſchen Geſinnungen klar und offen ausgeſprochen am 18. October 1830 bei der Grundſteinlegung der Walhalla mit den Worten:

„In dieſer ſturmbewegten Zeit lege Ich den Grundſtein zu „dieſem Gebäude, im felſenfeſten Vertrauen auf die Treue „Meiner Bayern; mögen, ſo wie dieſe Steine ſich zuſammenfügen, alle Deutſchen kräftig zuſammenhalten!"

Dann bei der Eröffnung der Walhalla am 18. October 1842, am Jahrestage der Befreiungsſchlacht von Leipzig:

„Möchte Walhalla förderlich ſein der Erſtarkung und Vermehrung deutſchen Sinnes! Möchten alle Deutſchen, welchen „Stammes ſie auch ſeien, immer fühlen, daß ſie ein gemeinſames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das ſie ſtolz ſein „können, und Jeder trage bei, ſo viel er vermag, zu deſſen „Verherrlichung!"

Und wiederholt:

„Möge der Gedanke dieſes neu eröffneten Heiligthums der „Erſtarkung und Vermehrung deutſchen Sinnes förderlich ſein!"

Ferner am folgenden Tage, den 19. October 1842, bei der feierlichen Grundſteinlegung der Befreiungshalle bei Kelheim:

„Das vereinte Deutſchland wird nicht überwunden. Vergeſſen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, „was in die Lage uns gebracht, daß er nothwendig geworden, „und was den Sieg uns verſchafft. Vergeſſen wir nie, ehren „wir immer ſeine Helden! Sinken wir nie zurück in der Zer-

„riſſenheit Verderben! Das vereinigte Deutſchland, es wird „nicht überwunden!“

Dann im folgenden, von dem königlichen Dichter Ludwig für die Feier dieſes Tages gedichteten, vom k. Kapellmeiſter Stunz componirten, und unter ſeiner Leitung geſungenen ächt deutſchen Liede:

„Heil Euch, wackre Männer, muth'ge Krieger,
Die errungen Ihr den Heldenkranz,
Heil Euch, treue Deutſche, tapfre Sieger,
Ewig währet Eurer Thaten Glanz!

Dumpf und finſter hat es uns umgeben,
Und kein Deutſchland gab es damals mehr,
Ihr doch ſchwangt auf's Neue es zum Leben,
Siegreich wogt es wieder hoch und hehr.

Daß die Zwietracht ſchmählich uns gekettet,
Dieß vergeſſen werde nie und nie,
Daß die Eintracht uns allein gerettet,
Die der Heimath Ruhm und Sieg verlieh.“

In den vereinigten Sammlungen, an der Nordſeite des Bogenganges des k. Hofgartens in München, erblickt der Beſucher in einem kleinen Glasſchranke an der Wand, eine auf das Ereigniß vom 20. März 1848 bezügliche Denkwürdigkeit, eine Schreibfeder, mit nachſtehenden Worten, vom Könige Ludwig I. eigenhändig beigefügt:

„Mit dieſer Feder unterzeichnete Ludwig I., „König von Bayern, im Jahre 1848 am 6. März die „Proklamation, am 20. des nämlichen Monats ſeine „an die Bayern gerichteten, deſſen Kronentſagung „begleitenden Worte, und dieſe ſelbſt, was derſelbe „hiermit ſchrieb.“

Tief erſchüttert durch das unerwartet raſche Hinſcheiden Ihrer Majeſtät, der königlichen Gemahlin Thereſe, im Wittelsbacherpalaſte zu München am Donnerſtag den 26. Oct. 1854, Morgens 3 Uhr 54 Minuten, begab ſich König Ludwig nach Darmſtadt, an den Hof ſeiner erſtgeborenen Tochter Mathilde, Großherzogin von Heſſen-Darmſtadt, erkrankte daſelbſt höchſt gefährlich, iſt jedoch im Monate Januar 1855 mit Gottes Hülfe wieder glücklich geneſen.

König Ludwig dankte für die allgemeine Theilnahme an jenem traurigen Ereigniſſe, ſo wie an Seiner glücklichen Wiederherſtellung durch zwei königliche Erklärungen folgenden Inhaltes:

I.

„Meinen warmen Dank drücke ich hiemit allen denjenigen
„aus, die Mir ihre Theilnahme an dem unerſetzlichen Verluſt,
„den ich durch den Tod Meiner innigſt geliebten Gemahlin,
„der Königin Thereſe, erlitten, zu erkennen gegeben haben,
„an dem größten Schmerz, welchen Mein Herz hat fühlen
„können.

„Darmſtadt, am 14. November 1854.
„Ludwig."

II.

„Nur danken und danken kann Ich für die Beweiſe der
„wärmſten Liebe, die Mir in München, die Mir in ganz
„Bayern bei Meiner Geneſung in einem Grade geworden ſind,
„wie Ich es nicht erwarten konnte. Gerne war Ich innerhalb
„eines Monats dreimal an den Pforten des Todes, da es Mich
„dieſes fühlen ließ. Aus der Tiefe Meines Herzens Allen
„Meinen Dank!

„München, den 26. März 1855.
„Ludwig."

Den greiſen König Ludwig I. haben in ſeinem hohen Alter (80 Jahre alt ſeit 25. Auguſt 1866) drei ſchmerzliche Prüfungen der göttlichen Vorſehung in kurzen Zwiſchenräumen heimgeſucht, der Tod von drei geliebten Kindern: 1) Mathilde, Großherzogin von Darmſtadt, den 25. Mai 1862; 2) Max II., König von Bayern, den 10. März 1864, und 3) Hildegarde, Erzherzogin von Oeſterreich, den 2. April 1864. Die Stadtgemeinde München hat Ihm auf dem Odeonplatze ein in Erz gegoſſenes prächtiges Reiterſtandbild errichtet.

* * *

Maximilian II., König von Bayern.

Geboren in München den 28. Nov. 1811, Nachmittags 3 Uhr 10 Minuten.
Geſtorben in München den 10. März 1864, Mittags $11\frac{3}{4}$ Uhr.
Ruht in einer neuerbauten Seitencapelle der Theatinerkirche in München.

Gemahlin: Marie Friederike Franziska Auguſte Hedwig, k. Prinzeſſin von Preußen, geb. den 15. October 1825, verm. zu München am 15. October 1842.

Kinder: 1) **Ludwig**; 2) Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. zu München den 27. April 1848.

Maximilian wurde am zweiten Tage nach ſeiner Geburt, den 30. November 1811, Nachmittags 5 Uhr, in der grünen Gallerie der k. Reſidenz getauft, und der k. Großvater, Maximilian Joſeph I., hat Ihn perſönlich über die Taufe gehoben. Auch hier beſtätigte die Zeit den Glauben des Volkes, daß des Taufpathen Gemüth auf den Täufling übergehe. Das heilige Sacrament ſpendete der Herr Domprobſt Graf von Törring unter Beiſtand des Herrn Pfarrers Tarchinger. Dieſes höchſterfreuliche Ereigniß wurde überall und in allen Ständen mit der herzlichſten Theilnahme, in München auch durch die Spende von 1000 fl. und 500 fl. an die Armenanſtalt daſelbſt, von zwei Unbekannten, gefeiert, begrüßt zuerſt unter allen Dichtern vom Verfaſſer dieſes Buches*) am 28. November 1811, der das Glück erlebte, dieſe Huldigung auch nach 25 Jahren, den 28. November 1836, nach 30 Jahren, am 28. November 1841, und nach 50 Jahren, am 28. November 1861 erneuern zu können.

---

*) Siehe: „Bayeriſche Nationalzeitung von 1811, Nr. 284, S. 1151.“

Außer der ſorgfältigſten Pflege des Geiſtes und Herzens ihres geliebten Sohnes durch die erlauchten Eltern, waren Lehrer von hoher Auszeichnung, darunter insbeſondere der hochwürdige Herr Johann Georg von Oettl, ſpäter Biſchof von Eichſtädt (†), mit der Erziehung und dem Unterrichte des hoffnungsvollen Kronprinzen, und deſſen Vorbildung zum Studium an der Hochſchule betraut. Mit einem für Wiſſenſchaft glühenden Geiſte, und für alles Wahre, Schöne und Gute empfänglichen Gemüthe, ſo wie mit einem Herzen voll der innigſten Liebe für Bayern, bezog Maximilian die Hochſchulen von Berlin und Göttingen, und kehrte zurück mit reichen Früchten des beharrlichſten Fleißes, welchen er den Vorträgen der berühmteſten Profeſſoren in allen Zweigen der höheren Wiſſenſchaften geweiht hatte.

Nun begann der praktiſche Unterricht des Kronprinzen in der Regierungskunſt durch ſeinen erfahrungsreichen königlichen Vater, der den geliebten Sohn in die Staatsgeſchäfte einweihte. Maximilian verwendete ſeine Mußeſtunden unabläſſig auf fortwährende Ausbildung in Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſchmückte auch den Almanach „Charitas" mit mancher ſchönen Dichterſpende. Reiſen durch viele Länder von Europa benützte der Kronprinz zur Erweiterung von Welt- und Menſchenkenntniß, zum beſeligenden Genuſſe der koſtbaren Schätze im Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt. Seinen ländlichen Lieblingsaufenthalt, die geſchichtlich höchſt merkwürdige alte Burg Hohenſchwangau, ließ Maximilian in ihrem urſprünglichen Beſtande wieder herſtellen, und mit allem Zauber der bildenden Künſte verſchönern, welche alte Thaten und Sagen an den Wänden der Gemächer des Schloſſes ſichtbar verewigten. Der Verfaſſer dieſes Werkes ſchrieb in neuerer Zeit unter ein Bild von Hohenſchwangau die Worte:

„Sieh Hohenſchwangau hier auf ſtarken Felſen ragen,
„Viel ſtärkre Herzen noch den Thron von Bayern tragen;
„Granit zerſtiebt im Sturm, doch ob die Welt auch bricht,
„Für Bayerns König **Max** die treue Liebe nicht;“

und veröffentlichte ſein zur Feier des höchſten Namensfeſtes des Kronprinzen Maximilian — 12. October 1841 — verfaßtes Gedicht:

Der Gaſt in Hohenſchwangau.

Wie mährchenhaft das Morgenland
In „Tauſend Eine Nacht“,
Erſchuf durch kühne Meiſterhand
Der Burgen Zauberpracht:

So Hohenſchwangau, wunderreich,
Wie aller Künſte Braut,
Im ſchönſten Schmucke, mondlichtbleich
In Thalesgründe ſchaut.

Die Berge ſchlummern; Elfen nur
Und Träume gaukeln dort;
Der leiſe Athem der Natur
Friedſelig flüſtert fort.

Da reitet hoch auf weißem Roß
In Pilgertracht ein Gaſt,
Um Mitternacht zum Fürſtenſchloß,
Vergönnt ſich keine Raſt.

Er ſchwebt vom Roß, und ſchwebt hinan,
Und pocht nicht an das Thor;
Kein Hiefhorn ruft den Kaſtellan
Aus ſeiner Wart hervor.

Den Welfen-, Staufen-, Schyrenſaal
Der Pilger raſch durcheilt;
Kein Kämmerling mit dem Pokal
Credenzend hier verweilt.

Da, wo der Herr des Schloſſes ruht,
Dem Pilger wohlbekannt,
Zum Segen er ausſtrecken thut,
Die ſegenreiche Hand.

Er ſegnet liebend dreimal hier
Den Burgherrn und ſein Haus;
Da perlet aus den Augen ſchier
Ihm Sehnſuchtthau heraus.

Und als der Hahn im Weiler kräht,
Der Pilger eilt dahin;
Kein Auge hat ihn mehr erſpäht,
Ihn ſah kein Auge zieh'n.

In Hohenſchwangau dieß geſchah,
Und zu derſelben Stund
Im Geiſt' ich war dem Standbild nah,
Wo Liebe ſich gibt kund:

Zu München am Max-Joſeph-Platz,
Wo Liebe Kränze flicht,
Und plötzlich ſah den theuren Schatz
Mein forſchend Auge nicht.

Ein Schauer faßte mich darob;
Doch eh' ich mir's verſah,
Als wieder ich den Blick erhob,
Der Vater Max ſaß da.

Bayern iſt vorzugsweiſe ein Land des Ackerbaues, deſſen thätigſte Förderung der Kronprinz Maximilian mit Vorliebe ſeiner theilnehmendſten Fürſorge würdigte. König Ludwig ernannte am 6. Juli 1842 den Kronprinzen zum Vorſtande des landwirthſchaftlichen Vereines, und ſchon für dieſes Jahr 1842 war ein landwirthſchaftlicher Kalender erſchienen, ſehr lobenswerth in Bezug auf den lehrreichen Inhalt und die geſchmackvolle, mit Bildern geſchmückte Ausſtattung, auf Veranlaſſung und mit beſonderer Unterſtützung des Kronprinzen Maximilian, herausgegeben von Hofrath Dr. F. B. W. Hermann.

Zu den freudigſten Ereigniſſen im Jahre 1842 gehörte die Vermählung des Kronprinzen Maximilian mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Marie von Preußen. Zur Feier dieſer Vermählung, lange vor der Kunde des hiefür beſtimmten Tages, verfaßte der Herausgeber dieſes Werkes das nachſtehende Sonett an Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen Maximilian von Bayern, das in öffentlichen Blättern erſchien:

Vor dreißig Jahren iſt an Deiner Schwelle
Mein Liebesgruß zum Jubelſturm erklungen,
Der herzlich flehend hin zu Gott gedrungen:
„Daß Deine Wiege ſei des Glückes Quelle!“

Sie war's ſeit jenes Tages Morgenhelle.
Von Tugend und Holdſeligkeit bezwungen,
Iſt nun Dein Herz vom ſüßen Band umſchlungen:
Die Myrthe rankt ſich um die Immortelle.

Nicht von der Zeit des Feſtes ſuch' ich Kunde.
Die Bayerns heiß erſehnte Wünſche krönet,
Den Schyrenſtamm mit neuen Zweigen ſchmücket;

Genug, daß „Heil!“ von allen Lippen tönet,
Und jedes Herz ſich innig fühlt entzücket:
„Dem wahrhaft Glücklichen ſchlägt keine Stunde!“

Die ſchöne, hochgefeierte erlauchte Braut wurde auf ihrer Reiſe von Berlin, wo die Procurativtrauung geſchah, nach München, welche Reiſe einem Triumphzuge glich, von der bayeriſchen Grenze an, überall wohin ſie kam, an jedem Orte nach dem Maße ſeiner Kräfte, feſtlich empfangen von Ehrenpforten und Inſchriften, reich geſchmückten Häuſern und Straßen, prangend mit Blumen, Kränzen, Laubgewinden, Teppichen, Fahnen und Flaggen, Bildern, Transparenten, Muſik und Geſang, geſtreuten Blumen, Anreden, Fackelzügen, Beleuchtungen, bengaliſchen Flammen, Kanonendonner, Gedichten, Blumenſträußen, paradirenden Truppen, blau und weiß gekleideten Knaben und Mädchen, und endloſen Jubelrufen, namentlich auch in Hof, Bayreuth, Amberg, — wo die Schülerin Pauline Winkler der hohen Scheidenden wenige Abſchiedsworte:

„Ach! möge nimmer Sie's vergeſſen!“

mit ſo kindlichem Gefühle vortrug, daß Ihre Königliche Hoheit, mit Thränen inniger Rührung in den Augen das entzückte Mädchen umarmten, — Schwandorf, Regensburg, Landshut, Moosburg, Freiſing, München, wo am Mittwoch den 12. October 1842 Mittags 12 Uhr, in der Allerheiligen-Hofkirche die feierliche Trauung von dem hochwürdigſten Herrn

Erzbiſchofe Lothar Anſelm von München-Freiſing (†) vollzogen wurde.

Am 13. October unterbrach die kirchliche Todtenweihe zum Gedächtniſſe des Höchſtſeligen Königes Max Joſeph I., die Feſtlichkeiten, welche die Reſidenzſtadt im prächtigſten Schmucke am 14. October wieder begann. Ein Feſttheater ſchloß dieſen Tag, und auch den folgenden, den 15. October, das Namensfeſt der Königin Thereſe und zugleich das Geburtsfeſt der Frau Kronprinzeſſin. Das intereſſanteſte Octoberfeſt, ſeit der Feier der ſilbernen Hochzeit des Königs Ludwig und der Königin Thereſe i. J. 1835, brachte der 16. October, wohl 100,000 Zuſchauer zählend, an welchem Tage 35 Brautpaare, 24 katholiſche und 11 proteſtantiſche, von den 8 Kreiſen ausgeſtattet, in den verſchiedenen Provinztrachten, voran mehr als 100 bayeriſche Gebirgsſchützen mit Muſik und mehrern Feſtwagen, und ein Bannerträger mit der Fahne von München, dem Mönche im goldenen Felde, in ihre Kirchen zur gleichzeitigen Trauung zogen, und Nachmittags auf der Thereſienwieſe vor dem Königszelte in wunderſamem Brautfeſtzuge mit ihren Brautführern und Hochzeitladern, den Kränzeljungfern, Ehrenvätern und Ehrenmüttern, 400 Perſonen an der Zahl, erſchienen. Der Kronprinz verfügte, daß Jeder von dieſen Bräuten ein Ring überreicht wurde, mit der Inſchrift: „Heil „und Segen zum 16. October 1842 wünſcht der Kron„prinz von Bayern.“ Dieſes freudige Ereigniß verewigen auch eigens geprägte Geſchichtthaler, auf der einen Seite mit dem Bildniſſe des Königs Ludwig, auf der andern mit den Bildniſſen des Kronprinzen Maximilian und der Kronprinzeſſin Marie geſchmückt. Am Montage den 17. October begab ſich der ganze Hof nach Regensburg zur feierlichen Eröffnung der Walhalla und Grundſteinlegung der Befreiungshalle bei Kelheim.

Nach uralter Sitte des bayeriſchen Volkes kamen auch Hochzeitgeſchenke an die hohen Neuvermählten: für die Frau Kronprinzeſſin ein prächtiges, kunſtreich gearbeitetes

Diadem von der Stadt München; für den Kronprinzen die Schankungsurkunde des Schloſſes Hambach, das fortan den Namen Marburg erhielt, aus der Pfalz, und ein Wagen, geziert mit den Wappen der Städte Frankenthal, Landau, Kaiſerslautern, Zweibrücken und Speier, mit vier Fäſſern des köſtlichſten Rheinweines; für den Kronprinzen ein Schreibtiſch in modernem Rococcoſtyle aus Paliſanderholz, ruhend auf 8 gewundenen Säulen mit reich vergoldeten Kapitälern, ein reich gegliedertes, höchſt ſinniges Meiſterwerk von Barth dem jüngern in Würzburg, unter Mitwirkung des Malers Geiſt und Xylographen Bauer, von Unterfranken und Aſchaffenburg; eine ausgezeichnet ſchöne, mit Silber eingelegte Guitarre von der Marktgemeinde Mittenwald, der alten Meiſterin im Baue vortrefflicher muſikaliſcher Inſtrumente; für den Kronprinzen ein vom Büchſenmacher Rieger in München muſterhaft verfertigter Scheibenſtutzen, mit welchem Seine Königliche Hoheit bei dem Octoberfeſtſchießen mehrere Schüſſe machten, die den trefflichen Jagdſchützen auch als gewandten Scheibenſchützen bewährten, von der Hauptſchützengeſellſchaft in München, u. ſ. w.

Bei einem Ausfluge nach Hohenſchwangau, am 26. Oct., wurden Ihre Königlichen Hoheiten auf dem Wege dahin an allen Orten feſtlich begrüßt, insbeſondere in Starnberg, Poſſenhofen, dieſer herrlichen Villa Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs Max in Bayern, in Weilheim, Schongau, Füſſen und Hohenſchwangau. Feſtlichkeiten zur Feier dieſer Vermählung geſchahen in allen Kreiſen des Königreiches, in: Abelsdorf, Ansbach, Augsburg, Bamberg, Burghauſen, Deggendorf, Dinkelsbühl, Erlangen, Hersbruck, Hilpoltſtein, Höchſtädt, Ingolſtadt, Landau in der Pfalz, Laufen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a/D., Neumarkt in der Oberpfalz, Nördlingen, Nürnberg, Paſſau, Pleinting, Rothenburg a. d. Tauber, Schwabach, Schweinfurt, Wunſiedel, u. ſ. w.

Der Jubel zog durch ganz Bayern.

Am Schluſſe aller Feſtlichkeiten erſchien im Regierungsblatte von 1842 Nr. 39 folgende Königliche Erklärung auf die Glückwünſche zur Vermählung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Maximilian:

„Wir haben mit lebhaftem Vergnügen die Glückwünſche „empfangen, welche Uns aus Anlaß der Vermählung Unſeres „vielgeliebten Sohnes, des Kronprinzen, Königlicher Hoheit der „Prinzeſſin Marie von Preußen, Unſerer vielgeliebten Schwiegertochter, aus allen Theilen Unſeres Reiches zugekommen. „Des Landes allgemeine Freude, die ſich darin ſo innig ausgeſprochen, und in frohbegangenen Feſtlichkeiten allerwärts „kund gegeben, erhöht die Unſere, und gerne erkennen Wir „in ihr der Bayern ſtets bewährte Liebe zu Uns und Unſerm „Königlichem Hauſe. Sie gibt Uns eine feſte Bürgſchaft, daß „dieſes neue, unter dem göttlichen Beiſtande geſchloſſene Ehebündniß für Unſeres Reiches Zukunft ſegensvoll, und doppelt „ſchätzbar iſt es deßhalb Unſerem Vaterherzen. Mit Rührung „danken Wir andurch für die Uns dargebrachten Wünſche gefühlvollen Ausdruck, und erwiedern Unſerem Volke dieſes „Zeichen ſeiner Treue und Anhänglichkeit, in unveränderlichen, „wohlwollenden Geſinnungen, mit der Verſicherung Unſerer „Königlichen Huld und Gnade.

„München, den 26. October 1842.

„Ludwig.“

Im Regierungsblatte von 1842 Nr. 41 folgte die nachſtehende Erklärung Seiner Königlichen Hoheit, des Kronprinzen:

„Es iſt Meinem Herzen ein dringendes Bedürfniß, jetzt „nach dem Ende der Feſtlichkeiten, welche Liebe und Anhänglichkeit Mir und Meiner geliebten Gemahlin ſeit ihrem Eintritte in Bayern bereitet haben, für dieſe, ſo wie für die Mir „dargebrachten Glückwünſche und ſinnreichen Geſchenke die Gefühle Meines innigſten Dankes auszuſprechen. — Dieſe „Beweiſe liebevoller Geſinnung, die Herzensergüſſe des geſammten bayeriſchen Volkes, haben Mich und Meine Gemahlin

„ein Glück empfinden laſſen, das für alle Tage Meines Lebens „in Mir fortdauern wird. — Möge der Allmächtige das in „vollkommenſter Eintracht geſchloſſene eheliche Band beglücken, „und in Seiner unerſchöpflichen Gnade, Segen ſpendend, verwirklichen die Wünſche der treuen Unterthanen eines Königs, „Deſſen Sohn zu heißen Mich ſo überaus ſtolz macht, und „Deſſen erſter Unterthan ich mit Freuden bin. — Bayern „empfange mit Meinem Danke für ſeine Liebe, Treue und „Ergebenheit Meine feierliche Verſicherung, daß ich ſtets bereit „bin, zu deſſen Glück und Wohlfahrt Alles zu thun, und mit „ächt deutſcher Geſinnung für Mein theueres Vaterland Gut, „Blut und Leben einzuſetzen.

„München, am 5. November 1842.

„Maximilian, Kronprinz.“

Von deutſcher Geſinnung beſeelt, brachte der Verfaſſer dieſes Buches den hohen Neuvermählten am 12. October 1842 ſeine öffentliche ehrfurchtsvollſte Huldigung in folgendem Gedichte:

„Ganz Bayern iſt ein Freudenſaal geworden,
Worin, zum Feſt geſchmückt, das Vaterland,
Der Gottgegebenen aus deutſchem Norden,
Begrüßend reicht die treue, deutſche Hand;

Worin auch leuchten Millionen Kerzen,
Ein ſchwacher Wiederſchein vom ew'gen Licht,
Das aus den Tiefen lieberglühter Herzen,
Zur Weihe des Vermählungsfeſtes bricht;

Wo Macht und Reichthum in Juwelen prangen,
Das Auge, glanzgeblendet, ſtaunend ſchaut,
Die Rührung von der Armuth bleichen Wangen,
In feuchten Perlen ſchimmernd niederthaut;

Im Freudenſaale, den wir Bayern heißen,
Worin, dem lichtgewob'nen Frühling gleich,
Des erſten Königsſohnes Braut aus Preußen
Erſcheint, an Huld und Anmuth überreich;

Mit ſanften Augen, ſeidenzarten Haaren,
So wunderbar holdſeliger Geſtalt,
Wie große Meiſter vor viel hundert Jahren,
Die Engel Gottes gläubig fromm gemalt.

Kanonendonner, feſtliches Geläute,
Der Fahnen und Standarten Waffenglanz,
Verherrlichen die Holdeſte der Bräute,
Sie ſchwebt zur Kirche mit dem Myrthenkranz,

Den Edelſten der Prinzen zu beglücken,
Der großer Ahnen würdig Sich erwies,
Dem Vielgeliebten zaubernd auszuſchmücken
Sein Daſein, durch ein irdiſch Paradies.

Der Wonne Hauch beſeelt auch ehr'ne Glieder;
Denn Vater Max, der Königliche Ahn,
Die Hand von Erz ſenkt, Beide ſegnend, nieder:
Des Enkels Braut und Maximilian.

Es iſt ein neues, feſtes Band geſchlungen,
Um Preußens Königshaus und Wittelsbach,
Die hoch ihr Schwert im Freiheitskampf geſchwungen,
Als deutſche Eintracht ſchwere Ketten brach.

Gleich einem Rieſen, der, die Wolken theilend,
Sein Heldenhaupt in ihre Schatten taucht,
In ſtolzer Ruhe, kampfgewärtig weilend,
Die Ströme unter ſeinen Füßen ſtaucht,

Aus Stücken trägt den Panzer, doch geſtählet
Aufſtarret, fugenlos, aus einem Guß, —
Iſt Deutſchlands Waffenbund, den es gewählet,
Durch den es unbeſiegbar ſiegen muß.

Und dieß verkündet uns des Feſtes Weihe,
Wir aber bitten Gott mit frommem Sinn:
„Daß Segen den Getrauten er verleihe,
„Den König ſegne und die Königin!“

Im J. 1846 trat der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen von Werdenfels eine Reiſe nach Italien und Sicilien an. Sie begann mit einer freudigen Ueberraſchung, als der Kronprinz am 12. November Abends 7 Uhr in Partenkirchen eintraf, wohin ihrem geliebten Gemahle die Frau Kronprinzeſſin ſchon 3 Stunden früher aus Hohenſchwangau vorausgeeilt war. Nach mehreren Ausflügen der königlichen Hoheiten in der Umgebung ſetzte der Kronprinz am 14. die Reiſe nach Innsbruck fort, bis Kaltenbrunn von der erlauchten Gemahlin begleitet, die am 15. Nachmittags, nach einer huldvollſten Spende von 200 fl. für die ärmſten Einwohner von Partenkirchen und Garmiſch, nach Hohenſchwangau zurückkehrte. Von Sicilien reiſte der Kronprinz im Monate März des Jahres 1847 nach Griechenland, zum Beſuche ſeines erlauchten Bruders, des Königs Otto, und wurde überall mit Jubel empfangen von den Griechen, mit denen er, zu ihrem freudigſten Erſtaunen, in ihrer Landesſprache leicht und gewandt ſich unterhielt.

Auf der Rückreiſe aus Griechenland iſt der Kronprinz am 15. Mai Morgens 8 Uhr in Neapel angekommen, wo am Freitage den 21. Mai in der Kirche Santa Maria del Carmine ein eben ſo rührendes als geſchichtlich denkwürdiges Feſt gefeiert wurde, ein herrliches Zeugniß der ächt deutſchen Geſinnungen Maximilians. Dieſe Kirche war einſt eine kleine Kapelle, und wurde zu einer prächtigen Kirche durch die Frömmigkeit der Kaiſerin Eliſabeth, der unglücklichen Mutter des unglücklichen Konradin von Schwaben, des letzten Sprößlings des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, des eigentlichen Erben von Neapel und Sicilien, nachdem ſein Vater, Konrad IV., i. J. 1254 war vergiftet worden.

Bei dem Verſuche der Eroberung jener von Karl von Anjou unrechtmäßig behaupteten Länder, wurde der erſt ſechzehnjährige Konradin, nach anfangs glücklichen Fortſchritten, am 23. Auguſt 1268 bei Tagliacozzo geſchlagen, und nebſt ſeinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, — 19 Jahre alt, — gefangen. Der Tyrann Karl von Anjou ließ die beiden Prinzen am 29. October 1268 auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten. Konradin ſtarb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zuvor ſeinen Verwandten, Peter von Arragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches beſtimmt hatte.

Bei der Eile dieſes Mordes mußte die Mutter Eliſabeth natürlich zu ſpät kommen, um das Leben ihres geliebten Sohnes mit reichen Schätzen zu erkaufen, die ſie dann zu dem frommen Zwecke verwendete, jene Kapelle in eine prächtige

Kirche zu verwandeln, in welche ſie die Leichname der beiden Prinzen, die zuvor in der faſt in der Mitte des Hinrichtungsplatzes geſtandenen Cappella della Croce (Kreuzkapelle) begraben lagen, bringen ließ, wo ſie rechter Hand bei dem Eingange in die Kirche, hinter einem Altare ihre Ruheſtätte fanden. Konradin hinterließ auch ein kleines poetiſches Andenken, ein deutſches Minnelied, das unter dem Namen König Konrad's des jungen, das zweite in der maneſiſchen Sammlung von Minneſängern iſt, und mit den Worten ſchließt: „Mich „läßt die Liebe ſehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind." Die Rache wegen dieſes Mordes zögerte lange, aber ſie kam doch als ſogenannte ſicilianiſche Vesper. Am Oſtermontage, den 30. März 1282, in der Stunde der Vesper, wurden in Palermo alle Franzoſen ermordet, und noch vor Ablauf eines Monats auch in Meſſina getödtet oder vertrieben. Der Mörder Konradin's, Karl von Anjou, verlor Sicilien nach vergeblichen Widerſtande, welches der von Konradin zum Erben eingeſetzte Peter von Arragonien erhielt.

Um das Andenken des unglücklichen Prinzen Konradin noch nach Jahrhunderten zu verherrlichen, ließ der Kronprinz das Standbild Konradin's von Thorwaldſen in Rom modelliren, und von Profeſſor Schöpf, unſerem vaterländiſchen Bildhauer, in Marmor ausführen. Die Hauptſeite dieſes Denkmales enthält in gothiſchen Buchſtaben die Inſchrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtete dieſes „Denkmal einem Verwandten ſeines Hauſes, dem „König Konradin, dem Letzten der Hohenſtaufen." Die feierliche Enthüllung dieſes Monumentes geſchah nun am 21. Mai 1847 in der Kirche Santa Maria del Carmine in Neapel, in Gegenwart des Kronprinzen Maximilian, auf deſſen Anordnung ein feſtliches Todtenamt nebſt Kanzelrede und Einweihung des Denkmales gehalten wurde. Als der Kronprinz in die Kirche trat, empfing ihn die Geiſtlichkeit und geleitete ihn zu dem Denkmale; die Hülle ſank, und alle Anweſenden brachen bei dem Anblicke der ſchönen, einfachen und edlen Form dieſes Meiſterwerkes in jeder Beziehung, das bei der günſtigen Beleuchtung eine wahre Zierde dieſer Kirche und der Stadt Neapel bildet, in unwillkürlichen Beifall aus.

Am 11. Juni 1847 Abends gegen $8^{1}/_{2}$ Uhr kam der Kronprinz wieder in München an, und wurde an dieſem Tage von Seiner Majeſtät dem Könige zum General-Inſpector der Armee ernannt.

Die unerwartete Verzichtleiſtung des Königes Ludwig, vom 20. März 1848, auf die Krone, zu Gunſten ſeines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian, erhob Seine Königliche Hoheit auf den glorreichen Thron der Wittelsbacher in einer bedenklich bewegten Zeit. König Maximilian II. erließ, außer dem Regierungs-Antritts-Patente, folgende

Königliche Worte an die Bayern:

„Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, Mir die Krone zu übertragen. Tief ergriffen fühle Ich das ganze Gewicht der Verpflichtung, das Er Mir auferlegt. In einer Zeit beſteige Ich den Thron, die mit ihren großen Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue Ich und auf Meinen redlichen Willen, dieſer Zeit Gebot zu verſtehen und zu vollbringen. Wahrheit will Ich in Allem — Recht und geſetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe Ich, auf die ſeit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihren Fürſten. Bayern, ſteht mir bei in Meinem feſten Vorhaben, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als ein freies Volk berufen ſeid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutſchen Vaterlande! —

„München, den 20. März 1848.

„Maximilian."

Als der König am 22. März Mittags 1 Uhr den Landtag mit einer Thronrede eröffnete, und darin mit großmüthigem, wahrhaft Königlichen Herzen die Worte ſprach: „Damit jede

„Erinnerung an frühere Verirrungen ſchwinde, habe Ich beſchloſſen, eine Amneſtie für alle politiſchen Verbrechen und Vergehen zu erlaſſen,“ brach die große und glänzende Verſammlung in einen langen, donnernden Jubel aus.

König Maximilian hatte eine hohe, ſchlanke Geſtalt, voll erhabener Würde in Haltung und Gang, eine hohe gewölbte Stirne, geiſtvolle, ſprechende Augen, feine und edle Geſichtszüge, und gleichſam wie ein Wahrzeichen ſeines menſchenfreundlichen Gemüthes, ein natürliches, überaus anmuthiges Lächeln, das ihm alle Herzen gewann. Eines der vorzüglichſten Bildniſſe Seiner Majeſtät des Königs Maximilian, dürfte wohl jenes ſein, welches der berühmte Meiſter Wilhelm von Kaulbach i. J. 1854 vor dem Antritte ſeiner Sommerreiſe nach Berlin vollendet hat, und mit dem er ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftiget war. Der König iſt dargeſtellt vor dem Throne ſtehend, in der Tracht des Großmeiſters vom St. Hubertusorden, den Federhut in der rechten Hand, die linke an den Griff des Schwertes gelehnt; Pagen mit Wappenſchildern als Vertreter der Provinzen ſtehen ihm im Mittelgrunde zur Seite, Marmorſäulen, der Thron und Thronvorhang füllen den Hintergrund. Auffaſſung und Behandlung geben dem Ganzen neben der Treue der Portraitähnlichkeit noch die Bedeutung eines Gemäldes im hiſtoriſchen Style. Zugleich voll kräftiger Würde und milder Anmuth iſt die Hauptgeſtalt für Sinn und Auge des Beſchauers der Mittelpunkt, dem alles Andere ſich bei- und unterordnet.

König Maximilian war ein glücklicher und liebevoller Gatte und Vater, und durch die reinſte Moralität ſeines Privatlebens vom Throne herab ein leuchtendes Vorbild für Alle. Mit wohlwollender, leutſeliger Miene dankte Er für ehrfurchtvolle Begrüßung auch dem Geringſten aus dem Volke. Er glühte für die Ehre, Einigkeit und Unabhängigkeit Deutſchlands, für die geiſtige und materielle Wohlfahrt Bayerns in allen Beziehungen. Er liebte, ehrte und übte Wiſſenſchaft und Kunſt, und hatte deßhalb, um hervorragenden Leiſtungen im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt eine beſondere Auszeichnung zu gewähren, an ſeinem Geburtsfeſte, den 28. November 1853, den Maximilians-Orden für Wiſſenſchaft und Kunſt gegründet, der vorzugsweiſe für deutſche Gelehrte und Künſtler beſtimmt iſt, und aus einer Claſſe mit zwei Abtheilungen für Wiſſenſchaft und Kunſt beſteht. Der König hatte bald darauf bei einer Tafel, wozu die in München anweſenden Mitglieder dieſes neuen Ordens geladen waren, auf das Wohl derſelben einen Toaſt ausgebracht und dabei bemerkt: „wie es „in ſeinen allerhöchſten Abſichten liege, was nur immer die „Kräfte erlaubten, während Allerhöchſt-Ihrer Regierung zur „Hebung der Kunſt und Wiſſenſchaft zu thun.“ Auch die Dichtkunſt durfte ſich des erhabenen Schutzes und der Munificenz des königlichen Dichters Maximilian erfreuen, der huldvoll den fünf Dichtern: Paul Heyſe, Friedrich Bodenſtedt und Hermann Lingg, Melchior Meier und Friedrich Güll, Jahresgehalte aus der k. Kabinettskaſſe angewieſen hatte, damit ſie für ihre Schöpfungen ſorgenlos wirken können. Bodenſtedt iſt ſeitdem zum Profeſſor an der Univerſität München ernannt worden. Solche Züge erinnern an die erlauchten Gönner Petrarca's und Taſſo's in früheren Jahrhunderten.

Sehr intereſſant waren die wöchentlichen Abendgeſellſchaften des Königs, wo ohne alle überflüſſige Etikette bei Cigarren und Punſch die intereſſanteſten Männer Münchens: Thierſch, Liebig, Kobell, von der Tann, Pocci, Dönniges, Geibel, Bodenſtedt ꝛc. in voller Freiheit ihre Ideen austauſchten, während der König auf die liebenswürdigſte Weiſe die Unterhaltung zu leiten und zu beleben wußte.

Der Ackerbau, die Gewerbsthätigkeit in allen ihren Abſtufungen, und der Handel mit deſſen mächtigen Förderungsmitteln: dem immer mehr ſich ausbreitenden Handelsvereine, den Eiſenbahnen und Telegraphen, ſtanden unter dem ſegenreichen Schutze der ſorgfältigſten Berückſichtigung des Königs, welcher häufig die Fabriken und Gewerbsbetriebsſtätten aller

Art, auch den Victualien-, Getreide- und Hopfenmarkt perſönlich beſuchte, umfaſſende Erkundigungen einzog, lobte, ermunterte, tröſtete. Einzelne Verſuche von Uebergriffen, Unterſchleifen und Mißbräuchen, ſcheiterten in den meiſten Fällen an der dankeswürdigen Energie des k. Staatsminiſteriums des Innern, an der umſichtigen Wachſamkeit der k. Polizei-Direktion, und an dem thätigen Wirken des Magiſtrates.

Der König war religiös, wie es alle ſeine glorreichen Ahnen waren, und erſchien bei allen kirchlichen Feierlichkeiten, an denen nach althergebrachter Sitte die Fürſten des Hauſes Wittelsbach perſönlich Theil nehmen. Dieß geſchah auch z. B. i. J. 1854 in der Palmzeit, in der Charwoche und bei dem Oſterfeſte, mit ununterbrochener Ausdauer ungeachtet einer rauhen Witterung, die vielleicht manchen für ſeine Geſundheit beſorgten Privatmann von ſolcher Anſtrengung mag abgehalten haben. Der König erhielt während ſeiner jüngſten Anweſenheit in Rom von Seiner päpſtlichen Heiligkeit eine koſtbare Reliquie, nämlich einen Theil des Gewandes der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria, in eben ſo werthvoller als zierlicher Goldfaſſung, zum Geſchenke, und eröffnete perſönlich, am Vormittage des 28. März 1854, dem Kapuzinerkloſter in München, welches an die im Jahre 1705 eingeweihte ſchmerzhafte Kapelle hinter dem neuen Kirchhofe angebaut iſt, die Schankung jener Reliquie, die, nebſt der dazu gehörigen päpſtlichen Authentica und der königlichen Schankungsurkunde, noch an demſelben Nachmittage der Kapuzinerkirche zugeſtellt wurde.

Kurfürſt Maximilian I. von Bayern hatte während des dreißigjährigen Krieges, i. J. 1638, aus Dankbarkeit wegen Erhaltung der Hauptſtädte München und Landshut, der Mutter Gottes auf dem Hauptplatze in München eine ſchöne Säule mit ihrem Standbilde aus vergoldetem Erze errichten laſſen, die Marienſäule*) genannt. An dieſer wurde am

---

*) Siehe: **Geſchichte der Marienſäule in München.** 1638—1855. Von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Mit der Abbildung der Marienſäule. München, 1855. Druck und Verlag von J. G. Weiß, Univerſitätsbuchdrucker.

Montage den 28. Auguſt 1854 um 9 Uhr Morgens ein feierliches Bittamt um Abwendung der damals heftig herrſchenden Cholera gehalten, und von dieſem Tage an minderten ſich die Sterbefälle täglich. Bei dieſer Gelegenheit bildete ſich ein Bürgerbund zur Schutzpatronin Bayerns, auf deſſen allerunterthänigſte Bitte an den König um allergnädigſte Uebernahme des Protektorats, folgende „allerhöchſte Entſchließung erlaſſen wurde:

„Gerne übernehme Ich auf die von dem Ausſchuſſe des
„Bürgerbundes zur allerheiligſten Schutzpatronin Bayerns zu
„München an Mich gerichtete Bitte das Protektorat dieſes
„Bürgerbundes, und gebe ſolches dem Ausſchuſſe deſſelben mit
„der Verſicherung Meines Königlichen Wohlwollens hiedurch
„kund.

„Hohenſchwangau, den 22. Auguſt 1855.

„Max.“

„An den
Ausſchuß des Bürger-Bundes
zur allerheiligſten
Schutzpatronin Bayerns
in München.“

Das feierliche Dank- und Bittamt, welches der genannte Bürgerbund fortan jährlich vor der ſeitdem auf Koſten eines Frauenvereines prächtig reſtaurirten Marienſäule halten läßt, wurde am 28. Auguſt 1855 feſtlich gefeiert.

Die Wahrheit ſeiner religiöſen Geſinnungen beurkundete der König durch eine endloſe Reihe von guten Werken. Er war ein Vater aller Armen und Bedrängten, ein Vater der Wittwen und Waiſen, die er aus ſeiner Kabinettskaſſe mildthätig unterſtützte. Er beſuchte das Waiſenhaus, die Pfründner in ihren Verſorgungsanſtalten, ohne Scheu die Kranken in den Spitälern, ſprach leutſelig mit ihnen, tröſtete ſie, fragte ſie, wie ſie mit ihrer Verpflegung zufrieden ſeien, koſtete ihre Speiſen, wie die Suppe in der Rumfordſuppenanſtalt, erkundigte ſich bei den Vorſtänden auf das Genaueſte nach dem Betriebe der Haushaltung in allen ihren Theilen, ordnete an und genehmigte freudig Alles, was zur weiteren Verbeſſerung ihrer Lage beitragen konnte. Ereignete ſich irgend ein Unglück durch Brand, Ueberſchwemmung u. dgl., ſo waren gewiß immer die erſten Gaben der Mildthätigkeit jene reichlichen Spenden, welche die Unglücklichen den großmüthigen Herzen des Königs und der Königin zu verdanken hatten.

Ein unſterbliches Verdienſt, ein in der Geſchichte ſeines königlichen Wirkens für alle Zeiten fortlebendes, ruhmwürdiges Denkmal chriſtlicher Barmherzigkeit, hat ſich Maximilian, nach den Worten der heil. Schrift: „Selig ſind die Barmherzigen!“ durch eine Anſtalt erworben, die in der Vorzeit und Gegenwart nirgend ihres Gleichen hat, durch die Gründung des unter dem erlauchteſten Protektorate JJ. MM. des Königs Maximilian und der Königin Marie wirkenden **St. Johannis-Vereines für freiwillige Armenpflege in Bayern**, dieſes königlichen Chriſtgeſchenkes für 1853. Der König hatte aus Allerhöchſtſeiner Kabinettskaſſe die Summe von dreißigtauſend Gulden für die Zwecke des Vereines beſtimmt, und beabſichtigte eine beſondere Stiftung daraus zu bilden. Der König eröffnete am Sonnabend den 28. Januar 1854 im Staatsminiſterium des Innern die erſte Verſammlung der Kapitelsmitglieder des St. Johannis-Vereins mit folgenden hochherzigen und denkwürdigen Worten:

„Der Zweck des St. Johannis-Vereines iſt in ſeinen
„Satzungen ausgeſprochen: Möglichſt umfaſſende Pflege der
„Wohlthätigkeit ohne Beſchränkung der Wirkſamkeit der ſchon
„beſtehenden Vereine, dann Vorbeugen künftigen Nothſtandes.
„Glücklich würde Ich Mich ſchätzen, gelänge es unſe-
„rem gemeinſchaftlichen vereinten Beſtreben, es dahin
„zu bringen, daß in Bayern ſich Niemand fände, der
„nicht ſein genügendes Auskommen hätte. Das Glück
„des Volkes iſt das ſeines Fürſten, eines ſo trefflichen
„Volkes, wie das Unſrige! — Ich zähle auf Ihre kräftige
„Mitwirkung; der Segen des Herrn wird nicht ausbleiben.“

Alle Anweſenden waren tief gerührt von dieſem neuen und erhabenen Zeugniſſe der landesväterlichen Huld des Königs.

Bereits ſind ſehr zahlreiche Zweigvereine im Vaterlande entſtanden, die ſich, nach den bisherigen Erfolgen zu ſchließen, bald über die meiſten Orte aller Provinzen ausdehnen werden, da die höchſt wohlthätigen Wirkungen des St. Johannisvereines augenſcheinlich ſind. Dieſer Verein umfaßt zwar alle Zweige und Inſtitute der Privatwohlthätigkeit; der beſonderen Sorgfalt und Aufmerkſamkeit der Zweigvereine wurden jedoch, je nachdem ſich hierin örtliche Bedürfniſſe kundgeben, empfohlen: Hebung und Befeſtigung des Familienlebens der Armen, und Anleitung zu zweckmäßigen wirthſchaftlichen Einrichtungen; Anregung und Pflege des Ordnungsſinnes, der Reinlichkeit, Sparſamkeit der Armen im Hauſe; Mitwirkung zur Beſeitigung des Bettels; die Einrichtung von Koſttiſchen und Suppenanſtalten, von Wärmeſtuben und Kleiderſpenden; die Förderung des ordentlichen Schulbeſuches der armen Kinder; die Herſtellung von Beſchäftigungsſchulen für ſolche, von Rettungsanſtalten für verwahrloſete Kinder, von Landwirthſchaftsſchulen für arme Knaben; Unterbringung von armen Waiſen bei geſitteten Familien, und der Knaben bei tüchtigen Gewerbsmeiſtern; Kleinkinderbewahranſtalten; Vorſorge für Blinde und Taubſtumme; Einrichtung von Armenwohnungen; Krankenvereine; Gründung von Sparladen, Unterſtützungskaſſen für Fabrikarbeiter und Geſellen; Liedke'ſche Sparkaſſen; Hülfskaſſen.

Auch die in kurzer Zeit in München und andern Orten entſtandenen Geſellenhäuſer als Sammelplätze der Geſellen in ihren Freiſtunden, zur Förderung ihrer ſittlichen und Berufsbildung, werden ſicher die ſchönſten Früchte tragen.

König Maximilian hatte bereits durch allerhöchſte Entſchließung vom 20. Juli 1848, mit den hochherzigen Königlichen Worten:

> „daß es Allerhöchſtdenſelben Freude gewährt, dem ver-
> „dienten von Ihnen ſehr geſchätzten Stande der Staats-
> „diener einen Beweis Ihres Wohlwohlens und beſon-

> „derer Fürſorge geben zu können, einem Stande, der
> „in Zeiten der Gefahr und Bedrängniß oft mit Auf-
> „opferung ſeine Pflichten gegen König und Vaterland
> „erfüllte,"

höchſt dankeswürdig zu verordnen geruht, nach welchen Grundſätzen fortan der im §. 5 und 6 der neunten Verfaſſungsbeilage über die Verhältniſſe der Staatsdiener, vorzüglich in Beziehung auf ihren Stand und Gehalt, ausgeſprochene Ausſcheidung des Standes- und Dienſtesgehaltes der Verwaltungsbeamten ſolle gehandhabt werden, wonach alle jene Staatsdiener, die *nach* dem Erſcheinen jener wohlthätigen Verordnung penſionirt wurden oder künftig werden, eines weit höheren Standesgehaltes, (Penſion) ſich erfreuen dürfen, als jene, welche bereits *vor* dem 20. Juli 1848 mit den, nach den Grundſätzen einer Erſparungscommiſſion von 1826 ſchon in ihren Anſtellungsdekreten feſtgeſetzten ſehr geringen Standesgehalten penſionirt wurden.

Würdig reiht ſich an dieſe Segnung, und gleichſam ſie ergänzend, das vom Könige *Maximilian* huldvollſt gegründete *Maximilians-Stift*, eine Anſtalt, welche verwaiſten Töchtern von Staatsdienern einen ſorgenfreien Aufenthalt und Zufluchtsort darbietet. Der König hatte die oberſte Leitung des Stiftes Allerhöchſt-Seiner vielgeliebten Schweſter, Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin *Alexandra* von Bayern als *oberſten Vorſteherin des Stiftes* übergeben. Die *Stiftsfähigkeit* iſt durch den vollendeten Werktagsſchulunterricht und durch die aus demſelben erfolgte Entlaſſung der Candidatin bedingt. Die Adſpirantin muß ferner einer der drei chriſtlichen Kirchengeſellſchaften angehören, vermögenslos oder in beſchränkten Vermögensverhältniſſen, Doppelwaiſe und eheliche Tochter eines bayeriſchen Staatsdieners ſein, welcher in der Dienſtesactivität oder in ehrenvollem Ruheſtande geſtorben iſt. Es bleibt jedoch vorbehalten, auch zahlungsfähige Adſpirantinen, welche die übrigen vorbezeichneten Eigenſchaften beſitzen, gegen Bezahlung aufzunehmen. Letztere wird für die einzelnen Fälle beſonders beſtimmt werden. Jede Stiftsgenoſſin erhält im Stifte: 1) freie Wohnung; 2) volle freie Verpflegung, worunter auch Beheizung, Beleuchtung und das Reinigen der Wäſche begriffen iſt; 3) bei völligem Mangel einer Penſion oder Rente einen Geldbezug von 2 fl. des Monats, oder, wenn die Penſion oder Rente unter 24 fl. des Jahres ſteht, die Ergänzung bis zu dieſem Betrage. Für Kleidung und Anſchaffung der Leibwäſche hat jede Stiftsgenoſſin zu ſorgen. In Erkrankungsfällen erhält jede Stiftsgenoſſin die ärztliche Behandlung, die Heilmittel, dann Wart und Pflege auf Rechnung des Stiftes. In Sterbefällen ſorgt das Stift für ein anſtändiges Begräbniß, und beſtreitet auch deſſen Koſten, ſo weit hiefür der Nachlaß der Verſtorbenen nicht zureicht.

Als erſter und größter Freund des Vaterlandes und deſſen Geſchichte, hatte der König angeordnet, und zugleich die ſorgfältigſte Ueberwachung des gewiſſenhaften Vollzuges dieſer Anordnung befohlen: „daß die vaterländiſche Geſchichte fortan „einen weſentlichen Lehrgegenſtand in allen Schulen zu bilden „habe." Wie ſehr der König Leiſtungen für die vaterländiſche Geſchichte ſchätzte und ehrte, hatte er ſchon als Kronprinz dadurch bewieſen, daß er dem Johann Georg von Lori, geboren zu Gründel, einem Dörfchen am Lech, Pfarrei Brem, eine kleine Stunde von Steingaden, geſtorben zu Neuburg a/D. den 23. März 1787, an ſeinem Geburtshauſe eine Gedächtnißtafel ſetzen ließ, deren Inſchrift lautet:

> „Hier wurde am 17. Juli 1722 der aufopfernde Vaterlandsfreund und ſeelenvolle nationale Geſchichtſchreiber „Johann Georg von Lori geboren."

Von dieſer Vaterlandsliebe beſeelt hatte der König auch die Herausgabe der „Alterthümer und Kunſtdenkmale des bayeriſchen Herrſcherhauſes," und zur Begründung eines „Wittelsbach'ſchen Muſeums" die Sammlung aller zerſtreuten, auf das Haus Wittelsbach bezüglichen Alterthümer und Kunſtdenkmale, und deren Aufbewahrung im kgl. Luſtſchloſſe Schleißheim, drei Poſtſtunden nördlich von München, angeordnet. Die Vereinigung des Vorhandenen wird für den Geſchicht- und Kunſtforſcher, ſowie für das Vaterland in enger und weiter Bedeutung, von höchſtem Werthe ſein. In dieſer letzten Beziehung ſollen namentlich alle Gegenſtände, welche am urſprünglichen Orte bleiben, oder fremdes Eigenthum ſind, in Gypsabgüſſen oder andern treuen Abbildungen der Sammlung einverleibt werden, um ſie vollſtändig zu machen.

Auf Befehl des Königs Max ſollte der große Corridor in dem oberen Stockwerke des kgl. Luſtſchloſſes Schleißheim auch mit einer Ahnengallerie geſchmückt werden, beſtehend aus 200 Bildniſſen von fürſtlichen Perſonen jedes Geſchlechtes und Alters aus dem Hauſe Wittelsbach, beginnend mit Otto dem Größeren, Stifter dieſes glorreichen Stammes i. J. 1180.

Der Unterricht in den Schulen, die Sorge für die wahre Bildung der Jugend und deren Erziehung zu ächter Frömmigkeit und Gottesfurcht, waren Gegenſtände der eifrigſten Würdigung des Königs, der ſchon öfter niedere und höhere Lehranſtalten mit wohlwollenden Beſuchen überraſchte, Prüfungen beiwohnte, wie einſt Karl der Große, und Preiſe eigenhändig an die Preiswürdigen vertheilte. Die Hochſchulen Bayerns, namentlich jene zu München, gewannen fortwährend an Berühmtheit durch die Königliche Berufung ausgezeichneter Profeſſoren Deutſchlands.

Die vom Max-Joſeph-Platze gegen Oſten über die Iſar ziehende Maximiliansſtraße mit dem Nationalmuſeum, welche der König bauen ließ, wird durch Schönheit der Gebäude und Anlagen, und durch das Maximilianeum auf der öſtlichen Uferhöhe der Iſar, wohl die prächtigiſte Straße werden, die kaum irgenwo ihres Gleichen finden dürfte, und, nebſt der Maximilians-Getreidhalle, den glorreichen Namen des Königs auch in monumentaler Beziehung verewigen.

Der König liebte die Gerechtigkeit, dieſe mächtige Beſchirmerin des Beſtehenden, der Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, und förderte ſie durch alle Mittel der Intelligenz. Auf ſeinen Befehl war eine neue Zeitſchrift für Geſetzgebung und Rechtspflege des Königreiches Bayern gegründet worden, um unter Aufſicht und Mitwirkung des k. Juſtizminiſteriums zu erſcheinen. Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt die möglichſt raſche Mittheilung der Juſtizminiſterial-Entſchließungen, Berichte über die Thätigkeit des oberſten Gerichtshofes als Caſſationshof, Rechtsbelehrungen vom Standpunkte der Oberaufſicht.

Der König war jedoch nicht bloß gerecht, ſondern auch billig und gnädig; denn die Gerechtigkeit iſt eine Pflicht für Alle, die Billigkeit aber eine edle Eigenſchaft, und die Gnade eine Tugend. Die liebreiche Herzensgüte des Königs verklärte alle ſeine menſchenfreundlichen Verfügungen und Handlungen, zu denen auch ein Ereigniß in Hohenſchwangau gehört. Dort ſtürzte am 15. November 1853 der kgl. Leibdiener Johann Lehner im Vollzuge ſeines Dienſtes auf einer Treppe, und brach die Knieſcheibe ſeines rechten Fußes. Der König beſuchte und tröſtete ihn voll Theilnahme auf ſeinem Krankenlager, befahl, für gute Wart und Pflege des Leidenden zu ſorgen, und ließ der Gattin desſelben durch den Telegraphen zu wiſſen machen, auf königliche Koſten ſogleich nach Hohenſchwangau zu kommen. —

In allen Liebeswerken chriſtlicher Barmherzigkeit, war und iſt Ihre Majeſtät die Königin Marie das treue Ebenbild des Königlichen Gemahles. Unter den wohthätigen Anſtalten, welche die Königin ſo häufig mit Beſuchen beglückt, gehörte in der Mitte des nämlichen Monates und Jahres auch das Kinderſpital des Herrn Dr. Hauner, wo die hohe Frau Ihre vollſte Zufriedenheit ſowohl mit der Leitung als mit den Leiſtungen dieſes wohlthätigen Inſtitutes ausſprach, auf das Leutſeligſte mit den kranken Kleinen ſich unterhielt, und am darauf folgenden Tage die barmherzigen Schweſtern dieſes Inſtitutes mit einem huldvollen Geſchenke überraſchte, mit einem meiſterhaft gearbeiteten Chriſtusbilde für die Hauskapelle.

Unvergeßlich allen edlen und dankbaren Gemüthern, werden ſolche Züge königlicher Herzensgüte nicht bloß von den

Vorarbeitern einer künftigen Geſchichte, ſondern auch von einem Engel Gottes aufgezeichnet bis zum Tage der Wiedervergeltung.

Die landesväterliche Huld unſers geliebten Königes Maximilian, dem auf ſeiner Rundreiſe mit Ihrer Majeſtät der Königin durch verſchiedene Provinzen des Reiches, ſein treues Volk ſchon vor Jahren überall durch einen Empfang voll Begeiſterung der Liebe den herzinnigſten Dank bethätiget hat, war nach allen Richtungen und für alle Bedürfniſſe in fortwährender, unermüdlicher Thätigkeit, von vielgeſtaltiger Form, aber in ihrem Weſen von wandelloſem Segen, von dem die überaus zahlreichen Thatſachen einer 16jährigen Regierung in dem engen Rahmen dieſer Blätter nur theilweiſe konnten aufgezeichnet werden.

Drei ſehr freudige und denkwürdige Ereigniſſe ſchmückten die erſte Hälfte des Jahres 1854.

I. Die Vermählung Seiner K. K. apoſtoliſchen Majeſtät **Franz Joſeph** I., Kaiſers von Oeſterreich, Königs von Ungarn und Böhmen, ꝛc., geboren den 18. Auguſt 1830, mit **Eliſabeth** Amalie Eugenie, Tochter Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs Maximilian in Bayern, geboren zu München den 24. Dezember 1837, verlobt zu Iſchl mit Seiner Majeſtät dem Kaiſer an Allerhöchſtdeſſen Geburtsfeſte, am 18. Auguſt 1853, von München abgereiſet am Donnerstag den 20. April 1854 unter endloſem Jubelrufen und zahlloſen Abſchiedsthränen der Rührung des Volkes aus allen Ständen, vermählt in Wien am Montage den 24. April 1854.

II. Die feierliche Eröffnung der Induſtrie-Ausſtellung in München, am Sonnabend den 15. Juli 1854, gegen 1 Uhr Mittags, durch Seine Majeſtät den König und Ihre Majeſtät die Königin, bei der Ankunft und Abfahrt von den Anweſenden mit ſtürmiſchen Lebehochrufen begrüßt. Die Induſtrie-Ausſtellung iſt von 194,173 Perſonen beſucht worden. Die Einnahme betrug, ausſchließlich der Saiſonkarten, die, à 6 fl., für die ganze Zeit der Ausſtattung galten, 44,990 fl. 18 kr. Die Cholera verhinderte einen günſtigeren Erfolg.

III. Die feierliche Enthüllung des Standbildes des bayeriſchen Geſchichtſchreibers **Lorenz von Weſtenrieder** auf dem Promenadeplatze in München, am Dienstage den 1. Auguſt 1854 Morgens 11 Uhr. Der Feſtzug bewegte ſich nach dem von zwei Bataillons der k. Landwehr umſtellten Feſtplatze, der kaum erreicht war, als ein weithin donnerndes Lebehochrufen die im Programme nicht erwartete, überaus freudig überraſchende Ankunft Seiner Majeſtät des Königs Maximilian verkündete, Allerhöchſtwelcher den großen Patrioten Weſtenrieder auch nach 25 Jahren nach deſſen Tode ehren, und dadurch dieſem vaterländiſchen Feſte eine verherrlichende Weihe bereiten wollte. Ein Feſtlied wurde geſungen, nach der Enthüllung des Standbildes das Piedeſtal desſelben von vielen feſtlich gekleideten Knaben und Mädchen mit zahlloſen ſchönen Blumenkränzen geſchmückt. Der Herr Staatsminiſter des Innern, Graf von Reigersberg, hielt an die Verſammelten eine Rede im Geiſte der Feier, und übergab dem Herrn Bürgermeiſter von Steinsdorf die Urkunde über die Schankung des Monumentes, und eine zweite Urkunde über die Stiftung eines Stipendiums. Herr von Steinsdorf verſicherte die ſorgſamſte Erhaltung des Monumentes und gewiſſenhafte Verwaltung der Stiftung, und ſchloß mit einem dreimaligen Lebehoch auf Seine Majeſtät, das in der dichtgedrängten Umgebung den rauſchendſten Wiederhall fand.

Seine Majeſtät der König erwiederten hierauf: „Mit Freude bin Ich gekommen, der heutigen Feier beizuwohnen; ſie gilt einem unſerer erſten Geſchichtſchreiber, einem gebornen Münchener, deſſen Werke ich von Jugend auf hochhielt. Mögen das jetzige Geſchlecht und die kommenden Geſchlechter aus denſelben Belehrung und Begeiſterung ſchöpfen! Ohne Vaterlandsgeſchichte keine Vaterlandsliebe! Hoch lebe Weſtenrieder und **alle Meine braven Bayern!**“

Dieſe huldreichen Worte des hochherzigen Königes, Allerhöchſtwelcher unter den mächtigen Klängen des patriotiſchen Nationalliedes: „Heil unſerm König!“ Sich entfernte, erregte einen Jubelſturm der Begeiſterung unter den zahlloſen Zuſchauern, womit dieſes wahrhaft vaterländiſche Feſt auf die würdigſte Weiſe geſchloſſen wurde.

Das mit Portraitähnlichkeit in jeder Beziehung meiſterhaft gelungene Standbild des Lorenz von Weſtenrieder, wurde modellirt vom Herrn Profeſſor M Widnmann in München, in Erz gegoſſen von Herrn Ferdinand von Miller, Inſpector der k. Erzgießerei daſelbſt. Die Inſchriften lauten, auf der Vorderſeite: Lorenz von Weſtenrieder, Geheimer geiſtlicher Rath, Geboren in München am I. Auguſt MDCCXLVIII (1748), Geſtorben daſelbſt am XV. (15.) März MDCCCXXIX (1829);“ auf der Rückſeite:

„Die Bayern Ihrem Geſchichtſchreiber.“

Die allgemeine Freude an der am 15. Juli 1854 begonnenen Induſtrie-Ausſtellung, wurde ſchon nach kurzer Zeit durch den Ausbruch der Cholera, in München und in allen acht Kreiſen des Königreiches, getrübt. Vom 27. Juli bis 30. Nov. 1854 erkrankten in ganz Bayern an dieſer Seuche 15,404 Perſonen, und ſtarben 7359. In München und deſſen Vorſtädten Au, Haidhauſen und Gieſing, ſtarben daran in dem Zeitraume vom 19. Juli 1854 bis 19. Januar 1855, nach amtlichen Erhebungen, im Ganzen 3124 Perſonen. Seine Majeſtät, König Max, ſpendete ſogleich bei dem Beginne dieſer verheerenden Seuche aus der k. Kabinettskaſſe 1000 fl. zur dringendſten Unterſtützung der Bedürftigen, auch 6000 fl. an den St. Johannisverein, insbeſondere für die zurückgelaſſenen Waiſen der an der Cholera Geſtorbenen, und dankte im Gebete bei einem feierlichen Hochamte in der Metropolitankirche zu Unſer Lieben Frau, am 17. October, nach dem Erlöſchen des epidemiſchen Charakters der Seuche, Gott inmitten aller andächtigen Chriſtgläubigen für die himmliſche Gnade der Erlöſung Seines geliebten Volkes aus täglicher Todesgefahr. Dem erhabenen Vorbilde der Großmuth des Königs Max und der Königin Marie, folgten alle erlauchten Mitglieder des K. Hauſes und Perſonen aus allen Ständen.

König Max hat auf die Anzeige von dem Erlöſchen der epidemiſchen Brechruhr in München durch Allerhöchſtes Handſchreiben vom 30. October 1854 zu eröffnen geruht: „wie „Allerhöchſtdieſelben, von dem innigſten Dankgefühle für Gottes „barmherzige Fügung ergriffen, während der ſchwerſten Heimſuchung den ſchönſten Troſt in der religiöſen Ergebung und „muſterhaften Haltung ſämmtlicher Einwohner, ſo wie in der „erhebend bewährten Wohlthätigkeit aller Stände und der eifrigen, aufopfernden Berufserfüllung aller Behörden und Aerzte „gefunden haben. Seine Majeſtät der König laſſen daher der „geſammten Bevölkerung Allerhöchſtihrer Haupt- und Reſidenzſtadt München, und namentlich den Geiſtlichen aller Confeſſionen, den Aerzten und dem geſammten, in der Verwaltung „und Armenpflege thätig geweſenen Perſonale Allerhöchſtihre „beſondere Zufriedenheit eröffnen. Zugleich haben Allerhöchſtdieſelben befohlen, daß nachſtehenden Bedienſteten, Aerzten und „Bürgern wegen ihrer hervorragenden Dienſtesleiſtung und „Fürſorge für die ärmeren Klaſſen die Allerhöchſte Anerkennung durch das Regierungsblatt ausgedrückt, und jedem Betheiligten ein Abdruck dieſes Erlaſſes zugeſtellt werde.“

Später erſchienen noch mehrere, zahlreiche Anerkennungen gleicher Art für Perſonen aus andern Orten, darunter auch, wie für München, Ordensverleihungen verſchiedener Art.

Ein ſchmerzliches Ereigniß erfüllte den König Max mit der tiefeſten Trauer: der unerwartet raſche Tod Seiner geliebten Mutter, der Königin Thereſe, am 26. October 1854, in einem Augenblicke, da keine Gefahr zu drohen ſchien. Allerhöchſtperſönlich geleitete König Max in einem großen und feierlichen Trauerzuge die entſeelte Hülle der hohen Verklärten nach ihrer irdiſchen Ruheſtätte in der Fürſtengruft der Theatinerkirche, am Dienſtage den 31. October 1854, Mittags 1 Uhr, wohin auch, in einer ſilbernen Urne, das Herz der hohen Verklärten am Donnerſtage den 15. März 1855 Nachmittags 2 Uhr, in einem feierlichen Trauerzuge übertragen wurde.

Im Regierungsblatte von 1855 Nr. 2 erſchien folgende

Königliche Erklärung.

„In dem tiefen Schmerze, womit durch das Hinſcheiden „Unſerer innigſtgeliebten Mutter, der Königin Thereſe von „Bayern, Majeſtät, Uns zu prüfen, der göttlichen Vorſehung „gefallen hat, — waren die Kundgebungen der aufrichtigen „Theilnahme, die Uns in Anlaß dieſes trauervollen Ereigniſſes „aus allen Theilen Unſeres Reiches geworden, — eine Quelle „lindernden Troſtes in der großen Betrübniß Unſeres Herzens. „Wir erblicken in dieſen rührenden Beileids-Aeußerungen zugleich eine ſichere Bürgſchaft, daß das Andenken an die unvergeßliche Königin, Unſere theuere Mutter, — bei „Unſerm biedern und dankbaren Volke niemals erlöſchen „werde, und finden Uns gedrungen, dieſen Gefühlen bewährter „Anhänglichkeit mit dem Ausdrucke Unſeres Dankes, und „der Verſicherung Unſeres landesherrlichen Wohlwollens zu „entgegnen, mit welchem Wir Unſern getreuen Unterthanen „ſtetsfort zugethan ſind.

„München, den 14. Januar 1855.

„Max.“

Unter den zahlloſen Spenden des Königs Max aus der Kabinettskaſſe, zu nützlichen und wohlthätigen Zwecken, dürfen insbeſondere jene nicht ungeprieſen bleiben, durch welche Seine Majeſtät die liebevollſte Theilnahme an dem Looſe des Handwerkerſtandes beurkundet haben. Während des Aufenthaltes des Königs und der Königin auf der hohen Burg in Nürnberg im Juli 1855, iſt am 15. dieſes Monates daſelbſt ein allerhöchſter Erlaß an den k. Regierungs-Präſidenten von Mittelfranken bekannt geworden, der wörtlich lautet, wie folgt:

„Beſeelt von dem Wunſche, den Arbeiterſtand zu heben, „und ihm zu ſeinem Fortkommen behilflich zu ſein, habe Ich „Mich ſtets mit den Intereſſen der Arbeiter beſchäftigt, und es „iſt Mir die Errichtung von ſogenannten Genoſſenſchaftshäuſern „in fabrikreichen Orten als beſonders zweckmäßig erſchienen. „Um die Errichtung eines ſolchen Genoſſenſchaftshauſes „in der Stadt Nürnberg zu ermöglichen, bin Ich geſonnen, derſelben die Summe von 10,000 Gulden zu widmen.“

Eine eben ſo großmüthige allerhöchſte Entſchließung des Königs, erhielt die Verwaltung des katholiſchen Geſellenhauſes in München:

„Mit Befriedigung habe Ich von der zeitgemäßen und erfolgreichen Einrichtung der Geſellenhäuſer auf die Hebung „des Handwerkerſtandes bisher Kenntniß genommen. Zur „Förderung ſolch ſchöner und nützlicher Beſtrebungen finde Ich „Mich bewogen, dem von Mir mit Corporations-Rechten auf „dießfallſiges Anſuchen durch Verfügung vom Heutigen verſehenen, und von nun an als beſondere Wohlthätigkeits-Anſtalt „beſtehenden katholiſchen Geſellenhauſe zu München ein Capital „von 10/m (zehntauſend Gulden) aus Meiner Kabinetts-Caſſe „zuzuwenden, deſſen Zinſen den Zwecken des Vereines gewidmet „werden ſollen. Mein Hofſekretariat wird die Weiſung erhalten, obige Summe der Verwaltung genannter Wohlthätigkeits-Anſtalt zur Verfügung zu ſtellen.

„Berchtesgaden, den 18. September 1855.

„**Max.**“

Zur Feier des Allerhöchſten fünfzigſten Geburtsfeſtes — 28. November 1861 — des Königs Max II., im ganzen Lande mit herzlicher Theilnahme begrüßt, erſchien am Vorabende in Nr. 331 der Neueſten Nachrichten das nachſtehende Jubiläums-Sonett von Friedrich Wilhelm Bruckbräu:

An König Max II.

„Der Erſte war ich, der vor fünfzig Jahren
Dein Wiegenfeſt in Bayern hat beſungen,
Den Jubel von vielhunderttauſend Zungen
Dem Vaterland in Liebe zu bewahren.

Als König haſt Du ſtandhaft, ſtaatserfahren,
Nur nach des Volkes wahrem Glück gerungen,
Daß immer wird, von Dankbarkeit durchdrungen,
In Treue feſt um Deinen Thron ſich ſchaaren.

Was Großes Du erſtrebt, haſt Du vollendet,
Zum Heile Bayerns, Dir zu ew'gen Ehren,
Des Friedens und der Eintracht Segenszeichen.

Wer ungenügſam ſich zum Zweifel wendet,
Beliebe nur, ſich gründlich zu belehren,
Mit vielen Staaten Bayern zu vergleichen.“

In Folge der allgemeinen Feier dieſes Allerhöchſten Geburtsfeſtes, erſchien die nachſtehende, aus Allerhöchſteigener Feder des Königs Max II. gefloſſene, Königliche Proklamation:

„Aus Anlaß der Feier Meines 50. Geburtstages ſind „Mir von allen Theilen Meines geliebten Landes Glückwunſchadreſſen zugekommen, die von warmer Anhänglichkeit an Mich „und Mein Haus zeugen. Mit dankbarem Aufblick zum Himmel erkenne Ich das Glück an, das Mir der Allmächtige beſchieden, König dieſes Volkes zu ſein, und Mich Eins zu „wiſſen mit ihm, deſſen Wohl zu fördern Mein treues Beſtreben „iſt. Mit wahrer Herzensfreude habe Ich von jenen Kundgebungen bewährter patriotiſcher Geſinnung Kenntniß genommen, und es drängt Mich, den Gemeinden und Körperſchaften, „von welchen ſie ausgegangen, hiemit Meinen innigen Dank „und die Verſicherung Meines Königlichen Wohlwollens auszudrücken.

„München den 30. November 1861.

„Maximilian.“

Unter der glorreichen Regierung des Königs Max II. wurden von 1848 bis 1863 an 8 Landtagen 165 Geſetze, und in 4 Landtagsabſchieden 12 Beſtimmungen mit Geſetzeskraft, zum reichen Segen des ganzen Königreiches erlaſſen: Geſchwornengerichte, Notariat, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, neue Geſetze auf dem ſtrafrechtlichen Gebiete, Beförderung der Landwirthſchaft und Cultur, Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte, Hebung des Handels und Erweiterung der Verkehrswege, u. ſ. w.

Auf Einladung des Kaiſers Franz Joſeph I. von Oeſterreich, begab ſich König Max II. zu dem auf den 16. Auguſt 1863 anberaumten Fürſtencongreſſe zu Frankfurt am Main, in der zuverſichtlichen Hoffnung der Grundlegung zu einem für das gemeinſame Vaterland ſegensreichen Werke durch die neue Bundesreform-Akte. Dieſer Fürſtencongreß blieb ohne Erfolg; das Nichterſcheinen des Königs von Preußen bei demſelben, war ſchon ein ungünſtiges Vorzeichen.

Am 5. October 1863 trat König Max eine Erholungsreiſe nach Italien an. Während eines tobenden Sturmes, beſonders auf der Höhe von Antibes und Nizza, litt der König am 11. October, dem Vortage ſeines Namensfeſtes, ſo heftig an der Seekrankheit, daß das Schlimmſte zu befürchten war. Er verlangte, um jeden Preis ſo ſchnell als möglich an's Land geſetzt zu werden. Um mit dem Kapitain deßhalb Rückſprache zu nehmen, mußte des Königs langjähriger und treuer Diener Joſeph Tamboſi auf einige Augenblicke die Kajüte des Königs verlaſſen und auf das Verdeck ſich begeben, und als er zurückkehrte, fand er den König in einem faſt troſtloſen Zuſtande, die Augen gläſern, die Stirne mit kaltem, in Strömen herabrieſelnden Schweiß bedeckt, eiskalt gleich den Händen und mit kaum fühlbarem Pulſe. Die ſofort angewendeten Mittel, und die Nachricht, daß der Kapitain hoffe, in etwa $^{3}/_{4}$ Stunden an der Küſte bei S. Stefano Anker werfen zu können, wirkten neubelebend.

In einer Barke, auf 2 Matratzen liegend, unter ſtrömendem Regen und nicht ohne Gefahr in Folge der Brandung, landete der König glücklich in S. Stefano, vom franzöſiſchen Conſul daſelbſt mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen. Am folgenden Tage, an ſeinem Namensfeſte, ſetzte der König ſeine Reiſe in einem ſchlechten Miethwagen fort, gleichfalls von höchſt ungünſtigem Wetter begleitet, nicht ohne Lebensgefahr; denn einmal mußte ein in Folge anhaltenden Regens hochangeſchwollener Strom paſſirt werden, und das aus gleichem Grunde überfluthende Flüßchen la Marta bei Corneto hinderte die Weiterreiſe, und zwang den König, in einem ärmlichen Landhauſe ohne die mindeſte Bequemlichkeit zu übernachten. Am 13. October kam Er auf der Eiſenbahn von Civita Vecchia in Rom an, wo Er am 28. November ſeinen Geburtstag in der Villa Mattei in heiterſter Laune feierte.

Seine Geſundheitsumſtände wurden nach und nach immer befriedigender, als plötzlich eine telegraphiſche Depeſche aus Kopenhagen am 15. November Europa nach allen Richtungen mit der Nachricht durchflog:

„Heute Nachmittag 3½ Uhr ſtarb der König von Dänemark auf Schloß Glücksburg an der Geſichtsroſe.“

Der rechtmäßige Nachfolger in Schleswig-Holſtein war nun Herzog Friedrich VIII. von Auguſtenburg, und ganz Deutſchland durchwogte ein Sturm des heißeſten Nationalgefühls, Rettung verlangend für das durch Jahrhunderte begründete, aber immer mit Füßen getretene Recht Schleswig-Holſteins.

Am 1. December 1863 baten den König die beiden Gemeinde-Collegien Münchens in einer telegraphiſchen Adreſſe, in dieſer ſchweren Stunde in Seine getreue Hauptſtadt zurückzukehren. Der König ſagte zu dem mit ihm in Rom anweſenden Freiherrn von Wendland, bayeriſchen Geſandten in Paris:

„Mein Volk ahnt nicht, welches Opfer Ich ihm bringe; „das milde Klima Italiens iſt Mir zur Wiedererlangung Meiner „Geſundheit unerläßlich; Ich fühle es, daß Ich größerer Schonung bedarf.“

Dennoch entſprach der König dem Wunſche Seines Volkes, und am 3. December traf in München folgendes Telegramm ein:

„Ich habe Ihr loyales Telegramm empfangen. Ich kehre „unverweilt in Meine treue Hauptſtadt zurück, obwohl Meine „Geſundheit das Gegentheil wünſchenswerth macht, eingedenk „Meiner Regentenpflichten, die Ich ſtets über Alles ſtellte. *Max.*"

Am 8. December von Rom zu Land abgereiſet, traf der König am 15. December in München ein, mit endloſem Jubel empfangen. Von da an fuhr der König fort, mit allen Kräften für die Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Deutſchlands, und in raſtloſer Thätigkeit zu dieſem Zwecke alle Möglichkeiten zu erſchöpfen, *aber leider auch Seine eigene Lebenskraft!* Denn der Gedanke an die troſtloſen Verhältniſſe Deutſchlands, an die großen Schwierigkeiten in der Sein ganzes Herz erfüllenden Schleswig-Holſtein'ſchen Angelegenheit, und das anſtrengende Erſinnen eines zweckförderlichen Entſchluſſes, hatten ihm den Schlaf Seiner Nächte geraubt; Er wandelte oft ruhelos bis tief in die Nacht hinein in Seinen Gemächern umher, mit der fort und fort an Seinem edlen Herzen nagenden Qual der zu löſenden Frage.

Am Vortage Seines Hinſcheidens, am 9. März 1864, hatte der König Nachmittags 2 Uhr Konferenz mit dem Erzherzoge *Albrecht* von Oeſterreich, dann bis halb 3 Uhr mit Seinem lang und treubewährten Berather, dem k. Kabinettsſekretär Herrn Staatsrathe *von Pfiſtermeiſter*, gearbeitet, betreffend die Erbfolge in Schleswig-Holſtein, die Weiſung an den Bundestagsgeſandten in Frankfurt am Main zur Beſchleunigung dieſer Sache, und nach beendigter Arbeit rief der König ſichtlich erſchöpft aus: „*Gottlob, daß ich dieſe Sache erledigt habe!*"

Am 9. März Abends 6¼ Uhr verkündete der Regiſſeur *Sigl* im Hof- und Nationaltheater, wo die Oper: „*Das Glöcklein des Eremiten*" ſollte gegeben werden, mit ſchmerzlichſt bewegter Stimme dem verſammelten Publikum zu deſſen größtem Schrecken, da es keine Ahnung auch nur von einem

Unwohlſein des Königs hatte, im wörtlichen Einklange mit dem erſten Bülletin:

„Seine Majeſtät der König iſt bedenklich erkrankt; es findet deßhalb heute keine Vorſtellung ſtatt.“

Am 9. März Nachmittags 4 Uhr erſchien das erſte ärztliche Bulletin: „Seine Majeſtät der König leidet an einem ausgedehnten Rothlauf der linken Bruſtwand, in deſſen Folge Allerhöchſtderſelbe Sich in einem bedenklichen Zuſtande befindet. v. Gietl. v. Schleiß. Dr. Wolfſteiner.“ Das zweite Bulletin nach halb 12 Uhr Nachts meldete nur, daß bis jetzt keine weitere Verſchlimmerung eingetreten ſei, das dritte und letzte am 10. März Morgens 6 Uhr, lautete: „Se. Majeſtät hat mit großer Schwäche eine ſchlafloſe Nacht hingebracht. Die Rothlaufgeſchwulſt hat ſich weiter ausgebreitet.“

Um 5 Uhr Morgens, Donnerſtag den 10. März, wurde der König von ſeinem Beichtvater, dem Domdechanten von Reindl, zuerſt von der Gefahr in Kenntniß geſetzt, die Sein Leben bedrohe. Der König ſchien an eine ſolche wirkliche Gefahr noch nicht gedacht zu haben, benahm ſich jedoch mit der Faſſung und Kraft eines chriſtlichen Gemüthes, und mit glaubenstreuer Ergebung in den Willen Gottes, beichtete und empfing die heiligen Sterbſacramente nebſt der letzten Oelung.

Nach einem rührenden, herzlichen Abſchiede von der Königin, welche nicht von der Seite des kranken Gemahles gewichen war, Seinen beiden Söhnen und allen anweſenden Gliedern des königlichen Hauſes, gab Er Seinen Söhnen, die mit der Königin vor dem Bette knieten, Seinen Segen nebſt kurzen Ermahnungen. Mit dem Kronprinzen ganz allein, ſprach der königliche Vater noch längere Zeit, und zwar bei vollkommen klarem Geiſte ſo kräftig und laut, daß die im anſtoßenden Gemache Anweſenden beinahe jedes Wort vernehmen konnten. Bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtſein, todesmuthig gefaßt, flößte der König den Familienangehörigen Muth ein. Um 11 Uhr Vormittags äußerte der König den Wunſch, allein zu ſein;

nur der Geheime Rath und Leibarzt Dr. v. Gietl blieb im Krankenzimmer. Nach den letzten Worten des Königs:

„Unſer Herr Gott wird es ſchon recht machen
„mit mir, ich habe immer das Beſte gewollt,“

entſchwebte Sein Geiſt in die himmliſche Heimath um 11 Uhr 45 Minuten.

So ſchied vom Leben und Throne unſer hochherziger väterlicher König, der beſte der deutſchen Fürſten, welcher im Jahre 1859 die unſterblichen Worte geſprochen hatte:

„Ich will Frieden haben mit meinem Volke.“

Um 11¾ Uhr trat der Herr Erzbiſchof von Scherr aus dem Gemache des Königs in das Vorzimmer, und ſprach zu der dort verſammelten Menge, welche die Nacht hindurch geweint und für den väterlichen König gebetet hatte:

„Ja, Er lebt — im Himmel; der Herr hat Ihn gegeben, der Herr hat Ihn genommen, der Name des Herrn ſei geprieſen! Wir haben einen guten König verloren, beten wir, daß wir auch wieder einen eben ſo guten an Seinem Sohne erhalten.“

Wie vernichtet warfen ſich alle Anweſenden auf die Knie, und beteten für den Dahingeſchiedenen.

Die Königin und die beiden Prinzen ſtürzten laut ſchluchzend am Sterbelager nieder, und alle übrigen Anweſenden folgten tief erſchüttert dieſem Beiſpiele, darunter Perſonen aus allen Ständen, die jammernd und laut weinend niederknieten. Der Kronprinz wurde ohnmächtig, und als Er ſich ein wenig erholte, weggebracht. Die Königin gewann zuerſt die äußere Faſſung wieder, ſchien aber innerlich ganz gebrochen.

Die Ausſtellung der königlichen Leiche in der alten Hofkapelle der Reſidenz, in der Tracht des Großmeiſters des Ordens vom heiligen Hubertus, beſtehend aus einem ſpaniſchen ſchwarzen Kleide, umgeben von den Inſignien der königlichen Würde, auf dem von Kerzen und Blumen umrahmten und von einem großen Trauerkatafalke überragten Paradebette, geſchah am 11. März, und die höchſt impoſante und alle Herzen erſchütternde Leichenfeier, zu welcher achtzehntauſend Mann Truppen ausgerückt waren, unter den Trauerklängen der Glocken ſämmtlicher Kirchen, dem dumpfen Laute der Trommeln, den Trauermärſchen der Muſikcorps, und unter dem Donner der Geſchütze, am Montage den 14 März Mittags 1 Uhr.

Der Anblick des mit ſchmerzerfüllten Zügen im Antlitze, aber in feſter Haltung dem Leichenwagen folgenden jugendlichen Königs Ludwig II., Seinen königlichen Bruder Otto zur Seite, erregte das allgemeine Mitgefühl der in muſterhafter Ordnung anweſenden, unabſehbaren Zuſchauer. Im Trauergeleite folgten der König Otto von Griechenland, die übrigen Prinzen des königlichen Hauſes, der Großherzog von Baden, der Erzherzog Ludwig von Oeſterreich, die Prinzen Adalbert von Oeſterreich, Friedrich von Württemberg, die beiden Prinzen von Heſſen, und viele andere Perſonen von hohem Range und Abgeſandte auswärtiger Fürſten, dann außer ſämmtlichen Miniſterien, Centralſtellen, Collegien und Behörden Münchens, auch Landtagsabgeordnete und Abgeordnete von mehreren größeren bayeriſchen Städten.

Die ſterbliche Hülle des Königs Max II. ruht in einer neuerbauten Seitenkapelle der Theatinerkirche in München, in einem Sarge aus Marmor, den Er Sich ſchon vor mehreren Jahren hatte anfertigen laſſen, um dereinſt darin zu ruhen.

Alle Blätter Bayerns, Deutſchlands und auswärtiger Staaten, ohne Unterſchied ihrer politiſchen Geſinnungen, ſprachen ſich über König Max II. rühmlichſt aus.

Der geiſtreiche Profeſſor Fallmerayer (†) urtheilte über König Max II., da Er noch Kronprinz war:

„Er iſt ein Edelmann im wahren Sinne des
„Wortes; ein ſeltener Seelenadel durchdringt all'
„ſein Thun und Handeln, und er beſitzt Eigenſchaf-
„ten, die ihn ganz zum Regenten befähigen: hohe
„Gewiſſenhaftigkeit, unwandelbaren Rechtsſinn, ein
„unvergleichliches Wohlwollen für alle Menſchen
„und vollkommene Sittenreinheit."

Der belgiſche Archivrath M. **Gachard** ſagt in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche: „Ein Beſuch in k. Archiven und Bibliotheken zu München“:

„**Alles zuſammengenommen kann man ſagen,** „**daß es in Europa keinen Regenten gibt, der mehr** „**thäte für die Entwicklung und die Erleuchtung der** „**Menſchheit, als der König Max II.**“

König **Max** II. entging am 13. April 1859 glücklich einer höchſt drohenden Lebensgefahr. Als der König an dieſem Tage mittelſt eines Extrazuges auf der Eiſenbahn nach Augsburg reiſete, ſollte auf Sein Geheiß ſo ſchnell als möglich gefahren, und deßhalb zwei Locomotiven gebraucht werden, obwohl der den König begleitende Ingenieur ſein Bedenken darüber ausſprach, indem bei dem verhältnißmäßig zu leichten Gewichte des Zuges eine ſolche Schnelligkeit der Fahrt ohne Gefahr **nicht** eingehalten werden könne. Der König legte jedoch hierauf keinen Werth, und ſo geſchah es, daß der Zug zwiſchen Lochhauſen und Olching entgleiſete. Der Zug wurde zum Glücke wieder geordnet, und der König gründete aus Dankbarkeit gegen die Vorſehung für die Rettung aus der augenſcheinlichen Lebensgefahr das **Maximiliansſtift** für die Waiſen unbemittelter Beamten, und zwar auf eigene Koſten.

König **Max** II. ſcheint eine **Todesahnung** gehabt zu haben; denn als der hieſige gelehrte Benediktinerabt **Haneberg** kurze Zeit vor dem Antritte ſeiner Reiſe nach Paläſtina in einer Audienz von dem Könige Abſchied nahm, äußerte Dieſer im Gange des Geſpräches in überraſchender Weiſe den Wunſch, aus der Feder des Abtes „**Worte zum Troſte eines Sterbenden**“ zu erhalten. In der Stille eines öſterreichiſchen Kloſters, während ſeiner Reiſe, fand der Abt die fromme Stimmung, den Wunſch des Königs in würdiger Weiſe zu erfüllen, und am Sonntage den 6. März 1864 gelangten die „Worte des Troſtes für einen Sterbenden“ in die Hände des Königs, Der noch am nämlichen Tage ſie zu leſen begann, und der Königin, unter Mittheilung des Inhaltes, verſicherte, Troſt und Erbauung daraus geſchöpft zu haben. Auch in den nächſten Tagen las der König wiederholt die troſtreiche Schrift, und ſchon nach wenigen Tagen, am 10. März, war die traurige Ahnung zur ſchmerzlichſten Thatſache geworden. Vielleicht hat der Inhalt dieſer Schrift die chriſtliche Faſſung des Königs in den letzten Lebensſtunden und bis zum letzten Athemzuge noch zu erhöhen vermocht.

Noch einige hier mitgetheilte Charakterzüge und Anekdoten werden gewiß die herzlichſte Theilnahme erregen.

Ein Fremder ging in den Arkaden des Hofgartens, um ſich in den Kunſtverein zu begeben, erfuhr aber von einem eben das Local verlaſſenden Einheimiſchen, daß man durch ein Mitglied eingeführt ſein müſſe. Schon wollte er traurig ſeines Weges gehen, als er einem anderen hinzutretenden Herrn ſein Bedauern klagte, dieſen Theil der Merkwürdigkeiten Münchens nicht beſichtigen zu können, weil man durch ein Mitglied eingeführt ſein müſſe. „Ich bin Mitglied," äußerte der Herr, „und führe Sie ein." Mit dieſen Worten begleitete er den Fremden die hohe Treppe hinauf, ſtellte ihn dem Vereinsdiener als eingeführten Gaſt vor, und entfernte ſich ſogleich, ohne den Dank des Fremden abzuwarten, der zu ſeinem freudigen Schrecken erfuhr, daß dieſer ſo überaus freundliche Herr kein Anderer war, als unſer herrlicher König Max.

Der König Max genehmigte einſt am Vorabende eines Weihnachtsfeſtes die Begnadigung eines Militärſträflings. Die Beförderung dieſes Gnadenactes auf dem regelmäßigen Dienſtwege hätte ſich bis nach den Feiertagen verzögert; um nun jenen dem Gefangenen zum Tage der ſchönſten Feier zu machen, geſchah auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Expedirung noch am ſpäten Abende, und ſo die Entlaſſung des Begnadigten wenige Stunden ſpäter.

Einſt in Wien anweſend, verweilte König Max täglich viele Stunden in der Bildergallerie am Belvedere. Einfach bürgerlich gekleidet, erkannte Niemand in dem äußerlich ſo anſpruchloſen Manne den König eines Reiches. Der Eifer und Ernſt, womit er die Kunſtgegenſtände betrachtete, ließ vermuthen, daß er, ſelbſt ein Künſtler, die Vorbilder großer Meiſter ſtudire.

Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck täglich in die Kunſtanſtalt führte, und der den König täglich da erblickte, näherte ſich demſelben mit jener Vertraulichkeit, welche die Gemeinſamkeit der Beſtrebungen einflößt, und ließ ſich mit demſelben in ein Geſpräch über Kunſt und Kunſtgegenſtände ein. Die Anſchauungen des Königs machten einen großen Eindruck auf den jungen Mann, der entzückt ausrief, dem Könige von Bayern die Hand reichend:

„Wir müſſen Freunde werden!"

Der König reichte dem Kunſtnovizen die Hand, und erklärte, ſich glücklich zu ſchätzen, ein Freund eines ſo ſtrebſamen jungen Mannes zu ſein; „aber," fügte er bei, „Sie müſſen noch Vieles lernen!"

„Pah!" erwiederte der Künſtler, „laß das Sie bei Seite, nenn mich einfach Du! Ich heiße Huber, und Du, wie iſt Dein Name?"

„Ich heiße Wittelsbach," verſetzte der König. „Wittelsbach? Dieſen Namen kenn' ich nicht, und doch glaub' ich, eine Kunſtcelebrität vor mir zu haben. In Deinem Alter, mein beſter Wittelsbach, muß man es ſchon zu etwas gebracht haben, oder man bringt es nie zu etwas."

„Das geb' ich zu," antwortete der König, „aber die Verhältniſſe —"

„Ja, die Verhältniſſe," unterbrach ihn der Maler. „Du meinſt das Geld; mit dem leidigen Gelde hat's auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müßte ein Rafael werden."

„An Geld fehlt es mir eigentlich nicht," ſagte der König; „aber andere Dinge übten einen mächtigen Einfluß, die mich von der Kunſt, der ich mit Leib und Seele angehöre, abzogen, z. B. die Politik."

„Pah! Wer wird denn Politik treiben!" verſetzte Huber. „Weißt Du, Bruder, ich möchte bei Dir etwas pumpen."

„Mit Vergnügen. Wie viel ſoll ich Dir leihen?"

„Meinetwegen fünf Gulden."

„Aber, Freundchen, ich habe kein Geld bei mir."

„Da geht es Dir gerade ſo, wie mir."

„Wenn Du bis morgen warten willſt, will ich Deinem Verlangen nachkommen; ich will Dir, wenn Du es wünſcheſt, mit mehr dienen."

„Ich möchte heute noch das Geld brauchen, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's ſchwach; mein Magen knurrt, wie ein ungeſchmiertes Rad, und Farben kann ich nicht eſſen."

„Wo wohnſt Du?"

Der junge Mann nannte ſeine Adreſſe.

Mit dem Glockenſchlage 12 Uhr erſchien ein Bedienter in Livree bei Huber.

„Herr Wittelsbach," meldete er, „läßt ſich entſchuldigen, er kann nicht ſelbſt kommen, doch läßt er Sie grüßen, und überſchickt Ihnen dieß."

Der Diener legte ein Packet Noten — 300 fl. — auf den Tiſch des erſtaunten Künſtlers, und entfernte ſich.

Am folgenden Tage ſuchte Huber ſeinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erſchien nicht. Ein Saaldiener, an den ſich Huber um Auskunft wendete, löſte das Räthſel. Als Huber den Namen ſeines Wohlthäters erfuhr, war er ſehr überraſcht, und entſchloß ſich, an den König von Bayern ſeinen Dank abzuſtatten, doch hütete er ſich, ihn

Du zu nennen. Die Antwort auf dieſes Schreiben folgte bald, und enthielt die Zuſicherung einer Jahrespenſion von 300 fl.

Zu Palermo, der Hauptſtadt Siciliens, war am 31. März 1853 die ganze Stadt in großer ſchmerzlicher Aufregung. Unter mehrern Andern, welche beſchuldigt waren, an der großen „Verſchwörung“ Theil genommen zu haben, und die deßhalb zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt wurden, befand ſich auch Johann Baptiſt Caſtiglia, ein junger Mann von 23 Jahren. Wie man allgemein ſagte, hatte er in den Revolutionszeiten Kriegswaffen als Handelsſachen kommen, und dann, um ſie nicht ganz zu verlieren, in einem ihm gehörigen Waarenhauſe vermauern laſſen. Er war wegen Verheimlichung von Waffen der Todesſtrafe verfallen. Verzweiflung herrſchte in der zahlreichen, allgemein geachteten Familie; der ſiebzigjährige Vater des Verurtheilten, ſeine Brüder, ihre Frauen, die Kinder im Arm oder an der Hand, die arme Frau des Verurtheilten mit zwei Kinderchen, liefen von Haus zu Haus zu Freunden und Bekannten, Schutz und Fürſprache zu ſuchen bei den Behörden. Umſonſt!

Da fiel es einem Freunde der Familie ein, auch hier lebe ein Fürſt, unter den deutſchen der Erſten Einer, von einem Stamme, an deſſen Glieder nie ein Bedrängter, hoch oder niedrig, in ſeiner Noth umſonſt ſich gewendet. Dieſer Fürſt war König Maximilian, eben damals auf einer Reiſe nach Italien daſelbſt anweſend. Die junge Frau mit ihren Kindern fand Ihn, wie er eben auf der Terraſſe hinter dem Palaſte Butera die erfriſchende Seeluft einathmete. Sie warf ſich Ihm zu Füßen, und Er nahm ſie gütig auf, und gab, ſo viel Er vermochte, einen Schimmer von Hoffnung und Troſt den Armen. Er zog nähere Erkundigung ein, um für den Fall, daß der Unglückliche es verdiente, Fürſprache einlegen zu können, um wenigſtens Aufſchub in Vollſtreckung des Urtheils zu erhalten, bis von Neapel die höchſte Entſcheidung einträfe.

Der hochherzige König Maximilian verwendete Sich für den Unglücklichen, und ſchnell traf aus Neapel die volle Begnadigung nicht nur für dieſen, ſondern auch noch für zwei Gefährten deſſelben in Palermo. König Maximilian wollte nicht genannt ſein; aber aus den zahlloſen Freudenthränen der Geretteten und ihrer Familien, ſtrahlte Sein erhabenes Bild als Rettungsengel, von den bebenden Lippen begeiſternder Dankbarkeit klang Sein von Millionen hochgeprieſener Name durch ganz Italien, durch die ganze Welt, und hinauf zum Throne des allmächtigen und allgütigen Vergelters aller Werke chriſtlicher Barmherzigkeit.

Dieſe unſterbliche Segensthat unſeres vielgeliebten Königs Maximilian, hat der Verfaſſer dieſes Werkes durch nachſtehendes Feſtgedicht zu verherrlichen geſucht, welches bereits am 22. Juni 1853 der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Der Schutzgeiſt.

Feſtgedicht

zur

Feier der glücklichen Heimkehr aus Italien

— 20. Juni 1853 —

Seiner Majeſtät des Königs von Bayern,

Maximilian II.

Durch die Straßen von Palermo wankt ein Greis, die Hände ringend,
Seine Söhne, ihre Frauen, und die Kinderchen umſchlingend,
Jenen Steingebilden ähnlich, die an alten Sarkophagen
In dem todtenbleichen Antlitz tiefen Jammers Züge tragen.
An den Häuſern ihrer Freunde pochen laut ſie an die Pforten,
Schildern weinend dann ihr Elend mit von Angſt beſchwingten Worten,
Flehen, daß ſie ſich erbarmend für des Greiſes Sohn verwenden,
Der dem Tode ſei verfallen, als Verſchwörer müſſe enden,

Weil er Waffen hat verſchwiegen, die noch keine Käufer fanden,
Und in ſeinem Waarenhauſe deßhalb eingemauert ſtanden,
Um nicht ganz ſie zu verlieren, und den Schaden zu vermeiden,
Den er, dem Befehl' genügend, würde unfehlbar erleiden.
Doch vergebens war ihr Flehen; Alle ſcheuten ſich, zu dienen,
Weil ſie ſelbſt ſonſt als Genoſſen ſeiner Frevelthat erſchienen,
Bis auf Einen, welcher plötzlich den Bedrängten, die ihn baten,
Wie von Gott dem Herrn erleuchtet, freundlich tröſtend hat gerathen:
„Laßt, Caſtiglia, des Sohnes braves Weib mit raſchen Schritten
„Muthig eilen zum Palaſt Butera, und den Fürſten bitten,
„Der dort auf der Schloßterraſſe, von Orangenduft umfächelt,
„Und gelabt durch Meereskühle, in Gott ſelig huldvoll lächelt.
„Die Barmherzigen ſind ſelig, ihnen ſteht der Himmel offen:
„Wer auf Gott und Ihn vertrauet, darf auf Hülfe ſicher hoffen."
Sehet dort das Weib zwei Kinder zu den glatten Marmortreppen
Des Palaſtes, voll Verzweiflung, mit gebroch'nem Herzen ſchleppen!
Ueberraſcht die Diener weichen, und ſie ſtürzet in den Garten,
Aus des edlen Fürſten Munde die Entſcheidung zu erwarten.
Stöhnend liegt zu Seinen Füßen, mit den Kinderchen die Arme,
Thränenlos die Ausgeweinte, flehend: „daß Er Sich erbarme,
„Und den König von Neapel durch Sein mächtig Fürwort lenke,
„Daß den Kindern er den Vater, und ihr ſelbſt den Gatten ſchenke."
Und der Fürſt verhieß der Armen: „Beiſtand ihr nicht zu verſagen,
„Wenn er möglich, mit dem Troſte, noch nicht völlig zu verzagen."
Als das Weib getröſtet aufblickt, ſieht es zwar den Fürſten nimmer,
Doch des edlen Fürſten Schutzgeiſt, der, umwogt von Himmelsſchimmer,
Mit dem Strahlengriffel einſchreibt in das Buch des ew'gen Lebens,
Dieſes Zeugniß des Erbarmens Seines chriſtlich-frommen Strebens.
Nach Neapel dampfet eilig ein Regierungsboot mit Briefen,
Während die Verwandten qualvoll unter Todesträumen ſchliefen,
Und ſich täglich, fragend, ſchauend, an der Meeresküſte trafen,
Bis nach kurzer Friſt der Dampfer wieder heimkehrt in den Hafen.
Rauſchender, als Meeresbrandung, hört man in Palermo's Gaſſen,
Bei der Kunde: „Jede Strafe ſei **Caſtiglia** erlaſſen,
„Und noch Zweien der Gefährten," Herzensjubeldonner toſen,
An der Spitze die Befreiten von den blut'gen Todesloſen.
Dieſen Sturm der Rettungswonne und den Dank, in Meiſterbildern,
Zur Verherrlichung des Fürſten, würdig Seiner That zu ſchildern, . . .
Dieß vermag nicht meine Feder; wollt' ich auch davon nur ſprechen,
Würde mir die Macht der Rührung ſchier das Herz im Leibe brechen!

Ein Denkmal der Volksliebe.

Das geſammte bayeriſche Volk wollte ſeine unerſchütterliche Liebe zu dem unvergeßlichen Könige **Maximilian** II., dem Vater des Vaterlandes, würdig bethätigen durch die Errichtung eines Standbildes des Allgeliebten, und den Koſtenbetrag von 190,000 fl. aus eigenen Mitteln aufbringen, was auch durch reichliche Spenden aus allen Schichten der Bevölkerung Bayerns geſchehen iſt.

In Folge des Zuſammenwirkens freigebiger, fleißiger und kunſtvoller Hände, ſehen wir ſohin im Jahre 1867 auf dem Rundplatze vor der Iſarbrücke am Ende der Maximilianſtraße ein herrliches, von Meiſter Zumbuſch angefertigtes Denkmal ſich erheben, welches uns die erhabene Geſtalt des bundes- und verfaſſungstreuen, gerechten, menſchenfreundlichen, herzinnig geliebten, in ganz Europa hochgefeierten, natur- und kunſtliebenden Königes vergegenwärtigt.

Auf einem Piedeſtale, das von vier lebensgroßen allegoriſchen Figuren: Friede, Gerechtigkeit, Wiſſenſchaft und Stärke, umgeben iſt, ſteht König **Maximilian** im Krönungsmantel; die rechte Hand drückt die beſchworene Verfaſſungsurkunde an die treue Bruſt, die Linke faßt, als ein Symbol des Friedens, den Griff des in der Scheide ruhenden Schwertes. Der Ausdruck der Züge im königlichen Antlitze des Standbildes iſt getreu dem Leben entnommen: Humanität, Leutſeligkeit, würdiger Ernſt, und ein unendliches Wohlwollen vereinigen ſich verklärend in dieſen Zügen, die jeder Vorübergehende mit wahrer und inniger Rührung begrüßen wird.

Das Monument iſt 43 Fuß hoch, und trägt die Inſchriften: **„Gott und mein Volk!“** — **„Freiheit und Geſetzmäßigkeit!“** — **Errichtet von ſeinem dankbaren Volke.** —

Heil und Segen dem bayeriſchen Volke, das auf eine ſo ſchöne Weiſe, mit ſo rührender Pietät, das Andenken des Beſten aller deutſchen Fürſten verherrlicht!

Aber auch ohne dieſes Standbild würde der hochherzige

Vater ſeines Volkes nicht aus unſerem Gedächtniſſe entſchwunden ſein; denn König **Max** II. lebt unſterblich fort im tiefſten Innern unſerer Herzen, und an den Stätten, die ſein Fuß betrat, walten Friede, nichts als Friede, und ein ewig grünendes Gedenken!

Ludwig II., König von Bayern.

Geboren im k. Luſtſchloſſe Nymphenburg am 25. Auguſt 1845, dem Geburts- und Namensfeſte Seines Großvaters, des Königs Ludwig I.

Nach dem unerwarteten, von ganz Bayern beweinten Hinſcheiden des Königs Maximilian II., wurde Deſſen Erſtgeborener Sohn als Ludwig II., in dem Blüthenalter von 18 Jahren, 6 Monaten und 14 Tagen, König von Bayern. Zu Seinen erſten Anordnungen gehörte die zartſinnige Verfügung: „daß Seine vielgeliebte Mutter Marie nicht Königin-Wittwe, ſondern Königin-Mutter genannt werden ſolle.“

Am 11. März 1864 erſchien das Regierungsantrittspatent.

Das Geſammt-Staatsminiſterium brachte das nachſtehende Allerhöchſte Handſchreiben vom 30. März 1864 zur allgemeinen Kenntniß:

„In Demuth Mich beugend unter Gottes Hand bei dem herben Verluſte, welcher durch den Tod Meines guten theueren Vaters Mir und dem ganzen lieben Bayerlande bereitet wurde, finde Ich den ſchönſten irdiſchen Troſt in den zahlloſen Beweiſen rührender Theilnahme, womit die Bewohner Münchens und mit ihnen wetteifernd die Bevölkerung des ganzen Landes vom erſten Augenblicke der Erkrankung des Höchſtſeligen Königs ihre treue Anhänglichkeit an den Verewigten bekundet haben.

„Ich erblicke darin einen neuen Beleg der alten bayeriſchen Treue zu dem angeſtammten Regentenhauſe, wovon unſere Geſchichte auf jedem ihrer Blätter uns erzählt.

„Ich erkenne darin zugleich die ſprechendſte Mahnung, dem

Höchſtſeligen nachzuſtreben in allen jenen Regententugenden, deren verfaſſungstreue Uebung Ihm die ungeheuchelte und ungetheilte Liebe des Landes gewonnen und bei Seinem Tode ein ganzes treues Volk in gleicher Anhänglichkeit und Trauer um Seinen Sarg vereinigt hat. Vor Allem aber drängt es Mich, Allen in Stadt und Land, die ſo liebevoll Mir tragen halfen, was Gottes Hand beſchieden, Meinen Dank aus vollem Herzen auszuſprechen.

„Ich beauftrage Mein Geſammt-Staatsminiſterium, dieſen Meinen Empfindungen den entſprechenden öffentlichen Ausdruck zu geben.

„München, 30. März 1864.

„Ludwig.“

„An das
Königliche Geſammt-Staatsminiſterium
in München.“

Ein erhabenes Beiſpiel rührender kindlicher Pietät und hochherziger Entſchlüſſe!

Dieſem ſchließt ſich würdig an die Königliche Allerhöchſte Erklärung vom 30. Juli 1864, alſo lautend:

„Bei Gelegenheit der Ueberführung des Herzens Seiner Majeſtät des Königs Maximilian II., Unſers Höchſtſeligen Vaters, nach Altötting, haben die Bewohner der Gebietstheile, durch welche Unſere Hof-Commiſſion ihren Weg nahm, wiederholt die liebevollſte Theilnahme an dem großen Verluſte zu erkennen gegeben, welchen mit Uns das Vaterland erlitten hat.

„Wir erblicken hierin einen neuen rührenden Beweis, wie tief die Liebe zu dem Verewigten in den Herzen Unſerer biedern Bayern wurzelte, und finden Uns gedrungen, für die Uns ſo wohlthuenden Gefühle dankbaren Andenkens an Unſeren unvergeßlichen Vater Unſeren wärmſten Dank auszuſprechen.“

König Ludwig II. hat während Seiner erſt zweijährigen Regierung bereits höchſt dankeswürdige Segnungen geſpendet:

I. Durch Allerhöchſte Verordnung aus Kiſſingen vom 23. Juni 1864 den unmittelbaren Staatsdienern:

„daß bei Anſtellung und Beförderung derſelben künftig von einer Ausſcheidung des Standes- und Dienſtesgehaltes in den betreffenden Entſchließungen und Dekreten Umgang genommen werden ſoll, ſo daß der Standes- und Dienſtesgehalt lediglich nach den Beſtimmungen der §§. 7 und 8 der IX. Beilage zur Verfaſſungsurkunde zu bemeſſen iſt.“ Dieſe und noch andere Vortheile in den §§. 2 und 5, finden auch auf die dermalen angeſtellten unmittelbaren Staatsdiener volle Anwendung.

II. Geſetz zum Schutze der Urheberrechte an literariſchen Erzeugniſſen und Werken der Kunſt, gegeben Schloß Berg am 28. Juni 1865;

III. Geſetz über die Abkürzung der Finanzperioden (von 6 auf 2 Jahre), gegeben Schloß Berg am 10. Juli 1865;

IV. Geſetz: Amneſtie-Ertheilung wegen Betheiligung an den im Jahre 1849 verübten politiſchen Verbrechen und Vergehen, gegeben Schloß Berg am 10 Juli 1865.

Dieſe beiden, von ganz Bayern längſt erſehnten Geſetze (III. und IV.) ſind aus der eigenen Eingebung des großmüthigen Herzens Seiner Majeſtät des Königs Ludwig II. hervorgegangen, als hellleuchtende Edelſteine in Seiner Königskrone.

In der Mitte des Jahres 1866 wurde der edle, friedliebende König Ludwig II. durch den deutſchen Bruderkrieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich und deſſen bundestreuen Verbündeten, von einem ſchweren Verhängniſſe heimgeſucht. Das Schlachtenglück entſchied für Preußen. Es gelang dem k. bayer. Herrn Staatsminiſter des k. Hauſes und des Aeußern, Freiherrn von der Pfordten, in Berlin, den großen Forderungen Preußens gegenüber, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, durch Geiſt, Energie und Beredſamkeit, am 22. Auguſt einen für Bayern möglichſt günſtigen Friedensvertrag zu erringen.

Die Königin-Mutter Maria, dieſe hochgefeierte Wohlthäterin der Armen und Zuflucht aller Bedrängten, iſt im blutigen Bruderkriege von 1866 der Schutzengel der tapferen, verwundeten bayeriſchen Krieger geweſen. Sie ſtand an der Spitze vornehmer Damen und bürgerlicher Frauen, des in einem eigenen Saale der königlichen Reſidenz verſammelten edlen Frauenvereins, welche mit eigenhändigem, unermüdlichen Fleiße Charpie, Binden, Bandagen, Socken, Hemden, Bett- und Kleidungsſtücke u ſ. w., für die Verwundeten bereiteten, und in einer großen Niederlage zur Verſendung aufhäuften. Viele Frauenvereine der übrigen bayeriſchen Städte folgten mit wetteifernder Thätigkeit dieſem erhabenen Vorbilde. Die Königin-Mutter war beſtändig in einem der beiden Locale zur ſorgſamen Ueberwachung anweſend. Lebensmittel und Erquickungen aller Art und in reichlichſter Fülle wurden in großen und zahlreichen Transporten an die kämpfenden und verwundeten Soldaten abgeſendet, und hierin hat insbeſondere die Haupt- und Reſidenzſtadt München den alten, wohlverdienten Ruf ihres unerſchöpflichen Wohlthätigkeitsſinnes wieder glänzend bewährt, durch den ſie ſehr viele Stadt- und Landgemeinden zu den ergiebigſten Spenden mitbegeiſterte.

Dieß Alles konnte durch Fleiß und Geld zu Stande kommen, genügte aber nicht dem engelgleichen Gemüthe der Königin-Mutter Maria, die in religiöſer Auffaſſung einer werkthätigen chriſtlichen Barmherzigkeit, als Landesmutter mit den Verwundeten **perſönlich** verkehren wollte, ein erhabener Entſchluß, zu deſſen Ausführung wohl manche Männer, welche nicht durch amtlichen Beruf dazu verpflichtet ſind, die höhere Weihe der nöthigen Selbſtverläugnung nicht beſitzen.

Anderswo ſpricht man wohl von den prächtigen Juwelen einer Königin. Die am ſchwerſten Verwundeten nannte man „die Verwundeten der Königin“, welche in die vom Schutzengel Maria auf eigene Koſten, und ebenſo mit allen

Erforderniſſen ausgeſtatteten Spitäler gebracht wurden, und gleichſam die himmliſchen Kleinodien der königlichen Samaritanerin waren. Nach voraus angezeigter, bevorſtehender Ankunft von verwundeten Soldaten, ob vor oder nach Mitternacht, erſchien die Königin-Mutter immer rechtzeitig auf dem Bahnhofe zur Ueberwachung des ſchonendſten Ueberſiedelns der jammernden Verwundeten aus den Eiſenbahnwaggons in die für ſie zur Ablieferung in die bezeichneten Spitäler aufgeſtellten Wagen.

Troſt und Hülfe ſpendend beſuchte die Königin-Mutter alle Spitäler, eines nach dem andern; die Verwundeten im Schulhauſe in der St. Anna-Vorſtadt täglich zwei Mal, ging von Bett zu Bett, ſprach huldvoll mit jedem einzelnen Verwundeten, ſchickte Speiſen und ſtärkende Weine nach Angabe der Spitalärzte, auch Blumenbouquets; Sie ließ Ihre Verwundeten ſogar photographiren, und eines Tages durch ein Telegramm die Mutter eines dem Tode Nahen vom Lande herein berufen, damit ſie ihren Sohn noch ſehen könne, Alles auf Ihre Koſten! Auch Ihre Verwundeten, im k. Luſtſchloſſe Fürſtenried, $1^{1}/_{2}$ Stunden von München, erfreute Sie mit Ihren Beſuchen, und trank eines Tages Bier in Mitte der Reconvaleſcenten, indem ſie auch vom obern Stockwerke Einige dazu herunterkommen ließ.

Die Aufzählung aller einzelnen Züge Ihrer rührenden Barmherzigkeit würde ein großes Buch füllen! Aber dieß Alles genügte Ihrer erhabenen Seele noch nicht. Sie gedachte auch der verwundeten Soldaten in den übrigen Spitälern Bayerns, die Sie perſönlich auf einer Rundreiſe Alle beſuchte, wie ein guter Engel durch alle Räume mit Troſt und Hülfe wandelnd, ſo wie mit reichen Spenden durch die in Folge des Krieges überaus hart bedrängten Gegenden.

Aber auch ein unermeßlicher, vieltauſendſtimmiger Jubel, begrüßte die angebetete Königin-Mutter, die Generaloberin der barmherzigen Schweſtern, am Feſtabende Ihrer Heimkehr von den Todeslagern des Jammers und den Gegenden des

Elendes, — 24. September 1866 —, empfangen von den transparenten Worten: „Willkommen Maria!" vom Eiſenbahnhofe zwiſchen illuminirten Häuſern bis zu dem feſtlich decorirten Einfahrtthore der königlichen Reſidenz.

Mögen dieſe wenigen Zeilen auch einſt kommenden Geſchlechtern ein bered'tes Zeugniß ablegen von dem, was eine Königin gethan, und den Namen Maria von Bayern mit Roſenlettern zukünftigen Geſchichtsbüchern überliefern, welche geleſen werden, wenn wir alle nicht mehr am Leben ſind, und auch dieſes Buch längſt dem Staube verfallen!

König Ludwig II. hat bei zahlreichen Beſuchen verwundeter Krieger oft Thränen des innigſten Mitleids vergoſſen.

Möge fortan der Friede, wenigſtens im Innern Deutſchlands, ungeſtört bleiben!

Der jugendliche König Ludwig iſt von hoher und ſchlanker Geſtalt, dunklen Haaren, geiſtvollen Augen, leutſelig-huldvoller Miene, von raſchem Gange, ein eben ſo eleganter als kühner und ausdauernder Reiter, ein großer Freund des Landlebens in der freien ſchönen Natur, im k. Luſtſchloſſe Berg am Starnbergerſee, dort oft noch in ſpäten Nachtſtunden mit ernſten Studien beſchäftigt, und auf der reizenden Roſeninſel in dieſem anmuthigen See, oder zu Hohenſchwangau; mit beſonderer Vorliebe ein Gönner der claſſiſchen Muſik, und ein ſeltener königlicher Gönner der Freiheit, bewieſen durch die Allerhöchſt anbefohlene Aufführung von „Wilhelm Tell" und „Don Carlos" von Schiller, und zwar „ohne irgend eine Abkürzung, ſondern genau ſo, wie der Dichter ſie geſchrieben," und bei jeder Darſtellung dieſer zwei claſſiſchen dramatiſchen Dichtungen, iſt König Ludwig II. vom Anfange bis zum Ende Nachts 11 Uhr mit unverkennbarem Intereſſe anweſend geblieben.

Bald nach der Aufführung des „Wilhelm Tell," machte der König einen raſchen Ausflug zu Pferd in die Schweiz, den Vierwaldſtädterſee und die Tells-Kapelle beſuchend.

Die „Schwyzer Zeitung" Nr. 252 vom 6. November 1865 enthält einen „Gegengruß des Königs von Bayern an die Urſchweiz," den ſie mit folgenden Worten begleitet:

„In unſerm Blatte vom 23. October hatten wir des freundlichen und wohlthuenden Eindruckes erwähnt, den der Beſuch des königlichen Touriſten von der Iſar in der Urſchweiz und deſſen lebhaftes Intereſſe für ihre Geſchichte und Zuſtände überall daſelbſt zurückgelaſſen hatte. Wir waren überzeugt — und ſind durch die ſeitherigen Wahrnehmungen in dieſer Ueberzeugung beſtärkt worden — aus dem Herzen der ganzen Urſchweiz zu ſprechen, wenn wir dem Berichte beifügten: „Das Land des Wilhelm Tell ſendet dem jungen königlichen Freunde einen warmen Gruß."

„Wie wir Samſtags berichteten, ging der Artikel in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 2. November über. Geſtern überraſchte uns folgende königliche Erwiederung:

„An die Redaction der Schwyzerzeitung in Schwyz."

„„Herr Redacteur!

Mit inniger Freude las Ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tell's und erwiedere denſelben aus ganzem Herzen. Ich grüße ebenfalls Meine lieben Freunde aus den Urcantonen, für welche Ich ſchon als Kind eine beſondere Vorliebe hatte. Die Erinnerung an Meinen Beſuch der herrlichen Inner-Schweiz und das biedere, freie Volk, welches Gott ſegnen wolle, wird mir immer theuer ſein. Mit wohlwollenden Geſinnungen bin Ich

Hohenſchwangau, den 2. November 1865.

Ihr wohlgewogener
Ludwig.""

„Der Brief iſt von der Hand des Königs geſchrieben und mit dem königlichen Siegel verſehen. Wir glauben wieder, nicht nur aus dem Herzen der Urſchweiz, ſondern aller Schweizer zu ſprechen, wenn wir dieſe herzliche Kundgebung des edlen jungen Monarchen des befreundeten Nachbarlandes verdanken und dieſelbe mit der Bezeugung aufrichtigſter Sympathie und herzlichſter Glückwünſche erwiedern. Die Urcantone insbeſondere werden ſich dieſes königlichen Beſuches mit Freude und Genugthuung erinnern. Sind ſie auch ſtolz darauf, „„frei zu ſein, wie ihre Väter waren,““ ſo ſind ſie dadurch gleichwohl nicht abgehalten, königlicher Geſinnung und Würde die verdiente Huldigung darzubringen. Wir glauben ferners einem Wunſche unſerer Kollegen von der Preſſe zu begegnen, wenn wir mit beſonderer Anerkennung den Beweis der Achtung notiren und bewahren, womit durch das Handſchreiben an die „Schwyzerzeitung“ Se. K. Majeſtät die Preſſe geehrt hat.“

Eine ſchon längſt beſchloſſene Rundreiſe durch ganz Bayern, begann König Ludwig II., dem Drange Seines landesväterlichen, liebevollen Herzens folgend, noch in ſpäter Jahreszeit, am 10. November 1866, zunächſt nach den fränkiſchen Provinzen, die vorzugsweiſe von den Drangſalen des letzten Krieges ſchwer heimgeſucht wurden, die Fortſetzung dem kommenden Frühjahre vorbehaltend. Bayreuth war die erſte Stadt, welche mit dem Beſuche des Königs beglückt wurde, und Sein jubelvoller Empfang in der feenhaft beleuchteten Stadt ein unbeſchreiblicher, und ſo geſchah es überall, wohin der König, den man nur ſehen darf, um ihn zu lieben, auf Seinem Triumphzuge der Liebe gelangte.

Endloſe Lebehochrufe, ſtrahlende Beleuchtungen, Kanonendonner, Glockengeläute, Anſprachen der Bürgermeiſter und huldvollſte Erwiederungen des königlichen Dankes, Audienzen, Feſtbälle, Feſttheater, Feſtconcerte, große Fackelzüge, Serenaden, Züge von Sängern, Turnern, Schützen, Muſikcorps, Transparente, Triumphbogen, Feſtgedichte, Flaggen und Fahnen an den Häuſern, verliehen der herzinnigſten Liebe einen würdigen und feſtlichen Ausdruck. Nicht blos die Bahnhöfe, ſondern ſogar Eiſenbahnſtationen, an denen der König vorüberfuhr, waren feſtlich decorirt.

In Bayreuth wurde der Feldwebel Schlemmer vom 7. Infanterie-Regiment, der wegen ſeiner vor dem Feinde bewieſenen Tapferkeit mit der goldenen Medaille decorirt iſt, von Seiner Majeſtät dem Könige mit einer goldenen Uhr nebſt Kette beſchenkt. Jeder bei der Revue anweſende Soldat, vom erſten Unteroffizier an abwärts, empfing doppelte Löhnung. Die hier anweſenden, im letzten Feldzuge verwundeten Soldaten erhielten jeder von Sr. Majeſtät einen Dukaten mit dem Bildniſſe des Königs.

Als der König am 23. November in Aſchaffenburg die Spitäler beſuchte, beglückte Er alle Verwundeten, welche noch daſelbſt in Pflege ſich befinden, 18 Bayern, 17 Oeſterreicher, 1 Heſſe und 2 Preußen, mit huldvollſter Anſprache und einem Geſchenke von je einem Dukaten mit Allerhöchſt-Seinem Bildniſſe.

In Würzburg wurde von dem Könige die Schuhhändlerin Magdalena Ries aus Pirmaſens zur Vorſtellung befohlen, und wegen ihres wackeren Verhaltens während und nach dem Gefechte bei Kiſſingen belobt. Ein goldenes Armband und eine Broche mit Ohrringen waren ſchon vorher als Geſchenk für dieſelbe an deren Heimathsbehörde abgeſendet worden. Die muthige Frau hatte mit eigener Gefahr mehreren in preußiſche Gefangenſchaft gerathenen Unteroffizieren und Soldaten zur Flucht verholfen, und auch bei der Pflege von Verwundeten thätig mitgewirkt.

In Bamberg erhielten Wachtmeiſter Schmitt und Corporal Siebenbeutel, welche ſich im letzten Feldzuge auszeichneten, vom Könige goldene Uhren und Ketten. Von den in den Bambergerſpitälern liegenden 53 Verwundeten, bekam jeder einen Dukaten. Für den Lieutenant Schmid, dem der Arm amputirt werden mußte, übernahm der König ſämmtliche Verpflegungskoſten.

Dem an drei Schußwunden im ſtädtiſchen Krankenhauſe ſchwer darniederliegenden Lieutenant Mayer vom 5. Inf.-Reg. widmete der König einen längeren Beſuch, und befahl, daß deſſen Kur- und Verpflegungskoſten auf die k. Kabinettskaſſe übernommen werden ſollen.

Der König hatte auch die Schlachtfelder von Roßbrunn und Uettingen beſucht, die Freifrau von Wolfskeel zu Uettingen, die ihr Schloß ganz den Verwundeten zur Verfügung geſtellt hatte, ſo daß ſie nebſt ihren Töchtern ſelbſt ihr Bett hergab, erhielt vom Könige den Verdienſtorden der bayeriſchen Krone. Ein Zeichen der Gutmüthigkeit unſeres geliebten Königes iſt, daß in Würzburg alle ſeine Wachen die Speiſe aus der Hofküche, und ebenſo reichlich Getränke erhielten, auch die ganze Dienerſchaft in den Hofkeller mitgenommen wurde, der dem Könige ſehr gut gefiel, und deſſen Kellermeiſter ein reiches Geldgeſchenk empfing.

Vielen verdienſtvollen Männern wurden Michaelsorden verliehen, und den Stadtarmen überall 2000 fl. geſpendet.

Gegen Mitte Dezember 1866 kam der König von dem Anfange Seiner Rundreiſe durch Bayern wieder in München an, von feſtlichem Jubel empfangen. Nach der Vollendung dieſer Rundreiſe wird ihre ausführliche Schilderung beweiſen, daß König Ludwig II. durch Seine perſönliche Herzensgüte, Huld und Liebenswürdigkeit alle Herzen bezauberte, und daß der Thron des glorreichen Hauſes Wittelsbach auf den unerſchütterlichen Säulen der Volksliebe ruhe.

Nach dem erhabenen Vorbilde Seines Königlichen Vaters, iſt auch König Ludwig II. ein mildthätiger Vater der Armen, der bedrängten Wittwen und Waiſen. Von Seinem edlen Charakter ſind ſchon viele herrliche Züge bekannt geworden, auserkoren zu einer reichen Sammlung als hellſtrahlende Zierden eines Diadems Seiner Herzensgüte, von welcher König Ludwig II. ſchon in der erſten Zeit Seiner Regierung, als Er bemerkte, daß ſich von der Leibgarde der Hartſchiere hochbejahrte Männer während des Poſtenſtehens auf den Karabiner ſtützten, durch den ſofort ertheilten Befehl: „Vorkehrungen zu treffen, daß ſich wachehabende Hartſchiere gelegentlich niederſetzen und ausruhen können,“ einen eben ſo zartfühlenden als rührenden Beweis gegeben hat.

Möge der allmächtige Gott unſern geliebten König Ludwig II., Sein glorreiches Königliches Haus und ganz Bayern, ſegnen, und für immer in ſeinen heiligen Schutz nehmen!

Es lebe der König!

Inhalt.

Seite

Vorwort 3
An Seine Majeſtät König Ludwig II. von Bayern. 5
Geſchichtliche Einleitung: Von dem Agilolfinger Garibald I. bis Herzog Luitpold 7
Otto I., der Größere (geb. 1120, geſt. 1183) 10
Ludwig I., der Kelheimer (geb. 1174, geſt. 1231) 22
Otto II., der Erlauchte (geb. 1206, geſt. 1253) 28
Ludwig II., der Strenge (geb. 1229, geſt. 1294) 31
Ludwig der Bayer (geb. 1282, geſt. 1347) 42
Ludwig V., der Brandenburger (geb. 1315, geſt. 1361). . . . 74
Mainhard (geb. 1343, geſt. 1363) 76
Stephan II., mit den Haften (geb. 1316, geſt. 1375) 77
Johann I. (geb. 1341, geſt. 1397) 80
Ernſt I., Wilhelm III. (geb. 1373, geſt. 1438) 80
Albrecht III., der Fromme (geb. 1401, geſt. 1460) 85
Albrecht IV., der Weiſe (geb. 1447, geſt. 1508) 90
Wilhelm IV., der Standhafte (geb. 1493, geſt. 1550) 101
Albrecht V., der Großmüthige (geb. 1528, geſt. 1579) 105
Wilhelm V., der Fromme (geb. 1548, geſt. 1626) 109
Maximilian I. (geb. 1573, geſt. 1651) 119
Ferdinand Maria (geb. 1636, geſt. 1679) 131
Maximilian Emanuel (geb. 1662, geſt. 1726) 141
Karl Albrecht (geb. 1697, geſt. 1742) 193
Maximilian Joſeph III. (geb. 1727, geſt. 1777) 202
Karl Philipp Theodor (geb. 1724, geſt. 1799) 216
Maximilian Joſeph I. (geb. 1756, geſt. 1825) 230
Ludwig I. (geb. 1786) 271
Maximilian II. (geb. 1811, geſt. 1864) 285
Marie, Königin-Mutter 288
Ludwig II. (geb. 1845) 329

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg